Digitized by Google

BP 373.1 (61-62)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Einundsechszigſter Band.

Januar bis Juni.

1862.

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen

Digitized by Google

IX, 6
BP 373.1 (61-62),
HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription Fund.

5304
27 +
A 27

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Deutſchland und das Ausland.

Jannae. Das Jahr 1862. S. 1. — Berthold Auerbach in Skandinavien. S. 23. — Die deutſche Nation und das Kaiſerreich, nach Heinrich Sybel. S. 37. — Die gegenwärtige Stellung des Panſlavismus. S. 38. — Emerſon und Bogumil Goltz über das Leben und die Menſchen. S. 57.

Februar. Die Zeit Bertha's. S. 71. — Neu-Deutſchland am La Plata. S. 95. —

März. J. D. Sturz und die deutſche Auswanderung. S. 119. — Eine neue Ausgabe des Neuen Teſtamentes. S. 130. — Die Revivals in England und Deutſchland. S. 130 — Die Rolandsſäulen im nördlichen Deutſchland. S. 133.

April. Zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems. I. Friedrich Liſt und der Zollverein. S. 157. — II Friedrich Liſt und die Eiſenbahnen. S. 172. — Eine deutſche Dichteein. S. 174. — Zum Vitalismus in der Naturbetrachtung. S. 195. — Die Verluſte des Proteſtantismus. S. 205. — Klimatiſche in Verbindung mit Krankheits-Erſcheinungen. Die großen Epidemien Afrika's. S. 207.

Mai. Die Mark Brandenbueg und ihre ethnographiſchen Bevölkerungs-Verhältniſſe. S. 225. — Deutſche National-Bibliothek. S. 227. — Iphigenia in Aulis, eine deutſche Tragödie. S. 239. — Der Thüringer Wald. Luther im Schwarzen Bären zu Jena. S. 241. — Ein franzöſiſcher Brief Wieland's S. 243. — Graf Albert Pourtalès S. 262. — Das altrömiſche Bad. S. 262

Juni. Die öſterreichiſche Slavenwelt. I. Die Nordſlaven. S. 265. — Die öſterreichiſche Slavenwelt II Die Südſlaven. S. 286. — Die Anforderungen des Lebens an die Kunſt. S. 287 — Ein Traum. S. 298. — Zur Münzkunde. S. 298. — Das Nachleben der Seele, nach Maximilian Perty. S. 299 — Zur Kulturgeſchichte der Tanzkunſt. S. 310.

Deutſch-Slaviſche Länder.

Januar. Die politiſch-kirchlichen Umtriebe untee den Slaven. S. 11.

Böhmen.

Januar. Die böhmiſche Zeitſchriften-Literatur im Jahre 1861. S. 56. —

Februar. Das gegenwärtige Literaturleben der Čechen. S. 105.

April. Die evangeliſchen Čechen. S. 162. — Eine böhmiſche Schriftſtellerin. S. 175.

Mai. Der Bergbau von Joachimsthal. S. 231.

Ungarn.

Januar. Baron Nikolaus Jósika. S. 4. — Die ſlowakiſchen Forderungen. S. 21.

März. Die Kisfaludy-Geſellſchaft in Peſt. Rede des Baron Eötvös. S. 136.

April. Bonamy Price, „über Oeſterreich und Ungarn.“ S. 197. — Braſſai's Sprachphiloſophie. S. 198.

Juni. Alexander Petöfi. S. 273. — Die Nationalitäten-Frage und die Slowaken. S. 294. — Griechiſche Sympathieen für die Magyaren. S. 296.

Schweiz.

Januar. Die franzöſiſche Literatur in der romaniſchen Schweiz. S. 33.

Mai. Blindenſchrift und Blinden-Inſtitute. S. 237.

Juni. Ein vorgeſchichtliches Urvolk und ſeine Wohnſtätten. Nach Frédéric Troyon. S. 301

Spanien.

Februar. Reiſebilder aus Spanien. S. 68.

März. Ein ſpaniſches Hand-Orakel. S. 154.

Frankreich.

Januae. Politiſche Feeiheit und Centraliſation, nach Odilon Barrot. S. 1. — Proudhon's Theorie der Steuern. S. 16. — Renan und Couſin über Deutſchland. — Philoſophie und Politik. S. 30. — Garnier-Pagès als Geſchichtſchreiber. Das Jahr 1848 außerhalb Frankreichs. S. 45. — Guizot's „chriſtliche Kirche und Geſellſchaft im Jahre 1861.“ S. 49.

Februar. Pariſer Bonbonnière. Trinkgelder und Viſitenkarten. S. 65. — Hegel und ſeine Philoſophie in Frankreich. S. 73. — Zur Geſchichte der Volksſage in Feankreich. S. 107.

März. Die Reform der Militairſchulen. S. 115 — Die Etymologie der franzöſiſchen Sprache. S. 126. — Pariſer Tagebuchblätter vom Februar. S. 140. — Prinzeſſin Marie von Orleans. S. 145. — Henri Murger, der Dichter der Bohème. S. 147.

April. Die Logik und die heutige Philoſophie der Franzoſen. S. 165. — George Sand's Moralität und der akademiſche Preis. S. 201.

Mai. Das Autorenrecht und die Geſetzgebung. Giebt es ein geiſtiges Eigenthum? S. 217. — Maimonides und Spinoza. S. 234. — Franzöſiſche Stenographie. S. 235. — Rameau's Neffe. Sein Uebild und ſeine Wiederauflebung in der Literatur der Neuzeit. S. 243. — Naturwiſſenſchaftliches. I. Die Kirchhoff-Bunſen'ſche Spectral-Analyſe in Frankreich. II. Chemiſch-phyſiologiſche Forſchungen. S. 260.

Juni. Die franzöſiſche Forſtkultur. S. 272. — Der Richterſtand und die Geſchworenen. I Die drei höchſten Staatsgewalten S. 280. — Das ſittliche Gefühl im modernen Roman Le mari d'Antoinette, von Louis Ulbach S. 282. — Der Richterſtand und die Geſchworenen. II. Zur Geſchichte der Jury. S. 291.

England.

Januar. Die engliſche National-Literatur unſerer Zeit. S. 10 — Shakſpeare's Sonette, von Bodenſtedt. S. 19. — Engliſche Korreſpondenz. Die engliſch-nordamerikaniſche Politik. Das unterirdiſche London. Ein engliſches Werk über den Amur. Thackeray's Vorleſungen. Der Tod des Prinzen Albert. S. 25. — Max Müller's „Vorleſungen über die Sprachwiſſenſchaft.“ S. 40. — Rückerinneeungen an Prinz Albert. S. 43. — Ein engliſcher Diplomat über Venedig und Ungarn. S. 52.

Februar. Engliſche Poeſie. S. 64. — Engliſche Koereſpondenz. Lord Palmerſton und die Amerikaner. — Engliſche Magazin-Literatur. — Die literariſche Speculation. — Romantik der Tages-Ereigniſſe. S. 86. — Der engliſche freie Aebeiter und die amerikaniſchen Sklavenſtaaten. S. 90. — Die Damen-Toilette. S. 106.

März. Die keltiſchen Sprachen in der Gegenwart. Thomas Watts über Welſche Sprache und Literatur. S. 109. — Englands Verfaſſung und das Selfgovernment. S. 138. — Die Essays and Reviews. Eine Kriſe des engliſchen Proteſtantismus. S. 148.

April. Engliſche Korreſpondenz. London, das koloſſale. — Der neue Induſtrie-Palaſt. S. 163. — Zwei Tage in engliſchen Gymnaſien. S. 182. — Engliſche Koereſpondenz. Die Untergrund-Eiſenbahn — Noch einmal die Welt-Ausſtellung. S. 185.

Mai. Die Geiſterwelt im heutigen London. S. 202. — Memoiren des Herzogs von Buckingham. S. 224 — Engliſche Korreſpondenz. Unterricht und Finanzen. S. 230. — Engliſche Korreſpondenz. Die Baumwollen-Noth und die unterirdiſchen Arbeiter. — Kinkel und Eichhoff. S. 245. — Einblicke in das Innere der puſeyitiſchen Bewegung und des engliſchen Katholicismus. S. 255.

Juni. Das engliſche Parlament vor der Reform. Burgflecken und Wahlbeſtechungen. S. 268. — Ein neues Trauerſpiel von Heney Taylor. S. 305. — Die Aufhebung der Negerſklaverei durch das Parlament. S. 306.

Italien.

Januar. Die Kultur der Renaiſſance. S. 27. — Das Maſchinenweſen in Italien. S. 55.

Februar. Zur italiäniſchen Zeitungs-Literatur. S. 66. — Wilh. Rüſtow über Garibaldi's Feldzug von 1860. Fahrt nach Sicilien. — Lamoricière's Armee. — Vor Capua. — Engliſche Legion. S. 78. — Frei bis zur Adria S. 79.

März. Italiäniſche Wanderbücher. S. 127.

April. Wachenbuſen über Garibaldi's Expedition. Menſchenjäger und Amazonen. S. 176. — Camillo Cavour und Urbano Rattazzi. S. 199. — Erinnerungen an Sicilien. Taormina. S. 214.

Mai Alfred von Reumont: „Zeitgenoſſen;“ Biographien und Chaeakteriſtiken. S. 219. — Der Vermittler, ein Journal des Paters Paſſaglia. S. 235. — Ein Vorfahr Victor Emanuel's als Bewerber um die deutſche Kaiſeekrone. S. 257.

Juni. Aus Schinkel's Nachlaß. S. 277.

Holland.

April. Die Deutſchen in Holland. S. 181.

Belgien.

Jannar. Dee vlamiſche Verband. S. 32.

Juni. Der Fortſchritt, ein Religionsmoment, nach F. Laurent. S. 289

Dänemark.

Januar. Peöbchen der däniſch-polniſchen Verbindung. S. 22.

März. Ein wiſſenſchaftlicher Streit um Ragnar Lodbrok's Beinkleider S. 153.

Apeil. Däniſche Sprachlehre für Deutſche, von Dr. J. Heckſcher. S. 166.

Mai. Dänemarks Verhältniß zu Deutſchland vor dem Publikum Englands. S. 223. — Anderſen's neue Märchen und Geſchichten S. 248.

Juni. Ueber Bildung, Behandlung und Verwaltung dee Dünen. Von C. C. Andreſen. S. 283.

Schweden.

Januar. Der Skandinavismus in der Auflöſung. S. 7.

März. Schweden und Deutſchland. — Scharfſchützen-Movement. — Die ſchwediſche Preſſe. S. 141.

Mai. Frühlingsfeier in Schweden. S. 247.

Juni. Frau Marie Sophie Schwartz. S. 270.

Rußland.

Januar. Ethnographie der ruſſiſch-jüdiſchen Bevölkerung. S. 47.

Februar. Die geheimen Inſtructionen des demokratiſchen Comité in Rußland. S. 85. — Ein ruſſiſcher Günſtling. Graf Alexëi Andrejewitſch Araktchejev S. 104

Digitized by Google

März. Peter der Große nach ſeinen Briefen und Reden. S. 142. — Alexander Herzen und der ruſſiſche Geſandte in London. S. 151.

April. Der Prozeß gegen den Fürſten Dolgorukov. S. 166. — Der ruſſiſche Socialismus. S. 169. — Ein Finne über den Charakter der Ruſſen. S. 187. — Alexander II. vor Europa. S. 210.

Mai. Zur Geſchichte ruſſiſcher Verſchwörungen. S. 236. — Der ruſſiſche Mathematiker Oſtrogradsky. S. 249.

Juni Ein Vulkan auf den Kurilen. S. 275.

Polen.

Februar. Die Reformation in Polen. S. 81.

April. Maria Stuart, eine fünfaktige, polniſche Tragödie von Julius Slowacki. S. 186. — Die polniſche Odyſſee. S. 212.

Mai. Polniſche Literatur-Notizen. S. 236.

Griechenland.

Januar. Gervinus, Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt von Griechenland. S. 13. — Neugriechiſche Volkslieder. S. 34.

Februar. Griechiſche Miscellen. I. Graf Marcellus. II. Friedrich Thierſch und die Univerſität in Athen. III. Zur neugriechiſchen Literatur. S. 69. — Eine neue Homer-Ueberſetzung S. 82. — Der Feldzug der Zehntauſend Griechen. S. 82.

März. Der griechiſche Kirchengeſang. S. 119.

Juni. Die Behandlung der Alterthümer in Griechenland. S. 274.

Türkei.

März. Charakteriſtik der Türken und Griechen, nach Wutzer. S. 116.

Mai. Ein türkiſcher Paſcha und ein griechiſcher Erzbiſchof. S. 225. — Die Zuſtände der Türkei und ihr Ende. S. 250.

Syrien.

Februar. Die Religion der Johannes-Jünger oder Sabäer. S. 92.

Tſcherkeſſien.

Februar. Reformverſuche im Kaukaſus. S. 70.

Oſt-Indien.

Juni. Die Höhenverhältniſſe Indiens und Hoch-Aſiens. S. 296.

Japan.

Januar. Sitten und Gewohnheiten der Japaneſen. S. 20.

März. Ein ſynchroniſtiſches Werk aus Japan. 154.

Mai. Japaneſiſche Tagesliteratur. S. 251.

Juni. Das feudaliſtiſche Regierungsſyſtem in Japan. S. 309.

China.

April. China und der Fortſchritt der Menſchheit. Nach Don Sinibaldo de Mas. S. 177.

Aſien.

April. Der Orient in kulturhiſtoriſcher Beziehung. S. 193.

Mai. Die oſt-aſiatiſchen Handelsverträge. S. 229.

Afrika.

Februar. Inner-Afrika, nach dem Stande der geographiſchen Kenntniß im Jahre 1861. S. 83.

März. Du Chaillu der Gorilla-Jäger. S. 128.

Nord-Amerika.

Februar. Der amerikaniſche Bürgerkrieg von der Süd-Seite. S. 61. — Die Telegraphen-Verbindung zwiſchen dem alten und neuen Kontinente. S. 77. — Amerikaniſche Kriegs-Literatur. S. 90. — Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkrieges. I. Das Recht der Seceſſion. S. 101.

März. Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkriegs. II. Die Inſtitution der Sklaverei. S. 112. — Franz Lieber über bürgerliche Freiheit und Selbſtverwaltung. S. 114. — Ein Amerikaner in Berlin über den amerikaniſchen Krieg. S. 123.

Mai. Zur Sittenſchilderung von New-York. Die Unterſtrömung in Wallſtreet. S. 253.

Juni. Pennſylvaniſch-plattdeutſch-engliſche Poeſie. S. 185.

Süd-Amerika.

April. Der öffentliche Unterricht in Chile. S. 189.

Mexiko.

März. Mexiko und die Tripel-Expedition. S. 121.

Mannigfaltiges.

Januar. Prinz Albert, der Königin Gemahl. S. 11. — Das preußiſche Geſetz über die Zeitungsſteuer. S. 11. — Das „ſchwarze Kabinet" in Oeſterreich. S. 12. — Bodenſtedt, über ſlaviſche Volkspoeſie. S. 12. — Zur vergleichenden Moral. S. 12. — Aus dem Jahr 1819. S. 23. — Schiller's Korrektor in Frankreich. S. 23 — Baron Ferdinand v. Eckſtein. S. 24. — Lacordaire. S. 24. — Franzöſiſche Preßpolizei. S. 24. — Eine Seele nach dem Tode S. 24. — Aus dem Leben des deutſchen Volkes. S. 35. — Aus Varnhagens Teſtament. S. 35. — Die öſterreichiſche Expedition auf der „Novara." S. 35. — Vater Paſſaglia, der Ex-Jeſuit. S. 36. — Bulwer's „Seltſame Geſchichte" S. 36. — Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten. S. 36. — Die Prager Univerſität. S. 47. — Baden und die Pfalz S. 47. — Die Logik der franzöſiſchen Preßpolizei. S. 48. — Rom und ſein Beherrſcher. S. 48. — Ein griechiſcher Kalender auf 1862. S. 48. — Handlungsfirmen der Chineſen und Japaneſen. S. 48. — Der Landweg nach Kaliſornien. S. 48. — Deutſche Seekarten. S. 58. — Auguſt Hermann Francke, von ihm ſelbſt geſchildert. S. 58. — Das heutige Spanien. S. 59. — Italiäniſche Anthologie, nach Jahrhunderten eingetheilt. S. 59. — Engliſche Grammatik. S. 59. — Schwediſche Lieder der Neuzeit. S. 59. — Ruſſiſche Revue. S. 59. — Altaiſche Sprachen. S. 60. — Was iſt Chauvinismus? S. 60. — Aufruf zur Errichtung des Leſſing-Standbildes in Berlin. S. 60.

Februar. Die „National-Zeitung" und die „Preſſe." S. 71. — Joſeph von Hammer-Purgſtall. S. 71. — Preußens Geſchichte in Wort und Bild. S. 72. — Die polniſchen Adelsfamilien. S. 72. — Deutſche Steinmetz-Zeichen. S. 72. — Eine Schrift über Island. S. 72. — Eine deutſche Frau in London. S. 83. — Julia Kavanagh's franzöſiſche Schriftſtellerinnen. S. 83. — Fallmerayer und die deutſche Frage. S. 83. — Reliquien eines Honvéd. S. 84. — Das Sprachenfeſt in Rom. S. 84. — Ein franzöſiſches Werk über das alte Athen. S. 84. — Hülfsbuch zum Studium der Geſchichte. S 84. — Die deutſche Expedition nach Inner-Afrika. S. 95. — Propyläen der Akademie Athens. S. 95. — Phönieiſche Alterthümer auf Rhodus. S. 96. — Khurſchid-Paſcha. S. 96. — Die katholiſche Preſſe Deutſchlands. S. 96. — Pharus am Meere des Lebens. S. 96. — Oeſterreich und Deutſchland. S. 107. — Die Times und die Amerikaner. S. 108. — Die Thierwelt, von Hermann Maſius. S. 108. — Der Tod Ludwig Becker's in Auſtralien. S. 108. — Taylor's Reiſen in Griechenland. S. 108.

März. Leopold Scheſer's Abſchied. S. 119. — Varnhagen's Tagebücher. S. 120. — Das Buch der Wilden. S. 120. — Der Kukul und ſein Name in verſchiedenen Sprachen. S. 120. — Zeitungen in Oeſterreich. S. 120. — Die Nachdrucksfrage am deutſchen Bunde. S. 131. — Göthe's Iphigenie in griechiſcher Ueberſetzung. S. 131. — Das Čechenthum in Paris. S. 132. — Italiäniſche Chronik des Jahres 1859. S. 132. — Braſilianiſche Polemik. S. 132. — Engliſch-griechiſche Zeitſchrift in London. S. 132. — Finniſche Sprachen. S. 132. — Fanny Lewald's Autobiographie. S. 143. — Ein europäiſches Lehr-Inſtitut. S. 143 — Hebräiſche Inkunabeln. S. 143. — Ein Manifeſt Bakunin's. S. 144. — Sebaſtopol-Polemik. S. 144. — Die Heldenthaten des Grafen v. Paliliao. S. 144. — Die *Revue des deux Mondes* über deutſche Bundesreform. S. 155. — Die Schiller-Lotterie und die deutſche Afrika-Expedition. S. 155. — Die ruſſiſche Preſſe im Jahre 1862. S. 155. — Stenographie. S. 155. — Einladung und Programm zur fünften Verſammlung des volkswirthſchaftlichen Congreſſes in Weimar. S. 156.

April. Karl Witte's neue Ausgabe der *Divina Commedia.* S. 167. — Aus halbvergangener Zeit. S. 167. — Der Antigermanismus in Oeſterreich. S 168. — Die Deutſchen in Prag. S. 168. — Deutſche Induſtrie-Zeitung. S. 168. — Abriß der Literatur des Buchhandels. S. 179. — Keppler und die Harmonie der Sphären. S. 179. — Zur Kenntniß der älteſten Kalendarien. S. 180. — Fallmerayer über Gervinus. S. 180. — Zenker's türkiſch-arabiſch-perſiſches Handwörterbuch. S. 180. — Tommaſeo's italiäniſches Wörterbuch. S. 180 — Der wiſſenſchaftliche Landwirth in Italien. S. 180. — Der Buchdrucker-Verein in Mailand. S. 180. — Volkszählungen. S. 191. — Die deutſche Expedition nach Wadai. S. 192. — Neſſelrode. S. 192. — Napoleon von mainotiſcher Abſtammung. S. 192. — Rumäniſche Literatur. S. 192. — Wiener's jüdiſche Regeſten. S. 192. — Zur kurheſſiſchen Frage. S. 192. — Sind die Germanen Volksgewalts-Freunde? S. 203. — Die franzöſiſchen Zoll-Einrichtungen. S. 203. — Aus der Korreſpondenz Napoleon's I. S. 203. — Martinez de la Roſa. S. 204. — Eliſabeth von Kreta. S. 204. — Ein Italiäner über deutſche Muſik. S. 204. — Das Berliner Leſſing-Denkmal. S. 215. — Volkszählungen in Wien. S. 215. — Zarnke's „Literariſches Centralblatt." S. 216. — Regnier's Mitarbeiter an ſeiner Schiller-Ueberſetzung. S. 216. — Ein Amerikaner über die alten italiäniſchen Maler. S. 216. — Apollonius von Tyana. S. 216. — Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts. S. 216. — Ruſſiſch-jüdiſche Journaliſtik. S. 216. — Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. S. 216.

Mai. Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag und ſeine Gegner. S. 227. — Brünn und das Germaniſche Muſeum. S. 228. — Das ruſſiſche Budget. S. 228. — Das Millennium des ruſſiſchen Reichs. S. 228. — Churchill's „Druſen und Maroniten." S. 228. — Nach der Arbeit. S. 228. — Geſchichtsverfälſchungen durch Gemälde. S. 228. — Die liberale Partei in Preußen. S. 239. — Der Gewerbtag in Breslau. S. 240. — Der Künſtlervertrag in Salzburg. S. 240. — Politiſcher Umſchwung in Oeſterreich S. 251. — Poetiſche Feier der Handelsfreiheit. S. 252. — London in Bruckmann's Reiſe-Bibliothek. S. 252. — Schleſiſche Provinzialblätter. S. 252. — Der Sprach-Unterricht durch Briefe. S. 252. — Gelegenheitsgedichte. S. 252. — Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel. S. 263. — Fichte's Lebensweisheit und vaterländiſche Gedanken. S. 263. — Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag in Oeſterreich und Württemberg. S. 263. — „Bilder aus der Fremde." S. 264. — Eine neue Ueberſetzung des Fauſt. S. 264. — Rodenberg's Londoner Skizzen. S. 264. — Anderſen's Werke in's Sanskrit übertragen. S. 264. — Geheimniſſe der Schönheit. S. 264.

Juni. 1688 und 1830. S. 275. — Neue Fabeln über Shakſpeare. S. 275. — Schiller, nach Kuno Fiſcher. S. 276. — Die Lebensbeſchreibung des Calvin. S. 276. — Ein deutſcher Forſcher in Sibirien. S. 276. — Namen des Kranichs in verſchiedenen Sprachen. S. 276. — Fichte im heutigen Wien. S. 288. — Oeſterreich und Venedig auf der Londoner Ausſtellung. S. 288. — Schiller-Lotterie. S. 288. — Stephenſon's Denkmal. S. 288. — Die Deutſchen in Holland. S. 288. — Deutſcher volkswirthſchaftlicher Kongreß S. 288. — Zur Orientirung über den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag. S. 299. — Deutſche Expeditionen in Afrika. S. 299. — Preßfreiheit und conſtitutionelles Recht in Oeſterreich. S. 299. — Bädeker's London. S. 300. — Koſſuth's Plan einer Donau-Conföderation. S. 300. — Ary Scheffer. S. 300. — Der Iſthmus von Panama. S. 300. — Die Trias auf Probe. S. 311. — Ein Bildniß Leſſing's aus ſeiner Knabenzeit. S. 312. — Reiſebücher zur Londoner Ausſtellung. S. 312. — Ruſſiſche Revue. S. 312. — Chineſiſche Dramen und Romane. S. 312.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Bücher etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 1. Mittwoch, den 1. Januar 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Das Jahr 1862 1
Frankreich.
Politiſche Freiheit und Centraliſation, nach Odilon Barrot . . . . „
Ungarn.
Baron Nikolaus Jóſika 4
Schweden.
Der Skandinavismus in der Auflöſung 7
England.
Die engliſche National-Literatur unſerer Zeit 10
Deutſch-Slaviſche Länder.
Die politiſch-kirchlichen Umtriebe unter den Slaven 11
Mannigfaltiges.
Prinz Albert, der Königin Gemahl . . . . „
Das preußiſche Geſetz über die Zeitungsſteuer . . . . . „
Das „ſchwarze Kabinet“ in Oeſterreich 12
Bodenſtedt, über ſlaviſche Volkspoeſie . . . . . . „
Zur vergleichenden Moral . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Das Jahr 1862.

Dasjenige Ereigniß, das im abgelaufenen Jahre auf das Kulturleben und die gegenſeitigen Beziehungen Deutſchlands und des Auslandes im neuen Jahre unſtreitig den beſtimmendſten Einfluß üben wird, war die Zuſammenkunft des Königs von Preußen und des Kaiſers der Franzoſen. Die Vertreter der beiden großen Kulturvölker des europäiſchen Kontinents, des deutſchen und des franzöſiſchen, haben dort in ſo unumwundener und herzlicher Weiſe ihren Willen ausgeſprochen, mit einander in Frieden zu verbleiben, daß wir keinen Glauben mehr an männliche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit haben müßten, wenn wir hinter den Worten und Handlungen des Kaiſers einen damit in Widerſpruch ſtehenden Gedanken ſuchen wollten. Daß Niemand in Deutſchland den Worten und Handlungen des Königs einen Hintergedanken zutraut, braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden.

Wenn Deutſchland aber mit ſeinem mächtigen, weſtlichen Nachbarſtaat in Frieden verbleibt, ſo hat es gewiß nicht zu beſorgen, daß von anderer Seite ſeine Arbeiten auf dem Gebiete des Kulturlebens, des geiſtigen, wie des materiellen, irgendwo geſtört und unterbrochen werden. Die Beſtrebungen der in Deutſchland ſelbſt und an ſeinen öſtlichen Gränzen wohnenden Slaven, den Landesfrieden Europa's zu unterwühlen, werden, wie im abgelaufenen, auch im folgenden Jahre, an der Macht der öffentlichen Meinung, an der Macht der Bildung und der Geſittung, ſcheitern.

Iſt es den Deutſchen mit Hülfe dieſer Macht gelungen, die Slaven zu bezwingen, die vor vielen Jahrhunderten bis über die Elbe vordrangen, ſo werden ſie im Bunde mit derſelben Macht der Geſittung und der Bildung auch die Ränke und Liſten zu Schanden machen, die jetzt im Großherzogthum Poſen, in einem Theile der Provinz Preußen, in Böhmen, Mähren, Illyrien und anderen öſterreichiſchen Landſchaften das ſlaviſche Volksthum gegen das dort einheimiſche, deutſche aufſtacheln.

Iſt ja doch im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate ſeit Erlaß des Patentes vom 26. Februar 1861 ein vollſtändiger Umſchwung zu Gunſten der deutſchen Rechts-Anſchauung und Geſittung eingetreten! Dank dieſem Umſchwunge, fängt endlich auch die deutſche Bevölkerung Oeſterreichs an, nicht mehr blos durch materielle Gewalt, ſondern durch Gerechtigkeits- und Freiheitsſinn das herrſchende Element zu ſein. Beſſer und dauernder, als bisher durch die Macht der Bajonette, wird und muß Oeſterreich durch die Macht der Freiheit und der Gerechtigkeit das widerſtrebende Ungarn wieder gewinnen.

Hoffen wir, daß dieſe Neugeſtaltung Oeſterreichs auch auf den Frieden in ſeinen ihm verbliebenen italiäniſchen Beſitzungen einen wohlthätigen Einfluß üben werde. Unter der Herrſchaft des Prinzipes: „Gleiche Rechte und gleiche Pflichten für Alle,“ unter der durch die Verfaſſung dargebotenen Garantie für die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, unter dem Schilde der Preßfreiheit, wie ſie jetzt vom Reichsrathe in Wien ſanctionirt werden, wird auch den Bewohnern Venetiens die Verbindung mit dem Kaiſerſtaate nicht mehr ein unerträgliches Joch ſein, das um jeden Preis abgeſchüttelt werden muß.

Ebenſo kann die conſtitutionelle Umgeſtaltung Oeſterreichs, wenn ſie ſich nicht blos auf ſeine innere Politik beſchränkt, ſondern ſich auch — was allerdings noch nicht geſchehen — auf ſeine auswärtige Politik ausdehnt, auf die Wiederherſtellung der Rechtsverhältniſſe in Kurheſſen und Schleswig-Holſtein, ſowie auf die Einigung und Machtentwickelung des geſammten Deutſchlands vom wohlthätigſten Einfluß ſein. Derjenige Staat, der bisher mit Recht als ein Hemmſchuh jedes Fortſchrittes auf der Bahn des deutſchen Kulturlebens angeſehen wurde, wird dann, als ein Förderer dieſes Lebens und als ein Theilnehmer an demſelben, auch vom übrigen Europa geachtet werden.

Erſcheinen demnach die Conſtellationen Deutſchlands zu Anfang des Jahres 1862 viel günſtiger, als ſie es zu Anfang des abgelaufenen Jahres waren, ſo dürfen wir auch wohl, auf dieſelbe Macht der Geſittung vertrauend, welche in Europa den Frieden aufrecht erhält, hoffen, daß die außerhalb Europa's ſo reichlich ausgeſtreute Drachenſaat der Zwietracht nicht aufgehen und keine Früchte tragen werde, und daß namentlich jene beiden Schweſter-Nationen, die den Beruf haben, dieſſeits und jenſeits des Atlantiſchen Meeres das politiſche Recht, die bürgerliche Freiheit und die allgemeine Kultur zu fördern, ſich nicht gegenſeitig bekriegen und dadurch auf lange Zeit ihre innere Entwickelung zurückhalten werden.

J. L.

Frankreich.

Politiſche Freiheit und Centraliſation, nach Odilon Barrot.*

Es iſt eine falſche Annahme, wenn man meint, daß jenes parlamentariſche Frankreich von 1830 ganz eingeſchlafen ſei. Ein Volk, das noch Lebensfähigkeit beſitzt — und das franzöſiſche hat nach Ausweis der jüngſten Geſchichte noch Leben in ſich — ein mit Geiſt und Feuer begabtes Volk wird mitten im Strudel der Gewinn- und Genußſucht nimmer vergeſſen, was es durch den Despotismus verlor, und was es unter der Herrſchaft der Freiheit war. Noch denken nicht alle Talente Frankreichs wie der Herr General-Prokurator Mongis, oder wie die Herren Belmontet und Lacauſſade, die Sterne am Dichterhimmel des Kaiſerreichs; noch giebt es unabhängige Männer in den Gauen der alten Gallia, und dieſe

* Etudes contemporaines. De la centralisation et de ses effets par M. Odilon-Barrot. Paris, H. Dumineray, 1861 (1 vol. 248 pag. Prix: 1 franc.)

Digitized by Google

unabhängigen Männer wiſſen das Schwert des Geiſtes zu führen! Da ſitzen ſie jetzt, die alten Recken des parlamentariſchen Kampfes, nicht hinter dem Ofen (in Frankreich hat man den Kamin lieber, als den Ofen), ſondern hinter dem Schreibtiſch und ſchreiben kühne, freie Gedanken, voll Vernunft und Gediegenheit, hinaus in die mattherzige Tageswelt, und bezeugen in heiliger Flammenſchrift, daß *ſie es* waren, welche einſt das *Gewiſſen des Landes* vertraten. Ehre den Tapfern in jeglichem Kampf! Sie ſind nicht müde geworden die Thiers, die Odilon Barrot, Laſteyrie, Remuſat, Berryer, Duvergier de Hauranne, ſie ſtreiten fort mit rüſtiger Feder, nachdem der kernige Freiheits-Hymnus der Rednerbühne verklungen, und ſie ſtreiten nicht vergeblich fort. Der Sinn für politiſche Freiheit iſt bei den Franzoſen keinesweges erloſchen; im Gegentheil, er hat ſich nur mehr auf das Selbſt des Einzelnen zurückgezogen, und wird aus der Seele des Volkes heraus, kraft gründlicher Erwägung, reifere, dauerhafte Früchte in's Daſein rufen. Wenigſtens dürfen wir das nach etlichen guten Anzeichen mit einiger Gewißheit erwarten.

Man kann nur frei ſein nach geſunder Maßgabe der Vernunft und des ſittlichen Willens, alſo treugehorſam den objektiven Sachverhältniſſen und den Geboten der göttlichen Weltordnung. Selbſtregierung fließt aus der Selbſtbeherrſchung, das Geſetz, der Ausdruck des allgemeinen Willens in der vernünftigen Welt, iſt der Ausdruck der politiſchen Vernunft des Volkes, das in freiem Bewußtſein den beſondern Willen des Einzelnen dem allgemeinen der Staatsgeſammtheit rechtlich unterordnet, indem er den erſteren in dem letzteren zuſammenfaßt und befriedigt. Die Franzoſen, bei denen wegen der religiöſen Hemmniſſe die ſittliche Bildung nicht gleichen Schritt gehalten hat mit der des Verſtandes, haben die tiefere Einſicht in dieſe Grundbedingung des politiſchen Lebens bisher nicht hinreichend gewonnen, und es iſt ohne Zweifel der Mangel derſelben, der ſo großes Unglück über ihre Freiheits-Anläufe verhängt hat. Aber dazu hat eine Nation denkende Männer, daß ſie ſolchen Mängeln nachſpüren und ſie freimüthig an's Tageslicht ziehen, damit das Volk erfahre, wo es der Schuh drückt. Die alten Recken des parlamentariſchen Kampfes haben das für Frankreich über ſich genommen.

Die große Aufklärungs-Arbeit vollzieht ſich in den „Etudes contemporaines," welche eine Geſellſchaft der berühmteſten Publiciſten Frankreichs bei dem tapferen, liberalen Verleger Dumineray (dem Verleger der Broſchüre des Herzogs von Aumale) zu Paris herausgiebt. Es iſt auf eine nachdrückliche Agitation abgeſehen, und zu dem Ende die beſte praktiſche Vorſorge getroffen. Die Etudes contemporaines ſind eine Reihe von Abhandlungen aus allen Gebieten der Staatswiſſenſchaft in populärer Sprache und von handlichem Umfang. Jede Abhandlung wird als beſonderes Werk einzeln verkauft, und was die Verbreitung am ſtärkſten fördern muß, Band für Band zu dem für 200 bis 300 Seiten erſtaunlich billigen Preiſe von Einem Frank! So etwas würde noch manchem deutſchen Verleger gräuliches Entſetzen einflößen, während es in Wahrheit die erfolgreichſte Speculation iſt. Die Etudes contemporaines „gehen" vortrefflich; nicht blos in Frankreich, auch in England und Deutſchland finden ſie reißenden Abſatz. Haben ſie aber auch *politiſche Wirkungen erzielt?* Dieſe Frage hat der neue Parlamentarismus des Kaiſerreichs auf das Entſchiedenſte beantwortet: das Dekret vom 24. November 1860, welches den Debatten der Volksvertretung die Oeffentlichkeit zurückgab, und das Dekret vom 12. November 1861, welches die Finanz-Reform des Herren Achille Fould mit einer Ausdehnung des Rechts der Budget-Prüfung begleitet hat, wären ſchwerlich dem kaiſerlichen Kabinet entquollen, wenn nicht durch die Etudes contemporaines die weſentlich mitbeſtimmte und angeregte öffentliche Meinung Frankreichs die Wiederabtretung der einzelnen conſtitutionellen Rechte an die Nation gebieteriſch erheiſcht hätte. — Gar ſtattliche Namen zieren den Proſpekt der Etudes contemporaines, man muß die Klugheit und die Betriebſamkeit des Unternehmers bewundern, der den Kern der politiſchen Intelligenz des Landes für ſeinen Zweck fruchtbar zu machen wußte. Man lieſt in dem Verzeichniß der Mitarbeiter Namen wie: Broglie, Prévoſt-Paradol, d'Hauſſonville (Verfaſſer der Geſchichte Lothringens), Léonce de Lavergne, Odilon Barrot, Barthélemy Saint Hilaire, Eduard Laboulaye (der berühmte Juriſt), Hauréau (von der Revue de l'Instruction publique), Jules Simon, Ferdinand de Laſteyrie, Charles de Rémuſat, Léon Maſſon, Berryer, Paul Andral, Saint Marc Girardin, Duvergier de Hauranne, V. Lanjuinais, Eugen Pelletan, Germain und Andere. Alle politiſchen Lebensfragen der Nation, von den Grundrechten und den ſozialen Urverhältniſſen an bis zur Munizipal- und Kolonial-Verwaltung, finden, eine jede an dem betreffenden Sachkenner, gehörige Erwägung. Man ſieht zugleich, daß die ganze Angelegenheit von der *praktiſchen* Seite erfaßt iſt, z. B. an den Schriften: „Die politiſchen Rechte in den Wahlen, Handbuch für Wähler und Kandidaten," vom Advokaten Sonnier (auch in Deutſchland ein zeitgemäßes Buch) und: „Ueber die Verwaltung und die Finanzen der Stadt Paris," von Albert Gigot, Advokaten am Staatsrathe und Caſſationshofe. Solche populäre Lehrbücher der praktiſchen Politik mangeln uns lieben Deutſchen gewaltig; wir können theilweis immer noch nicht begreifen, daß die Ausübung ſtaatsbürgerlicher Rechte bei Jedermann eine ziemliche Kenntniß der Dinge, um die es ſich handelt, vorausſetzt.

Wenn die Aufgabe der Etudes contemporaines in der Aufklärung des franzöſiſchen Volks über das Gegebene und das Zuerſtrebende beſteht, ſo verdient die Abhandlung Odilon Barrot's „von der Centraliſation und ihren Wirkungen" unſtreitig den erſten Platz. Denn die ungeheure Centraliſation aller Lebensbereiche iſt das Grundübel der Zuſtände Frankreichs, wie die ſtaatliche Zerſplitterung die deutſche Reichskrankheit, und während die Deutſchen nach Einheit ringen müſſen, ſo erfordert Frankreichs Heil und Rettung am allermeiſten organiſche *Mannigfaltigkeit* der Rechtskreiſe, d. h. Decentraliſation. Frankreich braucht vor Allem friſches, eigenthümliches Leben in jedem Gliede des Staatskörpers; es hat ſich aus der tödtlichen Umarmung der ſtarren Einheit, aus der mechaniſchen Uniformität loszuwinden, damit es nicht untergehe an dem innerſten Widerſpruch mit dem Geiſte der Freiheit, deſſen Träger ſich Individuum, Perſon, Ich nennt.

Man kann die Frage ſo tief und philoſophiſch faſſen, wie man will, immer wird ihre prinzipale Wichtigkeit für Frankreich hervorleuchten. Ich habe bereits in einem früheren Aufſatze („die Centraliſation in Frankreich" in Nr. 15 des Magazin vom 10. April 1861) bei Gelegenheit der Kritik einer Studie von Charles de Rémuſat, welche wiederum durch das Buch von Dupont-White über die Centraliſation veranlaßt war, auf die anticentraliſtiſche Bewegung im heutigen Frankreich hingewieſen und die Schriftſteller erwähnt, die ſich im Sinne der Decentraliſation ausgeſprochen haben. Von Allen hat, nach dem Urtheil der liberalen Koryphäen, Herr von *Larcy* in ſeinen „Vicissitudes politiques de la France" das Meiſte und Beſte zur tieferen Ergründung der Sache beigetragen. Da wir aber geſehen haben, wie ſelbſt Rémuſat, der ſich ſchon auf die Vorarbeiten von Larcy und Alexis de Tocqueville ſtützt, noch in unklaren Vorurtheilen befangen war, ſo darf man zwar annehmen, daß die Wichtigkeit der Frage den Franzoſen allmählich immer lebhafter zum Bewußtſein kommt, die theoretiſche und praktiſche Löſung derſelben aber eine großartige Auffaſſung des Gegenſtandes, die epochemachend wirken könnte, um ſo dringlicher erſcheinen läßt. Iſt eine ſolche jemals in Frankreich auf irgend einem Felde der Politik zum Ausdruck gelangt, ſo iſt dies der Fall unſerer Schrift von Odilon Barrot. So gering man auch die Ausſicht auf einen baldigen Erfolg anſchlagen mag, ſo gewiß liegt doch die moraliſche Wirkung des Buches auf das Volk zu Tage. Herr Odilon Barrot hat ein wahres Meiſterſtück publiciſtiſcher Klarheit, Einfachheit und Gediegenheit geliefert. Die kryſtallene Sprache des Autors, die Gewalt und die Schlagfertigkeit der Argumente, der edele, durch und durch ſittliche Freiſinn, der den patriotiſchen Geiſt des Buches noch herrlicher verklärt, endlich in äußerer Beziehung das Erſcheinen deſſelben mitten in einem Wendepunkte des Bonapartismus — alle dieſe Umſtände bis auf das Poſtſcriptum herab, das den Wechſel der Zeitverhältniſſe am deutlichſten wiederſpiegelt, führen uns auf eine merkwürdige Parallele mit einer berühmten Abhandlung aus der Zeit der Kataſtrophe des erſten Kaiſerreichs. Ich möchte Odilon Barrot's treffliche Studie geradezu jener tief durchdachten Philippica von *Benjamin* Conſtant: „De l'esprit de conquête et de l'usurpation" (Paris, 1814) an die Seite ſtellen. Freilich, omne simile claudicat, auch *mein* Vergleich hinkt ein wenig. „De la centralisation et de ses effets" hat einen mächtigen Vorzug vor der Arbeit von Conſtant voraus; ſie berührt den Patriotismus der Franzoſen weit anſprechender. Conſtant beleidigte faſt das Ehrgefühl des jüngſt erſt ſiegtrunkenen Volkes, indem er die Eroberungsgier züchtigte, und er verletzte faſt das Rechtsbewußtſein der Nation, indem er das Legitimitäts-Prinzip gegen die uſurpatoriſche Willkür, die doch aus dem Schoß der revolutionären Schreckenszeit hervorgegangen, in Schutz nahm. Odilon Barrot ſtemmt ſich wider *keinen* patriotiſchen Inſtinkt des Franzoſenthums als Widerpart, er redet nur als Patriot; nur die Sorge um ſein Land und ſein Volk hat ihm ſeine ergreifenden Worte eingegeben. Da ſtehen keine ausländiſchen Verbündeten im Hintergrunde, *da füllt die Vaterlandsliebe den ganzen Schauplatz aus!* Liebe Deutſche, leſet das Buch und thuet bei Euch desgleichen!

Schon das Motto des erſten Kapitels giebt einen ſchönen, charakteriſtiſchen Begriff von der freiſinnig-patriotiſchen Auffaſſung des Stoffes. Es iſt aus Vivien's „Adminiſtrativen Studien" geſchöpft und lautet:

„Die Freiheit iſt ein ſo heiliger und ſüßer Gegenſtand, daß ich ſie aus jeglicher Hand, aus der ſie auch komme, nehmen möchte. Ich würde glücklich ſein, ſie einem Waſhington zu ſchulden; ſie würde mich mit einem Stuart ausſöhnen, und ich würde ſelbſt einem Cromwell für ſie Dank wiſſen, wenn er ſie mir geben könnte.“

Das iſt zugleich ein Aviſo für den Bonapartismus: wir ſind dir nicht feindlich um deiner ſelbſt willen, ſprechen die Liberalen; gieb der Nation die politiſche Freiheit zurück, und wir werden Freunde ſein!

Durch Eintracht wachſen kleine Dinge, durch Zwietracht werden die größten zerſtört, meint der wahre Patriot mit Recht, aber, ſo hoch man auch die Geſinnung eines Odilon Barrot ſchätzen darf, eine höhere Wahrheit ſagt uns doch, daß die Freiheit ſich nicht *ſchenken* läßt:

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann —

ſingt unſer Kerndichter Uhland; die Freiheit iſt ein Gut, welches das Volk *erarbeiten* muß, und an dieſe köſtliche Lehre ſtreift ſchon der würdige Satz, mit dem Charles de Rémuſat in der Revue des deux Mondes ſeinen Artikel über die Centraliſation ſchloß: „Les institutions donnent aux nations la *liberté*, mais non la *volonté*; c'est aux *nations* de *vouloir*.“

Centraliſation iſt bekanntlich die Zuſammenfaſſung der Macht, der Kraft, der phyſiſchen und moraliſchen Mittel, der Kopfzahl, wie der Intelligenz des Volkes in Einer Hand, in der Hand der Staatsregierung. Im centraliſirten Staate — und Frankreich iſt das plaſtiſche Muſter eines ſolchen — ſind alle Kräfte und Thätigkeiten der Nation lediglich dem Staate dienſtbar; ſie *wirken* nur, indem ſie *dienen*, ſie haben für ſich allein gar keine Exiſtenz. Das ganze geiſtige und materielle Leben iſt vom Staate in Beſchlag genommen und abſorbirt; ſogar die *Sprache* des Volks iſt ihrer natürlichen Freiheit beraubt und wird ſtaatlich geregelt, indem ſie den beſonderen Verwaltungszweig der „franzöſiſchen Akademie,“ einer Abtheilung innerhalb der „Univerſität von Frankreich,“ d. h. der oberſten Unterrichtsbehörde, bildet. Alle ſpontane Selbſtthätigkeit des Volks iſt aufgehoben; dies iſt das Uebel, welches die freiſinnigen Patrioten in ſeiner Freiheitsgefährlichkeit erkannt haben, und nun mit aller erdenklichen Mühe zu beſeitigen ſich anſtrengen.

Herr Odilon Barrot zeigt ſich als ein großer Schriftſteller, indem er das politiſche Uebel Frankreichs in ſeinem *weltgeſchichtlichen Grunde* aufſucht. Kulturhiſtoriſch iſt die franzöſiſche Centraliſation auf das altrömiſche Einheits-Prinzip zurückzuführen, das alle Lebenskraft des orbis terrarum dem Thron des Imperators zu Füßen legte und dadurch ertödtete. Aus dem römiſchen Alterthum ſtammt für die romaniſchen Völker die Allgewalt des Staats und der Staatsgottheit. Aber das antike Staats-Ideal übt noch einen wunderbaren Einfluß auf die Modernen aus; das furchtbare Mißverſtändniß, um das es ſich nach Odilon Barrot in der ganzen Frage weſentlich handelt, beruht in der Vorliebe für die antike Staatsanſchauung, welche die *Freiheit* mit der *Macht* identiſch ſetzt. Die Verehrer derſelben ſehen die Freiheit einzig in der Theilnahme einer großen Menge an der Allmacht des Staates, während die tiefer blickenden die Freiheit als die freie Entwickelung der Fähigkeiten und Rechte des Individuums begreifen. Montesquieu hat in ſeinem „Geiſt der Geſetze“ vor dem ſchweren Irrthum gewarnt; er ſagt: „Man hat immer die Macht des Volkes mit der Freiheit des Volkes verwechſelt, was indeſſen ſehr verſchiedene Dinge ſind.“ Leider ging er ſelbſt in die Falle des Irrthums, da er die Regierungsformen, offenbar nach dem Sitz der *Staatsmacht*, in die *monarchiſche*, *ariſtokratiſche* und *republikaniſche* eintheilt. Odilon Barrot ſetzt dieſer Eintheilung eine beſſere entgegen; die vorige entſpricht nur Zufälligkeiten im Leben der Völker, die wahre muß den elementaren Grundverhältniſſen der Geſellſchaft entſprechen, und darum giebt es in Wirklichkeit nur *zwei* Regierungsarten, wie auch ſonſt die äußern Formen ausſehen mögen, nämlich: Regierungen, welche die individuellen Kräfte in ſich verſchlingen, und ſolche, die im Gegentheil denſelben freie Ausbreitung gönnen; die Einen haben die Anmaßung, Alles regieren zu wollen, die Anderen überlaſſen viele Dinge der individuellen Selbſtbeſtimmung, was bei den Engländern mit gutem Grunde self-government heißt.

Die Verfaſſung von 1791 betrachtet Odilon Barrot als das Werk des geſchilderten Irrthums. Was helfen dem Individuum ſeine emphatiſch proklamirten Rechte, wenn ihm die Mittel zu geſetzlichem Schutz und Widerſtande entriſſen ſind? Reine Abſtractionen ſind es, meint Odilon Barrot, Abſtractionen, die durch nichts anderes, als durch das furchtbare Inſurrectionsrecht irgend welche Gewähr und Fleiſch und Bein erhalten. Die Revolution, der ſogenannte Sieg der Romanen über die Feudal-Germanen, hat durch die Revolution ihren Irrthum gebüßt.

Hätte nur die Folgezeit aus dem Scheitern der Revolution eine Lehre gezogen! Aber, als man endlich unter der Reſtauration und legislatoriſch eigentlich erſt unter dem Juli-Königthum dazu kam, die Nothwendigkeit einer Minderung der von Napoleon zum Koloß geſteigerten Centraliſation zu fühlen, da verfuhr man ſo zaghaft bei der „Einführung munizipaler und departementaler Freiheiten,“ daß der Werth der Reform ſo ziemlich auf Nichts hinauslief. Die Angſt, die Centralgewalt ſtaatsgefährlich zu ſchwächen, ging ſo weit, daß den Departements nur mit genauer Noth die juriſtiſche Perſönlichkeit, nämlich das Recht, zu beſitzen und zu erwerben zugeſtanden ward. Von wahrer Selbſtregierung nicht eine Spur. Der Herr des Centralpunktes Paris blieb der allmächtige Gebieter des Reichs.

Alſo, *Decentraliſation*, *Mündigung des Volks* verlangt Odilon Barrot. Die ſtaatliche Bevormundung, die ſich in die kleinſten Dinge des täglichen Lebens einmiſcht, höre auf! *Selbſtändig* ſoll das Individuum werden, und das vermag es nur, wenn es in den öffentlichen Angelegenheiten ſeine eigenen Angelegenheiten erkennt. Die Scheidung zwiſchen einer Beamten-Kaſte, die allein fähig iſt, zu regieren, und einer Privat-Kaſte, die blos die Fähigkeit beſitzt, regiert zu werden (und das nicht einmal immer ſonderlich!), Gegenſtand der Regierungsſorge, aber ſelbſt nie Subjekt der Staatsthätigkeit iſt — dieſe chineſiſche Mauer ſoll fallen. Der Widerſpruch zwiſchen einem Volke, welches das Staatsoberhaupt wählen darf und nicht den Maire der winzigſten Dorfgemeinde, die Annexion von Ländern und der eigenen Heimat votiren kann, hingegen ſeinen Glockenthurm nicht ſelbſtändig ausbeſſern und ſeine Deputathölzer nicht auf eigenen Namen vertheilen, iſt ein recht handgreiflicher Widerſpruch, den das centraliſirende Regiment der Revolution heraufbeſchworen. Dieſer Widerſpruch muß ebenfalls vom Schauplatz weichen. Was die abſtrakte Rechtsgleichheit, oder richtiger die gleichmäßige politiſche Rechtloſigkeit aller Volksſchichten nicht verdrängen konnte, enen gräßlichen Haß der Stände wider einander, das muß eine neue Lebensmacht in Schranken verweiſen, die ſich auf die Einſicht ſtützt, daß nicht Jeder Jegliches vom Staate zu erwarten hat.“ Das rothe Geſpenſt des Sozialismus verſcheucht man, wie Odilon Barrot meiſterhaft ausführt, am beſten durch den lichten Tag der *Freiheit*, aber, aber, wohlgemerkt, einer echten *konkreten* Freiheit, die in dem thatkräftigen Vollzuge der *Selbſtregierung* ihr Genüge findet. „Macht, ruft Odilon Barrot, daß es gemeinſam zu verwaltende Intereſſen, gemeinſam zu ſchirmende Rechte giebt, welche die Bürger aller Klaſſen, Reiche und Arme zwingen, ſich unaufhörlich in denſelben Reihen zu begegnen, ihre Einſicht und ihre Kraft zu einem gemeinſamen Zweck zu vereinigen, ſich zu verſtändigen und dadurch ſich kennen zu lernen; ihr werdet ſehen, ob nicht alsbald die Gehäſſigkeiten von Stand gegen Stand verſchwinden werden. Die politiſche Leidenſchaft wird diejenigen verbinden, welche das egoiſtiſche und perſönliche Intereſſe ſo unglückſelig getrennt hat.“

Es wäre im höchſten Grade erwünſcht, wenn dieſe Sätze weitverbreiteten Glauben fänden. Auch bei uns trifft man furchtſame Seelen genug, welche aus der Zerſplitterung der Geſellſchaft die entſetzlichſte Zukunft prophezeien. Schafft *Gemeingeiſt*, und die Gefahr iſt beſeitigt! Aber wie bekommt man Gemeingeiſt? Einfach ſo, antwortet Odilon Barrot, daß man eine Arena für die freie Wirkſamkeit der individuellen Kräfte eröffnet, alsdann *müſſen* Die zuſammenhalten, welche in ihren *Intereſſen* übereinſtimmen. Sie ſelbſt tragen jetzt die *Verantwortlichkeit* für das Gelingen ihrer Unternehmungen, nicht mehr der Staat, und wo dieſer Hand anlegen ſoll, da müſſen die Aſſociationen der Individuen ſein Eingreifen zu dem natürlichen Schlußergebniß ihrer eigenen *Selbſtthätigkeit* ſtempeln. So macht es ſich bei einem geſunden Zuſtande der Dinge. Odilon Barrot fügt hinzu: „die allzu centraliſirten Regierungen, die, welche überall Amtshandlungen an die Stelle der freien Wirkſamkeit der Bürger ſetzen, erſchüttern die öffentliche Wohlfahrt auf zweierlei Weiſe: einmal zerſtören ſie jene moraliſche Energie, welche der große Produzent in der ganzen von ihrer Arbeit lebenden Geſellſchaft iſt, und dann erſchöpfen ſie ſchließlich immer die Hülfsquellen der Privatarbeit in unproduktiven Ausgaben.“ Auch eine zeitgemäße Wahrheit.

Der Schwerpunkt der Deduction von Odilon Barrot ruht in der Bedeutung der *Verantwortlichkeit*. Die centraliſirte Regierung ladet alle Verantwortlichkeit für Glück und Unglück der Staatsbürger ſich ſelber auf, was in einer böſen Stunde die ſchreckliche Folge des allgemeinen Umſturzes nach ſich ziehen kann; ſie iſt durch dieſe Sachlage „ſtets verdammt, zu ſiegen,“ jede Niederlage iſt ihr Tod. Die wahre Politik hingegen, welche eben die Politik der Freiheit iſt, räth eine angemeſſene

Digitized by Google

Vertheilung der Verantwortlichkeit auf alle Staatsbürger nach Maßgabe ihrer Lebensſtellung; ſie fordert überhaupt prinzipiell die möglichſt geringe Verantwortlichkeit der Regierung, weil ja letztere die Bevormundung einſchließt. Denn die *Selbſtverantwortung* des Individuums iſt das Weſen der Freiheit. Odilon Barrot erkennt das mit voller Schärfe und er deutet ſogar unumwunden an, woher die Sucht, alle Verantwortlichkeit der Regierung aufzubürden, bei den Franzoſen gekommen. Nicht blos das *germaniſche* Prinzip der Freiheit bildet den ſchroffen Gegenſatz zu der romaniſchen Vorliebe für die Staatsallgewalt, ſondern tiefer gefaßt, es iſt ein natürlicher Zug der *katholiſchen* Völker, die Verantwortlichkeit für die Thaten des Ich auf eine *Inſtitution* abzulagern. Odilon Barrot ſtreift ſehr deutlich an das altengliſche Feldgeſchrei: „*Freiheit und Proteſtantismus!*" Man braucht kein beſonderes Gewicht auf den Umſtand zu legen, wie Odilon Barrot mit innerſtem Wohlbehagen den großen proteſtantiſchen Amerikaner Channing citirt; dem aufmerkſamen Leſer offenbart er ſich auf jeder Seite als innerlicher Proteſtant. Selbſtverantwortung heißt die Loſung des Proteſtantismus und der politiſchen Freiheit. Das würde ſelbſt mein hochverehrter Freund, Herr Prof. Laurent in Gent, willig anerkennen. Religiöſe und politiſche Freiheit ſind Zwillingsſchweſtern! Frankreich beginnt das zu ahnen; nicht ein Zufall hat es gefügt, daß im Laufe *deſſelben* Jahres die Schrift von Odilon Barrot über die Centraliſation und zugleich das Buch von *Roſſeeuw Saint-Hilaire* erſchien, das die Franzoſen auffordert: Werdet proteſtantiſch! Das nationale Gewiſſen rührt ſich heut, und immer klarer tritt aus dem Dunkel der Zeiten hervor: „Ce qu'il faut à la France!"

Trauttwein v. Belle.

Ungarn.

Baron Nikolaus Jóſika.

So lange es eine Literatur gab, hat es auch exilirte Schriftſteller gegeben, ſeit Achtundvierzig aber bilden die Verwieſenen eine förmliche Fraction in der Literatur: man findet ſie aus allen Ländern; nicht in allen Ländern, nur einige dienen ihnen als Freiſtätten. Unter dieſen iſt Belgien eine der hauptſächlichſten. Ich habe in Brüſſel an einem und demſelben Abend Joachim Lelewel bei mir geſehen und dann den Arm von Francesco Dall' Ongaro genommen, um mich durch ihn in ein Konzert begleiten zu laſſen, welches von einigen Peſter Muſikern gegeben wurde und von der ganzen ungariſchen Emigration, unter ihr Graf Teleki und Baron und Baronin Jóſika, beſucht war.

Die ungariſche Emigration war mir nicht fremd. Ich hatte ſie bei Jóſika's, die wöchentlich ihren Abend hatten, kennen gelernt, und höchſt intereſſant gefunden. Am intereſſanteſten jedoch den Herrn und die Herrin des Hauſes. Es war eines von den kleinen Häuſern, welche in Brüſſel die Boulevards und die entfernteren Straßen bilden. Abgeſchieden und abgeſchloſſen lag es in der Straße St. Alphonſe, mit dem Salon auf dieſe, mit dem Speiſezimmer nach dem Hofe hinausgehend. Abgeſchieden und abgeſchloßen lebten damals auch Jóſika's, noch immer nicht ganz mit den ſchweren Anfangsgründen des Studiums fertig, welches man Entbehrung heißt; das Exil wurde ihnen nicht leicht, ſie hatten viel dadurch gelitten. Aus den freieſten, größten Verhältniſſen in die gehemmteſten und beengteſten — wer ſchickt ſich da ohne Mühe? Jóſika's ſchickten ſich mit Ruhe und ſelbſt mit Heiterkeit. Der Baron ſchrieb eifrig Romane und Geſchichtswerke, welche Ungarn, mit ſeinem verwieſenen Romancier feurig ſympathiſirend, heißhungrig kaufte und las, die Baronin hatte entſchloſſen ein Spitzengeſchäft angefangen und ſchrieb nebenbei auch. Nur nebenbei. Sie war keine Schriftſtellerin — o nein. Sie hatte ſich blos Miklos zu Gefallen zum Schreiben bequemt, eigentlich konnte ſie ja nicht ſchreiben, nämlich wenn man ſie hörte. Ungarn urtheilte anders. Alles, was aus ihrer Feder kam, wurde mit Jubel aufgenommen, ſie ſelbſt einſtimmig zur erſten Schriftſtellerin Ungarns proklamirt. Nun war ſie allerliebſt in ihrem Erſtaunen und in ihrer Freude über dieſen plötzlichen großen Ruhm, ebenſo anmuthig, wie ſie als Spitzenhändlerin war, wenn ſie im Vertrauen ihre Waare in ihrem Salon vorzeigte, bevor ſie dieſelbe an ihre Kunden verſandte. Der Baron ſah ihr dann immer mit hoher, aber gelaſſener Freude zu. Er war ruhiger, älter, ernſter als ſeine Frau; ein Leben reich an den mannichfaltigſten Erfahrungen lag hinter ihm.

Schon ſeit einigen Jahren beſchäftigt, literariſche Schattenriſſe zu ſammeln, bat ich auch ihn um Materialien zu einem. Die Sendung verzögerte ſich, endlich empfing ich nicht einen Brief, ſondern ein Packet und dabei folgende Zeilen:

„Wie Sie ſehen, iſt aus der Skizze, die ich vorhatte, Ihnen zu geben, ein Buch geworden; das möge Ihnen erklären, warum ich mich ſo ſchwer an dieſe Arbeit machte.

„Ich weiß, daß Sie hier Vieles finden werden, was Sie nicht gebrauchen können. Aber ich dachte, es ſei beſſer zu viel als zu wenig zu geben, damit Sie bequem ſtreichen können.

„Ich übergebe Ihnen hiermit das Ganze, in der feſten Ueberzeugung, daß Sie aus meiner Wenigkeit weder einen Romanhelden, noch eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit machen werden und wollen, ſondern blos die ziemlich accidentirte Biographie eines Sublunaren, der viel gelitten, viel erlebt, auch mitunter genoſſen hat, und deſſen Leben daher, wie jedes Leben, ſeine lehrreiche, vielleicht auch ſeine intereſſante Seite hat."

„Ich ward," fährt Jóſika fort, „am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts geboren, in Siebenbürgen, in dem alten Salinae der Römerzeit, dem jetzigen Torda. Mein Vater, Nicolaus Jóſika, war ein Ungar ganz nach altem Schrot und Korn: bieder, offen, aber ſtreng und ſtolz. Er lebte auf ſeinen Gütern ganz in alter Weiſe mit einer Unzahl von Dienſtleuten und Pferden, ſah viele Leute und galt für den Typus eines ungariſchen Magnaten."

Die Mutter, Gräfin Eleonore Lazár, „eine Szeklerin d'ancienne souche," war früh geſtorben, die Kinder wohnten mit dem Vater in deſſen alterthümlichen Schloſſe Fenes, zwei Stunden von Klauſenburg. In dieſem Familienſitze mit ſeinen grauen Wänden, ſeinen Schießſcharten, ſeinem Wartthurm, in der wildromantiſchen Gegend, in der Nähe der Siebenbürger Hochgebirge, Havas, entwickelte ſich bei Jóſika frühzeitig das glühende Nationalgefühl, welches noch jetzt nicht in ihm erkaltet iſt. Auch in anderer Art dürfte nie auf einen Menſchen der Spruch: der Knabe iſt der Vater des Mannes, wahrer anzuwenden ſein, als auf Jóſika. Was er heute iſt, ward er damals. Seine Erziehung war ganz dazu geeignet, einen Mann zu machen. Mit ſieben Jahren hatte er ſein eigenes Pferd, mit zehn Jahren machte er mitten im ſtrengſten Winter Wolfs- und Bärenjagden mit. Mehr als einmal begleitete er nebſt ſeinen jüngeren Brüdern den Vater auf den Reiſen, welche dieſer mit einem großen Gefolge, worunter ſich bewaffnete Huſaren und berittene Zigeuner als Muſiker befanden, zu Pferde unternahm. Die Schweſtern folgten mit ihren Gouvernanten im Wagen, die Knaben aber mußten Kälte und Hitze, Hunger und Durſt zu Pferde aushalten und zwar Alles ohne zu klagen. Ließ die Mahlzeit unter freiem Himmel zu lange auf ſich warten, wurde der ſcharfe Ritt gar zu ermüdend und von den kleinen Reitern eine einzige Beſchwerde laut, ſchalt der Vater ſie augenblicklich Sybariten. Ebenſo ſtreng wurde auf das Lernen gehalten. Wußten ſie ihre Aufgaben nicht, mußten ſie bis Mitternacht nachlernen. Zu Erziehern hatte Jóſika einen Emigrirten, den Oberſten Dubignon d'Armand, und Holsmay, einen penſionirten öſterreichiſchen Offizier, „beides geiſtreiche Männer, dabei ſtreng und conſequent, mit einem Worte Charactere."

Mit noch nicht ganz zehn Jahren kam Jóſika auf das Klauſenburger Lyceum, wo er ſeine Studien mit der dritten lateiniſchen Schule begann. „Damit Sie ſich einen Begriff machen können, wie unſere Väter in Ungarn das Wort „Studiren" verſtanden," ſagt hierbei Jóſika, „ſo kann ich Ihnen verſichern, daß ich mit funfzehn Jahren meine Studien beendigt und ſelbſt in den Rechten mein Examen beſtanden hatte."

1812 kam er als Kadet zu Savoyen Dragoner, dem Regiment, welches „auf ewige Zeiten" den Namen des Prinzen Eugen führt. Es war damals dem Obſervations-Corps in Galizien zugetheilt worden, welches eine Art Reſerve für das Hülfsheer unter dem Grafen Schwarzenberg bildete. — Jóſika machte alſo den furchtbar ſtrengen Winter in leichter Dragoneruniform und meiſtens zu Pferde durch. Oft mußte fünf bis ſechs, ein Mal bei Horotenka, den 16. Februar, vierzehn volle Stunden geritten werden. „Es geſchah manchmal," erzählt Jóſika, „daß mein alter Privatdiener Biervogel mich vom Pferde heben und ſo lange mit Schnee reiben mußte, bis ich wieder meine fünf Sinne zuſammen hatte."

1813 mit dem Regiment nach Italien kommandirt und zum Unterlieutenant avancirt, wurde er am 8. Februar 1814 von ſeinem Oberſten auf dem Schlachtfeld außer der Tour zum Oberlieutenant ernannt und am 14. März als Hauptmann zu Hieronymus Colloredo-Mansfeld verſetzt, welches Regiment in Wien während des Kongreſſes „auf Aufwartung" ſtand.

Jóſika, welcher für den jüngſten Hauptmann in der ganzen öſterreichiſchen Armee galt, machte alle Manöver und Hoffeſte, dann, bereits als Kämmerer, die Feldzüge in Frankreich mit. Als nach dem Frieden ſein

Digitized by Google

Regiment nach Wien zurückkehrte, machte er dort die Bekanntſchaft von Eliſe von Kallay, die ein auffallend ſchönes Mädchen und eine ſogenannte gute Partie war. Ein Jahr ſpäter nahm Jóſika den Abſchied und heiratete, ſehr wider den Willen ſeines Vaters. Die Ehe ſchlug nicht gut aus, beide waren noch Kinder, Jóſika nicht majorenn, Fräulein von Kallay fünfzehn Jahr; ohne alle Erfahrung konnten völlig entgegengeſetzte Charaktere ſich nicht in einander ſchicken; die Ehe wurde getrennt, und ſpäter gerichtlich aufgehoben. Von dieſer erſten Frau, die todt iſt, hat Jóſika ſeine Söhne.

Jóſika war nach der Trennung von ſeiner Frau auf ſeine Güter in Siebenbürgen gegangen. Dort ſchrieb er ſeinen Abafi, der in Ungarn viel Aufſehen machte, „nicht etwa ſeiner Vorzüglichkeit wegen," wie Jóſika beſorgt hinzufügt, „ſondern aus dem einfachen Grunde, weil es der erſte halbwegs genießbare ungariſche Roman war, und mir die Vaterwürde der ungariſchen Roman-Literatur verſchaffte." Gewiß, kein populärer und europäiſch bekannter Schriftſteller kann beſcheidener ſein, als Jóſika. „Sie würden weit fehlen," verſichert er, „wenn Sie glaubten, ich habe die noch immer dauernde Vogue meiner frühern und jetzigen Romane ihrem innern Werth zu danken. Das in ihnen wohnende Nationalgefühl, und noch mehr, was man zwiſchen den Zeilen dieſer ganz anſpruchsloſen Productionen leſen kann, erklärt die Sympathien meiner Landsleute. Auch ſind meine Romane nur für Magyaren geſchrieben und werden — wenige ausgenommen — Fremde wenig intereſſiren."

Die Beſcheidenheit Jóſika's mag ſeinen Erfolg erklären wie ſie wolle, Thatſache iſt es, daß Abafi ſowohl, wie faſt alle folgende Romane drei bis fünf Auflagen erlebten, daß „der letzte Báthory" von der ungariſchen Akademie mit einem Preis von zweihundert Dukaten und einem ſilbernen Pokal, „dem erſten, den je ein ungariſcher Skribent" erhielt, gekrönt wurde, und endlich von Jóſika's erſt dieſen Sommer freigegebenem Roman „Eine ungariſche Familie während der Revolution,"* ſchon jetzt die Fortſetzung ſo dringend verlangt worden iſt, daß ihm für den Band von zweihundert Seiten tauſend Francs Honorar geboten wurde. Kein beſſerer Beweis für die Popularität eines Schriftſtellers, als ein guter Kontrakt mit ſeinem Verleger.

Ausſchließlich literariſch hat Jóſika ſich erſt ſeit ſeinem Exil beſchäftigt, und auch jetzt arbeitet er täglich nur zwei bis drei Stunden. Wenn er trotzdem „verhältnißmäßig mehr geſchrieben hat, als Alexander Dumas ſammt ſeinen Mitarbeitern," ſo hat das lediglich „in der telegraphiſchen Schnelligkeit" ſeinen Grund, womit er „alle die Geſtalten und Charaktere, die ſeinen Kopf füllen, auf das geduldige Papier bringt und ſo täglich ſeine literariſchen Sünden vermehrt." Eigentlicher Schriftſteller will er nicht ſein. Vielleicht hätte er weniger geſchrieben, hätte er weniger gelebt. Aber ſo kam er als Soldat, Oekonom und Politiker mit allen Klaſſen, „vom Hofe angefangen bis in die Hütte," in genaue und häufige Berührung, beobachtete, ſtudirte ſeine Umgebungen, behielt ſeine Studien in ſeinem vortrefflichen Gedächtniß und fühlte das Bedürfniß, ſie erzählend wiederzugeben.

Nach der Trennung von ſeiner Frau war er zehn Jahre lang beſonders „viel in der Welt," in der großen, wie in der kleinen. „Habe manche Thorheit begangen," bekennt er mit liebenswürdiger Offenheit, „war mitunter ganz abſurd. Habe ich mich hier und da in das royaume du tendre verirrt — es iſt ſo lange her! — ſo haspelte ſich Alles ohne Mord und Todtſchlag, ohne Gift und Entführung ab, und Dido und Aeneas blieben am Leben und bei Appetit. Und dann, wie geſagt, es iſt ſehr lange her."

Die Schatten mangelten in ſeinem Leben nicht. „Eine verfehlte Ehe iſt ohnedies eine verfehlte Exiſtenz;" den Vater verlor er im kräftigſten Mannesalter, beide Schweſtern noch jung, von ſeinen Schwägern, die ihm mehr wie Brüder waren, Graf Kendeffy und Baron von Barcſay, wurde der eine mit neununddreißig Jahren todt im Bette gefunden, der andere zwiſchen zwei Schiffen zerquetſcht; ſein Bruder Samuel fiel im Duell. Aber für Alles fand er Troſt, wenn nicht gar Erſatz, als er 1838 Julie Freiin von Podmanitzky kennen lernte, die neun Jahre ſpäter ſeine Frau wurde. „Von dieſer Zeit an berechnet er ſein Leben." Nicht bald iſt eine Frau anbetender von ihrem Manne geliebt worden, als Julie Jóſika, aber nicht bald hat es auch eine mehr verdient, als ſie.

Vier Jahre vor dieſer glücklichen und entſcheidenden Bekanntſchaft war Jóſika Mitglied des Landtags in Klauſenburg geworden. Er wurde zu liberal befunden und bis zum Jahre 1848 nicht wieder berufen. Während dieſer Zeit jedoch war er in Ungarn bei vielen Komitatsſitzungen und in manchen Komitaten Gerichtstafel-Beiſitzer, Tábla biró; 1848 erhielt er als Mitglied der Magnaten-Tafel, die Regalés, d. h. die königliche Berufung zum ungariſchen Landtage. Nach der Abdankung des erſten magyariſchen Premier-Miniſters, Grafen Ludwig Bathyany, wählte der von Ferdinand V. berufene Landtag einen „Landesvertheidigungs-Ausſchuß," in welchen Jóſika als der einzige aus Siebenbürgen mit Acclamation ernannt wurde. „Von dieſem Augenblicke an," ſagt er, „lag mein Leben, all' mein Hab und Gut, meine ganze Zukunft in den Händen des Schickſals. Ich machte mir keine Illuſionen über die ehrenvolle aber gefährliche Höhe, zu der mich, wie ich glaube, nicht mein Verdienſt, ſondern meine große Popularität in Ungarn erhoben hatte. Oft in den kritiſchſten Momenten ſah man mich heiter und ruhig. Dann ſagten die Leute: „er iſt ein Optimiſt." Sie irrten: ich war zu nah am Ruder, um die Gefahr zu verkennen, glaubte aber, daß Gott uns dieſen konfuſen Schädel nicht darum gegeben hat, um ihn gerade dann zu verlieren, wenn wir ihn am nöthigſten haben."

Jóſika ſollte ihn bald nöthig haben. Am Sylveſter-Abend 1848 verbreitete ſich in Peſt das Gerücht, Koſſuth ſei fort nach Debreczin. Jóſika, immer noch Mitglied des Ausſchuſſes, begab ſich gegen 5 Uhr Nachmittag in die Wohnung Koſſuth's, wo ſie ihre Sitzungen zu halten pflegten. In gleicher Abſicht wie er, um zu erfahren, was Wahres an der Sache ſei, war auch eine Deputation der Peſter Bürger gekommen, die, wie Jóſika, weder Koſſuth, noch ein einziges anderes Ausſchußmitglied antraf. Umſonſt verſuchte Jóſika die Deputation zu beruhigen; es war keine Beruhigung mehr möglich. Das beſte wäre, ſagte man ihm in Koſſuth's Kanzlei, es zu machen wie Koſſuth und nach Debreczin zu flüchten. Dazu entſchloß er ſich denn, und ließ vorläufig durch einen Freund ſeine Frau von dieſer plötzlichen Nothwendigkeit benachrichtigen. Als er von einigen letzten Geſchäftsgängen nach Hauſe kam, fand er die entſchloſſene Frau bereits mit dem Packen beſchäftigt. Nicht minder entſchloſſen, ſegnete die Baronin Podmanitzky, eine Tochter des Dichters Arthur von Nordſtern, ihre Tochter, welche den Gatten auf ſeiner Flucht begleiten, und alle mögliche Gefahren mit ihm theilen wollte. Mit dem Abſchied von der Mutter ſchloß für Beide das Jahr 1848. Das neue begann auf dem Bahnhof, wo ſie um 1 Uhr früh anlangten, und nebſt einer Menge von Beamten und Offizieren auch Koſſuth mit ſeiner Familie noch fanden; zugleich ein Durcheinander von Gepäck, Munition, Pulverwagen und brennenden Fackeln, ſo wild, daß man es nur mit einem „phantaſtiſchen Traum" vergleichen konnte. Es währte zwei volle Stunden; endlich fuhr man um drei Uhr nach Szolnok ab; Jóſika mit Julie, durch einen nicht ganz angenehmen Zufall, in demſelben Waggon, wo Koſſuth und ſeine Frau bereits inſtallirt waren. Im Fall ſie verfolgt und eingeholt worden wären, hätte gerade dieſe Reiſegeſellſchaft ſie bedenklich kompromittirt, und es wäre leicht geweſen, ſie einzuholen, denn ſtatt wie gewöhnlich drei Stunden, fuhr man fünfzehn Stunden bis Szolnok und brauchte, um Debreczin zu erreichen, volle zehn Tage. Dort war die erſte Zeit hindurch Alles immer gleichſam auf dem Sprunge, ſpäter geſtaltete das Leben ſich angenehmer. „Die Stadt war voll, wie ein Bienenkorb, auch gaben die vielfachen Aufregungen der ganzen Epoche ein eigenthümliches Intereſſe. Nach dem erſten Siege der ungariſchen Armee überſiedelte die Regierung nach Peſt." Jóſika war, als der Landtag Koſſuth zum Dictator erwählt und der Landesvertheidigungs-Ausſchuß ſich aufgelöſt hatte, Mitglied des aus fünf Perſonen beſtehenden höchſten Gerichts- oder Caſſationshofes geworden, welcher das Recht der Begnadigung hatte. Als Bem und Görgey ſich vor den Ruſſen zurückzogen und Koſſuth Peſt verließ, kamen auch Jóſika's nach Szegedin; dieſe Zeit war durch Hitze, Staub und das laue Theißwaſſer die fürchterlichſte der ganzen Revolution. Als Intermezzo diente das Springen des Pulvermagazins.

Dann kam Vilagos, und die Regierung der Revolution ging nach Arad. Jóſika mit. Nach zehn Tagen kamen eines Morgens zwei Nachrichten zugleich in das Bauernſtübchen, wo er mit ſeiner Frau wohnte: erſtens, daß Koſſuth nebſt den Miniſtern nach Lugos floh; zweitens, daß man in der Stadt bereits die öſterreichiſchen Quartiermacher geſehen habe.

Die Frau packte einmal mehr ein, der Mann eilte nach Pferden aus. Einen Wagen hatten ſie, Pferde nicht. Zum Glück fanden ſich in einem Wirthshauſe vier magere Peſter Fiackerpferde. Sie werden erſtanden und paarweiſe angeſpannt, aber ſie wollen nicht von der Stelle: ſie ſind nur gewohnt, zu Vieren in einer Reihe zu ziehen. Jóſika ſtürzt fort, um eine Stange zu entdecken, die lang genug ſei; Julie ſitzt im Wagen und tröſtet die Jungfer, welche, in Thränen zerfließend, die feſte Ueberzeugung zu erkennen giebt, ſie müſſe unmittelbar geviertheilt werden. Endlich kommt Jóſika mit der Stange an, die Pferde werden angeſpannt, wie ſie wollen, laufen, wie ſie ſollen — „Gott! Gott! Gott!" ſchreit der Jäger.

* Egy magyar család a forradalom alatt.

Digitized by Google

„Was giebt es denn?"

„Die Oeſterreicher, Ew. Gnaden!"

„Wo denn?"

„Dort, dort! Sehen Ew. Gnaden denn die Panganeter nicht?"

„Die Panganeter ſah ich freilich nicht," erzählt Jóſika weiter, „aber an ihrer Stelle eine lange Reihe von ſchönen, weißen Gänſen, welche etwa dreihundert Schritte von uns einherzogen. Dieſe hatte der Jäger für in der Sonne flimmernde Bajonette angeſehen."

Sie waren nach Lippa und von dort nach Radna gelangt. Man hatte ihnen einerſeits die Rückkehr nach Peſt, andererſeits den Uebergang in die Türkei gerathen. Sie fanden das Erſtere bedenklich, das Zweite wenig einladend; ſie blieben und hofften, die Oeſterreicher würden nicht bis Lippa vordringen. Der Schall der Kanonen belehrte ſie eines Morgens vom Gegentheil, und nun begann ihre eigentliche Flucht, durch die unwegſamen Gebirge, walachiſche Ochſentreiber ſtatt der Poſtillone, walachiſche Dörfer zur Nachtraſt. Endlich wurden ſie auf einem Gute aufgenommen und genoſſen eine Gaſtfreundſchaft, wie mitten im Frieden; da kommt eines Abends, als gerade Jóſika ein ungariſches Gedicht vorlieſt, die Botſchaft, daß Janko, der Anführer einer walachiſchen Bande, eine halbe Stunde vom Dorfe morde und ſenge. Zum Glück fand er dieſe Beſchäftigungen ſo feſſelnd, daß die Familie ſammt ihren Gäſten Zeit zum Packen und Flüchten hatte. Hier trennten die Gatten ſich. Jóſika hatte ſeine Frau, die in Peſt nichts zu fürchten hatte, zu ihrer Mutter bringen und dann ſich entweder retten, oder ſtellen wollen; Julie litt das nicht, ſie nahm ihrem Manne das Verſprechen ab, ſich allein über die Gränze zu flüchten. Beide gaben ſich Rendezvous in Leipzig und ſchieden. Von nun an laſſ' ich Jóſika ſelbſt erzählen, ſein Entkommen lieſt ſich wie ein Kapitel aus einem „draſtiſchen" Romane, und aus einem, der dabei vernünftig iſt.

„Früh um 5 Uhr," ſo fängt Jóſika ſeine „Hegira" an, „ſaß ich in einem Karren mit drei Pferden. Ein Freund folgte mir, der jedoch nicht außer Landes wollte, und es auch nicht nöthig hatte. Ich hatte mir meinen langen Bart abgeſchnitten, war ſo einfach gekleidet, wie möglich, hatte ein Paar gute Piſtolen und einen Säbel und kam ſo von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf, bis in eines wo ein Herrſchaftshaus war.

„Vor dieſem angelangt, empfing uns ein Monſieur in einem zerſetzten Rocke mit ſehr unfreundlichen Zügen, gab ſich als Beamten zu erkennen und erklärte, daß die Herrſchaft abweſend und er folglich nicht in der Lage ſei, uns gut bewirthen zu können.

„Wer dachte in jener Zeit an eine gute Bewirthung! Ein Obdach, ein Bett, ein Stück Brot, das war Alles, was wir verlangten. Trotzdem ließ der Beamte, als er vernahm, daß ſein Herr mein Freund ſei, Gnade für Recht ergehen und wir hatten keine Klage.

„Alles hing nun davon ab, einen Paß bis zur Gränze zu bekommen. Der einzige Ort, wo dies zu erlangen, war Debretzin, wo damals ſchon ein Regierungs-Commiſſair etablirt war, eine ruſſiſche Garniſon lag und mich überdies jedes Kind kannte. Dennoch mußte es gewagt werden. Ich machte eine unglaubliche Toilette. Als ich mich im Spiegel ſah, drehte ich mich raſch um, um zu ſehen, ob nicht Jemand hinter mir ſtände. Ich hatte mich ſelbſt nicht erkannt.

„Ebenſowenig erkannte man mich zu Debretzin im Gaſthof, indem ich noch überdies das linke Auge zumachte und die Geduld hatte, ſo zu diniren. Nach Tiſche begegnete ich auf der Straße einem Bekannten. Er ſah mich an und ging ruhig an mir vorüber. Ich hielt ihn an. „Erkennſt du mich nicht, Freund? — „Ich habe nicht das Vergnügen." — „Ich bin Jóſika."

„Sie — du? wahrhaftig, jetzt erkenne ich dich an deiner Stimme — du haſt dich ja fürchterlich zugerichtet. Und trotzdem begreife ich nicht, wie du gewagt haſt, hierher zu kommen?"

„Wir bogen in eine Gaſſe ein, wo wir ſo ziemlich allein waren. Ich erzählte ihm, was ich vorhätte und daß ich einen Paß wollte. „Unmöglich, Freund," ſagte er, bot mir ſein Haus an, und rieth mir, da ich ihn nicht exponiren wollte, ich möchte ſuchen, durch Polen aus der Monarchie zu kommen.

„Ich trennte mich alſo von meinem Reiſegefährten und machte mich auf den Weg nach Oberungarn, indem ich mir eine Marſchroute aufſchrieb, die aus lauter Spiralen beſtand. Alles ging recht gut von Statten; wo ich hinkam, empfing man mich freundlich, obwohl ich mich nirgend zu erkennen gab, ſondern als mein eigner Jäger, nämlich mit deſſen Zeugniſſen und Diplomen reiſte. Als ich ihm ſpäter ſeine Dokumente wiederſchickte, ahnte er ſicher nicht, welche weite Reiſe ſie gemacht hatten.

„Nach fünf Tagen traf ich in einer Dorfkneipe, wo ich übernachtete, einen der Grundedelleute der Gegend und einen jüdiſchen Trödler, die beide in daſſelbe Städtchen wollten, wohin ich reiſte. Sehr früh am nächſten Morgen traten wir unſere Fahrt an und kamen bald auf die ſogenannte Greiner Höhe. Dort erblickte ich eine Geſtalt, die in einer Lichtung der Höhe Poſto gefaßt hatte. Als wir näher kamen, überzeugte ich mich, daß dieſe Geſtalt, die ich für einen Bauern gehalten hatte, ein Straßenräuber ſei. Zugleich entdeckte der Jude hinter uns am Walde einen zweiten, und als wir die Höhe erreicht hatten, ſahen wir links und rechts vor uns noch zwei, alſo in Allem vier, mit Flinten, Piſtolen und Hacken, ſlaviſch valaška* bewaffnet. Wir unſererſeits hatten nicht einmal ordentliche Stöcke. An Waffen war gar nicht zu denken, indem das Tragen derſelben damals bei Todesſtrafe verboten war.

„Hätte ich wenigſtens einen guten Revolver gehabt, würde ich den Herren am Wege die Sache nicht gar ſo leicht gemacht haben. So rauchte ich ruhig meine Cigarre und ergab mich in mein Schickſal.

„Der Räuber, den wir zuerſt erblickt hatten und der mitten in der Straße ſtand, ſchrie uns jetzt Stoj! zu. Es war ein Burſch von etwa ſechsundzwanzig Jahren, mit einem rothen aufgedunſenen Geſicht, offenbar betrunken. Seine Kleidung, ſo wie die ſeiner Kameraden beſtand in dem Koſtüm der Schafhirten in Oberungarn, einer Schaffelljacke mit vielen bunten Verzierungen, ſchmutzigen weißen Inexpreſſibles und einem breitkrämpigen Hute.

„Die erſte Frage des Räubers war, ob wir Waffen hätten? Als ich ſie verneinte, verlangte er unſer Geld. Ich übergab ihm mein Portemonnaie mit zwei Thalern, der Kerl zitterte vor Furcht oder Aufregung. O, dachte ich, hätte ich doch meine Piſtolen! der Jude hatte die Geiſtesgegenwart gehabt, ſein Geld ſeinem Kutſcher, einem zerlumpten Jungen, zuzuſtecken, er exkuſirte ſich ſchmunzelnd, obwohl er Todesangſt hatte. Der Edelmann gab einige Banknoten her. Gut, dachte ich, da kommen wir ja noch wohlfeilen Kaufes davon. „Können wir nun weiter?" frug ich Rinaldo Rinaldini. — „Noch nicht," antwortete er, „erſt muß ich die Bagage unterſuchen, ob Ihr keine Waffen verſteckt habt, Ihr wißt, es ſteht Todesſtrafe darauf." — „Tepék, belieben Sie," erwiederte ich ungariſch.

Die drei andern Spitzbuben kamen jetzt auch herbei. Zwei ſtiegen auf unſere Karren, verlangten die Schlüſſel, und fingen an, zu viſitiren und einzuräumen. In der Kiſte des Edelmanns waren etwa 200 Gulden in Thalern, die kamen zuerſt in den breiten ledernen Gurt des einen Räubers. Ich hatte meine ganze Baarſchaft, 100 Sovereigns und einige hundert Gulden in Papier, in einer kleinen ledernen Kiſte, welche der eine Räuber vom Wagen herab dem reichte, welcher unten knapp neben mir ſtand.

„Den Schlüſſel!" rief dieſer, indem der zweite, der unten ſtand, ſeine lange Flinte auf mich richtete.

„Hier iſt er," ſagte ich und übergab den Schlüſſel. Das Lächerlichſte dabei war, das auch dieſer Räuber zitterte. O meine guten Piſtolen!"

„Der Menſch konnte das Schloß nicht öffnen. Ich ſagte ruhig zu ihm: „in der Kiſte iſt kein Geld, jedoch will ich ſie Dir öffnen und ganz ausleeren. Er gab mir den Schlüſſel und nun manövrirte ich ſo geſchickt mit den Händen, daß ich die kleine Goldrolle bald rechts, bald links ſchob und der Räuber Nichts ſah, als Schreibzeug, Foulards und einige Hemden. Ich bot ihm die Foulards an, er lehnte ſie ab, griff aber ſchnell nach meiner engliſchen Ink, in der Idee, daß er etwas höchſt Koſtbares attrapirt habe. Ich öffnete ſie und überzeugte den Mann, daß in der Welt alles Täuſchung ſei. Auf dem Grunde des Kiſtchens lagen meine magyariſchen Banknoten, ich hätte ſie leicht retten können, aber ſie hatten ſchon keinen Werth mehr, man mußte ſie bei Todesſtrafe abliefern, und ſo dachte ich, um Ruhe zu haben und meine Gutwilligkeit zu beweiſen, ſei es das Beſte, das Geld dem Räuber zu geben. Würde man dafür gehenkt, wollte ich ihm ſeine Competenz nicht ſtreitig machen. Als ich die Banknoten herausnahm und ſie dem Räuber einhändigte, ſchmunzelte er und ſchien höchſt geſchmeichelt durch die Attention. Er winkte mir, daß ich die Kiſte zurücknehmen könne, die 100 Sovereigns waren gerettet. Ich ſetzte mich auf einen Baumſtrunk und zündete mir, während die Räuber theilten, meine Cigarre an. Mein Phlegma gefiel dem Räuberhauptmann dermaßen, daß er mir 80 Gulden zurückſtellte. Als die Theilung vorüber war, ſchoſſen zwei der Räuber als Zeichen des Sieges ihre Gewehre los und gaben uns dann ſehr freundlich das Signal des Aufbruchs.

„In dem Städtchen, welches wir nun ohne weitere Hinderniſſe erreichten und wo ich mich in einem kleinen Wirthshauſe einquartierte,

* Axt, Handbeil.

Digitized by Google

kannte mich keine Seele. Der königliche Commiſſar, ein wüthender Herr, der, obgleich ſelbſt Magyar, doch Allen Verderben geſchworen hatte, die ſich aus irgend einem Grunde compromittirt hatten, war zum Glück abweſend, nichts deſtoweniger waltete ſein Geiſt. Es wurde in der Stadt unaufhörlich getrommelt, und dabei wurden Erlaſſe des Herrn Commiſſars abgeleſen. Ein Mal hieß es: „Wer Flüchtlinge verheimlicht, wird ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes zum Tode verurtheilt,“ dann wieder: „Um zehn müſſen alle Lichter ausgelöſcht werden.“ Und ſo fort, immer da capo.

„Ich ſaß oft mit dem Wirthe, einem braven Manne, auf dem Bänkchen vor dem Hauſe. Wie glücklich ſind wir, ſagte ich zu ihm, daß wir nicht in andern Umſtänden ſind, dieſe ewigen Drohungen könnten ſchlimme Folgen haben. Wir ſchloſſen dann damit, daß uns dies Alles durchaus Nichts angehe. Der gute Mann hatte keine Ahnung davon, wie nahe mich die Sache anging und daß eine Erkennungsſcene mich wirklich auf die Höhe bringen könne, wo ich glücklicher Weiſe nur in effigie ſchwebte.

„Vor Allem mußte ich nun einen Paß haben. Der Stadtrichter entſchuldigte ſich und wies mich an den Militair-Kommandanten. Dieſer hatte alle Hände voll zu thun, da man gerade Arthur Görgey nach Klagenfurt abführte und dieſer auf einige Stunden in das Wirthshaus kam, wo ich mich aufhielt. Görgey kannte mich von Ausſehen, hier jedoch erkannte er mich nicht, obwohl wir einige Mal ſehr nahe neben einander waren. Die Offiziere waren ſehr artig gegen Frau von Görgey, die ihrem Manne folgte, übrigens waren beide, Görgey und ſeine Gattin, ſehr heiter.

„Endlich gelang es mir, den Kommandanten zu Hauſe zu finden. Er glaubte mir, daß ich herrſchaftlicher Jäger, ſpäter Beamter geweſen ſei, meine in ungariſchen Banknoten beſtehende Baarſchaft habe ausliefern müſſen und jetzt nach Biala in Polen wolle, um dort auf einen mir verſprochenen Paß zu warten, und ohne Verdacht zu äußern, unterſchrieb er einen ungariſchen Paß, den ein Stuhlrichter mir bona fide ausgeſtellt hatte.

„Ich wollte keine Zeit verlieren, packte und war eben im Begriff, irgend einen Wagen aufzutreiben, als ein ſehr anſtändig ausſehender Herr in mein Zimmer trat, die Thür zumachte und zu mir ſprach: „Mein Herr, ich kenne Sie nicht, ſind Sie aber ein politiſcher Flüchtling, ſo rathe ich Ihnen je eher je lieber dieſen Ort zu verlaſſen, der von Spionen und Angebern wimmelt.“

„Als ich ihm verſicherte, daß dieſe Herren mir durchaus keine ſchlafloſen Nächte machten, ſagte er: „Deſto beſſer, wollen Sie aber nach Polen reiſen und führt der Zufall Sie nach B., ſo übergeben Sie dieſe Karte — (er nannte mir den Namen eines Herrn, der in jenem Städtchen wohnte), der wird Ihnen in Allem mit Rath und That beiſtehen.“

„Ich nahm die Karte und drückte ihm die Hand. Mein Beſucher fuhr fort: „Kann ich Ihnen mit einer mäßigen Summe dienen? Sie wiſſen nun meinen Namen, und wenn beſſere Zeiten kommen, können Sie mir das Geld zurückgeben.“

„Ich dankte ihm herzlich, verſicherte aber, ich hätte ſo viel ich brauchte. Er wollte gehen, ich hielt ihn auf. „Sie ſind ein Ehrenmann,“ ſagte ich, „und ich will volles Vertrauen zu Ihnen haben und ſagen, wer ich bin und was meine Abſicht iſt.

„Danke ſchön, antwortete er lächelnd, aber ich bin durchaus nicht neugierig. Das Beſte, was Sie thun können, iſt, ſich nie und gegen Niemand zu verrathen. Er grüßte freundlich und ging.“

Die Karte, welche er Jóſika gegeben, half dieſem von Polen aus über die Gränze. Der junge Mann, an welchen er ſie abzugeben hatte, gelobte ihm Rettung und hielt Wort. Fünf Perſonen, die ihn niemals geſehen hatten, von denen nicht eine einzige ſeinen Namen kannte, lieferten ſich ihm, ſo zu ſagen, in die Hände und begleiteten ihn von Station zu Station bis Leipzig. Mit einem Sattler und einem Schuſter ſchloß er Freundſchaft, und ein Kaufmann und ein Arzt wirkten auch mit bei dieſer Spedition, die Jóſika noch heute als ein Wunder erſcheint.

Als er in Leipzig ankam, hatte er noch funfzig Dukaten. Er machte ſich an einen deutſchen Roman, „die Familie Mailly“ und erwartete ſeine Frau. Nach vier Wochen kam ſie. Jóſika's hatten die Abſicht, ſich in Leipzig zu etabliren, wo Julie Verwandte hatte. Es war ihnen jedoch unmöglich. „Der Leipziger Polizeichef hatte die fixe Idee,“ daß Jóſika ein verdächtiger Engländer ſei, ließ ihn aller Augenblicke kommen und wollte von ihm durchaus das Geſtändniß erpreſſen, daß er nicht, wie auf ſeiner durch Freundeshand erhaltenen Paßkarte ſtand, ein ruhiger Müllermeiſter ſei. Da er ſich nicht zum Engländer bekennen konnte, wurde er endlich ausgewieſen. Umſonſt verſuchte Julie perſönlich in Begleitung einer Couſine „den geſtrengen Anglophoben auf andere Gedanken zu bringen.“ Es war verlorene Mühe. Die Polizei in der Perſon ihres Chefs ging drei oder vier Mal um die beiden Damen herum, als ob ſie geologiſche Merkwürdigkeiten wären, ſah ſehr ſchlimm und intolerant aus und blieb bei ihrem Beſchluß. „Nur acht Tage Friſt“ wurden gnädig geſtattet.

Die Flüchtlinge ſollten nun auf dem Schloſſe einer Verwandten, der Baronin von Bülow, in Thüringen bleiben, aber das Bedürfniß, unabhängig zu ſein, ließ ihnen nicht eher Ruhe, als bis ſie Brüſſel erreichten. Mit fünfzehnhundert Gulden, welche die Frau mitgebracht, mit dreihundert Thalern, die der Mann erſchrieben, richteten ſie ſich nothdürftig ein. Als das geſchehen war, hatten ſie noch gerade zwei Monate zu leben.

Jetzt laſſen ſie ſich in der eleganten Stadt, die ihnen ein Aſyl bot, die ſie lieben, wo ſie gern ſind, ein Haus bauen. Wie es alſo ſcheint, hat Jóſika der unmittelbaren Theilnahme an der Politik entſagt.

Ida v. Düringsfeld.

Schweden.

Der Skandinavismus in der Auflöſung.

Das Nebelgebilde des Skandinavismus geht jetzt ſeinem Schickſal — der Auflöſung — mit ſchnellen Schritten entgegen.

Es iſt dies das gewöhnliche Schickſal eines Spukes, wenn dieſer zur Täuſchung lebenskräftiger Völker erzeugt und beſtimmt iſt. Bei verdumpften oder halbciviliſirten Nationen ſind dergleichen Erfindungen mitunter wirkſame narkotiſche Mittel, um dieſelben zum Erwachen oder zur Raſerei zu bringen. Gegenüber gebildeten und lebensfriſchen Völkern verfehlen ſie ihren Zweck.

Der Skandinavismus iſt, wie ſchon lange in Deutſchland und noch früher in Norwegen bekannt war, eine Erfindung däniſcher Fanatiker und Gaukler, darauf berechnet, die Schweden und Norweger im Intereſſe Dänemarks bei deſſen unehrlichem Gebahren gegen Deutſchland auszunutzen. Vorläufig wenigſtens hat wohl der Maſſe der Dänen, dem mere danish mob, nichts weiter vorgeſchwebt, daß aber die däniſchen Illuminaten, ein Grundtwig, Ploug, Blixen-Finecke, Barfod ꝛc. noch einen weiter gehenden Hintergedanken hatten, ſteht unumſtößlich feſt, beruht ſeiner Natur nach im däniſchen Volkscharakter, muß eine natürliche Folge und Weiterentwickelung des däniſchen Skandinavismus ſein.

Schlauheit, Treuloſigkeit, Hab- und Herrſchgier ſind die Hauptgrundzüge des däniſchen National-Charakters, das weiß Jeder, der die däniſche Geſchichte von den früheſten Zeiten bis auf den heutigen Tag verfolgt hat. Das weiß auch jeder denkende Norweger, Schwede oder Deutſcher, das wiſſen ſelbſt die Times-Engländer, welche den Artikel jenes Blattes mit Befriedigung laſen, worin eine nahe Verwandtſchaft des Charakters der Dänen und der Engländer (wenigſtens des Theils, den die Times vertritt) nachgewieſen wurde.

Mit unverhohlenem Haß betrachtet noch heute jeder Däne die Befreiung — oder Losreißung, wie er es nennt — Norwegens und der ehemals däniſchen Provinzen Schwedens. Hätte ſich nur erſt Skandinavien, worunter nur Schweden-Norwegen zu verſtehen iſt, gründlich mit Deutſchland verfeindet, hätte Dänemark nur erſt wieder eine Calmarer Union zu Stande gebracht, die Hegemonie, bis zum Extrem, würde es im Norden dann ſchon wieder an ſich zu reißen verſtehen, wo nicht, würde es ſeine Bundesgenoſſen an Fremde verrathen, wie es immer that, und ſeinen „Brüdern“ mit deren Hülfe entreißen, „was ihm von Rechtswegen“ gehört.

Die Norweger ſind die kompetenteſten Kenner und Beurtheiler der Dänen. Sie haben dies zu werden mehr Gelegenheit gehabt, wie ſelbſt die Schleswig-Holſteiner; deshalb verwarfen ſie in der überwiegenden Mehrheit den Skandinavismus gleich nach ſeiner Erfindung. Die Norweger ſind ruhige, philoſophiſche Menſchen, mit zugleich praktiſchem Sinn. Sie wußten und wiſſen ſehr gut, daß die Nicht-Exiſtenz Dänemarks, wenn es Deutſchland oder ſonſt eine Macht darauf abſähe, was doch nicht der Fall iſt, weder ihre eigene Unabhängigkeit, noch materielle Wohlfahrt gefährdete oder bedrohte, weshalb ſollten ſie ſich gar in die ungerechten däniſchen Händel ziehen laſſen, worauf es mit dem Skandinavismus doch nur abgeſehen war? Sie verfolgten lieber ihre „ſelbſtſüchtigen“ Zwecke, wie ihre armſeligen Neider und Gegner ſagen, d. h. ſie öffneten ſich alle nur irgend zugängliche Quellen des National-Wohlſtandes, organiſirten und vervollkommneten ihre Inſtitutionen, richteten ſich eine tüchtige Heerverfaſſung ein, erreichten mit einem halb ſo großen Marine-Budget als Schweden, in dieſer Richtung daſſelbe, wie jenes Land, und überflügelten

dieſes neuerdings in der freiwilligen Volksbewaffnung. Die Handelsflotte Norwegens iſt dem Tonnengehalte nach zweimal ſo groß, wie die Schwedens und dreimal ſo groß, wie die Dänemarks ohne Schleswig-Holſtein. Das ſind die Folgen der richtig benutzten Selbſtändigkeit, der wahren Neutralität und der freien Verbindung mit Schweden. Und dieſe Errungenſchaften ſollten die Norweger für ihre alten Unterdrücker opfern, oder auch nur in Frage ſtellen laſſen? Dazu gehört eben der ſtarke Glaube däniſcher Fanatiker, oder die geringſchätzige Anſicht der Dänen vom Verſtande und der Bildung der „unkultivirten“ Norweger.

Was die Schweden angeht, ſo hatte bei ihnen der Skandinavismus eher Ausſicht auf Boden, freilich durchaus nicht in däniſchem Sinne. Die Schweden ſind von Natur ein ſanguiniſches Volk, leicht erregbar und der Romantik zugeneigt. Wer gar nicht perſönlich mit ihnen in Berührung gekommen iſt, muß dies aus ihrer Geſchichte ſchon erſehen. Es bedürfte nur einer günſtigen Gelegenheit, und ſie gäben ihren Vorfahren unter Karl XII. nichts nach. So viel haben ſie ſich allerdings geändert, daß ſie nur eine günſtige, nicht die erſte die beſte Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Tapferkeit und Ruhmesliebe ergreifen würden. Der Skandinavismus erſchien daher manchem von ihnen eine ganz annehmbare Einleitung zur Wiederaufnahme der ruhmreichen Vergangenheit; zumal ihnen die Dänen plauſibel zu machen ſuchten, daß ſie ſich ihnen mit Haut und Haar, mit Seeland, Fühnen und Jütland übergeben wollten, wenn ſie ihnen nur thätlich hälfen, den verhaßten „Tydskere“ Schleswig-Holſtein oder vielmehr Schleswig zu entreißen. Nun iſt es aber einmal ſo, daß nicht Alles ſo heiß gegeſſen wird, wie man es aufträgt, und ſo kam es auch 1848 nicht zu einer thatſächlichen Kolliſion zwiſchen Deutſchen und Schweden; die Schweden hatten vielmehr hinlänglich Zeit, ſich abzukühlen, was ihnen durch die Berührung mit den „feinen“ Dänen um ſo leichter wurde. Wenn aber ein Sanguiniker Zeit zur Abkühlung und zum Nachdenken erhält, dann bekommt er gemeiniglich andere Anſichten. So war es auch mit den Schweden und mit ihrer erſten Anſicht vom Skandinavismus.

In Dänemark hingegen gab man ſich fortdauernd die erfolgreichſte Mühe, das Phantom im Lande zur fixen Idee weiter zu entwickeln; man vergaß dabei Schweden und Norwegen nicht. Ueber den Erfolg im letzteren Lande brauche ich hier nichts mehr zu ſagen, an anderer Stelle werde ich aber einige Aeußerungen norwegiſcher Blätter wiedergeben. In Schweden erreichte man ein Reſultat, doch aber nicht das gewünſchte. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, ich halte dem Skandinavismus eine Grabrede, deshalb müſſen Sie ſchon geſtatten, daß ich mich ausführlich ausſpreche.

Zehn Jahre däniſcher Agitation, bei der ein und daſſelbe Thema fortwährend und immer wieder durchgeknetet ward, konnten nicht umhin, die Schweden über die däniſchen Hintergedanken und über die eigene Wichtigkeit aufzuklären. Man weiß hier jetzt ganz gut, wozu man von den Dänen verwendet werden ſollte, man weiß aber ebenſo gut, daß es ſich um das Antreten einer Erbſchaft handelt. Dänemark iſt, wie Faedrelandet ſelbſt einmal verzweifelt ausrief, zwar nicht der kranke Mann, aber doch die „kranke Frau“ (den syge Kone). Es handelt ſich nur darum, ob man die Erbſchaft im Ganzen oder getheilt antritt. Deutſchland iſt der Mitbewerber. — Man ſpricht nicht Alles aus, was man denkt; man druckt nicht Alles, was man ſpricht. Dasjenige aber, was ich geleſen habe, genügt in Verbindung mit dem Gehörten, mich von der Richtigkeit meiner obigen Anſicht überzeugt zu halten, und werden die weiterhin angeführten ſchwediſchen Artikel auch wohl hinreichend ſein, die Leſer Ihres geſchätzten Blattes meiner Anſicht zuzuwenden.

Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, das iſt ein alter Grundſatz, den ſelbſt ein Romantiker ſchließlich annimmt, beſonders wenn ihm der nachbarliche „Bruder“ Däne darin mit ſo gutem Beiſpiel vorangeht. Ebenſo alt iſt der Grundſatz, Alles hat ſeine Zeit, alſo auch jede Täuſchung, ſei dieſelbe eine wiſſentliche oder unwiſſentliche. Was Schweden noch mit Rußland abzumachen hat, weiß wohl Jeder, und wird es ebenſo bekannt ſein, daß Schweden und Ruſſen noch auf lange Zeit hinaus Todfeinde ſein werden und ſein können. Mit den Polen verhält es ſich nicht ſo ſchlimm, doch ſind auch die polniſchen Erinnerungen nicht die freundſchaftlichſten; in jedem Falle aber ſind die Schweden ebenſo natürliche Gegner der Oſt- und Nord-Slaven, als dies die Deutſchen ſind. Welchen Eindruck mußte daher der letzt ausgeſpielte Trumpf des niederdäniſchen Skandinavismus machen, der darin beſtand, daß Ploug und Konſorten eine Allianz mit den „edlen“ Slavenſtämmen, den natürlichen Mit-Feinden Deutſchlands vorſchlugen, bei Univerſitäts-Feſten ein Lebehoch auf die „edlen“ Polen und das eben ſo „edle“ Rußland ausbrachten, „welches ſich vom deutſchen Joche frei gehalten hatte!“ In Schweden-Norwegen wies man dieſe Allianz mit Entrüſtung entſchieden ab; in Dänemark nahm man ſie jubelnd auf und ſetzte ſich vorläufig ſofort mit den Polen in Verbindung, wofür ich Ihnen einen gedruckten Beleg aus dem Dziennik Poznanski bringen werde.

Zu dieſem rückſichtsloſen Bündniß mit Schwedens natürlichen Feinden kamen noch weitere Mißhelligkeiten und Auseinanderſetzungen, welche die Polemik Faedrelandets mit hieſigen Blättern verurſachte, was aber Alles zur Aufklärung der däniſchen Anſichten beitrug. Vor allen Dingen wirkte indeſſen das Bewußtſein, daß der Norden jetzt an dem Wendepunkte ſeiner Geſchicke ſteht, darauf hin, daß die hieſigen Organe, eines nach dem andern, ihren Leſern den Skandinavismus detaillirten, und dadurch deſſen Ungereimtheit für Schweden nachwieſen.

Die Erweckung des Bewußtſeins, daß der Norden am Scheidewege ſtehe, verdankt man hauptſächlich der Königsreiſe und den Bekenntniſſen Dänemarks. Däniſcherſeits räumt man nämlich ein, daß der gegenwärtige Zuſtand der Spannung mit Deutſchland nicht mehr zwei Jahre zu ertragen ſei. Weder die Finanzen, noch die ſonſtige Lage des Landes erlaubten dieſes. Was folgt nun daraus für Schweden? Ohne Parteinahme im Kampfe Dänemarks kann es nicht bleiben; ſoll es alſo für Dänemark, für das treuloſe Nachbarreich einen gefährlichen Krieg führen, oder ſoll es annectiren? Man kann das Ding beim rechten Namen nennen.

Meiner Meinung nach, wird man hier das „gute Theil“ erwählen und ſich zu letzerem entſchließen. Doch Irren iſt menſchlich, deshalb überlaſſe ich gern jedem Leſer Ihres geſchätzten Blattes, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden, weshalb ich die nachfolgenden Artikel aus den wichtigſten hieſigen Zeitungen an dieſer Stelle wiedergebe.

Die Göteborger Sjö-och Handelstidning ſchreibt unterm 17. October: „Die Behauptungen in ausländiſchen Blättern, welche eine politiſche Vereinigung zwiſchen Schweden, Norwegen und Dänemark in Ausſicht ſtellen, und dies durch die Reiſe des Königs von Schweden motiviren wollen, konnten nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der Länder zu erregen, welche dieſe Angelegenheit zunächſt und am meiſten berührt. Man hat durch das hier zu Tage gelegte Intereſſe eine gute Gelegenheit bekommen, ſich von dem großen Fortſchritt des politiſchen Begriffsvermögens zu überzeugen, der auch bei uns ſtattgehabt hat. Die Pläne, durch welche die Wohlfahrt unſeres Landes für unſichere Zukunfts-*Hoffnungen* auf's Spiel geſetzt wird, finden keinen Anklang mehr; denn jetzt *verlangt* man vor allen Dingen zuerſt, daß das Ziel klar ſei und Bürgſchaft vorhanden iſt, um das beſtimmt vorgeſetzte zu erreichen. Die Einheit Skandinaviens wird immer ein großer und lauterer Gedanke bleiben, für deſſen Verwirklichung diejenigen, welche ihn erfaßt haben, ſicherlich gern ein Opfer bringen würden. Aber man muß wiſſen, was damit gemeint iſt; man muß darüber im Reinen ſein, was unter Einheit Skandinaviens zu verſtehen ſei. Verſteht man darunter eine politiſche Verbindung der drei Völker, welche deren Regierungen in Stand ſetzt, die vereinte Kraft der drei Völker zu gemeinſamer Vertheidigung und gemeinſamer Entwickelung anzuwenden? Oder verſteht man darunter eine ſchlichte und rechte Gemeinſchaft, ſoweit ſie Regent und Regenten-Familie betrifft, während alles Andere ſo getrennt bleibt, wie vorher? Es zeigt ſich aber immer deutlicher, daß man in letzterm Falle in Schweden mit der ſogenannten ſkandinaviſchen Einheit nichts zu ſchaffen haben will, da eine ſolche in Wirklichkeit nichts als eine ſkandinaviſche Zerſplitterung ſein würde.“ — Jönköpingsbladet, ſagt in Erwiederung der Auslaſſungen des däniſchen Faedrelandet über dieſe Angelegenheit Folgendes: „Will Dänemark keine für Schweden gewinnbringende Verbindung, ſo hat letzteres ſpäterhin nicht nöthig, für dieſes als beſchützender Bruder aufzutreten und ſich möglicherweiſe dadurch um ſeinetwegen in Verwickelungen zu ſtürzen. Eine ſo wenig lohnende und koſtſpielige Ehre können wir entbehren. Daß ein treues und innerliches Bündniß der nordiſchen Reiche deren Selbſtändigkeit förderlich iſt, kann jeder einſehen; aber dieſes Bündniß kann keinen Beſtand haben, kann ſeinen Zweck nicht erfüllen, wenn nicht Schweden, ſowohl das größte als mächtigſte in demſelben, den erſten Platz erhält. Dadurch können ſich die beiden kleineren Brüder nicht als benachtheiligt anſehen.“

Der Östergötlandske Correspondent ſchließt ſich dem mit folgenden Bemerkungen an: „Wir haben aus den Uneinigkeiten mit Norwegen geſehen, wie eine Vereinigung die Urſache der Auflöſung und Schwächung werden kann, wenn ſie ſich nicht auf feſte Grundlagen ſtützt. Deshalb muß man dieſe zuerſt erproben, ehe man an eine Vereinigung denken kann. Uns ſcheint es das Beſte, Schweden bleibt iſolirt und läßt Dänemark und Norwegen, wenn ſie nicht ein wirkliches Ganzes mit uns werden wollen, ihre Wege gehen, wohin ſie Luſt haben!“

Faedrelandet, welches mit jedem Winde zu ſegeln verſteht, redete

Digitized by Google

kürzlich den deutſchen Einheits-Beſtrebungen das Wort, weil, wenn dieſe erfolgreich, auch Skandinavien um ſeiner ſelbſt willen zur Einheit gezwungen werden würde. Der Östergötlandske Corresp. nimmt in einer ſeiner letzten Nummern von dem betreffenden Artikel Notiz und äußert über die Anſichten Faedrelandets ſoweit ſie die ſkandinaviſche Frage betreffen u. A.: „Faedrelandet meint, daß ein feſtes Bündniß mit Schweden das wichtigſte Ziel der däniſchen Politik ausmachen müſſe. Aber ſollen wir unſere friedliche Stellung aufopfern und uns in all die unendlichen Schwierigkeiten ſtürzen, welche Dänemark von Deutſchland drohen? Welchen Grund hätten wir zu einem ſolchen Bündniß? Wäre es nicht Dänemarks Aufgabe, ſich zuerſt und vor allen Dingen von all den deutſchen Verbindungen loszumachen, aus denen all die Konflikte entſpringen, welche ſeine Zukunft bedrohen? Faedrelandet ſpricht von „gemeinſamen Intereſſen" zwiſchen Dänemark und Schweden. Worin beſtehen dieſe? Die däniſchen Intereſſen würden ſicherlich dahin kommen, unſere eigenen ganz und gar in Anſpruch zu nehmen und uns von uns ſelbſt wegziehen; und fänden ſich wirklich einmal ſchwediſche Intereſſen, dann würde man uns mit demſelben Vorurtheil und Neid betrachten, wie jetzt Norwegen gegen uns an den Tag legt. — — — Ganz ſicher iſt es, daß uns ein Bündniß oder eine Union mit Dänemark in unberechenbare Verlegenheiten ſtürzen würde, ohne uns dafür entſprechenden Gewinn oder Vortheil zu bieten, und wahrſcheinlich würden die Folgen noch außerdem ſein, daß Dänemark, als gleichberechtigter Theil im Staatsbündniß mit Schweden und Norwegen, immer im Vereine mit Norwegen, Schweden überſtimmen würde. Anſtatt uns zu ſtärken, würde eine ſolche Vereinigung für uns die Quelle der Schwächung werden!"

Das Stockholmer Dagligt Allehanda ſprach ſich in ähnlichem Sinn aus und forderte Aftonbladet mehrere Male ſehr dringend auf, doch auch endlich einmal mit ſeinem Programm des Skandinavismus hervorzutreten, ſtatt überall ſeine eiderdäniſche Weisheit ungefragt leuchten zu laſſen. Aftonbladet hat darauf vor einigen Wochen erwiedert, daß es dieſem Wunſche nachkommen werde, obſchon es ſich widerſtrebend das Vergnügen verſagt, Dagl. Allehanda noch durch einige Monate Warten zur Verzweiflung und zur Ausführung ſeiner Drohung zu bringen, „daß es nicht gewillt iſt, noch länger Monate lang zu warten!" Das ſchlaue Organ des ſchwediſchen Eiderdänenthums giebt dann noch an, daß es abſichtlich ſo lange geſchwiegen habe, um erſt einen klaren Ausſpruch der Göteborger Sjö-och Handelstidning, ſowie Dagligt Allehanda's abzuwarten. Es iſt denn auch wirklich mit einem ſehr langen Artikel hervorgetreten, der nur der Anfang einer ganzen Reihenfolge ſein wird, auf deſſen Fortſetzung ich aber vergeblich mehrere Nummern hindurch gewartet habe, ſo daß mir nur übrig bleibt, Ihnen aus den zwei erſten Artikeln die Hauptſache mitzutheilen.

Aftonbladet ſagt alſo, daß Dänemark zwar noch ein oder zwei Jahre durch Ausflüchte und Konceſſionen, die es mit einer Hand giebt und mit der andern zurückzieht, die Entſcheidung hinziehen kann. Es vergleicht ſehr richtig und zu jedes Deutſchen Freude (was es wahrſcheinlich damit nicht bewirken wollte!) Dänemark mit einem eingeſperrten Gefangenen — wollen ſagen Verbrecher — der das Verhör durch allerlei Lügen in die Länge zieht um das Entſchlüpfen möglich zu machen (oder dem Tode zu entgehen?); Dänemark hat aber nur zwei Alternativen, es ſteht vor einem beſtimmten Entweder — Oder! — Entweder muß es ſich ganz und gar dem deutſchen Staaten-Bunde anſchließen, oder es muß eine Vereinigung mit den andern beiden ſkandinaviſchen Reichen eingehen! — Die Möglichkeit eines Offenſiv- und Defenſiv-Bündniſſes zwiſchen Dänemark und Schweden-Norwegen beſtreitet es. Nun führt es die vielen Vortheile aus, welche Dänemark aus einer Vereinigung mit Deutſchland ziehen könnte, aber auch den entſetzlichen Nachtheil — nämlich Verluſt ſeiner Nationalität. Auch für Schweden-Norwegen wäre eine ſolche Vereinigung zu gefährlich, denn die Nachbarſchaft der Deutſchen, der „eroberungsſüchtigſten" Nation, könne für das übrige Skandinavien nur verderblich werden. Es bleibt alſo nur übrig, wenn Dänemark einer Vereinigung mit „Haſſenpflugs und Kuno v. Hahn-Hahns großem Vaterlande" entgehen will, ſich an Skandinavien zu ſchließen. Dies könne nun in verſchiedener Weiſe geſchehen, in bloßer dynaſtiſcher Union, oder in Bildung eines geſammtſtaatlich organiſirten Bundesſtaates, oder eines Staatenbundes mit vollſtändiger beſonderer Autonomie der drei Reiche im Innern.

Was nun eine dynaſtiſche Union beträfe, ſo hätte es die wenigſten Schwierigkeiten, dieſelbe zu bewerkſtelligen, denn den Großmächten ſchiene das däniſche Erbfolgegeſetz nicht mehr zweckentſprechend; ſie würden alſo gegen eine Aenderung deſſelben nichts einwenden. Das däniſche Volk leidet nicht an Legitimitäts-Prinzipien, wer ihm die meiſten Freiheiten bringt, iſt ihm der liebſte Herrſcher. — Eine bloße dynaſtiſche Union iſt aber zur Vereinigung nicht hinreichend, da die Geſchichte Beiſpiele genug hat, daß durch eine ſolche die betreffenden Völker ſich erſt recht entfremdet und zur gegenſeitigen Unterdrückung ausgebeutet wurden. Nach Aftonbladet's kluger Anſicht ſoll daher die Perſonal-Union eine Vereinigung und ein geſetzlich geordnetes Zuſammenwirken der Völker zum Schutze der gegenſeitigen Freiheit und nationalen Selbſtändigkeit in ſich ſchließen. Aber ſoll man zugleich mit der Perſonal-Union einen Bundesſtaat organiſiren, der als ein Geſammtſtaat gemeinſame Leitung und Geſetzgebung hat, zu der ſich die Verwaltung und Geſetzgebung der einzelnen Reiche wie Provinzial-Verwaltungen und Provinzial-Landtage verhalten?

„Man hat auch die Anſicht ausgeſprochen, daß eine Stärke und Glück verleihende Vereinigung durch ein vollſtändiges Aneinanderſchließen der drei nordiſchen Reiche, nach dem Beiſpiel Italiens, bewirkt werden könne. Doch iſt dieſe Anſicht grundfalſch, denn Italien hat nur eine Nationalität und zwar die italiäniſche. Nur die dortigen Städte-Bevölkerungen haben ein politiſches Urtheil und ſie alle ſprechen italiäniſch; ihr Lokal-Patriotismus iſt munizipaler Natur und reicht nicht über die Vaterſtadt hinaus. Nur Sardinien hat eine Geſchichte, an welche ſich ein Nationalgefühl knüpfen läßt; der Anſchluß Italiens an Sardinien iſt daher ein Anſchluß an die nationale Selbſtändigkeit und conſtitutionelle Freiheit. Eine Zuſammenſchmelzung von Ländern, wie mit England und Schottland 1707 ſtatt hatte, würde heute ſchwer glücken. Bei der 1815 vorgenommenen Bildung eines Geſammtſtaates der Niederlande glückte ſi nicht; Belgien und Holland riſſen ſich von einander los, um jetzt, getrennt, für einander nationale Sympathien zu hegen.

„Was die drei ſkandinaviſchen Völker betrifft, ſo bilden dieſelben, wie nahe ſie auch mit einander verwandt ſind, doch drei beſtimmt ausgeprägte Nationalitäten. Sie haben ihre beſondere Sprache, beſondere geſchichtliche Entwickelung, beſondere Geſetze, Inſtitutionen, Sitten und Verhältniſſe, welche nicht plötzlich aufgegeben oder verſchmolzen werden können, ohne etwas Unnatürliches und deshalb Unleidliches zu erzeugen. Wir unſerntheils bekennen aufrichtig, daß unſere ſchwediſche Nationalität uns ſo lieb und theuer iſt, daß wir mit allen Kräften und bis zum letzten Blutstropfen gegen jeden Verſuch kämpfen würden, welcher deren Verſchwinden und Amalgamiren mit der däniſchen und norwegiſchen zu einem wunderlichen Miſchmaſch oktroyiren wollte, welchen man zu Rang, Ehre und Würde einer ſkandinaviſchen Nationalität zu erheben gedächte! (Aftonbladet ſagt dieſes wörtlich ſo!) Es iſt leicht möglich und glaublich, daß einſt in der Zukunft eine nationale Einheit und daraus ein vollſtändiges Aneinanderſchließen der drei Völker erreicht wird, doch dies muß ſich nach und nach und natürlich entwickeln und zwar durch freiwilliges, bewußtes Hand in Hand Arbeiten und Annäherung in politiſcher, ſozialer, literariſcher und jeder andern Hinſicht, und die Vereinigung, welche man jetzt eingehen kann und muß, ſoll eine ſein, die in jeder Weiſe ein Zuſammenwirken ſchützt, befördert und erleichtert, ſtatt eine neue Spaltung und Trennung, wie nach der Kalmarer Union, hervorzurufen. Der, welcher von ſchwediſcher Seite für einen vollſtändigen Anſchluß, für allſeitige Erweiterung des Indigenatsrechts eifert, ſo daß Norweger in Schweden, und Schweden in Dänemark Aemter bekleiden können, beachtet ſicherlich ſehr wenig, daß Geſetze und Inſtitutionen ihre Wurzel im Volksbewußtſein haben müſſen, und daß es zu nichts nützt, einen Zuſtand zu dekretiren, der im abſoluten Widerſpruch mit demſelben ſteht. Man weiß doch, welche Erbitterung es noch heutigen Tages z. B. im Stifte Linköping bei der Prieſterſchaft hervorruft, wenn der König bei Beſetzung von Paſtoraten, die zu den Regalien gehören, einige Mal auf Anrathen „Ausländer," z. B. Prieſter aus Westerås, in das Stift ſchickt. Man muß doch ein großer Sanguiniker und Mann der Abſtractionen ſein, um nur zu denken, daß ohne Weiteres ein Geſetz erlaſſen werden könnte, nach welchem Dänen und Norweger Prieſter- und Richterſtellen im ganzen Lande bekleiden könnten. Den gleichen Widerſpruch mit dem Volksbewußtſein würde ohne Zweifel das umgekehrte Verhältniß in Norwegen und Dänemark hervorrufen.

„Nein, wenn eine Vereinigung der drei Völker einige Möglichkeit und einige Zukunft für ſich haben und zur näheren Verbindung derſelben führen ſoll, ſo muß ſie die beſtehenden Volkseigenthümlichkeiten reſpektiren und ſich auf das Volksbewußtſein ſtützen, daß auf der Vereinigung die Selbſtändigkeit und nationale Entwickelung beruht. Dies erreicht man aber nicht durch einen Geſammtſtaat, der die beſonderen Nationalitäten nivelliren würde, wohl aber durch einen Staatenbund (vielleicht ſo einer, wie der deutſche Bund?), welcher jedem der drei Reiche ſeine volle, innere Freiheit und nationale Selbſtändigkeit läßt.

Digitized by Google

England.

Die engliſche National-Literatur unſerer Zeit.*

Ein ſo altes, tief in einer reichen Geſchichte wurzelndes und mit der Gegenwart über die ganze Erde verzweigtes Kulturvolk, wie das engliſche, giebt ſich auch in ſeinen literariſchen und künſtleriſchen Manifeſtationen einen entſprechend reichhaltigen Ausdruck. Dieſer wird noch bedingt und individualiſirt durch eine Menge Eigenthümlichkeiten, die ſich aus einer großen Mannigfaltigkeit von lokalen und ſozialen Geſtaltungen zuſammenſetzen. Das engliſche Volk iſt, trotz der reichſten, lebendigſten Verkettung mit aller Welt, inſulirt und ſo auch iſolirt. Das umgebende, nach allen Richtungen verbindende Meer, ſchließt auch ab und zwar gerade das nationale Eigenſte, das nicht Gegenſtand des Handels und der Induſtrie, des Austauſches werden kann und ohnehin mit einem gewiſſen, nicht unberechtigten Stolze der Ueberlegenheit, des Vorzuges vor andern Völkern liebend feſtgehalten und gepflegt wird. England fühlt ſich längſt frei von alten, überwundenen, abgemachten Kämpfen und Principien-Fragen, die das übrige Europa noch beunruhigen. Und was nicht principiell durchgekämpft und überwunden ward, iſt durch allerhand „Kompromiſſe" in Politik und Geſellſchaft abgefunden, durch nie gegebene, aber drakoniſche Geſetze der Etikette, des Conventionalismus, ausgeprägter, unverbrüchlicher Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche in feſte, bequeme Formen gegoſſen.

Dies giebt eine gewiſſe, vornehme Behaglichkeit, die „ſanfte" Ruhe des Gentleman, ein lächelndes, ironiſches Spiel mit reichen, aus zwei großen Kulturſprachen zuſammengegoſſenen Wort- und Anſchauungs-Formen.

Dies durchfurcht überhaupt alle literariſche Production mit einer Art von ſchöngeiſtiger Diction, die auch in den gewöhnlichſten, tagtäglich ſchockweiſe fabricirten Leitartikeln, in Parlaments-Reden, in wiſſenſchaftlichen Abhandlungen und Büchern nicht vernachläſſigt wird und ſo der ganzen Literatur den Reichthum und Luxus poetiſcher, euphemiſtiſcher Reize zu Gute kommen läßt. Selbſt wiſſenſchaftliche Schöpfer und Forſcher, wie Darwin und Buckle, die im Jahre 1860 die Welt durch die Reſultate ihrer Unterſuchungen überraſchten, verdanken einen Theil ihres Erfolgs ſchöner, der Poeſie verwandter Diction und Darſtellung. Und ſieben Achtel der ungeheuern Gewalt, welche die Geſchichtsbände Macaulay's auf In- und Ausland ausübten, ſind der beſtechend-äſthetiſchen, euphemiſtiſchen Darſtellungskunſt zuzuſchreiben. Die ganze, luxuriöſe engliſche Tages-, Wochen- und Monats-Literatur treibt auf dieſe Weiſe ſchöngeiſtigen Luxus. Man iſt alt, reich, vornehm geworden und nimmt nicht gern neue Lehren und Wahrheiten an. Auch iſt ja Alles, was man ſagen könnte, ſchon längſt und oft genug geſagt worden. Daher kommt's immer hauptſächlich auf das Wie?, auf die Form an. Man lieſt gern und viel in Zeitungen und Zeitſchriften, in deren täglich erſcheinende neue Exemplare man vielleicht beinahe die ganze Erde friſch einwickeln könnte, wie ein Butterbrot in Makulatur; man ſchafft ſich auch gern immer wieder neue, hübſch gebundene, gut ausgeſtattete Bücher für den runden Tiſch im parlour, zum „instructiven Amuſement" („amusing and instructive" — Stoff in ſchöner Form — das iſt das Ideal und der Charakter faſt jedes neu bedruckten Blattes) des guten Tones, der Mode wegen an. Leſen, amuſantes Leſen iſt kein beſonderer Luxus mehr, ſondern tägliches Bedürfniß für's Haus, wie Eier und geröſtetes Brod zum Frühſtücks-Thee.

Dieſe maſſenhafte tägliche Production und Conſumtion poetiſchen, ſchöngeiſtigen Talents wirkt nun auch ganz weſentlich auf die Erzeugniſſe, die als eigentliche National-Literatur gelten. Das vornehme, bequeme Alter der engliſchen Literatur hat theils keine Schöpferkraft, theils keinen Geſchmack mehr für ſolche Formen der Poeſie, die nur der ſtrebſamen, in Idealen und Illuſionen glücklichen Jugend eigen ſind und zuſagen. So giebt es Lyrik, Epos, poetiſche Didaktik nur noch in ſpärlichen, ſporadiſchen Erzeugniſſen oder in Kunſtformen. Auch die dramatiſche Poeſie gedeiht nicht mehr, da die lächelnd von ihren Errungenſchaften und geſicherten Reichthümern bequem und comfortabel lebende Nation nichts mehr von großen, hiſtoriſchen, principiellen Conflicten weiß und wiſſen will, und der Welthandel, die für Baumwollen-Induſtrie thätigen Kriegsſchiffe keine Stoffe und Hippokrenen für poetiſche Dramen und Tragödien liefern. Dem größten Dichter Englands iſt es nicht gelungen, einem Opium-, Kaffern-, oder Krim-Kriege nur einen erträglichen lyriſchen Erguß abzuzwingen.

So bleibt nur noch der Roman als die herrſchende Form der ſchönen Literatur übrig. Und hier begegnen wir einer Fülle und Mannigfaltigkeit der Production und Fabrication, die in der Welt ganz einzig daſteht und kaum zu erklären ſein würde, wenn wir nicht wüßten, daß England das romantiſchſte Land der Erde iſt und die ungeheuere Nachfrage nach Romanen ein entſprechendes Angebot erzeugte und erhielte.

Ausgeprägte Stände und geſellſchaftliche Schichten über einem kunterbunten Gemiſch ſich frei bewegender Menſchenmaſſen aus allen engliſchen Ständen von jeder Form und Farbe des Auslandes, mit viel Damen-Vorliebe für Ausländer, maſſenhafter Reichthum und Luxus, maſſenhafte Noth und Verwahrloſung, ſtarke Leidenſchaften aus Entbehrung, noch ſtärkere aus ſtarken Speiſen und Getränken, viel Geld, viel Langeweile, viel Verführung aus Uebermuth oder aus Mangel, aus Ueberdruß an langweiligen Formen der „guten Geſellſchaft" und an den Sirenen-Reizen „ſchlechter," Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Polizeiloſigkeit in allen nicht kriminaliſtiſchen Dingen, dichtgedrängte, freie Lebensſtrömung mit vielen Untiefen, Felſenklippen, Loreley's und Loretten, unendliche Herausforderung und Reizung aller Leidenſchaften, ſtarke Concurrenz und Feindſeligkeit derſelben, trübe, feuchte Tage und hunderttauſendflammig ſtrahlende, luxusreiche Nächte, mit demſelben Strahle zuſammenbrechendes Elend und Schätze von Millionenwerth grell beleuchtend — das iſt Romantik und Romanſtoff einer wirklichen Welt, die Romanſchreiber eben nur zu copiren, zu excerpiren, zu verdichten brauchen, um die täglich auf's Neue hungrigen Spalten der Zeitſchriften und den Appetit von Millionen Leſern zu füllen.

Der Roman iſt die Macht der Wochen- und Monatsſchriften, der Journale und Magazine; Romane ſind das aeſthetiſche Futter aller Schichten der Bevölkerung, die leſen kann.

Alle dieſe angedeuteten Verhältniſſe machen ſich in der engliſchen Roman-Literatur geltend und wirken auf deren Menge, Manier und Muſe. — Die Lebensformen ſind ziemlich feſt, conventionell ausgemünzt, daher oft langweilig und unromantiſch. So wird mit ihnen leicht gebrochen und in mehr oder weniger verſchleierten „freieren" Verhältniſſen Erſatz dafür geſucht. Das giebt eine Art ſtillſchweigend geduldete höhere Lüderlichkeit in der hohen und guten Geſellſchaft, Romatik, Romanſtoff. Derſelbe quillt noch reichlicher aus den entgegengeſetzten Schichten des Lebens, aus täglichen Polizei-, Gerichts- und Eheſcheidungs-Verhandlungen. Dadurch wird oft das Unwahrſcheinlichſte wahr und wirklich, und das ſtark leſende Publikum durch ſolche ſtarke Koſt verwöhnt, durch den bellettriſtiſchen Geiſt aller Literatur in ſeinen Anſprüchen geſteigert, außerdem abgeſtumpft durch eine unabſehbare Maſſe ſchon vorhandener Romane, die alle möglichen Verwickelungen, Scenen und Handlungen ſchon erſchöpft, die beſten ſchon ſchablonenartig wiederholt und abgedroſchen haben, dieſes Publikum iſt nur noch durch Vereinigung der höchſten Vorzüge für ſeinen ſo ge- oder verbildeten Geſchmack hinzureißen und zu feſſeln.

Zudem gilt es, bei der immer mehr überhand nehmenden, durch hohen Gewinn verführeriſchen Mode, Romane erſt in Zeitſchriften und Magazinen, in Wochen- und Monatsſtücken zu ſchreiben und zu liefern, Handlung und Verwickelung für jeden ſolchen Stückſchluß oder Act ſo zuzuſpitzen und zu ſpannen, daß die Leſer mit Intereſſe auf jede folgende Nummer warten. Wie ſie durch ſolche oft Jahr und Tag fortgeſetzte Lieferungs-Romane gefeſſelt werden, zeigt die von der Times* charakteriſirte Thatſache, daß nach dem Schluſſe eines ſolchen Zug-Romanes oft 40 bis 50 Tauſend Exemplare weniger von dem betreffenden Journale abgeſetzt werden. Die Verleger wiſſen das und helfen ſich möglichſt dadurch, daß ſie mehrere Nummern vor dem Schluſſe des nicht ſelten illuſtrirten Haupt-Romans dieſen auf die zweite oder dritte Stelle zurückſchieben und einen neuen, noch ſpannender angelegten vorn einlegen. Andere, die den Schluß eines ziehenden „Werkes der Phantaſie" gern recht lange wirken laſſen wollen, geben dem für hohen Lohn arbeitenden Lieferanten Befehl, es wo möglich noch um ſo und ſo viel Wochen und Monate auszuſpinnen. Dies iſt in der Regel nicht anders möglich, als durch gewaltſame Einflickung abenteuerlichſter Neben-Verwickelungen, die bei den Haaren herangezogen abfallen, ſobald eben die gewaltſame Feſſelung aufhört. Alle dieſe Einwirkungen von Außen machen ſich mehr oder weniger auf Koſten des poetiſchen Werthes, der Schönheit, der künſtleriſchen Compoſition und Abrundung geltend. Aber praktiſch ſchlechter, langweilig dürfen die Romane dadurch nicht werden. Im Gegentheil, die engliſche Roman-Literatur iſt juſt dadurch die dramatiſchſte, handlungs- und verwickelungsreichſte, die größte Virtuoſität aller modernen

* Einleitung dazu aus dem „Jahrbuche für engliſche und romaniſche Literatur," das an Brockhaus in Leipzig übergeht. Von dem Verfaſſer mitgetheilt.

* Vom 9. November 1861.

Digitized by Google

Belletriſtik geworden. Sie übertrifft noch die größten Exceſſe der Eugene Sue'ſchen Muſe in Frankreich, auch im Guten, da dem engliſchen Romanſchreiber in ſeiner anglo-ſächſiſchen Kultur und Anſchauungsweiſe für das Gräßlichſte, Unnatürlichſte, ja Unmögliche immer noch verſöhnende Elemente des Gemüthes, der lächelnden Ironie, wirklicher Komik und äſthetiſch befreienden Humors zu Gebote ſtehen, die dem franzöſiſchen esprit nicht zugänglich ſind. H. B.

Deutſch-Slaviſche Länder.

Die politiſch-kirchlichen Umtriebe unter den Slaven.

Der Ausfall der Abgeordneten-Wahlen im Großherzogthum Poſen, wo ein großer Theil derjenigen deutſchen Wähler, die ſich zur katholiſchen Kirche bekennen, für polniſche Abgeordnete, und zwar für ſolche Männer geſtimmt hat, welche im preußiſchen Abgeordneten-Hauſe entſchieden gegen die preußiſche Herrſchaft, wie gegen die deutſche Kultur, ſich auflehnen, hat auch in Preußen neuerdings die Aufmerkſamkeit auf die kirchlich-politiſchen Umtriebe unter den Slaven gelenkt. In einem kurz vor den Wahlen erſchienenen erzbiſchöflichen Hirtenbriefe waren die Gläubigen aufgefordert worden, nur ſolchen, und zwar polniſchen Männern ihre Stimmen zu geben, welche die katholiſche Kirche vor den ihr drohenden Gefahren zu ſchützen bereit ſind. Welches ſind die Gefahren, die der katholiſchen Kirche in Preußen drohen, und vor denen ſie durch polniſche Abgeordnete im preußiſchen Landtage geſchützt werden ſoll? Die einzige Gefahr, die hier der religiöſen Ueberzeugung und dem ſittlichen Bewußtſein droht, ſcheint die zu ſein, daß Abgeordnete aus dem Großherzogthum Poſen, welche dem König und der Verfaſſung in Preußen Treue geſchworen, in Widerſpruch mit dieſem Eide darauf antragen, daß das polniſche Reich in den Gränzen von 1772 wieder hergeſtellt werde. Dem deutſchen Recht und der deutſchen Kultur im Großherzogthum Poſen wird *allerdings* keine Gefahr daraus erwachſen, daß einige polniſche Abgeordnete mehr als früher, im preußiſchen Abgeordneten-Hauſe ſich befinden; wohl aber iſt die Zweideutigkeit der politiſchen Stellung, welche dieſe Abgeordneten einnehmen, eine mehr und mehr wachſende Verletzung des ſittlichen, politiſchen Bewußtſeins der preußiſchen Bevölkerung.

In Oeſterreich macht man in dieſer Beziehung ganz ähnliche Erfahrungen wie in Preußen. Dort ſchreibt man die Agitation unter den Slaven hauptſächlich den in neuerer Zeit entſtandenen, zahlreichen kirchlichen Vereinen oder Brüderſchaften zu. Unter den Čechen in Böhmen und Mähren ſind es namentlich folgende kirchliche Vereine, die in neueſter Zeit eine außerordentliche politiſche Bedeutung gewonnen haben: „Hereditas Nepomucena," „Cyrilli et Methudii," „Sancti Procopii," vom heiligen Clemens und vom heiligen Michael. Unter den ungariſchen Slaven iſt es hauptſächlich der unter dem Präſidium des Erzbiſchofs Lonovics und des Grafen Stephan Karolyi ſtehende „St. Ladislaus-Verein" der dort einen großen, leider beſonders gegen die Deutſchen gerichteten Einfluß übt.

Der oſtenſible Zweck des Vereins iſt ein dreifacher: 1) unter den im Orient lebenden Chriſten, beſonders magyariſcher Nationalität, Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten zu errichten und zu erhalten; 2) die größeren vaterländiſchen Unternehmungen, Fabrik- und andere Anſtalten zu unterſtützen; 3) zur Deckung der allgemeinen Bedürfniſſe der katholiſchen Kirche beizutragen. Von dem Präſidium ſind die Ordinariate angegangen worden, der ihnen unterſtehenden Pfarrgeiſtlichkeit mittelſt Rundſchreibens die Einführung und Ausbreitung des Vereins anzubefehlen. Unter den Mitteln, welche zur Erreichung des Zweckes den Pfarrern theils vorgeſchrieben, theils empfohlen ſind, werden folgende hervorgehoben:

Der Seelſorger ſoll in ſeiner Pfarre zur Bildung eines Filial-Vereins Verſammlungen veranſtalten und überhaupt perſönlich die Sache in die Hand nehmen. Er ſoll zwar zunächſt und vorzüglich diejenigen für den Verein zu gewinnen ſuchen, welche ſich durch Religionseifer auszeichnen; allein unter übrigens gleichen Umſtänden ſoll er auf die bürgerliche Stellung und den „politiſchen Einfluß" der Einzuladenden Rückſicht nehmen. Die Wahl des Vereins-Ausſchuſſes iſt ſo einzurichten, daß in demſelben für jede einzelne Gaſſe des Dorfes u. ſ. w. jedenfalls ein Vorſteher fungire. Der Monatsbeitrag iſt nur 6 Kr.; die Beitragenden ſollen womöglich für Lebenszeit verpflichtet werden. Die Eintretenden haben ihre Namen auf Subſcriptions-Bogen zu unterzeichnen, welche den Pfarrern von den Ordinariaten zugeſandt werden; ſie ſind verpflichtet, im Bereich der Gemeinde neue Mitglieder zu ſammeln, zu welchem Ende die Subſcriptions-Bogen im ganzen Sprengel in Circulation zu ſetzen ſind. In jeder Gemeinde ſollen die Vereinsglieder neben dem Pfarrer einen weltlichen Vorſtand, zur Protokolls- und Korreſpondenz-Führung einen Notar, zur Verwaltung und Abführung der Beiträge an den Erzprieſter einen Kaſſirer wählen. Als beſonders zweckmäßig wird es bezeichnet, die Mitglieder aufzufordern, daß ſie bei Gelegenheit der ſogenannten Familienfeſte, als Namens-, Geburts- und Ehrentage, der Erinnerungsfeſte, zur Beicht- und Kommunionszeit, einen Kreuzer außer ihrer monatlichen Schuldigkeit erlegen. Für die Vereinsmitglieder ſind Andachts-Uebungen feſtzuſetzen, und iſt zu denſelben Jedermann ohne Unterſchied, ob Mitglied oder nicht, einzuladen; in den Städten, wo die Bevölkerung zahlreicher und gebildeter iſt, ſollen geiſtliche Studien und öffentliche Vorleſungen eingerichtet werden (in Peſt iſt das bereits der Fall).

Erzprieſter und Pfarrer ſollen den Vereinszweck überall durch ihre perſönliche Gegenwart befördern, und ſich durch die erſten Mißerfolge nicht abſchrecken laſſen, ja die Filial-Vereine konſtituiren, wenn ſich anfänglich auch nur drei oder vier melden; Ausdauer werde Proſelyten ſchaffen. Als paſſende Gelegenheiten zur Werbung von Mitgliedern und zur Einſammlung außerordentlicher Beiſteuern ſeien Wallfahrten und Miſſions-Predigten, auch die gewöhnlichen Sonn- und Feiertage zu benützen. Ueber das Gedeihen und die Cadres des Vereins, Namen der Ausſchüſſe und ſonſtige Details hat der Pfarrer einen Monat nach Conſtituirung an das Ordinariat, der pfarramtliche Ausſchuß vierteljährig an den Erzprieſter ausführlich zu berichten und das eingeſammelte Geld abzuliefern. Somit iſt Sorge dafür getragen, daß der nervus rerum gerendarum in die rechten Hände gelange. Das Central-Comité wird ſich durch die biſchöfliche Behörde mit den erzprieſterlichen und den Gemeinde-Comité's in's Einvernehmen ſetzen und in demſelben erhalten; Auslagen, welche den Filial-Comité's durch die Beſorgung der Vereinszwecke erwachſen, werden aus der biſchöflichen Kaſſe beſtritten.

Die Wiener „Preſſe," welcher wir die vorſtehenden Notizen über den St. Ladislaus-Verein verdanken, fügt denſelben noch hinzu: „Vielleicht iſt folgende Stelle aus dem Schreiben, mit welchem der Vereins-Vorſtand, Erzbiſchof und Septemvir Lonovics, die Aufforderung an die Ordinariate zur Organiſirung des Vereins begleitet hat, geeignet, Aufſchluß darüber zu geben, was unter den „Bedürfniſſen der katholiſchen Kirche" verſtanden werde. Es heißt daſelbſt:

„Meine Beſorgniſſe in Betreff der Zukunft der Kirche ſind ernſter und betrübender Art. Möglicherweiſe ſind wir nahe der Zeit, wo die ungariſche katholiſche Kirche einen Kampf auf Tod und Leben und die Unterſtützung ihrer ſämmtlichen Gläubigen nöthig haben wird, damit ſie auch nur die Trümmer ihres ehemaligen Glanzes rette. Wir wollen uns daher vorbereiten auf den Kampf, und wahrlich, wir können dies nicht würdiger und vernünftiger thun, als wenn wir ſchon jetzt mit unſeren Gläubigen in jenen engeren Bund treten, deſſen bloße Exiſtenz unſere Gegner einſchüchtern und von dem Angriff auf uns, wenn ſie ſolchen Angriff ſich vorgenommen haben ſollten, abſchrecken würde. In unſeren Tagen iſt die Zahl jene Macht, vor der man Reſpekt hat, und ſogar die gerechte Sache, ja die ewige Wahrheit bedarf dieſer Macht."

Alſo der ungariſche Prälat ſpricht ganz ſo, wie es der poſener in ſeinem Hirtenbriefe gethan, von großen, der katholiſchen Kirche ſeines Landes drohenden Gefahren, und doch weiß außer ihnen Niemand etwas von dieſen Gefahren. Hoffentlich wird die ungariſch-ſlowakiſche Deputation, welche kürzlich beim Kaiſer Franz Joſeph in Wien war, über die Gleisnerei jener oberhirtlichen Politik, ſowie über das Strafbare aller politiſch-kirchlichen Umtriebe, belehrt worden ſein.

Mannigfaltiges.

— Prinz Albert, der Königin Gemahl. Er war der reinſte Ausdruck edler, deutſcher Fürſtlichkeit, unter den freien, egoiſtiſchen Engländern der freieſte Mann ohne allen Egoismus. Wir ſtimmen in den Wunſch der Berliner „Stern-Zeitung" ein. „Mögen Deutſchland und England, denen er beiden gleichmäßig angehörte, heute vereint über ſeinem Grabe trauern und in dieſer Trauer endlich die Wiederherſtellung des nationalen Einverſtändniſſes finden, deſſen willkürliche Störung ihm während ſeines letzten Lebensjahres eine der bitterſten Wunden ſchlug!"

— Das preußiſche Geſetz über die Zeitungsſteuer. Aus dem „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel" erſehen wir, daß der

Digitized by Google

Buchhändler-Verein in Leipzig an die ſächſiſche Regierung ſich gewandt hat, um durch deren Vermittelung bei der preußiſchen eine Aufhebung oder Milderung des Zeitungsſteuer-Geſetzes vom 29. Juni 1861, ſoweit es die nichtpreußiſche, deutſche Preſſe betrifft, zu erlangen. Nach der Anſicht von Rechtskundigen, ſoll dieſe Beſteuerung von Erzeugniſſen ſolcher Staaten, die dem Zollverein angehören, gegen die ausdrücklichen Beſtimmungen der Zollvereins-Verträge verſtoßen. Der Miniſter, Freiherr v. Beuſt, in Dresden, hat der Buchhändler-Deputation, die ſich in dieſer Sache an ihn gewandt, die erfreulichſten Zuſicherungen ertheilt. „Hierauf," ſo fügt das Börſenblatt hinzu, „vertrauen wir unbedingt, und Frhr. v. Beuſt wird in der That um den Buchhandel und ſeine Kultur-Miſſion ſich große Verdienſte erwerben, wenn es ſeinen Bemühungen gelingen ſollte, die hier behandelte, niederdrückende Maaßregel zu entfernen. Die ſächſiſche Preſſe wird es für eine ihrer erſten Pflichten halten, ihn darin, ſoweit ſie vermag, zu unterſtützen; ſie kann und darf nicht ruhen, bis das preußiſche Zeitungsſteuer-Geſetz, dieſer Schlagbaum für die deutſche Kultur, denſelben Weg gegangen, wie alle anderen Schlagbäume im Zollverein."

— Das „ſchwarze Kabinet" in Oeſterreich. Ueber dieſe Einrichtung der Spionirpolizei zur Eröffnung der Poſtbriefe — eine Einrichtung, die hoffentlich durch das vom Reichsrath angenommene Geſetz über das Briefgeheimniß für immer beſeitigt ſein wird — gehen der Wiener „Preſſe" aus zuverläſſiger Quelle folgende Nachrichten zu:

„Urſprünglich ſollte das Erbrechen der Briefe nur in jenen vereinzelten Fällen geſchehen, welche das Chiffre-Kabinet im Miniſterium des Aeußern nach eingeholter Genehmigung den betreffenden „Logiſten" bezeichnen ließ. Was ſind Logiſten? hören wir fragen. Es ſind untergeordnete Poſtbeamte, welche, unabhängig von ihren Vorgeſetzten, und ſogar ohne daß dieſe davon eine Ahnung haben, vom Miniſter des Aeußern bei den wichtigſten Poſtämtern für die Function des Erbrechens von verdächtigen Briefen eigens beſtellt werden. Sie legen in die Hände des Vorſtandes des Chiffre-Kabinets einen beſonderen Eid ab, und beziehen aus den geheimen Fonds einen außerordentlichen Gehalt. Der Ort, an welchem einer oder mehrere ſolche Beamte zu dieſem Erbrechungsgeſchäfte verwendet werden, heißt „Loge," und die ganze liebenswürdige Inſtitution, zu welcher das vormärzliche „Cabinet noir" in der Bach'ſchen Periode ausgebildet wurde, iſt dem franzöſiſchen Muſter nachgebildet. Zur Zeit Bach's ſtritten ſich die Miniſterien des Aeußern, des Innern und der Polizei lange Zeit um die Oberleitung dieſes intereſſanten Logendienſtes. Irren wir nicht, ſo ging das Polizei-Miniſterium ſchließlich ſiegreich aus dieſem edlen Wettſtreite hervor. In neuerer Zeit ſoll jedoch die „Loge" wieder zu den Attributionen des auswärtigen Amtes gehören. Aus leicht begreiflichen Gründen iſt die Wiener Loge die wichtigſte und mit der meiſten Arbeit überhäufte; aber auch die Logen von Verona und Venedig ſollen nicht wenig beſchäftigt ſein, und die Namen der Logiſten in den betreffenden logenbeglückten Kronländern ſind nur den Statthaltern und Polizei-Directoren bekannt. Die Aufgabe eines ſolchen Logiſten beſteht nun darin, an gewiſſe ihm bezeichnete Adreſſen gerichtete Briefe, oder die Briefe von gewiſſen Perſonen, ohne Rückſicht auf die Adreſſe, zu erbrechen, und die Briefe entweder zu kopiren, oder dem Statthalter im Original zu übergeben. Zum Erbrechen eines Briefes, ohne daß eine Spur dieſer Manipulation zurückbleibt, gehören nicht nur ganz beſondere Werkzeuge, ſondern vor allem eine kunſtfertige Hand. Die Operation darf nur in dem Poſtbureau ſelbſt vollzogen werden, und zwar ſo, daß die anderen Beamten davon nichts merken, daß die Zuſtellung des Briefes an den Adreſſaten keine Verzögerung erfährt, und daß dieſer die Spuren der Erbrechung nicht wahrnehmen kann. Will ein Statthalter vom Inhalte gewiſſer nicht vorgemerkter Briefe Kenntniß erlangen, ſo wendet er ſich mittelſt des Telegraphen an das Chiffren-Kabinet in Wien, und dieſes ertheilt dann, nach eingeholter höherer Bewilligung, die nöthige Vollmacht. Daß in der Praxis hiebei manche Willkürlichkeit vorfällt, daß ſchlecht erbrochene Briefe eher vernichtet, als mit dem Amtsſiegel wiederverſchloſſen den Adreſſaten zugeſtellt werden, wird bei der Beſchaffenheit des „Logenthums" Niemand Wunder nehmen. Es ſoll hiebei häufig vorkommen, daß mancher Poſt-Director, ja ſelbſt das Miniſterium, in deſſen Reſſort das Poſtweſen gehört, keine Ahnung von dem Begriffe und dem Weſen der Loge und den Beamten hat, welche der geheimnißvollen gouvernementalen Allwiſſenheit Opfer in Geſtalt erbrochener Briefe darbringen. Es ſoll ſogar vorgekommen ſein, daß Beamte dieſer Art wegen Briefunterſchleifs entlaſſen wurden, weil ſie, durch ihren beſonderen Eid gebunden, ſich nicht zu rechtfertigen vermochten. Sie ſind deshalb nicht brodlos geworden; die geheimen Fonds haben ſtets dafür geſorgt, daß dieſe Prieſter geheimſter Staatszwecke ihr Lebelang ein anſtändiges Auskommen hatten. Das bekannte Verbot z. B., die Briefe nicht mit Briefmarken zu verſiegeln, welche das Erbrechen ſo ſchwierig machen, dürfte daher nicht aus finanziellen, ſondern lediglich aus logiſtiſchen Gründen erlaſſen worden ſein."

— Bodenſtedt über ſlaviſche Volkspoeſie. Die Freunde des Volkslieds machen wir auf eine überaus anziehende Skizze über ſlaviſche Volkspoeſie aufmerkſam, die ſich in der von Friedrich Bodenſtedt herausgegebenen Sammlung von Vorleſungen: „Aus Oſt und Weſt"* findet. Er erkennt darin den Reichthum, die Schönheit und Innigkeit der ſlaviſchen Volkslieder an, und veranſchaulicht ihre Eigenthümlichkeit im großen Ganzen, wie bei den verſchiedenen Stämmen. Einen eigenthümlichen Reiz gewähren die ſlaviſchen Volkslieder in ihrer lyriſchen Gattung in der ſanften und zarten Weichheit der Gefühle und Stimmungen, die ihnen zum Grunde liegen, was auf einen vorwiegend weiblichen Zug im ſlaviſchen Volkscharakter hinweiſt. Aus dieſem vorwiegend weiblichen Zuge erklärt Bodenſtedt die ſonſt völlig räthſelhafte Erſcheinung, daß ein Volk von ſo bedeutender poetiſcher Anlage noch kein großes geſchloſſenes Kunſtwerk zu ſchaffen vermocht hat, obgleich alle Elemente dazu in ſeiner Volksdichtung vorhanden ſind. Beſonders gilt dies Letztere von der ſerbiſchen Volkspoeſie, aus deren Heldenliedern Homeriſche Klänge tönen, während die melancholiſchen Dumas der Ukraine wunderbar treue Bilder der Sitten, Kämpfe und Leiden des Volks geben, die polniſchen Geſänge glühende Vaterlandsliebe athmen, dagegen durch die lyriſchen Volkslieder aller ſlaviſchen Stämme eine naturfriſche Tiefe und Reinheit der Empfindung geht. Im Einzelnen ſpricht Bodenſtedt über die Volkslieder der Serben, der Montenegriner, der Slaven in Krain, und der Ukraine (Klein-Rußland), der Polen (die merkwürdiger Weiſe keine nennenswerthen Denkmäler epiſcher Volksdichtung beſitzen, wie die übrigen ſlaviſchen Stämme, die Ruſſen jedoch nur ein einziges), der Böhmen und Ruſſen, und er theilt auch einzelne davon mit. Mit Recht und eben ſo wahr als ſchön ſagt er am Schluſſe: „Durch ihre Lieder ſieht man den Völkern in's Herz und lernt das beſſere Theil in ihnen ſchätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geiſtiges Band ſie alle gleichmäßig umſchlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr ſolche Erkenntniß wächſt und ſich verbreitet, deſto mehr werden ſie einſehen lernen, daß ſie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu haſſen."

— Zur vergleichenden Moral. Der große griechiſche Tragiker Sophokles läßt ſeine Antigone in ihrer letzten Rede ſagen, daß ſie weder für ein Kind, noch für einen Gatten gethan haben würde, was ſie für ihren Bruder gethan. „Starb der Gatte mir, ſo konnt' ich ja einen anderen haben und einen Sohn von dem anderen Manne, wenn ich dieſen verlor. Seitdem aber der Hades meine Mutter und meinen Vater birgt, kann mir kein Bruder mehr ſproſſen." Bei Herodot (Buch 3 ſeiner Geſchichte, Cap. 119) ſagt eine Perſerin, die Gattin des Intaphernes, zu König Darius auf deſſen Frage, warum ſie, Mann und Kinder preisgebend, für das Leben ihres Bruders ſich verwendet habe: „O König! ich könnte einen anderen Gatten bekommen, wenn das Schickſal es wollte, und andere Kinder, wenn ich dieſe verlöre; da aber meine Eltern nicht mehr leben, ſo bekomm' ich in keinem Falle noch einen Bruder." Dies iſt wieder der obige Gedanke in ſchlichter Proſa. In einer chineſiſchen Pflichtenlehre (Ngan ſche teng, d. i. Lampe des finſteren Hauſes, Cap. 2) befindet ſich eine ganz analoge Maxime, jedoch nur zum Nachtheil des andern Geſchlechtes. Sie lautet: „Eine Gattin iſt wie ein Kleid, ein Bruder aber wie Hand und Fuß. Iſt ein Kleid zerriſſen, ſo kann es erſetzt werden; iſt aber Hand oder Fuß abgeſchnitten, ſo erſetzt ſie uns Niemand. Alſo iſt ein Bruder höher zu ſchätzen, als eine Gattin."

* Berlin, R. Decker. 1861.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn H. Pehl's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 2. Mittwoch, den 8. Januar 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Griechenland. Seite
Gervinus, Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt von Griechenland 13
Frankreich.
Proudhon's Theorie der Steuern 16
England.
Shakſpeare's Sonette, von Bodenſtedt 19
Japan.
Sitten und Gewohnheiten der Japaneſen 20
Ungarn.
Die ſlowakiſchen Forderungen 21
Dänemark.
Pröbchen der däniſch-polniſchen Verbindung 22
Deutſchland und das Ausland.
Berthold Auerbach in Skandinavien 23
Mannigfaltiges.
Aus dem Jahr 1819 . . . . „
Schiller's Korrektor in Frankreich . . . . „
Baron Ferdinand v. Eckſtein 24
Lacordaire . . . . „
Franzöſiſche Preßpolizei . . . . „
Eine Seele nach dem Tode . . . . „

Griechenland.

Gervinus, Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt von Griechenland.

Im fünften Bande ſeiner „Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen“* beginnt Gervinus die Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes und der Wiedergeburt Griechenlands, die er jedoch auch im nächſten Bande noch nicht wird zum Abſchluſſe bringen können. Aber, obgleich noch zur Zeit unvollendet, kommt doch ſelbſt dieſer erſte Band vielleicht um ſo ſicherer zur rechten Zeit, da es immer mehr den Anſchein gewinnt, als bereiteten ſich in der europäiſchen Türkei Ereigniſſe vor, welche möglicher Weiſe, nachdem die orientaliſche Frage ſeit dem Jahre 1453 die Politik des chriſtlichen Europa in Bewegung geſetzt und erhalten, dann durch verſchiedene Phaſen hindurchgegangen und einzelne thatſächliche Erfolge im Intereſſe der allein berechtigten Erben des türkiſchen Reichs, zuletzt am Entſcheidendſten und Einſchneidendſten durch die, wenn ſchon in jeder Hinſicht ungenügende und keinem Intereſſe wahrhaft entſprechende Errichtung des Königreichs Griechenland gewonnen hat, dieſe Frage ihrer Entſcheidung und alleingültigen Löſung näher zu führen berufen ſein könnten. Denn es muß vorzüglich hervorgehoben werden, daß Gervinus es ſich beſonders angelegen ſein läßt, aus dieſem allgemeinen Geſichtspunkte und von dem dadurch bedingten erhabeneren Standpunkte den griechiſchen Aufſtand theils zunächſt in ſeinem innerſten und innigſten Zuſammenhange mit den Grundſätzen des Chriſtenthums, den erhöhteren politiſchen Anforderungen und dem weltbürgerlichen Geiſte der Civiliſation, der Freiheit und Menſchlichkeit, theils aber auch zugleich nach der unmittelbaren nationalen Berechtigung zu betrachten und darzuſtellen, und ebenſowenig unterläßt er es, die Fehler und Sünden der Politik um ſo klarer und eindringlicher darzulegen, je weniger ſich dieſe Politik in Betreff der orientaliſchen und ſpeciell der griechiſchen Frage von jenen Grundſätzen und Forderungen, ſo wie von jenem Geiſte der Civiliſation, Freiheit und Menſchlichkeit hat zur Zeit leiten und beſtimmen laſſen.

Mit großem Geſchick und ohne alle Rückſichtelei ſetzt der Verfaſſer dies Alles aus einander und ſtellt diejenigen Momente in das rechte Licht, die allein dazu dienen können, den Aufſtand der Griechen in ſeiner rechtlichen Frage und in ſeiner thatſächlichen Entwicklung und Durchführung richtig zu beurtheilen. Er huldigt in dieſer Hinſicht in ſeinen individuellen Anſchauungen eben ſo einem verſtändigen, hiſtoriſch berechtigten Philhellenismus, als er ihn zugleich, nicht etwa in dunkeln und unklaren Gefühlen Einzelner, ſondern als eine bewegende Kraft in einzelnen Zeiten und Ereigniſſen thatſächlich anerkennt und nachweiſt, und er ihn in ſeiner vollen Berechtigung darſtellt. In dem, was er hierüber an verſchiedenen Stellen der Einleitung (S. 3—119) aus dem reingeſchichtlichen Geſichtspunkte bemerkt, giebt ſich durchaus keine ſubjective Vorliebe, ſondern nur eine in objectiver Ruhe und Unbefangenheit über die Thatſachen urtheilende Klarheit und Wahrheitsliebe zu erkennen, die den hiſtoriſchen Blick des Verfaſſers ſelbſt ſchärft und offen erhält, ihn ſelbſt aber auf der Höhe ſeines weltgeſchichtlichen Standpunktes feſthält.

Die erſte eingehende Betrachtung, der wir dort, nach dem Eintritte des osmaniſchen Reichs in Europa und nach einem tieferen Blicke auf das türkiſche Staatsweſen, zunächſt begegnen, handelt von der „Theilnahme der lateiniſchen Chriſtenheit an dem Schickſale der Griechen“ (S. 236). Der Verfaſſer gedenkt hier der Zeit, die, nach ſeinem Ausdrucke, um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts eintrat, wo, „nach zerſtreuten Andeutungen zu urtheilen, dem Chriſtenthume in allen Theilen der Türkei ein ſtiller Aus- und Untergang zu drohen ſchien,“ — eine Gefahr, welche „die allgemeinen Verhältniſſe und Beziehungen Europa's zu den Chriſten in der Türkei veranlaßt“ hatten. Die türkiſche Eroberung war, nach Gervinus, einer der großen Acte des, ſeit Urzeiten in gewaltigen Glückswechſeln fluthenden und ebbenden Kampfes zwiſchen Aſien und Europa. Sie war ein Rückſchlag gegen die Kreuzzüge, deſſen Schmach und Gefahr die ganze Chriſtenheit über ein Jahrhundert nur in der ungeduldigſten Aufregung ertrug. Der nationale Haß gegen die eingedrungene, fremdartig unheimliche Horde, dieſes, „Göttern und Menſchen verhaßte Volk,“ die chriſtliche Theilnahme an dem Schickſale der Religions-Genoſſen im Oſten bewegte die ganze weſtliche Welt in allen ihren Schichten, der Staats- und Kriegsleute, der Geiſtlichen und Gelehrten. Die Liebe zu der althelleniſchen Wiſſenſchaft, entzündet in den italiäniſchen Humaniſten aus der Schule der (im 15. Jahrhundert) vertriebenen, eingewanderten Griechen, die den Papismus und das neue Römerthum eben ſo untergruben, wie einſt die alte griechiſche Kunſt und Weisheit die römiſchen Sieger beſiegt hatte, dieſer „älteſte Philhellenismus“ legte damals in dem geiſtigen Reiche den Grund zu der ganzen Geiſtes-Bewegung und Wiſſenſchaft der neueren Zeit. In dieſen Kreiſen glühte die Begeiſterung für die Befreiung des alten Heerdes der Bildung ſo feurig, wie in den Frommen der Enthuſiasmus für das heilige Grab. Aber alle jene Pläne und Unternehmungen, die während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und faſt noch über zweihundert Jahre lang von Päpſten und von weltlichen Fürſten gefaßt und in's Werk geſetzt wurden, um die Osmanenmacht aus Europa wieder hinauszuwerfen und Konſtantinopel zurückzuerobern, führten zu keinen anderen Erfolgen, als „die Wachſamkeit zu ſpannen und der Eroberung eine gewiſſe Gränze zu ziehen.“ Waren doch ſchon die Zeiten lange nicht mehr, wo man „in Europa ein Glaubens-Feuer entzünden konnte, das dem wilden Fanatismus der Osmanen

* Leipzig, Engelmann 1861.

Digitized by Google

gewachſen war." Schon der ſchismatiſche Haß gegen die Byzantiner kühlte den glühendſten Eifer in der lateiniſchen Chriſtenheit ab; die weltliche Macht der Päpſte war zu gering, um ſich wirklich zu einem Organe der damaligen europäiſchen Stimmung machen und eine großſtaatliche Führung bei der kreuzritterlichen Offenſive gegen die Ungläubigen anſprechen zu können, und jeder Nimbus ihres geiſtlichen Anſehens verwehte über den weltlichen Gelüſten, die dabei unter der Decke mitſpielten. Denn „dieſelbe politiſche Eiferſucht, daſſelbe Widerſpiel der Intereſſen, das noch heute der Türkei ihr erſchöpftes Daſein friſtet, befeſtigte gleich damals die osmaniſche Eroberung." Jeder Theilnehmer an einem neuen Kreuzzuge hätte ſeinen Beutetheil verlangt, aber den Haupttheil hätte man Keinem gegönnt. So kam es, daß man ſich im Abendlande in fruchtloſen Verſuchen wider den Halbmond abmühte und bald ſogar alles Intereſſe für die anatoliſchen Chriſten aufgab. Die Macht der Osmanen mußte erſt in ſich ſelbſt und in Folge äußerer Kataſtrophen geſchwächt werden, und als endlich mit dem Frieden von Carlowitz (1699) der Welt zum erſten Male der Verfall des osmaniſchen Reichs verkündet worden war, übertrug ſich die im Weſten geſchwundene Theilnahme an den Geſchicken der morgenländiſchen Chriſtenheit, übrigens ungleich energiſcher und vielverſprechender, auf den „religionsgenöſſiſchen" Nordoſten. Der Glaube des Papſtes Calixtus III., daß nur durch Katholiken die Macht des Sultans gebrochen werden könne, hatte getrogen, und es lag, zumal nach den bisher gemachten Erfahrungen, vielmehr für Rußland die Verſuchung nahe und ſie ſchien ſogar eine gewiſſe Berechtigung oder Verpflichtung für ſich zu haben, daß gerade in jener Zeit der Bedrängniß der orientaliſchen Chriſten, die ſich von der Politik des weſtlichen Europa verlaſſen ſahen, Rußland unter ſeinem damaligen „ſtarkgeiſtigen" Selbſtherrſcher es verſuchte, dieſer „nützlichſten Bundes-Genoſſen gegen die Türkei" für ſeine eigenen Anſchläge auf Konſtantinopel und die Türkei ſich zu bedienen. Von Peter I. gingen dieſe Anſchläge aus, und ſie trugen ſich, den Grundſätzen nach und für die Ausführung, auf ſeine Nachfolger über. Allein auch dieſe „griechiſchen Projecte," mit denen Rußland theils für ſich, theils im Verein mit Oeſterreich, und nicht nur mit moraliſchen Hülfsmitteln jeder Art, ſondern auch mit Kriegswaffen entſcheidenden Einfluß auf die Zukunft des türkiſchen Reichs zu erlangen beabſichtigte, waren eben ſo wenig gut gemeint und im Intereſſe der chriſtlichen Völkerſchaften, als ſie auch „in ihrer Ausführung über die ruſſiſchen Kräfte weit hinaus gingen." Vielmehr waren dieſe „Projecte" in ihren unglückſeligen Erfolgen für die Chriſten und namentlich für die Griechen, die hierbei aus mehreren inneren und äußeren Gründen in erſter Reihe ſtanden, und die Rußland wohl für ſich und ſeine Pläne zu gewinnen wußte und zu benutzen verſtand, aber nachgehends im Stich ließ und der Rache der Türken preisgab, jedesmal am gefährlichſten. Sie hatten jedoch in den Lehren, die ſie dadurch gaben, für die verrathenen und aufgeopferten Griechen einen unberechenbaren Vortheil. „Durch die Schurkerei der ruſſiſchen Anſtifter, durch die Läſſigkeit der ruſſiſchen Hülfe, durch die Treuloſigkeit, mit der die ruſſiſche Politik die aufgewiegelten Religions-Genoſſen nach dem Frieden preisgab," ward der Enthuſiaſmus für Rußland bedeutend gedämpft, und die Vorſtellungen von der ruſſiſchen Allmacht ſanken; „es war, als ſollten die Griechen durch die Aufhetzungen ihrer mächtigen Freunde nur auf ihre eigenen, ſo unmächtigen Mittel gewieſen werden." „Und in der That," äußert ſich Gervinus, „ſollte auch den Griechen nicht ihre Erlöſung kommen durch den Anſtoß äußerer Hülfe; es ſollte ihnen von innen geholfen werden, nicht von außen, von ihren Feinden, nicht von ihren Freunden."

Was in dieſer Richtung von Innen heraus und von ihnen ſelbſt vielfach geſchah, und was ihnen im Schooße der Türkei und von anderwärts her in dieſer Beziehung vielfachen Anſtoß gab, ſo wie das, was hierbei irgendwie als wichtig und einflußreich angeſehen werden muß, ſetzt der Verfaſſer ausführlich auseinander. Er betrachtet aus ſolchem Geſichtspunkte die türkiſchen Reform-Verſuche, wie ſie früher und ſpäter unternommen wurden, um die Gebrechen und Uebelſtände in dem osmaniſchen Reiche zu heilen und zu beſeitigen, — Verſuche, die jedoch häufig, ſtatt der inneren Reformen vom Staats-Oberhaupte aus, von inneren Revolutionen in allen Reichstheilen begleitet und gefolgt waren. Als ſolche muſelmänniſche Uſurpatoren kennt die Geſchichte Paßwan Oglu und die ſerbiſchen Dahi's (Dei's, — Barbaresken-Häupter), ferner Ali Paſcha von Janina und Mehmed Ali, und als innere Feinde der Pforte traten vornehmlich die Montenegriner, Sulioten und Serben auf, die ebenſo, wie jene einzelnen Uſurpatoren, die türkiſche Herrſchaft ſchwächten und untergruben, zugleich aber auch die Macht der Ideen des Chriſtenthums, der Civiliſation und Freiheit verſtärkten und immer weiter verbreiteten. Mit beſonderen Erfolgen ſchoß in dieſer Hinſicht ein von jener Macht befruchteter Keim eines neuen Lebens in den Donau-Fürſtenthümern und in einzelnen griechiſchen Familien, wie die Ypſilantis (namentlich Alexander und Konſtantin Ypſilantis, Vater und Sohn), ſchon im vorigen Jahrhunderte auf. Es verdient bemerkt zu werden, daß Gervinus wenigſtens einzelnen Phanarioten in Anſehung ihrer Verwaltung der Donau-Fürſtenthümer, wie jenem Alexander Ypſilantis und deſſen Sohne Konſtantin, wegen ihrer Verdienſte um das politiſche und geiſtige Wohl der Rumänen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, während dagegen Rumänen ſelbſt und Andere, z. B. A. Ubicini in ſeiner Einleitung zu den „Ballades et Chants populaires de la Roumanie" (Paris, 1855), das politiſche Syſtem der Phanarioten in den Donau-Fürſtenthümern nicht ſchwarz genug ſchildern können. Vorzüglich müſſen jedoch in der Reihe jener Momente für eine Erlöſung der Griechen aus der Knechtſchaft die geiſtigen und ſittlichen Triebfedern und Werkmittel in Anſchlag gebracht werden, die die griechiſche Nation ſelbſt, und zwar ſchon ſeit dem vorigen Jahrhundert, mehrfach und mit patriotiſchem Eifer in Bewegung ſetzte. Als ſolche Triebfedern und Werkmittel betrachtet auch Gervinus die geiſtige Wiedergeburt der Griechen und die Aufnahme der materiellen Wohlfahrt, ſowie von einzelnen Erſcheinungen im Schooße der Nation die Armatolen und Klephten und die Hetärie, worüber er ſich weitläufig ausſpricht. Namentlich weiſt er in dem wiſſenſchaftlichen Hellenismus, in dem Streben nach geiſtiger Wiedergeburt des Volks, wofür in Griechenland und für Griechenland ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Vieles und Großes geſchah, ohne daß man ſich im Auslande ſehr darum kümmerte, den „patriotiſchen" Kern nach, der darin verborgen lag, und er erklärt offen und ausdrücklich, daß „nur das Geiſtesleben dieſer Nation, das einſt bei ihrem politiſchen Sturze die europäiſche Welt verjüngt hatte, jetzt wiedererwachend die große Theilnahme der europäiſchen Welt an ihrer politiſchen Verjüngung erzwang." War es doch ſelbſt einer der edelſten Patrioten des neuen Griechenland, der gelehrte A. Korais, dieſes „Orakel der Griechen," der durch Wort und Schrift bemüht war, die Revolutionaire und Reactionaire ſeines Volks gleich entſchieden auf einer „mittleren Linie" feſtzuhalten. Klar und feſt ſprach er die Ueberzeugung aus, daß „keine Arznei die Uebel der Griechen zu heilen vermöge, als das Licht der Wiſſenſchaft, und er erklärte es für ſeinen Zweck, die Jünglinge des helleniſchen Stammes zur Liebe ihrer Vorfahren zu begeiſtern, ſie, die berufen ſeien, Griechenlands Lehrer und mit der Zeit ſeine Geſetzgeber zu werden." Stets trat er als ein Vermittler zwiſchen Revolution und Reaction auf, als ein Fürſprecher der Gleichheit im Volke und der Repräſentativ-Verfaſſung, und rief ſeine Landsleute zu Gemeinſinn, Eintracht, Geſetzlichkeit und Beſtändigkeit. Ueberall war es ſein Beſtreben, „die Ueberzeugung einzuprägen, daß die politiſche Wiedergeburt Griechenlands durch die geiſtige erſt vorbereitet werden müſſe, aber auch zugleich die, daß die geiſtige nicht ſtatt haben könne, ohne die politiſche nach ſich zu ziehen." In dieſer Entſtehungsweiſe, dieſer geiſtigen Vorbereitung des griechiſchen Aufſtandes lag nun auch die Urſache, warum letzterer, im Gegenſatze zu andern Unabhängkeits-Kämpfen, nicht erſt allmählig von Stufe zu Stufe, aus Auflehnung zu Abfall und Unabhängigkeit führte, ſondern daß „von Anfang an die Befreiung das klarbewußte Ziel des Kampfes war, an dem Alles hing: Vaterland, Weib und Kind, die Heiligthümer und die Gräber der Väter! zu dem Gott, Natur und Religion das Volk aufrief wider die barbariſchen Agarener, die ihm Geſetz und Sitte und Ehre, Leben, Glauben und Tugend geraubt." (Ob Gervinus bekannt ſei, daß nach der Meinung des Korais der griechiſche Aufſtand gleichwohl verfrüht worden, wiſſen wir nicht; aber Korais ſagt es ausdrücklich in ſeiner, 1833 in Paris erſchienenen Autobiographie, und er ſpricht ſich darüber und über die dadurch herbeigeführten vielfachen Nachtheile und Uebelſtände mit ſcharfem Tadel aus. Korais ſagt, daß der Aufſtand um 30 Jahre zu früh ausgebrochen ſei.)

Jener Anſicht des Korais von der geiſtigen Vorbereitung des Aufſtandes ſtimmten auch faſt alle europäiſchen Reiſenden bei, die im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Griechenland beſuchten, und ſie ſprachen es offen aus, daß die damals ſich zeigende geiſtige Regſamkeit der Griechen „der ſichere Vorläufer ihrer vollſtändigen Wiedergeburt ſein werde, aber auch nothwendig ihr Vorläufer ſein müſſe, wenn ſie nicht durch die Ueberſtürzung der Enthuſiaſten vereitelt werden ſollte." Ueber dieſe Beziehungen des gelehrten und wiſſenſchaftlich gebildeten Europa zu Griechenland und über die ſchon damals in den Kreiſen der Gelehrten erwachenden Sympathien für die Griechen und ihre geiſtige und politiſche Wiedergeburt findet ſich bei Gervinus ein beſonderer Abſchnitt: „Der Philhellenismus vor dem Aufſtande." Es wird viele Leſer geben, die nicht wiſſen, was ſie mit dieſem „Philhellenismus" aus einer Zeit machen

Digitized by Google

ſollen, wo man in weiteren Kreiſen, beſonders auch in dem doch ſonſt ſo univerſellen Deutſchland, von Griechenland kaum Etwas wußte; aber ebenſo wenig wird es einen gebildeten Leſer auch in Deutſchland geben, der nicht mit Intereſſe dem Verfaſſer folgen ſollte, wenn er über jene Beziehungen und Sympathien ausführlicher ſich verbreitet. „Seitdem Korais in Paris begonnen hatte," ſagt er, „das alte und neue Griechenland mit einander und mit beiden die europäiſche Welt bekannt zu machen, wetteiferten die Fremden aller Nationen, den Einheimiſchen ihren eigenen Boden und ihre alte Geſchichte auszulegen; ſeit die griechiſchen Lehrlinge ausſtrömten nach Europa, ſtrömten die wiſſenſchaftlichen Meiſter in Griechenland ein, und allen jetzt voran die Engländer." Es gab zu jener Zeit „eine große Bewegung in der abendländiſchen Gelehrtenwelt," als ob, nachdem das große politiſche Intereſſe für die Griechen auf Rußland übergegangen war und die geiſtige Erſtarkung Griechenlands begonnen hatte, es gelte, „der drohenden Ruſſificirung Griechenlands eine Europäiſirung, der politiſchen Eroberung aus Nordoſten eine wiſſenſchaftliche Eroberung von Weſten aus entgegenzuſetzen, und der keimenden griechiſchen Civiliſation zu beweiſen, daß ſie auch im Abendlande nicht unbeachtet ſei." Freilich fehlte es bei ſo vielem Lichte, das ſchon damals wie der vielverſprechende Glanz einer ſchönen Morgenröthe über das noch vom Dunkel der Nacht umhüllte griechiſche Land aufgegangen war, auch nicht an düſteren Schlagſchatten, die ſich frevelnd und gleichſam hohnlächelnd hereindrängten. Wie damals „Alles in ſeltſamer Vereinigung dazu beitragen mußte, die Griechen in das Angedenken der Welt zurückzurufen," ſo wurde auch Europa's Eifer und Eiferſucht für die griechiſchen Alterthümer zu einer jähen Hitze getrieben, als Lord Elgin, von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel (1800) abberufen, in Griechenland reiſte und mit türkiſcher Erlaubniß den Minerventempel (den Parthenon) in Athen, ſo wie andere Heiligthümer auf der Akropolis ihrer ſchönſten Zierden beraubte, damit (wie er ſich entſchuldigte) die Franzoſen ſie nicht rauben ſollten. Alle Fremden, die Franzoſen ſchlimmer als die andern, ſelbſt viele Engländer, Lord Byron am ſchlimmſten von Allen, wütheten in maßloſem Grimme gegen dieſen Vandalismus; „das Beredteſte aber ſagte die rührende atheniſche Volksſage: daß bei dem Raube der Einen der fünf Karyatiden des Pandroſeums am Abend die vier anderen Mädchen die verlorene Schweſter mit jammerndem Wehruf betrauert, die Geraubte aber aus der unteren Stadt mit denſelben Klagelauten geantwortet habe." Aber alle die fremden Gäſte in Griechenland konnten ſich der Betrachtung der Alterthümer doch nicht unbefangen, nicht unbekümmert und ausſchließlich dahingeben. Die „lebenden Ruinen" zogen die Herzen von den ſteinernen ab; das dumpfe Schweigen der Sklaverei über den zertrümmerten Denkmälern der Kunſt erregte nicht blos in dem erreglichen Franzoſen Chateaubriand elegiſche Stimmungen und Klagen, vielmehr wurden alle neu- und wißbegierige Wanderer auf dem griechiſchen Boden unwillkürlich in die Theilnahme an den Hoffnungen oder Träumen für die Wiederherſtellung Griechenlands hineingezogen.

Ob dieſer warme Antheil Europa's an den Geſchicken der Griechen, inſofern man in ihnen die unbezweifelten Nachkommen der alten Hellenen ſah, nicht an ein „ganz eitles Phantom" und bei der „furchtbaren Verderbniß des griechiſchen Volkscharakters" nicht an ganz Unwürdige verſchwendet worden ſei, — auch dieſe beiden Fragen erörtert der Geſchichtſchreiber mit Geſchick, Maß und Klarheit, und er beantwortet ſie mit objectiver Unbefangenheit, ebenſo im Bewußtſein der hiſtoriſchen Wahrheit, als mild und verſöhnend. Dies Letztere gilt vorzugsweiſe von der „Frage der Abſtammung," von der Behandlung der ſogenannten Fallmerayer'ſchen „Slaventheſis," und gerade hierbei hat, gegenüber der Ausführungsweiſe Fallmerayer's, die Darſtellung von Gervinus etwas mild Verſöhnendes theils in perſönlicher, theils in gegenſtändlicher Beziehung. Es kann nicht geleugnet werden, daß Fallmerayer, als er ſeine Zweifel an der Echtheit der Abſtammung der Neugriechen von den alten wiſſenſchaftlich zu begründen unternahm, nicht unbefangen und leidenſchaftslos geweſen, er daher nur manche Momente, die für ſeine Meinung ſprachen, einſeitig benutzt und ausgebeutet, auch auf manche ein zu großes Gewicht gelegt, dagegen andere entweder gar nicht beachtet und gewürdigt oder gar zu ſehr nur obenhin abgefertigt hat. Es iſt darüber nicht weiter zu rechten, und zwar hier um ſo weniger, da Gervinus ſelbſt zugiebt, daß Fallmerayer's Anſicht „aus einer trüben und ſauern Stimmung" gefloſſen ſei. Sie entſtand, ſagt er, in einer Zeit, als die Wärme an der Sache der Griechen unter den erſten höchſt trüben Ergebniſſen ihrer Unabhängigkeit plötzlich in Europa erkaltete, als die Furcht vor Rußland und dem Panſlavismus unter ſo Vielen auch Fallmerayer ängſtete: die Herrſchaft der Welt ſei im Begriff, von Lateinern und Germanen an die Slaven überzugehen, und die befreiten Griechen, deren eigentliche Nationalität ihr Glaubensbekenntniß, deren Lebensheerd in Stambul und Moskau ſei, würden ſich zu dieſen Centralpunkten ihres Lebens ſofort zurückneigen." Gewiß ließe ſich gegen dieſe Erklärung Manches einwenden, wenn es hier der Ort dazu wäre; aber auf Zweierlei muß man gleichwohl aufmerkſam machen. Erſtens: daß Gervinus hierbei die Nationalgriechen fälſchlich in der Geſammtheit der morgenländiſchen Chriſten, in den Kirchen-Griechen, ganz aufgehen läßt, und irriger Weiſe annimmt, daß ſie ſelbſt, die Erſteren, die Idee des Vaterlandes und der Nationalität an den Kirchen-Glauben ganz dahingegeben hätten; und Zweitens: daß Fallmerayer durch ſeine Anſicht, wenn ſie bei den befreiten Griechen Wurzel gefaßt hätte, dieſe vielmehr in das Lager der Slaven, in das der Ruſſen gejagt haben würde. Es kann, als Fallmerayer ſeine Abhandlung ſchrieb und veröffentlichte: „Herrſcht König Otto über Slaven oder Griechen?" und er ſie im Sinne ſeiner Slaventheſis beantwortete, in der „neuhelleniſchen" und ſo ſchroff ausgeſprochenen Meinung des Mannes, wie Gervinus ſagt, wohl nicht „ein Stachel für den helleniſchen Ehrgeiz gelegen haben, der wirkſamer war, ihrer politiſchen Slaviſirung entgegen zu arbeiten, als alle Lobhudeleien der Philhellenen." Dazu hatte und zeigte Fallmerayer, wie bekannt, ein gar zu geringes Wohlwollen für die „Befreiten," für die Nationalgriechen. Etwas anderes iſt es mit der Meinung, welche Gervinus gleichfalls ausſpricht, daß man die Anſicht von dem „Tode des unſterblichſten der Völker," den ſie „kalt" verkündete, weit trüber gefunden und angeſehen habe, als ſie ſei. Er ſelbſt findet nämlich den Vorzug und eigentlichen Werth, das wahre Weſen der griechiſchen Nationalität nicht in der „Macht oder Reinheit der phyſiſchen Raçe," ſondern in der Kraft des Geiſtes begründet. So war es im alten Griechenland, ſo iſt es geblieben auch im neuen, und es iſt ſo geblieben trotz der ſlaviſchen und albaneſiſchen Einwanderungen, und ungeachtet der feindlichen Einflüſſe, denen die „zu keiner Zeit ſehr große echt helleniſche Bevölkerung Altgriechenlands" von den Zeiten der römiſchen Unterjochung an und während des ganzen Mittelalters bis in die letzten Jahrhunderte ausgeſetzt geweſen. „Zu allen Zeiten war dies Volk wie ein rein geiſtiges Element, wie die bewegende Seele in die phyſiſchen Völkermaſſen geworfen, und ſo iſt es bis auf dieſen Tag geblieben." An der ſyriſchen Küſte angeſiedelt, haben ſie die Maroniten mit dem Meere in Verbindung geſetzt, reichen ſich von da aus, von Damaſk bis Stambul, von Stadt zu Stadt die Hände in einer einzigen Linie, ſitzen in allen Küſtenorten niedergelaſſen, und haben, kaum daß das Schwarze Meer geöffnet war, Odeſſa und Taganrog wie zu ihren eigenen Colonien gemacht. Sie ſind die treibende Kraft in dem weiten türkiſchen Reiche, wie es die alten Griechen in dem perſiſchen Aſien waren; ſie ſind es ſelbſt bis über das weite Ruſſenreich hin, dem ſie Glauben, Kultur, Kirchenmuſik und Baukunſt gegeben haben, ſo daß man in einem geiſtigen Sinne von der Gräkiſirung der Slaven geſprochen hat, wie Fallmerayer im phyſikaliſchen Sinne von der Slaviſirung der Griechen." Noch heutzutage ſind ſie in der Türkei die einzigen Baumeiſter, Ingenieure, Maler und Steinhauer. Wo der Handel, die Gewerbe, die Kenntniſſe zur Blüthe gebracht ſind, iſt es durch Griechen geſchehen. In Albanien haben ſie als Geiſtliche, Aerzte, Wechſler, Agenten und Truppeninſpectoren, und über die ganze Türkei hin als Dollmetſcher ein großes Netz gezogen, das ihnen alle Geſchäfte, alle Fäden der Volksbewegungen, wie der Regierungsränke in die Hände giebt. Selbſt den Nationalſinn der andern chriſtlichen Stämme müſſen ſie anregen; wo der Hellenismus wirkte, waren ſich die Bulgaren lebhafter ihrer ſelbſt bewußt, und ein Bulgare ſelbſt geſtand an Cyprian Robert, daß „ihre beſten Patrioten unter den Philhellenen waren." Die Griechen, ſagt Gervinus, ſind weder durch die arnautiſchen Anſiedler albaniſirt, noch durch die türkiſchen Eroberer osmaniſirt, noch durch die Venetianer latiniſirt, noch durch die Franzoſen und Catalanen romaniſirt worden; ſie ſind auch nicht ſlaviſirt worden. Dabei haben ſie die ihnen eigene ungemeine Zähigkeit auch im Widerſtande gegen fremde Nationalitäten bewieſen, und ſie haben ſelbſt die geiſtige Kraft bewährt, die weder Osmanen, noch irgend ein anderer chriſtlicher Stamm der Türkei beſaß, fremde Nationalität zu abſorbiren. Ihre Sprache hat im Mittelalter die ſlaviſche, hat in allen griechiſchen Diſtricten das Türkiſche, ſelbſt im Munde der Türken, hat das ſchul- und alphabetloſe Albaneſiſche überwunden, und die albaneſiſche Bevölkerung im Königreich Griechenland iſt im Begriff ganz aſſimilirt zu werden. Denn in allen dieſen, ſonſt körperlich kräftigen Stämmen fehlt der einigende Geiſt, fehlt die lebendig wirkende Idee, die in den Griechen thätig iſt, und darum fehlt auch in jenen Stämmen „ein zuſammenfaſſender Mittelpunkt nationaler Thätigkeit." „Nur dies aber," alſo endigt Gervinus ſeinen ungemein wichtigen politiſch-pſychologiſchen Abſchnitt über die Frage der Abſtammung der Griechen, „nur dies ſind bei der

Digitized by Google

Wiedergeburt Griechenlands die Momente geweſen, die den Griechen die Sympathien der Welt und damit ihre Unabhängigkeit gewährt und gewonnen, und die ſelbſt die ſtärkſten Antipathien überwunden haben, welche ſich im Abendlande vor, während und nach dem Aufſtande gegen die furchtbare Verderbniß des griechiſchen Volkscharakters geregt hatten."

Wir haben im Vorſtehenden die weſentliche Anſicht wiedergegeben, die Gervinus über die ſogenannte Slaventheſis Fallmerayer's hat und äußert. In thatſächlicher Hinſicht ſtimmt Erſterer mit Letzterem überein, aber er führt ſie auf ihr rechtes Maaß zurück und hält ſich dabei nicht an das Einzelne, ſondern umfaßt von ſeinem univerſalhiſtoriſchen Standpunkte aus und mit ſeinem auf das Allgemeine gerichteten Blicke die Erſcheinungen weiter und tiefer. Hat man wohl auch bisher ſchon von verſchiedenen Seiten in ähnlicher Weiſe die Schlußfolgerungen zurecht- und zurückgewieſen, die Fallmerayer aus den geſchichtlichen Thatſachen vergangener Jahrhunderte zog und die er ſogar, trotz der augenfälligen Erſcheinungen der Gegenwart, feſthielt, ſo kann man doch nun erſt ſagen, daß in jener Darſtellung von Gervinus, auch wenn er ſelbſt die Meinung ausſpricht, daß „eine eingehende Kritik die Anſicht Fallmerayer's nicht widerlegt" habe, ihre ſchlagendſte und treffendſte Widerlegung enthalten ſei.

Trotz der tiefen ſittlichen Geſunkenheit des griechiſchen Volkscharakters, bemerkt Gervinus, meinten und fragten doch billigdenkende unter den reiſenden Beobachtern, ob nicht jedes andere Volk aus ſolch einer 2000jährigen Sklaverei noch weit entarteter hervorgegangen wäre, und ſelbſt unter den übelgeſtimmteſten Reiſenden gab es Keinen, den nicht die Beweglichkeit, der Belehrungsdurſt, die Intelligenz, die individuelle Selbſtſtändigkeit, die Geſundheit des Urtheils, der praktiſche Sinn, die gewandte Redegabe in dieſem Volke in Bewunderung geſetzt hätte. Außerdem wird noch bemerkt, daß ſich die Griechen zum Betriebe des Handels und der Schifffahrt im größten Stile ſo überlegen gezeigt, daß die beobachtenden Engländer, voll Erſtaunen über ihr Talent, ihre Umſicht, Erfahrung, Emſigkeit, Sparſamkeit und Redlichkeit, ihre überwältigenden Erfolge mit der größten Beſtimmtheit vorausſagten, und zugleich „haben ſie ein Familienleben, inniger, einträchtiger und reiner, als viele weit gebildetere Völker des Südens (nicht auch des Nordens?), ſie behandeln die Frauen mit der Achtung, die dem Geſchlechte gebührt, und haben dadurch allein die Ausſicht auf eine höhere Geſittung frei und offen." „In dem wunderbar gebildeten Lande," ſagt Gervinus, „das alle Vorzüge des europäiſchen Welttheils quinteſſenzirt im Kleinen in ſich vereinigt, ſchien ein örtlicher Genius zu ruhen, der den jüngſten Beſitzern dieſes Bodens mit den ähnlichen Bedingungen der Exiſtenz ähnliche Grundzüge des nationalen Charakters, eine ähnliche geiſtige Spannkraft verleihen müſſe, wie den älteſten, auch wenn ſie unter ſich keinerlei verwandtſchaftliche Beziehungen hätten; aber es waren von allen Stämmen des Türkenreichs gleichwohl nur die Griechen, denen ſie eingeprägt wurden." Als noch bedeutſamer aber und als eine der wichtigſten Betrachtungen in der Geſchichte der griechiſchen Revolution ſtellt der Geſchichtsſchreiber des neunzehnten Jahrhunderts Das dar, daß „der ganze Verlauf der griechiſchen Revolution vom Anfange bis zu Ende immer mehr den Charakter einer europäiſchen Bewegung annahm, eines Proceſſes der Ausſcheidung aller jener orientaliſchen und ſlaviſchen Einflüſſe, die allen Ruſſophoben ſo große Beſorgniß erregten," und daß, nachdem während des Kampfes in den inneren Händeln zur Zeit der Revolution der Sieg den geſetzlichen Behörden, über die Rebellen, der Ordnung über die Ruheſtörung, der Intelligenz und dem Gewiſſen, „ſo wenig unter Wenigen deſſen ſein mochte," über die rohe Gewalt geblieben war, es dadurch möglich geworden, daß „ſich ein Band nicht blos von vagen Sympathien, ſondern von greifbaren Intereſſen knüpfte zwiſchen dem Abendlande und dem neuen Emporkömmling in der europäiſchen Völkerfamilie."

Das Vorſtehende mag genügen, um nicht nur im Allgemeinen auf Gervinus' „Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt von Griechenland," als auf eine wichtige Erſcheinung auf dem Gebiete der Geſchichtsſchreibung aufmerkſam zu machen, die auch den beſonderen Gegenſtand, dem ſie gewidmet iſt, in ein bedeutſames Licht ſetzt, ſondern um namentlich auf die univerſalhiſtoriſchen Stand- und Geſichtspunkte hinzuweiſen, von denen der Verfaſſer, zum Theil in überraſchender Weiſe, aber mit eben ſo viel Klarheit als Entſchiedenheit ausgeht und ſich leiten läßt. Vornehmlich von dieſer Seite betrachtet, wird die Darſtellung für Viele in gleichem Grade anziehend und lehrreich ſein, beſonders wenn ſie, wie wir ſelbſt es gethan haben, der voranſtehenden Einleitung des bisher erſchienenen erſten Bandes die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenken. Der übrige geſchichtliche Theil dieſes Bandes behandelt „Die Hetärie und den Aufſtand in den Donaufürſtenthümern," und ſodann „die Erhebung der Griechen" in den erſten drei Kriegsjahren (1821—23), ſo wie die „Erſte Periode der diplomatiſchen Verhandlungen über die Zerwürfniſſe Rußlands und der Pforte" in einer ausführlichen Darſtellung.

Indeß iſt in der ungemein fleißigen Einleitung dieſer, Vieles erklärenden und Vieles aufklärenden Vorgeſchichte des Kampfes doch gleichwohl Manches zu vermiſſen und daran auszuſetzen. Unter den Elementen und Momenten, Triebfedern und Werkmitteln, die für den Kampf im Allgemeinen und für ſeinen Gang und Verlauf im Einzelnen von bedeutſamem Einfluſſe waren, ſind die Phanarioten mit ihrem Syſteme, ihrem innerſten Weſen und ihren Parteiintereſſen, die eine beſonders eingehende Darſtellung verdienten, faſt ganz übergangen, und ebenſo hat der Verfaſſer es unterlaſſen, der Municipalverfaſſung griechiſcher Gemeinden unter der türkiſchen Herrſchaft und der damit zuſammenhängenden Klaſſe der Demogeronten, Archonten und Primaten ausführlich zu gedenken. Der Engländer Urquhart in ſeinem Werke: Turkey and its ressources etc. (London, 1833) hätte ihm darüber vielfachen Aufſchluß geben können. Nach dieſem beruht jene Municipalverfaſſung „auf einem gewiſſen Nationalgefühle, und ſie hat eben inſofern nicht wenig Antheil an dem eigenthümlichen Gange und dem Gelingen der griechiſchen Revolution, durch deren innere Geſchichte eine natürliche und verſtändige Anhänglichkeit des griechiſchen Volks an eine repräſentative Form der Regierung geht." Auch giebt der genannte Engländer den belebenden Geiſt der Municipalverfaſſung als Haupturſache für die Entſtehung und ſchnelle Entwickelung der griechiſchen Marine und des Handels an. Auch der Hetärie hätte unter den oberwähnten Elementen und Triebfedern eine beſondere Stelle gebührt, zumal ſie lange vor 1814 beſtand und von Rhigas datirt, von welchem Gervinus ſelbſt bemerkt, daß er „zuerſt das Zeichen einer erſten freieren Bewegung" gegeben habe, als er in einer ſeiner patriotiſchen, auf ſeine Landsleute berechneten Dichtungen, mit Ueberwindung der alten Feindſeligkeit gegen die andern Chriſtenſtämme, die Bulgaren, Albaneſen, Serbier und Griechen zur Freiheit rief, „um von Bosnien bis Arabien Eine Flamme auflodern zu machen." Auch muß man es für einen offenbaren Irrthum erklären, daß die erſte Idee der Hetärie eine ruſſiſche geweſen ſei; vielmehr war ſie zunächſt eine durchaus nationale und patriotiſche, die jedoch nachmals gemißbraucht ward, beſonders weil es als nöthig erſchien, ruſſiſchen Beiſtand für die Ausführung ihrer Pläne vorauszuſetzen und vorzuſpiegeln. Die Abſchnitte über den geiſtigen Aufſchwung und über die Fortſchritte der Geiſtesbildung unter den Griechen ſind nicht frei von Mängeln und Irrthümern; auch mußten die Armatolen grundſätzlich und urſprünglich von den Klephten durchaus geſchieden werden. Der Stil leidet bisweilen an einer poetiſchen Ueberſchwänglichkeit und an rhetoriſchem Pathos, und die Darſtellung artet nicht ſelten in breite Declamation aus. Auch verdient es Tadel, daß der Verf. die griechiſchen Eigennamen nicht conſequent und zum Theil nicht nach der Ausſprache ſchreibt, wie er in der Regel thut. Unrecht hat er übrigens, wenn er nach S. 115 zum Nachtheile des neugriechiſchen Volks der Meinung iſt, daß das griechiſche Wort, das für die Begriffe Ehre und Preis eine und dieſelbe Bezeichnung hat, nur der neugriechiſchen Sprache eigen ſei; das gleiche Verhältniß fand auch ſchon für die alten Griechen in ihrer Sprache Statt.

Zum Schluſſe erwähnen wir hier noch folgendes literariſch-polizeiliche Curioſum. Gervinus ſpricht in einer Anmerkung S. 180 über mehrere, von ihm benutzte und nicht benutzte Quellen für die Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes. Dabei bemerkt er, daß er namentlich die dreibändige, mit diplomatiſchen Belegen reich verſehene „Geſchichte des Abfalls der Griechen", von Prokeſch v. Oſten, nicht ebenfalls habe benutzen können, die, auf Koſten der Akademie gedruckt, „1852 unter die Schlöſſer der Oberpolizei, wenn nicht gar unter die Stampfe der Papiermühle hat wandern müſſen." Sollten — möchten wir mit Gervinus fragen — nach ſo vielen Wandlungen der öſterreichiſchen Regierung und Politik die Schickſale es nicht endlich geſtatten, das Buch auszugeben?

Frankreich.

Proudhon's Theorie der Steuern.*

Der regierende Rath des Waadtlandes hat eine Preisbewerbung über die Natur der Steuern ausgeſchrieben, und das Glück gehabt, damit

* Théorie de l'impôt. Question mise en concours par le conseil d'état du Canton de Vaud en 1860. Par P. I. Proudhon Bruxelles: A. N. Lebègue et Comp., 1861.

Digitized by Google

einen Bewerber zu finden, der in dieſer Sache von nicht gewöhnlicher Bedeutung iſt — den großen Socialiſten Proudhon. Wir haben die betreffende Arbeit, von der wir nicht wiſſen, ob ſie den Preis gewonnen, vor uns. Sie macht das 15. Bändchen der Philosophie Populaire aus, von der wir bereits Proben beigebracht haben.

Theorie der Steuer alſo — das iſt ein Punkt, wo die Philoſophie praktiſch wird. Herr Proudhon ſchickt dem Buche eine Widmung Aux Démocrates du canton de Vaud voraus, in welcher er denſelben ſeine Huldigung darbringt und ſeine größte Befriedigung ausſpricht.

„Die Demokratie iſt die Königin der Epoche. Sie iſt es, welche mit erhobener Hand die Politik der Nationen dirigirt, über Krieg und Frieden entſcheidet, den Triumph der Armee oder ihre Niederlage ſichert, Conſtitutionen annimmt oder zurückweiſt. Selbſt dort, wo ſie aufgehört hat, zu kommandiren, ſchmeichelt ihr die Macht und trägt ihre Kokarde.“

Indeſſen iſt Herr Proudhon mit ſeiner Königin nicht ganz zufrieden. „Nie zeigte ſich ein Herrſcher durch ſeine Intelligenz weniger auf der Höhe ſeiner Miſſion, als die Demokratie des 19. Jahrhunderts. — Daran iſt ſie nicht ſchuld, gewiß nicht; aber die Entſchädigung hebt die Unfähigkeit nicht auf, und dieſe Unfähigkeit tödtet uns.“

Weiterhin führt er aus, daß es ihr an Spontanëität, an Inſpiration, an geſundem Menſchenverſtande (in Menſchenſprache überſetzt: an terroriſtiſcher Entſchloſſenheit und Fanatismus) fehle; ſie mache Evolutionen, verſtehe aber keine Revolutionen zu machen. Aus dieſem Grunde ſei die Wiſſenſchaft eine Nothwendigkeit, das Volk ſei noch nicht ganz aufgeklärt; es habe zwar die Dogmen abgeſchworen, aber noch keine feſten Prinzipien gewonnen. „Wir ſtehen unter unſern Vorfahren und unter unſern Nachkommen.“

„Die Wiſſenſchaft iſt alſo jetzt die letzte dem Volke gebotene Anſtrengung unter Strafe einer ewigen Knechtſchaft. Wer keine Intelligenz beſitzt, kann nur als Werkzeug dienen; wer kein Bewußtſein ſeines Rechtes hat, hat kein Recht. Ohne Bewußtſein, ohne Idee iſt das Volk der Achtung unwerth.“

Nach einer philoſophiſchen Einleitung, die ſich um den Dualisme social, Necessité et Libre arbitre etc. dreht, giebt Herr Proudhon einen geſchichtlichen Abriß über die Steuerprincipien und Verfaſſungen aller Zeiten; natürlich fängt er mit der Bibel an, und daß er das göttliche Recht nicht ſchont, wird man begreiflich finden, wenn man ſeine Principien kennt. Der moſaiſche Zehnten, die aaroniſche und levitiſche Hierarchie kommen übel weg, und ſelbſt die milden Vorſchriften zum Vortheil der Armen, der Wittwen und Waiſen finden nur halb Gnade.

„Dieſe Art, das Almoſen zu befehlen, iſt rührend und poetiſch; aber vergeſſen wir, daß ſie zum Corollarium das göttliche Recht hat, das Eigenthum durch göttliches Recht, die Regierung des göttlichen Rechtes, die Steuer des göttlichen Rechtes, d. h. die Ausbeutung der Maſſen bis zur äußerſten Gränze der Nothwendigkeit (?). Man kann die Bibel bewundern als ehrwürdiges Denkmal des Alterthums; aber weder die Bibel, noch das Evangelium kennen das Menſchenrecht und die Gleichheit. Weder der Moſaismus, noch das Chriſtenthum hatten eine vollſtändige Kenntniß der Gerechtigkeit; man muß bis zur Revolution kommen.“

Von einem Manne, der für den Terrorismus von 1792 ſchwärmt, und alles Unheil von deſſen Aufhören ableitet, klingt das faſt naiv.

Die andern Nationen, die großen orientaliſchen Monarchien, die Republiken von Griechenland und Rom verſtanden das öffentliche Recht und die Steuern nicht anders, als die Hebräer. Die Expeditionen der Seſoſtris, der Nebukadnezar, der Cyrus, der Semiramis hatten keinen andern Zweck, als die Razzia. Athen lebte vom Tribut der Städte, welche es ſich unterworfen und die zum größten Theile griechiſche waren; Sparta war zur Plünderung organiſirt; Rom, welches unter den Völkern den Begriff des allgemeinen Rechtes verbreitete, ließ ſich für dieſen Dienſt bezahlen, indem es ſeinem theokratiſchen Rechte die beſiegten Nationen unterwarf.

Proudhon ſchreibt keine gelehrten Abhandlungen über die Steuern der alten Staaten, und es iſt daher auch nicht zu erwarten, daß er ſehr tief in Einzelheiten eingehen wird; indeſſen dürfte man doch finden können, daß ſeine Auffaſſung dieſer Verhältniſſe keinen beſonders entwickelten Sinn für Geſchichte zeigt. Daß die alte Welt die franzöſiſche Freiheit und Gleichheit nicht kannte, daß ſie alſo zwiſchen den einzelnen Ständen, zwiſchen Bürgern und Nichtbürgern, zwiſchen Bundesgenoſſen und unterworfenen Feinden unterſchied, braucht nicht erſt beſonders deducirt zu werden; es iſt aber jedenfalls ungeſchichtlich, überall nur das Princip der Ausnutzung des Volkes von Seite der Großen und Mächtigen wirkſam zu ſehen. Praktiſch mag eine ſolche Ausnutzung in den meiſten Fällen ſtattgefunden haben, Princip und Grundſatz iſt ſie in keinem Staate geweſen; ſelbſt in der größten Despotie hat ſie immer nur per nefas beſtanden. Gegen einen ſolchen Mißbrauch hat aber die Demokratie ebenſo wenig Mittel, vielleicht noch weniger, als jede andere Staatsverfaſſung. Die furchtbar ſtrengen Mittel, mit welchen alte Verfaſſungen gerade die Wohlhabenden heranzogen, zu den gemeinen Bürgerlaſten beizutragen, ſcheint Herr Proudhon eben ſo wenig zu kennen, als die Blüthe der Demokratie zu Athen mit ihrer Finanzwirthſchaft, welche ſo ſchnell und entſchieden zum Despotismus führte.

Natürlich iſt es im Mittelalter nicht beſſer, als im Alterthum, eher noch ſchlimmer zugegangen. Weiterhin erkennt Herr Proudhon an, daß die Befreiung des Volkes von den Königen ausgegangen ſei. Um Steuer zu erhalten, entriſſen ſie es den Feudalherren. — Intereſſant iſt dabei, von ihm zu erfahren, daß bereits Ludwig X. die allgemeinen Menſchenrechte gekannt hat. Nach dem Rechte der Natur, erklärte dieſer König, ſei jeder Menſch frei, und zwang den Leibeigenen, weil ſie zu furchtſam, zu mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt waren, die Freiheit auf.

Originell iſt der folgende Abſchnitt: Die Beſteuerung als Mittel gegen die Faullenzerei des Volkes.

„Man muß es anerkennen, es exiſtirt in der menſchlichen Maſſe eine Neigung zur Faulheit, die ſie verleitet, nur ſo viel zu arbeiten, als gerade nöthig iſt, und ſie, wenn dieſes Nöthige zur Noth erlangt iſt, eine träge Armuth dem behäbigen Wohlſtande vorziehen läßt. Dieſe Neigung iſt bei allen Wilden bemerkt worden; ſie findet ſich in einem hohen Grade bei den civiliſirten Völkern.

Der Korſe bringt ganze Monate auf ſeinen Bergen zu, wo er ſchläft und von Kaſtanien lebt, die ihn nichts koſten. Der Lazarone, der ſeine Polenta verzehrt hat, rührt keinen Sack für alles Geld der Erde an: man muß warten, bis ſein Appetit wiedergekehrt iſt. Ueberfluß und zu leichter Gewinn machen die Menge faul und gemeiner. Wer hat in großen Städten nicht häufig Gelegenheit gehabt, dies zu bemerken?

„Das Gegenmittel gegen dieſe Faullenzerei, welches von Sklavenhaltern, Feudalherren und Königen angewandt wird, iſt bekannt; es iſt ſtets daſſelbe: dem Arbeiter einen Theil ſeines Erwerbes entziehen, um ihn zu zwingen, noch etwas mehr, als ſein Brod zu verdienen........

„Die Ueberlaſtung iſt das erſte und älteſte Mittel der Civiliſation, das kräftigſte Polizei-Inſtrument. — „Ich kenne die Sitten der Schelme (der unterthänigen Leute), ſagte der Connetable von Bourbon an die unter Karl VIII. verſammelten Stände: „Wenn man ſie nicht durch Ueberlaſtung erdrückt, ſo werden ſie unverſchämt. Wenn Ihr die Laſt der Taillen (Steuer) gänzlich abſchafft, ſo werden ſie ſich gewiß gegen einander, wie gegen ihre Herren rebelliſch und unausſtehlich zeigen. Auch dürfen ſie die Freiheit nicht kennen lernen; für ſie iſt nur die Abhängigkeit gut. Was mich anlangt, ſo glaube ich, daß dieſe Contribution die ſtärkſte Kette iſt, welche ſie zu binden im Stande iſt.“ — Die Quäker, dieſe friedlichen ſanften Leute, die unter ſich die Brüderlichkeit der erſten Chriſten hergeſtellt haben, bekennen ſich zu ähnlichen Grundſätzen: ſie ſagen, man müſſe die Arbeiter kurz halten, und ſie nicht zu gut bezahlen. Eine ähnliche Doktrin iſt auf der franzöſiſchen Tribüne vertheidigt worden. „Die Arbeit iſt ein Kappzaum!“ rief Guizot. Man bemerke, daß Guizot weder ein Mann des alten Regime, noch ein Partiſan des göttlichen Rechtes, noch ein Katholik iſt; Guizot iſt ein Mann von 89, conſtitutioneller und parlamentariſcher Royaliſt, dabei Proteſtant.“

Vielleicht wird man ſich über dieſe Beurtheilung Guizot's von Seiten eines Proudhon wundern! Mit mehr Recht aber wird jeden, der Proudhon's ſonſtige Schriften und namentlich ſeine Philoſophie der Gerechtigkeit kennt, dieſes Zugeſtändniß befremden, das jedenfalls ſeine Wahrheitsliebe kennzeichnet und ihn über den Troß der gewöhnlichen ſocialen Fanatiker erhebt. Die natürliche Trägheit des Menſchen, die erziehende und ſittlich veredelnde Kraft der Arbeit und eines mäßigen Mangels zugeſtanden, ſollte man meinen, mußte Proudhon die Falſchheit ſeiner Konſequenzen einſehen. In Folge dieſer Einſicht, führt er den Satz durch, daß die Wirkung des Steuerdruckes eine Civiliſirung und Kultur des niedern Volkes geweſen ſei, während umgekehrt die Freiheit von der Beſteuerung die Ariſtokratie entſittlicht habe.

Das läßt ſich hören, und ohne Zweifel liegt ein guter Theil Wahrheit darin.

Nach Proudhon iſt das Steuerprincip vor der Revolution Folgendes geweſen: „Der Sklave, Leibeigene, Dörfler, Roturier, Proletarier, Diener oder Unterthan, Alles Eins, iſt ſeinem Herrn, Gebieter, Fürſten, Könige, Despoten oder Tyrannen Alles ſchuldig, ſeinen ganzen Erwerb, mit Ausnahme deſſen, was ihm unumgänglich nöthig zum Unterhalte iſt. Wenn der Herr ihm mehr läßt, iſt es reine Gnade ſeinerſeits zur Aufmunterung. Verlieren wir das nie aus den Augen, Demokraten!“

Digitized by Google

Hier ſpricht wieder der Paroxismus, der Alles in einen Topf zuſammenwirft und aus der Allgemeinheit des Mißbrauchs eine Regel ableitet, die höchſtens in den orientaliſchen Despotien Geltung gehabt hat. Daß im Mittelalter nicht blos der Adel, daß auch die Handwerk- und Handeltreibenden — alſo die arbeitenden Stände, vielfach das Steuerbewilligungsrecht ausübten, daß ſelbſt den Leibeigenen gegenüber geſetzlich ein Kontraktverhältniß galt, brauchen wir den Geſchichtskundigen nicht erſt in's Gedächtniß zu rufen. Eine ſolche verrückte Steuertheorie hat nie in chriſtlichen Staaten, ſelbſt in Rußland nicht, beſtanden, und iſt bei Zuſtänden, welche auf dem römiſchen und ſonſtigem Rechte beruhen, auch ganz undenkbar.

Daß die Steuern eine gemeinſame Staatslaſt, daß der Beitrag des Einzelnen eine ſeinen Erwerbsverhältniſſen und ſeinem Beſitze billig entſprechende Quote zu derſelben ſein ſolle, hat man theoretiſch zu allen Zeiten erkannt und eingeſehen, und die ſchrecklichen Zuſtände, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt haben, rühren nicht von einer grundfalſchen despotiſchen Steuertheorie, ſondern davon her, daß man den Immunitäten und Privilegien eine unvernünftige Ausdehnung gegeben hatte. Die Laſt, von welcher man den Einen befreit, wächſt natürlich dem Andern zu, und in dem Maße, wie gewiſſe Stände privilegirt werden, kommen die Andern zu Nachtheil und Schaden; endlich macht der zu allen Zeiten lebendige Eigennutz, die lange Gewohnheit, die Furcht vor der Schwierigkeit einer vernünftigen Repartirung der Staatslaſten das Unrecht zum Rechte, und ſo iſt es gekommen, daß zuletzt nur ein gewaltſamer Durchbruch aller Schranken alle dieſe Zuſtände ändern konnte.

In Folge der Revolution iſt alſo die allgemeine Steuerpflichtigkeit anerkannt worden. Proudhon vermengt dies natürlich wieder alsbald mit der Volksſouverainetät, obgleich das zwei ganz verſchiedene Dinge ſind und meint, allerdings habe ſich hierin die Sache geändert, indeſſen die Regierung, der Staat, wie er zur Zeit noch ſei, verbrauche deshalb keinen Heller weniger, als früher, die Staatslaſten ſeien dieſelben geblieben, ja ſie wüchſen oft in bedeutendem Maße.

Seit länger als einem Jahrhunderte, meint er weiterhin, gäben ſich die gelehrten Staatsökonomen Mühe, herauszubringen, wo hier der Fehler liege; auch auf dem Kongreſſe zu Lauſanne habe man die Sache vielfach beſprochen, aber nicht das rechte Mittel herausgebracht, die Regierung wohlfeil zu machen. Proudhon ſcheint ſie für Feiglinge zu halten. „Alle Mängel der Beſteuerung ſind erkannt, analyſirt, auf ihren Grund zurückgeführt worden. Es iſt ſchwer, zu glauben, daß die, welche das Uebel ſo vernünftig an den Tag gelegt, das Heilmittel nicht errathen haben ſollten. Warum haben ſie es nicht geſagt? Ich will es ſagen, ſie haben es nicht gewagt; ſie ſind zurückgebebt vor einer Perſpektive, die ihnen revolutionair ſchien; ſie glaubten wohl, es tauge für die Geſellſchaft nicht, die Gerechtigkeit bis zum Aeußerſten zu verfolgen.....“ Wir wiſſen, was Proudhon's Gerechtigkeit bedeutet. —— Köpfe abſchneiden, Septembriſiren!

Nun jeder nach ſeinem Geſchmacke! Daß es mit dem Terrorismus und mit einer allgemeinen Demokratie nicht gethan iſt, würde Proudhon zu erkennen im Stande ſein, wenn ihm nicht bei gewiſſen Dingen ſofort das Blut in den Kopf ſtiege und er Alles roth ſähe.

Wenn Herr Proudhon weiter keine Panancee hat, als einen neuen Robespierre, welcher ſich für die incarnirte Gerechtigkeit hält und die Steuern demnach nach den Grundſätzen der reinen Arithmetik unter der Strafe ſofortiger Köpfung auflegt, ſo iſt er zu bedauern wegen ſeiner gründlichen Unkenntniß der menſchlichen Natur. Man mache das Volk in dem Sinne ſouverain und ſchrankenlos, wie er es befürwortet, und man kann verſichert ſein, daß neun Zehntel davon es als höchſten Ausdruck ihrer ſouverainen Machtvollkommenheit betrachten würden, gar keine Steuern zu bezahlen. Es würde gewiß ein trauriges Amt ſein, in einem ſolchen Staate die incarnirte, abſolute Gerechtigkeit zu agiren. Ein Schreckensmann würde den andern beſeitigen, und das Ende vom Liede wäre eine Despotie und eine größere Schuldenlaſt, als früher. Daß die Demokratie und Volksſouverainetät nicht vor Unterdrückung ganzer Volksklaſſen, vor Ausnutzung der Schwächeren, vor Corruption und Schurkerei der Beamten ſchützt, hat uns jetzt Amerika genügend klar gemacht. Nach den Anſichten, die Herr Proudhon über die Zukunft Englands und Frankreichs im Falle eines großen Krieges entwickelt hat, kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, annehmen, daß ſein Mittel, die Schuldenlaſt der Staaten aufzuheben und die Regierung wohlfeil zu machen, weſentlich in einer großen allgemeinen Revolution gegen die herrſchenden Geldmächte, in einer allgemeinen Volksrazzia gegen die Börſen und Banken beſteht. Denn ohne tabula rasa gemacht zu haben, läßt ſich doch keine neue gedeihlichere Wirthſchaft anfangen.

Man ſollte denken, daß ſich über eine Theorie der Steuer nur ſehr wenig ſagen ließe, und eigentlich nicht einmal ſo viel, daß man das, was geſagt wird, eine Theorie heißen könnte. Selbſt wenn alle europäiſchen Staaten Republiken, ja wenn ganz Europa eine einzige Republik wäre, würden die konkreten Verhältniſſe ſo ſtark hervortreten und in Anſchlag zu bringen ſein, daß ſich allgemeine Vorſchriften bei der Anwendung ungemein modificiren müßten. Proudhon iſt ein echt franzöſiſcher Schablonenkopf, für ihn exiſtiren konkrete Verhältniſſe gar nicht; für ihn iſt der Staat und die Geſellſchaft reine Mathematik, alle Staatskunſt Rechnung mit unbenannten Zahlen, alles Regieren Dekretiren. — Die Menſchen, die Bürgen ſeiner Einen untheilbaren Republik, ſind reine Schemen, ohne individuelle Beſonderheit, ohne perſönlichen Charakter und Willen. Einmal emanzipirt und reif für den neuen Muſterſtaat, leben ſie genau nach der gegebenen Richtſchnur und machen Front und Kehrt, wie ein wohlgedrilltes Regiment. Wenn Proudhon fortwährend von Decentraliſation als einer ſehr trefflichen Sache redet, ſo weiß er gar nicht, was ſeine engliſch-amerikaniſch self-government-gläubig angeregte Phantaſie ihm für einen Streich ſpielt; denn ſein ganzes Syſtem läuft auf den tollſten Zwang, auf eine Karrikatur der Centraliſation hinaus. Er dekretirt nicht blos, er terroriſirt ohne Ende; dieſe ganze dogmatiſche Theorie, die ebenſo gut auf das Feuerland und Senegambien, wie auf Rußland und Frankreich paſſen ſoll und muß, iſt der Beweis dafür. Man kann immer ſagen: Der zahlt ſo und ſo viel, Jener ſo und ſo viel — ja, wenn er es nur hat! — Kurzum Herr Proudhon baut ein ſtaatliches Utopien in die Luft, das von dem modernen Frankreich einige Züge entlehnt hat, das er aber für das Muſterbild aller ſeiner künftigen Demokratien hält, und kommandirt nach Herzensluſt, wie das und wie jenes ſein muß.

„Die Steuer iſt weder ein Tribut, noch eine Ablöſung (redevance), noch ein Zins (loyer), noch ein Honorar, noch eine Darbringung (offrande), noch eine Verſicherung (assurance).“ — Dies iſt die Ueberſchrift eines Kapitels, in welchem dieſe einzelnen Abweiſungen näher begründet werden. Ein Tribut iſt die Steuer in den despotiſchen Staaten, eine Ablöſung wird ſie zum Theil, wo feudale Verhältniſſe beſtanden, wo man Hörige befreit hat, wie in Rußland oder in Frankreich, wo das Budget für kirchliche Zwecke als Vergütigung für die Säculariſation gilt; ein Zins iſt ſie in den Theokratien, ein Honorar in den Monarchien, wo man gewiſſermaßen den Herrſcher für ſeine Regierungsmühen entſchädigt; eine Darbringung, ein freiwilliges Opfer war ſie nach der Theorie Mirabeau's, der hier von der Chimäre eines edelmüthigen Bürgerſinns ausgegangen ſein mag; eine Aſſekuranz-Quote für die geſicherte bürgerliche Exiſtenz und den ſtaatlichen Schutz ſoll ſie auch nicht ſein So nämlich faßt ſie Herr St. Marc Girardin auf, der aus den Zuſtänden des gegenwärtigen Kaiſerreichs die Moral zieht. Nach ihm ſoll die Steuer nämlich ſein: „die Haupt-Aſſekuranz, welche die Beſitzenden zahlen, um ſich gegen die Gefahren zu ſichern, die ſie in ihrem Beſitz oder Genuß ſtören könnten. Unter den Gefahren, die wir an den erſten Platz ſtellen, iſt die traurige Möglichkeit einer Revolution.“

Der berühmte Publiziſt zahlt alſo ſeine Steuern vornehmlich an den Kaiſer, damit dieſer Soldaten davon beſolde, welche ihm Herrn Proudhon und ſeine Freunde vom Halſe ſchaffen. — Sehr gute Theorie, aus der Wirklichkeit abſtrahirt, wie keine andere; aber Herr Proudhon kann damit unmöglich einverſtanden ſein.

Nach ihm iſt die Steuer ein „Tauſch.“ „Die von jedem Bürger zu entrichtende Quote zur Beſtreitung der öffentlichen Aemter“ — definirt der geſunde Menſchenverſtand. — Nun das iſt die Steuer in der Theorie immer geweſen; nur hat der Preis, für welchen die Regierenden ihre Mühewaltung, ihre Sorge für das gemeine Wohl verkauften, ſehr variirt. Indem Proudhon die Steuer für einen Tauſch (échange) erklärt, will er damit ſagen, daß ſich der Regierte für ſeine Steuer-Quote ſo viel öffentliches Wohlſein kaufen oder eintauſchen will, als er von den Regierenden zu fordern berechtigt iſt, und das andererſeits Jene ſo viel öffentliches Wohlſein zu produziren und zu verabfolgen haben, als Jene für ihr Geld fordern können. Denn der Staat leiſtet ſeine Dienſte — „um den Selbſtkoſtenpreis.“

Vortrefflich geſagt, aber doch eine Redensart, ſo leer, ſo mathematiſch körperlos, wie nur irgend eine geweſen, an welche formelle Zeloten geglaubt haben. Was heißt das, um den Selbſtkoſtenpreis? ſind die Wohlthaten, welche ein geordnetes Staatsweſen, die Thätigkeit tüchtiger Beamten erzeugt, auf Heller und Pfennig reducirbar? Kann man ſich eine Woche Frieden z. B. um fünf Silbergroſchen kaufen? Alle Staaten entarten dadurch, daß der Beſitz der Macht furchtlos, die Freiheit von äußerem Zwange bequem und nachläſſig, die Verfügung über das Staatseinkommen habſüchtig und räuberiſch macht. Indem Proudhon dieſen Satz

Digitized by Google

hinſtellt, dekretirt er zugleich, daß alle ſeine künftigen demokratiſchen Regierer über alle dieſe irdiſchen Verſuchungen erhaben ſein ſollen. Alle dieſe volksſouverainen, theoretiſchen Staaten leiden an dem Gebrechen, an welchem die Herſtellung eines perpetuum mobile geſcheitert iſt und ſtets ſcheitern wird, nämlich an dem Mangel des spiritus rector oder primum movens, der erſten von außen bewegenden Kraft, welche das Werk im Gange erhält; ſie können nur eine Reihe revolutionairer Parteimänner und am Ende Tyrannen erzeugen, welche ihren Willen als dieſes primum movens ſetzen und ihre Gerechtigkeit durch ihre Kraft erweiſen. Beamte, die ein ſouveraines Volk wählt, welches die Idee des Rechtes für ſich beanſprucht, ſind natürlich dieſem Volke gegenüber verantwortlich, und da der Wille des Volkes letzte Inſtanz iſt, eigentlich rechtlos, ſobald ſie nach ihrem eignen Willen verfahren. Sie dürfen ſachgemäß nie klüger, nie beſtändiger, nie ſelbſtbewußter ſein, als diejenige Kollektivmeinung, welche gerade die Oberhand hat; ſie dürfen derſelben nie widerſprechen, nie wehe thun, nie eine geradlinige Maßregel durchführen, wofern ſie es nicht mit dem Volke verderben wollen. Was bleibt ihnen alſo Anders übrig, als Volksſchmeichler, Achſelträger, Intriganten, als Betrüger und Schurken zu werden?

In Hinſicht auf die Steuern bleibt es ſich ganz gleich, ob man dekretirt, daß ſie ein Tauſch ſein ſollen, oder nicht. Auch demokratiſch-ſociale Beamten haben es in der Hand, den Preis, den Cours zu machen, für den ſie ihre Wohlthaten dem ſouverainen Volke verkaufen wollen, und je haltloſer, je öfter verändert dieſe Beamten ſein werden, deſto höher wird derſelbe ſteigen; wo recht viele in denſelben Geldkaſten greifen, wird derſelbe deſto raſcher leer.

Was die Steuer der Theorie nach iſt, das hängt nicht von einem äußern Schema, das hängt von der Stellung und dem Gemüthe der Gebenden ab. Derjenige, der in gedrückter Lage und unzufrieden mit ſeinen Verhältniſſen iſt, zahlt auch in einer ſocialen Republik Tribut und Regierungshonorar; — derjenige: der in patriotiſcher Geſinnung giebt, bringt Opfer (offrande) u. ſ. w.: kurzum die Natur der Steuern iſt verſchieden nach ganz beſtimmten Verhältniſſen, die in der menſchlichen Natur überhaupt liegen. So lange es Religionen, ſo lange es Kulte und Gläubige giebt, wird es theokratiſche Altarſteuern geben, ſo lange Herrſcher oder Völker über unwillige Beſiegte gebieten, wird ihre Steuer den Charakter des zwangweiſe erhobenen Tributes haben, ſo lange man im Staatsleben eine Rechtscontinuität anerkennt, wird man der Ablöſungsſteuern nicht entrathen können. Proudhon's Steuertheorie iſt ſein revolutionär ſocialiſtiſcher Staat ſelbſt, der mit Allem tabula rasa macht, alle Menſchen glücklich dekretirt, und nun par ordre du Moufti ihnen ſeine „intolerante,“ (wie er ſie ſelbſt nennt) Gerechtigkeit einbläut.

Auch iſt es charakteriſtiſch für dieſe ſeine rein mechaniſche Auffaſſung des Staates, daß ihm Steuer nur Geld und nichts als Geld iſt. Daß die Steuer in Geld nur ein Theil, nur ein äußerlicher Ausdruck der moraliſchen Verpflichtung für das Staatsganze als moraliſchen Weſens ſei, daß man auch mit Naturalien, mit Leiſtungen, mit Patriotismus, Geſinnungen ſteuern könne, ſcheint ihm, trotz ſeiner hohen Vorſtellung von Bürgertugend, nicht in den Sinn zu kommen. Der Regierende, am Ruder Sitzende iſt ihm ein für alle Mal nur Beamter, nur ein Regierungswerkzeug, das Geld erhält, für Geld ſeine Schuldigkeit thut, und deshalb auch verpflichtet iſt, ſein Salarium abzudienen. Sein Regent, oder wie wir es nennen wollen, iſt ein servus publicus, der Prügel kriegt, wenn er es nicht Recht macht.

Uebrigens hat Herr Proudhon Momente, wo ſein praktiſcher Verſtand zur Geltung kommt; z. B. in dem Geſtändniſſe, daß eine vollkommen gerechte Ausgleichung und Vertheilung der Steuerlaſten unmöglich ſei, dieſes Problem ſei für die ſociale Wiſſenſchaft „die Quadratur des Zirkels, die Dreitheilung des Winkels, die Verdoppelung des Kubus, das perpetuum mobile.“ (S. 203).

Um das Möglichſte zu erreichen, hat er ein kurioſes Auskunftsmittel. — Er meint nämlich, in ſeinem Staate der Zukunft müßten die citoyens auf eine möglichſte Gleichheit des Vermögens hinarbeiten. — Dieſer Rath erinnert an das berühmte Schildburg, und giebt abermals den Beweis, daß Proudhon ganz chimäriſche Vorſtellungen von der menſchlichen Natur hat.

Alſo die Steuer iſt ein Tauſch.

„Dieſe Umbildung der Beſteuerung, der alten Geſellſchaft in die neue, iſt das Corollarium der Umbildung, die der früher ſouveraine, jetzt von einer rivaliſirenden Macht, der Freiheit, balancirte Staat erlitten hat.

„Von dieſem Grundbegriffe, nämlich daß die Steuer ein Tauſch iſt, wird die *ganze Theorie* abgeleitet.

„Im Unterſchiede von andern Tauſchtheoretikern ſchuldet der Staat ſeine Dienſte zum Selbſtkoſtenpreiſe.

„Er dringt ſie nicht auf, ſondern erwartet, daß die Nation ſie von ihm verlange.

„In Folge dieſes *freien* Verlangens der Bürger darf ſich die Steuerquote nicht in's Unbeſtimmte ſteigern, ſondern muß ſich im Gegentheile in unbeſtimmter Weiſe vermindern. Daraus folgt die Nothwendigkeit, der Steuer ein Maximum zu beſtimmen.

„Die Centraliſation der Regierung in einem großen Lande iſt unverträglich mit dieſer unbeſchränkten Reduction der allgemeinen Staatslaſten, und folglich mit der Regulirung des Budgets.

„In einem Staate von normalem Zuſtande ſcheint der Betrag der Contributionen ein Zwanzigſtes der totalen Production des Landes zu ſein; er kann auf ein Dreißigſtel erniedrigt werden.

„Da in den modernen Geſellſchaften alle Bürger vor dem Geſetze gleich ſind, müſſen die Staatslaſten ohne Unterſchied von Allen und im Verhältniß ihrer Kräfte getragen werden.

„Jede Steuer, von welcher Form und Geſtalt, immer wird definitiv auf die Geſammt-Production geſchlagen.

„In Folge deſſen wird jede fiskaliſche Steuer zu einer Verzehrungs-Steuer gemacht.“

Dies ſind einige der Hauptſätze. Wir ſind außer Stande, auf die ungemein verwickelten Anſichten einzugehen, die der famoſe Socialiſt auseinander ſetzt. Sie werden aus ſeinen Grundanſichten über die Natur des Kapitals, des Geldweſens verſtändlich, erfordern aber ein Studium, bei welchem eine genauere Kenntniß der franzöſiſchen Verhältniſſe nöthig iſt, als wir ſie haben können.

Herr Proudhon iſt ein großer Scholaſtiker in ſeiner Art, und hat demgemäß ſeine, wie wir glauben, praktiſch ganz unausführbare Theorie bis in's Einzelne ausgeſponnen; er lebt und webt in dem Staate der Zukunft, wie er ihn ſich gebildet hat, der aber mit den beſtehenden nicht viel Aehnlichkeit hat, und zu ſeiner Verwirklichung einer neuen radikalen Umwälzung bedürfen würde. Uebrigens hat er dafür geſorgt, daß er in ſeiner eignen Partei, in den Socialiſten, Gegner und Wiederſpruch genug finde; er behandelt entgegengeſetzte Meinungen nicht mit beſonderer Schonung, und erklärt ſich oft, wo man es nicht erwarten ſollte, gegen gewiſſe Lieblingsſätze der Socialiſten, z. B. gegen die beliebte eine untheilbare Allerweltsſteuer, welche die Erhebung und Verwaltung vereinfachen ſoll. Manches würde ſehr ſchön ſein, wenn es ſich durchführen ließe, z. B. ein Steuermaximum, eine ſteigende Verminderung der Staatslaſten u. dgl., aber die Erfahrung lehrt, daß ſo etwas nicht von dem guten Willen, ſondern von äußeren Umſtänden abhängt. Kam eine Demokratie dem Ideale nahe, das ſich Proudhon gemacht hat, ſo war es Nordamerika — Was hat die blühende, reiche, nirgend beſchränkte Republik verhindert, zum Beſten ihrer Mitglieder einen ſchuldenfreien, glänzenden Zuſtand der Finanzen herbeizuführen? Iſt nicht auch dort der Fall eingetreten, daß die jedesmal Regierenden den Staatsbürgern ihre Dienſte zu theuer — nicht nach dem Selbſtkoſtenpreiſe — verkauft haben? machen ſie nicht jetzt unfreiwillig Schulden über Schulden, die doch jedenfalls das Land wird bezahlen müſſen? Ein Maximum der Steuerlaſt läßt ſich dekretiren — aber die Geſchichte hat ihren Kopf für ſich; ſie kennt nur Staaten unter dem Monde, welche der irdiſchen Schwerkraft dienen, und ſich wider alle aprioriſtiſchen Conſtruktionen widerſpenſtig zeigen.

England.

Shakſpeare's Sonette, von Bodenſtedt.*

Der liebenswürdige, ſprachgewandte Bodenſtedt hat ſoeben die deutſche Literatur mit der Ueberſetzung der bisher ſo vernachläſſigten und unterſchätzten Sonette des großen britiſchen Dichters bereichert, und wird dieſe eben ſo verdienſtvolle wie ſchwierige Arbeit gewiß von den Freunden Shakſpeare's, d. h. alſo von dem ganzen gebildeten Publikum Deutſchlands mit Freuden und Dank begrüßt werden. Daß die Uebertragung, wir ſollten vielmehr ſagen, die Nachdichtung gelungen iſt, verſteht ſich bei einem mit aufzunehmen, und der bekannten Sammlung (als Nr. 1 und 3) voranzuſetzen. Inwiefern ſeine lobenswerthe Abſicht ihm gelungen, darüber

* William Shakeſpeare's Sonette, in deutſcher Nachbildung von Friedr. Bodenſtedt. Berlin, Decker, 1862.

Digitized by Google

ſo gewandten Dichter, wie Bodenſtedt, von ſelbſt. Da anzunehmen iſt, daß das Büchlein ſelbſt ſich bald in den Händen Aller befinden werde, ſo halten wir es nicht für nöthig, unſeren Leſern eine Probe daraus vorzulegen. Hingegen können wir uns nicht enthalten, einige Worte über ſeine Anordnung der Sonette und die angefügten kritiſchen Bemerkungen zu ſagen.

Bodenſtedt legt uns den Sonettenkranz in vier Abtheilungen vor, und zwar nach einer neuen Reihenfolge, welche den poetiſchen oder innern Zuſammenhang der einzelnen Dichtungen herſtellen ſoll. Dabei hat er die Zahl der Sonette um zwei vermehrt, indem er ſich erlaubt hat, Nr. 1 und 6 der unter dem Titel The Passionate Pilgrim erſchienenen ſind wir noch nicht in der Lage, ein Urtheil zu fällen, da uns bisher die nöthige Muße gefehlt, die Ueberſetzung nach dieſer Seite hin genauer zu prüfen.* In Bezug auf den Inhalt neigt ſich Bodenſtedt augenſcheinlich zur Anſicht hin, welche die Sonette als an den Grafen Southampton gewidmet betrachtet, trotzdem er (S. 207) Gründe gegen die Annahme vorbringt, nach welcher die von uns bereits (Nr. 40 d. Bl.) beſprochenen Initialen W. H. Henry Wriothesly bedeuten ſollen. Er hätte zu den dort vorgebrachten noch den hinzufügen können, daß, nachdem Shakſpeare ſeine „Venus and Adonis und „The Rape of Lucreco“ demſelben Grafen unter vollſtändiger Nennung ſeines Namens gewidmet, es höchſt auffallend und eine ebenſo ungeſchickte wie zweckloſe Verheimlichung geweſen wäre, ihm die Sonette unter den beſagten Initialen zu dediciren. Dieſe Hülle zu durchſchauen, hätte wahrlich keinen Scharfſinn erfordert. Doch, wie geſagt, Bodenſtedt läßt die Frage unentſchieden, und macht keinen Anſpruch darauf, das Räthſel gelöſt zu haben. Deſto härter geht er Barnſtorff zu Leibe, deſſen Hypotheſe die Leſer des „Magazin“ ſich erinnern werden.

Wir müſſen geſtehen, es hat uns dieſes Verfahren einigermaßen befremdet. Ein Mal ſteht es ja Jedem frei, ſeinen Scharf- oder Stumpfſinn, ça depend, an einem Räthſel zu verſuchen; iſt der Verſuch mißlungen, nun dann — ich muß mich nochmals einer franzöſiſchen Redensart bedienen, tant pis pour lui, d. h. zu deutſch, um ſo ſchlimmer für ihn, ſo hat er ſich vergebens bemüht, und vielleicht noch obendrein ſeinen Stumpfſinn bloßgeſtellt. Dann aber iſt es nicht üblich, daß man einen Gegner, den man verachtet, oder richtiger geſagt — denn von Gegnern kann hier nicht die Rede ſein — eine Anſicht, die man für grundfalſch, ja faſt für blödſinnig hält, einer ſo breiten Widerlegung würdigt, oder ſo viel Worte darüber verliert, wie Bodenſtedt es Barnſtorff gegenüber für nöthig erachtet hat.** Wir zweifeln nicht, daß Letzterer nicht ermangeln werde, ſich ſeiner eignen Haut zu wehren und die Angriffe Bodenſtedt's mit gleichen Waffen zurückzuſchlagen. — Gegen einen dieſer Angriffe jedoch wollen wir uns erlauben, ihn ſchon jetzt in Schutz zu nehmen. Wenn Herr Bodenſtedt nämlich behauptet, daß Barnſtorff's Deutung der Initialen W. H. ſchon deshalb zu verwerfen ſei, weil „nach dem engliſchen Sprachgebrauch auf das Mr. immer der Familienname folgen müſſe,“ ſo iſt er entſchieden im Irrthum, wie er das ja eben aus dem räthſelhaften „Mr. W. H.“ ſofort hätte entnehmen können und müſſen, hätte ſeine Ereiferung gegen Barnſtorff ihn nicht der zur Prüfung der Sache nöthigen Ruhe beraubt. Was auch die Buchſtaben bedeuten, ſo muß doch wohl das W. als Vor- und das H erſt als Familienname angeſehen werden. Daß wir die Deutung Barnſtorff's keineswegs gelten laſſen, das haben wir deutlich genug geſagt; das Mr. aber, welches bei ſeiner Erklärung weggelaſſen zu haben, Bodenſtedt ihm als gefliſſentliche Fälſchung anrechnet, würde der Auslegung durchaus nicht im Wege ſtehe. Freilich aber wäre das W. für William eine eben ſo durchſichtige Verhüllung des Namens wie S., welches nach Bodenſtedt's Anſicht dem Mr. hätte folgen müſſen.

D. Aſher.

Japan.

Sitten und Gewohnheiten der Japaneſen.

Einem Londoner Blatte entnehmen wir den nachſtehenden Auszug aus einem Reiſebericht über Japan, deſſen Autor die Sommermonate dieſes Jahres in Folge einer amtlichen Miſſion zum Theil in der Hauptſtadt Jedo (zu welcher Fremde ohne offiziellen Charakter keinen Zutritt haben), zum Theil in dem von da nur 18 Engl. Meilen entfernten Hafenorte Jokuhama zuzubringen Gelegenheit hatte. Als ein gründlicher Beobachter hat der gedachte Anonymus bei ſeinem Aufenthalte mancherlei Neues geſehen und erfahren, was dem flüchtigen Touriſten vielleicht entgangen ſein würde. Er ſchreibt:

— — Von Japan bin ich ganz entzückt. Es iſt ein ſo ſchönes, ſo eigenthümlich intereſſantes Land, daß ſich kein anderer Theil der Erde ihm an die Seite ſtellen kann. Das Klima iſt ſehr angenehm. Ich habe die heißeſte Zeit des Jahres dort zugebracht, und das Thermometer ſtieg in den Nachmittagsſtunden wohl bis 85 Grad (Fahrenheit); aber es war nicht die ſengende, entnervende Hitze, die man im ſüdlichen China empfindet. Ich bin, wenn ich in Jokuhama meine Einkäufe machte, unter einem Schirm den ganzen Tag im Freien umherſpaziert, ohne mich im Mindeſten matt oder unbehaglich zu fühlen. Es iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß Jokuhama ſich in wenig Jahren zu einem höchſt lebhaften Seebade und Kurorte entwickeln wird, wohin ſich die im Süden China's anſäſſigen Europäer während der heißen Monate Juni bis September zurückziehen werden.

Das Land in der Umgegend von Jedo iſt ſehr fruchtbar und ſcheint zum Anbau aller Fruchtgattungen ſich zu eignen. Sowohl von Jedo, wie von Jokuhama aus habe ich faſt täglich größere Ausflüge unternommen, und jedesmal bin ich von der Lieblichkeit der Anſichten, die ſich meinem Auge darboten, auf's Neue überraſcht geweſen. Die Bodenkultur ſteht auf der höchſten Stufe und giebt ein glänzendes Zeugniß für den Fleiß der Bewohner; nach Unkraut oder Steinen würde man vergeblich ſuchen. Die Felder ſind nicht groß, dafür iſt aber auch jeder Quadratfuß bis an den Rand der Wege benutzt. Endlos iſt die Reihe der mannichfaltigen Gewächſe, welche der Acker erzeugt; da ſieht man Roggen, Reis, Gerſte, Mais, indianiſche und europäiſche Hirſe, gewöhnliche und ſüße Kartoffeln, in bunter Abwechſelung mit Melonen, Gurken, Guimgano oder Eierpflanze, türkiſchen und peruaniſchen Bohnen, Mohrrüben, und vielen anderen Pflanzen, deren Aufzählung ermüden würde. Zerſtreut zwiſchen den Aeckern liegen junge Pflanzungen von Cedern, Tannen, Lärchen, Wachholder und Bambusrohr, wodurch das ganze Land das Ausſehen einer großen Baumſchule gewinnt. Die Japaneſen ſind ausgezeichnete Forſtmänner und düngen, lichten und beſchneiden ihre Baumpflanzungen mit derſelben Sorgfalt, welche ſie auf die Getreidefelder verwenden. Die Bambusſchonungen machen einen ungemein zierlichen Eindruck; den jungen Areca-Palmen gleich, haben ſie keine Zweige, ſondern nur einzelſtehende, glatte Stämme, mit einem Büſchel der zarteſten, federartigen Blätter an der Spitze, ſo daß ich an die Palmenhaine von Penang erinnert wurde, nur mit dem Unterſchiede, daß die letzteren nicht ſo ſorgfältig gepflegt erſcheinen. Die charakteriſtiſche Sauberkeit der Japaneſen, ihr Fleiß und Ordnungsſinn machen ſich auf jedem Schritt dem Reiſenden bemerkbar. Die Baumhecken ſind ohne Ausnahme geſchoren, die Wege reinlich und gut unterhalten und die Wohnungen der ländlichen Bevölkerung die Sauberkeit ſelbſt. Die Gegend um Jedo iſt ſehr hügelig, was die Schönheit der Scenerie noch ungemein erhöht. In der That, wenn man die reiche und mannigfaltige Färbung der verſchiedenen Fruchtfelder und dazwiſchen wieder die dunklen Maſſen der Gehölze überblickt, ſo giebt das ein Geſammtbild, das mit ſeiner Miſchung von hellen Lichtern und tiefen Schattentönen alle Landſchaften der Welt an maleriſcher Wirkung übertrifft. Meilenweit, wohin dein Roß dich trägt, kannſt du durch ſolche Gegenden reiten; über dem ſchmalen Wege wölben die Kronen der Bäume ſich zuſammen und geben deinem Pfade Schatten und Kühlung. Wären nicht die Abhänge dir zur Seite mit üppigen Schlingpflanzen und wild wuchernden Blumen bewachſen, fiele dein Blick nicht ſtets auf die faſt nackten Geſtalten der Eingeborenen: du würdeſt dich bisweilen auf die grünen Triften und Hohlwege Alt-Englands verſetzt glauben.

Das Volk — das heißt die niederen Stände — hat mir ſehr wohl gefallen. Es ſind gutmüthige, freundliche Leute, höflich in ihrem Benehmen und den Chineſen in jeder Hinſicht weit überlegen. Sie haben nicht den lächerlichen Dünkel, der in China ein ſo böſes Hinderniß für jeden Fortſchritt iſt, ſondern ſind im Gegentheil höchſt wißbegieriger Natur, ſtets bemüht ſich Belehrung zu verſchaffen und ſchnell bereit die Vortheile neuer Erfindungen ſich anzueignen. Wenn du in einen Kaufladen, oder auf dem Lande in ein Bauernhaus eintrittſt, ſo wirſt du unabänderlich zunächſt zum Sitzen genöthigt und mit Thee regalirt. Dann aber wird deine Perſon einem ſyſtematiſchen und bis ins Kleinſte gehenden Examen unterworfen. Man nimmt dir die Brille ab, falls du eine ſolche trägſt, fragt nach deinem Namen, ſchreibt ihn auf,

---

* Wir müſſen geſtehen, daß es gerade dieſe Anordnung iſt, die uns das Buch von Bodenſtedt gleich von vorherein ſehr angenehm macht. Während uns in anderen Ueberſetzungen von Shakſpeare's Sonetten gleich das erſte Sonett, wegen ſeiner Unverſtändlichkeit, vom Weiterleſen abſchreckt, iſt das erſte Sonett Bodenſtedt's ſo einladend und verſtändlich, daß wir mit Vergnügen fortfahren, zu leſen. D. R.

** Auch das uns eben zu Geſicht gekommene Athenaeum vom 7. December ſtimmt mit uns in dieſer Rüge überein.

Digitized by Google

nimmt deine Stiefeln, Handſchuhe, Hut ꝛc. in Augenſchein, unterſucht, aus welchem Stoff deine Kleider gemacht ſind, und kann nicht müde werden dich zu betrachten. Schickſt du irgend einen Gegenſtand europäiſcher Fabrikation einem japaneſiſchen Handwerker zur Reparatur, ſo kannſt du ſicher ſein, daß er ſich eine Kopie davon macht, oder gar dir eine Kopie zurückſendet und das Original für ſich behält. Der Japaneſe iſt im Stande, einen Colt'ſchen Revolver oder ein Chubb'ſches Schloß nachzumachen, ſo daß du die Kopie von dem Original nicht unterſcheiden kannſt. Einer meiner Bekannten ſchickte ſein Schreibpult an einen Tiſchler in Jedo, um eine Kleinigkeit daran ausbeſſern zu laſſen; dasſelbe war mit einem Chubb'ſchen Patentſchloß verſehen. Längere Zeit, nachdem er das Pult zurückerhalten, fällt ſein Blick zufällig auf das Schloß: er unterſucht es näher und findet zu ſeinem Erſtaunen, daß ein getreues Facſimile des alten Schloſſes eingeſetzt iſt, während das letztere von dem Tiſchler als Modell zurückbehalten war.

Auch die Frauen nehmen in Japan eine weit höhere Stellung ein, als in China; vor Allem genießen ſie eine beſſere Erziehung. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn eine Japaneſin, ſelbſt aus niederem Stande, nicht leſen und ſchreiben kann. In China werden die Weiber von der Außenwelt hermetiſch abgeſperrt und dürfen nie die Schwelle ihres Hauſes überſchreiten. In Japan können ſie dagegen frei und öffentlich ſowohl an den Geſchäften, als an den Vergnügungen des täglichen Lebens theilnehmen. Das Weib iſt hier wirklich die Lebensgefährtin des Mannes, nicht wie in China bloßes Werkzeug zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften.

Was bei der Landung in Japan dem Europäer zuerſt auffällt, iſt die äußerſt ſpärliche Bekleidung, in welcher beide Geſchlechter einhergehen. Die Männer tragen nichts weiter als ein ſchmales Lendentuch, und die Frauen nur einen Rock, der von oben bis unten offen und um die Taille feſtgegürtet iſt; bei großer Hitze, oder wenn ſie auf dem Felde arbeiten, wird die obere Hälfte des Gewandes zurückgeworfen, ſo daß ſie bis zu den Hüften nackt ſind. Die ganz jungen Mädchen ſind hübſch und gut gewachſen; aber ſie verlieren ihre Schönheit ſehr bald, in Folge des frühen Heiratens, der im Uebermaaße genommenen warmen Bäder und des langen Säugens. Sie nähren ihre Kinder oft ſechs Jahre, in der Regel fünf Jahre lang; die Folge iſt, daß ſie mit 25 Jahren alte Weiber ſind, und ein altes Weib im Naturzuſtande iſt gerade kein maleriſcher Gegenſtand.

Die Japaneſen ſind das reinlichſte Volk auf der Welt; ſie baden täglich, ja an demſelben Tage wohl zwei oder drei Mal. Ich möchte ſagen, das Bad iſt für ſie daſſelbe, was das Kaffeehaus für die Franzoſen: der Ort, wo ſie zuſammen kommen, ſchwatzen, Späße treiben und ſich die Klatſchgeſchichten des Orts vortragen laſſen. Faſt jedes Dorf hat ſein öffentliches Bad, und in den Städten enthält jede Straße deren zwei oder drei. Das einzelne Bad koſtet 3 Caſh (ungefähr ein Pfennig). Für dieſen Betrag bekommt man heißes und kaltes Waſſer in beliebiger Menge und Raum genug, um mit Bequemlichkeit darin herum zu plantſchen. Kein Wunder alſo, daß auch die ärmere Bevölkerung lieber die öffentlichen Bäder benutzt, als dieſe unumgängliche Operation in ihren kleinen Hütten vornimmt.

Kommt man auf dem Lande durch einen Ort, wo ſich kein öffentliches Bad befindet, ſo iſt es, namentlich gegen Abend, ein ganz gewöhnlicher Anblick, vor einem Bauernhauſe die ganze Familie, wohl gar drei Generationen beider Geſchlechter, Alle völlig nackt, in ihren flachen Badewannen ſitzen zu ſehen. Iſt es eine Gegend, wo das Erſcheinen von Fremden noch eine Seltenheit iſt, ſo wird die ganze Geſellſchaft wahrſcheinlich aufſpringen und nach der Straße laufen, um die Reiſenden mehr in der Nähe zu ſehen; ſonſt aber fahren ſie ruhig mit ihrer Beſchäftigung fort, ohne im Mindeſten darin etwas Unanſtändiges zu finden oder Scham zu fühlen. Die Kleidung iſt ja, bei Lichte betrachtet, eine rein conventionelle Sache; den Japaneſen, deren Auge von Jugend auf an den Anblick des Nackten gewöhnt iſt, ſind die Begriffe und Empfindungen, die wir damit verbinden, unbekannt. Es iſt merkwürdig, wie bald das Auge des Europäers ſich daran gewöhnt; nur den neuen Ankömmlingen fällt es auf. Biſchof *Smith* hat behauptet, die Japaneſen ſeien das ſittenloſeſte Volk auf der Welt; nach dem, was ich darüber habe in Erfahrung bringen können, erſcheint dies Urtheil durchaus nicht gerechtfertigt; ſie mögen ausſchweifend ſein, aber gewiß nicht in höherem Grade, als die Türken, Indier und Chineſen es ſind. Ihr Sittenkodex hat große Aehnlichkeit mit dem des alten Teſtaments. Die Polygamie iſt erlaubt und das Konkubinat iſt eine geſetzlich anerkannte Einrichtung. Die verheirateten Männer halten ſich Konkubinen, wenn ſie reich genug dazu ſind; aber die Frauen verletzen die eheliche Treue nicht. Man kann lange in Japan reiſen und Vieles von dem Privatleben der Eingebornen zu ſehen bekommen; aber nie wird man auf Scenen ſtoßen, die einen ſo widerwärtigen Eindruck hervorrufen, wie z. B. das Treiben bei Nacht auf den Straßen von London und Paris. Es iſt wahr, es liegt in dem japaneſiſchen Volkscharakter ein eigenthümliches Gemiſch von Civiliſation und Barbarei. Auf der einen Seite Liebe und Verehrung für die Frauen, Achtung vor der Ehe und ein hohes Maaß von ritterlichem Ehrgefühl — auf der andern Seite eine legaliſirte Proſtitution und eine Kleidertracht, die nach unſeren Begriffen mit öffentlicher Verletzung der Schamhaftigkeit identiſch ſein würde. Aber man muß eben den orientaliſchen Anſchauungen Rechnung tragen. Mit unſeren Caſinos und Cremornes, unſeren „pretty horse-breakers" und den Enthüllungen des Ehegerichtshofs ſollten wir die letzten ſein, die gegen die Moralität der Japaneſen den Stein aufheben. — Das Buch des Biſchofs und das von ihm geſprochene Verdammungsurtheil müſſen daher mit großer Vorſicht aufgenommen werden. Mich will es faſt bedünken, als habe er die Verhältniſſe in Japan aus einem ähnlichen Geſichtspunkte aufgefaßt, wie jener Londoner Droſchkenkutſcher das Leben in China. Ein Miſſionär nämlich, der vor einigen Monaten in London war, fuhr eines Tages „outside" auf einem Cab und erzählte dem neben ihm ſitzenden Kutſcher, daß er von China gekommen ſei. Cabby verrieth ein lebhaftes Intereſſe und fragte gleich: „Iſt denn das da auch ein civiliſirtes Volk, Sir? Nehmen die Chineſen auch ihren Gin des Morgens?"

Ungarn.

Die ſlowakiſchen Forderungen.

„Slowaken" und „Slowakei" ſind keine Bezeichnungen für einen abgeſonderten ſlaviſchen Sprach-Stamm, wie „Slovenen," „Slavonier," „Čechen," „Serben" ꝛc., ſondern rein *geographiſche* und *lokale* Begriffsbeſtimmungen. Unter „Slowakei" verſteht man den ganzen nordöſtlichen Theil *Ungarns*, der im Weſten an Mähren, im Norden an Böhmen und Oeſterreichiſch Schleſien und im Oſten an Galizien gränzt. Die „Slowaken" reden dieſelbe Sprache mit den *Čechen* und gehören zu einem und demſelben Volksſtamme mit dieſen ſlaviſchen Bewohnern Böhmens und Mährens, obwohl ſie noch viel weniger, als dieſe, von einer gebildeten Schriftſprache wiſſen. Die Verbreitung dieſes Zweiges der großen ſlaviſchen Völkerfamilie in Oeſterreich beruht, wie A. Ficker in ſeinem kartographiſchen Handbuch über die Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie* ſagt, zum Theil auch auf der Coloniſation; zumal Regierung und größere Grundbeſitzer Ungarns in die vom osmaniſchen Joche allmählich befreiten unteren Landestheile mit beſonderer Vorliebe, nächſt den deutſchen Anſiedlern, die fleißigen ſlowakiſchen Gebirgsbauern herbeizogen. So entſtanden die Gruppen ſlowakiſcher Sprachinſeln in den Ausläufern des Vertes-Gebirges, um Ofen und Peſt, im Békés-Csanader Comitate und anderen Strichen des Großwardeiner Verwaltungs-Gebietes, in der Wojwodſchaft und im Banat, in Slavonien und der ſerbiſch-kroatiſchen Militairgränze.

Es iſt bezeichnend, daß die Slowaken durch eine Deputation, an deren Spitze der Biſchof Moyſes von Neuſohl ſtand, in Wien entſchiedene Schritte gethan haben, um ſich von ihren magyariſchen Brüdern in Ungarn loszuſagen und ſich dem Reichsrathe der öſterreichiſchen Monarchie anzuſchließen, wo ſie ganz gewiß mit den Čechen gemeinſchaftliche Sache machen und die Oppoſition gegen die deutſche Regierung nur vermehren würden. Wir haben bereits früher angedeutet, daß die Magyaren, wenn ſie ſtaatsklug ſind, lieber mit der deutſchen Regierung auf dem Boden ihrer alten Verfaſſung ſich einigen ſollten, ſtatt zuzugeben, daß die ſlaviſchen Bewohner Ungarns ſich mit anderen Stammgenoſſen außerhalb dieſes Königreichs vereinigen und dadurch den Magyaren ſowohl, als den Deutſchen, über den Kopf wachſen.

Gegenwärtig formuliren die Slowaken ihre Forderungen dahin, daß 1) die Slowaken Ungarns, wie dies bereits ältere, ungariſche Landesgeſetze zulaſſen, ebenſo wie die *Kroaten*, *Rumänen* und *Serben*, als eigene Nation Ungarns anerkannt und jene Gegenden, welche die ſlowakiſche Nation in compakten Maſſen, insbeſondere in den Comitaten Preßburg, Neutra, Bars, Trentſchin, Hont, Sohl, Thurocz, Arva, Liptau, Neograd, Gömör, Zips, Saros, Abauj und Torna bewohnt, als ein eige-

* Gotha, Juſtus Perthes, 1860.

Digitized by Google

ner, oberungariſcher, ſlowakiſcher Diſtrikt (hornouhorské slovenské Okolie) anerkannt und konſtituirt werden; 2) daß dieſer Diſtrikt als integrirender Theil Ungarns ſowohl dem allgemeinen ungariſchen Landtage, als auch den höchſten ungariſchen Behörden zwar unterſtellt, daß derſelbe jedoch nach Art der Diſtrikte der Jazygier und Kumanier, der Haiduken und der Provinz der 16 Zipſer Städte auch mit einer eigenen nationalen Vertretung und ſowohl mit beſonderer politiſch-adminiſtrativen, als einer abgeſonderten Juſtiz-Verwaltung in erſter und zweiter Inſtanz bedacht werde; 3) daß die Berathungs- und Geſchäftsſprache ſowohl in politiſch-adminiſtrativen, als Juſtiz-Angelegenheiten innerhalb dieſes Diſtriktes ausſchließlich die ſlowakiſche Volksſprache ſei, mit Ausnahme jedoch jener wenigen Ortſchaften anderer Nationalität, deren Gemeinde-Angelegenheiten unbehindert in der Sprache der Majorität zu verhandeln wären.

Die Wiener „Preſſe" bemerkt hierzu: „Würden dieſe Wünſche verwirklicht, würde Ungarn in verſchiedene, nach Nationalitäten geſonderte Gebiete zerlegt, ſo hätte es mit der magyariſchen Hegemonie und mit dem Widerſtande gegen die Geſammtſtaats-Verfaſſung wohl binnen einer nicht zu langen Friſt ein Ende; der Schwerpunkt des conſtitutionellen Lebens der Landſchaften jenſeits der Leitha würde dann von Peſt-Ofen nach Wien verrückt; die nicht-magyariſchen Stämme würden in ihrem Kampfe gegen die bisher „ſouveraine" Nation ſich auf eine Bundes-Genoſſenſchaft außerhalb des ungariſchen Bannkreiſes zu ſtützen ſuchen, und würden dieſelbe in der Reichsverfaſſung finden, welche ihnen ohne Widerrede die Theilnahme an jenen wichtigen Verfaſſungsrechten einräumt, von deren Ausübung auf einem blos ungariſchen, nach den Achtundvierziger Geſetzen konſtituirten Landtage ſie gerade dieſe Geſetze thatſächlich ausſchließen. Vorläufig gehört eine ſolche Entwicklung der Dinge freilich noch unter die frommen Wünſche; vorläufig regiert in Ungarn noch das Magyarenthum als beinahe ausſchließlich bevorzugtes Element; die neueſten Wandlungen haben nur in der Verwaltungsform Vieles geändert, den Kern der ungariſchen Frage aber, die Frage der Gleichberechtigung der Stämme, unberührt gelaſſen."

Dänemark.

Pröbchen der däniſch-polniſchen Verbindung.

Das Kopenhagener Blatt „Faedrelandet" bringt in ſeiner Nr. 228 eine Ueberſetzung aus dem Poſen'ſchen Blatte Dziennik Poznanski vom 19. September. Es iſt das Bruchſtück eines Briefes aus Kopenhagen, d. d. 12. September, welches, wie Faedrelandet ſehr naiv ſagt, von einem „reiſenden Polen" herzurühren ſcheint. Mit einem „reiſenden Polen" haben die des Polniſchen unkundigen Gelehrten Faedrelandet's ſicherlich zu thun gehabt; vielleicht hat er ihnen auch die deutſche Ueberſetzung des nachfolgenden Machwerks perſönlich überbracht, wahrſcheinlicher iſt es freilich, der „äußerſte Vorpoſten" hat dem edlen Polen das Origi-ausgearbeitet, welches dann in das Polniſche überſetzt wurde, um als Original zu debütiren. Bei der deutſchen Sprache iſt wenigſtens das Gute, daß ſich däniſche und polniſche Wühler durch ſie einander verſtändlich machen können, was ſonſt ſehr mißlich wäre, da ſchwerlich des Däniſchen kundige Polen, ſicherlich aber nur zwei däniſche Gelehrte exiſtiren, welche einer ſlaviſchen Sprache mächtig ſind, und dieſe haben meines Wiſſens mit Faedrelandet nichts zu thun. Einige des Ruſſiſchen kundige Lootſen giebt es ebenfalls in Dänemark; die Leutchen halten ſich aber keine polniſchen Journale, aus denen ſie für Faedrelandet Ueberſetzungen liefern könnten. Man hat es aber doch ſehr geſchickt verſtanden, dem Artikel neben der nöthigen däniſchen Frechheit ſo viel polniſche Unkenntniß einzuverleiben, daß ein Sachkenner dazu gehört, um den Autor zu errathen. Wenn der „äußerſte Vorpoſten" ſich noch mit den čechiſchen Narodni Listy in Verbindung ſetzen möchte, ſo könnte er nicht blos das Bündniß mit den „edlen Slaven" erweitern, ſondern auch zum Nutzen und Gaudium Deutſchlands ähnliche Rück- und Wieder-Ueberſetzungen für Faedrelandet veranlaſſen. Auf pekuniären Gewinn durch die Čechen wäre freilich nicht zu rechnen, denn dieſe nehmen es mit dem Baaren genauer, wie die leichtſinnigen Polen; Freiſchärler wird ſchwerlich einer von ihnen ſchicken, es müßte denn Miroſlawski die bekannten 500 übrig haben. Das danoſlaviſche Bündniß mag aber doch ſeine guten Seiten haben, wer kann das wiſſen. Für uns Deutſche hat es jedenfalls ſeine Vortheile. Doch nun zu dem famoſen Bruchſtück des „reiſenden Polen:"

„— — Die däniſchen Blätter haben neulich durch das bekannte Reſkript des mecklenburgiſchen Grafen Kuno Hahn zu Baſedow Stoff zum Lachen gehabt. Es entſchleiert dieſes Reſkript Zuſtände (?) und Anſchauungen im Schoße (sic) der deutſchen Nation, welche in ihren Organen die Dänen vor Europa als Tyrannen und Unterdrücker deutſcher Nationalität anklagt, und doch in der eigenen Heimat mittelalterliche Ritter beſitzt, welche allen Ernſtes glauben, daß Gott ſelbſt ihnen das Recht verliehen habe, ihre von ihnen abhängige Mitmenſchen in die widerſinnigſte Unterthänigkeit und Sklaverei zu halten.* Da ich (der Pole nämlich) indeſſen Gelegenheit hatte, näher mit den lokalen Verhältniſſen bekannt zu werden, indem ich faſt das ganze Holſtein beſah (aus der Vogelſchau?) und mit vielen Bewohnern Schleswigs Bekanntſchaft machte, kann ich dreiſt erklären, daß ich nirgends im Stande war, irgend welche Spur jener ſo verſchrienen däniſchen Unterdrückung zu entdecken. Von Holſteinern habe ich gehört, daß die deutſche Sprache bei ihnen die Unterrichtsſprache in den Schulen iſt (eine Neuigkeit!), daß die Einwohner in dem rein deutſchen Theil Schleswigs das Recht haben, ihren Kindern eine rein deutſche Erziehung zu geben (?), und wenn ſich dieſelben über etwas beklagen, ſo iſt es darüber, daß man in dem Theil des Landes, welcher von Dänen bewohnt wird, die Kinder nicht deutſch lehrt. Ich habe ſogar deutſche Schleswiger angetroffen, welche geradezu und öffentlich erklärten, daß ſie gern unter däniſcher Herrſchaft bleiben wollten, und nur gegen die jetzige Regierung einzuwenden hätten, daß die auf einer allzu liberalen Grundlage ruhende Verfaſſung, welche das Land erhalten hätte, durch das Beiſpiel das geſammte Deutſchland zu ähnlichem Verlangen reizen konnte (!), was doch nach ihren Begriffen unziemlich und unvereinbar mit der Würde der königlichen Macht wäre (!). Die Abgaben ſind ſowohl in Dänemark ſelbſt, als in Schleswig und Holſtein äußerſt gering. Man hält nämlich kein verhältnißmäßig großes ſtehendes Heer, obſchon Dänemark im Falle der Noth im Stande iſt, in kurzer Zeit ein Heer von 100,000 Mann (!) auf den Kriegsfuß zu bringen, was bei einer ſo kleinen Volkszahl ($1^1/_2$ Mill.) nur durch die ganz ungewöhnliche Vaterlandsliebe und bereitwillige Hingabe für das gemeine Beſte erklärbar iſt. Doch beobachtet man in dieſer Hinſicht ein wenig umſichtige Sparſamkeit, denn nachdem die Engländer im Jahre 1807 Dänemark 18 Linienſchiffe und 15 Fregatten unter dem Vorwande raubten, daß Napoleon ſich ſonſt der Flotte bemächtigen würde, haben die Dänen ihre Marine nicht wieder auf den frühern Fuß gebracht und beſitzen nun kaum 8 Linienſchiffe (ſie beſitzen deren 3, von denen 1 brauchbar!).

Wie ſchon vorher bemerkt, haben ſie vollſtändige Preßfreiheit ohne Preßprozeſſe; die Vorſchläge der verantwortlichen Miniſter werden, nachdem ſie zwei Mal in der Reichsverſammlung verhandelt ſind, zu Geſetzen erhoben. Wo iſt nun jene Unterdrückung? (!) Ich habe zuweilen Vergleiche zwiſchen den Verhältniſſen Schleswigs und Holſteins und der Stellung geleſen, worin die Preußen untergeordneten Polen im Großherzogthum Poſen ſich befinden, aber ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich dieſe Verhältniſſe als ganz verſchieden finde. In Schleswig und Holſtein beſtrebt ſich eine künſtliche Agitation, dieſe Provinzen, welche keinen Grund zum Mißvergnügen haben, vom däniſchen Reiche loszureißen, während in Preußens polniſchen Provinzen eine Germaniſirung, die keine Rückſichten auf die beim Wiener Traktat garantirten (!) Rechte kennt, zur Tagesordnung gehört. Es wird hier genügen, an die fruchtloſen Vorſtellungen zu erinnern, welche der Deputirte Bentkowski im preußiſchen Landtage wegen der Rechte der polniſchen Sprache machte, und an die Interpellationen Niegolewski's. Solche Stimmen hört man niemals im däniſchen Staate (wehe auch dem Schleswig-Holſteiner, der es wagte, ſeine Stimme, wenn auch nur beſcheiden zu erheben!), und in dieſer Hinſicht kann von irgend einer Vergleichung däniſcher mit preußiſchen Unterthanen keine Rede ſein. Indem ich nun noch einmal hervorhebe, daß ich meine Beobachtungen als Augenzeuge (?) und im Umgange mit Holſteinern und Schleswigern gemacht habe, habe ich nur noch den Wunſch auszuſprechen, daß kein Volksſtamm, der einer fremden Nationalität unterthan iſt, ſich in einer ſchlimmern Stellung befinden möge, als dieſe. Wenn der Wiener Traktat, das Occupations-Patent und die feierlichſten Gelöbniſſe (welche?) in Poſen zur Wahrheit werden und in Ausübung kommen, dann kann hier erſt annäherungsweiſe die Rede von einer Gleichheit zwiſchen däniſchen und deutſchen Unterthanen ſein!"

Es iſt wohl kaum nöthig, darauf hinzuweiſen, daß dieſe Lektüre weniger zur Irreführung polniſcher Leſer beſtimmt zu ſein ſcheint, als vielmehr, daß durch deren Veröffentlichung, ſo zu ſagen, eine öffentliche Quittung

* Der reiſende Pole ſcheint nicht zu wiſſen, daß ſich die mecklenburgiſche Ritterſchaft, ebenſo wie vom deutſchen Zollverein, auch von der deutſchen Intelligenz ſtreng abgeſondert hält. Die „deutſche Nation" hat alſo mit dem Grafen Kuno von Hahn-Baſedow gar nichts gemein. D. R.

Digitized by Google

des eingegangenen däniſchen polniſchen Pactes dargeſtellt werden ſoll, eine Antwort auf die Kopenhagener Toaſte!

Es iſt wohl ebenſo wenig nöthig, erſt zu beweiſen, daß ein Pole zwar die Frechheit, aber nicht die Dummheit begehen würde, aus eigener Bewegung über das Hahn'ſche Reſkript zu ſpotten, ſollte es aber doch ſein, ſo überſtiege dies jedes Maß. Jeder, der in einer polniſchen Provinz gereiſt iſt, wird wiſſen, daß der polniſche Bauer oder Tagelöhner für einen Schnaps oder Fußtritt dem Geber die Füße, reſp. Stiefel küßt. Die in Deutſchland unerhörte Redensart von „unterthänigſten guten Morgen" iſt noch gar nichts im Vergleiche zu dem ſervilen üblichen polniſchen Gruß und Redensarten, wie: „Ew. Gnaden haben geruht zu danken!" Doch wozu Sittenſchilderungen des Bedientenvolkes! Nur daran mögen die „edlen" Slaven ſich erinnern, daß, wenn ein ſchleswig-holſteiniſcher Abgeordneter (wenn ſolcher überhaupt in den Reichsrath kam, oder noch einmal dahin gelangt), Reden geführt hätte, die noch gar nicht mit Revolver und Revolution drohten, wie es Polen im preußiſchen Landtage wagten, ſondern nur „ſchleswig-holſteiniſche Rechte" zurückverlangt hätten, — ſo wäre es vom däniſchen Pöbel in und außer dem Volksvertretungs-Raume ſofort geſteinigt worden! Ferner, wenn ein Schleswig-Holſteiner es wagt, das unverfängliche Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" zu ſingen, ſei dies auch innerhalb ſeiner vier Pfähle, aber in der Gehörweite eines däniſchen Spions, ſo wird er von däniſchen Bütteln ſofort verhaftet und ſo lange eingekerkert, bis däniſche Schergen das Urtheil über ſein Verbrechen geſprochen haben. Das Singen eines dem Boge cos polskę entſprechenden Liedes, noch dazu in einer Weiſe, wie es die Polen Preußens wagen, und ein Auftreten deutſcher Prieſter nach Art der polniſchen, würde den Dänen Veranlaſſung zu Metzeleien geben! — Doch es iſt überflüſſig, polniſche und däniſche Lügen zu widerlegen; nur mögen ſich die edlen Polen in Acht nehmen, ihren Verbündeten andere als die oben wiedergegebene Hülfe angedeihen zu laſſen. Die Stipulationen der Allianz wären vielleicht werth, bekannt zu werden. Jedenfalls haben ſich beide Theile viel verſprochen und vorgelogen; die Dänen haben vielleicht ihre 100,000 Mann und die „kaum acht Linienſchiffe" zur Hülfsleiſtung verſprochen, die Polen vielleicht eine halbe Million Senſenmänner, ohne die Miroſlawſkiſchen 500, und viele Millionen neuer polniſcher Thaler!

Deutſchland und das Ausland.

Berthold Auerbach in Skandinavien.

Seit einiger Zeit hat man in den ſkandinaviſchen Ländern angefangen, die „Dorfgeſchichten" von Berthold Auerbach zu überſetzen, und ſo ſind in nicht zu langen Zwiſchenräumen von den Werken unſers weit und breit bekannten Landsmannes Ueberſetzungen in's Däniſche Schwediſche und in die norwegiſche Schriftſprache erfolgt. Den Anfang machte die norwegiſche „Geſellſchaft zur Beförderung der Volksaufklärung," indem dieſelbe im Jahre 1858 den „Lehnhold" unter dem angepaßten Titel „Der Großbauer und ſeine Söhne" (Storbonden og hans Sönner) überſetzt von Öſtgaard herausgab. In Dänemark brachte im erſten Quartal dieſes Jahres die „Berlingſke Tidende" die ſo allgemein beliebte Erzählung vom „Joſeph im Schnee" (Joſeph i Sneen) in vortrefflicher Ueberſetzung. Dieſelbe kam auch, bald nachher, in Buchform gebracht, in den Buchhandel. Im letzten Quartal dieſes Jahres erſchien in Kopenhagen die Ueberſetzung von „Ivo, das Heirle" (Ivo, den lille Theolog), von „Barfüßle" (Barbena)* und in Stockholm eine Bearbeitung des „Joſeph im Schnee" in ſchwediſcher Sprache (Josoph uti snön, eller olyckan skifta om till lycka).

Was unſere nordiſchen Verwandten bisher von Aufnahme der Auerbachſchen Werke in ihre Sprachen abgehalten hat, ſcheint wohl hauptſächlich die Schwierigkeit geweſen zu ſein, eine treue und zugleich ſchöne Ueberſetzung derſelben liefern zu können. Gekannt und viel geleſen waren die Auerbachſchen Schöpfungen ſchon lange Zeit von den gebildeten Ständen der drei Reiche; in's Volk waren ſie aber, begreiflicher Weiſe, noch nicht gedrungen. Das Verſäumte wird man hoffentlich jetzt nachholen.

Für den Verſuch, unſere ſo populären Schriftſteller in Skandinavien einzuführen, kann man den Ueberſetzern nur Dank wiſſen; doch die „Bearbeitungsfreiheit," welche ſich einige der Herren in ſo ausgedehntem Maße erlaubten, iſt kurz geſagt, tadelnswerth. Gegen die Namen-Veränderungen z. B. in „Joseph uti snön" läßt ſich weniger etwas ſagen, obſchon die Umtaufungen der Hauptperſonen in Olof Bengtſon ꝛc. auch eben ſo gut hätte unterbleiben können; indeſſen die Auslaſſung ganzer ſeitenlanger Stellen und ſtatt ihrer Hineinſchiebung eigener Compoſition, um etwas „Verſöhnung" hineinzubringen, wie im „Storbonden og hans Sönner" geſchehen, das ſcheint denn doch etwas zu weit gegangen, auch wenn der Autor eine vorgängige Erlaubniß zu Aenderungen ertheilt haben ſollte. In den Auerbachſchen Sachen iſt ja gerade die Zeichnung der Perſonen und Charaktere, die Entwickelung der Handlungen, das Meiſterhafte; die Menſchen ſind keine Ideale, ſondern wirkliche Menſchen mit Fleiſch und Bein, ihre Charaktere ſind oft der Spiegel ſo mancher geheimen Falte des eigenen Herzens, die Handlungen ſind nicht geſchraubt, ſondern ganz alltäglich natürlich, und eben durch ihre Natürlichkeit überraſchend. Die ſog. Verbeſſerungen, die der Großknecht Dominik und der ſtarre Lehnhold ſelbſt erleiden mußten, verpfuſchen dieſe Schöpfungen tiefen Nachdenkens und rauben an Originalität und Wahrheit. Das Hauptziel der Auerbachſchen Erzählungen iſt Belehrung, und dieſe giebt er ſpannend und unterhaltend; er weiß aber auch genau, wie weit er mit dem Schönen und Gemüthlichen und wie weit er mit dem Gräßlichen und Abſtoßenden zu gehen hat. Die vorgenommenen Abſchleifungen zeugen daher, gelinde ausgedrückt, von Mangel an Pietät; ſtreng genommen müßte man ſie ſchärfer bezeichnen, trotz der charte blanche und der ſchwer zu rechtfertigenden Annahme, „daß der Leſer das Buch in dieſer Faſſung befriedigter fortlegen wird, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre." Es wäre daher rathſam, bei Ueberſetzungen auch genau den Geiſt des Autors wiederzugeben, ſo wie er ihn in ſein Werk hineingelegt hat; der Begriff „Härte, Unzartheit oder Verſtoß gegen den guten Geſchmack" iſt ein ſehr dehnbarer, worüber uns die Franzoſen in ihren oft ſchaudererregenden „Bearbeitungen" deutſcher Autoren belehrt haben; ſo etwas wäre von unſern ſkandinaviſchen Blutsverwandten freilich nie zu beſorgen, aber beſſer iſt doch beſſer.

F. M.

* Auch in's Franzöſiſche überſetzt.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Jahr 1819. Von der im vorigen Jahre unter dieſem Titel erſchienenen hiſtoriſchen Denkſchrift des Profeſſors Aegidi in Hamburg iſt kürzlich eine zweite, durch zahlreiche Ergänzungen und Noten vermehrte Auflage ausgegeben worden.* Das Jahr 1819, das Jahr der Karlsbader Beſchlüſſe und der daran ſich knüpfenden Wiener Miniſterial-Konferenzen war für Deutſchland verhängnißvoller, als irgend ein anderes in dieſem Jahrhundert. Mit Recht hat ihm daher der talentvolle junge Geſchichtsforſcher dieſe Monographie gewidmet, die zugleich als Einleitung zu dem jetzt bei Georg Reimer in Berlin erſcheinenden Werke deſſelben Verfaſſers über die Schluß-Akte der Wiener Miniſterial-Konferenzen dienen kann. Nicht paſſend für eine hiſtoriſche Schrift erſcheint das ſehr kleine Format der zweiten Auflage, deren Vorgängerin das entgegen geſetzte Extrem, das Format eines Schul-Programmes, befolgt hatte.

— Schiller's Korrektor in Frankreich. Die Revue de l'Instruction publique vom 5. December enthält eine ſehr eingehende Anzeige von Joachim Meyer's Beiträgen zur Korrektur von Schiller's Werken. Es iſt gewiß bezeichnend für die Popularität unſeres großen Dichters auch in Frankreich, daß dort den abweichenden Lesarten und den Druckfehlern ſeiner Schriften eine ſo ausführliche Betrachtung gewidmet wird. Jedenfalls aber freut es uns, daß die Beſtrebungen des wackern Nürnberger Profeſſors auch außerhalb Deutſchlands ſolche Anerkennung finden. Der franzöſiſche Kritiker bemerkt aber auch, daß es den Deutſchen nicht zur Ehre gereichen würde, wenn die Arbeiten Meyer's zur Herſtellung eines fehlerfreien Schillerſchen Textes, ans Theilnahmloſigkeit der Verlagshandlung der Werke des großen Dichters, unbenutzt blieben. Er legt die Angelegenheit den zahlreichen „Schilleriſten" in Deutſchland, worunter er hauptſächlich die „Schillervereine" verſteht, dringend an's Herz. Bemerkenswerth in dieſer von Herrn Ch. Corrard verfaßten Anzeige iſt auch die Hinweiſung auf die von dem franzöſiſchen Ueberſetzer Schillers, A. Regnier, gemachte Entdeckung, daß der Schluß von Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges gar nicht von dem

* Aus dem Jahr 1819. Beitrag zur deutſchen Geſchichte, von Ludwig Karl Aegidi. Zweite Auflage. Hamburg, Boyes u. Geisler 1862.

Digitized by Google

großen Dichter geſchrieben ſei, ſondern aus der Feder des Prof. Paulus herrühre. Joachim Meyer hat, wie der franzöſiſche Kritiker hinzufügt, die Entdeckung Regnier's vollkommen beſtätigt.

— Baron Ferdinand v. Eckſtein. Dieſer in Dänemark, 1790, geborene, in Frankreich naturaliſirte und in Rom katholiſch gewordene, deutſche Gelehrte von umfangreichſtem Wiſſen und Geiſt iſt am 24. November in Paris geſtorben und dort auf dem Kirchhofe des Mont Parnaſſe, unter dem Geleite der Mönche von St. Jean de Dieu, in deren Kloſter er eine Zuflucht für ſeine alten Tage gefunden hatte, beerdigt worden. In Deutſchland war Baron Eckſtein nur noch durch ſeine immerhin geiſtvollen, jedoch ſtets einſeitigen und preußenfeindlichen Korreſpondenzen in der Augsb. „Allg. Zeitung" bekannt, die inzwiſchen in den letzten Jahren einen ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Charakter hatten, da ihm die Politik mehr und mehr fremd geworden war. Beſonders mit indiſchen Studien, mit den Veda's und mit dem Mahabarata, beſchäftigte er ſich zuletzt ſehr viel, und dies hat ihm die Freundſchaft und Achtung der angeſehenſten franzöſiſchen Gelehrten eingetragen. An ſeinem Grabe ſprachen zwei ſeiner Kollegen von der Akademie der Inſchriften, die Herren Erneſt Renan und Emile Egger. Beide bezeichneten ihn als einen überaus ſeltenen Geiſt und Charakter. Eckſtein glaubte, wie Renan ſich ausdrückte, an eine wiſſenſchaftliche Wiedergeburt im Schoße des Katholicismus, „aber — ſo fügte Egger hinzu — auch jede andere gewiſſenhafte Ueberzeugung ließ er gelten; um ſie zu achten, verlangte er von ſeinen entſchiedenſten Gegnern nur bona fides und Wahrheitsliebe." Von ſeinem früheren Leben iſt noch zu bemerken, daß er im Jahre 1813, als Mitglied des „Tugendbund," in das Lützow'ſche Freicorps eintrat und während der Beſetzung Belgiens durch die Verbündeten Polizeichef in Gent ward, wo ihn Ludwig XVIII. kennen lernte. Darauf kam er als General-Kommiſſar der franzöſiſchen Polizei nach Marſeille, ward 1818 General-Inſpector im Polizei-Miniſterium, endlich als Hiſtoriograph dem Departement des Auswärtigen attachirt und zum Baron erhoben. Im J. 1826 gründete er die Zeitſchrift Le Catholique, in welcher er ſich als entſchiedener Katholik und Abſolutiſt bekannte. Sein Einfluß und ſeine Theilnahme an der franzöſiſchen Regierung hörten jedoch mit der Juli-Revolution, 1830, auf, von welcher Zeit ab er ſeiner üblen Laune über den Geiſt der Zeit und ſeiner Abneigung gegen den Proteſtantismus, in welchem er geboren war, hauptſächlich nur im Aveuir von Lamennais und in der Augsburger „Allg. Zeitung" Luft machte. Die Chiffre ſeiner Artikel in dieſem Blatte iſt lange Zeit das Zeichen der Venus (♀) geweſen.

— Lacordaire. Gleichzeitig mit ſeinem ihm in vieler Hinſicht ähnlichen Geiſtesgenoſſen, Baron v. Eckſtein, ſtarb der berühmte Dominikaner und Akademiker, Pater Lacordaire (geb. 1802). Von dieſem wird erzählt, daß er in ſeiner Jugend ein entſchiedener Voltairianer war. Auf der Facultät von Dijon ſtudirte er Jurisprudenz, und hier machte er ſich, als Mitglied einer „Société de l'Etude," beſonders durch ſeine, alles Maß überſchreitenden Angriffe auf den Katholicismus bekannt. Im J. 1824 war er Advokat in Paris. Da trat er mit einemmal in das Seminar St. Sulpice ein, und drei Jahre darauf war er Prieſter. Beim Ausbruche der Juli-Revolution war er Religionslehrer im Collége „Henry IV." und noch ziemlich unbekannt in der Welt. Lamennais und Graf von Montalembert gewannen ihn als Mitarbeiter für das „Avenir," welches Journal, wegen ſeiner heftigen Sprache gegen die Regierung, vor die Aſſiſen geſtellt wurde, wo Lacordaire, der Prieſter-Advokat, ſeine Vertheidigung führte und ſeine Freiſprechung durchſetzte. Hierdurch ward ſein Name zuerſt mit einem gewiſſen Glanze umgeben, den er ihm dann auch fortdauernd, zuerſt durch ſeine Schriften und ſodann durch ſeine Predigten, zu erhalten wußte. In Rom, wohin er ſich mit Lamennais zu ſeiner Rechtfertigung vor dem Papſte Gregor XVI. begeben hatte, unterwarf er ſich unbedingt dem heiligen Stuhle, der ihn dann auch ſeinerſeits wieder zu fördern wußte, ſo daß er bald einer der einflußreichſten Prediger der Hauptſtadt war. Am 6. April 1840 trat er in den Dominikaner-Orden ein, in welchem er eine neue Filiation gründete. Im vorigen Jahre erſt wurde er auch als Mitglied der Akademie der Vierzig aufgenommen.

— Franzöſiſche Preßpolizei. Das wegen ſeiner Mäßigung und Vorſicht ſprüchwörtlich gewordene Journal des Débats hat nun auch die Aufmerkſamkeit — die Strenge der Napoleoniſchen Preßadminiſtrationen auf ſich zu ziehen gewußt und ein erſtes (ſeit Beſtehen des Kaiſerreichs überhaupt das erſte) „Avertiſſement" erhalten. Deshalb und auch noch aus anderen Gründen hat dieſe Maßregel, deren Neuheit wenigſtens nicht mehr überraſchen kann, mehr Senſation hervorgerufen, als ſonſt gewöhnlich der Fall iſt. Der incriminirte Artikel iſt von dem hochgeſchätzten Akademiker, Profeſſor St. Marc Girardin, abgefaßt und hatte ſelbſt in den Spalten der offiziöſen Preſſe die größte Anerkennung gefunden. Der politiſche Direktor des Constitutionnel hatte dieſen fatalen Artikel zum Gegenſtande einer ganz ausführlichen Beſprechung gemacht, demſelben vollkommen beigeſtimmt und dieſe Gelegenheit benutzt, den Inſtitutionen des zweiten Kaiſerreichs in der Perſon ihres höchſten Vertreters, wie dem Grafen von Perſigny, „der die Würde der Preſſe und die Nothwendigkeit ihrer innerhalb weiſer Schranken begränzten Unabhängigkeit begreift," und dem ſeltenen Talente des Herrn St. Marc Girardin, reichlichen Lorbeer geſpendet. — Nach einer ſolchen Auffaſſung des Débats-Artikels vom Constitutionnel mußte die durch das Avertiſſement offenbarte im Moniteur wenigſtens befremden. Der Meinung des Herrn v. Perſigny nach, ſchien der erwähnte Artikel doch wohl „die weiſen Schranken der der Preſſe nothwendigen Unabhängigkeit" um ein Bedeutendes zu überſchreiten. In den Erwägungsgründen ſagt der Miniſter des Innern, daß der ſtraffällige Artikel, „in parteiiſchem Gedankengange geſchrieben, den Glauben an die Stärke und Dauer unſerer Staats-Einrichtungen zu erſchüttern ſucht und eine Doctrin predigt, welche die offenbare Verneinung der Grundſätze iſt, auf die das franzöſiſche Volk den kaiſerlichen Thron und die Zukunft der Dynaſtie gegründet wiſſen will." Namentlich iſt es folgende Stelle, welche der Herr Miniſter nicht ungerügt hat paſſiren laſſen können: „Wir wollen mit Herrn Troplong nicht weiter über die Fundamentalſätze der Verfaſſung von 1852 ſtreiten; wir könnten vielleicht — und viele Leute würden uns beiſtimmen — ſagen, daß der fundamentalſte Satz der Verfaſſung von 1852 der Kaiſer iſt, und daß es ſich der Selbſttäuſchung eines ſtets zu leicht vom Wortlaut eingenommenen Rechtsgelehrten hingeben hieße, wenn man glauben wollte, das Kaiſerreich halte den Kaiſer und nicht der Kaiſer ſei es, der das Kaiſerreich halte."

— „Eine Seele nach dem Tode." Von Joh. Ludwig Heiberg. (Im Versmaaße des däniſchen Originals überſetzt von F. A. Leo.)* Dies iſt der deutſche Titel der fünfaktigen apokalyptiſchen Komödie des verewigten Dänen, welcher leider in Deutſchland kaum dem Namen nach bekannt iſt. Unſer Leſepublikum verſchlingt die unverdaulichſten Gerichte, mögen unwiſſende aber ſpeculative Verleger dieſelben nun aus franzöſiſcher, engliſcher oder Gott weiß welcher Küche holen und ihm vorſetzen, wenn nur Alles hübſch reichlich mit Cayennepfeffer oder ſchlüpfriger franzöſiſcher Gallerte angemacht iſt, damit der blaſirte verdorbene Geſchmack ſich durch dieſe narkotiſchen Mittel immer wieder etwas reizen kann. Es liegt dies in der Zeit, pflegen gutmüthige Philoſophen zu ſagen, und theilweiſe haben ſie recht. Freilich macht nicht die Zeit die Menſchen, ſondern umgekehrt, und da ſich deutſche Schöpfer, die jetzt ſehr mangeln, nicht aus dem Boden ſtampfen laſſen, ſo müſſen wir es mit dichteriſchem Talent begabten deutſchen Gelehrten und Aeſthetikern ſo wie achtbaren Verlegern Dank wiſſen, wenn ſie ſich dem vereinzelten Beſtreben hingeben, ihren Landsleuten geſunde geiſtige Nahrung aus dem Auslande zugänglich zu machen. Ein ſolcher lobenswerther Verſuch iſt die Ueberſetzung von Heiberg's „En Själ efter Döden", welche unſer feingebildeter Landsmann Leo meiſterhaft zu Stande gebracht hat. Hoffentlich wird ſeine Ueberſetzung in Deutſchland daſſelbe Glück haben, wie in Dänemark, wo dieſelbe in ihrem fremden Gewande mit größtem Beifall aufgenommen iſt. Da der Dr. Leo am Eingange ſeiner Arbeit einen gedrängten Lebensabriß des verewigten Dichters gegeben hat, ſo ſteht zu erwarten, daß er uns mit noch weiteren Ueberſetzungen der Werke deſſelben erfreuen wird, die hoffentlich eben ſo gut ausfallen werden wie dieſe, welche wir dem Intereſſe unſerer Leſer angelegentlichſt empfehlen.

* Berlin, im Lüderitz'ſchen Verlag, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 23.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Peter's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 3. Mittwoch, den 15. Januar 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

England. Seite

Engliſche Korreſpondenz. Die engliſch-nordamerikaniſche Politik. Das unterirdiſche London. Ein engliſches Werk über den Amur. Thackeray's Vorleſungen. — Der Tod des Prinzen Albert 25

Italien.

Die Kultur der Renaiſſance 27

Frankreich.

Renan und Couſin über Deutſchland. — Philoſophie und Politik 30

Belgien.

Der vlamiſche Verband 32

Schweiz.

Die franzöſiſche Literatur in der romaniſchen Schweiz 33

Griechenland.

Neugriechiſche Volkslieder 34

Mannigfaltiges.

Aus dem Leben des deutſchen Volkes 35
Aus Varnhagen's Teſtament . . . . „
Die öſterreichiſche Expedition auf der „Novara“ . . . . „
Vater Paſſaglia, der Ex-Jeſuit 36
Bulwer's „Seltſame Geſchichte“ . . . . „
Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten . . . . „

England.

Engliſche Korreſpondenz.

Die engliſch-nordamerikaniſche Politik. Das unterirdiſche London. Ein engliſches Werk über den Amur. Thackeray's Vorleſungen.

Der Tod des Prinzen Albert.

London im December 1861.

Stolze Leute haſſen Niemanden ſo gründlich, als den, welchen ſie beleidigt haben und der zeigt, daß er die Beleidigung fühlt und ſich rächen möchte, auch wenn er es nicht kann. Eine Stelle der Art findet ſich, wenn ich mich recht erinnere, unter den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele in Goethe's „Wahlverwandtſchaften.“ Sie iſt richtig, obgleich ſcheinbar paradox. Es iſt eine Wahrheit, eine Erfahrung, die ſich in individuellen, wie in Völkerbeziehungen bewährt hat. Die Engländer gehören individuell, wie als Nation, zu den ſtolzeſten Leuten und haben mit ihrer fünfzigjährigen Palmerſton'ſchen Politik alle Völker der Erde beleidigt, völkerrechtlich verletzt. Schon deshalb haben ſie einen gründlichen Haß gegen alle dieſe beleidigten Völker. Es hat ſich dabei immer, ganz im Geiſte Palmerſton's gezeigt, daß ſie gegen beleidigte Starke kriechen, gegen beleidigte Schwache kriegen. Das iſt ein Hauptſchlüſſel zum Verſtändniß der nichtswürdigſten aller auswärtigen Politiken, der Palmerſton'ſchen. Sie iſt freilich popular in England, weshalb wir die ganze Nation dafür verantwortlich machen müſſen.

Außer Deutſchland iſt Amerika während des jetzigen Krieges am Grimmigſten von England beleidigt worden. Die Times hat, wie Bright neulich in ſeiner Rede bemerkte, ſeit dem Ausbruche des Krieges nie einen anſtändigen Artikel über Nord-Amerika gebracht; ſie ſprach nie anders als höhnend, ſpottend, ſchadenfroh, über jede Niederlage der Union, ſtets mit beifälligem Schmunzeln über Vortheile der ſüdlichen Baumwollen- und Sklaven-Politik. Die Yankees und deren Preſſe wurden immer wüthender über dieſen Hohn, zumal als es ſich zeigte, daß England die rebelliſchen Südſtaaten nicht nur moraliſch, ſondern auch materiell unterſtützte. Der ſchwache Lincoln, der ſelbſt bis zum Aeußerſten Baumwollen- und Sklaven-Politik getrieben hatte, während er ſie bekämpfte, bekam endlich ſelbſt etwas mehr Unionsmuth, und mag denn allerdings ſo weit gegangen ſein, ſeinen Schiffs-Commandeurs befohlen zu haben, vorkommenden Falls von den 1854 in Paris von England und Frankreich ſelbſt vereinbarten Kriegsrechten gegen neutrale Schiffe Gebrauch zu machen. Dies von England ſelbſt mit deklarirte und beſchworene Recht beſtimmt unter Anderm ganz deutlich, daß kriegführende Mächte volle Macht haben, Kriegscontrebande mit Beſchlag zu belegen, Neutrale an Beförderung von Depeſchen des Feindes zu verhindern ꝛc.; ſie geben deshalb ein unbedingtes Durchſuchungsrecht neutraler Schiffe, und zwar mit den von England am 16. April 1856 in Paris mit unterſchriebenen, vom Lord-Kanzler Kent genau detaillirten Beſtimmungen, daß, wenn die Durchſuchung Vergehen gegen die Geſetze der Neutralität, Contrebande, d. h. Kriegsmaterial oder feindliche Depeſchen, Militair-Perſonen, Vertreter oder Agenten einer feindlichen, kriegsführenden Macht ergiebt, dieſe Güter „konfiscirt,“ dieſe Perſonen arretirt und das betreffende Schiff „konfiscirt“ werden ſoll.

Dies ſteht ganz deutlich in Kent's Kommentaren zu dieſen Geſetzen, pag. 153, und dieſe Kammentare ſind die offiziellen, rechtsgiltigen Erläuterungen zu den betreffenden Geſetzen.

Nichts iſt demnach klarer, als daß die überall bekannte, die Welt bewegende Arretirung der beiden ſüdſtaatlichen Agenten, Slidell und Maſon, von dem engliſchen Poſtdampfer hinweg durch das nordamerikaniſche Kriegsfahrzeug „San Jacinto,“ nicht nur eine nach engliſchem Geſetze vollberechtigte iſt, ſondern auch noch eine großmüthige, da das engliſche Schiff nicht konfiscirt ward. Nichts iſt klarer, als das, nichts aber auch natürlicher, als daß die Palmerſton-Engländer den Teufel nach Recht und Geſetz fragen, wenn es gilt, ihren Stolz, ihre Intereſſen, ihren Haß gegen Recht verletzte, Recht habende Gegner geltend zu machen. Von den Kron-Juriſten, bis herab zum letzten Winkelblatte, haben ſie alle Rache geſchrien und erklärt, daß ſie dieſe grobe Verletzung des Völkerrechts, dieſe grimmige Beleidigung der engliſchen Flaggen-Ehre nicht dulden dürfen. Die ganze Preſſe aller Parteien war Eine Katzenmuſik, ein Kriegsgeſchrei gegen Nord-Amerika, das man notabene für ſchwach hält in ſeinen jetzigen Nöthen. In allen Städten „Indignations-Meetings“ mit flammenden Petitionen an das Miniſterium, Amerika mit Rachekriegen zu überziehen, wenn es nicht demüthig für das Verbrechen, nach engliſchem Recht und dabei noch großmüthig gehandelt zu haben, um Verzeihung bitte.

Und ſo wird's Ernſt? Ich weiß nicht, wie es ſtehen mag, wenn dieſe Zeilen gedruckt ſind; aber jetzt ſteht's ſo, daß, während in einem Schreiben an Lincoln verlangt wird, daß er wegen ſeines Verbrechens um Verzeihung bitte und Genugthuung gebe und während die Ausfuhr von Pulver und deſſen Beſtandtheile und Waffen verboten worden iſt, drei Expeditionen gegen Amerika ausgerüſtet werden. Die erſte beſteht aus 13 Kriegsſchiffen und 230 Kanonen, die zweite aus 16 mit 783 und die dritte aus 23 mit 784 Feuerſchlünden. Das Kriegsſchiff „Melbourne“ iſt ſchon vorige Woche mit 25,000 Gewehren, Mörſern, alten Kanonen, einer Baterie „Armſtrongs“ und 250 Mann von Woolwich abgegangen. In Kanada befinden ſich 5000 Mann engliſche Soldaten neben ebenſo viel einheimiſchen Milizen, die durch Werbungen und Freiwillige in dem bisher friedlichen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Kanada und durch Zufuhr aus England bedeutend vermehrt werden ſollen. Letztere werden nach Halifax geſchafft, von wo ſie während des ſchneereichen, harten Winters auf jetzt ſchon fabrizirten Schlitten nach

Digitized by Google

Quebec fahren ſollen. Die kriegeriſche Schlittenpartie iſt ſchon jetzt ſehr populär und den Engländern in den mittleren und ſüdlicheren Regionen, die keine Gelegenheit haben, feſten Schnee und Schlitten-Partien kennen zu lernen, gewiß ſehr intereſſant. Aber kann die Kriegsfurie ſo weit gehen?

Ein Krieg mit Amerika, auch ein ſiegreicher, ſieht wie maſſenhafter Hungertod, wie Selbſtmord der Engländer aus. Und ein Krieg auf Grund einer ſchreienden Rechts-Verletzung nach klarem, engliſchen Geſetz? Es ſieht aus, als könnt' es nicht möglich ſein. Pfiffige Politiker vermuthen deshalb allerlei diplomatiſche Weisheit dahinter, die allerdings, bei Lichte beſehen noch dümmer ausſieht als der offene „Casus belli.“ Am häufigſten hört man von den Staatsweiſen die Conjektur ausſprechen, daß Napoleon dahinter ſtecke. Der muß hinter Allem ſtecken, was nicht erklärt werden kann. Er ſoll Alles abgekartet haben, um Palmerſton in den Krieg zu jagen, die engliſchen Küſten zu entblößen, es im Innern wehrlos zu machen und dann ſeine alte traditionelle „Invaſion“ endlich auszuführen und die Amerikaner drüben gleichzeitig zu unterſtützen, auch in der Türkei ein gutes Geſchäft zu machen und bei dieſer Gelegenheit nebenbei die „Rheingränze“ zu ordnen.

Andere, die ſich noch weiſer dünken, behaupten, Palmerſton ſei der leitende Genius dieſer Theaterſcenen. Er brauche einen populären Krieg, um vor dem nächſten Parlamente populär zu bleiben.

Noch Andere meinen, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß eine Politik Lincoln's dahinter ſtecke. Er wolle Frieden, deshalb habe er mit England Krieg angefangen. Da es dieſen nicht führen könne, würde es die Vermittelungs-Rolle zwiſchen dem Norden und Süden Amerika's (die er der Ehre und öffentlichen Meinung wegen ſelbſt nicht ſpielen könne) übernehmen und ſo den erwünſchten Frieden herſtellen.

Da man in politiſchen Dingen deſto weiſer gilt, je tiefer, weiterher und unſinniger man Motive und Gründe zuſammenholt, mögen ſich die, welche für große Politiker gelten wollen, an das hier angedeutete Material halten. Es laſſen ſich durch geniale Verwendung und Combination deſſelben ſehr hübſche Weisheitstempel aufbauen. Wir unſererſeits glauben ſimpler Weiſe ſeit vielen Jahren bemerkt und immer wieder beſtätigt gefunden zu haben, daß weder in der engliſchen noch nord-amerikaniſchen Politik beſondere Pfiffigkeit oder gar Weisheit ſteckt. Was man dafür hält, iſt in der Regel nur die Weisheit derer, die ihre eignen Anſichten hineingeknetet haben und die ſie dann wieder heraus deſtilliren. Nichts Unſinnigeres und Verächtlicheres als die engliſche und amerikaniſche Baumwollen- und Sklaverei-Politik. Da ſie nicht aufgegeben wird und man ihr neue Opfer zu bringen gedenkt, werden ſich deren verderbliche Folgen noch tiefer in die Kultur und das Leben der Anglo-Sachſen einfreſſen.

Uebrigens braucht man ſich in London, Gott ſei Dank, durch die Palmerſton'ſche Politik nicht beſonders incommodiren zu laſſen. Es iſt eine Welt, in der alle andern Intereſſen und Beſtrebungen Platz, Geld und Leben finden. Mitten unter Kriegsgeſchrei erhebt ſich in ungeheurer Ausdehnung ſtolz der Friedenstempel der neuen Welt-Induſtrie und Kunſt-Ausſtellung. Zwar wurden die jugendlichen Propheten, die begeiſtert über den friedlichen Kongreß der Induſtrie und Kultur aller Völker im Kryſtall-Palaſte von 1851, einen ewigen Welt-Frieden und Verwandlung aller Kanonen und Bajonnette in Ackerbau- und Induſtrie-Maſchinen, die Unmöglichkeit fernerer Kriege ſich von ſelbſt verſtehend, weiſſagten, auf die empfindlichſte Weiſe Lügen geſtraft, da ſich ſeitdem beinahe die ganze civiliſirte Welt nach manchem verderblichen Kriege zu einem noch größeren bis an die Zähne gerüſtet zu haben ſcheint, als wollte ſich die geſammte Menſchheit etwa vom nächſten Frühjahre an todtſchießen, wie ſich die fabelhaft grimmigen Löwen in der Wüſte gegenſeitig bis auf die Schwänze auffraßen; aber trotz alledem wird die kosmopolitiſche Friedens-Politik ſiegen, ſchon deshalb, weil jedes Volk immer mehr Kunde des andern wird. Niemand aber, der etwas zu verkaufen hat, wird ſeinen Kunden Mangel an Geld wünſchen, oder ihnen gar die Ladenthür vor der Naſe zuſchlagen, oder ſich gar mit ihnen balgen. Die Induſtrien des Friedens und des Verkehrs gedeihen hier in wahrhaft erſtaunlicher Großartigkeit; Eiſenbahnen dehnen ſich unter und über der Erde durch die ungeheure Stadt. Die unterirdiſche Eiſenbahn von Nordweſt- bis Nord-Bahn Londons ſoll mit der Weltinduſtrie-Ausſtellung eröffnet werden, zu welcher beſondere Ab- und Zufahrten mitten durch das theuerſte Pflaſter des Weſtends gebahnt werden. Die „Puſte,“ oder atmoſphäriſche Brief- und Packetpoſt durch Röhren unter der Erde hin, dehnt ſich immer mehr aus von ihrem Centrum, dem General-Poſtamte, ſo daß ſich das vieladrige, pulſirende unterirdiſche Leben Londons zur Freude, Geſundheit, Bequemlichkeit der dicht gedrängten Oberwelt immer mehr vervollkommnet. Gas-, Waſſer-, Kloaken-, Telegraphen- und „Unter-Weg“-Adern unter 6 Millionen Menſchenbeinen, Millionen Rädern und Pferdehufen bilden das ungeheuerſte Lebensgewebe. Ueber den Häuſern und Straßen ſchwingen ſich immer dichtere Netze von Eiſenbahn-, Stadt- und Privat-Telegraphen. Das vielhundertmeilige neue Kloaken-Syſtem ſchreitet raſch fort und wird London und die Themſe dazu ſtets von allem Unrath frei halten. London iſt dann die geſundeſte und vollkommenſte Stadt der Welt.

* * *

Das unterirdiſche London, auf das ich ſchon ſo oft aufmerkſam gemacht habe, iſt in vieler Beziehung intereſſanter, als das auf ebener Erde und das dritte oben drüber. Ein ganzes, kürzlich erſchienenes Buch: „London under Ground“ weiſt viele Hunderte von Meilen lange, dicht gedrängte, in einander verſchlungene, für den Organismus oben pulſirende Lebensadern darin nach: Waſſer-, Gas-, Kloaken-, Verkehrs-, Eiſenbahn- und Brief-Poſt-Tunnels und Röhren, Telegraphen-Fäden, viele untergegangene Schichten der Geſchichte, altbritiſche Gräber und Monumente, dann altrömiſche, dann däniſche, ſächſiſche, normänniſche und endlich verſchiedene Lagen engliſche. Bis zehn Fuß tief ſcheint in verſchiedenen Zeiten — über zwei Jahrtauſende — Alles einmal Leben, Menſch oder Thier, Bauwerk, Werkzeug, Lebensmittel, nützlich und ſchön geweſen zu ſein. In großen Tiefen des Themſebettes hat man ganze Muſeen voll altceltiſche und darüber altrömiſche Lebenszeichen und Monumente ausgegraben Das gegenwärtige London hat ſich tief in dieſe längſt verweſten Reihen vergangener Herrlichkeiten eingegraben und tauſendmeilige Lebensadern hindurch gezogen.

Ich habe das öfter hervorgehoben und auch die atmoſphäriſche, unterirdiſche Brief-, Packet-, und zur Noth auch Perſonen-Poſt erwähnt. Jetzt iſt man dabei, ſie in den verſchiedenſten Richtungen anzulegen, um den langſamen, geräuſchvollen Dampf und die ungeheuren, überirdiſchen Netzwerke blos Worte blitzender Telegraphen zu ergänzen. Die erſte als Modell und Verſuch gebaute Luftröhre dieſer Art draußen im Süden habe ich ſelbſt entſtehen ſehen. Sie iſt nur etwa eine Viertel engliſche Meile lang, läuft in abſichtlich angebrachten ſcharfen Curven, Hebungen und Senkungen, theils über theils unter der Erde und auf Stützen durch die Luft, hat 30 Zoll Durchmeſſer und befördert durch Luft auspumpen an den Enden einen oder mehrere mit ihren Vorder-Enden ziemlich luftdicht in die Röhre paſſende Wagen in etwa 30—50 Sekunden von einem Ende zum Andern. Die Luft wird vermittelſt ſtehender Dampfmaſchinen, die an den Endpunkten Schaufelräder von 20 Fuß Durchmeſſer in die ſchnellſte Drehung verſetzen, herausgewunden, ſo daß die am andern Ende nachdringende Luft den Wagen hindurch treibt. Jetzt circuliren in der Röhre oft drei Wagen, etwa 20 Centner ſchwer, ſo ſchnell, daß ſie 30 engliſche oder 6 deutſche Meilen in der Stunde zurücklegen würden. Die eigenthümliche atmoſphäriſche Eiſenbahn, (denn die Wagen laufen auf Schienen) dient auch ſchon probeweiſe zur Perſonen-Beförderung. Die Wagen ſind nämlich ſo eingerichtet, daß ſich eine Perſon ganz gerade hinlegen kann wie in einen Sarg. Dies haben ſchon Manche gethan und beſchrieben. So wie der Paſſagier liegt und mit einer wollnen Decke vor Staub und Schmutz geſchützt iſt, fängts auf der andern Seite an zu arbeiten. Der Wagen wird in die Röhre geſogen und donnert, ziſcht, brauſt und raſſelt nun bergauf, bergab, in Windungen durch die eiſerne Nacht, bis er nach kurzer Haſt blitzſchnell wieder an's Tageslicht hervorſchießt. Die Compagnie für dieſe neue Verkehrsart, The Pneumatic Dispatch Company, läßt jetzt ähnliche Röhren von dem Centrum in der City aus und dem General-Poſtamte nach den verſchiedenen Haupteiſenbahn-Stationen unterirdiſch graben und findet dabei wegen Ueberfüllung der unterirdiſchen Regionen mit Röhren und ſogar ſchon mit einer ganzen Dampf-Eiſenbahn viel Schwierigkeiten, ſich unter und zwiſchen ihnen hindurch zu arbeiten. Einige ſind ſchon der Vollendung nahe und befördern ſchon verſuchsweiſe große Brief- und Zeitungs-Packete. Daß dieſe Art von atmoſphäriſcher Beförderung auch für Perſonen und Entfernungen im Großen ſich eignet und vielleicht mit der Zeit den geräuſchvollen und gefährlichen Dampf verdrängt, iſt ebenſo wahrſcheinlich als wünſchenswerth. In Verkehrs-Angelegenheiten iſt noch zu erwähnen, daß der ehemalige Berliner, Herr Reuter, jetzt die Centralgewalt der in der City von London und von da ausſtrömenden, electrographiſchen Depeſchen, ſich noch durch ganze Expreß-Eiſenbahnzüge mit Neuigkeits-Material verſorgen läßt. Wenn er die Zeitungen und die Welt zuerſt mit den eben in Liverpool angekommenen amerikaniſchen Neuigkeiten in aller Kürze bekannt gemacht hat, bringt ein für ihn allein

Digitized by Google

beſtimmter Expreßzug auch die Zeitungen und Briefe, die er ſofort excerpiren und den Zeitungen und der Börſe und den Diplomaten Europa's mittheilen läßt, ehe er die dampfbeſchwingte Preſſe nur anfängt, ſie für die Typographie ſetzen zu laſſen. Außerdem wird nun auch der electrotelegraphiſche Gürtel um die ganze Erde herum wohl bald fertig werden. In Amerika iſt eben ein ungeheures Stück deſſelben — über 5000 Meilen lang, vom Cap Race bis zum goldenen Horn, in Thätigkeit geſetzt. An weiterer Ausdehnung weſtwärts wird eben gearbeitet und zwar über oder unter der Behringsſtraße hin bis zur Mündung des Amur, wohin die ruſſiſche Regierung bereits von Moskau aus eine Telegraphenlinie legen läßt. Man ſieht leicht, wie man dann um die ganze Erde herum telegraphiren kann. Wenn's gut geht, wird man binnen 4—5 Stunden eine weſtwärts geſchickte Nachricht von Oſten um die Erde herum wieder zurückkehren laſſen können. Die jetzt längſte, ununterbrochene Telegraphenlinie läuft über 72 Längengrade von Newfoundland bis St. Francisco, wo deren Blitze etwa vier Stunden früher ankommen als ſie von Newfoundland ausgingen.

Die nach den Mündungen des Amur gerichtete, doppelte Kulturſtraße erinnert mich an das Buch von dem hier als Geograph im Kriegs-Miniſterium angeſtellten Deutſchen, Herrn Ravenſtein: The Russians on the Amur, its Discovery, Conquest and Colonisation (London, Trübner & Co.) Von einem wiſſenſchaftlichen Geographen, im Beſitz aller möglichen Quellen und Materialien geſchrieben, kann das Werk einen gerechten Anſpruch auf Zuverläſſigkeit machen. Dies iſt etwas werth in Bezug auf ein Gebiet und ein Ereigniß, deſſen Wichtigkeit längſt allgemein gefühlt wird, worüber aber bis jetzt nichts Geſcheidts veröffentlicht war. — Der Verfaſſer giebt erſt eine Geſchichte und Geographie der Mandſchurei am Amur entlang und die Motive, durch die die ruſſiſche Regierung veranlaßt ward, ihre Aufmerkſamkeit auf jene Gegenden zu richten; er erzählt darin, wie die Eroberung bis zu den Mündungen des Amur auf die friedlichſte Weiſe vordrang und die Kultivirung dieſer wichtigen Welthandels-Straße begründet ward, während England und Frankreich mit barbariſcher, koſtſpieliger Gewalt ſich die Gaſt- und Handels-Freundſchaft des himmliſchen Reichs zu ertrotzen ſuchten.

Die Schilderung des Fluſſes in ſeinem ganzen, ungeheuren Verlaufe und der Länder und Terrains, die nördlich und ſüdlich von ſeinen Nebenflüſſen durchſtrömt werden, giebt uns ein impoſantes Bild dieſes Rieſenſtromes, der ſelbſt, wenn man die Erwartungen mancher ſanguiniſchen Propheten nicht theilt, doch ganz ſo ausſieht, als müſſe er bald zu einer großen Haupt-Handels und Kulturſtraße werden. Das geographiſche Bild wird belebt durch genaue Schilderungen von Leben, Sitten, Gebräuchen und Civiliſations-Graden der verſchiedenen Völkerſchaften, die auf der langen Straße von Trans-Baikalien bis zum Tatariſchen Golfe die Amur-Ufer umwohnen. Wir werden in die Häuslichkeit der Bewohner von Daurien eingeführt, der Mandſchurei am oberen und mittleren Laufe des Amur, der Golde- und Gildſchucken, der Orotſchen u. ſ. w. an der Mündung und auf der Inſel Sachalin. Klima, mineraliſche, vegetabiliſche und Thierſchätze — Gränzgebiete zwiſchen Zobel und Tieger, arktiſchem Bär und tropiſchen Dſchungel-Bewohnern — Fichten, Laubwälder und ungemeſſene Wildniſſe mit undurchdringlichem Unterholz — aller dieſer noch unverwerthete und eine große Zukunft verſprechende Naturreichthum wird dem Leſer wie in einem langſam vorbeiziehenden Panorama zur Anſchauung gebracht. Zum Schluß läßt ſich der Verfaſſer über commercielle Verhältniſſe aus, über die jetzt gemachten Entdeckungen und Forſchungen, und Alles in Allem findet er hier das ungeheuerſte Terrain für eine vielverſprechende materielle und geiſtige Kultur, wenn ſie auf einſichtsvolle Weiſe geleitet und nicht durch unzeitige Eingriffe geſtört werde.

Hiermit auf ein literariſches Gebiet gekommen, will ich eben noch erwähnen, daß Thackeray's: „Vier Georgs"* endlich als ſelbſtändiges Werk erſchienen ſind, nachdem ſie in England und Amerika ihm Jahre lang Stoff und Gelegenheit zu den goldenſten Vorleſungen gaben. Man hat in engliſchen Blättern das Honorar, das er ſich auf dieſe Weiſe zuſammenlas, auf 30,000 Pfund Sterling oder etwa 200,000 Thaler abgeſchätzt. Seien es mehr oder weniger: wir gönnen ihm das Gold und die Lorbeeren dazu. Es war ein Genuß, ihn vortragen zu hören, kein ſo effectvoller und gewaltiger, als ſein Kollege auf den Höhen des engliſchen Literatur-Parnaſſus, Dickens, erzielte; aber ein feiner gewürzter, ein vornehmer lächelnder, ein ſatiriſch geſchliffener, kurz eine „Unterhaltung und Belehrung" ein genau gekannter und von „high life" gewürdigter in „Thackeray'ſcher Manier." Dieſe Manier zu würdigen und voll zu genießen, ſetzt nicht nur echt engliſches, ſondern echt „Hochleben"-Publikum und Vorkenntniſſe der behandelten Geſchichsperiode voraus, ſo daß dem nicht eingeweihten Ausländer Vieles und oft gar das Feinſte verloren geht. Inſofern er aber auch das ganze höfiſche und diplomatiſche Europa des vorigen Jahrhunderts ſichtet und richtet und in dem durchaus beſſeren Geiſte unſerer Zeit kritiſch verurtheilt, hat er ein allgemeines Intereſſe für das noblere Publikum der ganzen Welt, abgeſehen davon, daß es hier das feinſte und faſhionableſte Engliſch ſtudiren kann. Nun fällt mir auch ein, daß wir im erſten Jubel der Weihnachts-Freuden, d. h. der Vieh-Ausſtellung lebten. Die fetten, glatten, reinen Maſtochſen, Schweine, Schafe u. ſ. w., bewundert und geſtreichelt von den zarteſten Damenhänden, waren natürlich, wie immer, die Ouverture zu den weſentlich carnivoren Weinachts-Freuden Englands. Sie ſind ſchon oft beſchrieben worden, auch von mir ſelber in jährig und zweijährig werdenden Briefen, ſo daß ich Alles nicht noch einmal aufwärmen mag.

Aber auf das ſtereotyp „luſtig" getaufte Weihnachtsfeſt, fiel diesmal plötzlich aus heiterſtem Himmel, (nicht dem phyſiſchen, der um dieſe Zeit nie heiter in England iſt) ein dunkler Schatten plötzlicher Trauer. Der edle Gemahl der Königin iſt plötzlich geſtorben. Prinz Albert hat auf friedlichem civilen Wege in ſtiller, aber heroiſcher Weiſe einen langen Kampf ſiegreich beſtanden. Die Nation im Ganzen und Großen, die Ariſtokratie zu einem großen Theile, faſt die ganze Preſſe empfingen den deutſchen Gemahl der Königin mit Mißtrauen, mit niederträchtigem Hohne und Verdächtigungen. Sie ſetzten dieſe Bosheit Jahre lang fort, und ſo oft Palmerſton wieder Popularität brauchte, ließ er Malicen über „deutſchen Einfluß," über geheime Pläne, England deutſcher Tyrannei zu unterjochen, durch die Preſſe poſaunen.

Unter dieſer Politik hatte der Prinz Albert viel zu leiden. Aber durch ein in ſeiner Weiſe heroiſches Leben und Wirken wußte er ſich endlich Achtung, Verehrung, Liebe zu ſichern. Er ſtand an der Spitze unzähliger wiſſenſchaftlicher, äſthetiſcher und wohlthätiger Anſtalten. Die erſte Welt-Induſtrie-Ausſtellung war ſeine Idee. Jetzt nach ſeinem Tode, wird die Nation einſehen und die Preſſe ausſprechen lernen, was man an ihm gewonnen, wie Viel mit ihm Edeles und Schönes verloren ging. Die Zeitungen ſind voll ſeines Lobes und Trauer um ſeinen Verluſt. In den nächſten Tagen werde ich Ihnen zu ſchildern ſuchen, wie der Prinz in endloſeſtem Schmerze um ſeinen Tod in allen Zeitungen auf das Wärmſte, bis zur Apotheoſe, in ſeinen großen Verdienſten um Wiſſenſchaft und Kunſt, um die Königin, um das Land, um Frieden und Freiheit gewürdigt ward und ſein Verluſt in dieſem Augenblicke drohenden Krieges dem größten nationalen Unglücke gleich komme.

Italien.

Die Kultur der Renaiſſance.*

Wenn man in der Entwicklungs-Geſchichte der Menſchheit gewiſſen Perioden und Ereigniſſen, gleichwie den Stufenjahren in dem Leben des Einzelnen, erhöhte Bedeutung und nachhaltigeren Einfluß beizulegen gewohnt und berechtigt iſt, ſo nimmt unter dieſen wichtigſten Momenten das Zeitalter der Renaiſſance eine unvergleichlich hervorragende Stelle ein. Man mag von den zahlreichen Ergebniſſen dieſer erregten Periode in's Auge faſſen welche man will: die Wiedergeburt des Alterthums, die als das augenſcheinlichſte Reſultat des Jahrhunderts ihm den Namen verlieh, oder die Entdeckung der neuen Welt, die Hand in Hand mit jener Wiederauffindung der alten geſchah, man mag an die Blüthe der Kunſt denken, die für ſich allein dem Zeitalter Leo's X. ein unvergängliches Andenken ſichert, oder die Grundlagen betrachten, welche für den Ausbau aller Wiſſenſchaften in jenen Tagen gelegt wurden, nach allen Richtungen ſind es Dinge der tiefſten Wirkung, die damals geſchaffen oder begonnen wurden. Für die Ausbildung des ſtaatlichen Zuſammenlebens der Menſchen, für die Entfaltung ihres religiöſen Daſeins, möchten andre Perioden eine gleiche oder höhere Bedeutung beanſpruchen. Aber für die Entwicklung des Menſchen ſelbſt, für die Vervollkommnung ſeines Weſens iſt kein Schritt von ähnlichem Werth und Einfluſſe geſchehen, wie das Erwachen aus dem langen ſtarren Mittelalter zum raſchen Leben der neuen Zeit.

* The four George's: Sketches of Manners, Morals, Court and Town-Lief. By W. M. Thackeray, London: Smith Elder and Co. Berlin: Asher & Co.

* Die Kultur der Renaiſſance in Italien. Ein Verſuch von Jacob Burckhardt. Baſel, Schweighauſer'ſche Verlags-Buchhandlung. 576 S.

Digitized by Google

Italien hat bei dieſem Schritte die Führung und Leitung der europäiſchen Völker gehabt. Von den Verdienſten, die ihm um die Geſchichte des Erdtheils und der Welt zuſtehen, iſt dies das unbeſtrittenſte und das reinſte. Aber der Undank iſt nicht blos die Tugend der Könige; er iſt der Welt Lohn. Auch Italien hat ihn erfahren, ob völlig ohne das Verſchulden ſeiner Kinder, möge dahin geſtellt bleiben. Genug, daß unglückliches Dulden auf der einen und mitleidsloſe Beſchuldigung auf der anderen Seite im Stande geweſen ſind, den italiäniſchen Namen, ſo lange den erſten in Europa, im Gedächtniſſe der Nationen zu verdunkeln, ja den Charakter des italiäniſchen Volks mit hartem Vorwurfe zu verdächtigen. Dem gegenüber iſt es nicht blos für die geſchichtliche Erkenntniß ſeiner ſo viel beſchriebenen und ſo unerſchöpften Zeit werthvoll und lehrreich, ſondern es iſt auch ein Werk der Gerechtigkeit, wenn es unternommen wird, der Gegenwart ein Lebensbild des Zeitalters der Renaiſſance vorzuführen.

Zu ſolchem Wagniſſe, dem wir das vorliegende Buch verdanken, war Jacob Burckhardt vor vielen anderen berufen. Nicht blos die tiefe Kenntniß von der Kunſt der Renaiſſance — ein unerläßliches Erforderniß für den Geſchichtsſchreiber jener Tage — befähigte ihn, den rühmlich bekannten Herausgeber von Franz Kugler's Kunſt-Geſchichte, den Verfaſſer des Cicerone, zu dieſem Werk; nicht blos der lange Aufenthalt in Italien, noch auch die gründliche Beleſenheit in der italiäniſchen Literatur. Er brachte noch andre Gaben mit, die ſeinem Verſuche das Gelingen ſicherten, den freien Sinn für die wahre, echte Humanität, das Erbtheil eben der Epoche, die er ſchildert, die Dankbarkeit für die großen Reſultate, welche ſie hinterließ, die unparteiliche Gerechtigkeit, die heutigen Tags in ihrer Beurtheilung ſo oft vermißt wird. Möchte das Wenige, was von dem reichen Inhalte des Buchs hier mitgetheilt werden kann, unſre Leſer davon überzeugen, wie ſchön jene Gaben und Befähigungen des Verfaſſers zur Darſtellung gelangt ſind; möchte es in recht vielen den Wunſch und den Willen hervorrufen, mit der vorzüglichen Schrift ſelbſt bekannt zu werden.

Zur Grundlage und Einleitung ſeiner Darſtellung wählte Burckhardt mit Recht eine Ueberſicht der ſtaatlichen Entwicklung in Italien. Erſchien doch ſeit dem Verfalle des Kaiſerthums der deutſchen Beherrſcher hier zum erſten Male der moderne europäiſche Staatsgeiſt frei ſeinen eignen Antrieben hingegeben; bildete ſich doch hier aus zügelloſer Selbſtſucht und allſeitiger feſſelloſer Bewegung hervor zum erſten Male in der neuen Geſchichte der Staat als berechnete, bewußte Schöpfung, als Kunſtwerk. Aber welche Fülle des reichſten Lebens rang zur Erreichung ſolcher Ziele, bunt und verwirrend, zwei Jahrhunderte lang durcheinander! — In dem wilden Wechſel der Erſcheinungen, welcher der Darſtellung ſpottet, ſehen wir das Alte, Vergehende mit dem Neuen, mächtig Aufſproſſenden an uns vorüberziehen. Dies iſt das alternde Kaiſerthum, das ſeine ſchwer erſtrittenen Rechte nicht aufgeben will, obgleich es nur noch den leeren Titel ohne einen Schatten von Macht in Händen hat. Wie ein Krämer, zieht Karl IV. durch das Land, gegen Diplome und Privilegien ohne Scham und Scheu Geld zu erhandeln; wie ein Phantom ſpukt wiederholentlich der träge Friedrich III., eine klägliche Traveſtie jener großen deutſchen Kaiſer, welche die Kraft ihres Lebens an die Bezwingung dieſes Volks geſetzt haben. Wunderbar! Wo die Sachſen und Hohenſtaufen mit allem Heldenſinn nur jähen Widerſtand gefunden hatten, da ward dem ſchlaffen Habsburger glänzender Willkomm und feſtliche Bewirthung. Freilich handelte er anders als ſie gethan. „In Ferrara hat Friedrich 1469 einen ganzen Tag lang, ohne das Zimmer zu verlaſſen, lauter Beförderungen, achtzig an der Zahl, ausgeſpendet; da ernannte er cavalieri, conti, dottori, Notare, und zwar conte mit verſchiedenen Schattirungen, als da waren: conte palatino, conte mit dem Recht dottore, ja bis auf fünf dottori zu ernennen, conti mit dem Rechte Baſtarde zu legitimiren, Notare zu creiren, unehrliche Notare ehrlich zu erklären u. ſ. w. Nur verlangte ſein Kanzler für die Ausfertigung der betreffenden Urkunden eine Erkenntlichkeit, die man in Ferrara etwas ſtark fand.“ Gegenüber dieſer verfallenden Legitimität, die ihre Rechte meiſtbietend verkauft, erſcheint die illegitime aber durchaus auf das Weſen der Dinge gerichtete Herrſchaft der Tyrannen in einem glänzenden Lichte. Nachdem die Zeit der erſten Greuel, die dem Sturze der Freiheit vorangingen und folgten, vorüber war, entwickelte ſich das Fürſtenthum der Uſurpatoren faſt allerorten zu einer verſtändigen, zweckmäßigen, leicht beweglichen Politik, welche der Entfaltung der Perſönlichkeit einen glänzenden Spielraum darbot. Die andauernd bedrohte Lage forderte und bildete eine perſönliche Tüchtigkeit; nach allen Richtungen einer wechſelvollen Exiſtenz hin hatte der Fürſt ſich als Erſter zu erweiſen; ſo allein war die Herrſchaft gegen den Neid der Menge und die Liſt der Gegner zu rechtfertigen und zu vertheidigen. So haben die Charaktere dieſer Herrſcher ſämmtlich große Schattenſeiten, aber in Jedem war etwas von dem, was das Ideal der Italiäner ausmachte. Nicht blos ein Lorenzo von Medici oder ein Federigo von Urbino waren, jeder in ſeinem Kreiſe, ein Bild idealer Vervollkommnung, ein Fürſt auf jedem Gebiete des Strebens, in der Politik, in den Wiſſenſchaften, in den Künſten und der ritterlichen Lebensweiſe. Auch die Schlechteſten unter den Tyrannen entbehrten dieſes Glanzes nicht völlig. Selbſt ein Bube wie Sigismondo Malateſta hatte Sinn genug für die Kunſt, ſeine Stadt Rimini mit dem Marmorbau von San Francesco, dem erſten großen Denkmale der Renaiſſance, zu ſchmücken; auch ihm war Bildung und gelehrter Umgang ein Bedürfniß, ſo daß der, welcher ihn excommunicirte, in effigie verbrannte und bekriegte, Papſt Pius II., von ihm ſagen mußte: „Sigismondo kannte die Hiſtorien und beſaß eine große Kunde der Philoſophie; zu Allem, was er ergriff, ſchien er geboren.“

Und wie glanzvoll erſcheint, neben und über dieſen Tyrannien, das Bild der beiden Städte, deren Republiken den Sturz der freien Städte-Verfaſſungen überlebten; wie herrlich und doch wie ganz anders iſt das Leben der Menſchen entwickelt in Florenz und in Venedig! Führte dort der rege immer leicht bewegliche Sinn der Bürger zu zahlloſen Experimenten in der Verfaſſung der Gemeinde, erſtarrte in Venedig die Form des Staates im Laufe der Jahrhunderte zu einer unabänderlichen Regel, ſo ſind doch beide Ausgangspunkte einer ihre Gränzen weit überſchreitenden Civiliſation geweſen. Nicht blos die Künſte haben in Florenz geblüht, noch der Handel allein in Venedig; nach jedem Fortſchritt im Wohlſtande, im Zuſammenleben der Menſchen war hier wie dort der Sinn gerichtet.

Solche politiſche Verhältniſſe aber, ſo freie Ausbildung des Individuums waren Vorbedingungen für die Wiedererweckung des Alterthums und wurden wiederum durch dieſe große Thatſache weſentlich gefördert und geſtaltet. Denn die Renaiſſance iſt nicht ſtückweiſe Nachahmung und Aufſammlung, ſondern Wiedergeburt, lebendiges Wiedererſtehen des Alterthums in dem vorhandenen italiäniſchen Volksgeiſte; nur in dieſem Bündniſſe, nicht in ſich allein hat ſie die abendländiſche Welt bezwungen. Italien war für dieſe Wiedergeburt der Antike in weit höherem Maße empfänglich, als irgend ein anderes Land; hier allein lebte ja auch während des Mittelalters die Erinnerung an die eigne alte Größe. Hier ſtanden ja Allen ſichtbar die größeſten der Ueberreſte, vor allen die Ruinen Roms, deren Anblick ſo oft, ſeit Villani und Petrarca bis nach Gibbon und Späteren, die geſchichtliche Betrachtung angeregt hat. Es iſt eine anziehende Darſtellung, wie der Sinn für dieſe Reliquien allmählig erwachte, wie er von den Herſchern Schutz dieſer einzigen Denkmale vor den Mißhandlungen der Gegenwart forderte, wie ein Pius II., bereits ganz erfüllt von antiquariſchem Intereſſe, noch in Seinen letzten Jahren, als Papſt, pagodiſch und doch in der heiterſten Stimmung, Sich auf dem Tragſeſſel über Berg und Thal nach Tusculum, Alba, Tibur, Oſtia u. ſ. w. bringen läßt, und Alles verzeichnet, was Er an Denkmälern, Römerſtraßen und Waſſerleitungen geſehen hat. Dieſem Intereſſe lohnten denn bald die großen Auffindungen des Apoll von Belvedere, des Laocoon und anderer Schätze.

Noch früher war das Intereſſe an den Schriften der Alten, das ja nie völlig erloſchen war, zu lebhafter Begeiſterung emporgeblüht; ſchon ein Petrarca ſuchte bekanntlich in nordiſchen Kloſter-Bibliotheken nach Handſchriften; koſtbare Sammlungen derſelben wurden eine edle Liebhaberei der Fürſten und Stadtherren. Die Grundlagen jener großen Manuſcript-Bibliotheken vom Vatican, von S. Marco und Venedig und S. Lorenzo in Florenz ſind im 15. Jahrhundert gelegt worden. Auch in koſtbarer Ausſtattung der Bände ſuchte der Formenſinn ſeinen Ausdruck; die Bibliothek, welche der große Federigo Montefeltro in Urbino begründete, war auch darin ein Idealbild für die damaligen Zeiten. Die Bände waren in jener ſchönen neu-italiäniſchen Handſchrift, die ſchon den Anblick eines Buches dieſer Zeit zu einem Genuß macht, auf Pergament geſchrieben, mit Ornamenten und Miniaturen ausgeſtattet; der Einband war hier, wie in der Vaticana, wohin die Urbinatiſchen Codices nachgehends gelangt ſind, in Karmoiſin-Sammet mit ſilbernen Beſchlägen. Der Herzog von Urbino hielt auf ſolche Ausſtattung große Stücke; er hätte ſich, wie ſein Bibliothekar erzählt, geſchämt, ein gedrucktes Buch zu beſitzen. Noch heute hat die Laurentianiſche Bibliothek nur Manuſcripte.

Auf die Ueberſicht, die der Verfaſſer von der Literatur der Renaiſſance giebt, auf ſeine Schilderung der antikiſirten Bildung, auf welcher ſie beruhte und die ſie hervorrief, näher einzugehen, verbietet leider der Raum. Es iſt ein Bild voll Licht und Leben, welchem alle bedeutendſten Erſcheinungen des Jahrhunderts von kunſtgeübter Hand eingeordnet ſind. Mit beſonderer Schärfe treten die Perſönlichkeiten der großen

Digitized by Google

Humaniſten hervor, die ja mehr noch als durch ihre Schriften in ihrem Leben ſelbſt das wiedererſtandene Alterthum veranſchaulichten. Univerſalität der Bildung, völlige Harmonie des Wiſſens und Könnens, Vereinigung aller geiſtigen und körperlichen Vorzüge und Fertigkeiten zu einem vollkommenen Individuum: das iſt die gemeinſame Phyſiognomie dieſer anziehenden, höchſt begabten Menſchen. Mit Freude wird der Blick des Leſers an dieſen Geſtalten weilen: an einem Leonbattiſta Alberti, der von Kindheit an in allem was Lob bringt der Erſte, deſſen ganzes Leben der Beweis ſeines Lieblingsſatzes war: „Die Menſchen können von ſich aus Alles, ſobald ſie wollen;" oder an Gianozzo Mannetti, dem großen florentiniſchen Staatsmann und Gelehrten, der das Studium des Hebräiſchen, lange vor unſerem Reuchlin, in Italien erneuerte, ja im Auftrage des Papſtes Nicolaus V. die ganze Bibel neu überſetzte, und der als Geſandter ſeiner Vaterſtadt vor Fürſten, Dogen und Königen Wunderwirkungen durch die Macht ſeiner feierlichen Rede erreichte. Derſelbe Mann verſah als Geſchäftsträger und Statthalter in Piſtoja ſeine Aemter ſo, als wäre ein hohes Ideal in ihm erwacht, das gemeinſame Reſultat ſeiner humaniſtiſchen Studien und ſeiner Religioſität. Er exequirte die gehäſſigſten Steuern, die der Staat beſchloſſen hatte, und nahm für ſeine Mühe keine Beſoldung an; als Provinzial-Vorſteher wies er alle Geſchenke zurück, ſorgte für Kornzufuhr, ſchlichtete raſtlos Prozeſſe und that überhaupt Alles für die Bändigung der Leidenſchaft durch G[...] Die Piſtojeſen haben nie herausfinden können, welcher von ihren beide[n] Parteien er ſich mehr zuneige; wie zum Symbol des gemeinſamen Sch[ick]ſals und Rechtes Aller verfaßte er in ſeinen Mußeſtunden die Geſc[hichte] der Stadt, welche dann in Purpur-Einband als Heiligthum im Stadtpalaſt aufbewahrt wurde.

Oder, wenn wir auf die eigentlichen Fachgelehrten noch einen Blick werfen dürfen, wie klaſſiſch iſt in ihrer Art eine Erſcheinung, wie die des Pomponius Laetus, der in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts an der Univerſität zu Rom lehrte. Ein unanſehnliches Männchen mit kleinen lebhaften Augen, in wunderlicher Tracht, ſah man ihn ſchon vor Tage mit ſeiner Laterne vom Esquilin herabſteigen, und immer fand er ſeinen Hörſaal ſchon gedrängt voll. Alte Texte behandelte Keiner ſo ſorgfältig und ſchüchtern; wie er denn auch vor andern Reſten des Alterthums ſeinen wahren Reſpekt bewies, indem er wie verzückt daſtand oder in Thränen ausbrach. Er war's, der die Aufführungen Plautiniſcher Stücke in Rom aufbrachte und leitete; er feierte den Gründungstag der Stadt alljährlich mit einem Feſte, wobei ſeine Schüler und Freunde Reden und Gedichte vortrugen. So bildete ſich eine römiſche Akademie um ihn her. In ſeinen Mußeſtunden baute er dabei ſein Grundſtück durchaus nach den Vorſchriften des Cato, Varro und Columella: Feſttage widmete er draußen dem Fiſch- und Vogelfang, wohl auch dem Gelage im Schatten bei einer Quelle oder an der Tiber. Und ſo gründlich verachtete er, doch ohne jeden Neid und Uebelrede, Reichthum und Wohlleben, daß er ſeine Angehörigen, die Fürſtenfamlie von Salerno, nicht anerkennen wollte und ihnen auf ihre Aufforderung, bei ihnen zu leben, mit dem berühmten Billet antwortete: Pomponius Laetus cognatis et propinquis suis salutem. Quod petitis fieri non potest. Valete.

Hand in Hand mit dieſem Wiederaufleben des Alterthums geſchah als eine der folgereichſten Wirkungen der Renaiſſance die Wiederentdeckung der Natur und des Menſchen. Der Sinn für das Leben der Natur, für ihre Schönheit und ihre Erkenntniß, den während des Mittelalters religiöſes Mißverſtändniß und ſcholaſtiſches Grübeln gefangen gehalten hatten, wurde zuerſt in Italien frei. Ihm verdanken es die Italiäner, daß ſie das moderne Erdenvolk geworden ſind, daß ſie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Mathematik und Naturwiſſenſchaften ohne allen Vergleich als das erſte Volk Europa's daſtanden. Von dieſem Sinne wurde getragen der große Genueſe, zu deſſen ehrwürdiger Geſtalt die Bewunderung ſich immer von Neuem wendet, der einen neuen Kontinent jenſeits der Waſſer forderte, ſuchte und fand, und der es zuerſt ausſprechen durfte: Il mondo è poco, die Erde iſt nicht ſo groß, als man glaubt. Mit Vergnügen und Belehrung wird man der ſorgfältigen Nachweiſung des Verfaſſers folgen, durch die er aus den Schriftſtellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts das Erwachen und die Ausbreitung dieſes Gefühls für die Natur, insbeſondere auch für landſchaftliche Schönheit darthut. Wie überall, ſo ging auch hier das Wort des Dichters und Philoſophen der bildenden Kunſt leitend und wegweiſend voran. Schon Dante wußte großartige Erſcheinungen der Natur, wildbedeutende Gegenden mit wenigen Zeilen überzeugend zu ſchildern; er beſtieg, vielleicht ſeit dem Alterthume einer der erſten, der dies gethan hat, hohe Berge in der einzig möglichen Abſicht, den Fernblick zu genießen. Er war aber zugleich einer der erſten Entdecker auf einem noch höheren Gebiete. Die divina commedia gehört nach Anlage und Grund-Idee dem Mittelalter; aber ſie iſt ein Anfang aller modernen Poeſie weſentlich wegen des Reichthums und der hohen plaſtiſchen Macht in der Schilderung des Geiſtigen auf jeder Stufe und in jeder Wandlung. Und ſo findet ſich in ihm und ſeinen großen Nachfolgern der höchſte vollſtändige Ausdruck der modernen europäiſchen Gefühlswelt. Ganz beſonders zeigt ſich dieſe Neigung und Begabung der Italiäner, den Menſchen nach ſeinen innern und äußern Zügen und Eigenſchaften genau zu ſchildern, auch außerhalb der Poeſie. Biographiſche Sammlungen kamen frühzeitig auf. Seit Filippo Villani, deſſen vite die Berühmtheiten von Florenz am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wie eine große Familie zuſammenfaſſen, haben die Toscaner nie aufgehört, die Menſchenſchilderung als eine Sache ihrer ſpeciellen Befähigung zu betrachten. Die wichtigſten Charakteriſtiken der Italiäner der Renaiſſance verdanken wir ihren großen Hiſtorikern Machiavelli, Guicciardini, Varchi, Vettori, Vaſari und ſo vielen andern. Ebenſo ſind die italiäniſchen Selbſtbiographien an Aufſchlüſſen über das Innere der Verfaſſer oft reicher als die gleichzeitigen Werke anderer Völker. Wie ſchildert Benvenuto Cellini ſein ganzes Weſen mit hinreißender Wahrheit und Fülle! Von gleicher Wirkung und Kraft iſt das Büchlein de propria vita, darin der große Naturforſcher und Philoſoph Hieronymus Cardanus ſeine phyſiſche, intellectuelle und ſittliche Perſönlichkeit ſammt den Bedingun[gen ge]ſchildert, unter welchen ſich dieſelbe entwickelt hatten. „Wer es [...]rd in die Dienſtbarkeit jenes Mannes kommen, bis er damit zu [...] iſt. Cardano bekennt allerdings, daß er ein falſcher Spieler, rachſüchtig, gegen jede Reue verhärtet, abſichtlich verletzend im Reden geweſen; — er bekennt es freilich ohne Frechheit wie ohne fromme Zerknirſchung, ja ohne damit intereſſant werden zu wollen, vielmehr mit dem einfachen objectiven Wahrheitsſinn eines Naturforſchers. Und was das Auffäßigſte iſt, der 76 jährige Mann findet ſich nach den ſchauerlichſten Ereigniſſen (z. B. wurde ſein älteſter Sohn hingerichtet, der ſeine verbuhlte Gemahlin vergiftet hatte) bei einem ſehr erſchütterten Zutrauen zu den Menſchen, gleichwohl leidlich glücklich: noch lebt ihm ja ein Enkel, noch beſitzt er ſein ungeheures Wiſſen, den Ruhm wegen ſeiner Werke, ein hübſches Vermögen, Rang und Anſehen, mächtige Freunde, Kunde von Geheimniſſen, und was das Beſte iſt: den Glauben an Gott. Nachträglich zählt er die Zähne in ſeinem Munde; es ſind ihrer noch fünfzehn."

Für viele Leſer wird der fünfte Abſchnitt des Buches der intereſſanteſte ſein. Er behandelt die Geſelligkeit und die Feſte. Auch nach dieſer Richtung hin zeigt ſich die Renaiſſance als das wahre Widerſpiel zum Mittelalter. Seinen ſcharf getrennten Standeskategorien gegenüber erſcheint jetzt zum erſten Male der gebildete Stand im modernen Sinne. Schon bei Dante wird der Adel von jeder Bedingung der Geburt abgelöſt und als die Anlage zu jedem ſittlichen und intellectuellen Vorrang aufgefaßt. Die Humaniſten des fünfzehnten Jahrhunderts gehen weiter. Poggio z. B. erkennt keine andre Nobilität an, als die des perſönlichen Verdienſtes. Die Kirche hatte dieſen Grundſatz in Italien ſtets geübt; die Illegitimität der Herrſcher brachte ihn auch im Staate zur Geltung. So war es entſchieden, daß der Adel weder politiſche noch geſellſchaftliche Vorrechte verlieh. Bildung und Reichthum waren die Werthmeſſer auch des geſellſchaftlichen Werthes, und zwar der Reichthum nur inſofern er es möglich macht, das Leben der Bildung zu widmen und deren Intereſſen im Großen zu fördern. Die Geſelligkeit, auf der vollendeten Durchbildung des Individuums beruhend, wurde zum freien, bewußten Kunſtwerk.

Ein näheres Eingehen auf die Darſtellung dieſes höchſt verfeinerten glänzenden Geſellſchaftslebens verbietet der Raum. Nur auf die Schilderung der Feſte, in denen das Daſein des Volkes in erhöhter idealer Geſtalt ſich ausprägt, möge noch aufmerkſam gemacht ſein. Die hohe Begabung des italiäniſchen Volks, in Wort und Bild Alles künſtleriſch zu geſtalten, zeigt ſich in den prachtvollen Feſtaufführungen der Renaiſſance, die ſich als ein wahrer Uebergang aus dem Leben in die Kunſt darſtellen. Beide Hauptformen feſtlicher Aufführung, das Myſterium und die Proceſſion, wurden geſchmackvoller und ſinnreicher ausgebildet, als anderwärts im Abendlande. Begünſtigt durch die allgemeine Fähigkeit zur Darſtellung des Individuellen, zur Erfindung und Durchführung von Masken und durch die allgemeine Bekanntſchaft mit den mythologiſchen und religiöſen Allegorien, ſchloß ſich an die Aufführung der heiligen Geſchichte, der dramatiſirten Legende nicht blos, wie im übrigen Abendlande, die Poſſe und das weltliche Drama, ſondern auch die Pantomime mit Geſang und Ballet. Die Proceſſion aber wurde durch den Anſchluß von Coſtumirten aller Art, durch das Vorbild der Alten in Bild und Schrift zum trionfo, zu einem für geiſtliche und weltliche Feierlichkeiten gleich anwendbaren Prachtaufzuge. Eine ganze Reihe dieſer Spiele und Aufzüge

Digitized by Google

hat der Verfaſſer aus den Aufzeichnungen der Zeitgenoſſen mit künſtleriſcher Hand noch einmal in's Leben gerufen. Auch die bunte Herrlichkeit des Carnevals, deſſen Jubel Rom und Florenz erfüllte, läßt er uns von neuem erſtehen. Wohl iſt es wahr, daß das, was von dieſen Dingen heute noch in Uebung iſt, nur ein armer Ueberreſt heißen kann. Die gegebildeten Klaſſen, welche dieſen Dingen ehemals ihre volle Kraft widmeten, haben heute keine Freude mehr daran. Schon darum berührt uns der Refrain, den Lorenzo von Medici zur Feier eines Carnevalſpieles dichtete, mit wehmüthiger Erinnerung:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza

Der Geſang iſt aber zugleich eine prophetiſche Ahnung der kurzen Herrlichkeit der Renaiſſance ſelbſt. Denn ſie trug den Keim des Untergangs in ſich. Während ihrer reichſten Blüthe vollendete ſich der politiſche Ruin des Landes, ging der mächtige Anſtoß zur religiöſen Vertiefung des Lebens ohne dauernde Nachwirkung vorüber. Fremdherrſchaft und kirchlicher Zwang, die Spanier und die Inquiſition gewannen in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts die Herrſchaft; unter ihren Feſſeln erſtarrte die lebensvolle Bewegung zu dumpfer Ruhe. Anderen Nationen war die Fortführung des hohen Werkes vorbehalten, für Italien blieb nur eine große Erinnerung mehr. Möge ſeine endliche Befreiung für das Zuſammenleben der europäiſchen Menſchheit von gleich großem Nutzen ſein, wie ſeine lange Knechtſchaft für die Kultur von ganz Europa unheilsvoll und hemmend geweſen iſt.

Frankreich.

Renan und Couſin über Deutſchland.

Philoſophie und Politik.

Schon einmal haben wir im „Magazin" auf E. Renan's „Essais de Morale et de Critique" (Paris, 1859) aufmerkſam gemacht, heute ſei es uns, mit Bezug auf Renan's Arbeit über Couſin geſtattet, auf dieſelben zurückzukommen.

Dieſe Arbeit iſt nicht ſpeziell eine Charakteriſtik Couſin's, ſondern ſie erweitert ſich unter den Händen des Verfaſſers zu einer Charakteriſtik des modernen franzöſiſchen Geiſtes. Es iſt wahr, Renan ſagt uns weder über Couſin, noch über die Geiſtesrichtung ſeiner Nation etwas, was wir nicht ſchon längſt wüßten, allein immerhin iſt es für uns intereſſant, unſer Urtheil über franzöſiſche Zuſtände durch einen Franzoſen beſtätigt zu hören, der, wenn vielleicht auch nicht als ein Anhänger, doch jedenfalls als ein Günſtling des modernen franzöſiſchen Kaiſerthums zu betrachten iſt.

„Faſt alle Generationen — ſagt Renan — haben bei ihrem Eintritte in das Leben eine übertriebene Meinung von ihrer eigenen Kraft und von der Aufgabe gehegt, zu deren Löſung ſie ſich berufen glaubten. Die großen Generationen ſind diejenigen, denen es nach Kämpfen, Mißgeſchick, halben Siegen und halben Niederlagen in ihren alten Tagen gelingt, wenigſtens einen Theil ihrer Jugendträume zu realiſiren. Einer der charakteriſtiſchen Züge der jetzigen Generation hingegen iſt es, mit dem Mißtrauen und der Thatloſigkeit (abandon) zu debutiren. Die Generation, welche der jetzigen vorangegangen, die 1815 ihre Carrière begann und 1830 die Reiſe der Männlichkeit erreichte, trug ſich mit faſt unbegränzten Hoffnungen. Sie hielt ſich, gleichſam als wenn die ganze Menſchheit mit ihr neu geboren wäre, nicht nur für berufen, ſondern auch für fähig, in ihrem Jahrhundert eine neue Literatur, eine neue Philoſophie, eine neue Geſchichte, eine neue Kunſt zu inauguriren. Dieſe Generation hat nicht Alles gegeben, was ſie verſprach, aber indem ſie auch nur einen kleinen Theil ihres Programmes erfüllte, hat ſie viel gegeben, während die ihr folgende Generation, ſelbſt wenn ſie alle ihre Verſprechungen hält, wie es ſcheint, nur wenig geben wird. Bei ihren erſten Schritten hat man ihr den Horizont als ganz nahe gezeigt; die erhabenſte Aufgabe, welche man ihrer Aktivität vorſchlug, war, das zu bewahren, was ihre Väter geſchaffen und die Erfahrung zeigt, daß dies ihr noch zu viel zugemuthet...... Nie iſt eine Generation mit einer ſo beſcheidenen Meinung von ihren Pflichten, mit einer ſo geringen Begeiſterung für die von ihr zu verfolgende Aufgabe, mit ſo wenig Glauben und ſo wenig Philoſophie in die Geſchichte eingetreten, als die gegenwärtige. Das Alterthum erblickte in dem Gefühle, welches das Chriſtenthum unter dem Namen der Demuth zur Tugend erhob, ein Laſter; man betrachtete es als unwürdig, gering von ſich ſelbſt zu denken und freiwillig ſeinem Stolze zu entſagen. Was hätten die Alten von einer Jugend gedacht, welche, ſtatt, gleich den Kindern der Spartaner, ihren Vatern zu ſagen: „Eines Tages werden wir euch gleichen," ſich darein ergiebt, vor Froſt und Furcht zu ſterben und ſich zur Unthätigkeit verdammt, um ja nicht das ſchwache Gebäude zu erſchüttern, unter welchem ſie Ruhe zu finden hofft?

„Ich will nicht unterſuchen, wie weit die vorangegangene Generation für dieſen Verfall (abaissement) verantwortlich zu machen......
„Vielleicht iſt der franzöſiſche Geiſt nicht berufen, gewiſſe Gränzen zu „überſchreiten, und vielleicht ſind die lateiniſchen Nationen mit ihren „glänzenden, aber rein äußerlichen Eigenſchaften, ihrer Eitelkeit, ihrem „oberflächlichen Geiſte, ihrem Mangel an moraliſchem Sinne und religiöſer Initiative zu nichts weiter beſtimmt, als die Welt durch eine ſonore „Rhetorik zu feſſeln, und von Zeit zu Zeit durch brutale Erſcheinungen „in Erſtaunen zu ſetzen."

„Dieſe Reflexionen, auf welche ſo viele Thatſachen in unſerer Zeit uns hinweiſen, haben mich nie ſtärker getroffen, als bei der Lektüre jenes reizenden Buches, welches Hr. Couſin vor einiger Zeit herausgab.* Die Stücke, welche daſſelbe bilden, ſind ſehr verſchieden, und der Autor hat wohlgethan, daß er nicht verſucht hat, dieſelben durch irgend ein künſtliches Band zu vereinigen; allein ein gemeinſamer Charakterzug: ein lebhafter und glänzender Enthuſiasmus, die Liebe zum Schönen, die ſeit den Tagen des alten Griechenlands vielleicht Niemand in gleichem Maße beſeſſen, dieſe immer blühende Aktivität, dieſes göttliche Privilegium des Genies, welches Alles, was es berührt, in Gold verwandelt und allen Dingen, durch die Leidenſchaft, mit welcher es dieſelben belebt, Intereſſe verleihet, vereinigt ſie alle.... Namentlich freuen wir uns, daß Herr Couſin im Jahre 1858 die Erinnerungen ſeiner im Jahre 1817 in Deutſchland gemachten Reiſe veröffentlicht hat. Er hat es für paſſend gefunden, uns nach vierzig Jahren die erſten Eindrücke mitzutheilen, welche er in dem entſcheidenden Momente empfing, in welchem er ſich entſchloß, jenſeits des Rheines das Ferment eines neuen Geiſtes zu ſuchen.

„Die oberflächlichen Kritiker, welche deutſch nennen, was dunkel iſt, und dunkel, was ſie nicht begreifen, haben Herrn Couſin beſchuldigt, ein ganz deutſcher Geiſt zu ſein: ich kenne kein frivoleres Urtheil. Herr Couſin ſcheint mir im Gegentheil inmitten einer Generation, welche eben ſowohl durch ihre Vorzüge, wie durch ihre Fehler vorzugsweiſe den Stempel ihrer Nationalität trug, einer der charakteriſtiſcheſten Repräſentanten des franzöſiſchen Geiſtes zu ſein. Augenblicklich will ich nur einen oberflächlichen und rein äußerlichen Beweis hierfür anführen: Das weſentliche Merkmal des franzöſiſchen Geiſtes iſt, nur in Frankreich verſtanden zu werden. Guizot's Histoire de la civilisation würde in einer deutſchen oder engliſchen Ueberſetzung allen ihren Werth behalten, und die Ueberſetzung würde dem Original nur wenig nachſtehen; würde dies aber auch mit Villemain's Vorleſungen der Fall ſein? Gewiß nicht; dieſe ſo delikaten Studien würden einen Theil ihrer Grazie und die Blume des Atticismus verlieren, welche ſie für uns ſo anziehend macht. So wird, meiner Meinung nach, auch Couſin's Werk nur von einem gänzlich in den franzöſiſchen Geſchmack eingedrungenen Leſer nach Gebühr geſchätzt werden können; ein Fremder würde in demſelben tauſend Schönheiten nicht ſehen, welche uns reizen, und manche Lücken bemerken, welche die wunderbare Kunſt des Meiſters für unſer Gefühl zu verſchleiern weiß.

„Couſin's Reiſebericht iſt hier von entſcheidendem Gewicht. Augenſcheinlich hat Herr Couſin Deutſchland nur in ſo weit geſehen und kennen gelernt, als dies ſeiner Originalität möglich war; er ſelbſt geſteht uns, daß viele Dinge in der Doktrin der Meiſter, welche er hörte, auf ihn, ohne daß es vielleicht ſeine Schuld geweſen, den Eindruck von Dante's ſichtbarer Finſterniß gemacht.

„Deutſchland befand ſich, als Herr Couſin es beſuchte, in einem jener entſcheidenden Momente, in denen eine Nation gern ihre Seele denen eröffnet, welche ſie mit Sympathie befragen. Es war im Jahre 1817, kurz nach jener großen Bewegung, in welcher ſich Deutſchland gegen die ganz franzöſiſche Prätenſion, den Geiſt zu beherrſchen, erhob. Der Druck des Fremden und beſonders der Mißbrauch der Centraliſation hatten den deutſchen Geiſt wieder erweckt. An dem Tage, an welchem die germaniſchen Völker ihre intellektuelle Freiheit bedrohet ſahen, fanden ſie alle ihre Kraft wieder. Der Tugendbund, die eigenthümliche Rolle der Denker und Dichter, wie Fichte, Arndt, Uhland, hatten der heroiſchen Kriſis, welche Deutſchland erſchütterte, einen ganz

* Fragmens et Souvenirs. Paris, 1858.

Digitized by Google

eigenthümlichen Charakter gegeben, und daraus einen der größten Siege gemacht, welche die Vereinigung aller moraliſchen Kräfte der Menſchheit je davon getragen.

„Frankreich ſeinerſeits war bewunderungswürdig vorbereitet, die Infuſion eines neuen Geiſtes in ſich aufzunehmen. Es ſcheint, daß die galliſche Race, um alles das hervorzubringen, was in ihr iſt, von Zeit zu Zeit der Befruchtung durch die germaniſche Race bedarf.

„In der Philoſophie hat Couſin nichts Neues geſchaffen: oft hat er ſich ſelbſt gerühmt, in dieſem Fache nichts erfunden (inventé) zu haben, und darin hat er ſogar ein Merkmal der guten Philoſophie erblickt. In der Gelehrſamkeit (érudition) und der Philologie hat er, trotz reeller Dienſte, nie den Rang eines Meiſters beanſprucht. Was ihm angehört, das iſt der Geiſt alles deſſen, ſeine Leidenſchaft für das Schöne und Große, der Glanz, das Leben, das Licht, womit Alles unter ſeinen Händen ſich umkleidet.....

„Wenn man unter einem Philoſophen einen Fachgelehrten verſtehet, den Erfinder eines neuen Syſtemes, den Schöpfer einer originalen Doktrin, ſo hat Herr Couſin keinen Anſpruch auf dieſen Titel. Couſin gehört noch mehr der Literatur, als der Wiſſenſchaft an. Er iſt ein Schriftſteller, ein Redner, ein Kritiker, der ſich mit Philoſophie beſchäftigt. Das Zeichen einer ſpeziellen Vocation iſt, daß derjenige, bei welchem ſie ſich manifeſtirt, bei einer Abirrung von dem ihm durch die Natur vorgezeichneten Wege zur Ohnmacht und zur Mittelmäßigkeit verdammt wird. Herr Couſin hätte aber in Allem reuſſirt, was er hätte unternehmen wollen und er ſelbſt hat ſich darin gefallen, dies zu beweiſen. Man fühlt, daß er das Talent, welches er auf die Philoſophie verwandt, auf jeden anderen Gegenſtand hätte anwenden können, daß die Philoſophie für ihn eine Wahl und nicht eine Nothwendigkeit geweſen, der Gegenſtand einer ernſten und aufrichtigen Neigung, nicht aber einer unwiderſtehlichen und ausſchließlichen Vorliebe.

„Die Eloquenz, wie Herr Couſin ſie auffaßt, macht gebieteriſche Anforderungen. Nicht alle Doctrinen ſind in gleicher Weiſe beredt, und ich glaube, daß Herr Couſin ſich mehr als einmal zu gewiſſen Meinungen mehr in Rückſicht auf die ſchöne Entwickelung (développement), deren ſie fähig ſind, als durch rein wiſſenſchaftliche Demonſtrationen hat hinreißen laſſen.“......

Das heißt mit anderen Worten, Herr Couſin opfert den Gedanken der Form, den Sinn der Phraſe, ein Urtheil, in welchem wir Herrn Renan nicht zu widerſprechen wagen. Dieſes Hinopfern des Gedankens zu Gunſten der Form ſcheint uns überhaupt ein bedenklicher Zug der geſammten modernen franzöſiſchen Literatur zu ſein; die franzöſiſche Sprache iſt unter dem geiſttödtenden Regelzwange der Akademie in ihren grammatiſchen Formen, ihrer Wort- und Satzbildung erſtarrt, und wie es ſcheint, läuft die Literatur ihrerſeits Gefahr, in der Phraſeologie unterzugehen.

Herr Renan findet alſo die Urſache, warum Couſin in der ſpeculativen Philoſophie ſich nicht zum Range eines Meiſters erhoben, einmal in ſeiner perſönlichen Organiſation, da die Natur ihm zwar Talent, nicht aber reine ausſchließliche Vocation für die Philoſophie verliehen, in ſeiner Eigenſchaft als Schriftſteller, oder, beſſer, als gewandter Styliſt, die ihn verleitet, den Gedanken häufig der Form zu opfern, und in ſeiner politiſchen Wirkſamkeit.

„In der Politik muß man ſich darein ergeben, ſich mit der geiſtigen Mittelmäßigkeit abzufinden; man ſoll mit ihr vereint wirken und muß ihr in Folge deſſen Conceſſionen machen. Man muß jedes Wort wägen nicht allein durch das Scrutinium der Wahrheit, ſondern auch durch das der Nützlichkeit. Man muß eine Doctrin annehmen, nicht weil ſie wiſſenſchaftlicher, der Wahrheit näher kommend erſcheint, ſondern weil ſie ſich beſſer den Umſtänden anſchmiegt, weil ſie nützlicher iſt....... die ſtärkſte und ſchönſte Doctrin, von engherzigen und ſcholaſtiſchen Köpfen aufgefaßt, wird Gift........

„Wir ſind weit entfernt, dem illuſtren Schriftſteller, dem die liberale Kultur in Frankreich ſo viel Dank ſchuldet, hier irgend einen Vorwurf machen zu wollen. Es kommt uns nur darauf an, zu zeigen, in welch fataler Weiſe die menſchlichen Fähigkeiten ſich gegenſeitig begränzen. Wer würde es bedauren, daß Herr Couſin das geweſen, was er iſt, ein beredter Philoſoph, hingegeben der Bewegung ſeiner Epoche, ein wahrer Taktiker des Gedankens, der die Fragen, welchen man ſich bis dahin kaum mit wiſſenſchaftlicher Einfachheit genähert, als Diplomat behandelt? Aber um dies Programm zu erfüllen, um immer möglich zu bleiben, wie man heute ſagt, wie viel Opfer hat er deshalb bringen müſſen!......

„Man hat ſich gewöhnt, dieſe Kraft der Logik, kraft deren die Theorieen bei uns nie lange im Stadium der Speculation verharren, ſondern vielmehr ſchnell danach ſtreben, ſich in Thatſachen zu verwandeln, als einen der Vorzüge des franzöſiſchen Geiſtes zu bezeichnen. Ohne Zweifel iſt dies einer der Charakterzüge des franzöſiſchen Geiſtes, aber ich für meinen Theil, zögere ſehr, darin einen Vorzug anzuerkennen. Nichts iſt für die Freiheit des Gedankens ein größeres Hinderniß. Ein Leben, wie Kant es in Königsberg geführt, würde in Frankreich eine Unmöglichkeit ſein. Nehmen wir an, Kant wäre Facultäts-Profeſſor in Frankreich geweſen, wie viel Schererei würde er zu ertragen gehabt haben! Wie vielmal hätte man ihn vor das Miniſterium citirt! Wie vielen Inſpectoren und Kabinetschefs hätte er von ſeiner Doctrin Rechenſchaft ablegen müſſen. Um ſeine Freiheit zu erobern, hätte Kant ſich auf die Politik werfen müſſen; um ihm das Recht zu verſchaffen, dieſe oder jene Meinung über die Kategorieen der Vernunft zu lehren, hätte es der Barrikaden bedurft. — Für Ausländer iſt es oft ein Gegenſtand des Erſtaunens, wenn ſie ſehen, wie das, wenn es ſich um Revolutionen handelt, verwegenſte und ſyſtematiſcheſte Volk der Welt da, wo es den abſtrakten Gedanken betrifft, ſo engherzig und ſo ſchüchtern iſt. Das erklärt ſich indeſſen: in Frankreich wird die Theorie bewaffnet geboren; ſie iſt ein Feind, ein Revolutionair, den man bewachen muß, und in der That wird ſie, ſobald ihr kein Damm mehr entgegen geſetzt wird, herrſchſüchtig und tyranniſch, oder verwüſtend. In Deutſchland indeſſen, wo der Gedanke inoffenſiv geboren wird, fremd den Dingen dieſer Welt, von vorn herein erklärend, daß er durchaus nicht beanſpruche, die eingeführte Ordnung anzutaſten, iſt derſelbe natürlicher Weiſe freier. Dort fordert der Gedanke nichts, als das Königreich der Luft, und dies überläßt man ihm........ Die uns vorangegangene Generation hat zu ſehr den Geiſt reguliren wollen; die intellectuelle Kultur iſt ein Zweig des öffentlichen Unterrichts geworden: der Miniſter des öffentlichen Unterrichtes iſt auch Miniſter der Wiſſenſchaft und Literatur. Die Abſicht war gut und liberal; gleichwohl hat die liberale Partei dadurch ein furchtbares Werkzeug der Tyrannei geſchaffen, welches die moderne Civiliſation mit der größten Gefahr bedrohet. Abälard bedurfte keiner Autoriſation, um auf dem Berge Saint Geneviève die Menge um ſich zu verſammeln, welche ihn hören wollte.“

Die Vorliebe, mit welcher Couſin ſich neuerdings hiſtoriſchen Studien zugewandt, erklärt Renan, „aus dem tiefen Inſtinkt einer lebhaften und ſtarken Natur, welche ſich durch ſchöne Träume über die Oede (ennui) der Wirklichkeit zu täuſchen ſucht.“

Bemerkenswerth ſind auch Renan's Äußerungen über die franzöſiſche Revolution: „Diejenigen, welche ſie machten, oder, beſſer geſagt, daraus die praktiſchen Conſequenzen zogen, ſtellten ſich, unbekannt mit jeder Philoſophie der Geſchichte, die Bedingungen der menſchlichen Geſellſchaft mit einer kindiſchen Einfalt vor; ſie ſahen nicht, daß ſie dem Zwecke, den ſie erreichen wollten, direkt entgegengeſetzte Mittel anwandten. Sie beabſichtigten eine politiſche Revolution und konnten bei ihrer Art und Weiſe zu verfahren nur eine adminiſtrative Revolution zu Wege bringen. Sie wollten die Freiheit und ſchufen, indem ſie das Princip des Staates übertrieben, eine Geſellſchaft, analog der des römiſchen Reiches, China's, Aegyptens, in der das Individuum jeder Garantie beraubt iſt, wo jede Initiative dem Gouvernement gehört, wo Alles, was exiſtirt, vom Staate als Feind oder verdächtig betrachtet wird; eine Geſellſchaft, deren letztes Ziel, wenn die Kraft des europäiſchen Geiſtes nicht gegen dieſe gefährlichen Tendenzen ein Gegengewicht geſchaffen, ein gänzliches Herabwürdigen des Geiſtes geweſen ſein würde. Nachdem einmal die ſociale Gleichberechtigung durch den Code hergeſtellt worden war, nachdem der Präfect, beſoldeter Beamter, an die Stelle des Intendanten oder des Provinz-Gouverneures, des nicht beſoldeten Edelmannes, getreten war, hörte die Revolution auf. Im Grunde iſt die franzöſiſche Revolution, welche man immer als eine der Weltgeſchichte angehörige Thatſache betrachtet (ſelbſt Hegel hat dieſen Irrthum begangen), nur ein Frankreich ſpeciell angehörendes Ereigniß, eine galliſche That, ich wage es zu ſagen, die Conſequenz dieſer Eitelkeit, welche den Gallier Alles ertragen läßt, ausgenommen die Ungleichheit des ſocialen Ranges, und dieſer abſoluten Logik, welche uns antreibt, die Geſellſchaft nach einem abſtracten Typus zu reformiren, ohne weder der Geſchichte, noch geheiligten Rechten Rechnung zu tragen.“

Wie man ſieht, blickt aus der ganzen Darſtellung des Verfaſſers eine tiefe Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuſtänden hervor. Er wirft ſeiner Nation im Allgemeinen jene Oberflächlichkeit, „welche ſich mehr mit der Form, als mit dem Weſen der Dinge beſchäftigt, und ora-

Digitized by Google

toriſchen Pomp der Wahrheit vorziehet," ſeiner Generation in's Beſondere Sterilität, oder beſſer, Impotenz vor.

Die Ahnung von der Inferiorität der romaniſchen Raçe, welche der Befruchtung durch die germaniſche Raçe bedarf, geht durch ſein Gehirn; er beklagt die franzöſiſche Centraliſation, welche aus Frankreich ein China oder ein Aegypten geſchaffen. Und die Conſequenz von dem Allem? Renan ſpricht ſie nicht aus, oder wagt es vielleicht nicht, ſie auszuſprechen; wir, unſerer Seits, ſind weniger ſkrupulös: die Conſequenz dieſer Beſchuldigung iſt der Marasmus. Ja, die gegenwärtige Generation in Frankreich iſt in Marasmus verſunken; dies beſtätigt ein Blick auf die populationiſtiſchen Verhältniſſe des Landes — die geringe Volks-Vermehrung — ein Blick auf die Erzeugniſſe der neueren franzöſiſchen Literatur und Kunſt. Zu zwei verſchiedenen Epochen übte die franzöſiſche Literatur auf ganz Europa einen dominirenden Einfluß aus, heute ſcheint ſie nichts als Bilder aus dem Lorettenleben, ganz- und halbofficielle Broſchüren und Pamphlete zu erzeugen, deren geiſtiger Gehalt gleich Null. In achtzig Jahren hat das Volk drei Revolutionen durchgekämpft, einen vierfachen Dynaſtienwechſel erfahren, um endlich unter den abſoluten Willen des neuen Cäſar ſich zu beugen. Jetzt, nachdem Napoleon III. die Preſſe geknebelt, die Volksvertretung zum bloßen Echo ſeines perſönlichen Willens herab gedrückt, hat die franzöſiſche Nation aufgehört, ein lebendiger Factor in der Geſchichte zu ſein.

Der Kaiſer iſt Alles, die Nation Nichts: der Kaiſer denkt, der Kaiſer handelt für ſie, ſeinem Willen gegenüber hört jede Selbſtſtändigkeit, jede individuelle Berechtigung auf, und vielleicht zeigt die ganze Geſchichte kein Beiſpiel, daß je ein Mann in gleicher Weiſe einer ganzen Nation den Stempel ſeines individuellen Geiſtes aufgedrückt. Eine derartige abſolute Hingabe an den Willen eines Einzigen aber iſt ein Zeichen des Marasmus. Das Einzige, was in Frankreich noch geſund iſt, das ſind nicht die materiellen, wohl aber die auf Freiheit der Arbeit und des Erwerbes baſirten wirthſchaftlichen Verhältniſſe des Landes und auch hier ſelbſt enthüllte der neueſte Börſenſchwindel (Proceß Mirés) die erſten Symptome der Fäulniß.

Woher dieſer Verfall? Die Franzoſen haben die Freiheit nicht einmal theoretiſch begriffen, und darum hat es ihnen auch bis jetzt noch nicht gelingen wollen, dieſelbe praktiſch in ihr Staatsleben einzuführen. Der Begriff politiſcher Freiheit ſetzt Selfgovernment, dieſes Decentraliſation voraus, und ſeit Richelieu haben alle franzöſiſchen Gewalthaber, gleichviel ob ſie im Namen des Abſolutismus, der Demokratie oder des Conſtitutionalismus regiert, conſequent centraliſirt. Darum haben auch alle Revolutionen, weit entfernt dem Lande die Freiheit zu geben, Frankreich nur tiefer in den Moraſt des Abſolutismus geſtoßen und endlich, um uns Renan's Worte zu bedienen, eine an China oder Aegypten erinnernde Staatsform geſchaffen.

Von der Nothwendigkeit eines unabhängigen Gemeindelebens z. B. haben neun Zehntel der Franzoſen auch nicht die blaſſeſte Idee; die ganze Nation iſt in den Grund-Irrthum von der Nothwendigkeit einer ſtarken Regierung verrannt, ohne zu bedenken, daß man den Begriff der Staats-Einheit aufhebt, wenn man Regierung und Volk als gleichberechtigte Factoren im Staatsleben gelten läßt, ſo daß man endlich den Abſolutismus zur Rettung derſelben herauf beſchwören muß. Wenn es die Aufgabe der Demokratie iſt, eine Staatsform zu ſchaffen, in welcher das Individuum als Solches ſich ſelbſt regiert, das heißt, ſich mit individueller Freiheit zu bewegen vermag, ſo erſcheint ſelbſt dem franzöſiſchen Demokraten das Volk immer nur als eine Maſſe, die, unfähig ſich ſelbſt zu regieren, unter allen Umſtänden regiert werden muß — nur nach einer anderen Schablone. In anderen Ländern war der Parteikampf ein Principienkampf, in Frankreich ſeit 1830 lediglich nur ein Kampf um die Herrſchaft ohne alle principielle Bedeutung. Ein kräftiges Parteileben iſt, wenn es ſich innerhalb der geſetzlichen Schranken bewegt, ein Zeichen politiſcher Geſundheit; heute hat Frankreich keine Parteien mehr: Frankreich, das iſt der Kaiſer.

So lange die Staatsgewalt in Frankreich in kräftigen Händen ruhet, ſo lange kann die äußere Rolle Frankreichs, trotz dieſes tiefen inneren Verfalles, eine glänzende ſein; wie aber wenn die Staats-Gewalt ſchwachen Händen anheimfällt? Das moderne Frankreich hat für ſein Wohl keine anderen Garantien, als die perſönlichen Eigenſchaften ſeines Regenten; politiſch geſunde Völker hingegen tragen die Garantien ihres Glückes in ſich ſelbſt. Oft ſchon haben Völker unter der Regierung ſchwacher Regenten eine große Rolle geſpielt; in dieſem Falle ging der Impuls vom Volke ſelbſt aus; im heutigen Frankreich aber gehört die Initiative allein dem Kaiſer. So lange man in Frankreich nicht anfängt, zu decentraliſiren, nicht anfängt, zu den Principien des Selfgovernment zurück zu kehren, ſo lange wird die Freiheit in Frankreich keine Stätte finden, und politiſche Freiheit iſt der Grundſtein nationaler Größe.

Jene abſolute Logik, von welcher Renan ſpricht, die die Franzoſen antreibt, die Geſellſchaft nach einem abſtracten Typus zu reformiren, iſt nichts, als das Gefühl der Unbehaglichkeit mit den eignen Zuſtänden, welche ſie nach jeder Veränderung greifen läßt, unbekümmert darum, ob dieſelbe befriedigende Reſultate herbei zu führen vermag oder nicht.

Dieſe abſolute Logik, oder beſſer, dieſe revolutionaire Kühnheit iſt kein Zeichen politiſcher Durchbildung, wohl aber ein charakteriſtiſches Merkmal politiſcher Halbkultur und hat mit der Logik zuletzt ſehr wenig zu thun. Die Franzoſen haben nie auf dem Gebiete abſtracter Speculation geglänzt und nie einen bedeutenden Philoſophen hervor gebracht, denn Descartes war mehr Mathematiker als Philoſoph. **R. Müldener.**

Belgien.

Der vlamſche Verband.

Die Vlamingen ſcheinen nun wirklich die beiden Parteien, in welche ſie ſich ſeit etwa ſechs Jahren geſpalten hatten, einſtweilen ruhen laſſen und alle ihre Kräfte und Beſtrebungen auf das Durchdringen ihrer Sprache wenden zu wollen. „Der vlamſche Verband," angeregt durch die „Vlamingen voraus!" zu Brüſſel, hat es ſich zur Aufgabe geſtellt, die Liberalen und Klerikalen bei der Wahl der Kammer-Mitglieder dahin zu vereinigen, daß nicht mehr auf die politiſche Farbe, ſondern einzig noch auf die nationale, d. h. vlamſche Geſinnung des Kandidaten geſehen werde. Am 6. Mai 1861 wurde die erſte Verſammlung des neuen Verbands gehalten, das Ergebniß waren die im vlamſchen Sinne ausgefallenen Wahlen zu Gent. In den Monaten, welche folgten, traten nachſtehende Geſellſchaften, deren Liſte eine theilweiſe Statiſtik der Vereine in Vlamſch-Belgien bildet, dem Verband bei.

Zu Gent: Die Sprache iſt ganz das Volk. — Sprachliebende Studenten-Genoſſenſchaft. — Bruderminne und Spracheifer. — Die Tafelrunde. — Die Willems-Genoſſenſchaft. — Die ſprachliebende Geſellſchaft. — Die Werkzeugmacher. — Die Spinner. — Die Weber. — Vereinigte Handwerker.

Zu Brüſſel: Vlamingen voraus. — Parnaſſusberg. — Die Vlamingen. — Dietſcher Verband.* — Gentſcher Wiederhall. — Der Weingarten. — Polymnia. — Morgenſtern.

In Antwerpen: Scheldeſöhne. — Der Oelzweig. — Vlamſche Freunde. — Niederdeutſcher Verband. — Verband der Statiſtiker.

Zu Brügge: Eifer und Bruderminne. — Kunſtliebe.

Zu Löwen: Die Vlamingen voraus. — Maasliebchen.

Zu Oycke: Ruiter-Genoſſenſchaft. — Fanfaren-Genoſſenſchaft — Leſe-Genoſſenſchaft.

In Deinze: Die vlamſche Geſellſchaft. — Voraus.

In Berlaere: Die lebenden Vlamingen.

In Revele: Mutterſprache und Bruderminne.

In Sotteghem: Vlamſch von Rede, vlamſch von Herzen.

In Bracene: Eintracht durch Sprache.

In Ooſtacker: Der Davidshof.

In Waereghem: Rhetorika.

In Baesrode: Belgier vor Allem.

In Meerhout: Hoffnung und Harmonie.

In Geeraerdsbergen: Freude und Tugend.

In Lokeren: Freude in Tugend.

In Melden: Die vlamſche Leſe-Genoſſenſchaft.

In Meuleſtede: Die Eintracht.

In Temſche: Der vlamſche Stern.

In Eecloo: Eicheln werden Bäume.

In St. Nikolas: Der Bürgerkreis.

In Meenen: Die kunſtſtimmenden Brüder.

In Ledeberg: Die Geſang-Geſellſchaft: die Eintracht.

Anbetrachts eines ſo günſtigen Erfolges, ſchrieben die „Vlamingen voraus!" auf den 27. November 1861 zu Gent eine zweite Verſammlung des Vlamſchen Verbands aus. Das Circular, vom Präſidenten, Fr. Hank, und dem Secretair, Fr. Thys, unterzeichnet und vom 5. November

---

* Dietſch iſt bekanntlich die neue Bezeichnung, vermittelſt welcher Niederdeutſch und Plattdeutſch zu einer Sprache vereinigt gemeint wird. Auch giebt es bereits eine Dietſche politiſche Partei.

Digitized by Google

aus Brüſſel datirt, ſchloß mit den Worten: „Der Beitritt zum Verband verpflichtet Niemand zur Aufopferung ſeiner politiſchen Denkweiſe.“

Die Verſammlung fand in dem obern Saal des Eſtaminets „der Schwan“ am großen Markt zu Brüſſel ſtatt, und wurde durch 160 Repräſentanten von Gent, Antwerpen und vielen andern Städten und Gemeinden beſucht. Ludwig Gerrits aus Antwerpen zeichnete den Beitritt des dort beſtehenden „Niederdeutſchen Bundes“ ein. Ein „Allgemeines Bureau,“ welches ſeinen Sitz für das erſte Jahr in Brüſſel haben ſoll, wurde gewählt, ebenſo die Wahl der Mitglieder vorgenommen. Es befinden ſich unter ihnen zwei Schriftſteller: van der Voort und Stroobant. — Der jährliche Beitrag, den jeder Beitretende zahlt, beläuft ſich auf 25 Centimen. Gewiß iſt, daß man die Nationalität kaum um einen geringern Preis fördern helfen kann.

Ida v. Düringsfeld.

Schweiz.

Die franzöſiſche Literatur in der romaniſchen Schweiz.*

In der National-Literatur, in den Werken der Dichter und Denker eines Volkes prägt ſich der Nationalgeiſt dieſes Volkes aus. Sie äußert ſich indeß nothwendiger Weiſe da minder charakteriſtiſch, minder urſprünglich, wo das Volk ſeine Sprache mit einem überwiegend mächtigen Nachbarvolke theilt. Um ſo ſchwerer fällt dann die National-Literatur eines ſolchen Volkes in's Gewicht, wenn es nicht durch die Kraft einer eigenthümlichen Organiſation dem überwältigenden Einfluß der von außen hereinſtrömenden Lehren und Meinungen entgegenzuwirken vermag; denn dann muß ſein Nationalleben unausbleiblich darunter leiden, und die Gefahr drohet ihm, daß die politiſche Unterwürfigkeit der geiſtigen Abhängigkeit auf dem Fuße folgt. Ein Volk, das volksthümlich leben will, darf, wie man ſchon richtig bemerkt hat, nur auf ſich ſelber zählen. Ein moraliſch und geiſtig erobertes Land iſt halb verloren.

In den Vereinigten Staaten hatten es Philoſophen und Publiziſten längſt begriffen, daß, um ſich durchgreifend von England unabhängig zu machen, ſie vorweg das literariſche Joch abwerfen und ſich eine ſelbſtändige, eigenthümliche Ordnung der Gedanken und Meinungen ſchaffen müßten. Schon vor vielen Jahren trat Channing in ſeinem Vaterlande Amerika als Herold dieſer bei ſeinen Mitbürgern herrſchenden Anſicht auf und ſein ſcharfer, durchdringender Verſtand wußte die Vortheile einer National-Literatur, einer geiſtigen Autonomie in's rechte Licht zu rücken und die Nothwendigkeit zu beweiſen, ſein Vaterland zum Schauplatz einer literariſchen Bewegung zu machen, die einerſeits den Anſprüchen einer Nation genügte und andererſeits den engliſchen Ideen und Lehren Stand hielt. Wenn nun Channing in der engliſchen Literatur Gefahr für die Unabhängigkeit der Union erblickte: mit wie viel mehr Grund muß z. B. Belgien, das kein Ocean von Frankreich trennt, auf der Hut ſein! In der That hat neulich ein belgiſcher Schriftſteller, Peetermans, mit allem Nachdruck die Aufmerkſamkeit ſeiner Landsleute in dieſe Richtung gelenkt. In ſeinen Augen ſteht die Frage ſo: „Wird Frankreich durch ſeine Literatur unſer Land nach ſeiner Form modeln? Soll Belgien nur das Echo der Stimme ſein, wie ſie auf franzöſiſchem Boden in Wort und Schrift laut wird?“ Jedes Volk hat Gefühle, Leidenſchaften, Sitten, die der Fremde nur halb verſteht. Peetermans verlangt, daß der belgiſche Schriftſteller die einheimiſchen Elemente als Farben benutze, um ein Gemälde des Volkslebens darzuſtellen, und wenn es dieſes treu und friſch abſpiegelt, dann kann er ſicher ſein, daß er in und außer dem Lande gefallen wird. Mit Einem Worte, der Autor mag immerhin in der Form, in der Handhabung ſeines Pinſels Franzoſe bleiben; aber er muß ſeinem Bilde die belgiſche Phyſiognomie geben. — Als ein weiteres Mittel, den franzöſiſchen Einfluß zu brechen, empfiehlt Peetermans die Uebertragung der großen Geiſtesſchöpfungen Englands und Deutſchlands; zu ihrem obligaten Dollmetſch müſſe ſich Belgien machen. „Belgien vergeſſe nicht,“ ſagt er ſchließlich, „daß nur die Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt ein Landesgebiet zu einem Vaterlande umſchafft: an dem Tage, wo dieſes Gefühl in uns abſtirbt, ſind wir nahe daran, unſer Vaterland zu verlieren und der ſchmählichſten Knechtſchaft zu verfallen. Bedenken wir, daß ein Völkchen von 540,000 Seelen die Aufgabe, eine National-Literatur in's Leben zu rufen, glücklich gelöſt hat; und was den Romanen oder Wallonen der Schweiz gelungen iſt, ſollte uns unerreichbar ſein?“

Die romaniſche Schweiz alſo wird den Belgiern als Muſter vorgehalten. Iſt das Muſter gut gewählt? — Das zu entſcheiden, fühlen wir uns nicht berufen; indeß ſei es verſucht, unparteiiſch zu prüfen, ob wir das uns ſo reich geſpendete Lob ohne allen Vorbehalt hinnehmen dürfen.

Für die romaniſche Schweiz iſt nicht minder, als für Amerika und Belgien, eine National-Literatur eine Lebensfrage. Ein mächtiger Nachbar, deſſen Sprache wir ſprechen, verſorgt uns mit ſeinen Geiſteserzeugniſſen, und wir ſind nur zu geneigt, Alles unbeſehen anzunehmen. Wir leſen ſeine Bücher, ſeine Zeitungen, ſeine Revuen; lieben und bewundern ſeine literariſchen Berühmtheiten. In gewiſſen Kreiſen paradirt man damit, die heimiſchen Schriftſteller über die Achſel anzuſehen; mit einem vornehmen Naſerümpfen blättert man in ihren Schriften, als in Sachen, die nicht des Leſens werth ſind. So regeln wir unſern Geſchmack nach franzöſiſchen Vorbildern, wenden ihnen unſere Sympathien zu, ohne zu ahnen, wohin das führen muß. „Einem ſolchen Lande,“ ſagt Channing, „iſt eine National-Literatur unerläßlich, und ſei es auch nur, um der importirten Literatur die Wage zu halten und den vernünftigen Gebrauch derſelben zu lehren. Es bedarf einer innern Kraft, die gegen die von außen einwirkende reagirt, und ſie in die gehörigen Schranken weiſt. Einer Nation, die ihre Einrichtungen auf einen freien und feſten Geiſt, als auf ihren Grundpfeiler ſtützt, ſteht es an, Alles, was von außen kommt, einer mannhaften, unabhängigen Kritik zu unterziehen.“

Iſt nun die Nothwendigkeit einer örtlichen Literatur für die nationale Exiſtenz erwieſen, ſo dünkt uns die Behauptung, die romaniſche Schweiz beſitze dieſe geiſtige Bürgſchaft, nicht auf allzu ſichern Füßen zu ſtehen. Bisjetzt ſcheint es den Haupt-Kantonen derſelben an mancherlei Talenten nicht gefehlt zu haben, die ſich mitunter in entgegengeſetzten, aber durchweg von auswärtigen Einflüſſen freier Richtung bewegten. Der Kontraſt zwiſchen den Schriftſtellern, des Waadtlands und Genfs z. B., war in früherer Zeit ein ſo ſcharfer und auffallender, daß kaum die Spur eines innern, gemeinſamen Bandes zu entdecken war. Wer wollte z. B., die Romane der Frau von Charrière, die geiſtreichen und witzigen Briefe Benjamin Conſtant's mit den froſtigen, eingeſchnürten Machwerken der Genfer Prediger und Flugſchriften des achtzehnten Jahrhunderts, und wäre es auch nur in Betracht des Stils, vergleichend zuſammenſtellen? Die Gedankenkreiſe, in welchen ſich dieſe Individualitäten bewegten, waren weſentlich verſchieden, und die Literaturgeſchichte unſerer Kantone führt zu dem Schluſſe, daß Waadtland und Neuchâtel die rein literariſchen Erzeugniſſe ſtets beſſer, als das geiſtig herbe Genf begriffen und gewürdigt haben. Heutzutage freilich hat ſich auch hier der ſtreng gelehrte Charakter bedeutend gemildert; die poetiſche und geſchichtliche Literatur hat ſchrittweiſe Boden gewonnen und wir leben nicht mehr in der Zeit, wo Petit-Senn ſagen konnte: „Die wohlbelobte, hochgehaltene, von allen Seiten gehätſchelte Gelahrtheit macht ſich auf den Kathedern breit, während die gedemüthigte, zurückgeſetzte, verachtete Literatur im Dunkeln ein kümmerliches Daſein friſtet.“ Wenn aber auch die Literatur jetzt in Genf höher angeſchlagen wird, ſo iſt ſie noch weit davon entfernt, ſich ein originelles Leben anzueignen, ſich von dem fremden Flügelkleide los zu machen, um frei auf eigenen Füßen zu gehen. Ebenſo wenig iſt in den Kantonen Waadtland und Neuchâtel ein aus dem heimiſchen Boden erwachſenes Gedankenleben zu ſpüren. Was iſt nun zu thun, um den Aufſchwung ſelbſtändiger literariſcher Arbeiten zu begünſtigen? Der erſte Anſtoß dazu wäre, in Ermangelung einer National-Literatur, eine gewiſſenhafte Uebertragung engliſcher, italiäniſcher und deutſcher Meiſterwerke. Es iſt daſſelbe Mittel, das Peetermans den belgiſchen Schriftſtellern vorſchlägt. Durch ihre geographiſche Lage iſt die romaniſche Schweiz gleich Belgien geeignet, die Vermittler-Rolle der ſie umgebenden drei Nationalitäten zu übernehmen. Mit England ſtanden wir ſtets in politiſchen und religiöſen Beziehungen, und in gewiſſen Theilen der Schweiz, in Genf namentlich, waren engliſche Ideen und Tendenzen eine lange Zeit hindurch vorherrſchend, und haben gewiſſermaßen unſere Sitten entfärbt.

Die erſten Redaktoren der frühern „Bibliothèque brittannique“ — ſpäter „Bibliothèque universelle“ — haben nicht wenig zu dieſem Ergebniß beigetragen. Sie erkannten die Tragweite der Ueberſetzungen, die, wenn ſie auch keine originellen Werke ſchaffen, doch die eingeborenen Keime der Originalität befruchten.

Ferner iſt das Studium unſerer Sitten, unſerer Einrichtungen, unſerer Vorzeit eine treffliche Schutzwehr gegen die Uebergewalt der fremden Literaturen. Erkennen wir demüthig, daß wir ein winziges Häuflein, ein Tropfen in dem Menſchheitsmeere ſind; verlieren wir aber darüber nicht das Gefühl, daß wir ſind, und beſonders, daß wir geweſen ſind. Siſmondi bezeichnet in einem ſeiner Briefe den ſchlagenden Gegenſatz zwiſchen dem romaniſchen und neapolitaniſchen Volke, dort edelgemeſſene,

* Nach Henry Fazy in der Revue Suisse, die ſich jetzt mit der Bibliothèque Universelle in Genf vereinigt hat.

Digitized by Google

ernſte Haltung, hier flatternde Luſtigkeit eines Sklaven. „Der Unterſchied wurzelt darin: der Römer trägt in ſich die Erinnerung an eine Zeit, wo er Etwas war; der Neapolitaner dagegen findet in dem ganzen Verlauf der Jahrhunderte nicht Einen Punkt, auf dem er mit ehrendem Selbſtbewußtſein weilen könnte; er flüchtet ſich aus dem niederdrückenden Rückblick in den Schoß gegenwärtiger Lüſte." Keiner hat wie Sismondi die Wichtigkeit des Einfluſſes einer ruhmreichen Vorzeit auf das Nationalleben eines Volkes mit ſolchem Nachdruck bekannt. Nur aus ihr lernt ein Volk ſich ſelber achten; Selbſtachtung aber iſt eine Bürgſchaft der Macht und Unabhängigkeit. „Studiren wir mit Sorgfalt und Fleiß die Geſchichte unſeres Vaterlandes," ſagt Couſin, „je gründlicher wir ſie kennen, deſto mehr werden wir's lieben; die Liebe aber giebt Alles: ſie giebt den Glauben und die Hoffnung; ſie wandelt die Opfer in Genuß um; ſie lehrt Standhaftigkeit; ſie erzeugt Einigkeit; ſie legt den Grund zur Macht."

Griechenland.

Neugriechiſche Volkslieder.

Die neugriechiſchen Volkslieder, die in neuerer Zeit in ſo großer Zahl geſammelt und veröffentlicht worden ſind, beanſpruchen, mehr als die anderer Völker, ſelbſt wenn dieſe an dichteriſchem Werthe höher ſtehen ſollten, das Intereſſe des Gebildeten, namentlich das des Kenners und Freundes der altgriechiſchen Sprache. Wenn man dieſe ganze, reiche, ſchöne Literatur des alten Griechenlands, die bildungsreiche, harmoniſche, aus Einem Guß hervorgegangene Sprache im Geiſte vor Augen hat, und dieſe Volkslieder, die Erzeugniſſe roher Berghirten und räuberiſcher Klephten daneben hält — welch' ein Unterſchied, welch' ein ungeheurer Abſtand! Der ganze alte Olympus mit ſeinen glänzenden Geſtalten, mit allen Zaubern einer reichen, künſtleriſchen Phantaſie zerſtoben, verweht, in den Abgrund geſunken — dafür die einfachen Symbole des Chriſtenthums, der arme Kaluger und die Nonne, im Hintergrunde die goldene Aja Sophia von Konſtantinopel mit ihren ernſten, ungelenken byzantiniſchen Heiligenbildern — die großartige Kultur, das reiche Städteleben des heidniſchen Griechenlands, ſeine Herrlichkeit, ſeine Macht, ein ausgeträumter Traum — dafür erneut ſich das Leben der Urzeit Griechenlands; die Schilderung, welche Thukydides von den älteſten rohen epirotiſchen Räuberhirten macht, paßt wieder auf die ſpäten Nachkommen der Hellenen, auf die rohen, kriegeriſchen Palikaren und Harmatolen — die ſchönſprechende Tochter der Muſen ſtammelt; aber ſie ſtammelt verſtändlich und die eingebrochene Barbarei iſt nicht im Stande geweſen, jenen Charakter, den eine lange Kulturzeit der Sprache aufgedrückt hat, ganz zu verwiſchen — dazwiſchen werden Klänge laut, die vor dieſe Kulturzeit zurückgehen, und manche Sprachform, mancher Ausdruck klingt an das Doriſche der älteſten Zeit an, von dem uns anderweitig nur wenig erhalten iſt.

Mit Vergnügen haben wir die Sammlung neugriechiſcher Volkslieder * geleſen, welche ein geſchätzter Mitarbeiter unſeres Blattes, Herr Dr. Theodor Kind, herausgegeben hat. Es iſt ein mäßiges Bändchen, aber es dürfte darin, ſoweit wir die Sache zu beurtheilen im Stande ſind, das Werthvollſte niedergelegt ſein, was dieſe eigenthümliche Literatur aufzuweiſen hat.

Die treffliche deutſche Ueberſetzung, welche dem Texte gegenüberſteht, verdankt, wie der Herr Verfaſſer in der Einleitung ſagt, zum Theil einem Winke Gottfried Hermann's ihre Entſtehung. Bereits 1835 hat nämlich Herr Dr. Kind eine Sammlung neugriechiſcher Dichtungen erſcheinen laſſen, ſie damals aber nicht mit Ueberſetzung, ſondern nur mit Anmerkungen verſehen. Wir müſſen uns mit G. Hermann's Anſicht ganz einverſtanden erklären; für denjenigen, welcher mit der altgriechiſchen Sprache vertraut iſt, genügt in vielen Fällen eine ſelbſt mäßig freie Ueberſetzung vollſtändig, um ſich zurecht zu finden, und erſpart ihm viel zeitraubendes Nachſchlagen, abgeſehen davon, daß dabei der Geiſt ſtets poetiſch angeregt bleiben kann. Die Hauptquellen für das vorliegende Buch ſind:

Ζαμπελίου Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος· Κερκύρᾳ, 1852.
Tommaseo Conti Toscani Corsi Illirici Greci. Venezia, 1842. Vol. III.
Ξανθοπούλου Τραπεζούντια, in der atheniſchen Zeitſchrift: *Φιλολογικὸς Συνέκδημος*, 1849.
Νέα Πανδώρα. Atheniſche Zeitſchrift, ſeit 1848 erſcheinend.
Ὁ Ἀμάραντος ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος. Ἐν Πετρουπόλει, 1843.

Die als Vorwort vorausgeſchickte längere Abhandlung iſt ſehr leſenswerth, namentlich in Bezug auf den Volksaberglauben. Es iſt merkwürdig, wie die alte griechiſche Götterwelt mit ihren zahlloſen Heroen, den großen Herkules nicht ausgenommen, faſt ſpurlos verſchwunden iſt, um ſo merkwürdiger, als ſich bei andern Völkern, deren Mythologie weit weniger plaſtiſch ausgebildet war, z. B. bei uns Deutſchen, bei den Slaven, Kelten, ſich ungemein Viel erhalten hat, was mit dem Heidenthum zuſammenhing. Dieſe nördlichen Götter ſcheinen alſo feſter in der Phantaſie und im Gemüthe ihrer Verehrer geſeſſen zu haben und lebenskräftiger geweſen zu ſein, während die griechiſchen trotz ihrer Schönheit zum Sterben reif waren. Den Griechen iſt von alten Götternamen nur der Tod, Charon (*Χάρος, Χάρων, Χάροντας*) geblieben, der die Uranionen über den Styx geführt und dann ſelbſt ſein Schifferhandwerk aufgegeben hat, um zum Reiter und wilden Jäger zu werden, welcher die Geſtorbenen mit ſich fortreißt. Er hat dem *Ἑρμῆς ψυχοπομπός* (dem ſeelenführenden Merkur) ſein Amt abgenommen.

Den Herkules hat ein fabelhaft ſtarker, dreihundert Jahre lebender, ſonſt völlig unbekannter Held Digenis um ſeinen Platz gebracht. Wie erklärt die Mythologie die Entſtehung dieſes Digenis, der doch in geſchichtlicher Zeit gelebt haben muß?

Außerdem haben ſich nur einige elementare, mythologiſche Elemente erhalten, der Drache und die Drachin (*Δράκων, Δράκοντας, Δράκος* und *Δρακόντισσα*), der Balaur (*Πελωρ, Πελώριον?*), ein Sumpf-, Wald- und Höhlen-Ungethüm, die Anerades (*Ἀνεραΐδες, Νεραΐδες*), Waſſernixen, die Lamia (*Λάμια, Λάμνια*), Geiſter und Geſpenſter im Allgemeinen, die auch ſonſt *Στοιχεῖα* (Elemente) heißen — einſt ein philoſophiſcher Schulausdruck mit enger, ſcholaſtiſcher Bedeutung. Die Stoicheia ſind vor allem Schutzgeiſter von Häuſern und Oertlichkeiten; man bannt ſie beim Bauen durch beſondere Ceremonien, indem man mancherlei Symbole in den Grund des Gebäudes legt, um ihres Segens theilhaftig zu werden — eine Handlung, die man *στοιχειόνω* nennt. Bei drohenden Gefahren erſcheint wohl der genannte Hausgeiſt in Geſtalt eines Greiſes demjenigen in der Familie, der die Gabe des innern Geſichtes hat, um ihm das nahe Unheil zu verkünden. Ein ſolcher Geiſterſeher wird *ἐλαφρόσκιος* „ein Flugſchatten" genannt, wahrſcheinlich, weil ihm das Geſicht wie ein Schatten im Fluge vorübereilt.

Wir geben als Probe eines der kürzeren Gedichte, das im Stoffe wie im Tone an eine bekannte Stelle im Nibelungen-Liede erinnert:

Τὸ ὄνειρον τῆς κόρης.

„Μάνα, μανοῦλα μου γλυκειά,
Ὄνειρο ποὖδ' ἐψὲς ἀργά."
„Πές μου το, θυγατέρα μου,
Νὰ σ' τὸ διαλύνω, 'φέντρα μου."
„Ἐγὼ'δα πύργον ἀργυρὸ,
Ὁποῦχε παραθύρια δυὸ.
Καὶ δυὸ βρυσοῦλαις μὲ νερὸ,
Τὰ δυό μ' ἀδέρφια μ' ἀκλουθοῦν."
„Ὁ πύργος ἦτον ἄντρας σου,
Τὰ παραθύρια γάμος σου,
Κ' ἡ δυὸ βρυσοῦλαις μὲ νερὸ,
Τὰ δυὸ σ' ἀδέρφια σ' ἀκλουθοῦν."
„Μάνα, μανοῦλα μου γλυκειά.
Δὲν μοῦ τὸ διάλυνες καλά.
Ὁ πύργος ἦτ' ὁ Χάρος μου,
Τὰ παραθύρια ὁ τάφος μου,
Κ' ἡ δυὸ βρυσοῦλαις μὲ νερὸ,
Τὰ δυό μ' ἀδέρφια μὲ κρατοῦν."

Der Traum des Mädchens.

„Ach! Mutter, ſüße Mutter mein,
Ich hatte geſtern einen Traum."
„Erzähl' ihn, meine Tochter, mir,
Und will ihn dann erklären dir."
„Von Silber ſah ich einen Thurm,
Und waren d'ran zwei Fenſterlein,
Zwei Quellen auch mit Waſſer da,
Dazu auch meine Brüder zwei."
„Der Thurm bedeutet deinen Mann,
Die Fenſter ſind die Hochzeit dein,
Zwei Quellen auch mit Waſſer da,
Dazu auch deine Brüder zwei."
„Ach, Mutter, ſüße Mutter mein,
Haſt richtig mir das nicht erklärt.

* Anthologie neugriechiſcher Volkslieder. Im Original mit deutſcher Uebertragung herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Leipzig, Veit & Comp. 1861.

Digitized by Google

Der Thurm bedeutet meinen Tod,
Die Fenſterlein, ſie ſind mein Grab,
Zwei Quellen auch mit Waſſer da,
Die beiden Brüder halten mich.“

Solche Geſpräche zwiſchen Mutter und Tochter in den Volksliedern ſind uralt, wie noch vieles Andere. Z. B. fängt ein Fragment der Dichterin Sappho, worin ein Mädchen ihrer Mutter geſteht, daß ſie vor Liebesgedanken gar nicht mehr arbeiten könne, mit denſelben Worten und in demſelben ſüß melancholiſchen Tone an, den man im Deutſchen nur in einem Volksdialekte entſprechend wiedergeben könnte:

Γλυκεῖα μᾶτερ, οὔ τι
δυναμαι κρέκειν τὸν ἰστὸν,
πόθῳ δαμεῖσα παιδὸς,
βραδινὰν δ' Ἀφροδίταν.

Ach liebſte Mutter, ich kann nicht
An dem Webſtuhl länger weben;
So liebeskrank für den Jungen
Macht mich die böſe Venus.

Jedenfalls antwortete die Mutter darauf, und ſo haben wir denn ein altgriechiſches Lied, das völlig im Stoffe, im Tone, ſelbſt im Metrum jenem neugriechiſchen entſpricht.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Leben des deutſchen Volkes. Den „Bildern aus der deutſchen Vergangenheit,“ welche Guſtav Freytag im vorigen Jahre herausgegeben, hat derſelbe kürzlich eine Fortſetzung unter dem Titel: „Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes“* folgen laſſen — ein Buch, das in anziehendſter Form eine Geſchichte des deutſchen Volkslebens vom Mittelalter bis auf die Gegenwart bildet. Es iſt eine Galerie von Bildniſſen des Ritter-, des Bürger- und des Bauernſtandes, wie jeder Stand geweſen und was aus ihm allmählich geworden iſt, wobei in geſchickteſter Weiſe ſchriftliche Ueberlieferungen aus den betreffenden Zeiten mit poetiſcher Ausſchmückung verwebt ſind. Wir zweifeln nicht, daß dieſes Buch vom deutſchen Volke ſehr bald ein deutſches Volksbuch ſein wird. Wir begnügen uns hier aus der Betrachtung über die Gegenwart des deutſchen Volkes, die der Verfaſſer an das Ganze knüpft, die nachſtehenden Schlußworte mitzutheilen:

....„Aber der geſammte politiſche Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Privilegien, die Verfaſſungsfragen, die deutſche Frage, ſie alle ſind im letzten Grunde nur innere preußiſche Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Löſung liegt zunächſt in der Stellung, welche das preußiſche Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern ſich warm und willig den Bedürfniſſen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Geſundheit kommen; von da wird die Führung der deutſchen Intereſſen, die oberſte Leitung des deutſchen Lebens ihnen faſt mühelos, wie von ſelbſt, zufallen. Das wiſſen Freunde und Feinde. Wir aber denken treu daran, wie viel wir ihnen verdanken. Und wir wiſſen wohl, daß der letzte Grund unſeres Verhältniſſes zu ihnen unzerſtörbar iſt, wenn ſie auch einmal zürnen, weil wir zu dreiſt fordern, oder wenn wir grollen, weil ſie ſo zögernd gewähren. Denn es iſt eine alte herzliche Freundſchaft zwiſchen ihnen und dem Geiſt der deutſchen Nation. Und es iſt eine männliche Freundſchaft, welche wohl einige Stöße vertragen kann. Der deutſche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt, als ſie ſelbſt. Der deutſche Bürger iſt in der glücklichen Lage die Familien von altem Landgeſchlecht mit warmem, menſchlichem Antheil zu betrachten. Sie ſind ihm mit theuern Erinnerungen verwachſen, ſie ſind in großer Zahl gute und zuverläſſige Mitarbeiter im Staat, in Wiſſenſchaft, für Kultur und Volksbildung geworden. Er wird nachſichtig gegen ſie ſein, wenn Einzelnen von ihnen noch ein unſicheres Hängen in alten Standes-Ueberlieferungen das Urtheil befangen macht; er wird mit Lächeln zuſehen, wenn ſich ihr Blick ſehnſüchtig in die geſchwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbeſtritten waren; er wird vielleicht geſchickter und gelehrter als ſie ſelbſt die Vergangenheit ihres Geſchlechts durchforſchen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinſinn zu Tage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politiſchen und ſocialen Vorrechte ſein, durch welche ſie noch jetzt eine Sonderſtellung im Volke beanſpruchen. Nicht weil er ihnen dieſe Gewohnheiten mißgönnt, oder ſich ſelbſt an ihre Stelle drängen möchte, ſondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen noch heute dadurch die Unbefangenheit des Urtheils, Verſtändniß der Welt, zuweilen die Feſtigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieſer abgelebten Traditionen, wie ihre Privilegien des Hofes, ſogar unſere Fürſten in die Gefahr ſetzen, in dem engen Geſichtskreis deutſcher Junker zu verkümmern. Denn in dem deutſchen Bürgerthum liegt die edelſte Kraft, die Führerſchaft auf jedem Gebiet idealer und praktiſcher Intereſſen. Es iſt ſeit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaſte mehr, nach oben und unten abgeſchloſſen; es iſt ſehr unähnlich der Bourgeoiſie Frankreichs; es iſt ſowohl Gentry, als Volk. Die Entwicklung der Deutſchen aber, welche hier in kleinen Bildern dargeſtellt wurde, iſt zugleich die Zeit des Wachsthums und der Befreiung des deutſchen Bürgers. In zweihundert Jahren, von 1648 bis 1848, vollzieht ſich die merkwürdige Erhebung des deutſchen Volkes. Nach einer beiſpielloſen Zerſtörung wächſt ſeine Seele herauf an Glauben, Wiſſenſchaft, politiſchem Enthuſiasmus. Sie iſt jetzt mitten in ſtarker Anſtrengung, ſich das höchſte irdiſche Beſitzthum, den Staat, zu bilden. Es iſt große Freude, in ſolcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttauſende. Es iſt eine Freude geworden Deutſcher zu ſein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.“

* Leipzig, S. Hirzel, 1862.

— Aus Varnhagen's Teſtament. Wir haben in dieſen Blättern mehrfach, bei Gelegenheit der Beſprechung des Humboldt-Varnhagenſchen Briefwechſels und der Varnhagenſchen Tagebücher, die Anſicht ausgeſprochen, es habe nicht in dem Wunſche des verewigten Varnhagen gelegen, daß die von ihm hinterlaſſenen Tagebücher und andere, auf lebende Perſönlichkeiten Bezug habende Papiere bald nach ſeinem Tode veröffentlicht werden, daß vielmehr Anzeichen vorliegen, wonach dieſe Veröffentlichung, ſeinem Willen gemäß, erſt zwanzig Jahre nach ſeinem Ableben ſollte geſchehen dürfen. Gegenwärtig wird nun in der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ ein Paſſus aus Varnhagen's Teſtament, oder vielmehr ein Codicill deſſelben, mitgetheilt, wodurch jene Anſicht vollkommen beſtätigt wird. In dieſem Codicill ernennt Varnhagen für den Fall des Todes ſeiner Nichte Ludmilla Aſſing deren Schweſter Ottilie zur Erbin ſeines Vermögens-Nachlaſſes, mit Ausnahme ſeiner Bücher, Briefſchaften und Papiere, die an die K. Bibliothek in Berlin mit der Bedingung abgeliefert werden ſollten, die Tagebücher und Perſonalien auf zwanzig Jahre zu ſecretiren. Sollte, was für Fräulein Ottilie Aſſing maßgebend war, nicht auch dem Fräulein Ludmilla aus dem Munde des Oheims bekannt geweſen ſein? Das vorgedachte Codicill lautet vollſtändig:

„In meinem Teſtament habe ich beſtimmt, daß meine Nichte Ludmilla Aſſing alle meine Bücher und Papiere, Handſchriften, Briefſchaften, Tagebücher u. ſ. w., von denen der größte Theil ihr ſchon früher von mir geſchenkt worden, ganz allein erben ſoll. Bei der Möglichkeit jedoch, daß ein Unglücksfall uns Beide zugleich aus dieſem Leben abriefe, oder daß meine Nichte Ludmilla Aſſing bald nach mir und ohne ein Teſtament gemacht zu haben ſtürbe, verordne ich für dieſen Fall, daß meine ſonſtige Habe zwar an meine älteſte Nichte Ottilie Aſſing als nächſte Erbin von mir und Ludmilla übergehe, der oben bezeichnete ſchriftliche Nachlaß aber, Bücher und Papiere an die hieſige königliche Bibliothek abgeliefert werde, mit der Bedingung, die Tagebücher und Perſonalien auf zwanzig Jahre zu ſecretiren, nach Ablauf dieſer Zeit aber gleich den übrigen Papieren dem allgemeinen Gebrauch zu eröffnen. Berlin, den 10. Mai 1856.

Karl Auguſt Ludwig Philipp Varnhagen von Enſe,
Königl. Geheimer Legationsrath.“

— Die öſterreichiſche Expedition auf der „Novara.“ Dr. Karl von Scherzer in Wien, der Herausgeber der Novara-Reiſe, ſchreibt: „Ich bin ſo eben daran, den dritten und letzten Band des beſchreibenden Theils des Reiſewerks zu vollenden, welcher bis Ende Januar im Drucke erſcheinen wird. Gleichzeitig wird in London (bei Saunders, Otley u. Co.) eine engliſche, in Genf (bei J. Fick) eine franzöſiſche und in der Staatsdruckerei in Wien eine italiäniſche Ueberſetzung veröffentlicht werden. Die engliſche Ausgabe beſorge ich ſelbſt. Sobald der dritte Band des beſchreibenden Theiles beendet, werde ich im Auftrage der öſterreichiſchen Regierung den ſtatiſtiſch-commerciellen Theil in Angriff nehmen, welcher Mittheilung über Alles enthalten ſoll, was während dieſer Reiſe von mir in ſtatiſtiſch-commercieller Beziehung in den ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Theilen der Erde geſammelt und beobachtet wurde. Ich will dabei auch jene Länder berückſichtigen, welche ich auf meinen erſten Reiſen in den Jahren 1851—54 beſuchte, als ich mit Dr. Moriz Wagner den nord-amerikaniſchen Continent und ſpäter Central-Amerika und Weſtindien bereiſte. Meine letzte Aufgabe wird die Bearbeitung des ethnographiſchen, anthropologiſchen und linguiſtiſchen Materials ſein, welches wohl noch zwei bis drei Jahre in Anſpruch nehmen dürfte. Gleichzeitig werden aber auch meine Reiſecollegen, Jeder in ſeinem Fache, das wiſſenſchaftliche Material bearbeiten und auf Koſten der Regierung herausgeben. Es kann nicht genug gerühmt werden, daß die öſterreichiſche Regierung, die ſich bisher von der Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Strebungen ziemlich fern hielt, die Publicationen der Novara-Reiſe ſo großmüthig unterſtützt und fördern hilft, und es iſt dies wohl hauptſächlich der warmen Theilnahme Seiner Kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Maximilian zu danken, welcher überhaupt das ganze vaterländiſche Unternehmen in's Leben rief."

— **Pater Paſſaglia, der Ex-Jeſuit.** Bekanntlich iſt dies der Verfaſſer der kürzlich in Italien erſchienenen Schrift: „Pro causa italica ad episcopos catholicos," welche die weltliche Macht des Papſtes mit aller Entſchiedenheit angreift und verwirft, und gleichſam alle die verſchiedenen Angriffe concentrirt, die jüngſt aus dem Schoße der römiſch-katholiſchen Kirche ſelbſt, ebenſo von Laien wie von Geiſtlichen, auf jene Macht vielfach ſtattgefunden haben. Carlo Paſſaglia iſt, ſo viel wir wiſſen, aus Lucca gebürtig, war bisher Profeſſor der Philoſophie an der Sapienza in Rom, und hatte ſich in dieſer Stellung durch ſeine außerordentliche Thätigkeit um die höhere Ausbildung der Jugend ſehr verdient gemacht. Er gilt für einen gelehrten Theologen, aber er iſt ein unruhiger Kopf von außerordentlichem Ehrgeiz. In dieſer Hinſicht iſt es für den Abbate Paſſaglia charakteriſtiſch, nicht nur, daß er früher dem Jeſuiten-Orden angehört hat, mit welchem er jedoch ſeit einiger Zeit in Zerwürfniſſen lebte, ſondern daß er auch der Verfaſſer eines vor längerer Zeit erſchienenen dreibändigen Werkes: „De immaculata conceptione Beatae Mariae virginis" iſt, in welchem er als der eifrigſte Vorkämpfer des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä auftritt, ſo daß er als der Vater dieſes, durch den jetzigen Papſt geheiligten Dogma's angeſehen werden kann. Nachdem er ſich in dem erwähnten Werke für das Dogma von der immaculata conceptio virginis Mariae ausgeſprochen hatte, richtete im December 1854 Pius IX. ein Breve an ihn, worin er unter Anderem ſagte. „Wir ermuntern Dich, daß Du mit immer größerem Eifer fortfahreſt, alle Deine Gedanken auf Abfaſſung und Veröffentlichung ſolcher Werke zu richten, welche vorzugsweiſe dem Katholicismus von großem Nutzen ſein und ihm zur Ehre gereichen können." Vielleicht war die Folge dieſer Aufmunterung, daß er noch im Jahre 1860 die weltliche Herrſchaft des Papſtes vertheidigte, aber im nächſten Jahre ſchrieb er gleichwohl ſeine Schrift gegen dieſe Herrſchaft. Neuerdings hat er, wie aus Genua gemeldet ward, die Redaction des dort erſcheinenden Journals „L'amico" übernommen, welches für das Organ des liberalen Klerus gilt, und das früher von dem, am 2. Auguſt v. J. verſtorbenen Pater Ventura redigirt wurde, und kürzlich iſt ihm die Profeſſur der Moral an der Univerſität in Turin übertragen worden. Die wechſelnden Verhältniſſe machen oft ſchnell und leicht, namentlich in unſerer, nicht durch Grundſätze, ſondern vom Egoismus der Intereſſen beherrſchten Zeit, aus einem einzelnen Charakter das Gegentheil, bald aus einem Saulus einen Paulus, bald umgekehrt: denn jener liberale Pater Ventura ſchlug ſpäter vielfach in's Gegentheil um, und aus dem Verfechter des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä ward nachmals der entſchiedene Gegner der weltlichen Macht des Papſtthums, die er erſt vertheidigt hatte, und ein bewußter oder unbewußter Vertheidiger des evangeliſchen Ausſpruchs: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

D.

— **Bulwer's „Seltſame Geſchichte."*** Ein neuer Roman von Bulwer iſt allemal, wie die Redensart lautet, ein Ereigniß in der Welt der Novelliſtik. Der erſte Band des oben benannten Buches liegt jetzt vor, und kann man wohl ſagen, daß er ſeinem Titel vollkommen entſpricht. Bulwer hat es diesmal auf nichts Geringeres abgeſehen, als dem jetzt von ſo vielen Seiten mit Recht angefochtenen und in Deutſchland zuletzt ſogar mit den Waffen der Satire (wir erinnern an das kürzlich erſchienene „Walhalla deutſcher Materialiſten") bekämpften Materialismus den Todesſtoß zu verſetzen. Ein Roman ſcheint freilich nicht das geeignete Vehikel zu einem ſolchen Unternehmen zu ſein; indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß, wenn der Verfaſſer auch nicht den Männern der Wiſſenſchaft auf dieſe Weiſe beizukommen im Stande iſt, eine ſo geſchickt angelegte und von umfangreicher Kenntniß der einſchlagenden Schriften zeugende Erzählung gerade auf das größere Publikum ihre Wirkung nicht ganz verfehlen dürfte. Ein Arzt, welcher der materialiſtiſchen Richtung huldigt, iſt der Held derſelben. Er liebt ein Mädchen, in welchem das reizbare Nervenſyſtem allegoriſirt zu ſein ſcheint, während eine andere allegoriſche Figur, der der Verfaſſer den glücklich gewählten Namen „Margrave" (was man etwa durch „Grabvernichter" überſetzen könnte), gegeben, das reine animaliſche Leben perſonificirt. Die Viſion, welche der Arzt im Hauſe des aus dem Oſten zurückgekehrten Mesmeriſten oder Magnetiſeurs Sir Philip Derval hat, iſt jedenfalls meiſterhaft geſchildert. Das Reſultat derſelben iſt, daß Fenwik, der Arzt, zur Erkenntniß gelangt, daß dem Menſchen außer dem Geiſte (mind) auch noch eine Seele (soul) innewohne, und daß dieſe es ſei, welche ihn vor der thieriſchen Schöpfung auszeichne, und ihm erſt ſeine eigentliche Menſchenwürde verleihe. Neu iſt dieſe Lehre zwar nicht, denn bekanntlich hat ſchon Ariſtoteles eine ernährende, empfindende und denkende Seele im Menſchen unterſchieden; indeſſen müſſen wir abwarten, wie Bulwer die Sache ausführen werde. Vor der Hand wollen wir nur auf dieſen jedenfalls originellen Verſuch, die alte Lehre in eine neue Form zu kleiden, hingewieſen haben, und können wir dem Verfaſſer nur den beſten Erfolg wünſchen. Bei dieſer Gelegenheit erlauben wir uns jedoch, ihn auf eine kleine Ungenauigkeit, die er ſich hat zu Schulden kommen laſſen, aufmerkſam zu machen. Zweimal nämlich nennt er unſern Dubois-Reymond, „den franzöſiſchen Philoſophen." Der berühmte Mann iſt aber kein anderer, als der Berliner Profeſſor, auf deſſen Namen Deutſchland allein gerechten Anſpruch hat, denn auch ſein Vater war nicht Franzoſe, ſondern Neuenburger Bürger.

D. A.

* A Strange Story. By Sir Edward Bulwer Lytton. Vol. I. Copyright Ed. Leipzig, Bernh Tauchnitz. 1861.

— **Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten.*** Das unten angegebene Buch enthält eine klar und ſachgemäß geſchriebene Geſchichte der Verfaſſungen der nord-amerikaniſchen Freiſtaaten, von ihrer Gründung bis zum Ausbau der Geſammt-Verfaſſung von 1788. In der Vorrede erfahren wir, daß der Verfaſſer bereits 1847, angeregt durch eine kleine aber gehaltvolle Schrift Guizots über Waſhington, den Entſchluß zu dem vorliegenden Werke gefaßt habe. Wider alles Erwarten ſei es ihm auch gelungen, ſich die zur Ausführung einer ſo bedeutenden Aufgabe nothwendigen Hülfsmittel in genügendſtem Umfange zu verſchaffen. Er giebt darüber in Folgendem Rechenſchaft: Es waren ihm zu Handen die Schriften Waſhington's, herausgegeben von Sparks, Jefferſon's Denkwürdigkeiten und Korreſpondenz, das Leben und die Briefe von Jay, Hamilton, G. Morris u. A., ferner Elliot's Sammlung: The debates in the several state conventions on the adoption of federal constitution etc. (Waſhington 1836, 4 Bände) — das Hauptwerk für dieſe Arbeit, das, wo es nicht mehr ausreicht, ergänzt wird, von „The papers of James Madison, publ. by H. D. Gilpin. New-York 1841 (3 Bd.)." Wie Thukydides die Wichtigkeit des peloponneſiſchen Krieges alsbald erkannte und daher den Stoff für ſein unſterbliches Werk frühzeitig zu ſammeln anfing, ebenſo war auch Madiſon, durchdrungen von der Aufgabe, welche der Convent zu löſen hatte, von vorn herein darauf bedacht, die Verhandlungen deſſelben der Nachwelt aufzubewahren. Zu dem Ende wählte er ſeinen Sitz dem Präſidenten gegenüber, ſo daß er Alles, was geſprochen wurde, gut hören konnte; und jedesmal, wenn eine Sitzung beendigt und der Eindruck noch friſch war, arbeitete er nach den gemachten Bemerkungen ſeinen Bericht aus. Es traf ſich ſo glücklich, daß ihn kein Unfall und keine Abhaltung zu Verſäumniſſen zwang und auf dieſem Umſtande ſo wie auf ſeiner Ausdauer beruht die Möglichkeit einer Geſchichte des Konvents. Als Madiſon, der letzte der Männer von Philadelphia, 1836 geſtorben war, kaufte der Kongreß die druckfertig hinterlaſſenen Papiere, und auf ſeinen Befehl erſchienen ſie 1841. Der Konvent berieth übrigens in geheimer Sitzung und vom Volke ganz getrennt; deshalb fehlen alle jene Zwiſchen-Auftritte durch Eingreifen des Volkes, welche ſeit 1789 dergleichen Verfaſſungs-Geſchichten den Reiz der Abwechſelung verleihen, und die Ermüdung hindern, welche die Eintönigkeit der trocknen Debatten herbeiführt. Das Buch iſt klar, wohlgeordnet und mit politiſchem Verſtändniſſe der amerikaniſchen Verhältniſſe geſchrieben. Die in der Zwiſchenzeit eingetretenen Ereigniſſe dürften indeß jene Verfaſſung von 1788 nicht als ein ſo überaus hohes Meiſterſtück politiſcher Weisheit erſcheinen laſſen.

* Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesſtaat. Von Dr Eduard Reimann. 2. Ausgabe. Weimar, H. Böhlau. 1861

J. C.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig

Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn A. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 4. Mittwoch, den 22. Januar 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die deutſche Nation und das Kaiſerreich, nach Heinr. Sybel 37
Die gegenwärtige Stellung des Panſlavismus 38

England.
Max Müller's „Vorleſungen über die Sprachwiſſenſchaft 40
Rückerrinnerungen an Prinz Albert 43

Frankreich.
Garnier-Pagès als Geſchichtſchreiber. Das Jahr 1848 außerhalb Frankreichs 45

Rußland.
Ethnographie der ruſſiſch-jüdiſchen Bevölkerung 47

Mannigfaltiges.
Die Prager Univerſität . . . . „
Baden und die Pfalz . . . . „
Die Logik der franzöſiſchen Preßpolizei 48
Anam und ſeine Beherrſcher . . . . „
Ein griechiſcher Kalender auf 1862 . . . . „
Handlungsfirmen der Chineſen und Japaneſen . . . . „
Der Landweg nach Kalifornien . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Die deutſche Nation und das Kaiſerreich, nach Heinr. Sybel.

Eine ebenſo anziehende als überaus wichtige Schrift für einen jeden Deutſchen im wahren Sinne des Worts iſt die hiſtoriſch politiſche Abhandlung Heinrich's von Sybel: „Die deutſche Nation und das Kaiſerreich,“* in welcher er eine wichtige Frage unſerer Volksgeſchichte behandelt, und welche bereits in einem zweiten Abdrucke dem deutſchen Publikum vorliegt. Es iſt ihm dabei nicht darum zu thun, neue Thatſachen zu entdecken oder neues Wiſſen an den Markt zu bringen; ſondern er will das, was er erzählt und wie er es darſtellt, und was er als altbekannt und längſt bewieſen anſehen möchte, als „eine ſichere Grundlage für Vermittlung anderer politiſcher Zuſtände, als die bisherigen,“ darſtellen und benutzen.

Mit allem Rechte ſieht der Verfaſſer es im Allgemeinen für unſere Wiſſenſchaft und Politik als heilſam an, wenn über das Verhältniß unſerer Gegenwart zu unſerer Vergangenheit eingehende Betrachtungen und Verhandlungen gepflogen werden, und in noch höherem Grade hat er Recht, wenn er der Meinung iſt, daß es ein großer Fortſchritt unſerer politiſchen Parteien ſein würde, wenn ſie „auf hiſtoriſche Begründung ihrer Tendenzen ausgingen und Stolz und Hoffnung darein ſetzten, daß ihr Streben die Fortſetzung einer großen Vergangenheit in ſich ſchlöſſe.“ Der Verfaſſer erklärt es für „kein geringeres Verdienſt unſerer geſchichtlichen Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht blos mit äſthetiſchem Sinne im Glanz und Schimmer unſerer Kaiſerpfalzen ſchwelgte, ſondern mit politiſchem Urtheil klar ſtellte, welche Punkte der Vergangenheit die fortſchreitende Bewegung der Nation bezeichnen, an welche demnach auch die Gegenwart zu wahrem Fortſchritt anzuknüpfen hatte.“ Wie wenig auch die Wiſſenſchaft zum bloßen Dienſte der Politik geſchaffen iſt, ſo ſoll ſie ſich doch nicht für zu gut halten, das, was ſie in ruhiger Einſamkeit entdeckt und gefunden, „als fruchtbringendes Kapital in den Verkehr der Menſchen, in den Verkehr des Vaterlands zu werfen.“

In dieſem Sinne unternimmt es der Verfaſſer, den ganzen Verlauf der deutſchen Geſchichte, wenn auch nur in der Beziehung zu den Leiſtungen der kaiſerlichen Herrſcher Deutſchlands, zu überblicken. Er thut dies, indem er nicht allein die Ereigniſſe ſelbſt und die thatſächlichen Ergebniſſe in's Auge faßt, ſondern auch mit allem Ernſte ſittlicher Entſchiedenheit und Würde die Frage behandelt, „ob das Kaiſerthum die Macht, um derer willen wir es ehren und lieben, im richtigen Sinne für das Gedeihen unſeres Volkes verwerthet, oder ob es durch Uebertreibung und Ueberſpannung ſelbſt die Keime des Verderbens gepflanzt habe.“ Feſt haltend an der Ueberzeugung von einer ſittlichen Weltordnung, „ohne welche es keine geſchichtliche Wiſſenſchaft giebt,“ hält er auch an dem Glauben feſt, daß die Gewalten und Nationen dieſer Erde „nicht ohne eigenes Verſchulden zu Grunde gehen,“ und er iſt ernſtlich bemüht, dieſes Geſetz überall zur Klarheit zu bringen, weil daſſelbe dem hiſtoriſchen Standpunkte ſelbſt das „dringendſte Bedürfniß“ iſt, und er es als einen unerträglichen Widerſpruch gegen eine ſittliche Ordnung der Dinge betrachtet, daß „das fleckenlos Reine und Große allein durch fremde Willkür und Nichtswürdigkeit zerſtört werden könnte.“

Wir gehen hier auf den reingeſchichtlichen Theil der Abhandlung nicht weiter ein. Indem wir in dieſer Beziehung nur auf die Bemerkung uns beſchränken, daß die einzelnen Abſchnitte die Ueberſchriften haben: „Karl der Große, Entſtehung der deutſchen Nation, Römiſches Kaiſerreich deutſcher Nation, Sturz des Kaiſerthums durch die Kirche, Nationale Beſtrebungen, Wiedererhebung des Kaiſerthums, die öſterreichiſche Monarchie,“ faſſen wir zunächſt nur den politiſchen Theil des Ganzen als die praktiſche Seite der hiſtoriſch-politiſchen Abhandlung in's Auge. Es handelt ſich hierbei um die „fortſchreitende Bewegung“ der deutſchen Nation und um den „wahren Fortſchritt“ derſelben, für welche die Gegenwart an gewiſſe Punkte der Vergangenheit anzuknüpfen hat. Dieſe Punkte werden von dem Verfaſſer näher bezeichnet, und er ſtellt dann die Ergebniſſe ſeiner Betrachtung der Vergangenheit der deutſchen Nation und des Kaiſerreichs für die Gegenwart und für die Zukunft Deutſchlands und der deutſchen Nation zuſammen.

Die Ergebniſſe ſolcher Betrachtung kommen im Weſentlichen auf Folgendes hinaus. Oeſterreich ſteht außer Deutſchland, aber es gehört zu Deutſchland. Wir dürfen daher weder die Zerſtörung Oeſterreichs, noch die völlige Abtrennung von demſelben wünſchen, aber wir müſſen mit dem nämlichen Rechte unſere innere Selbſtändigkeit und das Ende der bisherigen Ausbeutung zu den beſonderen Zwecken Oeſterreichs verlangen. Das Verhältniß, wie es ſeit vierhundert Jahren beſtanden hat, kann nicht willkürlich zerriſſen, aber es muß „nach der Ehre der deutſchen Nation“ geläutert werden. Innerhalb dieſer Linien muß ſich die Form unſerer künftigen Verfaſſung vollenden, wenn ſie geſchichtliche Grundlage und mit derſelben die rechte Lebenskraft für die Zukunft haben ſoll. Deutſchland bedarf in ſich ſelbſt, im engeren Bunde mit Oeſterreich, einer kräftigeren Organiſation für Heer und Marine, Diplomatie und große Verkehrs-Verhältniſſe; aber eben ſo iſt auch die Fortdauer des weiteren Bundes mit Oeſterreich zur gemeinſamen Vertheidigung gegen Außen unter größter Steigerung der wechſelſeitigen Handels- und Kultur-Beziehungen eine Nothwendigkeit. Ein Jeder, der das Eine oder das Andere verneint, ſetzt ſich mit unſerer Geſchichte, mit unſern Intereſſen, mit der Natur der Dinge in offenbaren Widerſpruch. Oeſterreich in den engern Bund hereinnehmen wollen, heißt entweder eine jede wirkliche Bundesgewalt verneinen, oder es heißt die Fortſetzung des alten unwürdigen Verhältniſſes, der völligen Dienſtbarkeit Deutſchlands wollen. Der erſte Fall würde dann eintreten müſſen, wenn Preußen oder ein anſehnlicher Theil der deutſchen Staaten ſich der kaiſerlichen Leitung nicht würde unbedingt fügen wollen; der zweite Fall würde

* Düſſeldorf. Buddeus, 1862.

Digitized by Google

hingegen dann vorhanden ſein, wenn die deutſchen Staaten ſich unbedingt auf die Geſichtspunkte Oeſterreichs einlaſſen würden, weil in dieſem Falle die Lenkung unſerer Geſchicke nicht nach deutſchen, ſondern nach öſterreichiſchen Geſichtspunkten, alſo nach einem Syſteme Statt finden würde, in welchem nicht blos deutſche, ſondern mehr noch ſlaviſche, ungariſche, italiäniſche, beſonders aber dynaſtiſche und kirchliche Intereſſen, eben ſo wie bisher, ihre Rolle auch ferner ſpielen würden. In einem ſolchen Falle würde der deutſche Bund für die deutſchen Staaten nichts weiter ſein als eine gelinde Form der Fremdherrſchaft (faſt wie zur Zeit des Rheinbunds), weil er von einer Macht präſidirt würde, welche ihrerſeits den Bundes-Geſetzen nur inſoweit gehorchen würde, als es ihr genehm ſein könnte und als es ihre außerdeutſchen Intereſſen geſtatteten, während zugleich dieſe Macht unaufhörlich fordern würde, daß Deutſchland in ſeinem innerſten Leben ſich nach jenen ſlaviſchen, ungariſchen, italiäniſchen Bedürfniſſen und eben ſo wohl auch nach jenen dynaſtiſchen und kirchlichen Intereſſen richten ſolle. So lange Oeſterreich zugleich im engeren und im weiteren Bunde ſteht, wird der Widerwille von zwanzig und mehr Millionen Deutſchen den erſten Zweck des Bundes, die gemeinſame Vertheidigung nach Außen, lähmen oder ganz vereiteln. Vielmehr muß ein Jeder, der ebenſo die Einheit Deutſchlands als die Unterſtützung Oeſterreichs wahrhaft und aufrichtig wünſcht, auch auf jede innerlich nothwendige und rechtlich begründete Weiſe nach Errichtung eines engeren deutſchen Bundes neben Oeſterreich trachten. Nur in einer föderaliſtiſchen Geſtaltung Deutſchlands und Oeſterreichs haben beide eine ſichere, lebensvolle und lebenskräftige Zukunft im Innern und nach Außen. Aber eine ſolche Vereinigung ſoll und muß nur innerhalb des alten Bundes ſich vollziehen, und ſie ſoll und darf nicht die Trennung, ſondern ſie muß die Läuterung und Befeſtigung der Allianz mit Oeſterreich zum Zwecke haben. Die Stellung, welche Deutſchland in Europa einnimmt, beruht auf den Verträgen von 1815, unter welche die Bundesacte aufgenommen iſt, und eine formelle Sprengung derſelben würde den europäiſchen Mächten auch Anlaß geben, ſich in unſere Angelegenheiten einzumiſchen. Noch höher aber, und gewiß nicht mit Unrecht, ſchlägt es v. Sybel an, daß außerdem „der deutſche Süden eine jede Einigung unerbittlich von der Hand weiſen würde, welche eine, gegen Oeſterreich feindſelige Tendenz in ſich ſchlöſſe, welche bei unſerer inneren Emancipation (die eine unabweisliche Nothwendigkeit iſt und bleibt!) nicht ſofort auch die Bewahrung und Kräftigung unſerer völkerrechtlichen Allianz mit Oeſterreich betonte." Ebenſo ſtark, wie die Sympathie mit dem öſterreichiſchen Volkscharakter, iſt dort nun einmal, wie v. Sybel aus unmittelbarer Kenntniß weiß, die Antipathie gegen das ſelbſtbewußte Auftreten der Preußen, und wenn auch jetzt bei der Maſſe der Bevölkerung der nationale und unitariſche Trieb den particulariſtiſchen überwiegt, ſo würde doch ſicher der letztere die Oberhand behalten, wenn bei der Errichtung des engeren Bundes die feſte Bundes-Freundſchaft mit Oeſterreich zerriſſen oder wenn auf den Gebieten der inneren Verwaltung, der Rechtspflege und Polizei, der Schule und Kirche die Bevölkerung mit „preußiſcher Bevormundung" bedroht würde. Ein Jeder, der das in ſeinen gegenwärtigen Gränzen beſtehende Deutſchland nach Außen wahrhaft und geſchloſſen conſtituiren will, „muß im Inneren die Selbſtändigkeit der Territorien achten," als erſten Grundſatz der auswärtigen Politik aber muß er „die unauflösliche Allianz mit Oeſterreich" erkennen und bekennen. Die Schwierigkeiten des Unternehmens ſelbſt verhehlt ſich v. Sybel keineswegs, und namentlich iſt er der Meinung, daß es unter allen Umſtänden nöthig ſei, bei jener Bildung des engern Bundes der öſterreichiſchen Regierung „vollen Ernſt und feſte Entſchloſſenheit zu zeigen," und man müſſe in Wien „um jeden Preis die Ueberzeugung erwecken, daß zwar unſere engere Conſtituirung die feſteſte Bundes-Freundſchaft mit Oeſterreich zum Zweck habe, daß wir aber auch kein Mittel der Ueberredung, der Diplomatie und, im ſchlimmſten Falle, der Waffen-Gewalt ſcheuen würden, um die Conſtituirung zu erlangen." Dann aber, wenn wir klar wiſſen, was wir wollen und daß wir es müſſen, und wenn wir eben ſo offen als entſchieden es angreifen und ausführen, iſt es auch ſicher, „daß wir das Ziel erreichen." Denn, ſagt v. Sybel, „wir dienen dann einem Streben, welches von der ſtrömenden Kraft der Jahrhunderte getragen wird und einer Entwicklung von zehn Menſchenaltern den rechtlichen Ausdruck und Abſchluß giebt. Wer die Geſchichte für ſich hat, iſt der Zukunft ſicher; er hilft das echte Leben ſeines Volkes fördern, und — des Volkes echte Sache iſt Gottes Sache."

Man darf gerade auf ſolche Stimmen, wie v. Sybel, der Süd-Deutſchland genau kennt und der jetzt dem preußiſchen Staate angehört, wohl achten, und man mag ſie, wenn man ſie nach inneren Gründen und nach den Zwecken, um welche es ſich dabei handelt, redlich und unbefangen geprüft hat, auch um ſo zuverſichtlicher ſeiner beſonderen Beachtung werth achten. Dieſe Zuverſicht kann nicht wenig gewinnen durch die eigene Zuverſicht, Klarheit und Entſchiedenheit, mit der er ſelbſt über die Folgerungen ſich ausſpricht, zu denen er bei der geſchichtlichen und politiſchen Behandlung der „wichtigen Frage unſerer Volksgeſchichte" gelangt. Indem er bemüht iſt, über ſeinen eigenen Standpunkt in keiner Beziehung einen Zweifel zu laſſen, ſpricht er darüber die Ueberzeugung aus: „daß es ſo ſicher wie die Ströme ſeewärts fließen, zu einem ſolchen engeren Bunde unter Leitung ſeines ſtärkſten Mitglieds kommen werde, daß es lediglich Sache der deutſchen Fürſten iſt, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder ſie durch ſtumpfſten Widerſtand in die Bahn der Revolution zu werfen; daß in jenem Falle die künftige Centralgewalt föderaliſtiſch eingeſchränkt und collegialiſch ausgeübt werden möge, in dieſem aber der demokratiſche Einheitsſtaat und der Cäſarismus das nothwendige Ende ſein werden."

Wir haben hier das Vorſtehende aus der Schrift v. Sybel's gegeben, — ohne weiteres Urtheil. Aber es heißt nun auch hier: Prüfet Alles und das Beſte behaltet! Und das, was — nicht die blinde Partei-Leidenſchaft, ſondern der echt patriotiſche Sinn mit redlichem Willen und klarem Verſtande als das Beſte und als ausführbar erkannt hat, werde dann auch mit ſelbſtbewußter Kraft durchgeführt, — zum Wohle des geſammten Deutſchlands und der deutſchen Nation, nicht aber eines einzelnen Staates.

Die gegenwärtige Stellung des Panſlavismus.

Wenn man von den Beſtrebungen der Slaven ſpricht, ſo iſt der Ausdruck „Panſlavismus" das faſt ſtereotyp gewordene Stichwort, mit dem man einem ſonſt ziemlich harmloſen Treiben gewiſſer Parteien den Anſtrich einer drohenden Gefahr giebt. Der Gedanke, daß hinter allen den Regungen dieſes ſelbſtgeſchaffenen Geſpenſtes der nordiſche Koloß mit ſeinem konſequenten Verfolgen des mythologiſchen Teſtamentes Peter des Großen ſteht, gab dieſen Agitationen einen Werth, den ſie nie gehabt und wohl kaum je haben werden.

Vielleicht wird es nicht unintereſſant ſein, einen Blick auf die Geſchichte des Panſlavismus werfen und beſonders ſeine gegenwärtige Stellung ſcharf in's Auge faſſen zu können.

Das gehobene nationale Gefühl der europäiſchen Völker hatte die verwandten Stämme näher aneinander gerückt. Kleinere Stämme fühlten ſich wohl durch die Verwandtſchaft mit großen Kulturvölkern bedeutend in ihrem Selbſtbewußtſein geſtärkt: der Kern ſelbſt wurde in ſeiner idealen Höhe der kosmopolitiſchen Bildung an das leider ſo oft vergeſſene nationale Gefühl erinnert. So entſtand die Idee des Pangermanismus und in der letzten Zeit auch die des Panromanismus, mit dem freilich charakteriſtiſchen Unterſchiede, daß während die Germanen bei der idealen Bildungswechſelſeitigkeit ſtehen geblieben ſind, die praktiſcheren Romanen unter Napoleon dieſe Idee auch in der Politik geltend machten.

Zu dieſen beiden Richtungen geſellte ſich auch der Panſlavismus. So wie man aber auch in andern Beziehungen bei den Slaven wenig naturwüchſige, ſondern meiſtentheils künſtliche, auf wenige Kreiſe beſchränkte Combinationen vorfindet, ſo ergiebt ſich auch die Idee des Panſlavismus bei näherer Betrachtung als eine höchſt ſterile, weil auf vorübergehenden Motiven beruhende und künſtliche Combination.

Wenn wir die Quellen des Panſlavismus prüfen, ſo finden wir, daß nicht freudiges Sichmelden zur gemeinſchaftlichen Abſtammung, ſondern die beiden Motive: Stolz und Furcht der Hebel waren, der dieſe Idee gefördert hatte; Stolz bei dem größten Slavenſtamme, Furcht bei den übrigen ſlaviſchen Völkern.

Blickt man auf die Geſchichte der neueren, ruſſiſchen Literatur, ſo ſieht man, daß ſich wie ein rother Faden durch dieſelbe ein Kampf zweier Parteien zieht, der Slavianophilen, den Vertretern des reinen nationalen Elementes, mit allen ſeinen Vorzügen und Mängeln, und der Freunde des Weſtens, die die ungeſchlachte Natürlichkeit ihrer Landsleute beim rechten Namen nennen und lieber in den reichen Schätzen des Weſtens ſchwelgen, als bei der magern, heimatlichen Koſt verbleiben. Aber ein einziger Blick auf die Vertreter des Kampfes genügt, um einſehen zu können, daß die Slavianophilen, trotzdem daß ſie Träger aller nationalen Wünſche ſind, keine Zukunft haben, und daß die Ideen, denen ſie Eingang in ihre Heimat nicht geſtatten wollen, nur zu bald über ihre Köpfe wachſen werden. Zu den Freunden des Weſtens gehört faſt die ganze heranwachſende Jugend, geführt von den talentvollſten und den gebildetſten Männern Rußlands; die Slavianophilen werden von beſchränkten Männern vertreten, von Männern, die, jedwedem Fortſchritt abhold, gern wiſſenſchaftliche und re-

Digitized by Google

ligiöſe Autodafes einführen möchten. Deswegen ſind ſie dem Gebahren des „neuen Rußland“ ſo feindlich, deswegen rufen ſie die traditionellen Erinnerungen heimatlicher Inſtitutionen in den Kampf gegen die unbequemen weſtlichen Eindringlinge, deswegen greifen ſie zur Idee des Panſlavismus, um durch den Gedanken an die impoſante numeriſche Gewalt der Slaven in der Bruſt ihrer Landsleute den Stolz zu wecken, der ſich ſelbſt genügt und keine fremde Unterſtützung braucht.

Der fanatiſche Eifer der Slavianophilen in der Aufrechthaltung alles deſſen, was ſo recht ſpeziell ruſſiſch iſt, hatte wenigſtens das Gute zur Folge, daß die übrigen Slaven, mit deren Intereſſen man zeitweilig in Rußland coquettirte, über die Uneigennützigkeit dieſer Sympathien belehrt wurden. Nur zu bald ſtellte es ſich heraus, daß der Panſlavismus, den man von der Newa predigt, ein ungeſchickt verhüllter Panruſſicismus ſei, der ſein Ziel grauſamer verfolgt, als es ſelbſt Fremde je gethan haben. Ich ſage grauſamer, denn mehr mußte die Polen, Serben und Bulgaren die offene und verkappte Feindſeligkeit der Ruſſen ſchmerzen, als die Verfolgungen eines jeden anderen Feindes. Welche Sympathien Rußland in Polen hat, weiß die ganze Welt; welche Sympathien es in den Süddonauländern beſitzt, kann man aus dem Umſtande entnehmen, daß den Bulgaren ein Phanariot nicht viel weniger lieb iſt, als ein Ruſſe, deſſen Name durch die elenden Machinationen der ruſſiſchen Diplomatie bei der Pforte unter ihnen alle frühere Popularität verloren.

So ſehen wir die Idee des Panſlavismus in dem einzigen Lande, wo er fruchtbringend wirken könnte, in den Händen einer fanatiſchen, beſchränkten Partei, die in ihrer läppiſchen Rigoroſität die Spitze eines jeden Pfeiles, den ſie abſchießt, ſelbſt abbricht, ſich ſelbſt hindernd im Wege ſteht, die Vortheile, die ſich ſelbſt anbieten, als Hinderniſſe betrachtet und überall, wo ſie auftritt, ſich lächerlich macht. Wir erinnern nur hier an das Sendſchreiben ruſſiſcher Profeſſoren an die Bulgaren in Religions-Angelegenheiten. Rußland ſelbſt braucht dieſe Idee zur eigenen Entwickelung nicht, und der Köder, den es in ihr vielleicht den übrigen Slaven ſtellen möchte, wird unwirkſam gemacht durch den unbeholfenen Fanatismus, mit dem man ſeine Pläne verräth. Gerade das, was den Panſlavismus denkbar macht, die Vielſeitigkeit des großen einheitlichen Ganzen, die freie Entwickelung aller Elemente bei wechſelſeitiger Garantie, kurz ein rein ausgeſprochenes, demokratiſches Prinzip mit nur idealem Monarchismus, gerade das findet bei den ruſſiſchen Panſlaviſten keinen Anklang. Daß ſich wohl auch „die Freunde des Weſtens“ um ihre Stammverwandten kümmern, iſt gewiß, kaum aber in einem andern Maße, als es gerade das Intereſſe der Bildung erheiſcht.

So ſteht es mit dem Panſlavismus des Stolzes und des Egoismus, in dem ſich in der That nichts anderes, als eine Reaction heimatlicher Erinnerungen gegen fremde, überhandnehmende Inſtitutionen kund giebt. Denn um den Panſlavismus der Slavianophilen recht würdigen zu können, muß man ſich erinnern, daß ſie zugleich den ſtarrſten Conſervatismus in jeder Beziehung vertreten.

Soviel vom ruſſiſchen Panſlavismus. Daß er nicht zu fürchten, vielmehr zu bemitleiden iſt, ergiebt ſich aus dem Vorangehenden ziemlich gewiß. Dazu kommt die entſcheidende Kriſis, die nun Rußland in ſo vielen Beziehungen wird durchmachen müſſen.

Gehen wir nun zu den übrigen ſlaviſchen Völkern, zunächſt zu den Polen, über. Es iſt ein alter, aber wahrer Witz, daß die Polen nur Polen, Katholiken und höchſtens Ariſtokraten ſind — über dieſe Gränzen ergeht ſich das ſpezifiſch Polniſche nicht. Man glaube ja nicht, daß ſich der glühende Haß der Polen nur auf die ruſſiſche Regierung erſtrecke; auch das ruſſiſche Volk hat ſeinen ehrlichen Antheil daran. Wenn der Pole ſeine Verwandtſchaft mit dem Ruſſen eingeſtehen ſollte, ſo möchte er eher ſeine ſlaviſche Abſtammung verleugnen. Man leſe nur die oft lächerlichen Lucubrationen in den polniſchen Zeitſchriften und Geſchichtsbüchern, wo die nordiſche oder mongoliſche, am Ende vielleicht ſogar chineſiſche Abſtammung der Ruſſen mit allem Ernſt verfochten wird.

Für den ruſſiſchen Panſlavismus ſind die Polen alſo gewiß nicht zu gewinnen. Aber auch mit den übrigen Slaven ſind die Bande hier lockerer, als ſonſt irgendwo. Die Geſchichte bietet ſehr wenig Anknüpfungspunkte, und die Polen ſind nicht bemüht, ſie in der neueren Zeit zu vermehren. Die Südſlaven exiſtiren für den Polen nicht, höchſtens nur als Verbündete der verhaßten Ruſſen, ſo bleiben die einzigen Böhmen, die auch die Geſchichte etwas näher den Polen rückt. Aber auch von den Böhmen entfernen ſie ſo viele Intereſſen, daß an eine Verſtändigung zwiſchen den beiden Nationen nicht zu denken iſt. Die Polen ſind für die Idee des Panſlavismus einfach unempfänglich, die Maſſe begreift ihn nicht, die Gebildeten verſpotten ihn, und was Mickiewicz über ihn geſagt, dies iſt das Glaubensbekenntniß ſo ziemlich aller Polen.

Aehnlich ſind auch die Südſlaven zu nahe dem ruſſiſchen Uniformalismus gerückt, um eine Idee aufzufaſſen, die ſo ähnlich den Lehren der ruſſiſchen Beglücker klingt. Zugleich verlangt der Panſlavismus eine gewiſſe Nachgiebigkeit und Opferwilligkeit, und wie groß dieſe bei ihnen iſt, erſieht man daraus, daß die einfachen Namen Kroat und Serbe bei ihnen die erbittertſten Kämpfe hervorgerufen.

Am ſcharfſinnigſten und konſequenteſten haben wohl die Böhmen die Idee des Panſlavismus entwickelt, ja man könnte ſie ſogar in mancher Beziehung die Schöpfer und Träger derſelben nennen. Freilich mußte beſonders hier, wo der Andrang des Fremden ſo groß und erdrückend iſt, wo die Gefahr der Erdrückung des Nationalen ſo augenſcheinlich war und iſt, ſchon frühzeitig eine Reaction ſich heranbilden, die aus Furcht vor Unterdrückung an die Sympathien des Geſammtſtammes appellirte und bei Abgang eigener Kraft und Produktion den Beſitz der verwandten Stämme zu Hülfe rief. Die Anfänge waren ſchüchtern und ziemlich unſchuldig. Man malte ſich die Stärke des Slaventhums in's Unendliche aus, identificirte daſſelbe zur Abwechſelung mit dem Čechenthum, ſchwärmte in den Idealen des unverdorbenen, allgemeinen Charakters, und lernte dazu die wichtigſten verwandten Idiome. Indeſſen blieb man bei dieſen Spielereien nicht lange ſtehen. Wie ein Blitz zündete das große Gedicht: „Die Tochter der Sláva,“ von Kollar, und gab dem zerſtreuten und unſicheren Gedanken feſte Form, feſten Halt.

Derſelbe Verf. hatte zugleich eine Broſchüre veröffentlicht: „Ueber die ſlaviſche Wechſelſeitigkeit,“ ſo daß ſich dieſe beiden Werke unter einander ergänzen und vervollſtändigen. Die Lehre, die dieſe beiden Werke predigen, iſt ungefähr dieſe: Die Natur hat die Slaven angewieſen, alles das, was ein Stamm beſitzt, zum Gemeingut der ganzen Familie zu machen. So wird das Zerſtreute, das ſich leicht verlieren könnte, ein großartiges Ganze abgeben. Wenn die Gebildeten die Mühe nicht ſcheuen, drei bis vier fremde Sprachen zu lernen, ſo werden ſie mit viel weniger Anſtrengung die wichtigſten ſlaviſchen Sprachen ſich aneignen, um Alles genießen zu können, was die ganze ſlaviſche Literatur bietet. Außerdem iſt es möglich, daß im Laufe der Zeit eine allgemeine ſlaviſche Schriftſprache ſich heranbilden wird, welche die Literatur erſt zum hohen Flor bringen kann.

So war die Wechſelſeitigkeit, die hier gelehrt und durch analoge Beiſpiele aus der altgriechiſchen, germaniſchen und romaniſchen Welt belegt wird, hauptſächlich zur literariſchen geſtempelt. Daß dieſe jedoch auch politiſcher Natur ſein kann und ſoll, lehrt Kollar ſelbſt, beſonders in ſeinen Dichtungen, und die Nachkommen betonten gerade dieſe am meiſten. Kein bedeutenderes, geſchichtliches Werk erſchien in Böhmen ohne dieſe Färbung.

Daß man, als dieſe Idee zur That werden ſollte, im Slaven-Kongreß zu Prag, ein erbärmliches Fiasko machte, dies ſtörte wenig, es war doch mehr, als ein Putſch. Die Erinnerung lebte fort, und man arbeitete unverdroſſen weiter.

Um den Verkehr mit den übrigen Slaven zu erleichtern, verſuchte man ſogar, auch das Weſtſlaviſche in ruſſiſchen Lettern, die drei Vierteln der Slavenwelt geläufig ſind, zu ſchreiben. Auch hier zeigte ſich alſo der Einfluß des Ruſſicismus, aber gemäßigt durch Conceſſionen an die übrige Slavenwelt, die man nicht einſchüchtern wollte.

Denn, weil man wohl die Gefahr erkannte, die aus der einſeitigen Berückſichtigung des Ruſſiſchen entſpringen könnte, ſo berückſichtigte man es nur inſofern, als man ſeine Sympathien nicht zu verlieren glaubte. An die übrige Slavenwelt appellirte man außerdem auch durch religiöſe und hiſtoriſche Sympathien.

Der Einfluß dieſer Lehre zeigte ſich bald; auf die öſterreichiſchen Slaven zuerſt, wo die Böhmen eine factiſche, geiſtige Hegemonie ausüben. Daß man durch dieſelben auch auf die Slaven unter türkiſcher Herrſchaft einwirkte, ſteht außer allem Zweifel.

Dies iſt die gegenwärtige Stellung des Panſlavismus. Er iſt machtlos bei dem mächtigſten ſlaviſchen Stamme, Bedeutung hat er nur bei den Böhmen. Hätten dieſe eine politiſche Stellung, dann könnte er folgenreich ſein; ſo iſt er wohl ein Factum, aber ohne fernere, wichtige Bedeutung. Die Intereſſen ſind zu disparat, um ſich einigen zu können, die Idee noch im Werden und die Zukunft zu ſtürmiſch, als daß man für ſie mit Muße und ohne Leidenſchaft arbeiten könnte.

Digitized by Google

England.

Max Müller's „Vorleſungen über die Sprachwiſſenſchaft.“ *

Dieſes Buch iſt ein Ereigniß. Nicht etwa wegen der Neuheit ſeines Inhalts: deren rühmt es ſich nicht. Aber die merkwürdige, für Geſchichte und Philoſophie ſo fruchtbare Wiſſenſchaft der Sprachvergleichung tritt hier zum erſten Male in populärem Gewande auf. Bisher waren für weitere Kreiſe nur vereinzelte Reſultate in deutſche Grammatiken, in Bücher wie Mommſen's „Römiſche Geſchichte“ übergegangen. Hier nun werden zwar bei weitem nicht auch nur die glänzendſten Funde ausgelegt, welche Grimm, Bopp, Pott und Burnouf in dem neugebrochenen Schacht gehoben haben; wohl aber wird der Laie mit Methode und Weſen dieſer jungen Wiſſenſchaft in feſſelndem Vortrag bekannt gemacht. Da ziemt es denn wohl einer Zeitſchrift, die ſeit einem Menſchenalter die Erzeugniſſe ſo vieler Literaturen behandelt, den Gedankengang eines ſolchen Werkes ausführlicher, als in einer trockenen Skizze darzulegen.

Daneben hat die Geſchichte des Buches für uns Deutſche ein beſonderes Intereſſe. Hervorgegangen aus Vorleſungen, die im April, Mai und Juni vorigen Jahres von Herrn Max Müller in der Royal Institution gehalten wurden, bilden ſie zugleich das Skelett mehrerer Curſe, welche unſer Landsmann von Zeit zu Zeit in Oxford gab. Gewidmet aber ſind ſie „den Mitgliedern der Univerſität Oxford, einheimiſchen wie auswärtigen, in dankbarer Anerkennung ihrer edelmüthigen Unterſtützung am 7. Dezember 1860.“ An dieſem Tage nämlich ließ ſich Max Müller als Kandidat aufſtellen für den vacanten Lehrſtuhl des Sanskrit in Oxford. Die „Times“ hatte ihn in einem Leitartikel empfohlen, ihn den größten lebenden Sanskrit-Kenner genannt. Eine bigotte Partei, gereizt durch die „Essays and Reviews,“ erinnerte ſich, daß Herr Müller mit Bunſen befreundet war. Das war ihr genug, um ihm eine bekannte engliſche Größe vorzuziehen, die im anglikaniſchen Himmel gut angeſchrieben ſteht, von deren Verdienſten um das Sanskrit aber die Erde nichts weiß. Macaulay rieth einmal dieſer frommen Sippe, das Kommando über die Kanalflotte nicht an Nelſon, ſondern dem treueſten Bekenner des athanaſianiſchen Bekenntniſſes zu geben. Durch dieſe Vorleſungen hat nun unſer Landsmann dem größeren engliſchen Publikum gezeigt, welchen Mann die Sekte zurückgeſetzt hat. Wir wollen unſeren Leſern zunächſt eine Ueberſicht der vier erſten dieſer Vorleſungen liefern.

Erſte Vorleſung.

In der Geſchichte aller Wiſſenſchaften erſcheinen drei Perioden: die empiriſche, die klaſſificirende, die theoretiſche. Die empiriſche Kenntniß der Thatſachen erhebt ſich zur Wiſſenſchaft, ſobald der Geiſt unter der Mannigfaltigkeit einzelner Erſcheinungen die Einheit eines organiſchen Syſtems entdeckt. Viele Wiſſenſchaften nehmen auf dieſer Uebergangsſtufe den Namen der vergleichenden an. So die Anatomie. Fortſchreitend zur letzten theoretiſchen Stufe, lernt der Forſcher die Geſetze, welche der ſcheinbar ſchrankenloſen Mannigfaltigkeit der Dinge zu Grunde liegen. Der Beobachter ſammelt die Thatſachen; der Claſſificator ordnet ſie; der Theoretiker fragt, welches ihr Urſprung, ihre Bedeutung ſei. Hier hat den forſchenden Geiſt oft das Schickſal des Phaëton betroffen; aber ungeſchreckt durch ſeinen Fall, fordert er immer von neuem ſeines Vaters Roſſe. Und an den Gränzen ſeiner Kenntniß leuchtet ihm die Phantaſie mit ihrer Fackel vor. Dieſe divinatoriſche Gabe mag täuſchen; doch leitet ſie zuweilen, wie jene phantaſtiſchen Formen, die man, lange vor Columbus, von den Azoren oder den kanariſchen Inſeln zu erblicken wähnte, zur Entdeckung einer neuen Welt. So bekennt Copernicus, in der Widmung ſeines Werkes an Papſt Paul III., daß er auf ſein Syſtem nicht durch Beobachtung oder Analyſe geführt ward, ſondern durch das Gefühl, es mangle dem Ptolemäiſchen Syſtem an Symmetrie. Aber wer hatte ihm geſagt, es müſſe Symmetrie herrſchen in allen Bewegungen der Himmelskörper? Offenbar anticipirte ſein Geiſt das Reſultat der Forſchung. Auf den erſten Gedanken aber, den Himmel zu revolutioniren, kam Copernicus, wie er uns ſelbſt erzählt, durch einen alten griechiſchen Philoſophen, den Pythagoräer Philolaus. Ohne Zweifel errieth Philolaus die Bewegung der Erde nur; es war eine glückliche Intuition. Doch iſt es ganz wohl möglich, daß wir ohne dieſelbe nie von dem kopernikaniſchen Syſtem gehört hätten. So werden, wie in dieſem Falle, die Reſultate der dritten Periode auch wohl in der erſten dunkel vorweggenommen.

Iſt die Wiſſenſchaft der Sprache eine Wiſſenſchaft, und erweiſt ſie ſich als eine inductive, eine Naturwiſſenſchaft, oder als eine hiſtoriſche? Auf den erſten Blick ſollte man das Letztere annehmen. Iſt doch die Philologie unbeſtritten eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft. Aber dieſer iſt die Sprache nur Mittel, nur Schlüſſel zum Verſtändniß der Literatur, nicht Selbſtzweck. Ganz anders dem Sprachforſcher. Ihm gelten Dialekte, die nie ein literariſches Erzeugniß hervorgebracht haben, der Jargon uncivilisirter Stämme und die Vokalmodulationen der Indochineſen für eben ſo wichtig, ja für die Löſung einiger Fragen wichtiger als die Dichtung Homer's oder die Proſa des Tacitus. Deshalb muß er Hunderte von Sprachen überſehen. Dieſe Sprachen kennt er natürlich nicht, wie wir Franzöſiſch oder Griechiſch kennen. Er hat kein Verlangen, die Katſchikalſprache zu ſprechen, für die ſoeben an der Univerſität Guatemala ein Lehrſtuhl errichtet werden; oder ſich in die Feinheiten des Idioms der Tſcheremiſſen einzuweihen. Grammatik und Wörterbuch ſind die einzigen Dinge, die ihn reizen. Kein Zweifel, die Sprachen entſchleiern alle Geheimniſſe ihres wunderbaren Baues nur dem Gelehrten, der ſie gründlich und kritiſch in einer Anzahl literariſcher Werke ſtudirt hat, welche die verſchiedenen Perioden ihrer Entwicklung charakteriſiren. Dennoch ſind in vielen Fällen kurze Wörterverzeichniſſe und unvollkommene grammatikaliſche Entwürfe Alles, was dem Forſcher erreichbar wird, oder was er hoffen darf zu bewältigen. So lernt der Anatom oft von dem kleinen Fragment eines foſſilen Knochens. So iſt der Botaniker kein erfahrener Gärtner, der Geolog kein Bergmann. Die Zahl der bekannten Sprachen läßt ſich nicht genau ſchätzen; aber ſie kann kaum unter neunhundert betragen.

Zweite Vorleſung.

Iſt die Sprache das Werk des Menſchen, in demſelben Sinne, in dem eine Statue, ein Tempel, ein Gedicht, ein Geſetz ſein Werk genannt werden, dann hat ſie ihren Anſpruch verloren, Gegenſtand einer Naturwiſſenſchaft zu heißen. Vielen Philoſophen gilt nun in der That die Sprache für eine Erfindung des Menſchen. Locke, Adam Smith, Dugald Stewart nahmen an, der Menſch habe eine Zeit lang ſtumm gelebt. Adam Smith glaubte, die zuerſt erfundenen Wörter ſeien Zeitwörter geweſen. Sahen alſo Leute einen Wolf daherlaufen, ſo riefen ſie: „Er kommt!“ und zeigten nach ihm. Dagegen war Dugald Stewart der Anſicht, man habe anfänglich nur Hauptwörter hervorgebracht; jene Leute hätten alſo gerufen: „Wolf! Wolf!“

War aber die Sprache ein abſichtliches Produkt des Menſchen, wie konnte ſie ohne Diskuſſion über die Wahl der anzuwendenden Ausdrücke entſtehen? Und wie konnte dieſe Diskuſſion ohne Sprache geführt werden?

Ferner wendet man ein, die Sprache habe eine Geſchichte, während die Natur des Fortſchrittes unfähig ſei. Und in der That, der Biber baut heute nicht beſſer, wie vor tauſend Jahren. Die Lilien, welche Chriſtus in ſein Gleichniß gewoben hat, waren eben ſo ſchön wie die heutigen. Wenige Sprachen dagegen laſſen ſich nach tauſend Jahren auch nur wiedererkennen. Das Angelſächſiſche iſt ſo verſchieden von dem heutigen Engliſch, daß wir es ſtudiren müſſen, wie wir Griechiſch oder Latein ſtudiren. Das reiche und gewaltige Idiom der Dichter der Vedas iſt zu dem dürftigen und unreinen Jargon des Sipoy geworden. Unter den uncivilisirten Stämmen Sibiriens, Afrikas und Siams genügen zwei oder drei Menſchenalter, um ihren Dialekt von Grund aus zu verändern. Seit 1611 ſind in England 388 Wörter der Bibel veraltet, beinahe ein Fünfzehntel ihres ganzen Wortſchatzes.

Allein dieſe Entwicklung der Sprache iſt nicht Geſchichte, ſondern Wachsthum. Der Menſch kann die Veränderungen, welche mit der Sprache vorgehen, weder hervorbringen noch hindern. Dichter und Philoſoph ſind nur ſo lange die Herren der Sprache, als ſie deren Geſetze kennen und befolgen.

Seit Horaz iſt es gebräuchlich geweſen, das Wachsthum der Sprache mit dem eines Baumes zu vergleichen. Viele Leute reden z. B. von den Endungen des Zeitworts, als entſproſſen ſie der Wurzel, wie der Zweig dem Stamm. Dieſe vage Auffaſſung iſt falſch. Nur in Einem Punkt iſt der Vergleich zutreffend: wie der Baum, ſo hat die Sprache einen Boden, von dem ſie unzertrennlich iſt, die menſchliche Seele.

Das Wachſen der Sprache begreift zwei Vorgänge: 1) dialektiſche Wiedergeburt; 2) phonetiſchen Verfall. Betrachten wir den letzteren zuerſt. — Urſprünglich hatte Alles in der Sprache eine Bedeutung, Endungen wie Stämme. So iſt es noch heute in den einſilbigen (monoſyllaben) Sprachen. Wenn der Chineſe ſagt: jul-schi,* zwanzig, ſo heißt jul

* Lec„tures on the Science of Language,“ London, Longman, 1861.

* Dieſe Wörter habe ich aus der engliſchen Orthogra[illegible] ul-shi) in die deutſche übertragen. Im Einzelnen mögen dabei Verſt[illegible]ſſen ſein.

Digitized by Google

zwei, schi zehn. Im Tibetaniſchen* bedeutet nji-tschju zwanzig, nji zwei, tschju zehn. Allein wie iſt es im Engliſchen oder Gothiſchen, im Griechiſchen oder im Sanskrit? Man ſagt auf Latein nicht duodecem, nicht two-ten auf Engliſch. Wir finden im Sanskrit vin'sati, im Griechiſchen eikati, im Lateiniſchen viginti, im Engliſchen twenty.

Der erſte Theil des lateiniſchen viginti und des ſanskritiſchen vin'sati enthält dieſelbe Zahl, die aus dvi zu vi zuſammengeſchrumpft iſt. So ſteht bis für dvis. Zehn heißt im Sanskrit da'san, woher da'sati, eine Dekade; und dies da'sati wurde wieder zu 'sati reduzirt. Alſo bedeutet vin'sati urſprünglich, wie das chineſiſche jul-schi, zwei-zehn. Ebenſo läßt es ſich für viginti und eikati nachweiſen. Und dieſe Krüppel machen zugleich deutlich, was unter phonetiſchem Verfall verſtanden wird. Es iſt Zuſammenſchmelzen eines Wortes mit einem zweiten von ſelbſtändiger Bedeutung zu einem Agglomerat, das ohne mikroſkopiſche Unterſuchung die ſelbſtändige Bedeutung des zweiten nicht länger offenbart. Sobald phonetiſcher Verfall eine Sprache ergriffen hat, beſitzt nicht länger jeder Theil derſelben eigenthümliche Bedeutung. Die Menſchen, welche Sanskrit ſprachen, wußten ſo wenig, daß vin'sati 2 × 10 bedeutet, als eine Franzoſe weiß, daß vingt die Ueberreſte von deux und dix enthält. Jetzt erſt entſteht der Unterſchied der Wurzeln und der Vorſilben und Endungen.

Spüren wir einmal der urſprünglichen Bedeutung der franzöſiſchen Adverbialendung -ment nach. Quintilian hat: „bona mente factum“ (10, 52); Ovid: „insistam forti mente,“ franz. „j'insisterai fortement.“ So iſt alſo mente, der Ablativ von mens, zu einer Bildungsendung geworden, die jetzt keinen ſelbſtändigen Sinn mehr hat. Wenn wir hören, daß ein Hammer lourdement fällt, ſo ahnen wir wenig, daß wir einem Stück Eiſen einen „ſchweren Geiſt“ zuſchreiben. Im Italiäniſchen, z. B. chiaramente, iſt es noch nicht korrumpirt, wohl aber hat es ſeine eigenthümliche Bedeutung verloren. Im Spaniſchen wird es zuweilen abgetrennt, ohne darum einen eigenen Sinn behalten zu haben: ſtatt zu ſagen „claramente, concisamente y elegantemente,“ iſt es im Spaniſchen eleganter, zu ſagen: „clara, concisa y elegante mente.“

Wie ſtark die phonetiſche Corruption die Sprache afficirt, wird an einigen Beiſpielen offenbar werden. Der zweite Theil in douze iſt das decim im lateiniſchen duodecim; das Schluß-te in trente war urſprünglich ginta in triginta, und dies ginta iſt wiederum aus da'sati, zehn, im Sanskrit, entſtanden. Zuweilen verzehrt ſie faſt den ganzen Körper eines Wortes: Sanskrit svasar (Schweſter), perſiſch hvahar. Daraus chohar, chor, im Pehlvi und Oſſetiſchen cho. Sanskrit duhitar (Tochter), böhmiſch dci.** Wer ſollte glauben, daß wir in aujourd'hui das lateiniſche dies zweimal haben! Und doch iſt hui = hodie, jour = diurnum.

Nur uneigentlich kann man dieſen Verfall ein Wachsthum der Sprache nennen.

Mit mehr Recht kommt dieſer Name der oben genannten dialektiſchen Wiedergeburt zu, die wir nun betrachten wollen.

Jede Schriftſprache iſt aus einer ihrer Mundarten hervorgegangen. Der Stamm, welcher dieſe Mundart ſprach, war vor andern Stämmen zu Anſehen und geiſtiger Entwicklung gelangt. Er verbreitete ſeinen Dialekt über die andern Stämme, nicht ohne aus den Mundarten der übrigen Manches anzunehmen.

Wir verlaſſen hier einen Augenblick unſern Vorleſer, um zu bemerken, daß ſich die allmähliche Ausdehnung dieſer Herrſchaft Einer Mundart über ſtufenweis wachſende Kreiſe nirgends ſo ſchön und deutlich darſtellt, wie in der Geſchichte der deutſchen Sprache. Die älteſte deutſche Mundart, welche ſich zur Schriftſprache erhob, die gothiſche, war, den Verkehrsverhältniſſen des vierten Jahrhunderts gemäß, nur wenig verbreitet. Der kleine hart gedrängte Fürſt, in deſſen Gebiete Ulfila die Bibel überſetzte, vermochte natürlich ſeiner Mundart nicht das allgemeine Anſehen zu verleihen, wie einige Jahrhunderte ſpäter die fränkiſchen Kaiſer. Unter dieſen breitete ſich, durch den Einfluß des Hofes und der ritterlichen Sänger, die fränkiſche Mundart (das Althochdeutſche) über ganz Oberdeutſchland aus, ſowie von etwa 1150 bis 1350 die ſchwäbiſche (das Mittelhochdeutſche) unter den Hohenſtaufen. Aber Niederdeutſchland blieb von dieſen beiden Sprachen und Literaturen im Weſentlichen unberührt. Dort, in der germaniſchen Tiefebene, deren Gränzen im Weſten und Norden die Schelde, die Nord- und Oſtſee bilden, während ihre öſtliche Scheidelinie ſich im Laufe der Jahrhunderte ſprachlich immer tiefer in ſlaviſches Land hineinzieht, im Süden dagegen ſich aus Eifel, Haarſtrang, Egge, Teutoburger Wald, Weſerberge, Harz, und weiter öſtlich auf einer Linie etwa über Wittenberg, Lübben (in der Niederlauſitz) nach Kroſſen an der Oder ein oſtwärts allmählich abfallendes Gebirge als ein Wall zwiſchen Nord- und Süddeutſchland erhebt: in dieſer niederſächſiſchen Ebene trieb die niederdeutſche Sprache damals noch Blüthen vollendeter Dichtung und lebte im Munde der Gebildeten. Jenes unſterbliche Epos, die Krone aller Dichtungen, welche damals und ſpäter auf verwandtem, alſo auf altſächſiſchem, frieſiſchem, vlamiſchem oder holländiſchem Boden gewachſen ſind, dem Gervinus noch heute in der Geſchichte der deutſchen Dichtung über dreißig Seiten einräumt, Reinaert Vos, ging damals noch allverbreitet von einer Geſtalt in die andere über. Doch auch dieſen letzten Wall durchbrach Luther's Bibelüberſetzung: mit dem Strom der Reformation verbreiteten ſich ſtillfluthend die Wellen der neuhochdeutſchen Sprache, aus dem Quell oberſächſiſcher Mundart gefloſſen, über das weite Gebiet. Das Niederdeutſche lebt dort heute nur noch im Munde des pommerſchen Schiffers, des meklenburger Tagelöhners, des Marſchbauern und der oldenburgiſchen Mäher. Selbſt ein Klaus Groth muß von ſich ſagen, daß es ihm ſchwer gefallen iſt, in dithmarſcher Mundart und nicht hochdeutſch zu denken. Ganz zwar iſt die alte Sprache auch aus den gebildeteren Ständen nicht gewichen. So ſollen in Jever, Schloſſer's Geburtsſtadt, deren Bewohner zäh ſein müſſen unter dieſem zähen Stamme, noch heute unterrichtete Männer über Hegel'ſche Philoſophie in ihrem Dialekt disputiren; wobei ſie freilich die philoſophiſchen Ausdrücke aus dem Hochdeutſchen herübernehmen. — Wir kehren zu unſerem Landsmann zurück.

Die Sprache entwickelt ſich viel langſamer, ſobald ſie literariſch fixirt iſt; ja ihr Strom ſcheint dann auf den Höhen klaſſiſcher Literaturperioden faſt ſtillzuſtehen, wie wir es im Deutſchen, mehr noch im Franzöſiſchen und Italiäniſchen heute beobachten können. Dennoch fehlt viel daran, daß dieſe Tyrannei der Schriftſprache die lebendigen Triebe der Mundarten gänzlich erſtickte. Ungefähr zwanzig italiäniſche Dialekte ſind aufgezeichnet worden.* Champollion-Figeac berechnet die Zahl der unterſcheidbarſten franzöſiſchen Mundarten auf vierzehn. Viel zahlreicher ſollen die neugriechiſchen Dialekte ſein. Ueppig jedoch wird die Mannigfaltigkeit erſt in Sprachen, die, wenn auch nicht ohne Literatur, weniger unter dem Einfluß klaſſiſcher Schriftſteller geſtanden haben. Auf einem ſchmalen Küſtenſaum zwiſchen Süder-See und Jütland und auf den Inſeln längs dieſer Küſte wird frieſiſch geſprochen, eine niederdeutſche Mundart, nun ſchon ſeit wenigſtens zweitauſend Jahren.** Es zerfällt in eine endloſe Reihe von Dialekten. Die gewöhnlichſten Dinge, die faſt in ganz Europa ähnlich benannt werden, erhalten auf den verſchiedenen frieſiſchen Inſeln ganz verſchiedene Namen. Auf Amrum heißt Vater aatj; auf den Halligen baba oder babe; auf Sylt foder oder vaar; in manchen Gegenden des Feſtlandes täte; im öſtlichen Gebiet von Föhr oti oder ohitj. Die Inſel Sylt nennen die Einen Söl, die Andern Sol, wieder Andere Sal.***

Es iſt ein weitverbreiteter Irrthum, ſich die Mundarten als Verbaſterungen der Schriftſprache vorzuſtellen. Die Dialekte ſind vielmehr Bäche, die, gleichzeitig aus derſelben Quelle, der alten Stammeseinheit, hervorgeſtrömt, ſich allmählich von einander entfernen. Sie ſind alle gleich alt und waren gleich berechtigt, bis eine oder mehrere von ihnen ſich zur Schriftſprache entwickelten. Auch dann noch verjüngt ſich die Schriftſprache durch die lebendigen Waſſer, die ihr aus den Mundarten zuſtrömen.

Plinius erzählt uns, daß in Kolchis mehr als dreihundert Dialekte geſprochen wurden, und noch heute heißt dies Land „der Berg der Sprachen.“ Die Römer gebrauchten dort hundertdreißig Dolmetſcher. Sonſt ſind die Nachrichten aus älterer Zeit über Dialekte ſehr ſparſam. Was wir heute von den Dialekten wilder Völker wiſſen, verdanken wir ganz oder doch vornehmlich den Miſſionaren, deren Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt nicht genug gelenkt werden kann. Zwei charakteriſtiſche Züge heben ſich aus den bisherigen Beobachtungen dieſer Männer hervor. „Kaum Ein Dorf ſpricht dieſelbe Sprache, wie ein anderes; ja nicht zwei Familien in demſelben Dorfe ſprechen genau dieſelbe Sprache.“ So Gabriel Sagard in ſeinem: „Grand Voyage aux pays des Hurons,“ Paris 1631. Und er fügt hinzu: „Ihre Sprache wechſelt mit jedem Tage.“ Dieſe Nachricht beſtätigen andere Sendboten. S. F. Waldeck in ſeiner: „Lettre à M. Tomard des environs de Palenqué, Amérique centrale,“ erzählt: „Il ne pouvait se servir, en 1833, d'un vocabulaire composé avec beaucoup de soin dix ans auparavant.“

* Foucaux, Grammaire Tibétaine.

** Schleicher, Beiträge 2, 392.

* Marsh, Lectures on the English Language, New-York 1860; Sir John Stoddart's Glossology.

** Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache, S. 668.

*** Kohl's Reiſen.

Digitized by Google

In Birma, wie in dem angränzenden Pegu und Arakan iſt überall Birmaniſch die Verkehrsſprache: alſo auf einem Gebiet, etwa doppelt ſo groß wie das Königreich Preußen. Das Birmaniſche hat eine beträchtliche Literatur hervorgebracht. In den Seitenthälern des Irawaddy dagegen, wo unabhängige Stämme ſitzen, herrſchen auch unabhängige Dialekte: Capitain Gordon zählte allein um Manipura deren zwölf. „Einige darunter," ſagt er „werden von nicht mehr als dreißig bis vierzig Familien geſprochen; und in der nächſten Umgegend verſteht man ſie nicht mehr." Der amerikaniſche Miſſionar Brown, der ſein ganzes Leben in jenem Erdtheil zubrachte, erzählt uns, es hätten einmal einige Stämme ihr Geburtsdorf verlaſſen und ſich in einem andern Thale angeſiedelt: nach zwei bis drei Menſchenaltern wurden ſie für ihre Voreltern unverſtändlich. Nichts befremdete die Jeſuiten ſo ſehr, als die unermeßliche Zahl von Dialekten, welche die Amerikaner ſprechen. Zwar Hervas (im Catalogo) hat ſie auf elf Familien zurückgeführt, vier für den Süden und ſieben für den Norden; aber nur durch jene genaue Unterſuchung, die uns die isländiſche Sprache und die Sprache Ceylons zu identificiren erlaubt. Stehen bleibt als Reſultat dieſer Forſchungen, daß Schriftſprachen die Dialekte zurückdrängen, und daß die Mundarten bei unciviliſirten Völkern am üppigſten wuchern. Die Sprache wird dort verbraucht, beinahe ebenſo raſch wie die Luft, die der Mund einathmet, während die Worte den Lippen entgleiten.

Noch Eine intereſſante Beobachtung über dieſen Gegenſtand. Robert Moffat, Miſſionar im ſüdlichen Afrika, berichtet, daß in dortigen Gegenden die Bewohner abgelegener Dörfer oft lange Wanderungen durch die Wüſte zu unternehmen haben. Wochenlang vertrauen ſie dann ihre Kinder der Pflege von zwei oder drei alten Leuten an. Dieſe Kinder gewöhnen ſich an eine eigene Sprache.

Es braucht nicht immer ein geſchriebener Dialekt zu ſein, der die Bedeutung der andern zurückdrängt. Reden auf Pitchos oder Volksverſammlungen, Balladen, Volksgeſetze, Orakel, legen ihnen ebenfalls Zaum und Zügel an, wiewohl in geringerem Maße.

Nachdem wir ſo das Weſen der Mundarten kennen gelernt haben, kehren wir zu der Frage zurück: „Was heißt und wie entſteht dialektiſche Wiedergeburt?"

Betrachten wir die ſechs romaniſchen Sprachen. Wir pflegen z. B. das Italiäniſche eine Tochter des Lateiniſchen zu nennen. Dies Bild iſt nicht klar. Italiäniſch iſt durchaus dieſelbe Sprache wie lateiniſch; es iſt junges Lateiniſch, wie Lateiniſch altes Italiäniſch iſt. Die klaſſiſche Sprache der Römer hatte ſich kriſtalliſirt. Sie glich einem gefrornen See. Aber heimlich rannen unter der Eisfläche kleine Bäche, die oskiſchen, umbriſchen u. ſ. w. Dialekte, fort. Durch den Sturz großer Reiche ſtarben Sprachen ab. So geſchah es mit der Sprache von Rom. Aber die kleinen Bäche, die Mundarten, floſſen lebendig weiter, und eine von ihnen errang die Herrſchaft, — die toskaniſche. Die italiſche Sprache war dialektiſch wiedergeboren.

Und gerade ſo iſt das Hinduſtani aus dem Sanskrit entſtanden; das Neu-Griechiſche aus der Sprache von Hellas.

Wir können uns kaum einen Begriff machen von dem unbegränzten Reichthum der Mundarten. Es giebt nicht nur lokale und provinzielle Dialekte, auch Dialekte der Hirten, Jäger, Soldaten und Landleute. Früher waren die Ausdrücke derſelben viel mannigfaltiger als heute. So wurden früher in England die verſchiedenen Wild-, Geflügel- und Fiſcharten nicht alle, wie man jetzt ſagt „carved" (vorgelegt), ſondern „a dere was broken, a gose reryd, a chekyn [chicken] frusshed, a cony (Kaninchen) unlaced, a crane (Kranich) dysplayed, a curlewe [curlew, Brachvogel] unioynted [unjointed], a quayle [quail, Wachtel] wynggyd [winged], a swanne lyfte, a lambe sholdered, a heron (Reiher) dysmembryd [dismemberd], a pecocke [peacock] dysfygured, a samon chynyd [chined, in Lendenſtücke zertheilt, von chine, Rückgrat], a hadoke [haddock, Schellfiſch] sydyd [sided?], a sole (Zunge [Fiſch, holl. tong]) loynyd [loined], and a breme [bream, Braſſen] splayed (jetzt: ein Pferd buglachen machen, ihm die Schulter verrenken)."

Der Beweis, daß die Sprache ohne Zuthun des Menſchen wächſt, iſt leicht geführt. Der phonetiſche Verfall tritt nämlich nach beſtimmten Geſetzen ein, wie wir ſehen werden. Dieſe Geſetze nun hat der Menſch nicht nur nicht gemacht, ſondern er hat ihnen Jahrtauſende lang gehorcht, ohne ſie einmal zu kennen.

Ein Beiſpiel dieſer Geſetzmäßigkeit: wenn im Lateiniſchen t zwiſchen zwei Vokalen ſteht, ſo fällt es im Franzöſiſchen weg; daher fata (ſpätere Form für fatum) = fée; pratum = pré; catena = chaine.

Auch das dialektiſche Wachsthum entzieht ſich der Einwirkung des Menſchen. Denn ein Dichter kann zwar abſichtlich ein neues Wort erfinden; ob es aber Aufnahme findet, hängt von Umſtänden ab, auf die er keinen Einfluß hat.

Es wird der Einwurf gemacht, die Sprache laſſe ſich ohne die Geſchichte des Volkes, von dem ſie geſprochen wird, nicht erklären. Doch auch andere Naturwiſſenſchaften borgen bei den hiſtoriſchen. Der Ethnologe würde ohne die Geſchichte den kaukaſiſchen Stempel der mongoliſchen Raçe in Ungarn, der tatariſchen Raçe in der Türkei nicht erklären können. In der Zoologie iſt es von einiger Wichtigkeit, zu wiſſen, in welcher Zeit, in welchem Lande und zu welchen Zwecken dieſes oder jenes Thier zum Hausthier geworden iſt. Ohne Geſchichte läßt ſich die Erſcheinung der Gurke in Griechenland, der Kartoffel in England, der Weinrebe am Kap, der Apfelſine und Kirſche in Italien nicht genügend erklären.

Ja, in ihrem grammatiſchen Theil, dem Knochengerüſte, „dem Blut und der Seele" (?) der Sprache, iſt dieſelbe von aller Geſchichte vollkommen unabhängig. Der engliſche Wortſchatz kann ohne die Geſchichte der Briten, der Angeln und Sachſen, der Normannen und Dänen, nicht verſtanden werden. Die Grammatik aller Sprachen bleibt immer rein von allen fremden Elementen, immer dem Urtypus getreu. Es giebt, im grammatiſchen Sinne, keine gemiſchten Sprachen.

Dagegen beſteht kaum eine Sprache, kaum ein Dialekt, der in lexicologiſchem Sinne unvermiſcht wäre. Zuweilen haben die aus fremder Sprache hinzutretenden Wörter die Oberhand gewonnen. Die Türken z. B. verhielten ſich zu den Arabern, wie die Germanen zu den Römern, und ſie entnahmen ihnen faſt alle Kulturwörter. Die Araber wiederum verdankten ihre Kultur den Perſern, zu denen ſie ſich verhielten, wie die Römer zu den Griechen. Daher kommt es, daß das Türkiſche, wie es heute zu Konſtantinopel von den höheren Klaſſen geſprochen wird, ſo mit Arabiſch und Perſiſch verſetzt iſt, daß ein Bauer, vom platten Lande kommend, dies ſog. Osmanli nicht verſteht. Und die arabiſchen Beſtandtheile gehören der ſemitiſchen, die perſiſchen der indoeuropäiſchen, beide alſo ganz anderen Sprachfamilien an, wie das Türkiſche. Trotz alledem iſt die türkiſche Grammatik rein tatariſch.

In der engliſchen Sprache zählte man, nach den Wörterbüchern von Robertſon und Webſter, 13330 ſächſiſche und 29354 normanniſche Wörter. Zählt man jedoch in einem engliſchen Buche auf irgend einer Seite die Wörter, ſo ergiebt ſich ein Uebergewicht der germaniſchen. Dies kömmt daher, daß die Artikel, Fürwörter, Präpoſitionen und Hülfszeitwörter ſo häufig wiederkehren, die alle deutſchen Urſprungs ſind.

Dritte Vorleſung.

Die empiriſche Stufe, oder die Kindheit der Sprachwiſſenſchaft.

Die erſten uns bekannten Sprachforſcher waren die Brahmanen. Was bei uns erſt Henri Etienne im 16. Jahrhundert verſucht hat: Die Sprachen auf eine kleine Anzahl Wurzeln zurückzuführen, damit waren ſie ſpäteſtens 500 v. Chr. vertraut. Die Brahmanen ſowohl, wie die Griechen, philoſophirten viel über das Weſen der Sprache. Jene verſetzten ſie unter die Götter; auf die griechiſchen Theorien kommen wir auf der dritten Stufe zu ſprechen. Die Schulmeiſter aus Hellas, die über dem Buckel der römiſchen Knaben den Bakel ſchwangen, waren die Verfaſſer der erſten praktiſchen Grammatiken. Einige Ordnung in das grammatiſche Syſtem haben aber erſt die Alexandriner gebracht. Ein Schüler des berühmten Ariſtarch, Dionyſius der Thrazier, war der erſte Verfaſſer einer guten Elementargrammatik; zur Zeit des Pompejus war er professeur de langue in Rom. Cracus von Pergamus, der Geſandte des Königs Attalus, hielt um 159 v. Chr., zwiſchen dem zweiten und dritten puniſchen Kriege, in Rom Vorleſungen (ἀκροάσεις) über Grammatik, deren Studium ſeitdem in der beſten Geſellſchaft außerordentlich populär wurde. Der Erfinder des Namens „Ablativ" ſcheint Cäſar geweſen zu ſein, in ſeinem Werke „de Analogia," das er dem Cicero widmete, und von dem ein Fragment ſich erhalten hat. Der Name „Caſus," Fall, kommt aus der Sprachphiloſophie der Stoiker: ſie nannten πτῶσις das Anlehnen eines Subſtantivs an ein anderes; und da der Nominativ auf ſich ſelbſt, „gerade" ſtand, ſo weigerten ſie ſich hartnäckig, die Bezeichnung auf dieſen auszudehnen. „Genitiv" iſt eine ſchlechte Ueberſetzung des griechiſchen γενική, welches den Fall bedeutet, der „die Art, das Geſchlecht" ausdrückt. Die Endung des Genitivs iſt meiſtens identiſch mit den Ableitungs-Suffixen, die ein Subſtantiv in ein Adjectiv verwandeln.*

Spätere Schriftſteller haben an der Grammatik des Dionyſius Thrax Manches verbeſſert und vervollſtändigt, aber etwas Neues und

* M. Müller, History of Ancient Sanskrit Literature.

Digitized by Google

Originelles haben ſie nicht hinzugefügt. Die Hindus befolgten, unabhängig von den Griechen, daſſelbe grammatiſche Syſtem. *

Vierte Vorleſung.

Die klaſſificirende Periode, oder das Jugendalter.

Was haben wir nun gelernt, nachdem wir uns die im Weſentlichen, wie geſagt, noch heute giltige Grammatik der alten Grammatiker zu eigen gemacht haben? Wir kennen gewiſſe Sprachformen, die gewiſſen Gedankenformen entſprechen. Wir erfahren, daß im Engliſchen der Genitiv durch ein s ausgedrückt wird, im Lateiniſchen durch is, im Griechiſchen durch os. Wie dieſe Endungen die Wirkung haben können, den Nominativ in einen Genitiv zu verwandeln, das wiſſen wir nicht. Warum der König als Subjekt rex, und als Objekt regem ſein ſollte, bleibt ganz unerklärt. Amo heißt „ich liebe" und amavi „ich liebte;" wie kommt nun die Umänderung von o in avi, oder die Einſchiebung eines bloßen t dazu, den tragiſchen Uebergang von „Liebe" zu „keiner Liebe" auszudrücken?

Nehmen wir das engliſche Imperfekt „I loved." Um die urſprüngliche Bedeutung des d zu finden, das hier Liebe in Gleichgiltigkeit verwandelt, müſſen wir das Wort in ſeiner älteſten Geſtalt aufſuchen. Durch Mittel- und Altengliſch hindurch ſteigen wir zum Halbſächſiſchen (Semi-Saxon), endlich zum Angelſächſiſchen auf. Das Angelſächſiſche giebt jedoch das Wort loved noch keineswegs in ſeiner urſprünglichen Form. Es iſt ein Zweig der niederdeutſchen Mundart; und der niederdeutſchen Mundart gehört der älteſte deutſche, zur Schriftſprache gewordene Dialekt an. Dies iſt aber das Gothiſche, geſchrieben im vierten Jahrhundert n. Chr. Das Gothiſche iſt zugleich unter allen germaniſchen Mundarten, von denen uns Denkmäler bekannt ſind, die älteſte. Bei alledem iſt es eine moderne Sprache und muß über manche Entwicklungsſtufen gegangen ſein, ehe es die Sprache wurde, in der Biſchof Ulfila ſchrieb. Aber dieſe Stufen ſind weggebrochen; wie ſteigen wir denn weiter hinan?

Wenn es nicht gelingen will, ein franzöſiſches Wort auf das Lateiniſche zurückzuführen, ſo ſuchen wir das Wort im Italiäniſchen oder im Spaniſchen auf. Feu z. B. deutet nicht leicht auf das lateiniſche focus (Feuerſtelle), wohl aber das italiäniſche fuoco. Fromage erweiſt ſich durch das italieniſche formaggio von forma abgeleitet, da der Käſe in Italien durch Aufbewahren der Milch in kleinen Gefäßen („Formen") bereitet wird. Faible, engl. feeble, ital. fievole, alſo vom lateiniſchen flebilis, wie pianta von planta, piacere von placeo, piano von planus, pianto von plango. Pager, ſpan. pagar, latein. pacere (pacifier).

Die Frage iſt nun: giebt es Sprachen, die zur Gothiſchen in demſelben Verhältniß ſtehen, wie die italiäniſche und die ſpaniſche Sprache zur franzöſiſchen? Um hierauf zu antworten, müſſen wir den Stammbaum der Sprachen herſtellen.

F. Worthmann.

Rückerinnerungen an Prinz Albert.

„Der Mittelpunkt unſeres ſocialen Syſtems, die Stütze unſeres Staats" — ſo nannte, ſo pries ihn die Times, als er todt war. So und mit noch erhabeneren Titeln ſangen in ſchwarzumränderter Wehklage alle Zeitungen ohne Ausnahme in langen, langen, doppelten, dreifachen, mehrere Tage wiederholten Leitartikeln und Biographien ſeine perſönlichen, häuslichen, wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen, ſocialen und politiſchen Verdienſte. Die meiſten derſelben Zeitungen hatten ihm zwanzig Jahre lang, einige Male unter allgemeiner, künſtlich erregter Indignation der öffentlichen Meinung vorgeworfen, daß ſich der Gemahl der Königin „in Politik miſche," und die allgemeine Empörung darüber ſo weit getrieben, daß das Parlament zuerſt Robert Peel, ſpäter Ruſſell, darüber zur öffentlichen Rechenſchaft zog.

Peel und dann Ruſſell begegneten dieſe öffentliche Anklage ganz auf dieſelbe Weiſe. Sie ſagten: Ja, es iſt richtig, daß ſich Prinz Albert in Politik miſcht, daß ihn die Königin in allen wichtigen, ihrer Weiblichkeit zu ſchwierig erſcheinenden politiſchen Fragen um Rath fragt, daß der Prinz ihr als liebender Gatte, als gemäßigter, weiſer, kenntnißreicher, durchgebildeter Gelehrter und Staatsmann ſtets den beſten Rath giebt, und daß es nichts Natürlicheres, Schöneres, Nothwendigeres und dem Lande Erſprießlicheres geben könne, als dieſe politiſche Thätigkeit des Prinzen.

Nachdem ſo der Grund der allgemeinen Entrüſtung nicht nur zugegeben, ſondern auch erweitert, als eine zum Wohle des Landes beſtehende Thatſache anerkannt und öffentlich geprieſen worden war, ſchlug die Empörung ſofort in allgemeine Beifallsbezeugungen, in Begeiſterung über dieſe Wohlthat um.

Deſſenungeachtet ſpielte die kindiſche Bosheit der Preſſe und des Publikums gegen den Prinzen, ſo oft es Palmerſton zur Erhöhung ſeiner Popularität und Unentbehrlichkeit für nöthig hielt, ſtets eine Rolle in der engliſchen Politik. Spott und Bosheit und Denunciation gegen den „deutſchen Einfluß" in Politik und Leben haben während der zwanzigjährigen, edlen Wirkſamkeit des Prinzen gewiß Stoff zu Hunderten, wenn nicht Tauſenden von Leitartikeln gegeben. Es war ein Lieblings-Thema gewiſſer Zeitungen, gegen Deutſchland im Allgemeinen, beſonders gegen Preußen und dann mit Spezial-Malice gegen den „deutſchen Einfluß" in England, zu ſchreiben, und auf die dadurch gefährdete engliſche Freiheit hinzuweiſen, die Niemand zu ſchützen wiſſe, als Palmerſton. Es war ein offenes Geheimniß in London, daß Palmerſton wegen dieſer und anderer Bosheiten und Tücken am Hofe nie gern geſehen und verachtet wurde. Er hatte freilich die Praxis, die diplomatiſche Macht und Schlauheit, die liſtig benutzte und an der Naſe herumgeführte öffentliche Meinung, das für'n Narren gehaltene Parlament und außerdem immer die Lacher auf ſeiner Seite, die Königin aber nur einen politiſch machtloſen, ehrlichen und edeln Gatten. Iſt dieſer nun wirklich als das „Centrum des ſocialen Syſtems Stütze des Staates," als Genius des Friedens und einer neuen, höhern, engliſchen Kultur erkannt, im ganzen Lande mit Trauer, Schmerz und Begeiſterung anerkannt worden, ſo giebt es kein ſchlimmeres, verdammenderes Zeugniß gegen Palmerſton, deſſen Politik in beſonders giftiger Drachenſaat in den verſchiedenen Welttheilen aufſchießen und Früchte tragen wollte, als der öffentliche „Genius des Friedens und der Freiheit" plötzlich ſein Auge zum letzten Schlummer ſchloß.

Uns iſt er hauptſächlich lieb und werth, als der am Höchſten geſtellt geweſene, edle, beſcheidene, aber in ſeiner Weiſe heroiſche Miſſionär deutſcher Kultur in England, die durch ihn in England einheimiſch, Schmuck und Schönheit juſt der höchſten und gebildetſten Klaſſe geworden iſt. Als ſolchen haben ihn auch hauptſächlich die Deutſchen in London in ihrer Adreſſe an die Königin betrauert und geprieſen. Und hätte er weiter nichts gethan, als den deutſchen Weihnachtsbaum in England eingebürgert, die franzöſiſche Sprache und Literatur durch deutſche verdrängt, er verdiente ſchon deshalb das ſchönſte Ehrendenkmal in der Geſchichte Deutſchlands, die nicht durch Bajonette und Epaulettes und Schlachten gemacht wird. Aber er war mehr. Seine Verdienſte ſind verzeichnet in Tauſenden wirklicher Kultur-, Friedens- und Bildungsſchöpfungen. Dies wird mit der Zeit ausführlich und gründlicher geſchildert und gewürdigt werden. Hier kann es in einer nekrologiſchen Skizze zunächſt blos mit angedeutet werden.

Prinz Albert Franz Auguſt Karl Emanuel von Sachſen-Koburg-Gotha war der jüngſte von den beiden Söhnen des verſtorbenen Herzogs Ernſt und ſeiner erſten Frau, Prinzeſſin Louiſe, einzigen Tochter des letzten Herzogs von Gotha. Prinz Albert war am 26. Auguſt 1819 auf dem Schloſſe Roſenau geboren, alſo drei Monate jünger, als die Königin von England. Der Vater ließ ſich von ſeiner geiſtreichen, ſchönen Mutter, kurz nach des Prinzen Geburt, ſcheiden, worauf ſich dieſe in ein ſtilles Privatleben zurückzog und am 30. Auguſt 1831 ſtarb.

Der alte Herzog Ernſt ſtammte aus einer zahlreichen Familie, deren Mitglieder und Nachkommen ſich über verſchiedene Throne Europa's verzweigt haben. Die verſtorbene Herzogin von Kent war ſeine Schweſter, Prinz Albert und die Königin alſo Couſin und Couſine.

Nach einer ſorgfältigen Vorbildung ſtudirte Prinz Albert in Bonn Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft ꝛc. Mit ſeinem Vater und Bruder reiſte er 1836 zum erſten Male nach England, wo ſie als Gäſte der Herzogin von Kent vom Hofe, ſtädtiſchen und Staatsbehörden auf die verſchiedenſte Weiſe geehrt wurden. Bei dieſer Gelegenheit ſahen ſich die künftige Königin von England und ihr künftiger Gemahl in erſter Jugendfriſche zum erſten Male, und wurden wegen ihrer offenen, unaffectionirten Art und Weiſe, wie ſie beim Lord-Mayor gegeſſen, getrunken, geplaudert und ſich amuſirt hatten, ſehr gelobt.

Nach ihrer Rückkehr wurden die Prinzen unter der Leitung ihres Onkels in Brüſſel, des Königs der Belgier, in einem beſonderen Privathauſe in ihrer wiſſenſchaftlichen und ſocialen Bildung weiter gefördert. Ihr ſpezieller Hauslehrer und Studienmeiſter (tutor) war ein engliſcher Geiſtlicher, der dem Prinzen Albert einmal folgendes Zeugniß ausſtellte:

* M. Müller, Letter to Baron Bunsen on the Turanian Languages; Essay on Bengali.

Digitized by Google

„Sein Wiſſen iſt reich und dabei gründlich, ſeine Fähigkeiten höherer Art, ſeine Natur liebenswürdig, Betragen untadelhaft und, mehr als Alles, ſein Glaube an und ſeine Neigung für die proteſtantiſche Kirche aufrichtig.“ Ein Engländer, der um dieſe Zeit ſeinen „Summer in Germany“ veröffentlichte, hat des Prinzen in folgender Weiſe gedacht: „Nach unſerer Rückkehr in's Hôtel fanden wir den jungen Erbprinzen von Koburg-Gotha und ſeinen Bruder, Prinzen Albert. Es ſind beides intereſſante junge Herren mit aller echt deutſchen Gutmüthigkeit in ihren Anſichten und Manieren. Prinz Albert iſt größer, als ſein Bruder und hat etwas ſehr Gewinnendes; ſein ſchönes Geſicht, neben dem Ausdruck der Güte, Beiden gemein, iſt beſeelt von der größten Lebhaftigkeit und Intelligenz.“

Als Student veröffentlichte er eine Sammlung von Gedichten zum Beſten der Armen. Sie wurden zum Theil von ſeinem Bruder komponirt. Obgleich er nie Dichter ſein wollte und es wahrſcheinlich auch nie war, wär' es doch intereſſant, dieſelben jetzt wieder hervorzuſuchen. Eine italiäniſche Reiſe mit längerem Aufenthalt in Florenz, Rom und Neapel vollendete ſeine Univerſitäts-Bildung. Nach ſeiner Rückkehr wurde er im zwanzigſten Lebens-Jahre für mündig erklärt und mit einem jährlichen Einkommen von 150,000 Thalern aus Erbſchaft und Privat-Vermögen verſehen. Dieſes Vermögen überließ er nach der Verlobung mit der Königin von England ganz ſeinem Bruder, ſo daß der engliſche Spott, er ſei mit einer Tabackspfeife in der einen und einer Gothaer Wurſt in der anderen Rocktaſche gekommen und habe ihre Königin geheiratet, (der engliſche ſtupide Geldſtolz kennt keinen ſchmachvolleren Vorwurf, als den der Armuth) nur inſofern richtig iſt, als er freiwillig auf ſein Privat-Vermögen verzichtete.

Am 10. October 1839 kam Prinz Albert mit ſeinem Bruder zum zweiten Male nach London. Die junge, noch kindliche Victoria war inzwiſchen ſchon gekrönt worden. Beide waren jung, unbefangen und nahe Verwandte. Er war jung und ſtattlich, nobel und männlich von Geſtalt. In England gilt es als ausgemacht, daß die Königin und der Prinz ſich wirklich lieben lernten vor ihrer Verlobung — eine Seltenheit, ein beneidenswerther Vorgang in dieſen Kreiſen. „Die junge Königin,“ heißt es in einem Berichte damaliger Zeit, „benahm ſich gegen ihren ſchönen Couſin mit jungfräulicher Zurückhaltung, zugleich aber mit der Unbefangenheit, die ſo nahe Verwandſchaft und frühere Bekanntſchaft natürlich erſcheinen ließ. Der Prinz ſeinerſeits zeigte ſich als Liebender, und zwar mit einer Grazie, die ſeinem Hauſe ganz eigen ſein ſoll. Er trennte ſich nicht ohne dringende Veranlaſſung aus der Gegenwart der Königin, und jeder ihrer Wünſche ward mit unverhüllter Zuneigung errathen und erfüllt. Nachdem Ihre Majeſtät ſich entſchloſſen zu haben ſchien, daß ſie bereit ſei, ihm und keinem andern Bewerber ihre Hand zu geben, galt es nur noch, ein Mittel zu finden, um dies zu zeigen. Als Königin mußte ſie wählen und durfte es Keinem erlauben, ſelbſt zu werben. Es war eine ſchwere und delikate Aufgabe; aber die Königin löſte ſie mit Takt und Zartheit. Auf einem Balle in ihrem Palaſte nahm ſie Gelegenheit, zu Ende eines Tanzes dem Prinzen ihr ausgewähltes Blumen-Bouquet zu ſchenken. Der Prinz wußte die Gabe zu würdigen. Da die feſt anliegende Uniform keinen Platz bot, den Strauß zu befeſtigen, zog er ſein Federmeſſer heraus, ſchnitt über dem Herzen ein Loch in die Uniform und befeſtigte die koſtbare Gabe darin. Nun galt es aber noch, mit Worten zu ſagen, was die Blumenſprache geduftet hatte. Auch dieſe Schwierigkeit wurde mit Grazie und Genialität überwunden. Als der Prinz von ſeiner Abreiſe ſprach, und die Freundlichkeit und Liebe, mit der er hier behandelt worden, pries, fragte die Königin: „Wenn Eure Hoheit ſich in England wirklich gefallen haben, würden Sie vielleicht eine Einladung, ganz und gar hier zu bleiben und es zu Ihrer Heimat zu machen, nicht abweiſen?“ — Die Antwort läßt ſich denken.

Wir überſetzen dies aus einer engliſchen Quelle, ohne weiter für die Richtigkeit des Inhalts zu bürgen. Gewiß iſt, daß ſich das hohe junge Paar in Liebe vereinigte und bis an's Ende des ſchönen Bundes ein nie angetaſtetes Muſter ehelichen und häuslichen Glücks, des muſterhafteſten, beinahe idealen Familien-Lebens blieb.

Nachdem der Verlobte am 14. November abgereiſt war, theilte die Königin ihren Entſchluß dem zu dieſem Zwecke berufenen Staatsrathe (Privy Council) mit. Dem Oberhauſe machte ihr Onkel, Herzog von Cambridge, officielle Mittheilung. Wellington beantragte, in der beſchloſſenen Glückwunſch-Adreſſe das Wort „Proteſtant“ zu den Titeln des Bräutigams zu ſetzen, was denn auch geſchah. Dem Lord John Ruſſell fiel die wichtige Rolle zu, das Unterhaus mit der Verlobung bekannt zu machen und eine geeignete Ausſtattung zu beantragen. Dies that officiell der Premier, Lord Melbourne, der jährlich 50,000 Pfund für den Gemahl der Königin verlangte. Aber weder Liberale noch Conſervative ſahen den „Fremden“ gern. Was auch die Zeitungen nach ſeinem Tode am Gegentheile rühmten, die Standes- und Geld-Ariſtokratie empfing ihn mit Stolz und Kälte, die Nation und Preſſe mit Hohn, Verläumdung und Spott. Hume und Williams beantragten 21 ſtatt der 50 Tauſend. Endlich einigte man ſich auf 30 Tauſend. Die Times nannte das in ihrem Nekrologe eine Knickerei, aber über zwanzig Jahre nachher. Nachdem die Verlobung in Gotha mit großem Pompe gefeiert und der Bräutigam vom Bevollmächtigten der Königin mit dem diamantenreichen Hoſenband-Orden geſchmückt worden war, wurde er am 28. Januar 1840 nach England abgeholt. Zwölf Tage vorher hatte die Königin das Parlament eröffnet und ihre bevorſtehende Verheiratung beiden Häuſern angekündigt.

Die Trauungs-Feierlichkeiten begannen am 10. Februar Mittags in der königlichen Kapelle zu St. James und endigten mit glänzenden Feſtlichkeiten, die ihrer Zeit in dicken Bänden beſchrieben wurden.

Von dem nun folgenden, mit nur wenigen Ausnahmen ſelten unterbrochenen häuslichen Lebensglück der Königin, ihres Gemahls und der ſich mit der Zeit einſtellenden reichen Zahl blühender, lieber Kinder können wir nicht ſprechen. Das ſchöne und unantaſtbar Heilige und Heimiſche dieſes Glücks beſteht eben darin, daß es der Chronique scandaleuse nie den leiſeſten Anlaß gab, dieſes Heiligthum vor der Oeffentlichkeit zu entweihen. Gerechter Weiſe fügen wir hinzu, daß es in England die Bosheit wohl nie hätte ungeſtraft wagen dürfen, ſich an dieſer anerkannten Muſterfamilie zu vergreifen.

Einige Anekdoten, die in dieſer Beziehung circulirten, ſind mehr heiterer und harmloſer Art. Die Königin konnte unter Umſtänden in Zorn ausbrechen. In einem ſolchen Zuſtande begoß ſie den Gemahl einmal mit Chocolade. Letzterer begiebt ſich nach Windſor und wartet bis ſich Reue für die Uebereilung einfindet. Endlich klopft die Königin an. Wer iſt da? — Die Königin. Keine Antwort. Erneutes Klopfen. Wer iſt da? Die Königin. Die Thür bleibt verſchloſſen. Es klopft zum dritten Male. Wer iſt da? „Deine Frau.“ Da öffnet ſich die Thür und ein liebender Gatte empfängt die Königin in ſeinen Armen.

Dergleichen Anekdoten habe ich mehrere gehört im Munde des engliſchen Volkes. Sie ſind alle gutmüthiger liebenswürdiger Art. Eine boshafte habe ich nie vernommen. Kein fürſtlicher Hof hat wohl je in ſittlicher Beziehung ſo lange ununterbrochen rein und heilig dageſtanden als der der Königin Victoria und ihres jetzt halb vergötterten Gemahls, mit ihren neun blühenden Kindern. Weder er noch ſie waren durch Geſetze wegen Majeſtäts-Beleidigungen vor Verleumdungen geſchützt und die Bänkelſänger und gaſſenheimiſchen Witzmeiſter brüllten ihren Spott gegen den Prinzen in Gegenwart von feiernden Policemen ungeſtraft ab. Von Außen durch Furcht und Vigilanten waren ſie nie geſchützt; aber nie hat ſich etwas wirklich Ehrenrühriges im Volke gegen das hohe Paar geltend gemacht. Dagegen war alles Volk bis in die niedrigſten Schichten ſelbſt Polizei und Kriminal-Juſtiz.

Die Lorbeeren, welche ſich Victoria's Gemahl erwarb, ſind rein von Blut, nicht gewachſen auf den Leichen vieler Tauſend und auf Millionen neuer Staatsſchulden, wie faſt alle andern officiellen Lorbeeren; es ſind Lorbeeren ganz eigner und edler Art. Ein ganzes Magazin von ſilbernen Maurerkellen, mit denen der Prinz immer den erſten Grundſtein zu einem neuen Unterrichts-, Bildungs-, Wiſſenſchaft- und Volks-Inſtitut legte, kann allein mit der ordensreichſten Bruſt und mit den bedenkmalteſten Helden in die Schranken treten. Prinz Albert hat die Volksbildung, die Schulen des Geſchmacks für die groben, formenheickligen Handwerker und Fabrikanten geſchaffen und ſo einen „deutſchen Einfluß“ in England geltend gemacht, dem der pfiffige, ſtockengliſche Diplomatismus Palmerſtons zur Ehre und zum Wohle Englands gründlich unterliegen wird.

Prinz Albert iſt Schöpfer der erſten, großen Welt-Induſtrie-Ausſtellung, die den Zweck hatte, die Nationen zu einem praktiſchen Friedens-Kongreſſe zu berufen (daß ſie die Lehren deſſelben vergaßen und verhöhnten, iſt nicht ſeine Schuld und komme über die Häupter der Schuldigen) und der geſchmackloſen engliſchen Induſtrie Scham über ihre Unbeholfenheit und einen neuen Geiſt einzuflößen. Letzteres iſt glänzend gelungen, und das war der Haupteindruck, der mächtigſte Impuls der Ausſtellung durch ganz England, wie ich aus täglicher langjähriger Erfahrung bezeugen kann.

Der beſſere Geſchmack in Induſtrie und Leben, der ſich ſeitdem in England geltend machte, iſt in erſter Inſtanz weſentlich Prinz Alberts Werk. Die Inſtitute, Muſeen (darunter „wandernde“), Handwerker-Vereine mit Bibliotheken, Leſezimmern, Vorleſungen, Modellen u. ſ. w., die noch nach 1851 aus dieſem Geiſte hervorgingen, ſind weſentlich Prinz Alberts Werk.

Digitized by Google

Der Prinz, der den Kriſtall-Pallaſt und deſſen Geiſt wirkſam in's Leben rief, verſchmähte auch nicht, „Lumpen"- und Armenſchulen, Modell-Logierhäuſer für die ärmſten, obdachloſen Klaſſen und ſonſtige Anſtalten der Humanität einzuweihen und durch Beiſpiel und Einfluß zu fördern. Daß der Geiſt der Bildung, der Humanität und des Friedens, deſſen König der Prinz war, ſich bis jetzt nicht wirkſamer geltend machen konnte, daß er ſogar verhöhnt und durch das ärgſte Soldaten- und Rüſtungs-Unweſen (vielleicht mit Eröffnung der zweiten engliſchen Kultur-Ausſtellung, auch eines Werkes des Prinzen) aus ganz Europa vertrieben wird, das iſt nicht ſeine Schuld. Für dieſen Geiſt der Diplomatie und des Völkerhaſſes, der Kanonen und der Kriegsſchiffe, der künſtlichen Beförderung von Unfreiheit, Unfrieden, Mißtrauen und Kriegs-Bereitſchaft ſorgten mit ſtarken, politiſchen und diplomatiſchen Mitteln beſonders Lord Palmerſton und ſein intimſter Freund vom 2. December 1852.

Wir erwähnen nur noch kurz, daß der beſſere Theil der engliſchen Nation mit der Königin förmlich wetteiferte, den Prinzen mit Ehrentiteln und Aemtern zu überhäufen. Die Königin ging darin offenbar zu weit, nicht nur um ihn für den Königstitel zu entſchädigen, ſondern auch um die Einnahmen für den königlichen Haushalt zu vermehren.

Die Haupt-Ehre ward ihm zu Theil, als er gegen mächtige Kandidaten der hochkirchlichen Partei zum Kanzler der Univerſität Cambridge erwählt ward. Wie vieler wiſſenſchaftlicher Inſtitute Präſident er war, iſt ebenſo ſchwer zu zählen, als der Umfang ſeiner von der Königin gegebenen Titel und Würden zu ermitteln iſt. Er war Feldmarſchall der Armee, Oberſt von ein Dutzend Regimentern, Mitglied des Staatsraths, Ober-Jagd-Meiſter, erſter „Steward," „Warden," Gouverneur und Conſtable, erſter Ritter des Bath-Ordens, Ober-Steward von Plymouth, General-Capitain der fabelhaften Bürgerwehr-Artillerie von London, Ritter des Diſtel-, des St. Patrick-, des Hoſenband- und einer Menge andrer Orden, Präſident faſt aller großen Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anſtalten des Königreichs. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich als Meiſter des „Trinity"-Hauſes, der Behörde für Leuchtthürme, Piloten und andere Sicherheits-Maßregeln für den Seeverkehr. Die Leuchtthürme wurden unter ſeiner Präſidentſchaft alle bedeutend vervollkommnet und mehr als verdoppelt. Das Licht aber, das die Welt auch in künftigen Jahrzehenden am wohlthätigſten und ſegensreichſten erleuchten wird, mag als Wirkung muſterhafter Erziehung ſeiner Kinder der Welt zu Gute kommen. Er erzog mit der vortrefflichſten aller Mütter den künftigen König Englands, die künftige Königin Preußens, den Erben des Herzogthums Coburg-Gotha, Söhne und Töchter, welche in den verſchiedenſten, höchſten Lebensſtellungen die Welt für ſeinen frühen Tod entſchädigen mögen.

Ganz England erſchien in aufrichtiger Trauer und mehrere Zeitungen — alle ſchwarz gerändert — baten in aufrichtiger Reue öffentlich für die Bosheiten und Verleumdungen, die ſie dem Prinzen angethan, um Vergebung. Die wahre Sühne aber beſteht nur in dem faktiſchen und moraliſchen Tode der Palmerſtonſchen Politik. H. B.

Frankreich.

Garnier-Pagès als Geſchichtſchreiber.*

Das Jahr 1848 außerhalb Frankreichs.

Die Franzoſen der Gegenwart zeigen eine erſtaunliche Vorliebe für die Geſchichtſchreibung; es iſt, als wenn jeder bedeutende Menſch der Nation ſeinen Bauſtein zum Werke beitragen wollte. Laſſen wir die Memoirenwuth, die auch im 19ten Jahrhundert unverdroſſen ihre Opfer fordert, auf ſich beruhen, ſo bleibt immer ein gewaltiger Strom hiſtoriſcher Gefühlsergüſſe von tüchtiger epiſcher Breite, ſtark genug, um halb Europa unter Pariſer Lettern zu ſetzen. Nicht am eigenthümlichſten ſcheint es, wenn der Strom zumal in die Bahn der neueren und neueſten Zeit ſich ſtürzt; denn in den näher liegenden Regionen laſſen ſich die zeitgenöſſiſchen Urtheile beſſer anbringen. Das klingt etwas boshaft, aber es iſt nach mehrfacher Beobachtung nur allzu wahr. Alle franzöſiſchen Geſchichtſchreiber des Jahrhunderts von Ch Lacretelle an geben die ſprechenden Belege. Während der Deutſche mehr dem antiquariſchen Studium fröhnt, zieht den Franzoſen ſein praktiſcher Sinn zur Betrachtung der nächſten Vergangenheit. Er will ſo bald als möglich die Früchte der letzten Erfahrung ärndten. Inzwiſchen vergißt er dabei, daß die jüngſte Erfahrung nicht gerade die werthvollſte iſt. Was wir vor Kurzem erſt erlebten, ſteht uns noch nicht in ruhiger Objectivität gegenüber, es hat ſich von dem ſtörenden Einfluß der ſubjectiven Stimmungen und Leidenſchaften nicht förmlich losgemacht, es trägt vielmehr, wenn wir es wiedergeben, ganz unwillkürlich den breiten Stempel unſerer Ichheit und folglich — der Parteilichkeit! Denn wir ſind nun einmal Partei in allen Dingen, die unſere Umgebung betreffen. Und die Zeit gehört ebenfalls zur Umgebung des Menſchen!

Ein Buch unter dem Titel: „Geſchichte der Revolution von 1848" wird nur 10 bis 20 Jahre nach dem fraglichen Ereigniß von vornherein ein gewiſſes Mißtrauen einflößen und ich möchte zweifeln, ob ſchon ein Menſchenalter, alſo 33 Jahre danach, das Mißtrauen einen geringern Grund hätte. Herr Alphons von Lamartine hat an ſeiner „Geſchichte der Februar-Revolution" uns ein erhebendes Beiſpiel ſolcher brühſiedend-warmen Berichterſtattung gegeben; mit liebenswürdigſter Eitelkeit hat der phantaſiereiche Schöngeiſt, Dichter und Staatsmann ſeine werthe Perſon an keiner Stelle vergeſſen, ſondern ſie gebührend an's Licht geſtellt. Welch ein Zeugniß der Geſchichte aus dem Munde desjenigen, der mitten im Wirbel des Völkerſturmes geſtanden und in der großen Staatsaction wohl oder übel eine Hauptrolle geſpielt hatte! Sein Beiſpiel hat unter den Mitgliedern der einſtigen proviſoriſchen Regierung der Februar-Republik anſteckend gewirkt. Ein zweites, noch großartigeres Zeugniß der Zeitgeſchichte will uns Herr Garnier-Pagès liefern: die Executiv-Commiſſion von 1848 will durchaus im Andenken der Nachwelt fortleben! Auch der brave Herr Garnier-Pagès ergreift die ſchwerwiegende hiſtoriſche Feder und beſchreibt mit ihr in kühnem gewaltigen Zuge das ganze weite Blachfeld des politiſchen Freiheitskampfes in dem furchtbaren Sturmjahr. Aber, er fängt es eigenthümlich dabei an, der Ex-Maire von Paris! Nicht von Frankreich geht er in ſeinen Schilderungen aus, er ſtellt Frankreich und Europa einander gegenüber, hebt mit Europa ſeinen Bericht an und läßt innerhalb Europa's die Handlung auf dem Boden Italiens beginnen. Drei Bände ſind der Revolution in „Europa" gewidmet; davon beſpricht der erſte allein die italiäniſche Bewegung von 1848, die beiden andern umfaſſen die Vorgänge des Jahrs in allen übrigen Ländern des Erdtheils. Frankreich, das mit 5 Bänden bedacht werden ſoll, iſt noch in Arbeit: finis coronat opus! Es iſt doch etwas Herrliches um ein Ende, das auch als Anfang brauchbar wäre! Der Verleger, Herr Pagnerre (und er iſt nicht von Ungefähr Verleger des einſtigen Mitregenten Frankreichs, ſintemal er anno 48 den hohen Poſten eines Secretärs der proviſoriſchen Regierung bekleidete) plaudert uns das Zukunfts-Programm der zu erwartenden Unentbehrlichkeit aus: der erſte Band des Werks wird den Sturz des Königthums, der zweite den 24. Februar 1848, die drei letzten aber werden die proviſoriſche Regierung ſammt allen ihren Verdienſten ſchildern. Wiederum: finis coronat opus! Das Beſte kommt zuletzt. Drei Bände Großoctav von durchſchnittlich 400 Seiten Umfang, alſo circa 1200 Seiten Großoctav, erſcheinen wirklich genug, alle Großthaten der proviſoriſchen Regierung den kommenden Geſchlechtern zu verkünden. Sie werden ein ziemliches Maaß von Geduld beſitzen müſſen.

Aber unſer Urtheil dürfte übereilt ſcheinen. Rechtfertigen wir es daher! Daß man bei dem Bericht über einen vulkaniſchen Stoß mit den Schollen, die ſelbigen aus zweiter Hand empfingen, anhebt, iſt jedenfalls ein eigenthümliches Verfahren, das von der ſonſtigen Art der Menſchen, mit dem Urſprung eines Dinges anzufangen, weſentlich abweicht. Herr Garnier-Pagès iſt auf dieſem Wege in jeder einzelnen Epiſode immer von Neuem zu Antecipationen gezwungen, er muß in jedem Kapitel auf Thatſachen verweiſen, die er erſt in einem folgenden Werke erzählen will. Wer nicht alles Das, was der treffliche Autor uns darſtellt, vor Leſung des Buches bereits gründlich weiß, kann gar nicht begreifen, wie Frankreichs proviſoriſche Regierung, deren Zuſammenſetzung man aus den Zeitungen oder von Hörenſagen kennen muß, in dieſer oder jener Weiſe ſich den fremden Mächten und den auswärtigen Volksbewegungen gegenüber benimmt. Es wird eben darauf gerechnet, daß man ein Zeitgenoſſe iſt, der eigentlich gar keinen Bericht braucht, weil er die „Geſchichte" ſelber erlebt hat. Eine nicht üble Logik! Nur ſchade, daß aus dieſer Logik folgen würde, Herr Garnier-Pagès hätte ſich die Mühe der Geſchichtſchreibung erſparen können.

Freilich, allzu groß iſt die Mühe nicht geweſen. Das Ganze macht unverkennbar den Eindruck eines Auszuges aus den Zeitungen von 1848; andere Quellen finden ſich überdies nirgends genannt: Herr Garnier-Pagès ſcheint grundſätzlich die Angabe ſeiner Quellen zu

* Histoire de la révolution de 1848 par Garnier-Pagès. Europe. 3 vol. grand in 8°. Paris, Pagnerre, 1861.

Digitized by Google

vermeiden. Das erhöht keineswegs die Glaubwürdigkeit des Verfaſſers. Nach den ſonſt geläufigen Begriffen gehört die Quellen-Angabe zu den erſten Anforderungen an den Hiſtoriker; ſie iſt das beſte Mittel, den Werth ſeiner Studien, die Gründlichkeit und Gediegenheit, ſowie den Umfang derſelben abzuſchätzen; ſie giebt ein Bild von ſeinen Erfahrungen in der Beurtheilung fremder Leiſtungen und von den Vorkenntniſſen, die er für ſeinen Zweck fruchtbar zu machen wußte. Alles dieſes hat Herr Garnier-Pagès gering angeſchlagen; er erzählt ruhig fort in der feſten Vorausſetzung, Jeder werde einem Namen von dem Klange des ſeinigen willig Glauben ſchenken. Wer wird auch bezweifeln wollen, was ein Mitglied der proviſoriſchen Regierung erzählt? Hat Herr Garnier-Pagès nicht 9 Monate an der Quelle der politiſchen Weisheit geſeſſen? War er nicht, populär zu reden, ein „Mann bei der Spritze?“ Alſo wozu noch ſonſtige „Quellen?“ Ja, das Wozu iſt ein böſes Ding bei „gelehrten Werken!“

Man kann ſich wahrlich den Kopf zerbrechen, warum der wackere Herr Garnier-Pagès ſeine drei dicken Bände neueſter Revolutionsgeſchichte in die Welt geſetzt hat. Man kann das um ſo mehr, wenn man, als warmer Freund der politiſchen und der Glaubens-Freiheit, als Bekenner des „Suum cuique“ auf allen ſocialen Gebieten, dem Standpunkte des Herrn Garnier-Pagès niemals wie Feuer und Waſſer gegenüberſteht. Selbſt ein unſeliger Anhänger des „Eudämonismus,“ auf dem in Deutſchland etliche obſkure Genies von plaſtiſcher Halbheit herumhocken, kann die Gewiſſensfrage aufwerfen, weshalb das einſtige Mitglied der proviſoriſchen Regierung uns mit ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten beglücken will? — Die ſicherſte Auskunft ertheilt hierüber das vorliegende Buch ſelbſt. Wer ein paar Kapitel durchgeleſen, gelangt zu der Einſicht, daß er lediglich eine Tendenzſchrift in Händen hält. Die Revolution von 1848 iſt von ihrem Erzähler einfach deshalb geſchildert worden, damit die Propaganda für die Provinzen der Februar-Republik im täuſchenden Schimmer hiſtoriſcher Gewandung deſto leichter Eingang fände. Schwerlich ein tieferer Gedanke hat Herrn Garnier-Pagès zu ſeiner „Geſchichte der Revolution von 1848“ begeiſtert, als derjenige, welcher dem Buche: „Die Volksſouveränetät, Verſuch über den Geiſt der Revolution“ von Paul de Flotte (Marine-Offizier a. D. und einſtigem Volksvertreter) zum Grunde liegt. Beſteht zwiſchen beiden Schriften ein Unterſchied, ſo fällt er zu Ungunſten der Arbeit von Garnier-Pagès aus; denn eine räſonnirende Abhandlung über politiſche Fragen trägt ihre Tendenz unverhüllt an der Stirn, während eine Revolutionsgeſchichte à la Louis Blanc oder Garnier-Pagès erſt auf einem widerrechtlichen Umwege ihren eigentlichen Hauptzweck erreicht.

Am klarſten zeigt ſich die Abſichtlichkeit der Darſtellung an dem gänzlichen Mangel einer objectiven Charakteriſtik der Perſonen und Situationen. Rückblicke auf die Vergangenheit werden höchſtens in der Art verſucht, wie Gevatterin Times dieſes zuweilen zum Staunen Alt-Englands vor ſich bringt. Weil ich gerade England nenne, ſo mag die Einleitung des Berichts über die britiſchen Unruhen den unmittelbaren Beleg geben. Die erſten Sätze dieſer Einleitung lauten wörtlich alſo:

„Die ſpaniſchen Heiraten hatten Englands Regierung und Volk tief beleidigt. Leidenſchaftliche Erörterungen im Parlament, eine aufregende Polemik in der Preſſe, zuweilen bis zu Schmähungen wider den König Ludwig Philipp geſteigert, hatten dieſe Nation in die Stimmung verſetzt, jede der Familie Orleans verhängnißvolle Nachricht günſtig aufzunehmen. Alſo erfuhr man mit allgemeiner Befriedigung die erſten Unglücksfälle einer verabſcheuten Politik: die Vertreibung des Miniſteriums Guizot und die Pariſer Unruhen. Nach Maßgabe, als die Peripetien des revolutionären Drama's bekannt wurden, mehrten ſich Aufregung und Gährung. Es gab überall eine zitternde Bewegung. In den Straßen ſtritt man ſich um die öffentlichen Blätter. An der Börſe und im Unterhauſe verſchlang man die Depeſchen“ u. ſ. w.

Dies iſt die Einleitung zu dem Drama der Chartiſten-Bewegung. Irgend ein Romancapitel könnte man nicht ſchöner einleiten. Man wird gleich mitten in die Sache geführt, gerade als wenn man eine dem Augenblick entſproſſene Zeitungscorreſpondenz zu leſen bekäme: ein Feuilleton-Artikel würde am Ende noch weiter ausholen. Es wird nicht erſt viel geredet, ehe es „losgeht!“ — Wie iſt aber dieſe ſonderbare Manier zu erklären?

Herr Garnier-Pagès reißt uns aus allen Zweifeln, indem er ſeinen Vortrag auf eine möglichſt kurze Zeitſpanne einſchränkt, wobei er über den Monat Februar möglichſt wenig zurückgreift und mit Anfang Auguſt gänzlich abbricht. Auf eine Erzählung der Ereigniſſe in dem vollen Verlauf des Jahres 1848 läßt er ſich nirgends ein, im günſtigſten Falle beſchreibt er ſechs Monate, alſo die Hälfte des merkwürdigen Jahres. Daß eine ſo knappe Behandlungsweiſe den weltgeſchichtlichen Standpunkt ausſchließt, bedarf keiner weiteren Verſicherung, wenn ſolche nach den bisher angeführten Thatſachen überhaupt noch nöthig wäre; allein das iſt nicht die einzige Bemerkung, zu der uns Herr Garnier-Pagès durch ſein Verfahren Anlaß giebt. Wir erkennen auch, wie er danach den Begriff „Revolution“ auffaſſen muß. Revolution iſt ihm nichts anderes als Inſurrection; ſoweit alſo die Aufſtände des Jahres 1848 reichen, ſo weit reicht die Revolutionsgeſchichte des Herrn Garnier-Pagès. Inzwiſchen unterſcheidet er doch unter den Aufſtänden; diejenigen, welche ſchon in die Aera der beginnenden Reactionsepoche fallen, die September- und October-Unruhen, würdigt er keiner Betrachtung; nur die Aufſtände, denen der Anſchein des Erfolges noch anhaftet, erzählt er ausführlich und mit epiſcher Breite. Selbſt Italien, das wegen der romaniſchen Stammverwandtſchaft beſondere Vorzüge bei unſerem Autor genießt, namentlich den, daß es wirklich etwas hiſtoriſch behandelt wird, bleibt am 17. Auguſt 1848 in ſeiner Einheits- und Freiheitsbewegung ſtecken; es iſt dem Herrn Verfaſſer total gleichgültig, ob die armen Venetianer nach der Niederlage ihres Bundesgenoſſen Carlo Alberto von Oeſterreichs Heerſchaaren umzingelt ſammt ihrer wiedererweckten Republik in Todesangſt ſchweben. Mitten in der Vorbereitung zur venetianiſchen Kataſtrophe wendet Herr Garnier-Pagès ſein Antlitz ab und geruht nach England, nach der modernen Meereskönigin, hinüberzuſegeln, wo er die Chartiſten-Tragikomödie in der angedeuteten Weiſe darzuſtellen unternimmt. Aber nicht lange hält er ſich bei England und Irland auf; Ende März ſpringt er nach Belgien hinüber, das er mit 5 Seiten abfertigt; dann kommen Niederlande, Schweiz, Schweden und Norwegen, Dänemark in ähnlichem Laconismus an die Reihe: kurz es beginnt eine Spring-Proceſſion, welche der Echternacher an Fortſchrittseile kaum etwas vergiebt. Denn wohlgemerkt: iſt Herr Garnier-Pagès mit einem Lande bis an die Scheidegränze von Ende März gelangt, ſo iſt der Ortswechſel aus Geſundheitsrückſichten unerläßlich und ſind dann alle außeritaliſchen Länder des Erdtheils bis zur Märzgränze durchflogen, ſo fängt der locomotoriſche Turnus von Friſchem an. Jetzt wickelt ſich dieſelbe Schnur bis zum 4. Mai in gleicher Rapidität ab, um am 4. Mai zum dritten und letzten Mal von vorn anzufangen. Schließlich iſt das Feuer des revolutionären Renners glücklich zu Tode gehetzt.

Weshalb dieſe Art von Eintheilung des Stoffes? wird jeglicher Leſer fragen. In der Sache ſelbſt liegt nicht der geringſte Grund dazu. Waltet eine Convenienzrückſicht etwa? Nicht das gerade, aber eine ähnliche Urſache iſt in der That das heftig treibende Agens geweſen. Es war wenigſtens eine Höflichkeitsrückſicht, und zwar für das herrliche Frankreich! Weil die franzöſiſche Bewegung von 1848 am 25. März und 4. Mai Wendepunkte hat, muß auch der Revolutionsſturm der übrigen Länder an denſelben Tagen gehorſam anhalten, damit die Symmetrie nicht geſtört werde! Unſer Autor ſagt das in der Vorrede ganz unbefangen und ausdrücklich. Wir gratuliren ihm zu dieſem Triumph der Uniformität, welche ſelbſt welterſchütternde Kriſen zu beſiegen und einzudämmen weiß, aber wir können keine Sympathie dafür bezeugen. Sind wir zu phlegmatiſch, wir Deutſchen?

Es kann unmöglich geleugnet werden, daß unſer Volk Sinn hat für große hiſtoriſche Zeitgemälde, in denen ſich die Kataſtrophe des Weltlaufs abſpiegelt. Herr Garnier-Pagès hat eine ſo gute Meinung von uns, daß er dies einräumt. Wir haben auch den durch mannigfache Uebung tüchtig geſchärften Sinn für fremde Verdienſte, die wir bereitwillig und rückhaltlos anerkennen mögen. So rühmen wir denn von Herzen gern den trefflichen Stil, die ſchöne, kräftige Sprache, die Lebendigkeit in den Schilderungen des Autors, und wir ſind nicht ſo vertrocknet in den Eingeweiden der Seele, daß wir das Streben der Völker nach Freiheit, nationaler Geſchloſſenheit und ſelbſtändiger Entwickelung, nach politiſcher und ſocialer Mündigkeit als ein krankhaftes Symptom betrachten könnten: Wir haben das Bewußtſein der Aufgabe unſeres Jahrhunderts. Deutſchland iſt noch immer voran geweſen, wenn es auf Fortſchritts-Ideen ankam. Aber Eins können wir am Ausländer nicht ertragen, und es iſt ein Glück, daß unſere Geduld hierin erſchöpft iſt, nämlich, daß ein Glied einer fremden, überdies despotiſch regierten Nation ſein Vaterland für die Wiege der Freiheit Europa's ausgiebt und uns nebſt allen andern Völkern des Erdtheils zu Kopiſten des franzöſiſchen Originals herabſetzt. Gottlob, wir haben den revolutionären Cäſarismus bei uns nicht kopirt, wir haben noch die eingebornen angeſtammten Fürſten auf den Thronen und ob und wie wir mit ihnen fertig werden, iſt unſere eigene Sache. Wir brauchen keine Beglückung durch den weſtlichen Nachbar. Wir brauchen weder durch Straßburger Korreſpondenten,

Digitized by Google

noch durch Pariſer Friedens-Apoſtel aus dem Lager der weißen oder rothen Demokratie über unſere Intereſſen aufgeklärt zu werden. Wenn Herr Garnier-Pagès von uns reden will, ſo hüte er ſich, unſer nationales Selbſtgefühl zu beleidigen!

Das Jahr 1848 war ein inhaltſchweres Jahr. Die Vorſehung hat in ihm mit furchtbarem Ernſt die Völker gemeſſen und, geſtehen wir es nur, ſie alle zu leicht befunden. Nicht einmal England und Belgien blieben von Unruhen ganz verſchont, die, indem ſie den Lebensquell der Volksfreiheit, die Conſtitution, antaſten, eine Schmach für Bürger eines freien Landes ſind. Der Aufſtand iſt nicht das rechte Mittel, wie man politiſche Rechte gewinnt oder vertheidigt. Die rohe Gewalt zeugt durch ihr Beiſpiel gegen ihre angeblichen Grundſätze. Die Chartiſten konnten tauſendmal beſchwören, ſie wollten Englands Verfaſſung nicht umwerfen; nach ihren ſtürmiſchen Maſſen-Meetings glaubte ihnen kein Vernünftiger das. Und in den Reichen des Feſtlandes, waren die Barrikaden-Schlachten ein Beweis politiſcher Mündigkeit? Herr Garnier-Pagès iſt dieſer Anſicht; wir aber, auf die Lehre der Geſchichte geſtützt, die nicht erſt bei 1848 anfängt, verneinen es unbedingt. Friede iſt der Grundzug allen Rechtes auf Erden; unſer Autor weiß es und ſagt es, wenn er am Schluß von dem Völker-Kongreß der Vereinigten Staaten Europa's redet (— ein ſehr unzeitgemäßer Vergleich! —), der Friede iſt Hausfriede und Rechtsfriede und Landfriede, nicht blos Völkerfriede, er iſt die Lebensluft vernünftiger Freiheit innerhalb der einzelnen Staaten, wie in deren Gemeinſchaft. Bürgerkrieg iſt aber der ſcheußlichſte Gegenſatz zum Rechtsfrieden der Freiheit. Ruht auf dieſer der Segen Gottes, ſo ruht auf dem Bürgerkriege, der die Söhne derſelben Erde in zwei feindliche Heerlager, in Königsfreunde und Volksfreunde ſpaltet, der Fluch allen Unrechts. Was in der Trunkenheit des Augenblicks, unter Mord und Brand errungen ward, wie ſoll das Beſtand haben? Auf blutige Revolution iſt noch immerdar blutige Reaction gefolgt. Es gehört wahrlich ein ſtarker Glaube dazu, wenn Jemand von den wilden Ausbrüchen politiſcher und ſozialer Leidenſchaft das Heil und Glück der Völker erwartet. Ein Staatsmann, ſei er ein Monarchiſt, ſei er Republikaner, ſollte einen ſolchen idealiſtiſchen Glauben weder hegen noch zu verbreiten ſuchen. Langſam und allmählich, unter tauſend Hinderniſſen, die man maßvoll und ruhig beſeitigen muß, gräbt die Pflugſchaar der Freiheit ihre Furchen in den Acker des Rechts. Dieſer Boden muß mit harter Arbeit beſtellt und immer von Neuem ſorgſam gelockert werden, damit er die köſtliche Frucht des Nationalwohls trage und zeitige. Aber, was der Tag bringt und verweht, das iſt nicht die ewige Göttin des Lebens, die Freiheitsgöttin der Zukunft. Ich glaube, daß ſie in den Sturmnächten von 1848 bitterlich geweint hat. Freiheitsliebe iſt wohl eine ſchöne Art von Liebe, doch wird dem Gegenſtande derſelben oft von dem eigenen Verehrer ſchwer wehe gethan. Es gilt hier auch das Wort des franzöſiſchen Dichters: On fait tout le bonheur, ou si cela ne se peut ainsi, tout le malheur de ce qu'on aime. Herr Garnier-Pagès ſcheint mir im letzteren Falle zu ſein.

Trautwein von Belle.

Rußland.

Ethnographie der ruſſiſch-jüdiſchen Bevölkerung.*

Es iſt für den Freund der Wiſſenſchaft beſonders erfreulich, wenn er auf ſeiner Wanderung durch das weite Gebiet der Literatur plötzlich, auf geiſtig unfruchtbarem Boden, eine, die Wiſſenſchaft bereichernde, reife Geiſtesfrucht erblickt. Er begrüßt ſie mit warmer Innigkeit und drückt ſie freudig bewegt an ſein liebevolles Herz. Wir halten es daher nicht für unangemeſſen, das unten näher bezeichnete Werkchen, als eine auf dem in ſolcher Beziehung nicht ſehr ergiebigen Felde der ruſſiſchen Literatur gereiſte ſchöne Geiſtespflanze der Aufmerkſamkeit der deutſchen Gelehrtenwelt beſtens zu empfehlen.

Dieſe, im Auftrage und laut Programm der ethnographiſchen Abtheilung der kaiſerlichen geographiſchen Geſellſchaft in St. Petersburg verfaßte Arbeit erſchien bereits früher in der, von der erwähnten Geſellſchaft redigirten periodiſchen Schrift „Sapiski" vom Jahre 1861, und kam in der vorliegenden neuen Ausgabe nur die Vorrede des Verfaſſers hinzu.

Die Schrift zerfällt in folgende ſechs Abtheilungen. I. Aeußere Zuſtände. II. Sprache. III. Häusliches Leben, in ſieben Unter-Abtheilungen zerfallend, a. Wohnung. b. Kleidung. c. Speiſen. d. Sitten und Gebräuche. e. Beſchäftigungen. f. Volksvergnügungen und g. Hausbedarf. IV. Gemeindeleben. V. Moraliſche Fähigkeiten und Bildung und VI. Traditionen und Denkmäler.

Am Ende des Werkchens folgt ein alphabetiſches Verzeichniß der in demſelben vorkommenden originell jüdiſchen Sprachgebräuche und Volksausdrücke. Da dieſe Arbeit urſprünglich für ein Journal beſtimmt war und auch im Ganzen nur etwa acht Bogen ausmacht, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Verfaſſer auf die möglichſt kürzeſte Behandlung ſeines Gegenſtandes bedacht ſein mußte; jedoch hat er das Verdienſt, alles Weſentliche berückſichtigt zu haben.

Die ruſſiſchen Journale „Sofremenik," „Sin Otjeschestwa," ja ſelbſt die akademiſchen Zeitſchriften ſprachen ſich über dieſe Arbeit ſehr vortheilhaft aus. Ein Rezenſent nur in dem ruſſiſch-jüdiſchen Blatte „Zion" griff ſie mit rohen Waffen an, und hat ſich dieſer dadurch eine beſondere Blöße gegeben, daß ſeine Angriffe mehr den Charakter perſönlicher Beleidigung gegen den Verfaſſer als ſachgemäßer Kritik hatten.

Wir unterlaſſen es hier, auf den Inhalt des fraglichen Werkchens kritiſch einzugehen und beabſichtigen nur, es der Oeffentlichkeit als eine beachtenswerthe Arbeit vorzuſtellen, die wohl würdig iſt, den vielen übrigen nützlichen Leiſtungen auf ethnographiſchem Gebiete angereiht zu werden.*

St. Petersburg. Dr. Hermann Lipſchitz.

Mannigfaltiges.

— Die Prager Univerſität. Stets näher ſcheint die Gefahr zu rücken, daß Deutſchland aus Oeſterreich herausgedrängt werde, und nicht umgekehrt: Oeſterreich aus Deutſchland, wie dies die ſogenannten „Großdeutſchen" den ſogenannten „Kleindeutſchen" als Abſicht unterſchieben. Deutſchland iſt bereits in Trieſt, einer deutſchen Bundesſtadt, durch die Italiäner, in Laibach, der Hauptſtadt von Krain, durch die Slovenen vollſtändig herausgedrängt; bald wird Deutſchland auch in Prag, der alten deutſchen Kurfürſten-Stadt, durch die Čechen herausgedrängt ſein. Im J. 1861 iſt es den Herren Wenzig und Genoſſen gelungen, uralte deutſche Bürgerſchulen und Gymnaſien Böhmens zu čechiſiren; im Jahre 1862 ſoll auch an die uralte Univerſität Prag die Reihe kommen. Ein beim Magiſtrat der böhmiſchen Hauptſtadt angeſtellter Herr Skrivan, der als Bürger der Univerſität, wo er jetzt noch Vorleſungen zu hören ſcheint, ſich bisher vergebens bemüht hat, beim Profeſſoren-Kollegium durchzuſetzen, daß das examen rigorosum an der juriſtiſchen Facultät in čechiſcher Sprache abgelegt werde, hat jetzt an die böhmiſche Studentenſchaft einen Aufruf erlaſſen, ihn „mit vereinten Kräften" in ſeinen Bemühungen zu unterſtützen. In dieſem Aufrufe befinden ſich folgende, für Deutſchlands Stellung in Oeſterreich charakteriſtiſche Worte: „Es iſt hohe Zeit, daß unſere Miethe an der Prager Univerſität ein Ende nehme. Oder iſt es nicht Miethe, wenn die Lehrſtühle an unſerer Univerſität mit **Fremden** (d. h. Deutſchen) beſetzt ſind, die unſere Sprache nicht verſtehen, ja, ſie verachten? Iſt es nicht eine Miethe, wenn **Fremde** (d. h. Deutſche) Titel und hohe Gehalte erlangen, und Čechen, welche in böhmiſcher Sprache tradiren, blos als außerordentliche Profeſſoren mit geringen Gehalten angeſtellt werden?"

— Baden und die Pfalz.** Es liegen uns vier ſauber gedruckte Bändchen (klein Oktav) von dem hiermit angezeigten Unternehmen vor, alle recht hübſch mit kleinen Holzſchnitten illuſtrirt, unter denen uns die landſchaftlichen Anſichten am Beſten gefallen. Baden und die Pfalz ſind an Burgen, Klöſtern und merkwürdigen Kapellen reich genug; etwa 120 Namen werden davon auf dem Umſchlage der erſten Lieferung aufgeführt. Bei der langen ereignißreichen Geſchichte, die über beide Länder gegangen, bei dem Glanze der Vergangenheit und den Reizen der Natur kann es am Ober- und Mittelrhein nicht an Geſchichte, Denkwürdigkeiten und

* Ethnographie der jüdiſchen Bevölkerung in Rußland. Von M. Berlin, Kommandirtem beim Departement der auswärtigen Confeſſionen im Miniſterium des Innern, Mitgliede der Geſellſchaft für ruſſiſche Geſchichte und Alterthümer an der Univerſität zu Moskau. Gedruckt bei Beſobraſoff und Comp. in St. Petersburg, 1861.

* Wir bedauern ſehr, daß der Herr Einſender nicht auch zur Begründung ſeines Urtheils einige Mittheilungen aus dem Inhalte der Schrift, beſonders aus der dritten Abtheilung derſelben, gemacht hat. D. R.

** Die Burgen, Klöſter, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, mit ihren Geſchichten, Sagen und Mährchen. Illuſtrirt unter Leitung von A. v. Bayer, herausgegeben von Ottomar Schönhut. Lahr, J. H. Geiger, 1861

Digitized by Google

Sagen fehlen, die einen gemüthlichen Vaterlandsfreund anzuſprechen im Stande wären. So viel wir ſehen, nimmt neben der trockeneren Geſchichte, die ſich vornehmlich mit den Adelsgeſchlechtern des Mittelalters, ihren Grabſteinen und ſonſtigen Denkwürdigkeiten befaßt, die mehr novelliſtiſch behandelte Sage einen bedeutenden Raum ein. So enthält die erſte Lieferung zuerſt eine Beſchreibung und Geſchichte der Burg Hohenkrähen, am Bodenſee, ſodann Sagen: „die feindlichen Brüder von Hohenkrähen," — eine Mordgeſchichte — dann „der Poppele von Hohenkrähen" ein Spukgeiſt, etwa von der Natur des Rübezahl, der übrigens ein wirklicher Menſch geweſen iſt. — Dann die Feſte „Wildenſtein an der Donau" — „der böſe Knappe auf Wildenſtein," die Johanniterkirche zu Wölchingen. Die übrigen Hefte enthalten Aehnliches. Die Darſtellung iſt anſprechend, und ſchlägt in den ſagenhaften Stücken jenen Ton an, der zwiſchen Novelle und Ritterroman etwa die Mitte hält — alſo im Geſchmacke jener gemüthlichen Harmloſigkeit, die zum Glücke immer noch zahlreiche Vertreter hat. Für Baden und die Pfalz hat es ein doppeltes Intereſſe; ſelbſt bedeutende Künſtler, Hofmaler Auguſt v. Bayer, Julius Schnorr, J. Vollweider, Verhaas, G. Kühn haben zugeſagt, Illuſtrationen für daſſelbe zu liefern.

— Die Logik der franzöſiſchen Preß-Polizei. Wie die franzöſiſche Zeitſchrift, le Droit, neulich mittheilte, war vor Kurzem einem Herrn Gautier der Prozeß in Paris gemacht worden, weil er aus England in ſeinem Koffer einige Exemplare der in Frankreich verbotenen, orleaniſtiſchen „Lettre sur l'histoire de France" mitgebracht hatte. Die dortige ſiebente Kammer hatte den Beklagten frei geſprochen, weil nicht der bloße Beſitz, ſondern vielmehr das Kolportiren der Schrift ſtrafbar, und zu letzterem nicht einmal die Abſicht nachgewieſen worden ſei. Gegen dieſes freiſprechende Urtheil legte jedoch die Regierung Appellation ein, und nunmehr ward der Beklagte vom Pariſer Zuchtpolizei-Gericht zu einer Buße von hundert Francs verurtheilt, weil derſelbe — nicht zu beweiſen vermocht, daß er nicht die Abſicht gehabt habe, die Schrift zu kolportiren. Das Gericht ging hierbei offenbar von der Anſicht aus, daß heutzutage in Frankreich Jeder ein Feind des zweiten December, der nicht nachgewieſen habe, daß er ein Freund deſſelben und ſeiner Logik ſei. In Deutſchland verlangt bekanntlich die Logik, d. i. die Denk- und Verſtandeslehre, daß Jeder, der eine poſitive Behauptung ausſpricht, ſelbſt und nicht der Gegner die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Behauptung zu beweiſen habe; in Frankreich dagegen drehen die Gewalthaber das Verhältniß um, und beten im Intereſſe der abſoluten Gewalt nur die Logik der Thatſachen als ihre Göttin an.

— Rom und ſein Beherrſcher, ſeine Staats-Einrichtungen und öffentlichen Anſtalten von John Francis Maguire.* Das vorliegende Buch gehört zu der Sammlung engliſcher katholiſcher Schriften, über welche von uns ſchon mehrfach Bericht erſtattet worden. Sein Verfaſſer, ein glaubenseifriges Mitglied des engliſchen Parlaments verfolgt darin nicht blos den Zweck der Vertheidigung, ſondern auch des Angriffes, indem er nämlich die ſittliche Verwahrloſung der niederen Volksklaſſen in England, ſo weit ſie durch mangelhaften Unterricht und ſchlechte Regierungs-Einrichtungen verſchuldet iſt, dem blühenden Zuſtande der Schul-Einrichtungen und der Bildung entgegenſtellt, die ihm zufolge im Kirchenſtaate und namentlich in Rom herrſcht. Es iſt alſo eine ſtreng romaniſtiſche Parteiſchrift, und deshalb auch mehreren kirchlichen Größen des katholiſchen Englands, Cardinal Wiſeman, dem Erzbiſchof von Tuam, Dr. Mac Hale, warm empfohlen. Manches, ſogar Vieles von dem Sündenregiſter, das Maguire den pabſtfeindlichen Engländern vorhält, die Kläglichkeit des Elementar-Schulweſens, die grauſame Behandlung der Geiſteskranken in Schottland, die Unmenſchlichkeiten der britiſchen Verwaltung in Indien, die engliſche Hartherzigkeit, welche „Armuth als ein Verbrechen" behandelt — mag wahr ſein — iſt ſogar wahr, wie uns andere ganz unparteiiſche Beobachter ſagen —, ob aber die Einrichtungen des Kirchenſtaates wirklich ſo glänzend waren, wie ſie Herr Maguire zu machen beſtrebt iſt, darüber ſind doch ſelbſt die Stimmen der Katholiken ſehr getheilt. Es kommt freilich Alles auf den Standpunkt an. Was den gegenwärtigen Papſt Pius IX. betrifft, ſo hätte es der unausgeſetzten Lobpreiſungen ſeiner Sanftmuth, Herzensgüte und Ergebung nicht bedurft; wenn aber dieſe guten Eigenſchaften die uralten, längſt gefühlten und gerügten Schäden der abſoluten Prieſter-Herrſchaft mit dem Mantel der Liebe zudecken und für ſie ſchadlos halten ſollen, ſo ſcheint das etwas Viel verlangt.

* Mit Genehmigung des Verfaſſers überſetzt von Dr. G. A. Roſe. Zweite ſtark vermehrte Auflage, mit dem Portrait Papſt Pius IX. Köln, J. P. Bachem, 1861.

— Ein griechiſcher Kalender auf 1862. Ein ſolcher Kalender aus der Druckerei von Firmin Didot in Paris, iſt uns kürzlich unter dem Titel: Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον διὰ τὸ ἔτος 1862, zugekommen. Er iſt höchſt geſchmackvoll gedruckt, von verſchiedenartigem Inhalt und mit den Bildniſſen ausgezeichneter Griechen und anderer bekannter Perſönlichkeiten der Gegenwart und Vergangenheit ausgeſtattet. Unter anderm enthält er auch ein Verzeichniß der vornehmſten europäiſchen Staaten und ihrer Fürſten, nebſt genealogiſchen und ſtatiſtiſchen Angaben. Darunter figurirt bereits auch Italien als Ein Reich mit dem Könige Victor Emanuel und nebenbei mit dem Papſte Pius IX. Oeſterreich und Preußen werden beſonders erwähnt (als König von Preußen jedoch Friedrich Wilhelm V.), und in einem Anhange der deutſche Bund mit ſeiner Einwohnerzahl an 43,286,100, außerdem aber auch noch, ſofort nach Griechenland ſelbſt, Baiern und Oldenburg. Die übrigen Kleinſtaaten von Deutſchland gehen hier leer aus. Auch iſt Oeſterreich nur mit 12,919,300 Einw. aufgeführt (jedenfalls mit Ausſchluß der ungariſchen Länder), dagegen Preußen mit 17,739,900. So lehrreich in dem erwähnten Kalender die ſtatiſtiſchen Angaben über Griechenland ſind, ſo mangelhaft iſt er vielfach in ſeinem übrigen diesfallſigen Inhalte.

— Handlungsfirmen der Chineſen und Japaneſen. In Waarenballen aus China und Japan findet man oft fliegende Blättchen, die bald eine Anpreiſung des betreffenden Artikels nebſt der Firma, bald letztere allein enthalten, die aber gewöhnlich nicht einen Namen, ſondern ein willkürlich gewähltes Symbolum oder ehrendes Prädikat des Handlungshauſes, auch wol eine gute Vorbedeutung für daſſelbe ausdrückt. Die Sprache auf ſolchen Zetteln iſt, wenn ſie aus Japan ſind, in der Regel nicht die (von der chineſiſchen weſentlich verſchiedene) japaniſche, ſondern entweder gemiſcht, oder reines Chineſiſch; denn es gehört in Japan zum guten Ton, mit ſeiner Kenntniß der Nachbarſprache zu paradiren, die auf jenem Inſelreiche ungefähr gleiche Rolle ſpielt, wie bei uns (leider!) die franzöſiſche. Ein ſolches Blättchen aus Japan, das uns kürzlich vorgelegen, zeigt in Holz geſchnitten einen dem Faſan ähnlichen Vogel, der ſeinen Kopf dem von Wolken bekränzten und über einem dichtbelaubten Baume prangenden Monde zuwendet. Dieſer Vogel iſt der Phönix des Friedens und Wohlſtandes. Vier ſchöne chineſiſche Schriftzeichen aus geleimtem Goldſtaube und von einer halben Linie Relief ſtehen, zwei zur Rechten und zwei zur Linken des Vogels; ſie drücken folgende Begriffe aus: „Himmel, Palaſt, Schmetterling, Augenbraue," welche in dieſer Ordnung den Sinn geben: „Schmetterlings-Braue des Himmelspalaſtes." Die ſchönen Geiſter der Chineſen vergleichen nämlich feine und ſchön gebogene Augenbrauen mit denen des Schmetterlings der Seidenraupe, welche einen ausgezeichneten Namen (ngo) führt.* Das mit der Braue dieſes kleinen gelben Zweifalters verglichene Ding im Palaſte des Himmels iſt aber nur poetiſche Umſchreibung der erſten Mondſichel, die in Oſtaſien den wachſenden Wohlſtand ſymboliſirt, wie bei den Osmanen die wachſende Macht.

— Der Landweg nach Kalifornien. Aus der in San Francisco erſcheinenden Alta California erſehen wir, daß im Laufe des Jahres eine regelmäßige Poſtverbindung mit Beförderung von Perſonen zwiſchen den Staaten und Gebieten von Miſſouri, Utah und Kalifornien hergeſtellt worden iſt, welche den Weg von circa 1600 engliſchen (350 deutſchen) Meilen regelmäßig in 17 bis 18 Tagen zurücklegt. Täglich geht ein ſolcher Poſtwagen von beiden Endpunkten, in St. Joſeph und in Placerville, ab, und zwar an dem erſteren Orte, nachdem dort der Eiſenbahnzug von Hannibal, im oberen Theile des Staates Miſſouri, angekommen, während Placerville mit San Francisco ebenfalls durch eine Eiſenbahn verbunden iſt. Das Fahrzeug iſt eine mit vier Pferden beſpannte Stage-coach (große Kutſche), für welche auf der Strecke an einigen Stationen, ſtatt der Pferde, Mauleſel bereit ſtehen. Von St. Joſeph geht der Weg nach Julesburgh und von da nach der Mormonen-Stadt am Großen Salzſee (Salt Lake City). Die Mormonen haben dem Unternehmen nicht allein nichts in den Weg gelegt, ſondern fördern es auch auf jede Weiſe. In dieſem Augenblicke wird dort auch eine elektriſche Telegraphen-Verbindung hergeſtellt. Nach 10$^1/_2$ Tagen gelangt man von St. Joſeph nach der Salzſee-Stadt, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfindet, und worauf dann die Reiſe nach Carſon weiter geht, von wo man dann über die Sierras nach Placerville gelangt.

* In einer Ode des Schi king heißt es: Tsin schè ngo mei Tſin-Kopf, Ngo-Braue. Sinn: mit einem Kopfe wie das Tſin (eine gewiſſe Cicade) und Brauen wie das Ngo. Der erſtere Vergleich deutet nach den Auslegern auf Breite der Stirne!

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn D. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird

№ 5. | Mittwoch, den 29. Januar 1862. | 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite
Guizot's „chriſtliche Kirche und Geſellſchaft im Jahre 1861“ 49
England.
Ein engliſcher Diplomat über Venedig und Ungarn 52
Italien.
Das Maſchinenweſen in Italien 55
Böhmen.
Die böhmiſche Zeitſchriften-Literatur im Jahre 1861 56
Deutſchland und das Ausland.
Emerſon und Bogumil Goltz über das Leben und die Menſchen 57
Mannigfaltiges.
Deutſche Seekarten 58
Auguſt Hermann Francke, von ihm ſelbſt geſchildert . . . . „
Das heutige Spanien 59
Italiäniſche Anthologie, nach Jahrhunderten eingetheilt . . . . „
Engliſche Grammatik . . . . „
Schwediſche Lieder der Neuzeit . . . . „
Ruſſiſche Revue . . . . „
Altajiſche Sprachen 60
Was iſt Chauvinismus? . . . . „
Aufruf zur Errichtung des Leſſing-Standbildes in Berlin . . . . . . „

Frankreich.

Guizot's „chriſtliche Kirche und Geſellſchaft im Jahre 1861.“*

Die vorlängſt angekündigte Schrift Guizot's iſt uns nunmehr zugegangen. Man wußte im voraus, daß es ſich um eine Vertheidigung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes handle. Indeſſen ſchien der Titel** auf einen allgemeinern Inhalt hinzudeuten. Die Sache erklärt ſich jetzt. Der größere Theil der Schrift bezieht ſich allerdings auf jene ſpecielle Frage; es lag jedoch in der Art des berühmten Doctrinairs, ſich den Weg zu deren Löſung durch allgemeine Betrachtungen zu bahnen und auch mit ſolchen zu ſchließen. Sein Gedankengang iſt in Kürze folgender: Nicht blos die römiſche Kirche, die Chriſtenheit überhaupt iſt in Gefahr. Dieſe droht hauptſächlich von der Leugnung des Uebernatürlichen und der göttlichen Perſönlichkeit. Es kann ihr nur begegnet werden durch die religiöſe Freiheit, welche der Staat zu gewähren hat. Er gewährt ſie aber zur Zeit weder der proteſtantiſchen Kirche in Frankreich, noch der römiſchen in Italien. Die Gegenwehr der Kirchen muß ſolidariſch ſein. Die piemonteſiſche Befreiung und Vereinigung Italiens war ein Angriff auf religiöſe Freiheit und Völkerrecht. Beidem entſpräche nur ein italiäniſcher Bund (confédération italienne). Dieſen hätte daher die franzöſiſche Politik zu fördern.

Zur Würdigung dieſer Schlußfolgerung kommt es auf die Richtigkeit der Prämiſſe an. Iſt die Chriſtenheit wirklich in Gefahr? Man wird nach Guizot's eignen Auslaſſungen kaum an eine ſolche glauben. Seinem Zweck, Himmel und Erde für den italiäniſchen Bund in Bewegung zu ſetzen, ſtand freilich kein anderes Mittel zu Gebote, als den Regierungen und den gebildeten Klaſſen Angſt zu machen. Denn eine praktiſche Einwirkung iſt ihm verſagt. Nicht ohne bittere Erinnerungen ſeufzt er: Je ne suis rien dans le gouvernement de mon pays (pag. 168). Er ſucht ſogar jene Angſt als bereits vorhandene Stimmung darzuſtellen. „Es ſollte mich Wunder nehmen, wenn ich unter den hellſehenden Beobachtern des jetzigen Zuſtandes von Europa auch nur Einen anträfe, der nicht eine tiefe Angſt (une anxiété profonde) empfände“ (p. 125). Zur Unterſtützung dieſer Anſicht dienen dann wiederholte Schilderungen der Glaubensloſigkeit und Unkirchlichkeit des Zeitalters. Aber das Abſichtliche derſelben leuchtet überall hervor; ja, der Verfaſſer vereitelt ſelbſt die ganze Wirkung wieder, indem er jeder ſolchen Schilderung die gerade entgegengeſetzte voraufgehen oder folgen läßt. Wenn er z. B. ſagt: „Nicht als ob die Völker heutzutage unglücklicher oder ſchlechter wären, als ſonſt; im Gegentheil, ihre Lage war nie beſſer; die Sitten waren nie verträglicher und ſanfter; nie war in den Regierungen mehr guter Wille, mehr kluge Fürſorge für die Völker, in den Völkern mehr Wohlſtand“ (p. 125): — iſt es auch nur denkbar, daß in einer ſolchen Zeit die Chriſtenheit wirklich in Gefahr ſein ſollte? Aber der Widerſpruch geht durch die ganze Schrift. Jetzt Angſt, jetzt Muth; jetzt Zweifel, jetzt Vertrauen; jetzt höchſte Aufregung, jetzt tröſtlichſte Beſchwichtigung. Und ſo auch im Beſondern: eine Chriſtenheit, aber keine Glaubens-Einheit; eine Kirche, aber auch ein Schisma; kein Götzendienſt der Vergangenheit, aber die Heiligung des Papſtthums durch die Jahrhunderte; kein conſtitutioneller Kirchenſtaat, aber eine zeitgemäße Reform des römiſchen Gouvernements. Wahrhaftig: man weiß am Ende nicht, was Guizot will. Es iſt das juste-milieu, von der Tribune auf den Boden des politiſchen Pamphlets verpflanzt.

So geht es, wenn man ſeine Feder einer unhaltbaren Sache widmet und doch ehrlich bleiben will. Zu einer Parteiſchrift muß man einſeitig, zu einer Vertheidigung der italiäniſchen Reaction muß man ganz Schwarzſeher ſein, wie die Ultramontanen und die proteſtantiſchen Pietiſten. Aber Guizot, der Calviniſt, iſt allem Pietismus völlig fremd. Das ſittliche Gewiſſen überwiegt in ihm und macht es ihm unmöglich, den einſeitigen Standpunkt zu behaupten. Unwillkürlich treibt es ihn zur Gerechtigkeit auch gegen den Widerſacher. So bricht er aber freilich ſelber der Schärfe ſeines Raiſonnements die Spitze ab.

Allerdings kommt es auf den allgemeinen Standpunkt an. Denn der Streit um den Beſitz des Kirchenſtaats iſt nur ein Glied in der Kette der gegenwärtigen europäiſchen Entwickelung. Eben deswegen liegt aber ſeine Entſcheidung nicht in Händen eines Einzelnen, nicht einmal in Händen des jetzigen franzöſiſchen Machthabers, ſondern in einer höhern Hand. Es iſt ſo wenig Gefahr für die chriſtliche Kirche, daß es vielmehr ein weſentlicher Fortſchritt ihrer Geſchichte iſt, der ſich vor unſern Augen vollzieht, und Alles, was Menſchen thun können, iſt, dieſen Fortſchritt zu verzögern oder zu beſchleunigen; verhindern, abwenden kann ihn Niemand.

Leider wird man von vorn herein veranlaßt, an der Competenz des Verfaſſers zu einem wiſſenſchaftlichen Urtheile zu zweifeln. Er geſteht (p. 60), von den drei Hauptkirchen die griechiſche nicht hinlänglich zu kennen, um über ihren Zuſtand und ihre Zukunft mit Genauigkeit zu urtheilen. Das heißt aber doch nur: er hat die geſchichtliche Entwickelung der chriſtlichen Kirche nicht verfolgt. Denn in dieſer nimmt die griechiſche Kirche eine ſehr erhebliche Stelle ein. Die Bedeutung des Schismas knüpft ſich eben ſo ſehr an den Gegenſatz der wälſchen Kirche gegen die griechiſche, als der deutſchen gegen die wälſche. Es iſt unumgänglich, ſich über dieſe Verhältniſſe klar zu werden.

Die Beſtimmung der Kirche iſt ihre Einheit für alle Völker: Ein Hirt und Eine Heerde. Bisher war ſie indeſſen wirklich Eins nur erſt ein einziges Mal, nämlich vor ihrer Verbindung mit dem Staate: die

* Wir haben zwar bereits in Nr. 47 vom J. 1861 eine Anzeige dieſer Schrift Guizot's geliefert. Dieſelbe hat jedoch ein ſo nahe liegendes Intereſſe für unſere Zeit, daß eine von anderem Standpunkte ausgehende Betrachtung über den Gegenſtand unſeren Leſern gewiß willkommen ſein wird. D. R.

** L'église et la société chrétiennes en 1861. Paris. Michel Levy Frères. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1861.

Digitized by Google

apoſtoliſche (abſtract katholiſche) Urkirche der drei erſten Jahrhunderte. Denn dieſe war weder griechiſch noch römiſch noch deutſch. Mit ihrer Erhebung zur Staatskirche durch Kaiſer Conſtantin d. Gr. mußte ſie ſich dagegen ſpalten, d. h. überall nationalen Typus annehmen. Denn erſtlich knüpft ſich der örtliche Urſprung der drei Hauptkirchen augenfällig an den Gegenſatz der drei großen Volksſtämme Europa's, des griechiſch-ſlaviſchen, wälſchen und deutſchen (oder des neo-helleniſchen, romaniſchen und germaniſchen). Byzanz, Rom, Wittenberg ſind die Urſprungsorte der orientaliſchen, der occidentaliſch-meridionalen und der occidentaliſch-ſeptentrionalen Kirche. Zweitens hing aber auch der zeitliche Höhenpunkt jeder Kirche von der jedesmaligen Vorherrſchaft (einer blos relativen Katholicität) des betreffenden Volksſtammes ab. Wirklich war die griechiſche Kirche die vorherrſchende im ganzen chriſtlichen Alterthume, von Conſtantin d. Gr. bis auf Karl d. Gr.; wirklich war die wälſche Kirche vorherrſchend im ganzen chriſtlichen Mittelalter, von Karl d. Gr. bis auf Karl V.; und wirklich herrſcht die deutſche (proteſtantiſche) Kirche über die ganze chriſtliche Neuzeit, ſeit Karl V. bis auf unſere Zeit. Denn herrſchend iſt jede Kirche nur, ſo lange ſie eine dogmatiſche Entwickelung hat. Dieſe war aber für die griechiſche Kirche eigentlich ſchon mit Neſtorius (im 5. Jahrhundert) und ſie iſt für die wälſche beſtimmt mit dem tridentiniſchen Concil abgeſchloſſen (die dogmatiſche That des jetzigen Papſtes, die Entſcheidung über die unbefleckte Empfängniß, iſt nicht als eine wirkliche Entwickelung anzuſehen, da ſie auf bloßer Conſequenz beruht). Es iſt zur Zeit nur noch die deutſche Kirche, welche die Entwickelung des Dogmas in der Hand hält. Gegen ſie ſtehen griechiſche und wälſche Kirche nur noch als ehrwürdige Ruinen, als die verſteinerten Geſtalten des chriſtlichen Alterthums und Mittelalters, da.

Schon dieſer geſchichtliche Verlauf macht die Auffaſſung des Schisma's in ſeiner Geſammtheit nöthig; noch mehr nöthigt hierzu das Einheits-Verhältniß der ſchismatiſchen Kirche mit dem Staate. Man kann auch hier Guizot's Darſtellung (cap. 8: de l'alliance de l'état et de l'église) nicht eben rühmen. Es bleibt nach ihr am Ende ungewiß, ob Staat und Kirche Eins ſind oder zwei. Halten wir uns zunächſt an das geſchichtliche Ergebniß, daß ſie ſeit Conſtantin d. Gr. allzeit Eins geweſen ſind.

Und zwar zuerſt Eins in der äußern Form ihrer Verfaſſung. Jeder Stamm brachte ſeine eigenthümliche politiſche Anlage mit zur Welt. Der ſlaviſche Stamm war immer autokratiſch; ſo weit ſeine Geſchichte reicht, zeigt ſie die Slavenherde unter dem despotiſchen Herrſcher. Der wälſche Stamm war ariſtokratiſch; ſchon die älteſte Geſchichte Roms fängt mit der Herrſchaft eines bevorrechteten Adels über das rechtloſe Volk (der Patricier über die Plebejer) an. Der germaniſche Stamm war von Haus aus demokratiſch; bei ihm ruht alle Gewalt urſprünglich in der freien Volksgemeinde. Erſt dieſe hebt den Fürſten auf den Heerſchild. Nothwendig nahm aber hiernach auch die nationale Kirche allenthalben die entſprechenden Formen an. Sie ward autokratiſch in Byzanz wie in Rußland (Cäſareopapie); ſie ward ariſtokratiſch in Rom (Hierarchie; Privilegium des Clerus vor dem Laien, wie, im entſprechenden Staate, des Ritters vor dem Bürger und dem Bauern); und ſie ward demokratiſch in Deutſchland (allgemeines Prieſterthum der Laien, entſprechend dem allgemeinen Staatsbürgerthume des modernen Staats).

Die Nothdurft dieſer Einheit folgt ſchon aus der Gemeinſamkeit des Zwecks. Kirche und Staat wollen beiderſeits die Verwirklichung der ſittlichen Idee; jene in allgemeiner (humaner), dieſer in beſonderer (nationaler) Form. Die Kirche will den beſten Menſchen, der Staat den beſten Bürger ſeines Volks erziehen. Es iſt von ſelbſt klar, daß ſich beides in der Form nicht widerſprechen darf. Es darf kein Staatsgeſetz geben, das dem kirchlichen Sittengeſetze, und kein kirchliches, das dem nationalen Staatsgeſetze zuwiderliefe. Das heißt aber: kirchliches und politiſches Princip müſſen auch inhaltlich zuſammenfallen.

Wie will man über das Recht der Kirche urtheilen, wenn man dieſe innere Einheit von Kirche und Staat bei Seite ſetzt? Gleichwohl thut Guizot dies ausdrücklich: pag, 5. Sans parler de questions de dogme religieux, qui seroient ici hors de place. (Im Gegentheil: ſie wären gerade hier am rechten Orte!); eben ſo pag. 138: Je ne veux (als ob es auf Belieben ankäme, wo die Sache nöthigt!) point faire ici de Théologie. Unmöglich hätte ſich die Kirche national ſpalten können, wenn dies nicht im Dogma ſelbſt ſeinen Grund fände. Und die Einſicht in dieſen Grund iſt um ſo wichtiger, als lediglich ihr Mangel jene kirchliche Gleichgültigkeit erzeugt hat, über welche Guizot klagt und von deren Wirkungen er Gefahren für die ganze Chriſtenheit beſorgt. Aber von aller abergläubiſchen Beimiſchung iſt dabei freilich abzuſehen und auf den ſittlich-praktiſchen Gehalt des Dogmas das Gewicht zu legen. Dieſer iſt aber nach dem Zeugniſſe des apoſtoliſchen Bekenntniſſes als des gemeinſamen Sittengeſetzes aller Kirchen, daß das an ſich Gute (der noch unſichtbare Vater) ſich zuerſt in einem bevorzugten Einzelnen (in Chriſto dem Sohne nebſt ſeiner apoſtoliſchen Umgebung) ſichtbar verwirklicht hat und auf Grund dieſes Vorbilds Gemeingut (heiliger Geiſt) der ganzen Menſchheit werden kann und ſoll.

Demnach ſtellt die geſchichtliche Aufeinanderfolge der drei Kirchen zunächſt die Glaubensſpaltung nach den einzelnen Artikeln des Credo vor. Jede dieſer Kirchen macht Eine Perſon der göttlichen Dreieinigkeit zur Hauptſache und hebt darin die beiden andern Perſonen auf: die griechiſche Kirche den allein ewigen unſichtbaren Vater, in welchen ſie den in der Zeit erſchienenen Sohn wieder verſchwinden (auferſtehen) und von welchem allein ſie daher den Geiſt ausſtrömen läßt („Im Namen des Geiſtes, der vom Vater ausgeht," iſt die unterſcheidende Formel); die wälſche Kirche gerade umgekehrt den ewig ſichtbaren oder ſinnlich gegenwärtigen Sohn, d. h. den Papſt, welcher daher ſowohl der heilige Vater (wie Chriſtus ſelbſt gerade nur den Unſichtbaren nennt; Joh. 17, v. 11.) als auch der heilige Geiſt dieſer Kirche (infallibel) iſt; die deutſche Kirche endlich, den Zwieſpalt ausgleichend, den Geiſt, in welchem Vater und Sohn ſich ſelbſt geiſtig verklären und welcher daher eben ſo ſehr das ewige unſichtbare Band für Alle iſt als er Chriſti Bild in jedem Einzelnen ſtets ſichtbar erneuert. Aller und jeder ſonſtige Unterſchied iſt nur die folgerichtige Entwickelung dieſer Grundlagen, der Wahrheitsgrad der Kirchen aber hiernach allerdings verſchieden. Wie die römiſche Kirche ein Fortſchritt gegen die griechiſche, ſo iſt die deutſche ein Fortſchritt gegen die römiſche. Die griechiſche Kirche iſt nur Vater-Kirche, die römiſche nur Sohnes-Kirche; die deutſche aber iſt die Heiligengeiſtes-Kirche.

Dieſer dogmatiſche Unterſchied iſt aber keine Kleinigkeit; denn von ihm hängt der ethiſch-praktiſche Werth jeder Kirche ab. Die Glaubenslehre iſt die Grundlage der Sittenlehre. Faſſen wir demnach die ſittliche Vollkommenheit in ihrer kirchlichen Form, als Nachfolge Chriſti und der Apoſtel (Menſchwerdung Gottes, Kindſchaft): ſo kennt zunächſt die griechiſche Kirche keine Nachfolge überhaupt. Die volle Gottgleichheit Chriſti aufhebend, kann ſie eine ſolche auch von Andern nicht verlangen. Sie fordert deswegen nicht Sittlichkeit, ſondern blos Rechtgläubigkeit; mit dieſer iſt auch der betrunkene Pope ein rechter Prieſter, der liederliche Bojar ein frommer Chriſt. Die wälſche Kirche ihrerſeits kennt dann zwar eine Nachfolge Chriſti und der Apoſtel, aber nur eine halbe, ariſtokratiſche, nämlich nur in Papſt und Clerus. Nur dieſe repräſentiren das ſittliche Gewiſſen. Der Laie darf kein eigenes Gewiſſen haben, ſondern muß glauben und thun, wie ihn der Prieſter heißt. Und er bedarf auch keines eigenen Gewiſſens, da ihn für jede Sünde der Prieſter abſolviren kann. Wie die griechiſche Ethik ganz dem naiven und brutalen Weſen des Slaven, ſo entſpricht die wälſche durchaus dem zugleich ſinnlich lüſternen und ſchlauen Weſen des Romanen. Es iſt gleichſam eine Anſtalt, den Himmel zu überliſten, ſich trotz luſtigen Lebens dennoch der Gnade zu verſichern.* Aber dieſe Anſtalt entbehrt des ſittlichen Ernſtes; am Ablaß entbrannte Luther's Zorn zuerſt. Den ſittlichen Ernſt beſitzt nur die deutſche Kirche; denn ſie fordert die allgemeine Nachfolge Chriſti, das ſtreng ſittliche Gewiſſen eines Jeden. Sie iſt alſo auch in ethiſcher Beziehung die am meiſten vorgeſchrittene. Verdankt doch Deutſchlands römiſcher Clerus ſelbſt ſeine heutige ſittliche Haltung nur dem Einfluſſe der Reformation. Bis dahin war er ganz in wälſche Sittenloſigkeit verſunken; erſt proteſtantiſches Beiſpiel machten ihm die Nachahmung zum Gebote der Selbſterhaltung.

Der nämliche ethiſche Gegenſatz zeigt ſich dann auch in der Politik. Der autokratiſche Staat kennt gar kein Recht, ſondern nur die Willkür und Gewalt des Selbſtherrſchers gegen Adel und Volk (ſo wie gelegentlich auch wieder der Letzteren gegen den Erſteren; man denke an die gewaltſamen Thronentſetzungen in Byzanz, an die Palaſtrevolutionen in Rußland). Der ariſtokratiſche Staat kennt zwar ein Recht, aber nur ein halbes, das liſtig errungene und behauptete Vorrecht des herrſchenden Adels gegen Volk und Wahlfürſten (Venedig, die Feudalſtaaten des Mittelalters). Erſt der demokratiſche Staat kennt ein allgemeines Recht aller Stände. Wie denn auch geſchichtlich Staats- und Kirchen-Formen ſtets zuſammenfielen: griechiſche Kirche und väterlicher Knechtsſtaat, wälſche Kirche und ritterlicher Geſchlechtsſtaat, deutſche Kirche und bürgerlicher Rechtsſtaat.

---

* Gewiß ein Hauptgrund, warum der lebensluſtige Rheinländer und Süddeutſche ſo feſt an dieſer Kirche hängen. Doch trägt dazu, das linke Rheinufer entlang und ſüdwärts von der Donau, auch das wälſche Miſchblut der Bevölkerung bei, deren Hauptſitze bekanntlich römiſche Kolonien waren. D. Hr.

Digitized by Google

Die Auffaſſung des Schismas in voller Schärfe giebt erſt einen Kanon der Beurtheilung, einen Ariadnefaden durch das Labyrinth der kirchlichen und politiſchen Verwirrung an die Hand. Dieſe hätte nur vermieden werden können, wenn die Stämme ungemiſcht und außer Berührung mit einander geblieben wären, wenn jeder Stamm das Chriſtenthum aus erſter Hand, von ſeiner Quelle in Jeruſalem, empfangen hätte. Nur dann hätte er es auch ſofort in ſeine nationale Form zu faſſen vermocht und die andern mit derſelben nicht beläſtigt. So konnte es geſchichtlich allerdings nicht zugehen. Auf dem Tummelplatze des Endlichen miſchte ſich ſeit der Völkerwandrung das Raçenblut und verwirrten ſich die Staats- und Kirchenformen. Denn mit der Wanderung des Chriſtenthums vom Orient zum Occident überkam es immer ein Stamm von dem andern und daher jeder zuerſt in einer ihm fremden (antinationalen) Form, die er erſt kämpfend abſtreifen mußte, um ſeine eigene dafür zu erringen. So überkam Byzanz das Dogma von der apoſtoliſchen Kirche und erſt in langem Kampfe gegen die ökumeniſchen Concilien bildete ſich der Semi-Arianismus und Neſtorianismus der griechiſchen Kirche aus. So überkam Rom die Staatskirche von Byzanz und es dauerte an 700 Jahr, bevor der Bruch vollſtändig ward und nun erſt die romaniſchen Formen, Papſtthum und Feudalſtaat, unbeſtritten herrſchten. So überkam endlich Deutſchland Kirche und Staat von Rom, daher in den undeutſchen Formen des römiſchen Wahlchriſtus und des römiſchen Wahlkaiſers, und wieder währte es 500 Jahr, ehe Luther die römiſche Zuthat beſeitigen und die urſprünglich deutſche Form für Kirche und Staat (Gemeinde und erbliche Landeshoheit) wieder erwecken konnte. Erſt ſein allgemeines Prieſterthum führte die Idee des allgemeinen Staats-Bürgerthums (der alten Volks-Verſammlung) wieder ein. Unmittelbar nach ſeinem Auftreten erhoben ſich die Städte und die Bauern, um gleiches Recht mit Rittern und Prälaten zu erkämpfen. Und daraus ward zuerſt der ſtändiſche, dann der conſtitutionelle Staat.

Nur in Verbindung hiermit iſt auch die gegenwärtige Bewegung Italiens zu verſtehen. Die Ausdehnung des conſtitutionellen Staats über Europa iſt nur der factiſche Ausdruck der germaniſchen Weltherrſchaft in unſerer Zeit, wie die Autokratie der abendländiſchen Kaiſer von Byzanz, die Ausbreitung des Lehenswesens von Italien ausging. Was der germaniſche Geiſt durch die kirchliche Reform nicht vollſtändig erreichen konnte, das erreicht er jetzt durch die politiſche. Aber wie jene dieſe nach ſich zog: ſo muß ſie hinwiederum die politiſche Reform die kirchliche nach ſich ziehen. Denn das ſittliche Princip iſt, wie erörtert, beiderſeits daſſelbe, die Wechſelwirkung alſo unvermeidlich. Es iſt, was Guizot nicht zu ahnen ſcheint, die deutſche Kirche, die, mit dem Verfaſſungs-Staate, ihren Einzug in Italien hält, ſo wie es auch der Einfluß dieſer Kirche iſt, der jetzt in Rußland die Leibeigenſchaft bekämpft und den ſlaviſchen Oſten ſeiner kirchlichen und ſtaatlichen Reform entgegenführt. Die Thatſachen ſprechen. In dieſem Augenblicke durchziehen Waldenſer-Prediger und Sendlinge der engliſchen Bibel-Geſellſchaft ganz Italien und ſtreuen dort aller Orten proteſtantiſchen Saamen aus. Cenſur und Index und Inquiſition ſind außerhalb der Mauern Roms machtlos geworden, ſo machtlos, als der Bannſtrahl gegen König Victor Emanuel. Es iſt ein großer ſittlicher Triumph der chriſtlichen Kirche, welcher ſich in jenem Lande vorbereitet. Der deutſche Geiſt wird den moraliſchen Gebrechen der Geſellſchaft, welche Rom nicht zu bewältigen im Stande war, vom Nepotismus und vom Cicisbeat an bis zum Räuberweſen in den Apenninen und Abruzzen, ein, wenn auch langſames, doch ſicheres Ziel ſetzen. Er wird die deutſche Wiſſenſchaft dorthin verpflanzen und der tief geſunkenen Kunſt auf ihrem empfänglichſten Boden eine neue Zukunft ſchaffen.

Gefahr iſt nur für die verſteinerte Form der mittelalterlichen Kirche da. Begegnen läßt ſich aber der Gefahr nur durch rechtzeitige Nachgiebigkeit; Widerſtand (die von Guizot ſo ſehr geprieſene résistance) kann ſie nur verſtärken. Noch iſt es Zeit; noch iſt der wälſche Geiſt zu mächtig, um die Zuneigung zur römiſchen Kirche von der Abneigung gegen das weltliche Regiment des Papſtes zu trennen. Gegen einen Papſt als ſichtbares Nachbild Chriſti, d. h. als leuchtendes Muſter aller chriſtlichen Tugenden, hat kein Italiäner etwas einzuwenden. Man iſt dabei nicht einmal überſtreng. Man verlangt nicht, daß der Papſt gleich ſeinem göttlichen Vorbilde nicht haben ſolle, wo er ſein Haupt hinlege, und daß die Kleriſei, wie der Apoſtel, auf die Bitte des Armen antworten ſollte: Gold und Silber habe ich nicht. Wenn Prunk und Pracht dem wälſchen Auge durch Gewohnheit wohlgefällt: man will dieſen Prunk der Kirche und dem Klerus gönnen. Aber dieſer ſehe ſich vor! So rein iſt längſt kein Raçenblut mehr, daß es ſich nicht aus freien Stücken fremden Geiſt einimpfen könnte. So gut Italien ſich zur deutſchen Form des Staats bekehrt hat, ebenſo gut kann es ſich auch zur deutſchen Kirchenverfaſſung bekehren. Und dies muß um ſo früher geſchehen, je hartnäckiger ſich Rom der kirchlichen Reform verſchließt.

Dieſe iſt in Italien, wie überall, nur möglich durch die der Urkirche ſich wieder nähernde Trennung oder, wie man eigentlich ſagen müßte, Befreiung der Kirche von dem Staate. Denn dies iſt keineswegs eine Erniedrigung derſelben, ſondern vielmehr ihre Erhebung in die höchſte denkbare Form, in wirkliche Allgemeinheit (abſolute Katholicität). Es iſt die Aufhebung aller ſchismatiſchen Schroffheit, die Ausgleichung der nationalen Gegenſätze bis auf das geringſte Maß, ſo daß in allem Weſentlichen Einheit (in necessariis unitas) und eine Verſchiedenheit nur noch ſo weit iſt, als auch der conſtitutionelle Staat in ſlaviſchen, wälſchen und germaniſchen Landen ſich ein wenig nüancirt. Dieſe Ausgleichung hat in den ganz oder halb germaniſchen Staaten, in England, Deutſchland, Frankreich, bereits in weitem Umfange ſtattgefunden, aber allenthalben nur nach Säcularisation der kirchlichen Landeshoheit. Wie wäre ſie in Italien anders denkbar?

Guizot's Einſpruch dagegen iſt nichts als hohle Phraſe. Er redet von Verletzung des Völkerrechts. Aber dieſes hat mit den Beſitztiteln des Papſtes eben ſo viel zu ſchaffen, als mit der Succeſſion in China. Der Papſt wird ſich bedanken, jene Titel, die von der ſogenannten Schenkung Conſtantins bis auf den Erwerb Ferrara's reichen, gegen die morſche Stütze völkerrechtlicher Garantien auszutauſchen. Weiß Guizot wirklich nicht, daß das canoniſche Recht gar kein jus gentium kennt? Hat er vergeſſen, daß er ſelbſt (p. 66) den Urſprung des modernen Völkerrechts mit Recht dem Hugo Grotius, d. h. der proteſtantiſchen Kirche, zuſchreibt? Und worin lägen denn die Garantien des päpſtlichen Beſitzſtandes? Der Pamphletiſt meint: im Weſtphäliſchen Frieden und in der Wiener Kongreß-Akte! Alſo grade in den Aktenſtücken, welche der Papſt, beinahe allein von allen chriſtlichen Regenten, nicht anerkannt, die er nicht mit unterzeichnet, gegen deren Anwendung auf ihn er unaufhörlich proteſtirt hat!

Und zwar aus guten Gründen. Denn der päpſtliche Anſpruch beſchränkt ſich keineswegs, wie Guizot annimmt, auf den heutigen Kirchenſtaat. Er geht nach der donatio Constantini eigentlich auf das ganze Abendland. Und wenn auch dieſer Anſpruch ſchweigen muß: ſo verdammt und verflucht die Bulle Coenae Domini vom 28. März 1521 wenigſtens Alle, die dem römiſchen Stuhle vorenthalten nicht blos die Stadt Rom ſammt den Marken und den Legationen, ſondern auch das Königreich beider Sizilien, die Inſeln Sardinien und Corſika, St. Peters Erbe in Toskana, die Grafſchaft Venaiſſin nebſt der Stadt Avignon u. ſ. w. Mit welchem Rechte wagt nun Guizot dies Alles dem Papſte zu beſtreiten?

Er beruft ſich aber auch auf die Katholicität der römiſchen Kirche. Es wurde ſchon bemerkt, daß dieſe eine Art von Wirklichkeit nur im Mittelalter hatte, jetzt dagegen gleichfalls nur in das Kapitel vom jus praetensionum fällt. Wenn aber auf Grund derſelben ein Kirchenſtaat von dem franzöſiſchen Clerus nöthig oder wünſchenswerth befunden würde, ſo hätte dieſen Staat doch nicht Italien, ſondern zunächſt Frankreich zu gewähren. Und das zwar um ſo mehr, als ein franzöſiſcher Kirchenſtaat wirklich ſchon einmal beſtanden hat, ja laut beſagter Bulle de jure bis auf den heutigen Tag beſteht. Fern bleibe jeder Spott in ſo ernſten Dingen! Aber wenn Guizot es aufrichtig meint: warum richtet er nicht die Bitte an den „älteſten Sohn der Kirche," dem Papſte die Inſel Corſika und die Stadt Avignon mit der Grafſchaft Venaiſſin zurückzugeben? Hat doch ſchon mancher Papſt wirklich in Avignon reſidirt! Ja, hat doch grade der Rechtsvorgänger Napoleon's III. dem Papſte Pius VII. dieſe Stadt zur Reſidenz angewieſen! Eine derartige Wiedererſtattung wäre ohne Zweifel ein größeres Stück Gerechtigkeit, als die Regierung Roms durch General Goyon, welche auf die Länge aus dem patrimonium Petri faktiſch machen würde, was Nizza und Savoyen offiziell geworden ſind.

Und nun gar la confédération italienne! Sie, die die Italiäner darum nicht weniger als ein Danaergeſchenk betrachten, weil außer einem offenen Feinde auch ein angeblicher Freund ſie ihnen im Vertrage von Villafranca angeboten hat! Aber wir wollen nur die Sache ſelbſt betrachten. Setzt nicht ein nationaler Bund, wie Deutſchlands Beiſpiel darthut, die Gleichheit der Regierungsform in allen einzelnen Bundesſtaaten nothwendig voraus? Dies iſt Bedingung ſeiner Exiſtenz. Iſt erſt einmal Ein Bundesglied dem Repräſentations-Syſteme gewonnen, ſo müſſen über kurz oder lang die Andern folgen. Selbſt Oeſterreich hat ſich dieſem Zwange auf die Dauer nicht entziehen können. Was ſollte nun aber in Italien werden? Soll etwa Piemont, der Conföderation zu Liebe, das conſtitutionelle Weſen wieder fahren laſſen? Das will der große Verfechter des Repräſentativ-Staates ſicher nicht. Sollen alſo alle übrigen Glieder des erträumten Bundes gleichfalls conſtitutionell ſein? Auch das

Digitized by Google

bourboniſche Neapel, auch Modena und Parma und — der Papſt? Das noch weit weniger, nach Guizot's richtiger Einſicht: „Je ne crois point, que le pape puisse devenir le roi d'une monarchie constitutionnelle: la nature et la complexité de son pouvoir lui rendent ce mode de gouvernement impraticable“ (pag. 98). Aber um's Himmels willen: was ſoll denn werden? Die Andeutungen über gewiſſe municipale und lokale Freiheiten, die der Papſt den Legationen und den Marken zu gewähren hätte, löſen ja die Hauptfrage, die nach der oberſten Regierungsform, bei Weitem nicht.

Wir hatten oben Veranlaſſung, Guizot's Gewiſſenhaftigkeit zu rühmen. Es iſt nur eine Beſtätigung dieſes Ruhms, wenn der Verf. ſelbſt vorausſieht und vorausſagt, man werde ſeine Anſichten und Vorſchläge als das betrachten, was ſie wirklich ſind: une chimère!

E. v. Meyſenbug.

England.

Ein engliſcher Diplomat über Venedig und Ungarn.

„Unterſuchungen über die Donau und das Adriatiſche Meer, oder Beiträge zur neueren Geſchichte von Ungarn, Siebenbürgen, Dalmatien, Croatien, Serbien und Bulgarien“* — ſo lautet der einigermaßen unbeſtimmt gehaltene Titel des engliſchen Werkes, das uns vorliegt. Sein Verfaſſer, Herr A. A. Paton, nennt ſich auf dem Titel Mitglied der königlich geographiſchen Geſellſchaft zu London und als Verfaſſer zweier anſcheinend belletriſtiſchen Werke; aus dem Buche ſelbſt wird uns aber klar, daß derſelbe mehr als ein bloßer Privatmann, daß er einer der zahlreichen, jetzt den europäiſchen Südoſt durchwandernden politiſchen Agenten iſt, welche die engliſche Regierung mit mehr oder minder geheimen Miſſionen zu betrauen pflegt. Ueber den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſen erfahren wir natürlich in den vorliegenden Bänden nichts; aber wir ſehen den Verfaſſer im engſten Verhältniß mit den höchſten diplomatiſchen und militairiſchen Kreiſen, namentlich in Oeſterreich, im Verkehr mit allen leitenden Größen während des letzten ungariſchen Krieges, und ebenſo wieder im Krimkriege, wo er in Siliſtria längere Zeit an Grach's Seite die Belagerung mit durchgemacht.

Durch das Geheimhalten des eigentlichen Hauptgrundes für ſeine Anweſenheit in den betreffenden Ländern hat die Darſtellung vielfach etwas Myſteriöſes. Wir mögen alſo unſere Konjekturen machen und uns im Uebrigen an das halten, was unverſchleiert und unverhüllt geboten wird. Zunächſt Reiſebeſchreibungen, mehrfach ohne Faden — der Verfaſſer taucht hier und da auf, macht ſeine Bemerkungen unverfänglicher Art und taucht wieder unter. Oft ſind große Strecken gar nicht vorhanden. Lange Exkurſe geſchichtlichen Inhalts unterbrechen dieſe Darſtellungen — aber darin liegt der Werth des Buches nicht — Schilderungen jener Länder, Gegenden, Städte, Völker, Geſchichts-Excerpte kann man auch anderswo leſen — die Hauptſache iſt die Rückſicht auf die Zeitgeſchichte und die laufende Politik, die Beurtheilung dieſer Verhältniſſe von einem freien Standpunkte, die Schilderung ſo vieler leitenden Größen, mit denen der Verfaſſer meiſt im engſten Verkehr geſtanden.

Man erkennt aus allem Dieſem unſchwer den vielgereiſten und durch den Verkehr mit den Niedrigſten in allen Sätteln gerechten Diplomaten, deſſen Britenthum ſelbſt einen kosmopolitiſchen Charakter an ſich trägt. Namentlich iſt die Auffaſſung der nationalen Verhältniſſe von jenem ſpezifiſchen Dünkel frei, der an engliſchen Reiſenden ſo oft unangenehm hervortritt. Er weiß mit allerart Volk, mit Serben, Morlaken, Arnauten, Magyaren, Türken wie mit kleinen öſterreichiſchen Beamten, ſteyrer Landleuten auf gleichem Fuße zu leben und ſich in ihre Sitten und Anſchauungen zu finden, und entwickelt dabei einen Humor, welcher gemüthlich genug iſt und uns faſt den Engländer vergeſſen läßt. Eine beſondere Sprachfertigkeit muß ihm, obwohl er ſich darüber nicht äußert, zu ſtatten gekommen ſein; das Deutſche handhabt er, da er ſich einmal als Korreſpondent der Augsburger Allgem. Zeitung kund giebt, und die ſüddeutſche Gemüthlichkeit ſelbſt im Dialekte zu genießen im Stande iſt, ohne Zweifel ziemlich wie ſeine Mutterſprache; auch ſind ſeine ſtarken Sympathien für Deutſchland, für Oeſterreich, wie für Preußen, nicht zu verkennen.

Der erſte Band, der ſich mit Serbien, Croatien, Dalmatien und Montenegro beſchäftigt, hat uns weniger angeſprochen. Eine gewiſſe Monotonie, die in der Sache ſelbſt liegt, die geringe Bedeutung, welche die dortigen im Allgemeinen bekannten, aber dabei doch verworrenen Verhältniſſe für die europäiſchen Hauptfragen haben, mögen daran Schuld ſein. Dazu kommt noch, daß die Erzählung bei keinem Gegenſtande verweilt, ſondern individuelle Erlebniſſe, allgemeine Bemerkungen, Geſchichtliches, Statiſtiſches loſe aneinander knüpft. Vieles iſt geradezu Abſchweifung, z. B. die Digreſſionen in die älteſte Geſchichte jener Länder, die oft geradezu aus Kompendien abgeſchrieben ſcheinen. Abgeſehen davon wird ein Leſer, der mit jenen Gegenden genauer bekannt iſt, viel Intereſſantes finden.

Gegen den Schluß des Bandes wird Trieſt, Venedig und Steyermark beſprochen. Bemerkenswerthes Neues finden wir nicht; das Kapitel „Oriental Art in Venice“ iſt indeß leſenswerth. Die genaue Bekanntſchaft mit dem Orient hat Mr. Paton's Auge für das viele Orientaliſche in der Architektur und Kunſt Venedigs geöffnet — denn nebenbei geſagt, er iſt auch Kunſtfreund, und wendet jeder Erſcheinung in Malerei, Skulptur, Muſik u. ſ. w. eine freundliche Aufmerkſamkeit zu, ohne indeſſen beſonders tief einzugehen.

„San Marco iſt das am meiſten Orientaliſche von allen Gebäuden in Venedig. Man ſtelle einen unwiſſenden Krainer an die Pforte bei der piazza dei Leoni, und man würde einige Schwierigkeit haben, ihn zu überzeugen, daß Venedig nicht der Sitz einer langen und berühmten ſarazeniſchen Eroberer-Dynaſtie und daß S. Marco nicht eine Moſchee iſt, die durch den Zorn Gottes oder die Kleinmüthigkeit der Träger des islamitiſchen Banners dem Verfalle anheimgegeben ſei. Die Menge Kuppeln, die zahlloſen koſtbaren Pfeiler von allen Arten, Größen, Farben und Kapitälen, welche ausſehen, als hätten ſie nacheinander die Paläſte des Alterthums, die Kirchen des ſpäteren Römerreichs und die Moſcheen der Sarazenen geſchmückt, ſtehen wenigſtens als dauernde Zeugen für die tauſend Jahre da, während welcher die Levante Einfluß auf die Kunſt übte und den Waffen der großen Republik zu ſchaffen machte. Selbſt die gewundenen hölzernen Fenſter-Einrahmungen über die großen Pforten ſind genau nach den noch heute in Kairo angewandten Muſtern, und waren im fünfzehnten Jahrhunderte alle vergoldet.

„Die urſprüngliche Merceneria mit ihren hängenden Läden, dem engen dichtgedrängten Durchgange und den Waaren von glänzenden Farben muß damals ganz das Ausſehen eines Bazars gehabt haben. Sie hat es jetzt noch nicht verloren. Cantar, Rettalo und andere venetianiſche Gewichte ſind noch jetzt die Quantitäts-Maaße in der Levante, und in dem Namen Campo, den alle Khan's von Aleppo tragen, finden wir einen venetianiſchen Ausdruck. Es gab in Venedig mehrere Plätze in Form eines Khan. Einer davon — der Campo St. Angelo — iſt noch geblieben. Der Hauptcampo — Campo dei Mori, oder Mohrenkhan — bei Madonna del Orto — iſt weg; aber ich bemerkte noch das Steinbild eines, ein beladenes Kameel führenden Beduinen in Hautrelief an der Mauer längs des Kanals.

„Verſchiedene merkwürdige Gebäude von ſarazeniſcher Bauart ſind noch jetzt an dem großen Kanale ſichtbar. Eines davon iſt der Fondaco dei Turchi......, der Palazzo Loredano, ein beſonders leichtes und hübſches Muſter ſarazeniſcher Baukunſt, der nach der Einführung des italiäniſchen Stiles gebaut iſt, und der berühmte Ca Doro, jetzt das Eigenthum der Taglioni, ſind beide ſo wohl bekannt, daß ſie keine weitere Betrachtung bedürfen.

„Keine andern Maler faßten das orientaliſche Koſtüm annähernd ſo gut auf, als die venetianiſchen, welche durch Geſandte, Kaufleute, Sklaven häufig Gelegenheit hatten, damit bekannt zu werden. Das orientaliſche Ausſehen und Weſen iſt in Tintoretto's großem Gemälde „das Wunder des h. Markus, oder der aus der Sklaverei Befreite“ beſſer aufgefaßt, als in irgend einem Gemälde, das ich geſehen habe. Die Kaucks (kaoucks) wurden zu Tintoretto's Zeit (und bis nahezu an unſere Zeit) im Morgenlande allgemein getragen; aber dies ausgenommen, könnten die Figuren heutzutage in Kairo und Damaskus leben, ohne daß man viel Beſonderes an ihnen finden würde. Spuren von Verbindung mit dem Oſten erſcheinen durchgehends in venetianiſchen Gemälden. In Giovanni Manſunti's Gemälden ſehen wir segodies aus den Fenſtern hängen; das Umſchlagetuch an Titian's Magdalena iſt deutlich von Tripolitaniſcher Fabrik; und das „Mahl in Levi's Hauſe“ von Paul Veroneſe, jenem Könige des Kolorits, zeigt an ſeiner Hauptfigur eine grüne Sammethoſe mit einem ſehr merkwürdigen arabiſchen Muſter.

„Der Gebrauch von hohen Abſätzen, oder Stelzenſchuhen bei Frauen war Venedig und dem Morgenlande gemeinſam, und veranlaßte Evelyn zu dem Scherze, die venetianiſchen Damen ſeien halb Fleiſch, halb Holz. Dieſer Gebrauch beſteht bis zu dieſem Tage in voller Ausdehnung zu Damaskus.

* Researches on the Danube and the Atriatic etc., by A. A. Paton. II. vol. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

Digitized by Google

„Wenn wir von der Kunſt zur Sprache übergehen, ſo finden wir in den Tagebüchern der venetianiſchen Konſuln in der Levante eine reiche Beimiſchung arabiſcher Worte. Dies zeigt, daß die venetianiſchen Kaufleute damals unbemerkt in ihre italiäniſche Unterhaltung Worte miſchten, die mit ihrer Sprache faſt verwachſen waren. Z. B. wird ohne weitere Erläuterung geſagt, dieſer oder jener Beamte von Damaskus ſei masûl (degradirt, abgeſetzt). Daher die Einführung ſo vieler Ausdrücke durch die Venetianer, welche im Handels-Wörterbuche von Europa ſich einen bleibenden Platz erobert haben, z. B. Tarif, Magazin. In Spanien zeigen ſich im Gegentheil die Spuren der Verbindung mit den Arabern meiſt in Eigennamen, z. B. Trafalgar (Weſtküſte), Alcantara (Brücke), in Aemtern z. B. Alkayde.....

„Wenn wir die Geſammtheit der im Fremdenhandel und der Flotte von Venedig verwandten Seeleute (auf dem höchſten Standpunkte im 15. Jahrhundert) zu 35,000 annehmen, ſo finden wir, daß ihr Seevolk ebenſo ſtark geweſen iſt, als jetzt das, was ſtreng genommen dem Hafen von London allein zugehört, d. h. (wir ſchreiben aus Erinnerung) etwa ein Siebentel der Geſammtzahl aller Seeleute des vereinigten Königreiches. Die Haupt-Artikel des Handels mit Aegypten ſcheinen geweſen zu ſein: orientaliſche Manufacturen, Pfeffer, Gewürznelken, Zimmet, Muskatennuß, Muskatenblüthe und Weihrauch; meiſt aus — oder beſſer geſagt — über Alexandrien. Der Werth der Kauffahrtei-Schiffe war ſehr groß. Im Auguſt 1508 gab Ser Andrea Bandinier, der mit drei Galeeren aus Alexandrien zurückgekehrt — bei ſchlechter Geſundheit und in ſchwarzen Sammet gekleidet — der Signoria einen Bericht von ſeiner Reiſe. Der Werth ihrer Ladungen betrug 400,000 Ducaten, oder 60,000 Pfd. Sterling pro Galeere. Aber das Leben des Konſuls, Kaufmanns und Seemanns war voll Kampf, Gefahr und Schwierigkeiten bei der abſcheulichen Beſchaffenheit der Regierung der mamelukiſchen Sultane von Aegypten.“

Der zweite Band hat es mit dem ungariſchen Kriege von 1849 mit dem türkiſchen, demgemäß mit Ungarn und der Türkei zu thun. Kurz nachdem die Nachricht von der Uebergabe Görgey's bei Villagos nach England gekommen, eilte Mr. Paton nach Wien — offenbar als engliſcher Agent in irgend einer antirusſiſchen Sendung. — Seine Schilderungen betreffen alſo die Zeit gleich nach der Bezwingung des Aufſtandes.

Dieſer Band iſt, wie geſagt, intereſſanter, als der erſte, weil er dramatiſches Leben hat, und weniger Zuſtände, als die lebendige Geſchichte behandelt. Ach, wie ſchnell leben wir doch! wie viele der Größen, die der engliſche Agent damals ſah, ſprach, mit denen er vielfach verkehrte, ſind hinübergegangen, oder in das Dunkel des Privatlebens untergetaucht, wie viele Urtheile, die wir hier leſen, haben eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren? Fürſt Schwarzenberg, Bach, Bruck, Fürſt Windiſchgrätz, Schmerling, Haynau, Kaiſer Nikolaus, Fürſt Paskiewitſch u. ſ. w. Wer zählt die berühmten Perſonen, die hier über die Bühne ſchreiten und manchmal freilich in der diplomatiſchen Häuslichkeit auf Augenblicke in den Vordergrund treten. Vorneweg geſagt, der Verfaſſer iſt ein Freund der deutſchen Nationalität und Kultur, und im beſſeren Sinne auch der öſterreichiſchen Monarchie, deren tüchtige Elemente er nicht verkennt; die Nationalitäts-Frage der Magyaren, Polen, Čechen behandelt er von dem Standpunkte des Diplomaten von reicher Welterfahrung und kühlem Kopfe und reducirt ſie vielfach auf den einfachen Inhalt, wobei er nicht unterläßt, ſpöttiſche Seitenblicke auf die engliſche Journaliſtik zu werfen, welche dem engliſchen Volke ganz irrige Begriffe von dem ungariſchen, čechiſchen Liberalismus u. ſ. w. beibringe.

Eine Stelle über die Civiliſation der Magyaren:

„Ich fand (in Szolnok) das Volk gutmüthig, höflich und anſtändig. Die Leute waren aus einem blutigen Kriege gekommen, in welchen ſie durch einen kleinen Bund ehrgeiziger und fanatiſcher Männer gehetzt worden. Sie hatten tapfer gefochten und waren unterlegen. Ich ſah ſie, nicht ohne Vorurtheil, aber mit Mitleiden. Ich hätte daher ſehr gern in der Volksmaſſe das kleinſte Fünkchen eines Strebens nach Civiliſation entdeckt; aber nach einer ſorgfältigen Prüfung des Ortes, ſeiner Einwohner und ſeines Ackerbau-Syſtems, ſah ich nichts desgleichen. Ich bin gezwungen als Schriftſteller — ängſtlich ja keine Partei-Anſichten auszuſprechen, ſondern zur Wahrheit zu kommen — zu erklären, daß es keine größere Täuſchung geben kann, als das magyariſche Element in Ungarn mit Civiliſation vereint zu denken. Ein Graf Sechenyi war die Ausnahme, nicht die Regel.

„Der in Peſt ſichtbare Civiliſationstrieb rührt gänzlich und ausſchließlich von dem ſtarken Einfluß deutſcher Handwerker und von der deutſchen Erziehung der höheren Klaſſen her. Die ſchönen Straßen und Häuſer ſind alle das Produkt deutſcher Baumeiſter, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, denen in mäßiger Ausdehnung Slovaken der nördlichen Comitate geholfen haben, welche als Bewohner eines ärmeren Bodens, weit induſtrieller ſind als die Serben und Kroaten des Südens. Hier in Szolnok, wo es keine Deutſchen und keine Slovaken giebt, kann man ſich in ein Dorf von Central-Aſien verſetzt glauben; ſo unähnlich iſt es Europa, da nichts ſichtbar iſt, als Schmutz und Barbarei. Hier und da ſind über die Straßen ein paar Holzbohlen gelegt, damit man nicht gerade bis über die Knöchel in den Koth verſinkt; und in einer Stadt von 12,000 Einwohnern habe ich kein Haus geſehen mit einem aufgeſetzten Stockwerke, ausgenommen das an eine der Kirchen ſtoßende Kloſter.

„Ich finde, daß der magyariſche Charakter eine große Aehnlichkeit mit dem des Türken hat, welcher den Ungarn aus Inner-Aſien nachrückte. Beide ſind edelmüthig zum Uebermaß; ſie ſind von Natur ſehr tapfer, und, wie alle Fremdlinge, welche durch die Tapferkeit ihrer Voreltern ſich einer Ober-Herrſchaft erfreuen, aufrichtiger als Serben und Wallachen. Auch ihre Fehler ſind aſiatiſch — Hochmuth und Indolenz. Der Magyar iſt unciviliſirt, weil er keinen Trieb zum Beſſern fühlt; er iſt vollſtändig zufrieden mit ſich ſelbſt, er hat keinen innern Drang zu arbeiten, zu beſſern, ſich Mühe zu geben, und auszudauern, bis er zu einem großen Reſultate kommt. Selbſt wenn der gemeine Magyar nach Peſt oder Wien geht, findet man ihn nur als Aufwärter in einem Wirthshauſe, als Barbier oder ſonſt in einer leichten, ſchlendrigen Beſchäftigung, ſelten in einem Geſchäfte, welches ſtrenge Arbeit und eine lange Lehrzeit erfordert. Wenn er zu Hauſe bleibt und ſich dem Ackerbaue widmet, ſo iſt er in gleicher Weiſe merkwürdig durch einen Geiſt alter unheilbarer aſiatiſcher Indolenz.

„Vom Werthe des Düngers haben ſie nicht die entfernteſte Idee, oder vielmehr ſie machen zu viel Vorrath davon; denn er häuft ſich in den Städten in einem Maße, daß dadurch von Zeit zu Zeit Fieber entſtehen. Der Direktor einer Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft wünſchte, daß ein Düngerplatz von der Nähe des Landungsplatzes hier entfernt werden möchte, aber der Bauer antwortete, der Miſt ſeines Vaters und Großvaters hätte hier gelegen, und er ſehe nicht ein, wie er dazu komme, ihn im Intereſſe des Publikums fortzuſchaffen. Es fiel ihm nicht ein, daß er, wenn er ihn auf ſein Land brächte, Geld in die Taſche ſtecken könnte. So wurde er von dem Dampfboot-Direktor beſeitigt.

„Die Pflüge ſind von roheſter Form und ganz von Holz, ausgenommen eine rohe Pflugſchar, welche die Erde ſo ungenügend umwendet, daß alles Pflügen mit ſechs Ochſen geſchieht, während mit einem modernen Pfluge ein Paar Ochſen ſelbſt für den ſchwerſten Boden genügen.“.... Noch weitere Ausführungen führen den Verfaſſer zu dem Schluße, daß der Ackerbau bei den Magyaren noch ebenſo betrieben werde, wie in den Tagen von Arpad, als ihre Urväter zwiſchen Lena und Oxus hauſten.

Trotz alledem will Mr. Paton nicht an die nationale und municipale Freiheit der Magyaren gerührt wiſſen, aber er ſchlägt eine legislative Union von Ungarn und Oeſterreich vor — alſo das, wogegen ſich die Magyaren ſo ſehr geſträubt haben.

Sehr intereſſant ſind die perſönlichen Berührungen, in welche der Reiſende auf ſeiner Fahrt mit Eingebornen aller Klaſſen — wohl bemerkt, bald nach der Niederlage der Koſſuthſchen Erhebung — kommt. Man erhält den Eindruck, daß das Land im Grunde gar nicht ſo bedeutend aufgeregt, daß es nur von der ultramagyariſchen Partei terroriſirt war.

„Von allen außerordentlichen Faſeleien, welche das engliſche Volk beſeſſen haben, iſt dieſer Ultra-Magyarismus die außerordentlichſte; und die Urſache der gegenwärtigen Niederlage dieſer edlen Nation iſt — ich kann es nicht zu oft wiederholen — nicht die Liebe zur Freiheit, ſondern die Herrſchſucht, — nicht Patriotismus, oder Liebe der Heimat und ſeiner zahlreichen Völkerſchaften, ſodern nationaler Egoismus, d. h. die Liebe zur eigenen Nation zu einem mit der Selbſtliebe der andern Nationen oder der Reichseinheit ganz unverträglichen Uebermaß getrieben — nicht die wirkliche Abſchaffung des Feudalismus durch gleiche Beſteuerung von Edelmann und Nicht-Edelmann, durch die Ausdehnung der Communicationen über Flüſſe und durch Steppen, durch Beſeitigung einer beſtechlichen Obrigkeit und die geiſtige Hebung des Volkes, durch Erziehung in ihrer Sprache und Religion — ſondern eine Scheinabſchaffung des Feudalismus durch Beraubung des ländlichen Eigenthums u. ſ. w......

Eine andere Stelle, die für Beurtheilung der ungariſch-öſterreichiſchen Verhältniſſe noch jetzt von Wichtigkeit iſt, leſen wir S. 121.

„Im Laufe meiner Rundreiſe nahm ich jede Gelegenheit wahr, zu erfahren, was die wahre Meinung unſerer in Ungarn oder in Oeſterreich

Digitized by Google

wohnenden oder angeſtellten Landsleute ſei, und ich fand ſie beinahe durchgängig übereinſtimmend; daß ſie die ungariſche Emigration in London in keiner Weiſe für berechtigt anſahen, ſich als Vertretung Ungarns zu geriren, mag man nun das Eigenthum und die Intelligenz der Magyaren, oder die des großen Ganzen des gemeinen Volkes aller Nationen in's Auge faſſen; daß, obgleich Oeſterreich fern davon ſei, ein hinlängliches Gegengewicht gegen Rußland zu bilden, doch eine magyariſche Suprematie in Ungarn noch weniger Anſpruch darauf habe, ein Element der Feſtigkeit in der Wage der Macht abzugeben, weil die andern Nationen ſich nie dem magyariſchen Joche fügen würden, und daß ein Aufgeben Ungarns von Seiten Oeſterreichs gerade ſo viel Chancen für ſich habe, als ein Aufgeben von Yorkſhire oder Lancaſhire von Seiten der Königin Viktoria. Und dieſe Meinungen wurden von unparteiiſchen Perſonen ausgeſprochen, die ſicher meine eigenen Eindrücke nicht kannten. Denn wenn es ſehr ſchlecht käme, ſo dürfte Oeſterreich wohl Italien aufgeben, das eine Bevölkerung hat, die ſich mit der ſeinigen nie amalgamiren wird, nie aber Ungarn, daß trotz mancher Antipathien ſo viele Aſſimilations-Elemente enthält und hinlänglich Raum hat für eine ſtarke Einſtrömung neuer Bevölkerung, nicht blos von den dichter bewohnten Theilen des Reiches, ſondern von den übervölkerten Diſtrikten Würtembergs und anderer deutſcher Königreiche und Fürſtenthümer.

„Da demnach die Unabhängigkeit Ungarns eine Chimäre iſt, ſo bleibt als einziges Reſultat der Vertheidigung dieſer Blaſe durch die engliſche radikale Preſſe eine Entfremdung Oeſterreichs von ſeinem natürlichen Verbündeten."

Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß Mr. Paton's Miſſion darin beſtand, die Haltbarkeit der öſterreichiſchen Herrſchaft in Ungarn zu unterſuchen, wie er früher und ſpäter die Haltbarkeit der Türkei zu unterſuchen hatte. Das Hauptziel der engliſchen Politik in den Donauländern iſt „an adequate counterpoise to Russia" zu finden. Vor der Hand ſind die Ungarn zu leicht und Oeſterreich noch als das beſte Surrogat erfunden worden.

Die ganze ungariſche Nationalitäts-Frage ſieht der Verfaſſer als „eine Verirrung von dem gebahnten Wege der Reform in den Sumpf des nationalen Egoismus" an, und erklärt ſie aus der Herrſchſucht des magyariſchen Stammes. Bemerkenswerth iſt in dieſer Hinſicht das Urtheil über die magyariſchen Größen, welche hierin eine Rolle ſpielen.

„Sechenyi bereitete mit der beſten Abſicht zuerſt das Gift und den Balſam Ungarns; — die Wiederbelebung der magyariſchen Sprache als ausſchließliches officielles Medium, — und die konſequente Herabdrückung der andern Nationalitäten, welche meinten, die lange türkiſche Occupation und die öſterreichiſche Eroberung Ungarns hätten mit der magyariſchen Suprematie reinen Tiſch gemacht.....

„Der Hof von Wien, zwei Drittel des Volkes in Ungarn und viele vom alten Adel waren gegen das Projekt (der Magyariſirung); aber der arme Kleinadel, eine halbe Million ſtark, mit ſeinen Adelsbriefen in ſeinen ſchmierigen Hüten oder Brieftaſchen, um die Brücken zollfrei zu paſſiren, waren meiſt magyariſcher Abkunft, und da ſie mit Ausſchließung des Eigenthums und der Intelligenz allein Wahlmänner waren, und von außen durch Agitatoren geſtachelt wurden, welche Sechenyi und die Gemäßigten in der Popularität bald ausſtachen, ſo hielten ſie die Magyariſation aufrecht; denn ſie war ohne Zweifel ein großer Vortheil für Leute, die ein Wort lateiniſch weder leſen noch ſchreiben konnten und nur magyariſch ſprachen, während ſie von den politiſchen Agitatoren benutzt wurde, um eine unüberſchreitbare Scheidewand zwiſchen Ungarn und dem andern Oeſterreich aufzurichten."

Weiterhin folgen Urtheile über Sechenyi, Batthyany, Görgey, Koſſuth; — Sechenyi ſei ein wahrer, aufrichtiger Patriot, und trotz ſeiner ultramagyariſchen Schwäche ein legaler Reformer geweſen, dagegen Batthyany ein verſchmitzter und hinterliſtiger Staatsmann, der darauf ausgegangen, die pragmatiſche Sanction zu brechen, und ſich hierfür den lombardiſchen Krieg und die Schwäche Kaiſer Ferdinand's zu Nutzen gemacht habe. Von Görgey's eiſerner Disciplin, Thätigkeit und Feldherrn-Talenten wird mit großem Lobe geſprochen und der Vorwurf des Verrathes (an einer andern Stelle Berufung auf das Zeugniß ruſſiſcher Generale u. ſ. w.), von ihm abgewälzt; die Sache ſei ſchlechthin verloren geweſen, als er ſich den Ruſſen ergeben.

„Görgey iſt der große, praktiſche Genius des Revolutions-Krieges. Er und er allein war der Mann, der jene furchtbare Poſition in Ungarn ſchuf, die Oeſterreichs Macht bis in's Centrum erſchütterte. Alles, was Koſſuth that, war die Banknoten-Preſſe im Gange zu erhalten und Reden zu machen. Während Görgey eroberte, deklamirte Koſſuth, wie Barrère in franzöſiſchen Konvent, ſo daß es ſchien, als ob Görgey's Erfolge nicht die Reſultate von dem ganz einzigen Genie dieſes Generals, ſondern ſeine eigenen Combinationen wären. Kurz, wenn wir Görgey von dieſer großen Inſurrection in Abzug bringen, ſo bleibt nichts, um unſern Blick zu beſchäftigen, als Koſſuth in Verwirrung über die Theiß fliehend und Truppen, die nirgend Stand halten. Die Bewegung auf die Karpathen zu war nicht blos die Idee von Görgey, ſondern die Erhebung des kurzen Kriegsruhmes der Magyaren; und ſeine ſiegreiche Rückkehr zu der Donau war es, die Koſſuth's Unabhängigkeits-Erklärung beſchleunigte.

„Die glänzenden Siege Görgey's hatten ihn zum Abgott des Heeres gemacht und Koſſuth ſah ſich durch den praktiſchen Mann in Schatten geſtellt. Er war unbeſtreitbar (ich ſage das vorſätzlich und nach langer Prüfung) von ungemeſſenem Neide gegen den novus homo erfüllt, und ſah voraus, daß ein Frieden mit Oeſterreich, von Görgey geſchloſſen, denſelben zur erſten Perſon in Ungarn machen würde; und es kann kein Zweifel ſein, daß die Unabhängigkeits-Erklärung, die er durchzuſetzen ſuchte, beſtimmt war, alle Ausgleichung unmöglich zu machen, oder wie das Sprüchwort ſagt, die Rückkehr durch Verbrennung der Schiffe zu hindern, mit der unbedachteſten Gleichgültigkeit der letzen Konſequenzen.

„Und hier laſſe man mich bemerken, daß es zweierlei Ankämpfer gegen die Militair- und Finanz-Union mit Oeſterreich gab; die Royaliſten, die ſich von Oeſterreich zu trennen wünſchten, aber nicht vom Hauſe Habsburg. Zu dieſen gehörte nicht blos Görgey, ſondern eine bedeutende Mehrzahl von Offizieren der Armee und des Debrecziner Conventes. Ich thue dieſen Ausſpruch nach der gründlichſten Nachforſchung und mit der vollſten Ueberzeugung.......

„Die ganze Geſchichte der Unabhängigkeits-Erklärung wird, wenn ſie ganz aufgeklärt und die von mir ausgeſtellten Sätze erläutert und beſtätigt ſein werden, nach meiner beſcheidenen Meinung meine andern Aufſtellungen zu dem Schluße beſtätigen, daß Koſſuth einer der größten revolutionären Redner iſt, doch daß als praktiſcher Staatsmann und großer hiſtoriſcher Charakter, wozu ihn ſeine Lobredner haben machen wollen, ſein Ruf auf Sand ſteht....

„Kurz und gut, es würde ſchwer ſein, in der ganzen Geſchichte einen Mann von glänzenderem Genie, als Koſſuth zu finden — als Brandredner, im Gegenſatze zu Sechenyi, dem patriotiſchen Reformer, und Batthyany, dem praktiſchen revolutionären Staatsmanne. Wenn Sechenyi unſterblich iſt wegen Errichtung des neuen Tempels ungariſcher Freiheit, ſo hat Koſſuth für alle Zeit, prima facie, ſeinen Namen damit vereint, als Heroſtratus."

Dieſes Schluß-Urtheil ſteht am Ende einer längern Erzählung der Vorgänge zu Debreczin, die darauf hinausläuft, daß die dortige National-Vertretung ganz ungenügend (ein einziger Magnat, von den Gemeinen 130, während das Geſetz mindeſtens 180 zur Beſchlußfähigkeit erforderte) war und durch Koſſuth's Künſte von dem Pöbel terroriſirt wurde, den verhängnißvollen Entſchluß zu faſſen.

Der nun folgende Abſchnitt über „das Bach'ſche Syſtem" iſt ſehr intereſſant. In dieſer Ueberſichtlichkeit hatten wir noch nichts darüber geleſen und uns keine deutliche Vorſtellung davon machen können. Es iſt in der Zwiſchenzeit gefallen, aber es iſt ſehr die Frage, ob es nicht in dieſer oder jener Umformung wieder aufleben wird. Der Grundgedanke beſteht darin, Ungarn ſo zu zerlegen, daß die einzelnen Nationalitäten möglichſt gleichartige Körper bilden. 1. Die Slovakei, Hauptſtadt Preßburg, officielle Sprache ſlovakiſch. 2. Nord-Oſt-Ungarn, Ruthenien, Hauptſtadt Kaſchau, offic. Sprache rutheniſch und deutſch (wegen der Zipſer). 3. Großwardein (Tokai, Debreczin, die Gegenden jenſeits der Theiß) offic. Sprache magyariſch. 4. Wojewodina (Hauptſtadt Temesvar). 5., 6. Kroatien, Slavonien, offic. Sprache kroatiſch (illyriſch). 7. Provinz Oedenburg an Steyermark gränzend, offic. Sprache magyariſch. 8. Peſt in der Mitte von allen, offic. Sprache magyariſch und deutſch. Siebenbürgen war von Ungarn getrennt, die Wojevodina, Kroatien und Slavonien ebenfalls; ſie ſtanden direkt unter dem Miniſter des Innern in Wien. Die Provinzen von Peſt, Preßburg, Kaſchau, Großwardein und Oedenburg bildeten das eigentliche Königreich Ungarn, und ſtanden unter der Statthalterei von Peſt. — Die Gleichberechtigung der Nationalitäten, wie ſie in dieſem Syſteme durchgeführt ſcheint, und die allerdings das alte magyariſche Eroberungs-Reich Ungarn vollſtändig beſeitigt, war natürlich nicht im Geſchmacke der Magyaren, und konnte es nicht ſein, weil eben ihr ideales Ungarn die andern Volksſtämme vollſtändig beſeitigen ſoll. Ebenſo zuwider iſt ihnen die deutſche Büreaukratie geweſen, die damals ihren Einzug hielt. Mr. Paton ſieht dies voraus, er tadelt, daß man den

Digitized by Google

großen Irrthum begangen, die altungariſchen Geſetze und Komitats-Inſtitutionen zu beſeitigen. „Bei dem hartnäckigen und fanatiſchen Temperamente der Ungarn glaube ich nicht, daß das Princip der Bureaukratie erfolgreich ſein wird. Der Slovak wird glücklich ſein, einen Bureaukraten ſeiner Nation zu haben um ihn gegen das Andringen des Ultra-Magyarismus zu ſchützen; aber ich bin überzeugt, in magyariſchen Diſtrikten wird die Bureaukratie aufregend wirken.“

Alles ſehr richtig — in der Zwiſchenzeit iſt das Bach'ſche Syſtem gefallen, die Ungarn haben ſich wieder zum großen Theil in den Beſitz ihrer „alt-ungariſchen Geſetze und Komitats-Inſtitutionen“ geſetzt — Was iſt herausgekommen? — das, was Seite 164 ſteht: „Aber da Ungarn, gleich den Sklavenſtaaten Nord-Amerika's, ein Land der Freiheit iſt, ſo nahm ſich die magyariſche Obrigkeit die Freiheit eines freien Mannes, dem Martin Bartoſch 64, dem George Junatock 50, dem Paul Nuß 40, dem Stephan Wrabetz 24 Stockprügel zu geben.“

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Soll Ungarn ein freies, ſelbſtändiges magyariſches Land ſein und bleiben und ſoll es ſeine alt-ungariſchen Komitats-Einrichtungen behalten, ſo nehme man es den magyariſchen Stuhlrichtern u. ſ. w. nicht übel, wenn ſie in gewohnter Weiſe die Slovaken, Deutſchen, Juden, Wallachen ſummariſch bearbeiten — Soll in Ungarn Ordnung und Rechts-Gleichheit hergeſtellt werden, ſo finde man es natürlich, wenn die Staatsgewalt energiſch durchgreift, und die Magyaren einer Zucht unterwirft, wie ſie alle civiliſirten Völker durchgemacht haben. Wo die Dinge ſo gründlich verwirrt und verfahren ſind, läßt ſich nicht Alles mit Handſchuhen anfaſſen und nach idealen Grundſätzen zuſchneiden, namentlich aber nicht ein ideales Beamtenthum ſchaffen, das von allen Gebrechen frei iſt. Man braucht nur die Scenen von Auflöſung aller Ordnung und öffentlichen Zuchtloſigkeit zu leſen, die der Verfaſſer erlebte, um einzuſehen, daß hier eine äußere polizeiliche Ordnung das erſte dringendſte Bedürfniß war.

Wir müſſen es uns verſagen, auf dieſes intereſſante und inhaltreiche Buch noch weiter einzugehen. Der Verfaſſer iſt unſtreitig ein tiefer Kenner der ſocialen und politiſchen Zuſtände des Kaiſerſtaates, und der Nationalitäten, die es bewohnen, und dabei in deutſche Sprache und deutſches Weſen ſo eingelebt, daß man darüber faſt den Fremden vergißt. Mancher Deutſche wird daraus lernen können, wie man die öſterreichiſchen Zuſtände zu betrachten hat, und aus der Schätzung des deutſchen Elementes, die dieſer Fremde aufſtellt, erſehen, wie wenig wir uns ſelbſt kennen, wenn wir unſere Anſprüche an dieſe Länder ſo gutwillig daran geben. Mit der kalten Beſonnenheit des britiſchen Diplomaten und welterfahrnen praktiſchen Politikers legt er dar, daß aus all dieſen Nationalitäten, den Čechen, den Magyaren, u. ſ. w. nichts Lebensfähiges mehr werden kann, daß ihre Beſtrebungen großentheils phantaſtiſch und aus Kulturfeindlichkeit hervorgegangen ſind. Ebenſogut, wie die Magyaren, kennt er auch die Čechen, und ſein Urtheil wird um ſo verläßiger, als er ganz leidenſchaftslos den guten Seiten derſelben alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ebenſowenig wie er uns Deutſchen etwas ſchenkt.

Das Kapitel Vienna iſt höchſt intereſſant, namentlich durch das, was Mr. Paton von Fürſt Schwarzenberg, Windiſchgrätz, Bruck, Thienfeldt, Bach, Schmerling, Graf Schlick, den Banus Jellachich u. ſ. w. ſagt, mit denen er in perſönlichem Verkehr trat.

Italien.

Das Maſchinenweſen in Italien.

Ein Bericht der Mailänder Perseveranza über die italiäniſche Gewerbe-Ausſtellung in Florenz bringt Angaben über einen Zweig von Induſtrie, deſſen Vorhandenſein und Ausdehnung in Italien Viele überraſchen wird. Bei der Muſterung der Abtheilung für die mechaniſchen Gewerbe wirft der Referent einen Blick auf das Maſchinenweſen, und giebt eine Ueberſicht der hauptſächlichſten italiäniſchen Maſchinenbau-Anſtalten, von denen der größte Theil, trotz der ſehr hinderlichen Eile, mit der die Ausſtellung zu Stande kam, durch Maſchinen, Geräthe oder doch Zeichnungen vertreten iſt. Piemont und Neapel nehmen in dieſer wichtigen Induſtrie einen weitaus hervorragenden Platz ein; ihre geographiſche Lage, ihre zahlreichen und bedeutenden Häfen erklären dieſen Vorrang bei einer Gewerbethätigkeit, welche vom Auslande noch immer abhängig iſt, namentlich auf dem möglichſt wohlfeilen Zugange ausländiſcher Produkte, z. B. Feuerungs-Materialien, beruht. Von vorzüglicher Wichtigkeit iſt in Piemont der Flecken Sampierdarena, in der Nähe von Genua, der in der That wie Seraing, das Wupperthal oder die engliſchen Eiſendiſtrikte, im Begriff iſt, eine wahre Arbeiterſtadt zu werden. Dort iſt das größte Maſchinen-Etabliſſement von Italien, die Eiſengießerei und Maſchinenbau-Anſtalt der Gebrüder Orlando. Dieſelbe beſchäftigt 600 Arbeiter und wird mit Maſchinen von zuſammen 50 Pferdekraft betrieben. Aus dieſer Anſtalt, die ſowohl wegen der vortrefflichen Lage, als der zweckmäßigen Benutzung der Räumlichkeiten und Gebäude und der Intelligenz der Leitung eine wahre Muſteranſtalt genannt werden darf, gingen bisher 4 Lokomotiven für die toskaniſchen, 32 für die ſardiſchen Eiſenbahnen hervor; 12 andere ſind jetzt in Arbeit. Ferner hat dieſes Inſtitut eine nicht unbeträchtliche Zahl von dampf- und hydrauliſchen Arbeitsmaſchinen geliefert. An Schiffsmaſchinen haben die Anſaldo bisher nur einige, von denen keine 400 Pferdekraft erreicht, gebaut; der neue Aufſchwung des nationalen Seeweſens hat indeſſen hier einen erhöhten Betrieb hervorgerufen, ſo daß in Folge zahlreicher Aufträge die Betriebskraft der Maſchinen der Anſtalt um 15 Pferdekraft neuerdings hat vermehrt werden müſſen. Ihr zunächſt ſteht, gleichfalls in Sampierdarena, die Anſtalt von Robertſon mit 300 Arbeitern und 25 Pferdekraft; ferner die von Balleydier, della Pila und einige kleinere Eiſengießereien. Nahebei, in Seſtri-Ponente beſchäftigt die Anſtalt von Weſtermann 300 Arbeiter und Maſchinen von 30 Pferdekraft. Sie hat ſtändige und Schiffsdampfmaſchinen in nicht geringer Zahl konſtruirt, unter letzteren ſind zwei von 300—400 Pferdekraft.

Mit dieſen Inſtituten der Riviera von Genua wetteifern die des ſchönen Golfs von Neapel. Das eben ſo alte als unüberwindliche Vorurtheil von dem dolce far niente der Italiäner im Allgemeinen und der Neapolitaner im Beſondern mag verſuchen, ſich mit der Thatſache abzufinden, daß in Neapel ſelbſt mindeſtens ein halbes Dutzend großer Maſchinenbau-Anſtalten in ſchwunghaftem Betriebe ſind. Da iſt zuerſt die Officin von Guppy und Pattiſon. Mit 400 Arbeitern und 40 Pferdekraft hat dieſe Fabrik, mit der ein bedeutendes Hüttenwerk zur Verarbeitung des kalabriſchen Eiſens verbunden iſt, bisher (in etwa 20 Jahren) 100 ſtändige Dampfmaſchinen, 10 Lokomotiven und nicht wenige Schiffsmaſchinen, darunter z. B. die der neuen Fregatte „Garibaldi,“ geliefert. Dann iſt dort die Fabrik von Macry, Henry und Co. mit 200 Arbeitern und 20 Pferdekraft, die außer einer erheblichen Zahl von Lokomotiven und Schiffsmaſchinen hauptſächlich landwirthſchaftliche Maſchinen für Sicilien herſtellt. Ferner die etwas kleineren Anſtalten von Omens, Philippe und Armengaud, und nahebei, in Salerno, die von Anſchlimann. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient die ebenfalls dicht bei Neapel belegene königliche Feuerwerks-, Eiſengießerei- und Maſchinen-Anſtalt zu Pietrarſa bei Caſtellamare. Hier werden nicht blos die Feuerwerkskörper für die Artillerie und die Flotte hergeſtellt und ſehr bedeutende Hüttenwerke von über 100 Pferdekraft betrieben, es ſind auch mehr als 20 Lokomotiven, darunter 4 mit Doppelrädern für beträchtliche Steigungen, und große Schiffsmaſchinen erbaut worden. Die Schraubenmaſchine der neuen Fregatte „Gaeta“ (450 Pferdekraft), ſowie die Maſchinen der Fregatten Ettore „Fieramosca“ und „Torquato Taſſo“ ſind aus dieſem Arſenal. Endlich muß hier noch die ſüdlichſte und zugleich neueſte dieſer Anſtalten, die von Florio in Palermo erwähnt werden.

Von weit geringerer Bedeutung ſind die Fabriken von Toscana, der Lombardei und Venedig. Die größte Anſtalt Etruriens, das große Hüttenwerk in Follonico kann wegen der mörderiſchen Maremmen-Luft nicht während des ganzen Jahres betrieben werden; ſeine Arbeiterbevölkerung iſt mobil wie die der Arbeiter in der Campagna und den pontiniſchen Sümpfen; an dieſem Uebelſtande laborirt das Inſtitut wohl ohne Möglichkeit einer Abhülfe. Unter den lombardiſchen Anſtalten zeichnet ſich die von Rümmeln und Co. aus, die mit 300 Arbeitern und 25 Pferdekraft ganz vorzüglich für den landwirthſchaftlichen Bedarf ſorgt. Für die ausgedehnte Anwendung von Maſchinen für die Zwecke der Agricultur beweiſt der Umſtand, daß dieſe Fabrik allein für die ausgedehnten Grundbeſitzungen in Piemont und der Lombardei 116 Dampfmaſchinen geliefert hat. Am nächſten kommt ihr darin die Fabrik von Benech und Rochetti in Padua, die ebenſo wie die von Giacometti in Treviſo zur italiäniſchen Ausſtellung beigeſteuert hat, obwohl ſie noch unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtehen.

Dieſe kurze Ueberſicht ergiebt nun allerdings, daß Italien in Bezug auf das Maſchinenweſen ſich mit England oder Belgien, mit Frankreich und Preußen vor der Hand noch nicht vergleichen kann. Allein man wird erwägen müſſen, mit welchen Hinderniſſen dieſe Induſtrie grade in Italien zu kämpfen hat. Abgeſehen davon, daß ſie ſich den feſt begründeten Fabriken jener Länder gegenüber ſchon darum im größten Nachtheile befindet, weil ſie ſich erſt jetzt neu etabliren und dabei doch zugleich mit jenen mäch-

Digitized by Google

tigen Mitbewerbern wetteifern muß, ſo ſtehen ihr noch außerdem ganz beſondere in der Natur des Landes und der Eigenthümlichkeit ſeiner Bewohner beruhende Schwierigkeiten entgegen. Vor Allem der Mangel an Brennmaterial! Wie jedes uralte Kulturland, beſitzt Italien verhältnißmäßig wenig Wald, wenn es auch namentlich in den eichenbewachſenen Abhängen des Appennin keineswegs ſo baumarm iſt, wie man nach den übertriebenen Klagen mancher Touriſten insgemein anzunehmen beliebt. Sicherlich aber iſt das Holz für einen ausgedehnten und anhaltenden Fabrikbetrieb nicht ausreichend vorhanden, und auch ſchon wegen des mühſamen Transportes viel zu koſtſpielig. Noch ſchlimmer iſt aber der allgemeine Kohlenmangel. So mächtige Ablagerungen jenes für die Induſtrie gradezu wichtigſten Minerals, wie die Steinkohlengruben der engliſchen Küſten, der rheiniſchen und weſtfäliſchen Bergketten und die oberſchleſiſchen Hügel darbieten, ſcheint die Natur Italien verſagt zu haben. Ehe etwa neue Entdeckungen ſolche Schätze erſchließen, wird das italiäniſche Maſchinenweſen von der Einfuhr ausländiſcher Kohlen abhängig und daher vornehmlich an Orte gefeſſelt ſein, die dieſe Einfuhr begünſtigen. Sodann aber liegt ein großes Hinderniß in der Sinnesart der Italiäner ſelbſt. Das allgemeine Gerede von ihrer Faulheit iſt zwar, wie bereits hervorgehoben, in der That eine Unwahrheit. Wer den Landmann der terra di lavoro bei Neapel, oder in den rauhen und doch ſo reizvollen Bergen von Umbrien arbeiten geſehen, wer die bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzte Thätigkeit der italiäniſchen Handwerker in Palermo, Neapel, Mailand, Florenz ꝛc. bemerkt hat, weiß es, welcher anhaltenden Betriebſamkeit dies Volk fähig iſt. Seine große Mäßigkeit und die Wohlfeilheit der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe ſcheinen die billige Beſchaffung von Arbeitskräften für die Fabriken noch mehr zu begünſtigen. Allein eben dieſe Möglichkeit, ſich die geringen Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen, macht den Italiäner gegen die ununterbrochene Arbeit in geſchloſſenen Räumen ſehr abgeneigt. Sein beweglicher Sinn widerſtrebt zugleich dem mechaniſchen Getriebe der Fabriken, in denen der Einzelne nur als ein willenloſer Theil, ſelbſt nur als Maſchine erſcheint, in denen er überdies ſeinen Himmel und ſeine aria fresca entbehren muß. Ob der neu erwachte Unternehmungsgeiſt Italiens, der ſich auch in der jungen Maſchinen-Induſtrie auf der florentiniſchen Ausſtellung bekundet, dieſe Hinderniſſe überwinden kann, wird die Zukunft lehren.

Böhmen.

Die böhmiſche Zeitſchriften-Literatur im Jahre 1861.

Die Haſt des Augenblickes und die fieberhafte Aufregung, die in dem ganzen Lande herrſcht, drängte faſt die ganze, ohnehin nicht ſehr ruhige literariſche Thätigkeit auf das ephemäre Gebiet der Zeitſchriften zurück. Charakteriſtiſch iſt dabei, daß faſt alle Zeitſchriften, die belletriſtiſchen und belehrenden nicht ausgenommen, gleichwie im Jahre 1848 wo ſelbſt die Zeitſchrift des Muſeums des Königreiches Böhmen ſich der allgemeinen Bewegung nicht hat entziehen können, entweder rein politiſche Artikel aufnehmen, oder wenigſtens ſtark politiſch gefärbt ſind und ſelbſt durch die gefällige Form eines Romans oder einer höchſt unſchuldig ſich gebährdenden Abhandlung das willkommene Opiat der Politik der aufgeregten Leſewelt reichen. Talentvolle Köpfe, die auf einem andern Gebiete manches Gute leiſten könnten, werden in den Strudel politiſcher Salbadereien gezogen und leiern dann das auswendig gelernte Lied von der großartigen Vergangenheit und der unverdienten Miſère der Gegenwart herunter: dazu kommt dann die ganze Schaar literariſcher Adepten, die ſich durch einen fulminanten Artikel gegen die Centraliſation und Germaniſation die Sporen verdienen wollen.

In der That ſteht es mit der böhmiſchen Zeitſchriften-Literatur — die deutſche Journaliſtik wird leider durch den Tagesboten, die Morgenpoſt und die allzeit hoffähige Bohemia noch ſchlechter vertreten — trotz der bei der Schriftſteller- und Leſewelt geſteigerten Aufmerkſamkeit ſehr troſtlos aus. Die Schuld daran wird ſo ziemlich gleich gerecht von der Schriftſteller- und Leſewelt getragen. Den Leader-Verfaſſern ſieht man es gar oft an, daß ſie eigentlich die Letzten ſind, die da wiſſen, was ſie wollen und das ehrenwerthe Publikum überbietet ſo viel als nur möglich, ſeine aufgeklärten Lehrer an Unentſchiedenheit und naiver Unkenntniß des Beabſichtigten. Freilich iſt das böhmiſche Publikum im Ganzen leicht zufrieden zu ſtellen: einige Gemeinplätze über die verhaßten Deutſchen und das Geſpenſt, das da Centraliſation genannt wird, und der Böhme legt die Zeitung, mit ſeinen politiſchen Stimmführern ganz zufrieden, aus der Hand.

Soviel im Allgemeinen von den politiſchen Zeitſchriften. Die der Zeit und dem Werthe nach erſte unter ihnen iſt der „Čas“ (die Zeit) früher vom Dr. Kráſa, nun von dem talentvollen J. U. C. Váora, deſſen Name ſo oft bei der leidigen Amneſtie-Affaire im böhmiſchen Landtage erwähnt wurde, redigirt. Die Mitarbeiter ſind meiſtentheils junge, gebildete Männer, der jetzige Redacteur verfolgt, durch heilſame Unannehmlichkeiten belehrt, kalt, klug und bedächtig ſeinen Weg. Der Ton iſt mäßig, nicht ohne Salz und doch energiſch, dazu das Blatt eine wirkliche Zeitung und kein Provinzialblatt wie das zweite politiſche Hauptblatt die Národní Listy (Nationale Blätter). Der ſonſt nicht gar witzige Tagesbote aus Böhmen hat den Redacteur der N. L. Dr. Julius Gréger treffend einen journaliſtiſchen Prügel-Knaben genannt, indem derſelbe mit Recht redactor a non redigendo heißt und wohl nur ſeinen Namen bei der Schlichtung unangenehmer Affairen hergiebt. Sonſt iſt er ein Mann von vielem Gefühl, aber wenigem Verſtand. In dieſelbe Kategorie gehören die officiellen Mitarbeiter des Blattes, Leute von beſchränkter Bildung, welche nach einer Schablone arbeiten und dort, wo ſie mit ſtichhaltigen Argumenten nicht auskommen, eines Tones ſich befleißen, von dem Prutz ſo treffend ſagt, daß man ihn gern für natürlich ausgeben möchte, währenddem er leider nicht mehr iſt, als gemein. — Aeußerſt komiſch iſt es freilich manchmal, wenn das Blatt, das ein ungemein ſchön ſtiliſirtes Programm veröffentlicht hat und ſich die Miene giebt, die politiſche Meinung des ganzen Landes zu vertreten, hin und herrudert und oft ſehr ſchwer in das alte Fahrwaſſer kömmt. Das Kraftkind nationaler Wortführer giebt oft das beſte Zeugniß von der Unkenntniß deſſen, was man eigentlich anſtrebt. Die Abonnentenzahl der N. L. beläuft ſich über 7000, die des Čas über 5000.

Ein anderes politiſches Blatt iſt der „Pozor“ (Beobachter) eine originelle Miſchung hyperultramontaner Politik des Wiener Volksfreund mit nationaler Tendenz. Redacteur iſt der geiſtvolle Vertreter des Ultramontanismus P. 'Stalc.

Die letzte politiſche Zeitung „Obecné listy“ (allgemeine Blätter) iſt eine Wochenſchrift, die das Amt hat, die flüchtigen Eindrücke des Tages zu ſammeln und ſie der Leſewelt in Ueberſichten und gewürzten Artikeln nochmals zu Gemüthe zu führen. Eigentlich iſt dieſes Blatt nur der Index der Národní Listy.

Zu dieſen čechiſchen Blättern iſt nun mit dem Beginn des neuen Jahres ein neues Blatt hinzugekommen, unter dem Titel „Hlas“ (die Stimme) deſſen Redaction der bisherige Čas-Redacteur Váora übernehmen wird, da der Čas unter die Redaction des Dr. Kráſa zurückkehrt.

Als Ergänzung der ernſten Blätter dienen die ſeit letzter Zeit politiſchen „Humoristické listy“ (Humoriſtiſche Blätter). Der Witz, den man in ihnen in Wort und Bild pflegt, geht nicht über die Čas-Einfälle und bewegt ſich nicht immer in den Schranken des reinen Humors, ſondern greift nur zu oft zu den unbeholfenſten Wendungen und platteſten Pointen, um dem Publikum ein Lächeln abzugewinnen.

Man ſieht, daß die Rollen gut vertheilt ſind; ſelbſt der ſonſt ſo ſpröde Ultramontanismus umgiebt die nationalen Beſtrebungen mit einem Nimbus religiöſer Weihe.

Unter den nicht politiſchen Zeitſchriften zeichnen ſich die naturgeſchichtliche „Ziva“ und die „archaeologiſchen Denkmäler“ am vortheilhafteſten aus. Die Zeitſchrift des Muſeums des Königreichs Böhmen iſt jetzt nur magni nominis umbra. Ihr Gebiet wurde auf Philoſophie, Philologie, Literatur und Verwandtes beſchränkt und die Bearbeitung naturgeſchichtlicher und hiſtoriſcher Thematen der Ziva und den archaeologiſchen Denkmälern überlaſſen.

In bellettristicis arbeiten die „Obraky ivota“ (Bilder aus dem Leben) der „Lumír,“ eine Zeitſchrift, die aus der Königinhofer Handſchrift den Namen wählte, dabei aber auch die Eigenſchaft des erwählten Patrons beibehielt, nämlich durch ihren Inhalt „Wyſchehrad und die geſammten Gaue zu rühren“ oder beſſer, zu ärgern.

Dieſen beiden Zeitſchriften ſchließen ſich einige obſkure Blätter, die in verſchiedenen Kreisſtädten erſcheinen an, die ſich meiſtentheils von Ueberſetzungen und ſchüchternen Verſuchen literariſcher Adepten nähren.

Auch eine Damenzeitung hat die böhmiſche Literatur aufzuweiſen, „Lada“ die ziemlich gewandt redigirt iſt.

Intereſſant ſind die „Hospodářské listy“ (landwirthſchaftliche Blätter) beſonders dadurch, daß die Beiträge zu ihnen meiſtens von Bauern geliefert werden. Außer ihnen exiſtiren noch zwei ökonomiſche Zeitſchriften.

Dies ſind beiläufig, wenn wir die jährlich wiederkehrenden Almanache

Digitized by Google

nicht mitrechnen, die Erſcheinungen der böhmiſchen Zeitſchriften-Literatur. Umſonſt ſucht man ein kritiſches Blatt, das dem literariſchen Treiben arroganter Adepten den Ernſt wiſſenſchaftlicher Anforderungen entgegenſtellen würde, umſonſt ein Blatt, das das Publikum mit den Erſcheinungen ausländiſcher Erzeugniſſe bekannt machen möchte. Auch erhoben ſich Stimmen, die für einzelne Wiſſenſchaften ſelbſtändige Organe wünſchten, ſie blieben jedoch wohl nur eine vox clamantis in desertis.

Deutſchland und das Ausland.

Emerſon und Bogumil Goltz über das Leben und die Menſchen.*

Die beiden kleinen Bücher von Ralph Waldo Emerſon und Bogumil Goltz in einer kurzen Anzeige zuſammen zu faſſen, berechtigt uns mehr der Umſtand ihres gleichzeitigen Erſcheinens in Deutſchland und die gleichartige Natur ihres Gegenſtandes, als die Uebereinſtimmung der Verfaſſer in Anſchauung, Behandlung und Richtung. Denn was die letzten betrifft, ſo zeigt ſchon der unnöthigerweiſe myſteriöſe Titel des Goltz'ſchen Buches auf ein enges begränztes Gebiet hin und deutet zugleich auf ſcharf beſtimmte praktiſche Zwecke, die man bei Emerſon nicht vorausſetzen wird. In der Methode weichen Beide außerordentlich ab; denn während das deutſche Werk bei allem Anſchein einer ſyſtematiſchen Entwicklung, die ein Gerüſte von Ober- und Unter-Eintheilungen verſtärkt, den innern logiſchen Zuſammenhang aufopfert, um bei der Mittheilung des auf vierzigjährigen Erfahrungen geſammelten thatſächlichen Materials und bei der ſelbſtändigen Urtheils-Abgabe nicht irgendwie beſchränkt zu ſein; ſo birgt der Amerikaner unter ſeiner ſcheinbar loſen und ſchwankenden Form ſo viel innere Klarheit und Abgeſchloſſenheit, daß ſeine Aphorismen wohl als der Ausdruck eines ſyſtematiſchen, mit ſeinen Reſultaten nur noch nicht überall fertigen Geiſtes bezeichnet werden dürfen. Die Verſchiedenheit ihrer Anſchauungen endlich iſt theilweiſe ſchon durch die Gegenſätze in der Nationalität, dem Lebensgange und — wahrſcheinlich wenigſtens — auch dem Alter der Verfaſſer bedingt; noch weitere und viel größere aber ergeben ſich aus ihren völlig abweichend angelegten und ausgebildeten Charakteren, die denn jedem einen ſehr verſchiedenen Standpunkt anweiſen mußten.

Freilich fehlt es auch nicht an Berührungspunkten unter ihnen. Ja ſie ſind, zwar auf ſehr abweichenden Pfaden, in der Hauptfrage aller Menſchen-Kenntniß und alles Menſchen-Studiums mit faſt überraſchender Uebereinſtimmung zu dem gleichen Ergebniſſe gelangt. So ſehr auch Emerſon den neueren Fortſchritten der Natur-Wiſſenſchaften huldigt und ſich ihrer bei Löſung ſeiner Aufgabe bedient; ſo ſehr auch Goltz gegen dieſe Natur-Wiſſenſchaften, insbeſondre gegen die Verbreitung ihrer halb verſtandenen Ergebniſſe unter die Maſſen, ſich ereifert: darin ſind Beide einig, daß ſie den Menſchen als ein natürliches und inſofern den Geſetzen der Natur durchaus unterworfenes, zugleich aber als ein von dieſen Geſetzen unabhängiges, freies, als ein geiſtiges Weſen erkennen. Für Beide iſt der Menſch nicht blos Bedingung, ſondern zugleich Kraft, unendliche Kraft, die der unendlichen Laſt des Fatums Widerſtand leiſten, ſie durchbrechen kann. Für Beide iſt das Wort Emerſon's bezeichnend: „Der Menſch iſt keine Ordnung der Natur, Sack und Sack, Leib und Glieder, ein Kettenring oder eine überflüſſige Bagage, ſondern ein lebendiger Antagonismus, ein Verſuch die Pole des Univerſums zuſammen zu ziehen. Er verräth ſichtlich ſeinen Zuſammenhang mit dem, was unter ihm iſt, mit jenen dickſchädeligen, kleingehirnten, vierhändigen Säugethieren und iſt völliger Gleichheit mit ihnen nur entgangen, indem er zum Zweihänder wurde, wobei er für ſeine neuen Körperkräfte theuer genug durch den Verluſt einiger alten bezahlte. Aber der Blitz, der herniederzuckt und Planeten formet, der Schöpfer der Planeten und Sonnen, lebt in ihm. Auf der einen Seite elementariſche Ordnung, Sandſtein und Granit, Felſenlagen, Torfmoor, Wälder, See und Küſte, auf der andern der Gedanke, der Geiſt, welcher die Natur zerſetzt und zuſammenſetzt — da habt ihr ſie, in einander geſchmolzen, Gott und Teufel, Kraft und Stoff, König und Verſchwörer, friedlich ſich zuſammen findend im Auge und Hirn eines jeden Menſchen." Wie nun Beide in dieſem Antagonismus den Schlüſſel zu dem uralten und ewig und bei jedem Einzelnen ſich fort und fort erneuernden Räthſel von der Menſchenſeele ſehen, ſo erblicken ſie in dem Kampfe, den er anregt und erhält, die Triebfeder aller innern und äußeren menſchlichen Entwicklung. In ihm liegt tief begründet jener Trieb nach Macht, der Grundquell der Handlungen und Leidenſchaften des Menſchen, ihm entſpringt jener fernere Trieb nach Vervollſtändigung, Vervollkommnung, Ausdehnung des eigenen Daſeins auf alle Richtungen des Weltalls hin, aus deſſen Bruchtheilen der Menſch ja ſelber beſteht. Ein Menſch beſteht aus vielen Menſchen, ſagt Goltz, und leitet daraus das allmächtige Geſetz der Reaction ab, dem zu Folge ein Uebermaß das verletzte Maß wieder herſtellen müſſe, das die Maſſen wie die Individuen regiere und ſchließlich übereinſtimme mit dem Geſetze der Polarität, der Lebens-Bewegung in Ebbe und Flut, die nicht nur am Meere, ſondern im Geiſte des Menſchen, wie in ſeinem körperlichen Befinden wahrgenommen werde. In ihm wurzelt endlich, wie Emerſon es bezeichnet, das Verſtändniß für die Einheit der Dinge und für die Allgegenwart der Geſetze, jenes Verſtändniß, das nicht in uns iſt, ſondern wir ſind in ihm, das der Schöpfer iſt und nicht das Geſchöpf, von dem alle Dinge berührt und verändert werden.

Aber bei dieſem Uebereintreffen in dem Hauptprincipe aller Pſychologie, ja aller Weltanſchauung und trotz der weiteren Berührungen, die ſich naturgemäß daraus ergeben, walten doch die Gegenſätze und Verſchiedenheiten vor. Zur Einleitung in die Menſchen-Kenntniß ſchien es Bogumil Goltz weit weniger an Hinweiſungen auf die ideale und ſympathetiſche Seite unſerer Natur, an gläubiger, liebender, duldſamer Lebens-Anſchauung zu fehlen, als an einer verſtandesmäßigen, realiſtiſchen Auffaſſung der menſchlichen Schwäche. In der feſten Ueberzeugung, daß der Fortſchritt der Geſellſchaft den Fortſchritt und die ſittliche Freiheit der Individuen zur Vorausſetzung hat, daß ohne Herzens-Verbeſſerung keine weſentliche und dauernde Staats-Verbeſſerung möglich iſt, ſah er Keime der Beſſerung in den Gewiſſens-Mahnungen, in dem Glauben an die Verpflichtung zum Beſſerwerden und Beſſermachen. Darum wollte er es mit der Pathologie des Geiſtes wie der Kultur-Zuſtände zu thun haben, mit den Diagnoſen beſtimmter Krankheits-Formen, mit allerlei Epidemien und Verkrüppelungen, denen ſich auch die Geſundeſten nicht entziehen. „Nun ſteht es aber um die Fakultäten unſerer Generation gar zu närriſch und fatal. Der Alles überwuchernde Dilettantismus in Künſten und Wiſſenſchaften, die unendlich geſchäftige Gelegenheitsmacherei für Literatur und Reiſen, die Allerwelts-Vereine und Inſtitute für alle denkbaren Luxus-Bedürfniſſe des Geiſtes wie des Leibes, die kurioſen Talente und Ambitionen des modernen Menſchen: aus ſeiner eignen Haut zu fahren, alle möglichen Geſtalten anzunehmen, alle Sprachen zu lernen, ſich in alle Kultur-Stufen hinein zu denken, alle Rollen zu probiren und am hellen Tage Komödie zu ſpielen vor aller Welt: dieſe Teufeleien haben Wahrheit und Lüge, Verſtand und Narrheit, Kunſt und Unmacht, Bildung und Entartung, Gefühl und Affectation, Schein und Sein, Lebensprozeß und Mechanismus, Klaſſizität und Schematismus, Tugend und Sünde, Medizin und Gift ſo in einander gewoben, haben ſolche ſinnverwirrende Masken, Metamorphoſen und Nebelbilder in Weltſcene geſetzt; daß Jeder Dank verdient, der einen Anfang macht: dieſen Bildungs-Unfug zu inhibiren, indem er Miſeren und Narrheiten demaskirt, Schuftereien denunzirt, Metamorphoſen auf die Kerngeſtalt reduzirt oder Diagnoſen von epidemiſchen Krankheits-Formen und Degenerationen probirt." Aber indem er ſeine Feldzüge zur Bekämpfung dieſes Hydren-Geſchlechts unternahm, verfiel er jener Einſeitigkeit, die er als ein Geſetz der natürlichen Weltoeconomie erkennt und beklagt. Eifrig in der Verfolgung des Häßlichen und Schwarzen, ſah er bald vorzugsweiſe das Häßliche und das Schwarze der Dinge; ja er ſah die Dinge überhaupt ſchwarz und häßlich. Er unterlag der Gefahr, in die geiſtreiche Menſchen nicht ſelten gerathen, ſich in ſeinen der allgemeinen Auffaſſung entgegengeſetzten Anſichten ſchon um dieſes Gegenſatzes willen zu gefallen und zu verfeſtigen. Wie manche Miniſter unſerer Tage trat er Forderungen, Regungen, Einrichtungen darum entgegen, weil ſie von der öffentlichen Meinung getragen werden. Er ereiferte ſich über die Alleinſeligmacherei der Natur-Wiſſenſchaften, über volkswirthſchaftlichen Götzendienſt, über den Turnerei-Spektakel, über Deutſchthümelei, populäre Politik und populäre Literatur, als wäre er, was er nicht iſt, wirklich ein Feind wahrer Aufklärung und Bildung des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Geſellſchaft. Alle erhebendſten, alle beglückendſten Eigenſchaften unſeres Weſens — ſie ſind ihm eben der Grund und Boden einer Eitelkeit und Narrheit, die zuletzt in Teufelei entarten muß. Und ſo führt ihn der Zwieſpalt von Ideal und Wirklichkeit, von Praxis und Theorie, von Verſtand und Poeſie dazu, die Melancholie als den allgemeinen Untergrund jedes reifenden und

* Die Führung des Lebens. Gedanken und Studien von Ralph Waldo Emerſon. Ueberſetzt von E. S. von Mühlberg. Leipzig, Steinacker, 1862. Hinter den Feigenblättern. Eine Umgangs-Philoſophie und pathologiſche Menſchen-Kenntniß von Bogumil Goltz. Erſter Band: Vorſchule der Menſchen-Kenntniß. Berlin, A. Vogel u. Co. 1862.

Digitized by Google

wohlorganiſirten Menſchen anzuſehen. Allein es iſt nicht blos dieſe Grundrichtung des Geiſtes, (ihm erſcheint ſie als das nothwendige Ergebniß jeder wahren, gründlichen und ſeelenvollen Welt=Anſchauung), welche die Urtheile von Goltz beeinflußt und ſchließlich auch auf das thatſächliche Material einwirkt, das er mittheilt. Seine vorwiegend ſubjective Natur äußert ſich auch in der Verallgemeinerung ſeiner perſönlichen Umgebungen, Verhältniſſe und Erfahrungen, in der Uebertragung ſeines eigenen Mißbehagens auf Welt und Menſchen. Weil ihn die Klätſchereien ſeiner Kleinſtädter verdrießen, darum glaubt er, daß „eine improviſirte oder auf breiteſter Grundlage angelegte Schandkritik" zum Signalement des deutſchen Menſchen überhaupt gehört; daß es „mit der deutſchen Zunge vor allen andern die abſonderliche Bewandniß hat, daß ſie nicht nur in der Leidenſchaft, z. B. aus Rache und Neid, oder zu beſtimmten eigenſüchtigen Zwecken verläumdet und klatſcht, ſondern zum Privat-Vergnügen, in purer Freundſchaft und Gemüthlichkeit." Für die Franzoſen hat er die homeriſch=ſtändige Bezeichnung von Windhunden und Charlatans, für die Italiäner die von äſthetiſchen Taugenichtſen, gedankenloſen, ſinnlich zerfahrenen Lumpen: ein Urtheil, das ſo ſelbſtändig und ſo gerecht iſt, wie das des Mirza-Schaffy, des Weiſen von Gjändſha, von dem ſein Schüler Bodenſtedt erzählt, daß er die Kinder des Abendlandes, nach den Reiſenden, die ihm in Tiflis vor die Augen gekommen waren, in die drei großen Stämme der Nemſche, Inglis und Farſch (Deutſche, Engländer und Franzoſen) eintheilte. Die Nemſche hielt er für lauter Mullahs und Dibilirs — Sprachkundige, weil alle Deutſchen ſeiner Bekanntſchaft bei ihm die heiligen Sprachen ſtudirt hatten; von den Farſch urtheilte er nach ein paar franzöſiſchen Perrückenmachern, daß ſie viel lachen und ſchwatzen und beſonders gut riechen; die Inglis aber, deren Fabrikate über ganz Aſien gehen, pries er als die Verfertiger der ſchönſten blauen Kaftane und der vortrefflichſten Raſirmeſſer.

Goltz läßt ſich endlich durch ſeine ungeduldige ja eigenwillige Subjectivität zu einer Mißhandlung unſerer Sprache hinreißen, die völlig unſtatthaft iſt. Es ſoll über ſeinen Stil nicht mit ihm gerechtet werden; die Bemerkung genüge, daß ſein Haß gegen den objectiven Stil, der die Literatur tyranniſire, ſeinem Buche ſehr übel bekommen iſt. Auch die Verunzierungen mögen auf ſich beruhen, die er ihm durch launiſche Erfindung und Anwendung der willkührlichſten Wörter zahlreich angehängt hat. „Kactusklumpige und kactusſtachlichte Profeſſoren der Gottesgelahrtheit," „ſchmierig=mieriger Dämonismus," „verbuttete Perſonagen auf krampfigen Fußſpitzen" ſind Bereicherungen unſerer Sprache, für die wir danken müſſen. Das Schlimmſte aber iſt die Fremdwörterſucht des Verfaſſers, die alles uns bekannte überſteigt und ſeine Leſung zu einer Arbeit macht.

Ralph Emerſon gehört gleichfalls zu den nicht leicht verſtändlichen Schriftſtellern. Seine Sprachweiſe erinnert oft in energiſcher Zuſammenfaſſung und ſchlagender Bezeichnung des mannigfaltigſten Gedankenreichthums an Thomas Carlyle. Dieſe Aehnlichkeit läßt übrigens die Schwierigkeiten zur Genüge erkennen, welche der deutſche Ueberſetzer zu bewältigen hatte und ſetzt das Verdienſt ſeiner guten Verdollmetſchung in helles Licht. Aber Emerſons Sprache iſt der zwangloſe Ausdruck wirklicher Urſprünglichkeit und tiefer poſitiver Erfaſſung der größten Lebens-Aufgaben und der der wichtigſten Welt=Verhältniſſe. Jüngling oder doch eine jener innerlich ewig=jugendlichen Naturen, die von kühnem Muth beflügelt in des Lebens Bahn ſpringen, kann Emerſon auf irdiſche Glückſeligkeit, auf ihre Verbreitung und Beförderung nicht Verzicht leiſten. Er kann ſich nicht bei einer entſagenden Bezeichnung der menſchlichen Schwächen und Leiden begnügen; er will die Wege weiſen zur Heilung und zur Geneſung; die Quellen alles Lebens hofft er zu erreichen und anderen zugänglich zu machen. Darum ſind ſeine Erforſchungen der weſentlichen Factoren unſeres Lebens zugleich Verbeſſerungs=Verſuche; feſte, kernige Anleitungen zum Wege des Guten, Wahren, Schönen, Lebensregeln im beſten Sinne des Worts. Er glaubt an die Zukunft des Menſchen=Geſchlechts, an ſeinen Fortſchritt nicht blos in Beherrſchung der elementaren Kräfte, ſondern auch in Sitte, Geiſtesbildung und Religion. „Eine neue Kirche wird auf die Moral=Wiſſenſchaft gegründet werden. Sie wird anfangs klein und nackend ſein, ein Säugling in der Krippe wie ehedem — Algebra und Mathematik des Sitten=Geſetzes der Kirche des kommenden Menſchen=Geſchlechtes, die ſich ohne Schalmeien, Pſalter und Poſaunen begründet. Aber Himmel und Erde wird ſie zu Stützen, zu Dach= und Seitengebälk haben, die Wiſſenſchaft als Verſinnbildlichung und Erklärung, und Schönheit, Muſik, Malerei und Dichtkunſt werden ſich eng an ſie anſchließen. Nie war ein Stoicismus ſo düſter und ſtreng, als ſie ſein wird. Sie wird den Menſchen in ſeine natürliche Einſamkeit zurückweiſen, dieſe verwaſchenen, verdorbenen und gleißneriſchen Geſellſchafts=Manieren vernichten und dem Menſchen ſagen, daß er den größten Theil ſeiner Zeit nur ſich ſelbſt zum Freunde haben darf. Er darf keine Mitarbeiter erwarten, er muß ohne Gefährten gehen. Auf den namenloſen Gedanken, auf die namenloſe Macht, auf das überperſönliche Herz muß er ſich ſtützen. Er bedarf nur ſeines eigenen Urtheils; kein guter Ruf kann ihm helfen, kein böſer ihm ſchaden. Die Geſetze ſind ſeine Tröſter, die guten Geſetze ſelbſt ſind lebendig; ſie wiſſen, ob er ſie gehalten hat, ſie beleben ihn mit dem Gefühle einer großen Pflicht und geben ihm einen unendlichen Geſichtskreis. Glück und Ehre giebt es nur für den, der ſich immer in der Nähe des Großen, immer in ſtrengſter Beziehung zu den letzten Urgründen des Daſeins fühlt."

Durch die Mittheilung einer ſolchen kurz zuſammengefaßten Hauptüberſicht unſerer höchſten Ziele wird die Gedankenrichtnng Emerſon's klarer werden, als durch kritiſirende Beurtheilung, die hier auch der Raum verbietet. Man kann dem gedankenreichen Büchlein nur recht viele und recht nachdenkende Leſer auch bei uns wünſchen. P. D. Fiſcher.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Seekarten. Im Intereſſe der deutſchen Flotte unter preußiſcher Führung und im Intereſſe der Seefahrt überhaupt macht die in Frankfurt a. M. erſcheinende „Zeit" auf eine Erſcheinung aufmerkſam, die freilich nicht den jüngſten Monaten angehört, die aber eine wahre Wohlthat für die deutſche Schifffahrt in der Nordſee werden wird, und welche der deutſchen Seekunde ſelbſt dem Auslande gegenüber zu hoher Ehre gereicht. Das iſt der „See=Atlas der Jade=, Weſer= und Elbmündungen, herausgegeben von der königlich preußiſchen Admiralität." Dieſe ſieben Seekarten, die ſich den engliſchen Admiralitäts=Karten würdig zur Seite ſtellen, ſind eine erſte Frucht, und eine recht geſunde, von der Acquiſition des Jadegebietes; ſie beruhen auf ſorgfältigen Peilungen der preußiſchen Marine, und geben zum erſten Male ein klares und vollſtändiges Bild des ſchwierigen Mündungsgebietes unſerer drei Ströme, während allerdings die eigentlichen Elb= und Weſer=Fahrſtraßen von Hamburg und Bremen ſtets ſorgfältig beachtet und cartirt worden ſind. Der ausgedehnten deutſchen Schifffahrt fehlte bis dahin ein richtiges Bild ihrer eigenſten Heimat; das dankt ſie erſt der preußiſchen Kriegsflotte, die ſich damit in der Nordſee das Bürgerrecht redlich erworben, ſich ſelbſt aber für ihre jungen Jahre ein ehrenvolles Denkmal geſetzt hat. Von den Blättern bilden zwei im Maßſtabe von 1 : 50,000 die Specialkarte der Jade= und Weſermündungen (I und II), zwei die der Elbmündungen (III und IV) in gleichem Maßſtabe, zwei ſind Specialkarten zu den drei Mündungen (V und VI), ebenfalls in demſelben Maßſtabe, die ſiebente endlich iſt eine Ueberſichtskarte des ganzen Seegebietes derſelben im Maßſtabe von 1 : 100,000. Mit dem vorgenannten Atlas rivaliſirt die „Segelkarte des ſüdlichen Theils der Oſtſee zu Preußens See=Atlas," deren neuere Ausgabe ebenfalls auf den Leiſtungen der Admiralität beruht; indeſſen fällt dieſer Theil des Seegebiets Preußen vorzugsweiſe zu, und den Nutzen der Karte haben vorzüglich die preußiſchen Schiffer und Rheder, während dort das allgemein deutſche Intereſſe ſogleich in's Auge ſpringt.

— Auguſt Hermann Francke, von ihm ſelbſt geſchildert.* Der altlutheriſche Pietismus vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts iſt eine ſehr charakteriſtiſche Erſcheinung der proteſtantiſchen Kirchengeſchichte und der Kulturgeſchichte überhaupt. Aber man darf ſchwerlich behaupten, daß dieſe Erſcheinung bisher vom höheren Standpunkte der ſtrengen unparteiiſchen Wiſſenſchaft genugſam ergründet wäre. Deshalb ſcheint es recht verdienſtlich, wenn ein fleißiger Sammler uns ein reiches Material für ſolche Forſchung beibringt und dergeſtalt den Boden für ſolide Zukunftsarbeit vorbereitet. Das iſt die Art von Verdienſtlichkeit, welche wir dem Werke des Herrn Direktors Kramer in Halle: „Beiträge zur Geſchichte Auguſt Hermann Francke's" beimeſſen möchten. Herr Kramer giebt uns die Quellen zur Geſchichte Francke's und ſeiner Zeit meiſtentheils in extenso, was für die ſpätere ordentliche hiſtoriſche Bearbeitung des Stoffes von ungemeiner Wichtigkeit iſt. Namentlich muß

* Beiträge zur Geſchichte Auguſt Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechſel Francke's und Spener's, herausgegeben von G. Kramer, Director der Franckeſchen Stiftungen. Halle 1861. Mit einem Bildniß Francke's und zwei Facſimile's

Digitized by Google

der Briefwechſel Francke's mit Spener das Intereſſe der Theologen und Geſchichtsforſcher anregen. War doch die Stiftung des Halle'ſchen Waiſenhauſes ein Epoche machendes Ereigniß, ein Denkmal der proteſtantiſchen Barmherzigkeit, das für den thatkräftigen Sinn der lutheriſchen Bekenner durch die Jahrhunderte zeugen wird. Eine Reaction wider die alte ſteife Orthodoxie der matten Folgezeit des dreißigjährigen Krieges, hat der Pietismus der Francke-Spener'ſchen Richtung im Ganzen nur erſprießlich gewirkt, und ſich mit ſeinem Supplementargeiſte, dem Rationalismus des wackeren Chriſtian Thomaſius, ziemlich gut vertragen. So verſchieden die Phyſiognomien der beiden Schulen ſich ausnehmen mochten, es iſt ein innerer, ſittlicher Kern, der ſie verbindet. In ihren Wirkungen kamen die chriſtliche Nächſtenliebe der alten Pietiſten und die Humanität der Rationaliſten von ehedem auf daſſelbe Ziel praktiſcher Tugendübung hinaus. Der Stiftung des Halle'ſchen Waiſenhauſes hat die Kulturgeſchichte die Abſchaffung der Hexenprozeſſe und die Erſchütterung des Aberglaubens mit allem Ruhmesglanz der Wohlthaten, die der Menſchheit erwieſen wurden, zur Seite geſtellt. Mag der Proteſtantismus nicht ſich ſelbſt aufgeben, ſo thut er gut, dieſer löblichen Vergangenheit ſtets eingedenk zu ſein.

— Das heutige Spanien. In der Serie der werthvollen, kartographiſch-ſtatiſtiſchen Handbücher, die jetzt im Verlage von Juſtus Perthes in Gotha erſcheinen, iſt kürzlich auch das der pyrenäiſchen Halbinſel herausgekommen.* Verfaſſer des Textes zu den zwölf, je nach Volksdichtigkeit, Bevölkerungs-Zunahme, Geburten (eheliche und uneheliche), Heiraten, Sterblichkeit, Körperbeſchaffenheit (Rekruten), Unterricht, Kriminalſtatiſtik, Wohlhabenheit, Ackerbau und Induſtrie verſchieden kolorirten Kärtchen iſt Herr Maurice Block, derſelbe franzöſiſche Statiſtiker, der den Text zu dem Perthes'ſchen kartographiſchen Handbuche von Frankreich geliefert hat. Wir ſehen hier durch Zahlen den Beweis geliefert, daß die pyrenäiſche Halbinſel, beſonders aber Spanien, in unſerer Zeit einen neuen Aufſchwung nimmt und mehr und mehr dem verwahrloſten Zuſtande ſich entringt, in welchem ſie ſeit den Zeiten Karl's V. und Philipp's II. ſich befand. Die Regeneration trifft, merkwürdig genug, genau mit dem Zeitpunkte zuſammen, in welchem in Spanien der Mönchs-Herrſchaft ein Ende gemacht und ein verfaſſungsmäßiges Regime eingeführt wurde. Wir greifen folgende Zahlen zur Vergleichung heraus: Im Jahre 1833 gab es in Spanien 37 Mönchs-Orden mit 1834 Klöſtern und 31,279 Mönchen; im Jahre 1859 gab es nur noch 8 Orden mit 41 Klöſtern und 719 Mönchen. Dagegen betrugen die Ein- und Ausfuhren im Jahre 1843: 786½ Millionen Realen, im Jahre 1858 aber 2476 Millionen. Der auswärtige Handel erforderte im Jahre 1843: 7472 (beladene) Schiffe, im Jahre 1858 aber 16,046. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1833: 12,286,941 Seelen, im Jahre 1857 aber 15,463,764. Im Jahre 1842 vermochte das Land nur mit höchſter Anſtrengung 231 Millionen Francs an Steuern aufzubringen; im Jahre 1861 bringt es mit Leichtigkeit und ohne daß Klagen im Lande vernommen werden, 510 Millionen, alſo weit mehr als das Doppelte, an Steuern auf. Auch der lange in Rückſtand gebliebene Eiſenbahn-Bau hat in den letzten Jahren, trotz der Hinderniſſe, die ein ſehr ungünſtiges Terrain entgegenſtellt, bedeutende Fortſchritte gemacht. Der Wohlſtand des Landes wächſt und mit ihm das Anſehen des Staates, ſeine Ruhe im Innern und ſeine Macht nach Außen.

Auf die Statiſtik Portugals kommen wir ein andermal zurück.

— „Italiäniſche Anthologie, nach Jahrhunderten eingetheilt."** Die vorliegende Anthologie in groß 8^0, 370 S. enthält, wie der Titel bereits angiebt, eine Auswahl aus italiäniſchen Schriftſtellern nach den Jahrhunderten geordnet (von 1200 n. Ch. Geburt). Der Zweck dieſes Verfahrens war, dem Schüler auch Kenntniſſe der Literaturgeſchichte, von älteren Schriftſtellern und dem Entwickelungsgange der italiäniſchen Sprache beizubringen. Bekanntlich iſt das Italiäniſche der heutigen Zeit von dem des dreizehnten Jahrhunderts lange nicht ſo verſchieden, als andere neuere Sprachen von ihrer damaligen Bildungsſtufe, und daher das Verſtändniß der älteſten Schriftwerke auch weit weniger ſchwer. Die Auswahl fängt mit kleineren Stücken an: Proverbi e Sentenze, dann Motti, Apologhi, Esempi morali, u. ſ. w. von Mamiani, Fra Bartolomeo, Boccacio, Bartolomeo Cavalcanti, Barchi u. ſ. w. Weiterhin kommen größere Stücke: Legenden, Fabeln, Novellen, hiſtoriſche Stücke, Naturgeſchichtliches, Geographiſches, Agrikultur, Handelswiſſenſchaft u. ſ. w., zuletzt auch poetiſche Stücke. Wir können dieſe Anthologie den Freunden der italiäniſchen Sprache beſtens empfehlen.

* Bevölkerung Spaniens und Portugals, nach den Originalquellen in ihren wichtigſten Verhältniſſen ſtatiſtiſch dargeſtellt von Dr M. Block Gotha, Juſtus Perthes, 1861.

** Mit beſonderer Rückſicht auf Handels-, Real- und Gewerbe-Schulen. Von F. Zamboni, Dr. d. R., Profeſſor der italiäniſchen Sprache und Literatur an der Handels-Akademie zu Wien. Mit deutſchen Anmerkungen. Wien, Rudolph Lechner 1861.

— Engliſche Grammatik.* Die vorliegende engliſche Grammatik iſt im Stile der älteren Sprachlehren gearbeitet, d. h. nicht im Geiſte einer beſtimmten Methode, wie man ſie heut zu Tage ſo vielfach aufgeſtellt hat, um das Sprach-Studium zu erleichtern — vielleicht auch zu verflachen. Für ein wahres, ernſtes Studium iſt eine ſyſtematiſche Grammatik, welche die ſprachlichen Erſcheinungen überſichtlich und leicht auffindbar ordnet, und zugleich die praktiſche Uebung durch Beiſpiele berückſichtigt, immer noch die zweckdienlichſte. Aus dieſem Geſichtspunkte können wir die vorliegende Sprachlehre unbedenklich empfehlen. Der Verfaſſer hat eigne Studien und neue Beobachtungen gemacht, und ſie mit Sichtung und Klärung des geſammten Stoffes am gehörigen Orte verarbeitet, namentlich aber auf Orthoepie, die Lehre von der Ausſprache, die im engliſchen ſo viele Schwierigkeiten macht, beſondere Sorgfalt verwendet.

— „Schwediſche Lieder der Neuzeit." Unter dieſem Titel** hat der Freiherr v. Nordenſlycht eine Sammlung Gedichte von Geijer, Stagnelius, Runeberg, von Braun und Strandberg herausgegeben, welche in jeder Hinſicht Beachtung und Lob verdient. Die Uebertragung ſchwediſcher Poeſie in eine fremde Sprache hat ihre großen Schwierigkeiten; nichtsdeſtoweniger hat der Verfaſſer ſeine Aufgabe in einer Weiſe gelöſt, die eben ſo ſprechendes Zeugniß ſeiner gründlichen Kenntniß des melodiſchen Idioms unſerer ſchwediſchen Stiefbrüder, als der vollkommenen Beherrſchung unſerer deutſchen Mutterſprache ablegt. Auch die Auswahl der Lieder iſt im Allgemeinen recht anerkennenswerth, hauptſächlich was die von Geijer und v. Braun anbelangt. Von erſteren heben wir beſonders das ergreifende Gedicht „Der letzte Kämpe" hervor, das augenſcheinlich das Vorbild zu Longfellow's „Skeleton in arms" war. Freunde von Idyllen und Epigrammen werden ſich an den Runeberg'ſchen Erzeugniſſen in dieſem Felde erfreuen, doch würde eins der Heldenlieder dieſes größten ſchwediſchen Dichters der Neuzeit, z. B. aus dem „Fänrik ståls sägner," dem Leſer einen vielleicht noch höheren Begriff von dieſem Skalden ermöglicht haben. Noch müſſen wir lobend darauf hinweiſen, daß dem Büchlein, zum beſſeren Verſtändniß der Gedichte, eine kurze Erklärung der Richtung der ſchwediſchen Poeſie dieſes Jahrhunderts vorausgeſchickt iſt, und wer ſie und die dargebrachten Lieder recht aufmerkſam lieſt, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Schweden nicht blos das Land der Erzadern iſt, ſondern daß im Geiſte ſeines wehrhaften Volkes auch goldene Dichteradern quellen, die leider bis jetzt in Deutſchland viel zu wenig beachtet worden ſind. Dem talentvollen Verfaſſer danken wir deshalb für ſein Werk, welches ſich würdig ſeinen anderen Förderungen aus der reichen ſkandinaviſchen Fundgrube anreiht.

— Ruſſiſche Revue. Herr Dr. Wilhelm Wolfſohn, als Verfaſſer des Schauſpiels „Nur eine Seele" auch dem größeren, deutſchen Publikum bekannt, kündigt unter dem Titel „Ruſſiſche Revue" eine „Zeitſchrift zur Kunde des geiſtigen Lebens in Rußland" an,*** die auf literariſch-äſthetiſchem Gebiete das werden ſoll, was ſeit einer Reihe von Jahren Erman's „Archiv" auf wiſſenſchaftlichem Gebiet iſt, nämlich ein deutſcher Dolmetſch der geiſtigen Bewegung in dem uns obwohl benachbarten, doch in vieler Hinſicht ſehr fern liegenden und unbekannten Rußland. Rußland hat ſeit der Thronbeſteigung Alexander's II. eine Regenerations-Epoche begonnen. Unter Feſthaltung der leitenden Regierungs-Prinzipien des Kaiſers Nikolaus würde Rußland mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange entgegen geeilt ſein. Eine der erſten Maßregeln des neuen Regenten war bekanntlich eine Siſtirung und dann die regelmäßige Reduction der koloſſalen Rekruten-Aushebung, welche die Productionskraft des Landes förmlich aufgeſaugt hatte. Um dieſe Kraft wiederherzuſtellen und zu vermehren, mußte demnächſt die große Maßregel der Emancipation der Leibeigenen folgen und werden nothwendig noch andere große Reformen, wie die Abſchaffung der das Land zum

* Vollſtändige engliſche Sprachlehre, für Schulen und zum Selbſt-Unterricht nach leicht faßlicher Methode bearbeitet von Dr. W. E Paſchel. Dresden, Rudolph Kunze, 1861.

** Im Verlage der Decker'ſchen Hofbuchdruckerei in Berlin, 1861.

*** Leipzig, E. F. Steinacker; Preis von vier Heften 4 Thaler.

Digitized by Google

Monopol einiger großen Fabrikanten machenden Prohibitivzölle, das Aufhören des Brantweinpacht-Unweſens ꝛc., folgen müſſen. Natürlich kann eine ſolche Regeneration des Staates nicht ohne eine dieſelbe begleitende, große geiſtige Bewegung vor ſich gehen. Eine der erſten Anzeichen der letzteren giebt ſich in der Journaliſtik kund. Deshalb wird auch eine der erſten Abhandlungen der „Ruſſiſchen Revue" ein Referat über die ruſſiſchen Journale ſein, wonächſt auch die Frage des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, die Frauen in Rußland, der Sittenroman u. ſ. w. behandelt werden ſollen. Wir reihen hieran die Schlußworte des uns vorliegenden Proſpectes:

„Der Standpunkt der „Ruſſiſchen Revue" iſt aller Lobrednerei und Liebedienerei durchaus entgegen, doch ebenſo jeder leidenſchaftlichen Polemik fern. Es iſt der Standpunkt eines Freimuthes, der ſelbſt in den kühlſten Referaten ſich nicht verleugnen, das Schlechte nie gut heißen, aber alles einſeitige Raiſonnement verwerfend, ſtets auf die Thatſachen hinweiſen und zu deren Prüfung anregen wird. Aufklärung und poſitive Kenntniß genügt, das Urtheil zu bilden, das falſche zu berichtigen, die Leidenſchaft unſchädlich zu machen und das Vorurtheil zu beſchämen. Aufklärung und poſitive Kenntniß wird daher die Loſung der „Ruſſiſchen Revue" ſein. Dem Unternehmen kommt die Unterſtützung der ruſſiſchen Schriftſteller, der gelehrten Corporationen, der Univerſitäten Rußlands entgegen; es iſt demſelben, bei vollſtändiger Unabhängigkeit des Herausgebers, weſentliche Förderung von Seiten der Regierung zugeſichert. Auch deutſche Schriftſteller und Gelehrte von wohlbegründetem Ruf werden an dieſer Zeitſchrift regelmäßig mitwirken. Im Hinweis auf ſolche Kräfte und nach den in Vorſtehendem angedeuteten Geſichtspunkten wird es keiner weiteren Empfehlung bedürfen, ihr die theilnehmende Aufmerkſamkeit des Publikums zuzuwenden."

— Altajiſche Sprachen. In neueſter Zeit verſteht man unter dieſer Benennung ein über ungeheure Räume ausgedehntes Sprachengeſchlecht, das an der Bergkette Altai und in den ihr benachbarten Gegenden urſprünglich zu Hauſe iſt. Nachdem ein anſehnlicher Theil der ſogenannten Finniſch-uraliſchen Idiome und faſt alle Samojediſchen beſonders durch den Finnländer Matthias Caſtrén näher bekannt geworden, und die Blutsverwandtſchaft derſelben unter einander wie mit dem Türkiſchen, Mongoliſchen und Tunguſiſchen nicht mehr problematiſch heißen kann, geſtattet das unermeßliche Ackerfeld ſchon ethmologiſche Aerndten auf geſicherter Baſis. Auguſt Ahlqviſt (mit ſeinem finniſchen Namen Okſanen), ein noch im friſcheſten Mannesalter ſtehender Forſcher von ungewöhnlicher Körper- und Geiſteskraft, — der auch ſeine eben ſo ſchöne als ſchwierige finniſche Mutterſprache in gebundener und ungebundener Rede gleich meiſterlich handhabt, — iſt als Reiſender und Sprachforſcher ein würdiger Nachfolger des unvergeßlichen Caſtrén geworden, und läßt gegenwärtig die ethnologiſchen und linguiſtiſchen Ergebniſſe ſeines Aufenthalts unter Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wogulen und Oſtjaken zu St. Petersburg in deutſcher Sprache drucken. Das Gebiet der etymologiſchen Vergleichung in größerem Maßſtabe, dem Caſtrén ſo bald entriſſen ward, dürfte Herr Ahlqviſt wohl rüſtig betreten, nachdem er ſeine ganze wiſſenſchaftliche Ausbeute wohlgeordnet zu einem Gemeingute der Sprachforſcher gemacht. Unterdeß veröffentlicht W. Schott in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſeine „Altajiſche Studien," die grammatiſche und lexikaliſche Artikel der verſchiedenſten Art enthalten und auch Sachliches nicht ausſchließen. Das kürzlich erſchienene zweite Heft ſchließt mit einem Artikel „Verhältniß chineſiſcher Kernwörter zu Altajiſchen," wo der Verfaſſer die von ihm zuerſt (in ſeiner 1857 erſchienenen chineſiſchen Sprachlehre) ausgeſprochene Anſicht einer längſt erfolgten Ausbeinung und Abſchleifung der chineſiſchen Sprachwurzeln durch Vergleichung mehrerer derſelben mit ſolchen vom anderen Sprachſtamm erläutert.

— Was iſt Chauvinismus? Seit längerer Zeit, beſonders ſeitdem dort das eigentliche Princip des zweiten Decembers, nämlich die abſolute Einheit der Gewalt mit allen ihren Conſequenzen, zur thatſächlichen Geltung gekommen, tönen uns aus Frankreich die Worte: Chauvin und Chauvinismus, entgegen, und man hört häufig die Frage: was denn eigentlich dieſe Worte bedeuten? Zur Beantwortung finden wir in öffentlichen Blättern Folgendes. Nach dem zweiten Sturz Napoleons und der Auflöſung der Armee der Loire im Jahre 1815 ſoll ſich eine große Anzahl alter Soldaten mit dem Namen Chauvin gefunden haben, die, als ſie nun in's bürgerliche Leben zurücktraten, ſich durch eine blinde Verehrung des Kaiſerreichs und eine fanatiſche Vergötterung Napoleons auszeichneten. Dieſen Typus eines militairiſchen und polititiſchen Fanatismus brachte Scribe in ſeinem Soldat laboureur auf die Bühne, indem er den Helden des Stücks Chauvin nannte, und der franzöſiſche Zeichner und Maler Charlet, der auch beſonders Soldaten zeichnete, verewigte ihn durch die Zeichnung. Seitdem wird das Wort Chauvinismus als allgemeine Bezeichnung für eine jede politiſche oder ſociale Doctrin gebraucht, welche grundſätzlich jeden Widerſpruch zurückweiſt und jede Prüfung verweigert. Zunächſt bedeutet Chauvin den typiſchen franzöſiſchen Soldaten, der ſich für unüberwindlich hält, und Chauvinismus iſt der Ausdruck für die franzöſiſche Nationaleitelkeit, die den Krieg um des Krieges willen liebt und von dem Glauben durchdrungen iſt, daß unter franzöſiſcher Uniform ſich ſchlagen ſo viel bedeutet als: ſiegen. Inſonderheit wird das Wort gebraucht, um den politiſchen Fanatismus für die Inſtitutionen und Ziele des zweiten Kaiſerreichs zu bezeichnen, den die Anhänger deſſelben zur Schau tragen.

Aufruf

zur Errichtung des Leſſing-Standbildes in Berlin.

Jene hochgeſegnete Epoche unſerer Geiſtesbildung, die, mit Leſſing beginnend, ſich in Schiller zu ihrer idealen Verklärung erhebt und in Goethe ihre Vollendung feiert, ſoll in der harmoniſchen Verbindung der Standbilder dieſer drei Heroen jetzt hier ihre dauernde Verherrlichung finden: dem Standbilde Schillers, zu dem am Jubelfeſte des geliebten Dichters die allgemeinſte und innigſte Verehrung den Grundſtein legte, ſollen die Standbilder Goethes und Leſſings zur Seite treten, und, mit ihm, dem Vorplatze des Königlichen Schauſpielhauſes dieſer deutſchen Hauptſtadt den reichſten und edelſten Schmuck verleihn.

So iſt es jetzt entſchieden; und wie die freudigen Opfer des Dankes für Schiller längſt geſammelt ſind, und für Goethe in hoffentlich naher Friſt geſammelt ſein werden, ſo dürfen wir ſie, der gnädigen Zuſtimmung unſeres Königs gewiß, nun auch für den Verfaſſer des „Laokoon" und der „Hamburgiſchen Dramaturgie," für den Schöpfer der „Minna von Barnhelm," der „Emilia Galotti," des „Nathan," vereinigen; — für ihn, der in Sprache und Kritik bahnbrechend und geſtaltend voranging, daß Schiller und Goethe mit ihren Siegen folgen konnten, der unſere Kunſt von den falſchen Regeln des Auslandes entfeſſelte und ihr den verlornen Adel der Natur zurückgab, deſſen ganzes Leben ein raſtloſer Kampf für Wahrheit und Recht, für Licht und Schönheit war, der, nur auf ſich und ſeine Pflicht geſtützt, die Ueberzeugungen ſeines deutſchen Herzens unüberwindlich vertheidigte und für immer unverlierbar machte.

Die Zeitgenoſſen haben den Lohn dieſes Kampfes nicht geſpendet, und auch dem Vollendeten iſt ſeither nur dort, wo er die Stätte ſeines unſtörbaren Friedens fand, ein würdiges Denkmal geſetzt worden.

Jetzt der Unvergänglichkeit ſeiner Verdienſte den ſchuldigen Tribut der gemeinſamen Huldigung darzubringen, und ſein Andenken, mit den theuerſten Erinnerungen unſeres nationalen Ruhmes vereinigt, in ſichtlicher Erkennbarkeit den kommenden Geſchlechtern zu überliefern, iſt das vaterländiſche Unternehmen, woran in wetteifernder Treue Theil zu nehmen wir alle, die in Leſſing den großen Schriftſteller und Character verehren, Alle, die ſich in ihm verpflichtet fühlen, Alle, die das Bild des edlen Mannes in ihrem Herzen tragen, mit feſter Zuverſicht aufrufen.

Für Preußen, das ihm ſo werth war, und von deſſen Friedrich er in bewundernder Liebe ſang:

Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden,
Er füllt die Welt und meine Bruſt!

für Preußen iſt unſere Zuverſicht Gewißheit.

Schon gab unſere huldreiche Königin den erſten Beitrag.

Zur Empfangnahme der ferneren Beiträge und zu deren Einzeichnung in das Beitrags-Verzeichniß für das Leſſing-Standbild in Berlin werden, neben dem Schatzmeiſter, ſämmtliche Unterzeichnete bereit ſein.

Berlin, den 10. Januar 1862.

Das Comité zur Errichtung des Leſſing-Standbildes in Berlin.

Baudouin, Geheimer Commerzien-Rath, Aelteſten-Vorſteher der Korporation der Kaufmannſchaft. — **von Bethmann-Hollweg**, Staatsminiſter und Miniſter der geiſtlichen, Unterichts- und Medizinal-Angelegenheiten. — **Bloemer**, Ober-Tribunals-Rath. (Vorſitzender). — **Le Coq**, Kaufmann. — Dr. **Joh. Guſt. Droyſen**, Profeſſor. — **Friedländer**, Geheimer Ober-Juſtiz-Rath. — Dr. **Richard Goſche**, Profeſſor. — **F. W. Gubitz**, Profeſſor der Königlichen Academie der Künſte. — **Guttentag**, Buchhändler und Stadtverordneter. — **Hedemann**, Bürgermeiſter und Geheimer Regierungs-Rath. — **Hübener**, Ober-Bau-Director. — **von Hülſen**, General-Intendant der Königlichen Schauſpiele. — Dr. **Krausnick**, Ober-Bürgermeiſter und Geheimer Ober-Regierungs-Rath. — **Ernſt Kühn**, Buchdruckerei-Beſitzer. — **Robert Leſſing**, Gerichts-Aſſeſſor. (Schriftführer). — Dr. **O. Lindner**, (Stellvertreter des Schriftführers). Redaction der Voſſiſchen Zeitung. — **Lüttig**, Vorſitzender der Stadtverordneten-Verſammlung. — Dr. **G. Magnus**, Profeſſor, zeitheriger Rector der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität. — **Mendelsſohn**, Geheimer Commerzien-Rath. — **Jacques Meyer**, Fabrik-Beſitzer. (Stellvertreter des Schatzmeiſters). — Dr. **G. Parthey**, Buchhändler, Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften. — Dr. **von Peucker**, General der Infanterie und General-Inſpecteur des militairiſchen Erziehungs- und Bildungsweſens der Armee. — Dr. **von Raumer**, Profeſſor und Geheimer Rath. — **Leonor Reichenheim**, Commerzien-Rath (Schatzmeiſter). — **Schäffer**, Stellvertreter des Vorſitzenden der Stadt-Verordneten-Verſammlung. — **J. E. Schüller**, Geheimer-Ober-Poſt-Rath. — Dr. **Johannes Schulze**, Wirklicher Geheimer-Ober-Regierungs-Rath. (Stellvertreter des Vorſitzenden). — Dr. **Ed. Simſon**, Appellationsgerichts-Vice-Präſident in Frankfurt a. d. O. — Dr. **A. Tweſten**, Profeſſor. — Dr. **M. Veit**, Stadtverordneter. — **Robert Warſchauer**, Commerzien-Rath. — **von Webern**, General-Lieutenant a. D. — Dr. **A. T. Woeniger**, Stadtrath.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig
Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn A. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereine portofrei geliefert wird.

№ 6. Mittwoch, den 5. Februar 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite
Der amerikaniſche Bürgerkrieg von der Süd-Seite 61
England.
Engliſche Poeſie 64
Frankreich.
Pariſer Bonbonnière. Trinkgelder und Viſitenkarten 65
Italien.
Zur italiäniſchen Zeitungs-Literatur 66
Spanien.
Reiſebilder aus Spanien 68
Griechenland.
Griechiſche Miscellen. I. Graf Marcellus. II. Friedrich Thierſch und die Univerſität in Athen. III. Zur neugriechiſchen Literatur 69
Tſcherkeſſien.
Reformverſuche im Kaukaſus 70
Deutſchland und das Ausland.
Die Zeit Bertha's 71
Mannigfaltiges.
Die „National-Zeitung" und die „Preſſe" . . . . „
Joſeph von Hammer-Purgſtall . . . . „
Preußens Geſchichte in Wort und Bild 72
Die polniſchen Adelsfamilien . . . . „
Deutſche Steinmetz-Zeichen . . . . „
Eine Schrift über Island . . . . „

Nord-Amerika.

Der amerikaniſche Bürgerkrieg von der Süd-Seite.

Wir haben ſeit Monaten faſt alle Tage Darſtellungen und Nachrichten und Urtheile in Betreff der veruneinigten Republiken vernommen, die faſt ohne Ausnahme aus Mittheilungen der Yankee's, des Nordens, überſetzt oder verſtümmelt waren. Der Süden blieb uns ziemlich verſchloſſen. Um ſo intereſſanter wird uns eine als gründlich, wiſſenſchaftlich und thatſächlich auftretende Darſtellung dieſes unheilvollen Bürgerkrieges und ſeiner tiefer liegenden Urſachen von einem Mann des Südens ſein, die uns zuerſt durch Vermittelung der engliſchen Preſſe bekannt ward. — Es iſt ein Brief des Meteorologen und Aſtronomen Maury v. Richmond in Virginien an den engliſchen Admiral Fitz Roy im meteorologiſchen Departement des Handelsamtes.

Wir überſetzen den Brief mit Auslaſſung oder Abkürzung der unweſentlich erſcheinenden Stellen.

„Mein lieber Admiral! Seit dieſer unheilvolle Krieg uns aufgezwungen ward, bin ich ſtets beſchäftigt geweſen, meinen Theil für die mir recht erſcheinende Sache beizutragen, ſo daß ich ganz vergeſſen habe, an meine Freunde in London zu ſchreiben. Mein Vaterland war zerriſſen, die Einheit dahin. Mehrere Staaten hatten ſich von ihr losgeſagt. In dieſem Zuſammenbruche unſerer einſt glücklichen und großen Republik geziemte es, ſich auf eine beſtimmte Seite zu ſchlagen. Der Pfad des Rechts und der Pflicht war klar; und hier bin ich.

Als ſich am 20. April mein Geburtsland von der Union losgeſagt und ſeine Söhne aufgerufen hatte, für daſſelbe einzuſtehen, wollte, konnte und durfte ich nicht zurückbleiben. Ich übergab mein Amt dem nächſten Kollegen, verließ das Obſervatorium in Waſhington und ward wieder ein freier Bürger Virginiens.

Die Yankee's, die uns zum Empörungskriege gezwungen, haben ſich im höchſten Grade rachgierig erwieſen. Sie haben mich verleumdet, einen Preis auf meinen Kopf geſetzt, alle meine Briefe vom Auslande und für meine auswärtigen Freunde aufgefangen und mir ſo die Möglichkeit abgeſchnitten, meinen Standpunkt zu rechtfertigen.

Und hier will ich denn nun endlich meine Anſichten zum Beſten geben.

Zu Ende des Krieges, der die dreizehn Kolonien von England trennte, ward jede derſelben einzeln als ein freier, ſouverainer, unabhängiger Staat anerkannt. Und als die Staaten ſich zu einem Bunde vereinigten, gab keiner derſelben ſeine Souverainetät auf. Sie übertrugen blos gewiſſe Theile davon einer Agentur, der Bundes-Einheit, für beſtimmt feſtgeſetzte und begränzte Zwecke, und keine andern. Als Virginien in dieſe Union eintrat, ſicherte es ſich ſeine Souverainetät durch folgende Declaration:

„„Staats-Document Virginiens bei Annahme der Bundes-Verfaſſung vom 29. Juni 1788.

„„Wir, die Abgeordneten des Volkes von Virginien u. ſ. w., machen hiermit bekannt und erklären, daß die Regierungs-Gewalten, vom Volke übertragen, von dieſem wieder zurückgenommen werden können, ſobald dieſe mißbraucht werden, und daß alle Gewalt, die es nicht Anderen überträgt, ihm bleibt und nach deſſen Willen darüber verfügt werden kann. Daraus folgt, daß kein Recht irgend einer Art aufgehoben, verkauft, beſchränkt oder modificirt werden kann von den Kongreſſe, vom Senate oder dem Hauſe der Abgeordneten, vom Präſidenten oder einem Beamten deſſelben, außer in ſolchen Fällen, für welche die Conſtitution Vollmacht dazu giebt, daß unter andern weſentlichen Rechten Gewiſſens- und Preß-Freiheit von keiner Autorität der Vereinigten Staaten weder aufgehoben noch verkauft beſchränkt oder modificirt werden kann ꝛc.""

Was führte nun zu dieſem Bruche der Union?

Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen während meiner Anweſenheit in London vorigen November (1860), als unſere Mißhelligkeiten ſchon bekannt wurden, die feſte Verſicherung gab, alles Recht ſei auf unſerer Seite. Sie wollten das nicht zugeben, da Sie alle Kenntniß von der Sache durch die Preſſe des Nordens bezogen. Ich glaube, daß überhaupt wenig Engländer je eine Zeitung des Südens leſen. So konnte es nicht Wunder nehmen, daß die meiſten Perſonen in Europa glaubten, unſere Unruhen entſprängen lediglich aus nichtsſagenden Empörungen einer vom Präſidentenſtuhle geſtoßenen politiſchen Partei. Der Süden, ſo hieß es, beherrſchte die Vereins-Regierung vom Anfange an. Er hatte gegen den Norden den Herrn geſpielt, und letzterer, dieſer Tyrannei müde, durch conſtitutionelle Mittel die Macht in eigene Hände genommen. Der Süden hatte ſich wie ein verzogener Junge, dem man endlich ein geborgtes Spielzeug wegnimmt, um es dem rechten Eigenthümer wiederzugeben, ſo daß der große Bengel nun die ganze Familie mit ſeinem kindiſchen Toben beunruhigt. So ſtellt es die Yankee-Preſſe dar, ſo glaubte man in England und auf dem ganzen Continente. Doch die wirklichen Urſachen ſind ganz anderer Art, phyſiſche, induſtrielle, ſociale und nur zuletzt auch etwas politiſche. Sie haben ſich bis zum Unerträglichen gehäuft.

Die Neu-England- oder nordiſchen (Yankee-) Staaten ſind fabricirende, Handel und Seehandel treibende, die ſüdlichen ackerbauende. Die gewinnreichſte Arbeit Amerika's war der Ackerbau des Südens. Ihre eigene Handelsſtatiſtik beweiſt dies, denn ſie zeigt, daß etwa drei Viertheile des nationalen Exports aus Producten unſeres Südens beſteht.

Dies gab alſo zwei Abtheilungen der Vereinigten Staaten mit ſo

Digitized by Google

verſchiedenen phyſiſchen Bedingungen, daß Feldarbeit in der einen ſehr unlohnend, in der andern im höchſten Grade gewinnbringend iſt. Unter dem Einfluſſe dieſer Bedingungen fand es der Arbeiter im Norden leichter und lohnender, zur See zu gehen, ſtatt zu Hauſe zu hungern, während ſein Kollege im Süden mit Leichtigkeit von dem üppigen Boden ſeines ſonnigen Landes genug und darüber ärndten konnte. (Sein „ſchwarzer“ Kollege?)

So kam es, daß bei Formirung der Union ſich zwei Sectionen vereinigten, deren eine ſich beſonders als ſeefahrend und fiſchend, die andere als Ackerbau treibend entwickelt hatte.

Aber bald kam der Yankee mit Vorſtellungen der Art: Fiſcherei iſt ein armſeliges Gewerbe, das ſich nicht bezahlt macht. Aber Fiſcherei muß begünſtigt werden für „nationale“ Zwecke. Deshalb laßt uns Yankee-gefangene Fiſche „beſchützen,“ bevorzugen gegen Fiſche, die von Engländern, Holländern und Franzoſen gefangen wurden; nicht nur dies, nein, um den „Schutz“ und die Bevorzugung recht ermuthigend zu machen, laßt uns auch eine „Prämie“ auf alle Yankee-gefangene Fiſche zahlen. Mit anderen Worten: Laßt uns das Ackerbau-Geſchäft im Süden, das ſo profitabel iſt, beſteuern und zwar zum Wohle unſerer Fiſcher, deren Geſchäft ohne Schutz, ohne Extra-Vergütigung nichts einbringt. — Und ſo wurden jedes Jahr ſehr bedeutende Summen aus der Vereins-Kaſſe genommen, um von Fiſchen Fiſchern den Profit zu zahlen, den das Geſchäft ſelbſt nicht abwarf. Das Vereins-Geld war zur größeren Hälfte unſer Geld; und ſo mußte der Süden für Fiſche bezahlen, die wir nicht einmal für ſo künſtlich vertheuerte Preiſe kaufen konnten. So ging's fort manche Jahre lang, indem der Norden vorgab, daß die Fiſcherflotte als eine Vorſchule für Handels- und Kriegsflotte unentbehrlich ſei. Aber als es ſich fand, daß Handels- und Kriegsflotte auch ohne Fiſcher ſich bemannte und vergrößerte, trug der Süden wiederholt auf Abſchaffung der Fiſcherei-Prämien-Akte an; doch der Norden verſagte hartnäckig ſeine Zuſtimmung.

Nach dem Bundes-Vertrage hat der Kongreß kein Recht, gewiſſe Bürger zu Gunſten Anderer zu beſteuern. Die Steuern müſſen gleichartig vertheilt ſein, nicht ſchutzzöllneriſch zu Gunſten weniger und zum Schaden aller anderen Bürger.

Endlich kam's 1812 zum Kriege mit England zum — „Schutze“ nordiſcher Intereſſen und zur Wahrung der Handelsrechte Neu-Englands. Letzteres zog ſich ſchmachvoll aus dieſem Kriege zurück und überließ es dem Süden, den Schaden zu tragen.

Mit dem Frieden trat die eigentliche Schutzzöllner-Partei ſtärker hervor. Sie ſagte: Laßt uns frei ſein von John Bull. Keine Abhängigkeit mehr von John Bull — in keiner Weiſe. Laßt uns jetzt unſere Bedürfniſſe ſelbſt fabriziren und ſelbſt ex- und importiren. Laßt uns deshalb die Werkſtätten und Handwerker ermuthigen, „beſchützen“ — und da die Herren im Süden ſehr gewinnreichen Ackerbau treiben, mögen ſie auch hier ermuthigen, beſchützen, helfen Haben ſie ſo lange unſere Fiſchereien beſchützen helfen, ſo meinen wir (guess), daß ſie auch unſern Arbeitsſchutz eine Weile aushalten werden.

National-Oekonomen mögen ſagen, was ſie wollen, aber mit aller Theorie und „Geſetzgebung“ können ſie ohne Raub keinen Erwerbszweig, keine Art von Fabrication, die ſich nicht ſelbſt bezahlt macht, lohnend machen. Solche Induſtrie iſt blos des Profits fähig, der ihr aus den Taſchen anderer Leute ſtibitzt und durch gewaltſame Beſteuerung zugeſchoſſen wird. Aber der „Schutz,“ ſagten ſie, wie die Schutzzöllner-Banden aller Zeiten und Zonen, ſoll blos ſo lange dauern, bis die ſo in den Kinderſchuhen mit Penſion und Almoſen aufgepäppelte Induſtrie auf eigenen Beinen ſtehen und aus eigenen Mitteln leben kann. Der Süden gab auch hier nach und ließ ſich durch einen Tarif beſteuern, d. h. alle ſeine nicht vom heimiſchen Ackerbau gewonnenen Bedürfniſſe künſtlich verringern und vertheuern. Die lohnende Arbeit mußte die nicht lohnende, ſchädliche, ſo mit Geld verſehen, daß ſie wie lohnend ſchien.

Die Yankees ſind ſprüchwörtlich „ſcharf“ und „'rate.“ Und wie ſie erſt von dem Brei des gemeinſamen Staatsſchatzes gekoſtet hatten, entdeckten ſie, daß der aus dem Staatsſchatze fließende „Schutz“ hohe Tarife nothwendig mache. Sie arbeiteten auf Extravaganz der Kongreß-Regierung hin und verſchafften ſich durch den Kongreß Geld für ungeheure Aneignungen ferner Landſtrecken. Um große Anſprüche an den Nationalſchatz machen zu können, legten ſie Schiffs-Werfte und Flotten-Stationen an ganz ungeeigneten Plätzen an, und bauten ſie Forts, wo ſie nicht nöthig waren, und errichteten ſie Leuchtthürme an den Küſten entlang, wo keine Gefahr war, und bedeckten ſie ihre Nordküſten förmlich mit Inſtituten der Art, während die ganzen Südküſten von dem Cap Virginiens entlang und rund herum bis zum Rio Grande in Texas nur ſpärlich erleuchtet waren, obgleich die Schifffahrt an den ſüdlichen Buchten ſehr ſchwierig und gefährlich iſt. An den ſüdlichen Küſten entlang findet man hier und da ein halbfertiges Fort, aber keinen einzigen Platz, wo ein Schiff gebaut, oder nur ausgebeſſert werden könnte.

Man ſehe ſich dieſe Thatſachen genauer an, ſo wird man darin eine tiefe Quelle der Erbitterung für uns finden. Sie iſt nicht die Hauptquelle, aber doch eine von den Urſachen, welche den Zwieſpalt tiefer aufriſſen. An der Nordküſte entlang, innerhalb einer Ausdehnung von 250 Meilen, giebt's vier ungeheure Schiffs-Werfte, wo jährlich Millionen des National-Schatzes conſumirt werden. An der Süd-Küſte von Cap Hatterus bis zum Rio Grande — über 2000 Meilen — giebt's blos ein Schiffs-Werft, wo aber bis jetzt noch kein einziges Schiff nur ausgebeſſert werden konnte. Wenn einem Fahrzeuge im Golf von Mexiko oder zwiſchen den weſtindiſchen Inſeln ein Unglück paſſirt, muß es ſich bis zum fernen Norden ſchleppen.

Regel iſt, daß im Norden die National-Ausgaben gemacht, im Süden eingetrieben werden. Wir wurden ſonach auf doppelte Weiſe ungerecht beſteuert zu Gunſten der nordiſchen Fabrikanten und zur Vertheuerung der Artikel, die wir brauchten, und mit Ausſchluß der Theilnahme an den Verbeſſerungen, die aus der gemeinſamen Kaſſe bezahlt wurden.

So verwöhnt, gehätſchelt und begünſtigt, hielten ſich die „Norderner“ endlich für eine ganz beſondere, überlegene, „höhere Raçe;“ denn ſeht, ſagten ſie, wie unſere Schifffahrt, unſer Handel, unſere Werkſtätten, die Schönheit und Pracht unſerer Städte mit dem Süden kontraſtiren, und geſteht, daß dies Alles die Ueberlegenheit unſerer Raçe beweiſt. Hiermit verbanden ſie die Einbildung, daß ſie wegen unſerer „Sklaven“ in den neuen, gemeinſamen „Territorien“ mit uns nicht gemeinſchaftliche Sache machen könnten. Wir hatten ſchon Sklaven, als ſie ſich um unſere Allianz bewarben. Sie wußten das ſehr wohl, denn ſie und die Engländer ſtahlen und raubten ſie in Afrika und brachten ſie in ihren Schiffen zu uns und verkauften ſie uns. Trotz dieſer Uebereinkunft, der Conſtitution und der durch ſie geſetzlichen Verpflichtungen verkündeten ſie ein „höheres Geſetz“ und erklärten ihre Uebereinkunft mit uns für ein „Bündniß mit der Hölle.“ Werden ſolche Leute mit Gläubigern es beſſer machen, wenn Schulden drücken? Bei dieſer Geſinnung des Nordens fand ſich die Bundes-Regierung mit einer ungeheuern Maſſe unbevölkerter Ländereien beladen, dem gemeinſamen Eigenthume aller Vereinigen Staaten. Viel davon war der Bundes-Regierung von den Südſtaaten übergeben worden, und zwar für die Intereſſen des Gemeinwohls; andere Theile hatte man den Indianern durch Kauf und Vertrag abgenommen, und noch andere den Franzoſen abgekauft, den Mexikanern und Spaniern — aber Alles mit Geld aus der Vereins-Kaſſe. Die „Norderners“ nun verlangten, daß die Südlichen in dieſe Territorien nur Zutritt finden ſollten, wenn ſie ihre Sklaven zurückließen. Dazu ſagte der Süden Nein, denn dieſe Territorien gehören eben ſo gut uns, wie euch: ſie ſind gemeinſames Eigenthum aller vereinigten Staaten, welches von der Vereins-Regierung nur verwaltet wird und zum gemeinſamen Vortheile aller Anſpruchs-Berechtigten verwendet werden muß. Seht euch das Geſetz der Conſtitution an, und ihr findet, daß wir auf dieſen Territorien dieſelben Rechte mit unſeren „Dienſtboten“ haben, wie ihr mit euren „Gehülfen,“ Lehrlingen, Ochſen und Eſeln. Aber nun erwiederten ſie mit Berufung auf ein „höheres Geſetz,“ als das der Conſtitution, des Eides und des Worthaltens, auf die Heiligkeit des Chriſtenthums und auf ihre Weißheit, die ſich durch Geſellſchaft der Schwarzen entehren würde. So trieben ſie uns aus unſeren Ländern und eigneten ſie ſich für ihre eigenen Speculationen allein zu.

Dieſe gemeinſamen Ländereien haben ſich als ein Fluch für die Vereins-Regierung erwieſen und mehr zu dem jetzigen Bruche beigetragen, als die meiſten Leute ahnen. Sie haben dem Lande das Anſehen ungemein raſchen Ausblühens gegeben und Horden von Einwanderern angezogen, die mit Geld, Fleiß und Politik den Republiken einen Fortſchritt in Reichthum und Bevölkerung verliehen, worüber die ganze Welt erſtaunte. Durch „Aufpuffung“ des Volks mit Eitelkeit und Einbildung brachten ſie es zu dem allgemeinen Glauben, daß dieſer ungeheure Wohlſtand Folge unſerer Regierungs-Form und des Yankee-Unternehmungsgeiſtes ſei. Die Einwanderer von Außen haben oft die Wahlen entſchieden, ehe ſie unſere Verhältniſſe gehörig beurtheilen gelernt. — Dieſe gemeinſamen Ländereien haben den Fall der Republik während ihrer Jugendkraft verurſacht, weil die Politik, die man während der letzten 30 Jahre darin und damit verfolgte, den Zuſammenhalt derſelben unmöglich, zu einer Quelle unerträglichen Unrechts machte.

Bis vor dreißig Jahren pflegte man ſie langſam zu Territorien zu

Digitized by Google

organiſiren, ſie nur ſpärlich auf den Markt zu bringen und ſie immer paarweiſe — eins mit, das andre ohne Sklaverei — immer gleichzeitig, zu Unions-Staaten zu erheben. Dies geſchah, bis die dreizehn Vereins-Staaten zu dreißig — funfzehn mit, funfzehn ohne Sklaverei, angewachſen waren.

Die Gründe für dieſes Verfahren leuchten ein, wenn man bedenkt, daß im Senate jeder Staat nur zwei Stimmen hatte und nicht mehr. Obgleich nun die nördlichen Staaten, vermöge dieſer ihrer Territorien-Politik und raſcherer Vermehrung der Volkszahl, im Unterhauſe die Oberhand gewonnen hatten, war es doch unmöglich, daß die ſüdliche oder nördliche Partei einem der anderen ſchädlichen Antrage Geſetzes-Kraft verſchaffen konnte, da alle Geſetze zur Geſetzes-Kraft Majoritäten in beiden Häuſern vorausſetzen. Das Unterhaus mochte einſtimmig für einen Antrag geſtimmt haben, er könnte nicht zum Geſetze erhoben werden, wenn im Senate nur Eine Stimme dagegen war.

Waſhington hatte in ſeiner Vorausſicht und Weisheit das Volk vor geographiſchen Eintheilungen in Sectionen gewarnt, vor Partei-Bildung nach Breitengraden oder Iſothermen, damit die Sklaverei nicht zum Zankapfel werde. So wurde zwei Generationen lang auch dafür geſorgt, daß Sklaven- und Frei-Staaten in der Geſetzgebung ſich die Wage hielten. Das Geſetz verbot auch Einwanderung von Sklavenhaltern aus Braſilien, Süd-Amerika, Cuba, Jamaica u. ſ. w., begünſtigte aber den Zuzug freier Weißen aus allen Theilen der Welt.

Unter dieſen Geſetzen nahm die Bevölkerung in den nördlichen Staaten raſcher zu, als in den ſüdlichen, da die Einwanderer, ſklavenfeindlich, es verzogen, ſich unter Weißen, Freien niederzulaſſen. Deſſen ungeachtet organiſirte der Kongreß bis vor etwa 30 Jahren neue Territorien nur ungern und langſam auf der Sklavenſeite jenſeits 36° 30′. Um deshalb gleiche Zahl der Sklaven- und Frei-Staaten zu erhalten, brachte man von dieſen öffentlichen, gemeinſamen Ländereien kaum mehr auf den Markt, als zur Beſtreitung der Koſten nöthig war. In einer üblen Stunde ward dieſe Politik aufgegeben, und die Leute wurden von der Regierung zum Ankauf von ſolchen Ländereien in einem Grade verführt, wie die Welt nie ſah. Die Geſetze über Naturaliſation wurden gelockert, Irland ward ſeiner Bevölkerung beraubt und ganz Europa überredet, zu kommen und die großen amerikaniſchen Wildniſſe unterwerfen und civiliſiren zu helfen. In einem einzigen Jahre ſtieg der Verkauf ſolcher öffentlichen Ländereien von 3 auf 26 Millionen Dollars. Die „160 Ackerſtück-Beſitztitel“ wurden vertheilt wie Maculatur. Jeder, der als Soldat im Kriege nur zwei Wochen gedient hatte, bekam Land zu einer Farm. Außerdem wurden die Acker millionenweiſe für die Bedürfniſſe der nördlichen Staaten, Eiſenbahnen, Kanäle u. ſ. w. an Individuen und Corporationen verſchrieben. Auf beiden Seiten des Atlantiſchen Meeres wurden Compagnien zum Verkauf ſolcher Ländereien gebildet. Tremmler, Käufer zuſammen zu wirbeln, wurden nach allen Theilen Europa's geſchickt.

Durch ſteigende Fluthen von Einwanderern gewann ein Territorium nach dem andern die Einwohnerzahl, die es zum Eintritt in den Kongreß berechtigte, zur Wahl eines Abgeordneten. So wurde eins nach dem andern ein freier, unabhängiger Staat — auch für den Senat, wo der junge Emporkömmling ſofort dieſelbe politiſche Macht, wie der älteſte und bevölkertſte, bekam. Kein Wunder, daß wir bald achtzehn Frei-Staaten hatten und die funfzehn Sklaven-Staaten geblieben waren. Lincoln wurde als der Mann der erſteren zwar ganz nach conſtitutionellem Brauch gewählt, aber für Prinzipien und Intereſſen, welche die Fortdauer der Conſtitution unmöglich machten. So zerſtörte dieſe Territorien-Politik die Union. Auch verleitete ſie National-Oekonomen zu dem Irrthum der Yankee-Eitelkeit, daß die unermüdliche Energie und Thatkraft der Neu-Engländer die Wildniß bezähmt habe, welche ſich in der That nur den Heeren und Horden europäiſcher Einwanderer ergab.

Der nordiſche Kongreß hat uns mit einer directen Steuer von 30 Mill. Dollars belaſtet. Unſer Kongreß verlangt von uns 20 Mill. zur Tilgung unſerer Schulden. Wir im Süden fügen uns gern, und jeder Cent wird pünktlich bezahlt werden. Aber denkt an mein Wort, die Nordiſchen werden ſchwerlich einen Weg in ihre Taſchen finden, um für dieſen „Zaunſtecken,“ wie Abraham Lincoln genannt wird, zu bezahlen. Es mag ihm allerdings gelingen, ihnen einen Theil davon abzupreſſen (gewiß aber nicht das Ganze) und dies mit ſo vielen Windungen und Quälereien und Proteſtationen, daß er nie wieder verſuchen wird, durch einen ähnlichen Prozeß Geld zu bekommen. Und wenn die Purszeit, der Zahltag kommt, werden die Leute, die gegen gewiſſe Beſtimmungen der Conſtitution, als einen „Vertrag mit der Hölle,“ ein höheres Geſetz proclamirten, ſich nicht veranlaßt fühlen, auch gegen dieſe Schuld zu proteſtiren — mit Kapital und Zinſen? Ich kann kaum anders glauben. Sie waren verpflichtet, ſich der Conſtitution zu fügen; aber ſobald ſie ihren Intereſſen im Wege war, nahmen ſie keinen Anſtand, ſie zu verletzen. Werden ſie's mit ihrem Verſprechen, zu zahlen, beſſer machen? Iſt es nicht wahrſcheinlicher, daß ſie ſich gegen die Gläubiger damit entſchuldigen werden: Dieſe Schuld wurde durch eine zweifelhafte Autorität gemacht, im Namen der „Vereinigten Staaten,“ als es keine Regierung der Vereinigten Staaten mehr gab. Die Schuld wurde gemacht für einen Krieg, den die Conſtitution nicht anerkennt. Ihr wußtet dies recht gut, meine Herren Darleiher, als ihr das Geld gabt. Und deshalb wollen wir nicht zahlen. — Ja ſie werden dieſe große Schuld verleugnen, denn der Krieg wird bei den Maſſen immer unpopulärer. Rekrutirungen gehen nur langſam vorwärts. Das Volk hält zurück. Es iſt bemerkenswerth, daß faſt jeder Gefangene, den wir bekamen, freiwillig bekennt, er ſei betrogen worden. Man fing ihn ein unter falſchen Vorſpiegelungen, und iſt er erſt wieder zu Hauſe, wird er ſich gut friedlich von allem Kriege fern halten. So ſprachen ſie noch Alle bis jetzt.

Nachdem dieſe öffentlichen Ländereien und der Strom der Einwanderer das Gleichgewicht zwiſchen Süden und Norden zerſtört hatten, erhoben die Nordiſchen ihr Geſchrei von dem „unwiderſtehlichen Conflikt.“ Entweder müſſen wir, ſagten ſie, die Sklaverei im Süden ausrotten, oder ſie werden uns mit ihren Sklaven überſchwemmen. Auf dieſe Politik hin vereinigte ſich der Norden. An Zahl und Stimmen überlegen zogen ſie die Sectionslinie, und die Vereinigten Staaten zerfielen geographiſch wie factiſch in Nord und Süd. Dadurch kam die Regierungs-Gewalt in die Hände einer fanatiſchen Partei. Die Bundes-Conſtitution hat den Zweck, „Gerechtigkeit zu gründen, Ruhe und Ordnung zu ſichern, für die gemeinſame Vertheidigung zu ſorgen und Bürgſchaft zu geben für die Segnungen der Freiheit.“

Nachdem die Bundes-Regierung in ſolche Hände gefallen und die Conſtitution verletzt war, beſchloß mein edler, tapferer Staat, von dem in beſonderer Declaration vorbehaltenen, übrigens ſich für alle Freiſtaaten von ſelbſt verſtehenden Rechte der Losſagung Gebrauch zu machen.

Was that Lincoln in Folge dieſes unſeres Rechts?

Er hob die Habeas-corpus-Akte auf, knebelte die Preſſe und verkümmerte das Recht der Redefreiheit.

Gegen Recht und Conſtitution, auf die er geſchworen, hat er das Land in Krieg geſtürzt, unſere Bürger gemordet, unſere Häuſer verbrannt und unſere Kultur verwüſtet. Er hat, ohne conſtitutionelles Recht, auf ihrem Recht ſtehende Bürger in ekelhafte Gefängniſſe geſchleppt, die bürgerliche Gerichtsbarkeit aufgehoben, Kriegsgerichte eingeſetzt und überhaupt einen vollen Tyrannen aus ſich gemacht, einen brutalen Wilden. Er hat ſeine Armee mit Stricken für unſern Hals verſehen. Medicamente und chirurgiſche Inſtrumente verbot er als Contrebande und läßt in der Schlacht ſeine Verwundeten liegen, damit wir für ſie ſorgen, nachdem er uns die Mittel dazu entzog. Nach ſeiner Niederlage bei Bulls Run ſchickte er weder Friedens-Flagge noch Aerzte, um ſeine Gefallenen begraben, ſeine Verwundeten behandeln zu laſſen. Er denkt mit ſeinen Myrmidonen die Vendée-Scenen der franzöſiſchen Revolution zu wiederholen.

Obgleich nicht ſo zahlreich und ſo gut mit Kriegs-Material verſehen, halten wir uns mit unſern 8 Millionen doch für ſtärker. Jeder von uns iſt dreifach bewaffnet, und unſer Streit iſt gerecht. Für Heerd und Heimat kämpfend, ſind wir mächtig im Streite. In gemeiner Luſt kämpft der Feind für Macht und Eroberung, wir für unſere Unabhängigkeit, für die Gräber unſerer Väter, Leben und Alles was uns unerläßlich und theuer iſt. Unſere Sache iſt heilig, die ihrige hölliſch. Wir können, wir wollen uns nicht unterwerfen.

Und wenn es ihm gelänge, uns ſeiner Tyrannei oder, wie er ſagt, der Unions-Regierung zu unterwerfen, würde das Gelingen nicht gerade das Gegentheil ſein? Die Unions-Regierung beruht auf dem Willen der Regierten. Fehlt dieſer, iſt die ganze Grundlage der Conſtitution verſchwunden und die neue Union nichts als eine Tyrannei.

Wir wollen nichts vom Norden. Wir wollen eben nicht mehr vom Norden ausgeplündert und tyranniſirt werden. Wir kämpfen blos für unſer Recht, uns ſelbſt zu regieren.

Der Süden bietet das merkwürdige Beiſpiel einer Armee, in deren Reihen wir Männer höchſten Ranges und Talentes finden. Solch' eine Armee zu ſchlagen oder zu unterjochen, iſt einfach unmöglich, denn wir ſtreiten für Alles, was uns unentbehrlich iſt, für unſere höchſten Güter. Ich z. B. kämpfe mit einem Preiſe auf meinen Kopf und einem Stricke um den Hals, ich nicht allein, ſondern Jeder gleichen Ranges und mit

Digitized by Google

demſelben Patriotismus. Lincoln's Mannſchaften beſtehen größtentheils aus Miethlingen, die in der Schlacht von keinen höheren Rückſichten gehalten und vorwärts getrieben werden. Man droht uns mit Wiederherſtellung der Bundes-Regierung.

Gerade heraus geſagt, iſt *Wieder-Vereinigung mit der engliſchen Krone viel eher möglich.*

Mir liegt ſehr daran, daß Freunde freier Regierungs-Formen in Europa von der wahren Sachlage bei uns einen richtigen Begriff bekommen. Was drüben bekannt wird, iſt faſt ohne Ausnahme aus einſeitigen, ja lügneriſchen Quellen des Feindes entnommen. Die ehrlichen Zeitungen im Norden *dürfen* die Wahrheit nicht mehr veröffentlichen, weil ſie ſonſt von Lincoln's „Sic jubeo" unterdrückt werden. Sie möchten der Welt weiß machen, daß eine große Menge bei uns gegen Abtrennung und gegen dieſen Krieg ſei. Ich kann nur ſagen, daß ich mit Ausnahme einiger weſtlichen Theile von Virginien und einiger im öſtlichen Tenneſſee das Volk nie einiger und feſter gefunden habe. Das weibliche Geſchlecht iſt wo möglich noch begeiſterter, als die Männer, und auch die Geiſtlichkeit meint's ehrlich und ernſtlich. Während der Wochentage laſſen ſich die Geiſtlichen, auf ihr eigenes Anſuchen, in Waffen üben und einexercieren. Ihre Kirchen ſind den Frauen und Mädchen zum Nähen mit Maſchine und Hand übergeben worden, wo ſie gemeinſchaftlich für Militair-Bekleidung ſorgen. Sonntags wird von den Kanzeln die Heiligkeit dieſes Krieges und das Recht unſerer Sache gepredigt. In Schlachten findet man Geiſtliche unter den Erſten. Wir haben einen General, der Biſchof iſt, active Geiſtliche als Oberſten, Majors, Capitaine und Gemeine. Niemals war ein Volk einiger, als unſere conföderirten Staaten jetzt.

Gewiß haben Sie auch von unſerem Hunger, von unſerer Unfähigkeit, Nahrung und Kriegsmaterial zu beſchaffen, gehört. Wenn Sie dies glauben wollen, müſſen Sie erſt Ihren Glauben an die phyſiſche Geographie aufgeben. Unſer Klima, unſer Boden liefern mehr, als wir brauchen. Wir kennen keine Bettler, und die wenigen Armen werden ohne Armen-Taxe geſchützt. Georgien bauet Baumwolle und Reis, nebenher eben ſo viel Weizen, als ganz New-York, einer der nordiſchen Weizen-Staaten. Die Blockade, falls ſie auch erfolgreich durchgeführt würde, kann uns in unſern nothwendigen Lebensmitteln nicht ſchaden, und die nicht nothwendigen würden wir gern aus Patriotismus entbehren.

Ich ſehe kein Ende dieſes Krieges, ſo lange die böſen Dämonen Lincoln umgeben oder beherrſchen. Vor und nach jeder Schlacht halten wir den Oelzweig hin und ſagen: „Laßt uns gehn." Wir wollen nichts von und gegen euch, ſo laßt auch uns zufrieden. Wir verſuchen einfach, uns von dieſem zerſtörten Bunde, dieſer verletzten Conſtitution, dieſem unerträglichen Nachtheile für uns los zu machen. Man vergleiche unſere Bewegungen ſeit der Schlacht von Manaſſas. Es iſt uns nicht eingefallen, unſern entſchiedenen Sieg durch einen einzigen Act von Invaſion zu verfolgen.

Verlaſſen Sie ſich darauf, die alte Union iſt für immer verloren. In den Frei-Staaten ſpeculirt man ſchon auf neue Regierungs-Formen. Und ſeien Sie nicht erſtaunt, wenn bald einmal Pennſylvanien und vielleicht auch New-Jerſey um Aufnahme in *unſeren* Bund petitioniren.

Pennſylvanien hat ſtets über den „Schutz" geſchrieen. Der Tarif, der Fabriken in's Leben rief in Neu-England, wollte in Pennſylvanien kein Rad drehen. Mit uns wird es ſich des freien Handels erfreuen. Die „Frei-Staaten" müſſen Tarif, Steuern zahlen, Pennſylvanien nicht. Das wird Kapital und Maſchinerie von den nördlichen Staaten nach Pennſylvanien locken und „Birminghams" und „Liverpools" für den Süden hervorrufen. Dann würde Philadelphia der Handels-Stapelplatz Amerika's werden. Pennſylvanien würde durch Aufnahme in unſere Conföderation zugleich der Theilnahme an den 500 Mill. entgehen, womit Lincoln ſein Volk im erſten Kriegsjahre belaſtet. Nächſtes Jahr braucht er eben ſo viel, wenn nicht mehr. Kurz, merken Sie ſich, Pennſylvanien wird noch um Aufnahme in unſern Verein bitten. Es würde dann die öſtlichen von den weſtlichen Nordſtaaten trennen, denn es erſtreckt ſich (mit Delaware) vom Meere bis zu den großen Seen. Dann würde es zwei Freiſtaats-Gruppen geben. Wer weiß, ob nicht aus dieſem gottloſen Kriege noch eine mannigfaltigere Trennung erfolgen mag. *Ihre Freiheiten ſind ohnehin längſt dahin, und ſie ſind am Ende, eben ſo wie Lincoln, der Gnade oder Ungnade einer Anzahl von Generälen Preis gegeben, welche die Schickſale des Kriegs zu Popularität und Macht erhoben.*

Sagen Sie deshalb nur Ihren Landsleuten, ſich die Sachen genau und ihre Goldſtücke zweimal anzuſehen, ehe ſie ſich bei der Anleihe und den Schuldſcheinen Lincoln's betheiligen.

Mit der Freundſchaft und Hochachtung früherer Tage bin ich, mein lieber Admiral, wie immer Ihr treu ergebener

M. F. Maury."

England.

Engliſche Poeſie.

Die Maſſe der engliſchen Lyrik iſt vielleicht eben ſo groß, wie die Deutſchlands. Die meiſten Poeten früherer Jahrhunderte und ſelbſt viele des jetzigen ſind freilich ſchon vergeſſen, oder wenigſtens von der lebendigen Oberfläche der Literatur verdrängt worden, ſo daß wir ohne beſondere Bibliotheken oder ſonſtige ſeltene Begünſtigung uns kaum einen Ueberblick der engliſchen Poeſie-Schätze verſchaffen können. Der eine oder der andere Sänger aus dem ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mag wohl aufzuſtöbern ſein, aber dann hat man eben blos dieſen einen oder andern mit allen ſeinen Schwächen, und kann lange ſuchen und wählen, ehe man das Goldene in ſolchem Schatze herausfindet.

Deshalb iſt die „Goldene Schatzkammer," gefüllt mit dem Ausgewählteſten und Beſten jedes engliſchen Lyrikers *vom Anfange der lyriſchen Poeſie an*, wie wir ſie neulich in herrlichſter Ausſtattung kennen lernten,* gewiß eine wahre Wohlthat und Freude für Kenner und Verehrer der engliſchen Poeſie. Der Schatzgräber und Sammler hat mit Hülfe und Rath gebildeter und kundiger Freunde mit der größten Sorgfalt und gewiſſenhafteſten, äſthetiſchen Prüfung das Echteſte, Beſte und in Form und Inhalt Abgerundetſte, von mehr als *ſiebzig* engliſchen Dichtern aus den drei vorigen Jahrhunderten (und den nicht mehr lebenden des jetzigen) ausgewählt und unter verſchiedenen Rubriken nach einem genau durchdachten, in der Vorrede erklärten Plane geordnet.

So iſt das Buch wirklich ein goldener, reicher, einziger Schatz geworden, ein lyriſches Muſter-Muſeum, in welchem wir uns auf die angenehmſte Weiſe des Ganges und der Entwickelung der engliſchen Muſe erfreuen können. Ueber ſiebenzig Dichter mit je ihren geprüften Meiſterwerken, neben den bekannteren und neueren auch die alten und vergeſſenen: Colley Cibber, Dekker, Heywood, Marvell, Sedley, Suckling, Vere, Wellen und mehrere ganz verſchollene, deren Namen nicht einmal mehr ermittelt werden können.

Anmerkungen, Index ꝛc. liefern zu Text und Perſonen Alles, was der genauere Leſer und Kenner etwa an Aufſchluß bedarf.

Das Werk müßte ein würdiges Angebinde, oder Geburtstagsgeſchenk für Freunde und Freundinnen engliſcher Poeſie ſein.

Wer in dieſer Sphäre noch etwas Prächtigeres und Koſtbareres wählen will, darf die wundervoll illuſtrirten und mit farbigen Verkörperungen veranſchaulichten *Gedichte und Sonnette Shakſpeares*** nicht unbeachtet laſſen. Die großen kolorirten Bilder fallen ungemein in's Auge mit ihren maleriſchen Gruppirungen und lebensathmenden Farben, aber die kleinen Vignetten enthalten jedenfalls mehr meiſterhafte Kunſt und Technik. Man wird kaum glauben, daß es Holzſchnitte ſind, ſo fein und klar runden und reihen ſich Schattenlinien und Licht-Partien. Sie ſind mit einem bläulichen Tone über- oder aufgedruckt, wodurch der künſtleriſche Effekt, der idealiſirende Geiſt, das Feine und Flüſſige des lyriſchen Worts ungemein anmuthig ſymboliſirt wird. Gilbert iſt der Zeichner erſter Klaſſe für ſolche Sachen in England und ein wahrer Fürſt und Souverain unter dem Heere der Künſtler, die für illuſtrirte Literatur arbeiten.

Die Menge und Pracht der „New Year's Gift Books" iſt auch diesmal ſehr groß, vielleicht größer als je, da alle Tage neue angekündigt werden, aber in künſtleriſcher Schönheit und ſinnreicher Anmuth werden die illuſtrirten Geſänge und Sonnette Shakſpeare's gewiß ihren Rang unter den beſten und gelungenſten behaupten.

* The Golden Treasury of the best Songs and Lyrical Poems in the English Language. Selected and arranged with notes by F. T. Palgrave, fellow of Exeter College, Oxford. Cambridge: Macmillan. Vorräthig bei A. Aſher & Co in Berlin.

** Shakspeares Songs and Sonnets. Illustrated by John Gilbert. London: Sampson. Ebenfalls vorräthig bei Aſher & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Frankreich.

Pariſer Bonbonnière.

Trinkgelder und Viſitenkarten.

Gerade auf den erſten Januar hat die erfinderiſche Bosheit alle erdenklichen Beſchwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten zuſammen geworfen; gerade dieſen Tag hat ſie auserkoren, den armen, friedliebenden Menſchen zu peinigen und zu langweilen, ſo gut es irgend angeht, und der harmloſeſte, beſte wird durch die lächerlichen Verpflichtungen, die ihm von der oberflächlichen Höflichkeit auferlegt werden, und durch die mißbräuchlichen Gebote der Landesſitte dahin gebracht, daß er alle diejenigen, denen er thatſächlich oder bildlich gratuliren muß, und von denen ihm gratulirt wird, im innerſten Herzen zu allen Teufeln wünſcht.

Man beſchenkt ſich bekanntlich in Paris an demſelben erſten Januar; Neujahrsgratulation und Weihnachtsgeſchenk fallen auf denſelben Tag zuſammen. Europa weiß bereits, was es von erſterer zu halten hat. Letzteres, das Neujahrsgeſchenk (étrenne) richtet ſich natürlich nach den Verhältniſſen des Gebers und Empfängers, kehrt aber in zwei Geſtalten in gräßlicher Beharrlichkeit mit jedem jungen Jahre wieder — in der Form von Bonbonsſchachteln und Trinkgeldern.

Um die Natur der Bonbonsgeſchenke zu erklären, muß ich den Leſer daran erinnern, daß man die franzöſiſchen Verhältniſſe überhaupt nie auf die deutſchen übertragen kann, und umgekehrt, daß ſich in jedem, ſelbſt in dem geringſten Zuge der Individualität dieſer Nachbarvölker ein ganz und gar verſchiedener Charakter ausſpricht, und daß wir mit unſern deutſchen Begriffen Jahre lang die Pariſer Schule durchmachen müſſen, um uns nur einigermaßen in dieſe fremdartige Ideenwelt hineinleben zu können.

Um auf meine ſimplen Bonbons zu kommen, und ſpäter die Erklärung für die Viſitenkarten-Plage zu finden, müßte ich einen gewaltigen Anlauf nehmen, und könnte nur auf vielleicht ſchon ausgetretenen Umwegen das Ziel erreichen. Deshalb begnüge ich mich vorläufig mit folgender Erklärung: Man iſt als junger Mann gezwungen, in Paris ſehr vielen Geſellſchaften beizuwohnen. So unangenehm dieſe Soirées auch ſein mögen, ſo iſt man dennoch dem Hausherrn für ſeine gaſtfreie Aufnahme verpflichtet, und hat als junger Mann nie Gelegenheit, durch irgend welche Zuvorkommenheit dem freundlichen Wirthe und ſeiner Familie ſeine Dankbarkeit ſelbſt nur anzudeuten. Man kennt ja in den meiſten Fällen den Herrn, der dem Fremdling die Thür geöffnet, ganz und gar nicht — ſieht ihn im Jahre vielleicht fünf, ſechs Mal auf Bällen, ſpricht faſt nie länger als fünf Minuten unausgeſetzt mit ihm, und erhält dennoch zu jedem Balle, mit der höflichſten Pünktlichkeit, die unausbleibliche Einladung. Da hat man alſo den erſten Januar gewählt, um an dieſem Tage, an welchem ein kleines Geſchenk nicht verletzen kann, dem zuvorkommenden Hausherrn dadurch für ſeine Freundlichkeit zu danken, daß man der Dame vom Hauſe, oder dem Fräulein irgend ein kleines Präſent, das eben nichts anders als eine Höflichkeit, eine Aufmerkſamkeit ſein ſoll, darzubringen ſich getraut.

Aber was ſchenken? Ein Buch? Du lieber Gott! Man kennt ja den literariſchen Geſchmack der jungen Dame oder des jungen Mädchens, für das das Buch beſtimmt wäre, ſo genau, wie Philarète Chasles die deutſche Literatur; aber man kennt den univerſellen Geſchmack des zarten Geſchlechtes — Bonbons! und deshalb wagt man, ſolche zu deſſen Füßen zu legen.

Die Bonbons ſind alſo als gültiges Neujahrsgeſchenk von der ganzen jungen Welt acceptirt, und man ſollte es kaum glauben, wie es den verſchiedenen Caſten der Geſellſchaft gelungen iſt, die entſprechenden Abſtufungen zwiſchen ihnen in demſelben allgemein ſanctionirten Geſchenke einzuführen. Mit den Bonbons ſelbſt hat man natürlicherweiſe das gewünſchte Reſultat nicht erzielen können, denn wenn auch ein Pfund der feinſten Qualität einige Francs mehr koſtet, als Bonbons unedlerer Race, ſo iſt am Ende doch der Unterſchied zu gering, um den Abſtand der geſellſchaftlichen Klaſſen, z. B. den eines reichen Financiers von einem armen Schlucker, genügend ſtark hervortreten zu laſſen. Man hat deshalb auf die **Verpackung** der Bonbons ſeine Aufmerkſamkeit gelenkt, und dort auch das gegebene Problem gelöſt. Die Kiſtchen, die mit denſelben Neujahrs-Bonbons gefüllt, den Damen überreicht werden, plaudern, je nachdem ſie mehr oder weniger künſtleriſchen und reellen Werth haben, die Bildungsſtufe, den Geſchmack und die Vermögensverhältniſſe des Gebers aus. Alle Charaktere, die einfachſte Beſcheidenheit in der Pappſchachtel für fünfzehn Sous, wie die werthvollſte Kurioſität im japaneſiſchen Lack, mit Goldinkruſtationen für Hunderte von Franken, können ſich in dieſen Bonbonsſchachteln verrathen.

Die natürlichſte Folge von dieſen allgemeinen Bonbonsverſchenkungen iſt die, daß die Confiſeurs in den letzten Tagen des December und in den erſten Tagen des Januar mehr Geſchäfte machen, als im ganzen übrigen Jahre; eine andere die, daß ein junges Mädchen, wenn es einer einigermaßen empfangsſüchtigen Familie angehört, am erſten Januar mit Bonbons im wahren Sinne des Wortes überhäuft wird; eine dritte die, daß man den ganzen Monat hindurch, wohin man auch kommen möge, mit Bonbons, Pralinés, Fondants und wie die ſüßen Kunſtausdrücke heißen mögen, regalirt wird; eine vierte endlich die, daß die Zahnärzte den heiligen Januar hoch verehren: das „wenn“ der Bonbons, die in den beſcheidenſten Kreiſen ſpießbürgerlicher Zurückgezogenheit mit einer Apfelſine erſetzt werden.

Mit den Trinkgeldern ſieht es nun vollends ſchlimm aus. Auch in Paris hat man die liebliche Gewohnheit, für ſchlechte Bedienung gutes Geld zu zahlen; aber dort iſt dieſer Mißbrauch noch unerträglicher, als irgendwo anders. Die Kellner in den Café's und Reſtaurationen werden bekanntlich nicht von dem Wirthe, ſondern von den Gäſten bezahlt; in einigen Café's hat ſogar der Wirth noch einen Antheil an den, den bedienenden Garçons ſchuldigen Trinkgeldern. Für jede Taſſe Kaffee, die 40 Cent. koſtet, zahlt man 50 Cent., die bleibenden 10 Centimes ſind für den Garçon beſtimmt. Beim Reſtaurant erhält der Garçon für jedes Frühſtück oder Diner ungefähr 20 Centimes; der Junggeſelle hat mithin täglich, für Kellnerbedienung, 60 Centimes zu entrichten, das macht im Jahre 219 Francs, oder achtundfünfzig Thaler preußiſch Courant. — Das iſt doch ganz anſtändig, aber der Pariſer Kellner macht höhere Anſprüche. Am Anfang des Jahres muß er noch ſein beſtimmtes Trinkgeld haben, ſonſt wehe! Da man aber nun nicht an *einen* beſtimmten Kaffeetiſch oder *einer* Reſtaurationstafel feſtgeſchmiedet iſt, ſondern gewöhnlich in mehreren dieſer Etabliſſements bekannt genug iſt, um zum neuen Jahr beglückwünſcht zu werden, ſo folgt daraus, daß ein junger Menſch am erſten Januar oft vier, fünf Garçons für die „herzlichen Glückwünſche“ mit klingender Münze danken muß. Außerdem aber wird man von allen andern Leuten, die uns im Laufe des Jahres irgend welche Dienſte geleiſtet haben, mit dieſen uneigennützigen Gratulationen überhäuft. Iſt man Recenſent, hat man überhaupt, gleichviel durch welche Rechte, das Privileg, die Theater unentgeltlich zu beſuchen, ſo muß man die Gunſt der betreffenden Logenſchließerinnen mit einem Neujahrsgeſchenk erkaufen, wenn man nicht dem ausgeſetzt ſein will, regelmäßig in der dunkelſten Ecke einer überfüllten Loge ſeinen Abend zuzubringen. Die Abonnenten haben gleichfalls die Unmuth der Placeuſes zu fürchten. Bei der großen Anzahl der Pariſer Theater wird man begreifen, wie theuer dieſer Spaß dem Theaterliebhaber oder Theaterpflichtigen zu ſtehen kommt. Auch die Brief- und Zeitungsträger gratuliren zum neuen Jahr, ha! ſelbſt die Tambours der Nationalgarde, die Wäſcherinnen, die Dienſtmädchen, bei deren Herrſchaft man zum Diner geladen war, kurz alles, was ſich eines untergeordneten Standes erfreut, erheiſcht gebieteriſch den Neujahrstribut.

Aber am unerbittlichſten iſt der Concierge, vulgo Hausknecht. Das Wohl und Wehe eines Junggeſellen ruht in ſeiner Hand; er weiß es ſehr wohl und trotzt darauf. Der Pariſer Concierge vertritt in einer Junggeſellenwirthſchaft den Laufburſchen, das Stubenmädchen, den Nachtwächter, die Krankenwärterin, den Vertrauten, den Stiefelputzer; er iſt, mit einem Worte das Faktotum der Unverheirateten und kann, vom 1. Januar früh bis Abends, durch ein unangemeſſenes Neujahrsgeſchenk, urplötzlich in ein fac nihil, oder ſchlimmer in eine Furie, verwandelt werden. Der Concierge iſt für Geld und gute Worte aller Gefälligkeiten fähig — er beſorgt kleine Wege, kauft Zucker, Licht, Oel, Schwefelhölzer, Tinte; reinigt Zimmer und Stiefel, macht das Bett, läßt die Jalouſie herunter, wenn die Sonne ſcheint, lüftet, wenn es im Stübchen zu ſchwül, ſchließt das Fenſter, wenn es regnet, öffnet die Hausthür, wenn ſie verſchloſſen, kocht Tiſanen und Kräuterbouillons, ſchickt den ungebetenen Gläubiger unverrichteter Sache ad patres, drückt ein Auge zu, wenn Monſieur unter verdächtigem Rauſchen des Seidenſtoffes die Treppen herauf- und heruntergeht, weckt Monſieur, bringt Briefe und Journale, die für Monſieur angekommen ſind, arrangirt das Feuer und hält die Lampe in Ordnung.

Das ſind die Geſchäfte eines Concierge, und er verrichtet ſie gewiſſenhaft, wenn ihm Monſieur ſympathiſch iſt, wenn Monſieur ſeine Dienſte anerkennt und am Neujahrstage ſeinen Amtseifer gebührlich encouragirt. Entſpricht die Etrenne ſeinen Erwartungen nicht, ſo wird aus dem ergebenen Freunde, wie geſagt, eine wahre Eumenide. Monſieur heißt von dieſer Stunde ab in der Conciergen-Loge nur noch „cet homme!“ Der Herr wird ein Menſch, nicht mehr herrlich, ſondern mit menſchlichen Irr-

Digitized by Google

thümern aufgewartet. Die Gläubiger beſtürmen das Haus, die guten Freunde werden abgewieſen, Cylinder, Taſſen, Gläſer, alles Fragile zerbricht, der Regen träuft durch das offene Fenſter und verwiſcht die Schreibereien, die ſorgfältig am Fenſter ausgebreitet ſind; ſtundenlang kann man im Wind und Wetter vergeblich die Hausglocke ziehen, die Briefe bleiben vierzehn Tage lang im Tiſchkaſten liegen, die Zeitungen werden verlegt, kurz und gut, das Leben eines von Conciergen-Rache Verfolgten wird zur Hölle. Das Paradies aber kann man nicht theuer genug erkaufen, und der Concierge bietet es am erſten Januar feil.

Nun berechne man, was dieſer Neujahrstag einem jungen Menſchen koſtet, und man wird begreifen, welch' unangenehmen Strich dieſe außergewöhnlichen Ausgaben durch die Rechnung eines meiſt unbemittelten Junggeſellen machen. Nun kommen noch die Rechnungen, die Miethe dazu — steteruntque comae, vox faucibus haesit!

Ich vergaß zu ſagen, daß man den dienſtbaren Geiſtern mit dem Neujahrsgeſchenke natürlicherweiſe keine Almoſen verabreicht — pfui! die dienſtbaren Geiſter beglücken uns auch mit Geſchenken: im Café übergiebt der Kellner den Rauchern eine Thonpfeife mit rothem Bändchen, eine Cigarre, gleichfalls mit rothem Bändchen; Nichtrauchern ein Paquet Bonbons, ebenfalls mit rothem Bändchen und wünſcht beiden, Rauchern wie Nichtrauchern, viel Glück und Segen im neuen Jahr, und die Ehrenlegion dito am rothen Bändchen. Der Briefträger ſchenkt ſeinen Klienten einen Kalender; der Kellner beim Reſtaurant überraſcht den Gaſt mit einer Apfelſine ꝛc.

Das ſind die Freuden der Neujahrsgeſchenke.

Die Gratulationen ſind weniger koſtſpielig, aber deſto langweiliger. Man gratulirt auf drei verſchiedene Arten — erſtens perſönlich, zweitens per Concierge, vermittelſt eingekniffter Viſiten-Karte, drittens endlich per Stadtpoſt, vermittelſt nicht eingekniffter Viſiten-Karte in offenem, mit einer Sou-Briefmarke frankirten Enveloppe. Alle drei Manieren werden fabrikmäßig betrieben, die Maſſe muß überwältigt werden, die Maſſe kann man nur durch Maſſe zwingen.

Eine perſönliche Neujahrsviſite ſchuldet man allen „wichtigen" Perſonen, allen Vorgeſetzten, allen Familienmitgliedern, ehrwürdigen Bekannten und allen denjenigen Familien endlich, von deren Ball- und Soirée-Einladungen der Gratulant ſehr oft bevorzugt iſt.

Gehörte man nicht zu den „Intimen" des Hauſes, und wird man nur zu den größeren Bällen geladen, ſo genügt es, die eingekniffte Karte beim Portier abzugeben; allen andern Familien, in deren Salon man nur ſelten und als zufälliger Oiseau de passage verweilt hat, kann man die Neujahrsgratulation in der Form der Viſiten-Karte per Stadtpoſt zuſchicken. Mit dieſer Eigenthümlichkeit iſt noch eine andere verbunden. Eine einfache Karte iſt nämlich für eine ganze Familie unausreichend; wenn man dem Gratulationszwecke genügend entſprechen will, ſo muß man den Familien gerade ſoviel Karten zuſtellen, als ſie viſitenempfangsfähiger Glieder ſtark iſt; d. h. für den Herrn, für die Dame und für die Söhne vom Hauſe je eine — die unverheirateten Demoiſelles empfangen natürlich keine Viſite und keine Karte — ſo daß eine Familie von einem und demſelben Herrn oft drei, vier und mehr Viſiten-Karten mit einem Mal erhält.

Dieſe Beförderung von Viſiten-Karten durch Concierge und Poſt erreicht bei einem Menſchen, der einigermaßen in der „Welt" herumkommt, eine Höhe, die ganz unglaublich iſt. Die Größe der Stadt, die Etiquettenſucht ihrer Bewohner, die Bereitwilligkeit ſeitens der Familien, mehr oder weniger Fremde in ihren Salons zu empfangen, die Pflichten der Höflichkeit — das ganze Pariſer Geſellſchaftsleben trägt mit einem Worte zu einer großartigen Verbreitung oberflächlicher Bekanntſchaften viel bei, und all den zahlreichen, oberflächlichen Bekannten gebührt die rituelle Neujahrsgratulation, die Karte.

In dieſer weitausgebreiteten Verzweigtheit des geſellſchaftlichen Verkehrs findet auch die ganze Gratulationsweiſe ihre einfache Erklärung. Selbſt einem jungen Manne fällt es ſchwer, ſich aller der Familien, durch deren Einladungen er beehrt iſt, zur richtigen Stunde, d. h. am Neujahrstage, zu erinnern — wie ſoll es nun einer empfangenden Familie möglich werden, ſich die Namen und Adreſſen aller „Hausfreunde" zur richtigen Stunde, d. h. bei einem bevorſtehenden großen Balle zu vergegenwärtigen? Der erſte Januar, mit dem auch die eigentliche Soirée-Saiſon in's Leben gerufen wird, iſt trefflich dazu geeignet, dem ſtockenden Gedächtniß der Soirée-Geber zu Hülfe zu kommen, und die Millionen kleiner Couverts mit Viſitenkarten, die an dieſem Tage in Paris ausgetragen werden, verfolgen in der Form des Neujahrswunſches eigentlich keinen andern Zweck.

Das perſönliche Viſitenmachen und Viſitenempfangen am Neujahrstage iſt wie das Duell, ein unvermeidliches Uebel. Man hat es noch nicht beſeitigen können, obgleich ſich alle Welt der tiefen Wahrheit bewußt iſt, daß dieſe Viſitenſchneiderei nichts anderes iſt, als eine Rückverſicherung auf gegenſeitiges Langweilen.

Paul Lindau.

Italien.

Zur italiäniſchen Zeitungs-Literatur.

Die kurze Notiz über das italiäniſche Zeitungsweſen, welche eine der November-Nummern des „Magazin" uns brachte, machte auf den überaus großen Aufſchwung, welchen die politiſche Journaliſtik ſeit der Errichtung des Königreichs erfahren hat, ſowie auf einige der bedeutendſten Zeitungen von Ober- und Mittel-Italien, aufmerkſam, ohne jedoch eine Ueberſicht auch nur der geſammten politiſchen Preſſe geben, oder auf eine Prüfung ihrer hervorragenden Eigenthümlichkeiten eingehen zu wollen. Beides dürfte nicht ohne Intereſſe für eine Zeitſchrift ſein, deren Beſtreben darauf gerichtet iſt, die Kenntniß von der Literatur des Auslandes deutſchen Leſern zu vermitteln und rege zu erhalten, um ſo mehr, da gerade die politiſche Zeitungspreſſe unter den gegenwärtigen Verhältniſſen in Italien nicht nur eine ſehr beträchtliche Macht bildet, ſondern zugleich die tüchtigſten literariſchen Kräfte an ſich zieht und verwendet. Die Löſung dieſer Aufgabe iſt indeſſen keineswegs leicht, ſchon weil ſich außerhalb des Landes eine irgendwie hinreichende Menge des nöthigen Materials ſchwerlich beſchaffen läßt, ganz beſonders aber wegen des rapiden Wechſels, dem der lockre Stoff allenthalben und immerfort unterworfen iſt.

Neben dieſer unſtäten und geräuſchvollen Tagespreſſe beſitzt Italien jedoch auch eine periodiſche Literatur von Zeitſchriften, Revuen, Magazinen, die zum Theil ſich eines weit über die Gränzen der Halbinſel verbreiteten Rufs erfreuen und meiſtens viel älteren Urſprungs ſind, als die Zeitungen, von denen ſie für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt werden. Für ſolche Productionen war hier von jeher ein beſonders günſtiger Boden; die verhältnißmäßig ſo zahlreichen großen Städte, noch bis vor Kurzem faſt alle Mittelpunkte beſonderer ſtaatlicher Exiſtenzen, vereinigten ſo viel Männer von Geiſt und Talent in ſich, daß ſich literariſche Kreiſe bildeten, denen beſondere Organe nicht fehlen durften. Iſt doch aus der Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre das Andenken jener tonangebenden Journale lebendig geblieben, deren Alfred von Reumont in ſeinem anziehenden Aufſatze über den unglücklichen Giacomo Leopardi gedenkt, der Biblioteca Italiana in Mailand, des römiſchen Giornale arcadico und jener florentiniſchen Antologia, die bis zu ihrer gewaltſamen Unterdrückung der Mittelpunkt der Vorkämpfe der italiäniſchen Reorganiſation war. Andere beſtehen noch jetzt; unter ihnen auch das Archivio Storico Italiano, gleichfalls eine Schöpfung jenes edlen florentiniſchen Kreiſes, der durch die Veröffentlichung der wichtigſten Beiträge zur italiäniſchen Geſchichte mit dem Intereſſe an der Vergangenheit auch das an der Gegenwart mächtig erregt hat. Auch fehlt es natürlich weder an techniſchen und fachwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften aller Arten, noch an den herkömmlichen Bulletins der gelehrten Akademien, Univerſitäten ꝛc. Von erſteren ſind über die Gränzen hinaus vornehmlich die Turiner Ackerbauzeitung und die Mailänder Annalen für Statiſtik und Volkswirthſchaft bekannt.

Eine Gattung der periodiſchen Literatur iſt jedoch Italien ſo gemeinſam und zugleich ſo eigenthümlich, daß ſie ein näheres Eingehen rechtfertigen möchte: ich meine die Lokal-Journale, die monatlichen oder vierteljährlichen Ueberſichten oder Magazine, wie ſie faſt in jedem irgendwie geiſtig regſamen Orte der Halbinſel blühen. Dieſe Erſcheinung, die ſelten über die nächſten Umgebungen ihrer Heimat hinaus kommt und den meiſten Fremden geradezu entgeht, iſt das Reſultat und das Denkmal eines der hervorragendſten Züge der italiäniſchen Geſchichte; ſie trägt noch heute in voller Kraft jenen Charakter der Munizipalität, der hier in früheren Jahrhunderten der Lebensquell aller Dinge geweſen iſt. Jener allmächtige Individualismus, in dem geiſtreiche Forſcher die Grundeigenthümlichkeit des modernen italiäniſchen Geiſtes, zugleich die Grundlage ſeines Glanzes, wie ſeiner Schwächen, der Herrlichkeit und des Elendes von Italien erblicken, ſah ſich, nachdem die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts den politiſchen Ruin und den Verluſt der Unabhängigkeit unwiderruflich vollendet hatte, in die engen Schranken des künſtleriſchen und literariſchen Sondergeiſtes getrieben. Getragen von den Erinnerungen an eine oft große, immer eigenthümliche und reiche hiſtoriſche Vergangenheit, überlebte

Digitized by Google

dieſer Geiſt den Verfall der Kunſt und das Verſinken der Literatur zu hohler Unnatur oder ſüßlicher Manier; was an ihm geſund und friſch blieb, ſtützte ſich auf das eigenartige, innere, ſtädtiſche und bürgerliche Leben, das in ſeiner Abgeſchloſſenheit den verderblichen Einflüſſen höfiſcher Unſitte und gleichmachender Nachahmungsſucht kräftig widerſtand. So erhielten ſich in Städten, die an Zahl der Einwohner und an Wohlſtand mehr und mehr unter den mittleren Maßſtab ſanken, große, gelehrte und literariſche Geſellſchaften, meiſt noch mit den arkadiſchen Namen des ſiebzehnten Jahrhunderts verunziert, als Mittelpunkte des ſocialen Daſeins, die alle bildungsfähigen Elemente der Stadt in ſich vereinigten, und die, wenn auch nicht allzu ſehr von einander nach Mitteln, Beſtrebungen und Leiſtungen verſchieden, doch ſtets das Gepräge ihrer unmittelbaren Heimat bewahrten. Die Bibliothek, die faſt keiner italiäniſchen Mittelſtadt fehlt, und gar oft das Monument ihres längſt verſchwundenen Herrſchergeſchlechts iſt, der Dom mit ſeiner Architektur und ſeinen Bildwerken, die Antiquitäten, die Bilder der einheimiſchen Malerſchule des Orts gaben den Forſchungen und Arbeiten der Geſellſchaft von Siena oder Perugia oder Ravenna oder von ſonſt welchem halbausgeſtorbenen alten Kulturſitze eben eine überwiegend ſaneſiſche oder perugineske oder ravennatiſche Richtung und Färbung: ſie fanden neue Nahrung in jenem vorzugsweiſe ſtädtiſchen Patriotismus, der ſelbſt für kleinere Munizipien ſo erſtaunliche Denkmale geſchaffen hat, und ganz beſonders in jenem Triebe nach lokaler Verherrlichung, dem wir bereits aus dem Mittelalter die vortrefflichen Chroniken und aus der ſpäteren Zeit eine Reihe ausgezeichneter Stadtgeſchichten verdanken.

Eben dieſe Züge finden ſich nun in den literariſchen Veröffentlichungen wieder, welche unter den verſchiedenſten Namen und Formen von den meiſten dieſer Geſellſchaften ausgehen, und eben dieſe Eigenſchaften ſind es, welche dieſen keineswegs immer vollkommenen oder hervorragenden Productionen ſtets einigen Werth und reges Intereſſe verleihen. Wie der Geſchichtsſchreiber des Mittelalters ſich mit Recht auf die ſchlichten aber getreuen Erzählungen der Ortschroniſten oft bei Weitem mehr ſtützt, als auf die abgeſchliffeneren aber farbloſen, kunſtgerechten Werke der Schriftſteller und Hiſtoriker vom Fach, ſo wird auch heute der Fremde die Eigenthümlichkeit der Menſchen und Dinge von Italien bei Weitem eher in ſolchen lokalen Journalen und Magazinen ausgeprägt finden, als in den großen Zeitungen der Hauptſtädte, die in Form und Inhalt einander ähnlich und von ausländiſchen Vorbildern abhängig ſind.

Der Zufall, der mir eine ſolche Zeitſchrift in dem entlegenſten Theil des Landes in die Hände ſpielte, iſt für mich eine zu angenehme Erinnerung und zugleich ein zu klarer Beweis der wirklichen Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die der Fremde in Italien erfährt, als daß ich der Verſuchung widerſtehen könnte, ihn hier zu erzählen. Zudem iſt mein Exemplar — ich denke, es iſt das einzige dieſſeits der Alpen — wohl werth, die ganze Gattung darzuſtellen.

Während eines mehrtägigen Aufenthalts in Syrakus ſuchte ich auch dort wie anderwärts ein oder ein paar Blätter der Lokalzeitung zu erlangen. Aber obwohl der wackere Signor Torres, der Wirth des Albergo del Sole und der Cicerone, und wen ich ſonſt fragte, immer von dem Giornale ſprachen, bekam ich doch keins zu ſehen und mußte mich, als ich mich auf dem ſchmucken „Archimede" nach Palermo einſchiffte, mit dem Verſprechen begnügen, daß man mir einige Nummern dorthin nachſenden wolle. Der kleine Dampfer blieb noch mehrere Stunden im Hafen liegen, und ich discutirte eben unten in der Kajüte mit einem kleinen Abate von Catania die Streitfrage, ob die Königin von England ihre Kinder habe taufen laſſen oder nicht, als ein Klient jenes Sonnenwirths in Begleitung eines ganz ſtattlichen Dieners erſchien, und mir einen Brief und ein nicht unanſehnliches Packet überreichte. Das Packet enthielt einen Jahrgang des Papiro, Giornale scientifico-letterario di Siracusa, und der Brief lautet (in Ueberſetzung) ſo:

„Die Mitglieder des literariſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kabinets von Syrakus geben ſich die Ehre, dem Herrn ein Exemplar des Journals il Papiro zu überreichen, das ihm ein Andenken ſein mag an ein Land, das ſo viel Sympathie und Bewunderung für das gelehrte Deutſchland hegt. Erfreuen Sie uns durch die Mittheilung Ihres Namens, den wir werth halten werden wegen des Verlangens, das Sie nach unſeren Arbeiten bekundet haben. Im Namen aller Mitglieder der Geſellſchaft beehre ich mich ꝛc.

Syrakus den 22. April 1861.

Aleſſandro Rizza,
Director des literariſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kabinets."

Was ich dem Ehrenmanne und ſeinen freundlichen und großmüthigen Genoſſen aus Palermo erwiedert, gehört nicht hierher. Aber eine Ueberſicht ihres Papiro mag ihm und ihnen in Deutſchland recht viele Freunde erwerben.

Der Papiro (er führt ſeinen Namen von der Papyrosſtaude, die an den Ufern des Anapus und der Cyane, hier allein in Europa, wächſt), erſcheint in Monatsheften von 3 bis 4 Bogen, ſo daß der mir geſchenkte Jahrgang (von 1859) einen ganz anſehnlichen Band bildet. Die Mitglieder des Gabinetto Letterario e di Storia Naturale geben ihn heraus; beſondere Redakteurs ſind nicht genannt. Jedes Heft enthält mehrere Aufſätze aus dem Gebiete der Volkswirthſchaft, Literatur, Natur- und Alterthumswiſſenſchaft, Anzeigen und Beurtheilungen von Büchern meiſt ſicilianiſcher oder doch italiäniſcher, aber auch einiger ausländiſcher Autoren; ferner Mittheilungen von wichtigeren Ereigniſſen in der Natur, auch, jedoch ſelten, aus den ſtädtiſchen Angelegenheiten; die engliſche Lokalchronik und die Politik ſind ganz ausgeſchloſſen. Syrakus iſt der Kernpunkt von Allem; ſeine Geſchichte, ſeine Literatur, ſeine Alterthümer und ſeine phyſikaliſchen und ökonomiſchen Eigenthümlichkeiten werden vor Allem in's Auge gefaßt, erläutert und mitgetheilt, aber ohne engherzige Abgeſchloſſenheit gegen die allgemeinen Intereſſen und ohne ſpießbürgerliche Beſchränktheit. Die Haltung der Aufſätze iſt wiſſenſchaftlich; die meiſten haben auch für den Fremden Intereſſe und Werth: ſo die archäologiſchen von S. Borrello über die Statue und den Tempel des Zeus Urios im Olympiecon von Syrakus, der eines Ungenannten über die griechiſchen Monumente der Stadt; der des berühmten Münzenkenners und Sammlers Canonicus Lentinello über eine bisher unedirte, antike Goldmünze; ferner Aufſätze von E. Giaracà über Joſeph Carodieci, den eifrigen ſyrakuſaniſchen Alterthums- und Naturforſcher, der ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Idee eines unterirdiſchen Telegraphen entwickelte, und über den Profeſſor Tibilia, den Erneuerer des wiſſenſchaftlichen Lebens in der Stadt. Die Naturwiſſenſchaften werden repräſentirt durch eine Darſtellung der modernen Theorien über unwägbare Flüſſigkeiten, von Dr. Euſ. Caſſola; durch Aufſätze über die Weizenfliege und über lebendige Foſſile von Dr. Rizza; auch wird der Leibarzt des Kaiſer Heinrich's VI. und Friedrich's II., Alcadinus von Syrakus, gefeiert und ſeine Herkunft ſiegreich gegen auswärtige Neider vertheidigt. Von Intereſſe iſt nicht minder der Aufſatz des Advokaten Majelli über die Erneuerung des volkswirthſchaftlichen Studiums in Deutſchland, der des Herrn E. de Benedictis, über die barmherzigen Schweſtern in Syrakus und der ſehr geiſtreiche von P. Midolo: der Kanal von Suez und die Zukunft von Syrakus. Von den Kritiken hebe ich nur eine Beſprechung der Reiſe des Prinzen Waldemar von Preußen nach Oſtindien und eine des Lehrbuchs der Finanzwiſſenſchaft des Prof. de Luca hervor.

Ich gehe abſichtlich auf dieſe Arbeiten nicht ein, weil ich mir dies für die bei weitem ausführlichſte und vorzüglichſte von allen vorbehalte. Es iſt eine Ueberſicht von Syrakus im Jahre 1858, vom Dr. Rizza, die ſich durch den ganzen Jahrgang hinzieht und in ihrer Art ein wahres Muſter von Klarheit, Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit genannt werden muß. Der Doktor nahm ſich vor, weniger zur Freude der jetzt Lebenden, wie er ſagt, als für die Nachkommen, in jährlichen Ueberſichten genaue Rechenſchaft zu legen über die phyſiſchen und meteorologiſchen Erſcheinungen jeder Art; ihren Einfluß auf die Naturerzeugniſſe und dadurch auf die volkswirthſchaftlichen Intereſſen, über die Fortſchritte der Induſtrie, die Handelsereigniſſe, Einführung neuer nützlicher Produkte und Methoden, die öffentlichen Arbeiten und die Veränderungen in dem ſozialen Leben der Bevölkerung. So hoffte er zu ſeinem Theil dem Mangel von Nachrichten über grade dieſe wichtigen inneren Begebenheiten abzuhelfen, der ſich in den älteren Geſchichtsquellen ſo ſehr fühlbar mache.

Dieſem Plane getreu, wirft nun der Doktor zunächſt einen kurzen Rückblick auf den herrlichen Donatiſchen Kometen, der im September und Oktober 1858 den Nachthimmel ſchmückte. Seinen Schweif nannte das Volk von Syrakus die Palme. Er gedenkt dann der ungewöhnlichen Kälte des Winters, der den Syrakuſanern ſeltene Gäſte, Eis und handhohen Schnee, den ſie ſonſt blos in der Ferne auf dem Etna, oder den Höhen von Hybla liegen ſehen und für Geld erkaufen müſſen, zugeführt; ſowie der außerordentlich ſtarken Regengüſſe, welche der anhaltende Weſtwind während dieſes Winters herbeiführte. Er notirt einen merkwürdigen Niederfall von braunem, lange haftenden Staub, der ſich mehrmals wiederholte und prüft ſeinen Urſprung. Dankbar erkennt er an, daß der Sommer nur einmal jenen glühenden Oſtwind brachte, der, wenn er kommt, augenblicklich Menſchen und Thiere in ihre Wohnungen treibt, die Luft in einen Ofen verwandelt, ſo daß die Haut vor der trockenen Hitze aufſpringt, das Athmen gehemmt iſt, und Vögel, die nicht gleich ein Aſyl

Digitized by Google

finden, oft erſticken; jenen Wind, der dem Simoom der Wüſte gleicht, und mit glühender Hitze und Sand daran erinnert, daß er aus Libyen kommt. Auch der Etna wird gelobt, weil er dem böſen Beiſpiele ſeines jüngern Bruders Veſuv nicht gefolgt und Ruhe im Lande gehalten hat, während drüben vulkaniſche Ausbrüche und furchtbare Erdbeben große Noth bereiteten. Mit dieſen Ereigniſſen werden nun die der Thier- und Pflanzenwelt, als eine organiſche Meteorologie, in Verbindung zu ſetzen geſucht. Nachrichten über den Stand des Fiſchfangs, der namentlich wegen der Thunfiſche eine große Rolle ſpielt, ſtellen feſt, daß mancher lieber Gaſt ſeltener in die Netze gelaufen, oder gar ganz ausgeblieben iſt; den Wandervögeln dient der ſtrenge Winter zur Entſchuldigung. Das Haus- und Ackervieh hat ſich bei karger Nahrung ohne ſchwere Verluſte gehalten. In der Pflanzenwelt war die Kornärndte nur mäßig; die Oelfrucht blieb bei der übergroßen Dürre des Sommers, der ſechs volle Monate hindurch keinen Regentropfen brachte, ganz aus. Dafür iſt aber das Jahr zu ſegnen wegen der beginnenden Geneſung des Weinſtocks, den die fortgeſetzte Schwefelkur hoffentlich (wir ſtimmen gern in den Wunſch ein) bald ganz von der ſchlimmen Traubenkrankheit, dem Attila des Pflanzenreichs, befreien mag. Mancherlei neu eingeführte Pflanzen bewähren ſich; die Mandeln, auf wüſten Stellen angepflanzt, verſprechen ein wichtiger Ausfuhr-Artikel zu werden; für Cochenille-Pflanzungen hat der Doktor ſelbſt auf ſeinem Landgute die erſten Verſuche angeſtellt und verſpricht ſich davon, ſowie von der Einführung von Baumwolle und Zuckerrohr, viel Gutes. Freilich muß er die Zähigkeit und Muthloſigkeit ſeiner Landsleute beim Betriebe des Ackerbaues ſcharf tadeln. Noch immer benutzen ſie Pflüge und Geſchirre, die man anderwärts in antiquariſche Muſeen ſtellen würde; noch fehlen ihnen die Dampf-, Säe-, Pflüge-, Dreſch- ꝛc. Maſchinen, die anderwärts arbeiten. Auf jede Art der Verbeſſerung wird mit patriotiſchem Eifer hingewieſen; man möge fortfahren, die alten Waſſerleitungen zur Berieſelung und Befruchtung des ausgedörrten Bodens zu verwenden; man ſolle nicht länger das Flußwaſſer fruchtlos in's Meer ſtrömen oder gar in der Ebene zu peſthauchenden Sumpflachen ſich verdunſten laſſen, ſtatt es zu Drainirungen, Wieſen-Anlagen ꝛc. nutzbar zu machen.

Auf den Hafen fällt ein trauriger, aber nicht hoffnungsloſer Blick. Noch immer ſei er der herrlichſte Hafen des Mittelmeeres und unwahr, was Fremde von ſeiner Verſandung erzählen. Richtig iſt freilich, daß Admiral Parker, der vor 50 Jahren mit Nelſon als Midſhipman auf dem Wege von Abukir hier war, jetzt den Boden des Hafens um faſt eine Elle höher gefunden hat; aber noch iſt Hülfe ſehr wohl möglich. Das Jahr 1858 hat den Leuchtthurm auf der Spitze von Ortygia erneuert; möchten die nächſten auch Dampfbagger-Maſchinen und Unterbauten der verfallenden Baſtionen bringen. Mancherlei Anzeichen beſſerer Zeiten ſind da; ſchon haben die neuen Landſtraßen den Verkehr der Stadt erhöht; leicht könnte ſie der Seehafen des ganzen ſüdöſtlichen Theils der Inſel wiederum werden; während ſie noch vor zehn Jahren nur ein Schiff beſaß, zählt ſie jetzt deren elf und auch die Zahl der Fahrzeuge, die theils hier Zuflucht ſuchten, theils Waaren einnahmen, hat ſich nicht unbedeutend vermehrt. Und noch in einem wichtigen Punkte eröffnete dies Jahr eine neue Aera für die alte Stadt. „Am 31. Oktober erſchien in unſerem Hafen zum erſten Male der neue ſicilianiſche Dampfer „Archimedes." Der Mann, der die Erbauung des größten Schiffes des Alterthums leitete, der die wunderbaren Wirkungen des Waſſerdampfes kannte und zuerſt anwendete, der mit ſeinen dynamiſchen und hydroſtatiſchen Entdeckungen die Wiſſenſchaft des gefahrvollſten Berufs ſo mächtig unterſtützte, der von jenem Ptolemäus, welcher das Kanalwerk des Seſoſtris wieder aufnahm, nach Aegypten berufen ward, und dort an der Herſtellung der Verbindung des Rothen Meeres mit dem Mittelmeere mitwirkte, dieſer große Mann, dem die Schifffahrt und der Welthandel ſo mächtige Fortſchritte verdankt, kommt nach mehr als zweitauſend Jahren als Dampfſchiff zu uns zurück. Er findet den Hafen öde, ſeinen Grund erhöht, den Handel gleich Null und von ſeinen Enkeln einen winzigen Reſt: welche Veränderung der Menſchen und der Dinge! Würde das goldene Bild, das den Schiffsſpiegel ſchmückt, wenn es reden könnte, nicht wiederum, aber diesmal vor Schmerz rufen: Heureka!"

Von den öffentlichen Arbeiten erwähnt der Rundſchauer zunächſt den Fortſchritt der Ausgrabungen auf Epipolä, die jenes weltberühmte Fort, den Malakoff von Syrakus, großentheils aufgedeckt haben. Im Innern der Stadt iſt wenig geſchehen, noch immer weilt der Adel in der Hauptſtadt des Reichs oder der Inſel, und läßt ſeine weiten Paläſte der Verödung und dem allmählichen Verfalle zur Beute. Ein größeres neues Theater wird erſehnt, aber es iſt nicht viel Ausſicht dafür vorhanden. Ueberhaupt ſind durchgreifende Verbeſſerungen des ſchlimmen baulichen Zuſtandes nicht möglich, ſo lange der enge Feſtungsgürtel das Wachsthum und jede freiere Regung erſtickt. Draußen allein, auf dem weiten Gefilde, wo einſt Achradina ſtand, iſt der Raum für die Magazine, Werften, Docks und Kai's, welche mit dem erſehnten Wiederaufblühen der Schifffahrt und des Handels anzulegen ſein werden. Möchte die Eröffnung des Suez-Kanals, die große Hoffnungsquelle für Syrakus, die Stadt nicht unvorbereitet finden.

Schließlich wendet ſich der Verfaſſer zu den Menſchen. Er zählt die Bewohner der Stadt — kaum 20,000 ſind es, wo in der alten Blüthenzeit zwei Millionen lebten. Dieſe 20,000 leben ſo eng, daß nur die überaus geſunde Lage ihre Exiſtenz ermöglicht. Und doch läßt man eine weſentliche Geſundheitsmaßregel in Vergeſſenheit gerathen: das Geſetz, welches das Begraben der Todten innerhalb der Stadt verbietet, wird unter zahlloſen Vorwänden allgemein übertreten. Auch für die Krankenpflege iſt die öffentliche Fürſorge nicht thätig genug; das ſtädtiſche Hoſpital wird an Reinlichkeit und ſorgſamer Behandlung durch die Privatſtiftung der barmherzigen Brüder weit übertroffen. Mit Bedauern nur kann das neue große Gefangenhaus betrachtet werden. Noch immer ſchließen ſeine Räume viele Sträflinge zu gemeinſamer Haft ein; ſoll es denn immer eine Pflanzſchule der Verbrecher bleiben? Eine Ueberſicht der Kriminalſtatiſtik ſchließt ſich daran: ſie ergiebt für die öffentliche Sicherheit befriedigende Reſultate. Für Erziehung und Volksbildung bleibt Vieles zu thun, obwohl die Spuren des Guten, das von einigen edlen Förderern geſchaffen iſt, fortwirken. Möchten die Syrakuſaner ihrer, wie aller ihrer großen Männer in Dankbarkeit gedenken und den erhabenen Vorbildern, die ihnen das Alterthum zurückließ, ſtets nachſtreben!

Ich habe mich bemüht, das Weſentlichſte dieſer vortrefflichen Ueberſicht hier kurz wiederzugeben. — Wenn manches nur kurz angedeutet werden konnte, was Doktor Rizza mit Ernſt und Eifer auseinandergeſetzt hat, ſo wird doch das Wenige genügen, um den wahrhaft patriotiſchen Sinn zu zeigen, der den edlen Mann beſeelt. Ich ſcheide von ihm mit dem Wunſche, daß ſeine gehaltvollen und weiſen Rathſchläge bei einer neuen, beſſeren Regierung eine günſtige Aufnahme finden, daß ſeine menſchenfreundlichen und uneigennützigen Hoffnungen recht bald in Erfüllung gehen mögen.

P. D. Fiſcher

Spanien.

Reiſebilder aus Spanien.

Wir ſind zwar nicht arm an Reiſebeſchreibungen aus Spanien, alljährlich faſt erſcheinen auf dem Büchermarkt neue Ausbeutungen des fruchtbaren Bodens, aber wenn ſie anſchaulich und lebenswarm geſchrieben ſind, werden ſie immer noch beliebte Lektüre bilden für alle Leſer, die Sinn haben für die Originalität eines Landes und eines Volkes. Spanien iſt die verkörperte Romantik, und jeder Reiſende bringt den Widerſchein davon mit nach Hauſe und an den Schreibtiſch.

Baron Thienen-Adlerflycht hat die neueſte diesjährige Reiſebeſchreibung geliefert unter dem romantiſchen Titel: „In das Land voll Sonnenſchein, Reiſebilder aus Spanien." Er geſteht in der Einleitung zu, daß ihn der Zauber des Landes unwiderſtehlich erfaßt hätte und bemüht ſich ſichtlich, nicht als verblendeter Beobachter zu erſcheinen. Aber ſo kühl und klar er auch ſeine Schilderungen abzufaſſen ſucht, ſie haben doch oft eine Farbengebung, als handelte es ſich um das Porträt einer Geliebten.

Einem jungen, poetiſch begabten Manne wird Niemand einen Vorwurf daraus machen; im Gegentheil die warme, ſubjektive Auffaſſung könnte ſeinem Buche den Reiz eines Romanes geben und manche Leſer anlocken, denen eine ſchmuckloſe Reiſebeſchreibung, auch des intereſſanteſten Landes, trocken und ungenießbar erſcheint.

Indeſſen iſt Baron Thienen-Adlerflycht mäßig und zurückhaltend bei der Ausſchmückung ſeines Buches geweſen; er giebt nur Wahrheit nicht Dichtung, wie ſich das große Meiſter erlaubten und wie namentlich auch Heine, der poetiſche Erfinder der Reiſebilder, mit unnachahmlichem Reize gethan. In beſcheidenſter Weiſe läßt Baron Thienen-Adlerflycht ſeine eigene Perſönlichkeit gänzlich aus dem Spiel, er behandelt ſich gleichſam nur wie den Spiegel, darin ſich das ſchöne Land mit ſeinen Eigenthümlichkeiten reflektirt, und ſchildert nur in dieſer Beziehung die empfangenen Eindrücke. Man erfährt von ihm mehr über Spanien und ſeine intereſſante Phyſiognomie, als von den meiſten modernen Touriſten, die immer ſich ſelbſt und ihre Anſichten in den Vordergrund ſtellen, ein Fehler, in den beſonders der beliebte Alban Stolz mit ſeinen geiſtreichen Paradoxieen verfallen iſt, als er ſein „Spaniſches" für die gebildete Welt ſchrieb.

Digitized by Google

Mit dieſem Schriftſteller befindet ſich Baron Thienen-Adlerflycht auch im Gegenſatz über die religiöſen Richtungen in Spanien; ſeine Wahrnehmungen werden auch in dieſer Hinſicht manche neue Geſichtspunkte hinſtellen, und vielleicht Manchem unwillkommene Aufſchlüſſe geben.

Die hiſtoriſchen Einleitungen, die jeder berühmten Stadt vorausgeſchickt werden, zeugen von dem Fleiß des Verfaſſers und von dem eifrigen Beſtreben, ſeine Leſer auf eine ernſte Weiſe zu unterhalten. Auch die Geſchichte der Kunſtwerke, an denen Spanien noch ſo reich iſt, wird eingehend und mit vielem Verſtändniß behandelt. Es iſt rührend, wie trotz ausländiſcher Räubereien und inländiſcher Unkenntniß doch die Kunſt unzerſtörbar wurzelt in dem geſegneten Lande. Die blühende Phantaſie der Mauren hat die Steine in Blumen verwandelt, deren ſchönſter Kranz die Alhambra iſt, und die ſich arabeskenartig durch die Anfänge der ſpaniſchen Baukunſt ziehen. Die glühende Andacht des Mittelalters im Süden hauchte dann Farbenpracht und Seelenleben auf die Leinwand, die noch jetzt in jedem einſamen Kloſter, in jeder kleinſtädtiſchen Kirche hinter geweihten Kerzen hervorleuchtet, aber ſelten das Auge eines Kunſtkenners entzückt. Herr von Thienen-Adlerflycht hat ſich keine noch ſo mühſelige Wallfahrt nach dieſen verborgenen Schätzen verdrießen laſſen. Mit dem Eifer eines Entdeckers ging er ihnen nach, und verweilte dafür lieber weniger lange vor den offiziellen Berühmtheiten der Muſeen. Sogar die Gemälde aus der Zeit der höchſten Kunſtblüthe Spaniens, in der Velasquez und Murillo wetteiferten, finden ſich noch oft in dunklen Kreuzgängen und auf Neben-Altären angebracht. Dem Forſcher auf dieſem Gebiet winkt überall die Hoffnung auf einen lohnenden Anblick. Herr v. Thienen wird ſpäter Kunſtreiſenden ein zuverläſſigerer Wegweiſer ſein.

Sehr ergötzliche Schilderungen giebt der Verfaſſer auch von den Volksſcenen und den komiſchen Abenteuern, die in Spanien die naive Zubehör aller Reiſen ſind. Statt der Eiſenbahnen, ſich mit einem Poſtzuge von Maulthieren behelfen zu müſſen, war natürlich eine ſtarke Geduldsprobe für einen modernen Touriſten, aber er mußte doch in ein heiteres Lachen ausbrechen, als der Wagenführer vom Kutſcherſitz herabſprang, und zur Beſchleunigung der Reiſe jedem einzelnen Maulthier ein beſonderes Schimpfwort in's Ohr rief, dann ganz beruhigt über die gute Wirkung wieder ſeinen Platz einnahm, um mit der Peitſche noch etwas nachzuhelfen. Indeſſen benutzte unſer Reiſende doch auch ſchon einige Schienenwege, deren Neuheit freilich auch noch manche kleine Uebelſtände mit ſich bringt.

Obgleich Baron Thienen, wie er ſelbſt ſagt, manche Gegenden Spaniens nur im Fluge geſehen hat, theilt er doch wichtige Bemerkungen über die traurigen landwirthſchaftlichen Zuſtände dort mit. Es iſt Thatſache, daß Wieſen und Wälder jenſeits der Pyrenäen täglich mehr verſchwinden. In dem holzloſen Arragonien iſt der Aberglauben der Bauern eine Urſache der Entwaldung; ſie glaubten, die ſchädlichen Sperlinge wüchſen wie Blätter auf den Bäumen, und um ſie zu vertilgen, hauten ſie die edelſten Stämme um. Selbſt junge Anpflanzungen um Saragoſſa entgingen dieſem mörderiſchen Verfahren nicht, bis der Statthalter Pignatelli damit drohte, jeden Holzſchläger an einen Galgen hängen zu wollen. Große Unkunde über die mechaniſchen Verbeſſerungen der Landwirthſchaft und mangelnde Arbeitskräfte der ſpärlichen Bevölkerung mögen indeſſen auch die Urſachen des traurigen Kultur-Zuſtandes in Spanien ſein.

Den Schluß des vielſeitigen Büchleins bildet die ſehr gelungene Bearbeitung eines baskiſchen Märchens. Bei der poetiſchen Anlage des Verfaſſers wäre es wünſchenswerth, mehrere Proben ſpaniſcher Volksdichtung aus ſeiner Feder zu beſitzen. Vielleicht wird ſpäter dieſem Wunſch noch willfahrt. Die Vorliebe und das Verſtändniß für das ſpaniſche Idiom geht aus den Bemerkungen über das Kaſtilianiſche hervor. Die Sprache iſt die Nachtigall in dem Land voll Sonnenſchein für Herrn von Thienen geweſen; möge er noch einige ſüße Laute davon in's Deutſche übertragen, er erkennt es ja ausdrücklich an, daß es nächſt dem Spaniſchen die reichſten, weichſten Klänge beſitzt. F. v. H.

Griechenland.

Griechiſche Miscellen.

I.

Graf Marcellus.

Der im Mai 1861 verſtorbene Graf Marcellus iſt den Archäologen und Freunden der altgriechiſchen Kunſt aus einer früheren Zeit hinreichend bekannt, und Mancher wird ſeiner in jenen Kreiſen noch lange gedenken, wenn er im Louvre in Paris vor der Venus von Melos in Bewunderung verſunken daſteht. Denn Graf Marcellus war es, durch deſſen gewandte Liſt und Klugheit dieſes Kunſtwerk im Jahre 1820 für die damalige franzöſiſche Regierung gewonnen ward, wo er, der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel beigegeben, auf ſeiner Reiſe durch den griechiſchen Archipel nach der Inſel Melos (Milo) kam. Er ſelbſt erzählt den ganzen Hergang der Sache mit ſelbſtgefälliger Weitläufigkeit in dem von ihm im Jahre 1839 in zwei Bänden herausgegebenen, von der Pariſer Univerſität „approbirten" Reiſewerke: „Souvenirs de l'Orient." Aber auch ſonſt iſt der genannte Franzoſe den Gelehrten in und außer Frankreich, ſelbſt wenn man von ſeinen politiſchen Schriften hier ganz abſehen will (er war ſpäter unter dem ancien régime ſogar „ministre plénipotentiaire" der franzöſiſchen Regierung geweſen), durch mehrere wiſſenſchaftliche Werke über das alte und neue Griechenland nicht unbekannt. Er ſelbſt war ein feiner und geſchmackvoller Kenner der altgriechiſchen Dichtkunſt, und mit dieſer Kenntniß verband er ein lebendiges Intereſſe für das, bereits im Jahre 1820 zu neuem wiſſenſchaftlichen Leben erwachte neue Griechenland, namentlich auch für die Volkspoeſie der Neugriechen.

Wir kennen in dieſer Hinſicht von ihm zwei Sammlungen: „Chants populaires de la Grèce moderne" und „Chants du peuple en Grèce" (2 Bde., Paris, 1851), wobei er überhaupt Gelegenheit nahm, das Leben des neugriechiſchen Volks am Bosporus, wenn ſchon theilweiſe in einem etwas phantaſtiſch-romantiſchen Gewande, zu ſchildern, übrigens zugleich das Volkslied im alten Griechenland mit berückſichtigte. Beſonders hatte er ſich mit dem ſpäteren griechiſchen Dichter Nonnus vielfach beſchäftigt, auch ſeine diesfallſigen literariſchen Studien veröffentlicht („Les Dionysiaques de Nonnos," griechiſch und franzöſiſch). Noch kurz vor ſeinem Tode erſchien von ihm ein anderes literariſches Werk: „Les Grecs anciens et les Grecs modernes," Paris, 1861), in welchem er eine Ueberſicht der einzelnen Hauptgattungen der altgriechiſchen Dichtkunſt nach den Studien, die er an Ort und Stelle gemacht, ſowie nach den Eindrücken giebt, die er im Oriente ſelbſt gewonnen hatte. Geſchickt und gewandt weiß er auch hier das Alte mit dem Neuen zu verſchmelzen, und vorzüglich in dieſer innigen Verbindung liegt ein geheimnißvoller Zauber, der wohl geeignet iſt, in den Ahnungen des im griechiſchen Volke der Neuzeit erwachten geiſtigen Lebens das griechiſche Alterthum gleichſam wiederzuſpiegeln. Nur in dieſer loſen und beſchränkten Beziehung kommen hier neben den alten Griechen auch die Neugriechen in Betracht.

II.

Friedrich Thierſch und die Univerſität in Athen.

Es iſt nicht ſelten, daß man dem neugriechiſchen Volke unter anderen Vorwürfen, die man ihm vielleicht nicht ganz mit Unrecht macht, auch Undankbarkeit als einen beſonderen Fehler anrechnet — Undankbarkeit im öffentlichen und im Privatleben. Aber wenigſtens im öffentlichen Leben iſt dieſer Vorwurf ein ungegründeter, und die Geſchichte des griechiſchen Freiheitskampfes, ſowie der Entwickelung des Nationallebens in Griechenland, weiſt unzählige Beiſpiele der Dankbarkeit des griechiſchen Volks gegen Nationalwohlthäter, im Schoße des eigenen Volks oder im Auslande, nach. Das neueſte Beiſpiel dieſer Art iſt eine ehrenvolle Anerkennung für Friedrich Thierſch, den erſten Philhellenen Deutſchlands, was er ſogar in einer Zeit war, wo man in Deutſchland kaum Etwas von Griechenland wußte.

Nannte man einſt vor 30 Jahren Fr. Thierſch, als er im Winter 1831 auf 1832 in Griechenland war, wo ſein öffentliches Wirken den drohenden Bürgerkrieg zu verhindern wußte, dort vorzugsweiſe den „Lehrer" (ὁ διδάσκαλος), ſo hat kürzlich die oberſte Lehr-Anſtalt in Griechenland, die Univerſität in Athen, die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen laſſen, ihm ein lautredendes Zeugniß der National-Dankbarkeit und Anerkennung in's Grab nachzurufen. Bekanntlich hat die griechiſche Regierung auf den Vorſchlag des akademiſchen Senats in Athen die von Fr. Thierſch nachgelaſſene Bibliothek für die dortige Univerſitäts-Bibliothek käuflich erworben, und als nun bei Gelegenheit des Rectoratswechſels in Athen, am 1. Oktober 1861, der abtretende Rektor, der Profeſſor in der mediciniſchen Fakultät, Pallis, den üblichen Bericht über die Ereigniſſe an der Univerſität während des letzten Studienjahrs abſtattete und auch des, der Bibliothek zu Theil gewordenen Zuwachſes Erwähnung that, ſprach er in Bezug auf Thierſch folgende Worte, welche man, wie ſie des Mannes und des Gegenſtandes ſelbſt würdig ſind, den ſie betreffen, auch in Deutſchland mit Anerkennung und mit Intereſſe leſen wird.

Digitized by Google

„Für uns hat die Bibliothek von Friedrich Thierſch neben ihrem materiellen Werthe auch noch eine moraliſche Wichtigkeit. Denn wir haben in ihr den Gegenſtand der angenehmſten Beſchäftigung des Mannes, der nicht wenig um uns geſorgt und ſich gemüht hat; der, als im Anfange unſers heiligen Kampfes wir von der einen Seite wegen des unſinnigen Wagniſſes, dagegen von der anderen als Störer der beſtehenden Ordnung und Ruhe geſchmäht und verunglimpft wurden, allein gegen Viele den Kampf für uns in Schriften aufnahm, in unzähligen Artikeln in den Zeitungen Europa's für Griechenland und für unſern Kampf auftrat, auf dieſe Weiſe die öffentliche Meinung in Europa zu unſerm Vortheil umſtimmte, und uns die Sympathien deſſelben zuwandte. Wie ein Vater ſorgte er für die Griechenkinder; die zu wiſſenſchaftlichen Studien nach München ſich wandten, und zu allen Zeiten theilte er mit ihnen Freude und Leid unſers Volkes, das er wie das eigene Volk aufrichtig liebte. Nun iſt uns dieſe werthvolle Bücherſammlung als ein ewiges Denkmal ſeiner Liebe zu Griechenland verblieben; und möge ſie auch außerdem den Jüngern der Wiſſenſchaft reichlichen Nutzen fort und fort gewähren!"

III.

Zur neugriechiſchen Literatur.

In Athen iſt im Jahre 1861 der erſte Theil eines für die Geſchichtsſchreibung des griechiſchen Unabhängigkeits-Kampfes wichtigen Urkundenwerkes von Andreas Anargyros unter dem Titel: *Τὰ Σπετσιωτικά* erſchienen. Die Bedeutung, welche ſolche aus griechiſchen Archiven geſchöpfte Sammlungen von officiellen Schriften der verſchiedenſten Art und überhaupt der in Griechenland ſelbſt und von Griechen über den Aufſtand erſchienenen Geſchichtsquellen, wie die genannte eine iſt, für die Geſchichtsſchreibung haben, hat noch ganz kürzlich Gervinus durch den Gebrauch hinreichend beurkundet, den er ſelbſt für ſeine „Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes und der Wiedergeburt von Griechenland" von ſolchen Urkunden-Sammlungen und Geſchichtswerken gemacht hat, während andererſeits die „Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes" von Trikupis, der es unterlaſſen hat, die für das obgedachte Urkundenwerk benutzten Archive der Inſel Spetzia zu Rathe zu ziehen, dadurch ſelbſt die Wichtigkeit und Bedeutung dieſer Geſchichtsquellen in's Licht ſtellt. Die „*Σπετσιωτικά*" ſind auf drei Theile berechnet. Der erſte Theil, der allein bisjetzt erſchienen iſt, enthält verſchiedene Zuſchriften Einzelner an die Primaten von Spetzia (bekanntlich mit Hydra und Pſara eine der drei griechiſchen Inſeln, die für den Aufſtand eine entſcheidende Bedeutung haben), ſowie die Korreſpondenzen des Peloponneſes, des griechiſchen Feſtlandes und der Inſeln des Archipelagus, ferner der verſchiedenen proviſoriſchen Regierungen von Griechenland mit den Primaten der Inſel Spetzia. Die andern beiden Theile ſollen namentlich die Korreſpondenz der drei Inſeln untereinander, ſowie Kriegs- und politiſche Berichte und Tagebücher der Admirale enthalten. Sämmtliche Urkunden beziehen ſich auf die Kriegführung im Ganzen und haben ein allgemeines Intereſſe; den Namen der Inſel Spetzia trägt das Urkundenbuch nur darum an der Spitze, weil ſeine Quelle die Archive dieſer Inſel ſind. —

In Smyrna erſcheint das von dem Franzoſen d'Arteau herausgegebene encyklopädiſche Wörterbuch in griechiſcher Ueberſetzung von Gerakakis, und herausgegeben vom Archimandriten Parthenios aus Cäſarea. Die erſte Lieferung davon war im Oktober 1861 erſchienen.

Tſcherkeſſien.

Reformverſuche im Kaukaſus.*

Der Verfaſſer dieſes, dem Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha gewidmeten Buches, aus Bielefeld gebürtig, trat 1850 aus der preußiſchen Armee als Offizier-Aſpirant in ſchleswig-holſtein'ſche Dienſte; als jedoch bereits Anfang 1851 dieſes Heer aufgelöſt wurde, erhielt er den Abſchied und entſchloß ſich, in Hamburg die Buchführung zu erlernen und Kaufmann zu werden. Mangel an Mitteln ſtellte ihm in Ausſicht, ſein Lebelang Commis zu bleiben; deshalb nahm er 1855 am 15. Auguſt Dienſte bei der engliſch-deutſchen Legion und trat als Lieutenant ein. Auf dieſe Weiſe kam Herr Stücker nach Shorncliffe, von da nach Konſtantinopel und wieder zurück; ſpäter nahm er türkiſche Dienſte als Polizeimann (Mirlam Bey), wobei er Gelegenheit fand, das Leben des Geſindels in Pera ꝛc. recht genau und mit Lebensgefahr kennen zu lernen.

Das Projekt einer hauptſtädtiſchen Polizei nach europäiſchem Muſter zerſchlug ſich indeſſen, weil Omer Paſcha, der kleinlichen Intriguen müde, es fallen ließ, und ſo ſah ſich Herr Stücker wieder außer Dienſt.

Inzwiſchen hatte er aber die Bekanntſchaft mehrerer tſcherkeſſiſchen Edlen gemacht und ihnen die Nothwendigkeit auseinandergeſetzt, daß ſie, wenn ſie den Ruſſen dauernd Widerſtand leiſten wollten, eine Infanterie errichten müßten. Er reichte dem Tſcherkeſſen-Regenten Naib-Paſcha hierüber ein beſonderes Exposé ein und wurde, da man dieſes annahm, für den Eintritt in tſcherkeſſiſche Dienſte gewonnen. Nach manchen Zwiſchenfällen ſchiffte er ſich alſo nach dem Kaukaſus ein, wo er gaſtfrei aufgenommen wurde und manche Gegenden ſah, die noch kein europäiſcher Fuß betreten haben dürfte. Seine Hauptaufgabe war, eine taktiſch brauchbare tſcherkeſſiſche Infanterie zu ſchaffen. — Unter dem Namen Inglis Paſcha inſpicirte er zunächſt die ruſſiſchen Forts gegen Rußland und war für brauchbare Vertheidigungs-Anſtalten thätig, die namentlich in Redouten an der Seeſeite beſtanden. Naib-Paſcha, ein geborner Araber, nach Schamyl's Gefangennehmung der erſte Mann im Kaukaſus, machte den Verſuch, mit dem Beirathe des Verfaſſers die Tſcherkeſſen durch eine Verfaſſung enger zu vereinigen. Eine konſtituirende Verſammlung der Aelteſten brachte auch wirklich eine Art Geſetzgebung zu Stande, die ſehr eigenthümlich und von alterthümlicher Einfachheit iſt.

Das ganze Land wurde darauf von Naib- und Inglis-Paſcha, welche von Ort zu Ort reiſten, vereidigt. Die Errichtung von Gerichtshäuſern in beſtimmten Diſtrikten, die Schaffung von Ortsrichtern, die zugleich Steuereinnehmer ſind, von ſtaatlichem Eigenthum, dem Alles noch nicht occupirte Land zugewieſen wird, die Erklärung aller metalliſchen Schätze des Landes, welche durch eigens herbeigezogene Bergleute ausgebeutet werden ſollen (Gold und Silber ſollen als Geld ausgeprägt, Eiſen zum Kanonenguß verwendet und Blei zu Kugeln gegoſſen werden), zu Staatseigenthum, die Einrichtung von Häfen und beſtimmten Verkehrsformen, die Abſchaffung des Kinderverkaufs und der willkürlichen Verſklavung der Geſtrandeten ꝛc., ſind die Grundzüge derſelben. Die Infanterie-Rekruten zeigten ſich ſehr anſtellig. Im Laufe dieſer Geſchäfte lernte er auch Mutzenbecker (Muſa Bey), einen jener aus Rußland deſertirten und bei Inowrazlaw gefangenen Tſcherkeſſen kennen, die ſpäter in Danzig ſaßen. M. ſprach fertig deutſch, und erzählte mit einem humoriſtiſchen Anfluge die ſonderbaren Geſchichten, die er in Preußen erlebt, namentlich die Kapriolen, welche bei ſeinem Prozeſſe die hohe Juſtiz mit ihm angeſtellt. Mutzenbecker war von Preußen nach England gegangen, von da nach Konſtantinopel, wo er während des Krimfeldzuges als Major in türkiſche Dienſte getreten war. Nach Beendigung des Krieges hatte er privatiſirt, und als ſein in Preußen erworbenes Geld zu Ende war, kam er in den Kaukaſus zurück, wo, wie er bereits wußte, ein Preuße der erſte Adjutant Naib's war. Als einen weltgewandten und erfahrenen Mann machte ihn Naib zum Ortsrichter eines Kreiſes.

Es finden Kämpfe mit den Ruſſen ſtatt, in denen die neue Infanterie ſich gut ſchlägt, aber Unglück hat — Inglis Paſcha wird dabei verwundet, liegt längere Zeit krank und kehrt dann in die Heimat zurück. Auf Malta erkrankt zurückgelaſſen, wird Herr Stücker um ſein ganzes Geld beſtohlen. Ueber England kommt er in Deutſchland an.

Die Mittheilungen aus dem Kaukaſus ſind nicht ohne Intereſſe, namentlich Alles, was die überaus ärmliche einfache Lebensweiſe, Sitten und Gebrauche dieſes Volkes betrifft. Was die Schilderungen aus dem Leben in der engliſch-deutſchen Legion und aus Konſtantinopel betrifft, ſo enthalten ſie manches Spaßhafte, ſonſt aber nicht viel Tröſtliches: daß alle verlornen Kinder und Taugenichtſe bei der Legion zuſammengeſtrömt, daß rohe Späße getrieben wurden, daß die Engländer ganz barbariſch prügelten, trotz den Ruſſen, daß in Konſtantinopel ungemein viel gefährliches Geſindel lebt u. ſ. w. Die Schilderungen ſind aus dem Leben und einer unbefangenen Anſchauung ohne höher gebildeten — oder verbildeten — Standpunkt. — Sie laſſen ſich harmlos und gemüthlich leſen, und bieten auch hin und wieder Belehrendes, wie wir ſchon angedeutet haben.

* Sitten- und Charakter-Bilder aus der Türkei und Tſcherkeſſien. Von C. Stücker, Königl. Großbritanniſcher Offizier. Berlin. Reinh. Schlingmann, 1862.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die Zeit Bertha's.

In allen Dialekten Frankreichs, der Schweiz und des oberen Italiens finden wir das in Deutſchland wohlbekannte Sprüchwort:

„Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann."*

aber faſt überall wird der Urſprung deſſelben anders gedeutet.

In Frankreich iſt es Bertha, die Tochter des Königs Lothar II. von Lothringen, der 869 in Piacenza ſtarb, welche Veranlaſſung zu dieſer Redensart gegeben haben ſoll.

In Sardinien und der Lombardei wird das Sprüchwort auf die Zeit bezogen, wo Bertha, die Tochter des Herzogs Burkard von Savoyen und Gemahlin König Rudolf's II. von Burgund und Italien (ſeit 922), lebte und, der Sage nach, ſo eifrig ſpann, daß ſie ſelbſt auf alten Siegeln auf dem Throne ſitzend und ſpinnend dargeſtellt wurde.

Scardonio in ſeiner „Storia di Padova" giebt dem Sprüchwort einen andern Urſprung:

Ein armes Landmädchen aus Montagnana, Namens Bertha, welches die Geſchicklichkeit beſaß, die feinſten leinenen Geſpinnſte zu verfertigen, lebte vom Ertrag ihrer Arbeit. Eines Tages, wo ſie wie gewöhnlich ihr Geſpinnſt nach Padua gebracht hatte, um es dort zu verkaufen, ward ihr ein ſo geringer Preis geboten, daß ſie beſchloß, es lieber zu verſchenken, als es dafür hingeben zu wollen. Sie trug es daher zur Königin Bertha, der Gemahlin Heinrich's IV., welche damals in Padua wohnte, und dieſe nahm das Geſchenk freundlich auf, fand Gefallen an dem hübſchen Bauermädchen, welches ihre Namensſchweſter war, und befahl, man möchte ihr zum Lohn ſo viel Land geben, als mit dem Geſpinnſt umſpannt werden könnte. So wurde das arme Mädchen auf einmal reich, und in der Folge die Stammmutter eines Patriziergeſchlechtes in Padua.

Sobald ſich die Kunde von dieſem Vorfall in der Stadt verbreitet hatte, beeilten ſich viele Frauen, auch ihrerſeits der Königin recht feine Geſpinnſte zum Geſchenk darzubringen. Bertha erwiderte ihnen jedoch lächelnd, ſie erkenne ihre gute Abſicht an, indeſſen: „Benedictionem Berta praeoccupavit."

Eine italiäniſche Volksſage endlich erzählt, vor langer, langer Zeit habe in einer Stadt Italiens ein altes Weib gelebt, welches Bertha hieß, ein kleines Häuschen gegenüber dem Münzgebäude bewohnte, und faſt jeden Tag mit ihrem Rocken und einem Korb voll Spindeln an das eiſerne Gitter der Münze ging, um ſich dort hinzuſetzen und zu ſpinnen. Während ihrer Arbeit erzählte ſie den Prägern, welche Münzen ſchlugen, zur Erheiterung oft Geſchichtchen allerlei Art, die ſie ſehr gut vorzutragen verſtand. Eines Tages, als ſie durch plötzliches ſchlechtes Wetter genöthigt wurde, eine angefangene, ſehr witzige Anekdote mitten abzubrechen, erlaubten ihr die Präger, fern von allem Argwohn, in den inneren Raum einzutreten, um ihre Geſchichte weiter zu erzählen. Sie that es ſeitdem täglich, und ſetzte ihren Korb mit Spindeln jedes Mal in einen Winkel auf einen Haufen Goldſtücke, unterhielt ſich während des Spinnens mit den Prägern, und nahm nach einem Stündchen den Korb wieder, um nach Hauſe zu gehen. Ein Mal fielen dabei einige Münzen vom Korb herab, und ſo bemerkte man, daß der Boden des Korbes mit Pech beſtrichen war, an welchem jedes Mal einige Münzen hängen blieben. Sogleich wurde die Alte von den Prägern herausgejagt, und Niemandem mehr geſtattet, in die Werkſtätte einzutreten, indem man Jeden, der unter irgend einem Vorwande es zu thun verſuchte, zur Antwort gab: „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann."

In der Schweiz wird das Sprüchwort wie in der Lombardei auf Bertha, die Gemahlin Rudolf's II., Königs von Klein-Burgund, bezogen, welche 970 ſtarb, und deren Grab im Jahre 1818 zu Payerne in der alten Abtei-Kirche wieder aufgefunden wurde. Der Staatsrath des Waadtlandes ließ ihren ſteinernen Sarkophag mit den wohlerhaltenen Gebeinen in der Parrochial-Kirche beiſetzen und ihr ein Denkmal mit einer lateiniſchen Inſchrift errichten, und noch jetzt zeigt man in Payerne einen Sattel mit einer Oeffnung, von dem man erzählt, die Königin habe ſich ihn eigens anfertigen laſſen, um den Rocken durchſtecken und ſo auch zu Pferde ſpinnen zu können, wenn ſie ihr Land durchreiſte. Denn Bertha diente nicht nur durch ihre perſönlichen Tugenden zum Vorbild ihres Volkes, ſondern erwarb ſich auch als Regentin einen geſegneten Namen. Sie gründete Kirchen, legte Städte und Burgen an, ließ Straßen bahnen und Felder bebauen und war vor Allem eine Wohlthäterin der Armen.

Da aber die Perſönlichkeit der Bertha faſt in jedem Lande wechſelt, während das Sprüchwort überall angewandt wird, um eine recht weit hinter uns liegende Vergangenheit auszudrücken, iſt es wahrſcheinlich, daß unter der Bertha des Sprüchworts ebenſo wie unter der in den Sagen vorkommenden „Bertha mit dem großen Fuße" (Berthe au grand pied — Berta del gran pie), der Mutter Karl's des Großen, die alte heidniſche Göttin Perchta oder Berchta gemeint ſei, deren Erinnerung das Volk ſpäter mehrfach auf hiſtoriſche Perſonen gleichen Namens übertrug.

Denn ſie, die Urmutter der Natur, ſtand namentlich dem Spinnen vor und wurde ſpinnend am Himmel gedacht. Der 6. Januar trägt ihr zu Ehren noch jetzt in Franken, Oberöſterreich und der Schweiz den Namen „Perchtag," und viele Sagen und Gebräuche führen auf ſie zurück. Im Oberbergiſchen und in der Grafſchaft Mark muß bis zum Donnerſtag vor Faſtnacht, dem „Zink-Bertes-Feſt," jede fleißige Spinnerin allen Flachs vom Rocken geſponnen haben, ſonſt grollt ihr Berchta, die einherzieht, um die Braven und Fleißigen zu belohnen und die Trägen zu beſtrafen, und wenn in Weſtfalen Jemand Samſtags zu lange ſpinnt, kömmt „Bertha mit der blauerigen Hand."

Die Aehnlichkeit des ſogenannten „ſüßen Kochs" in Neuhaus in Böhmen und Teltſch in Mähren mit dem „Berthaſchmaus" in Schwaben läßt vermuthen, daß die weiße Frau von Neuhaus, Perchta von Roſenberg, vom Volke ebenfalls zur Trägerin der an der alten Göttin haftenden Ideen gemacht worden iſt. Wenigſtens erwähnt der Oberkanzler Adam I. von Neuhaus, deſſen Vater der Zeitgenoſſe Perchta's von Roſenberg war, in ſeinem im Original erhaltenen Teſtament, datirt zu Neuhaus am Dienſtag nach St. Lukas 1529, die Vertheilung des „ſüßen Kochs," der nach der gewöhnlichen Annahme von Perchta von Roſenberg herrühren ſoll, als eines alterthümlichen Gebrauches, und in einigen Gegenden Böhmens geht der Sage nach zur Weihnachtszeit die weiße Frau herum, um ſich nach dem Geſpinnſt und den Mägden zu erkundigen.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

* (toskaniſch:) „Non è più il tempo che Berta filava."
(venetianiſch:) „No ae più el tempo che Berta filava."
(mailändiſch:) „No l' è pü el temp che Berta la filava."
(ſardiniſch:) „Passadu est su tempus qui Berta filàt."
(franzöſiſch:) „Au temps que Berthe filait."

Mannigfaltiges.

— Die „National-Zeitung" und die „Preſſe." Die Wiener „Preſſe" liefert in ihrem Abend-Blatte vom 18. Januar einen recht ſchlagenden Beweis von der Bornirtheit, mit welcher einige Publiziſten der öſterreichiſchen Hauptſtadt die auswärtigen und insbeſondere die deutſchen Verhältniſſe beurtheilen. Die „National-Zeitung" hatte nämlich auf die kleingeiſtige Art des Wiener Raiſonnements über Deutſchland hingewieſen, und daſſelbe mit dem Tone verglichen, „den man in Provinzial-Städten antreffe, welche durch die in anderer Richtung ſtattfindende Entwickelung immer mehr in den Hintergrund geſchoben werden." Es ſollte dieſer Vergleich eben nur eine Mahnung an die Wiener Publiziſten ſein, ſich über den Standpunkt der Kleinſtädterei zu erheben und ſich eines würdigeren Tones zu befleißigen, eines Tones, der einer großen, ja der größten Stadt Deutſchlands angemeſſen ſei. Was thut aber die „Preſſe?" Sie nennt die Worte der „National-Zeitung" „ein Kennzeichen des Hochmuthes ſelbſt der demokratiſchen Berliner Blätter, die, wie es ſcheint, Niederöſterreich bereits als preußiſches Annex behandeln und die Sprache der Wiener Blätter über Preußen als den Ausfluß ihres Aergers und Neides darüber hinſtellen, daß Wien, die Provinzial-Stadt, durch die fortſchreitende Entwickelung Berlins (!) verdunkelt wird." Nun — mit der „Preſſe" kämpfen Götter ſelbſt vergebens!

— Joſeph von Hammer-Purgſtall. Der fleißige und unermüdliche Herausgeber des leider im übrigen Deutſchland wenig bekannten „biographiſchen Lexikons des Kaiſerthums Oeſterreich," Dr. Conſtant von Wurzbach, deſſen von dem polniſchen Grafen Goluchowski zerſtörtes Nationalwerk einer bibliographiſchen Geſchichte der öſterreichiſchen Literaturen auch von dem deutſchen Ritter von Schmerling nicht wiederhergeſtellt worden, hat kürzlich aus dem ſiebenten Bande jenes Lexikons eine biographiſch-bibliographiſche Skizze Joſeph's von Hammer als Separat-Abdruck erſcheinen laſſen.* Dem berühmten Orientaliſten, der

* Joſeph, Freiherr v. Hammer-Purgſtall. Von Dr. Conſtant v. Wurzbach. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1861.

Digitized by Google

zu Grätz in Steiermark im Jahre 1774 geboren ward und am 23. November 1856 verſtorben iſt, ſind zwar bereits eine ganze Bibliothek von Lebensbeſchreibungen gewidmet; keine derſelben war jedoch von ſo erſchöpfenden Nachrichten über Alles, was Hammer auch einzeln hat drucken laſſen und was über ihn gedruckt worden, begleitet, wie dieſe Arbeit Wurzbach's, deſſen zur Feier des Schiller-Jahrhunderts erſchienenes, glänzend ausgeſtattetes „Schillerbuch" bekanntlich ebenfalls in Betreff alles deſſen, was von und über Schiller gedruckt worden, völlig erſchöpfend war. Wir bemerken, daß außer der eigentlichen Biographie Hammers in der vorliegenden Skizze folgende Ueberſichten enthalten ſind: I. Die Werke Hammer-Purgſtalls: A. Zur Literatur derſelben. B. Hiſtoriſche, ſelbſtändige Werke; a. zur Geſchichte des Orients; b. zur Kultur-Geſchichte des Orients. C. Archäologiſches. D. Reiſewerke, Geographiſches und Topographiſches. E. Literarhiſtoriſches und Kritiſches. F. Ueberſetzungen; a. aus orientaliſchen Sprachen; b. aus anderen Sprachen. G. Sprachliches. H. Orientaliſche Bibliographie; a. ſelbſtändige Werke; b. in Sammelwerken und Vereinsſchriften. I. Lyriſche und dramatiſche Dichtungen, Romane. K. Zur Geſchichte von Hammer's Polemik. II. Biographien, Biographiſches, Nekrologe; a. Biographien; b. Biographiſches. III. Charakteriſtiken und Urtheile von Fachmännern und Zeitgenoſſen über Hammer-Purgſtall. IV. Tod, Teſtament und Nachlaß. V. Denkmal. VI. Medaillen, Büſten und Statuetten. VII. Portraits. VIII. Handſchrift. IX. Gedichte an Hammer-Purgſtall. X. Bibliothek. XI. Stand der Familie. XII. Wappen.

— Preußens Geſchichte in Wort und Bild. Der bekannte und beliebte Jugend-Schriftſteller Ferdinand Schmidt giebt jetzt in Verbindung mit dem ebenſo beliebten Zeichner Ludwig Burger eine für das Volk bearbeitete und illuſtrirte Geſchichte Preußens heraus.* „Gewiſſens-Freiheit iſt einer der glänzendſten Edelſteine der Krone der Hohenzollern" — dieſer Gedanke bildet den Kernpunkt der Einleitung des Werkes und wird auch, wie es ſcheint, den Kern bilden, um welchen die Geſchichte des durch den Schutz, den ſeine Fürſten der Gewiſſens-Freiheit verliehen, groß gewordenen Preußens ſich kryſtalliſirt. Die Geſtaltungen des deutſchen Kultur- und Sittenlebens wird der Verfaſſer dabei hauptſächlich im Auge behalten. „Das Studium der Geſchichte," ſagt er, „hat einen höheren Zweck, als den, das Gedächtniß mit Namen und Zahlen zu füllen. Reihen von Namen und Zahlen kennen, heißt noch nicht Geſchichte kennen. In den ſich fortgeſetzt verändernden Kultur- und Sitten-Zuſtänden ruht die Seele der Geſchichte, der Schlüſſel zum Verſtändniſſe der geſchichtlichen Thatſachen und Perſonen." Die erſten drei Hefte des Geſchichtswerkes umfaſſen den Zeitraum von der Entſtehung der Mark Brandenburg bis zum Tode des erſten Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern, woran ſich dann ein Rückblick auf die früheſte Geſchichte der Stadt Berlin reiht. Das vierte Heft ſtellt in wenigen aber treffenden Zügen die Geſchichte der Kurfürſten, von Friedrich II. bis Joachim II., dar. Wir müſſen der Darſtellung überall das Verdienſt der geiſtigen Anregung und Erhebung des Leſers zugeſtehen, ohne daß dadurch unnöthigerweiſe das partikulariſtiſche Stammgefühl zu ſehr genährt und von dem Gemeingefühl des deutſchen Volkes abgelöſt wird. Die zahlreichen Portraits und Illuſtrationen, welche die Erzählung begleiten, ſchließen ſich derſelben würdig und belehrend an.

— Die polniſchen Adelsfamilien. Unter dem Titel „Notices sur les familles illustres et titrées de la Pologne" iſt in Paris** ein Buch erſchienen, als deſſen Verfaſſer Graf Severin Uruski bezeichnet wird, doch iſt dieſer Name auf dem Titelblatte nicht genannt. Es ſind im Ganzen hundert und ſechzehn, allen Theilen des ehemaligen polniſchen Reiches angehörende Familien, die in dieſem Buche als berechtigte Adelige, mit dem Titel von Grafen, reſp. Fürſten, aufgezählt werden. Andere Adelige polniſcher Abkunft läßt der Verfaſſer nicht gelten. Wer nicht Fürſt oder Graf iſt — und auch einige bekannte gräfliche Namen haben wir in dem Buche nicht gefunden — gehört, nach der Theorie des Verfaſſers, nicht zum Adel polniſcher Nation, ſondern hat ſich dieſen angemaßt, oder iſt von fremden Fürſten erſt in den Adelſtand erhoben worden. Man hat dem Verfaſſer von einigen Seiten nachgeſagt, daß er das Buch, in welchem allerdings über einzelne Perſonen Geſchichten erzählt werden, die nicht ganz dem Wahlſpruche „Noblesse oblige!" entſprechen, nur geſchrieben, um ſich an dem polniſchen Adel zu rächen, und daß das Ganze ſogar, welches den drei Souverainen gewidmet iſt, denen das ehemals polniſche Reich jetzt gehört, eine ruſſiſche Färbung habe. Dem letztern muß jedoch entſchieden widerſprochen werden, da der Verfaſſer ſowohl in der Einleitung, als im Buche ſelbſt, die ruſſiſchen Inſtitutionen und insbeſondere den Adel Rußlands nichts weniger als hochſtellt. Die „Kniäſen" und „Bojaren" meint er, ſeien ſämmtlich aſiatiſchen Urſprungs und hätten keine Spur von dem „Ritterthum" des weſteuropäiſchen Mittelalters, von welchem allein die charakteriſtiſchen Ueberlieferungen des Adels herſtammten, die kein neueres Diplom und noch viel weniger ein ruſſiſcher Ukas zu erſetzen vermöge. Peter der Große habe zwar die Titel „Fürſt" und „Graf" in ſeinem Reiche ebenſo importirt, wie den Puder und die Perrücken der franzöſiſchen Geſellſchaft; damit ſei jedoch an dem Tatarenthum der „Kniäſen" und „Bojaren" durchaus nichts geändert worden.

— Deutſche Steinmetz-Zeichen. Wir machen diejenigen unſerer Leſer, welche ſich für den Sinn und die Bedeutung der auf allen älteren Bauwerken, beſonders auf denen des Mittelalters, ſich findenden Zeichen der Steinmetzen intereſſiren, darauf aufmerkſam, daß Herr Dr. Back in Altenburg (herzoglicher Geheimer Regierungsrath) eine Sammlung dieſer Zeichen, ſoweit ſie ſich in den ſächſiſchen, thüringiſchen und einigen anderen deutſchen Gauen finden, veranſtaltet und angefangen hat, in lithographirten Tafeln herauszugeben. Den Steinmetz-Zeichen iſt von jeher auch ein myſteriöſer Sinn untergelegt worden, wohl deshalb, weil die Freimaurer ſich ebenfalls einer ähnlichen Schrift bedienen, deren Grundtypen das Kreuz und der Winkelhaken bilden. Herr Dr. Back weiſt in dem ſeinen lithographirten Tafeln beigegebenem Vorworte nach, daß in den aus dem 15. Jahrhundert ſtammenden, Statuten der Rochlitzer Steinmetzen die gedachten Zeichen, als Arbeiter- Ehren- und Kennzeichen der Geſellen, von der Zunftmeiſterſchaft verliehen wurden. Herr Dr. Back hat die Abſicht, ſeine jetzige Publication ſpäter zu vervollſtändigen; daher werden ihm aus ſolchen deutſchen Gegenden, wohin ſeine Forſchungen bisher noch nicht gereicht, alle Mittheilungen über dergleichen Steinmetzen-Zeichen ſehr willkommen ſein.

— Eine Schrift über Island. Im Jahre 1858 bereiſte der Münchener Univerſitäts-Profeſſor Maurer, ein gründlicher Kenner der altnordiſchen Geſchichte und Literatur, die Inſel Island. Das Buch, das der genannte Gelehrte in Folge ſeiner Forſchungen veröffentlicht hat: „Die isländiſchen Volksſagen der Gegenwart" (Leipzig, 1860), iſt für die wiſſenſchaftliche Ergründung der germaniſchen Volksſage von beſonderem Werthe, und zugleich wirft es auch das hellſte Licht auf den Charakter und auf das ganze innere, zum Theil auch auf das äußere Leben des Volks. Mit Maurer reiſte damals, im Auftrage des Königs Maximilian von Bayern, Behufs der Erforſchung der phyſikaliſchen, insbeſondere der geologiſchen Eigenthümlichkeiten Islands, der Naturforſcher G. G. Winkler, und auch dieſer hat nun als eine Frucht ſeiner Reiſe, Anſchauungen und Erlebniſſe während ſeines dortigen mehrmonatlichen Aufenthaltes ein Buch: „Island; ſeine Bewohner, Landesbildung und vulcaniſche Natur," zugleich mit Holzſchnitten und einer Karte von Island, erſcheinen laſſen.* Daſſelbe iſt in allen Beziehungen eine Bereicherung unſerer geographiſch-ethnographiſchen Literatur, empfiehlt ſich ebenſo durch die feine Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe des Verfaſſers und den hohen wiſſenſchaftlichen Werth, den es für Naturforſcher und Geologen hat, als durch die lebendige und friſche, auf Unmittelbarkeit der Anſchauung beruhende Darſtellung. Der reiche Inhalt des Buches umfaßt die geſammten äußeren und inneren Beziehungen, Verhältniſſe und Zuſtände Islands in naturhiſtoriſcher Hinſicht; aber auch namentlich die culturgeſchichtliche Seite des Landes und ſeiner Bewohner faßt der Verfaſſer ſcharf und verſtändig in's Auge, und ſeine diesfallſigen Mittheilungen feſſeln und befriedigen das Intereſſe des Leſers in hohem Grade. Auf der Hin- und Heimreiſe beſuchte er auch die Färöer Inſeln und er berichtet auch über dieſe viel Anziehendes und Belehrendes.

J. L.

* Preußens Geſchichte in Wort und Bild. Ein Hausbuch für Alle. Von Ferdinand Schmidt. Illuſtrirt von Ludwig Burger. (Vier Theile in Einem Bande, von welchem bis jetzt vier Hefte erſchienen). Berlin, Franz Lobeck, 1862.

** Paris, A. Franck. Leipzig et Bruxelles, A. Lacroix, Verboeckhoven & Co., 1862.

* Braunſchweig, Weſtermann. 1861

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spedition Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 7. Mittwoch, den 12. Februar 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite

Hegel und ſeine Philoſophie in Frankreich 73

Nord-Amerika.

Die Telegraphen-Verbindung zwiſchen dem alten und neuen Kontinente . . 77

Italien.

Wilh. Rüſtow über Garibaldi's Feldzug von 1860. Fahrt nach Sicilien. — Lamoricière's Armee. — Vor Capua. — Engliſche Legion 78

Polen.

Die Reformation in Polen 81

Griechenland.

Eine neue Homer-Ueberſetzung 82
Der Feldzug der Zehntauſend Griechen . . . . „

Afrika.

Inner-Afrika, nach dem Stande der geographiſchen Kenntniß im Jahre 1861 83

Mannigfaltiges.

Eine deutſche Frau in London . . . . „
Julia Kavannagh's franzöſiſche Schriftſtellerinnen . . . . „
Fallmerayer und die deutſche Frage . . . . „
Reliquien eines Honvéd 84
Das Sprachenfeſt in Rom . . . . „
Ein franzöſiſches Werk über das alte Athen . . . . „
Hülfsbuch zum Studium der Geſchichte . . . . „

Frankreich.

Hegel und ſeine Philoſophie in Frankreich.

Die Hegel'ſche Philoſophie iſt in Deutſchland, obwohl ſie noch mehrere ſehr achtbare Vertreter zählt, ziemlich ein überwundener Standpunkt. Man muß ſich, um das recht eindringlich zu fühlen, in die Zeit zurückverſetzen, in der wir Aelteren unſere Bildung erhielten, in die zwanziger und erſten dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts. Wie war damals die ganze geiſtige Atmoſphäre mit Hegel'ſchen Anſchauungen, Gedanken und Gedanken-Fragmenten geſchwängert; wie gährte und brodelte es damals in den Köpfen, mit welchen Ideen konſtruirte man ſich die Zukunft? Unſtreitig hat ziemlich jede Philoſophie das Unglück gehabt, durch ihre Schüler erſten Ranges abweichend interpretirt, durch die zweiten Ranges verdorben, und durch die des dritten Ranges in Mißkredit gebracht zu werden. Die ſchönen Chorgeſänge der Hegelianer der zwei letzteren Gattungen, dieſe disharmoniſchen Harmonien ihrer in babyloniſcher Begriffs-Verwirrung ſchwelgenden Lieder, die Zwittergeburten, die aus der Vermiſchung Hegel'ſcher Gedanken mit anderen praktiſchen Zeitbeſtrebungen hervorgingen, riefen eine kräftige Reaction des geſunden Menſchen-Verſtandes und des deutſchen Sprachgeiſtes hervor; kalte Sturzbäder, welche die politiſchen Conſtellationen uns gaben, brachten eine Ernüchterung zu Wege, in welcher wir uns, der Philoſophie gegenüber, noch jetzt befinden. Die heutige Welt liebt nicht mehr die Ideen, die Conſtructionen, ſie iſt empiriſch.

Nichtsdeſtoweniger hat die Hegel'ſche Philoſophie einen weitgreifenden Einfluß geübt und einige Grundgedanken zur Welt befördert, welche, wahr oder falſch, wie ſie ſein mögen, die Rundreiſe durch die Welt machen. Wir ſehen das daraus, daß auch andere, ſonſt nüchterne Völker, welche bisher einen klaren, verſtändigen Stil hoch hielten, in der Sprache zu hegeln anfangen, daß in England Hegel'ſche Erſcheinungen auftreten, daß Frankreich dem deutſchen Philoſophen, der für es eine faſt unüberſetzbare Sprache redet, eine große Sorgfalt zu Theil werden läßt. So finden wir in der Revue des deux Mondes, die bereits vor mehreren Jahren aus der Feder St. René Taillandier's, des gründlichſten, franzöſiſchen Kenners der deutſchen Literatur, die erſten polemiſchen Kundgebungen des Auslandes in Bezug auf die Hegel'ſche Philoſophie brachte, zwei neue Arbeiten veröffentlicht, welche ſich ſehr eingänglich mit Hegel beſchäftigen und ihm auf jede Weiſe gerecht zu werden ſuchen.

Der erſte iſt „Leibnitz et Hegel“ überſchrieben. Von Leibniz haben wir erſt vor Kurzem geſprochen und wollen auf ihn nicht zurückkommen, dafür aber Einiges über die Art und Weiſe mittheilen, wie ſich gebildete Franzoſen zu dem Letzteren ſtellen. Der Artikel iſt von Emil Saiſſet.

„Wir wollen zwar nicht verſichert ſein,“ ſagt der Verfaſſer, „daß Hegel in zweihundert Jahren in Deutſchland ein Jubiläum haben, und in Frankreich, gleich Leibniz, einen Dutens oder Raspe finden wird; ſo viel aber ſteht feſt, daß dieſe Perſönlichkeit, deren Speculationen bei unſeren Nachbarn ſo ſtarke Aufregung hervorgebracht, auf uns einen lebhaften Reiz ausübt. Es iſt noch ein wenig der Reiz des Geheimniſſes; denn es giebt nichts Dunkleres, als Hegel's Gedanken. Ebenſo ſehr als Leibniz ſich unſeren franzöſiſchen Gewohnheiten anbequemt, und bei dem klaren Ausdruck ſeiner Gedanken, dem ſcharfen und raſchen Zuge derſelben auf uns den Eindruck eines Landsmannes macht, ebenſo ſehr bleibt Hegel, auch in unſere Sprache überſetzt, für uns ein Fremder. Um uns in die Hegel'ſche Aeſthetik einzuweihen, hat es Bérard für füglich erachtet, ſich vom Texte zu entfernen und ihn interpretirend zu erklären. Ott im Gegentheil hat ſich geſchmeichelt, Hegel erklärt zu haben, indem er ihn in einen Auszug brachte. Mitten in dieſen theilweiſen Verſuchen ſtellt ſich uns ein Mann von großem Muthe und kräftigem Geiſte, Véra, vor, mit einer vollſtändigen Ueberſetzung Hegel's in der Hand, und als Erſtlinge dieſer ungeheuren Arbeit bietet er uns eine der räthſelhafteſten und geprieſenſten Schriften ſeines liebſten Philoſophen, die Logik. Dieſes Mal iſt es kein franzöſiſch gekleideter, kein gezähmter Hegel; es iſt Hegel, wie er leibt und lebt; der deutſche Metaphyſiker in ſeiner furchtbaren Nacktheit. Wir wohnen den Vorleſungen in Berlin bei; wir ſehen, wir hören das „Ungeheuer“ ſelbſt.“.....

„Die neue deutſche Philoſophie hat mit einem Zweifel angefangen. Erfaßt der menſchliche Gedanke in der That das Sein (les êtres)? oder mit anderen Worten: ſind die Gedanken (les idées) der Ausdruck der Dinge? In dieſer Weiſe trat Kant das ewige Räthſel vor die Augen. Er ſchien es zu löſen durch eine Art ſkeptiſchen Idealismus. Ihm zufolge iſt das Univerſum nur die Geſammtheit unſerer Empfindungen (sensations). Was iſt die Materie an ſich? Ein Aggregat von Molekulen oder ein Syſtem von Kräften? iſt ſie begränzt oder gränzenlos im Raume? iſt ſie ewig? hat ſie angefangen? giebt es überhaupt Materie? Wir wiſſen es nicht. Und wir, die über die Materie denken, was ſind wir? Wir werden unſere inneren Vorgänge gewahr, wir faſſen das Aeußere unſeres Seins; aber iſt der Grund davon entweder ein Vielfaches, Ausgedehntes oder ein Gedanke, Geiſt oder Materie? Ebenſo viel Fragen als Räthſel. Um wie viel mehr müſſen die Exiſtenz Gottes, ſeine Natur, ſeine Wirkſamkeit, für uns undurchdringliche Geheimniſſe ſein!

„Was wiſſen wir alſo Beſtimmtes? Daß es in uns Ideen giebt, und daß dieſe ſich nach gewiſſen Geſetzen entwickeln. Der Gedanke und ſeine Geſetze, das Subjekt und ſeine Formen, das iſt der Terminus der Wiſſenſchaft.

„Dieſe Lehre ſcheint dem menſchlichen Geiſte eine ſehr geringe Stellung anzuweiſen. Sie iſt beim erſten Anſehn ſchüchtern und beſcheiden; aber dieſe Beſcheidenheit iſt nur ein Köder. Der Skeptizismus iſt hier nur der ſpekulative Stolz, der ſich maskirt, um einen enormen Dogma-

Digitized by Google

tismus annehmbar zu machen. Im Grunde des ſcheinbaren Zweifels liegt bei Kant eine ungemeine Kühnheit. Es iſt dies die Reduzirung der zwei Elemente, aus denen das Wiſſen in Einem zuſammengeſetzt iſt, die allgemeine Confiscation der Weſen zum Vortheile des Denkens.

„Kant ſelbſt hat dieſen Gedanken nicht ſcharf zu Tage gebracht, ſondern ſein Schüler Fichte, einer jener heroiſchen Logiker, die ſich vor Nichts fürchten, ſelbſt nicht vor dem Band- und Feſſelloſen. Kant glaubte genug gethan zu haben, wenn er alle philoſophiſchen Probleme durch eine gänzliche Veränderung des Standpunktes umgeſtaltete: er hatte in der Metaphyſik Kopernikus' aſtronomiſche Revolution verſucht; er hatte, als die Sonne des Syſtems, das menſchliche Denken in den Mittelpunkt geſtellt, der bis dahin in die Peripherie verwieſen war. Die Kühnheit Fichte's war weit größer: er erklärte, daß das Denken zu gleicher Zeit Centrum und Mittelpunkt ſei, daß es Alles bewirkte, Alles in Allem wäre. Das iſt es, was man in Deutſchland den abſoluten, ſubjektiven Idealismus nennt.

„Das deutſche Denken war alſo bis zum Abſurden gekommen; denn was giebt es Abſurderes und Unmöglicheres, als das Sein zu leugnen? Man mußte einen Schritt rückwärts thun, die Richtung ändern, oder untergehen. Dieſe nothwendige Bewegung war das Werk Schelling's. Er ſtellte wieder die beiden großen Theile des Problems, Denken und Sein, Subjekt und Objekt einander gegenüber. Aber wie ſollte man von einem dieſer Punkte zum andern gelangen? Wie ſollte man ihre gleichzeitige Exiſtenz und ihren Zuſammenhang erklären? Wie aus dem Dualismus herauskommen? Schelling wurde von einem Gedanken betroffen, nämlich dem: der ſcheinbare Gegenſatz von Sein und Denken, von Materie und Geiſt, könnte eine innige Analogie verhüllen; denn ſelbſt die gröbſte Materie enthält immer noch Kräfte und Geſetze. Alſo iſt die Kraft etwas Geiſtiges; das Geſetz iſt das Denken, es iſt Gedanke im objektiven Zuſtande enthalten. Auf der andern Seite exiſtirt das Denken auf abſtrakte Weiſe nicht; es hat einen Stützpunkt im Orte, in der Zeit, in einem materiellen Subjekte. Wenn es alſo Denken in der Materie und Materie im Denken giebt, wenn Subjekt und Objekt, weit entfernt davon, ſich auszuſchließen, ſich gegenſeitig vorausſetzen und durchdringen, könnte man da nicht im Grunde der Dinge ein einiges Prinzip erfaſſen, in dem Materie und Geiſt ihre gemeinſame Wurzel hätten, wo Subjekt und Objekt ihren Indifferenzpunkt und ihre Identität finden würden. Dieſes Prinzip, das ſich kraft ſeiner Exiſtenz entfaltet, iſt anfangs nur die zerſtreute Materie. Allmählich nimmt ſie eine beſtimmtere Form an, ſie wird Raum, Wärme, Licht, Bewegung, Willensfähigkeit, Leben. Hier angekommen, fängt es an, zu fühlen und freier ſeine Thätigkeit zu regieren; es ſteigt die Stufen des Thierlebens hinan. Es ſchlief im Minerale und in der Pflanze, es träumte im Thiere, es erwachte im Menſchen. Hier kommt das Denken zum Selbſtbewußtſein; es ſtrebt, immermehr ſich ſelbſt zu erfaſſen, ſeiner ſelbſt Herr zu werden, ſich zu begreifen. Der Prozeß dieſer Bewegung iſt die Geſchichte des Menſchen, jenes Heroen der ewigen Epopee, welche die himmliſche Intelligenz dichtet, und deren Zweck iſt, zur Fülle des Denkens und der Freiheit zu gelangen.

„Das iſt in ihren weſentlichen Zügen die Auffaſſung Schelling's, und es genügt an dieſer Skizze, um zu zeigen, daß von drei Ideen, deren Entdeckung Hegel in Anſpruch nimmt, die Idee der Identität von Denken und Sein, die Idee des ewigen und nothwendigen Prozeſſes des Abſoluten, wenigſtens zwei Schelling angehören. Ob ganz, werden wir ſpäter ſehen. Es bleibt nur die dritte Idee, die Idee der Identität der contradiktoriſchen Gegenſätze.

„Dieſes Mal ſcheint es, daß die Anrechte Hegel's auf Originalität unbeſtreitbar ſind. Behaupten: Sein und Nichts ſeien identiſch, das Grundprinzip der Logik, kraft welchem contradiktoriſche Gegenſätze ſich ausſchließen, habe ſeine Zeit gehabt und müſſe einer transcendenten Logik weichen, die Alles auf Identität zurückführt, das iſt in der That etwas ganz Neues; aber jeder philoſophiſche Denker wird merken, daß hier ein Geheimniß dahinter ſteckt; denn wenn Hegel ſich darauf beſchränkt hätte, zu ſagen, daß in allen Dingen das Ja dem Nein gleich ſei, könnte man ihn gegen die, welche ihn einen Sophiſten geſcholten, nicht vertheidigen, und ſelbſt in dieſem Falle würde er nicht das traurige Verdienſt haben, ein Original zu ſein, weil er nur den Gorgias kopirt haben würde. In allen Fällen iſt dieſe Art der Widerlegung allzu leicht, um ernſt zu ſein, und ſtatt das Anathem gegen Hegel zu ſchleudern, iſt es beſſer, wenn man ihn zu verſtehen ſucht.

„Hegel iſt, wie jeder andere philoſophiſche Geiſt, von den Widerſprüchen des menſchlichen Geiſtes betroffen worden. Weder er, noch ſein Meiſter Kant haben die Antinomien erfunden; aber ſie haben ſie mit erſtaunlicher Gründlichkeit aufgewieſen. Wer weiß nicht, wie ſehr die Idee einer ewigen Welt die Einbildungskraft betäubt? und andererſeits, was giebt es Schwierigeres, als der reinen Vernunft den Gedanken eines abſoluten Anfangs der Dinge begreiflich zu machen? Ebenſo ſchließt man, wenn man dem Univerſum Gränzen giebt, nach Decartes' Ausſpruche, das Werk der Gottheit in eine Kugel ein; aber wenn man auf Pascal's Autorität hin ſich beikommen läßt, das Univerſum als eine unendliche Kugel zu betrachten, deren Mittelpunkt überall und deren Peripherie nirgends iſt, wird man der Tollheit und des Widerſpruches angeſchuldigt werden. Was ſoll man von der Antinomie des Geiſtes und der Materie ſagen? Iſt Gott Geiſt? wie hat er dann die Materie gemacht? iſt er Materie? wie hat er den Geiſt hervorgebracht? und die Antinomie der Vorſehung und des freien Willens? Wenn Gott auf die Welt einwirkt, warum macht er denn da nicht Alles? und wenn der Menſch etwas thut, iſt denn die Vorſehung dann noch allmächtig? Gewiß würde die Liſte der Antinomien ſehr lang ſein, und ich will ſie nicht erſchöpfen; aber ich will eine anführen, die vielleicht alle anderen in ſich ſchließt. Wenn es einen Gott giebt, ſo iſt dieſer Gott das unendliche, unbegränzte, vollkommene Weſen; er iſt ganz Gedanke und Thätigkeit. Wie giebt es dann noch Platz für etwas Anderes? Das Unendliche kann eben vermöge ſeiner Vollkommenheit nicht aus ſich heraus. Wenn es alſo nicht aus ſich herausgehen kann, ſo iſt die Schöpfung unmöglich, und das Endliche nur eine Täuſchung. Wenn man andererſeits die Welt als begränzt annimmt, ſo iſt klar, daß ſie ſich ſelbſt nicht genügt. Das Endliche ſetzt alſo das Unendliche voraus; aber zu gleicher Zeit ſchließt es daſſelbe aus; denn da es außer ihm iſt, begränzt es daſſelbe, und dieſes wird, indem es ſich begränzt, aufgehoben.

„Hegel hat alſo einen Verſuch gemacht, dieſe Antinomien zu löſen und zu erklären, und dabei, ſo zu ſagen, den Stier gleich bei den Hörnern gefaßt. Das reine Sein, an und für ſich gleich Nichts, iſt der Urwiderſpruch, die Urantinomie, aus der alle anderen, wie Kinder, entſtehen.

„Seit Plato haben ſich die Philoſophen in eitlen Anſtrengungen abgequält, um von dem Realen zum Idealen, vom Endlichen zum Unendlichen zu gelangen. Dieſer Durchgang konnte unter der Herrſchaft der alten Logik nicht gefunden werden; denn zwiſchen Ideell und Reell iſt ein Unterſchied. Ebenſo haben alle großen Naturforſcher den Uebergang vom Gedanken zum Sein, vom Subjekt zum Objekt geſucht und ihn nicht finden können. Auch das geſchah, weil ſie ſich durch den Widerſpruch der beiden Termen erſchrecken ließen. Statt ſtehen zu bleiben oder einen Seitenweg zu ſuchen, um das Hinderniß zu vermeiden, hätte man ſollen friſch darauf losgehen. Ja, Materie und Geiſt, Endlich und Unendlich ſind contradiktoriſch, ganz richtig — aber ſie ſind zugleich identiſch.

„Jedes Ding iſt zugleich materiell und geiſtig, endlich und unendlich, unveränderlich und in Bewegung, ſterblich und göttlich. Das Leben iſt nur der Kampf und die Ausgleichung der Widerſprüche. Die Materie geſtaltet ſich fortſchreitend zum Geiſte hin; das Unendliche geht durch ſeine Natur aus ſich ſelbſt heraus. Die Ewigkeit wird Zeit, die Unermeßlichkeit wird Ausdehnung, das abſtrakte Ding wird konkret, das abſolut poſitive verneint ſich durch ſeine Begränzung, und dieſer erſte Widerſpruch iſt, ſtatt die Schöpfung zu hindern, der wahrhafte Anreger derſelben. Um aus dem Widerſpruche herauszukommen, der in ſeinem Inneren iſt, tritt das Sein in Bewegung; es ſchreitet fort, um die ſich widerſprechenden Elemente ſeiner Weſenheit zu verſöhnen. Gegenſatz und Identität, Theſe, Antitheſe und Syntheſe, das iſt das Geſetz der Schöpfung, das iſt der ewige, allgemeine Rhythmus der Idee.

„Das iſt Hegel's große Entdeckung, die ſeine Schüler mit Erſtaunen und Entzücken erfüllt. Er ſelbſt, dieſer kühne und mächtige Geiſt, hat ſich dermaßen begeiſtert, daß er die ungeheure Arbeit auf ſich genommen, ſeine Idee auf das geſammte Syſtem der Exiſtenzen anzuwenden. Und er iſt zwanzig Jahre lang, bis zum Augenblick, wo er über ſeiner Arbeit geſtorben, keinen Augenblick muthlos geworden. Er geht von dem erſten Widerſpruche aus, dem des Nichts und des Seins, verſöhnt beide Ideen in der des Werdens, und dann, vom Abſtrakten zum Konkreten übergehend, von der reinen Logik zur Phyſik, zur Aſtronomie, zur Phyſiologie, dann von der Körperwelt zum Menſchen, Religion, Kunſt, Politik, Philoſophie durchwandernd, erklärt er die geſammte Natur- und Menſchengeſchichte durch ein Syſtem von Widerſprüchen, die ſich alle an den von Sein und Nichts, den Urwiderſpruch und Vater aller anderen, anreihen. Auf dieſe Weiſe glaubt er den menſchlichen Geiſt befriedigt, alle Syſteme verſöhnt, alle Religionen erklärt, endlich eine abſolute Wiſſenſchaft gegründet und das letzte Wort der Philoſophie geſprochen zu haben.

„Kein philoſophiſch geſchulter und ruhiger Geiſt wird die Großartigkeit der Anſtrengung beſtreiten, und leugnen, daß, um einen ſolchen Plan zu Ende zu führen, geiſtige Kraft, Muth des Charakters und ein

Digitized by Google

edler Glaube an ſeine Sache nöthig war, aber die Frage iſt, was taugt der Grundgedanke? Ich wende mich an die Hegelianer und ſage ihnen: „Nehmt Ihr das Prinzip der Identität der Gegenſätze im ſtrengen Sinne: dann wird man Euch einfach ſagen, daß er Unſinn iſt. Das Wort iſt hart; aber ich wende mich z. B. an Herrn Véra, einen der Hegel-Gläubigen und einen ſeiner treueſten und geſchickteſten Dolmetſcher. Ich leſe in ſeiner gelehrten Einleitung, daß, wenn man nach dem Prinzipe des Widerſpruches verſteht, eine Sache könne zu gleicher Zeit und vom gleichem Standpunkte aus zugleich ſein und nicht ſein, das Prinzip dann unbeſtreitbar ſei. — Ein Geſtändniß, bei dem wir ihn feſthalten wollen. Es ehrt den geſunden Verſtand Véra's; aber wie, ſage ich ihm, giebt es denn *zwei verſchiedene Arten*, das Prinzip des Widerſpruches zu verſtehen? Wenn Plato, der es zuerſt formulirt hat, es mit ſolcher Entſchiedenheit und ſchneidender Ironie dem Thraſymachus und Polus entgegenſtellte, verſtand er es anders? und Ariſtoteles, der daraus das Grundgeſetz ſeiner Logik gemacht hat, nahm er es nicht in demſelben Sinne? Warum ſprecht Ihr uns alſo von zwei Logiken, der Logik des Verſtandes, die auf das Prinzip des Widerſpruches gegründet und gerade gut genug iſt für das gemeine Volk, und der Logik der Vernunft, einer neuen, transcendentalen Logik zum Gebrauche der Denker der deutſchen Schule? Wehe den Erfindern neuer Logiken! Es giebt nicht zweierlei Logik; denn es giebt nur Einen menſchlichen Geiſt.

„Wenn man alſo klüglich von der Negation des Prinzips des Widerſpruchs zurückweicht, was wird dann aus Eurem prunkenden Prinzipe der Identität der Gegenſätze? Es reducirt ſich darauf, daß die Widerſprüche, auf welche der Skepticismus ſich zu allen Zeiten verſteift hat, nur ſcheinbar ſind, nur einfache Gegenſätze, die verſöhnt werden können. Wenn man nur das ſagen will, ſo bin ich einverſtanden; nur erwarte ich Euch beim Werke; und wenn Ihr mir ankündigt, daß Ihr eine unfehlbare Methode gefunden, alle Widerſprüche aufzulöſen, ſo höre ich Euch mit einigem Erſtaunen, aber nicht ohne ſehr große Neugier. Welches iſt denn alſo das unfehlbare, allgemeine Verſöhnungsmittel? Wenn ich Euch recht verſtehe, b ſteht es darin, daß man der Idee eines ſchaffenden Gottes, der das All aus dem Nichts hervorgerufen, die Idee eines ewigen, nothwendigen Werdens unterſchiebt, in der das Sein und das Nichts eine ewig fruchtbare Ehe eingehen, wo die Idee eines Gottes, der vom Menſchen verſchieden und der Gegenſtand ſeiner Anbetung iſt, durch die Idee eines Gottes erſetzt wird, der anfangs nur das unbeſtimmte Sein iſt, der aber, indem er durch ein nothwendiges Geſetz ſeiner Weſenheit, nach und nach alles Mögliche wird, endlich im Menſchen zum vollen Selbſtbewußtſein kommt. In der That iſt das ſehr klar, aber nicht originell. Ihr habt dieſe Idee von Schelling und Fichte überkommen.

„Ja, werdet Ihr ſagen, ich habe mit Schelling die Idee der fortſchreitenden Entwickelung des Abſoluten gemein; aber bei ihm iſt das eine bloße Intuition geweſen; er hat es nicht verſtanden, ſeine Idee in ein Syſtem zu bringen; er hat keine Methode finden können, um das Nichts aus dem Sein, das Endliche aus dem Unendlichen zu deduciren. Ich, Hegel, habe dieſe Methode gefunden. Mag ſein; aber noch einmal, was iſt dieſe Methode? iſt ſie auf die Identität der Widerſprüche gegründet, Ja, oder Nein? Wenn Ihr von dieſer im ſtrikten und abſoluten Sinne genommenen Identität abgeht, ſo iſt Euer Syſtem nur das Schelling'ſche, in regelrechte Formen gebracht, und dann müßt Ihr Eueren Anſprüchen auf Originalität entſagen, oder, wenn Ihr mit aller Gewalt originell ſein und eine neue Logik entdeckt haben wollt, dann müßt Ihr das Prinzip der abſoluten Identität der Widerſprüche wieder aufnehmen und, Euch am geſunden Menſchenverſtande vergreifend, behaupten, daß ſtreng geſprochen, Sein und Nichts, Endlich und Unendlich, Ja und Nein identiſch ſind."

Die ſehr klare und lichtvolle Kritik des Hegelianismus, mit Berückſichtigung der kritiſchen Arbeiten von Trendelenburg in Deutſchland und Paul Janet in Frankreich, geht noch weiter. Letzterer hat recht hübſch nachgewieſen, daß der Grundgedanke der Hegel'ſchen Philoſophie ſchon von Plato erkannt und bekämpft worden. Im „Parmenides" tritt ein Sophiſt auf, welcher zu beweiſen ſucht, daß Sein und Nichtſein nicht abſolut unverſöhnliche Gegenſätze ſeien. Hegel hat nach ihm den Gedanken Plato's karrikirt, indem er einfache Gegenſätze in abſolute Widerſprüche verwandelt. Unſer philoſophiſcher Kritiker meint, Schelling ſei origineller als Hegel, der deſſen Gedanken nur ſyſtematiſch pedantiſch ausgeſponnen, aber auch nur ein zum Spinoziſten gewordener Kantianer mit blühender Phantaſie. Schellingianismus und Hegelianismus ſeien im Grunde über den Spinozismus nicht weit hinausgekommen; der Pantheismus habe außer der Idee des ſtetigen Fortſchritts und des Zuſichſelbſtkommens nicht viel gewonnen, und die Hauptſache bleibe dieſelbe.

Weiterhin kommt der Verfaſſer auf den Hegel'ſchen Gott zu ſprechen und unterſucht ſeine Natur. Das Schluß-Reſultat iſt daſſelbe, was man in Deutſchland bereits vor zwanzig und mehr Jahren hören konnte und wogegen ein Theil der Schule lebhaft proteſtirt hat, nämlich daß der Hegelianismus zur Menſchen-Vergötterung führe und „en bon français" der abſoluteſte Atheismus und Pantheismus ſei.

„Wenn dies der Grund des Hegelthums iſt, können wir hoffen, daß er auf den franzöſiſchen Geiſt einen glücklichen Einfluß ausüben wird? Wie wir die Sachen anſehen, kann es heutzutage nur zwei gleicherweiſe traurige Wirkungen äußern, nämlich den Skepticismus fördern und die Bewegung beſchleunigen, welche die Geiſter zur Verachtung der Metaphyſik und zum ausſchließlichen Kultus der poſitiven Wiſſenſchaften hintreibt. Das ſind zwei der ſchwerſten, moraliſchen Krankheiten unſerer Zeit.

„Es giebt bei uns eine kritiſche Schule, welche auf ihre Fahne die Hegel'ſche Formel ſchreibt: „Das Sein iſt nichts als ein ewiges Werden." Ich ſage zu dieſen Gelehrten: Ihr habt eine tödtliche Scheu vor gewöhnlichen Anſichten, Ihr wollt originell ſein; im Grunde aber übertreibt Ihr nur die Prinzipien einer verwandten Schule, die Ihr abſichtlich mißhandelt, der hiſtoriſchen Schule. Ihr wollt der Wiſſenſchaft die Gelehrſamkeit zur Grundlage geben; aber die Gelehrſamkeit genügt ſich nicht ſelber. Ihr wißt, was die verſchiedenen Menſchenraçen vom Schönen, Gerechten, Göttlichen gedacht haben; aber Ihr wißt nicht, was Ihr ſelber davon denken ſollt, und wollt nicht, daß man ſich darum Kummer mache. Ihr vergeßt, daß die Kritik nur für den möglich und fruchtbar iſt, der ein Kriterium hat. Nun, wo iſt Euer Kriterium in der Philoſophie, Politik, Aeſthetik? Hegel hat ſich wenigſtens nicht beim Werden aufgehalten, er hat das Geſetz geſucht; aber Ihr geht von Hegel bis Heraklit zurück. Erinnert Euch, daß nach Heraklit Protagoras und Pyrrhon gekommen ſind. Ihr ſeid Kritiker ohne Kriterium, d. h. Skeptiker, und der Skepticismus praktiſch iſt Indifferenz. Und nehmt Euch in Acht: die Hegel'ſche Gewohnheit, überall Widerſprüche zu ſehen, ſie ohne Grund zu ſchaffen, ſie ohne Strenge zu löſen, iſt eine ſophiſtiſche Gewohnheit. Man ſieht die Spuren ſchon bei Hegel, um wie viel mehr bei ſeinen Schülern. Auch die Gewohnheit, ſich einzubilden, daß es zwei Logiken gebe, eine des Pöbels, dem das Prinzip des Widerſpruchs genügt, und dann eine transcendente Logik, die uns über den gemeinen Verſtand erhebt, und in der die Widerſprüche nur ein Spiel ſind, dieſe Gewohnheit giebt einen widerwärtigen Hochmuth und eine häßliche Ueberhebung. Wie Thraſymachus und Prodikus würde man zu dem Glauben kommen, daß der Kritiker, der nach Belieben das Schöne, das Häßliche, das Wahre, das Falſche macht, das Sein aus dem Nichts und das Nichts aus dem Sein hervorruft, eine Art Schöpfer und allmächtig iſt. Es liegt darin eine Trunkenheit gefährlichſter Art; bei höher angelegten Geiſtern führt es zur Ueberſpanntheit, bei minder ausgezeichneten iſt es eine bloße Lächerlichkeit.

„Wenn der Mißbrauch der Kritik zur Indifferenz und zum Hochmuthe führt, ſo würde der ausſchließliche Kultus der poſitiven Wiſſenſchaften noch Schlimmeres zeitigen; ich ziehe die ſtolze Ueberſpanntheit des Geiſtes ſeiner Herabwürdigung vor. Das Hegelthum, welches gewiſſe Köpfe berauſcht, hat das traurige Privilegium, auch das Gegentheil hervorzubringen. Das iſt begreiflich; denn wenn es für den Menſchen keinen anderen Horizont giebt, als den dieſer Welt, wenn jenſeits des ſinnlichen Univerſums nichts exiſtirt, als das unerfaßbare Abſolute, das an ſich ſelbſt nur eine hohle Abſtraction iſt, und nur in Raum und Zeit einen Körper annimmt, ſo iſt es klar, daß die Metaphyſik keinen Gegenſtand mehr hat.

„Man muß die Seele und Gott den Kindern und Weibern überlaſſen, und die wahrhafte Theodicee beſteht nicht darin, daß man die Attribute eines eingebildeten Weſens, ſondern daß man die wirklichen Dimenſionen der Ausdehnung und die nützlichen Eigenſchaften der Elektricität und Wärme ſtudirt. Alle menſchliche Wiſſenſchaft beſteht im Studium der Thatſachen, alle menſchliche Thätigkeit in der Anwendung dieſer Thatſachen auf unſere phyſiſchen Bedürfniſſe, und das ganze Geſellſchafts-Ideal in der Kunſt, den Menſchen um jeden Preis das größte materielle Wohlſein und die vollkommenſte Sicherheit zu gewähren."

Intereſſant iſt dieſe Kritik gewiß, indem ſie uns zeigt, daß der Hegelianismus in Frankreich jetzt ganz dieſelben Wirkungen hervorbringt, wie wir ſie in Deutſchland ſchon vor längerer Zeit haben eintreten ſehen: doppelte Logik, Verwirrung der Begriffe, ungemeſſener Eigendünkel, Nihilismus, Materialismus, ſchließlich Buddhismus: die Schopenhauer'ſche Contemplation über dem Nichts. Ein ſchlechter Spaß, den ſich das Nichts mit ſeiner Antitheſe gemacht hat, ſich in's Sein überſetzen zu wollen; das Nichts beißt, wie in einer ſchlechten chemiſchen Compoſition, das ſchwächer organiſirte Sein aus; das Hegel'ſche Nichts iſt das ſolide Element; das

Digitized by Google

Sein iſt nur durch einen Zauber-Akt hervorgegangen, und der alte Kronos frißt ſeine eigenen Kinder. Der Materialismus in der Wiſſenſchaft, den England und Amerika indeß auch ohne Hegel erfunden haben, erklärt ſich einfach aus dem horror vacui des menſchlichen Geiſtes, aus ſeiner Geſpenſterfurcht vor dem ſchwarzen Nichts, das hinter allen Dingen lauert. Es liegt Fatalismus in der Geſchichte der Philoſophie ſeit Carteſius, und wir wollen Hegel nicht allein dafür verantwortlich machen.

Ein zweiter Artikel in der oben erwähnten Zeitſchrift, überſchrieben: Hegel et l'Hégélianisme d'après les derniers travaux publiés en Allemagne, iſt von Edmund Scherer. Es werden darin die Bücher von R. Haym („Hegel und ſeine Zeit," Berlin 1857), die Apologie dagegen von K. Roſenkranz (Berlin 1858), ferner die ſchon erwähnten franzöſiſchen Werke von Véra (Introduction à la Philosophie de Hegel. Paris 1855. Logique de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction etc. Paris 1859.) beſprochen. Wir entnehmen daraus einige Daten über den eifrigen Pariſer Hegelianer Véra: „Italiäner von Geburt, aber mit einem merkwürdigen Talente begabt, fremde Sprachen zu handhaben, hat er die Sache des Hegelianismus in England und Frankreich verfochten, ehe er ſie vor das Publikum ſeines eigentlichen Vaterlandes brachte. Die Ueberſetzung der Logik in's Franzöſiſche iſt gewiß ein verdienſtliches Werk; aber es fragt ſich, ob ſich die Logik überſetzen läßt." — Das iſt freilich ſtark die Frage. — Als das Beſte wird die Einleitung gelobt, aber auch an ihr manche Ausſtellung gemacht.

Die Schrift von Haym wird wegen ihrer großen Klarheit gelobt und als ein Beiſpiel angeführt von dem Fortſchritte, den die Deutſchen ſeit einigen Jahren in der Kunſt, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu ſchreiben, gemacht haben. „Der Verfaſſer behandelt einen ſchweren Gegenſtand mit vollkommener Leichtigkeit und bewundernswerther Klarheit. Es giebt wenig Bücher dieſer Art auf der anderen Seite des Rheins, worin der Ausdruck ſo ſcharf, das Wort ſo glücklich und treffend iſt. Hätte doch Véra für uns gethan, was Haym für ſeine Landsleute!"

Mit großem Intereſſe haben wir die Lebensgeſchichte geleſen, die Scherer hier nach ſeinen Quellen von franzöſiſcher Perſpektive aus vorführt. Sie muß auf die Franzoſen unſtreitig einen kurioſen Eindruck machen und ſie in gewiſſen Vorurtheilen über die Deutſchen beſtärken, zu der allerdings viele unſerer Landsleute Anlaß geben. Hegel wird gleich als Superlativ eines Deutſchen, als Muſter-Schwabe, eingeführt, und durch die ganze Erzählung hindurch verläßt uns der Eindruck des genialen Simpels und des univerſellen Pedanten nicht. „Mit einem unbeholfenen Aeußern und einer merkwürdigen Abweſenheit praktiſchen Geiſtes hat Deutſchland eine bewunderungswürdig reiche Natur." — Es folgt nun eine ſehr lebhafte Schilderung deutſcher Vorzüge, namentlich in der Poeſie, im inneren, geiſtigen Leben. Herr Scherer ſcheint ein Elſaſſer zu ſein. Er ſagt:

„Hegel machte auf der Schule den Eindruck ehrlicher Mittelmäßigkeit und Nichts ſchien damals den Mann anzuzeigen, der die ganze Welt aus den Angeln zu heben gedachte. Dieſer Eindruck bleibt, man mag ſagen, was man will, dominirend, und jeder Menſch von einigem Humor und Mutterwitz wird leicht das Spaßhafte herausfinden, welches dieſe ſonderbare Miſchung von ſpießbürgerlicher Ehrbarkeit, Pedanterie und geſellſchaftlicher Unbeholfenheit und andererſeits himmelſtürmender Kühnheit und vor Nichts zurückſchreckender Konſequenz hervorbringt. Wir wollen es Hegel verzeihen, daß er 1806, unter dem Donner der Kanonen von Jena, nur an ſeine Druckbogen denkt, daß ihn, als geborenen Württemberger, der Einſturz der preußiſchen Monarchie wenig rührte, daß er im Siege Napoleon's nur den Sieg der Intelligenz über Dummheit und Barbarei ſieht — ſo dachten viele Tauſende von Deutſchen damals auch; aber dieſes, wie vieles Andere, beweiſt, daß ſeine ganze Philoſophie von vornherein von allen Bedürfniſſen des Lebens, und namentlich des Gemüthes, losgeriſſen iſt, daß er, phlegmatiſch trocken, auf einem geiſtigen Iſolirſchemel ſaß und, faſt unbekannt mit den Kräften, welches das Innere der Menſchheit bewegen, Alles gethan zu haben glaubte, wenn er Alles von Außen, wie er es aus Büchern kennen lernte, ſeiner logiſchen Formel unterwerfe.

„Als er Napoleon geſehen, kam ihm dies nur kurios vor, wie ein ſolcher Mann von einem „gegebenen Punkte aus" auf dem Pferde ſitzend, über der Welt ſchweben und ſie regieren könne. Hegel lebt alſo in einer ganz anderen Welt, als in der Napoleon ſich befindet; er iſt vollſtändig in ſeine Abſtractionen eingeſponnen, und der große Welt-Eroberer iſt ihm ein bloßes logiſches Problem: „Wie werde ich das in meiner Logik erklären?"

„Hegel war kein Mann aus Einem Stücke. Man hat Briefe von ihm veröffentlicht; ſie ſind dadurch vor Allem merkwürdig, daß nichts Hervortretendes darin vorkommt.' In ſeinen letzten Lebensjahren verwandte er ſeine Ferienzeit auf Reiſen. So beſuchte er die Niederlande, Wien, Paris. Man muß ſehen, mit welcher Regelmäßigkeit er die geringſten Umſtände ſeiner Fahrten an ſeine Frau berichtet, wie er geſchlafen, was er für Wein getrunken, was für Wetter iſt. Selbſt Moden ſtudirt er, um ihr gebührend Rechenſchaft zu geben. Als guter Familienvater entfernt er ſich nur ſeufzend von Hauſe und ſpricht unaufhörlich ſeine Sehnſucht nach dem Augenblicke aus, wo er Frau und Kinder wiederſehen und ihnen von den ſchönen Dingen erzählen wird, die er geſehen hat. Zu Wien bringt er alle Abende in der Oper zu; er hört dort Rubini, Lablache; er erklärt ſich zu Roſſini bekehrt. Fräulein Mars zu Paris hat ihm Bewunderung für Scribe entlockt. Indeß auch der Gelehrte wird ſeine Rechnung bei der Reiſe finden. Hegel vergißt keine Kirche, keine Gemälde-Galerie, keine Kupferſtich-Sammlung. Das Werk eines großen Meiſters läßt ihn ſeine Reiſe ändern.

„Der Kontraſt, den die bürgerliche Ehrbarkeit des Philoſophen mit ſeinem furchtbaren Rufe bildet, charakteriſirt ihn hinlänglich. Man begreift, wie gerade er die Einheit der Gegenſätze zum Prinzip erhoben; denn er iſt ſelbſt eine Zuſammenſetzung von Gegenſätzen. Er iſt zu gleicher Zeit ſchwerfällig und ſcharfblickend, ſolid und zügellos, pedantiſch und erhaben. Seine gewöhnliche Sprache iſt der Gipfel der Barbarei, aber hier und da außerordentlich glückliche Worte.

„Die Vorleſungen des Meiſters glichen ſeinen Büchern. Nie hat ein ſo abſonderlicher und zugleich ſo mächtiger Profeſſor je einen Lehrſtuhl inne gehabt. Er trat ein, ſetzte ſich, rollte ein Heft auf, blätterte vor- und rückwärts, huſtete, ſtotterte, und ließ dem erſtaunten Beobachter erſt nichts ſehen, als ein kleinbürgerliches Benehmen, eine ausdrucksloſe Phyſiognomie, ein plumpes Aeußere, ein glanzloſes, erloſchenes Auge. Hatte die Vorleſung angefangen, ſo wuchs die Bewunderung allmählich. Hegel ſuchte mühſam ſeine Ausdrücke; ſeine langen Perioden kamen ſelten richtig an's Ende. Es war ſchwer, dieſen ſchwäbiſchen Ton, dieſe Sprache ohne Proſodie, dieſes holprige Auftreten, die Emphaſe, mit der ihm zuletzt die Worte entſtrömten, zuſammenzureimen.

„Alles das indeß war noch gar nichts gegen die Dunkelheit des Gedankens. Die Verdutztheit wuchs bei jedem Satze. Man fühlte ſich von ſichtbaren Finſterniſſen umgeben. Und das war der Meiſter, deſſen Ruhm Deutſchland erfüllte."

Weiterhin wird auseinander geſetzt, wie das unter dieſen Umſtänden möglich war, wie Hegel ſich Schüler gewinnen und ſie begeiſtern konnte. Es folgt nun eine Beſprechung der Hauptwerke Hegel's, der Logik, Phänomenologie und Encyklopädie, bei denen dieſer franzöſiſche Kritiker, ebenſo wie der erſte, in die frühere deutſche Philoſophie, namentlich auf Schelling, zurückgeht. Auch hier finden wir Schelling, wie Hegel, auf Spinoza zurückgeführt, und Hegel als Mittelglied zwiſchen Kant und Schelling hingeſtellt. Er habe Schelling'ſche Grundgedanken, die dieſer mehr als Poet, denn als Philoſoph ausgeſprochen und beweislos hingeſtellt, durch die Kant'ſche ſtreng logiſche Methode beweiſen wollen; er habe einen ebenſo großen Widerwillen gegen Schelling's glänzende und leichte Phantaſien, wie gegen Kant's abſtrakte Begriffswelt empfunden, da er „ein Mann der Realität und der Subſtanz" geweſen iſt. „Hegel's Werk läuft weſentlich darauf hinaus, daß er der Identitäts-Philoſophie eine Methode gegeben; aber man muß hinzufügen, daß die Methode in der Philoſophie die Philoſophie ſelbſt iſt." — Dieſen Satz werden nicht alle Leute zugeben.

In einem anderen Abſchnitte wird auf die weitere Entwickelung des Hegelianismus eingegangen, welche derſelbe nach dem Tode des Meiſters in Deutſchland durchmachte; die Hauptſtelle nimmt darin die Hegel'ſche Staats- und Religions-Idee ein. Strauß, Feuerbach, Stirner (eigentlich Kaspar Schmidt) ꝛc. werden hier in ihren religiös-politiſchen Meinungen und Strebungen beſprochen.

„Die Revolution und der Sozialismus drangen in die Lehre Hegel's ein. Die Ereigniſſe von 1848 in Deutſchland hatten das Eigenthümliche, daß ſie gewiſſermaßen die Saturnalien der Philoſophie waren. Hier angelangt, ſtehen wir nicht mehr vor einer Entwickelung, ſondern einer Zerſetzung, einer faulen Gährung. Die mächtigſte Bewegung des ſpekulativen Gedanken hat geendet im Skandal, in der Narrheit, im Nichts."

Am Schluſſe wird geſagt, daß das Hegelthum als Philoſophie allerdings als zuſammengeſtürzt zu betrachten ſei, daß man ihm aber doch zwei oder drei Ideen verdanke, welche die Menſchheit ſich angeeignet habe — und dies lohne ſich wohl der Mühe.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die Telegraphen-Verbindung zwiſchen dem alten und neuen Kontinente.

Mitten in dem amerikaniſchen Kriegsgetümmel iſt ein Unternehmen ſtill und beinahe unbeachtet fortgeſchritten und vollendet worden, welches aber deshalb nicht minder die Aufmerkſamkeit der geſammten civiliſirten Welt auf ſich zu ziehen verdient; wir meinen die Telegraphen-Verbindung zwiſchen dem Atlantiſchen und Großen Ocean, deren volle Wichtigkeit beſonders dann klar werden muß, wenn ſie ein Glied der telegraphiſchen Kette bilden wird, welche die alte Welt mit der neuen auf einem andern, als den bereits erfolglos verſuchten Wege vereinigen ſoll. Die Ausführung dieſes großartigen Plans wird zwar wohl noch einige Jahre in Anſpruch nehmen, doch iſt an der endlichen Vollendung nicht zu zweifeln. Wir geben in Folgendem einen kurzen Bericht über die Art und Weiſe jenes Unternehmens.

Seit wenigen Wochen durchkreuzt der Telegraph den ganzen nordamerikaniſchen Continent: Oben bei Cap Race* auf Neu-Fundland beginnt der dünne Draht und geht dann in ununterbrochener Linie durch die britiſchen Beſitzungen, tritt hierauf durch die Neu-England-Staaten in das Emporium des amerikaniſchen Handels und Verkehrs über, läuft dann in weſtlicher Richtung durch die großen Thäler des Ohio und Miſſiſſippi, durch die üppigen grünen Prairien des Weſtens, weiter über öde und unfruchtbare Wüſten, überſteigt die hohen Ketten der Rocky Mountains, zieht ſich dann längs des Beckens des großen Salz-Sees und ſpäter durch die ſonnigen Thäler Kaliforniens hin, bis er zuletzt bei dem „Goldenen Thore" des großen Oceans ſeinen Endpunkt erreicht — eine Linie von etwa 5000 engl. Meilen.

Bisher wurde die Verbindung zwiſchen Kalifornien und dem Oſten durch die correſpondirenden Dampfer-Linien zwiſchen San Francisco und Panama, und Aspinwall und New-York und in neuerer Zeit noch durch die Ueberland-Poſt oder den ſogenannten Pony-Expreß unterhalten. Auf erſterem Wege dauerte es etwa 19, auf letzterem etwa 15—16 Tage, ehe Nachrichten zu erlangen waren; jetzt iſt dies in wenigen Stunden möglich.

Man iſt in Amerika daran gewöhnt, daß Eiſenbahnen und Telegraphen den in die Wildniß eindringenden Anſiedlern und Pionieren auf dem Fuße folgen, gerade wie bei der Gründung einer Niederlaſſung zuerſt eine Kirche und Schulhaus errichtet werden. Kaum zog daher Kalifornien vor 12 oder 13 Jahren durch ſeinen Gold-Reichthum die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, als ſich mehrere enthuſiaſtiſche Telegraphen-Bauer an die Regierung der Vereinigten Staaten wandten, um Unterſtützung zur Conſtruction einer Linie zwiſchen dem Goldlande und dem Oſten zu erlangen; indeß ohne Erfolg. Vor etwa zwei Jahren aber legte die Weſt-Union-Telegraphen-Compagnie in Rocheſter (Staat New-York) den Repräſentanten aller übrigen Telegraphen-Compagnien der Vereinigten Staaten einen Plan zur Ausführung des genannten Unternehmens vor, und deren vereinten Bemühungen gelang es, am 16. Juni vorigen Jahres eine Kongreß-Akte durchzubringen, welche zur Herſtellung dieſer Telegraphen-Linie 400,000 Dollars unter Vorbehalt gewiſſer Privilegien für die Regierung genehmigte, vorausgeſetzt, daß die Linie bis Ende Juli 1862 vollendet würde.

Nach Beſeitigung mehrerer weitern Hinderniſſe, worunter beſonders die Uneinigkeit in Betreff der Wahl der Route zu nennen iſt, entſchloß man ſich, den Telegraphen von Brownsville in Miſſouri aus in nordweſtlicher Richtung nach Omaha City in Kanſas dann weſtlich über Fort Kearney und Fort Laramie am Platte-Fluß, dann über den c. 7500 Fuß hohen South-Paß der Rocky-Mountains, von hier aus in ſüdöſtlicher Richtung über Fort Bridger an der Blacks Fork, die Salt Lake-City, weiter weſtlich über Fort Crittenden auf der ſogenannten Simpſon-Route nach Fort Churchill, Carſon Valley und über die Sierra-Nevada nach Placerville und San Francisco zu führen. Es iſt dies weſentlich derſelbe Weg, welchen die Ueberlandpoſt nimmt und die Linie war vorher von einem der Leiter des Unternehmens, Namens Creighton, unterſucht und für paſſend befunden worden. Creighton unternahm dieſe Exploration ganz allein im November vorigen Jahres und legte den größten Theil des Weges auf dem Rücken eines Maulthiers zurück. Er ſuchte beſonders Indianer aufzufinden, welche ihn über den Charakter des Landes beſſer aufzuklären vermöchten, als er es auf ſeiner ſchnellen Reiſe ſelbſt zu thun im Stande war. Die Jahreszeit, in welcher er reiſte, war diejenige, in welcher die Indianer dem Reiſenden am gefährlichſten ſind, weil es ihnen an Nahrungsmitteln gebricht; aber ſtatt ihnen aus dem Wege zu gehen, ſuchte ſie Creighton vielmehr auf und machte dieſerhalb viele Umwege, wodurch er indeß äußerſt werthvolle Erkundigungen über die verſchiedenen Straßen, die Tiefe des Schnees auf ihnen, die Art und Beſchaffenheit des Bauholzes und die Plätze, wo ſolches zu finden ſei, erhielt. Er überzeugte ſich, daß die Indianer jener Gegenden mit geringen Ausnahmen ruhig und harmlos ſeien, ſofern ſie nur demgemäß behandelt würden.

Creighton erreichte San Francisco am 1. März und kehrte ſogleich über Panama nach New York zurück. Unterdeß brach die Revolution im Süden aus, wodurch die beabſichtigte Telegraphen-Linie um ſo wichtiger und ihre baldige Vollendung um ſo wünſchenswerther wurde. Am 16. April wurde die Telegraphen-Compagnie organiſirt und die nöthigen Vorarbeiten ſchleunigſt in Angriff genommen. Wenn man bedenkt daß die Linie durch eine nur von Indianern und wilden Thieren bewohnte Wildniß und theilweiſe durch vollkommene Wüſteneien gelegt werden mußte, ſo wird man einen Begriff von den zu überwindenden Schwierigkeiten erhalten. Die Arbeiten wurden von San Francisco und Omaha City aus gleichzeitig begonnen und als Vereinigungspunkt die Salt-Lake City beſtimmt. Ueber die auf dem weſtlichen Theile der Linie verwendete Arbeitskraft beſitzen wir leider keine nähern Angaben; die auf dem öſtlichen Theile, von Omaha City nach Salt-Lake City verwendete beſtand aus nicht weniger als 400 wohlbewaffneten und mit den nöthigen Werkzeugen verſehenen Männern. Außer den nöthigen Lebensmitteln nahmen dieſe noch 100 Stück Rindvieh mit, welches mit dem Wagenzuge vorwärts getrieben und unterwegs nach Bedürfniß geſchlachtet wurde. Zum Transport des Baumaterials und der Proviſionen hatte die Compagnie über 100 Geſchirre angeſchafft, die durch Ochſen oder Maulthiere gezogen wurden.

Als Alles fertig war, brach die kleine Karawane von Omaha City auf und ſetzte am 4. Juli den erſten Pol ein. Die an jedem Tage zurückgelegte Strecke betrug im Durchſchnitt 10 engliſche Meilen und die Salt-Lake City wurde am 18. October erreicht. Sechs Tage ſpäter traf auch die weſtliche Abtheilung daſelbſt ein, der ohne Zweifel der ſchwierigere Theil der Linie über die Sierra-Nevada und Rocky-Mountains zugefallen war. Somit war die etwa 2000 Meilen weite Strecke in der kurzen Zeit von 3½ Monaten beendet worden. Die ganze Linie ruht auf Polen und ſelbſt bei Fluß-Uebergängen hat man dieſe der ſubmarinen Legung vorgezogen, indem erſtere von beiden Arten jedenfalls die ſicherſte iſt, obgleich auch ſie auf dieſer Linie vielen Fährlichkeiten ausgeſetzt iſt, worunter wir nur die Tiefe des Schnees auf den Gebirgen während des Winters, die Möglichkeit der Zerſtörung durch Feuer bei Prairie-Bränden, das Umſtoßen der Pole durch die Büffel und das Stehlen der Pfähle zum Zweck von Feuermaterial, erwähnen. Der verwendete Draht iſt galvaniſirt und das Gewicht deſſelben beträgt 350 Pfund pro engliſche Meile, wonach alſo der zu der ganzen Linie zwiſchen Brownsville und San Francisco gebrauchte Draht 700,000 Pfund ſchwer iſt. Die Art der Iſolirung des electro-magnetiſchen Stroms iſt die ſogenannte Wade'ſche; der Draht geht durch einen auf der Spitze des Pols befeſtigten Glaskörper, der durch ein kleines mit Theer getränktes hölzernes Dach geſchützt wird. Die Pfähle ſind von gewöhnlicher Höhe, an Zahl etwa 30 auf eine Meile, von denen die Hälfte aus rothem Cedernholz, und der Ueberſchuß hauptſächlich aus Fichtenholz beſteht. Da das Land, durch welches der Telegraph geht, außerordentlich holzarm iſt, ſo mußten die Pfähle oft ſehr weit hergeholt werden, an einer Strecke 240 engl. Meilen weit. Bei Fluß-Uebergängen wurden bisweilen, wo die gewöhnliche Höhe nicht ausreichte, maſthohe Pole eingeſetzt und ebenſo wurden dieſelben auf den hohen Gebirgen, wo ſich der Schnee zu fabelhafter Höhe aufhäuft, ſo groß gemacht, daß der Draht ſelbſt bei dem tiefſten Schnee noch frei liegt und damit er von dem Gewicht des auf ihm liegenden Schnees und Eiſes nicht niedergedrückt und zerriſſen werden könne, ſo wurden die Pfähle hier in größerer Anzahl näher an einander angebracht.

Das bei dieſer Linie angewandte telegraphiſche Syſtem iſt das be-

* Cap Race. — Die Wichtigkeit dieſes Punktes im amerikaniſchen Telegraphen-Syſtem dürfte wohl nicht allgemein bekannt ſein. Es liegt an der Südoſtſpitze der Inſel Neu-Fundland und faſt alle von Europa nach New-York, Boſton oder Quebeck fahrenden Dampfer ſuchen dies Cap in Sichtweite zu paſſiren. Hier unterhält nämlich die amerikaniſche Preſſe mehrere Dampfboote, welche beſtändig in der Nähe des Caps kreuzen, um den vorübergehenden transatlantiſchen Dampfern zu begegnen und von dieſen die neueſten Nachrichten in Empfang zu nehmen, welche dann von Cap Race aus nach allen Theilen des brittiſchen Nord-Amerika's und den Vereinigten Staaten telegraphirt werden. Auf dieſe Weiſe treffen dort europäiſche Nachrichten je nach der Jahreszeit und Witterung in 8, 9 und 10 Tagen ein und wenn der Dampfer ſeinen eigentlichen Beſtimmungsort erreicht, ſo haben die überbrachten Nachrichten ſchon vor 3 bis 4 Tagen in den Zeitungen geſtanden.

Digitized by Google

kannte Morſe'ſche, welches die Depeſchen in einer aus Punkten und Strichen beſtehenden Zeichenſprache wiedergibt.

Die Koſten belaufen ſich auf etwa 250 Dollars pro Meile, ſo daß die Geſammtſumme nicht über 500,000 Dollars betragen wird. Hiervon bezahlt die Regierung der Vereinigten Staaten 400,000 Dollars in jährlichen Terminen von 40,000 Dollars. Der Staat Kalifornien zahlt 60,000 Dollars, das Uebrige hat die Compagnie ſelbſt aufzubringen.

Bereits iſt der Telegraph dem Publikum übergeben und erfreut ſich ſchon vielſeitiger Benutzung. Die Koſten einer Depeſche von New-York nach San Francisco ſind für 10 Worte 5 Dollars 95 Cents (von St. Louis aus 4 Dollars 25 Cents) und für jedes weitere Wort 48 Cents; für die Entfernung jedenfalls ein ſehr niedriger Anſatz.

Der geographiſche Längen-Unterſchied zwiſchen San Francisco und Cap Race beträgt etwa 70 Grad, alſo eine Zeitdifferenz von 4 Stunden 40 Minuten. Eine Depeſche, die bei Sonnenuntergang von Cap Race abgeſchickt würde, müßte San Francisco erreichen, wenn die Sonne noch weit über dem Horizonte ſteht. Die Preiſe auf den New-Yorker Märkten könnten auf die in San Francisco noch denſelben Tag einwirken. Goldgräber am Yuba in Kalifornien könnten in ihren eigenen Zeitungen leſen, was ein oder zwei Tage vorher am Potomac vorgefallen iſt, und könnte ein Telegramm von New York im Augenblick über die ganze Linie geſandt werden, ſo würde es, wenn die New-Yorker Uhren bei Abgang Nachmittags 2 Uhr zeigten, in San Francisco anlangen, wenn es nach dortiger Zeit eine Viertel Stunde vor 11 Uhr Vormittags wäre.

In Kalifornien iſt eine weitere Telegraphen-Linie in Ausführung begriffen, die von San Francisco aus ſüdlich bis Los Angeles und nördlich bis Yreka nahe an der Gränze von Oregon geht und jeden wichtigen Platz des Staates auf dieſe Weiſe mit einander verbindet. Dieſe Linie wird innerhalb Jahresfriſt wahrſcheinlich bis an die nordweſtliche Gränze des Vereinigten Staaten-Gebiets im Territorium Waſhington fortgeführt werden, von wo aus ein gewiſſer Perry Mc. Donough Collins vorgeſchlagen hat, ſie längs der Nordweſtküſte des nord-amerikaniſchen Continents bis zur Behrings-Straße fortzuſetzen, letztere durch ein ſubmarines Kabel zu kreuzen und dann an der Oſtküſte von Aſien hinab zu legen, bis ſie ſich mit der ruſſiſchen Linie am Amur-Strom vereinigt.

Daß ſich die ruſſiſche Regierung für dieſes Unternehmen ſehr intereſſirt, iſt leicht begreiflich und ein ruſſiſcher Ingenieur, Oberſt Romanov, befindet ſich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten, um für die Ausführung nach Kräften zu wirken. Romanov's Plan weicht übrigens von dem Collins'ſchen inſofern ab, als er die Behrings-Straße als Uebergangs-Punkt unbedingt verwirft, indem das Feſtland in dieſer Region mit ewigem Schnee und Eis bedeckt und ſo wild und unfruchtbar wäre, daß kein menſchliches Weſen ſelbſt nur auf eine kurze Zeit hier zu exiſtiren im Stande ſei. Dagegen meint er, ſei der ſüdliche Theil der Behring-Straße von der Natur wie zu einem Verbindungsglied zwiſchen der alten und neuen Welt geſchaffen. Hier zieht ſich die Inſelgruppe der Aleuten in einem Halbkreis zwiſchen Kamtſchatka und Amerika hin, zwar eine Entfernung von Kontinent zu Kontinent von ungefähr 1600 Meilen, alſo eben ſo weit, als der Atlantiſche Ocean zwiſchen Valentia in Irland und der Trinity-Bai auf Neu Fundland, allein während das Meer zwiſchen letzteren Punkten eine ununterbrochene Waſſerfläche bildet, befinden ſich dort nicht weniger als 81 Inſeln, von denen die größte 200, eine andere 100, eine dritte 70, drei 50 Meilen u. ſ. f. lang ſind. Dieſe Inſeln ſind meiſt erloſchene Vulkane, gebirgig und felſig, ohne Wälder. Einige von ihnen ſind von den Aleuten bewohnt, andere bilden ruſſiſche und amerikaniſche Depots. Das Meer friert, außer in einigen Baien der Inſeln, nie zu, obgleich Treibeis bisweilen hier herunter kommt.

Eine telegraphiſche Verbindung zwiſchen Amerika und Aſien mittels dieſer Inſelgruppe ließe ſich nun auf doppelte Weiſe in's Werk ſetzen, einmal durch kurze ſubmarine Kabel von einer Inſel zur andern und dann auf Polen über das Land hinweg, oder mit Hinweglaſſung der letztern Art und Weiſe, durch Auswahl geeigneter Punkte, als Häfen und bewohnte Plätze, zwiſchen denen unterſeeiſche Kabel gelegt werden könnten. Auf erſterem Wege würden 770 Meilen Kabel zu Waſſer und 233 Meilen Draht zu Land erforderlich ſein, doch iſt der letztere Weg, obgleich viel theurer, jedenfalls vorzuziehen, weil wie erwähnt die Aleuten ohne Wälder ſind und ſomit das Holz für die Pfähle erſt weit transportirt werden müßte, ferner das Einſetzen der Pfähle in den ſteinigen Boden viele Schwierigkeiten verurſachen würde, endlich weil die vielen Kabel-Enden, beſonders an den felſigen Küſten, ſehr der Zerſtörung ausgeſetzt ſind. Als paſſende Endpunkte dieſer telegraphiſchen Linie empfiehlt Romanov: Petropawlosk in Kamtſchatka für Aſien und Morſchewskoe auf der Aljaska-Inſel für die amerikaniſche Seite. Von letzterem Punkte aus könnte ein weiteres ſubmarines Kabel zwiſchen der Schumagine, Kadjak und andern kleinen Inſeln bis Neu-Archangel auf Sitka und weiter bis zur Königin-Charlotten-Inſel, eine Linie von 1315 engl. Meilen, gelegt werden, die dann mit der von San Francisco aus bis Vancouver zu führenden, vereinigt werden könnte und derjenigen zu Lande längs der Nordweſtküſte des Kontinents gewiß vorzuziehen wäre.

Zwiſchen Kamtſchatka und dem Amur zieht Romanov ebenfalls das unterſeeiſche Kabel vor und will den Landweg nur im äußerſten Nothfalle benutzt wiſſen. Die Ausführung läßt vier verſchiedene Routen zu: 1) Von Nicolajewski am Amur nach der Bai von St. Nicolai in Ulben, weiter nach den Schantar-Inſeln, Ajan, Ochotſk, Tauinsk, Cap Piaguine, Jamsk, Tigelsk und Niſchni Kamtſchatsk nach der Behrings-Inſel, zuſammen eine Strecke von 1957 Seemeilen. 2) Von Port de Caſtries nach Cap Laſareff, durch die Straße von Sachalin, nach der Bai Nu an der Oſtküſte der Sachalin-Inſel, von da aus in gerader Linie nach Bolcherezk auf Kamtſchatka und Port Petropavlosk, zuſammen nur 800 Seemeilen. 3) Ueber die Sachalin-Inſel nach Cap Terpenia, von da nach der zur Kurilen-Gruppe gehörigen ruſſiſchen Inſel Urup, und über die Kurilen nach Petropavlovsk, 1200 Seemeilen. 4) Von der Bai St. Olga nach dem japaniſchen Hafen von Hakodadi auf Matsmai und längs der Kurilen-Inſeln nach Petropavlovsk. — Die erſten drei Linien gehen durch ruſſiſches Gebiet, die letztere hingegen berührt japaniſches, was zwar in politiſcher Beziehung nicht ganz erwünſcht ſein würde, aber in commercieller Hinſicht von Vortheil wäre, da Hakodadi einen Verkehrsplatz des geſammten europäiſchen Handels bildet. Dagegen iſt die zweite Route über Bolcherezk, als die kürzeſte, um ſo mehr vorzuziehen, als das Meer von Ochotsk für die Legung eines ſubmarinen Kabels keine Schwierigkeiten bietet. Die ganze Länge einer Telegraphen-Linie vom Amur nach der Königin Charlotten-Inſel würde mittels dieſer Route 3990 Seemeilen lang ſein.

Was die in Ausführung begriffene Linie durch Sibirien nach der Mündung des Amur betrifft, ſo bemerken wir, daß dieſelbe noch in dieſem Jahre über den Ural nach Omsk am Irtyſch vollendet werden ſoll. Im nächſten Jahre wird ſie bis Irkutzk am Baikal-See, dann bis Nertſchinsk, welcher Punkt 1863 erreicht werden ſoll und im folgenden Jahre bis Oroum am Amur weitergelegt werden. Hier ſoll ſich die Linie theilen, indem eine nach einem ruſſiſchen Hafen an dem japaniſchen Meere, die andere nach der Mündung des Amur gehen ſoll.

New-York W. Tr.

Italien.

Wilh. Rüſtow über Garibaldi's Feldzug von 1860.*

Fahrt nach Sicilien. — Lamoricière's Armee. — Vor Capua. — Engliſche Legion.

Wilhelm Rüſtow, der thätige Militair-Schriftſteller, im letzten Feldzuge Garibaldi's Oberſt-Brigadier der italiäniſchen Südarmee, hat ſeine Erinnerungen aus jenem Kriege veröffentlicht, die mit der in der Schweiz erſchienenen, militairiſchen Geſchichte des Feldzuges von 1859 nicht zu verwechſeln ſind. Es wird Vielen gewiß nicht unlieb ſein, etwas Zuverläſſiges über die Verhältniſſe und Ereigniſſe jener Zeit zu erfahren, von denen wir meiſt nur durch höchſt unzuverläſſige und parteiiſch gefärbte Zeitungs-Korreſpondenzen Kunde bekamen. Rüſtow iſt eine zu bekannte Perſönlichkeit, als daß wir nöthig hätten, näher den Standpunkt anzugeben, von dem dieſe Berichte verfaßt ſind — er iſt natürlich ein ſtark ausgeſprochener, und muß demnach von dem Unparteiiſchen in gehörigen Abſchlag gebracht werden.

Im Mai 1860, als Garibaldi ſeinen kühnen Zug nach Sicilien bereits unternommen, ſaß Rüſtow noch als Militair-Schriftſteller in Riesbach bei Zürich. Gegen das Ende dieſes Monats machte eine Dame als Vermittlerin ihm den Vorſchlag, nach Italien zu gehen und in Garibaldi's Armee zu treten, wo man militairiſch gebildeter Männer dringend bedürfe. Später drangen noch andere ungenannte Perſonen in ihn, und ſo nahm er denn, nachdem er ſich eine kleine Sicherſtellung für ſeine Familie bedungen, den Vorſchlag an.

* Erinnerungen aus dem italiäniſchen Feldzug von 1860. Von Wilhelm Rüſtow, Oberſt-Brigadier der italiäniſchen Südarmee. II Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1861.

Digitized by Google

Gleich im Eingang vertheidigt ſich Rüſtow gegen einen Vorwurf, den man ihm machen werde, nämlich den, daß er in ſeiner Geſchichte des italiäniſchen Krieges von 1859 die Vereinigung aller germaniſchen Stämme, Oeſtreichs, Preußens, Deutſchlands, Englands gepredigt, um den Romanen entgegen zu treten, welche aus dem Mittelländiſchen Meere einen romaniſchen See machen wollten, und daß er nun ſelbſt gehe, den Italiänern zu helfen.

„Der Widerſpruch, werden wie belehrt, exiſtirt eben nur für diejenigen, welche mich und die Sache nie verſtanden haben.

„Die Gefahr für die Germanen (sic!) beſtand lediglich, ſo lange Napoleon durchaus Hand in Hand mit Italien ging, oder dieſes zu ſeinem unbedingten Vaſallen machte. Aber die Annexion Savoyens und Nizzas an Frankreich trennte das Bündniß innerlich, und die Unternehmung Garibaldi's war ein feierlicher Proteſt Italiens gegen die Abhängigkeit von Frankreich.“

Die Vertheidigung geht noch weiter — Rüſtow bekennt ſich wie 1859 und 1860 als Feind der Romanen-Despotie Napoleon's III., als Feind der „Verpiemonteſelung“ Italiens. Er habe weder mit den Bonapartiſten noch mit den Cavouriſten conſpirirt, aber wohl mit den Mazziniſten und Garibaldi.

Das genügt uns zur Aufklärung, iſt aber zugleich ein Beweis, daß Herrn Rüſtow's vorhergehende Apologie reiner Sophismus iſt. Eingeweiht in alle Geheimniſſe Garibaldi's und Mazzini's, wie er zu ſein behauptet, in Geheimniſſe, die zudem von den Dächern gepredigt werden, weiß er gewiß beſſer, als wir, was die Abſichten der Italianissimi in Bezug auf Welſchtyrol, Venedig, Trieſt und Dalmatien ſind — Gerade dieſe Partei iſt es, die es laut verkündet, die „Germanen“ — Tedeschi, wenn man will — müßten vom Adriatiſchen Meere verdrängt werden. Sonſt iſt uns wenigſtens kein Fleck bekannt, wo das Germanenthum noch an's Mittelmeer anſtößt. Wozu alſo eine Entſchuldigung, die für jeden Menſchen von einiger Urtheilskraft ſich ſofort zur härteren Anklage umgeſtaltet? Wir halten die Stelle, wo er die Germanen zum gemeinſamen Handeln gegen die räuberiſchen Romanen auffordert, gar nicht für ſo maßgebend, als daß ſie den berühmten Taktiker hätte abhalten ſollen, ſich die romaniſchen Lorbeeren zu pflücken, die ihm nach ſeinen Angaben in ſo reichem Maße zu Theil geworden. Man iſt ja das Changiren heutigen Tages ſo gewohnt, daß man es für ſelbſtverſtändlich hält.

So ging alſo Herr Rüſtow nach Genua, wo er mit verſchiedenen Größen, namentlich mit Dr. Bertani, Garibaldi's Geſchäftsführer für die ſicilianiſche Expedition, und Mazzini zuſammen kam, der ſich damals dort verſteckt hielt, während man ihn ſonſtwo in der weiten Welt wähnte.

„Mazzini hatte auf den erſten Blick nichts, was beſonders feſſeln konnte; er war ein ſchon bejahrter Mann, der, wenn er weder Augen noch Sprache gehabt hätte, für einen deutſchen Profeſſor gehalten werden konnte.“ Erſt beim Sprechen entfaltet ſich das Eigenthümliche des Mannes, auf das indeſſen Herr Rüſtow auch nicht näher eingeht. Seine Bewunderung macht ſich hauptſächlich nur in obligaten Invectiven auf die Miniſteriellen und Gemäßigten Luft. Herr Rüſtow entwarf mit Mazzini den Plan für eine Invaſion in's Römiſche, der im 2. Kapitel beſprochen wird. Seine Mittheilung hat natürlich nur Werth für die Geſchichte der Strategik, da ſie zu ſeinem Verdruſſe nicht zu Stande kam.

Am Intereſſanteſten darin iſt der Abſchnitt, welcher poſitive Angaben über die päpſtliche Armee unter Lamoricière enthält.

„Dieſelbe beſtand aus 5—6000 Gensdarmen in den drei Legationen von Rom, Urbino und den Marken. Die Gensdarmen waren in kleinen Abtheilungen über das ganze Gebiet des Kirchenſtaates verſtreut; ſie waren zum größten Theil „zuverläſſig,“ d. h. entſchloſſen, ſich für den Papſt zu ſchlagen, nicht durchweg, wie aus dem Verlauf meiner Erzählung ſich ergeben wird. Aber es war wenig darauf zu rechnen, daß man einen beträchtlichen Theil dieſer Gensdarmerie würde mobiliſiren, d. h. dergeſtalt vereinigen können, daß er den Armee-Bewegungen als integrirender Theil der Armee folgen konnte. Man ſchlug dieſen Theil auf's höchſte zu 500 Mann an.

„Die Artillerie zählte 600 Mann in vier Batterien und einem Zuge (Section) Fremden-Artillerie. Man rühmte ihre gute Disciplin, dagegen wollte von ihrer Einübung Niemand etwas wiſſen. Wären die Batterien vollzählig geweſen, ſo hätte die päpſtliche Armee 34 Stücke gezählt und wäre der unſrigen vierfach überlegen geweſen. In der That aber waren nur 12 Stücke (Achtpfünder, Zwölfpfünder, ſechszöllige Haubitzen und zwei gezogene Kanonen) ſo beſpannt und ausgerüſtet, daß ſie als Feldartillerie angeſehen werden konnten; die übrigen Stücke nebſt Munitionswagen wurden höchſtens mit requirirten Pferden und Ochſen beſpannt. Die Munition fehlte zu den gezogenen Kanonen ganz und gar, einige Probeſchuß abgerechnet. Für die ganze übrige Artillerie waren Ende Juli 1000 Schuß bereit. Wir konnten ſchon im Anfange des Feldzugs mit eben ſo viel aufwarten und von Genua ohne Umſtände alle Wochen die gleiche Zahl beziehen.

„Die Infanterie beſtand aus zwei Bataillonen eingeborner Jäger, dem Irländer-Bataillon St. Patrik, drei fremden franco-belgiſchen und öſterreichiſchen Jäger-Bataillonen, zwei Fremden-Regimentern und zwei einheimiſchen Linien-Regimentern.

„Die einheimiſchen Jäger, damals 1500 Mann ſtark, waren als Elitetruppe behandelt worden; man hatte „möglichſt“ gute Auswahl getroffen, und es wurde vermuthet, daß ſie ſich ein wenig ſchlagen würden. Die Irländer, damals 1000 Mann ſtark, ſchon als verſoffenes Geſindel und betrogene arme Sünder angekommen, wurden von Jedermann für nichts gezählt; ſie dachten nur noch dran, wie ſie mit guter Manier wieder fortkommen könnten.

„Die drei fremden Jäger-Bataillone, das franco-belgiſche und die beiden öſterreichiſchen, zählten Ende Juli 1800 Mann; allerdings ſollten ſie zuſammen 3300 zählen, es war aber nicht der Fall. Die Leute in dieſen Bataillonen waren zum größten Theile zuverläßig, gute Soldaten, aber ſchlecht geübt. Die öſterreichiſchen Bataillone wurden von den eignen öſterreichiſchen Offizieren, die mit ihnen gekommen, ordentlich zuſammen gehalten, wenigſtens vor der Zeit der Gefahr, und die Nachrichten waren der Art, daß man auch für die Zeit des Kampfes nichts anderes vorausſetzen konnte.

„In den beiden Fremden- oder Schweizer-Regimentern, welche Ende Juli zuſammen noch 4000 Mann ſtark waren, herrſchte die Deſertion in ſchreckenerregendem Maße und nahm immer mehr überhand. Man konnte ſchwer berechnen, wie viel in vierzehn Tagen oder drei Wochen von dieſen Regimentern noch übrig ſein werde, aber man ſagte von den Soldaten, welche dann noch übrig ſein würden, daß ſie ſich „vielleicht“ ſchlügen, während von den 4000 Mann, welche die beiden einheimiſchen Linien-Regimenter ausmachten, als „ſicher“ angenommen ward, und mit vollem Recht angenommen werden konnte, daß ſie ſich „auf keinen Fall“ gegen uns ſchlagen würden. Die Bewaffnung der Infanterie, auch der Jäger-Bataillone, war durchweg miſerabel; der Mangel an gezogenen Gewehren war bei dieſer Armee deſto ſchädlicher, weil die meiſten gerade der militairiſch gebildeten Offiziere in derſelben einen hohen Werth auf das weite Schießen ſetzten. Jeder Mann der Infanterie hatte 50 Patronen in Taſche und Torniſter, nach allen Erfahrungen eben genug für ein nicht ſehr bedeutendes Gefecht. Der ganze Reſt der Taſchen-Munition in den Magazinen belief ſich auf 360,000 Patronen, alſo 30 auf den Mann, wenn man die Infanterie auf 12,000 Mann berechnete.

„Die Kavallerie beſtand aus 300 Dragonern, 80 Chevauxlegers und 50 Guiden. Die Guiden waren ſämmtlich, von den Chevauxlegers 20, von den Dragonern 200 beritten. Die berittene, alſo wirkliche Reiterei belief ſich ſomit auf 270 Mann. Kein Menſch zweifelte daran, daß dieſe geſammte Reiterei ſich ſogar gut ſchlagen werde. Das Genie zählte 43 Mann.

„An dem Material für die Artillerie und das Genie fehlte es auf's Aeußerſte. Da wir bereits geſehen haben, daß ſogar für die Beſpannung der Batterien nicht geſorgt war, kann es nicht auffallen, daß ein Artillerie-Reſervetrain gänzlich fehlte. Auch ein Verpflegungs-Train war durchaus nicht vorhanden, ſo nöthig ein ſolcher für eine Armee geweſen wäre, welche bei Lichte betrachtet, in feindlichem Lande kämpfte und auf die Unterſtützung der Bevölkerung ſich faſt gar keine Rechnung machen konnte. Für den Ambulance- und Verpflegungs-Dienſt war ſo gut als nichts gethan.

„Dies waren die wirklichen Verhältniſſe der Armee Lamoricières. Wir glauben, daß wir hier die erſten, ganz zuverläßigen Nachrichten über dieſelbe einem größeren Publikum mittheilen. Man mißtraue jeder andern Darſtellung. Uebrigens wird die unſerige für jeden, der ſehen will und ſehen kann, durch die Berichte Lamoricière's und der Piemonteſen vollſtändig beſtätigt werden.

„Faſſen wir zuſammen, ſo zählte die Armee Lamoricières etwa 18,000 Mann, die ſich ganz gewiß nicht vermehren, wohl aber vermindern können. . . . .

„Darüber war nur Eine Stimme, daß Lamoricière ein tüchtiger, tapferer Soldat ſei. Aber er war, wenn man es genau beſah, doch eigentlich ein General ohne Armee, und daß er vollſtändig fähig ſei, ſich in ihm ganz fremde Verhältniſſe ſchnell hinein zu denken und danach zu

Digitized by Google

handeln, das trauten ihm von den geſcheidten Leuten, die ihn kannten, ſehr wenige zu.“

Die nächſten Kapitel und wohl überhaupt das ganze Buch enthalten nichts eigentlich Hiſtoriſches im größeren Stile; dagegen zahlreiche nicht unintereſſante Genrebilder, aus denen man das italiäniſche Leben während dieſer Periode näher kennen lernen kann.

Auch kommen viele Privatgeſchichten der abenteuernden Fremdlinge vor, die in Garibaldi's Armee Dienſte ſuchten und ſich dabei vielfach an Rüſtow wandten.

Die Expedition, mit welcher unſer Held nach Sicilien abgehen ſollte, hatte einige Schwierigkeiten mit dem piemonteſiſchen Miniſterium zu beſtehen, welches zwar die Sache gut hieß, aber nicht zu öffentlich compromitirt ſein wollte. Farini kam Ende Juli extra nach Genua, um mit Bertani Rückſprache zu nehmen, und die Einhaltung gewiſſer Formen zu verlangen, welche nöthig ſeien, um das Miniſterium gegen die fremde Diplomatie zu ſchützen. Es wurde dabei eine völlige Convention aufgeſetzt.

Am 6. und 7. Auguſt Nachts gingen in aller Stille die nach Sicilien beſtimmten Truppen ab. Der Generalſtab, den Rüſtow leiten ſollte, und noch einige Compagnien, wie auch die mailändiſche Genie-Compagnie folgten am 12. und 13. Auguſt hinterdrein, nachdem zuvor noch ein dringender Brief von Garibaldi angelangt war, der ſchon vor dem 15. Auguſt von Sicilien aus auf das neapolitaniſche Feſtland überſetzen wollte. Die Fahrt, welche Rüſtow auf dem „Byzantin“ machte, ging über Cagliari nach Palermo. Auf der Rhede von Cagliari, wo mehrere der Expeditions-Schiffe vor Anker lagen, kam Garibaldi ſelbſt, der ſich gerade dort befand, an Bord — unter unendlichem Evvivarufen und Geſchrei. Er gab einige Anordnungen und dirigirte das Schiff nach Palermo. Auf der Fahrt dorthin hatte Rüſtow einige Mühe, die ihm untergebenen Leute im Zaume zu halten. Sie hatten auf allgemeine Brüderlichkeit gerechnet, und wunderten ſich, als ſie einige ihrer Effecten an Matroſen verkauft, daß ſie zu Arreſt und Ausſtoßung verurtheilt werden ſollten. Auch fing ein Intriguenſpiel gegen den neuen Kommandanten an.

Von Palermo ging Rüſtow nach Milazzo, wo er ſich in einem Kloſter einquartirte und Gelegenheit hatte, bei einer Fahnenweihe vom Balkon herab eine italiäniſche Rede zu halten, die mit raſendem Jubel aufgenommen wurde.

Wir können Herrn Rüſtow auf ſeinen Märſchen durch Sicilien nicht weiter begleiten, ebenſo wenig auf ſeiner Ueberfahrt nach dem Feſtland, daß ſich alles dieſes mehr im Bereiche der bloßen Reiſe-Erinnerungen hält. Wir wollen auch nicht vorenthalten, zu geſtehen, daß es uns ſcheint, als ob Herr Rüſtow viele Dinge weit über ihre Wichtigkeit erhoben und ausgeſponnen. Wir treffen ihn alſo in Caſerta und vor Capua wieder mitten in der Garibaldi'ſchen Armee und in engſter Vereinigung mit Türr, und anderen vielgenannten Namen. Die Neapolitaner hielten damals noch Capua ſtark beſetzt; die Truppen, welche in und um die Stadt ſtanden, wurden auf etwa 12,000 Mann geſchätzt; darunter zahlreiche Reiterei, welche noch am linken Ufer des Volturno fouragirte. Ein Theil der Truppen ſtand am rechten Ufer des Volturno hinter den Bergen von Geruſalemme im Lager; weiter am Volturno aufwärts, am rechten Ufer zur Bewachung der Uebergänge ſtarke Poſten; von Capua bis Aliſe hinauf rechnete man etwa 10,000 Mann, und wahrſcheinlich war auch dies noch zu wenig. Die neapolitaniſchen Reſerven ſtanden auf den Straßen nach San Germano und Venafro mit Detachements links in den Abruzzen — ferner nach Gaeta und in Gaeta ſelbſt. Im ganzen ward die neapolitaniſche Armee in dieſen Stellungen auf 55,000 Mann veranſchlagt. Von Capua, das von Vauban als Feſtung angelegt worden, hieß es, ſeine Werke ſeien verfallen und in ſchlechtem Zuſtande. Nach Rüſtow, war dies indeß durchaus unrichtig.

Die 11,000 Mann, die unter Türr in erſter Linie ſtanden, konnten gegen eine ſolche Uebermacht nichts Ernſtliches unternehmen; ſie beſchränkten ſich auf die Bewachung der Volturnolinie. Türr ernannte Rüſtow nach vorheriger Anfrage zum Chef des Generalſtabes ſämmtlicher um Caſerta befindlicher Truppen; derſelbe mußte ſich aber ſeinen Generalſtab erſt bilden.

„Türr hatte ein ganzes perſönliches Gefolge von vorzugsweiſe ungariſchen Offizieren, doch auch von andrer Nationalität fehlten ſie nicht. Aber zum Dienſte des Generalſtabs hatten dieſe Herren weder die Neigung, noch die Fähigkeit. Es gefiel ihnen viel beſſer, in allerlei Aufputz herumzureiten, Neuigkeiten aufzufiſchen, vielleicht auch dieſer und jener den Homer ihres Achill zu machen. Selbſt einen Leibarzt hatte Türr, einen Deutſch-Ungarn, der ſich ſehr viel auf ſeinen ſchönen Stil zu gute that (und dabei Türr auf plumpe Weiſe ſchmeichelte).“

Rüſtow organiſirte alſo einen Generalſtab, mußte ſich aber gefallen laſſen, von den Freiſchaar-Taktikern für einen Pedanten erklärt zu werden. Er legte Munitions-Magazine an, und quartirte ſich mit ſeinen Offizieren im königlichen Palaſte zu Caſerta ein, den er ausführlicher beſchreibt. Es iſt bekanntlich ein Prachtbau. Mitte September begannen kriegeriſche Operationen und am 19., dem Tage St. Januarius, kam es nach Garibaldi's Beſtimmung zum Angriffe von Capua, welcher den glänzendſten Punkt in Rüſtow's Kriegsthätigkeit bildet und ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern viel beſprochen wurde. Wie man weiß, führte derſelbe nicht zum erwarteten Ziele, und gab mehrfach Veranlaſſung zu einer mißliebigen Kritik der Praxis des berühmten Militair-Schriftſtellers. Herr Rüſtow erzählt den Hergang des Gefechtes, oder eigentlich ſeine perſönliche Betheiligung an demſelben mit photographiſcher Genauigkeit; gern würden wir etwas Näheres mitgetheilt haben, aber die Gränzen des uns zugemeſſenen Raumes und die Unthulichkeit eines Auszuges erlauben es uns nicht.

„Wie ſprach man in der Armee von dem Gefechte von Capua und meiner Betheiligung an demſelben? Etwa folgendermaßen:

„Rüſtow hat einmal wieder Leben und Zug in unſer Thun gebracht. Er hat durch ſein munteres Draufgehen den Neapolitanern einen heilſamen Schrecken eingejagt, daß ſie an nichts Anderes mehr, als an den Verluſt ihrer Feſtung, trotz aller ihrer Kanonen, dachten; Cajazzo hat in Folge deſſen ohne Widerſtand beſetzt werden können. Durch ſeine Ruhe, ſeine Ordnung und ſein Beiſpiel hat Rüſtow in wenigen Stunden aus Rekruten alte Soldaten gemacht.

„Dies war die allgemeine Stimme, wenigſtens die, welche laut wurde. Meine jungen Soldaten, die unter mir direkt gefochten hatten, waren ſtolz auf den Tag, und im allgemeinen ward mir eher zu viel, als zu wenig Ehre erwieſen.

„Das Gegentheilige, was ich hörte, kam in Nachrichten von Freunden aus der Heimat; ich erfuhr durch ſie, daß in einigen, allerdings wenigen Zeitungen neben den lobenden Schilderungen meiner Thätigkeit auch Vorwürfe verſchiedener Art gegen mich erhoben würden.

„Unter dieſen war der allgemeine Vorwurf: daß ich zwar ein vortrefflicher Theoretiker aber kein Praktiker ſei. Die Leute, welche dieſen berühmten Eſelsgeſang anſtimmen — die Leimſieder der deutſchen militairiſchen Zeitungen u. ſ. w.“ .... Man ſieht, Hr. Rüſtow geht tapfer drauf, wie bei Capua.

Wir wollen glauben, daß Herr Rüſtow vollkommen, unbeſtritten, und im ganzen Umfange Recht hat — aber man muß doch zugeſtehen, daß derſelbe mit dieſer langen Entgegnung (und ſo an vielen andern Stellen) nicht den Eindruck eines ſelbſtbewußten, ernſten Kriegers, ſondern eines ziemlich eitlen Mannes hervorbringt, der die Poſaune des Eigenlobes bläſt und bei ſeinen Ausfällen allen Halt verliert. Man höre z. B. eine kleine Probe:

„Und trotzdem hat ein Erzlump von Engländer, ein gewiſſer Edwin James, ein Kerl, der, um ſich wichtig zu machen, ausſprengte, daß er mit einer beſonderen Miſſion der engliſchen Regierung an Garibaldi beauftragt ſei, und auf dieſes Conto hin ſich in Neapel herumtrieb, — dieſer Erzlump hat in ein engliſches Blatt drucken laſſen: ich ſolle wegen Menſchenvergeudung vor ein Kriegsgericht geſtellt werden; ich glaube, er hat mir dabei obendrein noch einen confuſen Namen, wie Breslauer, oder ſo etwas, angehängt!! und andre Lumpe haben dieſen Unſinn nachgedruckt!!“

Herr Rüſtow ſchreibt ſonſt einen ſo fließenden und decenten Stil und macht den Eindruck eines Mannes von Erziehung; um ſo unangenehmer wirken dieſe und andere Stellen, wo mit Lumpen, Eſeln, beſch..... u. dgl. herumgeworfen wird. Indeſſen haben wir vielleicht nicht das rechte Organ, um den Vortheil dieſer natürlichen Friſche zu würdigen, die jedenfalls mit tieferen geſchichtlichen Strömungen zuſammenhängt. In Anſchlag bei dieſem Hange zu natürlichſter Ausdrucksweiſe ſind freilich die Umgebungen zu bringen, in denen ſich Herr Rüſtow bewegt hat. Ein gewiſſer Eber, hoher Offizier in Garibaldi's Armee von unbeſtimmbarer Nationalität, angeblich Ungar, aber das Deutſche, das er verleugnete, ganz gut ſprechend, aber auch wieder kein Deutſcher, und viele andere Kameraden ähnlichen Schlages ſcheinen ihm das Leben verbittert zu haben. Man ſprach von „Frechheit“ des Angriffes — und ſo weiter — das Echo hierauf lautet „Blödſinn.“

„Es iſt jetzt ziemlich allgemein bekannt, daß in Süd-Italien die ungariſche „Reclame“ eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Einige ungariſche Namen ſchwirren auf unbegreifliche Weiſe in allen Zeitungsberichten umher, ohne daß man ſich — bei Kenntniß der Thatſachen — erklären kann, wie das eigentlich kommen mag, da bei Lichte beſehen die Träger dieſer Namen gerade verflucht wenig gethan haben.

Digitized by Google

„Ein Freund ſchrieb mir, es würde nächſtens ein dreibändiges Opus in allen Weltſprachen zugleich unter dem Titel „Die Befreiung Italiens durch die Ungarn" herauskommen.

Der Fabrikant dieſer ungariſchen Reclamen war, Alexander Dumas zufolge, eben der genannte Eber, Oberſt der Fremdenlegion in der Krimm, und angeblich Korreſpondent der Times mit 30,000 Fr. jährlichen Honorars. Man hatte die „große Gutmüthigkeit" Garibaldi's benutzt, dieſen Mann an Türr's Stelle in's Kommando zu bringen.

„Ein Mittel der ungariſchen Reclame in Italien ſelbſt war noch die ſogenannte ungariſche Legion, welche in der Zeit der ernſten Thätigkeit etwa 150 Mann zählen mochte und aus allen Nationen beſtand; beſonders waren auch viele Nord-Deutſche darin. Die deutſchen Offiziere in derſelben hatten ſich — ungariſche Namen gegeben."

Es iſt wirklich rührend und für jeden echten Deutſchen erhebend. Man möchte glauben, wenn einmal ein Freiheitskrieg der Kongo-Neger ausbricht, und deutſche Landsknechte dorthin kommen, ſo laſſen ſie ſich, abgeſehen von den ſchwarzen Namen, die ſie natürlich annehmen, mit echtem Kienruß färben, um den Negern ihre Farbe und Nationalität nicht mißliebig zu machen.

Der zweite Band beginnt mit dem Plane der weiteren Operationen, den der Verfaſſer damals ausgearbeitet hatte. — Einwendungen Türr's dagegen; Apologien u. ſ. w. Alles im Tone der Unwiderlegbarkeit. Herr Rüſtow iſt furchtbar in dieſer Hinſicht, und in der Art und Weiſe, wie er ſeine Sehnſucht nach Ruhm an den Tag giebt, einzig in ſeiner Art. So heißt es S. 56. in dem Tagesbefehl Garibaldi's über die Schlacht am Volturno:

„Es war ein ſchöner Anblick, die ungariſchen Veteranen in's Feuer gehen zu ſehen (Eber's Brigade), mit derſelben Ruhe und Ordnung, wie auf dem Exercierplatze. Ihre unerſchütterliche Unerſchrockenheit trug nicht wenig zum Rückzuge des Feindes bei."

Hierzu bemerkt der Verfaſſer:

„Man ſieht, daß der Thätigkeit der Reſerve in dem Tagesbefehl ein ſchöner Platz eingeräumt iſt. Ich muß geſtehen, daß ich mich ſehr gefreut haben würde, meinen Namen in dieſem Tagesbefehl, in dieſer Aufzählung der Wirkungen der Reſerve zu finden; Keiner hatte dies an dem Tage mehr verdient als ich." — Herr Rüſtow war jeden Augenblick darüber im Laufenden, was die deutſchen und ſonſtigen Blätter über ſeine kriegeriſche Laufbahn brachten, und keine Zeitungsnachricht von damals iſt ihm zu geringfügig, um ſie nicht noch einmal hier zur gründlichen Beſprechung zu ziehen.

Seite 113 wird die Abſtimmung der Südarmee kurz berührt — dabei kam es vor, daß der Stab einer Diviſion, der aus 51 Perſonen beſtand, 167 Stimmzettel abgab, weil ſich viele Civiliſten dazwiſchen drängten und Zettel mit abgeben ließen.

Auch Victor Emanuel tritt einen Augenblick auf die Bühne, indem er am Volturno einen Inſpectionsbeſuch machte. Garibaldi ritt während dieſer Zeit nach Sparaniſe, um einer Begegnung auszuweichen. Ein Abbé, ein halb verdrehtes Individuum, das in auffallendem Anzuge vor dem Bataillon hertanzte, wie David vor der Bundeslade, und ſeine Arme wie ein alter Telegraph umherwarf, zog die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich. Er fragte, wer dieſer merkwürdige Mann ſei, und der Abbé antwortete mit Selbſtgefühl: „Il Cappellano del Colonello Rustow." — Lachend ritt der König weiter.

Rüſtow ſchildert die engliſche Legion Peard's, wobei die klaſſiſchen Ausdrücke „Schweinerei, Säuerei, Lumpengeſindel, Hunde (von Engländern), nichtsnutzige Schufte und ſtrategiſche Brauersknechte" vorkommen. — Herr Rüſtow ſchildert dieſe engliſche Schaar nämlich als einen Ausbund aller Zuchtloſigkeit, Roheit und Barbarei.

Man denke ſich nur, eine vagabundirende Abtheilung der engliſchen Bande hatte zum Jokus auf den König Victor Emanuel geſchoſſen — völliges Tirailleurfeuer! — Glücklicher Weiſe waren die Schüſſe daneben gegangen. Garibaldi war wüthend, er ſchäumte vor Wuth.

„Unglücklicher Weiſe kamen gerade in dieſem Augenblicke vier engliſche Spitzbuben vorbei, welche Leinenzeug, Keſſel u. ſ. w. geſtohlen hatten. Garibaldi ließ nun ſelbſt Meiſter Peard rufen, und dieſer hatte fünf böſe Minuten. Das Kriegsgericht, welches bereits von mir angeordnet war, ward wiederholt eingeſchärft. Peard ſagte, daß es bereits berufen ſei, doch fürchte er Meuterei und bäte um Schutz.

„Ich ließ ſofort einige Bataillone der Brigade Dezza in's Gewehr treten, und ich muß ſagen, ich hätte gewünſcht, daß die „engliſche Legion" ſich gemuckſt hätte. Ich hätte ſie ohne alles Weitere maſſakriren laſſen. Unſere Soldaten waren in der beſten Stimmung dazu gegen Albion's Söhne.

„Doch ging alles ruhig hin. Zwei Schurken wurden zum Füſiliren verurtheilt, und da war es gerade wieder Garibaldi, der dieſe Hunde begnadigte." — Rückſicht auf ſeine Popularität in England, — und dergleichen!

Andere Truppentheile, namentlich die italiäniſchen, hielten mehr Mannszucht, obgleich auch unter ihnen verkommenes Volk genug war. — Sonſt rühmt Herr Rüſtow den Garibaldinern nach, daß ſie in ihrem activen, wirklich ſoldatiſchen Theile nur angenehme Erinnerungen zurückrufen könnten, daß die Neapolitaner ſpäterer Jahrhunderte vielleicht Halbgötter aus ihnen machen werden.

„Was die Piemonteſen betrifft, ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß ſie jemals feſten Fuß in Süd-Italien faſſen. Die ſteifen piemonteſiſchen Gensdarmen waren eine der erſten anmuthigen Erſcheinungen aus dem Norden, welche die Söhne des Südens genoſſen. Bald rieſen die Lazzaroni auf den Straßen, der piemonteſiſche König hat uns das piemonteſiſche Wetter gebracht! — denn es regnet jetzt unaufhörlich. Und als Victor Emanuel unter Escorte einer Schwadron Reiter ausfuhr, da hörte man nicht flüſtern, ſondern ſchreien: Das hat nicht einmal der Bourbon gethan."

Der Feldzug, den Garibaldi damals zum Beſten der Ungarn unternehmen ſollte, ſcheint keine beſonderen Gefahren für Oeſterreich gehabt zu haben. Es war Alles mehr Lärm und künſtliche Anſtiftung, als Wahrheit; die Freiwilligen Garibaldi's hatten keine rechte Luſt dazu, auch zweifelte Rüſtow, ob Garibaldi nach Ungarn gepaßt haben würde, ob er überhaupt eine klare Vorſtellung von den dortigen Verhältniſſen gehabt. Auf die Ungarn, ihren Hochmuth, ihre Herrſchſucht und Mißachtung fremden Recht's iſt der Verfaſſer ſchlecht zu ſprechen.

Doch wir müſſen hier abbrechen, ſo viel wir auch noch gefunden haben würden, was für ein größeres Publikum von Intereſſe wäre. Am Schluſſe iſt ein Brief Garibaldi's in Facſimile beigefügt, wie auch mitten im Texte die Garibaldi-Hymne in Urtext und Ueberſetzung mit Noten.

Polen.

Die Reformation in Polen.

„Was ſchnell entſteht, das vergeht ſchnell." Die Wahrheit dieſes Sprüchwortes hat ſich in dem Geſchicke der Reformation innerhalb der Gränzen des einſt ſo großen Polens zu Tage gelegt. Schwerlich giebt es ein Gebiet, worin die Reformation ſogleich bei ihrem Entſtehen bedeutendere Fortſchritte gemacht hätte, als das polniſche. Und ſchwerlich findet ſich ein Land, in welchem die fortgeſchrittene Reformation ſo ſchnelle Rückſchritte gemacht hätte, als das polniſche. Das vernünftige Denken kann nicht umhin, den Urſachen nachzuſpüren, durch welche dieſe für das proteſtantiſche Bewußtſein höchſt unerfreulichen Rückſchritte thatſächlich herbeigeführt ſind. Ein Paſtor der polniſchen und deutſchen Gemeinde in jenem Arelnau, welches in der Provinz Poſen liegt, Dr Wilh. Altmann, hat zu Erfurt und Leipzig 1861 im Verlage von G. W. Körner eine Schrift herausgegeben, welche den Titel führt: „Ein Wert über den Verfall der Reformation in Polen;" er hat inſonderheit die Urſachen dieſes Verfalls ausführlich entwickelt, ſo daß der geehrte Verfaſſer vielleicht beſſer gethan haben würde, wenn er dieſen Titel mit dem andern: „Ueber die Urſachen des Verfalls der Reformation in Polen," vertauſcht hätte.

Man könnte meinen, daß allein Katholiken denſelben bewirkt haben. Aber die Meinung würde ſich als eine verfehlte erweiſen für denjenigen, der mit dem Entwicklungsgange der Reformation in Polen ſich vertraut gemacht hat. Allerdings haben Katholiken, insbeſondere Jeſuiten, zur Hemmung der Reformation mit um ſo glänzenderem Erfolge beigetragen, als ſie ein in ſich geſchloſſenes Ganzes bildeten. Hören wir Herrn Paſtor Altmann: „So ließen die Jeſuiten Nichts unverſucht, vom Throne bis in die Hütten herab ihren Einfluß zur Katholiſirung des Landes geltend zu machen, und wenn ſie auch Seitens ihrer Glaubensgenoſſen nicht gleich allenthalben freundliche Aufnahme fanden, ſo ruhten ſie nicht, bis jeder Widerſtand gebrochen und zu ihren Gunſten gewandt war. Unter Sigismund III. (1587—1632) brachte es der Orden in Polen bereits auf 18 Kollegien mit 500 Mitgliedern; nehmen wir hiezu die übrige höchſt zahlreiche Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit, Nonnen, durchweg für die Katholiſirung des Landes glühend und kein dazu geeignetes Mittel, ja ſelbſt Meineid, Mord, Todtſchlag, Plünderung, Raub, Entführung, Zerſtörung der evangeliſchen Kirchen und Schulengebäude nicht fürchtend (???), ſo

Digitized by Google

läßt ſich ermeſſen, daß die Erfolge in der Bekämpfung der Evangeliſchen nicht fehlen konnten," a. a. O., Seite 12: eine Darſtellung, welche, wenn ſie auch an einer gewiſſen Uebertreibung leidet, doch ſchwerlich ganz ohne Wahrheit iſt; man vergl. die von Paſtor Altmann Seite 12 angeführte Schrift: „Eines polniſchen Edelmannes Anrede an die Großen von Polen, die Ruhe und Einigkeit des Königreichs durch Wegſchaffung der Jeſuiten zu befördern, betreffend."* Inzwiſchen ſind es Evangeliſche ſelbſt geweſen, welche auf mannigfache Weiſe, z. B. durch Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß des Evangeliums, ganz beſonders aber durch innere Uneinigkeit auf dem kirchlichen Gebiete, den Verfall der Reformation in Polen verſchuldet haben. Gab es doch unter den Evangeliſchen nicht blos eine lutheriſche und eine reformirte, ſondern auch eine böhmiſche Confeſſion! Wohl ſind im Verlaufe des ſechzehnten Jahrhunderts Synoden genug gehalten, um die Uneinigkeit in die Einigkeit, durch welche der Fortſchritt der Reformation in Polen bedingt war, umzugeſtalten; vgl. die Altmann'ſche Schrift, S. 4 ff. Es iſt jedoch Thatſache, daß die Synoden durch die Verkehrtheit mancher Evangeliſchen daran gehindert ſind, ihren preiswürdigen Zweck zu erreichen.

Trotz des Verfalles, den wir angedeutet haben, bemerkt Herr Paſtor Altmann S. 14 in Betreff Polens, „daß die Aufbietung der rechten Evangeliſirungsmittel mit Gottes Hülfe nicht ohne allen Erfolg bleiben könne und werde, dürfen wir immer noch getroſt hoffen." Wir aber können, von der Herrlichkeit des reinen Evangeliums überzeugt, nicht umhin, zu wünſchen, daß die getroſte Hoffnung des Verfaſſers nicht möge zu Schanden werden.

Breslau. Wilh. Böhmer.

Griechenland.

Eine neue Homer-Ueberſetzung.

Johann Heinrich Voß hat unſtreitig das Verdienſt, die alten Dichter, namentlich den Homer, dem deutſchen Publikum geſchenkt, eine Sprache erfunden zu haben, die, trotz aller Mängel im Einzelnen, die geeignetſte iſt, jene Meiſterwerke ſachgemäß wiederzugeben. Die freien, moderniſirten Ueberſetzungen ſind Zwittergeſtalten und verwiſchen den Haupteindruck der Alterthümlichkeit und des Nationalen. Ein Homer in ottave rime iſt nicht Vogel und nicht Froſch, nicht antik und nicht modern, nicht heidniſch und nicht chriſtlich. Seit Homer hat die Sprache Fortſchritte gemacht; man iſt, namentlich nach Platen's Vorgange, der hierin etwas durchaus Bleibendes geſchaffen hat, darauf gekommen, daß man viele Voſſiſche Härten und Steifheiten ſchmeidigen und abſchleifen könne, ohne der Sache ſelbſt Eintrag zu thun, und daß das antike Kolorit gar nicht an gewiſſe pſeudogriechiſche Conſtructionen und ſklaviſche Nachkünſtelungen gebunden ſei. — Jeder, der uns einen echt griechiſchen und dabei möglichſt deutſchen Homer zu geben verſucht, ſoll uns willkommen ſein. — Wirklich einen bedeutenden Schritt näher zum Ziele, hat die neue Ueberſetzung von Ilias und Odyſſee gethan, die uns eben vorliegt.**

In der That iſt ſie der fließenden hochdeutſchen Sprache in vielen Fällen bedeutend genähert und enthält eine große Anzahl von Verſen, wo der Verfaſſer die glücklichſten Griffe gethan hat; doch wird ſich auch nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß das Streben, möglichſt zu glätten und regelrechte Hexameter zu bilden, manche Mattigkeit verſchuldet hat. Man ſehe z. B. gleich das Proömium der Ilias, wo eigenthümlicher Weiſe gerade die Verſe mehr lahmen, als ſpäterhin:

> Sing, o Göttin, den Zorn des Peleusſohnes Achilleus,
> Jenen verderblichen, der viel Leid bracht' über Achaja,
> Der der tapferen Seelen ſo viele geſendet zum Hades —
> Seelen der Helden, ſie ſelbſt den Hunden und allem Gevögel
> Preis gegeben zum Raub — es erfüllte der Wille des Zeus ſich,
> Seit einmal im Gezänk ſich veruneint hatten die beiden:
> Er, der Führer des Heers, der Atrid' und der hohe Achilleus.

Wie wär's, wenn man getreuer nach dem Texte etwa ſo ſagte:

> Singe den Zorn, o Göttin, des Peleusſohnes Achilleus,
> Ihn, der im Grimm unſägliches Leid den Achäern gebracht hat,
> Und viel tapfere Seelen der Helden hinab in den Hades
> Förderte, doch ſie ſelbſt zum Raube den Hunden dahin warf
> Und dem geflügelten Volke. So ward Zeus' Wille vollendet
> Seit dem Tag, da zuerſt ein heftiger Hader entzweite
> Atreus' Sohn, den Gebieter des Volks und den edlen Achilleus.

Nicht ganz gut ſind Ueberſetzungen, wie: „der ägisbegabte Kronion," denn Zeus hat die Aegis von Niemandem zum Geſchenke erhalten; zudem ſcheint das fragliche Wort am beſten durch „Windſtoßhalter," „Sturmbändiger" zu erklären; denn αἶγες (Böcke) ſind auch Windſtöße. — „Die ſchneeweißarmige Here" iſt ſchleppend; Voß hatte Takt, als er die „lilienarmige" überſetzte. Die „farrenäugige Here" iſt ein völliger Mißgriff; denn Here iſt eine Frau, der Farren ein männliches Thier. „Kuhäugig" iſt der richtige Ausdruck, und ſoll das große, dunkle Auge und den melancholiſch ernſten Blick der Götterkönigin malen. Wir wiſſen recht wohl, daß es nicht in den Vers paßt. In dieſem Falle ſcheint es gerathen, das ganze Bild zu opfern und das Entſprechendſte in anderer Form zu geben, wie es der Ueberſetzer an anderen Stellen gethan hat, z. B. „mit leuchtenden Augen Athene (γλαυκῶπις Ἀθήνη), wo man trotz der Anmerkung S. 9 auch „die eulenäugige Athene" erklären darf.

Doch dies ſind Ausſtellungen, auf die wir kein beſonderes Gewicht legen wollen. — Etwas Fremdartiges wird ſtets übrig bleiben und auf keine Weiſe zu vermeiden ſein. Wir empfehlen dieſe ſehr lesbare und dabei ungemein wohlfeile Ueberſetzung dem Publikum.

Der Feldzug der Zehntauſend Griechen.*

Dieſes berühmte, militairiſche Geſchichtswerk der alten Griechen bildet den Gegenſtand des ſechſten Bändchens der verdienſtlichen Jugend-Bibliothek des griechiſchen und deutſchen Alterthums, herausgegeben von Dr. F. A. Eckſtein. Der Feldzug iſt eine der intereſſanteſten Epiſoden der griechiſchen Geſchichte, weil er durch den Kontraſt des griechiſchen und orientaliſchen Weſens, durch die wechſelnden Scenen, durch die ſpannenden Ereigniſſe, beſonders auf dem unter den mannigfaltigſten Gefahren durch Xenophon's kluge und beſonnene Leitung glücklich bewerkſtelligten Rückzuge, im hohen Grade geeignet iſt, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu feſſeln, und es dürfte wohl wenige Stoffe geben, die ſich für eine zur belehrenden und ergötzenden Lektüre für die Jugend beſtimmte geſchichtliche Monographie ſo eigneten, als dieſer. „Moderne Leſer, ſagt der Verfaſſer, die ſich mit den zahlloſen, ruhmvollen Kriegsthaten und ſchwierigen Feldzügen tapferer Heere aller Völker und Zeitalter vertraut gemacht haben, die ferner unter dem friſchen Eindruck ſo koloſſaler Waffenkämpfe, wie ſie unſere Tage bieten, ſtehen, werden leicht geneigt ſein, die heroiſche Größe dieſes griechiſchen Heeres zu niedrig anzuſchlagen. Und dennoch würde man dieſen Hellenen durch eine ſolche Vergleichung großes Unrecht thun. Man muß ſich vor Allem vergegenwärtigen, daß die Griechen bis dahin immer nur Feldzüge in bekannten, überwiegend griechiſchen Landſchaften beſtanden hatten, daß ihnen damals alle Verhältniſſe fremd und gänzlich feindlich waren. Man muß daran denken, daß ſie, mehrere hundert Meilen weit von der ioniſchen Küſte, tief im Innern eines unbekannten Kontinents ſtanden. Eine kleine Zahl, rings umgeben von zahlloſen tückiſchen und erbitterten Feinden; in einer Lage, wo jede Niederlage ſicheres Verderben war, wo ſie jeden Biſſen Brod und jeden Tropfen Wein mit Blut erkaufen, wo ſie ſich ihre Wegweiſer erſt einfangen mußten; wo ſie endlich mit einem ſtarken Troß, worunter zahlreiche Weiber und Kinder, beſchwert waren: in dieſer Lage hatten ſie keine anderen Hülfsmittel, als ihren Muth, ihre Waffen, ihre Kriegstüchtigkeit, und einen Feldherrn, den ſie noch nicht kannten, der ſich erſt erproben ſollte! Da war es wahrlich ein ſchönes Zeugniß nicht minder für die Tüchtigkeit des griechiſchen Charakters, wie für das Genie des Xenophon, daß ſie ſich, eben noch in nur zu natürliche Verzweiflung verſunken, durch ſeinen verſtändigen Rath überzeugen, daß ſie ſich durch ſeine friſche Energie zu ſo kühnſter Entſchloſſenheit begeiſtern ließen. Schon der Entſchluß allein, den Weg der Rettung ſich zu erkämpfen, würde unſere Bewunderung verdienen; mit dem wärmſten Intereſſe und der lebendigſten Theilnahme aber wird man ihnen auf ihrem ſchweren Wege folgen, wird man ſehen, wie ihre hohe kriegeriſche Ausbildung, ihre raſtloſe Energie der größten Hinderniſſe, die Menſchen und Natur ihnen um die Wette entgegenſtellten, endlich doch Herr wird. Freilich fehlt dann auch das Gegenbild nicht; zu ſo hellem Lichte geſellt ſich auch ſtarker Schatten. Zeigt uns der Marſch bis nach Trapezunt im Weſentlichen die beſten und achtungswertheſten Eigenſchaften der damaligen Hellenen, ſo treten dagegen auf dem weiteren Zuge auch die ſchlimmen Züge der griechiſchen Race uns in unerfreulicher Weiſe entgegen."

Dürfen wir die Wahl des Stoffes als eine glückliche bezeichnen, ſo können wir auch der Ausführung das Lob nicht verſagen, daß ſie i[illegible] Al-

* Die vorliegende Schrift empfiehlt ſich überhaupt durch Rückſichtnahme auf die das Thema derſelben betreffende Literatur, vgl. S. 5, 8 u. ſ. w.

** Klaſſiker des In- und Auslandes. Homer's Ilias, im Versmaße der Urſchrift überſetzt von Karl Uſchner. Ebenſo: Homer's Odyſſee. Berlin, A. Hoffmann und Campe, 1861.

* Nach Xenophon's Anabaſis dargeſtellt von Dr. G. F. Hertzberg. H[illegible]e. Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes, 1861.

Digitized by Google

gemeinen eine gelungene iſt. Die Hauptquelle war dem Verfaſſer natürlich die Anabaſis des Xenophon; doch hat er auch ſorgfältig die ſekundären Quellen, die ihm Kteſias, Diodor, Plutarch und Andere boten, und die beſten neueren Hülfswerke benutzt. Beſonders verdienſtlich ſind die Schilderungen der Zuſtände und Ereigniſſe im perſiſchen Reiche und am perſiſchen Hofe vor und nach der Schlacht bei Kunaxa, die Charakteriſtiken des perſiſchen Kriegsweſens und des griechiſchen Söldnerheeres, die geographiſchen Beſchreibungen, wozu die Karte vom Prof. Dr. Kiepert eine erwünſchte Zugabe iſt, und endlich die anſchaulichen Entwicklungen der militairiſchen Operationen. Die ſprachliche Darſtellung iſt klar und einfach; nur wäre dem Ausdruck ſtellenweiſe ein etwas lebhafteres Kolorit zu wünſchen.

Afrika.

Inner-Afrika, nach dem Stande der geographiſchen Kenntniß im Jahre 1861.*

Dieſe größere Arbeit über Inner-Afrika bringt das Ergebniß aller Forſchungen daſelbſt bis auf den heutigen Tag zum erſten Male zur Anſchauung. Bei der Bearbeitung der beiden in dieſer Abtheilung enthaltenen Kartenblätter (kolorirt und jedes Blatt 18 Zoll Rh. hoch, 21 Zoll breit) wurden beiſpielsweiſe bei dem einen über 50, bei dem andern über 60 verſchiedene Quellenwerke (manche im Manuſcript) benutzt und erſchöpfend ausgebeutet.

Das Memoire zu den Karten ſoll bei einer ſpäteren Abtheilung gegeben werden, in einer zuſammenhängendern Weiſe als dies jetzt bei zwei Kartenblättern geſchehen kann. Dagegen ſind in dieſem Hefte aus den zur Bearbeitung der beiden Karten vorliegenden Manuſcript-Documenten drei Original-Reiſeberichte gegeben, als Schilderungen der Haupttypen der in denſelben dargeſtellten Regionen:

1. Moritz von Beurmann, einer der erfolgreichſten afrikaniſchen Reiſenden der neueſten Zeit, führt uns in ſeiner Reiſe von Korosko nach Abu-Hammed den Charakter der echten gluthſchwangern afrikaniſchen Wüſte vor, einer Region von abwechſelnd Sandebenen und ſteinigen Plateaus, beide gleich entblößt von Pflanzenwuchs und ſo arm an Brunnen, daß der Reiſende in 8 bis 10 Tagereiſen nur an Einer Stelle ſicher auf Waſſer rechnen kann.

2. Theodor Kotſchy, der erfahrene, vielgereiſte tüchtige Botaniker, ebenſo zu Hauſe in Kordofan und in Perſien wie in Klein-Aſien und in Syrien, in den Tiefebenen des Süden wie auf den eisbedeckten Spitzen des Elbrus und Demavend, — ſchildert uns das reiche Savannenland, welches ſüdlich von Nubien in Kordofan auftritt, als fruchtbare, mitunter paradieſiſche Landſchaft, belebt von prächtigen Viehheerden und zahlreichen wilden Thieren. Nur durch einen Fach-Botaniker von ſo großer Erfahrung konnte ein durch ſeine mannigfaltige Vegetationsfülle ſo ausgezeichnetes Land in ſeinen Grundzügen würdig aufgefaßt werden.

Noch weiter ſüdlich, im Herzen Afrika's, tritt uns eine großartige Sumpfniederung entgegen, die ſich von den Ufern des Obern Nil weit nach Weſten erſtreckt und wiederum eine ganz verſchiedene Landſchaft entfaltet, als die beiden vorangehenden Typen. Unabſehbare Moräſte mit rieſigen Schilfflächen wechſeln hier ab mit fiſchreichen, meiſt ſeichten Seen und Weihern, die von Canots ausgehöhlter Baumſtämme durchfurcht werden, welche in der Nacht flackernde Feuer tragen zum Fiſchfang, und dem europäiſchen Eindringling eine überraſchende Illumination gewähren. Ueber dieſe höchſt eigenthümliche Region Inner-Afrika's, auf die ganz neuerdings der engliſche Reiſende Petherick die Aufmerkſamkeit lenkte, verdanken wir Brun-Rollet, dem determinirten Sardinier, den erſten Aufſchluß.

Mannigfaltiges.

— Eine deutſche Frau in London über den Prinzen Albert. Die „Rückerinnerungen an Prinz Albert" in Nr. 4 des „Magazin" wurden namentlich von Deutſchen mit gerechtem Stolze geleſen und ſie haben dabei mit beſonderer Genugthuung der dem deutſchen Prinzen gezollten Anerkennung ſich erfreut. — An die Schlußworte des Aufſatzes anknüpfend, fügen wir hier aus dem Briefe einer ſeit mehreren Jahren in London lebenden Deutſchen, der in den erſten Tagen dieſes Jahres geſchrieben war, folgende Stelle hinzu: „Der Schmerz vereint uns doch wunderbar mit dem Volke, unter dem wir leben. Noch nie haben wir unſere Königin ſo innig geliebt, als jetzt, wo ſie den großen unſäglichen Schmerz zu tragen hat, den beſten, edelſten Gatten zu verlieren, ihren wahren echten „Conſort!" Es iſt wirklich aus dem höchſten Gefühl der Achtung für den Prinzen, des Verluſtes der Nation, der Liebe zu der Königin, daß die äußere Trauer ſo allgemein angelegt wird, und daß ſie ſo ſehr tief iſt. Es iſt eigen in Geſellſchaften: Alle, Alle ſind ſchwarz, auch die Kinder gehen in Trauer. Und die arme Königin, daß ſie gerade jetzt ihre Stütze verliert, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfte, in dieſer ſchweren, bangen Zeit, wo ihrem Volke vielleicht der ganze Schrecken eines fürchterlichen Krieges naht! Gott gebe Frieden!"

— Julia Kavannagh's franzöſiſche Schriftſtellerinnen. Die Tauchnitz'ſche Sammlung britiſcher Autoren iſt kürzlich durch eine neue Arbeit der beliebten, engliſchen Schriftſtellerin, Miß Julia Kavannagh bereichert worden: „French Women of Letters,"* „Franzöſiſche Schriftſtellerinnen" bilden diesmal den Gegenſtand der Darſtellung der Verfaſſerin von „Daiſy Burns," die ſich dadurch namentlich den Dank und die Anerkennung zahlreicher Leſerinnen erwerben wird. Es ſind übrigens nur Roman-Schriftſtellerinnen, deren Leben und Wirken uns hier vorgeführt wird — die berühmte Madame Dacier und Frau von Sévigné fehlen daher — obwohl die Zeitgenoſſinnen derſelben, Fräulein von Scudéry und Frau von Tencin, mit Vorliebe behandelt ſind. Von der Scudéry und von Frau von Staël ſagt die Verfaſſerin, daß ihre Novellen die beſten ihrer Zeit geweſen und von keiner Arbeit eines gleichzeitig lebenden Novelliſten übertroffen worden ſeien. Außer den Genannten ſind in dem Buche das Leben und die Werke folgender Damen beſprochen: Fräulein v. Gournay, Frau v. La Fayette, Madame Riccoboni, Frau von Genlis, Frau von Charrière, Frau v. Krüdener und Madame Cottin. Da die Verfaſſerin von ihrem Plane alle noch lebenden Schriftſtellerinnen ausgeſchloſſen, ſo darf man natürlich George Sand in ihrem Buche nicht ſuchen, doch wundern wir uns, Madame Delphine Gay-Girardin nicht darin gefunden zu haben. Es iſt dies aber jedenfalls eines der werthvollſten Bändchen der reichhaltigen „Tauchnitz-Edition."

— Fallmerayer und die deutſche Frage. In Nr. 4 des „Magazin" wurde die Schrift v. Sybel's: „Die deutſche Nation und das Kaiſerreich" beſprochen. Es iſt von Intereſſe, zu bemerken, daß auch Fallmerayer ähnliche Anſichten über die Lage im Jahre 1848 gefaßt hatte, wie wir ſie nun auch aus ſeinen in drei Bänden erſchienenen „Geſammelten Werken, herausgegeben von Georg Martin Thomas"** kennen lernen. „Das Jahr 1848 ſchien ihm" — alſo äußert ſich der Herausgeber in dem, dem erſten Bande voranſtehenden trefflichen Abriſſe von Fallmerayer's Leben — „gleichſam der letzte Verſuch eines friedlichen Austrages der deutſchen Nation mit ihren Fürſten nach mehr als vierhundertjährigem Wettſtreit und Ringkampf zwiſchen Freithum und Gewaltherrſchaft zur Aufrichtung einer ſich gegenſeitig achtenden und ſichernden Verfaſſung des Reichs." — Sollte — dies war Fallmerayer's Meinung — das Vaterland gerettet werden, ſo „galt es damals, die Partei des Volks zu ſtärken und ſo durch das Gleichgewicht der Kräfte eine lebensvolle Harmonie im großen Körper herzuſtellen: das hieß den Weg der Reform nicht der Revolution betreten." Fallmerayer ſelbſt zweifelte keinen Augenblick, dieſen Weg einzuſchlagen; denn er war überzeugt, daß „nur ſo am Beſtehenden fortgebaut und ohne den Sturz der einen Seite die Größe deutſcher Nation errungen werden konnte," und er wünſchte, daß „Deutſchland kein Flickwerk von Fragmenten bleibe, ſondern zu einem Ganzen zuſammenwachſe." Es war aber „natürlich, daß dieſem höchſten Zwecke etwas von den dreißig Selbſtherrlichkeiten nicht ſowohl zum Opfer, ſondern vielmehr als Einſatz für die eigene Zukunft dargebracht werden mußte." Fehlte nun auch damals „unſerer Einheitsbewegung die zu ihrer Durchführung erforderliche Kraft," ſo gab doch Fallmerayer ſeine Anſichten ſelbſt nicht auf, und noch im Jahre 1852 erklärte er ſich zu der Ueberzeugung, daß „man ohne die Deutſchen in Europa nichts Bleibendes ſchaffen könne und

* Ergänzungsheft VII zu Juſtus Perthes' geographiſchen „Mittheilungen." Nach den Quellen bearbeitet von A. Petermann und B. Haſſenſtein. Erſte Abtheilung. (Zwei Kartenblätter, Tafel 4 und 6): Nubiſche Wüſte, Bajuda-Steppe, Darfur, Kordofan und Takale, Land der Dinka und Nuehr, Dar-Fertit u. ſ. w.

* Biographical Sketches, by Julia Kavannagh. Copyright Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1862.

** Leipzig, Engelmann. 1861.

Digitized by Google

daß ein freies, ſelbſtändiges Deutſchland zur ſtaatlichen Oekonomie des menſchlichen Geſchlechts unentbehrlich ſei." Aber eben ſo bekannte er ſich auch zu dem Satze: „Das Gute kann nur aus vielen und großen Uebeln erwachſen, und es iſt den Deutſchen ſo wenig als andern Völkern der alten und neuen Welt geſtattet, nothwendige Kataſtrophen durch ruhig ordnende Weisheit abzulenken." Nur um ſo mehr iſt es im Jahre 1862 an der Zeit, dasjenige Lügen zu ſtrafen, was Fallmerayer ſelbſt zu anderer Zeit, nämlich in der Vorrede zum erſten Bande der „Fragmente aus dem Orient" (1845), von uns Deutſchen ſchrieb, daß es uns in der Meinung der Nachbarn an „dem geiſtigen Geſchick und der Fähigkeit fehle, die natürliche Kraft nach Sinn und Takt fruchtbar anzuwenden und zu rechter Zeit und in ſchicklicher Weiſe thätig zu ſein, daß es uns an Männern der That und der Intelligenz fehle." Iſt denn — möchte man wohl fragen — iſt denn kein Stein da?

— Reliquien eines Honvéd.* Der Verfaſſer dieſer Poeſien, welcher die deutſche Sprache zu gut handhabt, als daß in uns nicht einiger Verdacht an ſeiner Nationalität erwachen ſollte, gebährdet ſich als enragirter Magyar und wüthender Feind Oeſterreichs im Sinne der Koſſuth'ſchen Emigration. Den Eingang bilden magyariſche Elegien: des „Honvéd's Abſchied" ſchildert die Stimmung des magyariſchen Heeres bei der Nachricht von Görgey's Waffenſtreckung. Manche Accente leidenſchaftlicher Erregung ſind nicht ohne Emphaſe, doch überſchreitet ſich an einigen Stellen die Leidenſchaft. — Wenn die Magyaren und Polen wirklich von ſolcher Erbitterung gegen Oeſterreich und Deutſchland beſeelt ſind, ſo thäten ſie gut, ihre ſchönen Verſe den eigenen Sprachen zu Gute kommen zu laſſen — iſt aber der Verfaſſer ein Deutſcher von Abkunft, ſo ſollte er ſich ſchämen, in ſeiner Mutterſprache ſich als wüthender Magyar zu gebährden und um Ungarn zu brüllen und zu winſeln, wie er es um Deutſchland wahrſcheinlich nicht thun würde. Das ganze iſt Revolutions-Poeſie, welche in Verſe bringt, was wir ſchon oft von dieſer Seite in Proſa geleſen haben. Ludwig Koſſuth wird noch als der künftige Retter Ungarns gefeiert. Als Motto iſt ein hübſcher Spruch des ungariſchen Königs Mathias Corvinus vorgeſetzt:

Privatum commodum,
Latens odium,
Juvenile consilium —
Per haec tria
Omnia pereunt regna.

Eigennutz, verſtockter Haß und Jungenweisheit, an dieſen drei Dingen gehen alte Reiche zu Grunde. — Ein weiſer König! Möchte der Verfaſſer das Juvenile consilium recht beherzigen und bedächtig auslegen; er wird vielleicht in Vielem ruhiger werden. — Laſſe man 1848 doch in Frieden ruhen!

— Das Sprachenfeſt in Rom. Ueber das diesjährige Sprachenfeſt in Rom ſchreibt man der „Allgemeinen Zeitung" von dort unterm 12. Januar: „Eben komme ich aus der Kapelle des Collegiums, wo die Schüler des Collegio urbano de Propaganda Fide, zur Verherrlichung der drei Könige aus dem Morgenlande, jeder Einzelne in ſeiner Sprache, Predigten hielten. Ein ungemein zahlreiches Publikum, hauptſächlich Fremde, aber auch Geiſtliche aller Länder und Orten waren anweſend; den Damen waren beſondere Plätze in den obern Logen vorbehalten. Die Zöglinge, in ſchwarzen, mit rothem Paſſepoil verſehenen Talar gekleidet, ſetzen ſich auf Bänke der Tribüne, hinter ihnen hängt das Portrait des Papſtes Pius IX. Jetzt erſcheinen auch einige Cardinäle, und die Muſiker beginnen als Introduction einige Stücke aus dem „„Barbier von Sevilla."" Dann erhebt ſich Giovanni Jurjick von Kopenhagen, einer der ältern Zöglinge, und hält in lateiniſcher Sprache die Einleitungsrede. Alle nun folgenden gedenken der Drangſale der römiſchen Kirche, erwähnen des Herodes und des bethlehemitiſchen Kindermordes, ſowie der Anbetung der Weiſen, und ſchließen mit der unerſchütterlichen Zuverſicht: das Kreuz werde auch diesmal ſiegreich aus allen Kämpfen hervorgehen. Viele ſind wirklich erwärmt und begeiſtert von ihrem Thema, andere dagegen entledigen ſich nur kühl ihrer Aufgabe. Das Publikum hingegen nimmt den regſten Antheil, lacht bei einer komiſch klingenden Sprache, ruft Bravo und klatſcht Beifall bei denjenigen jugendlichen Miſſionären, deren Idiom ſehr wohlklingt. Wer kann die Zungen alle aufzählen, in denen hier geredet wurde! Chaldäiſch ſprach Filippo Aſtz von Bagdad, und mit ihm ſang dann Giuſeppe Ciaverci von Diarbekir eine Litanei, welche begeiſternden Jubel hervorrief; in folgenden Sprachen wurde ſonſt noch gepredigt: ſyriſch, armeniſch, arabiſch, perſiſch, kurdiſch, hindoſtaniſch, türkiſch, chineſiſch, koptiſch, in der Sprache der Neger von Benin; ferner griechiſch, franzöſiſch, ſpaniſch, portugieſiſch, italiäniſch, celtiſch, irländiſch, ſchottiſch, holländiſch, deutſch und als Dialect ſchweizeriſch; dann däniſch, engliſch, illiriſch, albaniſch, rhätiſch, malaiiſch und neuſeeländiſch. Der Neuſeeländer, vom Stamm der Maori, war beſonders zerknirſcht, kniete nieder, rief die allerheiligſte Jungfrau an, wendete ſich gegen das Bild des Heiligen Vaters und flehte Segen auf ihn. Am Schluß erſchien eine Anzahl Schüler der unterſten Klaſſe, welche für den ſtarken Beſuch den Anweſenden ihren Dank ausſprachen. Homeriſches Gelächter rief der Geſang des Negers von Benin hervor, begeiſterten Applaus aber die Worte eines Franzoſen und eines Deutſchen. Erſterer, ein ganz junges rothwangiges Bürſchchen, ſagte am Schluß mit ungeheurem Pathos: „„Die Kirche iſt ein Fels; wer ihn anrührt, geht unter."" Der Deutſche, Xaver Kern von St. Gallen, ſprach in Verſen eine Phantasmagorie, in welcher das Kreuz von einem feuer- und giftſpeienden Ungethüm bedroht iſt, endlich aber doch triumphirt. Unter den anweſenden Fremden war auch Liszt, der mitten unter den ſchwarzen Kutten ſaß."

— Ein franzöſiſches Werk über das alte Athen.* Das alte Athen hat ſeit hundert Jahren den Fleiß und den Scharfſinn der Archäologen lebhaft beſchäftigt. Stuart, Revett u. a. haben im vorigen Jahrhundert, Blouet und Cockerell nach der Befreiung Griechenlands illuſtrirte Werke darüber herausgegeben. Das neue Werk von Ernest Breton unternimmt es, Athen nach der Weiſe des Pauſanias zu beſchreiben, indem es die einzelnen Stadttheile durchnimmt, und erzählt, was man dort Alles ſieht, und abgezeichnet darſtellt, was des Intereſſes werth ſcheint. Die ſchönſten Denkmäler füllen eine oder mehrere Tafeln; Abbildungen weniger wichtiger Ruinen ſind in den Text eingedruckt; kleine Gegenſtände, wie Vaſen, Medaillen, Terracotten, Inſchriften ſind als Vignetten beigefügt. Die Akropolis mit ihren Denkmälern, den Propyläen, dem Parthenon, dem Tempel der Athene Polias, der flügelloſen Nike, der Pansgrotte u. ſ. w. nimmt die erſte Hälfte des Bandes ein. Hierauf wird die eigentliche Stadt durchwandert. Der Tempel des Theſeus, der trotz Lord Elgin ſeinen Fries noch bewahrt hat, der Tempel des olympiſchen Jupiter, der Porticus der Agora, der Eponymen, das Theater des Bacchus, der Porticus des Eumenes, das Denkmal des Thraſyllus, des Lyſikrates, Stadium, Pnyx, Areopag. Breton's Buch iſt eine Zuſammenſtellung alles Brauchbaren und Poſitiven, was ſich in den früheren Büchern über dieſen Gegenſtand findet. In dem Artikel der Revue des deux Mondes, dem wir Vorſtehendes entnehmen, wird von einer preußiſchen Expedition geſprochen mit dem Zwecke, die atheniſche Akropolis im Innern vollends blos zu legen.

— Hülfsbuch zum Studium der Geſchichte.** Ein ziemlich ſtarkes Buch (an 750 S.) in klein Octav, das ſich über das ganze Gebiet der Geſchichte, und ziemlich auch auf alle Seiten (Kulturgeſchichte, Kirchengeſchichte, Literatur, Kunſt ꝛc.) erſtreckt. Die Anordnung iſt allerdings eine ziemlich eigenthümliche; das Buch fängt z. B. mit Amerika, Entdeckungen und Reiſen, an; alle einzelnen Theile und Länder deſſelben werden namhaft gemacht mit der Zeit ihrer Entdeckung, ihrer erſten Coloniſation ꝛc. Eben daſſelbe wird dann bei Auſtralien, Aſien gethan und dann von dem neueſten Aſien auf das älteſte übergegangen. Allerdings muß eine paſſende Anordnung des überwältigenden Stoffes beſondere Schwierigkeiten haben, und wir beſcheiden uns deshalb, ein maßgebendes Urtheil über den Plan, welcher der Arbeit zu Grunde liegt, fällen zu wollen. Ein hinten beigefügter Index behebt indeſſen manche Nachtheile, welche die Sache mit ſich bringt. Für denjenigen, welcher Geſchichtskenntniſſe und einen Ueberblick über das Ganze beſitzt, wird ſich das Buch zur Recapitulation empfehlen, namentlich vor dräuenden Examen.

* Hamburg, Otto Meißner, 1861.

* Athenès, décrite et dessinée par M. Ernest Breton. Un vol. in 8°, avec planches, gravures, vignettes. Paris, Gide.

** Geſchichts-Repetition. Für Schulen und zum Privatgebrauch. Ethnographiſch und mit ausführlicher Berückſichtigung des kulturgeſchichtlichen Stoffes, von Dr. Horſt Keferſtein, Lehrer an der öffentlichen Handelsanſtalt in Dresden. Dresden, Ch. G. Ernſt am Ende, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 8. Mittwoch, den 19. Februar 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Rußland. Seite

Die geheimen Inſtructionen des demokratiſchen Comité in Rußland . . . 85

England.

Engliſche Korreſpondenz. Lord Palmerſton und die Amerikaner. — Engliſche Magazin-Literatur. — Die literariſche Speculation. — Romantik der Tages-Ereigniſſe 86

Der engliſche freie Arbeiter und die amerikaniſchen Sklavenſtaaten 90

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Kriegs-Literatur . . . . „

Syrien.

Die Religion der Johannes-Jünger oder Sabäer 92

Deutſchland und das Ausland.

Neu-Deutſchland am La Plata 95

Mannigfaltiges.

Die deutſche Expedition nach Inner-Afrika . . . . „

Propyläen der Akademie Athens . . . . „

Phöniciſche Alterthümer auf Rhodus 96

Khurſchid-Paſcha . . . . „

Die katholiſche Preſſe Deutſchlands . . . . „

Pharus am Meere des Lebens . . . . „

Rußland.

Die geheimen Inſtructionen des demokratiſchen Comité in Rußland.

Die ſtaatliche Ordnung in Rußland iſt ſtark erſchüttert, das weiß man auch in Deutſchland, und die Urſachen ſind ziemlich bekannt. Man hat aber außerhalb der Gränze des Zarenreiches bei weitem keine rechten Begriffe wie hoch das Wogen der Bewegung ſteigt und wie tief ihre wühlende Kraft wirkt. Rußland wird förmlich und planmäßig zu einer Revolution vorbereitet.

Die Demokraten deren ſichtbares Haupt Herzen iſt, verfolgen ihre Tendenz ſehr rückſichtslos und energiſch. Neben Herzen's „Kolokol“ (Glocke) der von London aus das „heilige Rußland“ allarmirte iſt jetzt unter der Naſe der Petersburger Polizei ſelbſt die geheime Preſſe thätig, und wirft wahre Brandraketen unter das Volk. Es beſteht ein geheimes Comité mit ſehr vorgeſchritten demokratiſcher ja republikaniſcher Tendenz, welches ſeit Auguſt vorigen Jahres in unbeſtimmten Friſten Flugblätter herausgibt (Petersburg, „ohne Cenſur“), welche das Volk offen auf den Weg der Revolution rufen. Dieſe Blätter tragen die Aufſchrift „Weliko-Rus“ (der Großruſſe) und bisher ſind vier an der Zahl erſchienen. In dem letzten (vom Monat November) verurtheilt das Comité ohne Umſtände die jetzige Dynaſtie zur Entfernung und gibt den „Freunden der Freiheit“ genaue Anweiſung welches Vorgehen zur Erreichung dieſes Zweckes zu beobachten ſei.

Viele der Conſtitutionellen glauben, daß der jetzige Kaiſer ſelbſt der conſtitutionellen Ordnung geneigt iſt und ihren Weg einhalten möchte. Dieſelben ſtützen ihre Meinung auf verſchiedene Anekdoten und dem Zar in dieſer Beziehung zugeſchriebene Ausſprüche, verlaſſen ſich auf ſeinen guten, weichen Charakter der zu einem ruhigen Genuſſe ſeiner Würde und der materiellen Vortheile ſeiner Stellung geneigt ſei. Andere Liberale meinen, daß die Anekdoten von den verſchiedenen conſtitutionellen Abſichten des Zars grundlos ſeien. Ohne die guten Eigenſchaften ſeines Charakters leugnen zu wollen, ſind dieſelben überzeugt, daß er ein Freund der conſtitutionellen Verwaltung nicht ſein kann; es wäre dies nicht vereinbar mit ſeiner im Geiſte des vollen Abſolutismus erhaltenen Erziehung, der Gewohnheit aller perſönlichen Vortheile der unbeſchränkten Herrſchaft, den Familienüberlieferungen und dem Weſen der Hofumgebung, aus welcher er ſich nicht entfernen will und kann. Beweiſe für dieſe Anſicht finden ſie in allen Ereigniſſen ſeiner Regierung; denn, obzwar oft die Folgen der beſten Abſichten, waren ſie doch immer verbunden mit der Furcht vor politiſcher Freiheit und mit der Abweiſung derſelben, weshalb ſie denn auch ganz erfolglos geblieben ſind. Als Beiſpiele führen ſie die Lage der Literatur auf, die immer noch wie vordem der Willkür unterworfen iſt; die Feindſchaft des Zars gegen die Univerſitäten, die büreaukratiſche Leitung der Leibeigenſchaftsfrage mit Ausſchluß aller öffentlicher Debatte, das Blutvergießen welches durch ſeine Organe in mehreren Gubernien geſchah, ſein Widerſtreben gegen jede Erleichterung des Druckes in Polen, ſeine Sympathien für Franz von Neapel.

Aus dieſen und allen anderen Fakten ſeiner Regierung wäre erſichtlich, daß er die politiſche Freiheit für eine verderbliche Sache halte, und niemals gutwillig dem Abſolutismus entſagen werde; wenn er aber gezwungen ſein wird, ihm zu entſagen, wird er an ſeine Erneuerung denken.

Doch diejenigen welche darin übereinſtimmen, daß von dem regierenden Kaiſer keine Freiheit zu erwarten ſei, ſind nicht Einer Meinung über das, was da zu thun wäre. Einige ſind der Anſicht, der Sturz der Dynaſtie wäre eine leichte Sache, denn unter dem Volke herrſcht Gährung, der Adel zürnt, die gebildete Klaſſe iſt unzufrieden, die Finanzen ſind zerrüttet. Andere glauben, daß bei all' dem Ueberfluß an revolutionären Elementen im Lande die höheren Klaſſen doch bisher wenig geneigt ſind, dieſes Werk zu ſtützen zu dem das Volk ſchon ſo geneigt iſt.

In Betracht dieſer Nichtübereinſtimmung unter den „Genoſſen der Freiheit“ hält es das erwähnte Comité für angemeſſen denjenigen, welche das Beſtehen der Dynaſtie mit der conſtitutionellen Regierung für vereinbar halten, ſeine Anſicht „zum Wohle der Nation“ zu ſagen.

„Wenn der jetzige Herrſcher,“ heißt es in den geheimen Inſtructionen, „freiwillig dem Abſolutismus entſagt, wird der Triumph der republikaniſchen Partei nicht klein ſein. Eine wahrhaft conſtitutionelle Monarchie unterſcheidet ſich wenig von der Republik. Was das Comité betrifft, ſo iſt daſſelbe mit dem vorderen Theile der Patrioten überzeugt, daß Geſetzlichkeit und die jetzige Dynaſtie Dinge ſind, die zu vereinbaren unmöglich iſt. Nichtsdeſtoweniger verſichert es die vorderen Patrioten, ſie mögen ſich für die erſte Zeit nur darauf beſchränken, die gemäßigte Partei, welche einen ſolchen Verſuch machen will, zu unterſtützen. Die auf einen ſolchen verwendete Zeit wird für die politiſche Erziehung der Nation nicht verloren ſein. Die Ereigniſſe ſelbſt mögen die Augen öffnen den Leuten, welche eine trügeriſche Hoffnung zur Dynaſtie hegen. Es iſt wichtiger als Alles andere, daß die Genoſſen der Freiheit einig wirken. Die vorderen Progreſſiſten müſſen daher einige Geduld haben (viel wird nicht nöthig ſein), bis die in ihrer politiſchen Entwicklung hinter ihnen zurückgebliebenen Conſtitutionellen durch die Ereigniſſe zur Einſicht der Wahrheit gebracht werden, die ſie jetzt noch nicht begreifen.

„Daraus folgt, daß zuerſt der gemäßigte Weg zu verſuchen ſei. Man muß dem Kaiſer eine Adreſſe überreichen. Der Entwurf einer ſolchen wird von uns verſendet. Derſelbe iſt in ganz gemäßigtem Geiſte geſchrieben, damit jeder liberale Mann ihn annehmen könnte. Was ſoll mit ihm geſchehen?

„Man muß dafür Propaganda machen. Jede Geſellſchaft, Tanz-

Digitized by Google

unterhaltungen, Kartenzirkel, jede Gelegenheit mögen die Genoſſen der Freiheit zur Bearbeitung der Leute in dieſem Sinne benützen. Die Polizei werde Niemandem darum was anhaben können, wenn er mit ſeinen Bekannten über die Mittel zur Behebung des jetzigen Elendes ſpricht; davon ſpricht auch jetzt Jedermann, aber nur im Allgemeinen und ohne beſtimmtes Ziel, als welches nur die Ueberreichung der Adreſſe bezeichnet werden ſoll. Propaganda machen ſolle jeder, nur mit Bedacht, die beſſeren Köpfe aber mögen die Bewegung organiſiren und disciplniren: Sie mögen Comité's zuſammenſtellen, deren Aufgabe es wäre, die Parteien ſyſtematiſch zu leiten. Die Hauptregeln hier ſind folgende: 1) „Man darf Nichts dem Papier anvertrauen, weder Schriften noch Protokolle haben, nichts der Art, damit materielle Beweiſe da ſeien. Alles muß mündlich geführt werden. 2) Niemand von den Gliedern der Partei darf etwas Wichtiges vornehmen, ohne ſeinen Plan dem Comité ſeiner Stadt mitgetheilt zu haben, und in keinem Punkte die Inſtruction deſſelben übertreten.

„Dieſe Regeln müſſen ſtreng eingehalten werden. Wer ſie übertritt, iſt zu dem Werke unfähig, und die Partei muß alle Verbindung mit ihm abbrechen. Wenn ſich die Comité's an dieſelben halten werden, können ſie ohne Gefahr beſtehen. Vor Allem müſſen ſie natürlich das Zutrauen der Jugend erwerben. Sie werden dem Streben derſelben im Werke der Propaganda ein Ziel ſetzen, und ſie von unzeitigen Demonſtrationen abhalten und ſo manchen hoffnungsvollen Jüngling als wachſame Führer vor Unglück hüten, in das er bei den „beginnenden traurigen Zeiten" fallen könnte.

„Wenn ſich die Comité's in den Städten gebildet haben werden, wird dieſes Hauptcomité mit ihnen in Verbindung treten. Bis es nöthig ſein wird, wollen wir unſere beſcheidenen Namen denjenigen entdecken, die ſie im Intereſſe des Werkes zu kennen brauchen.

„Für die erſte Zeit wäre nur das Programm folgendes: Man mache Propaganda für die Adreſſe und die Verabredungen, welche nöthig ſind; die entſcheidenden Thaten, als das Sammeln der Unterſchriften zur Adreſſe und die Bezeichnung der Deputirten zur Ueberreichung derſelben an den Zar, werden erſt dann vorzunehmen ſein, bis der größere Theil des Publikums durch die Wirkſamkeit der Comité's dazu vorbereitet ſein wird. Früher ſind ſolche Verſuche verderblich."

Im rechten Augenblicke will das Comité wieder von ſich hören laſſen, und zwar wird es zum Unterſchreiben der Adreſſe nicht früher auffordern, als „bis die Vornahme dieſer Demonſtration möglich ſein wird, mit Ruhe, Feierlichkeit und unüberwindlicher Kraft, vor der die Regierung verzagt ſich beugen muß. Es wird leicht ſein, dieſelbe zur Bewilligung der Forderungen des Volkes zu bewegen. Das bezweifelten wir nicht, als wir von der Unvereinbarkeit der jetzigen Dynaſtie mit der Conſtitution ſprachen. Wir glauben, daß die Dynaſtie, nachdem ſie Alles bewilligt haben wird, es ſich dann zur Aufgabe macht, ihre Zugeſtändniſſe wieder zurückzunehmen. Aber ſich einer von allen Gebildeten des ruſſiſchen Volkes ausgeſprochenen Forderung gerade zu widerſetzen, das kann ſie nicht. Eine Deputation aller ruſſiſchen Hauptſtädte, ſich auf alle großruſſiſchen Provinzen ſtützend, ſtellt durch ſich ſelbſt eine Macht, vor der ſich die Bajonette ſenken, vor der die Hofleute erblaſſen und der hülfloſe Zar ſich demüthigt. Begreift Eure Kraft, Ihr, zu denen wir uns jetzt wenden."

Schließlich geben wir noch den Hauptinhalt jenes Adreſſe-Entwurf's, der ebenfalls in jener Nummer des „Weliko-Rus" abgedruckt iſt. Derſelbe beginnt alſo: „Gnädigſter Herr! Die Lage unſeres ruſſiſchen Vaterlandes iſt ſchwer und gefährlich." Nun wird die Reihe der Beſchwerden mit der Leibeigenſchaftsfrage eröffnet. Die Löſung derſelben bezeichnet man als ungenügend und den Wünſchen des Volkes nicht angemeſſen. Dasſelbe wird vom Aufſtande zurückgehalten nur durch die Hoffnung, daß die Regierung es binnen Kurzem im Sinne der vollen Freiheit des Beſitzes befriedigen werde.

Dann geht man zu den Finanzen über: „Die Ausgaben des Reiches ſtehen nicht im Verhältniß zu den Einnahmen. In Folge der Zerüttung der Finanzen ſiechen Induſtrie und Handel. Unſer Papiergeld ſinkt im Werth. Der Staatskredit ſchwankt. Rußland droht der Staatsbankerott.

„Eine der Urſachen unſeres Elends iſt die Herrſchaft über Polen. Wir ſind gezwungen, im Weſten immerfort eine ungeheure Armee zu halten, welche viele Millionen Rubel unſeres Geldes verſchlingt. Die Herrſchaft über Polen ſtärkt nicht, ſondern ſchwächt unſer Vaterland. Nicht nur unſer Nationalwohl, ſondern auch unſere Nationalehre leidet durch die Unterdrückung Polens: für die Polen nennt uns Europa Barbaren.

„Die Mißbräuche in der Juſtiz und Adminiſtration ſind groß. „Wer eine Stellung, Geld, oder Verbindungen hat, kann ungeahndet das Geſetz übertreten." Die Geſetze ſelbſt verlangen bedeutende Veränderungen. „Geſellſchaftliche Privilegien theilen das Volk in Klaſſen, von denen eine die andere verachtet oder haßt." Die Juſtizeinrichtung iſt ſchwerfällig, und die Polizeiallmacht hemmt ihre Thätigkeit.

„Millionen Ruſſen ſind unzähligen Bedrückungen unterworfen, „weil ſie nach alterthümlichen Büchern beten." — Andere Millionen, Namens Koſaken, ſind von der Geburt zu einem endloſen Militairdienſte verurtheilt, wodurch die Zahl, aber nicht die Kraft unſerer Armee vergrößert wird.

„Unſer Elend iſt groß, gnädigſter Herrſcher. Es ſind gründliche Verbeſſerungen ohne Aufſchub nöthig. Sie gnädigſter Herr, nennen Sich einen unbeſchränkten Monarchen; Ihre Gewalt iſt aber nicht ſo groß, daß einzig Ihr Wille zur Beſeitigung der Uebel und Fernhaltung der Gefahren hinreichend wäre. Das beweiſt der Gang des Befreiungswerkes der Leibeigenen.

„Bureaukratiſches Formenweſen, Intriguen und Betrug ſind mächtiger als Sie. Wenn Sie die Einführung der konſtitutionellen Einrichtungen bewilligen, werden Sie ſich nur von der Herrſchaft der Lüge befreien, und dafür die reine nutzbringende Wahrheit erhalten, die in der Regierung ohne Freiheit nicht möglich iſt.

„Nur eine Regierung, die ſich auf den freien Willen des Volkes ſelbſt ſtützt, kann die Umgeſtaltungen zu Stande bringen, ohne die Rußland einem ſchrecklichen Umſturze entgegenſieht. Geruhen Sie, gnädiger Herrſcher, in einer der Hauptſtädte unſeres ruſſiſchen Vaterlandes, in Moskau oder Petersburg, Vertreter der ruſſiſchen Nation zu verſammeln, damit ſie eine Conſtitution für Rußland ausarbeiten. Geruhen Sie, Vertreter der polniſchen Nation in ihrer Hauptſtadt, in Warſchau, zu verſammeln, damit ſie über ihr Vaterland nach den Bedürfniſſen deſſelben entſcheiden.

„Darum, gnädiger Herrſcher, bitten Sie Ihre ruſſiſchen Unterthanen, auf die nicht der Verdacht fallen kann, daß ſie irgend Etwas der Größe und dem Ruhme Entgegenſtehendes erſtreben wollen."

Hiermit ſchließt die Adreſſe. Das geheime Comité will nun für einige Zeit keine Anſprache erlaſſen, ſondern die Wirkung der jetzt ergangenen Aufrufe abwarten. Es erklärt: „Wir wenden uns jetzt an die Gebildeten, wenn wir aber ſehen werden, daß Sie ſich zum Handeln nicht entſchließen, bleibt uns keine Auswahl; wir werden auf das gemeine Volk wirken müſſen, und mit dem werden wir genöthigt ſein, nicht mehr in dieſer Sprache zu reden und nicht mehr von ſolchen Sachen. Lange mit der Entſcheidung zu zaudern, iſt nicht möglich: wenn die gebildeten Klaſſen nicht eine gemäßigte Oppoſition organiſiren, welche bis zum Frühjahr des Jahres 1862 die Regiernng zwingen würde, die Urſachen zur Erhebung zu beſeitigen, wird ſich das Volk im Sommer von 1862 unaufhaltſam erheben. Dieſe Erhebung abzuwenden, werden die Patrioten nicht die Kraft haben, und werden ſich nur dahin bemühen müſſen, daß dieſelbe auf eine für die Nation wohlthätige Weiſe eingerichtet werde."

Man ſieht, die ruſſiſchen Liberalen treten nicht mit übermäßiger Zurückhaltung auf, ſprechen bedeutend energiſch und hoffen ſehr ſanguiniſch.

England.

Engliſche Korreſpondenz.

Lord Palmerſton und die Amerikaner. — Engliſche Magazin-Literatur. — Die literariſche Speculation. — Romantik der Tages-Ereigniſſe.

London, Ende Januar.

Die engliſche Freiheit beſteht ganz weſentlich und praktiſch darin, daß Geſetze (allein über 40 Folio-Bände mit 1,200,000 Ge- und Verboten in Statuten- oder parlamentariſchen Geſetzen) nicht gehalten, nicht angewendet und im ſchlimmſten Falle nur pro forma reſpektirt werden oder noch häufiger ganz unbekannt geworden ſind, welche den jetzigen Sitten und Bedürfniſſen zuwider laufen. Erſt vor drei oder vier Jahren wurde das Verbot, überſponnene Knöpfe auf den Röcken zu tragen, aufgehoben, obgleich ſchon von jeher kein Bürger und Gentleman mehr blanke Knöpfe von Birmingham trug. Solche Geſetze giebt es noch zu Tauſenden unaufgehoben, aber kein Menſch denkt mehr an ſie, oder weiß etwas davon. Und wenn ja ein pfiffiger Advokat ein ſolches im Intereſſe ſeines Klienten und aus Chikane gegen die feindliche Partei geltend macht, ſo helfen ſich die Richter gern mit einem Spaße und verurtheilen den Uebertreter

Digitized by Google

eines ſolchen Geſetzes zur Zahlung der kleinſten Kupfermünze, eines Farthing.

Selbſt wichtige, neue, Krieg und Frieden bedeutende Geſetze werden verachtet und keines Gedankens gewürdigt, wenn ſie dem herrſchenden Intereſſe, dem lebendigen, noch unkryſtalliſirten Brei der öffentlichen Meinung (dem Braukeſſel der Geſetze) widerſprechen.

Nichts war klarer nach dem erſt 1854 in Paris vereinbarten, von England in allen Punkten unterſchriebenen internationalen Geſetze für neutrale Schiffe in Kriegszeiten, als daß Amerika ein Recht hatte, die beiden ſüdlichen Agenten auf dem engliſchen Poſtdampfſchiffe „Trent" zu arretiren und außerdem noch das Schiff ſelbſt zu konfisciren. Es fiel in England Niemandem ein, an dieſes Geſetz nur zu erinnern. Selbſt Amerika pochte nicht darauf. Die Yankees triumphirten Anfangs über die Heldenthat und waren nahe daran, den Capitain des „San Jacinto" zum goldenen Kalbe zu machen und anzubeten. Die Engländer wütheten und ſchrien Rache; Palmerſton, der wieder friſche Popularität braucht auf ſeine alten, gichtiſchen Tage, ſchickte eine ſtolze Note und Schiffe und gab den Herren und Dienern der Admiralität ſchrecklich viel Geld zu verdienen. Er iſt darin immer liberal; es koſtet ihm ja nichts, und doch ärndtet er allen Profit davon, neue Lorbeeren, größere Popularität. Die zerſtörte Bundesregierung Amerika's mit dem unverſöhnlichen, unnachgiebigen ſiegreichen Süden als Feind auf dem Halſe, dieſer Lincoln, mitten in einem unpopulär werdenden Bürgerkriege und in Deficits bis über die Ohren, iſt ſehr ſchwach, wenigſtens entſchieden nicht ſtark genug, noch einen Seekrieg mit England anzufangen. Und gegen Schwache war Palmerſton immer ſtark. Alſo was da noch nach Geſetzen fragen? Tüchtig darauf los, wie ſie's haben wollen in England, Courage gegen den ſchwachen Percy, der ſich doch nicht wehren kann — und ſiehe da, Falſtaff iſt wieder Sieger, Amerika giebt nach und bittet vielleicht auch noch ganz nach Verlangen um Verzeihung für die Sünde, nach einem engliſchen Geſetze gehandelt zu haben. England wäre auf der höchſten Stufe des Wahnſinns, wenn es unter dieſen Umſtänden auch gegen den unnachgiebigen Lincoln einen Krieg angefangen hätte mit ſeinen 1000 Mill. Pfund Kriegsſchulden und ſeinen ſteigenden Deficits in den Staatseinnahmen; aber man kann doch nicht wiſſen, was noch kommt. Amerika hat ſich gezeigt, wie es iſt, ſchwach, und gegen Schwache iſt Palmerſton, wie geſagt, ſeit 50 Jahren immer der ſtarke Held geweſen. Die veruneinigten Staaten Amerika's werden jedenfalls noch ſchwächer, durch ihren unſeligen Bürgerkrieg. England glaubt das höchſte Intereſſe an Erhaltung Kanada's und an der Selbſtändigkeit des freihändleriſchen ſüdlichen Staatenbundes gegen den ſchutzzöllneriſchen Norden mit jetzt wieder erhöhten Eingangszöllen und einem Plane, franzöſiſche und deutſche Fabrikate auf Koſten engliſcher zu begünſtigen, an einer Rache für die ſiegreichen Unabhängigkeits-Kriege Amerika's zu haben, obgleich ihm in praktiſcher Beziehung nichts Vortheilhafteres paſſiren könnte, als dieſe Kolonien zu verlieren und mit ihnen ohne beſondere Verwaltungskoſten u. ſ. w. zu handeln. Aber ſo lange die monſtröſe Vorſtellung von vielem Länderbeſitz und politiſcher Glorie, von Kriegsſchiffen und Soldaten die wirklich praktiſchen Intereſſen des Gemeinwohls, der Wirthſchaft, des Wohlſtandes, die Naturgeſetze der Production und des Verbrauches beherrſcht und verkrüppelt, wird auch England des Glaubens leben, daß politiſcher Beſitz der Kolonie und wohl gar Wieder-Gewinnung des nord-amerikaniſchen Südens (der ſich eher mit England einverleiben, als der Union wieder unterwerfen würde) ein gar prächtiges Geſchäft ſei.

Doch genug von dieſem Thema. Vorläufig begnügen ſich die Engländer mit dem Triumphe, daß die Lincoln'ſche Regierung ſich bereit erklärt hat, um des Friedens — nicht um der Gerechtigkeit willen, nachzugeben. Palmerſton iſt wieder der große Mann des Volks. Prinz Albert, der es bei Lebzeiten nie ſein durfte, ſo ſehr ließ ihn die Palmerſton'ſche Politik und Preſſe auf allen ſeinen edlen, wirklich heroiſchen Wegen ſtillen, ſchöpferiſchen, ſchönen Wirkens verfolgen, wurde unmittelbar nach ſeinem Tode zum erſten Manne Englands, zum Träger des Staats, zum Mittelpunkte des ganzen ſocialen Syſtems erhoben.

Wenn die Geſchichte gerecht und conſequent iſt, muß ſein grimmigſter Gegner mit ſeiner Popularität bei Lebzeiten, nach ſeinem Tode als dieſer Gegner des Prinzen und Englands erkannt und öffentlich verdammt werden. Von den Deficits in den verſchiedenen Poſten der Staatseinnahmen, die nun ſchon millionenweiſe abnehmen, während die bloße Renommiſterei gegen Amerika ein Paar Millionen verſchlang und in der City von London auch ganz ſtarken Geld- und Geſchäftsleuten die Hälſe brach, von dieſem Jammer in der großen Geld- und Geſchäfts-Welt, verſteh' ich weiter nichts und will mir deshalb auch keine Mühe geben, denſelben zu ſchildern.

Auch von Lancaſhire mit ſeinen Millionen von Dampf-, Pferde- und Menſchenkräften, die von Amerika abhängen und durch einen Krieg bis zum Tode getroffen wären, kann ich, Gott ſei Dank, nicht aus eigner Erfahrung und Anſchauung ſprechen. Nur das find' ich als charakteriſtiſch hervorzuheben, daß, während man der Regierung die höchſt weiſe Politik zutraute, den Krieg mit Amerika gleichſam an den Haaren herbei zu ziehen, um dieſen brodloſen Arbeitern von Lancaſhire und dem ganzen hungrigen Proletariat Soldatenbrod und Schiffszwieback bieten zu können, dieſe Arbeiter ſich in Maſſen verſammelten und die Reſolution faßten und unterſchrieben, worin ſie auf die Rechtloſigkeit und die Barbarei eines ſolchen Krieges gegen Amerika mit ſtarken Ausdrücken hinwieſen.*

Auch ein anderweitiges, ſehr modiges Thema der engliſchen Preſſe, die Lobpreiſung ihrer Flotten-Squadronen, von denen ſo und ſo viel da und dort mit ſo und ſo viel Kanonen bereit ſeien, ſo und ſo viel ausgerüſtet, ſo und ſo viel nächſtens kriegsgerüſtet ſtehen würden; auch dieſes barbariſche Thema für ein civiliſirtes Volk der Induſtrie und des Handels will ich nicht weiter ausbeuten. Wenn doch erſt die Engländer Frieden und in den Angelegenheiten andrer Völker das Maul halten lernen wollten, welch' eine Wohlthat wär's nicht für ſie ſelbſt und die ganze Erde? Kein Menſch und kein Volk hat irgend ein vortheilhaftes Intereſſe am Kriege, am wenigſten die Engländer, die mit ihrer Fabrication und ihrem Handel für die ganze Welt deſto glücklicher und reicher würden, je weniger Soldaten und Kanonen und Kriegsſchiffe ihren Weltkunden das Geld zum Einkauf friedlicher Verbrauchs- und Luxus-Artikel vorenthielten.

Wie ſchön und üppig iſt jetzt ſchon das nicht politiſche, das praktiſche, beſonders das literariſche England! Jede Eiſenbahnſtation, jeder Halteplatz für Dampfſchiffe eine Buch-, Zeitungs- und Journal-Handlung, jedes Sprechzimmer eine illuſtrirte, goldbedruckte Bibliothek, jede Bier- und Schnapskneipe ein Leſeſaal, auf jeder Straße hinter dem Omnibus her, ein immerwährender Handelsplatz für fliegende Zeitungshändler, die uns für 1 Penny 48 enggedruckte Foliospalten neue Zeitung verkaufen. — Und dieſe noble, luxuriöſe Magazin-Literatur! Deutſchland rühmt ſich endlich eines „Deutſchen Magazin" von Dr. Rodenberg, der England kennen und lieben lernte und die Kenntniß und den Enthuſiasmus für ſein „Deutſches Magazin" nach engliſchem Muſter in Berlin geltend macht. Das iſt ſo eine kleine Probe. — England hat wenigſtens ſeine drei Dutzend „Magazine" und dazu kommen noch immer neue. Ich erwähne nur drei, die mir zufällig als neue Unternehmungen auffielen: „The Intellectual Observer," eine monatliche Revue der Wiſſenſchaften wie man ſie zur Erholung treiben kann. Die Recreative Science (in Schilling-Nummern mit Illuſtrationen), dann eine Revue auf dem Gebiete der populären Wiſſenſchaft überhaupt, ebenfalls mit Illuſtrationen, in Monatsnummern à 2 Schilling 6 Pence („The Popular Science Review") und „The Planet," redigirt von Thomas M'Nicoll, dem früheren Herausg. der „London Quarterly Review," der ganz beſonders ſolide Koſt und Schutz der geoffenbarten Religion gegen die „Essays and Reviews," die modern engliſchen Rationaliſten, verſpricht. In der Roman-Literatur, die immer mehr zu einer Heuärndte von den grünen, blühenden Wieſen der Magazine und Journale wird, d. h. zu ſelbſtändiger Publication der in ihnen lieferungsweiſe erſchienenen Novellen, in dieſer Roman-Literatur machen ſich mehrere Heuhauſen bemerkbar.

Wir nennen zunächſt die ſieben Söhne des Mammon, von Sala,** dem Verfaſſer der furchtbaren „Beddington Peerage" u. ſ. w. als die gelungenſte und in Verwickelung und Charakteriſtik am Meiſterhafteſten durchgeführte Dichtung im Fache der Senſations-Literatur und den „Wittwer Lovel" von dem faſhionablen Altmeiſter der Satire „Thackeray."*** Thackeray wird wie Dickens in der ganzen Welt von Allen geleſen, die Engliſch verſtehen, Zeit und Geld dazu haben. Sala wird hoffentlich auch bald zu dieſen Auserwählten gehören,† ebenſo Wilkie Collins, der ſchnell berühmt gewordene Vater der „Woman in White." Sie ärndten Ruhm, wie Geld, beſonders aber letzteres. Thackeray verwerthet ſeinen Wittwer erſt in ſeinem und zugleich in einem amerikaniſchen Magazine, und jetzt als ſelbſtändigen Roman. Da er einmal den Namen erſter Klaſſe hat, darf man ihn nicht überſehen. Wäre aber dieſer „Wittwer" das Werk eines Unbekannten, kein Menſch würde ihn zu

* Man vergleiche den nachfolgenden Bericht über ein ähnliches Arbeiter-Meeting im Stadtviertel Marylebone in London. D. R.

** The Seven Sons of Mammon: a Story by George Augustus Sala. 3 vls. London: Tinsley. Berlin: Asher and Co.

*** Lovel the Widower. By W. M. Thackeray. London: Smith, Elder & Co. Berlin: Asher and Co.

† Wenn er nicht in Schnell- und Vielſchreiberei zum Faſelhans wird, wozu er viel Anlage zeigt.

Digitized by Google

loben wagen. Die Satire iſt ſo bitter, die raffinirte Bosheit, womit allen Menſchen Tugend, Adel, Schönheit, Menſchlichkeit abgeſprochen und die ganze Menſchheit mit ſatiriſcher Schadenfreude in den Schmutz getreten wird, iſt keine Art von Poeſie mehr, auch keine ſatiriſche.

Aber man liebt in England falſchen „ſtarken Tabak." Bei der ſtarken literariſchen Production und Conſumtion hat man keinen beſonderen Geſchmack mehr für „feinere Waare." Die engliſche Literatur iſt eins der ſpiritushaltigſten und großartigſten Geſchäfte. Man handelt damit, wie mit Guano, Farbehölzern, Speck und Schinken en gros et en detail. Sie iſt eine Groß-Induſtrie und ein Welthandel geworden, und intelligente Kapitaliſten legen ihr Geld darin an, obgleich im Allgemeinen nicht viel dabei herauskommt und Unternehmungen mit Hunderttauſenden von angelegten Pfunden häufig zuſammenbrechen. Das ſcheint aber neue Speculationen nicht beſonders einzuſchüchtern. Früher oder ſpäter ſchlägt doch mal ein Artikel ein und bringt nicht ſelten Verlornes mit hundert Procent Gewinn wieder. Es giebt manche Bücher und Journale, die allein einen Buchhändler und deſſen Gläubiger reich gemacht haben und deſſen Verfaſſer und Mitarbeiter dazu.

Um nicht zurückzugreifen und mich blos an Vorliegendes zu halten, erwähne ich das neueſte literariſche Ereigniß als Beleg, „die ſeltſame Geſchichte:" „A Strange Story," von Bulwer Lytton, dem alten Virtuoſen der Roman-Compoſition. Die „ſeltſame Geſchichte" erſchien, wie üblich, erſt in Wochen-Journal-Lieferungen des Dickens'ſchen: „All the Year Round" und gleich darauf als ſelbſtändig gebundener Roman. Nach philiſtröſen Vorſtellungen und in einem Lande, wo zehn, zwanzig Familien zuſammen ein Journal halten, das vierteljährlich vielleicht einen halben Thaler koſtet und die größere Hälfte auch gebildeter Leute gar kein Journal leſen, wenn ſie einmal Mit-Abonnenten auf eine Zeitung geworden, würde das Journal, worin der Roman ſtand und dann der ſelbſtändige Roman ſelbſt ſich einander Koncurrenz machen. In England ſcheint's immer umgekehrt zu ſein. Die belletriſtiſchen Arbeiten von Dickens, Thackeray, W. Collins u. ſ. w., die immer erſt in Zeitſchriften und dann ſelbſtändig erſchienen, doppelt fabelhaftes Honorar und den Verlegern doppelt die Erwartung überſteigenden Profit brachten, ſchienen ſich einander nur zu unterſtützen, als ob die Wochen-Lieferungen nur ſo und ſo viel wirkſame Anzeigen und Annoncen geweſen wären und die Ankündigungen in ihrer ſpannenden Reihenfolge als Lectüre zugleich geſättigt und mit dem Eſſen den Appetit geſchärft hätten. Ich will dieſe glänzenden mercantilen und finanziellen Erfolge nicht detailliren und nur eben ſagen, daß Verfaſſer und Verleger ihren goldenen Gewinn beinahe mit Scheffeln meſſen können. Bulwer Lytton ſoll für ſeine ſeltſame Geſchichte ſo viel mal 15 Guineen erhalten haben, als er gewöhnliche Octavbogen in der Zeitſchrift füllte und dann noch ein Paar Tauſend Pfund für dieſelbe ſeltſame Geſchichte als ſelbſtändigen Roman.

Was den Inhalt betrifft, ſo will ich nicht durch kahles Auseinanderſetzen dem Leſer den Genuß verderben und nur ſagen, worin eigentlich das Seltſame beſteht. Bulwer Lytton iſt mit der Zeit alt geworden und ein luxuriöſer Egoiſt auf den Höhen des Lebens, von denen er nicht gern herabſteigen möchte in das drohende, tiefe, allen Egoismus auflöſende Grab. Deshalb hat er ſich nach einem Lebens-Verlängerungsmittel, nach dem Elixir fleiſchlicher Unſterblichkeit mit Haut und Haar umgeſehen und dies zum eigentlichen Pathos ſeiner Geſchichte gemacht. Es iſt die Verherrlichung eines Strebens und Studiums, das die chriſtliche Welt: im „ewigen Juden" und die nach vielen Millionen von Anhängern zählende buddhiſtiſche Religion in ihrem Nirvana-Ideal, dem Streben, dem Gottesdienſte perſönlicher, individueller „Vernichtung" mit erhabener Weisheit längſt verdammt hat und das am Ende jeder rechtſchaffene Greis im eigenen Intereſſe belächelt und verſchmäht, wenn er ſich nach nichts mehr ſehnt, als ſeine alten Knochen los zu werden und ſich zu ſeinen Vätern zu verſammeln. Die Times nannte Bulwers ſeltſame Geſchichte einen wiſſenſchaftlichen Roman. Es iſt wahr, daß er, was ſich mit Hülfe chemiſcher und phyſiologiſcher Geſetze und Kenntniſſe für Verlängerung des Lebens thun läßt, mit viel Geſchick und Dialektik anzubringen verſtand, aber wiſſenſchaftlich iſt die Geſchichte im Ganzen und Großen eben ſo wenig, wie im Detail, was Naturforſcher von Profeſſion deutlicher erkennen und ſagen mögen. Nur inſofern die „ſeltſame Geſchichte" die in unſerem Bereiche, in der Sphäre einer ſocialen Pflicht liegenden Mittel zur Förderung unſerer individuellen und der ſocialen Geſundheit für Alle, deren ſociale, polizeiliche und politiſche Störungen und Beeinträchtigungen, die öffentlichen Anſtalten für ſubtilen, allgemeinen Mord behandelt, hat ſie außer dem belletriſtiſchen, noch einen hohen praktiſchen Werth. Die Engländer ſind in der Sorge und Pflege für individuelle und öffentliche Geſundheit weiter vorgeſchritten, als jedes andere Volk der Erde. Sie laſſen ſich nicht mehr durch öffentliche, offne Rinnſteine und Mangel an Ventilation morden, wie die Berliner; ſie vergiften und verſauen ſich nicht ſelber durch ewiges Qualmen und Paffen ſchlechten Tabakes mit dem Nicotin- und Nicotianingifte, wie die Deutſchen und wieder beſonders die Berliner, unter denen die mit Tabbaksſauce vergilbten und durch Nicotingift, mißlauniſch und grob gewordenen Sklaven des Tabaks und Bieres beſonders dicht herumlaufen, jeden Omnibus, jedes öffentliche Lokal verſtänkern, ihre eignen unventilirten Zimmer verpeſten und mit den Rinnſteinen wetteifern, daß jeder mit jedem Athemzuge Kränkung für ſich und Andere und mit der Zeit Lebensverkürzung von 10 bis 30 Jahren einathme. Das geſunde, praktiſche und hochwichtige Pathos der Bulwerſchen Geſchichte iſt öffentliche Geſundheits-Pflege, in welcher die meiſten andern Völker noch die gräßlichſten Barbaren ſind und worin uns Niemand ſo gute Muſter und Beiſpiele liefern kann, als die Engländer, die durch öffentliche Geſundheits-Pflege die durchſchnittliche Lebensdauer um zehn bis zwanzig Procent verlängert haben, abgeſehen davon, daß jede Lebensdauer bis zum frühern oder ſpätern Tode geſunder geworden iſt.

Wäre es Bulwer gelungen, dieſe rein wiſſenſchaftliche und praktiſche Makrobiotik im Roman-Gewande anſchaulich, wirkſam und dramatiſch perſönlich zu machen, ſo würde ſeine ſeltſame Geſchichte eine der heilſamſten ſein, wenn auch nicht ſo alchemiſtiſch myſteriös und anziehend für den gebildeten Leſepöbel, dem das wie ein lockender Dämon hereinſpielende Geheimniß von einem leiblich unſterblich machenden Lebenselixir — wiſſenſchaftlich und erfahrungsmäßig wie Unſinn — gewiſſermaßen die Stelle der alten Götter, Feen und ſonſtige Lieblinge der Zaubermärchen erſetzen wird. Auf ſonſtige Verdienſte und Schwächen der ſeltſamen Geſchichte will ich nicht weiter eingehen. Ueberhaupt wer kann das in der engliſchen Literatur? Es iſt Alles ſo maſſenhaft und mannigfaltig, daß man die Literatur vor Büchern nicht ſieht, die alle Tage in neuen Schaaren in die Oeffentlichkeit marſchiren.

Vorher ſprach ich von drei bis vier neuen Magazinen, die mit dem neuen Jahre hervortraten. Vielleicht ſind es ein Dutzend. Wenigſtens hab' ich ſeitdem noch ganz andere angekündigt vorgefunden. Eins davon fiel mir auf, die „London Society," ein Magazin, das beſonders intereſſante Koſt aus dem reichen, myſteriöſen, romantiſchen Leben der Londoner Geſellſchaft verſprach.

In der Politik iſt, Gott ſei Dank, nicht viel los, nachdem der „Trent"-Spektakel ſich etwas gelegt und die ſtockengliſche Preſſe ſich und dem Publikum ſo viel Wind von Ruhm, Größe, Anſehn und Macht Englands, beſonders Palmerſton's vorgemacht hat, daß ſich alle patriotiſchen Fröſche mit dieſem Winde zu Fröſchen aufpuſten können. Auch prophezeite die Times ſchon in parlamentariſcher Beziehung „a dull season," eine langweilige Saiſon, wenn's nicht zu einer Intervention in Amerika kommt, einer engliſch-franzöſiſchen „Friedensſtiftung." Deſto intereſſanter wird ſie jedenfalls durch das „kosmopolitiſche Parlament," die zweite derartige Schöpfung des Prinzen Albert, die Induſtrie- und Kunſtausſtellung aller Völker, eine halbe Million Quadratfuß größer als die von 1851 und doch ſchon in jeder Beziehung zu eng und zu klein, ſo daß jeder Anſpruch auf Ausſtellungsraum bis zum Zwanzigfachen abgekürzt werden muß. Das ungeheure Bauwerk iſt ſchon zum Theil unter Dach, und die großen Dome wachſen zuſehends darüber hinaus. Wegen des plötzlichen Todes des Prinzen Albert, der dieſen kosmopolitiſchen, ſachlichen, praktiſchen Parlamentarismus ſchuf, ſollte die Eröffnung verſchoben werden. Aber die Königin hat den entſchiedenen Wunſch ausgeſprochen, daß es beim 1. Mai, wie der Prinz beſtimmt habe, bleibe und ihm durch Erfüllung ſeines Wunſches eine höhere Ehre erweiſen werde, als ſie in einer trauernden Verſchiebung der Eröffnung liegen könne. Vielleicht wird die trauernde Königin-Wittwe in Liebe und Ehre für den geliebten Gatten die Ausſtellung ſelbſt eröffnen, wie die von 1851, als der Prinz Albert zum erſten Male, ſeine hämiſchen Feinde beſchämend, als Schöpfer des erſten kosmopolitiſchen Friedenstempels triumphirend und verehrt öffentlich neben ihr ſtand, ein größerer Herrſcher, als alle die, welche ihre Kronen größtentheils als erſte Soldaten ihrer Länder und nicht als Häupter der ſchöpferiſchen und ſchönen Künſte tragen, wie damals und ſeitdem Prinz Albert.

Es iſt erſtaunlich, welche vieltauſendarmige und dampfende Thätigkeit in und neben den Räumen des Ausſtellungs-Palaſtes herrſcht. Dieſe erſtreckt ſich bis auf weite Umgebungen, wo die mannigfaltigſten Speculationen im Werke ſind, den erwarteten Tauſend Tauſenden, den Millionen (ſchon 1851 beſuchten über 106,000 Menſchen die Ausſtellung an Einem Tage) die merkwürdigſten Bequemlichkeiten und Schönheiten zu bieten und dafür Geld abzunehmen. In den benachbarten königlichen Gärten

Digitized by Google

der Horticultur-Geſellſchaft werden acht verſchiedene Blumen- und Frucht-Ausſtellungen größten Maßſtabes vorbereitet, auch ein Denkmal des Prinzen Albert. Muſikaliſche Kräfte Englands, Frankreichs, Deutſchlands werden in Anſpruch genommen, um zu blaſen und zu ſchmettern in den verſchiedenen Gegenden des Lokals. Das Wellington-Muſik-Corps Bini's iſt ſchon engagirt. Napoleon wird auch ſeine beſten Trompeter und Bläſer ſchicken, und auch mit deutſchen Potentaten ſollen Unterhandlungen, wegen Lieferung muſikaliſcher Celebritäten, im Gange ſein.

Ein eigenthümliches Feſt für Arbeiter und Ariſtokraten war die Ankunft des ruſſiſchen Flüchtlings Bakunin. Seine Flucht auf dem Amur hinunter über Japan, Kalifornien, Panama, Nord-Amerika nach England hat etwas ungemein Romantiſches, das Jeder anerkennen und, veröffentlicht — es wird bald, wenigſtens in Bruchſtücken — genießen wird, ob er politiſcher Freund oder Gegner ſei. Ein Freund, der ihn ſprach, hob beſonders ſeine Begeiſterung für — Sibirien hervor. Er ſchilderte es als ein herrliches Paradies, das ſicherlich ſeine bedeutende und ſchöne Zukunft habe. Die noch dünne Bevölkerung ſei im Ganzen edel, arbeitſam, ſtrebend, gebildet, und das Land ſelbſt biete im Ganzen unerſchöpfliche Quellen für Wohlſtand, Reichthum, Induſtrie, Kunſt, Wiſſenſchaft und Handel.

Nächſtdem werden die Engländer ſich politiſcher Demonſtrationen bei der Ankunft der Herren Maſon und Slidell erfreuen, wie ſie früher einmal Koſſuth bewillkommneten und im Triumphe durch die Stadt begleiteten. Später kam der Kaiſer Napoleon als Abgott an die Reihe. Es kommt ihnen nicht auf die Art politiſchen Ruhmes an: ſie ſind ganz glücklich, wenn ſich nur politiſche Notabilitäten des Tages einſtellen. Auf die Farbe kommt's nicht an.

In raſcher Reihenfolge werden wir von erſchütternden Unglücksfällen betroffen. Noch ſind die Trauerklänge über den Tod des Prinzen Albert nicht verhallt und ſchon eilte eine Kunde durch das Land, die tief und ſchmerzlich berührt, vorzüglich ſchmerzlich aber den Theil des Volkes, der mit dem harten Boden der Arbeit für des Lebens Bedürfniſſe zu kämpfen hat. — Zweihundert und funfzehn kräftige Männer, einige Frauen und Kinder wurden in den Hartley-Kohlenminen lebendig begraben und dadurch über 400 Perſonen ihrer Ernährer beraubt. 103 Frauen ſind zu Wittwen und 257 Kinder zu Waiſen geworden. 29 Schweſtern ſind die ernährenden Brüder, 16 alten Eltern die Söhne und einer alten Großmutter der Enkel, die einzige Stütze ihres Alters, entriſſen.

Ueber dem ſechshundert Fuß tiefen Schacht, welcher in das Innere der Erde, nach dem Labyrinthe der Kohlengänge führt, arbeitete die Maſchine, die zugleich die Bergleute auf und nieder, die Kohlen an's Tageslicht zu fördern und die Waſſer auszupumpen hatte. Der viele Tonnen ſchwere Hebebaum der kräftigen Maſchine brach plötzlich, wie man ſagt in Folge des Froſtes, ſenkte ſich in die Tiefe, riß in ſeinem vernichtenden Falle das ſchützende Gebälke, die Bretterbedachungen des Schachtes und die Erdwände nieder und verſiegelte gleichſam in der Erde Leib die Hunderte der Braven, die das Tageslicht ſo ſelten erblickt, die für die nothdürftige Erhaltung ihres Lebens das härteſte Stück Arbeit verrichtet, die täglich Gefahren in Geſtalt der ſchlagenden Wetter und giftigen Gasarten zu bekämpfen hatten.

Der Hülferuf eilte durch das Land. Von allen Seiten kamen Freiwillige herbeigeſtrömt, um Hand an's Rettungswerk zu legen. Was Sachkenntniß und Arbeitskraft vermochten, wurden aufgeboten: mit guter Hoffnung, ja faſt mit Sicherheit glaubte man, die baldige Erlöſung der Verunglückten erzielen zu können. Doch vergebens rang der Menſch. Das mächtige Eiſenſtück bildete nicht allein einen fürchterlichen Schlagbaum in der Straße, welche die Erlöſenden zu graben hatten, die Maſſe der Balken, Leitern und Bretter verhinderten auch das raſche Fortſchaffen der Erde, während immer wieder neue Maſſen niederſtürzten, die das Fortarbeiten unmöglich und vor allen Dingen ein Bekleiden und Stützen des Schachtes nöthig machten.

So eilten Stunden und Tage dahin, welche bald das Sonnenlicht der Hoffnung, bald die Nacht der Verzweiflung, welche heroiſchen Muth und Aufopferungsfähigkeit in wechſelvollen Bildern vorüber führten. Am Rande des Grabes ſtanden während dieſer acht Tage die vom Unglück am Schwerſten betroffenen, Diejenigen, welche der Erlöſung ihrer Theuren entgegen hofften; ſtanden Tauſende von Theilnehmenden, denen jede Stunde der Arbeit zum Tage wurde. Die Lebenszeichen der Verſchütteten trafen zuweilen das lauſchende Ohr der Arbeitenden; ſie verliehen neuen Muth und forderten die dahinſinkenden Kräfte zu neuen Anſtrengungen auf. Doch endlich verſtummten dieſe Zeichen. Immer tiefer ſank die Scala der Hoffnung, bis das aus der Tiefe ſtrömende Kohlenoxydgas verkündigte, daß das Todeswerk im Innern vollendet ſei.

Der Donner der ſtürzenden Maſſen zeigte den Bergleuten, daß ſie von der Welt abgeſchloſſen. Dem erſten Augenblicke der Beſtürzung folgte jedenfalls die Ueberlegung und aus ihr die Ueberzeugung, daß nur ein höchſt beſonnenes Verfahren, eine zweckmäßige Verwendung der Kräfte, ein vorſichtig geleitetes Arbeiten das Rettungswerk von oben beſchleunigen könnte. Der Schlag der Axt und der Hacke belebte die Hoffnungen, ſtählte die Arme. Die Thätigkeit ſelbſt verſcheuchte das fürchterliche Bild des Hunger- und Erſtickungstodes, bis das Dröhnen neuer ſtürzender Erdmaſſen, die Länge der langſam, langſam verlaufenden Tage Bilder namenloſer Qualen herbeiführte. Verzweiflung beginnt das Werk der Vernichtung zu beſchleunigen. Die Klagen, das Jammern erſtarb an den kalten, naſſen Wänden. Muthlos wirft man die Werkzeuge zur Erde, dumpfes Brüten, entſetzliches Raſen Einzelner, das Gebet Anderer erhöht das Schauerliche der Situation. Unter dem Hauche des tödtenden Gaſes brechen Arbeitende zuſammen. Der Tod iſt da. Die Lebenden ſchaaren ſich zuſammen. Der Gatte umarmt ſein Weib, ſein Kind, der Bruder ſeinen Bruder. Die Letzten eilen in die entfernteſten Winkel, um dem unerbittlichen Gegner zu entfliehen; nach entſetzlichem Todeskampf ſtürzen auch ſie zuſammen.

Hunderte der bravſten und beſten Männer des Landes, die für ihre Mitmenſchen für einen elenden Tagelohn ſchwer gearbeitet, liegen leblos niedergeſtreckt.

So fanden Diejenigen, welche die Rettung verſuchten, die muthvoll gerungen, die ſelbſt die Gefahr, dem Gaſe zu erliegen, nicht geſcheut, nach ſechs Tagen harter Arbeit den Ort des Unglückes.

Zu dem ſechshundert Fuß tiefen Hartley-Bergwerk führte ein Schacht, deſſen Wände nur von leichtem Gebälk und Bretterwerk geſchützt wurden. Ueber demſelben arbeitete eine mächtige Maſchine, deren ſchwerer Hebebaum die Möglichkeit eines Unglücksfalles durchaus nicht entfernt erſcheinen ließ. Die verſchiedenen Stockwerke waren nicht durch überführende Gänge verbunden. Sollen wir etwa in einer ſolchen Anlage die Trefflichkeit der engliſchen Bergwerks-Einrichtungen erkennen?

Der Prozeß Windham mag als eine cause célèbre und scandaleuse erſter Klaſſe mit 60,000 Pfund Sterling Koſten und mit dem Enkel des berühmten reichen Generals Windham an der Spitze, als ein neues Charakteriſtikum des „high-life,“ wenigſtens in ſeinen Hauptzügen Erwähnung finden. Der Held gehört zu den „Fast young men,“ den Roué's junger Ariſtokratie mit viel Geld, Genialität und animaliſchem Uebermuthe — lauter Eigenſchaften, die ſich nicht gern in die langweiligen, ſteifen Formeln der Reſpectabilität fügen. So ſuchte er als Locomotivführer, als aufwartender Kellner in allen möglichen Rollen des Uebermuthes ſich zu amüſiren, Geld todt zu ſchlagen und die Langeweile der Reſpectabilität los zu werden. Endlich ſetzt er ſeinen Genialitäten die Krone auf, macht in zudringlicher Weiſe die Bekanntſchaft einer einzelnen, in Hyde-Park als pretty-horse-breaker reitenden, jungen Dame, wie ſie zu Hunderten von ihrer theuern Schönheit und der Dämlichkeit junger und alter Ariſtokraten und Geldmänner fürſtlich leben. Er handelt mit ihr und überbietet ſofort den Mann, der ſie bis dahin ernährte, verſchreibt ihr auf Lebenszeit jährlich 1500 Pfund Sterling, kauft ihr mit einem Male für 1100 Pfund Sterling Juwelen und heirathet ſie. Jetzt reißt den Verwandten, welche die ungeheueren Geldmaſſen des Haupt-Erben ſo vor ihren Augen verſchwinden und ſie in den Schooß einer Hetäre verlieren ſehen, die Geduld: ſie klagen ihn des Wahnſinns an. Er und ſeine Freunde und Zeugen, herbeigeholt aus allen möglichen Ländern und Menſchenſchichten, wo ſich der Angeklagte herumgetrieben, ſuchen zu beweiſen, daß er im Gegentheil ſehr vernünftig und geiſtesſtark ſei, um ſo ſelbſtändig zu handeln und nicht als Sklave der Etikette. Beſonders bittet und beſchwört ſein Vertheidiger dieſe Romantik, ohne welche das engliſche Leben unerträglich langweilig ſein und kein Roman mehr geſchrieben werden würde, nicht für Wahnſinn zu erklären. Der Oberrichter in Wahnſinns-Proceſſen, the Master of Lunacy, iſt ein Romanſchreiber. Es handelt ſich dabei nicht ſowohl um den Verſtand des Angeklagten, ſondern um ein Vermögen, das jährlich, wenn ich nicht irre, eine Einnahme von 20,000 Pfund ſichert. Dem Wahnſinnigen würde kein Pfennig mehr gehören, Alles den Verwandten.

Wie einſt ein römiſcher Satiriker ſagte: „Difficile est, satiram non scribere,“ ſo beweiſt das engliſche Leben den Schriftſtellern aller Art, wie ſchwierig es ſein würde, langweilig, gründlich, in deutſcher Manier handlungsarm, undramatiſch zu ſchreiben. Alle Tage ſind voller Romantik, Tragödie und Poſſe. Dabei glaubt man noch. Die materialiſtiſchen Naturwiſſenſchaften, welche in Deutſchland chriſtliche und griechiſche Himmel entgöttert, den Geiſt zu einer Art Phosphorescenz, wie alte Weiden, gemacht haben, wie verfaulendes Fleiſch, finden in Eng-

Digitized by Google

land und Amerika rebellirende Spiritualiſten zu Millionen. Jetzt hat Bulwer Lytton durch ſeine „ſeltſame Geſchichte" allen alten Kram des ſogenannten Aberglaubens, des Spiritualismus, Mesmerismus, Magnetismus, der Clairvoyance, des Spuk's und Geiſtercitirens, des Hereinſpielens übernaturwiſſenſchaftlicher Kräfte gleichſam zu einem ſiegreich rebelliſchen Heere gegen die kahle Naturwiſſenſchaft heraufbeſchworen, wiſſenſchaftlich vielleicht ein Unſinn, allein im Romane eine Gewalt, der ſich die Leſer unwillkürlich unterwerfen.

Der engliſche freie Arbeiter und die amerikaniſchen Sklavenſtaaten.

Wie ſtark unter den arbeitenden Klaſſen Englands die Sympathie für die Freiheit der Arbeit iſt, beweiſt der Umſtand, daß, trotz der durch den Mangel an Baumwolle hervorgerufenen Noth der Fabrikarbeiter, jene Klaſſen doch dagegen ſich erklären, daß England die Süd-, d. h. die Sklaven-Staaten der Union anerkenne und ſich durch Nichtachtung der von den Nordſtaaten angeordneten Blockade die ſo ſehr erſehnten, neuen Baumwollen Zufuhren verſchaffe.

In einem großen Arbeiter-Meeting, das am 27. Januar in dem Londoner Kirchſpiele Marylebone ſtattfand, wurde über den Antrag verhandelt, ob die durch das diplomatiſche Einſchreiten Englands aus der Gefangenſchaft der Nordſtaaten befreiten Herren Maſon und Slidell von dem engliſchen Volke zu begrüßen, oder mit anderen Worten, „zu erwägen, ob die Herren nach England kämen, um die Sklaven von ihrer Kette zu befreien, oder einen neuen Ring dieſer Kette zu ſchmieden."

Wir theilen in Nachſtehendem einen auszüglichen Bericht über die Debatten dieſes Arbeiter-Meetings mit:

Herr Yates: „Die Arbeiterklaſſe darf bei der jetzigen Gelegenheit nicht ſchweigen. Die zwei Gentlemen, die über den Atlantiſchen Ocean unſerem Lande zuſegeln, ſind die Agenten ſklavenhaltender und tyranniſcher Staaten. Sie befinden ſich in offener Rebellion gegen die geſetzliche Conſtitution ihres Landes, und kommen her, um unſere Regierung zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Sklavenſtaaten zu beſtimmen. Es iſt die Pflicht der Arbeiterklaſſe, jetzt ihre Meinung auszuſprechen, ſoll die engliſche Regierung nicht glauben, daß wir gleichgiltig ihrer auswärtigen Politik zuſchauen. Wir müſſen zeigen, daß das von dieſem Volke für Sklaven-Emancipation verausgabte Geld nicht nutzlos vergeudet werden darf. Hätte unſere Regierung ehrlich gehandelt, ſo würde ſie mit Herz und Seele die Nordſtaaten in der Unterdrückung dieſer furchtbaren Rebellion unterſtützt haben." Nach einer ausführlichen Vertheidigung der Nordſtaaten, ſtellte der Redner folgenden Antrag: „Dieſes Meeting beſchließt, daß die Agenten der Rebellen, Maſon und Slidell, die ſich jetzt auf der Reiſe von Amerika nach England befinden, ganz und gar der moraliſchen Sympathien der Arbeiterklaſſe dieſes Landes unwürdig ſind, da ſie ſowohl Sklavenbeſitzer ſind, als die eingeſtandenen Agenten der tyranniſchen Faction, die in dieſem Augenblicke gegen die amerikaniſche Republik rebellirt und die geſchworene Feindin der ſocialen und politiſchen Rechte der Arbeiterklaſſe in allen Ländern iſt."

Herr Whynne unterſtützte den Antrag. Es verſtehe ſich übrigens von ſelbſt, daß man jede perſönliche Beleidigung der Herren Maſon und Slidell während ihrer Anweſenheit in London vermeiden müſſe.

Herr Nichols, ein Bewohner „des äußerſten Nordens der Vereinigten Staaten", wie er ſich ankündigte, in der That aber als Vertheidiger der Südſtaaten bei dem Meeting erſchienen, proteſtirte gegen den Antrag. „Ich bin hier, weil hier Redefreiheit herrſcht. Bei uns zu Hauſe hat die Regierung ſeit drei Monaten keinem Menſchen erlaubt, den Mund aufzuthun. Die Freiheit iſt nicht nur im Süden, ſondern auch im Norden zermalmt worden. Der Krieg hat viele Feinde im Norden, aber ſie wagen nicht, zu ſprechen. Nicht weniger, als zweihundert Zeitungen ſind unterdrückt oder die Preſſen ſind vom Pöbel zerſtört worden. Die Südſtaaten haben daſſelbe Recht, vom Norden ſich zu trennen, das die Vereinigten Staaten hatten, von England abzufallen."

Trotz der Beredtſamkeit des Herrn Nichols ging der erſte Antrag einſtimmig durch. Nichols erhob ſich nun von neuem: „Wenn ſie den Herren Maſon und Slidell vorwerfen, daß ſie Sklavenhalter ſeien, ſo gelte daſſelbe von Waſhington und Jefferſon u. ſ. w."

Her Beale widerlegte Nichols in einer ausführlichen Rede und ſtellte dann einen zweiten Antrag dahin:

„In Anbetracht der ſchlechtverſteckten Anſtrengungen der Times und anderer irreleitender Journale, die engliſche öffentliche Meinung über alle amerikaniſchen Angelegenheiten falſch darzuſtellen, uns auf beliebige Vorwände hin in Krieg mit Millionen unſerer Blutsverwandten zu verwickeln, die augenblicklichen Gefahren der Republik zur Verleumdung demokratiſcher Inſtitutionen zu mißbrauchen, — betrachtet dieſes Meeting als die ganz beſondere Pflicht der Arbeiter, da ſie im Senat der Nation nicht repräſentirt ſind, deren Sympathie mit den Vereinigten Staaten in ihrem gigantiſchen Kampf für die Aufrechthaltung der Union auszuſprechen, die ſchmähliche Unehrlichkeit und Sklavenhalterei-Advokatur der Times und verwandter ariſtokratiſcher Journale zu denunciren; den Anſichten zu Gunſten der ſtrengſten Nicht-Interventions-Politik in Angelegenheiten der Vereinigten Staaten den unzweideutigſten Ausdruck zu geben und ſich zu Gunſten der Schlichtung aller etwaigen Streitfälle durch von beiden Seiten ernannte Commiſſäre oder Schiedsgerichte zu erklären; die Kriegspolitik des Organs der Börſenſchwindler zu desavouiren und die wärmſte Sympathie an den Beſtrebungen der Abolitioniſten für eine ſchließliche Löſung der Sklavenfrage kundzugeben."

Dieſer Antrag wurde einſtimmig angenommen, ſowie der ſchließliche Antrag, „vermittelſt des Herrn Adams der amerikaniſchen Regierung eine Abſchrift der gefaßten Beſchlüſſe, als des Ausdrucks der Gefühle und Meinungen der Arbeiterklaſſe Englands, zukommen zu laſſen."

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Kriegs-Literatur.

Ein Krieg, welcher der einen, nordiſchen Partei täglich drei Millionen Dollars koſtet, dem Süden vielleicht eben ſo viel und dem alten Europa, das mit der ganzen „neuen Welt" drüben in Friedenszeiten zu beiderſeitigem Gewinn Millionen von Werthen erzeugende Geſchäfte macht, ein ſolcher Krieg hat Alles gegen, Nichts für ſich, da wir längſt wiſſen, daß mit dieſen Opfern unter keiner Bedingung irgend ein Gut für Schwarze oder Weiße erkauft werden ſoll. Gält' es wirklich Abſchaffung der Sklaverei, könnte man ſich wenigſtens mit dem Gefühle tröſten, daß Vertilgung dieſes Fluches für die Menſchheit, der amerikaniſch-engliſch-europäiſchen niederträchtigen Baumwollen-Politik mit noch viel höheren Millionen von Dollars, Thalern und Pfunden nicht zu theuer erkauft werde.

Aber in Amerika denkt Niemand daran, trotz der ſogenannten Abolitioniſten, wenigſtens keine einflußreiche Partei.

Wenn daher die engliſche Diplomatie in angeblicher Uebereinſtimmung mit franzöſiſcher — wenn nicht auf deren Veranlaſſung — zu verſtehen gegeben hat, daß ſie dem amerikaniſchen Bürgerkriege durch Intervention, mit Gewalt ein Ende machen wolle, ſo rechnet ſie dabei auf viel Dank und fürchtet keinen erheblichen Widerſpruch.

Wir ſprechen hier weder für, noch gegen dieſen oder irgend einen andern Plan, weder süd- noch nordſtaatlich, und ſuchen blos etwas Weiteres, vielleicht Gründlicheres und Ehrlicheres, als ſonſt aus Zeitungen zu haben iſt, zur Beurtheilung der amerikaniſchen Tragödie beizubringen. Dieſes große, hiſtoriſche Trauerſpiel hat bisher wenigſtens das Gute, daß man noch gar nicht rathen kann, wie der fünfte Akt eigentlich ausfallen und enden werde.

So viel ſcheint bereits gewiß, daß viel Kritik und Kriſis des ganzen amerikaniſchen Lebens damit verbunden iſt, und hoffentlich eine Reinigung und Läuterung der ganzen Regierungs- und Lebensweiſe in den amerikaniſchen Freiſtaaten hervorruft, die vielleicht noch zu einer gründlicheren Beſeitigung des ſchwarzen Fleckes im Süden und Norden führen mag, als durch einen bloßen Krieg mit materiellen Waffen möglich iſt.

Nach echt amerikaniſchen Stimmen zu ſchließen, hat man ſchon die weſentlichſten Schwächen und Fehler einſehen und offen anzuerkennen, zu verdammen gelernt. Unter dieſen ſteht wohl die Stimme eines Geiſtlichen obenan. Am Tage allgemeiner Buße, von Lincoln nach der Schlacht bei Bull's Run angeordnet, kanzelte der Prediger Hedge „die nationale Schwäche"* mit ganzer Stärke des Erkennens und ſittlichen Unwillens ab, und gab ſeine Rede zu weiterer Wirkung gedruckt aller Welt zum Beſten.

Wir laſſen ihn ſelbſt reden.

„Ein Haupt-Element unſerer Schwäche iſt unſere Selbſtgefälligkeit, der prahleriſche Wahn, daß wir das größte und weiſeſte Volk der Erde

* „The National Weakness: a Discourse delivered in the First Church, Brooklyn, on Fast-Day, September 26. 1861. By the Rev. F. H. Hedge, D. D. Boston: Walker and Co.

Digitized by Google

ſeien. Wir halten Wachsthum, das wir beſonderer Gunſt der Natur und ſtarker Einwanderung, auch einer gewiſſen Unruhe unſeres Temperaments verdanken, für Beweiſe unſerer Größe. Wir prahlen und prunken mit unſerer ungeheuern Ausdehnung, unſerer ſchnellen Zunahme an Bevölkerung und einem entſprechenden geſchäftlichen Erfolge. Aber machen's die Dollars, die Baumwolle, die Induſtrie, die Schiffe? Welch' großen Geiſt, welch' edlen Gedanken, was Großes und Schönes, das man bewundern, mit Recht verehren könnte, hat Amerika hervorgebracht? Keines! Nichts! Wir haben ungeheuere Landſtrecken der erſten Civiliſation gewonnen, Manches für Erleichterung geſchäftlichen Lebens erfunden, für die bloße Mechanik des Lebens — aber das iſt auch Alles."

„Die Fehler in unſerm Charakter ſind jeder höheren Entwickelung und Production feindlich. Mit unſerer Lockerheit in unſerm intellektuellen und moraliſchen Leben und der daraus folgenden Schwäche unſerer geiſtigen Fähigkeiten und deren Verwahrloſung können wir uns nicht vor der Welt breit machen. Dieſer Charakterzug macht ſich durch die Oberflächlichkeit, Unreife, Ungezogenheit und Ungeſchultheit unſerer Bildung geltend, in mancher Beziehung eine Folge unſerer republikaniſchen Inſtitutionen, die eine gewiſſe Art von Streben und Erfolg ungemein begünſtigen und ſo der bloßen Zudringlichkeit mit wenig oder gar keiner Kultur, ohne vorhergegangene Schule und Anſtrengung, glänzende Laufbahnen eröffnen. Dies beeinträchtigt alles Streben nach gründlicher Schule, Kenntniß und Bildung, und ſetzt den Maßſtab für eine ſolche, wie die Mittel dazu, tief herab. Wenn eine leichte, raſche Schule für ſociale und politiſche Erfolge hinreicht, fällt es natürlich den Meiſten nicht ein, eine ſchwerere, gründlichere durchzumachen. Für einen Amerikaner giebts kein Kriterium des Verdienſtes, als die Zahl der Stimmen. Bei Wahlen für Stadt- und Staatsämter ſiegen aber nicht die gebildetſten, ſondern die gewiſſenloſeſten und unverſchämteſten.

„Ein wahrhaft durchgebildeter und kultivirter amerikaniſcher Gentleman iſt ſprüchwörtlich die größte Seltenheit, ein Phänomen, beſonders im öffentlichen Leben. Die Männer, die uns an den Höfen Europa's vertreten, ſind leider meiſt auch Repräſentanten unſerer Unwiſſenheit und Ungezogenheit. Ohne Kenntniß der Sprache des Landes, wohin ſie geſchickt wurden, ohne Verſtändniß des Franzöſiſchen, der Hofſprache, ohne die feinere Tournüre höflicher, diplomatiſcher Bildung mit keiner andern Qualification für das Amt, als der, daß ſie ſich bei der Wahl ihres Chefs verdient machten, ſcheinen ſie mehr zufällig an die Ufer fremder Staaten geworfen, als zur Vertretung einer großen Nation dorthin geſandt worden zu ſein. Ausnahmen davon ſind — Ausnahmen.

„Wie könnt's auch anders ſein? Warum ſollten wir beſſer außerhalb ſein, als zu Hauſe? Die Vertretung entſpricht der repräſentirten Regierung. Derſelbe Mangel an Durchbildung zeigt ſich in unſern eigenen Staaten-Departements voller Beamte, die meiſt durch gröbſten Mangel an Kenntniſſen ſich auszeichnen und keiner Lage, wozu Hirn und Herz, Takt und Tüchtigkeit gehören, gewachſen ſind. Die jetzige große Kriſis fand ſie unvorbereitet und unfähig.

„Dazu kommt der amerikaniſchſte Fehler der Inſubordination, das Laſter, daß der Amerikaner nichts Höheres über ſich anerkennen mag und mit dieſem Amerikanismus, ohne ſociale Ordnung und Disciplin, ſoll eine große Armee Großes ausrichten."

Ein anderer Nationalfehler iſt die „Milderung des Kriminal-Codex," oder vielmehr die Gleichgültigkeit im Volke gegen Verbrechen und Tugend, die Sympathie mit Verbrechen und pfiffiger Schurkerei, wenn ſie eben nur recht pfiffig und erfolgreich auftritt. Se. Ehrwürden gehen ſo weit zu fürchten, daß Davis, der jetzige Rebellenhäuptling nach einem Frieden mit öffentlichen Ehrenbezeugungen im Norden empfangen werden könne und eben ſo viel Ausſicht habe, zum Präſidenten gewählt zu werden, wie jeder andere populäre Held.

Dann kommt als National-Schwäche die alle vier Jahre wiederkehrende nationale Revolution der Präſidenten-Wahl, nach welcher mit Eintritt des neuen „erſten Magiſtrats-Beamten," alle Staatsdiener, die vielleicht während der vier Jahre etwas gelernt haben, davongejagt werden, um einer neuen Schaar von Ignoranten und Stellenjägern Platz zu machen.

An der Spitze aller Schwächen und Sünden ſteht die Sklaverei, die im Norden, als moraliſche und ſociale, als Verachtung und Demüthigung aller Schwarzen und Farbigen (bis zum dunkeln Fleck unter dem Nagel) viel ärger iſt, als im Süden.

Dieſes Syſtem, dieſe „Inſtitution" der Sklaverei, „die die Bodenſätze afrikaniſcher Wildheit mitten in unſere Häuslichkeit, unſere Politik, unſere Freiheit wirft," wird natürlich von dem chriſtlichen Geiſtlichen und Patrioten verabſcheut, aber er weiß keine Rettung aus dieſem Fluche, mit dem alle Staaten Amerika's thatſächlich und conſtitutionell verwachſen ſind.

Aber er iſt nicht ohne „Mittel" überhaupt, obgleich ſie nicht ſehr appetitlich ausſehen. Zuerſt verlangt er, daß Staatsämter nicht von Wahlen, nicht von der alle vier Jahre wiederkehrenden Revolution abhängig ſein, ſondern in dauernde Anſtellungen der Tüchtigen verwandelt werden ſollen. Dies würde nothwendig zur Beſeitigung der ganzen Conſtitution, zu erblichen Monarchien, vielleicht zu Imperialismus, Prätorianismus und Napoleonismus führen. Zweitens räth er zur Fortſetzung des Krieges, „ſo lange ein Dollar im Schatze und ein Regiment auf dem Felde übrig iſt."

Warum? Des apagogiſchen Beweiſes wegen: „Krieg ſo lange, bis Jeder überzeugt iſt, daß wir eine Unmöglichkeit verſuchten und gegen Gott ſtritten, daß wir uns Gottes Rathſchluſſe und dem ſtrengern Feinde unterwerfen, die Losſagung und Unabhängigkeit des Südens anerkennen müſſen."

Sehr chriſtlich und gründlich und dabei nicht ſo kanibaliſch, als es ausſieht. Der Krieg koſtet jetzt beiden Parteien täglich etwa ſechs Millionen Thaler. Der Staatsbankerott iſt ſo gut wie erklärt, wenigſtens thatſächlich ausgebrochen, ſo daß der letzte Dollar bald aus dem Schatze verſchwinden könnte. Dies wäre dann eine Mahnung zum Frieden, die andere: „nur noch ein Regiment im Felde," wird ſich dann auch bald dazu einfinden.

Er ſpricht alſo im Grunde für Anerkennung des Südens und ſeiner Inſtitutionen, wie es England, wie es ganz Europa in der Trent-Affaire that, obgleich nach klarem, von England, Amerika und Frankreich abgeſchloſſenem Vertrage Nord-Amerika ein Recht hatte, nicht nur die Agenten des Südens zu fangen, ſondern auch das betreffende Schiff zu confisciren. Das Recht war auf nördlicher Seite, aber die Sympathie, die ſiegreiche „öffentliche Meinung," für den „ſchwarzweißen" Süden.

Er ſpricht für Anerkennung des Südens und eine totale Revolution des Nordens, wo bisjetzt „die Hefe der Civiliſation ſich auf die politiſchen Höhen des Lebens drängt und eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen politiſcher Macht und wahrem Verdienſte befeſtigt."

Alſo ein echter Vollblut-Süd-Junker mitten im Norden, laut auf der Kanzel und ſtark in der Preſſe.

Ein mehr poetiſcher und humoriſtiſcher Erguß ſpricht und ſingt viel gegen die Sklaverei, die nach ihm die eigentliche Urſache des Krieges iſt, der „Inſurrection," die nur durch eine Reſurrection * überwunden werden könne. Mit den Abolitioniſten, die als Fremont'ſche Partei mächtiger zu werden ſcheinen, als Lincoln mit ſeinen ganzen Armeen, ſind inſofern auch die rebelliſchſten Süd-Junker einverſtanden, als beide die Urſache des Krieges in der Sklaverei finden. Letztere ſagen nur: Wir können wegen dieſer unſerer conſtitutionell garantirten „Inſtitution" nicht mehr mit Euch vereint bleiben. Wir wollen's nicht. Wir wollen nichts mehr mit Euch zu thun haben. Das iſt unſer Recht, und dafür wollen wir ſtreiten, bis wir geſiegt haben, denn an eine Niederlage denken wir gar nicht. Und darauf kommt am Ende auch der geborne Virginier, Verfaſſer des „zurückgeworfenen Steins"* hinaus.

Zuletzt erwähnen wir noch das Buch einer Dame,** welche wie jene engliſche Hofdame, die wegen ihrer idylliſchen Schilderungen des Lebens „Schwarz auf Weiß" abgeſetzt ward, die leicht erregbare, phantaſtiſche, kindiſch-ſorgloſe, der Abhängigkeit bedürftige Natur und Lebensweiſe der Schwarzen zwiſchen der weißen Baumwolle und als Familienbeſtandtheile der Grundbeſitzer ſehr genau, ſehr anſchaulich und aus dem Leben geſchildert, ſo daß man meinen ſollte, es könnte kaum ein beſſeres Leben für die Neger möglich ſein.

Als zu Anfang des Krieges zwei junge Herren, Söhne eines großen Sklavenbeſitzers in's Feld zogen, nahmen ſie zärtlich von ihrer alten, ſchwarzen Amme Abſchied. Die alte „Mammy" giebt ihnen die von ihr geputzten Gewehre und ſagt wie eine Mutter der Gracchen: „Nu nich mehr geheult. Vorwärts in den Krieg, und macht mir keine Schande."

Alſo Alles für den Süden? Wir können's nicht ändern und kommen auf den Wunſch und die Hoffnung zurück, daß wenigſtens der Norden nicht für den Süden bleibe, ſondern für ſich. Und ſo kommt's auch, obgleich ſie dies viel eher ſo und ſo viel Tauſend Menſchen und ſo und ſo viel Millionen Dollars billiger hätten haben können.

---

* The Rejected Stone; or, Insurrection and Resurrection in America. By a Native of Virginia. Boston, Walker and Co.

** Maum Guinea; or, Christmas among the American Slaves. By Mrs. Victor. London, Beadle and Co.

Digitized by Google

Syrien.

Die Religion der Johannes-Jünger oder Sabäer.

Dem erſten Bande von Dr. H. Petermann's „Reiſen in den Orient,"* iſt nun der zweite gefolgt, welcher nicht minder reichhaltig an den mannigfachſten Belehrungen über die durchreiſten Gegenden und den Orient überhaupt iſt. Wir geben nur kurz die Route an, die der ausgezeichnete Gelehrte gemacht hat: über Ungarn die Donau hinab nach Konſtantinopel, von da über Rhodus, Beirut nach Damaskus, Jeruſalem, Nablus, nach Damaskus zurück, Libanon, Beirut, Cilizien, Cypern (I. Bd.). Von da über Beirut zurück nach Haleb, Sünrek, Máradin, Mûſul, Bagdad, Sûq eſch Schiuch, Bagdad, Schiras, Perſepolis, Murghâb, Jesd, Jspahân, Hamadan, Kermanſchah, Kerind, nach Bagdad zurück, Môſſul, Orfa, Háleb, Beirut, Alexandrien, Kairo — Rückreiſe nach Trieſt (II. Bd.).

Das Hauptziel der Reiſe war, wie wir S. 83 erfahren, der traurige Ort Sûq eſch Schiuch am untern Euphrat (dort, wo derſelbe nach ſeinem ſüdöſtlichen Laufe ganz öſtlich zum Tigris abbiegt), obgleich ſich weder Europäer noch europäiſche Konſuln daſelbſt befinden. Dr. Petermann's Beſuch daſelbſt galt nämlich dem dort reſidirenden Haupte der merkwürdigen Sekte der ſogenannten Johannes-Jünger, auch Mandäer, Zabier, Sabier und Sabäer genannt, dem Prieſter Scheich Jahja, bei dem er ſich über die Sprache und namentlich die geheimen Lehren dieſes merkwürdigen Reſtes einer verſchollenen Religion näher zu unterrichten hoffte, wie in Libanon über die Druſen. — Wir haben davon die Hauptſache unſern Leſern bereits mitgetheilt.

Die Sache war nicht ganz leicht anzuſtellen; indeſſen gelang es, trotz der Abweſenheit eines europäiſchen Konſuls, trotz des Fanatismus der ſchiitiſchen Muhammedaner, durch Vermittelung eines reichen Armeniers, dem Herr Petermann empfohlen war und ſonſtige Vorkehrungsmaßregeln in ganz erwünſchtem Grade. Scheich Jahja tritt folgender Weiſe auf die Scene:

„Es war ein Mann von etwa 40 Jahren, in der Tracht der vornehmen Beduinen mit braun und weiß geſtreiftem Mantel und einer Kafije, einem dreieckigen Tuch um den Kopf. Sein Aeußeres war angenehm, in ſeinem Geſicht ſpiegelte ſich Gutmüthigkeit, gepaart mit Schlauheit. Schon in Bagdad hatte man mich vor der letztern gewarnt und mir erzählt, daß früher zwei Engländer bei ihm geweſen wären, welche gewünſcht hatten, den Glauben und Kultus ſeiner Sekte zu ſtudiren. Er hatte ſie mehrere Monate mit Verſprechungen hingehalten, ihnen viel Geld entlockt, und doch wenig oder gar nichts von dem beigebracht, was ſie begehrten."

Herr Petermann ſagte ihm blos, daß er Philolog und vorzugsweiſe Orientaliſt ſei, daß er ſich mit mehreren orientaliſchen Sprachen beſchäftigt, und nun auch die ſeiner Sekte kennen zu lernen wünſche. „Auf dieſe Weiſe, ſo kalkulirte ich, mußte er mir ihre heiligen Schriften vorlegen, da ihre ganze Literatur ſich nur auf dieſe beſchränkt; er mußte ſie mit mir leſen und, indem er ſie mir erklärte, mich mit ihren Glaubensartikeln bekannt machen. Der Erfolg hat gezeigt, daß ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuſcht habe. Er hat faſt alle ihre Schriften nach und nach mit mir geleſen, und ich kam zuletzt ſo weit, daß ich beſſer als alle Laien und als die meiſten Prieſter ſie verſtand. Ihm war dieſe Erklärung von meiner Seite ſehr willkommen, da er auf dieſe Weiſe ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, viele Jahre lang einen bedeutenden Gehalt von mir zu beziehen. Denn er ſtellte ſeine Forderungen ſehr hoch, ich mußte ihm über 50 Thaler monatlich zahlen; und als er mich fragte, wie lange ich bei ihm Unterricht zu nehmen gedenke, und ich ihm entgegnete, daß ich nicht länger als zwei Monate dort bleiben könne: ſo lächelte er und meinte, daß dieſe Zeit kaum für die erſten Anfangsgründe genüge. Er erzählte mir dabei, ſein Vater habe den früheren engliſchen General-Konſul, Col. Taylor, zwölf Jahre lang unterrichtet, und dieſe ſeien kaum hinreichend geweſen, um denſelben wirklich in ihre Myſterien und Kenntniſſe einzuweihen; dann, ſagte er, alle Andersgläubigen müßten reiſen und die Schriften der verſchiedenen Nationen mühſam ſtudiren, um die Kenntniſſe zu erwerben, die ſie geſammelt in ihren religiöſen Schriften beſitzen; ich würde in ihren Werken finden, was die Literatur keines Volkes der ganzen Welt darböte, da eine Weisheit darin verborgen ſei, von der man keine Ahnung habe ꝛc.

Während ſeiner Abweſenheit in Sûq eſch Schiuch, einem übrigens ganz jungen Orte, wohnte Dr. Petermann in dem öffentlichen Chan, wo er von einer Menge Ungeziefers zu leiden hatte, wie es ſelbſt im Oriente ſelten iſt; dabei mußte er, ehe der Unterricht beginnen konnte, noch Schwierigkeiten anderer Art beſeitigen, Beſuche bei dem Beduinen-Scheich des Diſtriktes und dergleichen machen.

Wir theilen hier Einiges von den Forſchungen über die genannte Sekte mit, deren Name ſchon in der Zeit Hiob's und Muhammed's genannt wird, und ſpäter vielfach genannt worden iſt, ohne daß man Zuverläſſigeres von ihr gewußt hätte.

„Die Mandäer ſind uns unter verſchiedenen Namen bekannt geworden. Man nennt ſie „Johannes-Jünger, Johannes-Schüler und Johannes-Chriſten," ferner „Zabier, Sabier und Sabäer," ſodann „Nazaräer, Nazoräer, Naſoräer" und endlich „Mendäer oder Mandäer." Die erſten Namen „Johannes-Jünger, Johannes-Schüler, Johannes-Chriſten" waren ihnen von europäiſchen Gelehrten nach dem Vorgange von Miſſionären und Reiſenden, welche ſie beſucht und kennen gelernt haben, gegeben; ihnen ſelbſt, den Mandäern ſind ſie unbekannt. Der Grund dieſer Benennung liegt wahrſcheinlich lediglich darin, daß ſie Johannes den Täufer als ihren wahren und einzigen Propheten anerkennen, und die Taufe, und zwar die immer wiederholte Taufe, als unerläßliche Bedingung der Sünden-Vergebung betrachten; möglich auch, daß Einer der Erſten, der ſie aufſuchte, zufällig auf einen Tarmida Jahja, einen Prieſter Namens Jahja d. i. Johannes (ein Name der begreiflicher Weiſe ſich oft bei ihnen findet) ſtieß, und deſſen Namen für einen Collectivnamen der ganzen Secte haltend „Schüler des Johannes" überſetzte. Weil die chriſtlichen Miſſionäre und Reiſenden aber, vielleicht ſelbſt irre geleitet durch die Mandäer, die ihnen in der beliebten Weiſe der Orientalen nach dem Munde redeten, in denſelben eine chriſtliche Secte zu erkennen glaubten, ſo gaben ſie ihnen auch den Namen „Johannes-Chriſten." Wenn auch nun nicht zu leugnen iſt, daß ſie aus dem Chriſtenthum hervorgegangen ſind, ja, wenn auch die Möglichkeit nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß ſie von den in der Apoſtelgeſchichte K. 18. 19. erwähnten Schülern Johannes des Täufers abſtammen, welche ſpäter zu dem Chriſtenthume ſich bekehrt haben mögen; ſo kann man ſie doch jetzt, ihrer Lehre zufolge, keineswegs mit dem Namen „Chriſten" belegen, ſondern muß ſie unbedenklich zu den Heiden zählen. — Der Name Zabier (richtiger Sabier, Sabäer mit ſcharfem S., wie Chwolſon ſchreibt Sſabier) iſt ihnen nicht unbekannt. Sie ſelbſt nennen ſich gegen Andersgläubige „Sobba," und meinen, daß ſie damit eigentlich als „Täufer, Baptiſten" bezeichnet würden, die Muhammedaner aber darunter die „Sabier" des Kor'ân verſtehen, welche dem Sterndienſt huldigten. Sie ſagen, daß die Muhammedaner ihnen dieſen Namen gegeben haben, weil ſie ſich bei ihren Gebeten gegen den Polarſtern wenden, ſind aber ſelbſt ſo weit von aller Verehrung der Geſtirne entfernt, daß ſie vielmehr dieſe als Ausgeburten der Hölle, des Teufels und als böſe Geiſter betrachten. Dennoch nehmen ſie dieſe Benennung an, theils weil ſie dieſelbe anders auslegen, theils und beſonders aber deshalb, weil ſie dadurch Duldung von Seiten der Muhammedaner erlangt haben, welche die Religionsſekten, die in dem Korân erwähnt werden, beſtehen laſſen. Es ſcheinen auch in der That noch Ueberreſte der alten ſabiſch-chaldäiſchen Aſtrologie bei ihnen ſich zu finden, da die Sterndeuterei und Nativitätsſtellerei bei ihnen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, und ſie im Widerſpruch mit ihren eignen ſonſtigen Anſichten den Planeten und Zodiakalbildern zuweilen auch offenbar gute Einflüſſe auf die Schickſale der Menſchen zuſchreiben. — Ebenſo bekannt iſt ihnen der Name „Nazaräer, Nazoräer," oder richtiger „Naſoräer," bezeichnet aber, jetzt wenigſtens, nur ſolche, die in der Kenntniß ihrer Glaubenslehren und ihres Kultus, wie in ihrem Leben vollkommen ſind. — Ihr eigentlicher Name, den ſie ſich gegenſeitig beilegen, iſt „Mandâje," Mandäer, nicht „Mendäer," wie ſie oft von chriſtlichen Gelehrten genannt werden. Dieſer bezeichnet, ihrer Anſicht zufolge, „die in Gott Lebenden," iſt aber ein Patronymicum, gebildet von Manda de Chajje, dem Sohne des geoffenbarten Gottes, ihrem eigentlichen Heiland, alſo unſerm Namen „Chriſten" ganz analog.

„Da die Mandäer keine Geſchichtswerke haben, ſo iſt ihre Geſchichte, die ſich nur durch Tradition erhalten und fortpflanzen kann, natürlich mit Erdichtungen aller Art angefüllt, die zum Theil den perſiſchen angepaßt ſind..... Sie fabeln auch viel von einem mandäiſchen Reiche, welches von ungeheurer Ausdehnung ſein und noch heute exiſtiren ſoll."

Nu (Noah), der Rieſe Audſch (Og), der Vogel Simurg ꝛc., ſpielen darin eine große Rolle, und gehen wohl auf dieſelbe Quelle, wie die rabbiniſchen Märchen zurück, mit denen ſie große Aehnlichkeit haben.

Sie haben in Sûq eſch Schiuch einen Tempel, der aber merkwürdig klein und elend war. Acht Schritte lang von Oſten nach Weſten, fünf Fuß breit, in Manneshöhe mit einem Giebeldach, aus mit Lehm verklei-

* Reiſen im Orient von H. Petermann. 2 Bde. Nebſt einer Karte von Kiepert. Leipzig, Veit & Comp., 1861.

Digitized by Google

ſterten und überworfenen Rohrbündeln erbaut, wenn man ſo ſagen darf. Dieſe Größe genügt, da ihr Tempel nur für die Prieſter und deren Gehülfen beſtimmt iſt und kein Laie ihn während des Gottesdienſtes betreten darf. Keine Verzierung, kein Schmuck, kein Altar war darin zu ſehen. Er ſtand überdies in dem Garten eines Muhammedaners, da aller Grund und Boden den Moslemin gehört.

Die Mandäer haben drei Prieſtergrade, welche nicht gerade blos den Söhnen von Prieſtern verliehen werden, wie umgekehrt dieſelben ſich nicht nothwendig dem geiſtlichen Stande widmen müſſen. Schon als kleiner Knabe kann der Befähigte durch einen Handſchlag bei der (wiederholten) Taufe ein Schganda, d. i. Miniſtrant, Diacon werden, und die eigentliche Prieſterwürde mit dem Eintritt in die Mündigkeit, der mit funfzehn Jahren erfolgt, durch eine neue Weihe erhalten. Viele bleiben indeſſen Schgandi für ihr Lebelang. Der Weihe geht eine lange, mit Asceſe verbundene Prüfung und ein Examen über die erworbenen Kenntniſſe vorher; endlich erfolgt die Weihe, bei welcher ſieben Prieſter, oder für jeden Prieſter zwei Schgandi zugegen ſein müſſen, durch die Taufe vor und die Communion in der Kirche, wobei die Prieſter Gebete ſprechen. So iſt er denn ein Tarmida (d. i. Schüler des Manda de hajje, oder Hibil Siva) geworden. Ein Tarmida kann ſpäter nach Belieben ein Gänſibra, d. i. Schatzmeiſter oder Inhaber des Schatzes (Ginsa) werden, worunter ſie „das große Buch“ verſtehen. Die höchſte, geiſtliche Würde endlich iſt die eines Rūſch ámma, „Oberhaupt des Volkes,“ d. h. des Oberprieſters, Papſtes, der zugleich als ihr weltliches Oberhaupt angeſehen wird.

Als ſie noch Fürſten hatten, mußten dieſe zugleich ihre Prieſter ſein, und ſie behaupten, daß dies früher in Aegypten beim Pharao der Fall geweſen, wie denn überhaupt Aegypten in ihrer Religion eine große Rolle ſpielt. Ein ſolcher weltlicher Rūſch ámma ſtellt ſich aber gewöhnlich noch einen zweiten, einen geiſtlichen Rūſch ámma zur Seite. Von dieſen Oberprieſtern glauben ſie, daß ſie in vertrautem Umgange mit den Engeln ſtehen, den Dämonen gebieten und Wunder thun können.

Uns iſt bei der Leſung dieſer Mittheilungen überhaupt aufgefallen, wie eine Menge Einzelheiten in Lehre und Kultus auf Aegypten, auf Babylon und alte ariſche Ueberlieferungen in der Zoroaſter-Religion u. ſ. w. zurückgeben, und die dabei ſo eigenthümlich ſind, daß man ſie ſchwerlich aus bloßer ſpäter Entlehnung erklären kann. Das Paradies der Mandäer liegt, wie bei den Indiern das glückſelige Land Uttara-Kuru, hinter dem Berge Meru, das Land der Hyperboräer jenſeits der Riphäen, das heilige Airjana Vaedſcho der Iranier hinter dem Hara-Berezaiti ſo hinter einem herrlichen blauen Türkisgebirge im Norden; es heißt Meſchunne kuſchta, die Urheimat der Mandäer. Dorthin fliegt über das Türkisgebirge hinweg die Seele des frommen Mandäers; dort wohnen ſelige Völker ihres Glaubens, und wenn auf Erden ihr Volk auszuſterben droht, kommen große Schaaren hervor, um ſie auf's Neue zu bevölkern. So ſollen ungefähr 240 Jahre n. Chr., als faſt alle Mandäer ausgerottet waren, ihrer 60,000 aus der Meſchunne kuſchta gekommen ſein, deren König und Oberprieſter in Damaskus reſidirte. Die alten Aegypter gelten ihnen dafür, im Beſitze der einzig wahren Religion geweſen zu ſein, während ſie Abraham (Ibrahîm) als erſten falſchen Propheten und Moſes (Miſcha) als den zweiten anſehen, und ſie als Verehrer des Sonnengottes (Adunai) betrachten, der in ihren Augen Kosmokrater und Sternenherrſcher iſt. Von ihrer Abneigung gegen die Juden zeugt übrigens der Umſtand, daß der oben eingeführte Prieſter ſich zuvor bei Dr. Petermann genau informirte, ob er Israelit ſei oder von Israeliten ſtamme, und von dieſem Umſtande die Ertheilung oder Nichtertheilung des Unterrichts abhängig machte. Weil Pharao wider göttlichen Willen den Moſes verfolgte, ſo lautet die weitere Nachricht, trennte ſich ſein Bruder Artawan mit 60,000 Aegyptern von ihm und wurde in die Meſchunne kuſchta verſetzt, wohin indeß auch Pharao, der ihnen zufolge nicht im Rothen Meere ertrank, mit den Seinigen verſetzt wurde. Mit ihnen waren alle Mandäer verſchwunden und die Religion des Adunai, d. i. der Sonne, blühte auf Erden. Vor dem Eingang in ihre Unterwelt, die in ſieben Mattarátha (Stationen eines Reinigungsortes voll großer Qualen) zerfällt, liegt ein zweiköpfiger Cerberus, zwiſchen deſſen zwei aufgeſperrten Mäulern ſie hindurch müſſen. Wem fallen hierbei nicht die zwei ſchwarzen Schakale ein, welche am Eingange der ganz ähnlich in Räume geſonderten ägyptiſchen Unterwelt liegen? Ebenſo erfolgt bei ihnen vor dem Eintritt in die Lichtwelt eine Seelenwägung durch Abáthur, den Herrn einer dieſer Welten. Ihre Jahresform, zwölf dreißigtägige Monate mit fünf Schalttagen am Ende, iſt völlig das altägyptiſche Hundſternjahr, nur daß ſein Anfang nicht mehr nach dem Aufgange des Hundſterns regulirt wird. Schaltjahre kennen ſie nicht. Bei den alten Aegyptern war das Einſchalten ſtreng verboten. Merkwürdig iſt auch die Verehrung eines Urfluſſes, des Jârdena rabba, oder des großen Jordan, aus welchem Chajje qadmáje, „das erſte Leben,“ entſprang und viele andere Jordane, die ſich in die Welt des Aethers ergoſſen.

Der heilige Jordan fließt aus den Lichtwelten mitten durch das große Weltmeer, den Okeanos, welcher, wie bei den Griechen, die ganze bewohnte Erde umfließt, doch ohne ſich mit dieſem zu vermiſchen, in die Meſchunne kuſchta. Die Mandäer bezeichnen auch alles fließende Waſſer mit dem Namen Jordan, und dürfen nur da ihren Wohnſitz aufſchlagen, wo ſich daſſelbe vorfindet.

Von dieſem Kulte des Flußwaſſers ſind aus der mythiſchen Zeit Griechenlands die deutlichſten Spuren vorhanden, welche das Alterthum dieſer ſabäiſchen Anſchauungen verbürgen. So ſoll das Dodoniſche Orakel bei jedem Spruche die Weiſung hinzugefügt haben, „dem Acheloos zu opfern,“ unter Acheloos aber jedes fließende Waſſer verſtanden haben. Ebenſo hatten die alten Macedonier einen myſtiſchen Kult des Waſſers, das ſie Berū nannten; namentlich aber zeugen für den Glauben an den Urſtrom, mag derſelbe auch bei verſchiedenen Stämmen verſchiedene Namen geführt haben, jene Flüſſe, von denen es hieß, daß ſie unter der Erde und dem Meere fortgefloſſen. So ſollte das Flüßchen Inopos auf dem heiligen Eilande Delos Nilwaſſer enthalten, der Aſopos bei Sikyon aus dem kleinaſiatiſchen Mäander ſtammen, der Euphrat und der Nil unterirdiſch zuſammenhängen. Wenn nämlich ein ſolches den Urſtrom verehrendes Volk ſich an fremden Orten niederließ, ſo bedurfte es, um ſeine religiöſen Ceremonien gültig vollziehen zu können, des heiligen Waſſers der Heimat, und deshalb dieſe Uebertragungen. Selbſt den Namen Jardanos (Jordan) finden wir in Kreta wieder, und der ganz fabelhafte Strom Eridanos, der in der Mythologie eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, nähert ſich im Klange auffallend dieſem Jârdena der Sabäer; allem Anſcheine nach ſtammt aber dieſer Kult aus Aegypten, wo Hapi Mari, das göttliche Urbild des Nils, eine überaus große Verehrung genoß und zum Urprinzipe alles Daſeins gemacht wurde. Im ägyptiſchen Todtenbuche Tab. XLI. iſt das himmliſche Land Aegypten, wo die ſeligen Geiſter ſäen, ärndten u. ſ. w., und darin als Hauptgott der Gott Nilus dargeſtellt.

Daß die Mandäer bedeutende chriſtliche Einflüſſe erfahren, behauptet auch Dr. Petermann. Ihre Sittenlehre legt die zehn Gebote zu Grunde und ſpricht Sätze aus, die offenbar der Bergpredigt Chriſti entlehnt ſind. Es ſcheint indeſſen, daß ihr Hauptſakrament, das in Taufen, oder vielmehr ebenſo gut in Waſchungen beſteht, weit älter iſt, als ſelbſt die Taufe Johannes, und eben an jenen Kultus des göttlichen Urſtromes anſchließt, der als Inbegriff aller Reinheit und Heiligkeit gilt. Vielleicht bequemten ſie ſich gerade deshalb, weil die Taufe Johannes mit ihren Satzungen ſtimmte, vom Chriſtenthum, als es ſich in jenen Gegenden ausbreitete, ſo viel aufzunehmen, als ihnen gut dünkte; vielleicht auch hat ihr heiliger Urſtrom früher einen andern Namen geführt, und iſt erſt Jordan umgenannt worden, als ſie ihre Taufe für die Johannes des Täufers im Jordan erklärten.

So viel geht aus ihrer myſtiſchen Theologie, welche einen wüſten, myſtiſch ſymboliſchen Charakter trägt, unleugbar hervor, daß ſie im Grunde Heiden ſind, und daß ihre Lehren auf derſelben Grundlage beruhen, wie die älteſten ägyptiſchen, phöniziſchen, babyloniſchen Theogonien und Kosmogonien. Uebrigens haben ſie darüber verſchiedene, ſich theilweiſe widerſprechende Verſionen.

In einer derſelben „ſtellen ſie als den Urgrund aller Weſen die endloſe Materie dar, und mit ihr den dieſe belebenden Geiſt, die Weltſeele. Die Materie iſt analog dem orphiſchen Mythus vom Weltei, repräſentirt durch die „große Frucht in der großen Frucht,“ in welcher demnach ſchon alles andere im Keime vorhanden war. In derſelben waren und aus ihr entſtanden zahlloſe Früchte und Schechina's, worunter theils „Wohnungen,“ theils nach Analogie der Kabbaliſten „Majeſtäten, Gottheiten“ verſtanden werden, und in jeder einzelnen dieſer Früchte waren wieder unzählige Thiere und Schechina's, welche fortwährend den großen Weltgeiſt preiſen.

Dieſer Weltgeiſt wird gewöhnlich Mana rabba de iqâra genannt, d. i. Mana (Geiſt), „der Herr der Glorie,“ wird aber auch unter andern Namen erwähnt, und ſoll deren im Ganzen 360 haben. Er thront in der großen Frucht, mit welcher er auch verwechſelt wird.

Eine Emanation (nach einer Faſſung gleich urſprünglich) iſt Ajar ſiva rabba, „der Aether des großen Glanzes,“ in welchem ebenfalls Mana rabba thront. Aus Ajar ſiva rabba emanirt Eſchatta hojta (das lebendige Feuer), aus dieſem das Licht. Durch die Kraft des Mana rabba entſtand in demſelben Aether das „erſte Leben“ und der große Jordan, aus wel-

Digitized by Google

chem das „erſte Leben" und alle Jordane entſprangen. Alſo Schöpfung der Elemente.

Nach dieſer erſten Emanation zog ſich Mana rabba in tiefſte Verborgenheit zurück. Das „erſte Leben" (Chajje qadmáje) iſt der geoffenbarte in der Welt wirkende und ſchaffende Geiſt, den die Sabäer vor Allem ehren und anbeten, da Mana rabba über alle Verehrung erhaben iſt. Jedes Gebet wird in ſeinem Namen begonnen. Auch ihm werden viele und theilweiſe dieſelben Namen beigelegt, wie dem Mana rabba, mit dem es zuweilen verwechſelt wird.

Es thront gleich ihm in dem reinen, glanzvollen Aether, der als eine Welt betrachtet wird, in welcher Alles, was da iſt, ſelbſt die Wohnungen und Pflanzen mit den fließenden Gewäſſern, Jordane genannt, von dem Lebensfeuer durchdrungen iſt, und zahlloſe Uthre, d. i. Engel, in ewiger Seligkeit wohnen.

„Aus dem „erſten Leben" (Chajje qadmáje) emanirte zuerſt „das zweite Leben" (Chajje tinjáne) und nächſt dieſem Monda de Chajje. Das „zweite Leben," gleich Manda de hajje aus dem „erſten Leben" und „deſſen Bilde," Demútheh, gleichſam der Göttin deſſelben, hervorgegangen, wird zwar Dokja „das reine" genannt; aber es werden ihm dann auch unreine Gedanken zugeſchrieben, es will ſich erheben über das erſte Leben, und wird deshalb von dieſem aus der Welt des reinen, glanzvollen Aethers ausgeſchloſſen, und in die Lichtwelt verſetzt, welche durch „die Ströme der Gewäſſer" (Haſiqe maje, bei den Kabbaliſten Aſiqe maje) von jener getrennt wird. Er iſt gleichſam der Kain, während ſein jüngerer Bruder, Manda de hajje, der Abel iſt. Dieſer iſt der Vater, Herr und König der Engel (Uthre), der Herr der Welten, der geliebte Sohn, der gute Hirt, der Hoheprieſter, das Wort des Lebens, der λόγος, der Lehrer und Erlöſer der Menſchheit, der in die Hölle fuhr, und den Teufel feſſelte; er iſt mit einem Worte der Chriſtus der Mandäer, welche auch ſich nach ihm benennen. Er weilt bei dem Vater, als welcher bald Chajje qadmáje, bald Mana rabba angegeben wird, und er wird auch gleich dem „erſten Leben" Adam qadmáje „der erſte Menſch (vergleiche Adam qadmon der Kabbaliſten) genannt. Er offenbarte ſich aber den Menſchen zu verſchiedenen Zeiten in ſeinen drei Söhnen, welche auch ſeine drei Brüder heißen, Hibil (Abel), Schithil (Seth) und Anuſch (Enos), und von denen an einer andern Stelle wieder geſagt wird, daß nur Hibil ſein Sohn, Schithil ſein Enkel, und Anuſch ſein Urenkel ſei. Von Hibil, dem Gefeiertſten unter dieſen, auch gewöhnlich Hibil Siva („Hibil der Glanz") genannt, wird faſt daſſelbe geſagt, was von Manda de Chajje berichtet wird; er erhält dieſelben Ehrennamen, und wird oft mit ihm verwechſelt.

„Unter den Uthre (Engeln), welche aus dem „zweiten Leben" emanirten, iſt der vornehmſte und erſte Chajje tlitháje „das dritte Leben," auch gewöhnlich Abáthur genannt. Er iſt der Vater der Engel; ſeine Beinamen ſind „der Alte, der Verborgene, der Wächter." Er ſitzt an der äußerſten Gränze der Lichtwelten, wo er an dem großen Thore, welches nach den mittleren und untern Regionen führt, ſeine Mattárta (Station), ſeine Schechina (Wohnung) hat, mit der Wage in der Hand, um die Thaten der abgeſchiedenen Geiſter, welche bis zu ihm gelangen, abzuwägen, und ſie, wenn er ſie zu leicht befunden, wieder zurückzuſchicken, oder im entgegengeſetzen Falle ihnen den Weg in die höhern Lichtregionen zu eröffnen.

„Unter ihm war anfangs nur eine ungeheure Leere, und ganz unten in der Tiefe das trübe, ſchwarze Waſſer, Maje ſiáve. Als er hinunter blickte, und ſein Bild ſich in dieſem Waſſer wiederſpiegelte, entſtand dadurch Petáhil oder Fetáhil, der auch Gabriel genannt wird, und alſo theilweiſe die Natur des trüben, ſchwarzen Waſſers, aus dem er hervorging angenommen hat."

Petáhil iſt der eigentliche Schöpfer, der die Welt auf den Auftrag des Chajje qadmáje oder des Abáthur zu bilden unternimmt. Er ſtreckt ſeine Hand in's ſchwarze Waſſer und macht einen Teig, dem er aber keine Feſtigkeit zu geben weiß. Erſt als ihn ſein Vater mit dem Lebensfeuer umhüllt gelingt es. Es entſtand das Erdige hieraus, über welche Petáhil das Firmament ausſpannte.

Was das Böſe betrifft, und ſeine Entſtehung, ſo theilte Jahja Herrn Petermann als prieſterliches Geheimniß mit, daß der Fürſt der Finſterniß gleichzeitig mit Mana rabba aus der großen Frucht hervorgegangen ſei — alſo eine vollkommene Analogie mit der Lehre Zoroaſters. Sonſt gilt es als ſpäter entſtanden. Als das „erſte Leben" erkannte, daß der Böſe geboren werden würde, ſchickte er den Hibil Siva in die Unterwelt, um ihn zu bekämpfen und ihm die Macht zu nehmen. Dieſe Höllenfahrt, welche vielleicht mit den Höllenfahrten des Adonis, Oſiris u. ſ. w. in Verbindung ſteht, iſt höchſt phantaſtiſch im indiſchen Stile gehalten; auf 100,000 Parſangen und 600,000 Jahre Aufenthalt in einer einzigen Höllenregion kommt es dabei nicht an; jeder dieſer Regionen aber ſtehen verſchiedene hölliſche Geiſter männliche wie weibliche vor. Der oberſte Unhold, der bei Hibil Sivas Anweſenheit geboren wurde, ſpäter den Kampf wider das Lichtreich verſuchte, und von dem erwähnten Gotteshelden gefeſſelt wurde, heißt Ur. Er liegt im ſchwarzen Waſſer und auf ſeinen Leibe wurde die von Petáhil erſchaffene Erde gelegt. Rucha, die Mutter des Ur, gebar von ihrem Sohne Sonne, Mond und die 5 Planeten, ſodann die 12 Zeichen des Thierkreiſes, endlich 5 Sterne, unter denen der Sirius zu ſein ſcheint — Böſe Dämonen, welche die menſchlichen Schickſale beherrſchen und ihnen Kummer und Pein verurſachen.

Von Adam's Sündenfalle wiſſen ſie nichts; Adam erhielt durch Hibil Siva ihre heiligen Bücher und bewahrte die reine Lehre.

Denn alle Menſchen der Urzeit waren fromme Mandäer; ſie wurden aber, wenn ihrer zu viele geworden, nicht einmal, ſondern mehrmal vertilgt. Von Adam bis Ram und Rud, dem Menſchenpaare, das bei der erſten Vertilgung übrig blieb, verfloßen 216,000 Jahre, von da bis zur Rettung von Schurbai und Scharhabiël 150,000, von da bis Noah 100,000, von Noah bis auf Abraham und die gleichzeitige Erbauung von Jeruſalem 6000 J. Ueber die Dauer der Erde haben ſie keine beſtimmte Anſicht — 50,000 J., von denen 40,000 bis jetzt verfloſſen — oder 480,000 J. Nach 4000 bis 10,000 Jahren alſo ſtellen ſie einen großen Sturm in Ausſicht, der gleich der Sündfluth Alles vertilgen wird. Hierauf wird ſie Hibil Siva von Neuem beleben, und mit neuen Menſchen aus der Meſchúnne kuſchta bevölkern. Dieſe und ihre Nachkommen werden lauter gute fromme Mandäer ſein. Nachdem dieſe Welt der Guten 50,000 Jahre beſtanden, wird ſie zugleich mit der Meſchúnne kuſchta und den Mattarátha (den Himmelsſphären) vom Ur verſchlungen. Nun aber kommt der Tag des Gerichts, welches „das erſte Leben" abhält. Alle Seelen der Mandäer werden durch Hibil Siva dem Ur abgerungen, welcher der Verbrennung anheimfällt. Nur die Lichtwelten und die finſteren Tiefen bleiben übrig. An die Stelle unſerer Erde tritt eine Lichtwelt, und Fetáhil, wieder zu Gnaden angenommen, herrſcht dann über ſie in ewiger Seligkeit.

Dieſes ſind einige Grundzüge einer Religion, welche offenbar uralte orientaliſche Vorſtellungen enthält, aber durch mehrfache Mittelſtufen hindurchgegangen ſein muß. Ebenſo einleuchtend iſt der Zuſammenhang derſelben mit den gnoſtiſch-manichäiſchen Syſtemen, deren gemeinſamer Grundzug dieſer zu ſein ſcheint, daß die alten morgenländiſchen Religionen, zur Zeit des Auftretens Chriſti in einem ähnlichen Zuſtande des Verfalles ſich befanden, wie das griechiſch-römiſche Heidenthum, und daß ſie das Bedürfniß fühlten, ſich an dem neuen lebendigen Quelle zu verquicken, ohne eigentlich das Chriſtenthum anzunehmen. Namentlich betraf dies die Sittenlehre, und ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir dieſe von den Mandäern ſtark benutzt finden. Daß ſie Zuſammenhang mit dem Chriſtenthume haben, beweiſt überdies der Umſtand, daß ſie nur Chriſten in ihre Gemeinſchaft aufnehmen dürfen, und daß ſie den Frommen unter dieſen die Ausſicht eröffnen, bis zum Abáthur (dem richtenden Engel) zu gelangen. Doch haben ſie einen heftigen Widerwillen gegen die Bilderverehrung und das Mönchsweſen bei den Chriſten. Alles Faſten iſt bei ihnen verboten; nur aus Furcht vor den Muhammedanern ſagen ſie, daß ſie ein zehntägiges Faſten hätten, beobachten dieſes aber nur ſcheinbar.

Sie haben vier Hauptfeſte: 1. den großen Neujahrstag (Newrus rabba), das 7 Tage dauert — ein Feſt des Pira rabba und Mana rabba, wo alle Engel zur Lichtwelt hinaufſteigen. Es fällt um Weihnachten auf den erſten Tag des Waſſermanns, der den Anfang des Winters bezeichnet. (Feſt der Winterſonnenwende?) Das zweite Feſt heißt Tirma — fällt 108 Tage ſpäter (etwa Oſtern), das dritte 132 Tage ſpäter (etwa Ende Auguſt) das fünftägige Tauffeſt, welches auf die Einſchubtage fällt. — Wir bemerken hierbei, daß die 5 Einſchubtage bei den Aegyptern als großes Feſt und zu Ehren des Nils gefeiert wurden. Uebrigens leugnen die Mandäer, daß dieſes Tauffeſt Johannes dem Täufer geweiht ſei, ebenſo wenig, wie das folgende, 60 Tage danach und 60 Tage vor Neujahr.

Einem dieſer Feſte, dem großen Tauffeſte, wohnte Dr. Petermann ſelbſt bei; er beſchreibt die Ceremonien dabei ausführlich. Wir erfahren dabei, daß die Mandäer auch eine Art Abendmahl haben. Allſonntäglich genießt der Prieſter geheim im Tempel das heilige Brod und den heiligen Wein, und bereitet dabei beſonders heiliges Brot für die Gemeinde, das in kleinen runden Stücken beſteht. Am erſten Feſttage findet großes Lämmerſchlachten durch die Gemeinde ſtatt — offenbar Sühnopfer für die Sünden des Volkes — ſodann mannigfache Taufen oder Unter-

Digitized by Google

tauchungen von Geräthen, Geſchirren u. ſ. w. Die folgenden vier Tage finden Taufen ſtatt, da jeder Mandäer ſich mindeſtens einmal an dieſem Feſte (und eigentlich auch jeden Sonntag) taufen laſſen muß. Jede Taufe dauert über eine Stunde.

Die Kleidung des Prieſters dabei iſt ganz weiß: weißleinene weite grobe Beinkleider, die bis an die Knöchel reichen, darüber ein Hemde von gleichem Stoffe bis an's Knie reichend, und mit einem weißen geſtrickten Gürtel am Leibe gegürtet; um die Schultern bis zu den Füßen herab eine handbreite weiße Stola, ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf geſchlungen. Am kleinen Finger der rechten Hand trägt er einen vergoldeten oder goldnen Siegelring, in der Linken den Olivenſtab. Bei allen Ceremonien erſcheinen die Prieſter barfuß. Aehnlich ſind die Täuflinge gekleidet. Die ſehr umſtändliche Handlung beſteht in eigentlichen Waſchungen und Beſprengungen; damit iſt die Kommunion (Brod und Quellwaſſer) verbunden. Uebrigens geht es dabei nicht beſonders andächtig her: der Prieſter unterhält ſich während der Ceremonie und des Gebetes mit den Umſtehenden ganz gemüthlich, und Herr Petermann konnte auf ſeinem Teppiche ſitzen und eine Pfeife rauchen, die ihm der Prieſter mit den Kohlen des Rauchfaſſes angezündet.

Deutſchland und das Ausland.

Neu-Deutſchland am La Plata.

Wir zeigten vor einiger Zeit ein als Manuſkript gedrucktes Buch von dem früheren braſilianiſchen General-Konſul, Herrn Sturz, an, das ſich vornehmlich mit Braſilien, Nord-Amerika und der Abſchaffung der Sklaverei, reſpektive Ueberſiedlung der Sklaven von Amerika beſchäftigt. Eine andere Schrift deſſelben Verfaſſers, der das Auswanderungsweſen und die überſeeiſchen Verhältniſſe zu ſeinem beſondern Studium gemacht hat, beantwortet die Frage: „Kann und ſoll ein Neu-Deutſchland geſchaffen werden, und auf welche Weiſe?“ *

Allerdings iſt dies eine Frage, bei der man aufſeufzen möchte — denn wir ſind leider mit dem alten Deutſchland noch nicht fertig und es ſcheint auch nicht, daß wir es ſo bald werden. Deutſchland, ein ſo ſchönes Land, ſo voll und überſtrotzend an Kraft, daß ſie nach allen Orten hinaus will — und dabei verurtheilt, ſich mit den erbärmlichſten Geſchichten abzuquälen. — Die Auswanderung aus unſern übervölkerten Landſtrichen iſt eine hochwichtige Sache, der natürliche Abzug ein Bedürfniß — und doch ſtockt er, weil die Yankee's Krieg angefangen haben und keine Ausſicht iſt, daß ſich die Dinge ſo bald günſtiger geſtalten werden. Sonſt ſchickte Deutſchland ſeinen Ueberfluß nach Rußland, Polen, Ungarn, und führte dieſen Ländern Elemente zu, deren ſie dringend nöthig haben, und denen ſie zum größten Theil die Kultur verdanken, die ſie beſitzen, mögen ſie ſich auch noch ſo große Mühe geben, dies abzuleugnen. Aber auch dieſe Länder eignen ſich nicht länger zu Coloniſationen, ſeitdem die Eingebornen entdeckt haben, daß die ſtille bürgerliche und bäuerliche Thätigkeit der eingewanderten Deutſchen eine gewiſſe bezwingende Kraft übt, der ſie ſich nicht gewachſen fühlen. Denn das iſt am Ende des Pudels Kern bei allen öſtlichen Nationalitätsfragen.

Braſilien hält naiver Weiſe Deutſchland für einen Sklavenmarkt. Auch dahin wird man Bedenken tragen, die Auswanderung zu leiten.

Herr Sturz denkt an eine planmäßige Coloniſation. „Die geſammte deutſche Auswanderung ſo viel als möglich auf ein beſtimmtes Gebiet zu lenken und zwar auf ein ſolches Gebiet, welches ſowohl für die Auswanderer, als für das Mutterland den möglichſt größten Vortheil verſpricht.“

Es darf weder ein Tropenland noch ein Sklavenland ſein.

Herr Sturz hat den Deutſchen das La Plata-Gebiet in Süd-Amerika zugedacht, welches von den großen Seefahrtvölkern ganz vernachläſſigt, aber vollkommen geeignet ſei, das künftige „Neu-Deutſchland“ zu werden.

Wie viel Waſſer wird den La-Plata-Strom noch hinabfließen, ehe wir mit dem alten Deutſchland ſo weit fertig ſind, daß wir Zeit haben, an das neue zu denken. Indeß iſt es gut, daß wir wenigſtens wiſſen, wohin wir denken ſollen.

Ueber „die vortheilhafte Rückwirkung, welche die deutſche Coloniſation im Plata-Gebiete auf das deutſche Vaterland“ ausüben würde, wollen wir nicht weiter philoſophiren, da dieſe wohl erſt in's dritte Jahrtauſend nach Chriſti Geburt fallen würde.

Eine Leitung der deutſchen Auswanderung! Erhabener Gedanke! Wer ſoll die Leitung in die Hand nehmen, wer den fremden Beſitz erwerben, die Schiffe hergeben, das Geld auslegen?

Der Verfaſſer entwickelt am Schluſſe ſeiner Schrift den Plan zur Bildung einer Coloniſations-Geſellſchaft mit einem Actien-Kapital, die im Staate Uruguay einige Hundert Quadratmeilen beſtgelegenen Landes zu einem, wie es dort noch möglich iſt, außerordentlich niedrigen Preiſe erwerben und dieſes Land, das durch den Anbau von deutſchen Auswanderern ſehr bald an Werth gewinnen würde, mit großem Vortheile für ſich und das geſammte deutſche Mutterland verwerthen könne. Er legt dieſen Plan allen deutſchen Staatsmännern und Volkswirthen an das Herz, und auch wir wollen unſererſeits nicht unterlaſſen, dieſe darauf aufmerkſam zu machen.

* Berlin, Nicolai'ſche Verlagsbuchhandlung. (Der Ertrag iſt für die deutſche Flotte beſtimmt.)

Mannigfaltiges.

— Die deutſche Expedition nach Inner-Afrika. Das Januar-Heft von Juſtus Perthes' „Mittheilungen“ enthält ſehr ausführliche Berichte Heuglin's, die ſeinen Aufenthalt in den Boghos-Ländern, vom 20. Auguſt bis zum 19. October 1861, umfaſſen. Dr. A. Petermann ſagt von dieſen Berichten, daß ſie „ein glänzendes Zeugniß von dem wiſſenſchaftlichen Eifer der Reiſenden“ und daß ſie, mit ihren trigonometriſchen Beobachtungen, genauen Routen-Aufnahmen und Höhen-Beſtimmungen „zu dem Vorzüglichſten gehören, was uns jemals als Product derartiger Expeditionen vorgekommen. Von den Boghos-Ländern wollte Hr. v. Heuglin durch Abeſſinien nach Kaffa vordringen, von wo er auf dem Sobat und dem Weißen Nil nach Chartum zurückkommen wollte — ſtatt den direkten Weg nach Chartum, dem eigentlichen Ausgangspunkt für die Reiſe nach Wadaï, einzuſchlagen. Das Comité in Gotha hat zwar die Reiſenden brieflich aufgefordert, den früher vereinbarten Reiſeplan feſtzuhalten und die Reiſe nach Wadaï, zur Aufſuchung Vogel's, möglichſt zu beſchleunigen, doch ſind von der deutſchen Expedition nur die Herren Munzinger, Kinzelbach und Hanſal unverweilt nach Chartum und von da nach Darfur abgereiſt, während die Herren v. Heuglin, Dr. Steudner und Schubert nach Abeſſinien und Kaffa gingen. Hr. von Heuglin ſcheint Chartum ganz zu vermeiden, und zwar aus Gründen, die mit ſeinem frühern dortigen Aufenthalt als öſterreichiſcher Konſul zuſammenhängen ſollen. Dr. Heinrich Barth hat ſich in einem Feuilleton der „National-Zeitung“ in ſehr empfindlicher Weiſe über dieſe eigenmächtige Abänderung des dem Herrn v. Heuglin vorgeſchrieben geweſenen Reiſeplanes ausgeſprochen. Inzwiſchen wird, während Munzinger, Kinzelbach und Hanſal vom Süden aus nach Wadaï vordringen, mit Unterſtützung des Gothaiſchen Comité's, der als erfolgreicher Reiſender in Afrika bekannte Herr Moritz v. Beurmann vom Norden aus Waidaï zu erreichen ſuchen. Herr v. Beurmann iſt bereits über Marſeille nach Malta abgegangen, von wo er ſich nach Benghaſi, an der Nordküſte von Afrika, begiebt, um von da durch die öſtliche Sahara auf Wadaï vorzugehen.

— Propyläen der Akademie Athens. Unter dieſem vielverſprechenden Titel wollen die Herren Gebrüder Henſchel, zwei bekannte akademiſche Künſtler in Breslau, ein vollſtändiges Lehrgebäude veröffentlichen, „in welchem“ (wie das bereits gedruckte „Vorwort“ deſſelben beſagt) „die Kunſt der Antike mit der modernen Kunſt Schritt vor Schritt verglichen, entweder geeinigt, oder aus Gründen von einander geſchieden, dem jungen Künſtler von Genie eine ſichere Baſis ſeiner Laufbahn bilde, welches ihm die geradeſte Richtung, den kürzeſten Weg und den gewiſſeſten Erfolg verbürgt, demſelben ein Wegweiſer ſein ſoll, der aus dem Labyrinthe des Zweifels zuverläſſig zu dem Ziele führt, wohin die Kunſt gelangen ſoll und muß, um mit den Wiſſenſchaften vereint die geiſtige Freiheit zur höchſten Vollkommenheit führen zu können.“ Freilich möchten die Herren Henſchel gegen die moderne Kunſt nicht ganz gerecht ſein. So behaupten ſie indem, jenem „Vorworte“ beigeſchloſſenen „Inhaltsverzeichniſſe der Propyläen,“ die moderne Kunſt „fröhne nur dem Luxus,“ eine Behauptung, die in dem Vorworte ſelbſt durch die Bemerkung beſchränkt wird, „es ſtehe die moderne Kunſt jetzt faſt nur für den Luxus ſchaffend da.“ Man kann für das „hohe Ziel der Antike,“ deſſen im Vorworte gedacht wird, ſehr begeiſtert ſein, und dennoch der modernen Kunſt, wie ſie in einzelnen Hervorbringungen der Neuzeit zur Erſcheinung kommt, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Inzwiſchen iſt ſo viel

gewiß, daß dieſe Kunſt den Gipfelpunkt der Vollendung nicht erreicht hat, und gerade deshalb nicht im Stande iſt, auf Erziehung und Bildung jugendlicher Gemüther im Staate jenen ſegensreichen Einfluß auszuüben, welchen die antik-helleniſche Kunſt, zu deren Vertretern ein Phidias gehört, auf die Erziehung und Bildung ſolcher Gemüther thatſächlich ausgeübt hat. Daher können wir nicht umhin, unſere aufrichtige Freude darüber an den Tag zu legen, daß die wackern Gebrüder Henſchel beabſichtigen, „in Schrift und Bild" nach und nach ein Werk zu liefern, durch welches der Fortſchritt der modernen Kunſt herbeigeführt und ihr heilſamer Einfluß auf die Erziehung und Bildung der Jünglinge, wie der Jungfrauen in der bürgerlichen Geſellſchaft geſteigert werden kann. Freilich erhellt aus dem „Vorworte" und dem „Inhaltsverzeichniſſe" der „Propyläen," daß die ehrenwerthen Männer, welche ſie herausgeben wollen, keine ſchlechthin genügende Kunde fremdländiſcher Redeweiſen beſitzen. Im Vorworte und im Inhaltsverzeichniſſe finden ſich die Ausdrücke Torreitik,* tocalon, cagotos, Herrelief und andere, die von dem Kenner ſolcher Redeweiſen gar leicht als verfehlte Ausdrücke erkannt werden. Wenn indeß die Herren Henſchel ihre Propyläen der Akademie Athens dergeſtalt herausgeben, daß ſie dabei einen tüchtigen Sprachgelehrten, der nöthigenfalls als Korrektor auftritt, zu Rathe ziehen: ſo dürften die Propyläen als ein Lehrgebäude hervortreten, welches ſich nicht blos durch Begeiſterung für die Herrlichkeit der antiken Kunſt und durch die Kunde ihrer großartigen Leiſtungen, ſondern auch durch Korrektheit der ſprachlichen Darſtellung empfiehlt. Je vollendeter die Propyläen nach Inhalt und Form hervortreten werden, deſto mehr ſind die Herausgeber zu der Hoffnung berechtigt, daß die Propyläen bei denjenigen Akademikern, Univerſitäts-Profeſſoren und Künſtlern, welche erkannt haben, die Reform der modernen Kunſt nach der Richtſchnur der antiken ſei eine Nothwendigkeit, Anklang finden werden. Noch iſt die Gerechtigkeit nicht von der Erde verſchwunden.

Breslau. Wilh. Böhmer.

— Phöniciſche Alterthümer auf Rhodus. In einer Korreſpondenz der Times aus Rhodus finden wir eine intereſſante Notiz über die Entdeckung von phöniciſchen Grabmälern zu Kalawarda, einem etwa vier Meilen von der Hauptſtadt jener Inſel gelegenen Dorfe. Sie wurden von dem engliſchen Vicekonſul in Rhodus, Herrn Billiotti, aufgefunden, und die Ausgrabungen, die von ihm und Herrn Salzmann unternommen worden, haben zahlreiche Vaſen und Ornamente von phöniciſcher Arbeit zu Tage gefördert. Manches davon befindet ſich ſchon im British Museum, iſt aber noch nicht geordnet, und wird daher erſt ſpäter dem Publikum zugänglich werden. Merkwürdigerweiſe trifft man unter dieſen Ueberreſten auch auf Bruchſtücke von Marmorſtatuen aus einer viel neueren Zeit, die für Werke von griechiſchen Künſtlern jener Periode gehalten werden, wo Athen ſeine Herrſchaft über die Inſeln des Archipels ausgedehnt hatte. Ohne Zweifel ſind alle dieſe Denkmäler, ſowohl griechiſche als phöniciſche, durch eine jener vulkaniſchen Erſchütterungen unter einander gemiſcht worden, denen die Inſel zu jeder Zeit ausgeſetzt war und von denen ſie auch in unſern Tagen nicht frei geblieben iſt.

— Khurſchid-Paſcha. Ueber den bekannten oder vielmehr berüchtigten Khurſchid-Paſcha, der wegen ſeiner Betheiligung an dem ſyriſchen Blutbade zur lebenslänglichen Verbannung nach Rhodus verurtheilt wurde, enthält daſſelbe Schreiben einige Mittheilungen, die als pikante Belege zu der ſprüchwörtlich gewordenen „türkiſchen Juſtiz" dienen können. „Von Zeit zu Zeit," heißt es, „haben Nachrichten über die Art und Weiſe, in der die wegen des Blutbades in Syrien nach dieſer Inſel exilirten Verbrecher behandelt werden, das Erſtaunen der weniger erfahrenen europäiſchen Bewohner Konſtantinopels erregt. Mitunter mögen ſich allerdings übertriebene Gerüchte über die Nachſicht, welche die türkiſche Regierung notoriſchen Verbrechern gegenüber zeigt, verbreitet haben, indeſſen bleibt jedenfalls genug übrig, um das Benehmen der Perſonen, die mit der Ausführung der Strafurtheile beauftragt ſind, allen denjenigen im höchſten Grade tadelnswerth erſcheinen zu laſſen, welche einigen Werth auf das Leben der chriſtlichen Unterthanen legen (wozu Lord Palmerſton und die Times nicht gehören, hätte der Korreſpondent bemerken ſollen). Khurſchid-Paſcha, zum Beiſpiel, der, wenn ich mich nicht irre, von den europäiſchen Kommiſſären einſtimmig als des Todes würdig bezeichnet, deſſen Urtheil aber zu lebenslänglicher Gefangenſchaft gemildert wurde, verbringt hier ſeine Zeit in einer Weiſe, welche die glücklichſten der Schuldgefangnen im Umkreiſe der Queen's Bench oder des Palaſtes von Holyrood beneidet hätten. Er iſt freilich auf die Feſtung beſchränkt, aber unter dieſem Namen verſteht man die ganze Stadt Rhodus, mit Ausnahme eines gewiſſen Theils — wenn man ihn überhaupt einen Stadttheil nennen kann — den die Türken zu bewohnen verſchmähen und dem ſie einen Schimpfnamen beilegen. In anderer Beziehung iſt Khurſchid-Paſcha ohne alle Frage die wichtigſte Perſon auf der ganzen Inſel. Bei ſeiner Landung, vor einigen Monaten, wurde er mit allen Zeichen der Achtung von dem Kommandanten empfangen, der ſeitdem nicht aufgehört hat, ihm Huldigungen zu erweiſen. Mehr als ein Regierungsbeamter, der ſo unglücklich war, dem erlauchten Verbrecher zu mißfallen, iſt entlaſſen worden, und man erblickt in ſeinem Lächeln allgemein die ſicherſte Ausſicht auf Beförderung."

— Die katholiſche Preſſe Deutſchlands. Die bei Herder in Freiburg erſchienene, in dieſen Blättern bereits erwähnte Schrift: „Die katholiſche Preſſe Deutſchlands" läßt in die Beſtrebungen, Anſchauungen und Zwecke einer gewiſſen Partei in der römiſch-katholiſchen Kirche, namentlich in Bezug auf Deutſchland, tiefe Blicke thun, und ſie giebt für beide Theile eben ſo viel zu bedenken, als zu lernen. Man darf ſie ebendeßhalb nicht ignoriren wollen, am allerwenigſten aber darum etwa, weil auch für diejenigen, die nach dem gegneriſchen Ausdrucke „nicht in der Kirche" ſtehen, die jedoch jedenfalls im Chriſtenthume ſind, manche Wahrheit und bitterer Tadel darin enthalten iſt. Der Verfaſſer der Schrift ſelbſt ſteht freilich auf dem Standpunkte der ultramontanen, römiſchen Kirche, und dieſer iſt für ihn der allein entſcheidende und gerechtfertigte. Er geht daher auch von dem Grundſatze aus, daß „Eine barmherzige Schweſter mehr wirke als zehn Zeitungsſchreiber;" aber er iſt gleichwohl der Meinung, daß „die katholiſche Preſſe noch nicht in wünſchenswerther Weiſe geordnet ſei und daß daher mächtiges planmäßiges Eingreifen auf allen Punkten Noth thue." Zu dieſem Zwecke beurtheilt der Verfaſſer die beſtehende katholiſche Preſſe in Deutſchland, nicht ohne neidiſche und gehäſſige Blicke auf die proteſtantiſche Preſſe, und er macht Vorſchläge, wie es ſein ſolle und werden müſſe. — Er zieht dabei vornehmlich auch über „Literatur-Juden, Freimaurer, Gothaner und Chriſtusfeindliche Profeſſoren," ſo wie über den „National-Vereinsſchwindel" her und dagegen zu Felde; allein er meint gleichwohl, daß „katholiſche Luft durch die Welt gehe, und der Kirche vor der Zukunft nicht bangen dürfe, wenn Laien und Kleriker ihre Schuldigkeit thun." Darauf eben kommt es ihm an. Er iſt angeblich „für den religiöſen Frieden unter den Confeſſionen;" eine jetzt bekämpfe den „Todfeind des deutſchen Volks: Unglauben und Gottloſigkeit," und er meint: „unbedingteſte Toleranz in religiöſen Dingen und Freiheit aller berechtigten Confeſſionen führt uns zur Einigkeit." Er ſchließt mit den Worten: „Das Gebiet der Charitas gehört der Kirche ganz allein (aber auch der proteſtantiſchen!); auch die Kunſt iſt ihr zugefallen, die Zukunft wird die Wiſſenſchaft katholiſiren." (Wie denn?) d.

— „Pharus am Meere des Lebens."* Die unter dieſem Titel bereits in fünf Auflagen verbreitete Anthologie von Sinnſprüchen aus den Werken deutſcher und ausländiſcher Schriftſteller älterer und neueſter Zeit hat jetzt eine Fortſetzung erhalten, die der Herausgeber, Herr Carl Coutelle, nach demſelben Prinzip wie die ältere Sammlung zuſammengeſtellt hat. Wir zweifeln nicht, daß auch die neue Folge ihren Weg in das Publikum finden werde. Die Beliebtheit des Buches hat nämlich nicht blos darin ihren Grund, daß es eine reiche Fundgrube für Stammbuch-Blätter iſt, ſondern auch und hauptſächlich, weil es in oft überraſchender Weiſe uns eine Ueberſicht deſſen giebt, was in ſchöner Sprache die gedankenreichſten Männer der Nation über das Leben des Menſchen und ſeine tiefſten, innigſten Beziehungen gedacht und ausgeſprochen haben.

J. C.

* Unter Torreitik ſcheinen die Herren Henſchel den „Kanon dee Antike" oder eine „Theorie" zu verſtehen. Aber einmal iſt jenes griechiſche Wort, welches die Herren im Sinne haben, nicht Torreitik, ſondern Toreutik zu ſchreiben, wenn man es lateiniſch ſchreiben will. Griechiſch geſchrieben lautet das Wort τορευτική. Zum Andern: Da das griechiſche Wort im urſächlichen Zuſammenhange ſteht mit τορεύειν, d. h. durchbohren, ausmeißeln, graviren: ſo muß untee Toreutik die Kunſt zu durchbohren, auszumeißeln, zu graviren verſtanden werden. Und es iſt keine ſprachliche Berechtigung vorhanden, unter der Toreutik den Kanon der Antike oder eine Theorie zu verſtehen. W. B.

* Neue Folge. Iſerlohn, Julius Bädeker, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 9. — Mittwoch, den 26. Februar 1862. — 31. Jahrgang.

Inhalt:

Italien. Seite
Frei bis zur Adria 97
Nord-Amerika.
Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkrieges 101
Rußland.
Ein ruſſiſcher Günſtling. Graf Alexéi Andrejewitſch Araktſchejew 104
Böhmen.
Das gegenwärtige Literaturleben der Čechen 105
England.
Die Damen-Toilette 106
Frankreich.
Zur Geſchichte der Volks-Sage in Frankreich 107
Mannigfaltiges.
Oeſterreich und Deutſchland . . . . . „
Die Times und die Amerikaner 108
Die Thierwelt, nach Hermann Maſius . . . . . „
Der Tod Ludwig Becker's in Auſtralien . . . . . „
Taylor's Reiſen in Griechenland . . . . . „

Italien.

Frei bis zur Adria!

In Herrn Guſtav Raſch beſitzt bekanntlich Italien einen ſehr eifrigen Verfechter ſeiner Einheitsbeſtrebungen. Unermüdlich, wenn es darauf ankommt, die deutſchen Sympathien für Italien zu erwecken, hat Herr Raſch neuerdings den zweiten Theil ſeines Werkes: „Frei bis zur Adria“ herausgegeben, nachdem der erſte Theil bereits im Jahre 1860 erſchienen war.*

Das Buch hat vornehmlich den Zweck, den Druck zu ſchildern, welchen die Regierungen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, Toskana's, der Herzogthümer, des Kaiſerſtaates und der beiden Sicilien auf die geiſtigen Verhältniſſe Italiens bis zum letzten italiäniſchen Kriege ausgeübt haben, und wir müſſen geſtehen, daß der Verfaſſer in gedrängter Kürze die ſchwerſten Vorwürfe in die Oeffentlichkeit geſchleudert hat, die man je einer Regierung machen kann. Die Darſtellung der Leiden Italiens wirkt erſchütternd. Nicht als ob das Werk ſonderlich viele neue Thatſachen zu der Leidensgeſchichte der Italiäner an das Tageslicht brächte — die letzten Jahre haben uns in die hier beſprochenen Verhältniſſe nach und nach genügend eingeweiht — aber die maſſenhafte Zuſammenhäufung dieſer Thatſachen, wie ſie hier geliefert wird, überwältigt uns; die innige Uebereinſtimmung, mit welcher Oeſterreich, die Bourbonen und der päpſtliche Stuhl, vielleicht mehr aus Inſtinkt, als aus diplomatiſch hervorgerufener Gemeinſamkeit, die Völker Italiens einem eiſernen Drucke unterworfen haben, überraſcht uns, und nur das Eine erſcheint uns befremdlich, daß dieſer Druck ſo lange währen konnte, daß nicht ſchon längſt die rächende Hand des Geſchickes in dieſe Verhältniſſe, den Leidenden dauernde Hülfe ſpendend, eingegriffen hat.

Wir ſtehen nicht auf dem vorgerückten politiſchen Standpunkte des Verfaſſers, aber wir theilen mit ihm die Sympathie für die italiäniſchen Einheitsbeſtrebungen. Nur politiſche Engherzigkeit, um nicht zu ſagen übelwollender Egoismus, kann die Zerriſſenheit Italiens in geographiſcher, den Druck ſeiner Bewohner in geiſtiger Beziehung zurückwünſchen und die Regierungsweiſe, wie ſie vor dem Jahre 1859 beſtanden hat, aus bloßen Legitimitäts-Prinzipien billigen. Aber indem der Verfaſſer unſere Zuſtimmung für die *italiäniſche Sache* einholt, will er uns auch beweiſen, daß die Italiäner als *Individuen* unſere Sympathien verdienen. Deshalb werden die Vorwürfe, welche namentlich deutſche Reiſende bisher dem Charakter der Italiäner gemacht haben, einer ſcharfen Wäſche unterworfen. Die Anſchuldigungen von Feigheit, Hinterliſt und Tücke, Knickerei und Geiz, Faulheit und Unthätigkeit werden mit Wärme zurückgewieſen. Der Italiäner wird als tapfer, treuherzig, gaſtfreundſchaftlich, mäßig und thätig dargeſtellt.

Wir wollen allerdings bekennen, daß, trotz der Schwärme von Reiſenden, welche alljährlich aus Deutſchland über die Alpen ſtiegen, und die uns über den klaſſiſchen Boden des alten Rom und Großgriechenlands Bericht erſtatteten, unſere Kenntniſſe von den Italiänern der Gegenwart nicht vollkommen waren, daß ſich in jene Berichte manches Vorurtheil über den National-Charakter der Italiäner miſchte, daß wir bei den Mitbürgern von Cicero und Horaz beſſer zu Hauſe waren, als bei unſeren eigenen Zeitgenoſſen, welche bisher leichtfertig genug, höchſtens als Staffage zu den Gemälden aus dem heiterſten Lande der Erde, verwendet wurden. Bei der Abneigung der Italiäner gegen die Tedeschi, und bei der hieraus folgenden Schwierigkeit, in italiäniſche Familien, insbeſondere höherer Stände eingeführt zu werden, mag auch ein eingehendes Studium der Meiſten unmöglich geweſen ſein. Selbſt Goethe, welcher, vermöge ſeiner Verbindungen und ſeiner umfaſſenden Beobachtungsgabe in die Tiefen des italiäniſchen Volkscharakters hätte eindringen können, blieb auf der Oberfläche; war doch auch er von dem Genuſſe klaſſiſcher Herrlichkeiten und von ſeiner damaligen Neigung zu den Naturwiſſenſchaften zu ſehr eingenommen.

Wir wollen auch anerkennen, daß ſelbſt der letzte Krieg und die folgende Zeit, ſo viel Aufklärung über manche Verhältniſſe wir auch ſeitdem erhalten haben, noch manche Lücke grade für die Beurtheilung der nationalen Eigenthümlichkeiten des Italiäners gelaſſen hat; gewiß würden wir auch hierin weiter gekommen ſein, wenn wir nicht meiſt aus fremden, oft unlauteren, und ſich entgegenſtrömenden Quellen ſchöpfen müßten, und wenn unſre großen Zeitungen, nach dem Beiſpiele von engliſchen und franzöſiſchen Genoſſinnen unparteiiſche Berichterſtatter an den Ort bedeutungsvoller Ereigniſſe ſenden wollten.

Wir wollen endlich zugeben, daß der Verfaſſer, einer anerkennenswerthen Neigung folgend, ſeine Beobachtungen mit Sorgfalt auf das innere Leben der Italiäner gewendet hat. Aber wir haben Grund zu der Befürchtung, daß Herr Raſch in ſeinem Lobe der Italiäner im Allgemeinen zu weit gegangen iſt. Die von ihm citirten Beiſpiele von Charakter-Tüchtigkeit betreffen meiſt Bewohner Ober-Italiens. Auch beweiſen *einzelne* Beiſpiele bekanntlich weder für noch gegen ein ganzes Volk. Wie ſteht es aber mit dem ſittlichen Werthe der Bewohner des Kirchenſtaates und Neapels? Müſſen wir nicht bei den nicht hinweg zu leugnenden traurigen Wirren in dieſen Provinzen gerade über den Charakter des Volkes bedenklich den Kopf ſchütteln?

Bevor wir nun zu dem weiteren Inhalte des Werkes übergehen, müſſen wir die Bemerkung voranſchicken, daß der Verfaſſer erklärt, ſeine Behauptungen mit Dokumenten unterſtützen zu können. Es hat uns aber ſcheinen wollen, als ob unter ſolchen Dokumenten nicht ſelten die Werke franzöſiſcher und italiäniſcher Schriftſteller über Italien gemeint ſeien, denen, bei aller Anerkennung ihres Werthes, doch die Bedeutung von amtlichen Dokumenten nicht beigemeſſen werden kann. Dieſe Bemerkung ſind wir der Gerechtigkeit des Urtheils ſchuldig.

* Frei bis zur Adria. Oeſterreichiſche Regierungsgeſchichte in Italien, von Guſtav Raſch. Berlin, Guſtav Boſſelmann, 1861.

Digitized by Google

Der Druck, den Oeſterreich in Italien ausgeübt, iſt ſo alt, als die Herrſchaft Oeſterreichs über das lombardiſch-venetianiſche Königreich. Er datirt von der Beſitzergreifung dieſer Provinzen im Jahre 1816. Um Unterthanen zu erziehen, wie ſie Kaiſer Franz verlangte, mußte man alle Verhältniſſe der öſterreichiſchen Italiäner mit gleichem Gewichte beſchweren. Geſelligkeit, Unterricht, Preſſe, Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt fühlten gleichmäßig den Druck des politiſchen Syſtems. Indeß, wie immer in dergleichen Fällen, hielt der Erfolg mit den Bemühungen nicht gleichen Schritt. In einem dreißigjährigen ſehr koſtſpieligen Zeitraume hatte man offenbar noch keinen gehorſamen Unterthan erzogen. Lombardei und Venetien wollten im Jahre 1848/49 italiäniſche Provinzen, die Bewohner nicht Oeſterreichs Unterthanen, ſondern italiäniſche Staatsbürger ſein. Noch einmal gelang es Oeſterreich, die Erziehung in die Hand zu nehmen. Der alte Radetzky führte das Hofmeiſteramt mit eiſerner Fauſt, bis ſich im Jahre 1859 die Ueberzeugung Bahn brach, daß an den Italiänern, was die Erziehung zu gehorſamen öſterreichiſchen Unterthanen betrifft, Hopfen und Malz verloren ſei.

In dem vorliegenden Werke nimmt das Kapitel des erſten Theiles, welches zeigt, wie Oeſterreich in den italiäniſchen Provinzen die Wiſſenſchaften behandelte, unſer größtes Intereſſe in Anſpruch.

Es heißt da:

„Es ſind noch nicht fünfzig Jahre ſeit jener Zeit verfloſſen, wo die Wiſſenſchaft und Literatur in Italien unter ihren Vertretern Hunderte von Männern aufzuweiſen hatte, deren Namen in Europa mit Ruhm und Achtung genannt wurden. An ihrer Spitze ſtanden die Monti, die Ugo Foscolo, die Volta, die Oriani, die Romagnoſi, die Verſieri, die Pellico und die Gioja.* Am Himmel der italiäniſchen Literatur ſind dieſe Sterne jetzt alle erloſchen; Manzoni Tommaſo Groſſi, Ceſare Cantù und Pompeo Litta waren die letzten Schriftſteller, deren Ruf über die ſchneebedeckten Kämme der Alpen nach Frankreich und Deutſchland gedrungen iſt. Seit ihrem Tode** iſt es da drüben, im Lande Dante's und Alfieri's, auf dem klaſſiſchen Boden, von wo einſt die ganze europäiſche Kunſt und Literatur ausgegangen iſt, ſtill geworden wie auf einem Kirchhofe. Die italiäniſche Literatur und Wiſſenſchaft iſt geſtorben und begraben, und ſeit dieſem ſchmerzlichſten und traurigſten Leichenbegängniß, welches Europa jemals geſehen hat, ſind die Kroaten und Čechen der Regierungs-Zeitungen in Mailand, Venedig und Florenz die Geſchichtsſchreiber des großen italiäniſchen Volkes geworden, welches einſt das erſte unter den europäiſchen Völkern war, — und nun — im Leben der Geiſter — den letzten Platz einnimmt.***

„Wie iſt es möglich geweſen, daß die Herrlichkeit eines Volkes binnen ſo kurzer Zeit ſterben kann, ohne daß, wie bei dem Falle des großen Römerreiches, die Keime des Todes in Jahrhunderten voll Entſittlichung und entnervenden Laſtern oder in erſchütternden Ereigniſſen liegen, welche mit den eiſernen Hufen der Roſſe die zarten Blüthen der Wiſſenſchaft zerſtampfen? Es giebt einen Druck, welcher ſchwerer wiegt, wie der Krieg; einen Tod, welcher raſcher mäht, wie die Entſittlichung; dieſer Tod iſt die Knechtſchaft der Geiſter, ſchrecklicher wie jede andere Knechtſchaft, welche der Menſch gegen den Menſchen erworben hat, und dieſe Knechtſchaft der Geiſter iſt es, in deren erſtarrenden Armen die Seele Italiens ihr Leben ausgehaucht hat. Als die Profeſſoren der Univerſität zu Pavia ſich dem Kaiſer Franz vorſtellten, ſprach er zu ihnen die denkwürdigen Worte: „„Wiſſen Sie, meine Herren, ich gebe gar nichts darauf, gelehrte und gebildete Unterthanen in meinem Reiche zu haben; aber gehorſam ſollen ſie ſein!“ Kaiſer Franz that dieſen Ausſpruch im Jahre 1816 nach der Beſitznahme der italiäniſchen Provinzen. Seit dieſer Zeit iſt er in Ober-Italien neben der politiſchen Knechtſchaft und neben der Abhängigkeit in materieller und induſtrieller Beziehung zum Regierungs-Prinzip geworden, und man könnte ihn der italiäniſchen Literatur als Denkſchrift auf ihren Leichenſtein ſchreiben.

„Nach drei Richtungen hin hat ſich dieſer geiſtige Druck, welcher ſeit vier und vierzig Jahren auf den Unterthanen Oeſterreichs und der Herzoge in Italien laſtete, beſonders geäußert: auf die Wiſſenſchaft, auf den Unterricht und auf die Preſſe; denn hierin liegt das ganze geiſtige Leben eines Volkes, und dies ſollte und mußte aus politiſchen Gründen ertödtet werden. Ich werde hier von dem Drucke auf die Wiſſenſchaft ſprechen und in zwei folgenden Artikeln den öffentlichen Unterricht und die Preſſe behandeln.

„Henri Midley erzählt in ſeinem berühmten, mit der Gründlichkeit eines deutſchen Gelehrten geſchriebenen Werke über Italien: (L'Italie sous la domination Autrichienne, I. p. 136) folgende, Jedem, der mit den italiäniſchen Zuſtänden nicht bekannt iſt, faſt unglaublich klingende Geſchichte: Der Profeſſor der Mathematik, Signor Aſtolfi, beabſichtigte eine Abhandlung über das Sonnenſyſtem herauszugeben. Er überſandte das Manuſkript, um die Druckerlaubniß zu erhalten, der Cenſur-Behörde in Mailand. Die einfältigen drei Cenſoren, welche wahrſcheinlich niemals in ihrem Leben eine mathematiſche Figur geſehen hatten, erſchraken ſchon vor dem bloßen Titel des Buches. Als ſie nun dieſe ſonderbaren Linien und Figuren erblickten, glaubten ſie, es ſei darin eine geheimnißvolle, freimaureriſche Sprache enthalten, ſchickten das gefährliche Manuſkript an die Polizeibehörde und machten den Vorſchlag, den Autor zu verhaften. Der Polizei-Direktor Pagani, ein Mann ohne alle Schulkenntniſſe, hielt den Verdacht der Cenſoren für vollkommen gerechtfertigt, und befahl, den Autor in das Gefängniß zu bringen und ihm Feſſeln anzulegen. Zufälligerweiſe war ein öſterreichiſcher Artillerie-Offizier auf dem Polizei-Bureau anweſend, als Pagani dieſen Befehl gab. Er kannte den Profeſſor, bei dem er Unterricht in der Mathematik gehabt hatte, und fragte nach dem Grunde einer ſo auffallenden Verhaftung. Entrüſtet legte ihm Pagani das Manuſkript vor. Der Offizier lachte dem Polizei-Direktor in's Geſicht und ſagte ihm, daß das Manuſkript ganz ungefährlicher Natur ſei und eine mathematiſche Abhandlung mit den dazu gehörenden mathematiſchen Figuren enthalte. Ohne dieſen Zwiſchenfall hätte der berühmte Mathematiker wahrſcheinlich Wochen und Monate in einem feuchten und dunklen Kerker bei Waſſer und Brod zubringen können.

„Ich wähle dieſen Einen Fall unter vielen aus, welche ich erzählen könnte, um daran zu zeigen, in welcher Art und Weiſe und von welchen Menſchen in Italien die Cenſur über die Wiſſenſchaft bis zur Schlacht von Solferino ausgeführt worden iſt, und wie ſie in Venetien, in Verona, Mantua, Padua, Vicenza und Venedig noch heute ausgeübt wird. Nicht wahr, ihr deutſchen und franzöſiſchen Cenſoren vor und nach dem Jahre 1848, das iſt eine mit Exekutivgewalt bekleidete Cenſur, wie ſie in der Geſchichte der Wiſſenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts einzig und unvergleichlich daſteht! Wie geringfügig und ſchwächlich erſcheinen gegen dieſes ſummariſche Verfahren die Mittelchen, welche Euch zu Gebote ſtehen! Die Confiscationen, die Suspenſionen, die Verwarnungen, die Conceſſions-Entziehungen ſind dagegen eine wahrhaft homöopatiſche Arznei. Ihr hättet bei Euren Kollegen in Parma, Modena, Mailand und Venedig in die Schule gehen müſſen; die Studien, welche Ihr dort gemacht hättet, wären unvergleichlich geweſen! Und iſt es da ein Wunder, daß die Cenſur in Italien die Wiſſenſchaft und die Literatur in 44 Jahren zu Tode gehetzt hat? „Die Cenſur,“ ſagt der große National-Oekonom Guerrieri (L'Austria e la Lombardia, p. 28) „arbeitet unaufhörlich mit den Schriftſtellern zuſammen; die Cenſur iſt in jedem Worte, in jedem Ausdrucke vorhanden, welchen man in unſeren Büchern lieſt; denn bei jedem Gedanken, bei jeder Idee, bevor die Feder ſie auf das Papier ſchreibt, miſcht ſich unvermeidlicherweiſe der Gedanke ein: was wird der Cenſor dazu ſagen, und ſo verſtümmelt die Cenſur dem Schriftſteller die Seele, ſie liſcht das Feuer ſeines Geiſtes aus, ſie drückt jeden Aufſchwung ſeiner Phantaſie nieder, bereits bevor ſie mit dem Rothſtifte den Stil und die Schrift ſelbſt verſtümmelt. Jede Phraſe, jeder Satz, der aus der Feder hervorgeht, iſt eine Art von Kompromiß und mühſamer Vereinbarung zwiſchen dem Gedanken und der unaufhörlichen Furcht vor der Cenſur; ich ſage abſichtlich: „der Furcht,“ denn, wenn ſich irgend etwas Verdächtiges in dem Manuſkript findet, ſo wird die verdächtige Stelle unwiderruflich unterdrückt, und überdies erfolgt eine Denunciation und eine Criminal-Unterſuchung — wegen des Gedankens. Es iſt dies eigentlich widerſinnig, es iſt unerhört, es läuft dem Cenſurgeſetze vollkommen zuwider — aber es iſt ſo; Dazu kommt noch, daß alle wichtigen Materien, alle Sachen von einiger Bedeutung noch ein zweites Mal von dem Chef der Cenſur-Behörde durchgeleſen werden und dieſer Chef der Cenſur-Behörde, dieſer Ober-Cenſor, iſt faſt immer ein Mann ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung, und wird immer aus den dienſteifrigſten Polizeibeamten gewählt. Die Erniedrigung und die tiefe Geſunkenheit unſrer Literatur, welche die natürliche Folge dieſer argwöhniſchen und unwiſſenden Cenſur ſein muß, zwingt uns, uns lediglich mit fremder Literatur zu beſchäftigen; jedenfalls nährt die franzöſiſche Literatur aber unſern Haß gegen Oeſterreich, und die Hoffnung auf unſre Erlöſung.“

---

* Silvio Pellico und Gioja gehören nicht unter die hier genannte, ſondern erſt in die folgende Generation. D. R.

** Ceſare Cantù lebt, ſoviel wir wiſſen, heute noch. Und warum hat der Verfaſſer Namen wie Carlo Botta, Niccolini, Graf Ceſare Balbo, Gioberti, Rosmini u. A. gar nicht genannt? D. R.

*** Wir können dies unmöglich abdrucken, ohne eine Gegenbemerkung zu machen. Nicht Kroaten und Čechen, ſondern echte Italiäner haben ſtets die Journale von Mailand, Venedig, Verona ꝛc. und zwar auch in öſterreichiſchem Sinne redigirt. D. R.

Digitized by Google

„Ueber dieſen Ober-Cenſor, von dem Guerrieri ſpricht, gab es in Italien aber noch einen General-Cenſor. Seinen Namen kannte Niemand, wie einſt in Venedig Niemand die Namen der allmächtigen drei Großinquiſitoren, dieſer unverletzlichen und unverantwortlichen Herren über Leben und Tod aller Bürger zu nennen wußte, gegen deren Urtheilsſprüche es keinen Rekurs und keine Appellation gab. Geheimnißvoll nannte man ihn nur, wie einſt das Volk auf der Piazza im Angeſichte der finſteren Majeſtät des Dogenpalaſtes: „der da oben!“ Der große Geheimnißvolle wohnte gar nicht in Italien, er wohnte in Wien, und hatte ſeinen Sitz in irgend einem Kabinet im Miniſterium des Innern. Es iſt dies keine rhetoriſche Floskel, keine dichteriſche Uebertreibung: es iſt wirklich ſo. Eine Miniſterial-Verfügung vom 18. Juni 1823 hat den General-Cenſor in's Leben gerufen, und iſt der Schöpfer ſeines excluſiven Daſeins geweſen. Sie lautet wörtlich: „Die Verfaſſer aller Werke, welche kommerzielle, induſtrielle und ſtaatsökonomiſche Materien behandeln, müſſen ſich die Druckerlaubniß für dieſe Werke in Wien ſpeziell einholen.“ Zuerſt, bevor der Autor die Feder anſetzte, mußte er alſo die Erlaubniß zum Schreiben von dem geheimnißvollen General-Cenſor in Wien überhaupt haben. Erſchien der Name des Verfaſſers oder der Stoff, den er behandeln wollte, gefährlich, oder auch nur verdächtig, ſo erfolgte die Erlaubniß an höchſter Stelle natürlicherweiſe niemals. Wenn der Autor dann die Erlaubniß hatte, ſo mußte er jedes geſchriebene Wort ſeinem Orts-Cenſor in Italien vorlegen. Gerieth er mit dieſem in einen Konflikt, über den er ſich mit ihm nicht einigen konnte, ſo wurde das Manuſkript nach Wien geſchickt, und der unbekannte Geheimnißvolle in jenem Kabinet des Miniſteriums ging mit ſich zu Rathe, ob der Druck weiter fortgeſetzt werden ſolle, oder ob er nicht überhaupt ganz einzuſtellen ſei. Die Antwort erfolgte, wenn es ſchnell ging, in drei, vier bis fünf Monaten; in einzelnen Fällen iſt ſie aber auch drei, vier bis fünf — Jahre ausgeblieben.

„Bedarf es da wohl noch eines Wortes, um zu beweiſen, wohin die Literatur in Italien unter einem ſo unerhörten geiſtigen Drucke gerathen mußte? Ja, Pompeo Litta, der Geſchichtsſchreiber der großen Familien in Italien, der glänzende Manzoni, Ceſare Cantù ſind an dem Rothſtifte des Cenſors geſtorben; die Knechtſchaft der Geiſter, unter der ihre flammenathmende Seele ſeufzte, hat dieſe Seelen endlich erſtickt; ſie ſind geſtorben, wie einſt die Seele Silvio Pellico's. Der Druck, der auf dem Geiſte des italiäniſchen Schriftſtellers und Gelehrten lag, verließ ihn nie, ſelbſt unter dem Himmel Englands nicht; auch dorthin ſtreckte der geheimnißvolle Cenſor in Wien ſeine weitreichenden Arme aus und bedrohte ihn mit den ſchwerſten Strafen, falls er es wagen würde, ohne ſeine ſpezielle Erlaubniß und ohne Kontrole ſeiner heimatlichen Cenſoren in London ſeine Gedanken aufzuſchreiben und ſie vermittelſt der Druckerſchwärze zu vervielfältigen. Die Proſcription, welche die Bücher traf, welche im Auslande gedruckt wurden, war überhaupt weit ſtrenger und mitleidsloſer, als die Cenſur über die in Italien erſcheinenden Bücher. Oft wurde die Verbreitung eines Werkes erlaubt; zwei oder drei Bände erſchienen; auf einmal wurden die folgenden Bände verboten. Daß die Cenſurbehörde die Erlaubniß zum Drucke eines Buches gegeben hatte, war überhaupt keine Garantie dafür, daß es ſpäter nicht verboten wurde. Buchhändler und Drucker waren ruinirt; dennoch konnten ſie nichts anderes thun, als ſchweigend ihr Schickſal ertragen, ſich nicht beklagen, ſich nicht beſchweren. Eines Tages erging an alle Cenſurſtellen Ober- und Mittel-Italiens der Befehl, ſtreng darauf zu achten, daß bei Druckſachen die kleinen Punkte (.....) ſorgfältig vermieden würden: denn dieſe kleinen Punkte könnten das Publikum ja auf die Vermuthung bringen, daß an dieſen Stellen ſeitens der Cenſurbehörden Gedanken des Autors unterdrückt ſeien, während das Publikum der Ueberzeugung ſein müſſe, daß die italiäniſche Regierung niemals Gedanken unterdrücke. Werke, deren Claſſicität in ganz Europa anerkannt iſt, wie die Geſchichte der Staaten Italiens von Sismondi; Daru's Geſchichte Venedigs, die Geſchichte Neapels von Coletta, die Geſchichte Toskanas von Pignotti, die italiäniſche Geſchichte von Botta, Gibbon's Werk: „Der Fall des römiſchen Reichs,“ waren auf's Strengſte verboten und ſind es in Venetien heute noch. Wie zur Zeit der finſteren und mißtrauiſchen Tyrannen des alten Roms, wie zu Zeiten eines Nero und Caracalla, ſollte der durch den immerwährenden Belagerungszuſtand niedergedrückte Geiſt der Bürger ſich nicht in der Erinnerung an die glänzende und ruhmvolle Zeit der großen Ahnen erheben und ſtärken! In dem jetzt aus ſeinem Sarge ſich erhebenden, wiedergeborenen Italien, welches Auguſt Barbier ſo ſchön mit den Worten beſingt:

Divine Juliette au cercueil étendue,
Toi, qui n'est qu'endormie, et que l'on croit perdue,
Italie, o beauté! .....

wird aber einſt ein neuer Tacitus erſtehen, und mit ſeinem ehernen und unerbittlichen Griffel dieſe unerhörte Knechtſchaft der Geiſter beſchreiben, welche dort auf der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der geiſtigen Aufklärung und der Civiliſation in den anderen Ländern Europa's, gelaſtet hat und der die italiäniſche Wiſſenſchaft und Literatur hat unterliegen müſſen.“

Wir können uns nicht verſagen, nach der vorangegangenen Schilderung von Maßregeln gegen die Wiſſenſchaft aus dem dritten Kapitel des zweiten Theiles noch einige Nachrichten über die Preßgeſetzgebung Oeſterreichs in Italien zu ſchöpfen.

Aus der Preßgeſetzgebung eines Landes kann man ohne Zweifel auf das geſammte Regierungs-Syſtem ſchließen. Eine Regierung mit gutem Gewiſſen fürchtet die Preßfreiheit nicht; ſie darf etwaigen Angriffen getroſt entgegenſehen und wird jede Stimme der Preſſe beachten lernen. Wo aber die Preſſe gemaßregelt und eingeſchnürt wird, dort können wir ſicher mit Hamlet ausrufen: „'s iſt etwas faul im Staate Dänemark!“ — Dies ſcheint uns im Hinblick auf das nachfolgende Kapitel ſehr beachtenswerth.

Dieſe Abhandlung giebt uns zu einigen Bemerkungen über das Verhältniß Oeſterreichs zu den italiäniſchen Herzögen aus dem Hauſe Lothringen Veranlaſſung.

Die Herzogthümer ſollten, nach der Wiener Schluß-Akte, vollkommene Selbſtändigkeit genießen. — Dem entgegen hat Oeſterreich mit den Herzögen, kurz nach dem Wiener Kongreß, beſondere Verträge abgeſchloſſen, nach welchen Oeſterreich das Recht hat, in gegebenen Fällen ohne Weiteres in den Herzogthümern einzurücken und über dieſelben eine unbeſchränkte Diktatur zu üben. Der ſouveraine Herzog war dann nur öſterreichiſcher Erzherzog und als ſolcher dem Kommandanten der öſterreichiſchen Truppen untergeordnet. Bei ſolcher Abhängigkeit der Herzöge mußte ſich der Zuſtand der Herzogthümer von ſelbſt nach dem öſterreichiſchen Regierungs-Syſteme bilden; ja, noch mehr; dieſer Zuſtand mußte ſich zur Karrikatur der Zuſtände öſterreichiſcher Länder formen, da er durch Gewalt und Laune hervorgerufen war, während in dem öſterreichiſchen Italien die Gewalt wenigſtens nach einem tief durchdachten Syſteme aufgebaut wurde.

Eine ſolche Karrikatur war unter Anderem das Preßgeſetz des Herzogs von Modena, welches der Verfaſſer unſres Werkes in dem folgenden Kapitel beſpricht.

„Die öſterreichiſche Regierung hat zur Unterdrückung der Freiheit der Preſſe in der Lombardei und Venedig Unglaubliches gethan. Man erinnere ſich der Preßgeſetze, welche der Feldmarſchall Radetzky am 10. März 1849, am 21. Februar 1851 und im Februar 1856, für die italiäniſchen Provinzen publizirte. Sie bedrohten mit ſchwerem Kerker von ein bis fünf Jahren einen Jeden, der, gleichviel auf welche Weiſe, in den Beſitz revolutionairer Schriften kam und dieſe Schriften nicht der nächſten obrigkeitlichen Behörde ſofort auslieferte; ſie bedrohten mit derſelben Strafe denjenigen, welcher, wenn es ihm zu Ohren kam, daß ſein Freund, ſein Verwandter, ſein Mitbürger im Beſitz revolutionairer Schriften gekommen ſei, nicht als Denunziant gegen ſeine Freunde, gegen ſeine Mitbürger, gegen ſeine Verwandten auftrat; ſie bedrohten mit der Todesſtrafe Jeden, der überführt wurde, revolutionaire Schriften verbreitet zu haben. Feldmarſchall Radetzky meinte mit den Worten: „revolutionaire Schriften“ nicht allein mazziniſtiſche Proclamationen; nein, ſein mit Blut geſchriebenes Preßgeſetz war auch gegen jede fremde, franzöſiſche, piemonteſiſche, deutſche Zeitung gerichtet, welche revolutionaire Ideen ausſprach. Ob derjenige, welcher ein ſolches Zeitungsblatt in die Hände bekam, den Inhalt deſſelben kannte, blieb bei der Abmeſſung der Größe der anzuwendenden Strafe vollkommen gleichgültig. Es war ſeine Sache, jedes bedruckte oder beſchriebene Stück Papier, das er in die Hände bekam, genau durchzuleſen, und ſich zu überzeugen, ob darin irgend eine Zeile, ein Wort gegen die öſterreichiſche Regierung geſchrieben oder gedruckt war, und in dieſem Falle ſofort den Beſtimmungen des Preßgeſetzes Folge zu leiſten.

„Oeſterreich hat noch Unglaublicheres gethan; bereits am 18. Juli 1818, alſo wenige Jahre nach der Beſitznahme der Lombardei und Venetiens, iſt in dieſen unglücklichen Provinzen ein Preßgeſetz veröffentlicht worden, welches einzig in der europäiſchen Staaten- und Völker-Geſchichte daſteht; ein Geſetz, welches aller Rechts-Philoſophie und allen ſtrafrechtlichen Prinzipien geradezu in's Geſicht ſchlägt; ein Geſetz, welches, wie ein über die ganze Erde ausgeſprochener Belagerungszuſtand der Geiſter, auf der Seele aller Derjenigen laſtet, welche das Unglück hatten, von einer italiäniſchen Mutter geboren zu ſein, mögen ſie ſich nun auf italiäniſchem Boden, oder in den freien Ländern Europa's, oder jenſeits des

Digitized by Google

Weltenmeeres, in den grünen Prairien Amerika's befinden; ein Geſetz, welches ſelbſt über das Grab hinaus fortdauert und ſich in ſeinen Folgen noch auf die Kinder und das Vermögen des Verſtorbenen ausdehnt. Dies unerhörte Preßgeſetz verbietet den italiäniſchen Unterthanen Oeſterreichs bei den ſchwerſten Strafen, ſelbſt außerhalb der Gränzen der öſterreichiſchen Länder irgend einen Brief oder irgend eine Schrift drucken zu laſſen, wozu die Cenſur-Behörden in Venedig, in Mailand und in Wien nicht ihre ſpezielle Erlaubniß gegeben haben. Dieſes Geſetz wurde durch eine Kundmachung vom 2. Auguſt 1825 auf gerichtliche Aktenſtücke, auf Zeitungs-Korreſpondenzen, auf Briefe, kurz auf jedes Schriftſtück, welches die Beſtimmung hatte, in auswärtigen Zeitungen veröffentlicht zu werden, ausgedehnt; im Jahre 1850 ergingen ſogar an alle oberſten Civil- und Militair-Behörden in der Lombardei und Venetien Cirkulare, welche, geſtützt auf dieſes Geſetz, die briefliche Korreſpondenz mit den Emigranten verboten, welche Einzelnen den geiſtigen Verkehr mit gewiſſen Perſonen unterſagten, ſelbſt wenn dieſe Perſonen zu ihnen in naher leiblicher Verwandtſchaft ſtanden.

„Welch' eine unerhörte Knechtſchaft der Geiſter, welch' ein Belagerungszuſtand alles geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens! Auf die unglücklichen venetianiſchen Provinzen wirkt dieſe unerhörte Knechtſchaft der Geiſter noch heutigen Tages.

„Betrachten wir den Zuſtand der Preſſe in dieſem unglücklichen Venetien, und ſehen wir, was die Folge einer ſolchen Preßgeſetzgebung in Venedig, in Padua, in Treviſo, in Verona, in Mantua, in Conegliano, in Legnano, in Peſchtera geweſen iſt. Sehen wir die venetianiſche Zeitungspreſſe einen Augenblick an. In einer venetianiſchen Zeitung muß jede politiſche, ſoziale oder ſtaatsökonomiſche Discuſſion auf das Sorgfältigſte vermieden werden. An der Spitze des Blattes ſtehen offizielle Kundmachungen und öſterreichiſche Straf-Urtheile, in denen immer nur von ſchwerem Kerker, Stockprügel, vom Hängen und Todtſchießen die Rede iſt; es folgt dann und wann ein ſeinſollender Leitartikel, in dem die Regierung ſich herabläßt, ihren getreuen Unterthanen in einem befehlshaberiſchen Tone die Meinung zu ſagen. Nun folgen eine Regiſtrirung der Neuigkeiten aus anderen Ländern, ſodann einige Theater-Artikel, darauf irgend eine erbärmliche literariſche Compoſition, welche den wiſſenſchaftlichen Theil der Zeitung vertreten ſoll, und zum Schluſſe gewerbliche und geſchäftliche Anzeigen. Von politiſchen Korreſpondenzen, von Feuilletons, von politiſchen und ſozialen Zuſtänden andrer Länder, von Leitartikeln im Sinne unſrer Zeitungen iſt natürlich niemals die Rede. Die Redaction der Zeitung wird natürlich direkt von der öſterreichiſchen Regierung in Venedig beſorgt. Die Redacteure ſind Deutſche, Čechen oder Kroaten. Oder falls in der That die Zeitung — es ſind im letzten Jahrzehnt in Venetien einige Blätter erſchienen, welche nicht direkt von der öſterreichiſchen Regierung redigirt wurden — dieſen offiziellen Charakter nicht tragen, ſo können ſie es ſelbſtverſtändlich unter dem Drucke einer ſolchen Preßgeſetzgebung höchſtens zu einem ſchwachen Echo der Prinzipien und Meinungen bringen, welche in dem Regierungs-Organe mit militairiſcher Kürze und befehlshaberiſchem Ton ausgeſprochen wurden.

„Fremde Zeitungen unterliegen der ſorgfältigſten Ueberwachung und der ſkrupulöſeſten Perluſtrirung Seitens der Polizei. Enthalten ſie irgend etwas, was die Polizei für anregend und gefährlich anſieht, ſo werden ſie auf den Poſtanſtalten ſaiſirt und vernichtet. Deutſche Zeitungen ſind, mit Ausnahme der Wiener Zeitung, der bekanntlich ganz im öſterreichiſchen Sinne redigirten Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung verboten. Eine noch weit ſtrengere Cenſur wird gegen die engliſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Zeitungen ausgeübt.

„Der Herzog von Modena — es iſt derſelbe, welcher vor wenigen Tagen an ſeine noch heutigen Tages im Mantuaſchen ſtehende und auf öſterreichiſche Koſten ernährte und beſoldete kleine Armee den Tagesbefehl erließ, daß ſie mit Perkuſſions-Gewehren bewaffnet werden ſollte und bei der nun ſtatthabenden Intervention Oeſterreichs in Italien die Vorhut bilden würde — hat in der Regierung ſeines Landes Oeſterreich mit Allem übertroffen; er hat natürlicherweiſe auch eine Preßgeſetzgebung geſchaffen, welche an Stärke und Umfang über die öſterreichiſche Preßgeſetzgebung in der Lombardei und Venetien weit hinausgeht. In den Staaten des Herzogs von Modena durfte kein Buch, weder gekauft noch geleſen werden, welches nicht den Stempel der Cenſur-Behörde in Modena trug. Dieſe Vorſchrift bezog ſich auf alle Bücher, ſelbſt auf die Gebetbücher. Natürlicherweiſe wurde dieſer Stempel von der Cenſur-Behörde nicht umſonſt ertheilt. Der Herzog von Modena, welcher ſeine Unterthanen nur als Gegenſtände betrachtete, welche er in pekuniärer Beziehung auf die beſtmöglichſte Weiſe verwerthete, welcher der erſte Kaufmann und Handelsmann ſeines Staates war, welcher große Depots aller Handelsgegenſtände, welche in den Staaten des Papſtes verboten waren, an der Gränze aufkaufte und dieſelben des Nachts, ohne ſie zu verſteuern, in die Romagna einſchmuggelte; dieſer Herzog von Modena trieb natürlich auch mit der Cenſur einen Handel, der Stempel, mit dem ſein Cenſor die Bücher ſtempelte, war für ihn eine Einnahmquelle. Nur auf die Gebetbücher koſtete der Stempel kein Geld. Sie enthielten keine revolutionairen Ideen, und Despotismus und Prieſterherrſchaft hatten in Modena ein zu enges Bündniß geſchloſſen, als daß der eine Verbündete dem andern Geld abnehmen konnte. Der Artikel 12 des Modeneſiſchen Preßgeſetzes fährt alsdann weiter fort:

„Die periodiſchen Blätter ſowohl als die Zeitungen wie die wiſſenſchaftlichen Journale ſind von dem Stempel der Cenſur-Behörde befreit; aber, wer irgend Neigung hat, ſich auf eine Zeitung oder auf ein wiſſenſchaftliches Journal zu abonniren, muß bei der Cenſur-Aufſichtsbehörde einkommen, in ſeiner Eingabe ſeinen Namen, Stand und Wohnung genau angeben, und um die Erlaubniß bitten, das gewünſchte Journal oder die betreffende Zeitung zu halten. Iſt die Erlaubniß bewilligt, ſo geht das Geſuch mit der Verfügung der Cenſur-Aufſichtsbehörde an die Poſtverwaltungen zu Modena oder Raggio, bei denen einzig und allein Beſtellung auf Zeitungen und Journale von den Unterthanen gemacht werden darf. Dieſelben ſind dafür verantwortlich zu machen, daß Niemandem eine Zeitung zugeht, der nicht zum Leſen derſelben durch die Cenſur-Aufſichtsbehörde autoriſirt worden iſt."

„Das Preßgeſetz von Modena iſt ebenſo bündig wie entſchieden. Es verbietet nicht beſtimmte einzelne Bücher und Werke, wie die öſterreichiſchen Kundmachungen und Venetien; nein, es verbietet mit einem Worte die ganze Literatur, wenn nicht die Regierung durch den Stempel ihrer Cenſur-Behörde einzelne Ausnahmen geſtattet. Es ſpricht nicht von „revolutionairen Schriften," wie die Preßgeſetze Radetzky's, ſondern es erklärt alle Schriften für revolutionair, wenn die Regierung nicht ihre Unſchädlichkeit legaliſirt. Sogar auf die Gebetbücher wird dieſer gefährliche Charakter ausgedehnt; denn auch ſie bedürfen zu ihrer Einführung in Modena des ſchützenden Stempels der Regierung, wie alle andern Bücher, mit der einzigen Ausnahme, daß dieſer Stempel kein Geld koſtet. Die militairiſchen Kundmachungen in der Lombardei und in Venetien ſind nie weiter gegangen, als daß ſie eine Reihe namentlich aufgeführter Werke verboten, wie der index librorum prohibitorum des Papſtes.

„Das Preßgeſetz in Betreff der Zeitungen und Journale ſieht etwas freiſinniger aus, wenn man es obenhin betrachtet. Man täuſchte ſich aber nicht; der Artikel 12. bezieht ſich nur auf eine einzige Zeitung auf die offizielle Regierungs-Zeitung in Modena. Selbſt um dieſe Zeitung zu leſen, war eine beſondere Erlaubniß der Cenſur-Behörde nöthig; und dieſe Cenſur-Behörde wurde in ihrer Erlaubniß noch controlirt durch zwei Poſtverwaltungen, bei denen der ganze Zeitungsdebit zentraliſirt war. Gehörte der Zeitungsleſer nur entfernt zu den „Attendibili," zu denen mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung gehörte, ſo wurde ihm natürlich die Lektüre der Modenaer Regierungs-Zeitung nicht geſtattet, und er las gar keine Zeitung. Sämmtliche fremde Zeitungen, piemonteſiſche, franzöſiſche, deutſche, engliſche Blätter waren im ganzen Umfange des Herzogthums verboten, mit Ausnahme von drei Zeitungen, welche die Tendenzen des Ultramontanismus vertreten. Es waren: „L'Univers," die offizielle Zeitung des Papſtes; „Il giornale di Roma" und die Turiner „Armonia." Da erſtere indeß franzöſiſchen Urſprungs war, ſo hielt der Herzog doch auf das Strengſte darauf, daß das Gift in derſelben vorſichtig vorher entfernt wurde, bevor dies ultramontane Blatt die Gränzen ſeines Reichs überſchritt. Es wurde von der Cenſur-Behörde, welche einen geiſtlichen Beiſitzer hatte, auf das genauſte perluſtrirt und oft arg mit der Scheere und mit der bekannten ruſſiſchen Druckerſchwärze verſtümmelt, bevor es vor die Augen der vor geiſtiger Anſteckung ſorgſam behüteten Unterthanen kam.

„Um unſre vielgeliebten Unterthanen vor der moraliſchen Anſteckung, welche ſich mehr und mehr in den benachbarten Ländern durch das leichte Mittel der Preſſe verbreitet, zu ſchützen," ſo heißt es im Eingange dieſes wunderbaren Preßedikts, welches eine hermetiſch verſchloſſene Barrière vor der ganzen Literatur und Wiſſenſchaft nicht nur um den großen Landeskerker von Modena, ſondern um jeden einzelnen Unterthan zog."

Hiernach wird Niemand das Wort zur Vertheidigung der modeneſiſchen Regierung ergreifen wollen, ſolche Geſetze — und der Geiſt des Preßgeſetzes durchwehte jedes Dekret der Herzöge von Modena, die Materie mochte ſein, welche ſie wollte — richten ſich ſelbſt. — Iſt es im Allgemeinen ein Unglück, wenn die Auseinanderſetzung zwiſchen einem Volke und deſſen Fürſten mit der Vertreibung des Letzteren endet, ſo

Digitized by Google

wird man bei tieferer Betrachtung der Ereigniſſe doch immer zu der Ueberzeugung geführt, daß es Unglücksfälle giebt, welche nur die Gerechtigkeit wieder in ihr erhabenes Amt einzuſetzen beſtimmt ſind. G. H.

Nord-Amerika.

Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkrieges.

I.

Das Recht der Seceſſion.

Zwei Hauptfragen ſcheiden die Kämpfer in dieſem unſeligen Bruderzwiſt: die Verfaſſungsfrage und die Sklavenfrage. Auf der einen Fahne lieſt man Seceſſion (Trennung); auf der andern: Union (Einheit). Dort nimmt man für die Staaten das Recht in Anſpruch, nach Belieben aus dem Bunde zu treten; hier wird behauptet, daß die Souverainetät nur an der Bundesmacht hafte, und daß die Staaten ſich ihren Verpflichtungen gegen die Union nicht willkürlich entziehen können. Verſuchen wir's über die Theorieen klar zu werden, woraus der Süden und der Norden ihre entgegengeſetzten Behauptungen herleiten. Wir folgen in Nachſtehendem einer Rechts-Deduction in der R. d. d. Mondes.

Was iſt zuvörderſt das Recht der Seceſſion? Beruht es auf einer ſinngetreuen Auslegung der amerikaniſchen Verfaſſung, oder ſteht es im Widerſpruch mit ihr, mit den Ideen derer, die ſie gegründet, erläutert und bis auf den heutigen Tag angewendet haben? Bei dieſer gewichtigen Frage hat das Prinzip der Bundesregierung überhaupt ein Wort zu ſagen. „Die Menſchen," ſchrieb Montesquieu, „wären aller Wahrſcheinlichkeit nach, in der Nothwendigkeit geweſen, ſtets unter der Regierung eines Einzigen zu leben, hätten ſie nicht eine Verfaſſungsart erdacht, welche alle Vorzüge einer Republik nach innen, und alle Stärke einer Monarchie nach außen in ſich vereinigt: ich meine die Verfaſſung einer Bundes-Republik. Dieſe Regierungsform beſteht in der freien Vereinbarung mehrerer politiſchen Körperſchaften, Bürger eines umfaſſendern Staates zu werden, den ſie bilden wollen. Es iſt ein Bund von Vereinen, die ſich zu einem neuen Verein geſtalten, der, durch neue, ſich anſchließende Mitglieder fort und fort anwachſen kann. Wen es hier nach einem Machtübergriff gelüſtete, dürfte doch nicht in allen Staaten gleich günſtigen Boden für ſein Gelüſten finden; gelänge ihm ſein Beginnen in dem einen, ſo würde er die andern gegen ſich haben; unterjochte er den einen, ſo würde der freie Ueberreſt mit den Kräften, die von dem uſurpirten unabhängig ſind, ihm die Spitze bieten und ihn niederwerfen, bevor er feſten Fuß gefaßt. Einen ausgebrochenen Aufſtand in dem einen Gebiete, können die andern leicht dämpfen; erkrankt das eine Glied an einem eingeſchlichenen Mißbrauch, kann es durch die geſund gebliebenen Glieder wieder geheilt werden. Ein ſolcher Staat kann an der einen Seite verfallen und an der andern von dem Verfall verſchont bleiben; der Bund kann ſich auflöſen und die Verbündeten bleiben dennoch ſouverain wie früher."

Die Nothwendigkeit für die einzelnen Bundesglieder, einen Theil ihrer Souverainetät zu Gunſten der Centralgewalt zu opfern, das Recht dieſer Gewalt, Aufſtände zu beſchwichtigen, Mißbräuche zu beſeitigen, und Anmaßungen der Verbündeten niederzuhalten — Beides kann nicht nachdrücklicher betont werden, als es Montesquieu hier thut. Allerdings giebt er die Möglichkeit einer Auflöſung zu; allein die ganze Faſſung der Stelle zeigt unverkennbar, daß er dieſen Fall als ein Unglück, als das Reſultat der theilweiſen Erkrankung des geſellſchaftlichen Körpers anſieht. Sollte derſelbe durch den Willen eines der Verbündeten hervorgerufen werden: ſo müßte dieſer ſeine ungeſchmälerte Souverainetät zurückfordern, die ihm ja, wie M. ſagt, erſt nach der Auflöſung der Union heimfällt. Doch laſſen wir die theoretiſche Politik. Die amerikaniſche Verfaſſung iſt noch zu friſch, die Traditionen der amerikaniſchen Politik ſind noch durch zu wenige Generationen gegangen, als daß der darin lebende Gedanke ſchon verwiſcht ſein könnte. Als die Vertreter der verſchiedenen engliſchen Kolonien, die ſich zu ebenſo vielen unabhängigen Staaten erhoben hatten, zuſammentraten, die Union beſiegelten und eine gemeinſame Verfaſſung annahmen, wollten ſie da einen blos augenblicklichen Verein, oder eine dauerhafte Republik gründen? Hatten ſie blos ihre Gegenwart im Auge, oder wollten ſie ihr Werk den fernſten Geſchlechtern überliefern? Behielten ſie das Prinzip der Souverainetät den einzelnen Staaten vor, oder verlangten ſie von dieſen das ewige Opfer deſſelben, das für die Bundesmacht ſo unumgänglich nothwendig war? Wer mit der Geſchichte der amerikaniſchen Revolution vertraut iſt, kann, wie es ſcheint, dieſe Fragen ohne Anſtand beantworten. Die Demokratien, obgleich ſie an ihrer Wiege gewöhnlich mit den ſich als legitim gebahrenden Königreichen zu kämpfen haben, bedürfen ſelbſt einer Art Legitimität, d. h. Etwas, das vor dem Zeitenwandel, vor den Schwankungen des menſchlichen Willens geſchützt iſt, oder ſie ſetzen ſich der Gefahr aus, in den Strudel der Anarchie hineingeriſſen zu werden. Wer mag auf den Sand bauen?

Aber es giebt noch augenfälligere, mit den Händen zu greifende Beweiſe, daß der Norden nicht umhin kann, den Vertheidigern der Seceſſion entgegenzutreten. In einem Briefe an die „Times" erörtert Mr. Motley, bekannt als Verfaſſer der „Geſchichte der Vereinigten Provinzen" dieſe Beweiſe mit eben ſo viel Klarheit, wie Redekraft. Er beginnt mit einem Rückblick auf den Anfang der Revolution: die dreizehn aufſtändiſchen Provinzen waren während des Krieges nur durch eine Allianz vereiniget, bildeten aber noch keinen Bund. Der Kongreß beſtand aus den Abgeordneten der bereits ſouverainen Staaten, oder derer die noch in dem Kampfe um die Souverainetät begriffen waren; Motley ſtellt ihn mit den Generalſtaaten der alten holländiſchen Republik, oder mit dem gegenwärtigen deutſchen Bundestag zuſammen. Nach vollendetem Kriege ging dieſe Liga raſch in Zerſetzung über. Die Erinnerungen an dieſe Epoche ſind eben keine rühmlichen; ſie verſanken zwar gewiſſermaßen in den Wogen der ſpäter errungenen Größe und Macht; indeß kann es nicht ſchaden, ſie einmal wieder auftauchen zu laſſen, um den Amerikanern zu zeigen, was ſie der Union verdanken. „Als die Waffen ruheten," ſchreibt Motley, „als unſre Unabhängigkeit 1783 anerkannt war, verfielen wir jählings in einen Zuſtand völliger Ohnmacht, Kopfloſigkeit und Anarchie. Unſere Unabhängigkeit hatten wir geſichert; eine Nation aber, einen politiſchen Körper bildeten wir nicht. Die Geſetze konnten nicht zur Anwendung kommen, die Aufſtände nicht unterdrückt, die Schulden nicht bezahlt werden. Einen Friedensvertrag hatte England mit uns geſchloſſen; einen Handels- und Freundſchaftsvertrag verweigerte es uns: nicht als geweſenen Rebellen, ſondern weil wir kein Staat, weil wir nur eine halbaufgelöſte Liga zänkiſcher Provinzen waren, die für die Stipulationen eines Handelsvertrages keine Bürgſchaft boten. Waren wir ja nicht einmal im Stande die Friedens-Bedingungen zu erfüllen und, den Bedingungen des Traktats gemäß, die Schulden an engliſche Unterthanen zu bezahlen, in Folge deſſen Großbritanien ſich weigerte, die militairiſchen Poſten dieſſeit unſerer Gränzen zu verlaſſen. Zwölf Jahre nach der anerkannten Unabhängigkeit mußten wir den demüthigenden Anblick der fremden Soldaten ertragen, die eine lange Kette von Feſtungen im Süden des großen See und auf unſerem eignen Boden beſetzt hielten. Wir waren eine Conföderation, ſouveraine Staaten; und das waren die Früchte jener Conföderation, jener Souverainetät! Es war in unſerer Geſchichte bis auf den heutigen Tag das dunkelſte Blatt."

Die Verfaſſung der Vereinigten Staaten ſetzte dieſem Zuſtande ein Ziel; ſie bezeichnet den Sieg der ſogenannten föderalen oder nationalen Partei über diejenige Partei, die von jeher danach rang, den Rechten der Staaten die ſchrankenloſeſte Ausdehnung zu geben. — Man höre darüber das Zeugniß der Zeitgenoſſen. „Bei all' unſern Berathungen" erklärt der Konvent, der zuſammengetreten war, um die Verfaſſung vorzubereiten, in einer Zuſchrift an das Volk, worin er dieſelbe zur Annahme empfiehlt, „bei all unſeren Berathungen haben wir einen Punkt unausgeſetzt im Auge behalten, der uns vom höchſten Intereſſe für einen jeden echten Amerikaner erſchien: die Befeſtigung unſrer Union; an ſie iſt unſer Gedeihen, iſt unſre Sicherheit, iſt vielleicht unſer nationaler Beſtand unauflöslich geknüpft." Und was ſagt Calhoun, einer der Gegner dieſes Entwurfs? „Ja," meinte er, „die Regierung iſt eine befeſtigte Regierung; das iſt vollkommen klar; allein die Verfaſſung ſagt: Wir, das Volk, anſtatt: Wir, die Staaten. Die befeſtigte, nationale Regierung muß alſo eine Regierung des Volkes aller Staaten ſein." Der oberſte Gerichtshof, die vorzugsweis conſtitutionelle Behörde, giebt dem erwähnten Gedanken des Konvents einen noch ſchärfer beſtimmten Ausdruck. Nach der Einſetzung der neuen Regierung ſprach ſich der Hof alſo aus: „Man hat geſagt, die Staaten ſeien ſouverain, vollkommen unabhängig, und nur durch eine Liga mit einander verbunden. Allerdings; allein, da dieſe verbündeten Souverainetäten ihre Liga in eine Regierung, ihren Abgeordneten-Kongreß in eine mit der Promulgation von Geſetzen beauftragte Legislatur verwandelt haben, ſo erſcheinen uns auch die Staaten unter einem umgewandelten Charakter."

Die politiſche Form, die ſich die Vereinigten Staaten gegeben, beſteht keineswegs in einer, anderen Souverainetäten übergeordneten Souverainetät. In der Verfaſſungsurkunde iſt nirgends von der Souverainetät

Digitized by Google

der Staaten die Rede; dieſe Urkunde iſt die Charte eines großen Volkes. „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten" lautet der Eingang derſelben, „um eine vollkommnere Einigung, um uns und unſern Nachkommen die Wohlthaten der Freiheit zu ſichern, wir verordnen und gründen dieſe Verfaſſung." In der That iſt den Staaten kein einziges der gewöhnlichen Prärogative der Souverainetät vorbehalten: ſie dürfen keine Münzen ſchlagen, keine Bankzettel ausgeben, keine Kriegesmacht zu Land oder zu Waſſer unterhalten, keine Kaperbriefe ausſtellen, keine Verträge mit fremden Regierungen ſchließen, in keine diplomatiſchen Beziehungen mit denſelben treten, keine Adelsdiplome verleihen. Mit Einem Worte, die Souverainetät in aller Fülle, beruht nicht auf den Staaten, ſondern auf der Trias: Präſident, oberſter Gerichtshof, Kongreß; unbeſchadet jedoch des, dem Europäer am meiſten auffallenden, unbeſchränkten Selfgovernment, das in den beſondern Angelegenheiten der Staaten, ohne die Hemmketten, die in monarchiſchen Staaten jede individuelle oder vereinte Thätigkeit hindern und zwingen, ſich frei und feſſellos bewegt.

Vergleicht man die Macht-Attribute des Präſidenten mit denen des conſtitutionellen Monarchen Englands, ſo verliert er bei dieſem Vergleich ſo wenig, daß der engliſche Miniſter Lord Elgin ſelbſt geſteht, der amerikaniſche Präſident habe eine größere Gewalt, als der König von Großbritanien. Der Präſident iſt nach der Verfaſſung Oberbefehlshaber nicht nur der Armee und der Marine, ſondern auch der geſammten Bürgerwehr aller Staaten, wenn er's für zweckmäßig erachtet, ſie zum Dienſte der Vereinigten Staaten einzuberufen; er hat das Begnadigungsrecht in Hochverrathsſachen gegen die Vereinigten Staaten; er hat die Gewalt, mit Rath und Einwilligung des Senats, Verträge abzuſchließen, Geſandte, Konſuln, die Richter am oberſten Gerichtshof und alle Beamten zu ernennen; er wählt ſeine Miniſter, und kann ſie auch dann beibehalten, wenn ſie nicht mehr die Majorität im Kongreß haben, indem die Verantwortlichkeit des Präſidenten die unverantwortlichen Miniſter deckt. Der einzelne Staat bildet in der amerikaniſchen Republik nur eine Verwaltungs-Unterabtheilung; in adminiſtrativer Beziehung iſt er Alles, in politiſcher — Nichts. Ein ſchlichter Bürger kann, als Bürger der Vereinigten Staaten, der ganzen Gewalt eines Staates die Wage halten; denn der oberſte Gerichtshof iſt insbeſondere mit der Macht bekleidet „alle Streitigkeiten zwiſchen Staat und Staat, zwiſchen Staat und Bürger zu ſchlichten." Der Präſident kennt die Staaten nicht, er kennt nur Individuen. Er leiſtet den Eid der Verfaſſung, und dieſe „iſt und bleibt das oberſte Geſetz des Landes, ungeachtet alles Deſſen, was ihr in der Verfaſſung oder in den Geſetzen eines Staates entgegenſtehen könnte." Wer die amerikaniſche Verfaſſung ſorgfältig ſtudirt, wird ihr nimmer eine andre Auslegung geben, als in dem Sinne einer nationalen, feſtgegründeten Regierung, die auf der unmittelbaren und ausſchließenden Souverainetät des Volkes beruhet; eine andre erkennt die Demokratie nicht an und kann ſie, wenn ſie logiſch denkt, nicht anerkennen. Oder giebt es ein Volk von Maryland, von Maſſachuſetts, von Virginien u. ſ. w.? Die Verfaſſung wurde von dem Geſammtvolk Amerika's angenommen; nicht die Staaten, die Nation hat ſie beſtätigt. Die Abſtimmung in den verſchiedenen Staaten war nur die Konſequenz einer rein geographiſchen Nothwendigkeit: „Die Wähler" ſagt in dieſem Bezuge der Richter Story, eine der größten Autoritäten Amerika's in Verfaſſungsſachen, „die Wähler verſammelten ſich in den einzelnen Staaten; wo ſonſt konnten ſie ſich verſammeln?"

Das ſind die Ideen des Nordens über die Verfaſſungsfrage; hören wir nun die Theorie des Südens. Die Seceſſioniſten machen den Umſtand geltend, daß die Staaten vor Annahme der Verfaſſung exiſtirt und dann einen Vertrag geſchloſſen haben, der einigen unter ihnen heut' nicht mehr anſteht und dieſe ſind befugt, die Auflöſung des Pakts zu fordern. — Sie vergeſſen nur, daß, wenn die Staaten vor der Union exiſtirten, ſie doch mindeſtens aufgehört haben, als Souveraine zu exiſtiren, ſobald ſie Vereinigte Staaten wurden. Sie vergeſſen ferner, daß dieſe Präexiſtenz nur von den 13 Staaten gilt, die am Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden waren und eine Anwendung derſelben auf die zwanzig Staaten, die ſpäter mit Bewilligung der Centralmacht in die Union aufgenommen wurden, kaum denkbar iſt. „Neue Staaten," lieſt man in dem Bundespakt, „können durch den Kongreß in dieſe Union aufgenommen werden." Die neuen Staaten ſind demnach nicht als Souveraine eingetreten, um ſich mit andern Souverainen zu vereinen, ſie ſind aufgenommen worden; ſie haben ſich um die Aufnahme beworben. Seltſam! Virginien, das jetzt zu den ſeceſſioniſtiſchen Staaten zählt, hatte gerade mit aller Anſtrengung dahin gearbeitet, die 13 Urſtaaten aus dem Verfall zu erheben, indem es ſie durch die Union erkräftigte. Wer erwies ſich überhaupt eifriger, den Anſchluß neuer Staaten zu fördern, die Eroberungen, Annexionen, ja die abenteuerlichen Flibuſtierzüge in den Himmel zu heben? Wer war ſtets fertig, das Territorium zu vergrößern, und zu dieſem Behufe über die Hülfsquellen der Geſammtunion zu verfügen, den Zauber dieſes Namens auszubeuten, die National-Fahne zu entfalten? Abgeſehen von den 13 Urſtaaten, wurden all' die andern aus Ländern gebildet, die der Conföderation gehörten, die ſie durch ihre Waffen erobert, aus ihren Mitteln angekauft, oder durch Verträge gewonnen hatte; als Territorien erhielten ſie ihre Statthalter und Richter vom Präſidenten; als Staaten gelangten ſie zu der Ehre, in dem Kongreß vertreten zu werden, nur unter der Bedingung, der Verfaſſung und den Geſetzen treu zu ſein. Wer hat ihnen ihre Feſtungen gebaut? Wer hat den Handel aller Staaten auf allen Meeren geſchützt? Wer hat der Freiheit eines amerikaniſchen Bürgers auf der ganzen Welt Achtung verſchafft? „Welcher Menſch in der civiliſirten Welt" ruft Motley, „hat nicht von den Vereinigten Staaten gehört? Wer aber weiß die Namen aller Einzelſtaaten? Und doch ſpricht man, nach einem flüchtigen Einblick in unſre Geſchichte und Verfaſſung, von einer Conföderation, einem Kontrakt, einem Verein, von dem Rechte eines Staates, nach Belieben aus dem Verband zu treten, und bedenkt bei dieſem hohlen Gerede nicht, daß wir durch dieſe eingebildeten Rechte die Prinzipien unſerer politiſchen Organiſation verletzen, unſrer Geſchichte in's Geſicht ſchlagen, die Lehren eines Jay, Hamilton, Waſhington, Marſhall, Madiſon, Dene, Kent, Story, Webſter mit Füßen treten; daß wir, indem wir die Dogmen Calhoun's als die einzig unfehlbaren annehmen, für immer von unſern nationalen Geſetzen, von unſrer nationalen Exiſtenz ſcheiden würden!"

In der That ſind die erſten Keime dieſes furchtbaren Parteizwiſtes in den Schriften Calhoun's zu ſuchen; er hat die Souverainetät der Staaten der Souverainetät der Union ſchroff gegenüber geſtellt. Vor ihm, ja ſchon mit dem Moment, wo die Republik in's Leben trat, konnte man freilich bei den amerikaniſchen Staatsmännern zweierlei Richtungen wahrnehmen: die einen waren geneigt, die Centralgewalt zu kräftigen und deren Prärogative zu vermehren; die anderen trachteten mehr danach, Bürgſchaften für die Unabhängigkeit der Staaten aufzufinden. Die Föderaliſten ſtrebten nach Centraliſation, die Demokraten nach Decentraliſation; allein niemals iſt es Jefferſon in den Sinn gekommen, den Konflikt zwiſchen den Machtbefugniſſen der Union einerſeits und der Staaten andrerſeits bis zur bewaffneten Revolution zu treiben. Das oberſte Geſetz war ihm die Verfaſſung; wo ſie über einen fraglichen Punkt keine förmliche, ausgeſprochene Beſchränkung der Rechte der Staaten enthielt, da entſchied er ſich gegen den Dazwiſchentritt der Centralgewalt; allein dabei hatte er kein andres Ziel, als das Volk gegen die Uebergriffe der Macht zu ſchirmen; in Dem, was ihr geſetzmäßig eignete, negirte er ſie keineswegs. In Calhoun dagegen ſehen wir die Demokratie, verleitet durch das hervorſtechende Talent dieſes Staatsmannes, auf einen Abhang gerathen, der nothwendig zu Extremen führen mußte. Sein nachgelaſſenes Werk: „Unterſuchung über die Regierung" giebt den Schlüſſel zu ſeinem Syſtem; noch heute holen die Demokraten ihre Waffen aus dieſer Rüſtkammer. Er verſtand die Kunſt, Doctrinen, deren namentlicher Zweck war, der Oligarchie der Sklavenhalter die oberſte Leitung in der Union zu ſichern, mit gefälligen Farben aufzuſtutzen. Der Kern ſeiner Schrift iſt ungefähr ſo zu faſſen: die Regierung iſt nothwendig, um die Geſellſchaft gegen den Egoismus der Individuen zu ſchützen; allein die Individuen bedürfen nicht weniger des Schutzes gegen die Uebergriffe der Regierung. Die freie und unabhängige Stimme allein iſt keine Wehr gegen die Launen, Abſichten und Leidenſchaften der Majorität. Die Preſſe neigt ſtets nach der Seite hin, wo die mächtigſten Intereſſen ſind; ſie iſt frei, aber weder uneigennützig, noch gerecht. Es iſt alſo ein Gegengewicht gegen die Tyrannei der Majoritäten aufzufinden; es beſteht nun darin, den unterdrückten Intereſſen das Recht zu geben, ſich von den unterdrückenden loszumachen. Wie in der römiſchen Republik die Gewalt der Patrizier durch das veto der Tribunen beſchränkt war, wie in Polen das veto eines einzigen Mitgliedes die Gewalt des Reichstages in Schach hielt: ſo muß in den Vereinigten Staaten jeder Einzelſtaat das Recht und das Mittel haben, jeden in ſeine Recht eingreifenden Beſchluß zu nullifiziren.

Das iſt Calhoun's Theorie, das Dogma auf das die Demokratie ſchwur und ſchwört. Zuerſt wurde ſie in ihren äußerſten Konſequenzen von Süd-Karolina angewendet, und dieſer Staat war es auch, der zuerſt die Fahne der Empörung ſchwang. Unter dem Präſidenten Jackſon, bei Gelegenheit eines neuen Tarifs, hatte es eine Nullificationsakte verkündet, und ſo das Vorſpiel einer völligen Losſagung von den Bundespflichten aufgeführt; allein der Präſident zeigte Ernſt, die Empörung zu unterdrücken, und Süd-Karolina machte auf der Stelle Kehrt. Nichts-

Digitized by Google

deſtoweniger fuhren die demokratiſchen Lehren in ihrem Beſtreben fort, Boden zu gewinnen und bald feierten ſie eine Reihe glänzender Triumphe in einer Frage, bei der die Zukunft der Republik auf dem Spiele ſtand: ſie galt der Entwickelung des Sklavenweſens. Die Territorien-Frage wurde die Wahlſtatt der Parteien; hier handelte ſich's um die ganze innere und äußere Politik der Union. In der Verfaſſungs-Urkunde heißt es: „Der Kongreß hat die Vollmacht über die Territorien und anderes Eigenthum der Vereinigten Staaten zu verfügen, und in dieſem Betracht alle nöthigen Geſetze und Regulative zu verordnen." Dieſe dem Kongreß durch den Bundespakt überwieſene Gewalt über die Territorien iſt gewiſſermaßen eine abſolute, durch keine Beſtimmung beſchränkte; das Territorium wird als Eigenthum der Nation angeſehen, gerade wie die Bundesflotte, die Arſenäle, die Feſtungen u. a. Wie der Kongreß durch die Verfaſſung mit der abſoluten Gewalt über die Territorien bekleidet iſt, ſo hat er auch die Befugniß, neue Staaten aufzunehmen, und folglich auch das damit zuſammenhängende Recht, die Aufnahme zu verweigern. Das gab auch dem Kongreß ein leichtes Mittel an die Hand, das Gebiet der Sklaverei zu beſchränken, indem es ihm zuvörderſt frei ſtand, dieſelbe von den Territorien auszuſchließen, die ſeiner unmittelbaren Jurisdiction unterworfen waren; oder aber den neuen Staaten, welche die Sklaverei in ihrer beſondern Verfaſſung ſanctionirten, die Aufnahme in die Union zu verſagen. Daher richtete der Süden all' ſeine Kräfte gegen dieſe freiheitſchirmenden Wälle und in einer Reihe immer kühner und kühner wiederholter Angriffe gelang es ihm endlich, deren Widerſtand völlig zu brechen.

Im Jahre 1787 waren die ſogenannten „Territorien" alle von der Sklaverei geſäubert. Die Gründer der Republik, die nicht den Muth hatten, ſie in den alten „Staaten" abzuſchaffen, wollten ſich wenigſtens gegen die Ausdehnung einer Inſtitution wahren, die ſie einmüthig verdammten. Der Kompromiß von Miſſouri entriß der freien Arbeit den ganzen Theil der von Frankreich abgetretenen Territorien, der im Norden des 36. Breitengrades liegt. Die Annexion von Texas, der mexikaniſche Krieg vergrößerten ferner das Gebiet der Sklavenarbeit. Durch den Kompromiß von 1850 wurde die Wahl, ob Regime der Freiheit oder der Sklaverei in den Territorien von Neu-Mexiko und Texas, den erſten Anſiedlern überlaſſen. Das amerikaniſche Volk, vertreten durch den Kongreß, galt nun nicht mehr für den natürlichen Obmann in den Länderſtrecken, die ſein Reich zu vergrößern beſtimmt waren, und das Loos der künftigen Staaten blieb den Launen und der Habgier der abenteuerlichſten Koloniſten preisgegeben. Das legislative Einſpruchsrecht in den Territorien konnte folgerichtig gegen die Souverainetät derſelben Territorien nicht ſtichhalten, und der Süden ſäumte nicht die Maske abzuwerfen und bezüchtigte den Kompromiß von Miſſouri des Eingriffs in die Volksrechte. Die Nebraska-Bill wurde dem Kongreß abgerungen und zwiſchen den Gebieten der freien und gezwungenen Arbeit fiel jede geographiſche Schranke. Von Stund an mochte jeder Beobachter mit offenen Augen die verzweifelte Zukunft der Union ſchauen. Niemals hatte man der Verfaſſung ſo tief in's Fleiſch geſchnitten; niemals hatte das Recht des Einzelnen einen ſo glänzenden Sieg über das öffentliche Recht erfochten; niemals hatte eine Nation ihre Schutzwehr gegen aufwiegleriſches Gebahren ſo unklug preisgegeben. Durch ihre Wahlvorrechte, wie durch die reißende Zunahme der Sklavenſtaaten, Herrin der Situation, fand die Oligarchie des Südens nur zu gutwillige Spießgeſellen in den Nord-Staaten. Das Volk, vom gegenwärtigen Glück berauſcht, drückte endlich vor den drohenden Gefahren der Sklaverei die Augen zu. Nur um den Preis von Verfolgungen, von allgemeiner Verachtung hatten die Abolitioniſten das Recht erkauft, die Nation an ihre moraliſchen Verpflichtungen zu mahnen. Auf das ſtarke Geſchlecht der Staatsmänner, die die Republik gegründet und ſich durch die edlen Grundſätze des Freiſinns und der Humanität hatten leiten laſſen, folgte ein Gezücht von Advokaten und Sophiſten, welche den Geiſt jenes großen Werks unter einem Schwall von Rabuliſtereien erſtickten, und die amerikaniſche Politik zu einem Kampf prinzipienloſer Parteien herabwürdigten, die, eben ſo raſch zerſetzt, wie gebildet, ſich zu gefälligen Werkzeugen der Sklavenhalter hergaben. So gingen die Vereinigten Staaten furchtbaren Prüfungen entgegen. Der Anwuchs des öffentlichen Reichthums, der Frieden und die Ruhe nach außen entſchädigen die Völker nimmer für den Verluſt der moraliſchen Größe. Ein Volk, das in der Vergeſſenheit ſeiner Pflichten entſchläft, hat ein ſchreckliches Erwachen zu gewärtigen. Es verliert an Einem Tage all' die Güter, denen es Jahre lang ſeine heiligſten Obliegenheiten geopfert; aber nicht an Einem Tage findet es jene Mannhaftigkeit, jenes edle Selbſtvertrauen wieder, die jeder Gefahr die Stirn bieten — Gefühle, die nur ſolche Völker beſeelen, die durch ihr ganzes Leben das Intereſſe der Gerechtigkeit zum Opfer gebracht haben.

Die amerikaniſche Politik concentrirte ſich, wie wir geſehen, allmählich in der Frage der Territorien und der Sklaverei; das politiſche Anſehen des Südens ſtand ſo feſt, daß die Feinde der demokratiſchen Partei, die Hoffnung auf Abolition aufgebend, ihre Beſtrebungen darauf beſchränkten, der Sklaverei die Territorien zu verſchließen. Mit Mühe und Noth bildete ſich eine Partei, die zuerſt den Namen „liberty party" (Freiheits-Partei), dann „freesoil party" (Freiboden-Partei), endlich „republican's, party" (republikaniſche Partei) annahm. Ihr Ziel und Zweck waren die Ausdehnung der Sklaverei zu hindern und dem Verfaſſungs-Artikel, der dem Kongreß die Obmacht über die Territorien zuerkennt, ſeine volle Stärke wiederzugeben. Als die republikaniſche Partei ihren erſten Kandidaten zur Präſidentur dem Volke vorſtellte, geſchah es unter folgendem Programm oder plateform, wie die Amerikaner ſagen: Feſthalten an der Verfaſſung der Vereinigten Staaten — Verbot der Sklaverei in den Territorien — Verbot der Vielweiberei (mit Bezug auf die Mormonen) — Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung in Kanſas (das vom Blute des Bürgerkriegs geröthet war) — die ſofortige Einverleibung von Kanſas als freien Staat. Der relative Erfolg der Kandidatur Fremont's bewies den Politikern des Südens, daß der Norden ſich anſchicke, den fortwährenden Anmaßungen deſſelben ernſtlich entgegenzutreten, daß er zu fürchten anfange, die Sklaverei könnte das geſammte Feſtland Amerika's überwuchern, und durch die Länderſucht der Partei, die von der Annexion Cubas, der Antillen, Mexikos und des ganzen Central-Amerika's ſprach, der auswärtige Friede geſtört werden. Im Gefühl ihrer bedroheten Stellung und vorausſehend, daß ihre Leitung der Unions-Politik am längſten gedauert habe, richtete die Oligarchie des Südens während der vierjährigen Präſidentſchaft Buchanan's ihr eifrigſtes Streben dahin, entweder die Macht in Händen zu behalten, oder doch den Sieg ihrer Gegner um die Früchte zu bringen.

Jetzt zeigte ſich immer deutlicher, wie eng die Verfaſſungsfrage mit der Sklavenfrage verbunden iſt. Nachdem ſie dem Norden, im Namen der Union, die ſchmählichſten Opfer: den Kompromiß von Miſſouri, die Kompromiſſe von 1850, das Geſetz über flüchtige Sklaven, die Nebraska-Bill abgerungen hatten, rüſteten ſich die Staatsmänner des Südens, an dem Tage, wo ſich die politiſche Wagſchale nicht ferner zu ihren Gunſten neigen würde, aus der Union zu ſcheiden. Und doch hatten die Republikaner kein Jota zu ihrem Programm gefügt: ſie hatten blos ihre Abſicht erklärt, die Sklaverei in den Territorien zu beſchränken. Das war dem Süden genug: die Arſenäle in allen freien Staaten wurden ausgeräumt, die Schiffe der Bundesmarine über alle Meere zerſtreut, und ohne die Rechtlichkeit Holt's, eines der Staatsſekretaire Buchanan's und des Generals Scott, iſt es zweifelhaft, ob Lincoln zu Waſhington hätte inſtallirt werden können. Die Rebellion wurde mit Muße vorbereitet: das war nicht der einmüthige Aufſtand eines Volkes gegen eine tyranniſche Regierung — es war das vorbedachte Beginnen einer Ariſtokratie von Sklavenhaltern, die entſchloſſen war, lieber aus der Union zu treten, als deren Leitung aus den Händen zu geben; es war der Staatsſtreich einer Minorität gegen die Majorität, gegen Geſetz und Verfaſſung. Die Haſt und Formloſigkeit in der Abſtimmung über die Seceſſion bewieſen hinlänglich, daß die Führer entſchloſſen waren, die Einſprüche der friedlichen und rechtlichen Bürger zu erſticken; die Verordnungen wurden, ohne ſie der unmittelbaren Beſtätigung des Volks zu unterziehen, von Konventen veröffentlicht.

Das erſte Gefühl des Nordens bei dieſer Kunde war Ueberraſchung; er wollte an den Bruch der Union nicht glauben; er hatte die Drohungen der ſogenannten Feuereſſer: Wigfall aus Texas, Jefferſon Davis aus Miſſiſſippi, Benjamin aus Louiſiana, niemals für Ernſt genommen. Wigfall hatte ſich allerdings, indem er die Kandidatur Breckenbridge's unterſtützte, vermeſſen, dem Kongreß zuzurufen: „Wenn ein Anderer gewählt wird, ſo macht Euch auf ſtürmiſche Tage gefaßt. Es könnte ſich dann eine neue Conföderation bilden, ſie wird aber nicht dreiunddreißig Staaten zählen." Auf dieſe Drohung antwortete Seward: „Gehet hin von den Ufern des S. Lorenzo bis zu den Ufern des Rio-Grande, von den Geſtaden des Atlantiſchen, bis zu denen des Stillen Meeres, vom Mexikaniſchen Golf bis zu den Felsgebirgen — geht zu den Fiſchern von Neufundland, zu den Arbeitern von Maſſachuſetts, den Kaufleuten von New-York, den Bergleuten von Pennſylvanien und Kalifornien, den Farmern von Indiana, den Pflanzern von Miſſiſſippi, zu den Indianern in den Prärien, zu den Mormonen der Wüſte, zu den freien, wie zu den leibeignen Afrikanern, ja geht in die Gefängniſſe zu den Verbrechern; ſchildert ihnen Eure und ihre Beſchwerden mit allem Pathos, über den Eure Beredtſamkeit verfügt, und fordert ſie zur Empörung auf; ſie werden Euch erwidern: Iſt das Alles! Seid Ihr gerechter als Waſhington, weiſer als Hamilton, humaner als Jefferſon? Und vor dieſer ſchlich-

Digitized by Google

ten Frage werdet Ihr ſchimpflich verſtummen!" — Leider hatten dieſe großen Namen ihren Zauber verloren, und die Ereigniſſe brachen den Stab über den vertrauensvollen Quietismus Seward's und des ganzen Nordens. Die neue Verwaltung verſuchte, die Rebellen zu beſchwichtigen, ließ das Wort Kompromiß fallen; allein, als die Beſte Sumter unter den Kanonen der Empörer fiel, da war jede Verſtändigung unmöglich gemacht, und der Krieg die nächſte Pflicht der Regierung.

Recht einfältig meinen Manche, das Kabinet von Waſhington hätte am Beſten gethan, die conföderirte Regierung ohne Anſtand anzuerkennen und die Hände ruhig in den Schoß zu legen. Sie vergeſſen, daß der Präſident der Union der Verfaſſung einen feierlichen Eid leiſtet, und daß er in den Augen Aller, die ihn gewählt, des Hochverraths ſchuldig iſt, wenn er's unterläßt, die ihm anvertraute Macht zu vertheidigen. Die Conföderation des Südens anerkennen, iſt ſo viel, wie das Prinzip der Seceſſion gutheißen, und damit der Verfaſſung den Todesſtoß geben. Giebt man einmal zu, daß jeder Staat das Recht habe, ſich von der Union zu trennen, wo will man dann Halt machen? An die Stelle einer einzigen großen Nation kommen zwei aufeinander eiferſüchtige, geſchwächte Conföderationen, und nicht lange, werden ſich dieſe Conföderationen ſelbſt in eine Menge Souverainetäten zerſplittern. Nein, die Verfaſſungs-Partei kann in der Seceſſion von 1860 nichts anderes, denn eine Rebellion, den bewaffneten Aufſtand gegen eine verfaſſungsmäßig eingeſetzte oberſte Gewalt ſehen. Es iſt leicht geſagt, der gegenwärtige Kampf ſei ein brudermörderiſcher Krieg; aber wie ſonſt könnte das amerikaniſche Volk eine ihm ſo theure Verfaſſung bewahren, wenn es Handlungen gut hieße, die ſie auf's frechſte verletzen; wie könnte ein Bund beſtehen, wenn die Bundesglieder keine gemeinſamen Pflichten anerkennen; wie iſt ein Staat möglich ohne Souverain, nenne er ſich Kaiſer, König oder Volk.

Rußland.

Ein ruſſiſcher Günſtling.

Graf Alexéi Andrejewitſch Araktſchejev.*

Das faſt gleichzeitige Erſcheinen mehrerer Aufſätze über den Grafen Araktſchejev in der ruſſiſchen Preſſe kann als Beweis dienen, daß die Zeit gekommen iſt, die ganze Wahrheit über dieſen Günſtling zu ſagen. Bei der jetzigen Richtung der hiſtoriſchen Forſchungen iſt es nicht länger möglich, den Schleier des Geheimniſſes über die Thätigkeit eines Mannes auszubreiten, der im Laufe eines Vierteljahrhunderts ſo ungeheuren Einfluß beſaß, und deſſen Name mit Schrecken und mit Abſcheu in den prachtvollſten Salons und in den ärmſten Bauerhütten ausgeſprochen wurde. Das Urtheil der Geſchichte iſt unerbittlich, aber gerecht und ohne Leidenſchaft; die Geſchichte wird auch gegen Araktſchejev unparteiiſch ſein, aber ihn zugleich der Nachwelt in ſeiner wahren Geſtalt zeigen. Araktſchejev's hat es überall gegeben; die Erſcheinung und Bedeutung ſolcher Menſchen wird durch Zeit und Umſtände bedingt, wie die Entſtehung von verheerenden Seuchen ſich aus lokalen atmoſphäriſchen Urſachen ableiten läßt.

Der Großfürſt Paul Petrowitſch lebte bekanntlich entfernt von dem Hofe ſeiner Mutter in Gatſchina, wo man ihm zu ſeiner Unterhaltung einige hundert Soldaten, die ſogenannten „Gatſchiner Truppen" gegeben hatte. Eines Tages ſprach er den Wunſch aus, einen tüchtigen Offizier zur Organiſirung ſeiner Artillerie zu haben. Der Artillerie-General Meliſſino und der Graf Saltykov (in der Folge Fürſt und Feldmarſchall, deſſen Kindern Araktſchejev Stunden gab) empfahlen den Capitain Araktſchejev. Ein beſſerer Offizier ließ ſich in der That für dieſe Stellung nicht wünſchen. Der ſtrenge Ernſt, in welchem er die ihm übertragenen Pflichten erfüllte, die Energie, die er hierbei an den Tag legte, ſeine eiſerne, unerbittliche Strenge, die unermüdliche Wachſamkeit, mit der er von ſeinen Untergebenen die augenblickliche, genaue und unbedingte Ausführung aller Befehle verlangte; die Pünktlichkeit, mit der er ſelbſt jeden Befehl ſeines Chefs ausführte, ohne zu fragen, ob er vernünftig oder unvernünftig ſei; die ſchweigende Unterwürfigkeit, mit der er Demüthigungen und ſelbſt Beſchimpfungen von Seiten höher ſtehender Perſonen entgegennahm — alle dieſe Eigenſchaften gewannen ihm bald die Gunſt ſeines neuen Herrn. Er hatte kaum fünf Wochen in Gatſchina verlebt (vom 4/15. September 1792 an), als er zum Artillerie-Capitain (Premier-Major in der Armee) befördert wurde, und die Erlaubniß erhielt, täglich am Tiſche des Großfürſten zu erſcheinen. Hierauf wurde er mit dem Range eines Oberſten nicht allein zum Befehlshaber der Gatſchiner Artillerie, ſondern auch zum Inſpektor ſämmtlicher Infanterie der großfürſtlichen Truppen ernannt, von welchen ein Musketier-Bataillon ſeinen Namen erhielt. Als Paul Petrowitſch den Zarenthron beſtieg, gehörte Araktſchejev zu denjenigen, welche vor Allen mit Gnaden überſchüttet wurden. Die Kaiſerin Katharina ſtarb am 6/17. November 1796. Am folgenden Tage ward Araktſchejev zum Preobraſchenskiſchen Garderegiment verſetzt und zum Kommandanten von St. Petersburg ernannt, Tags darauf zum Generalmajor befördert, am 12/23. deſſelben Monats mit dem Annenorden erſter Klaſſe geſchmückt. Nachdem er im Laufe des Winters die Vorleſungen über Taktik geleitet hatte, die im Schloſſe für die Stabs- und Oberoffiziere gehalten wurden, erfolgte im April 1797 ſeine Erhebung zum Baron und Ritter des Alexander-Nowsky-Ordens, und zwei Wochen ſpäter ward er zum General-Quartiermeiſter ernannt, mit Beibehaltung aller ſeiner bisherigen Titel und Würden.

Man kann nicht ſagen, daß Araktſchejev ein Menſch ohne alle Verdienſte geweſen ſei. Er beſaß natürlichen Verſtand; als Artilleriſt hatte er gute techniſche Kenntniſſe erworben; er hatte ein bedeutendes Verwaltungstalent und wußte durch ſeine Energie überall Ordnung oder wenigſtens den Schein von Ordnung herzuſtellen. Der Hauptzug ſeines Charakters aber war unerbittliche Strenge, unerhörte Grobheit, eine wahrhaft beiſpielloſe Grauſamkeit, die in ihren Einzelheiten allen Glauben überſteigt; ſogar diejenigen, die darauf vorbereitet waren und etwas Ungewöhnliches erwarteten, wurden über die Ausbrüche derſelben von Schrecken ergriffen. Mitleid kannte Araktſchejev nicht.

Und wie gewöhnlich bei ſolchen Menſchen, war auch ſeine Feigheit ohne Beiſpiel. Dieſe Thatſache war ganz Rußland bekannt, und von ihrer Verheimlichung konnte keine Rede ſein. Er ſelbſt ſah ſich mehr als einmal in ſeinem Leben genöthigt, mit erzwungener Offenheit von dieſer Eigenthümlichkeit ſeines Charakters zu ſprechen, und entſchuldigte ſich dann in der Regel mit der unglücklichen Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems. Es iſt nur ſchade, daß ſich dieſe Nervenſchwäche niemals in den Augenblicken zeigte, wo er ohne perſönliche Gefahr den grauſamſten und blutigſten Executionen beiwohnte. Seine eigene Perſon wußte er allerdings zu ſchonen. Obwohl ſeine dienſtliche Laufbahn, bezeichnet durch das Blut und die Thränen ſo vieler unſchuldiger Schlachtopfer, ſo vieler unglücklichen Soldaten, die ihr Leben unter dem Stocke aushauchten, ihn bis zu den höchſten militairiſchen Aemtern und Würden hinaufführte, ſo wurde doch in ſeiner Conduitenliſte die Rubrik „über mitgemachte Feldzüge" bis an's Ende ſeines Lebens mit den Worten ausgefüllt: war in Schlachten nicht gegenwärtig!

Am Tage vor Auſterlitz wollte Kaiſer Alexander die Führung einer Angriffskolonne dem Grafen Araktſchejev übertragen, der ſich in ſeiner Suite befand. Araktſchejev gerieth darüber in die tödtlichſte Verlegenheit und lehnte den ehrenvollen Auftrag ab, indem er ſeine unglückliche nervöſe Reizbarkeit vorſchützte. Wie es ſcheint, war ſeine Weigerung dem Kaiſer ſehr verſtändlich, da er nachher nie wieder daran gedacht hat, den Grafen wider ſeinen Willen zum Helden zu machen. Michailowsky-Danilewsky nennt Araktſchejev unter denjenigen, die den Monarchen auf dem Schlachtfelde begleiteten, aber dies iſt unrichtig; Araktſchejev hat ſich niemals, ſelbſt im Gefolge des Kaiſers, innerhalb des Bereichs der feindlichen Kanonen gewagt, und obwohl er wußte, daß er durch ſein Erſcheinen auf dem Schlachtfelde jene kränkende Bemerkung aus ſeinem Dienſtformular tilgen konnte, ſo ging dieſe Selbſtüberwindung doch über ſeine Kräfte.

Man kann ſich denken, was die beklagenswerthen Offiziere des Quartiermeiſterſtabes unter dem Kommando eines ſolchen Menſchen auszuſtehen hatten. Zu jener Zeit wurden dieſe Offiziere in Petersburg nur zu geiſttödtenden, mechaniſchen Arbeiten verwendet. Das Zeichnen und Kopiren meiſt unnützer Pläne nahm kein Ende, und wurde unter Araktſchejev mit verdoppelter Anſtrengung fortgeſetzt. Von andern Beſchäftigungen war keine Rede. Araktſchejev war nicht der Mann, um zu fragen, oder die Frage zu erlauben, ob das, was befohlen war, einen Zweck habe oder nicht. Wo er gebot, exiſtirten nur zwei Arten Dinge: Befohlenes und Unterſagtes, und allein in dieſer Beziehung hatte jedes Ding einen poſitiven oder negativen Werth. Anfangs waren die Offiziere von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags beſchäftigt; bald erließ jedoch Araktſchejev die Ordre, um 7 Uhr Morgens zu erſcheinen und bis Mittag zu arbeiten, dann aber nach einer zweiſtündigen Erholungszeit ſich um 2 Uhr wieder einzufinden und bis 7 Uhr Abends weiter zu zeichnen.

* Сѣверная Пчела vom 1. (13.) December v. J.

Digitized by Google

Täglich lernten die jungen Offiziere den grauſamen Charakter ihres Chefs aus neuen Beiſpielen kennen. So gerieth er einmal bei der Inſpection einer Kaſerne, die er nicht in der gewünſchten Ordnung fand, in ſolche Wuth, daß er einem Gardeſoldaten den Schnurrbart ausriß! — Uebrigens hatten die Offiziere des Quartiermeiſterſtabes nicht nöthig, von dergleichen Vorfällen außerhalb ihres Kreiſes zu hören, da zu ihrem Unglück Araktſchejew im Winterpalaſte neben dem Saale wohnte, in welchem ſie zeichneten, und zwei oder drei Mal des Tages unerwartet bei ſeinen Untergebenen erſchien, um beim geringſten Anlaß, unter dem nichtigſten Vorwande, Einen von ihnen oder ſie alle in gemeinſter Weiſe anzuſchnauzen. Einmal gab er im Beiſein aller Offiziere einem unglücklichen jungen Manne, dem Junker Vietinghoff, eine Ohrfeige. Ein andermal, als ein von ihm verlangter Plan nicht gleich fertig war, ließ er ſeinen brutalen Zorn an den Oberſten Lenn aus. Oberſt Lenn war an Jahren älter als Araktſchejew, dabei ein wirklicher Militair, der im Kriege gedient hatte, weſſen ſich ſein Vorgeſetzter nicht rühmen konnte; er war Oberquartiermeiſter bei Suwarow geweſen und hatte durch eine Handlung glänzender Tapferkeit das Georgenkreuz erworben. Alles dieſes hielt Araktſchejew nicht ab, ihn mit den pöbelhafteſten Schimpfreden zu überhäufen, mit welchen er überhaupt in Minuten der Wuth äußerſt freigebig war. Oberſt Lenn hörte ihn ſchweigend an und blieb bis zum Ablauf der beſtimmten Zeit im Saal; am Abend jedoch, als er vom Dienſte frei wurde, eilte er in ſeine Wohnung, nahm ein paar geladene Piſtolen und begab ſich damit zu Araktſchejew. Zum Unglück war dieſer nicht zu Hauſe. Lenn kehrte in ſein Quartier zurück, ſchrieb einen kurzen Brief an Araktſchejew, der ihn entehrt und dadurch ſein Leben unerträglich gemacht hatte, und erſchoß ſich.

Dergleichen erſchütternde Vorfälle hatten jedoch weder damals noch ſpäter den geringſten Einfluß auf den Charakter und die Handlungen Araktſchejew's; er bemühte ſich ſogar, ſeine Brutalität durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß ſie aus Prinzip und Ueberzeugung entſpringe. Obwohl ſelbſt Ruſſe und er mithin hätte Anſtand nehmen müſſen, ſolche Anſichten auszuſprechen, wenn ſie auch auf Ueberzeugung gegründet waren erklärte er doch zu wiederholten Malen öffentlich, daß man mit Ruſſen *nicht* anders umgehen könne — daß eine derartige Behandlung das einzige Mittel ſei, etwas Ordentliches aus ihnen zu machen.

Die Lage der Offiziere des Quartiermeiſterſtabes war in der That eine verzweifelte. Erſt nach mehr als zehn Monaten, die ihnen unerträglich lang ſchienen, wurden ſie von dem auf ihnen laſtenden Drucke befreit, und zwar durch folgenden Umſtand. Araktſchejew fand bei einer Revue, daß ein Gardebataillon ſchlecht rangirt war, und lief wüthend die Fronte entlang, indem er die Soldaten mit ſeinem ſpaniſchen Rohr auf die Knie ſchlug (unter Kaiſer Paul waren die Generäle und Offiziere in der ruſſiſchen Armee mit Rohrſtöcken bewaffnet); alsdann rief er die Offiziere hervor und begann im Beiſein zahlreicher Zuſchauer ſie in ähnlicher Weiſe abzukanzeln und mit denſelben Schimpfreden zu traktiren, welche den unglücklichen Lenn zum Selbſtmord getrieben hatte. In dieſem Falle fand man ſein Benehmen denn doch etwas zu cyniſch, obwohl es nicht ſchlimmer war, als vieles Andere. Die Offiziere des Bataillons waren meiſtens junge Leute aus vornehmen Familien; viele von ihnen ſtanden in Verwandtſchaft oder Verbindung mit der nächſten Umgebung des Kaiſers. Am 1/12. Februar 1798 wurde Araktſchejew aller ſeiner Aemter enthoben und „zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit" beurlaubt, am 18/29. März aber mit dem Range eines Generallieutenants gänzlich aus dem Dienſte entlaſſen. Zum Generalquartiermeiſter ward der Generallieutenant Hermann, ein Mann von geradem, rechtſchaffenem Charakter ernannt, Alles athmete freier.

Die Freude dauerte nicht lange. Nach kaum zwei Monaten wurde Araktſchejew von neuem in den Dienſt aufgenommen und verließ ſeitdem, mit Ausnahme eines kurzen Zwiſchenraumes (vom Ende des Jahres 1799 bis zum Mai 1803) den Schauplatz nicht wieder, bis zur Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus.

Böhmen.

Das gegenwärtige Literaturleben der Čechen.

Vor fünfzig Jahren ſchien Böhmen für das Slaventhum ein verlorener Poſten, und jetzt iſt es ſein eifrigſter Hort. Der erſte Erwecker des Čechismus, Dobrowſky, beſchäftigte ſich mit der böhmiſchen Sprache, wie mit einer todten, und es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß ſie wieder einmal zu Leben und Kraft gelangen würde. Im erſten Drittel dieſes Jahrhunderts wurde die Nationalität in einem beſchränkten Kreiſe von „Patrioten" gepflegt, begann aber ſchon Wurzel zu faſſen, obwohl immer noch in harmloſer Weiſe und unbedeutender Tragweite, bis ſie ſich im Jahre 1848 auf einmal zu einer ungeahnten Wichtigkeit emporſchwang. Das Volk begann eine politiſche Rolle zu ſpielen und man ſah binnen kurzer Zeit eine ganze Literatur — natürlich mit beſcheidenen Dimenſionen — in ſeiner Sprache entſtehen. Der abgeſtorbene, oder für abgeſtorben gehaltene Zweig trieb Sprößlinge, denen freilich zum großen Theil nur ein Treibhausleben innewohnte. Als das politiſche Auflodern dieſer Epoche erſtickt wurde — ſank auch der raſche Aufſchwung der von den Todten auferſtandenen Literatur. Zehn Jahre hindurch zeigte ſich nur ſporadiſch hier und da ein Büchlein, ein Gedicht oder ein Roman in böhmiſcher Sprache; zu Ende der fünfziger Jahre aber begann ſich eine neue friſche Thätigkeit kundzugeben und zwar vorerſt auf dem Gebiete der Poeſie. Da tauchten nach einander einige Poeten auf, die auch jetzt noch den poetiſchen Horizont der böhmiſchen Literatur beherrſchen. Die Namen der erwähnenswerthen unter ihnen ſind: Pfleger, Hálek, Neruda, Jahn, Erba; außerdem aber könnte man eine ganze Legion ſolcher aufzählen von denen ſelbſt das unkritiſche und im höchſten Grade, ja über Verdienſt anerkennende čechiſche Literaturpublikum Nichts zu ſagen weiß; denn es gibt, namentlich in Prag, kaum eine höhere Schule, in der nicht wenigſtens Ein verſeſchmiedender Jüngling von ſeinen künftigen Dichter-Lorbeeren träumte, und dem die kleinen bellettriſtiſchen Zeitſchriften nicht in gaſtfreundlicher Weiſe ihre Spalten öffneten; es iſt da eben das Mondſcheinpoeſie-Stadium.

Dieſe neuen Poeten ſind ganz anderer Art als diejenigen, welche der Zeit vor Achtundvierzig angehören. Wir ſehen da einander gegenüberſtehen die „Klaſſicität" und „Jungböhmen". Klaſſiſch für die böhmiſche Poeſie waren Kollár und Čelakowſký, deren Werke auch in einer anderen Sprache wirklich Werth gehabt hätten; neben ihnen gehören noch Mehrere von geringerem Korn jener Zeit und Richtung an ſind aber zum Theil auch ſchon verſtorben und zum Theil haben ſie dem Pegaſus ganz entſagt, wie z. B. Jablonſký, von dem man nun, da er Probſt und dick geworden iſt, dergleichen nicht mehr verlangt. „Jungčechien" iſt in nicht geringem Maße ein Abklatſch moderner Richtungen poetiſcher Production bei anderen Völkern. So tritt beſonders ausgeprägt hervor eine Art čechiſcher Heine in J. Neruda, doch derart, wie ſich ein ſchönes Geſicht voll Feuer und Ausdruck in einem ſchlechten Porträt präſentirt. Das Meiſte und auch Beſte haben für den reichwuchernden neuen Parnaß die Herrn Vituzlav Hálek und Guſtav Pfleger geliefert. Letzterer iſt ein Beamter bei der böhmiſchen Sparkaſſe, und Erſterer ein Mitarbeiter von Dr. Rieger's Moniteur, den „Narodni Listy." Beide ſchrieben und ſchreiben Gedichte jeder Art und nebenbei auch Romane; in der Lyrik wird Pfleger anſprechender gefunden, in der Epik aber Hálek, der auch auf dem dramatiſchen Gebiete Erfolge errungen hatte. In der dramatiſchen Poeſie iſt übrigens ein Aufſchwung noch weniger möglich, als in den anderen Gattungen derſelben; denn in Prag hat man nur zwei böhmiſche Theatervorſtellungen wöchentlich, und das erſt ſeit kurzer Zeit; in der Provinz aber gibt es nur ambulirende Bühnen, von denen man natürlicherweiſe alles Andere erwarten kann, als „Pflege der Kunſt." Mit dem Bau eines Nationaltheaters in Prag, der ſchon zur Zeit der Bewegung von Achtundvierzig beſchloſſen wurde, will es nicht vorwärts, obwohl man vor einigen Monaten einen böhmiſchen Theaterintendanten in dem klangvoll redenden Dr. Rieger aufgeſtellt hat und der Bauplatz ſchon zehn Jahre lang gekauft iſt.

Breit und ſeicht iſt die Romanliteratur. Romane und Novellen erſcheinen nun, obwohl ihnen die Politik vielen Eintrag thut, fort und fort in ununterbrochener Folge, ſelbſtändig und in Zeitſchriften, und immer neue Namen tauchen mit den ſchwächlichen Kindern ihrer Phantaſie zur Oberfläche der Gewäſſer empor; literariſcher Werth läßt ſich da nicht finden. Am 21. Januar d. J. ſtarb die beſte Kraft der čechiſchen Literatur auf dieſem Gebiete, die Frau Božena Numcowá, unter deren Schriften eine Dorfgeſchichte „Stebička" (die Großmutter) hervorragt und auch in jeder anderen Literatur eine ehrenvolle Stelle einnehmen würde. (Die Novelle iſt auch in's Deutſche und Ruſſiſche überſetzt.) Unter den vielen bellettriſtiſchen Schriftſtellern oder vielmehr Dilettanten iſt bemerkenswerther als Andere Prokop Chocholouſchek, der ſchon ſeit Jahren dieſes Feld bebaut und eine Reihe beliebter hiſtoriſcher Novellen und Romane geliefert hat.

Sehr ſtark kultivirt man auf dieſem Gebiete die Ueberſetzung, und zwar vorherrſchend aus den anderen ſlaviſchen Sprachen, wenig aus dem Franzöſiſchen, und eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen kommt gar nicht vor und gilt für eine wahre Ketzerei, obwohl ſie nichts weiter als über-

Digitized by Google

flüſſig iſt, denn der gebildetere Böhme lieſt und ſpricht auch immer deutſch, oder kann es wenigſtens, wenn er auch ſeit Beginn der jetzigen politiſchen Strömung die Benutzung dieſer Kenntniß perhorrescirt. Die Polen und Ruſſen haben eine recht reiche und werthvolle Belletriſtik, und es iſt für die panſlaviſtiſchen Čechen nur ein nahegebotenes Vorgehen, wenn ſie ſich dieſelbe anzueignen ſuchen. Es gibt übrigens unter der jüngeren čechiſchen Generation kaum Einen, der nicht mehrere ſlaviſche Idiome verſtehen würde, oder wenigſtens gelernt hätte; eine ſolche Wechſelſeitigkeit iſt bei den anderen Völkern dieſes Stammes freilich nicht vorzufinden; nur die Kroaten kommen jetzt zahlreich genug nach Prag und verwenden eifrige Mühe auf die Erlernung der čechiſchen Sprache.

Einen großen Theil der in den letzten Jahren bekannt gewordenen literariſchen Kräfte abſorbirt jetzt die Zeitungspreſſe. Es erſchienen mit Beginn dieſes Jahres in der böhmiſchen Sprache 41 Zeitſchriften jeder Art, (mitgerechnet auch einige Blätter in der ſloveniſchen Mundart Oberungarns.) Vor kaum mehr als einem Jahre hatten die Böhmen kein nichtamtliches Blatt in ihrer Sprache, und jetzt erſcheinen blos in Prag täglich fünf unabhängige politiſche Zeitſchriften! Die erſte Stelle unter denſelben gebührt dem von Herrn V. Wáwra redigirten „Hlas,“ ſowohl ob ſeiner politiſchen Haltung, deren Loſungswort liberaler Foederalismus iſt, als auch wegen des inneren Werthes vieler ſeiner Artikel; namentlich hat dieſes Blatt einen Korreſpondenten in Agram (einen böhmiſchen Profeſſor), deſſen Beiträge einem jeden großen Journal zur Zierde gereichen würden. In den kleineren Städten erſcheinen mehrere vorwiegend belletriſtiſche Wochenblätter, in deren gaſtfreien Spalten Gymnaſiaſten und andere werdende Dichter und Literaten ihre Erſtlingswerke der Mit- und Nachwelt vorführen.

Im Ganzen kann man rückſichtlich der gegenwärtigen literariſchen Thätigkeit der Čechen ſagen: ſie iſt quantitativ groß, ſo daß ſie mitunter den Eindruck des Forçirten macht, ihr abſoluter Werth aber iſt gering; die Literatur gleicht einem raſch emporgeſchoſſenen, emporgetriebenen Baume, der wohl ziemlich hoch hinaufragt, ohne aber ein tiefes und reiches Wurzelwerk, einen kräftigen Stamm und ein dichtes Geäſte zu beſitzen; ſie ſetzt eben alle ihre Kraft daran, um das allgemeine Niveau halten zu können, oder eigentlich erſt zu erreichen. Immerhin aber ſteht ſie weit beſſer, als vor zwei Decennien die eifrigſten und in ihren Hoffnungen am meiſten ſanguiniſchen Pfleger derſelben erwartet hatten.

England.

Die Damen-Toilette.

Der ſteigende Luxus in der Damenwelt hat in England ein allerliebſtes Büchlein hervorgerufen, eine ebenſo witzige, als ſpottluſtige Perſiflage der ſchrankenloſen Anforderungen, welche die Frauen und Töchter heutzutage an die Geldbeutel ihrer Männer und Väter ſtellen. Das Büchlein trägt als Motto das Bild eines jungen Mannes, der ſich behaglich in einem amerikaniſchen Wiegeſtuhl ſchaukelt, eine Cigarre raucht und dazu ausruft:

Wär' ich ſo reich auch wie der Zar
Es iſt mir dennoch völlig klar,
Daß alles Geld nicht reichen würde,
Wenn ich mir nähm als Ehſtandsbürde,
Ein Weibchen, das nichts anzuziehen hat.

Nichts anzuziehen! iſt auch der eigentliche Titel der wohlbegründeten Satyre. Es iſt dies ein Ausruf, den allerdings diejenigen Damen ausſtoßen, die gerade am meiſten anzuziehen haben, und es iſt intereſſant zu bemerken, daß alle Sprachen denſelben Ausdruck für dieſelbe Sache beſitzen. „Nothing to wear,“ ruft die eitle junge Engländerin — „ich habe nichts anzuziehen,“ ſagt die Deutſche, während Beide keine Wahl treffen können, weil die Zahl der Kleider zu groß iſt. Sehr komiſch wird dies im dritten Kapitel geſchildert, wo eine junge Dame, zum Ball eingeladen, erklärt, ſie könne nicht hingehen, denn ſie hätte nichts anzuziehen. Man ſchlägt ihr vor, das dunkelrothe Damaſtkleid anzuziehen.

Das iſt ein wenig zu dunkel.

Nun denn das himmelblauſeidene —

Das iſt zu hell.

Oder das roſenrothe —

Das iſt zu ſchwer.

So nimm Tüll über Atlas —

Weiß kleidet zu ſchlecht.

Nun denn das perlgraue Moireekleid —

Dazu gehören echte Spitzen, die fehlen mir gänzlich.

Oder das reizende lilaſeidene —

Ja, das ginge am erſten, aber es iſt beim Schneider, es muß geändert werden.

Nun denn das neue hellgelbe —

Das iſt ganz unmöglich, die fatale Frau Müller trug neulich grade ein ſolches, nun kann man es nicht mehr anziehen, wo ſie iſt.

Nun denn das köſtliche Ballkleid vom letzten Hoffeſt —

Behüte, das habe ich ſchon drei Mal angehabt.

Zu jedem Kapitel iſt eine allerliebſte Karikatur gezeichnet, eine Dame nach der neueſten Mode gekleidet, die in Klagen ausbricht, daß ſie nichts anzuziehen habe. Es fehlt gar nichts an dem hübſchen Anzuge, die modernen bunten Unterröcke, über welche die Kleider à la Watteau in Feſtons gezogen ſind, die zierlichen Hackenſtiefel ſehen laſſend, die maleriſchen Burnus-Mäntel, die koketten Hütchen à la Mousquetaire, die getollten Garnirungen, von denen kürzlich eine Näherin ſagte: „ich habe ſeit drei Tagen nur getollt;“ kurz Alles iſt ſo hübſch gezeichnet, daß unſere Damen das Büchlein als Modejournal benutzen könnten. Die Unterſchriften der Bilder enthalten jedoch die bitterſte Satyre; im Tone der Berichte, welche die Wohlthätigkeits-Vereine in den Zeitungen annehmen, wird geſagt: „Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß dieſe armen Geſchöpfe ſchon ſeit längerer Zeit an gänzlichem Mangel echter Spitzen litten,“ oder „trotz aller Bemühungen, war es ihnen nicht gelungen, einen Kaſchemirſhawl zu erlangen.“

Das drolligſte Bild aber enthält eine Eheſtands-Scene auf Reiſen; der Mann trägt einen kleinen Nachtſack mit ſeinen Toiletten-Bedürfniſſen gefüllt, die Frau ſteht zwiſchen zehn großen Koffern und Schachteln und jammert, daß ihr ſo wenig Gepäck mitzunehmen geſtattet ſei, ſie würde im Seebad gar nichts anzuziehen haben!

Wenn man die Rieſenkoffer ſieht, die jetzt ſo reiſeluſtig durch die Welt fahren, ſo begreift man, wie läſtig und unangenehm eine ſolche Ueberfracht den Ehemännern ſein muß, und es erheben ſich gerechte Zweifel über die Zurechnungsfähigkeit der Frauen. Sollte denn wirklich ſo wenig Vernunft unter ihnen zu finden ſein? Sollte denn Keine das gute Beiſpiel geben können, wieder zu einfacherer Toilette zurückzukehren?

Werden es künftige Generationen für glaublich halten, daß unſere jungen Damen zu einem einzigen Ballanzuge mindeſtens ein halbes Dutzend Unterröcke bedürfen, die alle mehr oder weniger ſechs Ellen weit ſind, alſo 66, incl. der Länge, Ellen Zeug ohne das Ueberkleid, welches jetzt, auch wenigſtens zehn Ellen Umfang und die doppelte Zahl in der übrigen Stoffanwendung nöthig hat.

Die patriarchaliſche Zeit, wo durch landesherrliche Verbote die allzu große Weite der Pluderhoſen beſchränkt werden konnte, ſollten wir lebhaft wieder herbeiwünſchen, damit der Umfang der Damenkleider gemäßigt würde. Kein Salon, kein Raum in einem noch ſo gut eingerichteten Privathauſe iſt hinreichend groß genug, um eine Geſellſchaft von Ball-Toiletten aufzunehmen. Es iſt ein tragikomiſcher Anblick, wenn man beobachtet, wie verzweifelt Wirth und Wirthin, oder noch ſchlimmer die aufwartenden Bedienten ſich durch die Hinderniſſe von Fiſchbein, Stahlreifen und geſtärktem Weißzeug durcharbeiten. Von Grazie und Anſtand kann gar keine Rede mehr ſein, bei dieſen wandelnden oder tanzenden Luftballons. Die Damen werfen jetzt Stühle und Tiſche um, ohne es zu merken, weil ſie ſelbſt gar nicht ahnen, wie breit und ſteif ſie ſind. Könnten ſie ſich doch öfter vergleichen mit den Marmorſtatuen unſerer Muſeen, der verhüllten Muſe, den Hebegeſtalten, zu denen doch einſt ihre Mitſchweſtern die Vorbilder geliefert haben; würden ſie nicht einſehen, daß ihre Schönheit verſchwindet und ihre Anmuth verloren geht in dem Käfig des Reifrocks und der Stärke?

Die Toilette iſt heutzutage eine wahre Tyrannin, welche den Geiſt der Frauen in Feſſeln ſchlägt und völlig verdummt, ſie kleiden ſich alle nach der Schablone; es kommt keine originelle Idee, keine ſelbſtändige Anſicht mehr unter ihnen auf. Es iſt an der Zeit, daß die Waffen der Satyre dagegen kämpfen, d'rum empfehlen wir das heilſame Büchlein und wünſchen, daß es durch eine gute Ueberſetzung auch in die Hände der niedern Stände gebracht wird, in denen der Unverſtand und die Putzſucht noch viel nachtheiliger wirken, als in den höhern. Um das Uebel zu heilen, ſollte man nur die Eitelkeit der Betheiligten zu Hülfe nehmen. Wüßten die Dienſtmädchen nur, wie lächerlich und häßlich ſie in dem nachgeahmten Putz des ſpreizenden Reifrocks gefunden werden, ſie würden ſich raſch bekehren. v.

Digitized by Google

Frankreich.

Zur Geſchichte der Volks-Sage in Frankreich.

Champfleury, ein ausgezeichneter Kenner der älteren franzöſiſchen Literatur, hat über den Urſprung der Legende vom Bonhomme Miſère, und die Umwandlungen, welche dieſe Legende im Lauf der Zeit erfahren hat, ein kleines Werk herausgegeben. Felix Franck zeigt dieſes Werk in der Revue de l'Instruction publique an und ſpricht ſich außerordentlich günſtig über den Scharfſinn und die Begeiſterung des Verfaſſers aus. Eine Mittheilung iſt für deutſche Leſer wohl um ſo mehr gerechtfertigt, da die Idee, die Sagen der Vorzeit über den Charakter der Vorzeit Rede ſtehen zu laſſen, weſentlich in Deutſchland kultivirt worden iſt.

Die ſehr beliebte Erzählung, welche in keinem franzöſiſchen Sagenbuch fehlen darf, iſt in Kürze folgende:

Der heilige Peter und der heilige Paul waren eines Tages auf Reiſen; da erhob ſich ein furchtbares Unwetter und die beiden Wanderer kamen nach langem Irren durchnäßt und ermattet in ein ihnen unbekanntes Dorf. Sie ſuchen ein Unterkommen: aber vergeblich klopfen ſie bei einem reichen Manne an, der giebt ihnen nur harte Worte. Eine Wäſcherin führt ſie in eine kleine Hütte zu Bonhomme Miſère. Das iſt ein blutarmer Mann; aber das Wenige, das er beſitzt, ein Obdach, eine Schütte Stroh, einen kleinen Imbiß — er theilt es gern mit den Fremdlingen. Dieſe wollen ſich dankbar beweiſen und die Gelegenheit dazu iſt günſtig. Miſère hat als einziges Beſitzthum außer ſeiner Hütte einen Birnbaum, deſſen Früchte einen weſentlichen Beſtandtheil ſeiner Mahlzeiten ausmachen, und von dieſem Baum hat ihm gerade heut ein böſer Nachbar die ſchönſten Birnen geſtohlen. Bonhomme iſt traurig und entrüſtet: „Wenn ich eine Bitte an den Herrn wagen dürfte, ſo wollte ich, daß Jeder, der meinen Birnbaum beſteigt, oben bleiben müßte, ſo lange es mir gefiele und nicht wieder herunter könnte, bis ich es ihm erlaubte!" Peter und Paul machen ſeine Bitte zu der ihrigen: der Herr gewährt ſie. Nach Kurzem ſteigt der Nachbar wieder auf den Baum, aber er iſt feſtgebannt. Bonhomme kommt dazu, macht ſich über den Dieb luſtig und will ihn züchtigen; aber der Uebelthäter bittet und Bonhomme läßt ihn in Frieden ziehen, nimmt ihm nicht einmal die abgepflückten Birnen ab — unter der Bedingung, daß der Räuber nie wiederkommt.

Jahre vergehen: Miſère iſt alt geworden. Eines Abends erſcheint der Tod mit der Senſe in ſeiner Hütte; „Du mußt mit mir gehen!" — „Ich bin bereit, aber laß mich vorher noch eine Birne von dem Baume da eſſen!" — Der Tod iſt heut' bei guter Laune und antwortet: „Meinetwegen! hole dir eine herunter!" — „Ach, ich bin zu ſchwach! willſt du mir nicht eine herunterholen?" — Der Tod, Nichts ahnend, klettert hinauf und kann nicht mehr herunter; er tobt, flucht, droht: Alles vergebens. Erſt, als er feierlich gelobt, Miſère erſt am Tage des jüngſten Gerichts mit ſich zu nehmen, giebt ihn dieſer frei. So bleibt denn Miſère (das Elend) auf Erden leben, ſo lange die Welt beſtehen wird.

Das iſt die Erzählung.

Die älteſte Ausgabe derſelben datirt aus dem Jahre 1719; ſie führt den Titel: „Neue und ergötzliche Geſchichte vom Bonhomme Miſère, aus der man erſehen wird, was die Miſère iſt, woher ſie entſprungen, wie ſie den Tod betrogen, und wann ſie enden wird." Das Wort Miſère wird im Vertrauen auf den Volksſinn, der ſich nicht ſonderlich an die Form hält, unmittelbar hinter einander in der doppelten Bedeutung gebraucht. Obwohl Champfleury ein älteres Exemplar dieſer Sage als das von 1719 nicht hat auffinden können, ſo ſchließt er doch, daß ſie ſich bereits in der von Nikolas Oudot 1665 veranſtalteten Sammlung befunden habe. Ihr Urſprung iſt ſeiner Ueberzeugung nach jedenfalls älter; vermuthlich fällt er in die Zeit von Holbein's Todtentanz. Es erſcheint nämlich der Tod noch als Gerippe mit der Senſe; das war aber die populäre Vorſtellung im Mittelalter; im 17. Jahrhundert war das Klapperbein bereits verbannt.

Als Entſtehungsquelle dieſer Sage von ſo tief traurigem Inhalt betrachtete Victor Fournel das irdiſche Elend überhaupt; Champfleury, der auf den Charakter des Bonhomme weniger eingeht, als auf die phantaſtiſche Einkleidung der Erzählung, nimmt an, daß ſie italiäniſchen Urſprungs ſei, weil eine Erzählung des Neapolitaners Merimee „Federigo," die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ſtammt, ungefähr gleichen Inhalt habe. Franck legt auf den Charakter des Miſère das Hauptgewicht; die Gemüthsart des Federigo iſt verbittert und rachſüchtig, und wenn auch beide Erzählungen einen gleichen Rahmen haben, ſo ſei doch die Legende vom Bonhomme von ſpezifiſch franzöſiſcher Lokalfärbung, und ihre Entſtehung falle beſtimmt in's Mittelalter; er führt folgende Momente dafür an: Es gelingt dem Miſère, ſein Leben zu friſten, bis zum Tage des jüngſten Gerichts: — nur im Mittelalter fühlte das Volk ſich von ſeinem Elend ſo tief gebeugt, daß es keine Hoffnung mehr zu hegen vermochte; ſein Bild erſchien ihm endlos. Bonhomme beſitzt nur einen Birnbaum, das iſt die einzige armſelige Frucht ſeiner mühſeligen Arbeit; aber er iſt mit der mageren Koſt zufrieden, und wenn man ihm nur nicht die letzte Birne raubt, verhält er ſich ruhig; das iſt die Entſagung des Volkes in der Finſterniß des Mittelalters. In der Mitte des 18. Jahrhunderts erſcheint der Charakter des Volkes bereits verändert, und dieſe Veränderung ſpiegelt ſich in der Sage wieder, die damals in etwas verändertem Gewande in der Bretagne erſchien: Bonhomme iſt nicht mehr voll unerſchütterlicher Reſignation; das Elend, das ihn drückt, erweckt oft eine zornige Stimmung in ihm; Haß und Rache gegen den böſen Nachbar ſind ihm nicht mehr fremd. Man ahnt, daß dieſe Stimmung zu Thaten führen kann: der vorausgeworfene Schatten der Umwälzung von 1789. Die Genügſamkeit in der primitiven Sage kennzeichnet die Anſchauung des Mittelalters; daß ſie erſt ſpät im Druck erſcheint, ſpricht nicht gegen ihr Alter, dergleichen iſt keine ſeltene Erſcheinung.

Was die Urſprungsſtätte betrifft, ſo nimmt Franck die Idee, das Elend zu perſonificiren, nicht einen ſymboliſchen Begriff, ſondern ein menſchliches Weſen aus ihm zu machen, für unzweifelhaftes Eigenthum eines galliſchen Kopfes. Dieſes Volk der Gallier, das vom römiſchen Joch nur befreit wurde, um das der Franken zu tragen, und um unter dieſem Joch dreizehn Jahrhunderte lang Frohndienſte zu leiſten — es ertrug ſein Geſchick mit der Ergebung des Bonhomme. Es ſeufzte nur zuweilen, es verſuchte Vorſtellungen, und wenn es einmal in Zorn gerieth — wen anders traf dieſer Zorn, als diejenigen, die ſeinen kümmerlichen Erwerb ihm noch raubten, den böſen Nachbar, der dem armen Miſère noch die beſten Birnen ſtahl? „Und wie oft hat das Volk mit den Räubern Nachſicht gehabt, ihnen ſogar das eben Geraubte überlaſſen, wenn ſie nur fortan Frieden halten wollten. Iſt es auffallend, wenn Bonhomme endlich einmal zornig wird und auf Rache ſinnt, er, der nie Nachſicht, nie Liebe erfahren?"

So iſt die Sage entſtanden, als unverfälſchter Ausdruck der geſammten Volksanſchauung: „Wenn der geſunde Verſtand des Volkes eine Wahrnehmung macht, wenn dieſe wegen der Wichtigkeit des Inhalts das Gemüth Aller ergreift, ſo geſtaltet die lebendige Phantaſie des Volkes die allgemeine Empfindung zu einer Volksdichtung, die nach innerem Werth der Schöpfung eines Meiſters nahe kommt. Wenn das geſammte Volk tief bewegt iſt, ſo ſtehen ihm Worte und Bilder zu Gebote, die bei der größten Einfachheit treffend ſind; und dieſe kleinen Meiſterwerke, die in ſchmuckloſer Form eine ewige oder traurige Wahrheit ausdrücken, haben einen unvergänglichen Werth. Das Gewand wechſelt vielleicht; vielleicht miſcht ſich dem Bilde auch ein neuer Zug bei; aber das Weſentliche an ihm iſt nicht zufällig: es iſt der treueſte Spiegel der tief innerlichen Wirklichkeit!"

Mannigfaltiges.

— Oeſterreich und Deutſchland. Die von Oeſterreich angeſtrebte und, trotz aller Ablehnungen Preußens, ſtets von neuem beantragte Aufnahme ſeiner nichtdeutſchen Länder in „das völkerrechtlich garantirte Defenſivſyſtem Deutſchlands" iſt auch in den jetzt vielbeſprochenen „identiſchen Noten" des Pudels Kern. Die Bundesreform Deutſchlands iſt den Oeſterreichern eine völlig gleichgültige Sache. Iſt doch Oeſterreichs geographiſche und politiſche Situation von der Art, daß es von den inneren und äußeren Geſchicken Deutſchlands kaum mehr berührt wird, als Dänemark und das Königreich der Niederlande. Dagegen wäre es dem Kaiſerſtaate überaus angenehm, wenn etwa Venedig, Fiume und Raguſa in derſelben Weiſe, wie Trieſt, durch den deutſchen Bund vor feindlichen Angriffen geſchützt würden — auch falls dieſe Angriffe von Oeſterreich ſelbſt, wie im Jahre 1859, provocirt worden. Es würde dies eine deutſche Aſſekuranz Oeſterreichs gegen Kriegsſchäden ſein, ohne daß Letzteres dafür eine Prämie gewährte. Denn da im politiſchen Weltſyſteme die Bahnen Oeſterreichs und Deutſchlands total abweichend von einander ſind, ſo wird, wenn Deutſchland einmal der hülfsbedürftige Theil ſein ſollte, Oeſterreich ſein Eintreten für daſſelbe ſtets von den Bedingungen der eigenen Exiſtenz, oder von ſeinem Vortheil, abhängig machen. Darum würde eine Aufnahme der nichtdeutſchen Länder Oeſterreichs in das völkerrechtlich garantirte Defenſivſyſtem Deutſchlands nur mit Opfern und Gefahren für das Letztere verbunden ſein. Alſo — caveant consules!

Digitized by Google

— Die Times und die Amerikaner. In einer leſenswerthen Zuſchrift an die Londoner Daily News zieht ein Amerikaner eine Parallele zwiſchen der jetzt von der Times in Bezug auf amerikaniſche Angelegenheiten geführten Sprache und den Auslaſſungen deſſelben Blatts zur Zeit der indiſchen Rebellion. Die Verſperrung des Hafens von Charleſton erfüllt die Times mit Entſetzen als ein Attentat gegen Humanität und Civiliſation, während die Zerſtörung von Delhi und die Niedermetzelung ſeiner ſämmtlichen männlichen Bewohner ihr als etwas ganz Einfaches und Selbſtverſtändliches erſchien. „Weiber und Kinder,“ ſagte ſie, „können wir natürlich nicht bekriegen, ſo groß auch die Verſuchung ſein mag, aber wir werden nicht eine Spur von Mitleid für die meuteriſchen Sepoys oder für irgend welche von den männlichen Einwohnern Delhis empfinden, die ihnen in ihren ſchändlichen Gräuelthaten Vorſchub geleiſtet haben. Auch aus Gründen kalter Politik iſt ein furchtbares Exempel nöthig, von dem man in den Dörfern Britiſch-Indiens noch Menſchenalter hindurch ſprechen wird.... Nicht ein einziger Stein jener Stadt darf auf dem andern gelaſſen werden. Delhi darf künftig in der Geſchichte nur als ein Sodom und Gomorrha bekannt ſein, von dem jede Spur von der Erde verſchwunden iſt.“ — Zu jener Zeit ſprach ſich auch die Times ſehr gerührt über die Sympathie aus, welche die Vereinigten Staaten den Engländern in ihrem Unglück zu Theil werden ließen. „Eine ſehr geleſene New-Yorker Zeitung,“ bemerkte ſie unter Anderem, „empfiehlt uns ſogar, Rekruten für die indiſche Armee in Amerika anzuwerben, und glaubt, daß wenn wir geeignete Maßregeln ergreifen und einige Koſten nicht ſcheuen würden, wir in einigen Wochen 50,000 Mann zuſammenbringen könnten. Andere Journale geben ihrem Mitgefühl für uns einen noch wärmeren Ausdruck. Dieſe Haltung der amerikaniſchen Preſſe iſt eben ſo unerwartet als befriedigend, und wir ſagen nicht zu viel, wenn wir verſichern, daß ſich ein eben ſo herzliches Gefühl diesſeit des Atlantiſchen Meeres äußern würde, wenn den Vereinigten Staaten je eine ernſtliche Gefahr drohen ſollte.“ Allerdings, ruft der Amerikaner mit verzeihlicher Bitterkeit aus, ſcheint die Times „zu viel“ geſagt zu haben. Die Vereinigten Staaten ſind in „ernſter Gefahr,“ und das „herzliche Gefühl“ Englands giebt ſich darin kund, daß man ihre Anſtrengungen, ſich zu retten, verdächtigt, ihre Armee lächerlich macht, ihre Offiziere beſchimpft, an deren Seite, wie die Times die Prinzen von Orleans belehrt, es eine Schmach für einen „Gentleman“ iſt zu kämpfen — daß man ſich bei ihren finanziellen Bedrängniſſen die Hände reibt und ſie der Feigheit, Unverſchämtheit, Schurkerei und Barbarei anklagt. Und endlich ermahnte die Times noch ganz vor Kurzem ihre Landsleute, die Gelegenheit wahrzunehmen, den alten Nebenbuhler Englands unſchädlich zu machen, „weil,“ ſagte ſie, „wir noch niemals ſo ſtark und unſere Gegner noch niemals ſo ſchwach waren!“* „Können wir uns hiernach wundern,“ fragt der Amerikaner zum Schluß, „wenn die Ueberzeugung täglich Boden gewinnt, daß die gemeinſame Sprache, was internationale Beziehungen betrifft, ſowohl für die Vereinigten Staaten als für England nicht ein Segen, ſondern ein Fluch iſt? Können wir uns wundern, wenn die Feinde der freien Preſſe behaupten, daß dieſelbe, ſtatt den Frieden und den Fortſchritt zu befördern, ſich die haſſenswerthe Rolle zueignet, welche unſere Voraltern den Prieſtern und Königen zuſchrieben, die Völker gegen einander aufzuſtacheln und blutige Kriege zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften und Vorurtheile oder zur Erreichung ihrer ſelbſtſüchtigen Zwecke anzufachen?“

— Die Thierwelt, nach Hermann Maſius.** Das uns vorliegende Buch von Dr. Maſius iſt ein beſonderer Abdruck des betreffenden Abſchnittes aus dem von uns ſeiner Zeit angezeigten und ausführlich beſprochenen Werke: „die geſammten Naturwiſſenſchaften.“ Es enthält eine Zoologie, die auf der Höhe der heutigen Wiſſenſchaft ſteht und ſich durch Ueberſichtlichkeit und zweckmäßige Auswahl empfiehlt, indem vorzugsweiſe die Haupttypen jeder Thierart hervorgehoben, beſchrieben und nach den Einzelheiten ihrer Lebensweiſe, Sitten, Gewohnheiten u. ſ. w. geſchildert werden. So iſt Syſtematik und Anſchaulichkeit vereint. Eine große Anzahl in den Text eingedruckter, ſauber ausgeführter Holzſchnitte dient dazu, den Werth des Buches zu erhöhen.

* Dieſe Aeußerung iſt charakteriſtiſch für die Times und ihre Patrone, welche nur dann Muth zeigen, wenn ſie es mit Schwächeren zu thun haben. Ihr Typus iſt der Eſel in der bekannten Fabel, der dem ſterbenden Löwen einen Fußtritt applicirte.

** Die Thierwelt. Charakteriſtiken von Dr. Hermann Maſius, Director der Realſchule in Neuſtadt-Dresden. Zweite, unveränderte Auflage. Eſſen, G. D. Bädeker, 1862.

— Der Tod Ludwig Becker's in Auſtralien. Aus Melbourne eingetroffene Nachrichten melden das Verunglücken einer großartig ausgerüſteten Expedition zur Erforſchung des Innern von Neu-Holland, welche unter der Führung von O'Hara Burke, 25 Mann ſtark, mit faſt ebenſo vielen Pferden und 26 aus Indien eingeführten Kameelen, aufgebrochen war. Als Opfer dieſes Unternehmens iſt leider auch der als Naturforſcher, namentlich als Ornithologe, rühmlichſt bekannte Dr. Ludwig Becker aus Darmſtadt zu beklagen. Derſelbe erlag den Strapazen des Rückmarſches zu Bulla am Purria-Fluß, am 29. April 1861, im Alter von 52 Jahren. Er war eines der thätigſten Mitglieder der Melbourner gelehrten Geſellſchaft, in deren Organ er viele wiſſenſchaftliche Arbeiten geliefert hat; auch genoß er als Künſtler einen wohlverdienten Ruf. Leider iſt dies nun ſchon das zweite ſchmerzliche Opfer, das die deutſche Wiſſenſchaft den Forſchungen in Auſtralien bringt. Vor zwei Jahren hatten wir den Tod Leichhardt's zu beklagen und jetzt iſt ihm Ludwig Becker in demſelben Märtyrerthum für die Wiſſenſchaft gefolgt. Deutſchland hat es ebenſo wenig, als in Afrika, auch in Auſtralien, an Eifer und an Opfern für die Erweiterung der Erdkunde fehlen laſſen.

— Taylor's Reiſen in Griechenland. Der bekannte Reiſende aus Nord-Amerika, Bayard Taylor, bereiſte im Jahr 1858 das Königreich Griechenland, mit alleiniger Ausnahme von Akarnanien, Aetolien und einigen Cykladen, und dehnte die Reiſe auch auf die intereſſante, aber am wenigſten beſuchte Inſel Kreta aus. Das in London 1859 erſchienene Buch „Travels in Greece, with an Excursion to Crete“ enthält die Beſchreibung dieſer Reiſe, und wir können es nur billigen, daß eine deutſche Ueberſetzung des Buchs von Marie Hanſen Taylor (irren wir nicht, ſo iſt dies die deutſche Gattin des Reiſenden, aus Gotha gebürtig), unter dem Titel: „Reiſen in Griechenland, nebſt einem Ausflug nach Kreta, von Bayard Taylor,“ veranſtaltet worden und kürzlich erſchienen iſt.* Der Verfaſſer wendet beſonders der phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes, ſowie dem Charakter und den Sitten ſeiner gegenwärtigen Bevölkerung ſeine Aufmerkſamkeit zu, aber er vernachläſſigt die Vergangenheit des Landes und ſeine klaſſiſchen Erinnerungen wenigſtens nicht gänzlich. Er giebt ſich oft den erſten Eindrücken gar zu ſehr hin, und er zeigt ſich daher auch gewiſſen Täuſchungen leicht zugänglich, und trotzdem daß er ſich gegen jede unwahre und „conventionelle Empfindelei“ gewaffnet hat, weil er „zu viel geſehen habe, um leicht erregbar zu ſein,“ er ſogar nicht ſelten eine echt amerikaniſche Gleichgültigkeit zu erkünſteln ſcheint, wird er doch bisweilen von einer Ueberſchwänglichkeit der Schwärmerei überraſcht und hingeriſſen. Im Ganzen ſind jedoch ſeine Anſchauungen nüchtern und verſtändig, und ſeine Mittheilungen über Land und Leute, Sitten und Zuſtände, namentlich über die öffentlichen Zuſtände und über die Regierung, ſind deßhalb um ſo lehrreicher und von praktiſchem Nutzen, wenn ſchon ſie hin und wieder von Ironie und von beißendem Spott nicht frei ſind. Daß er ſich in dieſer Hinſicht zu einer Aeußerung, wie ſie S. 152 über den König Ludwig von Bayern und über den „klaſſiſchen Geſchmack“ Deſſelben zu leſen iſt, hat verleiten laſſen, mag man dem Nord-Amerikaner zu Gute halten, aber das Urtheil ſelbſt iſt um ſo weniger gerechtfertigt, je weniger es ſich mit der ausgeſprochenen Abſicht des Verfaſſers verträgt, den Stand der Dinge in Griechenland weder „zu günſtig,“ noch „zu ſtrenge“ zu beurtheilen, ſondern zwiſchen beiden Extremen die Mittelſtraße einzuhalten. Die Güte und Liebenswürdigkeit des Königs rühmt er, aber er tadelt zugleich ſeine Unentſchloſſenheit, ſowie den Stolz und Ehrgeiz und die Energie der Königin. Intereſſant iſt es, daß er während ſeines Aufenthalts in Maina mit jedem Tage die Mainoten „lieber gewann.“ Die Ueberſetzung iſt durch viele Druckfehler, namentlich in den Eigennamen ſehr entſtellt.

* Leipzig, Voigt & Günther, 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird

№ 10. Mittwoch, den 5. März 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

England. Seite
Die keltiſchen Sprachen in der Gegenwart. Thomas Watts über Welſche Sprache und Literatur . . . 109
Nord-Amerika.
Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkriegs. II. Die Inſtitution der Sklaverei . . . 112
Franz Lieber über bürgerliche Freiheit und Selbſtverwaltung . . . 114
Frankreich.
Die Reform der Militairſchulen . . . 115
Türkei.
Charakteriſtik der Türken und Griechen, nach Wutzer . . . 116
Griechenland.
Der griechiſche Kirchengeſang . . . 119
Deutſchland und das Ausland.
J. D. Sturz und die deutſche Auswanderung . . . „
Mannigfaltiges.
Leopold Schefer's Abſchied
Varnhagen's Tagebücher . . . 120
Das Buch der Wilden . . . „
Der Kukuk und ſein Name in verſchiedenen Sprachen . . . „
Zeitungen in Oeſterreich . . . „

England.

Die keltiſchen Sprachen in der Gegenwart.

Thomas Watts über Welſche Sprache und Literatur.

Der keltiſche Volksſtamm, noch vor zweitauſend Jahren vielleicht der ſtärkſte in Europa, oder wenigſtens an Kopfzahl dem germaniſchen und ſlaviſchen damaliger Zeit wenig nachſtehend, ein Volksſtamm, welcher nahezu ganz Gallien, einen großen Theil Spaniens, die britiſchen Inſeln, die Schweiz, das ſüdliche Deutſchland ſüdwärts der Donau und einzelne Striche von Ungarn und der europäiſchen Türkei inne hatte, ja früher ganz Oberitalien beſaß und ſelbſt im Innern von Kleinaſien ein Reich geſtiftet hatte, welches wenigſtens durch ſeinen Namen noch lange an ſeine keltiſch-galatiſchen Gründer erinnerte — dieſer ganze große kriegeriſche und rührige Stamm mit ſeiner ariſchen, aber eigenthümlich entwickelten Sprache iſt verſchwunden und friſtet nur noch in ſchwachen Reſten ſein Daſein fort; — ein eigenthümliches Schickſal, das zum Nachdenken auffordert. Es müſſen Gründe vorhanden geweſen ſein für dieſes überraſchend ſchnelle Aufgeben der Sprache, durch welche allein ein Volk ſeine Stammverwandtſchaft, und damit den Zuſammenhang ſeiner einzelnen Stämme erhalten kann. Allerdings iſt das Volk nicht ausgeſtorben, die zahlreichen Enkel der alten Kelten leben und bilden große Völker; aber ſie zählen jetzt zum romaniſchen, zum germaniſchen Stamme u. ſ. w., ſie ſind zu Franzoſen, Spaniern, Deutſchen, ſächſiſchen Briten, in Oberitalien zu Römern, in Kleinaſien zu Griechen u. ſ. w. geworden. Das Ausſterben der keltiſchen Sprache erklärt allerdings die römiſche Herrſchaft zum guten Theile, aber befremdend iſt doch das Verſchwinden derſelben in dem heutigen Frankreich in ungemein kurzer Zeit, in dem Laufe des erſten und zweiten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt. Was ſpäterhin von Reſten galliſcher Sprache mitgetheilt wird, iſt nicht der Rede werth; die Niederbretagner (Bas-Bretons) aber, welche noch heut einen verderbten keltiſchen Dialekt ſprechen, ſind kein Reſt der alten Gallier, ſondern die Nachkommen von Flüchtlingen, die aus Britanien herübergekommen. Die Römer ſcheinen es alſo gründlich verſtanden zu haben, zu romaniſiren und mit dem fremden Volksthume aufzuräumen, und in der That, an Sentimentalität litten ſie nicht; die römiſche Verwaltungsmaſchine, Heerweſen, Juſtiz u. ſ. w. kannte keine Unbequemungen und machte höchſtens den gebildeten Griechen gegenüber Conceſſionen.

Weit beſſer, als die feſtländiſchen Kelten, haben ihre Stammverwandten auf den britiſchen Inſeln den römiſchen Einflüſſen widerſtanden, vielleicht weil ſie roher und minder kulturfähig waren, und nicht durch eine ſtarke romaniſche Einwanderung zerſetzt wurden. Beim Abzuge der Römer im fünften Jahrhunderte nach Chriſti war Britanien wieder ein keltiſches Land, und obwohl die bald einwandernden ſächſiſchen, frieſiſchen, angliſchen Völkertheile, die ſpäter zum Volke der Angelſachſen zuſammen wuchſen, mit ſchonungsloſer Härte verfuhren und die Eingebornen vielfach in blutigen Kämpfen ausrotteten, ſo haben ſich doch echte Kelten in bedeutender Zahl bis heute erhalten, und läge Großbritanien auf dem Feſtlande, kein Zweifel, daß wir eine Nationalität mehr haben würden, die Anſpruch auf ſelbſtändige Kulturgeltung machte.

Einen recht guten Ueberblick über den heutigen Beſtand dieſer Race, ihre Sprache und Literatur gewährt eine ſoeben erſchienene Schrift, die uns von ihrem Verfaſſer, einem unſerem Blatte befreundeten engliſchen Gelehrten, Mr. Thomas Watts, Bibliothekar am British Museum, einem ausgezeichneten Linguiſten, deſſen Schrift über Mezzofanti wir vor einiger Zeit ausführlich beſprochen, zugegangen iſt. Die neue Arbeit führt den Titel: „A Sketch of the History of the Welsh Language and Literature" und iſt ein Separatabdruck aus C. Knight's „English Cyclopaedia," einer Encyclopädie, die an Gediegenheit und Ausführlichkeit etwa der deutſchen von Erſch und Gruber entſpricht.

„Die welſche Sprache iſt die, welche heutzutage im Fürſtenthume Wales geſprochen wird und ſo weit zurück, als geſchichtliche Erinnerungen reichen, geſprochen worden iſt. Der Name Welſch wurde dem Volke, das ſie ſpricht, zuerſt von den Angelſachſen gegeben, und derſelbe Ausdruck oder ein ähnlich klingender ſcheint in vielen germaniſchen und ſelbſt ſlaviſchen Sprachen die Italiäner oder andere Völker zu bezeichnen, deren Sprachen dem Latein ähnelten. „Welſchland" war der Name für Italien im Deutſchen des Mittelalters, und iſt in der Sprache des gemeinen Volkes noch jetzt nicht ausgeſtorben. Der Name dieſes Landes auf Polniſch iſt „Wlochy" und die Benennung Wallonen und Wallachen ſcheint von derſelben Wurzel zu ſtammen. Sonderbar genug klingt das Wort ſtark an den Namen an, welchen die Römer ſelbſt der verwandten Nation der Gallier gaben. Sie nannten ſich ſelbſt, wie Cäſar angiebt, Celten („qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur"). Wallia und Gallia unterſcheiden ſich nur durch einen Buchſtaben, und Galliſch und Gaeliſch haben eine ebenſo ſtarke Aehnlichkeit; „der Name, den die Welſchen ſich ſelbſt geben, iſt „Cymry" und der ihrer Sprache „Cymreig;" die nahe liegende Klangähnlichkeit deſſelben mit „Cimbern" (Cimbri) hat viele verleitet, ſie für identiſch mit den Cimbern der römiſchen Geſchichte zu halten. Der Sinn, welcher jetzt dem Worte „Cymry" beigelegt wird, iſt „urſprünglich" (primitive); derſelbe ſcheint aber keinem welſchen Gelehrten vor Rev. John Walters aufgeſtoßen zu ſein, der ihn zuerſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufſtellte. Das Welſche gehört zur Familie der ſogenannten keltiſchen Sprachen, deren man ſechs zählt, die im 18. Jahrhundert noch alle geſprochen wurden, fünf davon noch im 19., und vier auf den britiſchen Inſeln. Dieſe ſind 1: die Iriſche, in verſchiedenen Strichen Irlands heimiſch; 2. das Gaeliſche

Digitized by Google

der ſchottiſchen Hochlande. 3. Manks, auf der Inſel Man, im Verfalle und Ausſterben begriffen. 4. Welſch, oder die Sprache von Wales. 5. Korniſch, früher in Kornwall geſprochen, jetzt ausgeſtorben und 6. Armoriſch oder Bas-Breton, in einigen Departements der alten Provinz Nieder-Bretagne in Frankreich herrſchend. Alle dieſe noch lebenden Sprachen haben ſeit Jahrhunderten eine untergeordnete Stellung zu andern Sprachen, die erſteren zu der Engliſchen, die letzte zum Franzöſiſchen eingenommen. Der Vortheil, von den höheren Klaſſen der Geſellſchaft geſprochen zu werden, entging ihnen auf dieſe Weiſe und ſo haben ſie ſich aus Mangel eines Einigungspunktes in Phraſeologie und Ausſprache in Dialekte geſchieden, von denen einige im Verlauf der Zeit als beſondere Sprachen angeſehen worden ſind.

„Der Grad der Verwandtſchaft zwiſchen den verſchiedenen keltiſchen Sprachen iſt ein Punkt von bedeutendem Intereſſe. 1839 entſpann ſich ein Streit über die Frage, ob Gaeliſch und Welſch, zwei Volksſprachen an verſchiedenen Theilen unſerer Inſel, verwandt oder nicht verwandt ſeien. Die herrſchende Meinung ſeit langer Zeit war geweſen, daß ſie Dialekte von großer Aehnlichkeit ſeien; Schlözer und Adelung äußerten Verdacht über die Richtigkeit dieſer Meinung; und Sir William Betham in ſeinem Buche: „Gael and Cymri" (1834 veröffentlicht), behauptete, ſie ſeien durchaus unähnlich. Profeſſor Forbes, der gelehrte Orientaliſt, deſſen Mutterſprache gaeliſch iſt, verfocht dieſelben Anſichten, wie Sir William, in einer erregten Korreſpondenz über dieſen Gegenſtand, welche in dem „Gentleman's Magazine" für 1836 und 1838 erſchien.

Die einfache Thatſache, welche er ankündigte, daß die genaueſte Kenntniß der gaeliſchen Sprache Niemanden befähigen würde, einen einzigen Bibelvers im Welſchen zu bemeiſtern, war der Welt im Allgemeinen gewiß neu, und würde kaum geahnt worden ſein bei dem Tone, in welchem die meiſten keltiſchen Gelehrten von der Verwandtſchaft der Sprachen zu ſprechen pflegten; aber der Schluß, den er daraus zog, von einer völligen Nicht-Verwandtſchaft beider Mundarten, wurde durch andere Thatſachen genügend widerlegt. Der Rev. Richard Garnett vom britiſchen Muſeum, der ſich veranlaßt fühlte, die von Forbes angeregte Frage zu unterſuchen, berichtete im „Gentleman's Magazine" (Mai, 1839), er habe bei Prüfung der einſilbigen Worte in dem einleitenden Theile von Neilſon's iriſcher Grammatik, in allem etwa 270, gefunden:

Wörter vollſtändig identiſch mit entſprechenden welſchen in Sinn und Laut	140
Deutlich verwandte	40
Ableitungen aus dem Lateiniſchen, Angelſächſiſchen, Wiederholungen und zuſammengeſetzte Wörter	40
Dem Gaeliſchen eigenthümliche	50.

„In der dem Armſtrong'ſchen gaeliſchen Wörterbuche vorangeſchickten Grammatik, fügt er hinzu, ſteht ein Verzeichniß von etwa 200 allgemein gebrauchter Verben. Siebenzig, oder mehr als ein Drittel des Ganzen ſind unzweideutig verwandt mit Welſch und Armoriſch, und noch zwanzig vielleicht ebenfalls." — „In Stuart's gaeliſcher Grammatik haben wir ein Verzeichniß von 24 einfachen Präpoſitionen (bloße Nebenformen nicht mit gerechnet) und etwa 40 uneigentliche und zuſammengeſetzte. Von den erſteren ſind 14 welſch und 3 korniſch; und von den letzteren 18, d. i. faſt die Hälfte durchaus welſch." — Mr. Garnett bemerkt mit Recht, daß die Aehnlichkeit zwiſchen Isländiſch und Deutſch kaum ſo groß ſein dürfte, und dieſes ſind doch unzweifelhaft verwandte Sprachen."

Weiterhin wird über den Grad der Verwandtſchaft zwiſchen dieſen Dialekten geſprochen. Sie bilden zwei Aeſte. Iriſch, Gaeliſch und Manks gehören zu dem einen, Welſch, Korniſch, Armoriſch zum andern. Das Iriſche und das Gaeliſche der Bergſchotten iſt ungemein nahe verwandt und ſcheint eine Trennung beider ſehr jungen Urſprunges zu ſein. Das Letztere wird geradezu von eingebornen Schotten als iriſch bezeichnet. 1690 wurde des Hochwürdigſten Biſchof's Bedell's iriſche Bibel-Ueberſetzung geradezu für die ſchottiſchen Hochländer zur Vertheilung gedruckt. Noch im Jahre 1807 wurde die iriſche Bibel in der Gegend von Inverneß beim Gottesdienſte benutzt.

Doch macht die Entähnlichung dieſer Dialekte, denen ein höherer geiſtiger Zuſammenhalt fehlt, die bedeutendſten Fortſchritte; das Bergſchottiſche hat ſich vom Iriſchen mehr und mehr entfernt, und in Schottland wie in Irland nimmt die Bildung geſonderter örtlicher Mundarten, die ſich gegenſeitig nur ſchwer verſtehen, überhand. Iriſche Matroſen aus verſchiedenen Theilen der Inſel greifen ſelbſt im fernen Auslande, z. B. zu Schang-hai in China, wenn ſie ſich gegenſeitig verſtändigen wollen, zum Engliſchen, wenn ſie daſſelbe auch nur unvollkommen verſtehen — wie ein iriſcher Geiſtlicher und Miſſionair bemerkt.

Noch weiter von einander entfernt haben ſich das Welſche und Bas-Bretoniſche. — Der Rev. Thomas Price, ein bedeutender, welſcher Gelehrter, welcher 1829 die Bretagne bereiſte, machte die Erfahrung, daß das Bas-Breton für einen Welſchen nahezu unverſtändlich ſei; einzelne Worte, manchmal ein kurzer Satz, möchten verſtanden werden; an eine gegenſeitige Unterhaltung von Bretagnern und Walliſern ſei nicht zu denken.

Die Hauptwerke für die Kenntniß der keltiſchen Sprachen und Alterthümer ſind vor Allem die Archaeologia Britannica von Edward Lhuyd, einem Oxforder Profeſſor, welcher Wales, Cornwall, die Nieder-Bretagne, Irland und Schottland wiſſenſchaftlich bereiſt hatte. Der erſte Band davon, die „Glossography" enthaltend, erſchien 1707. Das Werk blieb unbeendet, weil deſſen Verfaſſer bereits 1709 ſtarb. Es leidet an einigen beſonderen Schrullen, iſt aber als Material-Sammlung von Werthe.

Der unglückliche Eugen Aram, der Straßenräuber-Gelehrte, den das größere Publikum aus Bulwer's Roman kennt, war ein bedeutender Kenner des Keltiſchen. Wie er in einem Briefe, den er 1759 im Gefängniß, kurz vor ſeiner Hinrichtung, ſchrieb, auseinander ſetzt, hatte er lange, ſorgfältige Forſchungen in allen keltiſchen Dialekten angeſtellt, und die Sprache mit Engliſch, Latein, Griechiſch und ſelbſt Hebräiſch verglichen. Sein Plan war geweſen, ein vergleichendes Wörterbuch des Keltiſchen zu verfaſſen.

„Doch dieſer Lorbeer war nicht für ein britiſches Haupt beſtimmt. Faſt 100 Jahre ſpäter, 1853, erſchien zu Leipzig die „Grammatica Celtica" herausgegeben vom Profeſſor Johann Caſpar Zeus zu Bamberg, welcher dem nöthigen Vorbereitungs-Studium dreizehn Jahre gewidmet hatte — der wichtigſte Beitrag zur keltiſchen Philologie, der noch gemacht worden. Dieſes Buch, welches in zwei Bänden mehr als 1100 Seiten umfaßt, enthält eine Grammatik der keltiſchen Sprachen in Einer Maſſe, die iriſche, welſche, korniſche, armorikaniſche und altgalliſche, nach einem ungewöhnlichen Plane rekonſtruirt. Der Verfaſſer nimmt die Sprachtheile und eine Sprache nach der andern beſonders durch, indem er z. B. den Artikel im Iriſchen, Welſchen, Korniſchen u. ſ. w. behandelt, ehe er daran geht, das Subſtantivum in einer dieſer Sprachen zu prüfen.

„Wie in einigen andern deutſchen philologiſchen Werken iſt die Methode der Behandlung ſchwerfällig und unanziehend, der Generaliſation ermangelnd * und darauf berechnet, Alle, außer dem entſchiedenen Lerneifrigen, zurückzuſchrecken.

„Der Verfaſſer bediente ſich als Mediums des Latein, als der allgemeinen Gelehrtenſprache, aber ſein Latein iſt unglücklicher Weiſe das Gegentheil von Elegant. Der Werth des Werkes, der ſehr groß iſt, beſteht in der genauen und ſorgfältigen Unterſuchung, welcher Zeus das handſchriftliche Material für die Kenntniß des älteſten Zuſtandes der keltiſchen Sprachen, welches in den engliſchen und feſtländiſchen Bibliotheken zerſtreut iſt, unterworfen und welches er zum erſten Mal geſammelt hat. Dieſes Material beſteht meiſt aus Gloſſen oder Ueberſetzungen einzelner Worte und Stellen am Rande oder zwiſchen den Zeilen alter lateiniſcher Klaſſiker-Abſchriften. Solches interlineariſche Welſch findet ſich in einem Manuſkripte von Eutychius und Ovid in der Bodleyaniſchen Bibliothek zu Oxford, aus dem Ende des 8., oder dem Anfange des 9. Jahrhunderts, während das „Black Book of Caernarvon" und das „Red Book of Hergest," die älteſten Manuſkripte von unverdorbenem Welſch, von den beſten Kritikern dem 12. und 14. Jahrhunderte zugeſchrieben werden und alſo nicht weniger als 4 bis 600 Jahre jünger ſind. Ein bedeutendes Licht wurde von Zeus auch auf das Altiriſche durch das Studium handſchriftlicher Gloſſen geworfen, die unbeachtet in den Bibliotheken Deutſchlands und Italiens lagen: in einigen Fällen, wie z. B. in der Bibliothek von St. Gallen in der Schweiz, die von iriſchen Mönchen, den Bekehrern der Schweiz, gegründet wurde, ſeit tauſend Jahren begraben und vergeſſen. Die Vermuthung, die er ausſprach, daß eine genaue Prüfung der Manuſkripte in engliſchen und iriſchen Bibliotheken vielleicht zur Entdeckung neuer Schätze dieſer Art führen dürfte, hat bereits Früchte getragen in den von Stokes zu Dublin und Bradſhaw zu Cambridge gemachten Entdeckungen, und nach aller Wahrſcheinlichkeit bleibt noch genug zum Aufgraben übrig. Zeus ſelbſt ging

* Wir müſſen hier dieſe Methode entſchieden in Schutz nehmen; wo es Fundamente zu legen giebt, hat die bloße Liebhaberei nicht mitzuſprechen. Alles Generaliſiren müßte hier vom Ziele abführen und den Gegenſtand bloßſtellen. Denn Generaliſiren iſt Hypotheſen machen. Zeus wollte poſitiv wiſſen, wie die alten Gallier geſprochen, welches der Zuſtand der Sprache geweſen — und dieſes zu erreichen, hat er gewiß den richtigen Weg eingeſchlagen.

Digitized by Google

durch ſeinen vorzeitigen Tod, 1846, im Alter von fünfzig Jahren, der Wiſſenſchaft verloren."

Auch die Verdienſte von Dieffenbach in ſeinen Celtica, von Kontzen („die Wanderung der Kelten" 1856 von der Münchener Akademie gekrönt, 1861 gedruckt), von Pictet in Genf werden rühmend anerkannt. Die Bahn für richtigere Anſichten über das Keltiſche iſt gebrochen, nachdem man ſich früher in den größten Faſeleien ergangen und iriſche und gaeliſche Gelehrte, wenn man ſie ſo nennen darf, um die Wette mit National-Fanatikern anderer Länder ihre Sprache zur Sprache Adam's und Eva's, zur Sprache der Titanen und olympiſchen Götter, oder gar zu der des einſtigen himmliſchen Paradieſes erhoben hatten.

Als der alterthümlichſte keltiſche Dialekt iſt jetzt das Iriſche anerkannt. — Es beſitzt noch Flexions-Endungen, die in den Uebrigen ganz verſchliffen ſind. Das ausgeſtorbene Korniſche war wieder beſſer erhalten, als das gleichzeitige Welſche, und hat mehr Anſpruch als dieſes, für die älteſte Tochter des Altbritiſchen zu gelten.

Ein vergleichendes Wörterbuch für alle keltiſchen Sprachen wird noch vermißt. Rev. Williams von Llangadwaladr, der Verfaſſer von „Lives of eminent Welshmen" hat 1860 angekündigt, daß er eine derartige Arbeit vollendet, ihre Veröffentlichung aber vom Zuſammenkommen einer genügenden Anzahl Subſcribenten abhängig gemacht. Eine der Publicationen des Prinzen Lucian Bonaparte bietet Material zu einer ſonſt nicht erreichbaren Vergleichung verſchiedener Dialekte. Sie iſt betitelt: „The Celtic Hexapla" (London, 1858, 4°.) und enthält das Lied Salomon's in acht Sprachen, Alle gleich erſichtlich beim Aufſchlagen eines einzigen Blattes — Franzöſiſch, Engliſch, Iriſch, Welſch, Gaeliſch und Manks, gemeines Bretoniſch und Bretoniſch im Dialekte von Vannes.

Die Welſchen haben eine große Anhänglichkeit an ihre Sprache. Die Iren dagegen, ſonſt ſo heftig ſich den Sachſen in Religion und Politik entgegenſtellend, ſind, was die Sprache betrifft, durchaus nicht hartnäckig. Daniel O'Connel, der patriotiſche Redner, und Moore, der patriotiſche Dichter, verſtanden nicht Keltiſch, und kümmerten ſich auch nicht darum. Man ſagt, daß das Landvolk ſo ängſtlich beſorgt iſt, den Kindern die Beherrſchung der engliſchen Sprache zu ſichern, deren Nothwendigkeit ſie einſehen, daß es ein Verbot hat, Iriſch zu ſprechen, und es den Kindern in ihren Hütten mit ebenſo großer Strenge einbläut, wie es den Zöglingen einer engliſchen Elementarſchule eingebläut wird. Unter dem Einfluſſe dieſer Stimmung ſcheint die iriſche Sprache langſam, aber ſicher, an Boden zu verlieren, während die engliſche Sprache Irland einige ihrer beſten Dichter und Novelliſten, und höchſt glänzende Redner nebſt einer langen Reihe literariſcher Arbeiter einer minder ehrgeizigen Klaſſe verdankt. Bei Wales iſt alles dieſes ganz anders. Die Kommiſſare zur Unterſuchung des Standpunktes der Erziehung in Wales ſprechen in ihrem amtlichen Bericht die Anſicht aus, daß „der Welſchmann eine weit größere Herrſchaft über ſeine Sprache beſitzt, als der Engländer von gleicher Stellung über die ſeine; und daß „Sprachfertigkeit und Beherrſchung des Ausdrucks in einer mehr als blos unterhaltungsmäßigen Ausdehnung ein Zug im intellektuellen Charakter des Welſchen iſt. Sie haben jedoch keinen Barden, keinen Redner, keinen Geſchichtsſchreiber, keinen Dramatiker, keinen Prediger des erſten, zweiten oder ſelbſt des dritten Ranges der engliſchen Literatur geſtellt.

„Der Gebrauch zweier Sprachen im ſelben Lande kann nur als ein Uebel betrachtet werden; denn er iſt ein Element nicht der Eintracht, ſondern der Zwietracht. Die Erfahrung auf dem Feſtlande, in dem Zuſammenſtoß von Deutſch und Däniſch, Deutſch und Ungariſch, zeigt, daß er unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt ein Anlaß zum Bürgerkriege werden kann. Es iſt eine zugeſtandene Thatſache, daß Abneigung und Groll gegen die Sachſen unter jenem Theile der welſchen Bevölkerung, dem das Engliſche eine entweder noch ganz unbekannte oder nur unvollkommen bekannte Sprache iſt, ſtets noch lauert.

„Eine wohlbeglaubigte Geſchichte aus der Zeit der Republik erzählt, daß Sir Edward Stradling von St. Donats-Caſtle, nach einer verlornen Schlacht vor den ſiegreichen Rundköpfen fliehend, zu dem Fluſſe Taff kam, und die Brücke abgebrochen findend, auf Engliſch einen welſchen Bauern frug, der in der Nähe ſtand, wie er ſicher über den Fluß kommen könnte. Er erhielt zur Antwort: „Immer nur gerade aus; das iſt der nächſte und beſte Weg nach Hauſe." Sir Edward ritt an das Ufer und ſprach, ehe er in das Waſſer ging, zu ſeinen Soldaten zufällig einige Worte auf Welſch. Als der Bauer auf dieſe Weiſe hörte, daß jener kein Engländer war, rief er ihm in großer Haſt zu, an dieſer Stelle nicht in's Waſſer zu gehen; thäte er es, ſo würde er ſein Leben verlieren. Es war Flugſand an der Stelle, wohin der tückiſche Bauer, da er Sir Edward für einen Sachſen hielt, den Fremden in der Abſicht gewieſen hatte, ihn ertrinken zu laſſen. Dergleichen Gefühle ſind, ſelbſt in neueren Zeiten, durchaus nicht erloſchen.

„Die welſche Sprache befindet ſich gegenwärtig in einem ſehr blühenden Zuſtande. Das Schickſal ihrer Nachbarin, der korniſchen, welche aus reiner Vernachläſſigung nach und nach unterging, verführte zu dem Glauben, das Welſche würde aus demſelben Grunde verſchwinden; und in der That berief ſich Mr. Wynne, der Präſident der Aſiatiſchen Geſellſchaft, ſelbſt ein Welſchmann, auf den Verfall des Welſchen, als einen Beweis von der Wirkſamkeit des Nichteinmiſchung-Syſtems in ſolchen Fällen, in einer Diſcuſſion über den Gegenſtand eines Verſuches, das Engliſche ſtatt einiger eingebornen Sprachen in Indien einzuführen. Vor mehr als hundert Jahren erzählte der welſche Dichter Goronwy Owen in einem ſeiner Briefe, daß in einer Unterhaltung über die welſche Sprache mit einem andern Welſchen, Owen, dem Ueberſetzer des Juvenal in's Engliſche, „der abſcheuliche Kobold mit ſelbſtgefälliger Miene und großer Genugthuung geſagt habe, es gebe nichts Leſenswerthes darin, und, wie er gewiß wiſſe, gewänne das Engliſche ihm täglich mehr Boden ab, und er zweifelte nicht, in höchſtens hundert Jahren würde es ganz untergegangen ſein. Die Erfahrung der inzwiſchen verfloſſenen Zeit hat bewieſen, daß Mr. Owen im Irrthume war.....

„Ein Engländer, der auf den Landſtraßen des Fürſtenthums reiſt, begegnet oft Perſonen, die Engliſch ſprechen, und die Leute, die er in den Wirthshäuſern zu ſprechen bekommt, ſind im Stande, ſich mit ihm in ſeiner Sprache zu verſtändigen: die Adligen, die er vielleicht beſucht, ſprechen Engliſch, und ihre Beſucher bedienen ſich vor ſeinen Ohren derſelben Sprache; und aus dieſen leichtwiegenden Dingen, die zu ſeiner Kenntniß kommen, macht er den falſchen Schluß, daß Engliſch die herrſchende Landesſprache ſei. Nur Einer, der lange Zeit im Innern gelebt und mit dem Volke verkehrt hat, kann eine richtige Schätzung der Ausdehnung haben, bis zu welcher die welſche Sprache geht. Die Meiſten werden willig die Wahrheit der Behauptung zugeſtehen, daß Welſch die einzige lebende Sprache nicht blos von Tauſenden, ſondern von Zehntauſenden, ſogar von einigen Hunderttauſenden der Einwohner des Fürſtenthums iſt. Es behauptet nicht blos deſſen Boden in der alten Welt, ſondern iſt in die neue ausgewandert.

Während Dr. Macleod in der Vorrede zu ſeinem „Leabhar nan Cnoc" in der Hoffnung ſchwelgt, daß, wenn das Gaeliſche in den Hochlanden auszuſterben beſtimmt iſt, es jenſeits des Atlantiſchen Oceans als lebende Sprache von weit mehr Menſchen, als es je in Europa ſprachen, fortblühen wird, erzählte der Rev. J. Price in ſeinem „Hanes Cymru" mit ähnlichem Entzücken, daß er aus Amerika einige Nummern einer welſchen Zeitſchrift erhalten, „Cyfaill yr Hen Wlad," oder „der Freund des alten Landes," das zu New-York erſchiene. Dieſer Fortſchritt währt an. In einer Ueberſicht der Preſſe in den Vereinigten Staaten von 1861 wird erwähnt, daß fünf welſche Zeitungen in dieſem Lande erſcheinen — ein Umſtand, welcher manchen künftigen keltiſchen Geſchichtsſchreiber vielleicht verleitet, den von einigen Welſchen ſo feſt vertheidigten Glauben als wahr zu erhärten, daß dieſe Sprache auf dem amerikaniſchen Feſtlande ſeit Madoc's Tagen geblüht hat. In derſelben Zeit nimmt die periodiſche Preſſe von Wales ſelbſt alljährlich zu, während vor fünfzig Jahren in der erſten Nummer einer Zeitſchrift, die je in welſcher Sprache erſchien, vermerkt war, daß dieſelbe kaum dieſe Generation überleben dürfte. Eiſteddvods oder Barden-Verſammlungen, früher ſelten, ſind jetzt häufig und werden immer volksthümlicher. Der Ruf nach Biſchöfen, welche Welſch verſtehen, iſt laut genug geweſen, die Aufmerkſamkeit des engliſchen Kabinets zu erregen. In dieſem Augenblicke erſcheint der patriotiſche Wunſch, der ſo oft über die Lippen der Welſchen kommt: „Oes y byd ir iaith Gymreig." „Möge die welſche Sprache ſo lange dauern, als die Welt" — in ſeiner Nichterfüllung wenig gefährdet."

Alſo auch in dem inſularen, kräftig conſtituirten England ein ſelbſtändiges Aufleben zurückgedrängter Nationalitäten — ein eigenthümlicher Zug, welcher durch unſere Zeit geht, und zum Denken auffordert. Iſt es ein Zeichen, daß der Kulturgeiſt der großen Nationen gealtert iſt, daß er ſeine unbezwingliche Macht verloren hat, daß er den kleinen Völkerreſten keine eigentlichen Lebensſäfte mehr zuführen kann, während dieſe einen geſparten Reſt, ein geſchontes Gemüthsleben zu verwerthen haben? Faſt ſcheint es ſo; denn die Reaction gegen die großen Völker mit ihrer vorherrſchenden Verſtandes-Kultur geht offenbar vom Gemüth, von der Piätät gegen das Alte, Vergeſſene, Gedemüthigte aus.

Es folgt nun noch ein intereſſanter Ueberblick über das Geſammtgebiet der keltiſchen Literatur, die älter iſt, als die meiſten anderen neueren Literaturen; wir müſſen es uns aber hier verſagen, darauf des Weiteren einzugehen.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Urſachen und Charakter des amerikaniſchen Bürgerkrieges.

II.

Die Inſtitution der Sklaverei.

Wäre die Wahl Lincoln's unter Gewaltthaten zu Stande gekommen; hätte die Partei, die ihm zu der Macht verhalf, die Geſetze angegriffen, die Verfaſſung verletzt, die Rechte der Südſtaaten bedrohet: man könnte über den Charakter der ſeceſſioniſtiſchen Bewegung in Zweifel ſein. Allein niemals, das räumt Jedermann ein, hatte eine Wahl einen geregelteren, verfaſſungsmäßigeren Verlauf genommen. Die republikaniſche Partei drohete dem Süden nicht mit der Sklavenbefreiung, und beſchränkte ſich lediglich auf die Forderung, daß die Autorität des Kongreſſes in den Territorien wiederhergeſtellt werde, die unſelige Inſtitution innerhalb der gegenwärtigen Gränzen verbleibe. Ueberdies hatte die Sklavenhalter-Partei ihren Sieg den Zerwürfniſſen der nördlichen Demokraten zu verdanken; hielten die Fractionen dieſer Partei zuſammen: ſo konnten ſie alle Pläne, alle Verſuche ihres gemeinſamen Gegners vereiteln. Weshalb nun, ſo fragt man ſich verwundert, hatte der Süden ſolche Eile, die Fahne der Empörung zu erheben, während ihm noch ſo reiche anderweite Mittel zu Gebote ſtanden: ſein langjähriges Bündniß mit der Demokratie des Nordens; die Urtheile, die ihm das Blendwerk eines Jahre langen Uebergewichts ſicherte; die Majorität im Senat; die Zuſammenſetzung des oberſten Gerichtshofes, deſſen Glieder alle dem Intereſſe des Südens geneigt waren. Wie, ſollte auch hier die Wahrheit ihre Beſtätigung finden, daß jede ſinkende Macht, im Moment ihres Sturzes, dieſen durch ihre Anſtrengungen beſchleunigt? Oder erklärt ſich der Entſchluß der Trennung, der, flüchtig angeſehen, nur die Wirkung eines wahnſinnigen Stolzes ſcheint, wenn man tiefer in die Urſache des gegenwärtigen Kampfes dringt?

Giebt man zu, daß die Sklaverei dieſe Urſache iſt, ſo wird man die Beweggründe, welche die Staatsmänner des Südens zu dem Beſchluſſe getrieben, beſſer begreifen. Denn die Sklaverei iſt eine Inſtitution, die, wenn ſie zu *wachſen* aufhört, auch *aufhören* muß; ſie auf den Raum beſchränken, heißt, ſie auf eine Zeit beſchränken. Das iſt von Allen anerkannt, die es mit eignen Augen geſehn, wie das Land unter der unfreien Arbeit verarmt, verkümmert; dieſe muß ſich ausdehnen können, immer neuen, jungfräulichen Boden ſuchen. Nun aber ſetzte der Sieg der Republikaner dieſer Ausdehnung ein Ziel: die Sklavenhalter mußten auf Cuba und Mexiko verzichten, und der Sklaverei ſtand das Geſchick bevor, in den Zwiſchenländern des Nordens und Südens allmählich zu verſchwinden, eine Provinz nach der andern zu verlieren, ohne neue zu gewinnen; eine unerträgliche Ausſicht für die ſtolzen Zwingherren der Sklaven, die ſeit 50 Jahren der Union Präſidenten gaben, das politiſche Steuer lenkten, die Demokratie des Nordens im Gehorſam erhielten, und deren Willfährigkeit mit Verachtung belohnten. Sie entſchieden ſich für den Krieg.

In dieſem Konflikt, der ſeit dreißig Jahren an Erbitterung immer zunahm und endlich auf den Bürgerkrieg auslief, ſteht alſo die furchtbare Sklavenfrage, wie ſie unbeſtritten das Prinzip iſt, im Vordergrunde. Wer dieſe Frage in der amerikaniſchen Politik in die zweite Reihe verweiſt, der hat die Reden Calhoun's, Webſter's, Seward's, Douglas', Clay's, Sumner's nicht geleſen; der vergißt, daß ganz Virginien ſich gegen John Brown und deſſen fünfundzwanzig Gefährten in Waffen erhob. Wer ſind übrigens die kriegführenden Parteien? Hüben die Staaten ohne Sklaven, drüben die Staaten mit Sklaven; genügt ſchon dieſe Thatſache allein nicht, den Leuten die Augen zu öffnen, die die Sklavenfrage als dem Kriege fremd anſehen? Zwiſchen den Nord- und Südſtaaten liegen die ſogenannten border states (Gränzſtaaten), die, ohne ſklavenfrei zu ſein, doch weniger Sklaven haben, als die Baumwollen-Staaten. Seltſam, das Treuhalten jener Staaten zur Union ſteht gerade im umgekehrten Verhältniß zur Zahl der Sklavenbeſitzer. Virginien mit ſeinen Sklaven ſchloß ſich der ſeceſſioniſtiſchen Bewegung an; der öſtliche Theil dieſes Staates dagegen, eine ſklavenfreie Oaſe, von dem übrigen Lande durch einen Zweig der Alleghanen getrennt, iſt der Union treu und liefert ihr Soldaten. Im Norden des Delaware-Staates, der keine Sklaven mehr hat, iſt nicht Ein Seceſſioniſt. Das ſüdliche und weſtliche Maryland wimmelt von Sklaven, und iſt in Folge deß von der Union abgefallen; der Weſten dagegen, wo man nur wenig unfreie Neger ſieht, ſteht faſt einmüthig zur Union. Die 6000 Sklaven in Baltimore gehören der Ariſtokratie dieſer Stadt, und dieſe Ariſtokratie wird, wie allbekannt, nur durch ſtrenge Maßregeln in Gehorſam erhalten. Dieſelben Gegenſätze aus demſelben Grunde ſtellen ſich heraus in Tenneſſee, Kentucky und Miſſouri. Die Deutſchen verabſcheuen die Sklaverei und bilden den treueſten Kern in dem letztgenannten Staate; die angelſächſiſchen Unioniſten ſind für Neutralität, während die Sklavenhalter daſelbſt die Waffen gegen die Union ergriffen haben. Selbſt im öſtlichen Texas, das nur wenig Sklaven und viele Deutſche hat, fehlt es nicht an Sympathien für die Union. Welcher Staat ſteht an der Spitze der Seceſſion? Süd-Karolina, das verhältnißmäßig mehr Sklaven zählt, als alle übrigen Staaten. Wen aber dieſe Thatſachen noch nicht überzeugt haben, der höre, wie Alexander Stephens, der Vice-Präſident des Südens, ſich über dieſen Punkt vernehmen läßt:

„Die neue Verfaſſung," ſagt er, „hat der Wühlerei gegen unſre individuellen *Inſtitutionen* für immer ein Ende gemacht: ich meine damit die Sklaverei, ſo wie ſie unter uns beſteht. *Dieſe Frage war die unmittelbare Urſache des Bruches und der gegenwärtigen Revolution.* Jefferſon hatte es prophetiſch vorausgeſagt, daß an dieſer Klippe die Union ſcheitern würde. Er hatte Recht; ſeine Vorausſagung iſt jetzt vollendete Thatſache. Es läßt ſich aber bezweifeln, ob er die Wahrheit, worauf unſere neue Conſtitution beruht, vollkommen begriffen habe. Er und faſt alle bedeutenden Staatsmänner aus der Zeit der Gründung der alten Verfaſſung halten die Sklaverei der Neger für eine Verletzung der Naturgeſetze, für einen Frevel gegen alle ſocialen, moraliſchen und politiſchen Prinzipien. Es war ihnen eine Krankheit, für die ſie keine Arznei wußten und es der Vorſehung anheim gaben, dieſelbe früher oder ſpäter zu heilen. Dieſe Vorſtellung, obwohl in der Verfaſſung nicht ausgedrückt, war die vorherrſchende in jener Epoche. Die Verfaſſung ſicherte allerdings der Inſtitution, ſo lange ſie dauern würde, alle weſentlichen Bürgſchaften, und man iſt nicht befugt, um dieſe anzugreifen, die öffentliche Meinung jener Epoche zum Vorwande zu nehmen; allein dieſe öffentliche Meinung und alle damit zuſammenhängenden Vorſtellungen *beruhen auf dem irrigen Glauben an die Gleichheit der Raçen*; darin lag die Täuſchung. Der neuen Regierung liegt eine gerade entgegengeſetzte Idee, die große Wahrheit zum Grunde: *der Neger iſt dem Weißen nicht gleich*; die Sklaverei, d. h., die Unterordnung der niedrigern unter einer höhern Raçe iſt *die natürliche und normale Lebensbedingung der neuen Verfaſſung*."

Das ſind nun die neuen Prinzipien, welche die Konföderiſten in das politiſche Recht einführen möchten, iſt das Dogma, wofür ſie ſtreiten. Sie kämpfen nicht gegen die allgemeinen Prinzipien der alten Verfaſſung, die ſie vielmehr, bis auf die Abänderungen, die Stephens mit ſo kecker Unumwundenheit ausſpricht, in Bauſch und Bogen hinnehmen. Der Norden und Süden ſind keinesweges zwei weſentlich antagoniſtiſche Völkerſchaften; der gegenwärtige Kampf hat die fernſte Aehnlichkeit mit einem Nationalkampf; ein ſolcher drehet ſich nimmer um eine einzige Frage; er durchdringt vielmehr Alles, erſtreckt ſich über alle Kundgebungen des ſocialen und politiſchen Lebens. Wer ſich in der amerikaniſchen Geſellſchaft vor dem Kriege bewegt hat, weiß es, daß der Verkehr zwiſchen dem Norden und Süden auf dem freundlichſten Fuße ſtand; daß, unter der einzigen Bedingung, den kitzlichen Punkt, die Sklavenfrage, nicht zu berühren, der Bürger des Nordens in den Plantagen die gaſtlichſte Aufnahme fand. Allerdings hatten die ewigen politiſchen Zwiſtigkeiten der Sprache der Preſſe und Tribune ihr Gift eingeimpft; allein noch hatte es dieſe nicht dahin gebracht, das amerikaniſche Volk in zwei Völker zu trennen. Der Handel, die Verſchwägerung, der Unternehmungsgeiſt einer rührigen Raçe, hatten die mannigfaltigſten Bande zwiſchen dem Norden und dem Süden geknüpft, beide verehrten dieſelben großen Männer; ihre Kirchen waren dieſelben und trennten ſich erſt mit dem Ausbruch der Feindſeligkeiten. Wer die gegenſeitige Stimmung der nördlichen und ſüdlichen Bevölkerung mit dem eingefleiſchten Nationalhaß Irlands gegen England, Polens gegen Rußland, Italiens gegen Oeſterreich vergleichen möchte, würde ſich nur das Armuthszeugniß der Unkunde und Oberflächlichkeit ausſtellen. Wohin ſchicken die Seceſſioniſten ihre Frauen und Kinder, um ſie vor den Stürmen des Bürgerkrieges unter Obdach zu bringen? Nach New-York, nach Waſhington!

Weder um eine abſonderliche politiſche Organiſation, noch um den Sieg einer Nationalität ſchlägt ſich demnach der Süden; nun denn, kämpft er vielleicht für die Freiheit des Staatshaushalts? Allerdings gilt dieſe Hypotheſe für ausgemachte Wahrheit bei allen denjenigen, die die Welt glauben machen möchten, daß die Sklavenfrage dem Kriege fremd ſei, um dadurch die europäiſchen Sympathien von der Sache des Nordens abzulenken. Wir ſind allerdings in der Jetztzeit bei einem Punkt in der Geſchichte angelangt, wo alle menſchlichen Intereſſen in der politiſchen Oekonomie aufgehen zu wollen ſcheinen. — Freilich Burke war kein Volkswirth, wenn er ſagt: „Ein Staat darf nimmer ſo angeſehen werden,

Digitized by Google

als ſei er nichts anderes, denn eine geſellſchaftliche Anſtalt für Handel mit Kaffee und Pfeffer, Kattun und Tabak; ein Verein zum Zwecke kleinlicher, zeitlicher Vortheile, ein Verein, der nach Uebereinkunft der Betheiligten ſich wieder auflöſen mag. Nein, er ſpricht eine tiefe Ehrfurcht an, weil er keine Verbindung blos zeitweiliger, vergänglicher Natur iſt, die nur unſerer thieriſchen Exiſtenz fröhnt, die Mittel dazu herbeiſchafft, ſondern eine Verbindung in den Wiſſenſchaften, in den Künſten, in aller Tugend und Vervollkommnung; eine Verbindung nicht nur unter den Lebenden, ſondern unter denen, die leben, die geſtorben und die noch nicht geboren ſind.“

Eine gewiſſe Schule des Tages ſcheint es ganz einfach zu finden, daß die konföderirten Staaten mit der Union brechen, weil der Tarif Morill ihren Intereſſen nicht zuſagt. Nach dem wichtigſten Organ der engliſchen Preſſe „ſtellt der Tarif Morill die Vereinigten Staaten in die Reihe der rückſchreitendſten Nationen der Welt.“ In einer Rede, die Michel Chevalier in England gehalten, vergleicht er ſie den Ichthyoſauren, den Pterodaktylen und andern ungeheuerlichſten Geſchöpfen der vorfluthlichen Zeit. Der Tarif Morill — der übrigens bei näherer Einſicht ſich nicht viel ſchutzzöllneriſcher erweiſt, als der franzöſiſch-engliſche Tarif — ſoll hier nicht vertheidigt, ſondern es ſoll blos bewieſen werden, daß er nicht die Urſache des Krieges ſei. Seit 19 Jahren hat der Kongreß vier verſchiedene Tarife angenommen; der Tarif Morill war ein politiſcher Nothbehelf, ein Opfer von Seiten der republikaniſchen Partei, um die Stimme des Staates Pennſylvanien zu erlangen, da dieſer bei einer frühern Election den Ausſchlag für einen demokratiſchen Kandidaten gegeben und die Wahl Fremont's verhindert hatte. Zugegeben aber, daß der Tarif Morill ſchlecht ſei, ſo können die Uebelſtände eines Zollſyſtems in einem freien Lande, das ſich ſelbſt regiert, nur vorübergehend ſein; die Uebel aber, die die Seceſſion und der Bürgerkrieg heraufbeſchworen, ſind bleibend und unheilbar.

Und wie iſt es denn überhaupt denkbar, daß der Süden blos gegen die neuen Schutzzölle die Waffen ergriffen? Stand es nicht in ſeiner Macht, die Annahme zu verhindern? Die Republikaner hatten allerdings im Abgeordnetenhauſe die Majorität; allein im Senate waren ſie in der Minorität. Der Senat konnte den Tarif verwerfen; aber die ſeceſſioniſtiſchen Senatoren zogen ſich zurück und überließen gern ihren Gegnern die Majorität. Die Staatsmänner des Südens konnten ferner von Buchanan ſehr leicht erlangen, ſein präſidentielles veto gegen den Tarif einzulegen; hatte ihnen Buchanan jemals Etwas abgeſchlagen? Aber das ließen ſie weislich bleiben: der Unwille, den der Tarif in England hervorrufen mußte, paßte zu gut in ihren Kram. Wenn die Oekonomiſten bereit ſind, das große Prinzip der Arbeitsfreiheit dem Prinzip der Handelsfreiheit zu opfern, ſo müſſen ſie wenigſtens darauf verzichten, unter den Politikern der konföderirten Staaten ſehr eifrige Anhänger zu ſehen. Louiſiana hat zu allen Zeiten ſeinen Zucker durch Schutzzölle zu decken geſucht. Der auf's äußerſte protektioniſtiſche Tarif, den Amerika jemals ausgegeben, der von 1842, war noch in der zwölften Stunde durch die Stimmen Stanley's und Andrew's, zweier Südmänner, durchgegangen und vom Präſidenten Taylor, der jetzt zu den Seceſſioniſten hält, beſtätigt worden. Als dieſer Tarif 1846 abgeſchafft wurde, ſtimmten gegen das Geſetz Stephens, gegenwärtig Vicepräſident der Conföderation, und Robert Toombs, der jüngſt ein Kommando in der Armee Jefferſon Davis' übernommen. Dieſer ſelbe Toombs, der als Vertreter von Georgia bei der Vorlage des Tarifs Morill im Senate anweſend war, ſtimmte für die neuen Schutzzölle. In der That kann die Tariffrage für die Südſtaaten eine ziemlich gleichgültige ſein, aus dem einfachen Grunde, daß die Einfuhr, wie ſich aus ſtatiſtiſchen Thatſachen ergiebt, von ſehr geringem Belang iſt, und gegen den rieſenhaften Import des Nordens völlig verſchwindet. General Jackſon, der die unter dem Namen „nullification“ bekannte Bewegung von Süd-Karolina mit Energie unterdrückte, hatte ſehr wohl durchſchaut, daß ſich hinter dem Geſchrei gegen den Tarif ein politiſcher Plan verſteckte. „Der Tarif,“ ſchrieb er an ſeinen Freund Crawford, „iſt nur Maske, hinter der ſich die Lostrennung von der Union und die Conföderation des Südens verbirgt. Den nächſten Vorwand wird die Sklavenfrage abgeben.“ Sein politiſcher Scharfblick hatte ihn aber nur einen Theil des Wahren errathen laſſen; die Sklaverei ſollte nicht wie der Tarif ein bloßer Vorwand, ſondern die Urſache der Revolution werden.

So feſt es aber auch ſteht, daß der Süden für das, was er ſeine beſondere Inſtitution nennt, kämpft: ſo ſchwer läßt ſich's beweiſen, daß der Norden in dieſem Augenblick gegen jene Inſtitution kämpft. Hier Sklaverei! Hier Union! lauten die Feldrufe hüben und drüben. Allein bei der weitern Entwickelung des Krieges wird der Norden nothwendig zu immer feindſeligern Maßregeln gegen die Sklaverei gedrängt werden, und der abolitioniſtiſche Sinn immer tiefer in die Maſſen dringen. Das Rechtsgefühl in der Tiefe des menſchlichen Herzens kann von dem Intereſſe lange niedergehalten werden; es erhebt ſich aber mit federkräftiger Gewalt, wie der Druck nachläßt. So lange der Norden durch ſeine Mitſchuld mit den Sklavenhaltern den Frieden, den öffentlichen Wohlſtand verbürgt glaubte, blieb er taub gegen den lauten Ruf der Abolitioniſten; jetzt, da er den Krieg entfeſſelt, die Union zertrümmert ſieht, muß er wohl daran denken, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Ein ſolcher Umſchwung in der öffentlichen Meinung geht ſonſt nicht ohne große Anſpannung, nicht ohne langwieriges Herüber- und Hinüberſchwanken vor ſich: die an die Nahrung der Sophismen gewöhnten Seelen können nicht ſobald zur einfachen, geſunden Koſt der Wahrheit zurückkehren; allein in revolutionären Zeiten reifen die Ideen über Nacht und Mancher, der geſtern noch in dem einen Lager war, findet ſich heute in dem entgegengeſetzten. „Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen,“ ſagte neulich der berühmte Redner und eifrige Abolitioniſt Wendell Philipps in einer öffentlichen Verſammlung, „daß das Ende der Sklaverei gekommen iſt. Ich zweifle nicht, daß ihre letzte Stunde geſchlagen hat. Die Zeit der Discuſſion iſt vorüber. Fünfzig Jahre faſt währt nun die Bewegung, der Wortſtreit, der Zwiſt der Parteien. Jetzt geht eine neue Aera auf: es iſt der Moment der Feldſchlachten; die Kanonenkugeln haben das Wort. Dieſe Periode wird kürzer ſein. Eine Nation braucht nicht ſo viel Zeit, eine Sache auszufechten, wenn ſie die Waffen, ſtatt des Wortes ergreift; nur muß das Wort dem Kampfe vorausgehn. Die Entſcheidung, die Grundlage der That, muß reiflich überdacht werden. Und das iſt, wie ich glaube, geſchehen. Ich will nicht behaupten, daß der ganze Norden antiſklaviſch (Gegner der Sklaverei), noch weniger, daß er abolitioniſtiſch ſei; ich will blos ſagen, daß der Süden zu der Ueberzeugung gekommen, die fragliche Inſtitution ſei verloren, wenn er die Union nicht dahin bringen kann, der Sklaverei als Stütze zu dienen; und daß ich nicht glaube, der Norden wolle durch die Union der Sklaverei als Stütze dienen. Ich glaube, die Entſcheidung iſt da. Ich will auch nicht ſagen, daß die öffentliche Meinung gewiſſen conſtitutionellen Klauſeln in Bezug auf die Sklaverei entgegen iſt, daß jeder unſerer Mitbürger mit ſich vollkommen im Klaren iſt, die flüchtigen Sklaven auszuliefern; allein ich glaube, daß in der Bevölkerung das tiefe, wenn auch mitunter dunkle Gefühl herrſcht, früher oder ſpäter werde die Union allen Sklaven die Freiheit geben.“

So viel iſt gewiß, daß die Feindſeligkeit gegen die Sklaverei jetzt an Einem Tage mehr Boden gewinnt, als früher in Jahren. Die Regierung, durch die Verfaſſung gebunden, kann der öffentlichen Meinung nicht vorauseilen, muß ihr aber folgen, wohin ſie führt. Im Kabinet und in der Umgebung des Präſidenten Lincoln offenbaren ſich zwei Richtungen: die eine, vertreten durch Chaſe und Sumner, drängt ihn zu Maßregeln unmittelbarer Feindſeligkeit gegen die Sklaverei; die andere, der Seward das Wort redet, ſucht ihn davon abzuhalten. Dieſer Widerſtreit der Einflüſſe wirkt ſchwächend auf die Politik der Regierung und verſchuldete zum Theil die erſten Schlappen der Bundesarmee; allein weder Seward noch Lincoln wird es hindern können, daß ſich eines ſchönen Tages das Problem der Sklaverei in ſeiner überwältigenden Einfachheit vor das ſouveraine Volk hinſtellt. Man hat ſich aus den erſten Schwierigkeiten durch konſtitutionelle Spitzfindigkeiten geholfen. General Butler erklärte die flüchtigen Schwarzen für Kriegskontrebande. Schon aber hat der Kongreß entſchieden, daß die Herren, die ſich ihrer Sklaven im Intereſſe der Rebellion bedienen, oder geſtatten, daß man ſich derſelben dazu bediene, ihres Beſitzrechts über dieſe Sklaven verluſtig gehn, ohne es vor den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten geltend machen zu können.

In allen Staaten, die der Union nicht völlig unterworfen ſind, iſt das Geſetz über die flüchtigen Sklaven thatſächlich abgeſchafft. — Dieſe, ob ſie nun unionstreuen oder rebelliſchen Herren entflohen ſeien, werden von den Föderalbehörden aufgenommen und untergebracht. Sie ſind von Stund' an ihrer Freiheit gewiß, und die Regierung behält ſich's blos vor, nach Beendigung des Krieges die treu gebliebenen Herren zu entſchädigen. Der General Fremont blieb dabei nicht ſtehen, den flüchtigen Schwarzen die Freiheit zu geben; er erklärte auch in einer Proclamation unterm 31. Auguſt alle Sklaven der Rebellen für frei, ob ſie ſich auf der Flucht befinden, oder noch an der Kette liegen. Allerdings mußte er, auf Veranlaſſung des Präſidenten, von dieſen Beſtimmungen in ſeiner Proclamation ab-, und in die Gränzen der von dem Kongreß votirten Confiscations-Akte zurückgehen; allein in der Zuſchrift, die Lincoln an ihn mit dem Geſuche richtete, die Proclamation zu mäßigen, giebt er zu, daß der General vielleicht beſſer im Stande ſein dürfe, zu beurtheilen, welche Maßnahmen die Stellung der Bundes-Armee in Miſſouri nothwendig mache.

Digitized by Google

Auch Cameron in ſeiner Interpretation der auf die flüchtigen Schwarzen bezüglichen Confiſcations-Akte räumt ein, daß in den Staaten, wo der Kriegsſturm den geregelten Gang der Geſetze unterbricht, die Ausübung der verfaſſungsmäßigen Rechte vor den dringenden Forderungen der militairiſchen Action zurücktreten müßte. Von mehr als einer Seite hört man die Berufung auf die diktatoriſche Gewalt, womit „in den Tagen der Gefahr" der Krieg diejenigen betrauet, die die Sendung haben, das Vaterland zu retten. Schon 1812, am Vorabend eines drohenden Krieges mit England, wies einer der verehrteſten Männer der Union, der damalige Präſident John Quincy Adams, auf dieſe Diktatorialgewalt hin: „So lange," ſprach er in dem Abgeordnetenhauſe, „die Sklavenſtaaten im Stande ſind, ihre Inſtitution ohne fremde Hülfe aufrecht zu erhalten, habe ich nichts damit zu thun; kommen ſie aber zu den freien Staaten und ſagen ihnen: Ihr müßt uns beiſtehen, unſere Sklaven in der Dienſtbarkeit zu bewahren, die Aufſtände und den Bürgerkrieg zu unterdrücken: dann, ſage ich, treten dieſes Haus und der Senat in den Beſitz unbeſchränkter Gewalt, die Sklavenfrage zu regeln. Es iſt eine Gewalt des Krieges (a war power).... In Kriegszeiten tritt die Militairmacht an die Stelle der geſammten Gemeinde-Inſtitutionen, die Sklaverei mit inbegriffen. Nicht nur der Präſident der Union, ſondern auch der Oberbefehlshaber der Armee iſt dann befugt, die allgemeine Emancipation der Sklaven anzuordnen......"

Noch ſind weder das Volk des Nordens, noch das Waſhingtoner Kabinet in der Stimmung, die Doktrin J. Q. Adams' in ihrer ganzen Ausdehnung praktiſch anzuwenden; leicht aber könnten Umſtände eintreten, die dieſe Anordnung, als einziges Mittel aus der beengenden Situation herauszukommen, gebieteriſch heiſchen. Angenommen, daß die konföderirten Heere entſcheidende Erfolge haben, daß die Hauptſtadt ihnen in die Hände fiele, daß eine europäiſche Macht den Blocus verletzt und den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt: was bliebe dann dem Norden zu thun übrig? Wird er dann nicht von ſeiner Regierung einſtimmig das heroiſche Mittel verlangen, das der ſittenſtrenge Adams mit der Autorität ſeines Namens deckt? Doch hinweg mit Vermuthungen, die dem Geiſte ſo düſtre Ausſichten eröffnen! So lange der Kampf ſich in den gegenwärtigen Schranken hält, iſt dem geſunden Volksſinne zuzutrauen, daß er die Regierung nicht drängen werde, den Sklavenkrieg, die furchtbarſte Geißel, die jemals die Menſchheit heimgeſucht, heraufzubeſchwören.

Was aber auch geſchehe, Eins iſt gewiß: die gegenwärtige Kriſis muß der verfaſſungsmäßigen Zwingherrſchaft der Sklavenhalter ein Ende machen, die ſchon zu lange den Geſchicken der Union die Bahn vorgezeichnet; die der Regierung den Krieg mit Mexiko diktirt; ſie gezwungen, Texas zu annexiren; ſie gedrängt Cuba zu beſetzen; der Länderſucht Territorien, größer als Europa, zu eröffnen; die den Norden gedemüthigt, die Preſſe und die Kanzel erniedrigt, die National-Tribune mit Blut beſpritzt haben. Wie alle Gewalten dieſer Erden, hat ſich auch die Gewalt der Sklavenzwinger durch ihre Schrankenloſigkeit das Grab gegraben. Der Süden wollte die Staaten Neu-Englands, vielleicht auch New-York und Pennſylvanien gewaltſam aus der Union verdrängen; wollte die freien Staaten zu einer untergeordneten Vaſallen-Macht herabdrücken; das Werk, das von 1787 bis 1860 gedauert, zerſtören und mit 1861 die Geſchichte eines neuen Reiches beginnen; hielt es an der Zeit, an die Stelle des, auf Einigkeit und Freiheit gegründeten politiſchen Ideals ihr neues Ideal zu ſetzen, das in der Trennung und Knechtſchaft wurzelt.

Mit dem Prinzip der Seceſſion und der abſoluten Souverainetät der Staaten aber ſetzen die Konföderirten den zerfreſſenden Wurm in ihre neue Pflanzung; mit den Waffen, die ſie für die Sklaverei erheben, ſchlagen ſie die einzige Macht, welche die Dauer der Inſtitution in den Vereinigten Staaten noch hätte verlängern können. — Jeder Angriff, jeder momentane Erfolg des Südens ſchafft neue Abolitioniſten. — Die Demokraten, ſonſt dem Intereſſe der Sklaverei günſtig, haben faſt Alle das Bündniß mit den Republikanern angenommen; die am meiſten Bloßgeſtellten werfen ſich über Hals und Kopf in die Bewegung, um ihre Vergangenheit vergeſſen zu machen. Das ganze Volk ſieht in der Sklaverei die Urſache all' ſeiner Leiden und Unruhen. Der Krieg iſt fürderhin ein Krieg gegen das Sklaventhum, wenn auch nicht förmlich und im Worte, ſo doch in Kern und That. Welche Vermuthungen man auch über den Ausgang des Krieges aufſtellen mag, die Sklaven-Inſtitution kann nimmer daraus ſiegend hervorgehen. Sollte ein auswärtiger Krieg den innern noch mehr verwickeln, ſo würde die Emancipation zur Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt werden, und die zwanzig Millionen des amerikaniſchen Feſtlandes würden der ſchwarzen Race zurufen: „Du biſt frei!" Ziehen ſich die Feindſeligkeiten in die Länge, erſchöpft ſich die Geduld des Nordens in unfruchtbaren Kämpfen, empört ſich ſein Stolz über erlittene Niederlagen, erblickt er ſeinen Boden in der Feinde Gewalt, ſeine Felder verwüſtet, ſeine Städte zerſtört: ſo wird ihm das Unglück einen Entſchluß abnöthigen, der allein einem Kampf ohne Ausgang, ohne Ruhm ein Ende machen kann.

Im entgegengeſetzten Falle, wenn der Norden einen entſcheidenden Sieg erficht, wenn die Südſtaaten, ohne auswärtige Verbündete, entkräftet durch die rieſenhafte Anſpannung, zu der ſie der Moment zwingt, zu Grunde gerichtet durch die Blokade, in Angſt vor einem Sklavenaufſtande die Waffen ſtrecken muß: ſo dürfte die Abolition als Friedensbedingung aufgeſtellt werden. Geſetzt aber auch, der Norden legt ihnen keine Bedingung auf, ſucht keinen unmittelbaren Vortheil aus dem Siege zu ziehen: ſo würden ſie nichts deſto weniger gedemüthigt, geſchwächt, ihres frühern Nimbus entblößt wieder in die Union treten; Virginien, Kentucky, Miſſouri, alle Gränzſtaaten, wo der Krieg eine große Zahl Sklaven befreit haben wird, würden ſich eifrig durch eine Emancipations-Akte den freien Staaten anreihen, und wäre es auch nur, um nicht noch einmal das Schlachtfeld der Parteien für und wider die Sklaverei zu werden. Das ganze Gebiet der Union wird der unfreien Arbeit verſchloſſen ſein, und ſie wird ſich höchſtens in einen Winkel flüchten, der von einer unüberſteiglichen Barre umgeben iſt. Da nun nach dem Geſtändniß der Südländer die Sklaverei, auf einen Punkt zuſammengedrängt, nothwendig verkümmert: ſo wird ihnen kein anderer Ausweg bleiben, als freiwillig einer Inſtitution zu entſagen, die, von der Macht der Geſammt-Union nicht mehr geſchützt, ſich als eine Quelle des Unheils und der Erſchlaffung erweiſt.

Franz Lieber über bürgerliche Freiheit und Selbſtverwaltung.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber).

Sie haben kürzlich des Odilon Barrot'ſchen Werkes lobend gedacht, welches die Verſchiedenheit der franzöſiſchen Centraliſation vom engliſchen Begriff der Freiheit als Selbſtverwaltung behandelt. Ich weiß nicht, ob Sie ſeiner Zeit das Werk unſeres amerikaniſirten Landsmannes Franz Lieber „über bürgerliche Freiheit und Selbſtverwaltung"* erwähnt haben, welches denſelben Gegenſtand behandelt, und das unſer großer Rechtslehrer Mittermaier zu überſetzen und zu bearbeiten ſich die Mühe nicht hat verdrießen laſſen. Selbſt aber wenn Sie dieſes Werk erſten Ranges über Politik ſ. Z. in Ihrem geſchätzten Blatte empfohlen haben ſollten, glaube ich doch, daß es neben dem Odilon Barrot'ſchen wieder in Erinnerung zu bringen geweſen wäre. Das franzöſiſche Buch, das ähnliche Fragen behandelt, wie das Lieber'ſche, kann gar nicht ſo vorzüglich ſein, wie dieſes, einfach deshalb nicht, weil Lieber ſeine Hauptbelege über die freiheitsfeindliche Wirkung der franzöſiſchen „liberté et égalité" aus dem Gebahren des jetzigen Cäſarismus Napoleon's III. hernimmt und deshalb faſt auf jeder Seite die ſchwerſten Anklagen wider ihn erhebt — das Alles darf der Franzoſe unzweifelhaft nur zwiſchen den Zeilen leſen laſſen!

Man leſe nur bei Lieber die herrlichen Kapitel: „Freiheit des Alterthums und der Neuzeit, engliſche Freiheit, Volksunabhängigkeit und perſönliche Freiheit, Sicherheitsleiſtung und Strafverfahren, Hochverrath, Oeffentlichkeit, Parteiweſen, Theilung der Staatsgewalt, Herrſchaft des Geſetzes, Unabhängigkeit des Rechts, franzöſiſche Freiheit und Einrichtungen, ihre Vortheile und Gefahren, Unſicherheit einrichtungsloſer Staaten, Centraliſation, Volkes Stimme, Gottes Stimme;" beſonders aber das merkwürdige Kapitel: „Worin bürgerliche Freiheit beſteht, aus ihrem Gegentheil nachgewieſen."

Sie würden gewiß viele Ihrer Leſer verbinden, wollten Sie einige dieſer Kapitel ganz oder im Auszuge geben. Man würde mit Erſtaunen gewahr werden, wie viel wir, namentlich aber unſere jetzt unter dem Namen „Fortſchritts-Männer" von Neuem das Haupt erhebende Demokratie, noch von franzöſiſchem Weſen abzuſtreifen hätten.

Nur wenige der goldenen Worte führe ich als Probe an:

„In Frankreich glaubt man, daß Freiheit in der unbeſchränkten Herrſchaft der Mehrzahl beſtehe.

„Schutzwehren, welche dem Tageswechſel entrückt ſind, gehören nicht als nothwendige Beſtandtheile zum Begriff der franzöſiſchen Freiheit.

„Wo irgend Einer, oder Zwei, oder Drei, oder Tauſend, oder Millionen thun dürfen, was zu thun ſie die Macht haben, da iſt keine Freiheit. Willkürgewalt wird dadurch nicht weniger willkürlich, daß ſie die vereinigte Gewalt Vieler iſt.

* Heidelberg, Mohr, 1860.

Digitized by Google

„Wie geherrſcht wird, bleibt immer die Hauptſache, nicht wer herrſcht.

„Es giebt keinen größeren Irrthum, als die Abſtimmung oder die Wahl zur Grundlage der Freiheit zu machen.

„Vaterlandsliebe und Volkseitelkeit ſind nicht daſſelbe..... Vaterlandsliebe iſt keine Tugend, wenn ſie darin beſteht, daß man in ſich ſelbſt verliebt iſt. Narciß iſt nicht das Sinnbild derſelben, wohl aber ſind es Lykurg und Solon, die weite Reiſen machten, um für ihre Heimat Kenntniſſe zu ſammeln..... Das Geſetz aller Ausbreitung der Geſittung iſt Wanderung, Ueberlieferung, Zufügung." (Paßt auch an die Adreſſe der Herren Magyaren, Polen, Čechen ꝛc. eben ſo wie Verſchiedenes aus dem Kapitel über „Volksunabhängigkeit.")

Wann wird man endlich aus dem Begriff engliſcher Freiheit die Nothwendigkeit des wirklichen Vorhandenſeins eines Anlaſſes zur Abhülfe eines Schuhdrückens deduziren, um davon abzukommen, einen ausſpintiſirten Muſterſtaat, dito Religion u. ſ. w. einführen zu wollen und ſo das abſtract Beſte zu vermeiden! z. B. auch eine ſyſtematiſche Oppoſition, wo jede Abſicht fehlt, das Miniſterium zu ſtürzen, oder zu ſtützen.

Frankreich.

Die Reform der Militairſchulen.

Wie wir in der Revue de l'Instruction publique leſen, hat der franzöſiſche Kriegsminiſter eine Reform der Militairſchulen zu Saint-Cyr und La Flèche durchgeführt, welche wohl verdient, auch von uns näher in Betracht gezogen zu werden. Tauſend bis zwölfhundert junge Leute, welche in den Militairſtand eintreten wollen, melden ſich daſelbſt alljährlich zu den Prüfungen, und es iſt daher von Wichtigkeit, ob dieſes oder jenes Bildungsprincip bei dem Unterrichte einer ſo zahlreichen Klaſſe von Gebildeten zu Grunde gelegt wird.

„Das unſelige Syſtem des vorzeitigen Fachſtudiums war in Saint-Cyr, wie auf der Univerſität eingeriſſen; der allgemeine Unterricht (l'eneseignment littéraire) war daſelbſt nur ſchwach vertreten; man gab Alles auf Mathematik und Fachkenntniſſe."

Der Marſchall Randon, ein alter Veteran, aus der Schlacht an der Moskwa und aus den Kämpfen mit den Kabylen Afrika's berühmt, welcher vollkommen gut weiß, was die Anführer einer Linien-Armee nöthig haben, erſtaunte über dieſe ſo eigenthümliche Vorbereitung zum Kriegsſtande, und begriff nicht, warum die Schule von Saint-Cyr nicht lieber gar in die polytechniſche Schule aufginge. Dieſe, welche die Offiziere für das Geniekorps und die Specialwaffen bildet, mag ihre Zöglinge in der höheren Mathematik unterrichten; aber die andere hat nur die Aufgabe, der Armee gute Offiziere zu liefern, welche ihre Truppen gut zu exerciren, deren Bedürfniſſe zu erkennen, für ſie zu ſorgen, und am Schlachttage ſie gut anzuführen verſtehen. Zu höheren Befehlshaberſtellen geeignete Männer werden ſich dann ſchon ſelber Bahn brechen. Der alte Marſchall erkannte alſo mit Recht, daß ſo viel Formelkram und Mathematik vollſtändig überflüſſig, dagegen eine humane literariſche Bildung ſehr wünſchenswerth ſei. Er nahm deshalb eine doppelte Reform in dem inneren Unterrichte von Saint-Cyr, wie in den Aufnahme-Bedingungen vor.

Für das Innere wurde als Prinzip angenommen, daß von den beiden Studien-Jahren das erſte angewendet werden ſollte, um die allgemeine Geiſtesbildung zu vervollſtändigen, zu befeſtigen und zu erweitern, mit einem Worte, den Menſchen fertig zu machen — im zweiten Jahre den Offizier.

Der Unterricht verflachte auf der Schule; die Lectionen waren lithographirt; die Zöglinge ſteckten ſich dieſe geſchriebenen Lectionen zu, welche den Lehrer neuer Anſtrengungen, die Schüler aber der Aufmerkſamkeit und des perſönlichen Fleißes überhoben. — Ein Zögling konnte zwei Jahr auf der Anſtalt verweilen, ohne ein Buch aufzuſchlagen.

Man hat dieſe gefährlichen Erleichterungen unterdrückt und danach geſtrebt, Licht und Aufklärung mit vollen Händen unter dieſen jungen Gemüther zu verbreiten. Man hat der Geſchichte ihren wahren Charakter gegeben, um dem Curſus und der Taktik deſto beſſer den ihren zu bewahren. Man hat die militairiſche Literatur durch die Welt-Literatur, durch die Corneille's, Dante's, Racine's, Schiller's, Voltaire's und Shakſpeare's erſetzt. Man hat die Beredtſamkeit der Bülletin's (sic! — alſo werden die Kadetten planmäßig im Bülletin-Stile unterrichtet? auch nicht übel!) beibehalten, aber man hat das Studium der höchſten Conceptionen des Geiſtes, wie die ſchönſten Formen, welche ſie ausdrücken, hinzugefügt, und man wird dieſen jungen Gemüthern zeigen, was der menſchliche Geiſt für Anſtrengungen gemacht, um das Wahre zu finden, das Gute zu ſagen, und das Schöne in Poeſie und Künſten zu verwirklichen.

Die ſchriftlichen Arbeiten ſollen fortan ſehr genau korrigirt werden.

Der Herr Kriegsminiſter iſt indeſſen noch weiter gegangen; er hat Geſang- und Tanz-Lehrer angeſtellt, und den Fecht- und Reit-Unterricht erleichtert. In den einzelnen Quartieren befinden ſich ferner ſeitdem gewählte kleine Bibliotheken, und ebenſo iſt die große Schul-Bibliothek zur freieſten Benutzung anheimgegeben.

Der Berichterſtatter meint, daß ſich mancher Offizier ſpäterhin in ſeiner Garniſon, vielleicht im fernen Kabilien, mit Freude und Wehmuth an Saint-Cyr und ſeine geiſtigen Genüſſe erinnern werde. „Das Wirthshaus (l'estaminet) wird dabei gewiß einige Stammgäſte verlieren."

Vor zehn Jahren hatte man beſtimmt, daß im Zulaſſungs-Examen keine lateiniſche Verſion mehr gemacht zu werden brauche, und daß man in Geſchichte und Geographie nicht über die Gränzen von Frankreich hinausgehe.

Die Folge davon iſt geweſen, „daß viele Zöglinge die Schöpfung der Welt und den Anfang ihrer Studien mit dem Jahre 1453 eintreten ließen, mit dem das Programm begann, und daß ſie keinen Blick über dieſes Datum hinaus und über die Gränzen Frankreichs thaten."

Dabei verlor man ſich andererſeits in's unendliche Kleine, man mußte die Geographie der franzöſiſchen Küſten ſo genau wiſſen, wie ein bretoniſcher Pilot, und die Schlachten ſo in's Einzelne detailliren, wie ein Stabsoffizier.

Die lateiniſche Verſion iſt wieder eingeführt worden, ebenſo eine rethoriſche Verſion, um die Kandidaten zu nöthigen, den Beweis zu liefern, daß ſie den Verkehr mit den großen Geiſtern des Alterthums nicht abgebrochen haben. Grobe und wiederholte Fehler gegen die Orthographie und den Stil im Franzöſiſchen ſollen die Ausſchließung vom Concours zur Folge haben.

Endlich ſoll der Zögling, welcher das Diplom eines bacchelier des lettres vorzeigt, 50 Point im Voraus zugeſchrieben bekommen, was ihm einen bedeutenden Vortheil für das Ganze gewährt. Wir erſehen hieraus, daß in Frankreich, ähnlich wie in Preußen in den Militairſchulen, die Leiſtungen auf Zahlen reducirt werden, deren Addition nach den einzelnen Fächern minderſt das geſetzlich beſtimmte Geſammtreſultat einer beſtimmten Nummer geben muß.

Ebenſo waren an der Schule von La Flèche, einer Vorbereitungs-Anſtalt für Saint-Cyr, die ſchönwiſſenſchaftlichen Studien den exakten Wiſſenſchaften vollſtändig untergeordnet. Die Schüler waren überzeugt, daß nur Mathematik, geſchichtliche Daten und geographiſche Namen die Pforten von Saint-Cyr öffneten, und vernachläßigten deshalb das Uebrige, ſo daß die Lehrer der Grammatik u. ſ. w. einen ſchweren Stand hatten. Auch hier hat Marſchall Randon große Reformen vorgenommen, um eingeriſſene Uebelſtände zu beſeitigen; namentlich hat er dem geſchichtlichen Studium mehr wiſſenſchaftlichen Grund zu geben geſucht, und in gen obern Curſus die literariſchen (humaniſtiſchen) Studien mehr begünſtigt.

„Die Profeſſoren der Sekunda und Prima (rhétorique) z. B., welche wöchentlich nur $3^1/_2$ Stunde (classes) hatten, werden jetzt deren 6 oder 7 haben, theils zum Unterricht, theils zur Reviſion.

Der letztere Curſus wird wöchentlich zwei Stunden Deutſch haben, mit dem Verbote, darin ein einziges Wort Franzöſiſch zu ſprechen.

Ebenſo ſoll das Latein und das Griechiſche ſtärker begünſtigt werden. — Merkwürdig genug! bei uns dringt man vielſeitig darauf, die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu beſchränken und die exakten, Mathematik und Naturwiſſenſchaft, ſtärker zu begünſtigen; in Frankreich iſt das Umgekehrte der Fall. — Wir glauben, auch wir würden, wenn wir die Probe genügend durchgemacht, auf das Alte zurückkommen, da Mathematik für die Bildung des Gemüths gar nichts leiſtet, die Naturwiſſenſchaften aber ſehr bald zum Formalismus führen — nämlich wenn der Unterricht poſitive Kenntniſſe, und nicht blos Anregungen bezweckt.

Was das Lehrer-Kollegium betrifft, ſo ſoll es ſich aus der Univerſität d. h. durch das Kultus-Miniſterium rekrutiren. Nach einem Uebereinkommen zwiſchen beiden Miniſterien ſchlägt das Letztere vor, das Kriegs-Miniſterium ernennt und ſtellt an. Die Profeſſoren der Anſtalt gehören hinfort zu der „großen Univerſitäts-Familie," auch in ihren Avancements-

Digitized by Google

Verhältniſſen, indem ſie von La Flèche auch anderwärts wohin verſetzt werden können, und überhaupt hierin zum Reſſort des Unterrichts-Miniſteriums gehören.

In dem Artikel, dem wir dieſes entnehmen, wird auch darauf hingewieſen, daß bereits im Jahre 1817, in voller Reſtauration, Royer-Collard ähnliche Ideen über die Rekrutirung des Offizierſtandes ausgeſprochen hat, wie ſie Marſchall Randon jetzt verwirklicht. Der Hauptpunkt darin iſt der, „die Aufrechthaltung des ſozialen Gleichgewichts erfordern gebieteriſch, daß die Armee nie weniger ziviliſirt und aufgeklärt ſei, als die Nation ſelbſt.“ Er dringt auf gründliche Kenntniſſe und eine humane Bildung. — Danach ſcheint es, daß man dieſe unter dem jetzigen franzöſiſchen Offizier-Corps zum Theil vermiſſe, und daß man eben aus dieſem Grunde auf Abhülfe dringe. Die Tanz-, Fecht- und Reitmeiſter ſollen wahrſcheinlich der zuwachſenden Generation von Offizieren mehr ariſtokratiſchen Schliff verleihen, als er gegenwärtig in der ſtark demokratiſirten Armee zu finden iſt.

Türkei.

Charakteriſtik der Türken und Griechen, nach Wutzer.

Der zweite Theil des von uns bereits beſprochenen Werkes: „Reiſe in den Orient Europa's“ ꝛc., vom Geh. Obermedicinalrath und Profeſſor Wutzer in Bonn iſt uns zugegangen. Er enthält die Schilderungen, namentlich von Konſtantinopel und der Umgegend, ſowie von der Rückreiſe in die Heimat. Wir haben uns ſchon bei der Anzeige des erſten Theils, dem wir eine Charakteriſtik des magyariſchen Volksſtammes entlehnten, dahin ausgeſprochen, daß dieſe Reiſebeſchreibung bei der hohen, wiſſenſchaftlichen Bildung und der reifen Lebenserfahrung des Verfaſſers, ſowie bei dem mit dieſer Reiſe verbundenen edlen, menſchenfreundlichen Zwecke eine ganz beſondere Schätzung beanſpruchen darf. Wir müſſen auch bei dieſem zweiten Theile darauf zurückkommen. Herr Wutzer hat die bereiſten Länder nicht blos mit den Augen des Geſchichtskundigen, des Naturforſchers und Arztes, ſondern auch mit der ruhigen Klarheit ſeines Alters und ſeiner halbhundertjährigen Erfahrung betrachtet. Auch die politiſche Seite der orientaliſchen Verhältniſſe iſt nicht außer Acht gelaſſen, und man wird auf Manches aufmerkſam gemacht, was zur Beurtheilung derſelben von Wichtigkeit iſt.

Die zweite Hälfte des Bandes nehmen Charakteriſtiken der die Türkei bewohnenden Völkerſtämme ein, welche der eigentlichen Reiſebeſchreibung folgen — gewiſſermaßen ein Ueberblick über das Ganze und auf Orientirung berechnet. Zuerſt wird von den osmaniſchen Türken geſprochen und eine überſichtliche Geſchichte derſelben gegeben. Auf gewiſſe wiederholt hervortretende Charakterzüge dieſes Stammes, welche einen Einblick in ſeine geiſtige Natur verſtatten, wird ein beſonderes Augenmerk verwendet, z. B. auf ſeine Gemüthshärte und kalte Grauſamkeit, welche z. B. ſelbſt blutigen Familienmord als rühmliche Thaten bezeichnet. Das eigenthümliche Inſtitut der Janitſcharen, welches darauf begründet war, wird ſehr gut charakteriſirt.

„Wer die aus der Geſchichte der Osmanen bis zu ihrer Eroberung Konſtantinopels hervortretenden Charakterzüge beſonnen verfolgt, und gegenwärtig, nachdem ſich jener Edelſtein unter den Städten Europa's 400 Jahre lang in den Händen der Türken befunden hat, dieſe beſucht, und ihnen die Züge abzulauſchen trachtet, durch welche ſie ſich von andern Völkern unterſcheiden, mit denen ſie in ſo nahe Berührung getreten ſind, — der wird über die Kluft erſtaunen müſſen, welche ſich zwiſchen dem Volke von ehedem und von *jetzt* aufgethan hat. „*Suche nicht die Freundſchaft der Ungläubigen, du wirſt ſonſt ihnen gleichen; meide ſie, ſie könnten dich verwirren.*“ So ſchreibt der Koran vor. Aber ſo ſehr auch die Türken ihrer großen Mehrzahl nach ſich bemühen mochten, das Wort des Propheten zu befolgen, ſo iſt ihnen dies doch im Laufe der Zeit immer weniger, am wenigſten jüngſthin gelungen, als franzöſiſche und engliſche Heeresmaſſen Ungläubiger nicht nur vor ihren Augen vorübergegangen, ſondern ſelbſt als Freunde des Padiſchah in deſſen Reſidenzſtadt verweilten, — ja noch mehr — für ihn kämpften. Der vom religiöſen Fanatismus berauſchte wilde Barbar, der das neue Rom ſtürmte und ſtürzte, ſitzt jetzt kauernd, total umgewandelt, — wo irgend möglich — vom Morgen bis zum Abend auf den Ferſen, um Rauchwolken von ſich zu blaſen!

„Schon die äußere Form hat eine frappante Umwandlung erfahren. Wer in den erſten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts die Türken als Männer kennen gelernt hat, die durch langen Bart, Turban auf dem Kopfe, weiten pelzverbrämten Kaftan, Pantoffeln an den nackten Füßen ausgezeichnet ſind, mag nicht wenig betroffen ſein, dieſelben Männer jetzt zu Tauſenden in eng anliegendem Tuchrocke, Pantalons mit Stiefeln, faſt ohne Bart, mit dem Feß auf dem Kopfe herumwandern zu ſehen. Die Kreiſe dehnen ſich vom Mittelpunkte der Hauptſtadt her fortwährend weiter aus, innerhalb welcher die Neuerungen vorherrſchen, für deren Abwendung die Janitſcharen ihr Leben vergebens geopfert haben.

„Der heutige Osmanli leugnet nicht das Uebergewicht des Genies und des Talents der Franken; er ſcheint jedoch hierbei das Auge nur auf die hervorſtechenden Produkte der großen Fortſchritte der neuen Mechanik zu werfen, welche ihm während des letzten Orient-Krieges in erſtaunenswerthem Umfange vorgeführt worden ſind. Die religiöſe Seite der Chriſten konnte es bisher nicht ſein, welche ihn zur Anerkennung irgend eines ſolchen Uebergewichtes bewegen mochte; denn man bemüht ſich, ihn täglich Zeuge ſein zu laſſen von dem hohen Grade der Anfeindung zwiſchen den einzelnen Bekenntniſſen und Sekten der Chriſten. Nicht leicht kann es an einem andern Orte ſo klar werden, als in Konſtantinopel, daß die lautere Religion der Liebe durch unlautere Menſchenſatzungen zur Religion des Haſſes und der Verachtung verſtümmelt wird. Griechen und Armenier verabſcheuen ſich gegenſeitig bis zum Extreme.

„Wo in einem Dorfe Griechen, Türken und Armenier zugleich wohnen, halten ſich die beiden Sekten der Chriſten ſicherlich viel eher zu den Türken, als unter ſich zuſammen. Die Armenier haben ihren Hauptſitz zu Konſtantinopel im Oſten der Stadt errichtet; die Griechen wohnen im Weſten, durch die ganze Stadt von jenen getrennt, obgleich ſie doch die Juden dicht neben ſich wohnen laſſen. Kein Armenier würde von der Speiſe genießen, welche ein Grieche zubereitet hat, aus Beſorgniß, daß ſie abſichtlich verunreinigt ſein möchte.....

„Freilich werden die Türken zugleich anerkennen müſſen, daß es auch bei ihnen an ähnlichen Gegenſätzen nicht fehlt. Die Schiiten und Sunniten haſſen ſich einander tödtlich und hierin liegt der Hauptgrund, daß eine vom Weſten etwa zu beſorgende, thatkräftige Vereinigung Perſiens mit der Türkei niemals zu Stande gekommen iſt. Moavie, das Haupt der Ommejaden, ließ den Ali meuchelmörderiſch umbringen, der der bevorzugte Liebling Mohammeds war. Seit jener Zeit ſind die Mohammedaner zerfallen in Aliten oder Schiiten und Sunniten. Zu Erſteren gehören die Perſer und Tataren, zu Letzteren die Osmanen; zwiſchen ihnen herrſcht unvertilgbarer Religionshaß. „Schmutz, Fluch und Verderben auf die Häupter der Sunniten, welche den Ali verfolgt und getödtet,“ ſo rief der Mullah vom Predigerſtuhl in der Moſchee von Eriwan, als Bodenſtedt dort ſein Zuhörer war....“

Der Sektenhaß iſt bei den Türken alſo nicht geringer, als bei den Chriſten und auch ſie halten ſich, wenn es darauf ankommt, lieber zu den Chriſten, als zu ihren ſchismatiſchen Glaubensgenoſſen. Beiſpiele davon werden aus frühen Zeiten ſchon angeführt. Freilich iſt bei ihnen der Haß zu Recht beſtehend; ſie brauchen nicht wie die Chriſten, denen derſelbe durch das Evangelium verboten wird, mit vorgeblicher Liebe zu heucheln, ſondern können denſelben mit aller Entſchiedenheit bekennen.

„Der Chriſtenhaß hat ſich allenthalben dort am meiſten vermindert, wohin engliſche und franzöſiſche Truppen gekommen ſind, und ich möchte den von anderer Seite bereits ausgeſprochenen Satz unterſchreiben, daß 50,000 weſteuropäiſche Truppen, in der Türkei zurückgelaſſen, mehr zur Annahme des Hatti-Hümayum würden beigetragen haben, als alle Dekrete von oben herab. Das Wort *Giaur*, mit dem jeder andersgläubige Menſch betitelt wird, hört man in der Regel nur dort noch, wo bisher Fremde nur ſelten geſehen worden ſind. Als bei meiner Dampfſchifffahrt nach Iskimid das Wort Giaur laut ausgeſprochen worden war, ereiferte ſich mein Dolmetſcher, ein katholiſcher Chriſt, darüber ſtark, und führte den uns umgebenden Türken den Befehl des Sultans hiergegen in heftiger Rede vor. Der eifrige Mann erlebte die Genugthuung, daß kein lautes Wort dagegen aufgebracht wurde. Und doch waren nur fünf oder ſechs Chriſten unter mehreren Hunderten von Türken an Bord; ſelbſt an Derwiſchen fehlte es nicht, die ſonſt jede Gelegenheit gerne ergreifen, als laute Wortführer gegen die Ungläubigen aufzutreten. Ob in entfernteren Theilen Aſien's ſtatt deſſen nicht Steinwürfe die Antwort gebildet haben würden, muß ich freilich dahin geſtellt ſein laſſen.“

Uebrigens ſind auch die Europäer nicht ohne Schuld, wenn der Haß der Türken ſich nicht ſo ganz beſchwichtigte. Die zur Schau ge-

* Reiſe in den Orient Europa's und einen Theil Weſt-Aſiens. Von C. W. Wutzer, Kgl. Geh. Obermedicinalrath, ordentl. Prof. 2 Bde., mit einer Steindruck-Tafel (alte Inſchrift). Elberfeld, Bädeker, 1861.

tragene Geringſchätzung, das dreiſte Begaffen und Anlorgnettiren der Frauen, welche der Muſelmann kaum anzublicken wagt, erweckt ihr Selbſtgefühl und ihren Unwillen.

Weiterhin kommt der Herr Verfaſſer auf die Derwiſch-Orden, und auf die Vielweiberei zu ſprechen, welche namentlich von einer Seite beleuchtet wird, auf die man weniger Acht zu haben pflegt. Es exiſtirt in den muhammedaniſchen Ländern eine nichtswürdige Schule von Aerzten und Quackſalbern, welche das Vernichten der Leibesfrucht als Hauptaufgabe betreibt. Denn es gilt als ſelbſtverſtändliche Sache, daß man unmöglich den ganzen Eheſegen, welchen ein ſtärkerer Harem mit ſich bringt, ſich gefallen laſſen könne. Es kommen da im Dunkeln die gräßlichſten und widerwärtigſten Dinge vor — Dinge, die im Orient eine uralte Tradition haben, und mehr als genügend den Verfall der Race erklären. Die Bevölkerung iſt dazu im ſtarken Abnehmen begriffen — eine Thatſache, welche uns auch von anderer Seite beſtättigt wird.

Uebrigens traut unſer Reiſende den Türken, trotz ihrer anſcheinenden Sanftmuth und Zahmheit, trotz der Apathie, in die ſie jetzt verſunken ſind, dennoch das Aergſte zu; falls ein neuer Suleiman oder Bajaſid Jilderim aus dem ſchwächlich gewordenen Herrſcher-Geſchlechte der Osmanen hervorginge, müßte es ihm leicht werden, den alten in frühern Zeiten ſo gräßlich hervorgetretenen Blutdurſt der Türken zu wecken, und ſie zu ähnlichen Metzeleien und Abſchlachtungen zu entflammen.

Er erinnert hierbei ſehr mit Recht an den indiſchen Nena Sahib, welcher in europäiſchen Zirkeln vollkommen den engliſchen Gentleman zu ſpielen wußte und ſpäter durch ſeine tigerhafte Grauſamkeit Alles übertraf, was ſeine roheren Landsleute derart erdenken mochten. Fordert doch der Koran wiederholt zur Vertilgung der Ungläubigen auf!

Die türkiſche Apathie und Schwerbeweglichkeit übertrifft alle Vorſtellung; die Sprache der Hände, welche der Neapolitaner bis zur höchſten Vollkommenheit, bis zur Fratze ausgebildet hat, kannte der Türke wahrſcheinlich nie. „Unbeweglich auf den Ferſen hockend, findet er, falls er wohlhabend genug iſt, ſich ununterbrochen bedienen zu laſſen, eine feine Aufmerkſamkeit ſtark in Anſpruch nehmende Anſtrengung des Lagers darin, ſorgfältig jede Körper-Bewegung zu vermeiden. Das wichtige Geſchäft des Tabakrauchens und des Kaffeetrinkens erhält einen eignen Diener in Athen, der ſo abgerichtet iſt, daß er die Pfeife und die kleine Kaffee-Schale in einer Weiſe darreicht, welche der Hand des Herrn in möglichſter Ruhe zu verharren erlaubt. Ein türkiſches Sprichwort lautet: „Sprich gerade — ſitz krumm.“ Man will damit andeuten, daß man auch im Sitzen vermöge, höher ſtehenden Männern Verbindlichkeiten zu äußern, ohne daß man ſich dabei zur Lüge herabwürdigen ſoll. Ein anderes bemerkenswerthes Wort der Orientalen lautet: „Es giebt eine Alchymie des Betragens, die Alles in Gold zu verwandeln im Stande iſt.“ Mohammed huldigte vielleicht zum Theil einer diätetiſchen Rückſicht, wenn er das fünf Mal am Tage zu verrichtende Gebet anordnete; es fordert wenigſtens eine kurze Bewegung und das dabei vorgeſchriebene Berühren des Bodens mit der Stirn würde ſelbſt einen ſtets beweglichen weſt-europäiſchen Touriſten in Verlegenheit ſetzen. — Die Bewegung der Füße zum Tanze würde für einen Türken in hohem Grade unanſtändig ſein. Ich erinnere mich nicht, jemals einem fußreiſenden Türken begegnet zu ſein, wenn er nicht etwa Thiere vor ſich herzutreiben hatte. Er reitet und benutzt dazu nur das Pferd; Kameel und Eſel überläßt er gern den Frauen. Und doch iſt er großer Körper-Anſtrengungen fähig, wenn ihn die Noth dazu treibt.....

Ueber dieſen letzten Punkt, namentlich über die Ausdauer und Feldtüchtigkeit der türkiſchen Truppen, wie ſich dieſelbe bei Kalafat, Siliſtria, in Kars und ſonſt gezeigt hat, wird dann ausführlicher geſprochen.

„Nach den letzten Nachrichten beſtand 1858 die reguläre Armee aus 178,000 Mann, die Reſerve (Rediſs) aus 125,000 Mann. Hierbei ſind die Hülfstruppen aus den tributpflichtigen Provinzen und aus jenen Gegenden nicht mitgerechnet, welche dem Rekrutirungs-Geſetze noch nicht unterworfen ſind; dieſe ſchlägt man mit den irregulären Truppen zuſammen, auf 100 — 110,000 ſtreitbare Männer an.

„Die Sorgloſigkeit der Türken, ein unvermeidlicher Sprößling ihres Schickſals-Glaubens, offenbart ſich in den Ruinen alles Großen und Schönen, was ihnen durch Eroberung jemals in die Hände fiel. Ein wahrhaft zum Himmel ſchreiender Beweis für den hohen Grad derſelben, den die neueſte Zeit geliefert hat, iſt die Pulver-Exploſion auf Rhodus, welche dort am 6. November 1856 einen großen Theil der Hauptſtadt der Inſel zerſtörte und den Verluſt von 800 bis 1000 Menſchenleben herbeiführte — ein um ſo tiefer eindringendes Unglück, als ſich die geängſtigten Bewohner damals von dem Jammer noch nicht erholt hatten, den drei Wochen früher das Erdbeben über ſie brachte. Und die Veranlaſſung zu dieſem namenloſen Unheil? Es klingt faſt unglaublich, iſt aber doch wahr, daß ſeit der Eroberung von Rhodus durch Suleiman (1647) in dem Glockenthurme der auf der Spitze des Hügels liegenden Johanniskirche 6000 Centner venetianiſchen Pulvers lagerten. Dieſer Thurm iſt der erhabenſte Punkt der ganzen Gegend; er war früher ſchon zweimal vom Blitze getroffen worden, — er hatte durch die Erdbeben tiefe Riſſe bekommen, — vor nicht langer Zeit hatte ein aus Konſtantinopel kommender Kommiſſar es für die Stadt gefahrvoll erklärt, dort ſo viel Pulver aufgeſpeichert liegen zu laſſen. Vergebens; die Lokalbehörden blieben allen Vorſtellungen unzugänglich; — endlich drang denn der Blitz bis in das Gewölbe des Thurmes und veranlaßte die Kataſtrophe, deren Folgen die Behörde hernach möchlichſt glimpflich darzuſtellen ſuchte, indem ſie blos 3000 Centner und 100 Menſchenopfer der Exploſion, eine Kleinigkeit, zugeben wollte, — doch nicht genug. Noch jetzt ſollen drei große und mehrere kleine Pulvermagazine der Stadt 20- bis 25,000 Centner Pulver enthalten. Ein türkiſcher Ingenieur hat dies für gefahrlos erklärt weil — die Mauern der Gewölbe ſtark ſeien. — Eine der Wahrheit näher liegende Erklärung ſcheint jedoch darin zu liegen, daß die Aufſeher dieſer Magazine in wenigen Jahren reiche Leute zu werden pflegen, — indem ſich die bedeutende Quantität des „jährlich verfliegenden Pulvers“ nicht berechnen läßt.

„Der in den unzähligen Brand-Zerſtörungen Konſtantinopels liegende Beweis für jene unheilbare Sorgloſigkeit iſt um ſo ſchlagender, als er ſich unter den Augen des Sultans und der Central-Regierung ſelbſt alljährlich wiederholt erneuert. Unter Selim II. (etwa 1569) brannte das Feuer in Konſtantinopel ſieben Tage lang. Man würde es komiſch finden müſſen, wenn es nicht zugleich gar zu niederdrückend wirkte, daß bis in die jüngſte Zeit die Löſchmannſchaft Konſtantinopels aus Maurern und Zimmerleuten beſtand, in deren dringendem Intereſſe es liegt, daß möglichſt viele Neubauten nöthig werden möchten.“

Der kurze Abſchnitt *Volksmedicin*, vulgo Quackſalberei, iſt recht intereſſant, namentlich durch den Seitenblick, den der in der mediciniſchen Wiſſenſchaft ſo hoch ſtehende Verfaſſer auf unſere weſt-europäiſch-amerikaniſche Quackſalberei wirft.

„Können wir es dem rohen Türken verargen, wenn ihm die ſpitze Mütze eines Derwiſches mehr Vertrauen einflößt, als irgend ein weſteuropäiſches Diplom, von deſſen Bedeutung ihm jede Ahnung abgeht?.... Wie wollten wir es auch wagen, in dergleichen Dingen über die Türken zu Gericht zu ſitzen, wenn gleichzeitig das hochgebildete Europa mit Amerika um den Vorrang in Begünſtigung der Quackſalberei ſtreitet? In keiner früheren Zeitperiode hat ſie es wagen dürfen, die längſten Spalten der öffentlichen Blätter mit ekelhaften Anpreiſungen alltäglich zu füllen, die jedem Menſchenverſtande frech Hohn ſprechen, die aber damit endigen, ihre Verfaſſer in kurzer Zeit zu reichen Geldmännern zu erheben, — nicht etwa durch Beiträge, die aus den urtheilsloſen unterſten Volksſchichten allein hervorſteigen, ſondern die ſelbſt aus maßgebenden Regionen herabfließen.

„Man ſollte kaum glauben, daß die meiſten Bazars und Beſestans irgend einen weiſen Mann beherbergen, der die ſchwarze Kunſt oder den nicht ganz ſo nebelvollen Magnetismus übt, ja, daß deſſen Manipulationen denen der weſt-europäiſchen Magnetiſeurs nicht unähnlich ſind, obgleich er mit dieſen niemals in Verbindung geſtanden hatte. Nur iſt der Orientale von der Würde und der Wirkſamkeit ſeines Berufes mehr durchdrungen, als dieſe es zu ſein pflegen. Hr. Charles White beobachtete einige dieſer Männer. Sie bedienten ſich entweder eines Glaſes Waſſer, des Schulterblatt-Knochens eines Schafes, eines magnetiſirten Meſſers u. dgl.; auch ſpielt der türkiſche Roſenkranz dabei bisweilen eine Rolle, indem ſeine Kugeln zwiſchen den Fingern hindurchgleiten, während ihr Beſitzer ſich, die Augen nach oben wendend, bedeckt. Es werden auch Striche mit der Hand von der Stirn über die Bruſt nach abwärts geführt und zuletzt, wenn der Hülfeſuchende körperlich leidend iſt, ein Abſchnitt des Korans, der von Hexen und böſen Geiſtern handelt, leiſe in's Ohr geſprochen. Meiſtens aber ſind es geſtohlene oder abhanden gekommene Gegenſtände, die verlorene Gunſt des Eheherrn, der gewünſchte Abſchluß eines zarten Bündniſſes u. dgl., welche gläubige Frauen durch den Aſtrologen, Magnetiſeur oder Beſchwörer von Dämonen und Hexen, zu erlangen wünſchen.“

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes kommt der Herr Verfaſſer auf die große Frage der Regenerations-Fähigkeit der Türkei zu ſprechen, welche er eingänglich und durch Herbeiziehung der beſten Autoritäten erörtert. Auch er zweifelt ſehr ſtark daran, daß die abendländiſche Kultur im Stande ſein werde, den Türken neues Leben einzuhauchen. An Bildungsfähigkeit und Faſſungskraft fehlt es denſelben keineswegs, aber dieſe

Digitized by Google

allein macht die Sache noch nicht aus. Im Gegentheil iſt die weſt-europäiſche Bildung ein Zerſetzungsmittel dieſer auf den Muhammedanismus und den orientaliſchen Charakter gegründeten Geſellſchaft; wenn der Türke die abendländiſche Kultur annimmt, muß er mit ſeiner ganzen Vergangenheit, mit ihren glorreichſten Erinnerungen brechen; er muß ein Renegat an ſeinem Volksthume werden.

„Darum betrachten auch die orthodoxen Türken ihre gegenwärtigen Machthaber als Abtrünnige, als verkappte Chriſten. Das Vertrauen zwiſchen Regierung und Regierten iſt dahin; die Bande, welche die weithin ausgedehnten Provinzen des Reiches zuſammenhielten, ſind gelockert. Das Volk grollt, die Regierung ſchwankt durch den häufigen Wechſel in der Beſetzung der oberſten Verwaltungsſtellen hin und her; diplomatiſche Rathgeber benutzen ihren Einfluß zunächſt im Intereſſe der von ihnen vertretenen Staaten, die begreiflich mit denen der Türkei ſelten Hand in Hand gehen können, — öfter noch es gar nicht wollen.“

Weiterhin wird bemerkt, daß die Regeneration der Türkei, wie ſie im Intereſſe namentlich Englands liege, ſich nur von unten herauf, aus dem Volke, durch gute überall eingerichtete Volksſchulen würde erzielen laſſen; aber da fehle es an Lehrern, dazu ſei eine ſehr lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte, erforderlich. — Wir glauben, daß auch dieſes Mittel ſich völlig nutzlos erweiſen würde, ſelbſt wenn man gute Lehrer und Schulen hätte. — Schulen können zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, zur Beſeitigung des Aberglaubens, zur Witzigung und Schärfung des Geiſtes beitragen; Patriotismus dagegen, nationales Zuſammenſtreben, Thatkraft können ſie nicht machen. Gute Schulen ſind zudem die zarteſte Blüthe einer geſunden, kräftigen Kultur überhaupt; auf einen faulen Boden verpflanzt, degeneriren ſie ſchneller, als jede andere menſchliche Einrichtung. Rußland wird alſo der türkiſchen Schulbildung nicht Zeit laſſen.

„Iſt es nicht eine wahre Satyre auf die elaſtiſche Theorie vom Gleichgewichte der europäiſchen Staaten, wenn man von vielen Seiten her Pläne und Entwürfe freundnachbarlich herbeitragen ſah, um Rußland das ihm unentbehrliche Eiſenbahnnetz zu ſchaffen, durch deſſen Hülfe es fortan ſeine Armeen mit größtmöglichſter Eile an das Schwarze Meer und die türkiſche Gränze würde ſenden und ſchnell an jedem beliebigen Punkte derſelben würde concentriren können? Bis zu dieſem Augenblicke ſind weitgedehnte unfruchtbare Steppen und grundloſe Wege die ſicherſten Verbündeten der Türkei; man hat jetzt das rechte Mittel entdeckt, ſie allmählich in einer nicht fernen Friſt zu beſeitigen. Der ruſſiſche General Gerebetzkov hat eine intereſſante Schrift veröffentlicht, die den Titel führt: „Les trois questions du moment.“ Eine dieſer Fragen betrifft die ruſſiſchen Eiſenbahnen. Der General verſichert, daß in zwei bis drei Jahren der Schienenweg von Rußlands Weſtgränze mit der 400 Kilometer langen Eiſenbahn von Niſchnei-Nowgorod in Verbindung gebracht ſein könne, und dann ein Waarenballen von Paris durch Deutſchland nach Rußland in zwanzig Tagen nach Taſchkend, dem Thore von Central-Aſien werde gelangen können. Auf der Wolga wird man von Aſtrachan bis an die Oſtküſte des Kaspiſchen Meeres zwei Tage brauchen. Die ruſſiſche Regierung beabſichtige, einen dreihundert Kilometer langen Schienenweg von dort nach dem Aralſee zu bauen. Dieſer wird mit Schleppbooten befahren, indem man ſich an der Mündung des Syr-Daria zu Bainsk einſchifft. Somit wäre dann der Karawanenweg nach Afghaniſtan, Kandahar, Kaſchmir, Kabul bis Delhi erreicht. — Die Ausführung dieſer ungemein weitſchichtigen Plane wird freilich noch geraume Zeit auf ſich warten laſſen; mit ihr würde aber das engliſche Indien umgangen ſein.“

Wir haben vor einiger Zeit auch von der transkaukaſiſchen Eiſenbahn geſprochen, von der in Rußland nach Unterwerfung des Kaukaſus die Rede iſt, und die den perſiſchen Karawanenhandel nach Rußland ableiten ſoll. Die Auffaſſung dieſer Frage von Seiten unſeres Verfaſſers iſt ganz dieſelbe, wie die, zu welcher wir damals durch unſere Vorlagen hingeleitet wurden; nämlich daß ein franzöſiſch-ruſſiſches Zuſammengehen durch die Verhältniſſe im Orient bedingt werde, und daß ſich deſſen Spitze durchaus gegen England richte.

Auch wenn der Sultan zum Chiſtenthume übertreten, und ſeine osmaniſchen Unterthanen ihm folgen wollten, ſo würde das, wie der mit dem Oriente ſo vollkommen vertraute Herr von Prokeſch meint, die Türkei auch nicht zu retten im Stande ſein. Uebrigens iſt dabei zu bemerken, daß die Türken von dem Chriſtenthume ihrer weſt-europäiſchen Freunde ebenſo geringſchätzig denken, als dieſe von ihrem Muhammedanismus. „Nachdenkende Türken haben, indem ſie die Gebräuche der Chriſten in Konſtantinopel beobachteten, ſogar behauptet, das Chriſtenthum habe ſich bereits zu ihnen in den Koran geflüchtet.

„Bei andern Türken hat ſich folgende eigenthümliche Anſicht von dem Charakter der verſchiedenen chriſtlichen Gaubens-Genoſſen eine Art von Anerkennung geſchaffen:

„Wenn Chriſtus, der größte Prophet nach Mohammed, heutigen Tages im Gefängniß ſäße, ſo würden die um ſeine Rettung beſorgten Religions-Parteien, eine jede nach ihrer eigenthümlichen Form, in folgender Weiſe Hülfe angeboten haben.

1) Die chriſtlichen Europäer (mit Ausnahme der Ruſſen und Griechen) treten vor ihn hin und bieten ihm an, ihn mit allen Gründen der Wiſſenſchaft und der Weisheit vor ſeinen Richtern zu vertheidigen, wenn dies aber nicht genügen ſollte, ſelbſt zur Magie die Zuflucht zu nehmen.

2) Die Ruſſen bieten ihm Kanonen und Säbel zur Vertheidigung an.*

3) Die Griechen laſſen den Hülfsmitteln der beiden vorigen Parteien alle Gerechtigkeit wiederfahren, theilen ihm aber mit, daß ſie die Kenntniß eines Feuers beſitzen, welches in den Palaſt der vornehmen Juden getragen, dort ſicherlich eine mächtigere Wirkung hervorbringen würde, als alle jene.

4) Die Armenier endlich ſtellen ihm vor, daß ſie im Beſitze goldgefüllter Truhen, zunächſt die Diener und Zofen beſtechen, durch dieſe den Weg zu den höchſten Herrſchaften bahnen, in die Gunſt dieſer einniſten und ſcheinbar ohne alle äußere Macht dieſe zu ſeiner Rettung hinlenken würden.

„*Und Chriſtus der Herr verwirft ſie alle, indem er nur ſeinem himmliſchen Vater die Rettung anheimſtellt.*“

Dieſer Charakteriſtik der Türken folgt die der Griechen des türkiſchen Reiches, namentlich derer zu Konſtantinopel. Sie fällt nicht eben ſchmeichelhaft für dieſelben aus. Zuvörderſt ſieht er das traurige Schickſal, welches die Griechen durch den Fall ihres Reiches betroffen, als die rächende Nemeſis für die Sünden ſowohl der Fürſten als der Völker an; ſchon Herodot habe ihnen gewiſſermaßen dieſes Ende geweiſſagt.

Man ſchätzt die Zahl der in Europa unter türkiſcher Herrſchaft lebenden Griechen auf etwas mehr als eine Million.

„Mit den körperlichen Eigenſchaften beginnend, bemerke ich zuvörderſt, daß die mir in Europa und Aſien vorgekommenen griechiſchen Männer der Mehrzahl nach eine Körperlänge von 5′ 4″—6″ nicht überſchritten. Ausnahmen von 5′ 8″ oder 9″ ſah ich ſelten. Die Verhältniſſe der einzelnen Theile des Körpers ſind jedoch vollkommen günſtig, Hände und Füße meiſtens klein, die Bewegungen der Glieder gemeinhin lebhaft, oft zierlich, ſo, daß ſich ſchon hieraus Geſchmack und Feinheit entnehmen läßt. Von den andern Völkerſtämmen unterſcheidet man ſie dadurch leicht, am ſicherſten von dem gravitätiſchen Türken. — Große ſchwarze Augen mit geiſtvollem, oft ſtechendem Blick, hochgewölbte Augenbrauen, vortheilhafter Geſichtswinkel, mäßig hervorragendes Kinn, kleiner Mund, reiches ſchwarzes Haar, ſchmücken beſonders die Frauen. Die Naſe iſt etwas ſtärker, als zur klaſſiſchen Zeit; auch entbehrt ſie des damaligen geraden Rückens und des unmittelbaren Ueberganges der geraden Linie von der Stirn aus; die gewöhnliche Einbiegung der Naſenwurzel nach innen fehlt nie. Schlanke, hohe Figuren bemerkte ich aber auch unter den Frauen nur ausnahmsweiſe.

„Mit den Idealen des Apollo von Belvedere, der medicäiſchen Venus, der Niobe u. ſ. w. in friſchem Gedächtniß, die ich in verſchiedenen Lebensaltern zuerſt in Paris, dann zu Rom und zu Florenz zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, iſt es mir nicht gelungen, die Erinnerung an dieſe Ideale im Oriente lebendig aufzufriſchen, wie es den Herren Pouqueville, von Grimm u. A. möglich war.“.....

Der philhelleniſche Enthuſiasmus ſcheint etwas zu viel gethan zu haben. Damit man aber nicht glaube, daß der Verfaſſer mit zu großer Nüchternheit beobachtet und für antike Schönheit kein Auge beſitzt, führt derſelbe die italiäniſchen Städte und ehemaligen griechiſchen Kolonien Amalfi und Syrakus an, wo er an Knaben und Mädchen den vollkommen altgriechiſchen Geſichtsſchnitt beobachtet habe: einen Geſichtswinkel von 85—90°, eine grade ſteile Naſe, die an ihrer Wurzel kaum eine ſchwache Einbiegung bemerken ließ u. ſ. w.

Der geiſtige Charakter der Griechen läßt viel zu wünſchen übrig; er bildet ein Gemiſch von glänzenden Eigenſchaften und dunklen Schwächen, von Geſchmack und Feinheit mit Hinterliſt und Schlauheit. Dazu kommt ein ungemeſſener Stolz auf ihre große Vergangenheit und eine überaus hohe Meinung von ſich ſelbſt, in welcher ſie es für ein Leichtes halten, den alten Glanz wieder zu erlangen. Griechen in hohen Stellen zeigen ſich

* Nach einer anderen Verſion ſollen die Ruſſen ſich erboten haben, ihn zu *kehlen*. D. R.

Digitized by Google

befehlshaberiſch und hochfahrend, ſo daß ſie hierin faſt die Türken übertreffen.

„Die heutigen Griechen wandeln auf den Pfaden der letzten oſtrömiſchen Kaiſer fort; ſie klammern ſich an fremde Hülfe an, obgleich ihre eigne Geſchichte ſie auf jedem Blatte belehrt, daß die wahre Hülfe nur von Innen heraus beſchafft werden kann.“

Indeß welches Volk hätte etwas aus der Geſchichte gelernt? — und wie die Lage der Griechen heutzutage beſchaffen iſt, dürften ſie ohne fremde Hülfe ſehr wenig auszurichten im Stande ſein.

Weit günſtiger als über die Griechen, lautet das Urtheil über die Armenier, von welchem wir den Schluß mittheilen:

„Nach Allem, was ich aus eignen und fremden Beobachtungen über die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften der Armenier zu ſammeln im Stande war, muß ich ſie für einen von der Natur ganz beſonders begünſtigten Menſchenſtamm erklären, der es vollkommen verdient, dereinſt wieder eine ſelbſtändige, nationale Stellung einzunehmen. Würde mir etwa bei dem Untergange des türkiſchen Reiches in Aſien die Frage vorgelegt, welche Nation dort fortan zu herrſchen berufen ſei, ſo würde ich ohne Bedenken die Armenier nennen.

Griechenland.

Der griechiſche Kirchengeſang.

Ueber den näſelnden, einförmigen, unharmoniſchen und unmelodiſchen Geſang der Neugriechen haben Reiſende im Lande, und alle Fremden, die ihn zu hören und kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, lauten Tadel ausgeſprochen, und die Griechen ſelbſt haben die Richtigkeit der diesfallſigen Klagen und tadelnden Bemerkungen erkannt und zugegeben. Namentlich gilt dies Alles von dem Kirchengeſange; und es ſind daher auch bereits ſeit einiger Zeit einzelne ſachverſtändige Griechen in Athen und anderswo bemüht geweſen, ſolche offenbare Uebelſtände durch Aenderungen und Verbeſſerungen auf geeignete Weiſe zu beſeitigen. Unter ihnen wird beſonders ein Grieche J. Chaviaras genannt, der ſich früher durch philologiſche Arbeiten bekannt gemacht und vor einigen Jahren angefangen hat, mit der Muſik ſich zu beſchäftigen. Er erkannte bei ſeinen muſikaliſchen Studien, wobei er zunächſt von der Kenntnißnahme der altgriechiſchen Muſik aus den vorhandenen Quellen ausging, zugleich aber auch der Unterſtützung deutſcher Muſikkenner ſich bediente, die dringende Nothwendigkeit, für Bildung eines vierſtimmigen Sänger-Chors zu ſorgen.

Nach dem, was wir darüber in griechiſchen Zeitſchriften leſen, ſind ſchon in einzelnen griechiſchen Kirchen Verſuche in dieſer Beziehung gemacht worden, und ſie haben ebenſo günſtige Aufnahme gefunden, als durch die Eindrücke, welche ſie hervorgebracht haben, ſich bewährt. Zugleich haben dieſe Verſuche den Beweis geliefert, theils daß für eine Reform der griechiſchen Kirchenmuſik die in Europa übliche Notenſchrift durchgängig zur Anwendung gebracht werden kann, theils daß unter Beibehaltung ihres Charakters und ihrer Melodieen, wie dies mittelſt jener Notenſchrift geſchehen kann, die griechiſche Kirchenmuſik auch den edlen und würdevollen Reiz kunſtgerechter Harmonie ſich anzueignen im Stande iſt. Ein ſolcher Verſuch fand unter Anderm im Oktober 1861 in Mancheſter ſtatt, als die dort neuerbaute, namentlich auch mit Gemälden des in München lebenden griechiſchen Malers Beyſakis, geſchmückte griechiſche Kirche durch Gottesdienſt feierlich eingeweiht ward. Der obgenannte Grieche Chaviaras hatte zu dieſem Zwecke die Kirchengeſänge in der bemerkten Weiſe komponirt und zur Ausführung gebracht, und der günſtige Erfolg hat durch den glücklichen Eindruck der letzteren den Verſuch ſelbſt vollkommen gerechtfertigt. In der ruſſiſchen Kirche in Athen hörte der nordamerik. Reiſende, Bayard Taylor 1858, einen ſchönen Geſang des, meiſt aus Knaben beſtehenden Chors. „Die Ruſſen,“ ſagt er, „beweiſen ihren Geſchmack, indem ſie Harmonie in ihre Kirchengeſänge gebracht und ſie von Grund aus umgebildet haben, ohne ihnen ihr ſeltſam feierliches, von Altersher ſtammendes Weſen zu rauben. Man hat die Elemente der Muſik beibehalten und ſie nur auf nothwendige Geſetze zurückgeführt und wirkſam gemacht, wogegen der Geſang in den griechiſchen Kirchen der Art iſt, daß er weder Menſchen noch Engeln ein Wohlgefallen iſt.“

Deutſchland und das Ausland.

J. D. Sturz und die deutſche Auswanderung.

Friedrich Gerſtäcker ſagt am Schluſſe eines in der „Auſtria“ (dem officiöſen Organ des öſterreichiſchen Handelsminiſteriums) enthaltenen Artikels über Braſilien und die großen Nachtheile der deutſchen Auswanderung nach dieſem Lande: „Ich bin nun einmal der Meinung und Ueberzeugung, daß mit der geringſten Anſtrengung der ganze ſüdliche Theil Amerika's (hauptſächlich die La Plata-Staaten und Uruguay, welches Letztere jedoch keinesfalls mit der unterwühlten „Argentiniſchen Republik“ indentificirt werden darf) den Deutſchen gehören würde; aber das iſt eine zu weitläufige Sache, um ſie auf Papier auseinander zu ſetzen. Es iſt eine Sache der Zeit, wenn ſie einfach und geſchickt eingeleitet wird.“

In Nr. 8 unſerer Zeitſchrift befindet ſich ein Artikel über die von dem früheren braſilianiſchen Generalkonſul, Herrn Sturz, herausgegebene Schrift: „Kann und ſoll ein Neu-Deutſchland geſchaffen werden und auf welche Weiſe?“ worin, mit Rückſicht auf die jetzt in den Vereinigten Staaten herrſchenden Wirren, in Folge deren jede Auswanderung dahin für die nächſte Zeit als ein gefährliches Unternehmen erſcheint, der Staat Uruguay als künftiges deutſches Auswanderungs-Gebiet empfohlen wird.

Die Idee des Herrn Sturz hat vielfachen Anklang gefunden, wie wir aus den Anzeigen der Schrift in mehreren geachteten deutſchen Journalen erſehen haben. Zwar ſcheint der Plan, den Herr Sturz entwickelt hat, große Landesſtrecken am La Plata durch eine deutſche Aktien-Geſellſchaft zu erwerben und dieſe an Auswanderer zu parcelliren, nicht leicht auszuführen; wohl aber möchte die Erfahrung des wackeren Mannes, der ſein ganzes Leben dem Wohl der Deutſchen jenſeits des Weltmeeres gewidmet hat, zu benutzen ſein, um auswandernde Landsleute, die ſich in jedem Frühjahre zahlreich melden, davor zu bewahren, daß ſie braſilianiſchen Werbern in die Hände fallen und als Halbſklaven nach Braſilien wandern.

Wir erinnern daher an die ebenfalls von Herrn Sturz vorgeſchlagene Errichtung eines Allgemeinen Auskunftsbureau für Auswanderungs-Angelegenheiten in Berlin. Dadurch würden nicht allein viele Unkundige vor Mißgriffen bewahrt werden können, ſondern es wäre dadurch auch der deutſchen Auswanderung ein gemeinſamer Mittelpunkt gegeben, ſo daß ſie zu nationalen Zwecken und zum Vortheile des Mutterlandes geleitet und benutzt werden könnte.

Ein ſolches „Auskunftsbureau,“ zu deſſen Errichtung ein Verein von deutſchen Patrioten, die es mit ihren armen Landsleuten in Nord-Amerika, in Braſilien und anderwärts wohlmeinen, zuſammentreten ſollte, und deſſen Leitung keinen beſſeren Händen als denen des Herrn Sturz anvertraut werden könnte, müßte die von ihm in allen Gegenden der Welt geſammelten Nachrichten über deutſche Niederlaſſungen allmonatlich in einem lithographirten oder gedruckten Berichte publiziren, deſſen Koſten, mit Einſchluß der Bureaukoſten, durch jenen Verein von Beſchützern der deutſchen Auswanderung zu decken ſein würden. Jedes Mitglied des Vereins, zu dem ſich hoffentlich eine recht zahlreiche Betheiligung findet, würde vielleicht nicht mehr als zwei Thaler jährlich zu zahlen haben, um dafür erſtlich jenen Monatsbericht zu erhalten und zweitens beſondere Auskünfte und Vermittelungen für Auswanderer zu erlangen.

Hierdurch würde zugleich dem Manne, der anerkanntermaßen im Intereſſe deutſcher Auswanderer die größten perſönlichen Opfer gebracht und der jetzt in Folge deſſen die härteſten Entbehrungen erduldet, eine gerechte Entſchädigung zu Theil werden. Wir richten dieſe Bitte nicht blos an unſere Leſer, ſondern auch hauptſächlich an die Redactionen anderer deutſchen Blätter, die dem ehrenwerthen Manne auch ihrerſeits ein Zeichen der Theilnahme geben mögen. J. L.

Mannigfaltiges.

— Leopold Schefer's Abſchied. Der liebenswürdige Dichter des „Laienbrevier“ iſt am 13. Febr. 1862, ſanft und ruhig, wie er gelebt, im 79. Jahre ſeines Alters, entſchlummert. Mit inniger Rührung lieſt man jetzt die nachſtehenden Abſchiedsworte, die in ſeinen „Hausreden“ abgedruckt ſind.

Digitized by Google

Und nun entlaß ich Euch aus meinem Dienſt,
Ihr guten Geiſter Alle dieſes All's!
Ihr habt mir immer Alle wohlgedient,
Wie einem Kinde ſeine Mutter dient.
— — — — — — — — —
Noch voll Empfindung bin ich Eures Webens,
Und, was ich Alles war und Alles hatte.
Es ward mir ſanfte Thräne in den Augen.
Die Sonne iſt mir immer pünktlich
An jedem Morgen auf, an jedem Abend
Hinabgegangen, und der Mond gekommen,
Der Schlaf zum rechten müden Augenblick.
Am rechten Abend ſtand die Jungfrau mir
Zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig
Lag ihr ein Kind im Schoß Zur rechten Zeit
War ihm die Erdbeer, war die Kirſche reif.
So wurden uns die Monde reif zuſammen,
Die Jahre wurden nach einander reif.
Zur rechten Stunde ward das erſte Haar mir weiß;
Zum rechten Augenblicke ſtarb —
Nach Eurer himmliſch-treu gewiſſenhaften
Und wundervollen höchſten Kunſt — mein Weib.
Das ſchwere Lob verſetzt mir faſt den Athem,
Für Alles ſeid bedankt mit tauſend Thränen.
Zur rechten Stunde werdet Ihr mir nahen,
Und mich verwandeln, wie den Todten ziemt,
Auf daß Ihr Ehre habt bei Euern Menſchen.
Ich hab' Euch wohl geliebt. Nun lebt Ihr mir wohl
Ich nehme ſelbſt mir meine Schatten mit,
Und ſo entlaß ich Euch aus meinem Dienſt.

— Varnhagen's Tagebücher. Die beiden neuerdings erſchienenen Bände (III. und IV.) reichen vom 1. Januar 1845 bis zum 30. April 1848. Wir haben alſo, da Varnhagen ſeine Tagebücher bis zum Jahre 1858 geführt und die ereignißreicheren Tage der Jahre 1848 bis 1850 allein vielleicht zwei ſtarke Bände füllen, wohl noch ebenſo vielen Stoff zu erwarten, als bisher gedruckt vor uns liegt. Aus dem vierten Bande erſehen wir, daß Varnhagen bereits in dem, im Jahre 1846 erſchienenen Bande ſeiner „Denkwürdigkeiten" den Vorſchlag gemacht hatte, neben dem deutſchen Bundestage der Fürſten ein Ober- und ein Unterhaus des deutſchen Volkes zu errichten.

— Das Buch der Wilden. Dieſe vielbeſprochene Myſtification hat abermals eine deutſche Schrift, und zwar eine witzig ſein ſollende, in's Leben gerufen, die unter folgendem Titel erſchienen: „Wahre Erklärung des Buches der Wilden; ein Schreiben an den Abbé Domenech, von Vitzlipuzli; aus dem Aztekiſchen von J. P. Meißner."* „Wenig Witz und viel Behagen," könnte das Motto dieſer Schrift ſein, worin in vierzehn Kapiteln die Geſchichte einer utopiſchen Expedition zur Bekehrung der Azteken erzählt wird, und zwar mit Illuſtrationen ähnlicher Art, wie ſie ſich in des Herrn Domenech „Buch der Wilden" befinden. Allerdings hat die „pictographiſche" Entdeckung des gelehrten franzöſiſchen Abbé, der nicht einmal deutſche Currentſchrift zu leſen vermag, eine Geißelung verdient, doch dieſe mußte pikanter und geiſtreicher Natur ſein. Leider hat man jedoch in beiden Schriften, die gegen das franzöſiſche Buch des Herrn Domenech erſchienen, ſowohl Urbanität, als guten Geſchmack vermißt.

— Der Kukuk und ſein Name in verſchiedenen Sprachen. Wenn der Geſang der Lerche bei Lebensfrohen und das Lied der Nachtigall bei Verliebten vorzugsweiſe Anklang findet, ſo iſt der Wehmuth weckende oder nährende Ruf des Kukuks beſonders dem Einſamen theuer, deſſen Gedanken in der Ferne oder in entſchwundenen Zeiten weilen. Der Kukuk iſt, wo er nur irgend hinkommt, der volksthümlichſte Vogel und das feierlich monotone ſeines Rufes hat ihn faſt überall zum Range eines in die Zukunft blickenden Weſens befördert. Selbſt den ziemlich gemüthloſen Chineſen vermag er zu rühren, denn in der chineſiſchen Naturgeſchichte Pen tſao kang mu heißt es ausdrücklich, wer den Kukuk höre, den ergreife eine Sehnſucht nach ſeiner Heimat (vorausgeſetzt, daß er in der Fremde verweilt); und in Heldenſagen der Eſthen wird er öfter wie eine Muſe aufgefordert, die Thaten und Leiden der Urväter zu erzählen.

Der deutlich artikulirte, ohne jegliche Variation in kurzen Pauſen ſich wiederholende Ruf des gewöhnlich unſichtbaren Vogels mußte die verſchiedenſten Völker dazu beſtimmen, ihn nach dieſem Rufe zu benennen, und man ſollte denken, das von uns vernommene reine Kuku oder Kukkuh müßte auch überall in ſeinem Namen wiedertönen. Dies findet aber in der „grünen Praxis" keineswegs Beſtätigung. Allerdings iſt der Konſonant k (oder rundes g) vor und meiſt auch hinter dem erſten Vokal dominirend (k-k, k-g, g-k, g-g), aber die Vokale ſind ſehr mannigfach, auch bald ſtärker und bald ſchwächer. Zwei u begegnen uns in den meiſten Idiomen des indiſch-europäiſchen Stammes, wenn gleich nicht in jedem derſelben ausſchließlich; ferner hat ſie das kuku der Tſchuwaſchen, der Tſcheremiſſen und der Chineſen, das kukuak der Tatar-Türken und das kugjuk der Tibeter. Statt der beiden u erſcheinen zwei ü in dem kükü der weſtlichen Türken und kügük oder kügükä der Mongolen, zwei o in dem ho ho der Japaneſen. Einem o in der erſten Silbe, wie überhaupt jedem Vokale, der nicht u oder ü iſt, folgt übrigens in der nächſten gewöhnlich ein davon verſchiedener:** ſo finden wir in den ſlav. Sprachen kokuschka neben kukuschka und kukulka, im Sanskrit kokila, altgriechiſch kokkyx, chineſiſch ko-ku (neben ku-ku), oſtjakiſch kogi und kova.** In dem magyariſchen kakuk iſt das a (wie kurzes a der Magyaren überhaupt) ein halbes o. Die im Kukuksrufe ſchwärmenden Finnen und Eſthen nennen dieſen zwar kukku, den Vogel ſelbſt aber käki, käkku, käggü,*** die Lappen giäka oder giäk, die Mandſchus käkuchä, die ſamojediſchen Stämme schäkolja, schägalj, seagüja, sagoja, sagoi, sageä, sagöa.† Auf eine Silbe reduzirt, erſcheint der Name z. B. im deutſchen Gauch, ſchwediſchen gök, lappiſchen giäk (neben giäka), karagaſſiſchen kek oder hek, koibaliſchen köhk. Wo er dreiſilbig, läßt ſich meiſt ein Diminutiv, wie Kukukchen, Kukuklein, nachweiſen. Außer den oben angeführten chineſiſchen Namen giebt es noch ein tu-kjuan. Sehr abweichend iſt das hüti, hütji oder hütjej der Jurak-Samojeden.

— Zeitungen in Oeſterreich. Nach dem von der öſterreichiſchen Poſtdirection veröffentlichten Verzeichniſſe erſcheinen in Oeſterreich jetzt 407 Zeitungen und zwar 127 politiſche und 280 nichtpolitiſche; davon ſind 232 in deutſcher Sprache, und zwar politiſche 73 und nichtpolitiſche 159. Im Zeitraume eines Jahres hat die Zahl der Zeitungen ſich um circa 50, meiſt nichtpolitiſche, vermehrt.

---

* Leipzig, F. L. Herbig, 1862.

* Was jedoch auch der Fall ſein kann, wenn der erſte u iſt, z. B. polniſch kukawka, mongoliſch kügügü neben kügükä.

** Auch kagi und kavi!

*** Kukko und kuk heißt bei ihnen der Haushahn!

† In allen dieſen Formen iſt s oder sch an die Stelle des erſten k getreten.

J. L.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Motto:

Ein wahrer Spruch iſt mehr als Goldes werth,
Denn von der Weisheit hängt das Leben ab —
Und eine Wahrheit früh gekannt zu haben,
Gäb' manch Verlorner gern ſein Blut darum
Der jetzt, wie Irrthum ihn bethörte, büßt.

Zwölfte Auflage.

Taſchen-Ausgabe Elegant gebunden mit Goldſchnitt. Preis 2 Thaler.

Cartonnirt 1 Thaler 20 Ngr.

Hausreden

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

Miniat-Ausgabe Elegant gebunden mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr.

Elegant broſchirt 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedient Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 11. Mittwoch, den 12. März 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Mexiko. Seite
Mexiko und die Tripel-Expedition 121
Nord-Amerika.
Ein Amerikaner in Berlin über den amerikaniſchen Krieg 123
Frankreich.
Die Etymologie der franzöſiſchen Sprache 126
Italien.
Italiäniſche Wanderbücher 127
Afrika.
Du Chaillu der Gorilla-Jäger 128
Deutſchland und das Ausland.
Eine neue Ausgabe des Neuen Teſtamentes 130
Die Revivals in England und Deutſchland . . . . . „
Mannigfaltiges.
Die Nachdrucksfrage am deutſchen Bunde 131
Goethe's Iphigenie in griechiſcher Ueberſetzung . . . . . „
Das Lechenthum in Paris 132
Italiäniſche Chronik des Jahres 1859 . . . . . „
Braſilianiſche Polemik . . . . . „
Engliſch-griechiſche Zeitſchrift in London . . . . . „
Finniſche Sprachen . . . . . „

Mexiko.

Mexiko und die Tripel-Expedition.

Zu der Tragödie, die ſeit einem Jahre auf der transatlantiſchen Bühne ſpielt, fehlte noch das mexikaniſche Intermezzo, von dem kein politiſcher Seher vorausſagen mag, ob und wie tief es in das Hauptdrama eingreifen werde. Jedenfalls nimmt es auch diſſeit des Oceans mehr als ein bloßes Zuſchauer-Intereſſe in Anſpruch, und rechtfertigt das Verlangen nach einem klareren Ueberblick der dortigen Zuſtände, als die flüchtigen und aphoriſtiſchen Berichte der Tagespreſſe gewähren können. Ein ſachkundiger Publiziſt, Charles de Mazade, geht auf dieſes Thema in der R. d. d. M. tiefer ein, und ihm entnehmen wir folgende Darſtellung.

Die ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken leiden ſeit ihrer Geburt vor einem Halbjahrhundert an fortwährenden Revolutionen. Ihre Jahre zählen nach Umwälzungen, ihre Fortſchritte nach geſteigerter Anarchie. Nach vierzehnjährigem Kampfe — von 1810 — 1824 — der mit dem Rückzuge Spanien's ſchloß, gelangten ſie zu voller Unabhängigkeit, die in der Folge von allen Mächten anerkannt wurde. Im Beſitz des fruchtbarſten Bodens auf Erden, der in ſeinem jungfräulichen Schoße noch nie berührte Schätze barg, verſtanden ſie es weder, ſich eine politiſche Exiſtenz zu gründen, noch den Handel und die Induſtrie der natürlichen Schwungkraft zu überlaſſen, noch den herbeiſtrömenden Einwanderern Sicherheit der Arbeit zu gewähren. Mit Ausnahme Chili's, das zum Theil dieſen Stürmen entging, iſt in den anderen ſogenannten Republiken kaum eine Spur einer organiſirten Geſellſchaft. Es ſind ungeheuer ausgedehnte Rahmen, innerhalb welcher ſich eine verhältnißmäßig winzige, bunt zuſammengewürfelte, empörungsſüchtige Bevölkerung tummelt. Schatten von Parteien zerren ſich um einen Schatten von Macht, die ſie einander aus den Händen reißen, um der Reihe nach despotiſch-launenhaft damit zu ſpielen.

Der Verkehr mit Europa, anſtatt ihnen einen Zügel anzulegen und ihren Wachsthum durch die Einſaugung der geiſtigen Säfte der Civiliſation zu fördern, wurde ihnen zu Gift; denn, indem er die Mächte der alten Welt nöthigte, zum Schutze ihrer Intereſſen unabläſſig einzuſchreiten, entwickelte ſich in der Bevölkerung ein Fremdenhaß, der ſich mehr als Einmal in den gewaltſamſten, oft auch in den wunderlichſten Ausbrüchen Luft machte. Dieſe unglückſeligen Staaten verſtehen unter Freiheit die Befugniß, über das Eigenthum der Fremden, die nur zu oft die Koſten der Bürgerkriege bezahlen müſſen, ungeſcheut herzufallen, indem ſie noch obendrein auf die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit ihrer Anarchie pochen. Daher die lange Reihe von Konflikten, die ſeit zwanzig Jahren die Beziehungen Frankreichs zu Südamerika füllen, periodiſch unterbrochen durch die Erſcheinung eines Geſchwaders, das einen kurzen Frieden, oder eine noch kürzere Waffenraſt brachte.

Die Streitigkeiten Frankreichs mit der Argentiſchen Republik unter der Herrſchaft des Generals Roſas währten zehn Jahre und endigten mit einer Revolution, die hier der Organiſirung neue Schwierigkeiten hervorrief. Mit dem Aequator iſt die franzöſiſche Regierung gegenwärtig zwar in Frieden; in einem der letzten Jahre aber ſah ſie ſich genöthigt, ein Geſchwader vor Guayaquil zu ſchicken. Die Reclamationen in Neu-Granada hören nicht auf und eine jüngſte Revolution ſteigerte noch die Beſchwerden. In Venezuela unterzeichnen die einander raſch ablöſenden Regierungen Verträge, ohne jemals an deren Erfüllung zu denken; und erſt vor kurzem wurde der franzöſiſche General-Konſul ſchimpflich ausgewieſen. In Peru macht der Diktator, hinterliſtig und haßerfüllt gegen die Europäer, tauſend Schwierigkeiten. In Montevideo dringen Frankreich und England ſeit Jahren vergebens auf die Befriedigung ihrer nur zu gerechten Forderungen und ein Bruch iſt unvermeidlich.

Dieſer Situation und dieſen, durch gewiſſenloſe Regierungen hervorgerufenen, periodiſch nothwendigen Einſchreitungen gegenüber — welche einzig mögliche, beſonnene Politik giebt es nun für Europa, das ohnehin mit Problemen, von denen ſeine Ordnung, ſeine Sicherheit, ſeine Freiheit abhängen, vollauf zu thun hat? Das eben iſt die Frage, die ſich uns bei dieſem gemeinſchaftlichen Kriegszuge der drei Mächte aufdrängt. Das Programm deſſelben, unterm 31. October v. J. in einem, zwiſchen Frankreich, England und Spanien unterzeichneten, Traktat entworfen, iſt aus dem Stadium des Planes in das der Thatſächlichkeit getreten, ſeitdem die Spanier, ihren Alliirten zuvorkommend, in S. Juan d' Ulloa und in Vera-Cruz eingerückt ſind, und ſcheint umfaſſendere Dimenſionen annehmen zu wollen, da Frankreich den Entſchluß gefaßt, ſein Operationscorps zu verſtärken. Aus einem höheren Geſichtspunkte und nur die Lage des Feſtlandes im Auge, dürfte die gegenwärtige Stunde nicht gerade die günſtigſte für entfernte Expeditionen ſein. Alle Anſtrengungen, den Weltfrieden zu ſichern, können der entſcheidenden Kriſis um alle Prinzipien der modernen Geſellſchaft nicht aus dem Wege gehen; es liegt heutzutage in Europa eine zu furchtbare Maſſe Gährungsſtoff angehäuft, als daß irgendwelche Macht von Bedeutung ihre Kräfte und Hilfsquellen ſo leichthin verzetteln dürfte. Eine dunkle Ahnung dieſer Situation iſt auch auf die Anſchauungsweiſe dieſes ziemlich kalt aufgenommenen und eben ſo kalt angetretenen Zuges nicht ohne Einfluß geblieben. Nur Spanien, unter der Leitung ſeines gegenwärtigen Miniſteriums, ſcheint die Gelegenheit, Lorbeeren zu pflücken, mit Begeiſterung ergriffen zu haben. „Wir" ſagt Mazade, „ſuchen keinen Ruhm in Mexiko; aus dieſem Boden erwachſen uns eher Noth und Verdruß, als Siegespalmen. Unſer Ziel iſt praktiſcher, wichtiger: wir verlangen die Erledigung einer Menge Beſchwerden, wir wollen es verſuchen, ſichere, billigere, von der Laune anarchiſcher Gewalten nicht geſtörte Beziehungen zu gründen. Es iſt mit Einem Worte ein noth-

Digitized by Google

gedrungener Zug, der natürlich ſeine Schranke in dem hat, was die Pflicht gegen unſere Politik, gegen die Unverletzlichkeit unſerer Rechte und Intereſſen fordern.“

Wohl wüthet der Bürgerkrieg ſchon ſeit vierzig Jahren in Mexiko; allein ſeit einiger Zeit hat er eine ſo furchtbare Intenſität erlangt, daß er die Republik vollends zu zerſetzen drohet. Er datirt hauptſächlich von dem Sturz Santa-Anna's. Dieſer ſeltſame Diktator hatte eines Tages den Einfall, ſich zum lebenslänglichen Präſidenten mit dem Titel „Durchlaucht“ ernennen zu laſſen. Das hinderte aber nicht ſeinen Sturz durch einen von dem alten Indianer-General Alvarez geleiteten Aufſtand. In ſeinem Lager, umgeben von den Banden ſeiner zerlumpten Pintos-Indianer aus dem Süden, die in dem mildeſten Klima von der Welt vor Kälte klapperten, empfing der greiſe Kazike in gemeinſter Bauerntracht mit ernſter Grandeza das diplomatiſche Corps, das, ſchon an ſo manches Schauſpiel in Mexiko gewöhnt, doch noch keinem ſolchen Empfang beigewohnt hatte. Dieſer Aufſtand war der Triumph der Radikalen, oder Demokraten, oder Föderalen; man hat die beliebige Auswahl unter den Attributen. Der alte Alvarez — in Mexiko gaben ſie ihm den Namen: der ſüdliche Panther — hatte die Politik, von der er wenig verſtand, bald ſatt; nachdem er nun Mexiko weidlich gebrandſchatzt hatte, kehrte er mit ſeinen Indianern in ſeinen Staat Guerrero zurück, wo er als Lehnsherr herrſchte und überließ das Weitere ſeinen Siegesgenoſſen. Die Revolution ſuchte ſich nun zu organiſiren: einer der Offiziere des Alvarez, Ignacio Comonfort wurde Präſident, Benito Juarez Vice-Präſident, und als politiſches Glaubensbekenntniß nahm man die demokratiſche Verfaſſung von 1857 an. Wohl hatte der Aufſtand geſiegt, aber die aus ihm hervorgegangene Regierung war lebensunfähig. In kurzem hatte ſie die Armee, die Geiſtlichkeit, die Grundbeſitzer und die ganze gebildete Volksklaſſe gegen ſich. Die Reihe unter den wildeſten Ausbrüchen der Empörung von der Bühne zu verſchwinden war nun an ihr. Mit genauer Noth entkam Comonfort. Dieſer klägliche Präſident gab ſeltſamer Weiſe den erſten Stoß zu der Bewegung, als deren Opfer er fiel: er hatte ſich in einem pronunciamiento zum Diktator proklamirt. Natürlich ging dieſe Dictatur in dem tollen Aufruhr unter und an ihrer Stelle erhob ſich eine konſervativere Gewalt, die den von General Zuloaga im Namen der Armee abgefaßten plan annahm. — Bei allen mexikaniſchen Revolutionen ſpielt irgend ein plan: ein plan von Ayutla, von Tacubahn und und viele Andere. — Der plan von Tacubaya ſiegte für den Augenblick. Unglücklicher Weiſe hatte ſich Juarez unter dem wüſten Trubel aus dem Staube gemacht, einige Parteigenoſſen geſammelt, ſich in Vera-Cruz eingeſchloſſen und hier unter der Fahne der Verfaſſung von 1857 Macht gegen Macht aufgerichtet.

Von dieſem Momente an entbrannte der Bürgerkrieg mit einer Wuth, wie nie zuvor, in der ganzen Republik, die in zwei Parteien zerfiel. Es gab zwei einander befehdende Regierungen, die eine in Mexiko, die andere in Vera-Cruz. Jene ward Anfangs durch General Felix Zuloaga, einem Menſchen von verzweifelter Mittelmäßigkeit als Schattenpräſident vertreten; bald aber faßte eine kräftige Hand das Steuer. General Miguel Miramon iſt eine originelle Geſtalt, die ſich von dem eintönigen anarchiſchen Hintergrund vortheilhaft abhebt. Er ſtammt von einer im vorigen Jahrhundert eingewanderten franz. Adelsfamilie, iſt kaum 26 Jahr alt und, in einer Militärſchule gebildet, gewann er ſeine Sporen in dem Kriege gegen die Union. Die Ereigniſſe von 1857 zeigten in ihm den kräftigen, kühnen und geſchickten Soldaten, der durch ſeine Erfolge zur Befeſtigung der Macht Mexiko's das Meiſte beitrug. Unverhofft ſah er ſich in die Stelle des General Zuloaga eingeſchoben und nach einer Combination, wie ſie nur in Mexiko vorkommen kann, führte er den Titel Subſtitut-Präſident, während Zuloaga Präſident ad interim hieß. Ohne alle politiſche Erfahrung, beſaß Miramon wenigſtens das Feuer, die Energie, die Zuverſicht des Gelingens. Er imponirte Jedem durch ein angeborenes gebietendes Weſen, und alte Generäle beugten ſich unwillkürlich vor der Ueberlegenheit dieſes Jünglings, dieſes muchacho (Knäblein), wie man ihn in Mexiko nannte. Er wurde als Haupt der, wenn auch nicht regelrechten, doch als Herrn der Hauptſtadt faktiſchen Regierung von den fremden Mächten anerkannt und ihre Agenten knüpften mit ihm an; zu ihm hielten die Armee großentheils, der Clerus, alle konſervative Intereſſen, alle Gebildeten.

Die andere Regierung, der Ausdruck der beſiegten, revolutionären Legalität, ſtand unter Juarez, einem wähleriſchen, hartnäckigen Charakter. Meiſter von Vera-Cruz, dem größten Hafen der Republik, verfügte er über die Zolleinnahmen. Freilich hatte er kein geregeltes Heer; allein in den Provinzen fand er Parteigänger genug: frühere Gubernadores, verkommene Lizentiaten, die ſich in Generale metamorphoſirt hatten, Bandenhäuptlinge, die unter jeder beliebigen Fahne zu plündern und zu brandſchatzen bereit waren. Juarez war von der Diplomatie nicht anerkannt; er beſtrebte ſich daher, die Union auf ſeine Seite zu bringen, indem er mit einem Agenten derſelben wegen der Abtretung eines Theils von Mexiko unterhandelte. Der Vertrag wurde freilich in Waſhington nicht ratifizirt; für den Augenblick indeß hatte er die Wirkung, daß er Juarez den Nimbus einer von der Union anerkannten Macht verlieh.

Zwiſchen den beiden Regierungen wüthete nicht nur ein landverwüſtender Bürgerkrieg, ſondern nebenbei auch ein Krieg der Dekrete, der legislatoriſchen Maßregeln. Die eine vertheidigte den Clerus, die andere entzog ihm ſeine Ländereien und führte die Civilehe ein; die eine ſuchte die Verwaltung zu centraliſiren, um die Anarchie zu bewältigen, die andere trieb den zerſplitternden Föderalismus auf die Spitze. — In dieſen zwei Jahren zählte man über 70 Treffen, darunter 8 große Schlachten, die aber, wie alle Schlachten der Bürgerkriege in Mexiko zu keiner Entſcheidung, ſondern nur zu Raub und Verwüſtung führten; denn die föderaliſtiſche Armee beſtand aus einem Haufen zuſammengewürfelten Geſindels, baar aller militäriſchen Zucht. Jeder Chef agirte auf eigne Fauſt, und die Zahl der Chefs war Legion. — Miramon blieb ſtets Sieger, ſo oft er im Felde den Föderaliſten gegenüber ſtand; er war überhaupt die Seele der Regierung und entwickelte überall eine ſtaunenswerthe Energie. Zuletzt aber gingen ihm die Hülfsquellen aus, da die Haupthäfen in den Händen der Gegner waren. Zu wiederholten Malen zog er gegen Veracruz, allein das eine Mal mußte er heimkehren, um von Mexiko einen Handſtreich abzuwenden, das andre Mal ſcheiterte ſein Unternehmen, weil die Union Juarez zu Hilfe kam. Um den Krieg mit Erfolg fortzuſetzen, hätten ihm die Kirchengüter Mittel vollauf geboten; allein da wäre er mit der Geiſtlichkeit zuſammengerathen, die ſich wohl den Schutz gefallen ließ, aber nicht Willens war, ihn aus ihrem Säckel zu bezahlen. Es blieb ihm nun kein anderer Ausweg, als Requiſitionen und gezwungene Anleihen, und da mußten die Fremden herhalten, die Koſten zu einem Bürgerkriege aufzubringen, der ſie zu Grunde richtete. Der Mangel an ausreichenden Mitteln machte ſich bald auch im Felde, wo er bis dahin ſtets glücklich geweſen, fühlbar genug. Im März 1860 wurde er zu Siloa geſchlagen: das war des Endes Anfang; einige Monat ſpäter erlitt er eine noch entſcheidendere Niederlage in der Nähe der Hauptſtadt, er floh und Mexiko öffnete Juarez die Thore. War das nun das Ende? Trat nun Ruhe ein? Mit nichten; die Rollen wechſelten blos: War erſt Miramon in der Hauptſtadt belagert, ſo kam jetzt die Reihe an Juarez. Die Führer der konſervativen Banden, ihres Oberhauptes beraubt, ſetzten den Krieg jeder auf eigene Hand fort und hielten die Regierung Juarez' im Schach. Gut und Blut des Landes und ganz beſonders der Fremden, blieben nach wie vor der Anarchie und der gewiſſenloſen Willkür der Regierung wie der Soldateska preisgegeben.

In Mexiko namentlich nahmen die Gewaltthätigkeiten gegen Ausländer und die Verhöhnung ihrer Rechte einen ſyſtematiſchen und ſtehenden Charakter an. 1859 plünderten die Föderalen die Münze zu Guanagnato und bemächtigten ſich einer beträchtlichen Summe, die Engländern gehörte. Auf die Beſchwerdeführung von Seiten der Beraubten, erklärte einer der Miniſter des Juarez die Thatſache ganz einfach „als einſtweilige Beſitznahme fremder Kapitalien, behufs Abhülfe dringendſter Bedürfniſſe der föderalen Armee.“ Kurz darauf machte es einer der Oberſten Miramon's mit einer fremden Geldſendung um kein Haar anders. War das Vermögen ſchutzlos, ſo war auch das Leben der Fremden vogelfrei: Man erinnert ſich der vor einigen Jahren organiſirten Metzeleien, die der aufgereizte Pöbel an den Spaniern verübte; in welchem blutigen Spiel der alte Alvarez ſeine Hand gehabt haben ſoll. Nicht beſſer erging es einigen Deutſchen, die auf den unglücklichen Gedanken kamen, gerade zu einer Zeit, wo der Bürgerkrieg in vollen Flammen raſte, von Mexiko aus einen Ausflug nach der großen Wüſte zu machen. Auf einem Pachthofe eingekehrt, ſaßen ſie eben am Abend ruhig im Zimmer, als plötzlich die Thüre eingeſtoßen wurde; einer der Reiſenden, Doktor Fuſch, ſtürzte, von einer Kugel getroffen; die Andern wurden überwältigt und ausgeplündert. Kein beſſeres Schickſal hatten Maulthiertreiber, die Waaren nach Tulca führten und in derſelben Farm übernachteten. Und das geſchah Alles unter dem Rufe: es lebe die Föderation!

Das Gefühl der Unerträglichkeit dieſer Zuſtände hatte natürlich die europäiſchen Regierungen bewogen, den rivalen Parteien ihre Vermittelung anzubieten, und dies zu wiederholen, als die oben erwähnte Kataſtrophe eintrat, Miramon erlegen war und Juarez als ſiegende Macht vorläufig auf der Bühne blieb. Allein der hartnäckige und nun auch von Siegesſtolz geblähte Präſident wies jeden Vermittelungsvorſchlag zurück. Eine ſeiner erſten Handlungen nach ſeinem Einzuge in Mexiko war die brutale Ausweiſung

Digitized by Google

des ſpaniſchen Geſandten Pacheco und des päpſtlichen Nuntius. Dieſem Vorſpiel ſchloſſen ſich bald weitere Gewaltſtreiche an: die Einſperrung des franzöſiſchen Vice-Konſuls, die thätliche Beleidigung des franzöſiſchen Geſandten Dubois de Saligny. Neue gezwungene Anleihen, Preſſung franzöſiſcher Nationalen zum mexikaniſchen Militärdienſt folgten raſch aufeinander. Dabei blieb die Regierung nicht ſtehen. Im Monat Juli v. J. hob ſie für die Dauer der nächſten zwei Jahre alle Verträge mit dem Auslande auf; mit andern Worten: ſie entband ſich aus eigener Machtvollkommenheit aller eingegangenen Verpflichtungen gegen die europäiſchen Regierungen. Ein bloßer Proteſt erwies ſich forthin als ein in den Wind verhallendes Wort; mit einer ſolchen Regierung mußte man durch Thaten ſprechen; die früher angebotene Vermittelung mußte ſich in eine gemeinſame Einſchreitung der drei ſeit Jahren unmittelbar verletzten Mächte verwandeln. Das in dem Tripeltraktat unter dem 31. Oktober ausgeſprochene Ziel deſſelben iſt „einen wirkſameren Schutz der Perſonen und des Eigenthums ihrer reſp. Unterthanen, ſo wie die Erfüllung der von Seiten der Republik eingegangenen Verpflichtungen zu erlangen.“ Zur Erreichung dieſes wohlberechneten Zweckes hat ſich eine Kriegsmacht zu Land und zu Waſſer in dem Golf von Mexiko eingefunden, flattert die Fahne Spaniens auf den Wällen von Veracruz und die franzöſiſche Trikolore an deſſen Küſten.

Gewiß, die Nothwendigkeit einer entſchiedenen Einſchreitung leuchtet Jedem ein; ein längeres Aufſchieben würde Gut und Leben der Europäer einer womöglich noch größeren Willkür bloßſtellen. Nur entſteht die Frage: Welche Politik, welches Verfahren werden hier maßgebend ſein? Innerhalb welcher Grenzen wird ſich die gemeinſame Expedition zu halten haben? Der Löſung bieten ſich keine geringen Schwierigkeiten. Soll man ſich darauf beſchränken, Mexiko an ſeinen äußerſten Punkten zu faſſen, zeitweilig ſeine Häfen einnehmen, ihm eine entſprechende Buße auflegen und dann ohne Weiteres abziehen? Das iſt oft genug verſucht worden und mit welchem Erfolge liegt zu Tage. Dieſe Republiken haben ſich nur zu ſehr daran gewöhnt, der Uebermacht augenblicklich nachzugeben, um dann, wenn ihnen wieder Luft gelaſſen wird, den abgeriſſenen Faden ihrer Erpreſſungen und Gewaltthaten wieder aufzunehmen. Das hat die franzöſiſche Handelskammer ſehr richtig begriffen und ihrer Regierung vorgeſtellt, entweder dieſer Expedition eine ernſtere Tragweite zu geben, oder ſie lieber ganz unterweges zu laſſen, da ein oberflächlicher Druck, ohne eine nachhaltige Kraft die Verwilderung niederzuhalten, die Lage der Europäer in Mexiko nur verſchlimmern würde. Andererſeits aber ſtößt man auf die Schwierigkeit: wenn die verbündeten Mächte ſich nicht damit begnügen, die Häfen zu ſchließen und die mexikaniſche Regierung etwas nachdrücklich momentan zur Vernunft zu bringen, ſollen ſie in's Innere vorrücken und ſich in einen labyrinthiſchen Krieg ohne Ruhm und ohne Ausgang einlaſſen? Die Vereinigten Staaten freilich ſcheuten es nicht, vor ſechszehn Jahren Krieg mit Mexiko zu führen und das Land in allen Richtungen zu durchziehen; aber ſie wußten, was ſie thaten: ſie hatten ſich zum voraus in den wohlhabendſten Gebieten die Punkte bezeichnet, aus denen ſie reiche Beute ärndteten, machten dann Kehrt und kümmerten ſich wenig um die Anarchie, die ſie hinter ſich ließen. Ein Anderes iſt's um Europa, das nicht gewillt ſein kann, Mexiko zu zerſtückeln und kein anderes Intereſſe hat, als nach dem Kriegszuge ſeinen Söhnen in der Fremde einen hinlänglichen Schutz zu ſichern.

Schon die bloße Gegenwart der europäiſchen Heere kann vielleicht einen Umſchwung in der Stimmung des Volkes zu Gunſten einer feſteren, geregelteren Regierung hervorrufen und ſo den europäiſchen Intereſſen eine ſichere Garantie bieten. Die Mexikaner könnten auf den Gedanken hingeleitet werden, einen Thron aufzurichten. Um einen Kandidaten braucht ihr nicht bange zu ſein, wenn auch der Name des Erzherzogs Maximilian bis jetzt ohne öffentliche Konkurrenten iſt. Eine Monarchie zu improviſiren, iſt keine Herkulesarbeit; auch die entſprechende Anzahl Stimmen läßt ſich ohne Hexerei hervorrufen; das Schwierige iſt nur, dieſen Bau auf dem durchwühlten Boden für die Dauer zu gründen. Eine mehr oder weniger ausgedehnte militäriſche Beſetzung bliebe unvermeidlich und die europäiſche Politik ſähe ſich in Widerwärtigkeiten und Gefahren verwickelt, deren Umfang und Ziel kein Verſtand zu berechnen vermag.

Merkwürdig iſt die Verſchiedenheit der Stimmung, womit die drei Mächte an das Unternehmen gehen. England behält ſein kaltes Blut und ſieht ohne Eiferſucht die franzöſiſchen Truppen nach Vera-Cruz und Mexiko ſegeln; in Frankreich merkt man ebenfalls keine entſchiedene Vorliebe für die Expedition; nur Spanien zeigt eine größere Wärme und ſcheint in Bezug auf ſeine Forderungen an Mexiko die verlorene Zeit einholen zu wollen. Vielleicht wird man finden, daß das ſpaniſche Kabinet das Bedürfniß, in auswärtigen Diverſionen Stützen für ſeine ſichere Stellung in Madrid zu ſuchen, etwas zu deutlich durchblicken läßt. In der That, nachdem ſie die Langmuth gegen Mexiko bis zu einem, nicht mit Unrecht gerügten, Grad getrieben, ſcheint die ſpaniſche Regierung von einem etwas zu forcirten Kriegsfieber ergriffen und man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie, um zu Gunſten des gegenwärtigen Miniſteriums das patriotiſche Gefühl anzuſtacheln, ſich der Gefahr ausſetzt, dieſem Gefühl mancherlei Täuſchungen zu bereiten. Die Beſchwerden Spaniens gegen Mexiko ſind wahrlich nicht von geſtern. Vor drei Jahren ſah es ſeine Nationalen niedermetzeln; vor einem Jahre jagte man ſeinen Geſandten aus der Hauptſtadt, und das ſpaniſche Kabinet lavirte. Es ſondirte freilich während dieſer Zeit Frankreich und England und ſuchte ſie zu gemeinſamem Handeln zu bewegen; da es ſie aber dafür nicht geſtimmt fand, ließ es den Gedanken fallen und that Nichts. Wohl mochte es dazu ſeine guten Gründe haben: Spanien war, nach den in Madrid veröffentlichten Denkſchriften, nicht in der Verfaſſung, einen Seekrieg mit den Vereinigten Staaten zu riskiren. Es wollte die rechte Stunde abpaſſen. Die rechte Stunde kam aber keine Sekunde früher, als bis es die Gewißheit hatte, auf Frankreich und England zählen zu können. Und wenn der ſpaniſche Miniſter des Auswärtigen, Calderon Collantes, erklärt hat, die beiden Mächte hätten ſich erſt dann für die Einſchreitung entſchieden, als ſie Spanien entſchloſſen ſahen, allein zu handeln: ſo dürfte das wohl nicht ſtreng nach dem Buchſtaben zu nehmen ſein. Der jahrelangen, allerdings weiſen Geduld und Mäßigung des ſpaniſchen Miniſters kömmt nur ſeine in letzterer Zeit gezeigte Ueberſtürzung gleich; denn als kaum die Allianz förmlich abgeſchloſſen war, wartete er keine Minute länger und hatte es ſo eilig, daß, bevor noch die Inſtructionen an die Befehlshaber der franzöſiſchen Stationen gelangt waren, die Spanier ſchon in Vera-Cruz landeten und die kaſtiliſche Fahne auf den Thürmen von S. Juan d'Ulloa aufpflanzten. Was hatten ſie aber davon? Nun, einen kleinen Strich durch die Rechnung, und die miniſteriellen Zeitungen ließen ihre üble Laune deutlich genug merken, als ſie erfuhren, daß Frankreich neue Truppen abgeſendet habe, um das Gleichgewicht in dem Spiele herzuſtellen. Uebrigens ſoll Spanien durch ſein Organ Calderon Collantes in den jüngſten Verhandlungen den Gedanken einer Monarchie zuerſt angeregt haben. Und jetzt? Nun, der ſchlecht verhehlte Verdruß, womit der Name des Erzherzogs Maximilian in Madrid aufgenommen worden, verräth irgend eine getäuſchte Hoffnung.

Es iſt überhaupt ein Unglück, daß General O'Donnell eine Frage durchaus zu einer ſpaniſchen, ja miniſteriellen machen will, die an ſich weder nur ſpaniſche, noch engliſche, noch franzöſiſche iſt, ſondern weſentlich eine europäiſche bleiben muß. In ihrem Gange iſt um ſo ſtrenger maßvoller Schritt zu halten, als die Palme und der Gewinn, die am Ziele winken, in gar keinem Verhältniſſe ſtehen mit Dem, was die Rolle des Zuchtmeiſters der mexikaniſchen Anarchie Undankbares und Beſchwerliches hat.

Nord-Amerika.

Ein Amerikaner in Berlin über den amerikaniſchen Krieg.

Ueber dieſen unheilvollen Kampf brachten wir (Nr. 6 d. Bl.) das Urtheil eines Südländers vom Standpunkte des Südens, wie es aus ſolcher Anſchauungsweiſe hervorgehen muß. Zur Vervollſtändigung fügen wir einige Worte über eine ſoeben veröffentlichte Broſchüre hinzu, die ebenfalls einen Südländer, Dr. Hudſon, früheren amerikaniſchen Legationsſekretair in Berlin, zum Verfaſſer hat.* Schon der Titel derſelben charakteriſirt dieſen Krieg nicht als Aufſtand, Empörung, Rebellion von Seiten der Südſtaaten, als welchen ihn die Waſhingtoner Regierung brandmarkt; ſondern wie der Verfaſſer ihn im Verlauf ſeiner Schrift allſeitig zu beleuchten ſucht, als Nothwehr gegen despotiſche Eingriffe des Nordens in die Freiheit und das Recht des Südens; ebenſo ſtellt er die Trennung des Letztern von der Union als einen rechtlich begründeten und verfaſſungsmäßig zuläßigen Akt dar. Seine Hauptquelle iſt Tucker (History of the United States. Philadelphia, 1856); daneben citirt er auch Madiſon's „The Federalist,“ Rawle's „Eſſay of Constitution“ und die Ausſprüche nördlicher und ſüdlicher Staatsmänner.

* Der zweite Unabhängigkeitskrieg in Amerika. Von E. M. Hudſon, Dr. beider Rechte, ehemaligen Legationsſekretair der Vereinigten Staaten in Berlin. Berlin, 1862. Verlag von A. Chariſius.

Digitized by Google

Im erſten Kapitel beſpricht Dr. Hudſon, um dem Süden die Befugniß des Ausſcheidens aus der Union jedem Einzelſtaate zu vindiciren, „die politiſchen Verhältniſſe der Staaten der Union zu einander." Aus den „Conföderations-Artikeln," die der „alte Kontinental-Kongreß" am 15. November 1777 zu Philadelphia abgefaßt und angenommen, und die ſpäter am 17. September 1787 in die „Verfaſſung" übergegangen, hebt er beſonders die Artikel III. und V. heraus: die gemeinſame Vertheidigung, die Sicherſtellung der Rechte und die Beförderung der Wohlfahrt ſowohl der einzelnen Staaten, als des ganzen Bundes ſpricht jener als Zweck des Bundes aus; während dieſer einen Kongreß zu bequemerer Verwaltung des allgemeinen Intereſſe der Vereinigten Staaten anordnet. Von einem völligen Aufgehn der Einzelſtaaten in eine Einheit; von der unbedingten Verzichtleiſtung der Glieder auf die Souverainetät zu Gunſten einer oberſten Gewalt, einer ausſchließlich ſouverainen Union iſt überall in der Verfaſſung nicht die Rede. Madiſon, „der Neſtor der Verfaſſung," ſagt in ſeinem „Federalist": „Die Zuſtimmung und Beſtätigung der Geſammtverfaſſung, welche von den Einzelſtaaten einzuholen war, wurde nicht ertheilt, als von Individuen, welche eine ganze Nation ausmachen, ſondern als von Individuen, welche die verſchiedenen und unabhängigen Staaten ausmachen." — An einer Stelle deſſelben heißt es: „Bei einem in eine Nation vereinigten Volke ſteht die Obergewalt über Perſonen und Sachen — inſoweit ſie die Gegenſtände einer erlaubten Herrſchaft bilden — geſetzlich der National-Legislatur vollſtändig zu. In dieſer Beziehung dann kann die Regierung der Vereinigten Staaten nicht als eine nationale angeſehen werden, da ihre Herrſchaft ſich auf gewiſſe aufgezählte Gegenſtände allein beſchränkt und den Staaten eine ihnen verbleibende und unverletzliche Souverainetät über alle andern Gegenſtände beläßt." — Rawle, ein Staatsmann des Nordens, drückt ſich in ſeinem „Essay" ꝛc. alſo aus: „Sollte eine Partei verſuchen, den Beſchluß eines Staates zu vernichten, um deſſen republikaniſche Form zu zerſtören, ſo würde die väterliche Macht der Union angerufen werden, dieſe Partei zu unterdrücken. Jedoch darf man nicht annehmen, daß dieſe Intervention der Union gerechtfertigt ſein würde, „wenn das Volk eines Staates ſich entſchlöſſe, von der Union ſich zurückzuziehen.... Das Ausſcheiden eines Staates aus der Union hängt von dem Willen des Volkes dieſes Staates ab."

Uebrigens droheten ſchon 1815 die ſämmtlichen Staaten Neu-Englands, mit Ausnahme von Maine in dem Konvente zu Hartford, aus der Union zu ſcheiden, weil ſie ſich weigerten, zu dem Kriege mit England Geld und Truppen zu ſteuern; und Maſſachuſetts, das jetzt ein ſolches Geſchrei über die Seceſſion erhebt, ſtand damals gerade an der Spitze jenes Konvents.

Das zweite Kapitel giebt die Urſachen der Auflöſung der Union an. Es zählt deren drei auf: eine ſociale, eine ökonomiſche und eine politiſche.

Die ſociale wird auf die erſte Einwanderung aus England zurückgeführt. 1620 landeten etwa 100, wegen ihres Bekenntniſſes verfolgte Puritaner in Plymouth, erhielten von der dortigen Kolonie Land eingeräumt und ließen ſich hier nieder.

Aber ſchon früher hatte ſich in Virginien eine Kolonie unter königlichem Patent gegründet, und ſchon 1619 eine der engliſchen nachgebildete geſetzgebende Verſammlung eingerichtet. In dieſe Kolonie, von der die meiſten Südſtaaten abſtammen, flüchtete, nach dem Siege Cromwell's, eine große Zahl der edelſten Kavaliere Karl's I. Sie, der Sache der Stuarte treu, erhielten die Kolonie in derſelben Geſinnung; die Puritaner, ſchon aus Religionshaß gegen die der anglikaniſchen Kirche anhängigen Kavaliere, nahmen für Cromwell Partei. Die finſtre, herbe, puritaniſche Frömmelei kannte, wo ſie die Macht hatte, keine Duldung, kein Erbarmen gegen Andersgläubige, unähnlich ſelbſt den Quäkern und Baptiſten, die in Pennſylvanien und Rhode-Island anderen Sitten unbedingte Glaubensfreiheit gewährten. Auch die Katholiken, die erſten Anſiedler in Maryland, zeichneten ſich durch religiöſe Toleranz aus. In ſeiner ganzen Schauerlichkeit zeigt ſich der puritaniſche Fanatismus während des ſiebzehnten Jahrhunderts in den blutigen Hexenprozeſſen; in ſeiner Widerlichkeit und Unnatur in den blue-laws, nach deren einem es verpönt war, daß eine Mutter ihr Kind am Sonntag küßte. Wenn aber auch dieſe Geſetze in Neu-England ihre Geltung verloren haben, ſo geht das Geſpennſt derſelben doch immer noch um. Das chriſtliche Neu-England iſt das Brütneſt der free-love, Spirit-rapping, Woman's rights. — Fruchtbare Keime des Antagonismus lagen hier ſchon vorlängſt, und ſind nun zu üppiger Saat aufgeſchoſſen. Die ganze äußere Erſcheinung des rohen, dollaranbetenden Yankee iſt dem feingebildeten, gentleman'ſchen Südländer ein Gräuel, wie dieſer von jenem innerlich beneidet, gefürchtet und gehaßt wird. Zwei ſolche Gegenſätze können nicht mehr friedlich zuſammen leben.

Die ökonomiſchen Urſachen des Zerwürfniſſes findet Hudſon in der Verſchiedenheit der phyſiſchen Beſchaffenheit und Lage der beiden Länder. Der Norden, von der Natur mit trefflichen Häfen, aber mit keinem für Kultur günſtigen Boden ausgeſtattet, war ſchon früh auf Schifffahrt und Induſtrie, beſonders auf die Baumwollen- und Eiſenfabrication hingewieſen. Der Süden dagegen, arm an guten Häfen, dafür aber im Beſitz eines fruchtbaren Bodens, widmete ſeine ganze Thätigkeit dem Landbau, und ſah ſich daher genöthigt, ſeinen Bedarf an Fabrikaten von auswärts zu beziehen. Folgerecht lag nun der Freihandel im Intereſſe des Südens, da ihm Europa die Waaren billiger und in größerer Vollkommenheit lieferte. Allein da ſtießen die Intereſſen gegen einander. Denn, um eine ergiebige Abſatzquelle, die ſeine Fabrication zu höherer Aufblüthe und Entfaltung befruchtete, ſich ſtets offen zu erhalten, mußte der Norden den guten Kunden durch geſteigerte Schutzzölle zu binden ſuchen. Und ſo war denn die Tariffrage von Anfang an, und blieb bis auf den heutigen Tag ein Stein des Anſtoßes und „ein Fels der Trennung" zwiſchen Producenten und Konſumenten. Schon im Jahre 1832 erklärte Süd-Karolina ſeinen Entſchluß, aus der Union zu ſcheiden, wenn die verfaſſungswidrigen Tarifgeſetze — denn ſie involviren eine indirekte Beſteuerung, und kein Volk darf ohne ſeine Einwilligung beſteuert werden — nicht aufgehoben würden.

Die politiſchen Urſachen der Uneinigkeit wurzeln 1) in der Eiferſucht, mit welcher die Einzelſtaaten über ihre individuelle Souverainetät wachen, und in der Entſchloſſenheit, mit der ſie jeden Eingriff in dieſes Grundprinzip zurückweiſen; 2) in der durch Wort und That ausgeſprochenen Tendenz der Föderal-Regierung, dem Süden den Lebensnerv, die Sklaverei zu unterbinden. So beſtritt dieſe Regierung den Einzelſtaaten die Befugniß der Geſetzgebung über die innerhalb ihres Gebietes liegenden Ländereien der Indianer; was die betreffenden Staaten als eine Verletzung ihrer Souverainetäts-Rechte erbitterte. Einen ferneren Anlaß zur Beſchwerde gab das Verfahren der Unionsregierung in dem Diſtrikt Columbia. Dieſer wurde nämlich von Virginien und Maryland unter der ausdrücklichen Bedingung erworben, daß darin keine, den Inſtitutionen derſelben widerſprechende Geſetze eingeführt würden. Und dennoch bemühete ſich die Föderal-Regierung, wenn auch fruchtlos, die Sklaverei dort abzuſchaffen. — Endlich verletzte die Regierung 1820 die Verfaſſung überhaupt und die Rechte des Südens insbeſondere, als ſie dem Territorium Miſſouri den nachgeſuchten Eintritt in die Union nur unter der Bedingung bewilligte, daß fürderhin die Sklaverei in allen Territorien über 36° 30′ nördlicher Breite verboten ſein ſollte. Ja, in demſelben Jahre beſchloß der Kongreß wider Verfaſſung und Recht, kein Sklaven-Territorium als Staat in die Union aufzunehmen. Die Territorien ſind zwar gemeinſames Eigenthum aller Staaten, indeß ſucht die Regierung den Süden auf einem Umwege daraus zu verdrängen, indem ſie ihm das Recht verweigert, ſeine Sklaven dahin mitzubringen. Ueberhaupt iſt die ganze Verwaltung des Kongreſſes in den Territorien darauf berechnet, dem Norden darin das Uebergewicht zu ſichern: niedrige Verkaufspreiſe und Schenkungen der Ländereien locken die europäiſchen Auswanderer dahin, und wie eng ſich dieſe dem nordiſchen Intereſſe anſchlöſſen, das zeigt der Erfolg bei der Wahl Lincoln's: denn ſie gaben den Ausſchlag. „Der größte Theil dieſer Auswanderer," ſagt der Verfaſſer, „beſonders ſeit 1848, beſtand aus politiſch mißvergnügten, unvermögenden, häufig vor dem Geſetz flüchtigen, fanatiſchen und erbitterten Perſonen, welche in ihrer republikaniſchen Denkweiſe mit der Anſchauung des Nordens übereinſtimmend, in den wohlhabenden Südländern ihre geborenen Gegner erblickten, und der verfaſſungsmäßig berechtigten Sklaverei mit einer idealen Auffaſſung entgegentraten."

Die Auslieferung flüchtiger Sklaven iſt eines der durch die Verfaſſung geſicherten Grundrechte der Südſtaaten. Allein viele Nordſtaaten eludirten das Geſetz durch die Einführung der Personal-liberty-Bills (Perſonalfreiheits-Geſetze), welche die Wiederergreifung der Flüchtlinge hinderten, und ſo der Inſtitution an's Leben gingen.

Dazu kam, daß gewiſſe religiöſe Bekenntniſſe die Sklavenfrage in ihren Kreis hereinzogen. Die Methodiſten, ſpäter die Baptiſten und Presbyterianer hielten es für Todſünde, mit den Sklavenhaltern in religiöſer Gemeinſchaft zu bleiben. Von den Kanzeln donnerten die Geiſtlichen gegen die Verfaſſung, welche die Sklaverei anerkannt, als gegen „ein Bündniß mit dem Teufel und einen Vertrag mit der Hölle." — „Auf die lernende Jugend, ſagt der Verfaſſer, waren ſolche fanatiſche Lehren um ſo nachhaltiger wirkend, als die ſo herangebildeten Volksver-

Digitized by Google

treter und Kongreß-Mitglieder jene Irrlehren (!)* mit der Muttermilch einſogen und ſich früh daran gewöhnten, die Verletzung der Verfaſſung vermöge eines höhern Geſetzes (higher law) für zuläſſig zu halten."

Uebrigens berichtigt der Verfaſſer die falſche Vorſtellung, als wenn es in der Abſicht und dem Wunſch des Nordens im Allgemeinen läge, die Sklaverei überhaupt als eine inhumane, unchriſtliche Inſtitution abzuſchaffen. Das wäre ſtraks gegen ſein Intereſſe. Der weiße Arbeiter hält es in dem heißen Klima des Südens nicht lange aus; und wo ſollten denn Baumwolle, Zucker, Tabak und andere Produkte der Plantagen herkommen, wenn die Schwarzen nicht zur Arbeit angetrieben würden? Nur will er die Sklaverei auf den Süden beſchränken, und ſie nicht über die andern Staaten ausbreiten laſſen, damit ſie der freien Arbeit nicht Konkurrenz mache und die Löhne der weißen Arbeiter herabdrücke. Die Humanität hat damit, außer bei den ideologiſchen Abolitioniſten, nichts zu ſchaffen.

Der Verfaſſer zieht nun aus den angegebenen Argumenten das Facit, und ſtellt zuvörderſt im dritten Kapitel den Krieg von Seiten des Nordens als verfaſſungswidrig dar; denn allerdings habe der Kongreß allein nach der Verfaſſung das Recht, Krieg zu erklären und Friedensverträge zu ſchließen; er hat die Befugniß, wenn Inſurrection oder Rebellion in einem Staate entſteht, die Milizen einzuberufen und den geſetzlichen Zuſtand wiederherzuſtellen; allein das Ausſcheiden aus der Union ſei, wie ſchon erwieſen, keine Rebellion, ſondern ein jedem Einzelſtaat, als Souverain, zuſtändiger, berechtigter Akt, und keine Gewalt könne und dürfe ihn zwingen, wider ſeinen Willen in dem Verbande zu bleiben. Alle aus Irrthum oder aus abſichtlicher Täuſchung, dem Norden untergelegten edlern Motive zu dem ſogenannten Krieg für die Union zurückweiſend, zeichnet er dieſen in deſſen wahren Charakter von Seiten des Nordens „als Mittel zur Erwerbung, reſp. Feſthaltung einer größern Macht, von Seiten des Südens als Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit."

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach der Zählung von 1860 beträgt in runden Zahlen: 27,500,000; davon kommt auf die Südſtaaten (mit Inbegriff der 4,000,000 Sklaven) etwa 12,500,000. Nun aber iſt, wie ſchon oben bemerkt, der Süden der Hauptmarkt für die Fabrikate des Nordens; der Norden führt alſo Krieg, um ſich die $12\frac{1}{2}$ Millionen Abnehmer zu erhalten. Er fürchtet ferner, und mit Recht, das böſe Beiſpiel: daß der Süden, wenn er ſiegt, Nachfolger in der Seceſſion haben würde. Der Nordweſten würde ſich, weil das in ſeinem Vortheil läge, dem alsdann die Miſſiſſippi-Mündungen beherrſchenden Süden als konföderirter, oder als ſelbſtändiger Staat anſchließen. Auch die Staaten am Stillen Meere, Kalifornien, Oregon mit ihren Territorien würden eine Conföderation bilden und ſich nach ihrer geographiſchen Lage naturgemäß mit dem Süden vereinigen; ſo daß ſich die Union zuletzt lediglich auf Neu-England reducirte. Der Norden kämpfe demnach nicht pro aris et focis, ſondern für den Gott Dollar. Dagegen „führe der Süden den Krieg für die Ordnung, für ſeine verfaſſungsmäßige Freiheit und Unabhängigkeit und ſei entſchloſſen, eher unterzugehen mit Weib und Kind, als ſich der tyranniſchen Regierung des Nordens zu unterwerfen."

Von dieſer führt er eine Reihe despotiſcher Handlungen an: Unterdrückung der Preſſe, des Palladiums der Freiheit; willkürliche Aufhebung des Writ of habeas corpus; Verhaftung eines Richters in der Ausübung ſeiner Function; Auseinandertreibung der geſetzlichen Verſammlung der Legislatur in Maryland; durch Militairgewalt niedergehaltene Stimmung des Volkes gegen die Kandidatur Lincoln's.

Im fünften Kapitel ſpricht er über „die Fähigkeit beider Theile zur Führung des Krieges," die er, nach den Reſultaten des bereits achtmonatlichen Kampfes, dem Norden gänzlich abſpricht. „Der Süden," ſagt er, „hat die Nord-Armee, eine ungeheure Linie entlang, von Miſſouri bis Virginien angehalten, und bei jedem Verſuche derſelben in das ſüdliche Gebiet einzudringen, zurückgeſchlagen. Jetzt ſogar haben die Föderaltruppen, ſich nach St. Louis zurückziehend, den ganzen Staat Miſſouri, mit Ausnahme dieſer Stadt, geräumt und der Süd-Armee überlaſſen; auch in Kentucky weichen ſie vor den vorſchreitenden Konföderirten; nach langen vergeblichen Verſuchen in Weſt-Virginien mußten ſie bis zu der nordweſtlichen Ecke dieſes Staates zurückgehen, um bei Wheeling Winterquartiere zu beziehen; nach zwei gewaltigen Anſtrengungen in Oſt-Virginien vorzudringen, wurden ſie wiederholt gänzlich geſchlagen, bei Bulls Run und Bulls Bluff." Außer einigen ſtarken, von Unionstruppen ſchon vor der Seceſſion beſetzten Feſtungen, hat die Nord-Armee nicht einen Fuß breit Terrain im Süden gewonnen; von allen Punkten ſind ſie mit blutigen Köpfen heimgewieſen worden.

Was die Hülfsquellen zur Kriegführung und zwar zunächſt an Mannſchaft betrifft, ſo iſt das Uebergewicht an Seelenzahl allerdings auf Seiten des Nordens; indeß wird ſie von dem Süden durch folgenden Umſtand ausgeglichen: Der Norden kann nicht alle wehrhaften Männer in's Feld rufen, wenn er nicht der nothwendigen Arbeit, die nur von freien Weißen verrichtet wird, alle Kräfte entziehen und die Bevölkerung verhungern laſſen will. Der Süden dagegen braucht, um ein ſchlagfertiges Heer auf die Beine zu bringen, ſeinen ausſchließlich von Schwarzen bearbeiteten Boden nicht eines freien Fingers zu berauben. „Nicht zu gedenken," fügt der Verfaſſer, mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, um die ihn deutſche Leſer keinen Grund zu beneiden haben, hinzu, „der minder ſchweren Arbeiten, die von ſchwarzen Kindern geleiſtet werden, wogegen die Kinder der Weißen dem Schulzwang unterworfen ſind."

Unſtreitig iſt der Norden dem Süden in ſeiner Seemacht beiweitem überlegen; denn deſſen kleine Schiffe und wenige Kanonenböte zur Häfenbewachung verſchwinden gegen die mächtige Flotte, die jenem zur Verfügung ſteht. Nichtsdeſtoweniger fügen die kürzlich ausgerüſteten ſüdlichen Kaper dem nordiſchen Seehandel beträchtlichen Schaden zu; beſonders hat ſich der „Sumter" durch ſeine zahlreichen Priſen einen Namen gemacht, und bisjetzt iſt es den nordiſchen Kriegsſchiffen nicht gelungen, ſeiner habhaft zu werden. Mit ſeiner ganzen Flotte iſt aber der Norden nicht im Stande, die Südküſten in einer Ausdehnung von 2400 (engl.) Meilen, mit ihrer Unzahl von Baien und Buchten, die nur leichten Fahrzeugen zugänglich, durchgreifend abzuſperren. Die Blokade der ſüdlichen Häfen iſt demnach eine reine Fiction. Selbſt die neuliche Verſenkung von ſteinbeladenen Schiffen in dem Hafen bei Charleston, erweiſt ſich als ein geringes Hinderniß und die Verſenkung einer doppelt ſo großen Flotte, als die nordiſche, würde die Blokade um kein Haar wirkſamer machen.

Mit dem Hauptnerv der Kriegführung, dem Gelde, hat es hier wie überall ſeinen großen Haken. Der Yankee namentlich iſt von ſehr ſchweren Begriffen, wenn ſein Beutel in Anſpruch genommen wird. Die Regierung greift zu verzweifelten Mitteln; Anlehen, direkte Beſteuerung, Bankvorſchüſſe; ſchwerlich aber wird ſie dem Bankerott wehren, der vor der Thüre ſteht.

Die Organiſation des Nordheeres ſchildert der Verfaſſer als über die Maßen kläglich. An Disciplin, Subordination, kriegeriſchen Sinn, namentlich unter den Freiwilligen, kein Gedanke. Zwiſchen dieſen und den Truppen der Linie herrſcht unter Offizieren und Gemeinen der grimmigſte Haß. Es fehlt an Offizieren, die eingetretene Mannſchaft in den Waffen zu üben. Dieſe meiſt aus dem Mob angeworben, zeigen ihren ganzen ſoldatiſchen Muth in Raub, Diebſtahl, Gewalt und Mord, wovon ſie aller Orten auf ihren Zügen Spuren zurückläßt. Ganze Regimenter müſſen wegen Empörung entwaffnet und heimgeſchickt werden. Die Waſhingtoner Zeitungen in ihren Berichten über die Nord-Armee erzählen Beiſpiele von Soldaten, die beim Exerciren aus den Gliedern traten und ihre Vorgeſetzten niederſchoſſen.

Die Süd-Armee dagegen zeigt der Verfaſſer in einem ganz andern Bilde. Hier iſt es der Kern der Bevölkerung, der freudig zu den Fahnen eilt. Von Kindheit auf in den Waffen geübt, von Ehrgefühl und echt militairiſchem Geiſt beſeelt, voll glühendem Enthuſiasmus für ſeine als gut und gerecht erkannte Sache, iſt er entſchloſſen, den letzten Penny und den letzten Blutstropfen in der Vertheidigung ſeiner Freiheit und ſeiner Rechte zu opfern. Dazu kommt noch das unbedingte Vertrauen auf Führer, wie Davis, Bragg, Beauregard, Harder, Heuger, Johnſon, Johnſton, Lee, Magruder, Price und Twiggs, die ſich bereits einen europäiſchen Ruhm erworben, um der Süd-Armee ein moraliſches, wenn auch kein numeriſches und materielles Uebergewicht über ihren Feind zu ſichern.

In dem fünften und Schlußkapitel zeigt der Verfaſſer, daß der Krieg, weit entfernt auch bei glücklichſtem Ausgang für den Norden, die Urſachen deſſelben zu beſeitigen und die beiden Parteien zu verſöhnen, vielmehr alle Leidenſchaften der Südländer wachgerufen habe, und an die Stelle der frühern Abneigung, ſei ein tödtlicher, unvertilgbarer Haß gegen die Yankees getreten. „Sollte der Süden aber," fährt er fort, „mit Waffengewalt der Union einverleibt werden, ſo iſt nicht zu erwarten, daß das Volk, welches gegen ihn einen ſo ruchloſen Krieg geführt hat, ihm die Ausübung ſeiner frühern verfaſſungsmäßigen Rechte geſtatten werde, oder daß denjenigen, welche jetzt als Hochverräther charakteriſirt werden, erlaubt werden dürfte, im Kongreß zu ſitzen, und ſich an den Geſchäften des Landes

* Das ſcheint doch etwas ſtark, Herr Hudſon: Unpraktiſch mögen die Lehren ſein und den Sklavenhaltern ſehr unbequem; aber als Irrlehren kann ſie nur bezeichnen, wem Vernunft, Humanität, echte Religioſität unbekannte Größen ſind.

Digitized by Google

zu betheiligen, in Gemeinſchaft mit denen, welche unverändert bei der Union verblieben ſind. Dies vorausſehend, und weil der Süden nach ſeinen Siegen ſeine eigne Stärke kennen gelernt hat, iſt er entſchloſſen, nöthigenfalls Widerſtand zu leiſten, „bis jedes Thal von dem Rio Grande bis zu dem Potamac von Blut überfließt, bis jede Bergſpitze mit den Gebeinen ſüdlicher Kämpfer bedeckt iſt.“

Ob dem Verfaſſer bei dem Entwurf ſeines Gemäldes in allen Zügen ein wahrhaft unbefangener, parteiloſer Sinn, sine ira et studio, den Pinſel geführt; ob es nicht von vornherein gegen die Naturtreue ſeiner Schilderung ein Vorurtheil erweckt, daß aller Schatten drüben und alles Licht hüben fällt, laſſen wir dahin geſtellt; wir referiren blos, beziehen uns jedoch, nach dem Grundſatz: audiatur et altera pars, zugleich auf den amerikaniſchen Artikel in unſerem vorigen Blatte, der den Krieg in ſeinem Weſen, ſeinen Urſachen und ſeinem Verfolg von einem entgegengeſetzten Geſichtspunkte auffaßt und zu ganz anderen Reſultaten gelangt.

Frankreich.

Die Etymologie der franzöſiſchen Sprache.

So glänzende Fortſchritte in neuerer Zeit die Sprachwiſſenſchaft in Deutſchland gemacht hat, ſo zurückgeblieben iſt ſie in Frankreich, und in allen Wörterbüchern der franzöſiſchen Sprache, welche in den letzten dreißig Jahren erſchienen ſind, findet man, was die Etymologie anbetrifft, faſt immer nur das wiederholt, was in den Tagen eines Ménage und Roquefort für maßgebend galt. Alle Forſchungen aber, welche Raynouard, Fallot, Fuchs, Orelli, Genin, Burguy, Pott, Chevallet, Dieffenbach und namentlich Diez auf dem Gebiete der romaniſchen Sprachen gemacht haben, ſind mehr oder weniger gänzlich unberückſichtigt geblieben. Die franzöſiſche Akademie hat es ſich zwar zur Aufgabe geſtellt, dieſem Uebelſtande durch die Herausgabe eines „Dictionnaire historique de la langue française“ abzuhelfen, indeſſen das Ergebniß der von der ehrwürdigen Geſellſchaft unternommenen Arbeit dürfte kaum den jetzt lebenden Geſchlechtern zu Gute kommen, da bisher erſt Ein Band dieſes Lexikons erſchienen iſt (Paris 1858), und dieſer Quartband, trotz ſeiner 368 Seiten, nicht weiter reicht, als bis zum Wort „abusivement.“

Es iſt daher ein äußerſt verdienſtliches Werk des bekannten deutſchen Gelehrten, Dr. A. Scheler in Brüſſel, die Etymologie der franzöſiſchen Sprache nach den Reſultaten der modernen Sprachwiſſenſchaft zuſammenzuſtellen, und in einem mäßig ſtarken Oktavband, von circa 20 Bogen, zu veröffentlichen,* um ſeine Arbeit Jedem zugänglich zu machen.

Innig vertraut mit den alten, wie mit den meiſten romaniſchen und germaniſchen Sprachen, hat der Verfaſſer, welcher ſich durch ſeine vortreffliche Abhandlung über die franzöſiſche Conjugation (Mémoire sur la conjugaison française, considérée sous le rapport étymologique, Bruxelles 1847), ſeine Kommentare zu Homer und Sophokles (Commentaire raisonné sur un livre d'Homère. Bruxelles 1841 und Commentaire sur l' Oedipe-Roi de Sophocle. Bruxelles, 1843) und ſeine theoretiſche Grammatik der deutſchen Sprache (Grammaire théorique de la langue allemande. Bruxelles 1854) bereits einen bedeutenden Namen als Sprachforſcher und Grammatiker erworben hat, in dieſem Wörterbuch verſucht, alle gegenwärtig üblichen Wörter der franzöſiſchen Sprache mit Ausnahme der in den Spezialwiſſenſchaften, Künſten und Handwerken vorkommenden Ausdrücke, etymologiſch zu erklären, ohne ſich jedoch dabei auf mehr oder minder gewagte Hypotheſen einzulaſſen, oder früher geltende Vorausſetzungen zu wiederholen, die von dem heutigen Standpunkt der Kritik aus zu verwerfen ſind. Zahlreiche Anführungen von Analogien aus anderen Sprachen und Dialekten des romaniſchen Stammes dienen als Beweismittel für die Richtigkeit der Angaben des Verfaſſers, die zum großen Theil den bisherigen Annahmen der franzöſiſchen Lexikographen widerſprechen, oder ſie als falſch widerlegen.

So heißt es z. B. von abricot, welches Beſcherelle in ſeinem „Dictionnaire National“ vom keltiſchen abriquesen, abricoden, von abred frühzeitig, ableitet:

„Abricot, bei Plinius prunum Armeniacum genannt. Die Formen albaricoque, albricoque im Spaniſchen und Portugieſiſchen, alberococka, albicocca im Italiäniſchen, ſowie das engl. apricot und das deutſche aprikose geben den Schlüſſel zur Erklärung dieſes Wortes. Denn gleich den griechiſchen Worten des Mittelalters πραικόκκιον und πρεκόκκιον (Dioscorides) beziehen ſie ſich auf das lateiniſche praecoquus, praecox, vor der Zeit gekocht oder reif, frühzeitig. Die Araber, welche ſich dieſes Wort aneigneten, machten birqûq und burqûq oder mit Vorſetzung ihres Artikels al, alberqûq daraus, und dies ſcheint der wirkliche Urſprung des franzöſiſchen abricot zu ſein.

„Andere, wie Johnſon und P. Labbe, haben an apricus, der Sonne ausgeſetzt, gedacht, was aber die analogen Formen der andern Sprachen nicht zulaſſen.“

acheter, bei Beſcherelle vom keltiſchen achap, kaufen, „altfranzöſiſch achater, acater, italiäniſch accattare, ſpaniſch acabdar, vom lateiniſchen ad-captare, accapitare, zu ſich nehmen, erwerben. Dieſer Ausdruck iſt an die Stelle des lateiniſchen emere getreten, deſſen Romaniſirung Schwierigkeiten darbot. Die Begriffsähnlichkeit zwiſchen ac-captare und acheter geht ſchon aus dem lateiniſchen emere ſelbſt hervor, welches nach Feſtus urſprünglich die Bedeutung ſeines Compoſitums sumere (zuſammengezogen aus sub-emere) hatte. Die Spanier, Provençalen und Italiäner haben emere durch das Verbum comparare, erwerben, erſetzt und daraus comprare und comprar gemacht.“

Cocagne, bei Beſcherelle vom keltiſchen cocaign, gut, ſehr gut, ſtellt Dr. Scheler mit dem italiäniſchen cuggagna, ſpaniſch. cucaña und altengliſchen cokaygne zuſammen.

„Es bedeutet eigentlich eine Art Brod oder Kuchen; daher der Ausdruck pays de cocagne, ein Land, wo Alles im Ueberfluß da iſt, ein Wonneland. Das Stammwort iſt ohne Zweifel das kataloniſche coca, in der Picardie und in Belgien couque, Kuchen (vom latein. coquere, kochen), woher auch das deutſche „Kuchen“ ſtammt.

„Von dem altengliſchen cokaygne ſcheint das heutige cockney, verzogenes Kind, abgeleitet zu ſein.“

Cousin, Vetter, bei Beſcherelle aus dem lateiniſchen congenitus (von cum und genus), nach Chevallet aus consanguineus, nach Anderen aus congeneus (von derſelben Familie) entſtanden, iſt nach Scheler eine Zuſammenziehung von consobrinus (ital. cugino, prov. cosin).

„Die Formen im Graubündtner Dialekt cusrin, cusdrin dienen zur Beſtätigung dieſer Anſicht; der Spanier hat sobrino, Neffe. Dochez ſieht in cousin das lateiniſche cum und sinus!“

„Épieu, altfranzöſiſch espieil, in der Champagne espiel, vom lat. spiculum, Spitze, Wurfſpieß (ähnlich essieu von axiculus). Es iſt unrichtig, épieu mit dem italiäniſchen spiedo, Spieß, Bratſpieß, in Verbindung zu bringen, welches, identiſch mit dem ſpaniſchen espeto, Bratſpieß (daher espeton, Raufdegen, große Nadel u. ſ. f.), und dem altfranz. espiet, espiez, vom mittellateiniſchen spietum, spitum herkömmt. Alle dieſe Worte hängen aber mit den germaniſchen: (althochdeutſch) spiz, Spitze, Lanze, (deutſch) Spieß, (holländiſch) speet, (engliſch) spit, Lanze, Bratſpieß, Spieß zuſammen.“

Das Wort fripon, Schelm, Spitzbube, welches die Lexikographen von fripier herkommen ließen, weil die Trödler die geſtohlenen Sachen kaufen, iſt ebenſo wie fripe, Lumpen, und fripier, Trödler, vom Verbum friper abgeleitet, das urſprünglich abnutzen, aufbrauchen, verderben, deshalb auch gierig ſchlingen, bedeutete und mit dem nordiſchen hripa, etwas ſehr eilig thun, zuſammenhängt, indem hr ſich wie bei frimas in fr verwandelt hat. fripon iſt daher eigentlich behend, raſch, wer etwas mit Leichtigkeit und Geſchick entwendet, und noch im 17. Jahrhundert wandte man friper im Sinn von ſtehlen an. So ſagt man z. B. auch „l'écolier fripait ses classes,“ der Schüler ſtahl ſeine Stunden, d. h. er ging nicht in die Schule, wie im Deutſchen noch jetzt die Redensart „die Zeit ſtehlen“ üblich iſt. Die Bedeutung „mit Gier eſſen,“ gab Veranlaſſung, im Dialekt von Anjou die guten Biſſen, welche man zum trockenen Brode ißt, fripe zu nennen, und hat ſich noch im Ausdruck fripe-sauce für Vielfraß, Praſſer, Schwelger, beim niedern Volk erhalten.

Der Irrthum, garou in loup-garou, Wärwolf, vom keltiſchen garo, garw, grauſam, wild, abzuleiten, wird ebenfalls berichtigt.

„garou, altfranzöſiſch garol, garoul, bezeichnete einen Zauberer, welcher die Gabe hatte, Wolfsgeſtalt anzunehmen, und der daher des Nachts als Wolf herumlief, „quod hominum genus g e r u l p h o s Galli nominant, Angli vero vere-wolf,“ wie Gervaſius von Tilbury bemerkt. Das angelſächſiſche Wort vere-wolf, aus welchem ſich das altfranzöſiſche garoul, ähnlich wie Raoul aus Radulphus, gebildet hat, und das ſich im engliſchen were-wolf, im deutſchen wärwolf erhalten hat, bedeutet wörtlich Menſch-Wolf,* griechiſch λυκάνθρωπος. Das franzöſiſche

* Dictionnaire d'Étymologie française d' après les résultats de la science moderne, par A. Scheler. Bruxelles, A. Schnée, éditeur.

* Aus angelſächſiſch ver (gothiſch vair, lateiniſch vir) Mann und wolf. Auch däniſch und ſchwediſch heißt der Wärwolf varulf, varulv, go[illegible]

loup-garou iſt alſo ein Pleonasmus, indem das Wort loup ſchon in garou enthalten iſt.

„Von garou wiederum kömmt garouage, in der Normandie varouage, nächtliches Herumtreiben, ausſchweifendes Leben."

Denn in der Normandie hat ſich der Name varou, öfter auch, dem Franzöſiſchen, nachgebildet loup-varou, für Wärwolf erhalten, und man glaubt noch jetzt, daß ein durch einen Zauberer in einen Wolf verwandelter Menſch nur dadurch von ſeinem drei- oder ſiebenjährigen Bann befreit werden könne, daß man ihn ſo lange mit einem Schlüſſel ſchlägt, bis er blutet. Im Patois der franzöſiſchen Schweiz wird der Teufel garo genannt.

Aus den angeführten Beiſpielen erſieht man, daß das Werk des Dr. Scheler eine gänzliche Umwälzung des bisher von den franzöſiſchen Lexikographen verfolgten Syſtemes herbeiführen muß, und mit Stolz können wir hinzufügen, daß es wiederum ein Deutſcher iſt, welchem die Franzoſen eine wirkliche wiſſenſchaftliche Etymologie ihrer Sprache zu danken haben. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Italien.

Italiäniſche Wanderbücher.

Jahr für Jahr bringt uns neue Berichte von Italienfahrern. Jede Art von Literatur iſt dabei vertreten: der ernſte Rapport des Gelehrten, der in den oft durchſuchten Bibliotheken von Klöſtern, Domſtiftern und Stadtgemeinden, ein anderer Angelo Mai, eine Nachleſe von Palimpſeſten anſtellte, reiht ſich an die leichten Tagebuchblätter des flüchtigen Touriſten; neben den auf Beſtellung verfertigten mit modernem Feuilleton-Pfeffer und Salz überwürzten Reiſebriefen des commis voyageur in Literatur ſteht das beſcheidene Werk, in dem der begeiſterte Kunſtkenner die Früchte ſeiner gründlichen langjährigen Forſchungen niederlegte; rauſchende Fanfaren von Aufruhr und Schlachtgetümmel und lärmendes Rappiergeklirr vom Fechtboden der politiſchen Discuſſion übertäuben faſt die leichten Melodien der Volkslieder und Geſänge, die ein dichteriſches Gemüth ſammelte und mit ſich über die Alpen nahm. So abweichend an Werth und Inhalt dieſe Mittheilungen von einander ſind, ſo verſchieden iſt auch ihr Geſchick. Aus der reißenden Fluth des jährlich höher ſchwellenden Papierſtroms rettet ſich nur ſelten ein Bücherſchiffchen in den ruhigen Port dauernder Anerkennung; manch' ſchwer beladenes Fahrzeug ſtrandet an den Sandbänken der Bibliotheken; die meiſten aber ſinken ſpurlos auf den Grund, um bald von den Schaaren der Nachfahrer gänzlich bedeckt zu werden.

Ein ſolches Schickſal, für das die Menge der Leidensgefährten doch nur ein leidiger Troſt iſt, wollen wir den gar ſehr verſchieden gearteten Schriften über Italien nicht wünſchen, die hier eine kurze Anzeige vereinigen mag. Zwar hat L. Paſſarge, der als der jüngſte billig den Reigen eröffnet, ſeine „Fragmente aus Italien"* nur aus leichten Planken loſe gefügt, und Wind und Wellen ſind grade jetzt nicht günſtig für ſo gebrechliche Gefährte. Eine Sammlung von ſchnell hingeworfenen Tagebuchs-Bemerkungen, ohne den Reiz der jüngſtvergangenen kriegeriſchen und politiſchen Stürme, vielmehr auf friedlichen Wanderungen in den Jahren 1847 und 1857 entſtanden, bietet zunächſt auch wenig Verlockendes für den mit italiäniſchen Reiſen überſättigten deutſchen Leſer. Aber durch das kleine Buch geht eine harmloſe Freude des Gemüthes, eine Heiterkeit der Auffaſſung, die ſich in ſo unmittelbarer und unbefangener Natürlichkeit äußert, daß die Fragmente doch gar wohl einen Abglanz der ſonnigen Herrlichkeit von Italien in manches Gemüth ſpiegeln können. Ohne Anſpruch auf Neuheit der Anſichten oder Tiefe der Ideen verdanken ſie ihr Daſein offenbar jenem unwiderſtehlichen Drange nach Mittheilung, der den gebildeten Reiſenden beim Genuſſe des unerſchöpflichen Quells der Schönheit von Italien mächtig erfaßt. Neben dem vielen, was über Florenz und Rom, Neapel und Venedig geſagt und geſungen iſt, mögen denn auch die Skizzen von Paſſarge beachtet werden. Die Ueberſetzungen einiger Romanzen von Berchet (aus ſeinen geprieſenen „Sogni") werden eine willkommene Zugabe ſein; den angehängten armeniſchen Volksliedern, aus einer Sammlung des bekannten Mechitariſten-Kloſters San Lazaro in Venedig, würde etwas mehr Sorgfalt bei der Auswahl, wie bei der Uebertragung, nicht geſchadet haben.

Von ganz anderer Bedeutung iſt ein nur wenig älteres Wanderbuch aus Italien, das ſehr unverdienter Weiſe keineswegs hinlängliche Beachtung und Würdigung erfahren hat. In den „Bildern italiäniſchen Landes und Lebens," gab Otto Speyer,* begünſtigt durch einen ſechsjährigen Aufenthalt in Florenz, ſowie durch eine Stellung, die ihm den Eintritt in jeden Kreis des Volks- und Geſellſchafts-Daſeins und ungehindertes Umherſchweifen in ganz Toscana, dem Garten von Italien, ermöglichte, die ſchätzenswertheſten Beiträge zur Phyſiognomik Italiens und ſeiner Bewohner. In der beſcheidenen Form einfacher Reiſeberichte erreichen dieſe Bilder nicht nur vollſtändig den Zweck, den der Verfaſſer ſich vorzugsweiſe auserſah, die möglichſt klare und unmittelbare Wiedergabe des phyſiognomiſchen Charakters der Landſchaft; ſie bringen auch über viele von Reiſenden faſt nie beſuchte und doch äußerſt anziehende Theile der Halbinſel die intereſſanteſten Aufſchlüſſe. Dies gilt vornehmlich von den Wanderungen durch die Apenninen-Thäler und Ketten, die das hetruriſche Gebiet ſchirmend umringen und tief durchklüften, und durch die langhingeſtreckten Maremmen, die verrufene Reſidenz der Sumpfluft und der tödtlichen Fieber. Verleiht auch die gründliche Kenntniß des italiäniſchen Lebens und der Literatur, ſowie durchgebildetes Urtheil und ganz ungewöhnliche Begabung für örtliche Schilderung ſelbſt demjenigen Reiz und Werth, was der Verfaſſer von Florenz erzählt, und was er von Rom und dem Süden auf einer kurzen Fahrt ſah: ſo liegt doch in ſeinen Mittheilungen aus dem Innern von Toscana das überwiegende Verdienſt und die größte Anziehungskraft ſeines Buches. Durch ſie iſt ein nahezu unbekanntes Buch erſchloſſen worden. Denn die Gegenden, in welche ſie uns einführen, liegen ſeitwärts von den Heerſtraßen, auf denen die Reiſenden ſonſt von Florenz nach Rom pilgerten, ehe auch dieſe vor der jetzt allein ſeligmachenden Dampfſchiffahrt verödeten. Von keiner unabänderlichen Reiſeroute gehetzt, im vollen Genuſſe jugendkräftigen Wandertriebes, durfte der Verfaſſer eindringen in die ernſtbewaldeten, ſtillen Seitenthäler des Appennin; er hatte Muße und Neigung, ſich in die Heimlichkeit der Reiche von berühmten Klöſtern zu verſenken, die hier im Waldgebirge erbaut, ihren Gründern den Heiligentitel verſchafft und ihren frommen Bewohnern behagliche Tage gewährt haben. Die Gaſtfreundſchaft der Mönche von Vallombroſa auf der tannenbeſchatteten Höhe des Prato magno, die tiefe Waldeinſamkeit der altersgrauen, weitläufigen Abtei Camaldoli, die Zelle des heiligen Franz von Aſſiſi in der Felſeneinöde von Alvernia bilden die Hauptzüge der „Kloſterfahrt durch den Appennin." Sie gewährte dem Verfaſſer überdies eine Reihe der herrlichſten Ausſichtspunkte, von den Felſengipfeln, die ſich über jene alten Klöſter himmelan erheben, insbeſondere von dem Prato al Soglio (der Thronwieſe) über den Camaldoli, jenem Rückgrat Italiens, den ſchon Arioſt begeiſtert preiſt, und der dem Wanderer die Spiegelflächen des Adriatiſchen wie des Liguriſchen Meeres, ja ſeinem bewaffneten Auge die Maſten der Schiffe in den Häfen von Ravenna und Livorno zugleich zeigt. Die Schilderung der Maremmen vernichtet zum guten Theile die Vorſtellungen, die ſich an ihren Namen knüpfen, und die dies weite Gebiet der toskaniſchen Meeresküſte als eine öde, gleichförmige Sumpflache, die Heimat der mala febrium cohors ausmalen. Sie verzeichnet die Siege, welche die fleißige Menſchenhand über die Malaria, den ſchrecklichen Wächter der Einſamkeit in dieſem wilden Wechſel von Berg und Thal davon getragen hat. Auch dieſer böſe Feind entweicht in die Wüſte, wenn neuer Anbau die lange verödeten Fluren ſich wieder dienſtbar macht und dichtere Bevölkerung nach ſich zieht. Selbſt die halb vertrockneten Seen, deren rohrbedeckte Sumpfflächen die Quelle der giftigſten Ausdünſtungen ſind, namentlich wegen des Salzwaſſers, das hohe Fluthen hier ohne Abfluß zurücklaſſen, können den kräftigen Angriffen menſchlicher Energie und Geſchicklichkeit auf die Dauer nicht trotzen. Durch Dämme eingeengt, durch Kanäle mit dem Meere verbunden, verwandeln ſie ſich theils in Fruchtgefilde, theils in klare Waſſerſpiegel. Freilich iſt noch gar ſehr viel zu thun. Um die majeſtätiſchen Trümmer der alten Etrusker-Felſenſtädte weilt noch vielfach dieſelbe gleichförmige Stille, die der Reiz und das Verderben der Campagna von Rom iſt. Die mittleren Landſtädte tragen noch unverändert den Stempel und die Farbe ihrer längſt verſchwundenen Blüthezeit, als wären die Jahrhunderte an ihnen vorübergezogen, wie an den Wüſtenſtädten an den Ufern des Nil. Dünner als irgendwo ſonſt in Europa, die nördlichſten Breitengrade abgerechnet, iſt hier die Bevölkerung, welche in der Umgegend der Maremmen-Hauptſtadt Groſſeto nur

wulfs, holländiſch weerwolf, bei Kiliaen weijrwolf und waerwolf. Gleiche Bedeutung hat das bretagniſche denvleiz (von den, Mann, und bleiz, Wolf). Doch ſagt man dafür auch bleizgarou, bleizgaro und hat ſogar grékvleiz (Frau-Wolf).

* Berlin, Decker, 1860 8. 341 S.

* Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1859. 2 Bde.

Digitized by Google

200 Seelen auf die Quadratmeile zählt. Noch immer lichten verderbliche Fieber die Reihen der Arbeiter, die alljährlich zur Aerndtezeit von den bewaldeten Höhen in die dem Meere benachbarte Ebene hinabſteigen. So ſind denn die überaus bedeutenden Schätze, die hier der Boden bietet, noch keineswegs genügend zu verwerthen. An Erzen und edlem Geſtein reich iſt das ganze Land, das zu den weltberühmten florentiniſchen Moſaiken, z. B. der prachtvollen Medizeer-Kapelle in San Lorenzo, die ſchönſten Stoffe geboten hat. Eine ſüdlich üppige Vegetation bedeckt die windfreien Abhänge der Halbinſel von Piombino; kräftige Waldwildniß überzieht die Höhen des Innern, wo aus ſtachlichtem, oft undurchdringlichem Unterholz die kräftigen Stämme der Kork-, Stein- und Zerr-Eichen, der Kaſtanien und des wilden Feigenbaums ſich erheben. Das Geſammtbild dieſes wilden und reichen Landes hat der Verfaſſer mit ſo trefflichen Zügen geſchildert, daß er die Vergleichung mit ſeinem großen Vorbilde, den Landſchaftsgemälden in den „Anſichten der Natur," nicht zu ſcheuen hat. Auch ſeine Erzählung von der Villeggiatur in der Villa Gragnone, unter dem erhabenen Felſen des Kreuzes von Lignano, iſt von ganz eigenthümlichem Reiz. Ernſte Bedenken über die Geſchicke des Landes mag das erwecken, was der Verfaſſer aus ſeinen Erinnerungen an den 8. Februar 1849 erzählt. Augenzeuge jener unblutigen Revolution, die der öſterreichiſchen Intervention den erſehnten Anlaß bot, konnte er bei der Errichtung der kurzlebigen Republik unter Guerrazzi's Dictatur dem ſchnell auflodernden Enthuſiasmus und theatraliſchen Pathos der Florentiner und ihrer Leiter nur wenig Kraft und Beſtand zutrauen. Er ſah in den Ausbrüchen des Haſſes gegen den entflohenen Großherzog, der in Verſtümmelung der Mediceer-Wappen, der Bildſäulen und in ſchwülſtigen Prahlereien ſich Luſt machte, den ſchwärzeſten Undank gegen eine milde faſt väterlich um das Landeswohl beſorgte Dynaſtie. So neigte er ſich der Meinung zu, daß dieſe Revolution ohne inneres Recht, nur als eine Aeußerung der ſchon von Dante in ſeinen berühmten Verſen ſo ſchwer verklagten florentiniſchen Unbeſtändigkeit anzuſehen und zu richten ſei. Er verkannte dabei die Kluft, die zwiſchen den italiäniſchen Unterthanen und den fremdländiſchen Herrſchern immer beſtanden hat und der Natur der Sache nach beſtehen mußte. Denn das Volk fühlt ſo tief als wahr, was der große Geſchichtsſchreiber von Italien ausgeſprochen hat: „daß eine fremde Regierung, mag ſie an ſich immer ſo gut ſein, im Endreſultate für die Nation verderblicher wirkt als eine noch ſo ſchlechte nationale. Denn dieſe geht vorüber und gewährt beſſeren Geſchicken Raum — jene, je weniger ſchlimm ſie iſt, macht die fremden Feſſeln um ſo erträglicher, ſchmiedet ſie drum nur feſter und feſter" (Cesare Balbo, dello Storia d'Italia dalle origini fin all' anno 1814.)

Während die Paſſarge'ſchen Fragmente dem Leſer ein paar müſſige Stunden recht angenehm ausfüllen werden, die Bilder von Otto Speyer hingegen zu eingehenden Studien italiäniſchen Landes und Lebens ganz vorzüglich empfehlenswerth erſcheinen, ſo mag hier ſchließlich noch eines dritten italiäniſchen Reiſebuchs gedacht werden, das in der Reiſetaſche eines jeden Italienfahrers ſeinen Platz zu finden verdient. Eine beſſere Anleitung für das Verſtändniß und das genießende Anſchauen der italiäniſchen Kunſtſchätze als den Cicerone von Jakob Burckhardt giebt es nicht; wenigſtens keine, in der leichte Handhabung, die bei der oft ſo kurz bemeſſenen Zeit ein unumgängliches Erforderniß iſt und ſo glücklich mit gewiſſenhafteſter Gründlichkeit der Forſchung und anziehendſter Form der Darſtellung Hand in Hand geht. Der Cicerone iſt durchaus kein Reiſehandbuch gewöhnlicher Art. Der Verfaſſer, deſſen bekannte kunſthiſtoriſche Arbeiten für ſeinen Beruf zu ſolcher Anleitung ein lautes Zeugniß ablegen, giebt in dem kleinen ſehr anmuthig ausgeſtatteten Bande eine zuſammenhängende Ueberſicht der antiken und der neueren Kunſtwerke Italiens an dem Faden der hiſtoriſchen Entwickelung. Die griechiſche und die römiſche Kunſt, die des Mittelalters und der Renaiſſance, bis auf ihr Verblühen durch die Unnatur und die Nachahmungswuth der Neueren, werden unter den Kapiteln Architektur, Skulptur, Malerei und Decoration, an den in Italien ſich darbietenden Schätzen, und nur an dieſen auf das Anziehendſte und Belehrendſte abgehandelt. Dabei beruht das Urtheil über jedes einzelne Monument ſtets auf der unmittelbaren perſönlichen Anſchauung des Verfaſſers, der es mit faſt peinlicher Genauigkeit vermied, von irgend einem Bilde u. ſ. w. zu reden, das er nicht ſelbſt geſehen hat. Eben darum aber treffen ſeine wenigen Worte faſt immer das Innerſte der Gefühle und Empfindungen, welche in dem gebildeten Beſchauer beim Anblicke deſſelben Bildes rege werden; ſie regen ihn zu gründlicher Betrachtung an und leiten ihn dazu, ſich ſelbſtändig auf ſeine Weiſe ein Urtheil zu bilden, ohne ihm das des Verfaſſers aufzudrängen, ohne ihn durch gelehrten Apparat zu ermüden oder durch kritiſche Abſprünge zu zerſtreuen. Wer das Glück hat, Italien zu ſehen, findet an dem Cicerone von Jakob Burckhardt die beſte Vorbereitung, die treueſte Begleitung und die anmuthigſte Erinnerung an die Herrlichkeit, die ſich ihm dort offenbart. Aber auch ſonſt wird Niemand dies Buch ohne Belehrung, Erquickung oder Dankbarkeit aus der Hand legen. Möge es Herrn Burckhardt vergönnt ſein, ſpäteren Auflagen auch das einzureihen, was er bisher, wie z. B. die Schätze von Sicilien, noch nicht ſchauete, und mögen dieſe wenigen Zeilen, der Ausdruck perſönlichen Dankes, den der Unterzeichnete dem Cicerone in Italien ſchuldig geworden iſt, dazu beitragen, ihn in Deutſchland einheimiſcher zu machen.

P. D. Fiſcher.

Afrika.

Du Chaillu der Gorilla-Jäger.*

Der rieſige Gorilla-Affe von Central-Afrika ſpielte vor längerer Zeit in der Tagesliteratur eine Rolle; ein franzöſiſcher Reiſender Paul du Chaillu war bis tief in's Innere dieſes Erdtheils vorgedrungen und hatte, ein zweiter Nimrod, dort gegen das zottige Ungethüm, welches bereits den alten Karthagern ſo großen Schrecken eingejagt, gewaltige Jagden unternommen. — Darauf machte eine kleine Anekdote aus London die Runde durch die Blätter, wonach dieſer verwegene Gorilla-Gérard (Gérard iſt bekanntlich der franzöſiſche Löwenherkules von Fach) ein furchtbares Attentat von ſeltener Kühnheit auf die Civiliſation nicht blos Englands, ſondern Europa's begangen, indem er — horribile dictu — einem ungläubigen Gentleman nicht den Handſchuh, ſondern ein unſagbares naſſes Argument in's Geſicht geſchleudert hatte. — Die Gorilla's waren furchtbar gerächt — doch dem kühnen Jäger, der unverzagt vor dieſen zähnefletſchenden Ungeheuern geſtanden, entſank der Muth vor der Empörung der civiliſirten Menſchheit — er that reumüthig Abbitte, und bekannte ſein Unrecht. — In England dürfte es ihm indeß ſchwerlich gelingen, alle Gegner zu verſöhnen. Seitdem ſind auch in Deutſchland von Autoritäten in dieſer Hinſicht Zweifel ausgeſprochen worden, und es iſt alſo die Frage, bis wie weit der Gorilla ſeinen ſchnell erworbenen Ruhm behaupten wird.

Wir ſind nun dadurch, daß uns die Reiſebeſchreibung du Chaillu's (im Auszuge) vorliegt, in den Stand geſetzt, wenigſtens urtheilen — zu helfen, und aus gewiſſen Indizien zu ſchließen, wie weit wir etwa einem Schriftſteller Glauben ſchenken dürfen, deſſen Auftreten jedenfalls etwas Originelles hat.

Paul du Chaillu wird uns von vorn herein als halber Afrikaner vorgeführt. „Sein Vater hatte ſich ſchon mehrere Jahre in dieſer Gegend (an der Mündung des Gaboon, der genau unter dem Aequator in das Atlantiſche Meer münden ſoll) aufgehalten und der junge Paul ſich mit dem afrikaniſchen Klima und mit den Sitten und der Sprache der hier wohnenden Mponguam vertraut gemacht."

Die Franzoſen haben nämlich daſelbſt im Jahre 1842 ein Fort angelegt, und auch amerikaniſche Miſſionaire ſich eingefunden. Das Innere des Landes iſt vollkommen unbekannt. Daſſelbe zu beſuchen, war ſeit lange der Wunſch des Reiſenden. Als er im October 1855 abermals von Amerika zurückkehrte, machte er ſich daran, ſeinen Plan auszuführen und in's Innere vorzudringen. Seine Hauptabſicht war dabei, den berühmten Gorilla, von welchem die Neger ihm Wunderdinge erzählt hatten, kennen zu lernen und zu ſchießen. Was wir von der Küſte erfahren, reicht gerade hin, uns auf der Landkarte zu orientiren; wie wir den Gaboon, den Fluß Muni, die Koriscobay verlaſſen, ſind wir in einem verzauberten Lande, aus dem eine Anzahl ſonderbar klingender Namen von Negern, Negerinnen, Oertern, Flüſſen u. ſ. w. genannt werden, die aber für uns völlig in der Luft hängen bleiben, weil wir in dem großen weißen Flecke, den dort die Karte zeigt, jeden Anhalt vermiſſen. Und was für ein Land! welche Menſchen, welche Sitten, welche Gebräuche. — Wir bewundern die ſtarken Nerven, den ſtoiſchen Gleichmuth, den kaltblütigen Humor unſeres Reiſenden, der guter Freund und Bruder mit den Bewohnern eines Landes iſt, wo man Menſchenbeine und Arme wie Kalbſchlägel zur Küche trägt, wo man den Gaſt dadurch ehrt, daß man ihm einen lebendigen Sklaven zum Abendbrod ſchenkt, u. dergl. Dabei meint Herr du Chaillu, daß im Grunde genommen die

* Paul du Chaillu's Reiſen in Central-Afrika. Aus dem Engliſchen. Berlin, Haſſelberg'ſche Verlagshandlung (J. Winkler). Zu der Sammlung von Kletke's „Afrika" gehörig.

Digitized by Google

Neger ganz gute gemüthliche Kerle ſind, mit denen ſich ſchon umgehen läßt, wenn man nur ihren Humor verſteht. Man kann nicht ſagen, daß dieſelben undankbar wären; ſie wußten an dem weißen Manne, der ein gutes Jagdgewehr, eine Spieldoſe u. dergl. hatte, die geiſtige Ueberlegenheit, die Tapferkeit in der Jagd des Gorilla und die humane Umgänglichkeit zu ſchätzen, mit denen er ihnen ſeine Kenntniſſe mittheilte — ſie machten ihn zu ihrem Könige. „Geiſt, du biſt unſer König, du biſt in unſer Land gekommen, uns Gutes zu thun. Du kannſt Alles thun" — ſprachen die dreißig Apingi-Häuptlinge zu ihm, als ſie ihm die Nachricht von ſeiner Wahl überbrachten — zum Danke ſollte er gleich einen Haufen Perlen machen, ſo hoch als der höchſte Baum im Dorfe; desgleichen Zeug, kupferne Keſſel, Stangen, Gewehre und Pulver. — Der König der Apingi ſchlug es ab, ſeinen Unterthanen dieſe kleine Gefälligkeit zu erweiſen. Denn ſo faßten ſie es auf, wie Herr du Chaillu verſichert.

Eigentlich wurde derſelbe nur als Mitregent eingeſetzt.

„Am 18. December wurde ich von Remandſchi ſelbſt und unter dem Beifallsrufen einer ungeheuren Menſchenmaſſe förmlich mit dem Kendo, dem Symbol der Herrſcherwürde, bekleidet, wodurch ich gleiche Macht mit dem Könige ſelbſt erhielt, der zu mir ſagte: „Du biſt der Geiſt, den wir noch nie vorher geſehen haben. Wir ſind nur ein armes Volk im Vergleich zu Dir. Du biſt einer von Denen, von welchen wir oft gehört haben, der aus fernem Lande kommt, und Den wir nie gehofft hatten zu ſehen. Du biſt unſer König und Herrſcher; bleibe ſtets bei uns. Wir lieben Dich, und wollen thun, was Du wünſcheſt." Hierauf wurde nun unter lautem Jubel Palmwein herbeigebracht, und nach dem geſetzlichen Akt einer Krönung, fand nun ein allgemeines Volksfeſt ſtatt. Von dieſem Tage an kann ich mich alſo du Chaillu den Erſten, König von Apingi nennen, und darf mich rühmen, daß wenige Herrſcher ihren Scepter mit ſo allgemeiner Zuſtimmung ihrer Unterthanen ergriffen haben, als ich."

Als König der Apingi mußte Herr du Chaillu tiefe Einblicke in das apingiſche Staatsweſen, ſeinen Organismus, ſeine Politik ꝛc. thun können und er nimmt in der That einen Anlauf, uns darüber berichten zu wollen. Leider ſind ſeine Aufſchlüſſe darüber etwas dürftig und ſo allgemeiner Natur, daß ſie auch auf amerikaniſche und aſiatiſche Wilde paſſen würden.

Eine Apingerin will ſich der neue Herrſcher nicht zur Königin erkoren haben, obwol er Manches andeutet, was unter den apingiſchen Damen für Begriffe von Wohlanſtand herrſchen. Er ſtellte nur einige, wie er ſagt, ganz alte und häßliche Weiber an, um ſeine Wirthſchaft zu führen, ſah ſich aber nach ein paar Tagen ſchon in die größte Verlegenheit verſetzt, indem zahlreiche Männer und Frauen ihm die Aufwartung machten, um ihn mit großer Freude als Vetter zu begrüßen und ihm für die Ehre zu danken, die er ihrem Geſchlechte angethan, auch ihn ernſtlich um Geſchenke zu bitten.

„Ich geſtehe, da riß mir die Geduld. Ich nahm einen Stock und trieb meine neuen Vettern und Muhmen aus dem Dorfe, indem ich ihnen noch meine verleumderiſche Haushälterin aufpackte und alle Schimpfreden der Apingi auf ſie häufte, die ich nur wußte."

Gegen manchen Verdacht, der nach den oben erwähnten Präcedentien natürlich genug iſt, möchten wir den franzöſiſchen Reiſenden indeß in Schutz nehmen. Es iſt wahr, wir ſind nicht im Stande, ihm auf den Reiſen in jenen unbekannten Strichen zu folgen, aber leugnen läßt ſich nicht, die Schilderung des Lebens der afrikaniſchen Negerſtämme iſt von ſolcher Naturfriſche und Wahrheit, daß ſie nur ein genauer Kenner derſelben zu geben im Stande ſein dürfte. Wir haben in neuerer Zeit eine große Menge derartiger Schilderungen erhalten, aber immer durch Männer, die ſich ſo viel als möglich die Zurückhaltung des civiliſirten Europäers gegenüber jenen Naturkindern bewahrten. Herr du Chaillu verſtand, wie geſagt, die Sprache der Stämme mit denen er umging, und mit geſunden Nerven und einer nicht gerade heikeln Natur begabt, wußte er ſich ſo weit dies nöthig war, in ſeine Leute zu ſchicken. Dieſe gewiſſe Ungenirtheit ſcheint den Negern imponirt zu haben. Was wir aber bei dieſer Gelegenheit erfahren, iſt ſo über allen Begriff abſcheulich, barbariſch und viehiſch, daß wir es von vornherein bezweifeln müßten, wenn es nicht von zahlreichen anderen Reiſenden aus ganz anderer Perſpective berichtet würde. Die Menſchenſchlächterei, die Abweſenheit alles Anſtandsgefühls, die zügelloſe Sinnlichkeit, der Schmutz und die Unreinlichkeit, der ſcheußlichſte Aberglaube überſteigen allen Begriff, und dabei iſt doch wieder Vieles, was uns erinnert, daß wir es hier mit Menſchen zu thun haben, denen Gemüthlichkeit, kindliche Einfalt und ſonſtige gute Eigenſchaften nicht abzuſprechen ſind. Im Ganzen dürften dieſe Neger den Eindruck ſich ſelbſt überlaſſener, verwahrloſter Kinder machen, die nicht von dem Antriebe vernünftiger Ueberlegung, ſondern ſtets von dem jedesmaligen Affekte geleitet werden und natürlich deßhalb die größten Thorheiten und Grauſamkeiten begehen. Das Leben dieſer Menſchen bewegt ſich nur in Extremen; abergläubiſche, oft entſetzliche Furcht vor dem Unſichtbaren, vor Teufeln, Geſpenſtern und Verhexung, vor den Nachſtellungen und noch mehr vor den Zauberfetiſchen ihrer Feinde betäubt ſich in ſinnlichen Aufregungen, in wilden Tänzen mit Geheul und Tamtamſchlagen, worauf dann wieder apathiſche Erſchlaffung folgt. Ihr Denken beſteht im Anſchlägemachen und Ränkeſinnen, und ihre einzige vernünftige Thätigkeit in der Verſchaffung des nöthigen Lebensunterhaltes.

Auch über die Sklaverei iſt an vielen Stellen des Buches die Rede; es ſcheint aber nicht, daß uns hier beſonders neue Aufſchlüſſe geboten würden. Die Sklaverei exiſtirt natürlich ſeit Alters her im Innern von Afrika, hat aber daſelbſt einen ganz anderen Charakter, als die Sklaverei der Neger in Amerika. „Hier iſt ſie durch eigne Geſetze geregelt; ſo fand ich in allen Stämmen zwei Arten von Sklaven. Die bevorzugtere Klaſſe ſind die Hausſklaven, welche nicht außerhalb des Stammes verkauft werden dürfen, ſchon eine gewiſſe Art von Freiheit genießen und ſogar eine Stimme und Einfluß im Dorfe haben. Sie werden von ihrem Herrn geſchützt, haben oft ein eigenes Beſitzthum und nur die Pflicht für den Unterhalt ihres Herrn entweder durch die Jagd oder durch Beihülfe im Feldbau zu ſorgen.

„Selten ſind die Herren hart und ſtreng gegen ihre Sklaven, meiſtens ſchon aus Furcht, der Sklave könne ſie aus Rache bezaubern. Dennoch hat der Sklave ſtets eine geringere Stellung, als der Freie; der Herr kann ihn, wenn er will, tödten, ohne daß Jemand das Recht hätte, dagegen Einſpruch zu thun. Manche Sklaven genießen das Vertrauen ihrer Herren in einem ſo hohen Grade, daß ſie mit den koſtbarſten Gütern betraut zu weiten Handelsreiſen ausgeſandt werden, welche Aufträge ſie gewöhnlich mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausführen.

„Die Negerſtämme, welche mit der Küſte in Verbindung ſtehen, und für ihre Sklaven einen Markt finden, bedienen ſich auch derſelben, um durch ſie fremde Sklaven aus dem Binnenlande aufzukaufen und herbeiſchleppen zu laſſen. Dies iſt jedoch eine ganz verſchiedene Art von Sklaverei, und ein Hausſklave hat in den meiſten Fällen nicht zu befürchten, nach der Küſte verkauft zu werden, ſo lange er nur keines Verbrechens beſchuldigt wird. Der Sklavenmarkt erhält ſeine Zufuhr faſt ganz aus dem Inneren und namentlich ſind in der letzteren Zeit viele Sklaven von dem wilden Volke der Kaus nach der Küſte geſchleppt worden, ebenſo von den Aſchira und Apingi, ſowie von den zahlreichen unter dieſen lebenden Stämmen, welche den Weißen bis dahin gänzlich unbekannt waren. Gleich einem Elfenbeinzahn oder einem Stücke Ebenholz, werden ſie von einem Stamme zu dem andern bis zum Kap Lopez verhandelt.

„Man kann ſich wohl denken, daß die ſtarke Nachfrage dazu führt, die Beſchuldigungen von Zauberei und anderen Verbrechen zu vervielfältigen, für welche Sklaverei die Strafe iſt. Dadurch wird leider dieſer Aberglaube begünſtigt, doch muß man andrerſeits nicht vergeſſen, daß, weil jetzt ein Menſch zu hohen Werth hat, um ihn zu tödten, er eher verkauft wird, wenn aber dieſe auswärtige Nachfrage nicht wäre, ſo würden alle diejenigen, welche der Zauberei beſchuldigt werden, ohne Erbarmen umgebracht.

„Man frage nur die Leute in einem Stamme, und man wird euch ſagen, daß ſie nie ihre eigenen Leute verkaufen, ſondern daß ſie alle Freie ſind. Dennoch wird der aufmerkſame Beobachter finden, daß Schuldner oft verkauft werden, noch häufiger Zauberer, Ehebrecher, Betrüger; ſtets aber, wie geſagt, werden ſie nur an den benachbarten Stamm, niemals an den eignen verkauft.

Wo Stämme dem Ausſterben entgegengehen, werden die als Sklaven gebornen Kinder von ihren Herren nicht verkauft, ſondern bilden ihre eigne Art von Bevölkerung.

Wie tief das Sklavenſyſtem in dem ganzen Leben der Negerſtämme eingewurzelt iſt, beweiſt wohl am ſchlagendſten der Umſtand, daß von der Küſte bis zu dem fernſten Innern, wohin ich dringen konnte, die Handelseinheit der Werth eines Sklaven iſt. Wie wir Amerikaner * von einem Dollar, die Engländer von einem Pfund Sterling, ſo reden die Afrikaner von einem Sklaven! Wird ein Mann beſtraft, oder kauft er ſich ein Weib, ſo geſchieht es um ſo und ſo viel Sklaven. Hat er vielleicht keine Sklaven, ſo zahlt er ſo viel an Elfenbein, Ebenholz, Rothholz und andern Handelsgütern, als der Werth dieſer Sklaven an dieſem Orte betragen würde. Hierbei darf man nicht vergeſſen, daß der Werth eines Sklaven,

* Alſo Herr du Chaillu — Amerikaner durch Naturaliſation?! das erklärt Manches in Stil und Erzählung.

Digitized by Google

je weiter nach dem Innern, deſto geringer iſt, z. B. bei den Apingi nur etwa ein Siebentel von dem Werthe eines Sklaven am Kap Lopez.

„Eine größere Entwickelung des regelmäßigen Handels würde für dieſe Völker eine große Wohlthat ſein. Manche Handelsartikel, wie Gewehre, Pulver, Tabak, Meſſing und Eiſen in verſchiedenen Formen ꝛc. ſind für die Negerſtämme, welche im Handelsbereich der Weißen wohnen, zum Bedürfniß geworden, weil ſie aber in hinreichender Menge kaum zu erlangen ſind, ſo ſtehen ſie folglich in ſehr hohem Preiſe. Dieſer hohe Preis iſt aber jetzt für die Gier des Afrikaners eine gefährliche Verſuchung. Da er über Leben und Tod ſeiner Kinder Gewalt hat, ſo ſteht er oft gar nicht an, ſie zu verkaufen, wenn ihm eines dieſer Bedürfniſſe ausgegangen iſt. Er findet z. B., daß eines ſeiner Kinder nicht wohlgebildet iſt, nicht Verſtand genug hat, oder fürchtet, es wolle den Vater bezaubern, dann wird mit den Verwandten der Mutter ein Familienrath gepflogen, ein Antheil an dem Kauferträge wird ihnen zugeſagt — denn auch ſie haben Rechte an dem Kinde — und iſt die Zuſtimmung erreicht, ſo wird das arme Kind verkauft.

„Nähme nun ein geſetzmäßiger Handel zu, ſo würden ſolche Verſuchungen wegfallen. Zu gleicher Zeit würde nach meiner Ueberzeugung die Einführung der Landwirthſchaft, die Anpflanzung von Baumwolle und Zucker zur Ausfuhr dienen, die Feſſeln des Sklaven ebenſo ſehr zu löſen, als deſſen Werth für den Herrn erhöhen. — Für jetzt trägt der Sklave nur zu dem Wohlſtande und Anſehen ſeines Herrn bei; dann würde er auch im Intereſſe deſſelben wirkſam ſein. Man zeige nur dem Neger, welchen Vortheil er von deſſen Arbeit haben könne, und er wird auch deſſen Leben und Beſitz höher ſchätzen.“

Die Jagdabenteuer nehmen eine hervorragende Stelle in dem Buche ein — an wilden Thieren und Ungeheuern fehlt es dort nicht. — Man wird es uns erlaſſen, über den Gorilla zu ſprechen, da dieſer bereits ſeine Rundreiſe durch die Journale gemacht hat und (wie auch hier auf dem Umſchlage) in größeren und kleineren Abbildungen vorgeführt worden iſt. — Der Fortgang der Entdeckungen muß lehren, was an der Sache iſt, d. h. bis auf welches Maaß ſie zurückzuführen iſt. Etwas furchtbar tritt allerdings das menſchenähnliche Ungethüm auf die Bühne; indeſſen bleibt doch Alles, was wir ſonſt im Buche leſen, ſo ziemlich in den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit. Sonderbare Dinge giebt es auf Erden noch genug, und auch Abenteuer werden noch beſtanden, die in der Studirſtube ziemlich unwahrſcheinlich ausſehen. Andererſeits ſpielt uns der weiße Fleck auf der Karte einen böſen Streich; auch hat Hr. du Chaillu, ſo weit nämlich das vorliegende Büchlein maßgebend iſt, wirklich ſehr wenig gethan, uns ſeine Reiſeroute zu verdeutlichen und ſie in Zuſammenhang mit der allgemeinen Geographie Afrika's zu bringen. Wir treiben uns ohne Kompaß in einem wild-fremden Lande herum, von dem wir wohl erfahren, daß es Wälder, Berge, Flüſſe beſitzt, aber nicht, wie und wo ſie liegen, fließen ꝛc. Auch Namen werden genannt, und ſehr afrikaniſch klingende dazu — aber man verlangt heutzutage von einem Reiſenden doch etwas mehr, als Abenteuergeſchichte. — Alles in Allem, Vorſicht dürfte gerathen und ein beſcheidener Zweifel daran erlaubt ſein, ob Herr du Chaillu ganz ſo tief in das Innere von Afrika eingedrungen, als es den Anſchein hat. Wahrheit und Dichtung vereinen ſich ja unter einem beſtimmten Einfallswinkel ſehr leicht.

Deutſchland und das Ausland.

Eine neue Ausgabe des Neuen Teſtamentes.

Wir glauben nicht nur den Theologen, ſondern Allen, die die Schriften des Neuen Bundes in der Originalſprache zu leſen befähigt ſind, einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie auf eine in der Decker'ſchen Geheimen Oberhof-Buchdruckerei in Berlin erſchienene Ausgabe des Neuen Teſtamentes* aufmerkſam machen, die ſich vor den bisherigen Ausgaben durch zwei Vorzüge auszeichnet. Zuerſt iſt es die typographiſche Ausſtattung, die ſie unterſcheidet. Durch die Klagen Lachmann's über die verderbte und willkürliche Form der bisher gebräuchlichen griechiſchen Curſivſchrift veranlaßt, beſchloß Herr Decker, der Beſitzer der Oberhof-Buchdruckerei in Berlin, beſſere Typen in Stahl ſtechen zu laſſen, und wandte ſich daher auf den Rath Lachmann's an den Geheimen Rath Dr. M. Pinder, mit deſſen Unterſtützung der geſchickte Graveur Johannes Schilling die ſchwierige Aufgabe löſte, eine Schrift herzuſtellen, die im Weſentlichen derjenigen nachgebildet iſt, die man in den griechiſchen Inſchriften der Auguſteiſchen Zeit und in den Papyros-Handſchriften von Pompeji findet, und ſo der ſchönen Uncialſchrift der älteſten Codices gleicht. Bisher hat die Offizin des Herrn Decker die Schrift nur gelegentlich in den Noten zu der Lachmann'ſchen Ausgabe des Lucretius und in Päßler's „Auswahl altchriſtlicher Lieder“ angewendet. Der Wunſch, dieſe neuen Typen einem größeren Publikum zur Beurtheilung vorzulegen, veranlaßte ihn zu vorliegender Ausgabe des Neuen Teſtamentes. Der Herausgeber, Herr Philipp Buttmann, hat den Text nach dem berühmten alten Codex Vaticanus gegeben, doch ſo, daß er nicht blos die nach dem Codex, doch mit großer Leichtfertigkeit und Unkenntniß, veranſtalteten Ausgaben des Kardinal Majo vom Jahre 1838 und 1857, ſondern auch alle vorhandenen Collationen des Codex benutzte. — Die Ausgabe hat daher auch einen bedeutenden kritiſchen Werth. In einem gedrängten Recenſus am Schluſſe hat der Herausgeber alle die Stellen zuſammengeſtellt, in welchen die Autoritäten über die wahre Lesart des Codex einander widerſprechen. Es iſt zu hoffen, daß der Codex bald mittelſt der Photographie vervielfältigt werden wird; dann wird das Verzeichniß vorzüglich dazu dienen, die Aufmerkſamkeit auf die ſtreitigen Stellen zu richten. — Der Verleger hat von der Ausgabe zweierlei Abdrücke: auf Velinpapier in hoch-4⁰ à $4\frac{1}{2}$ Thlr. und auf Druckpapier in groß-8⁰ à $1\frac{1}{2}$ Thlr. beſorgt. Wir finden die Preiſe mäßig und ſind überzeugt, daß durch die zu hoffende Verbreitung der Ausgabe die neuen Typen ſich die Anerkennung erwerben werden, die ſie unſerer Meinung nach verdienen, und die ſie bereits auch auf der großen Induſtrie-Ausſtellung in London 1851 gefunden haben. Denn abgeſehen davon, daß die Schrift auf einer feſten hiſtoriſchen Grundlage beruht, hat ſie vor den bisher gebräuchlichen den Vorzug der größeren Deutlichkeit und Beſtimmtheit und gewährt vorzüglich ſchwächeren Augen eine erwünſchte Erleichterung. Durch die allgemeine Einführung dieſer Schrift würde der Willkür, die jetzt noch in Bezug auf die griechiſche Druckſchrift herrſcht, am Beſten geſteuert werden. M.

Die Revivals in England und Deutſchland.*

Etwas, was in unſerer weſentlich rationaliſtiſch geſtimmten Zeit vielfach Befremden und Bewunderung erregen muß, ſind die abnormen, ſogenannten „ſpiritualiſtiſchen“ Erſcheinungen, die in den letzten Jahrzehnten aufgetreten und oft einen Umfang gewonnen haben, den man wirklich für undenkbar gehalten hätte. Dazu gehörten auch die amerikaniſchen und engliſchen „Revivals,“ von denen wir ſchon ſeit geraumer Zeit in den öffentlichen Blättern leſen, bis ſie neuerdings durch die Elberfelder Waiſenhaus-Geſchichte auch in Deutſchland Eclat zu machen angefangen. Vorliegende Schrift rührt von einem Verfaſſer her, welcher vielen Leſern unſerer Zeitſchrift wohl bekannt iſt; ein Anhänger der ſtreng kirchlichen Richtung, hat er es für ſeine Pflicht gehalten, in dieſen Briefen die Sache möglichſt ruhig und umfaſſend zu beleuchten, und die deutſche Kritik über die eigentliche Natur derſelben aufzuklären. Er will verſuchen, „ob es ihm gelingt, die Vorurtheile zu beſeitigen, welche, durch die deutſche Kritik verbreitet, eine allgemeinere richtige und fruchtbare Beſchäftigung mit den Thaten der britiſchen Revivals und damit der Nutzanwendung zu einer deutſchen Erweckung in den Weg gelegt ſind.“

„Ich meines Theils (fährt der Verf. fort) bin jedenfalls, wie ſchon geſagt, weit entfernt, zu leugnen, daß nicht in dem Revival auch der unbefangenſten und zugänglichſten Kritik deutſcher Wiſſenſchaft und deutſchen Gemüthes gegründeter Anlaß zu machen Bedenken gegeben iſt. Aber welche irgend bedeutende, kräftig fruchtbare That im Leben der Völker, oder auch nur der Individuen, iſt frei von jedem Bedenken! Ließe ſich nicht vielmehr das alte mediziniſche Axiom; „ubi virus, ibi virtus“ in dieſer Beziehung gar wohl umkehren zu einem: „ubi virtus, ibi virus.“

So viel zur Characteriſirung des Standpunktes. Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß die geiſtigen Zuſtände Deutſchlands derartig beſchaffen ſeien, daß eine Erweckung dringend noth thue.

Manches iſt intereſſant genug, namentlich das, was wir hier über den ungeheuren Umfang der engliſchen Propaganda im ganzen britiſchen Weltreiche geſagt finden; man erkennt hieraus, daß die Sache organiſirt und in einen weitverzweigten Zuſammenhang gebracht iſt.

Die Revival-Bewegungen haben danach (abgeſehen von Amerika) im nordöſtlichen Theile von Irland (Ulſter) begonnen und ſind dann nach

* Novum Testamentum Graece. Ad fidem Codicis Vaticani recensuit Philippus Buttmann. Berlin, in aedibus Rud. Lud. Deckeri, MDCCCLXII.

* Sieben Briefe über engliſche Revival und deutſche Erweckung. Von V. A. H. (Huber). Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1862.

Digitized by Google

längeren Wanderungen, auch in London angelangt, deſſen Bekehrung und Erweckung von den Bußpredigern unternommen wurde.

„Was in dieſem Sinne zunächſt für den Kampf in London ſelbſt geſchah, das wurde zugleich aus nahe liegenden Gründen mehr oder weniger Mittelpunkt der ganzen Bewegung, die ſich denn bald wie ein mehr oder weniger weit geflochtenes Netz mit ſeinen einzelnen Knoten über das ganze weite Gebiet der britiſchen See- und Kolonialwelt verbreitete, ſo daß wenigſtens einzelne Heerde des Brandes kaum in einer der bedeutenderen Anſiedelungen, weder in Weſt- und Oſtindien, noch in China, Auſtralien und der Südſee fehlen. Dazu kommt denn, daß namentlich in London ſelbſt die Revival-Bewegung ſich allmählich mehr oder weniger mit andern Strömungen der chriſtlichen Liebesarbeit in den untern und am meiſten verwahrloſten ſocialen Schichten vermiſchte, ſo daß kaum ein Zweig z. B. der ſogenannten Home Mission ohne mehr oder weniger innige Beziehung, oder zum Theil auch organiſche Verbindung mit den Organen und Arbeiten der Revivals ſein dürfte. Es genüge, hier z. B. auf die Predigten im Freien, in Theatern und andern profanen Lokalitäten (Reverend Cummings Gorilla-Predigten?), und auf die ſogenannten Mitternachts-Verſammlungen (Midnight Meetings) zur Bekehrung der Opfer der Proſtitution hinzuweiſen."

Wir erfahren ferner, daß auch in den Heiden-Miſſionen, unter den bekehrten Hindus und den Südſee-Inſulanern Gebets-Verſammlungen mit der ganzen Signatur der Revivals ſtattfinden.

„Endlich iſt auch bei Gelegenheit der Elberfelder Erweckung und neuerdings durch das Auftreten einiger der bedeutendſten engliſchen Revival-Notabilitäten in Paris, ſowie durch analoge Erſcheinungen in Italien die Verbreitung der engliſchen Propaganda auch auf dem Feſtlande konſtatirt. Das ſind indeſſen nur ſehr ſchwache Anfänge....."

Man kann ſich alſo noch auf mehr gefaßt machen, namentlich in Deutſchland. In Bezug auf dieſes wird die Frage erörtert, wie wird, ſoll, darf dieſe Sache von den amtlich oder ſonſt berufenen Organen und Vertretern der Kirche behandelt werden?

Ueber die weiteren, mit großer Sachkenntniß beſprochenen Unterſchiede von methodiſtiſchem Revival, engliſchem Revival und deutſcher Erweckung, namentlich wie dieſelbe ſachgemäß und dem nationellen Charakter entſprechend, ſich geſtalten möge, können wir natürlich hier nicht näher eingehen.

Vieles, was über die kirchlichen Zuſtände Englands geſagt wird, iſt ſehr zutreffend und durchaus nicht von dem Standpunkte geiſtiger Beſchränktheit aus. Sehr ruhig und eingänglich entwickelnd wird dargethan, daß es mit der Religioſität der höheren engliſchen Geſellſchaft durchaus nicht viel auf ſich habe, daß das Beobachten einer gewiſſen puritaniſchen Religioſität zur bürgerlichen und ſocialen Reſpektabilität gehöre, daß dagegen ganz im Widerſpiel zu jener Bibelheiligkeit der höheren Klaſſen die große Maſſe des Volkes nicht nur allem kirchlich-religiöſen Leben entfremdet, ſondern geradezu in rohe Gleichgiltigkeit und thieriſchen Stumpfſinn gegen alles Höhere verſunken ſei — hieraus erklären ſich auch wohl dieſe Revivals zum Theil, dieſes gewaltſame, mit ſo ſonderbaren Erſcheinungen verbundene Durchbrechen der höheren geiſtigen Kräfte. — Andererſeits exiſtirt, wie verſichert wird, in England eine atheiſtiſche Propaganda, von deren Umfang und Thätigkeit man keinen Begriff habe. Der voltairianiſche Unglaube, wie er in Frankreich graſſire, ſei eine Kinderei gegen jenen engliſchen Materialismus, der namentlich (als secularist movement) unter der arbeitenden Klaſſe der Städte und der Fabrikbevölkerung Propaganda mache, während bei der Landbevölkerung mehr der erwähnte Stumpfſinn herrſche.

Mannigfaltiges.

— Die Nachdrucksfrage am deutſchen Bunde. Es iſt bereits anderweitig nachgewieſen, daß dem von der ſächſiſchen Regierung am Bunde eingebrachten Antrage über eine allgemeine deutſche Geſetzgebung in Betreff des Nachdruckes eine ſpecifiſch-lokale Nebenbedeutung zu Grunde liege, indem im Königreich Sachſen die Privilegien der namhafteſten deutſchen Klaſſiker 4—6 Jahre ſpäter als in Preußen erlöſchen und damit namentlich der Stadt Leipzig, dem Sitz des deutſchen Buchhandels und Vertriebes, eine gefährliche Concurrenz droht. Es ſind nur noch fünf Jahre hin, ſo hört in Preußen die Privilegienfrage für einen Göthe, Schiller, Leſſing, Wieland, Klopſtock ꝛc. auf, faſt alle ein halbes Jahrhundert im Beſitz des J. G. Cotta'ſchen Verlags in Stuttgart oder mindeſtens der Firmen, von denen ſie das Verlagsrecht mit bedeutenden Opfern erworben hat. So gewiß die ſächſiſche Regierung von ihrem Standpunkte aus Recht hat, die gewerblichen Intereſſen ihrer Staatsbürger wahrzunehmen, ſo gewiß hat die preußiſche, wenn nicht ſchon andere Materien vorlägen, aus gleichen Gründen gleiches Recht. Indeſſen muß man ſich erinnern, daß ſchon einmal, im Jahre 1856, der Schutz erloſchen war und erſt nach Monaten eine neue Vereinbarung unter den Regierungen zur weiteren Geltung dieſer Privilegien zu Stande kam. Läßt ſich ein ſolches Ereigniß auch nicht mehr für das Jahr 1867 erwarten, ſo bedarf die Sache doch einer ſorgfältigen Erwägung, ob Alles, wie man ſagt, über Einen Kamm zu ſcheeren iſt, oder ob nicht Unterſchiede und Rückſichten bei den einzelnen Autoren exiſtiren. Dieſe Rückſicht, behaupten wir, verdient Göthe. Während die anderen Genannten, die jüngſten über ein halbes Jahrhundert, die älteren 60, 70, ja 80 Jahre aus dem Kreiſe der Lebenden geſchieden ſind, iſt Göthe, durch ein hohes Alter geſegnet, gewiſſermaßen unſer Zeitgenoſſe geblieben, ſeine Ausgabe letzter Hand datirt vom Jahre 1840; faſt noch jugendliche Enkel exiſtiren von ihm, während die Anderen nur noch durch dünne oder gar keine Sproſſen mit der Gegenwart zuſammenhängen. Ferner hat Göthe's Anerkennung in den größeren Kreiſen des gebildeten Publikums ſich erſt langſam Bahn gebrochen; ſeine Werke ſind mehr beſprochen, als gekauft worden, wozu zum Theil der Umfang, ſo wie der Preis beitrug. In Amerika druckte man ihn in ſechs Bänden nach und ſchmuggelte ihn in Europa ein, daſſelbe geſchah früher von der Schweiz; die den Bedürfniſſen der Zeit Rechnung tragende Verlagshandlung hat nicht allein in der Volksbibliothek eine jede Concurrenz ausſchließende Vervielfältigung der Klaſſiker geſchaffen, ſondern auch ſpeciell im vergangenen Jahre einen Göthe in 5 Bänden edirt, der in Bezug auf Ausſtattung und Preis die Nachdrucks-Schleuderwerke bei Weitem überflügelte. Mit Schrecken denkt der Bücherfreund an das Chaos der Ausgaben, an die Willkür der Anordnung, an das Haſchen nach Ungedrucktem oder von dem Dichter ſelbſt Verworfenem, das ſich in dieſe eindrängen wird, ſobald die Privilegien erlöſchen. Das der Göthe'ſchen Werke ſcheint in der That eines längeren Schutzes werth, Familie und Verlagshandlung haben ein Anrecht darauf; das deutſche Publikum aber wird es mit Dank aufnehmen, beſonders wenn in populariſirendem Sinn von Herrn von Cotta weiter gehandelt wird.

— Goethe's Iphigenie in griechiſcher Ueberſetzung. Bereits im Jahre 1818, als man in Deutſchland in weiteren Kreiſen kaum Etwas von einem neugriechiſchen Volke, neugriechiſcher Sprache und neugriechiſchem Weſen wußte, erſchien in Jena eine neugriechiſche Ueberſetzung von Goethe's Iphigenie in Tauris, von Joannis Papadopulos, die jedoch um ſo weniger geeignet war, die Schönheiten und die edle, einfache Würde des Originals dem neugriechiſchen Volke zu empfehlen und ſie erkennen zu laſſen, da ſie in Proſa abgefaßt war. In neueſter Zeit iſt jene Goethe'ſche, von echt griechiſchem Geiſte durchdrungene Dichtung, die in dem ihr eigenthümlichen Maße, in den ſittlichen Motiven, in der vollendeten Ruhe und Klarheit, in der in ſich geſchloſſenen Sicherheit und plaſtiſchen Schönheit, in dem Adel der Form und Sprache als ein echtes Kind der altgriechiſchen Kunſt ſich darſtellt, wiederholt in griechiſcher Sprache, aber im Versmaße der Urſchrift ſelbſt, überſetzt worden. Wir fanden ſie kürzlich in der, ſeit dem Jahre 1860 in Athen erſcheinenden philologiſchen und pädagogiſchen, von den gelehrten, in Deutſchland bekannten Griechen Kumanudis, Xanthopulos und Maurophrydis herausgegebenen Zeitſchrift: *Φιλίστωρ*, in deren beiden Heften vom 15. und 30. November 1861 (Heft 21 und 22) die erſten beiden Akte des Drama's mitgetheilt werden. Wir müſſen dem Verfaſſer der Ueberſetzung, Joannis Pervanoglu, das Zeugniß geben, daß er in Sinn und Geiſt des deutſchen Gedichts mit ziemlicher Sicherheit eingedrungen, und daß er daſſelbe mit klarem Verſtand und richtigem Geſchmack in reiner, echt poetiſcher, altgriechiſcher Sprache, die nur höchſt ſelten und in außerweſentlichſten Formen etwas von der vulgargriechiſchen Sprachweiſe des Volks an ſich trägt, treu wiedergegeben hat. Allein dieſe Treue hält ſich nicht ängſtlich an das Original, und die Ueberſetzung ſelbſt giebt nicht etwa Vers für Vers daſſelbe wieder; wohl aber hat die Freiheit, die ſich der Ueberſetzer genommen hat, ihm um ſo mehr Gelegenheit gegeben, dem Sinn und dem Geiſt der deutſchen Dichtung den entſprechenden Ausdruck zu gewähren. Die Ueberſetzung läßt ſich in ſprachlicher, namentlich auch in metriſcher Beziehung leicht und angenehm leſen, und wir haben in letzterer Hinſicht nur wenige Härten und Mängel im griechiſchen Jambus der Ueberſetzung gefunden, während der Verfaſſer die nicht geringen Schwierigkeiten der Urſchrift mit großem Geſchick glücklich überwunden hat.

Digitized by Google

— **Das Čechenthum in Paris.** Wieder ſind uns eine Anzahl Nummern des Čech — La voix libre de Bohême — zugegangen, die uns den Beweis liefern, daſs dieſes in Paris erſcheinende Organ der čechiſchen Emigration noch am Leben iſt. So viel wir daraus entnehmen, dürfte es mit der demokratiſch-panſlaviſtiſchen Propaganda in engſter Verbindung ſtehen und ſich, wie dieſe, der Protection des Prinzen Napoleon erfreuen, der das Motto für Nr. 4 hergegeben hat. Denn daß ſich ein ſolches Blatt ohne Subvention halten ſollte, ſelbſt wenn es auch in Berlin und London verkauft wird, ſcheint uns ſchwer glaublich. Der „Čech“ befaßt ſich fortgeſetzt mit ſeiner Aufgabe, die böhmiſch-öſterreichiſchen Zuſtände in dem oben angegebenen Sinne zu beſprechen. Der Aufſatz „Die Habsburger in Oeſterreich“ läuft durch viele Nummern fort, der böhmiſche Adel, die öſterreichiſche Bureaukratie (nicht zu vergeſſen: Herr Päumann), und das verhaßte Deutſchthum paſſiren die Revue. Todesfälle von berühmten Čechen, z. B. Schafarik, Krollmus ꝛc. werden ſtets mit ſchwarzem Rande und großer Emphaſe angezeigt. In den angehängten kurzen Notizen finden wir manches Intereſſante. Die „kulturträgri,“ d. h. die Nemci (Deutſchen), deren meiſt nur mit ironiſchen Lobprädikaten gedacht wird, kommen dabei nicht ſehr gut weg. Wie wir daraus erfahren, laſſen dieſe freiheitsliebenden braven Deutſchen den Čechen ſelbſt in Amerika nicht Ruh und verleumden Palacky, Rieger, Brauner ꝛc., indem ſie ſie reactionärer Beſtrebungen anklagen. Wenn das Blatt von dem in der „Illuſtrirten Zeitung“ gedruckten Gedichte Hebbel's an den König von Preußen, in dem von den „Lakaien-Völkern, den Čechen und Polacken mit ſtruppigem Karyatidenhaupt“ die Rede war, mit Entrüſtung ſpricht, ſo finden wir das begreiflich; denn durch ſolche grobe Provocationen werden viele beſonnene und ruhige Männer, die dieſen Völkern angehören, vor den Kopf geſtoßen und mit Erbitterung erfüllt. Man muß ſelbſt in dieſem Nationalitäten-Kampfe nie vergeſſen, daß die Partie ungleich iſt, und daſs man den Schwächeren einiges Uebermaß zu Gute halten muß. Auch uns hat jenes Gedicht weder in Beziehung auf Politik, noch in poetiſcher Hinſicht gefallen.

— **Italiäniſche Chronik des Jahres 1859.** Die Begebenheiten der letzten Jahre, welche die Geſtalt Italiens ganz umgeändert haben, erfreuen ſich eines gründlichen Geſchichtſchreibers, eines unabhängigen Darſtellers. Seine „Geſchichte des Jahres 1859“ iſt jetzt beendet.* Der Verfaſſer, jetzt Abgeordneter im italiäniſchen Parlament, für Florenz, ſeine Vaterſtadt, giebt zuerſt eine Ueberſicht des Zuſtandes Italiens im Jahre 1858, den ſchon N. Bianchi aus Savona in ſeinem Werke: Storia della politica austriaca rispetto ai Sovrani d'Italia, und Salvagnoli aus Livorno in ſeinem Buche Della indipendenza d'Italia geſchildert hatte. Oeſterreich hat, nach Zobi, ſtets die Rolle eines Konſervators der heiligen Allianz fortgeſetzt, welche ihm auf dem Kongreſſe zu Verona übertragen worden war, was, wenn es die andern Großmächte auch duldeten, doch für die Italiäner die traurigen Folgen hatte, welche Gladſtone zur Kenntniß von Europa gebracht hat. Der Verf. hat alle vorgetragene Thatſachen mit Urkunden belegt, welche jedem Kapitel beigefügt ſind; z. B. das Geſetz des Königs beider Sicilien, vom 27. December 1858 worin das Standrecht, der Kriegszuſtand, für den ganzen Umfang des Reichs verkündet wurde. Mit dem 1. Januar 1859 erfolgten die Vorboten des Krieges, der Neujahrswunſch des Kaiſers Napoleon III., die Eröffnungs-Rede des Königs Viktor Emanuel II. im Parlamente zu Turin. Der hierauf ſtattgefundene Notenwechſel wird ebenfalls mitgetheilt, bis zur wirklich erfolgten Kriegs-Erklärung durch zwei öſterreichiſche Offiziere, begleitet von dem preußiſchen Geſandten, Grafen Braſſier de St. Simon, der ſeit dem Abgange des öſterreichiſchen Geſandten von Turin zugleich die Geſchäfte jenes Hofes beſorgte, und ſich in dieſer ſchwierigen Stellung das allgemeine Vertrauen erworben hat, ſo daß allgemein anerkannt wird, wie kaum ein anderer Diplomat das gute Vernehmen zwiſchen Italien und Deutſchland hätte aufrecht erhalten können. Die Verhandlungen mit Toskana zeigen, welche Mühe ſich das Turiner Kabinet gegeben hat, um den dortigen Hof von der Verbindung mit Oeſterreich abzuziehen, wodurch die dortige Revolution, die eigentlich nur in dem freiwilligen Abzuge des Großherzogs beſtand, vermieden worden wäre. Eben ſo werden alle diplomatiſche Noten mit den europäiſchen Mächten, die Proclamationen der betreffenden Feldherrn ꝛc. mitgetheilt; ſowie dann verſchiedene Schlachtberichte bis zum Frieden von Villafranca und deſſen Folgen.

N.

* Cronaca degli avenimenti d'Italia nel 1859, del Cavaliere A. Zobi. Firenze, 1859. Vol. I. 8o. p. 807. Vol. II. 1861. p. 883.

— **Braſilianiſche Polemik.** Das Januarheft der „Aktenſtücke in Coloniſations-Angelegenheiten braſilianiſcher Seits,“ redigirt von dem braſilian. Capitain und Attaché der Geſandtſchaft in Wien, Herrn Hormeyer, enthält außer maßloſen Ausfällen gegen die preußiſche Abgeordneten-Kammer und den gröbſten Angriffen auf die Herren Dr. v. Scherzer und Sturz (weil dieſe ſich aufrichtig über braſilianiſche Zuſtände ausgeſprochen haben) auch Folgendes:

„Anträge à la Harkort und Genoſſen ſtehen in der nächſten Seſſion in wo möglich verſtärkter Auflage zu erwarten, da die Fortſchritts-Partei der preußiſchen Wahlmänner ſich durch die Entſendung des Geheimen Raths G. S. Kerſt, des Vaters der Braſilien-Freſſerei in Deutſchland, in das Haus der Abgeordneten, ein glänzendes testimonium paupertatis spiritus ausgeſtellt. Wahrlich, es iſt ein Glück für Braſilien, daß im preußiſchen Marine-Departement etwas faul iſt, und daß „Frauenlob“ und „Amazone“ eben jetzt verunglücken mußten,* ſonſt hätte durch die unglückliche Wahl des Herrn Kerſt die preußiſche Flotte leicht vor den Hafen von Rio-de-Janeiro geführt werden können, um den Erlaß von Geſetzen zu erzwingen, die ſchon lange beſtehen, und Mißbräuche abzuſchaffen, die nirgends als in den etwas unklaren Köpfen ihrer Erfinder beſtanden haben.“

In demſelben Artikel ſagt Herr Hormeyer, das neueſte Ehegeſetz gebe von nun an den Proteſtanten alle nur wünſchenswerthen Vorrechte, wogegen der Reiſende Gerſtäcker in ſeinem ſoeben in der „Auſtria“ veröffentlichten Briefe über Braſilien über daſſelbe Geſetz ſagt: „Dies Geſetz iſt ſchlimmer denn gar keins, und gefährdet die Proteſtanten auf das Aeußerſte.“

— **Engliſch-griechiſche Zeitſchrift in London.** Aus London iſt uns das erſte Heft einer ſeit Januar 1862 dort monatlich erſcheinenden Zeitſchrift: „The Anglo-Hellenic Witness“ ** zugekommen, die, mit dem Motto: „Ordnung und Freiheit, Wahrheit und Friede,“ den doppelten Zweck hat, theils der Verbreitung der griechiſchen Literatur und Geſchichte, ſowie der chriſtlich-ſocialen Wiſſenſchaft, theils der engliſchen Literatur und Geſchichte unter den Griechen, förderlich zu ſein. Der Herausgeber, Eduard Maſſon, ſcheint ſeinen früheren Aufenthalt in Griechenland (das gedachte erſte Januarheft fügt ſeinem Namen ausdrücklich den Zuſatz bei: formerly of Athens) dazu benutzen zu wollen, zwiſchen dem engliſchen und griechiſchen Volke eine gewiſſe Verſtändigung und beſſere gegenſeitige Kenntniß zu vermitteln, — ein Zweck, der um ſo mehr Anerkennung und Beförderung verdient, je wahrer es iſt, daß im Allgemeinen der engl. Philhellenismus bisher nur auf unabhängige Edelleute, Dichter und klaſſiſch gebildete Männer ſich beſchränkt hat, und beinahe alle britiſchen Beamten in der Levante, mochten ſie hohe Verwaltungs-Beamte, Diplomaten, Konſuln oder Militairs ſein, Gegner der Griechen und Türkenfreunde geweſen ſind. Während die „Anglo-Hellenic Witness“ auf der einen Seite der Abneigung und Unkenntniß der Engländer in Anſehung des griechiſchen Volkes entgegentritt, beabſichtigt ſie zugleich auf der andern Seite die Vervollſtändigung der „panhelleniſchen politiſchen Einheit.“ Neben der Mehrzahl engliſch geſchriebener Artikel verſchiedenen Inhalts bringt das Januarheft auch einzelne griechiſche.

— **Finniſche Sprachen.** Dr. A. Ahlquiſt, Docent der finniſchen Sprachen an der Univerſität zu Helſingfors, hat zu Petersburg in deutſcher Sprache den „Verſuch einer Mokſcha-Mordviniſchen Grammatik, nebſt Texten und Wörterverzeichniß“ herausgegeben. Das Buch umfaßt 214 Seiten groß Octav, und enthält außer dem grammatikaliſchen Theil einen Anhang von Sagen, Fabeln, Geſängen und Räthſeln aus der Mokſcha-Sprache mit beigedruckter deutſcher Ueberſetzung. Das Werk ſchließt ſich ſelbſtändig den Caſtrén'ſchen linguiſtiſchen Forſchungen auf dem Gebiete der finniſchen Sprachen Rußlands an, iſt daher ſehr zu empfehlen, um ſo mehr, da ſein Preis von 90 Kopeken Silber die Anſchaffung gerade nicht erſchwert.

* Dieſe Bemerkung des Braſilianers iſt um ſo unpaſſender, da die braſilianiſche Flotte im Laufe von vier Monaten drei ihrer beſten und größten Kriegsdampfer und erſt vor einem Jahre ihre Lehrfregatte aus purer Unfähigkeit ihrer Offiziere verloren hat. Der Untergang der beiden preußiſchen Schiffe iſt in Folge furchtbarer Orkane eingetreten, während bei dem Verluſte der braſilianiſchen Kriegsfahrzeuge von Stürmen gar nicht die Rede war.

** Bei Teubner & Co. Der Preis jeden Heftes iſt ein Schilling.

J. C.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt korreſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird

№ 12. Mittwoch, den 19. März 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die Rolandsſäulen im nördlichen Deutſchland 133
Ungarn.
Die Kisfaludy-Geſellſchaft in Peſt. Rede des Baron Eötvös 136
England.
Englands Verfaſſung und das Selfgovernment 138
Frankreich.
Pariſer Tagebuchblätter vom Februar 140
Schweden.
Schweden und Deutſchland. — Scharfſchützen-Movement. — Die ſchwediſche Preſſe 141
Rußland.
Peter der Große nach ſeinen Briefen und Reden 142
Mannigfaltiges.
Fanny Lewald's Autobiographie 143
Ein europäiſches Lehr-Inſtitut . . . . „
Hebräiſche Inkunabeln . . . . „
Ein Manifeſt Bakunin's 144
Sebaſtopol-Polemik . . . . „
Die Heldenthaten des Grafen v. Palikao . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Die Rolandsſäulen im nördlichen Deutſchland.

Der dritte Band der „Alterthümer des deutſchen Reichs und Rechts“ von Dr. H. Zöpfl,* der uns zugegangen, iſt ganz und gar der Löſung der Frage gewidmet, was die ſogenannten Rolands-, oder wie wir hier geſchrieben finden, Rulandsſäulen, d. h. die geharniſchten Rieſen mit bloßem Schwerte bedeuten, welche in vielen Städten des nordöſtlichen Deutſchlands von der Weſer bis zur Weichſel hin auf den Marktplätzen und in der Nähe der Rathhäuſer aufgeſtellt ſind, und in der Volks-Ueberlieferung für Bildſäulen Roland's, des gefeierten Paladin's Karl's des Großen gelten, der in der Schlacht bei Ronceval gefallen ſein ſoll.

Zu allen Zeiten hat man gewußt, und die Tradition iſt nie ganz untergegangen, daß dieſe Statuen mit Rechtsverhältniſſen in Verbindung ſtehen und auf Reichsfreiheit, Recht eigener Gerichtsbarkeit und ſonſtige Privilegien, welche die Kaiſer den betreffenden Städten verliehen, Bezug haben. Auch das tritt bei näherer Betrachtung klar hervor, daß die Verbreitung dieſer Säulen ſich innerhalb des niederſächſiſchen Stammes hält und ganz weſentlich den Kolonialſtädten deſſelben angehört, die er auf ehemals ſlaviſchem Grund und Boden anlegte. Von Bremen und Braunſchweig bis Elbing in Preußen, und von Holſtein bis Halle an der Saale, das iſt der Verbreitungskreis der Rolandsbilder. Jedem derſelben iſt eine beſondere Abhandlung gewidmet, welche tief in die Geſchichte der betreffenden Stadt eingeht, und eine ganze Anzahl iſt in ſaubern Holzſchnitten dargeſtellt, ſo daß man ſich eine klare Vorſtellung von dem weſentlichen Charakter derſelben machen kann. Nur die wenigſten noch ſind im Stile und in der Tracht des früheren Mittelalters, viele tragen deutlich den Charakter des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts (Plattenpanzer, römiſches Koſtüm, ſpaniſche Halskrauſen) an ſich, obgleich alterthümliche Züge, welche von ihren Vorgängern ſtammen, nicht verwiſcht ſind. Ein ruhig daſtehender geharniſchter Mann mit bloßem Kopfe, dabei bartlos, ein bloßes Schwert in der Rechten geſchultert tragend, den Schild mit dem ein- oder zweiköpfigen Adler auf der linken Bruſt, umgehängt oder getragen, ſcheint der älteſte Typus zu ſein; die Rolande von Bremen, Halberſtadt, Zerbſt, Stendal (Renaiſſance moderniſirt), Gardelegen (ähnlich) zeigen ihn. Aehnlich iſt der in Halle, nur ohne Schild und im langen Wappenrocke. Der Magdeburger iſt baarhaupt, bartlos, in der Rechten ein Schwert, aber frei in die Höhe gehalten, mit der Linken an einen Dolch greifend, der vorn an der Rüſtung herabhängt. Die Rüſtung iſt die eines Ritters zu Ende des fünfzehnten, Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Andere Rolandsbilder, namentlich die im römiſchen Koſtüm, tragen Helme; noch andere haben den Schild beim Fuß geſetzt und machen mit dem Schwerte einen Geſtus. Das zu Wedel in Holſtein trägt eine Art Krone, Schwert und Reichsapfel; auch das zu Nordhauſen, ſehr jungen Urſprungs (1717), welches einen jugendlichen Mann mit Schnurrbart, in langem Rocke (die Bruſt ziemlich auf ungariſche Weiſe mit Schnüren verziert und von einem breiten Gürtel gehalten), zeigt, und ſo faſt einem Sarmaten gleicht, hat ebenfalls eine Krone auf dem Kopfe und ſchwingt mit der Rechten das Schwert, während die Linke den mit einem Adler verzierten Schild am Fuße hat. Der ſchnurrbärtige Roland in Belgern bei Torgau trägt in der Rechten ein Flammenſchwert, während er die Linke in die Seite ſtemmt, zeigt aber dabei die Eigenthümlichkeit, daß er ſonſt mit einem Plattenharniſch angethan, von den Knien ab nackt und barfüßig iſt — etwas ganz beſonders Alterthümliches, das ſeine Erklärung in alten Rechtsbräuchen, in einer derartigen Entblößung der Ordalkämpfer findet. Der Roland zu Brandenburg ſcheint ſich an den zu Magdeburg und Halle anzuſchließen; er iſt im ältern Stile, baarhauptig, bartlos, das Schwert wie ſalutirend hebend, mit der Linken nach dem Dolche greifend, wie der Magdeburger, deſſen gegenwärtige Statue übrigens jünger erſcheint, als der Brandenburger. Den Schnurrbart tragen mehrere Statuen der mittleren Zeit, den vollen Bart nur wenige im römiſchen Roccoccoſtil, z. B. die zu Bramſtedt in Holſtein, die zu Erfurt, die überdies den Säbel in der Scheide und in der Rechten eine Fahne trägt, ferner die obenerwähnte zu Wedel in Holſtein mit Krone und Reichsapfel.

Man wird hieraus erſehen, daß auch dieſer uralte Held ſich jedesmal dem herrſchenden Geſchmacke hat anbequemen müſſen. Jedesmal, wenn man einen neuen Roland an die Stelle des alten ſetzte, ſchlichen ſich Aenderungen und Abweichungen von dem früheren Typus ein, und es iſt ſehr glaublich, daß ſich dabei gelehrte Konjekturen geltend gemacht haben mögen. Darauf, daß ein paar ſehr junge Rolandsbilder Kronen tragen, möchten wir nicht viel geben und ſie als einen Grund dafür anſehen, daß ſie einen wirklichen König vorſtellen ſollen. Theilweiſe iſt dies ſogar noch urkundlich belegbar, ſo z. B. bei dem beſonders abenteuerlichen Rieſenbilde zu Wedel in Holſtein.

Der frühere Roland vor 1648 zeigte, wie die Beſchreibung beweiſt, ganz denſelben Typus, den wir als den älteſten gekennzeichnet, einen Mann in voller Rüſtung, barhäuptig, mit dem Schwert in der Rechten und dem Schilde in der Linken, nur daß darauf ſtatt des Reichsadlers das Neſſelblatt, das Wappen von Holſtein, zu ſehen war. Der Kaiſer, wie er jetzt daſteht, mit Krone und Reichsapfel, verdankt wohl dem Paſtor Riſt und ſeiner gelehrten Phantaſie ſeine Entſtehung; denn von ihm, der ſich für die Errichtung des Bildes (1651) lebhaft intereſſirt, iſt die Inſchrift, worin es für das Bild eines Kaiſers (Karl's des Großen?) erklärt wird.

* Alterthümer des deutſchen Reichs und Rechts. Studien, Kritiken und Urkunden ꝛc. Von Dr. Heinr. Zöpfel, Großherzogl. Baden'ſchen Hofrathe, Profeſſor des Staatsr. ꝛc. 3 Bde. Leipzig und Heidelberg, Winter, 1861.

Digitized by Google

Die Städte, in denen ſich Rolandsbilder vorfinden und fanden, ſind der gegebenen Reihenfolge nach folgende:

Bremen, Hamburg, Wedel, Bramſtedt, Müchel in Holſtein, Meldorf und andere Oerter in Dietmarſen, Sude und Holſtein, Magdeburg, Halle, Calbe an der Saale, Halberſtadt, Nordhauſen, Erfurt, Freiberg in Meißen, Belgern bei Torgau, Zerbſt, Burg, Buch, Neuhaldensleben bei Magdeburg, Zieſar in der Altmark, Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Böhmenzien in der Altmark, Braunſchweig, Brakel bei Paderborn, Brandenburg, Berlin, Jüterbog, Finſterwalde, Reichenwalde (in der Mark), Neuſtadt-Eberswalde, Nitzow bei Havelberg, Perleberg, Angermünde, Potzlow und Prenzlau in der Uckermark, Zehden, Königsberg in der Neumark, Polzin in Pommern, Elbing in Weſtpreußen.

Zweifelhafte Rolandsbilder ſind folgende: in Göttingen, wo ein Roland in einer Kirche geſtanden haben ſoll, in Stadtberge (Marsberg), Oſchatz, Wurzen bei Leipzig, Plattenburg in der Priegnitz. Außerdem werden noch dreizehn angebliche Rolandsorte angeführt. Merkwürdigerweiſe wird von Raguſa in Dalmatien das frühere Vorhandenſein eines echten Rolandsbildes, Orlando oder Rolando genannt, und als Sinnbild der Selbſtändigkeit und freien Banngerichtsbarkeit betrachtet, glaubwürdig bezeugt.

Nun zur Deutung, welche der gelehrte Verfaſſer von dieſen Säulen giebt:

Schon in einer Urkunde Kaiſer Heinrich's V. vom Jahre 1111 für Bremen wird der „Roland" mit ſeinem Namen bezeichnet, ſonſt wird er meiſt Ruland, Rulant, Rulandt, auch Rohland (von 1706), einmal auch Rodlant (15. Jahrhundert) geſchrieben. Alle dieſe Formen weiſen, wie nun umſtändlicher entwickelt wird, auf Rothland, rothe Erde hin, wie Ruſelge (Fiſch) für Rothſelge, Rugraf (rugreffe, der Rothgraf, der den Blutbann hat), was man ſonſt aus Rugegraf (Rügegraf) erklärt.

„Eine Rothland's-Säule iſt demnach eine auf dem rothen Lande, der rothen Erde, d. h. auf der Blutgerichtsſtätte errichtete Säule, alſo eine Gerichtsſäule, eine als Wahrzeichen des Gerichts errichtete Bildſäule" ꝛc.

Dieſe Etymologie führt den gelehrten Verfaſſer noch weiter auf den Kaiſer Otto II. zurück, und veranlaßt ihn, denſelben in nähere Beziehung mit den Rolandsſäulen zu ſetzen. Otto II. wird nämlich in Chroniken der royte oder rote Koning Otto genannt, was eine lateiniſche Ueberſetzung mit rufus giebt. Nach dem Chronographus Saxo ſoll er Rufus von ſeiner röthlichen Geſichtsfarbe genannt geweſen ſein (ab habitu faciei). Von Otto I., dem Vater dieſes Kaiſers, wird berichtet, daß er (wie Friedrich Barbaroſſa) einen ſtarken rothen Bart hatte, und überdies zeigt die Beſchreibung der Bilder in Memleben, daß man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die ſächſiſchen Kaiſer insgeſammt mit hellen Haaren abzubilden pflegte.

Der Herr Verfaſſer will aber dieſem rothen Könige, dem nach Otto von Freiſingen die Italiäner die Beinamen „der blaſſe Sarazenentod" und „der blutige" (sanguiniarius) gegeben, eine ganz andere Bedeutung verleihen. Wie „rothe Republik," „rothe Thür," „rothe Erde" (Gerichtsſtätte) etwas Blutiges, auf Hinrichtung Bezügliches bezeichne, ſo dürfte auch „der rothe König" einen Herrſcher bedeuten, der als oberſter Blutrichter ſehr ſtreng geſchaltet und gewaltet und ſtreng auf Recht und Ordnung gehalten habe. Weil er gegen Landfriedensbrecher und Bedränger des Volkes unnachſichtig zu Werke gegangen, und dadurch ein Wohlthäter des Volkes geworden, ſo habe ihn dieſes den rothen König genannt. Es wird hierbei Mehreres angeführt, was dieſer Anſicht zur Stütze dienen kann; er ſchritt gegen Raub, Nothzucht ſtreng ein, und begünſtigte namentlich die Gottesurtheile durch Zweikampf.

Weil alſo Otto II. häufig am Blutgericht, am Blutſtein zu ſehen war, ſo hieß ihn das Volk den Blutrichter, den rothen König, und die Rolandſäulen ſind ſeine Bilder „in dreifacher Bedeutung als Blutgerichts-Markt- und Mandats-Säule, woran ſich mitunter eine vierte Bedeutung als Wahrzeichen der Reichsunmittelbarkeit einer Stadt anſchloß." S. 127.

So weit dieſe Erklärung, die auf eine große Menge von Belegen und Analogien gebaut iſt, und bei der bedeutenden Stellung, die der Verfaſſer in der Wiſſenſchaft einnimmt, gewiß auch vielfachen Beifall finden wird. Da wir unſererſeits von derſelben nicht überzeugt worden ſind, ſo möge es uns verſtattet ſein, einige der Aufklärung bedürftige Punkte im allgemeinen Intereſſe der geſchichtlichen Wahrheit zu beleuchten.

1. Daß die Rolandsbilder urſprünglich einen König darſtellen, läßt ſich ſchwer annehmen trotz der Kronen, welche zwei derſelben, und zwar ſehr moderne tragen. Die Krone des Bildes zu Wedel hat wahrſcheinlich der Paſtor Riß zu verantworten; denn wie wir oben ſahen, war der frühere Roland zu Wedel in dem älteſten Typus des Bremer Bildes; der Nordhauſener Roland iſt aber viel zu modern und ſonderbar, als daß man auf deſſen Krone viel Gewicht legen könnte. Mehr würde auf den Wappenſchild zu geben ſein, wenn ſtets der Reichsadler, das Wappen des Kaiſers ſelbſt, darauf abgebildet wäre; aber gerade hier ſehen wir, daß das Wappenbild mehrfach ein ſtädtiſches und landſchaftliches geweſen, und erſt ſpäter durch den Reichsadler erſetzt worden. Holſteiner Rolandsſäulen haben das Neſſelblatt im Schilde, von dem ſehr alten Bremiſchen heißt es ausdrücklich in der Cronik von Rynesberch:

„Unde bevoren hedde Roland in syme schilde stande der Stadwapen, men do dese vorsereven vrome (vorbenannten braven) lude to hus quemen (nach Haus kamen), do ward Rolande des Kaisers schilt vorgedann, na lude (nach Laut) des privilegii, dat en die Kayser dar up gegeven und besegelt hedde."

Schwerlich hätte man einem Kaiſerbilde das Stadtwappen in's Schild gegeben; vielmehr ſieht man aus der Stelle ganz deutlich, daß Roland hier ein geborner Bremer iſt. Mit der Art, wie dieſe an ſich klare Stelle kritiſch gedeutet wird, können wir uns nicht einverſtanden erklären. Auch das Privilegium von Heinrich V. von 1110, von dem der Chroniſt redet, lautet einfach dahin, daß die Bremer ihren Roland fortan mit dem kaiſerlichen Schild und Wappen (ornare clypeo et armis nostris imperialibus) zieren dürfen, und ſchließt das Vorhandenſein eines andern Schildes nicht aus.

2. Daß die Blutſtätte Ruland, rot-land geheißen, iſt eine gewagte Konjektur. Wie ſollte dieſer Ausdruck bei ſolcher Verbreitung der Rolandsbilder ſo gänzlich aus der Rechtsſprache der betreffenden Gegenden verſchwunden ſein, da er gewiß eine bedeutende Celebrität erlangt haben mußte, ehe er auf dieſelben überging? Rot-land iſt dabei, nebenbei geſagt, ſächlichen, der Roland männlichen Geſchlechts. Sprachkenner werden zugeben, daß ſolche Sprünge des Sprachgebrauches, der einen ſächlich benannten Bodenfleck zu einem Manne macht, ziemlich unerhört ſeien. — Fernerhin will auch der Zuſammenhang der Rolandsbilder mit der Kriminaljuſtiz verſchwindend klein erſcheinen; ſo weit man ſehen kann, haben dieſelben weſentlich nur mit dem rein bürgerlichen Rechte und der Civiljuſtiz zu ſchaffen.

Unter dem Roland zu Wedel ſchlichtete man die Streitigkeiten, welche beim Ochſenkauf auf dem Ochſenmarkte vorfielen. S. 201. Vor dem zu Bramſtedt ſchloſſen die brabantiſchen Kaufleute und Ochſenhändler ihre Kontrakte und ließen ihre Streitigkeiten vom Richter ſchlichten. (S. 207). Ferner ſtehen viele Rolandsbilder in kleinen, unbedeutenden Orten, die ſicher kein Blutgericht zu hegen hatten. Man kann hinzufügen, daß im Falle die gegebene Ableitung richtig wäre, ſich gewiß an dieſe Bilder Sagen knüpfen würden, wie ſie von blutigen Stätten, Hochgerichten u. dgl. zu gehen pflegen. Man findet nicht, daß dieſe Rieſen die Phantaſie des Volkes beſonders blutig angeregt; im Gegentheil, der Roland iſt ein harmloſer, guter Kerl, der die Hexen und Nachtunholde bekämpft, kein blutiger Scharfrichter. Selbſt „der gemeine Mann" betrachtet die Rulandsbilder nur „als Zeichen ſonderbarer kaiſerlicher Freiheiten und Gerechtigkeiten." (S. 126).

Bezeichnen die Rolandsbilder keine Blutſtätten, dann dürfte auch der „rothe König" Otto auf einen Rufus, einen rothharigen, rothwangigen, (wie Wilhelm Rufus von England, Friedrich Barbaroſſa, Heinrich der Schwarze u. ſ. w.) zurückzuführen ſein, wie ihn die Chroniken in der That nennen. So viel Latein verſtand man damals ſicher, daß man, wenn das „Roth" einen blutigen Sinn gehabt, eher alles Andere als Rufus zur Ueberſetzung gewählt haben dürfte. Auch iſt das Blutrichten Otto des II. nicht ſo ſehr hervortretende Eigenſchaft deſſelben, daß hierdurch ein bemerkbarer Unterſchied von andern energiſchen Kaiſern ſtatuirt werden könnte. Von Belang für die Sache iſt allerdings eine Stelle im ſächſiſchen Weichbilde, worin es heißt:

.... das ist eyne gemeine bestetigunge aller irer friheten, die (ihnen) dieser Keiser Otto der rote gethan hot, und darumme zhin sich alle meideborgische recht nach wichbilderecht an denselben Keiser, unde zu eyner orkonde so haben sie sien lipzeichen (leibliches Abbild?) stene (ſtehen) uff dem marchte, das sy mit den fursten plichtig sien zu halden yn irer zierheit. (S. 100). In der Zobel'ſchen Ausgabe von 1537 hätten ſie ſogar das „Leibzeichen" mit dem Kurfürſten auf dem Markte ſtehen gehabt — was unverkennbar auf ein ſpäteres Denkmal hinweiſt. Doch ſei dem wie ihm wolle, ſelbſt wenn in dieſer Stelle der Magdeburger Roland wirklich für ein Abbild Otto's II. erklärt wird, iſt immer noch die Frage erlaubt, ob das nicht eben ſo gut blos gelehrte Konjektur war, wie die heutige. Da man wußte, daß das ſtädtiſche Weichbildrecht von Otto dem Rothen an Magde-

Digitized by Google

burg verliehen war, daſſelbe aber an die Rolandsſäule anknüpfte, ſo machte ſich an dieſem Orte die Vermuthung ſelbſt.

Wir ſind weit entfernt davon, hier unſere abweichende Meinung als maßgebend aufdringen zu wollen; aber wir glauben doch, wenn dieſe Bilder Otto II. oder überhaupt einen Kaiſer darſtellten, wenn ihre Setzung ſich erſt aus der angegebenen Zeit herſchriebe, ſo würde die wahre Tradition nicht ſo ungemein abgeſchwächt und verſchollen ſein, der allein maßgebende Name Roland ſich nicht ſo hartnäckig feſtgeſetzt haben, wie dies wirklich der Fall iſt.

Dann ziehe man Folgendes in Betracht: Es iſt klar, wie nur irgend etwas, daß die Rolandsbilder und ihre Verbreitung genau der Verbreitung des niederſächſiſchen Stammes entſprechen. Wenn es Brauch geweſen wäre, ſolche Bilder als Statuen der Kaiſer zu ſetzen, welche den Städten Rechte und Privilegien verliehen, wie kommt es dann, daß ſich dieſer Brauch nicht auf die andern Reichsländer, auf Schwaben, Bayern, Franken erſtreckt, wie kommt es, daß z. B. Schleſien, deſſen Städte mit Magdeburger Recht ausgeſtattet ſind, nicht, wie die märkiſchen und pommerſchen, auch ihre Rolande mit erhalten haben? Sie konnten das wenigſtens trotz der piaſtiſchen Obergewalt, die nur in einem lockern Verhältniſſe zum deutſchen Reiche ſtand, mindeſtens mit eben dem Fuge, wie das preußiſche Elbing. Der Grund ſcheint alſo darin zu liegen, daß es nicht von Niederſachſen, ſondern zum weit größeren Theile von Franken und Thüringern koloniſirt wurde. Der Roland wurzelt ohne Zweifel im weſtphäliſch-ſächſiſchen Stamme, und dies giebt einen Fingerzeig, wie das von dem Herrn Verfaſſer reichlich beigebrachte gelehrte Material auch in etwas abweichender Weiſe zur Ermittelung des Kernpunktes benutzt werden kann.

S. 171 wird als Ergebniß zweier langer Abhandlungen hingeſtellt, „daß auf die Rulandsbilder mancherlei Gebräuche und Sagen übertragen werden ſind, welche theils an den Schwertgott Tyr, Zio, oder Er, theils an den Frô, den Freyr und Chrôdo, ja ſelbſt an den Wurtan erinnern; daß die Rulandsbilder kurze Zeit nach der Zerſtörung des Heidenthums durch Kaiſer Otto II. (?) entſtanden ſein müſſen (?); daß aber in einer etwas ſpäteren Zeit auch umgekehrt der Name des Ruland auf einen oder den andern der geſtürzten Heidengötter zurückbezogen und dadurch Verwirrung in die Sagen gebracht werden iſt.“

Wir glauben, dieſe Erklärungsweiſe hat etwas künſtliches; und die einfachſte iſt die, der Roland iſt weiter nichts als der altſächſiſche Kriegs- und Gerichtsgott, der Schützer des Staates und der Gemeinde ſelbſt, mag er nun Saxnot, Ziu (Tiu?), Er oder ſonſt wie geheißen haben. Wir werden bald ſehen, wie es ſich mit dem fränkiſchen Palatin Roland näher verhalten kann, und die Möglichkeit nachweiſen, daß dieſe Säulen eher Roland geheißen haben, als noch Biſchof Turpin jenen mythiſchen Helden verewigte.

Daß die alten Sachſen, welche in älteſter Zeit in Holſtein wohnten, ihren Namen von ihrem Schwerte Sax haben ſollen, daß ſie einen dem römiſchen Mars entſprechenden Gott namentlich in ſeinem Symbole verehrten, brauche ich hier nicht weiter auszuführen; unſer Buch giebt uns umfaſſende Nachweiſe darüber — im Uebrigen verweiſen wir auf J. Grimm's deutſche Mythologie u. ſ. w. — Solche Götter wurden je nach dem Stamme und Kultusorte unter ſehr verſchiedenen Namen verehrt, wie: Saxnot (Schwertbändiger) bei den Bayern und ſonſt, Hairus (Schwert) bei den Cheruskern, deren Namen J. Grimm hiervon ableitet, und die gerade in jenen Gegenden um den Harz, wo die älteſten Rolandsbilder ſind, wohnten, Tiu, Tyr, Ziu u. ſ. w. Warum ſollte er nicht in einer beſonderen Eigenſchaft Hrôdland, Rodland, Roland d. i. „Ruhm des Landes“ geheißen werden ſein, warum ſollen die Sagen von ſeinen Eroberungszügen in Nord-Deutſchland erſt aus der Chronik des Turpin gefloſſen ſein, da ebenſo gut die umgekehrte Möglichkeit vorhanden iſt. Roland iſt der Schwertgott als der ſächſiſche Herkules, und in dieſer Eigenſchaft in die Geſchichte Karl's des Großen gemengt worden. Die Chronik des Turpin iſt doch gewiß nicht reine Erdichtung, ſondern aus einer Miſchung mythiſcher Sagen mit der Geſchichte entſtanden. Als Karl die Sachſen wiederholt beſiegt, als ſie ihm Heerfolge leiſteten und z. B. auch mit nach Spanien zogen, da zog natürlich ihr mythiſcher Held, der zum Neffen des Kaiſers geworden, auch mit in den Krieg und vollbrachte natürlich Thaten, wie ſie einem ſolchen Halbgott wohl anſtanden und dem kriegeriſchen Charakter der damals noch ungebändigten Sachſen entſprachen. Wie z. B. ſpäterhin die ſlaviſchen Lutizen in kaiſerlichen Heeren noch unter den Bannern ihrer heimiſchen Götter — und ſicher Kriegsgötter — fochten, warum ſollten nicht die den Franken Heerfolge leiſtenden Sachſen unter ihres Roland's Fahnen gefochten haben, und ſo die Sage von dem raſenden Berſerker entſtanden ſein, welche in Turpin's Chronik hiſtoriſirt iſt?

Man möge dies nur als eine Vermuthung anſehen, die weiter keinen Anſpruch macht, als die Möglichkeit zu zeigen, wie doch der Name Roland alt und echt, und nicht erſt durch ſpätere Uebertragung auf dieſe Bildſäulen gekommen ſein könnte. Die fabelhafte Geſchichte Karl's des Großen und ſeiner Paladine iſt ein Gegenſtand, der wohl noch ſehr der Aufklärung bedarf, und alſo auch allgemeinere Vermuthungen nicht ganz zurückweiſt.

Was nun unſere unmaßgebliche Meinung betrifft, daß die Rolandsbilder geradezu auf den Kultus des alten ſächſiſchen Kriegsgottes zurückgehen, ſo hat unſer verehrter Gewährsmann dafür eine ſo große Sammlung von Stellen und Belegen beigebracht, daß wir uns — wir wollen es offen geſtehen — faſt wundern, wie er auf das „rothe Land“ und den „rothen König Otto,“ beide auf einer etymologiſchen Konjectur beruhend, ſo ein großes Gewicht hat legen können. Sehr aufklärend iſt in dieſer Hinſicht ſeine Abhandlung über Weich und Weichbild. Das niederdeutſche Wort Vic, Wich, Wick z. B. in Braunſchweig (Bruns vic Brune's Stadt) — Bardewick, Oſterwick — iſt etymologiſch daſſelbe Wort, wie lateiniſch vicus (Dorf, Stadtviertel), griechiſch oikos (οἶκος, Haus) ſkr. veças, Haus, litt. ukis (ſtatt vikis), ſlav. wiesz (Dorf — in den vielen „witz“ erhalten) und kommt von einem Stamme vik ſkr. veç (intrare) griech. εἴκειν, deutſch „weichen;“ Haus, Dorf, Stadt, gleichviel, es bedeutet urſprünglich einen Ort, wohin man „weicht,“ wohin man ſich zurückzieht und Sicherheit findet; das Haus, die Stadt iſt ein Aſyl, ein geweihter Raum, der Schutz verleiht, tutissimum receptaculum, wie die Juriſten ſagen.

Da nun ein ſolcher Raum unter dem Schutze der Gottheit ſteht, ſo hat natürlich der „Weich,“ ebenſo gut, wie das einzelne Haus und die es bewohnende Familie, ihren Gott, und ſein Bild. Es werden nun Zeugniſſe beigebracht, daß die alten Deutſchen ihren Schwertmars ſogar unter den Namen Wich, d. i. als Stadtſchützer, verehrt haben, z. B. die Bayern: das Stift Göttweih hieß Gotewich. „Mars autem eorum lingua dicitur wich“ ſagt der Chroniſt (S. 361). Ebenſo die Dänen — Viborg, Viberg oder Vigiberg wird „belli mons, seu sacrificationum“ erklärt. — Vic, Vig „Bewegung“ heißt freilich Krieg, Schlacht, und davon, nicht von vic (Stadt) dürfte der Kriegsgott benannt ſein (obgleich in unſerem Buche beides vermiſcht wird); indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß jede Gemeinde ihren derartigen Schutzgott hatte, und daß Mars mit dem Schwerte für ſeine Verehrer kein blutiger feindlicher Dämon, ſondern ein wohlgeſinnter Herrſcher, ein Richter und Schlichter der innern Streitigkeiten, alſo der Gott der Juſtiz war. Hiermit ſcheint das Weſen der Rolandsbilder und ihr Urſprung genügend erklärt. Roland iſt der alte Stammgott der Sachſen, in ſeiner Eigenſchaft als Schützer des Aſyles, der Stadt, des Wiches, oder, wie wir es nennen wollen, deſſen Macht ſo weit reicht, als das derſelben zugehörige Weichbild* (Stadtrecht, Gerichtsbarkeit).

Alle Gerichtsbarkeit wurde alſo naturgemäß im Beiſein des Gottes, alſo vor dem Rolande, geübt, Verträge geſchloſſen, Streitigkeiten geſchlichtet, Verurtheilungen ausgeſprochen, ganz ſo, wie wir es ſpäter in chriſtlicher Zeit noch geübt ſehen. So konnten auch die Privilegien der Kaiſer dem Rolande als einem Sinnbilde der ſächſiſchen Freiheit zu dem er naturgemäß geworden war, verliehen werden, und derſelbe in die Kolonien, in die neuen Zufluchtsörter oder Wiche wandern, welche Heinrich I. und die Ottone in ihren Kriegen mit den Slaven anlegten. Denn wir können die Verbreitung dieſer Säulen auf die Zeit der ſächſiſchen Kaiſer zurückführen, ohne in ihnen gerade ein Kaiſerbild zu ſehen.

Wie die älteſten Rolande ausgeſehen haben mögen, iſt eine offne Frage. Künſtleriſch ſtanden ſie gewiß weit hinter den älteſten erhaltenen zurück, und waren nach allen Analogien die wir haben, roh zubehauene Klötze von einiger Aehnlichkeit mit einem Menſchen und dem Schwert-Symbole, vielleicht auch dem Schilde. Ueber dergleichen Götzenbilder werden viele Belege beigebracht.

Danach iſt auch die Möglichkeit, ja ſogar die Wahrſcheinlichkeit gegeben, daß die berühmte, von Karl dem Großen zerſtörte Irmenſäule (Irminsul), das Haupttheiligthum der Sachſen, eine Rolandsſäule war. Truncus ligni, ein Holzſtamm von großer Höhe wird ſie genannt und

* Bild iſt wohl zu erklären, wie in Unbilde, Billigkeit aus bilidu, oder bilid, wo d hinten Suffixum iſt, dieſes von bil (Beil), dem Symbole des Rechts, da man durch Beilwurf die Gränzen des Eigenthums zu beſtimmen pflegte. Auch bild (imago) ſcheint von bil (Beil) zu ſtammen, und ein altes Participium zu ſein von einem Verbum biljan, bilên (mit dem Beile zuhauen, in Holz arbeiten) bilid das mit dem Beile Zugehauene, Geſchnitzte.

Digitized by Google

angegeben, daß dies generalis columna „allgemeine Säule“ bedeute. Wenn man dies auf ein Bild der Weltſäule, auf die Eſche Thydraſil und dergl. bezogen, ſo iſt man damit wohl zu weit gegangen, irminsul (wie irmindeut, irmingot) iſt nicht der Gottesname ſelbſt, ſondern bedeutet die „Hauptſäule“ im Gegenſatz zu den untergeordneten Säulen, das Mutterheiligthum des ganzen Stammes zu den vielen Aphidryſen, wie die Griechen ſagen würden. Solche uralteſte Götzenbilder waren naturgemäß auch die künſtleriſch roheſten und plumpſten, wie wir ſelbſt von den Griechen wiſſen, wo Hera, Apollo ꝛc. in einem Stück Holz, einem großen Steine verehrt wurden — und ſo darf es uns nicht wundern, wenn der alte ſächſiſche Mars oder Er zu Eresburg, Marsberg ein bloßer in die Höhe gerichteter Baumſtamm war. Möglicherweiſe kann immer ein Geſicht daran geſchnitten und ein Schwert angebracht geweſen ſein.

Mit dem Falle der Hauptſäule brauchte noch nicht der ganze Kultus zu erlöſchen; da er einen geſetzlichen, bürgerlichen Charakter trug, da ferner dieſer Mars zu gleicher Zeit als ein Stammvater und alter Heros der Sachſen galt, der ihnen zuerſt Recht und Geſetz gegeben, ſo rettete er ſich in dieſer Weiſe in das Chriſtenthum hinüber.

Stadtberge, das ehemalige Eresberg, wo die Irminſul ſtand, bewahrt heut noch einen aus dem Mittelalter ſtammenden Roland, baarhäuptig mit niederem Helm (Kopf und Hals ſehr verſtümmelt), Plattenharniſch und nakten Beinen, der in der Rechten ein geſenktes Schwert, in der Linken das Bild einer Kirche trägt — Man will der Statue den Rolands-Charakter abſprechen; aber wahrſcheinlich knüpft ſie an den alten echten Kult der Irminſäule an; das Bild ſtellt den alten Sachſengott oder Heros dar, der die Waffen geſtreckt und das Chriſtenthum (die Kirche) angenommen hat. Damit ſtimmt die Inſchrift auf der Platte des Fußgeſtelles vortrefflich:

„Statua s. Rolandi ubi visitur signum esse (dicitur), ibi Carolum Magnum fuisse et locum immunitate caesarea privilegiasse hanc posuit in coemeterio s. Petri in monte Martis cum hac inscriptione. O Mars du vermeinter Gott, hie stehe ich dir zum Hohn und Spott, vor Zeiten riefen dich die Heiden an, jetzo rufen wir im wahren Glauben Christum an. Anno 1737 renovata.“

Mit Karl dem Großen fängt für Sachſen eine neue Periode des öffentlichen Rechtes an; in der That empfängt nun der Roland ſeine Freiheiten aus der Hand des Kaiſers. Die Zurückführung dieſer Säulen auf Karl den Großen (z. B. auch in Holſtein) hat demnach ihren guten Grund, und ſelbſt, wenn unſere obige Erklärung des Rolandsnamens ſich nicht beſtätigen ſollte, würde immer die Uebertragung deſſelben auf dieſe Bilder mit der Geſchichte von dem großen Kaiſer zuſammenhängen. Holſtein iſt übrigens das Stammland der Sachſen, wo ſie ſchon zu Ptolemäus' Zeiten ſaßen; es iſt alſo möglich, daß die dortigen Rolande, die in den damit verknüpften Bräuchen ſehr Alterthümliches zeigen, dem Urſprunge nach die älteſten ſind. Daß daſelbſt ſo viel unbedeutende Orte den Roland haben oder hatten, ſpricht beſonders dafür.

Für die deutſchen Rechtsalterthümer iſt das von uns angezeigte Buch eine reiche Fundgrube; mit der Verarbeitung des Stoffes können wir uns nicht immer einverſtanden erklären, namentlich aber nicht mit der Behandlung des Sprachlichen. In der Etymologie vermißt man J. Grimm's grammatiſche Kritik ſehr, und oft werden die verſchiedenſten Stämme durcheinander geworfen, die gar nichts miteinander zu thun haben, z. B. alhs, alac, goth. Tempel, Halle, Hal, die Halle (der hallende Ort) und Halle ꝛc. die Salzorte, welche vom keltiſchen Worte für Salz ſo genannt ſind; oder der höchſt problematiſche Gott Chrôdo, der durch Krote oder Kröte und dergl. erklärt wird, ohne daß der Gedankengang beſondere Klarheit und Ueberzeugungskraft beſäße. Wir könnten dieſe Bemerkung noch durch eine Reihe von Beiſpielen belegen; wir halten es für unſere Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen; mit einiger Kritik wird das in vieler Hinſicht treffliche Buch zu leſen ſein. —öt—

Ungarn.

Die Kisfaludy-Geſellſchaft in Peſt.*

Rede des Baron Eötvös.

Obgleich Herr Paton, wie es in dem Artikel „Ein engliſcher Diplomat über Venedig und Ungarn (Magazin: 1862. Nr. 5.) heißt: „mit der kalten Beſonnenheit des britiſchen Diplomaten und welterfahrenen praktiſchen Politikers darlegt, daß aus den Magyaren nichts Lebensfähiges mehr werden kann“, ſo möchte doch ich, kein engliſcher Diplomat, nur ein ſchlichter Deutſcher, der ſich ehrlich mit ungariſcher Geſchichte, Sprache und Literatur beſchäftigt hat, meinen Landsleuten rathen, zu glauben, daß unſer „zum Uebermaß edelmüthiges“ (Paton) Nachbarvolk, trotz Herrn Paton, gerade ſo lebensunfähig, wie der Frühling und die Jugend iſt.

Seien wir unbefangen, ſeien wir gerecht! Dann werden wir in den Ungarn ein Volk ſehen, welches durch ein Jahrtauſend ſeine Lebensfähigkeit unter den ſchwierigſten Verhältniſſen bewährt hat, das aus allen Kämpfen, die es für ſeine anerſchaffene, tief angelegte und entwickelungsfähige nationale Individualität beſtehen mußte, ſtets kräftiger, ſtets geſtählter hervorgegangen, das die Verdienſte der Deutſchen um die Weltkultur vollkommen anerkennt, ihre Reſultate mit ernſter Ausdauer, Liebe und Glück ſich aneignet, das aber eben ſo entſchloſſen iſt, politiſche Experimente, die ſeine nationale und ſtaatliche Selbſtändigkeit bedrohen, zurückzuweiſen, und, ich glaube mich nicht zu täuſchen, ſie vermöge ſeines guten Rechts, woran es mit in unſern Tagen ſeltener Treue und Unerſchütterlichkeit feſthält, und vermöge der Charaktereigenſchaften und unverkennbaren politiſchen Talente, die dem Lande durchaus eine höhere Stellung als die einer öſterreichiſchen Provinz verbürgen, erfolgreich zurückweiſen wird, ganz unbekümmert, welchen ſogenannten Kulturmantel dieſe Experimente umſchlagen mögen, und gelaſſen ertragend, wenn man ſein mannhaftes Ringen „phantaſtiſch“ oder „aus Kulturfeindlichkeit hervorgegangen“ nennt.

Iſt es, wenn man die Dinge mit „kalter Beſonnenheit“ betrachtet, nicht wirklich — wie ſoll ich ſagen? — „diplomatiſch“, einem Volk die Lebensfähigkeit abzuſprechen, das vor zwölf Jahren nur viribus unitis zweier militairiſcher Großmächte niedergeſchlagen werden konnte, und das ſchon nach zwölf Jahren wieder ſo erſtarkt iſt, daß es wiederum ſeine Frage, und zwar als Lebensfrage der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ſtellen kann? Zeigt es von Scharfblick, iſt es ehrlich, wenn man die durch ihre ganze Geſchichte berechtigten Anſprüche der Ungarn auf politiſche Nationalität mit den rein nationalen Sonderbündeleien von Völkerſchaften, die nur im Anſchluß an den politiſchen Kern der Magyaren bisher Etwas geweſen ſind und fernerhin Etwas ſein können, die nur als Inſtrumente einer ſchließlich immer dem Abſolutismus in die Hände arbeitenden machiavelliſtiſchen Politik, die ſie aufſtachelt, Beachtung verdienen, wenn man Beides, ſage ich, als wär' es Eins, zuſammenwirft? Wie? nichts Lebensfähiges iſt in einem Volke, das, beſonders in den letzten dreißig Jahren mit ſo außerordentlichem Erfolge an ſeiner Wiedergeburt gearbeitet, zu einer Zeit eine ganze Reihe ausgezeichneter Männer hervorgebracht hat? Nichts Lebensfähiges in einem Volke, das die enorme Energie Szechenyi's, die Gedanken-Klarheit und Charakterfeſtigkeit Deak's, die unwiderſtehlich hinreißende Beredtſamkeit Koſſuth's, von dem nicht ich, ſondern Herr Paton ſagt: „es würde ſchwer ſein, in der ganzen Geſchichte einen Mann von glänzenderem Genie zu finden,“ den Heldengeiſt Görgey's, das Pathos Vörösmarty's, die ergreifende, epiſche Einfalt Arany's, die lyriſche Zauberkraft Petöfi's, in dem allein ein ganzes Meer urfriſchen Lebens wogt, die feine kritiſche Urtheilskraft Gyulai's, den Humor Jokai's, die Gediegenheit Szalai's und Eötvös' hervorgebracht hat? Sprich, kalte Beſonnenheit und Welterfahrung, ſprich: was beweiſt Lebensfähigkeit, wenn das Alles keine Lebensfähigkeit beweiſt?

Nein! täuſchen wir uns nicht, wenn ſich Andere täuſchen wollen; laſſen wir, wie es dem Deutſchen ziemt, das dem wahrhaft deutſchen Genius ſo verwandte Ungarn gelten als das, was es iſt, und verwechſeln wir die univerſellen Kulturintereſſen Deutſchlands nicht mit den politiſchen Herrſchaftstendenzen einer öſterreichiſchen Partei, die in ihrem vielleicht wohlgemeinten Eifer den naturgemäßen Eroberungslauf der hauptſächlich von Deutſchland repräſentirten Humanitäts-Ideen nur aufhalten und gefährden kann.

Als einen Beweis, wie ernſt, richtig und edel man die Intereſſen der Literatur in Ungarn als geſellſchaftliche auffaßt, laſſe ich die Rede folgen, mit welcher Baron Eötvös die große, öffentliche Sitzung der Kisfaludy-Geſellſchaft als deren Präſident am 6. Februar dieſes Jahres eröffnete.

Vorher mögen noch einige charakteriſtiſche Daten über die Schickſale der Kisfaludy-Geſellſchaft, nach dem Bericht ihres Secretairs, hier folgen:

Am 6. Februar 1848 hielt die Geſellſchaft ihre letzte öffentliche Sitzung; denn ein Jahr ſpäter war Peſt ein „kaiſerliches Lager.“ Das neue Syſtem machte ihrem Wirken ein Ende. Als aber die Gereiztheit der damaligen Sieger ſich zu legen, die Erſtarrung der Nation ſich zu

* Von Theodor Opitz.

Digitized by Google

löſen anfing, und man hoffen durfte, daß der Geſellſchaft vielleicht die Fortſetzung ihrer rein literariſchen Thätigkeit geſtattet werden würde, zögerte das Präſidium nicht, die Statuten zur Beſtätigung einzureichen. Dies geſchah 1853; und die Geſellſchaft wartete *vier Jahre* auf die Antwort, welche *nicht* kam. Da erneuerte im Februar 1857 das Präſidium ſein Geſuch, worauf die k. k. Stadthalterei-Abtheilung zu Ofen nach Verlauf *eines Jahres* den Präſidenten benachrichtigte, daß die eingereichten Statuten nicht geeignet, höchſten Orts vorgelegt zu werden, demnach die Eingabe eines neuen Statutenplans gewünſcht werde. Zur Beſprechung dieſes neuen Plans, und nur dazu, wurde der Geſellſchaft geſtattet, in Gegenwart eines k. Commiſſairs eine Sitzung zu halten. Dieſe fand am 26. Februar 1858 ſtatt und der neue Plan wurde unverzüglich eingereicht. Er genügte indeſſen wieder nicht vollkommen, und die ganze Sache ruhte nun wieder zwei volle Jahre. Erſt am 6. April 1860 wurde das fernere Beſtehen der Kisfaludy-Geſellſchaft durch allerhöchſte Entſchließung zugeſichert. Die erſte Sitzung, woran ſich nur zehn Mitglieder — der dritte Theil derſelben war ſeit 1848 geſtorben, darunter Vörösmarty — betheiligten, fand am 24. Mai 1860, die erſte *öffentliche* Sitzung aber nach vierzehnjähriger Unterbrechung am 6. Februar d. J. ſtatt. Und nun hören wir Eötvös.

„Unter den Factoren, welche auf die Entwickelung der einzelnen Nationen einwirken, giebt es keinen mächtigeren, als die Poeſie; und die Fabel, wonach Orpheus mit ſeiner Laute Städte baute, iſt nur ein poetiſcher Ausdruck für eine nicht zu bezweifelnde Thatſache, welche die Geſchichte der ganzen Civiliſation bezeugt.

Wie in der Natur, ſo bezeichnen im Leben der Völker Blumen das Erwachen des Frühlings; und der Einfluß, welchen die Poeſie auf die erſten Schritte der Civiliſation ausübt, erſtreckt ſich auf ihren ganzen Verlauf, bei deſſen Studium wir ſehen, daß jede Veränderung der Richtung oder des Geſchmacks in der Poeſie immer tiefe Spuren in dem ſittlichen und auch bürgerlichen Zuſtand der Völker hinterläßt. Und dem iſt es zuzuſchreiben, daß die Poeſie bei jedem auf eine höhere Civiliſationsſtufe erhobenen Volke unter die wichtigſten Intereſſen des öffentlichen Lebens gerechnet wird, und daß die freien Bürger der Republik und die einſichtsvolleren Selbſtherrſcher, bald mit friſchem Lorbeer, bald mit goldnen Kränzen die Sänger belohnend, in nichts mehr wetteiferten, als darin, dieſe Kunſt, die auf die Entwickelung des Volks einen ſo mächtigen Einfluß ausübt, für die Förderung ihrer eigenen Zwecke zu gewinnen.

Daſſelbe ſehen wir auch in unſerm Vaterlande; und wenn wir in neuerer Zeit kaum einen Fall finden, in welchem die Literatur auf das ganze Leben der Nation einen ſo unmittelbaren Einfluß geübt hätte, ſo war auch die Ueberzeugung, daß die Entwickelung der Literatur mit dem Fortſchritt, ja mit der Exiſtenz der Nation in untrennbarer Verbindung ſteht, vielleicht nirgends ſo allgemein verbreitet wie bei uns, und dieſe Ueberzeugung war es, der, wie andere Inſtitute, auch die Kisfaludy-Geſellſchaft ihre Gründung und jene allgemeine Unterſtützung verdankt, woran ſich die Nation in allen Klaſſen betheiligte, und wodurch die Geſellſchaft in die Lage kam, daß ſie, obgleich faſt ohne materielle Hilfsquellen, Jahre lang ihrer geſteckten Aufgabe entſprechen konnte.

Die Zeit, von der ich ſpreche, liegt nicht der Zahl der Jahre, ſondern der Größe der Ereigniſſe wegen ſo fern von uns, und gerade von jenen Männern, deren Thätigkeit unſere Geſellſchaft alle ihre Reſultate verdankt, ſind ſo viele nicht mehr unter uns, daß ich ohne Unbeſcheidenheit von dieſen Reſultaten ſprechen kann, die für uns nur die Laſt der Pflichten vermehren, welche das Verdienſt der Vorfahren den Nachkommen auferlegt. Und wirklich, wenn wir die Ereigniſſe betrachten, durch welche die Thätigkeit unſerer Geſellſchaft unterbrochen wurde, und wodurch die ganze Denkweiſe der Nation, ihre Beſtrebungen eine neue Richtung nahmen, und wenn wir die Lücken in unſern Reihen ſehen, ſo kann ſich Zweifel in uns erheben, ob dieſe Geſellſchaft den Erwartungen, die ihre frühere Thätigkeit rege gemacht, wird entſprechen können, und ob es nicht vielleicht rathſamer wäre, ein Streben gänzlich aufzugeben, bei dem wir ferner weder auf unſere eigene Kraft vertrauen, noch auf die Unterſtützung der Nation rechnen können.

Ernſte Tage leben wir, und gehen vielleicht noch ernſteren entgegen. Was die Nation durchlebt und gelitten, das kann die Poeſie mit ihren Geſängen nicht ausdrücken, und unſere großen Pflichten drängen die rein künſtleriſchen und literariſchen Intereſſen, denen unſere glücklicheren Väter ihre Talente widmen konnten, in den Hintergrund. Kann nun dieſe Geſellſchaft, deren Aufgabe rein literariſch, auf die Unterſtützung der Nation rechnen, und werden nicht vielmehr viele die Wiederbelebung eines rein äſthetiſchen und literariſchen Inſtituts in einem Augenblick, da die wichtigſten Intereſſen der Nation in Frage ſtehen, wenn nicht für ſchädlich, wenigſtens für die Nation ganz gleichgültig halten?

Es gab und giebt vielleicht Leute, welche dieſer Meinung ſind, wir haben eine andere Ueberzeugung; und wenn wir alles Mögliche gethan, um die Hinderniſſe zu beſeitigen, welche der Wirkſamkeit der Geſellſchaft jahrelang im Wege ſtanden, und wenn wir dieſen Tag, an dem wir wieder als Geſellſchaft vor das Publikum treten können, mit Freude begrüßen, ſo thaten, ſo thun wir das nicht nur darum, weil es uns die Pietät, die wir dem Andenken Kisfaludy's ſchuldig ſind, zur Pflicht machte, und weil wir glauben, daß jeder Tag, an welchem in unſerm Vaterlande etwas, ob groß ob gering, aus ſeinen Trümmern auferſteht, ein Freudentag für die ganze Nation iſt, ſondern wir thun es darum, weil wir überzeugt ſind, daß es außer den äſthetiſchen und rein literariſchen Intereſſen auch größere von allgemeinerer Wichtigkeit giebt, welche die neue Wirkſamkeit der Kisfaludy-Geſellſchaft wünſchenswerth, ja nothwendig machen.

Es giebt viele, welche die Zeit, in der wir leben, proſaiſch nennen. Ich theile dieſe Anſicht nicht, und bin überzeugt, daß das Jahrhundert, in welchem das Gefühl der Einheit des Menſchengeſchlechts die Welt durchdrungen, in welchem England mit Aufopferung erheblicher materieller Intereſſen ſeine Sklaven befreit hat, und wir in Europa keine Nation finden, die nicht für gewiſſe Ideen zu jedem Opfer bereit wäre, dieſen Vorwurf nicht verdient, und wenn die Zukunft dereinſt auf unſers Jahrhunderts ſchwierige, aber edle Kämpfe zurückblickt, wird ſie ein anderes Urtheil über unſere Epoche ausſprechen, obgleich wir, die wir darin leben, uns zuweilen mit Ekel abwenden von dem groben Materialismus, den wir in gewiſſen Schichten der Geſellſchaft antreffen.

Poetiſch iſt jede Zeit, die ſich für Ideen zu begeiſtern weiß, und eine ſolche iſt die unſere, wenn auch die poetiſche Literatur gänzlich brach läge, und in den Maſſen mit dem Gefühl des Kunſtſchönen die Empfänglichkeit verloren gegangen wäre, von der die Wirkung jedes literariſchen Werkes abhängt. Dies können wir jedoch von unſerm Jahrhundert nicht ſagen, ja, wenn wir die Stellung betrachten, welche die Literatur in unſerm Jahrhundert einnimmt, ſo werden wir finden, daß dieſe, und daß beſonders die ſchöne Literatur niemals einen größeren, niemals einen allgemeineren Einfluß ausübte, wie eben im gegenwärtigen Augenblick.

Ich gebe zu, wir wurden ärmer an einzelnen großen Werken, und in dem letzten halben Jahrhundert können wir kaum ein belletriſtiſches Meiſterwerk nennen, das eine ſolche Wirkung hervorbrachte, wie einzelne größere Werke vergangener Jahrhunderte, ſeitdem der Rhapſode ſeine Geſänge nicht mehr ſelbſt mit der Laute begleitet, und die unmittelbare Beziehung, welche zwiſchen dem Troubadur und ſeinen Zuhörern im Mittelalter exiſtirte, durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe unmöglich wurde; ſeitdem das Volk, welches die Ode hinriß, bei den olympiſchen Spielen den Sänger nicht mehr bekränzt, und es nicht mehr geſchehen kann, daß die beim Geſang der wandernden Schauſpielkunſt begeiſterten Einwohner einer Veſte plötzlich ihre Waffen umgürten, um am Kreuzzug Theil zu nehmen, wozu ſie das Lied aufgefordert. Aber wenn wir den Einfluß betrachten, welchen die Literatur, und vorzüglich die ſchöne Literatur auf der Völker geiſtige und moraliſche Entwickelung, und dadurch auf ihre bürgerliche Freiheit und Wohlfart ausübt, ſo erkennen wir, daß dieſer niemals größer und allgemeiner war; woraus wir den Schluß ziehen müſſen, daß Alles, was auf die Hebung der ſchönen Literatur wirken kann, niemals die Aufmerkſamkeit des Nachdenkens und die Unterſtützung der ganzen Geſellſchaft ſo ſehr verdiente, wie gerade im gegenwärtigen Augenblick, und zwar um ſo mehr, je mehr wir überzeugt ſind, daß die Richtung, welche ſich in der ſchönen Literatur einzelner, gerade auf der höchſten Stufe der Kultur ſtehenden Völker zeigt, nicht von fern unſeren Anforderungen entſprechen kann.

Jede Zeit hat ihre eigene Poeſie, und gerade weil die wirkliche Poeſie nur der Ausfluß der innerſten Gefühle und Ueberzeugungen des Volks, iſt es natürlich, wenn ſie nach den verſchiedenen Graden der Kultur in anderer Geſtalt erſcheint.

So wie an die Stelle der Leidenſchaft Gefühle treten und der Macht der Gefühle die Herrſchaft der Ideen folgt, ſo tritt parallel damit an der Stelle der poetiſchen Extaſe die Reflexion, und wenn wir es auch Niemand übel nehmen können, der die erſte Art der Poeſie, die ſich im Volkslied und im Epos kundgiebt, mehr ehrt als die ſpäteren, künſtlicheren Formen, ſo urtheilt doch der, welcher in dieſer ſeiner Vorliebe ſo weit geht, daß er außer jener keine andere Poeſie anerkennen will, und der, wie mehrere thun, Horaz und Pope den Namen: Dichter abſpricht, nach unſerer Anſicht nicht richtiger, als wenn Jemand darum, weil er, ſich an der freien Natur ergötzend, die Feldblumen ſchöner findet, folgerte, daß es in unſeren Gärten keinen Frühling giebt. Die Poeſie liegt nicht in gewiſſen Gegenſtänden,

Digitized by Google

ſondern wie die Sonne breitet ſie ihr verſchönerndes Licht über Alles aus, was auf Erden exiſtirt; ihre Wirkung iſt an keine beſtimmte Form gebunden, ſondern ſie äußert ſich gleichmäßig in jeder Form, durch welche wir unſere Gedanken ſo ausdrücken können, daß ſie auf unſere Gefühle wirken, und unſere Gefühle ſo, daß ſie Gedanken erwecken. Wie in der hohen Kathedrale und in der kleinen Dorfkirche, wie in Paleſtrina's Meiſtergeſängen und in des Greiſes ſtillem Gebete Ein Gefühl ſpricht, ſo iſt die Poeſie an keine Aeußerlichkeiten gebunden. Gott hat gewollt, daß wie ſein Himmel, ſo das, was zum Himmel erhebt und zur Beruhigung des Menſchen nothwendig iſt, allen ſeinen Sterblichen gleich nahe ſei.

Die durchlebte Zeit und die Stufe der Kultur, welche ſie erreichte, übt einen unwiderſtehlichen Einfluß auf den Einzelnen und auf die ganze Epoche. Mit den Gegenſtänden, für welche ſie ſich begeiſtert, und mit den Idealen, welche ſie aufſtellt, ändert ſich auch die Poeſie der Zeit; und wenn ſie ſich gegenwärtig, ſtatt mit Troja's Helden, mit den früher für proſaiſch gehaltenen Verhältniſſen des alltäglichen Lebens beſchäftigt, und ſtatt des kunſtvollen Epos oder Dramas die Form des Romans anwendet, ſo iſt dies Alles nur eine nothwendige Folge der natürlichen Entwickelung der Dinge und unſerer gegenwärtigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe.

Vom rein künſtleriſchen Geſichtspunkt können wir bedauern, daß unſere Literatur, wie hinſichtlich der Gegenſtände, ſo beſonders hinſichtlich der Form geſunken iſt. Die Literaturgeſchichte wird einſt vielleicht ſtreng über unſer Jahrhundert urtheilen, und in einzelnen Werken, welche die Gegenwart bewundert, wird ſie vielleicht gerade ſo die Merkmale des Verfalles aufweiſen, wie wir in den Werken jener großen römiſchen Schriftſteller, welche dem Zeitalter des Auguſtus folgten. Aber in dieſem Herabſinken iſt nichts, was uns betrüben dürfte, zumal, wenn wir bedenken, daß, wenn wir in künſtleriſcher Hinſicht geſunken ſind, dies zum Theil eine Folge der enormen Verbreitung iſt, welche die Geiſteswerke in unſern Tagen erlangten, und durch welche die Literatur aufhörte, ausſchließliches Eigenthum einzelner, nicht zahlreicher, gebildeter Klaſſen zu ſein.

Die Urſache der Betrübniß, welche das Herz des Denkers einnimmt, wenn er die Literatur einzelner, und gerade auf dem Gipfel der Kultur ſtehender Völker mit Aufmerkſamkeit begleitet, die Urſache dieſer Betrübniß, welche die auf dem literariſchen Felde ſich zeigenden Erſcheinungen in uns erregen, liegt in etwas Anderem.

Das Leſen wurde Bedürfniß, Bedürfniß für alle Klaſſen des Volks. Dieſes Bedürfniß rief in der Literatur eine nie geſehene Productivität hervor, und theils dies, theils der Einfluß, welchen ſein Publikum auf den Schriftſteller ausübt, verurſachte, daß wir in Betracht der Form tiefer herabſanken, und daß mit der Univerſalherrſchaft des Romans eine gewiſſe Breite und Nachläſſigkeit in jede Literatur kam, die ſich mit der Idee des Klaſſiſchen nicht verträgt. Aber exiſtirt dieſes Sinken nur hinſichtlich der Form? und finden wir es nicht noch mehr hinſichtlich der Gefühle und Prinzipien, welche die Literatur verbreitet? Und wenn wir dem Schriftſteller verzeihen, wenn er, nur Popularität ſuchend und darauf ſeine Aufmerkſamkeit richtend, daß ſich das Publikum ſeiner Leſer vergrößere, in ſeiner Richtung, ſtatt den Kunſtkritikern, dem Geſchmack der Maſſe folgt, — was ſagen wir dann, wenn die ausgezeichnetſten Talente denſelben Rückſichten ihre Ueberzeugungen, ihre heiligſten Bürgerpflichten aufopfern, und ihre von Gott erhaltenen Fähigkeiten dazu benützen, um, den ſchlechten Leidenſchaften der Menge ſchmeichelnd, die Grundlagen der Sittlichkeit zu erſchüttern, auf denen die Geſellſchaft ruht, und die, einmal erſchüttert, durch nichts mehr erſetzt werden können?

Und müſſen wir nicht geſtehen, daß wir aus der Literatur unſerer Zeit viele Beiſpiele dieſer traurigen Erſcheinung anführen können?

Es iſt nicht meine Abſicht, in Details einzugehen: wer in den letzten dreißig Jahren der Romanliteratur des Auslands mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, theilt gewiß meine Anſicht; und ich könnte die Mißbilligung, welche dieſe Richtung verdient, nicht mit ſtärkeren Worten ausdrücken, als dies gerade ausgezeichnetere Schriftſteller jener Nationen gethan haben, in deren Bereich ſich dieſes Uebel zeigt. Aber wenn wir die Exiſtenz des Uebels nicht ignoriren dürfen, und wenn wir, die Ausbreitung, welche die Romanliteratur in unſerer Zeit hat, ins Auge faſſend, uns die Folgen nicht verbergen können, die es für die allgemeine Sittlichkeit hervorruft, müſſen wir dann nicht anerkennen, daß es im gegenwärtigen Augenblicke kaum etwas Wichtigeres geben kann, als dem Uebel vorzubeugen?

Unſere Literatur iſt bis jetzt größtentheils frei von dieſen Auswüchſen. Die Urſache, der wir dies verdanken, liegt in der patriotiſchen Richtung, welche ſie von ihrem Anfang bis jetzt durchdrungen und vor jeder Entartung bewahrt hat; dennoch aber müſſen wir, wenn wir unſere Lage unbefangen betrachten, bekennen, daß die Gefahr, welche aus den ſchlechten literariſchen Richtungen unſerer Zeit entſteht, in kleinerem Maße, aber doch auch für unſer Vaterland vorhanden iſt.

Der Charakter unſerer Zeit iſt Univerſalität: ſo wie durch die im Bereich der Naturwiſſenſchaften gemachten Entdeckungen die materiellen Entfernungen verſchwanden, ſo verſchwanden noch mehr die Scheidewände, welche die Nationen in geiſtiger Hinſicht von einander abſonderten.

Die Ideen verbreiten ſich mit Blitzesſchnelle, und was in irgend einer Literatur für bedeutend oder intereſſant gilt, das wird nach Wochen durch Ueberſetzungen zum Eigenthum ganz Europa's. Es iſt überflüſſig, die ausländiſchen Werke herzuzählen, die auf ſolche Art in unſere Literatur übergingen, ja in unſerem Nationaltheater aufgeführt wurden, und von denen wir, auf's Schonendſte ſprechend, auch ſagen können, es wäre beſſer, wenn ſie nie überſetzt worden wären. Wenn es nun nicht von uns abhängt, dies zu verhindern, und dem Induſtrialismus, der bei literariſchen Unternehmungen nur Abſatz in Betracht zieht, Schranken zu ſetzen, ſo iſt es wirklich Zeit, daß wir den ſchlechten Einfluß, welchen die Verbreitung ähnlicher Werke auf den Geſchmack der Nation, ja auf ihre Sittlichkeit ausüben kann, contre-balanciren auf die Eine Weiſe, die in unſerer Macht ſteht, und die nur in der Hebung der National-Literatur und darin liegt, daß wir dem ungariſchen Leſe-Publikum ſolche Werke des Auslandes in die Hand geben, durch welche unſere Literatur in Wahrheit bereichert wird.

Gegen die gefährliche Ausbreitung der ſchlechten Literatur exiſtirt nur Ein Präſervativ und dieſes iſt die gute Literatur; und wir ſind überzeugt, daß Diejenigen, welche ihre Thätigkeit dem widmen, dieſe unſerem Vaterlande zu verſchaffen, der Unterſtützung der Nation nicht unwürdig ſind. —

Dies iſt die Aufgabe, die ſich die Kisfaludy-Geſellſchaft geſteckt hat.

Unſere eigene Literatur zu kultiviren, damit ſie der wahrſte, aber edelſte Ausdruck der Gefühle und Ideen dieſer Nation ſei, und der Zukunft in würdiger Form das erhalte, wofür wir uns in unſerer Zeit begeiſterten, und während wir dies thun, und den ungariſchen Geiſt, der ſich in unſerer Sprache offenbart, in ſeiner ganzen Reinheit erhalten, zugleich durch Ueberſetzungen die Schätze des Auslandes in unſern Bereich zu ziehen, damit unter den Meiſterwerken der alten und neuen Welt-Literatur keines ſei, zu deſſen Genuß man nicht durch die ungariſche Sprache gelangen könnte, das haben wir uns als Ziel geſteckt, und wir ſind von der Nothwendigkeit deſſelben durchdrungen, und wiſſen, wenn wir an unſerer Kraft zweifeln, daß hinter uns die Nation ſteht, welche bisher ihre mächtige Stütze keinem edlen Beſtreben entzog, und ſie auch unſerer Geſellſchaft nicht entziehen wird, die, während ſie im ſtillen Kreiſe der Literatur unſere Sprache kultivirt, dies mit dem Bewußtſein thut, daß auch ſie an dem großen Werke der geiſtigen Wiedergeburt der Nation arbeitet, und daß der Bergmann, von deſſen gewaltigen Schlägen der dunkle Schacht erdröhnt, und der Landmann, welcher den Saamen auswirft, auf verſchiedene Weiſe, aber gleichmäßig den Schatz vermehren, den eine glücklichere Zukunft genießen wird."

England.

Englands Verfaſſung und das Selfgovernment.*

Das Leben offenbart ſich in den vielgeſtaltigen Formen der Erſcheinung und dieſe ſind es, die wir am eheſten und leichteſten auffaſſen, wenn wir an die Arbeit des Begreifens der Wirklichkeit gehen. So hat die Politik lange nur die Formen der Staatsgeſellſchaft zu ihrem Studium gemacht, indem ſie ſich begnügte, das äußere Antlitz der öffentlichen Dinge zu ſchauen, ziemlich unbekümmert um das innerliche Weſen des politiſchen Organismus. Weil die elementare Auffaſſung der Aeußerlichkeit überwog, war denn auch die Verfaſſung, die Staatsform ganz naturgemäß das vorzügliche Augenmerk des zum Selbſtdenken erwachenden Bürgers. Allmählich iſt es im Fortſchritt der Entwickelung anders geworden. Obwohl wir noch immer den Standpunkt der Form als die Eine nothwendige Seite der Sache (nämlich der „öffentlichen Sache") feſthalten, ſind wir doch über die formale Einſeitigkeit hinaus zu dem eigentlichen Kern und Centrum der Staatswiſſenſchaft vorgedrungen, zu der regſamen Werkſtatt der Staats-Idee, die mit künſtleriſcher Freiheit waltet,

* Die Verfaſſung Englands. Dargeſtellt von Dr. Eduard Fiſchel. Berlin, 1862. Ferdinand Schneider. 1 vol. gr. 8° v. 565 Seiten.

Digitized by Google

und auf der Höhe der lebendigen Kraftfülle der Geſellſchaft haben ſich die nackten Formen der Staatsleitung zu den ſittlichen Richtſchnuren einer ſchöpferiſchen Rechtsanſtalt verklärt. Es giebt keine Politik mehr außerhalb des Rechts. Die Staatsklugheit ſelbſt iſt, ernſthaft genommen, nichts weiter als ein „Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit.“ Das hatte ſchon 1802 Nikolaus Vogt eingeſehen, als er in der Geſchichte, und namentlich in der Kulturgeſchichte die Baſis der ſocialen Rechtsbildungen erkannte. Für die Theorie der Staatswiſſenſchaften iſt dieſe Einſicht eine gute Zeit wieder verloren gegangen. Aber die Gegenwart ſcheint das Verſäumte nachholen zu wollen. Nicht blos der treffliche Robert Mohl (deſſen „Polizeiwiſſenſchaft“ übrigens keine individuelle Anſchauung, ſondern lediglich deutſcher Univerſitäts-Gebrauch iſt)*, ſondern eine ganze Schaar tüchtiger Staatsforſcher hat dem geſchichtlichen Aufbau der Regierungs- und Verwaltungsmaximen auf dem Boden des Rechtsbewußtſeins der Völker das thätigſte Intereſſe geſchenkt. Daß in gewiſſer Beziehung das wahre Staatsleben überhaupt erſt im neunzehnten Jahrhundert beginnt, hat auch theoretiſch an dem neuen Studium des nationalen Rechtsſtaates die ſchönſte Beſtätigung erhalten.

Unter den Völkern Europa's dürfen am meiſten die Engländer auf ihre Entwickelung des Rechtsſtaates ſtolz ſein. Wie kein anderes modernes Volk haben ſie die politiſche Inſtitution zum einfachen Ergebniß des folgerechten hiſtoriſchen Verlaufs der Dinge geſtempelt. Englands Verfaſſung iſt Englands Geſchichte im eminenten Sinne des Worts. Was wir erblicken, iſt das Werk einer großartigen geſchichtlichen Arbeit und zugleich einer ununterbrochenen politiſchen Rechtsfindung. Englands constitution is an historical work and a trial by jury. Aus der Wurzel der alten germaniſchen Volksgemeinde (commonwealth) iſt auf offenem Markte die öffentliche Sache aller Bürger zum Lebensbaum des Rechts der Nation emporgewachſen, nicht ohne Streit und Hader, weil „Friede“ (peace) ohne Streit auf Erden ein Traum, aber um ſo kräftiger und markiger, je zäher der Widerſtand war, den die Mächte des „gewohnten“ Daſeins entgegenſetzten. Der engliſche Freiheitsbaum ward in die ehrwürdige Dingſtätte des Volks- und Schwurgerichts eingepflanzt; er hat in dem Parlamente, dem großen Spruch-Tage der ihr Recht hegenden Nation ſeine Zweige weithin ausgebreitet und ſeine Krone in dem germaniſchen Königthum gefunden, das iſt in dem Hort und der höchſten ſchirmenden Bürgſchaft der Unterthanen-Rechte. Und nicht mit der rohen Gewalt des Schwertes; friedlich im Wege des öffentlichen Rechtsgangs, mit dem Hammer des Worts, parlando, iſt die Kette der Rechte und Freiheiten geſchmiedet worden. Solch' eine Kette drückt nicht.

Iſt es nun ein Wunder, daß dieſe geſunde Entwickelung der Zuſtände des engliſchen Volks auf dem Feſtlande eine zahlloſe Menge von Freunden und Verehrern geſammelt hat? Es wäre im Gegentheil ſehr wunderbar geweſen, wenn das bis 1789 einzig in Europa daſtehende Beiſpiel freier Selbſtregierung nicht die Aufmerkſamkeit und wohl auch den Neid der Nachbarn erregt hätte. Die Kontinentalen des 18. Jahrhunderts, Montesquieu und Delolme an ihrer Spitze, glaubten in Englands Verfaſſung das Ideal des conſtitutionellen Muſterſtaats verwirklicht zu ſehen und was das Naturrecht der Deutſchen und Franzoſen in abſtrakten Contouren vorgezeichnet hatte, das ſchien in dem Rahmen der engliſchen Einrichtungen Farbe und Leben zu gewinnen. Hier lag ein entſchiedenes Mißverſtändniß vor: die Lehre von der Theilung der Gewalten und das ſonſtige Rüſtzeug des conſtitutionellen Schematismus, den Frankreich und ſeine Wahlverwandten in Scene geſetzt, holten ihr Urbild gänz fälſchlich aus England, ſintemal das grüne Albion nichts von grauer Theorie philoſophiſcher Weltbürger bei ſich gezeitigt hatte. Der Idealismus eines Montesquieu und Delolme war, wenn nicht inhaltleer, ſo doch, wenigſtens in Bezug auf England, oberflächlich. Indeſſen, mochte der Zuſchnitt Alt-Englands hiervon auch ſehr verſchieden ſein, einiges und ſelbſt vieles Gute haben die beiden Männer mit ihren Idealbauten immerhin gewirkt. Sie haben die Bedeutung des engliſchen Staatsrechts für die kontinentalen Verhältniſſe allgemein zum Bewußtſein gebracht, ſie haben an Englands Lebensprozeß erwieſen, daß politiſche Freiheit kein Wahn ſchwärmeriſcher Thoren iſt. Aehnlich wie Leſſing die engliſche Literatur befreiend und befruchtend auf den Boden der deutſchen hinübergeleitet, ergoſſen die politiſchen Änglomanen den Strom engliſcher Staats- und Rechtsgedanken erlöſend und erweckend über die Gauen der verwitterten Feudalzuſtände Frankreichs und Deutſchlands. Die Göttinger Publiciſtenſchule ſammt ihren Moſer, Achenwall und Pütter, durch den Sitz des welfiſchen Hauſes auf Englands Thron um ſo ſtärker angezogen vielleicht gar Juſtus Moeſer, wäre ohne den flottgemachten engliſchen Einfluß unmöglich geweſen. Wir Deutſchen verdanken noch zur Stunde unſere beſten politiſchen Gedanken der guten, echt germaniſchen Staats- und Rechtsgeſchichte Alt-Englands. Gerade, ſeitdem der falſche Nimbus eines phantaſtiſchen Idealismus geſchwunden und wir England nicht mehr mit den verzückten Augen des älteren Vincke betrachten können, iſt es uns weit lehrreicher als je zuvor. Denn am lehrreichſten iſt eben die ungeſchminkte Wirklichkeit. Indem Rudolf Gneiſt, anerkanntermaßen der gründlichſte Forſcher im engliſchen Staatsrecht, die Lücken, Mängel und Gebrechen deſſelben uns nicht verhehlte, die abgeſtorbenen Zweige am engliſchen Freiheitsbaum uns nicht verdeckte, hat er den Schatz unſerer publiciſtiſchen Erkenntniß in der gediegenſten Weiſe bereichert. Wir bekamen das richtige Bild von England. Gneiſt gegenüber macht der jüngſte Bearbeiter von Englands Verfaſſung, Herr Gerichts-Aſſeſſor Dr. Fiſchel in Berlin, nicht den Anſpruch auf den gleichen Rang ſeines Unternehmens. Er begnügt ſich, laut der Vorrede, mit der Anerkennung, daß er ſich redlich bemüht hat, einen „nicht ganz werthloſen Beitrag“ zur Klärung der deutſchen Begriffe über England zu liefern.

Der unbefangene Leſer wird Herrn Fiſchel das Zeugniß einer tüchtigen Leiſtung nicht verweigern. Allerdings hat der Verfaſſer ſeinem Plane ziemlich enge Gränzen geſteckt, aber innerhalb des Raumes von 36 Druckbogen ſieht man eine Fülle intereſſanter Einzelheiten aufgeſpeichert, welche in dem Rahmen einer aus dem Inhalt geſchöpften Syſtematik mit plaſtiſcher Schärfe gruppirt ſind. Nicht zum Nachtheile des Buches erkennt man den Juriſten an dieſer Anordnung des Stoffes. Aber auch die Ideen des engliſchen Staatsweſens, die Lichtſeiten und die Gefahren deſſelben treten an vielen Punkten recht klar und anſchaulich aus dem Gefüge des Ganzen hervor. Und was die Zukunft des freien Landes betrifft, ſo ſcheint der Herr Verfaſſer meiſt von einer glücklichen Divinationsgabe unterſtützt worden zu ſein. Einzig den hiſtoriſchen Theil der Darſtellung hätten wir etwas ausführlicher gewünſcht, wie auch etliche Hinweiſe auf die Literärgeſchichte des engliſchen Staatsrechts. Doch muß man wohl einräumen, daß der beſchränkte Umfang des Werkes und der Zweck des Autors, hauptſächlich den jetzt gültigen Verfaſſungsbeſtand zu ſchildern, der eingehenden hiſtoriſchen Betrachtung ein ſehr natürliches Hemmniß entgegenſtellten.

„We are in a free country,“ wir ſind in einem freien Lande, ſagt der Engländer mit Stolz. Was iſt nun die dauerhafte, ſolide Grundlage dieſer Freiheit und dieſes ſtarken Volksbewußtſeins? Etwa die bloße Exiſtenz freier Inſtitutionen und ausgedehnter Unterthanenrechte? Iſt die Macht des Parlaments, oder iſt die Macht der „öffentlichen Meinung“ der Hebel aller der politiſchen Vorzüge, die das Ausland an der britiſchen Inſel bewundert? Wenn es erlaubt iſt, in engliſchen Angelegenheiten die Anſicht eines Franzoſen vorzubringen, ſo darf man mit Odilon Barrot, der in ſeiner Schrift: „De la centralisation et de ses effets“ ein tiefes Verſtändniß altengliſchen Weſens bezeugt, den Satz verfechten, daß überhaupt nicht die Freiheit in der Macht beſtehen kann. Ein Parlament kann allmächtig ſein und das Volk dennoch in Sklaverei verſunken. Der franzöſiſche Konvent der Revolution war gewiß das allmächtigſte Parlament, das ſich denken läßt, und ſchwerlich ſind die Franzoſen je furchtbarer unterdrückt worden, als unter der Herrſchaft des Konvents. Freiheit iſt wahrlich weder die Macht eines Volks-Ausſchuſſes, noch die Macht der „mehrſten Menge.“ — Die Freiheit beruht auf dem Recht, und das Recht iſt in ſeinem innerſten Lebensnerv ſittlicher Natur. Wahre Freiheit fließt allein aus der Selbſtändigkeit (selfdependence) des ſittlichen Willens, der ſich ſeiner eigenen innern Hülfsquellen bewußt Wer ſich auf ſein Selbſt verlaſſen kann, der iſt frei, und eine Nation iſt es eben nur dann, wenn ſie das Geſammtbewußtſein ihrer innern Selbſtändigkeit und ihrer im Kreiſe des Rechts unerſchöpflichen Willenthätigkeit entwickelt hat. Dieſe ſchöne Eigenſchaft erkennt Odilon Barrot an dem engliſchen Volke an, es iſt eine urgermaniſche Eigenſchaft, aus dem Heimatgrunde individueller Selbſtbeſtimmung entſproſſen. Ich erinnere an den Belgier Laurent, der dem Freiheitsdurſt der Germanen die gottgebotene Aufgabe zuſpricht, der römiſchen Einheit oder Katholicität gegenüber das ſelbſtändige Recht des Individuums, des Ich's, der Perſönlichkeit, alſo die leibhaftige Freiheit aufzubauen. Die wirkliche Freiheit kommt nur auf dem Rechtsboden fort, ſie iſt nicht an das Belieben der Menge und an die „öffentliche Meinung“ der Maſſen gebunden. Denn dieſe quantitativen „Größen“ ſchmeicheln ſich zwar oft oder meiſt des Beſitzes der Gewalt, aber nur zu gewöhnlich ſind ſie das gerade Gegentheil allen Rechtes. Das Recht und die Freiheit laſſen ſich weder von einer Menge, einer Verſammlung, noch von einem Einzelnen, einem König decretiren; es iſt ein Un-

* Immerhin bleibt es für die bisherige, deutſche Rechts-Anſchauung bezeichnend, daß ſie allein von einer „Polizei-Wiſſenſchaft“ etwas weiß, während man in England und Frankreich nur eine „politiſche Wiſſenſchaft“ kennt. D. R.

Digitized by Google

ſinn zu ſagen: ihr ſollt frei ſein! Solch' ein „Machen" der Freiheit, wie auf dem Kontinente ſo vielfach verſucht worden, iſt keinem engliſchen König oder Parlamente eingefallen, Englands Geſetze ſchufen nicht das Recht der Nation, ſondern ſie beſtätigten blos das, was im Volksbewußtſein ſchon längſt vorhanden und in ſeinen Grundzügen bereits Uebung, Rechtsgewohnheit war. Daher jenes merkwürdige Anſehn des common law, des ungeſchriebenen Rechts, in England. Das common law iſt die viva vox juris Anglorum, die lebendige Sprache der engliſchen Rechtsüberzeugung. Das statute law (geſchriebene, geſetzliche, aus Parlamentsacten fließende Recht) ſteht dem Volksbewußtſein ferner, weil es erſt durch die Filtrirmaſchine der parlamentariſchen Geſetzfabrik hindurchgegangen. Es iſt kein gutes Zeichen, daß die ſtatutariſche Satzung das kräftige Korn des alten common law zu überwuchern beginnt. Aber es lebt noch ſammt dem Volke Altenglands und wird ſo lange leben, als England Lebenskraft hat. Freilich die Todesſtunde des common law würde zugleich die Stunde ſein, wo man die Wurzel des engliſchen Freiheitsbaumes abgegraben hätte. — Dies „gemeine Recht" lebt mit dem Volke und im Volke. Es iſt die Aufgabe der Volksgemeinde, das in ihrem Schooße ſchlummernde Recht zu finden, und hierin offenbart ſich, wie das common law und das Geſchwornengericht innig verwandt ſind. Iſt doch die Jury eine Art Volksvertretung und die Volksvertretung, das Parlament nämlich, eine Art Jury! Der lebendige Organismus des freien Gemeinweſens trennt nicht die Sphären der öffentlichen Thätigkeit, ſondern, nur im Elemente des Rechtes lebendig, iſt das Gemeinweſen in jeder regulatoriſchen Function auch rechtſprechende Behörde, auch Gerichtshof. So iſt das Parlament nicht blos geſetzgebende Verſammlung, es iſt zugleich Gerichtshof. Und die höchſte Inſtanz iſt die oberſte Abtheilung des Parlaments, der Rath der Rechtsgenoſſen (pares, pairs, peers) des Königs: das Oberhaus. Der König ſelbſt hat nicht blos das Amt des Regierers, er bekleidet auch das des Richters, inſofern alle Gerichtsbarkeit von ihm ausgeht, er ſtets in allen Gerichten gegenwärtig gedacht wird, alle Richter nur als ſeine Commiſſare fungiren. Sein erſter Miniſter iſt der Lordkanzler, der Präſident des Oberhauſes und Richter des nach ihm genannten Kanzleigerichtshofes (court of chancery). Auf den König führt das Rechtsbewußtſein des Volks auch den Urſprung des umfaſſendſten Privatrechts zurück, der König (oder die regierende Königin) gilt als der einzige Grundeigenthümer Englands, aller Privatgrundbeſitz wird vom Könige zu Lehn (fee) beſeſſen, weil der Vorſtellung nach, dem Könige alles Land zu Eigen gehört. Dieſe Anſchauung von der Rechtsqualität des Königs zeigt ebenfalls deutlich, wie der Engländer an jeder Stelle die Geſammtheit der Rechtskreiſe vor Augen hat und keine Scheidung des öffentlichen und des Privatrechts duldet. Jedweder Civilproceß iſt ein Act des öffentlichen Rechts, während die vornehmſte Inſtanz des letzteren, das Parlament, ſich nicht ſchämt, tagtäglich mit Privatbills (private acts) in die niedere Sphäre der gemeinen Privatintereſſen hinabzuſteigen. Es iſt ein Merkmal der künſtleriſchen Schönheit des engliſchen Verfaſſungsbaues, indem an jedem einzelnen, ſelbſt dem unbedeutendſten Theile des öffentlichen Weſens, das Ganze zur Anſchauung kommt.

Doch würde die künſtleriſche Vollendung nicht hervortreten können, wenn die ſchöpferiſche Freiheit des ſittlichen Volksgeiſtes nicht den geſammten Stoff der ſocialen Leiſtung durchdränge. Ein Chaos würde Englands politiſches Leben ſein, fehlte ihm das körnige Ferment der Selbſtregierung und Selbſtverwaltung, Denn das Selbſt iſt es, das erſt dem Organismus die innere Einheit giebt. In der That, für England iſt ſein „selfgovernment" Lebensprinzip. Mag man einzelne techniſche Zweige, als z. B. das Eiſenbahnweſen, die Geſundheitspolizei u. ſ. w. ſtärker centraliſiren d. h. der genaueren Aufſicht der oberſten Staatsbehörde unterordnen, es wird immerhin der Selbſtthätigkeit des Volks im Parlament, in der Grafſchaft, im Kirchſpiel (vestry of the parish), in den Armenverbänden und ſtädtiſchen Corporationen eine Hauptrolle zu ſpielen haben. Vielleicht iſt ſogar die Ortsverwaltung der Städte und Flecken noch ſtrenger nach dem Grundſatze der Selbſtregierung auszubilden. Die Munizipalreformbill von 1835 genügt nicht völlig den berechtigten Anſprüchen auf thätiges Eingreifen der Bürger in die Gemeinde-Angelegenheiten. Unſer Autor erwähnt mit Bedauern, daß man ſchon allzuhäufig in England die Phraſe hört: „I pay my man!" Ueberläßt man die wichtigſten Geſchäfte der Geſammtheit beſoldeten Beamten, ſo iſt man zwar mancher unbequemen Laſt los und ledig, aber man verliert auch die Uebung der Freiheit, deren Kern nichts anderes als Uebung derGeiſtes- und Körperkraft, Selbſtdenken, Schaffen, Arbeiten, Thätigkeit iſt. Des Deutſchen werthvollſtes Sprüchwort ſagt: „Selbſt iſt der Mann", d. h. der freie Mann: England wird freie Männer haben, wenn ſein Volk nicht vergißt, daß die öffentlichen Dinge die eigenen Angelegenheiten jedes Mitgliedes der Geſellſchaft ſind. *

Trautwein von Belle.

Frankreich.

Pariſer Tagebuchblätter vom Februar.

Die franzöſiſche Akademie hat einen ihrer Lehrſtühle, den durch den Tod des leidenſchaftlichen Kanzelredners Lacordaire vacanten Ehrenſeſſel, wieder beſetzt. Der Prinz Albert von Broglie, Sohn von dem berühmten Staatsmann, mehrmaligen Miniſter Herzog von Broglie und von Albertine von Staël (Tochter der nicht minder berühmten Frau v. Staël) iſt mit Haut und Haaren in das Regiſter der vierzig Unſterblichen eingetragen. Gottlob! denn mit der Literatur, die wir ihm zu verdanken haben, würde er ſchwerlich den Immortellenkranz um ſein jugendliches Haupt geſchlungen haben. Albert von Broglie: ehrenhafter Charakter, recht gewiſſenhafter und recht mittelmäßiger Schriftſteller, hat ſich durch ſeine Mitarbeiterſchaft am Correspondant in dem er die röm.-katholiſchen Prinzipien in Montalambert'ſcher Manier vertheidigt, den Ruf eines unabhängigen, ehrenhaften Publiziſten erworben, bei dem das Wort „Ueberzeugung" noch nicht zum Kinderſpott herabgeſunken iſt. Fehlt es ihm an genialen Gedanken, an gediegener Gelehrſamkeit (wie ſolche von Rechts wegen für ein unſterbliches Mitglied der franzöſiſchen Akademie erforderlich wäre), ſo fehlt es ihm doch keineswegs an Charakter und das iſt heutzutage ein oiseau rare — vielleicht noch rarer als Gelehrſamkeit.

Aber Scribe's Nachfolger? — Wo findet ihn dieſe unglückſelige Akademie? Wie ſich die Städte Griechenlands um Homer's Geburt, wie ſich Chimalpopocam und andere Thronbewerber um den Thron Montezuma's ſtreiten —, alſo die franzöſiſchen mehr oder weniger Dichter um den vacanten Lehrſtuhl Scribe's.

Sie wiſſen bereits daß das scrutinium der letzten Akademieſitzung keinen Aufſchluß gegeben: die Stimmen fielen vertheilt bald auf Feuillet, bald auf Autran, bald auf Camille Doucet, bald auf Mazères, ohne daß einer der vier Bewerber die erforderliche Majorität aufzubringen vermochte. Siebenmal ſchritt man zur Wahl; ſiebenmal mußte man darauf verzichten, Scribe zu erſetzen.

Der mittelmäßigſte der akademiſchen Kandidaten, Camille Doucet, Chef im Theaterbüreau des Staatsminiſters und Verfaſſer einiger recht nichtsſagender, recht unſchädlicher Comödien in zwei Acten und in Verſen, hat natürlicherweiſe die meiſten Chancen für ſich. Der geiſtreiche Villemain erklärt das folgendermaßen: „Monsieur Doucet n' a contre lui que ses oeuvres . . . . et c'est si peu de chose!"

Ueber die „Gaëtana," das in Paris wie in Lyon, wie in allen andern Städten ausgepfiffene Drama des überaus glücklichen, allzutobenden jungen Herrn Edmond About, fängt man an, ſich allmählich wieder zu beruhigen. Edmond About, der ſich ſchon in ſeinen jungen Jahren das grauſame Dementi eines Fahnenflüchtigen gegeben, der jetzt noch eine Demokratie erheuchelt, für die man ihm mit Napoleoniſchen Louis dankt, befindet ſich übrigens ſehr wohl, trinkt jeden Morgen ſeine Chocolade im Café Napolitain und ſtolzirt mit ſeiner Ehrenlegion und dem Bewußtſein, daß Undank der Welt Lohn iſt, fröhlich auf dem Boulevard einher. Er hat ſich ein kleines Gütchen bei Savern im Elſaß gekauft, wo er die Sommermonate idylliſch verlebt, Kohl pflanzt und über das Schickſal von Europa verfügt. Jetzt arbeitet er an einem großen Romane, zu welchem ihn das Fiasco ſeiner Gaetana inſpirirt hat. Die Gaetana iſt

* Ich kann dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne darauf aufmerkſam zu machen, welch' ein leichtes und oberflächliches Auskunftsmittel man zu gebrauchen pflegt, um hier und da das unumgängliche Selfgovernment ſich vom Halſe zu ſchaffen. Man findet nämlich dieſes Prinzip mit der Wahl der Gemeindevertreter und Beamten ab. Frankreichs Munizipalreform von 1832 glaubte auch bei dieſem imaginären Schritt zur Selbſtregierung anhalten zu müſſen. Allein Odilon Barrot und Charles de Rémusat haben dieſes Verfahren mit vollem Recht als halbe Maßregel bitter getadelt. Es iſt ganz daſſelbe, was England jetzt einzuführen beginnt, nur, daß England auf dem umgekehrten Wege, im Rückzuge von der Linie der Selbſtregierung und Frankreich dagegen im zagen Vorſchreiten dazu an das Stadium der beglückenſollenden Gemeindewahlen gelangt iſt. Was man aber gerade am meiſten bedenken ſollte, das Intereſſe, welches über den Wahlact hinausgeht, wird dabei ſehr ſtark hintenangeſetzt. Wenn das Gemeinde- und nicht das Wahl- und Partei-Intereſſe überwiegt, ſo kann man ſich auch gar nicht bei der bloßen Wahl beruhigen, ſondern muß einen weiteren Einblick in das Getriebe der Verwaltungsmaſchinerie fordern. Wehe dem freien England, wenn auf ſeinem Boden jener Troſt der Faulheit heimiſch würde, der da lautet: „Den Seinen giebt's der Herr im Schlafe!"

Anm. d. Red.

Digitized by Google

bekanntlich von der Univerſitätsjugend ausgepfiffen, was klar beweiſt, daß die franzöſiſche Jugend moraliſch geſunken, und phyſiſch vernichtet iſt. Selbiges in klaren Farben zu zeichnen, in faulen Witzen zu veranſchaulichen iſt das Thema, welches jetzt im Kopfe des Herrn About ſpukt und binnen kurzem in der Form eines Romanes das Licht der Preſſe erblicken wird.

Das Tagesgeſpräch bildet wiederum — natürlich ein Skandal.

Sie erinnern ſich des fabelhaften Erfolges, welchen in der vorigen Ausſtellung ein kleines tragi-komiſches Genrebild davontrug? Wenn Sie ſich deſſen nicht erinnern ſollten, ſo geſtatten Sie mir wohl, Sie wieder auf die Spur zu bringen. — In einer eiſigen Winterfrühe ſieht man auf einer lichten Stelle des Bois de Boulogne eine Gruppe von fünf Perſonen, deren phantaſtiſcher Anzug und groteske Vermummung über die wilde Nacht, die ſie auf einem Karnevalballe verſchwärmt haben, keinen Zweifel läßt. Händel — Gott weiß, welcher Art — haben einen Pierrot und einen Zauberer hierher geführt, das Glück der Waffen hat entſchieden. Der Zauberer zieht mit ſeinem Sekundanten ab. Der Pierrot tödtlich verwundet, liegt bewußtlos in den Armen ſeines Freundes, das Blut fließt in reichlichen Strömen aus der klaffenden Bruſtwunde, die ein Arzt, ein Alchymiſt, verbindet, und färbt den Schnee blutigroth. Das Auge iſt hohl und ſtier, und der Arm, dem der Degen ſchon entfallen, hängt beweglos, faſt leblos ſchwer herab. In wenigen Minuten ... ſo iſt's geſchehn, ein elendes Menſchenleben iſt hin, der Prometheus-funken erloſchen.

Das ungefähr war das Sujet eines fein und ſauber gemalten Bildes, welches auf der Expoſition von 1859 unbedingt die Aufmerkſamkeit des Publikums am meiſten auf ſich zu ziehen gewußt hatte, für eine unglaubliche Summe verkauft wurde und aus dem faſt unbekannten Maler Jerôme, eine Pariſer, eine franzöſiſche Berühmtheit machte.

Derſelbe Jerôme, der den Karnevalsſcherz und den tiefen grauſigen Ernſt des Duells ſo wohl begriffen, ſo meiſterhaft veranſchaulicht hatte, derſelbe Jerôme ſtand vor wenigen Wochen, die Piſtole in der Hand, auf der Menſur einem andern bekannten Maler, Stevens, gegenüber. Gottlob hat das Duell keine allzutraurigen Folgen gehabt, wenigſtens kein Menſchenleben gekoſtet! Jerôme iſt an der rechten Hand ſchwer verwundet, jetzt aber ſchon wieder ſoweit hergeſtellt, daß er eine Reiſe nach dem Orient hat antreten können und man darf hoffen, daß er der Kunſt nicht geraubt wird.

Ich fühle mich etwas befangen, den Grund dieſes Duells anzugeben, ich ſchreibe für deutſche Leſer — aber die Wahrheit iſt hier zum Polichinell-Geheimniſſe geworden, die von den Kanzeln des hohen Tribunals herunter orakelt, und deßhalb nehme ich weniger Anſtand, den Thatbeſtand kurz zu berichten.

Jerôme iſt Junggeſelle, Stevens verheirathet.

— Un mari, c'est un fait,
Porte souvent — — un nom, dont il se passerait.

Kurz und gut, Stevens glaubte Urſache zu haben, ſich in ſeiner häuslichen Ehre gekränkt zu fühlen und wußte, daß Jerôme das ſechſte Gebot überſchritten hatte. Er forderte Jerôme auf Piſtolen und — das Reſultat iſt Ihnen bereits bekannt.

Die Juſtiz erhielt davon Wind, Stevens und die Zeugen wurden in Anklagezuſtand verſetzt, Erſterer zu fünfzig, Letztere zu 25 Franken Strafe verurtheilt.

Daß das Loos des Herrn Stevens kein angenehmes iſt, liegt auf der Hand; obenein wird er nun gar noch zu 50 Franken Strafe verurtheilt. Allerdings kann man zur Rechtfertigung dieſer richterlichen Sentenz hinzuſetzen, daß, wenn alle Pariſer Eheleute ihre beleidigte Ehre mit der Piſtole rächen wollten, eine Rauferei, ein Blutbad entſtehen würde, gegen das die Bartholomäusnacht ein Kinderſpiel wäre. Das wäre geradezu eine zweite, wenn auch nicht verbeſſerte Auflage des „Massacre des Innocents!"

Schweden.

Schwediſche Korreſpondenz.

Schweden und Deutſchland. — Scharfſchützen-Movement. — Die ſchwediſche Preſſe.

Stockholm im Februar.

Nicht blos die deutſche, ſondern auch die übrige europäiſche Preſſe weiß gewöhnlich von Schweden wenig zu erzählen, und höchſtens bringen einmal die illuſtrirten Zeitungen einige phantaſievolle Schlittenpartie- und Eiſenbahn-Bilder, bei deren kurzer Beſchreibung natürlich von der literariſchen und ſonſtigen Bewegung des Volkes nicht viel die Rede ſein kann.

Nun iſt es zwar ein alter Satz, der auch oft genug die Wahrheit für ſich hat, der ſagt: das Weib iſt das beſte, von dem am Wenigſten geſprochen wird; dieſe Sentenz aber auch auf Staaten und Völker und ihr ſocial-politiſches und literar-hiſtoriſches Leben ausdehnen, hieße denn doch etwas zu weit greifen!

Von Schwedens Literatur iſt in Deutſchland, außer den belletriſtiſchen Erzeugniſſen einzelner Roman-Schriftſtellerinnen und Eſaias Tegner's Frithjoffage, kaum Etwas bekannt, wie man ebenſo vom politiſchen Leben ſelten mehr erfahren hat, als daß Schweden eine „freiſinnige" Verfaſſung und eine ſtändiſch gegliederte, vierkammerige Landes- (nicht Volks!-) Vertretung beſitzt. Mehr von Schweden zu wiſſen, erlauben den meiſten Publiziſten und ſogenannten „Gebildeten" ihre in dieſer Beziehung allerdings ziemlich beſcheidenen „Mittel" nicht. Und doch iſt das ſchwediſche Volk, ganz beſonders in der Hauptſtadt Stockholm, mit vielen deutſchen Elementen gemiſcht, und man ſollte meinen, bei der Maſſe, in der die Deutſchen vorhanden ſind, könnte ſich ein gewiſſer, von ihnen ausgehender Einfluß auf das Volksleben im Allgemeinen nicht verleugnen. Aber nichts von Alledem.

In Stockholm ſoll es mehr als 30,000 Deutſche geben, die eine eigene kirchliche Gemeinde mit beſonderer Verwaltung bilden, und denen eine reich dotirte Kirche, die ſogenannte „tyska kyrka," nach der ſogar ein ganzes Quartier benannt wird, gehört. Die größere Zahl dieſer Deutſchen, meiſt dem Handwerker- und Kaufmannsſtande angehörig, iſt zu den Zeiten des ſeligen „römiſchen Reiches deutſcher Nation," als ein Stück von Vorpommern noch zu Schweden gehörte, hierher gekommen und hat es auch richtig, mit der den Deutſchen in ſolchen Dingen ureigenen Virtuoſität dahin gebracht, alle ihre volksthümlichen Eigenheiten abzuſtreifen und ſich vollſtändigſt zu ſchwediſiren — und ſelbſt Leute, die ziemlich kurze Zeit hier anſäſſig ſind, halten bereits den Appetitſchnaps vor dem Mittagseſſen für eine unbedingte Nothwendigkeit.

Deutſch wird zwar viel geſprochen, aber bei Weitem weniger als franzöſiſch und engliſch. Erſteres war zur Zeit Bernadotte's natürlich vorherrſchend, hat jetzt aber dem Engliſchen Platz machen müſſen.

Die Schweden ſind, nächſt den Engländern, das loyalſte Volk auf Gottes Erdboden, und treten dem Konige und ſeiner Familie (mit wenigen Ausnahmen) mit größter Verehrung gegenüber. So ſehen wir aber auch den jetzigen König, Karl XV., oft genug allein, ohne irgend welche Begleitung, die Straßen durchwandeln und ihn, da er — geliebt wie er iſt — von allen Seiten unaufhörlich begrüßt wurde, bei der ſtrengſten Winterkälte eben ſo unaufhörlich mit einer Herablaſſung durch Entblößung des Hauptes danken, die mehr von ſeinem guten Herzen, als von der Sorgfalt für ſeine Geſundheit zeugt.

Zur Zeit der Rifle-Bewegung in England wurde auch hier von freiſinniger Seite die Bildung von Scharfſchützen-Corps in's Auge gefaßt, und dieſe Bewegung hat ſich auf das Schleunigſte von Stockholm über das ganze Land ausgebreitet. Da wird denn tüchtig exercirt, gefochten und Pulver verſchoſſen; im Sommer werden Uebungsmärſche angetreten, und im Winter giebt es nebenbei Scharfſchützen-Bälle, Scharfſchützen-lebende Bilder, Scharfſchützen-Jahresfeſte und wer weiß, was ſonſt noch Alles! — Im Fall eines Krieges treten dieſe Corps zwar unter den Oberbefehl des Königs, dürfen aber — nach ihren Statuten — dann nur in dem Umkreiſe der betreffenden Stadt verwendet werden. Stockholm z. B. zählt augenblicklich circa 1100 in acht Compagnien vertheilte Scharfſchützen und die Theilnahme iſt noch im Wachſen.

Schweden iſt das Land der unbeſchränkten Preßfreiheit, die allerdings von den großen Organen nur ſehr maßvoll, von einigen kleineren Preß-Blutegeln aber auf das Schamloſeſte ausgebeutet wird. Das Hauptblatt Schwedens, „Aftonbladet," mit einer Auflage von über 4000 Exemplaren, vertritt in den Leitartikeln ſeines Chef-Redacteurs, des Mag. Sohlmann, die große conſtitutionelle Partei, hat ausländiſche Original-Korreſpondenzen, zieht neben der inländiſchen auch von Zeit zu Zeit die auswärtige Literatur in den Kreis ſeiner Beſprechungen und bringt im Feuilleton zuweilen Arbeiten der Frau Emilie Flygare-Carlén, gewöhnlich Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Deutſchen (Letzteres oft ohne Nennung der Quelle). Dagligt Allehanda vertritt unter der Leitung des Mag. Lindſtröm hauptſächlich die Intereſſen des Handelsſtandes, von dem es beſonders unterſtützt wird. Dagbladet, mit einer Auflage von 5000 Exemplaren, hat, neben zahlreichen Annoncen, auch für die Betrachtung der Theater-Literatur und Kunſt-Intereſſen noch Raum, für deren Beſprechung eine der gediegenſten publiciſtiſchen

Digitized by Google

Perſönlichkeiten Schwedens, der als Dichter unter dem Namen „Talis Qualis“ bekannte Autor, Herr Strandberg, gewonnen wurde. Die Anſichten der Regierung in der Preſſe vertritt, und demnach als officiöſes Organ gilt „Posttidning,“ der dafür auch eine jährliche Unterſtützung von 10,000 Thlr. ſchwediſch zu Theil wird. Ein Organ der freiſinnigen Oppoſition, die allerdings ſelten genug Gelegenheit hat, ſich bemerkbar zu machen, iſt die „Illustrerad-Tidning“ des als Vertreter der Bürgerſchaft im Reichstage, und als Verfaſſer zahlreicher Romane und Theaterſtücke rennommirten Aug. Blanche, von dem ſie auch Original-Romane bringt. Als „Illuſtrirte Zeitung“ iſt ſie allerdings ziemlich dürftig, wie überhaupt die Xylographie hier noch ſehr zurück iſt. Das Beſte im Ganzen iſt das „Allerlei,“ in welchem ſie eine geſchmackvoll und pikant ausgewählte Sammlung jener zierlich-kleinen Literatur ꝛc. „Nippes“ giebt, wie ſie vor 1848 Eduard Maria Oettinger im „Zapfenſtreich“ ſeines nun vergeſſenen „Charivari“ aufzuſtellen pflegte.

Das wären die Vertreter der anſtändigen Preſſe.

Das Haupt-Organ der Schmutzblätter iſt das, beſonders in den unteren Klaſſen, in einer Auflage von 6000 Exemplaren verbreitete „Fäderneslaud,“ das ſeine Skandalſucht hauptſächlich an den Gliedern der Königl. Familie mit einer allgemein verabſcheuten Frechheit zu befriedigen ſucht, zugleich aber auch das Veilchen, das im Verborgenen blühet, nicht überſieht, und ſo als Vertreter der kleinſtädtiſchen Klatſch-Geſellſchaften alles Mögliche leiſtet. Ihm rüſtig zur Seite ſtand bis noch vor Kurzem „Söndagsbladet,“ das auch von Perſönlichkeiten wimmelte, ſich aber beſcheiden auf Stockholm und deſſen nächſte Umgebungen beſchränkte. Mitunter endlich macht das Witzblatt „Captain Puff“ Streifzüge in ſeinem Gebiet, bleibt im Lande (d. h. Stockholm) und nährt ſich ebenfalls redlich von Perſönlichkeiten.

Als einzige Theater-Journale ſind die zweimal wöchentlich mit Text erſcheinenden „Affichen“ zu erwähnen, die eben ſo umſichtig, als taktvoll redigirt ſind, und ſich von dem Schmutze der meiſten deutſchen Theater-Zeitungen auf das Entſchiedenſte fern zu halten ſcheinen.

Nächſtens ein Mehreres über die ſonſtige Literatur, ihre Meiſter, Geſellen und Handlanger. Schließlich noch die Bemerkung, daß augenblicklich die ſkandinaviſche Frage (Norwegen betreffend) noch immer die Gemüther beſchäftigt, und für unſeren nächſten Bericht behalten wir uns ein Referat über dieſelbe und eine jüngſt erſchienene, wie verlautet, officiöſe Broſchüre über dieſe Angelegenheit vor.

Ein ſoeben bei Dentu in Paris herausgekommenes Pamphlet vom Abbé Cognat: „la Suède libérale devant l’Europe“ beſpricht die in Bezug auf Religionsfreiheit noch ziemlich mangelhafte Geſetzgebung Schwedens vom katholiſchen (hier nur geduldeten nicht gleichberechtigten) Standpunkte, und dürfte geeignet ſein, in den betreffenden Kreiſen ein gewiſſes Aufſehen zu erregen.

Arthur Armin.

Rußland.

Peter der Große nach ſeinen Briefen und Reden.

Peter der Große gilt uns als ein kraftvoller, willensſtarker Mann, aber dabei zugleich als ein roher, ungeſchlachter Barbar, und dies wird wohl das Urtheil über ihn noch lange Zeit bleiben. Dabei iſt aber doch Manches räthſelhaft und bisweilen ſchwer genug zu begreifen, wie ſich ſo viel Rohheit und Barbarei mit einer energiſchen Reformthätigkeit vertrage, die vielfach eine klare Schätzung geiſtiger Dinge vorausſetzt. In dem uns unter obigem Titel vorliegenden Buche wird Manches geboten, was auf das geiſtige Leben Peter’s ein erwünſchtes Licht wirft, freilich aber in einer Art, die man nicht für genügend erachten kann. Der Verfaſſer, wie es ſcheint, ein patriotiſcher Deutſchruſſe in Petersburg, ſucht Peter’s Charakter aus ſeinen noch übrig gebliebenen Briefen, Reden, Erlaſſen und Ukaſen zu erläutern, macht aber nicht den geringſten Verſuch, uns ein geſchloſſenes, abgerundetes Charakterbild des ganzen Mannes zu geben. Im Ganzen führt er uns eine Reihe von Aeußerungen und Dingen vor, die ſchlechthin zum Vortheile des Kaiſers gereichen, und die demnach nur ſo viel beweiſen können, daß derſelbe in der That nicht ſo roh und unwiſſend geweſen ſei, als man andrerſeits glaubt, die aber denſelben keineswegs verherrlichen, weil aller Schatten zu dem Bilde fehlt. Anzuerkennen iſt übrigens der ruhige Ton der Mittheilung, die durchaus nicht auf panegyriſche Lobeserhebung ausgeht, ſondern ſich eben nur darauf beſchränkt, ſachgemäße Auszüge aus den vorhandenen Quellen zu geben. — Ganz klar über das, was er einem deutſchen Publikum gegenüber wollte, ſcheint ſich der Verfaſſer nicht geworden zu ſein; indeß wir wollen hierauf kein beſonderes Gewicht legen und aus dem Buche Etwas mittheilen, was für Manche unſerer Leſer nicht ohne Intereſſe ſein wird.

Von Peter dem Großen iſt ziemlich viel Schriftliches vorhanden; leider ſind ſeine Briefe noch bei Weitem nicht gehörig geſammelt und geordnet. Eine auf Staatskoſten veranſtaltete Ausgabe derſelben ſcheint nicht zu exiſtiren, wenigſtens ſuchte der Verfaſſer unſeres Buches in den reichen Bibliotheken vergebens danach. Sammlungen ſeiner Briefe an Scheremetjev und Sinäwin ſind durch Nachkommen der genannten Männer veröffentlicht worden. Golikov, der die Geſchichte des Kaiſers unter günſtigen Verhältniſſen ſchrieb, verſichert, dreitauſend Briefe Peters vor Augen gehabt zu haben. Ungerechnet, die in den früheren Bänden eingerückten, hat er im vierzehnten ſeines Werkes deren 1014 abdrucken laſſen, die aber ſämmtlich nur bis zum Jahre 1710 gehen. Nicht im Buchhandel erſchienen ſind die Briefe an Apraxin, 201 an der Zahl von P. Ja (Obriſt Jakowlev) ꝛc. Eine bedeutende Zahl hat auch Berch herausgegeben, dem die Archive der Petersburger Admiralität zu Gebote ſtanden. Dieſes ſind aber bei Weitem noch nicht alle, und man gewinnt die Ueberzeugung, daß Peter, welchem Mancher kaum die Kenntniß des Schreibens und Leſens zutrauen dürfte, ein ungemein thätiger Briefſchreiber geweſen iſt. Sehr viele, wohl die meiſten dieſer Briefe werden indeß wohl nur ganz kurze, meiſt amtsmäßige Billette ſein, welche Befehle enthalten.

„Peter ſchreibt durchaus weder orthographiſch, noch grammatikaliſch richtig; ſehr oft erſchwert er das Verſtändniß durch eingemiſchte Fremdwörter, beſonders holländiſche. So ſagt er ſtatt Riß oder Zeichnung teken; ſo: polutſchil Antworten, alſo ruſſiſch und deutſch nebeneinander. Sein Ausdruck: „Pockgout,“ war in keinem der Wörterbücher jener Zeit zu finden; endlich aber cum grano salis nach einem holländiſchen zu verſtehen. Bei „gout,“ in der zweiten Silbe, iſt ſtatt des h, welches die Ruſſen nicht beſitzen, das ſtellvertretende g angewandt; es müßte alſo eigentlich hout heißen, und dann iſt ſogleich deutlich, daß er Pockhout oder Pockholz gemeint habe. In einem Briefe ſchreibt er ruſſiſch in einem Worte, er habe gehört, Kaiſer Joſeph liege andenpocken (ſtatt: an den Pocken) danieder Im Briefe vom 8. Auguſt 1718 befiehlt er dem Flotten-Capitain Sinäwin, mit dem Uebelthäter Bälechov „Phergerung“ anzuſtellen, d. h. ein Verhör. Das ruſſiſche Wort dafür iſt Dohproß, hat mithin für den Ruſſen auch nicht die Spur einer Aehnlichkeit mit Phergerung.

„Zwei andere Pröbchen ſind „ozart,“ was ſagen ſoll „hazard,“ Bug-zbom, d. h. Buchsbaum. Statt des ruſſiſchen u (i) nimmt er in ſeinen Briefen oft das lateiniſche i wohl der Kürze wegen.

„Die Ausdrücke Sarwajer und Oberſarwajer haben uns viel zu ſchaffen gemacht. Es waren Range (Rangſtufen) für Schiffsbau-Ingenieure, der Oberſarwajer dem Oberſten-Range entſprechend. Dieſe oft vorkommende Benennung iſt verpfuſchtes Engliſch: to survey, surveyor, Beaufſichtigender z. B. beim Schiffsbaue.“

„Es iſt merkwürdig, daß in allen uns zu Geſichte gekommenen Briefen Peter’s nirgends von einer Anſpielung auf weiblichen Umgang oder Ermöglichung eines ſolchen die Rede iſt. Dient dies vielleicht zu einer Beſtätigung der von uns in deſſen Leben(s-Beſchreibung) hingeſtellten Anſicht, daß ſein Weiberumgang ein rein ſinnlicher geweſen, der ſein Herz oder ſeine Phantaſie wie vor-, ſo auch nachher nicht weiter beſchäftigte?“

Wir glauben, dies iſt richtig; vielleicht aber noch mehr, weil der Barbar Peter, trotz aller Rohheit im perſönlichen Umgange mit Frauen, wie man ihn z. B. in Berlin kennen lernte, auch die Unverdorbenheit, das ſtarke Schamgefühl des Barbaren beſaß, das ſich vor dem Buchſtaben auf dem Papiere fürchtete. Daß Peter viel jenes weichen Naturgefühls beſaß, welches die ſlaviſche Gemüthlichkeit kennzeichnet, beweiſen die Briefchen an ſeine Mutter, die Kaiſerin Natalia Kirilowna. Hier iſt eine ſo naive natürliche Sprache, wie wir ſie in dem franzöſiſch dreſſirten Gefühlsausdruck weſt-Europäiſcher Prinzen vergeblich ſuchen würden. Die Ueberſetzung iſt etwas zu wörtlich ausgefallen, ſo daß es ausſieht, als ob Peter der Große gebrochenes Deutſch ſpräche. Merkwürdig iſt der Brief des Patriarchen Cyrus Hadrian von Moskau an Peter; er ſelbſt nennt ſich „Wir“ und an den Kaiſer ſchreibt er „Du.“ —

Ferner iſt abgedruckt eine Anweiſung Peters (aus Schlüſſelburg, vom 22. April, 1703 datirt), wie man bei der Erziehung des Zarewitſch Alexei Petrowitſch (damals 13 Jahr alt) zu verfahren habe.

Im erſten Artikel wird eingeſchärft, dem Prinzen die wahre Gottesfurcht einzuflößen und ihm den Gedanken an die einſtige Rechenſchaft einzuſchärfen,

im zweiten auf ſeine Bildung, auf die Verfeinerung ſeiner

Sitten, dieſes edelſten Theiles im Menſchen, hinzuwirken. Der Lehrer möge hierbei bedenken: „daß hiermit nicht nur Seiner Hoheit zeitliches und ewiges Heil, ſondern auch Glück und Segen ſo vieler Millionen Menſchen verbunden ſind. Gottesfurcht, Fleiß und Gerechtigkeit; Milde des Herzens und Großmuth, Mitleid, Freigebigkeit, Beharrlichkeit bei ſeinen Beſchlüſſen, Treue und Glauben zu halten ꝛc. ſeien die Haupttugenden eines guten Fürſten.

Auf Sittenverfeinerung und Höflichkeit kommt er ſpäter noch ein Mal zurück, und ſchärft dem Lehrer ein, bei Verſtößen dagegen nicht rohe Strafen, ſondern geheimen Tadel und vernünftige Vorſtellungen anzuwenden. Auch der weitere Plan zeigt, daß Peter einen recht guten Ueberblick über das Geſammtgebiet der Wiſſenſchaften, und eine richtige Schätzung von deren Werthe beſaß. Er beſiehlt, die vorherrſchenden Neigungen des Prinzen, welcher der gebildetſte Fürſt in ganz Europa werden ſoll, genau zu beobachten.

„Schon vor Peters erſter Reiſe in's Ausland lauten ſeine Ueberſchriften ſehr oft: Her, Minher, auch wohl Minnher! danach iſt ihm die geläufigſte die nach des Empfängers Range oder Stande: Her Capitän! Her Obriſt! Her General! Her Geſandter! Her Ambaſſador! Her Feldmarſchall! Monsieur überſchreibt er ein paar Mal an ſeinen Geſandten in Berlin. An den Grafen Apraxin überſchreibt er zuweilen nach der ruſſiſchen Sitte: „Fedor Matwejewitſch!“ ſonſt wohl: Min Her Gouvernour, oder auch: Min Her Archangel Gubernor; in ſpäteren Zeiten „Min Her Admiral en erst admiraliteie!“

„Die meiſten Anredeweiſen finden wir wohl dem Schein-Zaren Romodanoffski geſpendet, nämlich bald: Ihre Majeſtät! Ihre kaiſerliche Majeſtät! Min Her Konig! bald Sär, sire. Im Verlaufe der Briefe nennt er ihn Fürſt-Käſar, oder auch Goſſudar, welches Wort, ohne angefügtes Beiwort, nur für Regenten angewandt wird. Demſelben die Einnahme Schlüſſelburg's anzeigend überſchreibt er: „Her Bruder“ und beginnt: „Ich melde Ihren brüderlichen Gnaden.

Auch über die Chiffreſchrift Peter's des Großen wird manches Intereſſante mitgetheilt.

Eine Probe, wie Peter der Große die deutſche Sprache handhabte: „Min Her Oberscht (an einen Obriſt Blumberg), Ob ich ſchon wegen einigen nothwendigen Geſchäften ihm eine geraume Zeit nicht habe antworten können, doch hoffe ich, daß er ſolches nicht ſoll für übel aufnehmen, ſondern davon vielmehr eine andere Urtheile fehlen (fällen) wird; bei dieſer gelegenen Zeit aber habe ich nicht unterlaſſen können zu antworten, mit vermelden, daß wir den 26. Junii zu Wien angelanget, alwo wir uns einige Zeit aufhalten werden. — Hierbei noch abgelegte Dankſagung, ſowol dem Herrn als auch anderen Offizieren, und unſern Cameraten, den Soldaten, für ihr Schreiben, nebſt Erſuchung, darin ferner zu continuiren, empfehle ich ſie in den Schutz Gottes. Veen (Wien), den 18. Juni 1698. Piter.“

Gewiß nicht übel!

Mannigfaltiges.

— Fanny Lewald's Autobiographie. Mit den kürzlich unter dem beſondern Titel „Befreiung und Wanderleben“ erſchienenen beiden Bändchen iſt nunmehr die Autobiographie abgeſchloſſen, die uns mit der liebenswürdigſten Seite der beliebten Schriftſtellerin, mit ihrem gemüthvollen Herzen, vertraut macht.* Wir hatten ſchon die erſten Königsberger Kapitel dieſer Lebensbeſchreibung, die im Feuilleton der „National-Zeitung“ abgedruckt waren, mit außerordentlichem Intereſſe geleſen und uns nicht genug darüber wundern können, daß die Redaction dieſes Blattes der Prüderie einiger Leſer oder Leſerinnen nachgebend, die Fortſetzung der Geſchichte plötzlich und mitten im Beſten abbrach. Es war uns gewiſſermaßen eine perſönliche Genugthuung, als die nunmehr in Buchform erſcheinende Autobiographie mit jedem Bändchen anziehender wurde und ſelbſt die prüden Leſerinnen des National-Feuilletons bekennen mußten, daß ſie der Verfaſſerin Unrecht gethan. In der That ſind die beiden Bändchen „Befreiung und Wanderleben“ die mit der Reiſe nach Italien abſchließen, wo die Verfaſſerin mit ihrem jetzigen Gatten, Profeſſor Adolf Stahr, bekannt wurde, die Krone des Ganzen. Mit jeder Wandlung, mit jeder Entpuppung wächſt dieſe leichtbeflügelte Pſyche an Anmuth der Erſcheinung und an innerem Werthe. Ja, auch mit dem letzten Bändchen ſcheinen uns die geiſtigen Wandlungen Fanny's nicht beendigt; der Stoffwechſel und das Göttliche ſind nicht identiſch, wie uns der ganze Bildungsgang der Verfaſſerin beweiſt und wie ſie uns unmöglich glauben machen kann. Wir ſehen vielmehr in einer ſpäteren Fortſetzung dieſer Memoiren das Dauernde wieder von dem Vergänglichen geſchieden und das Göttliche als erhaben über allem Stoffwechſel gefeiert. Jedenfalls aber haben uns mitten in dem ausdörrenden Wüſtenſande der Varnhagen'ſchen „Tagebücher“ dieſe, ungefähr dieſelbe Zeit zum Gegenſtand habenden Herzensergüſſe einer fein fühlenden und richtig denkenden Frau gleich einem ewig friſchen Quell erquickt. Ihre Ausſprüche und Urtheile über Heinrich Simon, Felix Mendelsſohn, Fanny Henſel, Thereſe von Bacheracht, Varnhagen von Enſe, Theodor Mundt, Karl von Holtei, Berthold Auerbach und viele andere bekannte Perſönlichkeiten unſerer Zeit ſind das Beſte und Gediegendſte, was je über dieſelben geſagt worden. Ja, in dem Buche iſt vollkommen bewährt, was Varnhagen einmal von der reizenden Schreibweiſe Fanny Lewald's ſagte: „Es iſt ſehr ſchwer, in einem durchſichtigen und klaren Stil etwas Unklares und Thörigtes auszuſprechen, und iſt irgendwo die Wechſelwirkung auffallend, ſo iſt es die zwiſchen Ausdruck und Gedanke.“

* Meine Lebensgeſchichte. Von Fanny Lewald. Erſte Abthlg. „Im Vaterhauſe.“ Zweite Abthlg. „Leidensjahre.“ Dritte Abthlg. „Befreiung und Wanderleben.“ Zuſammen 6 Bdchn. Berlin, Otto Janke, 1861—62.

— Ein europäiſches Lehr-Inſtitut. Der bekannte General-Inſpecteur des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Herr Eug. Rendu, hat kürzlich einen bereits vor ſechs Jahren von ihm entworfenen Plan zur Errichtung eines „internationalen Collége“ veröffentlicht, deſſen Abtheilungen gleichzeitig in vier Ländern, in Frankreich, Italien, Deutſchland und England, ihre Zöglinge, nach demſelben Plane und in gegenſeitigem organiſchen Zuſammenhange mit einander, heranbilden ſollen.* In den vier Inſtituten dieſes Collége, in Rom oder Florenz, in Paris, in München oder Bonn und in Oxford ſollen nicht nationale Italiäner, Franzoſen, Deutſche und Engländer, ſondern kosmopolitiſche Europäer gebildet werden. Der Elementarunterricht ſoll in jedem dieſer Inſtitute in der betreffenden Landesſprache ertheilt werden. Demnächſt aber würden die Zöglinge zwei Jahre in jedem der drei anderen Etabliſſements zuzubringen haben, in welchen überall ein konformer Lehrplan eingeführt iſt, ſo daß die Zöglinge mit jedem Bienninm, das ſie in einer höheren Klaſſe der von ihnen der Reihe nach beſuchten Inſtitute zubringen, eine neue Sprache, welche dort zugleich Lehrſprache iſt, praktiſch erlernen. Herr Rendu hatte dieſen Plan im Jahre 1856 dem damaligen Miniſter Fortoul überreicht, ohne daß dieſer jedoch darauf einging. Nachdem aber kürzlich ein Herr Barbier, Fabrikant in Clermont-Ferrand, die Summe von 5000 Francs zur Verfügung der kaiſerlichen Kommiſſion für die Univerſal-Ausſtellung in London mit der Beſtimmung geſtellt, dieſe Summe dem Verfaſſer der beſten Denkſchrift zur Begründung eines internationalen Lehrinſtituts zu gewähren, hat ſich Herr Rendu veranlaßt geſehen, ſeine „Note etc.“ zu veröffentlichen.

— Hebräiſche Inkunabeln. Die Bibliothek des jüdiſch-theologiſchen Seminars zu Breslau beſitzt, wie der gelehrte Director des letzteren, Hr. Oberrabiner Dr. Frankel, in einem kürzlich von ihm gehaltenen Vortrage ſagt, mehrere der unmittelbar nach Erfindung der Buchdruckerkunſt gedruckten hebräiſchen Werke. Bereits in älterer Zeit hatten hebräiſche Werke in zahlreichen Abſchriften kurſirt, ja, es iſt erſtaunenswerth, wie ſchnell oft ſolche Werke, unmittelbar nach ihrer Abfaſſung, bis in die entfernteſten, von Juden bewohnten Länder der Erde Verbreitung fanden und in welcher Mannigfaltigkeit ſolche Exemplare vorhanden waren. Bald nachdem die große Erfindung Guttenberg's bekannt geworden war, nahm der hebräiſche Buchdruck einen außerordentlichen Aufſchwung. Der ausgeprägte, ſchöne Druck und die ungemein genaue Correctur der hebräiſchen Inkunabeln erfüllen den bibliographiſchen Kenner ſolcher Erzeugniſſe mit wahrer Ehrfurcht und Freude. Vorzugsweiſe gilt dies von einem zu Piave da Sacco im J. 1475 gedruckten „Choschen Mischpat“ und „Eben Haëser“, ferner von mehreren zu Sonnino, Ferrara, Mantua, Caſalmaggiore und Neapel im 15. Jahrhundert gedruckten, hebräiſchen Büchern. Es befinden ſich darunter nicht bloß theologiſche, ſondern auch Werke philoſophiſchen und allgemein wiſſenſchaftlichen Inhalts, wie die Rhetorik des Rabbi Jehuda, genannt Messer Leone, die zu Mantua 1475 erſchien, des Maimonides „Führer der Irrenden“ (ebenfalls vor 1480 gedruckt), das Geſchichtswerk des Joſeph Gorionides, genannt „Joſippon“ u. A. Bemerkenswerth iſt dabei, daß auch in ſolchen Ländern, wo die Kunſt der Buchdruckerei erſt ſehr ſpät ſich ausbreitete, dieſe doch

* Note sur la fondation d'un collége international à Paris, à Rome, à Munich et à Oxford, par M. Eugène Rendu.

Digitized by Google

von gelehrten Juden bereits in früher Zeit, und zwar in größerem Umfange, geübt wurde. Zu Konſtantinopel und Salonichi beſtanden ſchon im 15. Jahrhundert jüdiſche Buchdruckereien. Die Türken ſelbſt ließen die Buchdruckerkunſt für ihre eigenen Bedürfniſſe nicht zu. Selbſt die unter türkiſcher Herrſchaft lebenden Griechen beſaßen in den beiden erſten Jahrhunderten der Buchdruckerkunſt keine Preſſen. Erſt im J. 1642 errichtete der gelehrte Patriarch Laskaris eine Druckerei zu Konſtantinopel, doch ging auch dieſe bald wieder ein. Die Juden beſaßen daſelbſt ſchon im fünfzehnten Jahrhundert eine berühmte Preſſe. Die Bibliothek des jüdiſch-theologiſchen Seminars beſitzt mehrere, aus dieſer Preſſe hervorgegangene, hebräiſche Werke. Ein ſehr koſtbares, zu Konſtantinopel im 15. Jahrhundert gedrucktes Werk dieſer Art befindet ſich in der Bibliothek des um die Wiſſenſchaft des Judenthums hochverdienten, im vorigen Jahre zu Dresden verſtorbenen Dr. Beer.

— Ein Manifeſt Bakunin's. Der „Kolokol", von A. Herzen, bringt ein Manifeſt des aus Sibirien entkommenen und jetzt in London lebenden Bakunin. Der ruſſiſche Flüchtling iſt in Deutſchland vom Dresdener Aufſtand her bekannt, wo er, gefangen genommen, an Oeſterreich und von dieſem wieder an Rußland ausgeliefert wurde. Bakunin erklärt nun in ſeinem Manifeſte, er werde von jetzt ab ausſchließlich Rußland und den ſlaviſchen Völkern ſeine Thätigkeit widmen. Daß er in Rußland keinen Kaiſer haben will und eine ſlaviſche Föderativ-Republik auf den Trümmern Oeſterreichs und Preußens anſtrebt, ſpricht Bakunin ganz offen aus. Sein Programm in Bezug auf das, was in Rußland zu machen iſt, lautet ziemlich barbariſch. Nach Abſchaffung der Dynaſtie, des Adels, beginnt in Rußland die Volksregierung, und zwar mit dem Fundamental-Geſetz, daß jeder Ruſſe ſo viel Land bekommt, als er zu bauen vermag, und unbebautes ſich ohne Weiteres aneignen kann. Keine Gutsbeſitzer mehr, weder große noch kleine! Alles gehört Allen! Jeder kann gehen wohin, und bleiben, wo er will! Es gibt nur Städte- und Landbewohner. Religionsfreiheit, Redefreiheit, Handelsfreiheit, Verſammlungsfreiheit, alle möglichen Freiheiten werden für Rußland proklamirt; für die Polen die offenen Arme treuer Freundſchaft, und nur ſchüchterner Tadel ihrer doch nicht ganz abzuleugnenden „Verirrungen. Endlich folgt die Föderativ-Republik aller ſlaviſchen Stämme. Was Bakunin über Deutſchland und Deutſches ſagt, verräth grimmigen Haß. Er nennt das ganze gegenwärtige Regierungsſyſtem in Rußland ein tatariſches mit deutſchen Formen, will die Tataren nach Aſien, die Deutſchen aber nach Deutſchland aus Rußland hinausjagen, und hat eine ganz beſondere Abneigung gegen alles, was deutſchen Urſprungs oder deutſchen Einfluſſes iſt. Daß Preußen Poſen, halb Schleſien ꝛc. herausgeben muß, betrachtet Bakunin als ſelbſtverſtändlich, eigentlich wohl auch ſchon als abgemacht; ebenſo die Herausgabe aller von ſlaviſchen Stämmen bewohnten Länder Oeſterreichs. Alles, was Peter der Große für Rußland gethan, wird deutſchem Einfluß, aber nach Bakunin's Anſicht folgerichtig als für Rußland verderblich, zugeſchrieben. Adel, Beamtenthum, die Armee, die Branntwein-Schenken, die Zuchthäuſer und die Kirche — Alles hat die deutſche Regierungsart verdorben; ſelbſt die Nationalität, die Autokratie, die Rechtgläubigkeit ſind von deutſcher Politik entſtellt worden. Das alles iſt wörtlich in dieſem gründlich ruſſiſch-barbariſchen Manifeſte zu leſen.

— Sebaſtopol-Polemik. Während die übrige Welt Sebaſtopol und was daran hängt ſchon längſt vergeſſen hat, giebt die Belagerung dieſer Zwingburg und die Frage, wer eigentlich die Schuld an ihrem ſchließlichen Falle trägt, in Rußland noch immer zu einer lebhaften Polemik Anlaß. Unter den Schriften und Gegenſchriften über dieſes Thema, die zum Theil von den höchſtgeſtellten Offizieren herrühren, iſt namentlich ein in Wojenny Sbornik enthaltener Aufſatz des Grafen Sacken, betitelt „Oberona proliw napodajuschlschiet na oborona Sewastopolja" (Vertheidigung gegen die Angriffe auf die Vertheidigung Sebaſtopols) hervorzuheben, in welchem der Verfaſſer die ihm in ſeiner Eigenſchaft als Chef der Garniſon gemachten Vorwürfe zu entkräften ſucht. Der alte General führt die Feder mit anerkennenswerther Gewandtheit, und läßt durch ſeine Apologie in dem Leſer den Eindruck zurück, daß er ſein Möglichſtes gethan habe, um die ihm geſtellte ſchwierige Aufgabe zu erfüllen. Ob aber ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte zu einer ſolchen Aufgabe ausreichten, möchte um ſo mehr zweifelhaft erſcheinen, als er damals ſchon ſeine achtundvierzig Dienſtjahre auf dem Rücken hatte.

— Die Heldenthaten des Grafen v. Palikao. Da ſelbſt viele aufmerkſame Zeitungsleſer nichts von den Heldenthaten des franzöſiſchen Generals Couſin-Montauban wiſſen, deſſen Grafen-Dotation beinah einen Bruch zwiſchen Napoleon III. und ſeiner geſetzgebenden Verſammlung herbeigeführt hätte, ſo theilen wir darüber die nachſtehenden Notizen mit: Am 21. September 1860 befand ſich eine anglo-franzöſiſche Truppenmacht von beiläufig 10,000 Mann auf dem Marſche von der Peiho-Mündung nach Peking, um den chineſiſchen Kaiſer zur Annahme von Bedingungen zu zwingen, welche dieſes lange verſchloſſene Reich endlich definitiv dem europäiſchen Handel eröffnen ſollten. Während die anglo-franzöſiſche Expedition, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, bis Tongtſcheu vorrückte, kam ihr der kaiſerliche Prinz Y entgegen, um den Bevollmächtigten Frankreichs und Englands zu eröffnen, daß der chineſiſche Kaiſer die Hand zum Vergleiche biete und alle Bedingungen acceptire. Während aber mit dem Prinzen unterhandelt wurde, hörten die Alliirten Kanonendonner und Gewehrfeuer; der Generaliſſimus der chineſiſchen Heere, Sankolinſin, griff ſie an. Sie warfen den Angreifer zurück, und auf die Nachricht, daß die tatariſchen Truppen Sankolinſin's ſich, 25,000 Mann ſtark, in ein bei Palikiao gelegenes befeſtigtes Lager zurückgezogen hatten, griffen die Anglo-Franzoſen dieſes Lager an und nahmen es nach fünfſtündigem Kampfe, in welchem ihre überlegene Artillerie die Hauptarbeit verrichtete, denn die Tataren ergriffen die Flucht, noch bevor es zum Sturm und Bajonnet-Angriff kam. Auf die Nachricht von der Niederlage ſeiner Heerſchaaren bei Palikiao verließ der „Sohn des Himmels" ſeine Hauptſtadt Peking und floh nach den Thälern der Mandſchurei. Die Anglo-Franzoſen rückten, ohne einen Schuß zu thun, gegen Peking, unter deſſen Mauern ſie am 5 Oct. anlangten. Tags darauf aber, und bevor der Einlaß in Peking begehrt wurde, begab ſich die anglo-franzöſiſche Expedition nach Yuen-ming-yuen, dem Sommerpalaſte des Sohnes des Himmels, deſſen Vertheidiger bei ihrem Herannahen die Flucht ergriffen. Der Befehlshaber des franzöſiſchen Corps, General Couſin-Montauban, ſchrieb in ſeinem Berichte an den Kaiſer der Franzoſen, welcher im Moniteur abgedruckt zu finden iſt, über die Pracht und den Reichthum dieſes Sommerpalaſtes Folgendes: „Es iſt nicht möglich, die Herrlichkeit der zahlreichen Gebäude zu beſchreiben, welche auf einem vier Lieues großen Flächenraume den Sommerpalaſt des chineſiſchen Kaiſers bilden. Eine Pagode reiht ſich an die andere und jede iſt angefüllt mit rieſengroßen Götterſtatuen aus maſſivem Gold, Silber und Bronce. Ein einziger Buddha aus Bronce iſt ſiebzig Schuh hoch, und in dieſem Verhältniß iſt alles übrige." General Couſin-Montauban iſt entzückt von den Herrlichkeiten und den Schätzen, die im Sommerpalaſte aufgehäuft ſind. Die Anglo-Franzoſen brachten in Yuen-ming-yuen zwei Tage zu, während welcher Zeit ſie ſich damit beſchäftigten, den Sommerpalaſt rein auszuplündern, und nachdem die Schätze deſſelben vertheilt und geborgen waren, wurde dieſes ungeheure Gebäude mit ſeinen zahlloſen Pagoden an allen Ecken und Enden in Brand geſteckt und von Grund aus zerſtört. Hierauf zog man nach Peking zurück, deſſen Gouverneur Prinz Kong nicht den geringſten Widerſtand leiſtete und auf die erſte Aufforderung die Hauptbaſtion der Stadt, das Thor von Nyanting, den Alliirten übergab, welche, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen zu werden brauchte, die Fahnen Frankreichs und Englands auf die Wälle von Peking pflanzten. Der Friede wurde von den Bevollmächtigten Baron Gros, Lord Elgin und Prinz Kong am 24. October im Palaſte des Ritus-Tribunals zu Peking unterzeichnet, und einige Zeit darauf verließ die europäiſche Expedition die chineſiſche Hauptſtadt wieder, um, mit Schätzen beladen, nach Shanghai und dann nach Europa zurückzukehren. Die zwei hervorragendſten Leiſtungen der Expedition waren alſo: der Kampf bei Palikiao und die Zerſtörung des Sommerpalaſtes. Daß 10,000 Anglo-Franzoſen mit ihren gezogenen Kanonen 25,000 ſchlechtbewaffnete elende Tataren beim erſten Anprall über den Haufen werfen, darin wird niemand, der chineſiſches Heerweſen kennt, eine Heldenthat erblicken. Was die Zerſtörung des Sommerpalaſtes anbelangt, ſo iſt dieſelbe eine That des Vandalismus geweſen, denn es war zu allen Zeiten unerhört, Städte oder Plätze der Plünderung und Vernichtung preiszugeben, welche nicht vertheidigt werden. Als die franzöſiſche Expedition zurückgekehrt war, meldeten die Zeitungen, um einen Beweis von den erbeuteten Schätzen zu geben, daß eine Marketenderin, die mit dem Corps des Generals Montauban nach China gezogen war, aus Yuen-ming-yuen ein Baarvermögen von 70,000 Francs mitgebracht habe, woraus ſich die Proportion ermeſſen läßt, in welcher die Schätze des Sommerpalaſtes unter die Sieger vertheilt wurden.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 13. Mittwoch, den 26. März 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite
Prinzeſſin Marie von Orleans 145
Henri Murger, der Dichter der Bohème 147
England.
Die Essays and Reviews. Eine Kriſe des engliſchen Proteſtantismus . 148
Rußland.
Alexander Herzen und der ruſſiſche Geſandte in London 151
Dänemark.
Ein wiſſenſchaftlicher Streit um Ragnar Lodbrok's Beinkleider 153
Spanien.
Ein ſpaniſches Hand-Orakel 154
Japan.
Ein ſynchroniſtiſches Werk aus Japan . . . . „
Mannigfaltiges.
Die *Revue des deux Mondes* über deutſche Bundesreform 155
Die Schiller-Lotterie und die deutſche Afrika-Expedition . . . . „
Die ruſſiſche Preſſe im Jahre 1862 . . . . „
Stenographie . . . . „
Einladung und Programm zur fünften Verſammlung des volkswirthſchaftlichen Congreſſes in Weimar 156

Frankreich.

Prinzeſſin Marie von Orleans.

(Geb. 1813, geſt. 1837.)

In dem Muſeum der Stadt Leipzig ſteht eine kleine Alabaſter-Statue der Johanna d'Arc, die Nachbildung eines Kunſtwerkes, welches ſeinen Urſprung den zarten Händen einer fürſtlichen Meiſterin verdankt. — Marie von Orleans, die jugendlich ſchöne Tochter Louis Philipp's, iſt die Schöpferin dieſer viel bewunderten, ernſten, edlen und doch ſo echt weiblichen Geſtalt, in der uns nicht die kühne Siegerin, ſondern die echte, jungfräuliche Demuth entgegentritt, die mit entblößtem Haupte dem Herrn der Herren, dem alleinigen, allmächtigen Sieger den Dank eines frommen Herzens darzubringen ſcheint. Man fühlt ſich unwiderſtehlich angezogen von der unendlichen Weichheit und Lieblichkeit des Ausdrucks dieſes Kunſtwerkes, und es dürfte daher den meiſten unſerer Leſer willkommen ſein, etwas über das Leben der früh dahin geſchiedenen fürſtlichen Künſtlerin zu erfahren. Wir entnehmen deshalb der intereſſanten Biographie des Malers Ary Scheffer von Mrs. Grote*, eine von ſeiner eigenen Feder entworfene Skizze, die uns die künſtleriſche Entwickelung der liebenswürdigen Prinzeſſin in treffendſter Weiſe ſchildert. War er doch der Lehrer der jungen Prinzeſſin, und unter ſeinen Augen entfaltete ſich dies ſeltene Talent zur ſchönſten Blüthe. — Marie von Orleans iſt auch eine von den früh geknickten Roſen, deren das Haus Orleans ſo viele zu beklagen hat. Ein düſteres Geſchick ſchwebt darüber!

Im Jahre 1836 wurde Prinzeſſin Marie mit dem Prinzen Alexander von Württemberg vermählt und folgte ihm nach Deutſchland. — Nur kurze Zeit des Glückes war ihr beſchieden. Ein unglücklicher Schreck, eine Erkältung brachten ihr den Tod. — In Gotha, wo das junge Paar die Wintermonate zubrachte, brach im Palais deſſelben Feuer aus, und zwar im Zimmer der Prinzeſſin Marie ſelbſt. — Gewohnt, ſich jeden Morgen die Chocolade ſelbſt zu bereiten, waren die Bettvorhänge durch einen Luftzug der Spirituslampe zu nahe gekommen, und mit unglaublicher Schnelligkeit hatten ſich die Flammen um die noch im Bett liegende Fürſtin verbreitet. Die Oelmalerei der Tapeten gab dem losgelaſſenen Elemente furchtbare Nahrung, und mit großer Gefahr nur konnte die junge, zum Tode erſchrockene Fürſtin entfernt werden. Es war ſtreng kalt und alles Waſſer gefroren, deshalb der Brand ſo ſchwer zu löſchen. Man trug die zarte, leichtbekleidete Prinzeſſin aus dem brennenden Palais in das nächſte Haus, wo ſie bald die ſorgſamſte Pflege umgab. Aber von dem Tage an war ihre Lebenskraft gebrochen; ſie erholte ſich nicht wieder, ſiechte dahin und welkte bald dem frühen Grabe zu. Bei allen guten Franzoſen wird das Andenken an die intereſſante junge Fürſtin bewahrt. Ihr frühes Ende, und ihr ſchönes, von reinſter Vaterlandsliebe glühendes Herz haben ihr Haupt mit einer Glorie geſchmückt, die ihr für alle Zeit bleiben wird. Ihr Freund und Lehrer, Ary Scheffer, betrauerte ſie tief. Ihr Charakter ſowohl, wie ihr Geſchmack ſtimmte ſo wunderbar mit dem ſeinen zuſammen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die freiſinnigen, patriotiſchen Gefühle des reizenden jungen Weſens Stärke und Nahrung durch ihre Unterhaltungen mit ihrem verehrten Lehrer fanden. Deshalb darf das Bild, welches ſeine Feder von der genialen Fürſtin entworfen hat, doppelten Anſpruch auf unſre Beachtung machen; denn der Freund und Lehrer ſpricht daraus zu uns, und der liebenswürdige Charakter des genialen Malers ſelbſt, der eben ſo trefflicher Künſtler als edler Menſch war, tritt uns auch aus dieſer Schilderung lebendig entgegen, ſo daß ſicherlich in Manchen der Wunſch erregt wird, die Biographie des intereſſanten Mannes zu leſen, eine Lektüre, die wir nicht warm genug empfehlen können. Die ſeltene Treue, mit der Ary Scheffer an dem Hauſe Orleans gehangen, bildet einen Hauptzug ſeines Charakters.

Durch Zufall einer der Erſten, der dem Herzoge von Orleans bei ſeiner Erhebung auf den franzöſiſchen Thron Glück wünſchen durfte, war er durch Freud und Leid der erſt ſo glücklichen, ſpäter ſo tiefgebeugten Königsfamilie ein Freund im echteſten Wortesſinn. Sein Lebelang hat er treu an ihnen gehangen, und als die Herzogin Helene von Orleans im Exil in Claremont ſtarb, eilte der kranke Künſtler von Paris dorthin, um der geliebten Fürſtin die letzte Ehre zu erweiſen. Die Reiſe, die ihn körperlich und geiſtig gewaltig angegriffen hatte, iſt ſeine letzte geweſen. Er wurde in London krank, erreichte mit Mühe Argenteuil, ſeinen damaligen Wohnort, und ſtarb dort, bis zum letzten Athemzuge, ein treuer Anhänger ſeines Königshauſes, ein echter Künſtler von Gottes Gnaden, ein edler, geiſtvoller Menſch, betrauert von ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern, bewundert in ſeinen Werken. Seine beiden Mignon-Bilder ſind das Reizendſte, was wohl je von dieſer poetiſchen Geſtalt Goethe's eines Malers Hand geſchaffen hat.

Wir müſſen uns hier darauf beſchränken, das Bild aufzuſtellen, welches ſeine Feder, in einem Briefe an ſeinen Bruder Arnold, von ſeiner Schülerin und Freundin, der liebenswürdigen Prinzeſſin Marie v. Orleans, entworfen hat.

„Die Notizen, die Du von mir verlangſt, mein lieber Arnold, über die Arbeiten und Ideen der Prinzeſſin Marie, ſind ſchwer zu geben. Erzogen in der Weiſe aller Prinzeſſinnen, durch Madame de Mallet, eine ſehr unterrichtete und fromme Dame, jedoch von außerordentlich beſchränkten Anſichten, war ſie als Kind das unartigſte, eigenſinnigſte, kleine Weſen, welches man ſich denken kann. Aber trotzdem ſie ihre Lehrer verlachte, lernte ſie doch Alles, was ihr gelehrt wurde: Sprachen, Geſchichte u. ſ. w.

* Memoir of the life of Ary Scheffer. By Mrs. Grote. 2e Edit. London, J. Murray, 1860.

Digitized by Google

Ein einziger Lehrer, Mr. Pradher, hat das Verdienſt, durch unbeugſame Strenge ohne Heftigkeit ſie mit Reſpekt erfüllt zu haben. Er leitete auch unter andern ihr bedeutendes Talent zur Muſik. Die Zeichenſtunden, die ich ihr von ihrem zwölften Jahre an zu geben hatte, waren wenig mehr als Zeitvertreib für Lehrer, wie Schülerin. Sie machte wenig Fortſchritte und lernte z. B. niemals einen Kopf nach einem Gyps-Modell zeichnen. Als jedoch ihre ältere Schweſter Louiſe (Königin von Belgien), ſich verheiratete, wurde das junge, bisher ſo leichtſinnige Mädchen plötzlich tief traurig und nachdenklich. Sie bat mich ernſtlich, ihr Stunden zu geben, die im Stande wären, ſie zu zerſtreuen und zu beſchäftigen, während ſie mir zugleich erklärte, daß das Kopiren ſie zum Sterben langweile. Sie verſuchte nun, hiſtoriſche Gegenſtände zu komponiren und mit Waſſerfarben herzuſtellen. — Dieſe erſten Verſuche ſchon zeigten mir ein unzweifelhaftes Talent und eine lebhafte Phantaſie.

Im Zeitraum von zwei Jahren vollendete ſie mehr als 50 Zeichnungen, die alle eine gewiſſe Gabe glücklicher Erfindung zeigten und oft von überraſchender Eigenthümlichkeit waren — aber alle ſehr unrichtig gezeichnet und ſehr nachläſſig gemalt. Die ſtrengen Anſichten Madame de Mallet's, die Aengſtlichkeit der Königin und meine eigene Achtung vor der Reinheit des jungen Mädchens hemmten die Fortſchritte des regelrechten Zeichnens und der künſtleriſchen Ausführung. Wir konnten natürlich nur verhüllte Geſtalten kopiren und ſehr reichlich verhüllte noch dazu, ſo daß die Prinzeſſin natürlich völlig in Unkenntniß über den Bau des menſchlichen Körpers bleiben mußte. Endlich wurde ſie der klugen Erfindungen und mangelhaften Ausführungen müde, und frug mich eines Tages, ob ich ihr nicht etwas lehren könnte, was weniger einförmig und langweilig ſei, etwas, was nicht alle Leute ihr nachmachen könnten. Um die Wahrheit zu geſtehen, auch ich war es herzlich überdrüßig, immer ihre ſchlechte Zeichnung von oft ganz formloſen Armen und Beinen zu korrigiren, und ergriff deshalb den Plan mit Eifer, die junge Prinzeſſin auf die Bahn des Modellirens und der Skulptur zu leiten, eine Bahn, auf welcher ich ſelbſt ſo unerfahren war, wie ſie, welche jedoch auf dieſe Weiſe uns Beiden den Reiz der Neuheit bot. Unſer erſter Verſuch war ein kleines Basrelief „Götz und Martin," ſehr einfach in der Erfindung und mit dem mangelhaften Geſchick von Neulingen ausgeführt. Das war gewiß kein ſehr ermuthigender Anfang, aber es traf ſich, daß eben an dem Tage, als der Gyps-Abdruck des Thon-Modells ihr zugeſchickt worden war, Mr. Quinet's Buch „Ahasverus" in die Hände der Prinzeſſin fiel und von ihr eifrig geleſen wurde. Das Reſultat dieſer Lektüre war eine Gruppe: der Engel Gabriel, der dem Ahasverus den Eintritt in ſeine Wohnung weigert. In dieſem Basrelief enthüllt ſich ihr Sinn für die Skulptur, das Verſtändniß des gegebenen Raumes; eigenthümliche Formen, ein überraſchender Ausdruck bekunden ihre künſtleriſche Begabung. Und von dieſem Augenblicke an ergriff eine glühende Leidenſchaft für ihre Kunſt das Herz der jungen Prinzeſſin, und ich empfand kaum weniger Freude daran, ihre Arbeiten zu leiten. Während ſie arbeitete, ſuchte ich nach Gegenſtänden, um ſie von ihr ausführen zu laſſen, aus Quinet, ſpäter von Schiller, den ſie bis dahin noch nicht gekannt, noch ſpäter von Goethe.

Das erſte Werk, welches ganz allein von ihr komponirt und ausgeführt wurde, war: „des Dichters Erwachen;" ich half ihr dabei nur, indem ich ihr einige Köpfe auf Papier vorzeichnete. Dieſes Basrelief iſt für Jeden, der Sinn für Kunſt hat, eine bewunderungswürdige Arbeit, und für den Kenner der vielen zu überwindenden Schwierigkeiten wahrhaft ſtaunenswerth. Betrachtet man es jedoch als die Arbeit eines jungen Mädchens, als ihren dritten Verſuch im Modelliren, und bedenkt dabei, unter welchem mäßigenden Einfluß einer ſtrengen Gouvernante ſie zuerſt die Werke der Dichtung und Phantaſie geleſen hat, ſo muß man über das ſich pfeilſchnell entwickelnde Talent auf's Höchſte überraſcht ſein. — Das glückliche Arrangement der Gruppe, der charakteriſtiſche Ausdruck der Perſonen zeigt die ungewöhnlichſte Begabung. — Nachdem dieſe Arbeit vollendet, modellirte ſie die Jungfrau von Orleans zu Pferde. Die Erfindung iſt ganz ihr Werk, die Figur der Jeanne d'Arc gut erfunden; in der materiellen Ausführung mußte ich ſie jedoch hierbei bedeutend unterſtützen. Um dieſe Zeit hatte der König Louis Philipp bei Pradier, unſerm erſten Bildhauer, eine Statue der Jungfrau von Orleans für Verſailles beſtellt. Wenig begeiſtert für die Sache, entwarf Pradier ein Modell, welches nicht im Geringſten die edle Geſtalt verwirklichte. Nach dieſem Fehlgriff, beauftragte der König ſeine Tochter mit dieſer Arbeit. Die Prinzeſſin willigte ein, jedoch unter der Bedingung, auch die große Statue arbeiten zu dürfen, wenn das Modell gelingen würde.

Sie begann die Arbeit, eben als Frau von Mallet, ihre Erzieherin, ſtarb. Dieſe arme Frau, die, ungeachtet ſie ihren Zögling faſt vergötterte, ſie doch, von Morgen bis Abend, mit kleinlichen Sorgen für Anſtand und Wohl quälte, empfing von der jungen Prinzeſſin, während ihrer ganzen Krankheit, die zärtliche, treue Pflege einer Tochter. Sie verließ das Krankenzimmer ihrer alten Gouvernante keinen Augenblick während mehrerer Tage und Nächte bis zu ihrem letzten Seufzer. — Die Trennung von der zärtlich geliebten Schweſter hatte die erſte Veränderung in ihrem Weſen herbeigeführt; der Tod der Frau von Mallet wandelte völlig ihr Herz; ihre Trauer um den Verluſt der armen Frau blieb ihr für das Leben; jeden Augenblick rief ſie ſich ihr Andenken zurück. Die Verſtorbene hatte mich ſehr lieb gehabt, und das wurde die Urſache, daß ſich die Prinzeſſin mit verdoppeltem Vertrauen an mich anſchloß. — Sie ließ mich auch im Augenblick des Todes ihrer Gouvernante zu ſich holen, und ich muß ſagen, nie ſah ich einen echteren, rührenderen Schmerz — als bei dieſem jungen, liebenswürdigen Weſen. — Nach dem Verlauf einiger Zeit überredete ich ſie zur Fortſetzung ihrer Studien in der Kunſt, und ſo begannen ihre Arbeiten wieder. Ihre Aufmerkſamkeit wendete ſich zuerſt einer großen Compoſition aus „Ahasverus" zu: in der Höhe Gott, in der Mitte Chriſtus, das Kreuz tragend und der Jude, der ihm das Ausruhen vor ſeiner Thür verweigert; an der rechten Seite Eingeborene von den Himalaya-Gebirgen herabſteigend; zur Linken Denkmäler ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Baukunſt; unten die Geſtalt der Nachwelt, in ihren Armen die Trophäen der großen Schlachten aufnehmend, die eine Epoche in der Geſchichte gebildet haben — Alles dies, bewunderungswürdig gruppirt und gut gezeichnet, hätte jedem großen Künſtler Ehre gemacht.

Sie begann jetzt ihr berühmteſtes Werk: die Figur der Jungfrau von Orleans. Bei dem erſten Verſuch erkannten wir Beide, die ſchöne Bildhauerin, wie ich ſelbſt, unſre mangelhaften, mechaniſchen Erfahrungen, die hierzu nothwendig. Anſtatt die Form in Thon zu bilden, wie gewöhnlich, nahmen wir uns vor, ſie in Wachs zu verſuchen. Sie fiel zweimal zuſammen, beugte ſich das drittemal, und dabei die Unmöglichkeit lebender Modelle! Und ungeachtet all' dieſer Schwierigkeiten iſt dieſe Statue die *beſte moderne* in Verſailles geworden. Das Edle, Einfache und echt Weibliche der Geſtalt zeichnen ſie nicht nur vortheilhaft vor den rohen Schöpfungen aus, die in ihrer unmittelbaren Umgebung ſtehen, ſondern ſie trägt an ſich ſelbſt den Stempel des Genius und der hohen, geiſtigen Begabung der Künſtlerin.

Der Erfolg dieſes Werkes war ein ungeheurer. Die ſchmeichelhafteſte Anerkennung wurde ihr zu Theil, doch habe ich nie Schmeicheleien mit größerer Gleichgültigkeit empfangen ſehen, wie bei dieſer jungen Prinzeſſin. Jedoch, obgleich ſie das Entzücken des offiziellen Schwarms um ſie herum verachtete, war ſie glücklich wie ein Kind über die Begeiſterung, die ihre Arbeit bei dem Volke und beſonders unter den Soldaten hervorgerufen hatte.

Später vollendete ſie:

1) die Peri, die Thränen des reuigen Sünders vor den Thron des Ewigen tragend;
2) Engel vor den Thoren des Himmels;
3) Ahasverus und Rachel;
4) die Büſte ihrer Schweſter Louiſe mit ihrem Sohn;
5) zwei kleine Reitergruppen;
6) der Pilger, nach Schiller's Gedicht.

In jeder dieſer Leiſtungen waren entſchiedene Fortſchritte ſichtbar. Der Enthuſiasmus für ihre Kunſt nahm ſie jedoch ſo gänzlich gefangen, daß ſie, oft ohne Wiſſen ihrer Eltern Nächte hindurch aufblieb, um zu arbeiten. — Sie träumte, in Zukunft das Leben einer bedeutenden, bewußtvollen Künſtlerin führen, und ſo einen wohlthätigen Einfluß auf die Kunſt in Frankreich ausüben zu können. Sie las Alles, was ihr dienen konnte, um ſich in ihrem Streben zu vervollkommnen, Werke der Wiſſenſchaft ſowohl wie der Phantaſie, und ſie las mit Intereſſe und Verſtändniß. Sie hatte die wärmſte Bewunderung für Alles, was ihr groß, ſchön und edel erſchien. Ich habe die hellen Thränen in ihren ſchönen Augen geſehen, als ſie das traurige Ende Armand Carrel's hörte, den ſie doch als vielleicht den gefährlichſten Feind ihrer Familie verurtheilen mußte. Im Herzen der Prinzeſſin wohnte der echte, religiöſe Glaube, der eine edle Frauenſeele ſo einzig ziert, aber ihr durchdringender Geiſt wagte ſich oft an Fragen von größter Schwierigkeit, ohne davor zurückzuſchrecken. Mit ihrem künſtleriſchen Geſchmack, mit ihrem hochgebildeten Geiſt, mit ihrer Herzensgüte (ſo ganz verſchieden von dem gewöhnlichen Begriff der „Güte" bei den Großen), war es natürlich, daß ſie ſich in der Umgebung des Hofſtaates ihres Vaters nicht wohl fühlen konnte. Sie beſaß im edelſten Wortesſinn ariſtokratiſche Gefühle, war jedoch in keiner Weiſe die „Prinzeſſin." Alle Freundſchaften ſeit ihrer Kindheit hat ſie mit treuem, frommen Sinn bewahrt bis zu ihrem Tode. Erfüllt von einem wahrhaft

Digitized by Google

glühenden Vaterlandsgefühl, mußte ihr das damalige Treiben in Frankreich den tiefſten Haß und Widerwillen einflößen. Ihre Krankheit und die letzten Monate ihres Lebens, Monate ſchwerer Leiden, ertrug ſie mit einer ihrer würdigen Ergebung und Feſtigkeit. Sie ſchien fürwahr das unvermeidliche Geſchick geahnt zu haben, welches ſie ſobald dem Leben entrücken ſollte, ſchon als ſie Abſchied nahm von den theuern Eltern, um ihrem Gemahl nach Deutſchland zu folgen.“

Soweit der Brief Ary Scheffer's. Wir aber können nicht umhin, einen wehmuthsvollen Blick auf dieſes junge, reiche Leben zu werfen, auf dieſes Herz ſo voll edler, ſchöner Begabung, auf dieſe ſo früh geknickte Blüthe, und ſchließen dieſen Hinweis auf die fürſtliche Künſtlerin in der Hoffnung, ein vielleicht nicht blos vorübergehendes Intereſſe für die geniale Schülerin ſowohl, wie für ihren edlen Lehrer, erweckt zu haben.

Henri Murger, der Dichter der Bohême.

Ueber den vor nicht langer Zeit verſtorbenen jungen Schriftſteller Henri Murger finden wir in der Revue des deux Mondes eine Art Nachruf — „Un jeune écrivain“ — ominös genug als étude morale bezeichnet.

Viele unſerer Leſer werden ſich gewiß erinnern, daß vor längerer Zeit in Paris das Wort Bohême (Zigeunerei) aufkam, um gewiſſe Klaſſen in der Künſtlerwelt zu bezeichnen, die ſich zu den höheren reineren Kreiſen derſelben, etwa wie demi-monde zu monde verhalten. — Henri Murger, der Verfaſſer der scènes de la vie de Bohême, eines Erſtlingswerkes, das jedoch ſein beſtes und bis jetzt populärſtes geblieben, hatte Veranlaſſung gegeben, daß daſſelbe in öffentlichen Kurs kam. Die vorliegende Sittenſtudie, die nach dem Grundſatze „de mortuis nil nisi bene“ in einem wohlwollenden und keineswegs verurtheilenden Tone abgefaßt iſt, läßt keinen Zweifel daran, daß der talentvolle Dichter ſeine genaue Kenntniß dieſer Sphären unmittelbar aus dem Leben geſchöpft und daß er dieſem Leben ſelbſt zum Opfer gefallen ſei. Was wir von ihm und ſeinen äußeren Lebensſchickſalen erfahren, iſt nicht viel. Sein Name hat ſelbſt in Paris zu dem Irrthume Veranlaſſung gegeben, daß er deutſchen Urſprungs ſei, daß ſein ſorgloſes Temperament und ſeine Schreibweiſe wenigſtens deutſches Geblüt verrathe; indeß hat der Verſtorbene dem Verfaſſer des Aufſatzes (Armand de Pontmarin), ſelbſt wiederholt mitgetheilt, er ſei in Savoyen, am Fuße des Montblanc, geboren, aber mit ſeinem Vater zeitig nach Paris gekommen, und ein echtes Pariſer Kind geworden.

„Faſt ein Gamin de Paris,“ ſetzt unſer Gewährsmann hinzu, „bei dem ein ſehr feines Gefühl, eine Zartheit der Kunſt, eine ſpöttiſche Schwermuth die urſprünglichen Gewohnheiten bisweilen hervortreten ließen, aber nie verwiſchten, ſo zwar, daß Antritt, Fortſetzung und die Geſammtheit ſeiner Carrière und ſeiner Arbeit wie ein Tribut erſchienen, den er den Reizen der ihn adoptirenden Bohême zahlte, und eine Abläugnung der Sitten ſeines wahren Vaterlandes.“

Kurzum, H. Murger war einer jener bemitleidenswerthen Jünglinge, wie ſie große Städte zu tauſenden aufzeigen, hinausgeworfen in die Sitten-Verderbniß, früh mit Allem bekannt, was den Geiſt ruiniren, den Körper zu entnerven im Stande iſt, ohne religiöſe und ſittliche Grundſätze, zeitig verlebt und hinweggerafft; nur durch ſein Talent hervorragend, aber eben dieſes Talent im Dienſte der Frivolität raſch und unaufhaltſam verbrauchend.

„Dieſe ſchon verwüſtete Stirn, dieſes Geſicht, deſſen ſeine Züge den Abdruck der Arbeitsmühe, des Denkens, vielleicht der Wolluſt trugen, dieſe ſanfte, ſpöttiſch traurige Phyſiognomie, auf der wechſelweis Elegie und Komödie hinglitten, Alles dieſes zuſammen machte auf uns einen eigenthümlichen Eindruck, erweckte eine lebhafte mit Staunen und Unruhe gemiſchte Sympathie. Wie konnte man ſich einer theilnahmvollen Neugier, einer ſchmerzlichen Ahnung erwehren, wenn man dieſen jungen kahlköpfigen Menſchen in ſeinem ſchwarzen Rocke ſah, an dem mehrere Arten von Trauer hervortraten? wie ſollte man dabei nicht an jene Shakſpear'ſchen Schöpfungen denken, wo ſich Thränen und Gelächter vermiſchen, wo die Tragödie mit dem Schädel des armen Yorik ſpielt.“

Dieſe Schilderung bezieht ſich auf die Zeit, wo der junge Schriftſteller nach ſeinen erſten Erfolgen Eintritt in die höheren Literaturkreiſe fand und ſich deshalb mit der Revue des deux Mondes in Verbindung zu ſetzen ſuchte. Das Leben hatte ihn alſo bereits damals hart mitgenommen.

Die „Scenen aus dem Leben der Bohême,“ waren das Buch, mit dem er in die Oeffentlichkeit eintrat. „Sie erſchienen in einem günſtigen Augenblicke, wo das Publikum, herb berührt von den politiſchen Ereigniſſen, eben anfing, langer Romane und kraſſer Abenteuer überdrüſſig zu werden. Es fand ein lebhaftes Vergnügen an dieſen kurzen Erzählungen, an dieſen hübſchen Skizzen, die, geſchickt aufgefaßt, mit gutem galliſchen Salze gewürzt, in eine Faſchingstracht vermummt waren, wie ſie den damals mit dem Reize der Neuheit und des Unbekannten auftretenden Figuren ſehr glücklich angepaßt war. Alles das wurde luſtig hingenommen, wie es erzählt war, und ohne weitere Gedanken daran zu knüpfen. Man ſcandaliſirte ſich über Nichts........ Das Alles war prächtig als Einleitung, als Präludium einer Schriftſteller- und Dichter-Laufbahn, und man konnte meinen, Murger verſtände es ſelbſt ſo, weil er Sorge getragen, uns zu benachrichtigen, daß ſeine ſchoflen, ſchäbigen, hungerleideriſchen Helden ſchließlich wahrhafte Künſtler und berühmte Schriftſteller geworden ſeien.“ — Kurz, die Folge hat dieſen Erwartungen nicht entſprochen; Verſuche machte Murger wohl, ſich höher zu ſchwingen, aber ſie gelangen nicht; dazu nahm ihm Publikum wie Kritik, welche „Bohême“ verlangten, dieſelben faſt übel, weil ſie ihnen weniger Spaß machten.

Murger's zweites Werk waren die „Scènes de la vie de Jeunesse“ — „Scenen aus dem Leben der Jugend“ — „aber welcher Jugend!“ meint unſer Gewährsmann und ſtellt eine lange Betrachtung darüber an, warum man in Paris, wo ſeit zwanzig Jahren die „Koryphäen der Phantaſie“ das Thema Jugend beſingen und unendlich viel „Morgenroth und Frühling, Blüthenlila, Morgenlächeln, Rauſch der erſten Liebe, Hahnbuttenſtrauch, blühenden Weißdorn u. ſ. w.“ verbrauchen, von dem, was Jugend iſt, keinen Begriff hat. La jeunesse c'est la débauche! — Die arkadiſch-ländliche Jugendpoeſie der Unſchuld iſt Schwindel! „Das iſt es, was dieſe Literatur mit Unfruchtbarkeit und Monotonie ſchlägt, ſelbſt bei den Beſten, ſelbſt bei denen, welche wie Murger, bisweilen Anſtrengungen machen, ihr (der ſchlechten Geſellſchaft und Sittenloſigkeit) zu entſchlüpfen.“ — „Trauriger Troſt, wenn man einen Dichter vor ſeinem vierzigſten Lebensjahre verfallen ſieht, und man ſich ſagen muß, daß er zur rechten Zeit geſtorben, daß er nur noch der Schatten des einſt Geliebten war und ſich überlebt hatte.“

In ſpätern Werken ſuchte Murger ernſte, ſtrenge, ſelbſt aſcetiſche Künſtler darzuſtellen, welche den Kult der idealen Kunſt und des Schönen bis zu Selbſtverleugnung und Heroïsmus treiben! Freilich hatte er hier Balzac bereits zum Vorgänger, der in ſeinem „Un grand Homme de province à Paris“ einen Verein von Künſtlern geſchildert, die ihren Beruf wie Asceten, d. h. im Stile des tollſten mittelalterlichen Minnedienſtes und aller obligaten Narrheiten treiben, ſich die ſtrengſten Entbehrungen und die härteſten Arbeiten auflegen, um in Ausſicht auf eine „unermeßliche Zukunft, auf rieſige Werke eine nahe Regeneration aller geiſtigen und ſocialen Kräfte herbeizuführen'.'

„Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch“ —

Wir glauben, daß man die „Bohême“ kurzweiliger gefunden hat, als eine ſolche lendenlahme Tugend.

Murger hatte Inſtinkte für das Beſſere; er liebte die Natur, er liebte das Landleben; er brachte ſeine letzten Lebensjahre außerhalb Paris in dem Dorfe Marlotte zu, wo namentlich eine Maler-Kolonie ihren Wohnſitz aufgeſchlagen — aber Paris, Paris verlor ſeinen infernalen Reiz nicht; die Sirene lockte immer wieder, und Murger fiel wieder in ihre Netze.

„Wenn es wahr iſt, was Leſſing geſagt hat, daß, wenn man dem Teufel mit einem Haar angehört, man ſein iſt mit dem ganzen Leibe, ſo könnte man hinzufügen, daß es in der Exiſtenz, in welche ſich heutzutage ſo viele hervorragende Talente verloren haben, mehrere Teufel giebt, deren Verſucherſtimmen einmal angehört, ihre Schlachtopfer ohne Unterlaß verfolgen und zurückſchleppen. Wir haben den Muth, deren etwa drei zu nennen, die wir ſehr oft über die Wege Murger's gleiten und ihn mit ſchlechten Rathſchlägen, lügenhaften Verführungen oder unheilvollen Verlegenheiten verſtricken ſahen — die kleine Journaliſtik — das Theater — und die Geldfrage.“

Das heißt, Murger vergeudete ſein Talent im Tagesklatſch, hatte verhängnißvolle Illuſionen über ſeinen Beruf zum Theaterdichter und über die glänzenden Einnahmen, die er als ſolcher erzielen werde, während er von der Hand in den Mund und vom fremden Kredite lebte. Die Vorleſungen, die Herr de Pontmarin über dieſe drei Punkte hält, ſind ihrem Inhalte nach gerade nicht neu, aber jedenfalls beherzigungswerth. In den Kreiſen, die Murger mit ſo viel Virtuoſität ſchilderte, iſt es geradezu bon ton, finanziell derangirt zu ſein, und Jeder, der ſich bei Leitung ſeiner wirthſchaftlichen Angelegenheiten des Einmaleins und der Ausgleichung von Einnahme und Ausgabe bedient, iſt in ihrer Sprache

Digitized by Google

ein gemeiner Geiſt, ein vorurtheilsvoller Bourgeois (deutſch Philiſter), ein ſtumpfer Egoiſt. Die Schilderung dieſer Bohème des Talents iſt ſehr ergötzlich, und läßt tiefe Einblicke in das Pariſer Leben thun, wo dieſelbe eine ganz bedeutende Schichte der Geſellſchaft ausmacht.

Uebrigens iſt Murger's Grundſtimmung, trotz ſeines anſcheinlichen Humors, trotz des burlesken Lebens, das er ſchildert, eine äußerſt melancholiſche, trübe und troſtloſe. Hinter dem bunten Theaterflimmer, hinter den Poſſen und Schnurren lauert die kalte Verzweiflung, das Nichts, der finſtere Abgrund. Pontmartin ſtellt ihn dar als den Dichter des ſchmerzlichen Rückblicks (regret), der reueloſen, troſtloſen Klage um Entſchwundenes. Nichts gerathe ihm ſo gut, als ein „letztes Lebewohl" zu ſchildern; Murger und ſeinen Freunden fehle der Glaube an Unſterblichkeit, welcher bei früheren Dichtern (Lamartine, Alfred de Muſſet) das Schmerzliche der Trennung lindere.

„Die kleine Welt, die er ſo wohl kennt und ſo reizend beſchreibt, hat keinen Horizont; auf das Nichts hinaus und die Finſterniß öffnen ſich die Fenſter jener Dachſtübchen, wo zweideutige Liebſchaften unter dem luſtigen Strahle des zwanzigſten Lebensjahres koſen. Der Strahl erlöſche, die Grasmücken verſtummen, die Zeit thue einen Schritt, das Liebeslied verhauche im Nichts, und Alles iſt geſagt, es bleibt nichts mehr. Nicht blos iſt die Erzählung am Ende, auch der Erzähler hat kein Recht mehr zu ſein; er war jung und iſt es nicht mehr; er iſt nicht reif und wird es nie werden."

Kurz und gut, ein Dichter ſeiner Zeit, ein Dichter der Pariſer Sittenloſigkeit, von ihr geboren, von ihr verſchlungen, war Henri Murger. Einzelnheiten über ſeinen Lebenslauf, das Jahr ſeiner Geburt, Jahr und Tag ſeines Todes — von alledem finden wir nichts angegeben. Ein trauriger Epilog, wie über einen Unglücklichen, von dem man aus Zartgefühl und Mitleiden Vieles nicht ſagen will, was nur unzartere Gemüther intereſſiren könnte! Zu den Glücklichen hat der Dichter der Bohème gewiß nicht gehört!

England.

Die Essays and Reviews.

Eine Kriſe des engliſchen Proteſtantismus.

Vor zwei Jahren ſind von dem obengenannten, in Form einer Vierteljahresſchrift erſchienenen Buche mehr als dreißigtauſend Exemplare verkauft worden. Eine ganze Auflage iſt vergriffen worden, ohne ausgegeben zu werden. Die Vereinigten Staaten haben ſich beeilt, das Werk nachzudrucken. Man veröffentlicht eine Menge von Widerlegungen; überall unterzeichnet man Adreſſen, um die ſchuldige Schrift den kirchlichen Obrigkeiten zu denunciren und Vergeltung zu fordern. Indeß iſt dies nicht Alles; England hat ſein religiöſes Parlament, und dieſes Parlament hat ſich ſeinerſeits ausgeſprochen. Viele unſrer Leſer wiſſen vielleicht nicht, was „Convocations" ſind. Man nennt ſo die Verſammlungen der zwei Kirchen-Provinzen von York und Canterbury. Die Macht dieſer Körperſchaften ſchon von jeher ſehr beſchränkt, iſt faſt auf Nichts herabgeſunken, ſeitdem der Clerus auf das Recht verzichtet hat, ſich ſelbſt zu beſteuern. Es iſt hier geweſen, wie überall ſonſt; wer den Beutel hält, hat die Autorität. Nichts deſtoweniger verſammeln ſich dieſe Convocationen alljährlich in der Parlaments-Seſſion, und können alſo je nach dem Bedürfniſſe dienen, eine Manifeſtation zu organiſiren. Dieſes eben hat ſtattgefunden. Die Convocation der Provinz Canterbury war voriges Jahr kaum zuſammengetreten, als die Essays and Reviews auf's Tapet kamen. Alle Welt hat Halloh geſchrieen, und wenn die Verfaſſer des angeſchuldigten Buches nicht auf der Stelle verfolgt worden ſind, ſo iſt es geſchehen, weil die Kirche, waffenlos wie ſie heutzutage iſt, ihre Ohnmacht hat einſehen müſſen.

In Nachſtehendem folgen wir der Darſtellung eines mit engliſchen Zuſtänden ſehr vertrauten Mitarbeiters der Revue des deux Mondes, des Herrn Edmond Scherer:

Um das Erſcheinen des Werkes aus den beſtehenden Verhältniſſen zu erklären, greift Herr Scherer in die Vergangenheit zurück und beleuchtet die Eigenthümlichkeiten der engliſchen Reformation im Gegenſatze zu denen auf dem Feſtlande in ganz ähnlicher Weiſe, wie wir es ſelbſt früher bei Beſprechung der Puſeyitiſchen Bewegung gethan haben. Die engliſche Hochkirche iſt weſentlich noch die alte biſchöfliche Hierarchie, nur daß der König darin an die Stelle des Papſtes getreten iſt, daß ſie faſt rein ſtaatliche Anſtalt geworden, und Verbindungen von wirklich proteſtantiſchem Charakter, den zahlloſen Diſſenters, neben ſich hat Raum geben müſſen, welche, verbunden mit der ſtaatlichen Einſchränkung, ſchwächend auf ſie einwirken. So iſt ſie denn recht eigentlich ein Zwittergeſchöpf, das nur noch mehr als geſchichtliche Reliquie ihr weltlich übrigens vortrefflich geſichertes Daſein friſtet. Ohne ſelbſtändiges inneres Leben, ein gegliedertes und mannigfach abgeſtuftes Fachwerk und dabei doch an allen Seiten offen, hierarchiſch durch Herkommen und Inſtinkt und doch auf den Bund mit der Ungebundenheit des proteſtantiſchen Prinzips angewieſen, orthodox und ſcholaſtiſch gedrillt, und dabei ohne die Waffe der Excommunication, hält ſie ſich weſentlich aufrecht durch die ſtaatliche Verfaſſung des Landes, in welcher ſie von alten Zeiten her einbegriffen iſt, durch die Pietät der Engländer ſelbſt, durch die Gewohnheit, und alſo vornehmlich dadurch, daß ſie ſo wenig geiſtiges Leben als möglich entwickelt. Ein Prinzip hat ſie ganz gewiß nicht; ſie beherbergt vielmehr die beiden ſich feindlichen Prinzipien des Katholicismus und des Proteſtantismus in ſich — unentwickelt, künſtlich unterdrückt, mit allerlei Fictionen verkleiſtert, gerade ſo wie geſchichtlich die engliſche Reformation ſelbſt vor ſich ging, welche ein galanter König im Verein mit gefügigen dienſtwilligen Biſchöfen gemacht hat. Mehr noch als beim römiſchen Katholicismus handelt es ſich darum, einen geſchichtlich gegebenen statuts quo aufrecht zu erhalten, namentlich aber keinen Gährungsprozeß aufkommen zu laſſen, der zerſetzend auf die Form wirken könnte. Bisher hat ſich das freilich bei dem ſtark conſervativen Sinne der Engländer, bei ihrer immerhin achtenswerthen Kirchlichkeit, namentlich aber ihrer ſtarken Apathie, wie einerſeits gegen das Papſtthum, ſo andrerſeits gegen die ſogenannte deutſche Irreligiöſität, ziemlich wie von ſelbſt gemacht.

„Die biſchöfliche Kirche, wie wir ſie kennen, war das Produkt einer Transaction zwiſchen dieſen Strebungen. Die traditionelle, prieſterlich-katholiſche Strebung wird hierbei vertreten durch die Einrichtung des Epiſcopates, die Formen des Cultus und der Liturgie. Die Neuerungstendenz, vom ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Calvinismus eingegeben, fand ihren Ausdruck in den 39 Artikeln, welche das Glaubensbekenntniß der engliſchen Kirche bilden. Man kann kühnlich ſagen, daß dieſer Mangel an innerer Gleichartigkeit und Logik, wie es häufig zu geſchehen pflegt, die Stärke des Anglicanismus geweſen iſt, daß derſelbe ſie vor Extremen bewahrt und ſehr verſchiedenen Bedürfniſſen erlaubt hat, hier eine gleiche Befriedigung zu finden. Indeſſen iſt dieſes Zuſammenſein feindlicher Elemente auch eine fortwährende Quelle der Aufregung geweſen. Die beiden Parteien haben ſtets verſucht, ſich wechſelweiſe auszuſtoßen, und die Geſchichte dieſer Kämpfe iſt die ganze Geſchichte der engliſchen Kirche. Eliſabeth und die erſten Stuart's ſuchten die Einheit durch Einſchüchterung oder Ausrottung der Puritaner zu ſichern. Andererſeits waren es die Puritaner, welche das Uebergewicht erhielten, in der Revolution den Clerus vertrieben und die Kirche an ſich riſſen. Kaum war aber Karl II. auf den Thron gelangt, als er es unternahm, die Orthodoxie herzuſtellen. Die Uniformitäts-Akte, welche von allen Mitgliedern des Clerus eine ausgeſprochene Zuſtimmung zu den officiellen Liturgien forderte, zwang zweitauſend Paſtoren, ihre Heerden zu verlaſſen: eine traurige Maßregel, welche die Kirche reinigte, ſchwächte und den Diſſidenten eine Kraft und Wichtigkeit gab, die ſie bis dahin nicht gehabt hatten.

„Die alten Parteien tauchten indeß zeitig genug wieder auf. Man ſah unter Wilhelm's Regierung die Benennungen „hohe" und „niedere Kirche" entſtehen. Die erſtere bezeichnete die übertriebenſten Anſichten über die Wichtigkeit der anglikaniſchen Inſtitutionen, die Leute, die dieſen Einrichtungen einen apoſtoliſchen Urſprung, einen abſoluten Werth beilegten und, ohne ſich offen über das Heil der Diſſidenten auszuſprechen, in dem biſchöflichen Regimente die authentiſche Form ſahen, in der Gott das Chriſtenthum der Welt geſchenkt hatte. Die Partei der niedern Kirche (low church) im Gegentheile maß, obgleich ſie der Form, der Disciplin und den Lehren des Anglikanismus den Vorzug zu geben behauptete, denſelben nur einen beziehungsweiſen Vorzug, eine conventionelle, Umſtänden gemäße Geltung bei, und ſtand folglich den Diſſidenten weit näher, war auch weit geneigter, ſie zu dulden.

„Uebrigens theilte ſich dieſe Partei wieder in zwei Fractionen, die Calviniſten und die Latitudinarier.....

„Man betrachtet gewöhnlich die Zwiſchenzeit, die zwiſchen der Reſtauration und dem Antritte des Hauſes Hannover verfloß, als die glänzendſte Epoche der anglikaniſchen Kirche. Dieſes Urtheil ſcheint ſchlecht begründet. Die Theologie jener Zeit war nicht beſonders tief und die Frömmigkeit nicht ſehr lebendig. Die Prediger kannten nur drei Themata der Beſprechung: die Wahrheiten der natürlichen Religion, die Beweiſe für die Offenbarung und die Gemeinplätze der Moral. Die Maſſe des Volkes zeichnete ſich aus durch Rohheit der Sitten, durch die grauſamen

Digitized by Google

Vergnügungen und jene Gewohnheiten der Unmäßigkeit, die ſeit ſo langer Zeit wie mit dem National-Charakter verwachſen ſcheinen. In den höhern Klaſſen herrſchten Skepticismus und Zuchtloſigkeit, während das Volk in eine Art Barbarei verſunken blieb.

„Damals war es, wo eine religiöſe Bewegung begann, die das ganze Anſehen von England verändert hat. Ja wohl, England, wie wir es heute kennen, mit ſeiner ernſten, züchtigen Literatur, ſeiner bibliſchen Sprache, ſeiner nationalen Frömmigkeit, mit jener Mittelklaſſe, deren exemplariſche Sittlichkeit die Kraft des Landes ausmacht, dieſes England iſt das Werk des Methodismus. Der Spitzname Methodiſt wurde etwa 1720 zum erſten Mal einigen Studirenden von Oxford gegeben, die religiöſe Vorleſungen anſtellten, Kaſteiungen übten, Kranke und Gefangene beſuchten, und in ihre Studien und ihr Benehmen eine mehr methodiſche Regelmäßigkeit brachten, als die übrigen. Unter dieſen jungen Leuten waren zwei, die ſpäter Häupter der Bewegung wurden, John Wesley und George Whitefield. Der Eifer, der ſie verzehrte, machte ſie zu Apoſteln. Sie unternahmen es, das Land zu durchziehen. Man ſah ſie von Ort zu Ort ziehen, unter freiem Himmel predigen, den erzürnten Maſſen trotzen, Beleidigungen, Schläge erduldend, in beſtändiger Lebensgefahr, aber bisweilen zwanzig bis dreißig Tauſend Zuhörer verſammelnd, durch Hingebung und Begeiſterung über die Hinderniſſe triumphirend, die Aufmerkſamkeit durch ihre Reden feſſelnd. Sie wurden bald unterſtützt durch eine Menge Laienprediger, meiſt einfältige, unwiſſende Handwerker, die aber voll Eifer waren und überall hin das Feuer trugen, das ſie ſelbſt verzehrte. Whitefield war eifriger noch als Wesley; er ſchien die Welt zu enge zu finden, und theilte ſeine Arbeiten zwiſchen England und den engliſchen Kolonien in Amerika. Die Wirkung ſeiner begeiſterten Reden ſtreifte an's Wunderbare. Hume ſelbſt, der kalte Skeptiker, wurde davon erregt, und Franklin hat uns erzählt, wie er gekommen, um einer Rede über die Mildthätigkeit beizuwohnen, aber in der Abſicht, nichts zu geben, nach und nach ſeinen Entſchluß wankend werden fühlte, und ſchließlich ſeine ganze Börſe in den dargereichten Hut ausleerte. Wesley, ein mehr organiſatoriſches Talent, hat die religiöſe Geſellſchaft gegründet, der ſein Name noch geblieben iſt, eine mächtige Sekte, halb Kirche, halb Brüderſchaft, welche beſſer als ein gebildeter Clerus es thun würde, den Armen und Unwiſſenden, den Bauer von Dorſetſhire oder den Bergmann von Cornwallis erreicht. Indeſſen hat der Methodismus mehr gethan, als eine Sekte zu bilden; er hat alle andern belebt, er hat ſeinen Einfluß bis in die herrſchende Kirche ausgedehnt, er hat darin die Lehren der Reformation zu Ehren gebracht, hat damit den Clerus erweckt, ihm den Miſſionsgeiſt mitgetheilt, und in ſeinen Reihen eine Menge Männer, wie Newton, Scott, Romaine, erweckt, die in Frömmigkeit und Hingebung ſelbſt den methodiſtiſchen Predigern nichts nachgaben. Dies iſt der Urſprung der großen Erneuerung, die ſich in der anglikaniſchen Kirche vollzogen hat, dies iſt auch der Urſprung der ſogenannten evangeliſchen Partei, welche unbeſtritten bis gegen 1830 darin geherrſcht hat, heute noch die zahlreichſte iſt und vor deren Macht ſich Lord Palmerſton beugt, wenn er von ihr Biſchöfe für alle offen gewordenen Sitze verlangt.

„Eine Wirkung ruft ſtets eine Rückwirkung hervor. Treu dem puritaniſchen Geiſte, der darin wieder auflebte, hatte die methodiſtiſche Bewegung der Lehre eine ausſchließliche Wichtigkeit gegeben; zuletzt hatte ſie das Heil von der Reinheit des Glaubens, von der Genauigkeit der theologiſchen Meinungen abhängig gemacht; der Glaube, ſtatt eine innere Energie, ein Leben der Seele zu ſein, war zu einem Credo herabgeſunken, deſſen Mechanismus man wohl kennen und deſſen Formel man richtig wiederholen mußte. Die Dogmatik hatte Alles in Beſchlag genommen. Die menſchliche Seele bedarf des Ewigen, und wenn ſie ſich von der Erde zum Himmel wandte und ihren unendlichen Durſt ſtillen wollte, antwortete man ihr mit trocknen Recepten oder unfruchtbaren Syllogismen. Mit Liebe in der Vergangenheit verweilen, hieß ſich der Ketzerei verdächtig machen; einen Anhalt in Formen, eine Freude im Cultus ſuchen, war Aberglaube; den Antrieben der Anbetung, der Weihe, des Opfers folgen, war Unglaube. Alles Unbeſtimmte und Unerfaßbare, alles Rührende, alles wahrhaft Rührende in der Religion, war vernachläßigt oder bei Seite geſetzt. Keine Beſchaulichkeit, kein Ideal, keine Poeſie mehr. Die Predigt nimmt die Stelle des Gebetes ein, die Kanzel die Stelle des Altars, Proſelytismus die erſte Pflicht, Denken die einzige Nahrung des Geiſtes, das konnte nicht dauern.

„Die verkannten Kräfte mußten Vergeltung üben. Eine ungeheure Reaction brach aus, und in wenigen Jahren änderte ſich das Anſehen der Dinge gänzlich.

„Aus Oxford ſtammte der Methodismus, in Oxford erblickte der Puſeyismus das Licht der Welt. Nie ging eine Bewegung richtiger in ihren Inſtinkten, als dieſe, keine aber verirrte ſich raſcher und vollſtändiger. Einige Mitglieder der Univerſität Oxford, genährt mit der Lehre der Väter und der engliſchen Theologen des 12. Jahrhunderts, von der Liebe zum Alterthume und dem Ekel an der herrſchenden Lehre in gleicher Weiſe getrieben, unternahmen es, den Faden der anglikaniſchen Tradition wieder anzuknüpfen. Sie fühlten ſich Eins in der Verehrung für das katholiſche Syſtem, in welchem ſie das Papſtthum nur als eine einfache Uebertreibung anſahen, in der Verachtung der Reformation, deren revolutionairen Charakter ſie verabſcheuten, in dem Eifer für die Principien, welche den Anglikanismus vom übrigen Proteſtantismus trennen, z. B. der biſchöflichen Nachfolge, der Würde des Prieſterthums, der Kraft der Sakramente. Die Parteihäupter waren Puſey, Profeſſor des Hebräiſchen, ein mittelmäßiger Kopf, welcher der neuen Schule ſeinen Namen gegeben hat; Keble, Verfaſſer eines Bandes religiöſer Gedichte, die ſehr geſchmackvoll und verbreitet ſind; endlich Newman, der ſeitdem zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, und welcher durch ſeinen perſönlichen Charakter, ſein Wiſſen, ſeine Sittenſtrenge, namentlich aber durch die Würde ſeiner Beredtſamkeit eine hohe Autorität ausübte. Aus dem Innern dieſes kleinen Zirkels gingen 1833 die berühmten „Tracts for the Times“ („Zeitgemäße Abhandlungen“) hervor, die mehrere Jahre lang dienten, Breſche in die gäng und gäbe Theologie zu ſchießen und England an ſeinen älteren und weitherzigeren Glauben zu erinnern. Die Wirkung dieſer Hefte war ungeheuer. Zwar drangen die darin entwickelten Lehren nicht in die Maſſe des an religiöſe Spitzfindigkeiten wenig gewöhnten Volkes; aber ſie wirkten auf das gebildete Publikum und auf den Clerus durch den doppelten Reiz der Neuheit und des Paradoxen, durch die doppelte Kraft des geſchmeichelten Seelenzuges und des geſtillten Bedürfniſſes. Wie hätten die Diener der Kirche nicht mit Genuß Ideen aufnehmen ſollen, welche ihre Würde erhöhten, und es war natürlich genug, wenn die myſtiſche Salbung der neuen Doctoren die von dem dürren Rothwelſch der „Evangeliſchen“ ermüdeten Geiſter anlockte. Wie man übrigens auch den Grund der Dinge betrachten mag, anerkennen muß man, daß der Einfluß des Puſeyismus auf den Clerus ein wohlthätiger geweſen iſt. Mit der Achtung vor dem Alterthume ſah man wieder erblühen die ernſten Wiſſenſchaften, die geſchichtliche Forſchung, das Verſtändniß des Alterthums, den Geſchmack für religiöſe Kunſt, den Hirteneifer, die Begeiſterung für Werke der Frömmigkeit und Mildthätigkeit.

„Der weltliche clergyman, der geiſtliche Fuchsjäger, dieſer Typus einer bereits entarteten Race, verſchwand vollends ganz. Der Puſeyismus brachte in zehn Jahren den Calvinismus um die Hälfte des Bodens, den dieſer die letzten vierundzwanzig Jahre erobert hatte.“

Der Verfaſſer kommt nun darauf, zu zeigen, wie dieſe Richtung naturgemäß zum Katholicismus überführte, der alle Konſequenzen ungebrochner Tradition für ſich hat, während im Anglikanismus, gerade in dem Punkte, wo dieſe Traditionen angeknüpft werden ſollen, unleugbare Schwächen vorhanden ſind. Zahlreiche Anhänger Puſey's wurden katholiſch, Newman vor Allem, der endlich eingeſehen zu haben ſcheint, daß ſeine berühmte, im Traktat Nr. 90 ausgeführte Ausgleichung des anglikaniſchen und römiſchen Glaubens doch nicht haltbar war. Noch dauern dieſe Uebertritte im größten Maßſtabe fort, und es iſt wirklich die Frage erlaubt, was das Schickſal der engliſchen Staatskirche ſein dürfte, wenn einestheils ihre Gläubigen ſchaarenweiſe austreten, anderntheils in ihr, wie wir bald ſehen werden, der kontinentale Rationalismus im breiten Heereszuge eindringt.

Wir können hier über längere Betrachtungen hinweggehen, die einem deutſchen Leſer nichts Neues bieten; die Geſchichte der Aufklärung, des Rationalismus, der kritiſchen Schule in Deutſchland, wie ſie von Semler, Leſſing ꝛc. her datirt, iſt bekannt. Dieſer Einfluß iſt es, welcher in den Essays and Reviews ſich geltend zu machen ſucht, als eine Reaction gegen das katholiſche Prinzip der Puſeyiten, und als ein Wiederaufleben jener Strebungen, die zur Zeit des engliſchen Deismus bis Hume und Bolingbroke ſtattfanden. Wenn damals der Zweifel an der Gültigkeit der Schrift mit rationellen, rein philoſophiſchen Gründen an die Thür pochte, ſo geſchieht dies jetzt mit hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen. Das iſt der Hauptunterſchied.

„Die Engländer haben kein kritiſches Temperament, aber ſie haben einen ſtarken Verſtand und eine gewiſſe geiſtige Ehrlichkeit, die ihnen über die Vorurtheile hinweghilft. Die Arbeiten der deutſchen Theologie erweckten bei ihnen anfangs nur Entrüſtung und Schreck. Nach und nach ermuthigte ſich irgend ein kühnerer Geiſt ſo weit, um dem Ungeheuer in's Geſicht zu ſehen; das Vertrauen kehrte wieder, als man Männer, wie Coleridge, Hare, Arnold, eine unzweifelhafte Frömmigkeit mit einer

Digitized by Google

Aufrichtigkeit der Forſchung vereinen ſah, die ſie bisweilen zu weit führte. Das Beiſpiel Arnold's vor Allem ermunterte wieder die ſchüchternen Geiſter."

Herr E. Scherer geht nun näher auf den Charakter und Einfluß Arnold's ein, welcher, ein gelehrter Herausgeber des Thucydides und Verfaſſer einer Geſchichte des älteſten Roms, die philologiſche Kritik auf die Bibel anwandte, und den katholiſirenden Tendenzen des Puſeyismus ebenſo entgegentrat, wie der Unwiſſenheit und dem Dogmatismus der „Evangeliſchen." — Als Lehrer an der berühmten Anſtalt in Rugby angeſtellt, übte er einen weitgehenden Einfluß auf die von da zur Univerſität übertretende Jugend. Nach Arnold's Tode wurde Stanley, ſein Schüler und Biograph, zum Profeſſor der Kirchengeſchichte in Oxford ernannt, der eine liberale Theologie einführte und in Jowett einen noch kühneren und unabhängigeren Kollegen fand. So bildete ſich allmählich eine dritte Partei neben den ſchon vorhandenen. Man hatte die heutzutage durch den Puſeyismus vertretene Hochkirche (high church), die von den Evangeliſchen gebildete niedre Kirche (low church), und nun auch noch eine „weite Kirche" (broad church) von weſentlich rationell kritiſcher Natur. — Aus dieſer iſt das obengenannte Buch hervorgegangen, das jetzt, wie wir eben hören, ſelbſt im Parlamente zur Sprache gekommen iſt.

Dieſe Essays and Reviews beſtehen aus ſieben Stücken, die mit Ausnahme eines einzigen, von anglikaniſchen Geiſtlichen geſchrieben ſind — und zwar ohne vorhergehende Verabredung, weshalb die Verfaſſer auch jede kollektive Verantwortlichkeit ablehnen. Man findet darin einen Aufſatz über die Erziehung des Menſchengeſchlechts neben einer Beſprechung der Arbeiten von Bunſen, eine Arbeit über die moſaiſche Kosmogonie neben einem Artikel über die Kennzeichen und Vorbedingungen einer National-Kirche. Sieht man indeß genauer zu, ſo bemerkt man auf allen Seiten, in allen Federn daſſelbe Beſtreben. Hierdurch erhält der Band eine Art Einheit, hierdurch wird er zu einem Symptom der Kriſis, die heutzutage den Anglikanismus erſchüttert. Wenn man in dieſen Aufſätzen das Individuelle und das Zufällige in der Form der Einkleidung bei Seite läßt, ſo gelangt man dazu, einige Ideen herauszufinden, deren Vaterſchaft nicht zweifelhaft ſein kann.

Von den nun folgenden Betrachtungen wollen wir den Kern geben, da es ſich um Dinge dreht, die tauſendmal beſprochen ſind — das Prinzip des Katholicismus und das des Proteſtantismus — hier die Unfehlbarkeit der Kirche, reſpektive einer der Päpſte als oberſten Erklärers des Glaubensgeheimniſſes, dort die alleinige Gültigkeit der Bibel und die freie Interpretation derſelben; der Katholicismus auf der Autorität des Papſtes und der Biſchöfe, der Proteſtantismus auf der Autorität der Bibel beruhend. Katholicismus ohne Papſt, und Proteſtantismus ohne Bibel ſind zwei Dinge, die ziemlich auf Eins hinauslaufen würden.

Die Bekämpfung der Autorität der Bibel, d. h. in der Interpretation, welche ihr die Scholaſtiker gegeben, und die allerdings ſchon aus dem Judenthume ſtammt, hat ſehr verſchiedene Phaſen durchlaufen; man hat ein Geſchütz nach dem andern vorgefahren, zuerſt die Aſtronomie, die durch Kopernikus eine ganz veränderte Geſtalt erhielt, dann die Philoſophie, ſpäter die Geologie, endlich in neuerer Zeit die Chronologie und die Geſchichtswiſſenſchaft. Mit der erſteren wird es indeß, trotz Bunſen's Forſchungen, die ſehr romantiſcher Natur ſind und auf höchſt gewagten Konjekturen beruhen, wenig auf ſich haben; für ſeine 20,000 Jahre der Menſchengeſchichte müßte ein anderer Beweis beigebracht werden, als der aus allerlei künſtlichen Hypotheſen. Es iſt richtig, daß bereits gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chriſtus die älteſten Völker mit einer, allen Anzeichen nach, bedeutenden Kultur auftreten und geſchichtliche Aufzeichnungen machen; aber andererſeits iſt in allen Sagen und Ueberlieferungen jener Zeit der Grundzug bewahrt, daß ſich dieſe Menſchheit nicht für uralt, ſondern für ſehr jung hielt. Wo man z. B. des Mannes mit Liebe gedenkt, der zuerſt Ziegel geſtrichen, oder die Hirtenpfeife geblaſen, da kann keine unendliche, verwirrende Zeit dazwiſchen liegen. Für die Schnelligkeit oder Langſamkeit der Kultur-Entwicklung in jenen Zeiten, für die Stärke der damaligen Bevölkerungen ꝛc., hat man aber gar keinen Maßſtab, als die unabweisbare Hypotheſe, wonach der Menſch ſich aus einem thierartigen Zuſtande entwickelt habe, und bei ſeiner Dummheit natürlich nur langſam vorwärts gekommen ſei.

Offenbar hat den Engländern die Geologie am meiſten imponirt, da ſie Leute der Thatſache ſind. Uebrigens iſt bei dieſen Streitfragen ein Doppeltes zu unterſcheiden: erſtens der Kampf der ernſten, aufrichtigen Wiſſenſchaft gegen die eingeroſtete Unwiſſenheit ſcholaſtiſcher Köpfe, welche mit Annahme gewiſſer wiſſenſchaftlicher Reſultate gleich die ganze Religion in Gefahr ſehen, und zweitens das Einbrechen des Materialismus und die ſelbſtbewußte Feindſeligkeit gegen die Religion überhaupt. In vielen Köpfen liegt Beides vermiſcht durcheinander, weil man Form und Weſen nicht zu ſondern weiß, und unklare Begriffe über das Verhältniß von Wiſſenſchaft und Religion hat. Gewöhnlich ſieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und die Erklärungen und Abweichungen der Religions-Urkunden von Seiten der kritiſchen Schulen ſind im Grunde eben ſo fehlgehend, als die Vertheidigungen ſcholaſtiſcher Gläubigen, welche Sauerſtoff und Waſſerſtoff, concentrirtes und nicht concentrirtes Licht in die Schöpfungsgeſchichte bringen, und der Gottheit in ihrer Offenbarung die größten Albernheiten andichten, um nur den übelverſtandenen Buchſtaben zu retten.

Herr E. Scherer ſieht der Sache auf den Grund, und faßt ſie nur als Symptom einer tiefgehenden Bewegung, die den Katholicismus wie den Proteſtantismus, ja alle poſitive Religion in gleicher Weiſe trifft; es handelt ſich um Sein oder Nichtſein der Religion, um Gott oder Nichtgott, um Glauben und Nichtglauben überhaupt, und dieſe Krankheit ſteckt dem, was man Katholicismus nennt, ſo gut in den Gliedern, wie dem Proteſtantismus. Mögen die Prieſter glauben, was ſie wollen und ſo kräftig und entſchieden, als ſie wollen; ihr Glaube wird nur ſo lange maßgebend ſein, als es ein gläubiges Volk giebt, welches alle jene Inſtitute, Einrichtungen, Gebräuche aufrecht hält. Fehlt jenes Volk, fehlen dieſe feſtgeſchloſſenen Anhänger, die für die Sache einſtehen, dann mögen die Scholaſtiker Dogmen vertheidigen, Einrichtungen hochhalten, Obere verehren, wie ſie wollen; das Ende vom Liede wird doch ſein, daß ihr Bau zuſammenſtürzt. — Wäre das, was z. B. in Italien vor ſich geht, möglich, wenn die Italiäner wirkliche Katholiken und aufrichtige Anhänger des Papſtes wären? — Ganz gewiß nicht, obſchon in der That die Hierarchie, die Biſchöfe an der Spitze, gar nicht zu wiſſen ſcheint, wie ſpät es an der Zeit iſt und ſich an höchſt gebrechliche Stützen klammert, bei der geringſten Gelegenheit bereit, mit vollkommen utopiſchen Reſtaurations-Ideen hervorzutreten. Die Maske der Hierarchie der Kirche ſteht noch, aber im Innern ſcheint die Anarchie nicht minder arg zu ſein, als im Proteſtantismus. Herr E. Scherer hebt es, um die Lage der Dinge zu kennzeichnen, ausdrücklich hervor, daß man die Lehre von der päpſtlichen Unfehlbarkeit gerade in einer Zeit bis zur Ungebühr und über alle von der frühern Orthodoxie anerkannten Schranken hinaufgeſchraubt habe, wo ſie der Welt, ja vielleicht dem bei weiten größeren Theile der überhaupt zurechnungsfähigen Katholiken ſo ziemlich gleichgültig iſt. Er ſagt darüber: Die Schriftſteller, welche dieſes Paradoxon feſtzuſtellen geſucht haben, glaubten der Kirche einen Dienſt zu erweiſen, wenn ſie Alles auf die Spitze trieben. Grade das Gegentheil iſt eingetreten. Die Grundlage der Kirche wurde nicht mehr breit genug; die auf die Spitze geſtellte Pyramide fing an zu wanken, und während heutzutage die Lage des Papſtes in einigen (blos einigen?) Hinſichten bedroht iſt, und die Bedingungen ſeiner Souverainetät auf dem Punkte ſcheinen, eine Veränderung zu leiden, trübt ſich das Bewußtſein der Katholiken; verlaſſen heben ſie die Augen zum Himmel, als ob der chriſtliche Glaube von der Erde verſchwinden ſollte."

Die Frage, welche durch dieſe Erſcheinungen in der engliſchen Kirche ihrer Löſung wieder einen Schritt näher rückt, iſt alſo, mag man nun die Autorität der Kirche auf einen unfehlbaren Oberpriſter oder auf eine unfehlbare Schrift gründen, eine, welche Proteſtantismus wie Katholicismus, ja alle poſitive Religion gleichmäßig angeht; dieſes ſehen die ernſten Leute aller Confeſſionen gleichmäßig ein, und nur die eingefleiſchten Scholaſtiker, welche an der Form und dem Buchſtaben hängen, führen ihre ganz unbedeutend gewordenen dogmatiſchen Zänkereien fort, als ob ſie noch vor dreihundert Jahren lebten, und ſuchen, rückwärts gewandt, jene abgelebten Formen um jeden Preis wieder herzuſtellen. Was Herr Scherer ſagen will, wenn wir ſeine Grundanſchauung in's Kurze faſſen, iſt dieſes, daß das römiſch-katholiſche Prinzip der Unfehlbarkeit des Papſtes wie das der Unfehlbarkeit der Bibel, beide auf einen Punkt angelangt ſind, an dem ihre Unhaltbarkeit unabläugbar wird, an dem klar wird, daß die römiſche Hierarchie, wie die Kirchenbildungen des 16. Jahrhunderts, in ihrer Aeußerlichkeit ſich ausgelebt haben. Wie die Sachen ſtehen, was die erſtere betrifft, dürfte ſchon bei der nächſten Papſtwahl zu Tage treten, die allem Anſcheine nach die wahren Zuſtände des Kardinal-Kollegiums, u. ſ. w. enthüllen, und gewiſſen weltlichen Mächten Anlaß zu tief eingreifenden Einmiſchungen in die innerſte Oekonomie der Kirche geben wird. — Man denke ſich einen Papſt, den die alten, an Oeſterreich hangenden Kardinäle gewählt, und was Frankreich thun würde; man denke ſich eine Kreatur des Kaiſers der Franzoſen auf dem päpſtlichen Stuhle — Alles ſchon dageweſen; aber heutzutage würde das entſchieden wirken: man denke ſich das Dilemma, in welches aufrichtige Katholiken

Digitized by Google

kommen müſſen, wenn derartige Zuſtände eintreten. Welche Zerklüftung, welcher Zerfall!

Derſelbe beſteht allerdings im Proteſtantismus ſeit lange; aber das muß man doch zugeben, daß die gläubigen Proteſtanten dieſer Zuſtände gewohnt ſind, und ſo dort muthig ſelbſt vertheidigen und zu helfen wiſſen, wo die Katholiken vertrauensvoll auf ihre Führer hinſchauen, deren Rathloſigkeit ziemlich offenbar ſein dürfte. Die Katholiken haben vor lauter Kirchenregierung keine Organiſation mehr. Das iſt die Frucht des auf die Spitze getriebenen Princips der Prieſter-Autorität. Viel aufrichtige, einfache Frömmigkeit, viel Pietät, viel Geduld und milde Beurtheilung der Gebrechen der Kirche herrſcht unter den katholiſchen Laien, ſelbſt den gebildeten, — aber die Prieſterſchaft weiß es nicht zu verwerthen, ihre Organiſation nicht lebendig zu erweitern, der Schnitt zwiſchen Prieſtern und Laien iſt klaffend. — Was gehen uns die Geiſtlichen, was geht uns das Kirchengut, was geht uns die Wirthſchaft im Kirchenſtaate an? ſagen ſolche Katholiken achſelzuckend; wenn wir uns auch ereifern, können wir eine Hand ausſtrecken? was wir können, iſt einen Peterspfennig zu zahlen, um unſere Pietät zu beweiſen. Die Hierarchen prunken gewöhnlich mit der bewundernswerthen Organiſation der katholiſchen Kirche — das iſt richtig, die Prieſterkaſte iſt abgeſtuft, wie nur irgend ein militairiſcher Körper, ſelbſt in der Uniform; jedes Bändchen und jede Quaſte, jedes Bäffchen und jede Farbe iſt da vorgeſchrieben — aber die eigentliche Kirchengemeinde iſt Anarchie, ein unorganiſcher Haufe von Menſchen, der daſſelbe Gotteshaus beſucht oder nicht beſucht, und der ſich das Recht dazu erkauft, daß er einmal im Jahre zum Abendmahle geht. Gemeinde-Angelegenheiten kennt er abſolut nicht; wie die Kirchenvorſteher gewählt werden, weiß er nicht, kümmert ſich auch nicht darum, da dies eine Häreſie ſein würde. Kurzum, trotz Vincenz- und Bonifacius- und dergl. Vereinen iſt die kleinſte altlutheriſche Winkelgemeinde beſſer daran, beſitzt mehr inneren Halt, mehr Widerſtandsfähigkeit, als jedes dieſer Menſchen-Aggregate, die blos dann den Prieſtern imponiren, wenn ſie aufſeſſig werden. Das Treiben in Polen, in Italien, in Ungarn, der Unfug, den man dort mit der Religion treibt, zeigt, daß wir dieſes Urtheil verantworten können. Es ſcheint indeſſen, als ob es noch ärger kommen werde. Proteſtantismus und Katholicismus haben alſo hierin einander nichts vorzuwerfen, und es zeigt von unglaublicher Verblendung und Bornirtheit, wenn ſich katholiſche Kampfhelden über den Sturz und die Zerſetzung des Proteſtantismus, oder anglikaniſche Geiſtliche über den Sturz des Papſtthumes freuen. Denn Jedes bezahlt des Andern Zeche mit: ſtürzt das Papſtthum, dann dürfte der engliſchen Hochkirche auch ihr Lied geſungen ſein; ſtürzt im Proteſtantismus die Autorität der Bibel, ſo ſtürzt ſie für den Katholicismus mit; denn daß es ein Leichtes iſt, mit den Conſtitutionen, Concilien-Beſchlüſſen, päpſtlichen Dekreten ꝛc. fertig zu werden, wenn einmal das Volk entchriſtlicht wird, braucht man ſchwerlich zu beweiſen.

„Warum ſollte man ſich's alſo verhehlen, fährt H. Scherer fort, was im Grunde in Gefahr iſt, iſt nicht der Proteſtantismus, ſondern das Chriſtenthum, die Religion ſelbſt. Eine Naturreligion exiſtirt nur in den Büchern. Religionen, welche leben und wirken, ſind poſitive Religionen, d. h. Religionen, die eine Kirche, Riten, beſondere Dogmen haben. Was ſind Dogmen? Im tiefſten Sinne genommen, ſind es ebenſo viele Löſungen der großen Probleme, welche ſtets den menſchlichen Geiſt beunruhigt haben: die Entſtehung der Welt, die des Böſen, die Vergebung der Sünden, die Zukunft der Menſchheit. Die Lehren einer Religion ſind eine geoffenbarte Metaphyſik.

„In ſeiner Form betrachtet, iſt das Dogma übernatürlich — nicht blos, weil die Religionen in einer Zeit entſtanden ſind, wo ſich die wunderſüchtige Einbildungskraft naiver Weiſe in Alles miſchte, ſondern — man ſieht es leicht ein — eine poſitive Religion hat gar keinen andern möglichen Urſprung als eine Offenbarung; ſie iſt nothwendig eine Geſchichte des Eingreifens der Gottheit in die menſchlichen Geſchicke, die Erzählung der Thaten, durch die Gott die Welt geſchaffen und erlöſt hat. Entweder iſt ſie das, oder ſie iſt gar nichts. Man ſieht hieraus ſchon, daß nicht Alles in der Religion religiös zu ſein braucht. Es giebt in jeder Religion eine Maſſe hiſtoriſcher, phyſiſcher und metaphyſiſcher Elemente, über die das Dogma mit der Wiſſenſchaft in Streit gerathen kann. Indeſſen will ich hier nicht von dieſem Gegenſatze ſprechen; das religiöſe Gefühl übt auch eine kritiſche Wirkung; es kann gleichfalls mit der Religion in Streit gerathen.

„So lange die Autorität des Prieſters oder der Bibel ihren Zauber bewahrt, erhält der Gläubige ſeine Religion ganz fertig und ohne zu kritiſiren; iſt aber einmal die Autorität erſchüttert, ſo will der Menſch, wenn er ſeinen früheren Glauben nicht ganz abthut, ihn wenigſtens doch nur unter der Form eines Erbſtückes behalten. Er behält dann nur diejenigen Glaubenspunkte, die ſich ſeinem Geiſte, ſeinem Herzen empfehlen, mit einem Worte, die ſeinen religiöſen Bedürfniſſen Genüge ſchaffen.

„So wird das religiöſe Gefühl zum Maße der religiöſen Wahrheit. Er nimmt Alles an, was ſich in der Religion an ſein Gemüth richtet, Alles, was daſſelbe nährt und tröſtet, Alles, was ihn zum Unendlichen und Idealen erhebt, was ihn mit Gott vereint....“

Herr Edmund Scherer fährt noch weiter fort in der Entwickelung dieſer Gedanken. — Auch dieſer Standpunkt iſt ein unhaltbarer: denn das religiöſe Gefühl wird bei einer ſolchen Lage nach und nach doch hülflos, und ſtreckt zuletzt die Waffen. Hören wir den Schluß der ganzen Betrachtung:

„Ich verlange nicht, hier maßgebend zu ſein, aber ich kann nicht umhin, mit einiger Unruhe zu fragen, ob der chriſtliche Rationalismus auch eine Religion ſei? Iſt das, was nach der fraglichen Operation (der Beſeitigung alles deſſen, was irrationell ſcheint) im Schmelztigel bleibt, wirklich die Eſſenz der poſitiven Dogmen, oder vielleicht nur das Caput mortuum davon? Hat das für den Verſtand durchſichtig gemachte, vernunftgemäße Chriſtenthum überhaupt noch eine große Kraft? gleicht es nicht ganz dem Deismus, hat es nicht deſſen Dürre und Unfruchtbarkeit?....“ Wir wollen hier nur ganz kurz ſein; die letzte Konſequenz, meint unſer Gewährsmann, wäre, wenn einmal das Uebernatürliche, folglich auch die Idee Gottes, Unſterblichkeit, Vergeltung u. ſ. w. außer Cours geſetzt iſt, daß es dann keine andere unfehlbare Autorität geben werde, als das Gewiſſen eines jeden Einzelnen — die praktiſchen Konſequenzen hieraus gezogen, ein Aufgeben aller objektiven Autorität, jedes gemeinſamen Bandes; geiſtige und materielle Anarchie — jeder Einzelne würde dann gewiſſermaßen König und Gott für ſich ſelber ſein, und ſomit die bibliſche Erzählung vom Sündenfalle illuſtriren:

„Eritis sicut deus, scientes bonum et malum.“

Ihr werdet, wie Gott ſelber ſein, wenn Ihr erſt den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe begriffen habt, wenn Ihr Euch herausnehmt, den Richter zu machen zwiſchen Gott und Teufel. — Es liegt denn doch ein verzweifelter Tiefſinn in dem alten Buche, und es gehört eine gewiſſe Portion geiſtiger Beſchränktheit dazu, das eben nicht heraus zu riechen, den Verluſt gar nicht zu ahnen, den man erfährt, wenn man es gegen „die unumſtößlichen Reſultate der neueren Wiſſenſchaft“ austauſcht. Was iſt Gold, was iſt Meſſing? Wo iſt das Kriterium hierfür, das die Wiſſenſchaft an die Hand giebt?

Kann es eine religionsloſe Menſchheit geben? Kann der Menſch leben, ohne die Lebensluft einer Unendlichkeit zu athmen, die ihn auf allen Seiten umdrängt? Kann man mit „wiſſenſchaftlichen Reſultaten“ den geiſtigen Hunger ſtillen, kann das perſönliche Gewiſſen jedes Einzelnen eine Richtſchnur abgeben, welche die menſchlichen Angelegenheiten ordnet, oder iſt ſeine Anerkennung nicht vielmehr nur die Emanzipation des ſchrankenloſen Egoismus, der alle Bande geſellſchaftlicher Ordnung löſen muß?

„Das iſt, heißt es am Schluße, das furchtbare Problem, daß ſich über allen kirchlichen Fragen und kirchlichen Nebenbuhlereien erhebt, und den gegenwärtigen Streitigkeiten im Proteſtantismus ein ſo tragiſches Intereſſe verleiht.“

Rußland.

Alexander Herzen und der ruſſiſche Geſandte in London.

Vor einiger Zeit ging durch die Journale die Notiz, Alexander Herzen habe von irgend einem ſeiner geheimen Freunde, deren er auch in den ruſſiſchen Büreaukratie-Kreiſen nicht wenige zählt, den Wink erhalten, daß ihn die ruſſiſche Polizei beſeitigen und zwar meuchleriſch ermorden, oder gewaltſam entführen wolle. Dadurch fand ſich der bekannte Agitator veranlaßt, an den ruſſiſchen Geſandten in London, Baron Brunnow, einen offenen Brief zu richten, worin er ihn „für jedes Haar, das von ſeinem Haupte fällt,“ verantwortlich macht. Der urſprünglich im „Kolokol“ veröffentlichte Brief wurde von Herzen ſelbſt in franzöſiſcher Ueberſetzung eifrig verbreitet und erregte Aufmerkſamkeit, denn die Sache hat ihr Pikantes. Es wurde ihm eine Entgegnung von Schédo-Ferroti (dem pſeudonymen Verfaſſer der in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Studien über ruſſiſche Zuſtände), die aber Herzen in ſeinen „Kolokol“ aufzunehmen ſich weigerte. Dies beſtimmte den Vertheidiger der ruſſiſchen Regie-

Digitized by Google

rung, den Brief A. Herzen's ſammt der Entgegnung ruſſiſch und franzöſiſch in einer Broſchüre, die vor Kurzem in Deutſchland erſchienen iſt,* vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Die ganze Angelegenheit und ihre Behandlung wirft einige charakteriſtiſche Streiflichter auf das Treiben der ruſſiſchen Demagogie, und iſt deshalb wohl der Kenntnißnahme unſerer Leſer werth.

Der ruſſiſche Revolutionär ſchreibt dem ruſſiſchen Geſandten:

„Die Brutus und Caſſius der dritten Abtheilung.“**
(Ein Brief an den ruſſiſchen Geſandten in London.)

„Verehrter Herr!

„Es wird Sie gewiß ſehr wundern, daß ich an Sie ſchreibe; mich ſelbſt wundert es nicht weniger, als Sie. Ich hätte mich nie entſchloſſen, einige Minuten Ihrer koſtbaren Zeit in Anſpruch zu nehmen, wäre dies nicht im Intereſſe der Regierung, welche ſo glücklich iſt, von Ew. Excellenz vertreten zu werden.

„Ich werde ſehr kurz und bündig ſein.

„Es wird Ihnen bekannt ſein, daß wir mit Ogarew hier ein Blatt unter dem Titel „Kolokol“ herausgeben. In letzter Zeit haben wir in unſerer Eigenſchaft als Redacteur eine Anzahl von Briefen bekommen, die voll ſind von rohen Ausdrücken, ja von Drohungen, Ogarew, den Fürſten Dolgoruki (ich beeile mich, Sie zu beruhigen, daß nicht Fürſt Baſil, der Chef der Gendarmerie — deſſen Leben iſt ſehr ungefährlich — gemeint wird, ſondern Fürſt Peter Wladimirowitſch) und mich zu tödten.

„Dies Alles würde mich nicht beſtimmen, Ihnen zu ſchreiben, Baron.

„Doch vorgeſtern (am 9. Oktober) erhielt ich zwei Briefe (vor Zeugen, denen ich ſie ſehen ließ), in denen mir ein unbekannter Freund mit Sicherheit meldet, daß die dritte Abtheilung beſchloſſen habe, „mich gewaltſam zu entführen oder zu tödten.“

„Die erſtere dieſer Annahmen iſt zu lächerlich, um möglich zu ſein. Sagen Sie, Baron, ſelbſt — was wäre ich für eine Proſerpina mit einem Bart, und was für ein Pluto Schuwalov mit den Epauletten?

„Es bleibt alſo die Drohung mit dem Tode.

„Wer will mich tödten? Auf weſſen Befehl? Der Verdacht fällt offenbar auf den Kaiſer. Ich glaube aber nicht, daß er es befohlen hätte. Sie werden vielleicht wiſſen, daß ich in vielen Dingen eine andere Meinung habe, als Alexander Nikolajewitſch; ich werde aber nie glauben, daß er Mörder ausſendet. Ich würde dies unter keiner Bedingung thun. Uebrigens liegt das auch nicht in ſeinem Charakter und den Traditionen des kaiſerlichen Hauſes — die Mitglieder deſſelben ſind ja weder Korſikaner, noch Borgias, um meuchleriſch zu morden! Ich weiß ſehr wohl, Herr Baron, daß dieſelben manchmal dem Ziel der Natur vorzugreifen ſuchten, um den Gang der Dinge zu beſchleunigen — aber das geſchah nur in dem intimſten, im Familienkreiſe, zwiſchen Frau und Mann, Sohn und Vater. Ich ſtehe in keinem ſo nahen Verhältniſſe zu Alexander Nikolajewitſch, um ein Recht auf eine ſo familiäre Theilnahme beanſpruchen zu können.

„Er gewiß nicht. Wer denn?

„Schuwalov? Der Brief bezeichnet ausdrücklich die dritte Abtheilung. Ich kenne den Grafen nicht im Geringſten. Vor zwei Monaten ließ er in Paris einen gewiſſen Salzmann einkerkern, welcher eines vom Fürſten Kotſchubey begangenen Selbſtmordverſuches beſchuldigt wurde (ich gebe zu, das iſt etwas unklar); dieſe Angelegenheit hat vielleicht Schuwalov eine übermäßige Idee von der Allmacht der dritten Abtheilung eingegeben. Das aber iſt das Mißliche: ob Schuwalov, oder Jemand anderes, das bleibt ſich gleich, die Verantwortlichkeit fällt in jedem Falle mit ihrer ganzen Schwere auf Alexander den Unſchuldigen. Wir müſſen mit Ihnen ſofort Mittel treffen, daß eine derartige Beſchuldigung nicht an der Regierung haften bleibe, welche ſo glücklich iſt, durch Sie vertreten zu werden. Was iſt das, dieſelbe im Verdacht zu haben, daß ſie Fallen ſtellt und den oder jenen Polizei-Brutus über Meere und Berge hinausſendet —

„den Dolch im Gewande.“

„Man muß die Verleumder eines Beſſeren belehren, und das iſt nicht genug. Sie müſſen mich von nun an, Baron, hüten, wie Ihren Augapfel; jedes Haar, das von meinem Haupte fällt — würde auf die ruſſiſche Regierung fallen, man würde ſagen, daß mir es Alexander Nikolajewitſch herausgeriſſen habe. Mich zu ſchützen, liegt ſo ſehr im Intereſſe der ruſſiſchen Geſandtſchaft, daß ich blos die von mir empfangenen Briefe mit der erforderlichen Vidimirung am gehörigen Orte deponiren werde, ohne andere Maßregeln zu treffen, denn ich weiß, daß Sie dies noleus volens thun müſſen.

„Indem ich mich auf ſolche Weiſe der mütterlichen Sorgfalt der ruſſiſchen Geſandtſchaft empfehle, bitte ich Sie, Herr Geſandter, die Verſicherung meiner Hochachtung zu empfangen.

11. Oktober 1861. Alexander Herzen.“

Orsett House, Westbourne Terrace.

Dies der Brief A. Herzens. Die von dem Verfaſſer ſelbſt verbreitete franzöſiſche Ueberſetzung iſt ſehr frei und weniger ſchroff gehalten, als das ruſſiſche Original. Auf dieſes wohlberechnete Agitationsmittel folgte eine von Schédo-Ferroti unterzeichnete Antwort, welche die Sache von der anderen Seite beleuchtet. Sie ſucht darzuthun, daß Herzen nur das Opfer einer Myſtification war. Kurz vor jener Benachrichtigung in tyranniſch-klaſſiſchem Stile hatte er mehrmals Briefe empfangen, die auch ſein Leben bedrohten, und gleich darauf den Wink von „einem unbekannten Freunde,“ daß die Polizei ihn ermorden wolle. Als Urſache warum Herzen an dieſe Möglichkeit nicht gedacht, wird ſeine koloſſale Eitelkeit bezeichnet, die ſo weit gehe, daß er ſich mit dem Tyrannen von Syrakus vergleicht und ſich mit gekrönten Häuptern, ja mit den Kaiſer Alexander auf Eine Stufe ſtellt. „Warum nöthigen Sie — ſagt die Antwort weiter — mich und die große Anzahl Jener, die mit mir Eines Sinnes über Sie ſind, mit Betrübniß zu bemerken, wie Ihre vortrefflichen Geiſtesanlagen immer mehr und mehr durch einen übermäßigen Dünkel entſtellt werden — einen Dünkel, der Ihren Ideen etwas Excentriſches, Ihrem Worte etwas Schneidendes, Ungeordnetes gibt; der endlich Sie zu einem naiven Ausdrucke der Bewunderung bringt, mit der Sie auf Ihre eigene Größe blicken, ohne den Gedanken zuzulaſſen, daß Ihre Leſer dieſelbe nicht theilen.

„Dieſe Selbſtüberhebung paßt nicht für Sie! Ueberlaſſen Sie es dem Herrn Golowin, ſich zu rühmen, daß man ſeine Autographa um 200 Francs verkaufen wird, daß in Amerika die Wirthe in überfüllten Gaſthäuſern auf den Boden ſchlafen gingen und ihm ihre eigenen Zimmer abtreten, um nicht der Ehre verluſtig zu werden, einen ſolchen Gaſt zu beherbergen, daß es im Jahre 1849 von ihm abhing, Louis Napoleon zu ſtürzen, oder eigentlich — vom Pferde herunterzureißen u. ſ. w.

„Der Weg Golowin's ſollte nicht Ihr Weg ſein. Sie ſind ein hervorragender Schriftſteller „und — was in meinen Augen mehr bedeutet — aufrichtig überzeugt von dem, was Sie ſchreiben; das beſtreitet Niemand; daß Sie aber ſchon eine Macht wären, in deren Angeſicht — dem monarchiſchen Ausland auf der Welt bange würde, und daſſelbe genöthigt wäre, Sie zu beſeitigen, um ſelbſt beſtehen zu können — das wird Niemand glauben; das erinnert zu ſehr an jenen Golowiniſchen Sturz Napoleon's.“

Herzen weigerte ſich, wie bereits erwähnt, dieſen Brief im „Kolokol“ abzudrucken, indem er in ſeiner Zeitſchrift erklärte, er nehme nur faktiſche Berichtigungen auf, „niemals aber habe er die lächerliche Rolle jener Leute übernommen, welche bereit ſeien, ſich mit der eigenen Hand abzuſtrafen.“

Die betreffende Bemerkung im „Kolokol“ beginnt mit den Worten: „Wir glaubten, nachdem wir die *lächerliche Rodomontade* der dritten Abtheilung und ihre Drohungen enthüllt und dem Gelächter von ganz Europa preisgegeben haben, die Sache wäre zu Ende.“

In dieſen Worten hat der pſeudonyme Gegner einen willkommenen Anhaltspunkt. Er hebt in einer zweiten Erwiederung hervor, daß dieſe Verſion der Sache, wobei nur von einer „lächerlichen Rodomontade“ geſprochen wird, ganz und gar nicht mit dem Briefe an den ruſſiſchen Geſandten übereinſtimme. „Herr Herzen ſtellt das Factum feſt, daß er nie an die Wahrheit der ihm zugekommenen Nachricht von der mörderiſchen Abſicht der Regierung geglaubt habe. Und wenn dies ſo war, warum dann ſolchen Lärm um die Sache, und dieſe vor Zeugen geöffneten Briefe, die Abſchriften und Deponirungen „an den gehörigen Ort,“ und das Schreiben an den Geſandten, und die Artikel in den franzöſiſchen Zeitungen?“

„Die Idee iſt nicht ſchlecht und könnte Effekt machen. Auf dieſe Art kann man bei Lebzeiten unter die Märtyrer gelangen, für ein großes Parteihaupt gelten, das *beinahe* mit dem Leben gebüßt hätte für ſeinen hohen Patriotismus.“

Und iſt dieſe Argumentation des Herrn Schédo-Ferroti nicht richtig?

Die liberale Idee iſt hoch zu achten, auch in ihren weiteſten Konſequenzen, denn eine Verwirklichung derſelben iſt das Ziel der Humanität; diejenigen aber, welche gegenwärtig als ihre Streiter par excellence gelten, namentlich die politiſchen Flüchtlinge, ſtellen ſie durch ſchroffe

* Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1862.

** Anſpielung auf die geheime oder politiſche Polizei in Rußland.

Digitized by Google

Excentricitäten und theatraliſche Effekthaſcherei in ein ſchiefes Licht. Wir haben dies an einer Anzahl von Beiſpielen geſehen. Je länger das „Märtyrerthum" eines politiſchen Flüchtlings dauert, deſto radikaler werden ſeine Anſichten, deſto geeigneter, den Zwieſpalt zu mehren und die Verſöhnung unmöglich zu machen. An dem bei ſeinem Volke jetzt ſo einflußreichen ruſſiſchen Agitator ſehen wir daſſelbe.

Alexander Herzen war vor nicht langer Zeit viel gemäßigter als jetzt. Bevor er ſeinen „Kolokol," der eine Brandfackel für Rußland werden ſollte, gegründet hatte, gab er verſchiedene Schriften politiſchen Inhaltes heraus, und auch die Revuen „der Nordſtern" und „die Stimmen aus Rußland," in denen er ſehr verdienſtlich für den Liberalismus wirkte. Die erſte Nummer des Wochenblattes „Kolokol" erſchien im Jahre 1857 in der von Herzen gegründeten ruſſiſchen Druckerei in London, und brachte ein ſehr gemäßigtes Programm, denn daſſelbe beſchränkte ſich darauf, die Befreiung der Leibeigenen, die Beſeitigung der Cenſur und die Aufhebung der Körperſtrafen zu verlangen. Mitunter ließ man ſogar dem aufrichtigen Willen der ruſſiſchen Regierung Gerechtigkeit widerfahren. Gegenwärtig aber iſt die Haltung des Blattes ſchon ungemein ſchroff geworden und von einer Capitulation mit der Regierung keine Rede mehr. Die Dynaſtie ſoll entfernt, und von Grund aus eine neue ſoziale und politiſche Ordnung aufgebaut werden. Man veröffentlicht Aufrufe an die Jugend, an das Militair, wühlt unter dem Landvolke, organiſirt geheime Geſellſchaften, revolutionaire Comités — will mit allem Eifer einen baldigen Losbruch der Revolution, an deren Spitze im entſcheidenden Augenblicke die Londoner Flüchtlinge ſich ſtellen wollen, die bisher die Bewegung geleitet haben. Im „Kolokol" wird alle Anleitung zu der bevorſtehenden ruſſiſchen Revolution gegeben. Als Ziel nennt man eine tiefgehende ſoziale und politiſche Reform, ferner die Selbſtändigkeit Polens, das beſchworen wird, *nicht allein und vor der Zeit* ſich zu erheben; die nichtpolniſchen, einſt zu Polen gehörigen Provinzen (Podolien, Wolhynien, Lithauen ꝛc.) ſollen frei abſtimmen, ob ſie im Verbande des ruſſiſchen Reiches bleiben wollen.

Die jetzige Ordnung der Dinge in Rußland iſt miſerabel, die Verwaltung elend und von ganz verdorbenen Organen gehandhabt, die Juſtiz iſt halb Willkür, die Heeresorganiſation dem Volke verderblich — und die Zeit mahnt gewaltig; wer aber ohne Vorurtheil und ſelbſtſüchtige Rückſichten die gegenwärtigen Verhältniſſe des Reiches im Innern und nach Außen bedenkt, muß zu der Ueberzeugung gelangen — ſelbſt wenn er das Recht zur Revolution anerkennt — daß die ſofortige Verwirklichung der demagogiſchen Pläne Herzens ein noch viel größeres Unglück wäre. Dieſe ungeheuren ganz ungebildeten Volksmaſſen, die bisher keinen eigenen Gedanken hegen durften, nun ſofort zu Republikanern machen zu wollen, das kann man nur aus Mangel an Klugheit, oder an Patriotismus, oder aus Ueberfluß an Selbſtſucht. Dieſe rohen Kräfte dürfen nicht plötzlich entfeſſelt werden. Die ruſſiſche Regierung aber hat ſich auf dem Wege der Reformen zu beeilen, denn jede in dieſer Beziehung verſäumte Zeit iſt unwiederbringlich und verderblich für das Reich.

Dänemark.

Ein wiſſenſchaftlicher Streit um Ragnar Lodbrok's Beinkleider.

Den Deutſchen redet man gern nach, ſie liebten es, um des Kaiſers Bart zu ſtreiten, d. h. ſie verſchwendeten ihren Scharfſinn an unweſentlichen Dingen. Daß dies abſeiten deutſcher Profeſſoren und anderer achtbarer Leute einſtmals der Fall war, iſt wohl nicht zu beſtreiten, ſoll auch gar nicht beſtritten werden; denn wo zu viel Gründlichkeit, iſt Kleinlichkeit oft nicht zu vermeiden; erſtere mögen wir aber nicht miſſen, deshalb müſſen wir uns letztere mitunter gefallen laſſen. — Uebrigens wird auch behauptet, daß des Kaiſers Bart ſeiner Zeit eine rechtswiſſenſchaftliche Frage von großer Bedeutung geweſen, denn es ſoll ſich um die Gültigkeit wichtiger, durch Urkunden verbriefter Privilegien gehandelt haben. Die Richtigkeit des Sigills dieſer Urkunden hing von dem Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein des Bartes des betreffenden römiſchen Kaiſers deutſcher Nation ab. In dieſem Falle hätten unſere Vorfahren beim Streite um des Kaiſers Bart gewiß recht praktiſche Zwecke im Auge gehabt. Doch dem ſei, wie ihm wolle.

Seit einiger Zeit ſtreiten nun die Dänen, d. h. die däniſchen Profeſſoren, um Ragnar Lodbrok's, eines nordiſchen Seeräuberkönigs — Hoſen. Jede Nation hat ihre Eigenheiten im Geſchmack, da aber die Hoſenfrage in den gelehrten Kreiſen, nicht blos Dänemarks, ſondern des geſammten Nordens, ſo viel Aufſehen und Theilnahme erregt, ſo verdient ſie wohl, daß ihrer auch in Deutſchland erwähnt werde.

Die nordiſchen und die angelſächſiſchen Chroniken ſprechen viel von einem König Ragnar Lodbrok, der ein kühner Viking war und die Engländer fleißig brandſchatzte. In der Ragnar-Lodbrokſaga, ſo wie bei Saxo Grammaticus und derartigen Geſchichtsſchreibern wird dem Ragnar noch etwas nachgeredet, wodurch er hauptſächlich die beliebteſte Perſönlichkeit aus der alten Zeit, oder der Sagenwelt, für die nordiſche Jugend geworden iſt. Jedes Ammenmärchen verherrlicht ihn wegen ſeiner — Hoſen. Als Ragnar nämlich ausging zu freien, fiel ſeine Wahl auf eine ſchöne Prinzeſſin. An ſolchen muß damals wenig Mangel geweſen ſein, denn man hört ſelten von andern Bewerbungen. Beſagte Prinzeſſin, ein Fräulein Thora, theilte aber das Schickſal aller diſtinguirten, ledigen Damen von damals — ſie wurde nämlich von einem furchtbaren Lindwurm, vulgo Drachen, bewacht. Mancher moderne Vikinger des induſtriellen oder commerziellen Faches denkt vielleicht bei ſich, daß es heut noch ganz ebenſo ſei; denn jede Prinzeſſin von 100,000 blanken Schweden wird auch zum Wächter einen mißtrauiſchen Drachen oder ſolid ſpekulirenden Lindwurm haben, der nur durch Nachweis eines ebenſo großen Unterthanenbeſitzes, ſeltener durch Talismane, wie Kreuzchen, Bändchen oder Titelchen, zu beſiegen iſt. Ragnar Lodbrok lebte aber in einer wüſten Zeit, da man dergleichen ſanfte Bannmittel zwar ſchon kannte, aber ſeltener in Anwendung brachte. Man liebte damals bei Beſchwörungen die Anwendung von Stahl und reichlichen Aderläſſen.

Ein Lindwurm war aber, beſonders wenn er eine heiratsfähige Prinzeſſin bewachte, ein ſehr biſſiges Vieh, mit vielen und ſcharfen Zähnen. Ragnar Lodbrok hatte zwar Bruſtharniſch, Helm und Schild, doch zum Beſitze von einem Paar ſolider Panzerhoſen hatte er es noch nicht gebracht — vermuthlich weil ſolche ſich in den Ländern, welche er beſuchte, nicht vorfanden. Doch Noth und Liebe ſind erfinderiſch. Ragnar zog ſich ein paar rauhe Pelzhoſen an, beſchmierte dieſe mit Theer, wälzte ſich im Sande, ſchmierte wieder, wälzte wieder ꝛc. bis er durch dieſe Procedur ſich ein Paar Beinkleider verſchafft hatte, die ebenſo haltbar gegen Biſſe, als originell in ihrer Art waren. In dieſem gewählten Anzuge machte er ſeiner Liebe, oder vielmehr deren Lindwurm — immer noch wie heute — ſeine Aufwartung und ſiegte, ſiegte zum Jubel jedes muntern nordiſchen Knaben, der ihm vielleicht eine tüchtige Tracht Prügel verdankt, weil er die Ragnar'ſchen Pantalons im Spiele nachgemacht hat.

Ragnar Lodbrok war, wie ſchon geſagt, ein Held und auch ohne ſeine merkwürdigen Beinkleider eine auffallende Erſcheinung damaliger Zeit; nur machte er der gelehrten Welt in eben dem Maße Kopfzerbrechen, als er der Jugend, wegen ſeiner Inexpreſſibles, Freude machte.

Der Ragnar Lodbrok der angelſächſiſchen Chroniken will ſich nämlich chronologiſch durchaus nicht mit dem Ragnar der nordiſchen Chroniken vertragen; nach erſteren hätte er 100 Jahre ſpäter gelebt als nach letzteren, und dies veranlaßte eine gewaltige Konfuſion. Wer ſollte den hiſtoriſchen Zwieſpalt ſchlichten? Kein anderer als der däniſche Profeſſor Schiern.

Dieſem Gelehrten war es vorbehalten, das hiſtoriſche Dunkel durch ſeine Kenntniß der angelſächſiſchen Sprache zu erhellen, leider aber gleichzeitig den Liebling der Jugend und der Ammenmärchen ſeines beſten Schmuckes — ſeiner Hoſen zu entkleiden.

Die ſtrenge Wiſſenſchaft iſt der Tod der Poeſie und der Märchen, das mögen ſich die Eiderdänen merken!

Schiern alſo ſagt im letzten Heft der „Nordisk Oldskriftselskabs Annaler" für 1861: Es hat nicht einen, ſondern mehrere Ragnar im Norden gegeben; iſt doch Ragnar ein häufiger nordiſcher Name, und König Ragnar hat bei ſeinen Landsleuten ſchlichtweg Ragnar geheißen. Den Beinahmen Lodbrok, d. h. leodbroga, Leuteſchreck, hat er von den Angelſachſen erhalten, denn leod heißt Leute und broga Schreck. Und darin kann man dem Herrn Profeſſor nur Recht geben, ſowie weiter in ſeiner Anſicht, daß die Angelſachſen mit dieſem Namen nicht ſparſam waren, daß ſie denſelben vielmehr jedem Räuber, Eroberer, Verwüſter oder ritterlichen Vagabund zuſprachen, der ſich einigermaßen häufig an ihren Küſten ſehen ließ. Der Norden hatte aber in ſeiner ruhmreichen Zeit viele ſolcher Subjekte, die eben durch ihre Fahrten ſeinen billigen Ruhm begründeten; es gab alſo auch jedenfalls viele Ragnar, und einer von dieſen hat ſich bei den unparteiiſchen Vorfahren der praktiſchen Engländer den Ehrennamen leodbroga geholt.

Nun klingt aber das angelſächſiſche leodbroga faſt wie das altnordiſche lodbrog, d. h. Pelzhoſe, zuſammengeſetzt aus lod lodinn, rauhhaarig, und brog, brok, Beinkleid. — Beinkleider in unſerem Sinne

Digitized by Google

waren aber zu jener Zeit und noch lange nachher bei den germaniſchen und ſkandinaviſchen Stämmen nicht Mode; man wickelte, von der großen Zehe anfangend, Riemen um den Fuß bis hinauf zur halben Wade, ſpäter nahm man Zeugſtreifen, die an den Enden mit Quaſten verziert waren, wie die Normannen dies noch unter Wilhelm dem Eroberer thaten. Hoſen ſind überhaupt eine galliſche Erfindung, und Pelzhoſen für einen nordiſchen Viking gewiß etwas Ungeheuerliches. Wer hat nun aber Ragnar Menſchenſchreck mit ſolcher Kleidung verſehen? Nach Profeſſor Schiern's Anſicht Niemand anders, als die isländiſchen Chronikenſchreiber, denn, ſagt er, angelſächſiſche Chroniken haben den Ragnar Leodbroga eingeführt; isländiſche Chroniſten fanden ihn darin und ſahen natürlich in ihm nur einen Helden, den ſie lange geſucht hatten, da ſie aus Sagen wußten, daß er vorhanden ſei. Doch bei ihrer geringen Kenntniß der angelſächſiſchen Sprache, deuteten ſie den Beinamen lodbroga in lodbrog, fabricirten auf eigene Hand ein Märchen, blos um die Pelzhoſen zu halten, die der Held natürlich angezogen haben mußte — damit ihn der Lindwurm nicht beißen konnte. Und das Märchen iſt bis heutigen Tages Geſchichte geblieben, bis Schiern berufen ward, den ſüßen Wahn zu zerſtören und der nordiſchen Welt zu beweiſen, daß Ragnar ſeine Braut nicht in Pelzhoſen, ſondern in gewöhnlichen, d. h. gar keinen Hoſen, eroberte.

Doch es giebt Leute, die das Alte nicht ſo leicht fallen laſſen, und ſo hat Profeſſor Schiern ſeinen Gislaſon gefunden, der die Hoſen aufrecht erhält. Der Isländer Gislaſon hat ſich „Faedrelandet" zum Kampfboden auserkieſt und den ſanften Schiern mit wahrer Berſerkerwuth angefallen. Scharfe Hiebe hat der isländiſche Degen ſchon ausgetheilt, wie „Pudel," „literäre Fingerfertigkeit" gewiſſer geübter Scribenten „bei Mangel an Gründlichkeit" ꝛc. Auch die Unkenntniß der isländiſchen Sagenſchreiber in Bezug auf angelſächſiſche Sprache beſtreitet er auf das Beſtimmteſte. Er kann beweiſen, daß ſie ſo gut angelſächſiſch verſtanden, wie ſein Widerpart der Profeſſor Schiern. Letzterer hat geantwortet, aber ſanft, beruhigend, ablehnend. Wahrſcheinlich will er Zeit gewinnen, um grobes Geſchütz herbeizuziehen und dann ſeinen rauhen Gegner und deſſen ebenſo rauhen Schützling gründlich niederzuſtrecken, nachdem ſie ſo lange den Siegestanz aufführten. Die gelehrte Welt des Nordens hofft dies und iſt geſpannt auf den neuen Kampf. Wir aber nehmen Abſchied von den Kämpen, mit dem Vorſatze, ihres Streites nicht mehr zu erwähnen.

Spanien.

Ein ſpaniſches Hand-Orakel.

Unter den nachgelaſſenen Papieren des im J. 1861 verſtorbenen Philoſophen Arthur Schopenhauer befand ſich eine vollſtändig druckfertige Ueberſetzung des berühmten Oraculo manual, y arte de Prudencia des Balthazar Gracian, welche der Erbe der Manuſcripte Schopenhauer's, Dr. Julius Frauenſtädt, ſoeben unter dem Titel: „B. Gracian's Hand-Orakel und Kunſt der Weltklugheit" bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben hat. Außer einer franzöſiſchen, ſpäter auch in's Lateiniſche übertragenen Ueberſetzung dieſes weltbekannten ſpaniſchen Buches haben wir bisher nur eine deutſche, von Dr. Müller im Jahre 1717 beſorgte, beſeſſen, die, abgeſehen davon, daß ſie heutzutage ſchlechterdings unlesbar iſt, nebenbei auch nur für eine Paraphraſe gelten kann.

Um ſo dankbarer müſſen wir die von Schopenhauer angefertigte begrüßen, die ſich ſo genau als nur möglich dem Text anſchließt, ohne jedoch der deutſchen Sprache Gewalt anzuthun — eine Aufgabe, die um ſo ſchwieriger geweſen ſein muß, als Gracian bekanntlich zur Gongoriſchen Schule gehörte, oder vielmehr das Haupt der proſaiſchen Gongoriſten war, und den ſogenannten estilo culto, d. h. einen ſpitzfindig dunkelen und affectirt pretiöſen, oder kurz geſagt, den gezierten Stil von der Poeſie des Gongora in die Proſa übertrug. Das vorliegende Buch hat Gracian's Freund, Don Vincencio Juan de Laſtanoſa, aus deſſen Werken gezogen, und iſt ſein im Jahre 1659, alſo noch bei Lebzeiten des Verfaſſers (er ſtarb 1658) geſchriebenes Vorwort der deutſchen Ueberſetzung vorangeſchickt. Nimmt dieſe letztere ſchon dadurch ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch, daß ſie von dem berühmten Philoſophen herrührt und uns Gelegenheit bietet, ihn in einer ganz neuen Eigenſchaft kennen zu lernen, ſo brauchen wir außerdem gewiß nur ſein eigenes Urtheil über das Buch, deſſen Uebertragung er ſich bereits vor 1831 unterzogen, hier wiederzugeben, um dieſes ſelbſt den weiteſten Kreiſen zu empfehlen. In einer für den Verleger beſtimmten „literariſchen Notiz" ſagt er nämlich: „Daher nun tritt, in gegenwärtiger Ueberſetzung, dieſes Buch mit einem alten Ruhme und zugleich doch ſo gut als völlig neu auf. Dabei iſt es durchaus das Einzige ſeiner Art und iſt nie ein anderes über denſelben Gegenſtand geſchrieben worden: denn nur ein Individuum aus der feinſten aller Nationen, der ſpaniſchen, konnte es verſuchen. Knigge und Karl aus dem Winkel, über den Umgang mit Menſchen, haben nur eine ſehr entfernte Aehnlichkeit, ſelbſt dem Gegenſtande nach, mit dieſem Buch; in der Ausführung ſtehen ſie unermeßlich weit davon ab. Daſſelbe lehrt die Kunſt, deren Alle ſich befleißigen und iſt daher für Jedermann. Beſonders aber iſt es geeignet, das Handbuch aller Derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich aber junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht ſind, und denen es mit Einem Mal und zum Voraus die Belehrung giebt, die ſie ſonſt erſt durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchleſen iſt offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr iſt das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es geleſen, oder auch nur darin geblättert hat, es beſitzen wollen." Nach einer ſolchen Empfehlung — und ein Blick in das aus 300 Nummern beſtehende Regiſter genügt, ſie zu rechtfertigen und die Reichhaltigkeit des Inhalts darzuthun — wird es überflüſſig ſein, einen Auszug aus dem Buche ſelbſt zu geben; bemerken aber müſſen wir, daß der Ueberſetzer ſelbſt in ſeinen, 20 Jahre ſpäter erſchienenen „Parerga und Paralipomena" ſeinem Originale es nachgethan hat und den Vergleich mit ihm wohl aushält. Daß auch der ebenſo geiſt- wie gemüthreiche (er würde mir für erſteres, ziemlich verbrauchtes Epitheton gewiß nicht dankbar ſein) Bogumil Goltz auf dieſem Gebiete Ausgezeichnetes geleiſtet hat, davon ſind die Leſer des Magazins erſt kürzlich (Nr. 5) unterrichtet worden. D. A.

Japan.

Ein ſynchroniſtiſches Werk aus Japan.

Ein ſolches uns eben vorliegendes Werk erſchien im Jahre 1855 zu Mito, in der Provinz Fitatſi, unter dem Titel: „Neuverfaßte Jahres-Tabellen." Wie die meiſten zur höheren und ernſteren Literatur zählenden Produkte des japaneſiſchen Schreibepinſels, iſt auch dieſes in chineſiſcher Sprache abgefaßt, jedoch mit den gewöhnlichen japaneſiſchen Einſchiebſeln, welche auf die Function der Wörter als Satzglieder hinweiſen und manche Ellipſe, wie ſie der höhere chineſiſche Stil verlangt, ausfüllen — Beides zum Beſten minder gebildeter Leſer.* Weſtaſiatiſche und alt- oder neueuropäiſche Namen ſind bald mit unveränderten chineſiſchen Schriftzeichen, bald mit japaneſiſcher Silbenſchrift geſchrieben, und wer da feſthält, daß Vokale öfter hinwegzudenken, der wird z. B. in ga-ra-fu O-do san Na-su-sa-u den Grafen Otto von Naſſau, in Ba-ru-to-ru-do Su-wa-ru-tsu Barthold Schwarz (den Erfinder des Schießpulvers), in Su-wi-tsu-e-ru-ran-do Switzerland oder Schweizerland ohne Mühe erkennen. Unter verſchiedenen einleitenden Tabellen iſt eine den vornehmſten Staaten des Abendlandes, wie ſie aufeinander gefolgt, oder nebeneinander exiſtiren, gewidmet. Obenan ſteht König Kain, der Sohn Adams, mit namenloſem Reiche; dann kommt Babylonien mit ſeinem Stifter Nimrod ꝛc. Preußen iſt als Pu-ro-i-sen aufgeführt, Oeſterreich aber hat die Ehre, Germania zu heißen! Auf der Kehrſeite eines Planiglobs (nach europäiſchem Muſter) werden unter Anderem vier Religionen aufgezählt: die Kung-Lehre (Religion des Confucius), die Buddha-Lehre, der Islam und die jüdiſche Religion; die chriſtliche iſt entweder vergeſſen, oder in der jüdiſchen mit eingerechnet. Den Kern des Werkes bildet auf 90 Seiten das Synchroniſtiſch- oder Synoptiſch-Hiſtoriſche. Jede dieſer Seiten iſt in drei wagerechte Columnen abgetheilt und mit 30 ſenkrechten Linien für eben ſo viele Jahre bezogen. Japan nimmt die oberſte Columne ein, China die mittlere, Europa und was drum und dran hängt, die unterſte. Eine Auswahl der vornehmſten Begebenheiten iſt überall in die entſprechenden Jahre eingetragen. Ohne Unterbrechung mit Zahlen und cykliſchen Zeichen verſehen, ſind nur die Jahre von 667 vor Chriſtus (dem Anfang der hiſtoriſchen Zeit Japans) bis 1863 unſerer Zeit, und im Jahre 1856 lieſt man die letzte wichtige Begebenheit; da heißt es mit abgekürzten Namen europäiſcher Mächte: „Tu (Türkei), Ru (Rußland), Fu (Frankreich) und Ing (England) treten zuſammen, und ſchließen in Ba-re-i-su (Paris) einen Vertrag." Daß alle Belehrungen über Abendlän-

* Die Landesſprache Japan's iſt, wie jeder tiefere Kenner weiß, in Abſtammung und Charakter von der Chineſiſchen weſentlich verſchieden, aber falſcher Geſchmack hat ihr eine Menge chineſiſcher Wörter und Floskeln eingemengt.

Google

diſches auf holländiſcher Autorität beruhen müſſen, bezeugt ſchon folgende, in's Jahr 1428 unſerer Zeit eingetragene Notiz; „Der Holländer Ka-n-ren-su Ko-su-te-ru (Laurenz Koſter), erfindet zuerſt den Bücherdruck!" — Einiges, was nach Europa gehört, iſt auf der Columne chineſiſcher Ereigniſſe untergebracht, weil es auf der ſchmaleren europäiſch-amerikaniſchen Columne an Platz gebrach.

Mannigfaltiges.

— Die *Revue des deux Mondes* über deutſche Bundesreform. Unter dem Titel: „L'agitation réformiste en Allemagne" bringt die genannte Revue vom 1. März einen von A. Geffroy unterzeichneten Artikel, der, obwohl nicht frei von dem Geiſte der Eiferſucht, den Frankreich ſeit Jahrhunderten gegen ein großes, einiges Deutſchland hegt, doch auch Manches enthält, was in Deutſchland geleſen und beherzigt zu werden verdient. Die Deutſchen, ſo meint die Revue, ſollten doch vor Allem dafür ſorgen, daß ihre inneren Inſtitutionen auf unangefochtener, verfaſſungsmäßiger Grundlage ruhen, bevor ſie ſich um äußerliche Dinge, wie z. B. eine Kriegesflotte, eine ſtolze Vertretung im Auslande, oder gar um Eroberungen jenſeits der Eider oder des Rheines, Sorge machten. Die nationale Bedeutung nach außen werde ſich ſchon von ſelbſt finden, wenn Deutſchland erſt im Innern durch ſeine freien Inſtitutionen gekräftigt ſei. „Deutſchland," fügt die Revue hinzu, „kann niemals den Anſpruch machen wollen, ein agreſſiver Staat zu ſein. Es nimmt im Mittelpunkte des europäiſchen Feſtlandes eine durchaus defenſive Stellung ein, in welcher es ein Bollwerk gegen den Andrang des Slaventhumes und ein feſter Halt für die Civiliſation der Neuzeit iſt. Gerade jener inſtinktartige, edle Particularismus iſt es, der in den Herzen der Deutſchen das Gefühl der Menſchenwürde, den Sinn der bürgerlichen Freiheit und die Sitten-Einfalt lebendig und wach erhält. Dies Alles würde durch eine ſtraffe Centraliſation, wie ſie der Nationalverein herbeiwünſcht, bedroht und endlich vernichtet. Welchen Reiz gewährt es uns dagegen, jenſeits des Rheines, zwiſchen Berlin und München, zwiſchen Hamburg und Wien, dieſe mannigfaltigen Stapelplätze des deutſchen, intelligenten Lebens anzutreffen: Dresden, das kunſtſinnige, mit ſeiner wundervollen Galerie, Jena, Göttingen, Bonn, Heidelberg, mit ihren Univerſitäten, und Weimar mit ſeinen literariſchen Erinnerungen! Welche treue Heerde des ſittlichen, intellektuellen Lebens, wo nicht der Reichthum ausſchließlich dominirt, wo die ſtille, geiſtige Wirkſamkeit vor Allem geſchätzt wird. Kann dieſe unermüdliche, über das ganze Land zerſtreute Thätigkeit in den kleinen Hauptſtädten Deutſchlands jemals durch die froſtige Regelmäßigkeit jener büreaukratiſchen Centraliſation erſetzt werden, die nur zu oft das Eingreifen des Staates, ſtatt der Erweckung der Nationalkräfte, fördert?"

— Die Schiller-Lotterie und die deutſche Afrika-Expedition. Wir machen mit Vergnügen auf das Erſcheinen der fünften Auflage der von uns zur Zeit angezeigten kleinen Schrift von Dr. Alexander Ziegler aufmerkſam, in welcher über den Fortgang zweier deutſcher National-Unternehmungen: über die Schiller-Lotterie und über die Erforſchungs-Expeditionen nach Inner-Afrika, in ebenſo überſichtlicher als populärer Weiſe Bericht erſtattet wird.* Was die Schiller-Lotterie betrifft, ſo erfahren wir, daß dieſes Unternehmen ſeiner endlichen Abwickelung raſch entgegengeht. Der im Monat Mai zu erwartende Rechnungs-Abſchluß wird Allen, die ſich für das vor drei Jahren von einigen Schillerfreunden mit Liebe begonnene und mit Ruhe und Ausdauer durchgeführte Unternehmen intereſſiren, den Beweis liefern, daß hier in der That ein deutſches Nationalwerk hergeſtellt ſei.

Die Heuglin'ſche Expedition nach Inner-Afrika zur Aufſuchung des Dr. Eduard Vogel und zur Bereicherung unſerer Kenntniſſe dieſes Welttheils, wird in dem Berichte Ziegler's gegen die in neuerer Zeit erfolgten Angriffe auf dieſelbe lebhaft in Schutz genommen. Es ſteht feſt und wird durch die „Mittheilungen" A. Petermann's mehr und mehr nachgewieſen, daß Heuglin bereits die ſchätzbarſten, wiſſenſchaftlichen Forſchungen über die Bogos-Länder und Abeſſinien bewirkt, daß alſo die deutſche Expedition nach Inner-Afrika auch bisher ſchon die erfreulichſten Reſultate geliefert hat. Gleichwohl iſt die Klage Heinrich Barths, daß Heuglin den geraden Weg zur Aufſuchung Vogel's verlaſſen und dieſen Hauptzweck ſeiner Reiſe den Herren Munzinger und Kiſſelbach überlaſſen habe, vollkommen begründet, und man begeht daher gegen Barth, den hochverdienten Afrika-Reiſenden, eine große Ungerechtigkeit, wenn man ihn jetzt von einigen Seiten wegen ſeiner Klagen über Heuglin's Vernachläßigung des Hauptzweckes ſeiner Reiſe, der „Nergelei" und eines „philiſtröſen Mißtrauens" beſchuldigt. Noch bevor Heuglin Gotha verlaſſen hatte, ſchrieb man uns, daß derſelbe höchſt wahrſcheinlich gar nicht nach Chartum gehen werde, weil dort zahlreiche Gläubiger ſeiner warteten, die zur Deckung ihrer alten Schuldforderungen an ihn auf ſein Reiſegeld Beſchlag legen würden. Wir haben zu jener Zeit Anſtand genommen, dieſe ſchwache Seite der deutſchen Expedition zu berühren; Hr. v. Heuglin jedoch, der gewiß damals ſchon im Plane hatte, was er ſeitdem ausgeführt, nämlich nicht den Weg über Chartum einzuſchlagen, um nach Wadai zu gelangen, hätte jedenfalls die deutſchen Begründer der Expedition, den Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha und die Herren Barth und Petermann, von dieſem ſeinem Bedenken in Kenntniß ſetzen ſollen.

Durch die Reiſe, die in neueſter Zeit der edle Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha ſelbſt nach Inner-Afrika unternommen, werden ſicher alle Mißgriffe, welche Heuglin etwa in Bezug auf den Hauptzweck ſeiner Reiſe gemacht haben möchte, am Beſten ausgeglichen werden.

* Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Dresden, C. Höckner, 1862.

— Die ruſſiſche Preſſe im Jahre 1862. Die Bewegung in der ruſſiſchen Preſſe ſcheint auch in dieſem Jahr ungeſchwächt fortzudauern. Neben den offiziellen Zeitungen, die in jeder Gouvernements-Stadt publicirt werden, giebt es in den meiſten derſelben jetzt auch unabhängige Blätter, und ein ſolches wird ſogar in einem Dorfe des Gouvernements Kaluga von einem Grafen Tolſtoi angekündigt. In Petersburg erſcheint ſeit dem Neujahr außer der von dem Miniſterium herausgegebenen „Nordiſchen Poſt," auch der alte „Sohn des Vaterlandes" als Tageblatt, iſt aber von ſeinen Kollegen, wahrſcheinlich ſeiner größeren Billigkeit halber, ſehr unfreundlich begrüßt werden. Der „Nordiſchen Biene," die ſeit dem Rücktritt des Herrn Gretſch an der Spitze der liberalen Preſſe ſteht, und nach Art der Times täglich zwei bis drei mächtige Leitartikel bringt, macht gegenwärtig der „Ruſſiſche Invalide" ſtarke Concurrenz. Dieſes Blatt iſt nämlich an einen Privatmann verkauft worden, der nur verpflichtet iſt, die amtlichen Erlaſſe des Kriegsminiſteriums einzurücken, in dem übrigen Theil des Journals aber ſeine eigenen Anſichten ausſpricht, und da letztere einen ziemlich provocirenden Charakter haben, ſo macht es ungefähr denſelben Eindruck, als wenn z. B. die Berliner „Volkszeitung" zugleich das amtliche Organ des Herrn von Rorn wäre. Von den Monatsſchriften hat der „Sowremennik" noch immer die zahlreichſten Abonnenten, und verſpricht auch in dieſem Jahre ſeine Tendenzen, „inſofern es die Umſtände erlauben," weiter zu verfolgen, obgleich er während der letzten Zeit mit vielem Ungemach kämpfen mußte und einen ſeiner thätigſten Mitarbeiter durch Ueberſiedelung in ein kälteres Klima verloren hat. In Wilna giebt der rühmlich bekannte Aſtronom Guſſev ein eigenes Journal für Mathematik, „Wjestnik matematitscheskich naúk," heraus, an welchem auch mehrere deutſche Gelehrte, als die Herren Aronhold in Berlin, Bruns in Leipzig, Hanſen in Gotha, Seidel in München, Knoblauch in Halle, Feld in Braunsberg und Schröter in Breslau theilnehmen. Eine wahre Polyglottenſtadt iſt Odeſſa, wo Blätter in ruſſiſcher, deutſcher, franzöſiſcher, italiäniſcher, armeniſcher und bulgariſcher Sprache erſcheinen. Bei der maſſenhaft anwachſenden Journal-Literatur haben die Cenſoren ein ſchweres Daſein, und wenn die von dem Miniſter Golownin befürwortete Abſchaffung des Cenſurſyſtems durchgeht, ſo wird ſie Niemandem mehr zu ſtatten kommen, als den Beamten dieſes vortrefflichen Inſtituts ſelbſt. Die ruſſiſchen Schriftſteller verſprechen ſich natürlich davon eine „neue Aera;" ſollten ſie jedoch, wie es heißt, zum Erſatz mit einem Preßgeſetz nach franzöſiſchem oder öſterreichiſchem Zuſchnitt beſchenkt werden, ſo dürften ſie gerade am Wenigſten Urſache haben, ſich zu dieſer Reform Glück zu wünſchen.

— Stenographie. Einer für das größere Publikum beſtimmten und von dem ſtenographiſchen Verein in Berlin unterzeichneten Notiz über das Weſen und den Nutzen der Kurzſchreibekunſt, ſowie insbeſondere über die Stolze'ſche Methode derſelben, entlehnen wir Nachſtehendes:

„Die Stenographie iſt keineswegs eine moderne Erfindung. Schon zu Cicero's Zeiten war der Griffel des Notarius den Römern eine bekannte Erſcheinung; Kaiſer Titus ſchrieb, wie Sueton uns meldet, in Noten, ſo hießen nämlich die Zeichen der gekürzten Schrift; in der ſpätern Kaiſerzeit wurde die Notenſchrift ſelbſt in den Schulen gelehrt; die Kirchenväter hielten dieſelbe in hohen Ehren, und bis in die Tage der Karolinger hinein war ſie, wie noch heute vorhandene Urkunden beweiſen, in

Digitized by Google

amtlichem Gebrauche. Von da ab erloſchen Kenntniß und Uebung der Kurzſchrift, ſo daß ſie, als in England zur Zeit der Königin Eliſabeth das Bedürfniß nach ihr ſich geltend machte, ſozuſagen erſt auf's Neue erfunden werden mußte. Zunächſt dem Dienſte der Kanzel ſich weihend, erkämpfte die Stenographie, trotz Verbot und Strafe, ſich bald den Zutritt zum Parlament, und das gleiche publiciſtiſche Bedürfniß wendete auch in Frankreich, wie ſpäterhin in Deutſchland, die öffentliche Aufmerkſamkeit ihr zu; erſt in den letzten Decennien jedoch traten, wie jenſeit des Kanals ſo auch bei uns, Beſtrebungen hervor, der ſtenographiſchen Schrift außerhalb der engen Schranken berufsmäßiger Praxis Geltung zu verſchaffen, und ſie als eine allen Gebildeten zugängliche Korreſpondenz- und Geſchäftsſchrift in die allgemeinen Verkehrs-Verhältniſſe einzuführen.

„Da die mit dem Begriffe der Stenographie verbundene Kürze der Schrift auf verſchiedene Weiſe erreicht werden kann, ſo iſt es erklärlich, daß ſelbſt für eine und dieſelbe Sprache verſchiedene Syſteme der Stenographie im Laufe der Zeit aufgeſtellt worden ſind. Unter den Syſtemen der deutſchen Stenographie verdient das von Stolze im Jahre 1841 veröffentlichte, ſowohl wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Begründung und Leichtfaßlichkeit, als auch wegen der Handgerechtigkeit ſeiner Züge und vor Allem wegen der mit der größten Kürze verbundenen Genauigkeit und Vollſtändigkeit der Bezeichnung vorzugsweiſe empfohlen zu werden.*

„Im Vergleich mit der gewöhnlichen Schrift nimmt unſre ſtenographiſche nur den ſechſten Theil an Zeit in Anſpruch. Wie ſehr dieſelbe zur wörtlichen Aufzeichnung von Reden und wiſſenſchaftlichen Vorträgen geeignet iſt, beweiſt der bewährte Ruf der nach Stolze's Syſtem geſchulten Parlaments-Stenographen, bezeugen die ehrenvollen Aufträge, welche dieſen von nah und fern zu Theil werden. Wegen ihrer Genauigkeit und Zuverläſſigkeit iſt ſie wie dazu geſchaffen, eigene Gedanken in kürzeſter Zeit niederzuſchreiben und im Briefwechſel, wie bei der Führung von Büchern verwendet zu werden.

„Die Stolze'ſche Stenographie hat nicht blos in allen Theilen Deutſchlands, ſowie in der Schweiz, Freunde und Anhänger gefunden, ſondern es haben ſich auch im Laufe der Zeit zahlreiche Vereine gebildet und zum Theil dem im Jahre 1844 geſtifteten ſtenographiſchen Vereine zu Berlin angeſchloſſen, welche gemeinſchaftlich dahin wirken, die Einheit und Reinheit des Syſtems aufrecht zu erhalten und durch Lehre und Beiſpiel die ſtenographiſche Schrift im Volke zu verbreiten. Nicht weniger als ſechs Zeitſchriften haben ſich die ausſchließliche Förderung ſtenographiſcher Intereſſen zur Aufgabe geſtellt, und wird Nichts unterlaſſen, um alle Gebildeten, beſonders aber die Lehrer und die ſtudirende Jugend auf den Werth der Stenographie und auf die hohen Vortheile hinzuweiſen, welche mit der Erlernung dieſer Kunſt verbunden ſind."

Einladung und Programm

zur fünften Verſammlung des

volkswirthſchaftlichen Congreſſes,

welche in **Weimar**, vom **8. bis 11. September d. J.** ſtattfindet
und am 8. September, Vormittags 10 Uhr eröffnet wird.

1. Die Anmeldung wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebſt bereiten Denk- und Druckſchriften über die Berathungsgegenſtände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder $5\frac{1}{4}$ Gulden ſüddeutſcher oder $4\frac{1}{2}$ Gulden öſterreichiſcher Währung bei dem, unter Mitwirkung des Profeſſor Biedermann zu Weimar, zu bildenden Lokalcomité am 6. und 7. September c. Vor- und Nachmittags, ſpäter, während der Sitzungstage, am Eingange des Verſammlungslokals. Letzteres wird vom Lokalcomité bei der Anmeldung bekannt gemacht.

2. Der Zutritt zum Congreß und deſſen Verhandlungen ſteht Jedermann frei, welcher ſich dazu meldet und die Eintrittskarte löſt. Staats- und Gemeinde-Behörden, Geſellſchaften, Vereine und Geſchäftshäuſer können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Congreſſe, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Congreſſe zu erſcheinen verhindert ſind, erhalten gegen Einſendung des oben gedachten Jahresbeitrages an den Schatzmeiſter, ein Exemplar der im Druck erſcheinenden Verhandlungen nebſt vorhandenen Denk- und Druckſchriften.

Die Tagesordnung des Congreſſes

iſt (vorbehaltlich abweichender Beſchlüſſe desſelben) folgende:

a) Wahl eines Präſidenten, ſeiner beiden Stellvertreter und fünf Schriftführern für die Congreßverhandlungen.

b) Jahresbericht der ſtändigen Deputation.

c) Entgegennahme etwaniger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen ſtatutenmäßig nur vor oder bei Eröffnung des Congreſſes geſtellt werden können, über deren Berathungen und den Zeitpunkt derſelben der Congreß entſcheidet.

d) Berichterſtattungen durch die ernannten Referenten und reſp. Berathungen, in der Regel ſofort im Plenum:

I. Gewerbegeſetzgebung.
II. Freizügigkeit.
III. Anwendung der Grundſätze der Gewerbefreiheit auf die ſogenannten gelehrten Berufsſtände. (Advokaten, Aerzte, Apotheker.)
IV. Reform der Zollvereinsverfaſſung.
V. Tarif-Reform.
   1. Der Deutſch-Franzöſiſche Handelsvertrag.
   2. Zuckerzölle.
   3. Zölle auf Twiſte und Baumwollenwaaren.
   4. Uebergangsabgaben (auf Wein, Branntwein, Bier, Tabak).
   5. Die Mecklenburgſche Zollfrage.
VI. Ueber Bankfreiheit.
VII. Sociale Selbſthülfe.
   1. Erhaltung und Verſicherung der Arbeitskraft (Hülfs-, Unterſtützungs-, Invaliden-, Wittwen- und Waiſen-Penſions-Kaſſen).
   2. Erhaltung und Erlangung wirthſchaftlicher und gewerblicher Selbſtändigkeit auf genoſſenſchaftlichem Wege (Credit-, Vorſchußkaſſen-, Magazin-, Rohſtoff-Vereine).
VIII. Patentgeſetzgebung.

e) Wahl der ſtändigen Deputation zur Geſchäftsbeſorgung für das folgende Jahr von 9 Mitgliedern, ſechs durch die Verſammlung, drei durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenarſitzungen an den folgenden Tagen wird jedesmal beſtimmt.

Berlin, den 7. März 1862.

Die ſtändige Deputation des Congreſſes deutſcher Volkswirthe.

Dr. Lette (Berlin) Vorſitzender.	Dr. Faucher (Frankfurt a. M.).
Dr. Braun (Wiesbaden).	Dr. v. Kerſtorff (Augsburg).
Dr. Böhmert (Bremen).	Schulze (Delitzſch).
Hopf (Gotha) Schatzmeiſter.	Dr. Soetbeer (Hamburg).
v. Steinbeis (Stuttgart).	Dr. Max Wirth (Frankfurt a. M.)

J. L.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen
und
die deutſche Kaiſerwahl von 1619.

Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges
von
Dr. Bernh. Erdmannsdörffer,
Privatdocent an der Univerſität Jena.

gr. 8. 157 Seiten. Elegant broch. Preis 20 Ngr.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das II. Quartal 1862 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das I. Quartal 1862 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung: **Veit & Comp. in Leipzig.**

* Vgl. „Ausführlicher Lehrgang der deutſchen Stenographie von Stolze." Berlin, Mittler.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig — Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spedition Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 14. Mittwoch, den 2. April 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite

Zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems. I. Friedrich Liſt und der Zollverein 157

Böhmen.

Die evangeliſchen Čechen 162

England.

Engliſche Korreſpondenz. London, das koloſſale. — Der neue Induſtrie-Palaſt 163

Frankreich.

Die Logik und die heutige Philoſophie der Franzoſen 165

Rußland.

Der Prozeß gegen den Fürſten Dolgorukov 166

Dänemark.

Däniſche Sprachlehre für Deutſche, von Dr. J. Heckſcher . . . . „

Mannigfaltiges.

Karl Witte's neue Ausgabe der *Divina Commedia* 167
Aus halbvergangener Zeit . . . . „
Der Antigermanismus in Oeſterreich 168
Die Deutſchen in Prag . . . . „
Deutſche Induſtrie-Zeitung . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems.*

I.

Friedrich Liſt und der Zollverein.

Im Jahre 1865 iſt der Zeitraum abgelaufen, für welchen, bei dem Hinzutritte Hannovers und Oldenburgs zum Zollverein, dieſer im Jahre 1853 erneuert worden. Schon jetzt kömmt die Frage zur Sprache, unter welchen veränderten Bedingungen Preußen die Zollvereins-Verträge abermals wird erneuern können.

Daß Aenderungen in dieſen Verträgen vorgenommen werden müſſen, darüber iſt man in Preußen ſelbſt überall einig. In keinem Falle kann das Präcipuum, welches Hannover und Oldenburg bewilligt worden, auch ferner gezahlt werden; denn nicht allein hat der Mehrverbrauch der Kolonialwaaren, auf welchen der frühere „Steuerverein“ ſeinen Anſpruch auf das Präcipuum gründete, ſich nicht beſtätigt, ſondern das Gegentheil findet wahrſcheinlich ſtatt. Es iſt unzweifelhaft, daß Hannover und Oldenburg aus den gemeinſamen Erträgen des Zollvereins eine viel größere Summe herausgezahlt bekommen, als ſie dazu beitragen; denn ſeit dem Beitritte dieſer Staaten zum Zollverein haben ſich in der Geſammtheit die Zollerträge pro Kopf der Bevölkerung nicht blos nicht vermehrt, ſondern von Jahr zu Jahr konſequent vermindert; was allerdings nicht lediglich dem Beitritte des Steuervereins zur Laſt zu legen, doch in keinem Falle für die Behauptung ſeines Präcipuums ſpricht.

Demnächſt aber kann und wird die Verhandlung über Erneuerung der Zollvereinsverträge eher und viel beſſer, als jede andere Verhandlung dazu führen, Preußen die Stellung in Deutſchland anzuweiſen, die ihm, vermöge ſeiner Ausdehnung und Volkszahl, den kleineren deutſchen Staaten gegenüber gebührt. Preußen kann unmöglich noch länger die Entſcheidung über ſeine volkswirthaftlichen Intereſſen, die durch unveränderte Beibehaltung des gegenwärtigen Zolltarifes auf das Höchſte gefährdet ſind, von dem Veto jedes einzelnen deutſchen Fürſten, z. B. von dem des Herzogs von Naſſau, oder auch von den Königen von Hannover und Württemberg, abhängig machen. Mindeſtens wird dem preußiſchen Staate ein Präcipuum, wenn auch nicht an den Zollerträgniſſen, doch an Stimmen bei Entſcheidungen in Zollvereins-Fragen, ferner die Führung der diplomatiſchen Verhandlungen, nicht blos in Handels- und Verkehrs-, ſondern auch in allen anderen internationalen Angelegenheiten, die Ernennung von gemeinſamen Geſandten und Konſuln, und endlich, wie ſich aus dieſen Zugeſtändniſſen von ſelbſt ergiebt, die oberſte Geltendmachung von Rechten gegen das Ausland, und das nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand übertragen werden müſſen.

Daß endlich dieſer Executive Preußens in Sachen des Zollvereins ein Parlament zur Seite ſtehe, welches das deutſche Volk in ſeiner Mannigfaltigkeit vertritt, würde nicht minder dem Geiſte der Zeit, als der Machtſtellung Deutſchlands entſprechen.

Allerdings machen die kleineren deutſchen Staaten hiergegen geltend, daß ſie ſich durch Gewährung neuer Conceſſionen an Preußen, durch Uebertragung der vollſtändigen Exekutive des Zollvereins an daſſelbe ihrer Souverainetäts-Rechte theilweiſe entäußern würden. Aber hatten ſie ſich denn durch ihren Eintritt in den deutſchen Bund und in den Zollverein nicht auch ſchon bisher gewiſſer Souverainetäts-Rechte entäußert? Hat nicht, mit Ausnahme der kleineren deutſchen Fürſten, jeder andere europäiſche Souverain, mit Einſchluß des preußiſchen und des öſterreichiſchen, das unbeſchränkte Recht der Kriegserklärung und der Friedensſchließung? Haben ſich die Könige von Bayern, Sachſen, Hannover und Württemberg, ſowie die übrigen ſouverainen Großherzoge, Herzoge und Fürſten Deutſchlands, als deutſche Bundesglieder, dieſes wichtigſten aller Souverainetäts-Rechte entäußern können; haben ſie, als Zollvereinsglieder, Preußen eine gewiſſe Hegemonie im Verein ſchon bisher zuerkannt und ihm die Führung der internationalen Verhandlungen deſſelben, die Leitung des Geſchäftes bei Berechnung und Vertheilung der Zoll-Intraden ꝛc. übertragen, ſo würde es eben nur konſequent, gerecht und großherzig ſein, wenn ſie, zur Ehre des deutſchen Namens im Auslande, zur Hebung des deutſchen National- und Selbſtgefühls, auch noch einiger anderen, minder erheblichen Rechte ſich entäußerten.

Entſchiedenes Feſthalten Preußens an der Aufſtellung ſolcher Bedingungen, bei Erneuerung der Zollvereins-Verträge, wird ſicher viel eher, als aller diplomatiſcher Notenwechſel, als alle Anträge auf Reform des deutſchen Bundes in Frankfurt, ja, als alle Anſtrengungen des Nationalvereins, zur Herſtellung eines engern deutſchen Bündniſſes mit Preußen an der Spitze führen. Wir Alle, die wir es mit Deutſchlands und Preußens künftiger Machtſtellung ernſt und ohne Rückhalts-Gedanken gut meinen, wir ſollten die preußiſche Regierung auf dieſem Wege in jeder Art unterſtützen. Eine ſolche Unterſtützung beſteht aber auch ſchon darin, daß wir uns klar machen, auf welche Weiſe der Zollverein zu Stande gekommen, der, eben weil er eine Manifeſtation deutſcher Einheit und Machtſtellung iſt, in ganz Deutſchland populär geworden und deſſen Exiſtenz darum auch nicht von den kleineren deutſchen Fürſten aus Gründen perſönlicher Art, aus Rückſicht auf Souverainetäts-Rechte, die ſchon längſt nicht mehr unbeſchränkt beſtehen, wird auf das Spiel geſetzt werden können. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Preußen vor einem Menſchenalter die Antipathien zu überwinden wußte, die ſeiner Initiative

* Ein Vortrag, den der Herausgeber dieſer Blätter in der „Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur“ in Breslau, ſowie in einem Berliner Vereine zur Sammlung von Beiträgen für die deutſche Flotte unter Preußens Führung, gehalten.

Digitized by Google

bei Gründung des Zollvereins entgegenſtanden, ſo dürfen wir daran vielleicht die Hoffnung knüpfen, daß es ihm gelingen werde, auch die Antipathien gegen eine mit dem Jahre 1865 eintretende Erweiterung dieſer Initiative zu überwinden.

Ich habe demnach zum Gegenſtande dieſes Vortrages die Lebensſkizze und die Wirkſamkeit eines Mannes gewählt, an deſſen Namen ſich die erſte Idee des deutſchen Zollvereins und zugleich die umfaſſende Idee eines deutſchen Eiſenbahn-Syſtems knüpft. Friedrich Liſt iſt es, ein Deutſcher im wahren Sinne des Wortes, ein Deutſcher in ſeinen großartigen Erſtrebniſſen, wie in ſeinen traurigen Erlebniſſen, deſſen volkswirthſchaftliche Wirkſamkeit, als intellektueller Urheber des Zollvereins und eines deutſchen Eiſenbahn-Syſtems, ich darzuſtellen verſuchen will.

Mögen Sie dieſe Darſtellung mit Nachſicht aufnehmen und möge ſie zugleich ein Scherflein zur allgemeineren Erkenntniß deſſen ſein, was wir jetzt zur Förderung deutſcher Macht und Einheit zu erſtreben haben.

* * *

Mit der großen Idee einer deutſchen Flotte unter Preußens Führung, wie ſie jetzt ſehr viele patriotiſche Männer unſeres Vaterlandes beſchäftigt, ſind die Ideen des deutſchen Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems nahe verwandt. Ehe in unſerer Zeit der Gedanke entſtehen konnte, auf dem Meere wieder, wie zur Zeit der Hanſa, eine geachtete deutſche Flagge zu ſehen, mußte erſt auf dem Lande ein großes, einiges, nicht durch Schlagbäume unterbrochenes Verkehrsleben hergeſtellt werden, und auch dieſes ward in ſeiner jetzigen Geſtalt erſt dann möglich, als Nord- und Süd-Deutſchland, Berg- und Thal-Land, Küſten- und Binnenland nicht mehr blos durch vereinzelte Kunſt-Straßen, oder durch ſchwer mit Zöllen belaſtete Ströme, ſondern durch ein Syſtem von eiſernen Schienen und den geflügelten Dampf verbunden waren.

Wie Deutſchland im vorigen Jahrhundert auf geiſtigem Gebiete durch die Männer der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur zum Bewußtſein ſeiner Zuſammengehörigkeit und Nationalität gebracht wurde, ſo haben in unſerm Jahrhundert auf materiellem Gebiete die Männer der Praxis und der Technik aus den Völkern der Preußen, Sachſen, Heſſen, Bayern und Schwaben ein ſich als zuſammengehörig fühlendes, großes Volk der Deutſchen gemacht, das ſich in Folge des erleichterten Verkehrs täglich näher kennen und mehr achten lernt.

Zu dieſen Männern der Praxis und der Technik, die durch Lehre und Beiſpiel dasjenige zum Gemeingut machten, was ſie als produktiv und ſegenvoll für das Staats- wie für das Arbeitsleben Deutſchlands erkannt hatten, gehört als einer der Thätigſten und Unermüdlichſten Friedrich Liſt, der intellektuelle Urheber des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems.

Bevor ich jedoch auf das Leben und die Wirkſamkeit dieſes Mannes ſelbſt eingehe, möge es mir verſtattet ſein, einen Blick auf die deutſchen volkswirthſchaftlichen Zuſtände ſeiner Zeit zu werfen, zu deren Veranſchaulichung eine flüchtige Hinweiſung auf die heutigen Zuſtände eines großen nördlichen Nachbarſtaates am Beſten wird dienen können.

Es werden nun bald zwei Jahre her ſein, daß ich in Berlin mit einem belgiſchen Profeſſor der Volkswirthſchaftslehre, Herrn Dr. von Molinari, zuſammentraf. Dieſer war im Begriffe, eine Reiſe nach Rußland zu unternehmen, um in den Hauptſtädten des Reiches öffentliche Vorträge — oder, wie man in franzöſiſcher Sprache bezeichnender ſagt: „Konferenzen" (des conférences) — über freie Arbeit, freien Verkehr und freien Handel zu halten.

„Wird man Ihnen in Rußland," frug ich den reiſenden Lehrer der Volkswirthſchaft, „keine Schwierigkeiten machen, über Ihr Thema öffentlich zu ſprechen?"

„„Gerade im Gegentheil,"" antwortete er; „„mich, den Miſſionair der freien Arbeit, hat die ruſſiſche Regierung ſogar eingeladen, nach Petersburg und Moskau zu kommen, um durch meine Konferenzen zur Aufklärung der konfuſen Vorſtellungen beizutragen, die noch unter den Ruſſen über die erſte Bedingung des heutigen Staatslebens, über die Freiheit der Volksarbeit, verbreitet ſind.""

„So hängt Ihre Miſſion alſo wahrſcheinlich mit der von der Regierung ausgehenden, großen Maßregel der Emancipation der Leibeigenen zuſammen?"

„„Allerdings,"" erwiederte er, „„und zwar iſt es zunächſt auf Belehrung der großen Landbeſitzer über ihr eigenes Intereſſe, auf die ruſſiſchen Fürſten, Grafen und Barone abgeſehen, die durchaus nicht glauben wollen, daß ihnen freie Arbeit viel reichlichere Früchte tragen werde, als die Arbeit der Leibeigenen, und daß ein Staat, welcher nur zwei von einander ſtreng geſchiedene Stände: den der Herren und Praſſer und den der Sklaven und Darber, beſitzt, ſehr bald zu Grunde gehen muß.""

„Im Alterthume," ſagte ich, „ſind durch dieſen Krebsſchaden ſogar diejenigen Staaten untergegangen, die wir als die Urquellen unſerer Kultur verehren. Die ſüdlichen Staaten von Nord-Amerika und das Kaiſerthum Braſilien ſcheinen die nächſten Belege für die Wahrheit dieſes Axioms liefern zu wollen."

„„O,"" rief Hr. von Molinari, „„Rußland wird dieſen Beweis noch viel früher liefern, wenn es ſich nicht bald von ſeinen Leibeigenen und von dem verderblichen Irrthum befreit, daß die Bereicherung einiger großen Land- und Fabrikenbeſitzer, deren Monopole durch Einfuhrverbote geſchützt ſind, der Landes-Induſtrie und dem Nationalreichthum förderlich ſei. Durch Schutzmaßregeln ſolcher Art werden Land und Volk lediglich zum Beſten einiger Monopoliſten ausgebeutet.""

„Halten Sie," frug ich den Lehrer der Volkswirthſchaft, „die jetzige Geldkriſis in Rußland auch für eine Folge ſeiner verkehrten Handelspolitik?"

„„Zum Theil iſt das allerdings der Fall; doch dieſe gefährliche Kriſis iſt zu einem großen Theil auch auf Rechnung der auswärtigen Politik des Kaiſers Nikolaus zu ſetzen. Dieſer ſuchte ſein Anſehen in Europa durch ein, alle Hülfsquellen des Landes erſchöpfendes, koloſſales Heer zu erhalten, das zu einer Zeit die Höhe von 1,250,000 Mann erreicht hatte, und das die Productionskraft Rußlands förmlich aufſaugte. Es war eine der erſten wohlberechneten Maßregeln ſeines Sohnes, des Kaiſers Alexander II., die Rekrutirung, die unter dem vorigen Kaiſer mit jedem Jahre an Härte und Ausdehnung zugenommen hatte, vorläufig ganz einzuſtellen. Seit vier (jetzt ſechs) Jahren iſt in Rußland nicht ein einziger Rekrut ausgehoben worden, und dadurch hat das Land allmählich wieder an produktiven Kräften zugenommen.* Doch dieſer Reform werden noch einige andre große und umfaſſende Maßregeln: namentlich die Emancipation der Leibeigenen, die völlige Umgeſtaltung der Handelspolitik und das Aufhören der ſchmachvollen Branntweinpacht folgen müſſen, wenn Rußland vor einem Staatsbanquerott, ja, vor dem völligen Untergange des Reiches bewahrt werden ſoll.""

„Sie haben alſo die große Aufgabe (ſo ſchloß ich unſere Unterhaltung) durch Ihre Belehrungen dazu beizutragen, daß Rußland von der Nothwendigkeit jener Reformen überzeugt werde. Nun, ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe und den beſten Erfolg!"

Der belgiſche Profeſſor brachte den ganzen Winter und das Frühjahr des Jahres 1860 in Rußland zu. In Petersburg, in Moskau, in Odeſſa und anderen Städten dieſes Landes waren ſeine Konferenzen zahlreich beſucht. Unerwarteterweiſe ſind, wie Herr v. Molinari in dem Buche ſagt, das er ſeitdem über ſeine Reiſe veröffentlicht hat, die Großen des Reiches, die Fürſten und Landbarone, am Bereitwilligſten auf ſeine Ideen, auf das Prinzip der Verkehrs-, der Gewerbe- und der Handelsfreiheit eingegangen, während die Miniſter, was die Handels-Monopole und die Branntweinpacht betrifft, keineswegs geneigt ſind, durchgreifende Reformen einzuführen.

Bei uns in Deutſchland iſt es bekanntlich umgekehrt. Während die meiſten deutſchen Regierungen in neuerer Zeit für das Prinzip der Gewerbefreiheit ſich erklärten, hat gerade ein Theil der Land-Barone mit den Gegnern der freien Arbeit, mit den Zünftlern, ſich verbunden, um für Innungszwang und andere veraltete Beſchränkungen zu kämpfen.

Die Stein-Hardenberg'ſche Geſetzgebung, die in den Jahren der Wiedergeburt Preußens den Boden des von der Scholle abgelöſten Landmannes vom Joche der Frohnen, die Arbeitskraft und Geſchicklichkeit des jungen Handwerkers von der Feſſel des Zunftzwanges befreite und den Städten die Selbſtverwaltung durch ihre Bürger verlieh, wird von Denjenigen, die den Untergang feudaler Vorrechte noch immer nicht verſchmerzt haben, mit Recht als der erſte Schritt auf dem Wege eines freien, verfaſſungsmäßigen Staatslebens angeſehen. Die Stein-Hardenberg'ſche Geſetzgebung war es, gegen die ſich ſchon unmittelbar nach den Befreiungskriegen von 1813—15 der Groll der alten Privilegirten wandte. Und ſo richten ſie denn auch jetzt, wenn ſie das ſeitdem eingetretene, freie Verfaſſungsleben an der Wurzel faſſen wollen, ihre Angriffe zunächſt gegen die Stein-Hardenberg'ſche Geſetzgebung, gegen die agrariſche, wie gegen die Städte-Ordnung und gegen die Gewerbefreiheit. Darum reichen ſie auch den Zünftlern die Hand, von denen ſie glauben, daß ſie

* Erſt jetzt iſt durch einen kaiſerlichen Ukas wieder eine Rekrutirung — die erſte unter dem regierenden Kaiſer — angeordnet. D. R.

Digitized by Google

ebenfalls die Freiheit beſchränkt und mittelalterliche Zwangsgeſetze wiederhergeſtellt ſehen wollen.

Solchen und ähnlichen Beſtrebungen gegenüber, denen es im Jahre 1849 gelungen war, ein rückgängiges preußiſches Gewerbegeſetz in's Leben zu rufen, ward im Jahre 1858 der „volkswirthſchaftliche Kongreß" gegründet, der nach einander in Gotha, Frankfurt a. M., Köln und Stuttgart tagte, und überall die öffentliche Meinung aufklärte über die Freiheit der Arbeit und des Verkehrs, über das Schädliche des Zunftweſens und das Gefährliche der Gewerbs-Conceſſionirungen, über die Förderung des Verſicherungsweſens und des Realkredites, ſowie über den Segen der auf dem Princip der Selbſthülfe ruhenden Darlehnsvereine des Gewerbſtandes. Männer, wie Lette, Schulze-Delitzſch, Engel u. A., haben auf dieſen Kongreſſen in Nord- und Süddeutſchland eine förmliche Umwandlung der volkswirthſchaftlichen Anſichten bewirkt. In mehreren deutſchen Staaten, zuerſt in Sachſen-Coburg-Gotha, dann in den Königreichen Sachſen und Württemberg, in Naſſau, in Oldenburg, in der freien Stadt Bremen und ſelbſt in Oeſterreich iſt an die Stelle des Zunftzwanges volle Freiheit der Gewerbe getreten, und dieſe Staaten, die ſeit dem Jahre 1811 hinter der Entwickelung der Induſtrie in Preußen weit zurückgeblieben waren, ſind jetzt dieſem Staate, der leider 1849 einen Rückſchritt gethan, ebenſo weit voran.

In gleicher Weiſe hat ſich durch Einwirkung des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes und ſeiner Filial-Vereine das Verlangen nach Schutzzöllen und der Widerwille gegen größere Freiheit des internationalen Verkehrs ſehr vermindert; doch iſt dieſe Umwandlung der öffentlichen Meinung in Süd- und Weſtdeutſchland weniger, als gerade in Preußen vor ſich gegangen.

Preußen war es ja auch, das im Jahre 1818 zuerſt unter allen deutſchen Staaten, die Verkehrs-Hemmungen im Innern des Landes aufhob und von den Thoren der Städte, wo bis dahin jeder Reiſende auf läſtige Weiſe viſitirt worden war, die Zollſtätten, mit Ausnahme derjenigen für die Mahl- und Schlachtſteuer, an die Landesgränzen verlegte. Bis zum Jahre 1818 war auch in Preußen jede Provinz und jede Stadt von der andern gleichſam abgeſperrt. Es bedurfte der Declarationen, Plomben, Paſſierſcheine und anderer Förmlichkeiten, um die Erzeugniſſe einer Provinz nach der andern zu ſchaffen. Gewiſſe ausländiſche Waaren durften entweder gar nicht, oder nur — was einem Verbote gleichkam — gegen ſehr hohe Zölle eingeführt werden und bildeten daher ein beſtändiges Objekt des Schleichhandels. Vom Jahre 1818 ab war nicht blos der Verkehr im Innern des Landes völlig frei, ſondern konnten auch, mit alleiniger Ausnahme von Salz und Spielkarten, alle Erzeugniſſe des Auslandes gegen einen Zoll, welcher zehn Procent des Werthes derſelben nicht überſteigen ſollte, eingeführt werden. Hierdurch vermehrten ſich der Verkehr und der Wohlſtand des Landes, deſſen Fabriken dadurch zu großem Wetteifer angetrieben wurden, in außerordentlicher Weiſe. Die Bevölkerung, die Gewerbſamkeit und die Steuerkraft Preußens nahmen mit jedem Jahre ſichtlich zu, und mit Neid blickten die kleineren deutſchen Staaten, deren Verkehrsleben auf die eigenen, engen Gränzen beſchränkt blieb, auf das an Kraft und Vermögen jährlich wachſende Preußen.

In dieſen kleineren Staaten waren Gewerbe und Handel durch den Sturz des Napoleoniſchen Kontinental-Syſtems in eine bedenkliche Kriſis verſetzt worden. Unter dem unnatürlichen Schutze dieſes Syſtems hatte allerdings die Arbeit einen merklichen Aufſchwung genommen. Als aber, nach hergeſtellter Befreiung Deutſchlands vom fremden Joche, der Kontinent zunächſt mit engliſchen Waaren überſchwemmt wurde und jeder deutſche Fürſt ſeine Herrſchaft ſo unabhängig von der ſeiner deutſchen Nachbarn und ſo einträglich, als ſeine Souverainetätsrechte es geſtatteten, zu machen ſuchte, belegte jeder dieſer Fürſten, vorgeblich zum Schutze der Landes-Induſtrie, die Erzeugniſſe der deutſchen Nachbarlande mit den willkürlichſten Zöllen. Hierdurch traten in dieſen Staaten, beſonders im ſüdlichen und im weſtlichen Deutſchland, eine Verwirrung und eine Unſicherheit ein, von der man ſich jetzt kaum mehr eine Vorſtellung machen kann.

Die Erſchütterung ſehr vieler, ja faſt aller großen gewerblichen Etabliſſements in dieſen Ländern, ſowie Noth und Verarmung der Betheiligten, waren natürliche Folgen jener Ausübung kleinſtaatlicher Souverainetätsrechte. Jeder deutſche Staat hielt ſich zu Retorſions-Maßregeln gegen den anderen befugt, aber dadurch ſchadete Jeder nur den eigenen Unterthanen am Meiſten. Die ſüddeutſchen Staaten, damals noch mehr als jetzt von Abneigung gegen Norddeutſchland erfüllt, führten, nachdem Preußen ſein liberales Zollgeſetz von 1818 gegeben hatte, ein Prohibitiv-Syſtem ein, das hauptſächlich gegen Preußen und das nördliche Deutſchland gerichtet war. Hierdurch aber kamen Verkehr und Wohlſtand in jenen Staaten nur noch weit mehr zurück.

Ganz natürlich mußte darum in Süddeutſchland zuerſt der Wunſch erwachen, wenigſtens auf dem Gebiete des Verkehrs die kleinſtaatliche Vielregiererei überwunden und den Weg zu einer größeren, deutſchen Einheit gebahnt zu ſehen. Namentlich in kaufmänniſchen und Fabrikanten-Kreiſen regte ſich das Bedürfniß der Vereinigung und eines gemeinſamen Einwirkens auf die öffentliche Meinung, ſowie durch die öffentliche Meinung auf die Regierungen. Man fand bald, daß vor Allem ein rühriger, ſchöpferiſcher Geiſt noththue, der die große Frage, um die es ſich handelte, mit Energie ergriff, ihre Löſung zu ſeiner Lebens-Aufgabe machte und die zahlreichen Hinderniſſe überwand, die in den damaligen, beengenden Verhältniſſen Deutſchlands lagen. Ja, es bedurfte eines Mannes, der die Sache ſo zu behandeln verſtand, daß das ganze Volk davon ergriffen wurde, eines Mannes, der durch Schrift und Rede einen gleich ſtarken moraliſchen Eindruck machte, und der das deutſche Land für eine Frage begeiſterte, mit der ſich bisher nur einige Geſchäftsleute oder Nationalökonomen befaßt hatten.

Und dieſer Mann war Friedrich Liſt, der erſte deutſche Wanderlehrer der Volkswirthſchaft und der Urheber der Idee eines deutſchen Zollvereins.*

* * *

In der ſchwäbiſchen, freien Reichsſtadt Reutlingen, die im Jahre 1802, nach dem Lüneviller Frieden, mit dem einige Jahre darauf von Napoleon zum Königreich erhobenen Württemberg vereinigt wurde, ward Friedrich Liſt am 6. Auguſt 1789 geboren, und zwar als der Sohn eines ehrſamen, wohlhabenden Weißgerbers, deſſen alter, reichsſtädtiſcher Bürgerſinn und Bürgermuth auch auf den Sohn übergingen. Friedrich Liſt ſollte ebenfalls Weißgerber werden, wie ſein Vater, aber am „Schabebaum" ſtehend, fand der mit einem lebhaften Geiſt ausgeſtattete Lehrburſche, daß ſeine Verrichtung hier viel beſſer und ſowohl ihm ſelbſt als dem Geſchäfte zuträglicher durch eine Maſchine zu beſorgen ſei, die von dem vorbeifließenden Waſſer getrieben werden könne. Der Vater ging auf die Idee des Sohnes ein und befand ſich dabei ſehr gut, und da der Sohn darauf beſtand, eine Laufbahn mit geiſtiger Beſchäftigung einzuſchlagen, ſo gab ihn der Vater zu dem ihm befreundeten Stadtſchreiber von Blaubeuren in die Lehre. Es war dies damals der Weg, um in die Laufbahn eines württembergiſchen Subaltern-Beamten zu kommen, und obwohl der alte Liſt einen gründlichen Widerwillen gegen das anmaßende Beamten- und Schreiberthum in Württemberg hegte, entſchloß er ſich doch, ſeinem begabten Sohne den Willen zu thun und ihn ſelbſt einen Schreiber und Beamten werden zu laſſen.

Nach einer Lehrzeit von drei Jahren wurde Liſt als Steuerbeamter, zuerſt in Ulm und dann, im Jahre 1809, zu ſeinem beſondern Glücke, in Tübingen angeſtellt. Die Univerſitätsſtadt gab dem jungen Steuerbeamten ſehr bald die erwünſchte Gelegenheit, ſeinen Wiſſensdurſt zu befriedigen. Bei dieſer Gelegenheit lernte er unter den Studirenden den nachmaligen, württembergiſchen Miniſter Schlayer kennen, mit dem er auf das Innigſte befreundet ward und der ihn aufmunterte, ſeine außerordentlichen Anlagen und Kenntniſſe zu benutzen und das Staats-Examen für die höhere, cameraliſtiſche Laufbahn zu machen. Nachdem Liſt dieſes Examen in glänzender Weiſe beſtanden hatte, wurde er im württembergiſchen Miniſterium des Innern als Secretair in der Section für Gemeinde-Verwaltung und demnächſt als Oberreviſor des Kommunalweſens angeſtellt. Als ſolcher hatte er unter Anderem auch über die zahlreichen Amts-Schreiber zu referiren, die ihm, wie allen freigeborenen, reichsſtädtiſchen Bürgern, gründlich zuwider waren und die in ihrem bösartigen, das Volk ausſaugenden Treiben näher kennen zu lernen, er gerade die beſte Gelegenheit gehabt hatte. Im Jahre 1817 erhielt er von der Regierung den Auftrag, die Gründe zu erforſchen, aus welchen 6 — 700 kräftige arbeitſame Leute aus der unteren Neckar-Gegend nach Amerika auswandern wollten. Er ermittelte bald, daß es nicht, wie die Regierung geglaubt hatte, die letzte Mißärndte, ſondern die harte Bedrückung der Amtsſchreiber war, was die Leute aus ihrer Heimat vertreibe. Mit der ganzen Energie, deren er fähig war, ſchilderte er dieſen unerträglichen Druck und forderte er von der Regierung Abhülfe. Die Leute, ſagte er in ſeinem Berichte, wollten lieber in Amerika Sklaven ſein, als im Amte Weinsberg Bürger und Bauern bleiben, „und das iſt ihnen," fügte er hinzu, „nicht zu verdenken."

---

* Vgl. Friedrich Liſt's geſammelte Schriften, herausgegeben von Ludw. Häuſſer, Bd I.

Digitized by Google

Durch ſolche Berichte machte ſich aber der Herr Oberreviſor nichts weniger, als beliebt bei der württembergiſchen Regierung. Nicht die Amtsſchreiber wurden beſeitigt, ſondern ihr Ankläger, den man, unter dem Vorwande, ihm einen ſeinen Fähigkeiten und ſeinem Berufe mehr angemeſſenen Wirkungskreis zu verleihen, zum Profeſſor an der Univerſität Tübingen ernannte, wo man für ihn einen Lehrſtuhl der Staatswiſſenſchaften gründete — einen Lehrſtuhl, wie es bis dahin, mit Ausnahme von Göttingen, an keiner deutſchen Univerſität einen ähnlichen gegeben hatte, und den er ſelbſt in einer an die Regierung gerichteten Denkſchrift als dringend nothwendig für die cameraliſtiſchen Studien bezeichnet hatte.

Der noch jetzt regierende König Wilhelm von Württemberg war um jene Zeit ſeinem Vater auf dem Throne gefolgt. Dreimal hatten die Landſtände bereits den Entwurf einer Verfaſſung abgelehnt, die der König hatte verleihen wollen. Die „Altrechtler,“ wie man damals die feudale Partei in Württemberg nannte, beſtanden eigenſinnig auf Erhaltung, reſp. Herſtellung ihrer Vorrechte. Die Anſprüche dieſer Partei als verjährt und nachtheilig für das gemeine Beſte darzuſtellen, ihre ſogenannten hiſtoriſchen Poſtulate als ungeſchichtlich und unnatürlich nachzuweiſen, war hauptſächlich die Aufgabe des neuen Profeſſors der Staatswiſſenſchaften in Tübingen.

Fr. Liſt ſchrieb dort zunächſt ein „Syſtem der Gemeinde-Wirthſchaft“ mit dem Motto: „Das Dorf und die Stadt lerne unter der Aufſicht der Regenten ſich ſelbſt regieren.“ In Württemberg wußte man damals noch nichts von Selbſtverwaltung der Gemeinden, wie ſie in Preußen ſeit dem Jahr 1808 durch die Städteordnung eingeführt war. Daß es dieſe Selbſtverwaltung war, die Liſt auch für ſein Vaterland erſtrebte, geht aus dem ganzen Inhalt ſeiner ebengedachten Schrift hervor.

Demnächſt publizirte Profeſſor Liſt eine „Staatskunde und Staatspraxis Württembergs,“ zu deren Charakteriſirung ich folgenden Ausſpruch hervorhebe: „Es iſt unzweifelhaft,“ heißt es darin, „daß unter derſelben Verpflichtung, die der Einzelne durch den Eintritt in die Gemeinde-Corporation übernommen, dieſe Corporation auch in den höheren, ſtaatlichen Verband eingetreten; doch ebenſo unzweifelhaft, wie bei dem Einzelnen, iſt auch bei der Gemeinde-Corporation der Vorbehalt, daß ſie inſoweit ſelbſtändig zu handeln berechtigt iſt, als ſie der Geſammthülfe nicht bedarf, oder den Geſammtzweck nicht verfehlt.“

Self-government alſo iſt es, was Liſt bereits im Jahre 1818 als unumgängliche Grundlage des Gemeindelebens im conſtitutionellen Staat verlangte. Heutzutage wird dieſes Prinzip von allen vorurtheilsfreien, politiſch gebildeten, Männern Deutſchlands anerkannt; damals aber wurde ein ſolches Verlangen — beſonders von den Regierungen Süddeutſchlands — als Anmaßung, ja als revolutionaire Ueberhebung des Unterthanen, behandelt. Von Stuttgart kamen daher ſehr bald Zurechtweiſungen und Warnungen an den Profeſſor in Tübingen. Dieſer ließ ſich aber dadurch nicht irre machen. Vielmehr verbreitete er auch über den engen Kreis ſeines Auditoriums hinaus ſeine Lehren, indem er an die württembergiſchen Kaufleute und Gewerbetreibenden ſein Wort richtete und dieſe aufforderte, auch ihrerſeits die Hand zu bieten, um praktiſche, auf Selbſtverwaltung baſirte, bürgerliche Inſtitutionen zu erlangen.

Zu dieſen praktiſchen Inſtitutionen zählte Liſt vor Allem die Befreiung des deutſchen Verkehrslebens von den Hemmniſſen der Vielregiererei und der Kleinſtaaterei, zu welchem Zwecke, wie er ſchrieb, ein großes deutſches Handelsgebiet mit gemeinſamen Märkten und Abzugskanälen herzuſtellen ſei.

Es darf hiernach nicht Wunder nehmen, daß die Fabrikanten und Kaufleute in Frankfurt a. M., Nürnberg, Mannheim, Mainz und anderen ſüddeutſchen Handelsſtädten, die eben einen Mann ſuchten, der mit Energie und Umſicht ihre Sache, die Sache des ungehemmten deutſchen Verkehrs, in die Hand nehme, in dem Profeſſor Liſt von Tübingen dieſen Mann erblickten. In der Oſtermeſſe des Jahres 1819 wurde er von ihnen eingeladen, nach Frankfurt a. M. zu kommen, wo ſich, nachdem Liſt der Verſammlung den Zweck, den ſie ſich vor Augen zu ſtellen habe und die Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes auseinandergeſetzt, eine Aſſociation unter dem Namen „Deutſcher Handels- und Gewerbe-Verein“ conſtituirte, welcher Liſt zum Konſulenten ernannte und ſofort auch eine eigene Zeitſchrift, das „Organ für den deutſchen Handel- und Gewerbeſtand“ gründete, ein Blatt, das ſich hauptſächlich durch die Feder Liſt's einen großen Ruf erworben und bewahrt hat. Eine Menge wichtiger Reformen, die mit der Idee der deutſchen Verkehrs-Einheit zuſammenhängen, wie ein deutſcher Poſtverein, ein deutſches Patentgeſetz, ein gemeinſames Steuerſyſtem für die Conſumtion im Innern der deutſchen Staaten, eine gemeinſame, auf dem Grundſatze der Gewerbefreiheit ruhende Gewerbe-Geſetzgebung ꝛc. wurden in dieſer Zeitſchrift bereits vor mehr als vierzig Jahren zur Sprache gebracht.

Gleichzeitig beſchloß der „Deutſche Handels- und Gewerbe-Verein,“ eine Eingabe an die Bundes-Verſammlung zu richten, worin die Bitte um Aufhebung der Zölle an den inneren Landesgränzen Deutſchlands ausgeſprochen wurde. Liſt entwarf dieſe Eingabe obwohl er ſchon bei Erörterung derſelben ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen hatte, das vom Bundestag in dieſer Hinſicht Nichts zu erwarten ſei.

In der That kam es auch ſo, wie Liſt vorhergeſagt hatte. Der hannoverſche Geſandte am Bundestag, Frhr. v. Martens, war Referent in der Sache. Dieſer nahm zunächſt Anſtand, die Vollmacht der Bittſteller, die, wie er meinte, ſich unbefugterweiſe als „Deutſcher Handels- und Gewerbe-Verein“ bezeichnet hätten, anzuerkennen. Demnächſt faßte der Bund, auf Antrag dieſes Referenten, einen Beſchluß folgenden Inhalts: „Was den Vorſchlag einer Aufhebung der inneren Zollgränzen Deutſchlands betrifft, ſo lehrt die Erfahrung, wie ſchwer es ſelbſt in einfachen, aus urſprünglich verſchiedenen Provinzen beſtehenden Reichen ſei, die Zölle im Innern aufzuheben und an die Gränzen zu verlegen. Frankreich hat davon in der Zeit vor dem Jahre 1789 ein redendes Beiſpiel gegeben; damals ſind dort mehrere Verſuche dieſer Art gemacht worden, die jedoch alle ſchlecht ausgefallen. Allerdings iſt es dort ſpäter, mit Hülfe der Revolution, welche alle beſtehenden Bande der Geſellſchaft löſte, möglich geworden, die Einheit des Gebietes herbeizuführen; allein ſo weit werden doch wohl ſelbſt die Bittſteller nicht gehen wollen, die Vortheile, die ſie ſich von ihrem Plane verſprechen, um den Preis einer Revolution zu erkaufen, einer Revolution, um die Frankreich nicht zu beneiden iſt.“

Alſo in Frankfurt erklärte der Bundestag im Sommer 1819 für revolutionair und unausführbar, was ein Jahr vorher der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., in ſeinem doch auch aus urſprünglich verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzten Reiche, ohne alle Erſchütterung beſtehender Verhältniſſe, ja zum Segen ſeines Landes, durchgeführt hatte. Aber der Bundestag hat es niemals verſchmäht, die liberalen Maßregeln Preußens, die ja in den Kram der den Bund dominirenden öſterreichiſchen Politik nicht paßten, als revolutionair und utopiſch zu bezeichnen!

Unter dieſen Umſtänden beſchloß der „Deutſche Handels- und Gewerbe-Verein,“ direkt an die einzelnen deutſchen Höfe, und zwar vor Allem nach Berlin ſich zu wenden, um dort auf den Widerſpruch aufmerkſam zu machen, der zwiſchen dem Beſchluſſe des Bundestages und dem in Preußen zur Ausführung gebrachten Zollgeſetz beſtehe. Alsdann ſollten aber auch Abgeordnete nach Wien gehen, wo eben ein Miniſter-Kongreß zur Redigirung der bekannten Schlußakte des deutſchen Bundes zuſammentrat.

Als Liſt von der württembergiſchen Regierung die Erlaubniß erbat, ſich dieſer Miſſion an die deutſchen Höfe anzuſchließen, ward ihm dieſe nicht blos verſagt, ſondern er erhielt auch einen ſtrengen Verweis dafür, daß er, als württembergiſcher Staatsdiener, es mit der Würde eines ſolchen vereinbar gefunden, einer „ausländiſchen“ Privatgeſellſchaft als Organ zu dienen. Liſt, der auf eine ſolche Entgegnung vorbereitet war, forderte ſofort ſeine Entlaſſung als Profeſſor, die ihm auch ohne Weiteres bewilligt wurde.

Mit den Kaufleuten Schnell aus Nürnberg und Weber aus Manheim trat er nun ſeine Miſſion an die deutſchen Höfe an. Nachdem ſie in München, Karlsruh und Darmſtadt geweſen waren, gingen ſie nach Berlin, wo ſie namentlich bei dem damaligen General-Steuerdirektor, nachherigen Finanzminiſter, v. Maaßen eine ihren Wünſchen entſprechende Aufnahme fanden. Dieſer aufgeklärte und volkswirthſchaftlich hochgebildete Staatsmann, der in dieſer Beziehung mit dem damals die deutſchen Angelegenheiten im auswärtigen Departement leitenden, geheimen Legationsrath Eichhorn ganz übereinſtimmend dachte und handelte, ſagte ihnen, daß für Preußen nichts erfreulicher ſein könne, als die Herſtellung eines völlig freien Verkehrs im ganzen, großen Deutſchland. Herr v. Maaßen geſtand ihnen, daß er bei Entwerfung des gegenwärtigen preußiſchen Zollſyſtems, welches größtentheils ſein Werk ſei, von dem Grundſatze vollſtändiger Handelsfreiheit, ohne alle Retorſion gegen andere Staaten, ausgegangen, daß er urſprünglich die Abſicht gehabt, den finanziellen Bedarf lediglich durch Abgaben auf Kaffee, Zucker, Thee, Gewürze und andere Kolonialwaaren, auf fremde Weine und ähnliche Conſumtions-Gegenſtände des Luxus, zu decken, und daß er nur dem Andringen der ſich noch nicht ſtark genug fühlenden, inländiſchen Fabrication nachgegeben, wenn er auch auf Manufakturwaaren einen Eingangszoll gelegt, der aber den Betrag von 10 Procent des Werthes der Waaren nicht überſteigen dürfe. Herr von Maaßen hatte freilich nicht vorherge-

Digitized by Google

ſehen, daß in Folge der großen Vermehrung der Arbeitskräfte und des Vermögens der Nationen durch das Maſchinenweſen alle Manufakturwaaren ſehr bald auf die Hälfte, resp. den dritten Theil ihres Werthes von 1818 herabgehen würden; daß alſo der nicht nach dem Werthe, ſondern nach dem Gewichte der Waaren tarifirte Zoll dann nicht mehr 10, ſondern resp. 20 und 30 Procent des Werthes derſelben betragen werde. Die preußiſche Fabrication und noch viel weniger die des Zollvereins hat ſeitdem niemals zugeben wollen, daß man auf den urſprünglich im Jahre 1818 feſtgeſtellten Grundſatz von 10 Procent des Werthes zurückgehe und hiernach den Zolltarif modifizire.

Von Berlin begab ſich die deutſche Handels-Miſſion nach Wien, und hier entwickelte Liſt eine Thätigkeit in Schrift und Wort, die an das Wunderbare gränzt. Von den Exekutoren der jede freie Regung unterdrückenden Karlsbader Beſchlüſſe, von den zur Redaction der Wiener Schlußakte verſammelten Miniſtern, deren reactionaire Thätigkeit in Karlsbad und Wien uns von Karl Ludw. Aegidi in einer kürzlich erſchienenen hiſtoriſchen Denkſchrift* treu geſchildert worden, war natürlich ein Eingehen auf die Freiheits-Ideen Liſt's — obwohl dieſe Ideen lediglich auf materiellem Gebiete ſich bewegten — ſo wenig als vom Bundestage zu erwarten. Liſt wandte ſich daher zunächſt an den Kaiſer Franz von Oeſterreich perſönlich, dem er in einer beſondern Audienz eine in den wärmſten Worten abgefaßte Vorſtellung übergab, worin er auf die Nachtheile der jetzigen, deutſchen Handels- und Verkehrs-Zuſtände auch für den Wohlſtand und die Finanzen Oeſterreichs hinwies und den Kaiſer bat, ſich von den Gremien des Handels- und Fabrikenſtandes ſeiner Monarchie Gutachten über die von dem „Deutſchen Handels- und Gewerbe-Verein" ausgeſprochenen Wünſche einzufordern und demnächſt die noththuenden Rettungsmaßregeln anzubefehlen. Kaiſer Franz antwortete darauf wörtlich: „Ich werde gern Allem beitreten, was das Wohl des deutſchen Vaterlandes befördern kann, ohne daß dadurch das Wohl meiner eigenen Unterthanen gefährdet wird; ich werde die überreichten Denkſchriften prüfen und die Sachverſtändigen meines Landes darüber hören."

Von alledem geſchah jedoch nichts. Ja, ſämmtliche Arbeiten Liſt's in Wien, vom Januar bis Ende Mai 1820, alſo fünf Monate hindurch, waren vergeblich. Vergebens hatte er ſich auch durch einige gründlich ausgearbeitete Denkſchriften mit Fürſt Metternich, mit Gentz und mit Adam Müller in nähere Verbindung zu bringen geſucht. Vergebens wandten ſich die Abgeordneten des „Deutſchen Handels- und Gewerbe-Vereins" an die einzelnen Vertreter der deutſchen Regierungen bei der Wiener Konferenz. Der badiſche Miniſter, Herr von Berſtett, und der preußiſche Miniſter, Graf von Bernſtorff, erklärten zwar die volle Bereitwilligkeit ihrer Regierungen, ſich einem gemeinſamen, deutſchen Handelsſyſtem anzuſchließen; die geſammte Konferenz faßte jedoch in ihrer 33. Sitzung vom 23. Mai 1820 den Majoritätsbeſchluß, daß der „eigenmächtig konſtituirte, ſogenannte Deutſche Handels- und Gewerbe-Verein" als ſolcher nicht anzuerkennen und darum auch ſeine Eingabe in keiner Weiſe zu berückſichtigen ſei.

Es ſtand alſo nunmehr feſt, daß ebenſo wenig für die materiellen, wie für die geiſtigen Einheits-Bedürfniſſe des deutſchen Volkes von Wien und dem von ihm abhängigen Bundestag Etwas zu hoffen ſei. Die Vertreter des Deutſchen Handels- und Gewerbe-Vereins ließen ſich jedoch noch immer nicht in ihren Beſtrebungen zurückſchrecken. Zunächſt entwarf Liſt den Plan zu einer deutſchen Gewerbe-Ausſtellung — eine Idee, die auch erſt viele Jahre ſpäter zur Ausführung kommen ſollte — und ſodann die einer „Ausfuhr-Compagnie" nach transatlantiſchen Ländern, zu welchem Zwecke er mit Männern, wie Graf Soden, Becher u. Anderen, in Verbindung trat. Endlich war es Liſt, der den ihm und ſeinen Ideen ſehr geneigten badiſchen Staatsrath Nebenius veranlaßte, in Darmſtadt eine vertrauliche Beſprechung von Regierungs-Abgeordneten zu vermitteln, und zwar zur Anbahnung von Handelsverträgen der deutſchen Staaten unter einander. Dieſe von den meiſten ſüd- und weſtdeutſchen Regierungen beſchickte Konferenz trat wirklich im September 1820 zuſammen. Was darüber bekannt worden, beweiſt, daß ſchon damals bei einigen ſüddeutſchen Höfen eine große Antipathie gegen Preußen und die Beſorgniß herrſchte, daß die Hegemonie des Letztern in Handels- und Zollſachen, falls nicht beſondere Garantieen dagegen bedingt würden, nothwendig auch zu einer allgemeinen Hegemonie Preußens in Deutſchland führen müſſe. Namentlich war es Württemberg, das ſich zu jener Zeit jedem Anſchluß an das preußiſche Zollſyſtem auf das Entſchiedenſte widerſetzte, trotzdem daß der daniederliegende Verkehr und der geſunkene Wohlſtand des Landes den Anſchluß deſſelben an ein großes Verkehrsgebiet unbedingt heiſchte. Erſt als Preußen in den ſpäter mit einzelnen deutſchen Staaten abgeſchloſſenen Zoll-Verträgen, aus Rückſicht mehr auf das gemeine Beſte in Deutſchland, als auf ſein eigenes Staatsintereſſe, auf jede ſeiner größeren Ausdehnung und Bevölkerung entſprechende Mehrzahl von Stimmen im Areopag des Zollvereins verzichtet und die von ihm ſelbſt etwa als nothwendig erkannten Aenderungen des Tarifs dem Veto jedes einzelnen Zollvereins-Mitgliedes unterworfen hatte — erſt dann entſchloſſen ſich Württemberg und Bayern, dem dringenden Wunſch ihrer Bevölkerungen nachzugeben und zur Herſtellung deutſcher Verkehrs-Einheit die Hand zu bieten.

Gleichwohl wurde in jener Darmſtädtiſchen Konferenz, wie es auch Nebenius in einer von ihm publizirten Schrift bezeugt, der Grundſtein zu dem nachmaligen Gebäude des Zollvereins gelegt. Heſſen-Darmſtadt war es, daß am 28. Januar 1828 zuerſt dem preußiſchen Zollſyſteme beitrat, welchem bis dahin nur die Anhaltiſchen Herzogthümer, als Enklaven von Preußen, angehört hatten. In Kaſſel wurde von einer größeren Staatengruppe der ſogenannte „mitteldeutſche Handelsverein" gegründet, der jedoch, ebenſo wie der bayeriſch-württembergiſche Verband, am 1. Januar 1834 dem großen preußiſch-deutſchen Zollverein ſich anſchloß, womit endlich die Idee realiſirt wurde, deren Urheber kein Anderer, als eben Friedr. Liſt, geweſen war.

Inzwiſchen hatte, bevor dies eintrat, Liſt die mannigfaltigſten und merkwürdigſten Schickſale erlebt. Von ſeiner Vaterſtadt Reutlingen im Jahre 1821 zum Abgeordneten erwählt, hatte er das Mandat mit dem Verſprechen und dem Vorſatz angenommen, in der Kammer vor Allem für die volkswirthſchaftlichen Bedürfniſſe des Landes zu wirken. Demnach ſtellte er auch bald nach ſeinem Eintritt den Antrag, daß die Kammer die Mittel in Berathung ziehe, durch welche dem ſo tief geſunkenen Handel und Gewerbe des Vaterlandes wieder aufzuhelfen ſei. Mit lebhaften Farben ſchilderte er einerſeits den traurigen Zuſtand der deutſchen Induſtrie, und andererſeits die ſegenreichen Wirkungen der preußiſchen Zollgeſetzgebung vom Jahre 1818; ferner die unwürdige Art, wie der mächtigſte deutſche Strom, der Rhein, mit Zöllen belaſtet und für den Handel erſchwert ſei, und wie in Deutſchland jeder einzelne, kleine Staat dem andern den Rücken kehre, ſtatt ihm die Hand zu bieten. Eine nationale Einigung des großen deutſchen Vaterlandes ſtellte er in begeiſterter Rede als dasjenige dar, was dem Volk am Dringendſten noththue.

Aber in der württembergiſchen Kammer war damals das Verſtändniß für ſolche Fragen, die Sympathie für ein engeres Anſchließen an das politiſch mächtigere Preußen, noch ſehr gering. Kann doch ſelbſt bis zum heutigen Tage der Süddeutſche ſein Mißtrauen gegen den Norddeutſchen und beſonders gegen Preußen noch immer nicht ganz überwinden! Zu jener Zeit erklärte man das, was Liſt eben beantragt hatte, für ein ideales Hirngeſpinnſt und die Kammer ging, nach kurzer Berathung, zur Tagesordnung über den Antrag.

Noch viel ſchlimmer aber erging es dem Abgeordneten Liſt, als er ſich durch ſeinen Eifer für die Rechte des Volkes den Zorn der Regierung zuzog und gegen ihn, den Volksvertreter, wegen eines angeblichen Preßvergehens, eine Kriminal-Unterſuchung eingeleitet wurde. Liſt hatte nämlich für ſeine Wähler in Reutlingen und im Namen einiger anderen württembergiſchen Oberämter eine ſehr freimüthige Petition an die Kammer abgefaßt und drucken laſſen, worin eine auf Selbſtverwaltung baſirte Gemeinde-Ordnung, die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, öffentliche Rechtspflege und in Kriminalſachen Schwurgerichte, ein jährlich den Kammern vorzulegendes Budget, Einſchränkung der Ausgaben für die württembergiſche Armee und Diplomatie, Abſchaffung aller indirekten, meiſtens die Unbemittelten treffenden Steuern und dagegen Einführung einer einzigen, direkten Steuer von Grund und Boden, Häuſern, Gewerben, Kapitalien, Beſoldungen, Renten und anderen Einkünften verlangt wurde.

Die „Altrechtler," die damals am württembergiſchen Miniſter-Tiſche ſaßen, erblickten in dieſen Forderungen, die uns jetzt ſo unbedenklich erſcheinen, und in den gegen das Schreiberweſen gerichteten Motiven nichts Geringeres, als einen Hochverraths-Verſuch und beantragten in einem königlichen Reſcript die Ausſchließung Liſt's aus der Kammer. Die Abgeordneten beſchloſſen in der That mit 56 gegen 36 Stimmen die Ausweiſung ihres Kollegen Liſt aus der Kammer. Unter der Minorität befand ſich die Stimme des deutſchen Dichters Ludwig Uhland, der mit edlem Ungeſtüm gegen dieſe einem Volksvertreter angethane Schmach und Gewalt proteſtirte. Ueberall ſprach ſich die öffentliche Meinung auf das Entſchiedenſte gegen das Verfahren der württembergiſchen Kammer aus, und zwar nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in dem damals von Karl X. regierten Frankreich, in England und in Nord-Amerika. Aber noch höher ſteigerte ſich

* Aus dem Jahr 1819. Beitrag zur deutſchen Geſchichte, von Ludw. Karl Aegidi. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, Boyes & Geisler, 1862.

Digitized by Google

der Unwille der politiſch gebildeten Welt, als Friedrich Liſt am 6. April 1822, wegen Abfaſſung und Verbreitung jener Petition, von dem Gerichtshof in Eßlingen „zu zehnmonatlicher Feſtungsſtrafe, mit angemeſſener Beſchäftigung innerhalb der Feſtung, ſowie zur Bezahlung von $^{11}/_{12}$ der Unterſuchungskoſten,“ verurtheilt wurde.

Wie einſt ſein großer Landsmann, Friedrich Schiller, ſo mußte jetzt Friedrich Liſt die württembergiſche Hauptſtadt und das Land heimlich verlaſſen, um einer entehrenden Strafe zu entgehen, die wegen eines ſogenannten Preßvergehens über ihn verhängt war. Und wie Schiller, ſo ſuchte auch Liſt außerhalb Württembergs vergeblich wieder das Recht zu erlangen, frei in ſeine Heimat zurückzukehren. Der König blieb unerbittlich, wie ſein Vorfahr, Herzog Karl Eugen.. Selbſt in Straßburg und in der Schweiz, wo der, wie man ſich damals in Schwaben ausdrückte, „zu literariſcher Feſtungsarbeit Verurtheilte“ eine Zuflucht gefunden hatte, duldete ihn die württembergiſche Regierung nicht. Es blieb unſerem Liſt nichts anderes übrig, als, nachdem er, im Vertrauen auf die ihn ſchützende Macht der öffentlichen Meinung, nach Württemberg zurückgekehrt, dort aber ſofort auf den hohen Asberg gebracht worden war, mit Weib und Kind auszuwandern nach Amerika, was ihm, als eine außerordentliche Gnade des Königs, geſtattet wurde. J. C.

Böhmen.

Die evangeliſchen Čechen.

Die Idee der Nationalität dringt in Böhmen gegenwärtig in jedes Gebiet des Volks- und Staatslebens, und das um ſo eifriger, als ſie noch vor kurzer Zeit bei dem čechiſchen Volke nirgends ihren Ausdruck hatte. Wieder in einer neuen und wichtigen Richtung ſehen wir an ihrer Verwirklichung ſeit einiger Zeit auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche arbeiten. Dieſe Tendenz, welche unter den evangeliſchen Čechen nach Geltung ſtrebt und auch vielen Anklang findet, iſt von den Trägern derſelben klar ausgeſprochen worden. Es ſollen, wenn auch nicht die Huſſiten, doch wenigſtens die böhmiſchen Brüder von neuem aufleben. In Prag erſcheint ſeit Beginn dieſes Jahres eine Zeitſchrift unter dem Titel „Hus, evangeliſche und nationale Blätter,“ deren Herausgeber der helvetiſche Pfarrer, Wenzel Schubert, iſt. Aus dieſem Blatte will ich einige Stellen anführen, welche die Beſtrebungen der evangeliſchen Čechen in deren ganzer Tragweite bezeichnen.

Ein Artikel in der erſten Nummer ſagt: „Oft begegnen wir in den Reden und Schriften anderer, namentlich unſerer evangeliſchen Genoſſen, ganz unrichtigen Urtheilen von unſerem kirchlichen Körper und unſerem Verhältniß zu den benachbarten ausländiſchen Kirchen, namentlich den deutſchen. Wir finden da vor Allem eine ſolche Abhängigkeit der Geſinnung, daß wir ſie unwürdig nennen müſſen der evangeliſchen Glieder jenes Volkes, das ſo kräftig und mit ſolchem Erfolge das Schwert des Wortes Gottes gegen die Vermummten dieſer Welt ſchwang, welches, wenn wir den Waldenſern die erſte Stelle laſſen, die zweite Stelle einnimmt in der Reihe der Kämpfer für die Wahrheit Gottes und die Freiheit des Gewiſſens, welches ſich durch ſo viel Geiſt und Eigenthümlichkeit auszeichnete, daß die Völker Europa's, es anfangs verfluchend, ſpäter zu ihm in die Schule gingen und von demſelben, als es auf eine Zeit von der Bühne der Völker abtrat, gierig das Erbe ſeines Geiſtes empfingen. Eine ſolche Abhängigkeit hat freilich ihre Urſachen, denn zwiſchen dem Erlöſchen des ſelbſtändig und urſprünglich kultivirten Kirchenlebens und der Zeit, wo ihm wieder erlaubt wurde, zu exiſtiren, liegen gegen 160 Jahre, ein hinreichend langer Zeitraum, daß am Ende deſſelben die Nachkommen ſchon genug ihren Vätern entfremdet wären, derſelben ehemaliges Leben nicht klar verſtänden, und die eigene Aufgabe nicht gleich ganz vollkommen begriffen.

„Würden wir nichts oder gar wenig thun, woraus man urtheilen konnte, daß wir echte Erben unſerer böhmiſchen evangeliſchen Väter ſind, daß wir nicht vom 13. Oktober 1781, ſondern vom 6. Juli 1415 ſtammen, daß wir den Evangelismus nicht von den Wiener Kathedern, ſondern vom Predigerſtuhle in Betlehem* haben: das wäre Indolenz, das wäre Unwiſſenheit, Mißachtung unſeres Volkes und Undank gegen unſere Väter. Benehmen wir uns nicht wie Fremde in unſerem Eigenthum, ſondern halten wir uns an das Erbe und die Gewohnheiten unſerer Väter!“

Man bemüht ſich um die Gründung einer evangeliſchen Literatur, die bisher — abgeſehen natürlich von den vielen Schriften der ehemaligen „böhmiſchen Brüder“ — faſt nur aus Ueberſetzungen beſteht. Seit längerer Zeit ſchon erſcheint die Zeitſchrift „Die Stimmen vom Sion.“ „Da würde ich mich wahrhaft ſchämen, ein Glied der böhmiſchen evangeliſchen Kirche, Weinbauer auf dem böhmiſchen Weinberge Gottes zu ſein — ſchreibt der „Hus“ — wenn ich die Manna Gottes, die uns Menſchen gereicht wird, mir nicht ſelbſt geben und zu dem Munde meines Herzens reichen, ſondern erſt eine dritte, eine deutſche, eine magyariſche, franzöſiſche oder engliſche Hand mich immer und in Allem mit derſelben ſpeiſen ſollte.“

Die kirchliche Verwaltung der Proteſtanten iſt in Oeſterreich noch lange nicht ſo geregelt, wie es die Gerechtigkeit und Natur der Sache fordern würde. Das genannte Organ der evangeliſchen Nationalen in Böhmen ſagt hierüber: Bisher ſind uns die Hände gebunden, denn wir dürfen unſere Verhältniſſe nicht nach unſeren ſelbſterkannten Bedürfniſſen regeln. „Bisher wird uns noch immer octroyirt und unſere jetzige, ſowie auch künftige kirchliche Ordnung hat zur Grundlage eine Miniſterial-Verordnung, wenn auch nur eine proviſoriſche. Ja, man octroyirt uns in ſolcher Weiſe, daß ſogar vorhergehende Berathungen von unſerer Seite, die doch nur dahin zielen können, wie wir das, was uns aufgedrungen wird, durchführen könnten, uns verboten werden. Sie vergleichen uns mit einem Thiere, welches, wenn es auch etwas ſtampft, warten muß, bis ihm die vom Kutſcher ſchon vorbereitete Einrichtung mit eiſernen Gebiſſen über den Körper geworfen wird.

„Aber ein ſolches Vorgehen wehrt uns nicht, wenigſtens unſere eigenen Schätze zu durchforſchen, die Schätze, welche wir von unſeren Ahnen überkommen haben, damit wir ſo uns ſelbſt erkennen und eine ſelbſtändige Geſinnung erlangen, zugleich einſehend, was uns am beſten paſſen würde. Theils aus Unwiſſenheit, theils aus Liſt ſind wir jetzt gewiß mehr gezwungen, als mit Aufrichtigkeit das, was wir heißen. — Calvinismus und Lutherthum ſind fremdländiſche Blumen, die wir da zu Hauſe nicht gepflegt haben. Die gaben uns Andere, welche uns verwalteten, ohne eine andere Art zu kennen als dieſe, und ohne zu wiſſen oder wiſſen zu wollen von dieſer ſchönen Wurzel in unſerem Vaterlande, welche der Weiße Berg abgehauen hatte, und welcher deſſen Froſt nicht erlaubte zu ſproſſen und wieder zu einer lieben, hübſchen und wohlriechenden Blume zu erblühen; dieſelbe iſt aber darum im Boden nicht verdorrt und zu Staub geworden, ſondern hat ein keimungsfähiges Leben bewahrt und wahrt es noch. Beweis deſſen iſt, daß ſie ſchon einige Sproſſen getrieben hat, obwohl der Hauptzweig noch ſchlummert. Auch hier müſſen wir alſo urſprünglich werden, wie wir es waren, und bevor es uns die Zeitverhältniſſe noch erlauben, müſſen wir uns wenigſtens hinreichend mit einem ſolchen Gedanken befreunden und uns Kenntniß von jener Kirchenverwaltung verſchaffen, die unſer Volk zur Macht zugleich und zur Freiheit erhoben hatte, ſo daß es um ſeinen Ruhm und ſein Wohl die Nachbaren beneideten, bis ſie es ihm raubten und ihm dafür das eigene Elend gaben. Denn damals herrſchte noch das Fauſtrecht, und aus unterjochten Völkern durfte man gequälte Lakeien machen. Jemand ſchrieb, daß ganz Böhmen die Confeſſion der böhmiſchen Brüder angenommen hätte, wäre nicht die Niederlage am Weißen Berge geſchehen. Es iſt vielleicht wahr, denn in ungemein raſchem Fortſchritte wurden die Brüder in Böhmen und Mähren Führer des Volkes, nicht durch Gewalt, ſondern durch ihre moraliſche Kraft. Und was einſt unſerer evangeliſchen Kirche und dem Volke ſo ſehr nützte, dem ſollen wir jetzt entſagen? Für die Ewigkeit nicht. Aber wer kennt denn und übt „ordinem et disciplinam fratrum bohemicorum?“

„Wir wollen alſo urſprünglich werden, die Deutſchen wollen wir Deutſche, die Franzoſen Franzoſen ſein laſſen, wir aber wollen wieder Böhmen werden. Wir wollen urſprünglich werden, weder helvetiſch noch augsburgiſch, ſondern geeinigte Evangeliſche mit zwei Confeſſionen, der brüderlichen vom Jahre 1535 und der böhmiſchen vom Jahre 1575, und wollen aus den uns von unſeren Vätern vermachten Schätzen ſchöpfen. Die Deutſchen waren ja einmal hinter uns zurück, laſſen wir ſie wieder zurück; was ſie bisher nicht durchführen konnten, das werden wir ihnen zeigen.“

Auch in der Geſchichte ſoll die „Urſprünglichkeit“ der evangeliſchen Čechen aufrecht erhalten werden. „Reden wir nicht von der Reformation, wie es geſchah, indem wir die ſächſiſche oder romaniſche meinen, reden wir nicht von der „Feier der Reformation,“ indem wir den Gedenktag der ſächſ. Reformation, den 31. Okt., meinen. Das lehren uns die Profeſſoren, die es nicht anders verſtehen. Für uns aber iſt ſchon die Zeit gekommen, daß wir

* Die Kapelle auf der Prager Altſtadt, wo Hus ſeine reformatoriſchen Predigten hielt.

Digitized by Google

dieſen Frack ausziehen und unſer Kleid anlegen. Unſere Vorfahren ſprachen anders, denn ſie wußten, daß es auch eine böhmiſche Reformation gegeben hat, und daß der 31. Oktober blos der Gedenktag der ſächſiſchen Reformation ſei. Wiſſen wir denn noch nicht, daß auch dieſer Oktober-Tag uns octroyirt iſt? Sollen wir denn durch ihn uns ſelbſt verleugnen? Sollen wir denn ein bloßes Lakeien-Anhängſel ſein? Haben wir denn nicht unſeren eigenen Urſprung? Den haben wir! Der 6. Juli iſt der Gedenktag unſerer Reformation. Als ſolchen feierten ihn unſere Ahnen, bis zu dem Tage jener ſchrecklichen Heimſuchung Gottes.

„Endlich möge auch unſer Aeußeres urſprünglich ſein. Da bemerke ich vor Allem, daß es eine verkehrte und unwürdige Gewohnheit iſt, das Geſicht zu raſiren. Schon um der Gebote willen, die Gott dem Volke Israel gegeben hatte, ſollten wir in dieſer Hinſicht natürlicher ſein. „Niemand verunſtalte ſein Geſicht," war die Alle betreffende Verordnung des Geſetzes; den Prieſtern aber wird namentlich befohlen: „Ihr Geſicht werden ſie nicht raſiren und ihren Leib nicht ſchneiden." Und darum hielt man den Bart in Ehren, und Chriſtus ſelbſt bediente ſich gewiß keines Raſirmeſſers! — Sehen wir das Antlitz unſerer Vorfahren an, die würdigen Geſichter der böhmiſchen Brüder und dann unſere modernen abgeleckten Geſichter! Die Thorheit und das Zopfthum unſerer Zeiten zeigt ſich auch hier."

Aus dieſen Zeilen iſt genugſam die Tendenz der nationalen Evangeliſchen zu erſehen. Dieſelbe iſt an und für ſich intereſſant und zur Erkenntniß der jetzigen Stimmung in Böhmen bemerkenswerth; ſie iſt aber auch praktiſch wichtig, denn auf dieſem Wege können gegenwärtig in Böhmen evangeliſche Ideen am leichteſten Eingang finden.

England.

Engliſche Korreſpondenz.

London, das koloſſale. — Der neue Induſtrie-Palaſt.

London, im März.

Ein merkwürdiges, zweitauſendjähriges Gewächs von mehr als hundert zuſammengewachſenen Städten, Flecken und Dörfern — dieſe engliſche Metropolis, dieſe Welthauptſtadt. Die Königin Eliſabeth wollte einmal alles weitere Wachsthum über jetzt nach allen Seiten meilenweit dicht überwachſene Gränzen verbieten. Es iſt ſeitdem mit zunehmender Geſchwindigkeit nach allen Richtungen in's Gränzenloſe gewachſen, inſofern nirgends Jemand mehr ſo recht weiß, wo es eigentlich aufhört und alle Jahre rings herum ganze Stadttheile, jeder ſo groß wie eine deutſche Provinzialſtadt, neu aufſchießen. So fort und fort nach allen Seiten in's Weite wachſend, behauptet es doch ſeinen Mittelpunkt, die City, wo alle die Millionen Einwohner und Fremde, Banken, Compagnien und Geſellſchaften für commercielle Intereſſen der ganzen Erde täglich ihre Geſchäfte abmachen wollen und müſſen. Wo ſollen nun aber die 6 Millionen Beine, die 5300 Droſchken, die 10,000 Omnibuſſe, die rieſigen Pack- und Laſtwagen und Equipagen mit den Millionen Pferde-, Pony- und Eſelbeinen, die Dampfſchiffe, die Hunderte von Eiſenbahnen, die alle nach der City, nach der Bank und Börſe, nach den Geldmännern in Threadneedle- und Lombardſtreet dringen, am Ende Platz finden? Es half nichts, man muß hier ein dreifaches London übereinander bauen, unten durchbrechen und noch eine ganze City oben aufſetzen. An dieſem dreifachen Mittelpunkte Londons übereinander arbeitet man nun vieltauſendfältig. In jeder Etage, dem unter- und überirdiſchen und Parterre-Mittelpunkte arbeiten Tauſende von Menſchenhänden und Dampfpferdekräften...

Von unten anzufangen, ſo ſehen wir meilenweit vom fernen Weſten nach dem fernen Norden und citywärts oder durch die City Erde aufgewühlt. Hier und da ſieht man in Löcher, Schachte und unterirdiſche Thürme hinein, wo Pferde und Wagen und Menſchen wimmeln, Dampfſchlotte rauchen, Locomotiven pfeifen und ſchwere Ladungen unter unſern Füßen hin donnern, während über uns bald in dieſer, bald in jener Richtung, oft dicht vor einander vorbei, die üblichen Eiſenbahnen über Häuſer und Straßen hinweg ihre regelmäßigen Touren (alle 7 Minuten abgehend und kommend, wie wenigſtens die North-London und Blackwall-Stadt-Bahnen) abdonnern. Daneben und weit davon in ſchwer begreiflichem Wirrwarr niedergeriſſene Häuſer und Straßen, aus denen große Mauerbogen emporwachſen und nach zwei entgegengeſetzten Richtungen zwiſchen und über Häuſern, Straßen und in Nebeln verſchwinden. Man baut eben neue überirdiſche Eiſenbahnen, Verlängerung, Verzweigung derſelben und „Untergrund"-Schienenwege zwiſchen, unter und über dem dichten, unterirdiſchen Aderwerk von Kloaken, Gas- und Waſſerröhren, Telegraphen-Nerven und „Sub-Wegen," unterirdiſchen, gemauerten Paſſagen zur Kontrole und Beaufſichtigung aller dieſer unterirdiſchen Lebensadern.

Die Hauptbahn, welche unter vier Stadttheilen Londons hinlaufend, die beiden großen Weſt- und Nord-Bahnen verbindet, iſt jetzt ſo weit vollendet, daß man ſie im Mai mit Eröffnung der großen Ausſtellung dem öffentlichen Verkehr eröffnen zu können hofft. Die Arbeiter und einzelne, eingeladene Geſellſchaften und Beamten fahren ſchon längſt hin und her und haben bereits verſchiedene günſtige, techniſche, maleriſche und humoriſtiſche Schilderungen veröffentlicht. Die unterirdiſche Bahn iſt etwa $^3/_4$ deutſche Meile lang und beſteht durchweg aus einem waſſerdichten, mit Gas erleuchteten, ſechs- bis zehnfach gemauerten, mit Cement und Asphalt umgebenen Tunnel, deſſen verſchiedene Stationen durch Schacht- und Ventilations-Thürme ſich nach Oben ankündigen. Das Publikum ſteigt auf Wendeltreppen auf und ab, oder läßt ſich durch „Stiegen" in Flaſchenzügen auf- und abwinden. Der Tunnel wird als trocken, warm, luftig und licht geſchildert, und bildet mit ſeinen unterirdiſchen Stationsgebäuden, Perrons, Schuppen, Häuſern und Hütten für Beamte, Inſpektoren, Telegraphie ꝛc. eine ganz eigene, neue Unterwelt. Beſonders gerühmt werden die langen, eigenthümlichen, ſchlanken Locomotiven, die hier Dienſte thun. Sie haben nämlich die Eigenſchaft, ihren Dampf anzuhalten, ihre Gefühle zu unterdrücken und weder zu rauchen, noch Feuer oder Waſſer zu ſpeien, ſobald ſie durch den Tunnel laufen. Mit dem Spektakel, dem Rauche und Dampfe der Oberwelt-Locomotiven würde man unten auch kaum fahren können, ſo gut auch der Ab- und Einzug der Luft von oben unterhalten wird. Was das Mauerwerk betrifft, ſo beſteht es in der Regel aus ſechsfachen Schichten von Steinen, deren Wölbungen und Bogen von Sachverſtändigen als Meiſterwerke der ausgeſuchteſten, blos für dieſen Zweck gewonnenen, wöchentlich mit 15—20 Thaler bezahlten Arbeiter geſchildert werden. Wo die Bogen ſchwere Häuſer und ſtarken Straßenverkehr zu tragen haben, iſt das Mauerwerk zehnſchichtig und hat beinahe die Geſtalt eines Apfels mit einem Loche in der Mitte. Die zehn Steinſchichten laufen ringsum um die Schienenbahn und ſind demnach unten eben ſo ſtark wie oben. Von dem Nord-Ende, an Kings-Croß, iſt ein zweiter Maulwurfsgang des Eiſenbahn-Verkehrs unter dem dichteſten London hin nach dem Weſt-Ende angefangen worden. Der Tunnel wird an tiefen Stellen der Stadt über der Erde nach der Themſe hinlaufen und bei der Blackfriarsbrücke nach der großen Süd-Oſtbahn (Dover, Kryſtall-Palaſt und in unzähligen Verzweigungen nach Hunderten von Städten und Gegenden) überleiten, ſo daß man bald von jeder Gegend Englands und Londons faſt zu jeder Zeit und nach jeder andern abdampfen kann. Es iſt ſchon jetzt für Alle, die's verſtehen, eine gewöhnliche Bequemlichkeit der Locomotion, zwiſchen den ſüdlichſten und weſtlichſten und nördlichſten Gegenden Londons, den beiden Seiten der Themſe-Mündungen und der City in allen möglichen Richtungen und Entfernungen theils zu Waſſer, theils zu Lande beliebig und wohlfeil hin und her zu dampfen. Sind die unter- und überirdiſchen Verlängerungen und Verbindungen erſt fertig, wird man bald unter, bald über London durch London und um London herum und nach allen Richtungen der Windroſen Dampfreiſen. Wer nicht perſönlich abkommen kann, wird vermittelſt des über London ſich immer dichter ſpinnenden Netzes von Stadtpoſt- und Privat-Telegraphen den ſchreibenden und antwortenden Blitz ſenden. Es kommt ſchon jetzt oft vor, daß ein Mann in der City ſeiner Frau zu Hauſe die Nachricht zublitzt, daß er Jemanden mit zu Tiſche bringen werde, daß er bei Tiſche dies und jenes Gericht erwarte. Gichtiſche Kaufherren und Bankiers bleiben zehn Meilen weit von ihrem Geſchäft im Bette liegen oder am Kamin ſitzen, und machen von da aus vermittelſt gemietheter Drähte und ſpieleriger Batterien Alles ſo genau ab, als ſäßen ſie mitten unter ihren Geldſchränken und Clerks.

Das iſt Alles ſo hübſch wunderbar und großartig, daß es eine Freude iſt, ſo zuſehen und zuweilen ſelbſt für eigene, kleine Rechnung davon Nutzen ziehen zu können. Aber das großartigſte Wunder der neuen Baukunſt liegt ganz unter der Erde. Es ſind die neuen Kloaken, viele Meilen lang und in den Hauptgängen groß genug für Pferde und Wagen. Sie werden etwa in zwei Jahren ganz vollendet ſein, und dann alle Schlacken und Abgänge des Lebens von jedem Hauſe, aus jeder Küche, aus jedem Water closet weit hinaus in menſchenleere Gegenden ableiten, wo ſie zur Befruchtung des Garten- und Ackerbaues nutzbar gemacht werden. Die Themſe, bisher die nicht abführende, ſondern in Ebbe und Fluth alles Gift des Unrathes auf- und abſpülende, offene Kloake wird dann wieder der reſpektabelſte und geſchäftigſte Fluß der Erde, und Lon-

Digitized by Google

von nicht nur die größte, ſondern auch die geſundeſte Stadt der Welt. Letzteres war ſie ſchon ſeit langer Zeit, während z. B. Berlin, die Metropolis der Intelligenz, noch immer die ungeſundeſte und ſäuiſchſte Pflanzſchule des Rinnſteingiftes iſt mit einem wahren Jahrmarkte von ausgeſtellten Tafeln, welche die Verunreinigung gewiſſer Orte verbieten, wodurch aber grade alle andern Orte, Wände und ſogar öffentlichen Gebäude zum nie trocken werdenden Privilegium allgemeiner, unabläſſiger, ſchamloſer Verunreinigung und öffentlicher Luftverpeſtung geſtempelt werden. Es ſoll eine Berliner Deputation hier geweſen ſein, natürlich beſtehend aus Rinnſtein- oder Sachkundigen, um die hieſige Drainage zu ſtudiren und dann zu berichten, was ſich davon etwa für Berlin anwenden laſſe. Das heißt wahrſcheinlich, die Berliner Peſtluft noch auf viele Jahre friſten und vermehren; denn ehe ſie officiell über das Wie einig werden und das Geld dazu ermitteln, mögen vielleicht noch hunderttauſend Menſchen an dieſer in jeder Berliner Straße doppelt fabricirten Peſtluft ſterben.

Das Londoner Kloakenſyſtem wird ein größerer und noblerer Prachtbau, als ſelbſt das gothiſch verſchnörkelte und verſchwindelte Parlamentsgebäude und das mit Filz gedeckte Ungeheuer der neuen Welt-Induſtrie- und Kunſtausſtellung. Letzteres bewundere ich mit jedem Tage mehr, während es ſich in ſeiner unabſehbaren Ausdehnung, mit ſeinen beiden Domen, jeder größer im Umfange, als jeder andere Dom in der Welt und mit den beiden kurioſen Kuppeln oben, raſcher und raſcher der Vollendung naht. Daß der Bau im Groben und Großen zu rechter Zeit fertig und den königlichen Kommiſſären übergeben ward, habe ich wohl ſchon geſchrieben. Von den Hunderttauſenden von Meſſern und Gabeln, Tellern und Taſſen, Servietten und Tiſchtüchern, welche den engliſchen und franzöſiſchen Reſtaurants der Ausſtellung geliefert wurden, von den Diners, die man bei ihnen von 8 Pence an bis 5 Schillinge genießen können wird, von den ungeheuern Kellern, die für ſie ausgegraben werden, von den 30,000 Pfund oder 200,000 Thalern, die ſie für ihr Privilegium an die Compagnie zahlen (ſo daß alle, die in der Ausſtellung eſſen, für mindeſtens 200,000 Thaler zu wenig zu eſſen kriegen) — von allen dieſen grandiöſen Zahlen haben die Zeitungen, engliſche und deutſche, viel Weſens gemacht, ſo daß ich mich wohl dieſer Statiſtik überheben kann. Ich will mich lieber an noblere und wichtigere Zahlen des Unternehmens halten.

Nachdem Prinz Albert, wie die erſte, ſo auch dieſe Ausſtellung ideell geſchaffen und belebt hatte, fanden ſich über Hundert echt engliſche Gentlemen mit Gold im Herzen und im Beutel, die zuſammen durch ihre Unterſchrift bis zu 430,000 Pfund Sterling, bis zu mehr als 2½ Millionen Thaler gegen Verluſt bürgten, d. h., ſich mit Unterſchrift und Geld verpflichteten, etwaige Verluſte bis zu dieſem Betrage zu decken. Dies, obwohl großartig genug im bloßen Geldpunkte, wird wahrhaft edel und ſchön, wenn man bedenkt, daß dieſe Garantie zu dem Zwecke gegeben ward, damit dem Unternehmen gleich von vornherein ein Charakter geſichert würde, der es vor Geldknickerei und finanziellen Beſchränkungen ſichere. Um ſo gemeiner, ja niederträchtiger tritt aber auch die gierige, blinde, ſchamloſe Habſucht und Geldmachgier der praktiſchen Herren hervor, welche die weltumfaſſende, kosmopolitiſche Idee des verewigten Prinzen und der noblen Ariſtokraten verwirklichen und mit Briareus-Armen, Jeden hunderthändig nach allen Seiten aufhaltend und Geld! Geld! Geld! fordernd, eine marktſchreieriſche Gimpel- und Geldfang-Bude aus dem Weltfriedens-Tempel zu machen drehen.

Davon hernach noch ein Wort.

Jetzt einige Zahlen und Proportionen zur Veranſchaulichung der Größenverhältniſſe der erſten Ausſtellung von 1851 und der jetzigen. Die erſte bedeckte 19 Morgen Land mit Glas und Eiſen, die jetzige ſchließt mit den beiden „Anbauten" über 25 Morgen Erdboden ein, mehr als mancher deutſche Bauer an Feldern beſitzt, und wird die alte Ausſtellung an Größe um 12 Paulskirchen oder 15 Weſtminſter-Hallen übertreffen. Dabei war bekanntlich der alte Kryſtall-Palaſt viel zu lang, 1850 Fuß, d. h. länger, als ein gutes Auge einen Elephanten von einem Eſel unterſcheiden, oder überhaupt ſehen konnte. Das neue, maſſive Ausſtellungsgebäude hat blos eine Länge von 1150 Fuß in einer Linie und alles Uebergewicht von Raum in der Weite und den beiden Annexationen. Im Uebrigen macht die gründliche Verſchiedenheit beider Paläſte Vergleiche ziemlich ſchwierig, ſo namentlich in Bezug auf die Höhe. Nur ſo viel, daß der eigentliche lange Rumpf des Kryſtall-Palaſtes nicht über 64 Fuß hoch war und die neue Ausſtellung, mit Ausnahme der beiden Thürme, ſich in einer Höhe von 100 Fuß hält. Vor 11 Jahren war Alles grelles Licht, diesmal giebt's viel dunkele Wand und ſchattige Bedachung mit gewählter Färbung und ökonomiſch, wie maleriſch von Oben einfallendem Lichte, wodurch die meiſten Gegenſtände an wohlthätigem Schatten, d. h. an vortheilhaftem Lichte gewinnen werden. Nur ein Theil des neuen Palaſtes gleicht dem alten, die Abtheilung der „Courts" oder Ausſtellungs-Hallen, im Ganzen ſechs, à 150 bis 250 Fuß lang, 86 bis 200 Fuß breit und 50 Fuß hoch, alle gut modellirt und durchaus mit Glas gedeckt. In der Wirklichkeit ſind ſie noch nicht da, aber nach genauen architektoniſchen Zeichnungen zu ſchließen, werden ſie prachtvoll und großartig nobel ausſehen.

Die alte Ausſtellung gewährte auf ebener Erde und in den Galerien eine Million Quadratfuß Ausſtellungsraum, die neue iſt ſchon auf dem Grundflure viel größer und hat außerdem noch über 300,000 Quadratfuß auf den 25 Fuß hohen Galerien zu vergeben, abgeſehen von dem ungeheuern Wandraume für die Bilder aller Nationen, im Hauptgebäude ununterbrochen 1150 Fuß lang und 50 Fuß weit.

Die größte, höchſte und dickſte Eigenthümlichkeit der neuen Ausſtellung ſind die beiden Dome, auf welche die Engländer ſo ganz beſonders ſtolz ſind, weil ſie alle andern Dome der Welt an Dicke übertreffen. Auch koſten ſie ungeheuer viel Geld, ſind zu nichts nütz und ſehen ſehr häßlich aus, ſo gar unſcheinbar hingekleckſt auf den unabſehbaren Rumpf. Der Vater dieſer D cken und des ganzen Baues, Capitain Fowke (gar kein Baumeiſter) erwartet die großartigſten Effekte von einem Thurme zum andern. Er meint nämlich, wenn man in der ungeheuern Rundung (rings-um mit Glaswänden) ſtehe, und auf den andern am entgegengeſetzten Ende des Gebäudes ſehe, müſſe die Gewalt und Größe des ganzen Bauwerks erhaben auf den Beſchauer wirken.

Wir wollen ſehen und hören, ob's wahr iſt. Die zwölfſeitigen Dome haben jeder eine Höhe von 250 Fuß und 160 Fuß Durchmeſſer. Alle andern großen Domkuppeln und Rotunden der Welt ſind kleiner, ſelbſt St. Peter in Rom, wenn auch höher. Die Dicke iſt deshalb der eigentliche Stolz Englands, eine architektoniſch-äſthetiſche Meß-Elle, die freilich von keinem Architekten und Aeſthetiker anerkannt wird.

Noch einen Blick auf die Speiſeſäle, welche ein Engländer und ein Franzoſe, wie geſagt, für 200,000 Thaler gemiethet haben. Sie haben mehr als 200,000 Thaler Auslagen für Teller, Taſſen, Tiſche ꝛc., und wollen doch mindeſtens 100,000 Thaler Ueberſchuß haben, ſo daß das Publikum, welches dort ißt und trinkt, eine halbe Million Thaler mehr bezahlen muß, als es für ſein Geld zu eſſen und zu trinken bekommt.

Der eine Speiſeſaal wird 1500 Fuß lang und 25 Fuß breit. Dazu ein Salon von 300 Fuß Länge und 75 Fuß Breite; daneben Raum und Gelegenheit für allerhand flüſſige und feſte Delikateſſen und Erfriſchungen, die ſtehend und gehend an langen Zahltiſchen verzehrt werden mögen.

Die neue Ausſtellung iſt ſtolz im Munde der Engländer. Sie ſagen: Hier ſind und werden 10 Millionen Mauerſteine verbaut, über 1000 ungeheuere Eiſenſäulen, 1165 eiſerne Bindebalken, 5 engliſche Meilen Guß- und Regenröhren, 3 Meilen Balluſtraden und Eiſengeländer, im Ganzen über 80,000 Centner Eiſen, außerdem 24,000 Centner Schmiede-Eiſen für Dom und Dach und ſo viel Fenſter, daß ſie übereinander zwanzigmal ſo hoch ſein würden, als die Spitze der St. Paulskirche, und 30 Meilen Bindebalken für die Kryſtall-Hallen. Da! Wer in der Welt kann uns übertreffen? O, wir wollten ihnen gern dieſen Stolz laſſen, wenn ſie nur nicht aus dieſem Koleß die rieſigſte Geldſchneiderei-Anſtalt zu machen gedächten.

Ich habe ſchon geſagt, daß echte Gentlemen dem Unternehmen Sicherheit gegen jeden Verluſt gegeben haben, juſt um ihm einen edeln, des Zweckes würdigen Charakter zu gewährleiſten. Was haben nun die praktiſchen Herren daraus gemacht? Erſtens wurden alle wirklichen Architekten von der Konkurrenz in Bauplänen ausgeſchloſſen, und durch einen tückiſchen Nepotismus den Zeichnungen eines militairiſchen Ingenieurs, Capitain Fowke, der Preis im Geheimen — ohne Konkurrenz — zugeſteckt.

Ferner hat man in Vertheilung und Zuerkennung von Ausſtellungs-Raum eine Politik befolgt, die alle Erfahrungen von 1851 außer Acht ließ und ſchlimmere Folgen haben wird, als damals. Die Kommiſſarien fanden, daß die Ausſteller im Durchſchnitt ſieben Mal ſo viel Raum verlangten, als überhaupt da iſt, und verkürzten nun alle Anſprüche einzeln ſieben Mal, mochte Jemand wenig oder viel verlangt haben. Wer alſo juſt den unerläßlich nöthigen Raum verlangte, ſieht ſich eben ſo verkürzt, als der, welcher mit Benutzung des Geſchrei's um die Verkürzung, zehn- oder zwanzigmal mehr verlangte, als er wirklich brauchen, füllen und in Anſpruch nehmen wollte. Dabei wird gar keine Kritik geübt, ſo daß Jeder eben die Bude füllen kann, mit dem ſchlechteſten Jahrmarkts-Plunder. Es kam den Kommiſſarien nicht auf eine Ausſtellung der Muſter und Blüthen der Induſtrie und Kunſt an, ſondern darauf, ſo viel Kiſten

Digitized by Google

und Kaſten und Waaren und Miether wie möglich einzupfropfen und Jedem dafür — ohne irgend eine andere Gegenleiſtung, als Raum im Gebäude, ſo viel Geld wie möglich abzunehmen.

Auch das Klaſſen-Comité iſt wieder ein radikaler Irrthum. Es beſteht für die verſchiedenen Klaſſen von Induſtrie-Erzeugniſſen aus Männern in derſelben Induſtrie, ſo daß dieſe ihren Brodneid, ihre Parteilichkeit unbeſchränkt geltend zu machen verführt werden. Wie kann ein alter Fabrikant, der in einem gewiſſen Zweige von Fabrication Berühmtheit und conſervativen Charakter erlangt, eine Vervollkommnung in ſeiner Induſtrie würdigen? Er wird alle conſervative Wuth des Guten gegen das Beſſere, das ihn bedroht, aufbieten, ſeinen Feind zu ſchlagen. Le meilleur c'est le plus grand ennemi du bien. Deshalb hat das Beſſere, jede Erfindung, jeder Fortſchritt, jede Vervollkommnung immer einen ſchweren Kampf gegen die gute, böſe und wüthend werdende Gewohnheit des Daſeins zu kämpfen, beſonders wenn es darin ſeinen Richter ſieht.

Die Klaſſen-Comités hätten der Unparteilichkeit und des edeln Zweckes wegen durchaus aus unabhängigen, freien Männern gebildet werden müſſen.

Ein größerer Skandal iſt der illuſtrirte Katalog, wie er angelegt iſt. Statt ihn zu einer Anthologie des Beſten und Vollkommenſten zu machen, iſt er blos eine Gelderpreſſung gegen die Ausſteller, von denen eben Jeder aufgenommen, illuſtrirt und empfohlen wird, der 5 Pfund Sterling für jede Seite und außerdem die Illuſtrationen mit hohem Preiſe bezahlt. Dieſe Bedingungen werden natürlich alle ärmeren Ausſteller (darunter befinden ſich die meiſten Anhänger und Schöpfer neuer Fortſchritte) von dem Katalog ausſchließen und reichen Marktſchreiern deſto ſiegreicheres Monopol ſichern.

Wir können unter dieſen Umſtänden nur Unparteilichkeit, Aeſthetik und Werth von dem illuſtrirten Kataloge erwarten, den das „Art Journal" zunächſt ſeinen Monatsheften (ohne Preis-Erhöhung) beifügen und dann ſelbſtändig herausgeben wird, wie 1851.

Auch mit den Gerüſten und Verſchlägen und ſonſtigen Inſtrumenten für günſtige Ausſtellung treiben die Commiſſaire Wucher und Erpreſſung. Sie erließen ſchon vor Monaten Cirkulare, in welchen ſie die Ausſteller vor frühzeitiger Anſchaffung ſolcher Gerüſte u. dergl. warnten, da es von den Bauunternehmern, Kelk und Lucas, abhänge wie, wie hoch, wie breit u. ſ. w. dieſe gemacht werden müßten. So wurden die Ausſteller gezwungen, ſich an dieſe zu wenden, in deren Macht es liegt, alle andern Bauhandwerker u. dergl. auszuſchließen, oder aus dem Tempel hinaus zu chicaniren.

Die Kommiſſarien — genannt Königliche — ſind ſehr konſequent: ſie paſſen auf wie die Schooßhunde und packen Alles, woraus ſich Geld reißen läßt. Prinz Albert, Schöpfer des Unternehmens iſt todt. „Der Marquis ſtarb Euch ſehr gelegen." Die Commiſſaire werden diesmal nur eine Klaſſe von Preis-Medaillen zuerkennen und vertheilen. Hier hätten ſie allerdings ſparen können, denn gar keine wäre beſſer, ſtatt eines Stückchens Metall, das alle Verdienſte gleich ſtempelt und gleich entwerthet.

Die Commiſſaire und Unternehmer fangen und preſſen Geld, die Ausſteller müſſen ſich's abnehmen laſſen. Das zeigt ſich in allen Vorſchriften. Die Ausſteller müſſen Alles, Alles bezahlen, was mit Sendung, Aus- und Verpackung, Wegſchaffung von Kiſten ꝛc. zuſammenhängt, Die Commiſſaire ſtehen auch weder für Feuer-, noch Waſſer, Transport- oder Mottenſchaden, juſt wie Pfandleiher. Die Ausſteller müſſen ihre Sachen auch ſelbſt verſichern. Verbrennen ſie, iſt's ihr Schade, werden ſie geſtohlen, ſo können ſie mit Erlaubniß der Commiſſaire hinter den Dieben herlaufen oder ſie auf eigene Koſten zu ermitteln ſuchen, um ſie zu verklagen.

Was das Departement der Erfriſchungen betrifft, ſo hab' ich ſchon geſagt, daß die Leute, die im Ausſtellungs-Gebäude eſſen und trinken, außer dem Profite für die Kneipiers noch 200,000 Thaler extra für die Commiſſaire blechen müſſen.

Schande über die Herren, die den Namen der Königin und das Andenken des Prinzen Albert ſo ſchmachvoll mißbrauchen, die aus dem kosmopolitiſchen Parlamente der Menſchheits-Kultur eine Gimpel- und Geldfangemaſchine machen und Induſtrie und Kunſt und Alles, was in den Intereſſen der Menſchheit erſten Ranges wichtig und heilig iſt, zur Beſchimpfung des engliſchen National-Charakters ausbeuten, indem ſie den niedrigſten und gehäſſigſten Zug der Engländer zur herrſchenden Leidenſchaft erheben.

Dieſe torniſterblondbackenbärtige Sklaverei des Geldmachens iſt ſo raffinirt gemein in dieſem Falle, in welchem Gentleman juſt deshalb ſo erhebliche Summen riskirten, um das Unternehmen vor dieſer Entwürdigung zu ſchützen und jeden Betheiligten wegen des Geldpunktes ſicher zu ſtellen. Nein ſie konnten's nicht laſſen und erinnern an jenen Matroſen, dem man drei Wünſche frei ſtellte: Erſtens ſo viel Rum als möglich, zweitens ſo viel Tabak als möglich und drittens — nach tiefer Ueberlegung — und drittens noch etwas mehr Rum.

Triviale, alte Anekdote, aber ſie paßt hier, obwohl ſie zur Charakteriſirung der Königlichen Commiſſaire noch zu nobel iſt.

Ein Troſt iſt noch, daß das Publikum im Ganzen und Großen — in dieſer beiſpielloſen Größe und Fülle, nichts Beſonderes von der Geldſchneiderei, die zu Grunde liegt, bemerken wird. Es kommt, läuft, ſtaunt, übermüdet ſich, ißt und trinkt, bezahlt und freut ſich zuletzt doch, das Unerhörte, das Gewaltige geſehen und den unermeßlichen Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen zu haben. Gott gebe den Beſuchern ſtarke Nerven und derbe Geſundheit oder die weiſe, unerläßliche Oekonomie, recht oft zu kommen, vor allen Herrlichkeiten blind vorbeizulaufen und ſich auf ganz beſtimmte und wenige Gegenſtände zu beſchränken. So machte ich's 1851, nachdem mich die erſten Beſuche mit allgemeinem Umhergucken nach allen Seiten bis in die weite Ferne zum Ende jedesmal thatſächlich halb todt, halb blind und für den folgenden Tag ganz arbeitsunfähig gemacht hatten. Die Kunſt-Ausſtellung wird diesmal die Augenärzte reich machen, da eine ſolche Unendlichkeit von Wand, wie diesmal mit den Bildern aller Nationen behangen wird, Tauſende von Augäpfeln entzünden und amaureſiren wird. Sollte dieſer Wink und dieſe Warnung Einigen zu Geſicht und dann in der Ausſtellung wieder in Erinnerung kommen, rechne ich auf das Verdienſt eines guten Grußes.

Frankreich.

Die Logik und die heutige Philoſophie der Franzoſen.

„Mes griefs contre ces Messieurs par Madame de la Logique,"* lautet der ſonderbare Titel einer philoſophiſchen Broſchüre, welche, von einem franzöſiſchen Anhänger der Hegel'ſchen Schule herrührend, zu Paris erſchienen iſt. Sie enthält in Doſſier Nr. 1 logiſche Klagen wider die Herren P. Lanfrey (Verfaſſer von „die Kirche und die Philoſophen im 18. Jahrhundert"), Franck (Inſtituts-Mitglied, Verf. der „Skizze einer Geſchichte der Logik"), Victor Couſin und Proudhon (wegen ſeiner „Contradictions économiques"). Die geiſtreich graziöſe Gewandtheit des kritiſchen Klägers, der die franzöſiſche Sprache wunderbar leicht und fließend in die Form der Hegel'ſchen Dialektik zu bringen verſteht, kommt der Schärfe und Klarheit gleich, welche ſeine Deductionen an den ſchwierigſten Stellen zu einer ſonnig beleuchteten Plaſtik verklärt. Man braucht kein Jünger der Hegel'ſchen Lehre zu ſein, um dem Autor einzuräumen, daß ſeine deutſch geſchulte Logik die unbeholfenen Widerſprüche des altfranzöſiſchen Sens commun überall kräftig aus dem Felde ſchlägt. Witz und Laune ſind nicht geſpart und aus weislicher Ueberlegung: denn dem Magen der großen Nation kommt ſonſt die trockene, ſpekulative Nahrung allzu unverdaulich vor. Am Bedeutendſten ſcheint uns der Brief an Herrn Franck über die Natur und die Folgen des Zweifels; eine ſchneidende Ironie würzt hier die Argumentation. Wir laſſen dahingeſtellt, ob der Herr Verfaſſer ſeinen Beweis bis zur Evidenz geführt hat, weil wir den Ausgangspunkt ſeines Gedankenganges, das „Denkenwollen," nicht ohne Weiteres billigen können. Er findet immerhin ſeinen Troſt in der Inferiorität des Gegners, der, nach den von ihm angeführten Sätzen, zu der ſtrengen Konſequenz der deutſchen Philoſophie lange nicht hinanreicht. Der Angriff auf Victor Couſin iſt offenbar ein Scheinangriff, der einerſeits bezweckt, an den großen Eklektiker wieder einmal zu erinnern, und andererſeits ihn vielleicht auch aus ſeiner jetzigen Lethargie etwas aufrütteln ſoll. Indeſſen, Victor Couſin iſt alt geworden! — Allgemeiner verſtändlich und von mehr praktiſchem Intereſſe zeigt ſich die prächtige Strafpredigt, die Frankreichs genialer Elends-Philoſoph Proudhon zu erdulden hat. Ein herber Spottpfeil ſteckt ſchon hinter dem Motto des Briefes:

> Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
> Und Luna wiegt ſich ganz bequem
> An ihrem Platze wie vordem,

* Dossier Nr. 1. Griefs contre M. M. P. Lanfrey, Franck, Cousin et Proudhon. Paris, Garnier Frères, 1861. (Man vergleiche „Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religions-Philoſophie" von Karl Candidus. Leipzig, Hirzel, 1855.)

Digitized by Google

eine Stelle, deren näheren Zuſammenhang der eifrige Fauſtleſer kennen wird. Wir begnügen uns anzudeuten, daß unſer Autor die von allen ſubjektiven Grillen ganz unabhängige Macht der Wirklichkeit (und; was wirklich iſt, das iſt vernünftig!) dem phantaſiereichen Denker vor die Naſe rücken will, und hierzu außerdem noch etliche uns Deutſchen handgreifliche Vernunftgründe aufbietet. Widerſprüche gebären nicht das Ende aller Dinge, ſondern ſind recht eigentlich Zeugniſſe für das wirkende und ſchaffende Leben in der Welt, für die Freiheit der perſönlichen Geiſtes, der in der Schöpfung waltet, und an der todten Einerleiheit von Mechanismen unmöglich Gefallen finden kann. Leider findet Herr Proudhon an ſolchen Mechanismen Gefallen, wie das ſein höchſt freiſinniger Proteſtantenhaß allmänniglich beweiſt. Warum iſt nun die Freiheit ſo ſehr der Abgott des Herrn Proudhon? An dieſen gewaltigen Widerſpruch hat er gewiß niemals gedacht! „Unſere Freude nährt ſich von Thränen, die Bürgſchaft unſerer Wohlfahrt iſt das Elend," ſagt Herr Proudhon mit dem Ausdruck tief empfundenen Schmerzes, aber ſteht nicht in dieſer Wahrheit ſelbſt die Verſöhnung, er überſieht die Freiheit, welche Elend und Wohlleben vermittelt! Oder iſt nicht die Arbeit der thatkräftige Freiheitsakt des Menſchen, der die Lebensbedingung umſchafft? Weil wir freie Weſen ſind, darum giebt es keine volle Gleichartigkeit des Looſes. Das geht ſo weit, daß wenn man aller Menſchheit daſſelbe Maß des Glückes gewähren wollte, man die Menſchheit dadurch morden würde. Unſer Autor braucht hierfür den ſchönen Satz: „Der Menſch, für die Freiheit geſchaffen, erträgt es nicht, an das Wohlleben geſchmiedet zu ſein." In der That, wer könnte es aushalten in dem „Marionetten-Theater" der Gleichmacherei? Herr Proudhon ſo wenig, wie der wackere Deutſch-Lothringer Karl Candidus. Und unſer ſtammverwandtes Blut auch nicht.

T. v. B.

Rußland.

Der Prozeß gegen den Fürſten Dolgorukov.

Der Prozeß des Fürſten Woronzov gegen den Fürſten Dolgorukov hat in Europa allgemeines Aufſehen gemacht, und gehört ohne Zweifel zu den causes célèbres unſerer Zeit. Von der einen Seite der Sohn eines ruſſiſchen Feldmarſchalls, ſelbſt General-Adjutant des ruſſiſchen Kaiſers und mit den edelſten Häuſern ſeines Vaterlandes und Englands verſchwägert, von der anderen der Nachkomme eines Geſchlechts, deſſen Urſprung ſich hiſtoriſch auf Wladimir und Rurik zurückführen läßt und das, nach den von dem Petersburger Kabinet in Bezug auf Franz II. verfochtenen Legitimitäts-Theorien, ein beſſeres Anrecht auf den Zaren-Thron beſitzt, als die jetzt regierende Dynaſtie.* Und dieſer Enkel Rurik's und Wladimir's, dieſer Abkömmling der alten Herrſcher von Kiev und Tſchernigov, deſſen Stammbaum weiter zurückreicht, als der der meiſten europäiſchen Königshäuſer, wird der Verleumdung und Gelderpreſſung angeklagt und öffentlich ſchuldig geſprochen!

Die Umſtände des Prozeſſes ſind aus den Zeitungen hinlänglich bekannt. Fürſt Peter Wladimirowitſch Dolgorukov oder Dolgorukij, wie der Name gewöhnlich geſchrieben wird, gab in Rußland vor einigen Jahren ein Adels-Lexikon ((Родословная книга) heraus, in welchem er die Genealogie der vornehmſten ruſſiſchen Familien kritiſch beleuchtete. Da er ſchon in einer viele Jahre früher in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Schrift „Notice sur les principales familles de la Russie" (Brüſſel, 1843), die Anſicht ausgeſprochen hatte, daß die jetzige Familie Woronzov nicht von den alten moskowitiſchen Bojaren dieſes Namens abſtamme, ſondern von einem Quidam, der ſich denſelben gegen Ende des 17. Jahrhunderts unbefugter Weiſe beigelegt und man vorausſehen konnte, daß er dieſelbe Behauptung auch in ſeinem neuen Werk aufſtellen würde, ſo ſchickte ihm der Feldmarſchall Woronzov Dokumente aus ſeinen Familien-Archiven zu, welche die Unrichtigkeit dieſer Meinung und ſeine Abſtammung von den echten Woronzov beweiſen ſollten. Als Antwort erhielt der Feldmarſchall einen Brief, in welchem Dolgorukov ſich von den ihm mitgetheilten Belegen keineswegs überzeugt erklärte und bat, ſeine Zweifel durch die Ueberſendung von andern Urkunden zu löſen. In dieſem von ihm unterzeichneten Briefe befand ſich ein anonymer, augenſcheinlich mit verſtellter Hand geſchriebener Zettel, des Inhalts, daß „Se. Durchlaucht der Fürſt Woronzov ein ſicheres Mittel habe, ſeine Genealogie in dem Adels-Lexikon nach Wunſch abgedruckt zu ſehen — er brauche nur dem Fürſten Dolgorukov eine Summe von 50,000 Silber-Rubel zuzuſtellen." Bald darauf ſtarb der alte Feldmarſchall, ohne die beſcheidene Bitte des Anonymus erfüllt zu haben; das Adels-Lexikon erſchien mit der im Sinne der „Notice" bearbeiteten Genealogie der Woronzov, und man hörte nichts weiter von der Sache bis zur Veröffentlichung des famoſen Buchs „La Verité sur la Russie." *

Bei Gelegenheit einer Kritik dieſes Werkes im Courrier du Dimanche wurde nun obige Geſchichte, allerdings ohne die Namen der betheiligten Perſonen, erzählt; da jedoch Niemand, der die Antecedentien Dolgorukov's kannte, ſich darüber täuſchen konnte, wer eigentlich damit gemeint ſei, ſo ſchickte Letzterer ſogleich eine Entgegnung ein, in welcher er die Beſchuldigung zurückwies und zu verſtehen gab, das in Frage ſtehende Billet ſei von Woronzov geſchmiedet, um ihn in der öffentlichen Meinung zu verderben. Auf dieſe Zuſchrift hin wurde von dem Fürſten Semen Woronzov, Sohn des verſtorbenen Marſchalls, eine Verleumdungs-Klage gegen Dolgorukov angeſtrengt, die in dem Pariſer Civilgericht zur Verhandlung kam und bekanntlich mit der Verurtheilung Dolgorukov's endete. Die in der Anmerkung genannte Schrift** enthält eine ruſſiſche Ueberſetzung der von Herrn Matthieu, Rechtsbeiſtand des Klägers, in dieſer Angelegenheit gehaltenen Rede, welche die Schuld des Angeklagten — ſeine Verfaſſerſchaft des anonymen Briefes — durch Vergleichung der Handſchriften, durch ſeine Korreſpondenz mit Woronzov, kurz, durch eine Maſſe von Beweiſen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, in ſo überzeugender Weiſe darlegt, daß das Urtheil füglich nicht anders ausfallen konnte. Der ruſſiſche Herausgeber proteſtirt jedoch entſchieden dagegen, daß man dieſem Urtheil eine politiſche Bedeutung beilege. „Wenn man," ſagt er, „es für einen Sieg über den ruſſiſchen Liberalismus, eine Demüthigung deſſelben ausgeben ſollte, ſo erklären wir laut, daß dies ein Irrthum, eine Verblendung iſt. Die liberale Minorität Rußlands hat nichts mit dem Fürſten Dolgorukov gemein und lehnt um ſo mehr alle Solidarität mit ihm ab, als ſie niemals mit ihm in Verbindung geſtanden hat und ſtehen konnte. Die liberalen Meinungen laſſen viele Schattirungen zu, aber in ihrer größten Mannigfaltigkeit haben ſie keinen Platz für die Anſichten des Fürſten Dolgorukov, eines verbiſſenen Ariſtokraten und ehrgeizigen Revolutionärs. Diejenigen, welche in ſeinem Prozeß den Ruin und die Herabwürdigung des Liberalismus zu finden glaubten, mögen ſich alſo beruhigen und einem leeren und gefährlichen Wahn entſagen. Der Liberalismus in allen ſeinen Geſtalten, von den beſcheidenen Wünſchen der Minorität in Rußland bis zu den drohenden Forderungen der ruſſiſchen Verbannten im Auslande, bleibt heil und unverletzt, ſtets bereits zur That und ſich immer raſcher fortbewegend auf der ihm vom Schickſal vorgeſchriebenen Bahn."

Wir möchten ſogar hinzufügen, daß auch die Glaubwürdigkeit des Dolgorukov'ſchen Buches durch ſeine Verurtheilung nicht weſentlich beeinträchtigt wird, da ja Alles, was er von der Corruption der höheren Stände in Rußland ſagt, durch ſein eigenes Beiſpiel eine vollkommene Beſtätigung erhält.

Dänemark.

Däniſche Sprachlehre für Deutſche, von Dr. J. Heckſcher.***

Wir haben zwar ſchon mehrere gute däniſche Sprachlehren, wie die von Le Petit, Peterſen und Klein-Paul, bis jetzt aber keine nach der Ollendorff'ſchen Methode, „in 6 Monaten eine Sprache ſprechen, ſchreiben und leſen zu lernen;" deshalb können wir die Grammatik des Dr. Heckſcher immer willkommen heißen, zumal der Autor ſo gewiſſenhaft iſt, die angeführte Reclame, welche freilich auch den Titel ſeines Buches ziert, in der Vorrede auf ihren wahren Werth zurück zu führen. Was den erſten, den praktiſchen Theil des Lehrbuches angeht, ſo iſt derſelbe entſchieden gut, da er den Zweck, durch ihn bequem und richtig ſprechen zu lernen, gewiß erfüllt, wenn der Lehrende überhaupt etwas Faſſungsgabe beſitzt. Der Verfaſſer giebt an, ſelbſt Däne von Nationalität zu ſein, deshalb

* Die Romanov haben mit den alten Rurikiden durchaus nichts gemein; ſie wurden im Jahr 1613, wie zwei Jahrhunderte ſpäter die Bonaparte, durch Volkswahl zum Thron berufen.

* Daſſelbe iſt in unſerem „Magazin" ausführlich beſprochen worden.

** Процессъ u. ſ. w. (Prozeß des Fürſten Woronzov gegen den Fürſten Dolgorukov. Rede des Herrn Matthieu, Advokaten des Fürſten Woronzov; gehalten in der Sitzung des Civilgerichts-Hofs zu Paris am 15. November 1861.) Berlin, 1862, B. Behr (E. Bock)

*** Nach Ollendorf's Methode. Frankfurt a. M., C. Jügel's Verlag, 1862.

Digitized by Google

kann man ſicher annehmen, daß ſeine Ausdrucksweiſen richtig ſind, obſchon wir beim Durchleſen der Geſpräche auf einige Auffälligkeiten ſtießen, ſo z. B. S. 208, 4. Zeile, wo wir ſagen würden: Paa Grund af denne Efterretning etc., ſtatt Formedelst donne etc. — Hinſichtlich des zweiten, des theoretiſchen Theils, können wir indeſſen nicht umhin, dem Herrn Verfaſſer den Rath zu geben, falls ſein Werk eine zweite Auflage erlebt, die wir ihm wünſchen, die §§. 16—24 gründlich umzuarbeiten, und vor allen Dingen dabei den Standpunkt eines unparteiiſchen Sprachgelehrten, nicht den eines eiderdäniſchen Patrioten, einzunehmen. Philologen, die ſich ſeiner Grammatik bedienen, werden ohne unſer Zuthun das Haltloſe ſeiner in den angeführten Paragraphen ausgeſprochenen tendenziöſen Theſen erkennen und Nicht-Philologen pflegen dergleichen Abhandlungen, als Nebenſachen, nicht zu beachten. Wir können indeſſen nicht umhin unſere Verwunderung darüber auszuſprechen, daß der Verfaſſer die norwegiſche und die färingiſche Volksſprache (§. 16.) nicht einmal dem Namen nach zu kennen ſcheint; daß er §. 17 eine etymologiſche Elegie darüber anſtimmt, daß die däniſche Sprache durch Aufnahme ſo vieler deutſcher Wörter, noch dazu ohne Grund, verderben ſei; die Gründe dieſer Verderbniß durch Eindringlinge ſcheint der Verfaſſer allerdings nicht zu kennen, ſonſt müßte er wiſſen, daß zwiſchen Oldgeſell und Gammelſvend, zwiſchen Gartner und Urtegaardsmand, zwiſchen Fruentimmer und Quinde ꝛc. ein großer Unterſchied ſeiner Zeit war oder noch iſt. Die Dänen wollten oder konnten in den betreffenden Fällen nicht aus der todten altnordiſchen Quelle ſchöpfen, was die Norweger heutigen Tages aus ihrer lebenden altnordiſchen Volksſprache thun und weshalb ſie ſich (§. 21.) däniſchen Tadel zuziehen. An derſelben Stelle hätte er auch beſſer gethan, zu ſagen, die däniſche Sprache, die kein Norweger bei ihrem rechten Namen nennt, iſt in Norwegen geduldet und wird in Nordſchleswig künſtlich erhalten, ſtatt ſie iſt die herrſchende. §. 20, wo er Mundarten und Dialekte zuſammenwirft, ſpricht er vom „ſüdjütländiſchen" oder ſchleswigſchen Dialekt, obwohl er wiſſen müßte, daß die Bezeichnung Südjütland für das „Land der Schlei" eine Erfindung der niederdäniſchen Neuzeit iſt. Jedenfalls ſetzt er viel Vertrauen in die deutſche Gemüthlichkeit; käme in einer deutſchen Grammatik für Dänen der Ausdruck vor: „ſchleswig-holſteiniſche Mundart," ſo hätte das Buch ſicherlich ein Autodafé zu erwarten. Unrichtig iſt es auch, daß der Kopenhagener Dialekt der Normaldialekt und die Grundlage der Schriftſprache ſei. Beides iſt vielmehr in Wirklichkeit und zufolge hiſtoriſcher Entwickelung der Fühnenſche Dialekt, der zugleich der korrekteſte iſt. Der ſeeländiſche Dialekt zerfällt auch nicht in den nord- und ſüdſeeländiſchen, ſondern in den weſt- und oſtſeeländiſchen, oder wenn man will in den nordweſtlichen und ſüdöſtlichen. Ein Blick auf die topographiſche Karte genannter Inſel hätte den Verfaſſer darüber belehren müſſen, ſonſt ſei ihm noch das Büchlein „Fra Landet" empfohlen. Daß Deutſche aus „Gehäſſigkeit" (§. 23) behaupten, daß Däniſche ſei eine bloße Mundart des Deutſchen, iſt jedenfalls eine intereſſante Neuigkeit, und des Verfaſſers Beweiſe für die Verſchiedenartigkeit beider Sprachen, (die ja nicht einmal ein Schleswigholſteiner beſtreitet!) wären auch wohl anders und logiſcher gewählt worden, wenn er mehr Kenntniß unſerer altdeutſchen Literatur beſäße. Auch iſt es eine ſchwer zu rechtfertigende Behauptung (§. 24), daß das Schwediſche und Däniſche näher verwandt ſeien als Spaniſch und Portugieſiſch, Deutſch und Holländiſch. Däniſchen und ſchwediſchen Laien geht es wie den Panſlaviſten: wenn ſie ſich gegenſeitig verſtändigen wollen, ſprechen ſie Deutſch. — Doch wie wir bereits erwähnten, iſt die Grammatik zur Erlernung der däniſchen Sprache jedenfalls zu empfehlen und wünſchen wir ihr bald eine neue Auflage, die hoffentlich keinen Grund zum Tadel bieten wird.

Mannigfaltiges.

— Karl Witte's neue Ausgabe der *Divina Commedia.* In drei Jahren werden ſechshundert Jahre vollendet ſein, ſeitdem der unſterbliche Dante in Florenz das Licht der Welt erblickte. Gewiſſermaßen eine Vorfeier dieſes Jubiläums der modernen Literatur iſt es, wenn uns jetzt die durch ihre typographiſchen Ausſtattungen auch im Auslande rühmlichſt bekannte Deckerſche, geheime Oberhof-Buchdruckerei in Berlin mit einer ebenſo in kritiſcher, wie in techniſcher Hinſicht unübertrefflichen Ausgabe der „Göttlichen Komödie" in der Sprache des Dichters beſchenkt.* Keine ſchönere Huldigung kann dem Geiſte Italiens in Deutſchland zu Theil werden, als die vorliegende Pracht-Ausgabe ſeines größten Dichters, deren Text aus vierzigjährigen Studien* des gründlichſten Kenners der italiäniſchen Literatur in Deutſchland, Karl Witte's, hervorgegangen iſt, der dabei hauptſächlich vier berühmte handſchriftliche Codices: den des Filippo Vilani (zu Santa Croce in Florenz), den des Vatican, den der K. Bibliothek in Berlin und den des Caetani (im Beſitze des Herzogs von Sermoneta in Rom) zum Grunde gelegt hat, auf deren abweichende Lesarten in zahlreichen Randbemerkungen hingewieſen, während am Fuße des Textes auch der Lesarten anderer Handſchriften und gedruckter Ausgaben gedacht iſt. In den eingehenden „Prolegomeni critici," die der gelehrte Herausgeber ſeinem Dante vorauſchickt, bemerkt er, daß, ungeachtet der mehr als dreihundert, zum Theil als ſehr „korrekt" gerühmten Ausgaben der „Divina Commedia," die ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt erſchienen, ungeachtet der mit den Namen von vier berühmten Crusca-Akademikern geſchmückten Florentiner Ausgabe von 1837, doch alle ſachkundigen Perſonen darin übereinſtimmten, daß eine Ausgabe Dante's, „wie ſie ſein ſollte," noch immer erſt zu erwarten ſei. Wir fühlen weder den Beruf in uns, noch haben wir Gelegenheit zu den erforderlichen Studien und Vergleichen, um feſtzuſtellen, daß die vorliegende Ausgabe in kritiſcher Hinſicht wirklich eine ſolche iſt, „wie ſie ſein ſoll." Jedenfalls aber dürfen wir wohl ſagen, daß dieſe Ausgabe allen Anforderungen entſpricht, welche die wiſſenſchaftliche Bildung und der geläuterte Geſchmack unſerer Zeit an den Herausgeber und Verleger eines ſolchen Werkes machen dürfen. Gewidmet iſt daſſelbe dem erlauchten Ueberſetzer und Erläuterer Dante's, Sr. Maj. dem Könige Johann von Sachſen.

Neben dieſer Pracht-Ausgabe, deren Ladenpreis (bei 102 Bogen Text in 4.) zwölf Thaler beträgt, iſt in demſelben Verlage eine Oktav-Ausgabe der von Karl Witte edirten „Divina Commedia," jedoch ohne die kritiſchen Prolegomena und ohne die erläuternden Randbemerkungen der erſtern, erſchienen. Der Preis dieſer Ausgabe, die ſich ebenfalls durch typographiſche Eleganz bemerklich macht, beträgt zwei Thaler.

— „Aus halbvergangener Zeit." So heißt eine Reihefolge von memoirenartigen Kapiteln, die Ludw. Aug. Frankl, der Dichtes des „Colombo," im Feuilleton der „Preſſe" hat abdrucken laſſen und die eine recht anmuthige Galerie von Bildern aus dem Wiener Leben der dreißiger und und vierziger Jahre ausmachen. Wenn dieſe Kapitel wirklich einzelne Abſchnitte aus den Memoiren des Verfaſſers ſind, ſo werden wir dadurch auf das Erſcheinen des Ganzen ſehr begierig gemacht. Die uns vorliegenden ſechs Kapitel haben folgende Ueberſchriften: 1) „Eine Audienz bei Kaiſer Franz I.;" 2) „Eine Soiree bei Karoline Pichler;" 3) „Fürſt und Fürſtin Metternich als Cenſoren;" 4) „Hier bekommt man Miniſter;" 5) „Die bürgerlichen Soupirer," und 6) „Vor den drei Märztagen 1848." Wir theilen aus Nr. 3 folgende Anekdote mit, die gleichzeitig zur Charakteriſirung des Fürſten Metternich, der öſterreichiſchen Cenſur und der vormärzlichen Gedanken über deutſche Einheit dienen kann:

„Am 23. December 1844 veranſtalteten mehrere Mitglieder des „juridiſch-politiſchen Leſevereins" in Wien für den anweſenden, berühmten deutſchen Patrioten und National-Oekonomen, Friedrich Liſt, ein Feſteſſen. Es war das erſte politiſche Meeting in Oeſterreich und erregte ein dem Verſtändniſſe der Gegenwart kaum annäherungsweiſe begreiflich darſtellbares Aufſehen. Die glänzendſten Männer der wiſſenſchaftlichen, der induſtriellen und der Beamten-Welt waren im Caſino-Saale am Neuen Markt verſammelt. Graf Ferdinand Colloredo, der Regierungsrath und Rechtslehrer Kudler, Freiherr von Sommaruga, der Konſul der Vereinigten Staaten, nach vielen Anderen endlich Liſt ſelbſt, hielten Reden und ſprachen Toaſte, wie ſie in Wien noch nicht vernommen worden waren. Die Herren hatten die Güte, mir dieſelben für die damals von mir redigirten „Sonntagsblätter" mitzutheilen. Die ganze Thatſache war nicht zu vertuſchen, und es ſtand zu erwarten, daß ſich die auswärtigen Blätter

* La Divina Commedia di Dante Allighieri. Ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna da Carlo Witte. Berlino, Ridolfo Decker, stampatore del Re, MDCCCLXII. Gr. 4. LXXXVe 745 p., con due ritratti del Dante.

* Bereits im Jahre 1836 ſagte Hr. Profeſſor Karl Witte in einem Aufſatze über die auf der Pariſer Bibliothek befindlichen Handſchriften der „Divina Commedia," den er in unſerer Zeitſchrift abdrucken ließ (Mag. f. d. Lit. d. Auslandes, 1836, Nr. 2): „Ich habe mir ſeit faſt zehn Jahren, nicht ohne große Aufopferungen, einen vollen Geſang umfaſſende Probe-Vergleichungen und ſonſtige genaue Notizen von 211 Handſchriften theils ſelbſt gemacht, theils nach meinen Anweiſungen machen laſſen. Außerdem beſitze ich ein ſpezielles Verzeichniß von noch andern 108 Manuſcripten, deren Vergleichungen mir zum Theil ſchon längſt verſprochen ſind. Unter dieſer, großentheils italiäniſchen Bibliotheken angehörenden Zahl von Handſchriften ſind viele aus dem 14. Jahrhundert, ja ſogar mehrere aus dem nächſten Jahrzehnd nach des Dichters Tode." D. R.

Digitized by Google

ſehr bald derſelben bemächtigen würden. Ich legte die Schilderung des Feſtmahls, alle Reden und Toaſte, ein geiſtreich geſinnungsvolles Gedicht von Bauernfeld,* ein ſehr launiges von Caſtelli, im Bürſten-Abzuge der Cenſur vor. Der Cenſor mochte über die Naivetät des Redacteurs mitleidig lächeln, der glauben konnte, daß ſo Unerhörtes zum Druck zugelaſſen werden könne. Doch ſtrich er den Artikel nicht, ſondern legte ihn, von einem demüthigen Fragezeichen begleitet, dem Hofrath von Maltz vor; dieſer, ſtets ängſtlich, wie er war, mit einem noch größeren Fragezeichen dem Präſidenten, Grafen Sedlnitzky. War es die Ahnung von dem Hauche einer neuen Zeit, daß der Graf ſeine Machtvollkommenheit nicht übte und den Artikel mit einer Note an die Staatskanzlei lenkte — genug, mir wurde die Weiſung ertheilt, mich an den Hofrath von Menßhengen um Erledigung zu wenden. Aber auch ihm mochte die Uebernahme einer Verantwortlichkeit, die der mächtige Polizei-Präfekt ſich nicht aufzubürden wagte, bedenklich erſcheinen.

„Als ich ihn um die Erledigung anging, bedeutete er mich, zu warten, weil er den Artikel dem Fürſten ſelbſt vorlegen müſſe. Ich begleitete den freundlich zuvorkommenden Herrn in den Vorſaal des Arbeits-Cabinets. Hohe Generale, ein Geſandter und einige beſternte Herren mochten hier ſchon lange auf Einlaß harren. Herr von Menßhengen, als Beamter des Hauſes, ging unangemeldet in das Cabinet des Fürſten, und die wartenden Herren mochten glauben, daß ein ſtaatlich gar wichtiger Akt es nothwendig mache, die Audienz zu unterbrechen. Nach einer vollen halben Stunde kam Herr von Menßhengen wieder aus dem Cabinet und freute ſich, mir mittheilen zu können, daß der Fürſt keinen Anſtand gegen den Druck der Reden und Toaſte erhebe; nur am Schluſſe müſſe er eine Veränderung vorſchlagen, „wenn es der Redacteur, um Herrn Liſt nichts in den Mund zu legen, was er nicht geſprochen hat, nicht vorziehe, die Stelle ganz wegzulaſſen.“ Die Rede Liſt's ſchloß mit den Worten: „Es lebe die deutſche Einheit!“ Der Fürſt ſtrich das Wort Einheit und ſetzte Einigkeit für daſſelbe. Dieſe höchſt wichtige Diſtinction wurde autograph getroffen am 28. December 1844. Ich ließ, der delikaten Rückſicht des Fürſten folgend, die Stelle ganz weg. Die Mittheilung des Ganzen, als es in den „Sonntagsblättern“ erſchien, wurde geradezu angeſtaunt, und mit naiv ſtolzem Bewußtſein als eine Conceſſion an die neue Zeit betrachtet.“

— Der Antigermanismus in Oeſterreich. Ein Wiener Korreſpondent der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ ſagt über das Umſichgreifen des mit dem Magyarenthume ſich verbindenden Panſlavismus in Oeſterreich: „Wie bereits der Agramer Landtag die deutſche Sprache aus Kroatien verbannt und Jeden für einen Landesverräther erklärt hat, der ſich der Annexirung der benachbarten, von Slaven bewohnten Diſtrikte an das „dreieinige Königreich“ widerſetzt; wie in Galizien Dr. Smolka, als Vorkämpfer für die Reſtauration der Krone der Jagiellonen, den ungariſchen Komitaten, welche für die Unabhängigkeit der Krone des heil. Stephan ſtreiten, Gruß und Brüderlichkeit entboten,...... ſo beanſprucht unter den Slovenen das nach dem Reichsraths-Abgeordneten Toman ſo genannte, künftige Königreich Tomanien nurUnterſteiermark, Kärnthen und Krain; über Iſtrien wird es ſich ſeiner Zeit, ganz ſo wie Kroatien über Dalmatien, mit den Italiänern verſtändigen — wenn nur erſt die Deutſchen verjagt ſind, wofür die in Laibach von Dr. Bleiweis redigirten „Novine“ mit augenſcheinlichem Erfolg agitiren. In Prag hat mittlerweiſe Remenyi, ein magyariſcher Virtuos, der „Geiger Görgey's“ und „Kammermuſikus der Königin Victoria,“ wie er ſich nennt, die Allianz der Čechen und der Magyaren abgeſchloſſen — worüber die Wiener Zeitung „Oſt und Weſt“ in ihrem ſlaviſchen Deutſch das Nähere zu berichten weiß. „Wäre nicht,“ ſo fügt der oben gedachte Korreſpondent hinzu, „der babyloniſche Sprachen-Wirrwarr, bei welchem ſich der übermüthige „Schwabe“ richtig wieder das Eine Idiom ausgeſucht, das ſie Alle verſtehen: Magyaren, Bosniaken, Serben, Kroaten, Slavonier, Slovenen, Čechen, Polen u. ſ. w. — ſo würden ſie längſt ſchon ein „einig Volk von Brüdern“ ſein.“

— Die Deutſchen in Prag. Einer Prager Korreſpondenz im „Deutſchen Muſeum“ entlehnen wir die folgenden Notizen. „Unſeren Stadtſchulen wurden von dem Gemeinderathe, nachdem derſelbe, über ſeinen Čechiſirungsbeſchluß erröthend, die Errichtung einer freilich nicht ausreichenden Anzahl deutſcher Anſtalten bewilligt hatte, čechiſche Schulaufſeher gegeben, ſodaß die ſcheinbare Rücknahme des erſten Beſchluſſes nun wieder illuſoriſch geworden iſt. Glücklicherweiſe iſt bei der jüngſt erfolgten Neubildung der Stadtverordneten, welche nach dem Geſetze alljährlich vorgenommen wird, eine große Anzahl čechiſcher Gemeinderäthe ausgeloſt worden und ſteht nun zu erwarten, daß durch die Neuwahl eine zahlreichere und eben deshalb in richtigerm Verhältniß ſtehende Vertretung der Deutſchen im Gemeinderath erzielt werden wird. Wie wir ſeiner Zeit berichtet haben, verſchaffte bei der erſten Wahl die Zerfahrenheit, die im Gegenſatze zur Disciplin der Čechen im deutſchen Lager herrſchte, den Erſteren den Sieg. Hoffentlich werden die Deutſchen ſich dieſe vorjährige Niederlage zur Warnung gereichen laſſen und diesmal beſſer zuſammen halten. Denn daß die Deutſchen, wenn ſie nur feſt zuſammen ſtehen und nicht durch unzeitige Eiferſüchteleien eine Spaltung im eigenen Lager herbeiführen, den Sieg recht wohl an ihre Fahnen feſſeln können, das haben die eben ſtattgefundenen Neuwahlen für die Handels- und Gewerbekammer erwieſen. Obſchon die Disciplin auf Seiten der Čechen auch diesmal wieder wahrhaft muſterhaft war und namentlich die čechiſchen Landbezirke wie auf Kommando wählten, ſo haben die Deutſchen dennoch in der Section für Fabriken und Handel diesmal einen vollſtändigen Sieg errungen, und nur in der Gewerbeſection ſind ſie unterlegen. Demzufolge iſt auch die Wahl des Handelskammer-Präſidenten im deutſchen Sinne ausgefallen — ein Sieg, der abermals darthut, wie richtig, trotz aller Schreibereien vom Gegentheil, die Behauptung iſt, daß Handel und Induſtrie in Böhmen ſich größtentheils in deutſchen Händen befinden.“

— Deutſche Induſtrie-Zeitung. Mit dem Zeitpunkte des Eintrittes der Gewerbefreiheit im Königreich Sachſen am 1. Jan. d. J., hat die von Robert Binder in Chemnitz herausgegebene, bisherige „Sächſiſche“ den Titel: „Deutſche Induſtrie-Zeitung“ angenommen. Allerdings iſt mit dieſem Zeitpunkt für die Gewerbſamkeit des Königreichs Sachſen eine neue Aera eingetreten. Wenn der Zollverein die hölzernen Barrièren Deutſchlands aufgehoben und den Markt für die ſächſiſche Arbeit erweitert hat, ſo hebt die Gewerbefreiheit die moraliſchen, oder vielmehr unmoraliſchen Barrièren auf, die bisher noch in Sachſen für den Genius der Arbeit beſtanden, und wie durch den Zollverein in räumlicher, ſo iſt jetzt auch in geiſtiger Beziehung die ſächſiſche Induſtrie zur deutſchen geworden. Die „Deutſche Induſtrie-Zeitung“ begrüßte die Gewerbefreiheit in Sachſen mit einem Gedichte von Eduard Kauffer, von dem wir die beiden Schlußverſe hier folgen laſſen:

Frei iſt die Arbeit — frei, wie der Gedanke!
O, möge dies ein ſtrahlend Vorbild ſein,
O, fiele bald in jedem Volk die Schranke,
Die der Vergeſſenbeit wir heute weih'n!
Sie können ja ſich nimmer länger halten,
Die Zunft, die Satzung und der träge Zopf:
Mehr als die Rechte, die Jahrhundert alten,
Gilt heut ein heller, aufgeweckter Kopf.

Iſt erü die Arbeit frei in allen Marken,
Wird unſer arg zerſpalt'nes Vaterland
Zur Einheit, zur erſehnten, auch erſtarken,
Um die Gemeinſinn ſchlingt das Bruderband.
D'rum laßt, was abgeſtorben, untergehen,
Und wer noch ſchlummert, reib' die Augen aus:
Ernſt iſt die Zeit, und ihre Banner wehn,
Ein neuer Geiſt geziemt im neuen Haus.

J. L.

Berichtigung. In der vorigen Nr. des „Magazin,“ erſter Artikel „Mannigfaltiges“ Z. 29 ſtatt: „Welche treue Heerde,“ l. „Welche treuen Herde.“

* Die Anfangs-Strophen dieſes Gedichtes lauten:

Verein, ein ſchönes trautes Wort, —
Erſchließt euch, herrliche Weiten! —
Und geht's auch Zoll für Zoll nur fort,
Es wird ſich weiter verbreiten.

Ein jeder Zoll ein König! ſprach
Der Shakſpear. Ihr guten Leute
Sprecht: Jeder Zoll ein Volk! ihm nach,
Damit es was bedeute.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 15. Mittwoch, den 9. April 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Rußland. Seite

Der ruſſiſche Socialismus 169

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems. II. Friedrich Liſt und die Eiſenbahnen 172

Eine deutſche Dichterin 174

Böhmen.

Eine böhmiſche Schriftſtellerin 175

Italien.

Wachenhuſen über Garibaldi's Expedition. Menſchenjäger und Amazonen . 176

China.

China und der Fortſchritt der Menſchheit. Nach Don Sinibaldo de Mas . 177

Mannigfaltiges.

Abriß der Literatur des Buchhandels 179

Kepler und die Harmonie der Sphären . . . . . „

Zur Kenntniß der älteſten Kalendarien 180

Fallmerayer über Gervinus . . . . . „

Zenker's türkiſch-arabiſch-perſiſches Handwörterbuch . . . . . „

Tommaſeo's italiäniſches Wörterbuch . . . . . „

Der wiſſenſchaftliche Landwirth in Italien . . . . . „

Der Buchdrucker-Verein in Mailand . . . . . „

Rußland.

Der ruſſiſche Socialismus.

Die Bewegung in Rußland geht tief bis in die innerſten Grundlagen des Staates ein; der Inhalt derſelben iſt zum größten Theile ſocial. Die Leibeigenſchafts-Frage iſt für das künftige Rußland, zu dem nun der Saame erſt geſtreut wird, der Punkt, um den ſich Alles dreht, und bildet für die Regierung die meiſten Schwierigkeiten. Die Regierung hat hierin wenigſtens gewiß den beſten und aufrichtigſten Willen, um dieſe ſo wichtigen Verhältniſſe möglichſt nach den Forderungen der Gerechtigkeit und Zeitanſchauung zu ordnen, aber dieſelben erreichen, einmal berührt, eine Tragweite, die theils in ihrer Natur angezeigt iſt, und theils von den mächtigen regierungsfeindlichen Elementen im Reiche zu ſolchem Maße vergrößert wird. Den ruſſiſchen Radikalen oder Revolutionären iſt daran gelegen, der Regierung ſo viel Verlegenheiten zu bereiten, als nur möglich ſcheint, und die Bauern-Emancipation giebt dazu die beſte Gelegenheit, die bequemſte und ſicherſte Handhabe. Sie kehren, dem Volke gegenüber, weit mehr als die politiſche die ſociale Seite der Frage hervor, und lenken ſie in ſocialiſtiſche Bahnen. Die Häupter derſelben, wie Alexander Herzen, Ogarev u. A. ſind Socialiſten. Ihr Programm in dieſer Beziehung iſt noch nicht mit Beſtimmtheit formulirt worden, denn in ihren Kundgebungen an den gebildeten Theil des Volkes ſprechen ſie in erſter Reihe nur von den eigentlichen politiſchen Angelegenheiten, deren Ordnung in ihrem Sinne ſie als die Vorbedingung für ihre ſocialen Reformen anſehen. Eine der zahlreichen Publicationen derſelben, welche unter der Naſe der Polizei in die Oeffentlichkeit kommen und begierig geleſen werden, ſagt über die ſocialiſtiſchen Tendenzen dieſer Partei Folgendes:

„In der letzten Zeit haben ſich bei uns viele vorzeitige Greiſe verbreitet, klägliche Oekonomiſten, die ihr theoretiſches Wiſſen aus deutſchen Büchern ſchöpften. Dieſe Herren begreifen nicht, daß man uns da nur die Groſchen zählen lehrt, daß man uns vereinzelt und in einen engen Individualismus drängt. Sie begreifen nicht, daß nicht die Ideen hinter dem Nutzen gehen, ſondern der Nutzen hinter den Ideen. Wenn wir mit materiellen Beſtrebungen beginnen, kommen wir zum Wohle? — eine einſeitige, ökonomiſche Lehre wird uns nicht aus der Noth reißen. Wir laſſen alle Kopekenrechnungen gehen, erſtreben Freiheit und Recht und werden ſo unſer Glück erreichen, und mit ihm ſelbſtverſtändlich auch den Wohlſtand, das heißt das, was wir ſo ſehr wollen — Geld.

Und die zum Unglück bei uns entſtehenden conſtitutionellen und ökonomiſchen Tendenzen führen zum Conſervatismus; ſie führen zu geſellſchaftlicher Trennung, zu privilegirten Klaſſen. Sie wollen aus Rußland England machen, und uns mit engliſcher Reife ſättigen. Hat aber Rußland nach ſeiner geographiſchen Lage, ſeinen eigenthümlichen Reichthümern, ſeinen Bodenbedingungen, nach der Beſchaffenheit und den Eigenſchaften der Länder mit England etwas Gemeinſchaftliches? Wären die Engländer auf ruſſiſchem Boden das geworden, was ſie auf ihrer Inſel geworden ſind? Nein, wir wollen nicht die ökonomiſche Reife Englands, ſie kann nicht vom ruſſiſchen Magen verdaut werden.

„Nein, nein, unſer Weg geht anders,
Und das Kreuz müſſen wir nicht tragen.“

Europa möge es tragen. Wer kann aber behaupten, daß wir den Weg Europa's gehen müſſen, den Weg etwa von Sachſen, oder England, oder Frankreich? Wer nimmt für die Zukunft Rußlands die Verantwortlichkeit auf ſich? Wer kann ſagen, daß er verſtändiger iſt, als 60 Millionen, verſtändiger als alles Volk des Landes, daß er weiß, weſſen es bedarf, daß er es zum Glücke führen wird? Wo iſt die Lehre, die ihm geſagt hat, daß ſein Blick untrüglich ſei? Wir wenigſtens kennen eine ſolche Lehre nicht, wir wiſſen blos, daß die Gneiſt, Baſtiat, Mohl, Rau, Roſcher Düngerhaufen durchſtöbern und die Fäulniß vergangener Jahrhunderte zum Geſetz für die Zukunft machen wollen. Dieſes Geſetz möge für Andere gelten; wir aber werden es verſuchen, für uns ein anderes Geſetz zu finden.

Für Ungläubige ſetzen wir folgendes Beiſpiel: Es giebt ein China. Die Roſcher und Mohl China's behaupten, daß jenes Geſetz, nach dem ſich das Leben in China entwickelt, und die dortige Civiliſation gebildet hatte, daſſelbe Geſetz iſt, nach dem ſich alle Völker entwickeln müſſen. Es giebt aber auch andere Länder, und bei den anderen Völkern giebt es Beſtrebungen, die den Chineſen unbekannt ſind. Folgt daraus, daß dieſe Beſtrebungen ungereimt ſind? daß nur die chineſiſche Civiliſation und die chineſiſchen politiſchen Ueberzeugungen allein wahr ſind? Ein Menſch, der nur Europa geſehen hat, einige zehn deutſche Königreiche mit ihren Königen, Herzögen und Prinzen, oder Frankreich mit ſeinem Napoleon, wird ſich natürlich wundern, daß in Amerika eine ganz andere Ordnung beſteht. Warum ſollte Rußland nicht zu einer noch anderen Ordnung kommen, die auch Amerika nicht kennt? Wir können nicht nur, wir müſſen zu einer anderen Ordnung kommen. In unſerem Leben liegen Elemente, die den Europäern ganz unbekannt ſind. Die Deutſchen behaupten, daß wir dahin kommen, wohin Europa gekommen iſt. Das iſt eine Lüge. Wir können dahin kommen, wenn wir das Zeichen der Anſichten und der ökonomiſchen Ordnung Europa's anlegen; wir können aber zu etwas Anderem gelangen, wenn wir die Elemente entwickeln, die im Volke leben. Europa konſtituirte ſich aus den Ruinen einer alten Welt; tauſend Jahre früher war in Europa die Monarchie; ſchon damals theilte ſich Europa in mächtige Eigenthümer und kraftloſe Leibeigene, die kein Grundeigenthum hatten; ſchon damals war in demſelben der Anfang jener ökonomiſchen und politiſchen Ungleichheit gelegt, der es zum Proletariat brachte und den Socialismus hervorrief.

Digitized by Google

Europa verſuchte es wohl, ſich aus ſeiner äußerſten Lage herauszuarbeiten, aber die Partei der privilegirten Leute war zu groß; die Jahrhunderte langen Traditionen waren zu ſtark, ſowohl im Volke, als auch in dem dortigen Bürgerſtande; die Organiſationskraft der ſocialen Theorien aber war ſo ſchwach und trübe, daß das Jahr 1848 zu keinem Gelingen führen konnte. Und dieſes Nichtgelingen machte auch unſere Freunde des Weſtens und unſere einheimiſchen Staats=Oekonomen verzagt.

Erinnert Euch, wie leicht Roſcher die Frage von der Befreiung der Leibeigenen entſchied. Und vom deutſchen Standpunkte konnte die Sache nicht anders entſchieden werden. Warum iſt unſer Volk unzufrieden mit der kaiſerlichen Gnade, unzufrieden mit dem, was die Deutſchen in Begeiſterung bringen möchte? Das Volk iſt darum unzufrieden, weil es ſich ſelbſt nicht ohne Landeigenthum denken kann; es kann ſich nicht außerhalb des Gemeindelandes denken. Es bedarf der Gleichheit von Recht und Gebiet; es glaubt nicht und will nicht glauben an die Geſetzlichkeit einer Ordnung, der zufolge 30 Millionen Landleute eigenen Grundbeſitz haben, und die übrigen 23 Millionen nur fremden Boden haben, der einigen zehen Tauſenden von Gebietern gehört. In Europa beſtehen bis auf dieſen Augenblick Reſte des Feudalrechtes; wir aber kannten und kennen es nicht; unſer Adel, unſere Grundbeſitzer ſind keine europäiſche Ariſtokratie; ſie ſind eine vollkommen ungeſetzmäßige Macht, die aus demſelben Volke hervorgegangen iſt, beſonders durch die kaiſerliche Gewalt entſtand und ſich namentlich ſeit Katharina II. verbreitete; ſie muß ſich in das Volk verlieren, und wird mit dem Falle der kaiſerlichen Gewalt zu Grunde gehen.

Das Mißlingen des Jahres 1848 beweiſt — wenn es ja Etwas beweiſt — einen ungelungenen Verſuch nur für Europa, ſpricht aber Nichts gegen die Möglichkeit einer anderen Ordnung bei uns in Rußland. Sind denn die ökonomiſchen, die Bodenverhältniſſe Europa's dieſelben wie bei uns? Beſteht und iſt dort möglich der Boden als Gemeindegut? Kann dort jeder Landbewohner und jeder Städter Grundeigenthümer werden? Nein! Bei uns aber ja! Bei uns iſt ſo viel Boden, daß er uns für Tauſende von Jahren hinreichen wird.

Wir ſind ein zurückgebliebenes Volk, und das iſt unſer Glück. Wir haben das Schickſal zu preiſen, daß wir nicht das Leben Europa's gelebt haben. Seine Unglücksfälle, ſeine Lage ohne Ausſicht iſt eine Lection für uns. Wir wollen nicht ſein Proletariat, ſeinen Ariſtokratismus, ſeinen abſolutiſtiſchen Urſprung und ſeine imperatoriſche Regierung.

Bis auf dieſe Zeit lebte unſer Volk ſein eigenes Leben, ohne ſich in die Dinge der Regierung zu miſchen und ſie zu begreifen; die Regierung kannte das Volk ebenfalls nicht, es diente ihr blos manchmal zu einer politiſchen Strohfigur. Inzwiſchen aber reifte der ruſſiſche Sinn, wir lernten die ökonomiſche und politiſche Organiſation Europa's kennen, wir fanden, daß es dort nicht hübſch eben ausſehe und überzeugten uns, daß wir die vollkommene Möglichkeit vor uns haben, dem kläglichen Antheile am Europa dieſer Zeit auszuweichen.

Wir ſind wie neue Anſiedler, wir haben nichts zu zerſtören. Laßt unſeren nationalen Acker in Ruhe, wie er iſt; wir müſſen aber jenes Unkraut ausjäten, welches aus dem mit deutſchen Ideen von Oekonomismus und Monarchismus zu uns herbeigeflogenen Samen emporgewachſen iſt. Wir brauchen weder das eine, noch das andere in der Form, wie es uns von unſerer Profeſſor=Regierung und verſchiedenen Nachfolgern Roſcher's und Gneiſt's gepredigt wurde und gepredigt wird.

Europa begreift unſere ſocialen Beſtrebungen nicht, und kann ſie nicht begreifen; es iſt uns kein Lehrer in ökonomiſchen Fragen. Niemand geht in der Verneinung ſo weit, wie wir Ruſſen. Und warum das? Darum: weil wir keine politiſche Vergangenheit haben; wir ſind durch keine Traditionen gebunden, wir ſtehen an einem Neubruch, und wollen, ohne uns an deutſche Gärtchen und Geſträuche halten zu laſſen, unſer Feld nicht nach deutſcher Methode eintheilen, nicht nach fremdem Geſchmack, ſondern wie der Boden ehemals getheilt wurde, als es den Menſchen noch nicht enge war — und wir können das machen. Darum haben wir keine Furcht vor der Zukunft, wie das weſtliche Europa; darum gehen wir der Revolution kühn entgegen; ja wir wünſchen ſie herbei. Wir glauben an unſere friſchen Kräfte; wir glauben, daß wir berufen ſind, in die Geſchichte ein neues Element zu bringen, unſer eigenes Wort zu ſprechen und nicht die letzten Theile Europa's zu wiederholen. Ohne Glauben kein Heil; aber unſer Glaube in unſere Kräfte iſt groß."

So weit die revolutionäre Flugſchrift. Wir können da erſehen, daß die radikale Partei, welche jetzt in Rußland moraliſch herrſcht, den Hebel ſehr tief einſetzt; wie ſie die Löſung der ſocialen Frage im Einzelnen eigentlich will, kann man aus ihren bisherigen Kundgebungen nicht gut entnehmen. Der Hauptgedanke liegt darin, daß die Einzelnen nicht getheiltes perſönliches Grundeigenthum haben ſollen, ſondern nur die Gemeinde als Ganzes. In dem ſlaviſchen Volksſinne, der nun blos in Rußland bei ſeiner Urſprünglichkeit geblieben iſt, iſt wirklich dies communiſtiſche Prinzip tief eingewurzelt. Das iſt aber nur eine Anſchauung, ein Rechtsdogma des Volkes; in der Praxis iſt man von einem der Art organiſirten Socialismus noch wahrhaftig weit entfernt, obwohl es auch bisher in der Gemeinde kein individuell getheiltes Eigenthum gab, weil Alles dem Grundherrn gehörte. Dieſer wurde als Eigenthümer des Bodens erſt bei der Emancipations=Angelegenheit erklärt, indem früher die — freilich unpraktiſche — Anſchauung herrſchte, daß der Boden der Gemeinde und die Mitglieder dieſer, die „Seelen," erſt dem Grundherrn gehören, doch mit Allem, was ſie haben. Jetzt ſollen die Bauern ihren Grundbeſitz vom Grundherrn kaufen, ablöſen, und das iſt ſchon ein Verſtoß gegen dieſe Anſchauung. Es handelt ſich aber weiter darum, ob ſie ihn in Parcellen getheilt, oder gemeindeweiſe ablöſen ſollen, und hier wird die ſocialiſtiſche Frage angeknüpft. Die Radikalen wollen natürlich von einer Ablöſung und Entſchädigung gar Nichts wiſſen, und verlangen das ſofortige volle Eigenthum für die Gemeinden; im äußerſten Falle meinen ſie, liegt ihnen wenig d'ran, 30,000 Edelleute „auszuſchneiden," denn der ſelige Nikolaus habe viel mehr Leute ſeinen kriegeriſchen Capricen geopfert, ohne doch für die Nation einen Vortheil erreicht zu haben, was aber hier in großem Maße der Fall wäre.

Für dieſen Socialismus der Gemeinde plaidiren aber in Rußland nicht nur vielleicht die revolutionären, ſondern auch ſonſt ganz gemäßigte Organe. Ohne uns in weite Discuſſionen deſſelben einlaſſen zu wollen, ſetzen wir da noch zur allſeitigen Charakteriſirung der Sache einige betreffende Stellen aus der „St. Peterburskija Wjedomosti" (St. Petersburger Nachrichten), einer der angeſehenſten ruſſiſchen Zeitungen, die bisher, als Organ der „Freunde des Weſtens," (der europäiſchen Partei), den „Slavjanophilen," dem ſpezifiſchen Ruſſen= und Slaventhume, feindlich entgegenſtand. Das Blatt ſagt in einem längeren dem tauſendjährigen Jubiläum des ruſſiſchen Reiches gewidmeten Artikel:

„Das Feudalſyſtem und das Papſtthum laſten heutzutage auf Weſt=Europa, laſſen die Nationen nicht aufathmen, und verurſachen jene fürchterlichen Erſchütterungen, die ſogar vor unſeren Augen vorgehen.

Man laſſe ſich durch den äußeren Glanz dieſer vervollkommneten Adminiſtrationen nicht hinreißen, ſie erleichtern blos das Uebel, ohne daſſelbe aufzuheben. Das iſt ſo eine Art von Winterkleid, welches zwar zum Anziehen über die Gaſſe taugt, jedoch als beſtändiges Schutzmittel gegen den Froſt nicht dienen kann, denn man wird genöthigt, auch dieſes Kleid zu wechſeln. Nur die Sonne allein ermöglicht das Leben in der freien Luft.

Und wo iſt die Sonne im Abendlande? Man ſieht, wie die größten Geiſter dort im Dunkeln umherirren, einen Ausgang zum Lichte Gottes ſuchend. Wie Maulwürfe graben ſie nach allen Richtungen — und faſt immer ohne Erfolg. Hier und da gelingt es Jemandem, auf die Oberfläche zu blicken, aber die des Lichts ungewohnten Augen werden blind und erſchrecken über die Größe des begonnenen Werkes; kehren ſie entweder zurück, oder gehen unter den Klauen eines fliegenden Uhu zu Grunde?

Tauſend philoſophiſche Syſteme folgten eines dem anderen nach, tauſend Männer predigten ein beſſeres Leben, Millionen von Menſchen klammerten ſich gierig an eine Idee, nach deren Verwirklichung ſie die Ruhe zu erreichen hofften; ſie richteten ſich zu Grunde, ſchlugen ſich und ſtarben — aber Alles umſonſt, umſonſt und vergeblich.

Die Menſchheit iſt nicht um einen Schritt von der Regierung einer Semiramis oder einer karthagiſchen Republik weiter gegangen. Es giebt ſogar Menſchen, die nach der Lektüre Homer's auf die heutige Schweiz oder die Vereinigten Staaten mit Lachen blicken.

Es iſt, glauben wir, die höchſte Zeit, daß man aufhöre, ſich für die liberalſten Geſetzgebungen hinreißen zu laſſen. Vierzig, ja faſt fünfzig Jahre ſprechen zu beredtſam, daß kein Dach, wenn auch mit Gold und Brillanten verziert, im Stande ſei, ein Gebäude, deſſen Fundament nicht gefeſtigt iſt, vom Sturze zu retten. Kein Architekt beginnt ein Gebäude von den Rauchfängen an, ſondern gräbt zuerſt die Erde bis zum feſten Boden aus, worauf er dann das Fundament errichtet.

Wo iſt alſo dieſes Fundament bei uns, wo der feſte Boden, den man erreichen muß, um ein dauerhaftes Gebäude zu bauen?

Der 19. Februar* giebt eine gerade und poſitive Antwort: das Volk, die Bauernſchaft. Unſere Regierung ſelbſt wies auf daſſelbe hin, ſie begann die Umgeſtaltung von unten. — Uns erübrigt blos, uns die

* Am 19. Februar 1861 erſchien der Ukas über die Aufhebung der Leibeigenſchaft

Digitized by Google

Idee anzueignen und nach Kräften den Abſichten der Regierung beizuſtreben.

In dieſer Hinſicht befindet ſich Rußland in einer beſonders vortheilhaften Lage gegenüber anderen europäiſchen Staaten. Nie und nirgends hatten derartige Kardinalfragen ſolchen Anfang. Ueberall machten ſie ſich auf langen verſchiedenartigen, den Staat erſchütternden Wegen geltend, wobei es nie an blutigen Demonſtrationen und Revolutionen fehlte. Ueberall waren ſie das Werk peinlicher Kämpfe zwiſchen zwei Klaſſen, deren Intereſſen einander ſchroff entgegenſtanden. Und am Ende iſt doch nicht überall die Bauernfrage zur gänzlichen Löſung gekommen.

In unſerer Heimat ging ſie ohne Erſchütterung vor, und dieſes Reſultat war nicht eine Folge Jahrhunderte langer Kämpfe, ſondern einer adminiſtrativen Anordnung. Das iſt ein bedeutungsvolles, in die Augen fallendes Factum, bei dem man aufmerkſam ſtehen bleiben muß, denn es bezeuget gerade den großen Unterſchied zwiſchen den Eigenthümlichkeiten der ſlaviſchen und der germano-lateiniſchen Stämme.

Die abendländiſchen Staaten, in Folge blutiger Kriege gebildet, enthielten gleich im Anfange, im Weſen ihrer Heranbildung ſelbſt, verderbliche Keime in ſich, von denen ſie noch heutzutage erſchüttert werden. Dort machten ſich die Sieger, als Adel, zu Herren des Bodens und zwangen die Beſiegten, anfangs ſogar als Sklaven zur Bearbeitung deſſelben. Dieſe Sklaven, dieſe Ureinwohner des Landes konnten freilich nicht lange in dieſem Zuſtande verbleiben; ſie begannen nach und nach einen Bürgerkrieg gegen ihre Herren, in der Abſicht, ſich ihre Menſchenrechte zu revindiciren. Aus dieſen Kämpfen, die im Laufe von Jahrhunderten verſchiedenartige Charaktere annahmen, entſtanden ſtufenweiſe jene Geſetzgebungen, die nur in Europa gelten.

In Rußland iſt eine ganz andere Erſcheinung. Wir drängten alle Eroberer, die bei uns erſchienen, aus dem Lande zurück, und das ruſſiſche Volk hielt ſich ſeit undenklichen Zeiten für den Herrn des Grund und Bodens.

Ein anderer bedeutender Unterſchied zwiſchen dem Oſten und dem Weſten Europas liegt in der Entſtehung der Städte. Im Abendlande erſchienen dieſe Anfangs als kleine Staaten in einem gemeinſamen Reiche: ein Staat im Staate. Dort bildeten ſich die Städte durch die Kaufmannſchaft zum Schutze gegen die Bedrückungen des Adels und die Habgier des Volkes.

Bei uns aber giebt es keine Städte in dieſem Sinne, und wird es auch, natürlich, nie ſolche geben, da man deren Nothwendigkeit nicht vorausſieht. Alle unſere größeren Städte unterſcheiden ſich in ihrer Einrichtung ſehr wenig von den Dörfern, und erſt nach Peter dem Großen begann dieſer Unterſchied ſich hauptſächlich darin zu offenbaren, daß die Ortſchaften ihre alte Gemeindeordnung behielten, die Städte aber eine andere, centraliſtiſche unter der Handhabung der Regierungsbeamten erhalten haben.

Noch bedeutſamer iſt der Unterſchied, daß im Abendlande das perſönliche Recht am meiſten entwickelt iſt, während im Oſten, bei den Slaven, dieſes Recht faſt in der Gemeinde aufgeht. Daß die Entwicklung des perſönlichen Rechtes den Anſprüchen des Menſchen nicht genüge, erſieht man ſchon aus der Bildung von Geſellſchaften und Corporationen, wie ſie im Abendlande immer beſtanden.

In unſerer Zeit, d. h. ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts, wenden die Fortſchrittsmänner des weſtlichen Europas die Aufmerkſamkeit ihrer radicalen Hauptkrankheit zu und ſuchen Heilmittel dagegen. — Schon zeigten ſich frühere philoſophiſche Syſteme, die die Geſtaltung des Staates zum Gegenſtande hatten, als vollkommen unhaltbar. Viele erkannten, daß dieſe oder jene Einrichtung des Regierungsſyſtemes nie zum guten Endziele führen kann, ſo lange die Geſellſchaft ihre alten Begriffe und Eigenſchaften behält, und deßhalb wandten ſie ihre Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ſelbſt zu, um in deren Umgeſtaltung die Rettung des Staates zu ſuchen. Als Reſultat dieſer philoſophiſchen Unterſuchungen zeigten ſich neue ökonomiſche Lehren.

Die neuen Lehren berühren eigentlich den Staat nicht; für ſie iſt es gleichgiltig, ob die Regierung abſolutiſtiſch, conſtitutionell, republikaniſch oder wie immer ſei. Sie beabſichtigen die Reformirung des geſellſchaftlichen Lebens. Das Endziel, zu dem ſie führen müſſen, wird die Vernichtung des perſönlichen Rechtes ſein zu Gunſten der Geſellſchaft, und als Folge deſſen die Vernichtung des Monopols und des Proletariats.

Das iſt eine Utopie, werden viele antworten. Möglich. — Aber die chriſtliche Religion galt auch einmal als eine Utopie.

Die neuen ökonomiſchen Lehren werden vielleicht auch nie bis auf den letzten Buchſtaben im weſtlichen Europa erfüllt werden — aber mit ſtufenweiſer Entwicklung werden dieſelben doch das abendländiſche Weſen umändern, und wenn jene Krankheiten an denen es leidet auch nicht vollkommen geheilt, ſo werden ſie dennoch bedeutend gelindert werden.

Was im Abendlande durch zufällige Predigten ſeiner größten Denker geoffenbart worden, was dort als der höchſte philoſophiſche, durch hundertjährige Erſchütterungen und Entbehrungen errungene Ausdruck betrachtet wird, — das lag bei uns in Rußland ſeit unzähligen Jahrhunderten in den Begriffen und Eigenthümlichkeiten des Volkes. Unſere Dorfgemeinde iſt ihrem Weſen nach nichts anderes als die Verwirklichung jener Idee, die man im Weſten ſo eifrig verfolgt — obſchon ſie bei uns noch in der Urform und vielleicht ohne klares Bewußtſein vorhanden, aber jedenfalls iſt dieſe Gemeinde ſchon der erſte Zweig, woraus ſpäter unausbleiblich der ganze Baum voll Früchte erwachſen wird.

Bei uns gab es eigentlich niemals Stände, d. h. Berufsklaſſen, wie im weſtlichen Europa. Bei uns waren nur Landesfürſten und die Nation. Die dem Regenten am nächſten ſtehenden Großen bildeten nie einen exceptionellen Stand mit etwaigen beſonderen ausſchließlichen Privilegien. Dieſe Großen gingen ſehr oft mit ihrer Nachkommenſchaft zum Volke über, aus dem wieder neue Große und Fürſten geworben wurden. Die kaufmänniſche Welt bildete auch keine erbliche Kaſte mit beſonderen nur ihr gehörenden Privilegien. Bei uns führten den Handel ſtets dieſelben Bauern, die nie ihren früheren Lebenswandel zu ändern oder irgendwelche beſondere Rechte zu erwerben ſuchten; einmal des Handels ſatt, kehrten ſie in der Regel zu ihrer früheren Beſchäftigung zurück. Ein ſolcher Zuſtand, obwohl nicht ohne Mängel, trägt in ſich das unbezahlbare Gute, daß Rußland von jenen Uebeln verſchont bleibt, die das weſtliche Europa peinigen.

Die Reform Peter's des Großen, in der Abſicht, Rußland zu jener Vollkommenheit in den Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. zu erheben, mit welcher das übrige Europa ſich brüſtet, brachte auch viele verderbliche Grundſätze mit ſich, die die urſprüngliche Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Lebens zu ändern verſuchten. — Wir fingen an, Alles ohne Ueberlegung von Europa zu nehmen und bekleideten uns damit: um nur europäiſches Gewand anzuhaben.

Als wir die grelle Eintheilung der europäiſchen Stände, des Adels, der Bürgerſchaft und der Bauern bemerkten, verſuchten wir, es auch bei uns einzuführen, in der Vorausſetzung, daß wir hiedurch definitiv vollkommen ſein werden. Unſer Volk will aber durchaus nicht in Kaſten getheilt ſein, und begreift auch den Zweck dieſer Eintheilung nicht.

Der Kaufmann galt bei unſerem Volke ſtets nur als reicher Bauer, und der Edelmann, der Grundbeſitzer, als ein Beamter, der durch die Gnade des Kaiſers über daſſelbe waltet. Indem ſich alſo der Kaufmann nie vom Landmann weit entfernte, aſſimilirte der Grundbeſitzer ſein Leben immer jenem des Landmanns, benutzte deſſen Mühe, ohne ſeine traditonellen Sitten anzutaſten.

So iſt es klar, daß bei uns kein Verſuch zur Verbeſſerung unſeres Weſens geſchehen kann, ohne ſtrenge Erwägung der Traditionen und Bedürfniſſe des Landmanns, dieſes erſten Steines unſeres ſtaatlichen Gebäudes.

Wir brauchen nicht das Material zu unſerem Staatsleben vom Abendlande herzuholen, denn wie ſchon erwähnt, ſtimmen die größten abendländiſchen Philoſophen jenem Prinzipe bei, das in Rußland immer exiſtirte.

Dies muß uns belehren, daß die Ureigenſchaften unſeres Volkes nicht nur nicht geändert werden ſollen, ſondern ein Ideal bilden, nach welchem die weſtlichen Nationen mit Eifer ſtreben. Deßhalb, anſtatt es zu ändern, müſſen wir trachten, dieſes uns von der Natur und Geſchichte überlieferte Gut mit allen Kräften zu erhalten und zu entwickeln.

Unſere Dorfgemeinde allein kann mit der Zeit Rußland zur möglichen Vollkommenheit der Staatseinrichtungen führen. Es giebt vielleicht Leute, die es bedauern, daß unſere Vergangenheit nicht mit ſolchen ſchönen und glänzenden Thatſachen gefüllt iſt, wie die Geſchichte der abendländiſchen Völker. Solche Leute können ſich tröſten! Die Erſcheinung unſerer Gemeinde, die durch zehn Jahrhunderte bis auf unſere Tage unverletzt geblieben, iſt die beſte Zierde unſerer Geſchichte, eine ſo glänzende Zierde, daß ſie alle Perlen in der Geſchichte Weſteuropa's verdunkelt.

Das ruſſiſche Volk, in einer Ausdehnung von viermalhunderttauſend Quadratmeilen ausgebreitet, brachte überall ſeine Gemeindeeinrichtung mit ſich, und theilte dieſelbe auch den übrigen Stämmen mit, die dem koloſſalen Reiche einverleibt wurden.

Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich. Man kann es nicht wiſſen, aber es liegt vielleicht in dieſem faſt unnatürlichen Wuchſe eine Vorbeſtimmung zur Verſchmelzung des Oſtens und des Weſtens und zur Reformirung des einen und des anderen.

Das iſt wieder keine Utopie, und wenn, ſo wird ſie von ſehr vielen

Digitized by Google

im Abendlande ſelbſt getheilt. Sie erwarten von Rußland eine allgemeine Umwälzung, und ohne unſer Leben genau zu kennen, glauben ſie, daß Rußland mit der Zeit nach Weſten gewaltſam einfallen wird, um eine Art Autodafé dort auszuführen.

Dies iſt natürlich lächerlich. Rußland befindet ſich nicht in der Lage, um irgendwelche Eroberungsgelüſte gegen Europa zu hegen. Aber alle erwarten eine koloſſale Reform, die Rußland allenfalls ausführen muß. Was heißt nun das? Iſt es vielleicht eine leere durch die bedeutende Ausdehnung unſerer Gränzen hervorgebrachte Furcht, oder iſt es ein inſtinktmäßiges Ahnen von Etwas, das für jetzt ungewiß, überhaupt aber ſicher geſchehen muß? Ueberlaſſen wir die Löſung dieſer Frage der Zukunft. Wenn aber Rußland vom Schickſale berufen iſt, um eine Umwälzung hervorzubringen, ſo wird eine ſolche gewiß nicht in der Eroberung von uns unnöthigen Ländereien, ſondern vielmehr in der Verbreitung jener für den Augenblick utopiſchen Grundſätze beſtehen, worüber ſich die gegenwärtigen Weiſen des Weſtens den Kopf zerbrechen, und die ſchon theilweiſe in den Eigenthümlichkeiten des ruſſiſchen Volkes liegen.

Und wenn es ſo wird, ſo iſt unſere Vergangenheit nicht fruchtlos. Wir bereiteten nur das Material, und fingen noch nicht an zu leben im eigentlichen Sinne des Wortes.

Unſere ganze Thätigkeit gehört der Zukunft; jetzt aber ſind wir nur ein Keim.

Im Munde unſeres Volkes iſt eine Sage von einem gewiſſen Ilja Muromec, der dreiunddreißig Jahre lang oben am Ofen ſaß, nichts arbeitete, ſondern gigantiſch wuchs zur Bewunderung des ganzen Volkes. Weder die Verweiſe ſeiner Verwandten wegen ſeiner Faulheit, noch deren Klagen über ein ſo unnützes Leben halfen was dabei; Ilja ſaß fortwährend am Ofen, aß, trank und ſchlief, dabei einen gewaltigen Gedanken im Schilde führend, bis die Stunde ſeines Wirkens ſchlug — da ſtand er auf — und der Erdball erbebte unter ſeinen Füßen.

Unſer Volk dichtete ſo für ſich dieſe Sage. Auch Rußland wuchs wie Ilja Muromec, und wuchs gleichſam ohne etwas zu denken, und gleichſam ohne etwas zu thun; es breitete ſeine Gränzen aus, und bereitete ſich, um ſein Leben auf einem weiten Felde zu entwickeln und zu offenbaren.

Nunmehr ſchlug die Stunde des Erwachens. Dreiunddreißig Jahre Muromec's ſind vorbei; der neunzehnte Februar kam würdig dem zweiten Millennium entgegen und erweckte den Slaven, ſowohl jenen an der Weichſel, als auch jenen im weiteſten Oſten.

Ob uns unſer eigenes Leben klarer wird, oder ob wir nicht aufhören die letzten hundertfünfzig Jahre fortzuſetzen und dem kranken Europa nachzujagen, auch weiter unſern geſunden Körper mit jenem Pflaſter beklebend, womit es ſeine Wunden zu verſchmieren pflegt?

Das kann nicht ſein! Nein ſo kann es nicht ſein und bleiben!“

Dies ſind die nun überwiegenden ruſſiſchen Anſichten über Geſchichte und Staatsgeſellſchaft. Man erſieht da klar, nach wie weiten Dimenſionen die ruſſiſche Bewegung ſtrebt. Ja wohl, die Zukunft wird es lehren!

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins und des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems.

II.

Friedrich Liſt und die Eiſenbahnen.

In Amerika, wo Liſt durch ſein politiſches Märtyrerthum bekannt und zugleich durch die freiſinnigſten Männer Europa's, namentlich durch den franzöſiſchen General Lafayette, warm empfohlen war, fand er eine ſo glänzende Aufnahme, wie ſie nachmals kein politiſcher Flüchtling dort wieder gefunden hat. Seine beſtändig auf das Praktiſche gerichteten, volkswirthſchaftlichen Studien kamen ihm dort beſonders zu Statten. Auf einer Reiſe in das Innere des Landes, in den „blauen Bergen,“ hatte er im Jahre 1827 ein reiches Steinkohlen-Lager entdeckt, zu deſſen Ausbeutung er eine Actien-Geſellſchaft gründete, und da gleichzeitig eben die erſte Eiſenbahn für den Kohlen-Transport in England, von Stockton nach Darlington, hergeſtellt worden war, griff er mit Eifer dieſe Idee auf, um ſie in Amerika für ſeine Steinkohlen zu benutzen. Er bauete einen Schienenweg, der von den Gruben zu Tamaqua nach dem Schuylkill-Kanal führte, wodurch dem Produkt ein bedeutender Markt und Abſatz geſichert wurde.

Die erſten Eiſenbahnen wurden ſowohl in England als in Amerika durch Pferdekraft betrieben. Kaum aber hatte der engliſche Ingenieur Stephenſon die erſte Lokomotive gebaut und auf der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter in Bewegung geſetzt, als auch Liſt, der den Dampfwagen bald darauf auf ſeiner Kohlenbahn einführte, in den Zeitungen Amerika's die ganze volkswirthſchaftliche und Verkehrs-Umwälzung verkündete, die ſich an dieſe geniale Erfindung knüpfen werde. Wie in Deutſchland, ſo bediente ſich Liſt auch in Amerika der Preſſe ſowohl, als der belehrenden Rede in öffentlicher Verſammlung, um ſeine Mitbürger, beſonders aber die arbeitenden Klaſſen, auf das, was in der Zeit noththue und zum Segen der Menſchheit dienen könne, hinzuweiſen.

In Amerika hatte er vorzugsweiſe Gelegenheit, die Natur der Verkehrs- und Transport-Mittel und ihre Wirkung auf das geiſtige und materielle Leben der Völker kennen und ſchätzen zu lernen. Die Lehre des berühmten Schotten Adam Smith, daß durch Maſchinen die Arbeitskraft und hierdurch der Reichthum einer Nation vermehrt werde, kam jetzt durch die Erfindung Stephenſon's auch bei der Transport-Bewegung und in dem gegenſeitigen Verkehr von Ländern, die weder durch Meere noch durch Ströme mit einander verbunden ſind, zu praktiſcher Anwendung. Jede neue Lokomotive führt dem Boden, auf dem ſie ſich bewegt, eine bedeutende Arbeitskraft und eine neue Quelle des Nationalreichthums zu. Jede Eiſenbahn, gleichviel, ob ſie für ihre Erbauer ein rentables Unternehmen iſt oder nicht, erhöht den Werth des von ihr durchzogenen Landſtriches und ſeiner Erzeugniſſe ſo anſehnlich und giebt den Ortſchaften, an deren Saum ſich ihre Stationen befinden, ſo viele vermehrte Gelegenheit, ihre wirthſchaftliche Bedeutung geltend zu machen, daß mit der Verkehrs-Eröffnung der Bahn auch ſofort eine Periode des wachſenden Wohlſtandes für die betreffenden Landestheile beginnt. In allen Ländern, in Amerika und in England, wie in Deutſchland und Frankreich, laſſen ſich zahlreiche Beiſpiele nachweiſen, daß Gegenden, die bis dahin, wegen ihrer Lage und ihrer unbedeutenden Communicationsmittel, als ſteril und bedeutungslos, ja, kaum dem Namen nach bekannt waren, ſeit Einführung der Eiſenbahnen zu den induſtriellſten, verkehrreichſten und wohlhabendſten Landſchaften gehören, deren Boden- und Häuſerwerth auf das Doppelte, ja mitunter auf das Zehnfache ihres Werthes geſtiegen iſt.

Friedrich Liſt erkannte die großartigen Folgen des neuen Verkehrsmittels ſofort, nachdem es erfunden war. Noch bevor irgend ein anderer Staats-Oekonom in Europa oder in Amerika an die Möglichkeit eines über ganze Länder auszubreitenden Eiſenbahn-Syſtems und an die unermeßlichen Vortheile deſſelben gedacht hatte, faßte und erläuterte er in Briefen, die er in den Jahren 1828 und 1829 in die deutſche Heimat ſchrieb und die zum Theil in den damals von Weber und Arnoldi in Hamburg herausgegebenen „Mittheilungen aus Amerika“ abgedruckt ſind, die Idee von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit ganzer National-Eiſenbahn-Syſteme, ſowohl für die Volkswirthſchaft, als für die innere und auswärtige Politik großer Staaten. Er entwarf zu dieſem Zwecke auch bereits den Plan eines nach einem einheitlichen Syſtem angelegten großen Eiſenbahn-Netzes, das, vom Bodenſee ausgehend, zunächſt den Rhein und die Donau, oder Baden, Württemberg, Bayern und Rheinpreußen mit der Weſer, d. h. mit Mitteldeutſchland, und dieſes wieder mit der Elbe und Oder, mit der Nord- und Oſtſee, verbinden ſollte, wobei die Seeſtädte, als Endpunkte, die Hauptrollen ſpielten. Von der Aufnahme Bremens, Hamburgs und Lübecks in das deutſche National-Eiſenbahn-Syſtem verſprach er ſich beſonders glänzende Reſultate für das gemeinſame Vaterland. Er hatte freilich damals nicht geahnt, daß die Finanzkaſſen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und des däniſchen Herzogs von Lauenburg es für erlaubt und angemeſſen erachten würden, die durch Landestheile dieſer Fürſten gehenden Eiſenbahnen zwiſchen Hamburg, reſp. Lübeck, und Berlin, reſp. Magdeburg, mit ſchweren Durchgangszöllen zu belegen, und daß ein dritter deutſcher Fürſt, der König von Hannover, ſogar mit aller Macht dagegen opponiren werde, daß zur Vertheidigung der deutſchen Nordſeeküſte Preußen eine Eiſenbahn nach der Jade baue, zu welchem Zwecke allerdings ein ſchmaler, hannoverſcher Landſtrich nicht umgangen werden kann.

Der größte Theil der Linien, die Liſt damals ſchon, von Amerika aus, als nothwendig für das deutſche Eiſenbahn-Syſtem bezeichnet hatte, iſt in den ſeitdem verfloſſenen drei Jahrzehnten zwar gebaut, aber wie wenig iſt dabei ein einheitlicher Plan, der dem großen Deutſchland nach Innen wie nach Außen in gleicher Weiſe dient, befolgt worden! Je nach zufälliger Speculation, wurden im Anfang an verſchiedenen von einander weit entfernten Punkten und in mehrjährigen Intervallen kleine Linien, wie die Budweis-Linzer Pferde-Bahn in Böhmen, die Nürnberg-Fürther

Digitized by Google

Pferde- und Lokomotiven-Bahn, die Berlin-Potsdamer Bahn, die anfangs in den Abendſtunden ebenfalls nur mit Pferden befahren wurde und ähnliche kurze Linien gebaut. Von den deutſchen Staatsregierungen ging keine auf die in Liſt's Mittheilungen aus Amerika entwickelte Idee einer militairiſchen Vertheidigung und volkswirthſchaftlichen Entwickelung Deutſchlands durch ein einheitliches Eiſenbahn-Syſtem ein. Alle erblickten vielmehr in dieſer Idee eine Neuerung von ſehr zweideutigem Werth, die weder den damaligen Polizei-Anſchauungen der deutſchen Großſtaaten, noch der bis auf den heutigen Tag unveränderten Sonderpolitik der auf ihre Souverainetät eiferſüchtigen Kleinſtaaten entſprach.

Ja, auch die meiſten jener kleinen Linien, von denen ich ſprach, wurden erſt gebaut nachdem Liſt von Amerika, wo er ſieben Jahre zugebracht hatte, im Jahre 1832, nach Deutſchland zurückgekehrt war. Nur mit dem Bau der Budweis-Linzer Pferdebahn, die Hr. von Gerſtner, ebenfalls ein genialer Mann, angelegt hatte, war man ihm zuvorgekommen. Doch gegen die Anlegung von Pferdebahnen kämpfte Liſt, der die Vortheile des Lokomotiven-Betriebs in Amerika kennen gelernt, mit großer Entſchiedenheit.. Er warnte in ſeinen Briefen aus Amerika vor Nachahmungen dieſes Verſuches, den er, ebenſo wie den damals gerade vom König Ludwig von Bayern mit Vorliebe ausgeführten Bau des Donau-Main-Kanals, den Leiſtungen und Vortheilen der Lokomotive gegenüber als eine Vergeudung der Nationalkraft bezeichnete, die, auf Dampf-Eiſenbahnen angewandt, ganz andere Früchte tragen würde.

Dem ihm fortdauernd gemachten Einwand, daß Deutſchland nicht reich genug ſei, um, wie England und Amerika, ein ganzes Eiſenbahn-Syſtem aus Privatmitteln herzuſtellen, trat er mit der volkswirthſchaftlich richtigen Bemerkung entgegen: „Wer ſich über Mangel an Kapital in Deutſchland beklagt und doch auch auf die Schnelligkeit des Güter-Transports kein en Werth legt, der bedenkt nicht, daß Beſchleunigung des Bezuges der rohen Materialien und Beſchleunigung des Abſatzes der Fabrikate ganz ebenſo wirkt, wie Vermehrung des Kapitals. Schwer zu begreifen (fügte er hinzu) iſt auch die Behauptung, daß die Staats-Regierung einen Verluſt an Einnahmen erleiden werde, wenn die produktiven Kräfte des Volkes in ſo außerordentlicher Weiſe zunehmen. Vielmehr muß jedem klaren Verſtand einleuchten, daß der Staat durch die Eiſenbahnen überall wird gewinnen müſſen: in allen Arten von Abgaben, weil Production und Conſumtion ſteigen; am Salztransport, im Poſtweſen, in der Militair- und Domainen-Verwaltung ꝛc.“

In Deutſchland machten jedoch ſeine fortgeſetzten, ſchriftlichen Belehrungen und Aufforderungen nur geringen Eindruck; man lächelte über ſeine kühnen Projekte, die man für amerikaniſche Chimären erklärte. Ja, es herrſchten hier noch zu Anfang der Dreißiger Jahre die ſeltſamſten Vorurtheile gegen die neue Erfindung. Im größeren Publikum und ſelbſt unter vielen wiſſenſchaftlichen Männern ſtellte man dieſe Erfindung auf ungefähr gleiche Linie mit der des Luftballons. Beide Erfindungen, meinte man, ſeien überaus ſinnreich und hätten auch wohl einen wiſſenſchaftlichen Werth, doch ein wirklicher, praktiſcher Nutzen ſei nicht davon zu erwarten. Ja, eine Eiſenbahn-Fahrt, ſagten damals manche vorſichtige Leute, möchte wohl noch viel gefährlicher, als eine Luftfahrt ſein, bei welcher mindeſtens keine Dampfkeſſel-Exploſionen vorkommen. Auch fügte man bedenklich hinzu, jeder Reiſende ſei in Gefahr, von der Lokomotive zermalmt zu werden, wie der engliſche Miniſter Huskiſſon bei Eröffnung der Eiſenbahn von Mancheſter nach Liverpool. Wer übrigens, meinten die Leute auch, keine ſehr gute Lunge habe, werde bei dem pfeilſchnellen Sauſen durch die Luft, bei dem Fahren gegen den conträren Wind, Bruſtbeſchwerden, Aſthma ꝛc. bekommen, wo nicht gar von dem Luftdruck erſtickt werden. Entzündung und Verbrennung des Zuges durch die feuerſprühende Lokomotive, Achſenbrüche und in Folge deſſen das Umſtürzen des ganzen Zuges hielt man für Etwas, das in jeder Woche mindeſtens einmal vorkommen werde — ergo habe man ſich mit dem Bau von Eiſenbahnen nicht zu übereilen.

Liſt entſchloß ſich, zur Widerlegung ſolcher und ähnlicher thörigter Bedenken, nach Deutſchland zurückzukehren. Trotz der günſtigen Lage, in der er ſich jenſeits des Oceans befand, wo ſeine induſtriellen Unternehmungen ihn zu einem vermögenden Manne gemacht hatten; trotz dem großen moraliſchen Anſehen, das er in Amerika ſowohl in der Preſſe, wo ſeine volkswirthſchaftlichen Abhandlungen und ſeine Berichte über den Eiſenbahnbetrieb mit Begierde geleſen wurden, als bei dem Präſidenten und den Regierungsmännern der Vereinigten Staaten genoß, zog es ihn unwiderſtehlich nach dem deutſchen Vaterlande zurück, das ſein beſtändiger Hintergedanke bei Allem war, was er in Amerika ſann und that. Er wünſchte anfangs, nach Hamburg zu gehen, wo ihn die amerikaniſche Regierung als Generalkonſul beglaubigen wollte. Da jedoch der Senat der freien Stadt Hamburg nicht den Muth hatte, einen Mann als amerikaniſchen Generalkonſul zuzulaſſen, der einmal dem Könige von Württemberg einige verdrießliche Stunden gemacht hatte und der dieſem Könige jetzt noch, wie man unter der Hand erfuhr, in Deutſchland nicht angenehm war, ſo ging Liſt vorerſt nach Frankreich, wo inzwiſchen in Folge der Juli-Revolution ein freieres politiſches Leben eingetreten war, und wo man die alten Rückſichten auf die in Stuttgart ausgeſprochenen Wünſche nicht mehr, wie unter Karl X., nahm.

Von Paris konnte Liſt zu Anfang des Jahres 1838, als amerikaniſcher Konſul nach Leipzig gehen, da die ſächſiſche Regierung mehr Courage hatte, als der Hamburger Senat und keinen Anſtand nahm, dem ausgewieſenen Württemberger das Exequatur zu ertheilen. In Leipzig begann Liſt nunmehr ſeine theoretiſche und praktiſche Thätigkeit im Intereſſe des deutſchen Eiſenbahnweſens — eine Thätigkeit, die ſehr bald auch in Nord-, wie in Mittel- und Süddeutſchland, von den erſprießlichſten Folgen ſein ſollte. In Leipzig gab er zunächſt, und zwar mit Rotteck und Welcker gemeinſchaftlich, das bekannte „Staats-Lexikon“ heraus, in deſſen erſter Auflage ein großer Theil aller volkswirthſchaftlichen Abhandlungen aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, und dort gründete Liſt dann auch das „Eiſenbahn-Journal,“ das erſte, der neuen Erfindung ausſchließlich gewidmete, periodiſche Blatt, deſſen Hauptzweck, wie es in der Ankündigung hieß, die Vorbereitung eines allgemeinen deutſchen Eiſenbahn-Syſtemes war. In der That finden ſich in dieſem Journale, in welchem zwei Jahrgänge erſchienen, die unwiderleglichſten Urkunden über Liſt's große Verdienſte um Einführung des Eiſenbahnweſens in Deutſchland. Nicht allein widerlegte er darin die zahlreichen, von Regierungen ſowohl, als von Privatleuten, gehegten Vorurtheile und Bedenken, ſondern er theilte darin auch ſeine Erfahrungen über die zweckmäßigſte Bauart der Eiſenbahnen und ſeine Studien über die den Hauptrouten in Deutſchland zu gebende Richtung mit. Man kann wohl ſagen, daß in den folgenden Jahren keine einzige Hauptbahn in Deutſchland gebaut, deren geographiſche und handelspolitiſche Verhältniſſe, deren Baukoſten und Ertragsfähigkeit nicht in den beiden Jahrgängen des Liſt'ſchen Eiſenbahn-Journals beſprochen ſind.

Vor Allem aber iſt es Liſt's Verdienſt, die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn in's Leben gerufen zu haben — die erſte größere, deutſche Bahn, deren Bau und deren Einrichtungen nachmals allen anderen, großen Linien Deutſchlands als Muſter gedient haben.

Im Jahre 1834 gab er eine Schrift heraus, unter dem Titel:

„Ueber ein ſächſiſches Eiſenbahn-Netz, als Grundlage eines all-
„gemeinen Deutſchen Eiſenbahn-Syſtems, und insbeſondere über
„eine Eiſenbahn von Leipzig nach Dresden.“

Dieſe Schrift darf gewiſſermaßen als der Grundſtein des großen Gebäudes betrachtet werden, das wir jetzt in dem Eiſenbahn-Syſtem Deutſchlands vor uns ſehen. Auf der mit dieſer Schrift verbundenen Karte ſind bereits ſämmtliche große Bahn-Netze Nord- und Süddeutſchlands eingetragen, jedoch nach einem einheitlichern und mehr in einander greifenden Syſteme, als ſie wirklich ausgeführt ſind. Dieſer Mangel an Einheit, der in der Viel- und Kleinſtaaterei Deutſchlands ſeine Erklärung findet, würde ſich in der Praxis, ſowohl im Perſonen- als im Fracht-Verkehr, für welchen jeder Staat ein anderes Geſetz bereit hatte, noch viel empfindlicher geltend machen, wenn nicht im Jahre 1846, und zwar nach einem Plane, den Liſt ebenfalls ſchon zehn Jahre vorher in ſeinem „Eiſenbahn-Journal“ entwickelt hatte, ein ganz Deutſchland umfaſſender „Verein deutſcher Eiſenbahn-Verwaltungen“ zu Stande gekommen wäre, deſſen Reglements und Beſtimmungen in Bezug auf den durchgehenden Verkehr für alle Bahnen maßgebend ſind.

Liſt's Aufruf an die Einwohner des Königreichs Sachſen, zunächſt eine Eiſenbahn zwiſchen ihren beiden Hauptſtädten Dresden und Leipzig zu begründen, hatte eine ungeheuere Wirkung. Noch im Jahre 1834 trat in Folge deſſen zu Leipzig ein leitendes Comité zuſammen, deſſen Seele und maßgebendes Prinzip der unermüdliche Liſt war und auch ſo lange blieb, als die Sache noch im Stadium des Entwurfs und der Vorbereitung ſich befand. Nachdem jedoch die erſte Kapitals-Einzahlung geſchehen und das Unternehmen geſichert war, glaubten die Herren von der Leipziger Börſe den Mann der deutſchen Ideen nicht mehr nöthig zu haben; ja, ſie hielten die weitere Mitwirkung des „Planmachers,“ wie ſie ihn nannten, der ſtets auf Ausdehnung des in Leipzig begonnenen Unternehmens zu einem Syſtem für ganz Deutſchland ſann, ihren lokalen Intereſſen für gefährlich. Statt ihm alſo, wie er zu erwarten berechtigt war, eine mit Gehalt und Gewinn-Antheil verbundene Stellung in der Eiſenbahn-Verwaltung zu geben, ſuchte man ihn durch Zahlung einer Geldſumme abzufinden, die dem in ſeiner Ehre gekränkte Manne keine auch

Digitized by Google

nur annähernde Entſchädigung für die von ihm auf die Vorarbeiten dieſes Unternehmens aufgewandte Zeit und Arbeit waren. Gleichzeitig hatte er überdies aus Amerika die Nachricht erhalten, daß durch den Bruch einer dortigen Bank ſein bei derſelben niedergelegtes Vermögen, ein Theil ſeines Gewinnes an den Tamaqua-Steinkohlen-Gruben, verloren gegangen ſei.

Auf dieſe Weiſe geſtört in ſeinen umfaſſenden, organiſatoriſchen Plänen, dabei als Familienvater ſorgenvoll in die Zukunft blickend, wollte Liſt zu jener Zeit — es war im Jahre 1837 — wieder nach Amerika reiſen, um wo möglich Etwas von ſeinem dortigen Vermögen zu retten; aber auf dem Wege dahin, in Brüſſel, erhielt er von deutſchen Freunden in Paris die Aufforderung, nach Frankreich zu kommen, um für dieſes Land ein Eiſenbahn-Syſtem zu entwerfen, das dort, wo alle Kräfte des großen Reiches auf Einem Punkte concentrirt ſind, und von hier auf das ganze Land zurückwirken, allerdings viel eher ausführbar ſchien, als in Deutſchland. Es ward ihm ſchwer, ſich von der deutſchen Idee zu trennen, zu welcher er immer von Neuem zurückkehrte, was z. B. ſeine nachmalige, erfolgreiche Thätigkeit für das Zuſtandekommen der „Thüringiſchen Eiſenbahn“ beweiſt, wofür ihn die Univerſität Jena zum Ehren-Doctor der Philoſophie ernannte: aber er riß ſich los in der Hoffnung, von Frankreich aus mittelbar auch für das Zuſtandekommen des deutſchen Eiſenbahn-Syſtems wirken zu können.

Zu Anfang des Jahres 1838 kam Liſt nach Paris, wo er vom Könige Ludwig Philipp, von Thiers und anderen Staatsmännern ſehr freundlich aufgenommen wurde. Er war, wie er damals nach Deutſchland ſchrieb, „der Meinung, daß die Franzoſen nicht beſſer zur Ruhe zu bringen ſeien, als indem man ſie in eine Menge der großartigſten Unternehmungen ſtürzte,“ zu denen er vor Allem die Herſtellung eines Syſtems von Eiſenbahnen zählte. Aber die Juli-Politik, ſtatt die Nation mit der Aufnahme und Ausführung großer praktiſcher Ideen zu beſchäftigen, wie es nachmals Napoleon III. that, hatte nur Sinn und Verſtändniß für die kleinlichſten Alltäglichkeiten. Die Sorge um dynaſtiſche und fiskaliſche Intereſſen, die Bemühungen, das parlamentariſche Intriguen-Spiel mit gefälligen und brauchbaren Figuren zu beſetzen, waren wichtiger, als die große Sorge für die materielle und ſittliche Hebung des Nationallebens.*

Friedrich Liſt hat demzufolge auch in Frankreich praktiſch noch viel weniger ausgerichtet, als in Deutſchland. Die Beantwortung einer Preisfrage der franzöſiſchen Akademie: „Welche Thatſachen hat eine Nation, die eine größere Handelsfreiheit einführen, oder ihre Zollgeſetze ändern will, am Meiſten zu beachten, um ſowohl das Intereſſe der Produzenten, als das der großen Maſſe von Konſumenten, nicht zu verletzen?“ veranlaßte ihn, ſeine Studien wiederum mehr dieſer Seite der Volkswirthſchaft zuzuwenden und die Eiſenbahn-Frage einſtweilen in den Hintergrund treten zu laſſen. Zwar wurde der von Liſt eingereichten Konkurrenz-Arbeit nicht der akademiſche Preis zuerkannt, doch verdanken wir den fleißigen Studien, die er zu dieſem Zwecke gemacht, ſein großes Werk über das „nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie,“ das er einige Jahre darauf veröffentlichte, und das damals außerordentliches Aufſehen erregte, aber ihm auch ſehr viele Gegner und zum Theil wohlbegründete Angriffe zuzog.

Wir ſind damit zu dem letzten Abſchnitte der Thätigkeit unſeres Liſt gelangt, zu einem Abſchnitte, der allerdings mit den volkswirthſchaftlichen Lehren, die er als Profeſſor in Tübingen vorgetragen hatte, nicht überall in Einklang zu bringen iſt. Derſelbe Mann, der bereits im Jahre 1818 die Niederreißung aller Zollbarrièren in Deutſchland und die vollſte Verkehrs-Freiheit unter allen deutſchen Staaten gepredigt, ja der ſogar verlangt hatte, daß das weite Oeſterreich mit ſeinen buntſcheckigen Nationalitäten in den freien mitteleuropäiſchen Verkehr aufgenommen werde; derſelbe Mann, der in ſeiner Lehre von den Eiſenbahnen den zuerſt von Adam Smith aufgeſtellten Grundſatz, daß jede Vermehrung des Tauſchhandels einer Nation mit der andern die Hülfsmittel und den Reichthum *beider* Nationen vermehre, als eine Grundwahrheit bezeichnet, ja der in den Lokomotiven und allen anderen kraftvermehrenden Maſchinen die unwiderſtehlichen Ueberwinder jedes die freie Arbeit hemmenden Zwanges erkannt hatte — derſelbe Mann verlangte in ſeinem „nationalen Syſtem“ Schutz und *nichts als Schutz* der deutſchen Arbeit gegen die Konkurrenz des Auslandes. Ja, er ging in ſeinem Eifer ſo weit, zu erklären, daß Adam Smith die ganze Lehre von der Weltverkehrs- und Handelsfreiheit nur erfunden habe, um andere Nationen zu bewegen, bei dieſem ihnen nachtheiligen Syſtem der Freiheit zu verbleiben, während die Engländer ſelbſt (nach Adam Smith's angeblichem Plane) ſich fortdauernd durch Befolgung des entgegengeſetzten Syſtems auf Koſten der übrigen Welt bereichern ſollten.

Es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, die Irrthümer von Liſt's „nationalem Syſtem“ zu widerlegen. Vielmehr will ich verſuchen, die Wandlung zu erklären, die Liſt, als Volkswirthſchafts-Lehrer, auf dieſem Gebiet erfahren hat und die allerdings nicht minder, als alle ſeine früheren Beeiferungen, von einer rein patriotiſchen Regung ausgegangen war. Liſt hatte in Amerika wahrgenommen, welchen wohlthätigen Einfluß auf eine große Nation ein nach innen völlig freier, nach außen aber durch ein gemeinſames Band geſchloſſener Verkehr hat. Er hatte ferner die wahrhaft wunderbaren Wirkungen wahrgenommen, die der Zollverein, ſchon wenige Jahre nach ſeinem Abſchluſſe, auf den Gewerbefleiß und den Reichthum der einzelnen Staaten, beſonders der ſüddeutſchen, übte. In ſeinem württembergiſchen Geburtslande, in Baden, in einem Theile von Franken, entſtand ein großes gewerbliches Etabliſſement nach dem andern; es war dort ein allgemeiner Wetteifer erwacht, den anderen deutſchen Staaten und dem Auslande an Leiſtungsfähigkeit, von der man dort früher keine Ahnung gehabt, nicht nachzuſtehen. In der That, wenn man den Schwarzwald und das ganze Schwabenland aus Schubart's und Schiller's Zeit mit dem heutigen induſtriellen Württemberg und Baden vergleicht, ſo glaubt man ſich aus einem unterthänigen Dorfe des mecklenburgiſchen Grafen von Hahn-Baſedow nach einer blühenden Grafſchaft des freien England verſetzt. Aber anſtatt dieſen Umſchwung dem freigegebenen Verkehr mit dem übrigen Deutſchland und dem natürlichen Schutz allein zuzuſchreiben, den ſeinen Angehörigen ein in weiten Gränzen ſich bewegender, mit dem Auslande in vielſeitige Berührung kommender Staat gewährt, ſuchte und fand Liſt hauptſächlich in den hohen Tarifſätzen des Zollvereins — die allerdings ſeit dem Jahre 1818 im Verhältniß zu dem Werthe der Gegenſtände ſehr geſtiegen waren — den Grund der Entſtehung und Blüthe der Induſtrie im ſüdlichen Deutſchland. Ebenſo raſch aber, wie ſie entſtanden war, würde, ſo befürchtete Liſt, dieſe Induſtrie wieder zerſtört werden, wenn das gerade damals in England, nach langem Kampfe, endlich zum Siege gelangte Prinzip der Verkehrs- und Handelsfreiheit, wozu die Bemühungen der Anti-Cornlaw-League und der Mancheſter-Schule hauptſächlich beigetragen hatten, auch auf dem Kontinent und beſonders in Preußen, wo die Stein-Hardenbergſche Schule bereits durch ihre Geſetze über agrariſche und Gewerbe-Freiheit das Prinzip anerkannt hatte, zur unbedingten Herrſchaft gelangen möchte. Deshalb alſo ſetzte Liſt Alles in Bewegung, um die neue Handelspolitik der Engländer in Mißkredit zu bringen und um den Zollverein zurück zu halten, der von England ausgehenden Bewegung zu folgen. Zu dieſem Zwecke gründete er in Augsburg, wo er nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich ſeinen Wohnſitz genommen hatte, das „Zollvereinsblatt,“ in welchem er die ſchweren Barren ſeines „nationalen Syſtems“ in leichte Scheidemünze für das Volk verwandelte.

Es genüge aber, zu bemerken, daß der Eifer, den Liſt in dieſer Richtung entwickelte, weder der Sache noch ihm ſelbſt zum Segen gereichte. Der Zollverein und das deutſche Eiſenbahn-Syſtem werden den Namen Liſt's verdientermaßen auf die Nachwelt bringen; ſein „nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie“ jedoch iſt ſchon jetzt ſo gut als vergeſſen und durch die Reformen widerlegt, welche in neueſter Zeit die Geſetzgebung über Zollpolitik in den vorgeſchrittenſten Ländern Europa's erfahren hat.

Liſt ſelbſt ward durch den Widerſtand und die vielfachen unverdienten Kränkungen, die er in der letzten Zeit ſeines Lebens erfuhr, gebeugt und entmuthigt. Er erkrankte, und zwar ſowohl geiſtig, als körperlich. Durch und durch leidend, voll Mißtrauen gegen die Menſchen, die ihm, wie er meinte, ſeine redlichen Mühen zu allen Zeiten mit ſchwerem Undank vergolten hätten, ſchloß er ſich zuletzt von jedem freundſchaftlichen Verkehr ab, und ſuchte er Troſt in der Einſamkeit. Auf einer Fußwanderung, die er, unbegleitet, in den trüben kalten Herbſttagen des Jahres 1846 durch die tiroler Alpen unternahm, machte er auf einem Dorf-Kirchhof ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein gewaltſames, erſchütterndes Ende.

Friede ſeiner Aſche, und ein ehrendes Andenken ſeinem Namen auch unter uns, die wir Sinn und Verſtändniß haben für ein im Dienſte des arbeitenden Volkes hingebrachtes Leben und Streben! J. C.

* Ludw. Häuſſer: Friedr. Liſt's geſammelte Schriften, Th. 1. S. 230.

Eine deutſche Dichterin.

Es ſoll nicht allein als Aufgabe dieſer Blätter betrachtet werden, die Literatur des Auslandes im deutſchen Vaterlande zu vertreten und zu vermitteln, ſondern auch von Zeit zu Zeit die Früchte der literariſchen

Digitized by Google

Aerndte auf einheimiſchem Boden dem Auslande vorzuzeigen und genießen zu lehren; unſre deutſche Beſcheidenheit muß wenigſtens zuweilen dem gerechten Stolz auf unſre Beſitzthümer Platz machen.

Das Ausland hat bisher nicht die geringſte Kenntniß davon genommen, daß es eine deutſche Dichterin gibt, die ihres Gleichen in keiner franzöſiſchen oder engliſchen, überhaupt in keiner modernen Schriftſtellerin findet. Annette von Droſte-Hülshoff hat auch in Deutſchland ſelbſt nur langſam die Anerkennung erlangt, die ihrem originellen Talente gebührt, deshalb iſt es erklärlich, daß das Ausland bisher nichts von ihr wußte. Die Zeit iſt jedoch endlich gekommen, wo dieſe Unwiſſenheit nicht mehr ſtatthaft iſt.

Es ſind faſt vierzehn Jahre ſeit dem Tode der Dichterin verfloſſen, ihre Stellung in der Literatur war wohl ſchon lange eine geſicherte, völlig anerkannte; gewiſſenhafte Literarhiſtoriker wie Vilmar, Bartels u. ſ. w. hatten ſie in ihren Handbüchern der Literaturgeſchichte verzeichnet, alle Anthologien und Blumenleſen der deutſchen Poeſie brachten in den letzten Jahren einzelne Gedichte von ihr, aber allgemein bekannt und verſtanden iſt ſie eigentlich noch immer nicht. „Der Reiz des Schweren“ wirkt eben nicht anziehend auf unſre eilfertige und leichtfertige Zeit und er iſt es, der im hohem Grade den Gedichten von Annette Droſte innewohnt; ſie werden immer ein Prüfſtein ſein für die Geiſtestiefe der Leſer und das bekannte aber modificirte Sprüchwort bewahrheiten: „Ich will Dir ſagen wer Du biſt, wenn Du mir ſagſt, was Du lieſt.“

In der neueſten Zeit hat endlich die Cotta'ſche Verlagshandlung die längſt nothwendige zweite Auflage der Gedichte von Annette Droſte angekündigt und obgleich wieder ein ſehr ariſtokratiſcher hoher Preis für den allerdings ſtarken Band gefordert wird, ſo iſt es doch unzweifelhaft, daß Verbreitung und Verſtändniß jetzt allgemeiner werden müſſen, weil der Originalität und Kraft dieſes weiblichen Talents durch die literariſche Tradition hinlänglich Bahn gebrochen iſt.

Faſt gleichzeitig mit der neuen Auflage ihrer Gedichte erſchien auch ein Lebensbild der Dichterin (Hannover bei Rümpler) von Levin Schücking, das den Zweck hat ihre Perſönlichkeit im rechten Lichte erſcheinen zu laſſen und dadurch das Verſtändniß ihrer Dichtungen zu erleichtern, denn nie hat wohl mehr Zuſammenhang und Uebereinſtimmung zwiſchen dem Geſchaffenen und dem Schaffenden ſtattgefunden, als im vorliegenden Falle. Es iſt eine heilige Pflicht der Zeitgenoſſen das Charakterbild der ſo ganz eigenartigen Dichterin für die Literaturgeſchichte aufzubewahren und es wäre zu wünſchen, daß Levin Schücking, der ihr perſönlich ſo nah geſtanden hat, dieſe Aufgabe mit mehr Ausführlichkeit und etwas weniger Beſcheidenheit gelöſt hätte. Er hat augenſcheinlich zu ſehr gefürchtet von ſich ſelbſt reden zu müſſen bei näherem Eingehen in die reizvolle Idylle der Lebensgeſchichte ſeiner Freundin und verwiſchte, um dies zu vermeiden, lieber die charaktervollſten Züge ihres Bildes.

Und doch ſagt er ſelbſt ſo wahr als ſchön von ihr: „Nicht das, was von Annette von Droſte literariſch geleiſtet, was von ihrer innern Welt der Leſewelt preisgegeben iſt, enthält die Summe des Reichthumes dieſes merkwürdigen Frauengeiſtes; es lagen Schätze der Intelligenz und des Gemüthes darin, denen nur ein Bild ihres ganzen Leben und Seins gerecht werden kann.“

Aber er gibt kein ſolches, obwohl der Eingang ſeines Buches ſo viel verheißt! Kaum daß er den edlen Schatten an den Blicken des Leſers vorübergleiten läßt!

Dennoch wird ſchon dies Wenige hinreichen als Kommentar für ihre Dichtungen zu dienen und das Intereſſe denkender Leſer im höchſten Grade zu feſſeln.

Alles, was je ein Frauengeiſt an Schöpferkraft, an Gefühlstiefe und Geiſtesſchärfe beſeſſen hat, findet ſich in dieſer Dichterin vereinigt; ihre Stelle iſt neben Frankreichs glänzendſten Frauennamen, der Staël und der Sand, neben Englands Dichterinnen und neben Deutſchlands Rahel, der einzigen Denkerin des Jahrhunderts. Ja zwiſchen letzterer und Annette von Droſte beſteht mehr als eine geiſtige Familienähnlichkeit! Ich habe das Glück gehabt, dieſe beiden weiblichen Größen perſönlich zu kennen und die treffendſten Vergleichungen zwiſchen ihnen anzuſtellen. Namentlich beſaßen Beide gleichen Reichthum an Humor und Humanität, zwei Geiſtesſtufen, die den meiſten Frauen unzugänglich ſind. Sie waren Beide klug und gut in überraſchendſter Weiſe, denn man iſt faſt immer geneigt, dieſe Eigenſchaften als unvereinbar zu betrachten und es iſt wahr, ſie ſind nur bei außergewöhnlichen Menſchen vereint zu finden. Klugheit und Güte ſind unſtreitig, wenn nicht die Erzeuger, ſo doch gewiß, die Pflege-Eltern von Humor und Humanität.

Rahel war mehr Weltdame als Annette v. Droſte, welche, obwohl Ariſtokratin von Geburt und Geſinnung, die vornehme Welt im höchſten Grade ſcheute. Das ſchloß freilich nicht aus, daß ſie durch innigſte Freundſchaft mit hochſtehenden Perſonen verbunden war, z. B. der Fürſtin von Fürſtenberg, den Gräfinnen Thurn, dem Fürſtbiſchof Diepenbrock, dem Freiherrn v. Madroux u. A. Indeſſen wählte ſie ihren nähern Umgang nur nach den Graden der Geiſtes- und Herzensausbildung. Ein Geſchwiſterpaar aus dem Handwerkerſtande gehörte namentlich zu ihren beſondern Lieblingen und wurde von ihr mit der größten Auszeichnung behandelt, auch wenn noch ſo vornehme Gäſte zugegen waren. Aus ihren ariſtokratiſchen Geſinnungen machte ſie jedoch kein Geheimniß und wurde mehrfach von ihren bürgerlichen Freunden über ihr echtes „blaues Blut“ geneckt, was ſie ſich in anmuthigſter, humoriſtiſcher Weiſe gefallen ließ.

Auch darin hatte ſie Aehnlichkeit mit Rahel, daß ſie als geiſtreiche Frau nie Jemandem unbequem wurde; ſie verbarg ihr geiſtiges Uebergewicht gern und benutzte es nur, um der Unterhaltung Schwung und ihren Gäſten die angenehme Idee zu geben, als ſeien ſie ſelbſt ſehr geiſtvoll und beredtſam.

Annette v. Droſte übertraf übrigens die obengenannten weiblichen Größen an ſittlichem Gehalt und Reinheit des Charakters ſo weit, daß ſich in dieſer Hinſicht keine Parallele zwiſchen ihr und ihnen ziehen läßt; die engliſchen Schriftſtellerinnen ſtehen ihr darin näher, wie ſie überhaupt nicht blos im Charakter, ſondern auch im Talent mit dem Inſelvolk aus germaniſchem Stamme übereinſtimmte. In England müßte ſie naturgemäß die meiſte Anerkennung finden, denn ſie iſt die erſte und einzige Frau, die eine Verwandtſchaft mit Shakſpeare's Univerſalgenie beſeſſen hat.

L. v. H.

Böhmen.

Eine böhmiſche Schriftſtellerin.

Sie waren ein erfreulicher Anblick, die böhmiſchen Damen des 15. u. 16. Jahrhunderts — voll weiblicher Anmuth und hinreißenden Liebreizes und zugleich ſo gebildet, ja gelehrt, daß ſie an der Beſprechung der ernſteſten Fragen Theil nehmen konnten. Griechiſche und lateiniſche Sprache und Literatur waren ihnen eben ſo wenig fremd, wie die Naturwiſſenſchaften, Mathematik und Geſchichte. Gern ſammelten ſie die Männer der Wiſſenſchaft um ſich, gern empfingen ſie, ſelbſt nicht zu verachtende Dichterinnen, die heimatlichen Sänger.

Und den Werth dieſer Frauengeſtalten lernt man um ſo mehr ſchätzen, wenn man auf die jetzige Miſère der böhmiſchen Frauenwelt blickt. Wenn die Zukunft einer Familie oder eines Volkes von dem Werthe ſeiner Frauen abhängt, ſo ſieht es wirklich mit dem böhmiſchen Volke nicht ſehr glänzend aus. Von der alten Bildung blieb nichts, als jenes unerträgliche Surrogat der wahren geiſtigen Geweckheit, die auch ſonſt bei Damen leider nur zu oft die geiſtige Armuth verdecken ſoll. Was aber die böhmiſchen Frauen ſo tief ſtellt, das iſt die vollſtändige nationale Demoraliſation, möchten wir ſagen, der völlige Abgang einer warmen Sympathie mit Freud und Leid der Heimat, die gedankenloſe Entfremdung derſelben, Unkenntniß des Eigenen und unausſtehliche Halbheit im Fremden und nur zu oft ein indolentes Hinvegetiren ohne höheres Bewußtſein und Sehnen. Das Urtheil iſt ſtreng, aber wahr. Und deshalb iſt die böhmiſche Converſationsſprache noch ſo unbeholfen, ſo lallend und täppiſch, deshalb mangelt der böhmiſchen Literatur die lebendige Vermittlung und Befruchtung durch ein friſches Salonleben, in dem ſich Kapacitäten tiefer anregen konnten, als es bisher geſchieht. Das böhmiſche Volk hat keine nationale Frauenwelt, und deshalb iſt ihm vorweg der meiſtverſprechende Lebensnerv abgeſchnitten.

Groß iſt daher der Verluſt, der die böhmiſche Literatur durch das Ableben einer Frau getroffen, die, voll echter Weiblichkeit, mehr urſprüngliches und naturwüchſiges Talent, als künſtliche Bücherbildung beſaß und, was das ſeltenſte bei den böhmiſchen Frauen iſt, eine ſo herzliche Liebe und tiefes Verſtändniß der Heimat, ja ſogar der weiteren Heimat ſich anzueignen wußte, daß ſie dadurch hauptſächlich ein Phänomen wurde und in dieſer Beziehung wohl unerſetzlich bleibt.

Aus dieſer Urſache nun, nicht etwa ihres merkwürdigen Geiſtes wegen und ſeiner glänzenden Produkte, verdient ſie in dieſem Blatte Erwähnung und Bekanntwerdung auch in weiteren Kreiſen.

Božena Němcová, geborene Barbara Pankel, erblickte das Licht der Welt in Wien im Jahre 1820. Ihr Vater war ein Deutſcher, ein liebenswürdiger, tüchtiger Mann, ihre Mutter eine Böhmin. Von ihrem Vater erbte ſie den klaren, ungetrübten Blick, von ihrer Mutter den fri-

Digitized by Google

ſchen, poetiſchen Geiſt, der ihre Schriften auszeichnet. Ihre Erziehung wurde hauptſächlich der Mutter überlaſſen, weil der Vater, ein Beamter im gräflichen Dienſt, durch häufige Geſchäftsreiſen verhindert war, ſelbſt ſeine Kinder zu erziehen. So verbrachte das junge Mädchen ſeine Jugend auf dem Land — und die Bilder, die ſie hier geſehen, prägten ſich ſo tief in ihren Geiſt, daß ſie die bleibende Grundlage aller ihrer Schöpfungen blieben. Wenn ſie auch ſpäter das idylliſche Stillleben aufgeben mußte und in der Stadt lebte, wo ſie bald Mittelpunkt eines geiſtig rührigen Kreiſes wurde, ſo ſieht man es ihr an, daß ſie ſo gern aus dem beengten Salonleben in die geliebten Erinnerungen der fröhlich verlebten Jugend ſich flüchtet.

Durch eigene Lektüre aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Literatur vervollſtändigte das junge, wißbegierige Mädchen ſeine Erziehung. Im Jahre 1837 verheiratete ſie ſich nach dem Willen ihrer Eltern mit dem Finanz-Commiſſär Joſef Němec. Im Jahre 1841 ging ſie mit ihrem Gemahl nach Prag, wo ihr Haus bald der Verſammlungsort aller böhmiſchen Literaten wurde. Hier trat ſie denn auch zuerſt mit einem Gedicht „Die böhmiſchen Frauen" auf. Im Jahre 1845 zog ſie mit ihrem Gemahl nach Taus im weſtlichen Böhmen, wo ihr das originelle Volksleben der Umgegend Stoff zu den intereſſanten „Bildern aus der Umgegend von Taus" lieferte. In demſelben Jahre veröffentlichte ſie auch ihre „Märchen." Außerdem ſchuf ſie auch hier die liebliche Idylle: „Das Dorf in den Bergen," die im Jahre 1856 im Druck erſchien.

Eine Reiſe, die ſie aus Geſundheits-Rückſichten in das nördliche Ungarn antrat, brachte die „Erinnerungen," und als ſie zum zweiten Male im Jahre 1855 dieſelbe Reiſe antrat, die „Slovakiſchen Märchen und Erzählungen" hervor.

Außer dieſen Schriften veröffentlichte ſie noch in verſchiedenen Zeitſchriften und Almanachen kleinere, oft entzückend ſchöne Skizzen und Märchen, die ſämmtlich von dem poetiſch naiven Duft ihrer früheren Werke durchwebt ſind. Die letzte Zeit beſchäftigte ſie ſich mit dem Ordnen ihrer „Slaviſchen Märchen und Erzählungen." Ihr größtes Werk iſt der liebliche Landroman: „Die Großmutter." Von immerwährender Kränklichkeit geplagt, zog ſie wieder nach Prag — aber umſonſt; den 21. Januar d. J. unterlag ſie. Ihr Leichenbegängniß zeugte hinlänglich, daß ſich die Böhmen des Verluſtes bewußt ſind, der ſie getroffen.

Der größte Vorzug dieſer Schriftſtellerin beſteht wohl hauptſächlich darin, daß ſie treu ihrem Genius blieb und nichts forcirte, was demſelben hätte vielleicht widerſprechen können. Sie beſaß nicht den kühnen Geiſt der Sand, nicht die Macht, mit ſchneidender Schärfe ſociale Fragen mit überraſchenden Reſultaten zu löſen. Auch keinen pikanten Witz beſaß ſie, der ſchillernd und ſprühend uns oft für die Tiefe entſchädigen muß; ja ſogar die Gabe, mannigfache, individualiſirende Charaktere zu ſchaffen ging ihr ab, denn ſie zeichnet nur wenige und wendet faſt immer dieſelben Farben an. Dies Alles war ihr nicht gegeben und ſie müht ſich auch nicht ab, den Mangel durch künſtliche Mittel verdecken zu wollen.

Aber die Gabe, die ſie in hohem Grade beſaß, die Gabe der friſchen, natürlichen Unmittelbarkeit, des poetiſchen Zartſinnes, einer klaſſiſchen Naivetät in Gedanken und Wort, eines edlen, warmfühlenden Herzens und des wunderbar feinen Verſtändniſſes in Bezug auf das Volksthümliche — dieſe Gabe pflegte ſie eifrig und brachte ſie zur hohen Vollendung. Am höchſten ſteht ſie in ihren Märchen und ihrer „Großmutter."

Sie hat es dem Volke abgelauſcht, das Geheimniß, ſich mit ſolcher Liebe und Naivetät in die märchenhafte Welt zu vertiefen und mit epiſcher Reinheit ohne ſtörenden Nebentendenzen ſie wiederzugeben.

Der friſche, kräftige Duft der Wälder weht aus ihnen, der poetiſche Reiz einer mondhellen Mittſommernacht, rein wie der Blumenſtaub, den die Feen bewachen — und doch iſt darüber ein ſo feiner Humor ausgegoſſen, die Schalkheit des Naturgeiſtes! Fürwahr, dieſe Märchen würden es verdienen, auch in weiteren Kreiſen bekannt zu werden.

„Die Großmutter" ſpielt in einer doppelten Welt; in dem high life der Ariſtokratie und den grünen Planen des Landlebens. Eine Scenerie hebt die andere, indem ſie ihr zum Hintergrund dient und ſie hebt, ohne daß dieſes Doppelleben ſtörend wirkend möchte. Mit echt weiblicher Hand wird die Geſtalt der Großmutter gezeichnet — aber wir ſtaunen zugleich über die Leichtigkeit, mit der ſich die Schriftſtellerin in den höhern Kreiſen bewegt und durch einfache Combinationen der Handlung Reſultate erzielt, wie ſie in den ſocialen Romanen nur durch anſtrengende Deductionen und oft unnatürliche Situationen erzielt werden. Mit der „Großmutter" ſchien ſich die Schriftſtellerin eine neue Bahn gebrochen zu haben, an deren Durchführung ſie leider der Tod hinderte.

Italien.

Wachenhuſen über Garibaldi's Expedition.

Menſchenjäger und Amazonen.

In dem vorliegenden Buche* ſchildert der ebenſo unerſchrocken reiſende, als tapfer ſchreibende militairiſche Touriſt, Hans Wachenhuſen, die Erlebniſſe ſeines vierten Aufenthaltes in Italien, zur Zeit des Garibaldi'ſchen Freiſchaarenzuges. In dem kurzen Vorworte bemerkt Herr Wachenhuſen, daß er, obgleich ein begeiſterter Verehrer Garibaldi's, den andern Kulturvölkern doch ſo viel abgelernt habe, den Italiänern nicht mehr Sympathie entgegenzutragen, als ſie den Deutſchen entgegen bringen; angeſichts der Thatſache, daß die andern Nationen ihre Sympathien für Deutſchland nur nach dem Maße ihrer „elenden realen Vortheile" bemeſſen, ſei er deutſcher Egoiſt geworden, und von der Höhe dieſes Egoismus habe er auch die Vorgänge in Italien beobachtet und beurtheilt.

Das ſcheint uns ſehr verſtändig; ebenſo wenn er ſagt, daß er es vermieden, von den greulichen Bourbonen-Kerkern zu erzählen, welche bereits ſtehender Artikel geworden. „Unſere deutſchen Kinder gehen ſchon ohne dergleichen Erzählungen zu Bett."

Im Fluge durcheilt Hr. Wachenhuſen von Berlin aus Deutſchland und ſchlängelt ſich dann par diligence durch die Via mala bergauf, bergab nach Welſchland hinein, das er im höchſten Enthuſiasmus findet. Mailand iſt berauſcht von Enthuſiasmus und voll grimmigen Zorns gegen die Tedeſchi, was unſer Touriſt mit oben erwähntem nationalen Egoismus und einiger Skeptik anſieht. Kein Rauſch ohne Katzenjammer; dieſes iſt etwa die Quinteſſenz der Betrachtungen, die ſich darüber anſtellen laſſen.

Bald darauf ſind wir in Genua, wo eben die Garibaldi'ſchen Freiſchaaren zuſammenſtrömen — eine Ergänzung zu Rüſtow's Schilderungen, die wir eben geleſen. Doch Herr Rüſtow „conſpirirt" mit Mazzini, während Herr Wachenhuſen harmlos die Straßen durchwandert und ſich die Geſchichten mit anſieht, die da vorgehen. „Offen und ungenirt gingen die Werbungen für die Armeen Garibaldi's hier vor ſich; die Uniformen und Waffen wurden von Entrepreneurs zu unglaublich billigen Preiſen an Diejenigen verkauft, welche ein paar Francs in der Taſche hatten; gern indeſſen reichte man ſie denen umſonſt, welche mit leerer Hand, aber mit einem Herzen voll Patriotismus kamen. Engliſche Dampfer lagen zu jeder Zeit im Hafen, um Geſchütze und Munition zu transportiren; die Zeitungen Siciliens ſchrieben in ihren Schlachtberichten nur von den „Unſrigen," die ſie ja auch waren, kurz der ganze Krieg auf Sicilien war ein Krieg Sardiniens gegen Neapel, zu welchem Garibaldi die Firma hergab; denn auch aus der regulären piemonteſiſchen Armee hatte man vielen unternehmenden Offizieren einen fingirten Abſchied ertheilt, um ihnen den Eintritt in die Armee Garibaldi's zu ermöglichen.

Herr Wachenhuſen ſchifft ſich nach Sicilien ein, macht dort eine Menge Fahrten mit und eilt dann nach Neapel voraus, das noch unter der Herrſchaft der Bourbonen ſteht, um die Ereigniſſe abzuwarten und zu ſehen, wie da die Revolution ſich ausnehmen wird; — ſpäter ſehen wir ihn im Lager der Piemonteſen bei Ancona, Spoleto ꝛc., auch einmal feſtgenommen. — Wir wollen es nur aufrichtig geſtehen, trotzdem uns Herrn Wachenhuſen's Stil und leichter, angenehmer Ton recht wohl gefällt, ſo will uns ſeine Rolle auf allen dieſen Fahrten ganz und gar nicht gefallen. Für dieſen leichten Humor, für dieſen Witz ſind doch Dinge, bei denen es ſich um die Schickſale einer Nation, um Wohl und Wehe ſo vieler tauſend Menſchen handelt, zu ernſt; einigermaßen frivol iſt es jedenfalls, ſich in Kriegslagern umherzutreiben ohne weitere Beſchäftigung, als Wunder ſehen und Städte zu beſuchen, um ausbrechende Revolutionen pathologiſch zu beobachten. Entweder das eigene Leben eingeſetzt wie ein Mann, oder Scenen fern geblieben, welche doch jeden wahrhaften Menſchenfreund mit tiefem Schmerz erfüllen müſſen. Indeſſen dergleichen Erſcheinungen gehören einmal mit zum Charakter unſerer Blaſirten und über die Gränzen von Scherz und Ernſt vollkommen unklaren Zeit. Was in dieſer Hinſicht für Dinge möglich ſind, hat unſer Lagertouriſt an verſchiedenen Stellen ſelbſt mitgetheilt — Dinge, die den Cannibalismus der rohſten Indianer überbieten.

Da iſt z. B. der engliſche Menſchenjäger, von dem ſeiner Zeit in den Blättern die Rede war; da ſind aber, was noch mehr iſt, engliſche Amazonen, blondhaarige Miſſes mit ſchmachtenden Augen, die für dieſes Ungeheuer ſchwärmen.

---

* Freiſchaaren und Royaliſten. Sicilianiſches Tagebuch von Hans Wachenhuſen. Berlin, 1861. Verlags-Comptoir (A. Domian).

Digitized by Google

„Schon im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, Miſtreß H., die engliſche Amazone, zu ſehen, welche der öſterreichiſchen Armee in den Krieg gegen die Alliirten folgte und die, ſo viel ich weiß, auch heute noch nicht die Fahne verlaſſen hat. Hier ſah ich ein Seitenſtück derſelben, doch ſchien es mir, als übertreffe dieſe Amazone an grauſamen und blutgierigen Inſtinkten jene Miſtreß bei weitem. Während nämlich die blonde Kriegerin mit der Gewandtheit eines Dandy die Cigarette zwiſchen den Fingern hielt, und die dichten Rauchwolken in die Luft blies, erzählte ſie mir mit unverkennbarer Befriedigung von ihrer Bekanntſchaft mit dem engliſchen Menſchenjäger, der bekanntlich dem Diktator wie ein Schatten folgte, ein genaues Menſchen-Jagdbuch führte, jeden Feind, den er niederſchoß, von ſeinem Diener bei Seite tragen, ihn genau meſſen und dann mit ſpezieller Beſchreibung ſeiner äußeren Beſchaffenheit in ſein Buch eintrug. Wie mir die Lady erzählte, ſollte dieſer grimme Jäger, gegen welchen Gérard ein Kind iſt, ſchon einundſiebzig Nummern in ſeinem Jagdbuch haben, und wenn der Krieg fortdaure, meinte ſie, werde er es ſicherlich auf Hundert bringen

„Die Lady erzählte mir das ſo ruhig und gemüthlich, als handle es ſich um einundſiebzig Pfannkuchen, nicht um Menſchenleben, ja ſie ließ ſich auf die Details dieſer Jagd ſo umſtändlich ein, daß mir, der ich doch manches Blutvergießen ohne merkliche Zerrüttung meines Nervenſyſtems mit angeſehen, bei ihrer Erzählung die Cigarre ausging. — So ſchilderte ſie mir, wie der genannte Menſchenjäger eines Tages einen jungen Mann aus dem Gefechte habe tragen laſſen, der, während der Diener ihm das Maß anlegte, noch im Todeskampfe lag, während der ſcheußlichen, an ihm vorgenommenen Maßregel ſich aufrichtete und um einen Trunk Waſſer flehte. Der Diener erhielt von ſeinem Herrn den Befehl, dem Sterbenden die Feldflaſche zu reichen. Ohne eine Miene zu verziehen, ſtand der Menſchenjäger neben ihm, weidete ſich an dem Todeszucken ſeines Opfers und — ging, um ſich nach einem neuen umzuſehen.

„Die Kaltblütigkeit, ja die Genugthuung, mit welcher mir dieſe blonde Menſchenfreſſerin das erzählte, goß mir einen Schauder über den Rücken. Mammone, der bluttriefende Revolutionsheld zur Zeit des Kardinal Ruffo, konnte nicht ruhiger aus einem friſchen Menſchenſchädel trinken, als dieſes Weib mit den ſanften blauen Augen aus der Erinnerung trank. Mit einem Blick, halb voll Abſcheu, halb voll Bewunderung über einen ſolchen Irrthum der Vorſehung (!), welche den Inſtinkt einer Hyäne in dieſe zarte Weiberhülle gepflanzt, erhob ich mich. Mein Blick ſchweifte zu der Brünete hin, um mich zu überzeugen, welchen Eindruck die Erzählung der Lady auf dieſe gemacht; aber auch ſie ſchien nicht allzu ſehr ergriffen, und wenn ſie nicht Gleichgültigkeit heuchelte, ſo war ſie eine würdige Schweſter der Andern."

Eigenthümliche Theorie, die Vorſehung für das verantwortlich zu machen, was nur die Folge grober, geiſtiger Verwahrloſung und fortgeſetzter Mißhandlung des Gewiſſens ſein kann. In ſolchen Ungeheuern kommen nicht blos partikuläre Inſtinkte zum Vorſchein; es giebt große, tiefgehende Vorbedingungen, welche dergleichen Monſtruoſitäten zeitigen.

Dieſer Menſchenjäger iſt ein Ungeheuer, aber doch nur die Karikatur eines echt engliſchen Sportsman; dieſe Amazone iſt eine Hyäne, im Grunde genommen vielleicht aber nur ein gedankenloſes, dummes Frauenzimmer, dem dieſer Taumel den Kopf verrückt gemacht hat! Aber wie waren ſolche Erſcheinungen ſelbſt in einer Armee, wie Garibaldi's, möglich? Fehlte es denn ſo ganz an Männern, welche energiſch gegen dieſe Art Kriegsführung proteſtirten, die jeden ehrlichen Soldaten empören muß? Konnte man dieſen feigen Buben, wenn man ihn nicht hängen oder über den Haufen ſchießen wollte, nicht wenigſtens mit Stockprügeln fortjagen, ſich ſo dergleichen Hülfe verbieten?

Freilich kann man ſagen, daß er unter der großen Menge anderer Excedenten darunter hin wiſchte. Was uns Herr Rüſtow über die vortreffliche engliſche Legion mitgetheilt hat, von der z. B. einige Mitglieder aus reinem Muthwillen dem Könige Victor Emanuel die Kugeln beim Kopfe vorbeiſchoſſen, wird uns vollkommen beſtätigt.

„Um das Bild zu vervollſtändigen, präſentirte ſich mir noch eine Waffengattung, die Alles überſtieg, was ich jemals Soldatiſches geſehen. Es war das Bataillon des Engländers Colonel Dunce. — — Denke Dir, lieber Leſer, eine Räuberbande, in graue Jacken und graue Pantalons gekleidet, mit rothen ſchirmloſen engliſchen Calico-Mützen, die über dem Kopf durch weiße Streifen gekreuzt, baarfüßig, oder wenigſtens ohne Strümpfe, mit zerriſſenen Jacken und Hoſen, ſchmutzig bis zum Eckel, dabei mit Phyſiognomien verſehen, die vom Galgen geſchnitten erſchienen; kleine verkrüppelte Geſtalten, eine Troglodyten-Bande, die zu discipliniren ein Meiſterſtück ſein muß — das waren die ſogenannten „figli della Libertà."

Warum nicht? wenn ſie im Bagno geſteckt, ſo konnten ſie ſich mit mehr Recht „Söhne der Freiheit" nennen, als viele andere. Uebrigens waren es meiſt Palermitaner. Ihr Obriſt ging nur mit einem ſechsläufigen Revolver bewaffnet in die Kaſerne, und ließ täglich ein Paar füſiliren, ſchoß auch wohl ſelbſt den einen oder den andern beim leißeſten Disciplinfehler über den Haufen.

Andere Corps waren weit reſpectabler, z. B. die Alpenjäger, die Etnajäger u. ſ. w.

China.

China und der Fortſchritt der Menſchheit.

Nach Don Sinibaldo de Mas.

Nicht Geſetz und Recht allein erben ſich, nach dem Ausſpruch unſeres großen Goethe, wie eine ewige Krankheit fort; auch Vorurtheile für und gegen Sachen und Perſonen ſchleppen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. So ſind wir von Kindheit auf ſchon aus der Schule her gewöhnt worden, die Chineſen als eine tief unter uns ſtehende, in der Bildung um Jahrtauſende zurückgebliebene Nation, mit Einem Worte als Barbaren anzuſehen — was ſie uns allerdings mit Zinſen zurückgeben — und die Reiſenden gemeinen Schlages, die mit der Brille fertiger Meinungen vor den Augen das Land durchflogen und uns ihre getrübten Anſchauungen als objektive Wirklichkeit darboten, waren eben nicht geeignet, unſere Vorſtellungen zu berichtigen. Mit Vergnügen begrüßen wir die Schrift * eines Mannes, der ſich jahrelang in China aufgehalten hat, in alle Lebensverhältniſſe der Bewohner eingedrungen iſt, unbefangen beobachtet, unparteiiſch verglichen hat und zu dem Endergebniß kommt, daß dieſes als roh verſchrieene Volk in der Civiliſation weit vorgeſchritten und in manchen Punkten unſerm alten Europa überlegen iſt. Das chineſiſche Reich hat freilich keine bedeutende Heeresmacht. Den Soldaten fehlt es nicht an Muth, wie das ſo oft wiederholt worden, ſondern an guten Waffen. Die Chineſen achten aber weder das Kriegeshandwerk, noch den auf Schlachtfeldern erfochtenen blutigen Ruhm. Von wunderbarem Verſtande, verwenden ſie ihn auf die Production und fühlen einen entſchiedenen Widerwillen gegen brutale Gewalt. Freilich werden wir ſie bald von dieſer Antipathie heilen. Seit Jahrhunderten mit aller Welt in Frieden, haben ſie den Sinn für den Krieg verloren; doch werden ſie ihn, nach dem häufigen Verkehr mit den chriſtlichen Nationen bald wiederfinden.

Halten wir eine Rundſchau über die meiſten Inſtitutionen des Landes und kommen zunächſt zu dem Elementar-Unterricht, worüber ſich de Mas alſo äußert:

„Trotz der Schwierigkeit der chineſiſchen Schriftzeichen durch ihre Menge und Mannigfaltigkeit, iſt die Fertigkeit im Leſen und Schreiben weit verbreiteter in China, als in irgend einem europäiſchen Lande. Das Kind auch des Aermſten beſucht die Schule, um Schreiben und Leſen zu lernen.... Wenn von Seiten der Obrigkeit irgend ein Befehl angeſchlagen wird, ſo bleiben Laſtträger und Leute aus der unterſten Volksſchicht ſofort ſtehen, um ihn zu leſen.... Es hat ſich öfter ereignet, daß, wenn engliſche Matroſen und ganz gemeine Chineſen vor das großbritanniſche Konſulat geladen wurden, um ihre Ausſagen zu Protokoll abzugeben, alle Chineſen ihre Namen unterſchreiben konnten, während die Engländer, die es nicht im Stande waren, ein Kreuz unter ihre Ausſage ſetzten.

„In Bezug auf das Wiſſen und Können des materiellen Lebens haben die Chineſen ſeit Jahrhunderten ihren Weg ſo ruhig, ſo ohne alle Veränderung in ihren Inſtitutionen verfolgt, daß ſie es in aller praktiſchen Thätigkeit auf die höchſte Vollkommenheit gebracht, d. h., daß ſie darin mit dem geringſten Aufwand von Kraft, Stoff und Koſten zum Zwecke kommen." Vereinfachung der *Arbeit* und Vermehrung der *Production*, der ausgeſprochene Charakter der Civiliſation, iſt auch *ihre* Loſung.

„Ihre Kleidung iſt ſehr bequem und billig; die Schiffe entſprechen in ihrem Bau dem Bedürfniß vollkommen; manche bequeme Einrichtung darin, die wir erſt zu würdigen anfangen, iſt bei ihnen ſeit undenklichen Zeiten eingeführt. Die ſchönſten Seidenzeuge weben ſie auf einem Stuhl, der die Einfachheit ſelbſt iſt. Sehet euch nur ihre Werkzeuge an: ihre Säge braucht viel weniger Eiſen, als unſere; ihr Blaſebalg unterhält einen ununterbrochenen Luftzug und beſteht blos aus einem cylinderför-

* La Chine et les puissances chrétiennes, par Don Sinibaldo de Mas, ancien envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire de la reine d'Espagne en Chine. 2 vol. Paris, Hachette et Cie. 1861.

Digitized by Google

migen Stiefel, in den ein Stempel eingepaßt iſt. In ihren Waſſermühlen haben ſie eine eigene Vorrichtung, den Mechanismus ohne Mühe und Koſten im Gang zu erhalten; aus einem Bambusröhrchen tröpfelt nämlich fortwährend Waſſer auf jeden Zapfen, um das Erhitzen durch die Reibung zu verhüten. Während ſich Schiffer auf der Seine oder der Themſe abarbeiten, um ihre Kähne vorwärts zu bringen, vollbringt das hier ein Knabe mittelſt einer Art Kurbel.... Eine Mahlzeit für zwölf Perſonen kochen ſie mit einer Handvoll Brennſtoff. Ein kegelförmiger Keſſel, von beiläufig zwei Fuß im Durchmeſſer und einen Fuß tief, ſteht mit ſeiner Spitze über dem Feuer, das ſie ganz bedeckt, ſo daß die Flamme den übrigen Theil vollkommen einhüllt. In den Keſſel wird nun Waſſer und Reis bis zur Hälfte deſſelben gethan, ein Roſt aufgeſetzt, auf dem Fiſche, Geflügel oder Gemüſe kochen. Man deckt dann über das Ganze eine hölzerne Stürze mit einem runden Loche, von etwa vier Zoll im Durchmeſſer, in das ein anderes Gefäß gefügt wird, deſſen Inhalt vom Dampfe gar wird.“

Man muß geſtehen, der Inſtinkt dieſer Barbaren ahmt bis zur Täuſchung die Intelligenz der Europäer nach.

Doch verlaſſen wir das Gebiet des materiellen Lebens und ſehen wir uns in der moraliſchen Welt um; hier vielleicht werden wir die chriſtliche Liebe, die öffentliche Unterſtützung und Fürſorge für die Armen, die Siechen, die Greiſe vermiſſen. Hören wir den Verfaſſer:

„Das Strafgeſetzbuch der gegenwärtigen tatariſchen Dynaſtie beſagt: „„Arme, arbeitsunfähige und kinderloſe Witwer oder Witwen, wenn ſie keine Verwandten haben, die ſie von Rechtswegen unterhalten müſſen, ſollen von der Obrigkeit ihrer Städte Unterſtützung und Pflege erhalten; die Obrigkeit, die das ihnen verſagt, wird mit ſechzig Bambusſtreichen beſtraft.““

Dieſer Bambus iſt eine beklagenswerthe Barbarei, geben wir zu; allein ſind Peitſche und Stock, die noch in gebildeten Ländern Europa's hin und wieder gehandhabt werden, eine humanere, eine mildere Strafe? Und es iſt noch gar nicht ſo lange her, daß Haynau — unſeligen Andenkens — Frauen peitſchen ließ.

„Daſſelbe Geſetzbuch macht in Kriminalfällen eine Ausnahme zu Gunſten alter oder kränklicher Perſonen: „„Wer zur Zeit ſeiner Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder Vergehens alt oder kränklich befunden wird, ſoll der Begünſtigung ſeines Zuſtandes genießen, obgleich er zur Zeit, als er des Verbrechens oder Vergehens ſchuldig geworden, nicht das Alter erreicht, oder die Krankheit bekommen hat, die man zu ſeinen Gunſten geltend macht““

„Durch ein Edikt von 1687 — dem Jahre der Dragonaden in Frankreich! — waren „die Siebzigjährigen befreit von allem Dienſt und erhielten Unterhalt. Ein achtzigjähriger Greis bekam ein ſeidenes Gewand und ein gewiſſes Quantum an Baumwolle, Reis und Fleiſch; im neunzigſten Jahre wurden die Rationen verdoppelt. Nach einer ſtatiſtiſchen Tabelle der bedürftigen Greiſe, die unter dem Patronat des Kaiſers ſtanden, gab es damals: 184,086 von 70 Jahren und drüber; 169,850 von 80 Jahren und darüber; 99,967 von 90 Jahren und darüber und 21 von 100 Jahren und darüber.“

1785 gab der Kaiſer Kien=lung 4000 armen Greiſen China's ein Feſtmahl; Se. tatariſche Majeſtät war gegenwärtig und auf ſeinen Befehl kredenzten ihnen ſeine Söhne und Enkel den Becher.

Ueber den häufigen Kindermord, deſſen man die Chineſen beſchuldigt und ihn für ein Art Staatseinrichtung ausgiebt, äußert ſich de Mas nicht mit gewohnter Klarheit. Er ſagt blos: „Die europäiſchen Schriftſteller haben behauptet, der Kindermord würde in Großen geübt. Andere ſtellen ihn ſchlechthin in Abrede. Die Wahrheit mag hier, wie ſo oft, in der Mitte liegen. Ich habe die Ueberzeugung, daß er exiſtire.“ — Und doch ſagt er wieder, er ſei während ſeines Aufenthalts in China niemals Augenzeuge eines ſolchen angeblich allgemein verbreiteten Menſchenopfers geweſen. — „Die Eingeborenen äußerten gegen mich, daß er bei den armen Leuten, denen die Mittel, die Kinder zu ernähren fehlen, oft verkomme. Das neugeborene Geſchöpf wird ausgeſetzt, um es umkommen zu laſſen, indem man der Mutter verſichert, daß es geſtorben ſei.“

Iſt man aber zu dieſer Täuſchung genöthigt, ſo will es doch nicht ſcheinen, daß der Kindermord eine häusliche Inſtitution, wie etwa die Sklaverei in Amerika, und geſetzlich gut geheißen ſei. Und wie verträgt ſich damit, daß andererſeits die Unfruchtbarkeit als ein Unglück betrachtet wird und daß das Geſetz, um dem vorzubeugen, das Konkubinat geſtattet? Wie erklärt man ſich's, daß die Adoption ſo leicht und ſo verbreitet iſt? Sollten die Chineſen, wider alle Natur, nur fremde Kinder lieben und ihre leiblichen Nachkommen erſäufen, um ſich vom Nachbar einen Erben zu erkaufen?

Eines der intereſſanteſten Kapitel iſt das über das chineſiſche Theater. Nach dem Verfaſſer, wäre das Schauſpiel verbreiteter und beſuchter, als in Europa. Jedes Feſt, öffentliches oder privates, iſt Anlaß zu einer dramatiſchen Vorſtellung. In Peking, wie in allen Großſtädten des Reiches, ſind anſehnliche Theatergebäude; in kleineren Städten ſpielen wandernde Truppen, die von den Reichen gemiethet werden. Zu den Stehplätzen im Parterre wird das Publikum ohne Einlaßgeld zugelaſſen. Die Seitenlogen werden bezahlt und von den Damen eingenommen.

„Das Gewerbe ſelbſt wird als ein entehrendes angeſehen, und ein Schauſpieler wird niemals zu einem öffentlichen Amte zugelaſſen. Die Frauenrollen werden von jungen Männern geſpielt; nicht daß es den Frauen aufzutreten unterſagt wäre, ſondern weil ſelbſt die feile Dirne ſich dazu nur gegen einen übermäßigen Lohn hergeben mag.“

Ihre Luſtſpiele, von denen S. de Mas einige Auszüge bringt, verrathen eine ſeltene Feinheit der Beobachtung und Schärfe der Satyre. Geben wir eine Probe aus dem „Geizigen.“

Der Geizige und ſein Adoptivſohn treten auf: jener klagt, er fühle ſich krank und es entwickelt ſich folgender Dialog:

„Sohn. Lieber Vater, wollt Ihr nicht Etwas eſſen?

Vater. Mein Sohn, weißt Du, was mich krank gemacht hat? Der Zorn. Dieſer Tage bekam ich einmal Luſt zu einer gebratenen Ente. Ich ging auf den Markt. Gerade kam eine recht ſaftige Ente vom Spieße. Ich trete hin, handle darum, nehme ſie in die Hand, betaſte ſie ſo lange, bis meine fünf Finger von dem Safte triefen und mache mich davon, natürlich ohne zu kaufen. Ich komme nach Hauſe und laſſe mir ein Gericht Reis, aus dem Waſſer gekocht, vorſetzen. Bei jedem Löffel Reis ſauge ich mir einen Finger ab. Beim vierten Löffel überwältigt mich der Schlaf plötzlich, und ich entſchlafe hier auf dieſer hölzernen Bank. Aber, was geſchieht? Während des Schlafes hatte ſich ein verwünſchter Hund herbeigeſchlichen und mir den fünften Finger bis auf die Haut abgeleckt! Wie ich nun erwache und den Diebſtahl bemerke, gerathe ich in ſolchen Zorn, daß ich auf dem Flecke krank wurde. Ich fühle, daß es mit mir jeden Tag ſchlimmer geht; ich bin ein Kind des Todes.

Sohn. Vater, weil Ihr noch lebt, will ich den Gott des Glückes malen laſſen, damit er Euren Kindern günſtig ſei.

Vater. Mein Sohn, laß ihn da aber nicht von vorne, ſondern von hinten malen, das iſt genug.

Sohn. Aber lieber Vater, Ihr irret; ein Bild wird ſtets von vorn gemalt. Hat ſich je ein Maler dazu verſtanden, die Perſon, die er portraitiren will, blos von der Rückſeite darzuſtellen?

Vater. Unſinniger, weißt Du nicht, daß ſich der Maler für die Augen, die er einem Götterbild einſetzt, noch eine beſondere Gratification geben läßt? Sag mir, was für einen Sarg wirſt Du mir machen laſſen?

Sohn. Wenn ich das Unglück habe, meinen Vater zu verlieren, ſo kaufe ich den ſchönſten Sarg von Fichtenholz, den ich nur auftreiben kann.

Vater. Unterſtehe Dich, eine ſolche Thorheit zu begehn! Fichtenholz iſt zu theuer. Wenn man einmal todt iſt, ſo unterſcheidet man Fichtenholz nicht von Weidenholz. Liegt nicht hinterm Hauſe eine alte Stallkrippe? Aus der läßt ſich ein prächtiger Sarg machen.

Sohn. Wo denkt Ihr hin, Vater? Die Krippe iſt mehr breit, als lang; nimmer wird da Euer Körper hineingehen.

Vater. Nun, wenn die Krippe zu kurz iſt, ſo kann man meinen Leichnam kürzer machen; nichts iſt leichter. Aber daß Du mir ja nicht mein gutes Beil nimmſt, um ihn entzweizuhauen; Du kannſt Dir dazu vom Nachbar die Art borgen. Ich habe ſehr harte Knochen, und wenn Du mein gutes Beil ſchartig machſt, ſo koſtet das wieder Schleifgeld.“

* * *

„Das Talent, Komödien und Romane zu ſchreiben, wird indeß nicht ſehr geſchätzt. Selten nennen die Verfaſſer ihre Namen, und ein Mann in hoher Stellung würde es ungern ſehen, daß man ihm dergleichen Productionen beilegt. Das ſind keine Bücher, denken die Chineſen; bei ihnen gelten nur als werthvoll Werke über Philoſophie, Geſchichte, Statiſtik, Ackerbau und Heilkunde.“

Wir ſehen, daß die Chineſen auf Schulbildung, öffentliche Wohlthätigkeit, ernſte Literatur, großes Gewicht legen, und daß ſie unſre alten Vorurtheile gegen Schauſpieler theilen, obgleich ſie wie wir in's Theater gehen und ihnen Beifall klatſchen. Kommen wir aber zu dem religiöſen Punkt, ſo tritt uns auf den erſten Blick der auffallende Unterſchied entgegen, der die Europäer von den Bewohnern des himmliſchen Reiches trennt.

Digitized by Google

Sie haben uns in den meiſten wichtigen Erfindungen, als da ſind: Buchdruck, Schießpulver, Kompaß ꝛc. den Vorſprung abgewonnen; aber ſpäter haben wir ſie ein- ja überholt und ſie, die uns einige Jahrhunderte früher hätten unterrichten können, müſſen jetzt bei uns in die Schule gehen. Nur in Einem Punkte ſcheinen ſie uns weit voraus: in der Trennung der Kirche vom Staate; denn dieſe bei uns noch immer brennende Streitfrage iſt bei ihnen längſt entſchieden.

Es erſcheint als erwieſen, daß die Chineſen keine Staatsreligion haben. Ihre Tempel ſind keine Kirchen in dem ſtrikten Sinne, den wir mit dem Wort verbinden: ihre Idole ſind keine Götter. Ihre Feierlichkeiten, ihre Proceſſionen tragen das Gepräge des rein weltlichen Charakters, oder ſind bloße Aeußerungen des Volksaberglaubens, haben aber mit den Ritualien eines religöſen Glaubens Nichts gemein. „Wie will man es ſonſt erklären," ſagt der Verfaſſer, „daß Tauſende von Chineſen, eifrigſte Budhiſten oder Moslemin, alle Ceremonien des offiziellen Cultus mit demſelben Ernſt mitmachen, wie die andern Chineſen? Was die Idole der berühmten Männer betrifft, ſo hat es damit unbezweifelt dieſelbe Bewandtniß, wie mit den Denkmälern, die wir in Europa unſern Berühmtheiten ſetzen; ſie legen ihre Opfer vor jene Bildſäulen und wir zünden Weihrauch an und erweiſen dem Andenken der hingeſchiedenen Helden militairiſche Ehren."

In dieſen Tempeln ſieht man übrigens keine Prieſter, hört nichts, was einem Gebete ähnlich wäre.

„In Europa iſt die Vorſtellung gäng und gäbe, daß eine ſogenannte Religion des Kon-fu-tſe die Reichsreligion ſei. Das iſt ein Irrthum; Kon-fu-tſe wurde und wird nur als großer Weiſer, als guter und tugendhafter Menſch betrachtet."

Die Chineſen gehören demnach in dieſem Bezuge einer ganz abſonderlichen Raçe; denn die Geſchichte lehrt uns, daß faſt alle Völker in Europa und Aſien ihre Geſetzgeber, oder ſonſt verdienſtvolle Männer, die auf den Gang der Civiliſation durch ihre Meinungen Einfluß gehabt, wenn nicht zu Göttern oder Götterſöhnen, doch wenigſtens zu Propheten gemacht haben.

Eine Regierung, die keine Staatsreligion bekennt, ein Volk, das ſeine großen Männer bewundert und verehrt, ohne zu vergeſſen, daß ſie Menſchen ſeien, iſt in der That eine Erſcheinung, an die uns die Geſchichte nicht gewöhnt hat.

„In dieſer Entfernung von jedem religiöſen Bekenntniß liegt auch wahrſcheinlich der Grund der Toleranz, die die Regierungen dieſes Landes ſtets bewieſen haben. Sie traten niemals der Einführung und Ausbreitung irgend einer Religion feindlich entgegen. Das Judenthum, der Budhismus, der Islam, die rationaliſtiſche Sekte des Lao Tſeu, ſelbſt das Chriſtenthum — alle durften ſich frei bewegen und Anhänger werben, und wenn das Evangelium in den letzten Jahrhunderten Verfolgungen erfahren hat, ſo lag das in politiſchen Urſachen, die wir in einem beſondern Kapitel beſprechen werden."

Der beſchränkte Raum und andere Rückſichten unterſagen uns, auf dieſes Thema näher einzugehen, und ſo ſei denn ſchließlich noch Einiges über das Militairweſen beigebracht.

Die Heeres-Organiſation ſteht unbeſtreitbar tief unter der europäiſchen; allein daraus, daß wir die Chineſen bisjetzt auf den Wahlplätzen geſchlagen, darf man nicht ſchließen, daß wir ſie ſtets ſchlagen werden, oder daß ſie feig und als Feinde zu verachten ſeien. Seit Jahrhunderten haben die Chineſen einen begründeten Abſcheu vor dem Kriege und den unausweichlichen Leiden, die er in ſeinem Gefolge führt. Einer ihrer geachtetſten Philoſophen ſagt: „Erweiſet den Siegern die Ehren eines Leichenbegängniſſes; begrüßet ſie mit Thränen und Klagen, zum Gedächtniß der Menſchenmorde, die ſie verübt und die Denkmäler ihrer Siege ſeien von Gräbern umringt."

Indeß führt de Mas eine Menge bewundernswerther Thatſachen als Belege an, daß ſie dem Tode furchtlos in's Auge ſehen. Wie die meiſten Orientalen, ſcheuen ſie mehr den Kampf, als deſſen Gefahren.

Wir wundern uns über die Abneigung der Chineſen, mit uns zu verkehren und ärgern uns, daß ſie uns ſo hartnäckig ihre Häfen und Städte verſchließen. Unſer Verfaſſer giebt ihren Geſinnungen in dieſem Bezuge folgenden Ausdruck:

„Wir, o ihr Europäer, kommen nicht zu euch, um euch in eurer Ruhe zu ſtören; wir verlangen nicht von euch, daß ihr eure Geſetze und Bräuche ändert; es kommt uns nicht in den Sinn, euch von eurem Glauben und euren Lehren abwendig zu machen, um euch zu den unſern zu bekehren; wir ſchicken nicht mit Kanonen ausgerüſtete Schiffe in eure Häfen. Steht es einem Einwohner unſeres Reiches an, eure Länder zu beſuchen, ſo iſt er den dortigen Geſetzen unterworfen, und wenn er denſelben zuwider handelt, ſo beſtraft ihr ihn und verfahret mit ihm, wie euch gut dünkt. Warum handelt ihr nicht eben ſo gegen uns? Warum laßt ihr uns nicht in Ruhe?

„Die Spanier und die Franzoſen ſchicken uns Agenten, die unter dem Deckmantel der Religion arme Chineſen verführen und ſie zu ihren Lehren verlocken. Ihr eigentlicher Zweck iſt, ſich auf dieſe Art Spione zu verſchaffen und Anhänger im Lande zu gewinnen. Die Franzoſen namentlich beharren hartnäckig darauf, daß wir ihr Bekehrungsweſen gut heißen, und wenn wir uns nicht fügen, ſo beſtürmen ſie uns mit ihren Reclamationen und Drohungen. Sie betheuren zwar, daß das Alles zu unſerm eignen Beſten geſchieht; allein das iſt zu lächerlich, um es für Ernſt zu nehmen.

„Ihr Europäer alle redet viel von Menſchenliebe, Gerechtigkeit und Vernunft und verſichert, daß eure Religion eine erhabene und wahre ſei; um's liebe Geld indeſſen trotzet ihr allen Gefahren, ſchlaget ihr alle Rückſichten in den Wind, fallet wie die Piraten über Völker her, die zu ſchwach ſind, ſich zu wehren und entreißet ſie ihren natürlichen und geſetzmäßigen Fürſten. Am Ende rühmt ihr euch noch vielleicht dieſer barbariſchen Frevel, als wären es großartige und edle Handlungen und erbauet Tempel den Urhebern dieſer Räubereien!"

Aber dieſe ſchönen Worte, wie überzeugend aus Vernunft und Gerechtigkeit geſchöpft, hielten nicht Stich vor der Einnahme von Peking. Wir haben nun, was wir gewünſcht, und unſere Miſſionäre werden nun fürder China durchwandern, ohne Beſorgniß von Tod und Martern.

Mannigfaltiges.

— Abriß der Literatur des Buchhandels. Als Separat-Abdruck aus der zweiten Auflage des „Lehrbuch der Comtoir-Wiſſenſchaft für den deutſchen Buchhandel" (herausgegeben von Albert Rottner), liegt uns der „Abriß einer Literatur des Buchhandels" vor,* der als eine intereſſante bibliographiſch-literariſche Studie zu betrachten iſt, wie eine ſolche bisher noch nicht vorhanden war. So viele Literaturgeſchichten wir auch bereits in Deutſchland beſitzen, hat doch bis jetzt keine derſelben die Geſchichte des deutſchen Buchhandels, der nicht blos in objektiver Beziehung, ſondern auch weil ſo viele bedeutende, ihm angehörende Männer tief in die Geſchichte der deutſchen Literatur eingegriffen, von literargeſchichtlicher, großer Wichtigkeit iſt, zum Gegenſtande ihrer Forſchungen und ihrer Darſtellung gemacht. Zu allen Zeiten und in allen Ländern iſt die Wechſelwirkung der Blüthe des einen Factors der Literatur auf die des anderen, d. h. des Buchhandels auf die Schriftſteller und vice versa, ſehr groß geweſen. Ebenſo iſt zu allen Zeiten, wo die Literatur verfiel, dieſe nicht blos durch die Schriftſteller, ſondern auch durch die Buchhändler verfallen. Deshalb können wir uns nicht genug darüber wundern daß auf dieſe Einflüſſe in Literaturgeſchichtewerken, die jedem Schulenſtreit, jedem Cliquentreiben ganze Kapitel widmen, ſo wenig Werth gelegt wird. Angehörige des Buchhandels ſelbſt, wie A. Prinz in ſeinen „Bauſteinen zu einer ſpäteren Geſchichte des Buchhandels" (Altona 1854—60, 6 Thle.) und A. Kirchhoff in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte des deutſchen Buchhandels" (2 Bdchen, Leipzig 1851—53) haben zwar ſchätzbares Material zuſammengetragen, doch literargeſchichtlich iſt es noch nirgends ausgenutzt. Wir begrüßen daher den vorliegenden „Abriß," der uns mit der geſammten Literatur des Buchhandels bekannt macht, und deſſen erſter Abſchnitt der „Geſchichte des Buchhandels" gewidmet iſt, als eine willkommene Erſcheinung. Neben zahlreichen Biographieen berühmter deutſcher und ausländiſcher Buchhändler findet ſich hier unter Andern eine Ueberſicht aller zur Kenntniß der Zuſtände des Buchhandels im 17., 18. und 19. Jahrhundert erſchienenen, allgemeinen Darſtellungen. Wenn das „Lehrbuch der Contorwiſſenſchaften ꝛc." als eine vollſtändige Hodegetik für den jungen Buchhändler, ja als eine Encyklopädie alles Wiſſenswerthen im Bereiche des Buchhandels, gelten kann, ſo iſt der vorliegende „Abriß" als ein Wegweiſer zu betrachten, uns auf dem weiten Gebiete der Literatur des Buchhandels zurecht zu finden.

— Keppler und die Harmonie der Sphären. Ein am 8. Februar von Herrn W. Förſter im „wiſſenſchaftlichen Verein" in Berlin gehaltener Vortrag über „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären" wird, nachdem er jetzt im Druck erſchienen,** auch in größeren

* Leipzig, in Commiſſion bei F. A. Brockhaus. 1862.

** Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlag (Harrwitz und Goßmann). 1862.

Digitized by Google

Kreiſen beifällig aufgenommen werden. Johann Keppler iſt, wie der Verfaſſer im Eingange ſeines Vortrages ſehr richtig bemerkt, wohl derjenige unter den aſtronomiſchen Heroen, deſſen eigentlich wiſſenſchaftliche Bedeutung vielleicht am Schwerſten in einer anſprechenden, leicht faßlichen Form darſtellbar iſt. Gleichwohl iſt es dem Verfaſſer gelungen, ſelbſt einem Publikum gebildeter Frauen ſeinen Gegenſtand anziehend zu machen, indem er an die Erläuterung des Begriffes der Harmonie der Sphären ſehr belehrende Einblicke in den Zuſammenhang des Mathematiſchen mit dem Idealen und Seeliſchen knüpfte. Wir entlehnen Nachſtehendes den Schlußworten des Vortrages: „In der ſonnigen Heiterkeit der italiſchen Gefilde und des alten Hellas war eine entzückende Idee (die der Harmonie der Sphären) in den Geiſtern der jugendlichen Menſchheit geboren worden, und nach Jahrhunderten der Verborgenheit war ſie unter dunkleren Wolken wieder eingekehrt in die Seele eines Mannes, den ſie allein mit der Gluth ihrer Begeiſterung emporheben konnte über eine wilde gährende Zeit (die des dreißigjährigen Krieges), auf daß er, unbeirrt von Wuth und Schrecken, als eine Brücke zu beſſeren Zeiten, allein der reinen Schönheit der Erkenntniß diene."

— Zur Kenntniß der älteſten Kalendarien.* Wir haben in einem der früheren Jahrgänge bereits das merkwürdige Kalendarium Karls des Großen, von dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift bearbeitet, angezeigt. Letztere reiht ſich alſo an frühere chronologiſche und liturgiſche Arbeiten, welche die gottesdienſtlichen Urkunden der einzelnen Landeskirchen, z. B. die Feſtordnung der fränkiſchen Kirche betreffen. Da uns von dem Kalender der Gothen aus dem 4. Jahrhundert nur Bruchſtücke geblieben ſind, ſo iſt der angelſächſiſche der älteſte Kalender eines germaniſchen Volkes, das eine Geſchichte hat. Es iſt darin in der That ein Stück Kirchengeſchichte erhalten. Ein reiches Material iſt vorhanden. Hickes und Wanley haben ſchon früher über die angelſächſiſchen Martyrologien Mittheilungen gemacht; neuerdings iſt eine Anzahl von Kalendarien durch Hampſon und das poetiſche Menologium durch Bouterweck kritiſch berichtigt herausgegeben worden. Giles hat die Homilien Beda's in unverfälſchter Geſtalt, Thorpe die von Aelfrik herausgegeben. Das Martyrologium und der Computus aus dem hortus deliciarum der Herrad von Landsperg, welche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Aebtiſſin zu Hohenburg im Elſaß war, iſt nach der Straßburger Urſchrift herausgegeben.

Die profanen Annalen der Jahre 1859 und 1860, die hinten angehängt ſind, und, die wie wir erfahren, den Arbeiten des Herrn Verfaſſers für den Staats-Kalender ihren Urſprung verdanken, ſcheinen, inſofern ſie einen ganz andern Leſerkreis vorausſetzen, als die theologiſchen Kalendarien, nicht am richtigen Orte zu ſein. Abgeſehen davon, würde die regelmäßige Bearbeitung und Veröffentlichung eines rein annaliſtiſch gehaltenen Jahrbuchs ein empfehlungswerthes Unternehmen ſein, das vielen Anklang finden dürfte.

— Fallmerayer über Gervinus. Im zweiten Bande der „Geſammelten Werke von Fallmerayer,"** der unter Anderm auch Mittheilungen „aus Frankfurt (1848)" enthält, welche jedoch auch noch im Jahre 1862 in den verſchiedenſten Beziehungen gar Mancherlei zu denken und zu bedenken geben, begegnet man auch einem Urtheile des genannten Hiſtorikers und Politikers über Gervinus im Allgemeinen und in beſonderer Hinſicht auf Deutſchland und die deutſche Frage. „Gervinus," ſagt Fallmerayer, „hat ein beneidenswerthes Loos; flink, nachhaltig, reich und beweglich wie Wenige in ſeiner Compoſition, glaubt er noch an politiſche Tugend und biegſame Lenkſamkeit des deutſchen Volkes und aller öffentlichen Gewalt. Dieſer hochbegabte Mann iſt Führer und Orakel aller Derjenigen, die noch hoffen können, aller Derjenigen, die eine friedliche Löſung der großen Frage auf Wegen menſchlicher Weisheit für möglich halten, und niemals gezweifelt haben, daß Natur und erbſündiger Typus der großen deutſchen Nation durch einen Beſchluß des (Frankfurter) Parlaments umzuſtoßen und zu curiren ſei. In einigen Artikeln der Heidelberger deutſchen Zeitung hat er neulich den Grundgedanken ausgeſprochen: Deutſchland wäre in Kurzem ein wahrer Einheitskoloß, Deutſchland wäre in wenig Wochen gerettet, und zu Frankfurt ſäße mit Scepter und Diadem ein mächtiger Imperator, — wenn nur erſt da und dort weniger Ueberfluß an — Sondergelüſten wäre." Wie ſteht's denn aber nun im Jahre 1862?

— Zenker's türkiſch-arabiſch-perſiſches Handwörterbuch. Das erſte Heft des von Dr. Julius Theodor Zenker angekündigten Wörterbuches der wichtigſten, lebenden, orientaliſchen Sprachen iſt ſoeben ausgegeben worden.* Die Bedeutung der Wörter iſt ſowohl in franzöſiſcher, als in deutſcher Sprache wiedergegeben, die nähere Erklärung jedoch, ſowie die Ueberſetzung erläuternder Phraſen, nur in deutſcher Sprache. Der Verfaſſer hat dabei hauptſächlich die von dem berühmten orientaliſchen Philologen Quatremère geſammelten Werke arabiſcher Sprachforſcher benutzt, welche ſich jetzt im Beſitze der Königlichen Bibliothek in München befinden. Das Orientaliſch-Türkiſche bildet das Hauptmoment dieſes Sprachwerkes, dem jedoch alle mit dieſem Idiom verwebten, arabiſchen und perſiſchen Ausdrücke, ſowie die den europäiſchen Sprachen entlehnten Formen deſſelben, einverleibt ſind. Wie Hr. Zenker in ſeinem Vorworte ſagt, wird ſein Wörterbuch mehr als die doppelte Anzahl der Artikel in dem türkiſch-franzöſiſchen Wörterbuche von Bianchi enthalten. Das Ganze wird in 25 Lieferungen à 10 Bogen in gr. 4. zum Preiſe von $1\frac{1}{3}$ Thaler für jede Lieferung erſcheinen. Jährlich ſollen 4 bis 5 Lieferungen ausgegeben werden.

— Tommaſeo's italiäniſches Wörterbuch. Kürzlich ſind die erſten Lieferungen des großen italiäniſchen Wörterbuches von Nicolò Tommaſeo und Bernardo Bellini ausgegeben worden, das für Italien werden ſoll, was Adelung's und Grimm's Wörterbücher für die deutſche und das Wörterbuch der Akademie für die franzöſiſche Sprache iſt.** Dieſes von den berühmteſten jetzt lebenden italiäniſchen Sprachkennern bearbeitete Werk, das für die romaniſche Linguiſtik überhaupt von großer Wichtigkeit zu werden verſpricht, wird von der in Turin auf Actien begründeten „Unione tipografico-editrice," an deren Spitze der Buchhändler Luigi Pomba ſteht, mit einem großen Koſten-Aufwande verlegt. Das Ganze wird aus vier Bänden in gr. 4., von denen jeder Band nicht weniger als 1200 Seiten mit drei Kolumnen umfaßt, beſtehen. Der Preis jeder Lieferung von 40 Seiten (5 Druckbogen) iſt auf 2 Lire (16 Sgr.) feſtgeſetzt. Für Deutſchland nimmt die Buchhandlung „zum Phönix," von Giuſto Ebhardt in Venedig Beſtellungen darauf an.

— Der wiſſenſchaftliche Landwirth in Italien. Eine in Brüſſel erſchienene franzöſiſche Ueberſetzung von Juſtus Liebig's Briefen über die Agrikultur-Chemie*** giebt einem Referenten in der „Perseveranza (vom 1. März d. J.) Veranlaſſung, die Fortſchritte der Agrikultur-Chemie in Deutſchland darzulegen und zugleich die wiſſenſchaftlichen, oder praktiſchen Gegner (Wolf, Koppe, Freund ꝛc.) zu nennen, welche Liebig's Theorie dort gefunden. Gleichzeitig wird auf die Nothwendigkeit hingewieſen, auch in Italien den landwirthſchaftlichen Unterricht zu verbeſſern und ihn auf gleiche Höhe mit dem Reichthume und den empiriſchen Errungenſchaften des Landbaues zu bringen, zu welchen dieſer durch den praktiſchen Sinn der alten italiäniſchen Landwirthe gelangt ſei.

— Der Buchdrucker-Verein in Mailand. In dieſer Stadt ſind die Meiſter und Gehülfen der Buchdruckerkunſt zu einem Vereine zuſammengetreten, der den Namen führt: „Società degli Artisti tipografi di Milano." Kürzlich hatte der genannte Verein den General Garibaldi in Caprera zu ſeinem Ehrenmitglied ernannt und ihm dies in einem Schreiben angezeigt, das mit folgenden Worten ſchließt: „Unſere Dankbarkeit wird Ihnen dargelegt werden, wenn wir in den Tagen des heißen Kampfes, der, wie wir hoffen, zum Wohle Italiens ſehr bald herannaht, an Ihrer Seite uns befindend, beim Appell werden erwiedern können: Hier!" Garibaldi hat dem Vereine geantwortet, daß er auf dieſe Zuſage rechne und die Herren zur rechten Zeit daran erinnern werde.

* Die Kalendarien und Martyrologien der Angelſachſen, ſowie das Martyrologium und der Computus der Herrad von Landsperg, nebſt Annalen der Jahre 1859 und 1860. Von Ferdinand Piper, Doct. u. Prof. d. Theologie. Berlin, Decker, 1862.

** Leipzig, Engelmann, 1861.

* Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1862.

** Dizionario della lingua italiana nuovamente compilato dai Signori Nicolò Tommaseo Bernardo Bellini, con oltre 100,000 giunte ai precedenti dizionarii, raccolte da Nicolò Tommaseo, Gius. Campi, Gius. Meini, Pietro Fanfani e da molti altri distinti Filologi e Scienziati.

*** Lettres sur l'agriculture moderne, par Le Baron Justus de Liebig, traduites par le docteur Theodor Swarts. Bruxelles, 1861.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 16. Mittwoch, den 16. April 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Holland. Seite
Die Deutſchen in Holland 181
England.
Zwei Tage in engliſchen Gymnaſien 182
Engliſche Korreſpondenz. Die Untergrund-Eiſenbahn. — Noch einmal die Welt-Ausſtellung 185
Polen.
Maria Stuart, eine fünfaktige, polniſche Tragödie von Julius Slowacki . . 186
Rußland.
Ein Finne über den Charakter der Ruſſen 187
Süd-Amerika.
Der öffentliche Unterricht in Chile 189
Mannigfaltiges.
Volkszählungen 191
Die deutſche Expedition nach Wadai 192
Neſſelrode . . . . . „
Napoleon von mainotiſcher Abſtammung . . . . . „
Rumäniſche Literatur . . . . . „
Wiener's jüdiſche Regeſten . . . . . „
Zur kurheſſiſchen Frage . . . . . „

Holland.

Die Deutſchen in Holland.

Die ſchottiſchen Phreno-Mesmeriſten geben vor, am Schädel ein Organ der Selbſtachtung entdeckt zu haben. Wir fürchten, bei den Deutſchen würden ſie die Beule oft vergebens ſuchen. Seitdem wir ein Kulturvolk geworden ſind, vermiſſen wir an uns die ſelbſtgewiſſe Anmuth, mit der Romanen und Slaven einen oft viel dürftigeren Inhalt ſo glänzend darzuſtellen verſtehen. — Es giebt zwar nichts, was der Deutſche nicht lernen könnte; das Selbſtgefühl iſt aber eine Pflanze, die nur in dem Boden des Nationalbewußtſeins geſunde Wurzeln ſchlägt. Wie vermöchten wir das Haupt recht hoch zu tragen, da wir zwiſchen den Trümmern unſeres alten Reiches die Steine erſt mühſam zu dem Neubau herbeiſchleppen, deſſen Meiſter noch Niemand kennt? Unſere Gewerbe, kaum entfeſſelt, ſehen wir in Preußen von neuem in Bande geſchlagen; unſere junge Induſtrie hat noch nicht Zeit gehabt, ſich den großen gewerbfleißigen Völkern ebenbürtig zur Seite zu ſtellen; uns lähmt eine zurückgebliebene Handelspolitik, und unſere Kauffahrtei-Flotte, obgleich die dritte der Welt, bringt uns die Früchte keiner deutſchen Kolonien heim. Doch auch dieſe Quellen unſerer Beſcheidenheit können kühne, glückliche Hände mit der Zeit faſt alle verſtopfen.

Daher kommt es denn, daß der Deutſche oft erſt im Auslande die praktiſche Tüchtigkeit ſeines Volkes ſchätzen lernt. Dort können ſich die Kräfte meiſt ungehemmt entfalten. Hatte er vorher geglaubt, der deutſche Name ſei nur groß in Wiſſenſchaft und Kunſt, jetzt bemerkt er mit Erſtaunen und Freude, daß wir zu den tüchtigſten Kaufleuten der Welt zählen. P r a k t i ſ c h e Erfolge ſind uns kein zu hohes Ziel. Unter den großen Firmen von New-York und Mancheſter mögen die alten, enorm reichen, in engliſchen und amerikaniſchen Händen ſein, wie die Rhederei in den Niederlanden in holländiſchen. Dann aber kommt eine ſtattliche Reihe deutſcher Namen, an der Börſe von echtem Klang.

Nirgends ſteht dies Verhältniß günſtiger als in Holland. Unter den angeſehenſten Häuſern von Amſterdam und Rotterdam iſt wenigſtens die Hälfte ganz oder theilweiſe deutſch. Darunter verſtehen wir natürlich, daß der Chef ein Deutſcher iſt; denn deutſche „Comptoir-Bedienſtete,“ wie ſie hier heißen, ſind auch in niederländiſchen Häuſern, hier wie in Antwerpen, faſt mehr geſucht, als inländiſche; man findet, daß ſie eben ſo treu und fleißig, dabei gewandter und umſichtiger ſind, mehr mit dem Kopfe arbeiten.

Das heißt dem tüchtigen Stamm der Holländer weder zu nahe treten, noch ihnen auch nur etwas Neues ſagen. In einer Flugſchrift, die jüngſt zu Amſterdam über das dortige Athenaeum erſchien, iſt ausdrücklich die Wohlfahrt der Deutſchen im Auslande als Beweis hingeſtellt für die Vorzüge eines gut organiſirten, höheren Schulunterrichts. Dieſem Urtheil ſtimmte die „Neue Rotterdamer Zeitung,“ eines der erſten liberalen Blätter des Landes, in einem Leitartikel bei, in dem ſie auf die Nothwendigkeit hinwies, Hollands ſogen. mittlere Schulen der ihnen höchſt nöthigen Reform endlich zu unterwerfen.

In der That ſind die deutſchen Kaufleute dem holländiſchen Handel, nach der langen Stagnation des vorigen Jahrhunderts, ein kräftiges Ferment geweſen. Ihnen wird es zugeſchrieben, daß mit dem hieſigen Commiſſionshandel das Geſchäft für eigene Rechnung viel mehr als früher Hand in Hand geht.

Aber auf dieſe Belebung des Handels beſchränkt ſich unſer Einfluß keinesweges. Ein Deutſcher leitet den techniſchen Betrieb von „Fijenoord,“ jener großen Maſchinenfabrik, gegenüber Rotterdam, die, viel weniger bedeutend als Seraing, doch ihre Erzeugniſſe bis nach Japan verſendet. Und da wir von Japan reden: ebendahin iſt in dieſen Wochen ein deutſcher Schiffbaumeiſter von hier auf einige Jahre unter glänzenden Bedingungen engagirt worden. Auch Turnerei und Schwimmkunſt wurden zuerſt durch deutſche Lehrer gefördert. Frau Muſica endlich ſchlägt eine goldne Brücke zwiſchen Holland und Köln; in der freundlichen Gränzſtadt Arnheim begrüßen ſich die Meiſter Hiller und Verhulſt, um gemeinſchaftlich zum ſchönen Ziel zu lenken, was die „Maatschappy tot Bevordering der Tonkunſt“ an anmuthigen Frauen und kräftigen Bäſſen aufzubieten hat. Ebenſo hat jetzt Rotterdam eine tüchtige deutſche Oper.

Auch die Wiſſenſchaft zieht Fäden hinüber und herüber. Indem die holländiſche Theologie den Spuren der deutſchen folgt, ſich alſo im Ganzen in liberaler Richtung vorwärts bewegt, halten die hieſigen Mucker mit denen im Wupperthal und anderswo Rath und Freundſchaft. Der edle Augenarzt, Profeſſor Donders in Utrecht, vervollkommnete im Bunde mit unſerem Gräfe den Augenſpiegel. Vieweg in Braunſchweig ſchickt uns zum großen Theil, was wir in Naturwiſſenſchaft, Theologie und Maſchinenbau an Lehrbüchern brauchen. Ebenſo ſind die Ausgaben alter Klaſſiker, die Wörterbücher und Atlanten, die Werke der modernen Philologie entweder deutſch, oder doch deutſchen Urſprungs.

Ergeht nun die Frage, ob die Deutſchen hier eben ſo viel gelten, wie ſie vermögen und Einfluß üben, wie lautet da die Antwort? Die großen Kaufleute genießen natürlich des Anſehens, welches bedeutender, redlich erworbener Beſitz faſt überall verleiht. Sie heiraten wohl in holländiſche Häuſer hinein, verbinden ſich mit hieſigem Kapital. Die Aufſtrebenden hält man geſellig etwas fern: die Häuſer der Holländer öffnen ſich ſchwer. Doch iſt das ſchroff excluſive Element, die Bornirtheit des Nationaldünkels, nur durch eine kleine Zahl vertreten. Die jungen deutſchen Chefs halten aber auch ſehr zuſammen, und vielleicht geht das Abſchließen zum guten Theil von ihnen aus, obwohl das ſonſt nicht deutſche Art iſt. Das Volk endlich hat an der freien, menſchenachtenden Weiſe des einzelnen Deutſchen ſein Gefallen; wenn auch natürlich die Neidiſch-

Digitized by Google

beſchränkten hier wie in Japan, wie überall, der Meinung huldigen, die gewerbfleißigen Ausländer äßen ihnen eigentlich das Brod weg.

Dem Deutſchen hat der deutſche Bund im Auslande noch nie etwas genützt, aber er ſchadet ihm fortwährend. Es iſt, als wenn von der dreiunddreißigfarbigen Nachtmütze, in die Michel ſeinen Kopf hat ſtecken laſſen, ein leiſer Schatten auf die Naſe jedes Repräſentanten von Michelland fiele. Uns beehren die Herren Holländer mit einem Ekelnamen; für die Engländer wiſſen ſie keinen. Das macht, hinter jedem Civis Romanus ſteht Britannia mit dem Dreizack.

Ich weiß hier eine Schaar munterer junger Deutſcher, die ſich über dies Mißgeſchick zu tröſten wiſſen. Es ſind meiſt Volontaire, auch Buchhalter und Korreſpondenten. Viele Süddeutſche ſind darunter, Württemberger namentlich; darum hat ſich hier auch kein Zweig des Nationalvereins gebildet. Die „Fliegenden Blätter" brachten einmal eine gar humoriſtiſche Geſchichte, wie zwei Deutſche von einem Schiffbruch ſich auf eine unbewohnte Inſel retteten, eine „Geſellſchaft" zu gründen beſchloſſen, ſich aber über den Namen nicht einigen konnten und demgemäß ſich Jeder für ſich aufthaten, — der Eine als „Caſino," der Andere als „Reſſource." Nachher beballotirten ſie ſich erſt einander und führten ſich dann bis an ihr Lebensende gegenſeitig als „Fremde" ein.

Die Geſellſchaft vereinigter Deutſcher, die hier einmal beſtanden hat, that ſich nach dieſem Programm in eine „Germania" und einen „Gambrinus" auseinander. In jener erluſtigt ſich das jüngere Volk, während die jungen Firmen dem großen Patron des Bieres huldigen. Das giebt denn auch, wie die Menſchen einmal ſind, einen triftigen Trennungsgrund ab; und ſeitdem ſich dieſe Elemente „haſſend geflohen" haben, vertragen ſie ſich ganz gut, was den Föderaliſten als Argument empfohlen wird. Iſt doch der Cultus in beiden Tempeln derſelbe; Schiller's Büſte; Quartett ad libitum. An auserwählten Abenden wird ein Clavier angeſchlagen, es klingen Flöten und Geigen, und

der närriſche Brummbaß brummt.

Den Mittelpunkt bildet Moſel in zierlichen Bowlenfäßchen, dem die Genien rheiniſcher Geſelligkeit ſprudelnd entſteigen; dann ſteigert ſich die Fröhlichkeit bis zum Chor und komiſchen Rundgeſang — holländiſchen Caſinos ein exotiſches Gewächs. Junge Holländer, denen dies muntre Treiben behagt, geſellen ſich im „Gambrinus" als Mitglieder dazu; die „Germania" will das Deutſchthum durch Ausſchließlichkeit pflegen.

Auch unter den Gewerbtreibenden fehlt es nicht an unſern Landsleuten. Die anſehnlichſten Manufakturläden ſind zum guten Theil in deutſchen Händen. In Amſterdam ſitzen mehrere deutſche Buchhändler; in Rotterdam nur Einer, aber in ſeinen Händen iſt eines der beiden betriebſamſten Geſchäfte der Stadt. Deutſche Gaſtwirthe, Bäcker, Hutmacher, Zuckerbäcker kommen hier gut fort.

Dagegen ſind die höheren Berufsarten wenig vertreten. Nur an deutſchen Aerzten iſt kein Mangel. Eine Anzahl Hülfslehrer friſten in den im Ganzen ſo ſchlecht eingerichteten „Koſtſchulen" ihr kümmerliches Daſein. Auch an den Gymnaſien finden ſich einige Namen von deutſchem oder deutſch-ſchweizeriſchem Urſprung. Deutſche Prediger fehlen in den großen Städten nicht, ja der Haag hat jetzt eine deutſche Kirche.

Beſonders günſtige Ausſichten eröffnen ſich hier jungen deutſchen Kaufleuten, die wenig oder gar keine Mittel, aber recht tüchtige kaufmänniſche Eigenſchaften und Kenntniſſe beſitzen. Wir kennen allein in Rotterdam ſieben oder acht junge deutſche Firmen, die aus Nichts hervorgegangen ſind; und dieſe Zahl ließe ſich gewiß noch anſehnlich vermehren. Einer dieſer Herren beſaß, als er vor ſechs Jahren hierher kam, nichts als ein negatives Vermögen von zwölf Gulden; jetzt ſteht er an der Spitze eines Hauſes, das ſeine Agenten in Shanghai und Deſima hat. Manche dieſer wackern jungen Männer erwähnen, umgekehrt wie die Erben von Salomon Heine's lederner Hoſe, nicht ohne Genugthuung die Jahre, wo ſie mit ſieben, achthundert Gulden jährlich reichen mußten, in großen Städten, deren Miethpreiſe für eine anſtändige Junggeſellen-Wohnung faſt die Hälfte dieſer Summe verſchlingen. Giebt es denn auch etwas Rühmlicheres, als der Sohn ſeiner Arbeit zu ſein? Freilich, das Kapital geht nur mit *produktivem* Talent ein Bündniß ein. Alle kommen ſie in der Hoffnung hierher, ein Philippi oder Bunge zu werden; Viele bleiben natürlich an einer Buchhalter- oder Korreſpondenten-Stelle hängen. Immerhin ſehen die Holländer in ihrem eignen Lande bei Weitem nicht ſo viele mittelloſe junge Leute zu Vermögen und Selbſtändigkeit aufſteigen. Auch dies ſprechen ſie ſelbſt aus; auch dies ſchreiben ſie dem Mangel an Realſchulen zu, der die Knaben hier zu Lande in die meiſt elenden Koſtſchulen treibt, bis ſie im ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahre, zuweilen noch früher, in der Routine des Comptoirs aufgehen. Bei ſolchem Lobe deutſcher Schulen wird dem Preußen bitter zu Muthe. Er denkt daran, daß unſere Gymnaſien eher zurück- als vorwärts ſchreiten; daß auf der letzten Philologen-Verſammlung ohne Widerſpruch erklärt wurde, Lehrer der deutſchen Sprache nach Grimm's Grundſätzen ſeien nur in kleiner Zahl vorhanden, natürlich weil die vergleichende Sprachwiſſenſchaft ſich mit Privatſtunden übel verträgt.

Das Geſammtbild deutſchen Lebens in Holland iſt geſund und erfreulich genug. Unſere Landsleute fördern des Landes Wohlfahrt durch die eigene. Da iſt friſcher Eifer, ehrlicher Unternehmungsgeiſt, umſichtige Kühnheit. Sie begleitet der Zauber des praktiſchen Erfolges. Der holländiſche Handel iſt der ſolideſte der Welt; von Bankerott iſt faſt nie die Rede: vielleicht hält er in der Ausbeutung der Kreditmittel allzu vorſichtig zurück. Die großen engliſchen Kaufleute ſind weit reicher, als die niederländiſchen; ſie wagen viel, Bankerotte ſind nichts Seltenes. Zwiſchen Beiden hält der Deutſche die goldene Mitte. Sein aufblühendes Geſchäft verbindet viel von dem engliſchen Speculationsgeiſt mit viel von der holländiſchen Vorſicht.

Dieſe Kräfte werden einſt unſere Heimat in den Sitz der Wohlfahrt verwandeln, wenn die fortſchreitende Geſchichte die Schranken des Vorurtheils und der Willkür niedergelegt oder niedergeworfen hat. Dann wird ſich auch die Stellung des einzelnen Deutſchen in Holland, wie das Verhältniß Hollands zu Deutſchland, beſſer geſtalten. Zwar die Hoffnungen unſerer Arndt und Grimm, beide Länder würden künftig zuſammenſchmelzen, werden ſich wohl nie verwirklichen. Aber ein Bündniß gegen franzöſiſche Eroberungsgelüſte würde ſich dann leichter knüpfen.

F. Wortbmann.

England.

Zwei Tage in engliſchen Gymnaſien.

Unter obigem Titel hat der durch eine vortreffliche Lehr- und Erziehungsanſtalt zu Jena und durch pädogogiſche Schriften rühmlichſt bekannte Schulrath Dr. K. V. Stoy ein Büchlein erſcheinen laſſen, das gerade jetzt, wo von den Entſcheidungen engliſcher Politik auch ſo manche für unſer deutſches Vaterland wichtige Frage abhängt, eine um ſo allgemeinere Theilnahme beanſpruchen dürfte, als es uns deutlich erkennen läßt, wie wenigſtens ein Theil der Schuld, welche die ſchon oft bewieſene Engherzigkeit jener Politik auch uns gegenüber auf ſich geladen hat, der Schule zur Laſt fällt. Wir glauben daher den Dank der Leſer dieſes Blattes zu verdienen, nicht nur, wenn wir ihnen das Schriftchen zur eingehenden Lektüre dringend empfehlen, ſondern auch wenn wir im Nachſtehenden Einiges von dem Wichtigſten ſeines Inhaltes zum Theil mit den eigenen kernigen Worten des Verfaſſers mittheilen. Insbeſondere wird man erkennen, daß wie ſo viele Einrichtungen Englands, die in früherer Zeit vollſtändig an ihrer Stelle waren, jetzt als veraltet zu betrachten ſind, es ſich ebenſo auch mit den Gelehrtenſchulen (public schools) verhält. Anlage und Geiſt derſelben, ſo ſehr er roheren Zeiten und einfacheren Verhältniſſen genügt und die aus ihnen hervorgegangenen Namen Ruhm gewonnen haben mögen, können vor den gegenwärtigen ethiſchen und ſtaatlichen Anforderungen nicht beſtehen und ſollten je die großen Hoffnungen, welche der gründlichſte Kenner der ſozialen Krankheitszuſtände im gegenwärtigen Großbritanien, Rudolph Gneiſt, in dem zweiten Bande ſeines „heutigen engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsrechtes" ausgeſprochen hat, ihre Verwirklichung finden, ſo wird das nur auf Grund der Veränderungen geſchehen, welche mit den höheren Schulen des Landes vorzunehmen ſind.

Die Erfahrungen, die Stoy auf Grund ſeiner umfaſſenden Studien des engliſchen Schulweſens geſammelt hat, faßt er in zwei Bilder zuſammen, deren eines uns die altehrwürdige, dem majeſtätiſchen Schloß von Windſor gegenüber gelegene public school zu Eton ſchildert, während uns das andere nach Rugby führt, das ebenfalls der Sitz einer Gelehrtenſchule, welche 1567 gegründet, aber erſt 1777 durch Parlamentsakte zu gleichem Range mit den übrigen public schools Englands erhoben wurde, gegenwärtig große Berühmtheit erlangt hat. Auf eben dieſer Eintheilung beruht auch der Titel des Schriftchens, in dem wir mit dem Verfaſſer den erſten Tag in Eton, den zweiten in Rugby zubringen.

Gleich der erſte Eindruck, den wir faſt am Ende unſres Weges nach Eton empfangen, iſt nicht der günſtigſte: es ſind eigenthümliche Töne, die an unſer Ohr dringen, eine Art lautes Grunzen (groans), welches von einem ziemlich großen Trupp Schüler herrührt, die einem wenig be[illegible]ten

Digitized by Google

Parlamentsmitgliede ſolche Zeichen ihres Mißfallens bringen. Die Zuſtimmung, die wir der Antwort des Verfaſſers auf die Vertheidigung ſolches Gebahrens von Seiten eines Mitreiſenden ſchenken, wird uns hoffentlich nicht den Vorwurf deutſchen Philiſterthums zuziehen; denn anſtatt in jenem Grunzen die Anfänge des Charakters, das friſche Selbſtgefühl zu ſehen und zu achten und aus ſolchen einzelnen Momenten die politiſche Freiheit und Größe des meerbeherrſchenden Albion abzuleiten, geben auch wir jener Strenge der Aufſicht und Zucht den Vorzug, in welcher die Jugend bei den Griechen, den männlichſten und freieſten Völkerſtämmen der Welt, eingeſchloſſen war.

Den zweckmäßigen Einrichtungen und theilweiſe ſehr koſtbaren Ausſtattungen gegenüber, mit denen die Gegenwart ſo viele Gebäude, wenigſtens höhere Schulanſtalten, in unſerm deutſchen Vaterlande verſehen hat und durch welche ſich auch die Stoy'ſche Anſtalt ſelbſt ſo äußerſt vortheilhaft empfiehlt, können wir uns eines gerechten Staunens nicht erwehren, wenn wir uns nach dem Eintritte in das Schulgebäude in einem großen Raume ſehen, der trotz des Reichthumes an Bänken, doch nirgends einen Tiſch zum Schreiben, einen Ofen oder eine Vorrichtung zu künſtlicher Beleuchtung zeigt, obwohl im Winter die Lectionen um 7 Uhr Morgens beginnen, und von dem wir außerdem erfahren, es ſei dies ein Lehrzimmer für 121 Schülern in drei Abtheilungen, das allen dieſen drei Abtheilungen und drei Lehrern zu gleicher Zeit als Schauplatz ihrer Wirkſamkeit diene. Könne man doch nöthigenfalls durch herabgelaſſene Gardinen die einzelnen Räume von einander abſchließen und werden die Schüler ſo auch zu deſto ſtrengerem Aufmerken genöthigt, bei den Lehrern aber durch die Gegenwart des Rektors, der auf dem in der Mitte des Ganzen befindlichen Hauptkatheder ſitzt, und durch die gegenſeitige Kontrole Säumigkeit und Härte verhütet.

Wenn ſchon dieſe Aeußerlichkeiten geeignet ſind, uns mit einem gewiſſen Mißtrauen zu erfüllen, ſo wird dieſes durch ein näheres Bekanntwerden mit dem Lectionsplane und mit der Ausführung deſſelben nicht eben beſeitigt werden. Während die Mathematik als fakultativ dem Privatſtudium und dem Privatunterricht überlaſſen bleibt, bildet faſt mehr noch als Geſchichtsrepetionen und als die Lectüre lateiniſcher und griechiſcher Klaſſiker die Hauptbeſchäftigung der Schüler Compoſition latein. Verſe, für welche beſonders betonte Leiſtung mehrere Preiſe geſtiftet ſind und von deren Vorübungen eine untere Klaſſe ihren wunderlichen Namen „Non-sense" erhalten hat, indem es in ihr eine Hauptaufgabe iſt, lateiniſche Wörter ohne allen Sinn nach der Schablone des lateiniſchen Versmaßes aneinander zu fädeln. Wie man dieſen „unſinnigen" Namen doch wohl am Ende den Anforderungen wenigſtens des Geſchmackes opfern würde, hätte er eben nicht das Privilegium des Alters für ſich, ebenſo zeigen auch andere Namengebungen von dieſer Vorliebe für das Alte, der man in England oftmals freilich in der wohlthuendſten Weiſe begegnet: ſo der ſchon mehrmals gebrauchte Name „public schools" ſelbſt, obwohl die von ihm bezeichneten Anſtalten nicht mehr öffentlichen und nicht weniger privaten Charakter beſitzen als hundert andere, da ſie auf Stiftungen ruhen und eine von Staat wie von Gemeinde unabhänge eigene Verwaltung und Regierung haben; ſo heißt ferner die oberſte Klaſſe fort und fort die ſechſte, „sixth Form," auch nachdem ſie durch die im Laufe der Jahre unten neu hinzugekommenen Klaſſen zur zehnten geworden iſt; ſo eine andere obere Klaſſe die „Zwanzig," obwohl der Bericht 24 Schüler aufzählt. Und ſo fort. Ein ähnliches Zeugniß für derartigen Conſervatismus liefern aber auch die Lehrbücher, indem bis zum Jahre 1855 ein dürres aus dem Jahre 1627 ſtammendes Geſchichtscompendium eingeführt war, die Epitome von Turſellinus, die Grammatiken aber ſämmtlich ein mehr als hundertjähriges Alter hatten, ſo daß Behauptungen wie die, daß hic, haec, hoc der lateiniſche Artikel ſei, in ihnen nichts Seltenes waren.

Nimmt man nun ferner hinzu, daß, anſtatt des freien Intereſſes, welches in unſrer deutſchen Pädagogik als die wichtigſte Grundlage jedes höheren Unterrichts mehr und mehr betrachtet wird und für welches namentlich auch Stoy mit ſo warmem Eifer faſt in den meiſten ſeiner Schriften eingetreten iſt, der engliſche Schüler durch die lockende Ausſicht auf zum Theil ſehr bedeutende Geldpreiſe zum Lernen angeſtachelt werden ſoll (in Cambridge werden jährlich mehr als 11,000 Thaler als Geldpreiſe vertheilt), daß ferner nicht jene himmliſche Gabe der didaktiſchen Hebammenkunſt, in welcher Sokrates ſeine Größe ſuchte, von Nöthen ſcheint, ſondern vielmehr Unverdroſſenheit und Regelmäßigkeit im Abarbeiten der gegebenen Penſa und im Einhalten der eingeführten Uebungen die Hauptſache iſt, wie deßhalb auch ganz harmoniſch in ſolche Anſchauung hinein die gewohnte Rede aus der Maſſe ſchottiſcher Lehrer klingt, welche ſich gegenſeitig nicht ſowohl über ihr Amt, ſeine Aufgaben, Befugniſſe, Freuden, Leiden auszuſprechen pflegen, ſondern als erſte Frage immer die auf der Zunge haben: „wie viel Geld macht er?" He makes £ 400 a year,* — nun ſo können wir uns fürwahr über Reſultate eines ſolchen Lehrplanes und ſeiner Ausführung nicht mehr wundern, wie ſie in folgenden Mittheilungen enthalten ſind. Im Auguſt 1855 verkündigte die Commiſſion, die die Aſpiranten für den Dienſt der Oſtindiſchen Compagnie geprüft hatte, daß von 113 Examinanden nur 20 angenommen, alſo $^{5}/_{6}$ abgewieſen worden ſeien. Im Juli 1856 erklärte der Staatskanzler, daß auch für den Eintritt in den heimatlichen Dienſt ein Examen eingeführt worden ſei. Die Zahl der Examinirten betrage 1348, von dieſen ſeien $^{1}/_{3}$ ganz durchgefallen und mehr als die Hälfte nur mit dem Minimum von Kenntniſſen durchgekommen. Neben ſolchen officiellen Zugeſtändniſſen führt Stoy aus den Mittheilungen des Dr. Voigt über das Unterrichtsweſen Englands und Schottlands auch noch ähnliche Beweiſe an, wie, daß drei als reif entlaſſene junge Männer bei einem Stipendien-Examen eine leichte Stelle aus Horaz nicht überſetzen konnten, weil gerade dieſe in ihrer Chreſtomathie nicht abgedruckt, überhaupt ihnen nicht eingeübt worden war, oder daß die nicht ſeltenen Anführungen klaſſiſcher Stellen im Parlamente nur aus dem engen Kreiſe des in der Schule Angelernten und Memorirten genommen wären.

Wie ſtimmt nun mit ſolchen Ergebniſſen jenes Zeugniß zuſammen, welches über dieſe Anſtalten der große Canning einſtens in den Worten ablegte: „Daß wir in unſrer Geſchichte eine faſt ununterbrochene Aufeinanderfolge von Männern gehabt haben, die ſich in den ſchwierigſten Lagen als die Stützen des Landes erwieſen, tüchtig in Wort und That, daß es uns auf keinem Gebiete an Männern fehlt, die Zwecke zu ſetzen und mit nicht gemeinem Verſtande die Mittel zu finden und anzuwenden verſtehen, das verdanken wir vor Allem dem Syſtem unſrer public schools und Univerſitäten?"**

Bezieht ſich ein ſolches Zeugniß doch am Ende nur auf Einzelne, die große Männer wurden, trotzdem daß ſie in public schools unterrichtet und erzogen wurden, während an der großen Maſſe die oben angeführten Reſultate als pſychologiſch nothwendige Folgen des total unrichtigen Schulſyſtems zu Tage kommen. Oder werden die ſchädlichen Einflüſſe deſſelben vielleicht aufgehoben durch das in jenen Anſtalten eingeführte Fagging-Syſtem, nach welchem die Oberſten unter den Schülern Herren ſind über die unteren Klaſſen und deren Schüler zu allerlei perſönlichen Dienſten gebrauchen dürfen, oder durch die Macht des Flogging-Syſtem, nach welchem ein 17jähriger Secundaner für geſetzwidriges Rauchen mit der Ruthe von der Hand des Rectors gezüchtigt wurde, während die andern Schüler, welche und wie viel wollten, an der offenen Thüre des Rectoratszimmer dieſem Schauſpiele zuſehen durften? Oder ſollte vielleicht die Erklärung in derſelben Antwort zu ſuchen ſein, mit welcher der Rector die Abweſenheit ſpezieller Aufſicht und Leitung durch die Worte rechtfertigte: „Wie kann ich anders? der Knabe iſt ja getauft, das kann ich nicht hoch genug in ihm achten."***

Nein, den Widerſpruch, der ſich zwiſchen jenem Zeugniſſe Cannings und der offenbaren Unzweckmäßigkeit des Syſtems kund giebt, erklärt Stoy durch den Hinweis, wie einzelne Naturen und gerade die empfänglichen ſo ſehr von den nebenher wirkſamen perſönlichen Einflüſſen durchdrungen ſind, daß ſelbſt die unrichtig gewählten Speiſen, welche das Syſtem bietet, zu geſunder Nahrung innerlich umgearbeitet werden. Das Eigenthümlichſte und Bedeutungsvolle, ſagt er, muß offenbar darin liegen, daß die bisherigen Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens ſolche individuelle und perſönliche Einwirkung bald weniger beſchränkten, bald mehr begünſtigten, als dies in andern Ländern und auch in unſerm Vaterlande möglich iſt.

Die Wahrheit dieſes Ausſpruches wird nun an dem andern Bilde nachgewieſen, in welchem Stoy die Eindrücke ſeines Beſuches zu Rugby zuſammenſtellt. Wird er hier gerade Zeuge des Wettkampfes, der auf dem großen, ſchönen Spielplatze, dem Play-ground, nicht nur die gegenwärtigen Schüler der Anſtalt verſammelt, ſondern zu dem auch elf Studenten von Oxford und ein angeſehener Pfarrer als frühere Schüler ſich eingefunden haben, ſo tritt ihm alsbald ein ſolches perſönliches Erziehungsmoment in den Schüler-Freundſchaften entgegen; in ihnen findet die beſſere Natur während der freien Stunden die Befriedigung, welche in den Schulklaſſen nicht möglich iſt; von daher empfangen die Individualitäten die Ergänzungen, welche in ihrer Abgeſchloſſenheit von

* Dr. Voigt, Mittheilungen über das Unterrichtsweſen Englands und Schottlands; Halle 1857. p. 23.

** Wieſe, deutſche Briefe über engl. Erziehung. Berlin 1852.

*** Wieſe: p. 20.

Digitized by Google

ihrer Familie ihnen heilſam und Bedürfniß ſind; in dieſen Freundſchaften, die über die Schulzeit, über alle die bunten Wechſel des Lebens, ja ſelbſt über das Grab hinaus dauern, wurzelt auch vorzugsweiſe die Liebe zur Anſtalt ſelbſt, welche durch die Weite ihrer Formen den Individuen nicht beſchwerlich wurde.

Ein zweites derartiges Erziehungsmoment glaubt der Verfaſſer unſres Schriftchens in dem guten Genius zu finden, den die engliſche Familie ihren Kindern zur Begleitung mitgiebt und von welchem nicht nur Jeder eine Ahnung bekommen wird, der engliſche Knaben in der Kirche längere Zeit betrachten, oder am Abend, wo ſie auf dem Seſſel neben ihrem Bette ſitzend ihren Abendcultus gewiſſenhaft verrichten, ſtill beobachten konnte, ſondern welcher Genius ſich namentlich auch durch den in der Familie wurzelnden Glauben an den Werth der Bildung, an die Würde wiſſenſchaftlicher Studien offenbart. Man muß die engliſchen Privatbibliotheken in ihrem Reichthum an allen neuen literariſchen Produkten, an 3—4 Converſationslexicis, an Kupferwerken aller Art geſehen, man muß die Achtung, mit welcher in der Regel täglich mehrere Stunden in dem Bibliothekraume verbracht werden, kennen gelernt haben, man muß Zeuge geweſen ſein von der Theilnahme, welche alle Glieder der Familie, die Kinder nicht ausgenommen, verrathen, ſobald irgendwie über eine Notiz, eine Frage oder was ſonſt, der Rath der Bücher eingeholt werden ſoll: man muß das Alles erlebt haben, um zu begreifen, mit welchem ehrbaren Sinn gutbegabte und gut erzogene Kinder ſpäter in den public schools dem Lehrer auf der dürren Haide ſeines Unterrichts folgen.

Um ſo weniger werden aber ſowohl jene Schüler-Freundſchaften als auch dieſer Familiengenius ihres ſchützenden Einfluſſes verfehlen, wenn die oberſte Quelle der unmittelbaren Erziehung ungehindert ihre Wirkungen ausüben kann, die Perſönlichkeit des Erziehers. Und hier iſt es, wo unſer Büchlein das Bild einer ſolchen Lehrerperſönlichkeit in der Schilderung eines Mannes, Thomas Arnold, entwirft, auf den nicht nur Rugby, in deſſen Räumen er waltete, ſondern auch ganz England als auf einen ſeiner größten und bedeutendſten Pädagogen ſtolz ſein kann. — Indem er aus ſich ſelbſt die Ergänzungen brachte, deren die public schools in ſo hohem Grade bedürfen, führte er neuere Geſchichte, Mathematik und deutſche Literatur ein und beſchränkte dadurch zugleich die maßloſe lateiniſche Versmacherei auf engere Gränzen. Nicht das Vollſtopfen mit Sätzen und Notizen, ſondern das Anregen zu eignem freiem Intereſſe, zu treuer gedankenvoller Arbeit nennt er ſeine Hauptaufgabe. Wie er unabläſſig gegen das Ueberhandnehmen der Unterhaltungslectüre kämpft, an ſeinen Unterricht aber ſtete Hinweiſungen auf echte Privatlectüre knüpft, ſo macht er für dieſe die Lehrer als „Tutoren" ebenſo verantwortlich, als für das häusliche Verhalten der Schüler im Allgemeinen. Freilich bedarf er Lehrer nicht gewöhnlichen Schlages, ſondern verlangt für einen Rugby-Lehrer den Geiſt eines Chriſten und eines gebildeten Mannes, von dem er auch nicht duldet, daß er noch ein andres Amt bekleide: jeder ſoll der Anſtalt ganz gehören und dem gemäß Gehalt haben.

Ebenſo groß, wie als Lehrer, ſteht Thomas Arnold auch als Erzieher da, der als der echte Seelſorger ſeiner Zöglinge, von einer wahrhaften Frömmigkeit durchdrungen das religiöſe Prinzip zu dem oberſten ſeiner Erziehung machte und in dieſem den ſicherſten Schutz gegen die ſechs Hauptübel fand, welche er als ganz hinreichend bezeichnete, um jede öffentliche Schule in eine Mördergrube zu verwandeln. Dazu gehört vor Allem ſinnliche Gottloſigkeit, wie Trunkenheit und andere zugleich mit ihr in der heiligen Schrift verbotene Dinge; zweitens herrſchende Uebung der Falſchheit, wenn Lügen beſtändig von der Mehrzahl geredet und von Allen geduldet werden; drittens ſyſtematiſche Grauſamkeit oder, wenn dies Wort zu ſtark iſt, Mißhandlung der Schwachen und Einfältigen, ſo daß ein Knabe ein elendes Leben hat, wenn er nicht einen Theil des Geiſtes der Rohheit und der Verfolgung, die er rund umher wahrnimmt, ſich aneignet; viertens ein Geiſt thätigen Ungehorſams, Haß aller Autorität und Luſt am Brechen von Regeln, einfach weil es Regeln ſind; fünftens allgemeine müßige Arbeitsſcheu, wenn Jeder ſo wenig als möglich thut und der Ton der Schule jeden Verſuch des Fleißes oder Fortſchritts bei Einzelnen niederſchreit; ſechstens ein Geiſt der Genoſſenſchaft im Böſen.

Dem Conſervatismus iſt natürlich auch er ſchon als Engländer zugethan, ſo daß er ſelbſt die Quelle mancher Uebelſtände nicht unbedingt verwirft und entfernt, ſondern ihr nur die Gefahr benimmt, um ſie von dieſer befreit in veredelnder Weiſe wirken zu laſſen. Anſtatt daher das Fagging-Syſtem gänzlich zu unterdrücken, bildet er es um und zwar von dem Grundſatze ausgehend, daß möglichſt viel durch die Knaben ſelbſt und möglichſt wenig für ſie gethan werde, auf die Weiſe, daß der ganzen erſten Klaſſe und ganz beſonders den Vorgeſetzten nicht blos und nicht ſowohl ihre Rechte, ſondern ganz beſonders auch ihre Pflichten gegen die Untern anſchaulich und lieb und werth wurden. — Ebenſowenig entfernte er gänzlich das Flogging-Syſtem und zweifelte keinen Augenblick, daß für das jüngere Alter und für die ſchwereren Vergehen der Lüge, Trunkenheit und dergleichen die Strafe des Stockes die wirkſamſte ſei.

Wie für ſeine Schule, war Thomas Arnold jedoch auch für die allgemeinen Angelegenheiten des Staates und der Kirche mit der wärmſten Theilnahme erfüllt und richtete in größeren und kleineren Abhandlungen an die Regierung und die Gebildeten ernſte Mahnungen. Er wirft dem engliſchen Volke wie der Regierung vor, daß „ſie ſich nicht um Irland kümmere noch überhaupt, die Wahrheit zu geſtehen, um die Rechte von irgend Jemand, außer um ihre eigenen," er weiſt darauf hin, daß das ganze Land durch eine gewiſſenloſe Agitation bedroht werde, er weiſſagt ſchreckliche Zeiten, wenn der ſchroffe Gegenſatz von Reich und Arm, der in den Fabriken am auffallendſten an's Licht trete, in Wahrheit aber ſich in jedem Kirchſpiele finde, nicht durch Reformen gehoben werde. Er klagt die anglikaniſche Kirche an: „Sie trägt und hat immer getragen die Abzeichen ihrer Geburt. Das Kind königlicher und ariſtokratiſcher Selbſtſucht und gewiſſenloſer Tyrannei, hat ſie nie eine kühne Sprache gegen die Großen und Vornehmen zu führen gewagt, ſondern ſich begnügt, den Armen den Text zu leſen. Thorheit, ſchlimmer als Thorheit iſt es, zu glauben, die ſogenannten orthodoxen Lehren den Großen vortragen, heiße wirklich ihnen das Evangelium predigen.

„Ja," fährt er fort, „wenn die Geiſtlichkeit auftreten wollte wie ein Mann, von Cumberland bis Cornwall, zur Friedfertigkeit mahnend auf der einen Seite und zur Gerechtigkeit auf der andern, anklagend und verdammend die hohen Pachtzinſe und die Jagdgeſetze, und die Gleichgültigkeit, welche die Armen in Unwiſſenheit erhält und ſich dann über ihre Brutalität wundert — dann glaube ich allerdings, könnte ſie noch ſich ſelbſt und den Staat retten."

Nach dieſer Charakteriſtik des großen Schulmannes, deſſen Ideale in der Gründung einer wahrhaft nationalen und chriſtlichen Kirche und eines wahrhaft nationalen und chriſtlichen Erziehungs-Syſtems beſtanden, ſpricht endlich Stoy als das Schlußreſultat ſeiner Betrachtungen die Ueberzeugung aus, daß in dem alten Schulſyſteme Englands die alte Engherzigkeit und ſelbſtſüchtige Starrheit des uns ſo nahen und doch ſo fernen Inſelvolkes wurzelt und Nahrung findet. Brächen erſt dieſe verderblichen Feſſeln der engliſchen Jugend: dann würden — wir dürfen wohl ſagen, zum Heile der Welt — die zwei für einander beſtimmten Völkerſtämme in der Empfindung geeinigt werden, mit welcher Arnold im Jahre 1840 von Frankreich her an den Rhein kommend, in ſeinem Tagebuche unſer Vaterland begrüßte, wie das ſeine, als „das Land unverdorben von römiſcher, oder ſonſt irgend welcher Vermiſchung, als die Geburtsſtätte der ſittlichſten Völkerſtämme, welche die Welt geſehen hat und unſre Nation als das Element der Wiedergeburt für das neue Europa!"

Erwähnte aber der vorſtehende Bericht die Liebe, mit welcher frühere Schüler ihrem Jugendaufenthalte trotz aller Uebelſtände dennoch für ihr ganzes Leben zugethan bleiben, ſo können wir uns nicht wundern, wenn auch die Zöglinge einer Erziehungsanſtalt, die unter ihren deutſchen Schweſtern gewiß einen der erſten Plätze behauptet und deren Vorſteher der Verfaſſer des eben beſprochenen Schriftchens, Dr. Stoy ſelbſt iſt, dieſer ein treues, dankbares Andenken bewahren. Davon geben uns die letzten Blätter des Schriftchens ein ſchönes Zeugniß, indem ſie nach einer kurzen Schilderung des Albums, welches der Großherzog von Weimar, Carl Alexander, der Anſtalt mit den an Dr. Stoy gerichteten Worten ſchenkte: „Ich bezwecke, Ihren ſämmtlichen Schülern eine Gedächtnißtafel zu errichten und wünſche, daß ein Jeder derſelben, der ſie verläßt, ſich darin einſchreibe," uns einige Proben von derartigen Vermächtniſſen ſcheidender Schüler und Pflegeſöhne mittheilen, mit deren einem auch wir vom Leſer ſcheiden:

Was Deinem innern Trieb iſt angemeſſen, treibe,
Nur daß fein auch der Trieb ein angemeſſner bleibe.

Und was Du liebend treibſt, laß Dir das Höchſte gelten,
Ohn' anders treibende mißliebig dann zu ſchelten.

Paul Möbius

Digitized by Google

Engliſche Korreſpondenz.

Die Untergrund-Eiſenbahn. — Noch einmal die Welt-Ausſtellung.

London, Ende März.

„Die Maulwurfsgänge des Laſters," Jean Paul'ſchen Andenkens, als ſechs- bis zehnfach gemauerte Eiſenbahn-Tunnels unter der Stadt hindonnernd; „alte Weibermühlen" (auch auf alte Männer zugerichtet) auf ganz naturwiſſenſchaftlich-magiſch-„od'"iſche Weiſe klapperig-gedrücktes Greiſenthum bis hinter die Jahre der Mündigkeit zurück verjüngend, ſtrahlend, elaſtiſch, lächelnd, übermüthig und im Stande, wilde Eichhörnchen auf Bäumen zu überholen und zu fangen; der alte fabelhafte Zauberſtab zum Feſt- und Unſichtbarmachen, für Geiſtererſcheinungen, zum Umwandeln der Seelen und Herzen auf weite Entfernungen hin; Magnetismus, Mesmerismus, Odismus, Hellſehen und Hellleſen in der Zukunft, gemüthliche Unterhaltung mit Verſtorbenen und mit zukünftigen Kindern, die noch auf ein Liebes-Paar, auf Verlobung und Hochzeit und dann noch mindeſtens neun Monate warten müſſen, ehe ſie dran denken können, geboren zu werden; allgemeine Lebensverlängerung auf durchſchnittlich zehn Jahre für jeden Menſchen; Raum und Zeit als Schranken ganz als überwundene Standpunkte beſeitigt; „Stein der Weiſen," „Quadratur des Cirkels" und „Quinteſſenz des Lebens" in ungeheuern Niederlagen und ſpottbillig — ſehn Sie, das iſt London!

Und was haben Sie in Berlin? Malz- und Rinnſtein-Extrakt, Herrenhaus und Fortſchritts-Frack-Kammer — ſich einander vergeblich bekämpfend, Buridan'ſche Eſelei und nicht einmal mit Heubündeln auf beiden Seiten, ſondern leerem Stroh, das hier ſchon vor zwei Jahrhunderten gründlich ausgedroſchen war, Einigkeitsbeſtrebungen mit Ausſicht, daß ſich einmal Rußland, Frankreich und Italien in Deutſchland theilen, wie einſt die Großmächte in Polen — wie mir eben ein Engländer unter der Erde prophezeite — das haben Sie in Berlin, wo man den Hoff'ſchen Malz-Extrakt als „Preußiſche Induſtrie" in den Zeitungen beſingt und man noch Mahl- und Schlachtſteuer bezahlen muß.

Aber was ſoll das heißen? werden Sie fragen. Daß ich eben vom Champagner-Frühſtück mit den unterirdiſchen Directoren im großen Nord-Hôtel aufgeſtanden, durch ein Lichtermeer ohne Dampf und Skandal unter vier Stadttheilen Londons hinfliegend, um die „Ausſtellung" zu beſuchen, geſtern Bulwer Lyttons „Strange Story" geleſen, dann Berliner Politik Etliches geleſen und vernommen — da können Sie ſich wohl denken, wie ich auf eine ganz natürliche Weiſe ſo überſprudelnd geiſtreich geworden und in die peinlichſte Verlegenheit des Reichthums gekommen bin. Der Champagner ſteckt mir im Kopfe, als wär er eine volle Flaſche mit eben gelöſtem Draht, ſo daß mein Schädeldach oben mit jedem Augenblicke als Pfropfen an die Decke knallen kann. Der Sect war ſelect. Aber zum Wohle der Menſchheit möcht' ich doch die Weisheitsſprüche Salomon's um einen bereichern:

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch champagnerfrühſtücke." Nicht nur das individuelle, ſondern auch das europäiſche Gleichgewicht würde darunter leiden. Letzteres taumelt ohnehin ſchon ſehr gefährlich für die ganze Aſtronomie, da ſich die Erde längſt nicht mehr um ſich ſelbſt und um die Sonne dreht, ſondern blos um Napoleon.

Nein, aber nun ordentlich an's Werk: amusing and instructive. Wir, d. h. eine große Menge reſpektabler Gentlemen, zu denen ich als a matter of course auch gehöre, waren von den unterirdiſchen Directoren wieder einmal eingeladen geweſen, als Publikum unterirdiſch Probe zu fahren und Vertrauen zu der „Untergrund-Bahn" verbreiten und vermehren zu helfen. Sie wiſſen, daß die Untergrund-Eiſenbahn zwiſchen den großen beiden Eiſenbahnhöfen des Nordens und Weſtens mit der großen Welt-Induſtrie- und Kunſt-Ausſtellung eröffnet werden ſoll. Sie iſt aus dem Gröbſten ſchon fertig und ich bin mehrmals mit Probe gefahren. So auch den Morgen, als ich die Ausſtellung beſehen und beſuchen wollte. Wundervoll! Sechs- bis zehnfach gewölbtes Mauerwerk, warm, trocken, ewig erleuchtet, ſchön ventilirt, ſchlanke Locomotiven ohne Schlott, ohne Dampf und Rauch nach Außen, leicht von Station zu Station geblaſen, kleine unterirdiſche Häuſer für Telegraphie, Inſpectoren, Wärter ꝛc., Publikum in Flaſchenzug-„Wiegen" auf- und abgewunden, Fortſetzung der Untergrund-Bahn von Kings-Croß aus city- und weſtwärts, um an der Blackfriars-Brücke über die Themſe nach der großen Süd-Oſt-Dover-Cryſtall-Palaſt-Bahn zu leiten, von wo man um den Cryſtall-Palaſt herum nach dem Südweſten Londons und in die Nähe des Ausſtellungs-Palaſtes gelangen und bald zu jeder Zeit von jedem Orte an jeden andern um, durch, über und unter London ab- und zudampfen kann. Wundervoll! Dazu die großartigſten aller Cloakenwerke mit zehn Meilen langen Haupt-Tunnels, welche alle Schlacken des millionenfachen Lebens aus jedem Hauſe ungeſehen und ungerochen in menſchenleere Fernen (ſtatt in die Themſe) ableiten, wo man Kuchen aus dieſen Schätzen backen und den Gärten und Feldern zur Nahrung und Erquickung auftiſchen wird. Das iſt erhaben, wenn auch tief unten. Oben überzieht ſich London immer dichter mit Stadtpoſt- und Privat-Telegraphen-Netzen. Die Puſte-Poſten-Röhren, durch welche Briefe und Packete, ſpäter auch Menſchen geblaſen werden, kommen auch in Aufnahme. Die Pneumatic Dispatch Company iſt kein leerer Wahn mehr. Und die Strange Story mit ihren pneumatiſchen Gewalten. Unſinn! Haarſträubender Unſinn für uns nüchterne Leute im Lande der „Kraftſtoffler," aber ein gewaltiger, kühner Stoß gegen unſern ganzen naturwiſſenſchaftlichen Moleſchottismus — das kann ich Ihnen ſagen. — Sie wiſſen, ich kann den langen, hagern, excluſiv-toriſtiſchen Verfaſſer nicht leiden; aber dieſe Kühnheit und Gewalt des höheren Blödſinns im zweiten Theile, dieſer Margrave, dieſe erſte Größe aller transſcendenten Unmöglichkeit in ſtrahlender Jugend und Geſundheit, dieſe mit chromiſchem Mesmer-Magnetismus reizend behafteten Lilien — dieſe Strange Story mit ihrem im olympiſchſten Hohne juſt auf der modernſten Naturwiſſenſchaft neu aufgebauten Aberglauben, die lieb ich nun mal. I cant help it.

So was konnte nur in dieſem Mittelpunkte des geiſtigen und materiellen Weltmarktes geſchrieben werden, wie nur in London die Courage und das Geld zu finden war, $1\frac{1}{2}$ Million Quadratfuß binnen einem Jahre maſſiv einzumauern, mit den zwei ſtärkſten Kuppeln der Welt zu bethürmen und die Welt zu olympiſchen Spielen der Induſtrie und Kunſt einzuladen.

Sie wiſſen wohl, daß die ſchwarze Republik Liberia der erſte Staat war, der die Blüthen ſeiner Induſtrie einſandte. Eine blühende Neger-Republik, während alle Weißen mit ihren republikaniſchen Tugenden und Inſtitutionen pleite gehen — Liberia zuerſt auf dem Kampfplatze der Kultur — ſollte das ein vorläufiger Fingerzeig ſein, daß die Geſchichte einen ihrer grandioſen Witze d. h. die freien Weißen zu ſchwarzen Sklaven machen und ſie vom republikaniſchen Neger-Präſidenten peitſchen laſſen will? Warum nicht? Wenn die Geſchichte, nach Hegel „die Entwickelung im Bewußtſein der Freiheit," unter den Weißen als erzwungene Verwickelung des Nichtwiſſens und Nichtwollens immer mehr angeſchwärzt wird, kann ſie auch eine Strange Story ſpielen.

Aber nun Ausſtellung im Ernſte! Der ſeltſame Umweg vom Champagnerfrühſtück im Norden weg unter der Erde hin in's weſtliche Paddington, von da ſüdlich herunter, dann endlich weſtlich an's Ziel und zwar zuletzt auf dem „Toppe"* eines Omnibus, wie wir Deutſch-Engländer hier ſagen, dieſer korkzieherförmige, champagnerfrühſtückbeſäuſelte Umweg iſt meiner Gefühle ganz würdig.

Alſo am Ziele! Was ſoll ich nun ſagen? „Wenn unſerm Blick was Ungeheueres begegnet, ſteht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill," ſagt Göthe. Alſo zunächſt etwas Geiſtloſes. Der Kryſtall-Palaſt von 1851 war ſieben Londoner Pauls-Kirchen groß und bedeckte 19 Morgen Land, mit einem wundervollen, alten, rieſigen Baume im Haupt-Transepte, der heute noch lebt. Die Rieſen-, Geld- und Gimpelfalle in Brompton hier vor meinen Augen ſchließt mit den beiden „Annexen" 25 Morgen ein und iſt ſo groß wie der Kryſtall-Palaſt plus 15 Weſtminſters, obgleich 700 Fuß kürzer. Der Ueberſchuß fällt in die Dicke und in die beiden Seitengebäude oder Annexe. Dickthum und Dickthun, überhaupt eine engliſche Nationaltugend, den Ausländern gegenüber — und ſie haben's dazu — wird hier monumental, doppeldomig. Ich will nicht wiederholen, was ſchon ſo kurz und bündig früher im „Magazin" über die Größenverhältniſſe und auch über die Kuppeln mitgetheilt ward; aber die beiden ſtolzen, dicken Philiſter auf den beiden Endpunkten des Gebäudes, auf die beſonders der Bauherr des Ganzen, der Nicht-Architect, ſondern militairiſche Ingenieur-Capitain Fowke ſo ſtolz iſt, dieſe dicken Vertreter der „whiskered slaves of money-making" unten ſind mir ein Gräuel. Ob's hernach Oben auf dem zwölfkantigen Ungeheuern von Glas und Eiſen mit Knuppen oben (die wie Saturn's mit Ringen ausſehen), auf den Innen- und Außen-Gallerien deſſelben erhaben und ſchön ausſehen wird, wie Fowke renommirt, müſſen wir erſt abwarten. Dann würde aber die Schönheit juſt in Ausſichten, und nicht in der Einſicht in die Architectur beſtehen. Sie nutzen nichts, ſie ſehen jetzt klumpig, klobig und trotz ihrer beiſpielloſen Durchmeſſer doch zwergenhaft — plump aus: monumentales, jeder Erhebung und Nobleſſe unfähiges, mammonmoneymaniacaliſches domungethümliches Dickthun mit beiden Händen in den Hoſentaſchen und einem dicken Fettwanſte davor, breitplatſchige Karrikatur kirchenthurmlicher Erhabenheit auf der

* „Top" der oberſte Theil, das Dach.

Digitized by Google

Rieſen=, Geld= und Gimpelfangemaſchine, wie ja auch ſonſt die Hochkirchlichkeit oft gleichſam als Feigenblatt für den Geld=Schwindel dienen muß.

Verzeihen Sie, wenn's Ihnen möglich, daß ich ſo wüthend bin. Ich werde gleich wieder gut. Aber dieſe Dome über der Geldmacherei unten ſind zu ſcandalös. Mein Zorn hat einen edeln Grund. Ich zürne im Geiſte eines edeln Todten, der auch dieſes, wie das erſte kosmopolitiſche Parlament der Welt=Kultur in's Leben rief, im Geiſte der Hundert wirklichen Gentlemen mit viel Gold in der Taſche und noch mehr im Herzen, welche gleich von vorn herein das Unternehmen durch Garantie bis zum Betrage von 430,000 Pfund Sterling — aus beinahe 3 Millionen Thalern — gegen mögliche Deficits und Verluſte ſchützten. Sie thaten dies, um den Kultur=Tempel aller Nationen gleich von vorn herein einen edeln Charakter zu ſichern und die gemeinen Leidenſchaften der Geldmacherei für immer aus dem Tempel zu verbannen.

Was thun die Herren Königlichen Commiſſaire? — Vollſtändig geſichert gegen Verluſte, laſſen ſie doch gar keine andere Rückſicht aufkommen, als unter allen Umſtänden von jedem Ausſteller und jedem Beſucher ſo viel Geld als möglich zu erpreſſen, ohne dafür das Geringſte zu leiſten. Sie laſſen ſich Fracht, Packung, Ladung, Löſchung, Placirung, Arrangements, Alles, Alles von den Ausſtellern bezahlen und garantiren dafür weder für Feuer=, noch Diebes= oder Mottenſchäden. Stehlen kann Jeder ſo viel er will, die Königlichen Commiſſaire erlauben den Beſtohlenen blos, die Diebe zu ſuchen und die, welche ſie eben erwiſcht haben, auf eigene Koſten zu verfolgen. Brennt das Gebäude ab, ſo laſſen ſie ſich ihre Millionen Verſicherung zahlen; aber die Schätze darin gehören fremden Leuten, meiſt „bloody foreigners,“ die mögen ſelbſt ſehen, wie ſie zu ihrem Schaden kommen.

Die Reſtaurateurs der Ausſtellung, Morriſh und Sanders, Engländer, Veillard und Chabot, Franzoſen (die faſt lauter deutſche Kellner engagiren, weil die allein die nöthigen drei Sprachen, obwohl Deutſch am ſchlechteſten, ſprechen) bezahlen 200,000 Thaler Miethe für ihre ungeheueren Säle, Hallen, Keller und Counters.

Wer in's Berliner Muſeum geht, muß den Stock zurücklaſſen. Am Eingange zur Dante'ſchen Unterwelt wurden die geehrten Beſucher gebeten, keine Hoffnung mitzunehmen. Wer aber in die Ausſtellung will, thue nach dem weiſen Rathe Jago's viel Geld in ſeinen Beutel oder nehme wenigſtens Eßkober und Trinkgelage mit.

Während der erſten Tage oder Wochen kommt man ohnehin nur für Goldſtücke hinein. Später gehts vielleicht für 5 Schillinge; aber erſt wollen ſie alles Mögliche thun, dem höheren Publikum das Geld gleich im Ganzen und Großen abzukitzeln. Ueberhaupt iſt zunächſt Alles auf Hinderniſſe abgeſehen. Die Eiſenbahnen laſſen erſt vom 15. Juni an ermäßigte Preiſe für die Ausſtellung eintreten. Im Auguſt gewöhnliche, im September halbe und im October um 20 Procent ermäßigte halbe Excurſionspreiſe mit Schilling=Entrée, ſo daß man die Abſicht zu haben ſcheint, zuletzt Crethi und Plethi täglich hunderttauſendweiſe um ihre Schillinge zu bringen. Ich war 1851 einmal mit 106,000 Perſonen in der Ausſtellung und ſah nichts als menſchliche Rücken beiderlei Geſchlechts, keine Spur von den auf beiden Seiten verrammelten Gütern der Erde.

Man wird ſich alſo wohl vor den wohlfeilen Octobertagen eben ſo ſehr hüten müſſen, wie vor den 8 — Pence=Diners, die in verſchiedenen Stufen und Salons bis zu 5 Schillingen ſteigen.

Ich könnte das Geldſchneiderei=Regiſter der Königlichen Commiſſaire lang ausdehnen, wollt' ich dem Art-Journal folgen. Doch genug! Im Grunde freu' ich mich doch über den ganzen Schwindel. Ihr daheim mit Eurer Gewiſſenhaftigkeit und Ehrlichkeit thut freilich nicht ſo viel Schlechtes, aber auch nichts Rechtes, und ſo hängt Euch der Zopf noch immer hinten. Laßt ſie beruppen und uns blechen. Schon die franzöſiſche Abtheilung iſt's Geld werth, und dann die ſechs ungeheueren Kryſtall=Hallen bis 250 Fuß lang, 200 breit und 50 hoch. Die meilenlangen Wände mit den Gemälden aller Völker.

Doch das iſt Alles noch nicht fertig. Aber dieſe Arbeit daran. Dampfmaſchinen und Krahne und Pinſel und Hammer und Hacken und Menſchenhände arbeiten daran tauſendweiſe bis in die Ferne und in Höhe verſchwindende Unendlichkeiten zwiſchen mehr als 20 Millionen gefügten Mauerſteinen, 1000 Eiſen=Kolumnen, 1200 eiſernen Bindebalken, fünf Meilen Röhren, drei Meilen Eiſengeländern, 80,000 Centnern Guß= und 24,000 Centnern Schmiedeeiſen, 30 Meilen Eiſenbarren für das Glas der Kryſtall=Hallen und Fenſter, die übereinander gethürmt die höchſte Spitze der Paulskirche zwanzigmal überragen würden.

Jetzt iſt Alles noch ein Chaos mit viel antediluvianiſchem Urbrei ringsum, aber ich ſehe ſchon, es wird etwas draus. Die Völker wandern ein, mit der ſchwarzen Republik Liberia an der Spitze, in Tauſenden von Kiſten und Kaſten, darunter ein 400 Centner ſchwerer Gußſtahlblock aus den Krupp=Stahlwerken in Eſſen, was in Deutſchland liegt. Die Völker ſelbſt werden nachfolgen und viel Geld in der Taſche mitbringen und hier opfern. Und Deutſche werden auch drunter ſein und ſich minder ſchämen, daß ſie auch hier im Tempel wieder nicht einig vertreten ſind, und mit ihrem Gelde knauſern müſſen, um die preußiſche Militairvorlage honoriren zu können, und roth werden, daß auch hier, wie in den Berliner Zeitungen, der Hoff'ſche Malz=Extract unter dem Titel „Preußiſche Induſtrie“ geprieſen wird. Berlin wird freilich nicht unterlaſſen, auch eine beklebte Litfaßſäule und eine Sammlung von Hundemaulkörben mit auszuſtellen, damit die Welt doch ſehe, was wir in der Hauptſtadt der Intelligenz ſeit elf Jahren für weſentliche Fortſchritte gemacht.

Polen.

Maria Stuart,

eine fünfaktige, polniſche Tragödie von Julius Slowacki.

Es war ſchon in einer früheren Nummer d. Bl. davon die Rede, daß die polniſche Literatur ſich vorzüglich nur durch ihre gediegenen, epiſchen Dichtungen auszeichnet.

Da es eine erwieſene Thatſache iſt, daß die Völker in der Wiege ihrer Entwickelung mit der epiſchen Dichtung beginnen, an welche ſich die lyriſche alſobald anzuſchließen pflegt, — daß erſt bei weiterer Entfaltung das Drama entſteht, — ſo würde das Auftauchen von polniſchen Dramen in neueſter Zeit für das fortſchreitende Aufblühen der polniſchen Literatur Zeugniß ablegen.

Fredro und Korzeniowski waren bisjetzt die einzigen bekannten, nennenswerthen Bühnendichter; ſie ſchrieben nur Luſt= und Schauſpiele. Der erſte Dichter, deſſen Tragödien von Bedeutung für die polniſche Literatur zu werden verſprachen, iſt Julius Slowacki.

Für uns Deutſche mag es von beſonderem Intereſſe ſein, daß der Titel der von dieſem Dichter am 27. Januar d. J. zu Lemberg zuerſt aufgeführten Tragödie „Maria Stuart“ lautet. Vielleicht hat gerade unſere Schiller'ſche Maria Stuart, deren Perſönlichkeit dem hervorſtechend geſchichtlichen Charakter der ſchönen Königin ziemlich fern gerückt iſt, den polniſchen Dichter dazu veranlaßt, eine andere Maria Stuart zu ſchreiben. Es iſt nicht zu leugnen, daß bei ſeiner Auffaſſung der Maria Stuart ihr eigentlich geſchichtlicher Charakter treuer an's Licht tritt; inwiefern aber dieſe feine Auffaſſung eine glückliche oder unglückliche zu nennen iſt, inwiefern die poetiſche Schönheit und das warme Intereſſe, das wir an Schiller's Maria Stuart nehmen, dabei gewinnt oder verliert, darüber wird das deutſche Publikum am beſten ſelbſt urtheilen, wenn, was jedenfalls nächſtens zu erwarten ſteht, eine deutſche Ueberſetzung der polniſchen Maria Stuart im Druck erſcheint.

Der uns geſtattete Raum iſt zu gering, um eine tiefer eingehende Kritik folgen zu laſſen.

Doch ſei es mir erlaubt, einige Auszüge aus einem Aufſatz anzuführen, der nach der erſten Aufführung der Maria Stuart zu Lemberg am 27. Januar dieſes Jahres in der neunten Nummer des Dziennik literacki Lwowski etc. 1862 enthalten iſt:

„Wir ſehen aus Maria Stuart, daß der Dichter den Shakſpear gründlich ſtudirt hat. Er war noch ſehr jung, da er jene Tragödie ſchrieb, dennoch entwickelte er eine tiefe Einſicht in die Charaktere und Leidenſchaften der Menſchen. Keiner der polniſchen Schriftſteller hat eine ſo klare Auffaſſung des Tragiſchen wie Slowacki. Maria Stuart liefert einen beſonderen Beweis dafür.

Der Tod des Heinrich Darnley, des erſten Gemahls der Maria Stuart, bildet das Hauptmoment dieſer Tragödie. Heinrich Darnley iſt von ſchwachem, einſeitigem, unentſchloſſenem Charakter. Er ſieht, was geſchieht, weiß, was zu thun nothwendig, aber ſchwankt in ſeinen Entſchlüſſen, läßt ſie nicht zur Ausführung kommen. Er wünſcht vor Allem, Maria's Liebe wieder zu gewinnen, — ſie wünſcht nur, ſeiner los zu werden, ſein Leben zu enden. In einem ſo ungleichen Kampf muß Heinrich erliegen. Man fühlt das vom erſten Augenblick an.

Maria Stuart haßt ihren Gemahl, weil ſie den Italiäner Rizzio liebt. Sein Anblick iſt für ſie ein lebendig umherwandelnder Vorwurf, den ſie los ſein will. Später, als Bothwell allein ihr Herz erfüllt, langweilt, ja ärgert ſie der Anblick Rizzio's. Haſſen kann ſie ihn nicht; dem

Digitized by Google

ſie ſieht nicht, wie in ihrem Gemahl, einen Vorwurf ihres Gewiſſens in ihm. Sie empfängt ihn noch, um ihn zu verabſchieden. Da man aber den ihr zu Füßen Knieenden mit Dolchen bedroht, da man ihn mordet, erwacht in ihr das Mitgefühl, ſie ſtürzt ſich nicht in der Liebe Verzweiflung, aber ſie ſchwört Rache den Thätern, Rache ihrem Gemahl, dem Heinrich Darnley. Wie pſychologiſch iſt darin das Liebesbekenntniß der Königin dem Bothwell gegenüber begründet. Da nun in ihrem Herzen die Rache ob des friſchen Bluts des Rizzio ſiedet, tritt Bothwell ein, der ihr Herz erfüllt. Die Königin wirft ſich in ſeine Arme, denn ſie ſieht, daß er allein allen ihren Gefühlen Genüge ſchaffen kann: dem Abſcheu gegen ihren Gemahl, der Rache, der Liebe.

Bothwell ſpricht:

> Ich kam zu rechter Stunde!
> Was ſie Jahrhundert lang mir nimmer würde nennen,
> Das mußt Verzweiflung heut, mußt Wahnſinn mir bekennen!

Die Königin will nun, Bothwell ſoll ihre Gedanken errathen. Sie enthüllt ihm ihren Entſchluß, ſich mit ihm zu vermählen, — läßt aber dabei durchſcheinen, daß nur des Königs Leben ihr ein Hinderniß ſei. Bothwell's Liebe erkaltet, ſein Stolz erwacht. Er will ihre Gedanken nicht errathen, nicht verſtehn:

> Mein Herz erweichen nicht ſo leicht der Weiber Zähren.
> Du willſt, ich ſoll's errathen? Nein — ich will nichts ſehen!
> „Mord', Bothwell, mord' den König," will ich hören,
> Um einen niederen Preis kann nie die That geſchehen.

Später genügt ihm auch das noch nicht. Er entſendet ſie, damit ſie ohne ihr Wiſſen ſelber die Mordthat vollbringe. Er giebt ihr anſcheinend einen Schlaftrunk, der in Wahrheit Gift iſt, den ſie ihrem Gemahl beibringen ſoll. Erſt, wenn der König eingeſchlummert ſei, verſpricht er, ihn zu morden.

Maria hat, ungeachtet ihrer inneren Verſchrobenheit, als die im Katholicismus erzogene, eine gewiſſe Anhänglichkeit an die äußeren Formen des katholiſchen Bekenntniſſes bewahrt. Das Geheimnißvolle erweckt ihr geheime Ehrfurcht. An dieſen Faden hält ſich der Dichter, ihr Gewiſſen zu erwecken.

Bothwell entreißt die in der Kapelle der Königin immer brennende Lampe, um damit das Pulver zu entzünden, welches den König in die Luft ſprengen ſoll, ihr Verbrechen zu verwiſchen. Vor dem Verbrechen ſelbſt ſchrak die Königin nicht zurück, aber die Heiligenſchändung erſchüttert ſie:

> Die Lampe iſt vom Altar (ruft ſie)
> Hör Bothwell, Bothwell, dieſe Lampe iſt geweihet! (ſtöhnt ſie wiederholt.)

Und da ihr Bothwell antwortet:

> Wenn auch in Blut getaucht, kehrt ſie zum Altar wieder!

Da erſchrickt die Königin noch heftiger, ſie ſtöhnt noch ſchmerzlicher, noch durchdringender:

> In Blut getaucht wird ſie zum Altar kehren.

Dieſer Widerſtreit zwiſchen Maria's verbrecheriſchem Charakter und ihrer Verehrung für die äußeren Gebräuche der Religion ruft Bothwell's Hohn wach:

> Bothwell.
> Vergeblich Weinen,
> Vor Gottes Aug' nach dem Verbrechen zu erſcheinen?
> Die Lampe kann auch nach der That am Altar leuchten,
> Die Lampe, unſer Werkzeug, wird nur uns verklagen,
> Sie wird Gott nicht erzürnen, wird die Schuld nicht tragen.
> Maria.
> O Gott, wer ſoll mich denn aus dieſer Angſt erlöſen!
> Bothwell.
> Lies Gebete.
> Maria.
> Finſter iſt's, nicht Sonne ſcheint, noch Sterne.
> Bothwell.
> So heuchle doch und thu, als ob Du hätt'ſt geleſen,
> Und lobt Dich Gott auch nicht, die Menſchen thun es gerne,
> Und Mancher ſpricht: Sie lebt, wie Gottes Engel leben.
> Daß man dies Weib ſchon lebend zu den Heil'gen zähle,
> Wird bald ein Strahlenkranz die edle Stirn umſchweben
> Da ſchaut, da betet ſie für ihres Mannes Seele.
> Maria laß die Angſt, den Aberglauben ſchwinden,
> Gerichtet hat uns Gott, ſoll ſein Gericht uns finden.
> Es iſt, — durch dieſe Lampe vom Altar genommen,
> Zur übervollen Wage keine Schuld gekommen
> Leb' wohl. —"

So urtheilen heut die Landsleute von Julius Slowacki über ſeine Werke; ſie bemühen ſich mit regem Eifer, ſeine Dramen zur Aufführung zu bringen — und ſie haben in Wahrheit viel an ihm gut zu machen, da ſie ihm während ſeines Lebens allzuwenig Gerechtigkeit widerfahren ließen. Er iſt Zeitgenoſſe des Fredro und Korzeniowski, — während aber die Werke jener Beiden längſt rühmlichſt bekannt geworden, während alle Literaturgeſchichten und öffentlichen Blätter jene rühmten und hervorhoben, — hatte man den begabten, genialen Tragödien-Dichter kaum genannt, wenig anerkannt und faſt ganz vergeſſen.

Wahr iſt es allerdings, daß es anfangs verboten war, ſeine Dramen aufzuführen; ſeit 1848 ſind ſie aber für die Bühne freigegeben; 1849 ſtarb der Dichter, — erſt jetzt erkennt man ſeine Verdienſte an und bemüht ſich, ihm Geltung zu verſchaffen.

Er ſchrieb außer Maria Stuart: Mindowe, Balladyna und Lella Weneda. Balladyna iſt ſeine beſte Tragödie und wird gegenwärtig für die Lemberger Bühne vorbereitet.

Rußland.

Ein Finne über den Charakter der Ruſſen.*

Die ſtärkſte Leidenſchaft des Ruſſen iſt Geldgier, und da in Rußland Alles mit Geld in noch größerem Maße erreicht werden kann, als meines Bedünkens irgend ſonſt wo, ſo iſt's auch kein Wunder, daß man ſo ſehr danach geizet. Ein Reicher erſcheint dem Ruſſen wie ein Halbgott; dagegen hält er nichts für ſo ſchimpflich wie Armuth, und ſagſt du zu ihm: „Wehe dir, armer Schlucker!" ſo kränkt ihn dies mehr, als die ärgſte Läſterung. Alle Klaſſen der Geſellſchaft jagen dem lieben Gelde nach, wie ſie nur irgend können; mit kindlichſter Naivetät verlangt der Kaufmann, der Arbeiter für ſeine Waare oder Arbeit zehn Mal, ja hundert Mal mehr als gerecht iſt, und es kommt ihm gar nicht in den Sinn, ſolche Forderungen für ſündhaft zu halten, wenn der Andere nur einfältig genug iſt, ihm zu geben, was er verlangt, oder in ſo knappen Umſtänden, daß er die Schinderei über ſich ergehen laſſen muß. Als ich in Arbátov war,** bedurfte ich einer Wäſcherin, und man ſchickte mir die beſte ihres Standes, die leibeigene Dienerin des Poſtmeiſters. Auf meine Frage, wie viel Lohn für jedes Stück Weißzeug ſie berechne, begann ſie zu überlegen, daß Seife, Waſſer und Holz jetzt theuer ſeien (obſchon ſie dieſe Artikel und dazu noch Wohnung und Eſſen bei ihrem Herrn frei hatte!), und nach langem Beſinnen ſagte ſie endlich, daß, da in Moskau, wie ſie vernommen habe, für das Waſchen eines feineren Hemdes 60 Kopeken Silber bezahlt würden, hier in Arbátov 30 Kopeken nicht zu viel ſeien, für die kleineren und gröbern Stücke aber wolle ſie mit geringerem Lohne fürlieb nehmen. Dieſe Unverſchämtheit war mir faſt eben ſo komiſch, als empörend, und ich befahl dem Weibe, ſich ſchleunigſt fortzuſcheeren. Statt deſſen begann ſie nun, ihre Forderung niedriger und immer niedriger zu ſtellen, bis wir zuletzt um drei Kopeken für das Stück einig wurden, einen Lohn, den ich ihr gleich anfangs geboten. Ganz ähnlich war die Verhandlung mit meinem Hauswirthe. Für Logis und Bereitung des Eſſens nebſt Salz und Brod, hatten wir 5 Rubel Silber monatlich accordirt, wogegen ich alle Eßwaaren, zu denen man Brod iſſet, ſelbſt kaufen ſollte. Aber der Wirth, der noch andere Miether und Koſtgänger hatte, wollte mich gern in ſeine eigne Koſt nehmen, und lieferte mir ein Paar Tage lang das Eſſen gegen beſondere Bezahlung „zum Verſuche," d. h. um mir zu zeigen, wie gut er ſeine Kunden beköſtigte. Dann kam er, um den monatlichen Preis mit mir zu vereinbaren. Nach langen Umſchweifen erklärte er, daß 60 Kop. Silber für den täglichen Mittagstiſch, d. h. 18 Rubel S. für den Monat, ein ganz billiger Preis ſei! Wer in unſerm Helſingfors in früheren guten Zeiten, ſo oft die Vorräthe ausreichten, für 30 Kopeken eine üppige Mahlzeit haben konnte, der allein kann die Unverſchämtheit einer ſolchen Forderung ermeſſen, beſonders wenn ich ihm ſage, daß alle Lebensmittel in Arbátov dreimal wohlfeiler ſind, als in Helſingfors. Dies ſetzte ich meinem Wirth auseinander, und nach längerer Debatte bekannte er ſich endlich mit 9 Rubel für den monatlichen Mittagstiſch, alſo 14 Rubel für Tiſch und Miethe, zufrieden, immer noch ein erſchrecklicher Preis, in Erwägung, daß die Gerichte beſten Falles im Ofen ge-

* Aus Ahlqviſt's Reiſe-Erinnerungen, die zu Helſingfors in finniſcher Sprache erſchienen ſind, unter dem Titel **Muistelmia matkoilta Wenäjällä**, d. h. Erinnerungen aus Reiſen in Rußland.

** Eine Kreisſtadt des Gouvernements Simbirsk.

Digitized by Google

braten und allmählich immer ſchlechter wurden, ausgenommen, wenn ich durch heftiges Schelten das ſchlummernde Gewiſſen des Wirthes auf einige Zeit weckte, und daß er Wochen lang mit ſeiner Frau zu kämpfen hatte, ehe ich mein Eſſen in ſolcher Verfaſſung bekam, daß nur etwa ein halbes Dutzend kleine Schaben (Schwaben, Pruſſaken) darin waren.

Urſache, warum der Ruſſe ſo viel Geld auf einmal gewinnen will, iſt außer ſeiner unvergleichlichen Habſucht auch ſeine Trägheit, dieſe dem ganzen ſlaviſchen Volksſtamme gemeinſame Eigenſchaft. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, der Ruſſe verſchlafe die ganze eine Hälfte ſeines Lebens, und rechnen wir dazu die vielen Feiertage, an denen vermuthlich gar nichts gethan wird, und die drei Wochen im Jahre (Butterwoche, Oſtern und Weihnachten), in welchen wiederum alle Hände feiern, ſo ergiebt ſich klar, wie wenig Zeit zu anhaltender Beſchäftigung übrig bleibt. Und arbeitet der Ruſſe wirklich, ſo thut er es nicht emſig wie der Europäer, ſondern läſſig und ſchläfrig, es ſei denn, daß ein Treiber hinter ihm ſtände, und auch in ſolchem Falle liefert er häufigſt ſchlechte Arbeit. Er ſpottet über den unermüdlichen Fleiß und verhältnißmäßig geringen Gewinn des in ſeinen Städten angeſeſſenen Deutſchen, bemerkt aber ſelten, daß dieſer ein reinlicheres Haus, beſſere Nahrung und anſtändigere Kleidung hat, als ſelbſt der Herr deſſen, welcher ihn verſpottet, daß der Deutſche ſeine Kinder gut unterrichten läßt, die Töchter meiſt an Beamte verheiratet, die Söhne zum Staatsdienſt erzieht, und gewöhnlich als wohlhabender oder reicher Mann ſein Leben beſchließt. Alle dieſe Vortheile hat er durch Fleiß und Redlichkeit erworben, obſchon Betrug und Faulheit Anderer ihm oft empfindlichen Schaden zugefügt.

Ein unzertrennlicher Gefährte der Trägheit iſt Fahrläſſigkeit in allen Dingen. Nichts in der Welt giebt davon ein treueres Bild, als die kleinen Städte Rußlands. Da ſieht man auf jedem Schritte überhangende Häuſer, mit Kienſpähnen oder Lumpen verſtopfte Fenſter, vom Winde zerriſſene Dächer, von Kühen und Schweinen zerzauſte Zäune. Die Gaſſen, die Zugänge der Stadt und die Gegenden an den Flüſſen ſind mit Abgängen und Abfällen überdeckt, ſo daß bei naſſer Witterung ein Koth entſteht, über den man kaum hinweg kommt, und bei trockner ein dem Auge undurchdringlicher Staub, zu jeder Zeit aber die Luft von ſchädlichen Dünſten geſchwängert iſt. Die Möbel in den Häuſern ſind alt, zerfallen, voll gefräßiger Kerbthiere, die Wände und Fußböden von Ratten und Mäuſen durchlöchert. Dennoch fehlt es den Bewohnern weder an Vermögen, noch an Gelegenheit es zu erwerben; allein ſie ſtreben niemals weiter, lieben nur ihren warmen Ofen und fühlen ſich wohl in der angeerbten geiſtigen und körperlichen Verſumpfung.

Die Gerechtigkeit zwingt uns, dieſes Bild mit der Bemerkung zu ergänzen, daß der Ruſſe im gewöhnlichen Sinn des Wortes gute Anlagen beſitzt. Er iſt ſelten dumm, begreift leicht und kann nach einem gegebenen Muſter ſehr ſchwierige Arbeiten ausführen. Aber dies iſt Alles; der Menſchengeiſt macht hier denſelben Eindruck der Einförmigkeit und Abgeflachtheit, wie das Land ſelber im Ganzen und Großen. Dies bezeugt die Kulturgeſchichte der Ruſſen bis auf den heutigen Tag. Obgleich eine ſo zahlreiche Nation, haben ſie z. B. nur einen einzigen, wahren Dichter, und ſelbſt dieſer iſt nicht reiner Ruſſe geweſen. Mit den Künſten dürfte es noch ſchlimmer beſtellt ſein, und in den Wiſſenſchaften ſucht man vergebens einen ruſſiſchen Namen, der zu europäiſcher Berühmtheit gelangt wäre.

Das geſellige Leben der Ruſſen, wie es auf dem Lande und in kleinen Städten ſich geſtaltet hat, lernte ich in Krasnoſlobodsk, wo ich ausſchließlich mit Ruſſen Umgang hatte, am Beſten kennen. Als empfehlenswertheſte Eigenſchaft rühmt dieſes Volk ſeine Gaſtlichkeit, und es iſt eine alte Wahrheit, daß ungebildete Völker dieſe in höherem Grade beſitzen, als andere, wie ſie denn bei ſolchen auch nothwendiger, als bei gebildeten. Allein die oberflächliche Civiliſation hat hier, wie in allen Stücken, verderblich gewirkt. — Die ruſſiſche Gaſtfreundlichkeit macht durchaus nicht den wohlthuenden Eindruck auf einen Fremden, wie das einfach herzliche Entgegenkommen des Finnländers oder Skandinaviers. Zwar iſt der Ruſſe bei ſeiner erſten Begegnung mit dir ganz Demuth, Schmeichelei und Unterwürfigkeit, und ich glaube, daß anfänglich jeder Ausländer dadurch getäuſcht wird und Katzengold für edles Metall hinnimmt. Dieſe übermäßige Höflichkeit geht aber bald zu Ende, was zum Theil an natürlichem Wankelmuthe liegt, anderen Theils an der übergroßen Meinung, die man zuerſt von dir gefaßt, in dem Wahne du ſeieſt außerordentlich reich, oder du habeſt ſehr großen Einfluß, oder wenigſtens ſehr vornehme Beſchützer. Sobald der Ruſſe gewahr geworden, daß dieſe Vortheile dir abgehen, und du nur wegen deiner Bildung, deiner Kenntniſſe, deiner geiſtigen Vorzüge auf Achtung Anſpruch machſt, kannſt du leicht die genoſſene Gaſtfreundſchaft damit bezahlen müſſen, daß er dich auf feinere oder gröbere Weiſe beleidigt, und ich rathe Jedem, den ein hartes Geſchick nach Rußland führt, ſo wenig als möglich zum Schuldner der dortigen Gaſtfreundſchaft ſich zu machen, oder in das geſellſchaftliche Leben der Ruſſen zu verſinken. Dieſes Letztere macht die nothwendige Befolgung eitler Förmlichkeiten dem gebildeten Ausländer ſehr läſtig; denn in Rußland verwechſelt man überhaupt die Form der Sache mit ihrem Weſen. Auf pünktliche Erwiederung jeder Viſite wird ſtreng gehalten, und ein vernachläſſigter erſter Beſuch macht den Vernachläſſigten entweder untröſtlich oder zu unſerm Feinde. Während meiner Anweſenheit in Krasnoſlobodsk kam ein neuer Stadthauptmann (gorodnitschji) dort an. Dieſer machte allen angeſehenern Einwohnern ſeine Aufwartung, vergaß aber den Herrn Apotheker, obgleich ſein Quartier ſogar in demſelben Hauſe war, wo dieſer wohnte. Die Meiſten erklärten dieſe Vernachläſſigung damit, daß der Beamte den Apotheker zum Bürgerſtande rechnete und behaupteten, Letzterer hätte Erſterem mit Zuſendung eines Zuckerhuts, eines Fäßchens Rebenwein, oder ſonſt eines angenehmen Geſchenkes ſeinen Reſpekt beweiſen ſollen. Aber der Apotheker dachte anders, und obwohl er mein guter Freund war, mußte ich doch darüber lachen, wie überaus ernſthaft er die Sache nahm, und nicht minder über die Bemühungen der gemeinſchaftlichen Bekannten Beider, durch deren Vermittelung Jeder von ihnen den Anderen dazu vermögen wollte, daß er den erſten Schritt thäte. Dieſe Machinationen dauerten ſchon einen ganzen Monat; ich reiſte darüber ab, und kann nicht ſagen, ob oder wann die ſehr wichtige Angelegenheit entſchieden worden.

Gewöhnlichſte Zeitvertreibe in Geſellſchaften ſind Kartenſpiel, Tanz und Wein oder Branntwein. Die geiſtigen Getränke, das Alpha und Omega des Ruſſen, ſei er vornehm oder gering, ſind ſein Troſt im Mißgeſchick, ſein vornehmſter Genuß, wenn er freudig geſtimmt iſt. Man kann ſich denken, daß eine ſolche Exiſtenz jede Beſchäftigung mit Literatur ausſchließen muß. Ich habe ſehr viele Gutsherren und Beamte beſucht und nirgends etwas einer Bibliothek Aehnliches angetroffen. Die einzigen Bücher, die man hier und da zu ſehen bekommt, ſind gewiſſe franzöſiſche Romane, welche die Damenwelt mit erſchrecklicher Ausſprache lieſt, oder zu leſen vorgiebt. Vor dem letzten Kriege gab es viele Poſtämter, an die nicht ein einziges Zeitungsblatt geſchickt wurde. Nimmt man die Stadt Kaſan aus, wo zwei mittelmäßige Buchhandlungen zu finden, ſo hat das ganze öſtliche Rußland bei einer Bevölkerung von ungefähr 20 Millionen Seelen keinen Buchhandel. In Trödelbuden ſieht man wohl unter anderem Krame auch Bücher, die auf dem Jahrmarkte von Niſchnji-Nowgorod oder in Moskau nach dem Gewichte gekauft werden, und deren Titel ihr Verkäufer nicht leſen kann; aber der dicke, auf ihnen ruhende Staub und die unzähligen Fliegenkleckſe beweiſen zur Genüge, daß ſolche Waare ſchlecht abgeht. Der wohlhabende und reiche Ruſſe könnte ſich aus Petersburg oder Moskau ebenſo gut Bücher kommen laſſen, als er Delikateſſen dorther verſchreibt; da Jenes aber nicht „Mode“ geworden, ſo thut er es ſelten, und die vaterländiſche Literatur wird faſt in demſelben Grade verachtet, wie die vaterländiſche Induſtrie.

Die Geringſchätzung der Literatur hat zur Folge, daß die geiſtige Bildung oder „Aufklärung“ (ruſſiſch: proswjeschtschénie) den höheren Klaſſen höchſtens ein dünner Kleiſter über innerlicher Rohheit zu ſein pflegt. Von den Männern haben jedoch Viele in kaiſerl. Inſtituten ihre Erziehung erhalten, Viele bei den Garniſonen in Warſchau, Riga oder Helſingfors gedient, und dieſe können in Vergleich mit ihren Landsleuten für ſehr gebildet paſſiren. Aber mit dem weiblichen Geſchlechte ſteht es anders; bei dieſem beſchränkt ſich die ganze Bildung auf etwas geradbrechtes Franzöſiſch und ſtümperhaftes Pianoſpiel. Liegt aber der Wohnort tiefer im Innern, ſo pflegt auch dieſe kümmerliche „Aufklärung“ wegzufallen. Oft, wenn ich die Friſur irgend einer ruſſiſchen Schönen betrachtete, gedachte ich dabei unwillkürlich der Ohrfeigen, welche ihre leibeigne Dienerin ohne Zweifel während des Friſirens bekommen, und die von der Schönen ausſtrömenden Parfüms konnten den Geruch des Knoblauchs und ſcharfen Sauerkohls, die ſie beim Mittagseſſen keineswegs verſchmäht hatte, nie ganz unterdrücken.

Man darf ſich nicht darüber verwundern, wenn die verwahrloſte Bildung des ruſſiſchen Weibes ſie in Thorheiten jeder Art ſtürzt. Liebestränke, Amulete und die unſinnigſten ſympathetiſchen Mittel wider Krankheiten ſpielen nirgends eine größere Rolle als in Rußland, beſonders bei dem weiblichen Geſchlechte, während der nur halbgebildete Mann dort wie anderswo zum unverſtändigen Zweifler an Allem wird, und mit ſeinem Unglauben in religiöſen Materien groß thut, oder an längſt Veraltetem ſich erbaut. Hier kommt mir ein recht ergötzlicher Sonntag in den Sinn, den ich in Krasnoſlobodsk bei einem der höchſten Beamten des Kreiſes zubrachte. Als das Mittagsmahl eingenommen war, begab ſich dieſer

Digitized by Google

Herr mit ſeinen Gäſten (dem Apotheker, dem Arzte und meiner Wenigkeit) nach ſeinem ſchönen Luſthain am Ufer der Mokſcha, wo wir auf grünem Raſen uns niederließen und im Dufte der Blumen, der Blüthe des Vogelkirſchbaums und der Havanna-Cigarren darauf warteten, was unſer Gönner ſeiner Bewirthung noch zugeben würde. Die Zugabe kam bald, war aber von einer in Rußland ſeltenen Art, denn Herr N. N. brachte uns eine ziemlich dicke Handſchrift, um „etwas Merkwürdiges" daraus vorzuleſen. Das Vorzuleſende war eine ruſſiſche Ueberſetzung des bekannten Volney'ſchen Werkes „les Ruines," und der Ueberſetzer ſeltſamer Weiſe — ein Mönch. Nicht minder, als dieſer Umſtand intereſſirte ein anderer, daß nämlich unſer gütiger Wirth, der in ſeinem Amte nie ſonſt etwas als ſeinen Namen (unter ihm vorgelegte Papiere) zu ſchreiben pflegte, jenes ganze Manuſkript eigenhändig abgeſchrieben hatte. Je länger das Leſen dauerte, deſto mehr feſſelte der Inhalt den Leſer ſelbſt und zwei ſeiner Zuhörer; ja man hatte vor Andacht nicht einmal bemerkt, daß die Sonne ſchon vor Beendigung der Lektüre am Niedergehen war. Ich meinestheils blieb ziemlich unempfindlich, was zum Theil daran liegen mochte, daß ich nicht alle Feinheiten der Sprache ſo gut verſtehen konnte; aber meine Gefährten mußten auch an ſolche geiſtige Koſt weniger gewöhnt ſein. In unſeren Elementarſchulen werden ſo verbrauchte Ideen, wie die Volney's, für die beſſeren Knabenköpfe der oberſten Klaſſe noch viel Anziehendes haben, aber ſchon ein denkender Gymnaſiaſt dürfte wohl die Achſeln darüber zucken, und das wiſſenſchaftlich-gebildete Publikum hat ihnen längſt den Rücken gekehrt.

Ein anderer Sonntag meines Aufenthalts in der genannten Stadt war noch ergötzlicher, obgleich keine Lektüre den übrigen Genüſſen ſich beigeſellte. Der Oberſt des in dem Gebiete ſtehenden Regimentes bewirthete an jenem Tage die ganze Stadt, und zwar bei einem etwa fünf Werſt entfernten Mönchskloſter, das auf einer ſchönen, vom Fluſſe Mokſcha umfloſſenen Aue belegen iſt. An der einen Seite des heiligen Gebäudes iſt ein tiefer Wald, an der anderen ein ſchöner erhöhter Raſengrund, hin und wieder mit alten Eichen und Linden beſetzt. Auf dem Raſen waren Zelte errichtet, in deren Nähe die weiß uniformirte Muſikbande des Regiments mit ihren Blas-Inſtrumenten aufgepflanzt ſtand. Bald kam die ganze Geſellſchaft auf Kähnen angerudert, obgleich der Himmel anfangs etwas Regen ſchickte; doch die Wolken zerſtreuten ſich wieder, und um ſo heller ſchien jetzt die Sonne, um ſo lieblicher dufteten Raſen und Wald, um ſo munterer ſangen die Vögel ihre Liedlein, die aber in den Tonwogen der jetzt beginnenden, zum Tanze auffordernden Muſik untergingen. Wer am Tanzen keinen Geſchmack fand, der ſpazierte wohl auf dem benachbarten Gottesacker herum, oder vertiefte ſich in den Wald, um die Muſik aus einer ſie angenehm abdämpfenden Ferne zu hören; und gewann er es über ſich, unter den Zuſchauern zu bleiben, ſo beluſtigten ihn wohl die funkelnden Blicke, womit jüngere Mönche die rothbäckigen Dirnen betrachteten, oder Mönche jeden Alters die rundbäuchigen Weinfäßchen des Oberſten. Der Inhalt dieſer Fäßchen wurde, obſchon die Kloſterbrüder wenig oder nichts davon zu koſten kriegten, im Laufe des Abends vollſtändig geleert, denn zu den Gäſten des Oberſten gehörten ein paar Dutzend rüſtige Offiziere, von denen Mancher in der Kunſt des „Kannenſtürzens" mit dem dicken „Herzog von Alſatia" in „Niggel's Schickſalen" hätte wetteifern können. Beſonders merkwürdig war auch das patriarchaliſche Verhältniß des Regimentschefs zu ſeinen Subalternen. Dieſes zeigte ſich weniger darin, daß er z. B. alle jüngeren Offiziere duzte, als in vielen andern Zügen, die ich hier der Kürze wegen übergehe, und erinnerte lebhaft an das Verhältniß der Clane des ſchottiſchen Hochlandes zu ihren Untergebenen, wie es Scott in ſo vielen ſeiner Romane ſchildert. — Während der Oberſt z. B. mit ſeinen geehrteren Gäſten Champagner, Porterbier und dergl. trank, kreiſte am unteren Ende der Tafel die Branntweinflaſche. Doch wurden Alle ſehr luſtig und ſchieden recht befriedigt vom Mahle.

Süd-Amerika.

Der öffentliche Unterricht in Chile.*

Zwei Umſtände ſind es beſonders, welche den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Chile charakteriſiren, erſtlich die vollſtändigſte Lehrfreiheit, und zweitens die Unentgeltlichkeit des vom Staat oder von den Municipalitäten gewährten Unterrichtes. Jedermann, wer es auch ſei, Chilene oder Fremder, Katholik oder Ketzer, kann eine Schule eröffnen, und braucht dazu keine Conceſſion, kein vorgängiges Examen, kurz es wird ihm kein Hinderniß irgend einer Art in den Weg gelegt. Auch kann er lehren, was er will, wenn nur ſein Unterricht nicht gegen die Sittlichkeit und den Staat gerichtet iſt, die erſten Elemente ſo gut wie die erhabenſten Theile der Wiſſenſchaft. Wollen die Schüler einer Privatſchule aber auf irgend ein öffentliches Amt, oder einen Geſchäfts-Betrieb Anſpruch machen, zu deſſen Bekleidung oder Führung Prüfungen vorangehen müſſen, ſo müſſen ſie ſich freilich eben dieſen Prüfungen unterziehen. Daſſelbe Recht, wie der Einzelne, haben natürlich auch Corporationen, und ſo haben namentlich die franzöſiſchen Jeſuiten und Nonnen Schulen, welche zahlreich beſucht werden. — Von jedem Kloſter wird erwartet, daß es eine Elementarſchule halte. In Santiago exiſtirt eine Geſellſchaft für den Elementar-Unterricht, die mehrere unentgeltliche Elementarſchulen errichtet hat, und ſich mit großem Eifer dieſes Zweiges des Unterrichtes annimmt. In mehreren Provinzial-Hauptſtädten ſind ähnliche Geſellſchaften zuſammengetreten.

Der öffentliche Unterricht, welchen der Staat gewährt, zerfällt, wie immer, in Elementar-Unterricht, höheren Schul-Unterricht und Univerſitäts-Unterricht. In allen dieſen Zweigen iſt in den letzten neun Jahren unter der Präſidentſchaft Montt's unendlich viel geſchehn, und wenn dieſer Mann längſt Staub ſein wird, wenn alle politiſchen Leidenſchaften ſchweigen, wird man ihn dankbar dafür ſegnen. Ende des Jahres 1859 exiſtirten in Chile:

Vom Staat unterhaltene Elementarſchulen für Knaben	347
„ „ „ für Mädchen . . .	139
Von den Munizipalitäten unterhaltene Elementarſch. f. Knaben	51
„ „ „ „ f. Mädch.	29
	566
Von Privatleuten unterhaltene Elementarſchulen für Knaben	214
„ „ „ für Mädchen	155
Von Klöſtern unterhaltene Elementarſchulen für Knaben . . .	13
„ „ „ für Mädchen . . .	2
	384

Die Geſammtzahl der Elementarſchulen betrug demnach 950, was freilich, wenn wir die Bevölkerung des Landes berückſichtigen, noch ſehr wenig iſt, allein die Anzahl der vom Staat unterhaltenen Elementarſchulen hat ſich ſeit 1852, wo zuerſt ein Cenſus der Schulen aufgenommen iſt, mehr als verdreifacht, und Anfang 1860 erhielten 16,500 Kinder mehr als 1852 wenigſtens den nothdürftigen Unterricht. Die Zahl der Schüler vertheilt ſich auf die verſchiedenen Klaſſen der Elementarſchulen wie folgt:

Die vom Staat unterhaltenen Elementarſchulen werden von 17,401 Knaben und 6,481 Mädchen beſucht, zuſammen von 23,882, eine Schule alſo im Durchſchnitt von 50 Kindern.

Die von den Municipalitäten unterhaltenen Elementarſchulen werden von 2,685 Knaben und 1,561 Mädchen beſucht, zuſammen von 4,286, eine Schule alſo im Durchſchnitt von 53 Kindern.

Die von Privatleuten unterhaltenen Elementarſchulen werden von 6,214 Knaben und 3,917 Mädchen beſucht, zuſammen von 10,131, eine Schule alſo im Durchſchnitt von 27 Kindern.

Die von Klöſtern unterhaltenen Elementarſchulen werden von 988 Knaben und 410 Mädchen beſucht, zuſammen von 1,398, eine Schule alſo im Durchſchnitt von 93 Kindern.

Da man im Allgemeinen wohl annehmen kann, daß die Wirkſamkeit des Lehrers um ſo erfolgreicher ſein wird, je mehr Zeit er jedem einzelnen Schüler widmen kann, ſo darf man wohl behaupten, daß im Allgemeinen der Unterricht in den Privatſchulen am beſten, und in den Kloſterſchulen am mangelhafteſten ertheilt wird, wozu noch der Umſtand kommt, daß viele der Privatſchulen von Fremden geleitet werden, die im Allgemeinen eine weit beſſere Methode des Unterrichts beſitzen, als die einheimiſchen Lehrer.

Die Lehr-Methode dieſer letzteren iſt im Durchſchnitt noch eine ſehr ſchlechte, und beſteht faſt ausſchließlich darin, den Schüler mechaniſch ſein Penſum auswendig lernen zu laſſen, das ihm ſehr häufig gar nicht ein Mal vom Lehrer erklärt wird, und an eine Angregung zum Nachdenken, an Denkübungen wird gar nicht gedacht. Es zeigen ſich die Folgen dieſer unglücklichen Lehrweiſe natürlich auch bei den höheren Lehranſtalten, und ſelbſt ſogar an der Univerſität: die Profeſſoren lehren faſt auf dieſelbe Weiſe wie ſie gelernt haben, und die Schüler, an keine eigene Geiſtesthätigkeit beim Lernen gewöhnt, mögen lieber ein ganzes Lehrbuch mechaniſch auswendig lernen, als ſich den Kopf mit Nachdenken zerbrechen.

* Von Dr. R. A. Philippi, Profeſſor der Geologie und Botanik an der Univerſität Santiago.

Digitized by Google

Richtet man beim Examen eine Frage an ſie, die kein Stichwort iſt, auf welches hin ſie eine oder ein paar Seiten des Lehrbuches herſchnattern können, ſo ſtehen ſie gar zu oft wie die Ochſen am Berge da. Natürlich kann dieſem Uebelſtand erſt ſehr allmählich abgeholfen werden, wenn alle Elemementarlehrer nach einer beſſern Methode gebildet ſind.

Die Unterrichts-Gegenſtände ſind die gewöhnlichen, doch wird an keiner Anſtalt, die Schule in Valdivia ausgenommen, Naturgeſchichte gelehrt. Zur Bildung der Elementarlehrer und Lehrerinnen beſtehen in der Hauptſtadt zwei Seminare, Escuelas normales genannt. Das Seminar für Lehrer hat 105 Freiſtellen, und iſt damit eine von 120 Kindern beſuchte Elemenarſchule verbunden, in welcher die Seminariſten ſich praktiſch im Unterrichten üben. Sie müſſen ſich verpflichten, eine Reihe von Jahren die Stelle eines Elementarlehrers zu verſehen, oder das von der Regierung auf ihren Unterricht, Unterhalt und Kleidung verwendete Geld zurückzuerſtatten. Aehnlich verhält es ſich mit dem Seminar für Schullehrerinnen. Zur Fortbildung der Schullehrer tragen die Volks-Bibliotheken und die Schul-Viſitatoren weſentlich bei. Es ſind ſeit einigen Jahren von der Regierung an den Hauptorten der Departaments 43 öffentliche Volks-Bibliotheken errichtet, und mit einer kleinen Anzahl paſſender Bücher dotirt, auch hier und da durch Geſchenke von Privatleuten bereichert. Sie werden gewöhnlich von dem Schullehrer des Ortes, der dafür von der Regierung eine kleine Remuneration bekommt, verwaltet. Im Allgemeinen werden ſie aber noch wenig vom Publikum benutzt, da überhaupt die Chilenen keine ſolche Freunde vom Leſen ſind, wie die Engländer und Deutſchen.

Jede Provinz hat einen Schulviſitator, welcher ſämmtliche Schulen, auch die Privatſchulen, zu inſpiciren und darüber zu berichten hat. Auch verſammelt er von Zeit zu Zeit die von der Regierung beſoldeten Schullehrer auf ein paar Wochen, um ſie in beſſere Methoden einzuüben und eine größere Gleichförmigkeit des Unterrichtes zu bewirken.

Der Gehalt eines Elementarlehrers iſt nicht überall gleich, im Durchſchnitt dürfte er 207—240 pesos jährlich betragen, etwa 270—320 Thlr. preußiſch, doch iſt die Abſicht der Regierung, den Normal-Gehalt der Schullehrer auf 300 pesos zu bringen. Dieſe Summen ſind nicht ſo groß, als ſie auf den erſten Blick ſcheinen, da das Leben in Chile weit theuerer iſt, als in Deutſchland, allein man kann immer behaupten, daß die Elementar-Schullehrer in Chile im Vergleich zu andern Ländern gut beſoldet ſind. Jährlich werden ein paar Prämien an die Lehrer ausgetheilt, die ſich in ihrem Beruf am meiſten ausgezeichnet haben.

Die Regierung liefert den ärmeren Schülern auch die Lehrmittel, namentlich die Schulbücher, unentgeltlich; ja ſie iſt genöthigt, die Schulbücher mehrentheils ſelbſt drucken zu laſſen. Sonſt pflegen gewöhnlich die Perſonen, welche ein zum Schul-Unterricht geeignetes Buch wollen drucken laſſen, daſſelbe vorher im Mannſkript dem „Univerſitäts-Rath,“ Consejo de la Universidad, vorzulegen, und erſt wenn dieſer es einfach gebilligt und für gut erklärt, oder gar als Text für die Staats-Schulen adoptirt hat, läßt es der Verfaſſer drucken, und verkauft der Regierung die von dieſer benöthigte Anzahl Exemplare. Im vergangenen Jahr hat die Regierung 247,047 Exemplare Bücher, größtentheils Schulbücher drucken laſſen oder angekauft, und überhaupt auf den Unterhalt der beiden Seminare, für Lehrer und Lehrerinnen, den Gehalt der 13 Schulviſitatoren, Miethe für Schullokale, Gehalt für Elementarlehrer, Druck von Schulbüchern, den Unterhalt der Taubſtummen-Schulen, und die 43 Volks-Bibliotheken, die bedeutende Summe von 231,463 pesos (etwa 308,000 Thlr.) verwendet, beinah das dreifache der Summe, welche im Jahre 1852 zu den gleichen Zwecken verausgabt wurde (81,694 pesos).

Es exiſtirt im Lande eine Taubſtummen-Anſtalt für Knaben, eine ſolche für Mädchen, beide in der Hauptſtadt, aber keine Anſtalt für Blinde. Für die erſte iſt ein neuer Direktor aus Europa verſchrieben. Als Specialſchulen ſind noch zu nennen: eine Hebammenſchule, die Kriegsſchule, Academia militar, die lange Zeit unter der Leitung des würdigen Generals Aldunate ſtand, beide in der Hauptſtadt; die Navigationsſchule, Escuela naval, in Valparaiſo, lediglich zur Ausbildung der Marine-Offiziere beſtimmt, und die hauptſächlich zur Ausbildung von Bergleuten beſtimmten Lyceen von Coquimbo und Copiapó. Früher exiſtirte in Ancud auf der Inſel Chiloë (ehemals S. Carlos) eine Navigationsſchule für die Handels-Marine, ich kann aber nicht ſagen, ob ſie noch fortbeſteht. Eine Handelsſchule ſoll in Quillota errichtet werden. Eine für ſich beſtehende Anſtalt iſt auch das conservatorio de música, wo Unterricht im Geſang und auf verſchiedenen Inſtrumenten ertheilt wird. Von allen dieſen Anſtalten kann man ſagen, daß ſie ihren Zweck erfüllen.

Die escuela de artes y oficios, Schule für Künſte und Gewerbe, iſt eine Art praktiſcher Gewerbſchule, verbunden mit einer Gießerei, Maſchinenbau-Werkſtätten, Werkſtätten für Schmiede, Schloſſer, Tiſchler u. ſ. w. Die Abſicht der Regierung iſt, daß der theoretiſche Unterricht zugleich mit der Praxis ertheilt werden ſoll. Die Anſtalt iſt für hundert Zöglinge berechnet, die von der Regierung ernährt, bekleidet und unterrichtet werden, und in den verſchiedenen Werkſtätten unter Anleitung der Werkmeiſter arbeiten müſſen; und liefert alle einſchlägigen Arbeiten, die beſtellt werden, vom Guß einer Statue bis zu einer eiſernen Bettſtelle. Man kann die Frage aufwerfen, ob es nicht in jeder Beziehung vortheilhafter wäre, wenn der Unterricht von der Praxis getrennt wäre, und wenn die Regierung letztere der Privatthätigkeit überließe. Wenn die Regierung mit den Leiſtungen der escuela de artes nicht ganz zufrieden iſt, ſo liegt dies meines Erachtens zum großen Theil daran, daß ſie zu vielerlei Zwecke hat auf ein Mal erreichen wollen.

Das iſt in noch höherem Grade mit der Quinta normal der Fall, einer Anſtalt, welche im Publikum auch — ſehr mit Unrecht — jardin botánico heißt. Es iſt eine Muſter-Wirthſchaft, Ackerbauſchule, Landes-Baumſchule, und was man ſonſt will, aber nichts ordentlich, und ich muß bekennen, daß ich den Zweck und Plan dieſer Anſtalt nie begriffen habe. Herr L. Sada, der mehrere Jahre dieſelbe leitete, wollte daraus eine landwirthſchaftliche Akademie machen, allein hierauf wollte die Regierung nicht eingehen, ſie ſchien vielmehr blos mit derſelben die theoretiſche und praktiſche Ausbildung von ſogenannten mayordomos zu beabſichtigen, welche in der chileniſchen Landwirthſchaft die Rolle untergeordneter Verwalter oder Aufſeher ſpielen. Wenigſtens werden Zöglinge in die Anſtalt aufgenommen, welche nicht ordentlich leſen und ſchreiben können. Die Direktoren haben in der letzten Zeit häufig gewechſelt, und jeder hatte eine andre Idee. Eine Zeit lang wurden Seidenwürmer gezogen, um dieſe Induſtrie in Chile einzuführen; dann kam ein andrer Direktor, der die Seidenwürmer ab- und ſtatt derſelben Normänniſche Karrengäule anſchaffte, die ein paar Jahre darauf wieder verkauft wurden. Dann wurde ein Treibhaus erbaut, Gott weiß zu welchem Zweck u. ſ. f. Den Nutzen hat wenigſtens die Quinta normal gehabt, daß ſie im Lande eine ziemliche Menge Obſtbäume, und Ahorn, Ulmen, Eſchen, Akazien u. ſ. w. für öffentliche Spatziergänge verbreitet hat. Letztere werden oft ohne alle Ordnung bunt durcheinander gepflanzt, was höchſt lächerlich ausſieht.

Das Instituto nacional umfaßte früher den Geſammt-Unterricht von den erſten Elementen an bis zur höchſten Wiſſenſchaft. Es iſt ein weſentliches Verdienſt von Herrn Domeyko, durchgeſetzt zu haben, daß der Univerſitäts-Unterricht vom Gymnaſial-Unterricht getrennt iſt. Letzterer iſt mit einem großartigen Penſionat verbunden, und zählte im Schuljahr 1859 beinah 800 Schüler (genauer 793). Unter den Profeſſoren befanden ſich zwei Engländer, zwei Franzoſen, zwei Italiäner und ein Deutſcher, Dr. Juſtus Florian Lobeck, für den Unterricht in der deutſchen und griechiſchen Sprache, und iſt, glaube ich, das Inſtitut von Santiago die einzige öffentliche Unterrichts-Anſtalt Süd-Amerika's, wo dieſe beiden Sprachen gelehrt werden. Der Gehalt der Lehrer beträgt zwiſchen 400 und 1200 pesos, und iſt für ein Land, wo es noch immer leicht iſt, auf andre Weiſe weit mehr zu verdienen, niedrig zu nennen. Eine ſehr üble Folge dieſes Umſtandes iſt es, daß die meiſten Lehrer blutjunge Leute ſind, welche eine Profeſſur nur als Uebergangsſtufe zu einem vortheilhafteren Erwerbszweige anſehen und nach wenigen Jahren wieder verlaſſen, um Advokaten, Geometer, Bergwerks-Verwalter ꝛc. zu werden. Um die Lehrer zu bewegen, auf ihrem Poſten auszuharren, iſt das Geſetz gegeben, daß ſie nach ſechs Dienſtjahren ſteigende Gehalts-Zulagen bekommen, nämlich für das ſiebente Jahr ein Vierzigſtel ihres Gehaltes, für das achte zwei Vierzigſtel, für das neunte drei Vierzigſtel u. ſ. f. — Allgemein glaubt man in Chile, daß es unmöglich ſei, ohne Lehrbücher oder „Texte“ Unterricht zu ertheilen, und da erſtaunlich wenige, brauchbare, in ſpaniſcher Sprache gedruckte Lehrbücher exiſtiren, ſo hat man in Chile die Profeſſoren zur Abfaſſung ſolcher ermuntern wollen, indem man ihnen für jedes für brauchbar erklärte Lehrbuch eine nach den Umſtänden bemeſſene Anzahl von Dienſtjahren zu Gute ſchreibt, was für den Fall einer Penſionirung von Wichtigkeit iſt. Manche Lehrer haben daher auch eine wahre Wuth Lehrbücher zu ſchreiben, ſelbſt über Gegenſtände von denen ſie gar keine Kenntniß beſitzen. So liegt mir z. B. jetzt ein Manuſkript zur Begutachtung vor, betitelt: Handbuch der Agricultur, für das Schullehrer-Seminar und Anſtalten beſtimmt, die etwa den Bürgerſchulen Deutſchlands entſprechen, und von Jemandem verfaßt, der auch nicht die geringſten Kenntniſſe von Chemie, Phyſik, Botanik ꝛc. beſitzt. Ich habe nie auf ſo wenig Seiten ſo vielen Unſinn gefunden. Es iſt freilich ſchwer, ſehr ſchwer in Chile für manche Disciplinen geeignete

Digitized by Google

Lehrer zu finden, und kann nicht geleugnet werden, daß manche Profeſſoren in Gegenſtänden unterrichten, von denen ſie platterdings nichts verſtehn; ſie denken aber, wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch den Verſtand dazu, und tröſten ſich auch wohl mit dem Sprichwort: unter den Blinden iſt der Einäugige König.* Man darf nicht vergeſſen daß Chile ein neues Land iſt, und daß der öffentliche Unterricht, ſo lange das Land ſpaniſche Colonie war, ſich auf einer höchſt niedrigen Stufe befand.

Die Univerſität, oder, wie es in Chile heißt, die seccion universitaria des Instituto nacional (unter Universidad verſteht man nämlich die Akademie der Wiſſenſchaften) zerfällt in drei Fakultäten, Jurisprudenz, mathematiſche und phyſiſche Wiſſenſchaften, und Medizin, wozu noch die Sektion der ſchönen Künſte kommt. Die Lehrſtühle, wie ſie im Schuljahr 1859 beſtanden, ſind folgende:

Juriſtiſche Fakultät.

Practica forensis,	Prof. Don Miguel Güemes.
Jus canonicum,	D. Rafael Fernandez.
Jus civile,	D. Enrique Cood.
Jus romanum,	D. Coſme Campillo.
Jus gentium,	D. Santiago Prado.
Jus naturale,	D. Ramon Briceño.

Fakultät der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften.

Höhere Algebra,	D. Ignacio Valdivia.
Allgemeine Chemie,	D. Ignacio Domeyko (Pole).
Phyſik und Mineralogie,	Derſelbe.
Organiſche Chemie und Pharmacie,	D. Anjel Vasquez.
Aſtronomie und höhere Analyſis,	D. Carlos Moeſta (Deutſcher).
Mechanik,	D. Julio Jariez (Franzoſe).
Zoologie und Botanik,	D. Rodulfo Philippi (Deutſcher).
Topographie und Geodäſie,	D. Francisco de Borja Solar.

Mediziniſche Fakultät.

Anatomie und Phyſiologie,	D. Vicente Padin.
Chirurgiſche Pathologie und Klinik,	D. Lorenzo Sazie (Franzoſe).
Patologia i clinica interna,	D. Juan Miquel.
Profektor,	D. Pablo Zorilla.

Section der ſchönen Künſte.

Freies Handzeichnen und Malerei,	D. Alhandro Ciccarelli (Italiäner).
Bildhauerei,	D. Auguſto François (Franzoſe).
Architektur,	D. Luciano Henault (Franzoſe).

Profeſſor der Staats-Oekonomie iſt Herr Courcelle-Seneuil, ich weiß aber im Augenblick nicht, zu welcher Fakultät er gerechnet wird.

Man wird ſich in Deutſchland wundern, daß die Philoſophie fehlt: dieſe Wiſſenſchaft wird nach den alten ſpaniſchen Anſichten im Gymnaſial-Curſus gelehrt. Die Regierung iſt fortwährend bemüht, den Unterricht zu erweitern und zu vervollkommnen. Im Jahr 1860 iſt ein Profeſſor für Maſchinenzeichnen, ein andrer für Bergbau und Hüttenweſen, ein dritter für Medizin angeſtellt, und glaube ich, ein Profeſſor für ſpaniſche Literatur aus Spanien verſchrieben. — Der Gehalt der Profeſſoren beträgt zwiſchen 1000 und 1800 pesos.

Die Zahl der Studenten betrug im Jahr 1859 nur 336, einſchließlich 49 Schüler der ſchönen Künſte, alſo ungefähr ſo viel wie auf der Univerſität Gießen. Die Bildung der zukünftigen Geiſtlichen ſteht natürlich gänzlich unter der Leitung der Biſchöfe, deren mit Einſchluß des Erzbiſchofs von Santiago vier ſind. Jedes Bisthum hat ſein Seminar, und die vier Seminare zählten zuſammen 303 Zöglinge. Ein großer Theil derſelben verläßt aber das Seminar früher oder ſpäter, ohne ſich dem Geiſtlichen Stande zu widmen, ſondern geht zu andern Berufszweigen über. Das erzbiſchöfliche Seminar von Santiago zählt 14 Profeſſoren, deren Beſoldung zuſammen 3887 pesos koſtet, was im Durchſchnitt für jeden Lehrer 277 pesos macht. Daß in dieſen Seminaren kein Griechiſch und noch viel weniger Hebräiſch gelehrt wird, brauche ich wohl nicht beſonders zu bemerken, auch ſoll der Unterricht in denſelben, ſo wie der in den übrigen geiſtlichen Unterrichts-Anſtalten hinter dem der weltlichen Schulen weit zurückſtehen, abgeſehen davon, daß er ſehr einſeitig iſt; Methode und Lehrbücher ſind großentheils veraltet, doch wird in der Jeſuitenſchule das Latein den Zöglingen gut beigebracht.

Die Prüfungen ſpielen im chileniſchen Unterrichtsweſen eine weit wichtigere Rolle als in Deutſchland. Am Schluße eines jeden Curſus wird in den vom Staat unterhaltenen Anſtalten, die Univerſität mit eingeſchloßen, jeder Schüler in jedem Unterrichtszweig vor einer eigens dazu ernannten Commiſſion eine volle halbe Stunde examinirt, und nur wenn er in dem Examen beſteht, iſt ihm erlaubt, zum folgenden Curſus überzugehen. Dieſe Examina dauern daher faſt einen vollen Monat und ſind für die Lehrer in hohem Grade beſchwerlich, aber auch für die obwaltenden Verhältniße des Landes unentbehrlich. Wer ein Schlußexamen abgelegt hat, welches etwa dem deutſchen Abiturienten-Examen entſpricht, bekommt den Grad eines Baccalaureus, Bachilla, und nur ein ſolcher wird zum Univerſitäts-Studium zugelaſſen, wenn er als wirklicher Student immatrikulirt ſein will; die in Privat-Anſtalten vorgebildeten Jünglinge müſſen daher ihre Examina zuletzt im Instituto nacional ablegen. Diſpenſationen vom Examen in einzelnen Disciplinen kann nur der Univerſitäts-Rath ertheilen.

Der „Univerſitäts-Rath, Consejo de la Universidad" beſteht aus dem Rector de la Universidad, der in Europa Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften heißen würde, den Dekanen der fünf Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin, mathematiſche und phyſiſche Wiſſenſchaften, und Humanidades, und zwei von der Regierung ernannten Mitgliedern, die gegenwärtig der gleichfalls von der Regierung ernannte Delegado Universitario (der eigentliche Rektor der Univerſität) und der Rector des Instituto nacional ſind. Dieſe Behörde überwacht den geſammten Unterricht, beräth über die Studienpläne, ernennt die Perſonen, die den öffentlichen Examen beiwohnen, und ihr darüber berichten ſollen, entſcheidet über die Geſuche um Zulaſſung zu den Prüfungen, u. ſ. w.

Wer den Univerſitäts-Curſus vollendet hat, und Juriſt, Arzt, Apotheker, Geometer, Bergwerks-Ingenieur, Erzprobirer oder Ensayador general ꝛc. werden will, hat noch ein beſonderes Final-Examen zu beſtehen, worauf er den Grad eines Licentiaten der Medizin, Jurisprudenz, Pharmacie ꝛc. bekommt. Fremde, welche in Chile als Geometer, Aerzte, Apotheker u. ſ. w. aufgenommen ſein wollen, müſſen Zeugniße von Univerſitäten oder Anſtalten, die denſelben für ihren Beruf gleich kommen, z. B. polytechniſchen Schulen, die gehörig legaliſirt ſind, beibringen, aus denen hervorgeht, daß ſie alle die Disciplinen, die in Chile gelehrt werden, ſtudirt und im Examen darin beſtanden haben, ehe ſie zum Final-Examen zugelaſſen werden. Dieſes Examen dürfen ſich Fremde, wie es oft geſchieht, nicht zu leicht vorſtellen. Es iſt ſchon öfter vorgekommen, daß Aerzte, Apotheker, Feldmeſſer, Bergwerks-Ingenieure, die in Europa ihre Examina glücklich beſtanden hatten, in Chile durchgefallen ſind.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß Chile ſeit es ſeine Unabhängigkeit errungen hat, und namentlich in den letzten Jahren, in der Fortbildung des öffentlichen Unterrichts Rieſenſchritte gemacht hat, und ſchon gegenwärtig manche europäiſchen Staaten, namentlich der romaniſchen Raçe, überholt hat, und alle Anzeichen ſprechen dafür, daß dieſes Land, welches in ſo vielen Beziehungen eine rühmliche Ausnahme vor den übrigen in ewigen Revolutionen ſich verzehrenden amerikaniſchen Staaten ſpaniſchen Urſprungs macht, auf der betretenen Bahn nicht ſtill ſtehen wird.

Mannigfaltiges.

— Volkszählungen. Am 3. Dec. 1861 hat eine (von drei zu drei Jahren ſich wiederholende) Zählung der Bevölkerung Preußens ſtattgefunden, deren Hauptergebniſſe der Director des ſtatiſtiſchen Bureau's in Berlin, Herr Dr. Ernſt Engel in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift mittheilt. Hiernach belief ſich die Geſammtbevölkerung Preußens auf 18,497,458 Seelen, was gegen das Jahr 1858, wo ſie ſich auf 17,739,913 Seelen belief, eine Vermehrung von $4{,}_{27}$ Procent iſt. Von den Regierungsbezirken hatte ſich der Poſen'ſche der größten Bevölkerungs-Zunahme, nämlich nahe an 6 ($5{,}_{91}$) Procent zu erfreuen; ihm zunächſt kommt der oberſchleſiſche Regierungsbezirk Oppeln mit $5{,}_{59}$ Proc., während der niederſchleſiſche Regierungsbezirk Liegnitz nur eine Vermehrung von 1½ ($1{,}_{49}$) Proc. aufzuweiſen hat, was zum Theil wohl

* Noch vor 15 Jahren glaubte übrigens ein kurheſſiſcher, jetzt verſtorbener Miniſter, es ſei für einen Lehrer nicht nöthig eine Wiſſenſchaft zu verſtehen, um in derſelben zu unterrichten; wer Lehrer ſei, müſſe Alles lehren können. Einem Gymnaſial-Lehrer, der nie Mathematik ſtudirt hatte, übertrug er den mathematiſchen Unterricht: wiederholte Remonſtrationen deſſelben halfen zu nichts als den Zorn der Excellenz zu erregen, und nur mit vieler Mühe brachte der Director es dahin, daß der widerſinnige Befehl zurückgenommen wurde.

Digitized by Google

der Abnahme der ſonſt ſo blühend geweſenen Induſtrie im ſchleſiſchen Rieſengebirge zuzuſchreiben, dem immer noch eine Eiſenbahn fehlt, durch welche es mit ſeinen natürlichen Märkten in der ſchleſiſchen Ebene und mit der Oder verbunden wird. Eine ſolche Gebirgsbahn wird daher auch, wenn ſie erbaut wird, naturgemäß von demjenigen Punkte ausgehen müſſen, welcher der niederſchleſiſchen Ebene und der Oder am nächſten gelegen iſt.

Die gegenwärtige Zahl der Bevölkerung Frankreichs beträgt etwas mehr als das Doppelte der Bevölkerungszahl Preußens, nämlich 37,421,750 Seelen, wovon 665,879 auf die im Jahre 1860 hinzugekommenen drei ſavoyiſchen Departements kommen.

Die Bevölkerungszahl von Großbritanien und Irland beträgt, nach der letzten Zählung (vom 8. April 1861), 29,334,788 Seelen, wovon 2,803,034 auf London allein kommen. Paris zählt gegenwärtig 1,696,141 und Berlin 545,319 Einwohner.

— Die deutſche Expedition nach Wadai. In dem neueſten (März-) Hefte der Petermann'ſchen „Mittheilungen" befindet ſich, außer der bereits durch die Zeitungen bekannten Nachricht von der durch das Gothaer Comité erfolgten Entbindung Heuglin's von der ihm anvertraut geweſenen Leitung der Expedition, wegen ſeiner inſtructionswidrigen Reiſe nach dem Süden, ſtatt nach Chartum und Wadai, der vollſtändige Inhalt der „Inſtruction für die Expedition nach Inner-Afrika zur Aufhellung der Schickſale Dr. Ed. Vogel's und zur Vollendung ſeines Forſchungswerkes." Die §§. 8 und 9 laſſen keinen Zweifel darüber, daß die Reiſe von Kairo nach Chartum und von Chartum nach Wadai das als die nächſte Aufgabe der Expedition aufgeſtellte Moment der ganzen Inſtruction war. Im §. 3 derſelben iſt auch bereits der Fall vorgeſehen, daß an die Stelle des Herrn v. Heuglin ein Anderer die Führung der Expedition nach Wadai übernehme. Bekanntlich iſt dieſe jetzt dem Herrn Werner Munzinger vom Comité anvertraut worden.

— Neſſelrode. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" enthält eine höchſt intereſſante Charakteriſtik des neulich verſtorbenen ruſſiſchen Reichskanzlers Neſſelrode, wozu ihr Arndt's „Wanderungen und Wandelungen" das Material geliefert haben, in welcher uns aber einige Ungenauigkeiten aufgefallen ſind. Neſſelrode war allerdings ein Rheinländer von Abkunft, aber nicht von Geburt; geboren wurde er in Liſſabon, wo ſein Vater damals als ruſſiſcher Geſandter lebte und von welchem Poſten dieſer ſpäter nach Berlin verſetzt wurde. Unrichtig iſt es auch, daß der ältere Neſſelrode zu Petersburg in bedrängten Umſtänden geſtorben ſei und ſeinen Sohn als Kind dort zurückgelaſſen habe; er ſtarb im Jahre 1810 zu Frankfurt am Main, als der Sohn bereits ſein dreißigſtes Lebensjahr erreicht hatte und als Staatsrath im ruſſiſchen Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt war. Eine auf zuverläſſigen Angaben beruhende Darſtellung der politiſchen Laufbahn Neſſelrode's, findet ſich im erſten Bande der unter dem Titel „Unſere Zeit" erſcheinenden Fortſetzung des Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikons.

— Napoleon von mainotiſcher Abſtammung. Als der nordamerikaniſche Reiſende, Bayard Taylor, im Jahre 1858 in Griechenland war, beſuchte er im Peloponnes auch die Landſchaft Maina, und hielt ſich dort mehrere Tage auf. Merkwürdiger Weiſe fand er die Einwohner nicht ſo ſchlimm, als ſie verſchrieen ſind; vielmehr „gewann er ſie," wie er ſagt, „mit jedem Tage lieber;" auch traf er dort häufig den reinen griechiſchen Typus. Unter anderem war er in dem an der Weſtküſte von Maina gelegenen Orte Vitylo (im Alterthume Oitylos), mit welchem, wie er ſich ausdrückt, „eine ſonderbare Geſchichte zuſammenhängt." Vor 150 Jahren nämlich, ſo erzählen die Leute, fanden häufige Auswanderungen aus Maina nach Korſika ſtatt; unter andern wanderte auch die Familie Kalomiris oder Kalomeros (man nennt beide Namen) von Vitylo aus und überſetzte bald nach ihrer Niederlaſſung auf Korſika ihren Namen in's Italiäniſche, und ſo entſtand der Name Bonaparte. Aus dieſer Familie kam Napoleon, der demnach aus mainotiſchem oder (weil die Mainoten für Nachkommen der alten Spartaner gelten) ſpartaniſchem Blute ſtammte. Man ſagt von Pietro Mavromichalis (dem bekannten Bey oder Fürſten der Mainoten), daß, als er Napoleon in Trieſt beſuchte (wann?), er ihn auf Grund dieſer Geſchichte als einen Landsmann anſprach. Die Mainoten glauben unbedingt daran. Die erwähnte Auswanderung iſt eine geſchichtliche Thatſache, und der Umſtand, daß der Name Bonaparte bereits früher in Italien vorhanden war, iſt kein Beweis dafür, daß die korſiſchen Bonaparte nicht urſprünglich die Kalomeros von Maina geweſen ſind. Die Sache ſieht nicht ſo unwahrſcheinlich aus, meint Taylor, und Jemand, der ſich für das gegenwärtige bonapartiſtiſche Geſchlecht hinreichend intereſſirt, um Nachforſchungen anzuſtellen, würde höchſt wahrſcheinlich im Stande ſein, die Frage zu löſen (?). Taylor ſcheint übrigens die Memoiren der Herzogin von Abrantes, die im Jahre 1831 erſchienen, und über dieſen nämlichen Gegenſtand Manches enthalten, nicht zu kennen.

— Rumäniſche Literatur. Was es in der Moldau und Wallachei für eine Bewandtniß mit Wiſſenſchaft und Literatur habe, das geht aus folgender Notiz hervor, die wir einem Schreiben aus Bucareſt entnehmen: Herr Sion, der Redacteur der „Revista Karpatzilor," der einzigen wiſſenſchaftlich-literariſchen Zeitſchrift, die bis zum Jahre 1862 in rumäniſcher Sprache exiſtirte, erklärt in der letzten Nummer derſelben, daß er, bei dem Mangel an Abonnenten, ſämmtliche Exemplare ſeiner Revista, die er noch auf dem Lager habe, öffentlich verbrennen und auf der Aſche derſelben einen Grabſtein mit folgender Inſchrift errichten werde: „Hier ruht die Theilnahme für rumäniſche Wiſſenſchaft und Literatur."

— Wiener's jüdiſche Regeſten. Die Geſchichte, welche mit jedem Tage ſich weiter baut, und die „am ſauſenden Webſtuhl der Zeit" ihre Fäden neu einſchlägt, kann doch nur dann als ein Ganzes erfaßt und gehörig gewürdigt werden, wenn man bei dem Studium derſelben nie vergißt, auf ihre Quellen zurückzugehen, und dieſe nicht, wie der Geſchichtsſchreiber oft ſeine Ideen und Anſichten in die längſt verfloſſenen Thatſachen hineinträgt, ſondern wie der wahre und ungetrübte Hergang des Geſchehenen war, zu erfaſſen ſucht. Dazu bedarf es vor Allem ein genaues Eingehen auf das Studium der Urkunden, welche zur Zeit der geſchehenen Thatſachen veröffentlicht oder abgefaßt wurden. Allein nicht Jedem iſt es gegeben, noch vergönnt, an ſolches Quellenſtudium zu gehen, und oft iſt die Ausbeute für die viele darauf verwandte Mühe, beſonders wenn es der Erforſchung eines einzelnen Geſchichtszweiges gilt, eine gar zu wenig lohnende. Deshalb iſt der Freund und Forſcher der Geſchichte den Männern Dank ſchuldig, welche mit großer Mühe und ausharrender Geduld aus den Urkunden die nöthigſten und wiſſenswürdigſten Data zuſammengeſtellt und als „Regeſten" veröffentlicht haben. Wie nun im vorigen Jahrhundert Leibniz, Bünau, Georgiſch und Schöttgen, und im gegenwärtigen Boehmer und Pertz die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ſolcher Regeſten nachgewieſen und ſelbſt darin viel geſammelt haben, ſo hat Dr. M. Wiener in Hannover, in den von ihm veröffentlichten „Regeſten zur Geſchichte der Juden in Deutſchland während des Mittelalters,"* eine nicht minder mühevolle, als lohnende Arbeit unternommen. Wer es weiß, wie „der Bearbeiter einer Geſchichte der Juden, wofern er ſich nicht damit begnügen will, lediglich bereits Bekanntes zu reproduziren, ſich veranlaßt ſieht, ſeinen Stoff aus unzähligen Büchern mühſam zuſammen zu ſuchen, weil die auf die Geſchichte der Juden ſich beziehenden Nachrichten ein gleiches Schickſal mit den Juden theilen: denn Beide finden ſich an tauſend verſchiedenen Orten zerſtreut," der wird den Sammel- und Forſcherfleiß des Bearbeiters zu würdigen wiſſen. Der bereits erſchienene erſte Theil enthält die Regeſten 1. unter den römiſchen Königen und Kaiſern (von 965 bis 1492), 2. in Bayern (von 981 bis 1401) und 3. unter der Herrſchaft des Hauſes Habsburg (von 1283 bis 1491). Manche wichtige Urkunde iſt in den Beilagen ſelbſt mitgetheilt. Wie reichhaltig übrigens das Material dieſes erſten Bandes iſt, geht daraus hervor, daß er den Inhalt von circa 1400 Urkunden wiedergibt, die mühſam zuſammengeſucht werden mußten. —n.

— Zur kurheſſiſchen Frage. Als einen intereſſanten, literariſchen Beitrag zur Kenntniß der Rechtszuſtände in Kurheſſen empfehlen wir die kürzlich in Leipzig erſchienene Schrift: „Recht und Gewalt in Kurheſſen; ein Kapitel aus dem Leben eines Scheintodten, von Dr. jur. utr. J. Kunreuter, durch Dekret der Staatsprüfungs-Commiſſion qualifizirten, durch landesherrliche Gnade recipirten, kurheſſiſchen Obergerichts-Referendar."

* Hannover, Hahn'ſche Hofbuchhandlung. 1862. Erſter Theil: XVI u. 257 S.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 17. Mittwoch, den 23. April 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Aſien. Seite

Der Orient in kulturhiſtoriſcher Beziehung . . . 193

Deutſchland und das Ausland.

Zum Vitalismus in der Naturbetrachtung . . . 195

Ungarn.

Bonamy Price, „über Oeſterreich und Ungarn" . . . 197

Braſſai's Sprachphiloſophie . . . 198

Italien.

Camillo Cavour und Urbano Rattazzi . . . 199

Frankreich.

George Sand's Moralität und der akademiſche Preis . . . 201

England.

Die Geiſterwelt im heutigen London . . . 202

Mannigfaltiges.

Sind die Germanen Volksgewalts-Freunde? . . . 203

Die franzöſiſchen Zoll-Einrichtungen . . . „

Aus der Korreſpondenz Napoleon's I. . . . „

Martinez de la Roſa . . . 204

Eliſabeth von Kreta . . . „

Ein Italiäner über deutſche Muſik . . . „

Aſien.

Der Orient in kulturhiſtoriſcher Beziehung.*

„Vom Aufgang iſt die Menſchheit ausgegangen:"

ſo müßte ein Sonnet anfangen, das in ſeinen antithetiſchen Gedankenreihen kurz und bündig die Weihe und Würde des Morgenlandes beſingen wollte. Der Orient iſt die üppig-reiche Wiege der Menſchheit, welche alle Keime unſeres Fortſchritts birgt, iſt die Knospe, deren roſige Blätter mit zartem Duft die Geheimniſſe der Schöpfung umhüllen, die allmälich durch die Entfaltung dieſer Blätter offenbar werden. Im Orient hat die Menſchheit das hohe Myſterium ihres Urſprungs gefeiert, in ein Paradies der Schönheit und Gabenfülle hat er die erſten Lebensträume des zum Bewußtſein erwachten Erdenpilgers verſetzt und ihm, dem Ausgeſtoßenen aus dem Paradiee der Ruhſeligkeit, der That und Schuld ein neues Bewußtſein und eine neue Welt erſchloſſen, durch fruchtbare Arbeit, durch lebendiges Wirken den Fluch in Segen verwandelt: ihm die große Völkerſtraße der Geſchichte gezeigt, auf der er vorſchreiten ſoll zum Ziele ſeiner Vervollkommnung. Der Orient iſt die Morgenſonne im Reich der Geſchichte, die uns begrüßt, wenn wir mit ernſtem Streben auf die Frühlingskeime des Menſchendaſeins zurückgehen und uns nähern wollen den frühſten Furchen, welche die Urväter durch den Acker menſchlicher Bildung zogen. Das Morgenland iſt wohl die Heimat des Menſchengeſchlechts, und wer könnte irgend ein Wiſſen erſinnen, das unſer Gemüth mehr anziehen könnte, als die Heimatkunde? Nicht von Ungefähr hängt die heutige Blüthe der Geſchichtsforſchung mit dem Eifer zuſammen, den unſere Gelehrten auf die Entdeckung der Kulturdenkmale des Morgenlandes verwenden. In wunderbarer, nie geahnter Ausdehnung ſteht der Gelehrte ſeinen hiſtoriſchen Horizont nach Breite und Tiefe des Wiſſens erweitert, er findet nun täglich Beziehungen auf, welche die herrlichſten Perſpektiven in alle Räume der Erkenntniß eröffnen. Aegypten, Phönizien, Chaldäa, Perſien und Indien haben ihren Mund vor uns **redend** aufgethan und das Verſtändniß der Sprache hat Sitten, Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft, Geſchichte und Sage der Völker des Morgenlandes unſerm Kulturſchatz hinzugefügt, der Geſchichte namentlich weit ältere, tiefer ſich einſenkende und feſtere Grundpfeiler geliefert. Es iſt nicht mehr blos ein Akt äußerer Huldigung vor der Chronologie, wenn wir unſere Weltgeſchichte mit dem Morgenlande beginnen, es iſt einfach der logiſche Anfang mit den Prinzipien des hiſtoriſchen Lebens, welche alleſammt im Orient wurzeln.

Profeſſor **Laurent** in Gent, den das Rieſenwerk einer **Kulturgeſchichte des Völkerrechts** beſchäftigt, hat den erſten Theil ſeiner Etudes sur l'histoire de l'humanité (oder Histoire du droit des gens) „L'Orient" betitelt, weil er im Morgenlande die urſprünglichen Typen aller ſpäteren Erſcheinungen des Völkerverkehrs angetroffen. Obwohl ſein Werk noch lange nicht vollendet, ſondern erſt bis zum 3. Bande vorgeſchritten, iſt doch ſchon eine **zweite Auflage** der herausgekommenen Theile der „Studien" nöthig geworden, der „Orient" liegt uns hier vor und „Griechenland" folgt ihm auf den Ferſen. Wir haben alle Urſach', **dieſen** „Orient" unſrerſeits als eine neue Morgenröthe der ſozialen Wiſſenſchaften zu begrüßen, denn noch niemals vor Laurent iſt das Völkerrecht ſo in ſeiner Würde als höchſtes Rechtsgebiet begriffen, ſo auf ſeine innerſten Urſprünge im Schooß der Kulturgeſchichte der Menſchheit zurückgeführt worden. Laurent's Rieſenwerk iſt ſelbſt eine Kulturgeſchichte großartigſten Maßſtabes, und nehmen wir das unpolitiſche Feld der ſchönen Künſte aus, eine faſt vollſtändig abgerundete Kulturgeſchichte. Auf der Höhe dieſer umfaſſenden Erkenntniß, welche die Thatſachen im Spiegel der Ideen beleuchtet und die Ideen aus den Thaten der Völker herausliest, breitet der Blüthenbaum des Morgenlandes die dichten Zweige in unendliche Fernen aus, weiterhin, als je zuvor: da kommen die verſchiedenſten Richtungen des Menſchengeiſtes zu ihrem vollen Rechte, und was wir ſonſt „Recht" nennen, wird erſt das wahre Recht, indem es mit allen Kulturzweigen in organiſchen Zuſammenhang tritt und von der oberſten Stufe der Geiſteserhebung, von der Religion, ſeine Weihe, wie von der Sitte ſeine Richtſchnur empfängt.

Unſere Kritiker im Fach der Staatswiſſenſchaften haben ſich kein ehrenvolles Zeugniß ausgeſtellt, als ſie den kosmopolitiſchen Hiſtoriker, den Juriſten und Philoſophen Laurent dazu zwangen, den organiſchen Zuſammenhang der Kulturzweige, d. h. die Einheit des Lebens, in der Vorrede ſeines Werks als den Grund anzuführen, der ihn zur Heranziehung ſcheinbar fremdartiger, im Völkerrechte bisher nicht abgehandelter Stoffe beſtimmt hat. Die Vorrede zur zweiten Auflage der „Studien" mußte eigens deshalb geſchrieben werden, weil man, ſelbſt in dem philoſophiſchen Deutſchland und von Seiten eines Robert Mohl, dem flandriſchen Forſcher vorgeworfen, daß er unnützer Weiſe ſo brennende Fragen, wie die der Religion in den Rahmen ſeiner Arbeit aufgenommen habe. Aber nachdem Laurent ſeine „Studien über die Geſchichte der Menſchheit" in der erſten Auflage von den Urzeiten bis in's Reformationszeitalter fortgeſetzt hatte, mußte doch hinlänglich klar geworden ſein, daß der berühmte Gelehrte nichts anderes als eine **Philoſophie der Geſchichte**, und zwar eine auf die reichſte Fülle der **Thatſachen** und die Treue der **Quellen** geſtützte Philoſophie der Geſchichte, des Völkerverkehrs geben will. Das Walten der Vorſehung iſt anerkanntermaßen die wahre, geſunde Baſis jeder Philoſophie der Geſchichte, und iſt nicht dieſes göttliche Walten un-

* Histoire du droit des gens et des relations internationales, ou Etudes sur l'histoire de l'humanité, par F. **Laurent**, professeur à l'université de Gand. 2me éditition corrigée. Tom. I. L'Orient. — Bruxelles, Meline, Cans et Compagnie. 1861. — 1 vol. gr. in 8 de 556 pag.

Digitized by Google

beſtreitbar eine religiöſe Idee? Wie kann alſo die Religion aus einem Werke verbannt werden, das die Geſetze zu finden ſtrebt, welche die geſchichtlichen Phänomene regieren? Giebt es ein Geſetz ohne einen Geſetzgeber? „Die Religion, ruft Laurent aus, iſt das Leben und das Leben iſt Fortſchritt.“ Und die Religion ſchreitet an der Hand der Vorſehung ebenſo vorwärts, wie jeder andere Zweig der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ja, dieſer Erziehungsgang der Völker ſpiegelt ſich nirgends klarer und eindrucksvoller ab, als in dem Strom der religiöſen Ideen! Blicken wir auf den Orient, ſo zeigen gerade die älteſten Völker, daß ihre ganze ſittliche Lebenswürdigung von der Religion beſtimmt wird; die Sitten, die geſelligen Einrichtungen, das nationale Weſen der Stämme und deren charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit ſind mit ihrem Cultus auf das Innigſte verwachſen; er iſt die ergiebigſte Fundgrube für das Verſtändniß der Völker und Reiche. Ohne den indiſchen Cultus iſt die Geſetzgebung Indiens gar nicht vorhanden, ohne die Religion des Zoroaſter bleibt der Typus des perſiſchen Weltreichs ein ungelöſtes Räthſel. Wer könnte vollends das alte Judenthum begreiſen ohne jene erhabene Satzung, die Moſes vom Sinai gebracht? Die Religion iſt in der Kindheit der Völker Alles in Allem und ſelbſt bei größerer Reife noch immer das mächtigſte Motiv. Nur die Art ihrer Kraftäußerung hat ſich geändert. Im Alterthum lieh die Religion den Völkern den Stempel der beſonderen abgeſchloſſenen Individualität; ſeit das Chriſtenthum in die Welt gekommen, iſt ſie aus einem Bindemittel der Einzelnen ein internationales Einheitsband geworden und hat dem Leben der civiliſirten Völker den Stempel der Univerſalität aufgedrückt. Tiefer betrachtet, hat die Religion an ſocialer Bedeutung hierdurch unvergleichlich gewonnen. Fénelon hat Recht, wenn er das Wort „religio“ von „religare,“ wieder anknüpfen, vereinigen, ableitet. „Wir glauben Alle an Einen Gott,“ iſt der Glaube aller gebildeten Menſchen, und „wir ſind Eins in Gott,“ der Glaube des Chriſtenthums, das den Einheitsgedanken auf den Schauplatz der Geſchichte getragen. Hiſtoriſch hing das mit der Stiftung eines anſtaltlichen Mittelpunkts des Glaubens, mit dem Auftreten des Begriffs der Kirche zuſammen. Seitdem „Ein Hirt und Eine Heerde“ der fromme Wunſch der Nationen lautet, iſt die Religion in der geſpannten Richtung auf das höchſte Ziel der menſchlichen Geſellſchaft, das internationalſte aller geiſtigen Güter und wohl berechtigt, eine Kulturgeſchichte des Völkerrechts unabläſſig zu begleiten. Laurent erinnert ſehr paſſend an das Verfahren des großen Leibniz, der die Concilienſchlüſſe und Concordate in ſeinen Codex juris gentium aufnahm, weil er das enge Verhältniß der Religion zum Völkerverkehr aus der ſocialen Idee der Kirche heraus praktiſch geltend machen wollte.

Iſt nun die Einheit des Lebens, auf welche die ſociale Entwickelung hinarbeitet, das einzige, unbedingt wirkſame Geſetz der Vorſehung, ſoll dieſe Einheit in der Vernichtung des Individuellen, in der ſtarren Indifferenz der urſprünglichen Elemente, in der Allgemeinheit und Einerleiheit derſelben Form ihren Gipfel erreichen? Dem widerſpricht der Fortſchritt ſelbſt. Wäre freilich die Grundlage der Entwickelung, nämlich der Boden auf dem ſich die Geſchichte aufbaut, eine ſtarre, ſpröde, unbewegliche Maſſe, dem kein Moment der Verwandlung einwohnt, wir könnten vielleicht den Schluß ziehen dürfen, daß auch das Endziel unſerer Geſchichte in ſolch' ein todtes Meer ausmünden werde. Aber der Orient, der für uns die Baſis der Völkergeſchicke bildet, iſt nie ſo unbeweglich geweſen. Es iſt, meint Laurent, ein Vorurtheil der Gelehrten, mögen es auch Männer von der Geiſteshöhe eines Montesquieu, Couſin, Ballanche (in der Palingénésie sociale) getheilt haben, daß der Orient in feſter, fertiger Geſtalt auf den Schauplatz der Ereigniſſe getreten ſei, unbeweglich und ununterſchieden, durchweg unter daſſelbe Joch der Theokratie gebeugt und überall von demſelben Despotismus gefeſſelt. Dieſes Bild einer traditionellen Phantaſie iſt entſchieden unwahr, es hat ſich überlebt. Rémuſat ſieht ſchon ſo viele Verſchiedenheit im Orient, daß er blos noch die Geburt in Aſien als gemeinſame Eigenſchaft der Völker des Morgenlandes anerkennt. Laurent verweiſt wieder auf das Moment der Religion: der beſte Beweis für Wandel und Bewegung des orientaliſchen Lebens iſt die Mannigfaltigkeit des Glaubens, die tiefe Erſchütterungen der Gemüther vorausſetzt. Was Indien z. B. anlangt, ſo weicht die Religion der Vêdas bedeutend von der brahmaniſchen ab. Jene älteſten heiligen Schriften der Inder kennen noch weder die Kaſten, noch die Seelenwanderung, die beiden Grundlagen der ſpätern indiſchen Geſellſchaft. Auch das Brahmanenthum war nicht ewig unbeweglich. Aus ſeinem Schooße ging ein Reformator hervor: Çakya oder Çakyamuni, Gautama der Weiſe (d. i. Buddha), verwarf das Kaſtenweſen, und ſeine Lehre, durch der Prieſter Haß und Eiferſucht aus Hindoſtan verdrängt, gewann einen großen Theil der aſiatiſchen Welt, faſt das ganze Hinteraſien, für die „frohe Botſchaft“ des Buddhismus. (Auffallend iſt die Analogie des Buddhismus zum Chriſtenthum, auch er iſt, nach des Buddha eigenen Worten: „ein Geſetz der Gnade für alle Menſchen,“ auch er empfiehlt die Barmherzigkeit der ſelbſtverleugnenden Liebe). Indien, das eine abſtracte Theorie in den Zauberſchlaf der ſtetigen Ruhe verſenkt, iſt bis zur Stunde von reformatoriſchen Ideen bewegt. Verſuchte doch ſogar der berühmte Rammohun-Roy die Dogmen des Brahmanismus und des Chriſtenthums philoſophiſch auszuſöhnen (Revue brittanique, Octobre 1833). Die ungeheure Anzahl der indiſchen Secten, von denen 20 allein auf die Confeſſion der Wiſchnuwiſten, 9 auf die der Saiwas oder Siwa-Verehrer, 4 auf die der Saktas kommen (Einige rechnen im Ganzen über 100), deutet auf gewaltige Reactionen des individuellen Freiheitsbewußtſeins. Die Freiheit des Einzelnen iſt es, welche durch ihre nimmer ruhende Regſamkeit verhindert, daß die Einheits-Tendenz das Leben in ihren Umarmungen erſticke. Selbſt das alte Aegypten ſtand ſeinen Mumien an Starrheit bei Weitem nach. So gut wie die Sprache der Inder hat die der Aegypter dem allgemeinen Geſetze der Bewegung ſeinen Tribut gezollt und ihre Künſte und Wiſſenſchaften gleichfalls. Und wie die Religion den Schwankungen der Zeit unterworfen war, lehrt das Beiſpiel jenes revolutionairen Pharaonen, der, wie Lepſius berichtet, die unzähligen Gottheiten Aegyptens durch einen einzigen Gott, die Sonne, erſetzen wollte. (Lepſius, über den erſten ägyptiſchen Götterkreis, in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1851). Die angebliche Starrheit des Orients wird durch die Thatſachen widerlegt; auch der Orient offenbart Leben, Bewegung, Fortſchritt!

Man hat in der Auffaſſung des Orients dadurch früher ſo ſehr gefehlt, daß man eine matte Einförmigkeit ſeiner Geſtaltungen annahm. Allein die Wirklichkeit zeigt, ſtatt einer ſolchen Monotonie, die bunteſte Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen auf. Es iſt unſtreitig wahr, was oben geſagt wurde, die Religion iſt die Baſis aller Kultur und im Orient am allermeiſten. Perſer, Inder, Aegypter, Hebräer ſchöpfen die Regel ihres Verhaltens für die bürgerlichen und politiſchen Sachen, für Sitte und Geſetzgebung, die in einander fließen, für jeden Zweig von Kunſt und Literatur, Stoff und Geſetz aus den heiligen Büchern ihres Cultus; die Theokratie ſcheint im ganzen Orient der herrſchende ſociale Typus zu ſein: aber, fragt Laurent, iſt die Theokratie auch überall dieſelbe? Sie iſt ſo wenig dieſelbe, daß der theokratiſche Staat ſchon bei dem „Volke Gottes,“ den Juden, durch das weltliche Königthum ſtark modificirt wird und bei den Aſſyriern, Medern und Perſern in den despotiſchen, bei den Phöniziern und Carthagern in den Handels-Staat umſchlägt. Und ſelbſt innerhalb der ſogenannten „reinen Theokratie“ finden ſich weſentliche Unterſchiede. Die ägyptiſche Theokratie iſt eine andre, mehr vorurtheilsfreie, als die indiſche; das heilige Gemeinweſen des uralten Zend-Volks (gleich den Medern, Perſern und brahmaniſchen Indern ein ariſcher Stamm), deſſen Reich der Meder- und Perſerherrſchaft voranging und am Oxus in Baktriana ſeinen Sitz hatte, weicht von beiden erfreulich ab. — Zwar gewähren Aegypten und Indien auf den erſten Anblick das Bild vollkommener Uebereinſtimmung. Hier und dort bemerkt man dieſelben vier Kaſten, bei beiden iſt die Prieſterkaſte die herrſchende, der ägyptiſche und der indiſche Cultus haben eine überraſchende Aehnlichkeit, die ſich bis auf die Verehrung heiliger Thiere erſtreckt, von der ſich nach den neuern Berichten auch in Indien Spuren gezeigt haben; der Glaube an die Seelenwanderung und ſogar das Gericht über die Todten ſind gemeinſame Erſcheinungen der beiden Culte. Dieſe und andere Aehnlichkeiten gaben vor einem Jahrzehnt noch einer großen Anzahl namhafter Forſcher (Laurent citirt: Meiners, Heeren, Creuzer, F. Schlegel, Goerres, v. Raumer, v. Bohlen, der ſich aber ſchließlich zu der richtigen Anſicht bekehrt hat, Jones in ſeinen Asiatic Researches, und aus neuſter Zeit: Cantu in ſeiner Storia universale und Munk in dem Werk über Paläſtina) die Meinung ein, die ägyptiſche Civiliſation ſtamme aus Indien, worauf die Erklärung des Griechen Philoſtratus geführt hatte, der da ſagte, die Aegypter ſeien aus Aethiopien gekommen und die Aethiopier wären eine wegen angeblicher Unreinheit aus Indien vertriebene Raçe. Heutzutage wird indeſſen der indiſche Urſprung Aegyptens von den hervorragendſten Aegyptologen zu dem Haufen überwundener Irrthümer gelegt, und das aus einem ſehr einfachen Grunde. Das Syſtem der indiſchen Coloniſation Aegyptens ſetzt ein höheres Alter der indiſchen Kultur voraus, während gerade umgekehrt die Reſultate unſerer chronologiſchen Forſchung und namentlich die altägyptiſchen Baudenkmäler unwiderleglich nachweiſen, daß Aegyptens Kultur mindeſtens um zwei Jahrtauſende älter, als die indiſche iſt und die Geſchichte des Reichs am Nil zu einer Epoche hinaufreicht, wo die ariſche Raçe noch gar nicht einmal Beſitz von Hindoſtan ergriffen hatte

Digitized by Google

(Lepſius, Chronol. der Ägypter Th. 1 p. 3). — Aber bei näherer Betrachtung ſchwindet auch außerdem der Schein jener Aehnlichkeit ganz gewaltig! Das ägyptiſche Kaſtenweſen darf mit dem indiſchen durchaus nicht in dieſelbe Kategorie der Unmenſchlichkeit verſtoßen werden. Denn die Kluft zwiſchen den Kaſten beruht in Indien auf einem Dogma, auf dem Dogma der Unreinheit der untergeordneten Kaſten, welche die Urbevölkerung bilden (der Sudras und der noch mehr verachteten Tſchandalas, die nur an der Küſte Malabar Parias heißen) und auf göttlicher Sanction für die drei obern Kaſten der Brahmanen, Kſchatryas d. i. Krieger, und Waiſias, dieſer drei Klaſſen der Doppeltgeborenen, denen durch die Umgürtung mit der heiligen Schnur das Gnadenmittel einer zweiten Geburt zu Theil wird. Und ſelbſt zwiſchen den drei oberen Kaſten, deren Urſprache, das Sanscrit, die ariſchen, dem Zend-Volke und den Perſern ſtammverwandten Einwanderer charakteriſirt, ſenken ſich gehäſſige Abgründe zum alleinigen Vortheil der gottſeligen, beſchaulichen Brahma-Prieſter. Anders war es mit dem ägyptiſchen Kaſtenweſen. Es bedarf keiner göttlichen Dazwiſchenkunft, um einen Krieger zum Range eines Prieſters zu erheben, der Krieger konnte prieſterliche, der Prieſter kriegeriſche Functionen ausüben, die Ehen unter beiden Klaſſen waren erlaubt und die geſchichtliche Entwickelung, ſtatt wie in Indien, zu einer förmlichen Unterjochung der Krieger- unter die Prieſterkaſte auszumünden, brachte im Nilthale die Suprematie der Kriegerkaſte hervor, gipfelte in dem helleniſirenden Königthum der Männer vom Schwert und endete mit einer wirklich helleniſchen Monarchie. Die Kaſte iſt in Aegypten blos eine politiſche Einrichtung, die von keiner religiöſen Inſtitution der Kaſten und von keiner Religionsverſchiedenheit unter den Kaſten weiß. Alle Aegypter haben daſſelbe Vaterland, dieſelben Geſetze und dieſelben Götter. So iſt Aegypten ein großartiger Fortſchritt über Indien hinaus. Die Abgeſchloſſenheit des indiſchen Typus iſt hier durch Eroberung und Coloniſation überwunden, und mag man den Einfluß der Aegypter auf die Juden und Griechen noch ſo verſchieden beurtheilen, es bleibt immerhin eine treffende Wahrheit das von Laurent citirte Wort des Göttinger Theologen Ewald: der in ſeiner „Geſchichte des Volkes Iſrael" (Th. I. p. 441) den Ausſpruch that, Aegypten ſei die hohe Schule der übrigen Völker des Alterthums geweſen.

Mannigfaltigkeit der Formen und daneben Fortſchritt zur Einheit des geſelligen Daſeins iſt der zwiefache Charakterzug der hiſtoriſchen Bewegung des Orients. Innerhalb der Gruppe der reinen Theokratie ſehen wir das am klarſten in dem kryſtallenen Spiegel des Mazdeïsmus, der Satzung des Zend-Volks. Die Verehrer des Ahura-Mazda, des „allwiſſenden Weſens," von den Perſern „Ormuzd" genannt, wurden von ihrem Propheten und Geſetzgeber, dem großen Zoroaſter, auf die Bahn einer Weltanſchauung geleitet, die faſt das Erhabenſte darſtellt, was das Alterthum an religiös-ſittlichen Ideen erzeugt hat. Der Lichtcultus der alten Arier, den die heiligen Bücher der Naçkas lehren, kennt keine ewige Scheidung der Menſchheit in Kaſten, er fordert zum Erſtaunen des Herodot, das Gebet für alle Glaubensgenoſſen und ſogar, was der gute Herodot nicht bemerkt, die Fürbitte für alle Menſchen, die geſündigt haben, auf daß ſie frei werden von ihren Sünden (im Yaçna, Hymnus 31). Der Gott des Lichts iſt nicht der Urheber des Böſen; das geht nach der älteſten Urkunde, dem Vendidad, von der Kreatur ſelber, nach den übrigen wohl von Ahriman aus, deſſen Macht wenigſtens nicht ebenſo ewig iſt, als die des Schöpfers Ormuzd. Einſt, am Auferſtehungstage, wird ſich der Herr der Finſterniß und der Darvands (Teufel) dem Lichtgott unterwerfen; bis dahin iſt Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß und dieſer Kampf gegen das Böſe wird pflichtgemäß von jedem Gläubigen mitgekämpft, Jeder ſoll das Gute wirken auf Erden: der Mazdeïsmus iſt die Religion der thätigen Tugendübung, und alſo weit überlegen der todtenhaften, thatloſen indiſchen Beſchaulichkeit! Nach der Zend-Aveſta giebt es keine ewige Strafe für zeitliche Sünden, ſondern nur eine vorübergehende, ſchließlich werden alle Seelen gerettet, alle verklärt: inſofern iſt der Mazdeïsmus auch überlegen mancher modernen Orthodoxie. Und wenn er die Ungläubigen, die Unreinen vernichtet wiſſen will, iſt das nicht ebenfalls und auch in der beſten Meinung, aus Sorge für das Seelenheil Aller, erſtrebt worden ſeitens der Propaganda und der Glaubenskriege des traditionellen Chriſtenthums?

Aber trotz dieſer herrlichen Vorzüge, läßt der Standpunkt der jüdiſchen Theokratie den der ariſchen hinter ſich. In Moſis Geſetz erblickt man nicht eine Spur von Kaſten, es erwähnt nicht einmal mehr die vier Klaſſen, was noch die Zend-Aveſta thut. Alle beherrſcht der Gedanke der Einheit des ſchöpferiſchen perſönlichen Gottes, er durchdringt, den Dualismus der Arier vermeidend, das ganze Volk Iſrael und macht es Eins in Gott und Eins in ſich ſelbſt, während der Herr doch Oben bleibt, im Himmel. Die Einheit und Einigkeit Gottes knüpft ein Band zur geſammten Menſchheit, ſie legt die Grundlage zu der ſocialen und welterobernden Macht des Monotheismus!

Freier, als im Judenthum kann ſich die Theokratie nicht geſtalten; bildet man das Element der weltlichen Königsherrſchaft, welche das Judenthum aufgenommen, einſeitig weiter aus, ſo verwandelt die Theokratie ſich in Despotie und es entſteht jener politiſche Zuſtand, vor dem der weiſe Prophet Samuel (1. Sam. 8, 11—17) bei Einſetzung des jüdiſchen Königthums beredtſam gewarnt hatte. Aſſyrer, Meder und Perſer, Letztere, indem ſie den Lichtcultus zum polytheiſtiſchen Mithradienſt abſchwächen, folgen der Bahn der Vergötterung des weltlichen Königthums und alſo der Despotie, aber ſie vollziehen zugleich die Emancipation des Staates von den Alleinherrſchaft der religiöſen Idee. Die Despotie iſt hiernach im Verhältniß zur Ganzheit des Lebens, ein Fortſchritt, und ein Fortſchritt, den die Eroberungskriege der Despoten zu Gunſten der Annäherung der Völker noch erweitern. Freilich, die brutale Kriegsluſt und Ländergier iſt die Achillesferſe dieſes Strebens.

Da offenbarte ſich die geſtaltente Kraft des Orients durch Production einer dritten ſocialen Grundform, die ſonſt den äußerſten Gegenpol zur Theokratie bildet, obwohl ſie das Uebergewicht der Religion über die politiſche Einrichtung ſpeciell immerhin kundgiebt: es trat als drittes Glied der Handelsſtaat in die morgenländiſche Entwickelung ein. Im Handel finden der thätige Unternehmungs- und Erfindungsgeiſt, die ſchaffende und ſammelnde Intelligenz ein reichhaltiges Feld zum Austauſch der Lebensgüter und das ſtärkſte Motiv zum Völkerverkehr: ſo waren es denn Phönizien und ſeine Tochter Karthago, die, als ſie ein Netz von Intereſſen über die Völker Aſiens, Afrika's und Süd-Europa's ausſpannten, einen Sammelplatz der Völker gründeten und die Brücke, zumal die geiſtige Brücke ſchlugen von Volk zu Volk und von Land zu Land. Mit dem Ausbau des großen Theaters der Weltgeſchichte, auf dem die menſchliche Geſellſchaft nun zuſammenſtrömt, ſchließt der kulturhiſtoriſche Beruf des Orients ab.

Es iſt das große, bisher unerreichte Verdienſt des edlen Laurent (unſeres Landsmanns aus Deutſch-Luxemburg), treu aus den Quellen dieſen kulturhiſtoriſchen Beruf zu klarſter Anſchauung erwieſen zu haben.

Trauttwein von Belle.

Deutſchland und das Ausland.

Zum Vitalismus in der Naturbetrachtung.

Neben der ſtrengen Beobachtung der Naturerſcheinungen und Erforſchung ihrer Geſetze iſt zur Erklärung dunkler Vorgänge in Erhaltung, Wachsthum und Zeugung der belebten Geſchöpfe von jeher der Vitalismus, die aprioriſtiſche Lehre vom letzten Grunde des Lebens herbeigezogen worden. Die größten Denker hatten das Bedürfniß, auf einem kürzeren Wege, als dem ſo äußerſt ausgedehnten und beſchwerlichen der Beobachtung, ſich einen Einblick in den Zuſammenhang des organiſirten Getriebes lebendiger Weſen zu verſchaffen; aber dieſer Einblick baſirte nicht auf Einſicht, ſondern auf Speculation; ſo entſtand eine Theorie, ein Phantaſiebild; aber oft war nur der erſte Grund des gewaltigen Gebäudes ein Phantaſie-Bauſtein, alle anderen waren nach den ſtrengen Regeln der Logik mit umfaſſender Schöpferkraft zuſammengefügt. Das geiſtige Band, das „leider fehlte, wenn der Analytiker das Ganze in ſeine Theile auflöſte" — es wurde durch die ſynthetiſche Divination des Philoſophen wieder um die zerſtückten Glieder gelegt. Aber der neue Philoſoph hatte ein neues Band: die Theorie wechſelte. Die neuen Nachfolger hatten neue geheimnißvolle Wege aufgefunden, welche die ſchaffende Kraft gehen mußte, um ihre Werke zu bilden, und der neueſte Weg war ſtets der allein richtige. Die älteſten Forſcher ließen eine Feuerkraft die geſammte Welt, die Erde, den einzelnen belebten Organismus durchdringen. Die Ariſtoteliſche Philoſophie rief den animiſtiſchen Vitalismus hervor, die Neuplatoniſche die Theorie von Helmonts. Das Carteſianiſche: „Ich denke, alſo bin ich" führte zu dem abſtrakten Animismus Stahl's der die allein thätige, Alles beherrſchende Grundkraft des menſchlichen Organismus in der Seele fand; nicht nur alle geiſtigen, ſondern auch alle körperlichen Thätigkeiten waren unmittelbare oder mittelbare Verrichtungen der Seele: die Leber ſonderte die Galle ab, das Blut rollte in den Adern, weil die Seele es befahl. Der Materialismus unſeres Jahrhunderts ſchrieb den phyſikaliſchen und chemiſchen Kräften, deren Alleinherrſchaft bis dahin nur im Bereich der unorganiſchen Natur galt, auch die Fähigkeit zu,

Digitized by Google

Körper und Geiſt aufzubauen. In den letzten Jahren ſcheint eine Vermittlung zwiſchen Ideologen und Materialiſten ſich anzubahnen. „Der Realismus," das gehegte Schooßkind unſerer Zeit, das, aus der Verbindung des Ideals und der Wirklichkeit entſproſſen, auf dem Gebiete des praktiſchen Wirkens, ſeinem Urſprung zum Trotz, wieder als Ideal erhoben wird, der Realismus zieht auch die Naturforſcher in ſeine Bahnen. Auch dieſe ſprechen nun von einer den organiſirten Geſchöpfen eigenthümlichen Lebenskraft, die freilich faſt nur den Namen mit der Lebenskraft der reinen Vitaliſten gemein hat: die Kraft, durch welche das in Waſſer gelöſte Salz ſich aus dieſem in Form eines Kryſtalles abſcheidet, dieſe todte Kraft iſt eine einfache, dem Salz innewohnende; das Salz hat ſie, und es bedarf erſt nicht des Zuſammenwirkens äußerer Einflüſſe, um ſie zu erzeugen; iſt aber ihre Wirkung gethan, ſo iſt ihr Ziel auch erreicht, ſie ruht. Die Kraft hingegen, die in den belebten Organismen wirkt, iſt eine zuſammengeſetzte, und eine mitgetheilte; mitgetheilt von wem? durch welchen Anſtoß? von einer Schöpferkraft? von einem glücklichen aber zufälligen Zuſammentreffen äußerer Verhältniſſe? — Dentur fidei quae fidei sunt! Gewiß iſt die Kraft eine bildende, die das Fremde ſich aneignen kann, ſo daß es zu ihrem Eigenen wird, zu Bein von ihrem Bein, zu Fleiſch von ihrem Fleiſch; und eine Kraft, die nie raſtet, die ſich nie erſchöpft, die am ewigen Webſtuhl der Zeit ſchafft.

Aus den wenigen Andeutungen, die wir gegeben haben, iſt leicht zu erkennen, wie der Vitalismus, die Lehre vom Urgrund des Lebens und des Lebendigen nicht das Lebendige allein umfaßte; dem Philoſophen, der das Lebendige in ſeinem Urgrund ergriff oder zu ergreifen vermeinte, erſchien das Unbelebte in dem innigſten Zuſammenhange mit dem Lebendigen! Ihm, der die Beziehungen der Seele zum Leibe, der Erde zu ihrer Sonne, der Weltſyſteme zu einander, divinatoriſch erkannte, als hätte die Gottheit ſelbſt ihm die Wahrheit geoffenbart, der von dem kleinſten Punkte dieſes irdiſchen Lebens Perſpektiven in Räume eröffnete, deren Licht Jahrtauſende braucht, um zu uns zu gelangen, und in andere, von denen in das irdiſche Auge nie ein Lichtſtrahl dringt — ihm ward die ganze Welt nur Eines! Und wie konnte er ſich dies Eine, dies Ganze von niedrigerer Organiſation vorſtellen, als ſo viele einzelne Theile dieſes Ganzen zeigten? wie anders, als belebt? Gleich den Griechen, nur nicht in ſo poetiſchem Gewande, belebte ſich auch ihm das All! Nicht der Wille, nicht das Bewußtſein charakteriſirte fortan das Lebendige, ſondern die Wandlung, die Veränderung, die es erfuhr, und die den übrigen Weſen nützte! Die Erde ward wieder die alma mater, die für jedes Klima die paſſenden Nahrungsmittel hervorbrachte, die den Golfſtrom ausſendete, um die Winter der weſteuropäiſchen Küſten zu ermäßigen, die durch die geöffneten Krater der Vulkane die Wärme und die Dämpfe entfernte, welche ſie ſelbſt nicht brauchen konnte; jedes Geſtein hatte nun ſeinen Zweck; jede Pflanze ihre Stelle im großen Organismus. Und wie weiſe war die Einrichtung des kleinſten Weſens! ja des kleinſten Organs dieſes Weſens! Wie ſtolz durfte der Mikrokosmus ſein, da er ja nicht nur ein Theil, ſondern ein Modell, ein Abbild des Makrokosmus war!

Faſt traumhaft erſcheint uns dieſe Anſchauung! Wir wiſſen, ſie iſt thöricht, — aber beſticht ſie uns nicht? Fühlen wir uns nicht in das Zauberreich der Wiege der Menſchheit verſetzt, da der Einzelne getroſt die Welt zertrümmern kann, um ſie ſchöner aus ſeinem Inneren wieder aufzubauen? Durfte ſich der Einzelne nicht Meiſter der Schöpfung fühlen, da er die Schöpfung ſo klar zu konſtruiren vermochte?

Faſt märchenhaft erſcheint uns Jüngeren die Begeiſterung, die Männer, wie Hegel und Schelling, in der Bruſt ihrer Zuhörer hervorrieſen, die Begeiſterung, welche den Menſchen hinweghob über die Kleinlichkeiten des Daſeins, indem ſie ihn zum Meiſter alles Daſeienden machte! Der Spott über Hegel, der geſtern a priori bewies, es müßte ſo und ſo viel Planeten geben; und als heut ein neuer Planet entdeckt wurde, heut a priori bewies: es müßte ſo und ſo viel und einen geben — dieſer Spott iſt billig. Heut hat nur die nüchterne Beobachtung Recht! Gewiß! Aber ſo thöricht uns ſelbſt die Sehnſucht nach jener früheren Anſchauung erſcheint, wir fühlen es: wir empfinden ſie doch.

Solche Reminiszenzen und Gefühle wurden in uns angeregt, als wir eine intereſſante kleine Schrift „Zur Quellenheilkunde" laſen,* in welcher der Verfaſſer die Vorſtellungen zuſammenſtellt, die der Vitalismus verſchiedener Zeitepochen ſich von der ſtets bewunderten Erſcheinung und Wirkung der Heilquellen — der Brunnengeiſter — gemacht hat.

Den Griechen waren die Mineralquellen göttlichen Urſprungs; Herkules war ihr Gott, daher der Name Herakleia für Thermen. Die Meteorologie des Ariſtoteles betrachtete die Erde als einen Organismus, deſſen inneres Leben durch die mannigfachen Veränderungen der Oberfläche ſich kundgiebt, wobei abwechſelnd Theile austrocknen, andere waſſerreich werden und ſomit zu höherer Lebensenergie ſich erheben. So altern abwechſelnd die einzelnen Theile und verjüngen ſich wieder, und hierdurch unterſcheidet das Leben der Erde ſich von dem der Pflanzen und Thiere, deren ganzer Organismus reife und altere, ohne ſich wieder zu verjüngen.

Das Mittelalter läßt andere als myſtiſche Anſchauungen über die Natur der Heilquellen nicht erwarten. In neuerer Zeit, nachdem die Geologie bereits als Wiſſenſchaft ſich zu entwickeln angefangen, hat die naturphiloſophiſche Richtung zur Folge gehabt, daß die Erde, analog der Betrachtung des Ariſtoteles, als belebter Organismus wieder dargeſtellt wurde, aber freilich von dem Standpunkt des modernen Wiſſens aus: die Quellen waren die Abſonderungsprodukte, oder die Produkte des Athmungsprozeſſes, oder einer freien mit dem Monde in Polarität begriffenen Thätigkeit. Schelling ſelbſt ſtellte die Hypotheſe eines organiſch-telluriſchen Galvanomechanismus auf, welcher durch Voltaſche Rieſenbatterien im Innern der Erde die Entſtehung der Mineralquellen bewirke, was Steffens dann unter dem Beifall eines großen Theils der ärztlichen Welt geradezu als neue Wahrheit verkündete. Die ſinnlichen Körper waren nichts Anderes, als Anhaltepunkte der unendlichen Bildungskraft der Natur. Ueberall in allen Felsarten und mineraliſchen Subſtanzen waltet ein lebendiges Element, dem menſchlichen Sinn nicht in ſeinem wahren Weſen ſondern nur in deſſen vielfachen Wirkungen bemerkbar. Dieſes lebendige Element iſt das Urlebendige, welches allem anderen Leben vorausgeht und ihm zu Grunde liegt, und ohne deſſen Kenntniß und Erforſchung der menſchliche Geiſt nimmermehr zu einer wahren Anſicht des Wunders alles Lebens in der Natur gelangen wird. Die bisher gezogenen Gränzen zwiſchen lebendiger und todter Natur müſſen vernichtet werden. Ein unbegreifliches reiches Urleben waltet ewig bewegend und ſtrömend durch alle Theile, ſelbſt des ganzen Mineralreichs. Die Subſtanzen, welche die Chemie bei der Zerlegung der mineraliſchen Ködper abſcheidet, ſind gleichſam nur das Knochengerüſt des Körpers; das geiſtige Element aber, welches jene verſchiedenen Beſtandtheile nicht blos unter einer beſtimmten Geſtalt vereinigt, ſondern ihnen auch unter dieſer Vereinigung einen individuellen, durch gewiſſe Eigenſchaften ſich verkündenden Naturcharakter giebt, entweicht der chemiſchen Analyſe ebenſo, wie das Leben des Thiers der Zergliederung durch das Meſſer. Die Felsarten ſind aber in ihrem lebendigen Zuſtande zu betrachten, während deſſen das geiſtige Element den Ausdruck des Naturcharakters ſpielen läßt. Da erſcheinen die Mineralquellen als lebendige Schöpfungen der mineraliſchen Urorganiſation, organiſche Produkte des telluriſchen Galvanismus. So dachte Schelling!

Erſt die genauere Erkenntniß der Erdſchichten beſchränkte und berichtigte die vitaliſtiſchen Anſichten. Die Geologie, die modernſte aller Naturwiſſenſchaften, bedurfte zu ihrer Gründung, wie keine andere, der Ausbreitung und Vervielfältigung der Unterſuchungen auf allen Punkten der Erde, um die lokale Beſchränktheit der Phänomene von den überall gültigen Thatſachen ſondern zu lernen. Cuvier's Geiſt mußte eine Paläozoologie ſchaffen. Aus den Schichtenbildungen, welche durch das Waſſer in verſchiedenen Zeitepochen abgeſetzt, in ihrer urſprünglichen Lagerung aber durch die plötzliche Gewalt feuerflüſſiger, aus dem Erdinnern hervorbrechender Maſſen, wie auch durch die allmählich umgeſtaltenden Wirkungen des Waſſers ſelbſt, mannigfach geſtört, emporgehoben, durcheinander geworfen wurden, aus dieſen Schichtenbildungen konnten nun die zu einer chronologiſchen Formation gehörigen, und ſie gegen die folgende abſchließenden Schichten erkannt werden; ſie konnten in Syſteme gebracht werden durch die Gleichartigkeit der in ihnen enthaltenen, verſteinerten Organismen, oder auch durch das Fehlen derſelben. Nach Feſtſtellung der verſchiedenen chronologiſchen Formationen, mußte Ehrenberg endlich den Antheil der unzähligen Milliarden mikroſkopiſcher Organismen an dem Bau der neptuniſchen Maſſen entdecken, welche, als Urthiere das alte Axiom: omnis calx ex vivo illuſtrirend, einen großen Theil der Kalkgebirge bilden, um die Kenntniß von der Natur der Schichtenbildungen zu vervollſtändigen.

Tief unter allen geſchichteten Formationen iſt die Bildungsſtätte des „Brunnengeiſtes" der älteren Schriftſteller, der Kohlenſäure nämlich, welche, ein Hauptprodukt des Vulkanismus, nicht blos Zeugin, ſondern ſelbſt mitwirkende Urſache der hauptſächlichſten plötzlichen, wie allmählichen Veränderungen auf unſerem Erdball war und iſt und in der Thermenbildung weitaus die wichtigſte Rolle ſpielt: Im Erdinnern wahrſcheinlich aus kohlenſaurem Kalk unter Mitwirkung enormer Hitzegrade gebildet,

* Zur Quellenheilkunde, von Dr. Immanuel Levy. Leipzig, T. O. Weigel. 1862

Digitized by Google

entſtrömt ſie in ungeheurer Menge als kohlenſaures Gas in allen vulkaniſchen Gegenden dem Boden und wird durch die Winde in die Atmoſphäre geführt. Hier noch durch den Verbrennungs-, Fäulniß- und Athem-Prozeß der Organismen vermehrt, wird ſie theils von den Pflanzen eingeſogen, theils von dem Waſſer der atmoſphäriſchen Niederſchläge aufgelöſt und mit ihm dem Erdboden wieder zugeführt. Dieſes kohlenſaure Waſſer rinnt durch die Geſteine, löſt Kalk auf, führt ihn fort und ſetzt ihn vielleicht nach meilenlangem Lauf wieder ab, und dieſe im Waſſer gelöſte Kohlenſäure vermag durch Auslaugung und Fortführung unendlicher Maſſen kohlenſauren Kalks Berge zu verſetzen, Erdfälle und Höhlen hervorzubringen, Schichtenbiegungen zu bewirken.

Das *telluriſche* Waſſer ſollte die Heilquellen zu wahrhaften, belebten Organismen machen; ſeine Lebenskraft mußte ſich daher durch phyſikaliſch verſchiedenes Verhalten im Vergleich zu anderem Waſſer manifeſtiren: ſo ſollte denn das Thermenwaſſer viel langſamer erkalten als das atmoſphäriſche, ſeine Beziehungen zur Elektrizität, zum Licht ſollten andere ſein; es mußten die Gaſe in ihm viel inniger gemiſcht ſein. Aber das *telluriſche* Waſſer — es findet ſich überhaupt nirgends: — alle Quellen ſind nur atmoſphäriſchen Urſprungs. Die Beobachtungen, welche zu dieſem Reſultat geführt haben, ſind nicht neu — ſo ſagt ſchon Vitruvius, daß Regen und Schneewaſſer die lockere Erde und die Felſen durchdringe und Waſſerbehälter bilde — aber erſt in neueſter Zeit haben Berechnungen, namentlich von Arago über die Durchſchnittsquantität der Hydrometeore einerſeits, andererſeits das Studium der Bedingungen des Eintritts der Gewäſſer in den Erdboden, des unterirdiſcher Laufs und des Wiedererſcheinens an der Oberfläche, die Theorie gegen alle Einwürfe ſicher geſtellt. Daß die Hochgebirge die in der Luft als Wolken und unſichtbare Dünſte ſchwebenden Waſſermaſſen kondenſiren, daß die gefrorenen Waſſermengen der Gipfel, welche die Schneegränze überragen, ein ſtetes Reſervoir bilden, welches die Gletſcherbäche nährt; daß in niederen Gebirgen die Vegetation, namentlich die hygroſkopiſchen Mooſe und Farren, als Kondenſatoren des Waſſerdampfs wirken und durch die beſtändige Feuchtigkeit des Bodens die Quellen unterhalten; daß in den Schachten beſtändig Waſſer von den Decken träufelt und nach anhaltendem Regen bis zu Waſſeranſammlungen in den Bergwerken zunimmt; daß die Waſſerergiebigkeit gewöhnlicher und namentlich oberflächlich fließender Quellen mit der Regenmaſſe zunimmt und abnimmt, daß ſelbſt eine altberühmte Mineralquelle wie Pfäffers im September zu verſiegen anfängt, um erſt im Mai wieder zu erſcheinen — das waren die Zeugniſſe der Abhängigkeit der Quellen von den Meteorwäſſern. Ihnen ſtand einmal die ſchon von Seneka bei ſeinen Feldarbeiten gemachte, von Perrault und Delahire durch direkte Verſuche beſtätigte Beobachtung gegenüber, daß Waſſer in den Boden höchſtens bis einige Fuß eindringe; dann daß Quellen in Gegenden ſich finden, in denen nie Regen fällt, daß umgekehrt aus dem das ganze Jahr hindurch tief gefrornen Boden Sibiriens Quellen hervorſpringen; auch der enorme und von der Häufigkeit der Hydrometeore ſcheinbar unabhängige Waſſerreichthum vieler Mineralquellen ſchien ein Einwand. Solche Bedenken ſind durch die Fortſchritte der Geologie beſeitigt worden, durch die Erkenntniß der verſchiedenen, mehr oder weniger poröſen Felsarten, des bezüglich der Durchdringbarkeit durch Waſſer verſchiedenen Verhaltens von Thon-, Mergel-, Kalk- und Sandſteinboden; durch die Erkenntniß der kleinen kapillaren Spalten der Felſen, wie der größeren Riſſe und Klüfte, die theils durch allmähliche Erkaltung der urſprüglich gleich der Lava feuerflüſſigen Geſteine, theils durch Verwitterung, theils durch die Macht des Waſſers ſelbſt entſtanden ſind. Vieles erklärte der Wechſel von waſſerdurchlaſſenden Schichten mit waſſerdichten, die Communication der unterirdiſchen Zerklüftungen, die zu natürlichen Hebervorrichtungen im Innern der Erde werden. So ſank das Waſſer an dem einen Ort in die Tiefe, bis eine Thonſchicht ihm Gränzen ſetzte, nun floß es unterirdiſch durch Sandſchichen oder Höhlungen weit fort, um durch den ſtets nachwirkenden hydroſtatiſchen Druck an weit entlegenem Orte als Quelle wieder emporzuſteigen.

So iſt denn in den Mineralquellen von *Vitalem* Nichts übrig geblieben, als kleine Mengen organiſcher Stoffe, die in ihm wie den meiſten übrigen Gewäſſern als Infuſorien, Algen und Konferven ſich finden. Die organiſchen Säuren, unter denen Quellſäure und Quellſalzſäure am häufigſten vorkommen, werden von dem Meteorwaſſer beim Durchſickern durch die Dammerde aufgenommen; die Harze und Oele meiſt aus den Geſteinen, in denen ſie häufig vorkommen (Naphthaquellen). Die Quellgallerte endlich und der Fleiſchbrüheriechſtoff (Wiesbaden), der auch einem Fleiſchbrühegeſchmack entſpricht, rührt wahrſcheinlich von den foſſilirten Thieren her, die in den von den Thermen durchfloſſenen Geſteinen enthalten ſind.

In dieſen organiſchen Beſtandtheilen fand die vitaliſtiſche Naturbetrachtung die letzte Stütze für den Werth der natürlichen Mineralquellen und das Hauptargument gegen den der künſtlichen — nun hat Colwig nachgewieſen, daß die z. B. im Badener Waſſer befindlichen organiſchen Stoffe, lothweiſe genommen, nicht die geringſte Spur einer Wirkung ergeben. Damit war das letzte Bollwerk der alten Anſchauung gefallen! Die Werkſtätte der Mineralquellen iſt jetzt ihrer geheimnißvollen Zaubermacht entkleidet; und Struve und Soltmann arbeiten in nicht unglücklicher Konkurrenz mit der alma mater.

Die moderne, die nüchterne Naturwiſſenſchaft, ſie iſt feſt begründet — keine Umkehr der Wiſſenſchaft kann den Bau mehr ſtürzen. Aber mit dem dunkeln Nebel der divinatoriſchen Speculation iſt auch das magiſche Licht verſchwunden, das unſer Gemüth bezauberte. Noch können wir uns an den allbelebten Göttermythen der Griechen und an dem Rieſenbau der *alten* Denker bis auf Hegel und Schelling erfreuen, jedoch nur einen Moment: — leiſe aber ernſt mahnt die moderne Naturanſchauung unſer Gewiſſen: träume nicht, ſondern mühe dich, zu erkennen! Der Sinn für das Erkennen iſt zum Tyrannen geworden gegen die reine Speculation. Die Phataſiegebilde entſchwinden; die luftigen Geſtalten der Götter Griechenlands ſind uns für ewig ſtumm; und jener ſpekulative Rieſenbau, der uns begeiſterte, iſt grundlos zuſammengebrochen.

Wann erſteht die Generation, die berufen iſt, über den neuen, klaren aber kalten Boden der modernen Anſchauung das Zaubergewand poetiſchen Duftes wiederum auszubreiten; die aber zugleich berufen iſt, einen „Kosmos“ ohne Lücken zu ſchaffen? Beides brauchen wir; denn wir ſind längſt zu alt, um nur zu ſpielen.

Wir in der Uebergangsepoche empfinden die Sehnſucht, aber nicht die Kraft! Wir fühlen uns im Innern getheilt: die alten Geſtalten beſitzen noch unſer *Fühlen*; unſer *Denken* beherrſchen ſie nicht mehr! Die moderne Wiſſenſchaft verlangt Vertiefung in's *Detail*, und wir ſind noch gewohnt, uns durch die Speculation über das *Ganze* zu begeiſtern.

Willſt Du in's Unendliche ſchreiten:
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

So mahnte der Dichter, der ſeiner Naturanlage nach den beginnenden Zwieſpalt vielleicht am tiefſten empfunden hat; und mit dieſer Mahnung will er vor allen Anderen ſich ſelbſt beſchwichtigen, dem bangendem Fauſt in ihm Muth einflößen! Geh nur im Endlichen nach *allen* Seiten, ſo durfte er noch vor funfzig Jahren ſagen! Heut verlangt die *moderne* Wiſſenſchaft ausdauernde Hingabe an das *Einzelne*, an *eine* Seite, ihre Jünger heißt ſie ſich tief in iſolirte Gänge eingraben: Theilung der Arbeit, das iſt die Looſung! — und wenn das nach harmoniſcher Geſammtbildung dürſtende Gemüth fragt: wann endlich eröffnet ſich der Zuſammenhang Deiner Werkſtätte? Dann empfängt es die ernſte Antwort: nach Jahrtauſenden vielleicht!

Das iſt ſchmerzlich genug! Und doch: es giebt nur die Eine Bahn; auf ihr muß fortgeſchritten werden. So geſchehe es denn mit Muth!

P.

Ungarn.

Bonamy Price, über „Oeſterreich und Ungarn.“

Ich habe neulich in kurzen Sätzen meine Anſichten über Ungarn im Gegenſatz zu denen des engliſchen Diplomaten Paton ausgeſprochen, weil ich es im Intereſſe Deutſchlands wie Ungarns für gleich wichtig halte, einer falſchen Auffaſſung der Beſtrebungen der Magyaren nach Kräften entgegenzuarbeiten. Praktiſche Ungerechtigkeit iſt die Folge theoretiſcher Befangenheit, und die erſtere führt am Ende dahin, daß ein edles, tapferes und reichbegabtes Volk *uns* entfremdet wird und auf die Stimme der Leidenſchaft hört, weil ja die Welt kein Ohr für die Stimme ſeiner gerechten Anſprüche hatte. Aus dieſem Geſichtspunkt wolle man auch die folgenden Bemerkungen über Herrn Price's Abhandlung: „Oeſterreich und Ungarn“ in der „Army and Navy Gazette“ auffaſſen.

Herr Price kommt zu dem Reſultat, daß „den Ungarn nichts andres übrig bleibe, als ſich in die Situation zu fügen, welche durch die Schaffung freier Inſtitutionen in Oeſterreich die Vorſehung ihnen auferlegt hat,“ nämlich, ihre Vertreter in den Reichsrath zu ſenden, was er übrigens als eine „ſchmerzliche Nothwendigkeit“ bezeichnet.

Aber iſt denn die Situation der Wiener Staatsmänner den Ungarn gegenüber ſo vortheilhaft, daß dieſen wirklich nichts anderes übrig bleibt,

Digitized by Google

als in den für ſie ſo ſauern Apfel zu beißen? Es ſcheint nicht. Die Sache ſteht ſo, daß der umgekehrte Satz vielleicht richtiger iſt: es wird den Wienern ſchließlich nichts anderes übrig bleiben, als ſich in die Situation zu fügen, die durch den entſchloſſenen und einſtimmigen Willen eines von ſeinem Recht nicht laſſenden Volks ihnen die Vorſehung auferlegt hat. Und hätten das die Erblande, wenn es die Vorſehung ſo wollte, zu beklagen? Sie hätten vielmehr, meine ich, allen Grund, ſich zu freuen: denn nach den Erfahrungen, die ſie in dieſer Beziehung ſchon gemacht haben, werden ſie erſt dann glauben dürfen, daß es mit dem Conſtitutionalismus wirklicher Ernſt ſei, wenn eine in den Herzen einer Nation als ihr theuerſtes Gut lebende Verfaſſung, eine nicht von Oben oktroyirte Verfaſſung offen anerkannt würde.

Die Ungarn haben ſich in ein verſchanztes Lager zurückgezogen, das man ſchlechterdings nicht mit Sturm nehmen, aus dem man ſie auch nicht herauslocken kann. Sie haben durch den beſonnenen, jeden Satz wohlerwägenden Deák ihr letztes Wort geſprochen und ſchweigen nun. Das iſt vielen Leuten und auch Herrn Price ärgerlich. Aber hofft er durch affektirte Geringſchätzung ſie aus ihrer feſten Stellung herauszuärgern? Mag er von ihrer „intellecktuellen und politiſchen Hülfloſigkeit" ſprechen; mag er, der Engländer, ihr treues Feſthalten an ihrer in entlegener Vergangenheit wurzelnden, mit ihrer ganzen nationalen Exiſtenz verflochtenen Verfaſſung eine „Berufung auf eine werthloſe Pedanterie" nennen; mag er die Achſeln zucken über ihre „Unfähigkeit, mit einem einzigen ausführbaren Vorſchlag hervorzutreten" — er wird die ſchweigende Nation in keine laute Schaar eitler Projektenmacher verwandeln! — Oder hofft er, ſie herauszuſchmeicheln, indem er ihnen vorredet, daß ihr „Landtag" die Reichsverfaſſung (vom 26. Febr.) prüfen, und daß er das Recht haben ſolle, „darauf zu beſtehen, daß das Reichsparlament mit einem Minimum von Machtbefugniß bekleidet werde?" Umſonſt! der ungariſche Reichstag iſt keine Conſtituante für einen öſterreichiſchen Einheitsſtaat und will es gar nicht ſein; und dann — was iſt das für ein Reichsparlament, das nur mit einem Minimum von Machtbefugniß bekleidet werden ſoll?! — Wie kommt ein praktiſcher Engländer auf ſolchen Widerſinn? Weil er da Widerſinn ſieht, wo keiner vorhanden. Zwei coordinirte Parlamente nämlich ſind Herrn Price abſolut ein „politiſcher Widerſinn." Aber dieſer politiſche Dogmatismus hält die Kritik der Wirklichkeit nicht aus. Lange beſtanden in Großbritannien coordinirte Parlamente, noch jetzt beſtehen ſolche in Skandinavien. Unter gewiſſen Verhältniſſen wird die Verſchmelzung wünſchenswerth und ſchließlich nothwendig, ſo wie andere geſchichtliche Verhältniſſe die Herſtellung ſolch' coordinirter Parlamente bedingen, ja zum einzigen Ausweg aus einer ſonſt verzweifelten Situation machen können.

Nur ein aufgeklärter, die geiſtige und materielle Entwickelung der Völker entſchieden fördernder, ſparſamer Abſolutismus hätte vielleicht, und auch nur unter beſonders günſtigen, kaum zu hoffenden Umſtänden, einen öſterreichiſchen Einheitsſtaat ſchaffen können, von dem aber mehr oder weniger immer gegolten haben würde:

„die Völker ſind vernichtet, Oeſterreich lebt!"

Der Abſolutismus trat ſiegreich aus den Kriſen der Revolution hervor, aber ein Abſolutismus, der ſchlecht wirthſchaftete und den Sonnenaufgang, um mit Lenau zu reden, mit ſchwarzen Kutten möglichſt zu verhängen ſtrebte. Nach zwölf Jahren finanziell ruinirt, geſchlagen, um eine reiche Provinz ärmer, mußte er ſeine Ohnmacht und Unfähigkeit bekennen und an die Völker appelliren. Damit war das conſtitutionelle Ungarn gleichſam mit Einem Schlage wiederhergeſtellt: denn es gehörte politiſche Kinderſtuben-Einſicht dazu, zu glauben, dieſes Land, das von Tag zu Tag ſchwieriger im Zaum zu halten war, und die Regierung eigentlich allein zum Aufgeben des Abſolutismus zwang, werde über ein Oktober-Diplom jubeln, oder dem 26. Februar zu Liebe eine Verfaſſung opfern, die, gleich einer alten Eiche, durch die Stürme der Jahrhunderte geſchüttelt, immer feſter und tiefer ſich in das Herz der Nation eingewurzelt hatte. Sobald der Druck des Abſolutismus aufhörte, ſchoß die alte Conſtitution von ſelbſt ſofort wieder empor, ſo wie es grün wird, ſobald ſich der Winter in ſeiner Schwäche in die Berge zurückzieht. Das iſt nun einmal nicht zu ändern. Alſo pflanze man das junge Bäumchen der Februar-Verfaſſung in den Boden der Erblande; vielleicht wird es aufkommen, vielleicht wird es mit der Zeit erſtarken. Wer aber von dem Ungar alles Ernſtes verlangt, er ſolle dieſes Bäumchen für die alte, aber kerngeſunde Eiche halten, die in ſeinem Vaterlande rauſcht, der gleicht dem Kaiſer Paul, der einmal zu befehlen geruhte: ein gewöhnlicher Kahn ſei eine Fregatte!

Uebrigens geb' ich gern zu, daß die Regierung mit zwei Parlamenten unbequem und ſchwierig ſein mag — es regiert ſich, meinen die Regierenden, überhaupt beſſer ohne jedes Palament! — aber ein „politiſcher Widerſinn" iſt ſie abſolut nicht, wohl aber wird man dann auf Widerſinn gerathen, wenn man ſich unter Verhältniſſen, wie die Ungarns zu Oeſterreich ſind, zu derſelben nicht entſchließen will.

Theodor Opitz.

Braſſai's Sprachphiloſophie.

Der ehrwürdige Samuel Braſſai aus Klauſenburg (in Siebenbürgen), ein Gelehrter von ſcharfem Verſtande und ungewöhnlicher Vielſeitigkeit, hat in einer kürzlich erſchienenen (erſten) Abhandlung unter dem Titel a' Magyar Mondat (der magyariſche Satz d. i. die Satzbildung im Ungariſchen) gewiſſe allgemeinere ſprachliche Anſichten, die ihm eigenthümlich ſind, dargelegt. Obgleich dieſe Anſichten zum Theil einen paradoxen Charakter tragen, ſo wird der vorurtheilsfreie Leſer dem Verfaſſer doch nicht ſelten beipflichten müſſen; in jedem Fall iſt es erfreulich und anregend zugleich, wenn ein Mann in weit vorgerücktem Lebensalter ſo vielem Hergebrachten mit Jünglingsfriſche die Stirn bietet.

Der Hang oder Kitzel, aus vorweg hingeſtellten allgemeinen Grundſätzen Thatſachen zu erklären, iſt, wie Herr B. mit Recht bemerkt, auf dem Gebiete der Sprachforſchung nicht minder wie auf dem der Naturforſchung irre leitend; denn die Wiſſenſchaft der Sprache iſt ſelbſt eine Naturwiſſenſchaft und kann nur auf ſtreng induktivem Wege zu haltbaren Ergebniſſen führen. Eine Sprache ſtellt uns ein aus Lauten gebildetes Ganzes dar, wie der Kryſtall Molekule, wie die Pflanze und in letzter Inſtanz auch wohl das Thier aus Zellen beſteht. Doch betrachtet die Sprachwiſſenſchaft den Laut nur als Modification der Sprachorgane d. h. ſofern er artikulirt wird. Daß die artikulirten Laute oder Sprach-Elemente, zu Wörtern gruppirt, Symbole von Anſchauungen, Vorſtellungen, Empfindungen, Ideen werden, daß ſie, als Sprache verwendet, belehren, zureden, erfreuen, betrüben u. ſ. w., — dies befreit ſie ebenſo wenig von der Gerichtsbarkeit der Naturwiſſenſchaften, wie die Pflanze oder das Thier die zu Mechanismus und Chemismus hinzutretende Lebenskraft, wie den Menſchen die Alles übergipfelnde Seele. Ein in unſerer Zeit große Beachtung findender, jede allgemeine und beſondere Sprachlehre mit Recht eröffnender Theil der Linguiſtik — die Lautlehre, ſiechet darum an ſo vielen Gebrechen, weil ſeine Bearbeiter in die Geheimniſſe der induktiven Methode nicht genugſam eingeweiht zu ſein pflegen.

Jede echte Wiſſenſchaft hat ihre eigne Architektonik. Unter den Naturwiſſenſchaften ſteht keine in dieſer Hinſicht auf höherem Standpunkte der Vollendung, als die jetzt ſogenannte Natur-Beſchreibung, denn in der Reihe ihrer Objekte iſt eine Grundidee vorwaltend — die des Individuums. Aus dieſer Grundidee ergiebt ſich ihr ſymmetriſcher Bau, deſſen Theile im ſchicklichſten Verhältniß einander entſprechen. Können wir auch in der Sprache, in der Rede, das Individuum nachweiſen, ſo iſt damit der Eckſtein der ſprachlichen Architektonik gelegt. Was iſt aber Individuum? Ein Ganzes von begränzter Geſtalt, welches ſelbſt nothwendiger Beſtandtheil von Etwas, deſſen Theile zwar ihm nothwendig aber nicht ſeinetwegen da ſind. Ein iſorlirtes Wort, oder auch eine Häufung von Wörtern die nicht einen Satz bilden, erregt in uns ein Gefühl von Mangel, aber dem Mangel iſt gleich abgeholfen, wenn das Einzelwort einen ganzen Satz vertritt oder die Häufung in Geſtalt eines Satzes erſcheint. Der Satz iſt das ſprachliche Individuum, und aus mehreren verbundenen Sätzen entſteht nur ein Individuum höherer Art, wie aus Bäumen ein Wald, aus Häuſern eine Ortſchaft.

Die Eigenthümlichkeiten der Sprache ſind in denen des Satzes enthalten. Wenn wir die geographiſche Vertheilung der Fauna und Flora in's Auge faſſend, die Phyſiognomie irgend einer Gegend ſchildern wollen, ſo müſſen doch wohl die Eigenſchaften der Individuen und nicht die ihrer Elemente die Pinſelſtriche hergeben? Diejenigen Züge aus welchen man Verwandtſchaft oder Nichtverwandtſchaft gewiſſer Sprachen erweiſen will, ſind Eigenthümlichkeiten derſelben. Zu dieſen gehört aber unzweifelhaft die Ordnung der Wörter im Satze. In der Ordnung der Wörter (denen Herr B. die beziehenden und bildenden Anfügungen beizählt), ſo wie in dem, was man Rection und Koncordanz nennt, nicht in Wurzeln und Einzellauten, beſteht das wahre Kriterium der Sprachen-Verwandtſchaft.*

* „Wer irgend eine fremde Sprache gut verſteht" — ſagt unſer Autor — „der erkennt ſie ſchon wieder, wenn ihm nur ein mit ſklaviſcher Wörtlichkeit in ſeine Mutterſprache überſetzter Text vor die Augen kommt." — Bei der großen Analogie vieler Sprachen kann dies jedoch nur mit vieler Einſchränkung gelten. Andererſeits giebt es Sprachen von ſehr analoger Satzbildung, die gleichwohl nichts weniger als unter ſich blutsverwandt ſind. Was überzeugt uns von dieſer Wahrheit, wenn wir der Etymologie nicht Glauben ſchenken? Daß es häufige etymologiſche (bekanntlich auch phyſikaliſche, phyſiologiſche u. ſ. w.) Verirrungen giebt, darf das Prinzip nicht verdächtigen; ebenſo wenig darf dies die Wiederkehr derſelben Laut-Metamorphoſen in den allerverſchiedenſten Idiomen.

Digitized by Google

Der Verfaſſer nimmt hier Gelegenheit, die Unzuverläſſigkeit der bis heute als unterſcheidend angenommenen Kriterien dreier Sprachgeſchlechter (des ſemitiſchen, indiſch-europäiſchen und altajiſchen) hervorzuheben, und dieſes iſt ihm, nach unſerer Ueberzeugung, ſehr gut gelungen.

Zu den Eigenſchaften des Satzes übergehend, erkennt der Verfaſſer im Satze nur ein regierendes Verbum und, deſſen Beſtimmungswörter (Verbumsbeſtimmer, igehatárzón). Jenes iſt das wahre und eigentliche Haupt-Wort, der Pol oder die Axe aller übrigen, die ihm Vaſallendienſte leiſten. Es giebt keinen „Dualismus,“ kein „zweiköpfiges Konſulat,“ wie Herr B. die alte Theorie von Subjekt und Prädikat betitelt, ſondern eine Alleinherrſchaft, jedoch ohne ſchrankenloſe Willkür, durch feudale Satzungen geregelt. Die Nullität des „Dualismus ſollen verſchiedene Beiſpiele darthun; wir unſeren Theils haben nichts Anderes daraus gelernt, als daß unſer Verfaſſer an das „Subjekt“ Anſprüche macht, die für grammatiſche Zerlegung des Satzes keinen Werth haben. Da der Satz übrigens ſchon lange für ein erweitertes Wort (Hauptwort) erklärt wird, ſo dürfte die Gefährlichkeit des „Dualismus“ damit ſchon beſeitigt ſein.

Alles bisher Erwähnte iſt in folgenden acht Paragraphen beſprochen: §. 1. Die Sprachforſchung eine induktive Wiſſenſchaft. §. 2. Die Sprachforſchung eine Naturwiſſenſchaft. §. 3. Das ſprachliche Individuum — der Satz. §. 4. Die Eigenthümlichkeiten der Sprache ſind in denen des Satzes enthalten. §. 5. Die Beſchaffenheit des Satzes und alſo der Sprache kann man charakteriſiren, nachdem der Bau des Satzes begriffen und beſtimmt iſt. §. 6. Des Satzes Pol und Angelpunkt iſt das Verbum. §. 7. Im Satze giebt es keinen Dualismus. §. 8. Der Satz beſteht aus dem Verbum und deſſen Beſtimmungswörtern. — Von da ab werden (§. 9—24) funfzehn Eigenſchaften des Satzes beſprochen;* wir können aber nur bei einigen derſelben etwas verweilen, um ſo mehr, da der Verfaſſer Vieles noch nicht eingehend genug behandelt, was vermuthlich in der zweiten Abhandlung geſchehen wird.

Die Theorie der Rangordnung der Wörter (szórend) iſt bisher die verwickeltſte von allen geweſen. Hier glaubt Herr B. (und wohl mit Recht) einiges Licht in das Dunkel gebracht zu haben; er nimmt aber zunächſt nur die „Beſtimmungswörter“ vor, das Verbum noch bei Seite laſſend. Giebt es — fragt er — ein Geſetz, dem gemäß irgend ein Beſtimmungswort durch Form oder Bedeutung, durch ſein Verhältniß zum regierenden Verbum oder zum Zwecke des Satzes berechtigt, ja verpflichtet wird, die erſte Stelle im Satze einzunehmen? Die Induction zeigt uns alsbald drei Sprachfamilien, in welchen wir deutliche Spuren des Geſetzes entdecken. Wer die ſogenannten romaniſchen Sprachen ſtudirt, dem drängt ſich alsbald die Bemerkung auf, daß in ihnen der Nominativ jeden Satz anfängt, und wo man etwa eine Abweichung von der Regel bemerkt, da ruht ſie auf ebenſo feſter Baſis wie die Regel ſelber. Soche Ausnahmen können in ihrer Art gleiche Belehrung gewähren, wie anomaliſche und pathologiſche Fälle in der Organologie und Phyſiologie. Die romaniſche und die germaniſche Familie haben zwei Arten von Ausnahmen aufzuweiſen. Die eine Art beſteht darin, daß der Nominativ mit dem Verbum nur den Platz wechſelt, wie im fragenden und citirenden Falle (z. B. „ſagt er,“ dit-il). Dieſe können bei Seite bleiben, da der Nominativ doch vor allen ſeinen das Verbum beſtimmenden Kollegen immer den erſten Platz behauptet. Deſto merkwürdiger iſt die andere Art, wenn nämlich dem an ſeiner legitimen Stelle ſtehenden Nominativ eine oder mehrere Beſtimmungen des Verbums vorausgehen die, in den meiſten Fällen nicht Nominative ſind. Herrn Braſſai's emſige Nachforſchung hat ihn ſolcher den erſten Platz uſurpirender Beſtimmungen im Franzöſiſchen achtzehnerlei kennen gelehrt.** Alle dieſe Vorläufer des Nominativs, die man Inchoative nennen mag, ſollen zum Verſtändniß des Satzes gleichſam eine Baſis legen. Zwiſchen Deutſch und Frankogalliſch iſt hier der bemerkenswerthe Unterſchied, daß die naſenweis voraneilende Beſtimmung im Deutſchen den Nominativ hinter das Verbum verweiſt, was in der Nachbarſprache überaus ſelten geſchieht.

Was die ſogenannten Arten (lateiniſch modi) des Verbums betrifft, ſo unterſchied der liebe Schlendrian bekanntlich bis in die neuere Zeit einen finitus und einen infinitus. Tiefere Analyſe führte endlich zu der Annahme, daß der modus infinitus gar nicht einen Theil des Verbums ausmacht, daß „verbales Subſtantiv“ (ſtatt Infinitiv), „verbales Adjektiv“ (ſtatt Partizip), „verbales Umſtandswort“ (ſtatt Gerundium und Supinum) viel paſſendere Bezeichnungen ſind. Wenn Herr B. von Arten des Verbums ſpricht, ſo hat er nur das eigentliche Verbum (salva venia das finitum) im Auge; da bieten ſich ihm aber gleich die noch fortvegetirenden pedantiſchen Rubriken: Modus, Form und Derivat und er vermißt jede ſie ſcharf abgränzende Definition. Man würde nach ihm beſſer thun, auf der Baſis der grammatiſchen Anfügungen (je nachdem ſie wortbildend oder beziehend) zu rubriziren und erhielte dann, ſtatt der abgeſchafften, zwei Rubriken, die natürlich ganz anderer Art wären. Aber Alles, was in die drei Hürden Modus, Form und Derivat eingepfercht worden, hat unſtreitig ebenſo große Statthaftigkeit, als gediegene ſprachphiloſophiſche Nützlichkeit.

Nachdem der Verfaſſer unter Anderem auch darüber ſich luſtig gemacht, daß man vom Dreifuße dekretiren will, wie viele Tempora nach Zeit und Währung überhaupt auszudrücken erlaubt oder möglich ſei, berührt er (vieles Anderen zu geſchweigen) in einem 25. Paragraphen Eigenthümlichkeiten des Satzes die keine allgemeine Charakteriſirung geſtatten. Er meint hier die ſeit undenklicher Zeit ſogenannten „Idiotismen.“ Vom Standpunkte des Satzes ſind es Wörterverbindungen, deren Sinn ſelbſt Derjenige, welcher die betreffende Sprache als Mutterſprache redet, aus ihren Elementen nicht diviniren kann. Den Franzoſen kann z. B. ſeine Kenntniß von il, y und aller nicht darauf führen, daß il y va de ma vie ſ. v. a. „mein Leben kommt dabei in Frage“ bedeutet. Für den philoſophiſchen Sprachforſcher ſind die Idiotismen etwas ſehr Wichtiges, denn wie in der Phyſiologie die ehemals mißachteten Monſtroſitäten zur Entdeckung verborgener Geſetze den Schlüſſel reichen, ſo darf man von ſprachlichen Seltſamkeiten und Ungeheuerlichkeiten ein Gleiches verhoffen.

Es giebt aber zwei wohl zu unterſcheidende Arten Idiotismen: die Eine könnte man national, die Andere individuell nennen. Jene begreift Wortverbindungen, die von den allgemeinen ſprachlichen Analogien abweichen, aber nicht an ein beſtimmtes Wort gebunden ſind. So verhält ſich's im Griechiſchen mit der „Attraction.“ Denn wie in anderen Sprachen, ſo iſt auch in dieſer Geſetz, daß das beugungsfähige relative Fürwort von dem Verbum des relativen Satzes abhange; aber die Attraction befreit es bekanntlich in gewiſſen Fällen von dieſer Regel. Der individuelle Idiotismus bringt nur gewiſſe Wörter in ungewohnte Verbindung; es iſt aber weder erlaubt noch üblich, andere Wörter unter ähnlichen Umſtänden nach Analogie jener zuſammenzuſtellen. So darf in der oben citirten franzöſiſchen Redensart das Verbum aller nicht durch ein anderes, wie etwa venir oder marcher, erſetzt werden.

Eine gründlichere Beurtheilung vieler Aufſtellungen des gelehrten und oft humoriſtiſchen Verfaſſers wird erſt an ihrer Stelle ſein, wenn ſeine zweite Abhandlung an's Licht getreten iſt. Sch...

Italien.

Camillo Cavour und Urbano Rattazzi.*

Eine tröſtliche Erfahrung lehrt, daß politiſche Freiheit wie jedes andre Gut der Menſchen erſt durch Erringen und Aneignen zu einem feſten und beſtändigen Beſitzthume wird. Erſt die Kämpfe, die ein Volk für die Freiheit ſeiner Staatsformen beſtanden, die Leiden, die es zu ihrer Vertheidigung und Wiedererringung durchgemacht hat, ketten ſeine Erinnerungen und ſeine Hoffnungen an den Beſtand dieſer Freiheit wie an einen theuren Schatz; ſie wirken zwiſchen der Nation und ihrem Rechte ein ſtärkeres Band, als langjähriges friedliches Hineinleben hervorzubringen vermag. Es liegt darin wie geſagt etwas Tröſtliches, und zwar nicht blos darum, weil das Bewußtſein der Nothwendigkeit, ja der Heilſamkeit dazu verhilft, die überſtandenen Drangſale zu verſchmerzen und

* Ueberſchriften: §. 9. Beſchaffenheit der Beſtimmungswörter des Verbums. §. 10. Verſchiedene Arten derſelben. §. 11. Ordnung der Wörter. A. Ordnung der Beſtimmungswörter. Imperativ. §. 12. Fortſetzung. B. Stelle des Verbums. §. 13. Gebrauch des Verbum-Subſtantivum. §. 14. Arten des Verbums. §. 15. Unterſcheidung der Zeiten. §. 16. Mannigfaltigkeit der Derivaten des Verbums. §. 17 Verhältniß zwiſchen dem Beſtimmenden und dem was beſtimmt wird. §. 18. Zuſammengeſetzte Wörter. §. 19. Fürwörter. §. 20. Artikel. §. 21. Conjunctionen. §. 22. Beſchaffenheit der Derivaten §. 23. Concordanz. § 24 Tonfall.

** Hier einige derſelben nach ihren Bedeutungen: 1) Oertlichkeit, ſei ſie nun eine phyſiſche (z. B. sur les rives du Gange on voit fleurir l'ébène) oder eine abſtrakte (dans la plupart des affaires il y a un moment fatal); 2) beſtimmt oder unbeſtimmt ausgedrückte Zeit (depuis le déluge l'arc-en-ciel a été un signe etc.); 3) auf das Ganze oder einen Theil des Satzes ſich beziehender Umſtand (en s'approchant des plus grands hommes, on s'étonne de les trouver si petits). U ſ. w

* Briefe des Grafen Camillo von Cavour, veröffentlicht von D. Berti, Profeſſor in Turin. Autoriſirte Ueberſetzung. Berlin 1862. Verlag von A. Cariſius. 60 S.

Digitized by Google

den kommenden Gefahren ruhig in's Auge zu ſehen, ſondern auch darin liegt ein Troſt, daß, was immer große und erhabene Geiſter für die Befreiung ihres Volkes thun mögen, ſchließlich doch das Volk und jeder Einzelne im Volke ſich ſelbſt frei machen muß. Dieſe Betrachtung wird der Bedeutung keineswegs Abbruch thun, welche das Auftreten des großen Mannes für ſein Volk hat; ſie wird nur an die Stelle des falſchen Halbgötternimbus die gerechte Würdigung der menſchlichen Größe des Helden und die wahre Anerkennung ſeiner Verdienſte treten laſſen.

Auch Italiens neueſte Geſchichte bietet einen Beleg für dieſe Erfahrung. Die Sache der nationalen und politiſchen Freiheit hat dort in unſeren Tagen die größten Siege errungen, die ihr ſeit Menſchengedenken geworden ſind. Und mehr als je ſcheinen dieſe Siege das alleinige Ergebniß des Zuſammenwirkens der großen Genien zu ſein, welche die Führer der Nation in dem glorreichen Kampf waren, vornehmlich des gewaltigen Staatsmannes, der ſeinem Vaterlande vor kaum einem Jahre ſo plötzlich entriſſen wurde. Die Italiäner haben auch gewiß allen Grund Gott dafür zu danken, daß er ihnen einen Cavour und einen Garibaldi gab, und einen König, der beide zu brauchen verſtand, und ſie werden die Verdienſte dieſer drei Vorkämpfer ihrer Freiheit nicht leicht zu hoch veranſchlagen können. Allein ſie haben auch das Recht, ſich daran zu erinnern, daß ſie ſelbſt das Zuſammenwirken dieſer drei Männer möglich gemacht, daß ſie den König, den Miniſter und den General in ihren begeiſterten Entwürfen geſtützt und zur Ausführung ihrer Pläne Kopf und Hand dargeboten haben. Sie dürfen ſtolz darauf ſein, ſich ihrer großen Männer darin werth gezeigt zu haben, daß ſie, wie ihre Führer, zur Erreichung des einen großen Zieles willig ihren eignen Intereſſen entſagt, ihre Zwiſtigkeiten fallen gelaſſen, ja berechtigte, durch Jahrhunderte theuer gehaltene Sonderanſprüche aufgegeben haben und daß ſie, wo es die Noth erforderte, ſtets das ſichere und gegenwärtige, aber geringere Gute, ſo lieb es war, hingegeben haben, um das große gemeinſame Heil in Zukunft zu erringen.

So hat es manchen Kampf gekoſtet, daß in Piemont die nationale Richtung in der inneren wie in der äußeren Politik, trotz der furchtbaren Niederlagen der Jahre 1848 und 1849 und trotz des Druckes von Oeſterreich, ununterbrochen innegehalten worden iſt. Der Verſuchung, ſich nach dem Unglücke von Novara, durch Aufopferung der jungen Verfaſſung und Verrath der italiäniſchen Sache die Verzeihung Oeſterreichs und die päpſtliche Abſolution zu erkaufen, widerſtand das ganze Land einmüthig. Selbſt Männer wie Ceſare Balbo, der Geſchichtsſchreiber, welche das gute Einvernehmen mit dem Papſte als die erſte Bedingung einer Wiederherſtellung Italiens anſahen, dachten einen Augenblick daran, ihm zu Gefallen die Verfaſſung und die nationale Idee aufzugeben. Auch ſie beſaßen genug Patriotismus und zugleich genug kühnen Idealismus, um noch 1850 den Verſuch zu machen, Pius IX. und Antonelli gleichfalls zum Feſthalten an der freien Richtung zu bekehren und dem öſterreichiſchen Einfluß zu entrücken. Daß damals alle Parteien im Widerſtand gegen den ſiegreichen Erbfeind ſich vereinten, rettete das Land vor Untergang und unvertilgbarer Schande. Allein die Gefahr kehrte unter milderen Formen und deshalb um ſo unwiderſtehlicher wieder. Das Miniſterium Maſſimo d'Azeglio hatte ſeine ſchwere Aufgabe, den Friedensſchluß mit Oeſterreich, ohne den Staat preiszugeben, glücklich erfüllt. Allen offenen Angriffen auf die Selbſtändigkeit und das Verfaſſungsleben des Landes hatte es muthig widerſtanden. Es war jedoch bei dieſem Widerſtande allmählich ſtehen geblieben. Das unter den ungünſtigſten Umſtänden Erreichte ſchien zur Ruhe und zur Erholung hinlänglichen und ehrenvollen Anlaß zu bieten. Ruhe verlangten auch die erſchöpften Kräfte des Landes. In Europa machte derſelbe Drang ſich allgemein geltend. Eine Regierung nach der anderen war in den Hafen der rettenden That eingelaufen; faſt überall, wo die Verfaſſungen des Jahres 1848 noch beſtanden, war man eifrigſt mit Reviſion und Reinigung derſelben beſchäftigt. Sardinien that, ſo konnte man annehmen, genug für Italien, wenn es ſich und ſeine freien Inſtitutionen für günſtigere Zeiten aufbewahrte.

Dieſe „Politik der freien Hand" durchbrach der Graf Cavour; er durchbrach ſie, nachdem er kurz vorher aus dem Miniſterium d'Azeglio ausgetreten war, durch die Verbindung mit der bisherigen Linken und deren Führer Urbano Rattazzi. — Aus dieſer für die Geſchicke Italiens entſcheidenden Zeit ſtammen die erſten der wenigen Briefe des großen Miniſters, welche der Profeſſor Berti in Turin vor Kurzem veröffentlicht hat. Mit großer Behutſamkeit ausgewählt, und obenein vielfach verſtümmelt, bieten dieſe Briefe und die Bruchſtücke der Parlamentsreden, mit denen ſie untermiſcht ſind, dennoch wichtige Zeugniſſe von dem engen Verhältniß, welches zwiſchen Cavour und dem gegenwärtigen Premier des Königreichs Italien damals beſtand, und von dem Werthe, welchen Cavour auf dieſes Verhältniß legte. Er hat ſpäter in einer berühmten Rede die Bedeutung dieſes ſeines Bündniſſes mit einer Partei, welche er noch kurz vorher zu Gegnern gehabt hatte, ſehr klar dargethan. Als der Führer der Conſervativen, Graf Revel, den Abſchluß der Convention mit Frankreich und England (im Krimkriege) getadelt und eine Folge der Stellung Cavours zu Rattazzi genannt hatte, erhob ſich Cavour mit den denkwürdigen Worten: „Ich erkläre feierlichſt, daß es keine That in meinem leider ſchon etwas langen politiſchen Leben giebt, deren ich mich mit größerer Genugthuung erinnere, als gerade diejenige, welche der Abgeordnete Revel ſoeben ſo ſehr tadelte... So lange in Frankreich die Republik dauerte, war ich ſicher, daß bei uns die reactionaire Partei nichts gegen unſere Inſtitutionen unternehmen und nichts thun würde, um den regelmäßigen Ausbau unſerer Verfaſſung zu hemmen. Als aber nach dem Staatsſtreich vom 2. December die öffentliche Ordnung in Frankreich keine Gefahr mehr lief, und das Geſpenſt von 1852 gänzlich verſchwunden war, da dachte ich auf der einen Seite ſei die revolutionaire Partei nicht mehr zu fürchten, auf der anderen Seite werde die reactionaire Partei oder wenigſtens diejenige, welche die fortſchreitende und regelrechte Entwickelung der Grundſätze der Verfaſſung aufhalten möchte, fortan gefährlich ſein. Und deshalb, m. H., hielt ich es nicht nur für erwünſcht, ſondern ſogar für nothwendig und unerläßlich, *eine große politiſche Partei zu conſtituiren, an welcher Theil zu nehmen alle Diejenigen berufen ſein ſollen, welche, mögen ſie in Nebenfragen auch noch ſo ſehr von einander abweichen, doch über die großen Prinzipien des Fortſchritts und der Freiheit einig ſind.* Und ich denke, ich habe damit unſerem Lande einen Dienſt geleiſtet, weil ich glaube, ſo einen Damm aufgerichtet zu haben, welchen die Wogen der Reaction nicht überfluten ſollen."

Es iſt bekannt, wie ſehr der Ausgang der Krim-Expedition die Richtigkeit von Cavour's Berechnung an den Tag ſtellte. Auf dem Pariſer Kongreß erſchien Piemont zum erſten Male im Rathe der Großmächte, und ſein kühner Vertreter erhob vor Europa die Anklage gegen Oeſterreichs Verhalten in Italien. Einige höchſt intereſſante Depeſchen, welche Cavour von Paris nach Hauſe ſandte, bilden den wichtigſten Beſtandtheil der kleinen Berti'ſchen Veröffentlichung. Vor Allem iſt der Bericht über die Unterredung mit Lord Clarendon, vom 12. April 1856, bemerkenswerth. Cavour hatte den Frieden am 30. März unterzeichnen müſſen, ohne daß es ihm gelungen war, die italiäniſchen Angelegenheiten vor die Konferenz zu bringen. Erſt in der Sitzung vom 8. April war er dazu im Stande. Der Erfolg war augenblicklich und ſehr bedeutend. Die geſammte Diplomatie gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Die Vertreter von England und Frankreich liehen den beredten Klagen des Italiäners ein geneigtes Gehör. Der Ruſſe Orlov erkannte die Unerträglichkeit der italiäniſchen Zuſtände gleichfalls an. „Auch der Preuße war ſchlecht auf Oeſterreich zu ſprechen." Das Wichtigſte aber waren die privaten Unterredungen mit dem Kaiſer, mit Lord Clarendon, zu welchen Cavour durch ſeinen offenen Angriff Bahn gebrochen hatte. Ueber die Konferenz mit Lord Clarendon berichtet nun die Depeſche vom 12. April. Cavour ſetzte dem engliſchen Botſchafter offen auseinander, daß die Anſtrengungen der Diplomatie außer Stande ſein würden, Oeſterreich von ſeinem Syſteme der Unterdrückung und der Gewalt in Italien abzubringen. Für Piemont bleibe daher nur die Wahl, ſich entweder mit Oeſterreich und dem Papſte auszuſöhnen, oder zum Kriege gegen Oeſterreich zu rüſten. Wenn die zweite Alternative die beſſere ſein ſollte, ſo fürchte er mit ſeinen Freunden ſich nicht, ſondern bereite ſich zum Kriege, „zum Kriege auf Leben und Tod, the war to the knife." Als Clarendon Zweifel anregte, ob der Moment dazu günſtig ſei, erwiderte ihm Cavour: „Ich habe Proben meiner Mäßigung und Beſonnenheit gegeben. Ich glaube, daß man in der Politik äußerſt zurückhaltend in Worten und äußerſt entſchieden in Thaten ſein muß. Es giebt Lagen, wo mit einem kühnen Handeln geringere Gefahren verbunden ſind, als mit einem Uebermaß von Bedachtſamkeit."

Dieſe Worte enthalten das Geheimniß der Wirkſamkeit von Cavour's Politik. Er wußte, daß er „für Italien etwas thun müſſe." In unſerem Jahrhundert, ſchreibt er ein anderes Mal an Rattazzi, iſt oftmals Kühnheit die beſte Politik. Bei Rattazzi fand er dafür die lebhafteſte Unterſtützung. Sie waren ſich längſt darüber klar, daß mit „zuwartender Stellung" kein Land gerettet wird. Sie waren Staatsmänner, nicht bloße Diplomaten.

Was Cavour von dem Ausfluge, den er von Paris aus nach England unternahm, berichtet, mag hier außer Betracht bleiben, da es die Stellung zu Rattazzi weniger berührt. Ihr Zuſammenwirken im Kabinett

Digitized by Google

hörte im Jahre 1858 auf. Ratazzi ſah ſich in Folge der Genueſiſchen Unruhen veranlaßt, ſeine Demiſſion einzureichen. Cavour ſelbſt übernahm das bisher von ſeinem Freunde verwaltete Miniſterium des Innern. Die Depeſche, in welcher er dieſe Veränderung dem damaligen ſardiniſchen Geſandten in Paris, March. Villamarina, mittheilt, iſt ein bleibendes Denkmal ſeiner Geſinnungen gegen den vieljährigen Collegen, und ſpricht ein Urtheil über deſſen politiſchen Charakter, welches manche jetzt weit verbreitete Beſorgniſſe hinſichtlich der Energie des neuen Premierminiſters von Italien zu beruhigen wohl geeignet iſt.

„Rattazzi, ſo ſchreibt er, iſt einer Reihe unglücklicher Umſtände erlegen, denen auszuweichen nicht in ſeiner Macht ſtand. Er iſt einem falſchen Anſchein zum Opfer gefallen, und darauf hin haben ſeine Feinde ein Syſtem von unerhörten Verleumdungen begründet. Man hat ihn revolutionairer Neigungen, ausſchweifender Anſichten beſchuldigt. Nichts kann der Wahrheit ſtärker widerſprechen. Rattazzi iſt immer das conſervativſte Mitglied des Kabinettes geweſen, der entſchiedenſte Anhänger des Autoritätsprinzips. Der König, die Monarchie, die Sache der Ordnung haben keinen aufrichtigern, keinen ergebenern Anhänger, als ihn. Er iſt aus Ueberzeugung liberal. Ein Verſtand erſten Ranges, beſitzt er einen klaren und feinen Geiſt. Niemand erfaßt eine Angelegenheit ſchneller und ſchärfer als er; ſelten täuſcht er ſich in der Würdigung politiſcher oder adminiſtrativer Fragen."

Dieſelbe Hochachtung bewies er dem Freunde, als dieſer nach dem Frieden von Villafranca auf kurze Zeit das Miniſterium übernahm, um die peinlichen Unterhandlungen mit Frankreich zum Abſchluſſe zu bringen. Auch hier zeigten ſich Beide als Männer, deren Sinn auf die Sache gerichtet war und nicht auf den Schein. Und ſo haben ſie faſt zehn Jahre lang, theils Mitglieder deſſelben Kabinets, theils einer dem andern den Platz einräumend, wenn es die Sache gebot, in Eintracht für ihr Vaterland gewirkt. Sie haben ein glänzendes Beiſpiel von einer politiſchen Weisheit abgelegt, deren man an anderen Orten wenig gedenkt, einer Weisheit, welche ein anderer Miniſter des neuen Italiens, Carlo Farini, in den treffenden Worten ausgeſprochen hat:

„Diejenigen, welche es verſchmähen, ſich mit Männern, mit welchen ſie zu anderer Zeit in politiſchem Streit und Kampfe lebten, auszuſöhnen und demnächſt zu verbünden, verſtehen weder von der Politik der Parteien, noch von der Geſchichte des Parlaments etwas. Sie dünken ſich gewichtige und ganze Männer, und ſind doch nur wie eigenſinnige Kinder. Wehe den Staaten, die ſolche Steuermänner haben. Kluge Parteien ſchreiten vor durch Inſichaufnahme, nicht durch Ausſchließung anderer; ſtreng geſonderte Parteien ſind gewiſſermaßen in Thürmen mit ſcharfen Ecken, an welche Niemand heran kann, eingeſchloſſen, und werden nie ein anderes Ende nehmen, als es die franzöſiſchen Doctrinairs genommen haben."

P. D. Fiſcher.

Frankreich.

George Sand's Moralität und der akademiſche Preis.

Bekanntlich hatte das franzöſiſche Inſtitut vor einiger Zeit den zehnjährigen Preis von 20,000 Francs zu vergeben und zwar ſollte er geſetzlich dem Autor zufallen, deſſen Werke „den menſchlichen Geiſt am meiſten ehren, in welcher Gattung es auch ſei." — Man weiß auch, in welche Verlegenheit dieſe gelehrten Männer gerathen ſind, und wie zuletzt Thiers den Preis davon trug.*

Auch George Sand war auf der Liſte der Bewerber, und Emile Montégut, der bekannte Kritiker der Revue des deux Mondes legte für ſie in der angeführten Zeitſchrift eine Lanze ein, um die Wage zu ihren Gunſten zu wenden. Dieſe Empfehlung enthält Vieles, was nur von ſehr allgemeinem Intereſſe iſt, und in ſehr landläufigen Gedanken verläuft; hat aber das Merkwürdige, daß ſie uns einige Blicke in das ſittliche Leben Frankreichs und ſeiner Schriftſteller werfen läßt.

Bekanntlich hat man gegen George Sand's Bewerbungen den Einwand gemacht, daß ihre Werke zu unmoraliſch ſeien, und, wenn man die Faſſung der geſetzlichen Bedingung betrachtet, mit Recht. Wenn man ihr den Preis zuerkannt hätte, ſo würde ſchwarz auf weiß die Erklärung ausgeſprochen ſein, daß Romane, wie Indiana, Lelia, Leone Leoni u. ſ. w., die von raffinirteſter Laſterhaftigkeit, von Ehebruch, freier Liebe u. ſ. w. wimmeln, deren Plan ſtets darauf angelegt iſt, irgend eine moraliſche Grundregel der Geſellſchaft zu ſtürzen, „Werke ſeien, welche den menſchlichen Geiſt am meiſten ehren." Das ſcheint doch zu ſtark und die Herren der Akademie haben, obgleich mehrere von ihnen in ähnlicher Weiſe Ruhm erworben, doch aus einem gewiſſen Schaamgefühle Anſtand genommen, dieſen Wahrſpruch zu thun. Herr Emile Montégut behauptet, daß von allen drei Bewerbern George Sand allein die geſtellten Bedingungen erfüllt, daß bei ihr allein das wahre Genie zu finden ſei. Das Letztere mag man vielleicht gelten laſſen; aber es iſt eben die Frage, ob dieſe Romane dem menſchlichen Geiſt die größte Ehre, oder die größte Schande machen, wenn man die Sache von einem ſtreng logiſchen Standpunkte anſieht. Denn nach den außer Paris noch immer gültigen Prinzipien, dürfte man das ungemein große Talent der geiſtreichen Frau immerhin anerkennen, dagegen aber finden, daß ſie es in einer erſchreckenden Weiſe gemißbraucht hat. Je größer das Talent, deſto beklagenswerther natürlich der Mißbrauch.

Um ſeine Klientin nun gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit zu vertheidigen, entwickelt Herr Emile Montégut eine Pariſer Logik, die ſo ſtark von der des Ariſtoteles und anderer Philoſophen abweicht, daß wir begierig wären, ihr Syſtem kennen zu lernen.

„Was iſt ein moraliſches Werk? was iſt ein unmoraliſches? Worin beſteht genau genommen die Moralität eines literariſchen Werkes? Ebenſo ſchwierige, als delikate Fragen!"

O bitte ſchön, Herr Emile Montégut! Dieſe Fragen wären ſehr leicht, ſehr präcis, ſehr gründlich zu entſcheiden, wenn nicht die Lumpen-Moral ſo epidemiſch wäre, wie bisweilen der Stockſchnupfen oder der Hühnerpips.

„Für uns, fährt Herr Montégut fort, beſteht die Moralität eines Werkes nicht in der Wahl des Gegenſtandes, nicht in den Leidenſchaften, die es ausdrückt, ſondern in der Aufrichtigkeit, mit welcher der Gegenſtand behandelt iſt, und in dem Tone, womit dieſe Leidenſchaften ausgedrückt werden. Jedes aufrichtige Werk iſt nothwendiger Weiſe moraliſch; jedes Werk iſt relativ moraliſch oder unmoraliſch im Verhältniſſe der Aufrichtigkeit des Künſtlers, der es geſchaffen!"

Wir beneiden Paris und Frankreich um dieſen großen Kritiker, welcher offenbar im Stande iſt, die ganze Welt logiſch aus den Angeln zu heben; denn ohne Zweifel wird es ihm nach dieſem Fundamentalſatze leicht werden, den Nachweis zu führen, daß z. B. Caſanova's Memoiren das am meiſten moraliſche Werk von Allen ſind, weil ſeine Aufrichtigkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Auch werden uns z. B. Kotzebue, Genz u. ſ. w., weil ſie uns ſo gemüthlich und offenherzig erzählen, wie ſie ihre Nächte zugebracht, und welche Penſionate ſie beſucht, von nun an als die ſittlich reinſten aller deutſchen Schriftſteller gelten müſſen. Denn, da Herr E. Montégut weiter behauptet, es gebe in literariſchen Kunſtwerken nur ein Ding, das unſittlich ſei, die Lüge, da aber gerade die ausgezeichnetſten Schriftſteller Vieles, was in alten Zeiten für unanſtändig oder laſterhaft (man verzeihe den obſoleten Ausdruck) galt, unterdrückt, vertuſcht, bemäntelt haben, ſo müſſen ſie uns für lügenhaft, folglich für unmoraliſch gelten, und ihre Palmen an Caſanova und andere edle Männer abtreten. La moralité c'est l'impudence sans phrase! Wer will uns dieſen Satz à la française, den wir der tiefſinnigen Logik unſeres Kritikers verdanken, für ein Billiges abkaufen? — Wir wundern uns nur darüber, daß der geiſtreiche Mann die Werke ſeiner Klientin nicht für das Höchſte der Moral ausgiebt, und als einen Sittenkoder für die künftige Menſchheit aufſtellt, ſondern die Schwäche beſitzt, aus dem Angriffe in die Vertheidigung zurückzugehen. „Leone Leoni enthüllt uns — es iſt wahr — eine weit ernſthaftere Sache, als die vorhergehenden Romane (die blos einfachen Ehebrüche u. ſ. w.), eine diesmal wirklich unmoraliſche Sache (ein unnatürliches Laſter) wie Manon Lescaut; aber was ſoll man dabei thun? nicht Madame Sand hat Juliette und Leone erfunden, ebenſo wenig wie der Abbé Prévoſt Manon und Desprieux erfunden haben würde; das hat die Natur ſelbſt gethan (sic!)."

Alſo die Natur hat es erfunden; aber es giebt noch unzählige einfältige Menſchen, welche gewiſſe Erfindungen der Natur nicht kennen? Wenn alſo die gefeierte Schriftſtellerin in dieſe Geheimniſſe eingeweiht iſt, wie es nur eine Oberprieſterin der Venus vulgivaga ſein kann, ſo kann die Akademie mit Recht weiter nichts thun, als ausſprechen, daß die „Werke derſelben dem menſchlichen Geiſte die meiſte Ehre machen." Denn es giebt nur Eine Pflicht, die Aufrichtigkeit, und Eine Unſittlichkeit, die Lüge, d. h. die Verheimlichung.

Der Vorwurf, daß Md. Dudevant das Inſtitut der Ehe angegriffen, wird ſehr gut vertheidigt: „Was lehrt uns denn Md. Sand über die Ehe, was wir nicht ebenſo gut wüßten, als ſie ſelbſt, und was nicht

* Am 16. Mai v. J. erhielt Thiers den Preis für ſeine Geſchichte des Kaiſerthums. Mitbewerber war außerdem Jules Simon.

Digitized by Google

der Gegenſtand der gewöhnlichen Unterhaltung wäre?" Das iſt allerdings richtig, der Beweis iſt wirklich geführt, daß Madame Sand aus dem Leben ſchildert, und daß das Leben ſo beſchaffen iſt, wie ſie es ſchildert; wenn aber unſer Kritiker behauptet, er habe gar nicht gefunden, daß in ihren Romanen die Ehe angegriffen werde, ſo müſſen wir dieſe große Unſchuld bewundern, die ſich in der allgemeinen Verderbniß ſo rein erhalten hat. Wahrſcheinlich alſo ſind dieſe Romane darauf berechnet, um Frauen, die ſich in der Ehe mit ihrem alten Gatten unglücklich fühlen, oder die mit ihrem liebenswürdigen Alfred in Zwiſt gerathen, um junge Mädchen, welche Penſionsbekanntſchaften angeknüpft, in der Tugend und Sittſamkeit zu erhalten.

Die Vertheidigung der Moralität George Sand's iſt, wie es uns ſcheinen will, einigermaßen ſchwach, deſto ſtärker und kraftvoller iſt der Angriff.

„Es würde, fürchte ich, viele Steine geben, die man in den Garten der Akademie werfen könnte, wenn die Mitglieder nach den Prinzipien beurtheilt werden ſollten, die man geltend gemacht hat, um die Kandidatur von Madame Sand zu beſeitigen. Von den neununddreißig beſtehenden Mitgliedern könnte ich wenigſtens zwanzig nennen, welche dieſelben Sünden oder wenigſtens ähnliche, wie George Sand begangen, und der Moral dieſelben Stöße beigebracht haben, die man ihr verübelt. Wie Viele unter ihnen ſind nicht wenigſtens eine Stunde ihres Lebens Parteileute und Empörer geweſen! wie Viele haben ſich nicht gegen ein herrſchendes Vorurtheil erhoben (es kommt darauf an, gegen welches!), wie Viele haben nicht in ihrer Ruhmbegier an verbotene Gegenſtände gerührt und Saiten angeſchlagen, die Niemand vor ihnen zu berühren wagte! Ich fürchte, das gegen die Sittlichkeit von George Sand geſchleuderte Anathem könnte geradezu auf einige der berühmteſten Glieder dieſes Areopages zurückfallen. Da hat Chateaubriand geſeſſen, der Verfaſſer von René und Attala, der Sänger der gefährlichen Leidenſchaften, der unſterbliche, der bis zum Ehebruch entbrannten Seelen — freilich ausnahmsweiſe.

„Hier ſitzt Lamartine, der Erfinder der poetiſchen Schwermuth, der Sänger von „Jocelyn dem verliebten Leviten" und dem gefallenen Engel. Hier ſaß vor nicht langer Zeit Victor Hugo, der Verfaſſer der kühnen Stücke Le Roi s'amuse, Ruy Blas und Notre Dame de Paris. Hier ſitzen Sainte-Beuve, der Verfaſſer von Joseph Delorme und Volupté; Prosper Mérimée, Verfaſſer von la Double Meprise, Arsène Guillot und l'Abbé Rubin. Hier ſaß der große Dichter Alfred de Muſſet, der Verfaſſer der Contes d'Espagne und von Namouna. Ich habe nur Dichter genannt, aber nicht blos Dichter haben das Vorrecht unſittlicher Lehren im Sinne, wie gewiſſe Redner der Akademie das Wort „unmoraliſch" anſcheinend verſtehen. Unter den politiſchen Schriftſtellern, die in der Akademie ſitzen, finde ich die Herren Thiers und Mignet, die halben Vertheidiger der Schreckensherrſchaft, des Berges, des Sicherheitsausſchuſſes, des Feſtes des höchſten Weſen und des Dekretes, durch welches der Konvent der Anerkennung eines Gottes und der Unſterblichkeit der Seele ſeine Beiſtimmung geben wollte. Ich finde hier auch den Namen des Herrn v. Falloux, der die Inquiſition vertheidigt, und in ſeinem fruchtbaren Geiſte Gründe gefunden hat, die Bartholomäusnacht zu entſchuldigen." Die Anklage geht noch weiter. Herr Emile Montégut macht den advocatus diaboli ſo gut, als hätte er das Amt, Buch zu führen über die Sünden der hohen Akademie. Da ſitzt in der That der Haken: „Wer von Euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie." — Aber darum handelte es ſich ja gar nicht, es handelte ſich um einen ausdrücklich moraliſchen Preis, und da haben die Herren von der Akademie, ſo lax und vielfach anrüchig ſie auch ſein mögen, doch noch einen Reſt Gewiſſen und Schaamgefühl. Es iſt auch wunderbar, wie Herr Montégut, ſobald es ſich um die Anklage und um Vorwürfe handelt, ſofort Gewiſſen bekommt und, während er eben that, als ob der Unterſchied zwiſchen einem moraliſchen oder unmoraliſchen Werke wer weiß wie ſchwer zu beſtimmen ſei, auf der Stelle den Nagel auf den Kopf trifft. Die unſchuldige Attala Chateaubriand's, der gefallene Engel von Lamartine, ei ſieh doch, die erſten Stadien zu dem Fall in den Straßenkoth, in die Proſtitution, worin die Phantaſie der berühmten Franzöſin heimiſch iſt. — Es iſt ſehr viel faul in der franzöſiſchen Literatur, und nicht blos in dieſer, und es muß eine Fäulniß eintreten, wenn man den ſtreng moraliſchen, vom Gewiſſen diktirten Standpunkt fahren läßt, und Alles gut heißt, wenn es nur bedeutende Geiſteskräfte verräth. Die geſchlechtliche Keuſchheit iſt nur ein Theil der allgemein ſittlichen; ſie ſtehen beide in engſter Verbindung; Verlumpung, Proſtitution, allgemeiner geiſtiger Schoſel muß das Ende ſein, wenn man genialen Menſchen Alles verzeiht, und in Abrede ſtellt, daß ſie nebenbei tief geſunken und verächtlich ſein können.

England.

Die Geiſterwelt im heutigen London.

Alle Welt in London ſpricht von der Ausſtellung, ſagte ich neulich. Ich muß aber die vornehme Welt, das „high life" ausnehmen. Dieſe ſpricht von und mit Geiſtern, allerdings nicht direkt, ſondern auch, wie im Ausſtellungs-Gebäude, durch Bretter, mit denen die Geiſterwelt gegen unſere geiſtloſe Welt vernagelt zu ſein ſcheint; aber ſie ſteht doch auf einem recht vertrauten Fuß mit ihnen: auf Tiſch- und Stuhlfüßen. Es iſt die alte Geſchichte der Tiſchklopferei und der Unterhaltung mit Verſtorbenen vermittelſt klopfender Tiſchbeine, aber in erneuter Auflage.

Die Geiſterbeſchwörerin, Mrs. Howard, fing das Geſchäft vor etwa fünf Jahren zuerſt in London an. Ihr folgte ein blaſſer Schotte, Namens Home, der ſehr berühmt war und zur Zeit auch in Paris, am Hofe Louis Napoleons, großes Aufſehen machte. Doch jetzt iſt ſelbſt ſein Name ſchon vergeſſen. Sic transit gloria mundi! Jetzt iſt Herr Forſter der Mann der Geiſter des Weſtends, lebender und verſtorbener. Das Geſchäft iſt durchaus reſpektabel, theuer und deshalb faſhionable. Man bezahlt eine Guinee (1 Pfund und 1 Schilling) um bei ihm zugelaſſen zu werden. Dafür kann man aber auch einen ganzen Abend mit Geiſtern umgehen und ſeine eigene verſtorbene Großmutter fragen, wie ſie ſich befinde. Ueberhaupt hat man für die Guinee manche Frage frei an beliebige Seelen des Jenſeits.

Ich für meine Perſon bin ſtolz, frei von der albernen Renommiſterei unſerer gelehrten und wiſſenſchaftlichen Fachmänner zu ſein, die da mit abſoluter Sicherheit behaupten, daß es jenſeits ihres Wiſſens, jenſeits des ſogenannten geſunden, aber ſkrophulöſen Menſchenverſtandes nichts mehr der Rede werth gebe. Ich glaube eben ſo feſt an die Gränzenloſigkeit des Geiſtes, wie der Geiſter. Ich glaube an den Plural des Geiſtes. In dem koloſſalen Unſinn, der tollkühnen Ueberſinnlichkeit der „Strange Story" von Bulwer Lytton bewundere ich die Genialität, womit er an Naturwiſſenſchaft anknüpfend nach allen Seiten über deren hochgelehrte Gränzen hinaus noch mit der Wiſſenſchaft zuſammenhängende unheimliche Geſtalten, Charaktere, Effekte und einer myſteriöſen Vieldeutigkeit Raum gebende Menſchen und Handlungen geltend zu machen verſtand, die Kühnheit und mit den Waffen des Feindes ſchlagende Kriegserklärung gegen den geiſt- und geiſterloſen modernen Materialismus.

Bulwer Lytton gehört zu der Londoner Ariſtokratie, die ſich von Tiſchen etwas Geiſterhaftes vorklopfen läßt. Die Zahl dieſer „Spiritualiſten," in Amerika auf vier Millionen mit mehr als 20 exkluſiv ſpiritualiſtiſchen Zeitſchriften geſchätzt, iſt auch in London nicht gering und beſteht hauptſächlich aus gebildeten, reichen, ariſtokratiſchen und ſelbſt wiſſenſchaftlich berühmten Autoritäten. Sie bezahlen ihre ſieben Thaler à Perſon mit Freuden, um mit Mr. Forſter und deſſen Klopfgeiſtern einen unterhaltenden Abend zu verbringen und gute Cigarren dazu zu rauchen. Graueln und Grauſen iſt gar nicht mehr Mode, ſo ſehr auch oft die Tiſche wackeln, tanzen und mit den Beinen ſtampfen, wie alte Invaliden mit ihren hölzernen Füßen. Mr. Forſter hat ſie in der Gewalt und er läßt ſie nie unartig werden. Geiſter und Menſchen gehorchen beſtimmten Geſchäftsregeln. Wer mit einem Geiſte oder mehreren zu ſprechen wünſcht, ſchreibt deren Namen auf Papierzettel, die auf einen Tiſch geworfen werden. Dann muß der Schreiber die Zettel einzeln berühren, bis drei Schläge des Tiſches andeuten, daß man den Namen eines bereitwilligen Verſtorbenen berührt habe. An dieſen kann man dann Fragen richten, die ſehr einfach durch ein (Nein), zwei (zweifelhaft), oder drei (Ja) Schläge beantwortet werden. Daß es dabei manchmal unheimlich ſpukt, daß es an den Gliedern, beſonders den Knieen, der Geſellſchaft zuckt und zerrt, daß die Tiſche heftig zittern und tanzen und ſogar zuweilen zerſpringen, daß Todtenhände ſichtbar werden, daß Zettel unter Tiſchen geheimnißvoll beſchrieben werden, das Alles ſind alte Geſchichten und verhindern Niemanden mehr, ſeine Cigarre ruhig weiter zu rauchen. Mr. Forſter und ſeine Geiſter ſind ſehr ſimpel und gutartig und verſchmähen alle groben Wolfsſchlucht-Effekte, womit, beiläufig geſagt, Bulwer Lytton den Schluß ſeiner „geheimnißvollen Geſchichte" geradezu verdorben hat. Wir haben's, nach den öffentlich in Zeitungen veröffentlichten Zeugniſſen wiſſenſchaftlicher und Oberhaus-Autoritäten, des alten Lord Lyndhurſt, Mr. Howitt's ꝛc. ſchon viel ärger gehabt. Mit Eiſen beſchlagene Tiſche zerſprengten ſich ſelbſt, „Media" oder Mittelsperſonen zwiſchen Verſtorbenenen und Lebenden ſchwebten in der Luft, von unſichtbaren Gewalten getragen. Papiere, in Kaſten gelegt und verſchloſſen, wurden darin von citirten Verſtorbenen, genau in deren Handſchrift beſchrieben — ein Geſchäft, das beſonders ein Baron in Paris, deſſen däniſch klingenden Namen und deſſen dickes Buch über dieſe Art von Briefwechſel mit Ver-

Digitized by Google

ſtorbenen aller Zeiten, Zonen und Zungen ich glücklich wieder vergeſſen habe, zu großer Vollkommenheit ausgebildet haben ſoll.

Mir kömmt dieſe ungeſchickte Art, wie ſich die Geiſter den Menſchen in Fleiſch und Blut verſtändlich machen, durch Tiſchbeine und höchſtens ſchriftlich, nicht recht geheuer und ſehr lächerlich vor. Aber etwas Reelles ſteckt dahinter. Der berühmte Faraday kam und ſah's mit an und überzeugte ſich, daß er's hier wirklich mit Wirkungen zu thun hatte, zu denen ihm ſeine Naturwiſſenſchaft keine Urſachen bot. Er ſuchte die Wirkungen natürlich zu erklären, fiel aber, wie Alle, die bisjetzt daſſelbe verſucht, damit durch, und hat ſich ſeitdem nie wieder überreden laſſen, die séance eines Geiſterbeſchwörers zu beſuchen. — Die Sache iſt da, hat ſich jahrelang gehalten, und zwar juſt am meiſten unter hochgeſtellten, aufgeklärten, wiſſenſchaftlich gebildeten Perſonen. Es iſt thöricht, ſich durch bloßes Lächerlichmachen mit ihr abfinden zu wollen, womit die Männer von Fach, deren Welt durch bretterne Fächer vernagelt iſt, immer gleich bei der Hand ſind.

Die beſten Schriftſteller des Spiritualismus ſagen: nicht die geiſtigen und Geiſteskräfte jenſeits der Gränzen unſeres Wiſſens ſind ſchuld, daß ſie ſich ſo ungeſchickt durch Tiſchbeine ꝛc. äußern, ſondern unſere Ungeſchicktheit, unſer thörichtes Feſthalten an Brettern und Tiſchplatten. Es fehlen uns noch die rechten Media und die wiſſenſchaftlichen Mittel, uns mit dem Jenſeits unſeres materiellen Wiſſens in beſſern Rapport zu bringen. Bulwer Lytton hat dieſe Mittel nicht nur angedeutet, ſondern auch bereits mit großer Genialität perſonificirt. Sein Margrave, ſeine Lilian, ſein Philipp Derval ſind angedeutete Media dieſes transſcendenten Verkehrs. Dabei ſagt er gelegentlich ſehr richtig: „Die Wiſſenſchaft von Heute iſt die Unwiſſenheit von Morgen. Elektricität, Magnetismus, Chemismus, magnetiſches Hellſehen, Phosphor im Gehirn, dem am Stärkſten mikroſkopiſch bewaffneten Auge der Wiſſenſchaft verſchwindende Ausgänge der Nerven, die unbekannte Tragweite des ſtarken Denkens und Wollens und Fühlens mit ihren ungemeſſenen Enden von Nervenfäden, ihrem geheimnißvollen Elektro-Magnetismus ꝛc. — dies ſind die wiſſenſchaftlich anerkannten Geiſter, die auf allen Gränzen des Wiſſens unheimlich ſpielend nach allen Seiten weit über dieſe Gränzen in's Unendliche hinein zeigen. Und das iſt wohl zunächſt die Hauptſache, daß dieſe Bretter, womit der Materialismus die Welt vernagelt, von dieſen Geiſtern abgeriſſen werden und ſie die erhabene Ausſicht in die Unendlichkeit unſeres Wiſſens und Seins den Augen frei halten.

Mannigfaltiges.

— Sind die Germanen Volksgewalts-Freunde? In Nr. 5 des „Mag. f. d. Liter. des Auslandes“ weiſt Herr E. von Meyſenbug, das wunderliche Buch Guizot's ſcharf beurtheilend, auf die Eigenſchaft der Deutſchen hin, vermöge welcher ſie von Alters her die Einherrſchaft zwar aufrecht gehalten haben, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Fürſt, das Stammeshaupt, der künik, alle die ihm zuſtändige Macht von dem Willen und der Wahl der freien Männer des Stammes herleitete. Dieſe Vorſtellung vom Urſprunge der Herrſchermacht wurzelte, ſo weit uns Sprache und Geſchichte darüber belehren können, tief im Geiſte der Germanen. Dafür zeugen die gothiſchen Wörter thiudans = Volkshaupt, König; thiudanon = Volkshaupt, König ſein, herrſchen, im Namen oder im Auftrage des Volkes die Herrſchergewalt ausüben; thiudangardi = Volksumgürtung, Volksreich, Reich, Königreich; thiudinassus = Volksgewaltigkeit, Herrſchaft, Herrlichkeit, Königreich, Reich. Alle dieſe Wörter ſtammen von thiuda = Volk her, von welchem Worte bekanntlich auch das Wort Deutſch abgeleitet wird. Somit ſind Volksgewalts-Liebe und der mit ihr verſchwiſterte Sinn für Gleichheit aller Staatsglieder an Pflichten und Rechten den Deutſchen gleichſam eingeboren. Naturgeſetzlich mußten ſie, ein durch und durch volksgewaltsfreundliches Volk, die auch Luthers ganzer Sinnesweiſe vorzüglich zuſagende frohbotſchaftliche Lehre von der allgemeinen, alle Menſchen vor Gott gleich machenden Prieſterſchaft mit dem lauteſten Beifalle begrüßen, die Freiheit der Forſchung zum oberſten Grundſatze des vernunftgemäßen Denkens erheben, die Ueberzeugung vom Rechten aus vollgiltigen Gründen zur Richtſchnur des Handelns wählen. In allem dieſem ſpricht ſich die Menſchenwürdigkeit aus, deren ſchönes Gepräge auch der wahrhafte thiudinassus trägt. Koimai thiudinassus theins! S.

— Die franzöſiſchen Zoll-Einrichtungen. Die franzöſiſche Zollgeſetzgebung, die ſeit den Tagen der erſten Revolution und des erſten Kaiſers unverändert bis auf die neueſte Zeit geblieben war, iſt durch die Handelsverträge, welche Napoleon III. mit England und jetzt auch mit Preußen abgeſchloſſen, in ein völlig neues Stadium eingetreten. Wer ſich erinnert, daß in dem ſogenannten Kontinentalſyſtem Napoleon's I. der politiſche Gedanke verkörpert war, den er über die franzöſiſche Weltherrſchaft hegte, wobei es zunächſt auf die Vernichtung von Englands Handels-Suprematie abgeſehen war, der wird in dem gegenwärtigen Vorgehen ſeines Neffen das charakteriſtiſchſte Unterſcheidungs-Merkmal des erſten und des zweiten Kaiſerreichs erkennen. Durch ſeine Handels-Politik beweiſt Napoleon III., daß er beſſer als ſein Oheim nicht blos die Forderungen ſeiner Zeit, ſondern auch das Intereſſe ſeiner Dynaſtie wahrzunehmen weiß.

Ein franzöſiſcher Zollbeamter, Herr Henri Baquès, hat ſoeben eine Geſchichte der franzöſiſchen Zoll-Einrichtungen herausgegeben,* ein Buch, das als eine überaus zeitgemäße Erſcheinung bezeichnet werden darf. Nach dem Verfaſſer reicht der Urſprung dieſer Einrichtungen bis zur Zeit der Römer hinauf, die nach ihrer Eroberung Galliens eine Steuer von allen Handelsgegenſtänden unter dem Namen „portoria“ erhoben. Von den Veränderungen, welche dieſe Steuer unter der alten Monarchie erlitten, waren diejenigen, die Sully unter König Heinrich IV. einführte, die bedeutendſten, indem erſt dadurch ein gewiſſes Syſtem hineingebracht wurde. Colbert war es bekanntlich, der unter Ludwig XIV. das ſogenannte „Merkantilſyſtem“ erfand, das bis auf den heutigen Tag das Evangelium der Schutzzöllner iſt. Dieſes Syſtem wurde durch die Revolution, die ſo viele andere, als ewige Krankheit vererbte Geſetze und Rechte beſeitigte, nicht nur geſchont, ſondern erſt zur eigentlichen Vollendung gebracht. Die franzöſiſche Douanen-Verwaltung nahm immer größere Dimenſionen an, ſo daß ſie unter dem erſten Kaiſer in ihrem Dienſte 40,000 Mann zählte, die unter 45 Directionen ſtanden. Schon die Abſchaffung oder Verminderung dieſes Heeres allein würde für Frankreich ein großer volkswirthſchaftlicher Segen ſein. Jedenfalls aber geht das Land durch den endlich eingetretenen Sturz des Colbert'ſchen Merkantilſyſtems einer außerordentlichen Verbeſſerung ſeiner wirthſchaftlichen Zuſtände entgegen.

— Aus der Korreſpondenz Napoleon's I. Neun Bände und 8065 Briefe umfaßt bereits die in Paris erſcheinende „Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III.“ und dennoch hat ſie noch nicht das Ende des Jahres 1804 erreicht. Die Briefe, zum größten Theil officieller Natur, ſind nichts weniger als gemüthlich, aber ſie gewähren einen überraſchenden Einblick in das innerſte Getriebe der kaiſerlichen Regierungsmaſchine; ſie enthüllen uns den ſcharfen Menſchenkenner, den kalten Menſchenverächter, das gewaltige, allumfaſſende, organiſatoriſche Genie, den nicht minder gewaltigen, Alles durchſetzenden Willen, den machiavelliſtiſchen Politiker in nackter Geſtalt. Ein pikantes Intereſſe aber gewinnt die Korreſpondenz durch die naheliegende Vergleichung jener Zeit mit den Zuſtänden des zweiten franzöſiſchen Kaiſerreichs. Beſonders die Preſſe erfreut ſich einer ganz erſtaunlichen Aufmerkſamkeit von Seiten des Erſten Konſuls, wie des Kaiſers; ſelbſt unbedeutende Blätter würdigt er ſeiner Beobachtung; er beſtellt ſich eine Anzahl von Nummern derſelben, und empfiehlt alsdann dem Polizeiminiſter mit großer Gelaſſenheit ihre Unterdrückung. Andererſeits räth er zahlreiche journaliſtiſche Kunſtgriffe an, um die öffentliche Meinung in ſeinem Sinne zu leiten und die engliſchen Einflüſſe, die er überall wittert, zu beſeitigen. Ein Lied: „Aufforderung zur Abfahrt nach England,“ erregt die Aufmerkſamkeit der Regierung, und der Erſte Konſul giebt die Entſcheidung: „Es erſcheint zweckmäßig, den Verfaſſer dieſes Liedes zu ermitteln; zwar ſcheint es in löblicher Abſicht gedichtet zu ſein, aber der Autorität der Polizei darf keinerlei Bewegung fern bleiben.“ (14. October 1804.) An Talleyrand ſchreibt er wegen des Mercure Universel: „Man muß ſich deutlich ausſprechen und ſeine Unterdrückung fordern. Wenn die Engländer fortfahren, in Regensburg ihre Diatriben gegen Frankreich drucken zu laſſen, ſo kann ich den Kurfürſt-Erzkanzler nicht als Freund Frankreichs betrachten. Der franzöſiſche Anſtrich des Blattes zeigt, daß es gegen Frankreich gerichtet und von einem Emigranten redigirt iſt.“ (12. November 1803.) An Cambacérès: „Sie müſſen Ihre Aufmerkſamkeit darauf richten, in die kleinen Journale Artikel einrücken zu laſſen, welche die Verbreiter falſcher Nachrichten lächerlich

* Les douanes françaises, par M. Henri Bacquès. Paris, Guillaumin, 1862.

Digitized by Google

machen, die um ſo einfältiger ſind, als ſie ein Regiment Huſaren durch Schiffe gefangen nehmen laſſen." (10. November 1803.) An Melzi, Vice-Präſident der italiäniſchen Republik: „Was das Konkordat betrifft, ſo weicht es vielleicht etwas von dem der Republik ab; aber man muß zugeſtehen, daß die Umſtände etwas verſchieden ſind. Sorgen Sie vor allem dafür, daß Sie ſich den religiöſen Frieden verſchaffen, der, einmal verloren, ſo ſchwierig wieder zu gewinnen iſt." (25. November 1803.) Der General Mortier wollte dem Herzog von Oldenburg einen Erſatz von 150,000 Francs für den von den franzöſiſchen Truppen bei ihrem Durchmarſch angerichteten Schaden bezahlen. Aber der Erſte Konſul ſchreibt: „Nichts verpflichtet den General Mortier, dieſem Herzog etwas zu bezahlen, was er ihm nicht ſchuldig iſt. Es iſt weiter nichts darüber zu ſagen; man wird ſich in Paris damit beſchäftigen." (3. Dec. 1803.) In einem Briefe an Talleyrand fordert er die Auslieferung des in Spanien befindlichen Biſchofs de Coucy. „Schreiben Sie dem General Bournonville, es handle ſich hier nicht mehr um eine bloße Formalität; die Erlaſſe dieſes Elenden beeinfluſſen die öffentliche Ruhe; er ſteht offenbar im Solde der Engländer und ich kann nicht glauben, daß Se. katholiſche Majeſtät bei der Wichtigkeit der Sache jene Auslieferung verweigern wird." (12. December 1803.) An den Juſtizminiſter Regnier: „Das Journal des Debats hat einen vom Main-Ufer datirten Artikel und einen andern aus Hamburg gedruckt. Ich wünſche zu wiſſen, woher es dieſe Artikel hat und wer es bezahlt, um die Nation in Allarm zu ſetzen und ſich zum Echo von Nachrichten zu machen, die England ausſtreuen will. Befehlen Sie ihm, die falſchen Gerüchte auf geeignete Weiſe zu dementiren. Ebenſowenig bin ich mit der Politik des „Merkur" zufrieden. Ich wünſche zu wiſſen, ob die Brüder Bertin, die immer von den Engländern bezahlt worden, die „Debats" und den „Merkur" übernommen haben. Verhehlen Sie ihnen nicht, daß dies das letztemal iſt, daß ich ihnen meine Unzufriedenheit kundgebe, ꝛc." (26. December 1803.) An Regnier: „Jeder geiſtliche oder weltliche Colporteur von Hirtenbriefen, welche die gegen die Religion und das Vaterland rebelliſchen Biſchöfe erlaſſen, ſoll mit der größten Thätigkeit verfolgt werden. Dieſe von den Feinden des Staates beſoldeten Biſchöfe, die nur die Zwietracht zu entzünden ſuchen, ſind, wie die Verbreiter ihrer aufrühreriſchen Schriften, die Feinde der öffentlichen Ordnung." (10. Februar 1804.)

— Martinez de la Roſa. In Francisco Martinez de la Roſa hat Spanien einen ſeiner nahmhafteſten Staatsmänner und Schriftſteller verloren. Im Jahre 1789 zu Granada geboren, wurde er ſchon mit zwanzig Jahren Profeſſor der Moralphiloſophie am dortigen Collegium. Während der Kriege gegen Napoleon war er mit Wort und Schrift für die Sache der Freiheit thätig; da er aber noch nicht das geſetzliche Alter erreicht hatte, um in die Cortes treten zu können, begab er ſich 1810 nach England, um die dortigen Inſtitutionen an Ort und Stelle zu ſtudiren. In London veröffentlichte er 1811 ſein berühmtes epiſches Gedicht „Zaragoza," in welchem er die Vertheidigung dieſer Stadt gegen die Franzoſen verherrlichte. Nach Annahme der Conſtitution von 1812, die man zum Theil ſeinen Bemühungen verdankte, wurde er zum Deputirten für Granada gewählt; ſobald aber Ferdinand VII. wieder den Thron beſtiegen hatte, ließ dieſer ihn in einen unterirdiſchen Kerker werfen, wo er ſechs Monate blieb und dann nach Afrika verbannt wurde. Der Sturz des Abſolutismus durch Riego im Jahre 1820 rief ihn in ſein Vaterland zurück, wo er von neuem in die Cortes gewählt wurde und trotz der von ihm ausgeſtandenen Verfolgungen eine ſo große Mäßigung zeigte, daß ſeine alten Parteigenoſſen ihn der Verrätherei beſchuldigten. Dies verhinderte nicht, daß ihn der König nach der Contrerevolution von 1823 abermals in die Acht erklärte; Martinez begab ſich nach Rom und von da nach Paris, wo er ſich ſieben Jahre aufhielt. Hier ließ er im Theater der Porte St. Martin ſein „Aben Numeya, ou la Revolte des Maures sous Philippe II." aufführen und veranſtaltete auch eine Ausgabe ſeiner Werke in ſpaniſcher Sprache. Im Jahre 1830 amneſtirt, kehrte er nach Granada zurück und ward 1833 von der Königin Chriſtine nach Madrid berufen. Vom März 1834 bis zum Juni 1835 war er Miniſter-Präſident und erließ in dieſer Eigenſchaft das Dekret, welches zwar dem bisherigen Syſtem der abſoluten Monarchie ein Ende machte, aber zugleich auch die wenigſtens noch immer zu Recht beſtehende Charte von 1812 aufhob und ſie durch das bekannte „Estatuto real" erſetzte. Er kam dadurch wieder mit beiden Parteien, Liberalen und Servilen, in Konflikt und mußte 1839 als Geſandter nach Paris, 1844 aber nach Rom gehn. Nach der von Narvaez bewirkten Reſtauration Chriſtine's ward er von neuem Mitglied des Kabinets, von 1847—1851 zum zweitenmal Geſandter in Paris und wurde dann Präſident der erſten Kammer. Im Jahre 1857 trat er als Staatsſecretair des Auswärtigen in das Miniſterium Armero Mon's und wurde von O'Donnell zum Präſidenten des Staatsraths ernannt. Die Wandelungen, die er während ſeiner funfzigjährigen politiſchen Laufbahn durchmachte, gingen weniger aus Prinziploſigkeit hervor, als aus ſeinem ganzen von Natur milden, zur Vermittlung geneigten, allen Extremen abholden Charakter; in Deutſchland würde er zu den Gothaern gezählt haben. Seine Hauptwerke ſind, außer „Zaragoza," die Dramen „Edipo," „Morayma" und „La Conjuracion de Venecia," das mit großem Beifall gegebene Luſtſpiel „La Hija en casa y la Madre en la mascara" (die Tochter zu Hauſe und die Mutter auf dem Maskenball), das Lehrgedicht „El Arte Poëtica," zwei hiſtoriſche Romane „Hernan Perez del Fulgar" und „Isabella de Solir" und eine hauptſächlich nach Thiers bearbeitete Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Martinez war auch beſtändiger Secretair der ſpaniſchen Akademie und Präſident des Univerſitäts-Rathes.

— Eliſabeth von Kreta. Bayard Taylor erwähnt in ſeinen Travels in Greece and Russia eine gelehrte Griechin, Namens Kontaxaki, die im ganzen Morgenlande allgemein unter dem Namen: „Eliſabeth von Kreta" bekannt ſei. Er hatte einen Empfehlungsbrief an ſie von Mr. Hill, der in Athen eine Erziehungs-Anſtalt leitet, in welcher ſie erzogen worden war, und ſuchte ſie in Kanea, der Hauptſtadt der Inſel Kreta, auf. Ihre tiefe Gelehrſamkeit, vereint mit Witz, Enthuſiasmus und Energie, ſagt der Nordamerikaner, ſind unter den Griechinnen der Gegenwart Kennzüge der ſeltenſten Art an ihr, und ſie haben ihr daher einen weitverbreiteten Ruf verſchafft. Ihre Stellung ſchildert jedoch der Reiſende keineswegs als eine angenehme; während ein Theil der Griechen mit Recht auf ſie ſtolz iſt, iſt ſie Anderen mißliebig, und von Manchen wird ſie gefürchtet. Ihre Willenskraft, ihre Begabung und eine gewiſſe diplomatiſche Befähigung geben ihr Einfluß und Gewalt in nicht geringem Grade, und das erregt auch heutzutage noch bei den Griechen Eiferſucht und Neid. Sie hat daher viele Feinde, und ſie iſt nicht ſelten der Gegenſtand der gehäſſigſten Verleumdungen und Intriguen. Als Taylor im Jahre 1858 ſie ſah, war ſie etwa dreißig Jahr alt, aber ſie hatte, mit Ausnahme ihrer flammend ſchwarzen Augen, nichts beſonders Auffälliges in ihrer Erſcheinung. Sie ſpricht griechiſch, franzöſiſch und engliſch faſt gleich fließend, und kann „den Inhalt der altgriechiſchen Schriftſteller an den Fingern herzählen. Ich fand in ihr die nämliche Feinheit und Schärfe geiſtiger Wahrnehmung, durch welche die alten Griechen ſo berühmt waren. Sie iſt keine Hypatia, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Einfluß und die Ergebniſſe ihres Strebens weit größer ſein würden, wäre in jenen Ländern der Einfluß der Frauen kein ſo beſchränkter."

— Ein Italiäner über deutſche Muſik. Ein Beweis, daß auch in Italien der Sinn und das Verſtändniß für deutſche Muſik zu erwachen anfängt, möchte vielleicht folgende Aeußerung eines italiäniſchen Kritikers über die Conzerte des Cäcilien-Vereins in Paris ſein. Wir laſſen die Worte des Feuilletoniſten der Mailänder Perseveranza im italiäniſchen Original folgen:

„In sala Herz il Caecilien-Verein canta musica tedesca dinanzi a pubblico tedesco; e colà è la notte del Walpurgis che ci spaventa, o è ancora Beethoven che ci consola col

Schmeichelnd, hold und lieblich klingen
Unsres Lebens Harmonien.

E i biondi spettatori delibano beati la dolcezza di queste parole! Ma mi pare soverchio il raccontare di più; la è tale una valanga di cose classiche e profane, di nomi venerandi o mingherlini di tutti i tempi e di tutte le maniere, che si finirebbe per non venirne più a capo."

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 18. Mittwoch, den 30. April 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

	Seite
Die Verluſte des Proteſtantismus	205
Klimatiſche in Verbindung mit Krankheits-Erſcheinungen. Die großen Epidemien Afrika's und Amerika's	207
Rußland.	
Alexander II. vor Europa	210
Polen.	
Die polniſche Odyſſee	212
Italien.	
Erinnerungen an Sicilien. Taormina	214
Mannigfaltiges.	
Das Berliner Leſſing-Denkmal	215
Volkszählungen in Wien	„
Zarncke's „Literariſches Centralblatt"	216
Regnier's Mitarbeiter an ſeiner Schiller-Ueberſetzung	„
Ein Amerikaner über die alten italiäniſchen Maler	„
Apollonius von Tyana	„
Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts	„
Ruſſiſch-jüdiſche Journaliſtik	„
Ueberſetzungen aus dem Engliſchen	„

Deutſchland und das Ausland.

Die Verluſte des Proteſtantismus.

Parcere subjectis et debellare superbos, war der Grundſatz des heidniſchen Roms und iſt auch der des chriſtlichen. Während jenes eine politiſche Weltherrſchaft erſtrebte, erkennt dieſes als ſeine Miſſion, die geiſtige Welt ſeiner Autorität zu unterwerfen. Wer ſich ſeiner Leitung willig hingiebt, dem gewährt es Schonung; wer aber im übermüthigen Vertrauen auf eigene Geiſteskraft ihm entgegentritt, den kämpft es mit allen Waffen nieder. Rom hat ſeinen katholiſchen Beruf, die Einheit des Glaubens herzuſtellen, von Anfang an erkannt und zu jeder Zeit erfüllt. Petrus iſt der Fels, worauf die Kirche erbaut iſt; ihm ſind die Schlüſſel des Himmels gegeben; ihm, als dem Statthalter Gottes auf Erden, ſoll jede Macht ſich beugen, und wer ſich ſeinem Anſehen widerſetzt, der iſt ein Empörer gegen Gott, dem nur die Wahl bleibt zwiſchen reuiger Unterwerfung oder Vernichtung. Gegen dieſe Macht, die auch die gewaltigſten Herren der Erde, die deutſchen Kaiſer, nach langen Kämpfen demüthig anzuerkennen gezwungen wurden, wagte es ein deutſcher Mönch ſich aufzulehnen und von ihm ging die große Bewegung aus, die im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts dem Papſte faſt die Hälfte ſeiner bisher treueſten und eifrigſten Anhänger raubte. Waren auch in den früheren Jahrhunderten Ketzereien innerhalb der katholiſchen Kirche entſtanden, ſo waren ſie doch nur vereinzelt und erſtreckten ſich meiſt nur auf die niederen Volksſchichten, deren der Papſt bald durch die weltliche Macht, die ihm ihren Arm lieh, Herr wurde. Die Reformation hingegen erfaßten gleich am Anfange auch die Fürſten, gleichgültig, ob aus innerem Drange, oder aus weltlichen Motiven, und eine Dämpfung des Brandes bei ſeinem Entſtehen war unmöglich, weil die Hände fehlten, die ihn hätten löſchen können. Man mußte zuſehen, wie das Feuer immer weiter um ſich griff und was nicht zu retten war, vorläufig hingeben; man begnügte ſich nur, den Fortſchritt zu hemmen, indem man die Brandſtätte iſolirte. Als jedoch die Gluth ſich allmählich gemindert hatte, begann man vorſichtig wieder in das verheerte Gebiet einzudringen, um einen Theil der durch die Kataſtrophe verlorenen Heerde wieder zu ſammeln und durch den Erfolg ermuthigt, betrieb man mit immer wachſender Kühnheit das Werk der Wiedervereinigung und mit unerſchütterlicher Konſequenz fährt die katholiſche Kirche noch heute fort, die verirrten Schafe zu ſammeln, bis ſie alle endlich der Mutter wieder zugeführt ſind.

Eine nicht unverdienſtliche Zuſammenſtellung aller dieſer Reactionsverſuche des Papſtthums enthält eine uns vorliegende Schrift: „Hiſtoriſche Briefe über die ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts fortgehenden Verluſte und Gefahren des Proteſtantismus."* Ein großer Theil der Briefe war in dem proteſtantiſchen Monatsblatte von Gelzer unter der Ueberſchrift: „Hiſtoriſche Briefe an einen Sorgloſen," bekannt gemacht worden. Sie ſind jetzt vermehrt und mit gelegentlichen Anmerkungen verſehen, beſonders herausgegeben. Der Verfaſſer führt uns überſichtlich die Einbußen vor, die der Proteſtantismus von der Bartholomäusnacht an, als der Epoche der beginnenden Niederlagen, bis zur Gegenwart erlitten hat. Was er uns giebt, iſt zwar nur das Bekannte; doch kam es ihm nur darauf an, dadurch, daß er die Verluſte aufzeigte, die bisher den Proteſtanten von den Ultramontanen und Jeſuiten geworden, die Sorgloſen zu warnen und auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, daß, wenn nicht geholfen werde, der Proteſtantismus endlich gänzlich unterliegen und das Werk der Reformation völlig zu Grunde gehen müſſe. Wir können an dem Verfaſſer im Allgemeinen die Mäßigung und Unparteilichkeit, mit der er die Thatſachen darſtellt und beurtheilt, rühmen und dürfen mit Recht das Buch Allen empfehlen, die ſich für die confeſſionellen Bewegungen der Vergangenheit und Gegenwart intereſſiren.

In dem erſten Briefe, der die Einleitung bildet, wird von dem Verfaſſer als Haupturſache der empfindlichen Verluſte des Proteſtantismus die beginnende und wachſende Erſtarrung und Verknöcherung deſſelben erkannt, welche die Spaltungen unter den Proteſtanten befeſtigten und gefährlicher machten, an die Stelle des lebendigen Glaubens die Ausbildung ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten ſetzten und den Wahn förderten, daß das Erlernen möglichſt ſcharf umgränzter Formeln die ſicherſte Schutzwehr gegen den Irrthum ſei. „Und da ſtand er nun, der lauernde, unermüdlich thätige Feind, um alle dieſe Blößen und Schwächen ſofort zu benutzen. Die Erlahmung der geiſtigen Triebfedern rächte ſich durch die empfindlichſten materiellen Verluſte."

In der That liegt hierin der wahre Grund, weshalb der Proteſtantismus nach ſeinen wunderbar ſchnellen Erfolgen ſo bald wieder ſtillſtand und zurückging. Das im funfzehnten Jahrhundert neu erwachte geiſtige Leben Europa's hatte den grellen Widerſpruch zwiſchen dem Zeitbewußtſein und der kirchlichen Glaubenslehre offenbart. Die romaniſche Welt ging leichtſinnig über dieſen Widerſpruch hinweg. Die Träger der Bildung, meiſt den höheren geiſtlichen und weltlichen Ständen angehörend, gaben ſich mit wahrhaft jugendlicher Luſt dem Genuſſe der Literatur- und Kunſtſchätze des Alterthums, die damals aus tauſendjährigem Schutte an das Tageslicht gefördert wurden, hin. Die beſchränkte Anſchauung des Mittelalters wich einer vorurtheilsfreieren Auffaſſung des Lebens in allen ſeinen verſchiedenen Richtungen, und das wieder aus dem Grabe erſtandene Alterthum warf ſein heiteres Licht über eine Welt, die ein dem Irdiſchen abgewandter Glaube bisher umdüſtert hatte, und als wollte man das Verſäumte nachholen, ſtürzte man ſich mit einer ungezügelten Gier in das volle Leben hinein, all das Schöne und Lockende, das die Welt bot, zu erwerben und zu genießen. Das Kirchenthum ward ſo ein rein äußerliches. Die Geiſtlichkeit hütete ſich klug, an dem überlieferten Glauben zu rütteln, um ſich nicht ſelber die Quelle ihrer Macht und ihres Reichthums zu verſchütten. Das gläubige Volk blendete ſie durch den äußeren

* Frankfurt a. M. und Erlangen, Verlag von Heyder und Zimmer, 1861.

Digitized by Google

Glanz des Gottesdienſtes, zu deſſen Verſchönerung alle Künſte aufgeboten wurden. Gegen dieſe Verweltlichung der Kirche empörte ſich das tiefere deutſche Gemüth, und Luther ſprach aus, was die ganze Nation dachte und fühlte. Das religiöſe Bedürfniß hatte die Reformation hervorgerufen; man fühlte ſich nicht mehr befriedigt von dem Chriſtenthume, wie es ſich unter der päpſtlichen Autorität im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatte, weil es mit dem intellektuellen und ſittlichen Bewußtſein der Gegenwart im Widerſpruche ſtand. Statt nun aber daran anzuknüpfen, betrachtete man die anderthalbhundertjährige Entwicklungszeit als nicht dageweſen und verſetzte ſich mit einem Sprunge zurück in die Apoſtelzeit, um die Entwicklung wieder von vorn anzufangen, und darin liegt der Hauptfehler des Proteſtantismus. Wenn man auch mit der Tradition des Papſtthums brach, ſo durfte man doch nicht mit der Tradition der Geſchichte brechen. Das religiöſe Bedürfniß des ſechzehnten Jahrhunderts war ein anderes, als das der erſten chriſtlichen Zeit, weil alle Lebensverhältniſſe andere waren. Was damals ein zündender Funke, war jetzt eine ausgebrannte Kohle. Indem man nun wieder von der Glaubensanſicht der Urzeit des Chriſtenthums ausging, war das natürliche Ergebniß, daß aus demſelben Keime dieſelbe Pflanze wieder erwuchs; nur mit dem Unterſchiede, daß der Katholicismus als ein mächtiger, in funfzehnhundert Jahren unter abwechſelnd ſtürmiſchem und günſtigem Wetter herangewachſener Baum daſtand, der jeder feindlichen Gewalt trotzen konnte, indeß der Proteſtantismus ein ſchwächliches Treibhausgewächs war, das, kaum emporgekeimt, ſchon von den Reformatoren ſelbſt hin- und hergezerrt wurde, und an dem ſpäter die Theologen der verſchiedenſten Richtungen, Supranaturaliſten und Rationaliſten, Myſtiker und Pietiſten, und außerdem noch Philoſophen und Poeten ihre Kunſt verſuchten, ohne ihm ein friſches, kräftiges Leben, das allen feindlichen Einflüſſen zu widerſtehen im Stande geweſen wäre, einhauchen zu können.

Luther und mit ihm die anderen Reformatoren erklärten die Bibel für den alleinigen Grund des Glaubens, und indem ſie dem Volke die Bibel wieder eröffneten, gaben ſie dem religiöſen Gemüthe die paſſendſte Nahrung. Sie erkannten jedoch bald die Nothwendigkeit, daß, wenn nicht ſo viele Confeſſionen als Individuen ſein ſollten, es doch wieder einer Glaubensformel bedürfe, worauf ſich eine Kirche bauen ließe, und da jeder der Reformatoren ſich für berechtigt hielt, dieſe Glaubensformel nach ſeiner Auffaſſung zu beſtimmen, ſo entſtanden, ſtatt einer, mehrere Kirchen, die ſich bald gegenſeitig nicht minder anfeindeten, wie ſie alle den Papismus. Und in dem Inneren der einzelnen Kirchen ſelbſt war der Friede auch nicht geſichert; denn ſobald im Laufe der Zeit die Bekenntnißformel in Widerſpruch mit dem Zeitbewußtſein kam, ſo mußte man, wollte man nicht über dieſen Widerſpruch nachſichtig hinweggehen und ſo die Kirche innerlich zerfallen laſſen und äußerlich allen Angriffen Preis geben, die Widerſprechenden mit Gewalt zur Anerkennung oder zum Austritt aus der Kirche zwingen. Hierdurch entging man dem Glaubenszwange nicht, ohne doch, wie die katholiſche Kirche, es hindern zu können, daß nicht innerhalb der Kirche immer neue Spaltungen und Sekten entſtanden. Daneben war man genöthigt, gegen den verfolgungsſüchtigen Katholicismus das Wiedervergeltungsrecht zu brauchen, und ſo mußte man nothgedrungen der Selbſterhaltung wegen zu dem Prinzipe der Unduldſamkeit ſeine Zuflucht nehmen, von der auch unſer Verfaſſer den Proteſtantismus nicht freiſprechen kann: „Man ſagt, die Prinzipien ſind lange Zeit auf der proteſtantiſchen Seite nicht beſſer geweſen, als auf der katholiſchen. Und es iſt leider wahr, Duldung und Glaubensfreiheit ſind lange Zeit auch bei den Proteſtanten nicht zu finden.“ Sehr ſchwach iſt jedoch ſeine Vertheidigung des Proteſtantismus: „Aber dieſe bloße Rückſicht auf die Prinzipien iſt nichts weniger als hiſtoriſch. Die Geſchichte hat ihren Spruch weit mehr nach der von ihnen gemachten Anwendung zu fällen. Denn nicht die Prinzipien als ſolche haben das Wohl und Wehe der Menſchheit und der einzelnen Völker gemacht, die Entwicklung gefördert oder gehemmt, ſondern die von ihnen gemachte Anwendung, die durch ſie zwar angeregte, aber in mannigfaltiger Abſtufung und in den verſchiedenſten Modificationen erſcheinende thätige Einwirkung auf die Realität der Dinge.“ Der Proteſtantismus, meint er, ſei zwar dem Prinzipe nach unduldſam, doch in der Praxis duldſam. Allein die mildere Praxis, die zeitweilig freiwillig oder gezwungen geübt wird, giebt durchaus keine Bürgſchaft für alle Zukunft, ſobald das Prinzip noch feſtſteht. Der Proteſtantismus fand ſchon bei ſeinem Entſtehen die Welt menſchlicher; auch der Katholicismus war milder geworden, weil eine vorgeſchrittene Bildung ſolche Gräuel, wie ſie der Religion wegen in früheren Jahrhunderten verübt wurden, nicht mehr duldete. Erſt der Kampf zwiſchen dem Katholicismus und Proteſtantismus hat die Welt wieder verwildert, bis die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts dadurch, daß ſie das confeſſionelle Bewußtſein mehr abſchwächte, Humanität und Duldſamkeit wieder herrſchend machte; indeß heute, nachdem die Reaction wieder das Weſen der Religion in das äußere Bekenntniß ſetzt, die Unduldſamkeit in beiden Confeſſionen auch wieder ſtärker hervortritt. Hat man erſt in der katholiſchen Kirche durch den Jeſuitismus, in der proteſtantiſchen durch die Umkehr der Wiſſenſchaft und durch Regulative die künftigen Generationen wieder zu willigen Werkzeugen des Pfaffenthums herangebildet, ſo bürgt uns nichts dafür, daß nicht die alten Gräuel wiederkehren. Allerdings hat ſich der Proteſtantismus mit weniger Opfern als der Katholicismus begnügt; allein auf die Zahl der Opfer kommt es nicht an; es iſt ſchon an einem Opfer zu viel. Der Scheiterhaufen des Servet wiegt auf der moraliſchen Wagſchaale ebenſo ſchwer, als die Tauſende des Katholicismus. Der iſt nicht minder Mörder, der Einen, als der zwanzig Menſchen gemordet hat. Und wenn der Verfaſſer Eliſabeth von England damit entſchuldigt, daß die 204 unter ihrer Regierung hingerichteten Katholiken mehr der Politik als der Religion ihr unglückliches Schickſal verdankten, ſo ſind auch die Schlachtopfer Karl's IX., Philipp's II. und Ferdinand's II. nicht blos der Religion wegen gefallen. Die Schuld iſt nur um ſo größer, wenn die Religion zu ſolchen Gräueln für weltliche Zwecke ihre Hand bietet.

Iſt das Prinzip des Proteſtantismus wie des Katholicismus die Unduldſamkeit — und daß es das iſt, hat Stahl offen ausgeſprochen — ſo kann von einem Frieden zwiſchen den Confeſſionen und innerhalb derſelben keine Rede ſein; höchſtens kann man, von äußeren Umſtänden gezwungen, oder aus Schlaffheit und Gleichgültigkeit, die Waffen eine Zeitlang ruhen laſſen. Es hilft nichts, wenn der Verfaſſer zwiſchen echtem und unechtem Proteſtantismus unterſcheidet. Unter dieſem verſteht er den Proteſtantismus Stahl's und der Kreuzzeitung. „Dieſe Partei hat das ſegensreiche Werk der kirchlichen Union untergraben und in den alten Provinzen ſchon faſt gänzlich zerſtört; ſie hat das Bewußtſein der die Lutheraner von den Reformirten trennenden Unterſcheidungslehren, welches beim Volke ſchon ziemlich erloſchen war, mit allen Mitteln wieder wachgerufen, um einen ſtarren Buchſtabenglauben, der knechtet, einzuſetzen ſtatt des Geiſtes, der frei macht. Dem römiſchen Katholicismus gegenüber muß er den Kürzeren ziehen. Denn eine auf unbeweglichen Formeln ruhende Rechtgläubigkeit gegen die andere gehalten, muß die römiſche ſiegreich bleiben, vermöge des höheren Alters ihrer Ueberlieferung und Autorität und der geſchloſſenen Einheit, mit der ſie auftritt. Dieſe durch den Papſt, wenn es ſein mußte, auch durch eine allgemeine Kirchenverſammlung repräſentirte Einheit macht jeden lauten Widerſpruch verſtummen; die lutheriſche Orthodoxie dagegen ruft, je orthodoxer ſie ſein will, deſto entſchiedener den Widerſpruch der Denkenden hervor.“ — Dieſem unechten, ſtabilen und konſervativen Proteſtantismus gegenüber iſt der echte der des Fortſchrittes, der liberale. „Was dem Proteſtantismus Leben und Kraft giebt, iſt das Gegentheil jener engen Starrheit, iſt die Elaſtizität, welche der freien Bewegung des Geiſtes und der Fortbildung Raum giebt. Sie iſt ein Produkt der echt wiſſenſchaftlichen Theologie. Aber auch der naive Glaube, welcher die Fundamentalſätze in ſich aufgenommen hat, ohne darüber zu grübeln, widerſtreitet ihr nicht. Immer wird dieſes elaſtiſche Bekenntniß ſich durch den Glauben an den hiſtoriſchen Chriſtus und an die durch ihn vollbrachte Erlöſung weſentlich unterſcheiden von dem Glauben an den nur eine ſpekulative Idee ausdrückenden Chriſtus ſowohl, als vom flachen Rationalismus und Deismus. Nur muß man nicht verlangen, daß die den echten Proteſtantismus von dieſen Richtungen trennende Linie mit ſcharfer Genauigkeit gezogen werde, weil ſich ſonſt gleich wieder die ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit einſtellen würde und der Geiſt, um einen Ausdruck des Dichters zu gebrauchen, würde vergebens in ein tönend Wort gekerkert. Dieſer geiſtig bewegliche, ſich immer entwickelnde und doch auf einem feſten Glaubensgrunde ruhende Proteſtantismus iſt es, der allein dem römiſchen Katholicismus widerſtehen und ſeines Sieges, ſoweit er deſſen für die Vertheidigung ſeines eigenen Gebietes bedarf, gewiß ſein kann. Der entgegenſtehende der ſtrengen Symbol-Gläubigkeit wird der römiſchen Lehre und ihrer vorgeblichen Unfehlbarkeit nothwendig immer mehr entgegengetrieben werden.“

Das Letztere geben wir dem Verfaſſer gern zu. Denn eigentlich iſt ein ſolcher Proteſtantismus doch nur eine ſchlechte Kopie des Katholicismus ohne ſeine achtzehnhundertjährige großartige Geſchichte und ohne ſeine Macht und Herrlichkeit. Und wer wird nicht endlich lieber das Original ſelbſt, als die ſchülerhafte Kopie haben wollen? Allein der Proteſtantismus, den der Verfaſſer den echten nennt, jener elaſtiſche, bewegliche Glaube iſt doch auch ein gar zu haltloſes Ding, dem zuletzt doch nur die Alternative bleibt: entweder der Wiſſenſchaft in allen ihren Konſequenzen, und ſei es auch über die Gränze des hiſtoriſchen Chriſtus hinaus, zu folgen,

Digitized by Google

oder wieder zur Orthodoxie zurückzukehren. Ihm fehlt alle innere Konſiſtenz, die zu einer Confeſſion gehört; er iſt ein ſchwankendes Rohr, das von jeder Windrichtung der ſogenannten wiſſenſchaftlichen Theologie bewegt wird. Wie er die Naivgläubigen ohne eine gewiſſe Heuchelei, indem er ihnen die volle Wahrheit verhüllt, an ſich feſſeln will, weiß ich nicht; und wie man endlich gegen diejenigen verfahren ſoll, die an den hiſtoriſchen Chriſtus nicht glauben, ſondern in ihm nur den Ausdruck einer ſpekulativen Idee finden, oder die einem flachen Rationalismus oder Deismus huldigen und dennoch nicht aus der Gemeinſchaft der Kirche treten wollen, ſagt der Verfaſſer auch nicht. Wie es ſcheint, will er, daß man gegen Solche ein Auge zudrücke: „Man muß nicht verlangen, ſagt er, daß die den echten Proteſtantismus von dieſen Richtungen trennende Linie mit ſchärfer Genauigkeit gezeichnet werde, weil ſich ſonſt wieder gleich die ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit einſtellen würde.“ Wie aber, wenn durch dieſe Lauigkeit und Scheu vor ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeit endlich der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus und was damit zuſammenhängt der Gemeinde abhanden zu kommen in Gefahr käme: würde man da nicht doch wieder zu einer ſtrengeren Disziplin greifen müſſen, die nothwendig die Aufſtellung einer feſt beſtimmten Glaubensformel vorausſetzt, woran die Recht- oder Irrgläubigkeit jeder individuellen Meinung geprüſt werden könnte? Und da es keine geiſtliche Autorität in der proteſtantiſchen Kirche giebt, die, wie in der katholiſchen der Papſt, endgültig über Glaubensſachen entſcheidet: wäre es da nicht doch am gerathenſten, zu den Symbolen zu greifen, die wenigſtens eine hiſtoriſche Berechtigung für ſich haben? Oder wäre es nicht noch beſſer, da man ſich von der Starrheit und Verknöcherung dieſes papiernen Papſtes überzeugt hat, lieber gleich wieder zu dem lebendigen Papſte ſeine Zuflucht zu nehmen, von dem man doch noch gewiſſe Conceſſionen erwarten dürfte, und wodurch jeder Streit mit einem Male beendet würde?

Wir ſehen, wie die Befürchtungen des Verfaſſers für den Proteſtantismus nur zu begründet ſind. Doch ſind nicht die Jeſuiten die gefährlichſten Feinde des Proteſtantismus, ſondern in ihm ſelbſt liegt ein Element, das ihn unrettbar dem Katholicismus wieder zutreibt; und zu ihm hinüberzuleiten, ſind denn auch ſchon von den deutſchen Orthodoxen und den engliſchen Puſeyiſten bequeme Brücken gebaut. Es iſt daher eine halbe Maßregel, und die zugleich doch wieder von einer gewiſſen Unduldſamkeit nicht frei iſt, wenn der Verfaſſer die Austreibung der Jeſuiten verlangt. „Eine Verſöhnung kann nicht eintreten, heißt es im Vorwort, ſo lange es dem Jeſuitismus geſtattet iſt, ſich auszubreiten, feſtzuſetzen und die doppelte Richtung ſeiner Thätigkeit zu verfolgen: Bekehrungen mit allen Mitteln zu betreiben und Haß gegen die Proteſtanten in die Herzen der Katholiken zu ſäen, beſonders der Jugend.“

Es giebt ein anderes und beſſeres Mittel, die Welt aus den Schlingen des katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuitismus zu retten. Es bedarf nur des moraliſchen Muthes aller Beſſeren, die Wahrheit, die ein Ergebniß echter Bildung des Kopfes und Herzens iſt, offen zu bekennen und überall durch That, Wort und Schrift gegen ſophiſtiſche Theologen, Philoſophen, Poeten, Politiker und anderes Heuchlervolk, dem die Religion nur ein Mittel zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke iſt, geltend zu machen und durch alle Schichten der Geſellſchaft zu verbreiten: daß Confeſſion und Religion nicht identiſch ſind; daß es unter jeder Confeſſion ſittlich gute und echt religiöſe Menſchen gegeben hat und geben kann; daß daher keine Confeſſion ſich den Vorzug vor der anderen anmaßen darf, als hätte ſie allein die Schlüſſel zum Himmel und daß kein Staat die Befugniß hat, die eine vor der anderen zu privilegiren, weil er dadurch die Eintracht unter den Bürgern ſtört und ſeine eigene Exiſtenz gefährdet. Nicht der mit dem Munde bekannte confeſſionelle Glaube, ſondern die innere religiöſe Geſinnung, die ſich durch ein ſittliches Handeln offenbart, giebt dem Menſchen ſeinen Vorzug und macht ihn zu einem wahren Diener Gottes. Man hat dieſe Anſchauung eine flache, rationaliſtiſche, unchriſtliche und Gott weiß wie noch genannt. Heiße man ſie, wie man will: ſie hat einmal ſchon den Sieg über den katholiſchen Jeſuitismus und über die proteſtantiſche orthodoxe Starrheit davongetragen, und vermag auch zum zweiten Male der Welt den Frieden wiederzugeben. Es war im vorigen Jahrhundert, in der Zeit der verſchrieenen Aufklärung, als ſelbſt der Papſt, den bis dahin keine Macht auf Erden zu einem Widerrufe zu zwingen vermocht hatte, ſich der Macht dieſer Wahrheit beugte, indem er durch die Aufhebung des Jeſuitenordens auf die Alleinherrſchaft verzichtete und den Confeſſionen den Frieden anbot. Und gleichzeitig gab ein unumſchränkter Herrſcher, unſer großer Friedrich, der Welt das Beiſpiel, wie die Staatsgewalt den Frieden und die Einigkeit zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen zu erhalten im Stande ſei, wenn ſie Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden ließe. Und die guten Früchte dieſer echt religiöſen Duldung ſind auch nicht ausgeblieben. Wir Deutſchen namentlich verdanken ihr die große Zeit unſerer Leſſing, Kant, Schiller, Göthe, Herder. Hätte, wie auf dem religiöſen Gebiete, ſo auch auf dem politiſchen, der Grundſatz ſich praktiſch geltend zu machen verſtanden, daß ebenſowenig wie die Confeſſion, ſo auch Geburt und Stand zu beſondern Privilegien berechtigen, ſo wäre der Welt die Revolution erſpart worden und mit ihr die Reactionen, die nur neue Revolutionen ausſäen, indem ſie das Pfaffen- und Junkerthum wieder zur Geltung bringen. **M.**

Klimatiſche in Verbindung mit Krankheits-Erſcheinungen.

Die großen Epidemien Afrika's und Amerika's.

Eine Reihe von Krankheiten entſteht als Nebenerfolg vieler menſchlicher Thätigkeiten, deren nächſtes Ziel ein nützliches iſt: der Bergmann, der in gebückter Stellung Kohlen zu Tage fördert, legt durch dieſe Thätigkeit den Grund zu Knochenverkrümungen und Herzkrankheiten. Der Hüttenarbeiter, der aus dem Erz Arſen oder Blei gewinnt, nimmt Theile dieſer Gifte in ſeinen Körper auf. Der Arbeiter, den ſein Beruf zu einer ſitzenden Lebensweiſe zwingt, disponirt ſich zu Unterleibsbeſchwerden.

Die fortſchreitende Erkenntniß der krankheiterzeugenden Urſachen, ſowie die fortſchreitende Technik der Gewerbe, haben im Lauf der letzten vier Jahrzehnte dieſe ungünſtigen Nebenerfolge menſchlicher Thätigkeiten bedeutend verringert.

Eine zweite Reihe Krankheiten entſteht durch den Einfluß der Maßloſigkeit in Genüſſen, oder in körperlicher und geiſtiger Thätigkeit; der Grad der Einwirkung ſteht im umgekehrten Verhältniß zur Einſicht und Charakterſtärke der Menſchen.

Beide Einflüſſe erzeugen Krankheiten, deren Verhütung und Bekämpfung weſentlich der Thätigkeit des Einzelnen anheimfällt: der Staat hat nur in ſeltenen Fällen Veranlaſſung, ſich um ſie zu kümmern.

Die dritte Krankheitsreihe hingegen, die Seuchen, die ohne Verſchulden des Einzelnen ihre Opfer oft unter den Geſündeſten und Kräftigſten wählen; die da entſtehen, man weiß nicht wie, und, kaum entſtanden eine langſame aber unaufhaltſame Wanderung über einen großen Theil des Erdkreiſes antreten, die mit den höchſten irdiſchen Schrecken ihre Bahnen kennzeichnen und dieſe Bahnen über Tauſende von Meilen hinführen — ſie haben das Intereſſe der Staatsleitung, ſo oft ſie erſchienen oder drohten in hohem Grade in Anſpruch genommen.

Dieſe Epidemien, ſo verſchieden ſie ſich auch im Einzelnen geſtalten — einmal Pocken und dann Cholera, einmal ſchwarzer Tod und dann Hungertyphus — haben jedoch alle das Eigenthümliche, daß ſie ohne ſichtbare äußere Veranlaſſung plötzlich entſtehen, von kleiner Urſprungsſtätte aus, vielköpfig wachſen, den Einzelnen meiſt ohne deſſen Verſchulden ergreifen, ſchwächen oder fortraffen, und allmählich erlöſchen.

Die ſtaatliche Fürſorge, die Sanitäts-Polizei, hat im Laufe der letzten Jahre mit großer Vorliebe und unermüdlichem Eifer ſich der Erforſchung der Urſachen jener Epidemien gewidmet, beſonders derer, die im Laufe dieſes Jahrhunderts die Menſchheit überfallen hatten.

Die bedeutendſten Autoritäten haben ſich ziemlich übereinſtimmend zu der Annahme geeinigt, daß Fäulniß-Produkte thieriſcher oder pflanzlicher Organismen und Stoffe an einer Brutſtätte, die durch Feuchtigkeit und eine Temperatur von etwa + 20 Grad R. beſonders dafür geeignet iſt, ſich bilden, durch die Athmung in das Blut eines Menſchen aufgenommen werden und im Blute eine Zerſetzung hervorrufen. Die erſten Fäulniß-Produkte ſind ebenſo wie die Produkte dieſer Blut-Zerſetzung geeignet, ähnliche Zerſetzungen in anderen Individuen hervorzurufen.

Offenbar gelangen von jenen erſten Fäulniß-Produkten nur minutiöſe Mengen in den menſchlichen Organismus — wenigſtens hat ſie die organiſche Chemie, die allerdings noch mit ziemlich groben Reagentien arbeiten muß, in der atmoſphäriſchen Luft noch nicht nachweiſen können — aber daß kleine Quantitäten von Zerſetzungsſtoffen in einem großen Material gewaltige Umänderungen erzeugen können, iſt ja auch Laien in der Chemie wohlbekannt: kleine Mengen Hefe verſetzen eine große Maſſe Brodteig in Gährung; kleine Mengen Schimmel, die in einen großen Krug mit eingelegten Früchten gelangen, verderben den ganzen Inhalt; und jene Prozeſſe haben auch am Menſchen in der Entſtehung von Impfblattern nach dem Einbringen von unendlich kleinen Mengen Lymphe eine wohlbekannte Analogie.

Es iſt gewiß eine der wichtigſten Aufgaben der ſtaatlichen Fürſorge, nicht nur der Verbreitung jener Krankheiten möglichſt zu ſteuern, ſondern auch und namentlich die erſten Brutſtätten derſelben ausfindig zu machen, um durch Aufhebung der für die Entſtehung der Seuchen günſtigen oder weſentlichen Bedingungen dieſe ſelbſt zu vernichten.

Digitized by Google

Einen Beitrag zu dieſer wichtigen Aufgabe hat Dr. Stamm geliefert in ſeinem Buche: „Noſophtorie; die Lehre vom Vernichten der Krankheiten.“ *

Wir enthalten uns im Folgenden jeder rein techniſch-mediziniſchen Mittheilung, wie jeder Kritik, die beide wohl einen anderen Ort finden werden und zum Theil ſchon gefunden haben; wir geben nur Thatſächliches oder Raiſonnements des Verfaſſers, die uns von allgemeinem Intereſſe zu ſein ſcheinen; und die ſich namentlich auf zwei Krankheiten beziehen, welche auch Europa zu wiederholten Malen heimgeſucht haben: die Peſt und das gelbe Fiber.

Die Bubonenpeſt iſt weſentlich eine Krankheit derjenigen Länder, die um den öſtlichen Theil des Mittelmeeres herumliegen; die einzelnen Staaten wälzen den Ruhm der Entſtehung derſelben einander wechſelſeitig zu: jeder wollte ſie durch Einſchleppung von einem andern empfangen haben. Thatſächlich ſteht feſt, daß ſie namentlich in Aegypten im hohen Grade wüthete, und es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß Aegypten eine Urſprungsſtätte iſt. Die zwei letzten Epidemien — die letztere herrſchte 1843 — haben unzweifelhaft dorther ihren Urſprung genommen. Der Verfaſſer ſieht es als feſtſtehend an, daß Kairo bei jeder Seuche derjenige Ort geweſen, in dem ſie zuerſt ſich gezeigt hat.

Kairo, eine Stadt von jetzt 300,000 Einwohnern, liegt unter dem 30. Grad nördl. Breite am Nil; zur Zeit einer Ueberſchwemmung fährt man in dem größten Theil der Straßen auf Kähnen umher; ein Kanal zieht ſich mitten durch die Stadt, der viel Abgang aufnimmt, deſſen Nähe noch heut einen häßlichen Geruch verbreitet, und von jeher für am meiſten ungeſund und am meiſten von der Peſt heimgeſucht galt.

Die ganze Stadt war bis vor Kurzem außerordentlich unſauber: die Düngung der Aecker beſorgte der Nil; die pflanzlichen und thieriſchen Abfälle, die daher keine Verwendung fanden, wurden umhergeworfen oder in den Kanal geſchüttet; die Leichen wurden meiſt in den eigenen Häuſern und nur oberflächlich verſcharrt.

Die Seuche begann jedesmal kurz nach dem Rücktritt der Ueberſchwemmungen, wenn die wärmere Sonne die zahlreichen Reſte thieriſcher und pflanzlicher Organismen zur Fäulniß brachte. Erreichte jedoch die Temperatur — Ende Juni — einen höheren Stand, wurden in Folge deſſen die Zerſetzungs-Produkte ſehr raſch ihrer höchſten Oxydirung entgegengeführt, d. h. wurde die Fäulniß ſo beſchleunigt, daß die Produkte denen glichen, welche bei einer mäßig raſchen Verbrennung im Ofen entſtehen — Kohlenſäure, Waſſer, Ammoniak — ſo ſchwand die Krankheit.

Einen ähnlichen günſtigen Einfluß auf den Verlauf der Epidemie hatte der Nukta, der ſtarke Thau; die Nebel, welche ihm vorausgehen, ziehen bei der Condenſirung der Waſſerdämpfe die in der Luft ſuſpendirten Stoffe zu Boden; der feuchten Nacht folgt ein Tag mit einer Durchſchnitts-Temperatur von 40 Grad R.; bei dieſer Temperatur verdorren, ähnlich wie in der Wüſtenluft, alle organiſchen Gewebe in einer außerordentlich kurzen Zeit; ein Hund, Abends getödtet, iſt nach 24 Stunden völlig trocken; verdorrte, mumifizirte Stoffe disponiren aber nicht zur Fäulniß: die Summe der Fäulniß-Produkte in der Atmoſphäre war daher um dieſe Zeit regelmäßig kleiner, als unmittelbar vorher.

Daß eine hohe Temperatur einen weſentlich hindernden Einfluß auf die Krankheit ausübe, beweiſt die Thatſache, daß die Seuche nie nach Nubien eingeſchleppt worden iſt; allerdings iſt der Verkehr ſtromaufwärts gegenwärtig nicht ſo bedeutend, wie der von Kairo nach dem Meere und den benachbarten Küſten hin, und iſt es auch nie geweſen; immerhin iſt er jedoch bedeutend genug, um die Vermuthung zu begründen, daß eine Einſchleppung erfolgen müſſe. An wirklich erfolgter Einſchleppung des Giftſtoffes iſt auch nicht zu zweifeln, aber die hohe Durchſchnitts-Temperatur Nubiens war der ſelbſtändigen Fortentwicklung des Giftſtoffes außerordentlich hinderlich und die eingeführten Keime, die keinen günſtigen Boden für ihr Fortbeſtehen vorfanden, verkamen.

Seit der Regierung Mehemed Ali's wurde in Aegypten und beſonders in Kairo eine reinliche Straßenwirthſchaft eingeführt; die Fortführung ſämmtlicher Abfälle außerhalb der Stadt ſelbſt wurde geboten und das Gebot zum großen Theil ausgeführt; die Unterbringung der Leichen innerhalb der Stadt ſelbſt wurde auf das Strengſte unterſagt; die Gräber auf den Kirchhöfen erhielten die in Europa gebräuchliche Tiefe. Der Kanal wurde ſorgfältig gereinigt, ſeine Tiefe in der Nähe der Einmündung vergrößert, dadurch ſeine Gefälle und ſeine Fortſchaffungsfähigkeit für ſuſpendirte Stoffe geſteigert.

Dennoch meint der Verfaſſer, daß dieſe ſanitätspolizeilichen Maßregeln den Erfolg, die Peſt zu verhindern, nicht leicht hätten haben können; denn das Vorhandenſein der angeführten Uebelſtände ſei wohl geeignet geweſen, der Verbreitung der Peſt Vorſchub zu leiſten, aber nicht geeignet, ſie hervorzurufen; und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ihm ſeitens der Wiſſenſchaft in dieſer Annahme widerſprochen werden wird.

Es ſcheint uns ein ſehr weſentliches Verdienſt des Verfaſſers, daß er die Aufmerkſamkeit auf ein anderes Moment gerichtet hat.

Es iſt nämlich im Jahre 1844 eine andere ſehr bedeutende Veränderung in Kairo vorgenommen worden.

Bis zu jenem Zeitpunkt war die Stadt in einer Entfernung von etwa 1000 bis 1500 Schritt faſt ringsum von Hügeln eingeſchloſſen, deren Höhe zwiſchen 450 bis 600 Fuß ſchwankte; der Zwiſchenraum zwiſchen der Stadt und den Hügeln ſtellte wegen der niedrigen Lage und des innigen Zuſammenhanges mit dem Nil einen einzigen Sumpf dar.

Durch dieſe Erdmauer bekam Kairo eine Luft von lokalſtem Charakter. Obwohl nämlich die Chemie nachgewieſen, daß in den verſchiedenſten Gegenden des Erdkreiſes die atmoſphäriſche Luft in dem Miſchungsverhältniß ihrer weſentlichen Beſtandtheile keine großen Veränderungen erfährt, ſo iſt dieſe Thatſache nur inſofern richtig, als der allgemeinſte und bedeutendſte Ausgleicher aller Luftdifferenzen: der Wind, lokale Verſchiedenheiten nicht lange beſtehen läßt. Schon aus allgemeiner Erfahrung wiſſen wir, daß die Luft in einem Bierkeller, in einem ſchlecht gelüfteten Gewächshauſe, in der Hundsgrotte eine eigenthümliche Beſchaffenheit hat und behält, wenn der Wind in den geſchloſſenen Raum nicht eindringen, die Luftdifferenz nicht ausgleichen kann: der geſchloſſene Raum hat alſo eine Atmoſphäre von eigenthümlichem Charakter.

Es darf jedoch der Begriff des geſchloſſenen Raumes nicht zu eng gefaßt werden: — eine Mauer von 20 Fuß Höhe, rings um eine Stadt geführt, verhindert das Eindringen des Windes in ſo hohem Grade, daß dieſe Stadt unzweifelhaft eine eigene, d. h. abnorme Atmoſphäre bekommt, und dieſe Wirkung iſt viel intenſiver, wenn bei einer ausgedehnten Stadt Hügel von einer Höhe über 450 Fuß an Stelle der Mauer treten. Die Ausgleichung durch den Wind iſt alsdann außerordentlich gering, die Ausgleichung auf anderem Wege erfolgt erfahrungsgemäß langſam: die benachbarte Wüſtenluft, eine Atmoſphäre von außerordentlicher Reinheit, konnte für Kairo nur langſam zugeführt werden.

Mehemd Ali unternahm es, dieſe Hügel ſämmtlich abtragen zu laſſen, und dieſe Abtragung mußte für den Charakter der lokalen Luft in hohem Grade wichtig ſein; die Wüſtenluft, ärmer an Waſſer, von höherer Temperatur, dünner, reiner floß fortan aus den höheren Luftregionen ungehindert nach dem niedriger gelegenen Nilthal und fegte die Straßen und Plätze von Kairo: die lokale Natur der Atmoſphäre mußte viel von ihrer Eigenthümlichkeit verlieren.

Dazu kam noch, daß die abgetragene Erde verwendet wurde, um die dicht an der Stadt gelegenen Sümpfe auszufüllen; wo früher nur Gras wuchs, aber ſehr bald vermoderte, prangen jetzt die herrlichen Fruchtgärten; die Menge der zur Fäulniß disponirten Stoffe wurde dadurch außerordentlich verringert.

Seitdem nun, da die Stadt zu einer offenen geworden, da der Brutkeſſel ausgefegt zu ſein ſcheint, hat die Peſt ſich noch nicht wieder eingefunden.

Allerdings zeigt die Geſchichte dieſer Krankheit, daß ſie öfter einmal Pauſen von 16 Jahren und mehr gemacht hat; allein die Annahme, daß ſie durch die Umänderungen in Kairo an der Wurzel gefaßt iſt, verdient unzweifelhafte Beachtung.

In hohem Grade umfaſſende Unterſuchungen hat der Verfaſſer über die zweite Krankheit gemacht.

Das gelbe Fieber iſt der ortseigenthümliche Subſtitut der Cholera an den Küſten des Atlantiſchen Oceans oder ſeiner Nebenwäſſer — Livorno der öſtlichſte Punkt — innerhalb derjenigen Breitegrade, die für die Monate, in welchen die Krankheit hauptſächlich wüthet, eine Durchſchnitts-Temperatur von 18 Grad R. haben.

Die letzte Epidemie, die nach Europa drang, kam vor einigen Jahren aus Amerika nach Liſſabon, und der Schrecken, den ſie dort verbreitete, gab uns ein ungefähres Bild von den Zuſtänden, die an der Oſtküſte der Vereinigten Staaten und Braſiliens und auf den Antillen ſich finden, ſo oft die Seuche ſich zeigt.

Das gelbe Fieber iſt eine Racenkrankheit der Weißen; unter den Negern, die von der Sierra Leone-Küſte auf Sklavenſchiffen nach Cuba transportirt worden, kommen faſt nie Gelbfieberanfälle vor, während von der weißen Schiffsbemannung oft 50 Procent durch die Krankheit hinweggerafft wurden. In Amerika, ſelbſt in den ſchmutzigſten Vierteln

* Noſophtorie ꝛc. Von Aug. Theod. Stamm, Dr. Med. et Phil. Erſter Theil Leipzig, Kollmann, 1862.

Digitized by Google

von New-Orleans, wie auf den benachbarten Plantagen ſind die Neger faſt ebenſo geſchützt; die Miſchraçen zwiſchen Negern und Weißen leiden in demſelben Maße mehr, in welchem die weiße Farbe überwiegt.

Die meiſten Opfer der Krankheit ſind Europäer und in den nördlichen Staaten der Union geborene Amerikaner, und das Leiden befällt vorzugsweiſe Menſchen in den beſten Lebensjahren, in denen das Blutleben lebendig und friſch iſt. In dem großen Hoſpital für gelbfieberkranke Seeleute zu Stabroek (Georgetown) Britiſch Guiana verhält ſich der Procentſatz der Sterbenden nach zehnjähriger Durchſchnittsrechnung folgendermaßen: Von den weſtindiſchen Inſeln 6,9 Proc.; Franzoſen und Italiäner 17,1; Engländer, Irländer und Schotten 19,3; Deutſche und Holländer 20; Schweden, Norwegen und Ruſſen 27,7.

Lallemant, der ausgezeichnete Studien über die Krankheit gemacht hat, ſagt über die Nationalität der Erkrankten: Alles, was von Happaranda und Torneå längſt der finniſchen Küſte abwärts und auf der andern Seite, was bis gegen Stockholm und bis Gothland hinunter die See befährt, ſollte ſich nie in Häfen blicken laſſen, welche vom gelben Fieber heimgeſucht ſind. Kaum beſſer ergeht es den Norwegern und Dänen; wer von ihnen einen Gelbfieberhafen aufſucht, wird krank. Ihnen reihen ſich die anderen Einwohner der Küſten des Baltiſchen Meeres an und der Nordſee. Preußen, Hannoveraner, Holſteiner und Hamburger, ſowie die Bewohner der nördlichen Vereinigten Staaten haben gleiche Anſprüche auf das Erkranken an Plätzen, wo das gelbe Fieber herrſcht.

Und in Bezug auf die Conſtitution: Je dichter dieſen jungen Burſchen das blonde Haar um den Kopf fliegt, je trotziger das blaue Auge umherſchaut, je ſtrotzender ihnen die Jugendfriſche auf den Wangen und die Muskeln auf dem Körper liegen, und je kräftiger ſich das Blutleben in ihnen entwickelt hat, deſto ſicherer iſt die Wahrſcheinlichkeit ihres Erkrankens und ihres Todes.

Das Gift, welches dem gelben Fieber zu Grunde liegt, iſt gleich dem der Peſt ein ſolches, das ſich aus dem erſten Keim vermehren und auch fern von der Urſprungsſtätte wüthen kann, wenn es auf einen günſtigen Boden trifft, d. h. auf eine feuchte, warme Stätte, die mit Fäulnißſtoffen überladen iſt. Das gelbe Fieber hat ſich daher in Amerika, Weſt-Afrika und Europa vorzugsweiſe die Meeresküſte und deren Nähe als Feld ſeiner Thätigkeit ausgewählt, eine Eigenthümlichkeit, durch die es ſich weſentlich von allen anderen Krankheiten dieſer Gruppe — den Infectionskrankheiten — unterſcheidet. Wo aber die Krankheit ſich von der Meeresküſte entfernt, hat es ſich wiederum ganz vorzugsweiſe längſt der Stromgebiete verbreitet und äußerſt ſelten auf Entfernungen, die über die Schiffbarkeit der Ströme für Seeſchiffe hinausgehen.

Am weiteſten von allen Stromgebieten iſt die Krankheit bisher den Amazonenfluß hinaufgeſtiegen, an dem ein durch Ueberſchwemmungen heimgeſuchter und nicht durch Gebirgsketten unterbrochener Niederungsboden ſich weithin ſtromaufwärts erſtreckt. Es findet jetzt eine ſtete Verbindung mit ſolchen braſilianiſchen Küſtenorten ſtatt, die ſeit dem Jahre 1850 wiederholentlich vom gelben Fieber heimgeſucht worden ſind. Vor der Infection der Küſte war der Strom ganz frei vom gelben Fieber. Im Jahre 1856 drang das gelbe Fieber bis Altas Amazonas 150 Meilen von der Flußmündung. Nächſt dem Amazonenſtrom iſt es der Miſſiſſippi, an dem das gelbe Fieber am weiteſten hinaufgewandert iſt.

Zwei Momente ſind es, die erfahrungsgemäß die Verbreitung der Krankheit befördern: an den Küſten die Brackwaſſerſümpfe, auf den Schiffen ſchmutziges Kielwaſſer.

Die Brackwaſſerſümpfe — Sümpfe aus der Miſchung von Süß- und Salzwaſſer — ſind dem Gedeihen thieriſcher oder pflanzlicher Organismen nicht günſtig; bald überwiegt das Meerwaſſer und zerſtört das organiſche Leben, zu deſſen Beſtehen Flußwaſſer nöthig iſt; bald werden die Meerorganismen von dem Ueberfluß des Süßwaſſers vernichtet. Die zerſtörten Körper faulen und verderben die Luft. In nördlicheren Gegenden, in welchen die Sonne das Waſſer nicht völlig auszutrocknen vermag, haben die Brackwaſſerſümpfe eine geſundere Luft, als die Süßwaſſerſümpfe. Dies gilt von den Brackwaſſerſümpfen der Meeresküſte, wo die mittlere Jahres-Temperatur 23 Grad C. nicht überſteigt, und wo die mittlere Temperatur des heißeſten Monats nicht höher iſt, als 27 Grad C. Die Iſotherme von 23 Grad C. iſt die ungefähre natürliche Gränze. In noch wärmeren Gegenden werden aber die Brackwaſſerſümpfe, namentlich nach den heißeſten Monaten, welche die Sümpfe austrocknen, oder in den Monaten, die einen hohen Feuchtigkeitsgrad haben, ſehr ungeſund.

In der unmittelbaren Nähe tropiſcher Brackwaſſerſümpfe pflegt es gar keine Wohnungen weißer Menſchen oder nur vereinzelte Hütten zu geben, wenn nicht irgend eine beſonders dringende Urſache die Veranlaſſung zur Anſiedelung wurde. Getraide, Eßwaaren, namentlich Fleiſch verderben in ſolcher Luft in kürzeſter Zeit, die Metalle erfahren eine beſchleunigte Oxydation, und die ſtärkſten nordiſchen Balken pflegen, wenn ſie z. B. in den Brackwaſſerſümpfen bei Chagres verwendet werden, in höchſtens fünf Jahren völlig verdorben zu ſein.

Die Mündung des Chagres-Fluſſes in Mittel-Amerika bildet den wahren Typus eines tropiſchen Brackwaſſerſumpfes. Seitdem hier einer der Anfänge der berühmten Panama-Eiſenbahn begründet worden iſt, ſind viele Holzpfahl-Waſſerbauten gemacht worden, die ſehr bald erneuert werden mußten; eiſerne Klammern durchroſteten in kurzer Friſt; eine Unzahl Inſekten ſchwärmt umher; die Vegetation iſt wuchernd.

Die Ausſicht auf Gewinn hatte Anſiedler an die Eiſenbahnmündung gelockt; aber trotz des importirten großen Comforts iſt die Sterblichkeit unter den Weißen ſehr bedeutend. Neger dagegen leiden wenig. Der Bau dieſer Eiſenbahn durch Brackwaſſer- dann durch Süßwaſſer-Sumpfgegenden, durch Urwälder, bei einem oft durch Kegelhügel und dem ſich beſtändig windenden Chagres-Strom gebrochenen Terrain war eine der ſchwierigſten Unternehmungen unſerer Zeit. Die Fieber wütheten beim Bau ſo entſetzlich, daß wohl jede Schienenlänge ein Menſchenleben koſtet; man mußte bald davon abſtehen, weiße Arbeiter zu verwenden; Chineſen wurden herbeigelockt durch ungewöhnlich hohen Lohn: der größte Theil erlag in zwei Monaten: man mußte ſich mit Negern behelfen; die weißen Aufſeher und Anordner wechſelten oft die Stationen, allein der Seuche entgingen ſie nicht. Indeß ſo viel Tauſende von Menſchenleben die Anlegung der Eiſenbahn gekoſtet hat, nun, da ſie vollendet iſt, rettet ſie faſt in jedem Vierteljahr ebenſo Viele. Früher, da die Reiſe zu Fuß, zu Kahn, zu Maulthier gemacht wurde: wie Vielen ward ſie der Keim eines ſicheren Todes! Jetzt macht man in wenigen Stunden über Dämme und Brücken, zwiſchen Tropenwäldern und freundlichen Hügeln eine angenehme Spazierfahrt.

Was für die Landbewohner die Brackwaſſerſümpfe, das iſt für die Seeleute das Kielwaſſer: der üppige Boden für das gelbe Fieber.

Der unterſte Schiffsraum iſt angefüllt mit einem Gemiſch von See- und Regenwaſſer und von Abfällen, die ſich hinunter geſpült haben; die Communication zwiſchen dieſer Schiffsregion und der freien Luft iſt äußerſt gering, die organiſchen oder organiſirten Körper, welche ſich daſelbſt befinden, gähren oder ſterben und fallen einer langſamen Fäulniß anheim, deren Produkte zur Nahrung des Giftſtoffes werden.

Im Sommer des Jahres 1799 brach auf der Fregatte „General Green," als ſie auf dem Wege nach Havana war, gelbes Fieber aus; zuerſt wurden diejenigen Mannſchaften ergriffen, welche an den Pumpen beſchäftigt oder in ihrer nächſten Nachbarſchaft ſtationirt waren; die Geſunden, welche in die Stellen der Erkrankten einrückten, erfuhren daſſelbe Schickſal; der Capitain ließ im Hafen das geſammte Kielwaſſer auspumpen; viele Perſonen, welche während dieſer Zeit am Bord geweſen oder in der Nähe des Schiffs gebadet hatten, erkrankten.

Aber die Schmutz-Atmoſphäre, das Brackwaſſer, das Kielwaſſer, ſie erzeugen das gelbe Fieber nicht: ſie befördern nur ſeine Verbreitung; aber wie raſch und wie intenſiv dieſe Verbreitung erfolgen kann, das zeigen unter anderen folgende zwei Fälle:

Das engliſche Schiff Waterwitch war auf dem nördlichen Theil der afrikaniſchen Station für Unterdrückung des Sklavenhandels beſchäftigt geweſen und kam Ende April 1838 nach Ascenſion in gutem Geſundheitszuſtand; unter den Inſelbewohnern herrſchte das gelbe Fiber; der Verkehr der Mannſchaft mit dem Lande wurde ſehr beſchränkt; am 3. Mai lichtete das Schiff die Anker und ſegelte nach der afrikaniſchen Küſte zurück; am 3. Mai erkrankte ein Matroſe, am 13. ein zweiter am gelben Fieber. Die Mannſchaft beſtand aus 52 Europäern und 18 Afrikanern; drei Wochen nach Ausbruch des zweiten Falles waren 49 Europäer von der Krankheit ergriffen, 15 erlagen; in den letzten Tagen waren nur 3 Weiße, aber noch 17 Afrikaner dienſtfähig.

Am 16. Mai 1795 eroberte die engliſche Fregatte „Huſſar" das franzöſiſche Schiff „La Raiſon;" dieſes kam von Guadeloupe, wo damals das gelbe Fiber herrſchte, und auf der Fahrt hatte es mehrere Mannſchaften an der Krankheit verloren; 14 Mann von der Fregatte „Huſſar" wurden auf das Schiff „La Raiſon" geſchickt, um für daſſelbe Sorge zu tragen; und von dieſen ſtarben in einem Zeitraum von 12 Tagen 9 Mann, die übrigen 5 Mann wurden ebenfalls von der Krankheit ergriffen, überſtanden ſie jedoch.

Wie iſt die Krankheit überhaupt entſtanden?

Der Verfaſſer beantwortet dieſe Frage in einer ganz beſtimmten Weiſe und um den Vorwurf, daß ſeine Annahme eine nicht genügend

Digitized by Google

baſirte Abſtraction ſei, zu entkräften, führt er folgende Mittheilung eines ausgezeichneten, nüchternen Beobachters, Burnett's, an.

Das britiſche Kriegsſchiff „Bann" war vom 11. Januar 1823 ab in der Nähe von Freetown (Sierra Leone) vor Anker geweſen: die Mannſchaft hatte ihr eigenes und ein erbeutetes Sklavenſchiff in Stand zu ſetzen; die Arbeit war anſtrengend. Es brach ein Fieber aus. Das Fieber war zuerſt das gewöhnliche dieſer Gegend, entſtanden, wie meiſt, durch harte Arbeit und Einwirkung der Sonnenſtrahlen; es hatte durchaus keine anſteckenden Eigenſchaften bis Ende Februar; um dieſe Zeit jedoch hinderte das ſchlechte Wetter die Ventilation, eine große Zahl Kranker war auf einen engen Raum zuſammengedrängt; der Charakter des Leidens veränderte ſich, es wurde anſteckend; 6 Wochen ſpäter war die geſammte Mannſchaft durchſeucht, die Hälfte der Ergriffenen erlag. Der Bann kam am 25. April in Ascenſion an; am Strande wurden Zelte aufgeſchlagen, die Kranken daſelbſt, 500 Yards von der Garniſon der Inſel, untergebracht, alle Communication unterſagt. Am 11. Mai erkrankte auf der damals völlig geſunden Inſel ein Knabe, der nicht weit von den Krankenzelten Hühner gefüttert hatte; die Krankheit verbreitete ſich unter die aus 36 Soldaten beſtehenden Garniſon: es kamen 31 Erkrankungen vor mit 17 Todesfällen.

In dieſem Falle hat ſich alſo das gelbe Fieber entwickelt; es entſtand anfangs ein Küſtenfieber, das, nicht anſteckend, unter ungünſtigen Verhältniſſen — Anhäufungen von Fäulniß-Produkten durch mangelhafte Ventilation — bösartiger und anſteckend wurde.

Dies iſt, meint der Verfaſſer, die Art, in welcher die Krankheit ſich von jeher gebildet hat: Kranke, mit einfachen weſtafrikaniſchem Küſtenfieber behaftet, wurden in eine noch beſonders verſchlechterte Atmoſphäre gebracht, und dadurch der Charakter der Krankheit verändert. Neben dem am Boden haftenden Pflanzenleben, neben dem auf und über dem Erdboden ſich bewegenden Thierleben, giebt es auch ein Thier- und Pflanzenleben der Atmoſphäre, inſofern Organismen, die ſich vom Erdboden losgelöſt haben, eine Zeit lang in der Atmoſphäre ſich aufhalten und hier mannigfache Veränderungen erfahren. Wenn wir uns das Küſtenfiebergift als organiſche Stäubchen vorſtellen, die fähig ſind, im menſchlichen Körper ſich weiter zu entwickeln oder zu oxydiren, ſo iſt es begreiflich, daß eine längere Zeit vergehen kann, Stunden, Tage, bevor die Keime die Entwicklung oder die Oxydationsſtufe erreicht haben, welche zur Hervorrufung jener Prozeſſe nöthig iſt. Kommen die eingeführten Keime nicht bald zur Wirkung, weil die Luft rein d. h. ziemlich frei von Fäulniß-Produkten iſt, ſo bleibt aller Schaden aus. Nur wo ein beſonderer Vorrath von Küſtenfiebergift vorhanden iſt, kann das Leiden ſich auch erſt nach längerer Zeit entwickeln. In verſchiedenen Fällen, in denen Schiffe aus den Sümpfen Mangelholz mit unabgeſtreifter Borke in Menge, in einen umſchloſſenen Raum verpackt, am Bord mitgenommen hatten, entſtand fern von der Küſte Küſtenfieber, obwohl das Schiff ſchon wochenlang auf hoher See war. „Es iſt mit den Küſtenfieber-Giftſtäubchen in mancher Beziehung ähnlich wie mit den Moskitos, die ja auch hauptſächlich ein Sumpf-Erzeugniß ſind; die Moskitos umſchwärmen die Schiffe, ſo lange ſie ſich nah der Küſte halten; entfernt ſich das Schiff, ſo verſchwinden ſie bald; auch ſie erliegen ferner, gleich jenen Keimen, einer dürren Hitze: in den heißen Wüſtengegenden giebt es keine Moskitos und kein Fieber, in den feuchten und kühleren Oaſen findet man beide."

Das gelbe Fieber iſt alſo — das iſt der wichtigſte Schluß des Verfaſſers — ein durch unreine Luft verſchlimmertes afrikaniſches Küſtenfieber; und wenn dieſer Schluß richtig ſich erweiſt, ſo ergeben ſich die Maßregeln, welche die Sanitätspolizei gegen die Seuche ergreifen muß, deutlich genug: die Häfen der weſtafrikaniſchen Küſte müſſen möglichſt gemieden, oder wenn der Beſuch unumgänglich nöthig iſt, ſo muß der Aufenthalt möglichſt abgekürzt werden; das zweite Moment iſt: größte Sauberkeit und ergiebige Ventilation auf den Schiffen. Freilich iſt es nicht leicht, die erſte Bedingung zu erfüllen, auch dann wohl nicht, wenn, wie Verfaſſer verlangt, der Sklavenhandel unterdrückt ſein wird.

Aber es iſt von großer Wichtigkeit, daß die rein praktiſchen Beobachter, die von allem Theoretiſiren ſich fern gehalten haben, in Betreff der Vernichtung der Krankheit, zu ähnlichen Forderungen kommen. Lallemant, der gewiß die umfaſſendſten Studien gemacht hat, verlangt: die Löſch- und Ladungsfriſt für die afrikaniſchen und amerikaniſchen Schiffe, die meiſt unnöthig lang iſt und deshalb den Matroſen unnöthigerweiſe exponirt, muß möglichſt abgekürzt werden; die Arbeit des Ein- und Ausladens, erſchöpfend wie ſie iſt, darf nur von Eingebornen, nicht von den Matroſen verrichtet werden. Der Bootsdienſt exponirt die Matroſen, die auf die Gelandeten gewöhnlich lange warten müſſen, den Ausdünſtungen der Landungsſtellen, derſelbe ſoll daher auf das möglichſt geringſte Maß eingeſchränkt werden. Endlich verlangt Lallemant, das man die Matroſen nicht in die Kneipen zulaſſe; dieſe niedrigen Keller, am belebteſten Theil des Hafens gelegen, mit Unrath angefüllt, aller Ventilaltion ſchon durch ihre Bauart unzugänglich, ſind wahre Peſtſtätten; und das Verbot ihres Beſuches iſt bei einiger Strenge durchzuführen.

Dr. Stamm wie Lallemant, Beide erinnern zum Schluß noch einmal an die Todtenzahlen der amerikaniſchen Hoſpitäler; an die Thatſache, daß Europäer in erſchreckendem Maße hingerafft werden, auch wenn die Seuche Europa verſchont. Wir dürfen in Betreff der Prophylaxe die Hände nicht in den Schoß legen, „weil nur da drüben, jenſeits des Weltmeeres die Krankheit wüthet;" auch jenſeits des Weltmeers ſind wir hauptſächlich bedroht. Hoffen wir, daß nicht eine neue Mahnung, gleich der von Liſſabon, an uns herantrete!

England.

Alexander II. vor Europa.*

So lautet der Titel einer Broſchüre, deren Verfaſſer, ein patriotiſcher Ruſſe, durch die in der letzten Zeit unter den Auſpizien Napoleon's III. erſchienenen Flugſchriften veranlaßt worden, mit einer ähnlichen Publication über ſein Vaterland hervorzutreten. „Ich weiß nicht," bemerkt er, „in wiefern die Anſichten des Petersburger Kabinets mit den meinigen übereinſtimmen und muß von vornherein erklären, daß meine Arbeit durchaus keinen offiziellen Urſprung hat. Da ich jedoch eben ſo wenig einen Platz in der Legion Herzen einnehmen will, ſo muß ich auch ſagen, daß obwohl ſehr liberal, ich zugleich ſehr monarchiſch geſinnt bin, indem ich die aufrichtige Ueberzeugung hege, daß gegenwärtig in Rußland das Kaiſerthum der Fortſchritt iſt."

Das Werkchen zerfällt in drei Abſchnitte, wovon der erſte und zweite ſich mit den politiſchen Parteien in Rußland, den Hoffnungen und Befürchtungen derſelben, daneben auch mit den polniſchen Angelegenheiten beſchäftigen und der dritte ſich unmittelbar an den Kaiſer wendet. Wir laſſen einige Auszüge aus der Charakteriſtik der politiſchen Parteien folgen, die manches Intereſſante enthält.

Der offene Ausdruck einer politiſchen Ueberzeugung, ſagt der Verfaſſer, iſt erſt unter Alexander II. möglich geworden; bis dahin war Rußland von einem einzigen Individuum repräſentirt, welches allein das Wort führte und von lauter ſtummen Perſonen umgeben war, während ſich höchſtens einige Mißvergnügte hinter den Couliſſen verbargen. „Es iſt ein ſeltſames Schauſpiel, dieſe Entſtehung des politiſchen Parteiweſens in einem Lande, das eben erſt die Kinderſchuhe austritt. Von Toleranz und gegenſeitiger Achtung iſt hier keine Rede. Die ehrenhafteſten Leute, welche feindlichen Lagern angehören oder auch nur durch eine leiſe Schattirung in ihren politiſchen Meinungen abweichen, zerreißen ſich unter einander und brandmarken ſich gegenſeitig als Barbaren und Straßenräuber. Mitunter iſt es nicht einmal eine Meinungsverſchiedenheit, ſondern ein bloßes Mißverſtändniß, was die Gemüther verbittert und langjährige Freundſchaften auflöſt. Hierzu kommt noch, daß die ruſſiſche Sprache ſelbſt dem regelmäßigen und ruhigen Gang der politiſchen Discuſſion ein Hinderniß entgegenſtellt. Da die Sache bei uns neu iſt und es an techniſchen Ausdrücken fehlt, ſo ſind wir gezwungen worden, ſie gut oder übel dem Franzöſiſchen zu entlehnen; hieraus ſind Quiproquo's entſtanden, die höchſt komiſch ſein würden, wenn ſie nicht bisweilen die traurigſten Folgen hätten. So hat z. B. das Wort Rother in Rußland eine weit umfaſſendere Bedeutung erhalten als im übrigen civiliſirten Europa.** Um einen Begriff davon zu geben, will ich nur bemerken, daß man ganz kürzlich den durch ſeine conſervativen, um nicht zu ſagen retrograden Ideen bekannten Juſtizminiſter, Herrn Panin, in die Kategorie der Rothen verſetzt hat, weil er als Präſident des Comité für die Emancipation der Leibeigenen ſehr gegen ſeinen Willen die Abſichten der Kaiſers in Ausführung brachte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Großfürſt Konſtantin an die Spitze der Scharlachrothen geſtellt wird; was die Großfürſtin Helene, Witwe des Großfürſten Michael, betrifft, der der Kaiſer ſeine glücklichſten Inſpirationen verdankt und die Rußland wegen ihres warmen Patriotismus und ihres mit einem aufgeklärten Geiſte vereinigten wohlwollenden

* Alexandre II. devant l'Europe. Leipzig, Wolfgang Gerhard. Paris, E. Dentu, 1861.

** Rechnet der Herr Ruſſe ſein Vaterland zum civiliſirten Europa? Der Setzer.

Digitized by Google

Herzens verehrt, ſo hat man ſie Madame l'Egalité titulirt. Der Kaiſer ſelbſt hat den Spitznamen: Herzen der Zweite erhalten."

Der Verfaſſer führt dann des weiteren aus, daß die dem weſtlichen Europa entnommenen Parteiſchibbolet in Rußland eine ganz andere Tragweite haben als dort. „Die Rothen," erklärt er, „ſind die wahrhaft monarchiſche Partei; ſie ſind es, die allen von dem Kaiſer beabſichtigten Reformen Beifall zollen; ſie ſind es, die den von dem edelmüthigen Herrſcher angebahnten Fortſchritt zu ebenen und ihn von den Hemmniſſen zu befreien ſuchen, die die Leute von Geſtern ihm in den Weg ſtellen; ſie ſind es endlich, deren Anſtrengungen dem Namen Alexander's II. in den unteren Volksklaſſen eine Popularität ohne Beiſpiel in den Annalen der ruſſiſchen Geſchichte verſchafft haben. Die Conſervativen ſind diejenigen, welche Alles herabſetzen, was ſeit dem Tode des Kaiſers Nikolaus für das Wohl Rußlands gethan worden; welche den Monarchen in den Ruf der Schwäche, der Unfähigkeit zu bringen ſuchen, ſeine Handlungen der Inkonſequenz, des Mangels an Syſtem beſchuldigen und einige untergeordnete Maßregeln, über die das Land ſich gewiß nicht zu beklagen hat, wie die Veränderungen in der Uniform der Truppen u. dergl., dem öffentlichen Spotte preisgeben. Dieſe Leute ſind es, welche ihr Möglichſtes thun, um dem Kaiſer ſeine Popularität zu rauben, um die Habſucht der Beamten und eines Theils der Adeligen gegen ihn zu bewaffnen; welche, indem ſie gegen die Regierung denken und wirken, den Cynismus haben, auf ihrem Poſten zu bleiben und Dekrete zu contraſigniren, die ihren Ueberzeugungen ſchnurſtracks zuwiderlaufen. Das europäiſche Publikum, welches gewohnt iſt, mehr politiſches Schamgefühl bei ſeinen Staatsmännern zu ſehen und es für natürlich hält, daß die Miniſter ſich zurückziehen, ſobald ihre Ideen nicht mehr im Einklang mit der von der Regierung befolgten Politik ſtehen, wird das gouvernementale Imbroglio nicht begreifen, das jetzt in Rußland herrſcht — dieſe Macht, die gegen ſich ſelbſt arbeitet, und die von einer außerhalb derſelben befindlichen Partei unterſtützt wird. In Rußland kann man andrerſeits nicht recht begreifen, wie es zugeht, daß Leute, die unter der vorigen Regierung nur zu ſchweigen und zu zittern wußten, jetzt das große Wort führen und ſich wie Schulknaben in der Ferienzeit betragen; wie es zugeht, daß dieſe Herren nicht aufhören, über Beraubung und Willkür zu ſchreien, während ſie unter Nikolaus ſich ganz ruhig Majorate aus den Gütern der Exilirten ſchaffen und die Staatsgelder zu ihren Gunſten verwenden ließen; wie es zugeht, daß ſie ſich jetzt ſo ſehr auf das Geſetz ſteifen, während ſie früher kein anderes kannten, als den geheiligten Willen des Kaiſers. Und doch iſt dies Alles ſehr einfach, ſehr begreiflich, wenn man man ſich erinnert, daß die Parteien in Rußland nicht aus politiſchen Ideen entſprungen, ſondern ſich aus der Frage der Emancipation der Leibeigenen, einer Frage des pecuniären Intereſſes entwickelt haben. Es iſt nicht ein Prinzip, für welches die Conſervativen ſtreiten, es iſt das tatariſche Blut, das in den Adern unſerer Greiſe und jenes Theils des ruſſiſchen Adels kocht, der verrottet iſt, ohne civiliſirt zu ſein. Sie ſchwiegen demüthig, als nur ihr Leben, ihre Ehre auf dem Spiele ſtand, aber ſobald man an ihren Säckel griff, erhoben ſie ein Zetergeſchrei um Hülfe.*

„Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, wird man es begreiflich finden, daß gerade im Lager der Conſervativen das Verlangen nach einer Conſtitution laut wird, während die Liberalen von einer ſolchen nichts hören wollen. Im erſten Augenblicke möchte dies eine Anomalie ſcheinen, aber bei näherer Ueberlegung wird man leicht einſehen, daß in Rußland eine Conſtitution unvermeidlich zu einer Oligarchie führen muß, und zwar zu einer Oligarchie von habgierigen und retrograden Grundbeſitzern, da die Civiliſation bis jetzt nur dieſen Theil der Bevölkerung berührt hat und noch nicht in den Kreis der Landbauern und des wirklichen Volks gedrungen iſt. Wenn wir heute eine conſtitutionelle Regierung in Rußland hätten, ſo wäre die Emancipationsfrage gewiß nicht auf's Tapet gebracht worden; aus eben dieſem Grunde behaupten auch die Liberalen, daß da das Kaiſerthum ſeine Macht Jahrhunderte hindurch zur Unterdrückung des Volkes gebraucht hat, es jetzt eben dieſe Macht dazu anwenden muß, ihm die Freiheit wiederzugeben. Was eine Conſtitution betrifft, ſo wird eine ſolche in Rußland nur dann möglich ſein, wenn alle Klaſſen hinlänglich civiliſirt ſind, um an der Repräſentation theilzunehmen.

„Soll ich jetzt die Führer der anti-monarchiſchen, conſervativen Partei nennen? Wozu? Es hieße dies nur, dem öffentlichen Unwillen die Namen einiger Individuen preisgeben, die nicht wiſſen, was ſie thun — die Namen einiger Kadaver, die man vergeſſen hat, zu beerdigen. In Rußland kennt ſie übrigens Jedermann; in Europa kümmert man ſich nicht um ſie. Auch der Zar weiß, was er von dieſen Leuten zu halten hat; er behandelt ſie wie Napoleon den heiligen Vater, indem er ihr Alter achtet, aber ſich durch ihren Widerſtand nicht im mindeſten von ſeinem Wege ablenken läßt. Es iſt mir weit angenehmer, die Häupter der liberalen und monarchiſchen Partei namhaft zu machen, denn ihnen gehört die Zukunft, und ſie allein können daher für das Ausland Intereſſe haben. Ich habe ſchon die Großfürſtin Helene erwähnt, welche alle Diejenigen um ſich zu ſammeln ſucht, die von der öffentlichen Meinung als fähig und wohlgeſinnt bezeichnet werden. Sie nimmt an Allem Theil, was ſich auf das Wohl des Landes bezieht; ſie kennt Rußland und ſelbſt die kleinen Lokalfragen der entfernteſten Provinzen beſſer als die Beamten, welche verpflichtet ſind, ſie zu kennen: kein Wunder, wenn dieſelben Beamten ſie als intrigant verſchreien. Die Talente und der Freiſinn des Großfürſten Konſtantin ſind zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, davon zu ſprechen; er iſt es, der die große Frage der Emancipation am meiſten zu Herzen nahm. Wenn man ihm einen Vorwurf zu machen hat, ſo iſt es der, daß er ſich allzuſehr den panſlaviſtiſchen Utopieen hingiebt; auch iſt er von Slavophilen umgeben, die zwar ehrliche Leute ſind, aber ihn zu manchen ernſten Fehlern verleitet haben, und zwar namentlich in der Emancipationsfrage. Die beiden anderen Brüder des Kaiſers, Nikolaus und Michael, beſchäftigen ſich, mit Recht oder Unrecht, der Eine nur mit ſeiner Kavallerie, der Andere mit ſeiner Artillerie; indeſſen iſt der Letztere fähiger und hat ſich mehr Sympathieen zu erwerben gewußt. Mit dem Thronfolger würde es ebenſo gehen, wenn man nicht noch zur rechten Zeit das oberflächliche, militairiſche Unterrichts-Syſtem geändert hätte, welches ihn, trotz ſeiner unbeſtreitbaren Begabung, zu einer Null gemacht haben würde. Rußland hat mit Freuden die Ernennung des Grafen Strogonov zur Vollendung der Erziehung dieſes jungen Prinzen erfahren. Graf Strogonov iſt derſelbe, welcher Curator der Univerſität Moskau während der glänzendſten Periode war, welche Rußland ſeine ausgezeichnetſten Schriftſteller und Publiciſten, einen Belinsky, Granovsky und Andere gegeben hat.

„Kehren wir jetzt zu Denjenigen zurück, die neben dem Großfürſten Konſtantin und der Großfürſtin Helene im politiſchen Horizont als Kern der liberalen und monarchiſchen Partei auftauchen und auf die das civiliſirte Rußland ſeine Hoffnungen für die Zukunft gründet — zu denjenigen, welche die retrograde Partei ironiſch die großen Reformatoren betitelt hat. In erſter Linie erblicken wir hier die beiden Brüder Miljutin, wovon der eine als Chef des Generalſtabs im Kaukaſus unter dem Fürſten Variatinsky gedient und den der Kaiſer zum Verweſer des Kriegsminiſteriums berufen hat; der andere iſt Adjunkt des Miniſters des Innern und hat die Redactionsarbeiten in der Emancipations-Angelegenheit geleitet. Beide genießen des Rufes glänzender Fähigkeiten und liberaler Geſinnung; der ältere iſt vielleicht von einer mehr conſervativen Färbung, jedenfalls iſt er zugeknöpfter als ſein Bruder, deſſen Bürgermuth über allen Zweifel erhaben iſt. Leider hat gerade die Redaction des Emancipations-Projekts der retrograden Partei Waffen gegen Miljutin in die Hände gegeben; man muß einräumen, daß es in ſeinem adminiſtrativen und ökonomiſchen Theil die Kritik nicht beſteht, obwohl das Ganze von einer logiſchen, edelmüthigen und freiſinnigen Idee getragen wird..... Nächſt den Miljutin iſt der Fürſt Obolensky, Generalintendant der Marine und ehemaliger Zögling der Rechtsſchule, zu nennen, der in dieſem Fache ſeinen Ruf erworben und den die öffentliche Meinung als künftigen Juſtizminiſter bezeichnet.* Aus dem Marineminiſterium iſt auch vor kurzem eine bemerkenswerthe Arbeit hervorgegangen, ein neuer Strafkodex für die Marine, den man Herrn Glebov verdankt, der wie Obolensky ein Zögling der Rechtsſchule iſt. Die Grundlage dieſes Kodex iſt das mündliche und öffentliche Gerichtsverfahren, und Herr Glebov hat die Ehre, in Rußland den erſten Schritt auf dieſem Wege gethan zu haben, der allein zur Gerechtigkeit und Wahrheit führt. Herr Selenoj, Adjunkt (jetzt Miniſter) der Reichsdomainen, iſt eben nicht zu den vorgerückteren Liberalen zu zählen, aber er iſt ein guter Arbeiter, ſehr kenntnißreich und genießt der allgemeinen Achtung."

Außer dieſen Männern, die ſchon in Amt und Würden ſtehen, werden noch einige jüngere Gelehrte und Publiciſten, Wernadsky, Beſobraſov, Lamansky, Terner ꝛc. hervorgehoben, die bei verſchiedenen

* C'est tout comme chez nous, könnte man hier dem Verfaſſer zurufen. Von den preußiſchen Feudalen zu geſchweigen, die ſo todesmuthig für ihre Steuerfreiheit kämpften, haben auch die engliſchen Tories in ihrer Vertheidigung der Korngeſetze, bei denen es ſich hauptſächlich um ihre pecuniären Intereſſen handelte, eine unendlich größere Energie gezeigt, als in dem Widerſtand gegen politiſche Reformen. D. R.

* Obolensky iſt neulich zum Präſidenten der Commiſſion ernannt worden, die mit der Reform der ruſſiſchen Preßgeſetzgebung betraut iſt und von der man die definitive Abſchaffung der Cenſur erwartet.

Digitized by Google

Regierungs-Commiſſionen thätig geweſen und von denen man in der Zukunft Gutes erwartet; ferner der Gouverneur von Niſhni Nowgorod, Murawjev, unter Nikolaus nach Sibirien verbannt, und der Generaladjutant und Günſtling des Kaiſers Baranov, der, obwohl er ſich von der Politik fern hält, zu den entſchiedenen Liberalen zählen und auch in der Armee allgemein beliebt ſein ſoll. Deſto ſchlechter iſt der Verfaſſer auf die Ueberreſte des alten Syſtems, den (ſeitdem zurückgetretenen) Domainenminiſter Murawjev, den Juſtizminiſter Panin zu ſprechen, und von denen nur der Fürſt Gortſchakov, der verſtorbene Lanskoi und der Finanzminiſter Knäjewitſch gelobt werden, welchem letzteren das Verdienſt gebührt, die Abſchaffung der verderblichen Branntweinpacht durchgeſetzt und das erſte Staatsbudget in Rußland veröffentlicht zu haben.

Die Bemerkungen über die polniſche Frage ſind zum Theil von den Ereigniſſen überholt worden und können wir uns alſo darüber ſehr kurz faſſen. Der Kaiſer wird beſchworen, den Polen dieſelben Freiheiten zu gönnen, die er ſeinen ruſſiſchen Unterthanen zugedacht hat; er möge die ſlaviſchen Stämme durch das Band der Brüderlichkeit zu vereinigen ſuchen und nicht einen durch den anderen unterjochen. „Weder für Rußland noch für Polen,“ heißt es am Schluß, „wollen wir eine conſtitutionelle Regierung, weil dieſe hier wie dort nur eine Oligarchie ſein könnte und wir bis in's innerſte Mark Demokraten ſind. Sein Sie ſtark und unumſchränkt, Sire, aber gebrauchen Sie die Willkürgewalt, um uns die Freiheiten zurückzugeben, deren uns Ihre Vorgänger willkürlich beraubt haben. Aber damit Sie ſtark ſeien, Sire, müſſen Ihre Miniſter verantwortlich ſein, da ſie dann ihren Herrn nicht mehr mit ſolcher Schamloſigkeit mißbrauchen können; die Preſſe muß frei ſein, denn durch ſie allein können die Wünſche des Volkes zu Ihnen dringen; die Regierung muß geordnete Finanzen haben, und das einzige Mittel, dies zu bewirken, iſt die Hebung des Staatskredits durch eine Civilliſte, die Sie ſich ſelbſt auflegen, und durch die Veröffentlichung eines ſtreng fixirten Budgets. Wenn ich Ew. Majeſtät ſagte, daß dies Alles ſei, ſo würde ich lügen. Sie dürfen nicht anhalten; ſchreiten Sie mit der Zeit fort, damit die Zeit nicht über Sie fortſchreite. Kommen Sie den Wünſchen Ihres Volkes zuvor, damit das Volk ſie nicht ſelbſt befriedigt. Hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens und ſeien Sie treu Ihrem Wahlſpruch: das Kaiſerthum iſt der Fortſchritt.“

Das ſind nun Alles recht wohlgemeinte, ſogar ganz verſtändige Rathſchläge, und vielleicht hat der Verfaſſer Recht, wenn er „ſeinen erhabenen Souverain“ prinzipiell damit einverſtanden glaubt; das Schlimmſte iſt nur, daß ſie von unmöglichen Prämiſſen ausgehen. Auch wir ſind der Meinung, daß in den gegenwärtigen ſozialen Verhältniſſen Rußlands die Verleihung von repräſentativen Inſtitutionen für's Erſte zu nichts weiter führen würde, als zur Bildung eines großartigen Junker-Parlaments, von welchem nützliche Reformen noch weniger zu erwarten wären, als von der unumſchränkten Zarengewalt; aber Abſolutismus und Miniſterverantwortlichkeit, Abſolutismus und Preßfreiheit, Abſolutismus und eine ſtreng begränzte Civilliſte wollen, heißt andrerſeits Faktoren neben einander ſtellen, die ſich gegenſeitig aufheben. Unter einem wohlwollenden, aufgeklärten Monarchen könnten dergleichen Anomalien ſich allenfalls in der Praxis ausgleichen, wer ſteht aber dafür, daß auf einen Alexander II. nicht ein Nikolaus II. folge?

Polen.

Die polniſche Odyſſee.

Unter dieſem Titel iſt vor Kurzem in Paris ein franzöſiſches Buch von Elias Regnault herausgegeben worden, welches von den Schickſalen und dem Wirken der polniſchen Emigration ſeit ihrem Beginn bis auf dieſe Zeit ſpricht.

Seit achtzig Jahren giebt es ein zweifaches Polen; eines iſt das Land, welches von dem unglücklichen Volke der Čechen wirklich bewohnt wird, die Ruinen des alten Polenreiches; ein anderes Polen aber zieht in der Welt herum, gezwungen das arme Vaterland, die alte „Ojczyzna“ zu meiden: es ſind die Generationen von Flüchtlingen, die man an den Höfen wo ſie es können, intriguiren, auf den Schlachtfeldern wo für die Freiheit gekämpft wird, bluten, in den Ländern wo das freie Wort ertönen darf, reden und ſchreiben ſieht, — Alles in dem Streben und Sinnen, dem doppelt verlorenen Vaterlande zu nützen, es dem Volke und ſich ſelbſt wieder zu gewinnen. — Die polniſchen Flüchtlinge ſind wahrhaftig ein Odyſſeus auf der Irrfahrt. Werden ſie ihr Ithaka finden?

Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber der polniſchen Emigration beginnt ſein Buch mit einer an Proudhon gerichteten Einleitung. Der berühmte Socialiſt behauptete nämlich (in der „Presse“ und im Werkchen „La guerre et la paix“), daß die Polen kein lebensfähiges Volk ſeien; Herr Elias Regnault, der ein Verehrer Proudhons, zugleich aber ein warmer Freund der Polen iſt, will das Leben und die Kraft des polniſchen Volkes und die Berechtigung ſeiner Anſprüche an die Zukunft erweiſen. Zu dieſem Zwecke vorwiegend ſchrieb er die Geſchichte der polniſchen Emigration. Gewiß ein ſonderbares Vorgehen das, die Lage und die Verhältniſſe eines Volkes, das ſeine Stärke an zwanzig Millionen rechnet, nach dem Geſchick und Treiben der verhältnißmäßig ſo wenigen Männer zu beurtheilen, welche durch die Politik genöthigt ſind, den Boden des Vaterlandes zu meiden. Der Franzoſe ſieht eben nach den Dingen in dieſer Welt mit dem Zwicker am Auge und nicht mit dem Fernrohr. Herr Regnault hat in der Pariſer polniſchen Geſellſchaft, die feſt davon überzeugt iſt, daß Polens Heil auf den Schultern der Emigration ruht, über dieſelben früheres und jetziges Wirken Vieles erfahren und auf Grund deſſen ein Buch geſchrieben, das wohl kaum den Zweck erreicht, welchen es ſich ſetzt, aber doch nicht wenig des Intereſſanten bringt, denn es betritt ein neues und eigenthümliches Gebiet. Wir wollen aus dem Werkchen Einiges hervorheben.

Die ganze Geſchichte der Emigration wird in drei Perioden eingetheilt. Als erſte wird angenommen die Emigration des Stanislaus Leszczyński und ſein patriotiſches Streben bis zur Conſtitution vom 3. Mai 1791; als zweite die Geſchichte der polniſchen Legionen, und als dritte die ſogenannte diplomatiſche Emigration.

Der König Leszczyński mußte aus dem Lande, das Glück entſchädigte ihn aber binnen Kurzem mit dem Throne von Lothringen. Er verſammelte ſeine Parteifreunde um ſich und errichtete in Lüneville eine Schule für die polniſche Jugend. Dieſe Emigration zeichnet ſich in Folge der Bemühungen des Exkönigs durch ihre Sorge für die Bildung des Volkes und ihre wohlthätige Einwirkung in dieſer Hinſicht aus. Leszczyński fügte ſich leicht in ſein Schickſal und verwendete ſeinen Einfluß dahin, daß auch die ſtolzen polniſchen Großen, die lange von Auguſt dem Sachſen nichts wiſſen wollten, im Intereſſe des allgemeinen Beſten ſich fügen möchten. Für die emigrirten Polen aber war dies die beſte Gelegenheit zur Bildung ihres politiſchen Verſtandes. Sie ſtudirten wohl die politiſchen Einrichtungen des Weſtens und verglichen den wachſenden Wohlſtand der Länder, wo ſie ſich aufhielten, mit dem ſchnellen Verfall des Vaterlandes, aber es war ſchon zu ſpät. Polen erheiſchte weitumfaſſende innere Reformen. Stanislaus ſelbſt trug dieſe Angelegenheiten eifrig im Sinne und ſah das Unglück des Landes in dem Wahlkönigthum, in der Macht der großen Adelsgeſchlechter, in dem liberum veto der Landboten und namentlich auch in der Unfreiheit des Bauernſtandes. Danach war das Programm der Reform feſtgeſetzt: erbliches Königthum, Schwächung des Adels durch Kräftigung des Bürgerſtandes mit politiſchen Rechten und Emancipation des Landvolkes. Wären dieſe Anſichten nur zehn Jahre früher zur Geltung gelangt! Durch die Vermittelung Leszczyński's ſchlug die weſtliche Kultur in Polen Wurzeln, und die Conſtitution vom 3. Mai 1791 kann von ſeinem und ſeiner Schule Einfluß nicht geſchieden werden.

Es erfolgte die zweite Theilung Polens, der Verrath Stanislaus Auguſt's, der unglückliche Aufſtand Kosziuszko's, das Blutbad von Praga. In der Geſchichte der Staaten giebt es nun keine Polen mehr. „Aber es entſteht ein neues polniſches Volk außerhalb des Landes, das ſeinen Feind überall angreift“, auf fremden Schlachtfeldern für das alte Vaterland das Blut vergießt. Es vermehrt ſich durch immer neue Contingente freiwilliger Emigranten, „welche das fortwährende Leben des Volkes beweiſen und durch die Bande gemeinſchaftlicher Gefühle die Bewohner des Landes mit den Flüchtlingen verbinden.“

Das iſt eben die Anſicht des Franzoſen. Er ſucht das Leben des Volkes in der Emigration, die ſich immer auf Frankreich ſtützte — doch bisher, und auch wohl für die Zukunft, immer vergeblich. Die Meinung der Polen hierüber iſt jetzt eine ganz andere. Alle polniſchen Organe desavouiren die Emigration, und das gewiß mit Recht; von ihr erwarten ſie nichts.

Der polniſchen Legionen gedenkt Herr Regnault mit ſehr warmen Worten. „Es ſchmeichelte ihnen gewiß auch, die Ehre der franzöſiſchen Waffen zu theilen, aber der Ruhm der Siege bewegte ſie nicht, ſondern die Hoffnung, aus ihnen für die eigene Sache Vortheil zu ziehen.“ Lord Palmerſton, der lange Zeit die Polen zu diplomatiſchen Miſſionen benutzte, ſagte von ihnen: „Nie konnte ich aus einem Polen einen wirklichen engliſchen Agenten machen. Bei jeder Miſſion dachte er vor Allem

Digitized by Google

an das Intereſſe Polens, und jede Miſſion die er annimmt, ſieht er nur als Mittel zu patriotiſchen Zwecken an.“

In der Geſchichte der Legionen wird der Abſchnitt unterſchieden, wo dieſelben unter der Fahne der franzöſiſchen Republik für ihre Idee kämpften, in der Ueberzeugung, daß der Sieg der Revolution endlich auch die Freiheit Polens mit ſich bringe, und der ſpätere Abſchnitt, wo ihr Loſungswort ein einziger Mann war, von dem ſie Alles erwarteten. Dies iſt ſchon ihr moraliſcher Verfall, aber er iſt zu entſchuldigen durch ihren Patriotismus und die Hoffnung auf die Dankbarkeit Napoleons. Doch der große Kaiſer bediente ſich ihrer immer, ohne ſie je zu belohnen. Sein Benehmen gegen die Polen war das eines Verräthers, und Herr Regnault hebt dies Alles mit einer Unparteilichkeit hervor, die bei dem Franzoſen nicht eben gewöhnlich iſt. Er weiſt auf eine Note Napoleons von 1809 an das Petersburger Kabinet hin, worin derſelbe Polens Namen nicht nur aus jeder Transaction, ſondern aus der Geſchichte ſogar ausgeſchieden wiſſen will. Ferner erinnert er an einen geheimen Vertrag mit Rußland vom Jahre 1810, worin feſtgeſetzt wurde, daß das Königreich Polen nie wieder hergeſtellt werden ſolle, und daß ſogar der Name Polen für keinen Theil ſeines ehemaligen Gebietes zu gebrauchen ſei. Dagegen werden die Verdienſte der Polen in Napoleons Feldzügen hervorgehoben. Die polniſche Reiterei nahm die Paſſage von Samo-Sierra, öffnete hierdurch Napoleon den Weg nach Madrid und entſchied den ſpaniſchen Feldzug. Eben ſo wird der Sieg bei Wagram zum Theile Poniatowski zugeſchrieben, welcher die öſterreichiſche Armee unter dem Erzherzog Ferdinand an der Weichſel beſchäftigte, während Napoleon ſeine Kräfte mit denen des Erzherzogs Karl bei Wagram meſſen konnte. Auch die Entſcheidung der Schlacht bei Moskau und bei Lützen wird Poniatowski beigemeſſen.

Napoleon aber dachte nie an die Wiederherſtellung Polens und fachte immer nur die Hoffnung an, wenn er Söldner brauchte oder ſeine Feinde mit dem Phantom ſchrecken wollte. Er hielt es damals mehr für ſein Intereſſe, die Könige wieder zu beleben als die Völker. Das polniſche Volk erblickte jedoch in kurzſichtigem Glauben ſeinen Retter in dem franzöſiſchen Kaiſer, und nur wenige Männer ſahen die Dinge in einem anderen Lichte. Kosziuszko ſah ſchon damals das einzige Heil Polens in dem polniſchen Volke. Das begriff man zu jener Zeit noch nicht. Herr Regnault hebt hervor, daß auch der Fürſt Czartoryski nicht an Napoleon glaubte und ſtellt ihn neben Kosziuszko. Die polniſchen Blätter aber drücken bei Gelegenheit der Beſprechung dieſes Buches mit Recht ihre Entrüſtung über dieſe Zuſammenſtellung aus. Sie iſt, ſagt der in Lemberg erſcheinende „Dziennik literacki,“ ſchmerzlich für jeden polniſchen Leſer, und die einzige Stelle in jenem Werkchen, die dem Herrn Regnault ſchwer zu verzeihen iſt, denn Czartoryski war weit entfernt von dem Sinne, welchen „der größte Sohn des polniſchen Landes“ hatte; er ſetzte alle Hoffnung auf Alexander, den Zar der Moskowiten, welche hauptſächlich Polens Fall herbeigeführt hatten.

Napoleons Stern verſchwand vom Horizont. Der Wiener Kongreß verſammelte ſich, um das erſchütterte Europa wieder in die Gelenke einzurenken. Da feierte die Diplomatie ihr goldenes Zeitalter. Auch die polniſchen Flüchtlinge warfen ſich auf dieſes Feld, und von ihren Thaten und Plänen erzählt Herr Regnault in der dritten Abtheilung ſeiner Schrift. Fürſt Adam Czartoryski, der langjährige Emigrantenkönig, welcher, wie bekannt, im vorigen Jahre verſtorben iſt, wird ſehr glorificirt.

Wir leſen: „Der Fürſt Czartoryski kam nach Wien, noch mit der Hoffnung, daß Zar Alexander ſein Wort halten wird, beſonders da ſich damals die beſte Gelegenheit dazu bot. Er machte ſich aber keine Illuſionen und wußte, daß eine vollſtändige Unabhängigkeit Polens, die gänzliche Trennung von dem Zarenreiche, bei den Ruſſen einen Widerſtand finden wird, den ſelbſt der Zar nicht brechen könnte (?). Er ſah ſich daher gezwungen, damals nur an die Anerkennung des Königreiches in ſeinen ehemaligen Gränzen und ſeiner Nationalität mit dem Zar als König an der Spitze zu denken.“ Die Hoffnung des Fürſten aber war „der Irrthum eines ehrlichen Mannes“. Sehr wohl, aber keines Diplomaten. Polen hatte, heißt es weiter, eine Stimme am Wiener Kongreſſe, „und dieſe Stimme war weder am wenigſten beredt, noch am wenigſten gehört. Obwohl der Fürſt nicht offiziell zu dem grünen Tiſche zugelaſſen wurde, hatte er doch Zutritt zu den wichtigſten Perſönlichkeiten, wie zu Wellington, Caſtlereagh und Metternich.“

Die oben erwähnte polniſche Zeitſchrift ſagt, indem ſie von dieſer Stelle ſpricht: „Polen hatte eine Stimme am Wiener Kongreß. Und durch wen und in welcher Art? Durch den Fürſten, der zu den Berathungen nicht zugelaſſen wurde, ſondern bei dem Kongreß antichambrirte. Und was war das für eine Stimme? „Der Zar polniſcher König!“ Und das war in der Zeit, als Caſtlereagh, ja auch Metternich die Bildung eines ſelbſtändigen Polens wollten.“

Die Kleinlichkeit, Unbedeutendheit und große Meinung dieſer polniſchen Diplomatie, die alle europäiſchen Diplomaten zu täuſchen glaubte, während ſie ſelbſt nur ein lächerliches Spielzeug in ihren Händen war, ſpiegelt ſich in der ganzen Erzählung getreulich ab. Man beſchäftigte ſich mit den kleinlichſten Intriguen und glaubte große Thaten vollbracht zu haben.

Nach dem Falle von Warſchau, meint weiter der franzöſiſche Publiziſt, wo man denken konnte, daß Polens Loos erfüllt ſei, erhob es ſich aus dem Schooße des Unglücks ſtärker und drohender als je, indem es ſeine Waffen in der Emigration fand, welche an allen Angelegenheiten Europas Antheil nahm, um Rußland zu begegnen und daſſelbe zu bekämpfen.

„Die orientaliſche Frage, welche anfangs ſo vernachläſſigt und ſpäter ſo mißverſtanden wurde, brachte die polniſche Emigration erſt zum Verſtändniß durch die Aufklärungen, welche ſie in derſelben gab.“ Czartoryski ſoll gewiſſe Aufſchlüſſe Lord Palmerſton gegeben haben, in Folge deren dieſer bei der engliſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel dem General Chrzanowski Aufträge ertheilte, „denn er begriff, welche Dienſte ihm Leute thun können, die mit den laufenden Angelegenheiten ſo vertraut ſind.“ Czartoryski erkannte in Czajkowski* die Fähigkeiten zu einem guten Politiker und ernannte ihn zum polniſchen Agenten in Konſtantinopel. Czajkowski ſoll dem Pariſer Kabinet wichtige Dienſte geleiſtet haben, indem er überall ſeine Agenten hatte und nach Paris weit vollſtändigere Berichte lieferte, als die Konſuln und offiziellen Berichterſtatter.

Solcher diplomatiſchen Thaten erzählt Herr Regnault mehrere und legt ihnen große Wichtigkeit bei, was wir freilich nicht thun werden. Es ſind aber oft pikante Kleinigkeiten, die mit Intereſſe geleſen werden und auch manches Streiflicht auf das diplomatiſche Getriebe werfen. Czajkowski ſoll z. B. bewirkt haben, daß in den Vierziger Jahren die Serben, welche dem Fürſten Miloſch Oppoſition machten und nach Konſtantinopel flüchten mußten, nicht den Schutz der ruſſiſchen, ſondern der franzöſiſchen Geſandtſchaft anſuchten. Als Miloſch geſtürzt wurde, protegirte Rußland den Sohn deſſelben, das ſerbiſche Volk aber wählte nicht den ruſſiſchen Protegé, ſondern Alexander, den Sohn des ſchwarzen Georg, wogegen Rußland und Oeſterreich bei der Pforte proteſtirten. Die erſchreckte Pforte wäre gewichen, aber die polniſchen Agenten bewogen ſie zum Widerſtande durch die Stütze Englands und Frankreichs. In Folge der an Czartoryski gelangten Berichte begab ſich der Graf Zamojski zum Miniſter Guizot und wies ihn auf die ruſſiſchen Intriguen hin, welche die Losreißung Serbiens von der Pforte zum Zwecke hatten. „Der Miniſter Ludwig Philipp's, welcher bisher durch die eigenen Agenten ſchlecht berichtet war, vernahm nachdenklich und nicht ohne Furcht die Aufſchlüſſe des polniſchen Emigranten, begriff die Bedeutung der Frage und zeigte ſich bereit, die gefährlichen Pläne Rußlands zu bekämpfen. Wir können, ſagte er, für Serbien thun, was wir für Polen nicht thun konnten, aber, ſetzte er hinzu, Frankreich iſt in dieſem Moment zu iſolirt und könnte ſchlimm ankommen. Sprechen Sie aber mit Lord Aberdeen, und wenn er ſeine Vorſtellungen mit denen Frankreichs vereinigen wollte, können Sie ihn unſerer Mitwirkung verſichern.“

Auf dieſe Aufforderung des Herrn Guizot eilte Graf Zamojski nach London, hatte eine Konferenz mit Aberdeen, und endlich wurde die Beſtätigung Alexanders zum ſerbiſchen Fürſten ſein Werk. Dieſer Triumph der polniſchen Diplomatie über die ruſſiſche ſoll auf die Slaven und Türken „un grand effet“ gehabt haben, und „die polniſche Emigration that, was die Pforte nicht thun konnte.“ Die Kabinette von London und Paris bedienten ſich noch mehrmals polniſcher Agenten in den orientaliſchen Angelegenheiten.

In dem Pariſer Kongreß von 1856 aber „wurde die polniſche Diplomatie beſiegt“, und die politiſche Thätigkeit der polniſchen Emigration hatte ein trauriges Ende genommen; ihre Miſſion (?) war beendigt.

Der „Dziennik literacki“ ſagt hierüber u. A.: „Eine Dorfſchule, auf eigene Koſten im Lande gegründet, — ein Volksbüchlein, auf eigene Koſten gedruckt und unter das Landvolk vertheilt, hätte unſerer Sache mehr genützt, als alle dieſe guten Informationen, die man dem franzöſiſchen und engliſchen Kabinet in allen orientaliſchen und occidentaliſchen Fragen geliefert hatte.“ Sehr wahr!

Fürſt Czartoryski ſelbſt ſchien vor dem Tode ſeine Irrthümer erkannt zu haben, denn in ſeinem Teſtamente ſagt er, daß nur das Land ſelbſt ſeine Angelegenheiten in die Hand nehmen, ſein Ziel kennen und ſeinen

* Der polniſche Romanſchreiber, welcher türkiſcher Bey und Kommandant der türkiſch-polniſchen Koſaken geworden iſt.

Digitized by Google

Weg wählen muß, auf dem es nach den eigenen Kräften ſchneller oder langſamer vorzudringen hat; doch nur lächerlich iſt es, wenn der alte Fürſt, „der Emigrantenkönig," mit aller königlichen Formalität dem Volke den Erben ſeiner Führerſchaft an die Spitze ſtellt.

Mit dem Teſtamente Czartoryſki's ſchließt das Buch. Es iſt mit einem warmen Gefühl für die Polen und ihre Sache geſchrieben, aber gar zu ſehr von den Pariſer Polen inſpirirt, ohne wahres Verſtändniß für die eigentlichen politiſchen Faktoren und Beweggründe! Wir wollen hier nicht die Frage erörtern, ob ein wirkliches ſelbſtändiges Polen gegenwärtig möglich iſt; ſo viel aber kann mit Sicherheit behauptet werden, daß es die Diplomatie nicht um einen Schritt ſeiner Verwirklichung näher gebracht hat und nicht bringen wird. Eben ſo ſicher kann man auch behaupten, daß an eine Realiſirung der polniſchen Hoffnungen in ihrem vollen Umfange gar nicht zu denken iſt: das alte Polenreich mit ſeinen weiten Gränzen iſt unwiderruflich dem Schickſal verfallen, und wenn es ſich aus ſeinen Ruinen je wieder aufrichten, die Berge von Schwierigkeiten, die ihm entgegenſtarren, überwinden ſollte, ſo muß es ſich mit einer viel beſcheideneren, mit einer ganz beſcheidenen Stellung zufrieden geben. Die Sympathie aller Freunde der Freiheit, die öffentliche Meinung Europas iſt für das unglückliche Volk rege, über alle hochfliegenden Phantaſien deſſelben jedoch muß man die Achſeln zucken.

Italien.

Erinnerungen an Sicilien.

Taormina.

Wenn im vorigen Jahre November und December mit Regen und Nebel ſelbſt uns genügſame Nordländer über die Gebühr bedrängten und uns den Troſt unſeres Winters, erfriſchende Kälte und munteres Schneegeſtöber vorenthielten, ſo riefen ſie bei dem, der in Italien verweilen durfte, die Erinnerungen an die helle Sonne des hesperiſchen Himmels mit unwiderſtehlicher Sehnſucht wach. Alle die glänzenden Fernſichten über das freie weite Meer, die leuchtenden Bergzüge und die duftigen Thäler tauchten mit voller Klarheit aus den finſteren Maſſen feuchter Luft hervor, die uns hier die kurzen Tage zu Nächten macht. Bild an Bild drängen ſie ſich unabweisbar, allgegenwärtig vor das innere Auge; bei der ernſten Thätigkeit der Tagesgeſchäfte und des Studiums ſind ſie ungerufen plötzlich da und wollen ihr Recht. Sie loszuwerden iſt kein anderes Mittel gegeben, als ſie feſtzuhalten, auf's Papier zu bannen und wiederum in die Welt zu ſchicken. Und ſo mag denn auch ich Verzeihung finden, wenn ich dem Hange nachgebe, der mich alle dieſe Tage lang nach Taormina's ſteilem Felſen zieht.

Wie Sicilien unbezweifelt der herrlichſte Stein in der Inſelkrone iſt, welche ſich um den weitgeſchweiften Bogen der Weſtküſte von Italien wölbt, ſo bietet wiederum die reichbebaute und wohlbewäſſerte Oſtküſte des Eilands ſeine reichſten Schönheiten in üppiger Fülle und im anziehendſten Wechſel dar. Wohl lohnt auch der Ritt nach dem einſamen Tempel von Segeſta, den gigantiſchen Trümmern von Salinunt, der erhabenen Tempelreihe von Agrigent für alle Anſtrengungen der langen ſonnedurchglühten Reiſetage, und leicht vergißt man über der Bewunderung dieſer gewaltigen Denkmäler die kleinen Plagen und Entbehrungen, die des Reiſenden in dem mühſam erreichten Nachtlager harrten. Aber nirgends rundet ſich doch, wie an der Oſtküſte, die Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen und Reſte, der Reichthum ſüdlichen Pflanzenwuchſes, die Gliederung edelgeformter Bergketten und das herrliche, offne Meer zu ſo entzückenden Geſammtbildern, denen noch überdies die Wundergeſtalt des gewaltigen Feuerbergs überall einen geheimnißvollen Reiz verleiht. Große Städte, noch blühend wie Meſſina und Catania, oder im Verfall wie Syrakus, oder faſt ganz verſchollen wie Leontini, Tauromenium und Naxus, bezeugen, daß hier im Alterthum das Leben der Griechen-Kolonien ſich am reichſten entwickelte. Die Häfen von Meſſina und Catania haben ſich, trotz der Stürme der Zeit und des dauernden Drucks der Bourbonen-Herrſchaft, an dieſer unvergleichlichen Handelsſtraße die Lebendigkeit des Verkehrs zu erhalten gewußt; eine freie Verfaſſung und der Suez-Kanal wird auch das weite Becken des Hafens von Syrakus nicht länger ſtill und öde laſſen. Von der unverwüſtlichen Fruchtbarkeit des Bodens in den engen, tiefeingeſchnittenen Thälern giebt der ſorgfältigſte Anbau erfreuliche Kunde, der mit Fleiß und Kunſt die ſteilen Abhänge der Felſenränder und des Geſtades bis hoch hinauf ſich dienſtbar macht. Und was für den Reiſenden denn doch auch nicht ganz zu verachten iſt: von Meſſina bis Syrakus führt die vortrefflichſte Straße, meiſt hart an dem Meeresufer und oft kunſtvoll um den jäh abfallenden Klippenrand geſchmiegt, auf welcher der leichte Wagen des Vetturins raſch dahinrollt, ohne daß man irgendwie an die verrufene Pfadloſigkeit Siciliens erinnert wird. Auch enttäuſchen die meiſten Gaſthäuſer, ſelbſt der kleineren Orte, durch abſonderliche, aber ganz behagliche Einrichtung und Pflege auf's angenehmſte die Befürchtungen, welche über den Zuſtand ſicilianiſcher Gaſtfreundſchaft in den Gemüthern der meiſten Fremden niſten.

Sorgfältigſte Bodenkultur iſt es zuerſt und vornehmlich, die den Wanderer erfreut, wenn er die langgeſtreckte ſüdliche Vorſtadt von Meſſina hinter ſich gelaſſen hat. Wein- und Ackerbau füllt die ſchmale Sohle der zahlreichen, friedlichen Berggründe aus, welche ſich einer nach dem andern, hie und da von den Zinnen eines verwitternden Baronenſchloſſes oder den weißen Mauern eines Kloſters überragt, auf die Straße und das Meer öffnen. Alle Abhänge ſind, ſoweit es irgend geht, mit dichtbelaubten Citronen- und Orangenbäumen bedeckt; die erſte Frucht wird auch an langen Spalieren und Laubengängen, wie bei uns der Wein, in großen Maſſen gezogen. So mag man es ſich erklären, wie alle die Fäſſer gefüllt werden können, die auf dem ſchönen Kai des Freihafens von Meſſina hochaufgeſtapelt zu Tauſenden liegen, um alle Länder des Nordens mit der duftenden Goldfrucht zu verſorgen. In nicht minder ausgedehntem Maßſtabe wird die Pomeranzenzucht auf der gegenüber liegenden Küſte von Calabrien getrieben, ſo wenig man dies beim Anblicke der ſteil übereinander gethürmten Bergterraſſen denken ſollte. Von Sicilien aus geſehen, ſteigen ſie wie eine Mauer feſtgeſchloſſen aus der Meeresflut empor, ein wenig landeinwärts von dem ſchneebedeckten Gipfel des Monte aſpro überragt. Doch entdeckt man in allen Falten des Gebirgsmantels zahlreiche und anſehnliche Dörfer; unten am Meer zeichnen ſich unter manchem alten Gemäuer die langen Häuſerzeilen und die Thürme von Reggio erinnerungsreich und bedeutſam aus.

Es war ſchon am ſpäten Nachmittag, als unſer Vetturin uns mitten auf der Landſtraße ausſteigen hieß, den Wagen durch ſeinen uomo vorauf ſchickte und uns einlud, ihm zu Fuße nach Taormina zu folgen: hier führe der Weg den Berg hinan. Nun ſahen wir zwar den Berg, nicht aber den Weg. In der tollen Wirrniß ſchroffer Baſalte, zwiſchen denen ein Bächlein ſteilen Gefälles, ſeinen Lauf mit allerlei Steingerölle hemmend, mühſam ſich durchzwängt, konnten wir nichts entdecken, was nach unſeren Begriffen mit einem Wege irgend wie verwandt iſt. Aber wir trauten dem braven Padrone mehr, als unſeren eigenen Augen und folgten ihm. Hierbei gewannen wir denn, obwohl wir Taormina zum erſten Male ſehen ſollten, die wohlbegründete Ueberzeugung, daß das edle Schuſterhandwerk dort ſeinen Mann nähren müſſe, während dem öffentlichen Fuhrweſen nur eine beſcheidene Rolle vergönnt ſein könne. Hier wenigſtens fände es keinen Spielraum. Der Weg — man vergönne, daß ich ihn der Kürze halber ſo nenne — klettert ſo ſteil in die Höhe, wie etwa die Treppe vom Waldkater nach dem Hexentanzplatz: nur die Stufen fehlen hier leider. Ein ſanfter Regen, der ſich allmählich verſtärkte, erhöhte die Reize dieſer Anabaſis beträchtlich. So erreichten wir denn das alte Stadtthor von Taormina nicht ohne große Noth, und das erſte offne Haus, in das wir uns vor dem Guſſe flüchteten, war das eines Schuſters. Die unebenen und ziemlich troſtloſen Straßen des Städtchens durcheilt man bald genug, um hinter der Kathedrale — welche italiäniſche Stadt hätte nicht eine Kathedrale? von neuem in die Höhe zu ſteigen. Hart an dem ſchroffen Abhange geht's empor, bis ein Gitter kommt, das den Pfad verſperrt und ein Mann, der es mit höflicher Eile öffnet. Das iſt der Cuſtode der Alterthümer von Taormina und wenige Schritte bringen uns mitten auf die Scene des Theaters, des ſchönſten, das es giebt. Der gewaltige Felſen, auf deſſen ſattelförmigem Rücken Taormina liegt, ſpringt hier als Vorgebirge, nach allen Seiten frei abfallend, weit in's Meer hinaus. Wo er in beträchtlicher Höhe ſich faſt ſenkrecht zum Geſtade abſchrofft, iſt ſein höchſter Gipfel, und in dem natürlichen Halbrund dieſes Gipfels iſt das Theater, von deſſen oberſter Sitzreihe man nach beiden Seiten hin die ganze Oſtküſte von Sicilien und das große freie Joniſche Meer überſieht. Der Anblick iſt geradezu überwältigend. Auch auf uns wirkte er ſo, obſchon dichtes Gewölk im Süden lagerte und uns namentlich den Etna gänzlich verhüllte. Dagegen erglänzte das gegenüberliegende Calabrien in den letzten Strahlen der Abendſonne weit über die Meerenge hinaus und tief in den Meerbuſen von Tarent hinein im hellſten Lichte. Von der Schanze am Cap Pelorus an lag die Oſtküſte von Sicilien mit all' den reizenden Thälern, die wir eben durchſchnitten hatten, vor uns aufgerollt. Und zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande ſchimmerte die reißende Flut des Faro, wie immer

Digitized by Google

durch die Segel vieler Kauffahrer belebt und von zahlloſen Fiſcherbooten durchkreuzt.

Wer einmal und als Durchreiſender hier oben ſteht, mag es kaum begreifen, wie hier die Zuſchauer Sinn und Augen übrig behalten konnten für das, was im Theater vorging. Er, der Fremde, trennt ſich nur mühſam von der entzückenden Ausſicht, um dem immer noch ungemein anziehenden Bau einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Er verdient ſie wohl; denn obgleich die Marmorbekleidung, der Säulen- und Statuenſchmuck, mit dem die Bürger des großen und mächtigen Tauromeniums ihr Theater zierten, ſammt den Zuthaten der Römer verſchwunden ſind, ſo haben doch einige Reſtaurationen und die Bemühungen des nicht ungebildeten Cuſtode, Signor Francesco Strazzeri die bauliche Ordnung des Ganzen im weſentlichen erhalten. Namentlich ſind die Theile der Skene ſelbſt, die Kammern für die Schauſpieler, die Vorrichtungen für die Maſchinerien gar wohl zu unterſcheiden, und es iſt nicht ohne Intereſſe, die Abänderungen zu bemerken, welche die Römer auf der griechiſchen Grundlage vorgenommen haben.

Ohne uns jedoch hierbei allzulange aufzuhalten, wollen wir, ehe es finſter wird, unſern Weg hinab zum Ufer ſuchen. Denn nicht in Taormina übernachtet man, ſondern unten hart am Meer, in dem kleinen, aber munteren Flecken Giardini, weil dort auch der Wagen eingekehrt iſt. Wer mit einem Vetturin gereiſt iſt, begreift das Zwingende dieſes Grundes. So zogen wir denn zum anderen Thor von Taormina hinaus und die kurioſe Straße abwärts, die im Zickzack ſteil hinabführt. Es iſt die Verbindung zwiſchen dem hochgebornen und armen Taormina und dem niedrigen, aber wohlhäbigen Giardini, und viele Taormineſer, die ſich unten ihr Abendbrod geholt hatten, pilgerten damit langſam, meiſt zu Eſel, den Berg hinan. Ganz wundervoll ſind die Sättel dieſer Eſel. Sie beſtehen im weſentlichen aus mehreren Säcken, geben dem Eſel auch ſchon ohne Reiter das Ausſehen eines ſchwerbelaſteten Thieres und ſind außerordentlich hart. Der einzige Vorzug eines ſolchen Sattels iſt, daß der Reiter nicht auf ihm ſitzt, ſondern auf dem Halſe des Eſels. Ich rathe aber Jedermann, lieber zu Fuß zu gehen.

Unmittelbarer am Meer kann man nicht ſchlafen, als ich in Giardini. Die Wellen ſchlugen geradezu bis an die Wand des Hauſes und rauſchten unter dem Fenſter meiner Kammer verwunderliche Schlaflieder. Ich gedachte Goethen's, der gerade hier übernachtete und „vom Hauche des Meeres, der Klarheit des Himmels, den Düften, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in Ein Element aufgelöſt wurden," ſich ſo innig bewegt fühlte, daß er den Plan zur Nauſikaa, als einer dramatiſchen Concentration der Odyſſee entwarf. Gerade an die Odyſſee aber erinnert das Meer- und Inſelhafte der Landſchaften und der Bevölkerung Siciliens noch heute oft und erfreulich.

War es mir doch am nächſten Morgen, da ich in aller Frühe den Felſen wieder erklommen hatte, ein wahrhaft homeriſch-heiterer Anblick, die Jugend und die würdigen Greiſe von Taormina auf der Stadtmauer über dem Thor auf mich herabblicken zu ſehen, wie einſt die Greiſe von Ilium über dem Skäiſchen Thore ſaßen und hinabſchauten. Und nicht minder ſchwatzhaft als jene guten Alten ergingen ſich die Senatoren von Taormina in unendlichen Vermuthungen über Zweck, Herkunft, Stand und Finanzen des Reiſenden, während ihre munteren Abkömmlinge durch das Angebot von allerlei unnützen Dienſten oder werthloſen Münzen einige kleine Angriffe auf die letzterwähnte Eigenſchaft unternahmen.

Und ſo ſtand ich bald noch einmal oben auf dem Theater von Taormina. Da lag, zum erſten Male für mich der Etna in fleckenloſer Schöne, von der Morgenſonne hell beſtrahlt, mächtig und überaus herrlich vor mir. Von dem Gipfel, dem eine leiſe Rauchwolke ſich entringelte, bis tief hinab, war er mit friſch glänzendem Schnee bedeckt; ſein Haupt und ſeinen breiten Rücken hob er klar und ſcharf in den tiefblauen Himmel, dieſen weithin verdeckend. So erſchien er mir von hier aus wie dem von Griechenland über's Meer fahrenden Pindaros als die mächtige Säule, welche des Himmels Gewölbe trägt. Nun erſt entdeckt' ich auch, was mich Abends zuvor die ſtrahlende Küſte von Calabrien und dann die hereinbrechende Dunkelheit nicht ſehen ließen, wie prachtvoll das Thal unmittelbar unter der Stadt iſt. Eine köſtliche Vegetation bekleidet die gegenüberliegenden Abhänge und den ſanft anſteigenden Grund, in welchem einſt das altberühmte Naxos lag, die Vorgängerin von Tauromenium. Denn erſt, nachdem jenes von Dionys dem Aelteren zerſtört worden, kam dieſes, von Sikulern auf der Höhe des Felſens ſchon früh erbaut, zu Reichthum und Glanz. Die Wechſelfälle von zwei Jahrtauſenden haben die Stadt wiederum verödet; doch ſind ihr außer dem Theater noch mancherlei Spuren der Vorzeit geblieben. Da iſt die geſammte wunderbare Befeſtigung, der Mauerring, der theils grade über dem jähen Abgrund, theils ſteil bergan erbaut iſt, und der die Stadt mit der etwas landeinwärts hoch gelegenen Akropolis verbindet. Noch über dem Kaſtell hängt auf der höchſten Spitze des Felſens das Oertchen Mola wie ein Adlerneſt, gleichfalls mit mancherlei Befeſtigungen gekrönt, die ſaraceniſchen Urſprungs ſind. Denn die Saracenen haben dieſen Ort den Griechen nach langer und verzweifelter Gegenwehr entriſſen (noch zeigen die Bewohner den Weg, den ihnen Verräther über die Höhen der Berge gewieſen haben ſollen) und haben ſich hier, auf dieſen Klippen, am längſten in Sicilien gegen die Normannen gehalten. Normanniſchen Charakter trägt wiederum noch manches verfallende Adelshaus in der Stadt, ſowie eine und die andere Kirche zur Schau.

Alle die Völker, die ſich nacheinander um Taormina bekämpft und aus Taormina vertrieben haben, ſind aber an einer Stelle friedlich vereint. Grade unter dem Theater, wo die Landſtraße ſich um das Vorgebirge windet, iſt über derſelben eine Reihe von Gräbern. Es enthält dieſe Gräberſtraße ein griechiſches und ein römiſches Grab; daneben ſind Gräber von Saracenen mit dem Halbmond und von Normannen und ſpäteren Nachfolgern mit dem Kreuz. Schmucklos und ſtumm predigen dieſe Grabſtätten doch beredt genug die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge, die ernſte Lehre, die nirgends ergreifender zu uns ſpricht, als im Angeſicht unvergänglicher ewig lächelnder Naturſchönheit. **P. D. Fiſcher**

Mannigfaltiges.

— Das Berliner Leſſing-Denkmal. Das Journal des Debats theilt mit der Bemerkung, daß die Idee der Förderung eines Monumentes, welches dem Andenken des großen Leſſing in Berlin gewidmet ſei, auch im liberalen Paris die lebhafteſte Theilnahme verdiente, ein Schreiben mit, welches die aus Mitgliedern der jüdiſchen Gemeinde von Paris beſtehende „Alliance israélite universelle" an das Berliner Comité für das Leſſing-Denkmal gerichtet hat. In dieſem Schreiben heißt es: „Wenn Leſſing in Deutſchland, deſſen Literatur er regenerirte, mit Ruhm genannt wird, ſo hat doch auch die allgemeine Geſchichte der Menſchheit ihrerſeits ihn als einen der unermüdlichſten Pioniere des Fortſchritts und der Denkfreiheit zu betrachten. Sie erkennt in ihm vorzugsweiſe einen der Apoſtel der Gewiſſensfreiheit, die am Meiſten dazu beigetragen, daß die Zwingburgen des Fanatismus und der Intoleranz zerſtört wurden. Niemand ſicherlich vermag die an ſeinen Namen ſich knüpfenden Segnungen beſſer zu würdigen, als die Glaubensgenoſſen des edeln Denkers, der ſein Freund geweſen; Niemand verehrt den großen Leſſing aufrichtiger als die Iſraeliten, welche Er, einer der Erſten, gegen ungerechte Verachtung und gegen Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten ihnen gegenüber aufgehäuft wurden, in Schutz genommen hat. Iſrael beſitzt ein dankbares Herz: Ihr Aufruf wird daher unter allen Iſraeliten ein Echo finden und ihre lebhafteſten Sympathieen erwecken." — Es iſt zu erwarten, daß der Geldbeitrag, von welchem dieſes Schreiben der „Alliance israélite" begleitet war, auch aus anderen Kreiſen der jüdiſchen Bevölkerung von Paris Nachfolger finden werde.

— Volkszählung in Wien. Herr Profeſſor Ficker, der bekannte Statiſtiker, hielt am 12. d. M. in der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien einen Vortrag über die Bevölkerung dieſer Hauptſtadt, wonach ſich die Zahl derſelben am Schluſſe des vorigen Jahres auf 512,000 (Berlin 545,000) belief. Die erſte Volkszählung in Wien fand im Jahre 1754 ſtatt und ergab damals eine Ziffer von 175,640 Einwohnern. Im Jahre 1779 hatte Wiens Einwohnerzahl die Ziffer von 200,000 zum erſtenmal überſchritten. Am 31. October 1857 betrug dieſelbe 476,222, ſo daß ſie ſich in dieſen vier Jahren um 7,$_{70}$ Procent vermehrt hat. Seit dem Jahre 1783 iſt die Einwohnerzahl der inneren Stadt faſt ſtabil geblieben, während ſich die der Vorſtädte beinahe verdreifacht hat. Der Nationalität nach, wird die Anzahl der Deutſchen auf 355,000 (mit Einſchluß der Iſraeliten 370,000), der Slaven auf 88,000 (worunter die čechiſch-mähriſch-ſlovakiſche Raçe am ſtärkſten vertreten) und die der Magyaren auf 10,000 Individuen angegeben. Dem Glauben nach, bekennen ſich 446,000 zur römiſch-katholiſchen, 12,000 zur evangeliſchen (worunter etwa 1700 Reformirte), 1000 zur griechiſch-katholiſchen, 120 zur anglikaniſchen Kirche und 16,000 zur moſaiſchen Religion. Von den Letzteren wohnt mehr als die Hälfte in der Leopoldſtadt. Unter hundert Individuen der Bevölkerung befinden ſich 45 verheiratete, 45 unverheiratete und 10 verwittwete.

Digitized by Google

— Zarncke's „Literariſches Centralblatt". Dieſe ſchätzbare, bibliographiſch-kritiſche Ueberſicht der neueſten deutſchen Literatur* hat ſeit dem zweiten Quartal d. J. ihren Umfang um einen halben Bogen wöchentlich vermehrt und wird jetzt auch regelmäßig und rechtzeitig die Vorleſungs-Verzeichniſſe ſämmtlicher deutſcher, öſterreichiſcher und ſchweizeriſcher Univerſitäten mittheilen. Es iſt zu wünſchen, daß die Redaction zu dem letztgedachten Zwecke, wodurch einem vielfach ausgedrückten Wunſche entſprochen wird, von den betreffenden Univerſitäts-Vorſtänden unterſtützt werde.

— Regnier's Mitarbeiter an ſeiner Schiller-Ueberſetzung. Wie die Revue de l'instruction publique mittheilt, hat der Akademiker Adolf Regnier nur die Dramen und einen Theil der Gedichte Schiller's ſelbſt überſetzt. Alles Uebrige an dieſer muſterhaften, franzöſiſchen Bearbeitung iſt von anderer Hand, wiewohl Hr. Regnier das Ganze überwacht und redigirt hat. Namentlich ſind die kleinen äſthetiſchen Schriften von den Herren Cerrard und Louis Prévoſt überſetzt, während die hiſtoriſchen Schriften und der größere Theil der Gedichte von den Herren Porchat, Cattant, Sanejouand und v. Suckau übertragen ſind.

— Ein Amerikaner über die alten italiäniſchen Maler. Ein weißer Rabe, eine rara avis, iſt Herr Jackſon Jarves, der amerikaniſche Kunſtliebhaber und Kunſtkritiker, der im vorigen Jahre in New-York „Studien über die alten Meiſter der italiäniſchen Malerſchulen" herausgegeben hat.** Jahrelang hat dieſer ehrſame Bürger von Boſton in Florenz lediglich dem Studium der Kunſt und der Sammlung von Meiſterwerken der alten italiäniſchen Maler gelebt. In der That iſt es ihm gelungen, dort nicht weniger als hundertundfünfzig Bilder der berühmteſten alten Meiſter, größtentheils der florentiniſchen Schule angehörend, ſowie der ſogenannten griechiſch-italiäniſchen Maler, der Vorgänger von Cimabue, bis zu Michelangiolo und Andrea del Sarto, zuſammenzubringen, die jetzt ſämmtlich in ſeiner Galerie zu Boſton aufgehängt ſind. Ebenſo wie dieſe Sammlung, hat Herr Jarves auch ſein Buch dazu beſtimmt, die Liebe zur Kunſt und den äſthetiſchen Sinn unter ſeinen Landsleuten zu fördern, doch iſt zu befürchten, daß ſie ſein werthvolles Buch ebenſo wenig, als ſeine Galerie, werden zu ſchätzen wiſſen. Das Buch enthält übrigens Manches, was auch in Europa die Freunde der Kunſt mit Intereſſe und Nutzen leſen werden; namentlich giebt es in der Einleitung eine Ueberſicht der charakteriſtiſchen Kennzeichen der alten Meiſterwerke nach ihren verſchiedenen Schulen und Zeitaltern. Der Verfaſſer erweiſt ſich durch ſeine Arbeit ebenſo als ein tüchtiger Kenner der Kunſtgeſchichte, wie als ein geſchmackvoller Beurtheiler und Kritiker der Kunſt.

— Apollonius von Tyana.*** Was Schiller von Wallenſtein ſagt, ſein Charakterbild, von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt, ſchwanke in der Geſchichte, das gilt auch von jenem Apollonius, welcher im erſten Jahrhunderte der Kirche Chriſti als ein Neupythagoräer aufgetreten iſt. Die Einen ſtempeln ihn als einen Weiſen, die Andern als einen Betrüger, noch Andere als einen Schwärmer. In der vorliegenden Schrift von Dr. Eduard Müller wird die perſönliche Beſchaffenheit des Philoſophen dergeſtalt zum Gegenſtande einer neuen Unterſuchung gemacht, daß zugleich die geſchichtlich überlieferten Auffaſſungen des Apollonius kritiſch beleuchtet werden. Und das Ergebniß dieſer Unterſuchung? Hr. Dr. Müller meint, man werde in dem Apollonius „den abſichtlich durch allerlei äußere Mittel Effect zu machen, zu blenden und zu imponiren bemühten philoſophiſchen Sonderling — nicht verkennen können." Indem Dr. Müller aber den Mann als einen ſolchen darſtellt, „der alle äußeren Lebensgüter und Genüſſe höheren Bildungszwecken zum Opfer zu bringen vermochte und jedenfalls doch auch an vielen löblichen Beſtrebungen ſich betheiligt und lehrend, ermahnend, heilend und wohlthuend in engeren und weiteren Kreiſen des Guten nicht wenig gewirkt hat, und der die ſchiefe Stellung, in welche er vornehmlich durch allerlei ihm angedichtete Wunderkräfte und — Thaten zu dem Stifter unſerer göttlichen Religion verſetzt worden iſt, doch gewiß nur zum kleinſten Theile ſelbſt verſchuldet hat" — ſo fügt Dr. Müller hinzu, es möchte ihm „doch immer ſchwerlich geziemen," dem Manne „jedes Anrecht auf den Ehrennamen eines Wahrheitsfreundes, eines Weiſen herb und mißgünſtig — ſtreitig machen zu wollen." Nun kann die geſunde Kritik freilich nicht umhin zu bezweifeln, daß dieſes Ergebniß der Müller'ſchen Unterſuchung ſchlechthin genüge. Es kommt in dem Ergebniſſe jener Zug von Schwärmerei nicht zu Recht, der in dem Apollonius für den geiſtesfreien Forſcher auftaucht, und deſſen concrete Wirklichkeit durch eigenthümlich ekſtatiſche Zuſtände des Tyaneners erhärtet wird. Indeß iſt die Thatſache erfreulich, daß die Unterſuchung Müller's ein Ergebniß liefert, welches weit befriedigender iſt, als das der Gibbon'ſchen, man ſei nicht im Stande, herauszubringen, ob Apollonius von Tyana ein Weiſer, ob ein Betrüger, ob ein Fanatiker geweſen, (vgl. Gibbon's History of the Decline and Fall of the Roman Empire). Zum Andern verdient es Anerkennung, daß Müller den Apollonius nicht als einen gemeinen Betrüger ſtempelt. Das Ungerechte eines ſolchen Stempels ergiebt ſich ſchon daraus, daß Apollonius ein wahrer Freund der Götter geweſen, wie Vopiscus in der Lebensbeſchreibung des Aurelian bemerkt. — Möge die Müller'ſche Leiſtung in der literariſchen Welt die Anerkennung finden, deren ſie werth iſt. Zwar iſt die Schrift in einer ziemlich ſchwerfälligen und nicht ganz leicht verſtändlichen Sprache abgefaßt. Indeß empfiehlt ſie ſich durch Fülle des Geiſtes und rechtſchaffene Gelehrſamkeit. Die Gewiſſenhaftigkeit des ehrwürdigen Verfaſſers hat nicht unterlaſſen, ſeiner „kulturhiſtoriſchen Unterſuchung erläuternde und begründende Anmerkungen" beizuſchließen.

Breslau. Wilh. Böhmer.

— Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts. Die in der Akademiſchen Buchhandlung von Ernſt Mohr in Heidelberg im vorigen Jahre erſchienene kleine Schrift: „Das goldene Kalb des neunzehnten Jahrhunderts, von Auguſt Jäger," (von dem bereits früher: „Der Pfarrer und ſein Sohn; ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege im Elſaß," ſowie eine Volksgeſchichte aus dem Elſaß: „Länze Bäwi, die Liederſtellerin" erſchienen), iſt wohlgemeint und enthält beherzigenswerthe Wahrheiten und Winke über das „geheime Weh, das heutzutage an allen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft nagt," und das der Verfaſſer geradezu, als den „Dienſt des goldenen Kalbes" bezeichnet, „dem man überall huldigt." Was er über die Entartungen des Familienlebens und der Geſellſchaft, über Sittenloſigkeit, Irreligiöſität und den Hochmuth des Egoismus, über Luxus und Mode, Verbildung, Unbildung und falſchen Schulunterricht, über Spiel- und Trunkſucht, über finanziellen Schwindel und Aſſociation, über das politiſche Partei-Treiben und über die Ausartungen des kirchlich-religiöſen Lebens ſagt, iſt leider eben ſo wahr, als es im höchſten Grade betrübend iſt. Dadurch, daß man dies Alles in Abrede ſtellt, macht man die Sache nicht beſſer, ſondern ſchlimmer; aber es läßt ſich doch zweifeln, ob durch ſolche Wahrheiten und Winke die Geſellſchaft ſelbſt auf ihre innere Fäulniß ſich werde aufmerkſam machen und beſſern laſſen. Die wahre Hülfe und Rettung kann und muß ihr wohl auf andere Art kommen. D.

— Ruſſiſch-jüdiſche Journaliſtik. Aus einem in der „Moskauer Zeitung" enthaltenen Schreiben aus Odeſſa bemerken wir, daß der auch in unſerem „Magazin" mehrfach beſprochene Разсвѣтъ („die Morgenröthe"), Organ der ruſſiſchen Juden, im verfloſſenen Jahre eingegangen iſt. An ſeine Stelle iſt ein neues Journal „Sion," redigirt von den Herren Pinsker und Soloweitſchikov, getreten, das ſich auf einem mehr orthodoxen Standpunkt halten ſoll, als ſein Vorgänger. Es muß ſich nun zeigen, ob dieſe neue „Morgenröthe" eben ſo ſchnell verſchwinden wird, als die frühere.

— Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. Eine gewandte, deutſche Ueberſetzung des berühmten engliſchen Romans „The Woman in White," von Wilkie Collins, aus der Feder von Marie Scott, iſt ſoeben bereits in zweiter Auflage erſchienen.* Von derſelben Ueberſetzerin und in demſelben Verlage iſt gleichzeitig der erſte Band einer engliſchen Novelle ausgegeben worden, unter dem Titel: „Der Dolmetſcher; eine Kriegsgeſchichte von G. J. Whyte." Endlich hat Heinrich von Hammer die Novelle „Eaſt Lynne," von „Frau Henry Wood," ebenfalls bei Voigt & Günther in Leipzig erſcheinen laſſen.

* Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig.

** Art Studies: the Old Masters of Italy; Painting. By James Jackson Jarves. New-York, 1861.

*** Von Dr. Ed. Müller. Breslau, Joſef Max und Comp., 1861.

* Die Frau in Weiß, von Wilkie Collins. Aus dem Engliſchen von Marie Scott. Autoriſirte Ausgabe. Zweite Auflage. Leipzig, Voigt & Günther, 1862.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Sendungen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr, halbjährlich 2 Thlr, vierteljährlich 1 Thlr, wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 19. Mittwoch, den 7. Mai 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite
Das Autoren-Recht und die Geſetzgebung. Giebt es ein geiſtiges Eigenthum? 217
Italien.
Alfred von Reumond: „Zeitgenoſſen;" Biographien und Charakteriſtiken . . 219
Dänemark.
Dänemarks Verhältniß zu Deutſchland, vor dem Publikum Englands . . 223
England.
Memoiren des Herzogs von Buckingham 224
Türkei.
Ein türkiſcher Paſcha und ein griechiſcher Erzbiſchof 225
Deutſchland und das Ausland.
Die Mark Brandenburg und ihre ethnographiſchen Bevölkerungsverhältniſſe
Deutſche National-Bibliothek 227
Mannigfaltiges.
Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag und ſeine Gegner . . . . . . "
Brünn und das Germaniſche Muſeum 228
Das ruſſiſche Budget . . . . "
Das Millennium des ruſſiſchen Reichs . . . . "
Churchill's „Druſen und Maroniten" . . . . "
Nach der Arbeit . . . . "
Geſchichtsverfälſchungen durch Gemälde . . . . "

Frankreich.

Das Autoren-Recht und die Geſetzgebung.

Giebt es ein geiſtiges Eigenthum?

Man wird ſich erinnern, daß wir vor mehreren Jahren einige Artikel brachten, welche die Frage des literariſchen, reſpektive des geiſtigen Eigenthums betrafen und namentlich die Verhandlungen beſprachen, die darüber auf dem großen Kongreſſe von Buchhändlern, Kunſthändlern und Schriftſtellern zu Brüſſel gepflogen worden waren. Dieſe Frage iſt in Frankreich noch gegenwärtig der Gegenſtand eifrigſter und allſeitigſter Beſprechung, und zwar von Seiten bedeutender Männer aus dem zunächſt betheiligten Kreiſe, die dabei kein unbedeutendes Gewicht in die Wagſchale werfen. So liegen uns zwei Schriften vor, welche den Inhaber der berühmteſten Buchhändlerfirma Frankreichs, Herrn Ambroiſe Firmin Didot, und einen gleichfalls bedeutenden Verleger, den Redacteur der „Revue Nationale," Herrn Charpentier, zum Verfaſſer haben.*

Wir beſprechen die letztere Schrift, welche den Titel führt: „De la prétendue propriété littéraire" aus Gründen, die uns beſtimmt haben, zuerſt. Schon aus dem Titel geht hervor, daß der Verfaſſer ein eigentliches literariſches Eigenthum nach juriſtiſcher Definition ganz in Abrede ſtellt. Auch wir hatten in unſern oben erwähnten Artikeln uns auf dieſen Standpunkt geſtellt, und auszuführen verſucht, daß die begriffsmäßigen Kennzeichen des wahren Eigenthums auf geiſtige Erzeugniſſe nicht zutreffen, und daß die Geſetzgebung in Schwierigkeiten geräth, wenn ſie hier ein ſolches annimmt. Mit einiger Genugthuung haben wir deshalb wahrgenommen, daß Herr Charpentier, ein Mann vom Fache und großer Sachkenntniß, im Ganzen denſelben Gedankengang einſchlägt, den wir damals für richtig gehalten. Er ſagt darüber im erſten Kapitel, das die Ueberſchrift führt:

„Das literariſche Eigenthum iſt kein Eigenthum:"

„Man behauptet, daß das Recht eines Schriftſtellers auf ſein Werk daſſelbe iſt, wie das, welches ſich an den Beſitz eines materiellen Dinges knüpft, und daß alle beide demnach dieſelben Vortheile mit ſich führen müſſen. Ein geiſtreicher Mann, der gern mit Paradoxen ſpielt, hat dieſe Anſicht formulirt, indem er mit anſcheinendem Tiefſinn geſagt hat: „Das literariſche Eigenthum iſt ein Eigenthum." Und das Wort hat Glück gemacht, wie viele andere Worte, die durch eine geiſtreiche Wendung und einen falſchen Schein der Wahrheit imponiren.

„Nein, das Recht der Autoren auf ihre Werke kann nicht mit dem gleichgeſtellt werden, welches der Kunſttiſchler auf den Schreibtiſch beſaß, an dem wir in dieſem Augenblicke ſchreiben, und das er uns abgetreten hat. Das erſtere dieſer beiden Rechte unterſcheidet ſich von dem zweiten ebenſo ſehr durch ſeinen Urſprung, als durch ſeine Weſenheit und ſeine Wirkungen. Beide gehen von ganz entgegengeſetzten Gefühlen und Inſpirationen aus. Das literariſche Werk wendet ſich an Alle und kann von Allen beſeſſen werden; das materielle Werk iſt für einen Einzigen geſchaffen und kann nur von einem Einzigen beſeſſen werden; das erſtere iſt ein objectives Werk, das letztere ein ſubjektives; d. h. das eine hat zum Gegenſtande die äußere Welt, an die es ſich richtet, das andere iſt nur geſchaffen, um einem Wunſche oder einem rein perſönlichen Intereſſe ſeines Urhebers genug zu thun.

„Der wahre Schriftſteller, der von den Göttern geliebte Verfaſſer, wie die Griechen ſagten, die ſich auf alle begreifliche Dinge ein wenig beſſer, als wir verſtanden, wird von einem geheimen Triebe beſeelt, die Wahrheiten und Schönheiten, deren Ideal in ihm liegt, nach Außen zu verbreiten; und was ihn ſicher bei dieſer Entfaltung ſeines Geiſtes am wenigſten berührt, iſt der materielle Profit, der ihm davon abfallen kann; ja, wenn eine gewinnſüchtige Abſicht ſich ſeiner Begeiſterung beimiſchte, ſo würde ſie dieſelbe zerſtören.

„Die geiſtige Stimmung, welche ſchöne Werke hervorbringt, iſt von derſelben Natur, wie die, welche ſchöne Handlungen bewirkt. Es iſt ein Act des Glaubens, der Hingebung, das Geſchenk, welches ein hoher Sinn der Menſchheit macht, und wofür die Belohnung in der Seele des Urhebers ſelbſt, und der öffentlichen Dankbarkeit und dem Glorienſcheine liegt, der ihn während ſeines Lebens umgiebt, und ihm auch nach dem Tode bleibt. Die Münze, die man Ruhm nennt, und die freilich an der Börſe keinen Cours hat, iſt die wahre Belohnung der großen Werke des menſchlichen Geiſtes.

„Das Eigenthum eines materiellen Gegenſtandes iſt im Gegentheile, wie ſchon geſagt, das Reſultat einer in einem ganz perſönlichen Intereſſe entworfenen und ausgeführten Arbeit; es iſt unbeſtimmt, und kann von ſeinem Urheber vernichtet werden. Wir haben vollſtändig das Recht, den Schreibtiſch zu verbrennen, von dem wir eben geſprochen, und auf welchem wir ſchreiben, ohne daß Jemand das Recht hätte, ſich zu beklagen; denn Niemand anders erleidet einen Verluſt, als wir ſelbſt. Nicht ſo verhält es ſich mit dem Werke eines großen Schriftſtellers oder Künſtlers; an dem Tage, wo er es dem Publikum übergiebt — und das iſt ſein ſchönſter Tag, entäußert er ſich deſſelben, und die Geſellſchaft würde ſich mit Grund einer Vernichtung deſſelben widerſetzen, wenn er ſie verſuchen wollte oder könnte....."

Wir hatten ganz denſelben Grund geltend gemacht. Das Geiſtige

* 1) De la prétendue propriété littéraire et artistique, par M. Charpentier, libraire-éditeur etc. Extrait de la Revue Nationale. Nos des 10—25 février. Paris, chez l'auteur, 1862.
2) Observations présentées à la commission de la propriété littéraire et artistique, par Ambroise Firmin Didot, membre de la commission. Paris, F. Didot (Berlin, B. Behr), 1862.

Digitized by Google

gehört dem Publikum. „Wenn Rouget de Lisle ſein unſterbliches Schlachtlied hätte zurückziehen wollen, und mir geſagt hätte: „das literariſche Eigenthum iſt ein Eigenthum wie jedes andere; ich will nicht, daß man meine Marſeillaiſe ſingen oder ſpielen ſoll" — glaubt man, daß ich ihn auch nur angehört hätte?"

Im weiteren Verlaufe zeigt der Verfaſſer, daß der Ausdruck „Literariſches (geiſtiges) Eigenthum" ungeeignet, und daß er zu erſetzen ſei durch einen andern „das Recht der Verfaſſer auf ihre Werke." — Wir glauben allerdings, daß derſelbe richtiger für die Geſetzgebung ſei, als der erſtere, und daß ſich daraus beſſer die juriſtiſchen Deductionen machen laſſen, welche nöthig ſind, um beſtimmte Vorſchriften zu formuliren. Wenn das geiſtige Eigenthum wirkliches Eigenthum iſt, warum beſchränkt man ſeine Dauer, wie kann man demſelben einen Endtermin ſetzen, wo es aufhören ſoll? Iſt ein ſolches Aufheben etwas anders, als eine Entziehung des Eigenthums, d. h. ein Raub? wie kann dieſelbe geſetzmäßig begründet werden? Das Recht eines Schriftſtellers und Künſtlers auf ſeine Werke iſt aber ſo lange unbeſtreitbar, als daſſelbe in ſeiner geiſtigen Wirkſamkeit lebendig iſt, und darum handelt es ſich ja zuletzt. Wenn ein Maler ein Gemälde verkauft hat, das in der Gemäldegallerie eines Privatmannes hängen bleibt, ſo wird er mit dem Verkaufspreiſe auch ſein Recht abgetreten haben; der Privatmann würde ihm, ohne etwas anders als eine Rückſichtsloſigkeit zu begehen, ſelbſt den Eintritt in ſeine Gallerie verweigern können, falls er etwa ſein Bild noch einmal zu ſeiner Ergötzlichkeit anſehen wollte. Anders aber ſtellt ſich die Sache, wenn es ſich um eine neue Vervielfältigung des Bildes handelte, welche der Käufer nicht ſtipulirt hat. Sofort würde das ruhende Recht des Malers auf ſein Bild wieder lebendig werden. Ebenſo iſt es mit Schriftwerken: Bücher z. B., die keine ſichtliche Wirkung auf das Publikum mehr äußern, die verſchollen ſind, kommen nicht deshalb nicht in Betracht, weil der Autor kein Recht auf dieſelben hätte, ſondern weil dieſes Recht an ſich werthlos iſt. Bei Büchern hingegen, die eine fortgeſetzte Wirkung auf das Publikum üben, welche wieder und wieder aufgelegt werden und alſo ihre Lebenskraft zeigen, iſt dieſes Recht nicht werthlos und der Urheber derſelben würde noch nach tauſend Jahren, falls Menſchen ſo lange lebten, daſſelbe geltend machen können, eben weil es unverjährbar iſt. Freilich iſt die Frage, in welcher Weiſe und wie weit? Es handelt ſich hier wieder um geiſtige und um materielle Intereſſen — oder einfacher geſagt, um den Punkt, ob auch das Recht auf materielle Vortheile, vulgo Geld genannt, unverjährbar ſei?

Die Antwort hierauf wird in einem zweiten Abſchnitte gegeben. Das Recht der Schriftſteller u. ſ. w. kann nur ein temporäres ſein, ſo weit es ſich um Geldvergütigung handelt.

„Wenn ein Produkt der menſchlichen Intelligenz in Form einer Schrift oder eines Kunſtwerkes ſeinem Urheber und denen, die darauf ein Anrecht haben, ſtets die Wohlthaten ſeiner Ausnützung verſchaffen müßte, warum ſollten die übrigen Produkte der Intelligenz, die der Wiſſenſchaften und Induſtrie, ſich nicht derſelben Gunſt erfreuen — warum nicht die Gelehrten, die Erfinder, die Wohlthäter der Menſchheit, welche die Geſetze der Attraction, der Schwere der Luft, der Anwendung der Dampfkraft, Elektricität, Buchdruckerkunſt, Photographie u. ſ. w. entdeckt? Sollte ihr Anrecht nicht ſo heilig ſein, als das Paul de Kocks, oder eines andern induſtriöſen Schriftſtellers?

Nach der Theorie, würde Jeder, der in irgend welcher Weiſe Vortheil von dieſen Entdeckungen zieht, d. h. ſo ziemlich alle Menſchen, oder wenigſtens die civiliſirten, ihren Beitrag entrichten müſſen, um die Entdecker oder ihre Erben zu belohnen. Erfände z. B. ein geſcheidter Arzt endlich das Mittel, die Schwindſucht zu heilen, das er aber für ſich behielte, ſo würde er und ſeine Erben im Beſitz aller Bruſtkranken ſein, welche in der Welt ſind und ſpäter ſein würden; denn er allein würde das Mittel und die Berechtigung haben, ihnen das Leben zu erhalten. Früher iſt es in der That ſo geweſen, und noch jetzt giebt es dergleichen Familien, in welchen gewiſſe Geheimmittel erblich ſind. So viele Erfindungen, ſo viele Künſte alſo, ebenſo viele erbliche Monopole würden möglich geweſen ſein, wenn ſich nicht der Gedanke Bahn gebrochen, daß dergleichen Dinge zum Gemeingut der Menſchen werden müßten. Iſt nun die Abtretung dieſes Monopols von Seiten eines Erfinders an die Allgemeinheit ſelbſtverſtändlich, oder kann ſie an gewiſſe Bedingungen geknüpft werden, die derſelbe zu ſtellen berechtigt iſt? Man ſollte das Letztere annehmen.

„Bei dieſen Einwürfen, die man unſeren Gegnern gemacht, haben ſie doch nicht den Muth verloren, und mehrere von ihnen haben ausdrücklich zu dieſem Zwecke eine Theorie ausgedacht, auf die ſie großes Vertrauen ſetzen. Sie iſt folgende: Man muß, ſagen ſie, die Entdeckungen der Gelehrten, der Erfinder und die Produkte der menſchlichen Induſtrie nicht gleichſtellen den reinen Kunſt-Conceptionen. Die Gelehrten, die Erfinder, die Induſtriellen erfinden nichts; ſie entdecken, was ſchon vorhanden iſt; das iſt Alles. Sie haben blos die Mühe gehabt, zu ſuchen; wir dagegen (Dichter und Künſtler) ſchaffen Formen, das iſt was Anders. Newton hat zwar die Geſetze der Attraction gefunden, aber, wie er ſelbſt ſagt, dadurch, daß er einen Apfel hat fallen ſehen. Das Fallen des Apfels hat alſo natürlicher Weiſe die Idee der Schwere der Körper, der Attraction, erweckt und die Erklärung der Himmels-Mechanik iſt daraus von ſelbſt hervorgegangen. Guttenberg hat ohne Zweifel die Buchdruckerkunſt erfunden, ohne welche uns unſere ſchönſten Werke nicht fünfundzwanzig Francs eintragen würden, aber die Alten kannten das Graviren auf Stein und Metall, wovon man Abzüge nehmen kann. Von da zur Buchdruckerei iſt der Weg gar nicht ſo weit. Was ſind übrigens die materiellen Erfindungen gegenüber den rein geiſtigen Conceptionen? Newton und Guttenberg ſind im Grunde nicht Erfinder, ſondern Finder, während wir Dichter und Künſtler die wahren Schöpfer, die Väter der Form und des Lichtes ſind."

Herr Charpentier zeigt nun, daß es mit dieſen rein geiſtigen Conceptionen nicht weit her ſei; daß der Schriftſteller ſeine „inspirations," wie das der Franzoſe nennt, der Geſellſchaft verdanke; ſelbſt Lamartine, Alfred de Muſſet ꝛc. Aus dieſen Gründen, die jedenfalls (natürlich ohne Ironie) aufgeſtellt worden ſind, dürfte man erſehen, daß hier bereits weniger der Rechtsſinn und die Philoſophie, als das materielle Intereſſe ſpricht. Jedermann wird doch ſolche weltbewegende Erfindungen höher ſchätzen und eines geiſtigen Eigenthumsrechtes würdiger finden, als die franzöſiſche und deutſche Roman-Induſtrie mit ihren Kameliendamen, Lucinden und dergl. Andrerſeits wird man einſehen, welche Schwierigkeiten der Geſetzgebung über dieſen Punkt erwachſen, wo das alte Privilegium, das Monopol, das Patent und das moderne Gemeinprinzip noch bunt durcheinander gehen. Ohne Zweifel kann man ſich, wenn man einmal hierüber zu ſpintiſiren anfängt, in's Unendliche verlieren! wenn man z. B. den Urſprung vieler ſolcher rein geiſtigen Conceptionen ermitteln wollte und könnte, zu welchen kurioſen Dingen würde man da geführt werden. Wie viele Hunderte von Romanen, Novellen, Trauer- und Luſtſpielen, die Glück machen, ſind nicht neue Umſchneiderungen und Umſchuſterungen alter Gedichte, deren Exiſtenz ſo lange verborgen bleibt, bis irgend ein Zufall darauf führt. Alles ſchon dageweſen! Der Philoſoph wird ſagen, es giebt gar keine neuen poetiſchen Conceptionen.

Das Recht der Autoren iſt alſo nur temporär. Natürlich, es unbegränzt machen, es bis in's zehnte Geſchlecht vererben zu laſſen, heißt literariſche und artiſtiſche Fideicommiſſe ſchaffen. Als Termin deſſelben werden, wie auch auf dem Brüſſler Kongreſſe feſtgeſetzt wurde, fünfzig Jahre vorgeſchlagen. Für den Autor ſelbſt ſoll es lebenslänglich ſein.

Der vierte Abſchnitt handelt über nachgelaſſene Werke, der fünfte über das Recht der Ueberſetzungen, welcher viele intereſſante Dinge enthält. Der Verfaſſer, ſelbſt Verleger im großen Stil und mit allen Geheimniſſen des Geſchäftslebens vertraut, findet, daß das Eigenthumsrecht, welches man den Verfaſſern gegenüber den Ueberſetzungen eingeräumt, erſichtlich nachtheilig auf Frankreich eingewirkt habe. Er ſagt, daß die Ueberſetzungen fremder Werke, ſelbſt der beſſeren (abgeſehen von entſchiedenen Meiſterwerken) nur einen ſchwachen Abſatz fänden, weil der franzöſiſche Geſchmack das Heimiſche vorziehe. Früher habe man fremde Werke in der Ueberſetzung dieſem Geſchmacke zu Liebe umgemodelt, bei deutſchen und engliſchen z. B. Längen und Schwerfälligkeiten weggelaſſen oder gekürzt, bei italiäniſchen und ſpaniſchen das übermäßige Pathos und den geſuchten Witz vielfach herabgeſtimmt; ſeit man aber ſich bei Ueberſetzungen gegenüber dem Autor gebunden, geſchehe dies nicht mehr; dieſe Bücher fänden deshalb ſowohl in Frankreich, als auch unter den fremden Nationen, welche den franzöſiſchen Geſchmack lieben (z. B. Ruſſen und Polen) einen weit geringern Abſatz.

Herr Charpentier klagt darüber, daß die Prätenſionen der fremden Verleger in dieſen Dingen ſehr groß ſeien, und daß ſie die Erlaubniß zur Ueberſetzung rundweg abſchlügen, wenn man ſich eine derartige Zurichtung für den franzöſiſchen Geſchmack ausbedingen wolle. Namentlich machen die engliſchen Verleger den franzöſiſchen hierin große Schwierigkeiten. Der Verkauf der franzöſiſchen Ueberſetzung thut ihnen nämlich materiell dadurch den größten Eintrag, daß die Leute in Belgien, Holland, der Schweiz, Rußland ꝛc., die etwa auch ein engliſches Buch leſen könnten, die gewöhnlich weit wohlfeilere franzöſiſche Ueberſetzung vorziehen.

Hierbei kommt Herr Charpentier auf Macaulay zu ſprechen:

„Nun in Bezug auf Macaulay eine Thatſache, welche allein hinreichend iſt, zu beweiſen, was wir eben geſagt haben. Dieſer große, edle

Digitized by Google

Geiſt, welcher nebenbei geſagt der erklärte Gegner des ſogenannten „literariſchen Eigenthums" war, obwohl er mehr Recht darauf hatte, als jeder Andere, autoriſirte uns vor mehreren Jahren, ſeine Geſchichte Englands in's Franzöſiſche überſetzen zu laſſen, indem er das angebotene Honorar zurückwies. Von dieſer von Emil Montégut gemachten Ueberſetzung, mit welcher Macaulay ſehr zufrieden war, haben wir heute 3000 Exemplare abgeſetzt — eine unbedeutende Zahl bei einem der ſchönſten Bücher unſerer Zeit; aber von dieſen ſeit ſieben Jahren abgeſetzten 3000 Exemplaren ſind mehr als zwei Drittel in's Ausland gegangen. Gewiß hat dieſer Verkauf des Macaulay'ſchen Werkes in der franzöſiſchen Ueberſetzung der Originalausgabe geſchadet! Und in welchem Verhältniſſe? Man kann es unmöglich genau beſtimmen; gewiß aber war es bedeutend genug, und der Schaden für den engliſchen Herausgeber um ſo größer, als ſeine Ausgabe neun Mal theurer zu ſtehen kam, als unſere Ueberſetzung.

„Das iſt noch nicht Alles. Von einem großen und ſchönen fremden Buche, einem Meiſterwerke, das den menſchlichen Geiſt ehrt, wird ein franzöſiſcher Verleger, wenn er das Recht erwirbt, es in unſerer Sprache nachzubilden, gewiß nur eine Ueberſetzung anfertigen laſſen, gewiß wird er ſich nicht ſelbſt Konkurrenz machen durch Veröffentlichung mehrerer. Wir werden alſo nur Eine Ueberſetzung von einem fremden Meiſterwerke haben, und ſie wird unfehlbar ſchlecht ſein; denn der Verleger der zuerſt das in Frage ſtehende Ueberſetzungsrecht, dann das Honorar für die Ueberſetzung ſelbſt zu zahlen hat, wird dieſelbe, man kann deſſen ſicher ſein, wenn er keine Konkurrenz zu fürchten hat, für einen ſo geringen Preis, als möglich iſt, anfertigen laſſen.

„Angenommen, daß ein anderer Verleger ein Mann von Geſchmack iſt, und daß er ſich ſelber für das in Frage ſtehende Werk intereſſirt, ſo wird er einen guten Ueberſetzer für daſſelbe ſuchen — aber wohlverſtanden, immer nur Einen; d. h. eine einzige Ueberſetzung, ſelbſt von einem talentvollen Manne gemacht, wird immer eine mangelhafte Ueberſetzung ſein, weil eine gute nur nach anderen, die ihr vorausgegangen, gemacht werden kann. Wenn das Dekret vom 28. März 1852 ſtets exiſtirt hätte, ſo würden wir nur eine einzige Ueberſetzung von Homer, Virgil, Shakſpeare, Dante, Milton, Don Quijote und zwar eine mangelhafte haben. Das iſt nun der Zuſtand, in den wir mit neueren Meiſterwerken in einer fremden Sprache gerathen, wenn jenes Dekret nicht geändert wird."

Man wird hieraus erſehen, wie das geiſtige Eigenthumsrecht, in zu individueller Form gefaßt, wieder zum Ueberſetzungsmonopol wird und zu einer Ungerechtigkeit gegen das Talent, gegen das Publikum führt. Ein talentvoller Menſch, der ſich vielleicht aus reiner Liebe zu des fremden Dichters Werke in daſſelbe geiſtig vertieft hat, und alle Mühe aufwendet, daſſelbe treu und im ganzen Umfange in ſeiner Mutterſprache wieder zu geben, darf dieſe Ueberſetzung nicht veröffentlichen, weil eine vielleicht oberflächliche, ſchlechte Induſtrie-Arbeit bereits das Monopol hat, geleſen werden zu müſſen. Wir haben in dieſen Blättern auch bereits vielfach auf das Widerſinnige und Nachtheilige ſolcher geſetzlichen Beſtimmungen über das Recht der Autoren auf die Ueberſetzung ihrer Werke in fremde Sprachen aufmerkſam gemacht.

Herr Charpentier beklagt dieſen Zuſtand in Bezug auf die franzöſiſche Literatur auf das bitterſte. Dieſelbe habe fremden Einfluß, fremde Ideen, dringend nöthig; nur dadurch, daß derſelbe vor längerer Zeit ſo umfangreich geweſen, habe ſich Frankreich auf's Neue befruchtet.

„Frankreich wuchs moraliſch und die allgemeine Civiliſation erweiterte ſich. Heutzutage wird der franzöſiſche Geiſt, eingepfercht wie der chineſiſche, ſteril. Kunſt, Literatur werden jeden Tag ſchwächer und eilen dem Verfalle zu. Einige wenige Männer, die letzten Vertreter der großen geiſtigen Bewegung, die vor etwa 30 Jahren in Frankreich unter der Einwirkung der fremden Literaturen vor ſich ging, halten ſich noch wacker aufrecht, aber faſt iſolirt und von dem Stillſchweigen eingeſchüchtert, das um ſie herrſcht. Kein einziges wirklich bedeutendes und orginales Werk kommt zum Vorſchein.

„Der einzige Literaturzweig, der in Frankreich noch nicht verfallen, iſt die Kritik, weil ſie am wenigſten ſchöpferiſche Kraft bedarf und auch weil die deutſche Gelehrſamkeit und Philoſophie ihr bis dahin unbekannte Tiefen aufgedeckt hat."

In einem weiteren Abſchnitte wird über die Wirkungen und Gefahren der perpetuirlichen Dauer des Verlagsrechts gehandelt und behauptet, daß der Autor durch ſie keinen Centime gewinnen würde. Die Schriftſteller, welche ſie heutzutage mit ſo viel Eifer vertheidigten, ließen ſich von einer Fata Morgana täuſchen.

Einen bedeutenden Theil des noch Folgenden nimmt die Polemik gegen den Verleger Hetzel und das Syſtem deſſelben ein, welches ein abſolutes Eigenthumsrecht der Schriftſteller anerkennen will. Ebenſo werden die Anſichten eines andern Verlegers en gros, Hachette, kritiſirt und viele Einzelheiten des franzöſiſchen Buchhandels beſprochen, die für den Geſchäftsmann vielfach intereſſant ſein mögen, auf die wir hier aber nicht näher eingehen können. Angefügt iſt ein Schlußwort und ein Vorſchlag zu einem Geſetzentwurf, der auf dem fünfzigjährigen Termine beruht, welchen man zu Brüſſel für gut befunden — nämlich vom Tode des Verfaſſers an gerechnet. Er handelt vom Rechte der Autoren, den nachgelaſſenen Werken, den Ueberſetzungen (die freigegeben werden, wenn der fremde Verfaſſer nach zwei Jahren eine franzöſiſche Ueberſetzung nicht veranlaßt hat), dem Nachdrucke und dem Geſchwornengericht über Nachdruck.

Das Büchelchen von Firmin Didot „Bemerkungen, der Commiſſion für literariſches und künſtleriſches Eigenthum eingereicht," iſt weniger eingehend in die Sache, und behandelt die Frage mehr vom poſitiven Standpunkte des Geſchäfts. D. prüft die Frage kurz unter drei Geſichtspunkten:

1) zeitlich begränztes Eigenthum,
2) ſtetes, zum Vortheile der Familien monopoliſirtes Eigenthum,
3) ſtetes Eigenthum, mit freier Konkurrenz verbunden.

Das zeitlich begränzte Eigenthum hat zwei Syſteme; ein Syſtem

a. beſtimmt durch den Tod des Verfaſſers,
b. durch das Datum der erſten Veröffentlichung.

Erſteres iſt das praktiſchere. Man hat die Termine nach den einzelnen Geſetzgebungen von fünf Jahren an bis 50 Jahre; 5 Jahre Chili; 7 England; 10 Braſilien, Mexiko; 12 Kirchenſtaat; 14 Venezuela; 15 Sardinien; 20 Belgien, Holland, Schweden; 30 Frankreich, Preußen, Oeſterreich, Dänemark, Portugal, dreißig deutſche Staaten; 50 Spanien und Rußland.

Das zweite Syſtem iſt angenommen in Griechenland (15 Jahre von der erſten Veröffentlichung an), in den Vereinigten Staaten (28 Jahre, mit Verlängerung auf 42 Jahre beim Leben des Autors), in der Schweiz (dreißig Jahre im Fall, wenn es der Autor nicht überlebt; ſonſt aber lebenslänglich), in England (42 Jahre von der erſten Veröffentlichung an, 7 Jahre nach des Verf. Tode).

Auch Herr Didot erkennt das literariſche Eigenthum als ein abſonderliches, sui generis an, auf das man nicht die Definitionen des gewöhnlichen materiellen Eigenthumsrechtes anwenden dürfe. Wollte man konſequent ſein, ſo müßte man ein ſolches literariſches „Eigenthumsrecht" vererben laſſen, wie jedes andere, und, um die richtige Erbfolge zu ſichern, Majorate mit dem Vorrechte der Erſtgeburt ſchaffen. So kann es kommen, daß in zweihundert Jahren das Eigenthumsrecht an die Werke eines berühmten Dichters hundert und mehr Perſonen angehörte, die alle ein Wort bei der Veröffentlichung, bei einer neuen Ausgabe mit zu ſprechen haben würden. Welche Streitigkeiten, welche Prozeſſe wären da möglich!

Hier erfahren wir endlich auch Näheres über das „Systême Hetzel," das charakteriſirt wird als „ſtetes Eigenthum, combinirt mit der freien Concurrenz" — Es läuft auf eine Verſteuerung jedes Abdruckes an die Erben hinaus. Fünf Jahre nach dem Tode eines Autors ſoll ſein Buch dem Publikum ganz anheimfallen; jeder Verleger, der es dann drucken will, meldet bei einem eigens dazu eingerichteten Central-Bureau zu Paris die Zahl der Exemplare, die er abziehen laſſen will, an; von denſelben zahlt er dann eine Abfindung von 2 bis 3 Procent zum Beſten der betheiligten Erben.

Herr Didot ſpricht ſich über dieſen Plan weit günſtiger aus, als Herr Charpentier; nur findet er die Friſt von fünf Jahren nach dem Tode des Verfaſſers zu kurz, namentlich bei Werken, die großes Kapital erfordert haben und einen langſamen Abſatz finden. Er ſchlägt dafür eine Friſt von zwanzig Jahren am geeignetſten vor, während er die bisher gültige von dreißig Jahren für ungeeignet hält.

Italien.

Alfred von Reumont: „Zeitgenoſſen;" Biographien und Charakteriſtiken.*

Schon in dem letzten Bande der Beiträge zur italiäniſchen Geſchichte hatte Herr v. Reumont ſich überwiegend biographiſchen Skizzen von hervorragenden Zeitgenoſſen zugewendet und dabei vorzugsweiſe

* Zwei Bände. Berlin, Decker, 1862.

Digitized by Google

ſolcher Männer gedacht, mit denen er durch ſeine Stellung zu der Literatur des Landes, das ſeit ſo vielen Jahren ſeine Reſidenz und zugleich der Quell- und Mittelpunkt ſeiner umfaſſenden Studien iſt, in perſönliche Berührung gekommen war. Die leichte Form ſolcher Skizzen mußte ihm bei dem übergroßen Reichthum der Erinnerungen, welche ſein treues Gedächtniß von den ausgedehnteſten literariſchen und perſönlichen Verbindungen bewahrte, für die zwangloſe Mittheilung des Erlebten und Erfahrenen ganz beſonders zuſagen; zumal da ſie für die Einflechtung des eignen Urtheils über die jetzigen Menſchen und Verhältniſſe in Italien die bequemſte Gelegenheit darbot. Tief eingeweiht in die künſtleriſche, literariſche und politiſche Geſchichte des Landes, ein gründlicher Kenner der Local- und Familienhiſtorien, an denen kein Land reicher iſt, endlich ſowohl durch Neigung als durch amtlichen Beruf der ſcharfe und aufmerkſame Beobachter jeder Lebensäußerung und jedes Ereigniſſes während eines langen vielbewegten Zeitraums, iſt der ehemalige preußiſche Geſandte in Florenz der unermüdliche Vermittler zwiſchen der Literatur ſeines Vaterlandes und der ſeiner neuen Heimat, welche er zugleich, die eine wie die andere, mit geſchätzten Werken bereichert.

Auch zu den jetzt vorliegenden neuen Gemälden von Zeitgenoſſen ſind die Farben und viele Züge der Zeichnung wiederum aus Italien, und die Urbilder, wenn auch nicht alle italiäniſcher Herkunft, doch mit Erinnerungen an das ſchöne Land vielfach verknüpft. Keines inniger als die herrliche Geſtalt des Isländers Thorwaldſen, der einmal von Freunden um den Tag ſeiner Geburt befragt, zur Antwort gab: Den weiß ich nicht, aber am 8. März (1797) kam ich nach Rom! Und in Rom entſtanden unter ſeinen Händen jene vollendeten Bildwerke, welche den Olymp Griechenlands neu aufbauten; in Rom erfüllt, da viele der anderen ihren Weg in die Kunſtſammlungen und Fürſtenſchlöſſer der Hauptſtädte von Europa gefunden haben, noch heute im Quirinaliſchen Palaſt das Hauptwerk des großen Meiſters, der Alexanderzug, den Beſchauer mit freudiger Bewunderung. Neben der begeiſterten dem Gedächtniß des unſterblichen Nordländers gewidmeten Rede erinnert ein kurzer Lebensabriß an den Freiherrn von Brockhauſen, den vieljährigen Vertreter Preußens am Hofe der neapolitaniſchen Bourbonen. Daran ſchließen ſich die Engländer Sir Frederik Adam und Frederik North, Graf von Guilford, beide, der Erſte als Lord-Obercommiſſair, der Zweite als Curator der durch ſeine raſtloſe Bemühung in Corfu begründeten neugriechiſchen Univerſität, hochverdient um das Wohl der kleinen Siebeninſel-Republik, und Beide durch Reiſen und längeren Aufenthalt in den ſpäteren Lebensjahren in Italien wohlbekannt. Angehängt iſt eine biographiſche Skizze des berühmteſten der corfiotiſchen Gelehrten, des Grafen Andrea Muſtoxidi, der ſeiner Zeit neben dem ruſſiſchen Miniſter Capodiſtrias, ſeinem Landsmanne, als Kandidat um die Präſidentſchaft des jungen Freiſtaates Griechenland viel genannt ward. Der Römer Giulio Ceſare Roſpiglioſi und der Mailänder Pompeo Litta, beide den erſten Adelsgeſchlechtern ihrer Heimat entſproſſen und beide als Begünſtiger und Förderer der literariſchen Beſtrebungen geehrt, werden dem Verfaſſer zum Anlaß, ſich in die genealogiſchen Verhältniſſe der italiäniſchen Nobilität etwas tiefer einzulaſſen, als die Sache erfordert — eine Verſuchung, welcher übrigens der leicht erliegen kann, der wie Herr v. Reumont in der Adels- und Familiengeſchichte faſt aller europäiſchen Länder auf das gründlichſte bewandert und dadurch im Stande iſt, Vergleichungs- und Anknüpfungspunkten der vielfältigſten Art nachzugehen. Die Erinnerung an König Friedrich Wilhelm IV., im vollen Schmerze über die Todesnachricht des Monarchen, dem der Verfaſſer während ſeiner letzten leidensvollen Jahre vielfach ein Geſellſchafter und Tröſter war, und im Erguſſe perſönlichen Dankgefühls niedergeſchrieben, iſt ein tiefempfundenes Andenken an die hohen Geiſtesgaben und die hinreißende Perſönlichkeit des Verſtorbenen.

Neben dieſe gelegentlichen und flüchtigeren Skizzen hat der Verfaſſer jedoch ein ausführliches, mit aller Sorgfalt und Liebe gezeichnetes Bild geſtellt, das des philoſophiſchen Geſchichtsſchreibers von Italien, des Grafen Ceſare Balbo. Seine Biographie füllt den erſten Band des vorliegenden Werks; bei dem vielbewegten Leben des Mannes, der als Hiſtoriker, als politiſcher und philoſophiſcher Schriftſteller, als Krieger und als Staatsmann eine ſo hervorragende Stelle in der Entwicklungsgeſchichte des neuen Italiens einnimmt, bot ſie dem Verfaſſer vielſeitigen Anlaß, ſein Urtheil über dieſe Entwicklung zu fällen, und ſein perſönliches Verhältniß zu der gegenwärtigen Geſtaltung der Dinge darzulegen. Man wird ſich nicht allzu ſehr darüber wundern, daß ſein Urtheil vielfach im Widerſpruch mit der allgemeinen Anſicht ſteht, daß ſein Verhältniß zum regno d'Italia nichts weniger als ſympathetiſch iſt. Der gewaltige Gang der Ereigniſſe ſeit 1848, welche die künſtlich genährte Meinung von dem politiſchen Todesſchlafe Italiens erbarmungslos vernichteten, zerriß die mühſam geſponnenen diplomatiſchen Netze ſo vieler Kongreſſe und Konferenzen in einer Weiſe, welche bei den in ſolchen Geſpinnſten Vielgewandten Abneigung und Beſorgniß erregen mußte. Form und Inhalt der Maßregeln des energiſchen Mannes, dem Italien vor Allen ſeine politiſche Wiedergeburt verdankt, gingen über den hergebrachten Geſichtskreis der europäiſchen Staatskünſtler weit hinaus; durch furchtloſe Kühnheit im Anpralle der Gefahren, blitzſchnelle Schlagfertigkeit in den Entſchlüſſen und Vollziehungen, durch Großartigkeit des politiſchen Blicks das Gedächtniß der größten Lenker von Griechenland und Rom erneuernd, rief Camillo Cavour bei ſeinen Kollegen in den Kabinetten von Europa nur unheimliche Gefühle der Befremdung, ja des Grauens und der Furcht wach. Wir werden uns überdies bei der Beurtheilung der neueſten italiäniſchen Ereigniſſe durch Hrn. v. Reumont daran erinnern dürfen, daß in dieſen Stürmen auch der Hof, bei dem er beglaubigt war, verſchwunden iſt. Nicht, daß wir dem Verfaſſer irgendwie kleinliche, perſönliche Rückſichten beimäßen. Aber natürlich iſt es, daß eine lange, erfolgreiche Wirkung den Menſchen, auch den Diplomaten, mit vielfältigen Banden der Gewohnheit, ja der Zuneigung an ſeinen Kreis feſſelt; natürlich, daß der ehemalige Geſandte perſönliches Intereſſe für die Geſchicke des Fürſtenhauſes empfindet, zu dem er Jahre hindurch in den angenehmſten Beziehungen geſtanden; natürlich vor Allem, daß der, ſtreng katholiſche, überwiegend hiſtoriſchen Specialſtudien zugeneigte Gelehrte, der um die Geſchichte von Florenz und Toscana ſich vielfache Verdienſte erwarb, die Umgeſtaltung des Beſtehenden, ihm lieb gewordenen Alten mit Bedauern und Beſorgniß betrachtet.

Dieſe Vorurtheile — wir nehmen das Wort in ſeinem beſten Sinne — hindern aber Hrn. v. Reumont nicht überall an gerechter und aufrichtiger Abwägung des Geſchehenen. Sein praktiſcher, in Staatsgeſchäften geübter Blick mußte das Bedürfniß eines wirklichen Eindringens in die Thatſachen empfinden; ſein hiſtoriſcher Sinn mußte, auch gegen die vorher angedeuteten Schwierigkeiten, nach Unparteilichkeit ringen. In das „Kreuzige" jener Vielen, welche ſich gegen die Wirklichkeit verſchließen, um nebelhaften Schatten nachzujagen, konnte er nicht einſtimmen. Das abſolute Dogma von der Legitimität der Fürſten, modernen Datums, wie es iſt und von dem Gange der Dinge gründlichſt durchlöchert, zählt überhaupt ſeine Bekenner weniger unter den praktiſchen Staatsmännern, als unter den theoretiſchen Hofpolitikern und Kronſyndicis. Nur in dieſen Kreiſen — und hier mehr als unter allen Landjunkern der Welt — iſt man über das Bedürfniß nach dem Erkennen der Wahrheit hoch erhaben, gänzlich waſſerdicht gegen Zeugniſſe und Gründe, ſo lange als nicht etwa die Ereigniſſe ſelbſt unſanft herantreten. Nicht um die Steckenpferd-Ritter der Legitimität zu bekehren — ſie werden nach wie vor auf ihr Oeſterreich, ihren Bourbon und ihren Eſte ſchwören! — ſondern als Beleg des Standpunkts, den Herr von Reumont zum Königreich Italien einnimmt, möge hier ſein Urtheil über die Verhältniſſe von Oeſterreich und von Piemont zu einander und zur Halbinſel eine Stelle finden:

„Für den, der die italiäniſche Geſchichte ſeit 1815 einer ruhigen und unparteiiſchen Beurtheilung unterwirft, ſtellt ſich eine traurige Wahrheit heraus. Weder Oeſterreich noch Piemont haben ihre Aufgabe erkannt und ihre Pflicht erfüllt. Die heutige Geſtaltung der Dinge in Italien und das erneute franzöſiſche Uebergewicht ſind die Folgen dieſes doppelten Irrthums.

„Oeſterreich, ſchon bald nach den durch ein troſtloſes Chaos von Widerſprüchen und Leidenſchaften herbeigeführten Ereigniſſen von 1814 und der Vernichtung der Hoffnung einer großen Zahl von Italiänern auf die Erhaltung eines Königreichs Italien unter Eugen Beauharnais, durch Merkmale von Abneigung und durch Beſorgniß vor der Wirkung des Sektengeiſtes befangen gemacht, verkannte den Genius der Nation wie er ſich in den zwanzig Jahren franzöſiſcher Herrſchaft umgeſtaltet hatte, welche mehr als ſonſt ein ganzes Jahrhundert galten. Es verſtand nicht, Italien geiſtig an ſich heranzuziehen, ſelbſt nicht in der doch ſehr unvollkommenen Art Napoleon's. Es faßte die ihm zugewieſene Rolle einer conſervativen und Reſtaurations-Politik in klein engherziger Weiſe auf, und ſtatt ſeinen Einfluß auf die übrigen Staaten zum Schaffen eines gemeinſamen Erſatzes für die Vorzüge der franzöſiſchen Organiſation zu benutzen, machte es ſich in den Augen der Italiäner gewiſſermaßen ſolidariſch für alle Mißgriffe, alle Verkehrtheiten, alle Miſeren dieſer Regierungen, auch wo es an denſelben völlig unſchuldig war. Statt von den ihm günſtigen Erinnerungen des vorigen Jahrhunderts Vortheil zu ziehen und an dieſe Traditionen wieder anzuknüpfen, unterließ es das geiſtige Element eines reichbegabten Volkes zu deſſen Befriedigung zu verwenden, erneute nur das Andenken des mit Widerſtreben getragenen

Digitized by Google

Uebergewichts der großen Kaiſerzeit des Mittelalters, nicht ihren blendenden Glanz und ihren alles Leben erfaſſenden Aufſchwung, nicht die mächtige Idee, die ſie getragen hatte. Statt die lebendigen Kräfte der Nation in ſich aufzunehmen in gegenſeitiger Durchdringung und gleichmäßiger Anerkennung, durch die allein etwas Dauerndes geſchaffen werden kann, trat es mit dem Charakter einer Fremdherrſchaft auf, verſtand weder die immer noch mächtige Ariſtokratie noch die thätige Wirkung des höheren Bürgerſtandes zu gewinnen, laſtete auf dem Volke durch einen ſtarren und todten Mechanismus, ließ ſelbſt treffliche Einrichtungen ungenießbar ſcheinen oder arg verkümmert werden durch meiſt wohl unbewußte, aber darum nicht minder verderbliche Verletzung des nationalen Gefühls; vergaß und ließ vergeſſen, daß der deutſche Geiſt der Geiſt des Fortſchritts und der Freiheit iſt, der Geiſt des lebendigen Staatsorganismus, gleich weit entfernt von Licenz wie von Despotismus....

„Daß die wiederholten Verſuche, den wachſenden Bedenklichkeiten der Lage abzuhelfen, ohne Erfolg geblieben ſind, iſt keineswegs immer Oeſterreichs Schuld geweſen. Aber Oeſterreich hat ſich nie entſchließen können, das vielleicht einzige Radicalmittel anzuwenden, welches in einer völlig veränderten Stellung der lombardiſch-venetianiſchen Provinzen lag. Lombardo-Venetien, als autonomer Staat und Mitglied eines italiäniſchen Staatenbundes, zugleich aber in einem feſten, durch Verträge geſicherten Verhältniß zu Deutſchland, würde, wenn nicht Alles trügt, tiefliegendem täglich geſteigertem Antagonismus die Spitze abgebrochen, würde den Grundſtein zu einem italiäniſchen Staatenſyſteme gelegt, würde dem richtig verſtandenen Bedürfniſſe der Nationalität und Unabhängigkeit Befriedigung gewährt haben..

„Es iſt nicht geſchehen. Man hat immer nur die momentane Lage in's Auge gefaßt und deren mehr oder minder ernſtliche Hinderniſſe überſchätzt. Es iſt auch dann gar nichts im Sinne eines nationalen Zuſammenhanges geſchehn, als die Stellung der italiäniſchen Fürſten ſchon gefährdet erſchien.

„Der ernſte Kampf, der Kampf auf Tod und Leben des hiſtoriſchen Rechts mit der Revolution konnte ſo nicht ausbleiben. Aber man hätte kaum erwarten dürfen, daß er von einem Staate aufgenommen werden würde, in welchem die ſtrengen Traditionen dieſes Rechts feſter als irgendwo zu wurzeln ſchienen. Von einem Staate, der alle Elemente beſaß, um auf friedlichem Wege Italien zu erobern, d. h. vorzugsweiſe dazu beizutragen, Italien das zu geben, was ihm fehlte: Stellung und Gefühle der Nation durch ein gemeinſames, die politiſchen Einzel-Geſtaltungen umſchlingendes Band. Alle Regierungen, die in Piemont auf einander gefolgt ſind, haben, jede auf ihre Weiſe, ihr Theil an der falſchen gewaltſamen Richtung die man dort in neueſter Zeit eingeſchlagen hat... Die Revolution war es, die dabei gewann. Die Erbſünde der ſavoyiſchen Herzöge, die Begierde nach dem Beſitze der Lombardei überantwortete Piemont dieſer Revolution. Seiner traditionellen Politik beſſerer Zeiten untreu, verirrte es ſich waghalſig auf eine falſche Bahn, überſchätzte erſt ſeine eigne Kraft, verletzte das Völkerrecht, unterlag in dem Kampfe in welchen es ſich, nicht provocirt, geſtürzt hatte, nahm mit fremder übermächtiger Hülfe dieſen Kampf wieder auf, und erneuete ſo, mittelſt dieſer Hülfe ſiegreich, und unter Anwendung an ſich wie in ihren Folgen ſchlimmer Mittel, unter andern Formen das traurige, oft geſehene Beiſpiel vergangener Jahrhunderte."

Die Art der Motivirung dieſes Urtheils wird es entſchuldigen, daß wir daſſelbe, trotz ſeiner Ausführlichkeit, hier wiedergaben. Es enthält zugleich den Grund der inneren Sympathien, die, abgeſehen von allen literariſchen Beziehungen, unſern Verfaſſer mit Ceſare Balbo verknüpfen. Denn der Verfaſſer der speranze d'Italia war ſein Lebenlang ein ebenſo entſchiedener Vorkämpfer der Unabhängigkeit von Italien, als ein offener Gegner der Revolution und der Factionen. Von denjenigen, welche die politiſche Selbſtändigkeit Italiens und die Befreiung vom Joche der Fremdherrſchaft auf dem Wege innerer Neugeſtaltung, im Bunde mit dem Papſtthum und der Kirche und mit Wahrung der Einzelſtaaten zu erreichen ſtrebten, iſt er die hervorragendſte und zugleich die edelſte Erſcheinung.

Ceſare Balbo (geb. zu Turin am 21. Nov. 1789) erhielt, trotz der Stürme, in welche ſeine Kindheit fiel, von ſeinem Vater, dem hochverdienten Miniſter, Grafen Prospero B., die ſorgfältigſte, Erziehung. Namentlich in Florenz fand die Familie längeren friedlichen Aufenthalt; die Erinnerungen an die reizenden Gärten und die herrlichen Dome der Arnoſtadt gehörten zu den ſüßeſten Erinnerungen noch des Greiſes. Ein Napoleoniſches Decret nöthigte die Ausgewanderten zur Rückkehr; in der Heimat fand der heranreifende Jüngling einen Kreis von Altersgefährten, gleichfalls aus dem höchſten Adel Piemonts, zu gemeinſamen, weitſchweifenden Studien. Beſonders ward die Lectüre des „Genius des Chriſtenthums" dem jungen Manne das beſtimmende Moment. Frühe ward er dieſem Bildungsgange entriſſen. Napoleon, der auch hier den alten Adel durch Aemter und Würden an ſich zu feſſeln ſuchte, ernannte den Achtzehnjährigen zum Auditeur im Staatsrath, ſchickte ihn erſt nach Florenz und, als der Bruch des Imperators mit dem Papſte zur Einziehung des Kirchenſtaats führte, nach Rom, als General-Sekretär der franzöſiſchen Regierung. Die unerhörten Ereigniſſe, deren Zeuge er war, die Verhöhnung des Papſtes, ſeine Gefangenſchaft, ſeine Fortſchleppung durch franzöſiſche Gendarmen, machten auf den Jüngling einen unauslöſchlichen Eindruck. Die Charakterfeſtigkeit der römiſchen Prieſter, „der einzigen Starken in Italien," prägte ſich ihm tief ein; ſie war ihm, wie er vierzig Jahre ſpäter im Parlamente bekannte, das unabweisbare Zeugniß der inneren Kraft einer ſcheinbar verfallenden Inſtitution; ſie legte in ſeine Seele die Wurzel jener Anhänglichkeit an die Sache der Kirche und des Papſtthums, die er ſeitdem von jedem Gedanken an die Größe und Freiheit Italiens für unzertrennlich hielt. Er legte ſein Amt ſofort nieder. Aber wer hätte ſich damals dem Dienſte des Kaiſers entziehen können? So finden wir ihn wiederum in Laibach, in Paris, in Deutſchland auf verſchiedenen Sendungen. Mit der Reſtauration, die König Victor Emmanuel aus ſeinem kümmerlichen Aſyl auf Sardinien nach ſeinen feſtländiſchen Gebieten zurückführte, kehrte auch die Familie Balbo heim. Der Vater ward Geſandter, bald Miniſter; der Sohn, der anfangs in die Armee getreten war, begleitete ihn als Attaché nach Madrid und kehrte nach manchen Studien, zu denen ihn die Liebe für die ſpaniſche Nation begeiſtert hatte, und nach manchen Reiſen erſt 1820 nach Piemont zurück, mit den gegründetſten Ausſichten auf eine hervorragende militairiſche oder diplomatiſche Laufbahn. Aber ſie ward verhängnißvoll unterbrochen. Der Sturm, der von Spanien aus im Jahre 1820 durch alle ſüdeuropäiſchen Völker ging, zugleich eine Rückwirkung der Befreiungskämpfe in Süd-Amerika und der unausbleibliche Gegenſchlag gegen die verblendete Kabinetspolitik der von Metternich geleiteten Fürſten: er ergriff auch Piemont. Auch hier hatte die Wiederherſtellung des Alten die ſchlimmſten Mißgriffe gemacht. Der Bruch mit den franzöſiſchen Einrichtungen, in die das Land ſich leicht eingelebt hatte, war rückſichtslos vollzogen worden; Anderes an die Stelle des jäh Beſeitigten zu ſetzen, beeilte ſich weder der alternde König, noch ſein aus ſehr verſchiedenen Elementen zuſammengeſetztes Miniſterium. Im Heere lebte überdies das Andenken an die glänzenden Thaten unter den Fahnen Napoleon's und vor Allem — ſchon damals — der Drang, durch einen Krieg mit Oeſterreich die nationale Unabhängigkeit zu erſtreiten. Alle dieſe Motive und dazu unbeſonnener Ehrgeiz einzelner Feuerköpfe führten die übelerſonnene und noch übler ausgeführte Militairrevolte von 1821 herbei, die den König zum Bündniß mit dem damals ephemeriſch conſtitutionellen Neapel gegen Oeſterreich zwingen ſollte. Es iſt bekannt, in welche zweideutige Stellung der junge Prinz Carl Albert von Carignan, der präſumtive Thronerbe, zu den Empörern gerieth. Freiſinnigen Anſichten von Grund aus zugethan, feurig beſeelt für die Unabhängigkeit des Landes, muthig, wie alle Fürſten ſeines Hauſes, kriegsluſtig und — ſehr jung, ließ ſich der Prinz im erſten Augenblick von der Bewegung hinreißen. Im nächſten Augenblick erwachte ſein Pflichtgefühl; während er noch zwiſchen Unterthanentreue, militairiſchem Gehorſam und den Verlockungen ſeiner Gefährten ſchwankte, ſcheiterte die Revolte im Beginn; und ſein Benehmen, von allen Seiten falſch gedeutet, ward für ihn der Quell unſäglichen inneren Leidens, das ſein ganzes ferneres Leben verbitterte. In das Unglück ward Ceſare Balbo völlig ſchuldlos hineingezogen. Der Prinz hatte noch im letzten Moment von ihm Rath begehrt, ob er dem Verlangen der Offiziere nachgeben dürfe. Balbo hatte ihn feſt und offen an ſeine Pflicht als Soldat und als Unterthan ermahnt. Gleich darauf folgte auf Aufforderung des neuen Königs Carl Felix die öſterreichiſche Invaſion; es folgte die Flucht der Führer des Aufſtands; der Prinz, vom König kalt empfangen, von den öſterreichiſchen Generalen gradezu verhöhnt, ging nach Florenz in halbe Verbannung; auch Balbo nahm den Abſchied. Es war auf länger als er damals ahnte. Denn welches auch die Beweggründe Carl Alberts geweſen ſein mögen: er hat, bald wieder in Gnaden bei ſeinem Oheim aufgenommen und dann ſelbſt Monarch, nie etwas für Balbo gethan; er hat, als dieſer ſein Zeugniß anrief, in unköniglichem Undank geſchwiegen und die Sehnſucht des Mannes nach politiſcher Wirkſamkeit während ſeiner ſchönſten Kraft unbefriedigt gelaſſen. Und welch' glänzendes Zeugniß von Treue! Der alſo Gekränkte, der namentlich die Entfernung aus dem Staats- und dem Militairdienſte nie verſchmerzte, hat ſein ganzes Leben hindurch für dieſen König gekämpft; er hat ſein Andenken in Wort und Schrift gegen die wilden Angriffe der verſchie-

Digitized by Google

deuſten Gegner vertheidigt, und nach ſeinem tragiſchen Ende die ſchönſte Palme des Märtyrerthums auf ſein Grab gelegt.

So trat Balbo, dreißigjährig, in das Privatleben. Die Studien, die er bisher neben vielbewegten Amtsgeſchäften gepflegt hatte, wurden jetzt ſein einziges Gut. In der Muße ſeines Familien-Landſitzes, in einer beglückenden Häuslichkeit, umgeben von zahlreichen Freunden, gab er ſich ihnen rückhaltslos hin. In Allem verſuchte er ſich — in Poeſie, Aeſthetik, Philoſophie, Staatswirthſchaft, Politik und Geſchichte. In den letzteren beiden Gebieten fand er bald ſeine hauptſächlichſte Wirkſamkeit, obſchon auch hier bei ſeinem feurigen Geiſte und dem Mangel umfaſſender Spezialforſchungen, das Meiſte unausgeführt, oder Bruchſtück geblieben iſt. Auch der Traum ſeiner literariſchen Jugend, wie er ihn nennt, eine allgemeine Geſchichte ſeines Vaterlandes zu ſchreiben, ging nicht in Erfüllung. Nur die erſten Bücher, die mit dem Untergang des Longobardenreichs abſchließen, ſind vollendet worden. Noch fragmentariſcher ſind andere Werke politiſchen und volkswirthſchaftlichen Inhalts geblieben. Wir haben aus dieſer Zeit eine Schilderung von Balbo's häuslicher Exiſtenz, die von berühmter Hand ſtammt, von Silvio Pellico, der kurz vorher der zehnjährigen Kerkerhaft des Spielberg entſtiegen war und eben das Buch vorbereitete, das dieſe Erinnerung verewigen ſollte. „Ich freue mich, ſchrieb er, dieſe treffliche Familie Balbo näher und vertrauter kennen gelernt zu haben. Auf der Welt giebt es für mich kein ſchöneres und rührenderes Schauſpiel, als das einer einträchtigen Familie von anmuthigen und dabei einfach ungezierten Sitten. Mann und Frau, die einander achten und lieben; die Kinder wohlerzogen, ohne tyranniſirt zu ſein; wenig zahlreiche ordentliche Dienerſchaft; Oekonomie ohne Kleinlichkeit, im Gegentheil mit jener maßhaltenden Fülle, die das Leben bequem macht; wahre Geſelligkeit, das heißt der Wunſch eines ungezwungenen freundſchaftlichen Austauſches von Ideen und Empfindungen und die Kunſt, dieſem Austauſch den ſteten Charakter gegenſeitigen brüderlichen Wohlwollens und zugleich gegenſeitiger Differenz zu geben. Dabei hochſinnige und ſchöne Gedanken, genährt durch das Studium der Civiliſation und den feſten und erleuchteten Glauben an die einzige wahrhaft freiſinnige Lehre, die des Evangeliums. Alles dies findet ſich hier vereint, auf einem anmuthigen Hügel, in einem gutgehaltenen Schloſſe, mit guten Büchern, ſchönem, genußreichen Garten, heiterer Ausſicht über Felder und Weinberge, über zahlreiche Kaſtelle und blühende Dörfer."

Unter den wirkungsreicheren Erzeugniſſen dieſes ſchönen Landlebens iſt zunächſt das Leben Dante's zu nennen. Dies Werk, voll patriotiſcher Geſinnnng, iſt eins von den erſten, die den mächtigen Aufſchwung bezeichnen, welchen die Literatur unter der Regierung Karl Albert's in Piemont nahm. Ohne vom König grade gefördert zu werden, ja vielfach beengt durch die Cenſur, trug der Sinn für ernſte Studien grade hier, in dem Lande, das man noch vor einem Menſchenalter kaum zu Italien rechnen wollte, die bedeutendſten Früchte. Selten, wenn je, ſagt Hr. v. Reumont, iſt in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit eine ſo bedeutende Zahl mehr oder minder werthvoller Werke entſtanden, wie es ſeit 1831 in Piemont der Fall geweſen iſt. Indem das Land die Pflicht, lange Verſäumtes nachzuholen, zu erfüllen ſtrebte, ging es mit einem Male allen übrigen Theilen der Halbinſel voraus und legte ſo ſeine im Stillen gereifte Kraft an den Tag. In den Reihen dieſer friedlichen Eroberer ſteht Balbo voran. Unterſuchungen über die Städte-Verfaſſung, im Anſchluſſe an Hegel's bekanntes Werk, eine Uebertragung der italiäniſchen Geſchichte von Heinrich Leo, und die hiſtoriſchen Betrachtungen folgten raſch aufeinander. Sie alle übertrifft an innerer Vollendung, wie an einſchneidender Wirkung auf die Zeitgenoſſen, die Schrift, die ihn unter den Wiedererweckern der italiäniſchen Nationalität ſeinen Platz ſichert, die Speranze d'Italia. Geſchrieben im unmittelbaren Eindruck des ebenſo berühmten Primato d'Italia, von Vincenzo Gioberti, ſtellten die Speranze vor Allem als das zuerſt Nothwendige, die Wiedererlangung politiſcher Unabhängigkeit hin. Keine Neugeſtaltung werde von Dauer ſein, noch Segen bringen, ehe nicht die Fremdherrſchaft beſeitigt ſei. Dies hoffte er auf dem Wege des friedlichen Austauſches zu erreichen: er dachte an eine Entſchädigung Oeſterreichs an der unteren Donau, an die unaufhaltſam nahende Auflöſung des türkiſchen Reichs; vielleicht der Erſte, der die orientaliſche und die italiäniſche Frage, die nach ihm Europa erſchüttert haben, im Zuſammenhang betrachtete und eine durch die andere zu löſen ſuchte. Und wie er hier vor Allem die Unabhängigkeit gefordert hatte, ſo wies er bald darauf in dem zweiten ſeiner volksthümlich gewordenen Bücher, dem Abriß der italiäniſchen Geſchichte, auf die Bedeutung des Hauſes und der Monarchie Savoyen für Italien hin, ja er ſtellte die Hegemonie der Fürſten dieſes Hauſes als eine ſeit Jahrhunderten vollendete Thatſache hin.

So war er in der Stille ſeines ländlichen Aſyls ein hervorragender Leiter der nationalen Bewegung geworden. Als dieſe nun auch den Staat und die äußeren Beziehungen ergriff, war es natürlich, daß er wiederum in das öffentliche Leben zurückgeführt ward. Die Umwälzung hatte die Stadien von der blos literariſchen Regeneration an zur Oppoſition und zu Reformverlangen ſchnell durchlaufen. Pius' IX. Verſuch, dieſem Verlangen entgegen zu kommen, hatte allen Brennſtoff, der noch bisher in den Geiſtern geruht, entzündet. Nothgedrungen war der König von Sardinien dem Vorgange des Papſtes gefolgt. Da brach der Aufſtand in Sicilien aus; jetzt forderte man in Rom, in Florenz, in Turin die Conſtitution, die ſelbſt der Bourbon von Neapel ſich hatte abringen laſſen; man forderte ſie heftiger und ſofort, als die Kunde der Februar-Revolution die Gemüther noch mehr erhitzt hatte. Wegen Bildung des Kabinettes, welches die neue Verfaſſung für Sardinien ausarbeiten und einführen ſollte, wendete ſich Karl Albert an Balbo. So traten die Männer wieder zu einander, die ſeit faſt 30 Jahren entfremdet geweſen waren; der König mit dem nagenden Bewußtſein jahrelangen Unrechts gegen Den, welchen ſein Schweigen verleugnet hatte, der Unterthan mit dem Bewußtſein der Treue gegen ſein Vaterland und ſeinen Fürſten, welcher ſein Schweigen geſchont und in Ehren gehalten hatte.

Er hielt dieſe Treue in der verhängnißvollſten Zeit. Wider ſeinen Rath und Willen riß der Mailänder Aufſtand das ſelbſt tief erſchütterte Land in den Kampf mit Oeſterreich. Gerne hätte er ſeine Stellung als Präſident des Miniſteriums und Kriegsminiſter mit einem Kommando im Heere vertauſcht. Aber er hielt aus, während der ſchlimmſten Tage. Erſt im Juli trat er zurück; kurz vor dem Einzuge Radetzky's in Mailand, welches Karl Albert, im Palaſt Greppi vom tobenden Volk belagert, zu Fuß verlaſſen hatte, „verfolgt von Läſterungen und Vorwürfen des Verraths und von fernen Flintenſchüſſen," während er die Seinigen abhielt, Rache zu nehmen für tempelſchänderiſchen Undank. Nun folgten im raſcheſten Wechſel die Miniſterien; im December ergriff Gioberti die Zügel der Verwaltung; zugleich ſiegte in Rom und Florenz die Demokratie. Dem Drange nach neuem Kampfe, der friedlichen Bewegung gegen das Papſtthum, ſuchte Balbo vergebens zu ſteuern. Die Schlacht von Novara trug die Hoffnungen des Königs und des Landes zu Grabe. Der König entſagte der Krone; er verließ Italien; in Liſſabon ſtarb er an gebrochenem Herzen. Balbo feierte ſein Märtyrerthum in erhebenden Worten. „Das tiefe Unglück von 1848 hat uns ein großes Gut geborgen: das Andenken, die Geſtalt, den Ruhm Karl Albert's, der gleichſam zum Idol Italiens geworden iſt, unglücklich, hochſinnig, opferfreudig, unſelbſtiſch, der Märtyrer der italiäniſchen Unabhängigkeit. Sein Ruhm, ſein Verdienſt, ſeine Kraft bleiben um ſo größer und wirkſamer, weil ſie alle in dem Begriffe und der Thatſache der Hingebung für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes ſich zuſammenfaſſen und aufgehen. Seine Irrthümer ſelbſt mehren ſeine Größe. Hätte er ſie nicht mit dem Leben abgebüßt, ſo würden vielleicht zahlloſe Vorwürfe ſich wider ihn erheben. Aber das Märtyrerthum für's Vaterland iſt gleich dem für den Glauben: es iſt eine Taufe, die reinigt und heiligt."

Es ſind dies Worte, die, von dieſem Manne geſprochen, eine glänzende Widerlegung der Klage eines anderen „Zeitgenoſſen" enthalten, daß dieſe Zeit arm ſei an Treue und Liebe für Fürſten!

Und wie er zum Vater geſtanden hatte in der Stunde der Noth, ſo weihte er, ſelbſt tief getroffen durch den Verluſt eines ſeiner liebſten Söhne, der den Heldentod bei Novara ſtarb, ſeine ſinkende Kraft dem Sohne. Als Geſandter des jungen Beherrſchers von Sardinien, ging Ceſare Balbo im Mai 1849 nach Gaeta. Er wollte verſuchen, Pius IX. und ſeine Miniſter zu bewegen, es zu machen, wie Victor Emanuel und der ertheilten Verfaſſung treu zu bleiben. „Wir ſchmeichelten uns nicht mit Hoffnung auf Erfolg. Jedenfalls aber war es ein ehrenvoller Proteſt einer Regierung und eines Königs, welche unverwandt auf jenem Wege ausharren und ausharren werden, auf welchen Gott einſt die Anderen zurückführen wolle." Die Sendung war ohne Erfolg. Der Papſt und Antonelli, von öſterreichiſchen und neapolitaniſchen Einflüſſen umringt, erklärten eine conſtitutionelle Verfaſſung mit der freien Ausübung der geiſtlichen Gewalt für unvereinbar. — So ward die Hand zurückgeſtoßen, die Italien in der Perſon des jungen Königs dem Papſte bot. Statt ihrer griff er zu fremder Hülfe. Nicht Italiäner, ſondern Franzoſen und Oeſterreicher haben den Statthalter Gottes mit Feuer und Schwert in ſeine aufſtändiſche Metropole zurückgeführt und ihn bis heute dort gehalten. Die vergebliche Sendung Balbo's nach Gaeta, beſiegelte den Scheidebrief zwiſchen dem Papſtthume und den politiſchen Hoffnungen Italiens.

Balbo behielt ſeinen Sitz im Parlamente, trotz zunehmenden Alters und trotz der geringen Freude, die es ihm brachte. Er hielt ſich ſelbſt für keinen Redner. Er war auch kein Parteimann. So war er an dem größ-

Digitized by Google

ten Verhandlungen und Geſetzesarbeiten fleißig betheiligt, aber ziemlich verlaſſen und einflußlos. Die geringe Muße, die ihm blieb, verwendete er auf literariſche Thätigkeit. Er ſetzte ſeinen berühmten Abriß der italiäniſchen Geſchichte bis auf die neueſte Zeit fort. Er empfahl den Italiänern das Feſthalten an der repräſentativen Monarchie, ihrer einzigen Ausſicht auf eine beſſere Zukunft. Ja, er wagte ſich an einen neuen umfaſſenden Plan, eine Geſchichte des Chriſtenthums, welche zugleich die des Alterthums in ſich ſchließen ſollte. So vergingen die letzten Jahre. Am 3. Juni 1853 entſchlief er in ſeiner Geburtsſtadt Turin. Dort iſt ihm auf der öffentlichen Promenade ein Denkmal von ſeinen Mitbürgern errichtet, eine Marmorbildſäule in ſitzender, ſinnender Attitüde, ähnlich in den Zügen, wie in der Haltung.

Wegen der Ausführung des Lebensbildes, das hier in bloßen Umriſſen wiederzugeben verſucht iſt, ſei auf Hrn. v. Reumont's Buch verwieſen. Die Biographie von Ceſare Balbo, zugleich ein Abbild der politiſchen und literariſchen Bewegungen dieſes Jahrhunderts in Italien, machen die „Zeitgenoſſen" zu einem ſeiner beſten Werke und ſichern ihnen eine dauernde Beachtung. P. D. Fiſcher.

Dänemark.

Dänemarks Verhältniß zu Deutſchland, vor dem Publikum Englands.*

Der Baron Dirckinck-Holmfeld von Roeskilde in Dänemark, bekanntlich ein ſtarrer Verehrer des däniſchen Geſammtſtaats, iſt mit der genannten Schrift vor das engliſche Publikum getreten, um ſowohl ſeinen Namen von dem Vorwurf des Verrathes zu reinigen, den die däniſchen Agenten in England, wie die Times und Conſorten, ihm angehängt haben, als überhaupt das Lügengewebe zu durchbrechen, welches von derſelben Seite ausgehend, über die innern Verhältniſſe Dänemarks ſowie den deutſch-däniſchen Streit gebreitet iſt. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Schritte des Autors war, wie er ſelbſt anführt, die Bedrohung ſeines Lebens und die Zerſtörung ſeines Eigenthums durch den fanatiſchen Pöbel ſeiner Heimat, der durch die Selbſtherrſcher der däniſchen Preſſe und durch die hochherzigen Leute aufgehetzt war, deren ſauberes ſowohl in Wahnſinn als in Schurkerei wurzelndes Treiben er ſich die Freiheit genommen hatte, ſtets durch Rede und verſchiedene Male auch durch Schrift zu enthüllen.

Für uns Deutſche iſt das Verfahren des Barons Dirckinck-Holmfeld jedenfalls ſehr nützlich, denn erſtens iſt dieſer Mann nicht unſer Freund, wohl aber ein däniſcher Patriot im beſten Sinne des Wortes; ſeine Beſchuldigungen der Dänen und ihrer Wirthſchaft ſind alſo jedenfalls eine kompetente und unparteiiſche Beſtätigung der deutſchen Klagen; zweitens trägt er einen Namen, der bei den eigenthümlichen Vorurtheilen des Publikums, zu dem er ſpricht, allein ſchon hinreicht, ſeine Ausſagen und Urtheile nicht ohne Weiteres kaſſirbar, ſondern der Erwägung werth zu machen.

Deutſche Publiciſten, — die man in Dänemark gewöhnlich vagabundirende Literaten nennt, — und mitunter auch deutſche Diplomaten, haben über die ſcheuslichen Zuſtände Schleswigs Verſchiedenes veröffentlicht, was genügend wäre, den Dänen den Haß und die Verachtung jedes Ehrenmannes, unbeſchadet welcher Nationalität er angehört, zuzuziehen. Was Dirckinck-Holmfeld veröffentlicht, beſtätigt nicht nur die deutſchen Angaben, ſondern bereichert dieſelben noch durch manche horrende Mittheilung. Beſonders werden die reſpectablen Engländer ſich an den wirklich ſcheuslichen Eingriffen der Dänen in die geheiligten Familien- und Menſchenrechte der Schleswiger erbauen. Man kennt ja die engliſchen Anſichten und ihren alten Wahlſpruch „my house is my castle;" ebenſo ihre Begriffe von Preßfreiheit, individueller Freiheit, Verſammlungs- und Petitionsrecht. Beim Leſen der Attic Tracts haben ſie Gelegenheit, eine Parallele zwiſchen neapolitaniſchen Zuſtänden unter Bomba und ſchleswigſchen Zuſtänden ſeit 1850 unter der entfeſſelten Dänenwillkür zu ziehen. — Wenn dies auch bei den bisherigen Kämpen der Dänen keine Schamröthe erzeugen wird, ſo kann es doch nicht ausbleiben, die Entrüſtung der wirklich ehrenwerthen und ſeither durch anglo-däniſche Lügen betrogenen Engländer hervorzurufen.

Der Raum unſeres Blattes geſtattet nicht, einen ausführlichen Auszug der 8 Bogen ſtarken Schrift zu geben, in der jede Seite des Leſenswerthen leider zu viel enthält. Einige Stellen wollen wir indeſſen anführen. Was werden die engliſchen Leſer wohl ſagen, wenn ſie bei Aufzählung der Leiden Schleswigs an die Stelle kommen:

„Wahrlich, beim erſten Symptom eines Wechſels im Zuſtande dieſes noch immer ruhigen Theiles Europa's wird die Rachgier (resentment) hervorbrechen und weder ein Civilbeamter noch irgend ein Pfarrer, welcher der däniſchen Propaganda gedient hat, wird zwiſchen der Königsau und Eider am Leben gelaſſen werden. Die politiſchen Prieſter des Evangeliums werden als Werkzeuge der Hölle betrachtet; der chriſtliche Charakter iſt durch däniſche Narrheit verloren gegangen. Wenn die Dänen in dieſer Narrheit, die auch nicht die geringſte Ausſicht auf Erfolg hat, verharren, ſo kann man ihre Verſtocktheit oder Hartnäckigkeit nur einer unbezähmbaren Luſt nach Gewalt zuſchreiben, welche ſich unter den revolutionairen Kämpfen eingewurzelt hat, oder einem unwiderſtehlichen Haſſe gegen diejenigen, welche ſich dem falſchen Glauben nicht unterwerfen wollen; alſo kann man hier auch ſagen, quem Deus vult perdere eum dementat. Trotz einiger Perſonen, deren Stimmen England erreicht haben, und deren Motive zur falſchen Darſtellung der klarſten Thatſachen mir (Dirckinck-Holmfeld) unerklärlich ſind, bin ich in der Lage, verſichern zu können, daß nächſt demjenigen, was in reactionären und bigotten Sphären in einigen Theilen Deutſchlands, z. B. in Bayern vor 30—40 Jahren und in Heſſen fortwährend ſeit der Reſtauration, ſich ereignete, dieſſeits der Alpen nichts zu finden iſt, was einen Vergleich mit der Fäulniß in Schleswig unter däniſcher Herrſchaft aushält, deren Treuloſigkeit und Widerſinnigkeit ich bei verſchiedenen Gelegenheiten darzulegen verſucht habe — —."

So ſpricht Dirckinck-Holmfeld, dem ſeine Landsleute nicht die üblichen Ehrentitel, die ſie mißliebigen deutſchen Literaten anzuhängen pflegen, beilegen können; ſie nennen ihn freilich einen Verräther und zwar gewiß mit demſelben Rechte wie der Dieb oder Betrüger denjenigen ſo nennt, der ſeine ſchlechten Streiche aufdeckt und der Oeffentlichkeit preisgiebt.

Uebrigens theilt der Autor auch einige intereſſante Thatſachen aus dem engl. Miniſterium des Auswärtigen mit, wie z. B. daß der unparteiiſche Rapport des engliſchen Commiſſairs, der Schleswig bereiſte, um ſeiner Regierung Bericht über die dortigen Zuſtände zu ertheilen, vernichtet wurde, weil er daſſelbe enthielt, was deutſche Publiciſten ſchon vor langer Zeit und Dirckinck-Holmfeld jetzt in dieſer Angelegenheit dargelegt. Nicht minder intereſſant iſt der Nachweis, daß die Vereitelung des 1848 von Palmerſton entworfenen Plans einer Theilung Schleswigs nach Nationalitäten nicht deutſcher Fahrläſſigkeit oder Unerſättlichkeit zur Laſt gelegt werden kann, ſondern dem wohldurchdachten Memoire des nüchternen Staatsmanns Holger-Reedtz, welcher dem engliſchen Premier und den Vertretern der übrigen Großmächte plauſibel machte, daß eine Theilung Schleswigs nach Nationalitäten gar nicht durchführbar ſei; denn beide Nationalitäten verlaufen in einander, auch ſei mancher Däniſchredende im Herzen deutſch und umgekehrt mancher Deutſchredende däniſch geſinnt (wohl nur in Flensburg vorkommend!); überdies habe ſich der Begriff einer Art „ſchleswigſchen Nationalität" ſchon ſo feſt eingewurzelt, daß eine Theilung dieſer Provinz nur den Keim zu neuer Zwietracht und möglicherweiſe Zerſtörung des däniſchen Staates lege. Der Verfaſſer tritt dieſer Ausführung natürlich entſchieden bei, denn er iſt ein eben ſo großer Feind einer Theilung Schleswigs, als einer Trennung Schleswigs von Holſtein und einer Losreißung Schleswigholſteins von Dänemark, weil dieſe Eventualitäten grobe Rechtsbrüche wären und ſämmtlich darauf hinausliefen, die Auflöſung der däniſchen Monarchie, der er leidenſchaftlich anhängt, einzuleiten und ſein Vaterland zu einer Beute Schwedens und Deutſchlands zu machen. Auf erſtere Macht iſt er beſonders ſchlecht zu ſprechen, denn er giebt ihr Schuld, Dänemark Rathſchläge zu ertheilen, durch deren Befolgung es ſicher zum Untergang geführt würde, der ja immer zu Schwedens Vortheil ausſchlagen müßte, denn obſchon Schweden fleißig den Skandinavismus cultivirte, ſo läge es doch nicht in ſeiner Abſicht, ſich ein geſammtes Dänemark einzuverleiben. Es wäre nämlich ein gefährliches Experiment, bei der ariſtokratiſchen eigenen Verfaſſung, einen Körper in ſich aufzunehmen, der von innerer Gährung faſt berſte, in dem aller Schmutz und alle Leidenſchaft entfeſſelt ſei. Aber den richtigen Augenblick abwarten, da die Exploſion erfolgt und dann gemüthlich ein paar fette däniſche Provinzen (die Inſeln) in Beſitz nehmen, ſei ein Wunſch, den jeder loyale Schwede hegt.

Der Nachweis des Verfaſſers, daß die gegenwärtige Erbfolge in Dänemark und den Herzogthümern ungeſetzlich iſt, da das Königs-Geſetz beſtimme: erſt cognatus dann agnata, dann cognatus und cognata, hat zwar auch ſein gutes, wird aber bei den guten Briten wenig Eindruck

* Attic Tracts on Danish and German Matters. London, Trübner, Leipzig, Brockhaus, 1862.

Digitized by Google

hinterlaſſen, da bei ihnen die pecuniären und Handelsintereſſen den Vorrang vor Thronfolgegeſetzen haben und man letztere nur anerkennt, reſp. fabricirt, wenn ſie erſteren in den Kram paſſen.

Auch die lächerliche Vorliebe gewiſſer Engländer für Dänemark und der heuchleriſche Vorwand, das in der Zeit des erſten Napoleon abſeiten Englands gegen Dänemark ausgeübte Unrecht durch Parteinahme wieder gut machen zu wollen, wird vom Verfaſſer gebührend gegeißelt, indem er, was den letzteren Vorſatz betrifft, den Engländern vorhält, ob ſie etwa wähnten, der von ihnen verübte Raub au däniſchem Staats- und Privateigenthum hätte nur die Einwohner des Königreichs Dänemark, nicht aber die ſehr ſtark an deſſen Geſchick betheiligten Einwohner der deutſchen Herzogthümer betroffen? Falls ſie wirklich in dieſem Wahn ſtänden, müßte er ſie darauf aufmerkſam machen, daß zur Herſtellung des geraubten oder zerſtörten weiland däniſchen Staatseigenthums ſchleswigholſteiniſches Geld tüchtig in Anſpruch genommen wurde, daß die däniſche Kauffahrteiflotte, von der die humanen Briten ſo fleißig Schiffe kaperten, auch das Eigenthum der Schleswigholſteiner war und daß der Verluſt Norwegens auch für die Herzogthümer ein Schlag war, da er ſie in demſelben Maße ſchwächte, wie das ſpeciell däniſche Königreich ꝛc.

Was die ſonderbare Liebe der Briten zu den Dänen, die aus Verwandtſchaftsverhältniſſen herrühren ſoll, angeht, ſo iſt der Verfaſſer viel zu zartfühlend, um ſich geradezu über die Ignoranz zu wundern, welche man bekundet, indem man die Dänen für die Stammväter der Engländer reſp. Gründer des engliſchen Staates hält, doch kann er nicht umhin, ſich zu wundern, daß man vergeſſen hat, wie die Angeln und Sachſen aus Schleswigholſtein und Deutſchland gekommen, daß zwiſchen ihnen und den räuberiſchen Dänen eine tödtliche Feindſchaft herrſchte, daß gerade Dänen es waren, welche das alte England an den Rand des Verderbens brachten, daß aber ſie ſowohl wie die eben ſo räuberiſchen Normannen ſich die von den Sachſen ſchon lange begründete Staatsform aneigneten und in ihr aufgingen. Die däniſche Unverſchämtheit und Anmaßung in hiſtoriſchen Sachen, durch welche ſie ſo rückſichtslos engliſche Unkenntniß ausbeuteten, wird aber weniger glimpflich behandelt, obſchon mit vielem Humor.

Die Anſicht des Verfaſſers über die deutſche und die däniſche Nationalität verdient auch bemerkt zu werden. Seiner Meinung nach iſt der Deutſche (der Schleswigholſteiner) dem Dänen in rationeller und moraliſcher Hinſicht bedeutend überlegen; er iſt der Kopf des Dänen, der ein gutes Herz beſitzt, überhaupt ein ganz prächtiger jovialer Kerl, aber kein Verſtandesmenſch iſt, der der Ueberlegung fähig, obwohl es ihm nicht an Schlauheit (aber bis zur höchſten Potenz!) gebricht. Der Däne muß Einen haben, der ihn regiert und antreibt, ſeine Gefühle lenkt, damit er nicht in ſeiner Leidenſchaft zum wilden Thiere wird. Organiſatoriſches Talent hat er gar nicht, und nur dem deutſchen Element hat er es zu danken, daß er überhaupt vom Räuberleben in ein Staatsleben getreten iſt; die Deutſchen ſind der Kitt, welcher das Gebäude zuſammenhält; ohne ſie zerfällt die däniſche Monarchie und wird die Beute der Nachbarn.

Um einer ſo ſchrecklichen Kataſtrophe, wie Theilung ſeines Vaterlandes, vorzubeugen, ſchlägt der Verfaſſer vor, energiſch gegen die nationalen Demagogen in Dänemark vorzugehen, gegen die Heuchler, welche behaupten, in Kopenhagen hätte im März 1848 keine Revolution ſtattgefunden, während doch das Caſino-Miniſterium ihr ſeinen Urſprung verdankt, wohingegen man dort behauptet, die Schleswigholſteiner hätten ſich empört, die doch gerade durch ihre Erhebung die Ordnung und ihr Recht aufrecht erhalten wollten. Als ſpäter deutſche Seceſſioniſten (?) ſich hineinmiſchten, waren ſie freilich revolutionair. Um alſo eine Beendigung der däniſchen Wirren zu ermöglichen müſſe man Schleswig, nicht Holſtein hauptſächlich in's Auge faſſen. Man ſei zwar der Anſicht, der deutſche Bund hätte ſich um Schleswig nicht zu kümmern; dies ſei indeſſen einer der vielen Irrthümer, der in dem Uebermuthe der eiderdäniſchen Partei und in der lobenswerthen (?) Mäßigung (!) der deutſchen Regierungen ſeinen Urſprung habe. Nichtdeutſche Diplomaten ſeien allerdings auch ſehr unbekannt mit der ſchleswigſchen Frage und die häufig von ihm (Dirckinck-Holmfeld) gethane Aeußerung, daß die holſteiniſche Frage nur in Schleswig ihre Löſung finden würde, hätte ſtets die Antwort gefunden: „Sonderbar; niemals etwas von Schleswig gehört. Niemand hat je von den ſchleswigſchen Angelegenheiten geſprochen!“

Die Bundes-Execution, um die ſich keine außerdeutſche Macht zu kümmern hat, iſt das beſte Mittel, den Knoten zu löſen; er wünſcht ſie alſo recht bald herbei, früher als die Dänen durch die Ausſprache der Incorporation Schleswigs einen Gewaltſtreich thun, der den Deutſchen das Recht giebt, was ſie 1848 nicht hatten, nämlich die däniſche Monarchie zu zerreißen.

Für denjenigen, welcher nicht die Geduld hatte, dem Martergange des Notenwechſels zu folgen, der alſo mit den letzten Phaſen des deutſch-däniſchen Streites nicht recht im Laufenden iſt, bietet das vorletzte und das letzte Kapitel des Buches einen guten Leitfaden; ſonſt iſt beſonders der letzte Abſchnitt, der von den Noten handelt, voll intereſſanter Aufzeichnungen. Man bewegt ſich beim Leſen deſſelben gewiſſermaßen hinter den Couliſſen, ſieht die Maſchinerie, welche die Marionetten in Bewegung ſetzte, findet den Faden ſo manches politiſchen Kunſtſtücks oder Phänomens in Hofintriguen und Kabalen und hat Gelegenheit die Vorſehung zu bewundern, die bis jetzt verhindert hat, daß ein Schiff, in dem es ſo toll darunter- und darübergeht, noch nicht geſcheitert iſt. Wenig bekannt dürfte z. B. die kurze Wintercampagne des Baron Blixen-Finecke ſein (S. 111), der vom 2. December 1859 bis 14. Februar 1860 das Haupt der däniſchen Staatskunſt war, nur um Dänemark und Schleswig an Schweden zu verſchenken, wozu er ſich die Sanction bei einem eventuellen Pariſer Congreß holen wollte und deshalb ſchon dem nach Paris reiſenden Fürſten Gortſchakov entgegen ſtürzte — aber von dieſem nicht einmal empfangen wurde, worauf noch einige andere Unannehmlichkeiten ſich ereigneten, die den kühnen Plan des politiſchen Improviſatore zu Aſche machten.

Es wäre noch des Intereſſanten ſo viel anzuführen, doch wir müſſen Abſchied nehmen von den Attic Tracts, von denen wir, wegen der Ueberfülle ihres intereſſanten Stoffes, nur einen beſchränkten Abriß geben konnten; jedem Patrioten empfehlen wir aber die Schrift zur Beachtung, obwohl ſie vom Verfaſſer nur für England beſtimmt zu ſein ſcheint.

England.

Memoiren des Herzogs von Buckingham.*

Dieſe Aufzeichnungen rühren nicht von dem jüngſt verſtorbenen Herzog her, der, nachdem er in königlichem Luxus geſchwelgt, eine glänzende politiſche Rolle geſpielt und die höchſten Staatswürden bekleidet hatte, ſein Leben im Elend beſchloß, ſondern von ſeinem Vater, dem erſten Herzog von Buckingham aus dem Hauſe Grenville, der übrigens durch ſeine Verſchwendung ſchon den Grund zu dem Ruin des Sohnes legte. Es herrſcht in der That ein eigenthümlicher Unſtern über dem Namen Buckingham. Die erſte Familie, der er den Herzogtitel gab, waren die Stafford, wovon einer im Kriege der Roſen umkam, die beiden andern — wie jeder Leſer Shakſpeare's ſich erinnern wird — von Richard III. und Heinrich VIII. hingerichtet wurden. Nach einer langen Pauſe verlieh ihn Jakob I. ſeinem Günſtling Villiers, der 1628 von Felton erdolcht wurde und deſſen Sohn, Dryden's „Zimri,“

„Beggar'd by fools, whom still he found too late,“

nach Vergeudung eines koloſſalen Vermögens in einer Dorfſchenke ſtarb. Und jetzt trifft daſſelbe Schickſal eine dritte Familie, deren Titel wohl mit dem gegenwärtigen Herzog, der ſich übrigens als Eiſenbahndirektor eine beſcheidene, aber ehrenvolle Exiſtenz geſchafft hat, ausſterben wird, da derſelbe keine männlichen Leibeserben beſitzt.

Der Verfaſſer des vorliegenden Tagebuchs war alſo Richard Grenville, erſter Herzog von Buckingham und Chandos, der im Jahr 1776 geboren wurde und anfangs als älteſter Sohn des damaligen Marquis von Buckingham den Titel eines Grafen Temple führte. Er vermählte ſich 1796 mit der Erbtochter des eben ſo reichen, als altadeligen Herzogs von Chandos, welche mütterlicherſeits in direkter Linie von Marie Tudor, Königin von Frankreich und Herzogin von Suffolk, abſtammte und daher bei der ſehr zweifelhaften Legitimität Jakob's I. vielleicht ein beſſeres Recht auf den engliſchen Thron hatte, als die Stuart's und die von ihnen abſtammende regierende Dynaſtie. Buckingham ſelbſt war eigentlich ein novus homo, da ſeine Familie erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Heirat mit einer Temple zur Pairie gelangte; um ſo ſtolzer mochte er auf ſeine glänzende Verbindung ſein und er ſtrebte nun mit aller Macht nach der Herzogswürde, die er endlich im Jahre 1822 um den Preis ſeines Uebertritts von den Whigs zu der damals herrſchen den Torypartei erreichte. Seine Hoffnung, durch dieſe Apoſtaſie auch eine große politiſche Carrière zu machen, ſchlug jedoch fehl; als Lord Liverpool 1827 aus dem Miniſterium ſchied, ſchickte der König nicht zu Buckingham, ſondern zu Canning, und empört über eine ſolche Verkennung ſeines Verdienſtes, überdies auch noch von ſeinen Gläubigern ge-

* The Private Diary of Richard, Duke of Buckingham and Chandos, K. G. London, 1862. 3 vols.

Digitized by Google

drängt, verließ der Herzog ſein undankbares Vaterland, um an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres Zerſtreuung zu ſuchen.

Das Ergebniß dieſer Reiſe iſt das Werk, das jetzt nach fünfunddreißig Jahren veröffentlicht wird. Der erſte Theil beſchäftigt ſich mit den politiſchen Intriguen, die ihr vorangingen und ſie veranlaſſen halfen; indeſſen enthält er nur wenig, was das engliſche Publikum, und faſt gar nichts, was das Ausland noch intereſſiren könnte. Die vorgeführten Perſönlichkeiten werden eben nicht glimpflich behandelt; von dem verächtlichen Wollüſtling Georg IV., der ſich in Curaçao und Maraschino betrank und die älteſten und dickſten Damen ſeines Hofes, „fat, fair, and fifty-five,“ zu ſeinen Maitreſſen erkor, und dem „eiſernen Herzog,“ der es für Wahnſinn erklärte, wenn er die Premierſchaft annehmen würde, und ſie wenige Monate darauf ſehr gern annahm, bis zu den gewöhnlichen Hofmenſchen herab, hat Buckingham faſt für Niemanden ein gutes Wort zu ſagen; aber die Details, welche dieſer ariſtokratiſche Frondeur mittheilt, drehen ſich ſo ausſchließlich um kleinliche Hofkabale und bewegen ſich ſo ganz auf dem Boden des hohlſten Egoismus, daß ſie auf hiſtoriſche Bedeutung keinen Anſpruch machen können. Beinah daſſelbe läßt ſich von der Beſchreibung ſeiner Erlebniſſe in Italien ſagen, die allerdings durch die naive Eitelkeit, die ſich darin kundgiebt, eine erheiternde Wirkung hervorbringen. Der Herzog verweilt mit ſichtlichem Behagen bei den Ehrenbezeugungen, die ihm überall, ſogar von Seiten Sr. Heiligkeit Leo's XII. zu Theil werden, iſt äußerſt beſorgt, ſeinem Range ja nichts zu vergeben, und hält ſo ſtreng auf legitimiſtiſche Prinzipien, daß er eine Einladung zur Exkönigin Hortenſe nur unter der Bedingung annimmt, ſie nicht anders als „Madame“ tituliren zu dürfen. Dies verhindert ihn jedoch nicht, ſich ſehr deſpektirlich über die legitimen Bourbons von Neapel auszudrücken, und möchten wir dieſen Theil ſeines Buches, als die Anſichten eines Ariſtokraten von echtem Schrot und Korn, den preußiſchen Kreuzrittern empfehlen, die ſich noch für dieſes intereſſante Geſchlecht enthuſiasmiren.

Von größerem Werth als die Beiträge des Herzogs zur Zeitgeſchichte, ſind die Bemerkungen deſſelben über die geognoſtiſchen Verhältniſſe der Inſel Sicilien, die eine für die damalige Zeit und für einen Mann ſeines Ranges ziemlich ſeltene gelehrte Bildung verrathen, obgleich auch dieſe bei dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft etwas antiquirt erſcheinen. Im Ganzen iſt daher die Ausbeute dieſes umfangreichen Werkes eine äußerſt ſpärliche zu nennen, und glauben wir in der That, daß ſeine Publication weiter keinen Zweck hatte, als durch das von dem Verleger ohne Zweifel bewilligte freigebige Honorar den ſtark zerrütteten Finanzen des herzoglichen Hauſes einigermaßen wieder aufzuhelfen.

Türkei.

Ein türkiſcher Paſcha und ein griechiſcher Erzbiſchof.

Der Reiſende aus Nord-Amerika, Bayard Taylor, der im Jahre 1858 von Griechenland aus auch die Inſel Kreta beſuchte, lernte dort den türkiſchen Gouverneur derſelben, Vely Paſcha, kennen, der ihn zu dem Ausſpruche veranlaßt, daß, „wenn es nur neun ſolcher Männer gebe, die Wiedergeburt des Orients keine ſo ſchwierige Sache ſein würde.“ Taylor unterhielt ſich mit ihm über die Lage der Türkei, und er war hocherfreut, einen Türken ſeines Ranges zu finden, der von ſolchen aufgeklärten Fortſchrittsideen durchdrungen war und für Vieles einen ſo praktiſchen Sinn zeigte. Der vor einigen Jahren in der Türkei proclamirte Hat-Humayum über Religionsfreiheit war damals in Kreta in voller Kraft; aber merkwürdiger Weiſe erhob ſich die heftigſte Oppoſition dagegen unter der chriſtlichen, nicht unter der türkiſchen Bevölkerung. Eine Verſchwörung war bereits gegen Vely Paſcha im Gange, weil er, der 240 Familien türkiſcher Kreter erlaubt hatte, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, fünf bis ſechs Chriſten, die freiwillig zum Islam übergetreten waren, vor dem Fanatismus des griechiſchen Pöbels ſchützte. „Ich halte,“ erklärte er gegen Taylor, „den Hat-Humayum für eine gerechte und nothwendige Maßregel, und ich bin entſchloſſen, ihn aufrecht zu erhalten, aber es iſt entmuthigend, daß gerade Diejenigen, die am meiſten dabei zu gewinnen haben, ſich heimlich verbinden, um meinen Plänen entgegen zu arbeiten.“

Zum Bau der neuen griechiſchen Kirche in Kanea hatte er auf des Sultans Weiſung 100,000 Piaſter beigeſteuert, und er hatte damals auch die Abſicht, in Rethymnos eine Schule zu errichten, in welcher die Kinder griechiſcher und türkiſcher Eltern zuſammen Unterricht erhalten ſollten. Ueberhaupt bemerkt Taylor, daß zu jener Zeit die Chriſten und Türken auf Kreta in den Dörfern friedlich zuſammenlebten, und daß ſie äußerlich nicht leicht von einander zu unterſcheiden waren. Viele Türken trugen chriſtliche Namen und ließen ihre Kinder von chriſtlichen Prieſtern taufen. Aber „ein einzelner Mann in der Türkei, wie aufgeklärt er auch ſein mag, iſt von keiner Bedeutung, ſo lange der vereinte Einfluß der europäiſchen Mächte ſich gegen ihn geltend macht.“ Ehe das Jahr 1858 zu Ende ging, wurde Vely Paſcha von ſeinem Poſten in Kreta abberufen, und das Gute, was er gethan hatte, ward neutraliſirt. Unter allen europäiſchen Zeitungen war es nur die Times, deren Korreſpondent ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Neben dieſem aufgeklärten türkiſchen Paſcha fand Taylor in der Hauptſtadt Kreta's, in Megalokaſtro oder Kandia, auch einen aufgeklärten griechiſchen Erzbiſchof aus Epirus, wo er früher zehn Jahre das Amt eines Biſchofs bekleidet hatte. Das Erſte, was er auf der Inſel that, war, daß er eine Schule in Heraklion errichtete, und bereits 1600 Kinder beiderlei Geſchlechts erhielten damals Unterricht in dieſer Schule. Zugleich wandte er ſeinen ganzen Einfluß an, die Klöſter Kreta's, die auch hier „wahre Neſter der Trägheit und Raubgier“ ſind, dahin zu vermögen, mit einem Theile ihrer reichen Einkünfte Schulen für die Bauern zu gründen; aber nur drei bis vier hatten ſich dazu willig finden laſſen. Ebenſo war er bemüht geweſen, den genannten Vely Paſcha bei der Ausführung des Hat-Humayum zu unterſtützen; allein er hatte ſich dadurch die Feindſchaft der Fanatiker der griechiſchen Partei zugezogen, von denen er deshalb mit dem Namen „Turkophilos“ belegt ward. Taylor erklärt es für wahrhaft wohlthuend, inmitten der entmuthigenden Erfahrungen, die der Reiſende in Griechenland und dem Orient fortwährend mache, auch einmal auf ein Beiſpiel wahren Fortſchritts zu ſtoßen; er hielt es jedoch für ziemlich gewiß, daß der Erzbiſchof ſein Amt nicht lange behalten werde, weil er „viel zu aufgeklärt und freiſinnig für die Eulen und Fledermäuſe war, welche in der Nacht des morgenländiſchen Chriſtenthums hauſen.“

Deutſchland und das Ausland.

Die Mark Brandenburg und ihre ethnographiſchen Bevölkerungsverhältniſſe.

Eine ſtatiſtiſche Arbeit von großem Werth, den Regierungs-Bezirk Potsdam mit der Stadt Berlin betreffend,* welche der Regierungs-Aſſeſſor Richard Boeckh, Sohn des berühmten Philologen, im Auftrage der Regierung zu Potsdam verfaßt hat, iſt uns zugegangen, und wir nehmen hiermit Anlaß, die Statiſtiker von Fach, die National-Oekonomen und Geographen darauf aufmerkſam zu machen. Was uns betrifft, ſo müſſen wir uns beſchränken, aus der vorausgeſchickten hiſtoriſch-geographiſchen Ueberſicht Einiges auszuheben, was von allgemeinerem Intereſſe ſein dürfte. Wir erlauben uns, die hier im größten Umfange gegebenen Vorlagen zu benutzen, um daraus eine kleine Ueberſicht über die ethnographiſche Geſchichte des alten Brandenburg zu entwerfen.

Als die älteſten Bewohner der Landestheile zwiſchen Elbe und Oder werden die Semnonen bezeichnet, ſpäter finden ſich die Longobarden in dieſen Gegenden, in den Zeiten der Völkerwanderung ließen ſich ſlaviſche Völkerſchaften, welche unter dem gemeinſamen Namen der Wilzen (Vilci Wölfe) und Welataben, ſpäter unter dem der Lutizer begriffen wurden, in dieſem Theile Germaniens nieder. Die erſten Anſtrengungen, das Land zwiſchen der Elbe und Oder der deutſchen Herrſchaft wieder zu unterwerfen, geſchahen unter Karl dem Großen; ſeine Feldzüge, welche die Unterwerfung mehrerer Stämme der Wilzen zur Folge hatten, fanden in den Jahren 789, 808 und den folgenden ſtatt.

Unter ſeinem Nachfolger Ludwig entzogen ſich die Slaven durch Aufſtände in den Jahren 838 und 839 der Oberherrſchaft deſſelben. Erſt die deutſchen Könige aus ſächſiſchem Stamme verſuchten auf's Neue dieſe Länder dem Reiche zu unterwerfen. Heinrich I. unterwarf alle ſlaviſchen Völker, welche im Gebiete der Elbe ihren Wohnſitz hatten; er eroberte im Jahre 927 Brandenburg, die Hauptſtadt der Heveller, 930 Lenzen im Lande der Brizaner und Linonen, dann unterwarf er die Rhedarier und die Ukrer. Nachdem ein Aufſtand der Slaven im Jahre 940 durch die zweite Eroberung Brandenburgs von dem Statthalter der nördlichen Mark, Gera, unterdrückt war, ſuchte König Otto I. die gewonnene Herrſchaft dadurch zu befeſtigen, daß er für die neu erworbenen

* Ortſchafts-Statiſtik des Regierungs-Bezirks Potsdam mit der Stadt Berlin. Bearbeitet im Auftrage der Kgl. Regierung zu Potsdam u. ſ. w. von Richard Boeckh, Regierungs-Aſſeſſor. Berlin, 1861. Dietr. Reimer.

Digitized by Google

Landestheile (in den Jahren 946—949) die Bisthümer zu Havelberg, Meißen und Brandenburg errichtete und die ſlaviſchen Gaue ihrer Herrſchaft unterwarf. In den Diöceſangränzen haben ſich größtentheils die Gränzen der alten Gaue, welche wahrſcheinlich auch die Gränzen der einzelnen ſlaviſchen Völkerſchaften bildeten, erhalten. Die Gaue, über welche das Bisthum Havelberg ſich erſtreckte, waren: der Gau Zemzizi, ſo weit er ſich nördlich von der Stremme ausdehnte, der Gau Linzizi, zwiſchen Havel und Elbe unterhalb Jerichow, Linagga, das Land der Linonen zwiſchen Elbe und Stepenitz, Nielitizi, zwiſchen Havel und Stepenitz, Doſſia, das Land an der Doſſe und dem Rhin, Morizi, zu beiden Seiten des Müritzſees, und Tholenzi, das Land der Rhedarier, zu beiden Seiten der Tollenſe. Anfangs umfaßte das Havelberger Bisthum auch das ganze Gebiet ſüdlich der Peene, d. h. die Gaue Mizerez und Grozwin.

Die Gränze der Diöceſen Havelberg und Brandenburg ging weſtlich von Feldberg bei Stargard, Alt-Thymen im Lande Lychen, Buchholz im Lande Fürſtenberg, Zabelsdorf im Lande Löwenberg, Kraatz im Lande Granſee, Groß-Mutz und Rüthnick zum Rhin, dieſen entlang bei Welgaſt zur Havel, die Havel und Stremme aufwärts und bei Parey zur Elbe, welche die ſüdweſtliche Gränze beider Diöceſen bildet. Das Bisthum Brandenburg umfaßte den übrigen Theil des Gaues Zemzizi, die Gaue Moraciani, zwiſchen der Elbe und Buckau, Ciervisti (den Zerbſter Gau ſüdlich von Fläming bis zur Mündung der ſchwarzen Elſter, Ploni) den Planegau, welcher von der Buckau, Havel, Nuthe bis an die ſchwarze Elſter, Heweldun zwiſchen Havel und Rhin, einen Theil von Doſſia, (das Land Rinow), Zpriavani, den Spreegau im Teltow und neuen Barnim, Riacani (der alte Barnim?) und Wucri, den Ukergau, das Land der Ucrani.

Die Mark Brandenburg war alſo ein durchaus ſlaviſches Land; die deutſche Bevölkerung, welche die ſlaviſchen Beſtandtheile in ſich abſorbirt hat, iſt durch verſchiedene Einwanderungen hinein gekommen. Als Albrecht der Bär die Vormark, Havelland und die Zauche mit Waffengewalt genommen hatte, fand er dieſe Gegenden ſo wenig angebaut, daß ihm die unter ſeiner Herrſchaft befindlichen Stämme der Nordmark und Oſtmark (im Norden Sachſen, dann Thüringer im Nordthüringgau, auch wohl die Schwaben in Svevengau) zur Coloniſation nicht ausreichend erſchienen, und daß er die durch die Sturmfluthen des Meeres, welche in dieſer Zeit die deutſchen Geſtade beſchädigten, und durch Rhein-Ueberſchwemmungen bedrängten Niederdeutſchen herbeirief. Aus den Ländern des Hochſtiftes Utrecht, aus Holland, Seeland und Flandern fand eine maſſenhafte Einwanderung in die Länder Albrecht des Bären ſtatt. Die Flaemen ſetzten ſich hauptſächlich im Zerbſtgau und Planegau, die Niederrheiner wohl vorzugsweiſe auf der Nordſeite der Havel, und die Holländer längs der Elbe. In noch größerem Maße fand im folgenden Jahrhundert die Anſiedelung der Deutſchen in den öſtlich der Havel hinzu erworbenen Ländern ſtatt. Die wendiſchen Bewohner waren, namentlich in der Priegnitz und dem Havellande, durch die langwierigen Kriege ziemlich vermindert worden; außerdem waren dieſe und andere Striche überhaupt nicht ſtark bevölkert, daher die Einwanderung keinen beſonderen Widerſtand fand. Die Deutſchen ließen ſich vorzugsweiſe gern an dem waldreichen Höhenboden nieder; die wendiſche Bevölkerung wohnte längs der Niederungen an den Flüſſen und Seen, und hier blieben neben den neuen, faſt ausſchließlich von Deutſchen bevölkerten Städten, neben den Burgen und deutſchen Dörfern die wendiſchen Kietze beſtehen, von denen ein großer Theil den Namen noch heute führt. Ihre Einwohner werden, namentlich im Havellande, in den Urkunden des 14. Jahrhunderts ſchlechthin als die Wenden, ihre Ortſchaften (ſo längs der Oder) als die Wendiſchen bezeichnet. Im Vergleich mit der großen Anzahl der deutſchen Anſiedelungen können ſie indeß nur einen geringen Theil der Bevölkerung gebildet haben. In der Luxemburgiſchen Zeit und ſpäter ſollen Bayern, Böhmen und Franken, letztere in größerer Zahl, nach den Marken gekommen ſein. Die Zahl der Einwohner fränkiſchen und thüringiſchen Stammes mehrte ſich unter Joachim II. durch flüchtige Lutheraner aus den betreffenden Reichsgebieten; unter Johann Georg wanderten abermals herbeigerufene Niederländer ein. Da in derſelben Zeit Theile der Lauſitz, Zoſſen, Teupitz, Beeskow, Storkow, zu der Mark kamen, ſo wurde auch die Zahl der Slaven vermehrt.

Durch den dreißigjährigen Krieg war die Bevölkerung der Kurmark, welche vor dem Kriege etwa 330,000 Köpfe (die Städte 140,000, das flache Land 190,000) betragen hatte, nach glaubwürdiger Berechnung etwa auf die Hälfte herabgeſunken.

Eine neue Coloniſation fand Statt. Kurze Zeit nach dem Kriege wurden Altenländer (aus dem ſchwediſch gewordenen Bremerlande) herbeigezogen und in der Lenzerwiſche angeſiedelt. Das Edikt vom 29. October 1685 forderte die aus Frankreich vertriebenen Reformirten zur Einwanderung in die kurfürſtlichen Länder auf: die ſtädtiſche Bevölkerung in der Kurmark und im Magdeburgiſchen erhielt durch dieſe dem größeren Theile nach aus dem Süden Frankreichs (Languedoc, auch Dauphiné) kommenden Einwohner einen in vielfacher Hinſicht ſchätzenswerthen Zuwachs. Drei Jahre ſpäter wanderten zahlreiche reformirte Familien aus Lothringen (den Franzoſen für ihr Bündniß mit den Proteſtanten verpfändet), aus Metz, Toul und Verdun ein, ebenſo viele vertriebene Waldenſer aus Savoyen. Als die Franzoſen in die Pfalz einfielen und ſie grauſam verheerten, zogen viele daſelbſt ſeit dem 16. Jahrhundert angeſiedelte Wallonen nach den Marken, um dort eine Zuflucht zu finden. Eine andere direkte Einwanderung von Wallonen aus dem Hennegau fand 1699 ſtatt; ſie ließen ſich hauptſächlich im Ruppiner Lande nieder. Im Ganzen kann man den Zuzug aus den Ländern franzöſiſcher Zunge nach der Mark und dem Magdeburgiſchen auf mehr als 15,000 Familien veranſchlagen. Schweizer aus dem Berner und Züricher Land und aus dem Gebiete von St. Gallen waren ſeit 1691 in 18 Ortſchaften der Aemter Ruppin, Lindow und Lehnin angeſetzt worden; im Anfange des folgenden Jahrhunderts wurden Schweizer in den Aemtern Liebenwalde und Lindow angeſetzt; auch von den proteſtantiſchen Salzburgern blieb ein Theil in der Mark zurück, während der andere nach Preußen wanderte. Seit 1680 wurden Holländer im Barnim (Amt Liebenwalde und Oranienburg), niederrheiniſche Koloniſten aus dem Kleve'ſchen im Lande Löwenberg angeſiedelt. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden bei der Urbarmachung des Havelländiſchen Luchs Oſtfrieſen (Oſtfriesland damals preußiſch) und Niederrheiner (aus dem jetzt niederländiſchen Sevenaer) herbeigezogen. Seit 1732 und ſpäter von 1750 ab wurden im Kreiſe Teltow eine Anzahl böhmiſcher Kolonien (Čechen) angelegt. In dieſe Zeit fällt auch die Vermehrung der jüdiſchen Bevölkerung; zweimal, 1351 und 1572, waren die Juden in der Mark ausgerottet oder ausgetrieben worden; der große Kurfürſt eröffnete öſterreichiſchen Juden ein Aſyl und ertheilte 50 Familien in Jahre 1671 einen Schutzbrief; 1714 war die Zahl dieſer Familien auf 100 geſtiegen; 1750 zählte man ſchon 3787 jüdiſche Einwohner in der Kurmark.

Unter Friedrich's II. Regierung haben alle Theile des deutſchen Reiches zur Bevölkerung der Kurmark beigetragen. Borgſtede zählt auf, an welchen Stellen vor dem ſiebenjährigen Kriege 4089, nach demſelben 7529 Familien angeſetzt worden ſind: ein großer Theil hievon kommt auf die Kolonien im Oderbruch. In dieſelbe Zeit fällt die Anlegung der Kolonien um die obere Havel und in den Heidediſtrikten, ferner die der Kolonien am Finow- und Werbellin-Kanal, in welchen Pfälzer angeſiedelt wurden. Bei der Anlegung der Kolonien im Rhin- und Doſſelbruch wurden in neun Ortſchaften Holländer, in anderen Pfälzer angeſetzt; die in verſchiedenen Theilen angelegten Spinnerdörfer wurden theilweiſe aus dem Voigtlande, Gera und Meiſſen bevölkert; in Neuſtadt wurde eine Kolonie von Ruhlaer Meſſerſchmieden (aus Thüringen) angelegt. Das Kolonialland wurde meiſt durch Meliorationen gewonnen, andererſeits die Koloniſten auch auf Dominialgütern angeſiedelt. Borgſtede ſchätzt, wahrſcheinlich zu hoch, die Stärke der unter Friedrich II. geſchehenen Zuzüge auf 158,000 Menſchen.

In der Periode von 1798—1816 ſcheint die Kurmark zwiſchen Elbe und Oder etwa 30,000 Menſchen eingebüßt zu haben, die über die normale Sterblichkeit hinausgehen.

Was die Landeshauptſtadt Berlin betrifft, ſo iſt es bekannt, in welchen ungeheueren Verhältniſſen dieſelbe ſeit 1816 an Bevölkerung zugenommen hat. Nicht nur daß die acht Provinzen des preußiſchen Staates wetteifernd zu deren Anwachs beitragen, auch das übrige Deutſchland, namentlich der Norden, bleibt trotz der noch beſtehenden Hemmniſſe nicht zurück, zahlreiche Elemente dahin abzuſetzen. Auch das Ausland iſt nicht unerheblich vertreten.

Identificirt man Sprache und Nationalität, ſo muß die Bevölkerung des Regierungs-Bezirkes Potsdam mit der Stadt Berlin als rein deutſch bezeichnet werden. Auch der Abſtammung nach, iſt die Bevölkerung zum allergrößten Theile deutſch. Es iſt anzunehmen, daß von den 1,392,000 Einwohnern des Regierungs-Bezirkes mit Berlin ungefähr 88 Procent deutſchen Stammes, davon etwa 70 Procent Niederdeutſche und etwa 18 Procent Ober- und Mitteldeutſche ſind. Die Zahl der Franzoſen, deren Vermehrung (ſtatiſtiſch vom Verfaſſer nachgewieſen) eine ſehr langſame iſt, läßt ſich nicht unter 5 Procent anſchlagen; ebenſo zahlreich mag der von den Slaven, den alten Brizanern, Hevellern, Ukrern und Luſitzanern abſtammende Theil der Bevölkerung ſein. Hierzu kommen noch die eingewanderten Čechen, deren im Jahre 1750 allein in

Digitized by Google

Berlin 1500 gezählt wurden, ferner die meiſt in Militairverhältniſſen ſtehenden Polen und einzelne angeſiedelte Ruſſen. Die Zahl der ſich zur moſaiſchen Religion bekennenden Juden in Berlin und der Kurmark (dieſſeits der Elbe) betrug im Jahre 1800: 5624, im Jahre 1858 in Berlin und dem Regierungs-Bezirke 20,332. Stete Zuzüge von Oſten halten dieſe Zahl im Steigen; eine Minderung erfolgt durch nicht ſeltene Uebertritte zum evangeliſchen Bekenntniß. Rechnet man die gemiſchte Art, welche aus Ehen zwiſchen jüdiſchen und deutſchen Geſchlechtern entſtanden, ſo kann man die Zahl der Einwohner jüdiſcher Abſtammung nicht unter 2 Procent der Geſammtbevölkerung veranſchlagen.

Sieht man die älteren Ortsnamen an, ſo pflegt ſich ihre ſlaviſche oder deutſche Art deutlicher zu zeigen, als dies heutzutage der Fall iſt. Aus beiden Sprachen gemiſchte Ortsnamen ſcheinen hier zu den Seltenheiten zu gehören. Bei den älteren deutſchen Namen, die meiſt auf Dorf, Hagen, Feld, Wald, Berg, Beck ausgehen, pflegt den erſten Theil der Zuſammenſetzung meiſt ein männlicher Eigenname auszumachen. Weibliche Eigennamen, in dieſer Art verwandt, gehören erſt der neueren Zeit an. Zieht man von den in den alten Urkunden vorkommenden Ortsnamen die offenbar deutſchen ab, ſo bleiben als wahrſcheinlich ſlaviſche Lokalnamen: in der Priegnitz 163, im Havelland mit Ruppin u. ſ. w. 198, in der Zauche und den magdeburgiſch-ſächſiſchen Theilen 95, im Teltow und den Lauſitzer Landſchaften 74, im Barnim 62, im Uckerlande 152, alſo im Ganzen 744, oder nur die Hälfte. Merkwürdiger Weiſe kommen außer den 744 alten Namen, noch etwa 236 wahrſcheinlich ſlaviſche Namen vor, (in Bratring's Topographie), welche theilweiſe erſt im 18. Jahrhunderte entſtandenen Wohnſitzen — alſo von Deutſchen — beigelegt worden ſind. — Die Macht der Gewohnheit! — Heutzutage betragen die ſlaviſchen Ortsnamen faſt genau ein Drittel der Geſammtzahl. Franzöſiſche Namen, wie Monplaiſir, Beauregard, Bevay, Monchoix, Bellevue, Sansſouci, Maille verdanken der im 18. Jahrhundert herrſchenden Mode ihren Urſprung. Noch 1815 wurde die Beilegung ausländiſcher Namen unterſagt, und nur einmal, bei einem Antrage auf die Beilegung des Namens Waterloo, eine Ausnahme gemacht.

Deutſche National-Bibliothek.*

Das hiermit anzuzeigende Unternehmen wird in dem erſten Hefte (deren uns drei vorliegen) ausführlicher beſprochen. Es iſt die Aufgabe der „Deutſchen National-Bibliothek," in einer Reihe von Werken, hervorgegangen aus der Feder der berühmteſten unſerer lebenden deutſchen Geſchichtsforſcher, für Leſer aller Stände und Stämme des deutſchen Volkes, ein Geſammtbild deutſchen Lebens und deutſcher Geſchichte zu entrollen. Als Mitarbeiter an dem Werke ſind bereits gewonnen: Major Dr. G. Beitzke, Profeſſor Dr. C. Biedermann, Archivar Dr. Burkhardt, Prof. Dr. J. G. Droyſen, Bibliothekar Jac. Falke, Dr. Johan Falke u. ſ. w.; wir heben nur noch die Namen W. Gieſebrecht, Gervinus, Häuſſer, J. Kutzen, Riehl, J. Voigt, Wachsmuth ꝛc. hervor. Ein jeder dieſer hochverdienten Männer wird einen ihm beſonders zuſagenden Gegenſtand behandeln, und innerhalb einer gewiſſen Friſt ſollen ſich die einzelnen Bände zu einem Ganzen geſtalten.

Ein jeder Band der National-Bibliothek bringt außerdem aber ein Portrait und Lebensbild des Verfaſſers (das erſtere in Holzſchnitt), — was einigermaßen neu iſt. Portraits der Verfaſſer wurden auch ſonſt den Büchern beigegeben, aber vollſtändige Biographien, wie deren uns bereits zwei vorliegen — das iſt noch nicht dageweſen. Man wird uns glauben, daß wir von aller Hochachtung gegen die ausgezeichneten Männer erfüllt ſind, die an dem Werke betheiligt ſind, und daß wir hier ſie und ihren Ruhm ganz außer dem Spiele laſſen wollen — aber von Seiten des Unternehmers finden wir es faſt ein wenig indiskret, auf dieſe etwas aufdringliche Art für die Unſterblichkeit und den Ruhm ſeiner literariſchen Freunde zu ſorgen. Die meiſten Herren ſind Gelehrte und ihre Lebensſchickſale gewiß nicht übermäßig romantiſch, dabei unter ſich vielfach von der größten Aehnlichkeit — dieſe Lebensbeſchreibungen, die noch dazu jedenfalls in einem ſanft in's Panegyriſche temperirten Style verfaßt ſind und ſein werden, zerſtören eher die angenehme Illuſion der ſchönen Darſtellung, als ſie dieſelbe heben, zumal wenn das Portrait — und das begegnet vielfach den geſcheidteſten Leuten — nicht gerade von einnehmender Schönheit oder Romantik iſt.

Das geſammte deutſche Volk mit den Männern vertraut zu machen, deren Geiſt einen ſo mächtigen Einfluß auf ſeine geiſtige Bildung übt, iſt recht ſchön und lobenswerth — aber wenn es der Verleger ihrer Schriften thut, ſo iſt ein kleines Häkchen dabei. Manche Art von Berühmtheit gewinnt durch Helldunkel.

Das erſte Bändchen enthält eine Arbeit von Dr. Georg Weber, Profeſſor in Heidelberg: Germanien in den erſten Jahrhunderten ſeines geſchichtlichen Lebens. Was wir darüber aus den alten Schriftſtellern, namentlich Cäſar, Tacitus u. ſ. w. wiſſen, iſt hier in angenehmer, klarer Darſtellung erzählt.

Das zweite Bändchen enthält: Die ritterliche Geſellſchaft im Zeitalter des Frauen-Kultus, von Jakob Falke, Fürſtl. Lichtenſtein'ſchen Bibliothekar. Der Verfaſſer hat Alles aufgeboten, um uns in das innere Leben jener uns fremdartigen Periode einzuführen und es unſerem Verſtändniſſe nahe zu bringen. — Minneſänger, Liebeshöfe, Turniere ſpielen natürlich eine große Rolle.

In der Vorbereitung zum Drucke ſind noch folgende Werke:

Geſchichte der Hanſa, von Dr. Johannes Falke, Konſervator am Muſeum zu Nürnberg.

Kaiſer Heinrich IV., von Prof. Dr. C. A. Mayer in Mannheim.

Luther, von Prof. Dr. Schottmüller in Berlin.

Blicke in das kunſt- und gewerbreiche Nürnberg im 16. Jahrhundert, von Prof. J. Voigt in Königsberg. — Ritterlicher Frauendienſt im 12. und 13. Jahrhundert, vom Bibliothekar Dr. Jakob Falke in Wien. — Kurfürſt Berthold von Mainz und der ſchwäbiſche Bund, ein Einigungs-Verſuch im 15. Jahrhundert, vom Bibliothekar Dr. K. Klüpfel in Tübingen. — Deutſche Kaiſer von Karl dem Großen bis Friedrich II., von Prof. Dr. G. Waitz in Göttingen. — Die Zeit des ſiebenjährigen Krieges, in einer Reihe geographiſcher, kriegs- und kulturgeſchichtlicher Bilder, von Prof. Dr. J. Kutzen in Breslau.

Die Ausſtattung läßt nichts zu wünſchen übrig.

* Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutſchlands Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Brigl und Lobeck, 1862.

Mannigfaltiges.

— Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag und ſeine Gegner. Wir haben in unſeren Artikeln über den Zollverein und das deutſche Eiſenbahn-Syſtem (Nr. 14 und 15 von d. J.) an die Vorurtheile und Gehäſſigkeiten erinnert, mit welchen vom J. 1819 bis zum J. 1834 in Württemberg und Bayern gegen die Idee der Erweiterung des deutſchen Marktes durch einen engeren Anſchluß Süddeutſchlands an Preußen angekämpft wurde — Vorurtheile und Gehäſſigkeiten, von denen nur einzelne geniale Männer, wie Friedrich Liſt, die bereits vor vierzig Jahren die große Bedeutung des Zollvereins erkannten, frei waren. In ganz ähnlicher Weiſe iſt jetzt in Württemberg und Bayern, ſekundirt durch die wahlverwandte öſterreichiſche Preſſe, der Kampf gegen den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag entbrannt. Vorurtheile gegen Erweiterung des deutſchen Marktes und Gehäſſigkeiten gegen Preußen ſpielen jetzt, wie damals, die Hauptrolle. Zum Vorwande dient auch jetzt der angeblich bedrohte, einheimiſche Markt, der, wie man behauptet, von franzöſiſchen Erzeugniſſen überſchwemmt werden wird. Als ob Frankreich, mit deſſen Fabrikaten die unſerigen zum Theil in anderen Ländern, z. B. in Italien und Amerika, glücklichſt concurriren, im Stande wäre, uns von unſeren heimiſchen Märkten zu verdrängen, wo wir doch ſo viel geringere Koſten haben, als die Franzoſen, und als ob nicht das Terrain, welches ſie möglicherweiſe in Folge des Handelsvertrages auf unſeren Märkten neu gewinnen, durch das große, reiche Gebiet, das jetzt deutſchen Erzeugniſſen in Frankreich eröffnet wird, vielfach wieder erſetzt würde! Wenn die Gegner des preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrags den alten Lehrſatz Adam Smith's nicht kennen, daß durch Vermehrung des Austauſches der Erzeugniſſe zweier Nationen beide Nationen gewinnen und ſich bereichern, ſo iſt das freilich ihr eigener Schaden, in Folge deſſen ſie auf Rückzahlung des Lehrgeldes, das ſie etwa für ihre volkswirthſchaftlichen Kenntniſſe gezahlt, Anſpruch hätten; aber ſoviel ſollten ſie doch, wenn ſie auch nur die Leipziger oder Frankfurter Meſſe und keinen Volkswirthſchafts-Lehrer kennen, mit Sicherheit wiſſen, daß es zwar gewiſſe feinere, moderne Erzeugniſſe giebt, in deren Herſtellung uns die Franzoſen überlegen ſind, daß jedoch dagegen viele andere, für den maſſenhaften Verbrauch geeignete Gegenſtände von uns ungleich wohlfeiler geliefert werden. Die größere Handelsfreiheit wird daher gewiß für Deutſchland ebenſo günſtige Folgen haben, als die allgemeine Gewerbefreiheit, deren Segnungen jetzt endlich auch in Württemberg, Bayern und Oeſterreich anerkannt werden. Alſo weshalb tantaene

Digitized by Google

animis magnogermanicis irae? Wozu alle dieſe Cliquen-Verſammlungen, die Herr von Kerſtorff, Spinnereibeſitzer in Augsburg, in allen möglichen Orten und Gegenden zuſammentrommelt, um à la Panſe Agitation gegen den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag zu machen? Wir zweifeln nicht, daß Herr von Kerſtorff mit dieſen Verſammlungen ſeparatiſtiſcher Gewerbetreibenden gerade ſo viel ausrichten, daß er das Verſtändniß volkswirthſchaftlicher Wahrheiten gerade ſoviel aufhalten wird, als ſein Vorgänger, Herr Panſe, durch ſeine Verſammlungen von Handwerkern, die ſich, im Gegenſatze zu der großen Mehrzahl ihrer deutſchen Standesgenoſſen, mit den Rückſchritts-Männern der Kreuzzeitung verbanden, um die Sonne der Aufklärung und der Freiheit in ihrem Laufe zu hemmen.

— Brünn und das Germaniſche Muſeum. Aus der Hauptſtadt von Mähren geht uns die nachſtehende erfreuliche Nachricht zu: Auf Antrag unſeres Gemeinderathes haben die hieſigen ſtädtiſchen Behörden kürzlich beſchloſſen, dem Germaniſchen Nationalmuſeum in Nürnberg einen jährlichen Beitrag von fünfzig Gulden zu bewilligen. Iſt die Summe der Bewilligung auch nicht bedeutend, ſo haben doch die Motive derſelben eine erfreuliche Bedeutung für das deutſche Kulturleben unſerer Stadt. In dieſen, wahrſcheinlich von dem bekannten Reichsraths-Mitgliede, Dr. Giskra, abgefaßten Motiven heißt es nämlich: „Zu den Aufgaben des Germaniſchen Nationalmuſeums gehört weſentlich auch die Zuſammenſtellung des Materials für die Geſchichte des deutſchen Städteweſens, ſowie für die Lokalgeſchichte der einzelnen Städte, in welcher Richtung daſſelbe auch bereits bedeutende Erfolge aufzuweiſen hat und daher auch vertrauensvoll auf Unterſtützung von Seite der deutſchen Städte rechnen zu können glaubt. Da nun Brünn wegen ſeines vorwiegend deutſchen Charakters zu den deutſchen Städten gezählt werden muß, ſo iſt es in dieſer Eigenſchaft ſonach zu einer Unterſtützung des von dem Germaniſchen National-Muſeum angeſtrebten Zweckes berufen.“

— Das ruſſiſche Budget. Der „Sowremennik“ enthält einen ſehr beachtenswerthen Artikel über das unlängſt veröffentlichte ruſſiſche Staatsbudget, von der Feder des durch ſeine Ueberſetzung der national-ökonomiſchen Schriften John Stuart Mill's bekannten Herrn Tſchernyſchewsky. Es wird darin namentlich auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß über ein Drittel der ruſſiſchen Staatseinkünfte von der Branntweinpacht herrührt, welche aber mit dieſem Jahre aufhört und durch eine Acciſe erſetzt wird. Da nun letztere in keinem Fall eine ſo bedeutende Summe abwerfen wird und die Regierung ſchwerlich daran denken kann, jenes von der öffentlichen Meinung verurtheilte Pachtſyſtem wieder einzuführen, ſo wird dieſelbe ſich genöthigt ſehen, den Ausfall durch andere Steuern zu decken und zwar durch ſolche, die nicht wie bisher faſt ausſchließlich auf die unteren Klaſſen fallen — alſo vermuthlich durch eine Einkommen- oder Vermögensſteuer, von welcher der beſitzende Stand oder, was in Rußland daſſelbe heißt, der Adel bisher frei war und auf welche ſchon in der Adreſſe der 112 von Twer angeſpielt wird. Dies würde indeß noch immer nicht genügen, um das chroniſche Deficit auszugleichen und Ordnung in den ruſſiſchen Finanzen herzuſtellen; hierzu wäre es nöthig, eine Reduction von wenigſtens 50 Millionen in dem Militair-Etat vorzunehmen, die natürlich von einer entſprechenden Verringerung der Land- und Seemacht begleitet werden müßte, welche gegenwärtig faſt die Hälfte, oder wenn man die Zinſen der Staatsſchuld abzieht, drei Fünftel ſämmtlicher Ausgaben abſorbirt. Dieſe Erſparniß würde ſogar eine doppelte ſein, indem ſie auch den produktiven Kräften des Landes zu gut käme, die jetzt übermäßig angeſpannt werden, um eine ungeheure Kriegsmacht (nach dem „Ruſſiſchen Invaliden“ zwiſchen 6 und 700,000 Mann, alſo beinahe 1 Procent der Bevölkerung) auf den Beinen zu halten. Daß ein ſolcher Artikel in Rußland und zwar nicht im Welikoruss, ſondern in einem unter Cenſur erſcheinenden Journal gedruckt werden darf, iſt jedenfalls ein bedeutſames Zeichen der Zeit.

— Das Millennium des ruſſiſchen Reichs. Die auf Befehl des Kaiſers Alexander in dieſem Jahre ſtattfindende Feier der tauſendjährigen Exiſtenz des ruſſiſchen Reichs giebt dem Petersburger Witzblatt „Swiſtok“ (die Pfeife) Veranlaſſung zu folgenden „Fragen an das Schickſal:“ 1) Sollen wir im beginnenden zweiten Jahrtauſend vorwärts oder rückwärts gehen? 2) Was bedeutet vorwärts und was bedeutet rückwärts gehen? 3) Sollen wir mit dem ABC vorwärts gehen oder ohne ABC? 4) Mit Prügeln oder ohne Prügel? 5) Sollen wir Alle vorwärts gehen, oder nur die Beamten? 6) Wenn alle Ruſſen, alſo nicht allein die Beamten, ſondern auch das Volk vorwärts gehen, ſollen wir auch alle zahlloſen Nationalitäten mit uns nehmen, die zum Staatsverband des ruſſiſchen Reiches gehören? Dieſe Fragen werden in ſo pikanter Weiſe erörtert, daß man nicht umhin kann, die ruſſiſchen Schriftſteller zu bedauern, welche demnächſt aus den heiteren Höhen der Cenſur in den Tartarus der Preßfreiheit à la française mit obligaten Verwarnungen und Confiscationen hinabgeſtürzt werden ſollen.

— Churchill's „Druſen und Maroniten.“ Der engliſche Oberſt Churchill, Verfaſſer eines 1853 erſchienenen Werkes unter dem Titel „Ten Years' Residence in Mount Lebanon,“ hat vor Kurzem eine neue Schrift veröffentlicht, in welcher er die Geſchichte und Zuſtände der Druſen und Maroniten von 1840 bis 1860 behandelt.* Da er ſich während dieſer zwanzig Jahre faſt ununterbrochen in Syrien aufgehalten und die ganze Zeit über mit den beiden Völkerſchaften oder Sekten, die den Libanon bewohnen, perſönlich verkehrt hat, ſo iſt er vorzugsweiſe befähigt, die Urſachen der Zwiſtigkeiten und Rivalitäten auseinanderzuſetzen, welche die Niedermetzelung der Maroniten herbeiführten und ſchließlich auch für die Druſen verderblich geworden ſind. Seiner Ueberzeugung nach hatten die türkiſchen Regierungsbehörden in Syrien es von vornherein darauf angelegt, ihre chriſtlichen Unterthanen maſſakriren zu laſſen, indem ſie dieſelben erſt entwaffneten und ihnen dadurch jeden Widerſtand unmöglich machten und die Gründe, die er zur Unterſtützung dieſer Anſicht angiebt, ſind allerdings ſchwer zu widerlegen. Ueberhaupt iſt das Buch des Herrn Churchill ein wichtiger Beitrag zur Literatur der noch lange nicht gelöſten orientaliſchen Frage.

— „Nach der Arbeit.“ Unter dieſem Titel iſt das erſte Bändchen einer größtentheils nach Muſtern des Auslandes bearbeitete Sammlung von „Novellen und Erzählungen für das Volk,“ von Rudolph Müldener, erſchienen.** Zum Theil ſind es einige bereits durch andere Ueberſetzungen bekannte Erzählungen, wie das engliſche „How to catch a Sunbeam,“ und das ſchweizeriſch-franzöſiſche „Col d'Anterne,“ von R. Töpffer, die uns hier dargeboten werden; zum Theil werden uns aber auch einige bisher in Deutſchland unbekannte Schilderungen aus dem Volksleben anderer, europäiſcher Nationen zugeführt, worunter wir insbeſondere „die beiden Admirale,“ nach dem Holländiſchen von Jakob van Lennep, und „Nach dreißig Jahren,“ aus dem Vlamiſchen von Hendrik Conscience, nennen. Das Ganze wird nicht blos Leihbibliotheken, ſondern auch dem Leſetiſche der Damen ein willkommener Beitrag ſein.

— Geſchichtsverfälſchungen durch Gemälde. Wer in Venedig war und den Dogenpalaſt beſuchte, hat dort wohl auch die hiſtoriſchen Gemälde aus dem Leben Friedrich Barbaroſſa's geſehen. Aber dieſe Gemälde ſtellen zum Theil unhiſtoriſche Thatſachen als wahr dar, und die Kunſt hat hier die Geſchichte offen verfälſcht. So findet ſich dort die Darſtellung des Auftritts, wo der Papſt Alexander III. dem gedemüthigten Kaiſer den Fuß auf den Nacken ſetzt, obgleich nur ſo Viel ſicher iſt, daß Friedrich I. am großen Portal der Markuskirche in Venedig bei ſeiner Ausſöhnung mit Alexander III. im Jahre 1177 dieſem den Fuß küßte, der Papſt hierauf den Kaiſer umarmte und an den Altar führte. Alles Andere iſt ſpäterer Zuſatz, wozu vielleicht jenes Gemälde ſelbſt die Veranlaſſung gegeben hat, und woraus es auch zu erklären iſt, daß man Fremden noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Stelle des Fußbodens der Markuskirche hat zeigen können, wo angeblich der Papſt dem Kaiſer im Angeſichte des Volks den Fuß auf den Nacken geſetzt habe, zum öffentlichen Zeichen der bußfertigen Rückkehr des Kaiſers in die Gewalt der Kirche. Ebenſo iſt es mit einem anderen Bilde im Dogenpalaſte, auf dem der Sohn Barbaroſſa's von den Venetiern gefangen genommen wird, obgleich auch dieſe Thatſache keinen geſchichtlichen Grund hat. Mögen die Gründe und die Zwecke dieſer Verfälſchungen ſein, welche ſie wollen: ſie erinnern an das Wort des römiſchen Dichters: Quidquid Graecia mendax audet in historia.

* The Druses and Maronites under the Turkish Rule from 1840 to 1860. London, B. Quaritch.

** Langenſalza, Schulbuchhandlung. 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn J. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 20. Mittwoch, den 14. Mai 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Aſien. Seite
Die oſt-aſiatiſchen Handelsverträge 229
England.
Engliſche Korreſpondenz. Unterricht und Finanzen 230
Böhmen.
Der Bergbau von Joachimsthal 231
Frankreich.
Maimonides und Spinoza 234
Franzöſiſche Stenographie 235
Italien.
Der Vermittler, ein Journal des Paters Paſſaglia . . . . . . „
Polen.
Polniſche Literatur-Notizen 236
Rußland.
Zur Geſchichte ruſſiſcher Verſchwörungen . . . . „
Schweiz.
Blindenſchrift und Blinden-Inſtitute 237
Deutſchland und das Ausland.
Iphigenia in Aulis, eine deutſche Tragödie 239
Mannigfaltiges.
Die liberale Partei in Preußen . . . . „
Der Gewerbtag in Breslau 240
Der Künſtlervertrag in Salzburg . . . . „

Aſien.

Die oſt-aſiatiſchen Handelsverträge.

Auch das „Magazin" hat den Abſchluß der Handels- und Freundſchaftsverträge mit China, Japan und Siam freudig zu begrüßen. Der erfolgreiche Ausgang unſerer erſten großen überſeeiſchen Unternehmung hat außer ſeinem merkantilen Nutzen einen hohen Werth für die geiſtigen Beziehungen Deutſchlands zum Auslande.

Für unſere Literatur wird freilich ein unmittelbarer Gewinn nicht zu hoffen ſein. Ganz neue oder unbekannte Gebiete ſind ihr die weiten Küſten und die volkreichen Staaten, mit welchen die Verträge von Nangaſſaki, Tientſin und Bangkong unſerem Handel Frieden und Schutz auswirken, ſeit langer Zeit nicht mehr. Selbſt der beſchränkte Zutritt, den die eigennützige Schlauheit der Staatslenker von China und Japan, trotz der uraltherkömmlichen Abſperrungspolitik, ſeit Jahrhunderten den Europäern geſtattete oder vielmehr durch eiferſüchtige Ueberwachung und hochfahrende Mißachtung erſchwerte, bot kühnen fremden Forſchern die Gelegenheit ihren Wiſſensdrang zu befriedigen, freilich unter der Gefahr ihn theuer zu büßen. Bald in der Franziskaner-Kutte oder dem Jeſuiten-Rocke der portugieſiſchen und franzöſiſchen Miſſionäre, bald als Supercargos und Faktoren engliſcher und niederländiſcher Comptoire, haben die Pioniere der Wiſſenſchaft ſeit zweihundert Jahren von Nangaſſaki, Makao und Canton aus ihre friedlichen Eroberungszüge durch das Inſelreich und das weite Land des Erſtgebornen des Himmels gemacht. Und ſchon ſeit vielen Jahren beſchränkt ſich der europäiſche Verkehr nicht mehr auf jene altgebräuchlichen Stapelplätze. Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ſich die „chineſiſche Mauer," die uns um ein Sprüchwort reicher gemacht hat, dem vernehmlichen Anklopfen der rothhaarigen Barbaren erſchloß; außer den Engländern ſind uns neuerdings auch Franzoſen, Ruſſen und Amerikaner in der Eröffnung der Oſtreiche für ihren Handel vorangegangen. Unſere Kaufleute werden uns alſo nicht mit den Schätzen, deren Zufuhr ihnen jetzt geſichert und erleichtert iſt, zugleich unerhörte und begeiſternde Kunde von dem Geſehenen und Erlebten heimbringen, wie etwa die ſidoniſchen Männer von ihren Fahrten nach Ophir oder der Bernſteinküſte. Die Phantaſie unſerer Dichter wird durch die Berichte von Japan und China ſchwerlich entflammt werden, wie es einſt geſchah, als das Tagebuch des großen Admirals oder des ritterlichen Walter Raleigh's Eldorado alle Gemüther mit der Herrlichkeit der neuen Welt erfüllte. Odyſſeen vom Hoangho und Jantſe-Kiang und Luſiaden vom Gelben Meere dürfen wir uns nicht verſprechen. Noch weniger haben wir zu befürchten, daß unſre Schriftſteller an der Endloſigkeit chineſiſcher Dramen oder an der Dickleibigkeit der „himmliſchen" Romane ein Wohlgefallen finden und fortan ihre Ideale im Reiche der Mitte aufſuchen möchten.

Und dennoch wird es auch diesmal der Kaufmann ſein, an deſſen Schiff das Gute ſich anknüpft. Wechſelwirkungen können bei lebhafterem Aufſchwunge unſeres Handelsverkehrs mit jenen Reichen auch in der Literatur nicht ausbleiben. Die Conſuln, die wir auf Grund der neuen Verträge in den Häfen von Japan und China, an der hinterindiſchen Küſte zu haben berechtigt ſind, werden nicht bloß unſere Handelsintereſſen wahrzunehmen haben. Wie erfolgreich in ſolchen Stellungen für die Vermittelung aller geiſtigen Beziehungen gewirkt werden kann, hat, um nur an das Beiſpiel eines zu früh Dahingeſchiedenen zu erinnern, der Freiherr von Minutoli glänzend dargethan. Neue Ausbeuten für jedes Gebiet wiſſenſchaftlicher und literariſcher Thätigkeit laſſen ſich unter dem Schutze und dem Zuthun tüchtiger Vertreter unſerer Nation aus den unermeßlichen Gebieten erwarten, deren Zutritt jetzt in ungleich höherem Maße freigegeben iſt. In China z. B. können die Deutſchen jetzt ungehindert auf eine Entfernung von hundert Lieues Ausflüge in die Nachbarſchaft der dem Handel offenen Häfen machen. Sie können ſich auch, mit ordnungsmäßigen Päſſen verſehen, in das Innere des Landes begeben. Sie ſind in der Erlernung der Sprache oder Dialekte des Landes nicht mehr gehindert. Dem Verkaufe von deutſchen und dem Ankauf von chineſiſchen Büchern ſoll kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Aehnliche Freiheiten ſind uns in Japan zugeſichert. Neuer Stoff wird, wenn auch nicht blendend und überwältigend wie zur Zeit der Conquiſtadoren, doch durch ernſte und tüchtige Arbeit für unſere Literatur gewonnen werden. Rückert nennt ſchon die Kenntniß einer fremden Sprache eine neue Seele; mit noch größerem Recht kann man von der gründlichen Bekanntſchaft mit den geiſtigen Grundlagen der Exiſtenz von tauſendjährigen Kulturvölkern, wie es die Chineſen und die Japaneſen ſind, belebende und anregende Einflüſſe auch auf unſer geiſtiges Leben erwarten.

Sie werden aber nicht die ſchönſte Frucht der neuen Verträge ſein. Eine ſchönere und reifere liegt jetzt ſchon vor uns: die Thatſache, daß durch einheitliche diplomatiſche Verhandlungen, Pakte zwiſchen jenen oſtaſiatiſchen Herrſchern und den deutſchen Staaten zu Stande gekommen ſind. Preußen hat dies Werk nicht blos für ſich und ſeine Zollvereins-Anverwandten vollführt, ſondern auch die beiden Mecklenburg und die Hanſeſtädte dabei vertreten. Es handelte für ganz Deutſchland mit Ausſchluß von Oeſterreich. In dieſer Thatſache liegt ein großer und gegenwärtiger Gewinn, ſelbſt wenn man von den in ſicherer Ausſicht ſtehenden Handelsvortheilen ebenſo abſieht, wie von den tröſtlichen Gedanken, welche für uns Preußen grade jetzt zu rechter Zeit kommen. Die Stellung des Deutſchen im Auslande iſt ſeit langer Zeit der Gegenſtand bitterer, aber ſelten unbegründeter Klagen. Die Sache iſt bekannt, ihr unſeliger Grund ſo klar, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht, und dennoch wird man bei aller Vorbereitung immer noch ſchmerzlich über-

Digitized by Google

raſcht, wenn man im Auslande ſelbſt Gelegenheit hat, den Abſtand zu empfinden, der zwiſchen der mangelhaften, oft ungenügenden, ſelten wirkſamen Vertretung des Deutſchen und dem mächtigen und kraftvollen Auftreten anderer Nationen ſich geltend macht. An den Perſönlichkeiten der Deutſchen ſelbſt liegt ſelten die Schuld. Was neulich in dieſen Blättern aus Holland berichtet wurde, daß der Deutſche dort mit Erſtaunen und Freude die praktiſche Tüchtigkeit ſeines Volkes inne werde, wenn er unter den angeſehenſten Handelshäuſern des Landes eine große Zahl deutſcher Namen finde, das hat ſich auch anderwärts, hat ſich namentlich auch ſchon in den fernen Himmelsſtrichen bewährt, aus denen die preußiſche Expedition jetzt heimkehrt. Allein was der Dentſche im Auslande Tüchtiges thut und iſt, das muß er auf ſeine eigene Fauſt thun und ſein, und das Erreichte ſteht daher weder unter einander noch mit dem Vaterlande in rechtem lebendigen Zuſammenhange, wird nicht von dem kraftvollen Gefühle nationaler Zugehörigkeit geſtützt und entbehrt im Falle der Noth eines raſchen und ſicheren Schutzes.

Die oſtaſiatiſche Unternehmung iſt ein kräftiger Schritt zur Hebung dieſes Uebelſtandes. Das erfolgreiche Auftreten eines deutſchen Bevollmächtigten, wird das Selbſtbewußtſein unſerer Brüder im Auslande ſelbſt in Ländern ſtärken, die nicht von unſeren Kriegsſchiffen berührt werden ſind. Daß endlich einmal von Einem Manne und in Einem Akte Verträge zwiſchen mächtigen fremdländiſchen Herrſchern zu Gunſten der Angehörigen aller deutſchen Staaten abgeſchloſſen, und daß die Deutſchen in dieſen Verträgen den anderen ſeemächtigeren Nationen völlig gleichgeſtellt worden ſind, wird nicht blos in China und Japan, ſondern wo überhaupt deutſcher Fleiß und deutſche Betriebſamkeit in der Ferne ſich eine Heimat begründen, wohlthätig empfunden werden. Es mag für unſern Handel ſelbſt vielleicht jetzt nicht von allzu großer Bedeutung erſcheinen, daß es, wie es in dem Vertrage mit China heißt, den Unterthanen der contrahirenden deutſchen Staaten erlaubt iſt, „in den Häfen und Städten: Canton, Swatau (Tſchau-Tſchau), Amoi, Futſchau, Ningpo, Schanghai, Tongtſchan, Tientſin, Niutſchwang, Tſchin-Kiang, Kin-Kiang, Hanglau; ferner Kiongtſchau auf der Inſel Hainan, und Taiwan und Tam-ſui auf der Inſel Formoſa ſich mit ihren Familien niederzulaſſen, frei zu bewegen und Handel oder Induſtrie zu treiben.“ Noch geringer mag unſer unmittelbarer Verkehr mit Japan oder dem Kaiſerreiche ſein, deſſen Geſandſchafts-Ceremoniel vor einiger Zeit den Hof der Königin Victoria in Erſtaunen ſetzte. Aber daß dieſer Verkehr von einer deutſchen Regierung im Namen aller für die Deutſchen geregelt und geſichert worden iſt, bleibt nichts deſto weniger ein nationaler Gewinn, der für die ſchmerzlichen Opfer jener gefahrvollen Gewäſſer Troſt bietet.

Endlich bringen dieſe Verträge uns noch einen geiſtigen Gewinn, einen Gewinn für die Sache der Humanität und der Civiliſation. Es mag hergebrachte diplomatiſche Wendung ſein, wenn der Vertrag von Tientſin (mit China) im Eingange feſtſetzt, zwiſchen den contrahirenden Staaten ſolle dauernder Friede und unwandelbare Freundſchaft beſtehen. Aber dieſe Form hat grade in dieſem Falle einen wirklichen Inhalt. Völker, die ſich bisher faſt nur von Hörenſagen kannten, ſind ſich bei dieſen Unterhandlungen zum erſten Male nahe getreten; ſie haben ſich über ihre beiderſeitigen Intereſſen geeinigt und haben dies gethan, ohne Anwendung überlegener Zwangsmittel von der einen, und ohne widerhaarige, tückiſche Winkelzüge von der anderen Seite, in friedlicher Vereinbarung. Für unſere neuen Bundesverwandten knüpft ſich an den Abſchluß dieſer Verträge keine Erinnerung an verbrannte Dſchunken, bombardirte Städte und geplünderte Sommerpaläſte; wir haben keine anderen Verluſte zu beklagen, als die uns das Meer entriß. Ohne Erbitterung und ohne Rachegefühl gehen alle Betheiligten von dem Vertragsgeſchäft auseinander, gehen die Angehörigen der verbundenen Staaten an den Ausbau des begonnenen Werks. Der friedliche Beginn des Verkehrs wird ſeine Fortführung auf der Grundlage gegenſeitiger freier menſchlicher Anerkennung erleichtern und deutſche Humanität, deutſches Gerechtigkeitsgefühl werden dazu beitragen, ihn für beide Theile annehmbar und vortheilhaft zu machen. Die Unterthanen des Tai-kun, wie die des himmliſchen Kaiſers, werden dann gar bald merken, daß ſich von allen Fremdlingen des Weſtens mit denen am beſten leben läßt, welche dem europäiſchen Reich der Mitte entſtammen, und während ſie der engliſchen Gewaltthätigkeit, der franzöſiſchen Arroganz und dem amerikaniſchen Egoismus Argwohn und Argliſt, die Schutzwehr des Schwächeren, entgegenzuſetzen haben, wird deutſche Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit auch bei ihnen Dank und Entgegenkommen finden.

B. D. F.

England.

Engliſche Korreſpondenz.

Unterricht und Finanzen.

London (Ende April).

London nähert ſich jetzt dem Höhepunkte ſeiner Seaſon-Pracht, ohne ſich dabei viel um das Parlament, den vermeintlichen Strahlenkern alles Glanzes, zu bekümmern. Wir meinen damit natürlich London im Ganzen und Großen. Die ſpeciellen Parlamentsmitglieder, deren und die Miniſter-Kreiſe ſind allerdings zwei oder dreimal während dieſer Sitzungsperiode etwas warm geworden; aber es drang nicht ein in's Volk, war auch gar keine große Wärme und außerdem immer gleich wieder vorbei. Die Engländer und ſpeciell die regierenden Klaſſen haben das Glück vor allen andern Völkern voraus, daß ſie ſich nicht mehr um große, prinzipielle Lebensfragen des Staatslebens, der conſtitutionellen Rechte und Freiheiten zu erhitzen und zu zanken brauchen. Theoretiſch und conſtitutionell doktrinär genommen, wäre noch Manches, ungeheuer Weſentliches zu erledigen, aber die Klaſſen außerhalb des Parlaments und der Regierungs-Privilegien verlangen nicht danach, wollen kaum etwas davon wiſſen und laſſen Mr. Bright, der ihnen gern mehr Wahlrecht geben und etwas von den fabelhaft und mannigfaltigen hohen Steuern abnehmen möchte, gradezu im Stiche. Und andere Volks-Apoſtel giebt's gar nicht mehr, wenigſtens keine der Rede werth.

So führen die Herren im Parlamente als ſtillvergnügte Geſetzgeber in ihren nächtlichen Sitzungen ein ruhiges, langweiliges, für Amüſement „ſchwänzendes,“ oder in Nebenſälen und im Rauchzimmer kneipendes, oder während verſchiedener Reden ihrer Herren Kollegen ſchlafendes Leben. Es giebt eigentlich gar keine Parteien mehr. Was man früher Tory und Whig, Conſervativ, Liberal, Peelitiſch, Radikal ꝛc. nannte, iſt gar nicht mehr da, oder wenigſtens in verſchiedenen Winkeln eingeſchlafen. Alle Parteien des Parlaments leben wie eine glückliche Familie miteinander. Nur einmal ſah's wie eine Art Kampf der Derbyiten, früher Tory's, gegen die Palmerſtoner, früher Whigs, aus. Aber letztere ließen ſich lieber dreimal ſchlagen und gaben dreimal nach, ſtatt ſich von ihren Miniſterpoſten treiben zu laſſen. Es war wegen des „revidirten Kodex,“ des „revised code,“ der ſo lange im Parlamente, in den Berichten und Leitartikeln der Zeitungen plänkelte und einige Mal ziemlich viel Lärm machte.

Ich würde meine Leſer todt machen, wollt' ich ihnen ſagen, was dies eigentlich für'ne Geſchichte ſei, dieſer nun dreimal für die Majorität des Unterhauſes revidirte „Erziehungs-Kodex“ der Palmerſton'ſchen Regierung. Zunächſt bewundere man den alten, ſeit 50 Jahren England parlamentariſch regierenden und hänſelnden Miniſterial-Helden. Er war immer der Klügſte und gab nach, wenn Widerſtand auf Widerſtand zu ſtoßen ſchien. Deshalb iſt England „parlamentariſch“ ſo glücklich, während man in Preußen neuerdings ungeheuer viel Angſt und Lärm hörte, daß es parlamentariſch werden könnte und dann geradezu untergehen müßte.

Mit dem „Erziehungs-Kodex“ beabſichtigte die parlamentariſche Regierung Palmerſton's pekuniär und ſonſt ſtimulirend auf Belebung und Vervollkommnung des ſehr im Argen liegenden öffentlichen Schul- und Erziehungsweſens zu wirken. Der Kodex voller Belohnungen und Gehaltsverbeſſerungen für verſchiedene Grade von Schulmeiſtern und voller Intereſſen-Verletzung für Andere, ſtieß auf ſtarken, ſteigenden Widerſpruch in Parlament und Preſſe, obgleich der Vater deſſelben, der miniſterielle Mr. Lowe, ſein Kind nicht nur im Parlamente, ſondern auch als wüthender Leitartikelſchreiber in der Times mit der Liebe einer Löwin, der man die Jungen nehmen will, wochenlang wüthend vertheidigte. Die Macht der Times und die Popularität Palmerſton's wollten hier gar nichts helfen. Der Regierungs-Kodex mußte ſich vor den Angriffen des Publikums und Parlaments geſchlagen zurückziehen. „Revidirt,“ auf's Neue „einkommend“ und von Lowe löwenhaft in der Times vertheidigt, mußte er ſich doch wieder zurückziehen, um endlich nach einer dritten Reviſion halb in Gnaden angenommen zu werden.

Das ſind die äußerlichſten Umriſſe des parlamentariſchen Hauptereigniſſes, jedenfalls ſehr intereſſant in ſeinen Details für die Engländer, die es betrifft, aber ſchwerlich für die Ausländer, da es ſich in keiner Weiſe um ein Prinzip, um pädagogiſche Theorien ꝛc., ſondern blos um Schulgeld, Intereſſen und damit zuſammenhängende parlamentariſche Tücken und Taktiken handelte. Palmerſton und ſein Times-Löwe ließen ſich aber zuletzt Alles gefallen, um in Amt und Brod zu bleiben.

Dann war's natürlich, wie in allen andern Ländern, das Bu

Digitized by Google

das dem Publikum zu Herzen und in die Taſchen ging. Land und Leute, Handel und Wandel blühen und die Steuern ſteigen, geſtiegen und ſteigend, und doch ein Deficit. Warum haben wir nicht lieber einen Ueberſchuß? fragte Mr. Disraeli ſeinen gelehrten Nachfolger Gladſtone, unter deſſen zweijähriger Finanzverwaltung das ſteigende Deficit zu der beunruhigenden Höhe von 4 Millionen Pfund Sterling geſtiegen ſei. Außerdem habe er über 3½ Millionen, die erſt einkommen ſollten, ſchon von vornherein verfügt, oder ſie verbraucht, beinahe in Wechſelreiterei-Manier. Handel und Wandel nehmen dabei fortwährend ab, Mangel an Beſchäftigung verurtheile Tauſende zu Hunger und Elend, und die kritiſche Lage von Europa und der ganzen Welt mache erhöhte Ausgaben, namentlich nach der Revolution in Kriegsſchiffen, die durch den „Monitor“ Amerika's eingeweiht worden ſei, zu einer unbedingten, unverſchiebbaren Nothwendigkeit. Wie wollte der Herr Staatsſäckelmeiſter das Geld dazu aus dem Deficit hernehmen? Neue Steuern? Oder Anleihen? Alles ſehr gefährlich. Und in dieſe Gefahr habe uns die ſündhafte Freihandels-Politik der letzten zwanzig Jahre gebracht, zuletzt die grauſame Aufhebung der ſchönen Papierſteuer.

Mr. Gladſtone erwiederte, das Alles ſei nicht wahr. Die Freihandels-Politik habe ſich unwiderleglich glänzend bewährt, und die jetzigen finanziellen Verlegenheiten ſeien blos außerordentliche Folgen ganz außerordentlicher, ungünſtiger Verhältniſſe der letzten zwei Jahre zu Hauſe und in der Fremde, namentlich in Amerika. Behinderter, nicht getriebener Freihandel, ſchlechte Aerndten, verminderte Baumwollen-Zufuhr, Unſicherheit politiſcher Verhältniſſe, die Nothwendigkeit dickerer Eiſenpanzer um Kriegsſchiffe und mörderiſcher Kugeln, ſie zu zerſchmettern — das Alles habe außerordentlich viel gekoſtet, werde noch mehr koſten, ohne etwas einzubringen; aber er hoffe doch, das Geld dazu zuſammenzutreiben, ohne die öffentlichen Laſten zu vermehren. Die hohe Einkommenſteuer könne freilich noch nicht reducirt werden, aber hoffentlich ſpäter. Mit dieſer und fortgeſetzter Beſteuerung des Zuckers und Thees, Verkauf von Bier-Conceſſionen, Beſteuerung Derer, die ihr Eigenthum gegen Feuer verſichern (alſo Strafe für Vorſicht), aber einer verminderten Steuer auf Spielkarten und einer neuen auf ausländiſche Anleih-Scheine ꝛc., hoffe er gut durch- und auszukommen.

Dieſes Programm wurde natürlich viel angegriffen, namentlich fand man Verminderung der Steuer auf Spielkarten und dagegen Beſteuerung einer Tugend, der Verſicherung gegen Feuer, gradezu unmoraliſch. Das iſt ſehr richtig; aber in Beſteuerung der Völker für die Beamten-, Militair- und Kriegsſchiffreichen Staaten, ſpielt die Moral ſchon längſt keine Rolle, und auch die Engländer müſſen ſich bequemen, alte und neue unmoraliſche Steuern zu bezahlen. Bezahlen iſt jetzt die erſte, heiligſte und unerbittlichſte Unterthanenpflicht, beſonders für Eiſenpanzer um Schiffe, furchtbare Kanonen und viel hundertpfündige Kugeln, ſie zu zerſchmettern.

Der erſte Eindruck, den die Merrimac-Monitor-Schlacht in England hervorrief, war gradezu ein paniſcher Schrecken. Selbſt die Times ſagte ganz offen, daß ſo'n einziger Monitor mit ſeinen zwei Kanonen die ganze engliſche Flotte ganz gemüthlich von der Küſte aus in Grund bohren können würde. Die ganze engliſche Flotte galt auf einmal für Makulatur. Preſſe, Publikum und Parlament erklärten das Vaterland in doppelter Gefahr und die ſtolze engliſche Flotte moraliſch für doppelt geſchlagen. Aber es dauerte nicht lange, ſo kam Troſt von der furchtbaren Halbinſel an der Themſe-Mündung Sherbury Neß, wo man ſchon verſuchsweiſe Millionen von Pfunden in Probirung neuer Kanonen und Kugeln in Zerſchmetterung von fauſtdick mit Eiſen beſchlagenen Eichenpfoſten in die Luft geſprengt. In Folge der Monitor-Geſchichte, dieſer neueſten Revolution in der Kriegsflotte und dem Seekriege, machte man auf Sherbury Neß ſowohl die Eichen- als Eiſenplatten dicker, als am Monitor und Merrimac, als auch Kanonen und Kugeln furchtbarer, um die bisher dickſten Eichen- und Eiſenpanzer damit zu zerſchmettern. Und ſiehe da, letztere ſiegten über die erſtern. Damit lief ein neuer Troſt und Stolz durch das flottenſtolze England. Wir haben die dickſten kombinirten Eichen- und Eiſenpanzer in der Welt, hieß es, aber auch zugleich Kugeln und Kanonen, ſie zu zerſchmettern.

Freilich nun gilt es erſt, die alten Holz- oder die neuen Panzerſchiffe danach zu ändern und beſonders ganz neue zu bauen, mit beſondern abſchüſſigen Winkeln an den Wänden, um die Kraft der Kugeln zu brechen, aber auch neue Kanonen und Kugeln zu ſchaffen, fürchterlich genug, auch die dickſten Panzer damit zu zerſchmettern. Wenn ſie aber nun inzwiſchen Amerika und Frankreich noch dicker machen, als die dickſten und noch mörderiſchere Geſchoſſe erfinden? Ja, dann muß England wieder noch dicker auftragen. Und dann (ſo tröſten ſie ſich), die Hauptſache in dieſer gegenſeitigen Bepanzerungs-Konkurrenz der chriſtlichſten, civiliſirteſten Völker, bleiben doch immer das Eiſen und die Kohlen zum Treiben der Kriegs-Seehelden, und darin ſind wir von der Vorſehung jedenfalls am meiſten von allen Völkern begünſtigt worden. Mit unſerem Eiſen können wir die ganze Erde bepanzern, und mit unſern Kohlen die ganze Welt in Brand ſtecken.

Und ſo werden ſie nun, während der kosmopolitiſche Friedenstempel der kultivirten Völker-Harmonieen, das Welt-Induſtrie- und Kunſtausſtellungs-Labyrinth in Brompton, dem Südweſten Londons, alle Nationen im eigenen Intereſſe einer jeden und Allen zum ewigen Frieden mahnt, ſich gegenſeitig in Kriegsſchiffspanzerdicke und in Zerſtörungstücken zu überbieten ſuchen. Auch die Preußen müſſen ungemein viel Salz eſſen, weil Herr von der Heydt von dem Ertrage einer erhöhten Salzſteuer die ſpeziell preußiſche Flotte (nicht die deutſch-preußiſche) unüberwindlich dick bepanzern will.

Freilich der Menſch lebt nicht von Salz allein, ſondern er muß auch mindeſtens Brod dazu haben. Wo das aber am Ende herkommen ſoll, wenn der Schweiß der Millionen immer dicker an Schiffswände geſchweißt und in immer größere Kugeln und Kanonen vergoſſen wird, das wird auch der gelehrte Staatsſäckelmeiſter Englands nicht wiſſen.

Wenn's Jeder am Dickſten hat in der „letzten Vernunft der Könige,“ wie Friedrich der Große die Kanonen nannte, fangen ſie vielleicht eine umgekehrte Konkurrenz an, ſo daß ſich Jeder beeifern wird, in Mord-Inſtrumenten möglichſt ſchwach, dafür aber deſto ſtärker in Leben und Land bringenden zu ſein. Ich glaube an den endlichen Sieg der wirklich vorhandenen, immer mächtiger werdenden Völker-Harmonieen, obgleich die Kanoniere die letzten ſein werden, ſie zu begreifen. Ich glaube an den Sieg der Welt-Induſtrie-Ausſtellungs-Ideen, ſo chaotiſch und unſtaatsmänniſch ſie auch bisjetzt noch ihr Leben friſten und obgleich ich nicht faſſe, daß dieſe jetzige Ausſtellung viel zum Siege dieſer Ideen beitragen wird. Sie hat gar zu viel Lächerliches, Verächtliches und Pfennigfuchſeriſches in und an ſich. Doch kann ſich im Laufe der ſechs Monate noch viel ändern. Jetzt ſieht's noch fürchterlich aus d'rin, d'rum und d'ran. Wie ſie bis zum 1. Mai den feierlichen, unerhört prächtigen Eröffnungs-Jubel und das Ausſtellungs-Labyrinth ſelbſt in leidliche Ordnung bringen wollen, iſt mir ein Räthſel. Sie arbeiten freilich Tag und Nacht Tauſendweiſe, und ſolche Maſſen von Kräften werden auch Räthſel löſen, und Summa Summarum hab' ich auch vor einem mißlungenen und entweihten Friedenstempel dieſer Art mehr Achtung, als vor dem größten Meiſterſtück eines amerikaniſchen „Monitor“ oder Napoleoniſchen Moniteur.

Böhmen.

Der Bergbau von Joachimsthal.

Einer der ärmſten, dabei aber gewerbthätigſten Striche Deutſchlands, iſt ohne Zweifel das Erzgebirge, das ſächſiſche ſowohl, als das böhmiſche. In neuerer Zeit hat man angefangen, die induſtriellen und ſozialen Verhältniſſe dieſer Gegenden, deren Gedeihen ſo innig mit der Geſammtwohlfahrt der betreffenden Länder zuſammenhängt, eingänglicher zu ſtudiren und zum Gegenſtande volkswirthſchaftlicher Betrachtungen und Anregungen zu machen. So zeigten wir ſchon vor längerer Zeit ein Buch von Dr. Vießling an, welches namentlich der böhmiſchen Seite des Erzgebirges in jeder Hinſicht eine eingängliche Prüfung zu Theil werden ließ, und jetzt iſt uns ein Buch zugegangen, welches beweiſt, daß nun auch maßgebende Corporationen in Böhmen ihr Augenmerk auf dieſen wichtigen Punkt gelenkt haben. So hat ſich in Prag ein Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmiſchen Erz- und Rieſengebirgsbewohner gebildet, das zweien ſeiner Mitglieder, Herrn Maximilian Dormizer, Kattundrucker und Mitglied der Handels- und Gewerbkammer in Prag und Herrn Dr. Edmund Schebek, Secretair derſelben Kammer, den Auftrag gegeben hat, jene Gegenden zu bereiſen und zum angegebenen Zwecke zu erforſchen. Das vorliegende Buch, welches eine Zuſammenſtellung der Ergebniſſe dieſer freilich nur kurzen Reiſe enthält, iſt dem betreffenden Comité als Berichterſtattung eingereicht. *

* Die Erwerbsverhältniſſe im böhmiſchen Erzgebiege. Bericht an das Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmiſchen Erz- und Rieſengebirgs-Bewohner, von deſſen Mitgliedern Max Dormitzer ꝛc. und Dr. Edmund Schebek ꝛc. (Mit einer Karte) Prag, Heinrich Mercy, 1862.

Digitized by Google

In dem erſten Abſchnitte wird über Land und Leute gehandelt. Es befindet ſich darin neben Topographiſchem und Ethnographiſchem viel, was für die Statiſtik von Intereſſe ſein wird. Der zweite Abſchnitt giebt über Berg- und Hüttenbau, der im Erzgebirge zu Hauſe iſt, dankenswerthen Aufſchluß; namentlich iſt die Geſchichte deſſelben berückſichtigt. Die meiſten Bergbaue des Erzgebirges ſind älter, als es ſich durch Urkunden nachweiſen läßt. Die älteſten Bergbauer des Erzgebirges, die man nachweiſen kann, dürften die von Přemysl Ottokar mit Graslitz belehnten Burggrafen von Meißen, die Herren von Plauen ſein.

Ein zweites Geſchlecht, deſſen bergmänniſches Walten gleichfalls in graue Vorzeit zurückreicht, ſind die Herren von Rieſenburg als Beſitzer ihres Stammſchloſſes gleiches Namens in der Nähe von Oſſeg und ferner der Herrſchaft Petſchau. Ein Slavek von Rieſenburg ſoll Schlaggenwald (Slavkov) erbaut und ihm den Namen gegeben haben.

Die Herren von Hartenberg, Beſitzer der gleichnamigen Herrſchaft, hatten ſchon im Anfange des 14. Jahrhunderts Bleibergwerke inne, über welche Tuto von Hartenberg, genannt von Schönbrunn, in einer Urkunde vom 21. Juli 1314 verfügte. Unter der Regierung Karl's IV. im Jahre 1350 ging die Herrſchaft Hartenberg ſammt den Bergwerken in den Beſitz zweier Brüder dieſer Familie über und blieb in derſelben bis in die erſten Jahre des 16. Jahrhunderts, wo ſie Graf Stephan Schlick kaufte. Dieſes nur ein paar Beiſpiele, wie die älteſten und vornehmſten Familien Böhmens und des angränzenden Sachſens mit der Geſchichte des Bergbaues verflochten ſind. Wir finden die Kinsky, Waldſtein, Tettau, Aldringen, Kolowrat und noch andere Namen hier in mannigfacher Weiſe mit dem Bergbaue verknüpft.

Das Erzgebirge enthält in ſeinen Granit-, Urſchiefer- und Gneiß-Bildungen reiche Erzgänge, welche die mannigfaltigſten Metalle: Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eiſen, Wolfram, Kobalt, Wismuth, Uran und ſelbſt Gold führen. Da gewöhnlich mehrere dieſer Metalle in demſelben Erze gemengt vorkommen, und früher die Scheidekunſt ſehr unvollkommen war, ſo vermag man bei dem Mangel an Nachrichten nicht durchgehends mit Sicherheit anzugeben, was in der Periode bis zum dreißigjährigen Kriege an den einzelnen Orten vorzugsweiſe gebaut wurde, und zwar um ſo weniger, als die Bergfreiheiten meiſt umfaſſend lauteten, bald auf Gold, Silber und andere Metalle, bald auf Gold, Silber, Zinn, Kupfer und alle Metalle.

Verſuche, das Gold anſtehend im Gebirge zu finden, ſcheinen mißlungen zu ſein. Dagegen ſoll in früherer Zeit in dem Schwarzbache und in der Umgegend von Gottesgab Gold gewaſchen worden ſein. Noch im Jahre 1561 wurde den Geſchworenen in Gottesgab aufgetragen, die Goldkörner, die in den Seifen gefunden wurden, in die Münze zu überantworten.

Auf Zinnober wurde ſchon im 16. Jahrhunderte bei Oberſchönbach gebaut; auf Kupfer wahrſcheinlich bei Kupferberg, Katharinaberg, Sebaſtiansberg, Sonnenberg und anderwärts, auf Blei bei Neudeck, Heinrichsgrün, Graslitz, Falkenau und Bleiſtadt, auf Zinn in drei verſchieden getrennten Gruppen, um Schönfeld, Schlaggenwald, Lauterbach, Neudeck, Fribus und Graslitz, dann um Graupen und Zinnwald, drittens bei Platten, Bäringen, Abertham, Gottesgab, Hengſt und Kaff.

Der Hauptſitz der montaniſtiſchen Thätigkeit im Erzgebirge wurde aber, als Kuttenberg zu ſinken begann, Joachimsthal. Wir heben aus den über dieſe wichtige Bergſtadt gegebenen Mittheilungen einiges hervor.

Bevor Graf Stephan Schlick im Thale — ſo nannte man nachher oft kurzweg die berühmte Bergſtadt — zu ſchaffen begann, war dort noch eine halbe Wildniß. Eine Mühle und ein Hammer werden von dem Chroniſten als die einzigen Stätten menſchlicher Anſiedlung namhaft gemacht, die Conradsgrün hieß. Die neue Stadt erhielt den Namen St. Joachimsthal, damit die heilige Familie vervollſtändigt würde, der in der Umgegend bereits ein Annaberg, ein Marienberg und ein Johsdorf (Joſephsdorf) — das heutige Jöhſtadt — geweiht war. Sie wuchs mit einer an die amerikaniſchen Städtebildungen erinnernden Schnelligkeit empor. Schon im zweiten Decennium zählte ſie 1200 Häuſer, ihre Einwohnerzahl mag ſich weit über 20,000 Seelen belaufen haben, und auf dem Wieſenflecke, wo nicht lange vorher noch mancher Bär erlegt worden, erhob ſich eine ſtattliche Kirche, welche ein Albrecht Dürer und ein Lukas Kranach mit ihren Werken ſchmückten.

Wie durch die ſteigende Ausbeute angelockte Gewerke und Arbeiter von Nah und Fern herbeiſtrömten, ſo gingen wieder die Erzeugniſſe des Thales hinaus in die weite Welt, in Form von Guldengroſchen zu 24 weißen Groſchen, von welchen die erſten 1519 in der im Jahre zuvor erbauten Münze geprägt wurden. (Die Grafen Schlick hatten bereits 1489 das Münzrecht erworben). Man nannte ſie nach dem Orte ihres Urſprungs Thalergroſchen (böhmiſch grośy tolsky), ſpäter einfach Thaler (tolary), ein Name, welcher nicht nur in Deutſchland das Bürgerrecht erhielt, ſondern auch in die neue und alte Welt, dort als Dollar, hier in der Levante als Talar oder Talari Eingang gefunden hat.

Sie trugen auf dem Avers das Bild des heiligen Joachim, auf dem Revers das des Königs Ludwig und des Grafen Schlick, oder den böhmiſchen Löwen, weshalb ſie auch Schlickenthaler oder Löwenthaler hießen. Lateiniſch nannte man ſie, weil ſie zwei Loth oder eine Unze wogen, Unciales, auch Vallenses (Joachimicos) und ſpäter, nachdem ſie als deutſche Reichsmünze Geltung und Umlauf erlangt hatten, Imperiales (Reichsthaler).

Die Entwickelung eines kräftigen Gemeindelebens war die natürliche Folge des Gedeihens des Bergbaues und des dadurch beförderten Aufblühens der ſtädtiſchen Gewerbe. Schon Graf Schlick bedachte die von ihm gegründete Stadt mit ausgedehnten Munizipalrechten, welche König Ludwig im Jahre 1519 beſtätigte. Im darauf folgenden Jahre wurde ſie von eben dieſem Monarchen zur freien Bergſtadt erhoben und ihr die damit verbundenen Rechte und Freiheiten, zwei Jahrmärkte, ein Wochenmarkt, ein Wappen u. ſ. w. verliehen, dem Oberbergamte aber die Vollmacht, einen Schöppenſtuhl zu errichten, gegeben, von dem alle unter dem Bergperſonale entſtehenden Zwiſtigkeiten und Rechtsſtreitigkeiten geſchlichtet und gerichtet werden ſollten.

Am 8. Auguſt 1518, d. h. ſchon im dritten Jahre des erwieſenen Beſtandes des Bergwerkes, publizirte Graf Schlick, um entſtandene Bedenken und Zweideutigkeiten zu beheben, eine eigene Bergordnung, die 106 Artikel umfaßte und bis auf wenige Varianten mit der churfürſtlich ſächſiſchen für Annaberg vom Jahre 1509 übereinſtimmte. Als der im Jahre 1525 unter dem Bergvolke ausgebrochene Aufſtand (gleichzeitig dem großen Bauernkriege) gedämpft war, kamen im Wege beiderſeitiger Stipulationen noch 35 Artikel hinzu, die hauptſächlich die Regelung der Arbeiterverhältniſſe zum Zweck hatten. Indeß war es ſchwer, einer aus aller Herren Länder zuſammengelaufenen und dabei von religiöſem Fanatismus erhitzten Bevölkerung durchaus gerecht zu werden. Neue Bergordnungen (von 1541, 1548), welche die Grafen Schlick und der Oberſtmünzmeiſter Wilhelm von Oppersdorf (1579) gaben oder zu geben Anſtalt machten, erweckten Unzufriedenheit; die Bergwerke beſtanden namentlich der letzteren gegenüber, welche eine allgemeine werden ſollte, auf ihren beſondern Privilegien.

Es war dies in beſter Form ein Kampf der Autonomie gegen die Centraliſation, welcher, da auch die Stände der Zuſammenſchmelzung ſich nicht geneigt erwieſen, mit dem Siege der erſteren endigte.

Die Unordnungen auf dem Berge und das Sinken des Bergbaues wirkte zurück auf das Gemeinweſen. Die Theilnahme der beinahe durchgehends proteſtantiſch geſinnten Bevölkerung an der Sache des Churfürſten Johann Friedrich (im ſchmalkaldiſchen Kriege) hatte für die Stadt Joachimsthal den Verluſt ihrer Privilegien zur Folge. Sie erhielt dieſelben zwar bald darauf (10. October 1547) wieder zurück, doch mit mancherlei Einſchränkungen. Stadtrath und Bürgerſchaft wurden namentlich unter der Berghauptmannſchaft untergeordnet. Durch Krieg und Brand war die Stadt in eine ſehr bedrängte Lage gerathen, die man durch verſchiedene Aushülfen zu erleichtern trachtete.

Wie ſtark hier die Actien des Bergbaues fielen, wie ſchnell ſich das Glück zur Ungunſt verkehrte, mögen ein Paar Belege zeigen. In den Jahren 1536—1538 bezogen die Grafen Schlick an Zehent im Durchſchnitt 4000 Mark zu à $8\frac{3}{4}$ Thaler = 35,000 Thaler, 1595 bieten ſie ihren Zehentantheil Sr. Majeſtät um 2000 Thaler an. 1561 betrugen die Beſoldungen und Penſionen für 59 Perſonen in Summa noch 9217 Thaler, abgeſehen von Sporteln und ſonſtigen Emolumenten; vierzig Jahre ſpäter ſind die Beſoldungen bereits auf 3360 Thaler herabgegangen, wobei zu bemerken iſt, daß das Bergwerk bereits ſeit ſechs Jahren eine jährliche Subvention von 2000 Thaler bezog. Im Jahre 1596 waren 30,000 auswärtiger und 9243 Thaler einheimiſcher Schulden nebſt noch einem unbekannten Poſten von Jobſt von Roſenberg auf das Einnehmeramt angewieſen, welches kaum mehr die Intereſſen zu beſtreiten vermochte. In den Jahren 1601—1602 beliefen ſich nach übereinſtimmenden Berichten der Beamten die Einkünfte von Joachimsthal nur noch auf 5500 Thaler, die Ausgaben aber auf 5770 Thaler. Bei $39{,}418\frac{3}{4}$ Thaler Schulden, welche mit 1821 Thaler 36 Groſchen verzinſt werden, war ein jährl. Deſizit von 2092 Thalern. Sehr intereſſant für Kenntnißnahme dieſes ſchnellen Steigens und Fallens, [illegible] auch für die große Ungleichheit der jährlichen Ausbeute iſt ein Verzeichniß der jährlichen Dividenden an die Gewerke vom Jahre 1516 bis 15[illegible]

Im Jahre

1516	beträgt ſie	516	Thaler.
1517	„ „	11,997	„
1518	„ „	61,530	„
1519	„ „	92,416	„
1520	„ „	136,611	„
1521	„ „	127,518	„
1522	„ „	90,042	„
1523	„ „	112,408	„
1524	„ „	138,546	„
1525	„ „	70,692	„
Im erſten Decennium		842,276	Thaler.

Das zweite Decennium iſt das glänzendſte; es erreicht die Summe von 1,494,336 Thalern. Es kommen darin jährliche Poſten von 166,152, 194,403, 208,593 und als höchſter 241,875 Thaler (im Jahre 1533) vor. Schon zwei Jahre darauf ſinkt ſie auf 57,405 Thaler.

Von hieraus erfolgt das Sinken in folgenden Proportionen. III. Decennium 803,243 Th., IV. Dec. 584,499, V. 464,529, VI. 240,327. Letztes Triennium 52,374 Thaler.

Ueber die Maſſe der geſammten Silberförderungen von Joachimsthal hat man Berechnungen angeſtellt; namentlich hat ſich Graf Sternberg das Verdienſt erworben, mit Hülfe verſchiedener Anhaltspunkte wenigſtens den beiläufigen Betrag zu berechnen. Danach und nach weiteren Folgerungen ſind annähernd in dem 79jährigen Zeitraume von 1516 bis 1594 an Silber 1,730,822 Mark 9 Loth oder 16,010,108 Thaler 33 Groſchen 5 Pf., oder nach der Valuation von dem Jahre 1552 den Thaler oder rheiniſchen Gulden im 20 Fl. Conv. Fuß à 2 Fl. $13^{69}/_{100}$ Kr. berechnet, 35,726,557 Fl. 34 Kr. Conventionsmünze von Joachimsthal aus in Circulation gebracht worden.

In dieſer Summe iſt jedoch jenes Silber nicht inbegriffen, das durch den Schmuggel in Umlauf kam, welcher hier ſehr ſchwunghaft betrieben werden konnte, da die Gränze nahe genug lag.

Bei der oben angegebenen Silbergewinnung in den 79 Jahren von 1516 bis 1594 pr. 1,730,822 Mark fallen durchſchnittlich auf ein Jahr 21,897 Mark. Den Ertrag des Bergwerkes und der Münze berechnet Graf Sternberg für die Jahre 1516 bis 1577 auf 2,101,107 Flor., die als Gewinn für die bergherrliche und landesfürſtliche Kammer reſultirten.

Der eigentliche Krebsſchaden, an welchem der Bergbau in den früheren Jahrhunderten krankte, war das ganz *irrationale* Betriebsſyſtem. Jeder ſchlug ein, wo es ihm beliebte; die Belehnungen wurden ohne Rückſicht auf das Streichen und Fallen der Gänge ertheilt und oft auf Stollen und Schachte eines und desſelben Ganges verliehen. Die Folge davon war eine unendliche Zerſplitterung der Bergrechte auf einem und demſelben Reviere, ein gegenſeitiges Hemmen und Verdrängen und eine Vervielfältigung und Vertheuerung der Regie, von der wir uns heute kaum mehr eine Vorſtellung machen können. Von einem planmäßigen regelrechten Abbau war nirgends eine Spur; es herrſchte ein privilegirter Raubbau.

Alle Nachrichten, die wir über den Joachimsthaler Bergbau ſowohl aus der Zeit ſeiner Blüthe, als ſeines Verfalles beſitzen, beſtätigen die mangelhafte Betriebsweiſe.

Nach den Fragen und Beantwortungen des Joachimsthaler Magiſtrates, gab es daſelbſt in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts gegen 800 in Betrieb ſtehende Zechen mit 400 Schachtmeiſtern, 800 Steigern und 12,000 Bergleuten. Graf Sternberg hält nach den Berechnungen, die er über die Silberproduction anſtellte, zur Zeit des höchſten Flores den Beſtand von 914 Zechen nicht für unwahrſcheinlich, hat aber bei dieſer Annahme wohl die in ſeinem Werke ſelbſt mitgetheilte Reſolution vom 1. Auguſt 1569 überſehen, in welcher angeführt wird, daß im Jahre 1562 allein 1320 Zechen mit Zubußpfennigen betrieben wurden. Da nun jede Zeche noch in 128 Antheile (Kuxe) zerfiel, die wieder unter mehr oder weniger Beſitzer zerſplittert waren, ſo kann man ſich eine Idee machen von der Bewegung, aber auch von der Wirthſchaft, die auf dem Berge herrſchte. In ähnlicher Weiſe war auch das Hüttenweſen beſtellt; es gab 12 Schmelzhütten in Joachimsthal, theils königliche, theils bergherrliche. Den Gewerken wurde es in ſpäterer Zeit als eine beſondere Gunſt freigeſtellt, in welcher Hütte ſie ihre Erze ſchmelzen laſſen wollten.

Wie koſtſpielig ein ſolcher Betrieb die Regie ſelbſt bei gewiſſenhafter Ausführung machen mußte, bedarf erſt keines Beweiſes. Leider war die Amtsführung noch dazu das gerade Gegentheil von Gewiſſenhaftigkeit. Mit Ausnahme der Markſcheider genoſſen alle bergherrlichen und nachher königlichen Beamten, deren ſchon in der Schlick'ſchen Bergordnung von 1518 ſechzehn angeführt werden, — ſpäter mehrere — ſammt ihren Hülfsorganen nebſt dem fixen Gehalte noch gewiſſe Taxen und Bezüge. Damit war die Gelegenheit zum Mißbrauche gegeben, und dieſer wurde durch die Schwerfälligkeit des ganzen Verwaltungsorganismus noch erleichtert.

Man berichtet von einem Berghauptmanne, der während der Zeit ſeines Amtes nicht ein einziges Mal auf das Gebirg zu den Zechen oder den Schmelzhütten gekommen, um nachzuſehen; die Bergmeiſter zetteln Streite unter den Gewerken an, nur um zu vermeſſen und hohe Vermeſſungsgelder zu bekommen (50—60 Thaler) oder ſie nehmen Zechen in Friſten, weil ihnen von jeder gefriſteten Zeche ein weißer Groſchen gebührt; die Halden, welche für den Bau im Tiefſten vorbehalten bleiben ſollen, laſſen ſie verpochen und geben ſogar Vorſchüſſe dazu, ohne auf das Beſte der Gewerke Rückſicht zu nehmen. Die Schachtmeiſter und Zechenvorſteher ſchreiben ohne Noth große Zubußen aus, um die fremden Gewerke abzuſchrecken, und die Zechen, wenn ſie frei gelaſſen werden, ſelbſt zu behalten. Die Proben der Hüttenreiter und Hüttenſchreiber ſind unrichtig; die Bergbücher werden nicht ordentlich geführt, die Quartalausweiſe der Münzbeamten ſind undeutlich, Schachtmeiſter, Schmelzer und Gegenſchreiber betrügen den König und die Gewerke.

Man fühlt es, daß in der Demoraliſation der Beamten ein Hauptgebrechen des Bergbaus liegt. — Doch man hatte nicht den Muth, eine durchgreifende Reorganiſation durchzuführen; man begnügte ſich damit, dem Berghauptmann einen Hauptmannſchaft-Verwalter, einen Alterego beizugeſellen, um ihn zu kontroliren und zeitweiſe zu vertreten. — Da es bald ziemlich ſo viele Beamten, als Gewerke gab, legte man einige Aemter zuſammen, verminderte wohl auch die Stellen, ja ſogar die Gehalte — das allerſchlechteſte Mittel, das man wählen konnte.

Uebrigens war auch die Corruption bei den Privatleuten eingeriſſen und grobe Betrügereien nicht ſelten.

Natürlich war unter ſolchen Verhältniſſen auch die Disciplin unter dem Bergvolk ſehr gelockert. Auflehnungen kamen ſchon unter der Herrſchaft des Grafen Stephan Schlick vor; die im Bauernkriege und im ſchmalkaldiſchen herrſchende Aufregung des niedern Volkes ergriff auch die Bergleute von Joachimsthal. In der Folgezeit fehlte es nicht an Reibungen mit der Stadt, da ſowohl das Bergvolk als die Bergſtadt ihre beſonderen Privilegien beſaßen, ihre Intereſſen aber ſehr verſchieden waren. Nach der Reformation vom Jahre 1547 z. B. hatte die Stadt die obern und niedern Gerichte über Hals und Hand zu beſetzen, doch ſollte in Maleſizſachen nur im Beiſein des Berghauptmannes gehandelt werden. Die geringeren Strafen blieben dem Ermeſſen der Richter überlaſſen, salva appellatione an den Berghauptmann. Gegen dieſe Beſtimmung ſträubte ſich das Bergvolk, das ein freies Bergvolk ſein und dem Könige unmittelbar unterſtehen wollte. Es kam zu Exceſſen, die bis zu Todtſchlag auf offner Straße ausarteten und die doch der ſchwache Magiſtrat ungeſtraft ließ, bis vom Könige aus eine ſtrenge Weiſung erging.

Der Gerichtsgang ſcheint in dem Bergweſen und deſſen Bereiche ungemein ſchleppend geweſen zu ſein — wie überall damals. Ueberhaupt waren auch die privaten Rechtsverhältniſſe ſehr prekär.

Dem regelmäßigen und lukrativen Betriebe des Bergbaues ſetzen ferner die mangelhaften *techniſchen* und *chemiſchen* Kenntniſſe nicht unerhebliche Schranken. So lange es Erze zu verſchmelzen gab, von denen der Centner 10 bis 15 Mark und drüber Silber hielt, und ſo lange der Bau ſich in den obern Mitteln bewegte, brauchte man freilich weder auf kunſtreiche Maſchinen zu ſinnen, noch in der Hütte mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit vorzugehen. Als aber die Erze aus größerer Tiefe hervorgeholt werden mußten, als der Kampf mit den Wäſſern begann, als die Erze kaum mehr ſo viel Loth als früher Mark enthielten, da machte ſich jener Mangel recht fühlbar. Mehr als Ein Bau gerieth wegen kraftarmer Waſſerheb- und Fördermaſchinen in's Stocken, und die geringere Haltigkeit der Erze verurſachte den Gewerken um ſo mehr Eintrag, als im Verlaufe der Zeit die Lebensmittel, mithin auch die Arbeit, dann die Hülfsſtoffe, wie Unſchlitt, Eiſen, Blei im Preiſe geſtiegen waren und der Preis des Eduktes, des Silbers, nicht den geänderten Verhältniſſen entſprechend erhöht, ſondern von der Regierung, welcher die Einlöſung zuſtand, auf einem möglichſt niedrigen Stande erhalten wurde. Das Streben der Gewerke ging daher zumeiſt dahin, einen höheren Einlöſungspreis zu erwirken. Der Bergwerksvertrag Kaiſer Ferdinand's I. mit den böhmiſchen Ständen vom 1. April 1534 ſetzte feſt, daß der König die Nürnberger Mark fein Silber nicht unter 7 Fl. rheiniſch 4 Weißgroſchen und 6 Pf. kaufen ſolle. Im Jahre 1549 wird die Einlöſung auf 8 Fl. erhöht, aber ſchon 1557 wieder auf 7 Fl. 12 weiße Groſchen herabgeſetzt. Es ent-

Digitized by Google

ſpannen ſich darüber lange Verhandlungen zwiſchen den Gewerken und dem Kaiſer.

Sehr unvollkommen muß auch die damalige Schmelzmethode geweſen ſein. Den Erzläufern von Bleiſtadt z. B. wurde der Silbergehalt der nach Joachimsthal abzuliefernden Bleierze nur dann vergütet, wenn derſelbe drei Loth überſtieg. Die Silbergewerkſchaften nahmen Anſtand, acht- und zehnlöthige Silbererze auf die Schmelze nach Joachimsthal zu bringen. Dabei wirkten die Unterſchleiſe und oft der nöthige Vorrath an Zuſchlag, Blei und Kohle ſehr nachtheilig. Man that etwas für eine beſſere Schmelzmethode, man ſcheint aber davon nicht recht befriedigt worden zu ſein. Ein gewiſſer Geizkofler befaßte ſich mit der Schmelzung armer Silbererze und der Kupferſaigerung; ſpäter erbot ſich ein gewiſſer Konrad Fiſcher, die Verſchmelzung mit einem Verluſte von höchſtens 1 Loth und einem Aufwande von 16 Pfund Blei, 3 Kübel Kohle und 26 Groſchen Hüttenkoſt durchzuführen. Seine Verſuche ergaben wirklich anfangs nur 1 Loth, ſpäter aber 1½ Loth Verluſt. Fiſcher klagt in ſeinen Berichten an den Kaiſer über die Unzahl der Beamten, dieſe über ihn als einen Schwänkemacher; im Ganzen ſcheint ſeine Schmelzweiſe bedeutende Vorzüge gehabt zu haben.

Der vermehrte Bedarf von Hülfsſtoffen hatte natürlich auch eine Steigerung ihrer Preiſe zur Folge. Um hierin Abhülfe zu ſchaffen, griff man zu ſeltſamen Mitteln. Um die Theuerung an Unſchlitt und Holz zu verhüten, werden die Seifenſieder im Thale abgeſchafft; die Zinnbergwerke rentiren beſſer, als die Silberbergwerke — um die letzteren zu heben, wird den erſteren ein erhöhter Waldzins aufgelegt. Die Ausfuhr des Holzes wird verboten, verſchiedene Glashütten eingeſtellt, der Befehl erlaſſen, alle Glashütten in ganz Böhmen abzuſchaffen. Die Alaun- und Vitriolhütten, die Schwefelwerke und Flußſiedereien und ähnliche Anſtalten verweiſt man auf entfernte Wälder, und die Eiſenhütten ſollen ſich mit Windbrüchen und faulem Holze begnügen.

Der hohe Preis des Bleies, welches die Hüttenverwaltung beſchafft und den Gewerken zu geſetzlich beſtimmtem Preiſe abgelaſſen, d. h. bei den Schmelzkaſten in Anrechnung gebracht zu haben ſcheint, bildet zum öftern einen Beſchwerdepunkt der Gewerke. Bei einer 1564 vorgenommenen Liquidation fand ſich eine ſolche Menge Goslarer Blei vor, daß es in acht Jahren nicht hätte verſchmolzen werden können, und doch ſtellte ſich ein Deficit beim Bleigeſchäfte heraus, während das Blei des drei Meilen entfernten Bleiſtadt in's Ausland ging, und nach einer von den ſchleſiſchen Ständen mehrere Jahre zuvor gemachten Anzeige zu Tarnowitz ein ſolcher Reichthum von Blei vorhanden war, daß dort der Centner nicht höher als auf zwei Thaler zu ſtehen kam.

Am wenigſten hätte man vermuthet, daß der Holzmangel ſchon vor 300 Jahren ein Gegenſtand ängſtlicher Beſorgniß werden würde. Die Grundherren hatten anfangs das zum Bergbaubetrieb nöthige Holz mit großer Freigiebigkeit für einen unbedeutenden Waldzins und einige im Ertrage höchſt problematiſche Freikuxe hergegeben, weil in der That Wald im Ueberfluß vorhanden war und etwas Lichtung nicht ſchaden konnte. Man ſcheint aber großen Mißbrauch mit dieſer Freiheit getrieben und ſchonungslos drauf los gewüthet zu haben.

Eine ganz eigenthümliche Bewandtniß hatte es mit den ſogenannten Reſervatwäldern, die man bei Gelegenheit von Verpfändungen oder Confiscationen von Gütern den Bergwerken zu ſichern gewußt hatte, die aber im Verbande mit den Grund-Obrigkeiten blieben, an die man jährlich ein beſtimmtes Holzquantum abliefern mußte. Andererſeits ſtanden ſie unter der königl. Hofkammer und wurden von Staatsforſt-Beamten verwaltet — eine Verwaltung, die im Ganzen nicht glücklich war. Da die Grund-Obrigkeiten an ihrer Erhaltung kein beſonderes Intereſſe nahmen, ſo wurden ſie ſehr ſchlecht bewirthſchaftet.

Mit dem Glücke wandten ſich auch die Freunde des Bergbaues ab, namentlich die ausländiſchen Gewerken, was ſehr ſchmerzlich empfunden wurde. Man lernte bald begreifen, daß das Kapital ein wichtiges Element beim Bergbau ſei. Als das Vertrauen des Auslandes verloren war, wandte man ſich an den Patriotismus der Stände, und ſtellte die Betheiligung am Bergbau gewiſſermaßen als eine Landes-Angelegenheit dar. Indeß auch hier fehlte es am Gelde.

So brach denn endlich der dreißigjährige Krieg aus, der natürlich auch im Erzgebirge die größten Verwüſtungen anrichtete. Viele Knappen ergriffen das Kriegshandwerk, die Proteſtanten verließen ein Land, in welchem die Contre-Reformation mit aller Strenge durchgeführt wurde, und wandten ſich meiſt in das benachbarte Sachſen, wohin ſie ihre Gewerbthätigkeit brachten, die Berge verödeten zuſehends.

So viel über den wichtigen Bergbau von Joachimsthal. In ähnlicher Weiſe ſind andere Gegenſtände ſehr umfänglich und eingehend behandelt, z. B. die Erzeugung muſikaliſcher Inſtrumente, in welcher ſich das Erzgebirge einen Weltruf erworben, die Spielwaaren-Fabrication, die berühmten muſikaliſchen Nomaden, die namentlich Preßnitz ausſendet ꝛc. Hinten iſt eine Karte beigegeben, die weſentlich zum Verſtändniſſe des Buches beiträgt und einen intereſſanten Ueberblick gewährt.

Frankreich.

Maimonides und Spinoza.

Unter dem Titel „Die Philoſophie der Juden" liefert Herr Emil Saiſſet, der bereits im Jahre 1844 eine Einleitung zu den Werken Spinoza's geſchrieben, in der Revue des deux Mondes (vom 15. Januar 1862) eine längere Arbeit, in welcher er hauptſächlich über Maimonides und Spinoza ſpricht. Zu dem Erſteren führt ihn die geniale Bearbeitung des „More Nebuchim" (Guide des Égarés) des Maimonides durch unſern deutſchen Landsmann, den Akademiker S. Munk, von dem Herr Saiſſet mit Recht ſagt, „daß er nicht blos ein vollendeter Kenner des Hebräiſchen, ſondern ein Univerſalgelehrter ſei, für den auch die griechiſche Philoſophie keine Geheimniſſe habe. Dazu kommt noch, daß dieſe ausgebreitete Gelehrſamkeit bei Munk im Dienſte eines hervorragenden Geiſtes ſtehe, in dem ſich die franzöſiſche Glätte mit der hebräiſchen Feinheit, Geſchmeidigkeit und Kraft glücklich vermählt."

Munk hat nämlich das arabiſche Original des „More Nebuchim," welches den Gelehrten bisher ganz unbekannt blieb und welche ſich mit der ſchwerfälligen und zuweilen obſtruſen hebräiſchen Ueberſetzung des Samuel Ibn Tibbon behelfen mußten, edirt und mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung und einem Commentar verſehen,* wodurch das Werk der Gelehrtenwelt erſt zugänglich gemacht wird. — Herr Saiſſet hat es ſich nun zur Aufgabe geſtellt, dieſes Werk zu beſprechen und an ihm den Weg nachzuweiſen, welchen die Philoſophie bei den Juden genommen. Allein darin iſt der Verfaſſer ſchon deshalb irre gegangen, weil Maimonides ſich gar nicht als einen ſelbſtändigen Philoſophen geriren will, wie dies Spinoza gethan, der ſich ein eigenes Syſtem conſtruirt hat, ſondern weil Maimonides mit dem Ariſtoteles in der Hand (den er freilich nur aus der Bearbeitung der Araber, vorzüglich des Avicenna kennt) die Bibel und das Judenthum philoſophiſch zu erklären ſucht.

Hierbei iſt nun aber Folgendes zu bedenken. Philoſophiſche Entwickelung, d. h. von Innen nach Außen ſich ergebende Offenbarung des menſchlichen Denkvermögens und Prophetie oder göttliche Offenbarung, d. i. von Außen gegebene hiſtoriſche, ohne Zuſammenhang mit dem Aeußern oder Innern ſtehende Kundgebung eines höhern, über uns lebenden Gedankens, ſollte man meinen, könnten ſich nicht neben einander vertragen. Daher, ſollte man faſt vermuthen, hört da, wo die Offenbarung anfängt, die conſtruirte Philoſophie auf und vice versa. Und dennoch ſucht Maimonides beide zu verbinden, oder wenn wir uns des kühnen Ausdrucks bedienen dürfen, zuſammenzuſchweißen, oder milder ausgedrückt, beide zu verſöhnen. Ariſtoteles iſt auch dem Maimonides Heide, der von Offenbarung keine Ahnung hatte; aber ſein Syſtem ſtand in der alten Welt ſo hoch (und wohl auch verdientermaßen in der neuen), daß es ein Verbrechen am Denkvermögen und ſeiner philoſophiſchen Entwickelung hieß, von Ariſtoteles abzuweichen. Darum ſucht Maimonides nur ariſtoteliſch die Offenbarungs-Theorie aufzufaſſen, und ohne als Jude dem ihm heiligſten Geſetze auch nur im Geringſten untreu zu werden, bemüht er ſich, die denkende, im Ariſtoteles großgezogene Welt mit der Offenbarung zu befreunden. Man thut wohl nicht Unrecht, wenn man Maimonides und Spinoza, wenn gleich von Einem Punkte ausgehend (aus dem Judenthume, Erſterer in ſeinem More, Letzterer in ſeinem Tractatus theologico-politicus), als ſtrikte Gegenſätze aufſtellt. — Maimonides geht von der Philoſophie, wie ſie faſt heidniſch war, in das geoffenbarte Judenthum hinein und baut das Syſtem des Judenthums auf; Spinoza hingegen reißt das Judenthum ein und geht ungehindert in's Heidenthum zurück. Herr Saiſſet ſieht die Aehnlichkeit des Maimonides und Spinoza in dem beiderſeitigen Haſſe gegen den Aberglauben; „allein den Aberglauben haſſen, heißt noch nicht den Pantheismus lieben; es wäre eine willkürliche, ja eine gefährliche Behauptung, zu ſchließen, Spinoza

* Das Werk umfaßt bis jetzt 2 Bände, deren erſter 1856, der zweite jetzt erſchienen iſt; es enthält die 2 erſten Theile des More. (Paris, Franck.) Außerdem ſchrieb Munk noch „Mélanges de Philosophie juive et arabe" (1 Bd.; das)

habe aus des Maimonides Abneigung gegen den Anthropomorphismus und Aberglauben, die Erſterer mit Letzterem theilt, den Pantheismus gelernt. In Wahrheit bedienen ſich beide verſchiedener Waffen. Maimonides weiß nur von Einem unausſprechlichen Gotte ohne Attribute, Spinoza lehrt ſeinen Gott nur durch ſeine Attribute kennen.“ Zwar haben auch die Kabbaliſten Gott Attribute (die zehn Sephiroth) beigelegt, und dies hat Einige zu der Behauptung veranlaßt, Spinoza habe aus der Kabbala geſchöpft, ja Leibniz will Spinoza geradezu zum Kabbaliſten machen; und doch war Spinoza ein abgeſagter Feind der Kabbala; ein einziges Mal ſpricht er in ſeinem Tractatus von ihr, aber mit höchſter Verachtung.

Das Wahre an der Sache iſt, daß Spinoza ein Schüler, aber freilich, wie Herr Saiſſet ſich ausdrückt, ein „verderbter Schüler des Descartes“ iſt. „Der Carteſianismus hat ſeine zwei Seiten, ſeine gute und ſeine ſchlechte; in ſeinen geſunden Theilen iſt er, weit entfernt, zum Spinozismus zu führen, das ſicherſte Präſervativ dagegen; aber er hat auch ſchwache, ſchlimme Seiten, und dieſe geben den Keim zum Pantheismus und Fatalismus; dieſe letzteren allein hat Spinoza entwickelt — das heißt aber ein Syſtem verderben, anſtatt es zu entwickeln. Leibniz allein hat Descartes weiter entwickelt, weil er ihn berichtigt, umgeſtaltet und auf den Weg der Wahrheit führt; Spinoza aber verderbt ihn, weil er, anſtatt ſeine Irrthümer zu verbeſſern, ſich mit all' der Kraft eines ſtarren Geiſtes darin vertieft und ſo den Spiritualismus in die Abgründe führt.“

Und Herr Saiſſet hat darin nicht Unrecht, da Spinoza aus der „Einheit des Seins“ bei Descartes einſeitig über die Anſchauung des Seins der Kreatur im Abſoluten alles Sein der Kreatur an ſich ſelbſt untergehen und verſchwinden ließ, und dies mußte nothwendig zum Pantheismus führen. — Aber das Eine haben wir zum Schluſſe an Herrn Saiſſet, der Maimonides aus der Arbeit des Herrn Munk und aus Franck's Études orientales und Spinoza durch eigene langjährige Beſchäftigung kennen lernte, zu berichtigen, daß die Ueberſchrift ſeiner Arbeit: „Die Philoſophie der Juden“ uns eine unrichtige dünkt, indem Maimonides in ſeinem mehrfach erwähnten Werke nicht ein Syſtem der Philoſophie entwickeln wollte, wie es etwa aus dem Judenthume flöſſe, und Spinoza wieder in ſeinem Syſteme nicht das Judenthum berückſichtigte; beide haben in ihren weit auseinander gehenden Richtungen nur das gemein, daß ſie Juden ſind; daher hieße die Arbeit wohl richtiger: „Die Juden als Philoſophen.“ K.

Franzöſiſche Stenographie.

Unter dem Titel: „Nouveau système de sténographie française, d'après la méthode Stolze“ hat Dr. G. Michaelis, Lektor der Stenographie an der Univerſität und Direktor des ſtenographiſchen Bureaus des Herrenhauſes zu Berlin, im Verlag von Franz Lobeck daſelbſt und L. Hachette & Co. in Paris, ein Werk herausgegeben, welches nicht blos die Aufmerkſamkeit der Stenographen von Beruf, ſondern die Beachtung eines Jeden verdient, der ſich für die kulturgeſchichtlich wichtige Fortentwickelung der Schrift ganz im Allgemeinen intereſſirt. Wir rufen unſern Leſern in's Gedächtniß zurück, daß zuerſt in Deutſchland die Kurzſchrift eine höhere Aufgabe ſich ſteckte und erfüllte, als das parlamentariſche Bedürfniß erfordert hätte, die Aufgabe nämlich, über das gewöhnliche Kurrent hinaus eine Schrift zu ſchaffen, die ſich in Betreff der Schnelligkeit der Sprache ſelbſt nähert. Nach Gabelsberger's (München) erſten, von roher Empirie nicht freien Verſuchen, trat im Anfang der Vierziger Jahre Wilhelm Stolze in Berlin, noch jetzt als Direktor des ſtenographiſchen Bureau's des Abgeordnetenhauſes dort thätig, mit einem Schriftſyſtem auf, welches die zu überwindenden Gegenſätze einer ſechs- bis achtfachen Kürzung und gleichzeitiger Wahrung voller Sicherheit in bewunderungswürdiger Art ausglich.

Nach dieſem klaſſiſchen Muſter hat Dr. Michaelis, der vermöge ſeiner gediegenen, zum Theil ſelbſtſchöpferiſchen Leiſtungen auf dem Gebiete der deutſchen Sprache ein Hauptträger des Stolze'ſchen Schriftſyſtems geworden iſt, das angezeigte Werk verfaßt. Das Mißtrauen, welches wir gegen jeden Verſuch empfanden, das ſtenographiſche Schriftſyſtem einer Sprache einer andern anzupaſſen, iſt durch das Studium des Michaelis'ſchen Werkes vollkommen verſcheucht worden. Nichts lag freilich dem Verfaſſer ferner, als ſklaviſche Nachahmung; es begegnen uns in ſeinem Werke ebenſo radikale als charakteriſtiſche Modificationen des deutſchen Syſtems.

In fünf größeren Abſchnitten legt Dr. M. den ganzen Bau der Schrift dar: I. Zuerſt die Lehre der Bezeichnung der einzelnen alphabetariſchen Laute; auf der glücklichen Wahl dieſer Bauſteine beruht die Möglichkeit eines geſchickten Gebäudes. Statt der vierfachen Größenunterſchiede der gleichen Elementarzüge in der deutſchen Stenographie, hat Dr. M. einen nur dreifachen durchzuführen gewußt, und einige zwanzig, meiſt hierdurch bedingte, Abweichungen von Stolze's Alphabet (was durch Hinzutritt der einfachen Zeichen für Diphthonge und gemiſchte Konſonanten natürlich ein anderes iſt, als das gewöhnliche lateiniſche) ſichern dem Verfaſſer den Ruhm der Originalität. Vermöge der kürzeren Buchſtaben allein würde man durch einfache Aneinanderreihung derſelben, wie im Kurrent, ſchon eine Schrift erhalten, die zwei bis dreimal die gewöhnliche an Kürze übertrifft. II. Erſparungen an der Stammſylbe (zugleich einſylbigen Wörtern). Hier iſt Stolze's treffliches Vokaliſations-Syſtem (Andeutung der Vokale in und an den Konſonanten) vollſtändig durchgeführt und konſequent etwas erweitert. Durch dieſes Mittel wird die gewöhnliche Schrift wieder ein bis zweimal an Schnelligkeit übertroffen. III. Nebenſylben; Suffixe und Präfixe, einſchließlich der Verbalendungen und Präpoſitionen. Da ihre Zahl eine beſtimmt beſchränkte iſt, ſo iſt es möglich, ihnen beſonders abgekürzte Schriftformen zu geben, welche zugleich als untergeordnete Glieder ſich plaſtiſch an das Bild der Stammſylbe anſchließen. Die Beibehaltung dieſer etymologiſchen Gliederung der Schrift iſt ſehr wichtig; nur dadurch entgeht das Syſtem der Verſuchung, die Häufung der Konſonanten bei den Kommiſſuren der Sylben durch „Verſchmelzung ihrer Zeichen“ zu überwinden, einer Verſuchung, der Gabelsberger folgte und dadurch ſein Syſtem im Keime verdarb. Durch dieſe Kürzungen wird die gewöhnliche Schrift wiederum um das Doppelte an Schnelligkeit übertroffen. So hätten wir ſchon eine höchſt reſpektable Kürze. Die beſondere Plaſtik der Schrift gewährt aber noch weitere, ſehr wirkſame Kürzungen: IV. für Pronomina, Hülfsverben, Adverbien und Konjunctionen und V. Sigel, deren Schriftmäßigkeit, Begränztheit und obligatoriſcher Charakter dem ganzen Syſtem einen neuen Vorzug verleiht.

Der korrekte franzöſiſche Stil, in welchem das Werk geſchrieben iſt, kommt durch die mathematiſche Präciſion des Inhalts auf's Beſte zur Geltung. Der geringe Umfang (92 Druck-, 32 lithographirte Seiten) und der außerordentlich ſchöne Druck machen das Studium zu einem ſehr angenehmen. Das gebildete Frankreich wird dem deutſchen Autor hoffentlich die gebührende Anerkennung nicht verſagen; die bisherigen franzöſiſchen Stenographien haben das Stadium taſtender Verſuche noch nicht überwunden. H. Ls.

Italien.

Der Vermittler, ein Journal des Paters Paſſaglia.*

Der bekannte Jeſuit, welcher Rom und die Geſellſchaft Jeſu verlaſſen hat und jetzt in Turin an der Univerſität Vorleſungen hält, giebt hier dieſen „Vermittler“ in wöchentlichen Heften von zwei Bogen heraus, welche Zeitſchrift hauptſächlich gegen das jeſuitiſche Organ, die „Civiltà cattolica“ in Rom, die am meiſten in Deutſchland verbreitet ſein ſoll, ſowie gegen die „Armonia,“ das heftigſte klerikale Blatt von Turin, gerichtet iſt, welches der Marcheſe Birago mit dem Prieſter Margotto herausgiebt. Beide klerikale Zeitſchriften ſind ſehr gut redigirt und werden von den Beichtvätern allen guten Katholiken auf das dringendſte empfohlen. Herr Paſſaglia hat daher einen ſchweren Stand, um ſo mehr, da es jetzt in Italien an Zeitſchriften nicht fehlt, welche die Mißbräuche der Kirche angreifen, ſo daß darüber nicht mehr viel Neues geſagt werden kann. Wer aber einmal mit der geſunden Vernunft gebrochen hat, will dergleichen nicht leſen, will ſich nicht belehren laſſen.

Uebrigens hat der geiſtreiche Verfaſſer mit einem ſehr bedeutenden Aufſatze angefangen, nämlich über die Frage, wie die natürliche Herrſchaft der Vernunft und der bürgerlichen Ordnung mit der übernatürlichen Herrſchaft der Kirche in Verbindung zu bringen ſei. Dieſer Gegenſtand iſt bei der gegenwärtigen Neugeſtaltung Italiens von der größten Tragweite. Ein anderer Aufſatz betrifft die letzten Schriften unſres Landsmannes, des jetzt in Rom angeſtellten Prieſters Auguſtin Theiner, welcher wegen ſeines frühern Werkes über die Aufhebung des Jeſuiten-Ordens, das ſich auf die ihm zugänglich geweſenen Urkunden im päpſtlichen Haupt-Archiv gründet, beſonders in dem Organe dieſes Ordens, der oben erwähnten „Civiltà cattolica,“ ſehr ſcharf mitgenommen wurde. Auch mußte man ſich allerdings wundern, daß Theiner es wagte, bei der hohen Gnade, in welcher jetzt wieder bei allen Freunden des Rückſchrittes die Jeſuiten ſtehen, manche bisher geheim gehaltene Verhältniſſe zu offenba-

* Il mediatore, giornale politico, religioso, scientifico, settimanale, dal Professore C. Passaglia, Torino, 1862 8°.

Digitized by Google

ren. Doch hat Theiner durch ſeine letzten Schriften den übeln Eindruck zu verwiſchen gewußt, und die „Civiltà cattolica" behandelt jetzt Herrn Theiner als ihren Liebling. Der Verfaſſer hat daher nicht eben Veranlaſſung, viel Rühmliches von ihm zu ſagen. Allerdings hat Theiner nicht gleiche Charakterſtärke bewieſen, wie ſein Bruder Johann Anton Theiner, welcher in Wahrheit der Märtyrer ſeiner Ueberzeugung geworden iſt. Das berühmte Werk des Letzteren, über die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche in Schleſien, führte für ihn den Verluſt ſeiner theologiſchen Profeſſur herbei; hätte er widerrufen, ſo würde ihm dies die erſten Pfründen der Kirche eröffnet haben, allein er zog vor, ſeiner Ueberzeugung treu, nach Bekanntmachung ſeines Werkes „Mein Austritt aus der katholiſchen Kirche" in größter Armuth zu leben und zu ſterben. Glücklicherweiſe iſt eine literariſche Erbſchaft von ihm, durch Freundes Hand gerettet, vor Kurzem in Leipzig (und Sondershauſen), bei Neuſe, unter dem Titel erſchienen: „Enthüllungen aus dem Leben und den Lehren der katholiſchen Geiſtlichkeit."

Außer ſolchen für die Neugeſtaltung Italiens und den gegenwärtigen Streit um eine freie Kirche in einem freien Staate wichtigen Aufſätzen giebt Herr Paſſaglia in jedem Hefte eine literariſche und politiſche Ueberſicht der Zeit, in der wir leben. Die Fortſchritte derſelben ſind in der That wahrhaft überraſchend. Unter der Herrſchaft der hier wirklich zur Ausführung gebrachten Preßfreiheit werden in den Zeitungen alle Uebergriffe der Geiſtlichkeit zur Sprache gebracht, z. B. wenn einem Abgeordneten zum Parlamente, weil er der Conſtitution treu anhängt, die Abſolution, oder wenn einem Proteſtanten das Begräbniß auf dem Kirchhofe verweigert wurde 2c. Uebrigens herrſcht jetzt in dem Italien des Königs Victor Emanuel — freilich zum Aerger der „Codini" oder Zopf-Menſchen — die größte religiöſe Toleranz, wobei aber der Kirchenbeſuch keinesweges abnimmt, denn man unterſcheidet hier Kirche und Religion.

Neigebaur.

Polen.

Polniſche Literatur-Notizen.

Die polniſche Literatur der Gegenwart iſt einer verheerenden Ueberſchwemmung zu vergleichen, die alle aufkeimenden Spuren tiefer, poetiſcher Anſchauung, genialer Auffaſſung und reger Strebſamkeit wieder zu vernichten droht. Dieſe Ueberſchwemmung iſt eine politiſche und hat ihren Grund jedenfalls in den politiſchen Zuſtänden der Gegenwart.

Nachdem in Mickiewicz, Brodziński, Kraſinski und andern ſo glänzende Sterne am Horizont der polniſchen Literatur aufgegangen, die ihr eine erfolgreiche und bedeutungsvolle Zukunft weiſſagten — nachdem auch noch in neueſter Zeit Lieder von Berwiński, Saleski Bochowski und Anderen mit lieblichen Klängen dem Leſer entgegentönten, — iſt ſeit Jahresfriſt faſt jeder Hauch von Poeſie und wiſſenſchaftlichem Streben gewichen; alle polniſch-literariſchen Blätter enthalten nichts denn Politik und immer wieder Politik, und zwar eine ziemlich ungerechte, gehäſſige, gallſüchtige Politik, die weder der polniſchen Literatur, noch den Polen überhaupt zum Wohle gereichen kann. Es iſt anzunehmen, daß die ganze Nation ſich gegenwärtig in einem Stadium des Deliriums befindet, das endlich weichen muß, um wieder einer klaren und glücklicheren Zukunft Platz zu machen. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, laſſen ſich die vielen ſehr oberflächlichen, phantaſtiſchen, patriotiſchen Erzählungen und Freiheitslieder erklären, die alle Zeitſchriften überfluthen.

Einen um ſo vortheilhafteren Eindruck macht es aber, wenn man heut unter dem vielen werthloſen Geſchreibſel wieder Verſen begegnet, wie nachſtehende von Bohdan Zaleski, die in einer der letzten Nummern des Dziennik literacki lwowski enthalten ſind, und ihre patriotiſche Tendenz in wahrhaft poetiſcher Weiſe zur Anſchauung bringen.

Die Ceder.

(Eine polniſche Hymne.)

Mein Vaterland bei Gott iſt mir geblieben
In der Unendlichkeit, durch Zeit und Räume;
Warum muß ich, du Träger nicht'ger Träume,
Mein irdiſch Vaterland, ſo heiß dich lieben?

Mein Vaterland, du Zweig aus Edens Landen,
Von Gottes Hand zur Erd' geſtreut, zu ſproſſen;
Von Bergen, von zwei Meeren eingeſchloſſen,
Biſt du zur kühnen Ceder heut' erſtanden.

O Polens Ceder, du von Li[illegible]els Höhen,
Du friſche, kräft'ge, aber blüthenleere,
Jahrhundert lang auf Wälder, Steppen, Meere,
Aus deinen Zweigen Lied auf Lieder wehen.

Du meine Ceder, lange Zeiten eilen
Der Brüder Tauſende an dir vorüber,
Wie Vögel fort und fort von hier hinüber
Und können kaum in deinen Zweigen weilen.

Und mit den Vögeln, die heut mit mir leben,
Ruht geſtern ich in meiner Ceder Zweigen,
Im Nachtigallenlaut ſich Herz zu Herzen neigen
Um neuen Reim dem alten Lied zu geben

Du grüne Ceder, die wir ſtets beſingen,
Laß Kron' und Lied in himmliſchem Entzücken,
Mit neuem Duft und Farbenſchein ſich ſchmücken,
Aufwärts zur Höh zum Herrn der Herrn zu dringen,

Geſegnet ſeien, du geheimnißreiche
Kreuzes-Ceder, die Blut und Thränenquellen,
Die ſchon prophetiſch deine Knospen ſchwellen,
Daß bald der Vorhang von der Blüthe weiche.

Mein Vaterland bei Gott iſt mir geblieben
In der Unendlichkeit, durch Zeit und Räume;
Warum muß ich, du Träger nicht'ger Träume
Mein irdiſch Vaterland, ſo heiß dich lieben?

* * *

Am 16. Januar dieſes Jahres ſtarb zu Drovoſtow bei Lemberg Alexander Batowski, einer der berühmteſten polniſchen Geſchichtsſchreiber der Neuzeit. Obgleich ein Gelehrter von Fach, nahm er doch den lebhafteſten Antheil an dem politiſchen Treiben ſeines Vaterlandes. Bis zum Jahre 1848 war er Präſident des Nationalrathes.

Er häufte mit dem lebhafteſten Eifer Stoffe aus der Geſchichte Polens zuſammen, doch überließ er ohne Ehrgeiz die Verarbeitung derſelben gern andern. Die Zeitſchrift: Dziennik literacki lwowski verliert in ihm einen der geiſtreichſten und thätigſten Mitarbeiter.

* * *

Die ſchon oft rühmlichſt erwähnte, ungariſche Pianiſtin Fräulein Weiß-Roskovanyi gab am 23. Januar dieſes Jahres ein Konzert im Theater zu Lemberg, das mit um ſo ſtürmiſcherem Beifall aufgenommen wurde, da die Künſtlerin meiſt vaterländiſche Melodien vortrug. Sie beabſichtigt gegenwärtig, wie verlautet, eine Kunſtreiſe durch Polen und Rußland.

* * *

Der wiſſenſchaftliche Verein zu Poſen: „Towarzystwo przyjaciol nauk" kündete am 1. Juli 1858 eine Preisaufgabe an unter dem Titel:

Historia włościan i stosunków ekonomicznych w dawnej Polsce, Geſchichte des Grundbeſitzes und der landwirthſchaftlichen Verhältniſſe im früheren Polen.

Die Arbeiten ſollten im Verlauf von zwei Jahren eingeliefert werden, und es war ein Preis von 1000 Thalern für das gelungenſte Werk ausgeſetzt. Da bis zum feſtgeſetzten Termin keine einzige Arbeit eingegangen war, ſo wurde der Termin noch auf ein Jahr, alſo bis zum 1. Juli 1861 verlängert. Auch dieſer zweite Aufruf iſt ohne Erfolg geblieben, und ſo hat denn der wiſſenſchaftliche Verein einen dritten und letzten Termin bis zum 1. Januar 1863 feſtgeſetzt. Es werden jetzt nochmals alle dazu befähigten Schriftſteller aufgefordert ihre Arbeiten (in polniſcher Sprache natürlich) bis zu dem gedachten Tage an den oben genannten Verein einzuſenden.

Rußland.

Zur Geſchichte ruſſiſcher Verſchwörungen.

In den abſolut regierten Staaten geht die unbefangene Geſchichtſchreibung immer in weiter Entfernung hinter der Geſchichte her. Es giebt da immer ſo vielfache Intereſſen, dies und jenes nicht aufdecken zu laſſen, und Maßregeln hat man auch genug zu Gebote, ſo daß die Geſchichte oft nur loben oder ſchweigen muß. Namentlich wird meiſt gewacht über dem dynaſtiſchen Heiligenſchein. In Rußland wurde verboten, über

Digitized by Google

die Glieder der kaiſerlichen Familie ſeit Peter dem Großen Etwas zu veröffentlichen, als Semenſkij, Solowjew u. A. die neuere Geſchichte zu behandeln anfingen. Dergleichen Publicationen flüchten ſich dann freilich über die Gränze und werden ſchärfer, ja in manchen Kreiſen auch wirkſamer als ſonſt. Der Sache ſelbſt, der Geſchichte, der Wahrheit wird durch derlei thörichte Beſchränkungen nichts weniger als Vorſchub geleiſtet. Ueber Rußland, vielmehr über die Hofgeſchichte, giebt es reiche Memoiren, denn es ging an dieſem Hofe gar ſo Vieles vor, was einen Memoirenſchreiber intereſſirt, und die Hofleute waren ſeit einem Jahrhundert Kinder des pikanterieſüchtigen franzöſiſchen Geiſtes. Sehr Vieles in dieſer Richtung iſt noch nicht veröffentlicht. Manches, wie die Memoiren Katharina's II., der Fürſtin Daſchkov, iſt von der Redaction des Londoner „Kolokol" in ihrem hiſtoriſchen Sammelwerke herausgegeben worden. In der kürzlich in Berlin erſchienenen erſten Nummer der periodiſchen Schrift „Swowodnoje slowo" (das freie Wort) veröffentlicht der Herausgeber derſelben, Herr Leonidas von Blummer, einige intereſſante Beiträge über „unbekannte Verſchwörungen aus der Zeit Paul's, Alexander's I. und Nikolaus' I.," als deren Quelle er gewiſſe, bisher unbekannte genealogiſche Aufzeichnungen angiebt.

Dieſelben beginnen mit Kaiſer Paul, welchem ſein Lehrer Panin gerathen hatte, „nie an irgend einer Verſchwörung gegen ſeine Mutter Theil zu nehmen, damit die Ruſſen den Gedanken an leichte Regierungsumſtürze verlernen." Das hinderte aber denſelben Panin nicht, mit demſelben Paul und ſeiner Gemahlin eine Verſchwörung zum Sturze Katharina's und zur Erhebung Paul's anzuzetteln. Der Zar ſollte jedoch ein conſtitutioneller werden, beſchränkt durch einen Adels-Senat; das Conſtitutions-Projekt war der ſchwediſchen Verfaſſung nachgebildet und von Paul ſchon unterſchrieben. Die Verſchwörung wurde entdeckt durch Verrath eines Theilnehmers an derſelben — **Bakunin's**. Die erſte Gemahlin Paul's, Natalia Alexijewna wurde vergiftet, Panin abgeſchafft, dem Thronfolger aber wurde verziehen.

Nach den Dokumenten, welche Herr Blummer in Händen haben will, ſoll es ſicher ſein, daß Paul noch ſpäter anderen Verſchwörungen nicht fremd geweſen ſei. Unter Anderem gehe aus daſelbſt vorhandenen Daten hervor, daß er an der Verſchwörung Nowikov's Theil genommen habe. In der Unterſuchungs-Commiſſion gegen Nowikov war auch der Fürſt Gregor Alexjewitſch Dolgorukov. Als in Gegenwart Potemkin's, zweier anderer Commiſſions-Mitglieder und Paul's die Papiere Nowikov's durchſucht wurden, bemerkte Dolgorukov die auffallende Bläſſe des Thronfolgers, und da er aus ſeiner Verbindung mit den Freimaurern erfahren hatte, daß Paul in die Sache verwickelt ſei, beſtätigte ſich nur ſein Verdacht. Unter den Papieren bemerkte er eine Liſte der Verſchworenen, die er nahm und ſich mit derſelben zum Fenſter ſtellte, wie um ſie durchzuſehen. Er fand ein Blatt mit der Unterſchrift des Großfürſten, welches er herausriß und verſchluckte. Als er das letzte Stückchen in den Mund legte, erröthete unwillkürlich der Großfürſt, deſſen Blick bisher an ihm gehaftet hatte. Das richtete Aller Aufmerkſamkeit auf Paul, und Potemkin wandte ſich zu Dolgorukov mit den Worten: „Was machſt Du da am Fenſter, Väterchen, gieb her, was Du da lieſt." Als er das Blatt nicht fand, befahl er, den Fürſten zu durchſuchen, aber umſonſt. Dieſer aber ſagte, er ſei zum Fenſter getreten, um zu ſehen, ob die Blätter nirgends zuſammengeſchlagen ſeien, da ein Blatt fehle. Er wurde aber doch fortgeſchickt. Paul begab ſich an demſelben Tage zu ihm in ſein Haus, und wie er in's Zimmer trat, nahm er das Bild der Mutter Gottes von der Wand und ſprach: „Hier Dolgorukij, haſt Du mein Wort, daß ich Deinen Dienſt niemals vergeſſen werde." Der Beſuch erweckte wieder Verdacht und Dolgorukov wurde eingekerkert. — Als Paul den Thron beſtieg, ließ er gleich Nowikov und Dolgorukov rufen und gab dem Erſten ſein eigenes blaues Band, dem Zweiten den Annen-Orden erſter Klaſſe. Als ſie bemerkten, er lade hierdurch direkt den Verdacht auf ſich, küßte er Beide.

Paul, der Zögling Panin's, ging ſelbſt durch eine Verſchwörung unter, an welcher ſeine Blutsverwandten Theil genommen hatten. Es war noch einmal derſelbe Dolgorukov, welcher ihn von den Nachſtellungen gegen ihn benachrichtigt hatte. Der Tod Paul's iſt bekannt; bekannt iſt auch, daß ſeine Gemahlin Maria Fedorowna ſeine Nachfolgerin werden wollte, ohne Rückſicht auf Paul's Erbfolge-Geſetz, nach welchem der Thron ſeinem Sohne Alexander Pawlowitſch gebührte. Dieſer wurde auch Zar. Aber nach jenen Dokumenten hatte Maria Fedorowna auch die erſte Verſchwörung gegen Alexander hervorgerufen, von welcher bisher keine Nachricht in die Oeffentlichkeit gedrungen iſt.*

Es ſoll in den erſten Jahren der Regierung Alexander's geweſen ſein, in welchem Jahre, iſt nicht erſichtlich. Haupttheilnehmer war der Graf Pahlen, einer der Mörder Paul's, der auch bei jener Gelegenheit ſehr zweideutig gehandelt hatte. Die Geſchichte iſt etwas zu romantiſch. Ihr Hauptinhalt iſt: Ein N. N. kam nach Petersburg und traf zufällig auf die Anſtalten, welche dazu beſtimmt waren, den Zaren auf einem Kahn zu entführen und wahrſcheinlich in's Waſſer zu werfen; er eilte zum Großfürſten Konſtantin, dieſer holte den Kahn, auf welchem der Zar bereits entführt wurde, ein und befreite Alexander.

Eine zweite Verſchwörung gegen Alexander I. fällt in die Zeit des Napoleoniſchen Feldzuges nach Rußland. Die näheren Beſtimmungen derſelben, ſowie auch die Theilnehmer, können außer Sergej Nikolajewitſch Glinka nicht angegeben werden. Ihr offenbares Ziel aber war die Erhebung der Großfürſtin Pawlowna, unter dem Namen Katharina III., auf den Thron. Man wollte eine Proclamation im Namen Napoleon's veröffentlichen, welche Glinka, der damalige Verfaſſer von Proclamationen an's Volk unter Roſtopſchin, auf ſich genommen hatte. Die Verſchwörung war ungeſchickt, iſt aber ſicher; Glinka wußte ſich ganz rein zu waſchen und wurde ſogar Redacteur des „Ruskij Wjestnik."

Es gab noch eine dritte, dem Publikum nicht bekannte Verſchwörung gegen Alexander. Als Haupttheilnehmer zeigt ſich da der Bruder des vorhergenannten Glinka, Fedor Nikolajewitſch, ein bekannter Dichter und jetzt wirklicher Staatsrath und Inhaber verſchiedener Orden. Die Gemahlin Alexanders, Katharina (Eliſabeth?), ſollte auf den Thron gehoben werden. Sie ſelbſt hatte kaum Antheil, aber von dem Schreiben, worin ihr der Vorſchlag gemacht wurde, erhielt man Kenntniß erſt nach der Anzeige der Verſchwörung aus Moskau. Das iſt auch ſehr begreiflich, denn Alexander benahm ſich ſehr kalt gegen ſeine Gemahlin und hatte eine Geliebte, Maria Antonowna Nariſchkin, die ihn, wie jeden anderen Sterblichen, an der Naſe führte.

Dieſe Verſchwörungen ſcheinen auch mit die Urſache der reactionairen Politik Alexander's in der letzten Zeit ſeines Lebens geweſen zu ſein. Er verkehrte mit Metternich, der ihm Verſchwörungen auf allen Seiten vorſpiegelte, und vertraute dem Grafen Araktſchejev, der ebenfalls ſeine Befürchtungen immer nährte.

Zar Nikolaus führte die Regierung ſo hart und rückſichtslos, daß es zur Unzufriedenheit Urſache genug gab. In der Geſchichte ſeiner Regierung ſind viele blutige Thaten verzeichnet. In vielen derſelben ſieht man wohl nicht die Perſon, ſondern die bedauerlichen Früchte des Syſtems, des Abſolutismus; aber wer ſeine geheiligte Perſönlichkeit über die Intereſſen des Volkes ſtellt, mag die Verantwortung für dieſelben tragen.

Unter den vielen bekannten Verſchwörungen gegen Nikolaus war auch eine bisher unbekannte, im Jahre 1842. Unſer Gewährsmann ſchöpft die Nachricht von derſelben aus einer Notiz des ungenannten Angebers ſelbſt, welcher der Verſchwörung in Moskau auf die Spur kam. Man wollte die Großfürſtin Olga Nikolajewna nach dem Beiſpiele Eliſabeth's auf den Thron erheben und ihr einen Slaven, einen ruſſiſchen Fürſten, zum Gemahl geben. Unter den Theilnehmern waren Perowſkij, der Erzbiſchof Simeon und Fedor Glinka; dieſer erfuhr, daß man der Sache auf der Spur ſei und traf die nöthigen Anſtalten. Jener Denunziant ſoll auch noch gewiſſe Beweiſe dieſer Verſchwörung angeben, deren Veröffentlichung jetzt noch unmöglich ſei.

Den Beweis für die Wahrheit aller dieſer höchſt abenteuerlichen Data müſſen wir natürlich ganz und gar unſerer Quelle, der obengenannten ruſſiſchen Zeitſchrift, überlaſſen.

Schweiz.

Blindenſchrift und Blinden-Inſtitute.

Es iſt ein ſchöner Zug in unſerer Zeit ſich beſonders mit der leidenden Menſchheit zu beſchäftigen, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen. Dennoch hat er auch ſeine bedenkliche Seite. Zunächſt liegt doch die Sorge für die Geſunden, daß ſie nicht krank werden, für Diejenigen, welche noch nicht verarmt ſind, dann kommt die Sorge für die Kranken, ob geiſtig, ob leiblich — für die Armen. Wenn Alle Kräfte für die zweite Kategorie aufgewandt werden, wird ſie bald ſo groß, daß hier keine Hülfe mehr

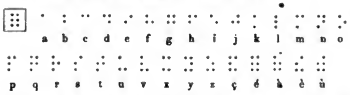
* Dieſe Nachricht über eine Verſchwörung der Kaiſerin Maria Fedorowna gegen ihren eigenen Sohn macht die Wahrhaftigkeit der ganzen Sammlung höchſt verdächtig. Maria Fedorowna ward allgemein als eine der beſten Frauen und der edelſten Mütter verehrt. D. R.

Digitized by Google

möglich iſt, denn die Sorge für das übergefloſſene Waſſer hat die Sorge für den Deich abſorbirt, und der Deichbruch wird größer. Warnende Stimmen ſind ſchon oft laut geworden, die an die vernachläßigte Schule mahnen. Wo ſind die intelligenten Kräfte, die ſich der Schule annehmen, wie im vorigen Jahrhundert, Anfang dieſes Jahrhunderts? Unſere Zuchthäuſer und Rettungshäuſer erfreuen ſich einer wärmern Fürſorge, als die Schule. Und doch, was hat die Schule für eine Aufgabe zu löſen! Auch ihr iſt ein Stück der leidenden Menſchheit zugewieſen, neben ihrer Arbeit für die Geſunden, und dieſes Feld kann von ihr nur bearbeitet werden, wenn die intelligente Kraft der Nation ihr helfend und fördernd zur Seite ſteht. Da ſind die Blinden, die Taubſtummen, die Cretins, die von ihr Hülfe erwarten, Rettung aus geiſtlicher und geiſtiger Noth, dadurch aus leiblicher — deren Quelle verſtopft wird.

Ein kleines Heftchen* weiſt auf dieſe Arbeit hin, läßt uns einen Blick thun auf die Arbeit der Schule, beſonders der Volksſchule, der armen, die am Wege liegt. Die Aufgabe der Volksſchule iſt: „Alle im Volke geiſtig zu bilden!“ Sie kann Niemand ausſchließen, weder die geiſtig noch die leiblich Verwahrloſten; ſie ſoll ihnen einerſeits die Möglichkeit geben, ihren Lebenszweck erkennen zu lernen, ſie ſoll ſie andrerſeits aber auch auf den rechten Weg führen. Lehre und Unterricht gehen in ihr Hand in Hand. Daß ſie dadurch auch noch die geiſtigen Fähigkeiten entwickelt, damit auch ihre Jünglinge ſich vor leiblicher Noth ſchützen können, verſteht ſich von ſelbſt. Je hülfsbedürftiger nun ihre Jünglinge ſind, um ſo größere Anſtrengungen hat ſie zu machen. Wer iſt nun aber wohl hülfsbedürftiger, als der Menſch, welcher ſeines Augenlichts beraubt iſt? Es zeigt ſich namentlich auch bei dem Unterricht. Während der Unterricht eines Taubſtummen einen gewiſſen Abſchluß erreichen kann — iſt er dahin geführt, daß er mit Verſtändniß ein Buch lieſt, ſo ſtehen ihm alle Hülfsmittel unſerer Intelligenz zu Gebote, ſeine Beobachtungen um ſich herum unterſtützen ihn — ſo iſt der Blinde ohne Führer derſelbe Unſelbſtändige vor wie nach dem Unterrichte.

Das erſte Streben, ihn eine gewiſſe Selbſtändigkeit erlangen zu laſſen, mußte deßhalb dahin gerichtet ſein, ihm das „Buch“ zu öffnen, ihm die Möglichkeit zu verſchaffen, leſen zu lernen. Auf den ausgebildeten Taſtſinn rechnete man da vor Allem. Es war ein einfacher Gedanke, die Bücher für die Blinden en relief zu drucken. Aber es iſt dies eine rieſige Arbeit. Größere Werke, andersartig als Schulbücher oder die Schriften der Bibel konnten in dieſer Beziehung der enormen Koſten wegen kaum ausgeführt werden. Aber das Leſen der Reliefſchrift hat ſeine doppelten Schwierigkeiten. Die feinen Züge der Buchſtaben verſchwinden leicht, und allmählich nutzt ſich der große Buchſtabe ab, je größer er iſt, um ſo ſchneller; außerdem erfordert aber das Erkennen des ganzen Buchſtaben durch das Taſten viel Zeit, einen ſehr ausgebildeten Taſtſinn. Es lag deshalb der Gedanke nahe, eine Schrift für die Blinden zu erfinden, welche nach Möglichkeit dieſe Schwierigkeiten umginge, ganz zu vermeiden waren ſie nicht. In Berlin war eine Zeitlang von einem Herrn Moon viel die Rede, der, ſelbſt blind, ein beſonderes Syſtem erfunden hätte. Was davon durch die Zeitungen ging, war zu ungenügend, um ein Urtheil über daſſelbe gewinnen zu können. In der Schrift des Herrn Hirzel wird dagegen ein Syſtem veröffentlicht, deſſen praktiſches Weſen in die Augen fallend iſt. Es iſt eine Erfindung des Herrn Braille, Lehrer am Blinden-Inſtitute in Paris und auch ſelbſt blind. Das Syſtem iſt außerordentlich einfach. Sechs Punkte zu zwei Reihen über einander ſind das Material. Ein Punkt iſt a, zwei Punkte über einander b, zwei Punkte neben einander c u. ſ. w.



u. ſ. w. Die Sylben an, ion, on u. ſ. w. haben beſondere Zeichen, die Zahlen Buchſtabenzeichen, ſo daß a gleich 1 und j gleich 0 iſt. Es bedarf keiner großen Auseinanderſetzung, wie einfach dies Syſtem, wie leicht zu erlernen es iſt. Sein größter Vortheil iſt aber der, daß es zugleich auch als Blindenſchrift dient. Um zu ſchreiben, hat der Blinde einen metallenen Griffel, einen Rahmen, in welchen das Papier gelegt wird und ein meſſingenes Lineal, in welchem ſich Fächer, dem Umfange der ſechs Punkte entſprechend, ausgeſchnitten befinden. Der Rahmen hat Löcher, in welche zwei Stifte des Lineals greifen, und nachdem eine Zeile geſchrieben iſt, ſteckt der Schreiber das Lineal ein Loch tiefer und ſchreibt die folgende Zeile. Nur Eins iſt zu merken, daß verkehrt geſchrieben werden muß, da nicht die Vertiefungen, ſondern die Erhöhungen geleſen werden. Die einzige Schwierigkeit für den Blinden iſt, die beiden mittleren Punkte zu finden |··|; die beiden oberen und die untern Punkte markiren die Ecken des Oblongum im Lineal genau. Da aber die linke Hand während des Schreibens die rechte mit dem Griffel begleitet, ſo werden die Finger jener dem Griffel leicht die richtige Stelle anweiſen, um die mittleren Punkte gut zu treffen.

Die angezogene Schrift hat es nun weniger damit zu thun, dies Syſtem auseinander zu ſetzen, obgleich auch ein Alphabet angefügt iſt — meine Auseinanderſetzung beruht auf eigener Anſchauung, da ich das Blinden-Inſtitut in dieſem Sommer beſuchte — ſie iſt vielmehr ein Bericht über die Druckerei im Relief, welche mit dem Inſtitute in Verbindung ſteht, nach dem Syſtem arbeitet — wie ich ſie ſchon in voller Thätigkeit im Sommer traf — und die ein erwerbender Faktor des Inſtitutes ſelbſt werden ſoll. In dieſer Druckerei ſind für jetzt nur zwei Sehende beſchäftigt: der Setzer und Korrektor, die andern Arbeiter ſind Blinde; ſo finden Blinde durch die Druckerei zugleich Beſchäftigung und ein Unterkommen. Auch dies iſt wohl ein Grund mit, warum der für ſeine Anſtalt begeiſterte Vorſteher, der ſtets nur bedacht iſt für das Wohl ſeiner Blinden zu ſorgen, ſo entſchieden für das Syſtem Braille eintritt. Wird es weiter, auch in Deutſchland adoptirt, ſo kann er auf größere Aufträge rechnen, verdient mehr für die Anſtalt und kann eine größere Anzahl von Blinden anſtellen. Es iſt ihm entſchieden mehr darum zu thun, das größere Publikum für das Syſtem zu gewinnen, als vielleicht Geld zur Unterſtützung des Unternehmens zu erhalten; deshalb wendet er ſich auch gegen das Syſtem des Herrn Moon wiederholt. Ich kann hier aber nicht ungerügt laſſen, daß H. Hirzel ein großes Unrecht begeht, indem er, kaum entſchuldigt durch den Eifer für die Sache, Herrn Moon niedere, eigenſüchtige Abſichten unterlegt. — Will Herr Moon ein Geſchäft mit ſeinem Syſteme machen, warum ſollte er es nicht? Aber in einer ſachlichen Auseinanderſetzung wird dieſe Behauptung zur Verdächtigung, leider ein Zug, dem wir oft begegnen in einer Zeit, wo politiſche, wie religiöſe Fragen mit perſönlichen Verdächtigungen erledigt werden ſollen. Herr Hirzel ſteht mit ſeinem Inſtitute wohl einzig da; wir in Deutſchland haben ihm keins an die Seite zu ſetzen.

Seit Kanſtein's Zeiten, der faſt allein das Halle'ſche Waiſenhaus gründete, in dem jetzt nahe an 4000 Kinder Unterricht empfangen, nahe an 1000 ganze oder halbe Schule frei, oder ſonſtige Vergünſtigungen haben, in dem die Waiſen nicht allein bis zur Univerſität vorgebildet, ſondern auf dieſer unterhalten werden, ſeit der Zeit der v. Rochow's, v. Witzleben u. ſ. w. iſt das Intereſſe an der Schule lahm gelegt: „Selbſt das Waiſenhaus kann nur noch durch Aufopferung der Lehrer, die ſo ſchlecht beſoldet ſind, wie kaum anderwärts, ſich erhalten.“ Es iſt die Blüthenzeit der Rettungshäuſer bei uns zu Lande. Doch haben wir einem Blinden-Inſtitute, wie dem in Lauſanne, kein ähnliches an die Seite zu ſtellen. Um nun einen kleinen Begriff von der Thätigkeit für daſſelbe zu geben, genüge die Angabe, daß für die Druckerei in demſelben vom 13. Juni 1857 bis zum 29. Sept. 1861 allein 9991 Fr. 20 C. eingegangen ſind, daß ein einziger Mann, Herr Haldimand, bis zum 31. Dec. 1861 allein die Summe von 145,667 Fr. 95 C. für die Anſtalt aufgewendet hat; ein einziger Mann faſt 150,000 Fr. für ein Blinden-Inſtitut! Es vereinigt dieſes Inſtitut aber auch Alles, was nothwendig iſt, damit durch ein ſolches Inſtitut etwas Nachhaltiges, Dauerndes erreicht wird.

Ich habe es ſelbſt beſucht, kenne es aus eigener Anſchauung; ich ſah es nicht im Feſtgewande, vorbereitet dem prüfenden Auge, ſondern ich betrat es als einfacher Fußreiſender, der nur in ſo fern eine Ausnahme machte, daß er ſich ſelbſt von der Sprechſtunde dispenſirte. Der Vorſteher, Herr Hirzel, war dadurch behindert, mich ſelbſt herum zu führen; er mußte ſogar die Anſtalt verlaſſen und übergab mich einem blinden Lehrer aus Neuſchatel, der mich als ſeinen Landsmann betrachtete und eine außerordentliche Freude zeigte, mich als ſolchen herum zu führen. Als wir einen Knaben mit Leſen beſchäftigt trafen, war er ganz entzückt, als dieſer gerade „der Müller von Sansſouci“ las und auf meine Aufforderung mitten in der Geſchichte fortfahren mußte. Entgingen mir vielleicht Einzelheiten, was ich bezweifle, da ein ſpäteres, eingehendes Geſpräch mit dem Vorſteher meine Lücken ergänzte, ſo ſah ich doch Alles, was ich ſehen wollte, ſah es, wie es wirklich war. Ich hörte dem Unterrichte zu, war in der Singſtunde; vom Waſchhauſe bis zur Arbeiter-

* Premier rapport sur l'imprimerie en relief, fondée à l'asile des aveugles de Lausanne par Henri Hirzel. Lausanne, imprimerie G. Bridel, 1862.

Digitized by Google

Werkſtätte habe ich jeden Raum betreten, und mein Urtheil geht dahin, daß ein beſſer eingerichtetes, beſſer geleitetes und praktiſcheres Inſtitut wohl ſelten zu finden iſt. Es iſt Alles, wie aus Einem Guß, durchweht und getragen vom chriſtlichen Geiſte. Es umfaßt eine Heilanſtalt für Blinde, eine Schule für Blinde, eine Arbeits-Werkſtätte für blinde Männer, ein Inſtitut für ſolche blinde Mädchen, welche ſchon zu alt ſind, um als Schülerinnen aufgenommen zu werden. Dies iſt ein wahres Rettungs-Inſtitut, denn dieſe armen blinden Mädchen ſind leider dem furchtbarſten Elende am leichteſten Preis gegeben. Deshalb iſt auch noch ein beſonderer Fonds vorhanden, um namentlich die blinden Mädchen zu unterſtützen, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen; die Anſtalt bringt ſie bei ſicheren Leuten unter. Dazu kommt nun noch die Druckerei.

Nach meinen Erinnerungen fand ich in der Werkſtatt beſonders Papp-Arbeiten, Holzſchnitzereien und Korbflecht-Arbeiten ꝛc. vertreten, von denen einige ſich durch Schönheit der Form beſonders auszeichneten. Die Anſtalt ſetzt es ſich auch zur Aufgabe, die muſikaliſchen Talente auszubilden, und beſonders wird das Orgelſpiel zu einer großen Fertigkeit ausgebildet, damit die Zöglinge vielleicht als Organiſten angeſtellt werden können. Einer dieſer Zöglinge benutzte ſeine freie Zeit, um ſich auf der Orgel, einem ſehr ſchönen Werke, zu üben, und er ſpielte in freier Phantaſie ſowohl, als auch nach aufgegebenen Thematen mit aller Benutzung der Regiſtratur, mit großer Fertigkeit und tiefer Empfindung und Verſtändniß. Irre ich nicht, ſo war er erſt 13 oder 14 Jahr alt.

Es iſt hier nicht der Ort, darüber zu ſprechen, in welcher Weiſe das Syſtem Braille leicht im Deutſchen angewandt werden könnte; es iſt dies keine Arbeit, die nebenbei abgemacht werden kann, mir liegt nur daran, die Leſer des „Magazin f. d. Lit. des Auslandes" anzuregen, auch ihrerſeits an dieſe wahren „Rettungshäuſer," die Blinden-Inſtitute, Taubſtumm-Anſtalten — die Volksſchule zu denken. Die Leſer des „Magazin" gehören dem Theile der Nation an, von dem der Impuls ausgeht, ſie ſind die geiſtige Schlagader. Nur will ich noch kurz anfügen, wie ſich der Druck nach dem Braille'ſchen Syſtem verhält zu dem deutſchen und Moon'ſchen Syſtem, und wie ſich der Preis der Bibel, dieſes Buches aller Bücher, darſtellt.

	Zahl der Bände	Format	Preis
Neues Teſtament			
1. Franzöſiſch (Braille)	8	$^{35}/_{20}$ B.	30 Fr. 10 C.
2. Deutſch (lat. Lettern)	15	$^{27}/_{20}$ „	45 „ 33 „
3. Engliſch (Moon)	9	—	112 „ 60 „
Die ganze Bibel.			
1. Franzöſiſch (Braille)	32	$^{35}/_{20}$ „	123 „ 83 „
2. Deutſch (lat. Lettern)	62	$^{27}/_{20}$ „	186 „ 48 „
3. Engliſch (Moon)	37	—	463 „ 23 „

Deutſchland und das Ausland.

Iphigenia in Aulis, eine deutſche Tragödie.*

Die ſtrenge Theorie des antiken Drama's kannte nur zwei Formen: Trauer- und Luſtſpiel, Tragödie und Komödie; jene das Geſchenk der Melpomene, dieſe das der Thalia; jene beruhend auf dem Konflikte der politiſchen, dieſe auf demjenigen der ſocialen Sittengeſetze; beide endend mit dem Untergange des in dieſen Widerſtreit hineingeriſſenen Helden, welcher Untergang indeſſen natürlich beiderſeits die entſprechende, tragiſche oder komiſche Form annimmt, ſo daß z. B. der Tod der Antigone mitleidige Thränen, dagegen das Erſticken des grübelnden Sokrates in dem angezündeten Hauſe nur ein mitleidiges Lachen erregt. Die mittlere Form des Schauſpiels, wo der Konflikt zwar einen tragiſchen Ausgang befürchten läßt, aber mit Hülfe des Deus ex machina zuletzt in einen günſtigen umſchlägt, gehört bei den Griechen erſt der ſpäteren dramatiſchen Kunſt, namentlich dem Euripides, an. In dieſe Kategorie fallen die Iphigenia in Aulis und auf Tauris. Es iſt dabei klar, daß die Wirkung des Stoffes auf der Bühne von der Sympathie des Publikums getragen werden muß. Dieſe war aber bei den Griechen der beſten Zeit in ſolchem Grade national, daß ſogar die Aufführung der Perſer des Aeſchylus den lebhafteſten Widerſpruch erfuhr. Uns heutzutage liegt nun eine ſo beſchränkte Theilnahme allerdings ganz fern. Wir können uns bei der Allgemeinheit unſerer Bildung auch für das Schickſal einer Iphigenia intereſſiren. Überdies iſt die Form des Schauſpiels eine ſolche, welche dem chriſtlichen Bewußtſein durch das Verſöhnende des Schluſſes weit mehr zuſagt, als dem altgriechiſchen. Wir wollen daher die Wahl des Stoffes auf Seiten unſeres Verfaſſers um ſo weniger bemängeln, als, dem Vernehmen nach, dem vorliegenden Drama demnächſt ſeine Fortſetzung, alſo eine neue Iphigenia auf Tauris, folgen ſoll, auf deren Erſcheinen man ſchon wegen der Vergleichung mit Goethe's gleichnamigem Meiſterwerke geſpannt ſein wird.

Gleichwohl kann man den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Verfaſſer — und auch dazu iſt, wie wir hören, Ausſicht vorhanden, — künftig ſeine Stoffe einer uns näher liegenden Zeit und uns näher berührenden Verhältniſſen entlehne. Hierzu liegt für den deutſchen Bühnendichter die ſtärkſte Veranlaſſung in den Tendenzen unſerer Gegenwart, welche entſchieden darauf gerichtet ſind, das über unſern kosmopolitiſchen Beſtrebungen vernachläſſigte nationale Element wieder in ſein gebührendes Recht einzuſetzen. Im Verhältniß zu dichteriſchen Arbeiten, die jenen Tendenzen dienten und in Bezug auf ſie zur „Reinigung der Leidenſchaften," das iſt zur Hebung und Veredlung des deutſchen Volksbewußtſeins, führten, würden dann die beiden Iphigenien ſich als dankbare Vorarbeiten darſtellen. Denn es iſt allerdings gewiß, und auf dieſer Gewißheit beruht ja auch Goethe's Iphigenia, daß die Schönheit der dramatiſchen Form, Maß des Ganzen und Ebenmaß des Einzelnen, Abrundung und ruhiger Fluß der Handlung, Kürze und Feuer der Rede, ſich nur von den griechiſchen Muſtern erlernen laſſen. Die Gefahr, welche ein ſolches Studium grade wegen des uns ferner liegenden Inhalts mit ſich führt, iſt nur in einer möglichen Ueberbildung des Formſinns auf Koſten des inhaltlichen Pathos zu ſuchen, wie ſie ſogar bei Goethe in ſeinen Anwendungen der antiken Form auf Stoffe des Mittelalters und der Neuzeit, in Torquato Taſſo und in der natürlichen Tochter, bemerkbar wird. Unſer Pathos gegen antike Stoffe iſt und bleibt ein objektives, während das des modernen Bühnendichters doch ebenſowohl ein ſubjektives, leidenſchaftliche Theilnahme an den Intereſſen ſeiner Zeit, ſeines Volks und ſeiner Volksgeſchichte, ſein ſollte. Nur durch die Erhaltung dieſer Stimmung iſt Schiller der dauernde Beherrſcher unſerer vaterländiſchen Bühne geworden.

Dies vorausgeſchickt, erkennen wir übrigens in dem Verfaſſer der vorliegenden „Tragödie," oder vielmehr des vorliegenden Drama's, ein eben ſo bedeutendes Talent, als ein gediegenes Studium der Form an, und wollen im Genuſſe dieſer Seite des Ganzen dem Leſer nicht durch Herausreißen von Einzelheiten vorgreifen; zur inhaltlichen Behandlung ſei bemerkt, daß der Dichter mit Einſicht in das moderne Bedürfniß das Opfer Iphigenien's mehr zur Sache des freien Entſchluſſes, als des ſtarren Verhängniſſes gemacht, die klaſſiſche Auffaſſung in eine mehr romantiſche verwandelt hat. Iphigenia iſt zwar Prieſterin der Diana, aber die Gottheit wohnt mehr in als außer ihr, iſt nach der germaniſchen Anſchauung mehr intenſiv, das eigene Herz der Jungfrau. Nur in der Kataſtrophe tritt, wie nicht zu vermeiden, Artemis ſelbſt als rettende Maſchinengöttin ein. Der mehr romantiſchen Auffaſſung entſpricht dann auch ein gewiſſer Luxus an Perſonal und Situationen, wie er der antiken Tragödie fremd und eigentlich durch das Geſetz der ſtrengen Symmetrie ausgeſchloſſen iſt. Wenn das Auftreten des Knaben Oreſtes ſich durch anticipirten Bezug auf Iphigenia in Tauris erklärt, wo der inzwiſchen zum Jüngling erwachſene Bruder der Heldin eine Hauptrolle ſpielt: ſo iſt doch von den Helden des trojaniſchen Kriegs im Grunde nur die Einführung des Agamemnon, des Menelaus und des Achilles nöthig, dagegen die des Ajax und des Ulyſſes überflüſſig. So ſprudelt auch in den Chören der helleniſchen Krieger und der mykeniſchen Jungfrauen der Redefluß etwas zu reichlich. Hier wäre die ſceniſche Oekonomie von Schiller's Chören in der Braut von Meſſina zum Muſter zu nehmen, deren Gänge wohl das Aeußerſte iſt, was dem Chore für ſeine Zwiſchenreden geſtattet werden kann, und die außerdem durch die kürzeren Dialoge der Choryphäen belebt und folglich für den Hörer abgekürzt werden. Es mag ſein, daß der Verfaſſer nicht an eine Aufführung ſeines Drama's gedacht und ſich daher ſeiner vollen dichteriſchen Freiheit bedient hat. Allein der Gedanke an wirkliche Darſtellung ſollte eigentlich bei jeder dramatiſchen Schöpfung vorſchweben, wie zufällig auch ſeine Verwirklichung, oder vielmehr grade aus dem Grunde, weil dieſelbe nur etwas Zufälliges iſt. **C. v. M.**

* Berlin, Verlag von Otto Janke, 1862. 58 S. gr. 8.

Mannigfaltiges.

— **Die liberale Partei in Preußen.** Eine der leſenswertheſten kleinen Schriften über die gegenwärtigen politiſchen Zuſtände erſchien ſoeben unter dem Titel: „Die liberalen Parteien angeſichts der Zukunft

Digitized by Google

Preußens."* Die in dieſem Staate im März d. J. eingetretene Kriſis iſt nicht blos für das geſammte Deutſchland, ſondern für ganz Europa eine brennende Frage, deren Löſung das lebhafteſte Intereſſe erregt; denn was jetzt (wie der Verfaſſer ſagt), in Preußen erſtritten und erarbeitet wird, das ſind die concreten Geſetze eines freien Staatslebens unter den Lebensbedingungen der continentalen Völker. Noch hat kein continentaler Großſtaat ein freies Verfaſſungsleben begründet. Deshalb ſind die preußiſchen Entwickelungskämpfe, bei denen ſowohl innerhalb als außerhalb der Mauern Ilion's geſündigt wird, eher mit Nachſicht und Hoffnung, als mit Mißtrauen und Beſorgniß zu betrachten. Dies iſt der Geſichtspunkt, von welchem die vorliegende Schrift ausgeht, in der, nach einer klaren Darlegung der Gründe, warum die Hoffnungen, welche die neue Aera Preußens erregte, bisher ſo wenig in Erfüllung gegangen ſind, die Pflichten vorgezeichnet werden, welche jetzt der liberalen Partei in Preußen obliegen. Der Verfaſſer ſagt: „Daß es in der liberalen Partei Fractionen giebt, die ſich gegenſeitig befehden, hängt mit der Unreife unſerer Erkenntniß zuſammen. Es muß jetzt laut und nachdrücklich geſagt werden: daß keine der beiden liberalen Fractionen, wenn ſie von der andern verlaſſen oder gar bekämpft wird, im Stande iſt, die Reaction erfolgreich zu brechen... Während der Vertheidigungs-Coalition, welche die liberalen Fractionen jetzt nothgedrungen werden ſchließen müſſen, muß der Grund zu einer poſitiven Verſtändigung für die Zukunft gelegt werden. Dies iſt die Pflicht, welche der jetzige Augenblick gereift hat und von deren Erfüllung die Zukunft abhängt."

— Der Gewerbetag in Breslau. Am dritten Oſterfeiertage dieſes Jahres ward in Breslau der Grundſtein zu einem Gebäude gelegt, das für den Gewerbfleiß der großen Provinz Schleſien die erſprießlichſten Folgen haben kann. „Aſſociation," iſt das gewerbliche Loſungswort unſerer Zeit, dem jetzt durch die Gründung eines „Schleſiſchen Central-Gewerbevereins" entſprochen wird, durch welchen nicht blos die bereits in der Provinz beſtehenden Gewerbe-, Handwerker-, Vorſchuß-, Rohſtoff-, Anſchaffungs-, Conſum- und andere ähnliche Vereine, die Berg- und Hütten-Gewerkſchaften ꝛc., zu einer Wirkſamkeit mit vereinten Kräften (viribus unitis) verbunden werden, ſondern durch den auch neue Vereine dieſer Art, denen das Prinzip der Selbſthülfe zum Grunde liegt, in's Leben gerufen werden ſollen. Gleichzeitig ſoll dieſer Central-Verein, der das Breslauer „Gewerbeblatt" zu ſeinem Organ erhoben hat, die ſchleſiſchen Gewerbetreibenden mit allen nützlichen Erfindungen und gewerblichen Verbeſſerungen des Auslandes bekannt machen, zu welchem Zwecke auch eine ähnliche Muſter-Ausſtellung, wie die in Stuttgart, gegründet werden ſoll. Der Verein will es ſich angelegen ſein laſſen, die Herſtellung einer polytechniſchen Schule in Breslau zu erwirken, wo ſie im Mittelpunkte des ſchleſiſchen Gewerbfleißes, in dem Emporium der oberſchleſiſchen Montan-Induſtrie, um ſo mehr an ihrem Platze ſein würde, als die dortige Univerſität, wo der Meiſter der foſſilen Botanik, Profeſſor Göppert, lehrt, ſchon jetzt durch ihren anziehenden botaniſchen Garten der Vorwelt geologiſche und politechniſche Studierende von nah und fern verſammelt. Zu der Londoner Welt-Induſtrie-Ausſtellung deputirt der Verein zwei Sachverſtändige, die ihre Beobachtungen dem ſchleſiſchen Gewerbſtande zu deſſen Belehrung mittheilen ſollen. Daß ein ſolcher Verein durch ſeine moraliſche Autorität auch auf die Landesverbeſſerung und die Geſetzgebung einen wohlthätigen Einfluß üben werde, läßt ſich mit Recht erwarten. Schon der erſte „Gewerbetag" hat in dieſer Beziehung Wunder gewirkt, indem er in Breslau, deſſen Magiſtrat zu den wenigen ſtädtiſchen Behörden des preußiſchen Staates gehört, die ſich für Beibehaltung des retrograden Gewerbegeſetzes vom 9. Februar 1849 erklärten, eine entſchiedene Reſolution zu Gunſten vollſtändiger Gewerbefreiheit veranlaßte. Nicht minder dürfte ſeine an den preußiſchen Landtag gerichtete Petition für die endliche Regulirung des immer mehr verſandenden Oderſtromes ein Wort von entſcheidenderem Gewichte ſein, als alle bisherigen vereinzelten Klagen und Beſchwerden. Die Oder, welche die Provinz Schleſien ihrer ganzen Länge nach durchſtrömt, verurſacht in ihrer jetzigen Beſchaffenheit dem ſchleſiſchen Gewerbſtande im wahrſten Sinne des Wortes die Qualen des Tantalus. Der Klodnitz-Kanal führt der Oder zwar allen Erz- und Kohlen-Reichthum Oberſchleſiens unmittelbar von den Gruben zu, jedoch nur damit ſie hier ſofort auf die Eiſenbahnen geſchafft werden die, wegen ihrer viel höheren Betriebskoſten, lange nicht ſo wohlfeile Frachtbeförderer ſind und ſein können, als die Waſſerſtraßen. Nirgends aber wird für die Erhaltung und Ausdehnung der Letzteren ſo wenig gethan, als gerade in Schleſien, ſowie in Preußen und Deutſchland überhaupt. Während die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1354, Frankreich 598, Großbritannien und Irland 590 deutſche Meilen ſchiffbarer Kanäle aufzuweiſen haben, beſitzt ganz Deutſchland, mit Einſchluß von Deutſch-Oeſterreich, deren nur 68½ Meilen. Die ſchiffbaren Kanäle in Deutſchland verhalten ſich in Hinblick auf den Flächen-Inhalt des Landes wie 5 zu 620 in Frankreich, zu 1070 in Belgien und zu 3150 in England und Schottland. Soll nachdem durch die neuen Handelsverträge allen gewerbtreibenden Nationen ein größerer Spielraum für ihre Fähigkeiten und Kräfte eröffnet wird, Deutſchland nicht hinter Frankreich und England weit zurückbleiben, ſo muß dort dem Verlangen nach innerer Entwickelung und insbeſondere nach Vermehrung ſeiner Communicationsmittel ganz ebenſo entſprochen werden, wie dem Verlangen nach Wehrhaftmachung zu Land und zur See.

— Der Künſtlervertrag in Salzburg. Im Feuilleton der Wiener „Preſſe" wird nachſtehende Geſchichte des für das Jahr 1862 projektirt geweſenen Künſtlertages in Salzburg erzählt: Die deutſche Künſtlerſchaft, nachdem ſie in Braunſchweig und Düſſeldorf, in München und Köln luſtig getagt hatte, beſchloß auch im vorigen Jahre, die Verſammlungsſtadt für heuer feſtzuſetzen. Sonſt fragte man in ſolchem Falle bei den diverſen Städten des heiligen römiſchen Reiches an, ob ſie Luſt und Platz haben, des Reiches Maler und Bildhauer ſammt Knappenſchaft aufzunehmen; da man aber im vorigen Jahre ſich herbeigelaſſen, uns Oeſterreichern auch einmal eine Conceſſion zu machen (mit Conceſſionen, die nichts koſten, iſt der Norden gegen uns noch am freigebigſten), ſo wurde Salzburg, die alte Juvavia, wo das Mozart-Denkmal ſteht und der alte Petzold hauſt, als Vorort beſtimmt und ohne Anfrage, ob's auch genehm, denen in Salzburg durch den elektriſchen Draht mitgetheilt, daß man im nächſten Jahre kommen werde. Als Rückantwort erhielt man die Erklärung eines Bau-Unternehmers, der ſich anheiſchig machte, auf ſeine Koſten eine entſprechende Feſthalle herzuſtellen, und ſo ſchieden die Künſtler im Norden mit herzlichem Händedruck in voller Ruhe und Zufriedenheit, mit dem einſtimmigen Rufe: „Auf Wiederſehen in Salzburg." Da nun aber der Flieder ſeine Blüthen treibt, fanden es die hieſigen Künſtlervereine doch an der Zeit, in Salzburg anzufragen, was denn bereits geſchehen ſei, um im Auguſt die Kunſtbrüder vom Rhein und Main, von der Spree und von der Ilm, von der Iſar und der Leine würdig zu empfangen. Darauf erwiderte die löbliche Commune Salzburg, daß es ihr ſehr angenehm ſein werde, die Meiſter der Kunſt ſammt ihren Geſellen in den ſoeben zur Demolirung beſtimmten Mauern der Salzaſtadt zu empfangen; auch ſei die Commune nicht abgeneigt, Geldbeträge, die von Seiten des Miniſteriums, oder aus einem ſonſtigen Fonds für den Künſtler-Empfang angewieſen würden, dem ſchönen Zwecke zuzuführen; allein aus eigenen Mitteln etwas zu thun, ſei ſie weder in der Lage, noch in der Stimmung. Die Herren Repräſentanten der Wiener Kunſtvereine möchten alſo eine baldige Erklärung abgeben, wie man die Sache zu arrangiren gedenke. Während unſere verdutzten Wiener ſich gegenſeitig mit langen Geſichtern anſehen und ehe ſie noch die löſchende Antwort auf dieſe brennende Frage gefunden haben, treffen aus Salzburg zwei neue Erklärungen ein, zuerſt die des Bau-Unternehmers, daß er die Feſthalle unmöglich herſtellen könne, da man ihm den Grund dazu nicht unentgeltlich überlaſſen wolle; dann die Erklärung der Hotelbeſitzer — (wer die altväteriſchen, ſchlecht gelegenen und noch ſchlechter ausgeſtatteten Gaſthöfe Salzburgs kennt, möge uns den Ausdruck „Hotel" verzeihen), daß im Auguſt, wo der Fremdenverkehr eine fabelhafte Höhe erreiche, man durchaus keine Verpflichtung zur Beherbergung der fahrenden Künſtler übernehmen könne. Die Thüre des gaſtlichen Hauſes ſtehe Jedem offen; allein von Zurückweiſung der Engländer, Franzoſen und Amerikaner könne keine Rede ſein, umſoweniger, da dieſe Herren wahrſcheinlich öfter wiederkehren, was bei den Künſtlern nicht der Fall ſein dürfte. In dieſer Verlegenheit entſendeten die Wiener Künſtler-Geſellſchaften zwei aus ihrer Mitte, um in Salzburg Ordnung zu machen; wir glauben nicht, daß es ihnen gelingen werde, ſchlagen aber vor, wenn kein Arrangement zu treffen, den Künſtlertag nach Wien zu verlegen, wo Platz genug vorhanden und wo gewiſſe materielle Genüſſe, denen auch die Söhne Apolls nicht abhold, viel beſſer und billiger zu haben ſind, als in der egoiſtiſchen Stadt am Untersberg.

J. L.

* Berlin, Julius Springer, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

Nº 21. Mittwoch, den 21. Mai 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Der Thüringer Wald. Luther im Schwarzen Bären zu Jena 241
Ein franzöſiſcher Brief Wieland's 243

Frankreich.
Rameau's Neffe. Sein Urbild und ſeine Wiederauflebung in der Literatur der Neuzeit . . . . „

England.
Engliſche Korreſpondenz. Die Baumwollen-Noth und die unterirdiſchen Arbeiter. — Kinkel und Eichhoff 245

Schweden.
Frühlingsfeier in Schweden 247

Dänemark.
Anderſen's neue Märchen und Geſchichten 248

Rußland.
Der ruſſiſche Mathematiker Oſtrogradſky 249

Türkei.
Die Zuſtände der Türkei und ihr Ende 250

Japan.
Japaneſiſche Tagesliteratur 251

Mannigfaltiges.
Politiſcher Umſchwung in Oeſterreich . . . . „
Poetiſche Feier der Handelsfreiheit 252
London in Bruckmann's Reiſe-Bibliothek . . . . „
Schleſiſche Provinzialblätter . . . . „
Der Sprach-Unterricht durch Briefe . . . . „
Gelegenheitsgedichte . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Der Thüringer Wald.

Luther im Schwarzen Bären zu Jena.

Der Sommer naht, und mit ihm erwacht die Reiſeluſt wieder. Unſer ſchönes Vaterland hat einen ſolchen Reichthum von lockenden Gegenden, daß Reiſende, welchen glückliche Verhältniſſe die Wahl freilaſſen, leicht in Verlegenheit gerathen. Wir glauben daher uns ein Verdienſt um ſolche Touriſten zu erwerben, wenn wir ſie auf ein Reiſewerk aufmerkſam machen, das wohl im Stande wäre, manchem Unentſchloſſenen die Wahl zu erleichtern, indem es ihm eine der anmuthigſten Gegenden unſerer deutſchen Heimat in der empfehlendſten Art kennen lehrt. Der Thüringer Wald hat an einem franzöſiſchen Schweizer in dem unten bezeichneten Buche* einen ſo begeiſterten Lobredner gefunden, wie wenig andere, nicht minder ſchöne Landſtriche Deutſchlands. Das Werk iſt dem regierenden Großherzog von Sachſen-Weimar, Karl Alexander, dem Wiederherſteller der Wartburg, gewidmet. Die äußere Ausſtattung iſt höchſt elegant. Eingedruckte zierliche Holzſchnitte geben uns anſchauliche Bilder von Gegenden und Gebäuden.

Wir dürfen den Verfaſſer um ſo mehr als einen kompetenten Richter über Naturſchönheiten betrachten, als ihm ſeine Heimat die großartigſten und reizendſten Vorbilder lieferte. Sein Sinn für die Natur iſt jedoch nicht einſeitig auf das Erhabene und Schauerliche gerichtet; er erſcheint vielmehr als ein Freund des Idylliſch-Anmuthigen, wie es ſich gerade in den landſchaftlichen Formen der Gebirgswelt Mittel-Deutſchlands ausſpricht. Dabei hat er eine anerkennenswerthe Vorliebe für deutſches Weſen, beſonders für das einfache, gemüthliche Leben in Deutſchlands kleinen Reſidenzen, Provinzial- und Landſtädten. Es zieht ihn nicht in die Kreiſe der höheren Geſellſchaft, ſondern, wie er auf ſeinen Wanderungen vorzüglich diejenigen Gegenden und Landſchaften aufſucht, die die Natur in ihrer unverkünſtelten Unmittelbarkeit zeigen, ſo verkehrt er am liebſten mit den naturwüchſigen Bewohnern, mit Bürgern und Landleuten, Gaſtwirthen und Führern, um den Charakter, die Sitten und Anſchauungen des Volkes kennen zu lernen. Er hat den Thüringer Wald nicht Einmal, ſondern öfter durchwandert, und aus ſeiner Beſchreibung erkennt man das ſorgfältigſte Quellenſtudium, das ſeinen Wanderungen vorausgegangen iſt. Am Schluſſe des Werkes giebt er ſelbſt das reichhaltige Verzeichniß der von ihm benutzten Schriften in vier Rubriken: Allgemeine Geſchichte Thüringens; Spezialgeſchichten, Monographien und Denkſchriften; Gedichte und Sammlungen von Sagen und Legenden; Reiſe- und Wanderbücher. In ſeiner Darſtellung ſpiegelt ſich die Liebe, mit der er ſeinen Gegenſtand erfaßt hat. Vorzugsweiſe berückſichtigt er die Lokal-Geſchichte der älteren Zeit und erzählt die Sagen und Legenden, die ſich an die verſchiedenen Oertlichkeiten knüpfen, theils nach dem Munde des Volkes ſelbſt, theils nach den ſchriftlichen Ueberlieferungen der alten Chroniken und der neueren Dichter. In den landſchaftlichen Schilderungen und den Beſchreibungen von Bauwerken und hiſtoriſchen Monumenten hält er das richtige Maß zwiſchen allzu ängſtlicher Genauigkeit im Einzelnen und verſchwimmender Allgemeinheit. Seine Reflexionen zeugen von einem edelen Gemüthe und einer tüchtigen Geſinnung, und wir verzeihen es ihm gern, wenn ſich in ihnen zuweilen die franzöſiſche Rhetorik ein wenig breit macht.

Der Verfaſſer charakteriſirt im Allgemeinen den Thüringer Wald, indem er ſagt: „Der Harz hat ſeine ſtrengen Schönheiten und ſeine nebelhaften Sagen; die ſächſiſche Schweiz bietet anmuthige, impoſante und erhabene Anſichten dar; der Schwarzwald und die bayeriſchen Gebirge haben ihren idylliſchen Zauber und ihre primitiven Reize; aber auch der Thüringer Wald hat ſeinen Charakter. Er offenbart etwas Reines, wie ſeine Gewäſſer, etwas Belebendes, wie die Luft auf ſeinen Höhen, etwas Poetiſches, wie ſeine Volksüberlieferungen, etwas Patriarchaliſches und Stabiles, wie der Charakter ſeiner Bewohner. Er kennt nicht den ewigen Schnee, noch das dumpfe Rollen der Lawinen, noch die hohen Gletſcher, die gähnenden Schlünde und die ſchrecklichen Abgründe der Alpen; dafür hat er grünende Schluchten, blumige Felſen und zugängliche Höhen. Außer einigen Bergſpitzen und Tiefen iſt nichts, was unſerer Schwachheit ſpottet, nichts, was uns ſchaudern macht. Wenn wir ein Bedauern fühlen, wenn wir einen Seufzer ausſtoßen, ſo iſt es ein Seufzer der Schwermuth, den uns, die wir hier unten nur vorübergehend weilen, eine ewig junge Natur einflößt.“

Der Verfaſſer beginnt ſeine Wanderung von Eiſenach aus. Der Wartburg widmet er eine ausführliche, vielſeitige Behandlung. Hierauf beſucht er Wilhelmsthal, Ruhla, Altenſtein und ſeine Umgebungen, Schmalkalden, Brotterode und den Inſelsberg, Reinhardsbrunn, Schauenburg, Georgenthal, Oberhof, den Schneekopf, Ilmenau, Paulinzelle, Schwarzburg, Rudolſtadt, Saalfeld, Arnſtadt, Schnepfenthal und den Hörſelberg. Wir können ihm auf ſeiner anmuthigen Tour nicht folgen und begnügen uns, von dem vielen Intereſſanten, das uns geboten wird, eine kleine geſchichtliche Epiſode, Luther betreffend, mitzutheilen, die, wie wir wohl vorausſetzen können, unſern Leſern noch unbekannt ſein dürfte.

* Dans la Forêt de Thuringe, voyage d'étude par Edouard Humbert. Genève, Imprimerie de Jules-Guillaume Fick; Paris, A. Aubry, Libraire; Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Digitized by Google

Luther verließ die Wartburg am 3. März 1522 auf die Nachricht von den durch Karlſtadt in Wittenberg erregten Unruhen. Er reiſte allein zu Pferde. Am 4. März gegen Abend kam er nach Jena, wo er in dem Gaſthauſe zum Schwarzen Bären übernachtete. Hier traf er mit zwei Studenten zuſammen, die ſich ebenfalls nach Wittenberg begeben wollten. Der eine von dieſen jungen Leuten, Johann Keßler oder, wie er ſich nach damaliger Sitte lateiniſch nannte, Ahenarius, welcher ſpäter reformirter Prediger in St. Gallen war, hat dieſes Zuſammentreffen in einer noch unedirten Chronik folgendermaßen geſchildert:

Wir fanden, ſo erzählt er, einen Mann ganz allein am Tiſche ſitzend, vor ſich ein Buch. Er grüßte uns freundlich und forderte uns auf, Platz an dem Tiſche zu nehmen; denn wir hatten uns ſchüchtern auf eine Bank an der Thür geſetzt, weil wir nicht näher zu treten wagten, da unſere mit Schmutz und Staub bedeckten Schuhe überall auf dem Fußboden Spuren hinterließen. Der Mann bot uns zu trinken an, und wir konnten ſein Anerbieten nicht gut ausſchlagen. Als wir ſo viele Freundlichkeit und Herzlichkeit wahrnahmen, fürchteten wir uns nicht mehr, uns neben ihn zu ſetzen, und forderten auch ein Maß Wein, um ſeine Höflichkeit zu erwiedern. Er ſchien uns ein Ritter zu ſein. Nach der Landesſitte trug er eine Mütze von rothem Leder, kurze Beinkleider und ein Wams; er war ohne Rüſtung; die rechte Hand ſtützte er auf den Knopf ſeines Schwertes, mit der Linken hielt er das Buch, in dem er las. Seine ſchwarzen, tief liegenden Augen glänzten wie Edelſteine und man konnte ſeinen Blick nur ſchwer aushalten. Bald erkundigte er ſich nach unſerer Heimat und ſagte dann: „Alſo Schweizer ſeid Ihr? Und aus welchem Theile der Schweiz?" — „Aus St. Gallen." — „In dieſem Falle geht Ihr, wie ich vermuthe, nach Wittenberg. Ihr werdet dort gute Landsleute treffen, den Dr. Hieronymus Schurf und ſeinen Bruder, den Dr. Auguſtinus." — „Wir haben Briefe an ſie." — Dann fügten wir hinzu: „Herr, könnt Ihr uns wohl ſagen, ob Dr. Luther jetzt in Wittenberg iſt, oder uns belehren, wo er ſich ſonſt befindet?" — „So viel ich weiß, iſt Luther jetzt nicht in Wittenberg; aber er wird wohl bald hinkommen. Indeß lehrt dort Philipp Melanchthon das Griechiſche und Andere das Hebräiſche. Ich rathe Euch ſehr, dieſe beiden Sprachen zu ſtudiren, die Jeder kennen muß, der die Heilige Schrift verſtehen will." — „Ach Herr, wenn uns Gott nur das Leben läßt, werden wir nicht eher ruhen, bis wir Luther geſehen und gehört haben. Seinetwegen haben wir die Reiſe unternommen. Wir haben erfahren, daß er das Prieſterthum und die Meſſe abſchaffen will, weil ſie nicht in der Schrift begründet ſind; und da unſere Eltern uns für die Kirche beſtimmt haben, ſo möchten wir gern ſehen, wie er dies durchführen wird." — „Wo habt ihr ſtudirt?" — „Zu Baſel." — „Was giebt es Neues in Baſel? Iſt Erasmus von Rotterdam noch dort? Und was macht er?" — „So viel wir ſagen können, ſteht Alles wohl in Baſel, Erasmus iſt noch dort; was er macht? Niemand weiß es, weil er ſich ganz abſchließt." — Wir waren ſehr erſtaunt, einen Ritter von den beiden Schurf, von Philipp, von Erasmus, von dem Nutzen des Griechiſchen und Hebräiſchen ſprechen zu hören. Er bediente ſich auch einiger lateiniſchen Ausdrücke. Gewiß konnte dies nicht ein gewöhnlicher Ritter ſein. — „Lieben Freunde, was denkt man in der Schweiz von Luther?" — „Herr, die Meinungen ſind getheilt, wie überall. Viele können ihn nicht genug erheben und Gott danken, daß Er durch ihn die Irrthümer aufgedeckt und das Licht der Wahrheit wieder hat leuchten laſſen; Andere, beſonders die Geiſtlichen, verfluchen ihn als einen argen Ketzer." — „Ja, die Geiſtlichen, das will ich meinen!" — Während dieſer Unterredung hatten wir ganz unſere Schüchternheit abgelegt, ſo daß mein Kamerad das Buch, das auf dem Tiſche lag, öffnete. Es war ein hebräiſcher Pſalter. Er legte es ſogleich wieder hin, und der Ritter nahm es darauf in die Hand. Mein Kamerad ſagte: „Ich gäbe gern einen Finger meiner Hand hin, wenn ich dieſe Sprache verſtände." — Hierauf entgegnete der Edelmann: „Ich zweifle nicht, daß Ihr durch Fleiß zu dieſer Kenntniß gelangen werdet. Auch ich ſuche mich hierin noch zu vervollkommnen und arbeite täglich daran."

Unterdeß war es Abend geworden und es war ſchon ſehr dunkel im Zimmer, als der Wirth eintrat. Er hatte gehört, wie begierig wir wären, Luther kennen zu lernen, und ſagte: „Lieben Freunde, wenn Ihr nur zwei Tage eher gekommen wäret, ſo wäre Euch Euer Wunſch erfüllt worden; denn Luther ſaß an dieſem Tiſche, ja, an dieſem Platze." — Wir verhehlten ihm nicht unſer großes Bedauern, von dem ſchlechten Wetter ſo lange aufgehalten worden zu ſein. „Wenigſtens, ſagten wir, haben wir den Troſt, an demſelben Tiſche zu ſitzen, wo er geſeſſen hat." — Bei dieſen Worten lächelte der Wirth. Er ging hinaus und nach einer Weile rief er mich. Ich fürchtete, ohne mein Wiſſen irgend einen Verſtoß begangen zu haben; aber der Wirth ſagte: „Da Ihr ſo große Luſt habt, Luther zu ſehen und zu hören, ſo wiſſet, daß er es iſt, der neben Euch ſitzt." — Ich glaubte, der Wirth ſcherze; „Ei, Herr Wirth," ſagte ich, „Ihr wollt uns wohl zum Beſten haben?" — „Nein, nein! Er iſt es; aber hütet Euch, ihn merken zu laſſen, daß Ihr ihn kennet." — Ich hielt den Wirth für einen ehrlichen Mann; doch hatte ich Mühe, ihm zu glauben. Ich trat wieder in das Zimmer und nahm meinen Platz ein. Ungeduldig, meinem Kameraden mitzutheilen, was ich eben gehört hatte, neigte ich mich zu ihm und flüſterte ihm in's Ohr: „Der Wirth hat mir ſo eben geſagt, daß das Luther ſei." — Ihm ging es, wie mir; auch er wollte es nicht glauben: „Der Wirth hat Dir vielleicht von Hutten geſprochen und Du haſt ihn falſch verſtanden." — In der That, die Kleidung und die Manieren des Mannes ſchienen mehr zu dem ritterlichen Hutten, als zu dem Mönch Luther zu paſſen. Ich dachte alſo, daß ich mich getäuſcht habe, da die beiden Namen ziemlich ähnlich klingen, und war endlich ſelber überzeugt, daß wir mit dem Ritter Ulrich von Hutten geſprochen hätten.

Jetzt traten zwei Kaufleute ein, welche die Abſicht hatten, die Nacht hier zuzubringen. Als ſie ſich ihrer Mäntel und ihrer Sporen entledigt hatten, legte der Eine ein noch nicht gebundenes Buch auf den Tiſch. Martinus fragte, was das für ein Buch ſei. — „Es iſt," antwortete der Kaufmann, „ein Kommentar des Dr. Luther über einen Theil der Evangelien und Epiſteln. Das Werk iſt ſo eben erſchienen. Kennt Ihr es?" — „Ich werde es wohl auch bald bekommen," antwortete Martinus. — „He!" ſchrie der Wirth, „zu Tiſch! Das Abendeſſen iſt fertig!" — Wir baten ihn, uns etwas Speiſe abgeſondert auftragen zu laſſen. — „Lieben Leute," ſagte er, „nehmt nur Platz an der Seite dieſer Herren; Ihr werdet ſchon zufrieden ſein." — Wie Luther dies hörte, ſagte er: „Kommt nur, und was den Küchenzettel betrifft, ſo laßt mich nur mit dem Wirthe unterhandeln." — Während des Mahles unterhielt uns Martinus mit frommen und freundlichen Reden. Wir blieben ſtumm vor Bewunderung und beſchäftigten uns mehr mit ſeinen Worten, als mit den Gerichten, die man uns auftrug. Unter Anderem beklagte er ſich ſeufzend, daß die Fürſten und Herren, die auf dem Reichstage zu Nürnberg verſammelt wären, um die religiöſen Zwiſtigkeiten, die Deutſchland theilten, zu ſchlichten, nur daran dächten, ihre Zeit mit Turnieren, Schlittenfahrten und koſtbaren Feſten angenehm zu verbringen, und die wirkſamſten Mittel, in ſolchen Dingen zum Ziele zu gelangen, die Furcht Gottes und fromme Gebete, außer Acht ließen. „Ja," fügte er hinzu, „ſo machen es unſere chriſtlichen Fürſten; aber ich hoffe, daß die Wahrheit des Evangeliums in dem nächſten Geſchlechte beſſere Früchte tragen wird. Nach den göttlichen Lehren erzogen, werden unſere Kinder nicht mehr dem Einfluſſe des Papſtthums ausgeſetzt ſein, während bei ihren Eltern die Irrthümer Roms ſo tiefe Wurzeln gefaßt haben, daß ſie nur ſchwer ausgerottet werden können." — Die Kaufleute wollten ihre Meinung ebenfalls abgeben. „Ich bin nur ein einfacher Laie," ſagte der Aeltere, „und kann auch nicht gründlich über die gegenwärtigen Ereigniſſe urtheilen; nichts deſto weniger machen ſie auf mich den Eindruck, daß Luther entweder ein vom Himmel geſandter Engel, oder ein aus der Hölle gekommener Teufel ſein muß. Ich gäbe von Herzen gern zehn Gulden, wenn ich ihm beichten könnte, da ich überzeugt bin, daß er mein Gewiſſen erleuchten würde." — In dieſem Augenblicke flüſterte uns der Wirth in's Ohr, daß Martinus unſere Zeche bezahlt habe. Dieſe Nachricht freute uns ſehr, nicht ſowohl wegen des erſparten Geldes, ſondern weil wir uns ſehr geehrt fühlten, die Gäſte eines ſolchen Mannes zu ſein.

Nachdem das Mahl beendet war, erhoben ſich die Kaufleute und gingen in den Stall, um nach ihren Pferden zu ſehen. Wir blieben allein mit Martinus. Als wir ihm für das, was er für uns gethan, dankten, ließen wir ihn merken, daß wir glaubten, mit Ulrich von Hutten zu ſprechen. — „Nein, ich bin nicht Hutten," ſagte er. Und ſich an den Wirth wendend, der eben eintrat, ſprach er: „Da bin ich mit einem Male ein Edelmann geworden; denn dieſe Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten." — Der Wirth verſetzte: „Ihr ſeid nicht Ulrich von Hutten, ſondern Martinus Luther." — „Das iſt ſchön!" rief Luther lachend aus, „Jene nennen mich Hutten, Ihr Luther; warum nicht lieber Markolf?" — Er ergriff ein großes Glas Bier und nach der Sitte des Landes ſagte er: „Schweizer, thut mir Beſcheid und laßt uns das Glas auf gute Kameradſchaft trinken!" — In dem Augenblicke, wo ich mich anſchickte, das Glas aus ſeinen Händen zu nehmen, wechſelte er es um und bot ein anderes mit Wein gefüllt an: „Ihr ſeid nicht an das Bier gewöhnt; trinket alſo dieſen Wein!" — Hierauf erhob er ſich, warf ſeinen Mantel um die Schultern und nahm Abſchied. Er reichte uns die Hand und ſagte: „Wenn Ihr in Wittenberg angekommen ſeid, ſo grüßet den Dr. Schurf von mir." — „Wir wollen es gern thun; aber wie iſt Euer Name, damit der Doktor wiſſe, wer ihm dieſen Gruß ſendet?" — „Sagt ihm

Digitized by Google

nur, daß der, welcher bald ſelbſt kommen wird, ihn grüße. Er wird ſchon verſtehen." — Und damit verließ er uns, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Die Kaufleute traten wieder ein. Sie ließen ſich zu trinken bringen und unterhielten ſich von dem Fremden. Der Wirth deutete ihnen an, daß es Luther wäre. Sie waren endlich davon überzeugt und konnten ſich nicht beruhigen, daß ſie ſo ungebührlich von ihm geſprochen hätten; daher beſchloſſen ſie, zeitig aufzuſtehen, ehe er ſich noch auf den Weg begebe, um ihn um Verzeihung zu bitten, da ſie ihn nicht gekannt hätten. Und das thaten ſie auch am folgenden Morgen. Sie trafen ihn im Stalle. Martinus antwortete ihnen: „Geſtern beim Abendeſſen habt Ihr geſagt, Ihr wollet gern zehn Gulden geben, wenn Ihr Luthern beichten könntet. Nun wohl, wenn Euch dies einmal zu Theil wird, ſo werdet Ihr leicht erproben, ob ich Luther bin." — Er ſagte nichts mehr, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ſchlug die Straße nach Wittenberg ein. M.

Ein franzöſiſcher Brief Wieland's.

Während die eine Hälfte unſerer Literaten gleich unermüdlichen Pionieren dem Genie der Zukunft die Wege vorzubahnen beſtrebt iſt, durchwühlt die andere, rückwärts gewendet, den Boden nach den Spuren einer großen Vergangenheit. Die Art der Erſteren ſchont ſelbſt der prächtigſten Bäume des Urwaldes nicht: ſie müſſen ſinken und weichen, um Licht und Raum zu ſchaffen. Die Letzteren achten ſorgſam auch des zerbrochenen Ziegels, des Splitters ſelbſt; denn aus ſolchen Bruchtheilen konſtruiren ſie den ſtolzen Bau, den rauſchenden Baum, welche der Zeit ihren Tribut gezahlt haben, im Geiſte wieder. Als ein ſolcher Splitter mag auch der nachſtehende Brief Wieland's gelten, der meines Wiſſens ſeinen Weg noch nicht nach Deutſchland in die Oeffentlichkeit gefunden hat. Wenn derſelbe nichts von literariſcher Wichtigkeit enthält; ſo bietet er doch einen weiteren Beleg für die perſönliche Liebenswürdigkeit des Schreibers, welche ſelbſt die größten Feinde ſeiner Muſe entwaffnete.

Zum erſtenmal iſt der Brief abgedruckt worden in den: Études sur l'histoire littéraire de la Suisse française, particulièrement dans la seconde moitié du XVIIIe siècle. Par E. H. Gaullieur. Genève 1856." Wieland richtete ihn an den Chevalier Pierre François de Boaton. Dieſer, einer Familie franzöſiſchen Urſprungs angehörig, wurde 1743 in Longirod bei Aubonne, im Waadtlande, geboren. Er wurde Soldat, diente dann als Hauptmann in Piemont und wurde, als ihn ſpäter ſeine Geſundheit nöthigte, den Kriegsdienſt aufzugeben, durch Vermittelung des Berner Generals Lentulus, der im Dienſte Friedrich's II. ſtand, zum Gouverneur der Militairſchule in Berlin ernannt. Aber er gab dieſe Stellung in Folge einiger ſcharfen Bemerkungen des Königs von Preußen bald wieder auf und übernahm die Erziehung des einzigen Sohnes eines reichen Berliner Banquiers. Nach Beendigung dieſer Aufgabe, weihte Boaton den Reſt ſeines Lebens der Literatur. Im Jahre 1775 ließ er in Berlin eine franzöſiſche Ueberſetzung der Idyllen Geßner's erſcheinen. Im Jahre 1784 überſetzte er den Oberon von Wieland und widmete dieſe Arbeit dem Dichter. Auf dieſe Widmung antwortete ihm Wieland in ſeinem beſten Franzöſiſch:

Monsieur! Il serait bien difficile de vous exprimer l'excès de ma surprise, l'orsqu'en ôtant l'enveloppe d'un livre qu'on m'apporta il y a dix jours, adressé à moi d'une main inconnue, je trouvai une traduction française du poëme d'Oberon, en stances rimées à la manière des ottave-rime des Italiens; aventure poétique que, jusqu'à ce moment, j'avais regardée comme tant au moins aussi difficile que le moins croyable des exploits de mon héros, et qu'il fallait voir mise aussi heureusement à fin, pour la croire possible.

En effet, s'il y a quelque chose qui égale l'admiration que cette preuve d'héroïsme littéraire m'inspire, ce ne peut être que l'excès de politesse et d'honnêteté dont vous avez bien voulu, Monsieur, me combler à la tête de votre charmant ouvrage, et l'extrême modestie avec laquelle vous en rabaissez le mérite, pour en ajouter à celui qu'une heureuse prévention fait trouver mes amis au mien. Trop intéressé à souhaiter que le public partage vos sentiments sur celui-ci, et qu'on ne vous trouve pas à plaindre d'avoir employé tant de peines à quelque ouvrage plus digne et plus susceptible d'être revêtu des grâces du langage des Racine et des Voltaire, je me borne à vous remercier, Monsieur, avec la plus vive reconnaissance de votre beau présent. Je souhaite au reste de bien bon coeur que le génie bienfaisant qui opère tant de miracles dans le poëme d'Oberon, y ajoute encore celui d'aveugler vos lecteurs français sur les défauts de l'original que vous n'avez pu leur cacher entièrement, et de ne leur laisser des yeux que pour les beautés de votre traduction qui mérite à bien des titres d'être accueillie comme un original que vous venez de donner à la littérature française. — J'ai l'honneur d'être etc.

A Weimar ce 16. avril 1784. *Wieland.*

Frankreich.

Rameau's Neffe.

Sein Urbild und ſeine Wiederauflebung in der Literatur der Neuzeit.*

I.

Dreißig Jahre nach dem Tode Diderot's, des Vaters der Encyklopädie, erſchien bei Göſchen in Leipzig „Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuſkript überſetzt von Goethe." Der Name des Ueberſetzers bürgte ſchon für die Vortrefflichkeit des Originals, um ſo mehr mußte der Umſtand überraſchen, daß die ſo bedeutende Schöpfung eines der gefeiertſten Philoſophen des vergangenen Jahrhunderts, ungedruckt und unbekannt dreißig Jahre hindurch den Tod Diderot's überdauern konnte, daß ein deutſcher Dichter die Aufmerkſamkeit Frankreichs auf eine franzöſiſche Schöpfung leitete, und daß man nicht einmal wußte, was aus dem Manuſkripte Diderot's geworden war.

Man weiß es auch heute noch nicht genau, und iſt über die Entſtehungszeit und das Schickſal des Diderot'ſchen Dialoges lediglich auf Goethe's Conjekturen angewieſen. Goethe vermuthet, daß „der Neffe Rameau's" kurz nach der erſten Aufführung von Paliſſot's „Philoſophie," zwiſchen 1760 und 1762 geſchrieben, und daß das Manuſkript wahrſcheinlich an die hohe Gönnerin des franzöſiſchen Philoſophen, an die Kaiſerin Katharina II. von Rußland, übergegangen ſei.

Obgleich über die Vaterſchaft Diderot's nicht die geringſten Zweifel obwalten, iſt man dennoch über das wahre Schickſal dieſes Manuſkriptes nie recht in's Klare gekommen, da Goethe's Ueberſetzung ſowohl, wie die erſte von Goethe für authentiſch erklärte Ausgabe dieſes Dialogs** nach Copien angefertigt waren.

Die eigenthümlichen Vorfälle, die ſich an die Entdeckung dieſes poſthumen Werkes knüpften, und, wie billig, das lebhafteſte Intereſſe der geſammten literariſchen Welt beanſpruchten, werden von Goethe mit großer Ausführlichkeit berichtet.*** Vielleicht dürfte es dem Leſer dennoch nicht unerwünſcht ſein, dieſelben hier in ihren allgemeinſten Umriſſen wiedergegeben zu finden, da ſie, wie Goethe ſelbſt ſagt, „auch die Aufmerkſamkeit künftiger Zeiten verdienen" und möglicher Weiſe dem Gedächtniß des Einen oder Andern nicht mehr vollkommen gegenwärtig ſein könnten.

Die ernſten Kriegszeiten, die über Europa lagen, als im Jahre 1815 die deutſche Ueberſetzung dieſes Werkes erſchien, machen es gewiſſermaßen begreiflich, daß man dieſer originellen Schöpfung nicht gleich die ſchuldige Aufmerkſamkeit zuwandte. Als aber Mars ausgetobt hatte und die mildern Stimmen der Muſen allmählich wieder vernehmbar wurden, da konnte eine Diderot'ſche Schrift, die ſelbſt Goethe ohne Zaudern und Zagen ein Meiſterwerk genannt hatte, nicht länger im Dunkel der Vernachläſſigung verbleiben. Frankreich, ſicherlich ſchon gedemüthigt genug, einem Deutſchen die Ehre zuſchreiben zu müſſen, dieſes literariſche Kleinod entdeckt zu haben, Frankreich konnte Diderot's Schöpfung nicht länger ignoriren. Es forſchte nach dem verborgenen Schatze, es forſchte nach dem Urtexte von „Rameau's Neffe," aber vergeblich; das Original war, wie die franzöſiſche Kammer, introuvable. Da kamen denn zwei originelle junge Käuze auf den grundgeſcheidten Gedanken, das Diderot'ſche Original aus eigenen Mitteln herzuſtellen, in Ermangelung des heiligen Textes dem leichtgläubigen Publikum Apokryphen vorzulegen. Der Vicomte de Saur und ſein Freund de Saint-Géniès — ſo hießen die jungen Leute, die beſchloſſen hatten, der franzöſiſchen Literatur „Rameau's Neffen" einzuverleiben — nahmen alſo Goethe's Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen vor und veranſtalteten davon eine Rücküberſetzung in's

* Le neveu de Rameau, dialogue par Diderot, in's Deutſche übertragen von Goethe. 1852.
Rameau in Le Tableau de Paris von Sebaſtian Mercier. 1781.
Narciß Rameau. Ein Trauerſpiel von A. E. Brachvogel. 1856.
La fin d'un monde et du neveu de Rameau v. Jules Janin. 1861.

** Oeuvres complètes de Mr. Diderot. Paris, 1823. Brière.

*** Cotta'ſche Ausgabe von 1840. 29. Bd. S. 365 u. ff.

Digitized by Google

Franzöſiſche. Nun hatte aber Goethe in den ſeiner Ueberſetzung nachgeſchickten Bemerkungen ausdrücklich erklärt, daß es nicht immer ſtatthaft geweſen ſei, dem franzöſiſchen Verfaſſer auf all' den verwegenen Streifzügen ſeiner Phantaſie zu folgen; er hatte es vielmehr für nothwendig erachtet, einige allzu kraſſe, unſeren Empfindungen widerſprechende Stellen des franzöſiſchen Werkes in der Form etwas zu mildern und unſerm deutſchen Geſchmacke anzueignen. Aber dieſe Modificationen, die in der deutſchen Ausgabe vollkommen motivirt und rationell erſchienen, konnten ſich natürlicherweiſe keineswegs auf das franzöſiſche Werk ſelbſt erſtrecken — eine jede Aenderung am Texte Diderot's in franzöſiſcher Urſprache müßte als eine Verſtümmelung, als eine ruchloſe, willkürliche Schändung gebrandmarkt werden, und Goethe beeilte ſich, dem etwaigen glücklichen Beſitzer des Diderot'ſchen Manuſkriptes die Weiſung zugehen zu laſſen, „Rameau's Neffe“ ohne alle Veränderungen in ſeiner primitiven Derbheit der Oeffentlichkeit vorzulegen. „Es möge,“ ſo fügte Goethe hinzu, „dem Beſitzer des franzöſiſchen Originales gefallen, dem Publikum auch dieſes (das in der Ueberſetzung Unterdrückte, Umgangene und Umſchriebene) baldigſt mitzutheilen; als das klaſſiſche Werk eines abgeſchiedenen, bedeutenden Mannes, möge alsdann ſein Ganzes in völliger, unberührter Geſtalt hervortreten.“

Der Wunſch war allzu billig, und aus der Feder eines Goethe, allzu kräftig unterſtützt, als daß die franzöſiſchen Herausgeber denſelben unbeachtet laſſen konnten. Wie ſollten ſie nun, da ſie das werthvolle Manuſkript nicht beſaßen, wohl aber zu beſitzen vorgaben, das Fehlende ergänzen, dem gemilderten Ausdruck ſeine urſprüngliche Kraft wiederverleihen, den genialen Cynismus in nackter, rührender Wahrheit unverfälſcht, ungeſchminkt wiedergeben? Die Herausgeber ließen ſich auch von dieſer Schwierigkeit nicht zurückſchrecken und führten, nach eigenem Ermeſſen, einige angedeutete Zweideutigkeiten mit wünſchenswertheſtem Cynismus weiter aus, ließen in die Rückůberſetzung verletzende Perſönlichkeiten, Gift und Galle genug mit unterlaufen, ſchreckten vor keinem Wagniß der Gedanken, vor keiner Ungebundenheit der Sprache zurück und glaubten nun ein Stück geſchaffen zu haben, das Diderot mit Stolz zu den Seinen zählen könnte.

So erſchien im Jahre 1821 „Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage inédit et posthume par Diderot,“ und erregte natürlicher Weiſe das lebhafteſte Intereſſe aller Gebildeten.

Gleichzeitig veranſtaltete aber ein Pariſer Verleger, ein Hr. Brière, eine Geſammt-Ausgabe der Diderot'ſchen Werke, in der „Rameau's Neffe“ füglich ſeinen Platz finden mußte. Herr Brière hatte von der Marquiſe de Vandueil, Diderot's einziger Tochter, eine Copie dieſes Dialoges erhalten und nach dieſer ſeine Ausgabe beſorgt. — Man denke ſich nun den Schrecken des armen Verlegers, als er plötzlich einen „Rameau's Neffen“ bei einem Konkurrenten erſcheinen und verkaufen ſieht, einen Neffen, der mit dem ſeinigen allerdings eine bedeutende Familien-Ähnlichkeit hat, aber doch kein abſoluter Doppelgänger ſeines Neffen iſt. In Geldſachen hört auch bei einem Verleger die Gemüthlichkeit auf, namentlich wenn er dabei vorſchützen kann, die literariſche Ehre eines großen Namens wahren zu müſſen. Ich ſpreche nicht etwa von Campe und Heine, ſondern lediglich von Brière und Diderot. Brière alſo durchſchaute das Manöver der Herren de Saint Géniés und de Saur vollkommen und denunzirte den Frevel, den dieſe Herren an den Manen Diderot's und an ſeinem eigenen Geldbeutel begangen hatten, urbi et orbi. Die Rückůberſetzer, die nicht allzu ſchüchternen Naturels geweſen zu ſein ſcheinen, wollten aber nicht in die Falle gehen, die ſie ſelbſt der Leichtgläubigkeit geſtellt hatten, und erklärten das Brière'ſche Original für eben ſo apokryph, wie das ihrige. „Wenn uns Herr Brière das Manuſkript von Diderot zeigt, ſo wollen wir ihm glauben, eher nicht.“ Das Publikum, das einmal hintergangen war, war natürlich auch bereit, in der Brière'ſchen Ausgabe eine Spiegelfechterei zu ſehen. Man zuckte die Achſeln, erinnerte ſich des trefflichen Sprüchwortes, „daß man Niemanden hinter der Thür ſucht, hinter der man nicht ſelbſt geſtanden hat;“ des anderen, nicht minder trefflichen: „Trau! ſchau! wem?“ und blieb, trotz aller Betheuerungen des Herrn Brière, ungläubig. Man wollte das Manuſkript, das verloren gegangene Manuſkript Diderot's ſehen; die Geſchichte von der Copie der Frau Marquiſe de Vandeuil wollte nicht faſſen.

Da blieb denn dem in ſeiner Ehre und in ſeinen Intereſſen gekränkten Verleger nichts anderes übrig, als ſich an Goethe, den in dieſer Frage allein kompetenten Streitrichter, zu wenden und von ihm Schutz für ſeine verfolgte Verleger-Unſchuld zu erflehen.

Goethe prüfte die Ausgabe des Herrn Brière, verglich ſie mit ſeiner Ueberſetzung und entſchied endgültig dahin, daß der von Brière gedruckte und verlegte „Neveu de Rameau“ gleichlautend mit der Copie, nach der er überſetzt, mithin der wirklich und allein authentiſche ſei.

Hiermit wurde der intereſſante Streit zu Gunſten des Herrn Brière geſchlichtet — nachdem ſelbſtredend die Contrefaçon des „Neveu de Rameau“ vergriffen war.

II.

Wer iſt nun dieſer Neffe Rameau's? O, fragt nur nicht den getreuen Eckart hülfsbedürftiger Weisheitskrämer, fragt nur Brockhaus' Converſations-Lexicon nicht um Auskunft über den Sonderling, der mich beſchäftigt: es würde Euch diesmal irre leiten. Im Brockhaus leſe ich: „Rameau's Neffe, eine fingirte Perſon in einer Diderot'ſchen Schrift über Muſik.“ Die Brockhaus'ſche Auskunft, die wenigſtens den Vorzug hat, ſich nicht in unerquicklichen Detailmachereien zu verlieren, iſt inſofern nicht ganz tadellos, als Rameau's Neffe keine fingirte, ſondern eine ſehr reelle Perſon, nicht in einer Diderot'ſchen Schrift „über Muſik,“ ſondern in einem philoſophiſchen Zwiegeſpräch auftritt, das gelegentlich allerdings auch Muſik, ſogar mit einer gewiſſen Vorliebe behandelt. Im Uebrigen läßt ſich nichts gegen Brockhaus' Commentar zu „Rameau's Neffe“ einwenden. Wer iſt nun, frage ich wieder, der Neffe des „großen“ Rameau der zufällig im „Tableau de Paris“ von Mercier an uns vorüberſchlendert, der Allbeherrſcherin „Sättigung“ ſein Loblied ſingt und über ſeinen Vater ſpottet; der den gelehrten Diderot zu einem Werke begeiſtert, das ſelbſt den alten Goethe noch zu enthuſiasmiren vermag, der dreißig Jahre lang vergeſſen und verſchollen, plötzlich in Brachvogel's Narciß ſtrahlend wieder auferſteht, triumphirend und inſolent

„— mit urkräftigem Behagen
„Die Herzen aller Hörer zwingt,

und den wir jetzt in Janin's „La fin d'un monde“ wieder finden, unveränderlich frech und demüthig, blasphemirend und gläubig eine lebendige contradictio in adjecto, ein verkommenes Genie, das ſich im Schmutze ſeines Jahrhunderts wälzt und in ihm verkommt?

Da ich mich nur mit dieſer letzten Verjüngung des Nichtgealterten zu beſchäftigen habe, und ſchon jetzt befürchten muß, den mir zugemeſſenen Raum um ein Bedeutendes zu überſchreiten und die Geduld meiner Leſer einer zu harten Probe zu unterziehen, ſehe ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, von der ſo verlockenden Parallele des Janin'ſchen „Rameau's Neffe“ mit Brachvogel's „Narciß“ und dieſes wieder mit dem Goethe-Diderot'ſchen „Rameau“ ganz abzuſtehen und kann die bedeutenden Werke, in denen „Rameau's Neffe“ aufgetreten iſt, nur dann in Betracht ziehen, wenn ſie eine gar zu überraſchende Aehnlichkeit, oder einen gar zu ſchroffen Kontraſt mit dem „Neveau de Rameau“ von Jules Janin aufweiſen. Was mich einigermaßen tröſtetete, iſt, daß Janin, der dem Neffen Rameau's einen 350 Seiten langen Roman gewidmet hat, und alſo den ſonderlichen Launen, dem paradoxen Geiſte dieſes Wundermannes den bei weitem größten Tummelplatz einräumen konnte, alle früheren über denſelben Charakter geſchriebenen Werke in das ſeine mitaufgenommen, daß er am Charakter ſeines Helden gar keine Veränderung, die übrigens jedenfalls eine Verunglimpfung hätte werden müſſen, vorgenommen, daß Rameau's Neffe bei Janin, Brachvogel's Narciß und Diderot's Geſellſchafter, identiſch dieſelbe Perſon iſt, in derſelben Umgebung, in genau denſelben Verhältniſſen, wie wir ihn ſchon bei Mercier finden, das mithin nothgedrungen eine Zeichnung dieſes Charakters nach Janin's Roman, auch für ein Portrait des Diderot-Göthe'ſchen, oder des Narciß von A. E. Brachvogel gelten kann.

In der That, überall finden wir daſſelbe zerriſſene Herz, dieſelbe ſchwirrende Saite, die das Fatum verſtimmt hat, denſelben widerwärtigen und dennoch anziehenden, feſſelnden Geſellen, der uns in der Schwebe zwiſchen Abſcheu und herzlicher Sympathie zu halten weiß, von dem wir uns abwenden möchten und dennoch nur mit aufrichtiger Trauer trennen würden. „Es iſt,“ ſagt Diderot „ein Gemiſch von Hochſinn und Niederträchtigkeit, von Verſtand und Unſinn.“ „Wider Willen,“ jetzt ſpricht Janin, „empfindet man für dieſen Menſchen gleichzeitig eine unermeßliche Freundſchaft und einen tiefen Abſcheu. O! wie war er edel! O weh! wie erbärmlich war er! Es war ein unglaubliches Gemiſch von Enthuſiasmus und Verworfenheit, von Verſtand und Delirium, mit hellen Blitzen in verworrner Rede, erhaben in der Erniedrigung!“ „Wer kennt nicht Narciß, den Neffen des großen Rameau?“ fragt endlich Brachvogel, „den erbärmlichſten und vielleicht genialſten Menſchen in Frankreich?“ Jetzt braucht man Gottlob! dieſen Charakter, der, Dank der genialen Schöpfung Brachvogel's, in ganz Deutſchland populär geworden iſt, keiner ausführlichen Beſprechung mehr zu unterziehen. Ein Jeder, der ſich vo

Digitized by Google

Narciß hat rühren laſſen, das heißt ſo ziemlich alle Welt, „ſo weit die deutſche Zunge klingt,“ kennt ihn, kennt ihn genau.

Allerdings hat Brachvogel bei der Wiedergabe dieſes Charakters die Vorſicht, die ſchon Goethe anwenden zu müſſen glaubte, in ſeinem Trauerſpiel noch bedeutend verſchärfen müſſen. Die cyniſchen, widerlichen Lazzi waren auf der Bühne natürlicherweiſe unſtatthaft und der verſtändige Dramaturg konnte dieſe Schattenſeite ſeines Helden nur mit ſchwachen Tinten andeuten. Im franzöſiſchen Originale, wie in der modern-franzöſiſchen Wiedergeburt des Neffen, iſt der Cynismus der Hauptzug ſeines Charakters, von Sentimentalität iſt nur hier und da eine Spur zu erſpähen. Brachvogel hingegen, als wahrer deutſcher Dichter, drehte die Sache gerade um, drängte den Cynismus in den Hintergrund und gab dem unglücklichen Narciß ein „erquetſchtes fühlendes Herz.“ Nur ein Deutſcher konnte in den Mund des gottloſen Spötters die tiefpoetiſchen Worte legen, die den meiſterhaften Monolog des Narciß ſo glücklich beſchließen: „O Sehnſucht, Sehnſucht, du hältſt das Weltall zuſammen, du biſt doch das Beſte am Leben. Ach! wer keine Sehnſucht mehr fühlt, iſt werth zu ſterben, zu faulen! O mein Gott, erhalte mir die Sehnſucht!“

Die franzöſiſche Sentimentalität ſieht ganz anders aus; „Denkt Ihr denn, Diderot,“ ruft Rameau's Neffe im Janin'ſchen Romane aus, „daß ich entehrt, verloren, ſchmachvoll als niederträchtige Canaille mit einem Worte geboren bin? Glaubt Ihr vielleicht, daß ich ſchon in der Wiege die Hand zerbiß, die man mir reichte, die Bruſt zerfleiſchte, die mich ſäugte? Ich war ein ſanftes Kind, ein ſchüchterner Schwärmer, ich lachte der Sonne, dem Sterne und der Blume.“ Schlägt hingegen Rameau's Neffe die frechſten Seiten des Cynismus an, ſo wird man ſehen, wie die franzöſiſchen Verfaſſer unſeren deutſchen Dichtern den Rang ablaufen. Das zeigt ſich ſchlagend in der Verherrlichung jenes Prozeſſes, den Rameau's Neffe als Quinteſſenz des Lebensglückes rühmt.

Janin läßt ſeinen Rameau folgendermaßen reden: „Die Verdauung, o! glaubt mir, das iſt die ſchwierigſte und wichtigſte Operation des lebenden Weſens,“ und ſpäter: „Für eine bequeme Erleichterung meines Magens könnt' ich mitunter das Weltall und Benachbartes preisgeben!“

Aehnlich ſpricht Rameau's Neffe im „Tableau de Paris“ von Mercier. „Ein ſchönes Gedicht, eine edle That, ein gutes Geſetz, alles das geſchieht blos um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Geſetze der Maſtication erfülle. Die Maſtication iſt nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller ſeltenſten Dinge dieſer Welt.“

Nur, weil ich Goethes Ueberſetzung vor mir habe, wage ich Rameau's Worte im Diderot'ſchen Zwiegeſpräch hier wiederzugeben: „Der Hauptpunkt im Leben iſt doch nur: leicht, frei, angenehm, häufig, alle Abende auf den Stuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen.“

Neben dieſen offenherzigen Niedrigkeiten klingt doch das Geſtändniß unſeres deutſchen Narciß von Brachvogel noch ſehr zahm, ſehr ſchüchtern: „Das einzig wahre Glück des Lebens beſteht in der regelmäßigen Verdauung; der Conſum iſt die causa movens des Weltbaus!“ und darauf erfolgt, im deutſchen Trauerſpiel, allgemeine Entrüſtung.

Aber bis auf dieſe Verſchiedenheiten, die ſchon den Nationalitäten der verſchiedenen Autoren anhaften, haben ſich Brachvogel wie Janin dicht an das Original Diderot angeſchloſſen, mit der naturgemäßen Abweichung, daß Brachvogel beſonders die dramatiſch wirkſamen Seiten dieſes Charakters ausbeuten und entwickeln mußte, während Janin beſonders die philoſophiſche Neigung ſeines Helden, die ſich in der deſcriptiven Form des Romans gedeihlich entfalten konnte, ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

III.

Es bleibt mir nun noch übrig, den Janin'ſchen Roman „La fin d'un monde et du neveu de Rameau,“* ohne Berückſichtigung der anderen Rameau's näher in's Auge zu faſſen. Die Grundidee iſt auch hier mit dem deutſchen Trauerſpiel Narciß übereinſtimmend; trotzdem glaube ich kaum, daß Jules Janin die Brachvogel'ſche Schöpfung kennt, und ſelbſt die Uebereinſtimmung der Grundidee ſpricht, meines Dafürhaltens nach, keineswegs für das Gegentheil. Denn dieſer Grundgedanke liegt zu nahe, und iſt im Charakter des Rameau und in der Zeit, in der er lebte, ſchon ſelbſt enthalten.

Rameau's Neffe iſt keine iſolirt daſtehende abſonderliche Perſon. Auf ihm ruht der Fluch ſeines ganzen Zeitalters, er iſt ihre Frucht, er iſt auch ihr Vertreter. — Eine Geſellſchaft, die das ſchreckliche après moi le déluge ausſtoßen und in dieſer beſtialiſchen Roheit einen Troſt finden konnte, eine Geſellſchaft die ſich der Reihe nach von Courtiſanen, Kupplern, Tänzern, Philoſophen, Moliniſten, Janſeniſten, Voltairianern und Operndirnen beherrſchen ließ; eine Geſellſchaft, die den morſchen Thron der Bourbonen über ihrem Haupte krachen und berſten hörte, nur eine ſolche Geſellſchaft konnte und mußte einen „Neffen Rameau's“ produziren.

So hat ihn Brachvogel aufgefaßt, als er dieſen Jammermenſchen als Gatten, als leiblichen Gatten, der Marquiſe von Pompadour zugeſellte. Die Marquiſe macht ihn elend, richtet ihn moraliſch und phyſiſch zu Grunde, macht ihn zum Narciß, zum verkommenen Menſchen, zum Spiegelbild ſeines Jahrhunderts, „der abgelebten Species.“ Dies Bündniß erſcheint mir ſo ſinnig, ſo tief poetiſch und ernſt philoſophiſch, daß ich meines Ortes niemals die Vorwürfe, die eine gewiſſe Kritik dem Verfaſſer gemacht, „er habe die hiſtoriſche Treue gebrochen“ zu begreifen, geſchweige zu billigen vermocht habe.

Auch Janin's Rameau iſt, wie geſagt, ein Narciß ſeiner Zeit. „Je suis tout le monde!“ ſagt er unter anderm. Daher auch der Titel „La fin d'un monde et du neveu de Rameau,“ Rameau's und einer Geſellſchaft Ende. Daher auch kein Skandal, kein epochemachendes Ereigniß, keine Erbärmlichkeit, an der Rameau nicht Theil nähme, daher die Fülle von obſcönen Anekdoten und Geſchichtchen, die wir im Janin'ſchen Werke finden, daher endlich das Unharmoniſche, Zerriſſene, das in der ganzen Schöpfung herrſcht.

Ich gehöre zu den großen Verehrern des geiſtreichen Kritikers der „Débats,“ aber ich muß offen geſtehen, daß ich nach der Lektüre dieſes letzten größeren Werkes den Eindruck, den ſeine voluminöſeren Jugendſünden auf mich gemacht haben, wiederum beſtätigt gefunden habe. Jules Janin iſt ein geiſtreicher, ein gediegener Schriftſteller — alle Wochen einmal, 12 Spalten lang, ein Feuilleton — ſonſt nichts. Auch auf ihn möchte ich das Urtheil übertragen, das man über Diderot gefällt: „Il a écrit de belles pages, il n'a jamais su faire un livre.“ Der Athem geht dem armen Manne aus. Sein Stil fließt nicht, er plätſchert; im Feuilleton iſt das reizend, im Buch wird es unerträglich!

Und welche Schwulſt, welch' bombaſtiſches Gepraſſel! Für einen Begriff genügt ihm nicht ein Wort, er ſucht deren zehn, fünfzehn, ſonſt geht's nicht; die Prädicate ſchwimmen auf den Seiten, wie Augen auf der Bouillon; und um einen Gedanken faßlich zu geſtalten, ſucht er nicht nach ſchlichter Einfachheit, nicht nach einem klaren ruhigen Ausdrucke; nur auf Umwegen kann er ſein Ziel erreichen, kurz und gut, er zerrt und zupft an der Form herum, bis man vergeſſen hat, was er eigentlich ſagen wollte.

Rameau's Geſtändniß im Diderot: „Ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber“ ſcheint ſich Jules Janin zu ſehr zu Herzen genommen zu haben, und mehr als einmal möchte man ihm zurufen:

„Mich dünkt, der Alte ſpricht im Fieber!“

Das ſind Mängel, ſtörende äußerliche Vergehen, die den Leſerkreis von „La fin d'un monde“ ſicherlich beeinträchtigen werden, aber das ſind im Grunde genommen, doch nur Aeßerlichkeiten, die das ernſte Studium nicht zurückſchrecken werden. Wer ſich am Jahrhundert des Narciß intereſſirt, wer über die Zeit „vor der Sündfluth“ treffliche Schilderungen und neue Aufſchlüſſe leſen will, der nehme „La fin d'un monde“ zur Hand und wird dem gelehrten Franzoſen zu Dank verpflichtet ſein.

Man könnte mit einem Worte von Janin's neueſter Schrift und von dieſer meiner Beſprechung mit gleicher Richtigkeit ſagen: „Wär' ſie fünf mal kürzer, ſo wär' ſie zwanzig mal beſſer.“ Paul Lindau.

England.

Engliſche Korreſpondenz.

Die Baumwollen-Noth und die unterirdiſchen Arbeiter. — Kinkel und Eichhoff.

London (Ende April).

Die Engländer ſind jetzt wieder „Hahn im Korbe“ wegen ihrer Flotte und überhaupt wieder zufrieden mit ihrer Weltlage. Nur die Baumwollennoth macht ihnen viel Kopfſchmerzen. Dieſe iſt bis jetzt immer geſtiegen, und ſo ſehr man auch nach den neueſten, wahrhaft mörderiſchen

* Paris 1861. Collection Hetzel. Dentu.

Digitized by Google

Schlachten in Amerika, dort endlich auf Frieden hoffen kann, wird die hergeſtellte oder auf eine Zeitlang ausgeflickte Union den Engländern doch noch lange nicht die gewünſchten Maſſen von Baumwolle zu den früheren Preiſen liefern, beſonders wenn mit Emancipation der Sklaven wirklich Ernſt gemacht werden ſollte.

Man bedenke, daß etwa drei Viertel des ganzen, ungeheuern Baumwollenbedarfs in England bis zum Kriege immer von Amerika kamen. Seit etwa einem Jahre iſt dieſe Zufuhr abgeſchnitten. Im Durchſchnitt wurden in dem halben Jahre nach der Aerndte immer 2 bis $2^1/_2$ Millionen Baumwollen-Ballen aus den Vereinigten Staaten nach England verſchifft. Nach der letzten Aerndte vom 1. September an bis jetzt, iſt keine Baumwolle aus den Vereinigten Staaten gekommen. Früher hielten die Baumwollen-Lieferanten in Liverpool im Durchſchnitt immer 5 bis 600,000 Ballen Vorrath. Ende März waren nur noch 150,000 Ballen da. Der Preis war ſonſt 7 Pence (etwa 6 Sg.) pro Pfund, jetzt iſt er 13 Pence. Sonſt ſchwimmen um dieſe Zeit immer etwa 300,000 Ballen auf dem Meere nach England, jetzt ſind oder waren nur 300 Ballen auf dem Waſſer. Man half ſich bisjetzt, d. h. während des letzten Jahres, durch die ungewöhnlichſten Anſtrengungen, den Ausfall durch Einfuhr von Indien zu decken und brachte es wirklich auf eine Million Ballen blos von daher. Aber ſie waren nur Folge einer krampfhaften Anſtrengung und Furcht der erſten rege gemachten Gier, Geld zu machen und die Eingebornen durch Vorſchüſſe und Verſprechungen zu den höchſten Anſtrengungen zu ermuthigen. Das Geld zu erneuten künſtlichen Anſpannungen iſt noch nicht da. Auch fehlt es an gelegenem, leicht zugänglichen Boden zu neuen Anpflanzungen.

Die Baumwollenſtaude verlangt einen beſtimmten, fetten, feuchten, heißen Boden, um zu gedeihen und gute, feine Aerndten zu liefern. Dabei erſchöpft ſie den beſten Boden ungemein ſchnell, ſo daß man immer neue Eroberungen machen muß, um friſchen Boden für den ungeheuren Bedarf zu gewinnen. Dies erklärt beiläufig viel in der amerikaniſchen Südſtaaten-Politik. Dort hat man noch ungeheueres Terrain, günſtig für Baumwollen-Kultur und die beſte, ausgedehnteſte Communication auf dem wohlfeilſten, günſtigſten Waſſerwege, zur Noth eine Menge tauſendmeilige Eiſenbahnen. Beides fehlt in dem verwahrloſten, gebirgigen, mit Dſchungeln, Ueberſchwemmungen und ausgedörrten Wüſten, geſegneten, verödeten weg- und ſtegloſen Indien.

Noch beträgt der gegenwärtige Vorrath an indiſcher Baumwolle 100,000 Ballen mehr, als im vorigen Jahre, aber dafür ſind blos höchſtens 200,000 Ballen (gegen 300,000 das Jahr vorher) unterwegs. Daher überall in den ſonſt Tag und Nacht dampfenden und ſtampfenden, ſpinnnenden und webenden Baumwollen-Diſtrikten von Lancaſhire Stillſtand, Noth, Elend, halbe und ganz aufhörende Arbeit für Hunderttauſende von Menſchen, ſchlechte, ja unerträgliche Zeit für 4 Millionen Menſchen, die direkt dabei betheiligt ſind, und Verluſt und Verfall für 200 Millionen Pfund Sterling, die in dieſer unglückſeligen Induſtrie ſtecken. Dieſe mehr als tauſend Million Thaler gehören den verſchiedenſten Kapitaliſten in allen Theilen Englands, die nach allen Ecken und Enden davon leben und leben laſſen, und daher jetzt nach allen Ecken und Enden die Abzüge machen müſſen, die man ihnen ſelbſt macht. Daher ſind die Unglücklichen, deren ſteigende Noth man ſtatiſtiſch notirt, wie Thermometer-Beobachtungen, nur eben die Leidenden in erſter Linie. Von den 257,392 Lancaſhire-Baumwollen-Arbeitern waren im März blos noch 69,000 in voller Arbeit; 161,000 durften nur noch drei Tage in der Woche arbeiten, 27,000 gar nicht mehr. Sie faſt alle ſind Ernährer von Familien, ſo daß jeder Hungerleider im Durchſchnitt mit fünf multiplicirt werden muß. Nach den oben angedeuteten Ausſichten auf Baumwollen-Zufuhr wird die Arbeitloſigkeit mit allen ihren Folgen nur noch ärger werden. Die Baumwollen-Politik Englands und ihrer Nachäffer geht einer Kriſis entgegen, die vielleicht wichtiger wird für Europa, als alle Parlamentsverhandlungen der letzten und nächſten zehn Jahre, gleichviel, ob die Sklaverei in den Südſtaaten Amerika's abgeſchafft wird, oder nicht.

In London freilich merkt man juſt wenig von dieſer Noth, obwohl die Großgeſchäfte im Stillen ihre großen Verlegenheiten tragen, oder unter deren Laſt zuſammenbrechen. Aber was man ſo ſchlechtweg Arbeiter nennt, die ſtämmigen Kerle mit breiten Schultern und muskulöſen Gliedern, die werfen jetzt auf den Sonnabends-Nachtmärkten mit Gold um ſich, als wären ſie Millionäre. Sie ſteigen immer Sonnabends Abends in das blendende Licht der Nachtmärkte herauf, nachdem ſie jedesmal eine Woche unter der Erde gemauert, gehauen, Erde und Steine gekarrt und gefahren. Es arbeiten jetzt über 100,000 Menſchen regelmäßig unter London. Wenigſtens war dies die Durchſchnittszahl im Monat Februar. Sie bauten an der Untergrund-Eiſenbahn, die ſich nun ſchon von der Hauptbahn, dem öfter erwähnten Rieſen-Tunnel zur Verbindung der großen Weſt- und Nordbahn, ſüdlich unter London hin bis nach der Themſe hinunterſtreckt. An der Themſe entlang baut man an beiden Ufern (und bald innerhalb des City-Ufers) fünffache Rieſen-Kloaken, zuſammen über 50 engliſche Meilen lang und im Durchſchnitt 10 Fuß Durchmeſſer in gewaltigen, gemauerten Rundungen unter der Erde, unter Häuſern und Straßen, unter Kanälen und zum Theil ſogar unter der Themſe hin, um am Ende von mehr als 30 Quadratmeilen des Londoner Bodens und ſeiner Umgebung unter der Erde weg luftdicht allen Unrath jedes Hauſes nicht mehr, wie bisher, in die Themſe London's, ſondern weit unten, jenſeits des Bereiches der Rieſenſtadt, in die weiten, breiten Meeresregionen der Themſe abzuleiten. Dieſe 50 Meilen gemauerten Haupt-Kloaken, zum Theil in drei Etagen, um die verſchiedenen Tiefen und Höhen des hügeligen, im Süden ſogar unter die Fluthmarke der Themſe ſinkenden Terrains abzufangen und deren Inhalt hernach durch mehrere Tauſendpferdekräfte von Dampfpumpen zu vereinigen und ſo dem löſenden Meere zu übergeben, dieſes größte Heldenwerk unter und über der Erde, das vielleicht jemals in der Welt gebaut ward, macht mit Recht die Londoner ſtolz, und wird ſie außerdem zu den geſundeſten aller modernen Städtebewohner erheben, und ihnen ſo ein Kapital ſichern, für welches Mancher gern ſein ganzes Vermögen und alle Herrlichkeiten der Welt hingeben würde.

„Dieſe unterirdiſchen Heldenthaten und die ungeheuere, internationale Ausſtellung," wie's die Engländer nennen, bewegen vielleicht Millionen von Armen und mechaniſche Hebelkräfte, ſo daß Geld und Verdienſt, genährt von allen Richtungen der Windroſe her, wie ein ſtets friſch und voll pulſirender Herzſchlag durch alle Adern und Glieder des Londoner Lebens cirkuliren.

Auch fehlt es nicht an ſchwärmendem, maſſenhaften Ungeziefer, das ſich überall gleichſam von ſelbſt erzeugt und blattlausartig furchtbar vermehrt, wo es volles, warmes Leben giebt. Unter den ungezieferlichen Schweiß-Fliegen ſpielen leider auch die Deutſchen wieder eine Rolle. Nicht wenige von dieſen Schwindlern führen ſtolze Namen und Firmen, und bieten den Fabrikanten, Ausſtellern und „grünen" Leuten von Beſuchern aus allen Himmelsgegenden und in allen Sprachen für ganz kleine „Pränumerando's" und Vorſchüſſe die fabelhafteſten Vortheile, die natürlich am Ende blos darin beſtehen, daß der Gimpel einſieht, er ſei in dieſem Falle einer geweſen, ſo klug er auch im Uebrigen ſein mag, und daß ihm dieſe Einſicht viel Geld, vielleicht gar viel Waare außerdem gekoſtet habe. Da auch Engländer, Griechen, Juden und Franzoſen dieſes Geſchäft verſtehen, bleibt nichts Anderes übrig, als es wie die echten, eingeweihten engliſchen Gentlemen zu machen und „zugeknöpft" „buttoned up" bis über die Ohren ſteif und ſteinern durch dieſe Millionen hinzuſtakſen und nur ſolchen Menſchen und Firmen zu trauen, die als ſolche allgemein bekannt ſind, oder von zuverläſſigen, genau bekannten zuverläſſigen Perſonen empfohlen wurden.

Das Londoner deutſche Wochenblatt „Hermann" hat eine ziemliche Menge deutſcher Schwindelgeſchäfte und deren übliche Kunſtſtücke entlarvt. Das iſt ſehr dankenswerth. Nur ſollte die Redaction dieſes Blattes im Intereſſe ſeiner und der literariſchen Ehre überhaupt etwas ſolider ſein. Sie hat jetzt Monate lang einer Reihe von Angriffen gegen Profeſſor Kinkel ihre Spalten geöffnet, die an Gemeinheit, Lüge und boshafter Verleumdung wohl ziemlich Alles übertreffen, was die Preſſe je in der Sphäre perſönlicher Injurien geleiſtet. Allerdings nahm ſie auch Kinkel's Vertheidigungen und Rechtfertigungen auf, aber iſt es nicht grauſam, grade ihn, den Thätigſten und Beſchäftigtſten, immer wieder in ellenlangen Schmähungen angreifen zu laſſen, blos um ihn zu oft mühſamen Widerlegungen auf eine zahlloſe Menge von Entſtellungen und Lügen zu nöthigen? Und was kann denn ein Ehrenmann am Ende thun, wenn eine ganze Menge Rohrſperlinge immer wieder auf's Neue ſchimpfen und ſchreien: Er hat ſilberne Löffel geſtohlen! Er hat vor 10, 12, 20 Jahren einmal das mündlich geäußert, und zwar hinten in Amerika oder in einem Winkel Deutſchlands zu Perſonen, die geſtorben ſind! Wenn ſich profeſſionelle Verleumder, wie z. B. der bekannte Wilhelm Eichhoff, der ſelbſt an Herrn Stieber in Berlin zum Verleumder ward, hinſetzen und aus Kinkel's Werken Stellen herausreißen, die durch boshaften Ton und ſchmutzige Auslegung ſo recht zum Futter für gemeine Seelen gemacht werden? Mit dieſem profeſſionellen Steinſchleuderer Wilhelm Eichhoff aus Berlin hatten denn auch neuerdings die gegen Kinkel geſchleuderten Steine einen ſolchen Grad von Schmutz erreicht, daß die Redaction unter ſeinen ekelhaften Artikel die Bemerkung ſetzte, die Kontroverſe überſteige jetzt alle Gränzen und ſolle mit der nächſten Nummer geſchloſſen werden.

Digitized by Google

Wir wollen damit Kinkel ſelbſt nicht gegen alle Angriffe in Schutz nehmen: er gab ſich im Leben manche Blößen, auch in ſeinen Entgegnungen mit ihren oft hochfahrenden, anmaßend eitelm Tone. So ſagte er einmal, er würde ſelbſt einem Freunde in deſſen Zimmer nicht erlauben, daß er in ſeiner (Kinkel's) Anweſenheit ſitze. Das ſieht wie irrenhäusleriſche Eitelkeit aus, eine Schwäche, womit der ſonſt noble Kinkel ſich faſt ſeine ganze Vergangenheit und Zukunft verdorben hat. Eitelkeit mag man dem Ladendiener, wenn er Sonntags von ſeinen Düten und Syrupstonnen entflohen iſt und ſich in vollen Wichs geworfen, verzeihen; an einem Manne mit weißen Haaren und wirklichen Verdienſten wird ſie unerträglich und ein Schrecken für ſeine beſten Freunde, zu denen ich mich immer gern gezählt habe.

Zu guter Letzt will ich noch eines eigenthümlichen Curioſums von Speculation erwähnen, des beabſichtigten ultramontanen „Deutſchen Kloſters" in London. Das katholiſche Blatt „Tablet" enthielt neulich unter ſeinen Anzeigen folgende: „In der St. James Halle Piccadilly ſollen am 15. Mai 1862 ein großer deutſcher Bazar und eine deutſche Kunſtausſtellung abgehalten werden, um aus deren Ertrag eine Heimatsſtätte für junge Leute und Schulen für 30,000 Deutſche und andere Ausländer in London zu begründen. Mit dem beſondern Segen Sr. Heiligkeit des Papſtes Pius IX. und unter dem Schutze Sr. Eminenz des Kardinals Wiſeman, unter gnädiger Gunſt Ihrer Kaiſerl. Majeſtäten von Oeſterreich, der öſterreichiſchen und deutſchen Ariſtokratie und vieler Perſonen des Adels und der Gentry Englands."

Auch eine Speculation auf die internationale Ausſtellung und die vielen Fremden, die ſie beſuchen werden. Von dieſem Bazar und dem daraus zu gewinnenden deutſchen Kloſter in London unter allen möglichen Heiligen, auch weiblichen mit und ohne Krinoline, ein andermal, wenn ich ſelbſt mehr davon weiß, mehr. Scheint's doch jetzt wohl ſchon zu viel!

Schweden.

Frühlingsfeier in Schweden

Die Sitte, die Ankunft des Frühlings feſtlich zu begehen, ſcheint allen Völkern gemeinſam zu ſein, welche unter dem Drucke des Winters und ſeiner Geſellen, des Schnees und des Eiſes, zu ſeufzen haben.

In Deutſchland iſt, ſoweit meine Kenntniſſe reichen, dieſe Feier ein Kinderfeſt, und nur ausnahmsweiſe betheiligen ſich noch Erwachſene handelnd an der fröhlichen Bewegung, welche die Kleinen durch ihr „Sommern" am Palmſonntage oder an den Oſterfeiertagen hervorrufen. — Das „Sommern" iſt eine alte Berechtigung der Kinder, gegen welche die Verordnungen mancher Behörden vergeblich angekämpft haben. Wozu auch den Kindern ein Feſt verſagen, zu welchem ſchon lange Zeit vorher freudige Vorbereitungen getroffen werden, und das in dem Herzen manches armen Kindes den einzigen Lichtpunkt des ganzen Jahres bildet? Wozu den Kindern ein Feſt verſagen, bei welchem auch dem gereiften Manne, ſofern er noch für Regungen des kindlichen Gemüthes und für den Frühling empfänglich iſt, das Herz aufgeht? In der That, wer möchte ſich nicht in die frühſte Jugendzeit zurückverſetzt fühlen, wenn Schaaren muntrer, von der Frühlingsluft friſch angehauchter Kinder am Sommer-Sonntage von Haus zu Haus dringen, die Bewohner ſchon in frühſter Morgenſtunde mit den naturwüchſigen Tönen ihrer ungeſchulten Kehlen überraſchen, mit den alten, immer unverſtändlichen, aber ſich von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation forterbenden Geſängen — wir wollen ſie nicht Lieder nennen — ihre kleinen Gaben einfordern; wenn auf dem Lande die Knaben ihre zierlich geflochtenen Weidenruthen, die „Schmeckoſtern," die Mädchen die rieſigen, mit Bildern und Bändern reichlich geſchmückten Sommerbäume präſentiren, und wenn ganze Ortſchaften durch dieſe freudige Bewegung der Jugend ein feſtliches Gepräge annehmen?

Es liegt mir eine Mittheilung über die Frühlingsfeier in Schweden (Malmöland) vor, welche zu einer Vergleichung mit dem deutſchen Frühlingsfeſte herausfordert.

Dort erſcheint das „Sommern" als ein Geſchäft der reiferen Jugend und der Männerwelt.

Am erſten Mai jeden Jahres ſammeln ſich in jedem Dorfe des Abends nach vollbrachtem Tagewerke ein bis drei Schaaren von Knechten und jungen Männern der Bauernklaſſe und ziehen von Haus zu Haus, indem ſie das unten folgende Lied oder Gebet nach einer eintönigen, unſchönen Melodie vortragen. Sie nehmen dafür Geld, Eier, Brot u. ſ. w. in Empfang und dieſe Geſchenke werden ſeiner Zeit zu einem Schmauſe (kållås) verwandt. Hiermit wird immer ein Tanz verbunden, zu welchem die Schönen des Dorfes, hoch und niedrig, eingeladen werden. — Die Knechte größerer Herrnhöfe bilden bei ſolchen Gelegenheiten eine Schaar für ſich. Sie ſingen zuerſt dem Gutsherrn, ſodann der Frau, ferner den verſchiedenen Beamten „etwas," d. h. Jedem daſſelbe Mailied. Iſt der Herrnhof geplündert, ſo macht die Schaar ihre Runde weiter nach den anderen Höfen, Meiereien und durch das Dorf, und es iſt ſelbſtverſtändlich immer derſelbe eintönige Geſang, welcher zum Beſten gegeben wird.

Oft ſind die Sammlungen an Geld und Naturalien, unter denen die Eier immer die größte Rolle ſpielen, reichlich genug, um zu dem kållås die tanzluſtige Jugend des ganzen Dorfes einzuladen. Natürlich iſt die Ausdehnung und Ausſtattung des kållås und des „Balles" von nicht geringem Einfluſſe auf die geſellige Stellung derjenigen Schaar, welche damit am hellſten geglänzt hat. Der Sieg auf dieſem Felde ſichert den Feſtgebern bis zum nächſten Schmauſe das Uebergewicht über die weniger glücklichen Genoſſen und erfüllt ſie mit dem ſchönſten Selbſtbewußtſein für das ganze folgende Jahr.

Hier folgt nun das Mailied in einfacher Ueberſetzung, welche dem Originale in Text und Versmaß möglichſt nahe gebracht iſt:

Du, der erſchaffen die ganze Welt,
— Mai iſt willkommen —
Haſt Alles ſo ſchön bereitet,
— Sommer iſt ſüß für die Jugend —
Des Winters Zwang getrieben vom Feld
— Mai iſt willkommen —
Und den Sommer zu uns geleitet.
— Sommer iſt ſüß für die Jugend —
Willkommen, du Maimond, wonneerfüllt!
— Mai iſt willkommen —
Gott, ſegne den Sommer gnädig und mild!
— Sommer iſt ſüß für die Jugend.

Es freu' ſich das Feld, es freu' ſich der Wald — Mai iſt ꝛc.
Die Laub und Gras uns verleihen. — Sommer iſt ꝛc.
Der Lerche ſanfter Klang erſchallt, — Mai iſt ꝛc.
Singt mit uns das Lied vom Maien — Sommer iſt ꝛc.
D'rum führet herein in's Dorf den Mai, — Mai iſt ꝛc.
Hoch lobt Gott mit Pſalmen dabei. — Sommer iſt ꝛc.

Er geb' ein fruchtbares Jahr unſrem Fleiß — Mai iſt ꝛc.
Schütz' Haus und Hof und Leben. — Sommer iſt ꝛc.
Wir haben die Erde gedüngt mit Schweiß — Mai iſt ꝛc.
Mit Schweiß ihr den Samen gegeben. — Sommer iſt ꝛc.
Nun betet, daß der Arbeit Er förderlich ſei — Mai iſt ꝛc.
An Leib und Seele uns Segen verleih! — Sommer iſt ꝛc.

Er ſende uns taugliches Wetter herein — Mai iſt ꝛc.
Daß Feld und Wieſe grünet. — Sommer iſt ꝛc.
Er möge dem Walde viel Eicheln verleihn — Mai iſt ꝛc.
Dem Vieh, was zum Futter dienet. — Sommer iſt ꝛc.
Er laß' auf den Aeckern keimen die Saat — Mai iſt ꝛc.
Und geb', daß das Gras auf den Wieſen gerath. — Sommer iſt ꝛc.

Laß wachſen Obſt auf Bäumen zu Wein, — Mai iſt ꝛc.
Daß Luſt in das Herz uns trete. — Sommer iſt ꝛc.
Die Biene bring' Wachs und Honig ein — Mai iſt ꝛc.
Zu Licht, Arznei und Methe. — Sommer iſt ꝛc.
Häng' auf die Stangen den Hopfen ſtark, — Mai iſt ꝛc.
Sei auf den Wieſen mit Wermuth nicht karg. — Sommer iſt ꝛc.

Gieb Erbſen, Rüben, Kohl und Salat, — Mai iſt ꝛc.
Zu Speiſe und Augenfreude. — Sommer iſt ꝛc.
Dem Vieh laß in deinem allgütigen Rath — Mai iſt ꝛc.
Zuwachſen gute Weide. — Sommer iſt ꝛc.
Gieb Milch und Butter und Käſe ſüß, — Mai iſt ꝛc.
Buchweizen zu Grütze auch nicht vergiß! — Sommer iſt ꝛc.

Das Waſſer ſegne in Brunnen und Meer — Mai iſt ꝛc.
Verſorg' uns mit Häring und Fiſchen. — Sommer iſt ꝛc.
Der Henne werd's Neſt von Eiern nicht leer — Mai iſt ꝛc.
Unſ're Speiſen damit zu miſchen. — Sommer iſt ꝛc.
Von der Gans Noth und Gefahr verſcheuch': — Mai iſt ꝛc.
Sie macht den Kohl und das Kopfkiſſen weich. — Sommer iſt ꝛc.

Zu Kleidern gieb Hanf und Wolle und Lein — Mai iſt ꝛc.
Vor Hitze und Froſt uns zu hüten — Sommer iſt ꝛc.
Und alles deſſ' laß in Geſundheit uns freun, — Mai iſt ꝛc.
In der Furcht zu dir und in Frieden. — Sommer iſt ꝛc.
Wir bauen feſt d'rauf in deinem Namen — Mai iſt ꝛc.
Und ſagen voll Glauben zu Allem: Amen! — Sommer iſt ꝛc.

Digitized by Google

Wir haben hier ein echtes Volkslied vor uns. Der Verfaſſer iſt unbekannt. Offenbar erhob ſich ein einfacher, ſchlichter Landmann in Anſchauung des erwachenden Frühlings zu dieſer urwüchſigen Poeſie. Einem höher ſtehenden dichteriſchen Gemüthe würde es ohne Zweifel ſchwer geworden ſein, die Schwingen ſeiner Phantaſie in die Begeiſterung auch für das unſauberſte, unpoetiſchſte aller Hausthiere, das Schwein, zu tauchen; denn für kein anderes Geſchöpf iſt der Vers gemacht: „Er möge dem Walde viel Eicheln verleihn!“ — Der Verfaſſer des Mailiedes hatte aber auch allen Grund, das nützliche, auf dem Lande unentbehrliche Rüſſelthier in ſein Gebet einzuſchließen, da man in Schweden die Schweine in den mit Eicheln und Buchnüſſen geſegneten Wald treibt und ſie dort, wie ſeltſam es auch klingen mag, während des ganzen Winters ihrem Schickſale überläßt, im Frühjahre aber ſie gemäſtet nach Hauſe holt. Bei dieſer ebenſo bequemen als barbariſchen Weiſe, dieſe Thiere zu mäſten, muß ſich wohl der Himmel ihrer mit Eicheln und Buchnüſſen erbarmen, ſollen ſie nicht umkommen oder wenigſtens magerer und hungriger zur Schlachtbank geführt werden, als ſie zur Zeit der Ausſetzung waren. Ein Wunder, daß ihrer noch im Mailiede gedacht wird!

Den Refrain jedes Verſes: „Mai iſt willkommen,“ und: „Sommer iſt ſüß für die Jugend,“ müſſen wir uns vom Chorus geſungen denken. Nur durch eine ſolche Ablöſung der Stimmen kann einige Abwechſelung in die Eintönigkeit des Geſanges gebracht werden Das Ganze aber iſt wohlgeeignet, einen tiefen Eindruck auf den Landmann zu machen, inſofern ihm jedes einzelne ſeiner Bedürfniſſe in der Abhängigkeit von des Höchſten Gnade vor Augen geführt, und inſofern ihm die Mahnung eingeprägt wird, in der Freude über das Erſcheinen des lebenſpendenden Frühlings das bewährte Wort nicht außer Acht zu laſſen: Bete und arbeite!

G. H.

Dänemark.

Anderſen's neue Märchen und Geſchichten.

Ein Jahr iſt vergangen, ſeit uns der liebenswürdige in Deutſchland verehrte Däne Gelegenheit gab, drei ſeiner anmuthigen Märchen zu beſprechen. Manchem ſeiner Verehrer mochte ſchon die Zeit lang werden, da der beliebte Märchendichter nichts von ſich hören ließ, doch nun hat er zum Feſte auch ſeinem Leſerkreis wieder eine kleine Reihenfolge ſeiner Märchen und Geſchichten geboten, nämlich „die Eisjungfrau,“ „den Schmetterling,“ „die Pſyche“ und „die Schnecke und die Roſenhecke.“ Der Dichter war den Sommer über in Rom und der Schweiz, und den Eindrücken, welche die erhabene Gletſcherwelt, der wonnige Himmel Italiens und der Anblick einer großen Vergangenheit in der ewigen Stadt hervorbrachten, iſt es wohl zuzuſchreiben, daß der Stoff zu obigen Märchen ein glücklicherer iſt als der, welcher den von uns zuletzt beſprochenen zu Grunde lag. Ein ſchönerer Stoff läßt ſich, beſonders in erhabener Umgebung und im Verkehr mit aufſtrebenden oder ſchon anerkannten Talenten beſſer verarbeiten als ein minder anſprechender im alltäglichen Umgange wie ihn eine nordiſche Reſidenz bieten kann. Wir können uns daher auch des Eindrucks nicht erwehren, als ſei das letzte Erzeugniß der Anderſen'ſchen Muſe auch in der Ausführung ſchöner, lichtvoller als die Märchen vom Wildmoor, von der Glockentiefe ꝛc., womit wir aber ſelbſtverſtändlich keinen Tadel gegen die letzteren ausſprechen wollen; ein Künſtler übertrifft ſich mitunter, das liegt in der Natur der Dinge. Anderſen muß übrigens ſelbſt von dem größeren Werthe ſeiner letzten Schöpfung überzeugt ſein, denn er hat ſie einem Ebenbürtigen, dem vielgenannten Björnſtjerne Björnſen gewidmet. Ein Dichter beſchenkt den andern!

Die Widmung am Anfange des Werkes lautet in freier, guter Ueberſetzung,* die diesmal nicht von ihm ſelbſt herrührt:

Dank Dir, Norwegens Baum mit Blumen ſchön,
Nun kenn' ich Deiner Heimat Luſt und Schmerzen.
In Rom, wo Großes, Schönes ich geſehn,
Da las ich tief in Deinem Dichterherzen
Du warſt mir theuer, darum bring ich Dir,
Was meine Leier jüngſt geſungen, hier.

Doch beſchäftigen wir uns näher mit dem Inhalte der Märchen, deren zwei „die Eisjungfrau,“ und „die Pſyche,“ den Kampf des Guten und des Böſen um ein Menſchenkind zum Thema haben. Die böſen Mächte triumphiren anſcheinend, denn ſie zerſtören das irdiſche Glück und den ſterblichen Theil, doch die unſterbliche Seele vermögen ſie nicht zu zerſtören. — Der „Schmetterling“ und die „Schnecke und die Roſenhecke“ ſind zwei ernſt-heitere Satyren, vielleicht in dieſer Weiſe eingeſchobene, als zweites und viertes, um den wehmüthigen Eindruck der beiden erſtgenannten Märchen etwas zu zerſtreuen, um den Leſer wieder in die Alltagswelt und ihr flaches Treiben zurückzuführen. Im „Schmetterling“ wird ein wähleriſcher Hageſtolz, dem nichts gut genug iſt, gegeißelt, in der andern Satyre jene Art ſterile Schwämme, zu denen man mitunter wohl incarnirte Börſenwölfe rechnet, hier aber jedenfalls gewiſſe Kritiker, die ſich voll Gelehrſamkeit oder Wind ſaugen, in wohlgefälligem Eigendünkel Alles anſpeien, was andere Leute machen, ſelbſt aber ihre tiefe Weisheit bei ſich behalten, weil ſie ſehr wohl wiſſen, daß ſie nichts Eignes ſchaffen können. Nur ſagen ſie gern, die Welt verdiene kein Geſchenk ihres Geiſtes, wohingegen die leichtſinnige Roſe, das echte Künſtlerbild, ſtets Blüthen treiben muß, wenn ſie auch der Wind verweht; ſie kann einmal nicht anders. Anderſen iſt ebenfalls ſo eine Roſe, die indeſſen, wie ſeine Satyren beweiſen, auch ihre Stacheln hat.

Soviel im Vorübergehen, nun wollen wir näher auf das eine der Märchen, „die Eisjungfrau,“ eingehen.

Der Beſitz des kleinen Rudy, der in der Eiskluft des Gletſchers, im Schoße ſeiner erſtarrten Mutter liegend, das Kindeslächeln verlernt hatte, aber doch noch lebend herausgeholt wurde, iſt der Wunſch der gewaltigen Eisjungfrau, die ihren Sitz in den Gletſchern und im Gebiete des Schreckhorn und des Wetterhorn hat. Sie hatte den Knaben ſchon in der Gewalt, aber die Menſchen retteten ihn, darum ihr Zorn. „Zermalmen, feſthalten, mein iſt die Macht!“ ſprach ſie. „Einen herrlichen Knaben ſtahl man mir; einen Knaben, den ich ſchon geküßt, aber nicht zu Tode geküßt hatte. Er iſt wieder bei den Menſchen, er hütet die Ziegen auf dem Berge, klettert aufwärts, immer aufwärts, fort von den Andern, nicht fort von mir! Mein iſt er, ich hole ihn!“ Und ſie rief den Schwindel zu Hülfe, aber nicht jenen ſoliden Schwindel, der manchem auf die Beine hilft, ſondern den Dämon des Schwindels, der an den Treppengeländern, den Thurmzinnen und Felsabgründen einherſchwebt, die Luft tritt, ſo wie ein Schwimmer das Waſſer, und nach allem Lebenden greift, das ihm nahe kommt. Doch der Schwindel geſtand, daß er den kleinen Knaben durch ſein Kitzeln nicht herabſtürzen konnte, denn die Katze hätte ihm ihre Künſte und das Feſthalten gelehrt, auch hätte das Menſchenkind eine Macht in ſich, die ihn zurückſtieße. Aber die Gewaltige wollte ihren Willen haben; da ſangen die Kinder des Lichts, die Sonnenſtrahlen: „Nein, ihr bekommt ihn nicht, ihr fangt ihn nicht, der Wirbelwind riß zwar dem Wandrer den Mantel weg, er nahm die Hülle, aber den Menſchen konnte er nicht nehmen. Er iſt ſtärker als die Kinder der Kraft, er iſt geiſtiger als ſelbſt die Sonne, er hat das Zauberwort zu löſen und zu binden. Löſt ihr das ſchwere, drückende Gewicht, dann ſchwingt er ſich nur noch höher.“ Und der Geſang der ätheriſchen Lichtelfen verklang wie Glockenton.

Der kleine Rudy wuchs auf, kletterte mit den Ziegen um die Wette, trank die Sonnenſtrahlen, die ihn küßten, wenn er noch ſchlief, und ſich an ihn ſchmiegten, wenn er über Felſenabgründen hing; ſie wollten den erſtarrenden Kuß wegbringen, den die Eisjungfrau ihm aufgehaucht hatte. Doch das Kind ſollte nicht immer ſpielen und Großvaters Geſchichten anhören oder Holzſchnitzereien verkaufen. Es mußte zum Vaterbruder nach Wallis, neues Leben, neue Menſchen, neue Gletſcher ſehen. Der kleine Knabe ward ein kühner Gemſenjäger, er hatte am alten Oheim einen guten Lehrmeiſter, doch verlor er ihn bald. Die Eisjungfrau rollte eine Lawine herab, Rudy konnte ſie nichts anhaben, aber der biedere Alte ließ das Leben. „Nun biſt du des Hauſes Stütze!“ war das erſte Wort der Tante, als ſich ihre Schmerzensausbrüche etwas gelegt hatten. Wie natürlich! Ueberhaupt ſind die Natur- und Menſchenſchilderungen in dieſem Märchen (und in der Pſyche) der Art, daß ſie ſelbſt ein ſkrupulöſer Lehrer der Naturgeſchichte ſeinen Schülern vorleſen könnte, ohne genöthigt zu ſein, ſeine Weisheit zu Protokoll zu geben. Die Märchenform iſt dabei nur der Dolmetſcher des tieferen Gefühls.

Rudy wurde alſo der beſte Schütze im Kanton Wallis, das wußten die Gemſen; daß er der hübſcheſte Burſche und flinkſte Tänzer war, das wußten die Mädchen; die ſagten aber nicht wie jene, „nimm dich vor Rudy in Acht!“ Das ſagten nicht einmal die ernſten Mütter. Rudy zielte aber nicht auf dieſe Mädchen; einmal ſollte er Schulmeiſters Annette im Tanze geküßt haben, doch hatte er ſich dabei wohl wenig gedacht, denn Annette war gar nicht die Blume ſeines Herzens. Eine Anwandlung von Leidenſchaft, die nicht den Namen Liebe verdient, war jener Kuß. Die böſen Mächte ſollten aber durch ihn eine Kraft bekommen, die der Schwindel und der Wirbelwind nicht erlangen konnte. Unſere Leidenſchaften ſind ja die Dämonen, die uns in's Unglück ſtürzen.

* Berlin, F. Weidling (Haude und Spener), 1862.

Digitized by Google

In Bex, in der hübſchen Mühle, die ſich viel zeichnen und beſchreiben läßt, wohnte des reichen Müllers ſchönes Töchterchen, Babette, die ſich nicht zeichnen und beſchreiben ließ, obſchon ſie in Rudy's Herz gezeichnet ſtand. Nach ihr trachtete er, trotz — nicht wegen — des Vaters Reichthum. „Es ſitzt Niemand ſo hoch, daß man ihm nicht nahen könnte; man muß klettern und man fällt nicht, wenn man es nicht ſelber fürchtet." Das war eine Weisheit, die hatte Rudy zu Hauſe von Großvaters Katze gelernt, und die bewährte ſich. Seine Brautfahrt iſt aber ſo urnatürlich, daß ſie jedem Philiſter, auch aus dem weiblichen Stande, ein leichtes Grauſen verurſachen wird. Da iſt nichts von Ball, Vorſtellung, unvermeidlicher Polonaiſe à la Clauren, keine Viſitenkarte, keine wohlſtudirte Liebeserklärung, mit einer Einleitung alltäglicher Komplimente, die ſo leicht oder gar nicht zu beantworten ſind. Nur der reiche Müller wollte ſich nicht in die Poeſie ſchicken. „Meine Tochter ſitzt auf Goldgries," ſagte er. „Sie ſitzt noch höher, wie das Adlerjunge, das du doch auch nicht erreichen konnteſt!" — „Ich nehme beide!" antwortete Rudy. „Ja wohl, ich will ſie dir verehren, wenn du mir das lebendige Adlerjunge bringſt!" ſagte der Müller und lachte, daß ihm die Thränen über das feiſte Geſicht liefen. Dann wünſchte er dem Freier noch zum Abſchiede, daß er den Hals bräche, und der Wunſch kam von Herzen. Die Stubenkatze hatte das Alles mit angehört und erzählte es der Küchenkatze. „Da bleibt doch noch eine Hoffnung," ſagte dieſe. Nun läßt ſich mancher ſolide „junge Mann," mancher high spirited one, wie ſie Dickens beſchreibt, der am Mädchen nur die Mitgift liebt, nicht abſchrecken, einen neuen Sturm zu wagen, wie viel weniger ein naturwüchſiger Gemſenjäger, der wie Rudy, mehr an das Mädchen, als an den Goldgries dachte. Er holte deshalb den jungen Adler aus dem Neſte, und das Kapitel, in dem Anderſen dies beſchreibt, wollen wir gewiſſen Reiſebeſchreibern recht warm zur Leſung an's Herz legen. Man muß ja mitunter ein Adlerneſt ausnehmen laſſen, oder ſelbſt dabei helfen, findet auch gewöhnlich vier Junge. Rudy fand blos ein junges Thierchen, das er dem Müller brachte, und der erwies ſich als ſolide, d. h. er hielt ſein Wort. Zwar ſagte er: „Noch haſt du Babette nicht!" aber er lachte dabei und ſchlug den kecken Jäger auf die Schulter; der aber küßte die ſchöne Babette ohne Weiteres und machte die Sache kurz.

Bisjetzt war das Menſchenkind ein Glückspilz, weil er an ſeinen Muth und ſein Glück glaubte; doch auch des Glücklichen Stunde ſchlägt und die Kreiſe, welche böſe Dämonen um ihn ziehen, werden enger und er ſtrauchelt, ſobald Leidenſchaften ſeinen Blick verdunkeln.

Babette hatte eine Pathe, eine vornehme reiche Dame aus England, die außer ihren bejahrten Töchtern leider auch einen Neffen hatte, einen Gentleman, vom Haupt bis zu Fuß ganz in Weiß gekleidet, mit blonden Haaren und einem blonden Backenbarte, ſo groß, daß er drei Gentlemen damit hätte verſorgen können, kurzum ein wahres Muſter von einem „Engländer auf Reiſen." Wir danken Anderſen für die treffliche Zeichnung. Dieſer ſteife Burſche alſo ſollte der Eisjungfrau ſo in die Hände arbeiten, daß ſie dem Rudy beikommen konnte. Es kommt nicht auf das Werkzeug an; ein Engländer auf Reiſen kann ſogar zwei Nationen verfeinden, die alle Urſache haben, gute Freundſchaft zu halten, warum nicht ein heißblütiges Liebespaar? — Babette hatte den Herrn vom blonden Backenbart nett gefunden, Rudy nannte ihn einen netten Maulaffen, der dicke Müller verglich ihn mit einem Mehlſack ohne Mehl und das freute wieder den Rudy. Doch Eva's Töchter lieben es, ihren Kopf für ſich zu behalten und mit dem Herzen ihres Erwählten zu ſpielen, angeblich um zu ſehen, ob ſie wirklich geliebt werden, eigentlich wohl nur, wie ein grober Philoſoph ſagte, weil ſie erwachſene Kinder ſind, die das Spielen mit Feuer nicht laſſen können, bis ſie ſich ordentlich verbrannt haben. So geſchah es hier, denn ein wirkliches Männerherz iſt in der Eiferſucht ſehr böſe und vergißt allen Spaß! — Der junge Engländer kam einmal des Tages zur Mühle, das andremal des Nachts, wo er auf den Kaſtanienbaum kletterte, um in's Fenſter zu ſteigen, denn er hatte Babetten's Coquetterie mißverſtanden. Vom Fenſterklettern in der Schweiz mochte er wohl in ſeinem handbook for travellers geleſen haben, nun wollte er's nachmachen und ſtimmte in den Zweigen des Baumes einen Eulengeſang an, da er einen andern Vogel nicht nachahmen konnte, um ſeinen Liebesſchmerz zu erkennen zu geben. Auch ein Engländer kann romantiſch werden. Dafür hätte er aber beinahe eine tüchtige Tracht Prügel bekommen, vom Rudy nämlich, der auch diesmal dazu kam, aber auf Geheiß Babetten's voller Grimm wegging, der Schweiz einen casus belli erſparte, aber in die Berge gerieth, wo ihm die Eisjungfrau in Geſtalt der hübſchen Annette erſchien und ihm für einen Kuß ſeinen Brautring abſchwatzte, dies Symbol edler Liebe, dem unverdorbene Menſchen hohen Werth beilegen und deſſen Verluſt ſie für ein böſes Omen halten. Doch der Zwiſt der Liebesleute wurde wieder beigelegt, es ſollte Hochzeit gemacht werden und zwar in Montreux, weil der Müller das hübſche Geſchenk der Pathe Babette's nicht im Stich laſſen wollte. In der Nacht vor der Abreiſe träumte die Braut, ſie wäre ſchon lange mit Rudy verheiratet, und dieſer befand ſich auf der Gemsjagd, da trat der junge Engländer, der mit dem Rieſenbackenbart, zu ihr, ſeine Augen und ſeine Worte hatten unwiderſtehliche Gewalt, er reichte ihr die Hand und ſie folgte ihm in einen Abgrund, ſie fühlte, daß ſie gegen Rudy ſündigte und ſah ſich plötzlich verlaſſen — — „O Gott, warum ließeſt du mich nicht an meinem Hochzeitstage, meinem glücklichſten Tage, ſterben?" rief ſie verzweifelt und erwachte.

Am Abend vor der Hochzeit fuhr das Brautpaar nach der kleinen Akazien-Inſel im Genfer-See und verlebte dort in köſtlicher Einſamkeit einige herrliche Stunden. „Mehr hat mir die Erde nicht gegeben!" ſagte Rudy. „Eine Abendſtunde wie dieſe, iſt doch ein ganzes Leben werth!" — „Das Boot!" rief Babette. Es trieb fort in dem See, Rudy ſprang in das klare Gletſcherwaſſer, um es zu greifen. Ein goldenes Ringlein, wie ſein verlorner Brautring, tanzte vor ſeinen Augen in der Fluth, ward größer und größer, ſo daß es bald ein rieſiges Bild umſchloß, welches zu beſchreiben viele Worte koſtete. Die Eisjungfrau thronte da unten, trat auf ihn zu und küßte ſeine Füße. „Nun biſt du mein!" Reizend iſt es, von Liebe zu Liebe, von der Erde in den Himmel zu fliegen. Da riß eine Saite, da klang ein Schmerzenston, der Eiskuß des Todes beſiegte das Vergängliche, das Vorſpiel endete, damit das Lebensdrama beginnen konnte, der Mißklang löſte ſich auf in Harmonie.

„Nennſt du das eine traurige Geſchichte?"

Die arme Braut verzweifelte freilich und klagte jahrelang, bis Gott ihr Herz erleuchtete. Sie gedachte ihres unheilvollen Traumes und ihres Wunſches, Gott möge das Beſte für ſie und Rudy geben. Das hatte er gethan.

Rußland.

Der ruſſiſche Mathematiker Oſtrogradſky.

Am 1. Januar d. J. verſchied zu Poltawa im 61. Jahr ſeines Alters Michail Waſſiljewitſch Oſtrogradſky, ordentliches Mitglied der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtiges Mitglied der franzöſiſchen Akademie, General-Inſpektor des mathematiſchen Unterrichts in den ruſſiſchen Militairſchulen ꝛc., einer der erſten Mathematiker unſerer Zeit, der von Arago mit dem berühmten Laplace verglichen wird. Wir entlehnen der Gouvernements-Zeitung von Poltawa einige Notizen über die Jugendjahre dieſes merkwürdigen Mannes, die von einem Bruder des Verſtorbenen der Redaction der gedachten Zeitung mitgetheilt worden.

Michail Oſtrogradſky wurde am 6. September a. St. 1801 in dem ſeinen Vater gehörigen Dorfe Paſchennaja, Gouv. Poltawa, geboren. Schon in ſeiner Kindheit liebte er es, Maß und Gewicht von Allem zu beſtimmen, was ihm in die Hände fiel. Außer dem Hauſe beſchäftigten ihn beſonders Wind- und Waſſermühlen, vor welchen er ſtundenlang zu ſtehen pflegte, indem er bald die Bewegung der Flügel, bald das Getriebe der Räder beobachtete. So ſehr war er darauf erpicht, Alles zu meſſen, daß wenn die Eltern mit ihm ausfuhren, ſie ſich möglichſt bemühten, nicht an einer Mühle oder einem Brunnen vorbeizukommen; bemerkte er die eine oder den anderen, ſo ſchrie und weinte er ſo lange, bis man anhielt. Dann ſtieg er aus, unterſuchte die Bewegungen der Mühlräder und Flügel, oder maß den Brunnen. Zu dieſem Zwecke führte er immer eine Schnur mit einem daran befeſtigten Kieſelſtein bei ſich, welchen Apparat er in den Brunnen hinabließ und danach die Tiefe deſſelben beſtimmte. In ſeinem neunten oder zehnten Jahre wurde er mit ſeinem älteren Bruder Joſeph nach der Stadt Poltawa geſchickt, um das dortige Gymnaſium zu beſuchen. Hier zeichnete er ſich gerade nicht durch Fleiß aus, machte ſich indeſſen als ein munterer, aufgeweckter und geſcheidter Knabe bemerklich. Er war bis Tertia aufgerückt, als der Vater beſchloß, mit ſeinen beiden Söhnen nach Petersburg zu gehen, um den älteren in den Civildienſt, den jüngeren in eines der Garderegimenter eintreten zu laſſen. Unterweges ſprach er aber bei ſeinem Schwager Uſtimowitſch vor, auf deſſen Rath er Joſeph allein nach Petersburg abſchickte, Michael dagegen nach Charkov brachte und ihn dem Lehrer der Militairwiſſenſchaften an der dortigen Univerſität, Michael Kosmitſch Robuſch, anvertrauete. Dieſer verſprach, ihn für die Univerſität vorzubereiten, aber der junge Oſtrogradſky war hiermit keinesweges einverſtanden, da er viel lieber Garde-

Digitized by Google

Offizier geworden wäre. Er beſtürmte den Vater mit Bitten, in Kriegsdienſte treten zu dürfen und gerieth in eine wahre Verzweiflung, als ihm dieſes abgeſchlagen wurde.

Im September 1817 wurde er als Studirender der phyſikaliſch-mathematiſchen Fakultät der Univerſität Charkov aufgenommen. — Während der erſten Zeit ſchenkte er den Vorleſungen nur wenig Aufmerkſamkeit; ſeine kriegeriſchen Träume wollten ihm noch immer nicht aus dem Kopf. Gegen Ende des zweiten Curſus aber zog er von Robuſch zu dem Docenten der Mathematik Andréi Fedorowitſch Pawlovſky. Dieſer Mann übte einen bedeutenden Einfluß auf ihn aus. Er erkannte die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Studenten und fand einen günſtigen Augenblick, ihm das Thörichte ſeiner bisherigen Aufführung vorzuſtellen. Oſtrogradſky hörte auf die Stimme der Vernunft; er machte ſich mit Eifer an die Arbeit und ſchon nach zwei oder drei Monaten begriff Pawlovſky, wie er ſelbſt bekannte, den ganzen Abſtand zwiſchen ſeinen eigenen mühſam erworbenen Kenntniſſen und der genialen Leichtigkeit, mit der ſein junger Zögling Alles im Fluge auffaßte und die ſchwierigſten mathematiſchen Fragen faſt ſpielend löſte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Pawlowſky ihn bald nur bewundern, aber ihm nichts mehr lehren konnte.

Um dieſe Zeit wurde das Rektorat der Univerſität Charkov von dem Profeſſor der höheren Mathematik Oſſipovſky verſehen, der den hoffnungsvollen Studenten von Herzen lieb gewann. Die Profeſſoren theilten ſich damals in zwei Parteien: die Mitglieder der Bibelgeſellſchaft, die dem Myſticismus ergeben waren, und die weniger zahlreichen, dem Rationalismus huldigenden, welche das frömmelnde Weſen ihrer Amtsbrüder verſpotteten und mit ihnen in beſtändiger Fehde lebten. Oſſipovſky ſtarb bald. Die Gegenpartei, die ihn im Leben verfolgt hatte, fing nach ſeinem Tode an, auch diejenigen zu verfolgen, die mit ihm in Verbindung ſtanden. Nicht der letzte von dieſen war Oſtrogradſky. Nachdem er den Lehrcurſus glänzend beendigt und ſein Atteſtat erhalten hatte, meldete er ſich zum Examen als Kandidat der phyſikaliſch-mathematiſchen Wiſſenſchaften. Die Gegner, die ihn in jeder Weiſe zu chikaniren ſuchten, verlangten, daß er ſich auch einem theologiſchen Examen unterwerfen ſolle. Von Natur ungeduldig, wollte Oſtrogradſky ſich eine ſolche Behandlung nicht gefallen laſſen; er ging zum Vorſtande der Univerſität, fragte nach der Urſache der ihm gemachten Schwierigkeiten, und als man ihm eine ausweichende Antwort gab, nahm er ſeinen Atteſt aus der Taſche, warf ihn den Herren vor die Füße und erſuchte ſie, ſeinen Namen aus den Matrikeln auszuſtreichen.

Nachdem er ſo der Univerſität Charkov Valet geſagt, beſchloß er nach Paris zu gehen, wo damals Laplace und andere berühmte Mathematiker lebten. Aber wie ſollte er hinkommen? Zu jener Zeit galt eine Reiſe in's Ausland für ein unerhörtes, außergewöhnliches Unternehmen. Der junge Mann wandte ſich an ſeinen Vater. Dieſer hörte ihn aufmerkſam an und erwiederte: „Ueberlege dir es wohl, Miſcha, und wenn du in der That glaubſt, daß dieſe Reiſe dir nützlich ſein wird, ſo gebe ich dir meinen Segen und die dazu nöthigen Mittel." Oſtrogradſky reiſte in Begleitung eines Deutſchen ab, der ihn in Tſchernigov beſtahl und ſich dann aus dem Staube machte. In höchſter Verzweiflung kehrte Oſtrogradſky nach Hauſe zurück; der Vater gab ihm von neuem Geld und im Auguſt 1822 traf er endlich in Paris ein.

Kaum in der franzöſiſchen Hauptſtadt angelangt, machte ſich der junge Ruſſe durch eine Arbeit über die Analyſe infiniteſimaler Größen bekannt, die von der dortigen Akademie auf's ruhmvollſte erwähnt wurde. Er erwarb dadurch die Freundſchaft Cauchy's, Poiſſon's und ſogar des Verfaſſers der „Mécanique céleste," der ihn in ſeinem Hauſe aufnahm und ihm vor ſeinem Tode eines ſeiner noch ungedruckten Memoiren ſchenkte. Unter der Leitung ſolcher Männer vervollkommnete er ſich immer mehr in ſeiner Wiſſenſchaft und gab daneben mathematiſchen Unterricht in der Ecole Henri IV. Zu Anfang des Jahres 1826 kehrte er nach Rußland zurück, ward 1828 Adjunkt, bald darauf außerordentliches Mitglied der Petersburger Akademie und begab ſich 1829 auf Koſten der Regierung abermals nach Paris. In Folge der Juli-Revolution wurde er jedoch wieder zurückgerufen. Kurz vorher hatte er ſich durch ein Streichhölzchen das rechte Auge beſchädigt; auf der Reiſe verſchlimmerte ſich das Uebel, in Petersburg wurde er ſchlecht kurirt und verlor faſt ganz den Gebrauch des Auges. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, ſeine gelehrte Thätigkeit mit Eifer und Erfolg fortzuſetzen. Er nahm bald eine der erſten Stellen in dem kleinen Kreiſe ruſſiſcher Fachgelehrten ein und gewann die allgemeine Achtung des gebildeten Publikums. Als Akademiker und als Lehrer in den Militairunterrichts-Anſtalten gab er den mathematiſchen Studien in Rußland einen mächtigen Impuls; ſeine Abhandlungen werden auch im Auslande hoch geſchätzt und durch ſein letztes Werk, einen Curſus der Geometrie für die ruſſiſchen Kadetten-Corps, führte eine ganz neue und originelle Unterrichtsmethode in dieſem Zweige der Mathematik ein — einer Wiſſenſchaft, der er ſein ganzes Leben, ſeine ganze Liebe und Energie gewidmet hatte. In dieſer Beziehung iſt der Verluſt Oſtrogradſky's für ſein Vaterland unerſätzlich. (C. H. B.)

Türkei.

Die Zuſtände der Türkei und ihr Ende.

Die orientaliſche Frage hängt, ſeitdem ſie eine ſchwebende Frage geworden, mit der Zukunft der Türkei, namentlich der europäiſchen, auf das Genaueſte zuſammen, und die wahre und endgültige Löſung dieſer Frage kann nur mit dem Aufhören der Türkei ſelbſt zuſammenfallen. Es iſt gleichgültig, ob ſich die europäiſche Politik, die ſich ſeit länger als einem Jahrhundert mit dieſer Frage, mittelbar und unmittelbar, ſo wie bewußt und unbewußt, beſchäftigt, die Löſung in dieſer Weiſe in's Auge gefaßt habe, da durch ein Verkennen der Lage die Löſung zwar aufgehalten, aber nicht verhindert werden kann; aber jedenfalls iſt es eine beklagenswerthe Thatſache, daß man die Lage und ihre Ziele verkannt hat. Daß dies geſchehen iſt, hat der orientaliſche Krieg von 1854 bis 1856, namentlich in ſeinen Folgen und Wirkungen, auf das Unwiderleglichſte dargethan. Die Türkei ſelbſt, für welche und mit welcher man damals in die Schranken trat, hat zu ihrer Kräftigung im Inneren und nach Außen die ihr fehlenden und daher nothwendigen Elemente nicht erhalten, und ſie ſtellt vielmehr gegenwärtig das Bild eines „kranken Mannes" in einer Weiſe dar, daß ſelbſt ihre treuen Freunde, die an ihrer Erhaltung in statu quo ein beſonderes Intereſſe nehmen, die Krankheit zugeben müſſen.

Schon im Jahre 1841 erklärte der, nachmals in Athen 1859 verſtorbene franzöſiſche Archäolog Lenormant, daß er in Konſtantinopel „überall nur Verfall und Tod gefunden habe," daß „Alles wanke und die Regierung ſchlechter und verdorbener denn je ſei, und im Zuſtande einer furchtbaren Schwäche ſich befinde," und H. Petermann („Reiſen im Orient"), der in den Jahren 1852 und flg. dieſe Reiſen unternahm und die Zuſtände der Türkei während eines zweijährigen Aufenthalts in dem Lande kennen zu lernen vielfach Gelegenheit hatte, ſagt geradezu, daß „jetzt Alles in der Türkei in Verfall" ſei, daß „Alles, was in türkiſche Hände gerathen iſt, zerſtört und wüſte ſei," und eben ſo machte er in Damaskus die Bemerkung, daß „die türkiſche Raçe offenbar, die der angeſeſſenen Araber wenigſtens ſcheinbar, im Ausſterben begriffen ſei." Auch Wutzer ſagt in ſeiner „Reiſe in den Orient" (1861), daß die türkiſche Bevölkerung ſtark im Abnehmen begriffen. Noch früher hatten wir in den „griechiſchen Reiſen" des däniſchen Profeſſors Uſſing (Kopenhagen, 1857), der im Jahre 1846 in der europäiſchen Türkei reiſte und auch Theſſalien beſuchte, leſen können, daß „in ganz Theſſalien die türkiſche Bevölkerung im Abnehmen ſei," und auch Uſſing machte die allgemeine Bemerkung, daß es „wenige Länder gebe, wo die Städte ſo ſchnell aufblühen und wieder abnehmen, als in der Türkei," wie er denn auch von Theſſalien ſagte, daß dort „manche Dörfer verſchwunden ſeien." Aehnliches wiſſen wir auch von Macedonien. Von beſonderem Intereſſe iſt das, was wir in der „Wallfahrt nach Jeruſalem von Moritz Buſch" (Leipzig, 1862) leſen, der dieſe Wallfahrt im Jahre 1859 machte. Auf Grund einer verläßlichen Autorität theilt dieſer mit, daß, wenn türkiſche Würdenträger zuſammen ſind, „das Thema ihrer Unterhaltung beinahe ſtets der Untergang des Sultanreiches ſei," und daß „ſelten einer ſich finde, der nicht fürchte, denſelben erleben zu müſſen." Dazu macht der Jeruſalems-Pilger die weitere Bemerkung, daß man nach dem, was in Jeruſalem geſchieht, „nur wünſchen könne, daß die Kataſtrophe bald eintrete." „Die Geſchäfte," ſagt er, „werden von den Beamten nur dann mit Eifer gefördert, wenn für den Verwalter oder Richter ein Vortheil daraus hervorſpringt, und ſchreiende Willkür, dreiſte Beſtechlichkeit, grobe Pflichtverletzung ſind von den Kreiſen des Paſchas herab, bis zu den unterſten an der Tagesordnung." War auch Moritz Buſch im Jahre 1857, wo er in Aegypten reiſte, der Meinung, daß durch den Ausgang des Krieges mit Rußland „der Kredit der Regierung des Padiſchah beim gemeinen Mann in Aegypten beträchtlich geſtiegen ſein werde," ſo ſetzte er doch ſogleich hinzu, daß „wohl alle Moslemin ſich dunkel bewußt ſeien, daß von den Moskowitern noch immer Gefahr drohe," und dieſe bange Ahnung ſei, wenigſtens an den Küſten hin, ſelbſt in den untern Schichten der Bevölkerung einigermaßen vorhanden, wogegen, wenn „ſich Höherſtehende

Digitized by Google

anders äußern, dies unzweifelhaft Verſtellung oder Verblendung iſt.“ Der Meinung, daß Frankreich im Orient eine civiliſatoriſche Miſſion verfolge, tritt Buſch entſchieden entgegen und erklärt, daß „nicht oft in neueſter Zeit eine Nation ſo geldgierig, ſo unverſchämt habſüchtig aufgetreten ſei, als die Franzoſen in Konſtantinopel.“ Das Beiſpiel, das er von der Marſchallin Arnaud erzählt, beurkundet eine ſolche Frechheit und Unverſchämtheit, in einer Weiſe, daß es kaum glaublich ſcheint.

Und doch, was hat nicht eine falſche Civiliſation, eine falſche Politik in der Türkei ſeit langer Zeit möglich gemacht — zu eigener Schande, zu ihrem eigenen Verderben! Auch hierfür iſt der genannte Jeruſalems-Pilger eine ſichere Autorität, ein glaubwürdiger Zeuge. Mit dem Vertrauen auf die politiſche Sittlichkeit der Europäer war auch das auf ihre perſönliche Ehrenhaftigkeit geſchwunden; die Fälle, wo die Tugend an der erſten Ausſicht auf Strafloſigkeit bei ungeſetzlicher Bereicherung ſcheiterte, waren auf Seiten der franzöſiſchen Bundesgenoſſen des Padiſchah gar zu häufig geweſen, und nie haben die Tribunale ſich käuflicher gezeigt, nie wurden die nothwendigſten Verwaltungsmaßregeln leichter durch Beſtechung rückgängig gemacht, nie war die Vergebung einträglicher Poſten ſo ſehr an Geldgeſchenke geknüpft, als — ſeit dem Beſuch jener Welt-Civiliſatoren in der Levante. Und mit Hülfe einer ſolchen Politik, mit ſo verkehrten, falſchen und eben ſo unſittlichen als unchriſtlichen Mitteln meint man, gegenüber den faulen Zuſtänden des Landes, die geſchwächte Herrſchaft der Türkei ſtützen und dem „kranken Manne“ das Leben friſten zu können? Auf wie lange denn?

Es iſt ein oft beachtetes Naturgeſetz, daß der Lebensbaum alternder Völker in ähnlicher Weiſe verjüngt wird, wie Fruchtbäume verjüngt werden, und wenn im Orient ein edler Oelbaum alt zu werden und abzuſterben anfängt, pflegt man ihn dadurch zu verjüngen und neu zu kräftigen, daß man ihm den jungen Zweig eines wilden Oelbaums einpflanzt, ſo daß der abſterbende zahme Oelbaum verjüngt und der wilde Zweig gelähmt wird. Daſſelbe Verhältniß zeigt ſich auch in dem großen Verjüngungsproceſſe der europäiſchen Völkergeſchichte, und vielleicht hat man nicht ganz unrecht, wenn man ein ſolches Verhältniß auch für die chriſtlichen Völkerſchaften der Türkei annimmt und vorausſetzt. Jedenfalls ſind ſie als chriſtliche Völkerſchaften wie ein edler Oelbaum, und in ſie wurden die Türken wie das kräftige Pfropfreis eines wilden Oelbaums eingepflanzt. Die Vitalität des byzantiniſchen Reichs war damals, als die Türken in daſſelbe eindrangen, vertrocknet und erſchöpft, und ſie ſchienen berufen zu ſein, die Völkerſchaften dieſes Reichs aus ihrer Trägheit und Verſumpfung aufzurütteln. In der That erſchienen ſie damals auch, wie ſie genannt worden ſind, als die „Zucht- und Lehrmeiſter der Chriſten,“ und ebenſo haben ſie ſich in früherer und ſpäterer Zeit nicht nur für die Chriſten der Türkei, ſondern in weiterem Sinne für das geſammte Europa als „Warner und Wecker“ gezeigt und erwieſen. Die Türken haben in und für Europa, zunächſt aber für die chriſtlichen Völkerſchaften des byzantiniſchen Reichs eine Miſſion gehabt, und ſie haben ihr in ihrer Weiſe, zum Nutzen dieſer letzteren, genügt. Die Lebensfluth des Nationalbewußtſeins hat dieſe Völkerſchaften, gegenüber dem aſiatiſchen Despotismus, gehoben; die urkräftige und weltbewegende Macht des Chriſtenthums drängt ſie, daß ſie durch die Kulturtaufe in die humane Gemeinſchaft der Civiliſation aufgenommen zu werden verlangen. Keine Kraft wird ſtark genug ſein, um den Geſchichtsſtrom zu hemmen, und am allerwenigſten vermag das die Macht der Türken in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Dieſe Macht hat ſich überlebt, und ſie ſelbſt haben ihre weltgeſchichtliche Miſſion erfüllt; der Strom der Geſchichte hat ſchon mächtigere Reiche hinweggeſpült, wenn ſie ihn eindämmen und zur Verſumpfung zwingen wollten. Er wird dies, wie einſt in Spanien gegen die Mauren und Araber, auch da thun, wo, den eingedrungenen aſiatiſchen Horden gegenüber, die chriſtliche Weltreligion ihr ſiegreiches Panier entfaltet.

Japan.

Japaneſiſche Tagesliteratur.

Im Sbornik theilt ein Beamter des ruſſiſchen Konſulates in Hakodade, Herr Iwan Machov, einige nicht unintereſſante Notizen über die neueſte Literatur der Japaneſen mit. Bekanntlich wurde im Jahre 1860 von der japaneſiſchen Regierung eine Geſandtſchaft nach Nord-Amerika abgefertigt. Die Beſchreibung ihrer Reiſe iſt jetzt in zwei dünnen Bänden erſchienen, und zwar mit Anſichten der von ihr beſuchten Gegenden und Bildniſſen der vornehmſten Perſönlichkeiten, mit denen ſie in Berührung gekommen iſt, verſehen. Allerdings ſind die Zeichnungen wirklich roh, aber es fehlt ihnen doch nicht an Ausdruck und Lebhaftigkeit. Bemerkenswerth ſind namentlich: das Portrait einer amerikaniſchen Dame mit der Ueberſchrift „hazusjo koku no bidshio,“ d. h. eine Nationalſchönheit erſten Ranges, Zeichnungen mehrerer Thiere, Anſichten der Stadt Waſhington, eine Schule, eine Faktorei mit Arbeiterinnen, eine Hochzeitsfeier u. ſ. w.

Im März 1861 kam, gleichfalls in zwei Theilen zu zwanzig Bogen in Oktav, eine Art von illuſtrirter Geſchichte der europäiſchen und amerikaniſchen Staaten unter dem Titel: Osana e toki lon koku bonasi (hiſtoriſche Erzählungen von allen Ländern) heraus. Im erſten Bande, der als Frontiſpiz mit dem Bilde einer europäiſchen Dame mit einem Fächer in der Hand, rothen Straußenfedern auf dem Kopfe und einer ungeheuren Crinoline geſchmückt iſt, befinden ſich folgende Illuſtrationen: 1) Portrait Kaiſer Peter's I. von Rußland. Derſelbe ſitzt auf ſeinem Throne, hat in der rechten Hand ein Zepter, das übrigens mehr wie ein Knüttel ausſieht, auf dem Kopfe eine Art Krone und um die Schultern einen veilchenfarbigen Mantel. Im Text erzählt der Verfaſſer, Inagaki, daß die Hauptſtadt von Rußland Peitor heißt und daß ſie von dem Kaiſer Peter gegründet wurde, der hier regierte und ſtarb. Nach ihm habe ſeine Gemahlin Katharina = ugò (ugò bedeutet Weib) den Thron beſtiegen und ſeit jener Zeit ſei das Reich immer mächtiger geworden. 2) Victoria, Königin von England, auf einem Stuhle ſitzend, mit einer neben ihr ſtehenden Hofdame. 3) Napoleon, auf einem Stuhl in einem geſtickten Schlafrock, mit langen, auf die Schultern hinabfallenden Haaren und Pantoffeln an den Füßen; in der linken Hand hält er ein Gefäß, das wie ein Suppennapf ausſieht. 4) Der Präſident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 5) Die Stadt Paris. 6) Eine Kanonengießerei in England. 7) Die Königin von England mit ihren Großen. 8) Eine Schiffswerft in England. Der zweite Theil enthält: 1) Die Geburt Peter's I. 2) Peter I. beſichtigt ein aus England nach Rußland gekommenes Kriegsſchiff. 3) Peter I. auf dem Thron; vor ihm der kendsin rechor (weiſe Mann) Lefort, der eine Mütze mit langer Straußenfeder trägt. 4) Peter I. als Holzbauer. 5) Eine Gruppe ruſſiſcher Bauern. 6) Das Senatsgebäude mit Portraits von ſieben ruſſiſchen Literaten. 7) Peter I. auf dem Ladogaſee. 8) Die Kaiſerin Katharina, der ein Höfling eine goldene Kugel darreicht. 9) O Rossia ugò tei — Portrait der regierenden Kaiſerin von Rußland. 10) O Rossia koku Peitoru no miako no arisama — die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches Peitor (Petersburg). Die ganze Zeichnung beſteht aus ſieben Thürmen, die viel Aehnlichkeit mit denen des Kreml in Moskau haben. Der beigefügte Text dient zur Erläuterung dieſer Bildniſſe und Anſichten, und es iſt ſehr zu bedauern, daß der Berichterſtatter nichts Näheres darüber angiebt. Uebrigens iſt, wie es ſcheint, in dieſer ſogenannten „Erzählung von allen Ländern“ hauptſächlich nur Rußland berückſichtigt, woraus man wohl mit Recht ſchließen darf, daß Herr Inagaki ſeine Weisheit vorzugsweiſe aus den Mittheilungen der in Japan lebenden Ruſſen geſchöpft hat.

Mannigfaltiges.

— Politiſcher Umſchwung in Oeſterreich. Die auswärtige Politik Oeſterreichs iſt am 7. Mai von deutſchen Abgeordneten des Wiener Reichsrathes in einer Weiſe beſprochen worden, die ein rühmliches Zeugniß iſt für die unter den Oeſterreichern deutſcher Nationalität vorgeſchrittene, politiſche Bildung. Kuranda brachte in Anregung, daß fortan die Geſandten des Kaiſerſtaates im Auslande nicht mehr im Geiſte des alten, verhaßten Abſolutismus, ſondern als Vertreter eines freien, conſtitutionell regierten Staates auftreten, dem ſie dadurch neue Alliirte verſchaffen würden, deren Oeſterreich nur allzuſehr bedürfe. Darum ſollte daſſelbe auch nie wieder in die innere Politik Italiens ſich einmiſchen und ſich dort lediglich auf eine defenſive Stellung beſchränken. Hiermit erklärte ſich Graf von Rechberg, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vollkommen einverſtanden. Ja, der ehemalige Bundes-Exekutor in Kurheſſen widerſprach auch nicht, als Rechbauer auf die Nothwendigkeit hinwies, daß Oeſterreich gegen die empörende, jedem Rechtsſinn Hohn ſprechende, kurheſſiſche Wahl-Inſtruction von neueſtem Datum einſchreite. Giskra brachte, unter lauter Zuſtimmung des Hauſes, in Antrag, daß Oeſterreich, um ſich das volle Vertrauen Deutſchlands und Europa's

Digitized by Google

wieder zu erwerben, ſeine bisherige Abhängigkeit von Rom von ſich ſchütteln und durch ſeine neue, conſtitutionelle Geſetzgebung die Wirkſamkeit des Konkordates, dieſer ſchmählichen Geiſtesfeſſel, paralyſire. Dem durch ſeine Reactions-Thätigkeit bekannten Freiherrn von Bach, Kaiſerlichen Botſchafter in Rom, wurden vom Abgeordneten-Hauſe bei dieſer Gelegenheit 20,000 Gulden von ſeinem Gehalte geſtrichen, womit vielleicht erreicht wird, daß Herr von Bach ſeine Thätigkeit ganz und gar einſtellt. Ja, die geſammte öſterreichiſche Preſſe, mit Ausnahme des „Vaterland," einer Filiale der Berliner Kreuz-Zeitung, knüpft an dieſe Reichsraths-Sitzung die Hoffnung, daß Oeſterreich fortan durch Befolgung einer liberalen Politik allen deutſchen Staaten vorangehen und ſich in der öffentlichen Meinung Europa's rehabilitiren werde.

— Poetiſche Feier der Handelsfreiheit. Bei der am 1. Mai ſtattgehabten Eröffnung der Londoner Welt-Induſtrie-Ausſtellung iſt nach Meyerbeer's Feſt- und Meiſter-Ouverture ein von Sterndale Bennet komponirter Choralgeſang Alfred Tennyſon's aufgeführt worden, an deſſen Schluß es zu Ehren der Handelsfreiheit und des Völkerfriedens heißt:

„Ihr Weiſen, die ihr denket und regiert im Lande,
Löſt vom Verkehr der Völker nun die letzten Bande,
Und laßt die Friedenstaube fliegen
In Arbeits-Häfen hin mit weiten Zügen.

Und miſcht die Zeiten und die goldnen Stunden
Bis All' in Aller Glück ihr eigenes gefunden
Und von dem Haß zur Liebe wir geſunden!

Das Panzerſchiff, den Waffenthurm vernichtet,
Durch das Naturgeſetz ſei jeder Streit geſchlichtet,
Und nur auf Glück und Frieden jeder Sinn gerichtet."

— London in Bruckmann's Reiſe-Bibliothek. Als im Jahre 1851 die erſte Welt-Induſtrie-Ausſtellung in London eröffnet war und Tauſende von Kontinental-Reiſenden die Weltſtadt aufſuchten, griff Alles nach Bädeker's Wegweiſer durch dieſes Labyrinth von Straßen und Wohnhäuſern für Millionen von Menſchen. In der That hatte der wackere Buchhändler von Koblenz das Mögliche geleiſtet, um ſeinen deutſchen Landsleuten das Fortkommen in der Rieſen-Hauptſtadt zu erleichtern. Seitdem ſind jedoch die Weltwunder derſelben um viele neue vermehrt worden. Was kann in unſerer Zeit nicht Alles in elf Jahren mit Dampfmaſchinen zu Stande kommen? Die Welt-Induſtrie-Ausſtellung von 1862 liefert den Beweis, daß man zur Zeit der Ausſtellung von 1851 noch weit, ſehr weit zurück in der Kultur war. Wir bedürfen natürlich eines neuen verbeſſerten Bädeker, und dieſen erhalten wir ſoeben in „Bruckmann's Reiſebibliothek."* Hier hat augenſcheinlich ein mit offenem Auge, feiner Beobachtungsgabe und entſchiedenem Darſtellungs-Talent ausgeſtatteter, junger deutſcher Reiſender ſeine Erfahrungen niedergelegt. Wir werden nicht allein mit dem neuen und neueſten, ſondern auch mit dem alten und älteſten London, mit ſeiner Geſchichte und Statiſtik, wie mit ſeinen Kirchen und Eiſenbahnen, mit ſeinem Parlament und ſeinen Gilden-Hallen, wie mit ſeinen Clubs und Theatern, mit ſeiner Publicität und ſeinem literariſchen Verkehr, wie mit ſeinem High Life und Mob, ja ſogar mit ſeinem Deutſchthum und ſeinem Cosmopolitismus, in anſprechendſter Weiſe bekannt gemacht. Es ſind Rathſchläge ertheilt über die verſchiedenen Wege, die man vom Kontinent nach England einſchlagen kann, über die Art, wie man ſeine Zeit in London eintheilen ſoll, über die Ausflüge nach den Umgebungen Londons und über die, nächſt der Hauptſtadt, aufzuſuchenden, wichtigſten Handels- und Hafenſtädte Englands. Die Welt-Induſtrie-Ausſtellung bildet natürlich ein beſonderes Kapitel, das durch zwei ſchöne Abbildungen des Gebäudes illuſtrirt iſt. Ebenſo iſt das Buch mit einem zweckmäßig kolorirten, großen Plane von London, mit vielen anderen kleinen Städteplänen, mit Karten der Umgebung Londons, ſowie der Eiſenbahnen im weſtlichen Mittel-Europa, ausgeſtattet.

— Schleſiſche Provinzialblätter. Auch außerhalb der Provinz Schleſien verdient das Wiederaufleben dieſer im vorigen Jahrhundert gegründeten und während vierundſechzig Jahren vielgeleſenen Zeitſchrift beachtet und unterſtützt zu werden. Die erſten Hefte der ſeit dem Monat Januar 1862 neu erſcheinenden, von Theodor Oelsner herausgegebenen „Schleſiſchen Provinzialblätter"** enthalten ſo viel Anregendes und Anziehendes aus der Landes- und Naturgeſchichte Schleſiens, über Sitten und Gewohnheiten dieſer auch noch von vielen Slaven bewohnten Provinz, ſowie über einzelne berühmte oder ſonſt intereſſante Menſchen, daß wir wohl die Hoffnung hegen dürfen, es werde der wiedererſtandenen, alten Zeitſchrift gelingen, ſich in die Zeit der Eiſenbahnen und elektriſchen Telegramme ebenſo einzuleben, wie ſich ihre Vorgängerin in die Zeit der Wiedererweckung der deutſchen Literatur von Garve und Manſo bis auf Karl Schall und Holtei eingelebt hatte. Der alte, fahrende Schleſier, Karl v. Holtei, hat, als ein gutes Zeichen, das erſte Heft mit einem Vortrag über den erſten deutſchen Dramatiker, den alten Schleſier Andreas Gryphius, eröffnet. Beiträge über „Urſchleſien" (geologiſch), von Wilh. Runge, „Schleſiens Naturbeſchaffenheit," von R. Finkenſtein, „die Königin Louiſe in Schleſien," von Theodor Oelsner, eine alte ſchleſiſche „Klatſchgeſchichte," von Profeſſor Wattenbach, die „Breslauer Statuten von 1577," von E. Wendroth, eine kulturgeſchichtliche Studie „der Vagabund," vom Strafanſtalts-Director Schück, Schleſiſche Gelehrte „aus drei Jahrhunderten," und vieles Andere, was blos in den beiden erſten Monatsheften der Provinzialblätter enthalten, iſt gewiß geeignet, ſie nah und fern zu wohlwollender Aufnahme zu empfehlen. Dieſe aber iſt um ſo leichter möglich gemacht, als der Preis jedes einzelnen Heftes von 4 Bogen nur 5 Sgr. beträgt

— Der Sprach-Unterricht durch Briefe. An Hülfsmitteln zum Studium der neueren Sprachen, das in neuerer Zeit einen ſo ſtaunenswerthen Umfang gewonnen hat, iſt kein Mangel und man hat die Auswahl unter einer Unzahl von Büchern und Methoden. Was nun namentlich dieſe letzteren betrifft, ſo ſind wir der Meinung, daß man auf ſie ein viel zu großes Gewicht legt; das Geheimniß des Sprachenlernens iſt Ausbildung des Gedächtniſſes, Uebung der Zunge und Gewöhnung an die Denkweiſe fremder Völker. Klares, beſtimmtes, unermüdliches Auswendiglernen iſt die Hauptſache, — und wer dazu die Willenskraft und Ausdauer beſitzt, wird noch in ſpätern Jahren befähigt ſein, ſich auf die Sprachen zu legen — freilich, wird man ſagen, wenn er grammatiſche Vorkenntniſſe beſitzt. Indeß auch hierfür iſt geſorgt; ſie ſind nicht unbedingt nöthig, wenn Jemand auf den Einfall geräth, die gelehrte Bildung nicht als maßgebende Vorſtufe zu betrachten. — Dies haben die Erfinder des brieflichen Sprach- und Sprechunterrichts gethan, der bereits eine bedeutende Ausdehnung gefunden hat. Es liegen uns eine Anzahl dieſer Briefe (im Manuſcript gedruckt, 6. Auflage) von Charles Touſſaint und G. Langenſcheidt in Berlin vor, welche die franzöſiſche und engliſche Sprache betreffen.*

Wir haben dieſelben einer unparteiiſchen Prüfung unterworfen, und müſſen geſtehen, daß die Verfaſſer einen guten Griff gethan haben, indem ſie dieſen Unterricht, der in beſtimmte Curſus gebracht iſt, ganz weſentlich für Erwachſene berechneten, die reifen Verſtand, Geduld und Ausdauer, aber nicht die nöthigen Vorkenntniſſe beſitzen. Für ſolche haben ſie alles Mögliche geleiſtet, was Deutlichkeit, Durchſichtigkeit der Methode, und populäre Klarheit betrifft, ſelbſt in dem ſchweren Punkte der Ausſprache. Wer nur irgend etwas Faſſungskraft beſitzt, muß ſich bald vollkommen zurecht finden. Dabei haben die Verfaſſer mit Recht auch daran gedacht, ihre Zöglinge gleich zur Converſation — eine Hauptſache bei lebendigen Sprachen — anzuleiten, ohne einen methodiſchen Stufengang deshalb außer Acht zu laſſen. Für den Selbſtunterricht, namentlich für Leute, welche ſich ihrem Lehrer gegenüber nicht gern bloßſtellen wollen, ſind dieſe Unterrichtsbriefe vortrefflich; ſie kommen allen Bedürfniſſen hierin vollkommen entgegen. Im Engliſchen ſind als Mitarbeiter Dr. Carl von Dalen, Oberlehrer am königl. Kadettencorps und Prof. Henry Lloyd (nebſt G. Langenſcheidt) aufgeführt.

— Gelegenheitsgedichte. Der Dichter der Alexandrea, F. A. Märcker, hat unter dem Titel „Erinnerungen" eine Sammlung von Gedichten erſcheinen laſſen,** die er zum Theil bei feierlichen Gelegenheiten (Gedenktage des Königshauſes in Berlin; hundertjährige Geburtsfeier Schiller's; zu Ehren Goethe's ꝛc.) und zum Theil bei häuslichen Anläſſen verfaßte. Es iſt möglich, daß ſich dieſe Gedichte hier und da auch noch einer längeren Theilnahme erfreuen, als es bei jenen Gelegenheiten und Anläſſen der Fall war.

* London und ſeine Umgebung. Nebſt Beſchreibung der Nordſee-Häfen und der wichtigſten Städte Englands. Stuttgart, Friedrich Bruckmann.

** Glogau, Carl Flemming.

* Leipzig, Rud. Hartmann, 1862.

** Berlin, Decker, 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 22. Mittwoch, den 28. Mai 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite

Zur Sittenſchilderung in New-York. Die Unterſtrömung in Wallſtreet . . . 253

England.

Einblicke in das Innere der puſeyitiſchen Bewegung und des engliſchen Katholicismus 255

Italien.

Ein Vorfahr Victor Emanuel's als Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone . 257

Frankreich.

Naturwiſſenſchaftliches. I. Die Kirchhoff-Bunſen'ſche Spectral-Analyſe in Frankreich. II. Chemiſch-phyſiologiſche Forſchungen 260

Deutſchland und das Ausland.

Graf Albert Pourtalès 262
Das altrömiſche Bad . . . . . „

Mannigfaltiges.

Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel 263
Fichte's Lebensweisheit und vaterländiſche Gedanken . . . . . „
Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag in Oeſterreich und Württemberg . „
„Bilder aus der Fremde" 264
Eine neue Ueberſetzung des Fauſt . . . . . „
Rodenberg's Londoner Skizzen . . . . . „
Anderſen's Werke in's Sanskrit übertragen . . . . . „
Geheimniſſe der Schönheit . . . . . „

Nord-Amerika.

Zur Sittenſchilderung von New-York.

Die Unterſtrömung in Wallſtreet.*

Wenn ſich ein Land in einer ſolchen Kriſis befindet, wie dies jetzt mit Amerika der Fall iſt, ſo iſt es von der höchſten Wichtigkeit, die Zuſtände kennen zu lernen, die eine ſolche Kataſtrophe herbeiführen mußte. Jedermann weiß, daß die Sklaverei, durch den Widerſpruch, in dem ſie mit der Civiliſation im Allgemeinen und den freien Inſtitutionen Nord-Amerika's im Beſondern ſteht, die nächſte Urſache des gegenwärtigen Bürgerkriegs iſt. Das Grundübel aber liegt tiefer und iſt weiter verbreitet; es iſt dies die ſogenannte ausſchließlich praktiſche Behandlung der Dinge und der dadurch nothwendig erzeugte Mangel an Hingabe für das allgemeine Wohl. Die praktiſche Tendenz iſt in dieſem Volke ſo überwiegend, daß es den Faulen dort nicht gelingen wollte, über den nächſtliegenden Vortheil fortzuſehen, um ſich Freiheit, Glück und Selbſtändigkeit auf die Dauer zu ſichern. Die Sklaverei bot nun nicht nur dem Süden, ſondern auch dem Norden ſo viele nahe liegende, leicht faßbare Vortheile; ſie war für eine ſolche Menge von Menſchen die Quelle des Reichthums, daß ſie nicht den Muth hatten, die furchtbaren Gefahren in's Auge zu faſſen, von denen ſie recht gut wußten, daß ein ſolcher Zuſtand ſie nothwendig mit ſich bringen mußte und würde. Der geldgierige Kaufmann des Nordens, der ſich zum Vertheidiger der Sklaverei hergab, weil er in ſeinem kurzſichtigen Egoismus glaubte, den nahenden Sturm immer wieder mit Conceſſionen an den Süden beſchwichtigen zu können, iſt natürlich der moraliſche Mitſchuldige des Sklavenhalters.

Dieſer Klaſſe von Leuten hauptſächlich, die jede andere Auffaſſung allgemeiner Zuſtände, als die ihnen augenblicklich Nutzen verſprechende, als unpraktiſch gefährlich, ja fanatiſch erklärten, iſt das augenblickliche Unglück ihres Landes, ſowie die Schande eines ſolchen Krieges zuzuſchreiben. Ohne ſie würde der Süden längſt begriffen haben, daß die Sklaverei auf die Dauer in keinem modern civiliſirten Lande beſtehen kann, und die Sklaverei hätte niemals eine ſolche Ausdehnung erreichen können, wie ſie ſie jetzt hat.

Das vorliegende Buch beſchäftigt ſich zwar nicht mit der Sklavenfrage, aber giebt uns intereſſante Schilderungen aus der Klaſſe von Kaufleuten und Wucherern, denen der Gewinn ſo ſehr die Lebensaufgabe geworden iſt, daß kein anderer Gedanke daneben aufkommt. Nicht einmal die Fähigkeit, das Gewonnene zu genießen, iſt ihnen geblieben. Was der Verfaſſer „Unterſtrömung" nennt, iſt jener weitverbreitete Theil des Geſchäfts, der ſich zwar dem Auge des oberflächlichen Beobachters nicht durch Schilder und Anzeigen aufdrängt, der aber, wie die Strömung in der Tiefe des Meeres, ſtark und mächtig iſt, nur zu leicht den unbedachtſam ſich Hineinwagenden verſchlingt. In dem erſten Auszuge, den wir dem Leſer mittheilen wollen, beſchreibt der Verfaſſer das niedrige Geldwuchergeſchäft in der Wallſtreet in New-York. — Die Wallſtreet iſt nämlich die Straße, in der die großen Banquiers ihre Comptoire haben, dort befinden ſich auch die größten Banken und die Börſe. An allen Ecken ſtehen Gruppen von Leuten und machen Geldgeſchäfte. In der ganzen großen Straße wohnt kein Menſch, ſondern alle Häuſer ſind vom Keller bis zur Dachſtube zu Geſchäftslokalen vermiethet. In Amerika iſt es den Geldmaklern nicht wie bei uns geſetzlich verboten, Geſchäfte auf eigene Rechnung zu machen. Freilich enthalten ſich die reſpektablen Makler deſſen auch dort, um den Ruf ihrer Zuverläſſigkeit nicht zu gefährden; aber es finden ſich immer eine Menge anrüchiger Subjekte, deren einzige Beſchäftigung darin beſteht, Papiere von nicht bekannten Leuten mit enormem Profit zu kaufen. Der Verfaſſer führt ſeinen Helden, den er ſeine Geſchichte ſelbſt erzählen läßt, und der ein durch Unglücksfälle heruntergekommener, geachteter Kaufmann iſt, hier in die Geſellſchaft ſolcher Geldpraſſer.

Der Geldwucherer in Wallſtreet.

Ich fand mich bald belagert von einem Haufen Wechſel-Makler der niedrigſten Art, oder eigentlich ihrer Zutreiber, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, welche, da ſie mich im Beſitz von mehr oder weniger baarem Gelde glaubten, verſuchten, mir alle Sorten ſchlechter Papiere aufzuhängen. Den meiſten meiner Leſer ſind zweifelsohne die verſchiedenen Mittel gänzlich unbekannt, deren ſich die Gewiſſenloſen und Verzweifelten bedienen, um ihre Segel mit Wind zu füllen, wie man zu ſagen pflegt. Sehr häufig verſuchen ſie da, wo ein Verkauf unmöglich iſt, eine verhältnißmäßig kleine Summe auf einen großen Betrag in Wechſeln zu leihen. Der Darleiher wird, wenn er nicht ſehr erfahren und ſchlau iſt, durch die große Summe dazu verleitet, zu glauben, daß das Anlehen bezahlt werden wird und ſeinen tüchtigen Schnitt mit Sicherheit machen kann. Dieſer glückliche Tag aber erſcheint niemals. Sobald der Spekulant drei oder vier Hundert Dollars auf eben ſo viel Tauſend von „Sicherheiten" geborgt hat, kümmert er ſich nicht weiter um das Anlehen, ſondern verſchafft ſich ſogleich einen friſchen Vorrath von „Papieren," denn die Unterſchrift koſtet ihm Nichts, da ſie entweder von einem minderjährigen Verwandten herrührt, oder auch von irgend einer fabelhaften Perſon, die ſo unbekannt iſt, daß er einem Civil-Prozeß ungeſtraft Trotz bieten kann.

Da dieſe Leute nach verſchiedenen Verſuchen gefunden hatten, daß ſie Nichts mit mir anfangen konnten, ließen ſie mich zufrieden. Inzwiſchen hatte ich ſelbſt etwas Anderes zu thun, als mich der Bewerber um mein vorausgeſetztes Vermögen zu erwehren. Ich fand nach längerer Beobachtung, daß das, was man Papier erſter und zweiter Klaſſe nennt, leicht

* The Undercurrent in Wallstreet. By Ch. Kimbale. New-York, 1862.

Digitized by Google

genug zu einem gewöhnlichen Zinsfuß untergebracht wird, während die untergeordnetern Papiere ſchwer zu verhandeln ſind und Alles davon abhängt, daß der Makler Jemand findet, der die betreffenden Perſonen kennt und ihre Stellung geſichert glaubt. Es giebt indeß in der Wallſtreet Individuen, die ſelten etwas Beſſeres kaufen, als Papiere dritter Klaſſe, ſich aber die Mühe geben, ſich genau über ſie zu unterrichten. Solche Leute nehmen nie weniger als 2 Procent den Monat und von da an aufwärts und häufen große Vermögen in dieſer Weiſe auf.

Es mag Dir ſonderbar erſcheinen, lieber Leſer, aber es iſt nichts deſtoweniger wahr, daß es Leute giebt, die ihr ganzes Leben in Wallſtreet zubringen und Nichts weiter thun, als Wechſel kaufen. Sie kommen zeitig und gehen ſpät. Ihre Zeit iſt mit Nachfragen und Feilſchen um Procent-Sätze ausgefüllt. Du kannſt heute noch dieſe Leute ſehen, wenn Du Dir die Mühe geben willſt, Dich an Ort und Stelle zu begeben und ich ſage Dir vorher, Du wirſt Dinge ſehen, die Dich ſehr intereſſiren werden. Warte ein paar Augenblicke hier an der Ecke, und Du wirſt Dich nicht getäuſcht finden. Da kommt er gedankenvoll die Straße heruntergehend. Er ſieht aus, wie ein Mann mit vielen Sorgen belaſtet. Sieh ihn an! Er iſt anſtändig in ein mäßig abgetragenes ſchwarzes Gewand gehüllt. Sein Kopf iſt nach vorne geneigt, ſein Auge iſt ſteinern geworden, ſeine Naſe ſpitz, ſein Kinn eckig, ſeine Backen ſtarr, ſeine Lippen hölzern, ſein Geiſt, ach, er hat keinen Geiſt mehr, aber an deſſen Stelle beſitzt er einen ſo feinen und ſcharfen Inſtinkt, daß er ein „fabrizirtes" Papier ſchon an dem Schnörkel der Unterſchrift erkennen würde, ſeine Seele aber — ach Gott, wie lichtlos und unbeweglich iſt die!

Geh' einmal zu dem Mann mit irgend etwas, was ihm nicht recht anſteht, und er wird Dich eine halbe Stunde lang katechiſiren, Fragen ſtellend, die nur die größte Hoffnung auf ſchließlichen Erfolg Dich ertragen läßt, wenn grade in dem Augenblick, wo Du nun die Anweiſung für den gewünſchten Betrag erwarteſt, er Dir ruhig ſagt, daß er das „Papier" nicht gebrauchen kann. Dieſer Menſch hat für Niemand Mitgefühl. Ihm iſt kein einziger menſchlicher Zug geblieben. Denkt er denn niemals, fragſt Du Dich in einem einſamen Augenblick, vielleicht in einer ſchlafloſen Stunde der Nacht, denkt er denn niemals an die Zeit, da er noch ein Kind war, ein Gebet zu liſpeln lernte und ſeine kleinen Verſe herſagte? Oder ſpäter, als er in der Schule war und ſpielte, wie andere Kinder ſpielen, oder als er das junge, zarte Mädchen heiratete, dem er im Angeſicht des Himmels ſo viel verſprach, und das er ſeitdem mit ſeinem kalten, ſteinigen Weſen getödtet hat? Nein, er denkt nie daran! — So furchtbar iſt der Preis, den die Vorſehung verlangt für die gänzliche Hingabe an den Mammon.

Wenn Du mehr von der Art ſehen willſt, ſo gehe und ſetze Dich eine Stunde lang oder zwei in das Comptoir eines der vielen kleinen Wechſel-Makler und beobachte die Ankunft anderer Wechſel-Haie. Wie ſind ſie hungrig, eifrig, ſcharf, um zu hören und zu ſehen, was Neues angeboten wird. Sie haben ein großes Kapital, vielleicht Hunderttauſende von Dollars in Wechſeln oder andern Sicherheiten angelegt, welche alle in 24 Stunden in baares Geld verwandelt werden können, wenn es nöthig ſein ſollte, noch mehr „Papiere" damit zu kaufen. Sie ſpioniren immerwährend herum, um einen Wechſel von einem guten Handwerker abzufangen, wenn ſie wiſſen, daß er verſchiedener Gründe halber hart gedrängt und bereit iſt, lieber tüchtig zu bluten, als daß er einen Kontrakt nicht erfüllte. So ſaugen ſie dem Fleißigen das Blut aus, und ſo arbeiten ſie, ihre Profite häufend, Tag für Tag in dieſem ſchmutzigen Geſchäft, bis der Tod, der zuletzt immer gewinnt, ſie erreicht und ſie von ihrer kaltherzigen, abſcheulichen Arbeit fortreißt.

Ich bin der Meinung, daß Geld ſeinen Markt-Werth haben ſolle, wie irgend ein anderes Lebensbedürfniß, und doch iſt es von allen andern verſchieden, da es der Maßſtab des Werthes für alle Bedürfniſſe iſt, niemals verkauft, ſondern nur verliehen werden kann und die Regeln, welche ſeinen Werth beſtimmen, von ſo vielen verſchiedenen Umſtänden abhängen, die ſich unglücklicherweiſe faſt immer ungünſtig für den Geldſuchenden geſtalten.

Es iſt aber nicht der Markt-Werth, den der Geldwucherer zu ſeinem Vortheile benutzt. Er verabſcheuet das Markt-Geſchäft, es ſtört ihn in ſeinen Plänen; denn er rechnet nicht danach, wie groß das Riſiko iſt, was er läuft, ſondern wie groß die Noth ſeines Kunden iſt. Es iſt eine unleugbare Thatſache, daß der Menſch, der aus dem Wucher einen Handel macht, als infam betrachtet worden iſt, von der früheſten Geſchichte civiliſirter Geſchäftsführung an bis auf unſere Zeiten. Es giebt auch keine Beſchäftigung, die den Geiſt ſo verfinſtert, alle menſchlichen Gefühle ſo erſtickt, und dafür alle ſelbſtſüchtigen und teufliſchen ſo entwickelt, als die des Mannes, der ſich ganz dem Gewinn durch Wucher hingiebt. Ich ſpreche von dem, was ich ſelbſt geſehen habe und genau kenne.

In der folgenden Skizze wird uns die Rückwirkung der Alles verſchlingenden Geldgier auf das Familienleben geſchildert. Dieſe Schilderung iſt meiſterhaft. Die Dame, die ſich faſt zu Tode langweilt und doch einen ſolchen Abſcheu vor irgend einer Thätigkeit hat, die für die Welt keinen Haushalt führen möchte, weil das viel zu beſchwerlich iſt und doch das Hôtel-Leben unerträglich findet, iſt der rechte Typus der amerikaniſchen Lady aus dem Kaufmannsſtande. Die Manier des Mannes, ſeine Frau halb wie ein höheres Weſen zu behandeln, das ganz außerhalb des ſchmutzigen Geſchäftslebens ſteht, was ihn doch ſo ganz in Anſpruch nimmt und halb wie ein thörichtes, unzurechnungsfähiges Kind, iſt trefflich und ſehr wahrheitsgetreu. — Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieſe Dame uns dieſelbe Antwort gegeben haben würde, wie einſt eine ihrer Mitſchweſtern, die wir fragten, ob das Haus, das ſie eben bezog, ihres Mannes Eigenthum oder nur gemiethet ſei. „Das weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an, ſo lange es nur hübſch iſt und mir gefällt."

Daß einer Geſellſchaft, in der ſolche Verhältniſſe und Menſchen keine Seltenheiten ſind, Gefahr droht, wird der Leſer ohne Mühe begreifen. Vor zwei Jahren gehörte freilich noch viel Muth dazu, den Leuten eine ſo bittere Wahrheit in's Geſicht zu ſagen; auch war es nur ein ganz kleines Häuflein als Abolitioniſten und Fanatiker verſchrieener Menſchen, die ihre Landsleute darauf aufmerkſam machten, daß das Ueberwuchern des individuellen Egoismus und der Mangel der Hingabe an die Allgemeinheit bittere Früchte auch für die tragen müſſe, die im Augenblick ihren Vortheil darin fänden. Jetzt iſt nun wohl Manchem die Einſicht gekommen, daß das Gemeinweſen nicht geſchädigt werden kann und der Einzelne trotzdem oder gar dadurch ſein Schäfchen in's Trockene bringen kann, ſondern daß unmoraliſche, verworrene Zuſtände nothwendig auch früher oder ſpäter den Ruin des Individuums bedingen. Wie lange wird aber dieſe Einſicht dem kurzſichtigen Egoismus des Einzelnen gegenüber ungetrübt bleiben? — Das iſt die Frage, auf deren Beantwortung die Zukunft Amerika's und wohl auch die aller andern Staaten — beruht.

Ein Spekulant und ſeine Frau.

Es war zu ſpät für irgend ein anderes Geſchäft und auch Zeit, Harley, der Verabredung gemäß, im Gloria-Hôtel zu treffen, damals das neueſte und vornehmſte Hôtel der Stadt. Ich fand ihn in einem hübſchen Wohnzimmer, wo er mich ſeiner Frau (Kinder hatte er nicht) vorſtellte. Die junge Dame war bleich, vornehm ausſehend und nach der neueſten Mode gekleidet, ziemlich affektirt und geneigt, wie man zu ſagen pflegt, ſich airs zu geben. Sie empfing mich indeß höflich und es gelang ihr, mir in den wenigen Augenblicken vor dem Mittagseſſen eine ziemlich genaue Vorſtellung von den Unbequemlichkeiten und Plackereien des Hôtel-Lebens zu geben. Was ſie ſagte, war nichts, als die gewöhnlichen Redensarten, die aber ganz niedlich vorgetragen wurden.

Ich wagte es, ihr vorzuſchlagen, eine eigene Wirthſchaft zu führen.

„O nicht für die Welt — nicht für zehn Welten," rief Mrs. Harley. „Gott weiß, ich habe jetzt ſchon Plage genug. Nichts auf Erden würde mich je dazu vermögen, mich auf's Haushalten einzulaſſen."

Hier wurden wir grade zum Mittageſſen gerufen, und ſo wurde die intereſſante Unterhaltung unterbrochen. Ich entdeckte bald durch die Unterwürfigkeit, die Harley ſeiner Frau bezeigte, daß er ſich ſehr zuſammennahm, ſo lange er ſich in ihrer Gegenwart befand. Er ſchien in der That ein ganz anderer Menſch zu ſein. Er ſprach nicht ein Wort, ohne mit einer Art von Sorge den Eindruck zu beobachten, den es auf ſie machte. Während des Mittageſſens, bei welchem Mrs. Harley, ſo ſchwächlich ſie auch zu ſein ſchien, doch einen vortrefflichen Appetit entwickelte, ſtellte ſie verſchiedene Fragen an mich, ob ich dieſe oder jene Perſon oder Familie kenne? Ich konnte dies ſehr häufig bejahen, was die Achtung der Dame für mich zu vermehren ſchien.

„Ach," ſagte ſie, „ich wollte, Algernon wäre nicht ſo in ſein Geſchäft vertieft, um das geſellſchaftliche Leben ſo ganz zu vernachläſſigen. Ich meine, es iſt eine Schande, und das ſage ich ihm auch."

Hier miſchte ſich Mr. Harley in die Unterhaltung, gab die Wahrheit der Anklage zu, füllte mein Glas mit friſchem Wein und ſagte: „Frauen haben keine Vorſtellung davon, was wir Alles zu bewältigen haben." — „Keine Vorſtellung," unterbrach ihn die Dame. „Wenn ein immerwährendes Gerede darüber uns eine davon verſchaffen könnte, ſo würden wir längſt eine haben. — Nein, ich habe keine Vorſtellung davon, das geſteh' ich. — Ihr Männer liebt die Aufregung des Geſchäfts und denkt keinen Augenblick daran, daß eure Frauen die Aufregungen

Digitized by Google

der Geſellſchaft und des Modelebens lieben. Ihr ſeid eine egoiſtiſche Geſellſchaft, ihr Alle miteinander.“

Ich beſtritt dies nicht, ſondern reichte Mrs. Harley nur etwas gebratene Kalbsmilch und eingemachte Erbſen, was auf kurze Zeit ihre Gefühle zu beſänftigen ſchien. Indeſſen wurde mein Freund in dem Grade freundlicher und mittheilſamer, wie das Mittagseſſen vorſchritt und die Flaſche kreiſte.

„Wiſſen Sie,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, „daß wir jetzt grade eine prachtvolle Zeit zum Spekuliren vor uns haben. Ich meine zum rechtmäßigen Spekuliren. Es iſt noch viel da zu machen, das verſichere ich Ihnen. Sie und ich — müſſen die Fluth benutzen, um unſer Vermögen zu machen. Was mich ſelbſt anbetrifft, ich bin ein Sanguiniker, vielleicht zu ſanguiniſch. Ich brauche grade ſo einen Freund, wie Sie ſind, um Alles mit ihm zu überlegen und mich auch zuweilen von ihm zurückhalten zu laſſen. Denken Sie nur nicht, daß ich zu uneigennützig oder zu gutmüthig bin. Ich bin ſicher, Ihre Freundſchaft wird mir eben ſo werthvoll ſein, wie ich hoffe, daß Ihnen die meinige ſein ſoll. Nur wenn der Vortheil gegenſeitig, iſt ein gemeinſames Handeln wirklich werthvoll. A propos, Sie müſſen noch dieſe neue Sorte Champagner probiren. Pemperton hat grade die Agentur davon bekommen. Vergeſſen Sie nicht, ihn zu recommandiren, wenn Sie eine Gelegenheit dazu haben, natürlich aber nur, wenn er Ihnen gefällt. Ich habe ihn prächtig in's Gloria-Hôtel eingeführt. Bekam auch ein Dutzend Freunde, am ſelben Tage nach der Sorte zu fragen. Am nächſten Tage kam eine Ordre auf ein Dutzend Körbe und jetzt geht er ab, wie warme Semmeln. Ich ſagen Ihnen, lieber Freund, Lärm muß man von den Dingen ſchlagen, wenn ſie bemerkt werden ſollen und wenn das, was Sie anpreiſen, gut iſt und kein ehrlicher Mann (dies ſagte er mit großem Nachdruck) wird etwas anpreiſen, was nicht gut iſt, ſo iſt es natürlich für die Welt im Allgemeinen und für Sie im Beſondern um ſo beſſer, je mehr Sie es verbreiten.“

„Ich denke, es iſt gradezu rückſichtslos von Dir, Algernon (Mrs. Harley hatte ihre Kalbsmilch und Erbſen verzehrt), Herrn Parkinſon in dieſer Weiſe in Beſchlag zu nehmen und noch dazu von Geſchäften zu ſprechen. Ich ſage, es iſt abſcheulich.“

„Ich ſtimme ganz mit Ihnen überein,“ beeilte ich mich zu erwiedern, um ſo meinen Freund zu decken, „aber erlauben Sie mir, zu bemerken, daß es unwillkürlich davon kam, daß mir Ihr Mann eine neue Sorte Wein anbot.“

„O, alle dieſe Sachen ekeln mich förmlich an, kalkuliren, kalkuliren in einem fort, o ich haſſe das Kalkuliren, es wird mir ganz übel davon. Wenn ich ein Mann wäre und noch dazu ein Geſchäftsmann, und ich könnte nicht ohne das fertig werden, ſo würde ich —“

„Ja ſag, was Du thun würdeſt,“ unterbrach ſie Mr. Harley mit einem gewinnenden Lächeln.

„Ach ich weiß,“ rief ſie, „ich könnte ohnedies fertig werden, und ich würde ohnedies fertig werden, das iſt Alles.“

Wir lachten beide und Mrs. Harley fuhr in derſelben Weiſe fort, bis der Nachtiſch gebracht wurde, was ihre Aufmerkſamkeit wieder nach dieſer Seite hin lenkte. Als das Mittagseſſen vorüber war, führte ich die Dame in die große Halle, wo mehrere Herren und Damen an ſie herantraten, um mit ihr zu ſprechen; bei dieſer Gelegenheit ſagte ihr Mann: Mr. Parkinſon und ich wollen eine Cigarre rauchen, meine Liebe. Sollen wir Dich hier laſſen? Die Dame nickte nachläſſig ihre Einwilligung, und wir wandten unſere Schritte nach dem Rauchzimmer.

Wir verbrachten die Zeit dort in ernſter Unterhaltung, in der ich hauptſächlich der Zuhörer war, und welche von Seiten Harley's einen ſehr vertraulichen Charakter annahm. Er gab mir einen Bericht über die Glücksfälle, die Hinderniſſe und Unglücksfälle, die ihm begegnet waren, und über ſeine jetzigen erfreulichen Ausſichten. Er wollte bald nach England reiſen und verſchiedene bedeutende Produkte mit hinüber nehmen, welche ſicherlich die Aufmerkſamkeit der Kapitaliſten auf der andern Seite des Waſſers erregen würden. Er zeigte einige ſeiner Proſpekte, und gab mir einen kurzen Bericht der verſchiedenen Unternehmungen, unter denen er die Wahl habe. Unter dieſen erinnere ich mich der folgenden genau:

Drei Kaliforniſche Goldminen.
Eine Virginiſche im Betrieb.
Eine auf dem Iſthmus.
Zwei prächtige Kupfer-Minen am See Superior.
Eine Kupfer-Mine in Tenneſſee.
Conceſſion vom Staate Virginien für eine Land-Compagnie.
Desgleichen vom Staate Georgia für eine Bauholz-Compagnie.
Plan, um Eichenwaldungen in Florida zu kaufen.
Erfindung (bereits patentirt), um Papier aus der Rinde gewiſſer Bäume zu machen.
Desgleichen Metalle mit wenig oder gar keinem Feuer zu ſchmelzen.
Desgleichen um eben ſo Dampf zu erzeugen. Plan zur Bereitung von franzöſiſchem Cognac aus Branntwein, der von Amerika nach Paris gebracht werden und der dann, wenn man ihm Farbe und Geſchmack gegeben, zurückgeſchickt und in New-York im Steuer-Depot verkauft werden ſollte.
Erfindung, um Stahl mit unbedeutenden Koſten aus ſchlechtem Stab-Eiſen zu machen, und noch verſchiedene andere kleine Geſchäfte, die Harley „Spielereien“ nannte, aus denen er immer noch einige wenige tauſend Pfund machen könne.

„Sie ſehen,“ ſagte er, „ich habe meine Hände voll. Ich weiß, wie die Sachen ſtehen. Ich habe meine Vorbereitungen in London getroffen; ich verließ London erſt vor 3 Monaten; ich habe mir Larry Burton Weſtneath und Hope als Admiräle geſichert, die berühmteſten Leute in dieſer Richtung in der Stadt; ſehr reiche Verbindungen. Hatte geſtern einen Brief von ihnen. Glynn und die Londoner und Weſtminſter Bank werden meine Banquiers ſein. Ich werde baldmöglichſt abreiſen. Sehen Sie nun Mr. Parkinſon, ich brauche einen zuverläſſigen Mann, mich hier zu vertreten, während ich drüben bin. Wir können unſere Kräfte vereinigen und in weniger als zwölf Monaten verſpreche ich Ihnen ein halbes Dutzend Vermögen, wenn eins Ihnen nicht genügen ſollte.“

Mit ſolchen hoffnungsreichen Geſprächen ward der Abend hingebracht. Obgleich ich mich der Thatſache nicht verſchließen konnte, daß Harley ein Spekulant war, geneigt, ſich in jede Speculation einzulaſſen, die Gewinn verſprechend ausſah, ſo wußte ich doch auch, daß es Gelegenheiten gab, aus ſolchen Dingen Geld zu machen und daß ſie nicht ſelten gut ausfielen, wenn ſie ſich in geſchickten Händen befanden. Nun war Harley ſchon in London bekannt und hatte den Grund zu dem gelegt, was er unternehmen wollte. Warum ſollte nicht von all' dieſen Projekten wenigſtens eines ein Haupttreffer ſein? Ich muß geſtehen daß, während ſeine offenherzigen Geſtändniſſe mich den Charakter des Mannes etwas niedriger beurtheilen ließen, ich ihm doch ſo freundlich geſinnt blieb, wie je, und glaube, ich ſtand ganz ſo ſehr wie früher unter ſeinem magnetiſchen, ich hätte faſt geſagt magiſchen Einfluß.

Während einer kurzen Pauſe in der Unterhaltung ſah ich nach meiner Uhr. Es war 10 Uhr. Plötzlich erinnerte ich mich meines Verſprechens, Downers Familie zu beſuchen. Ich erhob mich alſo ſchnell und erklärte, ich müſſe gehen. Mr. Harley würde mich gern zurückgehalten haben, aber er ſah, ich war eilig. So ſtiegen wir denn wieder zum Wohnzimmer hinauf, wo ich meinen Ueberzieher gelaſſen hatte, um Madam guten Abend zu ſagen. Sie ſaß matt hingeſtreckt auf einem Schaukelſtuhl.

„So iſt es immer,“ ſagte ſie, „wenn Algernon einen Gaſt einladet. Gleich nach dem Eſſen verſchwindet er mit ihm in die untern Regionen, unter dem Vorwande, daß eine Cigarre geraucht werden ſoll, von wo er gegen Mitternacht wieder auftaucht, und wo er von Nichts ſpricht, als von Geſchäft, Geſchäft, Geſchäft.“

„Verzeihen Sie,“ rief ich aus, „ich fürchte, ich bin dies Mal der Schuldige und nicht Ihr Mann, da ich mich unwillkürlich zu ſehr für das intereſſirte, was er erzählte. Ich verſpreche, mich künftig beſſer zu betragen.“

Die Dame lächelte, Harley lächelte und ich kam fort.

England.

Einblicke in das Innere der puſeyitiſchen Bewegung und des engliſchen Katholicismus.

Unter den Feinden des Papſtthumes und den Freunden und Gönnern des jungen italiſchen Reiches ſteht das proteſtantiſche England in vorderſter Reihe; Bibelgeſellſchaften und religiöſe Vereine aller Art ſind eifrig bemüht, auf der Halbinſel Wurzel zu faſſen und ihre Bewohner für den Proteſtantismus zu gewinnen — und ſonderbarer Weiſe zu derſelben Zeit macht der in Italien in die Vertheidigung gedrängte Katholicismus in dem mächtigen Inſelreiche die bedeutendſten Fortſchritte, und wagt es ſogar in ausgedehnteſter Weiſe in die Offenſive überzugehen — eine merkwürdige Erſcheinung. — Nach den zahlreichen Schriften engliſcher Katholiken, die meiſt Konvertiten ſind, zu urtheilen, nach dem zuverſichtlichen Tone, der in denſelben herrſcht, nach der ganzen Richtung, welche

Digitized by Google

dieſe Beſtrebungen nehmen, zuſammengehalten mit dem, was uns darüber gelegentlich in ſtatiſtiſcher Hinſicht zukommt, kann man nicht umhin, dieſer Bewegung eine gewiſſe Wichtigkeit beizumeſſen und die Frage zu ſtellen, wie dieſelbe aus den in England herrſchenden Zuſtänden und Einflüſſen begreifbar wird. Italien ſcheint ſich zu proteſtantiſiren; die Bewohner der Klöſter, die Weltgeiſtlichen ſind liberal, ſie huldigen den neuen Ideen, ſie entwerfen Pläne zur Reformation der Kirche; ſie geben die weltliche Herrſchaft des Papſtes und die Intereſſen der Hierarchie für die junge Italia in Kauf — und in England, im Lande alter Freiheit, im Lande der materiellen Intereſſen und der erklärteſten Nüchternheit, treten die würdigen anglikaniſchen Profeſſoren, Doktoren, Gentlemen jeden Standes und Berufes ſchaarenweiſe zum Katholicismus zurück, wie ſie ſagen; das römiſche Miſſale und Brevier findet eifrige Verehrer, Klöſter und Congregationen entſtehen auf altproteſtantiſchem Boden, während ſie auf katholiſchem aufgehoben und ſäkulariſirt werden.

Dieſer neuengliſche Katholicismus iſt eine Erſcheinung, welche wohl verdient, in's Auge gefaßt zu werden, da er zum Theil eigenthümliche Charakterzüge aufweiſt, welche ihn zum guten Theile von dem deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen unterſcheiden. Zum bei weitem größerem Theile von Konvertiten getragen, welche den gebildeten Klaſſen des engliſchen Proteſtantismus, namentlich der Hochkirche, angehören, trägt er deutlich das Gepräge ſeines Urſprunges an ſich; namentlich entwickelt er eine Kenntniß der inneren Zuſtände ſeiner frühern Religionsgemeinſchaft und des Proteſtantismus überhaupt, die man bei den deutſchen, vollends gar aber bei den italiäniſchen, franzöſiſchen Katholiken, vor allem den Geiſtlichen, vergebens ſuchen würde. — Man kann nicht ſagen, daß bei Jenen eine beſonders tiefe und umfangreiche Kenntniß der Bibel und der älteren Zeiten des Chriſtenthums verbreitet ſei; das Ideal derſelben iſt immer das mittelalterliche Papſtthum Gregor's VII. und die glänzenden Zeiten der Hierarchie; ihre Gelehrten ſind ſtärker bewandert in der Scholaſtik der mittelalterlichen kirchlichen Philoſophen, in der Kaſuiſtik, in den Conſtitutionen und äußerlichen Kirchenformen, als in der Bibel, namentlich in dem alten Teſtamente, das man zum guten Theile nur aus der Vulgata kennt. Es iſt ferner einleuchtend, daß der große Verfall, der in den Verhältniſſen des feſtländiſchen Katholicismus eingetreten, ſeinen Urſprung weſentlich aus dem Widerſpruche hervorgegangen, der ſich zwiſchen den Anſprüchen der Hierarchie und ihrer konſervativen, reſp. reaktionairen Politik und dem ſocialen und geiſtigen Leben ihrer Gläubigen herausgeſtellt hat; die Schutzwehren, welche der Jeſuitenorden gegen das Eindringen des Proteſtantismus aufgeführt, haben ſich als ſchwach und haltlos erwieſen; die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, der Revolution, des Humanismus haben die Hierarchie nahezu unvorbereitet und wehrlos gefunden, wenn ſie gleich, als die Gefahr auf's Aeußerſte kam, einen energiſchen und konſequenten Widerſtand geleiſtet hat. Es iſt daher eine höchſt merkwürdige und eigenthümliche Erſcheinung, daß dieſer ſeinem Umfange nach immerhin beſchränkte Konvertiten-Katholicismus Englands ſich in kurzer Zeit bei den Altkatholiken des Feſtlandes eine Stellung zu erobern gewußt hat, welche für ſie ſelbſt und ihr geiſtiges Leben nicht eben ein beſonders vortheilhaftes Zeugniß ablegt. Der Regel nach, müßte man denken, daß die Bücher, die man jetzt aus England holt, eher aus Italien, aus Frankreich oder aus Deutſchland kommen ſollten — es iſt aber gerade umgekehrt, der feſtländiſche Katholicismus erquickt ſich an dem Englands.

Das vorliegende Buch,* welches uns zu dieſen Betrachtungen Anlaß giebt, iſt eine Bekehrungsgeſchichte — voll gründlicher Theologie, voller Apologetik und Controverſe (obgleich dieſe in ſehr anſtändigem Tone gehalten iſt) — ein Roman, deſſen Fabel uns hier nichts angeht. Dabei aber enthält es zugleich ein längeres Vorwort, Einleitung, oder wie man es nennen will, welches höchſt intereſſant iſt für die innere Geſchichte der puſeyitiſchen Bewegung, inſofern ſie Aufſchlüſſe über Dinge giebt, die ſich dem profanen Auge gewöhnlich entziehen. „Perſönliche Erinnerungen an die „Oxforder Bewegung," ein in einem Leſeverein zu Islington gehaltener Vortrag von Friedrich Oakeley, Mag. Art., einſt Fellow im Balliol-Colleg zu Oxford, jetzt katholiſcher Pfarrer zu Islington und Kanonicus des Metropolitan-Kapitels."

„Meine früheſten perſönlichen Erinnerungen von einem Eingriff in das ausgetretene Gleis des Oxforder Religionsweſens reichen in die Zeit zurück, da Dr. Karl Lloyd, welcher um das Jahr 1827 von dem damaligen Miniſter Sir Robert Peel, ſeinem früheren Zögling, zum Biſchofe von Oxford ernannt wurde, noch die Stelle eines Profeſſor Regius bekleidete. Dr. Lloyd war ein Geiſtlicher von großen Fähigkeiten und ausnehmender Gewandtheit, einer von den wenigen Männern, die unter der Herrſchaft eines verkehrten Syſtems (der Hochkirche) ſich ſtark genug fühlten, ihren eigenen Standpunkt einzunehmen und furchtlos gegen hergebrachte Vorurtheile den Kampf zu eröffnen. Er hatte einen Theil ſeines früheren Lebens in der Geſellſchaft franzöſiſcher Prieſter zugebracht, und aus der Unterhaltung mit ihnen und aus ihrem Betragen ſich von den Lehren der katholiſchen Kirche und dem Leben in ihr einen Begriff gebildet, der ganz verſchieden war von dem, was die Proteſtanten im Allgemeinen darunter vorzuſtellen belieben. In Folge der Bildung, die er in ſeiner Jugend genoſſen und der Freundſchaften, die er an der Hochſchule angeknüpft hatte, war Dr. Lloyd allerdings ein entſchiedener Proteſtant; nachdem er jedoch das verantwortliche Amt eines Profeſſors der Theologie übernommen hatte und ſich des Einfluſſes bewußt geworden war, welchen er nebſt ungemeiner Anziehungskraft für die Herzen der ihm anvertrauten jungen Leute, durch gelehrtes Wiſſen und Kunſt der Rede auf ihren Geiſt zu üben im Stande war, da verſuchte er, ſich mehr oder weniger von den Feſſeln ſeiner Stellung loszumachen und in eine „neue Linie," wie man es in Oxford zu nennen pflegt, einzulaufen. Zu dem Zwecke erſah er ſich als Stoff zu einer Reihe von theologiſchen Vorträgen die Entſtehungsgeſchichte und den innern Bau des anglikaniſchen Kirchen-Gebetbuches — ein Gegenſtand, der ihn und mit ihm ſeine Zuhörer veranlaſſen mußte, das römiſche Miſſale nebſt dem Brevier als die Quellen, aus denen der Inhalt jenes Buches größtentheils geſchöpft iſt, prüfend zur Hand zu nehmen. Plötzlich wurde, ohne ſichtbaren Grund, Herrn Booker's Bücherlager in der New-Bond-Straße bis zur Erſchöpfung ſeiner reichen Vorräthe zur Lieferung von Meß- und Gebetbüchern für die Oxforder Studenten in Anſpruch genommen. Herr Booker war ein zu guter Katholik, als daß er ein ſolches Verlangen nur mit den Augen eines Kaufmannes angeſehen hätte, und da er nicht auf ein Wunder zu hoffen wagte, ſo vermuthete er klüglich irgend eine Art von Verſchwörung. Durch einen eigenthümlichen Zufall traf es ſich, daß ich ſelbſt der einzige Proteſtant in Oxford war, welchen Booker, und hinwiederum Booker der einzige Katholik, welchen ich perſönlich kannte; und ich war es, wenn ich nicht irre, welcher ihm ſeinen Argwohn nahm und ihm verſicherte, er könne mit gutem Gewiſſen Miſſale und Breviere, ſo viel er wolle, nach Oxford kommen laſſen."

Die Anglikaner machen alſo die Entdeckung, daß das common prayer book die liturgiſchen Schätze der alten Kirche ſehr ſtark ausgenutzt habe. Dr. Lloyd fiel bald nachher dem Eifer zum Opfer, mit dem er ſich für die Emancipation der Katholiken intereſſirte; er ſtimmte mit ſeinem Beſchützer Sir Robert Peel, als dieſer im Jahre 1829 eine Kabinetsfrage aus ſeiner Bill machte, fiel in Ungnade beim König und in Ungunſt bei ſeinem Clerus und zog ſich im Oberhauſe, worin er als Biſchof Platz hatte, durch heftige Aufregung beim Sprechen ein Fieber zu, an dem er nach drei Wochen ſtarb. Mit ihm ging das Studium der Liturgien an der Univerſität Oxford wieder zu Grunde. Unter ſeinen Zuhörern waren auch John Henry Newman, Eduard Puſey, der frühere Archidiakon Wilberforce, Froude und viele Andere.

Froude, der früh verſtorbene Biſchof von Saliſbury, war derjenige, der die von Lloyd gegebenen Anregungen und Eindrücke am tiefſten aufnahm. Ein ernſter aſcetiſcher Geiſt beſeelte ihn; was bei Lloyd eine Anſicht geweſen, wurde bei Froude eine Ueberzeugung, die ſich endlich der Welt verrathen mußte. Schon begann er offen für den Katholicismus Partei zu nehmen und Manches hervorzuheben, was zu deſſen Gunſten gegen die Reformation ſprach. Es dauerte nicht lange, ſo hatte Froude eine Eroberung gemacht an Newman.

„Mehrer Jahre ſpäter nahmen die „Oxforder Traktate" unter den von Dr. Newman allſeitig beleuchteten Verhältniſſen ihren Anfang. Wir übrigen waren inzwiſchen, wiewohl wir in Oxford blieben und mehr oder weniger mit einander verkehrten, doch wie ein in der Auflöſung begriffenes Heer; der Eine ging hierhin, der Andere dorthin. Einige kehrten aller ernſtgemeinten Religion den Rücken, indeß Andere ſich Zerrbildern zuwandten, welche zu unſerem ganzen Weſen, dem angeſtammten und dem anerzogenen, im ſchroffſten Gegenſatze ſtehen. Von all' den ſonderbarn Meinungen, welche im Betreff des Oxforder Streites verbreitet ſind, iſt keine ſo handgreiflich im Irrthum, als wenn man eine Art von Verſchwörung oder vorbedachter Einigung zwiſchen denen vorausſetzt, welche endlich katholiſch wurden. Wir bewahrten insgeſammt unſere Eigenthümlichkeiten, Jeder die ſeinigen; ſie ſtanden gleich ebenſo vielen ſcharfen Ecken Allem im Wege, was zu einem lebensfähigen Bande hätte führen können. In mancher wichtigen Frage fanden wir uns daher na

* Sammlung von klaſſiſchen Werken der neuern katholiſchen Literatur Englands. 22. Bd. Verluſt und Gewinn. Eine Erzählung von Dr. J. H. Newman, überſetzt von Schündelen. Köln, 1861. J. B. Bachem.

Digitized by Google

entgegengeſetzten Seiten hin zerſprengt. Jeder ging ſeinen beſondern Beſchäftigungen, Neigungen und Zielpunkten nach; und wenn die verſchiedenen Perſonen, welche gewöhnlich als Träger der Oxforder Meinungen faſt wie eine Perſon betrachtet werden, einander in Geſellſchaft begegneten, ſo waren ſie der Gleichſtimmung ſo wenig ſicher, daß die Furcht, in Streit zu gerathen, nichts weniger als günſtig auf ihren Verkehr einwirkte.“

Bei alledem ſetzte der Sauerteig unter der Oberfläche ſeine Wirkung fort.

Endlich erſchien der berühmte neunzigſte Traktat, der gleich einer Lärmtrommel wirkte, indem er eine Erklärung der 39 Artikel brachte, welche auch von denen, die ſchon dem Katholicismus ſehr nahe ſtanden, unterſchrieben werden konnte. Der akademiſche Geiſt fuhr erſchrocken auf. Die Univerſitäts-Behörde hielt eine ihrer Wochenſitzungen und dekretirte ein Verbot der Schrift, durch welches natürlich, wie immer, das gerade Gegentheil bewirkt wurde. Das Werk ging reißend ab, und neue Schriften folgten ihm.

Zur ſelben Zeit geſchah in London ein praktiſcher Verſuch, dieſe katholiſirenden Ideen in's Leben zu führen. Auf den Cavendiſh-Platze befand ſich eine Kapelle, die Margareten-Kapelle genannt, die aber nicht einer heiligen, ſondern einer ſehr profanen Weltdame ihren Urſprung verdankte. Sie war zur Zeit der franzöſiſchen Revolution entſtanden und anfangs eine Art Tempel des Deismus geweſen. Dann hatten Vertreter der Staatskirche, Irvingianer, ſtrenge Anglikaner darin gepredigt und functionirt. Als ſie in dieſer letzten Phaſe ziemlich verödet war, wurde dem Verfaſſer der von uns benutzten Quelle — Frederick Oakeley, von ſeinem Biſchofe das Anerbieten gemacht, die Predigerſtelle daran zu übernehmen.

Kaum war derſelbe eingeführt, als er anfing, Einrichtungen zu treffen, welche unzweifelhaft dem proteſtantiſchen Gebrauche zuwider liefen.

„Wie ungünſtig auch das Arbeitsfeld erſcheinen mochte, es gab doch Spielraum genug zu einem gottesdienſtlichen Verſuche, der von Allem, was in London ſelbſt gewagt werden durfte, verſchieden, aber doch ſtreng nach den Oxforder Grundſätzen eingerichtet war, und zwar in einer Weiſe, die praktiſch ſowohl als theoretiſch bereits in dem eigentlichen Gründer der Oxforder Schule, Dr. Newman, ihren Vertreter gefunden hatte. Die Einführung von Ordnung und Schönheit in den öffentlichen Gottesdienſt war in dem proteſtantiſchen London etwas Neues und fand doch ſo unverkennbar Anklang, daß man wohl zu dem Schluſſe berechtigt war, es müſſe die menſchliche Natur ſich dadurch freundlich angeſprochen finden.“

Die Hauptänderungen beſtanden in Folgendem: Kanzel und Leſepult wurden von ihrer bevorzugten Stellung von dem Abendmaltiſche entfernt, und an der Seite angebracht, der Abendmaltiſch zu einem wirklichen Altar mit rother Bekleidung, Crucifix und Leuchter umgeſchaffen, und ſomit ein eigentliches Sanctuarium angebracht — die gewöhnliche Einrichtung katholiſcher Kirchen.

„Die Margareten-Kapelle hat viele Dutzend Bekehrungen zur katholiſchen Kirche veranlaßt, namentlich auch von vier nach einander an ihr angeſtellten Geiſtlichen, wiewohl nie etwas anderes bezweckt ward, als Förderung des anglikaniſchen Kirchenweſens.“

Folgende Stelle iſt bezeichnend genug für dieſen damals noch ſich ſelbſt täuſchenden Kryptokatholicismus:

„Unſer (der Geiſtlichen an der Margareten-Kapelle) Hauptbeſtreben war dahin gerichtet, der ſittlichen und religiöſen Stimmung im Volke dadurch einen veredelnden Aufſchwung zu geben, daß wir ſo katholiſch predigten, als eine nicht unredliche Deutung der ſtaatskirchlichen Formulare es nur immer geſtatten wollte. Wir hatten uns von der Kirche, wie ſie in England geſchichtlich und thatſächlich als Nationalkirche vor uns ſtand, einen klar beſtimmten Begriff gebildet, gemäß welchem ſie alle Geſtaltungen des Proteſtantismus, ſo viele derſelben in den Bereich ihrer eingeſtandenermaßen weitſinnigen Bekenntnißformen ſich bringen ließen, zu einem Platze in ihrem Schoße berechtigt halten müßte, alſo auch *jene äußerſte Form von Anglikanismus, die nur noch inſofern proteſtantiſch iſt, als ſie nicht römiſch ſein will.* Ich wünſche nicht, auch nur einen Augenblick dieſen meinen damaligen Standpunkt zu vertheidigen; aber wie widerſinnig und unhaltbar er mir jetzt erſcheinen mag, ſo war er doch, dünkt mich, nur die Folge eines Irrthums, der aus redlichem Gemüthe kam. Ebenſo nach der liturgiſchen Seite hin: wie wir in den Artikeln der anglikaniſchen Kirche der Deutung deſſen, was wahre Lehre ſei, einen weiten Spielraum gegeben ſehen, ſo ſtand es uns nicht weniger feſt, es ſei durch die Rubriken uns ein entſprechend weites Feld frei gelaſſen, um die Ceremonien beim Gottesdienſte nach eigenem Ermeſſen zu ordnen. Offenbar aber tritt dieſer Anſchauungsweiſe, mochte ſie auch, rein für ſich betrachtet, auch berechtigt ſein, doch nach beiden Seiten hin ein *weſentlich proteſtantiſcher Geiſt* entgegen, der die ganze Kirche ſowohl als das Volk dieſes Landes durchdringt; und nach dieſem herrſchenden Geiſte, nicht aber nach dem Buchſtaben der Bekenntnißſchriften muß doch zuletzt das eigenthümliche Weſen der Nationalreligion beurtheilt werden.“

„Es war vorauszuſehen, daß unter Männern, wie ſie an unſeren beiden großen Univerſitäten leben, fein gebildeten Geiſtes, aber wenig an ſittlichen Ernſt gewöhnt, viele ſich finden würden, die den Katholicismus nur von der gefälligen Seite nehmen, und alles Mißliebige an ihm überſehen — die ihn als Geſchmackſache gern ſich aneignen, ſeiner Lebensregel aber nicht achten wollten — Bald in der That ſchoß eine Menge dilettirender Katholiken empor.“...... Baukunſt, Ceremonienweſen, Muſik, Weihrauch, tout comme chez nous, in der romantiſchen Epoche.

„Ehrwürdigen Gottesgelehrten wurde wohl nicht ohne Grund nachgeſagt, ſie bedienten ſich in ihren Kirchen des Weihrauchs in Form von Paſtillen; und „für Blumen auf dem Altare“ wurde geſtritten mit einem Eifer, der einem Bekenner Ehre gemacht haben würde. Geſchichten gingen von Mund zu Mund, wie Geiſtliche vor Biſchöfen, die von ſo etwas nichts wiſſen wollten, das Knie gebeugt, oder unerwartet in Chorrock und Soutane erſchienen ſeien.“

Auf die Beförderung der gothiſchen Baukunſt hatte indeß dieſe Vorliebe für katholiſche Traditionen einen bedeutenden Einfluß; indeſſen den eigentlichen Leitern, wie Newman u. A. war damit keineswegs etwas gedient; im Gegentheil wird, wie wir hier ſehen, dieſer Eifer, Weihwaſſerbecken, Engelsfiguren, Altäre, Tabernakel u. ſ. w. anzubringen, ſtark in's Lächerliche gezogen; der Kern der Sache war die Asceſe der alten Klöſter, wie es namentlich aus der Einrichtung des von Newman zu Littlemoor bei Oxford gegründeten Kollegiums und anderer ähnlicher Anſtalten hervorgeht. Selbſt dem iriſch-katholiſchen „Tablet“ imponirte das noch immer anglikaniſche Inſtitut: „Ich ſelbſt (Oakeley) hatte mehr als einmal das Glück, eine Woche bei Dr. Newman in dieſer Zurückgezogenheit verweilen zu dürfen. Wer könnte zurückdenken an die feierliche Stimmung, die im ganzen Hauſe herrſchte; wer könnte des Anblicks, ich möchte ſagen des köſtlichen Duftes, den dieſe Sammlung theologiſcher Werke gewährte, der fleißigen Mitgäſte, wie ſie, ein Jeder an ſeinem Tiſche, in einen Folioband vertieft daſaßen; wer könnte der Stille, die durch die Pendelſchläge der Uhr auf dem Heerdſimſe gleichſam hörbar wurde, ſich erinnern, und wer hat jemals an dem einfachen, immer ſchweigend verzehrten Male in dem ſchmuckloſen Speiſeſaale Theil genommen, oder in der kleinen dunkeln Kapelle mit ihrer Abgeſchloſſenheit dem lauten Stundengebete beigewohnt — der nicht anerkennen müßte, ja hier herrſchte die Asceſe der alten Wüſtenbewohner, die aufwärts führt zu dem Herrn!“

Daß ſolche Leute nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben konnten, liegt auf der Hand. Die vorliegende Erzählung, „Verluſt und Gewinn“ enthält eigentlich eine in Romanform eingekleidete Geſchichte der ganzen puſeyitiſchen Bewegung. — Wer etwas Theologie vertragen kann, wird ſie nicht ohne Frucht für die Kenntniß der engliſchen kirchlichen Zuſtände der Gegenwart leſen. Mancher würde einem frommen Manne, wie Newman, nicht ſo viel Humor zutrauen, aber er beſitzt ihn, trotzdem daß er römiſcher Katholik und ſogar Oratorianer geworden, in gar nicht gewöhnlichem Maße. Ueber den echt engliſchen Induſtrie-Miſſionarius Dr. Kitchens, mit ſeinem patentirten, acht Duodez-Seiten ſtarken „Kitchens' Spiritual Elixir,“ das nach einer Unzahl von Zeugniſſen Millionen von Sündern, einigen ſogar in der Zeit von ſechs Stunden geholfen, und radicale mit profuſem Schweiß verbundene Bekehrungen verurſacht hat, haben wir wirklich lachen müſſen.

Italien.

Ein Vorfahr Victor Emanuel's als Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone.*

Der feindliche Gegenſatz zwiſchen den Häuſern Habsburg und Savoyen, der in der Geſchichte der jetzigen Generation eine ſo bedeutende

* Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutſche Kaiſerwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges von Dr. Bernhard Erdmannsdörffer, Privatdocent an der Univerſität Jena. Leipzig, Veit u. Comp., 1862.

Digitized by Google

Rolle ſpielt, datirt nicht erſt aus der neueren Zeit und iſt keineswegs durch das Lebendigwerden der Nationalitätenfrage und den neueren politiſchen Liberalismus entſtanden; eine intereſſante geſchichtliche Monographie, welche uns vorliegt, zeigt uns auf das Umſtändlichſte, wie alt dieſe Nebenbuhlerſchaft der beiden Herrſchergeſchlechter und der Grundzug iſt, der ſie zu Vertretern ganz feindlicher politiſcher Richtungen gemacht hat. Gerade an dem Wendepunkte, der für den Beſtand und die Macht des Habsburgiſchen Hauſes und ſeine deutſche, wie italiäniſche Politik von entſcheidender Wichtigkeit war, bei der deutſchen Kaiſerwahl im Jahre 1619, als ſchon der unglückſelige dreißigjährige Krieg ſeine erſten Verheerungen angerichtet hatte, war einer der Bewerber um die erledigte Krone, welche dem ſteyriſchen Ferdinand zufallen ſollte, der Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Er verſuchte mit Hülfe der Union und durch Verbindungen mit dem Proteſtantismus zum Ziele zu gelangen. Seine Theilnahme an den Bewegungen, welche der Wahl Ferdinand's II. vorausgingen, iſt bisher in den ausführlicheren Darſtellungen der Geſchichte nicht überſehen worden, hat aber nicht die gehörige Beachtung gefunden, die ihr vom Standpunkte der neueren Ereigniſſe aus wohl zukommen dürfte.

Der Verfaſſer unſerer Monographie ſchickt einen Ueberblick über die Geſchichte Savoyen's im 16. Jahrhunderte voraus, und giebt überhaupt alle vorbereitende Aufklärung, die nöthig iſt, um die oben angegebene Bewerbung des ſavoyiſchen Herzogs begreiflich zu machen. Wir entlehnen daraus dasjenige, was dazu dienen kann, die geſchichtliche Strömung erkennbar und hierdurch die Ereigniſſe der Gegenwart verſtändlicher zu machen.

Die Verbindung Savoyens mit dem deutſchen Reiche und ſavoyiſcher Adelsgeſchlechter mit deutſchen reicht in alte Zeiten hinauf. Amadeus VIII., Graf von Savoyen, erwarb faſt zur ſelben Zeit, als Kaiſer Sigismund den Burggrafen von Nürnberg aus dem Hauſe Hohenzollern mit der Mark Brandenburg belehnte, von demſelben Kaiſer, ſeinem Lande und ſeinem Hauſe die herzogliche Würde. Durch das Ausſterben der ſeit 1285 getrennten Seitenlinie der Fürſten von Achaja, Herren von Piemont, und durch andere Erwerbungen in den ſubalpinen Ländern war nämlich das Territorium der ſavoyiſchen Herrſcher faſt auf das Doppelte des bisherigen Umfangs vergrößert worden. Uebrigens iſt dies derſelbe Amadäus, der, als von dem Basler Concil erwählter Gegenpapſt, mehrere Jahre lang die Tiara trug. Mehr Diplomat, als Krieger, verſtand er noch mehr, als durch materielle Erweiterung ſeines Gebietes, durch klug geleitete Unterhandlungen ſeine Macht und ſeinen Einfluß nach allen Seiten hin auszudehnen, und zeichnete zuerſt ſeinem Hauſe den Weg vor, den es ſeitdem gegangen iſt. Bei dieſer engen Vereinigung des ſavoyiſchen Hauſes mit dem deutſchen Reiche, kam im 15. Jahrhundert der Glaube auf und machte ſich überall geltend, daß die Savoyer eigentlich altſächſiſchen Urſprungs ſeien, indem Berold, der angebliche Stammvater derſelben in gerader Linie von Wittekind abſtamme. Deshalb hat ſich auch Savoyen ſtets für ein Reichsland angeſehen, und wie ſelbſtändig und mächtig auch einzelne ſavoyiſche Herzöge auftreten mochten, die reichsfürſtliche Phraſe hat ſich, bis das deutſche Reich ſelbſt in Trümmer ging, ſelbſt noch bei den Königen von Sardinien erhalten. Hin und wieder tauchen in Savoyen Vorſchläge auf, daß man dem Reiche ſich wieder nähern, daß man den gebührenden Sitz am Reichstage wieder einnehmen ſolle. Der letzte dieſer Art iſt vom Jahre 1793, und in demſelben Jahre verlangte Oeſterreich von dem Könige von Sardinien im Namen des Reiches den Matricularbeitrag zum Kriege gegen Frankreich. Während der Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münſter hat man von ſavoyiſcher Seite daran gedacht, das Herzogthum Savoyen zu einem Kurfürſtenthum des Reichs erheben zu laſſen und hat die Begünſtigung Frankreichs dafür in Anſpruch genommen; und als wenige Jahre danach Frankreich alle Hebel einſetzte, um nach dem Tode Ferdinands III. die Kaiſerwahl Leopold's I. zu hintertreiben (1657), war unter den Thron-Kandidaten, welche Mazarin vorſchob, noch einmal ein Herzog von Savoyen, Karl Emanuel II. Als im December 1745 König Karl Emanuel III. Unterhandlungen mit den Franzoſen anknüpfte, wegen ſeines Rücktrittes von jenem viel getadelten Vertrag von Worms (1743), welcher ihn mit Maria Thereſia verband, und als die Franzoſen wohl durch ein neues günſtiges italiäniſches Theilungsprojekt ihn zu gewinnen ſuchten, wies der König dieſe Gedanken mit den Verpflichtungen zurück, die er gegen das Reich habe, von welchem all' ſeine Titel und Anſprüche herſtammten. Auch Titel und Anſpruch des Reichsvicariats in Italien wurden natürlich aufrecht erhalten; bisweilen mochte er ſelbſt bei praktiſchen Fragen geringerer Art mit aufgeführt werden und ſeine Wirkung haben. Noch im J. 1790 verfaßte ein hoher Beamter des Königreichs ein Memoire darüber, welche Rechte und Pflichten das Reichsvicariat dem Könige von Sardinien bei etwa eintretenden Wirren verleihe. Kurz darauf brachen jene Wirren aus, welche dem Reiche und ſomit auch dem Reichsvicariate ein Ende machten.

Alle dieſe Dinge ſind intereſſant genug. Man erkennt hieraus, daß das Reichsvicariat in Italien vor der Revolution für das ſavoyiſche Haus daſſelbe bedeutete, was nach derſelben die nationale Idee geworden iſt — nämlich die Handhabe zur Erweiterung ſeiner Macht. Eigentlich iſt dieſelbe ſchon in dem Gedanken des Reichsvicariates enthalten, inſofern dieſes Italien gleichfalls als eine ideelle Einheit anſieht, welche in eine materielle übergeführt werden ſoll. Aus dem Reichsvicariate hätte ſich unter anderen Umſtänden juriſtiſch ganz daſſelbe herausdeduciren laſſen, was man jetzt auf Grund der nationalen Idee beanſprucht, wenigſtens eine Oberhoheit über die andern italiäniſchen Fürſten, die Schirmvogtei über den päpſtlichen Stuhl u. dergl. Die franzöſiſche Revolution, der Fall des Reiches, die veränderte Stellung der Habsburger, deren thatſächliches Reichsvicariat nun nicht mehr durch eine juriſtiſche Idee geſtützt wird, haben der Sache eine ganz veränderte Geſtalt gegeben.

Jedenfalls lebt in den Savoyern ein nicht gewöhnlicher Ehrgeiz und eine Rührigkeit in Verfolgung ihrer Ziele, welche im Blute zu liegen ſcheint, da ſie ſeit Jahrhunderten raſtlos wirkſam iſt.

Das Halten am Reich, welches dieſen Savoyern auf den erſten Anblick den Anſchein großer Bundestreue und einer rührenden kaum verdienten Anhänglichkeit giebt, erklärt ſich übrigens einfach aus der bedrohten Stellung, welche ihr Land den franzöſiſchen Königen gegenüber einnahm. So z. B. war es in Folge verſchiedener Händel bereits 1536 dahin gekommen, daß Frankreich nicht nur Savoyen ſondern auch den größten Theil von Piemont beſetzte und das Eroberte als franzöſiſche Provinz einrichtete, während bereits 1535 Genf und das Waadtland verloren gegangen war, und bis heutigen Tag verloren geblieben iſt. Was gerettet wurde, verdankte Karl III. allein der Treue einzelner Städte, unter denen ſich Nizza durch aufopfernde Hingebung auszeichnete. Als dieſer Fürſt im Jahre 1553 ſtarb, war der kleine Staat nahezu aufgelöſt. Sein Sohn Emanuel Filibert iſt der neue Gründer des Staats geworden.

Unter ſeinem Oheim Karl V. dienend, machte er 1547 den ſchmalkaldiſchen Krieg mit, und ſpäter von Philipp II. zum Kommandanten des ſpaniſchen Heeres in den Niederlanden ernannt, erfocht er den glänzenden Sieg bei St. Quintin (1557). Dabei verlor er indeſſen ſeine eigenen Angelegenheiten nie aus den Augen, und ließ ſich durch allerlei Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, z. B. Vermählung mit der nachmaligen Königin Eliſabeth von England (Philipp II. als Gemahl der engliſchen Maria machte ſie), mit der verwittweten Herzogin Chriſtine von Lothringen, Nichte des Kaiſers, nicht verlocken, ſeinem Ziele zu entſagen, das auf die Wiedergewinnung ſeiner Erblande ging. Der Frieden von Château-Cambreſis, 1559, woſelbſt auch ſeine Geſandten erſchienen waren, brachte ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche. Mit ſpaniſchen Waffen auf den Schlachtfeldern der Niederlande hatte er ſich das Recht erkämpft, die Schweſter Heinrich's II. von Frankreich, Margaretha, als Gattin, und als Mitgift ſein von den Franzoſen beſetztes Land begehren zu dürfen. Nur fünf Orte, Turin, Pignerol, Chieri, Chivaſſo, Villanova ſollten einſtweilen noch von den Franzoſen beſetzt bleiben, und zur Garantie andererſeits die Spanier Vercelli und Aſti beſetzen. Erſt im Jahre 1574 zogen die letzten fremden Garniſonen ab.

Die Rückkehr Emanuel Filibert's in ſeine Staaten iſt einer der wichtigſten Wendepunkte für die Geſchichte Savoyens und die neuere Geſchichte Italiens überhaupt. Dieſer Fürſt iſt für Italien der Prophet und Geſetzgeber des monarchiſchen Staates, wie er faſt allerwärts im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ſich bildet, d. h. des fürſtlichen Abſolutismus. Das übrige Italien blieb noch lange Zeit von den neuen politiſchen Ideen ausgeſchloſſen; die ſpaniſchen Statthalterſchaften, der Kirchenſtaat, die Republik Venedig verharrten auf dem alten Standpunkte, der jede Neuerung ſtreng von ſich abwies. Emanuel Filibert war im Feldlager zum Manne gereift, er hatte ſich ſein Land mit den Waffen auf fremden Schlachtfeldern im Dienſte der Habsburger erkämpft; er wollte „ein anderer Herzog ſein, als ſeine Vorgänger." Erfüllt von dem Gefühle ſeiner Fürſtlichkeit, zum abſoluten Durchgreifen geneigt, und voller Widerwillen gegen jede Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten, forderte er ſtrenge Subordination unter ſeinen Willen, und war herber und ſtrenger Art, ohne daß ihm dabei indeß Milde und Leutſeligkeit ganz abgingen. In den Niederlanden hatte er einen deutſchen Hauptmann, der ſich ſeinem Willen widerſetzen wollte, niedergeſchoſſen, und als er einſt in einer Kirche zu Bourg-en-Breſſe, auf dem Grabe eines ſavoyiſchen Edeln, die Worte haut et puissant seigneur las, kratzte er ſie auf der Stelle

Digitized by Google

mit ſeinem Dolche aus, ſagend, daß es außer ihm keinen hohen und mächtigen Herrn gäbe. Er nannte ſich mit Vorliebe einen Schüler Karl's V., und war im Umgange an ſeinem Hofe, der ein Abbild des ſpaniſchen ſein ſollte, ernſt und einſilbig, wie nur immer Philipp II. Seine Unterthanen gaben ihm den Beinamen Tête de fer.

Unter der vorigen Regierung, zur Zeit der höchſten Zerrüttung, hatten die Stände auf dem Gipfel ihrer Macht geſtanden. Er beſeitigte ſie mit einem Male ſtill und geräuſchlos. Im Juli 1560 berief er die Generalſtaaten von Savoyen zur Verhandlung über eine Subſidienleiſtung nach Chambery; da er die Möglichkeit nicht fand, ſich mit ihnen zu vertragen, löſte er die Verſammlung auf und berief nie wieder eine zweite. Ein bemerkenswerther Widerſtand ſcheint ſich nicht gezeigt zu haben; denn mächtige und reiche Barone gab es in Savoyen faſt gar nicht, vielmehr waren die Lehen meiſt klein und vielfach zertheilt. Die ſtaatliche Centraliſation hatte natürlich auch eine gänzliche Umgeſtaltung der Finanzwirthſchaft zur Folge.

Nicht mehr an die Bewilligung der Stände gebunden, konnte der Fürſt die Leiſtungsfähigkeit des Landes bei weitem ſtärker in Anſpruch nehmen, und dies geſchah im vollſten Maße. Trotzdem daß der Staat einige der wohlhabendſten Provinzen verloren, und andere unvortheilhaft umgetauſcht hatte (Breſſe gegen Saluzzo), ſtiegen die Staatseinnahmen unter Emanuel Filibert und ſeinem Nachfolger Karl Emanuel I. allmählich auf die ſechs-, ſieben-, achtfache Höhe ihres bisherigen Betrages. 1566, ſieben Jahre nach der Reſtauration, berichtet der venetianiſche Geſandte Giovani Dorreo, unter Karl III., habe die Geſammſumme der Steuern 60—70,000 Scudi betragen, nun treibe der Herzog 374,000 Scudi ein. Doch werde man die Steuern bald herabſetzen müſſen, da das Land nicht im Stande ſei, ſie zu tragen, und ſchon jetzt ein großer Theil durch Executionen beigetrieben werden müſſe. Ein anderer Geſandter im Jahre 1581 berichtet dagegen, daß die regelmäßige Einnahme ſich auf mehr als 700,000 Scudi belief. Im Jahre 1583 ſchätzt ſie Konſtantin Molin auf 800,000 Scudi, wovon 450,000 allein auf die Salz- und Grundſteuer und auf den Zoll von Suſa kommen. Einestheils erreichte der Herzog dieſe Erfolge durch die Beſeitigung des feudalen Einfluſſes, durch beſſere Ordnung und Wirthſchaft, durch Erwerbung des Kircheneigenthums, das der Kirche in der Zeit der Verwirrung entfremdet worden war und das ihm, kraft einer päpſtlichen Bulle zur Eintreibung überlaſſen wurde, andererſeits aber durch minder rechtliche Mittel, z. B. Aemterverkauf.

Die venetianiſchen Berichterſtatter, kurz nach der Reſtauration Emanuel Filibert's, ſind in nichts einſtimmiger, als in dem geringſchätzigen Urtheil, welches ſie in faſt allen Beziehungen über die Bevölkerung von Savoyen und Piemont fällen, ſo wie in der geringen Hoffnung, die ſie ausſprechen, daß der Herzog aus ſolchem Material ein ordentliches Volk werde geſtalten können. Namentlich werden die Savoyarden als gänzlich verkommen, und mit den Schweizern verglichen, als in militairiſcher Beziehung gänzlich untauglich geſchildert. Auch die Piemonteſen gelten als feig, ſtumpf und verlottert:

Piemontese e Monferrin,
pan e vin e tamburin.

Als Emanuel Filibert zurückkehrte, frohlockte man, als ob ein Gott kommen ſollte; als er da war, und gleich mit einer hohen Salzſteuer auftrat, war der Jubel zu Ende, und man blickte wehmüthig auf die Zeiten der Anarchie zurück, wo die fremden Söldner ſo viel Geld im Lande verzehrt hatten.

Der Herzog dachte, den Vorſchriften Machiavelli's getreu, der für ſeinen Fürſten „armée propre" verlangt, natürlich daran, aus ſeinen Unterthanen ein ſtehendes Heer zu bilden und zu erziehen: denn das Söldnerweſen war koſtſpielig und hatte ſich überlebt; auch brachte es den Fürſten zu ſehr in die Abhängigkeit ſeiner ritterlichen Vaſallen. Nach dem, was eben über den unkriegeriſchen Charakter der Savoyarden und Piemonteſen geſagt worden, unternahm er kein leichtes Stück Arbeit. Erſt im Jahre 1566 ſcheint man ernſtlich an die Bildung einer heimiſchen Armee gegangen zu ſein. 1570 ſah Franzisco Moroſini die „Ordinanzen" von Piemont ſchon in einer Stärke von 16,000 Mann, gut bewaffnet, und den Herzog in voller Thätigkeit als Exercirmeiſter. Weit ſchlechter, als dieſe, waren die 12,000 Mann ſtarken ſavoyiſchen Milizen. Der aufſätzige hugenottiſche Geiſt, die Unzufriedenheit mit den hohen Steuern, das gekränkte Ehrgefühl, daß der Herzog nicht mehr, wie ſeine Vorfahren, in Savoyen reſidirte, ſondern Piemont zum Hauptlande gemacht hatte, wirkten, verbunden mit der angebornen Trägheit und Saumſeligkeit des Volkes dazu, dieſe Truppe nicht eben als muſterhaft erſcheinen zu laſſen.

Dieſe geringſchätzigen Urtheile mildern ſich indeſſen mit der Zeit — ein Beweis, daß die ſtrenge Zucht ihre Wirkung nicht verfehlte. In dem Lande dieſſeits der Berge, und in der Grafſchaft Nizza, berichtet Conſtantin Molin, 1583, ſei das Volk zum Kriegsdienſt recht tüchtig, und weil das Milizweſen in Savoyen gar nicht einſchlagen wollte, ſo habe man mit um ſo mehr Eifer ſich auf die Ausbildung der piemonteſiſchen Ordinanzen gelegt, deren Zahl ſich nun ſchon auf etwa 20,000 beläuft. König Sebaſtian von Portugal erbat ſich ſogar ſpäter, als er eine ähnliche Miliz in ſeinem Lande ſchaffen wollte, von dem Herzoge einige Hauptleute als Drilloffiziere aus. Man kann nicht ſagen, daß ſich die Piemonteſen in den Kriegen unter Emanuel Filiberts Nachfolger beſonders glänzend hervorgethan; aber ſo unglücklich dieſe Kriege auch waren, für die militairiſche Erziehung des Volkes wurde doch der Grund gelegt. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege unter Victor Amadeus II. zeigten ſich die erſten Früchte derſelben. Die Zahl der Bevölkerung ſtieg dabei in raſcher Zunahme: 1556 betrug die vereinte Zahl der Einwohner von Savoyen und Piemont 1,100,000, im Jahre 1583 bereits 1,600,000. Dabei war die Gewerbthätigkeit des Landes höchſt unbedeutend.

Als Emanuel Filibert ſtarb, hinterließ er ſeinen Staat feſter begründet, angeſehener und aufſtrebender, als er ſeit einem Jahrhunderte geweſen war, die Wunden der vergangenen Unglücksjahre geheilt, und den Wohlſtand im Wachſen. Sein Sohn Karl Emanuel I. übernahm die Regierung (1580); in dem jugendlichen Alter von 17 Jahren, aber ſchnell und jugendlich energiſch auftretend (obgleich er klein, ſchmächtig und von ſchwacher Geſundheit war), die drückendſten Steuern abſchaffend, Mißbräuche beſeitigend und Rechtspflege und Verwaltung vielfach reformirend, machte er ſich ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung beliebter, als ſein Vater je geweſen war. Bald ſollte er freilich ſeinem Lande die größten Opfer zumuthen, indem er ſich in die Welthändel miſchte und in der großen Politik Platz zu faſſen ſuchte. Er bewährte ſich als tapferer Krieger und geſchickter Diplomat. Wir können auf das Einzelne dieſer Kämpfe nicht eingehen. Sein Hauptzweck war, ſich von der drückenden Uebermacht der Spanier, welche dieſelben durch ihre Beſitzungen in Italien übten, freizumachen, und dieſes gelang ihm in der That durch einen vierzehnjährigen hartnäckigen Widerſtand wenigſtens ſo weit, daß Spanien die Selbſtändigkeit des kleinen Staates anerkennen mußte, der nun in gleichem Range neben Venedig daſtand und mit der mächtigen Republik in die Combinationen der italiäniſchen und europäiſchen Politik eintrat.

Karl Emanuel, eine ritterliche glänzende Perſönlichkeit, umgeben von wetteifernden Söhnen, unermüdlich, ſtolz und kühn, an Muth und erfinderiſcher Verſchlagenheit immer der erſte, war es, der auch auf die deutſchen Angelegenheiten einen entſcheidenden Einfluß zu erringen gedachte. Karl V. hatte die Eigenſchaft der Herzöge von Savoyen als Fürſten des Reiches zuerſt wieder geltend gemacht; es ergingen an ſie Einladungen zu den Reichstagen; ſie wurden zur Beſtreitung der Reichsſteuern, zur Theilnahme an der Erhaltung des Reichsregimentes und des Reichskammergerichtes herbeigezogen (zuerſt Karl III.), und wenn ſie auch häufig im Rückſtande blieben, Manches wurde doch gezahlt. Karl III. erſchien perſönlich auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, und erhielt ſeinen Rang unmittelbar hinter dem Herzoge von Braunſchweig angewieſen. Noch 1542 trug Savoyen zu dem in Regensburg beſchloſſenen Türkenkriege 2742 fl. bei. Unter Emanuel Filibert dauerten dieſe Beziehungen fort. Er wohnte z. B. dem Reichstage zu Augsburg 1566 bei, und ſtellte zu dem beſchloſſenen Türkenkriege 500 Reiter; ja es war die Rede davon, dem Sieger von St. Quintin die Führung des Reichsheeres anzuvertrauen.

Natürlich hatte ſich dieſes Verhältniß zwiſchen Savoyen und dem Reiche durch politiſche Conſtellationen geſtaltet, welche auf einer gewiſſen Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen beruhten. Die Habsburgiſche Hauspolitik brauchte Savoyen als eine Waffe gegen Frankreich, und jenes hinwieder ſuchte im Reiche eine Stütze wider denſelben Staat. So lange dieſe Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen währte, ſo lange die ſavoyiſchen Herzöge den Schutz der öſterreichiſchen und ſpaniſchen Habsburger nöthig hatten, und durch ſeine Vortheile, namentlich gegen Frankreich erhoffen konnten, unterzogen ſie ſich auch willig den Pflichten, welche ihnen das Reichsfürſtenthum auflegte. Anders, als ſich die Wege Beider trennten, und als Karl Emanuel mit den Spaniern, welche ihm in Italien vielfach im Wege waren, in offnen Krieg gerathen war. Von da an mußte er ſich nothwendig an diejenige Partei in Deutſchland anſchließen, welche ſich dort in offenem oder verſtecktem Kampfe gegen die Habsburgiſche Politik befanden. Denn alle Verbindung mit Deutſchland abzubrechen, das ihnen in vielen Fällen noch einen Rückhalt gewähren konnte, hielten die ſtaats-

Digitized by Google

klugen Herrſcher nicht für räthlich. In ihren Leiſtungen zu den Römermonaten wurden ſie freilich ſehr nachläſſig. Im Jahre 1759 war Emanuel Filibert mit 246,430 Fl. im Rückſtande; nach zehnjährigen Verhandlungen zahlte ſein Nachfolger ſo viel, als eigentlich auf die letzte Reichstagsbewilligung allein kam, 54,840 Fl., und der Kaiſer gab ſich damit zufrieden. Später häuften ſich die Summen von Neuem; abermaliges Feilſchen, wobei ſich das Reich auf 75,000 Fl. herabhandeln ließ — ohne indeſſen, wie es ſcheint, etwas zu erhalten. Der letzte Mahnbrief, der erhalten iſt, wurde 1611 abgeſendet.

An anderen Streitpunkten fehlte es auch nicht; namentlich machten ſich die Controverſen um Rang und Vortritt der Fürſten und fürſtlichen Geſandten, und die alte Rivalität zwiſchen Savoyen und Toskana bemerklich, deſſen Herzog ſeit 1569 den Titel „Großherzog" führte.

1608 fand der verhängnißvolle Reichstag ſtatt, auf dem das deutſche Gemeinweſen aus den Fugen ging und die Zwietracht zwiſchen dem katholiſchen und dem proteſtantiſchen Theile Form und Ausdruck gewann. Bald erfolgte die Bildung der proteſtantiſchen Union, und ein Jahr darauf die der katholiſchen Liga.

Bei ſeiner Stellung als Reichsfürſt, wurde natürlich auch der Herzog von Savoyen von den deutſchen Händeln berührt, und als kluger Politiker, der dazu die Sache einigermaßen aus der Vogelperſpektive anſehen und zuwarten konnte, bis für ihn der rechte Augenblick gekommen wäre, dachte er natürlich daran, für ſich Vortheile daraus zu ziehen. Anfangs machte ſich (noch 1613) die Liga Hoffnung, ihn in ihre Intereſſen herüberziehen zu können. Der Krieg von Montferrat gab den Ausſchlag; der erſte Verſuch, den er im Anfange deſſelben gemacht, mit der Union in's Einvernehmen zu kommen, war geſcheitert; ſpäter wurde er mit mehr Erfolg erneuert, und zwar in Folge des Sieges, den der Herzog erfochten und des Vertrages von Aſti. Schon in demſelben Jahre, 1615, trat Mansfeld mit Karl Emanuel in Verbindung, und etwas ſpäter ging ein ſavoyiſcher Geſandter, Biandrata, nach Deutſchland, um vornehmlich durch Vermittelung des jüngern Markgrafen von Anſpach, der ſelbſt nach Turin gekommen, und Mansfeld's das Nöthige mit dem Markgrafen Joachim Ernſt, dem General der Union, feſtzuſtellen. Karl Emanuel verlangte kraft ſeiner angeblich deutſchen Abſtammung und ſeiner Würde als Reichsvicar, ebenſo wie wegen ſeiner „unverſöhnlichen Feindſchaft gegen das Haus Spanien" geradezu in die Union aufgenommen zu werden. Biandrata hatte ferner den Auftrag, wo möglich eine Herrſchaft in Deutſchland anzukaufen, um dadurch ſeinem Auftreten als Reichsfürſt noch mehr Nachdruck zu geben.

Biandrata's Miſſion wurde indeß nicht mit dem gehofften Erfolge gekrönt. Im Mai 1616 erſchien er neben einem venetianiſchen Geſandten, Vincenzo Guſſoni, bei einer vertraulichen Beſprechung der Unionsfürſten, doch fand er wenig Anknüpfungspunkte; er wurde auf den nächſten Unionstag vertröſtet, der im April 1617 in Heilbronn ſtatt fand. Auch hier wurde ihm wieder nur „eine gute Vertröſtung" zu Theil. Der vorſichtige Herzog von Württemberg ſcheint ein offizielles Eingehen auf die Vorſchläge Savoyens abgewendet zu haben, weil es die Pläne der Union zu ſchnell demaskirt haben würde. Andere Fürſten waren weniger bedenklich, zum Beiſpiel der Landgraf Moritz von Heſſen, welcher ein für Frankreich geworbenes Corps von 400 Mann, mit verſteckter Einwilligung des Königs von Frankreich, in ſavoyiſche Dienſte übertreten ließ. Man ſieht hier ſchon recht deutlich, wie in der Union bereits zwei Parteien beſtanden, die eine, welche den Gegenſatz des Proteſtantismus gegen den Katholicismus betonte, die andere, welche die religiöſe Frage zum Deckmantel ihrer Feindſchaft gegen das Haus Habsburg benutzte, und kein Bedenken trug, ſchon damals katholiſche Fürſten, wie eben die von Savoyen und Frankreich, in ihr Intereſſe zu ziehen. Karl Emanuel lag damals noch gegen den ſpaniſchen Statthalter in Mailand zu Felde; deshalb ſchickte ihm der Landgraf von Heſſen die erwähnten Truppen zu, und noch 1616 kam auch Graf Ernſt von Mansfeld, der noch im Dienſte der Union ſtand, nach Turin; ja ohne den erſteren aufzugeben, trat er förmlich in den Dienſt Savoyens, und warb für den Herzog ein deutſches Hülfscorps von 2000 Mann, welches im Lande des Unions-Generals, des Markgrafen von Anſpach, ſtehen blieb, und ſpäter eine andere Beſtimmung erhielt. Im Sommer 1617 kam auch der thätige Diplomat der Union, Graf Chriſtoph von Dohna, mit dem Sohne des Fürſten Chriſtian von Anhalt, dem er als Reiſebegleiter diente, in's Lager Karl Emanuels. Auch der junge Markgraf Karl von Baden war dort anweſend.

Der Madrider Frieden (26. Sept. 1617) machte dem Kriege in Ober-Italien ein Ende.

Karl Emanuel, der ſelbſt einmal die Idee gehabt haben ſoll, Papſt zu werden, trachtete nach nichts Geringerem, als bei der nächſten Thron-Erledigung die römiſche Kaiſerwürde zu erringen.

Im Mai 1618 erfolgte mit dem berühmten Prager Fenſterſturze der Ausbruch der Revolution. Die unirten Fürſten waren der böhmiſchen Sache gegenüber noch rathlos; da erſchien Ende Juli 1618 ein Courier des Herzogs von Savoyen bei Mansfeld mit der Ordre, die 2000 Mann Kriegsvolk, die im Anſpach'ſchen für ihn „in Wartgeld" lagen, dem Kurfürſten der Pfalz, dem Haupte der Union, zur Verfügung zu ſtellen.

Man ſetzte dadurch den Heidelberger Hof in nicht geringe Verlegenheit; denn in Deutſchland braucht man ſtets Zeit zur Ueberlegung; auch war man darüber etwas verdutzt, daß Karl Emanuel gleich im Anfange der Verhandlung durchblicken ließ, daß er als Preis für dieſe und noch größere in Ausſicht ſtehende Hülfsleiſtungen nichts Geringeres, als die Kaiſerkrone beanſpruche.

Es exiſtirt noch ein Memoire deſſelben an Mansfeld, worin er ſeine beſondere Geeignetheit dringend empfiehlt. Man könne die Kaiſerwürde im Hauſe Habsburg nicht erblich werden laſſen, einen Proteſtanten werde man nicht durchſetzen, die in Vorſchlag gebrachten Katholiken, z. B. der Herzog von Bayern, eigneten ſich nicht — alſo der Herzog von Savoyen. Er ſei Katholik, aber die Jeſuiten hätten nicht viel Kredit bei ihm.

In der That ließ man ſich auf die Vorſchläge des Savoyer's, den man zu benutzen vermeinte, ein. Chriſtian von Anhalt und Joachim Ernſt von Anſpach kamen im Auguſt in Schwabach zuſammen, und gaben nach der Berathung ihr Gutachten ab, daß man annehmen möge, da „alles Libelliren hinfort vergebens und salus patriae in nicht weiter's als den armis" zu ſuchen ſei. Mansfeld und der engliſche Geſandte Wrack in Turin, der ſchon damals eine echt engliſche Hetzrolle ſpielte, waren die Vermittler der Sache, die man vor der Hand geheim zu halten für gut fand. Es wurde ein großer Angriffsplan gegen Oeſterreich verabredet. Wenn in Deutſchland die Union über die Erbländer herfallen würde, ſollte ein Angriff des Herzogs von Italien aus derſelben ſecundiren. Noch ſchwankte man in Heidelberg über die Annahme der böhmiſchen Krone; hier war ſie ausgemachte Sache.

Kaum hatte der Pfalzgraf die ſavoyiſche Hülfleiſtung ſchließlich angenommen, ſo rückte Mansfeld mit den von Savoyen bezahlten Truppen in Böhmen ein, und legte ſich vor Pilſen. Im November 1618 wurde es genommen. Dieſe vollendete Thatſache brachte bei den Eingeweihten eine tiefgehende Bewegung hervor, da ſie ſich nicht verhehlen konnten, daß die Stellung des Herzogs durch dieſen Sieg ſeiner Truppen für die Union ſelbſt imponirend geworden war. Und in der That ſuchte derſelbe gleich den gehörigen Nutzen daraus zu ziehen. Wir müſſen kurz ſein und über die Kreuz- und Querreiſen der Diplomaten, namentlich Mansfeld's, hinweggehen. Karl Emanuel verlangt die Krone Böhmens für ſich ſelbſt.

Der Zuſammenhang der Sache iſt dunkel, die Thatſache ſteht feſt. Noch lebte Kaiſer Mathias; die deutſchen Fürſten wollten ſich auf Nichts einlaſſen, ehe der Thron erledigt wäre. Wahrſcheinlich war es Mansfeld, der ihm dieſen Gedanken eingegeben; denn die Pfälzer waren es ſchwerlich, da ſie ſelbſt dieſe Krone beanſpruchten.

Wir müſſen nun ſchließen, da wir in die verwickelten diplomatiſchen Züge und Gegenzüge nicht eingehen können. Bekanntlich wurde am 26. Auguſt 1619 Friedrich V. von der Pfalz zum Könige Böhmens gewählt, und ſomit der Savoyer in ſeinen Hoffnungen getäuſcht; ebenſo ging es mit der Kaiſerwahl, und die Sache verlief ſich in aller Stille, die Verbindungen mit Deutſchland riſſen von ſelbſt ab.

Bemerkenswerth bleibt jedenfalls der ungeheure Ehrgeiz, der dieſen Fürſten und ſo viele andere ſeines Hauſes beſeelte. Manche Vergleiche mit der Tagesgeſchichte ergeben ſich ſo von ſelbſt, daß wir Bedenken tragen, noch weitere Betrachtungen daran zu knüpfen.

Frankreich.

Naturwiſſenſchaftliches.

I.

Die Kirchhoff-Bunſen'ſche Spectral-Analyſe in Frankreich.

Wir finden in der Revue de l'instruction publique eine intereſſante Notiz über die bekannte wichtige Entdeckung von Kirchhoff und Bunſen und die von denſelben aufgeſtellte Theorie zur Erklärung der im Sonnenſpectrum vorkommenden ſogenannten Frauenhofer'ſchen Linien.

„Das Ganze der ſeit mehr als einem Jahre von Kirchhoff und

Digitized by Google

und waren zu gewiſſen Stunden des Tages offen für Jedermann. Der Sklave und der Bettler in Rom, ſagt Urquhart, hatte tagtäglich zu ſeiner Verfügung einen Genuß, den kein chriſtlicher Monarch kennt. Unter den Kaiſern bedeckten dieſe Anſtalten manchmal viele Morgen Landes und in ihren Mauern fanden ſich außer den Bädern Einrichtungen für gymnaſtiſche Uebungen; man hielt daſelbſt Vorleſungen, Disputationen. Um die Zeit des Verfalles des Römerreichs wurden die Bäder, vorzüglich von den Patriziern gemißbraucht; ſie pflegten vor allen anderen Zwecken dem groben Sinnengenuß zu dienen.

Die Türken fanden die griechiſchen und römiſchen Bäder in Konſtantinopel vor und erhielten dieſelben aufrecht; ſie wurden von ihnen mit ihren religiöſen Gebräuchen in Verbindung gebracht und allmählich zur nationalen Sitte entwickelt.

Der Gebrauch dieſes Bades iſt ein zuſammengeſetzter Vorgang, der in einer gewiſſen Reihenfolge die verſchiedenſten Badearten in ſich ſchließt. Drei Räume ſind wenigſtens für den Badenden nöthig. Im erſten (dem Erigidarium der Römer, Mesluk der Türken) entkleidet ſich der Badende und begiebt ſich alsdann in das zweite Zimmer (Tepidarium; Boitawal der Türken): dieſes iſt mäßig heiß, 25 bis 35 Grad R., der Feuchtigkeitsgrad iſt unbedeutend, die darin herrſchende Dunkelheit wirkt beruhigend auf das Nervenſyſtem. Der Gaſt hält ſich in dieſem Raum etwa eine Viertelſtunde auf, dann beginnt die Haut zu transſpiriren. Sobald dies geſchieht, begiebt er ſich in das dritte Zimmer (das Sudatorium; Hararah der Türken): hier iſt der ganze Raum mit Dampf gefüllt, ſo daß die Geſtalten der Anweſenden von dichtem Nebel umfloſſen ſind; die Temperatur beträgt 40 bis 50 Grad R. Behaglich hingeſtreckt ruht der Badegaſt; die Transſpiration ſteigert ſich bedeutend unter einem Gefühl großen Wohlbehagens — und dieſes Gefühl wird noch dadurch geſteigert, daß ein geübter Diener die oberflächlichen Muskeln und die Haut mittelſt Drücken, Streichen und Greifen maſſirt und die Gelenke durch mäßiges Ausdehnen der Glieder nachgiebig macht. In den ſorgfältiger eingerichteten Anſtalten der Römer trat alsdann der Badende in eine beſondere Zelle (Lavacrum), in der ſich ein eingemauertes, unten mit einem Abzugsrohr verſehenes Becken befand; über dem Becken öffneten ſich Röhren von verſchiedener Weite, gefüllt mit Waſſer von verſchiedener Temperatur; aus ihnen ſtrömte auf den warmen Körper in Form einer Brauſe oder Douche milde Kühlung. Eine weitere Abkühlung erfolgte im Piscinum durch ein Bad, und nun wurde die geſammte Haut mit einem feinen wohlduftenden Oel eingerieben.

Gymnaſtiſche Uebungen ſchloſſen den ganzen Vorgang, und führten den Körper aus behaglicher Paſſivität zur belebenden Willensthätigkeit.

Friſches Leben ſcheint nach einem ſolchen Bade durch alle Poren in den Körper zu ſtrömen; ein Gefühl körperlichen und geiſtigen Wohlbehagens, wie kein anderer Genuß daſſelbe zu erzeugen vermag, durchfließt das geſammte Nervenſyſtem von ſeinen Centren bis zu den entfernteſten Verzweigungen, ein Gefühl von Leichtigkeit, von ruhiger Luſt, von Erquickung. „Der Körper, ſagt Urquhart, kommt aus dem Bade glänzend wie Alabaſter, wohlriechend wie der Ciſtus, glatt wie Atlas, weich wie Sammet. Der Geiſt ſchweift ruhig umher und freut ſich der Reinheit ſeiner Hülle. Da iſt eine Trunkenheit, ein Traum, der dich aus deinem Körper hinweghebt und doch fühlſt du Leben und Bewußtſein in jedem Gliede. Du drängſt die Erinnerung vieler glücklicher Scenen auf Einen Punkt und Eine Stunde umfaßt den Genuß jahrelanger Zufriedenheit!"

Mannigfaltiges.

— Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel. Die vor mehr als dreißig Jahren erſchienene Biographie Fichte's aus der Feder ſeines Sohnes, Immanuel Hermann Fichte, liegt uns hier in neuer, vielfach veränderter Auflage vor, wie ſie zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des Verfaſſers der „Reden an die deutſche Nation" erſchienen.* Die neue Auflage hält ſich fern von aller Polemik, die der jüngere Fichte zur Zeit des Erſcheinens der erſten Auflage noch für das Andenken ſeines Vaters nothwendig hielt. Hinzugekommen ſind die literariſchen Briefe Fichte's, die ſich im Nachlaſſe des mit ihm befreundet geweſenen, preußiſchen Staatsminiſters von Beyme befanden, Aufzeichnungen über Fichte von Nicolovius und Einiges auch aus dem literariſchen Nachlaſſe von Profeſſor Paulus. Vergleichen wir dieſes Leben mit der kürzlich erſchienenen Biographie von Fichte's philoſophiſchem Antipoden, Schopenhauer, ſo iſt es, als ob wir Ormuzd und Ahriman, den Geiſt des Lichtes und der Wärme neben dem Geiſte der Verneinung und der zurückſtoßenden Kälte, vor uns ſehen. Die Säkularfeier Fichte's verdient es, in Deutſchland unmittelbar hinter der ſeines Schiller zu folgen.

Bei Gelegenheit dieſer Säkularfeier, iſt es nicht unintereſſant, daran zu erinnern, wie man zehn Jahre nach Fichte's Tod in Berlin, in der Stadt, wo ſeine „Reden an die deutſche Nation" der erſte Funke zu der Flamme waren, welche im Jahre 1813 das Volk ergriff und den franzöſiſchen Feind des Vaterlandes verzehrte, den Wiederabdruck dieſer Reden nicht dulden wollte. Die „Berliner Allg. Zeitung" theilt in Bezug darauf ein Schreiben mit, das der bekannte Berliner Cenſor, Geheimerath Grano, an den Verleger von Fichte's Reden, Georg Reimer den Aelteren, gerichtet hatte:

„Nach meinem Dafürhalten, ſind die Reden an die deutſche Nation durch ꝛc. Fichte, ſo gehaltreich ihr Inhalt iſt und ſo zweckmäßig ſie für die Zeit waren, in welcher ſie geſprochen wurden und im Druck erſchienen, doch für die heutige Zeit nicht paſſend, vielmehr nach Erledigung der Verhältniſſe, derentwegen ſie an's Licht traten, zwar als gelehrtes Werk ſehr ſchätzbar, zugleich aber wegen der Verſchrobenheit und Erhitztheit der jetzigen alten und jungen Jugend mit Grunde zu beſorgen, daß ſolche mittelſt derſelben, vergeſſend, wofür ſie geſchrieben wurden, ihre Philoſopheme unterſtützt und auf dieſe Fichtiſche Autorität geſtützt, ſich noch dringlicher berufen fühlen möchten, in ihrem unheilſtiftenden, ſie ſelbſt als Märtyrer aufopfernden, alſo in jeder Hinſicht verderblichen Treiben beharrlich fortzufahren. — Ich bitte, zur etwa nöthigen näheren Rechtfertigung des hiermit ausgeſprochenen Non imprimatur, das mir in allen Bogen mit einem Male geſandte gedruckte Exemplar, worin ich alle betreffenden Stellen mir angezeichnet habe, als Cenſur-Exemplar zu belaſſen, ſolchem aber annoch den Titelbogen nachzuſenden, da der beigefügte, wie ſchon früher bemerkt, von 1808 lautet, das Imprim. aber für eine neue Auflage nachgeſucht worden iſt, alſo mit dem Uebrigen auch ohne Zweifel der Titel mit der Zahl dieſes Jahres gedruckt ſein wird.

Berlin, 27. 2. 24. Grano."

„NB. Oratores Attici liegen dem Herrn Ob.-Reg.-Rath Nolte zur Erklärung vor, ob Er ſolche nicht vor ſein forum gehörig achten möchte."

Gegen dieſen merkwürdigen und wegen ſeiner Forderung des Cenſur-Exemplars ebenſo naiven, als unverſchämten Beſcheid appellirte Georg Reimer an das Obercenſur-Kollegium, allein auch dieſes verweigerte unter dem 8. September 1824 die Druck-Erlaubniß für Fichte's „Reden an die deutſche Nation."

— Fichte's Lebensweisheit und vaterländiſche Gedanken. Eine bereits vor zwei Jahren unter dieſem Titel erſchienene Schrift von Dr. H. Schwarz* verdient bei der jetzigen Säcularfeier von Neuem in Erinnerung gebracht zu werden. Es ſind hier in zwei Vorleſungen, die der Verfaſſer in Ulm gehalten, die anziehendſten Gedanken aus Fichte's „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" und aus ſeinen „Reden an die deutſche Nation" zuſammengeſtellt und auf das Glücklichſte gruppirt. Wir beſchränken uns auf folgendes Citat: „Der vernunftgemäße Staat," ſagt Fichte, „läßt ſich nicht durch künſtliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen; die Nation muß zu demſelben erſt gebildet und herauferzogen werden. Nur diejenige Nation, welche zuvörderſt die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menſchen gelöſt haben wird, wird ſodann auch die des vollkommenen Staates löſen. Die vollkommene Erziehung des Menſchen zum Menſchen iſt daher der jetzt an der Tagesordnung ſich befindende Fortſchritt, eine Erziehung, bei der das Wohlgefallen am Rechten und Guten um ſeiner ſelbſt willen an die Stelle der bisher gebrauchten ſinnlichen Hoffnung oder Furcht geſetzt und zum ſichern unfehlbaren Beſtimmungsgrund gemacht werden ſoll."

— Der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag in Oeſterreich und Württemberg. Wäre nicht ſchon aus ethnographiſchen und finanziellen Rückſichten Oeſterreich's Eintritt in den Zollverein höchſt bedenklich, ſo würde ſeine jetzige Agitation gegen den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag genügend ſein, Deutſchland vor jeder engeren handelspolitiſchen Verbindung mit dem deutſch-ſlaviſch-magyariſch-rumäniſch-italiäniſchen Geſammtſtaat zu warnen. Wenn Oeſterreich jetzt ſchon, wo eben nur ein Uebereinkommen zwiſchen ihm und dem Zollverein wegen Erleichterung und Ueberwachung des gegenſeitigen Gränzverkehrs beſteht,

* Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

* Berlin, Nicolai (G. Parthey), 1860.

Digitized by Google

auf dieſe Stipulationen hin den Anſpruch erhebt, daß um ſeiner ſchutzbedürftigen Induſtrie willen die Zollvereins-Staaten ihr eigenes Intereſſe hintanſetzen und ihren Handel nicht, wie es jetzt alle an dem Welthandel theilnehmenden Nationen thun, von den Feſſeln der Schutzzoll-Tarife befreien — was würde der Kaiſerſtaat erſt prätendiren, wenn er wirkliches, ſtimmberechtigtes Mitglied des Zollvereins wäre?

Wenn man in Württemberg jetzt wieder, wie vor dreißig Jahren, in und außerhalb der beiden Kammern gegen Erweiterung der eigenen und der fremden Märkte agitirt, ſo beweiſt das nur wie ſchwer man dort auf die einfachſten Probleme der politiſchen Oekonomie einzugehen vermag. Gerade diejenigen Handelsartikel, in deren Anfertigung und Ausfuhr Württemberg ſeit ſeinem Eintritt in den Zollverein (1834) die ſtaunenswertheſten Fortſchritte gemacht hat, ſind in dem neuen Handelsvertrage ſo günſtig bedacht, daß es in Folge deſſelben auf eine bedeutende Zunahme ſeiner Ausfuhren nach dem benachbarten Frankreich rechnen darf. Wo bleibt nun wohl, wenn unſere ſchwäbiſchen Brüder Oppoſition gegen dieſen Vertrag machen, ihr volkswirthſchaftlich calculirendes Talent?

— „Bilder aus der Fremde."* Der bekannte, geiſtvolle Korreſpondent und Feuilletoniſt der „National-Zeitung," Herr Lothar Bucher, hat hier einen Theil ſeiner für dieſes Blatt geſchriebenen Berichte über zwei Reiſen, die er vor einigen Jahren von England nach Frankreich und nach Konſtantinopel unternommen, zuſammengeſtellt, nachdem er ſie mit einigen Zuſätzen und Berichtigungen ausgeſtattet. Die große Pariſer Ausſtellung hatte ihn nach Frankreich und der Krimkrieg nach der Türkei geführt. Auch nach Italien war er demnächſt gereiſt, um in ſeiner Weiſe über die dortigen Zuſtände an deutſche Blätter zu berichten. Seine Anſchauungsweiſe iſt ebenſo eigenthümlich, wie ſeine Schreibweiſe. Er iſt bekanntlich nichts weniger, als ein unbedingter Verehrer Englands und ſeines regierenden Miniſters; er gleicht in dieſer Beziehung unſerem eigenen Londoner Korreſpondenten, deſſen Unabhängigkeit und Schärfe des Urtheils unſere Leſer ſtets anerkannt haben. Beide hatten, lange bevor Lord Palmerſton's Machiavelliſtik in der Schleswig-Holſteiniſchen Sache und die Lügenhaftigkeit der Times in der abgeſchmackten Macdonald-Affaire ganz Deutſchland mit Widerwillen erfüllten, die politiſche Kurzſichtigkeit, den nationalen Egoïsmus und die eines großen Volkes unwürdige Scheelſucht John Bull's mit treffenden Farben gemalt, aber Beide wurden in Deutſchland der Uebertreibung und der Anglophobie beſchuldigt, bis die ſtets überzeugender redenden Ereigniſſe auch die unbedingteſten Anglomanen bekehrten. Wir haben jetzt Gelegenheit, Ausſprüche, die Lothar Bucher vor zehn Jahren gethan und die damals als hart und einſeitig bezeichnet wurden, jetzt nach ihrer vollen Objektivität zu prüfen und ſie in ihrer leidenſchaftsloſen Ferne von den Ereigniſſen, die ſie behandeln, als zutreffend und richtig zu erkennen, ſo daß ſie gewiſſermaßen die Feuer- und Waſſerprobe beſtanden. Nur gegen Eines möchten wir uns verwahren: gegen die Anſicht, die Bucher mit dem Kaplan Berg und Herrn Rodbertus theilt über die Solidarität der deutſchen und öſterreichiſchen Intereſſen in Italien. Wir haben weder diesſeits noch jenſeits des Mincio und des Po deutſche Intereſſen zu vertreten, denn es leben dort weder deutſche Menſchen, noch deutſche Ideen, und es iſt nicht wahr, daß das berühmte Feſtungs-Tetragon eine Vormauer für das deutſche Bayern iſt. Deutſchlands Feinde in Italien waren zu allen Zeiten nur die Römlinge und die Jeſuiten, und gegen dieſe wird es weder durch Mantua und Verona, noch durch Oeſterreich überhaupt jemals geſchützt werden.

— Eine neue Ueberſetzung des Fauſt iſt kürzlich von einem Herrn von Beresford in Kaſſel den Engländern geliefert worden.** Der Name des Ueberſetzers klingt halb engliſch, halb deutſch, wenigſtens verwirft der Rezenſent des Londoner Athenaeum das Wörtchen „von" als unengliſch. Einem Deutſchen würde es jedoch bei dem fleißigſten Studium der engliſchen Sprache gewiß nicht gelingen, Verſe in dieſes ſchwierige Idiom zu übertragen. Wir ſetzen deshalb voraus, daß Herr von Beresford ein geborener Engländer iſt; daß er in Deutſchland und namentlich in Kaſſel ſich akklimatiſirt hat, wiſſen wir und finden ihn nicht zum erſten Male in der Ueberſetzungs-Literatur thätig. Er hat bereits eine poetiſche Anthologie erſcheinen laſſen, worin ſich Fleiß und Talent bewährten. Die Ueberſetzung des „Fauſt" leidet jedoch ein wenig an dem übertriebenen Streben wörtlich zu übertragen. Es wird dadurch der engliſchen Sprache ein Zwang angethan, den man dem germaniſirten Engländer nicht verzeihen wird. Der überſetzte „Fauſt" ſcheint indeſſen, ungeachtet der vielen anderen engliſchen Uebertragungen der Goethe'ſchen Dichtung, die bereits vorhanden ſind, ſeinen Weg in die gebildeten Leſerkreiſe von England gefunden zu haben und die deutſche Verlagshandlung in Kaſſel und Göttingen wird es nicht bereuen, dieſen erſten Verſuch auf dem engliſchen Büchermarkt gemacht zu haben. —v.—

— Rodenberg's Londoner Skizzen. Gerade zur rechten Zeit hat der in England viel gereiſte Herausgeber des „Deutſchen Magazin," Dr. Julius Rodenberg, ſeine Londoner Skizzen geſammelt und in einem deutſchen Buche herausgegeben, das täuſchend ſo ausſieht, als wäre es in einer der großen Verlagshandlungen von Paternoſter-Row, oder St. Paul's Churchyard, erſchienen.* Wer zur Welt-Induſtrie-Ausſtellung reiſt, der verſäume ja nicht, ſich dieſes Buch mitzunehmen, das ihn über das alte, hiſtoriſche London belehren, ihn mit dem neuen, alle Sinne in Anſpruch nehmenden London bekannt machen und ihn hier wie dort unterhalten wird, ohne zu ermüden. Die von William M'Connel gezeichneten Illuſtrationen ſind vollſtändige Abbilder der Straßen und Plätze Londons; wir ſehen zwar von den Straßen und Plätzen ſelbſt ſehr wenig, aber deſto mehr Menſchen und Pferde, Omnibus und Regenſchirme, Kohlendampf und Verwirrung, ganz nach dem Leben. Bilder und Beſchreibungen führen uns in die Parks und auf die Märkte, in die Docks und auf die Börſe, in das Parlament und auf das Polizeigericht, in die Dining-Rooms und auf die Bettler-Herbergen, in die Zeitungs-Redactionen und zu den großen Buchhändlern. Der Verfaſſer hat die zahlreich vorhandenen engliſchen Quellen über ſeinen Gegenſtand zwar benutzt, aber ſo viel Selbſtbeobachtetes und Eigenes hinzugethan, daß wir ſein Buch mit Recht als ein Originalwerk bezeichnen dürfen, das der deutſchen Auffaſſung und Darſtellungsgabe zur Ehre gereicht.

— Anderſen's Werke in's Sanskrit übertragen. Die von dem Herrn Maclior Wylie in Kalkutta geſtiftete Geſellſchaft „Vomandur Literature Society," deren Zweck iſt, durch Ueberſetzung europäiſcher Literatur in's Sanskrit eine Annäherung der Hindu-Civiliſation an die des Abendlandes anzubahnen und dadurch beſonders den Hindufrauen eine geachtetere Stellung zu verſchaffen, hat auch Ueberſetzungen der Anderſen'ſchen Märchen und Geſchichten zum Gebrauche für Hinduſchulen veranlaßt und haben dieſelben bei Jung und Alt ſolches Glück gemacht, wie bis jetzt noch kein Werk der abendländiſchen Literatur (die in Oſtindien überhaupt nicht beliebt iſt). Den größten Anklang von allen Anderſen'ſchen Sachen hat bis jetzt die „Geſchichte einer Mutter" geärndtet. — Hier kann gleich bemerkt werden, daß engliſche Ueberſetzungen Anderſen'ſcher Märchen auch in dem materialiſtiſchen Amerika eifrig geleſen werden, und hat die in New-York erſcheinende „National Quarterly Review" dieſelben und ihren gefeierten Verfaſſer ſehr lobend und ausführlich beſprochen, auch auf die ſchlechten Ueberſetzungen aufmerkſam gemacht, wie ſie häufig von Damen geliefert werden, die auch bei Anderſen corrigiren (ebenſo wie bei Berthold Auerbach) und z. B. die Stelle, wo einem gottloſen Kinde zur Strafe die Füße abgehackt werden, zu grauſig finden und daher überſetzen: „Es wurden ihr die Schuhe abgehackt, aber ſo, daß ſie ein Gefühl dabei empfand, als ob die Füße mitgingen," was jedenfalls eine große Milderung iſt!

— Geheimniſſe der Schönheit. Unter dieſem lockenden Titel iſt ein Büchlein in Paris (bei Adolph Delahays) erſchienen, das angeblich von dem bekannten Bibliophilen Jakob, aus den Toiletten-Geheimniſſen der berühmten Schönheit Diana von Poitiers', geſchöpft worden. Seiner Bücherliebe getreu, führt der Autor eine gelehrte Abhandlung aus über die verſchiedenen Schriften vergangener Jahrhunderte, deren Inhalt die Schönheitspflege war. In den Zeiten, wo man glaubte, Gold machen zu können, hielt man es auch für möglich, dem Schöpfer ins Handwerk zu pfuſchen und ſchöne Frauen ſchaffen zu können. Ganze Folianten voll Rezepte hat der Bibliophile durchgeleſen, aber er geſteht, daß ſie ſämmtlich einer wahren Hexenküche entſprungen ſind und dennoch nichts helfen, höchſtens ſchaden können. Eine zarte Haut zu erlangen, hält er für das Weſentlichſte der Schönheitspflege, und zu dieſem Zwecke räth er den Damen, eine Mode des goldenen Zeitalters der Frauen, der Regierungen Ludwig's XIII. und XIV., wieder aufzunehmen, die Halbmaske von Sammet oder Seide, die den Sonnenbrand, die Sommerflecken und die Runzeln unmöglich machen ſoll. —v.—

* Für die Heimat gezeichnet von Lothar Bucher. Erſter Band. „Unterwegs." Berlin, Louis Gerſchel, 1862.

** Faust. Translated from the German by v. Beresford. Cassel and Goettingen, George H. Wigand, 1862.

* Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Welt-Ausſtellung, von Julius Rodenberg. Berlin, Oswald Seehagen. 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Bunſen verkündeten Thatſachen und die von ihnen aufgeſtellte Theorie ſind bis jetzt noch keinen ernſtlichen Einwürfen ausgeſetzt geweſen. Die Experimente, die allerorten mit den Apparaten wiederholt worden ſind, welche die franzöſiſchen Mechaniker (blos franzöſiſche?) ſich beeilt haben, auf an ſie gerichtete Beſtellungen zu liefern, haben die übereinſtimmendſten Reſultate geliefert; überall und jederzeit hat ſich die Methode mit dem von den Urhebern angegebenen Charakter wunderbarer Senſibilität bewährt. Uebrigens hat das geiſtvolle Verfahren, das Herr Debray ausgedacht, dadurch, daß er mit Hülfe des Drummond'ſchen Lichtes den Phänomenen mehr Glanz gab, den experimentalen Beweis, ſelbſt vor zahlreichen Zuſchauern, ſehr erleichtert.

„Es ſind kaum einige Tage her, daß das Auditorium, welches ſich in dem ungeheuren Amphitheater der Faculté des Lettres zu Paris ſammelte, um den von Herrn Jamin vor der Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaft abzuſtattenden Bericht zu hören, Zeuge hat ſein können von der Schärfe der ſo erlangten Wirkungen. Man kann alſo ſagen, daß ſchon heute die Reſultate der beiden deutſchen Phyſiker die engen Gränzen des Laboratoriums der Gelehrten überſchritten haben. Seit lange nehmen ſie in der Tagespreſſe eine hervortretende Stelle ein; jetzt ſind ſie daran, in dem allgemeinen Unterrichte einen Platz zu finden.

„Bei dieſer nöthigen Konſequenz ſo reißenden Fortſchrittes wird es unabweisbarer, als je, die Theorie, die ihren Weg zur ſelben Zeit gemacht hat, wie die Thatſachen, der ſtrengſten Prüfung zu unterwerfen. Dieſe Theorie, geſtern entſtanden und auf mathematiſche Erwägungen höchſter Wichtigkeit gegründet, kann nur dann mit voller Verläßlichkeit gelehrt werden, wenn ſie im Einklang iſt mit einer Menge poſitiver Thatſachen und wenn keine widerſprechende Thatſache Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit erhebt.“

Weiterhin wird geſagt, daß der Akademiker Fizeau eine ſolche Thatſache experimental feſtgeſtellt habe — eine Thatſache, die ſich aus jener Theorie nicht erkläre. Ebenſo hat Sainte-Claire Deville mit ſeinen Zöglingen an der Normalſchule Experimente mit andern Metallen im Verbrennungszuſtande, mit Lithium, Magneſium, Zink, rein oder mit Natrium vermiſcht, angeſtellt, die gleichfalls theilweiſe oder ganz gegen jene Theorie ſprechen. Auf das Einzelne derſelben können wir hier nicht eingehen, da ſich die Sache zu ſehr in's Fachwiſſenſchaftliche verliert; wir beſchränken uns darauf, dieſe Notiz hier mitzutheilen, die geeignet iſt, den allzugroßen Enthuſiasmus der dilettantiſchen Wiſſenſchaftsfreunde, welche ſchon eine chemiſche Analyſe des Sonnenkörpers in Ausſicht ſtellten, einigermaßen abzukühlen und der ruhigen Erwägung ihr Recht wieder zu verſchaffen.

II.

Chemiſch-phyſiologiſche Forſchungen.

Wir haben in einem der letzten Jahrgänge bereits Bericht erſtattet über die Forſchungen, welche ein ausgezeichneter franzöſiſcher Phyſiolog, Herr Paſteur, über die Natur der Gährung angeſtellt hat. Wir finden nun in der Revue de l'instruction publique, welcher wir auch die früher gemachten Angaben entlehnten, über neue Experimente und Entdeckungen deſſelben Gelehrten Bericht erſtattet, welche intereſſant genug ſind, um nähere Beachtung zu verdienen. Das betreffende Buch führt den Titel: Études sur les mycodermes: rôle de ces plantes dans la fermentation acétique, par M. Pasteur — alſo über die in der ſauren Gährung entſtehenden Pflanzen.

Die meiſten gegohrnen Getränke, wie z. B. Wein, Bier, Eſſig, bedecken ſich unter gewiſſen Umſtänden mit glatten oder runzligen Häutchen, deren Ausſehen allgemein bekannt iſt, und die man gewöhnlich mit dem Namen Wein-, Bier-, Eſſigblume (Kahm) bezeichnet. Es ſind kleine Pflänzchen von ungemein niedriger Organiſation, denen die Naturforſcher den allgemeinen Namen Mycodermen gegeben haben, um ihre Structurähnlichkeit mit einigen höheren Pflanzen zu bezeichnen, die zu den Pilzen gehören. Eine dieſer vegetalen Bildungen, welche die Fabrikanten Eſſigmutter (mère de vinaigre) nennen, und die man bisweilen Gelegenheit hat, in Geſtalt eines gallertartigen, ziemlich conſiſtenten Häutchens auf der Oberfläche der Gefäße zu bemerken, welche dieſe Flüſſigkeit einſchließen, iſt ſchon ſehr früh als von Wichtigkeit in der ſauren Gährung erkannt worden, doch die Chemiker und Berzelius im Beſonderen haben dieſem Gegenſtande jeden derartigen Einfluß abgeſprochen.

Was die am Allgemeinſten angenommene Theorie über die Entſtehung des Eſſigs in den alkoholiſchen Flüſſigkeiten betrifft, ſo war ſie auf ein berühmtes Experiment geſtützt, das Edmund Davy 1823 machte. Um die Begriffe über die Natur dieſer Phänomene beſſer feſtzuſtellen, erinnere ich daran, daß Alkohol eine Verbindung von drei Elementen iſt. Er enthält einerſeits Kohle und Waſſerſtoff, verbrennbare Stoffe; andererſeits Sauerſtoff, aber das letztere Element in ziemlich geringer Qualität im Vergleich mit der Quantität, die ſich auf Kohle und Waſſerſtoff fixiren könnte, wenn dieſe zwei Elemente ſich in die Produkte ihrer vollkommenen Verbrennung umgeſtalten ſollten d. h. in Kohlenſäure und Waſſer. Die erſte Umgeſtaltung des Alkohols in Aldehyde beſteht in einer ſehr unvollkommenen Verbrennung, da ſie blos $^2/_6$ ſeines Waſſerſtoffes afficirt, welche ſich von der Urverbindung im wäſſrigen Zuſtande freimachen. Die Umbildung in Eſſigſäure iſt eine neue Verbrennung; ſie iſt die Bindung einer neuen Quantität Sauerſtoff mit der übrig bleibenden Compoſition, aber von einer Quantität, die gleichfalls nicht hinreichen würde, um alle Kohle und allen Waſſerſtoff in Kohlenſäure und Waſſer zu verwandeln. Alles in Allem kann Eſſigſäure angeſehen werden als Alkohol, der zwei Grade der Verbrennung durchgemacht hat, die im Reſultat etwas verſchieden ſind: ein Verluſt von Waſſerſtoff, d. h. verbrennliches Element; ein Gewinn von Sauerſtoff, d. h. Verbrennung förderndes Element.

Seit dieſer Zeit hat man in den meiſten induſtriellen Verſuchen ſo viel als möglich die Bedingungen dieſes Experimentes nachzuahmen geſucht. In aufrecht geſtellten Tonnen häuft man Hobelſpähne von Buchen; dann durch eine Art, an dem oberen Deckel angebrachten Trichters, gießt man den Wein hinein. Er geht durch Löcher, welche in dieſem Tonnendeckel ſelbſt angebracht ſind, läuft hinab an den in die Löcher eingelaſſenen Bindfaden und fällt in's Innere des Faſſes hinab. Für die meiſten Chemiker übernehmen Buchenſpähne die Rolle des Platina-Schwarz (noir de platine), welches Davy anwandte. Es ſind poröſe Körper, welche den Sauerſtoff der Luft condenſiren, indem ſie ſie auf dem Alkohol fixiren und ihn ſchließlich in Eſſigſäure verwandeln.

Was die Maſſe betrifft, welche man ſeit alter Zeit Eſſigmutter nannte, ſo vermehrt ſie ſich immer ſtärker und bildet auf dem Boden der Fäſſer einen Satz, von deſſen Entſtehung ſich die Theorie noch keine gehörige Rechenſchaft zu geben gewußt hat.

Nach der Anſicht von H. Paſteur über die Gährungen im Allgemeinen ſind alle eigentlichen Gährungen der Vervielfältigung organiſcher Weſen entſprechend, welche man als wahrhafte *Fermente* zu betrachten hat. Es handelte ſich darum, zu erfahren, ob die ſaure Gährung eine Ausnahme mache, oder der allgemeinen Regel folge. Die organiſche Struktur der Eſſigmutter und im Allgemeinen der Mycodermen oder Blumen verſchiedener Art ſchien übrigens darauf hinzuweiſen, daß ſich vor Allem auf dieſe Produkte die Aufmerkſamkeit zu richten habe.

Die Eſſigmutter (mycoderma aceti) wird von Paſteur in einer Weiſe geſammelt, daß ſich damit keine fremde Gattung vermiſchen kann. Sie wird auf die Oberfläche verſchiedener alkoholiſchen Flüſſigkeiten gebracht. Sie bildet ſich dann durchgehends aus Eſſigſäure mit kleinen Quantitäten des zwiſchen Alkohol und Eſſig ſtehenden Produktes, des Aldehyde. Dieſer Umſtand iſt indeſſen für das Leben und Vorkommen des Mycodermes, welches bereits als eine thätige und beſtimmende Urſache der Phänomene erſcheint, von ganz untergeordneter Bedeutung. Woher kommt nun der Sauerſtoff, der ſich auf den Alkohol geſetzt hat? Paſteur wiederholt die Verſuche in verſchloſſenen Gefäßen, in denen man ein beſchränktes Volumen Luft derartig verſchließen kann, daß die Löſungen der Flüſſigkeit und die Löſungen der darüber befindlichen Luft in jedem Augenblicke des Experimentes zu beobachten ſind. Unter dieſen Bedingungen kommt er jedesmal zu dem Ergebniſſe, daß das Mycoderm den Sauerſtoff der Luft entzieht, und auf Alkohol bindet, um daraus Eſſigſäure zu machen.

Dieſes Experimentationsverfahren führt zu einem andern ganz unerwarteten Reſultat, das noch reicher an Folgerungen iſt, und einen ganz neuen Horizont zu eröffnen ſcheint. Die oxydirende Thätigkeit des lebendigen Mycodermes bleibt bei der Bildung von Eſſigſäure nicht ſtehen. Wenn man wartet, bis der ganze Alkohol ſich verſäuert hat, oder wenn man den Alkohol unterdrückend, auf ſeiner Oberfläche ſich die Eſſigmutter aus einer ſauren Flüſſigkeit entwickeln läßt, ſo bemerkt man, daß der Sauerſtoff der Luft von Neuem verſchwindet, und ſich die ganze Säure in Waſſer und Kohlenſäure verwandelt. Nachdem alſo in dieſem Falle die Eſſigſäure dem Sauerſtoffe, den ſie enthielt, eine Quantität dieſes Elementes zugeſetzt hat, welche im Stande iſt, die Verbrennung aller ihrer verbrennlichen Elemente vollſtändig zu machen, ſo zerſtört ſie ſich ſchließlich und verwandelt ſich in dieſe Verbrennungsprodukte ſelbſt, in Kohlenſäure und Waſſer.

Ohne Zweifel ein merkwürdiges Reſultat, welches überdies eine Wichtigkeit erſter Klaſſe erlangen wird, wenn man hinzufügt, daß nach H. Paſteur's Experimenten die Mycodermen den Sauerſtoff der Luft

Digitized by Google

auf eine Menge anderer organiſcher Stoffe übertragen können. Zucker, organiſche Säuren, verſchiedene Alkohol, albuminöſe Stoffe löſen ſich unter ihrem Einfluſſe in die Verbindungen, welche ſich in die Produkte der unorganiſchen Natur, in Waſſer und Kohlenſäure verwandeln. Dieſelbe Eigenſchaft beſitzen auch in verſchiedenen Graden die Mucedineen und die kleinſten Infuſorien.

Die Buchenſpähne, die man bei der Eſſigfabrication anwendet, üben für ſich ſelbſt keine Wirkung; ſie dienen nur zur Entwickelung der Mycodermen. Sie bieten dieſer Entwickelung eine breite, freie Oberfläche, was unumgänglich nothwendig iſt; denn die Eſſigmutter wird, wenn ſie untergetaucht iſt, unwirkſam. Wenn man übrigens die verſchiedenen bei der Eſſigfabrication gebräuchlichen Operationen wiederholt, und dabei die Mycodermen beſeitigt, ſo geht der Alkohol durch, ohne daß ſich die geringſte Quantität Eſſigſäure bildet; dagegen, wenn man dieſen Verſuch anſtellt, indem man zuvor die Schnüre mit einer Flüſſigkeit benetzt, auf deren Oberfläche ſich ein mycodermiſches Häutchen befindet, ſo zwar, daß dieſes Häutchen zum Theil an dieſen Schnüren haften bleibt, ſo wird der Alkohol, welcher alsdann langſam an ihrer Oberfläche hinabgleitet, bald ſehr merkbar geſäuert ſein. Dieſen lebendigen Weſen, den Phänomenen ihrer Entſtehung, muß man alſo die Rolle zugeſtehn, welche darin beſteht, den Sauerſtoff der Luft aufzunehmen und auf verſchiedene organiſche Stufen überzuleiten.

Wenn man dabei an die ſchon ſo merkwürdige Mannigfaltigkeit der auf dieſe Weiſe als thätig erkannten Stoffe, an dieſe klar bewieſene ausgedehnte Verbreitung der ſie hervorbringenden Weſen denkt, ſo erſcheint Einem das Ganze dieſer niederen Organiſationen als eines der thätigſten Agentien, welche unausgeſetzt daran arbeiten, der unbelebten Natur die Prinzipien zu geben, welche ihnen fortdauernd die mit Leben begabten Weſen unter dem Einfluſſe des Lebens ſelbſt entziehen. „Wenn die mikroſkopiſchen Weſen von unſerer Erdkugel verſchwänden, ſagt H. Paſteur, ſo würde die Oberfläche der Erde mit todtem organiſchen Stoff und Cadavern aller Art bedeckt ſein, Thieren wie Pflanzen. Sie ſind es hauptſächlich, welche dem Sauerſtoffe ſeine verbrennenden Eigenſchaften geben. Ohne ſie würde das Leben unmöglich ſein, weil das Werk des Todes unvollkommen wäre. Nach dem Tode erſcheint das Leben unter einer andern Form mit neuen Eigenſchaften. Die überall verbreiteten Keime der mikroſkopiſchen Weſen beginnen ihre Entwickelung. Mit ihrer Hülfe bindet ſich der Sauerſtoff in ungeheuren Maſſen an den organiſchen Subſtanzen, welche dieſe Weſen an ſich genommen, und vollzieht allmählich die Verbrennung.“

Deutſchland und das Ausland.

Graf Albert Pourtalès.

Friedrich von Thielau hat in einer Broſchüre, die er einen „politiſchen Eſſay“ nennt,* in allgemeinen Umriſſen ein Bild von dieſem uns leider zu früh entriſſenen Staatsmann entworfen. Als die weſentlichſte Stelle dieſer Broſchüre erſcheint uns die Darlegung der Anſichten des Grafen Pourtalès über die Beziehungen Oeſterreichs zu Preußen und Deutſchland, und wir geben daher dieſe Anſichten hier in Kürze wieder:

Die Abſicht Preußens in Deutſchland iſt klar: es will Deutſchlands Einheit unter ſeiner Führung: dies iſt ſein Ziel und ſein weſentlichſtes Ziel! Außer dem Partikularismus der Fürſten und einzelner Stämme iſt, und zwar in ganz beſonderem Grade, Oeſterreich das Hinderniß für die Erreichung dieſes Ziels. Das Verhalten Oeſterreichs in der deutſchen Frage hängt aber weſentlich von der Geſtaltung außerdeutſcher Verhältniſſe ab: von der Löſung der italiäniſchen und der türkiſchen Frage.

Was die türkiſche Frage betrifft, ſo ſcheint es im wohlverſtandenen Intereſſe Oeſterreichs zu liegen, ſich mit derſelben möglichſt eingehend zu befaſſen, ja, ſeine Hauptaufgabe in ihr zu finden. Seine Zukunft als Weltmacht ſcheint davon abzuhängen, daß es die Reorganiſation und Wiedergeburt derjenigen chriſtlichen Völker in ſeine Hand nehme, die, unter das osmaniſche Joch gebeugt, in Barbarei und Elend zu verkümmern drohen. Dieſe Völkerſchaften werden unzweifelhaft auch begreifen, daß ſie zu einer völlig ſelbſtändigen Exiſtenz zu ſchwach ſind, daß ſie der Anlehnung an eine Stütze bedürfen; aber ſie werden ſich wohl hüten, ihre Individualität an Rußland zu eigen zu geben, das nur die Politik einer Alles nivellirenden Centraliſation kennt; vielmehr werden ſie gern ſich an Oeſterreich anlehnen wollen, das, ſchon ohnedies aus mannigfachen Nationalitäten zuſammengefügt, die einzelne Nationalität mehr zu reſpectiren gezwungen iſt.

Thatſächlich iſt aber die öſterreichiſche Politik im Orient bisher matt geweſen: ſollte Preußen dies nicht ändern können? — Preußen hat im Orient kein direktes Intereſſe zu vertreten, es hat keine unmittelbare Veranlaſſung, Oeſterreichs Fortſchritten daſelbſt an moraliſchem, politiſchem, kommerziellem Einfluß entgegen zu treten — vielmehr hat es Veranlaſſung, Oeſterreich in dieſem Fortſchreiten auf das Entſchiedenſte zu unterſtützen. Denn über kurz oder lang muß Oeſterreich eine Entſcheidung treffen, ob es ſeinen Schwerpunkt in Deutſchland oder außerhalb deſſelben finden will: wahrſcheinlich wählt es die letztere Alternative. Aber zu dieſer Wahl muß es von Preußen indirekt gedrängt werden d. h. Preußen muß darthun, daß es keine partikularen, ſondern nur deutſche Intereſſen hat; es muß nach dieſem Grundſatz ſeine innere Geſetzgebung und Verwaltung und ſeine äußere Politik einrichten: dadurch wird es des alleinigen Einfluſſes in Deutſchland gewiß, die moraliſche Eroberung wird dann zur Wahrheit und die Macht der Thatſachen wird den öſterreichiſchen Staatsmännern alsdann die Ueberzeugung aufdrängen, daß Oeſterreich in Deutſchland Preußen nicht die Spitze zu bieten vermag.

Dieſe Anſicht, daß in Oeſterreich ſich jene Ueberzeugung Bahn brechen müſſe, iſt der Grundſtein der geſammten Politik des Grafen Pourtalès. Eventuell, meint er, müſſe man Oeſterreich jene Ueberzeugung mit Waffengewalt aufdrängen — und der Konflikt des Jahres 1859 ſchien ihm eine paſſende Gelegenheit dafür; wenigſtens kämpfte er damals für die Beibehaltung der Neutralität Preußens, da er deſſen aktive Betheiligung gegen Oeſterreich nicht durchzuſetzen hoffen durfte.

Iſt jener Ueberzeugung Eingang verſchafft — dann wird Oeſterreich, ohne Verlangen nach dem Prinzipat in Deutſchland, eine äußerſt lebhafte Initiative in der orientaliſchen Frage entwickeln können: es weiß ſich dann unterſtützt von Preußen; es ſieht in ganz Deutſchland einen aufrichtigen, bei ſeinen Fortſchritten an der Donau intereſſirten Verbündeten — und mit Entſchloſſenheit vermag es alsdann an die Löſung der providentiellen Aufgabe zu gehen, welche ihm in der Türkei vorbehalten ſcheint.

* Berlin, Julius Springer, 1862.

Das altrömiſche Bad.*

Der bekannte Engländer David Urquhart, der eine eingehende Schilderung der ſocialen Verhältniſſe der Türkei um die Zeit des Krimkrieges herausgegeben, hat bei Beſprechung der öffentlichen Sanitäts-Verhältniſſe die Aufmerkſamkeit auf einen Ueberreſt griechiſcher und römiſcher Civiliſation gelenkt, der ſich faſt unverändert bis auf die heutige Zeit erhalten hat, nämlich auf den Gebrauch altrömiſcher Bäder ſeitens der vornehmeren türkiſchen Kreiſe.

Dieſe altrömiſchen Bäder ſind unzweifelhaft nicht römiſcher Erfindung, ſondern viel älteren Urſprunges; ſchon Aegypter und Chaldäer wendeten ſie an. Aus dem Oſten kommen ſie mit den Auswanderern auf der einen Seite nach der Nordküſte von Afrika und von dort durch die Phönizier nach dem äußerſten Weſten von Europa — die ſogenannten Schwitzhäuſer (sweating houses), welche noch von den Landleuten in Irland benutzt werden, ſind höchſt wahrſcheinlich phöniziſchen Urſprunges, und haben wie die iriſche Sprache ihre urſprüngliche Form bewahrt — auf der anderen nach Europa, vorzüglich Griechenland. Dort wurden die Römer mit denſelben bekannt. Unter den Römern entwickelten ſich dieſelben allmählich zu einem Grade praktiſcher Wirkſamkeit und Verfeinerung wie nie vorher. Für ſie wurde das Bad nicht nur ein volksthümliches Inſtitut, ſondern bald eine öffentliche Nothwendigkeit. Es waren zu einer Zeit gegen acht Hundert ſolcher Bäder in Rom allein, und es wurden häufig Schenkungen und Vermächtniſſe für dieſelben ausgeſetzt, wie heutzutage für Hoſpitäler und Wohlthätigkeits-Anſtalten. Wohin immer die Römer ihre Adler trugen, da errichteten ſie zuerſt Feſtungen und zunächſt Bäder. Deswegen findet man Ueberreſte von dieſen vorzüglich in den alten befeſtigten Lagern. Auf dieſe Weiſe gelangte das Bad nach Spanien, Frankreich, Großbritannien und Deutſchland. Dieſe Gebäude waren zuweilen von rieſenhaften Proportionen und alle Hülfsquellen der Baukunſt wurden bei ihrer Errichtung herangezogen. Die Bäder des Antonius Caracalla enthielten 1600, die des Diocletian über 3000 Marmorſitze.

* Bemerkungen über das altrömiſche Bad in ſeiner verbeſſerten iriſchen Form und ſeine außerordentliche Heilkraft in langwierigen Krankheiten. Von Dr. C. Luther. Dritte Auflage. Leipzig, Guſtav Mayer, 1862.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 23. Mittwoch, den 5. Juni 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die öſterreichiſche Slavenwelt. I. Die Nordſlaven 265
England.
Das engliſche Parlament vor der Reform. Burgflecken und Wahlbeſtechungen 268
Schweden.
Frau Marie Sophie Schwartz 270
Frankreich.
Die franzöſiſche Forſtkultur 272
Ungarn.
Alexander Petöfi 273
Griechenland.
Die Behandlung der Alterthümer in Griechenland 274
Rußland.
Ein Vulkan auf den Kurilen 275
Mannigfaltiges.
1688 und 1830 . . . . „
Neue Fabeln über Shakſpeare . . . . „
Schiller, nach Kuno Fiſcher 276
Die Lebensbeſchreibung des Calvin . . . . „
Ein deutſcher Forſcher in Sibirien . . . . „
Namen des Kranichs in verſchiedenen Sprachen

Deutſchland und das Ausland.

Die öſterreichiſche Slavenwelt.

I.

Die Nordſlaven.

Es giebt Perioden in der Weltgeſchichte, in denen ſich mit unwiderſtehlicher Evidenz der traurige, aber wahre Satz aufdrängt: Ein Fehler iſt verderblicher, als ein Verbrechen.

Eine ſolche Periode iſt auch die Zeit, in der wir leben. In dem bunten Gewirre der verſchiedenartigſten Intereſſen, Abſichten und Pläne, die die Jetztzeit bewegen, iſt nichts mehr verderblich, als eine ſchwache Selbſttäuſchung, als das Verlieren eines ſicheren Halts, oder das Vergeſſen eigener Intereſſen mit unzeitiger Sympathie oder Antipathie für eine fremde Sache.

Freilich waren auch wenige Zeiten dem Irrthume ſo ſehr ausgeſetzt, als es unſer Jahrhundert iſt. Das Recht der freien Entwickelung der Individualität, das wir alle und überall, nicht nur in der Nationalität, gleich beanſpruchen, nöthigt uns, dieſes Streben auch bei Anderen zu ehren, während wir, um unſere eigenen Intereſſen zu wahren, gezwungen ſind, dieſem Streben, das uns ſonſt feindlich berühren könnte, einen hemmenden Damm in den Weg zu ſtellen. So müſſen wir in der Praxis das verdammen, was wir in der Idee ehren, in der Wirklichkeit das bekämpfen, was wir im Abſtrakten begünſtigen möchten. Es iſt dies eine von den vielen Ironien der Geſchichte, die man beklagen kann, aber conſtatiren muß.

Bei einer derartigen Durchkreuzung von reiner Sympathie und der eigenen Intereſſen iſt es nun nöthig, den rechten Standpunkt einzunehmen, von dem man die Thatſachen überſehen und ordnen könnte. Die folgenden Zeilen haben den Zweck, die Stellung der Slavenwelt in Oeſterreich, ihr Verhältniß zum Deutſchthum und dem übrigen Europa zu beleuchten, sine ira et studio, ſowie es die nackten Thatſachen ausſprechen, damit ihre kalte Abwägung ermöglicht ſei. Ich weiß, daß meine Darſtellung vielleicht keine Partei befriedigen wird; wer aber die Verhältniſſe recht kennt, wird meiner Schilderung beiſtimmen müſſen, wiewohl er vielleicht die Konſequenzen leugnen wird. Indeſſen iſt leugnen noch nicht widerlegen.

Bevor wir jedoch zu der Schilderung einzelner Stämme der öſterreichiſchen Slavenwelt übergehen, wollen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausſchicken, die durch die nachfolgenden Details werden näher erklärt werden.

Die öſterreichiſche Bevölkerung zerfällt in eine Menge von Völkerſchaften, von denen einige eine hiſtoriſche Zukunft haben, anderen aber nur ein ärmliches Vegetiren und endliches Aufgehen in andere Volksſtämme beſchieden iſt. Zu den erſteren gehören die Deutſchen, die Südſlaven und die Italiäner; zu den letzteren die Nordſlaven und Magyaren. Von den lebensfähigen Völkern ſind nun wieder einige, denen es mit der Idee eines Oeſterreiches, wenn auch gerade nicht in der jetzigen Geſtalt, Ernſt iſt, andere hingegen, deren Schwerpunkt außerhalb Oeſterreichs liegt. Bedürfniß iſt Oeſterreich nur für die Slaven; die Intereſſen der Deutſchen und Italiäner werden durch die Marken von Oeſterreich nicht abgeſchloſſen.

Die Böhmen ſind, um ihrer eigenen Erhaltung willen, gut öſterreichiſch geſinnt; die Magyaren ſollten es aus derſelben Urſache ſein, denn das, was ſie anſtreben, kann nur ihr Grab werden. Der Sturz Oeſterreichs und die Bildung eines ſüdſlaviſchen Reiches beſchleunigt nur den unvermeidlichen Untergang der Magyaren.

So ſind es denn die Slaven allein, die Oeſterreich um der Grund-Idee dieſes Staates willen treu verbleiben müſſen. Bei ihnen allein iſt Oeſterreich, wir wiederholen es noch einmal, wenn auch nicht in der jetzigen Geſtalt, eine Lebensbedingung, und aus dieſem Standpunkte iſt das Wort des Böhmen Palacky zu beurtheilen: „Würde kein Oeſterreich beſtehen, ſo müßte man es im Intereſſe der Civiliſation errichten." Uebrigens zeugt auch die Geſchichte, daß die früheſten und zahlreichſten Verſuche, ein Oeſterreich zu gründen, von den Slaven ausgingen.

Das Motiv der Anhänglichkeit der Slaven — wenigſtens der Nordſlaven, denn die Südſlaven könnten ſich ſelbſt ein Oeſterreich ſchaffen — iſt alſo Furcht um die eigene Exiſtenz. Fällt Oeſterreich, dann ſind die Böhmen unrettbar verloren und auch die Polen preisgegeben.

Daß nun die Italiäner und Deutſchen nicht daſſelbe Intereſſe an der Erhaltung Oeſterreichs haben, iſt leicht zu entnehmen. Ja, noch mehr, wer die Geſchichte Oeſterreichs und Deutſchlands prüft, findet, daß die Intereſſen der Deutſchen — von den Italiänern müſſen wir nicht ſprechen — entſchieden disparat ſind mit den öſterreichiſchen, und nur allzu oft von den letzteren beeinträchtigt und gefährdet wurden. Mit der Gründung einer Hausmacht der Habsburger iſt die Kluft zwiſchen den Intereſſen des Landes und der Kaiſer geſchaffen. In dem Maße, als ſich Oeſterreich hebt, ſinkt Deutſchland; das Verderbliche der zweigeſpaltenen Politik der Habsburger zeugt ſich frühzeitig, und ruinirt gleichmäßig Deutſchland und Oeſterreich. Oeſterreich hatte weder Muth genug, um eine deutſche Politik überall konſequent durchzuführen, noch hinlänglich Gerechtigkeit, um die Anſprüche ſeiner nichtdeutſchen Unterthanen zu befriedigen. So verlor es die Liebe in Deutſchland und gewann ſie nicht zu Hauſe, verlor allen moraliſchen Einfluß in Deutſchland, gefährdete ſeine eigenen Intereſſen durch unverbeſſerliche Fehler und brachte es dahin, daß es nicht mehr thatenfreudig lebt, ſondern nur „gelebt wird."

In verhängnißvoller Kurzſichtigkeit begriff Oeſterreich ſeine Haupt-

Digitized by Google

aufgabe, auf die ſchon ſein Name hinweiſt, nicht. Hätte Oeſterreich dieſe Aufgabe gelöſt, es hätte die Liebe und Achtung Europa's verdient; aber gerade dort, wo es hätte am meiſten wirken ſollen, beging es die gröbſten politiſchen Schnitzer.

Zu der Behauptung, daß den Slaven am meiſten an der Erhaltung von Oeſterreich gelegen ſein muß, wird die weitere Schilderung der ſlaviſchen Verhältniſſe noch fernere Belege bringen. Wir gehen nun zu der Darſtellung ſelbſt über, und theilen die geſammte öſterreichiſche Slavenwelt in zwei Hauptgruppen: die nördlichen und die ſüdlichen Slaven; eine Eintheilung, die freilich nicht wiſſenſchaftlich ſtreng iſt, aber für die Beſprechung der politiſchen Verhältniſſe am beſten paßt.

Wir wollen die Stellung der Völker beleuchten, die zu einem Oſtreiche berufen ſind; wir wollen prüfen, ob und wie weit ſie eigene Lebenskraft beſitzen, um Träger eines ſolchen Reiches werden zu können.

* * *

Unter dem Worte Nordſlaven faſſen wir die Čechoſlaven und die öſterreichiſchen Polen und Ruthenen zuſammen. Die Geſammtzahl der öſterreichiſchen Nordſlaven beläuft ſich auf 11—12 Millionen, wovon auf die Čechoſlaven gegen 7 Millionen, auf die Polen 2 und auf die Ruthenen 3 Millionen entfallen. — Es ergiebt ſich aus der Vergleichung dieſer Reſpekt einflößenden Ziffer mit der Geſammt-Einwohnerzahl Oeſterreichs, daß die Nordſlaven ein gutes Drittel derſelben ausmachen. Paradox wird daher der Satz erſcheinen, den wir nun ſogleich nachfolgen laſſen: dieſes Drittel der öſterreichiſchen Bevölkerung hat keine hiſtoriſche Zukunft. Zum Nachweis dieſes Satzes wollen wir nun die einzelnen Stämme beſprechen.

a. Die Čechoſlaven.

Ich geſtehe es offen, daß ich mit einem gewiſſen Unbehagen von den Čechen ſpreche. Sie haben eine glänzende Vergangenheit hinter ſich; nicht unbedeutend iſt die Reihe der Unglücksfälle, die die Nation betroffen und die Anſtrengung zur Aufrechthaltung des noch Uebriggebliebenen wurde von edeln Männern in höchſt ungünſtiger Zeit mit ſolcher Aufopferung unternommen, daß man ihnen die wohlverdiente Bewunderung nicht verſagen kann. Und doch muß man zugleich dieſe Männer auch bedauern, indem ſie wohl nur das Vegetiren ihrer Nation verlängern, unmöglich aber ihr ein neues und dauerndes Leben einflößen können. Das Ringen der čechiſchen Nation iſt tragiſch, wie ihre ganze Geſchichte; doppelt tragiſch dadurch, daß im Hintergrunde das unabwendbare Schickſal ſteht.

Mag man in Böhmen immerhin dies leugnen: Thatſache iſt es, daß das Land ſchon jetzt mit Erfolg germaniſirt iſt. Von den unteren Volksſchichten kann hier natürlich nicht die Rede ſein, wiewohl gerade ſie durch unbedingte Bevorzugung des Deutſchen den völligen Mangel an Sympathie mit der nationalen Sache bekunden.

Aber auch die gebildete Klaſſe, ſelbſt die, die ſich jetzt am lebhafteſten um die nationalen Führer ſchaaren, ſind, unbewußter Weiſe, gründlich germaniſirt. Man verſtehe mich recht. Nicht die Sprache allein iſt es, die das Charakteriſtikon einer Nation abgiebt. Iſt der eigentliche nationale Typus verwiſcht, beſtehen die Stammeigenheiten nicht mehr, dann ſchwindet auch der eigentliche Werth der Sprache, die ſich ſelbſt nach und nach abſchwächt, die urſprüngliche Nervatur verliert und mit heimatlichen Worten fremde Ideenverbindungen ausdrückt. Alles dies gilt von dem Charakter und der Sprache der heutigen Böhmen. Der geiſtige Typus nähert ſich bei weitem mehr dem deutſchen als dem ſlaviſchen; eine einfache Vergleichung der Böhmen mit den übrigen Slaven zeugt dies hinlänglich. Was die Sprache anbelangt, ſo wird jeder Kenner zugeben, daß nur noch die Worte böhmiſch ſind; der lebendige Geiſt der Sprache iſt längſt verloren. So tief und nachhaltend iſt der Einfluß der deutſchen Bildung, daß man, es iſt kein Witz, ohne Mühe die Böhmen namentlich hervorheben könnte, die ein reines Böhmiſch in Wort und Schrift handhaben. Wie fremdartig nimmt ſich die zwitterhafte Proſa ſo Vieler, beſonders jüngerer böhmiſchen Schriftſteller gegen die Proſa des 14., 15., 16. Jahrhunderts aus.

Daß die fieberhafte Haſt, mit der an der Ausfüllung der zahlloſen Lücken in der Literatur gearbeitet wird, dieſen ſprachlichen Uebelſtand noch vermehrt, iſt ſelbſtverſtändlich. Außerdem vernachläßigt man gänzlich die Quelle, aus der die beſten früheren Proſaiſten ſich geſtärkt haben, das Studium der klaſſiſchen Literatur.

Wir wollen die äußern Gründe nicht erörtern, die ein Aufblühen des Čechenthums nicht zulaſſen; man fühlt ſie auch nirgends beſſer, als in Böhmen ſelbſt; wir wollen nur noch einige innere Urſachen angeben, die für daſſelbe verderblich ſind.

Es iſt der Fluch des Schwachen, daß er zur Unduldſamkeit verdammt iſt. Nur dadurch und durch allmähliches Ausbreiten auf fremde Unkoſten kann er aufkommen.

In Böhmen wohnen 3 Millionen Čechen neben 2 Millionen Deutſchen, in Mähren 1½ M. Čechen neben ½ M. Deutſchen, in Oeſt. Schleſien etwa 800,000 Deutſche neben 200,000 Čechoſlaven; dazu kommen noch gegen 2 M. Čechoſlaven (Slowaken) aus Ungarn. Außerdem wohnen Čechoſlaven in Nieder-Oeſterreich (Wien), Kroatien und Slavonien, in Serbien, im Banat und der Militairgränze und in der Bukowina. Nun iſt es nicht mehr als natürlich, daß die Čechen von den Slowaken verlangen, ſie ſollen ſich einer und derſelben Schriftſprache bedienen und die unſinnigen Gelüſte einer ſelbſtändigen Literatur ablegen, indem ſolche Separationscapricen den Hauptſtamm nur ſchwächen und den getrennten Aſt nur früher zum Abſterben bringen. Dieſe anſcheinende Tyrannei iſt nothwendig und nur nützlich für beide Theile.

Hingegen iſt es eine ſehr ungeſchickte Phraſe, wenn man den Deutſchen gegenüber den Böhmen und Mähren Gleichberechtigung und Wahrung ihrer Nationalität verſpricht. Die Čechen ſind dazu verurtheilt, nicht tolerant zu ſein, ja nicht einmal ſein zu dürfen; ebenſowenig, wie die Ungarn tolerant ſein können. Böhmen iſt unabwendbar auf die Alternative geſtellt, entweder čechiſch oder deutſch zu ſein; eine Partei muß der Hammer, die andere muß der Ambos ſein; eine Ausgleichung iſt ſchlechterdings unmöglich. Es iſt dies ein Umſtand, der ſchmerzlich genug iſt und nur zum Unheil des Landes dient; aber er iſt zugleich eine vollendete Thatſache, die eine unerbittliche Logik hat. Wird nun die Frage geſtellt, ob das halb untergrabene Čechenthum, für das der materiell am beſten beſtellte Theil der Bevölkerung Böhmens keine, oder nur erheuchelte Sympathie zeugt, das mit ſich ſelbſt uneinig iſt, und von der übrigen Slavenwelt durch die mannigfaltigſten Intereſſen faktiſch getrennt iſt, oder das Deutſchthum obſiegen wird, ſo ergiebt ſich die Beantwortung von ſelbſt.

In Rückſicht auf dieſe kritiſche Lage haben nun die Čechen eine Verbindung mit den Polen angebahnt. Ueber dieſen Umſtand wollen wir bei der Beſprechung der polniſchen Verhältniſſe uns näher ausdrücken.

b. Die Polen.

Es iſt natürlich, daß wir zur Schilderung der Polen auch die Bewohner vom Königreich Polen und die Polen aus den unter preußiſcher Herrſchaft ſtehenden Provinzen mit zuziehen, wenn wir auch die Situation der öſterreichiſchen Polen etwas näher in's Auge faſſen werden. Denn beide, die öſterreichiſchen ſowohl als die preußiſchen Polen betrachten ihre jetzige Stellung als eine interimiſtiſche, die nicht mehr lange dauern könne und daher ihre Trennung von dem Hauptkörper als eine temporäre, die in der nächſten Zeit der endlichen Wiedervereinigung der zerſprengten Theile weichen müſſe. Für die öſterreichiſchen und preußiſchen Polen liegt der Schwerpunkt außer den Marken ihres jetzigen, weiteren Vaterlandes; mit dieſem ſtehen ſie in einer nur gezwungenen Verbindung, von der ſie ſich um jeden Preis befreit wiſſen wollen. Dieſe Endabſicht jedweder politiſchen Bewegung der Polen wird von denſelben auch offen und ganz ohne Rückhalt zugeſtanden; man erinnere ſich der Geſtändniſſe eines Smolka und Niegolewski. Könnte man übrigens nur noch halbwegs über das, was die Polen anſtreben, im Zweifel ſein, ſo würde uns darüber unzweifelhaft die Emigration belehren.

Unbedingt aber gilt von allen Polen, mögen ſie nun im Königreich oder in Oeſterreich oder Preußen leben, das Folgende: Zwiſchen dem eigentlichen Volk und den gebildeten Klaſſen, wir können faſt exkluſiv ſagen, dem Adel, liegt eine tiefe, kaum auszufüllende Kluft, die ſich in der ganzen Geſchichte zeigt und die vom Adel, der nichts gelernt und nichts vergeſſen hat, nie ausgefüllt wurde. Zwar hat ſich der Adel zeitweilig zum Volke herabgelaſſen, wenn es gerade ſeine Abſichten verlangten, aber das Volk merkte dieſe Herablaſſung und wußte nur zu gut, daß es keine Annäherung ſei. Deswegen bleibt es der eigentlichen Bewegung im Grunde fern und es iſt gar nicht ſchwer, das Volk gegen den Adel und die eigene nationale Sache zu hetzen. Oeſterreich wußte und that dies wiederholt. Dazu kommt nun der Charakter der Polen überhaupt und der polniſchen Bewegung insbeſondere, der uns zugleich den Umſtand erklärt, daß die Polen, deren theilweiſe unverdientes Unglück man in ganz Europa bemitleidete, nun ganz iſolirt daſtehen und ſogar die Sympathieen der übrigen Slaven verſcherzt haben.

Wir können uns hier natürlich nicht in die Aufzählung der Fehler der polniſchen Verfaſſung einlaſſen, nicht die lange Reihe der politiſchen Schnitzer hervorheben, die den polniſchen Königen zur Laſt fallen. Dies Alles, die Zerſplitterung des Reiches in Theilfürſtenthümer, der Krebs-

Digitized by Google

ſchaden der adeligen Zügelloſigkeit, der Mangel einer vernünftigen Centraliſation, die vielen Schnitzer Rußland gegenüber, das thörichte Aufreizen der Koſaken, die man hätte vortrefflich verwenden können und viele, viele andere Mängel ſind einem jeden aus dem trockenſten Compendium der polniſchen Geſchichte leicht zugänglich.

Aber der moraliſch größte Fehler war der, daß man ſeit früheſten Zeiten und in der neuen Zeit mit wirklicher Leidenſchaftlichkeit alle Bande zerriß, die die Nation mit den übrigen Slavenſtämmen vereinigen. Mit lächerlichem Stolz wollte man für die Polen ein exkluſives Slaventhum ſchaffen, gab die Ruſſen für Mongolen aus und höhnte in ſelbſtzufriedener Unübertrefflichkeit die übrigen Stämme. Lächerlich waren ihnen alle Verſuche, die einzelnen Stämme näher aneinander zu bringen, lächerlich Alles, was nicht polniſch war. So geſchah es, daß ſie, während ſie die verwandten Stämme nicht anerkennen wollten, von ihnen und zwar mit größerem Recht aus der Liſte der Slaven geſtrichen wurden.

Vielleicht ſchwebte auch ihnen ein Polonia farà da se! vor. Prüfen wir nun die Talente der Polen zur Durchführung dieſer ſtolzen Worte. Wir geſtehen es, daß es uns ſchwer ankömmt, dem jetzigen Zuſtand des Volkes gegenüber die Worte ausſprechen zu müſſen: die Polen ſind die Don Quijoten der Politik. Es giebt keine, noch ſo utopiſtiſche Idee, für die man die Polen nicht hätte gewinnen können. Mit Hintanſetzung aller beſtehenden Verhältniſſe, mit blindem Vertrauen und einer Aufopferung, auf die ganz das Wort paßt: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, treten ſie für Sachen auf, die von jedem kalt berechnenden Manne verworfen werden müſſen. Da ſieht man kein kluges Abwarten günſtiger Zeitumſtände, kein konſequentes, beharrliches Anſtreben einer Sache, ſondern Alles ſoll auf einmal erreicht werden, und gelingt dies nicht, ſo macht ein toller Plan einem noch tolleren Platz. Die Nation iſt ohne Zweifel edel, ihr Patriotismus glühend — deſto bemitleidenswerther erſcheinen aber dann die wohl poetiſchen, aber unpraktiſchen Aeußerungen eines ſolchen Patriotismus. Unſere Zeit iſt vielleicht am wenigſten derartigen Extravaganzen günſtig, und wenn man in der Politik nie durch Gefühle geſiegt hat, ſo iſt dies am wenigſten in unſeren Tagen zu erwarten. Aus dieſen Urſachen wird auch die Geſchichte die Aufopferungsſucht der Polen ſtrenger beurtheilen, als es die von unzeitigem Mitleid gerührten Zeitgenoſſen thun. Eine ruſſiſche Kugel wird in ihrem Flug nicht durch Abſingung frommer Lieder aufgehalten und eine Nation, die an politiſche Wunder glaubt, verdient kein Mitleid.

Dies möge zur kurzen, obwohl unvollſtändigen Charakteriſtik der polniſchen Zuſtände im Allgemeinen dienen. Es bleibt uns nun noch übrig, mit einigen Worten die öſterreichiſchen Polen ſpeziell zu ſchildern, und dann ein Urtheil über eine mögliche čechiſch-polniſche Allianz zu fällen.

Alles, was wir früher über den polniſchen Adel, die polniſche Exkluſivität und das Unpraktiſche der Polen überhaupt geſagt haben, gilt in der weiteſten Bedeutung dieſer Worte auch von den öſterreichiſchen Polen. Beſonders hier gab ſich die tiefe Kluft zwiſchen dem Volke und dem Adel, der die „Canaille" auf eine oft empörende Art behandelt, auf eine erſchreckende Art kund, und wurde von der öſterreichiſchen Regierung ſehr häufig ausgebeutet. Zu Allem dem kommt jedoch hier noch ein Umſtand, der wirklich nicht im Stande iſt, die Sympathieen für die öſterreichiſchen Polen zu vermehren.

In Oeſterreich wohnen etwa zwei Millionen Polen, theils in Galizien, theils in Schleſien und einige Tauſend in der Bukowina. Neben ihnen wohnen über drei Millionen Ruthenen in Galizien, Ungarn und der Bukowina. In Galizien bildet der Saafluß die natürliche Sprachgränze zwiſchen dieſen beiden Stämmen; weſtlich von ihm wohnen die Polen, öſtlich die Ruthenen. Der größere Theil des Landes wird daher von Ruthenen bewohnt, denen außerdem noch zehn Millionen Stammgenoſſen in Rußland zur Seite ſtehen. Und dieſe größere Hälfte der galiziſchen Bewohner wird von den Polen mit einer ſo wüthenden, nationalen Intoleranz verfolgt, daß die armen Ruthenen zu einer Rolle gezwungen werden, die ſie mit tiefem Schmerz und unauslöſchlichem Haß gegen die Polen erfüllt. Mit lächerlichen Lucubrationen bemühen ſich die polniſchen Zeitſchriften nachzuweiſen, daß die rutheniſche Sprache eine Mundart der polniſchen ſei; mit leidenſchaftlichem Fanatismus verdächtigen ſie jeden Schritt einer ſelbſtändigen Bewegung der Ruthenen und denunciren dieſelben als Feinde der Slaven (!), Reactionäre ꝛc. Wenn ſich die Polen über nationale Intoleranz der Deutſchen beklagen, ſo mögen ſie ſich an ihr Benehmen gegen die Ruthenen erinnern — dann mögen ſie weitere Beſchuldigungen erheben, wenn ſie es können!

Nur die polniſche Engherzigkeit kann es wagen, die rutheniſche Sprache für eine Mundart der polniſchen auszugeben; nur der polniſche Fanatismus kann von den Jahrhunderte lang verfolgten Ruthenen verlangen, ſie ſollen ſich einer Nation anſchließen, die ſeit Menſchengedenken das Henkeramt an Allem vollzogen, was den Ruthenen lieb und theuer iſt. Die Ruthenen ſind die einzigen Slaven im öſterreichiſchen Reichsrathe, die es nicht mit der Rechten halten; denn mit Recht erwarten ſie von den Deutſchen mehr Gerechtigkeit, als von ihren fanatiſchen Nachbarn. Jahr aus Jahr ein ſchickt Polen Schmerzensſchreie in die Welt, klagt über die an ihm verübten Ungerechtigkeiten, ſucht Mitleid bei Fremden; aber der tiefe Schmerzensſchrei einer verwandten Nation wird unterdrückt und gehöhnt. Wir wiederholen es noch einmal: die Geſchichte wird die Polen ganz anders beurtheilen, als es die vom unzeitigen Mitleid gerührten Zeitgenoſſen thun.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Worte über die Möglichkeit einer čechiſch-polniſchen Allianz zu ſagen. Die Idee an und für ſich bietet nichts Widerſinniges dar, ja ſie iſt ſogar klar und deutlich aus der Geſchichte der beiden Völker herauszuleſen. Seit Miechslaw I., der die böhmiſche Prinzeſſin Dubrawka geheiratet und Boleſlaw Chobri, der auch die böhmiſchen Länder eroberte, bieten ſich zahlreiche Anknüpfungspunkte für beide Nationen. Zeigt ſich der polniſche Einfluß in Böhmen hauptſächlich im Kriege und Berufung polniſcher Regenten auf den böhmiſchen Thron (Jagellonen), ſo beeinflußt Böhmen das Nachbarland frühzeitig durch ſeine Sprache und Literatur.

Was jedoch vor Jahrhunderten möglich war, als die beiden Nationen wirkliche Lebenskraft beſaßen und auch gemeinſchaftliche Intereſſen hatten, kann unmöglich auch für jetzt bei vollſtändig geänderter Sachlage gelten. Vor Allem iſt der Nutzen mehr als problematiſch, der aus der Verbindung zweier, um die eigene Exiſtenz ringenden Parteien, den Alliirten erſprießen könnte. Außerdem ſind auch die Tendenzen der beiden Völker zu disparat, und die Allianz würde alſo den Keim des Zerfallens in ſich ſelbſt tragen. Denn während die Böhmen an der Erhaltung Oeſterreichs, freilich in ihrem Sinne, wo ſie eine hervorragende Stellung einnehmen könnten, arbeiten, iſt den Polen die Auflöſung von Oeſterreich nur ein höchſt willkommener Umſtand. Erinnert man ſich noch an die frühere Charakteriſtik der Polen, ſo wird man nicht nur eine Allianz der Čechen und Polen für unmöglich halten, ſondern ſelbſt eine Trennung der jetzt im öſterreichiſchen Reichsrathe vereinigten Čechen und Polen erwarten.

c. Die Ruthenen.

Ueber die Situation der Ruthenen bleiben uns nur noch wenige Worte nachzutragen. Wir haben bei der Beſprechung der polniſchen Verhältniſſe den unverſöhnlichen Haß der Ruthenen gegen die Polen hervorgehoben, den der Fanatismus der Letzteren in ihnen erzeugt hat. Dieſer Nationalhaß ſtempelt jeden Perekinčyk, d. h. Ueberläufer, oder denjenigen, der mit der polniſchen Sprache und mit polniſchen Ideen coquettirt, zu einem ruchloſen Verräther.

Und doch hat es ſo wenig von Seite der Polen bedurft, um ſich die Sympathieen der Ruthenen zu verſchaffen. Trotz der numeriſch nicht unbedeutenden Zahl der Ruthenen, wiſſen ſie es ſelbſt am beſten, daß es eine reine Thorheit wäre, von einem ſelbſtändigen literariſchem Leben dem erdrückenden Einfluß der Großruſſen und ihrer Literatur gegenüber träumen zu wollen. — Das poetiſch ſo tief begabte Volk, aus deſſen Mitte ſelbſt die begabteſten polniſchen Dichter den Stoff ihrer reizenden Poeſien geſchöpft, verlangt nicht mehr, als das Dulden einer Provinzial-Literatur, die den Bedürfniſſen des Volkes Rechnung tragen würde.

Die Dichtungen eines Kotljarewski und Osnowjanenko, ſo unübertrefflich ſie auch in ihrem Genre ſind, verführen auch den anſpruchvollſten Ruthenen nicht, für ſeine Sprache das Recht einer mehr als provinziellen Stellung zu beanſpruchen. Bei einer Berückſichtigung ſo gemäßigter Anſprüche wäre es für die Polen ein Leichtes, ihrer eigenen Literatur Eintritt und Einfluß zu verſchaffen, und durch das Sühnen ſo vieler Ungerechtigkeiten, die ſie an den Ruthenen verübt, die Letzteren auch für die politiſchen Tendenzen zu gewinnen, bei denen ſie jetzt in den Ruthenen erklärte Feinde ſehen müſſen. Die Ruthenen fühlen das Peinliche der galiziſchen Situation weit beſſer als die Polen; ſie haben dieſem Gefühl beredte Worte geliehen, Verſöhnung und Vergeſſen den Polen angeboten — dieſe haben es jedoch zurückgewieſen. Die Stellung der rutheniſchen Reichsrath-Deputirten iſt eine laute Lehre für die Polen — freilich bei ihrer Unverbeſſerlichkeit eine in desertis.

Wir haben die Situation der öſterreichiſchen Nordſlaven geſchildert, kalt und unparteiiſch, ſo daß ein Jeder, der die Verhältniſſe gründlich kennt, uns unbedingt beiſtimmen muß. Uns führte kein Partei-Intereſſe, kein Intereſſe beſtimmt uns auch beim Ausſprechen der Konſequenzen, die wir an die Spitze der Beſprechung geſtellt haben und nun noch einmal

Digitized by Google

wiederholen: Trotz der numeriſch nicht unbedeutenden Anzahl der öſterreichiſchen Nordſlaven haben dieſelben keine hiſtoriſche Zukunft; die Ruthenen beanſpruchen ſie, wenigſtens eine politiſche Selbſtändigkeit, nicht; die Čechen gehen allmählich im Deutſchthum auf, und dieſes Loos theilt ein Theil der Polen, während der andere Theil dem ruſſiſchen Koloß kaum entgehen dürfte. Bei dieſer eiſernen Nothwendigkeit ergiebt ſich das Ringen dieſer Völker vielleicht als tragiſch; aber unſere Zeit, der Poeſie wenig hold, dürfte es wohl mit einem andern Namen belegen. Den Čechen hat ihre Beſtimmung das Geſchick der Elbeſlaven vorgewieſen — vielleicht unverdient; aber die Geſchichte geht mit eiſernen Tritten über die Menſchheit und richtet die Völker nach einem beſtimmten, unveränderlichen Geſetze, ohne ſich durch die kurzſichtigen Pläne der Völker beirren zu laſſen. Strenger wird aber jedenfalls das Urtheil der Nachwelt über die Polen ſein, die, uneingedenk der zahlreichen Lehren, die ſich ihnen in ihrem politiſchen Leben dargeboten, nichts vergaßen und nichts lernten und durch ein thörichtes Jagen nach utopiſtiſchen Ideen ihre Beſtimmung verfehlten. Die Geſchichte wird auch den Märtyrer-Nimbus ihnen nicht ungeſchmälert laſſen, den ihnen die Mitwelt aus unzeitigem Mitleid ertheilt hat.

England.

Das engliſche Parlament vor der Reform.

Burgflecken und Wahlbeſtechungen.

Im Jahrgange 1860 (S. 277) beſprachen wir das Werk eines engliſchen Juriſten und Parlaments-Beamten, Thomas Erskine May, welches in ſachkundigſter Weiſe von dem engliſchen Parlamente und ſeinem Geſchäftsverfahren handelte. Der Ueberſetzer dieſes Buches, der königliche Stadtgerichtsrath Oppenheim in Berlin, hat uns nun ein zweites Werk deſſelben Verfaſſers zugänglich gemacht, das (in zwei Bänden) die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georg's III., d. i. von 1760 bis 1860, behandeln wird. Der erſte Band liegt uns vor.*

„Die Aufgabe dieſes Werkes, heißt es in der kurzen Vorrede, iſt es, die Fortſchritte und die Entwickelung der britiſchen Verfaſſung während eines hundertjährigen Zeitraumes darzuſtellen und jede weſentliche Veränderung — ſie betreffe die Geſetzgebung, die Gebräuche oder die Regierungsweiſe — zu veranſchaulichen, durch welche Staatseinrichtungen verbeſſert und Mißbräuche der Regierung abgeſtellt worden ſind. Die Thronbeſteigung Georg's III. bildet zwar keinen natürlichen Abſchnitt in der Verfaſſungsgeſchichte; indeß umfaßt das ausgezeichnete Buch von Mr. Hallam bereits die Zeit der früheren Regierungen; überdem iſt in dieſem Werke häufig auf frühere Ereigniſſe zurückgegangen, welche mit hier behandelten Fragen im Zuſammenhange ſtehen."

Eine eigentliche Geſchichte von einem Parlamente dürfte ſich ſchwerlich geben laſſen, da die verſchiedenen Faktoren und Kräfte eines Kollektivweſens, wie ſolche große berathende und beſchließende Verſammlungen ſind, in ihrer Wirkſamkeit nicht gleichen Schritt mit dem dramatiſch-fortſchreitenden Leben der Völker halten, und weit mehr das ſich Gleichbleibende im Laufe der Zeit, als das ſich Aendernde repräſentiren. Mit Recht iſt daher auch der Verfaſſer von dem ſtreng chronologiſchen Gange der Erzählung abgewichen und hat es mehr darauf abgeſehen, eine ſich naturgemäß bietende Sonderung nach den wichtigſten Gegenſtänden eintreten zu laſſen.

Der erſte Band giebt alſo eine Geſchichte der Prärogative der Krone, ihres Einfluſſes, ihrer Revenüen — die Zuſammenſetzung beider Häuſer des Parlaments, ihrer Befugniſſe, Verrichtungen und politiſchen Beziehungen.

Der zweite wird unter andern Verfaſſungsfragen eine Geſchichte der Parteien, der Preſſe, der politiſchen Agitation, der Kirche, der bürgerlichen und religiöſen Freiheit enthalten und mit einer allgemeinen Betrachtung der Geſetzgebung, ihrer Wachſamkeit und Erfolge während dieſes Zeitabſchnitts ſchließen.

Obgleich Parteifragen zu berühren genöthigt, hat ſich doch der Verfaſſer, wie er ſagt, bemüht, jedem Parteiſtandpunkte möglichſt fern zu bleiben. Er bekennt ſich dabei indeſſen offen zu der liberalen Partei und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Entwickelung der Volksfreiheit ſegensreich und wohlthätig gewirkt habe.

* Die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georg's III., 1760 bis 1860. Von Thomas Erskine May. Erſter Band. Mit Genehmigung des Verfaſſers überſetzt von O. G. Oppenheim, königl. Stadtgerichts-Rath in Berlin. Leipzig, Hermann Mendelsſohn, 1862.

Gehen wir zu dem Werke ſelbſt über, ſo müſſen wir geſtehen, daß es ſich, obgleich gut und klar geſchrieben, etwas ſchwerer lieſt und mehr Aufmerkſamkeit erfordert, als Geſchichte im gewöhnlichen Sinn. Es gehört, um es mit Frucht leſen zu können, Studium und eine Kenntniß der engliſchen Geſchichte dazu, die in Deutſchland nicht gerade Viele beſitzen dürften. Wir geſtehen, daß wir uns in dieſer Hinſicht außer Stande fühlen, das gründliche Werk in der uns zugemeſſenen Zeit ſo zu bewältigen, um ein begründetes Urtheil darüber fällen zu können. Doch das verlangt man ja auch wohl von uns nicht. Wir wollen uns alſo hier nur auf das einlaſſen, was wir zu verantworten im Stande ſind.

Einen Eindruck bringt die Leſung des Buches hervor, der ſich ſtets wieder von neuem aufdrängt — der ungeheure Unterſchied, der zwiſchen einem Parlamente in concreto, einem Parlamente der Vergangenheit — und dem Parlamente der Theorie, der Zukunft, des Ideals beſteht, wie es auf dem Feſtlande noch vielfach in den Köpfen anzutreffen iſt. Schwerfällig und melancholiſch ſchleppt ſich die Berichterſtattung — Erzählung kann man es eigentlich nicht nennen — durch eine Menge Einzelheiten hin, die alle nicht den Charakter der Großartigkeit, des Heroismus, der freien Entſchließung haben, — ſondern faſt durchgängig auf Kompromiß, Transaction, gegenſeitige Reibung und Uebervortheilung hinauslaufen. So ein Parlament in ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung iſt gewiſſermaßen ein Collektivmenſch, der ſich, aus allen den Menſchlein zuſammengeſetzt, die ihm ein- und austreten und deſſen phlegmatiſcher Geſammtwille, durch eine Jahrhunderte lange Exiſtenz in gewiſſen Richtungen geſchult, fortwährend die einzelnen kleinen Willchen im Zaume hält.

Iſt das nicht das Geheimniß des engliſchen Conſervativismus? Sein Parlament iſt der incarnirte John Bull, der ſtets wie Herkules auf dem Scheidewege ſitzt und zwiſchen Tory und Whig zu wählen hat. Wie wenig Aehnlichkeit hat dieſes Parlament doch mit den großen conſtitutionellen Verſammlungen auf dem Feſtlande, die doch nach ſeinem Vorbilde eingerichtet ſein ſollen! Wir wollen dabei nicht ſagen, daß dieſer Vergleich immer zum Nachtheil der letzteren ausfallen müſſe. Gewiß nicht — abgeſehen von der vielfach nicht bewährten Lebensfähigkeit der feſtländiſchen Parlamente, die indeß auch in andern Dingen ihren Grund hat, kann man ſagen, daß dieſelben durchaus auf einfacheren und vernünftigeren Grundſätzen baſirt ſind. Bei Lichte beſehen, iſt das engliſche Parlament ein ſo kurioſes, altfränkiſches Ding, eine ſolche Miſchung aller möglichen Ingredienzien und Stile, eine ſolche Miſchung von Albernheit und Verſtand, von Schlechtigkeit und Rechtſchaffenheit, von Profanheit und Heiligkeit, daß man wohl ſagen kann: Alſo dieſes iſt das berühmte engliſche Parlament, von dem die Staatsphiloſophen ihre Theorien abſtrahirt haben, das die Franzoſen der Revolution begeiſtert, das die halbe Welt mittelbar in Aufregung gebracht hat? Indeß es ſcheint, daß ein praktiſch ausgebildetes und eingelebtes Parlament, trotz der ſchreiendſten Mängel und Gebrechen, dem ſchönſten, theoretiſch vollkommenſten Parlamente in jeder Hinſicht vorzuziehen ſei. Die chimäriſchen Vorſtellungen von der Wirkſamkeit eines ſolchen Inſtitutes, die Ungeduld der Völker, welche nicht erwarten konnte, bis die Frucht auf naturgemäßem Wege gereift war, haben Viel verdorben, und es iſt zu wünſchen, daß man in den Ländern, die ſich parlamentariſcher Einrichtungen erfreuen, ſich möglichſt viel engliſches Phlegma aneigne und nicht von einer Seſſion und einem Jahre erwarte, was nur Jahrzehnte und Jahrhunderte geben können.

Das engliſche Parlament hat, wie wir hier in umſtändlichſter Darſtellung und in kühler Ruhe auseinandergeſetzt finden, ſtets an ſehr großen, manchmal ſchreienden Uebelſtänden gelitten und leidet noch daran, ebenſowohl weil Fehler von der erſten Organiſation her vererben, als weil ſich deren immer wieder von Neuem bilden, dann weil die Nationalfehler und Zeitgebrechen darin ebenſo gut ſich geltend machen, als in jeder andern menſchlichen Einrichtung.

Die Hauptgebrechen deſſelben ſind ſtets geweſen: ungleiche, manchmal geradezu widerſinnige Verhältniſſe in der Vertretung der einzelnen Orte und Stände, ſodann unmoraliſcher Einfluß der Krone auf das Parlament durch Beſtechung, Aemterverleihung und dem entſprechende Käuflichkeit und Aemterjägerei bei den Mitgliedern deſſelben; ferner maßloſe Wahlbeſtechung und alle jene Ränke und Kniffe, die das Parteileben mit ſich zu bringen pflegt.

Die Frage der Parlamentsreform, die ſich in neuerer Zeit wieder ſo ſtark geregt hat, iſt ſehr alt. Die Uebelſtände, wie ſie beim Regierungsantritte Georg's III. beſtanden, waren ſo groß, ſo allgemein, ſo ſchreiend geworden, daß bereits im Jahre 1766 Lord Chatham eine Reform bevorwortete und namentlich die Vertretung der Burgflecken angriff; indeß die Engländer nahmen ſich Zeit, obgleich ſie ſehr gründlich und umfänglich

Digitized by Google

alle dieſe Schattenſeiten beleuchteten. Sehen wir uns z. B. die Art und Weiſe der Vertretung des Landes etwas näher an.

Nach Dr. Oldfield, in ſeiner Representative History, wurden nicht weniger als 218 Vertreter von Grafſchaften und Burgflecken in England und Wales unter dem Einfluſſe und nach dem Willen von 87 Peers, — 137 nach dem von 90 commoners (Bürgerlichen) — 16 nach dem der Regierung gewählt. Es waren alſo 371 Abgeordnete nicht frei gewählt, ſondern geradezu ernannt. Einundzwanzig Peers wählten 31 von den 45 ſchottiſchen Abgeordneten, 14 commoners den Reſt. Von den 100 iriſchen Volksvertretern wurden 51 von 36 Peers und 20 von 19 commoners gewählt. Das Geſammt-Reſultat dieſer überraſchenden Angaben iſt, daß von 658 Mitgliedern des Hauſes der Gemeinen 487 ernannt und nicht gewählt wurden, 171 aber nur Vertreter unabhängiger Wahlkörper waren.

Dergleichen Dinge laſſen ſich allerdings nicht ſtreng beweiſen, aber ſelbſt Ungenauigkeiten und Uebertreibungen zugegeben, kann man ſich doch nicht der Ueberzeugung verſchließen, daß nicht mehr als der dritte Theil des Hauſes der Gemeinen aus freier Wahl der Wahlkörper hervorging — der Wahlkörper, die, wie abermals gezeigt wird, aus einer ſehr beſchränkten Zahl Wahlberechtigter beſtanden.

Die Geſellſchaft der Volksfreunde unternahm es im Jahre 1793, den Beweis zu führen, daß in England und Wales 70 Abgeordnete von 35 Wählerſchaften gewählt würden, in welchen es faſt gar keine Wähler gäbe; daß 90 Abgeordnete von 46 Wählerſchaften gewählt wurden mit weniger, als 50 Wählern, und 37 Abgeordnete von 90 Wählerſchaften mit nicht mehr als 100 Wählern. Ortſchaften dieſer Art ſchickten Abgeordnete in's Parlament, während Leeds, Birmingham und Mancheſter unvertreten waren, und die von jenen entſendeten Abgeordneten waren nach dem Willen von Peers und anderen reichen Patronen gewählt. Kein Mißbrauch aber war ſchneidender, als die direkte Einmiſchung der Peers in die Zuſammenſetzung des Unterhauſes. Der Herzog von Norfolk gebot über 11 Parlaments-Sitze, Lord Lonsdale über 9, Lord Darlington über 7, der Herzog von Rutland, der Marquis von Buckingham und Lord Carrington ein jeder über 6. So gab es auch im Unterhauſe Sitze, welche unmittelbar von Vererbung abhingen.

Das Wahlrecht war verworren und ganz prinzipienlos — die ſogenannten nomination boroughs d. h. kleine Orte, welche das Vertretungsrecht aus alten Zeiten ererbt, und dabei in der Wahl von der Krone oder dem benachbarten großen Grundherrn beherrſcht wurden, ſpielten eine bedeutende Rolle. Die Zahl der Wähler war gering, die Berechtigung zu wählen in den verſchiedenen Burgflecken überdies ungleich und verſchieden. Nach gemeinem Rechte gebührte das Wahlrecht den innerhalb eines Burgfleckens wirklich angeſeſſenen Hauseigenthümern. In einem großen Theile der Burgflecken galten aber beſondere Gewohnheitsrechte, welche dieſe Regel wieder einſchränkten. In anderen Burgflecken waren alle Einwohner, welche Communal- und Kirchenſteuer zahlten, oder ſogar alle, die ſich ſelbſt ernährten, Hauseigenthümer wie Miether, wahlberechtigt. Wieder in anderen wählten nur die Beſitzer freien Grund und Bodens, in einigen gar nur Diejenigen, welche durch königl. Patent Corporationsrechte übten. In vielen wählte nur die ſtädtiſche Behörde, in Buckingham und Bewdly ſtand das Wahlrecht nur dem Bailiff und 12 Bürgern zu; zu Bath dem Mayor, 10 Aldermen und 24 common councilmen (Stadtverordneten); zu Salisbury dem Mayor und der aus 56 Perſonen beſtehenden Corporation. In Gatton waren alle Grundeigenthümer und Communalſteuerzahler ſtimmfähig; es gab aber deren im Ganzen nur 7; in Taviſtock waren es alle Grundbeſitzer, deren gab es aber nur 10; zu St. Michel wählten alle Communalſteuerzahler, deren Zahl betrug wieder 7.

Noch ärger waren dieſe Mißverhältniſſe in Schottland.

Wo in einem Burgflecken die Zahl der Wähler hinreichte, um ihnen Unabhängigkeit bei Ausübung des Wahlrechtes zu ſichern, lehrte man ſie bald, daß ihre Stimmen verwerthet werden könnten. Die Beſtechung riß in unerhörtem Maße ein, und führte zu den ſcheuslichſten Mißbräuchen. Unter Karl's II. Regierung ſcheinen ſie zuerſt einen ſyſtematiſchen Charakter angenommen zu haben.

Die Revolution, durch welche das Haus der Gemeinen zur Macht gelangte, eröffnete der Wahlbeſtechung ein weites Feld. Als ein Beiſpiel in welcher Ausdehnung die letztere geübt wurde, erzählt man, daß bei der Wahl zu Weſtminſter im Jahre 1695 Sir Walter Clarges, deſſen Kandidatur mißglückte, im Verlaufe weniger Stunden an 2000 Pfd. an Beſtechungen verausgabte.

Ein Erlaß unter Wilhelm's Regierung, der namentlich das Eindringen reicher Fremdlinge (franzöſiſche Refugiés?) verhindern ſollte, fruchtete wenig.

Während der ſchlechten Verwaltung Walpole's und Pelham's gewährten Sitze im Parlament Ausſicht auf ſichern Gewinn. Das förderte das Syſtem der Beſtechung in einem Maße, daß die Offenkundigkeit, mit welcher es im Anfange der Regierung Georg's III. betrieben wurde, ein öffentliches Aergerniß abgab.

Die erſten Neuwahlen unter dieſer Regierung (im Jahre 1761) zeichneten ſich durch unerhörte Ausſchweifungen der Art aus. Niemals vielleicht übte man Beſtechungen in ſo großem Umfange. Es gab beſonders eine Art von Kandidaten, die damals in ſchnellem Zunehmen begriffen war; ſie beſtand aus Perſonen, welche in Oſt- und Weſt-Indien Reichthümer gehäuft hatten. Man nannte ſie gemeinhin die „Nabob's." Ihr Ehrgeiz trieb ſie, ſich einen Platz in der Geſetzgebung zu verſchaffen; ihr großes Vermögen gewährte ihnen die Mittel zur Beſtechung. Die Verhältniſſe, unter denen ſie ihre Studien der Politik gemacht hatten, waren nicht geeignet, ihnen gegen die Mittel der Beſtechung Bedenken einzugeben. Sitze im Parlamente waren käuflich wie Landgüter. Sie kauften ſie ohne Zaudern und Beſorgniß. Lord Chatham äußerte über dieſe Perſonen: „Ohne Verbindungen, ohne ein angebornes Intereſſe für den Boden, erzwangen dieſe Einführer ausländiſchen Goldes ihren Weg in das Parlament durch ſo maßloſe Beſtechung, daß es ihnen mit ererbtem Privatvermögen nicht gleich zu thun war."

Lange ſchon waren ſie der Gentry des Grundbeſitzes ſchädlich geworden. Der ländliche Grundbeſitzer, ſo großen Einfluß er auch in ſeinem Bezirke beſitzen mochte, unterlag der Verſchwendung der reichen Eindringlinge. Selbſt der hohe Adel war Männern nicht gewachſen, welche die Reichthümer Indiens in den Kampf führten. Auch die Parteiführer ſahen ſie nicht mit günſtigen Augen an, denn wer ſeinen Sitz erkauft, und theuer dafür hatte bezahlen müſſen, leiſtete politiſchen Patronen nicht ſonderlichen Gehorſam. Von Parteiverbindungen frei, ſuchten ſie den Zutritt zu dem Parlamente nicht ſowohl um eine politiſche Carrière zu machen, als um perſönliche Zwecke zu verfolgen, um Handelsſpeculationen zu fördern, ihre Verbindungen zu erweitern, ihrer geſellſchaftlichen Stellung Vorſchub zu leiſten. Ihre Unabhängigkeit und ihr Ehrgeiz machten ſie zu willkommenen Werkzeugen des Hofes. Sie zählten bald zu des „Königs Freunden." So trat die ohnedies freiheitsfeindliche Hof-Politik mit dem parlamentariſchen Beſtechungsweſen in Verbindung.

Der Kauf von Burgflecken, ſchon in alter Zeit gekannt, ſeit Karl II. häufig geübt, artete unter Georg III. zu einem allgemein offenkundigen Syſteme aus. Sudbury z. B., ſeiner Beſtechlichkeit wegen berüchtigt, bis ihm das Wahlrecht ganz entzogen wurde, bot ſich öffentlich zum Kaufe aus. Sah ſich die Regierung eines Parlamentsſitzes, der bereits beſetzt war, für einen andern Kandidaten benöthigt, ſo wurde ein Preis vereinbart und der Kauf ausgeführt. So rieth Lord Cheſterfield bekanntlich ſeinem Sohne (1746), wie er ſich am Beſten 1000 £. für das Aufgeben ſeines Parlamentsſitzes ſichern könnte, der ihm beim Beginn des Parlaments 2000 £. gekoſtet hatte.

Einige Fälle waren ſo flagranter Art, daß ſie das moraliſche Gefühl ſelbſt jener Zeit verletzten. Die Corporation von Oxford, die ſich in dringender Geldverlegenheit befand, erbot ſich (1768) ihre beiden früheren Vertreter, Sir Thomas Stapylton und Mr. Lee wieder zu wählen, wenn dieſe ihre 5670 £. betragende Schuld zu bezahlen ſich verpflichteten. Die Herren lehnten das Anerbieten ab, indem ſie ſagten, die Corporation ſelbſt begehrten ſie nicht zu kaufen, und machten dem Hauſe der Gemeinen Anzeige von dem Vorgange. Eine geringe Scheinbeſtrafung erfolgte; der Mayor und ſeine 10 Aldermen brachten im Gefängniſſe zu Norgate ſelbſt einen zweiten Handel mit dem Herzog von Marlborough und dem Grafen von Abingdon zu Stande — die Stadtbücher, worin der Handel eingetragen war, wurden bald beſeitigt. Die Angelegenheit wurde belacht und vergeſſen.

Die Vertretung des Burgflecken Ludgershall verkaufte deſſen Eigner, der berühmte Georg Selwyn, für 9000 £. Man ſagte zu jener Zeit, der für Burgflecken übliche Preis ſei durch die Konkurrenz der Oſt- und Weſt-Indier auf 4000 bis 5000 £. geſtiegen. Manche kleinere Burgflecken hatten ſogar förmliche Mäkler; der Verkauf an den Meiſtbietenden von völlig organiſirten Wählervereinen war etwas ganz Gewöhnliches; das Geſchäft lohnte ſich aber auch; bis zu 70,000 £. ſtiegen die Ausgaben für einen einzigen Wahlkampf, die unter eine nicht beſonders große Anzahl von Wählern zu vertheilen waren.

Der gränzenloſeſte Unfug ſchleppte ſich bis tief in unſer Jahrhundert hinein — denn die zahm und zweideutig abgefaßten Parlamentsakte, die ihn hindern ſollten, nutzten wenig. Die Herren Geſetzgeber, welche ja

Digitized by Google

meiſt auf dieſem Wege in's Parlament gekommen, konnten doch unmöglich ſich ſelbſt zu tief in's Fleiſch ſchneiden. Zeitweiſe, z. B. während des amerikaniſchen Krieges, war das Unterhaus nahezu eine Spekulantengeſellſchaft. Ein Vertrag, Rum, Fleiſch u. dergl. für die Flotte zu liefern, hatte für ein Parlaments-Mitglied einen ebenſo hohen Werth, als ein Aktienantheil bei einer Anleihe oder Lotterie. Man ſuchte politiſchen Freunden, welche natürlich die gehörige blanke Dankbarkeit an den Tag zu legen hatten, dieſe Lieferungen zuzuwenden, ja man ließ ſogar die Wähler an dem Gewinne Antheil nehmen, den dieſe Speculationen einbrachten. Natürlich ſtimmte man für die Krone und den Krieg.

In den erſten Regierungsjahren Georg's III. war die Sittlichkeit der Geſellſchaft derart, daß die öffentliche Meinung den Fehlern der Regierung beſſernd nicht entgegentrat. Die von der Regierung ſyſtematiſch geübte Corruption war ein nur zu treuer Spiegel der in der Geſellſchaft vorherrſchenden Unſittlichkeit. Perſonen der höchſten Stände gaben ſich offen dem Trunke, dem Spiele und den Ausſchweifungen hin. Die Geiſtlichkeit zeigte Gleichgültigkeit gegen die Religion; der mittlere Stand war ungebildet, unwiſſend, der Sinnlichkeit ergeben; das niedere Volk durch Vernachläßigung, Armuth und übles Beiſpiel in Entſittlichung verſunken. Der Geſchmack und die Sitten der Zeit waren roh; ihre moraliſche und intellektuelle Bildungsſtufe eine niedrige. Keine Klaſſe der Geſellſchaft beſaß eine höhere Bildung, faſt keine derſelben Erziehung. An Stoff zu käuflichen Senatoren, gierigen Stellenjägern und beſtechlichen Wählern fehlte es nicht.

„Von den ausgedachteſten Mitteln des Despotismus, ſagt Sidney Smith, empfehle ich am meiſten eine Volksverſammlung, deren Mehrheit bezahlt und gedungen iſt, während einige wenige kühne und befähigte Männer durch ihre muthigen Reden das Volk glauben machen, daß es frei iſt."

Die Krone übte durch dieſes Syſtem indirekt einen Einfluß aus, den ſie direkt ſelbſt bei größerer Machtvollkommenheit hätte ſchwerlich üben können. Beſtechung, Aemter, Sinekuren, Penſionen, Orden, waren die Mittel, die ihre Wirkſamkeit nur ſelten verfehlten. Wir finden das Alles ausführlich mit allen Einzelheiten dargeſtellt, und es hat vielleicht auch Einiges zum Sturze Jakob's II. beigetragen, daß er, ſei es aus despotiſchem Trotze, ſei es aus Ehrlichkeit, es verſchmähte, ſeine Parlamente mit dieſen Mitteln zu bearbeiten. Sein Vorgänger Karl II. war der eigentliche Erfinder der direkten plumpen Geldbeſtechung, die ganz im Stile jener gewiſſenloſen unſittlichen Zeit iſt; Wilhelm III., wiewohl perſönlich dieſen niedrigen Kunſtgriffen abgeneigt, wurde durch die Umſtände gezwungen, die Anwendung derſelben zu dulden, und ſie währte bis tief in die Zeiten Georg's III. hinein. Die Ausgabe-Poſten für geheime Zwecke betrugen im Jahre 1761 58,000 £.; im nächſten Jahre, als Lord Bute in's Amt getreten, bereits 82,168 £. Nach ſeinem Austritte fielen ſie wieder bedeutend. Lord Bute hatte, wie berichtet wird, ein völliges Zahlamt zur Beſtechung und zur Erkaufung von Friedensſtimmen errichtet.

Der Verfaſſer ſtellt hierauf eine intereſſante Unterſuchung an, um die Gründe zu ermitteln, wie es gekommen, daß bei einer ſo tiefgreifenden Corruption die Grundſätze der Freiheit, die Kunſt des Staatsmannes und öffentliche Tugend nicht untergegangen ſind. Er findet, daß, trotz aller Uebelſtände in der Vertretung, große Talente und volksthümliche Elemente ihren Weg in's Parlament gefunden und zum Guten gewirkt hätten, daß dann ferner die Parteiſpaltung und die wachſende Macht der Preſſe ein wirkſames Heilmittel geweſen. War die herrſchende Partei geneigt, die Freiheit zu unterdrücken, ſo mußte ſich die Oppoſition auf die Grundſätze der Freiheit ſtützen. Eben durch die Parteiſpaltung gelangte das Volk zu ausgedehnter Freiheit.

Inzwiſchen bildete die Preſſe die öffentliche Meinung nach und nach heran, ſo daß ſich keine Partei ihr zu entziehen vermochte. Doch währte es lange, bis dieſer mächtige politiſche Faktor ſeine Aufgabe würdig zu löſen im Stande war. Die Preſſe kann nicht belehrend wirken, bevor im Volke nicht ein gewiſſer Grad von Bildung und Gemeinſinn verbreitet iſt. Die geſellſchaftlichen Zuſtände geben ihr die Farbe; ſie ſpiegelt deren Fehler ab. So lange die Geſellſchaft, verderbt, ſchreiende Mißbräuche der Regierung duldete, ſo lange war die Preſſe käuflich, diente den Intereſſen der ſich bekämpfenden Parteien durch boshafte Schmähſchriften und falſche Entſtellung der Wahrheit, war mit allen Fehlern politiſcher Unſittlichkeit behaftet.

Dieſe auffälligen Mängel des Repräſentativ-Syſtems, die Beſchränkung und ungerechte Vertheilung des Wahlrechts, die Beſtechlichkeit kleiner Wahlkörper, die Corruption der Abgeordneten ſelbſt, bildeten die Gründe, welche unaufhaltſam zur Parlaments-Reform drängten. Einigen Uebelſtänden half man allerdings theilweiſe ab, andere aber hatte man vergeblich aufgedeckt. Das Hauptübel verlangte ein kühneres und gewagteres Mittel. Die Gleichmäßigkeit der Vertretung, welche niemals eine vollkommene geweſen, war im Laufe der Zeit völlig vernichtet worden. Verfallene Wahlorte ohne Bewohner, im unumſchränkten Beſitze des Adels, und volkreiche Städte ohne Wähler, entſendeten Abgeordnete in das Haus der Gemeinen; große Handelsplätze, durch Induſtrie, Reichthum und Bildung ausgezeichnet, waren unvertreten.

Staatsmänner der abweichendſten Richtung machten in verſchiedenen Zeiten Vorſchläge zu theilweiſer Abſtellung dieſer Ungleichheiten. Lord Chatham war der erſte, der die Reform befürwortete. Als er im Jahre 1766 über die Vertretung der Burgflecken ſprach, nannte er ſie „den verrotteten Theil der Verfaſſung." „Sie kann kein Jahrhundert beſtehen," ſagt er, „ſtirbt ſie nicht von ſelbſt ab, ſo bedarf es einer Amputation." Im Jahre 1770 machte er den Vorſchlag, von jeder Grafſchaft einen dritten Abgeordneten wählen zu laſſen, „um gegen die beſtechlichen und käuflichen Burgflecken ein Gegengewicht zu bilden." Von der Nothwendigkeit einer derartigen Maßregel war er ſo durchdrungen, daß er die Aeußerung nicht zurückhalten konnte: „Vor dem Ablauf dieſes Jahrhunderts wird das Parlament ſelbſt zur Reform ſchreiten, oder eine gewaltſame Reform erfahren."

Der nächſte Reformverſuch ging von Mr. Wilkes aus, welcher eine große politiſche Rolle zu ſpielen berufen war. Die Reform ſollte umfaſſender ſein, als die von Lord Chatham; er beabſichtigte den Beſchwerden direkte Abhülfe zu ſchaffen. Sein Antrag ging dahin, die Vertreter der Hauptſtadt, die von Middleſex, Yorkſhire und anderen Grafſchaften zu vermehren; den rotten boroughs das Wahlrecht zu nehmen und die Wählerzahl der Grafſchafts-Wahlkörper zu vermehren; endlich den Städten Mancheſter, Leeds, Sheffield, Birmingham und „andern reichen bevölkerten Handelsplätzen" das Wahlrecht zu ertheilen. Dieſer Plan enthielt in der That bereits alle leitenden Gedanken der Parlaments-Reform, welche die nächſten 50 Jahre hindurch erfolglos verfochten, deren Sieg aber unſerer Zeit vorbehalten bleiben ſollte.

Die nächſte Maßregel, das Haus der Gemeinen umzugeſtalten, regte ein Peer an. Am 3. Juni 1750, inmitten der von Lord Gordon geſtifteten Unruhen, reichte der Herzog von Richmond eine Bill ein, welche jährliche Parlamente, allgemeines Stimmrecht und gleiche Wahlbezirke einführen wollte. Sie wurde ohne förmliche Abſtimmung verworfen.

Dieſer Vorſchlag des Herzogs war nicht in ſeinem Kopfe entſprungen. Bis an die äußerſte Gränze gehende Reform war ein Lieblingsgedanke jener Zeit. — Wir haben geſehen, wie auch dieſer Gedanke in neuerer Zeit aufgenommen, und nur neuerdings durch äußere Umſtände verzögert worden iſt.

Schweden.

Frau Marie Sophie Schwartz.

Schweden und Norwegen ſind die wahren Länder der Frauen-Emancipation; es zeichnete die Bewohner derſelben von jeher eine gewiſſe Rückſichtnahme auf das ſchöne Geſchlecht mehr noch, als die verſchiedene Sprache, vor ihren däniſchen Nachbarn aus. Bis in die roheſte Zeit altnordiſchen Heidenthums läßt ſich dieſer ritterliche Zug bei den Normannen (mit deren Thaten ſich die Dänen brüſten) und den Männern des Göthalandes und Sveareiches verfolgen. Die von jeher bevorzugte Stellung der Frauen der ſkandinaviſchen Halbinſel iſt natürlich mit der Zeit fortgeſchritten, und ſo finden wir, daß in Norwegen Frauen als Telegraphiſtinnen ausgebildet, geprüft und nach gut beſtandenem Examen im Staatsdienſt angeſtellt werden. Dies giebt den ſchwediſchen Blättern Anlaß zur Rüge, daß — man in Schweden nicht ſchon eben ſo weit gekommen iſt, da man doch Damen als Organiſtinnen anſtelle, was doch weit mehr Bildung und Selbſtbeherrſchung erfordere, als das einfache Telegraphiren. Dies ſind Verſuche einer richtigen Anwendung der Frauen-Emancipation, wie dieſelbe dem öffentlichen Wohle dienſtbar zu machen. Wo Licht iſt, da iſt auch Schatten, und wo das Sprüchwort in ecclesia mulier tacet ſo recht gründlich Lügen geſtraft wird, da bilden ſich auch Schriftſtellerinnen, nirgends aber in ſo ſchrecklich zahlreicher Menge, wie in Schweden und mehr noch in Norwegen. Selbſtverſtändlich haben die meiſten der literariſchen Erzeugniſſe dieſer Damen, wenn ſie einen Verleger finden, nur einen reellen Makulaturwerth, denn es gehört bekanntlich zum Schreiben, reſp. Ueberſetzen mehr als bloßer „innerer Drang:" — ein guter Theil

Digitized by Google

Talent und etwas mehr als oberflächliches Wiſſen iſt vor allen Dingen nöthig. Um ſo größeren Werth im Gegenſatze zu der meiſtentheils flachen Damenliteratur haben aber die Schriften einer wirklich gebildeten, geiſtreichen Frau, beſonders wenn ſie das „Schreiben" erſt gründlich gelernt hat, ehe ſie an die Oeffentlichkeit trat, wie dies bei der Frau Marie Sophie Schwartz, deren ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit dieſe Zeilen gewidmet ſind, der Fall iſt. — Schriften dieſer Art finden meiſtens ſchneller einen ausgebreiteten Leſerkreis, als die eines ebenſo geiſtreichen und vielleicht noch tiefer gebildeten Mannes, doch rührt dies keineswegs daher, daß der Reiz der Kurioſität das männliche Leſe-Publikum veranlaßt, das von einer Dame geſchriebene Buch zu leſen, denn oftmals iſt ja die weibliche Autorſchaft manches geleſenen Buches erſt bekannt geworden, nachdem daſſelbe eine neue Auflage erlebte. Es iſt wohl ein anderer Grund, nämlich der, daß man in einem ſolchen Buche ein gewiſſes Etwas findet, welches ein Mann nicht immer zu bieten vermag: die Sprache des Gefühls zum Gefühl und die inſtinktartige Beobachtungsgabe für das Naheliegende. Ein genialer Mann philoſophirt und zeichnet mit wenigen, aber ſcharfen Strichen die Charaktere und Begebenheiten, den Details widmet er daher weniger Aufmerkſamkeit So iſt es nicht blos in der Literatur, ſondern auch in den andern Künſten. Seine Gebilde üben eigentlich erſt eine Zeitlang nach der Leſung oder Beſchauung ihre rechte Wirkung, und das Verſtändniß derſelben beſchränkt ſich mehr auf einen ſpeziellen Kreis ziemlich Ebenbürtiger, die ſozuſagen derſelben Loge des geiſtigen Ritterthums angehören, wie der Meiſter. Das Buch eines ſolchen Mannes wirkt nachhaltiger, aber nicht ſofort; das Buch einer geiſtreichen Frau äußert ſchnell ſeinen milden Einfluß und — wird eher vergeſſen, trotz der zahlreichen Leſerkreiſe, deren Mitglieder, was Bildung und ſociale Stellung betrifft, ſich ſo ſchnurſtracks entgegenſtehen. Beachtet eine Schriftſtellerin außerdem, daß ſie Weib iſt und wagt ſie ſich nicht an Stoffe, die nur ein Mann bewältigen ſoll und kann, dann wird ſie beim Erſcheinen ihres letzten Werkes noch beliebter ſein, als zur Zeit, da ſie ihre literariſche Laufbahn antrat. Gewiſſe Gaben hat die Natur, hinſichtlich des Geſchechtes, etwas eigenſinnig vertheilt, und es läßt ſich dagegen nicht ankämpfen. Ein wirkliches Weib, eine Frau von Verſtand, ſieht dies auch ein; die beſchränkten Dämchen, welche einer unſerer berühmteſten Philoſophen bei der Unterhaltung ſtets auf häusliche Dinge zu verweiſen ſuchte, erwiderten dem boshaften Weiſen freilich etwas gereizt: „Sie ſcheinen uns nur für Küchendragoner zu halten!"

Frau Sophie Schwartz hat bisjetzt bei ihrer Thätigkeit die richtige Bahn innegehalten und ſollten unſere Vorausſchickungen nur dazu dienen, unſern Leſern den richtigen Maßſtab für das dieſer Schriftſtellerin geſpendete Lob an die Hand zu geben. Wir gehen nun an die Beſprechung ihres bedeutendſten Werkes: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke." „Manden af börd och quinnan af folket.*

Es iſt in dem Buche die Aufgabe durchgeführt, das eben ſo verderbliche, als widerliche Vorurtheil der Geburt zu bekämpfen. Bekanntlich verachtet die Ariſtokratie nichts ſo ſehr, als die ſogenannten Emporkömmlinge, d. h. Leute, die den „Makel der niedern Geburt" vergeſſen haben, und ſich durch Kühnheit und Verſtand zu hohen Stellungen oder zum Beſitze großen Reichthums emporzuſchwingen wagten. Umgekehrt aber verachtet der durch eigenes Verdienſt emporgekommene oder reich gewordene Bürgerliche meiſtens nur ſo lange die Herren von Habenichts, die in Ermangelung eigenen Verdienſtes immer mit einer langen Ahnenreihe und dem verſchwundenen „Glanze" ihres Hauſes prahlen, bis einer derſelben ſich ſo weit herabläßt, ihn um die Hand ſeiner Tochter zu bitten, und — leider hat Frau Schwartz darin nur zu ſehr recht — der beſonnene, fleißige Geſchäftsmann, der ſonſt nur den Menſchen nach ſeinem wirklichen innern und äußern Beſitz taxirt, er beſinnt ſich oft nicht einen Augenblick, ſeine Tochter und ſein ſauer erworbenes Vermögen dazu einem Wüſtling und Verſchwender anzuvertrauen, der aber ein Wappen, mit einer Freiherrn- oder Grafenkrone darüber, aufzuweiſen hat. Der alleinige Name macht alles gut; er ſchmeichelt der Eitelkeit des Bourgeois und macht ihn wirklich zum Thoren.

Doch nun zur Geſchichte.

In der Einleitung derſelben tritt uns ein Mann von echtem Schrot und Korn entgegen, der ſteinreiche Pehr Martenſon, ehemals Schutenjunge und von Hauſe aus arm wie eine Kirchenmaus, als der Sohn eines armen Hammerſchmiedes, der ſein Leben mühſam auf einem der Hammerwerke des Grafen Romarhjerta friſtete. Pehr Martenſon hat es nach und nach bis zum Schiffscapitain und ſchließlich zum Schiffseigner gebracht; er iſt ſo reich geworden, daß er der Herr jener Hüttenwerke geworden iſt, auf denen ſein Vater diente. All' ſein Beſitz hat ihn indeſſen nicht zu der Thorheit vermocht, ſeinen plebejiſchen Namen mit einem edlen Stammbaum zu verbinden; er wählte ſich ein armes Mädchen zur Gattin, verſchmähte es ſogar, Zutritt zu vornehmen Familien zu ſuchen. Seiner Tochter, der Heldin unſerer Geſchichte, erlaubte er freilich nach ſeiner Frau Tode mit der noch jüngeren Tochter des Grafen Romarhjerta, ſeines nächſten Nachbarn, umzugehen. Doch wenn der Menſch auch noch ſo klug iſt, einmal im Leben bezahlt er doch eine Unbeſonnenheit, und ſo war es auch mit dem alten Pehr Martenſon, der trotz ſeiner 52 Jahre ſich ſo leidenſchaftlich in die 30 Jahre jüngere Gouvernante der Gräfin Romarhjerta verliebte, daß er ſie nicht blos heiratete, ſondern auch eben ſo raſend von ihr geliebt zu werden verlangte, was ihm freilich nicht ſo glückte, wie das Erhalten des Jawortes zur Heirat!

Die junge Frau führte ein unglückliches Leben, denn der alternde Gatte ward in Folge unerwiederter Liebe eiferſüchtig wie ein Tiger, und er ſollte nur zu bald wiſſen, warum.

Der junge Graf Romarhjerta konnte die ſchöne Gouvernante nicht vergeſſen und von einer längeren Reiſe zurückgekehrt, die ihn der gewiſſenhafte alte Graf hatte antreten laſſen, machte er der nunmehrigen jungen Frau deſto fleißiger den Hof, und zwar unter den Augen der ſechzehnjährigen Stieftochter, die man wohlweislich als „Ehrendame" ausbeutete. Dieſes junge Mädchen, träumeriſch und in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung viel Aehnlichkeit mit einer jungen Elſter verrathend, alſo nichts weniger als ſchön, liebte aber den jungen Grafen mit der ganzen Gluth unreifer Empfindungen, was dieſer nicht wußte, andernfalls er freilich ebenſowenig Rückſicht auf ſie genommen hätte. — Die Qual verſchmähter, oder beſſer, verkannter Liebe, war aber nicht die Urſache, welche das arme Kind zur Verzweiflung trieb; es war vielmehr das ſchreckliche Bewußtſein, daß ihr Vater, den ſie über Alles liebte, betrogen wurde, noch dazu von der Perſon, durch welche ſie aus ſeiner Liebe verdrängt worden war und die ſie deshalb haßte. Der alte Seemann merkte auch bald, um was es ſich handelte und grade an dem ſchönen Tage, da Elin aus dem ſanften Geflüſter die Worte herausgehört hatte: „Heute Nacht im Pavillon!" trat der Herr Papa zu ihr in's Zimmer, erklärte ihr unumwunden ſeinen Verdacht gegen ihre Stiefmutter, „die er über Alles in der Welt liebe," warnte ſeine Tochter, zu einem Betruge die Hand zu bieten und erklärte ihr ſchließlich, daß er, wenn er Beweiſe von einem ſolchen in Händen hätte, er erſt den Verführer und dann ſich erſchießen würde.

In größter Aufregung eilt Elin in das Gemach ihrer Stiefmutter, beſchwört dieſe, von ihrem verbrecheriſchen Vorhaben zu laſſen, erreicht aber von der ſchönen, ſanften Frau weiter nichts, als ſchließlich einen Wuthausbruch und eine barſche Zurückweiſung. Nun eilt das arme Kind in ſeiner Verzweiflung ſelbſt nach dem Pavillon, trifft dort den unangenehm enttäuſchten jungen Grafen, mit deſſen Bekehrung ſie aber mehr Glück hat, und eben will er ſich entfernen, da ertönt die Stimme des alten Capitains: „Entſchuldigen Sie, Herr Graf, daß ich das zärtliche Zwiegeſpräch ſtöre!" und nun folgt eine ſchreckliche Scene. Der eiferſüchtige Gatte hat nämlich ein zartes roſenfarbnes Brieſchen entdeckt und will durchaus wiſſen, an welche von beiden Damen, ob an die Tochter oder die Gattin, der junge Herr daſſelbe gerichtet hat. Das Ende iſt, daß Elin ſich als die Schuldige angiebt, die dann der junge Graf, dem Verlangen des Capitains Martenſon und dem Befehle des Vaters gemäß, heiratet und am Tage der Hochzeit recht oſtenſibel verſtößt; ein Gleiches widerfährt dem armen Kinde von ihrem ehrenſtolzen Vater.

Unſere Verfaſſerin liebt es, nur ideale Charaktere zu zeichnen; deshalb iſt es wohl glaublich, daß derſelbe Mann, der ſich nicht ſcheute, die Frau eines Biedermanns unter den Augen der Tochter zu verführen, dann ſein edles Leben von dieſer ſelben Tochter retten ließ und ſie zum Lohne dafür in ſchimpflicher Weiſe öffentlich verſtieß, doch den wirklich edlen Stolz hatte, das Vermögen dieſer Schifferstochter als nicht vorhanden zu betrachten, ja ſogar durch gerichtliche Vollmacht ihr den unbeſchränkten Beſitz deſſelben ſicherte.

Daß Elin Martenſon, auch genannt Gräfin Romarhjerta, trotz zehnjähriger Leiden, trotz der ſchändlichen Demüthigungen, welche ihr der Mann, deſſen Namen ſie tragen mußte, zugefügt hatte, dieſen dennoch ſo ſehr liebte, daß ſie auf ſeine Umwandlung und die Erringung ſeiner Liebe bedacht war, nachdem das Schickſal ſeine Taſche ebenſo leer gemacht hatte, wie Erziehung ſein hochadliges Herz, gehört keineswegs zu den Wundern; die Liebe bewirkt mitunter noch weit größere Dinge.

Elin Martenſon tritt nämlich unter dem Namen Miſtreß Stephana Stephenſon als Käuferin des verſchuldeten Grafenſitzes auf; der Graf erkennt ſie nicht wieder, denn die zehn verfloſſenen Jahre haben aus der

* Eine Ueberſetzung dieſes Buches, die erſte, durch welche die Schriftſtellerin dem deutſchen Publikum bekannt worden, iſt bei Brockhaus in Leipzig erſchienen.

Digitized by Google

„jungen Elſter" ein nicht blos ſchönes, ſondern hochbegabtes und gebildetes Weib geſchaffen, in welches er ſich raſend verliebt, was trotz ſeines thieriſchen Stolzes keineswegs ſo auffällig wäre, und es ſpricht wieder für die ideale Auffaſſung der Verfaſſerin, wenn ſie dieſen Menſchen „mit der Bildung eines Gardelieutenants" hauptſächlich vor der höhern Bildung der geliebten, reichen Frau ſich beugen läßt. — Doch auch dieſes gehört zu den Möglichkeiten, obſchon unſere Privatanſichten und unſere Lebenserfahrungen dagegen ſtreiten.

In den Zeichnungen der übrigen Charaktere, beſonders in der alten Gräfin und dem Fräulein Helfrid, ſehen wir nur lebenswahre Bilder; auch die mehr untergeordneten Perſonen ſind natürlich.

Was wir aber an der Geſchichte wirklich tadeln müſſen, iſt die zu lange Spannung, in der der Leſer hinſichtlich der Miſtreß Stephenſon gehalten wird. Man hält ſie bei ihrem erſten Auftreten ſofort für Elin Martenſon, die ſie auch wirklich iſt, wird aber mehrere Male faſt gewaltſam von dieſem Glauben zurückgebracht, möchte ſie gern für das Richtige halten und lebt ſich nur mühſam hinein, ſie für die verſtoßene illegitime Tochter der alten Gräfin anzuſehen, obwohl die Schriftſtellerin mehrmals verſucht, den Leſer für das Letztere zu beſtimmen. Ein ſo gut geſchriebener Roman wäre mit viel weniger Spannung hinlänglich ausgeſtattet geweſen; das Zuviel zwingt den wirklich eingenommenen Leſer zum ſchnellen Durchfliegen des Buches, um nur eine Löſung des Räthſels zu finden, und dies ſchadet dem ſchönen moraliſchen Zweck des Werkes, dem zur Liebe man auch ſeinen gelinden Unwillen darüber bemeiſtert, daß ein bedeutungsloſer Menſch für einen verſuchten ſchlechten Streich nach zehn Jahren noch ſo herrlichen Lohn durch den Beſitz einer wahren Perle der Weiblichkeit einärndtet! Man muß aber, wie geſagt, feſthalten, daß der verſöhnende Schluß durch den edlen Zweck des Romans geboten wird, den wir, wie überhaupt die Werke der Frau Schwartz, recht angelentlichſt zur Leſung empfehlen wollen.

Manchem unſrer Leſer dürfte es angenehm ſein, etwas über die Perſönlichkeit der Schriftſtellerin zu hören, welche nun bald in Deutſchland einen eben ſo großen Leſerkreis finden wird, wie ihre Kolleginnen, Frau Frederike Bremer und Emilie Flygare Carlén; wir haben auch gewiſſermaßen die Pflicht, etwas aus dem Leben der merkwürdigen Frau zu berichten.

In Frau Marie Sophie Schwartz finden wir kein verzogenes Glückskind, ſondern ein Genie, das mit dem Schickſal hart zu kämpfen hatte, auch verſchiedene Bahnen einſchlug, ehe es den rechten Weg zu befruchtender Thätigkeit fand. — Marie Sophie Birath, ſo iſt der Taufname unſerer Schriftſtellerin, ward 1819 im weſtgothländiſchen Städtchen Borås geboren, verlor aber ſchon im Alter von $1\frac{1}{2}$ Jahren Vater und Mutter und im zehnten Jahre auch den liebenden Pflegevater, der die Waiſe ſorgfältig hatte erziehen laſſen. Nun lebte das Kind mit ſeiner Pflegemutter mehrere Jahre in dürftigen Umſtänden, ſo daß die vordem ſo ſorgfältige Erziehung ſehr vernachläßigt werden mußte, bis nach der Confirmation des jungen Mädchens mehrere Freunde des verſtorbenen Pflegevaters es veranlaßten, daß ſie Unterricht in der Malerei erhielt, zu welcher Kunſt ſie nämlich ein unverkennbares Talent zeigte; auch hat ſie ſpäter nicht Unbedeutendes darin geleiſtet, wie noch mehrere Gemälde im Stockholmer Schloß bezeugen, die der damalige Kronprinz Oskar gekauft hat. In dem Maße, wie ihre künſtleriſche Ausbildung vollendet ward, litt aber ihre humaniſtiſche an Vernachläßigung; um ſo mehr verdient daher ihre Energie und klare Einſicht Bewunderung, dieſem Mangel im Laufe ſpäterer Jahre ſo vollkommen abgeholfen zu haben, daß ſie nun in jeder Beziehung als das Muſter einer hochgebildeten Frau gelten kann. Daß ſolche geiſtige Vorzüge ihren literariſchen Arbeiten einen höhern Werth geben, liegt wohl auf der Hand.

Der ſchriftſtelleriſche Beruf war übrigens dem Fräulein Birath vollſtändig unbekannt, denn obſchon ſie von früheſter Kindheit an eine merkwürdige Gabe beſaß, ihre Gedanken in wohlklingenden Verſen auszudrücken, ſo war es doch nur die Malerei, für welche ſie lebte, bis ſie in ihrem 17. Jahre in ein ſchweres Gehirnleiden verfiel, welches ſie ein ganzes Jahr für geiſtige Thätigkeit unfähig machte, und als das Uebel endlich gehoben, da war auch ihre wunderbare dichteriſche Begabung verſchwunden. Statt deſſen ſtellte ſich aber heraus, daß die Malerei ſie nicht mehr ſo anſprach, wie früher, obwohl ſie noch immer recht Tüchtiges darin leiſtete, hingegen fühlte ſie eine große Neigung zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Sie ſchrieb daher viel, aber nicht für die Oeffentlichkeit; ſie verbrannte vielmehr das Fertige, ſobald ſie etwas Neues begann. Durch ihre 1839 vollzogene Verheiratung mit dem Profeſſor Schwartz ward ſie genöthigt, allen Künſten Lebewohl zu ſagen, denn ihr Mann hegte trotz ſeiner großen Bildung eine merkwürdige Geringſchätzung gegen die ſchönen Künſte und ſie war eine zu gute Ehefrau, um ihm nicht zu Willen zu ſein. Doch nach dem Verlaufe vieler Jahre (1851) und nach vielen Bitten, erlaubte ihr der Herr Gemahl, eine Novelle pſeudonym zu veröffentlichen. Der erſten Erlaubniß folgten ſelbſtverſtändlich mehrere, bis ſie im Jahre 1853 als Feuilletoniſtin für das Blatt Svenska tidningen und auch für Aftonbladet, natürlich pſeudonym, zu wirken begann. Ihre in jenen Blättern veröffentlichten Romane, die ſie ſpäter in Buchform und unter ihrem wahren Namen herausgab, erregten viel Aufſehen und beſtimmten ſie wohl, ſich ausſchließlich einer Laufbahn zu widmen, der nach dem 1858 erfolgten Tode ihres Mannes keinerlei Hinderniß mehr im Wege ſtand. Von ihren Werken nennen wir die Novellen: „Alma, Ellen, Mathilda, Viola;" „Wollen iſt Können;" „Die Frau eines eitlen Mannes;" „Er ſoll heiraten;" Dann: „Kleinere hiſtoriſche Erzählungen," die ſie in Verbindung mit Octavia Carlén herausgab. Weiter: „Schuld und Unſchuld;" „Ein Racheopfer;" „Die Tochter des Adeligen;" „Beſtimmt der Charakter eines Mannes ſein Geſchick?" „Die Emancipationsſucht," und vor Allem: „Die Arbeit adelt den Mann!" welches die Fortſetzung des von uns beſprochenen Romans iſt. F. M.

Frankreich.

Die franzöſiſche Forſtkultur.

Die Unfruchtbarkeit der Politik treibt die Geiſter in Frankreich zu dem friedlichen ergiebigen Studium der Oekonomie. Felder und Wälder zu ſchaffen iſt unſtreitig lohnender als Staaten zu gründen, in denen die zahlloſe Bevölkerung hungert, friert und ſich gegenſeitig todtſchlägt.

Wälder zu ſchaffen, iſt ein Problem, an deſſen Löſung die Franzoſen jetzt eifrig arbeiten, beſonders ſeit die letzten Ueberſchwemmungen das Land verheerten und man leider zu ſpät erkannt hat, daß Bäume mehr Schutz gewähren als Dämme.

Dieſelbe Wahrnehmung hat auch in Deutſchland die Fachmänner und die Grundbeſitzer aufgeregt; das Intereſſe für die Forſtkultur iſt dadurch ein allgemeines geworden und es wird erlaubt ſein, auch in einem literariſchen Blatt dieſen rein ökonomiſchen Stoff zu bearbeiten.

Für deutſche Leſer wird es unterhaltend ſein, zu erfahren, daß die deutſche Forſtverwaltung und namentlich die preußiſche in Frankreich ſehr hochgeſchätzt und faſt als muſtergültig betrachtet wird. Die Revue des deux Mondes brachte neuerdings einen Artikel unter dem Titel Études d'économie forestière, worin die preußiſchen höheren Forſtbeamten, namentlich Herr von Reuß und Herr Hartig, mit der größten Anerkennung genannt ſind. Erſterer hat im Briefwechſel geſtanden mit dem Dirigenten der kaiſerlichen Forſtakademie in Nancy, und ſeine Privatausſprüche werden mehrfach als Autorität angeführt.

Die preußiſchen Forſtbeamten werden den franzöſiſchen vorgezogen, namentlich die Gliederung derſelben, deren Titel jedoch dem Autor einige Schwierigkeiten bereitet haben; die Oberförſter und Revierförſter ſind richtig, aber ſie haben dazu verleitet, Förſtinſpektor und Förſtmeiſter zu ſchreiben! Bei einer ſo genauen Kenntniß der Sache iſt dieſer Irrthum unbegreiflich. Ließe ſich ein deutſcher Schriftſteller einen ähnlichen franzöſiſchen Sprachſchnitzer zu Schulden kommen, würde er ſicherlich verlacht werden in Frankreich. Pflege und Schutz der Forſten würden durch die preußiſche Beamtenhierarchie beſſer wahrgenommen als in irgend einem andern Lande, behauptet der Berichterſtatter der Revue des deux Mondes.

Indeſſen läßt er den fränzöſiſchen Forſtbeamten auch manchen Lobſpruch zu Theil werden, namentlich den untern Schichten, den Waldwächtern, wie ſie genannt werden. Die Stellung dieſer Leute iſt eine ſehr ſchwierige; ſie erregen den Haß und die Rache des Proletariats, das den Wald als Eigenthum betrachtet und beſtändig Frevel darin verübt. Der Waldwächter muß dieſen anzeigen, zur Strafe bringen, oft augenblicklich mit gewaffneter Hand einſchreiten. Die Folge davon iſt fortwährende Lebensgefahr, die doch nie geſcheut werden darf; Nacht und Tag muß der Waldwächter einſam durch das Dickicht ſeiner Bäume gehen, er darf nie Furcht zeigen, muß ſie aber beſtändig einflößen; nur dadurch erlangt er das nothwendige moraliſche Anſehen, um den Forſtfrevel zu verhindern. Dieſe Leute hegen ein großartiges Pflichtgefühl für ihre Obliegenheiten, ja ſie empfinden eine wirkliche Liebe für den Wald ihres Reviers, ſie ſind ſtets bereit, ſich dafür aufzuopfern. Im Jahre 1848 waren einzelne Waldwächter von der politiſch aufgeregten Volksmaſſe förmlich belagert in ihren einſamen Wohnhäuſern, wo ſie wahre Wunder der Tapferkeit und

Digitized by Google

Pflichttreue übten, den Wald ſchützten vor den raſenden Frevlern und ſich ſtandhaft mehrere Tage wie in einer Feſtung vertheidigten bis militairiſche Hülfe eintraf. Die Redlichkeit dieſer Leute bewährt ſich noch immer und jedes Jahr bringen die amtlichen Liſten einige ihrer Namen als Inhaber von Verdienſtmedaillen und Belohnungen aus Staatsmitteln. Der Gehalt iſt verhältnißmäßig gering, ſelten überſteigt er 600 Fr., ungefähr 150 Thaler. Freie Wohnung und freies Brennholz, ſowie ein Gemüſegarten genügen indeſſen für ihre ſorgenfreie Exiſtenz. Der Wohlſtand leuchtet aus allen Fenſtern ihrer idylliſchen Wohnungen. Kühe und Schweine gedeihen darin, Hühner, Tauben und Bienen liefern ihnen einträgliche Produkte und die maleriſche Lage auf waldiger Höhe führt manchen Beſuch zu ihnen. Jagdparthien und Kaffeegeſellſchaften werden dort gehalten, müſſen jedoch für ihre Verpflegung ſelbſt ſorgen, denn jede Art von Schenkwirthſchaft iſt den Waldwächtern ſtreng unterſagt um ſie nicht von den Pflichten ihres Amtes abwendig zu machen. Ebenſo dürfen ſie nicht der Jagd obliegen, denn ſie ſollen das Wild ſchützen, nicht es vertilgen helfen.

Die Waldwächter der Gemeinden ſind weniger gut geſtellt, als die des Staates; ſie erhalten nur 500 Fr. und keine freie Wohnung. Sie müſſen in den Dörfern wohnen, wodurch ſie auch mehr Ausgaben haben, als in der Waldeinſamkeit einer herrſchaftlichen Dienſtwohnung. Auch hatten ſie bisher keine Altersunterſtützung zu erwarten, aber ſeit einigen Jahren iſt es Geſetz, daß ſie jährlich einen Beitrag zu einem Penſionsfond geben. Die Präfekten ernennen auch dieſe Beamten der Gemeinden, weil man vorausſetzt, daß der Staat das größte Intereſſe an der Erhaltung der Forſten hat und unparteiiſcher bei der Ernennung verfährt, als der Maire.

Gewöhnlich erbt der Sohn die Stelle des Vaters; ein Anrecht darauf haben jedoch auch die Unteroffiziere der Armee; man nimmt letztere nicht ſo gern wie erſtere, weil ſie nicht ſo gewöhnt ſind, ſich im Walde zurecht zu finden und ihn nicht ſo lieben wie die Söhne der Waldwächter, die darin geboren und erzogen wurden, die ſeine Poeſie verſtehen und kein Gefallen haben an dem wüſten Leben der Wirthshäuſer, wie die Unteroffiziere es meiſtens ſo ſehr lieben. Ausſicht auf Avancement haben die Waldwächter nicht, nur in ſeltenen Fällen gelingt es ihrer Ausdauer und ihrem Fleiß ſich emporzuſchwingen zu den höhern Graden der Forſtverwaltung. Die nothwendige wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten ſie in der Forſtſchule von Nancy, wo ſämmtliche Forſtbeamten von Frankreich ihren erſten Unterricht erhalten. Der Staat beſoldet allein viertauſend Waldwächter, dennoch erreichten im Jahr 1857 vorgekommene Forſtfrevel die Zahl 46,759. Während der erſten franzöſiſchen Revolution und während des erſten Kaiſerreichs war die Forſtverwaltung ſo ungeregelt, daß allein aus dieſem Beſitzſtand dem Lande ein Verluſt von 264 Mill. Fr. erwachſen iſt. Erſt im Jahre 1824 wurde durch Geſetze und weiſe Einrichtungen die Forſtverwaltung in einen erträglichen Zuſtand gebracht.

Der franzöſiſche Berichterſtatter ſchwärmt entſchieden für die patriarchaliſche Form des Staates, weil ſie allein es vermag, den Wohlſtand und die Kultur des Landes zu pflegen und zu überwachen. Jedes Privatintereſſe wirkt ſchädlich auf das Allgemeine ein, die Forſtverwaltung der Kommunen und die Ausbeutung der Wälder durch die großen Grundbeſitzer in Frankreich liefern allerdings hinreichende Beweiſe für dieſe Behauptung.

Sehr intereſſant iſt die Einleitung des beſprochenen Aufſatzes, worin die urſprüngliche Forſtkultur Frankreichs, von der Zeit der Karolinger an, dargeſtellt wird. Der Kampf der Könige mit der Feudalität iſt ein merkwürdiges Stück Geſchichte. —v.—

Ungarn.

Alexander Petöfi.*

Als ich neulich Petöfi erwähnte, ſagte ich: „es woge in ihm allein ein ganzes Meer urfriſchen Lebens.“ Dieſer Ausdruck iſt nicht übertrieben: Petöfi's Lyrik gleicht wirklich dem Meere — in ſeiner unvergleichlichen Stille, wenn es die Sterne des Himmels ſpiegelt — in ſeinem kraftvoll harmoniſchen Wogenſchlag, wenn ſeine Hügel die Strahlen der aufgehenden Sonne vergolden — in ſeinem lieblichen Spiel, wenn es blühende Inſeln umkoſt — in ſeinem wilden Aufruhr, wenn ihm zu enge wird in ſeinem weiten Bett, und es alles Feſte hineinwirbeln möchte in ſeinem Vernichtungstanz. Petöfi gehört zu jenen lebendigſten Dichtern, über welche man viel Treffliches ſagen kann, und doch am Ende fühlt, daß das Eigentliche noch nicht den entſprechenden Ausdruck gefunden, vielleicht, weil es ſich überhaupt nicht ausſprechen läßt, ſondern nur im Jubel des Herzens empfunden werden kann, eben weil es — das Göttliche.

In Ungarn hat Paul Gyulaj 1854 eine ausgezeichnete, umfangreiche Arbeit über den Dichter geliefert, die in Deutſchand unverkürzt bekannt zu werden verdiente. Jüngſt aber brachte Arany's geiſtvolle Wochenſchrift: „Szépirodalmi Figyelö“ einen Aufſatz: „Petöfi's Standpunkt“ aus der Feder Zilany's, der mir ſo wohl gefiel, daß ich ihn im Weſentlichen hier mittheilen will.

„Dieſes Jahrhunderts zweites Viertel hat den ungariſchen Parnaß mit vielen glänzenden Namen beſchenkt. Der Strahl der von Kuziuczy's Hand emporgehaltenen Fackel fiel auf keine unwürdige Generation. Vörösmarty's Leier entfachte unſern von nächtlichem Dunkel umhüllten Ruhm zu neuem Glanz; und wenn auch ſeine großen, denkwürdigen Werke einſt der Zeit weichen ſollten, ſo wird ihn die Literatur-Geſchichte in der Zahl ſeiner Geiſtesverwandten zuerſt erwähnen, weil es Niemand giebt, der mit dem ſeinen wetteifernde Verdienſte um die Schöpfung eines neuen Ideenkreiſes und die Ausbildung unſerer poetiſchen Sprache aufweiſen könnte.

Aber einem Andern ward das Glück zu Theil, auf Grund ſeiner Erfolge den ungariſchen Genius in ſeinem vollen Glanze zu zeigen.

Um 1844 erſchien ein von wenigen geahntes Phänomen am Himmel der ungariſchen Lyrik, und verkündete in bisher nicht gehörten, unbekannten Tönen, mit mehr Selbſtgefühl, als Selbſtbewußtſein, eine neue Zeit. Der Zauber der wunderbaren Erſcheinung nahm bald den ganzen Horizont ein; die Schriftgelehrten ſchüttelten ärgerlich ihre Köpfe, und wollten verſtockt den „Wolkenvogel“ verleugnen; das Volk aber ſchwur ſchaarenweiſe zu ſeines Fittigs entfalteter Fahne, und als er ſeine kurze, aber glänzende Bahn durchflogen, blickte die ganze Nation ihm nach mit ſchmerzlicher Bewunderung.

Ja, wie in der ruſſiſchen Literatur Puſchkin, war bei uns Petöfi der erſte, der ſich auf das Niveau der Weltliteratur erhob und vor ihr der eigentliche Repräſentant der ungariſchen Poeſie wurde; und wenn wir Ungarn dem Fremden etwas zeigen wollen, ſo treten wir auch jetzt vor Allem und einzig mit ihm hervor. Denn, Gott ſei Dank, es giebt zwar ohne ihn auch Männer, die wir mit Stolz die unſern nennen können; als wir ihn verloren, gerieth der Entwickelungsgang unſerer Poeſie nicht in's Stocken, ja, bei zeitweiligem Rückfall, zeigt ſie ſogar einen erfreulichen Fortſchritt in Form und Inhalt. Aber wo iſt die Seele, in der das Innere des Sinns mit der Wahrheit des Ausdrucks, die Geſundheit des Gedankens mit dem ungeſuchten und doch wunderbaren Reiz der Geſtaltung, des Tones Einfachheit und Geſchmack mit hinreißender Urſprünglichkeit ſich ſo vereinte, wie bei Petöfi? Leben und Poeſie umarmten ſich am innigſten bei ihm von allen unſern Dichtern, und am meiſten verſtand er das eine in die andere umzuſchmelzen. Was bei andern Lyrikern oft Endzweck: der Funke der Einfälle, der epigramatiſche Gegenſatz und Glanz der Ausdrücke — das diente ihm nur als Mittel. Bei ihm erſcheint jedes Gefühl in Geſtalt eines neuen, ergreifenden Gedankens, jeder Gedanke erzeugt einen andern, und das Ganze krönt eine blitzende ſchöne Idee. In den Anfangszeilen ſeiner Gedichte giebt er gewöhnlich ſchon die zum durchgängigen Verſtändniß des Ganzen erforderte Stimmung; und ſelbſt die ſubjektivſten Gefühle pflegt er mit einer gewiſſen dramatiſchen Vergegenwärtigung zu verkörpern. Mit einem für Eindrücke außerordentlich empfänglichen Gemüth begabt, griff er ihm vorkommende Gegenſtände mit Schöpferkraft auf, und verarbeitete ſie. Die Berührung ſeiner Hand, wie die der Königin im Märchen, zog Alles in den Zauberkreis ſeiner Poeſie und verwandelte Alles in Gold. Aber wenn er in ſeiner Subjektivität eine ſo eigenthümliche Objectivität zeigt, ſo iſt er umgekehrt in ſeinen objektiven, erzählenden Werken nicht im Stande, ſich von dieſem ſtarken lyriſchen Hange frei zu halten, welcher den Stempel ſeiner Individualität auch auf den ihm am fernſten liegenden Objekt zurückläßt. Einzig aus ſeinen proſaiſchen Arbeiten und hauptſächlich aus dem meiſterhaft gezeichneten Helden ſeines Romans erhellt, daß dieſer Zug nicht ſo ſehr in dem innern Organismus ſeiner Fähigkeiten, wie in ſeinem Gemüthe wurzelte, und bei Selbſterkenntniß und in ſpätern Jahren ſchon ſich ankündigender, ruhiger und geklärterer Anſchauung auf das gehörige Maß herabgeſunken wäre.

In dieſer Hinſicht hat Petöfi's frühes Hinſcheiden vielleicht auch unſerer dramatiſchen Literatur Verluſt gebracht.

* Von Theodor Oriz.

Digitized by Google

Ich behaupte damit nicht, daß nicht auch an ſeine lyriſche Zukunft ſich die größten Hoffnungen geknüpft hätten. Denn es wäre ein Irrthum zu glauben, daß, wie es auf den erſten Blick ſcheint, in der vor der Revolution in zwei Bänden erſchienenen Sammlung ſeiner Gedichte ſeine Poeſie ihren Höhepunkt ſchon erreicht hätte. Petöfi gehörte zu den inſtinktivſten Talenten. Daher iſt in den beiden erſten Bänden ſeiner Gedichte, wo er im Beginn ſeiner Laufbahn ſtand und noch nicht zu träge war, ſeine Gedanken nachträglich zu prüfen und zu feilen, kaum etwas auszuſetzen, während wir in den beiden neueren Bänden, deren Inhalt ſchon ohne jeden Zweifel, ohne jedes Bedenken an's Licht trat, auf unvergleichlich weniger gelungene Arbeit ſtoßen; was aber gut iſt, das iſt alsdann auch das hinreißende Produkt, ſeines, keinen Zügel kennenden Genius. Auf ſeinen erſten Werken liegt der volle Reiz der Jugend, der ahnungsvolle Zauber eines in der Wildniß aufgehenden Frühlingsmorgens ausgegoſſen, während in den ſpätern des Mittags Hitze, Kraft und intenſiv=feurige Glanzhelle ſtrahlt.

Und wenn wir in ſeiner ſpätern Periode, was Reinheit der Stimmung, Einheit der Compoſition, Kraft der Auffaſſung anlangt, ſelten bei ihm ſolchen Werken begegnen, wie an die er uns früher gewöhnt hat, ſo muß man den Grund hiervon einzig in dem geſpannten, mit der Atmoſphäre des damaligen Staatslebens Schritt haltenden Zuſtande ſeines Gemüths ſuchen. Seine Dichtung von $184^{8}/_{9}$ läßt ſich einem Baum vergleichen, deſſen ſchönſte Blüthen der Sturm halberſchloſſen abſchüttelte. Petöfi hätte ſich nur zu ſammeln gebraucht, um wieder im doppeltem Glanze vor uns zu erſcheinen.

Die in die Augen ſpringende Einwirkung der Weltanſchauung Heine's, ſo wie der poetiſchen Form Beranger's, auf des Dichters zweite Periode kann man dreiſt, ohne alle Kränkung ſeiner Eigenthümlichkeit, zugeben; denn die Kraft ſeines Genius zeigt ſich am meiſten in der meiſterhaften Verſchmelzung dieſes Einfluſſes und ſeine dichteriſche Selbſtändigkeit erprobt ſich in dieſer Miſchung. Oder wo zeigten ſich augenſcheinlicher die Spuren der Vorliebe und des poetiſchen Studiums als bei Puſchkin, Byron gegenüber? und wagt trotzdem Jemand, Puſchkin die Urſprünglichkeit der bezaubernden Schönheiten des „Springquells“ oder „Eugen Onägins“ zu beſtreiten?*

Wie zur Charakteriſtik jeder wahrhaft poetiſchen Größe, kann man auch zu der Petöfi's genug ſagen, ohne doch den eigentlichen Ausdruck für die Zauberkraft ſeiner Wirkung finden zu können. Ich umgehe hier ſelbſt den Verſuch dazu, und behaupte nur, daß der größte Theil deſſen, was man an ſeiner Poeſie als mangelhaft ausſetzt, viel weniger aus der natürlichen Beſchaffenheit ſeiner Fähigkeiten, als aus äußern Urſachen entſprang.

Wie dem auch ſei, Petöfi's Größe kann nur der in der gehörigen Beleuchtung hervortreten laſſen, der die früheren Literatur=Verhältniſſe allſeitig kennt. Vörösmarty brachte mit Einem mächtigen Schritt unſere Poeſie aus der fremden Athmoſphäre, worein ſie ſeine Vorgänger unnatürlich geſtürzt hatten. Er that unter der poetiſchen Generation der Jahre 1830—46 das Meiſte zur Förderung einer richtigen Auffaſſung des Ideals. Petöfi führte, im Geiſt Vörösmarty's, im Hochgefühl ſeiner Kraft und in der Reinheit ſeines Selbſtbewußtſeins das mißverſtandene Prinzip des Ideals, das ſo zu kalter, dem Leben abgewandter Abſtraction geworden, auf ſeine natürlichen Grundlagen zurück, und ſchuf der im engen Kreiſe ſich bewegenden Poeſie einen neuen Horizont. Hiermit wäre die Richtung der ſchöpferiſchen Periode, die von ihm ausging, und ſeinen Namen in der Geſchichte unſerer Poeſie unſterblich gemacht hat, beſtimmt. Aber nicht geringer iſt der Einfluß, welchen er durch Occupirung des von Vörösmarty gereinigten Terrains und auf dem Wege der Einbürgerung entſchieden magyariſchen Geſchmacks und magyariſcher Volksrhythmen auf die Umgeſtaltung unſerer Poeſie in nationaler Richtung ausgeübt hat. Er war der erſte ungariſche Dichter, der unmittelbar aus der Gefühlswelt des Volkes ſchöpfte, und deſſen Ton eben darum unmittelbar ſeinen Weg in das Herz der Nation fand. Er machte die Luſt für Arany empfänglich, er bahnte dem Dichter „Toldi's“ den Weg.“

* Allerdings wagen ſehr viele vergleichende Beurtheiler der europäiſchen Literaturen, ſowohl Puſchkin als Petöfi dieſe Urſprünglichkeit des Genius abzuſprechen. D. R.

Griechenland.

Die Behandlung der Alterthümer in Griechenland.

Bekanntlich hatte Fürſt Pückler=Muskau, als er im Jahre 1836 in Griechenland war, den Plan, im Thale von Olympia auf eigene Koſten Ausgrabungen zu unternehmen, und er begehrte zu dieſem Zwecke, daß ihm der Grund und Boden zu vollem Eigenthume überlaſſen werde. Schon vor faſt hundert Jahren hatte Winckelmann, in der ſicheren Vorausſetzung, daß der Boden von Olympia reiche Schätze altgriechiſcher Kunſt und Geſchichte bergen müſſe, den Lieblingsgedanken, der ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte, die europäiſchen Regierungen zu vermögen, daß ſie auf gemeinſame Koſten den alten Boden von Olympia aufzudecken ſich entſchlöſſen. Daß das Erdreich hier voll alter Ueberbleibſel ſei, hat ſich ſchon daraus ergeben, daß der durch das Thal von Olympia fließende Alpheios hier mehrmals eherne Helme losgeſpült hat, und auch die Ausgrabungen der franzöſiſchen Expedition (im Jahre 1829) haben, im Verhältniß zu dem geringen Umfange, in welchem ſie unternommen wurden, zu reicher Ausbeute geführt. Allein Winckelmann's Gedanke blieb eben nur — Gedanke, und auch der Plan des Fürſten Pückler kam nicht zur Ausführung, und zwar, wenn der nordamerikaniſche Reiſende, Bayard Taylor („Reiſen in Griechenland,“ 1862, S. 186), Recht hat, „weil man aus niedriger Eiferſucht einem Ausländer nicht das zu thun gönnte, was doch die Griechen nicht binnen der nächſten hundert Jahre thun werden.“ Er ſetzt hinzu, daß ſich die letzteren „als größere Vandalen gegen die alten Denkmäler beweiſen, als ſelbſt die Türken.“ (?) „Nur ausländiſcher Einfluß hat,“ ſagt er weiter, „die Akropolis vor noch ferneren Plünderungen (als denen des Lord Elgin?) bewahrt; ausländiſche Gelehrte haben die abhanden gekommenen Landmarken Griechenlands wieder aufgefunden, und ausländiſches Geld bezahlt jetzt (1859) die wenigen, vor ſich gehenden Ausgrabungen und Wiederherſtellungen. Die Knaben Athens werfen mit ihren Schleudern nach dem choragiſchen Monument des Lyſikrates und verſtümmeln das unvergleichbare Fries deſſelben, und die bei Kolonos vorbeiziehenden Schützen machen den über Ottfried Müller's Grab errichteten marmornen Denkſtein zur Zielſcheibe für Kugeln und Schrot. Während meines Aufenthalts in Athen verhinderte Sir Thomas Wyſe die Erbauer des neuen Domes, das Theater des Bacchus zu plündern, und es iſt bei weitem mehr die Furcht vor dem Urtheile der Welt (?), als die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, welche manche ehrwürdige Ruine vor einem gleichen Schickſale bewahrt.“

Wir wiſſen nicht, ob und inwiefern der Nordamerikaner mit allem dem, was er hier ſagt, Recht hat; aber wir ehren die Achtung vor den Kunſtdenkmälern des griechiſchen Alterthums, die ſich hierin kund giebt, auch wenn ſie neben der ſpöttiſchen Gleichgültigkeit, mit der er zu andern Zeiten und an anderen Stellen ſeiner „Reiſen“ über die klaſſiſchen Erinnerungen ſich äußert, beſcheidene Zweifel an der Aufrichtigkeit ſeiner Empfindungen aufkommen läßt. Die Ueberſchwänglichkeit ſeiner Schwärmerei, in die er dann auch wieder ausbricht, können ſolche Zweifel nicht ganz beſeitigen und vergeſſen machen. Zeugen eines ſolchen, übrigens vollkommen gerechtfertigten Kunſtenthuſiasmus waren namentlich die noch vorhandenen Kunſtdenkmäler der Akropolis, die Propyläen und der Parthenon. „Ich ſchaute hinauf,“ ſagt Taylor von letzterem, „zu den doriſchen Schaften, die, koloſſal wie ſie dem Schreine einer Gottheit geziemen und doch ſo lieblich zart wie Blumenſtengel, ohne Anſtrengung die maſſenhafte Decke und den zerſchmetterten Giebel tragen, an deſſem einem Ende zwei Torſo's allein übrig geblieben ſind von all' den Kindern des Phidias. Ich fühlte mich ergriffen von einer überwältigenden Fluth, in der ſich jene reinſte und erhabendſte Bewunderung, die beinahe eins iſt mit der Liebe, mit Entrüſtung und troſtloſem Jammer miſchte.“ Man mag bei ihm ſelbſt leſen, wie er in der Begeiſterung ſeiner Schwärmerei, ſeines Kunſtenthuſiasmus und ſeines heiligen Zornes allen den Gedanken Worte und Ausdruck giebt, welche an ihm vorüber zogen, während er in dem Marmorſeſſel ſaß, der dem leeren Heiligthume der Pallas Athene gegenüber ſtand. Sie gipfeln gleichſam in den Auslaſſungen, die wir hier zuſammenſtellen und die alſo lauten: „Um dieſe Herrlichkeit wieder hergeſtellt zu ſehen, gäbe ich gern die ganze ſpätere Architektur Europa's hin, denn dieſes iſt der wahre Tempel der Göttlichkeit. In ſeiner vollendeten Schönheit liegt der Ausdruck von Liebe und Freude, wie er niemals noch in den gerippten Spitzbögen eines gothiſchen Domes oder in den bemalten Kuppeln einer römiſch=katholiſchen Kirche ſich ausgeſprochen hat. Wenn es in unſerer Religion Freude, Heiterkeit, Troſt und hoffnungsreiche Begeiſterung giebt, ſo hat Gott auf Erden keinen ſchöneren Tempel, als den Parthenon.“

Seinen heiligen Zorn ließ der Nordamerikaner, als er dort im Par=

Digitized by Google

thenen ſtand und den, von Lord Elgin geplünderten Giebel deſſelben betrachtete, beſonders auch an dieſem ebengenannten „Kunſträuber" mit einem „ſtarken angelſächſiſchen Ausdruck" aus, den er jedoch ebenfalls mitzutheilen nicht für gut befunden hat. Es iſt nicht nöthig, auf dieſen Vandalismus in maßloſem Grimme oder in gerechter Entrüſtung zurückzukommen, wie damals derſelbe aus dem niedrigſten Beweggrunde eifrig bemüht war, die Heiligthümer der Akropolis ihrer ſchönſten Zierden zu berauben; aber es iſt traurig, daß ein ähnlicher Vandalismus noch immer, ſelbſt unter den Augen des Königs und der Regierung vorkommt, ſowie trotzdem, daß das in Griechenland gegebene Geſetz, die wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Sammlungen des Staates, ferner die Auffindung und Erhaltung der Alterthümer betreffend, vom 10. Mai 1834, im Weſentlichen doch jedenfalls noch immer gilt.

Wir leſen von ſolchem „unverzeihlichen" Vandalismus, wie er im November 1861 in Athen ſelbſt geübt worden iſt, in einer dort erſcheinenden Zeitſchrift, *Φιλίστωρ*, Heft 22 (vom 30. November 1861). Die Gegenſtände deſſelben ſind das Olympieion (die noch übrigen funfzehn Säulen vom Tempel des olympiſchen Zeus) und das Thor des Hadrian, und der Urheber der Zerſtörungen iſt ein fremder Mechaniker, der Franzoſe Daniel, dem die Regulirung der Straßen Athens (*ῥυμοτομία*) übertragen iſt. Schon früher hatte er ſich in der Nähe des Theſeions ein ähnliches, ungeſchicktes Verfahren zu Schulden kommen laſſen, wobei alte Inſchriften und Statuen theils verſchüttet worden waren, — theils eine falſche Aufſtellung erlangt hatten, ſo daß nunmehr, ſagt der Grieche, dem wir die Mittheilung verdanken, wir von den fremden Reiſenden als ungeſchickt und einfältig geſchmäht werden." Später hat der genannte Franzoſe an der erſt in neuerer Zeit aufgegrabenen Umfaſſungsmauer des Olympieions theilweiſe dergeſtalt ſich vergriffen, daß ſie dort ſo gut wie verſchwunden iſt, indem er von den an der nördlichen Seite vorhanden geweſenen viereckigen Steinplatten, welche die Grund- und Umfaſſungsmauer bildeten, angeblich jedoch gewiſſen Verſchönerungsplänen des Franzoſen entgegen waren, ſiebzehn derſelben wegnehmen und die Mauer ſelbſt an einem andern unpaſſenden Orte wieder aufführen ließ, ſo daß dadurch die viereckige Geſtalt der urſprünglichen Umfaſſungsmauer gänzlich abgeändert worden iſt. Was dagegen das Thor des Hadrian betrifft, ſo ſind daſelbſt die drei großen Marmorplatten, welche, über ein franzöſiſches Meter hoch und etwa acht Centimeter ſtark, mitten in das Obertheil des Thores eingefügt waren, hinweggenommen worden. Dieſe Platten bildeten den oberen Theil der Zwiſchenmauer und durch dieſe ſelbſt die Niſche, in welcher auf beiden Seiten, theils auf der öſtlichen, theils auf der weſtlichen, entweder Basreliefs, oder Bilder oder Statuen und zwar, wie die bekannte Inſchrift vermuthen läßt, wahrſcheinlich des Theſeus und Hadrian ſich befanden. Daß jene Zwiſchenmauer alt iſt und gleichzeitig mit der erſten des Bauwerks ſelbſt entſtanden, läßt ſich aus der oberen, ihrer ganzen Breite nach noch erhaltenen, eine Elle hohen Steinplatte ſchließen, die man jedoch bei jener neueſten Zerſtörung an ſeiner Stelle hat liegen laſſen.

Mit Recht ereifert ſich in der genannten griechiſchen Zeitſchrift der Verfaſſer der diesfallſigen Mittheilungen über dieſen doppelten Vandalismus, der in keiner Weiſe ſich entſchuldigen laſſe, und mit Entſchiedenheit fordert er dagegen den Schutz der Regierung. „Wir wünſchen," ſagt er, „in den Augen der Europäer zu allen Zeiten als die rechten Hüter der Denkmäler unſerer Vorfahren erfunden zu werden, wie Jene es von uns zu verlangen berechtigt ſind." Aber trotzdem hat ſich doch auch hier wiederholt, was einſt der berechtigte Spott in Rom, wie in Athen ſelbſt ausſprach: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini, und Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti.

Rußland.

Ein Vulkan auf den Kurilen.

Auf der Inſel Chiachkotan, die zur Gruppe der Kurilen gehört, befindet ſich ein Vulkan, der 1855 von einem ruſſiſchen Miſſionar erſtiegen worden iſt. In dem Bülletin der kaiſerlichen naturforſchenden Geſellſchaft zu Moskau aus dem Jahre 1858 findet ſich eine intereſſante Mittheilung über dieſe Beſteigung, welche wir hier in Kürze wiedergeben.

Die Erzählungen der Eingeborenen von den großen Schwierigkeiten, welche die Erſteigung haben ſollte, konnten den Miſſionär von ſeinem Vorhaben nicht abbringen; von einem erfahrenen und muthigen Eingeborenen begleitet, machte er ſich auf den Weg, der auch anfangs nicht ſehr beſchwerlich ſchien. Aber bald ſtellten ſich die Hinderniſſe ein: ein ſpitzes Geſträuch, das einen großen Theil des Berges bis zu einer beſtimmten Höhe bedeckte, zerriß die Kleider, drang ſelbſt durch die dichten Lederſchuhe und verwundete den Körper mit hundertfachen kleinen Stichen. Tiefe Schluchten mit ſteilen Abhängen durchbrachen oft plötzlich den Weg: ſie zu umgehen, war unmöglich; die ſteile Böſchung mußte hier hinabgeſtiegen, dort erklettert werden. Oft ſtrauchelte der Fuß, der ſchon im Begriff ſtand, wieder eine ebene Stelle zu betreten und der Körper rollte eine Strecke zurück. Endlich nach einem unendlich mühſeligen Marſch vernahm der Miſſionär ein furchtbares, unterirdiſches Toſen, das ohne Unterbrechung ſich hören ließ, als folgten die heftigſten Donnerſchläge beſtändig aufeinander. Dichte ſchwarze Rauchmaſſen drangen aus dem Erdboden hervor: die beiden Wanderer ſtanden am Krater. Muthig drangen ſie vorwärts; an den Krater lehnte ſich ein weites, ödes Thal, das an vielen Stellen hohe Anſammlungen von Schlacken und Aſche zeigte. Nirgends eine Spur von Vegetation; es ſchien, als ſchaute das Auge eine weite Stätte, auf der ein Brand verheerend gewüthet hätte. Die Reiſenden näherten ſich dem Rande der Kraferöffnung; ein erſtickender Staub von ſeinen Schwefeltheilen drang ihnen entgegen. Rings herum zeigten die Felſen klaffende Spalten oder feine Riſſe, aus denen heißer Dampf hervorquoll. An einzelnen Stellen entſtrömte ſchwarzer Rauch wie aus weiten Schornſteinen; hier nahm das Getöſe einen erſchütternden und völlig betäubenden Charakter an; und an dieſen Stellen fanden ſich große Stücke von ganz reinem Schwefel herumgeſtreut, die der Inſulaner begierig aufſammelte. Mühſamer noch als der Aufgang, war das Hinabſteigen, und tief erſchöpft langten die beiden Wanderer im Thale wieder an.

Es kann nicht auffallen, daß auf der Inſel ſich Quellen von hoher Temperatur finden, und daß Erderſchütterungen zu den nicht ſeltenen Ereigniſſen gehören. Oft erreichen dieſe eine ſolche Intenſität, daß Niemand im Stande iſt, ſich auf den Füßen zu erhalten; die Gebäude ſchwanken dann gleich Booten auf bewegten Wogen; doch ſind größere Verſchüttungen noch nicht vorgekommen.

Mannigfaltiges.

— 1688 und 1830. Die Springer'ſche Verlagshandlung hat den hiſtoriſch-politiſchen „Eſſay," den der jetzige Kaiſer der Franzoſen im J. 1841, als er auf der Citadelle von Ham ſaß, zur Vergleichung der Juli-Revolution mit der „glorious revolution" der Engländer ſchrieb, in beſonderem Abdruck aus den „Oeuvres de Napoléon III.," und zwar ſowohl im franzöſiſchen Original, als in einer deutſchen Ueberſetzung herausgegeben.* Der Verfaſſer zeigt in dieſer Schrift, warum ſowohl die Cromwel'ſche Republick, als der Abſolutismus der Stuarts, untergehen mußte. Beide, ſagt er, widerſtrebten dem Geiſte der Engländer, der einerſeits nach religiöſer Unabhängigkeit von Rom, andererſeits nach dem Uebergewicht der Seeherrſchaft und endlich nach Befeſtigung der auf dem Prinzipe des Selfgovernment ruhenden, bürgerlichen Freiheit ſtrebte. Allen dieſen Zielen entſprach die kluge Politik Wilhelm's III., deſſen Herrſchaft allein, ſowie die ſeiner Rechtsnachfolger, von Dauer war, während die der vertriebenen Stuart's nie wieder eine Ausſicht auf die Sympathie der Engländer hatte. Von der Juli-Revolution wird eigentlich in der Schrift gar nicht geſprochen; deſto mehr iſt aber von ihr zwiſchen den Zeilen die Rede. Daß Ludwig Philipp kein Wilhelm III. ſei, geht aus Allem hervor, was über Letztern geſagt wird, wobei der Verfaſſer übrigens, der zu einer Zeit ſchrieb, als Macaulay's Darſtellung des königlichen Oraniers noch nicht exiſtirte, hauptſächlich franzöſiſche Quellen benutzt hat. Die deutſche Ueberſetzung iſt etwas ſteif gerathen und neben dem wohlgeſchriebenen Originale kaum zu leſen. Die Schrift aber iſt jedenfalls eine intereſſante Studie in Bezug auf die Ideen Napoleon's III.

— Neue Fabeln über Shakſpeare. Die engliſche Kritik zieht mit Satyre und Hohn zu Felde gegen eine neue Lebensgeſchichte des großen Briten, die S. W. Fullom in die Welt geſchickt und als wahrheitsgetreue Aufklärung bisher unbekannter Thatſachen ausposaunt

* Fragmens historiques. 1688 et 1830. Par le Prince Napoléon-Louis Bonaparte.
1688 und 1830. Hiſtoriſche Fragmente, von dem Prinzen Napoleon Louis Bonaparte. Berlin, Julius Springer, 1862.

Digitized by Google

wurde. Der Verfaſſer behauptet, aus den Archiven der Familie Lucy von Charlecote geſchöpft zu haben und erzählt höchſt naiv die augenſcheinlichſten Fabeln.

Der engliſche Familienſtolz ſcheint den Druck dieſes literariſchen Kurioſums mehr begünſtigt zu haben, als ſich vor der Kritik und der hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit verantworten läßt. Der Stammbaum der Lucy von Charlecote wird vollſtändig mitgetheilt und die Anmerkungen, die von den Familienmitgliedern gemacht wurden, gelten als unumſtößliche Beweiſe. Ausſagen von alten, ungebildeten Leuten werden mit großer Umſtändlichkeit erzählt, obwohl es jedem Geſchichtsforſcher hinlänglich bekannt iſt, daß nichts die Wahrheit mehr verwirrt und entſtellt, als derartige Klatſchereien, die man viel zu hoch ehrt wenn man ihnen die Benennung Traditionen beilegt.

Die kindiſche Schreibart des Verf. der neuen Lebensgeſchichte Shakſpeare's geht auch daraus hervor, daß er bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit die poetiſchen Stellen aus des Dichters Werken in ſeine hiſtoriſche Darſtellung verflicht und überall die mißlungene Abſicht zeigt, den Leſer mehr zu unterhalten als zu belehren. Unſre deutſchen Shakſpeare-Forſcher, die den großen Briten gewiſſermaßen zum Eigenthum unſrer Nation gemacht haben, werden das Werk des Herrn Fullom hoffentlich auch vor ihr kritiſches Forum ziehen, um die Unwahrheiten und Verkleinerungen, welche es über den Dichter ausſchüttet, gehörig zu widerlegen. Es iſt merkwürdig, daß die Shakſpeare-Literatur in England ſowohl wie in Deutſchland alljährlich immer noch anwächſt, ohne daß ein Abſchluß durch eine umfaſſende, lebensvolle Biographie erreicht wurde, wie Lewes ſie unſerm Goethe als ein unvergängliches Denkmal ſtiftete. Vielleicht wird es einer deutſchen Feder gelingen, dafür dem Heros der engliſchen Literatur einen gleichen Dienſt zu erweiſen, ihn ſeinen Verehrern menſchlich nah zu bringen durch ein wahres, warmes Lebensbild. F. v. H.

— Schiller, nach Kuno Fiſcher. Drei gedankenreiche, feſſelnde Vorträge, welche Profeſſor Kuno Fiſcher in Jena bei verſchiedenen Gelegenheiten über Schiller gehalten: zuerſt am 4. März 1857 über Schiller's „Selbſtbekenntniſſe," wie ſie ſich in ſeinen erſten großen Dichtungen, in dem Jahrzehnt ſeiner inneren Entwickelung, von 1780 bis 1790, offenbaren; dann am 10. März 1858 über „Schiller als Philoſoph," und endlich am 30. Januar 1861 über „Schiller als Komiker," ſind jetzt, zuſammengeheftet in Einem Bande, neu ausgegeben worden.* Wir kennen kein würdigeres Supplement zu Schiller's Werken, als dieſes Buch, das ein ſehr zweckmäßiges Geſchenk für jeden jugendlichen, ſtrebſamen Beſitzer dieſer Werke ſein würde.

— Die Lebensbeſchreibung des Calvin, in lateiniſcher Sprache von Beza, hat allerdings ihre Achillesferſe. Es werden z. B. die Gegner des Calvin auf eine Weiſe gekennzeichnet, die gerade nicht zeugt von der Menſchenliebe, welche in dem Streben nach Wahrheit geltend gemacht werden ſoll. Michael Servet, der zu dieſen Gegnern gehörte, indem er die von Calvin vertheidigte Trinitätslehre der Kirche angriff, wird im Kapitel 16 der Lebensbeſchreibung das „monstrum ex omnibus quantumvis rancidis et portentosis haeresibus constatum" genannt, als wenn das Schimpfen auf die ſogenannten Häretiker eine Widerlegung derſelben wäre! Indeß iſt das Erzeugniß des Beza trotz ſeiner Achillesferſe von namhaftem Werthe. Es empfiehlt ſich nicht blos durch das echt römiſche Kolorit ſeiner Sprache, ſondern auch dadurch, daß es bei aller Kürze reich iſt an geſchichtlichen Thaten, welche die Lebensentwickelung des Reformators von Genf betreffen. Wir freuen uns daher, daß Herr Dr. Nickel eine Recognition der Beza'ſchen Schrift vollzogen und neuerdings veröffentlicht hat.** Von Nickel ſind hierbei die beſten Ausgaben, der Schrift, über welche die Vorrede des gelehrten Mannes nähere Auskunft giebt, und von welchen drei bereits im 16. Jahrhundert veranſtaltet ſind, gewiſſenhaft benutzt worden. Zwar bedauern wir, daß Dr. Nickel, indem er, was die verſchiedenen Lesarten dieſer Ausgaben betrifft, die einen in den Text ſeiner Recognition aufnimmt, die andern dagegen nicht aufnimmt, es unterläßt, die Gründe, welche für jene Aufnahme ſprechen, mitzutheilen. Die Nickel'ſche Arbeit würde durch die Mittheilung dieſer Gründe unſtreitig an wiſſenſchaftlichem Werthe bedeutend gewonnen haben. Inzwiſchen hat er diejenigen Lesarten, welche von ihm nicht in den Text aufgenommen ſind, in Anmerkungen unter dem Texte aufgeführt. Und wenn der Leſer mit dieſen Lesarten jene vergleicht, die wirklich in den Text aufgenommen ſind: ſo kommt er zu der Ueberzeugung, daß Dr. Nickel, wenn auch keineswegs immer, doch häufig ſolche Lesarten, welche den Stempel der Echtheit an ſich tragen, mit vielem Geſchicke zu Beſtandtheilen des Textes gemacht hat. Nun ſind allerdings zu Berlin in den Jahren 1838 und 1841 zwei Ausgaben der Beza'ſchen Lebensbeſchreibung des Calvin erſchienen. Beide gehören zu denjenigen, die von Nickel bei der Anfertigung ſeiner Ausgabe verglichen ſind (ſ. pag. IV.) Indeß iſt die Nickel'ſche eine im Ganzen ſo wohlgerathene und ſchätzenswerthe Leiſtung, daß wir nicht daran zweifeln, ſie werde trotzdem, daß die Berliner Ausgaben verdienſtlicher Art ſind, nach und nach einen zahlreichen Leſerkreis finden.

Breslau. Wilh. Böhmer.

— Ein deutſcher Forſcher in Sibirien. Herr Wilhelm Radloff aus Berlin, wo er Schott's Schüler in finniſch-türkiſch-mongoliſcher Linguiſtik geweſen, ſiedelte 1859 nach Barnaul am Altai über, und unternahm bald nach ſeiner Ankunft eine kleine Reiſe durch das Kusnezker Gebirge, um den Kreis ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit näher zu beſtimmen. Im Sommer 1860 verwandte er drei Monate zu einer Reiſe im Altai, um die Sprachen der heutigen Bewohner dieſes Gebirges näher zu unterſuchen, und zu Anfang 1861 war durch ſeine Bemühungen ſchon ein reicher Stoff angehäuft. Auf einer zweiten Gebirgsreiſe (Mai 1861) mehrte ſich dieſer Stoff noch um ein Bedeutendes, beſonders hinſichtlich des merkwürdigen türkiſchen Dialektes der Telenten, des Hauptſtammes der von R. beſuchten tatariſchen Gebirgler, bei denen unſer Forſcher eine große Anzahl Mährchen, Sprüche, Räthſel und Lieder aufzeichnete. Das an Wörtern und grammatiſchen Formen reiche Teleutiſche iſt um ſo beachtenswerther, als es von arabiſchen und perſiſchen Einflüſſen weit freier, als die meiſten übrigen Idiome der türkiſchen Familie ſich erhalten hat. Zunächſt wird Herr Radloff nun die Mundarten der Kirgiſen in Angriff nehmen und alsdann dem Oſtjak-Samojediſchen ſich zuwenden. Was die Archäologie Sibiriens betrifft, ſo iſt, ſeiner Behauptung zufolge, für dieſe noch nichts Nennenswerthes geſchehen, während man auf den Grund ſehr dürftiger, oder ſelbſt verdächtiger Alterthümer (in Muſeen) ſtattliche Bauwerke aus Hypotheſen-Dunſt errichtet. Die ſogen. Tſchuden-Gräber ſind nirgends nach einem wiſſenſchaftlichen Plane geöffnet oder ausgebeutet worden und die Goldſucht der Eingebornen hat gewiß ſchon eine Menge Gräberfunde zerſtört; denn in der Nachbarſchaft bewohnter Orte iſt jeder Tumulus längſt aufgegraben und nur an abgelegenen Orten dürfte eine reichere Ausbeute an verſcharrten Merkwürdigkeiten möglich ſein. Herrn Radloff's nächſte Reiſe, deren Ziel die Kirigſen-Steppe iſt, wird ihm Gelegenheit bieten, viele bis jetzt noch jungfräulich gebliebene Tumuli zu öffnen. — Zwei ausführliche Berichte des jungen Forſchers über ſeine erſten Ausflüge (mit Anmerkungen Schott's) findet man in den letzten Heften des Erman'ſchen „Archivs."

— Namen des Kranichs in verſchiedenen Sprachen. Wir haben in einer früheren Nummer des Kukuks Namen durch eine Anzahl Sprachgeſchlechter unſerer „alten Welt" verfolgt; möge jetzt dem Kranich dieſelbe Auszeichnung widerfahren. Wie den Kukuk zweimal wiederholtes k mit einem Vokale (den das zweite k auch wohl abwirft), ſo kündigt den Kranich (urſprünglich Kran) überall kr oder tr als weſentliches Laut-Element an, und ſchiebt ſich ein Vokal dazwiſchen, ſo iſt er mit ſeltenen Ausnahmen u oder o. Der harte Zuſammenſtoß kr (daneben gr) oder tr erfolgt in den germaniſchen und romaniſchen Sprachen: engliſch crane, holländiſch kraan, ſkandinaviſch trana, trane; lateiniſch gru, italiäniſch gru, grua und grue; franzöſiſch grue, ſpaniſch grua. Von aſiatiſchen Benennungen gehört hieher das nur als Verdoppelung vorkommende krung-krung der Tibetaner, welches den zu einem Namen beförderten rohen Schrei des Vogels noch lebhafter darſtellt. Ein u zwiſchen den weſentlichen Konſonanten bieten uns z. B. das neuperſiſche kurenk (neben kulenk), ſlaviſche kurawl (żurawl, żoraw'), tatar-türkiſche turna und turja, finniſche kurki, eſthniſche kurg, ſamojediſche kuro, mandſchuiſche kûrtschan, japaniſche turu (neben tsuru). Einen Ueberreſt von hur (für kur) mag man in dem chineſiſchen hû (chû) muthmaßen. Zu dem kurki der Finnen ſtimmt merkwürdig das kurkî der Araber. Mit eingeſchobenem o (kurz oder gedehnt) produziren ſich: osman-türkiſch torna, dorna, oſtjakiſch tôra, tôrach, mongoliſch tórju, tunguſiſch tôrokou. Halbes o tönt uns in dem daru der Magyaren entgegen; helles a in dem tunguſiſchen karaw (neben torokou) und den ſamojediſchen Formen karra, harjo, harju (neben kuro). Der Grieche allein hat kurzes e in ſeinem γέρανος; (für γραι = Kran.) — Zuſammenſtellungen dieſer Art liefern den unumſtößlichen Beweis, daß mancher Thiername bei den allerverſchiedenſten Völkern mehr oder weniger rohe Nachahmung des Geſchreis des betreffenden Thieres iſt; der abenteuerlichen Idee einer allgemeinen Verwandtſchaft aller Sprachen ſoll damit keineswegs Vorſchub geleiſtet werden.

J. C.

* Schiller. Drei Vorträge von Kuno Fiſcher. Stuttgart, Friedrich Bruckmann; Frankfurt a. M., Verlag für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1862.

** Joannis Calvini vita a Theodoro Beza genevensis ecclesiae ministro accurate descripta. Ad optimarum editionum fidem recognovit Dr. Th. Nickel. Gustroviae, ex officina Ebertiana. MDCCCLXII.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Beilage von Herrn Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 24. Mittwoch, den 12. Juni 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Italien. Seite
Aus Schinkel's Nachlaß 277
England.
Die Londoner Ausſtellung 279
Frankreich.
Der Richterſtand und die Geſchworenen. I. Die drei höchſten Staatsgewalten 280
Das ſittliche Gefühl im modernen Roman. Le mari d'Antoinette, von Louis Ulbach 282
Dänemark.
Ueber Bildung, Behandlung und Verwaltung der Dünen. Von C. C. Andreſen 283
Nord-Amerika.
Pennſylvaniſch-plattdeutſch-engliſche Poeſie 285
Deutſchland und das Ausland.
Die öſterreichiſche Slavenwelt II. Die Südſlaven 286
Die Anforderungen des Lebens an die Kunſt 287
Mannigfaltiges.
Fichte im heutigen Wien 288
Oeſterreich und Venedig auf der Londoner Ausſtellung . . . . „
Schiller-Lotterie . . . . „
Stephenſon's Denkmal . . . . „
Die Deutſchen in Holland . . . . „
Deutſcher volkswirthſchaftlicher Kongreß . . . . „

Italien.

Aus Schinkel's Nachlaß.

Aus Schinkel's Nachlaß hat zur Wiederkehr ſeines Jahresfeſtes ſein Schwiegerſohn, Hr. v. Wolzogen, ein köſtliches Angedenken veröffentlicht. In zwei ſtattlichen Bänden liegen Reiſetagebücher, Briefe an Kunſtgenoſſen, Freunde und Verwandte, einige Bruchſtücke aus amtlicher Thätigkeit und andre Aphorismen vor uns, von dem Herausgeber mit gebührender Sorgfalt geſammelt, geordnet und, wo es erforderlich ſchien, mit liebevoller Hand erläutert. Pietät gegen den Verſtorbenen und Achtung vor den Lebenden haben bei der Herausgabe dieſes Nachlaſſes obgewaltet; die Aufgabe, die aus ſolchem Vermächtniß den Zurückbleibenden erwächſt, daß ſie aus den Reliquien ein Bild des Heimgegangenen zu ſeiner Ehre und zu Nutz und Freude der Nachwelt errichten ſollen, iſt diesmal allein maßgebend geweſen und auf das Glücklichſte gelöſt worden. Wer in dieſem Nachlaß Bezüge auf die Perſönlichkeiten, mit denen Schinkel lebte, oder Aufzeichnungen über die Tagesereigniſſe, die ihn bewegten, ſucht, wird ſeine Rechnung nicht finden. Wem aber daran gelegen iſt, etwas von Schinkel ſelbſt zu erfahren, der findet in dieſem Buche unſern größten deutſchen Baumeiſter von ſeiner erſten Kunſtreiſe bis in die ſpäteren Jahre ſeines umfaſſendſten und erfolgreichſten Wirkens; er findet den größten und wichtigſten Theil der glänzenden Entwickelung vor ſich, in welcher dieſer reiche und feurige Geiſt ſich entfaltete.

Drei große Kunſtreiſen ſind es vorzüglich, die dem Inhalt der beiden Bände zu Grunde liegen. Die erſte unternahm der eben ausgebildete junge Architekt in den Jahren 1803 und 1804 nach Italien und Frankreich. Nach jenem gelobten Lande ſeiner Kunſt kehrte der vollendete Meiſter in heiterer Geſellſchaft zwanzig Jahre ſpäter noch einmal zurück; die letzte Reiſe führte ihn 1826 in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Beuth nach Paris und nach England. Von jenen beiden Italienfahrten liegen die ſorgfältig geführten Tagebücher vor, ſoweit ſie vorhanden ſind, und was von Briefen auffindbar und der Veröffentlichung durchaus würdig war; die dritte Reiſe lernen wir nur aus den ausführlichen Mittheilungen an die Gattin kennen. Ein ausführliches Tagebuch über die dritte Reiſe iſt während des Druckes der vorliegenden Bände aufgefunden worden und wird vom Herausgeber nebſt anderweiten Schinkel'ſchen Briefen zum nächſten Jahresfeſte in Ausſicht geſtellt. Jenen Reiſeberichten und Briefen hat der Herausgeber die amtliche Korreſpondenz Schinkel's über die Erwerbung der Boiſſerée'ſchen Gemäldeſammlung für den preußiſchen Staat (die bekanntlich leider, häuptſächlich wegen des Widerſpruchs des damaligen Finanzminiſters v. Bülow, nicht zu Stande kam), ferner einige Nachrichten über äußere Ehren des Gefeierten und über ſeine Vorfahren (ſelbſt unter Beifügung von Stammtafeln) und ein überaus ſorgfältiges Verzeichniß ſämmtlicher Werke Schinkel's, ſowohl der Bauten und Pläne, als auch der Gemälde und Zeichnungen, angehängt. Eine weſentliche Zierde ſind die Photographien, welche Schinkel's Bildniß nach den vorhandenen Gemälden als Jüngling (von Roeßler, Rom 1803), als Mann (von Begas, 1824) und im vorgerückteren Alter (von Schmid, 1833) vorführen. Die beiden kleinen Skizzen, flüchtige Reiſeaufzeichnungen, ſind unbedeutend.

Was ein Mann von Schinkel's hervorragender Perſönlichkeit im Genuſſe der bedeutendſten Kunſtſchätze, im Anſchauen der ſchönſten und kultivirteſten Länder und im Umgange mit bedeutenden oder anziehenden Menſchen der Aufzeichnung werth gehalten hat, wird auch über den Kreis der Jünger ſeiner Kunſt weithinaus rege Theilnahme beanſpruchen können, umſomehr da ſich die Hand des vielgeſtaltenden Meiſters, des Herrſchers in mehr als Einer bildenden Kunſt auch in der Form dieſer Aufzeichnungen niemals verleugnet. Ueberall tritt vielmehr, ſelbſt in den ſichtlich oft eiligſt hingeworfenen Notizen der Tagebücher, jene Fähigkeit der reinen künſtleriſch verklärten Darſtellung des Empfundenen und jene klare Auffaſſung des dem äußeren Blicke wie dem inneren Verſtändniß ſich Darbietenden in eben der überraſchenden Schönheit leuchtend zu Tage, die wir in ſeinen hochpoetiſchen maleriſchen Entwürfen bewundern, die viele ſeiner Bauwerke zu Normen für den Geſchmack erhebt. Aber den überwiegendſten Reiz enthalten die Blätter von der erſten Reiſe.

Sie iſt nicht blos was ihre Ausdehnung und ihre Zeitdauer betrifft die bedeutendſte unter den dreien. Sie war die erſte, die der junge Schinkel unternahm. Sie führte den kaum Zweiundzwanzigjährigen aus den engen Kreiſen ſeiner brandenburgiſchen Heimat auf Jahre lang in die große Welt, aus dem damals noch ſehr ſchmuckloſeren Berlin in die ſchönſten Städte Europa's, in die herrlichſten Gegenden, in Länder, in denen ſeine Kunſt ſeit Jahrhunderten einen mächtigen Wirkungskreis, eine lebendige allſeitige Entwicklung gefunden hatte, und in andre, denen aus noch früheren Zeiten ihre glänzenden Denkmäler geblieben waren. Was Großes und Erhabenes in der Seele des jungen Künſtlers als unbeſtimmtes Ideal wirkte und webte, das mußte zu klaren Geſtalten ſich befeſtigen, als er die Kunſtſchätze und die Naturſchönheiten Italiens und Frankreichs um ſich ſah. Im Umgange mit ihnen, in ihrem Studium und Genuſſe muß dem Jünglinge vieles erſchienen ſein, was der Mann ausgeführt hat.

So jung er von dannen zog, hatte er ſich die Reiſe doch ſelbſt erobert. Mit eigenen Erſparniſſen mäßig ausgeſtattet, trat er ſie im Mai 1803 in Gemeinſchaft ſeines Kunſt- und Altersgenoſſen an. Das Tagebuch beginnt mit dem Eintritt in das wälſche Land, mit der Schilderung des Anblicks, der nach mühſeligem Weg von der Höhe des wüſten und damals höchſt unſicheren illyriſchen Gebirglandes ſich den Wanderern unvermuthet

Digitized by Google

darbot, auf das weite Meer und die lebendige Hafenſtadt tief unter ihnen, über die fruchtbaren Weinberge und Gartenanlagen in den Thälern des Abhanges hinweg. Die Höhlenwunder der Kalkfelſen Iſtriens und des Littorale, die Ruinen von Pola, von Aquileja, die wilde Romantik des Höhlenſchloſſes Prediama feſſelten die Reiſenden längere Zeit an die Umgegend von Trieſt. Gegen die Mitte des Auguſt erſt treffen wir ſie in Venedig. Der tiefe Verfall, der durch die Stürme der großen Umwälzung über den alternden Staat hereingebrochen war, machte ſich den Fremden allenthalben auf das ſchmerzlichſte fühlbar. Durch die treuloſe Willkür des allmächtigen franzöſiſchen Oberfeldherrn war die alte Königin der Adria trotz ihrer ängſtlich bewahrten Neutralität verhöhnt, geplündert und verrathen worden; als Schinkel ſie ſah, war ſie dem Namen nach noch frei, aber das kaiſerliche Militair prädominirte ſchon damals; der commandirende General hatte eine große Stimme im Gouvernement. Mit Trauer bemerkte unſer Reiſender die hoffnungsloſe Lage der Republik; „alle Bande dieſes einſt gefürchteten Staats ſind geriſſen," ſagt er, „gänzlich zertrümmert ſinkt er von einem Jahr zum andern tiefer und ſieht gedemüthigt, wie ſein Rival Trieſt mit Macht emporſteigt, um alle Wirkſamkeit dieſes Theils der Erde in ſich zu vereinen." Auch die Mannigfaltigkeit und Abenteuerlichkeit ihrer verödenden Adelshäuſer, die phantaſtiſche Pracht des Dogenpalaſtes und der Glanz von San Marco vermochten den trüben Eindruck nicht auszugleichen. Auch durch Krankheit ward ihm der Aufenthalt verleidet. Noch mehr verdarb ihm die Gaunerei eines ſchurkiſchen Bedienten, der unſre Reiſenden in Gemeinſchaft mit einem abſcheulichen Kerl von Vetturin auf das unverſchämteſte ausplünderte und beſtahl, die weitere Landreiſe, die über Padua, Bologna, Florenz und Siena nach Rom ging. Fieberkrank langte Schinkel dort an; in den erſten Tagen ſchon ſuchte er alles Sehenswürdige mit der größten Anſtrengung zu bewältigen, allein er brach zuſammen und fand erſt auf einem Ausfluge nach Samnium in der reinen Bergluft des Terminello, an den Waſſerfällen von Terni, Kraft und Geſundheit wieder. Nun erſt ließ er ſich in Rom häuslich nieder. Nach ſo viel Noth und Plage beſtürmte ihn der Wunſch, mit dem die Herrlichkeit der alten Welthauptſtadt das Gemüth jedes Fremden beſchleicht, der Wunſch, bleiben zu können, den ganzen Reſt der Reiſe dort zu vollenden, mit ganz beſonderer Kraft. Oben auf dem Monte Pincio, hart an Trinita de Monti, lebte er, wie die meiſten fremden Künſtler, frugal, ja oft ärmlich, „aber den Vorzug der geſundeſten Luft genießend," den Winter über. Mit Heiterkeit ertrugen die Freunde den Mangel, der durch das Ausbleiben der Reiſegelder über ſie kam. Ohne die Gutmüthigkeit ihres Wirthes wäre es ihnen noch ſchlimmer gegangen. Nachdem ſie lange mit bloßen Naturmahlzeiten vorlieb genommen hatten, war der brave Mann hinter ihre Noth gekommen und hatte ſie an ſeinen Tiſch genöthigt. Als aber der Begleiter eines Tages ein außerordentliches Gericht bei ihm beſtellte, rief er doch mit Behagen aus: Capisco, i danari son' venuti!"

Im April gingen ſie nach Neapel. Von dieſem Theile der Fahrt haben wir ein bloßes Itinerarium; nur ein Bruchſtück des Tagebuchs iſt erhalten, ein Aufſatz über die Conſtruction der Wohngebäude Neapels, die bei der Leichtigkeit der dortigen Architektur und der Beſonderheit des Materials (Kalkſtein und Puzzolanerde) die Aufmerkſamkeit Schinkel's erregten. Aber einige Briefe an deutſche Freunde ſchildern das Glück, das die Schönheit des Golfs über ihn brachte. „Hier wohnt Italien," ſchreibt er ſeinem Gönner, dem Grafen Reuß, „mit allen Attributen. Das Glück will mir beim Auffinden meiner Wohnung wohl, es hat mich auf dieſer Reiſe auch in Neapel begünſtigt. Die Loge vor dem Zimmer, das ich bewohne, ragt weit in's Meer, ſo daß ich, wenn es ſtürmt, hier ein kaltes Bad genieße. Iſt aber warmer Sonnenſchein, ſo giebt ein vorgeſtrecktes, von kleinen Säulchen unterſtütztes Dach mir ſüße Kühlung, und ich blicke in's weite Meer, an deſſen Küſte vor mir der Veſuv den Feuerſchlund erhebt, indeſſen die Orte Portici, Reſina, Torre del Greco, weißen Pünktchen gleich, harmlos ihm zu Füßen liegen. Die lange hochgethürmte Küſte von Sorrento zieht ſich hinter ihm in den Horizont des Meeres, aus deſſen Mitte kühn die Felſeninſel Capri ſteigt. Rechts lehnt am Vorgebirge des Poſilipo die Stadt und ſtreckt einen Damm und ein Caſtell in's Meer."

Von der Fahrt nach Sicilien wurde den Wandrern vielfach abgerathen. Das Land war in der unruhigſten Bewegung, eigentlich ohne Regierung, das Meer und die Küſten von den Raubzügen der Barbaresken auf das vielfältigſte bedroht. Aber die Freunde ließen ſich nicht zurückhalten. Das Tagebuch Schinkel's über die ſicilianiſche Reiſe, im Mai und Juni 1804, bildet den Glanzpunkt beider Bände. An Friſche und Lebhaftigkeit kommt es dem Beſten gleich, was je über die Inſel der Cyklopen geſchrieben worden iſt; ſelbſt neben Goethe's reizender Schilderung, die gleichfalls das Schönſte ſeiner italiäniſchen Reiſe enthält, nehmen die wenigen Blätter des Dreiundzwanzigjährigen einen ehrenvollen Platz ein. Von Meſſina aus machte er in Gemeinſchaft mit dem Maler Graß und dem ſpäteren Curator der Bonner Univerſität, Philipp Rehfues (deſſen Roman „Scipio Cicala" noch jetzt wegen der glänzenden Schilderungen jener Regionen geleſen zu werden verdient), die Fahrt zum Etna hinauf. Wir können uns nicht verſagen, die wenigen Worte herzuſetzen, mit denen er den Blick vom Gipfel des Berges beim Sonnenaufgang ſo wahr wie ſchön beſchreibt. „Die Sonne ſtieg empor, als wir die wenigen Trümmer des ſogenannten Thurm des Empedokles erreichten... Ich trachte nicht, die Empfindungen darzuſtellen, die das Gemüth an dieſem Platze ergreifen, indem ich unnütz ſprechen würde; nur dies Wort: ich glaubte, die ganze Erde unter mir mit Einem Blick zu faſſen; die Entfernungen ſchienen ſo gering, die Breite des Meeres bis zu den Küſten Afrika's, die Ausdehnung des ſüdlichen Calabriens, die Inſel ſelbſt, Alles lag ſo überſchaulich unter mir, daß ich mich ſelbſt außer dem Verhältniß größer glaubte."

In Catania fanden die Reiſenden bei dem Johanniter-Prior, Grafen Rechberg, in Syrakus bei dem edlen Ritter Mario Landolina gaſtfreundlichſte Aufnahme. In der Sonnengluth des Juni pilgerten ſie dann mitten durch das ſchattenloſe Eiland, deſſen furchtbare Landwege ſie bitter genug empfanden, in ſteter Gefahr vor Räubern und Barbaresken. Das alte Enna (Caſtro Giovanni), das ſchon Goethe das Gelübde abgenöthigt hatte, ſich nie wieder von klaſſiſchen Reminiſcenzen bethören zu laſſen, brachte ihnen gleiche Noth. „Der Ort, der von der Poſtſtraße fern liegt und wegen der Höhe ſelten beſucht wird, hat gänzlichen Mangel an Wirthshäuſern. Mit vieler Mühe erhielten wir das breite, ſchmutzige Ehebett eines armen Bürgers, der ſich bequemte, mit ſeiner ganzen Familie dieſe Nacht im Kuhſtalle zu ruhen. Ein jeder von uns nahm den vierten Theil des Bettes ein, um ſeine matten Glieder auszuſtrecken. Was wir aber von Ungeziefer und andern Unbequemlichkeiten litten, iſt ohne Beſchreibung begreiflich." Die Anſtrengungen waren ſchrecklich. Auf einer Fahrt waren ſie unter dem erbarmungsloſen Strahle der Mittagsſonne nahe daran, in einem glühenden Thale zu verſchmachten. Mit Wonne begrüßten ſie bei Agrigent das Meer wieder; unter den ſchönſten Trümmern der alten Herrlichkeit verweilten ſie einige Tage. Dann ging der Ritt weiter über Selinunt, Marſala, zum Berge Eryx, von deſſen erhabenem Gipfel ſie die Ausſicht über den Weſten der Inſel, das weite Meer mit den kleinen Eilanden und Buchten, die kühnen Vorgebirge und die mächtigen Felsthäler bewunderten. Der Tempel von Segeſta brachte die Wanderer in gar nahe, aber doch unſchädliche Berührung mit einer Räuberſchaar. Von Alcamo ſtiegen ſie dann in die blühenden üppigen Thäler des Golfs von Caſtellamare und in die goldne Muſchel von Palermo, um im Entzücken einer mehrwöchentlichen Ruhe alle die durchlebten Genüſſe zu ſammeln.

Die Bilder, welche Schinkel von dieſer nicht gefahrloſen aber höchſt reizenden Fahrt zurückbrachte, erregten in Rom unter Einheimiſchen und Fremden das größte Aufſehn. Die Mappen des Schinkel-Muſeums bewahren eine nicht unbedeutende Zahl von ſorgfältig ausgeführten Skizzen und Anſichten von den großen Städten und dem Inneren der ſchönen Inſel. Unter ſo fleißiger Beſchäftigung verfloß der Reſt des römiſchen Aufenthalts ſchnell. Einige ſehr anziehende Briefe berichten von dem Glück, das er ſo im vollſten Schaffen, unter zahlreichen Freunden empfand. Einer dieſer Briefe richtet ſich an den damaligen Lenker des preußiſchen Kabinets, Grafen Haugwitz, mit der Bitte um Verleihung einer Staats-Unterſtützung, die ihm allein Verlängerung des Aufenthalts und Fortſetzung der Reiſe nach Frankreich hin ermöglichen ſollte. Das Verſprechen, er werde in dem größeren Felde des Dargebotenen die Mittel finden, dem Staate mit dem, was er ſich aneigne, mit allen ſeinen Kräften zu nützen, hat er glänzend eingelöſt. Die Unterſtützung kam; Haugwitz, zu deſſen Fehlern unzeitige Knickerei nicht gehörte, ſandte das Geld aus eignen Mitteln, ehe noch die Auszahlung vom Staate erfolgt war. Damals hatten ſelbſt ſchwache und eigenſüchtige Miniſter in Preußen andere Begriffe von produktiven Ausgaben, als in unſeren Tagen laut bekannt werden. — Im Oktober finden wir ihn auf der Rückreiſe längere Zeit in Genua; dann ging's über Mailand, Lyon, nach Paris, wo er mitten unter dem Gewirre der Vorbereitungen zur Kaiſerkrönung ankam, und einige Monate des Winters von 1804—1805 zubrachte.

Blicken wir nun nochmals auf das zurück, was uns von dieſer langen und ſorgfältig benutzten Reiſe an Tagebuchblättern und Briefen vorliegt, ſo werden wir uns bei der höchſten Anerkennung des reifen, in ſich vollendeten Geiſtes, der in ihnen waltet, doch einer gewiſſen Enttäuſchung für

Digitized by Google

den Augenblick nicht erwehren können. Ueberall treffen wir einen höchſt begabten, mit hoher dichteriſcher Kunſt ausgerüſteten, fein gebildeten Menſchen, aber ſelten den Architekten. Und wo der Baukünſtler zu uns ſpricht, geſchieht es in einer Weiſe, die wir von dem Darſteller der Blüthe Griechenlands, von dem Erbauer des Berliner Muſeums nicht erwarten konnten. Die Ruinen Roms wirken nur als Gegenſtände materiſcher Darſtellung auf ihn ein. Von dem Eindruck, den Päſtum auf ihn gemacht, erfahren wir gar nichts; der der herrlichen Tempelreihe von Agrigent, der gigantiſchen Trümmermaſſen von Selinunt wirkt mehr auf ſeine Phantaſie als Dichter und Landſchaftsmaler, indem er ihn zu baukünſtleriſcher Betrachtung anreizt. Auch die Erneuerung der antiken Formen in der Renaiſſance, die das ganze obere und mittlere Italien mit ihren Denkmälern angefüllt hat, läßt ihn ziemlich kalt. Dagegen berührt ihn ſchon beim Eintritte in das Land Venedigs abenteuerliche, ſarazeniſche Architektur auf das Lebhafteſte. Dieſer Eindruck kehrt jedes Mal wieder, wo er mit unter den Ruinen und den Abbildern der Antike die Spuren mittelalterlicher Kunſt, des Deutſchen, des Sarazenen, des Toskaners trifft. Er ſteigerte ſich ſo ſehr, daß in Schinkel der Plan rege wurde, die Ideen, die ihm der Gegenſtand einflößte, zuſammenhängend zu bearbeiten. Von Rom aus machte er dem Berliner Buchhändler Unger, dem wackeren Holz- und Stahlſchneidekünſtler an der Akademie, Vorſchläge, die ſpäter in anderer Form theilweiſe zur Ausführung gelangten. „Ich habe," ſchreibt er, „auf die Monumente griechiſcher und römiſcher Zeit, und die Gebäude aus den Zeiten des Wiederauflebens der Künſte um ſo weniger meine Betrachtung zu richten, da ſie mir vorher ſchon bekannt waren, und mich dem Ideal, das ich mir vorgeſetzt, und deſſen Prinzipien ich mit der Zeit vielleicht zu einem Ganzen füge, wenig näher führen. Dagegen tragen eine Menge Anlagen aus früher Mittelalterzeit, ſelbſt aus der der Sarazenen, woran Sicilien vorzüglich reich iſt, das wahre Gepräge philoſophiſchen Kunſtſinns und hoher Charakterfülle, und andre neue Werke, die in unbekannten Winkeln des ganzen Landes von Italien ſtehen, ſind durch glückliche Auffaſſung der Idee charakteriſtiſcher, als der größte Theil deſſen, was bei uns producirt wird." Am höchſten gipfelt ſich dieſer Enthuſiasmus für das Mittelalter in dem höchſt intereſſanten Briefe, den Schinkel über die baukünſtleriſchen Ergebniſſe der ganzen Reiſe von Paris aus an ſeinen Lehrer, den Geh. Ober-Baurath David Gilly, richtete und insbeſondere in den ſehr merkwürdigen Worten der Bewunderung, die er dem Mailänder Dom zollte. Er ſchildert die unzertrennbare Harmonie, die dieſen herrlichen Bau beſeelte, auf das eindringlichſte und ſchließt, es ſei unmöglich, bei der Betrachtung eines ſolchen Werkes ohne Hochachtung gegen den Charakter jener Zeit zu bleiben. „Ich wenigſtens muß geſtehen, daß mir die Erinnerung in der Folge für die Art der Bearbeitung der mir anvertrauten Aufgaben die Werke dieſer Zeit als höheres Muſter (ich rede hier nicht vom Stil) vorführen ſoll, die mit den Werken der Griechen (den Stil ausgenommen) Alles gemein haben und im Umfang dieſelben bei weitem übertreffen."

Dieſe einſeitige Bewunderung der Kunſt des Mittelalters iſt ein höchſt intereſſanter Beleg für die oft wiederholte Erfahrung, daß auch die kräftigſten und originellſten Geiſter unbewußt unwillkürlich den Strömungen folgen, die den Geſchmack ihrer Zeit regieren. Der Stern der Antike, den Winckelmann und Leſſing neu hatten aufgehen laſſen, der in Goethe's italiäniſcher Reiſe ſo hell ſtrahlt, war im Erbleichen, als Schinkel Italien betrat. In der Literatur erhoben die Brüder Schlegel, Tieck, Wackenroder, noch ſchüchtern und mit mancherlei Seitenſprüngen, die Fahne der Romantik; gegen den bleiernen Druck des franzöſiſch-republikaniſchen Kosmopolitismus, der ſich in der Kunſt als kalte, phraſenhafte Nachahmung der römiſchen Formen geltend machte, regten ſich bereits die Anfänge des erſtarkenden Nationalitätsgefühls. Es ſtiegen die Zeichen der Reſtauration des Mittelalters, die nachher in ſo arg verdrehter Weiſe nicht blos auf dem Gebiete der Kunſt übertrieben worden iſt, allgemach und allerwegen am Himmel auf: unter ihrem Einfluſſe ſtand der Jüngling, der als Mann die Gegenſtände ſeiner damaligen Bewunderung mit ſehr veränderten Gefühlen wiedergeſehen hat. So bietet uns ſeine große Reiſe wirkliche tiefe Einblicke in den Gang ſeiner Bildung; ſie läßt uns die innere Selbſtändigkeit dieſes Geiſtes ermeſſen, der nachher mitten unter dem maßloſen Cultus einer mißverſtandenen Auffaſſung des Mittelalters zwar deſſen Kunſt würdigte wie ſelten Einer, aber doch in Werken und Bildern ſeiner Mit- und Nachwelt den ewigen Canon der helleniſchen Schönheit unermüdet vorführte. **P. D. Fiſcher.**

England.

Die Londoner Ausſtellung.

London, Ende Mai.

Jean Paul nannte die Baukunſt in ſeiner Vorſchule zur Aeſthetik „gefrorne Muſik."* In einer wirklichen Schule würde er dafür wohl beſſer geſagt haben: „kryſtalliſirte Muſik." Um aber bei dem Gefrornen zu bleiben, kommt uns das ſchmutzige, marſchige Thauwetter ſehr zu Statten, wenn wir verhunzte und verzerrte Bauerei bezeichnen wollen.

Unſere internationale Ausſtellung iſt als Bauwerk ſo ein recht zuſammengethauter, durcheinander gepurzelter Schneemann, ein halbgeſchmolzener Haufen von Disharmonien mit ſentimentalem Hundegeheul dazwiſchen, ein breitplatſchiger Gletſcher mit ein paar rieſigen Biſchofsmützen oder verunſtalteten preußiſchen Militair-„Blechkappen" oben d'rauf. Im Stil iſt's eine Anthologie des Schlechteſten, was gothiſche, byzantiniſche, Roccoco-griechiſche und Eiſenbahnſchuppen-Bauten je in architektoniſchen Linien und Formen geſündigt haben. Bucher, der wieder für die Nationalzeitung hier iſt, hat noch einen ganz neuen Stil in der Dachform entdeckt. Er ſagte, das Dach ſehe von unten aus wie ein umgeſtülpter Spreekahn, von welchem man die Spitze und das Hintertheil abgeſägt habe. Wo die Gränzen des abgeſägten Spreekahns mit Neben- und Querſchiffen verſchmelzen, bilden ſich architektoniſche Linien, wie ſie etwa ein Junge, der zum erſten Male eine Schiefertafel in die Hand bekommt, hinkrakelt, um ein Haus zu zeichnen. Die beiden andern Hauptgebäude ſtehen weder auf dem Boden, noch in ihren Höhen und Dächern, noch in ihren Gränzlinien in irgend einem architektoniſch-klingenden Zuſammenhange. Die „Annexe" ſind zum Theil eiſenbahnſchuppenartig und erhöhen die Confuſion, das Ungeheuerliche, Chaotiſche bis zum Unerträglichen. Die Engländer im Ganzen und Großen ſind natürlich ſtolz darauf, und das Art Journal, in welchem ſich die Rache der Architekten, die bei der Konkurrenz um den beſten Plan ganz ausgeſchloſſen wurden, gehörig Luft macht, wird von Crethi und Plethi nicht geleſen.

Da aber die 60 Millionen Kubikfuß Raum nun einmal vom Militair-Ingenieur Fawke auf die angedeutete Weiſe umbaut ſind, wollen wir weiter nicht d'ran rücken und richten, und uns ſo gut wie möglich an dieſer hier aufgehäuften Blüthe praktiſcher Völker-Kultur, des Weltmarktes zu erbauen ſuchen.

Um zunächſt einen allgemeinen Umriß von der Betheiligung der verſchiedenen Völker zu geben, notiren wir die hauptſächlichſten Zahlen der Ausſteller in den 36 Klaſſen aller Produkten- und Induſtrie-Gegenſtände. In der Ausſtellung von 1851 hatte man, wenn ich nicht irre, nur 30 Klaſſen; die 6 mehr ſind nicht alle neu, ſondern durch Theilung früherer Klaſſen entſtanden! Es liegt weder eine wiſſenſchaftliche, noch techniſche Theorie zu Grunde, ſondern blos äußerliches Merkmal und willkürliche Scheidung. Es iſt z. B. geradezu lächerlich, „Eiſenbahn-Materialien und Maſchinen" als eine beſondere Klaſſe neben andern Maſchinen anzuſehen, naturwiſſenſchaftliche Inſtrumente als „philoſophiſche" neben „horologiſchen" oder zeitmeſſenden ꝛc. Der Linnée oder Cuvier für Claſſificationen der Stoffveredelung oder Induſtrie muß noch gefunden werden. Die Deutſchen haben in wiſſenſchaftlich-techniſcher Begründung einer Claſſification einen Anfang gemacht, und unterſcheiden namentlich die beiden Hauptformen der Stoffveredelung als textile und keramiſche Künſte. Erſtere ſchließen alles Weben und Verketten von Fäden und Faſern zu Kleidungs- und Zierſchnittwaaren ein, letztere (vom griechiſchen κεραμος: Topf) alle Verarbeitung von breiigen, bieg-, ſchmiede- und hämmerbaren Rohſtoffen. Auf dieſem Wege ließe ſich weiter gehen: Zuſammenfaſſung des in Materie und Technik Aehnlichen, um es durch Art und Varietät unter gemeinſamen Hauptbegriffen weniger zu trennen, als zu gliedern.

Doch das beiläufig. Die 36 Klaſſen der ausgeſtellten Gegenſtände laufen ſo: 1) Mineralien; 2) Chemikalien; 3) Nahrungsmittel-Subſtanzen; 4) Materialien für Fabrikweſen; 5) Eiſenbahnweſen; 6) Transportmittel und Wagen ohne Eiſenbahnhülfe; 7) Fabrikmaſchinen und Geräthe; 8) Maſchinerie im Allgemeinen; 9) Acker- und Gartenbau-Geräthe; 10) Civil-Ingenieurweſen; 11) Militair-Ingenieur- und Artillerie-Gegenſtände; 12) Schiffsbau; 13) Philoſophiſche Inſtrumente (keine Nürnberger Trichter ꝛc.), ſondern alle Arten von Inſtrumenten für Naturwiſſenſchaften; 14) Photographie; 15) Horologiſche Inſtrumente; 16) Muſikaliſche Inſtrumente; 17) Wundärztliche Inſtrumente; 18) Baumwolle; 19) Hanf und Flachs; 20) Seide und Sammet; 21) Wolle; 22) Teppiche; 23) Färberei- und Druckſachen; 24) Tapeten, Spitzen

* Nicht von Jean Paul, ſondern von Friedr. Schlegel rührt dieſer Ausſpruch her. D. R.

Digitized by Google

und Stickereien; 25) Haut und Haar, Pelze und Federn; 26) Lederarbeiten; 27) Kleidungsſtücke; 28) Papier-Druck- und Buchbinder-Arbeiten; 29) Leſebücher und Unterrichts-Gegenſtände; 30) Möbels, Tapeten und Decorationen; 31) Eiſenwaaren; 32) Stahl- und Schneidewaaren; 33) Juwelen und edle Metalle; 34) Glaswaaren; 35) Steingutwaaren; 36) Toiletten und verſchiedene Gegenſtände.

Von allen dieſen Induſtrie-Produkten haben 15,944 fremde und noch nicht 7000 engliſche Ausſteller (darunter 2000 aus den Kolonien) über 20,000 Mal ausgeſtellt, und zwar von allen Fremden Deutſchland am Zahlreichſten, wobei man aber die drei verſchiedenen Stücke deſſelben, unter denen es auftritt, Oeſterreich mit 1509, Zollvereinsſtaaten mit 2531 und Hanſeſtädte mit 182, zu 4122 zuſammenzählen muß, um es über das zunächſt kommende Frankreich mit 3923 Ausſtellern zu bringen. Hierauf folgt, was nicht Jeder erwarten wird, Italien mit mehr als 1300 Ausſtellern; dieſem Spanien und Portugal, erſteres mit 1133, letzteres mit 1132 Ausſtellern. Das kleine Belgien iſt mit 863, das große Rußland mit 658 vertreten. Dann folgen die Niederlande mit 354, die Schweiz mit 384, Schweden mit 511, Norwegen mit 231, Dänemark mit 299, Braſilien mit 230, Griechenland mit 283 Ausſtellern. Die vereinigten Staaten, die 1851 eine ſo hervorragende und vielverſprechende Rolle ſpielten, ſind durch die armſelige Zahl 68 vertreten und ſtehen deshalb ſogar hinter den kleinen Joniſchen Inſeln (176) zurück. Selbſt das noch unkultivirte Uruguay hat es ſchon bis auf 41 gebracht, während das einſt goldreiche Peru blos 14 aufweiſen kann. Daß Rom (nicht mit zu Italien gerechnet) 53 Ausſteller zählt, iſt ein Wunder, da man weiß, daß im Kirchenſtaate keine Art von Induſtrie blüht oder nur gedeiht. Der Vollſtändigkeit wegen erwähnen wir noch Mittel- und Weſt-Afrika mit 12, China mit 25, Coſta Rica und Haiti mit noch nicht angekommenen; Japan mit 17, Madagaskar mit 13 und Siam mit 10 Ausſtellern. Das ſind trockene Zahlen, aber ſie haben zunächſt doch das Leben, daß ſie uns ſagen, in welcher Menge ſich die verſchiedenen Völker der Erde zu dem allgemeinen Kongreſſe der Kultur eingefunden haben. Freilich kommt dann viel darauf an, wie ſie ſich in den 36 Klaſſen zu einander verhalten und dann noch mehr, wie ſie darin mit einander wetteifern. Aber das muß Sache der Spezialberichte ſein, auf die wir uns hier nicht einlaſſen können. Nur noch in Bezug auf Menge und Maſſe die nicht gleichgültige Bemerkung, daß die Zahl der fremden Ausſteller ſich im Vergleich zu 1851 beinahe verdreifacht, dagegen die der engliſchen um den vierten Theil verringert hat, wodurch das Mißverhältniß in Zuerkennung des Ausſtellungs-Raumes noch unſinniger geworden iſt. Die 7000 Ausſteller aus allen Theilen Großbritanniens haben die ganze Hälfte zur Verfügung bekommen, während die beinahe 16,000 Fremden ſich mit der andern Hälfte begnügen müſſen. Und nun noch ein Wort über die Gemälde-Abtheilung. Es iſt das erſte Mal, daß die Künſtler der verſchiedenen civiliſirten Völker ſich in einem gemeinſamen Tempel zuſammen fanden.

Bisher lernten die meiſten engliſchen, deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen, ruſſiſchen und belgiſchen Maler nur wenig von einander, da nur einzelne reiſende Künſtler Einzelnes von Einzelnen anderer Nationen im Original zu ſehen bekamen. Hier nun findet ſich plötzlich ein ganzer Weltmarkt der Kunſt eines ganzen Jahrhunderts unter Einem Dache und an Wandräumen entlang, an denen man ſich blind ſehen und bis zum Zuſammenbrechen müde reiſen kann. Die Engländer hatten's natürlich am bequemſten, und ſchickten nicht weniger als 2000 Bilder, darunter freilich manchen Schund. Rußland und Oeſterreich haben Gemälde und Kunſtſachen aus dem letzten Jahrhundert geſandt; Preußen nur Bilder und Sculpturen von lebenden Künſtlern, 200 Stück von 120; Baiern 44 von 27; Sachſen 30 von 20; Oeſterreich 105 von 97 Künſtlern; die andern Staaten mehr oder weniger zahlreich. — Frankreich iſt nach England am ſtärkſten, mit etwa 1200 Gemälden ꝛc. vertreten. Die Türken, die ſonſt nie malen durften, zeigen ſich zum erſten Male mit fünf Bildern eines Malers, Paul Muſurus Bey, dem noch jungen Sohne eines ruſſiſchen Kommiſſairs in Konſtantinopel.

Aber nun bin ich des trocknen Tons und der Zahlen ſelber ſatt. Wie fang' ich's nur an, dieſes Leben, die Bedeutung, den Charakter deſſelben zu faſſen und auf's Papier zu feſſeln? Dieſes ungeheure Chaos der Völker-Kultur müßte geordnet, gruppirt und dem Leſer methodiſch vorgeführt werden. Aber wer kann das, ohne ein Buch zu ſchreiben? Und dann iſt's noch ſehr die Frage, ob ſo ein Buch geleſen und dem Zwecke entſprechen würde. Mit einem Buche geht's nun hier überhaupt nicht. Laſſen wir uns denn nur vorläufig gehen, umhertreiben in dem Labyrinthe und herauspicken, was uns gerade in die Augen fällt. Da iſt z. B. auf der Südſeite des Hauptſchiffes eine unmenſchlich furchtbare Mordbude des modernen Mars, des Artilleriſten, aufgebaut, auf welchen die braunäugige, goldhaarige, fleiſchfarbige Göttin Venus, Vulkans Frau, der ſie einmal mit ſeinem Hausfreunde Mars auf eine eigne Weiſe zuſammenſchmiedete (Homeriſcher Humor), mit eigenthümlicher Befriedigung hinzublicken ſcheint. Welch' merkwürdige Zuſammenſtellung! Venus und Mars lebten immer in einer Art wilder Ehe miteinander. Siehe Homer und vergleiche Horaz, der in einem unüberſetzbar derben Verſe ſingt, daß ſeit Helena eine Menge zugängliche, aber irgendwie verbarrikadirte Schönheiten die Quelle blutiger Kriege wurden. Venus und Mars, obgleich ſcheinbar unverträglich mit einander, hatten immer eine Art von Compagniegeſchäft höchſt unſittlicher Natur, und die ſittlich reine Liebe der chriſtlichen Zeit iſt im Stande geweſen, der Frau Vulkan und Freundin des Mordes und des Mars, der Säbel- und Kanonenhelden, durch die Kanonik des neuen Teſtaments das Handwerk zu legen.

Im Gegentheil, ungeheuer im Gegentheil! Dieſe ſchmiedeeiſernen Kanonen hier von Armſtrong, Whitworth, von der Merſey-Stahl- und Eiſen-Compagnie, von Karan in Frankreich, Gaſteiger in Tyrol, Berger in Arnsberg, von Rußland und Holland, ſind furchtbarer, mächtiger, mörderiſcher, als jemals eine Höllen- und Zerſtörungsmacht in der Welt. Ihre Kugeln ſchlagen durch fauſtdicke Eiſenwände und tragen hundertfachen Tod bis eine deutſche Meile weit. Mars ſelbſt und ſeine hohen Prieſter halten ſich dieſe Boten und Diener und brauchen ſich ſelbſt nicht mehr zu ſchlagen. Sie machen ſich's bequem und treiben ſich zwiſchen den Frauen und Töchtern ihrer Vulkans umher. So erklärt ſich's, daß die fleiſchfarbige Venus Gilſons, die erſte nach dem entdeckten griechiſchen Muſter (denn die Griechen färbten ihre Statuen wirklich, und zwar juſt in der ſogenannten klaſſiſchen Zeit des Perikles), mit einem gewiſſen Triumph auf die furchtbaren neueſten Kunſtprodukte ihres Mannes für den Mars herüber blickt. Sie iſt marmorn, aber wollüſtig-gelblich fleiſchfarbig, blondhaarig, braunäugig und hat Stirn- und Armbänder von Gold und einen vergoldeten Preis-Apfel in der Hand. Die nöthigſte Leibwäſche trägt ſie über dem linken Arm. Vor den Prieſtern des Mars genirt ſie ſich nicht, da dieſe das Anziehende juſt im Mangel jedes Anzugs finden. Andere Rückſichten kennt weder Mars, noch dieſe vergötterte Metze.

Frankreich.

Der Richterſtand und die Geſchworenen.

I.

Die drei höchſten Staatsgewalten.

Das Intereſſe, das die dem Richterſtand und dem Inſtitut der Jury gewidmete Abhandlung des Publiziſten Jules le Berquier in der Revue des deux Mondes in Anſpruch nimmt, greift weit über die örtliche Gränze hinaus, die ihr der Verfaſſer in ſeiner Ueberſchrift: „La Magistrature et le Jury en France" geſteckt zu haben ſcheint. Denn keinem Lande, das eine Verfaſſung hat und nach ihrer Befeſtigung, wie nach ihrem allſeitigen Ausbau, redlich ſtrebt, können und dürfen die hier angeregten, prinzipiellen wie praktiſchen Fragen, die eine der feſteſten Grundlagen der Geſellſchaft, die **Gerechtigkeit** betreffen, fremd bleiben. Niemandem kann und darf es gleichgültig ſein, zu wiſſen, welchen Handhabern der Gerechtigkeit Gut und Blut, Freiheit und Ehre ſeiner Bürger mit Sicherheit anzuvertrauen ſind. So weit es nun der Raum geſtattet, wollen wir den weſentlichen Inhalt der Abhandlung wiederzugeben verſuchen.

Als die conſtituirende Verſammlung 1789 zuſammentrat, um zu dem Umbau des Staates das Fundament zu legen, glaubte ſie, für die von dem Lande beanſpruchte Wohlthat: bürgerliche und politiſche Freiheit, in einer humanen, erleuchteten, unbeſtechlichen Rechtspflege die ſicherſte Bürgſchaft zu finden. Was konnte ſie nun Beſſeres thun, als das Buch aufzuſchlagen, das der erſte Publiziſt Europa's Angeſichts der Parlamente, Angeſichts der abſoluten Monarchie geſchrieben hat, und in dem unſterblichen Esprit des loix das Kapitel über die Rechtspflege aufzuſuchen? Hier las ſie Folgendes: „In jedem Staate giebt es drei unterſchiedene Gewalten: die geſetzgebende, die ausübende, die richtende. Jede dieſer Gewalten hat ihre Selbſtbeſtimmung, weil ſie ihren Exiſtenzgrund hat, und verlangt eine bedingungsloſe Unabhängigkeit, ohne welche das Gleichgewicht unter ihnen geſtört und die öffentliche Freiheit gefährdet iſt. Verſchmelzt man die geſetzgebende Gewalt mit der richtenden: ſo iſt's um

Digitized by Google

die Freiheit geſchehen; denn Leben und Freiheit der Bürger ſind dem Belieben und Gutdünken des Geſetzgebers anheimgegeben. Wird der Gewalt, die Geſetze zu geben, die Gewalt übertragen, die Geſetze auszuüben: ſo iſt's um die Freiheit geſchehen; denn jene kann alsdann drakoniſche Geſetze mit drakoniſcher Strenge anwenden. Endlich iſt's um die Freiheit geſchehen, wenn man die richtende Gewalt der ausübenden anvertrauet; denn der Richter kann leicht zum Unterdrücker werden."

Wie ſollen aber dieſe Gewalten geregelt und vertheilt werden? Ueber dieſe praktiſche Frage hatte ſich Montesquieu nicht deutlich genug ausgeſprochen. Die Conſtituante, den Urſprung der drei Gewalten aufſuchend, ging von der Idee aus, ſie haben nur eine und dieſelbe Quelle: die Nation, das Land; daraus zog ſie nun als Schlußfolge, daß ſie nur kraft eines Auftrages und im Namen des Landes in Thätigkeit geſetzt werden können. — Den Abgeordneten, als den Vertretern des Landes, ſollte nun die geſetzgebende, dem Staatsoberhaupte die ausübende Gewalt *aufgetragen* werden. Was aber die richtende Gewalt betrifft, *die* ſollte ſich das Land möglichſt vorbehalten und nur unter gewiſſen Beſchränkungen und Vorſichtsmaßregeln aus den Händen geben: die Einſetzung des *Geſchwornengerichts* für peinliche Anklagen wurde alſo beſchloſſen. So behält das Land die Macht, über den Thatbeſtand in Sachen zu entſcheiden, die dem Bürger an Ehre, Freiheit und Leben gehn. Wie ſollte es aber mit dem Civilprozeß, wo es ſich blos um Geld und Gut der ſtreitenden Parteien handelt, gehalten werden? Hier ſtand die Verſammlung vor einer ernſten Schwierigkeit: Wenn ſie den aus dem Volke herausgegriffenen Perſonen auch die Entſcheidung über Rechtsſachen überließ, die juriſtiſche Kenntniſſe, geübten Scharfblick, praktiſche Umſicht erfordern, gerieth da nicht die Logik des Gedankens mit der Logik der That und Erfahrung in einen argen Konflikt? Die Befugniß, in Civilſachen zu erkennen, ward alſo der Jury abgeſprochen und den Richtern übertragen. Indeß gab die Verſammlung die Hoffnung nicht auf, das Land dereinſt erleuchtet und urtheilsreif genug zu ſehn, um die veräußerte Function wieder zurückzunehmen. Wird ſich dieſe Hoffnung jemals verwirklichen? Wir werden weiterhin unſere Meinung ſagen, wie der Dazwiſchentritt der Jury in Civilſachen anzuſehen ſei; für jetzt war es uns blos darum zu thun, den Gedanken der Conſtituante klar aufzufaſſen und ſchärfer, als es bis jetzt geſchehen, die Grundlagen der franzöſiſchen Gerichtsorganiſation zu beleuchten.

Die nächſte Frage, die die Verſammlung beſchäftigte, war nun: Wem kommt es zu, die Richter in Civilſachen zu ernennen? Doch wohl der Exekutive? Bisjetzt war es der Fall. Die Verſammlung hat noch den alten Richterſtand im Amte geſehen. Wohl litt er an einem großen Gebrechen: an der Käuflichkeit der Stellen; allein die Unabhängigkeit des Richters bot dagegen eine koſtbare Garantie. In der Geſchichte der Kämpfe mit dem Königthum haben ſich die franzöſiſchen Parlamente ein unvergängliches Ehrendenkmal geſetzt. Es war eine impoſante Schau, wenn die Parlamente mit keiner andern Waffe, als mit dem feſten Willen gerüſtet, dem Abſolutismus entgegentraten und die Eintragung eines eigenmächtigen oder ungerechten Edikts in die Rechtsbücher verweigerten. Die Conſtituante machte der Allmacht dieſer tapfern Streiter mit Einem Schlage ein Ende: ſie hob die Käuflichkeit der Stellen auf. Aber, wie geſagt, in ſeinen Stellen, in der Käuflichkeit ſelbſt, hatte der Richterſtand ſeine Unabhängigkeit gefunden. Woraus ſollte er dieſe fürderhin ſchöpfen? Die Verſammlung ſah ein, daß der Richterſtand verloren ſei, wenn er von einer Macht reſſortirt, die ihn unterdrücken, oder ihn durch mittelbare Vergünſtigungen verlocken könnte. Nun aber hatte ſie die Quelle der richtenden Gewalt in der Nation gefunden; warum ſollte denn nicht die Nation über die Wahl der Richter wachen? Dem Volksmandat gegenüber, welche Beeinfluſſung ſtand da zu fürchten? Im Prinzip war es demnach an den Wählern, die Richter, ihre Beauftragten zu wählen. Die Richter wurden nun in dem Gerichtsſprengel jedes Tribunals der Wahl unterworfen und die Dauer ihrer Amtsführung auf ſechs Jahre feſtgeſetzt. Nur die Ernennung des Staatsanklägers verblieb dem Staats-Oberhaupt. Weshalb, wandte man ein, dieſer Unterſchied? Gehörten nicht Staatsankläger und Richter zu demſelben Inſtitut? Man ließ aber bei dieſem Einwand außer Acht, daß in der damaligen Gerichtsverfaſſung der Staatsankläger als Beauftragter des Königs weder das Recht der Anklage, noch das Recht zu gerichtlicher Verfolgung beſaß; er war nach der ausdrücklichen Erklärung des Dekrets vom 16. Auguſt 1790 nur ein Agent der Execution, „lediglich beauftragt, die Anwendung des Geſetzes zu überwachen;" es war alſo natürlich, daß er von der ausübenden Gewalt, dem Könige, ernannt wurde. Man unterſchied das Anklagerecht, das zu Athen und Rom dem Volke zuſtand, von den Akten der ausübenden Gewalt, die ſich auf den Kreis beſchränken müſſen, der die Anwendung des Geſetzes umfaßt.

In der Folge wurden dieſe Functionen vereinigt, und der Staatsanwalt wird von der Regierung ernannt. Iſt er dadurch ein Agent der Exekutive geworden? Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir auf den zwiefachen Urſprung der Functionen deſſelben zurückgehen und diejenigen, die er als Ankläger, von denjenigen unterſcheiden, die er als Vorgeſetzter bei der Vollführung der Geſetze bekleidet. Daß er von der Regierung, die ihn ernannt, auch ſeines Amtes entſetzt werden kann, iſt nicht maßgebend; das Mandat, das er überkommen, entſpringt nichts deſtoweniger aus zwei verſchiedenen Quellen. Feſt ſteht, daß er das Recht der Anklage nicht von der Regierung hat; denn wie könnte ſie ein Recht übertragen, das ſie ſelbſt nicht beſitzt? In dieſem Theil ſeiner Functionen hat ihn der Caſſationshof für unabhängig erklärt. Welchen Werth haben dann — frug man — die Befehle des Juſtizminiſters ſelbſt an den Ober-Staatsanwalt, irgend ein Verbrechen oder Vergehen vor den Gerichten zu verfolgen? Hat dieſer Miniſter nicht die oberſte Leitung aller öffentlichen Anklagen? „Nein," antwortete der oberſte Gerichtshof, „die öffentliche Anklage iſt durch die Geſetze den Appellationsgerichten und der Staatsanwaltſchaft anheimgegeben. Indem die Geſetze unabhängigen Körperſchaften die öffentliche Anklage anvertrauten, haben ſie der bürgerlichen Freiheit die ſtärkſte Schutzwehr geſchaffen."

Das war nach der Conſtituante die Grundlage der neuen Gerichts-Organiſation. Die richtende Gewalt galt ihr als eine Art Souverainetät im Staate. Aus den natürlichen Rechten des Landes hervorgegangen, in der gemeindlichen und urſprünglichen Verfaſſung der Völker wurzelnd, handelte ſie mit aller Machtfülle im Namen und Auftrage der Nation, unabhängig von jeder andern Gewalt. Es war die Theorie Montesquieu's in die Praxis übertragen und gekräftigt durch die mächtige Stütze, welche die Belehnung und Vollmacht von Seiten des Volkes der richtenden Gewalt gaben. Die Verſammlung hatte kein beſſeres Mittel gefunden, Beides, die Unabhängigkeit des Richterſtandes und die Freiheit der Bürger zu vereinigen. Was hat ſich aber in der Gerichts-Organiſation ſeit 1789 geändert? Was war darin Vorübergehendes, was Dauerndes?

Das Ewige und Bleibende in der Gerichts-Organiſation eines Landes iſt Dasjenige, was den Zweck hat, die Unabhängigkeit des Richters zu ſichern, weil ohne ſie keine Bürgſchaft für die allgemeine Freiheit beſteht. Die Ernennung der Richter durch die Wähler führte Uebelſtände mit ſich, wie die Erfahrung lehrte. Im Jahre VIII. der Republik fiel ſie an die Exekutive. Der Richter war dann nicht mehr an dieſen oder jenen Wahlbezirk gebunden, ſondern konnte überall fungiren. Mit dem Recht der Anklage betraute man den Staatsanwalt, der ſich nun mit dem doppelten Amte bekleidet ſah: das eine leitete ſich von der ausübenden, das andere von der richtenden Gewalt her. Trotz aber aller wechſelnden politiſchen Verfaſſungen und Regierungen blieb die richtende Gewalt, wie ſie war und wie ſie ſein muß: unabhängig. Das Land hat die Ernennung der Richter aus den Händen gegeben, aber deshalb verſchmolz die richtende Gewalt nicht mit der ausübenden; denn die ausübende Gewalt hat immer das Recht, zu richten. Die Trennung der beiden Gewalten tritt in ihrer ganzen Schärfe bei dem Begnadigungsrecht hervor, daß dem Souverain geſtattet, die Strafe zu erlaſſen, d. h. die Vollſtreckung des Urtheils zu hindern, aber nicht das Urtheil ſelbſt zu ſtreichen: das iſt das Werk der Gerechtigkeit und muß unangetaſtet bleiben. Noch in einem andern Umſtande zeigt ſich die völlige Unabhängigkeit des Richters von der Executive. So wie die Regierung von ihrem Rechte, den Richter zu ernennen Gebrauch gemacht hat, iſt ihre von dem Lande empfangene Miſſion erſchöpft, und der Richter, ihr eignes Geſchöpf, kann von Stund' an ihre Handlungen richten; zwiſchen ihnen erhebt ſich ein Bollwerk: die *Unabſetzbarkeit*. Was iſt nun die Unabſetzbarkeit? Aus welcher Quelle entſpringt ſie?

Die Unabſetzbarkeit gründete ſich in Wahrheit nur auf das Eigenthumsrecht der Richterämter: man war Richter, wie man Eigenthümer war. Der Staat verkaufte anfangs das Amt, ſpäter auch die Erblichkeit deſſelben; der Verkäufer gab dem Käufer die Garantie der Nichtveräußerung. Das war ſchlechtweg die Unabſetzbarkeit des vormaligen Richterſtandes. Die heutige dagegen beruht auf einem geſellſchaftlichen Pakt, in welchem ſie ausdrücklich bedingt wird; ſie iſt ein Vorbehalt des Landes, das, in dem es die Richter wählte, ihnen die Macht zu richten *übertrug*, und auch ſpäter, als es dieſe Wahl der Exekutive überließ, den Richter bedeutete, daß deſſen Unabhängigkeit nach wie vor von Seiten der Geſellſchaft zugeſichert ſei.

Wenn nun das Königthum die Unabſetzbarkeit aufrecht hielt, ſo achtete es ein von dem Lande unveräußertes, ſouveraines, weſentliches

Recht. — Man kann es dem Königthum Dank wiſſen; aber man geht zu weit, ſich dafür, als für ein Geſchenk, bei ihm zu bedanken. Die nothwendige Trennung der richtenden von der ausübenden Gewalt kann nicht zu nachdrücklich betont werden, denn das darauf beruhende Prinzip der Unabſetzbarkeit in der Neuzeit iſt bei den meiſten Schriftſtellern und Publiziſten durch alte Vorurtheile und offizielle Anreden in einen myſtiſchen Nebel gehüllt worden. Und doch hat der franzöſiſche Richterſtand der unüberwindlichen Kraft dieſes Prinzipes ſeine Popularität zu verdanken. Das Land fühlt es inſtinktartig, daß zwiſchen ihm und dem Richterſtand ein verborgenes Band beſteht, und daß in der Amtstracht des Richters ſtets ein Geſchworener ſteckt. Ueber dieſen Punkt war die öffentliche Meinung ſtärker, als die Doktrinen, die, dem Feudalweſen entlehnt, die Gerichtsbarkeit von der Exekutive abhängig machten; denn ſie unterſchied ſtets den Richter von dem Staatsbeamten. Beide ſind vom Staatsoberhaupt ernannt und dennoch durch eine große Kluft geſchieden! Der Richter empfängt keine Miſſion vom Staatsoberhaupt, denn dieſer hat nicht das Recht zu richten. Der Staatsbeamte dagegen erhält Ernennung und Auftrag vom Staatsoberhaupt; ſeine Pflicht iſt Gehorſam, der beim Richter Verbrechen wäre. Dieſe Anſchauungsweiſe iſt der Geſellſchaft in's Mark gedrungen, und ſie umgiebt den jetzigen Richterſtand mit einer glänzenderen Strahlenkrone, als die eitle Heraufbeſchwörung einer Vergangenheit, wo das Staatshaupt auf dem Richterſtuhl ſaß und in, übrigens werthloſen Sachen, ſeine Urtheilsſprüche ertheilte, mehr in der Eigenſchaft eines Schiedsmannes, als in der des Souverains. An ſolchen Erinnerungen an die Väterlichkeit unſerer Könige mögen ſich kindliche Gemüther laben, die Wahrheit aber und die Vernunft dürften ſchwerlich ihre Befriedigung dabei finden. Ueberdies kann die Rechtspflege nimmer aus zwei verſchiedenen Quellen fließen; der Gerichtshof, der in gewiſſen Sachen erkennt und die Jury, die in Vertretung des Landes, über Andre ihren Wahrſpruch abgiebt, können nur einen gemeinſamen Urſprung haben. Das wird ſich noch deutlicher ergeben, wenn wir das Werk der Conſtituante und beſonders die Inſtitution der Geſchworenen, die keineswegs, wie man ſo oft gemeint hat, exceptioneller Natur iſt, einer gründlichen Unterſuchung unterziehen.

Das ſittliche Gefühl im modernen Roman.

Le mari d' Antoinette, von Louis Ulbach.

Man klagt allgemein über den Verfall der franzöſiſchen Literatur. Auf dem ernſtwiſſenſchaftlichen, wie auf dem dramatiſchen Gebiete, wie endlich auf dem Felde des Romans, überall gewahrt man einen ungeſtümen Drang nach Effect, im Haſchen nach der Gunſt einer oft blöden und geſchmackloſen Maſſe, eine Beifallsſucht, die alles Erhabene, alles wahrhaft Schöne und Edle unterdrückt und unſaubere Elemente zu heilloſem Gedeihen entwickelt. So klagen Peſſimiſten. Aber man braucht wirklich kein Peſſimiſt zu ſein, man kann ſogar das Leben und Treiben in der Literatur in einem roſigen Lichte betrachten und ſich dennoch von den Schwächen und Gebrechen, von denen die Literatur des zweiten Kaiſerreichs heimgeſucht iſt, überzeugen.

Dem G e f ä l l i g e n wird in der That immer mehr Gewicht beigelegt, das G e d i e g e n e wird immer mehr als eine Nebenſache betrachtet. Leider ſind, in den Augen der bei weitem größten Mehrzahl der Leſer, das Gefällige und Gediegene durchaus nicht ſynonyme Begriffe, vielmehr ſcheint das Publikum ſich dem Wahne hinzugeben, daß das Eine nur dann herrſchen könne, wenn das Andere nicht vorhanden iſt, daß dem Gediegenen als nothwendiges Zubehör eine angeborene Langweiligkeit, und dem Gefälligen eine angeborene Oberflächlichkeit anhaften müſſe. Und wirklich ſcheint das Publikum zu dieſer ſicherlich irrigen Anſchauungsweiſe vollkommen berechtigt zu ſein. Die literariſchen Erzeugniſſe welche g e f a l l e n, d. h. diejenigen, die ſich in ſieben, acht und mehr Ausgaben binnen kurzer Friſt verkaufen, die ihre Schöpfer zu Berühmtheiten machen, alle dieſe Werke, mögen ſie Roman oder Drama heißen, verdanken ihren Erfolg faſt immer und ausſchließlich einem leichtfließenden pikanten Stile, dem eine troſtloſe Gedankenleere zu Grunde liegt, oder geradezu dem Skandal.

Das iſt eine Thatſache, für welche ein jeder Katalog der Pariſer Verleger und jeder Erfolg auf den Pariſer Brettern ſpricht: und dieſer Thatſache gegenüber iſt es überflüſſig unterſuchen zu wollen, ob der Geſchmack des Publikums den Geſchmack einer allzudienſtfertigen Literatur verdorben, oder ob umgekehrt, die leichte und nichtswürdige Skandal-Literatur die geſchmackloſe Neigung in der Leſewelt erweckt hat. Wahrſcheinlich gingen auch hier Literatur und Publikum Hand in Hand, wie die beiden Löwen im Walde und haben ſich ſelbander aufgezehrt.

Gleichviel. Es genügt, an die Richtung, die die franzöſiſche Literatur namentlich im Romane eingeſchlagen hat, zu erinnern, um dem Verdienſte eines Mannes, der ungeachtet aller Verlockungen, den entgegengeſetzten Weg einſchlägt und auf dieſem den geſunkenen Roman wieder zu Ehren zu bringen ſucht, verdiente Achtung zu zollen.

L o u i s U l b a c h gehört ſeiner politiſchen, wie literariſchen Ueberzeugung nach, der entſchiedenſten Oppoſition an. Es würde ihm bei ſeinem treffenden immer ſchlagfertigen Witze, bei ſeiner Menſchen- und Sachkenntniß, bei ſeiner umfaſſenden Bildung wahrhaftig nicht ſchwer fallen, einen ſogenannten „roman à succès" zu ſchreiben. Er könnte, wie andere, ſentimentale Courtiſanen, ehebrecheriſche Frauen, Börſenſchwindler und Schmaretzer verherrlichen; aber es widerſteht ſeinem gutem Geſchmacke, ſeiner durch und durch anſtändigen Natur, zum großen Buche des Skandals eine einzige Zeile aus ſeiner Feder hinzuzufügen. Was kümmern ihn die Launen der Maſſe? Die ſchlechte Geſellſchaft hat, dem Sprüchwort zum Trotze, ſeine guten Sitten nicht verdorben — nur ein Gebot iſt ihm in ſeinen Romanen heilig: des äſthetiſch Schönen.

Dadurch iſt auch ſchon die Tendenz, die er verfolgt, bedingt — ein tiefes ſittliches Gefühl, das herzerhebend und wohlthätig auf uns wirkt. Er begreift die Tugend überall wo ſie ſich zeigt, er bleibt unter ihrem Schutze unverſehrt und von den Verlockungen der unſauberen Syrenen-Literatur unbethört.

So ſteht er mitten unter den romantiſchen Orgien, vereinzelt aber unerſchütterlich feſt auf ſeinem alten Platze und dieſelben Eigenſchaften, die wir in ſeinen früheren Romanen bewundern konnten, finden wir auch in ſeinem jüngſten Werke* wieder.

Er fühlt ſich ſo ſicher, iſt ſich ſeines Wollens und ſeines Vermögens ſo wohl bewußt, daß er gerade mit ganz beſonderer Vorliebe die verfänglichſten Schleichwege aufſucht, die einen weniger Geſunden und Erfahrenen ganz verwirren oder in die traurigſte Oede führen würden. Es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Keckheit, mit welcher vertrauensvollen Sicherheit der verwegene Steuermann ſeinen Nachen über Strudel und Sandbänke, an Riffen und Klippen vorbei glücklich zum Hafen leitet, und wir die ihm folgen, wir ſehen zwar die Gefahr, allein ſie erſchreckt uns nicht: wir ſind überzeugt, daß wir unter der Flagge eines ſolchen Capitains gut aufgehoben ſind.

Wir möchten wohl wiſſen, was Dümas fils, oder Mürger, Méry oder Noriac, was ſelbſt Feuillet aus einem Stoffe gemacht haben würde, der dem letzten keuſchen, durchaus moraliſchen Roman von Ulbach zu Grunde liegt. Wir würden ſicherlich, wenn Jene ſich des Ulbach'ſchen Süjets bemächtigt hätten, nach den erſten dreißig Seiten ärgerlich das Buch bei Seite geworfen und einen abermaligen Stoßſeufzer gen Himmel geſandt haben.

Charles Devanlay — ſo erzählt uns Ulbach — war an eine Pariſerin verheiratet. Sie beſaß alle Sittſamkeit, Güte und Zärtlichkeit, die die elegante und frivole Pariſer Welt denjenigen, die ſie aufnimmt, noch läßt. Charles hatte ſich aus Eitelkeit verheiratet. Als er aber ſah, daß er ſein Leben an ein zartes Kind gefeſſelt hatte, das Logik und Natur vielleicht dem Tode ſtreitig machen könnten, das aber Toilette, Bälle und Geſellſchaften ſicherlich in ſeinen Armen tödten würde, da begann er dies arme Opfer des Unnützen wie ein Vater zu lieben. Er wollte ihr Geſundheit verleihen und verſuchte, noch vor dem Körper, ihre Seele zu ſtärken. Sie war gelehrig, aber die Pariſer Exiſtenz, die alle Schwungkraft vermindert, hatte auch ihre Kräfte gebrochen. Gab er ihr ein Buch, ſo verſprach ſie ihm wohl, allen Ernſtes es zu leſen, aber nach wenigen Augenblicken ermatteten ihre ſchönen Augen und ſchloſſen ſich unwillkürlich. Auch an einer verſtändigen Geſellſchaft konnte ſie kein Vergnügen finden, die Liebe zur Kunſt, die Charles in ihr erwecken wollte, wurde für ſie nur ein Vorwand, wieder dem geſellſchaftlichen Luxus anheim zu fallen, den er ſo ſehr fürchtete. Da ward ſie Mutter und Charles glaubte, ſie wäre gerettet. Aber auch die Mutterſchaft iſt eine Plage. Frau Devanlay betete ihr Kind an, wenn es ſauber, wohl gelockt, in Spitzen gehüllt in ihren Armen ſchlief. Fing das arme kleine Weſen aber an zu ſchreien, ſo brach ſie in Zuckungen und Schluchzen aus und hatte Nervenanfälle. Die Familienfreuden und Schmerzen mußten ihr vorſchriftsmäßig zugemeſſen werden und man durfte ihr nur auf einige Stunden täglich das Spielzeug der Mutterſchaft bewilligen. Von zwei bis vier Uhr Nachmittags, im Tuileriengarten, da durfte ſie Mutter ſein. Die übrige Zeit aber, die Nacht hindurch verſah Charles alle ſüßen mütterlichen

* Le mari d'Antoinette. Paris 1862 Collection Hetzel.

Digitized by Google

Pflichten. So ſchwächte nur die Geburt Henri's die unglückliche Frau und wendete ſie vollends vom Ernſte des Lebens ab. Wenn ſie mitunter gezwungen war, eine Einladung zu einem Balle, zu einem glänzenden Feſte ihres Sohnes ſelber abzulehnen, dann ſetzte ſie ſich duldend und betrübt in ihrem Zimmer hin, ließ den Kopf hangen, beklagte ſich über nichts und brach, in der Pflicht und in der Familie, zuſammen. Jetzt hieß es — reiſen, als letzte Hülfe — Es war zu ſpät. Das Heimweh nach der Pariſer Hölle folgte ihr auf Schritt und Tritt. Sie verzehrte ſich langſam, und ſtarb, als ihr Sohn zehn Jahr alt war. Auf ihrem Sterbebette erſchien ihr, wie ein Geſpenſt, das wahre Leben, das ſie erkannt hatte. „Charles," ſagte ſie zu ihrem Gemahl, „ſuche ſpäter für meinen Sohn eine Frau, die beſſere Gattin und beſſere Mutter ſei, als ich es war!" Das war das erſte ernſte Wort, das ſie in dieſer Welt ſprach — ach! es war auch ihr letztes.

Dieſe Mahnung einer geliebten Sterbenden iſt im Herzen Devanlays unvergeßlich geblieben. Henri iſt jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, gerade ſo alt wie Charles es war, als er ſich verheiratete. Das innigſte vertraulichſte Verhältniß herrſcht zwiſchen dem jungen Mann und ſeinem Vater, der ſeine ganze Lebensfriſche bewahrt hat und mit ſeinem Kinde wie ein Bruder lebt. Henri zeigt wenig Neigung, in den Bund der heiligen Ehe zu treten. — Charles findet wenig Frauen, die ſeines Sohnes würdig wären. Man beſchließt zu warten, was beiläufig geſagt, dem eleganten Henri bei weitem das Angenehmſte iſt, da ſein unnützes aber auch unſchädliches Dandyleben ſeinen Anſprüchen vollkommen genügt, da er ſich wirklich glücklich fühlt und nichts mehr befürchtet, als eine Aenderung am Bisherigen.

„Papa! Du biſt jünger als ich," antwortete Henri ſeinem Vater, als dieſer von Heiratsprojecten ſprach, „verheirate Du Dich, wenn Du willſt — aber bitte, laß mich ungeſchoren."

Da findet zufällig — der Zufall ſpielt in allen Romanen eine große Rolle — Charles Devanlay ſeinen alten Jugendfreund Roger Desprez wieder, den er ſeit fünfundzwanzig Jahren nicht geſehen, der ſich — wie Charles — ſeitdem verheiratet hat, der wie Charles ſeitdem Vater und wie Charles Wittwer geworden iſt. Roger hat eine Tochter Antoinette, ein wahrer Engel, wie er ſelbſt ſagt. Natürlicherweiſe kommt man gleich auf den vortrefflichen Gedanken, die beiden Kinder mit einander zu verheiraten. Henri ſträubt ſich zwar, hat aber zu ſeinem Vater unbegränztes Zutrauen und weiß, daß dieſer nichts unternehmen wird, was ihn unglücklich machen könnte. Deshalb läßt er ſich den Spaß vorläufig gefallen, bekümmert ſich um Frl. Antoinette wenig oder gar nicht und erſucht ſogar ſeinen Vater, nach D..., dem kleinen Dorfe, in dem Antoinette Desprez wohnt, zu reiſen, und gleich dem Hausvoigt Elieſer von Damaskus für die ſchöne Rebecca zu werben. — Charles reiſt ab....

Jetzt ſind wir am Knotenpunkte des Romanes angelangt. Charles der im Auftrage ſeines Sohnes die Eigenſchaften der ſchönen, jungen und guten Antoinette ſtudiren will, geht ſo gewiſſenhaft zu Werke, daß er ſich unbewußt — im Auftrage ſeines Sohnes — ſelbſt verliebt. Man fühlt das Delicate der Situation, die durch ein ungeſchicktes Wort unerträglich werden könnte. Aber dies Wort fällt nicht. Der Roman bleibt harmoniſch rein, ohne daß ſelbſt nur ein unſauberer Anflug das keuſche Enſemble verunglimpfe. Der Knoten löſt ſich, ohne daß wir je daran gedacht hätten, den Faden reißen zu ſehen und wir gelangen ſicher zum befriedigenden Schluſſe, zum Segen des glücklichen Ehepaares, ohne das irgend welch' giftiger Hauch uns angeweht hätte.

Eine ſtrengere Kritik könnte ſich vielleicht an einigen ganz untergeordneten Nebenſachen weiden — auf uns hat der Ulbach'ſche Roman einen zu angenehmen Eindruck gemacht, als daß wir uns an dergleichen Kritiſir-Gelüſtchen erbauen könnten.

Paul Lindau.

Dänemark.

Ueber Bildung, Behandlung und Verwaltung der Dünen.

Von C. C. Andreſen.

Unter obigem Titel* hat der genannte Autor, ſeinem Stande nach Kammerrath und Flugſand-Commiſſair, ein 25 Bogen ſtarkes Werk herausgegeben, das in ſeiner Art jedenfalls ein verdienſtvolles genannt zu werden verdient, da in ihm die Frucht einer zwanzigjährigen Erfahrung niedergelegt iſt.

In Anbetracht des Inhalts des Buches und der Sprache, in der es geſchrieben, war es leicht vorherzuſehen, daß es die Herſtellungskoſten nicht decken konnte, ſintemalen in einer Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen däniſcher Nationalität ſich ſchwerlich viele finden werden, welche die Luſt oder die Fähigkeit haben, ein derartiges Buch zu erwerben und zu benutzen. Unter ſo bewandten Umſtänden kann es daher nicht Wunder nehmen, daß ſich der däniſche Herr Miniſter des Innern bewogen fühlte, aus Staats-, natürlich Geſammtſtaatsmitteln ein ſo ſchönes Unternehmen zu unterſtützen, welches er zur Aufklärung des Reichsrathes ſelbſt veranlaßt hatte, und das ſeiner Sprache, ſowie Faſſung nach nur zum Nutzen und Frommen der Einwohner des Königreichs Dänemark beſtimmt war.

Gegen die miniſterielle Munificenz ließe ſich natürlich nichts einwenden, wenn eben die däniſche Monarchie nicht von zwei Nationalitäten bewohnt wäre, von denen die eine, die deutſche in Schleswig-Holſtein, ebenſo oder noch vielmehr als die däniſche in Jütland von Flugſand und Meereswogen bedrängt wird. Man hat aber nicht für gut befunden, das Werk gleichzeitig in deutſcher Sprache erſcheinen zu laſſen, ja das ſchleswig'ſche Dünengebiet iſt nur ganz vorübergehend, auf kaum einer Seite (244) behandelt worden, alſo in jeder Hinſicht rückſichtslos gegen dieſes Zinsland ſowohl, als gegen das andere, Holſtein, verfahren worden, obſchon man doch den Säckel von beiden ſo ungenirt zur Herſtellung beſagten Werkes in Anſpruch genommen hat. Aber vielleicht rechnete Herr Hall — denn im Rechnen verſteht er ſich auf die ſchwierigſten Kunſtſtücke — darauf, daß die Schleswig-Holſteiner ſich aus ſchon vorhandenen deutſchen Werken Troſt und Belehrung holen würden, was die Dänen nicht können, oder nicht wollen, ergo brauchte man auf die begünſtigten Nordalbinger weiter keine Rückſicht zu nehmen, als daß man ſie zum Bezahlen heranzog.

Dieſer Hinweis auf das Verdienſt und die Munificenz des däniſchen Miniſteriums bei Förderung von Wiſſenſchaft und Landeskultur iſt aber keineswegs darauf berechnet, das Verdienſt des wackern Mannes zu ſchmälern, der ſein halbes Leben der Bezwingung des Flugſandes gewidmet, und der nun die mühſam geſammelten und ſeither ſchlecht belohnten Erfahrungen in einer ſo anſpruchsloſen ſchlichten Weiſe veröffentlicht, ſich nirgends überhebt, oder andrer Leute Verdienſte ſchmälert, ſondern die Arbeiten deutſcher Autoren und Fachmänner auf dieſem Felde nicht blos gebührend lobt, überdies auch, was er in ſeiner Vorrede verſprochen, getreulich hält, nämlich die Namen der betreffenden fremden Schriften, ſo oft er aus ihnen ſchöpft, zu nennen, „damit man dasjenige herauskenne, was ſein eigenes Produkt ſei." Er hat ſich alſo nirgends mit fremden Federn geſchmückt.

In der Mutterſprache des Verfaſſers iſt ein Werk von dieſem Umfange über den angeführten Gegenſtand jedenfalls das erſte; in deutſcher Sprache erſchien das letzte der Art, welches ſich hauptſächlich mit den deutſchen Nordſee-Inſeln beſchäftigte und beſonders von der preußiſchen Regierung unterſtützt wurde, vor etwa 10 Jahren; ſonſt haben wir noch deutſche Schriften über Dünenbildung und Behandlung bis zurück zum Jahre 1768. Außer den Deutſchen haben beſonders die Niederländer ſich eingehend mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, Andreſen konnte daher im Allgemeinen nicht viel Neues bringen, doch bleibt ihm jedenfalls das Verdienſt, die Dünenkenntniß, ſoweit ſie ſpeziell ſein Vaterland betrifft, um mehr wie je einer vor ihm bereichert zu haben. Deshalb verdient ſein Werk auch die Beachtung aller Fachmänner und Naturforſcher; die Beſprechung deſſelben bietet überdies eine erwünſchte Gelegenheit, die leider viel zu ſehr eingeſchläferte Aufmerkſamkeit des deutſchen Publikums auf den unermüdlichen Zerſtörer der deutſchen Nordſee-Inſeln und dem Verwüſter der deutſchen Küſtenſtriche an zweien Meeren wieder hinzulenken. Um eine halbe Quadratmeile, wenn ſie uns ein auswärtiger Feind entreißen wollte, würden wir, und das mit Recht, den blutigſten Krieg nicht ſcheuen, aber in die Verluſte, die unſerm Areal das raſtloſe Element bereitet, fügen wir uns theilweiſe recht paſſiv und überlaſſen es den unmittelbar Betroffenen, die Folgen der Verheerungen, welche es ſeinen Annexionen vorausſchickt, allein zu tragen.

Andreſen verdient alſo beſonderen Dank, die lange Pauſe in der Dünen-Literatur unterbrochen zu haben. Beſchäftigen wir uns nun eingehender mit ſeinem Werke, das er mit einer wiſſenſchaftlichen, aber recht verſtändlich gehaltenen Abhandlung über den Wind und ſeine Wirkung, die Wogenbewegung, die Geſetze der Dünenbildung ꝛc. einleitet. Er weiſt vor allen Dingen nach, daß die jetzigen See-Dünen ſekundairen Urſprungs ſeien, daß die primairen Dünen, welche ſich nach der Kimbriſchen Fluth

* Om Klitformationen og Klittens Behandling og Beſtyrelſe af C. C. Andreſen. Kopenhagen, 1861. Philipſen's Verlag.

Digitized by Google

bildeten, lange zerſtört ſind. Intereſſant iſt die Zuſammenſtellung der geſchichtlichen Notizen, welche von der früheren Landverbindung Englands und Frankreichs, ſowie vom Durchbruch des engliſchen Kanals in der hiſtoriſchen Zeit handeln. Der Verfaſſer zieht mit guter Logik den Schluß, daß beſagter Durchbruch die ſogenannte Kimbriſche Fluth veranlaßte. Den Binnenlands-Dünen, d. h. den großen Sandflächen, die man in Polen, Ungarn und Rußland findet und deren Nachbarſchaft, wegen des Flugſandes, die umliegenden Diſtrikte recht unangenehm empfinden, läßt er ihren primairen Charakter. Ob er die bekannten märkiſchen Dünen, den ſogen. Brandenburger Schnee, gefliſſentlich nicht mit anführte, oder ob ihm dieſelben zu unbedeutend erſchienen, wage ich nicht zu entſcheiden; ich kann aber nicht unterlaſſen, die Gelehrten Deutſchlands und andere Autoritäten auf die intereſſanten Sandflächen und Hügel aufmerkſam zu machen, welche Spree-Athen zwar nicht mit einer Verſchüttung wie Skagen bedrohen, doch aber den Beſuchern der preußiſchen Hauptſtadt, ſowie den Bewohnern der die Mark begränzenden Provinzen ſehr läſtig werden, da ſie ihnen die Augen voll Sand ſtreuen, worüber ſchon Langbein klagte, und ſonſt noch Unannehmlichkeiten für das arme Land haben.

Sehr beachtenswerth iſt die Aufzählung der Verwüſtungen, welche das Meer und der Flugſand im Laufe der Zeiten angerichtet haben. So ſpielten die Wogen vom Diſtrikte Agger in dem Zeitraume von 1815—1839 im Ganzen 225 Ellen, alſo jährlich 9 Ellen weg. 1839 wurde die Kirche von Agger weggeſpült, die 1802 noch 60, und 30 Jahre früher 120 Ellen vom Meere entfernt lag; 1769 hatte man ſie ſchon einmal abgebrochen und landeinwärts gerückt, ſie iſt alſo nachweislich ſchon dreimal von ihrem Platze vertrieben. Von der ſchleswig'ſchen Inſel Sylt fordert das raſtloſe Element jährlich 8—12 Fuß; bei der Sturmfluth von 1825 riß es ſogar 100—160 Fuß fort. Eine verlaſſene Kirche dieſer Inſel, die 1792 noch am Strande ſtand, lag 60 Jahre ſpäter 700 Fuß weit von dieſem entfernt im Meere; das Kirchſpiel Rantum, dem dieſe Kirche angehörte, iſt längſt verſchwunden, und wie lange wird es dauern, dann exiſtirt keine der ſchönen Inſeln mehr, auf denen jetzt noch der mannhafte, oſtfrieſiſche Stamm wohnt. Sylt und För bildeten 1362 noch eine Inſel, ebenſo bis 1634 Pelworm und Nordſtrand, ja man erzählt ſich noch heutigen Tages, daß man in alter Zeit von För und Amrum über Sylt zu Fuß nach Ribe ging, um dort Steuern zu bezahlen; auch zeigt man auf Sylt noch den betreffenden Steg, der deshalb der Ribeſteg heißt.

Noch mehr als die jüdländiſchen und ſchleswig'ſchen Küſten haben aber die holländiſchen gelitten, denn wo dort vor kaum 30 Jahren auf dem Feſtlande ſchöne Dörfer mit wogenden Kornfeldern umgeben lagen, da rauſcht jetzt das ſalzige Meer. Einen Anhalt zur Ermittelung früherer Wegſchwemmungen haben die von den Römern an den holländiſchen Küſten aufgeführten Wacht- und Feuerthürme gegeben, ſo z. B. das unter Caligula aufgeführte, ſpäter ſogenannte „het Huis te Britten,“ welches 860 unterging, deſſen Trümmer man indeſſen im vorigen Jahrhundert 15,000 Fuß weit nordweſtlich von Katwyk im Meere fand. Dies ergiebt eine jährliche Fortſpülung von 17 Fuß im Zeitraum von circa 900 Jahren. Ein anderer Römerbau, genannt „de Calloos toren,“ ging wohl noch früher zu Grunde, ſein Mauerwerk fand man aber eine volle Meile von Katwyk im Meere. Nach einer Karte des Dr. Stralinch und nach den Fortſpülungen, deren Spur man noch heutigen Tages folgen kann, lag die alte holländiſche Küſte $2^1/_2$ Meilen weiter nach Weſten als heutzutage. Ueber die Verheerung Weſtſchleswigs giebt eine alte Handſchrift von Hans Kielholt und eine Karte von Dankwerth (1240), die vor etwa 200 Jahren von T. Meier wieder herausgegeben wurde, die beſte Anſchauung. Seit etwa 2000 Jahren hat die jütländiſche Weſtküſte achtzig Quadratmeilen Areal eingebüßt, die vorgenannten Länder aber jedenfalls viel mehr.

Doch nicht blos den Boden und den menſchlichen Fleiß hat das Meer verſchlungen, es raffte auch in der ſchrecklichſten Weiſe Menſchen und Thiere weg, indem es ſeine Sturmfluthen bis tief in das niedrige Küſtenland wälzte. So ertranken bei der Sturmfluth am 1. December 1570 in Holland 20,000, und in Dänemark und Schleswig ſollen gar 100,000 Menſchen bei dieſer ſchrecklichſten aller genau bekannten Ueberſchwemmungen ertrunken ſein. Am 11. October 1634 zerſtörte eine Sturmfluth die Inſel Nordſtrand, wobei 6000 Menſchen und 80,000 Stück Vieh umkamen und 16 Kirchſpiele von der Erde verſchwanden. Am 25. und 26. December 1717 wüthete eine Fluth, die man ſeitdem die Weihnachtsfluth nennt, die von Holland bis hinauf nach Schweden alle Küſten verwüſtete, noch vier Fuß höher ſtieg, als die Fluth von 1686, 14—15,000 Häuſer wegſpülte und 2000 Menſchen, ſowie 36,000 Stück Vieh in den Wogen begrub. Dieſe Kataſtrophen hätten nicht eintreten können, hätte man die vorhandenen Dämme praktiſch angelegt, und wäre man der natürlichen Dünenbildung durch künſtliche zu Hülfe gekommen. Doch zum Glück treten derartige Fluthen höchſtens alle 15, 20 oder 30 Jahre einmal ein.

Wenn das Meer ſich begnügte, das Land jährlich nur um einen 5—20 Fuß breiten Küſtenſtrich zu berauben, dann wäre ſeine Wirkung nicht ganz verderblich, ſo aber wirft es ſeinen Raub theilweiſe wieder aus, — als Sand. Dieſer trocknet und ſofort bemächtigt ſich ſeiner der Wind und führt ihn landeinwärts. Anfangs, da er nur dicht über den Boden hinfliegt, bleibt er auf den ſchon vorhandenen Dünen liegen, oder er bildet neue, indem er an Steinen oder Grashalmen hängen bleibt. Werden dieſe letzteren nicht ſofort gedämpft, d. h. bepflanzt, dann treibt ſie der luftige Nimmerruh bald weiter, über grünende Wieſen und wogende Kornfelder hin, die vom Sande bedeckt, und in Seen und Teiche, die von ihm ausgefüllt werden. Ueberall wird die vorhandene Vegetation erſtickt, der Bauer aus ſeiner Hütte und der Andächtige aus ſeinem Kirchenſtuhle von dem kleinen unwiderſtehlichen Feinde getrieben. Die däniſchen Steuerkataſter weiſen ſehr gut nach, wie ein Kirchſpiel Jütlands nach dem andern in ſeiner Steuerfähigkeit einbüßte und herabgeſetzt werden mußte, viele von ihren Bewohnern verlaſſen wurden, da ſich dieſelben auf dem verdorbenen Boden nicht mehr nähren konnten.

Doch wir brauchen gar nicht bis zum Nordſee-Gebiete zu gehen, um die Verwüſtungen des Flugſandes kennen zu lernen, auch das preußiſche Oſtſee-Gebiet hat deren genug aufzuweiſen und leiden die Küſtenſtriche deſſelben nach jedem Frühjahr durch Sandwehen, obſchon nicht in dem Maße wie die andrer Länder, denn die preußiſchen Dünen ſind von allen in Europa am beſten in Stand gehalten und faſt ſämmtlich bepflanzt, auch durch künſtliche Vor- oder Schutzdünen gedeckt. Ehe man aber die jetzt befolgte zweckmäßige Dämpfungs- und Schutzmethode kannte, mußte man viel Lehrgeld zahlen, denn als am Anfange des vorigen Jahrhunderts die ältere Dünenformation dadurch zerſtört wurde, daß man die ſie bedeckenden ſchönen Nadelholz-Waldungen rückſichtslos niederſchlug, und in Folge deſſen der Flugſand ſich über das Hinterland ergoß, ſetzte die Regierung 1768 einen Preis aus für die beſte Abhandlung über Dünendämpfung. Dieſen Preis gewann der Profeſſor Titius aus Wittenberg; doch befolgte man nicht ſofort ſeinen Rath, die Dünen mit Strandgras und Nadelholz zu bepflanzen, ſondern errichtete auf dem Rücken der Sandhügel Reiſigzäune, welche den Sand auffingen bis ſie von ihm bedeckt waren, worauf wieder neue darüber aufgeführt wurden und ſofort, bis man ſchließlich mehrere hundert Fuß hohe Sandhügel erhielt, die zu gelegener Zeit einſtürzten, und z. B. in den Jahren von 1804—1827 circa 1400 Morgen des ſchönſten Hochwaldes begruben, ungerechnet der verſchütteten Aecker. Seit 1795 hatte man aber die vernünftige Dämpfungsmethode eingeführt und einen Danziger Bürger, Sören Björn, einen Dänen von Geburt, zum Dünen-Inſpektor ernannt. So half uns ein Däne auf den von einem deutſchen Profeſſor ſchon angedeuteten Weg, während noch viel früher, gleich nach 1716, die däniſche Regierung einen Deutſchen, den Johann Ulrich Röhl, nach Seeland rief, um dieſe Inſel vor dem Flugſande zu erretten, was ihm im Laufe von 20 Jahren auch inſoweit glückte, daß er den beweglichen Feind wenigſtens zum Stillſtehen und zur Dämpfung gebracht hatte. Es galt dies als ein ſo wichtiges Werk, daß man 1738 zur Erinnerung daran einen Denkſtein in Form einer Pyramide errichtete, der die Thatſachen kurz gefaßt der Nachwelt erzählte. Da ich gerade von einem Denkſtein ſpreche, der in Dänemark einem Deutſchen zu Ehren errichtet iſt, will ich noch eines anderen Monumentes dieſer Art gedenken, das zu erwähnen Andreſen keine Veranlaſſung hatte. Ich meine nämlich die Säule bei Hirſchholm, welche vor 100 Jahren eine däniſche Königin, Sophia Magdalene, errichtete, um der undankbaren Nachwelt ihren eigenen und den Namen des deutſchen Mannes zu hinterlaſſen, der ſie bewogen, ihre Hirſchholmer Hörigen freizugeben und ihnen den Boden, an den ſie früher nur gefeſſelt waren ohne ihn zu beſitzen, als Eigenthum zu überlaſſen. Die Worte, welche der Stein trägt, wurden 100 Jahre lang geglaubt, als aber im vorigen Jahre die Nachkommen jener beglückten Bauern ihre hundertjährige Freiheit und ihren ebenſo alten freien Beſitz feierten, wagte es ein däniſcher Lügner, freilich ein ſogenannter „Klaſſiker,“ das Verdienſt des deutſchen Mannes frech abzuleugnen und es einem Dänen zuzuſprechen. Vielleicht geht es dem Johann Ulrich Röhl noch ähnlich wie dem Grafen Stollberg am 17. September 1861.

Doch zurück zum Buche. Nachdem uns der Verfaſſer ſo mit den Verheerungen durch Wogen und Flugſand bekannt gemacht hat, führt er ſehr ſinnreich aus, wie die ſchädlichen Einflüſſe derſelben zu bändigen, oder zu mildern ſeien. Im Betreff der Wechſelwirkungen von Wind und Meer trifft es nämlich nicht zu, daß die Natur am beſten weiß, was gut iſt:

Digitized by Google

hier muß der menſchliche Scharfſinn nachhelfen. Das beſte Mittel, um ſich den Feind dienſtbar zu machen, iſt in dieſem Falle das Anlegen künſtlicher, zuſammenhängender Dünen, die zugleich einen ſichern Damm gegen die Wogen und einen Schutz gegen die rauhen, feuchten Seewinde für das Hinderland bilden. Dieſe Sanddämme müſſen durch Bepflanzung befeſtigt werden, wozu die Natur ſchon eine Pflanze beſtimmt hat, nämlich das Strandgras (arundo arenaria), welches im Däniſchen „Klittag," d. h. Dünen-Dach genannt wird. Dieſes eigenthümliche Gewächs gedeiht nur, wenn ihm Flugſand zugeführt wird, und je mehr es von demſelben erhält, je üppiger wächſt es; in demſelben Maße wie es verſchüttet wird, arbeitet es ſich empor, ſo daß es bei einer Dünenhöhe gleich Null anfangend, dieſelbe noch überragt, wenn ſie ſchon 40 Fuß hoch iſt. Eine Strandgraspflanze wird alſo mit ihren Seitenſchößlingen höher wie der höchſte Baum Dänemarks. Dabei iſt dieſes Gewachs ſo bürgerlich beſcheiden, daß es jeden guten Boden verſchmäht, und ſeinen dürren Sand jedem, auch dem unbedeutendſten Concurrenten abtritt, wenn es dieſen Boden durch ſeine Ausdauer für die Vegetation vorbereitet hat. Nächſt dem Strandgras iſt das Strandrohr (elymus arenarius), auf däniſch „Sand-Marehalm," der beſte Bekämpfer des Flugſandes und Pionier für eine ariſtokratiſchere Vegetation. Die erſtere Pflanze erhebt ſich bis zu 3 Fuß und die letztere bis 4 Fuß und mehr über die Oberfläche der Düne und wächſt ſo dicht, daß man ihre Plätze ſtellenweiſe nicht durchſchreiten kann. Beide vertragen übrigens ein zweimaliges Mähen im Jahre und geben ein ebenſo gutes Viehfutter als gegen Näſſe unempfindliches Deckungs- und Streumittel. Nachdem die Dünen einige Jahre mit Strandgras und Strandrohr bewachſen waren, finden ſich nach und nach circa 254 Pflanzenarten ein und in dem Maße als dieſe zunehmen, nehmen jene erſten Anſiedler ab, bis ſie gänzlich verſchwinden. Der erſte Eindringling iſt der graue Sandbart, dann Rennthiermoos und andere Moosarten, ſchließlich Sandſchwengel, das wilde Stiefmütterchen rc. und zuletzt Haidekraut, welches die Düne vollſtändig dämpft und ſicher macht. Dieſer Bewachſungsprozeß kann 20—25 Jahre erfordern. Je methodiſcher und gewiſſenhafter man bei der Bepflanzung zu Werke geht, je eher erreicht man den gewünſchten Zweck; um ſo mehr muß es Wunder nehmen, daß man in Dänemark jährlich bedeutende Summen für Dünendämpfung ausgiebt ohne ein entſprechendes Reſultat zu erreichen. Dies hat aber nach des Verfaſſers Anſichten keinen andern Grund, als die Unkenntniß der höheren betreffenden Beamten und den Unverſtand reſpektiv die Selbſtſucht der Bauern, welche wieder durch das verwerfliche Syſtem der Frohnden hervorgerufen werden. Die Bauern müſſen unentgeltlich die nöhigen Dienſte verrichten, folglich thun ſie dieſelben ſchlecht; der Unterbeamte muß unentgeltlich die Aufſicht führen, daher läßt er ſich beſtechen und drückt ein Auge zu, wenn die Bauern dumme Streiche machen oder ihr Vieh in die Strandgraspflanzungen treiben.

Nun will ich noch beſonders auf die vorzügliche Beſchreibung der däniſchen Dünen-Vegetation und der Dünen-Thierwelt hinweiſen, welcher der Verfaſſer allein circa fünf Bogen widmet und von Pflanzen 254 Arten ausführlich beſchreibt, was für Botaniker von ſo großem Intereſſe ſein muß, wie für Zoologen die Aufzählung von 70 Vierfüßlern und Vögeln, vielen Amphibien und Inſekten, nebſt der abweichenden Lebensart dieſer Geſchöpfe, nachdem ſie ſich in den Dünen niedergelaſſen haben. Der Verfaſſer hat außer den däniſchen Namen der Thiere und Planzen, noch den betreffenden lateiniſchen angeführt, nur bei einem, auf Fanö gefundenen Thiere, das ihm unbekannt iſt, hat er dies vergeſſen, nämlich beim Hamſter, den er für die Waſſerratte hält. Doch nichts für ungut.

Somit wollen wir denn von des fleißigen Andreſens Werk Abſchied nehmen und ihm eine weitere Bekanntwerdung wünſchen, als ihm bis jetzt zu Theil geworden zu ſein ſcheint; vielleicht findet er einen deutſchen Nachahmer, der das ausführlicher behandelt, was jener auslaſſen mußte, nämlich die Dünen Schleswigholſteins Weſtküſte und Inſelgruppen.

Nord-Amerika.

Pennſylvaniſch-plattdeutſch-engliſche Poeſie.

Unſer liebes Hochdeutſch hat ſich ziemlich abgeleiert und iſt vornehm farblos und trivial geworden, beſonders in der täglich maſſenweiſe aufgetiſchten Zeitungsſprache. Das Engliſche hat inſofern einen Vorzug, als es doppellebig iſt, und ſich fortwährend aus zwei verſchiedenen Wurzeln und außerdem aus den ſprachſchöpferiſchen niedrigen Schichten, aus Polizei- und Kriminalberichten, aus „slang" und „cant," aus den ſcharfen Anſchauungen des Verbrechens, aus dem natürlichen Aufſchrei der Noth und des Elends unten, aus aller Welt und um die Erde herum friſche Zufuhr holt und davon ziemlich für das bürgerliche und literariſche Engliſch ausmünzt. Wir ſind zu vornehm dazu und ſtreichen in ungeheurer Anſtändigkeit gern alle Ausdrücke in Manuſkripten, die einmal ein friſches, derbes Wort aus den unerſchöpflichen Schätzen des Platt, der vielen Hunderte von Dialekten heraufholen. Wir laſſen alte gelehrte Ausdrücke maſſenweiſe gelten, aber in Bezug auf unſere eigenen Quellen ſind wir potsdämlich ſprachreinlich.

Inzwiſchen freut ſich unſere alte, gewaltige deutſche Sprache überall in der Welt eines eignen und vielfach genährten Lebens. Sie iſt, wie der Deutſche ſelbſt, allerdings nur zu geneigt, ſich in Fremdes zu fügen oder wohl gar unterzuordnen.

Namentlich ſpielt ſie eine lächerliche Rolle im Kampfe mit dem Engliſchen. Die gemeinen Deutſchen in Amerika, Auſtralien und England ſprechen bald beſſer engliſch als deutſch, das ſie nie ordentlich ſprachen und ſchrieben, und die Kinder lernen oft gar kein deutſch mehr. Hat doch ſelbſt unſer vielgeprieſener deutſcher Dichter Freiligrath in London einen jetzt etwa 14jährigen Sohn in ſeinem eignen Hauſe aufwachſen laſſen, der kein Wort deutſch ſpricht. Fabelhaft aber wahr!

Die meiſten Deutſchen im Auslande ſprechen freilich unter ſich immer deutſch, aber was wird am Ende daraus? Der gewöhnliche Deutſche in England verliert ſich bald in das ſeltſamſte deutſch-engliſche Rothwälſch, dem Deutſchen im Vaterlande ganz unverſtändlich. Er „ringt die Belle" oder „bellt" (ring the bell), wenn er klingelt, er „nockt" ſtatt zu klopfen, ſetzt ſich auf den „Topp" (top) eines Omnibus, „droppt ne Leine" (drop a line), ſtatt ein Paar Zeilen zu ſchreiben, „ſummet" einen Schuldner (summon), ſtatt ihn zu verklagen, „deint" (dine) Mittags und „ſuppt" (supper) Abends und fühlt ſich „geſatisfeit," wenn er einen guten „Dſchob geſettelt" hat (satisfy, job, settle).

Noch weiter iſt's in dem amerikaniſchen Niederdeutſchland gekommen, in Pennſylvanien, wo eine Art Pfälzer Plattdeutſch-Engliſch nicht nur allgemeine Umgangs- ſondern auch Schriftſprache geworden iſt und ſogar einen beſondern Poeten aufweiſen kann. Anzeigen in pennſylvaniſchen Blättern wie: „Geloſt," „geſtrayed or geſtolen," oder owa the fence gejumpt (von einem abhanden gekommenen Pferde), mit dem Schluſſe: „Wer it zurückbringt, will politely gethanked und liberally rewardet ſein," ſind gar nichts Seltenes. Daß aber dieſes transatlantiſche Kauderwälſch auch die Sprache eines Dichters und zwar eines von Deutſchen und Engländern anerkannten Dichters geworden iſt, wie wir namentlich aus „Knickerbocker's" New-York-Magazin erſehen (Märzheft), iſt uns das Neueſte und Intereſſanteſte. Der Dichter iſt Dr. Harbaugh, Prediger in Lebanon (Pennſylvanien). Wir geben aus Knickerbocker's Magazin, wo Original und engliſche Ueberſetzung nebeneinander ſtehen, folgende poetiſch komiſch-elegiſche Proben zum Beſten.

De Old Schul-haus an der Krick.

Heit ishts exactly zwanzig Yohr,
Das ich bin Owa naus;
Nau bin ich widder lewig z'rick,
Un steh' am Schul-haus an der Krick
Yusht nackst an's atty's Haus.

Ich bin in hundert Haeuser g'west,
Von marbel Stein un' Brick;
Un' alles was ich hab' geseh,
Dot ich verschwappa any day,
Fuer's Schul-haus an der Krick.

Wer mued da heme is un' will fort,
So los ihn numma geh;
Ich sag ihm awer forna naus,
Es is all Humbug Owa draus,
Un' er werd's selber seh.

Ich bin draus rum in alle Eck'
Getravelled high un' low;
Heb awer noch in kenem Spot,
Uf e'mol so fiel Joy gehat,
Wie in dem Schul-haus do.

Wie haemelt mich do alles a'!
Ich steh un' denk un' guk;
Un was ich schier vergessa hab,
Kummt wider z'rick, wie aus seinem Grab,
Un' steht do wie e' Spook!

Digitized by Google

Des Krick'le spielt verebi wie's hot,
Wo ich noch g'spielt hab do;
Un' unner se'la Hollerbuesch,
Speila noch die glene Fisch,
So smart wie long ago.

Der Weisesch' steht noch an der Tuehr
Macht Schatta ueber's Dach;
Die Trauberank is a' noch grue'
Un's Amsel nescht — guk yuscht 'mol hi!
O was is des en Sach!

Ya, alles des is noch wie's war
Wo ich noch war e Bub';
Doch andere Dings sin net meh so,
For alles dut sich endern do
Wie ich mich endern thu!"

Das „Haem-gefuehl," Heimweh, iſt noch naiver und rührender und folgende Stelle wahrhaft bäuerlich empfunden.

„Ich wees net, was die Ursach is,
Wees net, warum ich's thu:
En jedes Yohr mach ich den Weg
Der alte Haemath zu;
Hab weiters nix zu suche dort
Ke Erbschaft un ke Geld —
Und doch treibt mich das Haemgefuehl
So stark in d' alte Welt."

So viel für jetzt von dem neuen eigenthümlichen transatlantiſch deutſch-engliſchen Sprach- und Literaturgewächs. Da der Dichter ſeine bereits ſehr populär gewordenen lyriſchen Blüthen geſammelt herausgeben will, werden wir mehr Stoff und Gelegenheit haben, darüber zu urtheilen. Sie ſollen kein ſprachliches Kurioſum ſein, ſondern wirkliche ländliche Idylle und Elegie in einer Sprache, die auf natürliche Weiſe aus klimatiſch und ſocial ſich vereinigenden Wurzeln und Miſchungen hervorgewachſen iſt, und deshalb wenigſtens auf eine naturgeſchichtliche Anerkennung Anſpruch machen kann.

Deutſchland und das Ausland.

Die öſterreichiſche Slavenwelt.

II.

Die Südſlaven.

Wir haben unter den allgemeinen Anhaltspunkten über die Stellung der öſterreichiſchen Slavenwelt den Satz ausgeſprochen, daß die Zukunft des hiſtoriſchen Oeſterreiches, nicht des durch falſche Politik verderbten Oeſterreich, in den Händen der Südſlaven liege. Es iſt dies nun wohl ein Satz, der für die gangbaren Meinungen freilich nicht ganz paßt, der ein für allemal verlangt, daß man die von Jahrhunderten großgezogenen Vorurtheile ablegt und die Sachen ſo, wie ſie wirklich beſtehen, und nicht von einem angelernten Standpunkte betrachtet.

Kein Unbefangener wird Oeſterreich für einen deutſchen Staat ausgeben, wiewohl es allerdings einen deutſchen Beruf hat, die chriſtlich-germaniſche Bildung in und durch Oeſterreich theils zu ſchützen, theils zu verbreiten. Dieſen ſo ſchönen Beruf hätte Oeſterreich nie vergeſſen ſollen; es hätte die Nationen als Mittel dieſes weltgeſchichtlichen Zweckes verwenden und nicht durch ein wechſelſeitiges Hetzen ein bellum omnium contra omnes erregen ſollen, um die Gelüſte des Abſolutismus und einer ſinnloſen Politik ungeſtört genießen zu können. Dann hätte Oeſterreich auch ſeinen ganzen Einfluß gegen den Oſten gekehrt und die unſelige Praetenſion einer deutſchen Hegemonie aufgegeben.

Jahr aus, Jahr ein erzieht Oeſterreich in ſeiner orientaliſchen Akademie eine Reihe junger Männer, deren Dienſte der orientaliſchen Frage im weiteſten Sinne gewidmet werden ſollen. Niemand wird dieſer Anſtalt die Anerkennung verſagen, die ſie in wiſſenſchaftlicher Beziehung wohl unbedingt verdient. Welche ſind aber die Früchte, die dieſe Anſtalt in praktiſcher Hinſicht, und dies dürfte doch wohl die Hauptſache ſein, getragen? Die Zöglinge der orientaliſchen Akademie mögen die arabiſche Literatur von den Moallakat an gründlich kennen, unübertrefflich unterrichtete Ciceroni für Touriſten im Orient abgeben und ihnen liebenswürdige Wirthe ſein; aber in Bezug auf die praktiſche Verwendung müſſen ſie wohl allzubeſcheiden ihre Talente verbergen, indem man denn doch etwas von ihrem Einfluß auf das Miniſterium des Aeußeren bemerken würde. Außerdem iſt bekanntlich nicht verſchwindend klein die Zahl der Fehler, die der öſterreichiſchen Diplomatie gerade in der orientaliſchen Frage zur Laſt fallen.

Jedermann, der die Verhältniſſe kennt, wird zugeben, daß das Geſchick Oeſterreichs in der Türkei entſchieden wird. Dort ruhen die Kräfte, die Oeſterreich ſtärken oder ſchwächen können. Es wäre ein Leichtes geweſen, dieſe Kräfte ſo dauernd für die öſterreichiſchen Intereſſen zu gewinnen, daß ein Sturm auf der illyriſchen Halbinſel, der wohl unausbleiblich iſt, von dem jedoch ſchon der Gedanke die öſterreichiſche Diplomatie beben macht, nicht im Mindeſten üble Folgen für Oeſterreich haben müßte.

Dies Alles that Oeſterreich nicht. Weil dort Alles „hübſch beim Alten bleiben" ſollte und die Nationen, die ihr Gedächtniß doch nicht ganz verſchwinden machen konnten, doch auch manchmal abwechſelungsſüchtig ſein könnten, ſo wurde Eine Nation durch die andere im Schach gehalten und — entartet.

Nach dieſer Methode wurden auch die Südſlaven, die man hätte vortrefflich verwenden können, theilweiſe den Magyaromanen, theilweiſe ſogar den Italiänern preisgegeben, von denen wohl Niemand glauben wird, daß ſie je aufrichtig mit Oeſterreich ſympathiſiren werden. Und ſo finden wir denn auch die Südſlaven Oeſterreichs in keinem erfreulichen Zuſtand und nur in Rückſicht auf die gewaltige Unterſtützung, die ihnen von ihren Stammgenoſſen in der Türkei zu Theil werden konnte und die zu erwartende Einigkeit, die denn vielleicht doch einmal die ewigen kleinlichen Streitigkeiten beſiegen wird, berechtigt uns zum Ausſpruche: die öſterreichiſchen Südſlaven ſind ſo recht die Träger der geſchichtlichen Idee des Oeſterreiches.

Gehen wir nun zu den einzelnen Völkerſchaften über:

a. Die Slovenen.

Die Anzahl der Slovenen beläuft ſich auf $1^1/_2$ Millionen. Sie wohnen theils in Steiermark, wo ſie hauptſächlich den Marburger Kreis inne haben, in Kärnthen, wo ſie auch Wenden genannt werden und im ſüdöſtlichen Theile des Landes wohnen, in Krain, im Küſtenland bis zu Trieſt, etwa 70,000 in Ungarn, und zwar längs der ſteiriſchen Gränze, etwa zwiſchen der Raab und der Mur. Neben ihnen wohnen die Deutſchen, die Italiäner, die Serben und Kroaten und die Magyaren.

Man möchte glauben, daß das öſterreichiſche Gouvernement die Slovenen ſogar, nach der gangbarſten öſterreichiſchen Politik, als willkommenes Mittel gegen das Italienthum benutzt; indeſſen hat es demſelben gefallen, die Italiäner gegen die Slovenen, ſo harmlos als ſie ſchon an und für ſich ſind, zu beſchützen. So geſchah es, daß das kleine Völklein, unbegreiflicherweiſe auch von den Serben angefeindet, erſchrecklich heruntergekommen iſt. Soll es ſich je erheben, ſo muß die ganze jetzige Generation ausſterben, indem ſie, entnationaliſirt wie nur möglich, nie ſich zu den Gedanken erheben könnte, die die Jugend auf ihr Panier geſchrieben hat.

Die Bildung ſteht auf einer erbärmlichen Stufe, die Literatur iſt, trotz einigen namhaften Dichtern, wie Preſeren, Stanko Vraz, L. Gaj, Terſtejak u. ſ. w. unendlich arm. In den letzten fünf Jahren ſtieg zwar die literariſche Thätigkeit bedeutend, aber die Sympathien für dieſelbe wuchſen in weiterem Kreiſe um nichts an. Es ſcheint auf dieſem Volke ſo recht der Fluch zu ruhen, der auch in ſittlicher Beziehung die nationale Demoraliſation zu begleiten pflegt. Die ältere ſloveniſche Generation giebt dazu hinlängliche Belege und ſelbſt einer der berühmteſten Slovenen, deſſen Namen wir nicht nennen mögen, hat in ſeiner Stellung bei dem öſterreichiſchen Cultus-Miniſterium eine ſo verdächtige Stellung den öſterreichiſchen Slaven überhaupt gegenüber eingenommen, daß man ihn als eclatanten Beweis für den Satz anführen möchte, die Slaven hätten ſich aus ihrer Mitte bei weitem gefährlichere Feinde ſelbſt herangezogen, als es je bei den gerechtigkeitsliebenden Deutſchen möglich geweſen wäre. Gerade die Slaven ſollten ſich erinnern, daß das bei den Südſlaven gebräuchliche Sprichwort: „Es gäbe keine Türken, wenn es keine Renegaten geben möchte" auch eine nationale Deutung zuläßt.

Was für einen ſtarken Abſatz die ſloveniſche Literatur findet, davon hat ſich der Schreiber dieſer Zeilen überzeugt. In Laibach zeigte ihm einer der erſten Buchhändler auf ſein Verlangen nach ſloveniſchen Büchern einige Gebetbücher und eine Sammlung ſloveniſcher Volkslieder in der ſchrecklichen älteren ſloveniſchen Orthographie!

Zu dieſer heimatlichen Indolenz kommen nun noch zwei Thatſachen, von denen die eine ſich freilich leicht erklären läßt und die andere das Erbübel aller Slaven iſt.

Digitized by Google

Es giebt nämlich wenige gebildete Slovenen, die ſich zur nationalen Sache bekennen, ſondern ſie coquettiren gewöhnlich dann mit derjenigen Nationalität, zu der ſie ſich im Verhältniß der Nachbarſchaft befinden und die entweder geiſtig oder numeriſch überlegen iſt. Sie erachten es für eine Entehrung, mit den ungebildeten Volksklaſſen zugleich genannt zu werden und finden es bequemer, ſich für einen Italiäner, oder Serben, oder Magyaren auszugeben.

Der zweite Umſtand ſind die unpraktiſchen Anſprüche, die die ſloveniſche Literatur auf eine gewiſſe Selbſtändigkeit erhebt. Es iſt natürlich, daß man die Bedürfniſſe des Volkes, den Hausbedarf der Literatur, in der ſloveniſchen Sprache deckt, ſie nach allen möglichen Richtungen vervollkommnet und das Beſtehende nicht rückſichtslos dem Verderben preis giebt. So ein Streben iſt vernünftig und löblich; aber — „was darüber geht, iſt Sünde.“

Oder glaubt man im vollen Ernſt, durch das Medium der ſloveniſchen Sprache, die nicht von ganz 2 Millionen Menſchen geſprochen wird, eine Literatur zu ſchaffen, die den Einfluß des Deutſchen, Italiäniſchen, oder ſelbſt des Serbiſchen paralyſiren könnte? Glaubt man vielleicht, durch dieſe Separationsgelüſte die Eiferſucht der Serben zu tilgen? Wenn es ein Krebsſchaden iſt, der die ganze Slavenwelt trifft, daß ſie in ſo viele Stämme geſpalten, des unvergleichlichen Vortheiles der Deutſchen, einer gemeinſamen Schriftſprache, ermangelt, ſo zeigt ſich dieſer Fluch im ſchreiendſten Lichte bei den Stämmen und Stämmchen, die oft ganz unbedeutend, nach Art großer Kulturvölker das Recht unabhängiger Entwickelung und eines ſelbſtändigen Literaturlebens verlangen.

Haben wir früher bei den Böhmen die Capricen der Slowaken verurtheilt, ſo müßen wir ganz daſſelbe bei den Slovenen thun. Sie ſollen und müſſen ſich in der eigentlichen Literatur an die Serben anſchließen und es iſt zu erwarten, daß vorurtheilsfreie Slovenen dies ebenſo erkennen werden, wie es der Fall bei den Slowaken war, von denen die größten Söhne, ein Kollar, ein Schafařik, in ihren Schriften der böhmiſchen Sprache ſich bedient haben. Geſchieht dies nicht, ſo ſind die Slovenen, rings von erdrückenden Elementen umgeben, gewiß verloren.

b. Die Serben und Kroaten.

Die Geſammtzahl der Serben und Kroaten beträgt etwas über 4 Millionen. Sie wohnen in der Krain, ſüdlich von der Kulpa, im öſterreichiſchen Küſtenland, ſüdlich von dem Sattel zwiſchen Trieſt und Fiume, in Kroatien und Slavonien, in der Militairgränze, Dalmatien, Ungarn, Serbien und im Banat, als vereinzelte Sprachinſeln auch in Unteröſterreich, im Marchfelde und am Fuße des Leithagebirges, nahe bei der ungariſchen Gränze und in Mähren. Zu Nachbarn haben ſie die Vertreter aller öſterreichiſchen Nationalitäten: Deutſche, Italiäner, Magyaren, Čechoſlaven, Slovenen, Rumänen u. ſ. w.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die öſterreichiſchen Serbokroaten nur die Vorpoſten des Hauptſtockes ſind, der in der europäiſchen Türkei liegt. Wir haben bereits den Umſtand berührt, daß es die Aufgabe Oeſterreichs hätte ſein ſollen, auch die türkiſchen Slaven mit den Intereſſen des hiſtoriſchen Oeſterreichs zu befreunden; zugleich haben wir aber auch gezeigt, daß dies nicht geſchehen iſt und daß daher der Schwerpunkt der öſterreichiſchen Serbokroaten ſich ſtark über die Sau hinüber neigt. Es iſt dies nun eine vollendete Thatſache, von der ſich nichts ändern läßt, wiewohl die Abhülfe noch immerhin möglich und nicht ſchwer iſt.

Prüfen wir nun den Zuſtand der Serbokroaten. Der erſte Umſtand, der uns in die Augen fällt, iſt wieder — die Uneinigkeit. Einem unparteiiſchen Zuſchauer, der bei der größten Anſtrengung keinen nennenswerthen Unterſchied der ſerbiſchen und kroatiſchen Sprache findet, kommt es faſt unmöglich vor, daß es hier einen Streit überhaupt geben könnte. Und doch fühlt ſich ein Kroat tief verletzt, wenn man ihn einen Serben nennt und nicht allein unter den niederen Volksklaſſen, ſondern ſelbſt unter Gebildeten und Gelehrten herrſcht dieſe wirklich komiſche Eiferſucht. Selbſt der Patriarch der ſerbiſchen Literatur, Vuk Karadžić, ſchämte ſich nicht, an dieſem Streit um des Kaiſers Bart Theil zu nehmen. Der Streit wäre in der That lächerlich, wenn er nicht ernſtere Folgen haben könnte. Denn wie wird dann die Nation dem Vordringen der Italiäner, die die Serben nach und nach ganz vom Meere verdrängen, widerſtehen können? Iſt die friauliſche Sprache nicht ein hinlänglich warnendes Beiſpiel für ſie?

Neben den nationalen Eiferſüchteleien fehlen nun auch politiſche Differenzen nicht. Es iſt ein ähnliches Verhältniß, wie bei den Italiänern. Jedes Fürſtenthumchen aus dem 11. oder 12. Jahrhundert appellirt an ſeine hiſtoriſchen Rechte; daß es ſolcher Duodez-Souverainetäten viele giebt, weiß Jeder, der nur halbwegs mit der Geſchichte der Südſlaven vertraut iſt. Indeſſen iſt zu erwarten, daß, ſowie in Italien, ſo auch hier, den gemeinſamen Intereſſen dieſe Capricen vielleicht weichen werden.

Eine andere zu umſchiffende Klippe iſt das Verhältniß zu den Magyaren und Rumänen. Eine Allianz mit den Magyaren, ſo viele Vortheile ſie auch bieten ſollte, iſt für die Südſlaven auf die Dauer nur verderblich. Die Magyaren dürfen aus denſelben Urſachen, wie wir ſie bei den Čechen angegeben haben, nicht tolerant ſein; eine Verbindung mit ihnen muß für die altera pars daher ſtets gefahrdrohend ſein, während ſie, iſolirt, unwiderruflich ihrem Schickſale verfallen müſſen. — Aehnlich verhält es ſich mit den Rumänen.

Im Allgemeinen betrachtet, ſind die Serbokroaten in nationaler Beziehung die geweckteſten Slaven der Monarchie, ſtolz und aufopfernd — und von dieſem Geiſte iſt der Reiche ebenſo belebt, wie der Arme. Dieſen Vortheil haben ſie gegen alle übrigen öſterreichiſchen Slaven voraus.

Es bleiben nun zwar noch ſehr viele intereſſante Punkte zu berühren, doch würde die Beſprechung derſelben zu weit führen. Wenn wir nun im Kurzen die Hauptpunkte hervorheben, ſo zeigt ſich der Zuſtand des numeriſch größten öſterreichiſchen Volksſtammes in nationaler Beziehung in einem traurigen Lichte. Die Nordſlaven ſind bereits in dem Uebergangsproceſſe begriffen, der für ſie unvermeidlich iſt. Im Intereſſe der weltgeſchichtlichen Zwecke kann man dieſen Umſtand nicht bedauern. Aber gerade aus dieſen Motiven ſollte man ein kräftiges Gedeihen der Süd-Slavenwelt wünſchen, welche auch für Deutſchland ein kräftiges Bollwerk gegen den Romanismus und Ruſſismus bilden kann. Darin liegt hauptſächlich der Beruf der Süd-Slavenwelt, ein wirkliches Oeſterreich zu bilden, das die chriſtlich-germaniſche Bildung vermitteln ſoll. In dieſem Punkte liegt das geiſtige Band, das die Südſlaven an Deutſchland knüpft; es iſt aber zugleich auch die weltgeſchichtliche Aufgabe der Süd-Slavenwelt, die durch die Schlacht am Amſelfelde unterbrochen wurde. Die Südſlaven ſind neben den Ruſſen in der That ein Volk der Zukunft; die Čechen und Polen aber das der Vergangenheit.

Die Anforderungen des Lebens an die Kunſt.*

Es iſt in unſern Tagen unendlich viel darüber geſprochen worden, was die Kunſt dem Leben, d. h. der menſchlichen Geſellſchaft, dem Staate, der Kirche, der Familie zu leiſten ſchuldig ſei. Aber nur allzuhäufig, faſt gewöhnlich, war es ein allgemeines Gerede, das die nach Erkenntniß Dürſtenden mit hohlen Betrachtungen abfand. Sehr ſelten wurden auch die *Mittel* angegeben, kraft deren die Kunſt in das Leben einzugreifen vermag. Wo liegt der Punkt, von dem aus die Kunſt den Brückenbau des Ideals zum Leben hinüberſchlagen muß? Dieſe Frage finden wir in zwei Vorleſungen, die Herr Dr. *Herm. Zopf* in Berlin als Broſchüre herausgegeben hat, ernſt und eifrig unterſucht und zwar eben ſowohl von dem Standpunkte des Lebens, dem unverkürzt ſein Recht werden ſoll, als von dem der Kunſt, deren ſouveraines Geſetz der Künſtler niemals aufopfern darf. Beide Standpunkte zu vereinigen, gelingt, wenn man die im Leben der Menſchheit wirkſamen *Ideen* in's Auge faßt. Stets wurde die Menſchheit von der *Natur* bewegt, ſtets hat ſie *Religion* gehabt und empfunden, ſtets hat Sang und Sage eine ahnungsvolle *Symbolik* von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert, ſtets aber auch die *geſchichtliche Wirklichkeit* zu mannhaften Thaten begeiſtert, und ſtets hat es wenigſtens Einzelne gegeben, die ihr Wohl und Weh in der alltäglich verſchrieenen Gegenwart zu Leid und Freud der geſammten Menſchheit erheben konnten.

Die Stoffquellen der Kunſt, welche Herr Zopff mit warmer Beredtſamkeit aufzählt, ſind reichlich genug; es gilt nur, ihnen ſchöpferiſches Leben auch für den Kunſtgebrauch einzuhauchen. Hier, meint Herr Zopff, muß der Künſtler den *ſittlichen Werth* jener wahrhaft *ſozialen* Ideen erforſchen und durchdringen. Gewiß die erhabenſte Vorarbeit! Was ſittlich iſt in der Menſchheit, das iſt künſtleriſch verwendbar; wo der ewige Gottesgeiſt in der Natur ſich abſpiegelt, da iſt Natur ein Kunſtobjekt. Darum fordert Herr Zopff den Künſtler auf, das *Bleibende* aus der Wirklichkeit herauszuziehen, er verdammt energiſch jenes oberflächliche Haſchen nach dem Augenblick, nach dem augenblicklichen Effekt, jene hohle, geſpreizte Virtuoſität, welche an das formelle Subſtrat der Kunſt ſich anklammert und niemals zum Bewußtſein der ſchöpferiſchen

* Zwei Vorleſungen über die Anforderungen des Lebens an die Kunſt nebſt Beiſpielen für alle Künſte, von Dr. *Hermann Zopff*. Berlin, Albert Bach, 1861.

Digitized by Google

Idee und des innern Gehalts der Schöpfungen kommt. Er fordert, ſtatt eitler Speculationen, Sammlung vom Künſtler, Selbſterkenntniß, Erkenntniß der Pflichten und Erkenntniß der Aufgaben, die in dem Zweck und in der Würde der Kunſt beſchloſſen ſind. Um dem Künſtler in dieſer Hinſicht Anhaltspunkte zu gewähren, erläutert Herr Zopff das Weſen der Kritik und eine Reihe von Begriffen, techniſchen Fundamental-Begriffen, als: Geſchmack, Stil, Manier, Trivialität, Klaſſicität, Plaſtik ꝛc., aus dem ſehr berechtigten Motiv, daß mißverſtandene Anwendung dieſer Begriffe unendlich viel Unheil ſtiften kann und ſchon geſtiftet hat. Eine wahre Fluth von artiſtiſchen Irrthümern der Gegenwart iſt blos aus mißverſtandenem Kunſteifer gefloſſen. Wir würden lange nicht ſo viel Virtuoſität, Manier und Unmanier ertragen müſſen, wenn die betreffenden „Künſtler" die hohe Gnade hätten, ſich obige Fundamental-Begriffe einmal in einer ſchwachen Stunde klar zu machen. Der Autor berührt gerade das Herz des Kunſtberufs, indem er Klarheit der Auffaſſung als die Kardinal-Tugend des ſchaffenden Genius preiſt. Auch wir glauben, daß ſubjektive und objektive Klarheit das beſte Mittel iſt, den Künſtler mit dem Leben zu befreunden und ihn zugleich auf der Höhe ſeiner Kunſt zu erhalten. Was Herr Muſik-Direktor Zopff von allen Künſten und für alle Künſte geſagt hat, iſt in den meiſten Fällen prinzipiell richtig und angemeſſen, es verdient den Beifall jedes vorurtheilsfreien Muſenfreundes und die aufmerkſame Erwägung und Nachachtung der Künſtler.

Trw. v. B.

Mannigfaltiges.

— **Fichte im heutigen Wien.** Wir nehmen mit Vergnügen die nachſtehenden Bemerkungen eines Wiener Blattes (der „Preſſe") bei Gelegenheit der am 19. Mai in Wien ſtattgefundenen Säkularfeier Fichte's auf: „Wir theilen mit Schloſſer die Anſicht, daß nicht eigentlich das von Fichte aufgeſtellte Syſtem oder die Philoſophie des Idealismus der Gegenſtand ſei, den man in's Auge faſſen muß, weil die Wirkung, welche Fichte auf den Gang der deutſchen Bildung ausübte, nicht von ſeinen Lehrſätzen, ſondern vom Geiſte derſelben und ihrer Tendenz herzuleiten. Für die neue Stufe der Entwicklung nämlich, auf welche Fichte die Nation führen half, beſtand der eigentliche entſcheidende Punkt darin, daß der große Philoſoph den gebildeten Theil der Deutſchen für das Ideale empfänglich machte, daß er den Blick der ſtudirenden Jugend vom rohen Studententreiben hinweg auf Vaterland, auf Menſchenrechte, auf reine Erkenntniß, auf die Begeiſterung für das Höhere hinlenkte, daß alſo ſeine Richtung zugleich ſittlich, national und politiſch anregend war. — So Schloſſer; — wir ſetzen hinzu, daß Preußen, das ſeinen Befreiungskämpfern herrliche Denkmale ſetzte, dem Denker und geiſtigen Kämpfer Fichte ſein Monument noch ſchuldig iſt. Kein preußiſcher Soldat kann von Berlin weggehen, ohne einmal auf der Hauptwache geweſen zu ſein, ohne daſelbſt die ragenden Steinbilder Blücher's, York's, Gneiſenau's, Bülow's und Scharnhorſt's geſehen zu haben; ſelbſt der nordiſche Hofer, Major Schill, an den ſonſt nur ein einfacher Pflaſterſtein auf dem Platz erinnerte, wo er in Stralſund gefallen, ſoll jetzt ſein Monument bekommen; mithin dürfte es Zeit ſein, auch deſſen ſich zu erinnern, deſſen ſchwungvolle Apologie, von Zimmermann mit Begeiſterung gehalten, von Wien's Studirenden und deren Freunden mit eben ſolcher Begeiſterung aufgenommen wurde. Als der elektriſche Funke dem Sohne des großen Todten die Nachricht brachte, daß Wien mit Jubel ſeines Vaters gedenke, da mochte Herr Prof. Fichte junior, welcher Lehrer an einer Univerſität (Tübingen) iſt, wo die Fichte-Feier nicht geſtattet ward, wohl mit Wehmuth des Gedankens ſich nicht erwehren können, daß im lieben deutſchen Vaterlande manches anders geworden, und daß die Oeſterreicher nach der Melodie „Schön langſam voran" ſo tüchtig ausmarſchirten, daß ſie am Ende doch noch einigen Anderen zuvorgekommen. D'rum, immer weiter: Voran!"

— **Oeſterreich und Venedig auf der Londoner Ausſtellung.** Der Berichterſtatter der Times ſagt viel Anerkennendes über den Theil der Ausſtellung den die öſterreichiſchen Nationalitäten einnehmen. „Schon ihr Katalog," bemerkt er, „iſt eine Merkwürdigkeit, indem er, ganz abgeſehen von ſeinem vortrefflichen Druck und lehrreichen Inhalt, auf Maispapier gedruckt iſt, welches möglicherweiſe berufen iſt, in der Papier-Fabrication eine Umwälzung hervorzurufen.... In Bezug auf die von Oeſterreich ausgeſtellten Glaswaaren bemerken wir, daß Venetien auch nicht ein einziges Stück eingeſendet hat, obzwar es im Katalog als glaserzeugende Provinz aufgeführt wird. Die berühmten Glasfabriken, Venedigs Stolz zur Zeit ſeines Glanzes, ſind längſt verfallen, und unter den eingewanderten Glasbläſern, die unter dem Schutze Maria Thereſia's und deren Vorfahren dieſen Gewerbszweig in Böhmen eingeführt oder ausgebildet hatten, mögen nicht wenige Arbeiter der alten venetianiſchen Ateliers geweſen ſein. Noch giebt es heute zwar in Venedig und deſſen Gebiet Glasfabriken, doch ſind ſie nicht in der öſterreichiſchen, ſondern in der italiäniſchen Abtheilung vertreten, wo der Advokat Salviati unter anderm Intereſſanten einige in Gold- und Silberfiligran gefaßte, den Achat und Chalcedon nachahmende Glasgegenſtände ausgeſtellt hat, in denen das Material alles übertrifft, was Böhmen und andere Länder in dieſer Species geleiſtet haben, während die Filigran-Arbeit ſich der beſten von Malta und Genua an die Seite ſtellen darf. Auch die berühmten Glasperlen von der Inſel Murano in den venetianiſchen Lagunen erſcheinen nicht unter der öſterreichiſchen, ſondern unter italiäniſcher Flagge."

— **Schiller-Lotterie.** Die ſoeben erſchienene ſechſte Auflage von Alexander Ziegler's Bericht über drei deutſche National-Unternehmungen (1. die Erforſchungs-Expedition nach Inner-Afrika; 2. das germaniſche Muſeum in Nürnberg und 3. die Schiller-Lotterie in Dresden)* bringt auch die vom 30. Mai d. J. datirten Mittheilungen des Hauptvereins für die Schiller-Lotterie über die Ergebniſſe der letztern. Hiernach, ſowie nach dem Rechenſchafts-Berichte des Herrn Majors Serre auf Maxen, ſind bei dem königl. ſächſiſchen Miniſterium des Cultus in Dresden 450,000 Thaler in zinstragenden (4 und 4½ procentigen) ſächſiſchen und preußiſchen Staatspapieren niedergelegt, wovon 300,000 Thaler für die Schiller-Stiftung und 150,000 Thaler für die Tiedge-Stiftung beſtimmt ſind. Zur Deckung einiger noch zu berichtigender Ausgaben ſind einſtweilen noch 4740 Thaler in Reſerve behalten. Die Mittheilungen des Hauptvereins, ſowie der Bericht des Hrn. Majors Serre, werden gewiß überall die größte Befriedigung erregen.

— **Stephenſon's Denkmal.** Dem Erfinder der Lokomotive, Robert Stephenſon iſt kürzlich in der Weſtminſter-Abtei, dem britiſchen Pantheon, ein Denkmal errichtet worden. Es beſteht daſſelbe aus einer Bronze-Statue, auf einem Piedeſtal von Granit, einem Fels von mehr als zwei Tons Gewicht, der in Cornwallis gefunden wurde. Stephenſon iſt in Gewändern von höchſter Einfachheit dargeſtellt, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, in einer Stellung, wie man ihn im Leben oft geſehen hat. Am Piedeſtal befindet ſich die Inſchrift: „Gewidmet dem Gedächtniſſe von Robert Stephenſon, Parlaments-Mitglied, Präſident des Inſtituts für Civil-Ingenieurs, geſtorben am 12. October 1859, ſechsundfunfzig Jahr alt."

— **Die Deutſchen in Holland.** Zu dem alſo betitelten Artikel in Nr. 16 bemerken wir nachträglich, daß auch die Sprache des großen japaniſchen Inſelreichs, wo bis auf die neueſte Zeit von allen Europäern nur die Holländer gelitten waren, ihren gediegenſten und gelehrteſten Pfleger in einem Deutſchen beſitzt, der ſeit ungefähr einem Menſchenalter in Holland angeſeſſen. Dies iſt der Würzburger J. Hoffmann, Profeſſor der japaniſchen Sprache an der Univerſität Leyden und Translator der Statthalterſchaft von Niederländiſch-Indien. Nach mehreren, vorzüglichen älteren Werken dieſes Mannes, unter denen wir nur „Japans Beziehungen zur Halbinſel Korea und zu China" (1839), und das „Buddha-Pantheon von Nippon" (1851) nennen, erſchienen (1857) ſeine, der Grammatik des niederländiſchen Commiſſars Donker Curtius beigegebenen ſehr umfaſſenden Erläuterungen und Berichtigungen, die Vorläufer einer künftigen eignen Grammatik, welche, ob des großen Scharfſinns womit der Verfaſſer in's tiefinnerſte Weſen der Sprache eindringt, von unberechenbar höherem Werthe ſind, als Alles, was ſonſt für die Kenntniß des Japaniſchen geſchehen.** Auch in dem zwar weſentlich verſchiednen, aber aus mehreren Gründen jedem wiſſenſchaftlichen Japanologen unentbehrlichen Chineſiſchen hat Herr J. Hoffmann ſich als gediegenen Kenner gezeigt.

— **Deutſcher volkswirthſchaftlicher Kongreß.** Mit der Prüfung der an die ſtändige Deputation des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes eingeſandten Koncurrenzſchriften ſind die Herren Dr. Klanhold in Hamburg, Otto Michaelis und Prince-Smith in Berlin beauftragt worden.

* Dresden, Carl Höckner, 1862.

** S. Schotts Beurtheilung dieſes Werkes in der Morgenländiſchen Zeitſchrift, 1858, S. 552. ff.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 25. | Mittwoch, den 19. Juni 1862. | 31. Jahrgang.

Inhalt:

Belgien. Seite
Der Fortſchritt, ein Religionsmoment, nach F. Laurent 289
Frankreich.
Der Richterſtand und die Geſchworenen. II. Zur Geſchichte der Jury . . 291
Ungarn.
Die Nationalitätenfragen und die Slowaken 294
Griechiſche Sympathieen für die Magyaren 296
Oſtindien.
Die Höhenverhältniſſe Indiens und Hoch-Aſiens . . . . „
Deutſchland und das Ausland.
Ein Traum 298
Zur Münzkunde . . . . „
Das Nachleben der Seele, nach Maximilian Perty 299
Mannigfaltiges.
Zur Orientirung über den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag . . . . „
Deutſche Expeditionen in Afrika . . . . „
Preßfreiheit und conſtitutionelles Recht in Oeſterreich . . . . „
Bädeker's London 300
Koſſuth's Plan einer Donau-Conföderation . . . . „
Ary Scheffer . . . . „
Der Iſthmus von Panama . . . . „

Belgien.

Der Fortſchritt, ein Religionsmoment, nach F. Laurent.*

Die Reformation iſt eine Weltgeſchichte in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt nicht blos jenes denkwürdige Ereigniß, welches die Anhänger von Luther, Zwingli, Calvin, John Knox und auch Leute von dem Schlage des Erzbiſchofs Cranmer aus Roms alleinſeligmachendem Verbande losriß: ſie iſt die fleiſchgewordene Idee der Freiheit und Selbſtverantwortung des Innenmenſchen, die Befreiungsthat ſeiner ſittlichen Natur, und als ſolche hoch erhaben über der ſchwärmeriſchen oder verſtandesnüchternen Einſeitigkeit ihrer zeitlichen Vertreter. Die Kirchenreform des 16. Jahrhunderts war nicht blos eine religiöſe Umwälzung, die kein anderes Ziel hatte, als etliche neue Glaubensparteien zu gebären, ſie iſt zugleich eine ſociale und politiſche Revolution geweſen, welche große Strecken der Erdoberfläche und gerade die civiliſirteſten Länder ganz umgewandelt hat. Sie hat ein neues, friſches, ſelbſtbewußtes Leben begründet; ſie iſt die ideale Mutter der edelſten Güter der modernen Menſchheit, aller der Dinge, um welche noch in dieſer Stunde der gewaltige Zweikampf geführt wird. Solche Bedeutung hat die Reformation und darf ſie beanſpruchen, und nur in dieſer hohen Bedeutung aufgefaßt, zeigt ſie die Würde eines kosmopolitiſchen, wahrhaft welthiſtoriſchen Dramas. Nicht das iſt ihr Werth, daß ſie einen Sieg ihrer Jünger über den Katholicismus darſtellt: die Proteſtanten haben, was die äußern, wie die innern Erfolge anlangt, nur theilweiſe geſiegt; ſondern ihr Werth beſteht in dem Dienſte, welchen ſie der Menſchheit zu deren Mündigung und dem Fortſchritt zu ſeiner unbehinderten Ausgeſtaltung geleiſtet hat. Die Reformation beſchränkt ihren Segen nicht blos auf die Länder der Menſchen, die heutzutage den lutheriſchen oder calviniſchen Glauben für alleinſeligmachend halten; ſie hat ebenſowohl den katholiſchen Reichen Europa's und Amerika's und überhaupt allen gebildeten Völkern das Mark ihres Kerngehaltes geſpendet, nämlich die Grundrechte der Denk-, Lern-, Lehr-, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit. Dieſe Ideen datiren erſt ſeit der Reformation und werden lebendig durch die Reformation; jedes freiſinnige Buch iſt ein Werk des Reformations-Gedankens. Und doch würde man ſchwer irren, wenn man in der Reformation nur die Macht ſehen und preiſen wollte, die das Menſchengeſchlecht von äußeren Banden erlöſt hat; ſie iſt in das Innere, in die Tiefen des Gemüthes hinabgeſtiegen, hat alle Schachte der Menſchenſeele durchforſcht und ihnen die Reichthümer der ſittlichen Welt abgewonnen. Das war keine engherzige und hohle Dogmatik, die einſam bei nächtiger Weile ihre Fangnetze ſpinnt, um ſie möglichſt vielen Geiſtern überzuwerfen; die Reformation hat den ſchmalen Horizont ſolcher Siſyphusarbeit ruhmvoll hinter ſich gelaſſen, indem ſie das innerſte Weſen aller Religion zu erfaſſen und zum Gemeingut aller gebildeten Völker zu machen ſtrebt. Sie iſt auch ſubſtantiell, auch inhaltlich kosmopolitiſch geweſen.

Deshalb eben hat die ganze Menſchheit, und zwar in doppelter Hinſicht Antheil an der Reformation. Vergebens hält man uns den Tridentiniſchen Katechismus entgegen. Was war derſelbe in letzter Inſtanz? Nichts anderes, als eine Reformation im Kleinen, die römiſch-katholiſche Abſchlagszahlung auf die Forderungen der Zeit, ein knappes Zugeſtändniß, von der Angſt und dem Widerwillen abgepreßt, den Haupterfolgen des Jahrhunderts nachſchleppend. Er beweiſt nur für die Stärke der Reformations-Idee, der ſelbſt ihre Feinde Rechnung tragen müſſen. Blos den proteſtirenden Reformatoren verdanken die Katholiken die Abſchaffung der ſchreiendſten Mißbräuche, und weil die Reformation ſo ſegensreich auf den Kern des Katholicismus eingewirkt hat, haben die Unterthanen der Kirche Roms die Pflicht der Dankbarkeit gegen die unumwundenen Bekenner der Reformation. Die Duldung, welche ſie den Proteſtanten gewähren ſollten, iſt nur der geringſte Tribut, den ſie der Idee des religiöſen Fortſchritts als gebildete Menſchen entrichten müſſen.

„Ein hochwichtiger Schritt zum religiöſen Fortſchritt," lautet die Meinung des wackern Leſſingianers, des Profeſſors Laurent in Gent, über die Reformation und den Proteſtantismus. Der Deutſch-Belgier Laurent, ſeit ſechsundzwanzig Jahren mit ſeinen rieſenhaften „Studien über die Geſchichte der Menſchheit" beſchäftigt, hat den Fortſchritt ſelbſt zu ſeiner Religion erhoben, was möglich wird, wenn man ihn an der Hand der Vorſehung eines perſönlichen Gottes verfolgt. Nicht der letzte, aber ein hochwichtiger Schritt auf der Bahn der religiöſen Entwickelung iſt die Reformation, nach Moſes und Chriſtus der wichtigſte. Denn der Geiſt, welcher die Menſchheit zum Denken und Handeln treibt, ſteht niemals ſtill; im Reiche dieſes ſittlichen Geiſtes iſt Alles Leben und Wachsthum; Nichts iſt fertig in einer jeweilig fertig gewordenen Form, nur der Inhalt, nicht die Form iſt ewig. Die wahre echte Religion des geiſtigen Gottes iſt nicht bei Moſes, noch bei Paulus, noch bei Auguſtinus ſtehen geblieben, ſie ſchritt gar über den Standpunkt Luther's erbarmungslos hinaus, und wenn jetzt ein Schleiermacher auftreten und im Namen ſeiner „glaubwürdigſten" Auffaſſung den Strom hemmen und dämmen wollte, die Freunde der unparteiiſchen Wahrheit müßten der Wahrheit zu Ehren auch ihm zurufen: Wir ſtehen nicht mehr bei Schleiermacher! Das ſchönſte thönerne Gefäß wird dereinſt zerſchlagen, „alles Irdiſche fließt," ſprach Herakleitos, der Dunkle.

So denkt und ſchreibt der unerſchrockene Laurent, ein Proteſtant von der Zehe bis zum Scheitel. Wer könnte auch, ohne ſich auf den unhiſtoriſchen Boden phantaſtiſcher Anſchauung der Dinge zu ſtellen, das Zugeſtändniß verweigern wollen, daß nur Derjenige den Proteſtantismus

* Études sur l'histoire de l'humanité. (Histoire du droit des gens.) Tome VIII. La Réforme, par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Bruxelles, Meline, Cans et Comp.

Digitized by Google

in ſeiner vollen Reinheit begreift, der ihn als geſchichtliches Moment des religiöſen Fortſchritts der Menſchheit betrachtet. Iſt doch die Geſchichte ſowohl unſer Fortſchritt als unſere Wirklichkeit! Lediglich nach ihren wirklichen hiſtoriſchen Lebensäußerungen würdigt Laurent die Kirchenreform, den Blick mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf das große Theater der Ereigniſſe und Zuſtände geheftet; aber es iſt ihm gewiß zu hohem Lobe anzurechnen, daß er in den äußern Vorgängen auch die Ideen erkennt und nicht zufrieden, allerlei intereſſante Fakta des Breiteren zu erzählen (wie das die Stärke einiger deutſchen Hiſtoriker, die dem Empirismus grundſätzlich und ausſchließlich huldigen), auch das innere Gewebe der Gedankenprozeſſe verfolgt, von denen die ſichtbaren Thatſachen oft die bloßen Ueberſetzungen (in's Praktiſche) ſind. Die Wirklichkeit enthält ja nicht allein das, was bewirkt ward, ſondern auch das, was wirkt.

Darum iſt Laurent mit emſigem Fleiße auf die wirkenden Urſachen der Reformation eingegangen, tiefer vielleicht, als die Meiſten vor ihm. Er hat ſich bemüht, aus der ganzen Geſchichte des Chriſtenthums die unabwendlichen Urſachen einer geiſtigen Erneuerung deſſelben zu ſammeln, und zu dieſem Zwecke mußte er weit in das Mittelalter zurückgreifen. Die Quelle der Reformation entſpringt in dem innerſten Schoße des Mittelalters.

Den äußern Anſtoß zu der großen Revolution der Geiſter gaben die allmählich immer furchtbarer hervortretenden Mißbräuche der kirchlichen Gewalt. Man bekommt ein Bild von der Tragweite dieſer Mißbräuche, wenn man erwägt, daß das ganze Leben im Mittelalter von der Kirche beherrſcht und geregelt wurde, daß ſie eben von allen irdiſchen Mächten die mächtigſte war. Es gab kein Gebiet, über das ſie nicht ihre Hand ausſtreckte; ſie wachte über der Politik, über dem Recht, über dem Privatleben, über Geſundheit und Krankheit der Menſchen. Und es war eine diskretionäre, vom göttlichen Willen geheiligte Gewalt, die unfehlbar und unumſchränkt zu verfügen hatte. Was für ungeheure Uebelſtände mußten da erwachſen, wenn eine Gewalt von ſolchem Umfang und ſolcher Fülle der Machtvollkommenheit von ihrer Würde einer Erzieherin unreifer Völker herabſtieg, um eine drückende Laſt, eine ſchmerzende Feſſel und ein unbewegliches Hemmniß des Fortſchritts zu werden? Man kann keinen beſtimmten Punkt angeben, wie das viele Proteſtanten, z. B. v. Baur, vergebens geſucht haben, keinen ſcharf erkennbaren Markſtein, von dem der traurige Umſchwung angefangen hat. Es iſt ein Irrthum, wenn man einen plötzlichen Abfall der Kirche von ihrer Beſtimmung annimmt. Ganz allmählich, erſt unbemerkt, entwickelte ſich das lavinengleich ſich mehrende Reich der Mißbräuche zu einem Meer von ſittlichen Gräueln anſchwellend. Und leider iſt nur allzuwahr, daß die Uebel der Kirche im engſten Anſchluß an das Dogma emporwuchſen. Dies erklärt ſchon, wie die äußern Mißbräuche allein nicht das Gebäude der Hierarchie zu untergraben vermochten.

Das Dogma iſt von der höchſten Bedeutung in einem Zeitalter, das von Dogmen regiert wird. Wie ſtand es nun in der Blüthe des Mittelalters mit dem chriſtlichen Dogma? Laurent ſagt ohne Umſchweif: ſo ſchlecht, daß das Chriſtenthum ſich nur noch wenig von dem alten Heidenthum unterſchied. Er ſpricht geradezu von einem „chriſtlichen Polytheismus." Man wolle darin ja keine Uebertreibung erblicken! Was die Schrift von der Göttlichkeit Chriſti, von der Reinheit der Mutter Gottes, von den Engeln, den Himmelsboten, von den Teufeln und Satanas, dem Fürſten dieſer Welt, von der Wunderkraft des Herrn, ſeiner Jünger und der heiligen Bekenner erzählt, war in ein Syſtem polytheiſtiſcher Weltanſchauung verwandelt worden, wogegen die Idee des Einen geiſtigen Gottes, die große, und man hätte denken ſollen, unveräußerliche Errungenſchaft der Kultur-Epoche des Judenthums, der übrigen Menſchheit faſt abhanden gekommen war. In dem „Liebeshof des Paradieſes," den der nordfranzöſiſche Trouvère (Barbazan, Fabliaux Tom. III., pag. 128—148) mit glühender Phantaſie ſchildert, ſieht man wohl Chriſtus, die heilige Jungfrau, die Engel, Patriarchen und Märtyrer unter dem Hörnerſchall der Evangeliſten den Reigentanz aufführen, aber man ſchaut nichts vom Vater und vom heiligen Geiſte; die Dreieinigkeit iſt ganz verſchwunden in dem Wirbel der vielgeſtaltigen Götterluſt. Hatte das Heidenthum ſeine Volksgottheiten, ſo beſaß das Mittelalter ſeine nationalen Engel, wie der Scholaſtiker W. v. Auvergne höchſt unbefangen darlegt. Aus der Beſchreibung der Schutzengel-Attribute geht hervor, daß die Engel der ſcholaſtiſchen Vorſtellung noch weſentlich nichts anderes als Untergottheiten waren, dienſtbare Geiſter, Mittler zwiſchen dem höchſten Gotte und der Menſchheit. Und es waren nicht blos Nationalengel, ſondern, um das Heidenthum vollſtändig zu machen, ſelbſtthätige Individual-Geiſter, denn Wilhelm von Auvergne bezeugt: die Schutzengel fügten noch Einiges unſern Gebeten hinzu und nicht um unſertwillen, ſondern aus Liebe zu ihnen, ſeinen Günſtlingen, erhöre Gott unſere Wünſche (Lib. de Universo in Opp. Tom. I, p. 939). Leider umſchweben außer den guten, auch böſe Geiſter uns Menſchen; Dämonen ſind es, die mit Chriſtus um die Herrſchaft ſtreiten: getreue Kopien der Heerſchaaren des parſiſchen Ahriman. Die Dämonologie iſt die ſtarke Seite des mittelalterlichen Katholicismus, heutzutage die des neulutheriſchen Pietismus. Statt den Urſprung des Böſen in der menſchlichen Natur zu ſuchen, ſchuf man, da man ihn doch Gott nicht aufbürden konnte, mit Hülfe orientaliſcher Phantaſie ein Weſen, das an allem Böſen hienieden Schuld trägt. Der Teufel wurde Chriſtus, d. h. dem Gotte des Mittelalters, als ein mächtiger Geiſterfürſt gegenübergeſtellt. Satan iſt ſo mächtig, daß Albertus Magnus (Sermo de sacram. XXIX. Op., Tom. XII. p. 294) ihm gleichwie Chriſtus den Königetitel zuſpricht, während Alexander von Hales und St. Thomas von Aquin einräumen, daß er ſo gut wie Gott Wunder thun könne. Albertus Magnus z. B. (in libro sententiarum) traut dem teufliſchen Einfluß die Fähigkeit zu, Frauenhaare in Schlangen zu verwandeln. Allein das iſt bei allem Reſpekt vor dem Werthe des weiblichen Geſchlechts doch im Grunde ein geringfügiges Beiſpiel, wenn man die mannigfachen Fälle der „Beſeſſenheit vom Teufel" in's Auge faßt, in denen ſich die eigenſte Miſſion des Unholds am Greiflichſten kundgiebt. Die Dämonen ſind die Henker der ſündigen Menſchheit, die eigens zur Uebelthat angeſtellten Peiniger derſelben, welche in die Leiber einfahren, um dort ihren Spuk zu treiben und zwar, wie St. Bonaventura (in Libr. II. Sentent.) verſichert, zum größern Ruhme Gottes! Ihre Gefährlichkeit wächſt aber in Betracht ihrer Anzahl. Denn Richalmus, Abt von Schönthal in Franken, ein Kenner im Punkte der Teufelei, weiß auf das Genaueſte zu berichten, daß die Zahl der den Einzelnen peinigenden Dämonen weit größer ſei, als die der Schutzengel. Von letzteren habe jeder Menſch nur Einen, die Teufel aber bildeten eine förmliche Atmoſphäre um den Menſchen herum, er ſchwimme in einem Meer von Teufeln. So ſei der Huſten die Stimme eines Teufels, der einen andern rufe. Das klingt nun komiſch genug, aber die Sache hat einen ſehr ernſten, ja blutigen Hintergrund. An die Teufelei ſchließt ſich die Hexerei. Nicht auf irgend einen Kirchenvater, ſondern auf eine Bibelſtelle (Exodus 22, 18), alſo auf „Gottes Wort" geſtützt, glaubte man, ein Behexter dürfe nicht leben bleiben. Der erſte, von Papſt Innocenz VIII. beauftragte Hexen-Inquiſitor Sprenger, ein Dominikaner, deſſen Buch „Malleus maleficarum" die Kölner Theologen-Fakultät für ſchriftgemäß erklärt hatte, ſagte trocken heraus: die Kraft des Incubus leugnen, heiße ſich mit der Schrift und der Tradition der Kirche in Widerſpruch ſetzen. Was war nun die Folge dieſer Hexen-Dogmatik? Eine Verfolgung der unglücklichen Hexen, die an Grauſamkeit mit den Ketzergerichten wetteiferte. Namentlich über dem Stande der Hebammen ſchwebte das Schwert des Damokles wegen der Fehlgeburten und Mißgeburten; aber noch weit ſcheußlicher war der Hexen-Proceß gegen 41 Mütter, die 1484 den Flammentod ſterben mußten, weil ihnen von Sprenger und Genoſſen angedichtet wurde, ſie hätten ihre eigenen neugeborenen Kinder verſchlungen! Wer hier den Wahnwitz fanatiſcher Einbildung anklagt, der denke gefälligſt an den Exorcismus, jenen Verzicht auf den Verkehr mit dem Teufel, den bis zur Stunde ſelbſt noch proteſtantiſche Kirchen in dem Taufformular beibehalten haben.

Nach der doppelten Erſchütterung des Monotheismus durch Engel und Teufel darf es kaum ſonderlich überraſchen, daß die Bahn der Zerſplitterung des göttlichen Weſens rüſtig weiter verfolgt wurde. Weil der Gott-Menſch von der Jungfrau Maria geboren, alſo Maria die wahre Mutter Gottes darſtelle, ſchien die Verehrung der Jungfrau ſelbſtverſtändlich geboten und alle Kirchenväter, von St. Hieronymus und St. Auguſtinus an, erſchöpfen ſich in dem Lobe der unausſprechlichen Hoheit und Größe der Jungfrau. Der heilige Bernhard benutzt den engliſchen Gruß: „Der Herr iſt mit Dir," zu dem Nachweis, daß alle Eigenſchaften Gottes mit dem Weſen der Jungfrau vereinigt ſind und er ſtellt die Jungfrau ganz auf dieſelbe Linie mit Gott. Goffridus, Abt von Vendôme, giebt ihr die Macht, dem Sohne zu befehlen und Guibert de Nogent beſtätigt das ausdrücklich, denn eine Mutter bitte nicht, ſie befehle. Schon im eilften Jahrhundert wurde ein Wochentag der Jungfrau geweiht und ihr zu Ehren ein Gottesdienſt eingerichtet. Dank dem Eifer des Cardinals Damianus griff die Neuerung reißend ſchnell um ſich. Wer am Sonnabend zu Ehren der Himmelskönigin faſtete und dieſen Gebrauch ſieben Jahre lang fortſetzte, der war ſeiner Seligkeit ſicher und konnte ferner in Ruhe ſündigen. Im zwölften Jahrhundert kam das Ave Maria auf und im dreizehnten wurde es das Lieblingsgebet der Frommen.

Digitized by Google

Maria blieb keine Kreatur, ſie wurde in die Dreifaltigkeit aufgenommen, welche „Aſſumption" der heilige Damianus im Vergleich mit der „Ascenſion" d. h. der Himmelfahrt Chriſti pomphaft ſchilderte und wahrlich nicht zum Schaden der Jungfrau. Hatte der Weltſchöpfer den Verehrungsgrad der „Latrie," die Heiligen blos den der „Dulie," ſo mußte die allerheiligſte Mutter Gottes nach der Anſicht des Thomas von Aquin des „doctor angelicus" der „Schule," wenigſtens den Grad der „Hyperdulie" beanſpruchen dürfen. Ihr wurde der Platz zwiſchen Gott und den Heiligen zuerkannt.

Das Anſehn der Heiligen ſollte aber dem Monotheismus am verhängnißvollſten werden. In den barbariſchen Völkern, welche die Berührung mit der römiſchen Kultur etwas ſummariſch dem Chriſtenthum gewonnen hatte, war der Hang nicht erſtorben, Gott in der Mannigfaltigkeit ſeiner Offenbarungen zu verehren. Dem innerſten Streben Chriſti, der die Einheit des göttlichen Weſens nachdrücklich betont, ſtemmte ſich der Strom der alten Volksgeſinnung entgegen und der nationale und locale Zug zum Heidenthum ſiegte über den Kern einer Lehre, für die das geiſtige Verſtändniß gebrach. Gregor von Tours, Chryſoſtemus und Auguſtinus, alſo die größten Kirchenväter, hatten ſchon dem allmächtigen Strome der Zeit nachgegeben und den Heiligendienſt angebahnt. An die Stelle der nationalen und localen Schutzgötter traten die Heiligen als Schutzpatrone. Henricus Stephanus in ſeiner Apologie pour Hérodote bemerkt: „Die Babylonier hatten den Gott Baal zu ihrem Patron, die Aegypter Iſis und Oſiris, die Athener Minerva; ebenſo haben die Spanier zu ihrem Schutzpatron den heiligen Jacob, die Franzoſen den heiligen Dionyſius (St. Denys), die Deutſchen den heiligen Georg." Bei den Griechen und Römern hatte jede Stadt ihren Schutzgott gehabt, unter der Herrſchaft des Katholicismus hatte ebenſo jede Stadt ihren Heiligen: Augsburg z. B. ſtand unter dem Schutze des heiligen Ulrich, Nürnberg vertraute dem Patronat des heiligen Sebaldus. Jeder Heilige hatte, wie im Alterthum jeder einzelne Gott, ſeine Specialfunction. „St. Eutropius," ſagt Stephanus, „heilt die Waſſerſucht, St. Johannes und St. Valentin heilen die fallende Sucht, auch Johannesübel genannt; St. Rochus und St. Sebaſtian heilen von der Peſt, die heilige Petronella von jeglicher Art von Fieber, die heilige Apollonia ſtillt die Zahnſchmerzen, St. Mathurinus heilt vom Wahnſinn. Was die Heilung der Gicht betrifft, ſo ſchreiben Einige ſie dem heiligen Genulfus (Saint-Genen, der Sage nach dem erſten Biſchof von Cahors) zu, die Mehrzahl aber gönnt dem heiligen Maurus dieſe Ehre. Und was die rothen Augen anlangt, ſo ſagen die Einen, daß es St. Clarus iſt, der ſie heilt, die Andern glauben es von Sancta Clara. Wieder Andere ſagen, daß weder er, noch ſie etwas davon verſtehen, ſondern daß die heilige Ottilia alle Augenkrankheiten heilt. Eine brave Frau, die ſich wegen Leſung einer Meſſe an einen Prieſter wandte, bat ihn von der heiligen Clara zu nehmen zur Heilung ihrer Augen, von St. Avertinus zur Heilung ihres Kopfes und von St. Anton zur Heilung ihrer Schweine." Damit man dem ehrlichen Stephanus nicht etwa einen ſchlechten Witz in die Schuhe ſchiebt, will ich erwähnen, daß die Schweine des heiligen Antonius in Frankreich ſprüchwörtlich ſind. Von Einem, der für ſich ſelbſt „Beiträge" einſammelt, heißt es: il va de porte en porte comme le pourceau de Saint-Antoine (er geht von Thür zu Thür wie das Schwein des heiligen Antonius).

Daß die Vertheidigung des Heiligendienſtes dringend nothwendig ſchien, muß zur Ehre der katholiſchen Theologen anerkannt werden. Man fühlte den Vorwurf des Polytheismus und ſuchte demſelben durch die Ausrede zu begegnen, daß nicht Anbetung, ſondern blos die Bitte um Fürſprache und Vermittelung bei Gott, Sinn und Zweck der Heiligenverehrung ſei. Inzwiſchen ſetzt dieſe Zuflucht zu den Heiligen nicht ein gewiſſes Mißtrauen in die Allbarmherzigkeit und ſtets bereitwillige Liebe Gottes voraus? Alexander von Hales meint denn auch: „Wenn wir eines Fürſten Gunſt erlangen wollen, wenden wir uns an ſeine Höflinge; nun ſind aber die Heiligen weit mächtiger an dem himmliſchen Hofe, als die Großen am Hofe der Könige." (Summa Theologica in Op. Tom. IV. p. 703). Solch' eine Rechtfertigung der Zwiſcheninſtanz iſt die wirkſamſte Widerlegung. Das Heidenthum iſt mit größter Unbefangenheit eingeſtanden und dem eigenen Cultus gegenüber die Mittlerſchaft Chriſti weſentlich erſchüttert. Am deutlichſten ſtellte ſich dies heraus, als der heilige Franciscus von Aſſiſi ſtarb und ſein Orden (die Franziskaner oder Minoriten) des Stifters Erhabenheit bis zur Göttlichkeit ſteigerten. Der Liber conformitatum des Minoriten Bartholomäus Albicius (geſchrieben 1385) ſchildert nicht ſowohl die Aehnlichkeit des heiligen Franz mit Chriſtus, als vielmehr geradezu die Ueberlegenheit des Erſteren über den Letzteren. Der Autor ſagt z. B.: „Jeſus iſt nur ein einziges Mal verklärt worden, St. Franziscus zwanzig Mal. Jeſus verwandelte ein Mal Waſſer in Wein, St. Franciscus drei Mal" u. ſ. w.

Schlimmer als der Heiligendienſt ſelbſt waren freilich das Legendenweſen und die Reliquien-Verehrung. In beiderlei Hinſicht iſt die Sage von der heiligen Urſula ein klaſſiſcher Beleg. Denn die Fahrt der britaniſchen Prinzeſſin Urſula und ihrer 11,000 Jungfrauen über's Meer, den Rhein hinauf gen Rom und dann rheinabwärts bis Cöln, wo ſie von den Hunnen allſammt erſchlagen wurden, iſt, gelind ausgedrückt, eine geſchichtswidrige Fiction, was die katholiſchen Schriftſteller Aſchbach und Papenbroch (letzterer ein Jeſuit) ohne Umſtände eingeräumt haben. Nichtsdeſtoweniger feierte 1837 die Kirche von Cöln das Jubelfeſt dieſes erdichteten Märtyrerthums, wobei die Reliquien der Urſula und der 11,000 Jungfrauen vor den Augen der Gläubigen ausgeſtellt wurden. Und das unter Approbation des Erzbiſchofs! Die Reliquien hätte man aber am wenigſten zeigen ſollen. Waren und ſind ſie doch das gerade Gegentheil von chriſtlichen, nämlich heidniſche Ueberreſte, nicht blos weibliche, ſondern auch männliche und Kinder-Gebeine und zwar, wie Schade in Hannover 1844 nachgewieſen hat, von den Ureinwohnern Cölns, den Bürgern der altrömiſchen Colonia Agrippinenſis! Die Sarkophage, die lateiniſchen Inſchriften, die Waffen und Geräthſchaften führen den überzeugenden Beweis. Alſo, Jahrhunderte lang hatte man heidniſche Knochen als chriſtliche Heiligenreſte verehrt!

Ich bin in das von Laurent überreich dargebotene Detail ſo nahe eingegangen, weil ich an dem heutzutage beſtrittenſten Punkte, dem dogmatiſchen, aufzeigen wollte, wie jene noch neuerlich wieder von Ferdinand Walter in Bonn producirte Behauptung des römiſchen Clerus, ein ſimpler Mönchszank habe, fern von jeder großen hiſtoriſchen Veranlaſſung, den Kirchenzwieſpalt heraufbeſchworen, aus dem eigenen Munde der Schildträger des alten Katholicismus ihre ſchärfſte und wahrhaft vernichtende Kritik empfängt. Seitdem die Quellen der Geſchichte des Mittelalters dem Grabe der Vergeſſenheit entſtiegen, iſt es unmöglich und widerſinnig, die gewaltige hiſtoriſche Miſſion der Kirchenreform durch künſtliche Schauſtellung gegentheiliger Traditionen zu vertuſchen. Was die Reformation als Befreierin des Menſchengeſchlechts geleiſtet, indem ſie dem Staate und der bürgerlichen Geſellſchaft die beſte Geiſtes-, Arbeits-, Nähr- und Wehrkraft zurückgab, die träge Ascetik und Ueppigkeit des weltflüchtigen Kloſterlebens aufhob, die Gedanken der Souveränetät des Staates d. h. der weltlichen Gemeinde durch die Abſchaffung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit zur Anerkennung brachte, durch die Prieſterehe der Familie, d. h. der ſittlichen Grundlage der Geſellſchaft ihr volles Recht und ihre volle Würde wiederangedeihen und dem Prieſter ſelbſt einen Platz innerhalb der Geſellſchaft zukommen ließ, Forſchung nach Wahrheit und freies Selbſturtheil aus den beengenden Schranken hierarchiſcher Privilegien erlöſte und durch die Mündigung der Geiſter den höchſten Aufſchwung der Wiſſenſchaft im Reich der Natur, des innern und äußern Menſchendaſeins begründete: alle dieſe Segnungen der Reformation haben ſich in den Boden der Geſchichte und des Rechts der gebildeten Völker unvertilgbar eingegraben. Keine Apoſtaſie von Vernunft und Wirklichkeit kann das rückgängig machen. Aber man muß die Reformation auch nicht anklagen, daß ſie nicht Alles geleiſtet hat, was Freiheit und Fortſchritt verlangen dürfen. Sie hat genau ſoviel durchgeſetzt, als die hiſtoriſchen Bedingungen ihres Auftretens erlaubten. Meſſen wir ſie nicht mit dem Maßſtabe der Zukunft! Wer über die Sterblichkeit des Proteſtantismus philoſophiren möchte, dem wird er, ſtolz auf ſeine Erfolge, mit Goethe's „Fauſt" antworten können:

> Es wird die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehn. —

Trautwein von Belle.

Frankreich.

Der Richterſtand und die Geſchworenen.

II.

Zur Geſchichte der Jury.

War vor 1789 das Gerichtsverfahren in Civilſachen langſam, koſtſpielig und umſtändlich, ſo bot es wenigſtens Garantien; das peinliche Verfahren gewährte keine: es war kalt, grauſam gegen die Angeklagten; die Inſtruction war geheim, die Vertheidigung gleich null. Eine Erſcheinung fiel der Conſtituante auf, wie ſie den Publiziſten aufgefallen war:

Digitized by Google

Es zeigte ſich bei langjährigen Kriminalrichtern, mochten ſie ſonſt zu den humanſten, wackerſten Männern zählen, eine Art Gefühlsverhärtung, eine vorherrſchende Seelenrichtung, auf die leiſeſte Andeutung ein Verbrechen zu wittern und in jedem Angeklagten einen Straffälligen zu erblicken. Ein Kriminalrichter, übrigens ein vortrefflicher Menſch, ſprach ſehr gern, um zu beweiſen, wie nützlich er ſeinen Beruf ausgefüllt habe, von der großen Zahl Uebelthäter, die er an den Galgen geliefert. „Aber wie viel Unſchuldige haben Sie während Ihrer langen Laufbahn freigeſprochen?“ fragte ihn Jemand. „Das habe ich mir nicht gemerkt,“ antwortete er ganz unbefangen. Will man wiſſen, wie ein vormaliger Strafrichter es zu dieſer Fühlloſigkeit gebracht hat, ſo braucht man ſich nur eine Verhörſcene der Zeit zu vergegenwärtigen. Die peinliche Gerichtsordnung ſchrieb vor, nicht von dritten Perſonen, nicht von Zeugen, ſondern von dem Angeklagten ſelbſt den Beweis des Verbrechens zu erlangen. Und welche Mittel wurden angewandt, ihn zum Geſtändniß zu bringen! Die ſpaniſchen Stiefel, die Wippe, die Daumſchraube, Waſſer und Feuer mußten herhalten. Man marterte, zerfleiſchte ihn vor dem Urtelſpruch. Das hieß: die vorbereitende Folter (question préparatoire). Hatte er nicht geſtanden, ſo verrenkte man ihm die Glieder, bevor man ihn zur Richtſtätte ſchleifte; das nannte man die vorgängige Folter (question préalable). Und Alles das geſchah unter den Augen und auf Befehl des Richters! Was Wunder, daß der häufige Anblick ſolcher Grauſamkeiten auch dem weichſten Manne allmählich ſozuſagen „das Herz von Fleiſch in ein Herz von Stein“ verwandelte.... Den Mitgliedern der Conſtituante, die doch noch einige Skrupel hatten und meinten, daß der gründlichen juriſtiſchen Bildung eines Richters mehr zu trauen ſei, als dem blos natürlichen Verſtande eines Geſchworenen, bewies Thouret, daß eine lange Praxis, die in Civilhändeln ſo weſentlich iſt, gerade in Kriminalfällen den moraliſchen Eigenſchaften, welche die Miſſion des Strafrichters erfordert, Eintrag thue. Und ſo nahm die Verſammlung — hoffentlich für alle Zeiten — dem angeſtellten Richter die Function, in Verbrechen zu erkennen und übertrug ſie den Geſchworenen.

Sie dekretirte eine Jury und zwar, wie in England: eine Anklage-Jury (grand jury) und eine Urtheils-Jury (petty jury). Entlehnte die Conſtituante aber dieſes Inſtitut in ſeiner Zwiefaltigkeit von England? Mit nichten; ſie war vielmehr überzeugt, daß die Jury urſprünglich in unſern Sitten beſtanden habe; ja, daß dieſe Gerichtsform von Frankreich nach England verpflanzt worden ſei; daß die Franzoſen jedoch, vermöge ihres flüchtigen Sinnes, ſie haben fallen laſſen, ſtatt daß die Engländer ſie mit der Zähigkeit, womit ſie ſich an alle ihre Inſtitutionen klammern, feſthielten. Das Wahre aber iſt, daß die Jury keinem Lande, ſondern allen Ländern angehört, in welchen die Freiheit für ihre natürlichen, alſo beſten Formen einen Boden findet; ſie beſtand in Athen und in Rom, bei den Germanen und Franken; ſie waltete vor dem Lehnsweſen. Der bewaffnete Leude im Beiſtand von Richtern, die man ragimburgii (freie Männer) nannte, übte die Gerichtsbarkeit in ſeinen Wäldern; die Zahl derſelben mußte ſieben ſein: congreget secum septem ragimburgios, ſagt das ſaliſche Geſetz. Dieſe Geſchworenen wurden vom Volke (consensu populi) gewählt. Mitunter wurden zwölf — wie bei uns heute — aus den Notabeln (boni homines) genommen. Während der Blüthenzeit des Lehnweſens fungirte die Jury unter verſchiedenenen Formen in dem Sprengel der alten Landvogtei von Toulouſe. Iſt nun dieſe Thatſache conſtatirt, ſo mag immerhin das urſprüngliche und natürliche Recht unter dem herrſchenden Lehnweſen, oder unter der abſoluten Monarchie die mannigfaltigſten Umgeſtaltungen erleiden; es liegt wenig daran, ob ein königliches oder feudales Tribunal in Civil- und Kriminalſachen aburtheilt: die Rechtspflege ſelbſt kann nicht zwei Quellen haben; ſie leitet ſich in all' ihren Theilen aus dem Gemeinderecht der Völker her, oder beſſer, ſie eignet in ihrer Geſammtheit einer Autorität, die über den Völkern ſteht. Die ſemitiſche Tradition hat ſie in die Gottheit gelegt; die geſchichtliche Tradition legt ſie in die Geſellſchaft. Das that die Conſtituante: feſthaltend an den unverjährbaren Rechten der Geſellſchaft, machte ſie dieſelben zur Grundlage der neuen Gerichts-Organiſation. Das tritt namentlich in Einer Thatſache recht ſcharf hervor: das Urtheil des erſten Richters in allen Jurisdictionen iſt der Kontrole, d. h. der Appellation unterworfen; der Wahrſpruch der Jury dagegen entſcheidet in letzter Inſtanz. „Denn,“ ſagt Duport, „die Geſchworenen ſind, ſtreng genommen, keine verfaſſungsmäßig eingeſetzte Gewalt — ſie ſind das Volk ſelbſt, die höchſte Macht. Man kann alſo von dem Urtheil der Geſchworenen nicht appelliren.“

Aber auch dieſe, aus dem erhabenen Gedanken der Humanität hervorgegangene Inſtitution hatte ihre Prüfungen, ihre Widerwärtigkeiten durchzumachen. Es kam ein Augenblick, wo ihre Thätigkeit ſich als ungenügend, unwirkſam erwies. Das war gegen das Ende des Direktoriums. Entlaſſene Soldaten, der Abſchaum der Revolution, hatten ſich zu Räuberbanden zuſammengerottet und überall Schrecken und Angſt verbreitet. Das Uebel bedurfte eines raſchen, kräftigen Gegenmittels: Spezialgerichte, eine Art Prevotalhöfe, zur Hälfte aus Militairperſonen beſtehend, wurden niedergeſetzt und in kurzer Zeit waren die Banden zerſtreut, vernichtet. Das war eine Vertheidigung der Geſellſchaft durch das Schwert der Kriege, nicht durch das Schild der geregelten Rechtspflege. Nachdem das Land längſt beruhigt war, wurde das Geſetzbuch des Strafverfahrens im Staatsrath diskutirt. Die Jury war Napoleon mißfällig; ſie wurde angegriffen; die Spezialgerichte, zu denen man hatte Zuflucht nehmen müſſen, waren mehr nach ſeinem Geſchmack. „Wie die Sachen jetzt ſtehen,“ äußerte er, „iſt der Verbrecher, der einen Anwalt bezahlen kann und Geſchworene zu ſeinen Richtern hat, faſt ſicher, freigeſprochen zu werden. Jedes Syſtem, das die Gewißheit als Entſcheidungsgrund in Strafurteln aufſtellt, iſt reine Ideologie; in ſolchen Sachen muß man ſich gemeinhin mit der Wahrſcheinlichkeit begnügen. Gewährt man den Richtern den nöthigen Einfluß, den Unſchuldigen gegen den falſchen Spruch der Jury zu ſchützen, ſo hat der Angekagte alle Garantie, die er vernünftiger Weiſe beanſpruchen kann.“ Napoleon kam alſo zu dem Schluß, daß man keine Anwälte vor der Jury brauche. Noch drohete er ihnen nicht, wie er ſpäterhin that, die Zunge ausſchneiden zu laſſen, wenn ſie gegen ſeine Regierung ſprächen. Und ſo war man wieder auf die grauſame Ordonanz von 1617 zurückgekommen, die die Vertheidigung in Strafſachen verbannte. Was war aus den großherzigen und humanen Ideen über die repreſſive Rechtspflege von 1789 in ſo kurzer Zeit geworden? Nur den nachdrücklichen Proteſtationen ausgezeichneter Juriſten gelang es, wenigſtens die Urtheils-Jury, aber auch dieſe nicht ganz unverkümmert, zu retten. So z. B. war der Gerichtshof, wenn die Jury nur mit einfacher Stimmenmehrheit (7 gegen 5) ihr Verdikt abgegeben hatte, ermächtigt, an der Stelle der Geſchworenen zu erkennen. Dieſe Beſtimmung entwaffnete die Jury und warf zwei unterſchiedene Gerichtsbarkeiten durcheinander. Noch ſeltſamer war die Beſtimmung, daß bei getheilten Stimmen im Gerichtshof, die verurtheilende Minorität (2), vereint mit der Majorität der Geſchworenen (7) gegen die Majorität des Hofes (3), vereint mit der Minorität der Geſchworenen (5), alſo 9 gegen 8, eine Verurtheilung des Angeklagten herbeiführen ſollte, welche ein Ausſchlag von zwei Stimmen (7 gegen 5) nicht zu bewirken vermocht hatte.

Andererſeits ſollte die Anfertigung der Geſchworenenliſten ausſchließlich von der Regierung ausgehen: an die Stelle der von den Bürgern gewählten Departemental-Verwaltungsräthe, die früher mit dieſem Geſchäft betraut waren, traten die Präfekte, die „unter eigner Verantwortlichkeit“ ſelbſt die Liſten aufſetzten. Da dieſe nun zugleich Mitglieder der Zuchtpolizei waren, ſo bot das Strafrechtsbuch die Ungeheuerlichkeit dar, daß derſelbe Agent der Staatsgewalt das Verbrechen konſtatiren, den Angeklagten verhören, ihn den Gerichten überliefern und ihm die Richter wählen konnte. Ueberdies mußten die Richter ihre Schuldigkeit thun, wie es die Regierung verlangte. 1813 hatte die Jury gewiſſe Mauthbeamten in Antwerpen von der gegen ſie erhobenen Anklage freigeſprochen. Ein Senatsconſult kaſſirte das Urtheil und verwies die, von dem Geſetz und dem Lande, Freigeſprochenen, vor einen kaiſerlichen Gerichtshof, der ſie ohne Mitwirkung der Geſchworenen richten ſollte. Die Executive entwaffnete hier die Rechtspflege, trat das Geſchworenen-Inſtitut mit Füßen und erzwang von dem ſchwachen Senat einen jener Beſchlüſſe, die die Regierung entehrten und das Kaiſerreich in Eine Linie mit dem Konvent ſtellten. Auf dieſer ſchiefen Ebene wollte und konnte der Abſolutismus nicht ſtehen bleiben. Am 1. Mai 1813 ſetzte Napoleon auf die Capitulation eines Kommandanten die Todesſtrafe, auf die eine außerordentliche Commiſſion nach Gutdünken zu erkennen berechtigt war. Der Erhaltungs-Senat, unter deſſen Augen dieſer Bruch der Landesgeſetze vollführt wurde, ſchwieg; als aber 1847 ein Kriegsrath zu Oran dieſes Dekret anwenden wollte, erklärte der oberſte Gerichtshof, auf ein kräftiges Requiſitorium Dupin's, daſſelbe als verfaſſungswidrig und kaſſirte den Spruch des Kriegsgerichts.

Sobald das Land wieder zu ſich gekommen war, drängte ſich ihm die Frage auf, ob die Anfertigung der Liſten den Präfekten ferner zu überlaſſen ſei. Die Debatte darüber nahm, je nach den Zeiten, einen mehr oder minder leidenſchaftlichen Charakter an; jedenfalls aber gab ſie Zeugniß von der Beharrlichkeit, womit das Land das verficht oder zurückfordert, was es für ſein Recht hält. Was ſollte aus der Jury werden, wenn ſie in dem Werke der Rechtspflege nicht mehr die Geſellſchaft vertritt; wenn ſie aus einer andern, als ihrer natürlichen Quelle hergeleitet wird? Die gerechten Anſprüche des Landes, die Liſten-Anfertigung zu überwachen, einer-

Digitized by Google

ſeits, und die eingeſtandene oder ſtillſchweigend verfolgte Tendenz der Gewalt, jene zu umgehen, andrerſeits, waren und ſind fortwährend die opponirenden Momente in der Debatte, die beſonders ein Hauptintereſſe für die öffentlichen Freiheiten zu der Zeit boten, wo die Preßvergehen vor die Jury gebracht wurden. Die Regierung der Reſtauration, die Allmacht der Präfekten beſchränkend, gab ihnen die Weiſung von den, in die allgemeinen, nicht weniger als 800 Namen zählenden Liſten, Eingetragenen mindeſtens den vierten Theil zu deſigniren; die Eintragung ſelbſt aber ſtellte ſie unter die Ueberwachung der Bürger. Das ſeit 1808 dem Präſidenten der Aſſiſen zuerkannte Recht, die Liſte der Urtheilsjury abzufaſſen, wurde ihm entzogen und die Namen ſollten von nun an unter Leitung des Vorſitzenden jedes Gerichts aus einer von Präfekten überreichten Liſte durch's Loos gezogen werden.

Nach der Revolution von 1848 wurde die Liſte zuvörderſt vom Maire jeder Gemeinde vorbereitet und durch eine Commiſſion, die aus dem Friedensrichter und aus Abgeordneten der Gemeinderäthe beſtand, in dem Hauptort des Kantons beſchloſſen. 1852, während die großen Staatskörperſchaften unfreiwillig feierten, ermächtigten Dekrete die Zuchtgerichte in allen Preßvergehungen und Uebertretungen zu erkennen. 1853 hob ein Geſetz das frühere Verfahren, bei der Bildung der Jury die Wählerliſte zum Grunde zu legen, auf. Die Ausdehnung, die dieſe Liſte durch das allgemeine Stimmrecht erhalten hatte, rechtfertigte dieſe Maßregel. Jetzt werden die Geſchwornen unter den Bürgern gewählt, die das dreißigſte Jahr zurückgelegt haben und im Beſitz der Ehrenrechte ſind.

Das neue Geſetz ſchied aus den mit der Vorbereitung der Liſten beauftragten Kommiſſionen das repräſentative Element, das ſie enthielten. Die Liſten werden für jeden Kanton von den Maire's und dem Friedensrichter, für jedes Arrondiſſement von den Friedensrichtern und dem Unterpräfekt aufgeſetzt und endlich für jedes Departement von dem Präfekt beſchloſſen. Es habe, erklärte der Staatsminiſter, nothwendig geſchienen, die politiſche Farbe in dieſer Liſte auszulöſchen und aus dieſer Art richterlicher Körperſchaft ein Amt zu machen. Verſtößt aber dieſes Wort nicht gegen die Idee dieſer Inſtitution? Iſt es nur ein unglücklich gewählter Ausdruck? Warum hat man es denn in das Geſetz aufgenommen? Allein, indem er die Wählerliſte beſeitigte und die Abfaſſung der Geſchworenen-Liſten Commiſſionen überwies, die zu den Wählern in gar keiner Beziehung ſtanden, entging es dem Geſetzgeber, daß er die Dinge auf den Punkt zurückführte, wo ſie 1808 geſtanden, der von dem urſprünglichen Prinzip, aus dem die Jury hervorgegangen, um eine Welt entfernt war.

Le Berquier hält nun eine flüchtige Rundſchau über die Rechtspflege in den europäiſchen Staaten und kommt zunächſt auf Spanien. Hier wartet man noch immer vergebens auf eine umfaſſende Einführung der Jury, als Vervollſtändigung der liberalen Inſtitutionen. Fürchtet man vielleicht den Einfluß, den der Schrecken vor den noch immer in manchen Gegenden hauſenden bewaffneten Banden auf die Geſchwornen üben könnte? Genug, der ſpaniſche Kriminal-Kodex führt alle ſtrafbaren Handlungen auf zwei Kategorien zurück: Verbrechen und Vergehen, die er insgeſammt vor die gewöhnlichen Gerichte weiſt. Die erſte Sproſſe an der Leiter der Juſtiz nimmt der Richterſtuhl des Alkade oder Gemeinderichters ein; von Inſtruction und Vertheidigung durch einen Anwalt iſt hier keine Rede. Dann folgt das Gericht erſter Inſtanz, dem Zuchtpolizeigericht in Frankreich entſprechend; das aber, trotzdem es hier um Hals und Hand geht, nur Einen Richter hat. Den Appellhof bildet endlich die audiencia territoriale. Alles wird ſchriftlich abgemacht und nur dann tritt die mündliche Verhandlung ein, wenn gegen das Verfahren reklamirt wird. Ein oberſter Gerichtshof erkennt ausſchließlich in Verbrechen und Vergehen, deren Staatsbeamte, Biſchöfe und Erzbiſchöfe bezüchtigt werden.

Im Gegenſatz zu der franzöſiſchen Praxis hat die ſeit 1820 eingeführte Jury nur über Preßvergehen ihren Wahrſpruch abzugeben. Anfangs aus Anklage- und Urtheilsjury beſtehend — die erſtere wurde bald aufgehoben — ruhete ſie auf breiteſter Grundlage. Die Geſchworenen-Liſte wurde in dem Hauptorte jeder Provinz, von dem ayuntamiento, oder Gemeinderathe aufgenommen und die Beamten waren davon ſtreng ausgeſchloſſen. Alle Bürger hatten das Recht, gegen die Faſſung der Liſten vor der Provinzial-Deputation Einſpruch zu erheben. Ein Geſetz vom 2. April 1852 beſchränkte die Kompetenz wie die Zahl der Geſchworenen und ſchrieb die Verhandlung bei geſchloſſenen Thüren vor; das Protokoll über die Debatten durfte nur auf ausdrückliche Genehmigung der Regierung veröffentlicht werden. Man ſieht, daß hier die herrliche Inſtitution zu einem weſenloſen Schatten verflüchtigt iſt.

In Deutſchland hat ſich die Jury, bis auf wenige Staaten, Bahn gebrochen. In Oeſterreich kann ſie, bei der Umgeſtaltung aller innern Verhältniſſe, nicht länger ausbleiben, um dem Gerichtsverfahren, wo der Stock noch eine Hauptrolle ſpielt, ein Ende zu machen. In Rußland iſt ſie unbekannt; das wartet noch auf ſeinen Herkules, der den Augiasſtall des Despotismus von oben und der knechtiſchen Barbarei von unten aufzuräumen hat, ehe für eine ſolche Inſtitution der Boden gewonnen wird. — Wir übergehen die türkiſche Juſtiz, wo Leben, Ehre und Eigenthum des Volkes dem Gebieter, der alle Gewalten in ſich vereinigt, zu willkürlicher Verfügung ſtehen; wo der untergeordnetſte ſeiner Agenten, ohne Inſtruction, ohne Vertheidigung, ohne Oeffentlichkeit das Urtheil ſpricht und unter achtzehn Strafarten, eine immer grauſamer als die andere, die beliebige Auswahl hat — da iſt an eine erleuchtete und menſchliche Rechtspflege nicht zu denken.

Länger verweilt Le Berquier bei England.

Zunächſt kommen die vier großen Höfe, die in Weſtminſter ihren Sitz haben, an die Reihe. a. Das Gericht der gemeinen Prozeſſe (court of common pleas) urſprünglich für Civilſachen unter Privaten. b. Der Rechnungs- oder Finanzhof (court of exchequer), hat die Beſtimmung, die Finanzen der Krone zu regeln und die Einkünfte des Schatzes zu beſorgen. c. The Queen's bench, wo ehedem der Souverain ſeinen Sitz hatte (bancum regis), erkennt in allen Straffällen, und kontrolirt alle niederen Gerichtshöfe des Königreichs. d. Der Kanzleihof (the chancery, oder court of Equity) mit dem Chancellor, dem Haupt der engliſchen Juſtiz an der Spitze, entſcheidet über Fragen, die die Vollſtreckung der von andern Gerichtshöfen ausgegangenen Erkenntniſſe betreffen; er prüft die Loyalität der Handlungen der Executive und mildert bei vorkommenden Anläſſen die Strenge der vom Geſetze vorgeſchriebenen Formen. Allein dieſe verſchiedenen Gerichtsbarkeiten griffen mit der Zeit in einander über und es dürfte gegenwärtig einem engliſchen Rechtsgelehrten ſchwer werden, die Kompetenz jedes dieſer Höfe ſcharf abzugränzen. Was aber der engliſchen Juſtiz an organiſchen Geſetzen abgeht, das erſetzt bei ihr die Tradition, das Herkommen. Die großen Höfe ſelbſt ſind die Bewahrer dieſer Traditionen, die wachſamen Hüter der Jahrhunderte alten Normen, die den Staat regieren. Die höchſte Inſtanz endlich bildet das Haus der Lords, ein allmächtiger Senat, bekleidet mit dem Appell- oder Reviſionsrecht aller von den Höfen der vereinigten Königreiche gefällten Urtheile.

Vereinfacht indeß wird die Organiſation dieſer Gerichtshöfe dadurch, daß keiner — mit Ausnahme der Court of Equity — über die Feſtſtellung der Thatſachen, ſei es in Civil- oder Kriminalfällen, ohne Mitwirkung der Jury entſcheiden kann. In Civilſachen über 50 Pfd. Sterl. und in Kriminalſachen, die vor die Aſſiſen gehören, ſind die Obergerichte kompetent. Bagatellſachen und leichte Vergehungen kommen vor den Friedensrichter der Grafſchaft, der, je nach Umſtänden, bald allein, bald in einem Kollegium von 15—20 Mitgliedern, mit oder ohne Zuziehung von Geſchworenen, das Urtheil ſpricht. Allein, an welchen Zeichen iſt die beſondere Zuſtändigkeit jedes der Obergerichte zu erkennen? Hier würden ſich unentwirrbare Hinderniſſe erheben, wenn man nicht durch ſtillſchweigende Uebereinkunft alle Höfe als Abzweigungen Eines Stammes betrachtete, die folglich gleichberechtigt ſind, über alle vor ſie gebrachten Klagen, nach einem gleichförmigen Verfahren, zu entſcheiden. Ihre Kompetenz umfaßt demnach ganz Großbritanien, das in ſechs Gerichtsſprengel getheilt iſt; und nur die Grafſchaft Lancaſter hat ihre beſondere Jurisdiction beibehalten. Auch für Middleſex mit der ungeheuren Metropole, wo die Straffälle ſich ſo ſehr häufen, beſteht ein Kriminalgericht mit eigner Organiſation. Der ſtrenge Wortlaut der Statuten verlangt zwar, daß die Geſchworenen nach Weſtminſter berufen werden, um ſich hier ihrer Miſſion zu erledigen, allein die Regel mußte der Noth weichen; um jedoch dem Geſetz ſeine Autorität unerſchüttert zu erhalten ohne ſeine vorgezeichneten Formen zu beobachten, hat man folgenden Ausweg erſonnen: Wenn die Vertheilung der Rechtsfälle einer Seſſion erledigt iſt, verfügt der entſprechende Gerichtshof an die Geſchworenen der Grafſchaft, aus welcher der reſpektive Rechtsfall herkommt, ſich in Weſtminſter einzufinden. Durch eine andere Verfügung beſtimmt er den Tag, an welchem die Verhandlungen vor ihm eröffnet werden ſollen, wenn nicht früher — nisi prius iſt die ſtehende Eingangsformel — einer der Großrichter in der Grafſchaft eintrifft, um, als Beauftragter des Gerichts, dort die Aſſiſen abzuhalten. Nun aber verſäumt es dieſer Großrichter niemals vor dem beſtimmten Tage einzutreffen und die Sachen kommen unter ſeinem Vorſitze zu Verhandlung und Spruch. So wird die Jurisdiction der Obergerichte, die in London tagen, im Prinzip erhalten, ohne daß, weder

Digitized by Google

die Parteien, noch die Geſchworenen zu dem fraglichen Behufe ihren Wohnort zu verlaſſen brauchen.

Das Rechtſprechen des Landes durch das Land iſt in Großbritanien kein Figurant; und die Geſchwornen, wenn auch ihre Berechtigung als ſolche von gewiſſen Vermögens-Verhältniſſen abhängt, ſind gleichwohl von den Volksſtimmen zu richten berufen. Die Liſte wird mit ſorgfältigſter Umſtändlichkeit abgefaßt. Zuvörderſt wird ſie von den Kirchenälteſten (churchwardens) jedes Sprengels entworfen und 24 Stunden ausgehängt; jedem Bürger ſteht es frei, Einwendungen zu machen und Berichtigung zu verlangen. Die Reclamationen kommen zu Beurtheilung vor den Friedensrichter der Grafſchaft, der in einer eigens dazu anberaumten Sitzung die Kirchenälteſten vorladet, und nach Anhörung und Prüfung aller Bemerkungen für und wider, ſchließt er die Liſte und übergiebt ſie dem Sherif der Grafſchaft, der ſie in das Geſchwornenbuch (jurors book) einträgt. Der Sherif wird zwar von der Krone ernannt, er führt aber ſein Amt unentgeltlich und nur für ein Jahr. An ihn wendet ſich der Oberrichter bei ſeiner Ankunft wegen der Ernennung der Geſchworenen. Nach Maßgabe der zur Verhandlung kommenden Fälle wird aus dem juror's book eine Liſte von 48—72 Namen aufgeſetzt und dem Angeklagten vorgelegt, dem es zuſteht, ſie theilweiſe oder auch insgeſammt zu verweiſen. Die zwölf Geſchworenen, welche die Urtheilsjury (petty Jury) bilden ſollen, werden nun durch das Loos gezogen, treten aber erſt dann in Function, wenn die Großjury (grand jury), beſtehend aus 23 Perſonen, die unter den angeſehenſten Grundbeſitzern der Grafſchaft und den Mitgliedern der Friedens-Commiſſion gewählt werden, nach Anhörung der Kläger und Zeugen, die Anklage für zuläſſig erklärt hat. Die Urtheilsjury entſcheidet aber nicht lediglich nach Gewiſſen und innerſter Ueberzeugung, wie das in Frankreich geſchieht, ſondern hat ſich an gewiſſe traditionelle, die Evidenz begründende Regeln (rules of evidence) zu halten, die ihr nöthigenfalls von dem Präſidenten in's Gedächtniß gerufen werden. Der von den Geſchworenen abgegebene Wahrſpruch muß einſtimmig ſein; und bei ihrem Eintritt in's Berathungszimmer nimmt der Aktuar einem Gerichtsdiener den Eid ab, ſie ohne Feuer und Licht, ohne Speis und Trank eingeſchloſſen zu bewachen, bis ſie den Spruch gefällt haben. Glücklicher Weiſe wird dieſer alte Brauch nicht mehr in aller Strenge gehandhabt, und die Geſchwornen dürfen ſchon eine Erfriſchung zu ſich nehmen. Früherer Zeit kamen Fälle vor, wo Geſchworene, zwiſchen Zeugen und Gewiſſen im Gedränge, die Probe bis zu völliger Erſchöpfung und Ohnmacht ausgehalten haben. — Zweimal jährlich bereiſen zwölf von der Krone ernannte Oberrichter, paarweiſe, der eine für Civil-, der andere für Kriminalſachen, ganz England, um in jeder Grafſchaft die Aſſiſen abzuhalten. Ueberall werden ſie von dem Sherif und den Notabeln unter Glockengeläut und Trompetenſchall feierlichſt empfangen.

Der Mechanismus dieſer Gerichtsorganiſation iſt alſo ſehr einfach und wie es ſcheint, hat England ein gewichtiges Problem gelöſt: es hat eine Juſtiz und kein Tribunal; Alles wird auf's ſchleunigſte erledigt. Die Obergerichte halten nicht permanente Sitzungen, ſondern nur vier im Jahre. Die engliſche Rechtspflege geht, mit Einem Worte, in dem Geſchwornengerichte auf; ihre Organiſation hat nur Ein Ziel: die Trennung der richterlichen von der ausübenden Gewalt und folglich die abſolute Unabhängigkeit des Richters. In der Jury iſt dieſe Unabhängigkeit unbeſtritten geſichert. Zwar ſind die Mitglieder der Obergerichte, wenn auch von der Krone ernannt, doch ſo reichlich beſoldet, daß ſie jedem beſtehenden Einfluß unzugänglich erſcheinen; indeß könnte die Ausſicht auf Direktor- und Präſidentenſtellen, die die Krone zu vergeben hat, auf gefügige Richter einen verlockenden Reiz üben; jene hat ſich's daher aus einem Zartgefühl bewunderungswürdiger Loyalität zur Regel gemacht, die verdienten Träger der hohen Würden außerhalb der Obergerichte, in der Barre oder im Parlament auszuerſehen. Dadurch hat ſie aus dem Kreiſe der Rechtspflege den böſen Beförderungsgeiſt gebannt. Der engliſche Richterſtand, ſittenſtreng und unbeſtechlich, ſteht in höchſter Achtung bei dem Volke; an ihm ſo wenig, wie an der Jury, haftet der leiſeſte Makel des Argwohns.

Ungarn.

Die Nationalitätenfragen und die Slowaken.

Im Gebiete des öſterreichiſchen Staates giebt es mehrere Volksſtämme, von denen man ſagt, ſie ſeien in der neueſten Zeit erſt erfunden worden. Sie haben keine ſelbſtändige Geſchichte, keine Literatur, keine eigene Stellung; erſt die neueſte Zeit ſcheint mit der Idee der Nationalität den Lebensfunken in ſie gebracht und dieſelben zum Bewußtſein erweckt zu haben. Dieſe Worte gelten vor Allen von den Ruthenen, dann auch von den Rumänen, Slovenen und Slowaken. Die Ruthenen bewohnen Oſtgalizien und einen Theil Nord-Ungarns in einer kompakten Maſſe von mehr als drei Millionen, und ſtritten noch vor wenigen Jahren darüber, welcher Schriftzeichen ſie ſich für ihre künftige Literatur bedienen ſollen. Neueſter Zeit wollen ſie ſich mit der diminutiven Benennung Ruthenen, Ruſſinen nicht zufrieden geben und eben Ruſſen heißen. Die Slovenen halten ſich in Krain, Kärnthen und Steiermark nur in ſchwachem Reſte gegen das deutſche Element. Die Rumänen, oder wie ſie heißen wollen, Romanen, in Siebenbürgen und Ungarn finden nur eine ſichere Stütze ihrer Nationalität in dem Staate des Fürſten Couſa. In den Gebirgen Nord-Ungarns wohnt ein Volksſtamm, der an drei Millionen Seelen zählt, und unter der etwa 300 Mitglieder zählenden Landesvertretung Ungarns im vorjährigen Landtage keinen einzigen Vertreter hatte. Ein Baron Dobranſkÿ verſprach bei ſeiner Wahl, für die Rechte der ſo ſehr in den Hintergrund gedrängten Slowaken und Ruſſinen im Landtage auftreten zu wollen, aber er war kaiſerlicher Beamter geweſen und zog als kaiſerlicher Kommiſſair im Jahre 1849 mit den Ruſſen, und die ungariſchen Volksvertreter empfingen ihn daher bei ſeinem Eintritt in die Verſammlung mit einem ſo energiſchen Geziſch und Gepolter, daß er ſofort den Landtagsſaal verlaſſen mußte; ſpäter wurde ſeine Wahl ſogar annullirt. Dieſem niedergedrückten Volksſtamme, der nur nach einer nationalen Exiſtenz ringt, wollen wir eine Beſprechung widmen, die ſeine Stellung, ſein Leben und Wirken beleuchten mag.

Die Slaven Nord-Ungarns wohnen in kompakter Maſſe in den ungariſchen Karpathen von Preßburg und der mähriſchen Gränze beginnend bis an die öſtliche Gränze Galiziens und der Bukowina. In ihrer Mitte befindet ſich eine Inſel von 40,000 Deutſchen. Den öſtlichen Theil dieſer Strecke nehmen die Ruſſinen ein, ſich an ihre Stammesgenoſſen in Galizien anſchließend. Die Idiome der Slowaken und Ruſſinen gehen allmählich in einander über und haben ihre Gränze im Zempliner Komitat. Die Ruſſinen zählen 500,000 Angehörige und bekennen ſich ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Confeſſion. Die Slowaken ſind zu mehr als drei Fünftheilen Katholiken, zu faſt zwei Fünftheilen Evangeliſch-Augsburg. Confeſſion. Acht Komitate ſind nur von Slowaken bewohnt.

Die Gegenden, welche dieſer Stamm bewohnt, ſind von der Natur nicht eben geſegnet und die Landwirthſchaft liefert daher geringe Ausbeute. Aber auch Induſtrie und Handel befinden ſich auf einer niedrigen Stufe, wie in Ungarn überhaupt. In den fruchtbaren Ebenen Nieder-Ungarns befinden ſich auch zahlreiche ſlowakiſche Anſiedlungen und jedes Jahr wandern große Schwärme von Arbeitern aus den Karpathen in den magyariſchen Theil des Landes. Dieſe Arbeiter ſind im Sommer in ganz Ungarn zerſtreut, kommen auch zahlreich nach Wien und kehren auf den Winter wieder zu ihrem heimatlichen Herd zurück. Bis nach Deutſchland wandern Induſtrielle ganz ſpezieller Art aus dem Trentſchiner Komitat, die Drahtbinder nämlich; ſie zogen früher in ganzen Haufen durch's Land, jetzt aber, wo das thönerne Küchengeſchirr immer mehr Terrain verliert, geht es den guten Brüdern von Trentſchin immer ſchlimmer. Die Induſtrie iſt am bedeutendſten im Bergbau und in Kupfer-, Eiſen- und Glasfabrication. Auch die Tuch- und Leinweberei iſt nicht unbedeutend. Im Vergleiche zu der magyariſchen iſt die Induſtrie der Slowaken groß. Die Thätigkeit des Volkes iſt ameiſenartig, aber es mangelt ihm an Kapitalien, Unternehmungsgeiſt und an Bildung. Der niedere Schulunterricht iſt zwar entwickelter als man glauben ſollte, denn in den evangeliſchen Gemeinden kommt ein Schulkind auf zehn Perſonen, bei den evangeliſchen Magyaren nur auf dreizehn; bei den Katholiken iſt freilich das Verhältniß überall ungünſtiger. Die höhere Bildung aber iſt dem Slowaken als ſolchem verſchloſſen, denn er hat keine höheren Schulen und keine Literatur; darum iſt die Intelligenz großentheils nicht ſlowakiſch.

Durch die Invaſion der Magyaren im neunten Jahrhundert wurden die Slowaken unterworfen und zum Theile aus ihren Wohnſitzen in's Gebirge zurückgedrängt; ein eigentlich ſtaatliches Zuſammenleben derſelben mit den Magyaren begann aber erſt ein Jahrhundert ſpäter, nachdem König Stephan die Grundlagen zu der ungariſchen Verfaſſung gelegt hatte. Die Sprache der Stämme blieb immer geſchieden, aber keine Nationalität trat hervor, bis auf die neueſten Zeiten, denn man bediente ſich im öffentlichen Leben des Lateins. Erſt als Kaiſer Joſeph mit ſeinen reformatoriſchen Plänen hervortrat, und in Ungarn ſtatt der lateiniſchen die deutſche Sprache und Bildung einführen wollte, begann ſich der Nationalitäts-Widerſtand zu zeigen. Sofort nach ſeinem Tode wurden ſeine

Digitized by Google

Beſtimmungen in Ungarn wieder abgeſchafft und es wurde ſogar mehr gethan: man begann für die einheimiſche Sprache zu ſorgen, und als ſolche erſchien die magyariſche, denn die Magyaren waren in Ungarn der kräftigſte, der herrſchende Stamm.

In den Neunziger Jahren wurden ſchon an der Univerſität zu Peſt und an den Gymnaſien Lehrſtühle errichtet für die magyariſche Sprache, ohne Berückſichtigung der anderen Nationalitäten im Lande. Hier liegt der Urſprung der ungariſchen Nationalitäts-Differenz, welche mit der Erſcheinung der modernen Nationalitäts-Idee in den letzten Jahren zu einem Nationalitätsſtreite angewachſen iſt. Namentlich ſeit dem Jahre 1817 wurde in Ungarn eifrig magyariſirt; die Früchte zeigten ſich im Jahre 1848. Das Latein wurde aus den Schulen ganz beſeitigt und das Magyariſche an ſeine Stelle geſetzt, was wohl ſehr vernünftig war, aber nur in magyariſchen Gegenden. Das gute ungariſche Latein wurde auch aus den Komitats-Congregationen verbannt. Die Magyaren traten ſtolz und ſchroff gegen jede Forderung der anderen Stämme auf. Es entſtand das „Tot nem ember“ (der Slave iſt kein Menſch). Die Magyaren ſtellten den Satz auf, daß ihnen das ganze Land gehöre, denn ihr Volk habe es einſt erobert und die anderen Stämme unterworfen. Wie bei den Türken der Alkoran, wurde in Ungarn die magyariſche Sprachlehre als Grundlage aller menſchlichen und bürgerlichen Tugenden aufgeſtellt.

Am ſchlimmſten erging es den armen Slowaken. Ihr Adel ſchloß ſich an das noble magyariſche Element an, und das conſtitutionelle Feld der Oeffentlichkeit, wo ſie ſich hätten vertheidigen können, blieb ihnen verſchloſſen, denn da führte der Adel ganz entſchieden die Herrſchaft. Magyariſirte Slowaken wurden wahrhaft wüthende Feinde ihrer Nationalität. In der Schule, in der Kirche, den höchſten und niedrigſten Aemtern wollte man nur die magyariſche Sprache kennen und ſelbſt Leuten, die unter ganz ſlowakiſchem Volke im öffentlichen Dienſte ergraut waren, blieb nichts übrig, als die magyariſche Grammatik oder den Wanderſtab in die Hand zu nehmen. Die Slowaken blieben bei der Vertheidigung ihrer Nationalität lediglich auf ihre kleine Literatur und ihre große Geduld angewieſen.

Im erſten Drittel dieſes Jahrhunderts entſtanden in ihrer Mitte Dichter und Gelehrte, wie Kollar, Schafarik, die auch einem großen Volke Ehre gemacht hätten, aber ſie ſchrieben in der böhmiſchen Sprache, die ſich von dem ſlowakiſchen Idiom einigermaßen unterſcheidet, und das Volk, auf das man angewieſen war, auf das man wirken mußte, um es zum Bewußtſein zu bringen, nahm an der böhmiſchen Literatur keinen Antheil. Es begannen alſo einige Männer, denen um die Pflege der Bildung und geiſtigen Anregung unter den Slowaken die größten Verdienſte gebühren, wie Stúr, Hurban, Hodža, im ſlowakiſchen Dialekte zu ſchreiben und verſuchten es, eine eigene ſlowakiſche Literatur zu begründen, aber mit geringem Erfolge, denn es mangelte und mangelt an der Theilnahme des Volkes. Die gebildetere Klaſſe deſſelben iſt größtentheils entnationaliſirt und die Landbevölkerung iſt zu arm, hat auf den ſteinigen Aeckern viel zu viel Arbeit und wenig Ertrag, als daß es einem abſtrakten Intereſſe ſeinen Sinn zuwenden könnte. In den Jahren 1830 bis 1848 erſchienen zahlreiche Broſchüren und Abhandlungen größtentheils in deutſcher Sprache über die Angelegenheiten der Slowaken. Die ſlowakiſchen Patrioten verſuchten alle Wege, um von dem Leben ihres dem Untergange entgegeneilenden Volkes Zeugniß zu geben und auf die Verbeſſerung ſeiner Lage einzuwirken. Die damals in Leipzig von Jordan herausgegebenen „Slaviſchen Jahrbücher“ beſchäftigten ſich eifrig mit dieſer Angelegenheit. Ludowic Stúr gab zwei Zeitſchriften heraus, die ſich aber nicht lange halten konnten.

Die Wiener Regierung hatte in den Vierziger Jahren noch die Macht in der Hand, den Uebergriffen des überſprudelnden magyariſchen Patriotismus, der ganz Ungarn magyariſiren wollte, Zügel anzulegen. Im Jahre 1840 überreichten die Slowaken eine mit vielen Unterſchriften verſehene Petition um Beſchützung ihrer nationalen Rechte „an den Stufen des Thrones,“ aber umſonſt. Die Regierung that nicht, was ſie im eigenen Intereſſe hätte thun ſollen und jetzt wohl zu bedauern Urſache hätte. Eine Kräftigung der nichtmagyariſchen Stämme Ungarns wäre allein im Stande geweſen, die Magyaren mit ihren anti-öſterreichiſchen Tendenzen im Zaume zu halten. Metternich ſtützte unbegreiflicher Weiſe die Magyaren, bis ſie in feſter Oppoſition gegen Wien auftraten. Dann war es ſchon zu ſpät; das verhängnißvolle Zuſpät, der verderblichſte Feind Oeſterreichs.

In den Magyaren lebte der Geiſt der Freiheit auf, und ihre Oppoſition gegen das faule öſterreichiſche Regierungsſyſtem gewann ihrer Nationalität viele Kraft und viele Sympathie. Als die ungariſche Oppoſition in den Vierziger Jahren entſchieden aufzutreten begann, hatte die Regierung nur Anhänger unter einem Theile des Adels, die ſogenannten conſervativen, dieſe aber waren im Widerſpruche mit dem Geiſte der Zeit, dem Geiſte der politiſchen Gleichberechtigung und ſtanden allein da, ohne Anklang und Sympathie in dem weiten Ungarn. Die Landtage vom Jahre 1836 bis 1848 geben ein klares Bild davon, wie die magyariſche Nationalität, in wachſender Oppoſition gegen die Regierung, immer mehr Gebiet gewann, bis ſie endlich ſiegte. Am Landtage von 1836 war die konſervative, die Regierungspartei, noch kräftig, 1840 war ſie ſchon ſehr viel ſchwächer, 1844 beſchränkte ſie ſich ſchon nur auf einige Perſonen, und als die Oppoſition auch an der Magnatentafel feſte Stellung genommen hatte, war jene Partei im Jahre 1848 ſchon völlig verſchwunden und das national-magyariſche liberale Element ſtand unbeſchränkt obenan.

Der Freiheitsſinn und die Volkskraft der Magyaren verdient unbedingte Anerkennung. Ihr Cultus der eigenen Nationalität iſt ſo groß, daß ſie neben derſelben keine andere im Lande vollberechtigt anerkennen, ganz Ungarn nur ſich vindiciren wollen; die klare Ueberſicht der Lage iſt ihnen getrübt und ſie ſehen nicht den eigenen Vortheil, der ihnen und der Sache Ungarns, ja der Freiheit überhaupt aus der Einigkeit der Völker, die unter der Stephanskrone verbunden waren, entſpringen möchte. Die magyariſche Sprache wurde im Jahre der Freiheit, 1848, in den ſlowakiſchen Gegenden als geſetzlich beſtimmt in Amt, Schule und Kirche, und mit Gewalt aufgedrängt. Auf einer Volks-Verſammlung der Slowaken im Mai 1848 wurde beſchloſſen, dem nächſten Landtage eine Petition um Anerkennung der Rechte der ſlowakiſchen Nationalität zu überreichen; die Slowaken forderten eine ethnographiſche Begränzung der nordungariſchen Komitate und die vollſtändige Anerkennung ihrer Sprache innerhalb ihrer Komitate, ſowie auch auf dem Landtage.

Das war das erſte Lebenszeichen, zu dem das Volk ſelbſt gebracht wurde. Die Petition kam vor das Miniſterium Batthyanyi's, welches ſich eben gebildet hatte; doch den guten Slowaken iſt keine Antwort geworden. Um dieſelbe Zeit überreichten auch die Serben eine ähnliche Petition in Peſt mittelſt einer Deputation, die mit Hohn abgewieſen wurde; bald ſtanden die Serben in Waffen gegen die ſtolzen Magyaren. Auch die Slowaken gingen zum Widerſtande über, der in der Verweigerung der Nationalgarde für die Magyaren in mehreren Komitaten ſeinen Ausdruck fand, und als Ban Jellacic in's Land einzog, entſtand unter Hurban, Stúr und Hodža ein Aufruhr im Neutraer Komitat, der aber von dem noch kaiſerlichen Militair und den magyariſchen Nationalgarden bald unterdrückt wurde. Später gewährten die aufſtändiſchen Slowaken im Neutraer und Trentſchiner Komitat dem öſterreichiſchen Heere, mit dem ſie ſich verſtändigt hatten, manche Unterſtützung. Die Theilnahme der Slowaken an den öffentlichen Angelegenheiten von 1848/49 läßt ſich an dieſer Stelle nicht beſchreiben. Ihre Mitwirkung war nicht unbedeutend, denn die Freiwilligen-Corps, welche von den obengenannten drei Anführern zuſammen gebracht wurden, betrugen 15,000 Mann. Zwei Bataillons wurden von den Beiträgen der Gemeinden ausgehalten und kämpften, ganz wie das andere öſterreichiſche Militair geordnet, in den Reihen deſſelben.

Die Revolution fiel. Die Slowaken ſchickten nun eine Deputation nach der andern zum Kaiſer, und verlangten vollſtändige Trennung von den Magyaren und die Bildung einer eigenen „ſlowakiſchen Wojwodina.“ Sie hofften Alles von der ausgeſprochenen Gleichberechtigung aller Nationalitäten. Doch es wurde die Gleichberechtigung Aller ausgeſprochen und die gleiche Rechtloſigkeit durchgeführt. Von den Forderungen der Slowaken wurde nicht das Geringſte erfüllt, und ſie fügten ſich nun wieder in ſtiller Reſignation; wie früher magyariſirt, wurden ſie unter dem unglückſeligen Regimente Bach's germaniſirt, ſind aber bis heute ſlowakiſch, doch, Dank dieſer edlen allſeitigen Fürſorge, auf einer ſehr niedrigen Stufe des geiſtigen und materiellen Fortſchritts. Die Magyaren wollten nie die Gleichberechtigung der Nationalitäten, und haben ſich offen und ehrlich ausgeſprochen, daß ſie Alles magyariſiren wollen; die k. k. öſterreichiſche Regierung verkündigte vor ganz Europa die Gleichberechtigung der Nationalitäten, arbeitete aber an der Germaniſation viel ſyſtematiſcher und nachdrücklicher, als die immer ehrlichen Magyaren an der Magyariſation. Wie weit die Regierung mit jenem Syſteme gelangte, iſt bekannt; ſie hat allen moraliſchen Einfluß verloren und bis heute nicht gewonnen. Neueſter Zeit wurde die Gleichberechtigung wieder feierlich ausgeſprochen, bisher aber wieder nicht durchgeführt; die Slowaken beklagen ſich immerfort über nationalen Druck und rufen nun wieder und wieder nach Wien. Vor kurzem war eine Deputation mit dem Biſchofe Moyſes an der Spitze beim Kaiſer. Auch dem ungariſchen Landtage haben ſie ihre Wünſche vorgelegt, doch umſonſt. In dem Memorandum an den Landtag heißt es ſehr ſchön und wahr: „Keine Nation übertrifft an Liebe und heißer Anhänglichkeit, an Sprache und Nationalität unſere

Digitized by Google

Brüder, die Magyaren. Und hat etwa der Schöpfer unſere Herzen und unſeren Sinn nach anderen Geſetzen erſchaffen, als die Herzen und den Sinn der Magyaren? Was ſie ſchmerzt, das ſchmerzt auch uns, was ihnen theuer iſt, das iſt auch uns theuer und unſchätzbar; auch uns iſt unſere Sprache die ſchönſte und wohllautendſte, auch uns iſt ſie das einzige Mittel der Nationalbildung, auch uns iſt ſie das Bild unſerer geiſtigen Welt und wir fühlen ebenſo wie die Magyaren, daß die Begeiſterung für Freiheit und Vaterland, wenn ſie ſich in unſerer Sprache äußert, unſere Buſen elektriſch durchdringt und belebt, aber uns nicht rührt, ſondern kalt läßt, wenn derſelbe Geiſt, dieſelbe Begeiſterung in fremder Sprache, in fremdem Gewande erſcheint. Unſere Sprache iſt mit unſerer bürgerlichen Freiheit, mit unſerer Vaterlandsliebe in ſo enger Verbindung, daß ſie in ihren natürlichen Herzen nur mit jenen zugleich unterdrückt, oder anerkannt werden muß.“ Dieſe Worte ſind die Appellation eines armen unterdrückten Volkes an das natürliche Recht und kein gerechter, edler Mann wird gegen dieſelben etwas einwenden können. Die Magyaren haben nichts gethan, um die Wünſche der nichtmagyariſchen Stämme zu befriedigen und namentlich den Slowaken, welche das Meiſte zu fordern haben, weil ſie nichts beſitzen, Genüge zu leiſten. Es rächt ſich an ihnen ſelbſt, denn die Völker richten nun ihre Blicke nach Wien, und Ungarn ſteht den antiliberalen Gelüſten der Regierung nicht ſo feſt und einig gegenüber, wie es möglich wäre. Alle Volksſtämme in Ungarn wollen an der alten Verfaſſung feſthalten und alle haben einen gemeinſchaftlichen Gegner, aber die Magyaren machen ihnen die liberale Stellung ſchwierig. Denkt man ſich ein für ſich beſtehendes Ungarn, ſo kann man mit Sicherheit die ſofortige einmüthige Oppoſition der nichtmagyariſchen Völkerſchaften in demſelben gegen die Magyaren annehmen. Und eine ſolche Oppoſition könnte denſelben bald gefährlich werden, namentlich von Seite der Slaven, denn die Slowaken im Norden und die Serben im Süden ſind der Zahl und noch mehr der Stellung nach den Magyaren gegenüber mächtig genug: beide lehnen ſich an ihre übrigen Sprach- und Stammgenoſſen als Nachbarn und Freunde an, beide ſtehen mit den Slaven außerhalb Ungarns und ſelbſt Oeſterreichs in Wechſelwirkung, und nehmen überdies die ſtrategiſch wichtigſten Poſitionen im Lande ein.

Die Serben ſtehen in nationaler Beziehung den Magyaren gegenüber ſelbſtändig genug da, und ihre Forderungen ſind mehr politiſcher Natur. Die Nationalität der Slowaken aber muß erſt aufleben, die Wurzeln tiefer treiben und höher aufſtreben, um beſtehen zu können. Wird dem Volke der eigene Weg zu ſeinem Entwicklungsgange frei gelaſſen, ſo wird es ihn bald ebnen und kann binnen kurzem eine genug wichtige Stellung erreichen, namentlich im Hinblick auf die Stammesgenoſſen in Böhmen und Mähren, mit denen es zuſammenhängt, und mit deren Kulturthätigkeit es im eigenen Intereſſe verſchmelzen muß und will.

Griechiſche Sympathieen für die Magyaren.

Im dritten und vierten Hefte des ſechſten Jahrgangs der Zeitſchrift „Magyar Nyelvészet“ befindet ſich eine geiſtvoll und anziehend geſchriebene Abhandlung des Herrn Alexander Imre, betitelt „die Wichtigkeit der altgriechiſchen Sprache für unſere Schulen und unſere Literatur,“ und in das vierte Heft hat Herr Johann Télfy (Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Peſter Univerſität) ſeine meiſterhafte neugr. Ueberſetzung von Vörösmarty's berühmtem Szózat geliefert, oder vielmehr aus der neugriechiſchen Zeitſchrift „die neue Pandora“ (wo ſie zuerſt geſtanden), hier wieder mitgetheilt, nebſt einer Zugabe zur Geſchichte der griechiſchen Verskunſt. Da der Redacteur der *Νέα Πανδώρα*, ein Herr Dragumis, des Ueberſetzers ebenfalls griechiſch abgefaßtes Begleitſchreiben mit hat abdrucken laſſen, ſo thut dieſer im M. Nyelvészet ein Gleiches und publizirt noch dazu ein Nachwort des Herrn Dragumis, worin geſagt iſt, daß die ſchon in viele Sprachen überſetzte ungariſche Nationalhymne mit Recht dieſe Ehre verdiene, indem patriotiſche Gefühle nur ſelten mit ſolcher Glut in Verſen ſich offenbarten. „Mit den Gebeten der Ungarn um Freiheit“ — ſagt der Grieche — „vereinigt Hellas ſeine eignen.“*

Die mehrerwähnte Ueberſetzung iſt eine doppelte, zuerſt in Verſen, dann in Proſa. Als Probe laſſen wir ein paar Strophen folgen, und übertragen ſie ſtreng wörtlich in's Deutſche:**

Ἀτρόμως πίστιν 'ς τὴν πατρίδ'
ὦ Οὔγγρε! τήρησε·
αὐτ' εἶν' ἡ κούνια καὶ ταφή,
ἣ τρέφει, θάπτει σε.

Αὔτ' εἶν' ἡ γῆ, ποῦ τόσοι σου
πατέρες ἔπεσαν,
πρὸς ἣν καὶ δέκ' αἰῶνες πᾶν
το κλέος ἔδεσαν.

'Εδῶ 'πολέμουν τοῦ δεινοῦ
Ἀρπάδου οἱ στρατοί,
'Εδῶ συνέτριψε ζυγὸν
Οὐνιάδου τὸ σπαθί.

„Unerſchüttert bewahre die Treue gegen das Vaterland, o Ungar! Dieſes iſt die Wiege und die Gruft, welche dich ernährt, begräbt.“

„Dieſes iſt das Land, wo ſo viele deiner Väter fielen, an welches zehn Jahrhunderte allen Ruhm geknüpft.“

„Hier kämpften die Schaaren des gewaltigen Arpad, hier zerſchmetterte Hunyadi's Säbel das Joch.“

In einer älteren Arbeit (über den griechiſchen Accent) hatte Herr Télfy bewieſen, daß ſchon die alten Griechen in proſaiſcher Rede die Wörter nach ihrer Betonung, nicht aber nach der Quantität, ausgeſprochen. In der metriſchen Zugabe zu ſeinen zwei neugriechiſchen Bearbeitungen des Szózat ſucht er darzuthun, daß auch die Volkspoeſie der alten (wie der heutigen) Griechen auf Quantität ſchwerlich Rückſicht genommen; Versarten wie Hexameter, Pentameter ꝛc. ſind ſeiner Anſicht nach bewußte künſtliche Erfindungen einzelner Individuen (was die griechiſche Ueberlieferung ſchon wahrſcheinlich macht), nicht Schöpfungen der Natur, d. h. eines Naturvolkes. Selbſt in jenen künſtlichen Versarten wird es mit Länge oder Kürze der Silben gar oft keineswegs ſtreng genommen, gewiß eine Nachwirkung der nicht-quantitirenden Sprache des Lebens. Schon im vierten Jahrhundert unſerer Zeitr. ſchrieben Georg Nazianzenus und Appollinaris in ihrer Mutterſprache geiſtliche Lieder ohne Rückſicht auf Quantität, offenbar um dem Volke ſich anzubequemen, wogegen auch ſie in ihren höheren, kunſtvolleren Dichtungen die natürliche Länge und Kürze der Silben beobachteten. Ebenſo war es in den folgenden Jahrhunderten; für den Gebildeten machten die Dichter der Griechen quantitirende und für das Volk accentuirende Verſe, bis ſeit dem 18. Jahrhundert die letzteren faſt ausſchließlich herrſchend wurden.

Oſtindien.

Die Höhenverhältniſſe Indiens und Hoch-Aſiens.

Robert von Schlagintweit hat ſeine und ſeiner Brüder, Hermann und Adolph, Beobachtungen und Unterſuchungen über die Höhenverhältniſſe Vorder-Indiens und Hoch-Aſiens in einer ſehr überſichtlichen Form zuſammengeſtellt und das Verſtändniß durch beſtändigen Vergleich mit den Verhältniſſen der Alpen weſentlich erleichtert. Wir geben im Folgenden diejenigen Momente, welche uns nicht allein für Fachgelehrte weſentlich erſcheinen.

Indien iſt in ſeinen gebirgigen Diſtrikten dicht bevölkert: in Maiſur ſind Städte und Dörfer in einer Höhe von 3000 Fuß ſehr häufig. Selbſt die größten Erhebungen in den Gebirgsſyſtemen Indiens und Ceylons ſind nicht bedeutend genug, um in dieſen tropiſchen Gegenden Bewohnbarkeit wegen Abnahme der Temperatur auszuſchließen; vielmehr werden die Berggipfel beſonders gern von den Eingeborenen als Tempelſtätten, von den Europäern zur Errichtung von Geſundheitsſtationen benutzt; es finden ſich ſolche Stationen bis zu einer Höhe von 7490 Fuß.

Der Himalaya erhebt ſich ſo ſteil über die Ebenen, und ſelbſt dieſe Ebenen ſind ſo hoch, daß es dort nur wenig Orte unter 1000 Fuß giebt. Von den am tiefſten gelegenen Flußthälern ſteigen die Ufer ſo ſteil hinauf, daß ſie dem Ackerbau große Schwierigkeiten entgegenſtellen; überdies herrſchen in den Flußgegenden das ganze Jahr hindurch verderbliche Fieber; deshalb iſt ſelbſt bis zu 3000 Fuß die Zahl der bewohnten Stätten gering. Die Bevölkerung iſt am dichteſten zwiſchen 5000 und 8000 Fuß; bei 10,000 werden die Dörfer ſchon ſpärlich. In noch größeren Höhen werden die bewohnten Stätten während des Winters von den Einwohnern verlaſſen (Sommer-Dörfer); in den Alpen finden ſich ſolche Sommer-Dörfer ſchon in einer Höhe von 7200 Fuß (Findelen), ſogar 6600 Fuß (Breuil). Sennhütten ſind im Himalaya ebenſowenig gebräuchlich, wie

* *Εἰς τὰς ὑπὲρ ἐλευθερίας εὐχὰς τῶν Οὔγγρων συνενοῖ καὶ ἡ 'Ελλὰς τὰς ἰδίας αὐτῆς.*

** Beim Leſen vergeſſe man nicht, daß ι, η, υ, ει und οι wie ι lauten und nur betonte Silben lang, unbetonte aber kurz geſprochen werden, mögen die Vokale ihrer Natur nach lang oder kurz ſein.

Digitized by Google

Zelte in den Alpen: die Weideplätze für Schafe und Rindvieh befinden ſich ſtets in der Nähe der Dörfer.

Tibet hat eine ſo bedeutende allgemeine Erhebung, daß ſich nur in ſeinen weſtlichen Theilen Dörfer unter 6000 Fuß finden; die meiſten Ortſchaften liegen zwiſchen 9000 und 11,000 Fuß. Tibet hat die höchſtgelegenen, das ganze Jahr hindurch bewohnten Orte der Erde: meiſt ſind es buddhiſtiſche Klöſter und unter dieſen wohl Homle (15,117 Fuß), von 20 Lamas bewohnt, das höchſte. Der höchſte permanent bewohnte Platz in den Alpen iſt das St. Bernhardhoſpiz (8114) Fuß). Die höchſten, ſtändig bewohnten Dörfer der Alpen finden ſich in Graubündten (Juf 7172 Fuß, Creſta 6715 Fuß.) In Tibet finden ſich ſolche Dörfer noch in einer Höhe von 14,000 Fuß. Das bedeutendſte Sommerdorf Tibets: Gartock, liegt 15,090 Fuß hoch; hier wird jährlich im Auguſt ein großer Markt abgehalten, den Tauſende von Käufern aus allen Theilen des Himalaya und des mittleren Aſiens beſuchen. Einige andere Sommer-Dörfer (z. B. Norbu, 15,946 Fuß) befinden ſich in der Nähe von Salz- oder Borax-Lagern.

Die ausgedehnte Schafzucht Tibets beſchäftigt eine große Zahl ſeiner Bewohner; die höchſten Weideplätze befinden ſich in einer Höhe von etwa 16,500 Fuß; ſie werden von den Hirten nur in den Monaten Juni bis September beſucht. Die höchſten Weideplätze in den Alpen ſind die Fluhalpe am Findelen Gletſcher (8468 Fuß) und die Torrenthütte (8412 Fuß)

Wenngleich höher als 16,500 Fuß gelegene Weideplätze in der Regel nicht aufgeſucht werden, ſo können doch Menſchen ohne ſonderlichen Nachtheil für die Geſundheit ſich eine Zeitlang in noch viel höheren Regionen aufhalten. Als die Gebrüder Schlagintweit eine ſehr hochgelegene Gletſchergruppe unterſuchten, befanden ſie ſich während eines Zeitraumes von zehn Tagen ſtets höher als 16,640 Fuß; zwei Nächte ſchliefen ſie 18,300 Fuß hoch, und eine Nacht ſogar 19,326 Fuß; während der Tageszeit überſchritten ſie einmal einen Paß von 20,459 Fuß, und an dem Hauptgebirgskegel erſtiegen ſie eine Höhe von 22,259 Fuß. Dies iſt die größte an Bergen bisjetzt erreichte Höhe. In den Andes kam Humboldt am 23. Juni 1802 am Chimboraze bis zu 19,286 Fuß; am 16. Dec. 1831 Bouſſingault an demſelben Berge bis zu 19,695 Fuß. Doch mit dem Ballon erreichte Gay Luſſac am 16. September 1804 eine Höhe von 23,020 Fuß. Der Einfluß der Höhe auf den Menſchen (Mattigkeit, Schmerzen in Kopf und Bruſt) kommt weniger durch die niedrige Temperatur zu Stande — die Kälte auf dem Himalaya iſt nicht viel bedeutender, als in den höchſten Theilen der Alpen — vielmehr durch die Abnahme des Luftdrucks: ſchon bei 22,200 Fuß ſteht das Barometer 13,364 engl. Zoll, d. h. drei Fünftel des Gewichts der Atmoſphäre liegt unterhalb jenes Punktes. Gewöhnung vermindert den Einfluß der Höhe (in den letzten Tagen jener zehntägigen Wanderung hatten die Beſchwerden ſich faſt verloren), Wind hingegen ſteigert die Wirkung; wenn die Reiſenden nach großen Anſtrengungen ihr Nachtlager unter einem Zelte aufgeſchlagen hatten und eingeſchlummert waren, ſo wurden ſie öfter von Schmerzen in Bruſt und Kopf geweckt; aber jedesmal nur, ſobald ein Wind ſich erhoben hatte. Zuweilen ſtellte ſich außer allgemeiner Muskelſchwäche kurz nach dem Aufbruch jene Apathie ein, die als Begleiterin ſehr hoher Kältegrade von den Nordpol-Expedionen her bekannt iſt; die eingeborenen Tibetaner, obwohl an einen geringeren Luftdruck gewöhnt, ſanken auf jener Tour wiederholt auf den Schnee und erklärten, dort ſterben zu wollen; nur mit Anwendung von Gewalt gelang es den Brüdern Schlagintweit, die ſich zwar auch ſehr niedergeſchlagen fühlten, deren moraliſcher Wille indeß obſiegte, jene Begleiter zum Aufſtehen und Weiterſchleichen zu bewegen.

Tibet iſt keineswegs, wie man bis zu Humboldt's Forſchungen glaubte, ein Land, das nur aus Plateaux beſteht; es finden ſich zwar einige Hochebenen, aber nur von mäßiger Ausdehnung; im Ganzen iſt das Land ein großes, dem Himalaya parallel laufendes Längenthal, in deſſen Mitte die große tibetaniſche Waſſerſcheide in den Umgebungen des Manſaraur Sees ſich bis zu einer mittleren Höhe von 15,400 Fuß erhebt. In den Alpen finden ſich Plateaux nur längs ihres Fußes. Die Schweizer Hochebene hat eine mittlere Höhe von 1460 und die Schwäbiſch-Bayeriſche von 1420 Fuß. In dieſen Plateaux liegen auch die meiſten größeren Alpen-Seen. Charakteriſtiſch iſt, daß dem Himalaya ſolche Hochebenen am Fuße fehlen.

Seen finden ſich in Indien wenig und im Himalaya äußerſt ſelten; in Tibet ſind ſie zahlreicher, aber man kann deutlich nachweiſen, daß ſie im Lauf der Jahre allmählich an Umfang abnehmen: die meiſten dieſer Seen enthalten ſo bedeutende Mengen Salz, daß ihr Waſſer ungenießbar iſt.

Indiens höchſter Gipfel iſt der Dodabetta (8640 Fuß). Im Himalaya befindet ſich der höchſte, bisjetzt bekannte Punkt der Erde: der Gauriſankar (29,002 Fuß); noch im Anfang dieſes Jahrhunderts glaubte man, daß die Andes die größten Erhebungen enthielten und der Chimborazo galt als der höchſte Berg. Obwohl bereits 1816 die Meſſungen Webb's nachgewieſen hatten, daß der Himalaya höher ſei, brauchte es dennoch lange Zeit, bis dies als richtig allgemein anerkannt wurde. Gegenwärtig kennen wir 25 Gipfel in Hoch-Aſien, welche den höchſten der Andes (den Akonkagua 23,004 Fuß) überragen.

In Indien iſt bisjetzt kein Schneefall vorgekommen, nicht einmal ein ſporadiſcher auf ſeiner größten Erhebung. Im Himalaya hat man im Jahre 1817 und 1847 Schnee bis zu einer Tiefe von 2500 Fuß herabfallen ſehen; bei einer Höhe von 5000 Fuß ſchneit es faſt jedes Jahr, aber der Schnee bleibt meiſt nur Stunden liegen (die Einwohner ſagen ſehr bezeichnend: „es ſchneit, aber man ſieht es nicht," da die vereinzelten, während der Nacht fallenden Schneeflocken beim Aufgang der Sonne ſofort verſchwinden). Die Schneegränze, an welcher der Schnee das ganze Jahr hindurch zu finden iſt, beginnt am ſüdlichen Abhange des Himalaya: wie Webb und Moorcroft zuerſt nachgewieſen, ſchon in einer tieferen Region als am nördlichen Abhange; aber dieſe Thatſache wurde anfangs ſowohl in England, als in Indien bezweifelt. Humboldt war als einer der Erſten bemüht, die Richtigkeit jener Behauptung zu beweiſen und eine Erklärung für ſie aufzufinden: „die größere Erhebung," ſagt er, „in der ſich die Schneegränze auf dem nördlichen Abhange des Himalaya befindet, iſt bedingt durch die Wärmeſtrahlung der anſtoßenden Hochebenen, die Trockenheit und Durchſichtigkeit der Atmoſphäre und durch die geringe Schneemenge, welche in kalter und trockener Luft gebildet wird." — Die Gebrüder Schlagintweit erachten die zuletzt angegebene Urſache für die wichtigſte, die Schneegränze findet ſich am ſüdlichen Abhange des Himalaya bei 16,200 Fuß, am nördlichen bei 17,400, im Karakorum bei 19,400; in den weſtlichen Andes von Bolivia bei 18,500, in den öſtlichen Andes daſelbſt bei 15,900; in den nördlichen Abhängen der Alpen bei 8900, in den ſüdlichen bei 9200 Fuß.

Bäume reichen im Himalaya ſehr allgemein bis 11,800 Fuß, und etwas tiefer findet man auch ausgedehnte Waldungen; in den Alpen reichen die Bäume im Allgemeinen bis zu 6500 Fuß. — Im Weſt-Tibet haben die Gebrüder Schlagintweit einen eigentlichen Wald nirgends angetroffen. Aprikoſen-Bäume, Weiden und Pappeln werden häufig in großer Anzahl gehegt, ſelbſt noch in Mangmang (13,457 Fuß) giebt es große Pappeln; ſie werden aber von den Lamas ſorgfältigſt gepflegt und allgemein als Gegenſtände beſonderer Verehrung betrachtet.

Getraide-Kulturen fallen im Allgemeinen mit den höchſten, ſtändig bewohnten Orten zuſammen, doch iſt die äußerſte Gränze des Anbaues viel tiefer, als die Höhe der Sommerdörfer; im Himalaya reicht der Getraidebau nur bis 11,800 Fuß, in Tibet bis 14,700; in den Andes bis 11,800, in den Alpen bis 5000.

Die mittlere Gränze des Graswuchſes findet ſich im Himalaya bei 15,400 Fuß; in Tibet, wo ſie ſonſt mit den höchſten Weideplätzen zuſammenfällt, bei 16,500 Fuß; die große Trockenheit des Klimas ſcheint das iſolirte Auftreten von Raſenbildungen in noch größerer Höhe zu beſchränken. Sträucher finden ſich im Himalaya noch bei 15,200 Fuß, in Tibet bei 17,000. Beſonders auffallend iſt, daß im Karakorum holzbildende Gewächſe oft an Orten wachſen, an welchen ſie die Grasgränze bedeutend überſchreiten, oder an ſolchen, welche trotz der geringen Höhe aber wegen der ſandigen Beſchaffenheit und Trockenheit des Bodens Graswuchs nicht gedeihen laſſen. In den Andes findet man Geſträuche noch bei 13,420 Fuß, in den Alpen bei 8100, doch kommen ſie hier vereinzelt noch höher vor (z. B. am Lyskamme ſogar bei 11,164 Fuß.)

Affen kommen im Himalaya bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß vor; in Tibet finden ſie ſich überhaupt nicht. In derſelben Höhe findet man im Himalaya Tiger, verſchiedene Arten von Leoparden aber bis zu 13,000 Fuß. Die Hauskatze iſt über ganz Tibet verbreitet; in den Andes können, nach Tſchudi, in den Höhen über 12,800 Fuß Katzen und zarte Raçen von Hunden nicht leben: ſie ſterben gewöhnlich ſchon nach wenigen Tagen unter Zuckungen. In Tibet werden die Hirten von ihren Hunden beſtändig begleitet; dieſe folgen ihnen ſogar über Päſſe von 18,000 Fuß anſcheinend ohne irgend welche Beſchwerde. Wilde Schafe und Steinböcke gedeihen in ſehr großen Höhen; man findet ſie oft in zahlreichen Heerden in den Hochebenen zwiſchen dem Karakorum und dem Kuenluen (16,000 bis 17,000 Fuß), und die Gebrüder Schlagintweit haben zu wiederholten Malen ſolche Heerden durch Schuttgehänge ziehen ſehen, die höher als 19,000 Fuß ſich befanden. Der tibetaniſche Haſe wird noch in Höhen über 18,000 Fuß geſchoſſen. Daß Zugvögel

Digitized by Google

über den Himalaya ziehn, iſt nicht bekannt. Einige tibetaniſche Krähen folgten ſechs Tage lang den Lagern der Reiſenden in Höhen von 16000 bis zu 22,000 Fuß, da ſie auf den Lagern ſtets etwas Nahrung fanden. Tauben finden ſich gleichfalls ſehr hoch. Fiſche ſind in einigen der kleinern Flüſſe Tibets noch bei 15,000 Fuß Höhe angetroffen worden: in den Alpen kommen ſie noch bei 7000 Fuß vor; in den Seen am St. Bernhard (8114 Fuß) gedeihen weder Forellen noch andere eingeſetzte Fiſche. Schmetterlinge zeigten ſich im Himalaya bei 13,000 Fuß, in Tibet ſelbſt bei 16,000; Käfer reichen wahrſcheinlich noch zu den höchſten Raſenbildungen hinauf. Das Vorkommen von Infuſorien ſcheint auch im Himalaya von der Höhe ſo wenig begränzt zu ſein, wie in den Alpen: an kleinen Stückchen, welche von den Felſen des Ibi Gamin Paſſes (20,459 Fuß) abgekratzt worden waren, entdeckte Ehrenberg Infuſorien in großer Zahl und Mannigfaltigkeit; es fanden ſich 12 neue Species und viele der Thierchen hatten eine auffallende Aehnlichkeit der Form, ſelbſt Uebereinſtimmung einzelner Theile mit den Infuſorien, welche in Bruchſtücken des Monte Roſa enthalten waren.

Deutſchland und das Ausland.

Ein Traum.

„Unſere deutſche Beſcheidenheit muß wenigſtens zuweilen dem gerechten Stolz auf unſere Beſitzthümer Platz machen."
F. v. H.

In einem weiten Park, reich an Prachtgruppen
Uralter Bäume, wandelt' ich im Traum.
Es war noch Frühling und die Nachtigall
Sang in den friſchen Büſchen zaubervoll.
Auf einem ſtillen, klaren Teiche zogen
Schneeweiße Schwäne ihre feuchte Bahn.
Nicht weit davon ſtand eine hehre Eiche,
Die ein Jahrtauſend ſchon hinſterben ſah.
Darunter ſaß ein Mann auf einer Mosbank,
Den Blick nach einer Wieſe hingekehrt,
Die hell im Sonnenlichte vor ihm lag.
Gott! welch' ein Mann! „Take him for all in all,
I shall not look upon his like again!"
Ja, gleich erkannt' ich Ihn! Er war's, Er ſelbſt!
Leibhaftig ſaß er auf der Mosbank dort,
In tauſendjähr'ger Eiche kühlem Schatten.
Und fragt Ihr mich: woran ich ihn erkannt?
Nun, ich erkannt' ihn — könnt ich's ſchöner ſagen? —
„Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenſtolzen Stirne,
An der Augen ſüßer Starrheit;
Doch zumeiſt erkannt' ich ihn
An dem räthſelhaften Lächeln
Jener ſchöngereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet."
Nur, daß die Züge noch gehoben waren,
Verklärt von jener reinen Seelenfreude,
Von jener innigen Befriedigung,
Die wahre Schönheit, ſchöne Wahrheit uns,
Und ſie allein, in ſolchem Maß gewährt.
Er las, und war ſo in das Buch vertieft,
Daß er mich, der nicht allzuferne ſtand,
Gar nicht bemerkte, doch in frommer Scheu
Trat ich um ein'ge Schritte noch zurück.
Und lange, lange konnt' ich ein mir prägen
Den Adel ſeines wundervollen Haupts.
Was mag er leſen? fragt ich mich, das ſo
Ihn feſſelt, das die Seele ſo erfreut,
Daß ſie aus allen Poren des Geſichts
Hervor in lichter Glorie ſtrahlend bricht!
Was kann es ſein? Sein „Macbeth" oder „Lear?"
Vielleicht! und er genießt die Wonne jetzt,
Daß er beim Leſen ſtaunend ſelber nicht
Die Möglichkeit begreift, daß ſolche That
Sein wunderbarer Genius gethan!
Nur Eines war mir ſeltſam, daß ganz neu
Das Büchlein war, als wär' es eben erſt
Hübſch elegant broſchürt herausgekommen.
Ein zweites, ganz ſo, lag noch neben ihm
Da auf der Mosbank. Hat vielleicht, dacht' ich,
Baron von Cotta Schillers „Wallenſtein"
Jüngſt neu edirt, und in dies Zauberreich
Ein Exemplar an William geſendet,
Weil dieſes Werk das Seiner würdigſte
Von allen, die nach Ihm geſchaffen worden?
Die Neugier, ich geſteh' es, plagte mich
Gar ſehr; indeß um keinen Preis hätt' ich
Gewagt, mich ihm zu nahn, und ihn zu fragen.
Doch ſieh! er ſchließt das Buch, und legt es hin,
Und blickt, das große Auge zu erquicken,
Hin auf das Wieſengrün im Sonnenlicht.
Dort ſchwebt in majeſtätiſch ſtolzem Fluge
Von Blüthe hin zu Blüthe ein Apoll.
Kennt Ihr den großen, ſchönen, weißen Falter,
Wie Glas durchſichtig ſind die Flügelſpitzen,
Und jeder Flügel trägt ein rothes Aug'?
Den ſah der Dichter, und ihn näher noch
Sich anzuſchaun, ging er der Wieſe zu,
Und folgte ſeinem Fluge immer weiter,
Bis wo die Wieſe um ein Birkenwäldchen
In ſanfter Wellenlinie zierlich bog.
Verſchwunden war er, aber ich benutzte
Schnell den Moment, und durch's Geſträuch drang ich
Bis zu der alten Eiche vor, und ſah
Mir an des Buches Titel, worin erſt
Mit ſolcher Herzensfreude Shakſpeare las,
Es war nicht „Macbeth," es war auch nicht „Lear,"
Es war nicht Friedrich Schiller's „Wallenſtein,"
Es waren Friedrich Hebbel's „Nibelungen."*
Ich ſtaunte und erwachte. — —

Theodor Opitz.

Zur Münzkunde.**

Vorliegende Schrift des gelehrten Verfaſſers, deſſen „Phöniciſche Studien" wir in einem unſerer früheren Jahrgänge beſprochen, bildet einen Theil der Schriften, welche das Inſtitut zur Förderung der iſraelitiſchen Literatur unter Leitung der Herren Dr. Philippſon in Magdeburg, Dr. A. M. Goldſchmidt in Leipzig und Dr. L. Herzfeld in Braunſchweig herausgiebt. Es iſt in dieſer Schrift auf einen gemeinſchaftlichen, populären Ueberblick der Geſchichte des jüdiſchen Münzweſens abgeſehen, bei dem der Standpunkt der allgemeinen Kulturgeſchichte in den Vordergrund gerückt iſt.

Die Geſchichte der jüdiſchen Münzen datirt erſt von etwa achtzig Jahren; doch ſind die Entdeckungen der Neuzeit auf dieſem Gebiete verhältnißmäßig bedeutend.

Den älteſten Rabbinen nach dem Schluſſe des Talmuds waren die älteren jüdiſchen Münzen mit ſogenannten ſamaritaniſchen Aufſchriften noch zu Geſichte gekommen, und ſie erwähnen dieſelben auch in ihren Schriften, wie Hai Gaon (1020), Maimonides (1190), Nachmanides (1267) u. ſ. w.; vom 16. Jahrhundert an befaſſen ſich chriſtliche Gelehrte damit, wie z. B. Wilhelm Poſtellus, der 1538 in Paris zuerſt einen Schekel in Holzſchnitt mittheilte, Arias Montanus 1572 u. A. Das Hauptwerk darüber ſtammt aber von einem ſpaniſchen Geiſtlichen mit deutſchem Namen, Franz Perez Bayer, Archidiaconus von Valencia: De numis Hebraeo-Samaritanis, Valentiae Edetanorum, 1781. Bayer hatte auf ſeinen Reiſen in Spanien und Italien Gelegenheit gefunden, eine anſehnliche Zahl der genannten Münzen zu ſammeln, und von tüchtigen Kenntniſſen, ſo weit ſeine Zeit und Stellung ſie ermöglichten, unterſtützt, war er auch befähigt, dieſelben zu ordnen und zu erklären. Die Abbildungen dazu ſind vorzüglich ausgeführt.

Da kurze Zeit vor Veröffentlichung ſeines Werkes ein deutſcher Gelehrter, Oluf Gerhard Tychſen, ſich die Mühe gegeben hatte, den Nachweis zu führen, daß ſämmtliche, bisher bekannt gewordene hebräiſche Münzen unecht und untergeſchoben ſeien, ſo machte das Werk von Bayer ein um ſo größeres Aufſehen. Es entſtand zwiſchen Tychſen und Bayer eine Fehde, die mit der Niederlage des erſteren endete.

Seit dieſer Zeit bis 1850 geſchah nichts Nennenswerthes zur Förderung der jüdiſchen Münzkunde. In dieſem Jahre ſchrieb der als Numismatiker wohlbekannte Abbé Cavedoni eine „bibliſche Numismatik" und 1855 einen Anhang dazu. In dieſelbe Periode fällt die Veröffentlichung von de Saulcy's prächtig ausgeſtattetem Werke: Recherches sur la numismatique Judaïque, Paris, 1854, worin viele neue, von dem Verfaſſer in Syrien und Paläſtina geſammelte Münzen veröffentlicht wurden.

Der Gebrauch des Silbers iſt in Paläſtina uralt; ſchon zu Abra-

---

* Die Nibelungen. Ein deutſches Trauerſpiel in drei Abtheilungen von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Cambe, 1862.

** Geſchichte der jüdiſchen Münzen, gemeinfaßlich dargeſtellt von Dr. M. A. Levy. Mit vielen in den Text gedruckten Münzabbildungen und einer Schrifttafel. Leipzig, Nies'ſche Buchdruckerei (C. B. Lorck). 1862.

Digitized by Google

ham's Zeiten werden Käufe mit Zuwägung von Silber geſchloſſen, während bei anderen Völkern noch lange Vieh und andere Gegenſtände die Tauſchmittel bildeten.

Freilich iſt vom Zuwägen bis zu geprägten Stücken noch ein weiter Weg. Die Gewichte des Geldes waren ſeit uralter Zeit folgende: 1) das Talent (Kikar, eigentlich Kuchen), nach Gold, Silber, Kupfer unterſchieden; 2) die Mine; 3) der Schekel; 4) Beka, halber Schekel; 5) Gera „Bohne oder Korn," dem griech. Obolos, Stäbchen, Nadel, entſprechend. Der Schekel Simon's des Maccabäers, von denen noch viele vorhanden ſind, hat 272 Pariſer oder 224 engliſche Gran Gewicht, und ſein Werth beträgt nach unſerem Gelde etwa 20 gute Groſchen. Das Talent hat 3000 Schekel = 822,000 Pariſer Gran, was demnach genau die Schwere des äginetiſchen Talentes giebt. Griechen und Juden hatten alſo denſelben Münzfuß, der in Babylon feſtgeſetzt worden ſein muß.

Von der Rückkehr aus dem Exile an bis zur Erhebung unter den Hasmonäern bedienten ſich die Juden der jedesmaligen, perſiſchen, macedoniſchen ꝛc. Landesmünze. Nach dieſer Zeit wurden eigene jüdiſche Münzen geprägt. — Wir verweiſen hierüber auf das Buch und die Abbildungen (in Holzſchnitt), welche darin zur Erläuterung beigegeben ſind.

Das Nachtleben der Seele, nach Maximilian Perty.

Die exakte Naturforſchung hat bisher von den ſtets von Neuem wieder auftauchenden myſtiſchen Erſcheinungen des menſchlichen Seelenlebens wenig Notiz genommen. Die Phyſiologie verfolgt die Seelenlehre nur ſoweit das Meſſer und das Mikroskop reichen; die neuere naturwiſſenſchaftliche Pſychologie beachtet faſt ausſchließlich diejenigen pſychologiſchen Thatſachen, deren Wahrheit über allem Zweifel erhaben iſt — und es erklärt ſich dies aus der Nothwendigkeit, für eine Reform der Pſychologie vor Allem einen Schatz unbeſtrittener Thatſachen als Baſis zu gewinnen.

Die Folge dieſer Exkluſivität war, daß die weniger allgemein bekannten Seiten der Seele, ihr „Nachtleben," meiſt von Männern behandelt wurden, die mit fertigen Theorien an ihre Erklärung gingen, ohne die Thatſachen ſelbſt erſt ſtreng zu prüfen. Es gehört aber die Prüfung dieſer Thatſachen nicht allein vor das Forum der Pſychologie; denn ſo abſtrakt auch bei Beurtheilung der myſtiſchen Erſcheinungen die Seele betrachtet werden mag: es iſt unzweifelhaft, daß ſie mit ſinnlichen Vorſtellungen arbeitet, und die Phyſiologie der Sinne hat ein unbeſtreitbares Anrecht, bei jener Beurtheilung berückſichtigt zu werden.

Es berührt daher ſehr angenehm, unter den Schriften über dieſes Gebiet eine zu finden, welche dieſem Anrecht Genüge thut: Profeſſor Perty,* Phyſiolog und Philoſoph zugleich, ſteht auf dem Boden der modernen Naturforſchung; er kennt die Subjektivität aller Sinnesempfindungen, und er kennt auch ſehr wohl den Eindruck, welchen phantaſtiſche Geſichts- oder Gehörs-Erſcheinungen auf den Einzelnen auszuüben vermögen.

Das Buch beginnt mit einer Darlegung der menſchlichen Sinnes-Empfindungen, die auch der materialiſtiſche Phyſiolog überall akzeptiren wird. An dieſe Einleitung reihen ſich die myſtiſchen Erſcheinungen ſelbſt, welche in der ganz allmählich aufſteigenden Stufenleiter vom Schlafe, durch den Traum, das Alpdrücken und Nachtwandeln bis zum Somnambulismus und Hellſehen verfolgt werden.

Bei der Deutung der geringeren Grade des „Nachtlebens" bleibt der Verfaſſer auf phyſiologiſchem Boden; bei den höheren Graden verläßt er jedoch den Boden der ſtrengen Forſchung, dem Inhalt des Dargeſtellten entſprechend: die Somnambulen nehmen nach ſeiner Meinung wahr, aber nicht mit den Sinnen, auch nicht mit dem „Allſinn," ſondern auf eine rein geiſtige Weiſe, die eines Organes nicht bedarf. Damit wäre denn allerdings die Möglichkeit gegeben, daß dieſe rein geiſtige Thätigkeit frei von der Beſchränkung alles Körperlichen über Raum und Zeit hinwegſchwebt. Selbſtverſtändlich wird man danach für die Wirklichkeit der behaupteten Thatſachen keine ſtreng wiſſenſchaftlichen Beweiſe erwarten, und wiederum werden auch dieſe Thatſachen nicht mit dem Anſpruch einer unbeſtreitbaren Wahrheit behauptet werden dürfen. Das folgt mit Nothwendigkeit. Aber andererſeits wo der wiſſenſchaftliche Nachweis der Wirklichkeit einer Erſcheinung nicht geführt werden kann, wird die Wiſſenſchaft auch nicht berechtigt ſein, der behaupteten Wirklichkeit ein „Unmöglich!" entgegen zu rufen. Der Verfaſſer hat daher ganz Recht, wenn er den Zweiflern und Spöttern gegenüber behauptet: ihrem Unglauben liege meiſt Mangel an Erfahrung zu Grunde. Vielleicht würde er jedoch auch zugeben, daß die meiſten der myſtiſchen Thatſachen beim heutigen Stande der Forſchung noch in das Bereich des Glaubens gehören.

Das ganze Gebiet der myſtiſchen Erſcheinungen wird nach der gebräuchlichen Eintheilung geſchieden: in das magiſche Wirken (Magie, Tiſchklopfen, Spukerei, magiſche Fernwirkung, Geiſtererſcheinungen, Wunderheilungen, Gebetserhörung) und in das magiſche Erkennen (Fernſehen in der Richtung des Raumes, pſychiſches Durchſchauen Anderer, Ahnung, Vorgeſicht, Prophetie, Rückſchauen in der Tagesekſtaſe und Fernſehen im Traume), und zum Schluß die Verbindung des magiſchen Wirkens und des magiſchen Erkennens bei den religiöſen Ekſtatikern betrachtet.

* Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur. Dargeſtellt und gedeutet von Maximilian Perty, Profeſſor der Univerſität zu Bern. 1861.

Mannigfaltiges.

— Zur Orientirung über den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag wird eine kleine Schrift dienen können, die ſoeben im Decker'ſchen Verlag in Berlin erſchienen iſt. In dieſer Schrift ſind nämlich die Tarifſätze des bisher beſtehenden, allgemeinen franzöſiſchen Einfuhrzoll-Tarifs, und die Sätze, die künftig, nach dem Vertrage Frankreichs mit dem Zollverein, an den franzöſiſchen Landgränzen erhoben werden ſollen, einander gegenübergeſtellt.* Wer nach einem Einblick in dieſe Schrift, jetzt noch in Stuttgart oder in Wien behauptet, daß Preußen durch den neuen Vertrag der deutſchen Volkswirthſchaft keinen Dienſt geleiſtet, nun — der ſetzt eben ſeine eigenen kleinen Intereſſen über das volkswirthſchaftliche Intereſſe des geſammten Deutſchland.

— Deutſche Expeditionen in Afrika. Der neueſten (ſechſten) Auflage von Alexander Ziegler's Bericht über drei „deutſche National-Unternehmungen"** entlehnen wir die nachſtehenden Notizen: „Se. Hoheit der Herzog Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha, der nach Deutſchland zurückgekehrt iſt, hatte ſeinen afrikaniſchen Jagdausflug bis Keren und Menſa (15° 46′ N. B.) ausgedehnt und in den gedachten Bogos-Ländern unter Anderem große Paviane, Antilopen und Elephanten gejagd und erlegt. Auf der Rückreiſe nach Aegypten iſt ein Theil der Reiſe-Geſellſchaft an einem gaſtriſch-typhöſen Fieber erkrankt, dem leider Dr. Theodor Bilharz, ein ausgezeichneter Arzt und Naturforſcher, am 9. Mai erlegen iſt. Auch Dr. Alfred Brehm iſt hart mitgenommen worden, hat aber trotzdem Zeit und Mühe gefunden, tüchtige zoologiſche und ornithologiſche Studien zu machen. So hat dieſer ausgezeichnete, thüringiſche Naturforſcher über Affen, Katzen und Manguſter, über Klippſchliefer, Antilopen, Panter, Elephanten u. ſ. w. neue Beobachtungen und Studien nach dem Leben gemacht, und über hundert Vogelarten ſehr genau beobachtet und gemeſſen. Friedrich Gerſtäcker wird das geſpannte Publikum bald mit einer Arbeit aus ſeiner gewandten Feder erfreuen. Der Maler Kretzſchmer hat ſich befleißigt, ein möglichſt treues Bild der Flora zu geben und charaktervolle Vegetationsbilder aufzunehmen. Die Herren von Heuglin und Dr. Steudner waren am 23. Januar d. J. in Gondar angelangt. Munzinger und Kinzelbach ſind über Kaſſela am 9. März in Chartum eingetroffen und rüſteten ſich mit vollem Muthe am 26. März zum Aufbruche nach Wadai, zunächſt nach El Obeid, der Hauptſtadt in Kordoſan, Herr v. Beurmann war am 15. April in Murzuk angekommen und ſtand im Begriffe, weiter nach Süden vorzudringen, zunächſt nach Tibeſti, Borgu und Wadjanga — eine Reiſe, die ihn bis in die unmittelbare Nähe von Wadai, wo Dr. Eduard Vogel verſchollen iſt, führen und eine brillante Erforſchungsreihe bilden wird, welche die ganze Oſthälfte der Sahara, das ganze Tibu-Land, der Wiſſenſchaft erobert."

— Preßfreiheit und conſtitutionelles Recht in Oeſterreich. In erfreulichſter Weiſe ſchreitet in der öſterreichiſchen Hauptſtadt der Sinn für conſtitutionelles Leben und für Preßfreiheit vor. Der Wiener Schriftſteller- und Journaliſten-Verein „Concordia" iſt an ſich ſchon eine beachtenswerthe Erſcheinung. Der Iſolirtheit und der Zerſplitterung gegenüber, in welcher ſich das deutſche Schriftſtellerthum in an-

* Der allgemeine franzöſiſche Zolltarif, verglichen mit dem für die Einfuhren des Zollvereins in Frankreich vereinbarten Zolltarife. Berlin, Decker. 1862.

** Dresden, C. Höckner. 134 S. gr. 8. Preis 15 Ngr. Der Ertrag iſt für die deutſche Expedition nach Inner-Afrika beſtimmt.

Digitized by Google

dereu literariſchen Hauptſtädten, z. B. in Berlin und in Leipzig, befindet, iſt dieſer Verein zur gegenſeitigen Wahrung von Ehren- und perſönlichen Rechten ein rühmlicher Vorgang, der im nördlichen Deutſchland Nachahmung zu finden verdient. Der Schritt, den dieſer Verein am 4. Juni durch eine an das Abgeordneten-Haus des Reichsrathes gerichtete Petition in Sachen der kürzlich vom Landesgericht in Wien verurtheilten Herausgeber und Verleger des „Wanderer," des „Vaterland," der „Neueſten Nachrichten," des „Oſt und Weſt" und des „Postep" gethan, zeugt aber auch dafür, daß unter den freiſinnigen Schriftſtellern, die den Verein „Concordia" gegründet, auch das richtige Verſtändniß verfaſſungsmäßiger Rechte und wahrer Preßfreiheit herrſcht. Die verurtheilten Blätter gehören nämlich zu den Organen einerſeits der feudal-klerikalen und andererſeits der ſlaviſch-magyariſchen und antigermaniſchen Parteien: gleichwohl tritt die lieberale, deutſche „Concordia" für ihre wegen ſogenannter Preßvergehen verurtheilten, politiſchen Gegner ein.* In der betreffenden Petition an den Reichsrath heißt es unter Anderm: „Gegenſtand der Anklage in allen dieſen Preßprozeſſen bildete vornehmlich das oppoſitionelle Verhalten der inkriminirten Blätter wider die Februar-Verfaſſung. Das hohe Abgeordneten-Haus hat ſelbſt Gelegenheit, in ſeiner Mitte die Exiſtenz einer ſolchen Oppoſition wahrzunehmen, und es iſt daher nichts natürlicher, als daß auch dieſe Partei, wie jede andere, ihre Organe hat. Wie aber das Abgeordneten-Haus, ſicher nicht zum Schaden der Fortentwicklung unſerer Verfaſſungsfragen, zu einem gedeihlichen, verſöhnenden Abſchluß, den Gegnern der miniſteriellen Politik das freie Wort ungehindert gönnte, ſo wird es auch der Preſſe die Freiheit der Discuſſion gewahrt wiſſen wollen, — dafür bürgen die freiſinnigen Grundſätze, zu denen ſich das hohe Haus wiederholt, ganz beſonders gerade bei Gelegenheit der Preßgeſetz-Berathung, bekannt hat. In Uebergangs-Momenten, wie der gegenwärtige im Staatsleben Oeſterreichs einer, iſt es ſchwer, wenn nicht unmöglich, die Gränze zwiſchen dem noch Erlaubten und dem ſchon Verbotenen mit Sicherheit zu finden, und das Abgeordneten-Haus wird daher auch an das Verhalten der verurtheilten Zeitungs-Redacteurs ein durch die außerordentlichen Umſtände gerechtfertigtes billiges Maß der Beurtheilung legen, wohl erkennend, daß damit die Sache der Verfaſſung gewiß nicht nur keinen Schaden leiden, ſondern daß durch ſolch einen Schritt das öffentliche Vertrauen in das hohe Abgeordneten-Haus nur noch wachſen wird."

— Bädeker's London. Es geht uns die Berichtigung zu, daß wir in einem Irrthum uns befanden, als wir in Nr. 21, bei Beſprechung eines für die jetzige Welt-Ausſtellung erſchienenen Wegweiſers durch London, die Meinung ausſprachen, ein für die Welt-Ausſtellung von 1851 erſchienenes ähnliches Buch über London habe den verſtorbenen Karl Bädeker zum Verfaſſer gehabt. Das letztgedachte Buch, deſſen wir uns ſelbſt bei unſerer damaligen Reiſe nach London mit großem Nutzen bedienten, war im Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig erſchienen und hat mehrere Auflagen erlebt.** Unſer Irrthum war dadurch entſtanden, daß das Buch in ähnlicher Weiſe gebunden und ausgeſtattet war, wie die Bädeker'ſchen Handbücher. Verwahren müſſen wir uns jedoch gegen das Mißverſtändniß, daß wir durch dieſe Verwechslung und durch die Bemerkung, daß die Veränderungen Londons ſeit dem Jahre 1851 einen neuen Wegweiſer durch dieſe Stadt nothwendig machten, dem Andenken des wackern Buchhändlers von Koblenz, der unſer perſönlicher, hochgeehrter Freund war, haben zu nahe treten wollen. Vielmehr hören wir mit Vergnügen, daß die einen Weltruf beſitzenden Bädeker'ſchen Handbücher von einem Sohne des Verfaſſers in neuen, verbeſſerten Auflagen herausgegeben werden und daß auch über das heutige London und deſſen Welt-Ausſtellung nächſtens ein Buch von dem jüngern Herrn Karl Bädeker erſcheinen wird.

— Koſſuth's Plan einer Donau-Conföderation. Koſſuth veröffentlicht in der Alleanza von Mailand den Entwurf einer Donau-Conföderation, welche die Donauländer zwiſchen den Karpathen, dem Schwarzen und Adriatiſchen Meere, insbeſondere Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien, Croatien und die zu Serbien gehörigen Länder umfaſſen ſoll. Dieſe Conföderation hätte ſich, wie aus den einzelnen Beſtimmungen des Entwurfes hervorgeht, als ziemlich ſtraffer Bundesſtaat zu conſtituiren und würde von einer nicht genauer bezeichneten Executive und einem Parlamente (Bundesrathe) regiert werden. Als Gegenſtände gemeinſamen Intereſſes, welche zur Competenz der Bundes-Executive und des Bundes-Parlaments gehören, werden ausdrücklich in §. 1 bezeichnet: Vertheidigung des Bundesgebiets, auswärtige Politik und Vertretung, Handels- und Zollſyſtem, große Communications-Mittel, Münzen, Maß und Gewicht. Nach §. 2 regeln die Bundesbehörden Alles, was Bezug hat auf Armee und Flotte, auf Feſtungen und Kriegshäfen. Die einzelnen Bundesſtaaten haben (§. 3) keine beſondere Vertretung im Auslande; es gibt nur Eine Bundes-Diplomatie. Es gibt ferner (§. 4) nur Ein Zollſyſtem, nur Eine Handelsgeſetzgebung für den Bund, ſowie Einheit der Münze, des Maßes und des Gewichts. Die Conſtituante ſetzt (§. 7) die officielle Bundesſprache feſt. Es ſollen alſo zur Kompetenz der Central-Regierung in dem Bundesſtaate, welchen der magyariſche Agitator an die Stelle Oeſterreichs ſetzen und in den er Ungarn und deſſen Neben-Territorien einfügen möchte, die Miniſterien der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Marine, des Handels und der Communicationen, und da man Armee, Flotte, Eiſenbahnen u. ſ. w. nicht ohne Geld in's Leben rufen und erhalten kann, auch das der Bundes-Finanzen gehören. Entſprechend würde dem Bundesrathe, dem Central-Parlamente des Bundes, die umfaſſendſte Einflußnahme auf alle dieſe Branchen der Verwaltung, das Recht der Steuer-Bewilligung für Bundeszwecke und der Rekruten-Bewilligung, der Geſetzgebung in allen Fragen, welche zur Kompetenz der erwähnten Miniſterien gehören, zukommen. — Den einzelnen Staaten des Bundes bliebe nur die Juſtiz, das Cultuswesen und die Landes-Finanzen, ſowie eine autonome Verwaltung reſervirt, inſofern ſolche nicht gegen die allgemeinen Prinzipien des Bundespaktes verſtößt (§. 10).

— Ary Scheffer. Dem Maler Ary Scheffer wurde kürzlich in ſeiner holländiſchen Vaterſtadt Dortrecht eine Denkmal-Statue errichtet, bei welcher Gelegenheit ein Feſtmahl ſtattfand, wo der franzöſiſche Profeſſor Renan, ein Neffe von Scheffer, eine von ſeinen holländiſchen Zuhörern ſehr oft durch Beifall unterbrochene Rede hielt. An Carteſius und Bayle erinnernd, ſagte der Verfaſſer, daß ſchon ſeit Jahrhunderten gegenſeitige geiſtige Beziehungen zwiſchen Frankreich und Holland beſtanden hätten. Indem alſo Letzteres ſeinen Ary Scheffer den Franzoſen überlaſſen, habe es dadurch nur eine Reihefolge von internationalen Darlehnen fortgeſetzt. „Als Frankreich," fügt der Redner hinzu, „einſt in einem ſeiner periodiſchen Delirien ſich befand, in welchen es ſich gleichſam ſelbſt zu enthaupten ſchien, als Frankreich aus ſeinem Schoße gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts den reinſten und edelſten Theil ſeiner Kinder vertrieb, da trugen die franzöſiſchen Proteſtanten ihre gelehrten Studien und ihren Gewerbfleiß hierher und ſchufen ſich zum Ruhme beider Länder ein zweites Vaterland."

— Der Iſthmus von Panama. Man ſpricht in neuerer Zeit wieder viel von der Durchſtechung von Central-Amerika Behufs eines Schiffs-Kanals, und zu den vorgeſchlagenen Lokalitäten gehört auch der Iſthmus von Panama. Es iſt höchſt merkwürdig, wie wenig man von dieſer Region weiß, nicht blos Angeſichts eines ſolchen Projektes, ſondern auch weil der Iſthmus von Panama eine der lebhafteſten und wichtigſten Weltſtraßen trägt: die Eiſenbahn von Aspinwall nach Panama, welche ſeit einer Reihe von Jahren die Hauptverbindung zwiſchen dem Atlantiſchen und Großen Ocean vermittelt. Die Linie dieſer Eiſenbahn iſt freilich genau bekannt, was aber links und rechts davon liegt, iſt eine ziemlich vollſtändige terra incognita. Selbſt die ſchmalſte, nur 7 deutſche Meilen breite Stelle des Iſthmus zwiſchen dem Golf von San Blas und der Bayano-Mündung war noch nie von einem Europäer durchreiſt. Erſt im Februar 1858 unternahm Dr. Moritz Wagner eine Entdeckungs-Expedition dahin, welche für die Kunde des Iſthmus äußerſt wichtig iſt, obgleich die vielfachen Schwierigkeiten der Erforſchung dieſer Gegenden ſo außerordentlich groß ſind, daß Dr. Wagner's Expedition nur 23 Tage dauern konnte und gleichwohl bedeutende Reiſekoſten verurſachte. Trotzdem ſind die Reſultate von Wichtigkeit, indem ſie die Exiſtenz einer ununterbrochenen Bergkette von 600 Meters mittlerer Höhe darthun, ſo daß an einen Kanalbau in dieſem Theile Central-Amerika's nicht wohl zu denken iſt. Der Bericht über dieſe Reiſe findet ſich im neueſten Heft (1862, Nr. 4) von Petermann's Monatsſchrift, und iſt von einer ausführlichen Karte Petermann's im Maßſtabe von 1,750,000 begleitet.

J. L.

* Was bei dieſen Verurtheilungen den Rechtsſinn des Volkes am Meiſten verletzt, iſt der Umſtand, daß das öſterreichiſche Strafgeſetz die eines Preßvergehens Ueberwieſenen, gleich gemeinen Verbrechern, mit Kerkerhaft, geſchärft durch wöchentlich zweimaliges Faſten, beſtraft. D. H.

** London im Jahre 1851. Ein praktiſches Handbuch für Reiſende nach England. Leipzig, Carl B. Lorck, 1851.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 26. | Mittwoch, den 25. Juni 1862. | 31. Jahrgang.

Inhalt:

Schweiz. Seite

Ein vorgeſchichtliches Urvolk und ſeine Wohnſtätten. Nach Frédéric Troyon. 301

England.

Ein neues Trauerſpiel von Henry Taylor 305
Die Aufhebung der Negerſklaverei durch das Parlament 306

Japan.

Das feudaliſtiſche Regierungsſyſtem in Japan 309

Deutſchland und das Ausland.

Zur Kulturgeſchichte der Tanzkunſt 310

Mannigfaltiges.

Die Trias auf Probe 311
Ein Bildniß Leſſing's aus ſeiner Knabenzeit 312
Reiſebücher zur Londoner Ausſtellung . . . . „
Ruſſiſche Revue . . . . „
Chineſiſche Dramen und Romane . . . . „

Schweiz.

Ein vorgeſchichtliches Urvolk und ſeine Wohnſtätten.

Nach Frédéric Troyon.*

Die neuentdeckten Spuren menſchlicher Wohnſtätten unterhalb der Seen der Schweiz ſind für die Urgeſchichte der europäiſchen Völker von nicht geringerer Wichtigkeit, als die Ausgrabungen von Herkulanum und Pompeji für das römiſche, und diejenigen von Ninive für das aſſyriſche Alterthum. In einer ſolchen neu zu Tage geförderten Vorwelt tritt uns das Lebensbild der Menſchen, die ſie vor Jahrtauſenden bevölkert haben, ſo vollſtändig und anſchaulich vor die Augen, daß uns dadurch gänzlich neue Geſichtspunkte über die Vergangenheit und über eine längſt untergegangene Civiliſation eröffnet werden. Aus dem unten angezeigten Werke des Herrn Troyon, eines franzöſiſchen Schweizers, wollen wir unſern Leſern über das Geſchichtliche und das Ergebniß der höchſt intereſſanten Entdeckung das Bedeutendſte mittheilen.

Im Winter 1853—1854 war der Waſſerſtand des Züricher Sees ſehr niedrig. Das benutzten die Anwohner, um auf den vom Waſſer befreiten Strande die Deiche weiter zu führen und ſo dem Seebette urbaren Boden abzugewinnen. Da entdeckten die Deicharbeiter in der Nähe des Ortes Obermeilen, unter einer etwa $1^1/_2$ Fuß mächtigen Schlammſchicht: Pfähle, Kohlen, vom Feuer geſchwärzte Steine, Knochen und allerlei Geräthſchaften. Auf dieſe Nachricht beeilte ſich Profeſſor Keller in Zürich, den Fund zu unterſuchen und machte bald darauf das Reſultat der wiſſenſchaftlichen Welt bekannt. Seitdem verſuchten mehrere Gelehrte deutſcher und franzöſiſcher Zunge in der Schweiz die inſelartigen Stellen in den Seen, ſowie die Anſchwemmungen an den Ufern derſelben, zu ſchürfen, verbanden damit ähnliche Verſuche und Forſchungen an den Seen Italiens, des franzöſiſchen Jura und Savoyens, und ihre Ausbeute an hiſtoriſchem Stoff wächſt ſeitdem mit jedem Tage. In der Schweiz allein haben ſie bereits hundertundfunfzig unterſeeiſche Dörfer entdeckt und die Zahl mehrt ſich noch fortwährend. In den bedeutendſten Städten der Schweiz ſind in öffentlichen Muſeen, ſowie in Privatſammlungen von Gelehrten, Tauſende von Antiquitäten zur Anſicht aufgeſtellt. In dem Flecken Conciſe hat man aus dem Neuchateler See ſchon an 25,000 Gegenſtände herausgeholt, und es dürfte ſich eine noch reichere Ausbeute ergeben, da die hiſtoriſche Schicht in einer beträchtlichen Ausdehnung mehr als drei Fuß mächtig iſt.

Leicht erklärlich iſt's, weshalb die vorgeſchichtliche Bevölkerung der Schweiz ſich mit Vorliebe auf den Eilanden der Seen anbaute. Vor der römiſchen Epoche nämlich hauſten in den ungeheuren Wäldern der Alpen-Thäler Bären, Wölfe, Eber, Ure; aber noch furchtbarer als dieſe reißenden Thiere waren die verſchiedenen Volksſtämme, die ſich einander blutig befehdeten. Die erſte Sorge einer Familiengruppe war demnach, ein von Natur geſchütztes Obdach zu ſuchen: in Gebirgsgegenden boten die von Abgründen umgebenen ſchroffen Goate, oder die tiefen Grotten, die nur von der Seite der jähen Halden zugänglich waren, eine ſichere Zuflucht; in bewäſſerten Gegenden ſiedelten ſie ſich auf den, durch den Zuſammenfluß zweier Ströme, gebildeten Halbinſeln, oder in den Einbiegungen mäandriſcher Flüſſe an; in ſeereichen Ländern endlich, wie die Schweiz und Savoyen, verließen ſie das Feſtland und bauten ihre Hütten mitten auf den Gewäſſern in einer gewiſſen Entfernung vom Ufer. Hier waren ſie vor einem plötzlichen feindlichen Ueberfall ſicher und konnten mittelſt ihrer Kähne leicht nach jedem Punkte des Geſtades gelangen; die Hütten dienten zugleich als Magazine für ihre Fiſchvorräthe. Vielleicht leitete ſie bei dieſer Wahl ihres Aufenthaltsortes der unwiderſtehliche Trieb, der die Völker in ihrer Kindheit nach dem Waſſer ziehet. In allen Geſchichts-Epochen und in allen Erdtheilen wirkten das Bedürfniß der Vertheidigung, die Bequemlichkeit des Fiſchfangs und der reizende Anblick des Seeſpiegels zuſammen, daß zahlreiche Völkerſchaften ihre Wohnungen aus Zweigen und Binſen auf dem Waſſer errichteten. Herodot erzählt, daß die Päonier in Thracien ihre Dörfer auf eingetriebene Pfähle in den Untiefen des Sees Praſias bauten; daſſelbe thun noch jetzt die Malayen und Chineſen in Bangkok und auf den Küſten von Borneo. Als die Spanier die Lagunen von Maracaybo entdeckten, ſahen ſie zu ihrer Ueberraſchung ein Dorf auf einem Pfahlwerk erbaut, ein Venetia im Kleinen, das davon noch heute den Namen Venezuela führt.

Doch kommen wir zu den Seewohnungen der vorgeſchichtlichen Schweiz zurück. Mit bloßem Auge kann man hier durch das klare Gewäſſer die Pfähle erblicken, bald in parallelen Reihen, bald in ungeordneten Gruppen in den Grund getrieben. Die verkohlten Balken zwiſchen den Pfählen bildeten meiſt den Boden der Hütten, einige Fuß über dem Seeſpiegel. Ueberreſte von Zweiggeflechten, Bruchſtücke von feuergehärtetem Thon gehörten ſichtlich zu den Einfriedigungen, und einige Lagen Binſen, Stroh und Rinde ſind Trümmer der kegelförmigen Dächer. Die Steine, Beſtandtheile des ehemaligen Heerdes, waren ſenkrecht zu Grunde gefallen und liegen jetzt unter derſelben Stelle, die ſie einſt einnahmen. Als Hausrath finden ſich in dem Schlamme: Thongeſchirre, Schütten Laub und Moos, die als Ruheſtätte dienten, Waffen, Jagdtrophäen: Hirſchgeweihe und Stierköpfe. Neben dem Pfahlwerk bemerkt man Ueberreſte von hohlen Baumſtämmen, die als Kähne dienten; eine Reihe Pfähle deutet auf eine ehemalige Brücke hin, die das Waſſerdorf mit dem Feſtlande verband. Die größten dieſer Dörfer zählten etwa 200 bis 300 Hütten, welche Letzteren zwiſchen 9 und 15 Fuß groß waren — Raum genug für eine Familie, die in ihrer Wohnung nur ein Obdach ſuchte. Welch' maleriſchen Anblick mußten dieſe aus der Waſſerfluth hervorragenden Hütten gewähren! Auf dem öden Ufer ſah man höchſtens hin und wieder Hausthiere in den graſigen Waldlichtungen weiden; hochwüchſige Bäume bekleideten mit ihren grünen Aeſten alle Halden; weithin herrſchte

* Habitations lacustres des temps anciens et modernes, par M. Frédéric Troyon. Lausanne, 1860. In Deutſchland hat Herr Prof. Jacob Nöggerath auf dieſe überaus merkwürdige Entdeckung in mehreren Artikeln der Weſtermann'ſchen „Monatsblätter" hingewieſen.

Digitized by Google

tiefe Stille über dem Walde. Auf den Fluthen dagegen war Alles Leben und Bewegung; der Rauch aus den Hütten wirbelte in die Luft; die Bevölkerung tummelte ſich auf den Höhepunkten; die Kähne gingen und kamen von einer Hüttengruppe zur andern, vom Dorfe an den Strand; in der Ferne wogten die Fiſchernachen oder die Kriegsfahrzeuge. Das Waſſer ſchien das wahre Gebiet des Menſchen.

Bald nach der erſten Entdeckung ermittelten die ſchweizer Archäologen, daß dieſe Seedörfer nicht von einer und derſelben Epoche herrühren können. Eine gründlichere Unterſuchung führte ſie dahin, die Urgeſchichte in drei Zeitalter zu theilen: in das Zeitalter des Steins, der Bronze und des Eiſens. Schon die ſkandinaviſchen Alterthumsforſcher hatten für die Urgeſchichte ihres Landes dieſe drei aufeinander folgende Perioden feſtgeſtellt: allein dieſe Zeitalter in den beiden Ländern entſprechen einander nicht ſynchroniſtiſch. Damals rückte die Civiliſation nur ſehr langſam von Ort zu Ort; Jahrhunderte verfloſſen, bevor irgend ein gewerblicher Fortſchritt aus dem europäiſchen Süden in die Regionen des Nordens drang. Die Sitten des Landes änderten ſich erſt im Verfolg langwieriger Kriege oder weiter Völker-Wanderungen.

Hauptſächlich in der deutſchen Schweiz finden ſich die Spuren ſolcher Wohnſtätten und Ortſchaften, die dem Stein-Zeitalter angehören. Auch die weſtliche Schweiz beſaß beträchtliche Waſſerdörfer, unter anderen das früher genannte Conciſe, nah am ſüdlichen Ausläufer des Neufchateler Sees; allein der Züricher und der Boden-See ſcheinen die belebteſten Punkte geweſen zu ſein. Dort ſteigen aus dem Waſſergrund die Pfahlwerke von Obermeilen, die den Ausgangspunkt zu allen folgenden Entdeckungen bildeten; den Ueberreſten, die man hier, wie an den Seegeſtaden bei Konſtanz, Pfäffikon, Sempach, Wauwyl, Moosſeedorf geſammelt hat, verdanken wir es, daß wir die Lebensweiſe der Seebevölkerung in großen Zügen zeichnen und über ihre Geſchichte einige allgemeine, aber zuverläſſige Andeutungen geben können.

Was uns bei dieſen Urbauten am meiſten in Erſtaunen ſetzt, iſt die darauf verwendete ungeheure Arbeit, zu der die Menſchen, außer Kieſel-Aexten und Glutkohlen, keine Werkzeuge hatten. Gerade und ſchlanke Baumſtämme wuchſen allerdings reichlich im Walde; allein ſie zu fällen, abzukappen, zu ſpitzen, um ſie mehrere Fuß in den Grund zu treiben, konnten ſie ſich keines andern Mittels, als des ſcharfen Steines und des Feuers bedienen. Noch beiweitem ſchwieriger als das Behauen des Holzes zu Pfählen, war das Spalten der Klötze — mit einer Steinaxt! — zu Bohlen; und wie viel Zeit und Mühe bedurfte es erſt, einen Eichenſtamm von 30—45 Fuß Länge zu fällen und zu einem Nachen auszuhöhlen! Manche Dörfer, die hier in Trümmern liegen, ruhten auf mehr denn 40,000 Pfählen! Gewiß war dies das Werk einer Reihenfolge von Generationen, und ſetzt bei jeder derſelben ein unabläſſiges Arbeiten voraus. Ueberdieß zogen ſie Gräben um die Weideplätze ihrer Heerden am Geſtade, zum Schutz gegen die reißenden Thiere, errichteten Grabhügel (tumuli) und andre Denkmäler auf den Anhöhen, führten dabei Krieg, trieben Jagd und Fiſchfang, bauten das Land, und zwar Alles mit knöchernen und ſteinernen Werkzeugen. Und welche Geduld erforderte die Verfertigung dieſer Werkzeuge ſelbſt! Denn der Stein konnte ja nur mit dem Steine bearbeitet werden, und man begreift es kaum, wie ſie es anfingen, den härteſten Steinen, denn gerade dieſe wählten ſie, Schneide und Spitze zu geben.

Das Beil ſpielte eine Hauptrolle in der urzeitigen Induſtrie. Man findet es zu Hunderten unter den Ruinen der alten Wohnplätze. Dieſe Jagd- und Kriegswaffe diente auch zu dem mannigfaltigſten Hausgebrauch, und wahrſcheinlich ließ es der Beſitzer niemals aus der Hand oder aus dem Gürtel. Das ſchweizer Beil, meiſt aus einem Serpentinblock verfertigt, iſt viel kleiner, als das während des Stein-Zeitalters in Skandinavien gebrauchte, und mißt durchſchnittlich nur 1½—2 Zoll. Die Art, dieſe geſchärften Steine mit einem Stiel zu verſehen, war verſchieden: mittelſt Neſteln oder Falze wurden ſie bald an ein Krummholz, bald an ein Hirſchgeweih befeſtigt. Dieſe Nationalwaffe ſetzte die Kunſt und die Erfindungsgabe der Verfertiger in Thätigkeit; jeder Krieger änderte die Form nach ſeinem eigenen Geſchmacke und putzte ſie mit Federn und anderen Zierraten heraus, wie die amerikaniſchen Rothhäute thun. Sie hatten auch Pfeile von Kieſel- oder Knochenſpitzen, die an ein Binſen-Ende befeſtigt waren. Dieſe Pfeile gleichen den in Frankreich, England und an den Ufern des Miſſiſſippi entdeckten, ſind aber im Allgemeinen nicht ſo lang, wie die ſkandinaviſchen. Wahrſcheinlich war auch die Schleuder nicht unbekannt. Auch rohe Steine dienten als Wurfgeſchoß; wenigſtens liegen im Schlamme neben den Pfahlwerken ſcharfkantige Kieſel haufenweis; da ſie zur Verfertigung von Werkzeugen zu klein ſind, ſo konnten ſie keinen andern Zweck, als den angegebenen haben. Schon ſehr geſchickt in der Kriegführung, hatten ſie eine Art Brandkugeln erfunden: ſie beſtanden aus Kohlen und Thon und waren mit einem Loch verſehen, um ſie beim Wurf bequem zu handhaben. Im Feuer glühend gemacht, wurden ſie auf die Dächer der feindlichen Hütten geſchleudert; das trockene Stroh fing Feuer und bald ſtand das Dach in Flammen. Auf dieſe Weiſe zündeten die Nervier Cäſar's Lager an. So erfindungsreich war der Menſch ſchon in der Wiege ſeiner Geſchichte in der Kunſt des Zerſtörens!

Unter den Werkzeugen jener Periode finden ſich ferner ſchneidende, oder gezähnte Klingen aus Kieſeln, die als Meſſer und Sägen dienten; Hammer, Amboße, Wetzſteine, Pfriemen aus Knochen oder Hirſchgeweihen, Kneiſe und Nadeln. Die Töpferwaaren, wovon ſich Scherben vorfinden, ſind von grobem Thon, und die Maſſe iſt mit Quarzkörnchen untermiſcht. Meiſt aus freier Hand geformt, bezeugen ſie die Kindheit dieſer Kunſt und tragen ſelten Spuren von Verzierung. Einige von feinerer Maſſe ſind geglättet und mittelſt Reißblei ſchwarz gefärbt. In Wangen, am Boden-See, in Rabenhauſen am Pfäffikon-See, fand man Matten von Hanf und Lein, ja wirkliche Leinwand; auch Körbchen, denen aus den alten ägyptiſchen Gräbern ſehr ähnlich. Die Bewohner der Pfahlbauten verfertigten außerdem Stricke und Taue aus den Faſern und der Rinde verſchiedener Bäume.

Wie alle wilden Urvölker, waren auch die Pfahlbau-Bewohner für Putz ſehr eingenommen: ſie trugen Knochennadeln im Haar, Ringe an den Fingern, plumpe Spangen an den Handgelenken, Ketten, an denen Kugeln von Hirſchgeweih, mit Steinperlen untermiſcht, aufgereihet waren, um den Hals; auch Bärenzähne, ohne Zweifel als Amulette, die ihnen die Stärke dieſer wilden Thiere verleihen und ſie gegen Behexung ſchützen ſollten. Große ſteinerne Wurfſcheiben dienten ihnen zum Spiel nach dem harten Tagewerk. Die durchbohrten Haſelnüſſe, die man im Schlamm zerſtreut findet, mochten wohl die Mütter als Kinderklapper für ihre Kleinen gebrauchen.

Andere Entdeckungen liefern den Beweis, daß der Ackerbau bei dieſen Völkern des erſten Zeitalters ſchon ziemlich vorgeſchritten war. Allerdings lieferten ihnen Jagd und Fiſcherei den überwiegenden Beitrag zu ihrer Nahrung: dafür zeugen die Lage ihrer Wohnungen mitten auf dem Waſſer und die zum Theil abgenagten Knochen des Urs, des Biſons, des Hirſches, des Elenns, des Rehs, der Gemſe und des wilden Geflügels, die man theils in den Torflagern, theils in dem Schlamme der Pfahlbau-Dörfer gefunden hat. Auch die Waldgewächſe lieferten ihrem Tiſch manche Zukoſt; denn unter den Trümmern der Küche fanden ſich Tannen-Aepfel, Buchecken, Haſelnüſſe, Beeren. Indeſſen fehlte es ihnen auch nicht an Heerden von Ochſen, Schafen, Ziegen, Schweinen, und ſie bedienten ſich des Hundes zur Bewachung dieſer Hausthiere; ſie verfertigten eine Art Käſe in mit Löchern verſehenen Geräthen; ſie bauten mancherlei Fruchtbäume, wie: Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume und bewahrten Vorräthe von Früchten für den Winter auf. Unter den Trümmern eines Seedorfes im Boden-See, entdeckte Löhle ein Magazin der Urzeit, das beiläufig hundert Maaß Gerſte und Weizen in Körnern und Aehren enthielt. Er fand ſogar ein wirkliches Brod aus geſchrotenem Korn mit der Kleie daran, das durch die Verkohlung ſich erhalten hatte. Mit Ausnahme alſo des zahmen Geflügels und der Eier, glich die Koſt der Urbewohner Helvetiens völlig der unſrigen.

„Ceres goldne Gaben," dieſe wichtigſte Errungenſchaft der Menſchheit, wären allein ſchon ſprechende Zeugen, daß dieſe namenloſen Völkerſchaften aus dem ſteinernen Zeitalter bereits eine lange Reihe von Jahrhunderten des Fortſchritts hinter ſich hatten, wenn nicht aus der ſorgfältigen Durchforſchung der Seedörfer auch noch die Gewißheit hervorginge, daß ihre Bewohner die ſogenannte „Theilung der Arbeit" nach einem großen Maßſtabe in's Werk geſetzt haben. Manche Oertlichkeiten, wie Moosſeedorf, Obermeilen und Conciſe, bieten eine ſolche Ueberfülle von theils ausgeführten, theils halbfertigen Werkzeugen dar, daß ſie für die wahren Fabrikorte, für die Induſtrieſtätten der Epoche gelten können. Jedes beſaß eine beſondere Spezialität, was auf Theilung der Arbeit, auf ein Syſtem gegenſeitigen Austauſches hinweiſt. Es mußte auch ein bedeutender Handel mit entfernten Ländern beſtanden haben, denn es finden ſich unter den Ueberreſten Gegenſtände, die in der Schweiz nicht heimiſch waren. Die Felſen der benachbarten Gebirge, die Hirſchgeweihe, die Knochen der wilden Thiere lieferten allerdings das Material zu faſt allen Werkzeugen; allein die Wurfgeſchoſſe aus Kieſel konnten nur aus Gallien oder Deutſchland kommen. Die Koralle bekamen ſie von den Völkern des Mittelmeeres, den Bernſtein kauften ſie an den Küſten der Oſtſee, der koſtbare Lendenſtein (Nephrit) wurde aus dem Morgenlande eingeführt.

Wollen wir auch den Gelehrten, die alle Völker auf einen aſiati

Digitized by Google

Urſprung zurückführen, zugeben, daß die Seebewohner ſelbſt eine beträchtliche Menge Lendenſteine aus dem Orient mitgebracht, woher erhielten ſie den Bernſtein, die Koralle, wenn nicht durch den Handel? Jägervölker ſcheuen keine Reiſen, wenn dieſe auch Wochen und Monate dauern. Vor der Ankunft der Europäer ſtanden z. B. die Indianer des Großen Sees (Great Lake), mit denen des Nieder-Miſſiſſippi in ununterbrochenem Verkehr. Zum Zwecke des Tauſchhandels, oder um gegen benachbarte Feinde ferne Bündniſſe zu ſchließen, unternahmen ſie furchtlos lange Märſche durch die Savanen, durch die Wälder und über mächtige Ströme.

Zu der Kenntniß des Ackerbaues, des Handwerks und des Handels, die dieſem Urvolke eine ziemlich hohe Stufe auf der Völkerleiter anweiſt, kommt noch der edelſte Ausdruck des entwickelten Menſchengeiſtes, die Religion, die für daſſelbe ſo günſtig zeugt. Wie die Celten, ſcheinen auch die Seebewohner die Gottheit in der freien Natur: auf Bergen, unter dem geheimnißvollen Schatten der Haine und auf den Fluthen angebetet zu haben. Die meiſten Forſcher nehmen keinen Anſtand, ihnen die Aufrichtung einer großen Zahl der ſogenannten Druidenſteine zuzuſchreiben. Auch die beträchtlichſten Grabhügel der Schweiz gehören erſichtlich dieſer Periode, da ſie keine andern Ueberreſte der Induſtrie, als des Steinzeitalters, ohne eine Spur von Metallarbeiten, enthalten. Dieſe Hügel, die mitunter eine Höhe von 90 Fuß erreichen, zeugen von der tiefen Ehrfurcht gegen die Todten. Dieſe ruhen in der Grabhöhlung, die Arme über der Bruſt gekreuzt, die Knie bis an das Kinn hinaufgebogen; dieſe Lage, der des Kindes vor ſeiner Geburt ähnlich, ſollte wohl andeuten, daß der Hingeſchiedene in den Schoß der Allmutter zurückgekehrt ſei. Kürzlich noch herrſchte in einigen Gemeinden der Alpenthäler ein rührender Brauch bei Leichenbeſtattungen: Wenn das Grab geſchloſſen war, traten die ſäugenden Mütter hinzu, und ließen aus ihren Brüſten einige Milchtropfen in die friſchaufgeworfene Erde fließen. Der Urſprung dieſes Gebrauchs dürfte ſich in das ſteinerne Zeitalter verlieren. Kein einziger der in den Grabhügeln gefundenen Ueberreſte aber giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß die Urbewohner Helvetiens den Manen ihrer Verſtorbenen Menſchen geopfert hätten. Dieſer grauſige Opferdienſt, den die Schweizer in dem folgenden eiſernen Zeitalter feierten, war den Seebewohnern völlig unbekannt.

In welche Jahrhunderte der Geſchichte aber iſt dieſes ſteinerne Zeitalter zu weiſen? Dieſe chronologiſche Frage drängt ſich zunächſt dem Forſcher auf. Troyon verſuchte es anfangs, ſie dadurch zu löſen, daß er die Torfformation an den Stätten der verſchiedenen See-Ortſchaften ſtudirte. Wie der Botaniker das Alter eines Baumes nach den Jahrringen beſtimmt, ſo wollte er das Alter der Handwerks-Erzeugniſſe nach den Jahrhunderten berechnen, deren die darüber lagernde Torfſchicht zu ihrer Bildung bedurfte. Unglücklicherweiſe aber bildet ſich der Torf bald raſcher, bald langſamer nach Geſetzen, die noch nicht gefunden ſind, und ſo mußte ſich Troyon nach einer andern Schätzungsmethode umſehen, die ihm endlich die Nachgrabungen in den See-Ortſchaften der weſtlichen Schweiz an die Hand gaben.

Unter den angeſchwemmten Ablagerungen der Ströme, die in den Genfer- und Neuchateler See münden, entdeckte man mehrere Gruppen Pfähle, die erſichtlich aus dem ſteinernen Zeitalter datiren. Eben ſolche Ueberreſte finden ſich noch bei Villeneuve, über 450 Mètres von dem gegenwärtigen öſtlichen Ufer des Genfer Sees entfernt. Spuren von Ortſchaften aus demſelben Zeitalter entdeckte man auch an verſchiedenen Punkten der Alluvionen im Bette des Neuchateler Sees: an den Mündungen der Mantua, der Reuſe, in den Sümpfen der Zihl (Thiele) und hauptſächlich in dem Marſchthal der Orbe, das ſich ſüdlich von Yverdon hinzieht. Um nun das Alter dieſer in den Alluvionen verſenkten Pfahlwerke zu ermitteln, braucht man nur den Abſtand des gegenwärtigen von dem alten Ufer zu meſſen und zwiſchen dieſen beiden parallelen, oder vielmehr concentriſchen Linien einen dritten Punkt aufzufinden, deſſen Alter bekannt iſt, um dann den fortſchreitenden Gang der Anſchwemmungen annäherungsweiſe zu berechnen. Ein ſolcher Punkt beſteht aber in dem Orbe-Thal: es iſt die Düne, die die Ruinen der alten gallo-römiſchen Stadt Eburodunum trägt. Zwiſchen dieſer Düne u. dem See, auf dem Raume, den das heutige Yverdon zum Theil einnimmt, iſt keine Spur römiſcher Alterthümer vorhanden, woraus zu ſchließen, daß im Anfange unſerer Aera das Seeufer der erwähnten Düne viel näher lag. Angenommen nun, daß die Gewäſſer des Sees noch jetzt die Mauern des Castrum Eburodunense beſpülten: ſo hätte es mindeſtens 1500 Jahre bedurft, um den 800 Mètres breiten Gürtel, der jetzt zwiſchen den Ruinen und dem Seeufer liegt, zu bilden. Es iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß das Zurückweichen des Waſſers nicht ſo raſch vor ſich ging; denn der celtiſche Name „Eburodunum" weiſt auf eine vorrömiſche Niederlaſſung hin. Jedenfalls, wenn auch die angegebene Ziffer zu niedrig gegriffen, erſehen wir doch, daß ein Zeitraum von 1800 Jahren nöthig war, um den Raum von 1000 Mètres, der die Düne von den alten Pfahlbauten im Süden, an dem Fuße des Hügels Chamblon trennt, auszufüllen; und ſo werden wir in das funfzehnte Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung zurückgeführt. Spätestens um dieſe Zeit, vielleicht aber noch weit früher, verdrängten überwuchernder Torfanwuchs und Anſchwemmungen der Orbe die Inſaſſen des Seedorfes bei Chamblon. Um nun zu der Epoche der Gründung deſſelben zu gelangen, muß man noch einige Jahrhunderte zurückgehen; denn wohl bedurfte es einer langen Reihe von Jahren, ehe das Waſſer zwiſchen dem Seedorf und dem alten, noch heute erkenntlichen Geſtade ausgefüllt ward. Ohne alſo die angegebenen Ziffern mathematiſch genau nehmen zu wollen, kömmt Troyon zu dem Schluß, daß die Pfahlbauten von den Uranſiedlern Helvetiens um 2000 v. Ch. aufgeführt worden ſind. Man könnte den Einwurf machen, daß der Waſſerſtand des Sees im Verlaufe der hiſtoriſchen Zeit ſich geſenkt habe und daß dadurch die Marſchebene von Yverdon trocken gelegt worden ſei; allein da das alte Geſtade genau ſo hoch liegt, wie das gegenwärtige: ſo muß wohl der normale Waſſerſtand in den letzten viertauſend Jahren derſelbe geblieben ſein.

Das Reſultat zu welchem in Folge ſeiner Unterſuchung der Alluvialſchichten des Orbe-Thals Herr Troyon gelangt iſt, zählt zu den größten Triumphen der Geologie. An der Hand dieſer Wiſſenſchaft, die uns das relative Alter der foſſilen Pflanzen und Thiere enthüllt, werden wir ſicher geleitet, die Chronologie der Menſchenſtämme, die einander auf dem Erdenrunde abgelöſt haben, mit ziemlicher Gewißheit zu beſtimmen. Da, wo hiſtoriſche Denkmäler und ſchriftliche Urkunden uns im Stiche laſſen, beginnt die Rolle des Geologen. Er durchwühlt die Ablagerungen der Flüſſe Sandkorn für Sandkorn; fördert zu Tage abgenagte Knochen, Topfſcherben, Trümmer aller Art, die in den Archiven der Erdſchichten aufbewahrt liegen und die Prüfung dieſer Dinge ſetzt ihn in den Stand, längſt dahingeſchwundene Völker der Vergeſſenheit zu entreißen. Dank dieſen Unterſuchungen, iſt die Geſchichte des Menſchen in den Gegenden Weſt-Europa's zwei Jahrtauſende älter geworden. Fürderhin iſt es eine der Wiſſenſchaft gewonnene Thatſache, daß acht oder zehn Jahrhunderte vor dem Trojaniſchen Kriege, ein Volk von Jägern, Ackerbauern und Handwerkern in Helvetien lebte und mit den Völkern in Germanien und an den Küſten der Oſtſee verkehrte. Zugleich iſt das Feld der Naturgeſchichte erweitert worden. Als die Mammuths und die andern vorfluthlichen Geſchöpfe längſt verſchwunden waren, bevölkerten noch der Ur, der Biſon, das Rieſen-Elenn, der Steinbock und der Biber die Wälder Central-Europa's. Endlich ermitteln wir dadurch eine der wichtigſten Thatſachen für die Geſchichte des Erdkörpers ſelbſt, daß nämlich das Klima Helvetiens ſeit viertauſend Jahren ſich nur unmerklich verändert habe. Die Bäume und Pflanzen, die heute dort wachſen, wuchſen dort ſchon damals; dieſelben, angebauten, wie wildwachſenden Früchte, dienten den Menſchen zur Nahrung; der einzige Unterſchied, der ſich aus der Unterſuchung der Ueberreſte aus dem ſteinernen Zeitalter ergiebt, iſt, daß die Waſſernuß und die Seeroſe, die jetzt aus den Schweizer Seen verſchwunden ſind, damals in großem Ueberfluß darin gewuchert haben.

* * *

Um das Ende des ſteinernen Zeitalters zeigt ſich ſchon einige Bekanntſchaft mit dem Metall; dafür ſprechen wenige Ueberreſte, die man in Obermeilen und Conciſe gefunden; indeß beweiſen die Vollkommenheit ſowohl, wie die Seltenheit der Gegenſtände, daß ſie aus der Fremde hereingebracht worden, ſei es auf dem Wege des Tauſchhandels, ſei es im Gefolge von Kriegs-Ereigniſſen. Ungereimt aber iſt die Vorausſetzung, die Urbewohner hätten ohne Weiteres die Fabrication der Bronze erfunden, d. h. ohne den Gebrauch des Kupfers und Zinns gekannt zu haben. Das Vorkommen der Metallmiſchungen läßt ſich nur daraus erklären, daß ein neues Volk mit einer neuen Civiliſation auf die Bühne trat. In Hindoſtan, in Central-Aſien, in Amerika folgte auf das Stein-Zeitalter langſam und ſchrittweis das Kupfer-Zeitalter, das allmählich von dem Bronze-Zeitalter abgelöſt wurde. In Helvetien aber, wie in ganz Weſt-Europa iſt das Kupfer-Zeitalter gar nicht vertreten: die Bronze folgt dem Stein unmittelbar auf dem Fuße. Zwei Raçen ſtießen auf einander. In faſt allen Seeortſchaften iſt die Gränze der beiden Epochen durch Brand und Mord ſcharf markirt. Die neuen Ankömmlinge, wahrſcheinlich aus celtiſchem Stamme, ſchwangen ihre metallenen Streitärte, und die Ueberlegenheit ihrer Waffen verſchaffte ihnen einen ſehr leichten Sieg über die armen Eingebornen, die vor den fremden Kriegern eben ſo er-

Digitized by Google

ſchrocken weichen mochten, wie die Indianer in Mexiko und Peru vor den erſten Spaniern, die auf ihren ungeſtümen Roſſen gleich Centauren einherſtürmten und den Tod aus der Ferne ſchleuderten.

Die Seebevölkerungen der öſtlichen Schweiz ſcheinen bei dieſer Invaſion am meiſten gelitten zu haben. Der größte Theil der Pfahldörfer wurde völlig geräumt, und ſeit dieſer Zeit liegen ihre Trümmer in den Fluthen begraben. Auch an den Trümmern der Pfahlwerke in der weſtlichen Schweiz ſind die Spuren des Feuers ſichtbar. Einige, wie Steinberg im Bieler See, wurden auf derſelben Stätte wiederaufgebaut; andre wurden nach der Zerſtörung in größere Entfernung vom Ufer verlegt, wo ſie die Brandgeſchoſſe nicht zu fürchten hatten. Endlich erhoben ſich zahlreiche Gruppen Pfahlwerk auf den früher verlaſſenen Eilanden des Genfer, Neuchateler, Bieler und Murtener Sees. Zu Anfang des Bronze-Zeitalters ſcheint die Seebevölkerung in Maſſe ihre Wohnplätze verändert zu haben, um aus der Nachbarſchaft des Feindes zu kommen, der ſich der ganzen öſtlichen, jetzt deutſchen Schweiz bemächtigt hatte. In die heutige franzöſiſche Schweiz geflüchtet, waren die Pfahlbau-Bewohner ſo glücklich, alle feindlichen Einfälle tapfer zurückzuweiſen und zugleich ihren Beſiegern alle aus dem Orient mitgeführten Geheimniſſe der Induſtrie abzulauſchen. Durch dieſe Berührung mit einem civiliſirtern Volksſtamm ſcheint eine neue Zeit der Blüthe für ſie angebrochen zu ſein, die Bevölkerung wuchs zuſehends und übertraf an Zahl bei weitem die der vorangegangenen Periode; denn in den Marſchen der Zihl, zwiſchen dem Bieler und Neuchateler See, finden ſich die Pfahlbauten in ſolcher Menge, daß ſie für die jetzigen Anwohner eine wahre Fundgrube für Brennholz abgeben.

Die größere oder geringere Abgenutztheit der Pfähle giebt im allgemeinen ein ſicheres Anzeichen, ob die Ortſchaften der Stein- oder der Metall-Periode angehören. Faſt alle Pfähle aus der älteſten Periode nämlich ſind vom Waſſer bis hart an den Grund des Seebettes abgeſpült, während dagegen die aus der folgenden Periode mehrere Fuß über dem Boden hervorragen. An der Conſtruction der Hütten ſelbſt bemerkt man im Allgemeinen keine Veränderung, gewiß darum, weil auch die Volksſitten unverändert blieben; indeß waren, nach Troyon's Angabe, manche auf Flößen, andere, wie die Hängehütten am Bosporus, in verſchiedener Höhe, auf ſchrägen und gekreuzten Pfählen erbaut.

Einmal im Beſitz des Metalls nimmt die Induſtrie einen im Verhältniß zu der frühern Periode höhern Aufſchwung, ohne an Weſen und Form ihrer Erzeugniſſe Etwas zu ändern. Noch immer bleibt das Beil der treue Begleiter des Kriegers und der Handwerker wendet ſeine ganze Geſchicklichkeit auf die Verzierung deſſelben. Zu dieſer Kriegswaffe kamen neue Todeswerkzeuge: das bronzene Schwert und die ſteinerne Keule; deſto ſeltner aber werden die Pfeile: ein Beweis, daß, anſtatt wie ihre Vorfahren aus der Ferne den Kampf einzuleiten, die Eingebornen ſich gewöhnt hatten, dem Feinde ſtracks dicht auf den Leib zu rücken und Bruſt an Bruſt zu kämpfen. Den Gebrauch der Brandwurfgeſchoſſe aber hatten ſie nicht vergeſſen. Unter den Reſten der Kunſterzeugniſſe dieſer Periode finden ſich Meſſer, Sicheln, Mahl- und Schleifſteine, Näh- und Stecknadeln, Weberſchiffchen, Angeln, Wurfſcheiben, Kinderklappern, Ohrgehänge, Schmuckſachen von Bergkryſtall, Stückchen Bernſtein, Halsbänder von Glas- und Gagat-Korallen. Die Töpferwaaren gleichen zwar in der Maſſe denen des Stein-Zeitalters; in Form und Verzierungen aber iſt ein bedeutender Fortſchritt bemerkbar. In allen größeren Ortſchaften waren Töpfereien angelegt, was aus einzelnen, im Brennen mißglückten Proben erſichtlich; dieſe konnten doch wohl nicht durch den Handel in Umſatz gebracht ſein. Auch beſondere Fabriken in Bronzeſachen mußten beſtanden haben; denn in Morges hat man eine zierliche Axtgießform und wirkliche Schmelzereien zu Echalles im Kanton Waadt und zu Doraine unweit Thonon (am Genfer See) entdeckt. Ueberdies liefert eine Zinnbarre, die man aus dem Pfahlwerke bei Stäffis (K. Freiburg) aufgebracht, den Beweis, daß die Bronze nicht ſchon im Zuſtande der Miſchung aus der Fremde eingeführt wurde. Bereits zur Zeit der Stein-Periode waren, wie wir geſehen, die Alpenthäler im Mittelpunkt des Handels nach der Oſtſee einer- und nach dem Mittelmeer andrerſeits; in der jetzigen Periode verſchafften ſie ſich durch Tauſch das Rohmaterial des Zinns von der Bezugs-Quelle, den Kaſſiteriden (Zinn-Inſeln). Mit dem Handel entwickelte ſich auch der Landbau; den Fortſchritten darin und den daraus gewonnenen reichlichen Nahrungsmitteln verdankte das Land wahrſcheinlich die beträchtliche Zunahme der Bevölkerung. Endlich vermehrte ſich die Viehzucht überhaupt bedeutend, die Pferde namentlich, wovon das Stein-Zeitalter kaum ein Exemplar aufzuweiſen hatte, waren jetzt zahlreich vertreten.

Mit den materiellen Fortſchritten ſcheint jedoch in den religiöſen Anſchauungen und Gebräuchen keine tiefere Veränderung vorgegangen zu ſein. Die Prieſter, die im Gefolge der celtiſchen Invaſion in's Land gekommen, wieſen, ihren alten Sitten getreu, das von unheiligen Völkern eingeführte Metall zurück und bedienten ſich nach wie vor ausſchließlich der ſteinernen Werkzeuge. Zu den verehrten Steinblöcken, die zu Altären aufgerichtet wurden, zählt man: den Hofſtein im Genfer See, unterhalb Lauſanne; die Steine, die nicht weit von Genf, kleine Inſeln bilden, den Heiratsſtein, unſern Staffis, auf welchem noch im letzten Jahrhundert die Verlobten einander Treue ſchwuren. Hat ſich aber auch die Religion der Seebewohner während des Bronze-Zeitalters nicht geändert, ſo ſcheinen doch die ſtets zunehmenden Beziehungen mit den benachbarten Celten die frühere Verehrung ihrer Todten in Etwas geſchwächt zu haben: die Grabhügel wurden in der zweiten Periode nicht mehr ſo hoch aufgeführt und die Leichen nicht mehr in der oben beſchriebenen Weiſe, ſondern ſitzend oder platt hingeſtreckt in's Grab gelegt. Das Verbrennen der Leichen, eine Sitte, die ihre Nachbarn, die Celten aus dem Orient mitgebracht hatten, iſt niemals bei den Seebewohnern vorgekommen.

Nach der Dicke der Trümmerſchichten und nach der größern Abgenutztheit der Pfähle zu urtheilen, war die Zeitdauer der See-Ortſchaften in der Bronze-Periode eine ſehr lange; die Zerſtörung derſelben aber muß auf dieſelbe Weiſe, wie die der früheren Periode bewirkt worden ſein; denn die vorhandenen Ueberreſte tragen unbeſtritten die Spuren von Plünderung und Brand. Ein neues Volk, mit eiſernen Schwertern bewaffnet, überfluthete die weite, wellenförmige Ebene, die ſich zwiſchen Alpen und Jura hinſtreckt, und bemächtigte ſich, nach einem längeren oder kürzeren Kriege, der Feſtungen von Holz, in denen die Seebewohner Zuflucht geſucht hatten. Die Verwüſter hatten ihr Aergſtes gethan; denn von den 70—80 Dörfern der zweiten Periode zeigen nur 11 den Charakter des folgenden Zeitalters und von dieſen nur drei die Spuren eines längern Aufenthalts: Steinberg und Grafern im Bieler See und La Tène im Neuchateler See. Vielleicht verbanden ſich einige Familien der Beſiegten durch Heiraten mit denen der Sieger; wahrſcheinlich aber wurde die große Maſſe der Urbewohner vertilgt, oder als geknechtete Unterwürflinge gezwungen, die Sitten des helvetiſchen Eroberers anzunehmen. Das Volk verſchwand und die Geſchichte hat deſſen Ende nicht einmal in den Jahrbüchern eingetragen. An die Stelle der See-Ortſchaften, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die Wohnplätze eines mächtigen Stammes waren, kamen ärmliche Hütten, worin Fiſcherfamilien ihr kümmerliches Daſein friſteten. Ueberreſte roher Töpferarbeiten, die aus der römiſchen Epoche datiren, beweiſen, daß ſie noch im Anfang der chriſtlichen Aera bewohnt waren.

Da die angegebene Zerſtörung der See-Ortſchaften mit dem Beginn der Verbreitung des Eiſens zuſammenfällt, ſo läßt ſich die Zeit der Invaſion ungefähr ermitteln. Die Phokäer Maſſilia's (Marſeille's) und die belgiſchen Kimri, die nach dem galliſchen Norden ausgewandert waren, hatten, jene um das ſechſte, dieſe um das fünfte Jahrhundert v. Ch. das Eiſen mitgebracht. So kamen vielleicht unter anderen Erzeugniſſen der phokäiſchen oder kimriſchen Induſtrie durch Handelsverkehr einige eiſerne Schwerter zu der Seebevölkerung. Da indeß der Gebrauch der bronzenen Waffen bei der letztern in allgemeinem Gebrauch blieb, ſo mußte ſie im ungleichen Kampf mit einem bei weitem beſſer gerüſteten Gegner unterliegen. Dieſer konnte kein andrer ſein, als die Helvetier aus Gallien oder aus Süd-Germanien. Für die galliſche Abſtammung derſelben ſtimmen alle von den Archäologen geſammelten Zeugniſſe: die celtiſchen Ortsnamen; ihre Waffen, die in der Form denen völlig gleich waren, welche die Gallier unter Brennus in dem Verheerungszuge gegen Rom führten; die Halbmonde, deren ſie ſich als Amulette bedienten und endlich die Sitte der Todtenverbrennung.

Von der materiellen Seite der Civiliſation waren die Helvetier der Urbevölkerung des Landes unſtreitig weit überlegen: kein Kunſterzeugniß unter den Ueberreſten der beiden erſten Perioden hält einen Vergleich aus mit den Tauſenden, die bei Tiefenau, unweit Bern, in dem Boden einer Wahlſtatt aus der helvetiſchen Epoche aufgefunden worden. Nicht nur ſchmiedeten ſie eiſerne Schwerter, die noch heute für Meiſterſtücke gelten können, ſie erzeugten auch Glas und Schmelz, verfertigten Schmuckſachen von reicher Arbeit und kannten, wenn wir den Zeugniſſen römiſcher Autoren Glauben ſchenken dürfen, auch die Schrift. Allein dieſes in der Induſtrie ſo vorgeſchrittene Volk bekannte ſich zu einer ſchauderhaften Religion. In verſchiedenen Gegenden der Schweiz ließen die Helvetier Spuren von Menſchenopfern zurück. In einem Walde unfern Lauſanne erhebt ſich ein tumulus, in welchem man vier Thongefäße, mit der Aſche verbrannter Menſchengebeine angefüllt, aufgefunden hat. Eine unter dieſen Urnen angebrachte Höhlung enthielt die Kohlen und die Aſche des Scheiter-

Digitized by Google

hauſens, ſo wie die Reſte verbrannter Thiere, unter welchen man einen Hund, einen Ochſen und ein Pferd erkannte. Weiter hinauf zeigte ſich ein unregelmäßig geformtes Bette von großen rohen Steinen, auf welchem, mit einander vermiſcht, vier zerſchlagene menſchliche Gerippe lagen, die offenbar gewaltſam hinaufgeworfen werden. Die Trümmer von allerlei Frauenſchmuck deuten auf das Geſchlecht der unglücklichen Opfer hin, die noch ſehr jung geweſen ſein müſſen, da die Weisheitszähne in den Kinnladen kaum entwickelt erſcheinen. 200 Schritte von dem tumulus ſteht noch der Altar, auf dem ohne Zweifel die Frauen des Hingeſchiedenen gewürgt worden. Endlich entdeckte man, 6000 Schritte weiter; in einem anderen tumulus aus derſelben Epoche zwölf mit Keulen zerſchmetterte Gerippe von jungen Menſchen.

Nach einem Aufenthalte von einigen Jahrhunderten in den Thälern der Alpen und des Jura verließen die ruheloſen und wechſelliebenden Helvetier das Gebirgsland, um ſich in den Flachebenen Galliens anzuſiedeln. Da treten ſie zuerſt auf den Schauplatz der Geſchichte; denn Cäſar, der ſie bei Bibracte blutig auf's Haupt geſchlagen, giebt uns von ihnen Kunde. Mit Hülfe der neueren Ausgrabungen in verſchiedenen Theilen der Schweiz können wir nun den Strom der Zeiten nach der Quelle zu verfolgen, die Geſchichte der Helvetier bis gegen das vierte oder fünfte Jahrhundert v. Ch. in allgemeinen Zügen entwerfen und zugleich über die Geſchichte der von ihnen theils verfolgten, theils zu Sklaven unterworfenen Völkerſchaften ein helleres Licht verbreiten.

Wer waren aber dieſe Ureingeborenen? Zu welcher Race gehörten ſie? Zu der finniſchen, ſikuliſchen, iberiſchen, pelasgiſchen? Hat man ihre Wiege auf das Plateau vom Jura, oder vielmehr nach Weſt-Europa ſelbſt zu verlegen? Eines ſcheint gewiß: Sie waren von kleiner Statur, mehr gewandt, als kräftig; der Umfang der Armſpangen deutet auf zarte Gliedmaßen, der kurze Griff ihrer Schwerter war nicht für die breiten Fäuſte der Helvetier gemacht. Indeſſen ſind das keine hinlänglichen Kennzeichen, um einen ſichern Schluß daraus zu ziehen. Die Schädelform würde ein wichtiges Argument zur Löſung der Frage abgeben; allein die bis jetzt in den Pfahlwerken und Grabhügeln aufgefundenen Schädel ſind in einem ſo verletzten Zuſtande, daß ſie ſich zum vergleichenden Studium unbrauchbar erweiſen. Seltſamer Kontraſt! Von vielen Völkern, deren Sitten uns ein Geheimniß geblieben, kennen wir ihre Herkunft, ihre Kriege, ihre Wanderungen, bis auf den Stammbaum ihrer Könige; und hier haben wir eine Völkerſchaft, deren ganzes häusliches Leben und Treiben uns wie ein aufgeſchlagenes Buch vor Augen liegt, und dennoch iſt ihr Name in tiefes Dunkel gehüllt. Ihre Erzeugniſſe werden in Muſeen aufbewahrt; wir ſind ſogar im Stande, eine annähernd ſichere Statiſtik von ihnen zu entwerfen und dennoch ſchweben ſie durch die Geſchichte wie ein Schatten, der ſich nicht feſthalten läßt; wir können ſie mit keinem ihnen vorangegangenen oder nachfolgenden Stamm in genetiſche Verbindung bringen. Hoffen wir indeſſen, daß in einer nicht zu fernen Zukunft die methodiſche Erforſchung der europäiſchen Alterthümer und die Zuſammenſtellung aller Zeugniſſe, die uns die noch unter der Erde ruhenden foſſilen Trümmer verheißen, der Wiſſenſchaft an die Hand gehen werden, der Pfahlbau-Bevölkerung ihre richtige Stelle in dem Stammregiſter der Nationen anzuweiſen und einen Namen zu geben, ihre Wanderungen zu verfolgen, ihre Stationen zu verzeichnen. Schon iſt es durch neuere Entdeckungen bis zur Evidenz feſtgeſtellt, daß ſie auch die Seen in Savoyen und Ober-Italien bewohnt haben. Unzweifelhaft wird man dahin kommen, genau anzugeben, wie weit ſich ihr Gebiet, zu den verſchiedenen vorgeſchichtlichen Epochen, erſtreckt habe, und Aufſchlüſſe über ihr inneres, geiſtiges und ſittliches Leben zu erlangen.

Inzwiſchen, bis wir zu dieſem wünſchenswerthen Ziele gelangen, vergeſſen wir nicht den gelehrten Durchforſchern der Schweizer Seen für die ſorgfältige und mühſelige Sammlung der beſcheidenen Ueberreſte, die ſo lange unter dem Waſſer verborgen gelegen, unſeren anerkennenden Dank zu zollen. Dieſe unſcheinbaren Trümmer reden eine nicht minder beredte Sprache, als die ſtolzen Denkmäler der römiſchen Eroberer. Nicht die Völker allein, deren Namen und Leben die Poſaune der Geſchichte verkündet — auch die wilden und barbariſchen Horden, die aus dem flüchtigen Gedächtniß ihrer Abkömmlinge verwiſcht ſind, haben ihr Tagewerk vollbracht und auf ihre Nachfolger tiefen und bleibenden Einfluß geübt. Noch vor zehn Jahren, bevor die Pfahlbauten unterhalb der Seen der Schweiz entdeckt worden, wußte man nichts von einem Volke, das beiläufig zwanzig Jahrhunderte lang den Boden für die gegenwärtige Civiliſation urbar gemacht, mit wilden Thieren gekämpft, Wälder ausgerodet, das Land angebaut, mit Einem Worte, die große Arbeit der erſten Anſiedelung, welche die Griechen ihren Halbgöttern zugeſchrieben, zu Stande gebracht hat. Die Ur-Heroen der Alpen-Thäler führen nicht die glorreichen Namen Herkules und Theſeus, haben aber dennoch vollen Anſpruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Die gegenwärtigen Geſchlechter ſind mit den längſt dahingeſchwundenen ſolidariſch verbunden und ein reichlicher Antheil an der ſo geprieſenen Civiliſation der Neuzeit kommt auf Rechnung der namenloſen Völker aus dem Zeitalter des Steins und der Bronze.

England.

Ein neues Trauerſpiel von Henry Taylor.*

Aeltere Leſer des „Magazin" werden ſich einer Reihe von Artikeln über das engliſche Drama der Neuzeit erinnern, in welchen der Name Henry Taylor's mit gebührender Anerkennung genannt wurde. Seit ſeinem „Philip Van Artevelde," welches im Jahre 1834 erſchien und als hiſtoriſches Drama ſich den beſten hiſtoriſchen Romanen Scott's an die Seite ſtellt, iſt er unſeres Wiſſens nur einmal wieder vor die Oeffentlichkeit getreten, und zwar mit einem Stücke, „Edwin the Fair," deſſen der alten angelſächſiſchen Zeit entlehntes Süjet zu unglücklich gewählt war, um die Leſewelt — für die Bühne ſind überhaupt die Dichtungen Taylor's wenig berechnet — auf die Dauer zu feſſeln. In ſeiner neueſten Arbeit, „St. Clement's Eve," iſt er zu dem pitteresken Mittelalter zurückgekehrt und zu demſelben Terrain, auf dem ſich das erſte und gelungenſte ſeiner Werke bewegt. Karl VI., der jugendlich heitere und ſorgloſe König, wie er in „Philip Van Artevelde" geſchildert wird, iſt unterdeſſen in jene traurige Geiſteszerrüttung verfallen, aus der er nur von Zeit zu Zeit erwacht, um ſein Reich allem Elende des Bürgerkrieges und der Anarchie preisgegeben zu ſehen. Um die Gewalt ſtreiten ſich ſein Bruder Ludwig, Herzog von Orleans, und ſein Vetter Jean Sanspeur von Burgund. Bekanntlich wurde der Erſtere von dem Letzteren am Abend des St. Clemenstages umgebracht, welche Miſſethat ſpäter durch die Ermordung des Thäters auf der Brücke von Montereau gerächt wurde, die wiederum zu dem Bündniß zwiſchen Burgund und England führte, das Frankreich und ſeine Dynaſtie an den Rand des Untergangs brachte. Der Anfang dieſes Cyklus von Unglück und Verbrechen hat dem Dichter den Stoff zu ſeinem Drama geliefert.

„St. Clement's Eve" iſt dramatiſcher in ſeiner Form, als „Philip Van Artevelde," und wer darauf noch einigen Werth legt, wird mit Befriedigung bemerken, daß es ſogar die Einheit der Zeit und des Ortes ziemlich genau beobachtet. Die Intrigue nimmt nur zwei oder drei Tage in Anſpruch und wird innerhalb der Mauern von Paris ausgeſpielt. Sogar der Mord, der die Kataſtrophe des Stückes bildet, wird durch Beziehungen und Ereigniſſe motivirt, die in demſelben beginnen und abſchließen. Bei Eröffnung deſſelben hat Burgund noch keinen Anſchlag gegen das Leben ſeines Nebenbuhlers geſchmiedet, obwohl ihre Fehde während der Krankheit des Königs das Reich in Verwirrung geſtürzt hat. Der jammervolle Zuſtand Frankreichs wird mit außerordentlicher Kraft und Beredtſamkeit durch einen religiöſen Enthuſiaſten, Robert den Eremiten, in einer Rede geſchildert, die er vor einer Verſammlung des Raths hält, bei welcher Karl ſelbſt in einem lichten Augenblick den Vorſitz führt. Von dem traurigen Gemälde erſchüttert, bietet der ritterliche Herzog von Orleans ſeinem Gegner die Hand zur Verſöhnung, und Burgund nimmt das Anerbieten an. Inzwiſchen iſt der Pöbel auf Anſtiften zweier ſchurkiſchen Mönche im Begriff, des Königs Barbier, Paſſac, zu verbrennen, dem man Schuld giebt, durch ſeine Zaubertränke den Wahnſinn ſeines Herrn verurſacht zu haben. Die Rettung des Unglücklichen durch den Herzog von Orleans vereitelt zugleich ein Komplott des Baſtard von Montargis, der mit Hülfe der Mönche die Novize Jolande de St. Remy aus dem Kloſter der Cöleſtinerinnen entführen will. Hierdurch zieht ſich Orleans die unverſöhnliche Feindſchaft Montargis' zu, während er, obwohl verheiratet, ſich ſterblich in Jolande verliebt, die ſeine Leidenſchaften erwiedert, bis ſie ſeinen Namen und ſeinen Rang erfahren hat. Von ihrer Reinheit und frommen Begeiſterung überwältigt, entſagt der Herzog ihrem Beſitz und beſchwört ſie nur, ſeinen Bruder durch die Anwendung einer Reliquie zu heilen, welche die Mitwirkung einer ſündloſen Jungfrau erfordert. Unterdeſſen läßt Montargis den Herzog durch die Mönche als Helfershelfer Paſſac's der Zauberei anklagen, während er ſeinen Gönner, den Herzog von Burgund, überredet, daß ſeine Gemahlin eine unerlaubte Verbindung mit Orleans unterhalte, und ihn hierdurch beſtimmt, ſeine Einwilligung zur Ermordung des Letzteren zu geben. In einer höchſt

* St. Clement's Eve. A Play. By Henry Taylor. London, 1862.

Digitized by Google

effektvollen Scene ſucht Jolande die Heilung des Königs zu vollenden, aber der ſofortige Rückfall deſſelben ſetzt ſie den Beſtimmungen eines auf Antrieb Burgunds erlaſſenen Rathsbeſchluſſes aus, wonach alles erfolgloſe Experimentiren mit der Geſundheit des Königs durch den Feuertod beſtraft wird. Jolande, die ihr Unglück der geheimen Schuld ihrer Neigung für den Herzog von Orleans zuſchreibt, erkennt die Gerechtigkeit des gegen ſie geſprochenen Urtheils, welches der Pöbel von Paris Miene macht, durch Lynchjuſtiz auszuführen. Auf dem Wege nach der Raths-Verſammlung, um ſie zu vertheidigen, wird Orleans von Montargis in der alten Rue du Temple ermordet. Burgund bekennt, der Geſchichte gemäß, ſeine Mitſchuld in öffentlicher Rathsverſammlung und reitet dann unangefochten zur Stadt hinaus. Montargis wird durch einen Privatfeind erſchlagen, Jolande durch einen zufälligen Schuß im Gedränge getödtet, und der Eremit Robert ſchließt die blutige Scene nach Art des antiken Chors mit düſteren Prophezeihungen für die Zukunft.

Wie man ſieht, iſt die Intrigue des Taylor'ſchen Stücks, die wir hier nur in allgemeinen Zügen ſkizzirt haben, keineswegs arm an dramatiſchen Effekten; das Hauptverdienſt deſſelben beſteht jedoch in der Schönheit ſeiner Sprache und den tief poetiſchen Gedanken, durch welche es ſich auszeichnet. So iſt die Viſion des Eremiten und die ganze Rede, mit der er ſie einleitet, ein Meiſterſtück in ihrer Art, und der Charakter Jolanden's würde in den Händen einer talentvollen Schauſpielerin auch auf der Bühne ſeine Wirkung nicht verfehlen. Dabei iſt der Stil von der Dunkelheit und Ueberſpannung frei, die z. B. die Dichtungen Browning's und Bailey's ungenießbar macht; ſtatt poetiſcher Räthſel und verkörperter Abſtractionen haben wir es mit Weſen von Fleiſch und Blut zu thun, die uns ein rein menſchliches Intereſſe einflößen, und deren Schickſal wir mit ſteigendem Antheil bis zum Schluſſe verfolgen. Alles in Allem genommen, kann daher „St. Clement's Eve" als eines der beachtungswertheſten Produkte der neueren dramatiſchen Literatur Englands bezeichnet werden.

Die Aufhebung der Negerſklaverei durch das Parlament.

Die Frage der Sklaven-Emancipation in Amerika hat eine ſolche Wichtigkeit erlangt und beſchäftigt das Nachdenken ſo vieler ernſter Männer auf beiden Erdhälften, daß wir wohl nicht Unrecht thun, wenn wir unſern Leſern einen längeren Rückblick auf die wichtige Emancipation zumuthen, mit welcher die engliſche Geſetzgebung, auf Pitt's und Wilberforce's Anregung, der civiliſirten Menſchheit zuerſt ein ſo glänzendes Beiſpiel gegeben hat. Wir entnehmen das von uns hier Gebotene einem gut geſchriebenen Artikel der Boſtoner Zeitſchrift „The Atlantic Monthly," welcher die Ueberſchrift führt: England and Emancipation.

Vor mehr als achtzig Jahren nahmen im britiſchen Hauſe der Gemeinen zwei neugewählte Mitglieder ihren Platz ein, von denen jedes ſpäterhin in der Geſchichte dieſer Körperſchaft berühmt wurde. Sie hatten ſich auf der Univerſität Cambridge kennen gelernt, waren durch Freundſchaft eng verbunden und hatten, als ſie in's Mannesalter traten, den entſchiedenen Entſchluß gefaßt, in's öffentliche Leben einzutreten. Der eine von ihnen war William Pitt, der andere William Wilberforce.

Keines von dieſen beiden Parlaments-Mitgliedern hatte zu dieſer Zeit das Alter von 21 Jahren überſchritten, und der letztere hatte ein ungemein jugendliches Ausſehen. Klein von Geſtalt und leicht gebaut, wurde ſeine zarte Geſtalt vor dem Vorwurfe des Weibiſchen geſchützt durch einen Kopf von klaſſiſchem Umriß, eine durchdringende und melodiſche Stimme und eine Haltung, die ſtets Aufmerkſamkeit erregte. Seine überlegenen geſelligen Talente wurden von den Genoſſen ſeiner Muße willig anerkannt; auch minderte es ſeinen Einfluß keineswegs, daß er durch den Tod ſeines Vaters und Onkels der einzige männliche Vertreter ſeiner Familie und Herr einer tüchtigen Erbſchaft geworden. Er widmete von Anfang an den Geſchäften des Hauſes eine ſtrenge Aufmerkſamkeit und zeigte, obwohl keineswegs begierig darauf, ſich hören zu laſſen, daß er, wenn es bei irgend einer Gelegenheit galt, vollkommen befähigt ſei, ſeinem Manne zu ſtehen.

Die glänzende Laufbahn Pitt's begann, wie der Leſer weiß, ſehr frühzeitig. Kaum war er Mitglied des Hauſes geworden, als man zu bemerken begann, daß an ihm dieſelben ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften ſich zu wiederholen ſchienen, die ſeinen berühmten Vater, Lord Chatam, ausgezeichnet hatten. Solche Talente, von einem jungen Manne an den Tag gelegt, der ſoeben erſt auf die Bühne des öffentlichen Lebens getreten, erregten zuerſt Erſtaunen, dem ſchnell die Bewunderung nachfolgte.

England war in dieſer Zeit nicht blos mit ſeinen amerikaniſchen Kolonien im Kriege, ſondern auch mit Frankreich, Spanien und Holland. Geſchwächt von dieſen langwährenden Kämpfen, verſiegten die Finanzquellen; ſeine ungeheure Schuld wuchs jeden Tag mehr, ſeine Lage ſchrie laut nach einer Aenderung der Politik. Die Sache der amerikaniſchen Unabhängigkeit war nicht ohne Anwälte in dem Hauſe, und unter dieſen war Pitt bald derjenige, der ſeine Meinung ohne Rückhalt ausſprach. Vielleicht Niemand in der ganzen Verſammlung übte einen ſtärkeren Einfluß aus, als er, um Amerika die volle Anerkennung ſeiner Rechte zu ſichern....

Da ein Wechſel im Miniſterium nothwendig geworden, wurde vorgeſchlagen, Mr. Pitt ſollte zum erſten Lord der Schatzkammer (First Lord of the Treasury) an die Stelle von Lord Shelburne ernannt werden. — Daß dieſe Ernennung geſchehen ſolle, wurde, wie man wußte, vom Könige ausdrücklich gewünſcht. Die Freunde des jungen Staatsmannes waren entzückt; ſie drängten auf jede Weiſe, das Anerbieten ſolle ohne Weiteres angenommen werden; doch ungeblendet von ſeinem nie dageweſenen Erfolge, erwog er den Gegenſtand kühl und entſchloſſen. Daß Pitt ein gehöriges Bewußtſein ſeiner eigenen Stärke beſaß, iſt klar. Frühzeitig in ſeinem politiſchen Leben hatte er ſeinen Widerwillen ausgedrückt, unter Verhältniſſen in ein Amt zu treten, wo er Maßregeln ausführen müßte, die in anderer Leute Kopf entſprungen, nicht in dem ſeinen. Da dieſes ſo viel hieß, als vor der Hand jedes untergeordnete Amt ablehnen, ſo kann ein Uebermaß von Beſcheidenheit ſchwerlich die Urſache ſeiner Ablehnung unter dieſen Verhältniſſen geweſen ſein.

Pitt lehnte vor der Hand ab, weil er ſeine Zeit noch nicht gekommen glaubte; doch der Ruf folgte ihm nach, und Amt und Ehre forderten ihn auch ferner als ihren würdigen Träger. Mit der Zeit kamen neue Chancen. Damals gewannen die indiſchen Angelegenheiten eine erhöhte Wichtigkeit; Pitt ließ ſich tief in dieſelben ein, da ſie eng zuſammenhingen mit dem weiteren Fortſchritte der britiſchen Herrſchaft in Hindoſtan. Eine Kriſis trat ein um dieſe Zeit, in welcher er, mit der gehörigen Macht ausgerüſtet, ſeinem Vaterlande die wichtigſten Dienſte leiſten konnte. In dieſer Conjunctur wurde das Anerbieten des Königs erneuert. Es kam gerade zur rechten Zeit, und der junge Staatsmann zeigte ſich eben ſo bereitwillig anzunehmen, als früher geneigt, abzulehnen. Pitt wurde der Premier-Miniſter von Georg III., und von nun an iſt ſeine Geſchichte mit den Regierungsbewegungen eng verbunden.

Wilberforce hatte ſich gleichfalls in jener Zeit ſtark auf die öffentlichen Angelegenheiten geworfen. Seine Kräfte waren zu Gunſten der Regierungspartei engagirt, deren Leiter Pitt geworden war. Zurückgekehrt von einer Reiſe nach Frankreich, die ſie zuſammen gemacht hatten, traten beide Freunde in ihre betreffenden Stellungen ein. In Bezug auf die zu erledigende Frage hatte Yorkſhire, die größte Grafſchaft in England, ſeine Stellung noch nicht mit genügender Klarheit ausgeſprochen. Hier beſaß Wilberforce liegende Gründe und war entſchloſſen, hier die Feſtigkeit und Integrität der Verwaltung zu unterſtützen. Seine eigenthümliche Macht der Ueberzeugung, ſeine ſilberſtimmige Beredtſamkeit, die ihm in ſpäteren Jahren ſo viel Einfluß in dem Hauſe der Gemeinen gewann, fand hier vielleicht das erſte Mal freien Raum und ſiegreichen Erfolg. Seine Gewalt über die Gemüther wurde ſicher durch eine ſtrenge Prüfung erwieſen.

Es war an einem rauhen Tage mitten unter Hagelſchauern, als er an einen Haufen Volk im Schloßhofe von York ſeine Rede hielt. Sie hatten ſchon mehrere Sprecher gehört, waren müde und auf dem Punkte, auseinanderzugehen, als Wilberforce auf dem Platze erſchien und zu ſprechen begann. Bald war das Stillſchweigen hergeſtellt, und ſo vollſtändig wurden ſie von ſeinen Worten hingeriſſen, daß alle Zeichen von Oppoſition oder Ungeduld verſchwanden.

Trotz ungünſtiger Umſtände, feſſelte er länger als eine Stunde ihre Aufmerkſamkeit und gewann ſie für ſeine politiſche Anſicht. Dies war nicht Alles. Ehe ſich die Verſammlung auflöſte, flüſterte man einander zu: „den Mann müſſen wir zu unſerem Parlaments-Mitgliede haben." Die Wahl eines Mitgliedes für Yorkſhire war nah bevorſtehend, und als ihre Reſultate bekannt wurden, fand er ſich in der einflußreichen Stellung eines „Vertreters des zehnten Theiles von England."

Dieſem Mitgliede für Yorkſhire in Verbindung mit dem Premier-Miniſter von England ſind wir verpflichtet für die erſte parlamentariſche Anregung einer Frage, die ſeitdem im weiteſten Umfange discutirt worden iſt — die afrikaniſche Sklaverei.

Die Einführung dieſes Gegenſtandes in's Parlament während Pitt's Verwaltung war keineswegs die Frucht eines plötzlichen Impulſes, ſondern eher der reife Ausdruck einer Reihe vorbereitender Akte. — In Privat-Cirkeln war der Sklavenhandel bereits in Verruf erklärt und dagegen proteſtirt worden, als unwürdig eines civiliſirten, geſchweige eines chriſtlichen Volkes. In gewiſſen Kreiſen hatte die Preſſe bereits dieſ

Digitized by Google

ſichten verbreitet; namentlich hatte der Dichter Cowper der Welt die Ungerechtigkeit des Syſtems im Zauber des Geſanges gepredigt.

Es würde in der That nicht möglich ſein, dieſe Erinnerungen weiter zu verfolgen, ohne die Namen von Granville Sharp und Thomas Clarkſon zu erwähnen. Der Clerc, welcher Studirender der Jurisprudenz wurde, um befähigt zu werden, den Satz zu begründen, daß ein Sklave auf britiſchem Boden nicht exiſtiren könne, der Graduirte von Cambridge, den die Vorſtudien zu ſeiner Preisaufgabe zu einem Mitgefühl mit dem Sklaven erweckte, das während eines langen Lebens nicht einen Augenblick ſchwächer wurde, braucht heutzutage nicht geprieſen zu werden. Der Letztere beſuchte wiederholt Wilberforce, und konferirte mit ihm über den Gegenſtand, indem er ihm die Frucht ſeiner ſorgfältigen und detaillirten Unterſuchungen mittheilte. Dieſelben beſtanden in gewiſſen, wohlverbürgten Informations-Punkten und dokumentariſchen Beweiſen, betreffend dieſen Handel und die damit verbundenen Grauſamkeiten.

Die öffentlichen Beſtrebungen, die nun folgten, ohne daß ſie gerade aus jenen Konferenzen hervorgegangen zu ſein brauchten, wurden wahrſcheinlich von ihnen beſchleunigt. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß ein kleines Häufchen von Leuten, meiſtens Quäker, ſich unter dem Namen des „Londoner Comité's" zuſammengethan hatten. Wenn dies keine Anti-Sklaverei-Geſellſchaft war, ſo wurde es doch der Kern von dem, was ſpäter eine wurde. Dieſe bisher unbemerkt gebliebenen Beſtrebungen ſollten nun neue Ermunterung und erhöhte Wirkſamkeit erhalten. Die Einflüſſe, die im Stillen und unter einer geringen Zahl gewirkt, ſollten nun an das Licht treten.

Am 5. Mai 1788 wurde ein Antrag in's Haus der Gemeinen gebracht, der die Abſchaffung des Sklavenhandels zum Zwecke hatte. Er wurde von Pitt eingebracht. Er beabſichtigte, ſeine Erörterung zeitig in der nächſten Seſſion zu ſichern. Wilberforce, hoffte er, würde dann gegenwärtig ſein, deſſen Sitz jetzt wegen ernſtlicher Krankheit leer ſtand. Er war in der That einmal ſchon von den Aerzten aufgegeben worden, doch hatte er von Pitt die Zuſicherung erhalten, daß ſelbſt im Falle eines traurigen Ausganges ſeiner Krankheit die Sache der afrikaniſchen Freiheit nicht ſterben ſolle.

Der Gedanke einer möglichen Geſetzgebung über dieſen Gegenſtand war kaum aufgetaucht, als er aufgegriffen wurde und geſchickte Advokaten fand.

Pitt und Fox waren hierin Einer Meinung, und wurden von dem alten Vertheidiger von Recht und Gerechtigkeit, Edmund Burke, unterſtützt. Der letztere hatte ſchon einige Jahre früher verſucht, Aufmerkſamkeit gerade für dieſen Gegenſtand zu erregen. Gewiſſe Kaufleute von Briſtol, ſeine reichen Mandatare, waren aber heftig aufgebracht worden über dieſe Verirrung ihres Parlaments-Vertreters. — Bereits 1780 hatte er einen durchdachten „Neger-Kodex" verfaßt, von dem man ſagen kann, daß, wenn einige ſeiner Regulirungen eingehalten worden wären, wenigſtens ein Blatt der Weltgeſchichte ſich ganz anders leſen laſſen würde, als es jetzt geſchieht. Burke war in jener Zeit ſchon im höheren Alter, und es freute ihn, daß andere jüngere Kräfte ſich der großen Sache thätig annahmen.

Von einem Freunde der Sache, Sir W. Dolben, wurde in derſelben Seſſion eine Bill eingebracht, um unmittelbar die Grauſamkeiten des Sklaven-Handels zu mindern.

Man muß ſich hier in's Gedächtniß rufen, daß bis zu jener Zeit Sklavenſchiffe ganz unbehindert die Themſe hinauf geſegelt waren, daß ſie ſich dort für ihre Reiſe mit dem Nöthigen zu verſehen, und wenn ſie ihre Ladung abgeſetzt, zurückzukommen pflegten. Ein Fahrzeug dieſer Gattung war in dem Londoner Hafen angelangt. Da der Gegenſtand des Handels intereſſant geworden, ſo machte ein Theil der Mitglieder des Hauſes dem unſeligen Schiffe einen Beſuch. Die kläglich engen Löcher, in die Hunderte von menſchlichen Weſen wochenlang während der Ueberfahrt eingepfercht werden ſollten, machte auf das Gemüth dieſer Herren einen höchſt ungünſtigen Eindruck. Die mannigfaltigen Abzeichen des Gewerbes minderten dies nicht, ſondern dienten dazu, Ekel in Grauſen und Schauder zu verwandeln.

Etwas mußte gethan werden, um dieſe Mißbräuche abzuſtellen und zwar ſogleich. Die Bill zur Regulirung des Handels ging trotz einer lebhaften Oppoſition in beiden Häuſern durch und wurde Geſetz. Durch die Beſtimmungen dieſes Geſetzes wurde der Handel ſo weit eingeſchränkt, daß Eignern und Offizieren von Schiffen unterſagt war, ſolche ungeheure Ladungen aufzunehmen, wie bisher geſchehen war. Die Zahl der Sklaven ſollte fortan beſtimmt und regulirt werden nach der Tonnenlaſt des Schiffes.

Damit war Etwas gewonnen; doch die Anti-Sklaverei-Partei hatte, obſchon noch in ihrer Kindheit, angefangen, die Züge ihrer reiferen Tage anzunehmen. Ihre tapfere und unbeugſame Natur begann, ſich zu zeigen. Das Geſetz zur Regulirung des Sklavenhandels mißfiel den Mitgliedern, die ſeine Abſchaffung anſtrebten; ſie wurden indeß durch die Verſicherung beruhigt, daß dies keineswegs als Heilmittel für das Uebel zu betrachten ſei, ſondern einfach als ein Einſchreiten gegen ſein Uebermaß.

Im Frühlinge des folgenden Jahres wurde im Verfolg von Pitt's Antrag der Gegenſtand wieder eingebracht. Wilberforce war nun bereit für die Gelegenheit, und am 12. Mai 1789 feſſelte er die Aufmerkſamkeit des Hauſes in einer dreieinhalbſtündigen Rede, während er den afrikaniſchen Sklavenhandel aus ſeinen verſchiedenen Geſichtspunkten beleuchtete, ſeine auf Ungerechtigkeit gegründete Natur, ſeine Grauſamkeiten, die ſchreckliche Sterblichkeit auf einem Sklavenſchiffe, den entſittlichenden Einfluß des Handels auf britiſche Seeleute, und den entſetzlichen Lebensverluſt unter ihnen, wie unter den gefangenen Negern.

Die Rede wurde als eine der geſchickteſten erklärt, die je vor dem Hauſe gehalten worden; auch wurde der Redner von Pitt und Fox wohl unterſtützt. „Es war," ſagte Biſchof Porteus, der zugegen war, „eine glorreiche Nacht für dieſes Land!"

Die Sache war nun in vollem Gange; die Anti-Sklaverei-Bewegung war zu einem kräftigen Leben erwacht; der „unhemmbare Konflikt" hatte begonnen, indem nun auch die Freunde und Förderer des Sklavenhandels ſich aufrafften, um ihre Stellung zu vertheidigen. Der Allarm verbreitete ſich, die Kaufleute von Liverpool und Mancheſter ſahen ſich in ihren höchſten Intereſſen bedroht. In verſchiedenen Kreiſen wurden die Vortheile des Handels auseinandergeſetzt. Er ſei keine Ungerechtigkeit für den Neger, im Gegentheil eine Wohlthat. Der Händler war kein Räuber oder Unterdrücker; er war ein Wohlthäter, indem auf dieſe Weiſe der geborne Afrikaner aus einem heidniſchen Lande weggeführt und in das Zuſammenleben mit Chriſten gebracht werde. Zu Hauſe ſei er das Opfer roher Kriegführung; durch das Sklavenſchiff werde ſein Leben verlängert und ſein Heil möglich gemacht.

Von beiden Seiten wurden nun Zeugniſſe zur Prüfung von den parlamentariſchen Comités eingefordert. Die geſammelten Beweisſtücke waren umfangreich; ſie zu ſichten, erforderte Zeit, und mit der Zeit ſammelten die Gegner des Abſchaffungsgeſetzes Kräfte. Das nächſte Jahr und die folgenden behaupteten ihre Advokaten das Feld. Das dritte Jahr ſeiner Einbringung begann mit großen Hoffnungen für ſeinen Erfolg. Seine Freunde hatten ſich der Zahl nach vermehrt, und die Inferiorität ihrer Gegner in Talent und Einfluß war ſo hervortretend, daß der Streit in jener Zeit „der Krieg der Pygmäen gegen die Giganten" genannt wurde. Aber da die Pygmäen zahlreich waren, ſo ſiegten ſie bei der Abſtimmung, und es blieb den Giganten nur übrig, im folgenden Jahre mit erneuter Kraft den Kampf wieder aufzunehmen.

1792 begann die Debatte mit Feuer. Während dieſer Discuſſion war Pitt ausgezeichnet. — Die Benutzung der reichen Production Afrika's hatte ſeit Kurzem ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Nur wenn der Afrikaner in ſeiner Heimat gekräftigt wird, kann er hoffen, auch außerhalb Achtung zu finden. In den Erzeugniſſen ſeines heimiſchen Bodens liegen weit beſſere Handelsmaterialien, als das Kaufen und Verkaufen von Männern, Frauen und Kindern. Das Anſchüren von Kriegen, in denen man Gefangene zu machen hofft, kann durch den Anbau des Kaffeebaumes und der Baumwollenſtaude überflüſſig gemacht werden.

Clarkſon ſuchte dies ſchon damals anſchaulich zu machen; er hatte ſich aus Afrika Proben von einigen der thatſächlich bereits vorhandenen Produkte verſchafft, auf welche er die Aufmerkſamkeit des Premier-Miniſters lenkte. Die Proben von Elfenbein, Gold, Ebenholz und Mahagoni, von werthvollen Gummiarten und Baumwollenſtoffen rieſen neue Gedankenreihen in dem Geiſte des Staatsmannes wach. Die Hülfsquellen eines ſolchen Landes ſollten zu ſeinem eigenen Vortheile und zur Förderung des Handels zur Benutzung kommen. In dieſer Weiſe ſetzte er auch dem Hauſe ſeine Anſichten auseinander, und mit der blühenden Einbildungskraft, die ihm zu Gebote ſtand, oder ihn auch bisweilen übermeiſterte, malte er ſeinen Hörern die Civiliſation und die Herrlichkeit Afrika's aus, wenn es in der Zukunft, befreit von dem Fluche des Sklavenhandels, ſeinen Platz unter den Nationen einnehmen werde. „Die letzten zwanzig Minuten lang ſchien er wirklich inſpirirt," ſchrieb Wilberforce damals an einen Freund.

In dieſer Zeit wurde eine Bill eingebracht, um dem ganzen Geſchäfte innerhalb einer beſtimmten Anzahl Jahre ein Ende zu machen. Das Jahr 1860 wurde als äußerſte Gränze genannt.

Die Bill für ſtufenweiſe Abſchaffung mißfiel denen, die am ſtärkſten

Digitized by Google

bei der Sache betheiligt waren. Der hellköpfige Scharfſinn Pitt's, der Patriotismus von Fox und das moraliſche Gefühl von Wilberforce führte ſie zu derſelben Anſicht. Zwiſchen Recht und Unrecht konnte kein Kompromiß beſtehen. Was in einigen Jahren Abhülfe forderte, forderte ſie jetzt. Ueberdies war es, wie ſie einſahen, bei einigen Leuten nur ein Vorwand zur Verſchleppung, und der Erfolg bewies es.

Wenn die Anwalte einer Abſchaffung des Slavenhandels im Anfange an einen leichten Sieg geglaubt hatten, ſo waren ſie zeitig von dieſem Wahne zurückgekommen. Sie fanden ſich bald in einem langausſehenden Streit verwickelt; Opponenten wuchſen an Kraft und Thätigkeit, Kriege und Revolutionen, welche die Völker Europa's zerriſſen, verknöcherten die Denkungsart der Staatsmänner. — Mit den Jahren wurde die Abolitionsbill eine Art Stereotyp; es wurde Sitte zu ſagen, nur die Beredtſamkeit von Pitt und Wilberforce machten das Haus willig, auch ſie nur erwähnen zu hören. Die Maſſe dokumentariſcher Beweisſtücke („ſchätzbares Material") wurde grauſenhaft in der Quantität und anwidernd langweilig im Detail. Clarkſon war es, der daſſelbe von Seeleuten, Soldaten und Gelehrten, die von der Weſtküſte Afrika's gekommen waren, zuſammenbrachte, während Zacharias Macaulay, der Vater des berühmten Geſchichtsſchreibers, ein eifriger Abolitioniſt, beſchäftigt war, dieſe Maſſen von Material zu klären und überſichtlich zu ordnen. Bei dem ausgezeichneten Gedächtniſſe, mit dem er begabt war, wurde er Autorität in dieſem Fache, da man ihn hierüber, wie ein Univerſal-Lexikon, zu Rathe ziehen konnte.

Während dieſe Arbeiten ſich verwickelten und überwältigend wurden, entwickelte ſich die Oppoſition nicht allein ſtark, ſondern auch heftig. Anti-Sklaverei-Petitionen, zur Einreichung im Parlamente beſtimmt, mußten unter Schloß und Riegel geſichert, nicht an die Leiter der Sache, ſondern an Privat-Perſonen adreſſirt werden, wenn der Verſchluß nicht geöffnet, und der Inhalt vernichtet werden ſollte. Wilberforce wird gebeten, falls er an einen Freund in Liverpool ſchreibe, ſeinen Brief nicht zu frankiren; ſonſt würde er nicht an Ort und Stelle gelangen. Briefwechſel über dieſen Gegenſtand mußten anonym geführt und an des Intereſſes unverdächtige Perſonen adreſſirt werden. Dies war noch nicht das Schlimmſte. Man ging zu perſönlichen Gewaltthätigkeiten über; zwei Jahre lang wurden Wilberforce's Freunde von einem desperaten Menſchen beläſtigt, der erklärt hatte, er wolle dem Mitgliede für Yorkſhire an's Leben.

Trotzdem gewann die Sache Boden; das ſittliche Gefühl der Nation war erwacht. Die zerſtreuten Sympathien der religiös denkenden Klaſſen fanden ſich zuſammen; man fing ſchon in gewiſſen Schichten an, unzufrieden mit der Langſamkeit des Parlaments zu werden und die ungeduldigen Negerfreunde murrten, daß daſſelbe die Sache aufgegeben.

Wilberforce wies ſolchen Vorwurf ſehr entſchieden von ſich; er erklärte, ſeine Endabſicht in dieſer Sache ſei, Gott zu dienen und da er ſich einmal dieſem Unternehmen gewidmet, habe er nicht mehr die Freiheit, rückwärts zu ſchreiten.

Gleich im Beginne des neuen Jahrhunderts traten günſtige Chancen ein, und die Gegenpartei wurde in die Defenſive gedrängt, obgleich ſich dieſe mit großer Zähigkeit behauptete. Einige neue und einflußreiche Mitglieder wuchſen der Londoner Geſellſchaft zu — darunter Henry Brougham. Die iriſchen Mitglieder, welche in Folge der vollzogenen Union mit England ihre Sitze im Parlamente einnahmen, waren faſt einſtimmig für Abſchaffung. 1805 ſchien der Erfolg geſichert — da ſtarb Pitt, und kaum ein Jahr ſpäter auch ſein großer politiſcher Nebenbuhler Fox.

„Zwei Dinge," ſagte Fox auf ſeinem Todtenbette, „wünſche ich ernſtlich vollführt zu ſehen: Frieden mit Europa, und die Abſchaffung des Sklavenhandels; doch das Letztere wünſche ich am Meiſten."

Trotz des Todes ihrer Freunde ging die Abolitions-Bill ihren Weg vorwärts; die Oppoſition war ſchwach geworden, und im Mai 1807 wurde die Bill, welche den Sklavenhandel im ganzen Bereiche der britiſchen Herrſchaft zum Verbrechen machte, nachdem ſie beide Häuſer paſſirt, zum Geſetz.

Es war ein Tag triumphirender Freude. Das wurde von den Freunden der Abolition auch im höchſten Maße gefühlt, namentlich aber von ihren Verfechtern. Sie empfingen überall die wärmſten Gratulationen. Als Wilberforce kurz vor dem Durchgehen der Bill im Unterhauſe eintrat, wurde er mit lautem Applaus begrüßt.

Daß die Sklaverei hiermit ihren Todesſtreich empfangen, wurde in jener Zeit allgemein geglaubt. Da in Afrika der Handel zerſtört war, mußte das Geſchäft, nachdem ſeine Wurzeln abgeſchnitten waren, nothwendiger Weiſe abwelken und ſterben. Das war damals allgemeine Anſicht, und um das Reſultat deſto wirkſamer zu machen, knüpfte man mit anderen europäiſchen Regierungen Unterhandlungen an, um die Unterdrückung des Sklavenhandels auch in ihren Gebieten herbeizuführen. In Amerika ließ der Kongreß der Vereinigten Staaten ein Geſetz durchgehen, das den afrikaniſchen Sklavenhandel vom Jahre 1808 an verbot. Napoleon ließ in den hundert Tagen gleichfalls ein Geſetz ausgehen, welches denſelben für die franzöſiſchen Kolonien aufhob. Die Negerfreunde waren überall in beſter Hoffnung, daß die Tage der Sklaverei gezählt ſeien. Ausgehungert, mußte das Ungeheuer unvermeidlich ſterben.

Wenige Jahre vergingen, und es begann klar zu werden, daß das Geſetz gegen den Sklavenhandel minder wirkſam war, als man früher angenommen hatte. Der Ocean war groß, die afrikaniſche Küſte hunderte von Meilen lang, und an verzweifelten Menſchen fehlte es nicht, die entſchloſſen waren, des Geſetzes, um des reichen Gewinnes halber, zu ſpotten. Für paſſende Märkte, um ihre übelerworbeneu Ladungen abzuſetzen, brauchten ſie nicht zu ſorgen.

Die Freunde der Abolition mußten eine zweite Schlacht ſchlagen; wenige Jahre vergingen, und der Neger wurde abermals zum Gegenſtande geſetzgeberiſcher Thätigkeit gemacht. Noch war Wilberforce Mitglied des Hauſes, obwohl die meiſten ſeiner früheren Mitarbeiter in dieſer Sache bereits geſtorben. Vierzig Jahre waren verfloſſen, ſeitdem er zuerſt ſeinen Sitz eingenommen; doch er war bereit, noch einmal für den Hülfloſen die Waffen zu ergreifen.

Der Mißbrauch, der gegen die weſtindiſchen Neger eingeriſſen, forderte laut das Einſchreiten der Regierung.

Seit 1807 war wenig gethan worden, ausgenommen die Registry Bill, welche von Wilberforce 1816 geſichert worden war. Sie betraf die Unterſuchung des gegenwärtigen Zuſtandes der weſtindiſchen Kolonien mit Rückſicht auf den unerlaubten Sklavenhandel. So mild dieſe Maßregel erſchien, ſo erwies ſie ſich doch als der auseinandertreibende Keil für das, was folgte. Sie war in der That die erſte einer Reihe von Bewegungen, die endlich zur Emancipation aller Sklaven in den britiſchen Kolonien führten.

1818 trat Thomas Fowell Buxton, deſſen Mutter, eine Quäkerin, ihm einen ſtarken Haß gegen die Sklaverei der Schwarzen eingeflößt, in's Unterhaus ein. Er war zeitig in die African Institution eingetreten, und offen und ausgeſprochenen Charakters, wie er war, äußerte er laut ſeine Unzufriedenheit mit der Lauheit, die unter den Sklavenfreunden herrſchte.

Der gealterte Wilberforce, der daran war, ſich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, erkannte in ihm den geeigneten Mann, dem er ſeine Sache übertragen könne, und Buxton ging auch darauf ein. In dieſer Zeit bildete ſich in London eine neue Anti-Sklaverei-Geſellſchaft, deren Abſicht hauptſächlich „auf die Milderung und ſtufenweiſe Abſchaffung der Sklaverei in allen britiſchen Beſitzungen" gerichtet war. Wilberforce, Zacharias Macaulay und ſein berühmter Sohn ſind unter der Zahl ihrer Mitglieder. Mehrere Petitionen in Bezug auf dieſe Sache liefen im Parlamente ein; die erſte davon kam von den Quäkern, welche Wilberforce ſelbſt mit einer Rede befürwortete. An Pitt's Stelle ſtand nun Canning. Buxton kündigte dem Hauſe einen Antrag an, daß der Zuſtand der Sklaverei in den britiſchen Kolonien in Betracht gezogen werden möchte.

Am 15. Mai 1823 fand die erwartete Debatte ſtatt, in welcher Buxton den Antrag ſtellte, die Sklaverei als unverträglich mit der britiſchen Conſtitution und der chriſtlichen Religion zu erklären und demgemäß nach und nach abzuſchaffen.

Man ließ nun in Briefen und Flugblättern verſchiedene Fühler aus, die vorzüglich auf die Kolonien berechnet waren. Die weſtindiſchen Pflanzer antworteten mit einem Wuthgeheule. Nur ein paar Stellen:

„Wir erſuchen das Reichsparlament, ſeinen Urſprung zu verbeſſern, welcher Beſtechung iſt; ſein Gewiſſen zu reinigen, welches verdorben, ſeine Maske abzuwerfen, welche Heuchelei iſt; mit den falſchen Bundesgenoſſen zu brechen, welches die Frommeu ſind; und zu guter Letzt die verkauften Schurken zu verbannen, welche drei Viertel ihrer Zahl ausmachen."

„Wir haben behauptet und behaupten noch, die Peitſche iſt weſentlich für die weſtindiſche Disciplin, ja, wohl ſo weſentlich nothwendig, Mylord Colthorpe, als die Preßfreiheit und das Geſchwornengericht für die Freiheit des britiſchen Unterthanen, und beruht auf einem ebenſo rechtmäßigen Grunde. Heil, Wohlfahrt und Glück unſerer arbeitenden Klaſſen können ohne ſie nicht beſtehen."

Ein guter Theil der Anti-Sklaverei-Partei wurde dadurch eingeſchüchtert; auch Canning und die Regierung befürchteten, ſich zu die-

Digitized by Google

gewagt zu haben und waren wenig geneigt, die Sache mit Ernſt weiter zu treiben — nur Buxton verlor den Muth nicht, und trat für die Neger mit ſolcher Wärme, mit ſolcher Ausdauer und Entſchiedenheit auf, daß O'Connell dadurch einſt zu dem Ausrufe veranlaßt wurde: „O, ich wünſchte, wir (die Iren) wären Schwarze." Er wollte damit ſagen, daß Mr. Buxton, den Irländern gegenüber, die in nicht beſſerer Lage als die Neger lebten, jedenfalls mehr hungern und ſtärker arbeiten mußten, als jene, ſehr bald kühl und zum egoiſtiſchen Engländer werden würde.

In Weſtindien traten indeſſen Ereigniſſe von beſonderer Wichtigkeit ein; die Neger, zu denen dunkle Gerüchte von ihrer Freilaſſung gedrungen, begannen ſchwierig zu werden, die Arbeit einzuſtellen und Aufſtände zu machen. So in Barbadoes, Demerara, namentlich auf Jamaika 1832, wo 50,000 Neger an dem Aufſtande betheiligt geweſen ſein ſollen. Die Sklavenhalter hatten vordem ſchon zu den gewaltſamſten Mitteln gegriffen, und ihren Haß namentlich an den Miſſionären ausgelaſſen, welche an der Bekehrung der Neger arbeiteten. So wurde ein Wesleyaniſcher Miſſionär, Namens Shrewsbury, auf Barbadoes nach einem ſummariſchen Verfahren gehängt, weil er (mit Unrecht) verdächtigt worden, daß er mit Buxton eine Korreſpondenz geführt. Der Fall machte das größte Aufſehen. Alle Freunde der Sache vereinten nun ihre Beſtrebungen, die darauf gerichtet waren, die ganze Sklaverei bis auf die letzte Spur zu beſeitigen. Die nun in Maſſe nach England zurückkehrenden Sklavenprediger ſchilderten dem Volke das ſchreckliche Elend, die unerhörten Grauſamkeiten, welche mit der Sklaverei in Verbindung ſtänden, und ſo geſchah es, daß der Unwille allgemein wurde und die öffentliche Stimme dringend eine gänzliche Abſchaffung derſelben forderte.

In Exeter=Hall traten bald mehr als dreihundert Abgeordnete der Anti-Sklaverei-Vereine zuſammen, die Differenzen wurden ſo viel als möglich ausgeglichen und die Reſolutionen der Verſammlung dem Lord Colthorpe vorgelegt, der damals an der Spitze der Verwaltung ſtand. Der Druck erwies ſich wirkſam. Am 14. Mai 1833 fand die Debatte im Unterhauſe ſtatt. Stanley, der Kolonial=Sekretär ſchlug nach der Freilaſſung noch eine Lehrlingsſchaft von zwölf Jahren vor, in welcher die Neger noch unter dem Regiment ihrer reſpektiven Herren ſtehen ſollten; Buxton handelte ſie auf ſieben Jahre herunter. 20,000,000 Pfd. wurden zur Entſchädigung der Sklavenhalter beſtimmt. Die Bill paſſirte dann am 28. Auguſt das Oberhaus, und war, nachdem ſie der König beſtätigt, Geſetz. Das Lehrlings-Syſtem wurde ſchon im vierten Jahre als ganz unhaltbar aufgegeben. So war die Sklaverei in den britiſchen Beſitzungen abgeſchafft.

Japan.

Das feudaliſtiſche Regierungsſyſtem in Japan.

Es gelang zuerſt den Portugieſen, Spaniern und Holländern mit den Japaneſen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Erſt im Jahre 1598 kam zum erſten Mal ein Engländer durch Zufall an die japaneſiſche Küſte, William Adams, ein geſchickter Seefahrer, der durch Stürme an die Küſte getrieben wurde. Er landete im Hafen von Fingo; ein portugieſiſcher Prieſter diente als Dolmetſcher. Die Schiffsmannſchaft wurde von den Japaneſen freundlich aufgenommen, obgleich die Spanier und Portugieſen Alles aufwandten, um den Kaiſer zu bewegen, ſie tödten zu laſſen. Der Kaiſer ließ Adams zu ſich kommen, der ſich bei demſelben einzuſchmeicheln verſtand und einer ſeiner Günſtlinge wurde. Die Holländer und Spanier waren damals im Kriege miteinander, und Letztere baten daher den Kaiſer, die treuloſen Holländer aus ſeinem Reiche zu weiſen, was jedoch nicht geſchah. — Adams erlangte durch ſein Geſchick und Talent großen Einfluß beim Kaiſer, der ſich von ihm in Geometrie und Mathematik unterrichten ließ. Adams erhielt ein Grundſtück und Titel, jedoch nie wieder ſeine Freiheit. Er ſtarb in Japan im Jahre 1620.

Adams hatte einige Briefe nach England zu ſchicken gewußt, durch welche er ſeine Landsleute einlud, Schiffe nach Japan zu ſchicken und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Es dauerte auch nicht lange, ſo beſtanden freundſchaftliche Verhältniſſe zwiſchen Japan und England. Der Kronprinz von Japan ſchickte Geſchenke und Briefe an den König von England. Alsbald wurde eine engliſche Station eingerichtet. Die Holländer jedoch ließen kein Mittel unverſucht, die Engländer wieder hinauszutreiben.

Bei Gelegenheit des Krieges Englands und Frankreichs gegen die Holländer, wußte ein holländiſcher Offizier es dem Kaiſer deutlich zu machen, daß England im Bunde mit Andersgläubigen gegen ſeine Glaubensgenoſſen kämpfte. Dies brachte die Engländer um die Gunſt deſſelben und in kurzer Zeit war ihnen Japan verſchloſſen. Die Spanier und Portugieſen hatten ſich gleichfalls durch ihre Bekehrungsverſuche die Verweiſung zugeführt, und ſo waren die Holländer allein im Beſitz des japaneſiſchen Handels, deſſen ſie ſich drei Jahrhunderte lang erfreut haben.

Der Erfolg der Engländer und Franzoſen in China, die Eroberung Pekings, führte einen paniſchen Schrecken bei den Japaneſen herbei, indem ſie zum erſten Male die Macht der europäiſchen Mächte erkannten. Dies benutzte im Jahre 1858 Mr. Harris, der amerikaniſche Geſandte; durch Vertrag eröffnete er den amerikaniſchen Freiſtaaten Japan, welches zwar ſchon 1852, aber in ſehr unſicherer Weiſe, durch Perry geſchehen war. Harris machte nun dem Kaiſer große Aufſchlüſſe über die Außenwelt und rieth ihm an, ſein Reich ganz dem Handel zu öffnen. In Folge deſſen ſchloß der Kaiſer nun Verträge mit England, Frankreich, Rußland und Preußen. Jedoch können dieſe bei gegenwärtigen Umſtänden nicht viel nützen.

Es iſt jetzt möglich geworden, einen tieferen Blick in die Verhältniſſe der Japaneſen zu werfen. Sie haben zwei Oberhäupter, ein weltliches und ein geiſtliches. Urſprünglich war die Art der Regierung eine theokratiſche, indem ein geiſtliches Oberhaupt, der Mikado, die Staatsgeſchäfte verwaltete. Unter ihm beſtand ein Adel, deſſen Häupter Könige und Prinzen in den verſchiedenen Theilen des Landes waren. Um's Jahr 1150 brach unter dieſen ein Aufſtand aus, der die Erwählung eines weltlichen Oberhauptes nöthig machte. Dies iſt der „Taykun," ein temporärer Kaiſer, der ſich zuletzt abſolute Macht in den Staatsverhältniſſen zugeeignet hat. Kurz nach der Entſtehung der Taykuns kam ein ſehr ehrgeiziger Mann, „Sama," an das Ruder, der die weltliche Macht zur völlig abſoluten erhob. Er wurde hierin von vierundzwanzig der hauptſächlichſten Könige und Prinzen unterſtützt. Dieſe hatten zur Zeit der Theokratie ihre Ländereien vom Mikado als Lehn erhalten; der Taykun Sama aber ſetzte ſie in alle Rechte eines Herrſchers ein, indem er ſie zugleich von ſich abhängig machte. Nach ſeinem Tode brach eine neue Revolution aus, welche die Taykun=Würde von Sama's Familie auf die noch jetzt regierende Familie des Prinzen Kiuſin brachte. Der Mikado hat jedoch noch nicht alle Macht verloren, da noch manche der Könige und Prinzen ihm anhängen. Unter dem gewöhnlichen Volke Japan's hat die Tradition großen Einfluß, und dieſelbe wird durch die Heiligkeit, die dem Regierungs=Amte des Mikado beigelegt wird, wach gehalten. Außerdem hat der Mikado bedeutende Beſitzungen und regiert noch über eine Art von Häuptlingen, „Yejai," die ſeiner Perſon attachirt, und in ſeiner Aufrechthaltung intereſſirt ſind. Der Mikado hat außerdem einen Hof von Weibern, welche ſich viel in die Politik miſchen und nach Belieben eine unangenehme Stimmung zwiſchen Mikado und Taykun herbeiführen, was auch von den Prinzen und Königen, den „Daimios" in vielen Fällen geſchieht. Von den Daimios werden Einige mit beſondern Ceremonien in ihre Würden eingeſetzt, wodurch ſie in der Hierarchie höher ſtehen, als der Taykun ſelbſt. Von ſolchen iſt der Prinz von Kanga einer der bedeutendſten. Obgleich die Thronfolge gegenwärtig ſchon während dreihundert Jahren in der Familie Kiuſins geblieben iſt, ſo iſt ſie dennoch nicht erblich, wie bei uns, indem die Prinzen von Mito und Owarre gleichfalls zu Kaiſer ernannt werden können.

Der Taykun hat zwei Raths=Kollegien, die eine Art von Kammern bilden und etwaigen Uebergriffen deſſelben Einhalt thun. Die erſte oder Große Rathsverſammlung beſteht aus den Daimio's erſter Klaſſe, welche die Miniſter des Taykun zu ernennen haben. Die Miniſter („Gorogio") ſind fünf Daimio's. Dieſe fünf ernennen einen anderen Rathskörper, der aus acht Daimio's beſteht. So herrſcht alſo eine feudale Ariſtokratie, die alle Macht in Händen und in dem Taykun nur eine Art von Präſidenten hat. Die bedeutendſten Staatsämter jedoch werden von der niederen Ariſtokratie zweiten und dritten Ranges (ſie zerfällt in 360 Klaſſen) bekleidet. Der höchſte Adel hält Aemter für entwürdigend.

Beim Tode eines Taykun wird ein Regent aus der Familie „Tkamono Kami" gewählt, welcher ſeine Würde nach Einſetzung eines neuen Taykun wieder ablegt. Dieſes Regenten=Amt heißt „Gotairo."

Es bilden alſo dieſe Daimio's einen überaus mächtigen Adel, deſſen jährliches Einkommen ein ungeheures iſt. Der reichſte Fürſt iſt der Prinz von Kang, welcher jährlich über fünf Millionen Thaler einnimmt. Die Aermſten haben doch immer noch das miſerable Einkommen von etwa einer halben Million Thaler. Sie ſchätzen ihr Vermögen nach beſtimmten Maßen, ſogenannten „Kokous," d. h. Metzen von Reis. Dieſe Daimio's ſind alle protectioniſtiſch und durchaus nicht geneigt, das Land den

Digitized by Google

Europäern zu eröffnen. Wegen ihrer großen Macht, können ſie daher ſehr gefährlich werden, und der Aufſtand gegen die engliſche Geſandtſchaft wird ihren Machinationen zugeſchrieben. Wir können uns daher nicht wundern, wenn vorläufig nur eine beſchränkte Eröffnung der japaneſiſchen Häfen ſtattgefunden hat.

Man muß vor allen Dingen die Daimio's zu gewinnen ſuchen, von deren Macht und Abſolutismus das Folgende eine Erläuterung geben mag. Kurz nachdem der amerikaniſche Admiral Perry im Jahre 1852 mit Japan einen Handelsvertrag zu Gunſten der Amerikaner geſchloſſen hatte, wurde der Taykun ermordet. Nach dem Vertrage, den Mr. Harris 1858 im Namen Amerika's abſchloß, wurde der Nachfolger des ermordeten Kaiſers von dem berüchtigten Prinzen Mito vergiftet. Derſelbe Prinz verſuchte ſodann ſeinen Neffen auf den Thron zu bringen. Hierin wurde er von dem Adel, welcher Handelseröffnung für unvortheilhaft und gefährlich hält, unterſtützt. Jedoch der Regent war dagegen, und ſetzte einen minderjährigen Couſin auf den Thron, wofür ihn Mito auf offener Straße erſchlug. Mito hatte nur ein Gefolge von 20 Mann, während der Gotairo eins von 500 Mann Soldaten mit ſich führte. Es iſt alſo einleuchtend, daß die Soldaten des Gotairo ſelbſt ihn verließen und ſich Mito's Partei anſchloſſen. Prinz Mito wurde in Folge deſſen ſelbſt von dem Nachfolger des Gotairo ermordet, weshalb man den Mörder jedoch nicht als Freihändler anzuſehen hat.

Wir verdanken dieſe Mittheilungen dem ausführlichen Berichte des engliſchen Geſandten in Japan, Mr. Alcock, an Lord John Ruſſell. Sie enthalten jedenfalls das Neueſte und Zuverläſſigſte über die japaneſiſche Feudal-Regierung, die, wie wir ſehen, erſt auf eine nicht ſehr leichte Weiſe gewonnen oder reformirt werden muß, ehe es dem Auslande gelingt, mit dem reichen, gebildeten Lande und Volke gegen den Willen und die protectioniſtiſchen Intereſſen von 360 Adels- und vielleicht auch nicht ſehr freiſinnigen Prieſter-Klaſſen, in dauernden und zuverläſſigen Handels- und Geſchäftsverkehr zu treten.

Ob die jetzt Europa beſuchenden japaneſiſchen Geſandten nach ihrer Zurückkunft dem Freihandel das Wort reden (vielleicht um auch ermordet zu werden), bleibt abzuwarten. Die Feudalen werden ſich jedenfalls aller ihrer Macht bedienen, um der vom Auslande eindringenden Kultur, Aufklärung und freien Bewegung zu wehren. Die Haupthoffnung für unſere Handelsausſichten beruht auf dem Volke, das in natürlicher Neugier und angeborner Luſt zu handeln und ihren Geſichts- und Kundenkreis zu erweitern, ſich vielleicht mächtiger fühlen und zeigen lernt, als ſeine 360 Klaſſen Feudal-Herren.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Kulturgeſchichte der Tanzkunſt.*

Die Menſchheit liebt in unſern Tagen das Ungewöhnliche und ſo darf man alſo auch mit der ernſthafteſten Miene von der Welt das Thema der Tanzkunſt hiſtoriſch-äſthetiſch behandeln. Zwar meine ich nicht, daß unſer Thema an Ernſthaftigkeit gewinnen würde, wenn die tiefſinnige Symbolik des Eiertanzes, den die officiöſen Zeitungs-Darſteller des preßfreien Europa's voll graziöſer Anmuth und Würde jetzt alltäglich aufführen, auch in das Fach unſerer Betrachtung ſchlagen ſollte. Zum Glück iſt dies, trotz bitterer Wahlverwandtſchaft, nicht der Fall. Im Uebrigen müſſen wir Alle nach der Pfeife des Zeitgeiſtes tanzen, und daß beſagter Zeitgeiſt alte und neue Geſchichten aufrührt und aufſtöbert, iſt vielleicht nicht ſeine ſchlechteſte Seite. Geſtern brachte er eine Geſchichte der Muſik, heute eine der Tanzkunſt, von der allgemeinen Kunſt-, Natur-, Welt-, Dorf- und Stadt-Geſchichte ganz zu geſchweigen. Man iſt ungeheuer modern um 1862 und nichtsdeſtoweniger ſaugt man ſeinen Hochgenuß aus Erzählungen der Vergangenheit: „als der Großvater die Großmutter nahm" u. ſ. w. Ja, es iſt etwas Großes um unſern hiſtoriſchen Sinn. Eine akademiſche Abhandlung über die Haus- und Hofmarken altdeutſcher Dörfer, oder über den „Spiegel deutſcher Leute," oder über die Thierſtrafgerichte des Mittelalters, oder über dieſen und jenen germaniſchen, galliſchen, griechiſchen, römiſchen Brauch, kann darauf rechnen, Furore zu machen, ſelbſt wenn ſie neben hundert „Thatſachen und fünfzig Urkunden" irgendwo zwei verſteckte, höchſt „unhiſtoriſche" Ideen enthielte. Selbſt den Hochverrath an der ſouverainen Göttin Erfahrung verzeiht man, ruft irgend eine „Auctorität" beifällig aus: „es ſind doch Thatſachen in dem Buche!" Nun frage ich, iſt nicht auch der Tanz eine Thatſache? Haben nicht die Menſchen in den Griechen- und Römerzeiten, in den germaniſchen Urzeiten bis auf dieſen neugermaniſchen, neupreußiſchen und neuweltgeſchichtlichen Tag getanzt und geſprungen? Das iſt eine klaſſiſche, oder, wer das Wort verzieht, eine romantiſche Wahrheit. Die ganze Menſchheit hat getanzt und tanzt weiter, nicht blos nach der Pfeife des Zeitgeiſtes und der Mächtigen auf Erden, ſondern manchmal auch nach ihrer eigenen und national-eigenthümlichen Weiſe. National-Tänze hat es immer gegeben und immer charakteriſtiſche für jedes Volk; es ruht ſogar der Schwerpunkt aller Tanzkunſt in den National-Tänzen! Sollte folglich die Tanzkunſt der Völker alter und neuer Zeit nicht kulturhiſtoriſche Bedeutung haben? Der Autor einer uns vorliegenden „Geſchichte der Tanzkunſt," Herr Albert Czerwinski in Danzig will der Tanzkunſt dieſen Rang zuerkannt wiſſen, und wir glauben mit vollem Rechte. Aber leider hatte er auch darin Recht, daß bis jetzt die Gelehrten hierüber noch nicht einig waren, oder vielmehr den Anſpruch noch gar nicht ordentlich vor ihrem Forum erörtern mochten. Eine Geſchichte der Tanzkunſt iſt, obgleich ſchon Jahrtauſende vorübergetanzt, noch einzig in ihrer Art; Herr Czerwinski kann dreiſt behaupten, der erſte auf ſeinem Pfade geweſen zu ſein. Daher iſt ſein Werk ſelbſt ein Anfang, ein Verſuch, die Entwickelung der Tanzkunſt in einem Geſammtbilde zuſammenzufaſſen, ein Entwurf zu einer ausführlichen Darſtellung des maſſenhaften Stoffes, welche nur innerhalb des Rahmens einer kritiſchen Geſchichte größeren Stils vollſtändig gelingen würde. An eine ſo umfaſſende Aufgabe hat ſich der Autor nicht gewagt und ſie auch nicht unternehmen wollen. Was er geleiſtet, iſt jedenfalls eine tüchtige Anregung zur kulturhiſtoriſchen Betrachtung der Tanzkunſt, weil ſie den augenſcheinlichen Beweis liefert, wie dieſe Kunſt, ſo gut wie ihre Schweſtern Muſik und Plaſtik, einer ſolchen Bearbeitung fähig iſt.

Ich weiß nicht, welcher Philoſoph es war, der den „erklecklichen Satz" erfunden, daß die Künſte Sprachen der Menſchheit ſeien. Der Satz ſchmeckt etwas nach Wilhelm von Humboldt. Sicher iſt es ein zeitgemäßer Satz. Die Künſte wollen ausdrücken, was in Phantaſie und Gemüth des Menſchen lebt; eine andere Tendenz könnte man ihnen ſchwerlich unterbreiten, ohne auf Gedanken und Empfindung aus freigebigem Freiſinn Verzicht zu thun. Die Künſte ſind Ausdrucksweiſen der menſchlichen Natur in ihrer unerſchöpflichen Weſensfülle und das Univerſum des Horizontes derſelben iſt das ihrem Walten anheimgegebene Blüthenreich. Alle Stimmungen unſerer Seele erheiſchen ihren entſprechenden Ausdruck, alle Affecte wirken nach Außen und regen Bewegungen des Körpers an. Wenn wir recht froh und heiter ſind, ſpüren wir unwillkürlich Luſt, den Körper in Thätigkeit zu ſetzen: wir laufen, wir ſpringen, hüpfen, tanzen, ſingen, geſtikuliren u. ſ. f. Nichts iſt natürlicher als Geſang und Tanz bei einem Menſchen, dem eine gehobene Stimmung die Nerven und Muskeln anſtrafft. Und nichts drückt unſere Freude am Daſein deutlicher und energiſcher aus, als der Tanz! Beugt er ſich dem Geſetze des Schönen, deſſen Inbegriff „Harmonie" lautet, durch die Annahme von Maß und Rhythmus, dann adelt ihn die Weihe der Kunſt, er wird ein nicht zu verachtender Kulturzweig, eine wichtige „Disciplin" für die Erziehung des Menſchen. Wie wir unſern Körper halten, ob mit Anſtand und Anmuth, oder ſchlaff und nachläſſig, iſt keine gleichgültige Sache, und ſollte irgend ein Verehrer des „abſoluten Geiſtes" dies behaupten, ſo erinnere er ſich inmitten ſeines Gelehrſamkeitsbewußtſeins des plaſtiſchen Tiefſinnes der alten Hellenen, die auf Biegſamkeit und Gewandtheit des Körpers und auf die Tanzkunſt, als die normale Befördererin und Darſtellerin dieſer preiswürdigen Eigenſchaft, einen vorzüglichen Werth legten. Das alte Griechenland übte den Tanz im Vollbewußtſein ſeines Berufs und ſeiner humanen Bedeutung. Dies erkennt unſer Autor ſehr wohl, indem er bei der Tanzkunſt der Alten das erſte Kapitel hindurch verweilt. Für manchen Bruder Studio iſt es ein höchſt lehrreiches Kapitel. Burſchikoſes Weſen war aus den antiken Studienkreiſen verbannt. So lobt Plato die gefällige Wohlbewegung der Schüler, die mit ihrem Lehrer, dem Sophiſten Protagoras, luſtwandelten. Der idealiſtiſche Philoſoph ſagt hiervon: „Dieſen Chor aufmerkſam betrachtend, ergötzte ich mich beſonders daran, wie artig ſie (die Schüler) ſich in Acht nahmen, niemals dem Protagoras vorn im Wege zu ſein, ſondern, wenn er mit ſeinen Begleitern umwendete, wie ordentlich und geſchickt dieſe Hörer zu beiden Seiten ſich theilten, und dann im Kreiſe herumſchwenkten, um fein artig immer hinten zu bleiben." Plumpheit und Rohheit der Manieren gehörten nach antiker Vorſtellung nicht zu den obligaten Merkmalen gediegenen Wiſſens und ernſter Forſchernatur. Plato nannte (Lib. I. de

* Geſchichte der Tanzkunſt bei den kultivirten Völkern von den erſten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Albert Czerwinski. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1862.

Digitized by Google

legibus) die ſchnöden Verächter der Tanzkunſt geradezu grobe und ungezogene Tölpel.

Ja, die Tanzkunſt iſt eine wahrhaft „klaſſiſche" Kunſt! Wem es die Dichter und Philoſophen des Alterthums nicht glaubhaft machen, dem beweiſen es vielleicht jene berühmten Wandmalereien aus der casa delle danzatrici zu Pompeji, Darſtellungen der von den Griechen erſundenen, von den Römern vielbewunderten mimiſchen Tänze, von Frauen ausgeführt. Nach achtzehn Jahrhunderten ſind die Bilder der dramatiſchen Tänzerinnen redende Zeugniſſe für die großartige Entwickelung der Tanzkunſt bei den Alten. Sie war es, die nebſt ihrer Schweſter, der Muſik, die Feſte der Götter verherrlichen half, aber ſelbſt die religiöſen Tänze waren national. Griechiſch und örtlich verſchieden waren die Hyporchemata, welche zur Ehre Apollo's getanzt wurden, ſo griechiſch, wie der pyrrhichiſche Waffentanz, wie der uralte Hormos (Ringelreigen), der ihm ähnliche Geranos (Kranichstanz) und der bacchantiſche Cordax. Die Volks- und Heldenſagen wurden im Tanze dramatiſch verkörpert und wirkten um ſo friſcher und lebendiger auf die Phantaſie des Volks. Auch das Ballet iſt ſchon griechiſchen Urſprungs: denn eben Ballet kann man vollkommen genau die pantomimiſche Darſtellung eines „getanzten Mythus" nennen. Die Hochzeit des Bachus mit der Ariadne, die Xenophon beſchreibt, und das Schönheitsgericht des Paris über die nach dem goldenen Apfel trachtenden Göttinnen (aus Apulejus kennen wir die Inſcenesetzung) waren zwei ſehr beliebte traditionelle Ballets, getanzte Pantomimen, denen die charakteriſtiſche Ausſchmückung der Bühne und der handelnden Perſonen nicht gebrach.

Obgleich nun in der That das Ballet ſeine Herkunft vom Griechenthum ableiten darf, ſo iſt doch die Pirouette (das rechtwinklige Beinſchwenken im Kreiſe) d. h. der ſtark duftende Hautgout des modernen Ballets, keine Hervorbringung des maßvollen helleniſchen Genius. Marie Taglioni, als ſie im Jahre 1842 in Palladio's antikem Theater zu Vicenza eine altgriechiſche Tanzprobe meiſterhaft improviſirte, hütete ſich ſorglich, die Pirouette anzuwenden, ſie tanzte ohne Verzerrung mit ſchönbemeſſener, ruhiger Harmonie der Geberde. Nicht die Griechen konnten die Pirouette erfinden, nur ein weniger vom ſtrengen Schönheitsſinn durchdrungenes Volk vermochte es: ein viel älteres, die Aegypter. Demnach iſt zwar die Pirouette gleichfalls ein Kind des Alterthums und ſogar der älteſten antiken Kultur, jedoch nicht der normalen Klaſſicität, welche allein von den Griechen repräſentirt wird. An den Griechen bewundern wir ſtets ihr geſundes Urtheil und ihren geſunden Geſchmack; der pikante Hautgout der Verweſung, den die in den Tod verliebten Aegypter gleich den modernen Roués äußerſt gern hatten, lag der griechiſchen Auffaſſung von Natur und Geiſt, der griechiſchen Unbefangenheit und warmen Lebendigkeit durchaus fern.

Nachdem die mönchiſche Weltflucht des Mittelalters, welche den Tanz als Teufelswerk verſchrie, einigermaßen überwunden war, entfaltete das Kulturleben der chriſtlichen Völker eine üppige Mannigfaltigkeit nationaler Typen auch auf dem Gebiete der Tanzkunſt. Wie ſehr das nationale Element über die abſtrakte Allgemeinheit und über die Erfindungen Einzelner die Herrſchaft erlangte, zeigt ſich beſonders daran, daß die große Mehrzahl der Tänze die Namen europäiſcher Völker trägt, ſelbſt bei Tanzweiſen, die offenkundig dem Belieben eines individuellen Geiſtes ihre Geburt verdanken. Um ſo auffallender iſt dieſer Umſtand, als in den Tanzſälen der höheren und mittleren Geſellſchaft das uniforme und uniformirende Frankreich mit ſeiner alle örtliche Sonderbildung abtödtenden Centraliſation faſt alleiniger Tonangeber geworden. Neben der Française (vulgo Contredanſe) umſchwirren uns Polonaiſe, Anglaiſe, Ecoſſaiſe, böhmiſche Polka (— denn die gewöhnliche Polka ſtammt weder aus Polen, noch aus Schweden, von deſſen Hallings-Polska ſie eine Abart ſein ſollte, ſondern aus Böhmen, wo ſie eigentlich pulka d. h. „die Hälfte" von dem in ihr herrſchenden Halbſchritt heißt und in Elbeteinitz etwa 1834 zuerſt getanzt wurde —), ferner rheiniſche Polka, Allemande oder Walzer, Sicilienne, Coſaque u. ſ. w., lauter Völker- und Ländernamen auf dem Schauplatze der franzöſiſchen Mode-Monokratie. Trotz der allgewaltigen Mode, tanzt man nicht lediglich nach der Pfeife der „großen Nation." Es tanzt vielmehr ſogar auch die große Nation nach allerlei fremden Rhythmen, zu deren Aufnahme die nationale Eitelkeit ſich ſchlechterdings hat verſtehen müſſen. Und o Wunder! Nicht einmal die ſogenannte „Française," der unvermeidlichſte, unverwüſtliche, den Franzoſen tief in's Fleiſch gedrungene Contretanz iſt das erhabene Produkt eines leichtfüßigen Pariſer Tanzmeiſters —, er iſt, wer ſollte es möglich glauben, urſprünglich ein engliſcher Bauerntanz, den ein engliſcher Tanzmeiſter 1710 in Frankreich einführte, und zwar erſt, nachdem Rameau 1745 einen dergleichen Tanz in das Ballet „Les Fêtes de Polymnie" eingeflochten, wurde er in den Salons der Großen und auf den Tanzböden des Volkes heimiſch. Ueberdies hat der Name „Contredanſe" mit „contre," gegen, recht eigentlich nichts zu ſchaffen; das Wort iſt aus dem engliſchen: „Countrydance" (ländlicher Tanz) formirt worden und deutet ſo unmittelbar auf ſeine engliſch-bäuerliche Abſtammung. Vielleicht hat der engliſche Transponent des Tanzes die Wiedergabe des Country durch Contre wegen der Gegenüberſtellung der Tanzpaare für ganz rathſam und naheliegend gehalten. Aber den alten ländlichen Charakter laſſen die Namen der noch jetzt gebräuchlichen Touren klar durchſchimmern: l'été, der Sommer, la poule, die Henne, la pastourelle, das Hirtenmädchen und ſelbſt le pantalon, die (den Tanz eröffnende) Hoſentour, Worte, deren Sinn das Landleben unzweideutig zum Hintergrunde hat.

In dieſelbe Zeit, in welcher die Franzoſen durch Voltaire den Senſualismus der engliſchen Philoſophie kennen lernten und mit Heißhunger in ihre Weſensſubſtanz aufnahmen, fällt zugleich der ungeheuere Umſchwung in ihrer Tanzkunſt, der Abfall von der altfranzöſiſchen ſteifen Zierlichkeit der heimiſchen, wahrhaft autochthonen Courante und Menuet und die Reception der engliſchen Colonnentänze. Es war dies die Revolution des Tanzſaals. Das ruhige majeſtätiſche Tempo der Ceremoniebälle Ludwig's XIV. wurde mit dem lebhafteren, raſcheren und raſtloſen der engliſchen und ſpäter auch der deutſchen Dorftänze vertauſcht. Was die Primärſchule der alten Tanzkunſt geweſen, die feierliche Courante, ernſt, gravitätiſch und deshalb oft der „Doctortanz" genannt, die Grundbewegung der altfranzöſiſchen Orcheſtik, und was die hohe Schule derſelben gebildet hatte, die an Schönheiten und Feinheiten unerſchöpfliche Menuet, welche ſchon Margaretha von Valois bewunderungswürdig getanzt und welche das Anſehn der noch älteren Courante allmählich überwucherte, dieſes ganze galante Erziehungsmaterial ſank vor der unerbittlichen Laune der Mode oder beſſer, des Zeitgeiſtes, der die Siebenmeilenſtiefel des modernen Fortſchritts anzuziehen begann. Den Uebergang machte die Quadrille. Sie konnte in Form und Reichthum der Touren mit den ältern Tänzen noch immer concurriren; allein gerade ihre unzähligen Variationen, denen das raſchere Tempo des Zweivierteltakts im Allegro (ſtatt des früheren Dreivierteltakts) zur Zerſtörung der Ueberſicht brüderlich beiſtand, verdeckten leichter den Mangel der Grazie des Einzelnen und beförderten die Sucht nach Maſſenwirkung. Aus den engliſchen Colonnentänzen und der ihrem Tempo ſich anſchmiegenden Quadrille war die Fortentwickelung zum Contretanz das einfache und natürliche Ergebniß. Die Verdrängung des letzteren durch die an Lebhaftigkeit ihn weit übertreffende Ecoſſaiſe, war nur vorübergehend, freilich aber bezeichnend genug. Denn ſie fand — was Herr Czerwinski ſchärfer hätte betonen ſollen — nicht blos „im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts," ſie fand in der ſtürmiſchen Epoche des erſten Kaiſerreichs ſtatt, zur Zeit, als Napoleon I. Frankreichs Volksfreiheit unter die Füße trat. Der ſoldatiſche Cäſarismus, deſſen Motto Panem et circenses, iſt im innerſten Weſen materialiſtiſch; wo er den eiſernen Herrſcherſtab ſchwingt, da tanzt man raſend. Die Ecoſſaiſe wurde in Chicanen geraſt, ſie mußte als ſchweißtreibendes Mittel ihre vortrefflichen Dienſte thun.

Ebenſo charakteriſtiſch wie dies Uebergewicht der Ecoſſaiſe unter dem erſten Kaiſerreich, war die Wiedereinführung des Contretanzes während der halbmodernen Reſtauration der Bourbons und das ſtärkere Hervortreten des zur Ecoſſaiſenzeit adoptirten Galopps, als das Julikönigthum des Hauſes Orleans die Charte zu einer Wahrheit zu machen, verſprochen hatte. Das Buch des Kammerherrn von Gall über das Pariſer Leben dieſer Periode ſchildert das recht anſchaulich. Obgleich wir die reichen Detailſpenden unſeres Autors gern anerkennen, empfehlen wir ihm doch die Skizzen von Gall zur Abrundung ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen Tanzkunſt" (Kapitel 4). Daß er die jüngſte Ausgeburt des tanzenden Frankreichs, den ſchmutzigen Cancan, mit Stillſchweigen überging, hat ſein Gutes; charakteriſtiſch iſt jedoch gerade dieſes Tanzungeheuer am meiſten, indem es den Materialismus des unter dem Cäſarenjoch ſinkenden Franzoſenthums in ſcheußlich-grotesken Zügen darſtellt. Da hört aller Humor auf!

Trauttwein von Belle.

Mannigfaltiges.

— Die Trias auf Probe. Die „Grenzboten" (Nr. 24) ſprechen bei Gelegenheit der Anzeige einer Schrift des Herrn Fürſten von Oettingen-Wallerſtein über „Bund und Bundesreform" die originelle, aber

Digitized by Google

gar nicht üble Anſicht aus, daß die „Würzburger“ zunächſt **unter ſich** eine Probe mit der vorgeſchlagenen Trias und dem Kammern-Parlamente machen ſollten — „nur zur Probe, um zu erfahren, ob das Experiment für ganz Deutſchland paſſe, oder nicht.“

— **Ein Bildniß Leſſing's aus ſeiner Knabenzeit.** Herr Profeſſor Hettner in Dresden hat das Verdienſt, zuerſt auf ein Originalbild Leſſing's als Knabe von 7 bis 8 Jahren, das ſich jetzt auf dem Leſſingſtift in Camenz befindet, aufmerkſam gemacht zu haben. Der Knabe iſt hier mit ſeinem jüngern Bruder Theophil gemalt, und zwar umgeben von Büchern, auf die er einen Blick wirft, der bereits den künftigen, großen Schriftſteller errathen läßt. An der Echtheit des Bildes iſt nicht zu zweifeln, da es bereits von Karl Leſſing, dem Biographen ſeines großen Bruders, erwähnt wird. Gegenwärtig iſt, nach einer Kopie dieſes Bildes von Klaus, eine Photographie deſſelben erſchienen,* die gewiß ſehr vielen Liebhabern willkommen ſein wird. „Wer freut ſich nicht,“ ſagt Hettner, „zu wiſſen, wie Leſſing als Knabe ausſah? Und es iſt ein Portrait, das die Bürgſchaft der Wahrheit in ſich ſelbſt trägt.“

— **Reiſebücher zur Londoner Ausſtellung.** Nächſt dem in Nr. 21 erwähnten Bruckmann'ſchen Handbuche: „London und ſeine Umgebung,“ ſind folgende, gleich empfehlenswerthe Reiſebücher erſchienen: 1) in neuer, völlig umgearbeiteter und vielvermehrter Auflage, Weber's „Illuſtrirter Londonführer,“ der mit den reichſten Illuſtrationen der bekannten xylographiſchen Anſtalt von J. J. Weber in Leipzig ausgeſtattet iſt und deſſen „Orientirungsplan“ ſich bereits im Jahre 1851 als ein Ariadne-Faden durch das Labyrinth der engliſchen Metropolis bewährt hat. 2) Grieben's „London und Umgebungen, nebſt Reiſerouten vom Kontinent nach England.“** Auch dieſes Handbuch iſt mit zahlreichen Illuſtrationen geſchmückt und zeichnet ſich durch eine zweckmäßige Anordnung des belehrenden Inhalts aus. 3) Grieben's „Plan und Wegweiſer von London,“ aus dem vorher genannten Handbuche, in kompendiöſer Form beſonders zuſammengeſtellt (Preis 15 Sgr.) und für denjenigen, der eben nur einen Wegweiſer braucht, völlig ausreichend. — Herr Karl Bädeker junior hat unſere (in Nr. 25 berichtigte) irrthümliche Nennung ſeines Vaters, als Verf. eines älteren Handbuches über London, zu einer in mehreren Zeitungen abgedruckten Reclame für ein künftig bei ihm erſcheinendes Buch benutzt, wobei er in verletzender Weiſe auf unſere Zeitſchrift hinweiſt. Wir würden darauf dem jungen Manne in verdienter Weiſe antworten, wenn uns nicht die Achtung vor dem Namen, den er trägt, davon zurückhielte.

— **Ruſſiſche Revue.** Es liegt uns das erſte Heft dieſer von uns bereits angekündigten, von Dr. Wilhelm Wolffsohn herausgegebenen Zeitſchrift vor.*** Daſſelbe enthält fünf größere Aufſätze (Die ruſſiſchen Zeitblätter; Die Studenten-Bewegung; Zur Reform des Unterrichtsweſens; Fauſt, Novelle in neun Briefen, von J. Turgenew; Ruſſiſche Städte: Aſtrachan, Odeſſa); fünf Miscellen und ein Gedicht (Mein Vaterland, von Th. Tiutſchew). „Aufklärung und poſitive Kenntniß wird die Loſung der Ruſſiſchen Revue ſein,“ dieſes Wort wiederholt der Herausgeber in ſeinem dem erſten Hefte vorgedruckten Proſpekt, und in der That ſcheint er dieſes Ziel feſt im Auge zu behalten. Vorzugsweiſe geſchieht dies in den Aufſätzen „Zur Reform des Unterrichtsweſens,“ und die „Studenten-Bewegung,“ wo in einem Rückblicke aus der Provinz eine Schilderung von dem in den traurigſten Zuſtänden ſich befindenden ruſſiſchen Unterrichtsweſen geliefert wird. Beſtechlichkeit und Corruption herrſchen in dieſem, wie in jedem andern Zweige der ruſſiſchen Verwaltung, doch ſind ſie gerade da, wo der heranwachſenden Generation die Wege zur Geſtaltung der Zukunft gezeigt werden, am Gefährlichſten. Kürzlich ſind drei Entwürfe neuer Unterrichts-Regulative für die allgemeinen Bildungs-Anſtalten, für die Volksſchulen und für die Univerſitäten erſchienen. Nicht ohne Beſchämung müſſen wir geſtehen, daß dieſe Regulative, ſoweit ſie den allgemeinen und den Volks-Unterricht betreffen, viel menſchenwürdiger und edelſinniger ſind, als die bekannten preußiſchen. So heißt es in der Einleitung zu dem Entwurfe in Betreff der allgemeinen Bildungs-Anſtalten: „Damit von den Menſchenrechten ein vernünftiger Gebrauch gemacht werde, muß in den Maſſen ein Bewußtſein dieſer Rechte, Liebe zu vernünftiger Arbeit entwickelt, muß Jedem Achtung vor ſich ſelbſt und vor dem Menſchen überhaupt eingeflößt werden. Dadurch allein iſt es möglich, **die bei uns noch herrſchende Trennung der Stände zu beſeitigen und eine weiſe Vertheilung aller in der Geſellſchaft wirkenden Kräfte herbeizuführen.**“ Es ſollen dieſe Entwürfe nächſtens den pädagogiſchen Autoritäten Deutſchlands in offizieller Weiſe zur Begutachtung vorgelegt werden. Hoffentlich werden ſich dieſe die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, auch ihrerſeits dazu beizutragen, daß die vom Kaiſer von Rußland und von ſeinen Staatsmännern gehegten menſchenfreundlichen Plane zur Ausführung gelangen. **Nikolaus Pirogov**, von dem hauptſächlich der in jenen reformatoriſchen Entwürfen herrſchende Geiſt ausgegangen ſein ſoll, iſt — wie in einer Miscelle der vorliegenden Zeitſchrift berichtet wird — im Begriffe, in's Ausland zu gehen, um hier als Studienleiter derjenigen ruſſiſchen Kandidaten zu wirken, die, nach einer Verfügung des Unterrichts-Miniſteriums, ihre Gelehrten-Bildung auf ausländiſchen Univerſitäten vollenden und demnächſt auf ruſſiſchen Hochſchulen die Lehrſtühle einnehmen ſollen.

* Dresden, Ernſt am Ende, 1862.

** Dritte vollſtändig umgearbeitete Auflage. Berlin, Theobald Grieben, 1862.

*** Ruſſiſche Revue. Zeitſchrift zur Kunde des geiſtigen Lebens in Rußland. Herausgegeben von Dr. W. Wolffsohn. Leipzig, Steinacker; St. Petersburg, H. Schmitzdorff, 1862.

— **Chineſiſche Dramen und Romane.** Wir haben im „Magazin“ zu verſchiedenen Malen (beiſpielsweiſe Jahrgang 1856, Nr. 86, und Jahrgang 1860, Nr. 16—17) von dieſen beiden Fächern der chineſiſchen Belletriſtik gehandelt, aber bis heute die Unterlaſſungsſünde begangen des ungefähren Umfangs ſolcher Produkte zu gedenken. An dieſe Sünde mahnt uns ein, die oſtaſiatiſchen Handelsverträge betreffender Artikel in Nr. 20 des diesjährigen „Magazin“ wo von **Endloſigkeit chineſiſcher Dramen** und **Dickleibigkeit himmliſcher** (?) **Romane** die Rede iſt. — Wir wiſſen nicht aus welcher Quelle der Herr Verfaſſer dieſe Qualificationen geſchöpft haben mag, können ihm aber, auf Autopſie geſtützt, verſichern, daß beiderlei geiſtige Schöpfungen unſerer nunmehrigen oſtaſiatiſchen Handelsfreunde gewöhnlich von beſcheidener Ausdehnung ſind und, in die Gränzen eines mäßigen europäiſchen Oktavbandes eingeſchloſſen, ohne Beklemmung fortvegetiren würden. Freilich giebt es **relative** Dickbäuche, wenigſtens unter den Romanen, die aber als ſchmächtige Bürſchchen ſich erweiſen, wenn man einen Theil ihrer europäiſchen Kollegen aus der Feder eines Sue, Alexander Dumas und Karl Gutzkow ihnen an die Seite ſtellte. Auch fühlen wir uns veranlaßt, immer von Neuem zu erklären, daß es den Chineſen **niemals in den Sinn gekommen** iſt, die Geiſteskinder ihrer Unſterblichen „**himmliſch**“ zu nennen: dies wäre ſo ziemlich gleich bedeutend mit einem Attentate wider den Kaiſer, der das Prädikat **himmliſch** von jeher für ſich allein in Beſchlag genommen hat, es aber nicht einmal ſeinem **Reiche** zugeſteht und inſofern allerdings gegen die weiland deutſch-römiſchen Kaiſer mit ihrem **heiligen römiſchen Reiche** nicht aufkommen kann. Es giebt in China einen „Sohn des Himmels“ (den Kaiſer) und ſeinen „himmliſchen“ Hof; dagegen weiß man dort von keinem „himmliſchen“ Reiche oder Volke, obgleich es den chineſiſchen „Unterthanen“ kaum Schande machen dürfte, wenn ſie ſich für nichts Schlechteres, als ihren Kaiſer erklärten. Zy.

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im **regelmäßigen** Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das III. Quartal 1862 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das II. Quartal 1862 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung: **Veit & Comp. in Leipzig.**

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Zweiundſechszigſter Band.

Juli bis December.

1862.

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Deutſchland und das Ausland.

Juli. Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen." Zweite Artikel. S. 313. — Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth. I. Theorie und Praxis. S. 325. — Nathanaël, eine deutſch-ruſſiſche Apologie des Chriſtenthums. S. 326. — Die Gruppe des Laokoon. S. 337. — Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth. II. Von Peſtalozzi bis zur Gegenwart. S. 338. — Zur Geſchichte des Soldatenthums. S. 349. — Der Zeitgeiſt und die Philoſophie. S. 352. — Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen" in Oxford. Dritter Artikel. S. 370.

Auguſt. Ludwig von Haller und die reactionäre Politik. I. Das Syſtem der Reſtauration. S. 373. — Das deutſche Schützenfeſt in Frankfurt a. M. S. 377. — Der deutſche Eiſenbahn-Kongreß in Amſterdam. S. 385. — Ludwig von Haller und die reactionäre Politik. II. Das Syſtem in ſeiner Haltloſigkeit. S. 386. — Philarète Chasles in Deutſchland. S. 397. — Die Hauptpflanzen der Steinkohlen-Formation. S. 399. — Das Gabelsberger'ſche u. das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie. S. 419.

September. M. Heß über Nationalität und Judenthum. S. 421. — Moſes Mendelsſohn. S. 431. — Philoſophiſche Schlagſchatten der Gegenwart. Das Denken nach der Schablone und die theologiſirende Philoſophie. S. 443. — Deutſchlands trübſte Zeit. S. 455.

Oktober. Sprach-Kurioſitäten. I. Der Nimmermehrs-Tag. II. Peterling in allen Suppen. S. 467. — Sawitri, Gedicht von Louiſe von Ploennies. S. 468. — Deutſchland und die Niederlande handelspolitiſch verbunden. S. 479. — Foucher de Careil über deutſche Philoſophie. S. 499. — Das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie. S. 500. — Zur Pſychologie. S. 512. — Der deutſche Handelstag in München. S. 515. — Aus der Reiſetaſche eines Touriſten. Schwaben u. der franzöſiſche Handelsvertrag. S. 515. — Zeitſchrift für Völker-Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Profeſſor Lazarus: Das Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit. S. 516.

November. Max Wirth's Deutſche Geſchichte. Die Gewerbe im Zeitalter der Karolinger. S. 527. — Zur vergleichenden Statiſtik der europäiſchen Staaten. S. 530. — Studien eines Tirolers. S. 539. — Der deutſche Handelstag in München. Zweiter Artikel. S. 540. — Der ruſſiſche Feldzug von 1812, an Ort und Stelle gezeichnet. S. 540. — Felix Mendelsſohn in Italien und Frankreich. S. 551. — K. H. Scheidler: Das Studium auf landwirthſchaftlichen Akademieen. S. 552. — Aus dem deutſchen Rechtsleben. Hamburg und ein holſteiniſcher Junker des 16. Jahrhunderts. S. 563.

December. An die Verächter fremder Nationen in Deutſchland. S. 587. — Das feſtliche Jahr, von Reinsberg-Düringsfeld. S. 588. — Ein neuer Band von Thomas Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen. S. 599. — Die Kriſis der deutſchen Auswanderung. S. 600. — Sprach-Curioſitäten. III. Die Namen der Gaſſenjungen. S. 611. — Zur Geſchichte des Luſtſpiels. S. 612.

Böhmen.

Auguſt. Die böhmiſche Hiſtoriographie. S. 388.

November. Literaturbericht aus čechiſchen Kreiſen. S. 553.

Ungarn.

Auguſt. Fiume — italiäniſch, ungariſch, oder kroatiſch? S. 379. — Mit welchen Augen die Ungarn den Schmerling'ſchen Conſtitutionalismus anſehen. S. 412. — „Wir können warten!" — „„Wir noch beſſer!"" S. 412.

Oktober. Ein Ungar über den nordamerikaniſchen Krieg. S. 510.

Spanien.

Juli. Das heutige Spanien und die Amerikaner. S. 364.

December. Zur Geſchichte der Inquiſition in Spanien. Das erſte Auto-dafé von Proteſtanten. S. 576.

Frankreich.

Juli. Ein Roman aus der Demi-monde-Literatur. S. 321. — Victor Hugo's neuer Roman. S. 329. — Wunderliche Heilige. S. 354. — Literariſcher Bericht über Paris. Mirès — Moraliſt. Die Akademie und ihre Preiſe. Das Lafontainefeſt in Château-Thierry. S. 361.

Auguſt. Schöne Geiſter und ſchöne Seelen. S. 389. — Der Agent Provocateur. S. 405.

Oktober. Das Regiment der Frau v. Pompadour. I. Ludwig XV. und die Maitreſſen-Wirthſchaft. S. 469. — II. Frankreich und der ſiebenjährige Krieg. S. 482. — Ethnographiſche Studien. Die Kelten. S. 493. — Niſard's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. I. Franzöſiſche Literatur-Kritik in Deutſchland. Die vorklaſſiſche Zeit. S. 503. II. Das Jahrhundert Ludwig's XIV. III. Das achtzehnte Jahrhundert und die Neuzeit. S. 518.

November. Ein Blick auf das neue Elſaß. Die literariſche Geſellſchaft in Straßburg und die elſaſſer Literatur. S. 531. — Alte Bauwerke in Frankreich. I. Die Kirche der Templer in Luz. II. Der Palaſt des Senates in Paris. III. Das Schloß Pierrefond. S. 545. — Die Centraliſation in Frankreich und die Selbſtverwaltung in England. S. 555.

December. Lord Byron in franzöſiſcher Ueberſetzung. S. 581. — Die Memoiren Guizot's. Die Orleans'ſche Politik im Orient und daheim. Guizot über die engliſche Verfaſſung. S. 595. — Proudhon und das geiſtige Eigenthumsrecht. S. 623.

England.

Juli. Ellis Wyn, der keltiſch-anglikaniſche Dante und ſein Ueberſetzer. S. 316. — Der Zollverein auf der großen Ausſtellung. S. 328. — Berichtigung. S. 345. — Deutſchland außer ſich und in London. S. 353.

Auguſt. Eine engliſche Stimme über Lord Palmerſton. S. 380.

September. Ein Blick auf das diesjährige engliſche Parlament. Die Baumwollen-Politik. S. 422. — Charles Boner's „Thiere des Waldes". S. 456.

Oktober. Die Arbeiternoth in England. S. 507.

November. Schattenriſſe aus dem Londoner Leben. Ein Buch über den Kindermord. S. 547.

December. Das Leben und das Theater unter Karl II. S. 578. — Kosmopolitiſche Schlußbetrachtungen über die internationale Ausſtellung in London. S. 588. — Zur engliſchen Roman-Literatur. „Johann und ich". S. 608. — Das Eiſenbahnweſen auf der Ausſtellung von 1862. S. 617.

Italien.

Auguſt. Erinnerungen an Cavour. I. Ein Staatsmann, wie er ſein ſoll. S. 409.

September. Erinnerungen an Cavour. II. Der Tod des Premier-Miniſters. S. 427. — Cibrario's Briefe berühmter Perſonen. S. 433. — Arrivabene's Memoiren. S. 449.

Oktober. Die Oeſterreicher in Venedig. S. 491. — Zur Geſchichte der Bourbonen in Neapel. S. 505. — Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle". I. Francesca da Rimini. S. 521. — Die Zeichnungen von Guſtav Doré zu Dante's Hölle. S. 521.

November. Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle". II. Ugolino. S. 536. — Lord Byron's Werke in Italien. — Literariſche Notizen. S. 536. — Neapel unter Victor Emanuel. I. Der neapolitaniſche Particularismus. S. 559. — II. Unterrichtsweſen, Kirche und Geiſtlichkeit. Fortſchritte des Proteſtantismus. S. 569.

December. Neapel unter Victor Emanuel. III. Die Preſſe und die Einheit Italiens. S. 582. — Italien in geographiſchen Lebensbildern. S. 584. — Ein italiäniſches Bibelwerk. S. 607. — Cavour und ſeine Nachfolger. S. 626. — Die Reform des öffentlichen Unterrichts in Italien. S. 628.

Holland.

Oktober. Die Wittelsbacher in den Niederlanden. Franz Löher: Jacobäa von Bayern und ihre Zeit. S. 480.

December. Jakob von Maerlant, der älteſte Hiſtoriker in niederdeutſcher Sprache. S. 591.

Belgien.

Juli. Der Nationalheros von Brüſſel. S. 354.

November. Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V. S. 564.

December. Ein Denkmal für Maerlant. S. 619.

Dänemark.

September. Altdäniſche Helden-Dichtung. König Dietrich und Holger Danſke. S. 445.

Oktober. Die Volksſprache in Jütland. S. 508.

Island.

Auguſt. Isländiſche Kultur, Poeſie und Journaliſtik. S. 402.

Schweden.

Juli. Zur Literaturgeſchichte des ſchwediſchen Drama's. S. 319. — Eine offizielle Broſchüre über die ſkandinaviſche Frage. Enthüllungen über die Marine. S. 340.

Auguſt. Einiges aus der neueren nordiſchen Literatur. S. 393. — Oscar Patrik Sturzen-Becker, der Feuilletoniſt Schwedens par excellence. S. 404. — Skandinaviſche Notizen. S. 407.

Oktober. Die ſchwediſche Staatsverfaſſung in ihrer geſchichtlichen Entwicklung, nach Frhr. von Nordenflycht. S. 472.

Norwegen.

Auguſt. Ein neuer Roman A. Munch's. Die falſche Margarethe. S. 393.

Rußland.

Juli. Die ruſſiſche Ariſtokratie. S. 355.

Auguſt. Großfürſt Konſtantin. S. 378. — Der Feldzug des Jahres 1812 nach ruſſiſcher Darſtellung. Die Vorbereitung der Napoleoniſchen Kataſtrophe. S. 390. — Die neueſten geologiſchen Forſchungen in Rußland. S. 399. — Innere Zuſtände Rußlands. S. 415.

September. Panſlaviſtiſche Zuſtände. Ruſſen und Weſtſlaven. S. 435. — Volkswirthſchaftslehre in Rußland. S. 446. — Der Bauer und der Zar. Permiſche Sage. S. 448. — Ein Ruſſe über den Urſprung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte. S. 448.

Oktober. Einheimiſche Publiziſten. Verſchiedenheit des ruſſiſchen und des deutſchen Charakters. Das altſlaviſche Staats-Prinzip. S. 486. — Die ruſſiſche Adminiſtration. S. 498. — Städte und Handel in Rußland. S. 509.

November. W. Toporoff's Erſtes Jahrtauſend Rußlands. S. 533. — Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft. I. Der Plan. II. Von Soldatskaia über Irbit bis Weliki-Uſtiug. S. 541. III. Von Weliki-Uſtiug nach Archangel. S. 553. IV. Von Archangel nach Petersburg. V. Von Petersburg nach Königsberg. S. 567.

Digitized by Google

December. Die Rechtsphilosophie von Dimitry Glinka. Ein Kapitel vom Völkerrecht. S. 605. — Russische Geschichtsphilosophie. Germanen und Slaven. S. 620. — Neuestes Werk über Tschinggis-Chan. S. 629.

Polen.

Juli. Pegasus im Joche. Ein Blick auf die neuere Literatur der unter russischer Herrschaft stehenden polnischen Provinzen. S. 367.

August. Wer sind die Lachen, oder Lechen? S. 413.

September. Polen auf einem europäischen Kongreß. S. 435.

Oktober. Zu dem Artikel: Polen auf einem europäischen Kongreß. S. 489

December. Polnische Literatur in Rußland. Ludwik Wladyslaw Kondratowicz. S. 596.

Serbien.

September. Die Zeitschriften der Südslaven. S. 437.

Bosnien.

September. Die christliche und die muhammedanische Bevölkerung Bosniens. I. Die Muhammedaner. S. 429. II. Die Christen. S. 436.

Türkei.

November. Der gegenwärtige Stand der orientalischen Frage nach den Präcedenzen von 1840. S. 557.

Palästina.

Juli. Das alte Jerusalem und seine Bauwerke. S. 342.

Oktober. Mosaisches Recht. S. 476.

November. Der Talmud, bibliographisch und kritisch betrachtet von F. Lebrecht. S. 544.

Persien.

Oktober. Reise-Erinnerungen aus Persien. I. Der Todtenhemd-Berg. S. 474. II. Ein Troglodyten-Dorf und das Höllenthal. S. 484.

China.

August. Zum erstenmal in Macao. S. 395.

September. England und Frankreich in Asien. S. 438. — Die Taipings in China. S. 464.

Japan.

Juli. Die Hafenstadt Jokohama. S. 322.

August. Die Ermordung der holländischen Schiffscapitaine Decker und Voß in Jokohama, am 26. Februar 1860. S. 382.

September. Chinesen und Japanesen. S. 452.

Central-Afrika.

September. Wichtige Nachrichten über E. Vogel's Schicksal. S. 439.

Nord-Amerika.

Juli. Schattenrisse aus der Welt-Literatur. Charles Sealsfield. S. 330. — Szenen aus dem vorjährigen Feldzuge in Missouri. Fremont und Sigel. — Die Verheerungen in Springfield. S. 343. — Fischzucht in Aquarien im Alterthum und in neuester Zeit. S. 356. — Amerikanische Zustände. S. 363.

August. Politische Satyre eines Nordländers auf die Sklavenhalter im Süden. S. 381.

September. Die heutigen Yankees und die Engländer. Krieg und Kriegführung. S. 424. — Amerikanische Zustände und Stimmungen. Emerson und Everett. Traurige Folgen des Krieges. S. 457.

Oktober. Die amerikanischen Generale. S. 489. — Die amerikanisch-europäische Baumwollen-Politik und der Bürgerkrieg. S. 496. — Die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in den Vereinigten Staaten. S. 524.

November. Die Eisenbahnen im amerikanischen Westen. S. 537. — Die Südstaaten und die Sklaverei. S. 549. — Das Wetter im Kriege. S. 571.

December. Die Neugestaltung Amerika's. S. 575. — Zur Charakteristik des Krieges in Amerika. Nach einer Darstellung aus französischer Feder. I. Die Armee des Nordens. S. 602. — Amerikanische Zustände. S. 614. — Zur Charakteristik des Krieges in Amerika. Nach einer Darstellung aus französischer Feder. II. Die Armee des Südens und die Folgen des Krieges. S. 616.

Süd-Amerika.

September. Eine Rundreise in den deutschen Kolonien Süd-Amerika's. S. 460.

Paraguay.

Juli. Entdeckung des Landes, die Nation der Guaranis und ihre Sprache. S. 333.

West-Indien.

September. Statistische Ermittelungen hinsichtlich der Folgen der Neger-Emancipation. S. 450

Australien.

September. Fortschritte in Australien. S. 463.

Mannigfaltiges.

Juli. Inwieweit Deutschland durch den preußisch-französischen Handelsvertrag verrathen wird. S. 323. — Die österreichische Staats-Eisenbahn-Gesellschaft. S. 323. — Internationale Wohlthätigkeit. S. 323. — Ein neuer, weiser Daniel. S. 324. — Diplomatisches Jahrbuch von Frankreich. S. 324. — Eine telegraphische Soirée in London. S. 324. — „Süddeutsche Zeitung". S. 335. — Die Elbzoll-Frage. S. 335. — Deutschlands Antheil an der Seefischerei. S. 336. — Das Londoner *Parthenon*. S. 336. — Ein Bahnhof, von Frith. S. 336. — Deutschland auf der Londoner Weltausstellung. S. 346. — Oesterreich und der Zollverein. S. 347. — General Bruce. S. 347. — Was thut dem deutschen Handwerker noth? S. 347. — Melanchthon's deutscher Name. S. 347. — Gefängnißwesen im heutigen Griechenland. S. 348. — „Neue Amerikanische Encyklopädie." S. 348. — Russische Encyklopädien. S. 348. — Lesevereine in Rußland. S. 348. — Spanisch-norwegisches und norwegisch-spanisches Wörterbuch. S. 348. — Deutsche Uebersetzungen aus dem Englischen. S. 348. — Oesterreich und der Verfasser der „Pentarchie." S. 359. — Gervinus über Metternich. S. 359. — Preußens Geschichte in Wort und Bild. S. 359. — Beurmann's afrikanische Entdeckungsreise. S. 360. — Armstrong-Kanonen. S. 360. — Neuestes aus Island. S. 360. — Geistige Abstumpfung der Italiäner. S. 360. — Das deutsche Schützenfest. S. 371. — Ein deutscher Volkswirth über Oesterreich im Zollverein. S. 371. — Zur Geschichte der Musik und des Theaters. S. 372. — Sealsfield ein Deutscher. S. 372. — Die Republik Paraguay. S. 372.

August. Central-Organ für den deutschen Handelsstand. S. 383. — Literarischer Handweiser. S. 383. — Londoner Welt-Ausstellung. S. 384. — Napoleon I. auf der Insel Elba. S. 384. — Italiens katholische Literatur. S. 384. — Oesterreich und der Zollverein. S. 396. — Höflichkeits-Phrasen der Japanesen. S. 396. — Die Deutschen in Paris. S. 396. — Montenegro. S. 396. — Reorganisation des Zollvereins. S. 407. — Zum deutsch-österreichischen Zollverein. S. 408. — Die lustige Nationaltrauer. S. 408. — Lady Palmerston. S. 408. — Japanesische Gesandtschaften in Europa. S. 408. — Die Regimentstochter in Pompeji. S. 408. — Deutscher volkswirthschaftlicher Kongreß. S. 419. — Die älteste Lebensbeschreibung Karl's V. S. 419. — Die deutsche Expedition in Afrika. S. 420. — Versammlung slavischer Gelehrten. S. 420. — Die Bevölkerung Westrußlands. S. 420. — Fabeln von Ant. Carteret. S. 420. — Orientalia. S. 420. — Weltumsegelungsfahrt der Swetlana. S. 420.

September. Wo Varus von den Deutschen geschlagen wurde. S. 431. — Journal-Statistik in Böhmen. S. 432. — Böhmische Alterthümer. S. 432. — Gesundheits-Tagebuch Ludwig's XIV. S. 432. — Die Folgen der bayerisch-württembergischen Handelspolitik. S. 441. — Die Wissenschaft und das Leben. S. 442. — Martin Van Buren. S. 442. — Quinet's Geschichte des Feldzugs von 1815. S. 442. — Reliquien von Dan. Leßmann. S. 442. — Thierkrankheiten und ihre Einflüsse auf Menschen. S. 442. — Gräße's Bücherschatz für Bibliographen. S. 454. — Amerikanische Religionsphilosophie. S. 454. — Marie Sophie Schwartz in deutscher Uebertragung. S. 454. — Deutsche Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. S. 466. — Der linguistische Preis des französischen Instituts. S. 466. — Hr. Garnier Pagès auf dem volkswirthschaftlichen Kongreß. S. 466.

Oktober. Deutsche Typographie. S. 477. — Deutsche Bibliothek, von Heinrich Kurz. S. 478. — Vlaemische Literatur. S. 478. — Niederländischer Sprach-Kongreß. S. 478. — Berichte über die Londoner Ausstellung. S. 478. — Die Karlsbader Beschlüsse auf der Karlsbader Bühne. S. 490. — Internationaler Kongreß in Brüssel. S. 490. — Aus dem Bericht eines Offiziers der amerikanischen Südstaaten. S. 490. — Karl Hynek Mácha und Ferdinand Mikowez. S. 501. — Victor Hugo als Historiker und Romantiker. S. 501. — Zur belgischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. S. 501. — Ungedruckte Handschriften Lavoisier's. S. 502. — Garibaldi auf Caprera. S. 502. — Ein italiänischer Bravo in Dänemark. S. 502. — Sanitäts-Polizei. S. 502. — Goethe in Frankreich. S. 513. — Deutsche Stadt-Archive. S. 514. — Rodenberg's „Deutsches Magazin". S. 514. — Deutsche Bücher über London. S. 514. — Zur Etymologie des Namens Berlin. S. 525. — Erziehung und Unterricht in Italien. S. 525. — Das Sühnfest von Iguvium. S. 526. — Disciplin in der amerikanischen Armee. S. 526. — Das „Magazin" in ausländischen Journalen. S. 526. — Linguistisches. S. 526.

November. Oesterreichs Eintritt in den Zollverein. S. 538. — Hannover'sche Klopffechterei. S. 538. — Alte und neue Sprachen. S. 538. — Oesterreich und Deutschland. S. 549. — Arbeiten und arbeiten lassen. S. 550. — Eine Stimme aus Frankreich über das heutige Deutschland. S. 550. — Das griechische Königthum in der Auflösung. S. 550. — Deutsche Expedition in Afrika. S. 550. — Warnung vor Täuschungen. S. 561. — Der großdeutsche Bremser-Verein. S. 562. — „Zur Einigung Oesterreichs". S. 562. — Zur Kenntniß des britischen Museums. S. 562. — Chili, Peru und Brasilien. S. 562. — An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an. S. 573. — Der Herzog von Gotha über die Christen im Lande der Bogos. S. 573. — Die Lage der russischen Junker. S. 574. — „Die Foscari", von Wilhelmine Guischard. S. 574. — Ein vlaemisches Drama. S. 574.

December. Denkschrift des deutschen Handelstages. S. 585. — Der letzte Eindruck der Londoner Ausstellung. S. 585. — Julian Klaczko und Rufin Piotrowski. S. 586. — „Globus", von Karl Andree. S. 586. — Novellistische Neuigkeiten. S. 586. — „Was ist ein Abolitionist?" S. 586. — Ludwig Uhland. S. 598. — Weihnachtsbücher des Spamer'schen Verlags. S. 598. — Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens. S. 598. — Das heutige Griechenland. S. 598. — Fabbrucci's „*Tesoretto*". S. 609. — „Deutsche Nationalbibliothek". S. 609. — „Das Leben des Meeres". S. 610. — Englische Klassiker. S. 610. — Homonymen-Polyglotte. S. 610. — Uebersicht der Weltflora. S. 610. — Der Sklavenhandel im östlichen Afrika. S. 610. — Deutsche Expeditionen in Afrika. S. 622. — Hellenischer Heldensaal von Ferdinand Bäßler. S. 622. — Ferdinand Schmidt's Jugendschriften. S. 622. — Die Krankenpflege in England. S. 622. — Magyarische Literatur. S. 622. — *Bibliotheca historica medii aevi*, von August Potthast. S. 630. — Politische Gesinnung der heutigen Griechen. S. 630. — Die Damenzeitung „Bazar". S. 630.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 27. Mittwoch, den 2. Juli 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen. Zweiter Artikel . . . 313
England.
Ellis Wyn, der keltiſch-anglikaniſche Dante und ſein Ueberſetzer 316
Schweden.
Zur Literaturgeſchichte des ſchwediſchen Drama's 319
Frankreich.
Ein Roman aus der Demi-monde-Literatur 321
Japan.
Die Hafenſtadt Jokohama 322
Mannigfaltiges.
Inwieweit Deutſchland durch den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag verrathen wird 323
Die öſterreichiſche Staats-Eiſenbahn-Geſellſchaft . . . . . . „
Internationale Wohlthätigkeit . . . . „
Ein neuer, weiſer Daniel 324
Diplomatiſches Jahrbuch von Frankreich . . . . . . „
Eine telegraphiſche Soirée in London . . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen.“

Zweiter Artikel.*

Die Griechen ſind in der Claſſification der Sprachen nicht weit gekommen. Sie unterſchieden ziemlich genau vier Dialekte ihrer eigenen, aber ſchon über die kleinaſiatiſchen Mundarten erfahren wir von ihnen nichts Zuverläſſiges! Ihre Papagaien in der Wiſſenſchaft, die Römer, ſahen mit derſelben Verachtung auf alles „Barbariſche“ herab. Sonſt hätte ein Mann von Cäſar's Scharfſinn und philologiſcher Neigung bemerken müſſen, daß die Germanen und Barbaren, die ihm am Rhein gegenüberſtanden, Vettern der nächſten Grade waren. Zum Beweiſe ſetzen wir das Präſens von „haben“ im Lateiniſchen und Gothiſchen neben einander.

	Lat.	Goth.
ich habe	habeo	haba
du haſt	habes	habais
er hat	habet	habaiþ (th)
wir haben	habemus	habam
ihr habet	habetis	habaiþ
ſie haben	habent	habant.

Das Chriſtenthum hat der Sprachforſchung indirekt den größten Vorſchub geleiſtet, indem es die Völker ſich als Glieder Einer Menſchen-Familie betrachten lehrte. Dem Hindu war jeder nicht zwei Mal geborene Menſch ein Mlechha („undeutlich Sprechender“); dem Griechen jeder Ausländer ein Barbar; dem Israeliten jeder Unbeſchnittene ein Heide; dem Mohamedaner iſt jeder, der nicht an den Propheten glaubt, ein Giaour oder Kaffir. Das Chriſtenthum ſchrieb auf ſeine Fahne ein Wort, das wir bei Platon und Ariſtoteles vergebens ſuchen: Humanität. Durch dieſes weltumgeſtaltende Prinzip wurden erſt die Wiſſenſchaften möglich, die von der Menſchheit und ihren Sprachen handeln.

Noch mehr: die Pioniere der Sprachwiſſenſchaft waren die Apoſtel. Selbſt jetzt bilden Ueberſetzungen des Vaterunſer oder der Bibel in jedem Dialekt der Welt das werthvollſte Material für den vergleichenden Philologen. So lange man nur Griechiſch, Lateiniſch und Hebräiſch ſtudirte, genügte die Eintheilung in heilige und profane, oder in klaſſiſche oder orientaliſche Sprachen. Der Geiſt muß verwirrt vor der Mannigfaltigkeit der Thatſachen ſtehen, bevor er ſie eintheilt. Als aber Theologen ihre Studien auf Arabiſch, Chaldäiſch und Syriſch ausdehnten, war ein ſehr wichtiger Schritt vorwärts gethan. Schon 1548 finden wir ein Buch: „De Ratione communi omnium Linguarum“ etc., „a Theodoro Bibliandro.“ Es enthält das Gebet des Herrn in vierzehn Sprachen und einen grundverkehrten Eintheilungsverſuch. In letzterer Beziehung zeigt ſich bei Henri Eſtienne (1528—1598) ein glücklicher Fortſchritt.* 1593 erſchien das Vaterunſer bereits in fünfzig Sprachen.

Lange Zeit wurden nun zwar die Anfänge einer gründlichen Eintheilung dadurch aufgehalten, daß man ſich in den Gedanken verrannt hatte, alle Sprachen müßten vom Hebräiſchen herſtammen, da dies die Urſprache, die Sprache ſei, welche Adam verliehen worden. So urtheilten die Kirchenväter Hieronymus und Origenes. Guichard (um 1600) behauptete, da Hebräiſch von rechts nach links, Griechiſch von links nach rechts geſchrieben werde, habe man nur die griechiſchen Wörter umzukehren, um ſie auf hebräiſche zurückzuführen.

Das 17. und 18. Jahrhundert mühte ſich in dieſer Richtung erfolglos ab. Es war eine faſt einzige Erſcheinung: ungeheuere Gelehrſamkeit, die vielfachſten, beharrlichſten Anſtrengungen, Alles auf ein falſches Ziel gerichtet. Dieſe Periode war für die Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft, was in der Geſchichte der Aſtronomie die Zeit des Ptolemäiſchen Syſtems iſt.

Der Copernicus der Sprachforſchung war Leibniz. „Es iſt ebenſoviel Grund dafür,“ ſchrieb er, „die hebräiſche Sprache für die Urſprache zu halten, als für die Meinung des Predigers Goropius, der 1580 zu Antwerpen in einem Buche bewies, Holländiſch ſei die Sprache des Paradieſes geweſen.“ Er zeigte, für's Erſte müſſe ein Herbarium aller kennbaren Sprachen angelegt werden. Er wandte ſich zu dieſem Zwecke an Miſſionare, Reiſende, Fürſten, Geſandte. Der Bürgermeiſter von Amſterdam, Witſen, ſandte ihm ein koſtbares Geſchenk: eine Ueberſetzung des Vaterunſer in die Sprache der Hottentotten. Die Jeſuiten in China mußten für ihn arbeiten. Peter dem Großen ſchrieb er, er möge doch die ruſſiſchen Sprachen litterariſch fixiren, Wörterbücher, wenigſtens kleine Wörterverzeichniſſe und Ueberſetzungen der zehn Gebote, des Vaterunſer u. ſ. w. veranſtalten laſſen. Er ſelbſt verfaßte eine Liſte der einfachſten und nothwendigſten Wörter, die in den verſchiedenen Sprachen verglichen werden ſollten. Alles, was auf den Urſprung der deutſchen Sprache einiges Licht werfen konnte, wurde von ihm geſammelt. Ihm entging nicht die etymologiſche Wichtigkeit der Dialekte, oder ſelbſt provinzieller und lokaler Ausdrücke.

Weniger glücklich war Leibniz in der Eintheilung der Sprachen. Dennoch bleibt er der große Reformator unſerer Wiſſenſchaft. Seine Entdeckung ging nicht, wie andere, nach ihm verloren, ſo daß ſie hätte auf's Neue gemacht werden müſſen. Die beiden großen Werke, die an der Schwelle des 19. Jahrhunderts die Reſultate der vorhergehenden Forſchungen zuſammenfaſſen, Adelung's Mithridates und der Katalog des ſpaniſchen Jeſuiten Hervas, verdanken ihm ihre Entſtehung.

Hervas war als Miſſionar in Amerika geweſen, und nachher lieferten ihm andere Jeſuiten-Miſſionare zu Rom das Material zu einem ſyſtematiſchen Sprachſtudium. Sein Werk (1800) ſteht unendlich höher als

* Vgl. Nr. 4 des „Magazin“ von 1862.

* „Traicté de la conformité du langage français avec le grec,“ um 1566

Digitized by Google

das bekanntere, Court de Gebelin's „Monde primitif." Er ſammelte Proben und Notizen über mehr als 300 Sprachen; und für mehr als vierzig ſchrieb er Grammatiken. Er zuerſt wies auf den grammatikaliſchen als den wahren Eintheilungsgrund der Sprachen hin. Er klaſſificirte die ſemitiſchen Sprachen in Hebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Aethiopiſch, Amhariſch. Lange vor Wilhelm Humboldt machte er eine der glänzendſten Entdeckungen, welche die Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft verzeichnet: die Feſtſtellung der malayiſchen und polyneſiſchen Sprachfamilie, die ſich von der Inſel Madagaskar über 208 Längengrade oſtwärts bis zu der Oſterinſel erſtreckt. Nach den unvollkommenen Mittheilungen ſeines Freundes, des Verfaſſers der erſten Sanskrit-Grammatik (Rom, 1790), des Karmeliter-Miſſionars Fra Paolino de San Bartolomeo, wies er die Analogie einiger griechiſchen und Sanskrit-Wörter, ja die Uebereinſtimmung der Geſchlechtsendungen (ος, η, ον — as, â, am) nach; aber hier verwirrte ſich ſeine Theorie.

Die Kaiſerin Katharina von Rußland gab 1787 den erſten Band eines Univerſal-Wörterbuchs heraus, in dem 285 Wörter in 200 Sprachen — 51 europäiſche, 149 aſiatiſche — überſetzt waren.

In dieſen Sammlungen, die jetzt Wenige nachſchlagen, treiben die Sprachen wie Eisſchollen umher. Der elektriſche Funke, der ſie in große Gruppen zuſammenſchießen machte, war die Entdeckung des Sanskrit.

Sanskrit iſt die alte Sprache der Inder, geſprochen bis etwa 300 v. Chr. Dann wurde es im Verkehr durch Dialekte erſetzt, die zu der älteren Sprache in demſelben Verhältniß ſtehen, wie Italiäniſch zu der Sprache Roms. Unter ihnen ſind beſonders wichtig das Pali, die heilige Sprache des Buddhismus auf Ceylon, einſt die Sprache des Landes, in dem der Buddhismus Wurzel faßte, des heutigen Behar, des alten Magadha. Ferner die Prakrit-Idiome, in denen die ſpäteren Schauſpiele und die heilige Literatur der Dſchainas verfaßt ſind. Aus allen dieſen Töchtern des Sanskrit entſtanden endlich, durch Vermiſchung mit den Sprachen der Eroberer Indiens, dem Arabiſchen, Perſiſchen, Mongoliſchen und Türkiſchen, und durch gleichzeitige grammatiſche Corruption, die modernen Sprachen Hinduſtani, Hindi, Mahratti und Bengali. Aber die Mutter war unterdeß nicht geſtorben. Nicht nur, daß die älteſten heiligen Urkunden der Brahmanen, die Vedas, im Sanskrit verfaßt ſind und ſo fortwährend geleſen werden: noch heute ſchreibt der gebildete Brahmane fließender Sanskrit als Bengali. Was Latein für das Mittelalter war, das iſt Sanskrit für das heutige Indien.

Die Geſchichte der europäiſchen Sanskrit-Kunde datirt von der Gründung der Asiatic Society in Calkutta, 1784.* Sir William Jones erklärte, Sanskrit ſei dem Griechiſchen und Lateiniſchen verwandt; er vermuthete daſſelbe für Gothiſch, Celtiſch und Perſiſch.

Man hielt damals die Hindus noch für „braune Wilde," obgleich die römiſche Curie ſich Jahre lang mit der Frage beſchäftigt hatte, wie man die Predigt des Chriſtenthums dieſer alten Civiliſation „akkommodire;" obgleich ein Miſſionar, Roberto de Nobili (1606), für nöthig gehalten hatte, ſich zu jenem Zweck als Brahmanen einzuführen. Männer, wie Dugald Stewart, hingen noch der alten Theorie an, die alle Sprachen aus dem Hebräiſchen ableitete. Die Theologen ſchüttelten über die neue Entdeckung die Köpfe. Die klaſſiſchen Philologen machten ein ſkeptiſches Geſicht. Die Philoſophen ſtürzten ſich in die ſonderbarſten Hypotheſen, um der einzig möglichen Schlußfolgerung zu entgehen, die ihre kleinen Syſteme der Weltgeſchichte umwarf. Dugald Stewart ſchrieb ſeinen famoſen Eſſay, in dem er bewies, Sanskrit ſei gar keine Sprache, ſondern von jenen Erzlügnern, den Brahmanen, aus Griechiſch und Lateiniſch zuſammengeflickt.

Der Erſte, der den Thatſachen und den Folgerungen in's Geſicht ſah, war Friedrich Schlegel. Während des Friedens zu Amiens war er in London, und Alex. Hamilton theilte ihm die Anfangsgründe des Sanskrit mit. Nach in Paris fortgeſetzten Studien, gab er 1808 ſein Werk: „Ueber Sprache und Weisheit der Inder" heraus. Dies Buch ward die Grundlage der Sprachwiſſenſchaft. Obgleich nur zwei Jahre nach dem erſten Bande von Adelung's „Mithridates" herausgegeben, iſt es von dieſem Werk durch dieſelbe Kluft geſchieden, die das Copernikaniſche von dem Ptolemäiſchen Syſtem trennt. Schlegel war kein großer Gelehrter. Viele ſeiner Aufſtellungen haben ſich als irrig erwieſen, und nichts iſt leichter, als ſeinen Verſuch zu analyſiren und lächerlich zu machen. Aber Schlegel war ein genialer Kopf; und wenn eine neue Wiſſenſchaft gegründet werden ſoll, bedarf es der Phantaſie des Dichters, mehr noch als der Genauigkeit des Gelehrten. Es gehörte wahrlich etwas wie poetiſche Divination dazu, um mit Einem Blicke die Sprachen Indiens, Perſiens, Griechenlands, Italiens und Deutſchlands zu umfaſſen und ſie durch den einfachen Namen der indogermaniſchen zu verbinden. Das iſt Schlegel's Werk geweſen; und in der Geſchichte des Geiſtes hat man es mit Recht „die Entdeckung einer neuen Welt" genannt.

Schlegel's Gedanken führten ſogleich zu einer genealogiſchen Claſſification der Hauptſprachen der Menſchheit.

Fünfte Vorleſung.

Genealogiſche Claſſification der Sprachen.

Schlegel's Werk: „Die Sprache und Weisheit der Inder" glich der Wünſchelruthe, die den Ort anzeigt, wo nach Schätzen zu graben ſei. Bopp, Schlegel, Laſſen, Roſen, Burnouf, Alle mußten eine Zeit lang nach England gehen, um im East India House Mſkr. abzuſchreiben und ſich von Wilkins, Colebrooke, u. A. unterweiſen zu laſſen. Im Jahre 1833 erſchien der erſte Band von Bopp's „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Lithauiſchen, Slaviſchen, Gothiſchen und Deutſchen." Dies Werk, 1852 vollendet, 1856 in verbeſſerter Ausgabe erſchienen, wird für immer die feſte Grundlage der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft bilden.* A. W. Schlegel gab 1819 bis 1830 die „Indiſche Bibliothek" heraus; W. Humboldt ſein großes Werk über die Kawi-Sprache (1836). Als einer der Gründer der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft muß Pott genannt werden, deſſen „Etymologiſche Unterſuchungen" 1859 in zweiter Ausgabe erſchienen. Von denſelben Grundſätzen geht das ſpeziellere, koloſſale Werk Jakob Grimm's aus, die „Germaniſche Grammatik."** Der Däne Rask ſtudirte die nordiſchen Sprachen und war der Erſte, der das Zend lernte, die Sprache des Zend-Aveſta; aber er ſtarb, ehe er das Reſultat dieſer in Perſien gewonnenen Kenntniß veröffentlichen konnte. Einer der größten franzöſiſchen Gelehrten, Eugen Burnouf, brachte der jungen Wiſſenſchaft einen Triumph zuwege, der ſich mit der Entdeckung des Neptun durch Leverrier vergleichen läßt. Wie der Pariſer Aſtronom durch bloße Berechnung ermittelt hatte, an der und der Stelle müſſe ein neuer Planet ſtehen: ſo entzifferte Burnouf mit Hülfe des Sanskrit und der vergleichenden Grammatik ſowohl die Bibel der Religion des Lichts, als die keilförmigen Inſchriften des Darius und Xerxes. In den letzten zehn Jahren giebt es in Deutſchland eine Zeitſchrift für vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Und wie dies Studium geblüht hat, weiſt ein Blick auf die Bibliothek eines vergleichenden Philologen aus. Die philologiſche Geſellſchaft in London veröffentlicht jedes Jahr einen werthvollen Band ihrer Verhandlungen. An faſt jeder Univerſität des Kontinents iſt ein Sanskrit-Profeſſor thätig, der zugleich über Sprachvergleichung und Sprachwiſſenſchaft lieſt.

Wie aber kam es, daß die Entdeckung des Sanskrit die Sprachwiſſenſchaft revolutionirte? Es iſt ja nicht die Mutter der klaſſiſchen Sprachen, ſondern die ältere Schweſter; wie das Provençaliſche die erſtgeborne der romaniſchen Sprachen iſt. Die Antwort iſt einfach. Gerade die Nothwendigkeit, den Grad der Verwandtſchaft genauer zu beſtimmen, führte auf das Geſetz der Lautverſchiebung, den einzigen ſicheren Maßſtab für die Ermittlung derſelben. Statt Klaſſen fand man Sprachfamilien.

Nicht alle Sprachen laſſen ſich auf die in allen Naturwiſſenſchaften vollkommenſte, in wenigen ganz durchzuführende Art, nämlich nach dem Grade ihrer Verwandtſchaft, genealogiſch, klaſſificiren. Der Grund iſt dieſer.

Die ſpaniſche Endung des Imperfekts ba, die italiäniſche va, haben an ſich keine Bedeutung. Ba und va ſind entſtanden aus dem Lateiniſchen bam, das ſich auf bhavâmi (ſein) im Sanskrit (angelſächſiſch beom, engliſch be) zurückführen läßt. Dieſe Herleitung erweiſt das höhere Alter des Sanskrit, im Vergleich mit dem Lateiniſchen; des Lateiniſchen im Vergleich mit den romaniſchen Sprachen. Aber die genannten Sprachen hat literariſche Pflege in ihrem Wachsthum gehemmt: ihre Lautfülle iſt verfallen. Ehe jedoch eine Sprache verfällt, wächſt ſie. Man ſcheint ganz überſehen zu haben, daß Dialekte, die, bevor ſie Schriftſprachen wurden, verſchiedene Wörter zu ihren grammatiſchen Bildungen verwandten,

* Die erſten Ausgaben waren „Bhagavadgîta," überſetzt von Wilkins 1785; „Hitopadésa," von demſelben 1787; „Sakuntalâ," von W. Jones 1789. (In's Deutſche jetzt in fließenden Ueberſetzungen von Lobedanz). Grammatiken, abgeſehen von den engliſchen: Bopp 1834; Benfey 1855.

* 1816 war Bopp's Conjugations-Syſtem des Sanskrit erſchienen, das Heine in den Reiſebildern nennt.

** „Teutonic Grammar" nennt M. Müller Grimm's „Deutſche Grammatik;" und dieſer Titel entſpricht nicht dem Inhalt, da ja Grimm's Werk auch das Gothiſche, Alt- und Mittelhochdeutſche, Altnordiſche, Schwediſche, Däniſche, Angelſächſiſche, Altſächſiſche, Mittel- und Neuniederdeutſche, endlich das Engliſche umfaßte.

Digitized by Google

allmählich ſo ſtark auseinandergehen mußten, daß die ſorgfältigſte Vergleichung ihrer Grammatik nothwendiger Weiſe ohne Erfolg blieb. Ein Beiſpiel wird dies deutlich machen. Ein Dialekt ſetzte, um den Plural auszudrücken, „Klaſſe" hinzu; ein andrer „Haufen;" ein dritter „Heerde" u. ſ. w. Wurden nun dieſe Wörter durch phonetiſche Corruption zermahlen, ſo blieb für die Vergleichung der Grammatik kein Anhalt übrig. Solche Sprachen laſſen ſich alſo nicht genealogiſch klaſſificiren.

Bei ſolchen Sprachen muß man die Wörterbücher vergleichen. Meiſt haben ſie die Zahlwörter, einige Fürwörter und einige der gebräuchlichſten Ausdrücke in Uebereinſtimmung behalten. Doch auch hier finden wir oft weniger, als wir erwarteten. Wie verſchieden das ſpaniſche hermano (germanus) von frater; feu von ignis; first von „Erſte!" Wie man dann zu verfahren habe, entwickeln wir unten. Für jetzt nur dies: die ſo oft wiederholte Behauptung, als werde durch die Unmöglichkeit, alle Sprachen nach dem Grade ihrer Verwandtſchaft zu klaſſificiren, die Unmöglichkeit eines gemeinſamen Urſprungs aller Sprachen bewieſen, iſt nichts als Dogmatismus.

Sehen wir nun, wie weit die genealogiſche Eintheilung durchgeführt ward. Was war es, das uns auf die Nothwendigkeit einer ſolchen Eintheilung hinwies? Wir wollen wiſſen, wie „d" im I loved das Imperfekt ausdrücken könne.

Wir durchliefen zu dem Ende die verſchiedenen Perioden der engliſchen Sprache, und ſetzten von angelſächſiſchem Boden nach Deutſchland über. Die deutſche Sprache zerfällt in zwei große Zweige: das Ober- und Niederdeutſche. Unter ihren Mundarten nannten wir die gothiſche als die älteſte, die ſich zur Schriftſprache geſteigert hat (Ulfilas 318—88). Keineswegs läßt ſich nun das Althochdeutſche — die fränkiſche, alſo eine oberdeutſche Mundart — aus dem Gothiſchen ableiten. Das beweiſen einzelne Formen wie nerjamês, die 1. P. Plur. von nerjan (nähren), das unmöglich aus dem corrumpirteren gothiſchen nasjam entſtanden ſein kann: denn mes, Sanskrit masi, Lateiniſch mus, war die urſprüngliche Endung der 1. P. Plur.

Dem Deutſchen nebengeordnet ſtehen die ſkandinaviſchen Sprachen: Schwediſch, Däniſch, Isländiſch. Die Norweger ſprechen in ihren abgeſchloſſenen Thälern mehrere lokale Dialekte, während die Sprache der Gebildeten in dieſem Lande das Däniſche iſt. — Hiermit iſt der Kreis der germaniſchen Sprachen geſchloſſen. Folgende Tabelle giebt eine Ueberſicht.

Germaniſch

I. Deutſch

1. Oberdeutſch
   - 1. Schriftſprachen. Reihefolge: a. *Althochdeutſch, b. *Mittelhochdeutſch, c. Neuhochdeutſch
   - 2. Mundarten. Fränkiſch, Schwäbiſch, Oberſächſiſch, Baieriſch-öſterr., Allemanniſch, Schweizer, Tyroler; Uebergang von oberdeutſcher zu niederdeutſcher Sprache: Thüringiſch, Heſſiſch
2. Niederdeutſch
   - 1. Schriftſprachen. a. *Gothiſch, b. *Altſächſiſch, c. *Angelſächſiſch, d. *Mittelniederdeutſch, e. *Frieſiſch (lebt nur noch als Dialekt), f. Flämiſch, g. Holländiſch
   - 2. Mundarten. Oſtfrieſiſch, Oldenburgiſch, Weſtfäliſch, Niederrheiniſch, Dithmarſiſch, Pommeriſch, Mecklenburgiſch u. ſ. w.

II. Skandinaviſch

1. Schwediſch, 2. Däniſch, 3. Isländiſch — früher: *Altnordiſch

Die mit * bezeichneten Schriftſprachen ſind todt.

Neben die germaniſche Sprachfamilie ſtellt ſich die romaniſche: Franzöſiſch, Italiäniſch, Portugieſiſch, Spaniſch, Wallachiſch (in Moldau und Wallachei, Theilen Ungarns, Siebenbürgens und Beſſarabiens geſprochen) und das in Graubündten vorherrſchende Rhätoromaniſch. Die letztere Sprache erkennt Diez nicht als eine ſelbſtändige an. Dieſen ſtellt ſich als todte Sprache das Provençaliſche zur Seite. Auf alle haben germaniſche Sprachen großen Einfluß geübt; nur auf das Wallachiſche vorzugsweiſe ſlaviſche. Im Spaniſchen und Portugieſiſchen erſcheinen arabiſche Elemente. Von der Entſtehung des Italiäniſchen wurde früher gehandelt. Die übrigen „neu-lateiniſchen" Sprachen, wie man ſie nennen kann, ſind provinzielles Latein (lingua Romana, zum Unterſchiede von lingua Latina, der reinen Sprache des gebildeten Römers), von Teutonen geſprochen.

Der dritte Zweig iſt der helleniſche; der vierte der celtiſche. Die Celten ſcheinen unter allen Arja zuerſt in Europa angekommen zu ſein; die ihnen folgenden Völkerſchaften, namentlich germaniſche Stämme, drängten ſie daher in den fernſten Weſten hinein, und zuletzt von Irland über den Atlantiſchen Ocean. Die einzigen lebenden Dialekte dieſer Sprache ſind Kymriſch und Gadheliſch. Kymriſch umfaßt Wälſch, Corniſch* und Armoriſch (in der Bretagne). Das Gadheliſche begreift Iriſch, Gaeliſch (Weſtküſte von Schottland) und den Dialekt der Inſel Man. Früher nahmen die Celten Gallien, Belgien und Britannien ein, und das nördliche Italien wurde hauptſächlich von ihnen bewohnt. Ja, zur Zeit des Herodot finden wir Celten in Spanien, und die Schweiz, Tyrol, wie das Land ſüdlich von der Donau, waren einſt die Sitze celtiſcher Stämme. „Brennus" hält man, wie Pharao für gleichbedeutend mit „König," wälſch: brennin. Ein Brennus eroberte Rom (390), ein anderer Brennus bedrohete Delphi (280). Zugleich gründete eine celtiſche Kolonie Galatien in Aſien, wo zur Zeit des heil. Hieronymus die Sprache noch galliſch war.

Den fünften Zweig nennt man gewöhnlich den ſlaviſchen: paſſender würde man ihn den wendiſchen heißen, da „Wenden" der älteſte und umfaſſendſte Name iſt, unter welchem dieſe Stämme in Europa bekannt wurden. Wir machen hier zwei Abtheilungen: Lettiſch und Slaviſch im engeren Sinne. Der lettiſche Theil beſteht aus Sprachen, die der literariſche Forſcher kaum kennt, die aber für den Sprachforſcher von großer Wichtigkeit ſind. Lettiſch im engeren Sinne iſt die Sprache, die heutzutage in Kurland und Liefland geſprochen wird. Lithauiſch ſprechen gegenwärtig noch etwa 200,000 Menſchen in Oſtpreußen, und mehr als eine Million in den angränzenden Theilen Rußlands. Das Altpreußiſche, dem Lithauiſchen nahe verwandt, erloſch im 17. Jahrhundert: ein alter Katechismus iſt Alles, was dieſe Mundart an literariſchen Quellen hinterlaſſen hat. — Die ſlaviſchen Sprachen im engeren Sinne theilen ſich in eine ſüdöſtliche und eine weſtliche Ordnung ab. Jener Zweig umfaßt Ruſſiſch, Bulgariſch und Illyriſch. Das älteſte Denkmal dieſes öſtlichen Zweiges iſt das ſogenannte Kirchenſlaviſch, das iſt das alte Bulgariſch, in welches Cyrill und Method (um 850) die Bibel überſetzten. Dem Forſcher hat dies Kirchenſlaviſch dieſelbe Bedeutung, wie das Gothiſche für die deutſchen Sprachen. — Illyriſch begreift die Sprachen der Serben, Kroaten und Slovenzen (in Steiermark, Kärnthen und Krain.) Der weſtliche Hauptzweig ſpaltet ſich in Polniſch, Böhmiſch und die Sprache der Lauſitz. Dieſe letztere ſprechen wahrſcheinlich nicht mehr als 150,000 Menſchen, in Deutſchland unter dem Namen „Wenden" bekannt.

Wir haben alle europäiſchen Glieder der ariſchen Sprachfamilie betrachtet, außer dem Albaneſiſchen, das von den alten Einwohnern Illyriens, Zeitgenoſſen der Hellenen, herzurühren ſcheint.

Unter den aſiatiſchen Gliedern haben wir die indiſchen Sprachen, die Töchter des Sanskrit, bereits kennen gelernt.

Dem Sanskrit der Vedas eng verbunden iſt das Zend, die heilige Sprache der Parſen, in der Zoroaſter das Zend-Aveſta ſchrieb. Plato nennt dieſen Religionsſtifter den Sohn des Oromazes (Ormuzd, in den Inſchriften des Darius und Xerxes: Auramazdâ, im Zend-Aveſta: Ahurô Mazdâo, was nach den Geſetzen des Lautwechſels dem ſanskritaniſchen Asuro medhas [weiſer Geiſt] entſpricht). Dr. Haug in Poona, der gegenwärtig Burnouf's Werk fortſetzt, hat im Zend-Aveſta Bruchſtücke verſchiedenen Alters ermittelt, wie De Wette und Andere im Alten Teſtament.*

Wie Sanskrit, ſo hat ſich das Zend im Laufe der Jahrhunderte umgeſtaltet. Unter den Achämeniden finden wir Inſchriften, die einer ſpäteren Geſtalt angehören; unter den Saſſaniden (226—651) das Pehlevi, mit ſemitiſchen Elementen gemiſcht. Noch ſpäter tritt uns das Parſi entgegen, wenig verſchieden von der Sprache Firduſi's, des großen perſiſchen Dichters, des Schahnameh (um 1000 n. Chr.). Nach der arabiſchen Eroberung und Bekehrung der Perſer zum Islam, ſchlichen ſich viele arabiſche Wörter in die perſiſche Sprache ein.

Selbſtändige, dem Sanskrit und Perſiſchen verwandte Zweige der ariſchen Familie ſind die Sprachen von Bokhara, Afghaniſtan, Kurdiſtan, das Oſſetiſche im Kaukaſus und das Armeniſche. Das Zigeuneriſche ſtammt, nach Pott's Unterſuchungen, von einem indiſchen Dialekt her. 1399 wurde durch den Mongolen Timur oder Tamerlan ein Gebirgsſtamm Border-Indiens aus ſeinen Sitzen vertrieben, und zog weſtwärts nach Aegypten, von wo er 1417 nach Europa überſetzte. Auf den ägyptiſchen Aufenthalt dieſer Zingari weiſen die Namen Aegyptiens, gipsies, gittani (ſpan.). Ihr Wörterbuch iſt, wie früher ihre Habe, aus allen Ländern Europa's zuſammengeſtohlen.

Wir haben nun den Kreis der indogermaniſchen Sprachen umwandelt. Sie werden auch indo-europäiſche, beſſer ariſche oder iraniſche Sprachen genannt.

* Neuerdings ausgeſtorben: der letzten alten Frau, die den Dialekt von Cornwallis ſprach, wollte man 1861 ein Denkmal ſetzen.

* „Origin of the Parsee Religion," Bombay, 1861.

Digitized by Google

Die ariſche (indogermaniſche) Sprachfamilie.

Südlicher Hauptzweig.

Indiſche Sprachen.
Sanskrit, Prakrit, Pali, Hindoſtani u. ſ. w. Zigeuneriſch.

Iraniſche Sprachen.
Zend, keilförmige Inſchriften, Pehlevi, Parſi, Perſiſch.

Nördlicher Hauptzweig.

Keltiſch.
Cymriſch.
Wälſch, Sprachen der Bretagne, Corniſch.
Gadheliſch.
Gaeliſch (Schottländiſch), Iriſch, Dialekt der Inſel Man.

Romaniſch.
Franzöſiſch, Italieniſch, Spaniſch, Portugieſiſch, Wallachiſch, Rhätoromaniſch (Graubünden), Provençaliſch.

Helleniſch.
Griechiſch, Neugriechiſch, Albaneſiſch.

Slaviſch.
Ruſſiſch, Polniſch, Böhmiſch u. ſ. w.

Germaniſch.
Deutſch u. ſ. w.

Die verwandtſchaftlichen Beziehungen dieſer Sprachen ſind für die Geſchichte höchſt wichtig. Aus ihnen, und nur aus ihnen läßt ſich die Geſchichte jener älteſten Tage des Menſchengeſchlechts herausleſen, von denen uns ſagenhafte Urkunden erzählen. So gewiß, wie die ſechs romaniſchen Sprachen auf die italiſchen Bauern zurückweiſen, die einſt die Siebenhügelſtadt gegründet, eben ſo gewiß weiſen alle ariſchen Sprachen zuſammen auf eine frühere Sprachperiode zurück, wo die Vorfahren der Germanen, Celten, Slaven, Griechen, Italiker, Inder und Perſer Einen Stamm bildeten. Nachdem dieſer Stamm ſich getheilt hatte, müſſen die Inder und Perſer noch eine Zeitlang zuſammengeblieben ſein; denn ihre Sprachen haben Wörter und grammatiſche Formen gemein, die in den übrigen ariſchen Sprachen nicht vorkommen.*

F. Worthmann.

England.

Ellis Wyn, der keltiſch-anglikaniſche Dante und ſein Ueberſetzer.

Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß vor einer Reihe von Jahren das Buch eines engliſchen Miſſionars, welcher ſich die Belehrung der ſpaniſchen Zigeuner zur Aufgabe gemacht hatte, ziemliches Aufſehen erregte und viel beſprochen wurde. Dieſer Miſſionar, Mr. George Borrow, ein ziemlich abſonderlicher Kautz, iſt es, der uns eben wieder begegnet, und zwar in einem höchſt kurioſen Buche, welches er aus dem Wälſchen (the Cambrian British) überſetzt hat. Buch und Ueberſetzer ſind zwei einander würdige Beiſpiele engliſcher Sonderbarkeit, oder Originalität, wenn man es ſo nennen will, ſo daß es ſich wohl der Mühe lohnt, wenn wir über Beide etwas mittheilen.

Der witzige franzöſiſche Berichterſtatter, den offenbar dieſe inſularen Excentricitäten in eine ganz eigenthümlich erregte Stimmung verſetzt haben, giebt ſich alle Mühe, die entſprechenden Ausdrücke dafür zu finden, und zwar derartig, daß uns in der That an einigen Stellen das Wörterbuch im Stich läßt. George Borrow — ein lockerer Anglikaner — aſcetiſcher Zigeuner, volksfreundlicher Tory, hat ſich aus eigenem Antriebe zum Ober-Bibel-Commis-Voyageur gemacht, und im Dienſte der anglikaniſchen Proſelytenmacherei den beſten Theil ſeines Lebens darauf verwandt, den Zingari in Spanien und ihren Brüdern, den Gypſies in England, das Evangelium zu predigen. Tory und Konſervativer von Haus aus, ſcheint er vor Allem die Geſellſchaft der armen Teufel und ſelbſt der Leute von anrüchigem Gewerbe zu lieben, z. B. der Hundeſcheerer, Gaſſenzinngießer, der vagirenden Sängerinnen, der Beutelſchneider, lüderlichen Genies, Boltenſchläger u. dergl. — Borrow iſt ſtark in allen abſterbenden und verkommenen Sprachen, bis zum Zigeuneriſchen und den Gaunerſprachen herab.

Das von Borrow überſetzte Buch iſt myſtiſchen Inhalts, eine in cambriſcher Sprache geſchriebene Viſion von einem wälſchen Pfarrer, Namens Ellis Wyn, der im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte und noch jetzt bei der wälſchen Bevölkerung großen Ruf hat.

Die Geſchichte dieſer Ueberſetzung, die Borrow ſeit Jahren fertig in der Mappe liegen hatte, iſt ſelbſt für ſich ziemlich ſpaßhaft. „Ich hatte, ſagt er in der kurzen Vorrede, dieſe Arbeit unternommen auf den Antrag eines kleinen wälſchen Buchhändlers meiner Bekanntſchaft, welcher glaubte, eine Ueberſetzung des Werkes von Ellis Wyn würde in England und in Wales großen Abſatz finden; aber am Abend vor dem Tage, wo das Manuſkript in Druck kommen ſollte, fühlte der cambriſche Brite, daß ihn ſein Muth verließ. „„Wenn ich es drucke, ſagte er zu mir, werde ich ruinirt ſein; dieſe furchtbaren Beſchreibungen des Laſters und der Verdammung würden den nobelſten Theil des engliſchen Publikums um den Verſtand bringen, und ich würde wahrſcheinlich gerichtlich verfolgt werden. Ich bin Ihnen ſehr dankbar für die Mühe, die Sie ſich für mich gegeben, aber myn diawl! ehe ich das Buch auf Engliſch geleſen, hatte ich keine Idee, daß Ellis Wyn einen ſo ſchrecklichen Gevatter hatte."

Das Buch betitelt ſich: „Der ſchlafende Barde" (The sleeping Bard). Ellis Wyn hat den Titel in der That den alten heidniſchen Barden entlehnt; drei Traumgeſichte werden darin geſchildert; das erſte davon läßt unter unſern Augen das Schauſpiel des Weltlebens vorüberziehen, das zweite öffnet uns die unterirdiſchen Regionen des Todes, das dritte führt uns durch die Aufenthaltsorte der Verdammten. — Was den Verfaſſer dieſer Geſichte betrifft, ſo weiß man faſt nichts von ihm, als daß er aus Denbighſhire ſtammte, Ellis Wyn hieß, und als anglikaniſcher Geiſtlicher den größten Theil ſeines Lebens in einer Pfarrei ſeiner Heimat, Y-Las-Ynis zubrachte. Außer dem ſchlafenden Barden hat er noch ein gleichfalls wälſch geſchriebenes Buch: „Rathſchläge an chriſtliche Lehrer" hinterlaſſen.

Wie war der Charakter des Verfaſſers beſchaffen? welches war die Stufe ſeiner Bildung? welches ſeine Sitten, ſeine Lieblings-Beſchäftigungen? Von allen dem wiſſen wir mit geſchichtlicher Gewißheit nichts; aber nach der Leſung des „ſchlafenden Barden" iſt es leicht, ſich ſeine Perſon und ſeine Meinungen vorzuſtellen. Er war offenbar ein eifriger Geiſtlicher, hitzig und ſelbſt etwas fanatiſch; von engem und bornirtem Geiſte, aber nicht ohne Kraft und Feinheit; ein harter, trockner Charakter ohne Salbung und wahre Liebe, aber ſichtlich moraliſch und ehrenhaft. Sicher nahm er ſein Amt furchtbar ernſt, und war ſehr empfindlich an der Stelle, wo die Privilegien ſeines Standes und ſeine Prieſterwürde in's Spiel kamen; denn ſein Buch verräth ganz beſonders geiſtliche Vorurtheile. — So iſt er ohne Erbarmen gegen die Muſikanten, welche am Sonntage den Leuten aufſpielen. Den Gottesdienſt verſäumen, iſt für ihn eine ſo große Sünde, als Mord und Meineid. Seine Meinungen ſind die eines verbiſſenen Torys und Anglikaners, wie nur irgend einer unter der Königin Anna gelebt hat. Papiſten, Diſſidenten, Quäker, Juden und Türken werden von ihm in gleicher Weiſe verdammt, da ſie in gleicher Weiſe Betrug, Empörung und Anarchie repräſentiren. Er haßt den Papſt und Ludwig XIV. mit demſelben grimmigen Haſſe, wie der unwiſſendſte Squire ſeiner Grafſchaft und der patriotiſchſte Yeoman ſeiner Pfarrei. Er bürdet der römiſchen Kirche Verbrechen ohne Namen und Zahl auf, und erzählt ohne das geringſte Bedenken die abgeſchmackteſten Mährchen. Faßt man dieſe kleine Schrift vom geſchichtlichen Geſichtspunkte auf, ſo findet man darin einen noch heute nachklingenden Hall der engliſchen Leidenſchaften im Anfange des 18. Jahrhunderts, nach den Siegen Marlborough's und dem Utrechter Frieden. Was ſeine geiſtige Bildung betrifft, ſo zeugt nichts dafür, daß ſie ſehr umfaſſend geweſen. Ellis Wyn beſitzt alte Legenden ſeiner National-Literatur — und ſonderbar genug, er ſcheint einige Kenntniſſe von ſpaniſcher Literatur gehabt zu haben. Borrow, der in derſelben völlig zu Hauſe iſt, weiſt zahlreiche Entlehnungen aus den Viſionen des Quevedo nach. Vielleicht hat Wyn den phantaſtiſchen Spanier aus einer Ueberſetzung kennen gelernt. Sonderbar genug, faſt ſo ſonderbar, als wenn z. B. das Buch des engliſchen Keſſelflickers John Bunyan, „the Pilgrims Progress" einem katholiſchen Geiſtlichen in Frankreich oder Italien in die Hände fiele, und zu einem Erbauungsbuche umgearbeitet würde.

Alſo Ellis Wyn war ein anglikaniſcher Pfarrer von der Hochkirche, mit jacobitiſchen Neigungen, erklärter Sektirer, von zermalmendem, hochmüthigem Humor, intoleranten Meinungen, unleidlich, wo ſeine Standes-Vorrechte in's Spiel kommen. Er hat keine Geiſtesgröße, und der Leſer, der ſein Buch öffnen würde, in der Hoffnung, etwas wirklich Myſtiſches, wie z. B. bei Dante und Swedenborg zu finden, würde ſich ſehr täuſchen.

Er hat keine Spur von Genie, aber wirkliches Talent, und gewiſſe Seiten, wo er Künſtler iſt. Die Schilderungen des wälſchen Pfarrers ſind von ſeltener Schärfe, Nettigkeit und Beſtimmtheit. Man hat ihn mit Hogarth verglichen und dieſer Vergleich hat wirklich viel Wahres. Beide betrachten die Welt durch dieſelbe Brille, die Brille des proteſtantiſchen Sektirers, welche die Dinge ihrer Farbe entkleidet, ſie von der natürlichen Atmoſphäre ablöſt und um ſie herum alles Licht auslöſcht. Die Menſchheit bietet ihr daſſelbe Bild dar, ein ſchwarzes, trockues, frazzenhaftes, ſonderbares, complicirtes Bild. Für Beide iſt die menſchliche Geſellſchaft nur ein in unendlich viele Verſchläge getheiltes Wirthshaus (nach engliſcher Art), die ſich von einander nur durch mehr oder minder großen Prunk der Vergeldung und dergleichen unterſcheiden, die aber alle unter dem Policeman und Newgate ſtehen. — Für alle Beide theilt ſich die ſittliche Weltordnung in drei Regionen: in den Saal eines himmliſchen Lordmayors, zu deſſen Banket die Leute von reſpektablem

* Mommſen nimmt in ähnlicher Weiſe das Zuſammenwohnen eines gräco-italiſchen Stammes an. M. Müller hält dieſe und andere auf Slaven und Germanen ꝛc. bezügliche Annahmen nicht für geſichert.

Digitized by Google

Leben und ehrbaren Sitten berufen ſind, in ein, in enge, ſchwarze, verpeſtete Zellen eingetheiltes Bedlam — und in ein ungeheures Newgate, deſſen Räume kein barmherziger John Howard beſuchen und desinficiren wird. Beide ſind in gleicher Weiſe Phariſäer, voll von aufrichtigem cant, ſittlicher Dürre, ehrbarer Scheinheiligkeit und geſetzlicher Härte. Die große Idee von Tod und Gericht liegt beiderſeits ihren Conceptionen zu Grunde; aber ſie hat jeden Adel und jede großartige Poeſie verloren. Man wird ſich jenes ſonderbaren und ſchwer erklärbaren Kupferſtiches aus der „Heirat nach der Mode" erinnern, wo man eine wie zum Ball oder zur Cour geputzte Perſon der eleganteſten Welt den Schrank eines prächtig möblirten Zimmers öffnen und vor einem darin ſtehenden Skelette entſetzt zurückprallen ſieht. So etwa iſt der Eindruck, den das Gemälde der von dem wälſchen Pfarrer geſchilderten Welt zurückläßt. Beide endlich, Wyn wie Hogarth, beſitzen denſelben tugendhaften Cynismus; ſie ſprechen und zeigen Alles ohne Rückſicht, ohne Milderung, ganz wie rechtliche Bürgersleute, bei denen die respectability jeden Inſtinkt chriſtlicher Milde ertödtet hat. Wyn ſchreckt ebenſowenig, wie Hogarth davor zurück, etwas Scheußliches darzuſtellen, wenn es ſich darum handelt, einen Schauder vor dem Laſter hervorzurufen.

Er zeigt die auf das Geſicht einer Buhlerin aufgetragene Schminke und wie ſie abfällt gleich dem Pflaſter einer alten Mauer; er beſchreibt die Trinker, deren Kopf raucht von den brennenden Dämpfen des Alkohol, während ihre Füße unter dem Tiſche vor Froſt klappern; er läßt die Trunkenbolde ſich übergeben und enthüllt mit entrüſteter Hand das proſtituirte Laſter. Wie alle aufrichtigen und ehrlichen Phariſäer, achtet er nichts aus lauter Tugendhaftigkeit. Jede Menſchenklaſſe, wie niedrig ſie auch ſtehe, hat ihren Ausdruck in der Literatur und beſitzt ihre berechtigten Vertreter in der Kunſtwelt. Ellis Wyn iſt in der That der Seher und Prophet dieſer Menſchenart mit engherzigem Verſtande und ſittlichem, harten Herzen, wie Hogarth ihr Maler iſt.

Die Viſion der Welt iſt von den dreien diejenige, welche am meiſten an Hogarth erinnert. Der Verfaſſer erzählt, daß er ſich in einem Traume von einem Haufen geheimnißvoller Weſen fortgeſchleppt und in Todesgefahr geſehen, aber von einem Engel gerettet worden ſei, der ihn hoch in die Luft hob und ihm die Welt zeigte, etwa wie Asmodäus dem Studenten Don Cleophas in Madrid das Innere der Häuſer zeigte. Mit Hülfe eines Teleſcopes konnte er eine ungeheure Stadt unterſcheiden, die drei Hauptſtraßen enthielt: die Straße des Stolzes, die Straße der Gewinnſucht und die Straße der Wolluſt, und ein kleines Gäßchen, die Gaſſe der wahren Religion. Dieſe ungeheure Stadt heißt die Stadt des Verderbens; über ſie ragt das Schloß des Belial empor, der ihr rechtmäßiger Gebieter iſt. Der Seher betrachtet die herrlichen Gebäude, welche die verſchiedenen Straßen ſchmücken; man unterſcheidet darunter Synagogen, katholiſche Kirchen, den Palaſt Ludwig's XIV. und den des Sultans. Endlich richtet ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf die Stadt des Vergnügens, und hier bietet ſich ein Gemälde dar, welches den Vergleich Wyn's mit Hogarth rechtfertigt.

„Es iſt eine ungemein bevölkerte Straße, zumal wimmelt ſie von jungen Leuten, und die Prinzeſſin (Luxuria) war bemüht, Jedem zu gefallen und einen zu jedem Ziele geeigneten Pfeil zu wählen. Haſt du Durſt, hier kannſt du nach Belieben trinken; willſt du Tanz und Geſang, hier kannſt du dich ganz ungehindert der Freude hingeben. Wenn die Gnade der Prinzeſſin dir Gedanken der Begierde durch den Kopf ſtreichen läßt, ſo braucht ſie nur einem der Beamten ihres Vaters (die ſie, obwohl unſichtbar, ſtets umgeben) mit dem Finger zu winken, und in weniger als einer Minute wird ein Weib da ſein, oder der Leib einer friſch beſtatteten Buhlerin.....

„Da giebt es ſchöne Häuſer mit herrlichen Gärten, reichen Weinbergen und ſchattigen Büſchen, für jedes geheime Stelldichein geeignet, wo man auch Jagd auf Vögel und eine gewiſſe Art hübſcher Kaninchen machen kann; auch herrliche Bäche zum Fiſchfange befinden ſich daſelbſt und ringsum weite Gefilde, wo man in höchſt angenehmer Weiſe Haſen und Füchſe jagen kann. Den ganzen Eingang zur Stadt entlang konnte man ſich an der Darſtellung aller Art von Poſſen beluſtigen, und den Jongleuren und jeder Gattung von Taſchenſpielern und unterhaltenden Gaunern zuſehen; von überall her ließ ſich eine üppige Muſik vernehmen und die Gaſſe ertönte vom Stimmengeräuſch, von Inſtrumenten, vom Lachen und Johlen jeder Art. Schöne Männer- und Frauengeſichter zeigten ſich daſelbſt in größter Zahl, und vermiſcht mit der Menge ſahen wir eine große Zahl von Bewohnern des Stolzviertels, die gekommen waren, um ſich bekomplimentiren und verehren zu laſſen. Im Innern der Häuſer konnte ich Leute ſehen, die auf ſeidenüberzogenen Daunenbetten lotterten und girrten. Einige ſpielten Billard, und machten von Zeit zu Zeit eine Pauſe, um zu fluchen und den Menſchen zu ſchelten, der die Points markirte. Noch Andere würfelten oder ſpielten Karten. Mein Führer zeigte mir einige Bewohner des Viertels der Gewinnſucht, welche in dieſer Straße Zimmer hatten. Sie waren hierher gekommen, um ihr Geld zu zählen, aber es bedurfte keiner langen Zeit, und einige der Vergnügungen, welche ſie hier fanden, hatten ſie um ihre Habe gebracht, ohne Beihülfe der Wucherer. Ich ſah unzählbare Maſſen Individuen, welche in den vor ihnen aufgehäuften Leckereien jeder Art ſchwelgten. Jeder ſtopfte in voller Gier und verſchlang Stück auf Stück in einer Maſſe, die hinreichend geweſen wäre, einen mäßigen Menſchen drei Wochen lang zu ernähren. Wenn ſie nicht mehr eſſen konnten, ſprudelten ſie über in Dankbezeugungen für die verſchlungenen Gerichte und brachten die Geſundheit des Königs und ihrer luſtigen Tiſchgenoſſen aus, was für ſie ein Vorwand war, die Speiſen, mit denen ſie ſich vollgeſtopft, in einem Weinmeere zu ertränken, und ihre Sorgen über den Markt obenein. Dann verlangten ſie Tabak und fingen an, Geſchichten über ihre Nächſten zu erzählen, welche ſtets gut aufgenommen wurden, mochten ſie wahr oder falſch ſein, wenn ſie nur unterhaltend und neu waren, und vor Allem, wenn ſie eine gute Portion Skandal enthielten. So ſaßen ſie am Tiſche, jeder bewaffnet mit ſeiner Thonpiſtole (Thonpfeife), und ſeinem Nachbar das Feuer, den Rauch und die Worte der Lüge zupaſſend.

„Zuletzt bat ich meinen Führer, mich fortgehen zu laſſen; denn der Fußboden war ganz verunreinigt von Speichel und vergoſſenem Getränk und ich fürchtete, einige ſtarke Rülpſe, die ich hörte, könnten die Einleitung zu etwas noch Unangenehmerem ſein.

„Von da begaben wir uns an einen Ort, wo wir einen ſchrecklichen Lärm hörten, einen Spektakel und ein Getoſe von Fauſtſchlägen auf die Tiſche, von Kauderwälſch, Schreien, Gelächter, Beifallsklatſchen und Geſang. „Jetzt ſind wir ohne Zweifel in Bedlam?" ſagte ich. Im Augenblicke, wo wir in die Höhle eindrangen, aus der dieſer Lärm kam, hatte das Kreiſchen aufgehört. Einer von der luſtigen Compagnie lag ohne Beſinnung auf der Erde, der Andere war in einer noch traurigeren Lage; ein Dritter, der ſeinen Kopf nicht mehr gerade halten konnte, ſtieß mit der Naſe gegen die Scherben zerbrochener Töpfe, zerſchlagener Pfeifen und die Pfützen vergoſſenen Bieres. Als wir fragten, hörten wir, der ganze Lärm rühre von einer luſtigen Saufgeſellſchaft von ſieben zu erleuchteten Nachbarn her, nämlich einem Goldſchmied, einem Steuermann, einem Grobſchmied, einem Bergmann, einem Schornſteinfeger, einem Dichter und einem Geiſtlichen, welcher in der Abſicht gekommen, Mäßigkeit zu predigen und ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben, was der Soff für ein großes Laſter ſei. Den Anlaß zu dem Händel hatte ein Disput gegeben, der ſich unter ihnen über die wichtige Frage erhoben, wer der beſte Raucher und der feſteſte Trinker ſei. Der Dichter würde über Alle den Sieg davon getragen haben, wäre der Geiſtliche nicht geweſen, der, zur Schande ſeines Kleides, durch Stimmenmehrheit zum Vorſitzer der luſtigen Bande gewählt wurde, während der Dichter dieſe Scene feierte, indem er ſang: „O, wo könnten ſich unter dem Himmel ſieben Menſchen im Durſte uns ſieben Geſellen vergleichen? Aber die von den ſieben dem guten Bier am beſten trotzen, das iſt der luſtige Kaplan und der Sohn Apollo's."

Die armen Zigeuner kommen eben ſo ſchlecht weg, als die Muſikanten. „Oh, oh," ſagt Lucifer, „Wie kommt's denn, daß Ihr, die Ihr Andern ihr Glück prophezeit, nicht Euer eigenes Loos vorhergeſehen habt, daß es Euch zu dieſem Kerker führen würde?" Die Zigeuner fanden kein Wort zu erwiedern, ſo verdutzt waren ſie beim Anblick von noch häßlicheren Geſichtern, als die ihrigen. „Werft ſie in dieſes tiefe Loch," ſagt Lucifer zu ſeinem Gefolge; „tragt Sorge, daß ſie nicht Hunger leiden. Zwar können wir ihnen nichts geben, weder Katzen noch Talglichte, aber gebt ihnen eine Kröte zu eſſen — Allen zuſammen, alle zehntauſend Jahr, unter der Bedingung, daß ſie ſich ruhig verhalten und uns nicht mit ihrem Geſchnatter taub machen."

Gegen den Tabaks-Teufel geht er beſonders ſtark in's Zeug, und auch die Kneipenwirthe kommen ſehr ſchlecht weg.

„Was bringſt du da? ſagte Lucifer. — Einen Kneipenwirth, antwortete der Teufel. — Was! ſagte der König; einen einzigen Kneipenwirth? Sie pflegten ja ſonſt gewöhnlich in Banden von fünf- oder ſechstauſend Stück zugleich zu kommen. Wie kommt das, kurioſer Kerl! Du biſt zehn Jahre fortgeweſen und bringſt mir nur einen Einzigen, und dazu einen, der mir auf der Welt mehr Dienſte gethan hat, als du ſelber, fauler, räudiger Hund! Du biſt zu ſchnell in meiner Verurtheilung, ſagte der Dämon, warte, bis du mich gehört haſt. Man hatte mir nur dieſen einen Schurken aufgetragen und jetzt bin ich ihn los; aber ich habe dir direkt von ſeinem Hauſe aus eine Menge Kerls geſchickt, welche dort die

Digitized by Google

Exiſtenzmittel ihrer Familie durch die Gurgel gejagt: eine Menge Würfel- und Kartenſpieler, anmuthige Gotteslästerer, liebenswürdige Lebemänner, deren Gott der Bauch war, und eine Menge fauler Knechte. — Ganz gut, ſagte der Oberteufel; obgleich dieſer Kneipenwirth verdient hätte, unter unſere Höflinge und ergebenſten Diener aufgenommen zu werden, führt ihn zu ſeinen Mitbrüdern in das Gefängniß der Tränkchenkocher, zu den Tauſenden von Apothekern und Giftmiſchern, welche hier ſind, weil ſie Tränkchen für den Tod ihrer Kunden gebraut; laßt ihn brav ſieden, weil er nicht beſſeres Bier gebraut hat.“.....

Folgendes iſt eine hübſche Stelle aus dem Traum von der Hölle:

„In dieſem Augenblicke warf ſich mir ein kleines Geſpenſt mit grauem Kopfe, das gehört hatte, ein Lebemann ſei in dem traurigen Reiche angekommen, zu Füßen und weinte ganz über die Maßen ſehr. Guter Freund, wer ſeid Ihr, ſagte ich. — Ein Menſch, der in der Welt alle Tage auf das Härteſte gemißhandelt wird. Möge Gott Eure Seele zu meinem Gunſten ſtimmen! — Wie heißt Ihr? — Ich heiße Jemand, antwortete es, und es giebt ſozuſagen keine Erbärmlichkeit, keine Lüge, keine Verleumdung, keinen Schwindel, der Menſchen aneinander hetzen kann, die man nicht auf meine Rechnung ſetzt. Ja, ja, ſagt der Eine, es iſt ein recht hübſches Mädchen, ſie hat ſich letzthin ſehr vortheilhaft über Sie vor Jemand ausgeſprochen, trotzdem ihr eine hohe Perſon den Hof macht. Ich habe Jemand berechnen hören, ſagt ein Anderer, daß dieſes Gut mit einer Hypothek von 900 Pfund St. belaſtet ſein muß. Ich habe Jemanden in Seemannstracht geſehen, ſagt ein Bettler; er iſt in den nächſten Hafen mit einem Getraide-Schiffe eingelaufen. Und ſo mordet mich jeder dieſer abſcheulichen Wichte auf Rechnung ſeiner eigenen ſchändlichen Anſchläge. Es giebt welche, die mich auch Freund nennen. Ein Freund hat mir mitgetheilt, daß N. N. die Abſicht hat, ſeiner Frau nicht einen Heller zu vermachen, und daß zwiſchen ihnen eine vollkommene Kälte herrſcht. Andere ſetzen mich noch mehr herab und nennen mich Vogel; ein Vogel hat mir in's Ohr geraunt, daß es hier garſtige Dinge giebt, die völlig im Gange ſind, ſagen ſie. Zwar geben mir Mehrere den anſtändigeren Namen: geſetzte Perſon; indeſſen nicht die Hälfte der Vorherſagungen, Orakel und guten Räthe der geſetzten Perſon gehören mir..... Aber von allen dieſen Namen iſt Jemand der, den ich am gewöhnlichſten trage, und ihr werdet ihn jeder Art von Verbrechen beigeſellt finden. Jedes Mal, wenn eine verleumderiſche Tücke angezettelt worden, fragt, woher ſie ſtamme, und man wird euch antworten: Genau weiß ich's nicht, aber es hat es Jemand in der Geſellſchaft geſagt. Dann fragt nacheinander jede Perſon der genannten Geſellſchaft, und jede wird es von Jemand gehört haben, aber Niemand weiß, von wem. Iſt das nicht eine klägliche Lage?.....“

In der zweiten Viſion wird der ſtrenge, ſarkaſtiſche Pfarrer ſtellenweiſe poetiſch, d. h. in ziemlich grotesker Weiſe. Hinter den Vorſtädten der Stadt Verderben erſtrecken ſich die Staaten des Todes, ſtinkende Sümpfe, in dicken Nebel gehüllt, der hin und wieder von einem trüben Lichte durchbrochen wird, welches graue, anſcheinend hintereinander über einen kothigen Boden huſchende Schatten enthüllt. Es iſt das Land der Vergeſſenheit, und man gelangt durch tauſend enge und niedrige Pförtchen hinein. Dieſe Pförtchen werden von einer Menge kleiner Todten gehütet, boshaften Zwergen, widrigen Knirpſen, welche alle dem Befehle der großen Herrin gehorchen, und deren jeder ſeinen beſondern Namen, ſeine Livree und ſein beſonderes Wappen trägt. Ellis Wyn beſchreibt die Ankunft der Todten an dieſen Pforten und ſeine kurze, ſcharfe Schilderung läßt das Grauſen zurück, das man beim Eintritt in einen Kerker empfinden würde, den man hinter ſich zuſchließen hörte. Man findet darin eine Zeile gräßlicher Poeſie, welche der Mühe lohnt, ausgehoben zu werden. „Ich hatte kaum Zeit, mich zu informiren. Einige dieſer Weſen ſchrien, andere weinten; mehrere ſprachen Worte des Wahnſinns, oder ſtießen mit ſchwacher und ſozuſagen erſterbender Stimme Gotteslästerungen aus; andere ſchienen ganz einem anſtrengenden Leiden verfallen, als ob ſie ſich abſchwächten in dem Beſtreben, ihre Seele auszuwürgen. Oberhalb dieſes Einganges erhebt ſich der Palaſt des Todes, ein Palaſt ohne Dach, immer Ruine und immer im Bau, aus jeder Art menſchlicher Reſte errichtet und von kleinen Todten bewacht, deren jeder auf ſeiner Stake ein noch rauchendes Herz trägt. Der Tod hält ſeine Sitzungen in dieſem Palaſte und examinirt die Kandidaten, die Anſpruch haben, am Hofe des einen oder andern Potentaten der ſichtbaren Welt aufgenommen zu werden.“

Die Viſion der Hölle enthält eine ganz neue, kühne und tiefe Idee, die ein Mann von Genie köſtlich verwerthet haben würde, die aber bei Ellis Wyn nur halb zufriedenſtellend behandelt iſt. Die Hölle des wälſchen Pfarrers iſt eigentlich der Hof des Königs Magog. Lucifer iſt hier nicht der despotiſche Herrſcher, wie man glauben ſollte, vielmehr hat er unendliche Mühe, in dem weiten Reiche, das er beherrſcht, die Ordnung zu erhalten. In jedem Augenblicke zetteln ſich Verſchwörungen gegen ſeine Macht an, und Couriere, mit Staub und Ruß und einem hölliſchen Schweiße bedeckt, kündigen dem alten Könige an, daß in dieſer oder jener Provinz ſeines Reiches ein Aufruhr ausgebrochen iſt. Ellis Wyn war während ſeiner Anweſenheit Zeuge von zwei Revolten, welche von bedeutendem Umfange waren und leicht für zehn gelten konnten, einer religiöſen und einer ſocialen. Die Gläubigen aller Kirchen, außer der anglikaniſchen, waren handgemein geworden über die Streitfrage, welche von ihnen der Hölle die meiſten Anhänger zugeführt hätte; die Papiſten, die Rundköpfe und die Muſelmänner beſtreiten ſich mit gewaffneter Hand um dieſe traurige Ehre. Ellis Wyn beſchreibt dieſen Kampf mit der triumphirenden Freude eines guten Anglikaners, der nicht weiß, welchen ſeiner Feinde er am liebſten zermalmt ſehen möchte.

Kaum iſt dieſe Revolte beſchwichtigt, ſo erhebt ſich unter den Verdammten jeden Standes ein ſocialer Krieg, der von einigen heimtückiſchen Verdammten, Coxcomb (Geck), Contriver (Planmacher) und Pettifogger (rabuliſtiſcher Zungendreſcher) mit Namen, angeſtiftet worden iſt. Die geizigen Väter bewaffnen ſich gegen die verſchwenderiſchen Söhne, die Wucherer gegen die Leiher, die Soldaten gegen die Aerzte, die Weiber von ſchlechtem Wandel gegen die Verführer. Das Reich iſt diesmal ernſtlich in Gefahr. Lucifer ſammelt ſeine Truppen in aller Haſt und zieht in Eilmärſchen gegen die Rebellen. Und während dieſer ganzen Zeit muß er ſich noch mit den laufenden Angelegenheiten ſeiner Staaten beſchäftigen, ſeine Rathverſammlungen berufen, ſeine Urtheile ausſprechen. Nie hat ein Herrſcher ein mühevolleres Leben gehabt.

Der Gedanke iſt neu, kühn und tief, und bietet ſich ſo natürlich dar, daß man ſich nur wundert, wie noch kein anderer Schriftſteller darauf gerathen iſt. Philoſophiſch iſt es wahr. Was iſt die Hölle anders, als der Sitz aller in der Menſchheit auftretenden Anarchie, die volle Emancipation vom Sittengeſetze, der ſchrankenloſeſte Egoismus? wie ſollte die Ordnung darin herrſchen, wenn ſie nur aus Perſonen beſtände, die einzig danach getrachtet haben, offen oder heimlich gegen die Geſetze der Moral anzukämpfen, aus Verſchwörern gegen die Wahrheit, Mitgliedern der geheimen Geſellſchaften des Laſters und der Sittenverderbniß, Empörern gegen das Gute und die ſittliche Weltordnung? Man ſollte denken, die Hölle müßte alle ihre Wünſche erfüllen, weil ſie die Regierungsform erlangen, nach der ſie ſo heftige Begehr getragen; aber die Strafe, die auf ihnen laſtet, iſt noch immer eine moraliſche Macht; ſie fühlen es, und ihre alten Triebe erwachen in ihnen und entzünden ihre alten anarchiſchen Neigungen.

Literariſch iſt dieſe Idee ſehr fruchtbar und könnte je nach der Natur des ſchriftſtelleriſchen Genie's zu Scenen der höchſten Art des Komiſchen, oder zu Gemälden voll düſteren Schauers, wie ſie Milton ſchildert, Anlaß geben. Ein einziger moderner Schriftſteller, Chateaubriand, hat eine unbeſtimmte Vorſtellung von Etwas gehabt, was ſich daraus machen ließe. Voller Erinnerungen an die Revolution und die tumultuariſchen Scenen des Conventes hat er auf einigen Seiten der „Martyrs“ die Schilderung eines Aufſtandes von Verdammten ſkizzirt, welche in den Saal, wo Satan Sitzung hält, geradeſo hineinſtürzen, wie die Sansculotten am 31. Mai oder 1. Prairial in den Konvent. Die Scene iſt ſonderbar und ziemlich hübſch, aber der eben bezeichnete Gedanke iſt kaum aufgeſpürt, und noch völlig intakt für den Träumer, der ſich ſeiner bemächtigen wird.

Es giebt geniale Einzelnheiten in den Schilderungen, die Ellis Wyn von der Hölle entwirft: z. B. der Moraſt, eine Art kothiger Lethe, in welchen die Teufel die Seelen ſtecken, ehe ſie dieſelben an den Ort der Verdammniß werfen, um ſie zu ſäubern und zu reinigen von allen guten Atomen, die ihnen noch anhaften könnten; aber im Allgemeinen glänzen dieſe Schilderungen weniger durch ihre Neuheit, als durch ihre unglaubliche Derbheit und Heftigkeit.

Weiterhin wird auf einen gewiſſen keltiſchen Grundton aufmerkſam gemacht. „Ein Leſer, der nur etwas mit dem keltiſchen Charakter vertraut iſt, wird in dieſem Buche unter der anglikaniſchen und proteſtantiſchen Sektenmaske ohne Mühe alle charakteriſtiſchen Züge dieſes Charakters entdecken, vor Allem aber jene fieberhafte Heftigkeit, und jenen gewiſſermaßen weiblichen Eifer, jene ſo moraliſche Gefühlſtimmung, daß ſie vor lauter Moral farblos und faſt abſtrakt iſt, jenen Mangel an Blumen und Bildern, welcher die alten britiſch-galliſchen Bardengedichte auszeichnet. Die Formen haben ſich geändert, die Subſtanz iſt dieſelbe und der wälſche Pfarrer des 18. Jahrhunderts peitſcht die Verdammten mit derſelben fieberhaften Wuth, welche den Barden des 15. Jahrhunderts antreib[illegible]

Digitized by Google

Leichen ſeiner Feinde mit Füßen zu treten. Schimpfen iſt ſein Triumph, wie der des Barden."

Uebrigens iſt damit eine gute Partie Phlegma gemiſcht, und Ellis Wyn ſchildert viele Seiten lang die entſetzlichſten Qualen, welche eine ſpitzfindige Phantaſie ausklügeln kann, mit kaltblütigſter Ruhe.

Dieſes celtiſch geſchriebene Buch, eines der letzten Orginalwerke in dieſer Sprache, iſt noch heute ein überall verbreitetes, viel geleſenes Andachtsbuch in Wales. In Frankreich hat man deren ähnliche, z. B. eines mit dem Titel Pensez-y bien; auch in Deutſchland giebt es dergleichen Poſtillen, z. B. „der güldene Himmelsſchlüſſel" und andere vortreffliche Werke, von denen Manches zu ſagen wäre und auch geſagt werden würde, wenn ſie ein geiſtreicher Schriftſteller vor das größere Publikum brächte.

Schweden.

Zur Literaturgeſchichte des ſchwediſchen Drama's.

Im Anſchluß an unſeren früheren Bericht, in welchem wir die bedeutendere Zeitungspreſſe Stockholms eine kleine Revue paſſiren ließen, wollen wir heute verſuchen, die Vertreter der dramatiſchen Literatur der Schweden (eines Volkes, dem man gewöhnlich ja nur Talent für das lyriſch-epiſche Gebiet zuſprechen zu dürfen glaubt), wie ſie in den letzten 20 Jahren an's Licht traten, zu muſtern.

Es ſcheint allerdings nicht ohne eine gewiſſe innere Berechtigung, wenn man das ſchwediſche Volk auf die alleinige Pflege der Lyrik und des romantiſchen Epos angewieſen glaubt; hat es doch in dieſen beiden Richtungen hochbedeutende Leiſtungen aufzuweiſen, und Namen, wie Bellmann, Tegnér, Franzén, Afzelius und unter den Neueren Talis Qualis, Runeberg u. A. ſprechen für die eine ebenſo laut, als der Tegnér's für die andere. Ebenſo iſt nicht zu leugnen, daß Sterne, wie Oehlenſchläger, Heiberg der Aeltere und Jüngere, Henrik Hertz — wie ſie doch das Nachbarvolk der Dänen ſein eigen nennt — Schweden bis jetzt noch nicht in den Annalen ſeiner Literaturgeſchichte für das Drama hat verzeichnen können. Aber ſollte denn ein Volk voll glühenden Patriotismus, begabt mit einem vielleicht zu weit getriebenen Nationalgefühl, im Vollbeſitze einer reich bewegten Geſchichte, deren unerſchöpflicher Sagenſchatz ſich bis in die dunkelſte Vorzeit verliert, unter dem Schutze freiheitathmender Geſetze, die jedem Flügelſchlag einer freien Seele gern Raum gönnen, ſollte ein ſolches Volk wirklich ganz ohne die Knoſpen jener Poeſie ſein, die — indem es ihr verſtattet iſt, laut und vernehmlich zu allem Volke zu ſprechen, es zu kräftigen und zu veredeln — die höchſte Stufe einnimmt, unter all' den Blüthen, die dicht gedrängt am heiligen Baume der Dichtkunſt emporſchießen?

Dieſe Frage beſchäftigt augenblicklich nicht blos uns perſönlich, ſondern auch die öffentliche Discuſſion hat ſich ihrer bemächtigt und beiſpielsweiſe ſchiebt ein Freund des Drama's, in einer Zuſchrift an „Aftonbladet," die Schuld, daß Schweden keine Dramatiker erſten Ranges beſitze — indem er das Kind mit dem Bade verſchüttet — ganz allein auf die in dieſem Augenblicke allerdings ziemlich ſcharfe Kritik, welche die Zeitungspreſſe ausübt. Dieſen Vorwurf ſucht er des Näheren dadurch zu begründen, daß er die Kritiker in drei Klaſſen eintheilt: in Solche nämlich, „die Etwas verſtehen, ohne ſelbſt dichteriſch zu ſchaffen," die dann aber mit zu hohen äſthetiſchen Anſprüchen an alle dramatiſchen Gebilde herantreten und durch unaufhörliches Mäkeln ſelbſt den begabteſten Talenten den Parnaß verleiden; in Solche ferner, „die überhaupt Nichts verſtehen" und ihren Unwerth hinter ſchablonenmäßigem Phraſengeklingel verſtecken — und natürlich keinen Nutzen, ſondern nur Schaden hervorbringen, und in Solche endlich, die ſelbſt dramatiſch thätig ſind. — Letztere allein würde der Einſender zur Kritik berufen glauben, wenn nicht dieſe gerade gewöhnlich nur das lobten und tadelten, was ihren eigenen Vorzügen und Schwächen analog ſei und die ſehr oft, wenn ſie in ihren Schöpfungen nicht glücklich geweſen ſeien, von vornherein der Feind Alles Beſſeren wären.

Wie dem auch ſei, darin allein liegt es gewiß nicht und für unſeren Zweck genügt es, nachzuweiſen, daß man ſich hier auch mit der Frage des Drama's beſchäftigt; denn wir wollen ja eben die literariſchen Vertreter deſſelben, die der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit angehören, in einer Zuſammenſtellung vorführen, wie ſie in der ſchwediſchen Literaturgeſchichte ſchlechterdings momentan nicht exiſtirt. Sollten daher in Einzelheiten auch kleine Ungenauigkeiten mitunterlaufen, ſo dürfen wir wohl um ſo eher auf Entſchuldigung rechnen, als bei dem gänzlichen Mangel einer bis auf die Neuzeit fortgeführten Geſchichte der ſchwediſchen Literatur, die einzelnen Notizen nur mühſam und nicht ohne Hinderniſſe zu erlangen waren.

Den erſten Rang unter allen jetzt lebenden dramatiſchen Schriftſtellern Schwedens nimmt unbeſtritten Bernhard von Beskow ein, der 1798 als Sohn eines reichen Bergwerksbeſitzers geboren, für ſein von der Akademie gekröntes Preisgedicht „Schwedens Ahnen" vom Könige in den Freiherrnſtand erhoben wurde und nun, mit dem Amte eines Hofmarſchalls betraut, in Stockholm als freigebiger Mäcen lebt und wirkt. Zugleich beſtändiger Secretair der Wiſſenſchaften, hat er jetzt gewöhnlich die Nekrologe ſeiner Kollegen und hoher Perſönlichkeiten zu verfaſſen gehabt. In früherer Zeit, als Mitglied der „Gothiſchen Dichterſchule," Mitarbeiter an deren Organ, der Iduna, war er auch als geſchmackvoller Lyriker thätig; ſein Hauptwerth in dichteriſcher Beziehung jedoch liegt in ſeinen Dramen; von denen beſonders „Thorkel Keutſon" und „Guſtav Adolf in Deutſchand" (letzteres von Oehlenſchläger in's Deutſche übertragen) zu erwähnen ſind. Während Probſt Wieſelgren von dieſen Schöpfungen ſagt, daß in ihnen ein Rauſchen jenes hochbegeiſterten Flügelſchlages vernehmbar ſei, das uns in Max und Thecla ſo göttlich erſcheine, meint der ſchwediſche Julian Schmidt mit dem Koſſak'ſchen Stil, dem wohl auch einſt ſein Laſſalle erſcheinen wird, Herr Orvar Odd (P. Sturzer = Becker), Beskow ſchildere die Vorzeit mit Glaçeehandſchuhen und ſeine Helden ſchlügen ſich gegenſeitig mit Metaphern todt! Die leidenſchaftsloſe Kritik indeß erkennt die Pracht ſeiner Darſtellung ebenſo bereitwillig an, als die treffliche Charakteriſtik ſeiner Helden und die feinſinnige Wahl ſeiner patriotiſchen Stoffe. Seine Stärke beruht allerdings hauptſächlich in gewiſſen ſchlagenden Pointen und einer beſtechenden und blendenden Rhetorik, weshalb er im Allgemeinen mehr zum Verſtand als zum Gefühl ſpricht.* — Dieſen Dichter, der ſeine Dramen bereits in den Dreißiger Jahren ſchuf, hatte es ein widriges Geſchick bisher verſagt, ſeine Erzeugniſſe auf der Bühne zu vollem Leben erſtehen zu ſehen, bis in dieſem Winter erſt, nachdem ſein Manuſkript dreißig Jahre lang Zeit gehabt hatte, in den Archiven des Königlichen Theaters zu vergilben, ſein beſtes Stück: „Thorkel Keutſon" zum erſten Male in Stockholm aufgeführt wurde und einen ungeheuren Erfolg davon trug. — Was zu dieſem ſo lange Zeit conſequent durchgeführten Todtſchweigiſyſtem den Grund abgegeben hat — „darüber ſchweigt des Sängers Höflichkeit;" genug, wenn wir dieſem Drama das Prognoſtikon ſtellen dürfen, daß auch die Nachwelt ihm ſtets einen hervorragenden Platz unter den dramatiſchen Schöpfungen der ſchwediſchen Sprache wird einräumen müſſen.

Der Theologe Börjeſon, früher in Upſala, jetzt in Stockholm lebend, kann als der Dichter des „Hauſes Waſa" par excellence bezeichnet werden, da er in ſeinen beſonders an lyriſchen Schönheiten reichen Dramen vornehmlich die Geſchichte der Kinder Guſtav Waſa's zur Darſtellung brachte. Während dieſer in den Vierziger Jahren auftretende Poet in: „Da die Sonne zur Küſte geht," die letzten Lebensjahre Guſtav Waſa's behandelte, ſtellte er in „Erich XIV." die Liebe dieſes Sohnes Guſtav Waſa's aus erſter Ehe, der zugleich um Eliſabeth von England und Maria Stuart warb, zu einem ſchwediſchen Bauernmädchen dar, das er zur Königin erhob. In „die Schuld der Brüder" (der andern Söhne Guſtav Waſa's: Johann III. und Karl IX. [dieſer Vater des großen Guſtav Adolf]) ſchildert er die verbrecheriſche Gefangenſetzung Erich's durch ſeine Brüder, ein Stoff, der durch die liebevolle Ausmalung, die der Dichter allen Scheußlichkeiten und Greueln angedeihen ließ, zwar viel Theater-Effecte darbot, vom äſthetiſchen Standpunkte aber als die ſchwächſte der Leiſtungen Börjeſon's angeſehen werden muß. In „Prinz Guſtav" (Erich's Sohn) zeigt ſich der Dichter wieder in ſeinen guten Eigenſchaften und ebenſo in „Karl's XII. Jugendzeit," das eine — wahrſcheinlich fingirte — Liebesepiſode aus dem Leben dieſes unglücklich-großen Königs zum Inhalte hat. Wie bemerkt, iſt Börjeſon ein recht eigentlich lyriſcher Dramatiker, deſſen Diction ebenſo blühend, als ſein Gedankenreichthum groß iſt.

Lange Zeit der populärſte Dichter war Auguſt Blanche, jetzt Herausgeber der „Illuſtrirten Zeitung." Als Romanſchriftſteller höheren Anſprüchen zwar nicht wohl genügend, wußte er ſich als fruchtbarer Dramatiker eine ſolche Beliebtheit zu verſchaffen, daß er Reichstags-Abgeordneter wurde und noch iſt, etwas, wozu es unſer Gutzkow, Hebbel und alle anderen

* Näheres über dieſen Dichter ſiehe in G. v. d. Leinburg's vortrefflichem „Hausſchatz ſchwediſcher Poeſie," einem Werke, von dem leider nur der dritte Band — die gothiſche Schule — erſchienen iſt. Vielleicht wäre dieſer Ort der rechte, um zu einer Vollendung dieſes verdienſtvollen Buches anzuregen. A. L.

Digitized by Google

Jünger des deutſchen dramatiſchen Parnaß nie haben bringen können. Sein Hauptwerk iſt: „Engelbrecht und ſeine Dalekarlier," das die Auflehnung Schwedens gegen die „Calmariſche Union" reſp. Dänemark und die glückliche Vertreibung des Dänen-Volkes zum Stoff hat und über 100 Aufführungen in Stockholm allein erlebte. Sonſt ſchrieb er auch Tendenz-Dramen, wie z. B. „der Arzt," der Schilderungen aus dem ſchwediſchen Studentenleben giebt, die wohl einen momentanen, großen Erfolg haben konnten, aber auf beſonderen Werth keinen Anſpruch machen dürfen. Eine Unzahl kleinerer Luſtſpiele und Vaudevilles hat Blanche ebenfalls zum Verfaſſer, lauter Originale ohne fremde Anleihen. In ſolchen Dramoletten zeigt er ſich äußerſt geiſtvoll und witzig und ſeine Couplets, wie die Kaliſch'ſchen politiſch, waren von nicht geringer Bedeutung für ihre Zeit. Von claſſiſchem Humor überſprudelt unter dieſer leichteren Waare beſonders: „Eine reiſende Theatergeſellſchaft," eine Komödie, die in zahlloſen komiſchen Situationen, die klägliche Miſère der „Schnurren und Meerſchweinchen" aufdeckt und noch jetzt häufig Vorſtellung und Beifall findet.

Herr Jolin, Schauſpieler am königlichen Theater, bekundet in ſeinen mit Calembourg's geſchickten, durch geiſtvollen Dialog pikanten Dramen, die zwar viel Handlung aber wenig logiſchen Aufbau und Zuſammenhang beſitzen, eine mehr oder weniger hervortretende Unſicherheit in den moraliſchen Begriffen von „Recht und Unrecht;" dergeſtalt, daß einſt der verſtorbene König Oscar, bekanntlich ein großer Freund der Dichtkunſt, von Jolin's „Findelkindern" ſagen konnte: „Das waren lauter Schurken — mit Ausnahme des Sträflings" und gerade dieſer ſollte Vertreter des böſen Prinzips im Drama ſein! — Jolin hat ſich auf eine eigenthümliche Weiſe auf dem Theater eingeführt. Er debütirte nämlich als Acteur auf dem königl. Theater mit dem Virtuoſen-Kunſtſtück-Scherze: „Eine Komödie," den er ſelbſt verfaßt hatte. Sein bürgerliches Schauſpiel: „Meiſter Schmidt" obgleich oder weil voll Kotzebue'ſcher Rührungseffecte, gefiel ſehr. Bedeutender iſt das Drama „Ung Hanse's dotter," das die ſchwediſche Tarpeja ſchildert. Ung Hans war nämlich Richter auf Gothland in der einſt ſo mächtigen Hanſeſtadt Wisby. Seine Tochter verrieth dem Wisby bekämpfenden König Waldemar von Dänemark einen geheimen Zugang zur Stadt. Waldemar, nach der Einnahme der Veſte, treu dem Axiom, „man liebt den Verrath und verachtet den Verräther," kümmerte ſich nicht weiter um ſie und ſo fiel ſie denn der Volkswuth anheim. Ihr eigener Vater — Ung Hans, ein zweiter Brutus, fällte als Richter ihr Urtheil. Sie wurde lebendigen Leibes eingemauert. Der Dichter, um dieſen patriotiſch-geſchichtlichen Stoff zu recht volksthümlicher Geltung zu bringen, behandelte ihn — in Knittelverſen und ſchadete dadurch ſeinem Erfolge natürlich ungemein. Ein anderes Stück: „Ein Erinnerungsblatt" iſt eine auf die Macht des Gewiſſens baſirte Speculation auf die Thränendrüſen. Seine neueſte Schöpfung: „Der Schmähſchreiber," glänzt in allen obengedachten Vorzügen und Mängeln und gab Anlaß zu verſchiedenen Theaterſkandalen, da ſie die Skandalpreſſe und deren Helfershelfer ziemlich rückſichtslos geiſſelt. Erſt in dieſem Winter auf die Bühne gekommen, ſcheint „der Schmähſchreiber" deshalb ſchon vom Repertoire verſchwunden.

Frau Jeannette Stjernſtröm, Gattin eines Theater-Directors, wendete ſich anfangs den Dramatikern der Tendenz zu, um ſpäter Schauſpiele mit geſchichtlichem Hintergrund zu verfaſſen. Erſt achtzehn Jahr alt, ſchrieb ſie — die Erſte, welche wagte dagegen aufzutreten — „den Leſer-Prieſter" und geiſſelte die Vertreter jener unter dem Namen „Leſer" in Schweden heimiſchen pietiſtiſchen Erweckungs-Sekte, indem ſie das Tartüffe'ſche Element enthüllte. Sie ſtarb ſehr jung, zum Nachtheil der ſchwediſchen Bühne, die noch manches Brauchbare von ihr hätte empfangen können. Ihre Dramen, „der Zeitungsſchreiber," „Königin Chriſtina," „Karl X." (letzteres erſt nach ihrem Tode zur Darſtellung gebracht), zeichnen ſich ebenſo durch Birchpfeiffer'ſche Bühnengewandtheit, als treffende Charakteriſtik aus. Und verfiel ihre Sprache auch, die ſich von einem hohlen Pathos ſtets fern zu halten wußte, mitunter in einen etwas hausbackenen Ton, ſo war ſie doch nie ganz ohne die adelnde Poeſie des Gedankens.

Ihre Schweſter Louiſe, die zweite Frau deſſelben Directors Stjernſtröm, reicht zwar nicht an ſie hinan, beſitzt aber doch ein achtungswerthes Talent, das ſich beſonders in dem hiſtoriſchen Intriguen-Luſtſpiel: „Zwei Ringe" dokumentirte, wenn demſelben auch die Grazie der Franzoſen, vornehmlich Scribe's, abgeht.

Vor neun Jahren etwa, im Winter 1853, wurde in Stockholm ein Stück: „Laſſe Lucidor" aufgeführt, deſſen Held, unter Karl XI. lebend, ein Genie in Lumpen, für den ſchwediſchen Narciß gelten kann. Das Drama erregte der feſſelnden Sprache und kühnen Gedankenblitze wegen, großes Aufſehen. Der Verfaſſer, ein Herr von Wieander, der vorher noch nichts für die Bühne geſchrieben, iſt auch nachher ganz verſtummt, was bei den großen Hoffnungen, die ſolch' Erſtlingswerk erregen mußte, ſehr zu bedauern iſt.

Ein Beweis dafür, daß ſich das Talent, da wo es einmal vorhanden, durch die größten Schwierigkeiten Bahn zu brechen weiß, iſt der Theater-Dichter Herr Hedberg, der als Friſeur-Gehülfe, Gedichte in ein damals erſcheinendes Witzblatt „der Freiſchütz" einſandte und deſſen Redacteur Herr Wall, (jetzt beim Aftonblad) zuerſt ſein Talent erkannte. Ein unüberwindlicher Drang zum Schauſpielerleben, führte ihn einem Provinz-Theater zu, wo nebenbei einzelne Kleinigkeiten von ihm mit Beifall gegeben wurden. Er kehrte nun nach Stockholm zurück, wo er ſich fleißigem Studium zur Ausfüllung der Lücken ſeiner Bildung hingab und wo er zugleich eine Anſtellung als Dramaturg am ſogenannten Södra-Theater (dem Wallner-Theater Stockholms) fand. Ein Drama „König Märta" gefiel wenig in Stockholm, wie man ſagt, wegen nicht gerade Verſtändniß bekundender Kürzungen von Seiten der reſp. Direction, während es ſich in den Provinzen mit Glück über die Bretter bewegte. Hedberg iſt der produktivſte aller jetzt thätigen Dramatiker und ſcheint, was Popularität anbelangt, die Erbſchaft Blanche's angetreten zu haben. Nach längerer literariſcher Thätigkeit gelang es ihm ganz vor Kurzem, ein Luſtſpiel „Die Treibhauspflanzen" auf die königl. Bühne zu bringen. Es behandelt daſſelbe die Erziehung junger Mädchen in den modernen Töchterpenſionaten und hat — wenn auch nicht ohne Schwächen — bei der Kritik wie beim Publikum Beifall gefunden, die Beide — ſcheint es — die Wahrheit des Satzes eingeſehen haben: „Unter den Blinden iſt der Einäugige König!" — Wie man verſichert, wird er nun Dramaturg am königlichen Theater werden und in dieſer Stellung, er ſteht jetzt in ſeinen beſten Jahren, dürfte noch viel Erſprießliches von ihm für die hieſige Bühne zu erwarten ſein; da — wie man immer ſeine Schöpfungen beurtheilen mag — in jedem neuen Erzeugniſſe ſeiner Feder konſequent ein Fortſchritt zum Beſſern ſich bemerkbar macht.

Zur Glanzzeit Blanche's trat als Luſtſpieldichter ein Herr Kramér auf, der recht Anerkennenswerthes leiſtete, aber vom Ruhm ſeines glücklicheren Mitbewerbers erdrückt wurde und ſo — wenig in ſeinem Werthe erkannt ward. Wenige Jahre früher oder ſpäter auftretend, würde er ſich einen ſehr geachteten Namen erworben haben; ſo aber — ſchon nach kurzer dramatiſcher Thätigkeit vom Tod ereilt — wurde er bald vergeſſen, denn „nur der Lebende hat Recht!"

An dieſer Stelle iſt auch eines frühverſtorbenen Deutſchen zu gedenken, der ein geborener Berliner, im Jahre 1851 verſchiedene in Deutſchland Aufſehen erregende Sachen als „Heine redivivus" geſchrieben haben ſoll. Er hieß Philipp Meyer, hat mehrere Dramen in ſchwediſcher Sprache verfaßt, von denen beſonders „Guſtav III." zu erwähnen iſt, das nicht ohne Beifall auf der königlichen Bühne gegeben wurde. Ein anderes „Cid's Tochter" aus ſeinem Nachlaß — er ſtarb im vorigen Herbſt — harrt noch der Aufführung.

Als Verfaſſer von Gelegenheits- und Faſtnachtsſcherzen iſt Saefſtröm zu nennen; der Schauſpieler Hodell, mit hübſchem Talent, aber oberflächlich arbeitend, ſchreibt luſtige Bluetten, während der Kellgren des Prinzen Oscar (Kellgren goß bekanntlich die Proſadramen Guſtav's III. in Verſe um, oder wuſch — mit Voltaire zu reden — des Königs ſchmutzige Wäſche) Herr Hermann Bjurſten, der von der Akademie gekrönte poeta laureatus, mit ſeinem Drama: „die Zwillinge" [illegible] Fiasco machte.

Daß bei dem ewigen Bedürfniß der Bühnen nach Novitäten zahlreiche Ueberſetzer für dieſelbe thätig ſind, iſt erklärlich. Unter den Bedeutenderen ſind zu erwähnen, außer dem Prinzen Oscar, dem präſumtiven Thronerben, der neben Herder's Cid, jüngſt auch Goethe's „Taſſo" überſetzte, Profeſſor Hagberg in Lund, der Shakſpeare in Schweden heimiſch machte, Dahlgren, der Cervantes „Leben ein Traum" und Moreto's Donna Diana einführte und Blachet, der Molière ſehr glücklich übertrug.

Schiller und Goethe gehören in den Ueberſetzungen ihrer Geſammtwerke bereits früheren Perioden an, während die Bekanntſchaft mit den beſſeren, neueren deutſchen dramatiſchen Literatur beſonders durch die Damen N. und B. Spanier vermittelt wurde. Dieſe Geſchwiſter beſitzen die Gabe höchſt geſchmackvoller Wiedergabe des Originals und einen geiſtreichen Takt, der ſie in ihrer Auswahl ſtets glücklich leitet. So feierten, wie in Deutſchland, auch in Schweden Brachvogel's Narciß ſeine Triumphe, ebenſo deſſen „Mondecaus" und ſein Jugenddrama: [illegible] „Der Sohn des Wucherers." Hermann Herſch wurde durch ſeine „Anna-Lieſe" eingeführt, Laube's „Cato von Eiſen" ſammelt hier faſt mehr Applaus als in der Heimat; Lederer's „weibliche Studenten" erfreuten

Digitized by Google

ſich recht ehrenvoller Aufnahme, ebenſo eine neue Bearbeitung der „beiden Klingsberge," einiger andern Stücke von Görner und Genoſſen nicht zu denken. Außerdem brachten dieſe Damen auch manche der beſſern Sachen von Scribe, Augier ꝛc. auf die ſchwediſche Bühne.

Der Dichter Talis Qualis (Strandberg) überſetzte außer Byron's Werken noch Operntexte, welches Letztere die Herren Wallmark und Arlberg ebenfalls mit Glück betrieben. Der Schauſpieler Joſephſon überſetzte Kaliſch's Sachen, die merkwürdigerweiſe hier Furore machen. Das monstrum in natura aber iſt Herr Notar Berg, der nicht weniger als zwölfhundert franzöſiſche, deutſche und engliſche Eintagsfliegen — die franzöſiſchen ſogar anerkanntermaßen gut übertragen — auf die Bretter gelangen ließ.

Dieſe Ueberſicht aller der Leute, die augenblicklich aus der Abtheilung des kaſtaliſchen Quells ſchöpfen, die der dramatiſchen Dichtkunſt geweiht iſt, wird ſchon in ihrer Nacktheit zeigen, daß das ſchwediſche Original-Drama doch noch nicht ſo verwaiſt iſt, als man bei uns für gewöhnlich anzunehmen für gut findet und wir möchten faſt meinen — daß, wenn doch einmal Anleihen gemacht werden müſſen — unſere Dichter es einmal des Verſuchs werth halten ſollten, mitunter die verwandte ſchwediſche Bühne dazu zu benützen, anſtatt ohne viel Unterſchied und Wahl alle die franzöſiſchen Niaiſerien und Lorettenſtücke nur deshalb zu übertragen, weil ſie jenſeits des Rheins das Licht der Lampen erblickt haben.

Stockholm. A. L.

Frankreich.

Ein Roman aus der Demi-monde-Literatur.

Schon oft iſt, auch in dieſen Blättern, auf den Verfall der franzöſiſchen Literatur hingewieſen worden. Das „Magazin" hat erſt vor Kurzem (in Nr. 19) den Ausſpruch eines Mannes, eines Franzoſen, citirt, welcher bei Abwägung des Werthes geiſtiger Erzeugniſſe als Autorität gelten darf. Dieſer Mann iſt Charpentier, Verleger und Redacteur der Revue Nationale, und ſein Ausſpruch ſteht in dem Werke: „De la prétendne propriété littéraire et artistique" mit ungeſchminkter Derbheit, mit erſchreckender Beſtimmtheit niedergeſchrieben: „Heutzutage wird der franzöſiſche Geiſt, eingepfercht wie der chineſiſche, ſteril. Kunſt, Literatur werden jeden Tag ſchwächer und eilen dem Verfalle zu. Kein einziges wirkliches bedeutendes und originales Werk kommt zum Vorſchein."

Von dieſem Urtheile nehmen wir Akt; aber wir glauben weiter gehen zu müſſen und behaupten zu dürfen, daß die franzöſiſche Literatur eine Richtung eingeſchlagen hat, welche eine ſehr verzerrte Illuſtration zu dem ſtolzen Satze bildet, daß Frankreich an der Spitze der Civiliſation marſchire.

Frankreich, deſſen Moral nie nach großem Maßſtabe hat gemeſſen werden können, ſtand ſittlich am reinſten, literariſch am glänzendſten da, als es mit den größten politiſchen Freiheiten verſehen war. Seit 1850 hat der erwählte Kaiſer mit ſeinem Volksmandate alle Freiheit und zugleich das Recht in Anſpruch genommen, allein Politik zu treiben. Den Franzoſen wurde das politiſche Wort entriſſen. Zum Glück ließ ihnen der Kaiſer die Demi-monde, gleichſam als Entſchädigung für jenen Verluſt. Man ſollte in dem Zauber dieſer eleganten, üppigen, Alles gewährenden, Alles an ſich ziehenden Welt die Politik verträumen und vergeſſen. Wie gern ging man in den Plan ein, der mit ſo feiner Menſchenkenntniß auf den phantaſtiſch-ſinnlichen Charakter der guten Franzoſen gegründet war! Man wechſelte in der That nur den Gegenſtand des Amuſements. Die politiſche Schwärmerei, nachdem ihr ſo plötzlich und ſo energiſch ein Ende gemacht worden war, löſte ſich ganz in ſinnliche Liebe auf. Man ſchwelgte, und aus der Atmoſphäre der Orgien entſtieg jene Literatur, die ſich uns als Camelien-Literatur bekannt gemacht hat — Photographien aus dem Pariſer geſelligen Leben, mit franzöſiſcher Phantaſie retouchirt.

Dieſe Literatur hat ſich dort eingeniſtet, wo wir bewundernd George Sand und Molière herrſchen ſahen: im Roman und auf der Bühne. Sie bedient ſich dieſer beiden großen Bildungsmittel, nicht, um das Volk zu edlen Beſtrebungen anzufeuern, es für geiſtig hohe Ziele zu begeiſtern, ſondern um ihm zu beweiſen, daß ſittliche Verdorbenheit, geſchickt dargeſtellt, noch für Tugend gelten, und daß ſinnlicher Genuß allein noch des menſchlichen Strebens für würdig gehalten werden kann. Was von der großen Epoche der franzöſiſchen Literatur aus den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts übrig geblieben iſt — es wird von dieſen Schmarotzer-Pflanzen überwuchert, und wenn noch ein Zug nöthig iſt, um dieſen unheilvollen Zuſtand der franzöſiſchen Literatur zu zeichnen, ſo mag darauf hingewieſen werden, daß Victor Hugo's neueſtes Werk: „Les misérables" vor der Cenſur des freien Kaiſerreichs keine Gnade gefunden hat.

Das Gemälde, welches wir hier entwerfen, iſt für Frankreich nicht ſchmeichelhaft. Es mag für den Franzoſen von Geiſt, Geſchmack und Vaterlandsliebe nicht angenehm ſein, im Auslande von der Bedeutung der Camelien-Literatur ſprechen zu hören. Er betrachte aber ſolche Beſprechungen als den Druck, mit welchem der Arzt ein Geſchwür betaſtet, von dem ein Kranker geheilt werden möchte. Sprechen wir daher immerhin von dieſer Literatur.

Hierzu giebt uns, neben vielen unbedeutenderen Erſcheinungen der neueſten Zeit, vorzugsweiſe ein bereits vor drei Jahren erſchienenes Buch Veranlaſſung, mit welchem die Camelien-Literatur in eine neue Phaſe getreten. Es liegt uns leider auch in deutſcher Ueberſetzung vor und trägt den Titel: „Fanny, aus dem Leben einer jungen Frau;" von E. Feydeau.* Der Ueberſetzer hat ſich nicht genannt, und er hat wohl daran gethan; nicht weil die Ueberſetzung etwa an beſonderen Mängeln litte, ſondern weil es nicht eben ſehr ehrenvoll iſt, dergleichen Bücher in Deutſchland einzuführen.

Der Feydeau'ſche Roman iſt verwerflichen Inhalts; wenn er hier beſprochen wird, ſo geſchieht es, weil die Kritik die Pflicht hat, dem Publikum auch Nachterzeugniſſe der Literatur zu zeigen, und weil das Buch binnen kurzer Zeit in Frankreich 14, ſchreibe vierzehn Auflagen erlebt hat, und ſomit von der literariſchen Richtung der Franzoſen einen ſchlagenden Beweis liefert.

Wenn A. Dumas der Sohn in ſeiner „Dame mit den Camelien" eine Lanze für die Damen der Proſtitution brach, ſo konnte man hierin vielleicht die gute Abſicht erkennen, zu beweiſen, wie ſich in dem ausſchweifenden Leben dieſer „gefallenen Engel" zuweilen noch die Empfindung edlerer Liebe, ja ſelbſt der Treue erhält. Einer ſolchen beſtechenden Tendenz kann ſich das Feydeau'ſche Buch nicht einmal als Schild bedienen.

Laſſen wir den Inhalt kurz folgen.

„Der junge Roger, deſſen Aufzeichnungen, wir möchten ſagen, Selbſtbekenntniſſe uns vorgeführt werden, empfindet eine heftige Neigung zu Fanny, der Frau eines älteren Geſchäftsmannes. Er liebt ſie, ohne ſie je geſprochen zu haben, ohne mehr von ihr zu kennen, als ihre äußere Erſcheinung. Mit 24 Jahren noch ſehr ſchüchtern, wagt er es nicht, die Gelegenheit zu einer Erklärung zu ſuchen. Aber Fanny erräth mit dem Scharfſinn eines Weibes ſeine Liebe und räumt nun von ſelbſt alle die Hinderniſſe hinweg, welche ihrer Vereinigung entgegenſtehen. Sie widmet ihm wöchentlich zwei Stunden, und ſeine Wohnung bildet den Tempel, in welchem Venus ihre Opfer entgegennimmt. Bei irgend einer Feſtlichkeit lernt Roger Fanny's Gatten kennen. Die natürlichen Vertraulichkeiten, mit denen der Gatte bei dieſer Gelegenheit ſich ſeiner Gattin nähert, erregen in Roger die heftigſte Eiferſucht, Eiferſucht, welche in Haß, und Haß, welcher in Raſerei übergeht. Dieſe Leidenſchaftlichkeit wird nicht beruhigt durch gewiſſe Erklärungen, welche Fanny wiederholt abgiebt. Schon werden die Stunden, welche bisher im Rauſche der Liebe dahinflogen, nur durch Roger's eiferſüchtige Quälereien ausgefüllt und verbittert; ja, er fordert von Fanny einen Schwur, den Gatten zu meiden, und als ſie den Schwur verweigert, nimmt ſeine Eiferſucht einen rachſüchtigen Anlauf. Endlich, ſeinem beharrlichen Drangen nachgebend, leiſtet ſie den begehrten Schwur — aber nun iſt es wieder der Zweifel, ob er gehalten wird, was Roger zu den tollſten Hanplungen treibt. In dem Delirium, welches er Liebe, durchglüht von Haß, nennt, beſchließt er unter Anderem, Fanny in der abſcheulichſten Weiſe phyſiſch zu verderben, wozu er das Mittel bei feilen Dirnen ſucht. Der Zweifel treibt ihn weiter: er kauft ſich in der Nachbarſchaft Fanny's an, um ſie beobachten zu können. Nicht genug; er beſteigt zu nächtlicher Stunde den Balkon vor dem Schlafgemach des Gatten — er iſt Zeuge, wie Fanny den Schwur bricht.... Die Gewißheit, von ihr hintergangen zu ſein, wirft ihn auf's Krankenlager. Vom Nervenfieber, nicht aber vom Liebesfieber geneſen, geſtattet er Fanny, ihn wieder zu beſuchen. Es erfolgen Erklärungen, welche, mit Ausbrüchen ſeiner Wuth und ſelbſt mit Mißhandlungen gewürzt — lediglich Folgen und Beweiſe ſeiner Liebe — die dunkelſten Schattenſeiten des Verhältniſſes herauskehren. Fanny ſpielt dabei die Rolle eines verſtockten Sünders, der dem Richter das Geſtändniß ſeiner Schuld erſt nach Beibringung der unzweideutigſten Beweiſe ablegt. Ja, ſie findet Roger's Anklagen ſchließlich ſehr begründet und ſie murmelt: „Es wird dir grauen

* Berlin, Haſſelbach'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

vor mir!" — worauf ſeinerſeits das Echo ertönt: „Ja, mir graut vor dir!"

Es iſt nicht erſprießlich, die mit aller Leidenſchaftlichkeit aufgerollten Scenen noch weiter auszumalen. Roger's Herz iſt gebrochen. Er muß Fanny verachten, aber er liebt ſie ewig. Liebend möchte er ſie verfluchen; und während ſie, wie er vorausſieht, ſich in den Armen eines neuen Geliebten Troſt verſchaffen wird, zieht er ſich an einen wüſten Meeresſtrand zurück, hier in vollendeter Einſamkeit — ein Jahr lang — Beruhigung und Heilung zu ſuchen.

Soweit der Inhalt, durch alle Stadien der Leidenſchaft mittelſt eines Stiles hindurchgeführt, dem man die franzöſiſche Leichtigkeit und Gewandtheit nicht abſprechen kann, und der die Lektüre nur um ſo verführeriſcher erſcheinen läßt.

Man wird durch dieſen Roman an den Werther erinnert; ja man könnte ſagen, er ſei der Werther, aus dem ſtillen, friedlichen Wahlheim in das üppige, geräuſchvolle Paris, und aus dem empfindſamen achtzehnten in das genußſüchtige neunzehnte Jahrhundert übertragen.

Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß Feydeau's Roman, abgeſehen von dem Kerne der Verwickelung, der Liebe zu einer Frau, und von dem Verſuche, das innere Leben eines Menſchen erſchöpfend zu entwickeln und darzuſtellen, das Recht habe, ſich mit Goethe's Roman auf Eine Stufe zu ſtellen. Feydeau wird es nicht wagen dürfen, ſeinem Werke die Worte voranzuſtellen, mit welchen Goethe ſeinen Helden empfiehlt: „Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen!" — Was man auch gegen Werther ſagen, mit welchem Rechte man auch behaupten mag, daß Goethe mit ihm wider ſeine Gewohnheit die feine Gränze des Maßvollen überſchritten habe: wir werden doch tief ergriffen von dieſem ſentimentaliſchen Charakter; wir werden in ſeine ſchwärmeriſche, unglückliche Liebe mit hineingezogen, von ſeiner Empfindſamkeit für Natur traulich berührt; wir theilen ſeine Religionsgefühle, wir bewundern ſeinen philoſophiſchen Geiſt und verſenken uns ſo gern mit ihm in die düſtre, geſtaltloſe, ſchwermüthige Welt, mit welcher er ſich umgiebt — Roger's, auf bloße Sinnlichkeit gegründete Leidenſchaft erregt uns nur Abſcheu. Werther's Gefühle für Lotte werden uns erklärlich durch die vollendete Anmuth, Feinheit und Reinheit ihrer Seele, durch ihren Charakter — in Fanny wird uns ein Weib vorgeführt, an dem ſelbſt Roger Nichts hervorzuheben weiß, als das Ebenmaß ihres Körpers; ein Weib, über deſſen wahre Denkungsart ein dichter Schleier liegt, ein Weib, das, wie wir dies von Paris leider ſehr gewöhnt ſind, im Eheſtande nur eine Garantie für größere Freiheit des Umganges ſieht. In Werther wird uns das Innere eines Menſchen, den die Natur mit ihren herrlichſten Gaben, mit hoher Denkkraft, weichem Gemüth, Schönheitsſinn und Naturliebe verſchwenderiſch ausgeſtattet hat, bis zu einem Grade erſchöpfend dargeſtellt, der noch nie wieder erreicht worden iſt — wir ſehen dieſe Gaben ſich entwickeln und freuen uns der Früchte, die aus ſolchen Blüthen hervorgehen müſſen; wir fühlen aber auch bald, wie der Wurm, der an Werther nagt, die Zerſtörung des ganzen Baumes herbeiführen muß und begreifen die Nothwendigkeit von Werther's tragiſchem Ende. Feydeau's Werk erſcheint, genau betrachtet, lediglich als eine Darſtellung der Eiferſucht, einer Leidenſchaft, die, aus reinſtem Egoismus hervorgegangen, nie auf Theilnahme rechnen darf, auch wenn ſie, wie bei Othello, hochtragiſche Folgen hat, und um ſo weniger hier, wo ſie, nach deutſchen Begriffen, ſehr ſchlecht am Platze iſt. — Mit dem Werther ſchaffte ſich, um mit Emil Palleske zu ſprechen, Goethe die Zeitkrankheit vom Halſe, die Krankheit des ſehnſuchtsvollen, überſchwänglichen, unglücklichen Liebens, die Krankheit der Sentimentalität, von der damals das junge Deutſchland befallen war. Durch Fanny deckt Feydeau die Krankheit der gegenwärtigen franzöſiſchen Geſellſchaft auf: die Krankheit des ſinnlichen Genuſſes um jeden Preis, eine Krankheit, welche bereits bis zur Entheiligung der Ehe vorgeſchritten iſt, eine Krankheit, welche bald jedem Arzte trotzen wird.

Hierin liegt, was unſere obige Behauptung veranlaßt hat: der Feydeau'ſche Roman bezeichne eine neue Phaſe der Camelien-Literatur; ſie ſchöpfte bisher aus dem öffentlichen Leben, jetzt aus der Familie.

Die Literatur iſt der Spiegel für den ſittlichen Zuſtand eines Volkes. Ihre Bedeutung aber liegt in der Wechſelwirkung: während ſie aus dem Leben des Volkes hervorgeht, ſenkt ſie ihren Einfluß wiederum tief in das Leben des Volkes hinein; ſie kann ſtärken wie Arznei und begeiſtern wie feuriger Wein; ſie kann aber wirken wie ſchleichendes Gift, das berauſcht und tödtet. Das iſt die Art der Camelien-Literatur.

Mit Bedauern leſen wir auf dem Titel des Werkes, daß daſſelbe bereits die dritte deutſche Auflage erlebt hat. Hüten wir uns, von ſeiner Krankheit angeſteckt zu werden. Seien wir vorſichtig, und wenn wir von der patriotiſchen Preſſe vor Frankreichs zweitem Kaiſerreich gewarnt werden, ſo bedenken wir, daß nicht der Verluſt des linken Rhein-Ufers, den wir von Frankreichs Waffen, ſondern der Verluſt deutſcher Geſittung, den wir von Frankreichs verführeriſcher Literatur zu fürchten haben, die Gefahr iſt, welche über Deutſchland ſchwebt. **G. H.**

Japan.

Die Hafenſtadt Jokohama.*

Dieſen Hafen und Handelsplatz in der Bai von Jedo hat die japaneſiſche Regierung erſt nach Unterzeichnung des Handelsvertrags vom 18. Auguſt 1858 angelegt und angeblich $3\frac{1}{2}$ Tonnen Goldes darauf verwendet.

Den Namen, welcher Quer-Strand (querlaufender Strand) bedeutet, führt die niedrige Landzunge zwiſchen Kap Mijakeſaki und dem von den Engländern „Mandarin Bluff" genannten Vorgebirge. Sie iſt der Küſte quer vorgelagert; eine ſchmale Bucht und ein neu gegrabener Fluß iſoliren ſie vollſtändig, ſo daß Jokohama gegenwärtig ganz von Waſſer umgeben iſt.

Den Landungsplatz kennzeichnen für die von See her kommenden Schiffe zwei mit breiten ſteinernen Treppen verſehene Steindämme; an einem dritten wird noch gebaut. Gerade gegenüber erhebt ſich das Zollhaus, zugleich Sitz der japaneſiſchen Behörde, wo die Konferenzen mit dem Statthalter von Jokohama ſtattfinden und nicht blos internationale, ſondern auch innere Angelegenheiten behandelt werden. Eine breite Straße rechts vom Zollhauſe, in gerader Linie laufend, ſcheidet Jokohama in zwei Reviere: das durch Schranken begränzte japaneſiſche zur Rechten und das Fremden-Revier zur Linken, Letzteres mit freien Zugängen von der Seeſeite.

Hinter dem Zollhauſe befindet ſich der „Verſammlungs-Platz" des Fremdenquartiers, d. h. Börſe und Wechſel-Comptoir. Folgt man der vorhin erwähnten Hauptſtraße, ſo kommt man zu einer Brücke, welche über den Graben gelegt iſt, der Jokohama an der Landſeite umzieht. Dann geht es zwiſchen zwei Häuſerreihen weiter zu dem Plakaten-Brett, genannt Erhabene Tafel (taka fuda), an welches die Ortspolizei ihre Verordnungen anſchlägt und etwas weiter zu dem abgeſonderten Revier Minato Saki (Hafen-Cap), einem durch einen Graben eingeſchloſſenen Viereck. Dieſer iſolirte Stadttheil nimmt ſich auf dem Plane wie ein befeſtigter Platz aus, iſt aber in Wirklichkeit daſſelbe, was das berühmte Revier Joſi Hara (Schönfeld) für Jedo iſt, ein zur Beluſtigung der Bewohner und Beſucher Jokohama's eingerichteter und bevölkerter Ort. Alles was hier ein- und ausgeht, beaufſichtigt die japaneſiſche Polizei, deren Bureau zur Seite des Thors ſich befindet. Den eingeſchloſſenen Raum füllen meiſt Theehäuſer und Häuſer „herumziehender Weiber," d. h. Bordelle; zu dieſen gehören unter anderen zwei zweiſtöckige Gebäude, von welchem das eine „Pavillon der Landſchildkröten," das andere „Haus der vielen Glöckchen" benannt iſt.

Außer den genannten Häuſern giebt es in dieſem Quartiere noch: ein Badehaus, Magazine und Packhäuſer (naga ja, d. i. lange Häuſer betitelt), ein „Magazin der Muſikanten," eine Fleiſcherhalle, eine Reihe Häuſer, worin man die Welt gebückt „ſehen kann," d. i. Gefängniſſe, und am Ende der Mittelſtraße eine dem Konbira geweihte Kapelle. Der Gott oder Genius dieſes Namens iſt offenbar nichts anderes, als das Krokodil (ſanskritaniſch kumbhira) und indiſchen Urſprungs, wie ſo manches göttlich verehrte Weſen in Japan und China. Wahrſcheinlich gehört hierher die altindiſche Legende, die der chineſiſche Pilger Hjuän Tſang in ſeinem Reiſebericht aufgenommen. Derſelbe ſagt nämlich von drei Teichen in Benares: „Sie werden von Drachen (lung) bewohnt. Wenn hochmüthige Menſchen ſich darin baden, werden Viele von ihnen durch Kinpila's (d. i. Kumbhira's oder Krokodile) um's Leben gebracht; iſt man aber voll tiefer Ehrerbietung, ſo kann man ohne Furcht Waſſer aus den Teichen ſchöpfen." Die Anwendung dieſer Legende auf ein Revier der Luſt iſt nicht fern zu ſuchen.

Das japaneſiſche Quartier beſteht ganz aus hölzernen Häuſern; nur die Magazine ſind aus Steinen erbaut. Seine Bewohner ſind Kaufleute, meiſt aus Jedo. Es hat auch ein Theater, unter dem gar ſeltſamen Na-

* Nach einem Artikel Prof. J. Hoffmann's zu Leyden, mitgetheilt in den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlands Indie.

Digitized by Google

men Siba Wi, d. h. Sitz der Pilze, mit Anſpielung auf die männlichen Zuſchauer im Parterre, die mit ihren geſchorenen Scheiteln von oben herab geſchaut, wie eine Menge Pilze ſich ausnehmen!!

Wegen ſeiner hölzernen Häuſer iſt der erwähnte Stadttheil Feuersgefahren ſehr bloßgeſtellt, und die oft geäußerte Beſorgniß deswegen hat ſich denn auch bald als wohlbegründet erwieſen. Einem Privatbericht aus Kanagawa vom 23. November 1861 zufolge, wurde in der Nacht vom 11. zum 12. November 1861 das japaneſiſche Revier von Jokohama zum großen Theil ein Raub der Flammen. Fünfhundert Häuſer verbrannten zu Aſche und der Schaden, welchen die japaneſiſchen Kaufleute erlitten, war ungeheuer.

Das Fremden-Quartier ſteht durch zwei feſte Brücken über den neuen Oho-Oka Fluß mit zwei Dörfern in Verbindung. Die mit Gehölz bewachſenen Anhöhen krönen Tempel, und am Abhange derſelben befinden ſich die Begräbnißplätze der Ausländer.

Die gerade Verbindung zwiſchen Jokohama und dem gegenüber liegenden Kanagawa (d. i. Goldfluß) wird durch eine Fähre unterhalten. Ein reizender Weg führt aber längs der Küſte, über hügeligen Boden, bei Wohnungen japaneſiſcher Beamten, einer Kaſerne und drei Kapellen vorüber. Die erſte Kapelle links iſt der „Offenbarung der Maus (ſo!)“ geweiht. Wir können nicht hineintreten um zu ſehen, was für ein Bild dieſe Offenbarung eines ſelbſtverſtändlich höheren Weſens vorſtellt und welche Rolle die „Maus“ dabei ſpielen mag, ſoviel iſt aber gewiß, daß der religiöſe Dienſt in beſagtem Bethauſe darum noch nicht zu einem Mäuſe- oder Fetiſch-Kultus herabgeſunken iſt. Es werden nämlich in Japan, wie in China, die Jahre, Monate und Tage nach einem ſechzigtheiligen Zeitkreiſe gezählt, in welchem die zwölf Zeichen des Thierkreiſes und die zehn Zeichen der Elemente ſechs Mal ſich wiederholen. Nummer Eins von dieſem Cyklus heißt nun bei den Japaneſen: Kino Jeno Ne, was buchſtäblich „primitive Holz-Maus“ bedeutet, und ſonach erhält der erſte Tag des ſechzigtägigen Cyklus den Namen „Tag der primitiven Holz-Maus.“ An dieſem Tage bringt aber der gemeine Mann in Japan nach alter Gewohnheit ein Opfer an Reis und Blumen dem Genius Ugâno Kami oder Ugâno Mitâma, ein Opfer, das überall im Reiche unter dem Namen „Maus-Feſt“ (neno matsûri) im Gebrauche iſt. Die eben citirten Namen führt nämlich eine Göttin der reichen Aerndten, die japaneſiſche Ceres, allernährende Tochter des Mond-Gottes, Schutzgeiſt der Reisfelder und Gefährtin des „Reisträgers“ (Inâri), deſſen Kapellen Inâri Jaſiro genannt, zu Tauſenden über das Land verſtreut ſind.

Längs der Krümmung des Hintergrunds der Bucht von Kanagawa läuft ein mit Binſen bewachſenes Polder (von Dämmen umgebenes flaches Landſtück). Der Weg wendet ſich jetzt nach Oſten, und bald gelangt man zu einer Schranke, dem weſtlichen Eingang von Kanagawa und der Straße, wo die Hôtels der fremden Konſulate ſich befinden.

Die Bai von Jedo iſt einer von den größten der vielen Seearme, welche überall in die felſigen Geſtade Japans eindringen. Ihre weſtliche Seite iſt voll ſchöner Buchten und mit Dörfern beſäumt, die zwiſchen Baumgruppen maleriſch verſtreut liegen. An den Abhängen der Hügel gewahrt man in Gärten verwandelte Terraſſen, die hier wie in Nagaſaki einen ſo merkwürdigen Anblick gewähren, und von dem Bienenfleiße der Bevölkerung Zeugniß geben. Die Ufer ſind 200—300 Fuß hoch und von abwechſelnder Form, regelmäßig oder fantaſtiſch, meiſt mit Bäumen bedeckt, und die kleinen Vorgebirge abgeriſſene bewaldete Felſen.

Die Bai von Kanagawa bildet einen Halbzirkel von vier engliſchen Miles Durchſchnitt und 15 dergleichen unterhalb der Reſidenzſtadt Jedo. Ihre abwechſelnd niedrigen und hohen Ufer ſind mit Dörfern bedeckt, und landeinwärts im Hintergrunde der Landſchaft erhebt ſich der prächtige Kegel des Berges Fuſi, dieſes Lieblings japaneſiſcher Maler und Dichter.

Mannigfaltiges.

— **Inwieweit Deutſchland durch den preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag verrathen wird.** Die Behauptung einiger Schutzzöllner, daß Preußen durch den kürzlich abgeſchloſſenen Handelsvertrag das Intereſſe Deutſchlands an Frankreich verrathen habe, wird durch nachſtehende Bemerkung des Staatsminiſters, Freiherrn von Beuſt (in ſeiner Rede über dieſen Vertrag, gehalten in der ſächſiſchen zweiten Kammer) auf geiſtvolle Weiſe perſifflirt: „Ich muß geſtehen,“ ſagte der Miniſter, „daß ich, wenn ich dieſem deutſchen Patriotismus, der ſich mit ſo edlem Unwillen und ſo heiliger Begeiſterung gegen einen Vertrag ergießt, durch welchen Deutſchland an ſeinen Erbfeind verrathen werde, auf den Grund ſehe, immer wieder nichts als Tarif- und Prozent-Sätze finde, und mit einigem guten Willen wird man die Frage, ob und inwieweit Deutſchland verrathen wird, mit zwei Thaler fünfzehn Silbergroſchen ab und zu bejahend oder verneinend beantwortet finden.“

— **Die öſterreichiſche Staats-Eiſenbahn-Geſellſchaft.** Ueberaus intereſſant ſind die im Druck erſchienenen „Mittheilungen über die zur Londoner Ausſtellung im Jahre 1862 von der öſterreichiſchen Staats-Eiſenbahn-Geſellſchaft geſandten Gegenſtände,“ wie ſie der General-Director der Letztern, Herr Maniel, kürzlich publizirte.* Wir beſitzen darin zugleich eine Ueberſicht der mannigfaltigen, großen Unternehmungen, die von dieſer hauptſächlich durch franzöſiſche Kapitaliſten gebildeten Geſellſchaft in Oeſterreich zum Nutzen des Landes und zahlreicher, induſtrieller Arbeiter geleitet werden. Die gedachte Geſellſchaft hat ſeit dem Jahre 1855 die Aufgabe, nicht nur ein Eiſenbahn-Netz von 174½ Meilen zu vervollſtändigen und im Betrieb zu erhalten, ſondern auch einen im Temeſer Banate, an der ſüdöſtlichen Gränze Oeſterreichs, gelegenen Grundbeſitz von 248,463 Joch (worunter 157,375 Joch Waldungen) mit zahlreichen Kohlen- und Metall-Bergwerken zu verwalten, ſowie endlich einige große induſtrielle Etabliſſements in Böhmen und eine umfaſſende Maſchinenfabrik in Wien theils zu entwickeln und theils neu in's Leben zu rufen. In dieſem Augenblicke werden nicht weniger, als 25,700 Beamte und Arbeiter unmittelbar von der Geſellſchaft beſchäftigt. Rechnet man die Angehörigen dieſer Beamten und Arbeiter, ſo ſind es mehr als 60,000 Menſchen, deren Exiſtenz mit dieſen großartigen Unternehmungen zuſammenhängt. Die Waldungen der Geſellſchaft liefern die zum Betriebe ihrer Bergwerke nöthige Holzmenge. Dagegen wird durch die Gruben wieder der mineraliſche und vegetabliſche Brennſtoff der metallurgiſchen Werke und der Lokomotiven gedeckt. Die der Geſellſchaft gehörenden Gießereien, Hammerwerke und Kupferhütten liefern ihrer Maſchinen-Fabrik in Wien vortreffliches Material jeder Art, ſowie ihren Eiſenbahnen die nöthigen Schienen, Tyres ꝛc. Aber auch für fremde und für ausländiſche Bahnen hat dieſe Fabrik bereits viele Lokomotiven und Wagen angefertigt. Ihr erſter Eiſenbahn-Techniker, Herr Wilhelm Engerth, iſt der Erbauer der bekannten Semmering-Lokomotiven, mit welchen man es zuerſt in Europa unternommen hat, ſolche außerordentliche Steigungen, wie die des Semmering, zu überwinden, und zwar ſowohl mit großen Laſten, als in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit. Zwei dieſer Rieſen-Lokomotiven, die jedoch ſeit der erſten Befahrung des Semmering noch bedeutend verbeſſert und vereinfacht worden, die Schnellzug-Maſchine „Duplex“ und die Gebirgs-Lokomotive „Steierdorf,“ befinden ſich auf der Londoner Ausſtellung. Aber auch die anderen Dienſtzweige der Geſellſchaft, namentlich ihre Berg- und Hüttenwerke und ihre Domainen, haben ihr Kontingent zu der Ausſtellung geliefert und dadurch nicht wenig dazu beigetragen, daß Oeſterreich einen ſo ehrenvollen Platz in dieſer Arena der Welt-Induſtrie einnimmt.

— **Internationale Wohlthätigkeit.** Am 9. Juni (Pfingſtmontag) wurde in London die dritte Verſammlung des internationalen Wohlthätigkeits-Kongreſſes eröffnet, deſſen zweite Verſammlung im Jahre 1858 in Frankfurt a. M., während die erſte in Brüſſel ſtattgefunden hatte. Es hatten ſich wiederum aus allen Theilen des civiliſirten Europa und auch aus Nord-Amerika Abgeordnete eingefunden, doch waren die Deutſchen weniger zahlreich, als bei den früheren Kongreſſen vertreten, vermuthlich weil ſie in den, ſeit der Frankfurter Verſammlung in Deutſchland begründeten „volkswirthſchaftlichen Kongreſſen,“ welche nicht das Prinzip der Wohlthätigkeit, ſondern das der Selbſthülfe, auf ihr Banner geſchrieben haben, ein beſſeres Mittel zur Hebung des Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen erkannt haben. In London iſt auch das weibliche Geſchlecht, und zwar ſehr zahlreich, vertreten, indem ſehr viele Frauen, welche Mitglieder des engliſchen „National-Vereins zur Beförderung der Sozial-Wiſſenſchaft“ ſind, ſich dem Kongreſſe anſchloſſen. Der Graf von Shaftesbury fungirt als Präſident des Kongreſſes, welchem unter Anderen der Graf von Forteſcue, Herr Ducpetiaux aus Brüſſel und der Profeſſor v. Stubenrauch aus Wien zur Seite ſtehen. In ſeiner Eröffnungsrede wies Lord Shaftesbury ebenfalls auf die Nothwendigkeit der „Selbſthülfe“ hin, da mit dem Almoſengeben nicht viel und nicht nachhaltig zu helfen ſei. Er berührte ſodann eine für die arbeitenden Klaſſen ſehr wichtige Frage, nämlich die der Wohnungs-Verhältniſſe, und lud bei dieſer Gelegenheit die Mitglieder des Kongreſſes zur Beſichtigung der Muſterhäuſer für Arbeiter-Wohnungen ein. Unter An-

* Wien. Jamarski & Dittmarſch.

Digitized by Google

derm wird ſich der Kongreß auch mit Beantwortung der Frage beſchäftigen, inwiefern es geſtattet ſei, einen Schulzwang auf die Kinder der Armen zu üben, ſowie ob der Staat ein Recht habe, verwahrloſte Kinder ihren Eltern zu entziehen und ſie in Aſyle, wie die „ragged schools“ in England, unterzubringen. Unter den Vorträgen, die bereits in der erſten Sitzung gehalten wurden, befand ſich auch einer des Profeſſors v. Stubenrauch, der über die Armen=Geſetzgebung in Oeſterreich und über die dort zur Anwendung kommenden Mittel zur Hebung des Loſes der arbeitenden Klaſſen ſprach. Es wurde dabei auch der in neuerer Zeit dort, nach Schulze=Delitzſchen Prinzipien, errichteten „Vorſchuß=Vereine,“ gedacht, wobei nur zu bedauern iſt, daß der wackere Begründer dieſes ſich mit jedem Jahre mehr als praktiſch bewährenden Syſtems nicht ſelbſt anweſend war, um den verſammelten europäiſchen Volks=Freunden die Vorzüge ſeines auf den Prinzipien der Selbſthülfe nnd moraliſchen Verantwortlichkeit der Arbeiter ruhenden Syſtems vor allen Bettel=Inſtitulen darzuthun, beſonders wenn dieſe, wie es in Belgien durch die Klöſter geſchieht, die Armen=Bevölkerung nur vermehren und demoraliſiren.

— Ein neuer, weiſer Daniel. Als ein ſolcher erweiſt ſich Herr Auguſt, Baron von Berlepſch in einer Schrift über die politiſchen Tagesfragen in Deutſchland, unter dem Titel: „Die Mittel= und Kleinſtaaten und die preußiſche Annexions=Politik.“* Der Verfaſſer ſagt ſelbſt und ſchließt mit dieſen Worten ſeine Schrift: „Wir ſind überzeugt, daß die meiſten unſerer Leſer uns für das Tollhaus reif halten, weil wir wahnwitzig genug waren, das Repräſentativſyſtem, „„dieſen erhabenſten Gedanken des Jahrhunderts,““ abſurd zu nennen.“ Herr von Berlepſch geht von dem Grundſatz aus, daß es prinzipiell nur zwei vernünftige Staatsformen giebt: a) die abſolnte Monarchie und b) die Republik, in welcher alle Gewalt beim Volk iſt. Er beruft ſich dabei auf die Autorität des Kaiſers Nikolaus, welcher geſagt haben ſoll: „Abſolute Monarchie nnd Republik verſtehe ich; beſchränkte Monarchie verſtehe ich nicht. Einen Conſtitutionellen verachte ich, einen Republikaner betrachte ich als ehrlichen Feind.“ Was der Kaiſer Nikolaus nicht verſtanden hat, das verſteht natürlich der Baron Berlepſch noch viel weniger. Auch ſeine Verachtung werden ſich die Conſtitutionellen ſchon gefallen laſſen müſſen, ohne daß es ihnen Kummer macht. Sie theilen darin Ein Schickſal mit dem Königreich Preußen, welches — gleichviel, ob es, nach ſeiner Anſicht, reactionär oder liberal regiert wird — von Herrn Baron von Berlepſch gründlich gehaßt und verachtet und als wahres Schreckbild für die Fürſten und Völker Deutſchlands hier aufgeſtellt iſt. Vor allen Dingen haben ſich dieſe alſo vor Preußen zu hüten, deſſen Annexions=Politik quand même Herr v. Berlepſch auf das Gründlichſte nachweiſt, obwohl den weiſen Rath hinzufügend, es doch mit Preußen wegen ſeiner tapfern Armee, die einmal gegen Frankreich ſehr gute Dienſte leiſten könnte, nicht ganz zu verderben. Der Verfaſſer iſt, wie man ſieht, ein kleiner Machiavell, deſſen Buch die Bedeutung eines neuen „Principe“ hat. Die Quint=Eſſenz der Rathſchläge, die er den deutſchen Fürſten ertheilt, findel ſich in folgenden Worten ſeiner Schrift (S. 67): „Die Fürſten und Staatsmänner müſſen den Conſtitutionalismus gewähren laſſen bis er ſich ſelbſt, bis ihn die Zeit bankerott und zum Kindergeſpött gemacht hat, und dürfen inzwiſchen nur zu grobe Ausſchreitungen, die zu Tumulten nnd Verletzungen von Perſonen und Eigenthum führen würden, vorſichtig zügeln. Schließlich werden ſie ſicher den Sieg davon tragen, weil die ungetheilte Herrſchaft eines Einzigen in der menſchlichen Natur, ganz beſonders aber in dem germaniſchen Geiſte und den Bedürfniſſen der Neuzeit liegt..... Wir fahren jetzt nicht blos mit Dampf, ſondern Alles bewegt ſich, wie vom Dampfe getrieben. Was früher einer hundertjähriger Entwickelung bedurfte, bedarf jetzt kaum einiger Luſtra, und wir wollten unſern Kopf verwetten, daß in funfzehn bis zwanzig Jahren die liberal=abſolute Monarchie in Deutſchland triumphiren wird. Das Volk ſelber wird ſie verlangen. Deshalb ſollen die Fürſten die Kammern der Einzelſtaaten ſich gründlich leer ſchwatzen laſſen, und deshalb ſollen ſie dem nenen deutſchen Staatenbunde** ein Volks=Parlament beigeben, dabei bedenkend, daß ſie, die Fürſten, ſelbſt die Schuld der Entſtehung des abſurden Dogma's von der Theilung der Staatsgewalt tragen.“

* Dresden, H. Klemm, 1862.

** Den der Verfaſſer vorſchlägt, — mit Ausſchließung von Oeſterreich, Preußen, Luxemburg und Holſtein

— Diplomatiſches Jahrbuch von Frankreich. In dem kürzlich zu Paris ausgegebenen „Annuaire diplomatique de l'empire Français pour l'année 1862“* iſt zwar das Königreich Italien vollſtändig anerkannt, allein auch die entthronten italiäniſchen Fürſten finden ſich ſämmtlich in dieſem mit dem kaiſerlichen Adler=Wappen geſchmückten, diplomatiſchen Jahrbuche verzeichnet. Unter „Oeſterreich“ befinden ſich nämlich 1) die großherzogliche Linie von Toscana, und zwar wird vom Großherzog Ferdinand IV. geſagt, daß er ſeinem Vater, dem Großherzog Leopold II., gemäß der Abdankungs=Akte deſſelben vom 21. Juli 1859, auf den Thron gefolgt ſei; 2) die herzogliche Linie von Modena. Unter „Spanien“ befinden ſich die beiden anderen aus ihren Staaten vertriebenen, italiäniſchen Dynaſtieen: 1) die „königliche Linie der beiden Sizilien,“ unter welcher dann auch die Großtante der Königs Franz II., Marie Amélie, Wittwe Ludwig Philipp's I., Königs der Franzoſen, mit ihren beiden Enkeln, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, aufgezählt iſt; ferner iſt als Tante des Königs die Herzogin von Berri genannt, und als Sohn derſelben der Herzog von Bordeaux, „jetzt Graf von Chambord;“ 2) die „herzogliche Linie von Parma.“ Das diplomatiſche Jahrbuch enthält, außer dem gewöhnlichen Inhalte ſolcher genealogiſchen Kalender, auch viele andere hiſtoriſch und ſtatiſtiſch intereſſante Notizen: So bringt es eine chronologiſche Liſte aller franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeit dem 1. Januar 1589, zu welcher Zeit dieſe Miniſter=Stelle durch den König Heinrich III. geſchaffen wurde. Erſter Miniſter dieſes Departements war Louis de Révol, Intendant der Armee von Provence, der den Poſten bis zu ſeinem im Jahre 1594 erfolgten Tode bekleidete. Ihm folgte von 1594 bis 1617 Villeroi, der bekannte Miniſter Heinrich's IV. Die Zahl der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, von Révol bis auf Thouvenel, beträgt 66. Unter den proklamirten franzöſiſchen Geſetzen des Jahres 1861, die in dem vorliegenden Jahrbuche abgedruckt ſind, befinden ſich auch die Handels= und Schifffahrts=Verträge mit Belgien, ſowie die von Frankreich mit Belgien und mit Rußland am 1. Mai 1861 abgeſchloſſenen Verträge wegen gegenſeitiger Garantie des literariſchen Eigenthums.

— Eine telegraphiſche Soirée in London. (Nach dem Breslauer „Gewerbeblatt“). In welcher Art man es in England verſteht, das Intereſſe der höheren Klaſſen der Geſellſchaft für große Unternehmungen zu wecken, zeigte ſich recht deutlich bei einer Verſammlung, die kürzlich in London zu dem Zwecke veranſtaltet wurde, das ſchon einmal geſcheiterte Projekt einer direkten telegraphiſchen Verbindung von England und Nord=Amerika wieder auf das Tapet zu bringen. Die Verwickelungen durch die Trent=Affaire im vergangenen Jahre zeigten deutlich, wie wichtig dieſe telegraphiſche Vereinigung der beiden Continente in den mannigfaltigſten Beziehungen wäre. Die nordamerikaniſche Regierung beauftragte Herrn Cyrus Field, der ſchon das frühere Unternehmen weſentlich gefördert hatte, nach England zu gehen, um ihre Bereitwilligkeit zu erklären, die Hälfte der Zinſen des für dieſes Unternehmen nöthigen Capitals zu garantiren. Derſelbe fand bis jetzt bei der engliſchen Regierung noch nicht das gewünſchte Entgegenkommen, deſto mehr aber bei dem engliſchen Publikum. Hauptſächlich wohl zur Feier ſeiner Anweſenheit veranſtaltete Herr Samuel Gurney, ein reicher, ſeit mehreren Jahren in London wohnender Amerikaner, der ebenfalls bei der früheren transatlantiſchen Telegraphen=Geſellſchaft betheiligt war, in ſeinem Hauſe im Hydepark ein glänzendes telegraphiſches Feſt, zu dem 200 Perſonen aus den höchſten Ständen eingeladen waren. Die engliſch=continentale Telegraphen=Geſellſchaft ſtellte für dieſe Zeit alle ihre Linien zur Dispoſition des Herrn Gurney. Die Apparate waren auf einer großen Tafel im Salon aufgeſtellt und wurden durch die geſchickteſten Beamten im Dienſte der Geſellſchaft bedient. Man ſah das Erſtaunen und die Bewunderung ſich auf den Zügen der eingeladenen Herren und Damen malen, als ſie die Zeichen des Morſe'ſchen Apparates in deutlichen Zügen erſcheinen ſahen, welche Botſchaften aus den entfernteſten Hauptſtädten Europa's brachten. Der Graf Shaftesbury frug in St. Petersburg, wie ſich Se. Majeſtät der Kaiſer befände. Vier Minuten nachher erfuhr er, daß ſich derſelbe der beſten Geſundheit erfreue. Nach einander wurden dann die Verbindungen mit Moskau, Kiew, Myslowitz, Wien, Trieſt und Verona hergeſtellt, wodurch man eine ununterbrochene Linie von 1500 Meilen erhielt, durch welche die Depeſchen mit derſelben Leichtigkeit circulirten, als wenn nur eine Meile Leitung zu paſſiren geweſen wäre. Der Lord=Lieutenant von Irland, an den man nach Dublin, der Lord Fitz=Gerald, an den man nach Maynooth in Irland telegraphirte, antworteten mit den beſten Wünſchen für das Gelingen des transatlantiſchen Telegraphen. Demnächſt empfing man von Alexandrien eine Depeſche, welche die Abreiſe des Prinzen von Wales aus Cairo nach Alexandrien und von da nach Jaffa meldete, ſowie mittheilte, daß der Herzog von Sachſen=Coburg nebſt Gemahlin mit dem Kriegsſchiffe „Odin“ von Suez nach Maſſauah aufgebrochen wäre, endlich, daß die japaneſiſchen Geſandten mit dem Schiff „Himalaya“ nach Marſeille abgefahren wären.

* Paris et Strasbourg, Veuve Berger Levrault & fils.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expedient Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 28. Mittwoch, den 9. Juli 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth. I. Theorie und Praxis 325
Nathanaël, eine deutſch-ruſſiſche Apologie des Chriſtenthums 326
England.
Der Zollverein auf der großen Ausſtellung 328
Frankreich.
Victor Hugo's neuer Roman 329
Nord-Amerika.
Schattenriſſe aus der Welt-Literatur. Charles Sealsfield 330
Paraguay.
Entdeckung des Landes, die Nation der Guaranis und ihre Sprache 333
Mannigfaltiges.
„Süddeutſche Zeitung" 335
Die Elbzoll-Frage . . . . . „
Deutſchlands Antheil an der Seefiſcherei 336
Das Londoner *Parthenon* . . . . . „
Ein Bahnhof, von Frith . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth.

I.

Theorie und Praxis.

Der vierte Theil der von uns in den entſprechenden Friſten angezeigten „Geſchichte der Pädagogik" von Dr. Karl Schmidt,* die Geſchichte der Pädagogik von Peſtalozzi bis zur Gegenwart enthaltend, iſt uns zugegangen — ein ſehr ſtattlicher Band von mehr als 800 Seiten. Wir geſtehen, wir hätten ihn etwas weniger umfangreich lieber geſehen, und dies würde auch zu ermöglichen geweſen ſein, wenn der Herr Verfaſſer es vorgezogen hätte, ſtatt umfangreicher Beſprechungen und Auseinanderſetzungen, klare ſcharfe Beleuchtungen und Perſpektiven zu geben, von denen aus der Kundige ſich leicht orientirt haben würde. Denn die Fülle des Stoffes, die Unendlichkeit der Standpunkte und Standpünktchen, die in der Pädagogik exiſtiren, iſt ſo erdrückend, der Eindruck ſo betäubend, daß man unwillkürlich nach Rettung aus dieſem Labyrinthe von Methoden, Meinungen, Anſichten, Künſten und Mittelchen trachtet, mit welchen das Ideal der Pädagogik erreicht werden ſoll — für die nicht pädagogiſche Welt von wenig oder gar keinem Intereſſe!

„Die Verwirklichung der Vernunft in Staat und Geſellſchaft, in Wiſſenſchaft und Kunſt, — das iſt das theoretiſche, die Realiſirung der Liebe in geſellſchaftlicher, religiöſer und ſtaatlicher Beziehung, — das iſt das praktiſche Ziel, dem das chriſtlich humane Zeitalter zuſteuert. — Eingeleitet ward dieſe Zeit auf dem Gebiete des ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens mit Blut, — durch die amerikaniſche und durch die erſte franzöſiſche Revolution."

So lautet die Einleitung des erſten Kapitels: die chriſtlich humane Erziehung. — Hieran ſchließt ſich eine Lobrede auf Nord-Amerika, welches noch in höherer Bedeutung, als zur Zeit des Columbus, weil im geiſtigen Sinne zur „neuen Welt" geworden. „Der große Grundſatz, der dort in jugendlicher und darum in gährender Entwickelung durchbricht, iſt der göttliche Werth und die Freiheit der Perſönlichkeit, — der Gedanke, daß in jedem Einzelnen die ganze Staatsidee leben ſoll. In ſeiner Kraft einherſchreiten, ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen, nur von ſeines Gleichen etwas erwarten, Jeder durch ſich und für die Andern — das iſt das große Geheimniß, auf dem die Geſundheit des nordamerikaniſchen Freiſtaates ruht."

Heutzutage würde der Verfaſſer dieſe Sätze wohl ſchwerlich noch niederſchreiben, nachdem die Geſundheit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten einigermaßen zweifelhaft geworden. — Wir glauben darauf hinweiſen zu müſſen, weil auf dieſen philoſophiſch conſtruirten Optimismus, deſſen Urſprung ſich leicht verräth, ein großer Theil der daraus folgenden Betrachtungen gebaut iſt. Wir fürchten, daß die chriſtlich-humane Bildung, wie ſie der Verfaſſer aus gegebenen Prämiſſen conſtruirt, nicht ganz die chemiſche Scheideprobe beſtehen dürfte. Wenigſtens fühlen wir uns außer Stande, ſeine unbedingte Bewunderung und Hochachtung unſerer Zeit der ältern gegenüber, und ſeinen vollen Glauben, daß nun das Zeitalter der Vernunft und des rein harmoniſchen Fortſchritts angebrochen, unbedingt zu theilen — am wenigſten aber vom pädagogiſchen Standpunkte aus. Denn es wird nicht zu leugnen ſein, daß unſer Erziehungsweſen, trotz aller Philoſophie, Theorie und ſyſtematiſchen Pädagogik, zum Theil wohl gerade wegen derſelben — an Mängeln und Gebrechen krankt, von welchen frühere Zeiten mit ihrem Naturalismus weit freier waren, und daß es ferner Erſcheinungen zu Tage bringt, welche geeignet ſind, einigermaßen ſtutzig zu machen. Im Ganzen kann man ſagen, daß unſere Zeit, d. h. die Aeltern der Schüler, das, was man Erziehung nennt, ziemlich roh und mechaniſch auffaſſen, und Alles gethan zu haben glauben, wenn ſie das Schulgeld und die Penſion zahlen und ihre Kinder der von dem Staate feſtgeſetzten uniformirten Dreſſur unterwerfen, welche die Lehrbeamten pflichtgemäß zu ertheilen haben; im übrigen ſpottet die liebe Jugend aller Regeln, Normen, Verordnungen, Schulpläne, Lehrer-Konferenzen, pädagogiſchen Syſteme und wahrt ihre angeborne Freiheit mit edler Entſchiedenheit. Wir haben in dieſer Beziehung die volle Ueberzeugung, daß die Pädagogik unendlich weniger zu leiſten im Stande iſt, als ſie ſich ſelbſt zutraut, und auch in der That nicht das leiſtet, was ihre Syſteme verſprechen, welche die Erziehung bereits mit dem Fötus im Mutterleibe (ſiehe Anhang) beginnen laſſen und den werdenden Menſchen in ein Syſtem von Regeln, Vorſchriften und Rezepten einſpinnen, für die der praktiſch anwendende Pädagoge noch gefunden werden ſoll.

Bei dieſer Unmaſſe von Theorie, von Schematiſiren, von Schulplänen, Zuſetzen, Abnehmen, Anſtückeln, Auslaſſen, Einflicken, von Empfehlen und Abrathen, iſt wohl die naive Frage erlaubt, ob wir überhaupt geſunde Begriffe über Erziehung haben. Bekanntlich behauptete der große Rechtsgelehrte von Savigny, daß unſere Zeit kein Geſchick zur Geſetzgebung habe. Eine gleiche Frage könnte man in Beziehung auf die Pädagogik ſtellen. Die Klagen, daß die Jugend zerſtreuter, leichtſinniger, träger und ſtumpfer werde, daß keine ſtarken energiſchen Talente mehr hervortreten, daß das Mittelgut ſich überraſchend ſtark vermehre, ertönen von allen Seiten, und es hält hiergegen ſchwer, einen Optimismus feſtzuhalten, der auf philoſophiſcher Conſtruction vom Fortſchritte des Menſchengeſchlechtes beruht. Unſere Zeit und die ganze abgewichene Kultur-Epoche ſucht die Panacee im Wiſſen, in einer Ueberfütterung des Gedächtniſſes, in einer Anſpannung der Urtheilskraft, gegen welche die gehetzte Jugend nur ein einziges, aber praktiſches Mittel hat — reſolute Faulheit — eine Faulheit, die ſie dem Lehrer gegenüber um ſo ſiegreicher geltend machen kann, als

* „Die Geſchichte der Pädagogik" in weltgeſchichtlicher Entwickelung und im organiſchen Zuſammenhange mit dem Kulturleben der Völker, von Dr. Karl Schmidt. 4 Bände. Von Peſtalozzi bis zur Gegenwart. Cöthen, Paul Schettler, 1862.

Digitized by Google

andererſeits die Humanität der Pädagogik hinreichend dafür geſorgt hat, dem Lehrer in puncto puncti nur einige auf Pſychologie und theoretiſche Ethik gegründete Kunſtſtücke an die Hand zu geben, ihm dagegen mehr und mehr die Mittel entzieht, ſeine Autorität auf praktiſche Weiſe zu behaupten. Der Schulmeiſter iſt in dieſer Hinſicht genau in dem Falle, wie ein Herrſcher, in deſſen Staaten die Volksſouveränetät zur Geltung zu kommen trachtet; der Einfluß, den die friſche unverdorbene Jugend auf die Leitung der Schulangelegenheiten erlangt, wird endlich ſo ſtark, daß dem Lehrer bei dieſem Zurgeltungkommen der allgemeinen Vernunft nicht mehr viel zu thun übrig bleibt.

Wir leugnen weder die Fortſchritte, welche das Erziehungsweſen gemacht hat, noch ſtellen wir die großen Verdienſte ſo vieler Pädagogen in Abrede, aber wir meinen, daß man viel zu viel theoretiſirt, und über den Nebendingen und praktiſch oft ganz unerheblichen und unausführbaren Düfteleien die einfachſten Grundbedingungen alles Unterrichts und aller Erziehung überſieht. Ein Hauptfehler unſerer ganzen Pädagogik iſt der, daß man der freien Thätigkeit, dem natürlichen Drange des individuellen jungen Menſchen gar keinen Spielraum verſtattet, daß man ihn von vornherein faſt wie ein todtes willenloſes Material zu pädagogiſchen Kunſtſtücken betrachtet, und ihm den Geſchmack an allen möglichen Wiſſenſchaften einzwingen will, wie man etwa nach Alexander von Humboldt's trefflichem Vergleich — eine Gans nudelt. Abgeſchlagenheit, Stumpfheit, Widerſpenſtigkeit ſind die natürlichen Folgen eines ſolchen Syſtems.

Eine vernünftige Bildung und Erziehung in öffentlichen Schulen muß erſtens ſachgemäß auf die mittelmäßigen Köpfe berechnet ſein, welche ſtets die große Mehrzahl bilden. Wir ſprechen das nicht mit Geringſchätzung aus; vielmehr ſind wir überzeugt, daß aus ihnen ſtets die tüchtigſten und brauchbarſten Leute für die normalen Staatsämter hervorgehen werden. Iſt dies der Fall, hat der Menſch mit mäßigen Anlagen, mit mäßiger Faſſungs- und Urtheilskraft Ausſicht, bei normalem Fleiße mit Erfolg vorwärts zu kommen, ſo wird er mit Luſt und Treue arbeiten, der Talentvolle aber den ihm bleibenden Ueberſchuß an Zeit für das Fach verwenden, zu dem er ſich beſonders hingezogen fühlt. Die jetzigen Forderungen ſind derartig hoch geſpannt, daß es ſelbſt Talentvollen ſchwer wird, ihnen zu genügen.

Zweitens muß nur das als obligat gelehrt werden, was ſolid, bewährt und unumgänglich nothwendig iſt — dabei würde man wieder lernen, was eigentlich lernen heißt. Unſere Zeit ſcheint in dem Wahn befangen zu ſein, als ob die Gehirne der Menſchen im neunzehnten Jahrhundert viel geräumiger, ihre Faſſungskraft weit größer ſei, als der Menſchen in früheren Zeiten, und muthet daher denſelben Unglaubliches zu. Es iſt richtig, in unſerer Zeit iſt viel Intelligenz, viel Wiſſen, viel Detail-Kenntniß vorhanden, mehr als in jeder andern; aber mit der logiſchen Beherrſchung dieſes Stoffes, mit der Geiſtes-Energie, welche ſich zum Herrn deſſelben macht, iſt es nicht beſonders weit her. Gemeiniglich beherrſcht das Wiſſen die Köpfe, ſeltner die Köpfe das Wiſſen, und was man damit eigentlich anfangen ſolle, könne und müſſe, ſcheint in dieſer Zeit abſtrakter Illuſionen auch nicht beſonders klar erkannt zu werden.

Man glaube doch ja nicht, daß gewiſſe Wiſſenſchaften, oder die Wiſſenſchaft im Ganzen Eintrag erleiden werden, wenn man ſie vom Schulplane ſtreicht, oder auf ein Minimum einſchränkt; im Gegentheil würde dadurch, daß ſie in's freie Belieben der fähigen Köpfe geſtellt würden, ſich die Sache zum Vortheil geſtalten. Diejenigen Wiſſenſchaften, die einen wirklichen Grund und Boden im Leben haben, würden ja ohnedies nicht eingehen; die mehr ſchönen als nützlichen dagegen von unzähligen Afterjüngern befreit werden, welche ihnen mehr Schaden als Nutzen bringen. Was nutzt ſogenannte Bildung, wenn ſie Scheinbildung iſt? Theilweiſe iſt unſer Erziehungs- und Bildungsweſen, namentlich in Anſtalten, die auf den Geldbeutel reicher Eltern baſirt ſind, nahe daran, zum völligen Schwindel auszuarten, wie er in Amerika längſt zu Hauſe war. Man wird finden, daß dergleichen Unternehmungen ſtets den ganzen Ballaſt von pädagogiſchen Redensarten angeſchnallt haben, der ſeit Rouſſeau und Baſedow bis in neueſte Zeit in's Unendliche vermehrt worden, gerade wie die Haarwuchs-Pomaden, Malz-Extrakte und dergl. Induſtrien ſtets die Fortſchritte der neueſten Chemie in den Vordergrund ſtellen.

Man kann auch mit Recht behaupten, der raſche Aufſchwung der Wiſſenſchaften, die ſchnellen Veränderungen in den Geſichtspunkten, die zahlreichen neuen Entdeckungen haben bisjetzt vorläufig (wir ſagen nicht, für die Zukunft) der eigentlichen Schul-Erziehung geſchadet, indem man mit zu großer Haſt die Schulen mit in die fortſchreitende Bewegung hineinziehen, und ſofort mit allen den neuen Ergebniſſen und Erfindungen beglücken wollte. Dies iſt mit der Hauptgrund, der zur Ueberladung des Schulplanes und zur Verdunkelung der geiſtigen Klarheit im Erziehungsweſen geführt hat.

Tradition, altherkömmliche Gewöhnung, allgemeine Humanitäts-Ideen, Fragmente philoſophiſcher Syſteme, unabweisbare Zeitbedürfniſſe, die praktiſchen Forderungen des Lebens ſind in den heutigen Pädagogen-Köpfen vielfach ſo durcheinander geflochten und in ſo verſchiedenen Miſchungs-Verhältniſſen vorhanden, daß eine Ausgleichung unter ihnen, eine allgemeine Uebereinſtimmung über das unter allen Umſtänden Lehrbare nicht zu erwarten iſt. Dazu kommt die tiefe Geſpaltenheit des geiſtigen Lebens überhaupt, und hier wird bereits um die Schule ein Kampf geführt, bei dem bei Weitem nicht Alles geſagt wird, was eigentlich geſagt werden müßte, wenn man Alles mit gehöriger Schärfe verſtehen ſollte.

Der Erziehungs-Ideale ſind in heutiger Zeit ſo viele: philoſophiſche, poetiſche, humaniſtiſche, kirchliche, ſtaatliche, nationale, die Grundſätze, nach denen ſie ausgemalt ſind, aber ſo verſchiedene, daß ſie mehrfach in erklärter Feindſchaft zu einander ſtehen, und nur auf die Gelegenheit warten, einen Kampf zu beginnen, der nicht gerade zum Gedeihen der Schule ſelbſt beitragen kann. Im Großen und Ganzen glauben wir, und man wird hieraus erſehen, daß wir keineswegs die Sache mit zu trüben Blicken anſehen — daß praktiſch unſere Schulen weit beſſer ſind, als ſie die Theorien machen würden, daß der geduldige Fleiß, die Erfahrung unſerer Lehrer, verbunden mit den alten guten Traditionen der Schulzucht, noch einen guten Theil verſtändiger, praktiſcher Nüchternheit und der ſich ſelbſtbeſtimmenden Freiheit der jungen Leute gerettet haben. Wehe aber, wenn unſere, trotz aller Ueberfüllung, Ueberjagung und geiſtiger Ausmergelung noch immer nicht ganz verdorbene Jugend vollſtändig zum Experimentir-Stoffe dieſer unter einander kämpfenden Theorien gemacht würde, wenn jeder ihrer Gedanken, jedes ihrer Gefühle, jede ihrer körperlichen Lebensthätigkeiten à la chinoise unter einen Paragraphen dieſer allumfaſſenden phyſiſch und körperlich ſchematiſirten Syſteme gebracht und reglementirt würde.

So viel, um den Standpunkt anzudeuten, von dem wir die moderne Pädagogik und namentlich das vorliegende Buch betrachten. Als Repertoire aller möglichen Meinungen und Anſichten, die man über Erziehung und Unterricht angeſtellt, als Nachſchlagebuch über alle möglichen Pädagogen und ihre Syſteme, über das Schulweſen in den einzelnen Staaten u. ſ. w., können wir es willkommen heißen, aber man muthe uns nicht zu, daſſelbe von Anfang zu Ende durchzuſtudiren und uns daraus ein Urtheil zu bilden, was wir nach allem dieſen für das Richtigſte in der Erziehungsfrage halten.

Nathanaël, eine deutſch-ruſſiſche Apologie des Chriſtenthums.*

Unter den Erſcheinungen der Gegenwart, deren Weſen man mit Unrecht als durchaus materialiſtiſch bezeichnet, iſt eine der erfreulichſten das aus dem Schutt der Aufklärungsepoche wiedererſtandene und fortwährend wachſende Intereſſe für die Religionsfrage, dem die Erkenntniß von der ſocialen Wichtigkeit derſelben ſich auf das Innigſte anſchmiegt. Die Religion, das haben wir Bürger des 19. Jahrhunderts eingeſehen, iſt ein Intereſſe der Geſammtheit, mögen auch die Theoretiker das modiſche Dogma der „Trennung von Staat und Kirche" noch laut predigen. Angelegenheiten, welche den ewigen ſittlichen Zweck der Menſchheit umfaſſen, ſind keineswegs bloße Privatintereſſen des Einzelnen, über welche Staat und Geſellſchaft zur Tagesordnung übergehen können. Die Menſchen treten einander näher, wenn ſie wiſſen, daß ſie Glaubensgenoſſen ſind. Sobald aber eine ſociale Vereinigung zu gemeinſamen Zwecken angeknüpft iſt, läßt ſich die Oeffentlichkeit nicht ausſchließen. Die Kirche gehört dem öffentlichen Rechte an. Ihre Inſtitutionen, ſeien ſie demokratiſch, ariſtokratiſch oder monarchiſch, presbyterial, episkopal oder papiſtiſch geformt, haben von Grund aus einen öffentlichen, in allen einzelnen Zügen ſtaatsähnlichen Charakter und die Geſchichte der Menſchheit beurkundet, wie die Kirche unter allen innerhalb des Staates lebenden Anſtalten die mächtigſte, ja oft ſo mächtig geweſen iſt, daß ſie ihre Stellung über dem Staate nehmen und die Staatsgewalt zu ihrer Dienerin, zur Vollzieherin ihres göttlich geheiligten Willens herabdrücken konnte. Dies lernt man ſchon im hiſtoriſchen Elementar-Unterricht. Die Wichtigkeit der kirchlichen Intereſſen ſteht alſo nicht blos in ſchlechthin ſocialer, ſondern auch in politiſcher Hinſicht feſt. Folglich haben ſie

* Nathanaël. Apologetiſche Vorträge über einzelne Punkte des Chriſtenthums, gehalten von Hermann Dalton, Paſtor und Mitglied des Conſiſtoriums zu St. Petersburg. — St. Petersburg 1861. Verlag der Hofbuchhandlung Schmitzdorff. 1 vol. 8° von 269 Seiten.

Digitized by Google

ihren Werth nicht blos für die engeren theologiſchen Kreiſe, ſondern für alle Bürger einer Zeit, welche zur Löſung der großen ſocialen Frage und zur Verwirklichung der politiſchen Idee des Rechtsſtaates vorherbeſtimmt ſcheint. Wie die ſocialen und politiſchen Dinge ſich geſtalten mögen, liegt heutzutage Jedermann am Herzen und die Wünſche nach äußerer und innerlicher Ordnung der Religions-Verhältniſſe bleiben hinter den übrigen Reformanſprüchen weder an Energie noch an Ausdehnung zurück. Denn ſonſt würde das Jahrhundert ſchwerlich eine theokratiſch gefärbte Reaction hervorgebracht haben.

Den alten orthodoxen Glaubensparteien iſt eigentlich nicht mehr recht geheuer. Der Boden wankt unter den Füßen und doch lebt die Sehnſucht nach feſtem Glaubensanhalt in den Tiefen der Seele. Was bisher in Staat und Kirche, in aller menſchlichen Gemeinſchaft unumſtößlich wahr galt, iſt in Schwanken gerathen, der Dogmatismus und ſein Bruder der Doctrinarismus müſſen den Verdacht mangelnder Heilkraft, der Hohlheit und ſelbſt der Falſchheit ertragen, das Vorurtheil hat gegen die Prieſter- und Lehrſtands-Autorität ſich gewendet. Jedwede unbedingte Autorität wird angezweifelt. Ein kindlich unbefangener Glaube, der zu dem ſittlichen Kern auch Tradition, Wunder, Fabel, Heiligenlegende, Formelzwang und ſteife Zunftregel mit in den Kauf nimmt, ein Glaube ohne Scheidung und Subtractions-Rechnung iſt eine rara avis; genau betrachtet, iſt dieſer Köhlerglaube ganz aus der Welt geſchwunden und am wenigſten gerade bei den Leuten vom Schlage Hengſtenberg, Kliefoth und Kahnis anzutreffen. Der Rationalismus, von deſſen Schwäche und Abnahme allſonntäglich auf den Kanzeln gefabelt wird, blüht ſtärker denn je; aus dem engern Bezirk theologiſcher Fachgenoſſenſchaft verdrängt, iſt er, bewußt oder unbewußt, ein Gemeingut aller Gebildeten geworden, er hat ſich über das geſammte ſociale Feld ausgebreitet und ſeine Grundidee iſt die Grundſtimmung der Tagespolitik und der Erfahrungswiſſenſchaft. Die höhere Geſellſchaft, der die Ausſchließung gewiſſer Tendenzen leichter gelingt, kann ſich hierüber Illuſionen machen, im Volke hat die Dampfmaſchine gründlich aufgeräumt, der Wunderglaube hat die Zufluchtſtätte ariſtokratiſcher Poeſie und ſublimer Aeſthetik aufſuchen müſſen.

Das iſt die wahre, unverhüllte Sachlage. Sie iſt den Theologen, die unter dem Schilde der Orthodoxie pro aris et focis zu kämpfen glaubten, nicht verborgen. Apologien „adversus gentes“ (d. h. wider die Heiden-Völker mit ihrem der Katholicität feindlichen Nationalitäts-Prinzip) tauchen ſchaarenweiſe auf, als wenn die Zeiten Tertullians und des Auguſtinus erſt beginnen ſollten oder als bedürfte das Chriſtenthum deshalb einer ſo eifrigen Vertheidigung, weil alle Welt es innerlich abgeſchworen. Auch uns liegt gegenwärtig eine Apologie des Chriſtenthums vor, die Herr Dalton, deutſcher Prediger zu St. Petersburg, in einer Reihe von Vorträgen vor einem gebildeten deutſchen Publikum der ſlaviſchen Metropole durchzuführen verſucht hat. Der Verfaſſer zählt zu der höchſt ehrenwerthen Richtung von Nitzſch, Ullmann, Müller, Niedner, Dorner, welche im Centrum der evangeliſchen Kirche ſitzt und die Rechtgläubigkeit der Augsburgiſchen Confeſſion mit der Union und den Poſtulaten der Humanität und der allgemeinen Bildung vermitteln will. Wackere Männer fechten und forſchen in den Reihen dieſer Partei und ſie hat allerdings in dem Gewiſſen der deutſch-evangeliſchen Menſchheit noch mächtige Verbündete; ja noch über dieſe confeſſionelle und nationale Schranke hinaus. Denn die religiöſe Stimmung verlangt Erbauung, ſie ſtrebt zur Ganzheit, zum Poſitivismus, ſie iſt in dem religiöſen Acte ſelbſt nie zweifleriſch. Zudem hängt der Menſch mit ſtarken Faſern an der Ueberlieferung der Väter. Wird ſeinem Bildungsſtande, ſeiner Kulturſtufe, der alte Glaube nur einigermaßen mundgerecht gemacht, ſo läßt er es ſchon aus guter Bequemlichkeit bei der hergebrachten Form bewenden. Man geht in der Centrumspartei davon aus, daß der harte Stein des Anſtoßes nicht in dem ſpeciellen Inhalte der chriſtlichen Offenbarung, ſondern in der gewöhnlichen Darſtellungsform und einer engherzigen Katechetik und Lebenspraxis, übelangewandter Asceſe, hierarchiſchen Gelüſten der Geiſtlichkeit und andern Aeußerlichkeiten liegt; man meint den halberloſchenen Glaubensfunken durch verſtändiges Eingehen in das formale Zeitbedürfniß immer noch wieder anfachen zu können. Ein großer Theil der deutſchen Gebildeten hat dieſen mittleren Standpunkt eine Zeit lang zu dem ſeinigen erkoren; nach reiflicher, kritiſch-gewiſſenhafter Prüfung iſt er jedoch auf die Dauer unhaltbar. Die Wunden der Kirche bluten aus einem viel tiefern Quell, als aus philiſtröſen Aeußerlichkeiten. Herr Dalton kann nicht umhin, etliche brennende Fragen der Gegenwart zu berühren z. B. das Verhältniß von Chriſtenthum und Monotheismus, die Selbſterlöſungsverſuche des forſchenden Menſchengeiſtes, die Religion der äſthetiſchen Weltanſchauung eines Goethe, Schiller, Friedrich Hardenberg (Novalis), den kulturhiſtoriſchen Fortſchrittsglauben eines Leſſing, Monotheismus und Dreieinigkeit, den Kampf um äußere und innere Miſſion der Kirche. Er hat Stoff genug angeſammelt, um eine ziemlich vollſtändige Apologie zu liefern. Alſo iſt die Apologie der Grundwahrheiten des Chriſtenthums doch nicht ſo überflüſſig, als die Richtung ſeines Meiſters Nitzſch, dem er ſeinen „Nathanaël“ gewidmet, anzudeuten ſcheint. Es iſt Manches, ſehr Manches faul im Staate Dänemark. Wer glauben will, muß glauben können, und nun glaube man an Wunder und Uebernatur, wenn die Einheit von Natur und Geiſt: das Prinzip des Nichtwiderſpruchs ihrer beiderſeitigen Geſetze durch alle Poren der Geſellſchaft mit der Luft, die wir athmen, geſtrömt iſt!

Das Uebernatürliche iſt reiner Geiſt, wiſſen wir; aber der Geiſt herrſcht ſchon in der Natur, deren gewöhnlicher Lauf ein Syſtem unabänderlicher Vernunftgeſetze bildet. Wo iſt da Raum für das Wunder, für eine miraculöſe Offenbarung, die an der vorübergehenden zeitlichen Erſcheinung des ewig lebendigen Gottes haftet? Erklärt uns dieſe Räthſel! Ich kann nicht die Erfahrungen der Jahrhunderte, der Geſchichte, der Philoſophie, der Naturwiſſenſchaft und das Suum cuique der unparteiiſchen Gerechtigkeit verleugnen, um ein einzelnes Faktum für die alleinige Wahrheit dieſer und jener Welt anzuerkennen. Das Chriſtenthum umfaßt große ewige Wahrheiten, die Gott allmählich der Menſchheit offenbart hat, iſt es darum auf einmal alle Wahrheit? Iſt es ſammt allen ſeinen Formen und Formeln die Religion par excellence, oder nur ſein Kerngehalt, ſoweit es ewige Sittengeſetze der Menſchen-Natur entdeckt und beſtätigt? Darauf kommt es an. Der Nathanaël des Herrn Paſtor Dalton ſetzt die ſchärfſten Schwierigkeiten und die Hauptärgerniſſe der Zeitbewegung ſchon als erledigt voraus, und obwohl er ſtellenweiſe ein tiefes Verſtändniß der Seelenbedürfniſſe kundgiebt, fliegt er doch über die ſpitzigſten Klippen ſchönredneriſch hinweg.

Sein oder Nichtſein iſt die große Frage der Kirche. Und ich denke, ſie formulirt ſich ſo: entweder Apoſtoliſch-katholiſch oder Progreſſiv-proteſtantiſch! Erkennt ihr Evangeliſchen die Göttlichkeit der Maria an? Nein, ihr thut es nicht, während das apoſtoliſche Symbolum, das ihr anerkennt und allſonntäglich vorleſet, dieſe Göttlichkeit ebenſowohl mit einſchließt, als die des eingeborenen Sohnes Gottes, der von der reinen Jungfrau geboren ward, nicht etwa blos im Fleiſche, ſondern, wie es heißt, durch die Dazwiſchenkunft des heiligen Geiſtes! Von ähnlichen Widerſprüchen wimmelt der orthodoxe Proteſtantismus. Der Apoſtel Jakobus lehrt die Verdienſtlichkeit der Werke; der Proteſtantismus, der ſich allein auf die heilige Schrift ſtützen will, verwirft der Werke Verdienſt, alſo den Ausſpruch eines Apoſtels, der cum grano salis verſtanden ebenſo Recht hatte, wie Paulus, wenn derſelbe den Verdienſt der gläubigen Geſinnung hervorhob. Der Proteſtantismus verwirft die Tradition, und doch iſt das Fortleben der Schrift in der Gemeinde die Jahrhunderte entlang ein traditionelles! Ohne fortgeſetzte Uebung iſt jedwede Satzung ein todter Buchſtabe. Leben empfängt die Lehre erſt im Glauben der Gemeinde, der freilich auch wechſelt. Denn im Lauf der Jahrhunderte gewöhnt ſich die Gemeinde das Eine an, das Andere wieder ab; der consuetudo entſpricht die desuetudo eines andern Theils der Dogmen. Die Tradition iſt daher nicht gar ſo ſchlimm, ſie iſt in ſtetem Fluß begriffen; kein Prinzip der Verſteinerung, wozu der verſteinerte Papismus das Herkommen umſtempelt, vielmehr das volksthümliche, das freiheitliche Element der Religion; aber ſie bedingt auch, lebendig erfaßt, den Fortſchritt, den ununterbrochenen Fortſchritt der religiöſen Ideen und Einrichtungen! Der treuherzige Nathanaël genügt nicht für alle Zeit. Wollen wir nicht katholiſch werden, was unabwendbar wäre, wenn der Proteſtantismus weiter ſtagnirt und weiter ſchläft, ſo müſſen wir die Worte Lenau's erwägen, der im Savonarola begeiſtert ausruft:

Es muß die Kirche ſich erneuern,
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Peſt und wilden Kriegesfeuern
Erſchütternd zu: Gedenke mein!

Der Staat ſchreitet rings um uns fort auf der Bahn der freien Entwickelung; ſollte die Kirche, innerhalb des Staates und der raſtloſen Geſellſchaft wirkend, ſich allein dem Geſetze des allgemeinen Fortſchritts für ewig verſchließen wollen? Ich behaupte: unmöglich! Der Proteſtantismus hat ſich ſeit ſeinem Urſprung alle Zeit an den Staat und die moderne Staats-Idee angelehnt, und der Staat folgt jetzt dem Lebensgebot der Reform; darum hofft der Bürger des Jahrhunderts, der Proteſtantismus werde abthun den veralteten Wuſt der Vorurtheile, ſich regeneriren aus dem Geiſte der unparteiiſchen Wiſſenſchaft, die Denkfreiheit auf den Richterſtuhl heben und die große hiſtoriſche Ar-

heit der **Reformation**, die Anno 1570 abgebrochen, wieder aufnehmen und **fortſetzen**, bis zur Befriedigung der modernen Kultur und der Anſprüche der Seelen. „Ohne einen Gott kann der Menſch nicht leben.“ Gott, Tugend, Unſterblichkeit ſind die unumſtößlichen Poſtulate der praktiſchen Vernunft und des Herzens, aber ſind auch ebenſo nothwendig für den geſunden, ſittlichen Bau des Staates und der Geſellſchaft. „An ſolchem Prinzip hängt (für uns) der Himmel und die ganze Natur“

Trauttwein von Belle.

England.

Der Zollverein auf der großen Ausſtellung.*

Deutſchland iſt wohl in der internationalen Ausſtellung am Geſchäftsmäßigſten zu Werke gegangen. Im Zollvereins- und Hanſeſtädte-Hofe, ſowie in der öſtlichen Abtheilung vom South-Kenſingten-Palaſte, erdrückt der Laden die Ausſtellung. Wir haben hier nicht nur Muſter, nicht nur gewählte Artikel deutſcher Manufaktur, ſondern den ganzen Kram aus den Hamburger, Dresdener und Nürnberger Waarenlagern und die Buden und Läden ihrer bezüglichen Agenten und Kleinhändler in der City und dem Weſtende. Nach unſerem Dafürhalten iſt das nicht in der Ordnung. Die Ausſteller nahmen ſich vielleicht nicht die Zeit zu überlegen, welchen Schaden ſie ſich ſelber zufügten, indem ſie dieſe ganze zuſammenhangsloſe Maſſe von Alltagswaaren über die wirklich guten Sachen, von denen nicht blos wenige uns Reſpekt abnöthigen, aufthürmten. Wenn man ſchon beim Anſchauen der größten und allerbeſten Sachen allzuleicht müde wird, ſo wird man vollends empört, wenn man mit werthloſem Trödel beläſtigt wird. Nicht nur der geduldige Beobachter, ſondern ſelbſt der eifrige Käufer vermag mißgelaunt und ärgerlich zu werden. Das Auge erlernt den Kunſtgriff, raſch von Bude zu Bude herauszugreifen. Ueberall empfinden wir, daß wir nicht zur Beſichtigung eines Pantheons, Bazars oder einer Lowther-Arcade eingeladen wurden, ſo daß die Ausſtellung, trotz ihrer unleugbaren Vorzüge, theilweiſe ihren eignen Zweck vernichtet. Es iſt jetzt zu ſpät, für dieſes ſchreiende Uebel ein Heilmittel ausfindig zu machen, oder blos die Möglichkeit einer beſſeren Anordnung zu beſprechen. Aber wenn es jemals ſchwierig ſein ſollte, für die dritte Weltmeſſe das öffentliche Intereſſe zu erwecken, ſo dürfte einer der Hauptgründe in der Thatſache liegen, daß ſich das Ganze eingezwängt hat, wo blos der beſte Theil zugelaſſen ſein ſollte; daß die Ausſtellung eher groß als ſchön gemacht werde; daß der alsbaldige Verkauf zu offenbar mehr der Zweck des Ausſtellers war, als die permanente, auf gerechte Abſchätzung geſtützte Nachfrage.

Nachdem wir durch das bisher Geſagte uns unſerem erſten Eindrucke überlaſſen haben, müſſen wir die Gegenſtände, welche im Zollvereinshofe gefällig die Aufmerkſamkeit feſſeln, im Einzelnen berühren. Natürlich iſt das ſächſiſche Porzellan aus der Meißener königlichen Fabrik bei Dresden der erſte Anziehungspunkt. Dieſe ſchöne Waare iſt dadurch, daß ſie zuſammengehäuft wurde, zu ihrem Nachtheil placirt worden; die verſchmelzenden Farben, das blaſſe Roth und Blau, welche faſt ſich in einander zu verlieren ſcheinen, erheiſchen den Gegenſatz des dunkeln Grundes und der dunkeln Ausſtattung des Zimmers, wofür ſie beſtimmt ſind. Möglicher Weiſe übertreffen die Dresdener Fabrikanten im Koloriren nicht die engliſchen Potteries; auch offenbaren ſie vielleicht nicht in der plaſtiſchen Kunſt eine Geſchicklichkeit, welche die der toskaniſchen Künſtler von der Ginori-Fabrik überragt, doch halten ſie nichtsdeſtoweniger den lang begründeten Ruf aufrecht. Es giebt einige kleine Bettzimmer-Service, deren Farben nicht leicht ihres Gleichen finden, und einige Tiſche von der reichſten Ausſtattung, während die Gemälde an der Wand und die Miniaturen in Glas-Verſchlüſſen ein mannigfaltiges, wirklich künſtleriſches Talent bekunden und in ſo hohem Grade vollendet ſind, daß alle Beſchauer ihnen mit Recht ihre Huldigung darbringen. Indeß bleibt es im Ganzen fraglich, ob das Dresdener Porzellan nicht ſeines Gleichen gefunden hat und ſogar noch übertroffen wird durch die preußiſche Waare, welche einen ſehr prächtigen Anblick gewährt, genau an, oder doch ſehr nahe bei der Stelle, wo bei der Eröffnung der Ausſtellung der Thron ſtand. Das königlich preußiſche Fabrikat iſt in den letzten Jahren um Vieles beſſer geworden. Es ſtrebt nach Mannigfaltigkeit, ja nach Allſeitigkeit des Stiles und ringt eifrig um das Schöne. Es iſt ſonderbar, daß die preußiſchen Porzellan-Verfertiger, während ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit der Form und Farbe in den Ornamenten zuwenden, die Genauigkeit in der allgemeinen Geſtalt ihrer Waaren zu überſehen ſcheinen. Wir bemerkten hier und da ſchlecht entworfene Taſſen und die nicht zuſammenpaſſenden Theile einer Vaſe. Außer den preußiſchen und ſächſiſchen Porzellan-Fabriken ſchicken uns auch die gothaiſchen und bairiſchen einige gute Muſter, und der letztgenannte Staat bemüht ſich nicht ohne Erfolg, mit den Glasarbeiten Böhmens zu rivaliſiren.

In allen dieſen deutſchen Etabliſſements fällt uns etwas unangenehm auf, der von ihnen meiſtens gezeigte Titel „Königlich“: ein Titel, der nicht blos, wie in England, die blos gelegentliche Gönnerſchaft irgend eines Mitgliedes der regierenden Familie andeutet, ſondern ein aus der bloßen Laune eines wohlwollenden oder vollendeten Herrſchers entſprungenes Unternehmen, das auf Staatskoſten aufrecht erhalten wurde, bezeichnen ſoll. Wir ſind in England gewöhnt, Alles genau mit dem Maße, **wie es ſich bezahlt**, abzuſchätzen, und betrachten den Staat als den allertölpelhafteſten und verſchwenderiſchſten Spekulanten. Freilich geht man auf dem Kontinente ganz anders zu Werke; doch freuen wir uns nicht blos ein wenig, daß unſere Potteries auf eignen Füßen ſtehen und für ſich allein im Stande geweſen ſind, die beſten Leiſtungen Dresdens, Münchens oder Berlins zu übertreffen.

Wir fanden uns etwas getäuſcht in Bezug auf den großen ſilbernen Tiſch und Candelaber und den famoſen Schild, welche beide die Erzeugniſſe ausgezeichneter Berliner Silberſchmiede ſind und zu Ehren der Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Victoria angefertigt wurden. Die Koſtbarkeit des Materials und die angeſtrengte Genauigkeit der Ausführung machen uns etwas abgeſtumpft gegen die Schönheit des Entwurfes, und wir müſſen geſtehen, daß uns der Schild auffiel als merkwürdig ſchwerfällig und überladen. — Wir hatten während der ganzen Zeit Vechte's Meiſterſtück in Hunt und Raskell's Laden vor Augen, und der Tiſch ſammt den Leuchtern entſprach nicht unſerer Vorſtellung von richtigen und eleganten Proportionen. Mit größerer Genugthuung betrachteten wir das von Lünenſchloß aus Solingen dem preußiſchen Könige geſchenkte Krönungsſchwert, eine Arbeit, die ſich mit ähnlichen Stücken in der franzöſiſchen, italiäniſchen und öſterreichiſchen Abtheilung zu meſſen vermag. Als Gold- und Silberſchmiede und als Juweliere erreichen nach unſerem Dafürhalten die Deutſchen nicht die Höhe ihrer franzöſiſchen und engliſchen Nebenbuhler,* obgleich die Welt nicht wenig von Bremer Silberſchmieden und Frankfurter und Badiſchen Juwelieren gehört hat. Größeres Lob muß den aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands hierhergeſchickten Hirſchhorn- und Elfenbeinſchnitzereien gezollt werden: einer Gewerbsart, worin die Stadt Hamburg an der Spitze zu ſtehen ſcheint. Wenn die Oeſterreicher aus **Leder** Alles zu machen verſtehen, ſo ſcheinen die Norddeutſchen im Stande zu ſein, Horn für alle Zwecke zu verwenden. Von den Stühlen, Tiſchen und Leuchtern, bis herab auf die Brochen und Armbänder ſind aus dieſem Materiale große und winzige Artikel jeder Art angefertigt. Begreiflicher Weiſe iſt hier vieles zuſammengebracht, was die meiſten Leute zu ſehen müde werden, wenn ſie in ihren müßigſten Stunden die Schaufenſter zu Frankfurt oder die Buden unter den Colonaden in Baden oder Wiesbaden betrachten. Indeß bietet Pampendohl aus Hamburg etwas Neues zur Anſicht, ſowohl im Ebenholzſchnitzen, als auch in der Bernſteinarbeit: einem Erwerbszweige, worin er den erſten Rang beanſpruchen darf. Die hanſeatiſche Abtheilung zeigt eine gute Ausſtellung von Geräthſchaften, darunter einige ausgezeichnete eichene Artikel (91, 93, 98) und einen eingelegten Tiſch (109) von Werner und Pigslein. Da die Deutſchen einen großen Theil ihres Lebens in Sommerhäuſern zubringen, ſind ſie groß in der Entfaltung ihrer Rohr-Sommerhaus-Geräthſchaften. Sachſen, die Hanſeſtädte und andere Städte des Bundesſtaates wetteifern mit einander in dieſer Art Arbeit; doch in England wollen ſich die Leute wohl bewegen, aber nicht auf andere Weiſe in der freien Luſt leben. Lauben und derartige Erfindungen ſind in England auf dem Lande ebenſo nutzlos, wie die Balkone in den Städten, ſo daß wir in einem Garten oder Parke ſelten ein derartiges Auffengebäude betreten, ohne es als grauſiges Spinnwebenneſt zu betrachten.

Wir dürfen nicht das ſchöne Berliner Glas, beſonders nicht die farbigen Glasleuchter, wovon ſich hier einige ſchon 1851 zeigten, überſehen. Die Ausſtellung des gegenwärtigen Jahres iſt reichlich und mannigfaltig; denn die Fabrik iſt erſichtlich auf dem beſten Wege, in dem Gewerbe einen hohen Standpunkt einzunehmen.

Wir wollen nicht viele Worte verlieren über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Waaren jeder Art, womit Deutſchland ſammt Oeſterreich, ſowohl die eignen Bedürfniſſe, als auch die ſeiner Nachbarn, eher bis

---

* Nach der „Times,“ deren Urtheil inſofern beachtenswerth iſt, als es für die große Maſſe der Engländer für beinahe dogmatiſch gehalten wird.

* Die Engländer arbeiten faſt alle mit Deutſchen und Franzoſen.

des Gebrauchs als mit einer ernſten Rückſicht auf Schönheit, befriedigt. Deutſchland iſt auf ſeine billige Waare ſtolz und erwägt vielleicht nicht hinlänglich, daß der geſchickteſte Arbeiter immer im Stande ſein wird, die niedrigſten Preiſe anzuſetzen wofern die Billigkeit weder von natürlichen Vortheilen, über welche der menſchliche Gewerbfleiß nicht verfügen kann, abhängt, noch vno wirthſchaftlichen Nachtheilen, welchen eine volkswirthſchaftliche Fürſorge ſtets entgegen arbeiten ſollte. Es iſt dies ein Stand der Dinge, welchem die Verbreitung der Wiſſenſchaft und Civiliſation, die Zunahme leichten Verkehrs und die Ausſtellung ſelber ein Ende machen werden. In Uebereinſtimmung mit ſeinen Ueberlieferungen ermangelt Deutſchland auch jetzt nicht, eine große Maſſe billigen Spielzeugs für die „Unerwachſenen aller Nationen" auszuſtellen. Die Deutſchen, dasjenige Volk der Erde, welches die Kinder am Meiſten liebt, bekunden den Ernſt ihrer Zuneigung, indem ſie dem aufwachſenden Geſchlecht ſowohl das beſte oder wenigſtens billigſte Spielzeug liefern, als auch die am Beſten abgefaßten, oder doch die verbreitetſten Erziehungsſchriften und Erziehungs-Methoden produciren. In Sachen des Spielzeugs ſollte man ſagen, daß das ganze Deutſchland wenig mehr iſt, als eine Nation von erwachſenen Kindern. Wir ſahen geſtern eine Geſellſchaft von neun bis zehn langbärtigen Männern im Zollvereinshofe hinter einem von Räderwerk getriebenen Mäuschen lachend und frohlockend herlaufen, mit einem ſolchen Eifer und einer ſo großen Emſigkeit, wie ſie den Knaben und Mädchen, welche einige von ihnen in ihren Kinderſtuben zu Augsburg oder Nürnberg ohne Zweifel zurückgelaſſen hatten, wohl angeſtanden hätte. Möge die deutſche Raçe lange ihre echte Fröhlichkeit und kindliche Laune wahren! Was ſchadet es, wenn die Deutſchen in den Stunden der Erholung und des Vergnügens ſich wie Kinder betragen, wofern ſie nur als Arbeiter an Werktagen ihre Pflicht erfüllen!

Frankreich.

Victor Hugo's neuer Roman.*

Victor Hugo's neuer Roman iſt gleichzeitig in drei franzöſiſchen Ausgaben, in Brüſſel, Leipzig und Paris und in acht Sprachen erſchienen: nämlich deutſch (Leipzig, E. F. Steinacker, mit dem Titel: „Die Armen und Elenden," überſetzt von Dr. Auguſt Diezmann); ferner italiäniſch, holländiſch, magyariſch, polniſch, engliſch, portugieſiſch und ſpaniſch zwei Mal (einmal für Spanien und in einer andern Ausgabe für Süd-Amerika). Nicht als Zeugniß für den Werth, wohl aber für das Intereſſe, welches ſein Buch in allen Kreiſen und in den Ländern verſchiedenſter Zonen erweckt, führen wir dieſes großartige, und in ſeiner Art unerreichte Beiſpiel belgiſcher Verleger-Thätigkeit für den Verbannten von Jerſey an.

Was den Roman ſelbſt betrifft, ſo erlauben die uns vorliegenden zwei Bände noch nicht, die Intention des Autors vollſtändig zu erfaſſen, doch wollen wir, ſo weit als thunlich, ſeinem Gedankengange folgen und ſo weit es der uns zugewieſene Raum erlaubt, die Schöpfung V. Hugo's ſo zurecht legen, daß der Leſer im Stande iſt, ſich ein klares Urtheil darüber zu bilden.

Victor Hugo's Schreibweiſe iſt bekannt, ſie iſt dieſelbe geblieben. Das lange Schweigen des ſonſt ſo fruchtbaren und raſch producirenden Autors läßt auf ein wohldurchdachtes, überarbeitetes und ſorgfältig gefeiltes Werk ſchließen; die Feile macht ſich allerdings bemerklich. Nur will es uns bedünken, als ob der geniale Romantiker nicht immer die rechten Mittel und Wege eingeſchlagen hätte, um die Ziele zu erreichen, auf welche, wie man ſeinem Werke anſieht, er mit aller Kraft hinſteuert. Es will nichts äußerlich Unwahrſcheinliches bieten und verfällt in das Triviale; er verſucht immer Konflikte im Detail zu malen und macht ſie dadurch eben unwahr. Bei alledem ſind ſeine Geſtalten kräftig und lebensfähig, und, obgleich die unter dem rollenden Rade der langſam aber unaufhaltſam fortſchreitenden Zeit Zermalmten, die in vergeblichem Kampfe gegen ſtarre Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft ſich Erſchöpfenden einen grellen, durchdringenden Angſtſchrei ausſenden, der freilich wirkungslos verhallt, weht doch auch wieder durch das ganze Buch ein Hauch verſöhnender Milde, der ſonſt nicht Victor Hugo's Erbtheil iſt.

* Les Misérables, par Victor Hugo. Édition autorisée par l'auteur. 6 vols. Bruxelles, Lacroix, Verboekhoven & Co. Leipzig, E. F. Steinacker, 1862.

Aus der erſten, zwei Bände ſtarken Abtheilung, „Fantine," zeichnen wir einige Charaktere, die am beſten die Haltung des Ganzen ausſprechen. Die erſte Geſtalt, die uns entgegen tritt, iſt die eines alten, würdigen Prieſters, früher einfachen Dorfpfarrers, von Napoleon I. zum Biſchof von D.— ernannt. Dieſer Biſchof iſt ein Muſter von Heiligkeit; nicht von jener, die, ſtolz auf ihre wahren oder eingebildeten Verdienſte, herabblickt auf den Reſt der ſterblichen Geſchöpfe, welche ſich bis zu ihrer kahlen Höhe nicht erheben können, ſondern von jener von Liebe durchgeiſtigten Frömmigkeit, die ſelbſt zum Sünder erbarmend ſich herabbeugt. Ihm iſt die Menſchheit eine ſündige Raçe, die nur des Höchſten Gnade zu ſich emporhebt; aber eben dieſe Gnade zu verkünden und ihr Reich zu verbreiten, ſcheint ihm des Prieſters edelſter Beruf. Eine Menge rührend anmuthiger Züge aus ſeinem Leben und Wirken werden erzählt, in denen man am meiſten die Studien bemerkt, welche der Autor in der Verbannung zur Kunde ſeines Vaterlandes gemacht hat. Seine ganze Umgebung ſtimmt zu ſeinem Weſen; er räumt das biſchöfliche Palais, welches ihm zukommt, den Kranken des Hoſpitals ein und begnügt ſich mit einer kleinen Wohnung, die von einem beſcheidenen Gärtchen umgeben iſt. In ſeiner ganzen Diözeſe heißt er Monſ. Bienvenu.

Eines Tages gewährt er die, jedem Fremden ohne Unterſchied des Namens und Standes offen ſtehende Gaſtfreundſchaft ſeines einfachen Hauſes einem entlaſſenen Galeeren-Sträfling, Jean Valjean. Der Sträfling, von langer Wanderung ermüdet, theilt ſein frugales Abendbrod, ißt mit vortrefflichem Appetit und ſchläft bei ihm, zum erſten Mal ſeit neunzehn Jahren, in einem ordentlichen, reinlichen Bette. — Jean Valjean ſtammt aus der Auvergne. Ein einfacher Bauernburſche und frühzeitig eine Waiſe, wird er von ſeiner älteren, verheirateten Schweſter erzogen. Da er ſein mannbares Alter erreicht, ſtirbt ſein Schwager und hinterläßt ſieben unmündige Kinder. Er nimmt ſich der Familie ſeiner Schweſter mit Ausdauer, Kraft und Fleiß, mit Selbſtaufopferung an, bis in einem ſtrengen Winter, wo bei einer Hungersnoth es keine Möglichkeit mehr giebt, die Familie zu ernähren, er verſucht, in der Nacht bei einem Bäcker ein Brod zu ſtehlen, indem er die Scheiben durchbricht; er wird feſtgehalten und vor die Aſſiſen gebracht. Da er ein guter Schütze iſt und man ihn wegen Wilddieberei in Verdacht hat, ſo läßt man die ganze Strenge der Geſetze gegen ihn walten, und er wird wegen verſuchten räuberiſchen Einbruchs zu fünf Jahren Galeeren verurtheilt. Viermalige Fluchtverſuche erhöhen das Maß ſeiner Strafe auf 19 Jahre. Als unwiſſender Bauernjunge, ohne die mindeſte Kenntniß von der Welt, kam er in den Bagno; als hartgeſottner Böſewicht, entſchloſſen zum Kampfe auf Leben und Tod mit Gott und der ſocialen Ordnung, verließ er ihn und ſah das Licht der Freiheit wieder. Er hatte im Bagno leſen und ſchreiben gelernt. Als er fortging, kürzte ihm die Adminiſtration noch 75 Franken an den 180, die er in 19 Jahren verdient hatte; ein Küfer, bei dem er Arbeit findet, bezahlt ihn ſchlechter, als die übrigen; ſeine Erbitterung, ſein verbiſſener Ingrimm ſteigt.

Um Mitternacht erwacht er, überdenkt ſein verfloſſenes Leben; ſelbſt die Wohlthaten und der freundliche Empfang des Biſchofs, der ihm arglos vertraut wie jedem andern Menſchen, vermögen nicht, den Stachel aus ſeiner Bruſt zu ziehen. Er erhebt ſich, ſchleicht in das Schlafgemach ſeines Gaſtfreundes und nimmt ihm ein ſilbernes Tafelgeſchirr, den einzigen Schatz des frommen Biſchofs, der Alles den Armen gab.

Am Morgen Wehklagen der Schweſter und der Haushälterin, philoſophiſche Ruhe und Troſtgründe des geiſtlichen Herrn, der folgendermaßen räſonnirt: „Alles, was wir Ueberflüſſiges beſitzen, gehört von Rechtswegen den Armen. Gewiß war der, der unſer Silberzeug nahm, ſehr arm, und wir haben nur unrecht gehabt, es ihm ſo lange vorzuenthalten." Drei Gensdarmen bringen Jean Valjean gefangen ein. Er hat angegeben, daß der Biſchof, den er für einen einfachen Pfarrer angeſehen, wegen ſeiner ärmlichen Einrichtung, ihm das Silberzeug geſchenkt. Der Biſchof blickt ihm feſt in's Auge und ſagt dann den Gensdarmen ruhig: „Laßt ihn frei." Dem Verbrecher, nachdem die andern ſich entfernt, giebt er noch zwei ſilberne Leuchter, die jener ihm gelaſſen, heißt ihn gehen mit ſeinem Segen und zum ehrlichen Manne werden.

Unfähig eines Begriffes, ſtürzt Jean Valjean hinaus, und irrt ohne Nahrung und Ruhe in der Umgebung von D.— Sein innerer Kampf tobt fürchterlich. Gegen Abend ſetzt er ſeinen Fuß auf ein Zweifrankenſtück, das ein eben vorbeigehendes Savoyarden-Büblein verloren. Der Knabe fordert ſein Geld zurück. Valjean bedroht ihn, bis der Junge laut heulend entflieht; der entlaſſene Galeerenſklave hat auf's Neue einen Straßenraub begangen.

Aber dieſe Reaction des Böſen, dieſe Exploſion des ſeit 19 Jahren aufgeſpeicherten Zündſtoffes von Haß und Bosheit bringt ſeine Kriſis zur

Digitized by Google

Entſcheidung, und durch eine jener Umwandlungen, wie ſie nur einem franzöſiſchen Romanſchreiber möglich erſcheinen, wird Jean Valjean aus einem Teufel ein Engel.

Der Zwiſchenraum von acht Jahren, der zwiſchen der Kataſtrophe von D. und dem Wiedererſcheinen des Galeerenſträflings liegt, wird durch eine Geſchichte ausgefüllt, die nicht gut trivialer erfunden und nackter bloßgeſtellt ſein könnte. Fantine — engelrein — blond — erſte Liebe — Tholomyès, dreißigjähriger Student der Rechte. Nach einigen Jahren das übliche Verlaſſen, improviſirte Abreiſe ꝛc., mit dem ſtereotypen „le diner est payé.“

Dieſe Fantine, von welcher die erſte Abtheilung den Namen trägt, hat, ſo ſcheint es, weiter keinen Zweck, als einem Kinde das Leben und dem Autor Gelegenheit zu einigen Skizzen von Paris nach der Reſtauration zu geben; dann für die Erhaltung ihres Kindes zunächſt ihre ſchönen Haare, dann ihre Vorderzähne und endlich ihren ganzen Körper zu verkaufen; dennoch ſtirbt ſie „rein, als ob ſie nie geſündiget hätte“ quod e. d. Ihr Kind, Coſette, nach der Ueberſchrift die Heldin der folgenden Bände, bildet ſich im zweiten für die Rolle eines Aſchenbrödels aus, wozu ſie im Hauſe ihrer Pfleger gründliche Vorſtudien zu machen Gelegenheit hat. Dieſe braven Leute verwenden das Geld, welches die unglückliche Mutter ihnen ſchickt, dazu, ihre Schulden zu bezahlen und ihre eigenen zwei Töchter zu erziehen; die kleine Coſette iſt gezwungen, mit dem fünften Jahre die Straße zu kehren, ſpeiſt etwas beſſer, als der Hund und etwas ſchlechter, als die Katze, ganz wie in dem bekannten Märlein.

In M. treffen wir den Galeerenſklaven als Maire, der ſelbſt in der glücklichen Lage war, das Kreuz der Ehrenlegion zurückweiſen zu dürfen. Er hat eine Erfindung gemacht und iſt in acht Jahren zum reichſten Fabrikherrn und zum Wohlthäter ſeines Landes geworden. Nachdem ſie alle Mühſeligkeiten erduldet, ſtirbt Fantine in ſeinen Armen, in dem von ihm erbauten Hoſpital. Die Polizei hat die Spuren Jean Valjean's verloren; Hr. Madelaine iſt im Lande geachtet und geehrt.

Nur Einer hat ſeinen Verdacht behalten, Javert, Polizei-Inſpector von M., der den Galeerenſträfling Jean Valjean, dort wegen ſeiner außerordentlichen Körperſtärke Jean le Cric genannt, im Bagno gekannt. Nach acht Jahren wird ein Mann eingebracht, den ſeine Mitgefangenen und auch Javert als den wahren Jean Valjean bezeichnen; der Maire iſt fortan völlig ſicher, wenn er ſeinen Doppelgänger für ſich in den Bagno ſperren laſſen will. Er kämpft mit ſich. Er fährt nach Arras, wo der Fall abgeurtheilt werden ſoll. Die Sache liegt ganz wie bei ihm ſelbſt vor 27 Jahren; ein geringfügiger Felddiebſtahl, der noch nicht völlig bewieſen iſt, hat den Gefangenen in die Hände der Polizei geliefert; die Antecedentien Jean Valjean's, namentlich der von jenem nach ſeiner Freilaſſung verübte Straßenraub, ſtellen ihm lebenslängliche Zwangsarbeit in Ausſicht. Richter und Geſchworene ſind einig. In dem Augenblicke, wo das Urtheil geſprochen werden ſoll, ſiegt in dem wahren Jean Valjean die edlere Natur. Er giebt ſich zu erkennen; Niemand glaubt ihm, ſelbſt ſeine ehemaligen Mitgefangenen nicht. Er liefert unzweifelhafte Beweiſe. Nachdem die Freiſprechung ſeines Doppelgängers erfolgt iſt, fährt er unbehindert nach M. zurück. Im Sterbezimmer Fantine's wird er feſtgenommen. Es gelingt ihm ſpäter, zu entweichen.

Dies iſt der Hauptinhalt der beiden erſten Bände. Auch Andere als gewöhnliche Romanleſer werden Victor Hugo's neueſte Schöpfung mit Intereſſe durchleſen, und der große Erfolg, welchen ſie bereits auch in Deutſchland errungen hat, iſt gewiß kein unverdienter. Wir haben uns nun einmal gewöhnt, das, was uns bei einem Deutſchen als Monſtruoſität erſcheinen würde, bei einem Franzoſen höchſt natürlich zu finden, und in Bezug auf inneren Zuſammenhang der Begebenheiten und Schilderungen des Seelenlebens der Perſonen unſere Erwartungen nicht zu hoch zu ſpannen. Uebrigens ſteht gerade in letzterer Beziehung Victor Hugo weit über den meiſten ſeiner franzöſiſchen Kollegen.

* * *

Nach Durchleſung der neueren vier Bände von Victor Hugo's Roman, müſſen wir denſelben aus voller Ueberzeugung als eines der bedeutungsvollſten Erzeugniſſe der zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Literatur bezeichnen

Wir fuhren zwiſchen Epernay und Paris in einem Coupé erſter Klaſſe (es war ein Schnellzug) mit einem jungen Bordeleſen. Er entwickelte vor uns ein Buch, das wir als Victor Hugo's Misérables erkannten.

„Qu'est ce que vous en pensez?“ fragte ich. „Monsieur, gab der Gascogner zur Antwort, „c'est l'Evangile de notre siècle.“

So franzöſiſch exaltirt dieſes Urtheil auch erſcheinen mag und iſt, es liegt darin etwas, was der Wahrheit nicht vollſtändig entbehrt.

Es geht durch das ganze Buch ein Zug, den man in einem Roman gewöhnlichen Schlages vergebens ſuchen wird. Victor Hugo findet den Hauptgrund der politiſchen und ſocialen Miſèren ſeines Volkes in deſſen Unwiſſenheit. „Legt gute Schulen an,“ ruft er ſeinen Landsleuten zu, „ſo werdet ihr am Sicherſten dauernde Inſtitutionen auf der Grundlage allgemeiner Bildung erbauen können, ſo werdet ihr verhindern, daß eine Klaſſe von Paris's, ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, der Vorzüge der Civiliſation in keiner Weiſe theilhaftig, und überall nur auf den Eiſenpanzer einer nur gegen ſie gewappneten ſocialen Ordnung ſtoßend, gezwungen iſt, im Kampfe zur Auflöſung dieſer Ordnung, zur Vernichtung alles Beſtehenden, ſoweit es möglich iſt, einzig nur ihre nothwendige Selbſtvertheidigung zu erblicken.“

Der Verfaſſer führt in den vier weitern Bänden die Geſchichte Jean Valjean's durch allerlei Complicationen fort, ohne ſie jedoch zum Abſchluſſe zu bringen. Der Sträfling hat ſich auf romantiſche Weiſe (indem er einem Andern das Leben rettet) wieder von ſeiner Kette befreit, hat Paris erreicht und Coſette, das unglückliche, verlaſſene Kind Fantine's zu ſich genommen, die unter ſeinem Schutze zur blühenden Jungfrau heranwächſt. Aber das Auge des Geſetzes wacht in der Perſon Javert's noch immer über ihn; das Damoklesſchwert iſt noch immer geſchliffen.

Als Nebenfiguren treten auf: ein alter Royaliſt, M. Gillenormand, mit ſeiner alten Tochter und ſeinem Enkel, Marius Pontmercy, deſſen allmähliche Transformation vom Royaliſten zum Demokraten mit pſychologiſcher Wahrheit und Schärfe gezeichnet iſt.

An ſpannenden Situationen iſt das Buch überreich, und die Farbe erſcheint in Hugo'ſcher Weiſe eher zu ſtark aufgetragen, als gemildert.

Daß es ſeinen Weg auch in Deutſchland machen werde, bezweifeln wir nicht.

E. S. v. M.

Nord-Amerika.

Schattenriſſe aus der Welt-Literatur.

Charles Sealsfield.

Ob Sealsfield's Bücher ſich eigentlich kritiſiren laſſen? Ich glaube kaum. Man kann keine Regeln auf ſie anwenden. Sie ſind, wie ſie ſind, vielleicht wie das Leben iſt, welches ſie malen, gewiß wie der Mann iſt, der ſie machte. Ueber ihn läßt es ſich ſchreiben.

Ich kannte Sealsfield. Er iſt unter meinen vielen originellen Bekanntſchaften eine der originellſten. Sie entſtand im Herbſt Neunundvierzig in Schaffhauſen und ein Kellner des Hôtel Weber machte dabei den Ceremonienmeiſter.

Wenn man daraus, daß Sealsfield ſich durch einen Kellner bei mir ein-, oder wie er es nannte, aufführen ließ, wenn man daraus auf Förmlichkeit in ſeinem Umgange ſchließt, ſo ſchließt man richtig. Sealsfield wählte zwar ſeine Geſellſchaft nicht beſonders: er kam ſogar in ſolche, wo er ſtatt der Argumente das Fauſtrecht gebrauchen mußte. Er ſpazierte Abends ganz gemüthlich mit dem Kellner im Korridor auf und ab, um vor dem Schlafengehen noch eine Cigarre zu rauchen. Aber auch die beſte Geſellſchaft dünkte ihm nicht zu gut für ſich. Er war es vielmehr, der ihr eine Ehre anthat. Und aufgezäumt in ſeiner Würde ſtand er da, und wunderbare Begriffe hatt' er von dem, was Würde ſei, und ſpeziell Sealsfield's Würde, und ehe man es ſich verſah, verletzte man dieſe Würde. Ein ſolches Attentat war es denn auch, was meine Bekanntſchaft mit dem wunderlichen Amerikaner zu Ende brachte. Ich hatte, nachdem ich ihm drei oder vier meiner Bücher immer gleich beim Erſcheinen zugeſchickt, endlich auch einmal eins von ihm verlangt. Er vertröſtete mich auf das, an welchem er eben arbeiten wollte, und welches bis auf den heutigen Tag noch nicht erſchienen iſt. Ich mußte dieſe Vertagung in das Endloſe hinein wohl geahnt haben, denn ich ſchrieb ihm, ſo lange wollte ich nicht warten, ſondern begehre eines ſeiner früheren Werke. Das war, ſollte man es glauben, gegen die Sealsfield'ſche Würde, es war — zu familiär! Sealsfield ſchickte die Bücher, aber kein Brief kam mit, und Sealsfield verſtummte. Ohne im Mindeſten mein Verbrechen zu kennen — wem wäre das eingefallen! — kannte ich doch Sealsfield zu gut, um nicht zu wiſſen, er ſchmolle mit mir. Das war dann ſeine Sache, nicht meine, und ſo ließ ich ihn gelaſſen ſchmollen, bis ein Breslauer Buchhändler mich bat, in einer Verlags-Angelegenheit an ihn zu ſchreiben. Ich hatte inzwiſchen gehört, er ſei geſtorben und frug ihn, ob das wahr ſei? Er ſchrieb ſogleich,

das Schweigen mochte ihm ſchon zu lange gewährt haben, aber ſchreiben, ohne ſich über die Verletzung ſeiner Würde zu beſchweren, das konnte er doch nicht, im Gegentheil, er fing gleich damit an, und leider! beſchwerte er ſich unhöflich, obwohl er ſich dabei höchſt delikat mit einer Sumpf-Pflanze verglich. Es war eben eine grobe Sumpf-Pflanze, und ich ließ ſie von dem Augenblicke an blühen, wie und wo ſie wollte.

Vor dieſem letzten Briefe jedoch waren manche andere zwiſchen mir und Sealsfield hin- und hergegangen. Er war in der Korreſpondenz faſt noch origineller, als im Leben und in der Literatur. Da ſeine Briefe durchaus keine Geheimniſſe enthalten, ſo begehe ich keine Indiscretion, wenn ich ſo viel daraus mittheile, wie ich nach länger als zehn Jahren von Sealsfield's unglaublicher Handſchrift noch zu entziffern vermag.

Der erſte iſt nach Conſtanz gerichtet, wohin wir von Schaffhauſen aus gegangen waren, und zwar während Sealsfield's Abweſenheit. Es iſt der einzige, welcher feierlich alſo anfängt:

„Sehr werthe und geehrte Frau Baronin!

„Alſo der Winter und die nackten Bäume und der grollende Rheinfall haben Sie vertrieben und wohin vertrieben? Aus dem Regen in die Traufe, aus dem luſtigen, duftigen Hôtel Weber in die naſſe, neblichte Conciliumsſtadt, die ich im Sommer nicht leiden kann und im Winter haſſe — haſſe? verabſcheue! Ich glaube, auf dieſer Stadt ruht der Fluch ſeit Huſſ's Zeiten. Es wird nie etwas aus ihr werden, die der wichtigſte Punkt Süddeutſchlands ſein ſollte, müßte, wenn die Menſchen nicht Böotier wären! Doch genug von dieſem Conſtanz.

„Wenn Sie ſich arm an Ideen fühlen, ſo geht es mir nicht beſſer. Die politiſchen Katarakte — ſo mag man ſie füglich nennen — haben in den meiſten Köpfen eine Windſtille zur Folge, die wohl noch einige Zeit währen wird, bis ſich das Gleichgewicht wieder hergeſtellt hat. Bis dahin wollen wir denn faul leben und uns dann wie Karrengäule an den gewohnten Pflug ſpannen laſſen. Ich ſpreche natürlich nur von mir, nicht von Ihnen, die wie die Schwalben ſüdwärts zieht und dort im congenialen Klima Winter, entlaubte Bäume und toſenden Rheinfall vergeſſen wird. Sehr gern hätte ich Sie und Ihren lieben Gatten geſehen, leider kam ich jedoch eine Woche ſpäter, als ich kalkulirte, nämlich am 8. November zurück; — meine Baſeler Freunde benahmen ſich ſo liebenswürdig, daß ich mich beinah nicht trennen konnte. Apropos!

„Verliebt habe ich mich nicht, aus 99 Gründen, von denen der erſte iſt, daß ſich Niemand in mich verliebt. Vor dieſer Calamität, hoffe ich, wird mich der Himmel behüten — doch wer weiß? Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und dieſes Alter rückt denn doch allgemach ſtärker heran, als es nöthig und nützlich und comfortable iſt.

„Noch ein Apropos! Welch' eine horrible Adreſſe!! Herrn Sealsfield Esq., das iſt ein Barbarismus, deſſen ich die Verfaſſerin der beliebteſten Romane der Neuzeit kaum für ſchuldig gehalten haben würde. Zur Vermeidung künftiger ähnlicher Barbarei folgt hier die Adreſſe: Charles Sealsfield Esq., oder John such and such Esquire. It's horrible indeed — quite horrible, believe me.

„Auch ich war ein bischen böſe auf Sie, bin jedoch wieder ganz gut, wie Sie ſehen."

Dieſe gnädige Verſicherung bezog ſich auf den erſten Streit, den wir mit einander gehabt hatten. So chaotiſch es in allen Büchern Sealsfield's zugeht, ſo uhrwerkartig war, wenigſtens in Schaffhauſen, ſein eigenes Leben geregelt. Im Winter wohnte er in der Stadt, im Sommer im Hôtel Weber. Im Sommer ging er nach Tiſche aus dem Hôtel Weber nach der Stadt, um dort ſeinen Schoppen zu trinken; im Winter kam er aus der Stadt in's Hôtel Weber. So war es einen Tag, wie alle Tage.

Wenn er nun zu uns kam, bevor er in die Stadt ging, ſo ſah ich ihn ſehr gern kommen. Auch zu Mittag konnte man ſich über ihn als Geſellſchafter durchaus nicht beſchweren. Er war gemeſſen und munter zugleich, er nahm ſich in Acht, um nicht an die Meinungen Anderer anzuſtoßen, er vertheidigte die ſeinen mit Mäßigung. Amerika war immer das erſte Land der Welt, und Charles Sealsfield der erſte Schriftſteller Amerika's, ja wohl auch unter uns; der erſte Englands und Deutſchlands, aber erhielt ſich als Amerikaner ſowohl, wie als der größte Schriftſteller, höflich und ſchonend gegen die Eigenliebe ſeiner Mitmenſchen.

Kam er dagegen Abends ſpät von ſeiner Nachmittags-Wanderung zurück, ſo war Alles anders. Der Amerikaner wurde aggreſſiv, der Schriftſteller machte ſich groß, und der ganze Charles Sealsfield war ungemein zänkiſcher Laune.

Wenn er nun hübſch zu Bette gegangen wäre! Wenn er ſich wenigſtens begnügt hätte, mit dem Kellner auf dem Korridor Cigarre zu rauchen! Aber nein, er mußte in unſern Salon kommen.

„Schlafen Sie?" mit dieſer Frage trat er vor das Sopha, wo ich in Erwartung ſeiner und der unvermeidlichen Controverſe zwiſchen Schlaf und Wachen lag.

„Nein," antwortete ich, und ermunterte mich und nahm mich zuſammen, um auch ſtreiten zu können, „nein — ſetzen Sie ſich."

„Das lohnt ſich nicht, ich gehe gleich wieder."

Dieſes „Gleich wieder" war nach einer Stunde, oft nach zwei Stunden. Während dieſer ganzen Zeit ſtand Sealsfield an der Tiſch-Ecke vor dem Sopha. Genug noch, wenn er nicht ſein brennendes Licht in der Hand behielt, ſondern es auf den Tiſch ſetzte. Aber mit oder ohne Licht demonſtrirte er gleich heftig und laut auf mich ein. Was? Lieber Himmel, was ein Republikaner einer Royaliſtin vordemonſtriren kann und muß.

Ich wurde des Redens zuletzt ſatt und müde, und aus reinem Ueberdruß fing ich den einen Abend, wo Sealsfield wieder ein Mal beſonders ungnädig auf Preußen, Deutſchland und ganz Europa war, ebenfalls an zu demonſtriren. Und Frauen werden, fangen ſie erſt an, immer noch weit eifriger, als die Männer.

Sealsfield hatte mich bis dahin immer ſo gutmüthig und geduldig geſehen; als ich nun plötzlich die Geduld verlor, gerieth er in eine förmliche Rage. Was, ich konnte ihm widerſprechen? Wie, er ſollte nicht Recht haben? Amerika ſollte nicht — ei, das war doch! Er rannte an die Thür und machte ſie auf, er wollte fort, beſann ſich, ließ die Thür offen ſtehen und kam vor mein Sopha zurückgerannt. So ſtand er und ſchrie und erboſte ſich und ſchrie weiter — ach, und ich war ſo ſchläfrig! Und es war Mitternacht! „Wenn Sie durchaus noch zanken wollen," erwiederte ich endlich grämlich und kläglich zugleich," ſo machen Sie wenigſtens die Thür zu, damit es nicht auch noch kalt werde."

Er rannte wieder an die Thür und dieſes Mal machte er ſie zu, aber hinter ſich. Ich hatte ihm die Thür gewieſen, das war klar. Er würde nie wieder auf mein Zimmer kommen, das verſtand ſich von ſelbſt. Das Alles demonſtrirte er bis um zwei Uhr Morgens der Familie Weber vor, welche, an ſeine Abend-Excentricitäten ſchon gewöhnt, ihn ruhig ſich auszanken ließ.

Er kam wirklich nicht mehr herauf, bis er nach Baſel abreiſte, was zwei Tage ſpäter geſchah. Ich hatte nichts Arges daraus; wir ſahen uns im Speiſeſaale, ich ſagte ihm auf meine gewöhnliche Weiſe Adieu. Erſt als er fort war, hörte ich, wie ſehr er ſich gegen uns ereifert habe.

Es fiel mir folglich nicht ein, daß er Briefe von mir erwarten könne, aber er that es doch. Die Tochter des Hauſes ſchrieb es mir. „Laſſen Sie Herrn Sealsfield bald einen Brief haben," bat ſie, „er läßt ſie ſchön grüßen, nachdem er Sie im ganzen Hauſe geſucht hat. Es will ihm gar nicht recht einleuchten, daß Sie nicht mehr hier ſein ſollen."

Da ich durchaus Nichts gegen ihn hatte, ſchrieb ich, ſagte ihm, ich wäre böſe auf ihn geweſen, wäre aber jetzt wieder gut und erhielt den Brief, den man geleſen hat und zum Schluß die huldvolle Verſicherung: meine Briefe würden ihm immer willkommen ſein.

Er hatte nun einmal die ſchlechten Manieren der Herablaſſung — man mußte ihm das nachſehen. Ich ſchrieb ihm aus Mailand und erhielt zur Antwort:

„In einem lieblichen Humor mögen Sie geweſen ſein, als Sie Ihren letzten Brief ſchrieben! Sie häßlicher Mr. Sealsfield! The devil take you! der arme Ehemann cujonirt. (S. pag. 4 line 5.) Wenn das Land, wo die Citronen blühen, derlei gute Launen erweckt, möchten Sie ebenſogut in Schaffhauſen geblieben ſein. Warum Sie überhaupt dieſe wild goose-chase, die Jagd nach dem Citronen-Lande angetreten, das überſteigt meinen Verſtandes-Horizont. Nach Sicilien — ach, das wäre etwas, aber nach Mailand, vielleicht Venedig, wo es nur wenige Grade ſüdlicher, aber dafür in den Häuſern um ſo nördlicher iſt! Wären Sie in Schaffhauſen geblieben, Sie hätten für 60, ſage ſechzig Gulden, nicht preußiſche Thaler, eine ganz honette Wohnung, möblirt dazu, erhalten, und wären comfortable in warmer Stube geſeſſen, wo Sie jetzt uncomfortable im Bette liegen, umſchwärmt von blue devils und ſo erkaltet, daß Ihnen Ihre blue stockings keinen Strohhalm Wärme geben. Sehen Sie, meine gute, liebe, oder ſollte ich nicht eher ſagen, böſe, ſchlimme Frau! Sie haben viel, ſehr viel durch Ihre ex abrupto Reiſe eingebüßt. Denken Sie an, wir haben jetzt ſelbſt ein Theater in Schaffhauſen, ein Theater, ſage ich Ihnen, mit achtzehn Acteurs, vier Muſici, oder wie ſie ſich beſcheiden nennen, Muſikanten, einen Regiſſeur, zwei Liebhaberinnen, eine Heroine, geſchweige die Herren — und die Schulden. Aber die Leute thun, was ſie können, und die Abende vergehen kurzweiliger als ich dachte."

Damit geht der Brief auf Baden und auf die Politik und zugleich in eine ſolche Hieroglyphenſchrift über, daß man ihn nur noch in Bruch-

Digitized by Google

ſtücken entziffern kann. Und trotzdem fing Sealsfield ſeinen nächſten mit dem Ausrufe an: „Vor Allem erbarmen Sie ſich meiner Augen! Ihre Dinte iſt bereits ſchlimm, aber Ihre Schrift! Quite horrible!“ Er hatte den Muth, das in ſeinen Schriftzügen oder was er dafür hielt, zu ſchreiben.

Er fuhr fort: „Alſo Sie ſingen? Ich habe Ihren Geſang ſehr rühmen gehört, kann ihn jedoch aus 99 Gründen (Sealsfield führte nie weniger an) nicht beurtheilen, weil ich ihn nicht gehört. Zwar hörte ich Sie mehrere Male ſingen, aber das war ein furioso — muß ein preußiſcher oder märkiſcher Geſang geweſen ſein, aus den preußiſchen Hinterwäldern — beſonders eines Abends, erinnern Sie ſich noch, als ich ſo eilig der Thüre zu retirirte? Bless us! What a tunefall melody and harmony! O Ida, Freiin von Reinsberg, geborene Freifrau von Düringsfeld; doch wir wollen barmherzig ſein, den Schleier über das Vergangene ziehen und zwar einen grünen Schleier.“

Man ſieht, die Erinnerung an unſere Fehden war auch ihm bereits zur humoriſtiſch angenehmen geworden. Der Ausruf: o Ida ꝛc., bezieht ſich auf einen Brief, den ich noch in Conſtanz erhielt. Ich hatte als Erwiederung auf Sealsfield's Kritik die ſeinige an mich kritiſirt. Er ſchrieb: an die Baronin v. R., geborene Freifrau v. D., und darüber wies ich ihn mit dem Bemerken zurecht, daß man bei uns nur als Freiin, aber nicht als Freifrau zur Welt komme. Sealsfield jedoch gab ſich keineswegs gefangen. „Was, Sie wollen nicht als Freifrau auf die Welt gekommen ſein?“ frug er in ſeiner Antwort; „das will ich Ihnen doch gleich beweiſen. Werden die Ehen im Himmel geſchloſſen oder nicht? Ja? Nun, ſo ſind Sie alſo ſchon im Himmel die Frau des Freiherrn v. R. geweſen, und als ſolche auf die Welt gekommen, und was iſt die Frau eines Freiherrn anders, als eine Freifrau?“

Worüber er auch unaufhörlich zu grunzen ſich erlaubte, das war meine Gewohnheit, oft ganze Briefe in Infinitiven zu ſchreiben. Da er immerfort nach Briefen verlangte, ſo dachte ich, er würde damit zufrieden ſein, wie er ſie eben bekäme, aber nein, man ſollte ſich zuſammennehmen, um ihm zu ſchreiben, artiſtiſch mit ihm korreſpondiren. Ich bin überzeugt, er ſah es abermals für einen Verſtoß gegen ſeine Würde an, wenn man für ihn, wie man es auf der Reiſe wohl thut, zwiſchen dem Abendeſſen und dem Zubettegehen einige flüchtige Zeilen auf's Papier warf.

Wohl, als ich in Schleſien wieder Anker geworfen hatte, ſchrieb ich ihm einen akademiſch geiſtvollen Brief, den ich herzlich abgeſchmackt fand, weil er ſich gar ſo feierlich las. Aber Sealsfield war anderer Meinung und ſchrieb ſehr beifällig: „Ziehen Sie nur immer Schuhe an, der Fuß gewinnt dadurch. Ich bin um einen oder zwei Ihrer Briefe gekommen, aber der mir zuletzt geſandte wiegt vier der frühern auf. Sie können prächtig ſchreiben, wenn Sie wollen, und ich will das Meinige thun, um dieſes Wollen zu erwirken. Lieber wenige Schüſſeln und dieſe ſchmackhaft, als Dutzende und fade. Ich bin ein Bischen verwöhnt, allein nicht durch Damenblicke, wie Sie ſchlau vermuthen, ſondern weil ich im Schreiben ein alter Praktikus bin, im Leſen alſo auch, wie ſich's von ſelbſt verſteht.“

Während ich in Italien war, wurde in Bremen mein kleines Buch „Aus der Schweiz“ gedruckt. — Sealsfield fehlte natürlich nicht darin — ich ſchilderte ihn, wenn gleich nur aphoriſtiſch, in der Einleitung zu der Novelle: die Heimatloſen. „Glauben Sie mir,“ ließ ich mich ſelbſt zu meinem Wladislas ſagen, den ich ſich beklagen ließ, daß Sealsfield die Deutſchen ſo herunterreiße, „glauben Sie mir, wenn er das thut, verabſcheue ich ihn ſo von Herzen, daß ich mich am liebſten auf Tod und Leben mit ihm ſchießen möchte. Aber er thut's nur in Stunden, gewöhnlich iſt er gar nicht ſo hyperamerikaniſch, ſondern recht human und darum mit ſeiner, in die literariſche Civiliſation verkleideten Urwäldlernatur ſehr lieb und wacker.“

Sealsfield hörte bald, daß ich ihn geſchildert, aber nicht in welcher Weiſe. Das machte ihn unruhig und ärgerlich. „Sie haben wieder, wie ich höre, ein Buch über die Schweiz zur Welt gefördert,“ ſchrieb er „Sie ſchütteln ja Ihre Bücher förmlich aus den Aermeln. Noch kenne ich den Inhalt nicht, aber der Buchhändler ſagte mir: Charles Sealsfield Esq. ſei auch darin aufgeführt, und wie er die Deutſchen nicht möge u. ſ. w. Aber, Werthe, woraus wiſſen, ſchließen Sie das? Doch nicht aus meinen Büchern? Spott finden Sie da wohl genug über die guten Deutſchen, aber doch keine feindſelige Stimmung.“

Ich antwortete ihm, er möchte, um ſich zu beſchweren, doch erſt warten, bis er das Buch geleſen habe. Als das geſchehen war, mußte ihm, was ich über ihn geſagt, ganz beſonders recht geweſen ſein, denn ſo „human“ wie über dieſes Buch, hatte er mir noch nie geſchrieben. Er lobte es ſo ziemlich von Anfang bis zu Ende, im Ganzen, wie in den Einzelheiten. „Aber,“ ſetzte er hinzu, denn, natürlich, ein Aber mußte doch ſein, „zu viel Infinitive, zu viel Pantoffel, zu viel Négligé. Sie haben die nöthige Beobachtungsgabe, ich weiß das aus unſern mündlichen Unterhaltungen, einen ſcharfen, zuweilen ſelbſt ätzenden Griffel, aber Sie haben weder die eine, noch den andern beſonders in Anwendung gebracht.“ Daſſelbe hatte er mir ſchon mündlich öfter vorgeworfen. „Warum ſchreiben Sie nicht ſo rückſichtslos wie Sie ſprechen?“ frug er wieder und wieder. „Weil ich Frau bin,“ antwortete ich ihm dann, aber das wollte er nie gelten laſſen.

Ich konnte mich übrigens tröſten: ich war es nicht allein, die es ihm nicht recht machte. Die ganze deutſche Literatur ſeit Goethe erklärte er in Bauſch und Bogen für matt. Von Schiller mochte er ſo recht eigentlich nur die Räuber, Goethe ſtellte er neben Voltaire, doch genirte er ſich auch in ſeinem Urtheil über ihn durchaus nicht, und fand den Schluß der Wahlverwandtſchaften ſowohl wie den ganzen Egmont völlig mißlungen. Von den Amerikanern und Engländern war ihm Irving zu weich und zu fein, Bulwer zu geſucht und zu gelehrt. Cooper und Walter Scott ließ er gelten; aber das Organ der Veneration fehlte ihm gänzlich — ſich beugen konnte er ſo wenig vor einem Menſchen, wie vor einem Geiſte.

In der Politik war er abſolutiſtiſch, wie ein transatlantiſcher Republikaner nur ſein kann. Er verſicherte uns: wenn die damals entworfenen deutſchen Grundrechte ſich hätten verwirklichen laſſen, ſo würden die Amerikaner gegen die Deutſchen nicht beſſer als Sklaven geweſen ſein. Aber ein für alle Mal erklärte er mit ſeinem praktiſch gelernten Realismus eine Verfaſſung, wie das deutſche Parlament ſie gewollt, für unmöglich, den Aufſtand in Baden für unerhört durch Demoraliſation, den Krieg gegen Dänemark für eine ideale Dummheit, die Revolution von Achtundvierzig für gänzlich unvolksthümlich. Die Schwäche der Regierungen allein ſollte ſie herbeigeführt haben, und Sealsfield, der die Sklaverei patriarchaliſch fand und in der Abneigung gegen alle Farbigen die Logik des Inſtinkts erkennen wollte, Sealsfield verſtand keine Sentimentalität und entſchuldigte keine Schwäche. Worüber ich ihn wohl hätte hören mögen — den „Onkel Tom.“ Was wird er zu dem Kniefall von ganz Europa, vor dieſem ſchwarzen Heiligen geſagt haben? Was, geſagt? Gedonnert und geſchäumt wird er haben.

Was ſich höchſt wunderlich anhörte, das waren ſeine Erzählungen von ſeinem Schriftſtellerleben in Amerika, von ſeinen Schriftſtellerwerken in Deutſchland. Ich glaube, die Nothwendigkeit war es geweſen, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte. Wenigſtens hatte er ſich das Vermögen, welches er durch den Bankerott eines Fabrikanten verloren, mühſam wieder erſchreiben müſſen. Am Red=River hatte er Land gekauft, und zwar von einem Verwandten, es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß er es zu theuer gekauft hatte. Er beſchrieb uns dieſe ſeine Domaine öfter; ich kann nicht ſagen, daß dieſe Beſchreibungen mir den Wunſch eingeflößt hätten, Sealsfield an den Red=River zu begleiten. Wenig urbar gemachtes Land, das Uebrige lauter Urwald, ein See mit Alligatoren, eine Nachbarſchaft von Klapperſchlangen, ein Haus, aus welchem er ſich beim Regen unter einen Baum flüchten mußte — das waren die Reize des Aufenthaltes, den Sealsfield mir als äußerſt wünſchenswerth darzuſtellen ſuchte. Denn wir ſollten mit ihm nach Amerika, er wollte uns Land verkaufen, uns als Pflanzer inſtalliren und dann — uns höchſt wahrſcheinlich am Red=River ſitzen laſſen. Vielleicht auch wäre er mit uns ſitzen geblieben und hätte uns Klapperſchlangen todtſchlagen helfen. In einem Falle wie in dem andern dankte ich für die Urwalds=Idylle, und zog mir dadurch den Vorwurf zu, daß ich eine verweichlichte Perſon ſei.

Ich lachte im Stillen darüber, daß Sealsfield doch ſelbſt dieſes Paradies verlaſſen habe, um in New=York Redacteur eines Tageblattes zu werden. Wenn er ſich am Red=River ſo wohl fühlte, warum blieb er nicht da? Von der Schweiz frug ich ihn im Gegentheile: warum er bliebe? Er klagte unaufhörlich: das ganze Schweizerleben ſei dermaßen kleinlich, daß man nach kurzer Zeit darin gefangen ſitze, wie ein Froſch im Teiche, und ruhig anhören müſſe, wer ſich ein Paar neue Hoſen gekauft habe, und wo ein Pflaſterſtein umgelegt worden ſei. Dennoch blieb er in der Schweiz, und am Red=River war er nicht geblieben.

Die Redaction griff ihn dermaßen an, daß er ſie bereits nach zwei Jahren wieder aufgeben mußte. Er wollte manche Nacht, um ſich wach zu erhalten, an achtundzwanzig Taſſen ſchwarzen Kaffee getrunken haben; da war es wohl kein Wunder geweſen, wenn die Hände ihm endlich ſo gezittert hatten, daß er zuletzt kein Glas mehr hatte halten können. Die Aerzte ſchickten ihn nach Europa, wohin er als Korreſpondent für ſeine Zeitung ging. Er beſuchte Walter Scott in Abbotsford und kam dann nach Paris, wo er mit Thiers bekannt wurde. Im Jahre 1831 brauchte er eine Kur in Baden, am Stein leidend. Sein Begleiter, aus Straßburg

gebürtig, ſprach geläufig Engliſch und gut Deutſch. Eines Tages kommt Sealsfield auf den Einfall, ihm eines ſeiner Bücher zu zeigen. Der Menſch verſteht es, ſie machen ſich daran, es zu überſetzen. Als auf dieſe Art ein — deutſches Manuſkript fertig geworden iſt, bietet Sealsfield es Orelli in Zürich an. Der druckt es, das Buch gefällt, wie es in Deutſchland nicht anders vorauszuſehen war, und Sealsfield iſt Schriftſteller in einer Sprache, die er eben erſt zu ſprechen beginnt.

Seitdem hat er ſie nicht nur gelernt, ſondern bediente ſich ihrer faſt ausſchließlich. Selten habe ich ihn Engliſch ſprechen hören, und dann that er es nicht gern. Im Ganzen liebte er die Engländer, wie die Amerikaner ſie lieben, und was ſeltſam iſt — von allen Engländern, die ich noch fragte, hatte keiner auch nur ein einziges Buch von Sealsfield geleſen, ja, ſie kannten nicht einmal ſeinen Namen.

Wunderlich, altjunggeſellenhaft und — proſaiſch wie Sealsfield in ſeinem grünen Rock, mit ſeiner blauen Brille ausſah, hatte er in ſeinem thätigen, praktiſchen Leben doch auch einen Traum gehabt, einen Traum und eine Trauer, ſo poetiſch, wie nur ein Dichter ſie haben kann.

Der Verwandte, von dem Sealsfield ſein Land gekauft hatte, war nicht nur Oberſt bei den Milizen, ſondern auch Vater eines lieblichen Mädchens von achtzehn Jahren. Sie wurde Sealsfield's Braut, bevor er auf ſeine Pflanzung ging, um dort ihr und ſich eine Stätte zu bereiten. Ein furchtbar ſchmerzhaftes Leiden, der Fingerwurm, hatte ihn ſeit Wochen am Schlafen verhindert, als er endlich eines Nachmittags auf dem Sopha einſchlummerte. Kaum iſt ihm dieſe Linderung geworden, ſo wird er durch eine ſeltſame Muſik erweckt, welche vom Fluſſe herzuklingen ſcheint. Halb noch vom Schlafe betäubt, eilt er an das Fenſter und ſieht auf dem Red-River eine weiße Geſtalt, welche ihm zulächelt, duftig dahingleiten. Er ruft ſeinen Over-seer, der Mann hat die Muſik auch gehört, die Geſtalt dagegen nicht geſehen. Eine unerklärliche Angſt um die Braut überfällt Sealsfield, krank, wie er iſt, ſteigt er auf das nächſte Dampfſchiff, fährt nach New-Orleans und findet die Braut auf der Bahre. Sie hat am Tage vorher eine Geſellſchaft geben wollen und bei den Vorbereitungen dazu, ſich durch ihre dünnen Prünellſchuhe einen Splitter von dem Cypreſſenholz, aus welchem die Dielen beſtanden, in den Fuß getreten. Obgleich ſie ihn gleich herausziehen läßt, empfindet ſie doch entſetzliche Schmerzen und vermag kaum die Geſellſchaft über auszuhalten. Der am Abend gerufene Arzt findet noch etwas von dem Splitter in der Wunde, und am nächſten Tage ſtirbt das ſchöne Mädchen an der Maulſperre, in demſelben Augenblicke, wo ſie ihr melodiſches Fahrewohl zu dem Verlobten hinüberwarf. So geheimnißvoll dieſe Geſchichte auch klingt, ſo wenig machte Sealsfield ein Geheimniß daraus. Im Gegentheil, er liebte es, ſie zu erzählen und zwar als Beweis für die Möglichkeit übernatürlicher Erſcheinungen.

Nach dem Tode der Braut bereiſte Sealsfield die Prairies und Texas und ging dann nach New-York. Sein Verluſt mochte es wohl geweſen ſein, was ihn vom Red-River weggetrieben hatte, wohin er nur von Zeit zu Zeit zurückkehrte, um nach dem Rechten zu ſehen, als ich ihn kennen lernte, war er ſchon lange nicht dageweſen, und erſt im Herbſt 1856 hörte ich in Stuttgart, daß er ſich endlich wieder ein Mal zu der nothwendigen Reiſe entſchloſſen habe. Seither vernahm ich Nichts mehr von ihm.

Nachdem ich mir nun aus der Erinnerung und einzelnen flüchtig hingeworfenen Notizen zum erſten Male für mich ſelbſt ein ganzes Gemälde von Sealsfield zuſammengeſtellt habe, finde ich, daß der letzte bleibende Eindruck ein für ihn günſtiger iſt. Seine Fehler waren die des Schriftſtellers und des Amerikaners, die des Erſteren gleichſam berechtigt durch ſeine ausſchießliche Selbſtentwicklung, die des Letzteren geſchärft durch ein Leben inmitten fremder Volkselemente. Sealsfields gute Eigenſchaften: ein großes allgemeines Wohlwollen, Ehrenhaftigkeit in ſeinen Geſinnungen, Ernſtlichkeit in ſeinen Meinungen, dieſe guten männlichen Eigenſchaften waren ſein Verdienſt. Das klingt faſt wie ein Nekrolog, und gewiſſermaßen iſt es auch einer: der meiner Bekanntſchaft mit Charles Sealsfield.

Ida von Düringsfeld.

Paraguay.

Entdeckung des Landes, die Nation der Guaranis und ihre Sprache.

Die heutige Republik Paraguay in Süd-Amerika gehört keineswegs zu den beſonders bekannten Ländern der Erde; ſie führt ein Stillleben, wenn nicht für ſich ſelber, ſo doch für das civiliſirte Europa, das zu ſehr von anderen Ländern in Anſpruch genommen wird, um dieſem entlegenen Theile Amerika's eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen zu können. Indeſſen iſt es doch immerhin intereſſant, etwas über das alte Miſſionsland der Jeſuiten mit ſeiner ehemals ſo eigenthümlichen Verfaſſung zu hören. Uns liegt ein ſehr umfangreiches, ſtarkes Buch* vor, das ſich ausſchließlich mit ihm beſchäftigt und einen Mann zum Verfaſſer hat, der als ehemaliger Staats-Sekretär in der argentiniſchen Republik wohl im Stande geweſen ſein dürfte, uns die richtigſten Aufſchlüſſe über alle dieſe Dinge zu geben. Herr Alfred M. du Graty, außerdem Oberſt der Artillerie und Mitglied ſo vieler gelehrten Geſellſchaften in La Plata, Preußen, Frankreich, Dänemark, und Ritter ſo vieler Orden, daß die Aufzählung dieſer Qualitäten auf dem Titelblatte dreizehn enggedruckte Zeilen einnimmt, ſcheint, hiernach zu urtheilen, hinreichend befähigt zu ſein, um mit Glück den Dollmetſcher zwiſchen zwei Erdtheilen abgeben zu können. Sein Buch iſt weſentlich eine maſſenhafte Sammlung von Material, geſchichtlichen, ſtatiſtiſchen, wiſſenſchaftlich-geographiſchen Inhalts und mit ſauberen Abbildungen von Gebäuden, Gegenden (nach Daguerrotypen), namentlich auch Karten verſehen, ſowohl kleineren über einzelne Flußpartien, als auch einer großen hinten beigegebenen Generalkarte über das Geſammtgebiet der Republik. Das Werk hat der zu Brüſſel lebende Verfaſſer dem derzeitigen Präſidenten, Karl Anton Lopez gewidmet. Wie wir aus der Einleitung erſehen, iſt derſelbe ein geborner Belgier, und hat, Süd-Amerika durch einen zwölfjährigen Aufenthalt kennend, dabei auch die Auswanderungsfrage im Auge, die er namentlich für ſein altes Vaterland nutzbar zu machen ſucht.

Den Eingang bildet die Geſchichte von Paraguay. Die erſte Expedition auf dem Rio de la Plata wurde von Juan Diaz Solis geleitet, den die ſpaniſche Regierung eine Entdeckungsreiſe zu machen, beauftragt hatte. Solis fuhr im October 1515 mit drei Schiffen, ſechzig Soldaten und Lebensmitteln für zwei und ein halbes Jahr aus Spanien ab. — Er landete an den Ufern des Uruguay, wo er von den Scharruah-Indianern umgebracht wurde. Die Expedition kehrte nach Spanien zurück und meldete die Entdeckung eines neuen Landes.

Eine zweite Expedition dorthin ſegelte 1526 unter der Leitung eines gewiſſen Gaboto ab, und warf nach vielen Schwierigkeiten im folgenden Jahre in der Rhede Anker, wo man ſpäter Buenos Ayres gründete. Gaboto fuhr den Parana hinauf, und am 28. März 1528 in den Paraguay hinein, den er bis zur Mündung des Vermejo durchſchiffte. Ein Theil ſeiner Leute, die dort an's Land geſtiegen, wurde von den Indianern erſchlagen. Auf die Nachricht, daß Diego Garcia, der am 15. Auguſt 1526 vom Kap Finiſterre abgeſchifft war, im Rio de la Plata angekommen, beeilte ſich Gaboto, wieder den Fluß hinabzufahren.

Die nächſte Expedition führte Pedro de Mendoza, der am 24. Auguſt 1534 mit 14 Schiffen, 2050 Spaniern, 150 Deutſchen und Flamändern und 66 Pferden von Sevilla abging. Er kam beim Beginn des nächſten Jahres am Rio de la Plata an, und legte am 2. Februar den Grund zur Stadt Santa-Maria de Buenos-Ayres, wo er verſchiedene Kämpfe gegen die Indianer zu beſtehen hatte. In der Abſicht, weitere Eroberungen zu machen, ließ er ſeinen Lieutnant, Juan de Ayolas, den Parana hinauffahren. Dieſer gründete am Ufer dieſes Fluſſes, an dem die Timbue-Indianer wohnten, und wohin man auch die indianiſche Bevölkerung von Buenos Ayres überſiedelte, ein Fort, Corpus Chriſti genannt. Nach mehreren Kämpfen kam er in's Land der Guarani, wo nicht weit von der Stätte, wo jetzt Aſſomption, die Hauptſtadt der Republik Paraguay iſt, zwei mächtige und blutgierige Häuptlinge herrſchten: Lambaree und Janduazubi Rubicha. Dieſe Häuptlinge, an der Spitze von 40,000 Indianern (?) und auf zwei feſte Stellungen geſtützt, beantworteten die Friedensanträge, welche ihnen Ayolas machte, mit einer Wolke von Pfeilen, worauf die Spanier eine Salve gaben. Die Indianer flohen und ein großer Theil derſelben zog ſich in die Schanze des Lambaree zurück. Nach dreitägiger Belagerung kapitulirten ſie; einer der Artikel der Capitulation war, daß die Indianer ſich verpflichteten, am Landungsorte der Spanier ein Fort für dieſelben zu bauen. Dieſes erhielt ſpäter den Namen Aſſuncion (Aſſomption), und hieraus iſt die oben erwähnte Hauptſtadt entſtanden.

Ayolas erhielt durch die Guaranis Kunde von Gold- und Silberländern im Weſten. Er beſchloß ſie zu erobern — dieſes iſt der Anfang einer Menge von Zügen und Unternehmungen, welche oft der abenteuerlichſten Art ſind, auf die wir aber wegen ihrer bunten Mannigfaltigkeit

* La République du Paraguay, par Alfred M. Du Graty, colonel d'artillerie etc. etc. Bruxelles, Leipzig, Gand. Librairie Européenne de C. Muquardt. Londres, Trubner et Comp. 1862.

Digitized by Google

nicht näher eingehen können. Das Land blieb unter ſpaniſcher Oberhoheit.

Der zweite Abſchnitt handelt über die Miſſionen in Paraguay, alſo über die wichtige, höchſt intereſſante Periode, wo die Jeſuiten daſelbſt einen ſocialiſtiſch-hierokratiſchen Staat organiſirt hatten, der einzig in ſeiner Art iſt. Was uns hier geboten wird, iſt aber in der That ſo lückenhaft und dürftig, daß es faſt ſcheint, als ob der Verfaſſer das Odium nicht auf ſich nehmen wolle, das dem Namen der Jeſuiten anhängt. Bei einer Geſchichte von Paraguay iſt das jedenfalls zu beklagen. Denn ohne Zweifel iſt jene Zeit ſeine Glanzperiode und diejenige, die weltgeſchichtliche Bedeutung hat; was weiter folgt, namentlich die neuere Geſchichte ſeit 1811 bis 1840 iſt eine ſpaniſche Kreolengeſchichte à la Mexique, und damit iſt Alles geſagt: Unabhängigkeitserklärung, Junten, proviſoriſche Regierungen, Präſidenten, Dictatur, zuletzt der famoſe Dr. Francia, ein Tyrann erſter Größe, der Alles neben ſich unterdrückte und das Land nach außen völlig abſperrte. Auch hier iſt die Darſtellung rein im Chronikenſtil ohne Vertiefung und Färbung, gleichſam als ob der Verfaſſer Bedenken trüge, den eigentlichen Sachverhalt bloß zu legen. Auch was ſeit dieſer Zeit bis heute geſchehen, iſt nicht viel tröſtlicher; es ſcheint, daß in dieſen Kreolen-Republiken der Bürgerkrieg und die Unordnung zu den regelrechteſten Einrichtungen gehört.

Ein weiteres Kapitel handelt von den internationalen Beziehungen, Handel, Handelsverträgen mit Braſilien, der argentiniſchen Conföderation, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Preußen, Sardinien ꝛc., und dürfte für Staats-Oekonomie und auswärtige Politik von Wichtigkeit ſein; ebenſo wird der Abſchnitt über die Geographie Paraguays, welcher viel Detail bringt, ſeine gehörige Verwerthung finden.

Wir wollen etwas über die wenig bekannte Bevölkerung dieſes Landes, namentlich über die Indianer mittheilen, was einem der ſpäteren Abſchnitte entlehnt iſt.

Die drei Bevölkerungs-Elemente von Paraguay ſind die nämlichen, die wir im ganzen Amerika wiederfinden: eingeborne Indianer, weiße Europäer und Neger. Dazu kommen die Miſchraçen.

Seit der Zeit der Entdeckung verbanden ſich die Spanier mit Indianerinnen; denn aus Europa brachten ſie nur wenig Frauen mit, und überdies wurden derlei Ehen aufgemuntert und begünſtigt, um die Sympathie und Freundſchaft der Eingebornen zu gewinnen. So ſtammt denn der größte Theil der gegenwärtigen weißen Bevölkerung von Spaniern und Guaranis ab, was eine ſehr ſchöne Raçe gegeben hat, die der jener erſten Eroberer, wenn nicht überlegen, ſo doch gleich kommt. Wenn ſich die aus Afrika eingeführten Neger mit Europäern und Indianern vermiſchten, ſo entſprangen daraus Mulatten, doch iſt zu bemerken, daß die aus indianiſchem Blute nicht ſo viel Intelligenz und Kraft beſitzen, als die aus der Kreuzung von Negern und Europäern entſprungenen. Die Zahl der Neger und Mulatten iſt in Paraguay ſehr gering, und heutzutage noch verhältnißmäßig geringer, als am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Sklaverei ſtirbt aus; denn die Sklaveneinfuhr iſt verboten und ſeit langer Zeit ſind die Söhne der noch vorhandenen Sklaven für frei erklärt. Man berechnete, daß in den letzten Jahren der ſpaniſchen Herrſchaft das Verhältniß zwiſchen freien Schwarzen und Mulatten und Sklaven wie 17 zu 10 war, und das Verhältniß zwiſchen Weißen und Farbigen wie 5 zu 1, während es in den meiſten andern Kolonien wie 1 zu 25 ſtand. Es gab alſo in Paraguay auf je 15 Weiße 3 Farbige, davon 2 Freie und 1 Sklave, und dieſes Verhältniß iſt noch ſehr eingeſchränkt worden; denn die farbigen Leute ſind wenig zahlreich und Sklaven ſehr ſelten.

Die Indianer, welche das Land bewohnten und heute den größeren Theil der Republik Paraguay bilden, beſtanden aus verſchiedenen Nationen. Zwiſchen den Flüſſen Paraná und Paraguay lebten die Guaranis und die Payaguás, die wieder in verſchiedene Stämme zerfielen, z. B. im Oſten des Paraná, die Guayanas und die Tupis von der Guarani-Nation, im Oſten des Paraguay die Guanas, die Mbayas, die Payaguás, die Lenguas, die Machicuys, die Enimagas, die Guentuſés, die Aguilotes und die Tobas.

Außer den Guaranis, welche den heute bevölkerten Theil der argentiniſchen Republik einnahmen und ſich von Anfang an, mit den Spaniern vermiſchten, und den Payaguás, welche vernichtet, oder ſäßig wurden, leben die übrigen indianiſchen Nationen noch an denſelben Orten und unter denſelben Verhältniſſen, wie zur Zeit der Eroberung. Die ſäßigen Indianer, welche 21 Völker oder Dörfer bilden, ſind durch Beſchluß vom 7. Oktober 1848 zu Bürgern der Republik erklärt worden, und ihre Dörfer ſind demſelben Syſteme der Gerichtsbarkeit unterworfen, wie die andern.

Die Guarani-Nation iſt von allen in Süd-Amerika diejenige, welche das größte Territorium einnimmt; ſie erſtreckte ſich von Guyana bis nach Buenos Ayres mitten durch ganz Braſilien, nahm den größten Theil von Paraguay ein und reichte bis zur Provinz Chiquitos.

Die Guaranis waren in eine große Anzahl Stämme getheilt; die, welche Paraguay und die benachbarteſten Striche bewohnten, waren die Mbéguas, Caracaras, Timbús, Tucagues, Colchaquis, Quilcazas, Carios und viele Andere. Heute leben in Paraguay von den Guaranis im wilden Zuſtande nur noch die Caaguas, welche friedlich in den Wäldern des Nordoſtens hauſen, und die Mbayas ſehr fürchten. Sie leben von der Jagd und vom Fiſchfange, auch bauen ſie etwas Mais und Manioc.

Die Indianer ſind ſehr gute Reiter und ſehr kriegeriſch. Ehemals waren ihre einzigen Waffen die kurze Lanze und die Holzkeule; heutzutage beſitzen ſie Feuergewehre, welche ihnen die Portugieſen gaben, als ſie, mit ihnen im Bunde, Streifzüge gegen die Dörfer der ſpaniſchen Beſitzungen unternahmen. Die Mbaias leben heute im wilden Zuſtande im Norden des Rio Blanco auf braſilianiſchem Gebiete; aber es exiſtirt bei Coimbra eine Reduction von vier bis fünfhundert dieſer Indianer, die wohl geübt ſind im Gebrauche der Feuerwaffen. Es ſind gleichfalls Mbayas, welche unter der Diktatur des Dr. Francia in den Diſtrikten von Divino Salvador und Concepcion große Verheerungen angerichtet haben. Zur Verkehrung gegen ihre Einfälle hat die gegenwärtige Regierung eine Linie von Militairpoſten am Apafluſſe hergeſtellt.

Die Payaguás bildeten ein ſtarkes und mächtiges Volk, welches in Gehorſam zu bringen den Eroberern viele Mühe machte. Die Agacés, welche einen Theil dieſer Nation ausmachten, lebten im Norden von Aſſuncion. Der erſte Payaguáſtamm, der ſich unterwarf, waren die Tacumbu 1740 (ſpät genug!), und 1790 die Sarigué, welche den erſteren einverleibt wurden. Dieſe beiden ſäßig gemachten Stämme exiſtiren noch heute in der Hauptſtadt und wohnen am Ufer des Fluſſes. Die anderen Payaguáſtämme ſind von den Spaniern ausgerottet worden. Sie leben vom Ertrage des Fiſchfanges, vom Spalten und Verkaufen von Holz, vom Vertrieb von Bogen und Pfeilen und einigen andern Gegenſtänden ihrer Induſtrie, welche die Fremden als Merkwürdigkeiten kaufen.

Man hat ſie bis heute weder zur chriſtlichen Religion bekehren, noch zur Aenderung ihrer Sitten und Gebräuche bewegen können. Sie ſind in dieſer Hinſicht noch dieſelben, wie zur Zeit der Eroberung. Dabei ſind ſie geſcheidt und thätig, aber ſehr verſchmitzt und mißtrauiſch, und ſehr zum Trunke geneigt. Alles, was ſie verdienen, verjubeln ſie in Feſten, bei denen der Rum die Hauptrolle ſpielt; aber ſie begehen nie Exceſſe in der Stadt, ſie beobachten mit Genauigkeit die Polizeivorſchriften, und ſelbſt bei großen Orgien, die ſtattfinden, um ein glückliches Ereigniß oder den Tod irgend eines der Ihrigen zu feiern, kommt nie etwas derartiges vor. Die Payaguás haben eine eigene Sprache, indeß ſprechen ſie faſt alle das Guarani, und viele ſpaniſch.

Alle dieſe Indianer leben von der Jagd, dem Fiſchfange und den Waldfrüchten; weit weniger zahlreich ſind die Stämme, welche ſich mit Ackerbau befaſſen. Denn der Indianer, weſentlich Nomade, lebt nicht gern lange an demſelben Orte, und iſt übrigens der Regel nach zu faul, um ſich dem Landbaue zu widmen. Wenn man in mancher Folderia (Indianerlager) bisweilen Baumwollenpflanzen, Mais oder Manioc findet, ſo ſind ſie von den Weibern gepflanzt worden, denen übrigens alle Arbeiten obliegen, ſelbſt der Bau der Hütten. Der Indianer beſchäftigt ſich nur mit der Jagd und dem Fiſchfange, und, wo er kann, ſtiehlt er.

Jedes indianiſche Volk hat eine beſondere Sprache; die am meiſten verdient ſtudirt zu werden, iſt das in Paraguay allgemein geſprochene Guarani, von dem einige von den Jeſuiten verfaßte Wörterbücher exiſtiren.

Die Guarani-Indianer hatten, wie geſagt, ein ungeheures Gebiet inne. Zur Zeit der Eroberung nahmen die Guaranis nicht blos ganz Braſilien, Guyana inbegriffen, ein, ſondern auch das eigentliche Paraguay, die gegenwärtige Republik Banda Oriental (Uruguay) und die argentiniſchen Provinzen Corrientes und Entre Rios. Ein Tamoyo der Umgebung von Rio Janeiro hätte ſich einem Indianer von Buenos Ayres verſtändlich machen können, und das Wörterbuch der gemeinen Sprache Braſiliens kann noch heutzutage als Führer dienen, um mit den Bewohnern der Boliviſchen Republik zu verkehren. Die Herrſchaft dieſes Eroberer- oder Auswanderer-Volkes erſtreckte ſich alſo von den Küſten des Atlantiſchen Meeres bis zu den öſtlichen Abhängen der Anden und den großen Nebenflüſſen des La Plata bis zur Mündung des Orinoko. Niemand hat die Allgemeinheit der Guarani-Sprache beſſer gezeichnet, als der Pater Ruiz im Eingange ſeines Tesoro de la lengua Guarani.

Felix de Azará in ſeinem Werke über Südamerika glaubt, daß die

Guaranis zur Gränze das Ufer des Paraguay hätten; aber es hat ſich herausgeſtellt, daß die Chiriguanos von Santa-Cruz de la Sierra und die Guarapos zwiſchen Mojos und Chiquitos zur großen Familie der Guarani gehören. Einige Schriftſteller vermuthen ſogar, daß die kriegeriſchen Caraiben der Antillen denſelben Urſprung hätten und von den Ufern des Orinoko dorthin gekommen ſeien.

Dieſe ſo ausgebreitete Sprache, in der Syntax faſt gleich und mit wenig Unterſchied in der Ausſprache, von vierhundert, durch gemeinſamen Urſprung verbundenen Stämmen geſprochen, wurde bald von den Eroberern als Werkzeug benutzt, um die Eingebornen zum ſäßigen Leben und zum Chriſtenthume überzuführen. Aus dieſer letztern Urſache warfen ſich die Jeſuiten mit Eifer auf das Studium derſelben, und haben Grammatiken und Wörterbücher hinterlaſſen, mit deren Hülfe man ſich über dieſe Sprache unterrichten kann, die man faſt nie ſchreibt.

Dieſe Arbeiten ſind noch heute das Beſte, ja das Einzige, was man hierüber beſitzt und ſie verdienen die Geringſchätzung nicht, mit der ſich z. B. Azará hierüber ausgeſprochen hat. Viele dieſer Bücher und wahrſcheinlich die beſten und neueſten, ſind Manuſkript geblieben, z. B. das Buch des Pater Sigismondi über die Heilpflanzen von Paraguay u. A. Das Hauptwerk, Gramática, der Tesoro und das Vocabulario des Pater Ruiz ſind 1639 und 1640 in Spanien gedruckt worden.

Die Schwierigkeiten, die Pater Ruiz zu überwinden hatte, waren nicht gering. Die Wörter der Guaraniſprache ſind im Allgemeinen aus Partikeln (einſilbigen Wörtern?) zuſammengeſetzt, die im Tone ſehr verſchieden ſind, und (bei gleichen Buchſtaben) oft einen ganz verſchiedenen und bisweilen entgegengeſetzten Sinn haben. Die Bedeutungskraft dieſer Partikeln ändert ſich in der geſprochenen Rede nicht nur nach der Ausſprache, die man ihnen giebt, ſondern auch nach dem Tone und Accent ihrer Ausſprache (das Prinzip ſcheint daſſelbe zu ſein, wie im Chineſiſchen). Aus dieſem Grunde haben die Miſſionäre eine Anzahl ganz neuer Zeichen erfinden müſſen. Man unterſcheidet kurze, naſale Ausſprache, gutturale Ausſprache, naſal-gutturale Ausſprache u. ſ. w. Wie es mit dieſer Zuſammenſetzung hergeht, möge ein kurzes Beiſpiel zeigen. é bedeutet Geſchicklichkeit, mbo thätig, ñĕ' gegenſeitig handeln; daraus wird zuſammengeſetzt ñĕ-'mbo-é, bedeutet alſo: gegenſeitig thun Geſchicklichkeit, d. i. ſich geſchickt machen, lernen. A-ñĕ-mbo-é: ich lerne.

Die Laute f, j, k, l fehlen der Guaraniſprache. Sie iſt ſehr arm an Zahlwörtern; die Numeralien gehen nur bis fünf; heutzutage bedient man ſich bei Allem, was über vier iſt, der ſpaniſchen Zahlwörter. Fünf heißt ace pópetei, eine Hand; Zehn ace pómocôi, zwei Hände; Zwanzig acepó acepĭábe: Hände und Füße.

Die Sprache beſitzt auch den Ausdruck Aygapá tucûmbú guỹtâré bé „Zählen mit Knoten" — was an die Quipos, oder farbigen Knoten der Peruaner erinnert. Die Conjugation iſt nicht leicht zu erlernen.

Das Guarani iſt ſehr reich an Interjectionen der Bewunderung und Liebe. Der ſchönſte und bedeutſamſte Name, den die Guarani haben, iſt der Name Gottes: eine beredte Miſchung von Staunen, Bewunderung und Geheimniß. Sie nennen ihn Tûpä', zuſammengeſetzt aus tû, Staunen und pä', Verwunderung, Frage; „O, wer biſt du? oder: O, wer iſt es!" Dabei muß bemerkt werden, daß die dieſer Sprache eigenthümlichen Admirativen den Geſchlechtern nach verſchieden ſind, und daß die Männer andere gebrauchen, als die Frauen.

Ein Mann, der ſein Staunen kund giebt, ſagt tû, eine Frau hea, heac oder acai, aber niemals tû. Iſt die Bewunderung durch Schönheit erregt, ſo brauchen ſie das Wort atai, und hariti ſagen ſie, wenn ſie ſich über die Kleinheit einer Sache wundern.

Nicht blos hat jedes Geſchlecht ſeine beſondern Interjectionen für ſich, ſondern in der Guaraniſprache giebt es überhaupt beſondere Formen und Redensarten für die Weiber. Spöttiſche Verachtung kann aus dem Munde von Männern kommen, aber ſie darf nicht mit Eá, Eûraré, Egüá ausgedrückt werden, welche Wörter wegen ihres ſanften Wohlklanges aus Galanterie den Frauen vorbehalten ſind. Die Frau hat beſondere Ausdrücke, um Mitleiden auszudrücken, Maé, Eumaé — im Munde der Männer wäre dieſes ein Barbarismus. Das Wort Amỹri (I), voller Liebe und Harmonie — „armer Geſchiedener," in ſchmerzlicher Erinnerung an die geſprochen, welche nicht mehr ſind, kann von Gatte und Gattin angewendet werden, ebenſo von Bruder und Schweſter in Bezug auf Vater oder Mutter; aber nur der Gattin oder Schweſter würde es zuſtehen, dieſem Ausdrucke einen andern nicht minder gefühlvollen hinzuzufügen: Acaĭ, der blos Frauen zuſteht. So drücken ſie durch eré ihren Schmerz aus; ſie empfehlen Vorſicht mit Euỹ — ſei ruhig; ſie gebrauchen Guĭbĭ oder Tapi, um ihre Brüder, Vettern oder Söhne anzuzeigen. Das Staunen oder die Freude beim unvorhergeſehenen Erblicken eines Freundes u. ſ. w., wird vom Manne durch reĭ, von der Frau durch quĭ nâĭ'.

Der Guaraniſtamm hat Beobachtungsgabe, iſt ſehr eifrig und zur Nachahmung geneigt, wie alle Naturmenſchen. Daher ſpielt die Onomato-Poeſie in ihrer Sprache eine große Rolle. Auch die Etymologie vieler Wörter iſt intereſſant, indem ſie uns einen Einblick in die ſprachbildende Thätigkeit eröffnet. Z. B. nennen ſie den Strauß ñandú, ebenſo eine Art Spinne — die Aehnlichkeit liegt in den langen Beinen beider. Der größte Affe ihrer Wälder wird Carayá genannt, zuſammengeſetzt aus cará, Geſchicklichkeit, Liſt, Neugier und ya, verſteckt ſein, heucheln.

Deutliche Onomato-Poeſien ſind: guĭguĭ, Rauſchen des Waſſers, toróró, Waſſerfall; pororog, Platzen, Knall; quĕ'quĕ', Krak, Zerbrechen; tararà, Trompetenſchall; tatârebobóg, das Praſſeln des Feuers im Ofen; tererég, Zähneknirſchen; mangangâi, Hummel.

Die Ausdrücke für die genaueſten Unterſcheidungen der Lebensalter ſind weit zahlreicher, als in den gebildeteren Sprachen, und dabei etymologiſch klar und durchſichtig; icam, ein mannbares Mädchen, d. i. „ſie hat ſchon Brüſte;" pûruá', eine ſchwangere Frau; wörtlich „habend-Frucht." Das neugeborne Kind heißt mêmbĭrá, Kind-das-fällt. Daſſelbe Wort bedeutet „Gebären." Die Rippen heißen: ñurûcang, Knochen, worunter das Herz; cururú, faul; d. i., er kommt ſpät; cûñá', Frau, wörtlich: Zunge-frei, ſchwatzhaft.

Nach dem, was noch im reichen Maße, wenn auch nicht tief eingehend, von der Sprache der Guarani mitgetheilt wird, muß man ſie mit zu den primitivſten und einfachſten Sprachen rechnen, die man überhaupt kennt — Sprachen, die einen tieferen Einblick in die geiſtige Werkſtatt der Phantaſie und des Denkvermögens verſtatten, als die fortgeſchrittenen conventionell gewordenen Sprachen, welche alle ſehr viele dunkle und ihrer Entſtehung nach unauflösbare Beſtandtheile enthalten, weil zu viel in ihnen vergeſſen worden iſt, weil ſie ſich zu verſtändig ausgebildet und zu ſtark abgeſchliffen haben. Der Gedanken-Embryo, das Urwort, das ſich noch nicht in Verbum und Subſtantiv geſchieden, liegt allem Sprechen zu Grunde; jedes einzelne Wort, welches aus mehreren Anſchauungen zuſammengeſetzt iſt, tritt als ein Urtheil auf; dieſes ſubſtantiv oder verbal aufzufaſſen, bleibt dem Verſtändniß überlaſſen; der Ton, die Modulation, die Gebährde, ſpielen dabei eine große Rolle. Will der Guarani ſagen: blaſen, fächeln, ſo ſagt er peyû, d. i. pe, heiß, yû, lau; d. i., erſt iſt es heiß; wenn man bläſt, wird es lau, kühl. Den Zuſammenhang macht der Sprachgebrauch; iſt einmal verſtanden, was man damit gemeint, ſo wird es wieder und wieder verſtanden, und erſtarrt endlich zum ſelbſtändigen Worte. Sonſt hat die Guarani-Sprache eine große Zuſammenſetzungsfähigkeit, die z. B. an das Deutſche erinnert; z. B. tupá-og, wörtlich: Gotteshaus, Kirche; angûera, Geſpenſt; wörtlich: Seele auſſer dem Körper; anga, Liebe; wörtlich: Seele-nehmen; angatá, Sorge, Unruhe, wörtlich: Seelenbewegung; angaipá, Sünde; wörtlich: Seelentod; anho, Seufzer, Seelen-Fortgang.

Mannigfaltiges.

— „Süddeutſche Zeitung." Unter dieſem Namen war bisher ein liberal redigirtes, die Einigung und Machterweiterung Deutſchlands ernſtlich verfechtendes Blatt, unter der Redaction von K. Brater, in München erſchienen. Die bayeriſche Hauptſtadt iſt jedoch kein geeigneter Boden für einen Baum, aus deſſen Holz Waffen gegen Dunkelmänner und Römlinge, die Erzfeinde eines mächtigen Deutſchlands, geſchnitzt werden ſollen. Daher alſo jetzt die Verpflanzung der „Süddeutſchen Zeitung" von München nach Frankfurt a. M., wo ſie mit der von A. Lammers redigirten „Zeit" vereinigt worden iſt. Herr Lammers, ſchon von Bremen her, wo er lange Zeit die „Weſer-Zeitung" redigirte, als ein ſowohl die politiſchen, wie die volkswirthſchaftlichen Zuſtände des vielgeſtaltigen, deutſchen Landes genau kennender und richtig beurtheilender Publiziſt bekannt, iſt ganz der Mann, um Herrn Brater gegenüber, der vorzugsweiſe das ſüddeutſche Element vertritt, eine tüchtige, journaliſtiſche Vertretung Norddeutſchlands zu bilden. Wir haben alſo in dieſem Blatte nicht blos, was ſein Titel beſagt, ſondern ein Organ des geſammten conſtitutionellen Deutſchlands zu begrüßen. Deshalb ſtehen wir auch nicht an, es allen unſeren Leſern auf das Angelegentlichſte zu empfehlen.

— Die Elbzoll-Frage. Nachdem mit den Regierungen von Hannover, Mecklenburg und Dänemark (Lauenburg) ſeit Jahren vergeb-

Digitized by Google

lich darüber unterhandelt wird, daß ſie dem Beiſpiele der Regierungen von Oeſterreich, Preußen und Sachſen folgen und zum Beſten des deutſchen Handels, wie des Wohlſtandes ihrer eigenen Unterthanen, den unerſchwinglich hohen Elbzoll — er beträgt jetzt für die geſammte Elbe von Böhmen bis Hamburg 24 Sgr. $2\frac{2}{5}$ Pf. pro Centner Gut — auf das zur Deckung der Stromerhaltungs-Koſten erforderliche Minimum herabſetzen mögen, iſt jetzt von den erſtgenannten drei Regierungen der Vorſchlag gemacht worden, den Geſammtzoll von Böhmen bis Hamburg auf 2 Sgr. 2 Pf., welche zur allſeitigen Vertheilung kommen ſollen, herabzuſetzen, demnächſt aber den drei Regierungen eine Kapital-Entſchädigung zu leiſten, und zwar der hannoverſchen Regierung von 2 Millionen, der mecklenburgiſchen von $1\frac{1}{2}$ Millionen und der däniſch-lauenburgiſchen von 700,000 Thaler. Die hannoverſche und die däniſche Regierung berufen ſich dabei auf die Vorgänge der Ablöſung des Sund- und des Stader Zolles, wobei ſie ſo ſchöne Millionen als Entſchädigung erhielten. Sie vergeſſen jedoch, daß dieſe Seezölle ein anderes Fundament hatten, als die Flußzölle der Elbe, auf deren freie Beſchiffung alle Anwohner des Stromes einen gleichen Anſpruch haben. Sie vergeſſen ferner, daß wenn Oeſterreich, Preußen, Sachſen, Anhalt und Hamburg ihre Elbzölle für die eigenen Staatsangehörigen freiwillig reduzirten, resp. ganz abſchafften, daraus nicht eine Verpflichtung für ſie erwachſen iſt, diejenigen Elbſtaaten zu entſchädigen, die nicht ſo vielen Edelmuth und Patriotismus beſitzen. Endlich aber iſt es doch gar zu naiv, wenn Hannover, Mecklenburg und Lauenburg jetzt, wo die Schifffahrt auf der Elbe, eben wegen der hohen Zölle und demnächſt wegen der konkurrirenden Eiſenbahnen, ganz einzugehen droht und mit ihr alſo auch aller Ertrag der Elbzölle, die Letzteren kapitaliſiren und in Sicherheit bringen wollen. Dabei iſt ſehr wohl zu beachten, daß Hannover für den Ausfall ſeines Zolles auf der Elbe bereits durch den größeren Ertrag ſeiner nach Harburg führenden Staats-Eiſenbahn entſchädigt wird und daß Mecklenburg und Lauenburg ſogar auf der Berlin-Hamburger Eiſenbahn eine Art Sundzoll erheben, um ſich für das zu entſchädigen, was ihnen dieſe Eiſenbahn an Zöllen auf der Elbe entzieht. Und nun verlangen die drei klugen Regierungen noch eine zweite Schadloshaltung für das Opfer, das ſie dem freien Verkehr und dem Nationalwohl Deutſchlands bringen ſollen. Wahrlich, es verdient dieſe Geſchichte auf dem nächſten volkswirthſchaftlichen Kongreß in Weimar recht vollſtändig behandelt zu werden!

— Deutſchlands Antheil an der Seefiſcherei. Dieſen Gegenſtand behandelt eine ſoeben erſchienene kleine Schrift des früheren braſilianiſchen Generalkonſuls J. J. Sturz.* Der Verfaſſer, der bereits ſo oft in dem Intereſſe, das Deutſchland jenſeits der Meere hat, die Feder ergriffen, beweiſt in dieſer Schrift, daß ein großer Zweig der Volkswirthſchaft, ein Zweig, der in England, Frankreich, Belgien, Holland, Nord-Amerika und Skandinavien ſo außerordentlich viel zur Wohlfahrt des Landes beiträgt, in Deutſchland faſt ganz vernachläßigt werde, obwohl es ihm nicht an einer zur Seefiſcherei vollkommen geeigneten, zahlreichen Küſtenbevölkerung fehle. Der Verfaſſer weiſt nach, daß im Laufe der letzten 26 Jahre (von 1836 bis 1861) über 185 Millionen Thaler für Seeprodukte (Thran, geräucherte und geſalzene Seefiſche, Heringe, Auſtern, Seeſatz ꝛc.) aus dem Zollverein allein nach dem Auslande gegangen. Er glaubt, daß durch eine größere Aufmunterung unſerer Küſtenbevölkerung, namentlich durch Seefiſcherei-Geſellſchaften, die ſich im Lande bilden, ein ſehr bedeutender Theil jener Summen den Deutſchen ſelbſt erhalten werden könnte. Der Verfaſſer hat dabei ſowohl den Wallfiſchfang, über welchen er ſpeziellere Notizen giebt, als die Stockfiſch- und Herings-Fiſcherei, im Auge. Er weiſt dabei auf die außerordentlich fiſchreiche Felſeninſel Rockall, in der Nähe der weſtlichen Hebriden hin, die, obwohl bereits ſeit längerer Zeit den Franzoſen und Holländern bekannt, erſt ſeit dem vorigen Jahre auch von engliſchen Rhedern als eine Art Fiſch-Kalifornien ausgebeutet wird. In Stettin iſt allerdings bereits vor mehr als zwanzig Jahren ein Verſuch gemacht worden, ein Wallfiſchfang-Unternehmen auf Actien zu begründen; dieſe waren jedoch bald auf die Hälfte ihres Werthes geſunken, da der Wallfiſchfänger „Boruſſia“ weder mit den nothwendigen Kenntniſſen, noch mit den erforderlichen Mitteln ausgeſtattet worden war. Heutzutage indeſſen, bei dem gewachſenen Weltverkehr und dem geſchärften Speculationsgeiſte unſeres Oſtſee-Handels, würde vielleicht ein ſolches Unternehmen eher prosperiren.

* Der Fiſchfang auf hoher See und der rationell betriebene Küſten-Fiſchfang, als einer der Hauptnahrungszweige des deutſchen Volkes und Grundbedingung einer deutſchen Flotte. Ein Beitrag zur deutſchen Volkswirthſchaft, von J. J. Sturz. Berlin, Hugo Kaſtner & Co. 1862.

— Das Londoner *Parthenon*. Nachdem die „Literary Gazette“ fünfundvierzig Jahre lang, alſo ſeit dem Jahre 1817, eine maßgebende Autorität auf dem Gebiete der engliſchen Journal-Kritik geweſen, iſt dieſe Wochen- und Literatur-Zeitung, und zwar an Altersſchwäche, zu ihren Vätern heimgegangen. An ihre Stelle iſt ein Blatt in ziemlich gleichem Format und mit ähnlicher Tendenz getreten, das den Titel hat:

„**The Parthenon.**“ A weekly Journal of Literature, Science and Art. With which is incorporated The Literary Gazette.“

Das neue Blatt iſt augenſcheinlich mit viel ſtärkeren, literariſchen Kräften ausgeſtattet, als die alte Zeitung und dürfte daher bald dem ebenfalls etwas altersſchwach gewordenen „Athenaeum“ gefährliche Konkurrenz machen. Nr. 1 des neuen Blattes wird mit der Anzeige eines deutſchen Buches, der Briefe von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, überſetzt von Lady Wallace,* und mit folgenden Worten eröffnet: „Vierzehn Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem in England die Nachricht von dem Tode Mendelsſohn's eintraf, aber noch immer iſt die Erinnerung an dieſes Ereigniß friſch in der Seele Vieler. Der Tod dieſes in der Blüthe des Lebens und in der Fülle ſeiner Kraft uns entriſſenen Genius erſchien als ein öffentliches Unglück und erregte in zahlreichen Kreiſen eine tiefe Trauer.“ — Wenn in England wirklich noch ein ſo ſchmerzliches Gefühl unter den Muſikfreunden verbreitet iſt, ſo wird dadurch manches Vorurtheil widerlegt, das gerade unter deutſchen Muſikern in Bezug auf den Geſchmack und die Empfindungen der Engländer herrſcht. Der Recenſent theilt unter Anderm aus Mendelsſohn's Briefen Goethe's Urtheil über Beethoven's Cmoll-Symphonie mit und wünſcht zu wiſſen, was der große Dichter wohl unter den Worten „ganz ſtupend“ verſtanden, womit er Mendelsſohn's Spiel auf dem Piano bezeichnet habe. Das Wort „ſtupend,“ trochäiſch ausgeſprochen und für ein deutſches Wort gehalten, iſt auch ſchon anderen Ausländern zuweilen unverſtändlich erſchienen. — In Nr. 3 enthält das Parthenon einen Bericht über das Tagebuch des deutſchen Ritters Arnold von Harff, der im Jahre 1496 eine Reiſe nach Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Paläſtina, der Türkei, Frankreich und Spanien unternommen und deſſen handſchriftlicher Text im Jahre 1860 von Dr. E. v. Grote in Cöln publizirt worden. „It is indeed,“ ſagt der engliſche Kritiker, „a perfect fifteenth century **Murray** for pilgrims.“

— Ein Bahnhof, von Frith. Der durch ſeine früheren Bilder des Pferderennens von Derby (A Derby-Day) und des Seebades von Ramsgate (The Ramsgate-Sands) rühmlichſt bekannte, engliſche Maler Frith hat jetzt, als Seitenſtück zu dieſen beiden, ſehr populär gewordenen Werken, einen „Bahnhof“ (The Railway Station) vollendet, der nicht wenig dazu beitragen wird, den Ruf des Meiſters zu vermehren, den man jetzt ſchon den Hogarth unſerer Zeit nennt. Auf dieſem Bahnhofs-Bilde ſind die verſchiedenſten Gruppen dargeſtellt, die im Begriffe ſind, abzureiſen: namentlich eine Hochzeits-Geſellſchaft; ein Verbrecher, der eben echappiren wollte und ergriffen wird; ein Unteroffizier mit abgehenden Rekruten, von denen ihre Liebſten Abſchied nehmen; Seeleute, die im Begriffe ſind, ſich auf einen Oſtindienfahrer zu begeben; ein Ausländer, über die unverſchämte Forderung des Droſchenkutſchers (cabman) ſich ärgernd; Eltern, die ihre zur Akademie abgehenden Söhne begleiten; Vergnügungsfahrts- und alle möglichen anderen Reiſenden. Dazu kommen Gepäckträger, Schaffner und Lokomotivführer der Eiſenbahn. Jede Gruppe, jede Geſtalt iſt meiſterhaft charakteriſirt. Eine ganze Reihe von Geſchichten erzählen uns dieſe verſchiedenartigen Phyſiognomien, die jedoch Alle, mit Ausnahme des einen Ausländers, den prononcirt engliſchen Typus tragen. Ein Kunſthändler, Herr Flatou, hat dem Maler das Bild für die Summe von 8750 Guineen (61,250 Thaler) abgekauft, ſich jedoch dabei das Recht ausbedungen, es zuerſt für ein Eintrittsgeld auszuſtellen und dann ausſchließlich das Recht der Vervielfältigung deſſelben, auf photographiſchem und anderem Wege, auszuüben. Man zweifelt nicht, daß der Kunſthändler damit ein gutes Geſchäft machen werde.

* Letters from Italy and Switzerland. By Felix Mendelssohn-Bartholdy.

J. C.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 29. Mittwoch, den 16. Juli 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite

Die Gruppe des Laokoon 337
Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth. II. Von Peſtalozzi bis zur Gegenwart 338

Schweden.

Eine offizielle Broſchüre über die ſkandinaviſche Frage. Enthüllungen über die Marine 340

Paläſtina.

Das alte Jeruſalem und ſeine Bauwerke 342

Nord-Amerika.

Szenen aus dem vorjährigen Feldzuge in Miſſouri. Fremont und Sigel. — Die Verheerungen in Springfield 343

England.

Berichtigung 345

Mannigfaltiges.

Deutſchland auf der Londoner Weltausſtellung 346
Oeſterreich und der Zollverein 347
General Bruce . . . . „
Was thut dem deutſchen Handwerker noth? . . . . „
Melanthon's deutſcher Name . . . . „
Gefängnißweſen im heutigen Griechenland 348
„Neue Amerikaniſche Encyklopädie“ . . . . „
Ruſſiſche Encyklopädien . . . . „
Leſevereine in Rußland . . . . „
Spaniſch-norwegiſches und norwegiſch-ſpaniſches Wörterbuch . . . „
Deutſche Ueberſetzungen aus dem Engliſchen . . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Die Gruppe des Laokoon.

Unter allen aus dem Alterthume uns erhaltenen Kunſtwerken iſt keines, das die Kunſtkritiker ſo beſchäftigt hat, wie die Gruppe des Laokoon. Sie galt ſchon im Alterthum für ein unübertroffenes Meiſterwerk. Michael Angelo nannte ſie das Wunder der Kunſt; Visconti, Winckelmann und Leſſing ſtellen ſie ſo hoch, wie kein anderes klaſſiſches Werk; Goethe nennt ſie das geſchloſſenſte Meiſterwerk der Bildhauerarbeit, und Schiller findet in ihr ein Maß für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. Sind Alle über die Trefflichkeit des Werkes einig, ſo doch nicht über deſſen künſtleriſche Abſicht und die davon bedingte Auffaſſung. Am eingehendſten hat Leſſing in ſeiner bekannten Schrift „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie“ hierüber gehandelt, und Goethe hat ſpäter dem Kunſtwerke einen beſonderen Aufſatz gewidmet, deſſen mehr feine als tiefe Bemerkungen bei den neueſten Aeſthetikern eine größere Anerkennung gefunden haben, als Leſſing's ſtrenge Gedankenarbeit. Von Leſſing wieder ausgehend, hat ein kunſtverſtändiger Mediziner in einer kleinen Schrift* es verſucht, die Grundbedingungen nachzuweiſen, worauf die Größe und künſtleriſche Einheit des Kunſtwerkes beruht, und er war um ſo mehr dazu berechtigt, als es bei der Beurtheilung nicht blos auf pſychologiſche, ſondern auch auf phyſiologiſche Gründe ankommt, die bisher wenig oder gar nicht in Betracht gezogen worden ſind. Wir müſſen diejenigen, die ſich für das Kunſtwerk intereſſiren, auf die von einem eben ſo feinen Kunſtgefühl, als von umfaſſenden Kenntniſſen zeugende Schrift ſelbſt verweiſen, und können hier nur kurz das Reſultat andeuten.

* Die Gruppe des Laokoon. Von Dr. Ph. Jak. Wilhelm Henke, Proſector und Privatdocenten in Marburg. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'ſche Verlagshandlung, 1862.

Die Gruppe des Laokoon iſt ein plaſtiſches Vorbild der Erſcheinung des Schmerzes in der tragiſchen Kunſt. Für plaſtiſche Darſtellung gilt nach Leſſing das Geſetz der Ruhe. Dieſem ſcheint jedoch der Laokoon zu widerſprechen, da er offenbar in einer Lage dargeſtellt iſt, die einer Reihe von ſehr unruhigen, leidenſchaftlichen Affekts-Aeußerungen angehört. Alſo iſt entweder der Laokoon ein verfehltes Kunſtwerk, oder das Geſetz Leſſing's iſt falſch. Der Verfaſſer weiſt phyſiologiſch nach, daß unſer Auge überhaupt das rein Tranſitoriſche, die Bewegung im Fluſſe nicht aufnehmen kann. Wenn nun der Bildhauer oder Maler einen Gegenſtand in der Bewegung darſtellen will, ſo muß er einen ſolchen Moment wählen, der einen kritiſchen Ruhepunkt in der Bewegung bildet. Man kann einen gehenden Menſchen bildlich nur ſo darſtellen, wenn man den Moment erfaßt, in welchem der Körper über den Füßen ruht und, wenn man will, angehalten werden kann. Solche Ruhepunkte giebt es nicht blos in der körperlichen, ſondern auch geiſtigen Bewegung. Der Schmerz des Laokoon kann ſich darum nicht im Schreien äußern, weil im Schreien kein Abſetzen mehr denkbar iſt, ohne daß es aufhörte, ein Schreien zu ſein; ebenſo wie das nothwendig vorhergehende Einathmen und das zwiſchen dieſem und dem Ausſtoßen des Athems ſtattfindende Anhalten noch kein Schreien iſt. Schon Winckelmann hat es richtig erkannt, daß Laokoon in der Gruppe nicht wie bei Virgil ſchreie, ſondern nur leiſe und unterdrückt ſeufze. Er fand den Grund darin, daß die Griechen auch bei den heftigſten Affekten ſtets noch eine große und geſetzte Seele haben erkennen laſſen wollen. Leſſing bemerkt dagegen, daß auch die Griechen ihre Helden in poetiſchen Werken ſchreien laſſen, wie Homer ſeine Götter und Helden, und Sophokles ſeinen Philoktet. Sie fanden es, meint er, da ſie nirgends die Natur zurückdrängten, nicht unwürdig, wenn auch Helden den Schmerz zu dem menſchlichen, natürlichen Ausdrucke des Schreiens kommen laſſen. Indeß habe die bildliche Darſtellung dies nicht zulaſſen können, weil ſie erſtens ſich ſtreng an das Geſetz der Schönheit binden müſſe und das Schreien nicht ſchön ſei und dann, weil, da die Kunſt nur einen Moment für die Darſtellung wählen könne, der Moment der ſtärkſten Entladung für den Eindruck nicht fruchtbar genug und für eine ruhige Auffaſſung zu flüchtig ſei. Das Seufzen iſt jedoch im Allgemeinen auch eine Bewegung, ſo gut wie das Schreien. Es fragt ſich, ob in ihrem Verlaufe ein ruhiger und alſo der Anſchauung faßbarer Moment enthalten ſei. Der Verfaſſer zeigt, wie dieſer Moment in dem Stillſtande liegt, der zwiſchen dem Einathmen und Ausathmen der zum Seufzen nöthigen Luft eintritt, und nur dieſer gewährt ein ruhiges Bild einer gewaltigen Erregung: und ſo tritt auch Laokoon vor Augen.

Der vom Künſtler beabſichtigte Eindruck muß aus dieſer Auffaſſung von ſelbſt folgen, nicht erſt, wie Leſſing will, aus der Phantaſie ergänzend hergeholt werden. Der Laokoon iſt kein Charakterbild, ſondern ein Situationsbild und bezweckt, daß der Beſchauer gezwungen werde, ſich in dieſelbe Situation zu verſetzen, um die Theilnahme für den Leidenden um ſo kräftiger zu empfinden. Der kritiſche Moment, in dem er dargeſtellt iſt, deutet ſowohl auf das unmittelbar vorhergehende Gefühl der Angſt vor dem herannahenden Schickſal, das jedoch von dem Willen, die Schlange abzuwehren und den Biß abzuhalten, übertäubt wird, als auch auf den Eindruck des überwältigenden Geſchickes, dem er nicht entfliehen kann. „Die Kraft, die er eben gegen daſſelbe aufgeboten hatte, erliſcht nicht ſogleich. Nachher wird das Gefühl ebenſo ausſchließlich ſeinen Geiſt beſitzen, wie vorher der Wille. In dieſem Augenblicke aber halten ſie ſich noch ſo das Gleichgewicht, daß der Geiſt zwiſchen beide eingeklemmt in eben ſo krampfhafter Erſtarrung feſtgehalten iſt, wie der Körper ſich in den nicht

Digitized by Google

verhüllenden und doch fixirenden Windungen der Ungeheuer erſtarrt zeigt. Dies Gefühl der rettungsloſen Erſtarrung zwiſchen eigener Kraftentfaltung und Niederdrückung durch eine fremde Macht, iſt es, die den Moment, den uns die Künſtler verewigt haben, ſo flüchtig er dem erſcheinen mag, der den Leidenden objektiv betrachtet, in der Vorſtellung deſſen, der in ſeine Lage eingeht, als nie enden könnend erſcheinen läßt. Alle Vorſtellungen von Vergangenheit und Zukunft ſchwinden, und ſo läßt uns die kritiſche Ruhe des Schmerzes in dem Moment der Gegenwart die Ewigkeit anſchauen. Wir ſchauen ſie an als Ewigkeit des Schmerzes, aus dem uns keine Hülfe löſen kann, als unendliche Hoffnungsloſigkeit, als unendliche Leere. In der Unendlichkeit des Eindruckes, den wir in uns aufnehmen, iſt uns zugleich ein neuer Maßſtab für unſer eigenes Weſen gegeben; wir fühlen uns dem Unendlichen, das uns berührt, gleich, da unſere Kraft ihm entgegenſtehend es zwar nicht überwindet, aber doch auch nicht erliegend verſinkt. Wie die endliche Zeit vor dem inneren Auge des Menſchen im Schmerz verſchwindet, ſo auch alle endlichen Größen, die ihn ſonſt ſcheinen überragen zu können. Er hat nichts mehr zu fürchten und zu hoffen, iſt nicht mehr von Menſchen zu beleidigen, ſteht nur dem Unendlichen noch frei gegenüber. Ein neuerer Tragiker hat dieſer Stimmung einen Ausdruck gegeben in den Worten:

> Die Seele, die ein großer Schmerz erfüllt,
> Tritt aus der Menſchheit Reihen ganz heraus.

So findet in der Ruhe der kritiſchen Pauſe im Seufzer und alſo im Laokoon, der ſie uns vorſtellt, die Gewalt des Schmerzes und die Erſtarrung der menſchlichen Seele vor demſelben in keineswegs gemäßigter Naturwahrheit ihren vollen ſinnlichen Ausdruck, und ſo nur konnten wir die Größe dieſes Kunſtwerks recht ermeſſen; denn, ſagt Leſſing, nichts iſt groß, was nicht wahr iſt."

Der Eindruck des Lokoon, den die endloſe Erſtarrung in der Kriſis zwiſchen Streben und Leiden macht, iſt aber nicht ein ſchöner, ſondern erhabener, da nicht jeder unſere Empfindung ſtörende Widerſpruch gelöſt erſcheint, ſondern noch ein Widerſpruch bleibt, über den wir nicht hinwegſehen können, der Kontraſt zwiſchen Streben und Leiden. „Wollen und Fühlen ſind ihrer Natur nach entgegengeſetzte Strömungen in dem Verkehr des inneren Menſchen mit dem, was außer ihm iſt. Sie durchkreuzen ſich ſtets, wenn ſie gleichzeitig in's Spiel geſetzt werden, und bedingen eben dadurch „das Wehen banger Erdgefühle," das vor den Wirkungen der Kunſt zum Schweigen kommen ſoll. Hier nun, im Seufzer und im Laokoon, kommt es nicht zum Schweigen, ſondern nur zum Stillſtand; denn wir erkennen deutlich, daß Streben und Leiden ſich zwar im Augenblicke nicht hin und her werfen, aber doch noch mit aller Gewalt gegen einander ſtemmen, wie wenn zwei Ringer momentan ſtillſtehen, weil keiner den anderen niederdrücken kann. Dies iſt keine Löſung, iſt nicht ſchön. Die Seele kann ſich ſelbſt nur ſchön empfinden, wenn Wollen und Fühlen ſich klar auseinandergeſetzt haben, ſo daß momentan nur eins von Beiden rein hervortritt; denn nichts iſt ſchön, was nicht klar iſt." Das Schöne muß aber ſtets das eigenthümliche Element und Grundgeſetz der Kunſt bleiben. Im Laokoon iſt die Aufgabe, die Klarheit des Schönen mit der Größe des Erhabenen zu verbinden, gelöſt in den beiden Nebenfiguren der Gruppe. „Die Söhne des Laokoon werden uns in der Lage gezeigt, in der ſich der Vater kurz vorher befunden hat und kurz nachher ſich befinden wird: der eine noch mit ſcheinbarer Möglichkeit des Erfolges gegen die Gefahr kämpfend, der andere in ſchon zum Tode ſich löſender Spannung ſeiner Kräfte. In dieſer weniger ruhigen Situation ſind aber auch ſie momentan angehalten durch den Blick auf den Vater, der ſich eben jetzt in der Kriſis zwiſchen beiden Zuſtänden befindet, und werden ſo in die Einheit des Eindruckes ſeiner kritiſchen Erſtarrung einbegriffen, indem der eine ſie vorempfindet, der andere im letzten ſchwachen Nachſeufzer abſchließt. So dienen ſie in ihrer räumlichen Neben- und Unterordnung dazu, den Blick des Beſchauers mit ihrem eigenen ſtets auf die Hauptſache zurückzulenken und die unnahbare Größe derſelben doch an das menſchlich Klarere für das Gefühl ebenſo anzuknüpfen, wie ſie ſelbſt durch die zwingende Gewalt der gottgeſandten Ungeheuer mit der Hauptperſon verknüpft ſind, und ſo tragen ſie als peripheriſch angefügte und doch völlig einbegriffene Beſtandtheile zur Wirkung des Ganzen bei."

Der Verfaſſer weiſt nach, daß ganz ähnlich, wie hier in dem plaſtiſchen Kunſtwerke, es auch in jeder beſſeren Tragödie einen kritiſchen Moment giebt, worin ſich der Konflikt, der eine Reihe von Thaten und Leiden des Helden beherrſcht, krampfhaft ſtarr, wie in der Pauſe des Seufzers bei Laokoon, zuſammenfaßt, und der ſo den eigentlichen Kern und Brennpunkt des Ganzen bildet. Aus ſolcher kritiſchen Spannung können wir uns nur löſen, wenn wir den Schmerz ſelbſt vergeſſen, aber im Bewußtſein bewahren, daß wir in ihm mit dem Unendlichen uns berührt und ihm in tapferer Gegenwehr ruhig Stand gehalten haben, und weil wir darin einen höheren Maßſtab unſeres eigenen Weſens erhalten, wird das Gefühl der Ruhe in der unendlichen Größe des Geiſtes aus der krampfhaften Spannung des Seufzers ſich erheben:

> Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide,
> Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude.

M.

Das heutige Erziehungsweſen und ſein objektiver Werth.*

II.

Von Peſtalozzi bis zur Gegenwart.

Nach der Einleitung, die neben Anderem eine Schul-Statiſtik von Preußen, Baiern, Württemberg, Hannover, Sachſen, Anhalt, Oeſterreich, Ungarn, Frankreich, England ꝛc., kurz aller civiliſirten und halbciviliſirten Länder enthält, wird auf Deutſchland und ſeine Schulen übergegangen.

„Den Chor des Geiſterreiches führt in der Neuzeit Deutſchland an." — „Das deutſche Volk iſt vorzugsweiſe das theoretiſche Volk, — es iſt die Intelligenz der Welt in der Neuzeit."

Dieſe Sätze würden ſich franzöſiſch noch beſſer machen und ſich dann vortrefflich eignen, uns ein Kompliment über unſere geiſtige Harmloſigkeit zu machen.

Fichte, Schelling, Hegel, Jakobi, Haman, Fichte, Lavater, Leſſing, Goethe, Schiller nehmen mit Recht die erſte Stelle ein, da ſie die eigentlichen Gründer der humanen Weltanſchauung ſind, welche jetzt die Welt erobert; auch von Alexander und Wilh. v. Humboldt und ihren Verdienſten um eine allumfaſſende Natur- und Sprachwiſſenſchaft wird gehandelt. Schade, daß der Herr Verfaſſer das köſtliche Wort Alexander's von Humboldt über unſer Erziehungsweſen nicht angeführt hat, auf das wir ſchon oben hingedeutet haben. Freilich iſt es nur beiläufig geſprochen worden und mit dem Zeitungsblatte, das es brachte, ſchnell verweht; indeß wir haben uns das Blatt aufbewahrt und wollen zum Beweiſe, daß unſere im erſten Artikel ausgeſprochenen Anſichten keineswegs zu ſtark ausgefallen ſind, davon Einiges mittheilen.

„Der arme Burſche," ſagte Alex. v. Humboldt im Spätſommer des Jahres 1855 zu einem ihn beſuchenden Pädagogen, „wird nach der von unſerem leidigen Zeitgeiſte gebotenen Weiſe mit Unterrichts-Gegenſtänden überfüllt und in Folge davon ſo arg geſchunden, daß ich gerechte Beſorgniſſe für den glücklichen Erfolg ſeiner geiſtigen Entwickelung habe. Ich habe ſchon mehrfach dieſe meine Beſorgniſſe geäußert, allein man antwortet mir immer, ich ſei kein Lehrer und verſtehe das nicht genau genug. Sie ſind nun Lehrer und theilen gewiß mit mir die Anſicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geiſtigen Ueberfütterung, bei der man das non multa, sed multum ganz aus dem Auge verliert, eine durchaus verwerfliche iſt. Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas Tüchtiges aus dem jungen Menſchen wird. Bei unſerer jetzigen Beſchulungsweiſe iſt das aber kaum möglich; *die geiſtige Selbſtändigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters* wird faſt unmöglich gemacht. Ich habe ſchon oft die Klage gehört, daß man unter unſern Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber ſehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Perſönlichkeiten finde, wie ſie zur Leitung der einzelnen Geſellſchaftskreiſe unumgänglich nöthig ſind. Sehr richtig iſt es, was ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, geleſen habe, daß unſere jetzige Schulbildung einem Prokruſtesbette gleich ſei. Was zu lang iſt, wird abgeſchnitten, und das zu kurz Scheinende ſo lange gedehnt, bis es die jetzt beliebte Mittelmäßigkeit erreicht hat. Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber ſie war naturhafter, ſie machte eine ſelbſtändige Entwickelung des Geiſtes möglich. Ich war 18 Jahr alt und konnte ſo gut, wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat ja doch noch ſo gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, ſo wäre ich leiblich und geiſtig zu Grunde gegangen."....

„Man könnte dieſe Art der Bildung, wenn man ein etwas unedleres Bild gebrauchen wollte, mit dem Nudeln der Gänſe vergleichen. Es ſetzt ſich blos Fett an, aber kein gutes geſundes Fleiſch. Eine mit ſich abgeſchloſſene Selbſtzufriedenheit, ein naſeweiſes Aburtheilen über Alles, das ſind in Folge davon Hauptzüge unſerer Jugend. Alle geiſtige Friſche, die zu einem erfolgreichen Univerſitäts-Studium durchaus erforderlich iſt,

---

* „Die Geſchichte der Pädagogik" ꝛc. Von Dr. Karl Schmidt. Vierter Aufl. Cöthen, Paul Schettler, 1862

Digitized by Google

geht verloren. Die jugendlichen Geiſter ſind jetzt die Knospen, die man im heißen Waſſer abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Hexenkeſſel moderner Erziehungskunſt verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademiſchen Lehrern haben darüber mir gegenüber ſchon bittere Klagen erhoben. Ich habe in Folge davon mehrfach Gelegenheit genommen, mit hochgeſtellten und einflußreichen Männern, die auf Abhülfe hätten hinwirken können, zu ſprechen; alle waren mit mir einverſtanden, aber doch iſt zur Abhülfe noch nichts geſchehen, und es beſtätigt ſich hier wieder, was ich einmal irgendwo geleſen zu haben mich erinnere. In Deutſchland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuſchaffen; nämlich eins, um ſie einzuſehen, das andere aber, um ſie zu beſeitigen.“

Wir glauben, Goethe würde nicht viel anders geurtheilt haben. Man denkt jetzt daran, überall dem Turnen und den leiblichen Uebungen einen größeren Spielraum einzuräumen. Wenn es nicht zu einer neuen, noch ärgeren Quälerei der ſchon geiſtig genug ausgenutzten Jugend führen, und ſeinen Zweck verfehlen ſoll, ſo wird man daran denken müſſen, eine dringend nöthige Erleichterung eintreten zu laſſen.

* * *

Hierauf wird zu den eigentlichen Pädagogen übergegangen, Peſtalozzi an der Spitze, welcher für die moderne Volksſchule maßgebend geblieben iſt, wie er ſelbſt unmittelbar an J. J. Rouſſeau anknüpft, deſſen Emil ihn, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, begeiſterte.

Es iſt eine rührende Geſchichte, zu leſen, wie der edle Schwärmer nach mancherlei zum Theil ſinnlich ſonderbaren Experimenten, die weſentlich eine praktiſche Anwendung Rouſſeauiſcher Gedanken waren, ſich entſchloß, Schulmeiſter zu werden, und was er dann für weitere Erfahrungen machen mußte, ohne an ſeinem Streben irre zu werden. Rouſſeau und Peſtalozzi verhalten ſich, wie Theorie und Praxis; während der erſtere trotz ſeiner menſchenfreundlichen Grundſätze, die er allen Vätern und Müttern zur Nachachtung empfahl, ſeine eigenen Kinder in's Findelhaus ſchickte, fing Peſtalozzi damit an, Bettelkinder von der Straße aufzuleſen, in ſein Haus zu nehmen — und, während er ſelbſt Noth litt und zum armen Manne wurde — zu verzärteln, ſo daß ſie bald maßlos in ihren Anſprüchen wurden, und, wenn dieſe nicht befriedigt wurden, meiſt wieder entliefen.

Bluntſchli, ein Mann, der während Peſtalozzi's Studirjahren eine gewiſſe väterliche Aufſicht über ihn geführt, kannte den berühmten Vater der Pädagogik, wenn er auf ſeinem Todtenbette dieſem rieth: „Wirf dich in keine Laufbahn, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, ſtille Laufbahn und laß dich, ohne einen Mann mit ruhiger Menſchen- und Sachkenntniß an deiner Seite zu haben, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein.“ Und doch hat Peſtalozzi's Stärke gerade in dieſem ſich ſelbſt vollſtändig vergeſſenden, völlig argloſem edlen Enthuſiasmus für das, was er als wahr erkannt hat, beſtanden. Er hat den Stand der Volksſchullehrer geſchaffen und es verſtanden, ihnen die Begeiſterung für die Erziehung des Menſchen einzuflößen, von denen ſie noch zehren, und die ſie auch als Nahrungsmittel dringend nöthig haben. Dieſe Selbſtachtung ihres Standes, das Bewußtſein ihrer Wichtigkeit im Organismus des bürgerlichen Gemeinweſens iſt ein bleibender Gewinn für die Schule ſelbſt geworden und ſoll nicht geſchmälert werden, wenn auch noch ſo viel über den Dünkel der Schulmeiſter geſpöttelt wird. Wir halten falſchen Dünkel unter allen Umſtänden für eine moraliſche Schwäche, aber wir finden es unrecht, wenn andere Stände ſich darüber aufhalten, daß der Lehrer ein Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Unentbehrlichkeit beſitzt. Man gebe z. B. nur den Schullehrern einen beſſern Gehalt, man gebe ihnen etwas ſchönere Titel und etwas höhere Orden, und wir ſind überzeugt, daß aus dem Schulmeiſter-Dünkel ſich ein Stolz entwickeln wird, der ſich wohl neben dem der Konſiſtorial-Räthe, Juſtiz-Räthe ꝛc. wird ſehen laſſen können.

Wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt in geiſtiger Beziehung dem Lehrer vielfach nur die Wahl gelaſſen, entweder ein großer Krakehler — oder ein großer Philoſoph, hoch hervorragend in allen Tugenden der Selbſtverleugnung und Asceſe zu werden, in denen ihm jedenfalls ſein geiſtlicher Vorgeſetzter nicht den Vorrang laſſen ſollte. Das iſt der ſchwere Widerſpruch der Zeit — Peſtalozzi und ſeine Schüler und Anhänger ſetzen den Volkslehrer allerlei ideale Mucken in den Kopf — und die Regulative wollen ſie wieder herausſchlagen, während die große Maſſe des betheiligten Publikums weiter nichts von ihnen verlangt, als daß ſie der hoffnungsvollen und dabei ungezogenen Jugend die Elementar-Kenntniſſe andreſſiren, die ſie zum Fortkommen braucht. Von dem noli me tangere, dem Streite zwiſchen Kirche und Staat, wo der Lehrer ſo oft zwiſchen zwei Feuer geräth, iſt gar nicht erſt zu reden. Andererſeits vermögen wir aber auch kein beſonderes Heil darin zu erblicken, wenn die Schule ganz und ungetheilt in die Macht des Staates, namentlich eines großen, übergehen ſollte. In dieſem Falle würde ſich, was bereits jetzt ſichtbar genug iſt, das ganze Schulweſen bald bureaukratiſch uniformiſiren und ſo formal werden, wie dies etwa in China und Frankreich der Fall iſt. Wenn unter uns wirklich das Prinzip des Selfgovernment lebendig wäre, dächten wir, müßte man eher auf den Gedanken gerathen, die Gemeinde wieder zum Patrone der Schule zu machen und dem Staate nur ein Oberaufſichtsrecht zuzugeſtehen. Dem Staate das Schulweſen ungetheilt in die Hand zu geben, gleichviel ob er Monarchie, Republik oder ſonſt was iſt, heißt ruere in servitium. Der Grundgedanke der Dreſſur — einer allgemein ſtaatlich approbirten und uniformirten, geiſtig-leiblichen Normal-Dreſſur, würde ſich überraſchend ſchnell verkörpern, und jeder geiſtigen Individualität und Eigenthümlichkeit in ihrer Entwickelung unüberſteigliche Schranken ſetzen. Iſt erſt beim Lehrer der Beamte die Hauptſache, dann Ade ſchöne Träume einer edlen Phantaſie, geiſtiger Schwung, höheres Streben nach dem Ideal.

Man kann ſagen, alle unſere großen und berühmten Männer ſind nicht durch — ſondern trotz der Pädagogik, die ſie ſchematiſiren wollte, — groß geworden — die junge Menſchheit läßt ſich nicht in dem Grade, wie die Pädagogik es ſich zutraut, nach Belieben modeln und zurichten, und dies um ſo weniger, als ſie den ſtrengeren Zuchtmitteln entſagen will, welche man früher für angemeſſen hielt.

Sagen wir es doch gerade und unumwunden heraus, der Einfluß der theoretiſch rationellen Pädagogik auf das wirkliche praktiſche Schulweſen iſt von ſehr geringer Bedeutung, und der Streit der Syſteme, an dem überhaupt nur ein ſehr kleiner Theil der praktiſch thätigen Lehrer Antheil nimmt, höchſtens in ſofern von Belang, als er dazu dienen kann, dem Lehrer eine neue Chicane zu bereiten. Ob das Syſtem von P. P. mehr rationaliſtiſch-verſtändig, oder mehr gläubig-gemüthlich iſt, bleibt ſich in praxi ziemlich gleich, da der rationaliſtiſche Lehrer nicht gläubig, und der Gläubige nicht rationaliſtiſch unterrichten wird.

Weiterhin geht der Verfaſſer auf die Peſtalozziſche Schule, auf Schwarz, Niemayer, Stephani, Dinter, Denzel, Zerenner, Harniſch, Dieſterweg über. Fröbels Kindergärten würden ſich in vieler Hinſicht empfehlen, wenn auch hier nicht viel zu viel beabſichtigt und verſprochen würde, was ſie nicht erfüllen können. Die Erziehung in den erſten Lebensjahren fällt doch wohl naturgemäß den Eltern zu, die auch naturgemäß nur die volle Liebe und Zuneigung zu ihren Kindern fühlen; ſie haben das Recht, denſelben ihren eigenen Charakter aufzuprägen, ſie haben die Pflicht, das Kind in ſeiner eigenſten Anlage und ſeinem Weſen zu beobachten und darnach ſeine Erziehung einzurichten. Die Kindergärten können ein Surrogat ſein für dieſe häusliche Erziehung bei Kindern, deren Eltern entweder ſie nicht zu leiten im Stande ſind, oder ſich derſelben aus nicht löblichen Gründen überheben — in ſo fern läßt ſich nichts dagegen einwenden — wollen ſie aber die Familie erſetzen, wollen ſie meinem Kinde eine ſolche äſthetiſch-wiſſenſchaftlich-humane Vorbildung durch Spielen angedeihen laſſen, wie ſie Fröbel entwickelt, ſo ſage ich: „Sie geben ſich hierin zu viele Mühe, Herr Fröbel, wenn Sie meinem Jungen durch Ihre Kinder-Gärtnerinnen ſchon Naturkunde, Botanik, kulturgeſchichtliche Andeutungen u. dergl. ſpielend beibringen wollen; es wird dem Kerlchen gar nichts ſchaden, wenn er noch ein bischen dumm bleibt. — Was Ihr Zeichnen, Flechten, Bauen, Papierfalten und dergl. betrifft, ſo treibt er das zur Genüge, iſt aber ſo eigenſinnig, auf meine ſpielend beizubringenden mathematiſchen Grundanſchauungen bei Betrachtung der Bälle u. ſ. w. ſo gut, wie gar nicht zu achten.“

Was lernen Kinder nicht oft in einer gut beaufſichtigten Elementarſchule von andern Kindern für Nichtswürdigkeiten? — und wer das Leben kennt, wird wiſſen, daß in Familien hohen wie niedern Standes die jungen Pflänzchen ſehr zeitig anfangen, in mancher Beziehung bedenklich für den Umgang mit anderen zu werden.

Die Erziehung kleiner Kinder bis zum Eintritt in die Elementarſchule iſt unſeres Erachtens Sache und Pflicht der Eltern, ſo weit ſie es im Stande ſind. Die Kinder-Gärtnerinnen mögen gebildet, ſorgſam, aufmerkſam und alles Mögliche ſein, den ſorgſamen Vater, die liebende Mutter werden ſie nicht erſetzen, den tiefen Einfluß auf das Gemüth des Kindes nicht erlangen, den jene haben; — wohl aber iſt die Ausſicht vorhanden, daß, nachdem der erſte Enthuſiasmus verflogen, eine neue Art Induſtrie-Erziehung ſich gebildet hat, welche bei der großen Bequemlichkeit der Einrichtung weſentlich dazu beiträgt, das Verhältniß zwiſchen Eltern

Digitized by Google

und Kindern zu einem ähnlichen zu machen, wie dies in Frankreich bereits der Fall iſt.

Weiterhin wird über die Einrichtung der niedern und höhern Volksſchule, der höhern Töchterſchule, das Schulweſen in der Schweiz, Privaterziehung, Prinzenerziehung, Lorinſer, Köchly, Brandt, Klapp, die Reform der Gymnaſien, ferner über die Univerſitäts-Bildung und ihre Heroen, Wolf, Böckh und noch unendlich viele Andere, auch im Auslande, in England, Amerika ꝛc. Befindliche, gehandelt. An einem reichem, ja überwuchernden Leben fehlt es auf dieſem Gebiete nicht; es iſt in neuerer Zeit Ungeheures geleiſtet worden, was die Verallgemeinerung von Kenntniſſen und Fertigkeiten betrifft: die Volksſchule, die Anſtalten für Blinde und Taubſtumme, die Schöpfung der Realſchule u. a. ſind großartige Denkmäler, die ſich unſere Zeit geſetzt hat; dabei aber läuft ſo ungemein viel Phantaſtiſches, Grillenhaftes, Verzwicktes, Unnatürliches nebenher, daß man dagegen wohl auf der Hut zu ſein hat, im Enthuſiasmus für den Fortſchritt der Menſchheit die wirklich nakte Thatſache zu überſehen. Vielfach ſpringt der ſchwärmeriſche Idealismus in einen rohen Materialismus, die pädagogiſche Kunſt in Selbſtbetrug der Lehrer und in jenen Cultus der Pedanterie um, zu welcher wir Deutſche einmal ein unbeſtrittenes Talent haben. Wir können ſagen, bei dieſen Idealen von Lehrern, Lehrmethode und Schule wird uns ſchwindlig, thut uns der Kopf weh! Was da z. B. (S. 521) für ein Gymnaſial-Lehrer verlangt wird, da iſt Plato, Ariſtoteles, Sokrates u. ſ. w., in eine Perſon vereinigt, noch gar nichts, was der Alles können, wiſſen, ſollen, wollen ſoll — eine Encyklopädie an Kenntnißreichthum, voll Selbſtgefühl, wie ein König, an Kritik ein Leſſing, an poetiſchem Sinn ein Goethe und Schiller, an Tiefe des Gedankens ein Kant, in Frömmigkeit, wer weiß was — und das Alles für 4—600 Thaler Gehalt!

Schweden.

Eine offizielle Broſchüre über die ſkandinaviſche Frage.

Enthüllungen über die Marine.

In Nummer 1 dieſes Jahrgangs unſres Blattes brachten wir eine Auswahl Artikel, die den geleſenſten ſchwediſchen Zeitungen entnommen und ſich, mit alleiniger Ausnahme der eines einzigen Blattes (Aftonbladet), ablehnend und ungünſtig über die bisherige Idee des Skandinavismus ausſprachen; man wollte im günſtigſten Falle nur von einer unbedingten Suprematie Schwedens etwas wiſſen. Aber eine ſolche, ſtatt der unbedingten Verſchmelzung der drei nordiſchen Nationalitäten in eine der vorhandenen oder zur Bildung einer neuen, iſt begreiflicherweiſe ſehr weit von der Verwirklichung der den Schwärmern bisher vorſchwebenden unklaren Idee entfernt, und der ausdrückliche Proteſt deſſelben Blattes, welches bisher für die Verwirklichung einer Verſchmelzung geeifert, nun aber als Muſter für den Zukunftsſtaat des Nordens einen Staatenbund nach Beuſt'ſcher Idee aufſtellte, war ebenſo geeignet, uns zerſplitterten Deutſchen ein mitleidiges Lächeln zu entlocken, als uns die Ueberzeugung aufzudrängen, daß es mit der chimäriſchen Idee des Skandinavismus vorbei ſei, und dies letztere um ſo mehr, als die erwähnten Auslaſſungen der ſchwediſchen Blätter in Dänemark eine ſehr verſchiedenartige Wirkung hervorriefen; die Eiderdänen verhehlten nämlich ſchlecht ihr Mißfallen, während die Berling'ſchen und andere Geſammtſtaatsmänner ihrer Spottluſt über die ſchwediſche Auffaſſung nordiſcher Brüderlichkeit freien Lauf ließen. Dies und der offen ausgeſprochene Konflikt mit Norwegen, eben wegen der Suprematie Schwedens in Unionsſachen, ſcheint in allerhöchſten Kreiſen, in denen man eine ſehr materielle Auffaſſung vom ätheriſchen Skandinavismus hat, die Nothwendigkeit offizieller Kundgebungen zu Gunſten deſſelben unwiderleglich klar gemacht zu haben.

So geſchah denn zur Wiederermunterung reſp. Gewinnung der beiden Parteien Dänemarks der bekannte Schritt des Grafen Manderſtröm, welcher die Einholung der großmächtlichen Sanction ſchon im Voraus zu einer ſchwediſchen Einmiſchung wie die von 1848, im Falle die Bundesexecution zur Ausführung käme, bezweckte. Daß dies Manöver entſchieden mißglückte, iſt bekannt; wenn auch die Mächte von der kecken Einmiſchung König Oskar's abſahen, ſo wurde doch die Regierung Carl's XV. dahin bedeutet, daß ſie ſich durchaus nicht in den deutſch-däniſchen Streit zu miſchen habe. Man hat ſich alſo die Ausſicht zur eventuellen Bewerkſtelligung einer Einmiſchung, die als fait accompli vielleicht hingegangen wäre, ſelbſt verſchloſſen. Durch dies Mißgeſchick ließ man ſich indeſſen nicht abſchrecken, ging vielmehr lebhaft auf das in Kopenhagen ausgeklügelte Projekt ein, die Entſcheidung eines parteiiſchen europäiſchen Kongreſſes in Sachen Deutſchland contra Dänemark anzurufen. Die Berufung ſollte aber ſchlauer Weiſe nicht von letzterem Lande ausgehen, welches ſich bei ſeiner bekannten Perfidie ſelbſt ſeinen beſten Freunden nicht ohne Hinterthür anvertrauen mag. Nun ſondirte die „befreundete Macht" vertraulich und beſcheiden bei allen Kabinetten und erhielt nicht ungünſtige Antworten, — aber o weh! als es zum wirklichen Antragſtellen kommen ſollte, ſtellte der däniſche Bruder plötzlich ſo unverſchämte Forderungen als Grundlagen ſeiner möglichen Gefügigkeit, daß ſelbſt der beſchränkteſte Verſtand hinreichen mußte, das Mißlingen des Planes vorherzuſehen. Schweden erſparte alſo die Stellung des Antrags und dadurch den Fluch des Lächerlichen und zog ſich mit dem gelinden Vorwurf des diplomatiſchen Vorwitzes im Rückfalle, aber unter mildernden Umſtänden, zurück.

Während ſo das Stockholmer Kabinet Alles aufgeboten hatte, um in Deutſchland mißliebige Erinnerungen an jenen Mann wachzurufen, der ſelbſt, als er nicht mehr zum Gefolge Bonaparte's gehörte, noch ſo zweideutig gegen Deutſchland und beſonders Preußen, deſſen Hauptſtadt er den Franzoſen preisgeben wollte, — handelte, behielt in Schweden und Norwegen Alles ſeine Alltags-Phyſiognomie; die beiden Unionsvölker ſtritten friedlich in Unionsſachen weiter, eher etwas mehr als vordem; die liberalen Blätter überhäuften die Regierung mit Vorwürfen, daß ſie dem Lande erſt Hoffnungen auf zeitgemäße Landes-Repräſentation gemacht und nun zu nichtigen Ausflüchten greiſe; „Aftonbladet" ließ dem Spott ſeines einzigen, aber ſechsnamigen Korreſpondenten freien Lauf — inſoweit ſein Raum nicht durch Lügen über Deutſchland und den Lobgeſang Eider-Dänemarks in Anſpruch genommen war. Kurzum, die Leute lebten in den Tag hinein, ohne auch nur eine Ahnung von der Gefahr zu haben, die ihnen von der deutſchen „Eroberungsluſt" und deutſcher Völkerwanderung drohte. Unter ſo bewandten Umſtänden hielt es die Regierung für gerathen, noch zu einem imperialiſtiſchen Hülfsmittel zu greifen — man gab alſo eine Broſchüre heraus, die unter dem Titel „Ueber die ſkandinaviſche Frage" (Om den skandinaviska frågan), angeblich von zwei bekannten Reichstags-Mitgliedern verfaßt, die offiziellen Anſichten den Inſaſſen der drei nordiſchen Reiche klar machen, beſonders aber der ſterbenden chimäriſchen Idee das Daſein noch ein Weilchen künſtlich verlängern ſollte. In Paris ließ man gleichzeitig ein derartiges Schriftchen, jedoch mit weiter geſtecktem Ziele, vom Stapel; dies ſcheint indeſſen jedoch ſchon verſchollen zu ſein. Der erſtgenannten Broſchüre wurde übrigens, um ihren offiziellen Urſprung anzudeuten, Portofreiheit auf der ſchwediſch-norwegiſchen Halbinſel gewährt.

Unſere Broſchüre handelt in drei Kapiteln vom Nationalitätsbegriff, von der Vereinigung Schwedens und Norwegens und vom Skandinavismus. Was ſie am meiſten auszeichnet, ſind die Menge der in ihr enthaltenen Widerſprüche, das Beſtreben, alle Maßregeln und Schritte, zu denen die Dynaſtie Bernadotte durch die Gewalt der Verhältniſſe wider ihren Willen gedrängt wurde, als freiwillige und ſtets auf die Förderung des Skandinavismus berechnete zu bezeichnen, überhaupt allen Segen, welcher die Halbinſel ſeit 50 Jahren überſchwemmt haben ſoll, der genannten Dynaſtie zuzuſchreiben. Weiter iſt das Beſtreben auffällig, die öffentliche Meinung fortwährend zu Gunſten Frankreichs zu ſtimmen und zwar in einer für jenes Reich und ſeinen Herrſcher ſehr ſchmeichelhaften Weiſe; dies verdient deutſcherſeits beſondere Beachtung, ebenſo die häufigen Verſuche, uns der ſchwediſchen und norwegiſchen Nation gegenüber in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen.

Zur näheren Betrachtung übergehend, finden wir in dem Kapitel vom Nationalitätsbegriff dieſen als das Widerſtandsvermögen gegen die nivellirende Civiliſation und als das Beſtreben dargeſtellt, eine eigene Civiliſation zu ſchaffen; auch wird behauptet, daß einige Nationalitäten zum Ausſterben beſtimmt ſcheinen, womit vielleicht die deutſche in Schleswig, in Elſaß-Lothringen und einigen andern Gegenden, ſowie die färöiſche und die finniſche (d. h. die der Suomalaiſet) gemeint iſt. Seite 7 findet ſich auch eine ſchnurrige Bemerkung über Preußen, welches, als in zweiter Reihe nach Oeſterreich und mehr wie Rußland, „von widerſtrebenden Nationalitäten zerriſſen" dargeſtellt wird; ebenſo befremdend, wenigſtens für eine Macht wie Schweden, iſt der Ausdruck „die fünf ſogenannten Großmächte," und die Auffaſſung der ruſſiſchen Politik, die nach dem Beſitze des Bosporus und der Weltherrſchaft nur deshalb ſtrebte, um Skandinavien verſchlingen zu können. Das heißt ſich doch zu wichtig gedacht.

Welcher Art man ſich das europäiſche Gleichgewicht wünſcht und welche gemüthliche Rolle dabei Deutſchland zugedacht, iſt S. 9 u. f. recht geſchmackvoll ausgedrückt. Es heißt daſelbſt u. A.: „— — Das

Digitized by Google

auf der Bahn des Nationaliſmus raſch vorwärtsgehende, dreiſt eingreifende, blitzſchnell handelnde Frankreich, die Pflegerin des Geſchmacks und der Anmuth, die Königin der Civiliſation (ſ. Geſchichte der Rheinpfalz, Hamburgs, Lübecks ꝛc., ſowie die Biographie des colonel carbonnade!); — auf der andern Seite England, das ruhige praktiſche England, der erklärte Widerſacher der Centraliſationsidee, der Tyrannei und des Deſpotiſmus (überall?), der „Abkömmling" der alten Vikinger (who burnt the houses of the Saxons and cut their throats!); — Skandinavien, das ſtammverwandte oder richtiger geſagt „Mutterland" der Engländer (dieſe Verwandlung der alten Vikinger in alte Damen mag ein Phyſiker erklären); Skandinavien, das „wahre Heimatsland" des Proteſtantiſmus (mit proteſtantiſcher Inquiſition und Verfolgung bis über das Grab hinaus!) und wohl noch einmal deſſen Stütze; das Bollwerk gegen den drohenden Slavenſtamm, der jederzeit Europa gefährlich iſt (auch ohne das Bündniß der Dänen mit den „edlen Slaven" incl. Ruſſen?); — und ſchließlich Deutſchland, das gelobte Land der ſtillen, ſorgfältigen Sammler (ſchweigenden Handlanger?), der gründlichen hiſtoriſchen Forſcher, der philoſophiſch (nicht praktiſch?) ſpeculirenden Denker, welches ſich durch ſeine Lage und Natur-Verhältniſſe zum Schiedsrichter (uneigennützigen Prozeß-Bezahler?) der Nachbarvölker eignet, durch ſeine Zerſplitterung aber den Einfluß auf die Weltbegebenheiten nicht beſitzt, den es haben könnte." — Für Spanien läßt man die Poeſie und Romantik, für Italien die Pflege der ſchönen Künſte, Wiſſenſchaften und die Vermittelung der antiken mit der modernen Weltbildung als Aufgaben! — „Seht da den Grund, auf dem das politiſche Gleichgewicht Europa's ruhen ſollte!" — Am Schluſſe dieſes poeſiereichen Kapitels wird noch behauptet, Karl Johann und ſeine ſchwediſchen Commiſſarien hätten aus freien Stücken den Freunden eines „erweiterten" Schwedens einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem ſie Norwegen als Unionsland anerkannten, obſchon am Anfange des nächſten Kapitels geſagt wird, man wüßte heute noch nicht recht, wie es beim Zuſtandekommen der Vereinigung zugegangen, nur ſo viel ſei gewiß, daß man froh war — nach dem Jahrhunderte alten Nationalhaß — eine, wenn auch noch ſo lockere Verbindung zwiſchen beiden Reichen hergeſtellt zu haben. In demſelben Kapitel wird dann wieder das offizielle Mißfallen zu erkennen gegeben, daß dieſe Verbindung von gewiſſer Seite als eine reine Perſonal-Union dargeſtellt wird und doch führt man S. 18 den Beweis, daß beide Reiche vollſtändig gleichgeſtellt ſind, daß ein Reich nicht das andere regieren ſoll, weshalb die gemeinſamen Angelegenheiten durch eine Regierung von Repräſentanten zu gleicher Zahl aus beiden Ländern bewirkt werde. In dieſer Weiſe gehen die Selbſtwiderlegungen fort, indem bald die ſchwediſche Superiorität, bald das Gegentheil nachgewieſen wird, letzteres freilich nicht ſo überzeugend wie erſteres. Dem ſchlummernden aber wieder aufgelebten Nationalhaß der Norweger wird auch Rechnung getragen, ebenſo der däniſchen Wirthſchaft in Norwegen, denn S. 34 heißt es, daß die Norweger eine erſt kürzlich zur Freiheit und zum National-Bewußtſein gekommene Nation ſind. Dann bekommt noch Aftonbladet eine gelinde Naſe, weil es Schweden den Norwegern als ein Land mittelalterlicher Barbarei, Feudalherrſchaft und (religiöſer!) Unterdrückung darſtelle, worin es gerade nicht ſo unrecht hat, jedoch der Luſt zur näheren Anſchließung entgegenarbeitet.

Das Kapitel vom Skandinaviſmus iſt jedenfalls das intereſſanteſte der ganzen Broſchüre. Es beginnt mit einem Rückblick auf die Zeit vor zwanzig Jahren, da man allerhöchſten Orts nicht recht wußte, ob die neue Idee zu den „demagogiſchen Umtrieben" (iſt deutſch gedruckt) oder zu den Lächerlichkeiten gerechnet werden ſollte; aber beim Streitrufe vom Süden her, „da Schaaren von Freiwilligen Dänemark zu Hülfe eilten," — und ihre Lection bekamen — „da auf des Königs Vorſtellung die Repräſentanten beider Länder die Abſendung von 17,000 Mann ſchwediſcher und 3000 Mann norwegiſcher Truppen billigten, um „nach alter Sitte" mit Blut die Stammes-Verwandtſchaft des Nordens zu beſiegeln, da ſah man, daß der Skandinaviſmus im Volke (?) tiefe Wurzeln geſchlagen hatte!" Nun, eine derartige Kundgebung darf nicht wieder ſtattfinden, wie wir am Anfange dieſes Artikels gezeigt haben, ſie möchte auch, wie wir weiterhin aus einer andern ſchwediſchen Schrift beweiſen werden, wirklich zu der beliebten „Blutbeſiegelung" führen, die doch immer unangenehmer ſchmeckt, als die fühnenſche und die fette ſchleswigſche Koſt, deren Genuß däniſcherſeits den Schweden nachträglich ſo oft vorgeworfen worden iſt.

Der Autor geht dann ſtatt vorwärts, noch weiter zurück, bis auf die erſten Symptome der ſkandinaviſchen Idee, die ſich im vorigen Jahrhundert in Gelehrtenkreiſen inſofern gezeigt haben ſollen, als man die Gründung einer Zeitſchrift „Skandinavisk Museum" vornahm, doch blieben die ſchwediſchen Beiträge aus, und Molbeck machte überdies auf „nationale" Bedenklichkeiten aufmerkſam, worauf das Unternehmen ungehört zu Grabe ging. Den wieder aufgelebten ſkandinaviſchen Naturforſcher-Zuſammenkünften giebt man ein ebenſo ungünſtiges Prognoſtikon. Das ſkandinaviſche Papiergeld Frederik's VI. ſcheint man in den offiziellen Kreiſen nicht zu kennen oder will es todtſchweigen, ſonſt hätte es als praktiſcher und rentabler Einheitsgedanke wohl Erwähnung gefunden. Beklagt wird das enge Sprachgebiet, was z. B. einen Berzelius zwang, ſeine Arbeiten in fremder Sprache herauszugeben, was um ſo bedauerlicher, da die ſkandinaviſchen Sprachen „ſich doch nicht mehr von einander unterſcheiden, wie Provinzial-Dialekte!" Soll jedenfalls heißen, für den, welcher ſie genau ſtudirt hat.

Sehr beſcheiden iſt man in den Erwartungen von der Kraft eines einigen Skandinaviens, von der man glaubt, daß ſie hinreichen würde, jeden äußern Angriff abzuwehren. Der Klaſſiker Ploug ſingt freilich

Die Kraft, welche konnte
„Die Welt beherrſchen"
Bettelte Brod
An fremdem Tiſch.

Was aber beſonders, inſtinktartig, unbewußt den Skandinaviſmus in's Leben zu rufen beſtimmt iſt, heißt es weiter, das iſt die grauſige Gefahr der Völkerwanderung, welche „ſchon Schleswig uſurpirt (!) und verdeutſcht hat, welche ſich ſtündlich in Jütland (!) ausbreitet und ſchon anfängt, ſich auf Schoonen (!!) zu werfen. „Warum" — heißt es weiter — „werden dieſe einwandernden Deutſchen nicht naturaliſirt gleich den Hunderttauſenden welche nach Amerika oder andern Staaten ziehen? warum bleiben ſie ewiglich Deutſche? Deshalb, weil es der National-Eitelkeit mehr ſchmeichelt, zu „„das* große Vaterland"" zu gehören, denn zum kleinen Dänemark; deshalb, weil das Nationalgefühl, richtig analyſirt, das Streben in ſich birgt, durch Erhöhung des Ganzen, dem man angehört, ſich ſelbſt zu erhöhen (etwas abweichend von der Anſicht im erſten Kapitel), weil man fühlt, daß dies möglich iſt, wenn man einer großen Nation angehört, die große Ziele hat (sic!), die entſcheidend in die Geſchicke der Welt eingreifen kann (sic!), nicht aber, wenn man das Kind einer kleinen, unbedeutenden, hinſchwindenden, langſam dem ſichern Tode entgegengehenden Nation iſt. Möge ſich das edle Nationalgefühl, welches in dem neugebornen norwegiſchen Volke lebt, nicht von der jugendlichen aber eitlen Hoffnung verblenden laſſen, daß es iſolirt dem zu widerſtehen vermöchte, was die Stärke der Naturgewalt hat (trotz des unpraktiſchen Speculirens?); denn wenn auch die deutſche Völkerwanderung jetzt noch nicht Norwegen bedroht, ſo kann doch die Zeit kommen ꝛc." — jam satis! — Armes Norwegen, wenn du nicht mehr jährlich, wie 1861, 7000 deiner Kinder durch Auswanderung verlieren wirſt, dann iſt es Zeit, eine deutſche Einwanderung zu befürchten. — Die Warnung vor ruſſiſcher Einwanderung im Norden, bewerkſtelligt durch das Niederlaſſen reicher Kaufleute in den norwegiſchen Küſtenſtädten, und die „bedenkliche Fürſorge," welche das große Slavenreich den umherwandernden Lappen erweiſt, die ebenfalls die norwegiſche Nationalität bedrohen ſollen, ſcheint nichts weiter als eine offizielle Sottiſe auf die Lebenskraft dieſer Nationalität.

Eine Einwanderung deutſcher Kulis ſoll indeſſen nicht zurückgewieſen werden, wenn man durch Vereinigung ſo ſtark geworden, daß Skandinavien zu den Großmächten gehört (S. 51), „und wie dieſe ungefährdet eine deutſche Auswanderung in ſich aufnehmen kann." Eine andere Vertröſtung auf derſelben Seite ſcheint zur Beruhigung der Kopenhagener Hauswirthe und der däniſchen Bureaukraten (incl. derer in Schleswig) angebracht zu ſein, — der Skandinaviſmus ſoll eben keinem perſönlichen Intereſſe hinderlich ſein, nur von der Stammesſelbſtſucht ſolle man laſſen und die Vorurtheile ausrotten, um der Vereinigung wenigſtens vorzuarbeiten!

Zum Schluß wird noch der Köder einer „unionellen Repräſentation in unionellen Angelegenheiten" hingeworfen, aber gleichzeitig gewarnt, in dem Zukunfts-Parlamente nicht zu viel Kraft mit Wortklaubereien zu verſchwenden — — ſollte man aber mit der Idee nicht zu Stande kommen, nun, dann bliebe jedem immer noch übrig, ſeinen eignen Weg zu gehen!

Wir ſcheiden von der wunderlichen Schrift, vermittelſt deren die ſchwediſche Regierung ihre diplomatiſchen Niederlagen ausgleichen und eine ſterbende Idee in's Leben zurückrufen wollte; ſie wird ebenſo wenig einen Begriff von der ſchwediſchen Diplomatie als Glauben an das Wiederauf-

* „Das große Vaterland" wird von unſern Widerſachern im Norden ſtets in deutſcher Sprache angeführt, es ſoll darin eine Art Verhöhnung liegen; der obige Sprachſchnitzer iſt in dieſem ſpeciellen Falle jedenfalls das kränkendſte bei der Sache.

Digitized by Google

leben des Skandinavismus erwecken. Letzteres giebt, während dies geſchrieben wird, der norwegiſchen und ſchwediſchen Jugend einen recht hübſchen Vorwand zu einem heitern Ausfluge nach Kopenhagen und Umgegend — wer will die Benutzung dieſer günſtigen Gelegenheit den lebensluſtigen jungen Leuten verdenken?

Lange vor dem Erſcheinen der eben beſprochenen Broſchüre hatten zwei höhere Flotten-Offiziere ſich das Ziel geſteckt, für die Hebung der verfallenen Marine ihres Landes den Kampf mit der Feder zu wagen und dies auch durch Herausgabe zweier Schriften erfolgreich bewerkſtelligt. Der eine der beiden Autoren, der ſich beim Namen nennt (Hjelm), wies in ſeiner Schrift „Die Erhaltung der ſchwediſchen Selbſtändigkeit hängt von der Organiſation einer aktiven Seewehr ab“ recht überzeugend nach, daß das gegenwärtig vorhandene ſchwediſche Flotten-Material nicht den geringſten Nutzen bei der Vertheidigung der heimiſchen Küſten gewähren könne, daß ſeine Erhaltung viel zu koſtſpielig und ſeine Beſchaffenheit durchaus nicht zeitgemäß ſei. Schweden bedürfe, ſeiner Anſicht nach, 15 eiſerne Korvetten, jede zu 500 Pferdekraft und 20 ſchweren Bomben-Kanonen, welche Fahrzeuge zuſammen 4575 Mann Beſatzung erforderten. Die jetzt vorhandenen Fahrzeuge ſolle man ſo ſchnell wie möglich verkaufen und das koſtſpielige See-Etabliſſement zu Carlskrona eingehen laſſen. Discretion mag ihn wohl davon abgehalten haben, eine Beſchreibung jener „großartigen“ Flotte (eingerichtet zu 30,000 Mann Beſatzung) zu geben, die Schweden gegenwärtig beſitzt, die aber weit unter der däniſchen ſteht, denn ſie zerfällt vor Alter und ihr einzig brauchbarer Theil, die Schraubenſchiffe, ſtehen in Dampfkraft und Bewaffnung ſelbſt der kleinen preußiſchen Flotte nach.* — Die Schrift des Oberſt Hjelm hat in maßgebenden Kreiſen weniger Entrüſtung hervorgerufen, als die des andern (anonymen) Autors, die unter dem Titel „Unſere Zeit und unſere Seewehr“ (Vår tid och vårt sjöförsvar) hauptſächlich den Zuſtand der ſchwediſchen Flottenmannſchaft enthüllte. Ihretwegen erhob ſich in den Zeitungen, von hohen und immer höher geſtellten Flotten-Offizieren ausgehend, ein wahrer Sturm des Unwillens gegen den vorwitzigen Enthüller, der vor aller Welt erzählt, daß das dienſttaugliche Perſonal der Flotte nur aus 228 Offizieren, 400 Matroſen und 280 Schiffsjungen beſteht, die übrigen Tauſende ſind für den Seedienſt gänzlich untaugliche Bauern, die weder ein gegebenes Kommando verſtehen, noch ein ſolches, wenn es ihnen vom betreffenden Matroſen (gewöhnlich durch eine handgreifliche Zeichenſprache) verdolmetſcht, ohne deſſen Hülfe ausführen können. Dieſe Bootsleute, wie man ſie nennt, wiſſen nicht eine Fregatte von einer Korvette zu unterſcheiden, kennen nicht die Flaggen der bekannteſten Nationen, verſtehen nicht einmal einem anlegenden Boote ein Tau zuzuwerfen, ja nur ſehr wenige von ihnen können ſchwimmen und keiner von ihnen geht freiwillig in’s Waſſer. Sobald ihre dreijährige Dienſtzeit, die ſie meiſt erſt im dreißigſten Lebensjahre antreten, beendet iſt, gehen ſie, ſo unſeemänniſch wie zuvor, aber gewöhnlich um einige ſchlechte Angewohnheiten bereichert, wieder an den Feldbau. Und mit ſolchen Leuten, auf vierzig- bis achtzigjährigen Kriegsſchiffen, möchte die ſchwediſche Regierung für Eider-Dänemark einen Kampf gegen Deutſchland wagen. Der Verfaſſer war 1849 Zeuge der deutſchen Schmach, denn er that auf der däniſchen Fregatte, welche Swinemünde blokirte, Dienſte. Er erklärt aber in ſeiner Bewunderung über die Thaten der däniſchen Seehelden vor jenem vollſtändig offnen Hafen, daß eine ſchwediſche Fregatte in derſelben Lage ſchwerlich Priſen aufgebracht, oder dies doch nur beim ruhigſten Wetter möglich gemacht hätte, bei einigermaßen erregter See aber Schwierigkeit gehabt hätte, ſich ſelber zu regieren. Jetzt haben ſich die Verhältniſſe vor Swinemünde etwas geändert und dürfte daher ein bloßer Seeräuberkrieg (Vikingetog) dort nicht ſo gemüthlich zu führen ſein wie 1848/49.

Jedenfalls hat ſich der Verfaſſer von „Vår tid och vårt sjöförsvar“ um ſein Vaterland ſehr verdient gemacht, indem er daſſelbe auf deſſen ſchwächſte Seite, auf ſeine doppelt morſche Kriegsflotte, aufmerkſam machte, — aber auch das Ausland, beſonders Deutſchland, wird ihm den Tribut der Dankbarkeit nicht verſagen; iſt doch ein genaues Erkennen der eigenen wie der fremden Kraft beſonders geeignet, ein gutes Einvernehmen zwiſchen den Nationen zu erhalten. **F. M.**

* Eine auf amtliche Quellen geſtützte Beſchreibung der ſchwediſchen Flotte findet ſich in einem der jüngſten Hefte der in Braunſchweig erſcheinenden Zeitſchrift „Unſere Tage.“

Paläſtina.

Das alte Jeruſalem und ſeine Bauwerke.*

Die vorliegende Schrift iſt ein Verſuch, aus alten und neuen Quellen die Lage und den Umfang der alten Mauern und Stadtbezirke Jeruſalems, die richtige Vertheilung der alten Stadtthore, Straßen und öffentlichen Plätze, die Größe und Form der Hauptgebäude, beſonders des Tempels in der verſchiedenen Geſtalt, die ihm Salomo, Serubabel und Herodes gegeben, zu beſtimmen.

Der Verfaſſer hofft, faſt ſämmtliche, das alte Jeruſalem betreffende archäologiſche Fragen, welche bis jetzt dem Scharfſinn ſo vieler Forſcher Trotz geboten haben, auf eine vollkommen befridigende Weiſe gelöſt zu haben. In wie weit dieſe Hoffnung gegründet iſt, das zu beurtheilen müſſen wir Archäologen und Architekten von Fach überlaſſen. Gegen manche Anſichten des Verfaſſers ließen ſich auch von anderer Seite Zweifel erheben, ſo gegen ſeine Deutungen des Wand- und Thürſchmuckes des Tempels, des ehernen Meeres, der beiden Tempelſäulen und dergl. Die Phantaſie kann aus ſolchen Bildwerken alles Beliebige herausleſen, wenn es darauf ankommt, vorgefaßten Meinungen eine Stütze zu geben. — Weil die Kanaaniter ihren Göttern Säulen errichteten, und Salomo zwei Säulen vor den Tempel ſtellte, ſo müſſen dieſe Baalsſäulen geweſen ſein, wenn auch Salomo ſie nicht als ſolche, ſondern mit den Namen Jachin und Boas benannte.

„Salomo wollte,“ ſagt der Verfaſſer, „entweder ſeinem Freunde, dem Könige Chiram zu Tyrus, einen unzweideutigen Beweis ſeiner religiöſen Toleranz, welche er mit den Kanaanitern getheilt zu haben ſcheint, geben, oder er folgte hierin überhaupt nur der Sitte ſeiner Zeit, vermöge welcher die Gottheiten anderer Cultus-Geſellſchaften vollkommen als ſolche anerkannt und deren Idole in die Tempel des eigenen Nationalgottes aufgenommen wurden, aber freilich hier nur eine untergeordnete Stellung erhielten. Auch die rechtgläubigen alten Iſraeliten können trotz ihres viel gerühmten reinen Montheismus von einer gewiſſen Anerkennung, die ſie den Gottheiten anderer Völker angedeihen ließen, keinesweges freigeſprochen werden, und Salomo’s tolerante Anſichten hinſichtlich der beiden Tempelſäulen erſcheinen gewiß bei weitem verzeihlicher, als der fanatiſche Zelotismus ſeiner ſpäteren Glaubensgenoſſen z. B. dem Herodianiſchen Adler oder den Fahnenbildern des Pontius Pilatus gegenüber.“

Die Toleranz Salomo’s und der alten Iſraeliten gegen fremde Culte brauchte nicht erſt künſtlich aus den Tempelſäulen bewieſen zu werden; die heilige Schrift erzählt davon, wie durch dieſe Toleranz alle Gräuel und Unſittlichkeiten des Moloch- und Baaldienſtes herrſchend wurden, und wie ſolcher Abfall von Gott ſpäter den Untergang des Reiches verſchuldete. Der reine Monotheismus iſt trotzdem nie aus dem Volke geſchwunden; ihn bewahrten und verkündeten ununterbrochen auch in jenen Zeiten gottbegeiſterte Männer, bis nach dem Exil die Gottes-Idee ſo das ganze Volk durchdrungen hatte, daß von nun an, an eine Vermittlung mit dem Heidenthume, unter welchem Namen auch immer, nicht mehr zu denken war. Darum widerſetzten ſich auch die Juden dem Herodianiſchen Adler als dem heidniſchen Embleme einer Herrſchaft, die alle Geſetze Gottes mit Füßen trat, und den Fahnen und Bildern der Römer, weil mit deren Annahme die Anerkennung des römiſchen Imperators nicht blos als Herrn, ſondern auch als eines Gottes, den man mit Opfern und Gebet verehren müſſe, verknüpft war. Sie wollten lieber ihre Exiſtenz ſelbſt auf’s Spiel ſetzen, als ſich freiwillig in die leibliche und geiſtige Knechtſchaft des Römerthums begeben. Will der Verfaſſer ſolchen Opfermuth Zelotismus nennen, ſo ſind alle Völker und Menſchen, die für eine höhere Idee in den Tod gingen, Zeloten geweſen.

Der Verfaſſer hat ſeine Anſchauungen aus dem Joſephus geſchöpft, dem Römlinge, der ſeinen Abfall von der Sache ſeines Volkes durch heuchleriſche Vermittlung gut zu machen ſuchte. Aus ihm giebt er uns auch die ausführliche Erzählung von dem letzten Kampfe und der Zerſtörung Jeruſalems, eine Zugabe, die den Umfang des Buches unnöthig vergrößert. Auch ſonſt flicht er weitläufige hiſtoriſche Berichte in ſeine archäologiſchen Entwicklungen ein; ſo erzählt er bei Gelegenheit der Beſchreibung der Burg Antonia und des Prätoriums ausführlich die ganze Leidensgeſchichte Jeſu nach den Evangelien, ohne daß man weiß, zu welchem Zwecke. Von ſeiner hiſtoriſchen Kritik giebt es kein günſtiges Zeugniß, daß er die angeblich im Jahre 1280 in der Stadt Aquila im König-

* Das alte Jeruſalem und ſeine Bauwerke, ein Beitrag zur bibliſchen Alterthumskunde von Guſtav Unruh. Langenſalza, Verlags-Comptoir, 1861.

Digitized by Google

reich Neapel aufgefundene und in einer Kapelle von Caſerta aufbewahrte Erzplatte, die das über Jeſus von Pilatus gefällte Todesurtheil in hebräiſcher Sprache enthalten ſoll, für ein echtes Document zu halten geneigt iſt.

M.

Nord-Amerika.

Szenen aus dem vorjährigen Feldzuge in Miſſouri.

Fremont und Sigel. — Die Verheerungen in Springfield.

Wir finden im „Atlantic Monthy“ eine Reihe Mittheilungen aus dem Herbſtfeldzuge des ehemals ſo gefeierten General Fremont, überſchrieben: Fremont's hundred days in Missouri, die manches Intereſſante, z. B. über den deutſchen General Sigel, namentlich aber über die Abberuſung Fremont's gerade beim Bevorſtehen einer Schlacht enthalten. Wir wollen daraus Einiges mittheilen, was für uns hinreichende Anſchaulichkeit beſitzt; denn Vieles, was dort erzählt wird, hat nur für den Amerikaner Intereſſe.

„Wenige Meilen ſüdlich von unſerem letzten Nachtlager (der Verfaſſer ſchreibt von Bolivar in Miſſouri aus, 26. October 1861) kamen wir auf eine weite Prairie, genannt die „Fünfundzwanzig-Meilen-Prairie.“ Es iſt eine wellenförmige Ebene, ſieben (engl.) Meilen breit und fünfundzwanzig lang. Man hatte die Abſicht, hier die Armee zu concentriren. Eine günſtigere Stellung zur Muſterung einer großen Streitmacht und für ihre Manöver kann nicht gefunden werden. Doch der Plan wurde geändert. Wir mußten nach Springfield eilen; ſonſt nahmen die Rebellen die Stadt, hoben White und unſere Verwundeten auf und warfen einen Schatten auf Zagonyi's (Ungar?) glänzenden Sieg.

Von der Prairie wegziehend, erreichten wir bald einen hübſchen Fluß. Hier hatte, unſern einer Farm am Ufer, Sigel die vergangene Nacht campirt, und die Reſte ſeiner Lagerfeuer zeigen ſich an dem Hügelabhange und den flachen Strecken am Bache hin. Da nach einer Stunde Warten der General nicht nachkam, brachen Oberſt Eaton und ich allein auf, und kamen auf eine Straße, die mit Sigel's Packwagen ganz bedeckt war. Alles giebt Zeugniß für die ungewöhnliche Energie und Wirkſamkeit dieſes Offiziers. Dieſen Morgen brach er vor Tagesanbruch auf und morgen Mittag iſt er in Springfield. Sein Train beſteht aus einem Materiale, das die meiſten Generale in Verzweiflung ſetzen würde.

Da ſind Maulthiergeſpanne, Ochſengeſpanne und in einigen Fällen Pferde, Maulthiere und Ochſen zuſammen. Da giebt es Armeewagen, Kutſchen, Möbelwagen, Leiterwagen, Karren u. ſ. w. — kurz jede Art von Thier und Fortſchaffungsmitteln, die man nur im Lande findet. Die meiſten unſerer Diviſions-Generale würden ſich geweigert haben, mit einem ſolchen Train auszurücken; aber Sigel hat ihn ſeinem Zwecke dienſtbar gemacht, und hier iſt er fünfzig Meilen vor jedem andern Offiziere voraus, und ſchleppt Price hinter ſich drein.....

Eine kleine Strecke weiterhin trug ſich eine luſtige Szene zu Die Straße vor uns wurde nahezu gefüllt von einer Frau mittleren Alters, dick genug, um das Original gewiſſer Bilder zu ſein, welche in den Jahrmarktsbuden eines Landſtädtchens auszuhängen pflegen.

„Sind Sie General Freemount?“ ſchrie ſie mit vor Wuth erſtickter Stimme.

„Ja,“ antwortete der General in ruhigem Tone, von der ſchrecklichen Verlegung ſeines Weges etwas verblüfft, und bemüht, ſein ſchwarzes Pferd in Ruhe zu bringen, welches vor dem großen dicken Weibe ebenſo erſchrocken war, als wenn es ein Artilleriepark geweſen wäre.

„Gut, Sie ſind der Mann, den ich brauche. Ich bin eine Wittwe. Ich bin geboren in Alt-Kentuck und bin eine Union und war immer eine Union und werde eine Union ſein bis zum Ende, vom reinſten Waſſer.“

Sie ſagte das mit einem erſtaunlichen Ernſt und großer Zungenfertigkeit, und ſchwieg, da die Adern ihres Geſichtes zum Platzen geſchwollen waren. Das ſchwarze Roß bäumte ſich von der einen Seite der Straße zur andern, und brachte die ganze Geſellſchaft in Unordnung.

Der General lüftete ſeine Mütze und frug: „Um was handelt es ſich, gute Frau?“

„Handeln, um was? hier handelt es ſich um genug. Ich habe den Soldaten ſtets gegeben, was ſie brauchten. Ich habe ihnen Truthühner und Hühner und Eier und Butter und Brot gegeben, und ich habe ſie nie übertheuert. Sie nahmen mein ganzes Getraide, und ich habe nichts geſagt. Ich habe ſie immer gut behandelt, denn ich bin eine Union, und mein Mann war auch Union, iſt aber vor länger als ſechs Jahren geſtorben.“

Abermals machte ſie eine Pauſe, weil ſie ganz roth vor Ereiferung geworden war.

„Aber ſagen Sie mir, was Sie jetzt wollen. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie zu Ihrem Rechte kommen,“ fiel der General ein..... es handelte ſich nämlich um ein Paar Ochſenketten, welche die Soldaten genommen. Ein paar Kerls, welche die Frau herbeirief, ein Neger und ein Weißer, taxirten ſie auf vier bis fünf Dollars — der General gab ihr einen goldenen Adler und nun ging ſie zu den wärmſten Dankſagungen über, da ſie ſo viel nicht erwartet hatte.

Als wir der Stadt (Springfield) nahe kamen, ſahen wir vielfache Beweiſe von dem ſchnellen Marſche, den Sigel gemacht. Wir kamen an einer großen Zahl Nachzügler vorüber. Einige lahmten auf der Straße fort, matt und mit wunden Füßen, andere lagen an der Seite des Weges und jeder Bauernhof war gefüllt mit Maroden. Eine oder zwei Meilen von Springfield überholten wir die Kadetten. Sie waren ſeit früh Morgens dreißig Meilen marſchirt, und hatten an einem Bache Halt gemacht, um ſich zu waſchen. Wie wir herankamen, ordnete Kolonel Marſhall die Reihen, die Fahnen wurden entfaltet, die Muſik ſpielte und die Kadetten marſchirten in Springfield in ſo guter Ordnung ein, als ob ſie eben aus dem Lager ausgerückt wären.

Es war ein Galatag in Springfield. Das Sternenbanner wehte aus Fenſtern und von den Dächern, und Frauen und Kinder ſtanden mit kleinen Fähnchen in der Hand an den Hausthüren, uns zu bewillkommnen. Es iſt dies die hübſcheſte Stadt, die ich in Miſſouri gefunden, und man kann die Spuren früheren Gedeihens und Wohlergehens, würdig eines Dorfes im Thale des Merrimack oder Geneſee, noch wohl erkennen. Sie hat ſchwer vom Kriege gelitten. Durch ſeine Lage iſt es der Schlüſſel von Süd-Miſſouri und alle entſcheidenden Schlachten um den Beſitz dieſer Gegend müſſen bei Springfield geſchlagen werden. Dies iſt die dritte Unionsarmee, die hier geweſen iſt, und die Konföderirten haben den Platz bereits zwei Mal inne gehabt. Als die Bundestruppen kamen, flohen die leitenden Seceſſioniſten, und als die Rebellen kamen, liefen die hervorragendſten Unionsleute fort.

So iſt es durch die Umſtände gekommen, daß die Stadt ihre vornehmſten Bürger verloren hat, und daß ihre Häuſer entweder leer ſtehen oder geplündert ſind. Die traurige Chronik des Krieges iſt geſchrieben auf abgedeckte Häuſer, verwüſtete Gärten, leere Magazine und einſam bleibende Wirthshäuſer. Der Markt (Kaufhaus?), welcher in der Mitte der „Plaza“ ſtand, wurde verwichene Nacht von einem ſchwachſinnigen alten Manne angeſteckt, der hier wohl bekannt, und den man bisher für ganz harmlos gehalten hatte. Jetzt ſteht er, eine ſchwarze Ruine, ein Typus der Verwüſtung, welche über der einſt glücklichen und wohlhabenden Stadt brütet.

Neben dem Kaufhaus ſteht ein maſſives Ziegelgebäude, neu erbaut — das Kreis-Gerichtshaus. Es wird als Spital benutzt, und man ſagte uns, daß die todten Gardiſten im Untergeſchoß lägen. — Kolonel Eaton und ich ſtiegen ab, und wir traten in ein langes, ſchmales Gemach, wo ſechzehn geiſterhafte Geſtalten in offenen Särgen aus unangeſtrichenem Fichtenholze an den Wänden entlang gereiht, da lagen. Alle waren mit Ausnahme eines einzigen erſchoſſen. Sie ſchienen leicht geſtorben zu ſein und vielen lag ein Lächeln auf dem Geſichte. Der Tod war ſo plötzlich gekommen, daß noch Farbe auf ihren knabenhaften Wangen lauerte, und ihnen den Anſchein von Wachsfiguren gab. Neben der Thür lag die mannhafte Geſtalt des Sergeanten der erſten Compagnie, welcher während des Marſches unmittelbar vor dem Generale ritt. Wir kannten ihn alle wohl. Er war ein Muſterſoldat: ſein Anzug war ſtets rein, ſein Pferd wohlgepflegt, das Geſchirr geputzt und die Säbelſcheide blank. Er lag ſo friedlich und ruhig da, wie im Schlafe; nur ein kleiner blauer Fleck zwiſchen der Naſe und dem linken Auge erzählte die Geſchichte ſeines Todes. Ihm gegenüber war etwas Schreckliches zu ſehen — die blutrünſtige, verſtümmelte und verrenkte Geſtalt eines helläugigen Burſchen von der Kentucky-Compagnie. Ich hatte oft ſein leichtfertiges, munteres an Irland erinnerndes Geſicht geſehen; und am Abende, wo die Garde das Lager verließ, brachte er mir einen Brief an ſeine Mutter, und plauderte von dem Jokus, den er in Springfield haben würde. Sein Leichnam wurde ſieben Meilen von dem Schlachtfelde, nakt ausgezogen, gefunden. Weder Schuß- noch Säbelwunde war an ihm ſichtbar, aber ſein Schädel war wohl von zwanzig Schlägen getroffen. Die Feiglinge hatten ihn gefangen genommen, auf der Flucht mit ſich geführt, und dann beraubt und erſchlagen.

„Nachdem wir das Spital verlaſſen, begegneten wir Major White,

Digitized by Google

den wir für gefangen hielten. Er iſt ganz krank von den Wirkungen der ausgeſtandenen Gefahr und Angſt. Mit ſeiner kleinen Bande von vierundzwanzig Mann hielt er die Stadt, die Verwundeten beſchützend, und für ſie ſorgend, bis Sigel kam.

„Das Hauptquartier wurde in der Wohnung des Kolonel Phelps, des Kongreß-Mitgliedes für den Diſtrikt, aufgeſchlagen, und unſere Zelte ſind jetzt vor und neben dem Hauſe gruppirt. Die Wagen kamen erſt um Mitternacht, und wir waren gezwungen, für unſer Abendbrot und Wohnung zu fouragiren. Eine Wittfrau, die in der Nähe wohnte, gab einem halben Dutzend Offizieren ein herrliches Mahl, und Major White und ich ſchliefen auf dem Flure ihres Beſuchzimmers.

„Dieſen Nachmittag wurden die Gardiſten feierlich beerdigt. Wir legten die Sechzehn in ein einziges großes Grab. Am Abhang eines grasbewachſenen Hügels, unter dem Schatten hoher Bäume, ſchlafen die braven Jungen in dem Boden, den ſie durch ihre Tapferkeit geheiligt haben.

Wir ſind ſo weit im Voraus, daß einige Beſorgniß herrſcht, wir könnten angegriffen werden, ehe die andern Diviſionen ankommen. Sigel hat nur 5000 Mann, und das Hinzukommen unſerer eigenen kleinen Kolonne macht die ganze Streitmacht von weniger, als 6000 Mann aus. Asboth iſt zwei Tagemärſche zurück, Mac-Kinſtry im Kartoffellande, ſiebzig Meilen nordwärts, und Pope etwa ebenſo fern.....

Folgendes iſt intereſſant in Bezug auf die Sklavenfrage, welche Fremont und ſein Heer praktiſch in Angriff genommen hatten, und wodurch er in Gegenſatz mit der Politik des Präſidenten gerieth.

„Springfield, den 30. Oktober. Asboth brachte dieſen Morgen ſeine Diviſion herein, und bald darauf kam Lane an der Spitze ſeiner Brigade. Es war ein ſcheckiger Aufzug, den die verzweifelten Fechter von Kanſas' Gränzen und ungefähr 200 Neger machten.

Die fortgelaufenen Neger ritten bewaffnet durch die Straßen, in ihren Sätteln hin und her ſchwankend, mit einem freundlichen Grinſen auf ihren erheiterten Geſichtern.

Die Frage, was man mit den flüchtigen Sklaven anfangen ſoll, iſt ein Gegenſtand, der ſich alle Tage aufdrängt. Lager und ſelbſt Hauptquartiere waren voll von ſolchen Ausläufern. Einige Neger kamen von St. Louis als Diener von Stabsoffizieren, und dieſe Leute bildeten eine Art Wachſamkeits-Behörde, um die Freiheit der Sklaven in unſerer Nachbarſchaft zu ſichern. Die neuen Ankömmlinge werden zu Arbeiten im Lager verwandt, und wir finden ſie ſehr nützlich — auch dienen ſie mit einem Eifer, der von ihrer lang unterdrückten Liebe zur Freiheit getragen wird. Die Offiziere der regelmäßigen Armee haben wenig Sympathie mit dieſem praktiſchen Abolitionismus; aber ganz anders iſt es bei den Volontärs und der großen Maſſe des Heers. Die Leute ſprechen nicht viel davon; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie beſonders tief nachdenken über die darin liegenden ſozialen und Rechts-Fragen; ſie ſind Abolitioniſten durch die unerbittliche Logik ihrer Lage; doch wie unwiſſend oder gedankenlos ſie auch ſein mögen, ſo wiſſen ſie doch, daß ſie hier mit Gefahr ihres Lebens ſind, und es mit einem grimmigen, wachſamen und unabläßig thätigen Feinde zu thun haben. Dieſen Feind zu unterwerfen, ihn zu lähmen und zu vernichten, iſt nicht blos ihre Pflicht, ſondern ihre Abſicht, auf welche der Inſtinkt der Selbſterhaltung alle ihre Energie concentrirt. Kann man ſich denken, daß Leute, welche, wie die Soldaten der Garde, die Rebellion recht bis in das Thal und den Schatten des Todes verfolgten, ſich Mühe geben werden, das Syſtem zu ſchützen, welches ihre Feinde zu dieſem ſchrecklichen Kampfe trieb, und ihre Kameraden in's frühzeitige Grab förderte? Wie können Geſetze oder Proclamationen Leute umſtimmen, die durch ſolche Erinnerungen aufgeſtachelt ſind? Die harten Geſetze der Thatſache ſchreiben die Bedingungen vor, nach welchen der Krieg geführt wird. Ein Verſuch, die Neger zurückzugeben, welche unſern Schutz ſuchen, würde die Armee demoraliſiren; ein Befehl, bei einer ſolchen Zurückgabe Beiſtand zu leiſten, würde als Hohn empfunden werden. Glücklicher Weiſe wird kein ſolcher Verſuch gemacht werden. So lange General Fremont im Kommando iſt, wird Niemand, Weißer oder Schwarzer, aus unſern Reihen in die Sklaverei zurückgeſchleppt werden. Die Fahne, der wir folgen, wird in der That das ſein, wie die Nation es nannte, ein Symbol der Freiheit für Alle.

„Den Tag darauf kam ein Farmer der Nachbarſchaft in unſer Quartier und ſuchte einen ausgeriſſenen Sklaven. Zufällig war der Flüchtling als Diener bei Oberſt Owen Lovejoy eingetreten. Einige Leute riethen dem Manne, ſich an den Oberſten zu wenden, und er trat alſo in das Zelt dieſes Offiziers und ſagte:

„Oberſt, man ſagt mir, Sie hätten meinen Burſchen Ben angenommen, der mir fortgelaufen iſt."

„Ihr Burſche?" rief der Oberſt, „ich wüßte nicht, daß ich von Ihnen einen Burſchen hätte."

„Ja, hier iſt er," fuhr der Mann fort, und zeigte auf einen Neger, der ſich näherte. „Ich wünſchte, daß Sie ihn mir auslieferten: Sie haben kein Recht an ihn; er iſt mein Sklave."

„Ihr Sklave," fuhr Oberſt Lovejoy auf, ihm entgegentretend. „Dieſer Menſch iſt mein Diener. Durch ſeine eigne Beiſtimmung iſt er in meinen Dienſten, und ich zahle ihm ſeine Arbeit, die er zu verkaufen und ich zu kaufen das Recht hat. Wagen Sie herzukommen und die Perſon meines Dieners zu beanſpruchen? Er hat Anſpruch auf meinen Schutz, und ſoll ihn haben. Ich rathe Ihnen, das Lager ſofort zu verlaſſen."

Der Farmer war verdutzt über die kühle Art und Weiſe, wie der Oberſt mit ihm fertig wurde, und ging haſtig fort. Später hörten wir, daß ſein Bruder und zwei Söhne von ihm in der Rebellenarmee dienten.

Als ein Beiſpiel der beſondern Art und Weiſe, in welcher manche der flüchtigen Sklaven unſer Mitgefühl anſprechen, will ich den Fall von Lanzy, einem meiner Diener, erwähnen. Er kam in mein Zelt den Morgen nach meiner Ankunft hierſelbſt, zerlumpt, hungrig, wundgelaufen und ermattet. Bei der Nachforſchung fand ich, daß ſeine Angabe wahr ſei. Er iſt beinahe weiß und der Sohn ſeines Herrn, der wenige Meilen weſtlich von hier wohnt, aber jetzt Capitän unter Price iſt — ein Umſtand, der mich gerade nicht geneigt macht, ihn zurückzugeben, wenn er verfolgt werden ſollte. Er iſt verheiratet — in der Weiſe, wie Sklaven gewöhnlich verheiratet ſind — und hat zwei Kinder. Doch ſeine Frau und natürlich auch ihre Kinder gehören einer Wittwe, deren Gut an ſeines Herren Farm ſtößt, und vor mehreren Monaten wurden, wie es die zuchtloſe Art des Landes erlaubt, Lanzy's Weib und kleine Kinder verkauft und den Red-River hinuntergeführt. Die Annäherung der Unionsarmee fürchtend, hatte vergangene Woche der Rebellen-Capitän Befehl geſandt, Lanzy und ſeine anderen Sklaven nach Arkanſas zu ſchaffen. Dieſer Plan wurde entdeckt, und Lanzy und ein ſehr alter Neger, den er Onkel nennt, flohen nächtlicher Weile. Mehrere Tage wanderten ſie durch die Wälder und erreichten zuletzt glücklich Springfield.

„Dieſer Fall iſt keineswegs auſſergewöhnlich. Man gehe zu jeder beliebigen von dieſen ſchwarzen Geſtalten, die um jenes Feuer herumſchlendern, und man wird eine ergreifende Geſchichte von Unterdrückung und Qual hören. Jeder Sklave, der athemlos in unſere Reihen gelaufen kommt, und den Schutz des Soldaten anfleht, wendet ſich an ihn nicht blos als einen mit einem Todfeinde fechtender Soldaten, ſondern ſpricht jeden edlen Inſtinkt ſeiner Mannhaftigkeit an.

Geſtern kamen dreiundfunfzig Delaware-Indianer aus Kanſas, um unter dem Generale zu dienen. Vor Jahren ſchon hatte er ſich die Delawaren zu Freunden gemacht, als er auf ſeiner erſten Forſchungsreiſe durch ihr Land kam. Auf die Nachricht, daß er auf dem Kriegspfade ſei, hat ihm der Stamm ſeine beſten jungen Krieger zugeſchickt. Sie ſind Abkömmlinge des berühmten Stammes, der einſt am Delaware wohnte und zum Sechsvölkerbunde gehörte — vor mehr als zweihundert Jahren die mächtigſte indianiſche Gemeinſchaft in Amerika. Ihre alte Tapferkeit iſt geblieben. Die Delawaren ſind gefürchtet über ſämmtliche Ebenen und ihre Kriegszüge ſind oft über die Rocky Mountains gegangen, und haben alle indianiſchen Stämme in Schrecken geſetzt.

Dieſe Männer ſind ſchöne Exemplare ihrer Race — hochgewachſen, leichtgebaut und behend. Sie reiten kleine zottige Pferdchen, unſcheinbar genug, aber dabei ſehr ausdauernd und munter. Bewaffnet ſind ſie mit der alten amerikaniſchen Büchſe, der traditionellen Waffe, die Cooper in die Hände ſeiner rothen Heroen giebt. Sie werden von einem Häuptlinge ihres Stammes angeführt, Fall-Leaf (Blätterfall), einem würdigen Manne, ſchon über den Mittag des Lebens hinaus, aber in ſeiner aufrechten Haltung und ſeinem dunklen Auge zeigend, daß das Feuer der Mannheit mit unverminderter Stärke lodert.

Ein weiterer Bericht vom 1. November gilt der Sachlage: „Es iſt gewiß, Price hat Neosho am Montag verlaſſen und rückt auf uns los. Wahrſcheinlich hat er gehört, wie ſchwach die Macht war, mit der Fremont hier anlangte, und denkt uns zu erdrücken, ehe die andern Diviſionen nachkommen. Wir haben ſelbſt einige Furcht davor gehabt, und alle Anſtalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung im Falle eines Angriffes ſind getroffen worden. Die beiden letzten Nächte haben wir auf unſern Waffen, die Pferde geſattelt und die Baggage gepackt, geſchlafen. Jetzt iſt alle Gefahr vorbei: ein Theil von Pope's Diviſion kam dieſen Morgen herein und Mc. Kingſtry iſt nahe bei der Hand.....

„Die Rebellen-Generale müſſen jetzt ihre Wahl treffen, ob ſie ſich von ihrer Operationsbaſis und ihren Zuzugsquellen abſchneiden laſſen,

Digitized by Google

oder eine Schlacht liefern wollen.... Wir ſind vollkommen vorbereitet. Hunter's Zögerung bringt uns nur um 22,000 Mann, 70 Stück Kanonen und etwa 4000 Mann Kavallerie (nach europäiſchen Begriffen würde das ſehr viel ſein!). In Anſicht unſerer Ueberlegenheit, was Bewaffnung, Disciplin und Ordnung betrifft, ſind wir unſerem Gegner mehr als gewachſen. Wir ſchlafen heute Nacht in ſteter Erwartung eines Angriffs: zwei Kanonen ſollen als Signal abgefeuert werden, daß der Feind zur Hand iſt.

2. November. — Die Kataſtrophe iſt eingetreten, die wir lange befürchtet, für die wir aber in keiner Weiſe vorbereitet waren. Dieſen Morgen, gegen 10 Uhr, während ich vor meinem Zelte ſtand, und mit einigen Freunden plauderte, ritt ein Offizier in der Uniform eines Capitäns vom Generalſtabe vor, und fragte die Ordonnanz, wo der General wohne? Er ging in das Haus, nach wenigen Minuten trat er wieder heraus und ritt davon. Ich erfuhr bald, daß er einen Befehl vom General Scott gebracht, der General Fremont benachrichtigte, daß er vorläufig ſeines Kommandos enthoben ſei und daſſelbe an den General-Major Hunter abzugeben, ſich ſelbſt aber ſchriftlich im Hauptquartiere der Armee zu melden habe. Der Befehl war urſprünglich vom 7 October datirt, aber das Datum war in den 24. verwandelt, wo derſelbe von St. Louis abging — derſelbe Tag, wo die Garden auf ihrer Expedition nach Springfield ausrückten.

Dieſer Befehl, welcher gerade am Vorabende der Entſcheidung die ſorgfältig vorbereiteten Pläne zum Scheitern brachte, auf denen des Generals Glück und in weitem Umfange das Glück des Landes abhing — welcher die Reſultate dreimonatlicher geduldiger Arbeit zerſtörte, indem er einem andern die prächtige Armee, die jener zuſammengebracht, organiſirt und equipirt hatte, und den Lorbeerkranz des Sieges übergab, welcher jetzt bei der erſten Berührung herabzufallen bereit iſt — dieſer Befehl, welcher ſo viele lang gehegte liebe Hoffnungen getäuſcht hat, wurde von unſerem hochherzigen General ohne ein Wort der Klage hingenommen. In ſeinem edlen Geiſte fand kein Zweifel, kein Zögern ſtatt. Er gehorchte ſofort und unbedingt. Er beauftragte Kolonel Eaton, den geeigneten Befehl zu erlaſſen, welcher dem General Hunter das Kommando übertrug, und, nachdem er eine kurze Anrede an die Soldaten, voll von Pathos und patriotiſcher Hingebung gehalten, ritt er aus, begleitet von den Delawaren, um die Stellungen ſüdlich vom Dorfe zu inſpiziren.

„Von Hunter hat man noch nichts gehört; drei Couriere ſind nach ihm abgeſandt worden. General Pope iſt jetzt hier im Kommando. Es verſteht ſich, daß die Armee, bis der kommandirende General ankommt, ſich in der Defenſive halten, und daß kein Gefecht ſtattfinden wird, außer im Falle eines Angriffs. General Fremont und ſein Stab gehen morgen nach St. Louis.

Dieſen Abend ritt ich durch Sigel's und Mc Kinſtry's Lager. Der Generalbefehl und die Lebewohladreſſe waren den Soldaten verleſen worden, und die Lagerfeuer waren von Gruppen erregter Soldaten umringt. Lebehochs auf Fremont von jeder Seite.

„3. November. Dieſen Morgen wurde es klar, daß das Zurücktreten des Generals vor der Ankunft Hunter's die Disciplin der Armee gefährden werde. Eine große Anzahl von Offizieren iſt um Abſchied eingekommen, und es hat ſtandhafter und ernſter Bemühungen von Seiten General Fremont's bedurft, ſie zum Bleiben zu veranlaſſen. Die leichteſte Ermuthigung der herrſchenden Unzufriedenheit, die er gäbe, würde die Diviſionen Sigel und Asboth desorganiſiren.

„Die Haltung des Feindes iſt drohend, und es ſcheint nicht möglich, eine Schlacht länger, als einige Stunden aufzuhalten. Große Maſſen Volks, die vor Price fliehen, ſind heut angekommen. Eine Recognition in der Richtung von Springfield iſt angeſtellt worden, und General Asboth hat einen Report erſtattet.....

Derſelbe wird nun wörtlich mitgetheilt. Price ſteht 20 Meilen nahe.

„Den ganzen Tag über beſuchten Offiziere General Fremont, und drängten ihn, die Schlacht zu liefern, ihm vorſtellend, daß, wenn man dieſe Gelegenheit vorübergehen ließe, Price, von der Stärke unſeres Heeres in Kentniß geſetzt, ſich zurückziehen, und daß es dann unmöglich ſein werde, ihn zu faſſen. Dieſen Abend beſuchten ihn 110 Offiziere in corpore. Sie ſtellten ſich im Halbkreiſe vor dem Hauſe auf, und einer aus der Zahl derſelben überreichte dem General eine Adreſſe voller Sympathie und Achtung, und forderte ihn ernſtlich auf, ſie gegen den Feind zu führen. Am Schluſſe der Zuſammenkunft ſagte der General, er erachte es als ſeine Pflicht, die dem Feinde angebotene Schlacht nicht zu vermeiden — und wenn General Hunter vor Mitternacht nicht anlange, ſo wolle er das Heer morgen früh mit Tagesanbruch vorwärts führen; ſie möchten dem gemäß ihre Kommandos benachrichtigen. Dieſe Ankündigung wurde mit lauten Cheers empfangen. Die Stabsoffiziere wurden ſofort mit den Weiſungen an Diviſions- und Brigade-Commandeurs expedirt, ſich zum Hauptquartiere zu begeben und ihre Ordres zu empfangen. Die Generale verſammelten ſich um acht Uhr, und die folgende Schlachtordnung wurde entworfen....

Asboth rechter Flügel, Mc Kinſtry Centrum, Sigel linker Flügel, Pope Reſerve.....

Die Neuigkeiten hatten ſich mit der Schnelle des Flugfeuers verbreitet. Als ich dieſen Abend, aus Mc Kinſtry's Quartier zurückkehrend, die Straße hinan galoppirte, war das ganze Lager lebendig. Der Enthuſiasmus war gränzenlos. Ueberal Soldaten, die ſich eifrig zum Kampfe vorbereiteten. Man packte Wagen, ſchliff Säbel, putzte Pferde, und reinigte die Musketen. Der Geiſt unſerer Leute verſpricht einen glänzenden Sieg.

„Mitternacht. Um elf Uhr trat General Hunter in den Kriegsrath im Hauptquartiere. General Fremont ſetzte ihm die Lage der Dinge, die Haltung des Feindes und die für den Morgen getroffenen Anſtalten auseinander, und legte dann in anmuthigſter Weiſe den Oberbefehl in ſeine Hand nieder.

„So ſind unſere Hoffnungen zu Waſſer geworden, und morgen richten wir unſere Blicke nach Norden. Hunter will morgen nicht vorrücken, und die Gelegenheit, Price's habhaft zu werden, wird wahrſcheinlich verloren ſein.

Am 4. November treffen wir Fremont's Stab bereits 25 Meilen nördlich von Springfield auf dem Wege heimwärts.

„Die Delawaren eröffneten den Zug, dann kam unſere Muſikbande, der General und ſein Stab folgten, dann kam die Leibgarde und die Scharfſchützen in Wagen ſchloſſen den Zug.

So rückte man durch's Lager.

Die Truppen ſchienen nicht zu wiſſen, daß der General abreiſen werde. Auf den Schall der Muſik kamen ſie herbei, und es fand ein ſehr unregelmäßiger Zudrang ſtatt. Der Abſchied, den nun Fremont nahm, war ſehr rührend. Kein lautes Lebehoch, aber viele gemüthliche, wehmüthige Zurufe: „Gott ſegne Euch, General" — „Im Lager ſind Eure Feinde nicht" — „Kommt wieder und liefert eine Schlacht; wir wollen für Euch fechten." — Der General ritt vollkommen ruhig hindurch, mit einem anmuthigen Lächeln im Geſichte, und den Leuten ſagend, er thue ſeine Pflicht und ſie möchten die ihre thun."

So ging der Zug des Generals nach St. Louis zurück. Der Berichterſtatter ſtellt noch eine längere Betrachtung über dieſe Abberufung Fremont's an, die er für unrecht und für ein großes Landesunglück hält. Er bedauert namentlich, daß es Fremont nicht vergönnt geweſen, in einer Schlacht ſeine Tüchtigkeit zu erweiſen, wobei er annimmt, daß derſelbe bei Springfield jedenfalls geſiegt haben würde; freilich eine Annahme, die einigermaſſen eigenthümlich iſt, wenn man erwägt, wie oft ſeitdem das Selbſtvertrauen der Yankees in Bezug auf das Kriegsglück getäuſcht worden iſt.

England.

Berichtigung.

(Eingeſandt.)

Aus der Feder eines mir perſönlich bekannten Korreſpondenten bringt das „Magazin" (Nr. 21) einen Artikel über meine Polemik gegen Gottfried Kinkel im Londoner „Hermann." Mir wird „Entſtellung," „boshafter Ton," „ſchmutzige Auslegung," „Gemeinheit," „Lüge," „boshafte Verleumdung" ꝛc. vorgeworfen, welchen Höflichkeiten dadurch die Spitze aufgeſetzt wird, daß ich ausdrücklich „profeſſioneller Verleumder" genannt werde. Letztere Bezeichnung nun verſtößt gegen den auch literariſch eingebürgerten Grundſatz, daß man Jemanden für einen Spitzbuben zwar halten, aber bei Leibe nicht nennen darf. Doch beabſichtige ich von meinem Klagerecht keinen Gebrauch zu machen, falls Eine verehrliche Redaction des „Magazin" durch Aufnahme einer ſachlichen Wiederlegung vorſtehender Schmähungen mir anderweitige Genugthuung gewährt, ein Verlangen, welches ich überdies nach Lage der deutſchen Preßgeſetzgebung zu fordern berechtigt bin und hiermit fordere.

Der Haupttheil meiner Beſchuldigungen im „Hermann" gegen Kinkel iſt nur der Wiederhall von Anklagen und Vorwürfen, welche ſchon vor zehn Jahren über ihn in der amerikaniſchen Preſſe ausgeſprochen, diskutirt und commentirt worden ſind.

Nach ſeiner Befreiung aus dem Zuchthauſe im Jahre 1851 reiſte Gottfried Kinkel, dem Beiſpiele Koſſuth's folgend, nach Amerika, um ſich dort als europäiſche Berühmtheit feiern zu laſſen. Während ſeiner Rundreiſe durch die Vereinigten Staaten kam ihm der induſtrielle Gedanke in

Digitized by Google

den Sinn, den Klang ſeines Namens zu benutzen, um ein „deutſches National-Anlehen zur Förderung der Revolution in Deutſchland“ auszuſchreiben. Er brachte ein Comité zu Stande, ließ „proviſoriſche Darlehnsſcheine“ drucken, garantirte den Abnehmern 5 Proc. Zinſen, Kapital nebſt Zinſen rückzahlbar nach Conſtituirung der deutſchen Republik, und es gelang ihm, den armen bethörten deutſchen Arbeitern in Amerika, auf welche die Speculation hauptſächlich gemünzt war, 10,582 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf. (in preußiſchem Gelde) gegen Einhändigung werthloſer, angeblich 5procentiger Interimsſcheine aus der Taſche zu locken.

Ueber dieſen Geſchäftsbetrieb war eine große Partei unter den deutſchen Flüchtlingen auf’s Aeußerſte empört. Freiligrath gab ſeiner Entrüſtung Worte, und ſchrieb am 16. Januar 1852 ein unter Anderem im „Morgenblatt“ veröffentlichtes Gedicht, worin er Kinkel und ſeine Anleihe-Reiſe verherrlicht. Es heißt darin:

„O Tezel, Tezel, nicht durch Ablaßzettel
Wirſt Du der Freiheit Feinde über’n Haufen;
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel,
Die Revolution läßt ſich nicht kaufen!
Du machſt das ſtolze Weib zur Bettel,
Von Thür zu Thür läſſeſt Du ſie laufen
Den allzeit offenen Ranzen um die Lenden
Und den beliebten Teller in den Händen.“

Und weiter unten giebt Freiligrath Herrn Kinkel treffend zu verſtehen, ihm ſei ſein Elend der Wieſenborn,

„An dem er lächelnd, ein Narciſſus! ſteht
Und Toilette macht. — Wie? — C’est salon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon.“

Mittlerweile war in Paris der coup d’État erfolgt. Dies Ereigniß brachte eine Spaltung im Kinkel’ſchen Comité hervor, in deren Verlauf ein Mitglied, der preußiſche Flüchtling Oskar Reichenbach, aus dem Comité austrat und am 8. Oktober 1852 eine Erklärung nebſt Rechnungsablage veröffentlichte, wodurch er ſich von dem Unternehmen losſagte, zugleich aber ausſprach: „Jedenfalls kann und werde ich den Bürgern Kinkel u. ſ. w. das Geld nicht übergeben.“ Dagegen forderte er die Actionäre auf, die proviſoriſchen Darlehnsſcheine gegen das in cassa befindliche Geld auszulöſen. Zur Niederlegung der Kaſſenverwaltung ꝛc., ſagt er, „beſtimmen mich politiſche und rechtliche Gründe.“ Politiſch nämlich wies er mit Recht darauf hin, daß nach dem coup d’État „nur politiſcher Charlatanismus oder revolutionäre Monomanie eine unperſönliche, thätig revolutionäre Verwendung der Gelder für möglich erklären könne.“ Ueber die „rechtlichen“ Gründe ſeiner Losſagung ließ er ſich nicht weiter aus und der augenſcheinlich compromittirte Gottfried Kinkel zog es vor, ebenfalls zu ſchweigen. Reichenbach’s Abſicht übrigens, den Actionären der „Revolutions-Anleihe“ ihr Geld zurückzuzahlen, gelangte deshalb nicht zur Ausführung, weil Herr Gottfried Kinkel gegen Reichenbach einen „Beſchluß“ erwirkte, welcher ihm die geſammelten, in Reichenbach’s Verwahrung befindlichen Gelder zur Fortführung des Geſchäfts in die Hände ſpielte. Vorher ſchon hatte er ſich die Koſten ſeiner auf eigene Speculation unternommenen amerikaniſchen Reiſe aus den geſammelten Fonds mit 1466 Thlr. 20 Sgr. (preußiſch) bezahlen laſſen. Bald darauf reiſte Herr Gottfried Kinkel mit der Revolutions-Kaſſe von Amerika nach London.

Innerhalb dieſer unleugbaren Thatſachen bewegte ſich meine Polemik gegen Gottfried Kinkel. Mit vieler Mühe, und nachdem er diverſe Ausweichungen verſucht hatte, zwang er ſich, meinen unverblümten Angriffen gegenüber, die Antwort vom Munde: „Dem Publikum und Jemandem, der zu ſolchen Geldern nichts beigetragen hat, noch beiträgt, ſchulde ich keine Rechenſchaft darüber.“ Well, replicirte ich, „der ironiſch ſein ſollenden Bemerkung des Herrn Kinkel, daß er mir keine Rechenſchaft ſchulde, ſetze ich, ohne ironiſch ſein zu wollen, die Thatſache entgegen, daß die Anleihe des Herrn Kinkel im „Statut“ ausdrücklich als eventuelle Schuld „deutſcher Nation“ figurirt, welche dafür mit einer Zinsſteuer von 5 Procent belaſtet wird. Ich habe alſo als Zinsbeſteuerter der Kinkel’ſchen Zukunfts-Republik gleich jedem anderen Deutſchen das unzweifelhafte „Recht,“ dieſe „Nationalſchuld der Zukunft“ zu prüfen.“ Und hierauf wußte Herr Kinkel nichts mehr zu erwidern; er ſchwieg, und ich weiß auch — warum.

Ich will zum Schluß noch auf den mir gemachten Spezialvorwurf eingehen, daß ich aus Kinkel’s Werken Stellen herausgeriſſen hätte, „die ich durch boshaften Ton und ſchmutzige Auslegung ſo recht zum Futter für gemeine Seelen gemacht hätte.“

Kinkel verfaßte, wie er angiebt, vor 17 Jahren ein „Auswanderungs-Gedicht,“ worin er einem deutſchen Mädchen nachruft:

„Das weiße Tuch um’s braune Haar geſchlungen
Mit Wangen roth, mit Augen deutſch und blau,
Du, munteres Mädchen, willſt den Zug auch wagen?
Die weiße Haut nur hüte Dir genau!
Arm fuhrſt Du aus des Vaterlandes Hafen,
Dort giebt Dein Blut ſchon Adel Dir und Stand;
Vielleicht gebeutſt Du ſelbſt noch über Sklaven
An eines farb’gen Pflanzers derber Hand.“

Mir gegenüber verwahrt ſich nun Kinkel dagegen, daß er der Sklaverei das Wort rede, wenn er jenem Mädchen prophezeihe, ſie könne vielleicht ſelbſt Sklavenhalterin werden, und recitirt zur beſſeren Beweisführung aus einem Freiligrath’ſchen Gedicht folgende Verſe:

„Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott ſchütz’ Euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude Eurer Bruſt beſchieden
Und Euren Feldern Reis und Mais!“

Ebenſo wenig, deducirt Kinkel, wie Freiligrath, weil er den Auswanderern Reis, ein Sklavenprodukt, zu bauen anrathet, als proslavery-man angeſehen werden könne, ebenſo wenig könne man ihm aus einer poetiſchen Licenz einen Vorwurf machen.

Darauf replicirte ich: „Einen ergötzlichen Beitrag zu ſeiner eigenen Charakteriſtik als Menſch, Logiker, Prediger und Poet giebt Herr Kinkel ſelbſt in ſeiner letzten Antwort an mich. Aus ihr erſieht nämlich jeder Sachkenner, daß die Kinkel’ſchen Auswanderungs-Reime nur eine plumpe Nachahmung des Freiligrath’ſchen Auswanderungs-Gedichts ſind. Aber wie verballhornt Herr Kinkel ſein Vorbild! Freiligrath wünſcht der „Bruſt,“ d. h. dem Herzen der Auswanderer „Freude.“ Herr Kinkel dagegen: „Die weiße Haut **nur** (ausdrücklich nichts Anderes) hüte Dir **genau**.“ Hätte ein Negerhändler die deutſche Auswandererin anders berathen können? Freiligrath wünſcht den Feldern der Auswanderer „Reis und Mais,“ d. h. Frucht. Aber Reis iſt ein Sklavenprodukt! Nun, deutſche Auswanderer, in Texas z. B., bauen die Baumwolle ſelbſt, obgleich der Amerikaner dies Produkt nur durch nigger bebauen läßt. Aber halt! ſagte ſich Herr Gottfried Kinkel, wenn Freiligrath den Feldern der Auswanderer „Reis und Mais“ wünſcht, ſo wünſcht er ihnen ganz im Geheimen Negerſklaven mit in den Kauf. So dachte Herr Gottfried Kinkel mit ſeinem eigenthümlichen „Menſchenverſtande,“ und flugs ſetzte er ſich hin, um den Freiligrath durch Ausführung dieſes glänzenden Einfalles zu überbieten. „Haut,“ „Blut,“ lehrt er das deutſche Mädchen, geben dir dort „ſchon Adel und Stand.“ Darum: halte nicht dein Herz rein, „ſondern die weiße Haut nur hüte dir genau.“ Dann bringſt du es als climax vielleicht noch dahin, „ſelbſt“ über „Sklaven“ zu gebieten, „an eines farb’gen Pächters derber Hand.“ Wenn Herr Kinkel dabei den Sklavenhalter „farbig“ nennt, iſt das mit dem Umſtande zu entſchuldigen, daß er ſich vor 17 Jahren mit Gottesgelahrtheit ſtatt mit Geographie befaßte.“

Und auch hierauf ſchwieg Herr Kinkel, und ich weiß, warum Herr Kinkel ſchweigt, wenn ſeine dichteriſche Originalität in Zweifel gezogen wird.

Liverpool, 7. Juni 1862. Wilhelm Eichhoff.

Nachſchrift der Redaction. Wir haben mit Rückſicht auf das von dem Einſender in Anſpruch genommene Recht der Vertheidigung die Aufnahme dieſer Berichtigung, ſoweit ſie nicht auch einen perſönlichen Angriff gegen einen unſerer Mitarbeiter enthielt, nicht verſagen mögen. Aber auch in Bezug auf den, unſerem Blatte fern ſtehenden, Herrn Gottfried Kinkel müſſen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bemerken, daß die Mehrzahl der in London lebenden, achtbaren Deutſchen, die über ihn von dem Einſender ausgeſprochene, geringſchätzige Meinung nicht theilt. Aus einer uns vorliegenden Londoner Korreſpondenz erſehen wir vielmehr, daß bei einem großen Bankett des deutſchen Nationalvereins in London, das dort am 28. Juni unter dem Vorſitze des Herrn Streit aus Coburg und unter Theilnahme der Herren Metz aus Darmſtadt, Max Wirth aus Frankfurt a. M. und anderer ehrenwerthen, deutſchen Männer ſtattgefunden, ein von einem Handwerker aus Offenbach, Namens Leſchmann, in begeiſterten Worten ausgebrachtes Hoch auf Gottfried Kinkel von der ganzen Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen wurde.

Mannigfaltiges.

— Deutſchland auf der Londoner Weltausſtellung. Ueber dieſes Thema leſen wir Folgendes in der „Süddeutſchen Zeitung“: „Sowohl der National-Verein auf ſeiner letzten allgemeinen Verſammlung in Heidelberg, als die Mehrheit des in Stuttgart verſammelten volkswirthſchaftlichen Kongreſſes hat ſich bekanntlich im vorigen Herbſte dafür intereſſirt, daß die deutſche Ausſtellung dieſes Mal in London als ein ungetheiltes zuſammenhängendes Ganzes erſcheine. Man wollte dort den aus aller Welt herbeigeſtrömten Fremden nicht abermals unſere zufällige ſtaatliche Zerriſſenheit, ſtatt unſerer geiſtigen und wirthſchaftlichen Einheit, zur Schau geſtellt wiſſen. Dieſer Trieb war ſo ſtark und ſo untadelig, daß er ſich ſelbſt die Regierungen unterwarf, und daß Herr v. Steinbeis in Stuttgart, der ſich am hartnäckigſten ſträubte, nicht nur unter den verſammelten deutſchen Volkswirthen, ſondern auch unter den Ausſtellungs-Referenten der deutſchen Miniſterien in einer beſchämenden Minderheit blieb. Er hoffte durch Trotz die Trennung zu erzwingen, die man ſeinen Scheingründen nicht zugeſtehen wollte; aber da man Miene machte Württemberg allein draußen bleiben zu laſſen, und da die preußiſche Regierung dies vorläufig dadurch andeutete, daß ſie zu den letzten Berathungen in Berlin nach Stuttgart gar keine Einladung mehr ſandte, ſo gab Herr v. Steinbeis als „der Klügere“ nach und ſcheute ſich nicht vor einer improviſirten Reiſe nach London im

Digitized by Google

kalten Monat Februar, um nur zu bewirken, daß der Würtemberg eingeräumte beſondere Raum nachträglich noch der Zollvereins-Abtheilung zugeſetzt und einverleibt werde. Bis ſoweit war alſo Alles im ſchönſten Zuge. Man durfte mit Fug erwarten, ganz Deutſchland außer dem anderweitig gebundenen Deutſchöſterreich werde in London eine Einheit darſtellen, und ſeine Ausſtellungs-Gegenſtände nicht mehr wie früher nach Ländern, ſondern nach techniſchen Gruppen auf dem von der ſchwarzrothgoldenen Fahne beſchatteten Raum vertheilen. Aber was in der Idee ſo erfreulich triumphirt hatte, das ſollte an dem Ungeſchick der Ausführenden dennoch ſcheitern. Es iſt Herrn v. Steinbeis und ſeinen etwaigen Geſinnungsgenoſſen gelungen, den Sieg des deutſchen Einheitsgedankens über eine particulariſtiſche Grille noch im letzten Augenblick in eine Niederlage zu verwandeln. Aus den Berichten von der Weltausſtellung iſt es bekannt, wie verhältnißmäßig ſchlecht ſich die deutſche Ausſtellung präſentirt. Namentlich im Vergleich zu Oeſterreich tritt ſie auf's empfindlichſte in den Schatten. Daran, daß die deutſchen Induſtriellen durchſchnittlich eine Auswahl mehr für einen Markt als für eine Ausſtellung getroffen hätten, wird es kaum liegen. An Bildung, Erfahrung und Urtheil fehlt es dieſem Stande bei uns nicht mehr, als irgendwo auch. Es liegt an ſolchen Nachtheilen, wie ſie ein geſchickter Bevollmächtigter zu vermeiden weiß, jedenfalls nicht ſammt und ſonders auf ſein Land treffen läßt. Die öſterreichiſche Abtheilung liegt nach Süden, und hat daher ſoviel Licht als die engliſche Sonne irgend hergeben will — die deutſche Abtheilung nach Norden. Die öſterreichiſche Abtheilung liegt ferner auf dem Wege zum Maſchinenraum, den Jedermann beſucht; ſie iſt alſo alle Tage von Morgens früh bis Abends ſpät gefüllt. Dazu dann die einheitliche Ausſtellung nach Gruppen, die Anordnung eines ſo befähigten Leiters wie des Ritter von Schwarz, und es iſt kein Wunder, wenn Oeſterreich uns für diesmal ausgeſtochen hat."

— Oeſterreich und der Zollverein. Ein Korreſpondent der „Süddeutſchen Zeitung" in Wien ſchreibt derſelben mit Bezug auf die von dem „Verein der öſterreichiſchen Induſtriellen" kürzlich ganz unerwarteter Weiſe ausgeſprochene Reſolution, in den deutſchen Zollverein eintreten zu wollen: „Unſer Miniſterium hat ſich der induſtriellen Frage bemächtigt, um damit die politiſche Frage in und für Deutſchland in einer ihm genehmen Weiſe zur Löſung zu bringen. Zu dieſem Behuf wurde der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag benützt, um unſere Induſtriellen mit Schrecken vor den Konſequenzen zu erfüllen. Nachdem Graf Rechberg diplomatiſch in Deutſchland ſo ziemlich fertig zu ſein ſcheint, will er ſich nun der ſchutzzöllneriſchen Sympathien der ſüddeutſchen Induſtriellen bedienen, um mittelſt derſelben entweder den Abſchluß des Handelsvertrags gänzlich zu hintertreiben, oder, falls dies nicht mehr möglich, durch eine in Ausſicht geſtellte gänzliche Zolleinigung mit Deutſchland oder mindeſtens mit Süddeutſchland Preußen zu iſoliren. Unſere gemüthlichen Schutzzöllner finden dies Projekt nun ganz plauſibel, beſonders deshalb, weil ſie ſich einbilden oder einreden laſſen, der Zollverein werde, wenn Oeſterreich ſeinen ſofortigen Eintritt erklärte, den jetzt beſtehenden Tarif beibehalten und ſodann durch Majoriſirung von Seiten der ſüddeutſchen und öſterreichiſchen Zollvereins-Mitglieder (nämlich nach vollbrachter Zolleinigung) ſogar zur Erhöhung des bisherigen Tarifes dem Auslande gegenüber genöthigt werden können! Und ſolche Plane werden bei uns noch ſehr ernſthaft und diplomatiſch ventilirt; die Herren Miniſter conferiren darüber mit den Koryphäen der induſtriellen Welt, die offiziöſen und andere dem heutigen Regime ergebene Organe, wie die „Preſſe" und die „Oſtdeutſche Poſt," ergehen ſich wenigſtens in myſteriöſen Andeutungen und wohlweiſen Leitartikeln darüber, und die Agitation findet endlich ſogar einen eigenen Mittelpunkt in dem neu entſtandenen „Verein der öſterreichiſchen Induſtriellen," einer Zwillings-Nachgeburt des Kerſtorff'ſchen Induſtrie-Vereins. Unſere Induſtriellen ſind bisher ſo wenig in den Schlichen der hohen Politik bewandert, oder ſo ſehr gewohnt, einem Miniſter kleine Gefälligkeiten nicht abzuſchlagen, daß ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, bereit ſind, ein handelspolitiſches Syſtem zu acceptiren, durch welches die öſterreichiſche Induſtrie in vielen ſehr wichtigen Branchen binnen kurzem zum völligen Stillſtand gebracht werden würde. „Oeſterreichs Eintritt in den Zollverein" iſt nun einmal die Tagesparole geworden, d. h. der Eintritt unter der Bedingung, daß der jetzige Tarif des Zollvereins beibehalten wird."

— General Bruce. Der Tod des General Bruce, Hofmeiſters (Governor) des Prinzen von Wales, iſt ein Ereigniß von einiger politiſchen Wichtigkeit. Als nämlich der jetzige Prinz von Wales die Knabenzeit hinter ſich hatte und zum Beſuch der Univerſität alt genug war, wählte Prinz Albert's gewiegtes Urtheil den General Bruce zum Mentor ſeines Sohns aus. Sehr ſtrenge und ungewöhnliche Vorkehrungen wurden getroffen, um ihm vor jeder Befleckung, vor jeder Berührung mit zweideutiger Genoſſenſchaft zu bewahren. Er wurde von ſeinem wachſamen Hüter Tag und Nacht buchſtäblich im Auge behalten. Selbſt ſein Schlafgemach war aller Orten ſo eingerichtet, daß er ohne Wiſſen des General Bruce das Zimmer nicht verlaſſen konnte. So war dem jungen Prinzen ein ganz ungewöhnlicher Zwang auferlegt — ein Zwang, welcher namentlich mit dem freien, friſchen und kecken Leben junger engliſcher Gentlemen ganz im Widerſpruch ſteht. Zur Ehre des General Bruce ſei es indeſſen geſagt, daß er ſich dieſer ebenſo unliebſamen wie außergewöhnlichen Pflicht mit ungemeinem Tact entledigte: der Prinz machte unter ſeiner Obhut in Canada und einigen europäiſchen Ländern einen höchſt günſtigen Eindruck, und der Hofmeiſter wußte ſich zugleich die Liebe und Achtung ſeines vornehmen Zöglings zu gewinnen und zu bewahren.

— Was thut dem deutſchen Handwerker noth? Ein Angehöriger des Herzogthums Sachſen-Meiningen, wo mit vielen anderen verrotteten Vorurtheilen auch noch das alte Zunftweſen herrſcht und die Handwerker im Zuſtande der Unmündigkeit und Hülfloſigkeit erhält, hat ein Büchlein unter dem Titel: „Wie wirkt das Zunftweſen auf das Einkommen des Handwerkers?" herausgegeben.* Wir können dieſes Büchlein nicht blos denjenigen unſerer deutſchen Leſer empfehlen, die noch unter gleichen Vorurtheilen und Zwangsverhältniſſen, wie die Sachſen-Meininger leben, ſondern auch denjenigen, welche bereits, wie die Preußen, vom Zunftzwang erlöſt waren, aber während der Herrſchaft der Reaction im Jahre 1849 wieder unter die Zuchtruthe der Gewerbeordnungen und des Innungszwanges zurückgeführt wurden. Der Verfaſſer der leſenswerthen kleinen Schrift geht von dem richtigen Gedanken aus, daß es nur Unkenntniß der volkswirthſchaftlichen Bedingungen ihres eigenen Gedeihens ſei, was die Handwerker in einzelnen Gegenden Deutſchlands auch heutzutage noch zu Anhängern des alten Zwangsſyſtemes mache. Deshalb entwickelt er zunächſt die allgemeinen Grundgeſetze der Volks-Arbeit und weiſt daran nach, wie die Zunftverfaſſung und mehr oder weniger Alles, was mit ihr auf gleichen Prinzipien ruht, dem Gedeihen des Handwerkes, das heutzutage mit der Konkurrenz der Fabriken und des ausländiſchen, freien Handwerks zu kämpfen habe, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg lege. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit — dies iſt das ſchließliche Reſultat ſeiner Schrift — können allein dem Handwerkerſtand in Deutſchland aufhelfen und ihn in den Stand ſetzen, ſich mit Hülfe freier Aſſociationen dem Fabrikweſen und der ausländiſchen Konkurrenz gegenüber mit Ehren zu erhalten.

— Melanthon's deutſcher Name. „Ob Melanthon's deutſcher Name," ſo ſchreibt uns ein gelehrter Gönner unſerer Zeitſchrift, „wirklich Schwarzerd, wie man bisher annahm, oder Schwarzert lautete, wie David Friedrich Strauß und Auguſt Friedrich Pott behaupten (S. Blätter f. lit. Unterhaltung, Nr. 24), bleibt noch immer zweifelhaft. Die Wahrſcheinlichkeit, daß Pott und Strauß recht haben, iſt immerhin zuzugeben; Namen, wie Weißert, Grunert und Andere, von Farben hergenommen, ſprechen gewiß dafür. Die Hauptſache in der Frage nach Melanthon's deutſchem Namen ſcheint mir aber nicht die zu ſein, wie derſelbe wohl urſprünglich gelautet haben müſſe oder könne, ſondern wie er zu ſeiner Zeit gelautet habe; ob Reuchlin's „fein ſtiliſirte Präciſirung" erſt den Namen Schwarzerd geſchaffen hat oder nicht. Schmidt in dem Leben Melanthon's (Elberfeld, 1861) pag. 2, findet es an ſich unwahrſcheinlich, daß Reuchlin zuerſt den Namen ſo umgewandelt hat und fügt hinzu: „Zudem begreift man nicht, warum auch Melanthon's Bruder Georg ſeinen Namen verändert hätte: der Umſtand, daß er ſich ſtets Schwarzerd ſchrieb, beweiſt für die Urſprünglichkeit der Form." Wir beſitzen außerdem ein latein. Gedicht von Melanthon aus dem Jahre 1510 im Corp. Ref. XX. pag. 765, in deſſen Unterſchrift er ſich Pulliſolus nennt. Der junge dreizehnjährige Student latiniſirte damit ohne Zweifel Schwarzerd, nicht Schwarzert. Zudem haben die alten Drucke des 16. Jahrhunderts alle dieſe Form. Jedenfalls war ſie die ſeit langer Zeit in der Familie übliche. Leider iſt mir Förſteman's Abhandlung in den „Studien und Kritiken" (1830, pag. 1), welche die Nachrichten über die Schwarzerde zuſammenſtellt, nicht zur Hand; dort ſind vielleicht noch andere urkundliche Beweiſe. Mir ſteht es feſt, daß Reuchlin die Form „Schwarzerd" vorfand und präciſirte: ob ſie ſich aus Schwarzert nach jenem, allen Sprachen eigenthümlichen Streben, bedeutungsloſen oder unverſtandenen Silben eine Bedeutung durch leiſe Umbeugungen zu geben (z. B. ἱεροσόλυμα, aurichalius aus ὀρειχ, Stob-

* Von F. H. — Hildburghauſen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung, 1862.

Digitized by Google

waſſer aus Stoßwaſſer ꝛc.) gebildet hat, iſt ſchwer zu entſcheiden, aber nicht unwahrſcheinlich.“

— Gefängnißweſen im heutigen Griechenland. Seit der Errichtung des griechiſchen Königreiches ſind in den verſchiedenen Verwaltungszweigen die wichtigſten Veränderungen und Verbeſſerungen vorgenommen worden; nur das Gefängnißweſen befindet ſich noch heute auf der Stufe der Unvollkommenheit, wie zu Anfange. Damit auch hier eine Beſſerung eintrete, hat es ein Grieche, K. N. Koſti, unternommen, ſeinen Landsleuten in der unten bezeichneten Schrift* das Ergebniß ſeiner Studien und Erfahrungen über dieſen wichtigen Zweig der öffentlichen Verwaltung mitzutheilen. Der Verfaſſer hat im Auftrage ſeiner Regierung die Muſtergefängniſſe in England, Frankreich und Deutſchland beſucht, und ſich eine genaue Kenntniß derſelben verſchafft; zugleich hat er die wichtigſten deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schriften über das Gefängnißweſen benutzt. Es liegt uns das erſte Bändchen ſeiner Studien vor. Es enthält nach einer kurzen Einleitung und einer hiſtoriſchen Ueberſicht des Gefängnißweſens im Alterthum und Mittelalter die Entwickelung der neueren Syſteme in Europa und Amerika und eine vergleichende Zuſammenſtellung der herrſchenden Syſteme der gemeinſamen Haft, der Einzelnhaft und der gemiſchten Art. Hierauf folgen die Abſchnitte über die verſchiedenen Mittel zur Beſſerung durch Arbeit, Unterricht und ſittliche und religiöſe Erziehung, über innere und Central-Verwaltung der Gefängniſſe, über die Haft jugendlicher Verbrecher und über Verbrecher-Kolonien, über ſogenannte Zwiſchen-Anſtalten (intermediate prisons), über die bedingte Freilaſſung, über Geſellſchaften zur Unterſtützung der Gefangenen und Entlaſſenen und endlich über Unterſuchungs-Gefängniſſe. Wir wünſchen der mit tüchtiger Sachkenntniß und in klarer Darſtellung verfaßten Schrift den beſten Erfolg, damit die Abſicht des Verfaſſers erreicht werde, daß ſie ſeine Landsleute auf die Nothwendigkeit einer Reorganiſation des Gefängnißweſens aufmerkſam mache und ſo dazu beitrage, Griechenland auch in dieſer Hinſicht dem civiliſirten Weſten näher zu bringen.

— „Neue Amerikaniſche Encyklopädie.“ Dieſe Encyklopädie, deren vollſtändiger Titel in der Anmerkung angegeben iſt,** gehört zu den zahlreichen Werken dieſer Art, die nach dem Muſter des Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon“ entſtanden ſind. Wie ſich von ſelbſt verſteht, ſind die amerikaniſchen Verhältniſſe darin mit größter Ausführlichkeit behandelt, namentlich was das Biographiſche betrifft, obwohl leider noch manche Perſonen fehlen, die ſich gerade in der neueſten Zeit einen Ruf erworben haben. Möglicherweiſe werden dieſe in einem Anhang nachgetragen werden. Für das Ausland haben ſich die Herausgeber meiſt an franzöſiſche und deutſche Quellen gehalten, wobei es allerdings nicht ohne Mißgriffe abgegangen iſt. Einen der ſeltſamſten blunders haben wir in dem nach „Unſere Zeit“ bearbeiteten Artikel über Schamyl bemerkt, in welchem, wohl durch mangelhaftes Verſtändniß des deutſchen Originals, der ruſſiſche General Wrangel in einen Feldherrn des Imam verwandelt worden iſt! Trotzdem wird die „Cyclopaedia“ als Nachſchlagebuch ihren Zweck nicht verfehlen, obgleich der Preis, etwa 4 Thaler für den Band, uns nach hieſigen Begriffen etwas hoch ſcheint.

— Ruſſiſche Encyklopädien. Vor einigen zwanzig Jahren wurde von dem Buchhändler Pluchart in Petersburg unter der Redaction des Herrn Gretſch ein „Ruſſiſches Encyklopädiſches Lexikon“ herausgegeben, welches man nach einem ſo großartigen Plan angelegt hatte, daß es mit dem ſiebzehnten Bande erſt bis zum Buchſtaben D (dem fünften des nicht weniger als vierunddreißig Buchſtaben zählenden ruſſiſchen Alphabets) gediehen war, als es aus Mangel an Unterſtützung von Seiten des Publikums einging. Im verfloſſenen Jahr iſt ein ähnliches Werk unter dem Titel „Encyklopädiſches Wörterbuch, zuſammengeſtellt von ruſſiſchen Gelehrten und Literaten,“ begonnen worden, welches an demſelben Gebrechen zu leiden ſcheint, als ſein Vorgänger, indem die erſten drei Bände nur von A bis Al reichen. Jeder Band koſtet übrigens die anſtändige Summe von vier Silberrubeln, ſo daß, wenn das Werk in demſelben Maßſtab fortgeſetzt würde, es alle europäiſchen Encyklopädien — vielleicht mit Ausnahme der Erſch-Gruber'ſchen — an Umfang, wie an Koſtſpieligkeit übertreffen dürfte. Die einzige Publication dieſer Art, die bisher in Rußland zu Ende geführt worden, iſt das von dem verſtorbenen General Seddeler herausgegebene „Militairiſch-encyklopädiſche Lexikon“ in zwölf Bänden, welches auch ſchon eine zweite Auflage erlebt hat.

— Leſevereine in Rußland. In Erman's „Archiv für die wiſſenſchaftliche Kunde von Rußland“ befindet ſich eine dem Knijny Wjestnik entlehnte, intereſſante Notiz über die Leſevereine, die ſeit einiger Zeit an den verſchiedenſten Punkten Rußlands auftauchen und großen Anklang zu finden ſcheinen.* Nicht allein in den größeren Städten, ſondern auch in ganz kleinen Städtchen und Flecken und ſogar in Dörfern haben ſich dergleichen Vereine gebildet, am zahlreichſten vielleicht in Sibirien, wo eine einzige Nummer des Knijny Wjestnik die Eröffnung von drei ſolchen Inſtituten in den Ortſchaften Kainsk, Gouvernement Tomsk, mit 2717 Einwohnern, Nijneudinsk, Gouv. Irkutsk, 2750 Einwohner und Tſchita, Provinz Transbaikalien, 1432 Einwohner, meldet. Ueberhaupt giebt ſich in Sibirien eine geiſtige Bewegung kund, welche die des europäiſchen Rußlands weit hinter ſich zurückzulaſſen verſpricht, was auch ganz natürlich iſt, da die dortige Bevölkerung unter viel günſtigeren Verhältniſſen lebt und nie das Herren und Knechte gleichmäßig herabwürdigende Leibeigenſchafts-Syſtem gekannt hat, mit deſſen Folgen das Mutterland jetzt zu kämpfen verurtheilt iſt. Charakteriſtiſch für den literariſchen Geſchmack des ruſſiſchen Publikums iſt übrigens ein Bericht über den Leſezirkel eines Herrn Tſcherenin in Moskau, aus welchem hervorgeht, daß im Laufe des Jahres 1860 ſeinen Abonnenten 33,316 Bände verabfolgt wurden, von denen 14,501 bellettriſtiſchen Inhalts, 14,387 Journale waren und nur 1192 zum Fache der Geſchichte, 781 zu dem der Geographie und Reiſebeſchreibungen, 529 zu dem der Naturwiſſenſchaften ꝛc. gehörten. Am häufigſten wurden die Schriften Turgenev's, Gontſcharov's, Bjelinsky's, Puſchkin's, Lermontov's, von Ueberſetzungen Alex. Dumas, Paul de Kock, Dickens, Walter Scott und Mrs. Beecher Stowe („Onkel Tom's Hütte“) verlangt. Von den Zeitſchriften wurde der Sowremennik, das freiſinnigſte unter den ruſſiſchen Journalen, am fleißigſten geleſen, und nach ihm der ruſſiſche „Kladderadatſch,“ Iskra (der Funke.)

— Spaniſch-norwegiſches und norwegiſch-ſpaniſches Wörterbuch. Den Angehörigen des ſkandinaviſchen Sprachgebiets wird das Studium moderner Sprachen beſonders dadurch erſchwert, daß es ihnen an Wörterbüchern gebricht und die vorhandenen, wegen ihrer geringen Auflage, ſtets ſehr hoch im Preiſe ſtehen müſſen. Ein Medium zur Erlernung des Spaniſchen exiſtirte in keinem der drei nordiſchen Reiche, nun hat aber ein fleißiger norwegiſcher Zollbeamte, Herr Frellſen, ein ſolches in der Zeit von 6 Jahren vollendet und im eigenen Verlage herausgegeben. Der wackere Mann hatte täglich nur wenige Stunden zur freien Verfügung, und dieſe verwendete er zu ſeiner mühſamen Arbeit. Das Wunderbarſte bei der Sache bleibt übrigens, daß er die ſpaniſche Sprache keineswegs genau kannte, vielmehr unter Benutzung und Vergleichung der betreffenden Wörterbücher derjenigen Sprachen, die ihm vollſtändig bekannt ſind, ſein Werk vollendete, und trotzdem ſoll er, nach dem Urtheile Sachverſtändiger, eine ſo korrekte Wiedergabe der Wortbedeutungen und der Feinheiten der ſpaniſchen Sprache ermöglicht haben, daß ſein 915 Seiten ſtarkes Lexikon nichts zu wünſchen übrig läßt. Ob daſſelbe aber in Schweden Verbreitung finden wird, ſteht ſehr dahin, da unter den dortigen gebildeten Ständen die Kenntniß des Deutſchen häufiger iſt, als die des Norwegiſchen.

— Deutſche Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. Von der autoriſirten Ueberſetzung des beliebten engliſchen Romans der Frau Henry Wood, „Eaſt Lynne,“ übertragen von Heinrich von Hammer, iſt kürzlich das dritte und vierte Bändchen ausgegeben worden, ebenſo der zweite und dritte Band des „Dolmetſcher,“ von Whyte Melville, überſetzt von Marie Scott.**

J. L.

* Μελέται περὶ φυλακῶν. Μέρος α΄, ἤτοι συνοπτικὴ ἔκθεσις τῶν διαφόρων περὶ φυλακῶν συστημάτων ἐν τῇ Ἑσπερίᾳ Εὐρώπῃ. Ὑπὸ Κ. Ν. Κωστῆ. Ἀθῆναι, ἐκ τοῦ τυπογραφείου Ἰω. Ἀγγελοπούλου. 1862.

** New American Cyclopaedia. A Popular Dictionary of Useful Knowledge. Edited by G. Ripley and Ch. A. Dana. New-York, 1859—1862. Vol. I—XIV. A—Sp. (Berlin, A. Aſher & Co.)

* Nach den letzten Berichten aus Petersburg ſind dort ſämmtliche vo[illegible] Leſe-Kabinete „wegen Ausgabe von Agitationsſchriften“ geſchloſſen worden; [illegible] dieſe Maßregel auf das ganze Reich ausgedehnt wird, iſt nicht angegeben und jedenfalls ſehr zu bedauern. Auch die Zeitſchrift „Sowremennik“ wurde ver[illegible]

** Leipzig, Voigt & Günther, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des Deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 30. Mittwoch, den 23. Juli 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Zur Geſchichte des Soldatenthums . . . 349
Der Zeitgeiſt und die Philoſophie . . . 352
England.
Deutſchland außer ſich und in London . . . 353
Belgien.
Der Nationalheros von Brüſſel . . . 354
Frankreich.
Wunderliche Heilige . . . „
Rußland.
Die ruſſiſche Ariſtokratie . . . 355
Nord-Amerika.
Fiſchzucht in Aquarien im Alterthum und in neueſter Zeit . . . 356
Mannigfaltiges.
Oeſterreich und der Verfaſſer der „Pentarchie“ . . . 359
Gervinus über Metternich . . . „
Preußens Geſchichte in Wort und Bild . . . „
Beurmann's afrikaniſche Entdeckungsreiſe . . . 360
Armſtrong-Kanonen . . . „
Neueſtes aus Island . . . „
Geiſtige Abſtumpfung der Italiäner . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte des Soldatenthums.

Herr Graf von Kanitz, preußiſcher Major und Flügeladjudant hat in der „Militairiſchen Geſellſchaft“ zu Potsdam in den Jahren 1855 bis 1858 eine Reihe von Vorträgen gehalten, die eine Charakteriſtik des deutſchen Soldatenlebens aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert geben. — Er hat dieſe Vorträge veröffentlicht, und dieſelben werden zur Förderung und Verbreitung ſpezialgeſchichtlicher Kenntniſſe jener Zeiten weſentlich beitragen.*

Zu den intereſſanteſten Kapiteln gehören unzweifelhaft die Schilderungen, die der Herr Verfaſſer von der Entſtehung und Organiſation der deutſchen Landsknechte und von dem Verfall des deutſchen Söldnerlebens durch die Greuel des dreißigjährigen Krieges giebt.

Wir verſuchen in Folgendem eine Zuſammenſtellung der weſentlichſten Angaben des Verfaſſers über dieſe beiden Punkte, und verweiſen in Betreff der höchſt intereſſanten Schilderungen von Kämpfen deutſcher Soldaten im Auslande — Tunis, Algier, Ungarn, Italien — auf das Buch ſelbſt.

Gegen Ende des Mittelalters war das Ritterweſen in gänzlichen Verfall gerathen. In Deutſchland war damals der Zuſammenhang der einzelnen Staaten ein lockerer; zwiſchen den Beſitzern der einzelnen Territorien führten Eiferſüchteleien, ſowie die Colliſion eingebildeter oder wirklicher Intereſſen zu beſtändigen Kämpfen. Der Kaiſer dachte vor Allem an die Kräftigung ſeiner Hausmacht, in zweiter Linie erſt an die Aufrechterhaltung der Ordnung im Reich. Hatte er hier auch die beſten Abſichten, ſo fehlte ihm oft Macht zur Ausführung heilſamer Maßregeln; die einzelnen Fürſten fanden es oft für beſſer, ihren eigenen Weg zu gehen und bei einer Reichsexecution war der Kaiſer meiſt auf den guten Willen der Executoren angewieſen.

In Frankreich, wo die Vaſallen längſt unterworfen waren, aber dem König noch Oppoſition zu machen vermochten, machte ſich das Bedürfniß des Königs nach einer gehorſamen, ſchlagbereiten Heeresmacht in höherem Grade geltend als in Deutſchland, denn die Oppoſition traf in Frankreich immer den König in ſeiner perſönlichen Würde und in ſeiner reellen Macht, in Deutſchland traf ſie zunächſt das Reich, den Kaiſer nur indirekt; in Frankreich hatten im Lauf des 15. Jahrhunderts die Könige den Verſuch gemacht, Ausländer anwerben zu laſſen, durch inländiſche Offiziere zu disziplinirten und für Staatskoſten beſtändig unter Waffen zu halten. Dieſe Soldtruppen hatten ſich bewährt, wenigſtens ſo lange der Sold nicht ausblieb, und Kaiſer Maximilian fühlte ſich gegen das Ende der Achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts veranlaßt, auch in Deutſchland einen Verſuch mit ſolchen Söldnern zu machen. Er bedurfte derſelben, um durch ihre alle Zeit bereite Hülfe ſeinen Abſichten für den allgemeinen Landfrieden eine materielle Unterſtützung zu geben, aber auch um ſeine auswärtigen Unternehmungen zu fördern. Er nahm damals das Erbe ſeiner verſtorbenen Gemahlin Maria von Burgund in Anſpruch — Die Bürger Flanderns und Brabants opponirten ſehr entſchieden gegen die Verbindung Burgunds mit Oeſterreich und der Kaiſer ſah voraus, daß Frankreich die beabſichtigte Gebietserweiterung des ſchon ohnedies ſo mächtigen Nachbars ſelbſt mit Waffengewalt zu verhindern ſuchen würde. Maximilian mußte ſich alſo rüſten und er brachte zuerſt aus den öſterreichiſchen Erblanden kräftige Land- und Stadt-Bewohner zuſammen, bewaffnete ſie mit Schwert und Spieß, ſtellte ſie in geſchloſſenen Haufen unter Führung bewährter Häupter und nannte ſie Landsknechte.

Die erſten Verſuche des Kaiſers hatten einen glänzenden Erfolg; von allen Seiten ſtrömten wehrhafte Männer zuſammen, und der Kaiſer gab den Maſſen eine taktiſche Gliederung und eine innere Disziplin, deren weſentliche Grundzüge folgende waren:

Sobald der Kaiſer Soldaten bedurfte, fertigte er einer Anzahl angeſehener Kriegsmänner, zu denen er Vertrauen hatte, Patente aus. Das Patent ernannte den Inhaber zum Feldobriſten eines Regiments und ertheilte ihm die Befugniß, die gehörige Anzahl Mannſchaften anzuwerben.

Ein ſolches Werbepatent lautete:

„Wir Maximilian ꝛc. Allen Churfürſten, Fürſten, Obrigkeiten, Unterthanen und Lieben Getreuen, weß Standes und Würden ſie ſeien, inſonderheit auch Unſeren fürſtlichen und erblichen Ländern unſern Gruß zuvor. Nachdem Wir aus bewegenden Urſachen beſchloſſen, zu Heiligen Römiſchen Reichs und Teutſcher Nation Wohlfahrt Unſer Heer durch eine Anzahl teutſchen Kriegsvolks zu vermehren und zu deſſen Werbung Unſern Hauptmann und des Reichs lieben Getreuen (Name:) beauftragt haben, ſo befehlen Wir und fordern hiermit männiglich auf, gedachten Unſern Hauptmann überall in Unſerm Reiche in Churfürſten- und Fürſtenthümern, ſo wie auch in Unſern fürſtlichen Erblanden öffentlich umſchlagen und Truppen für Unſern Dienſt annehmen zu laſſen, ihm darin auch nicht hinderlich zu ſein, vielmehr ſeine Unternehmungen nach allen Kräften ſo zu fördern, wie Wir dies aus obgeſagten Gründen gewärtigen.

„Urkundlich unter Unſrer eigenhändigen Unterſchrift und Kaiſerlichem Inſiegel ꝛc.“

Zugleich erhielt der Hauptmann den Artikelbrief d. h. die Geſetze, nach welchen die Soldaten behandelt werden ſollten. So war das Rechtsverfahren, die Stellung der einzelnen Chargen, der Sold, die Anzahl und Stärke der einzelnen Fähnlein und auch der Ort beſtimmt, an welchen der Hauptmann ſeine Landsknechte behufs Muſterung durch den vom

* Aus dem deutſchen Soldatenleben. Militairiſche Skizzen zur deutſchen Sittengeſchichte, von Rudolf Graf von Kanitz. Berlin, Wilhelm Herz, 1861.

Digitized by Google

Kaiſer beſtimmten Muſterherrn führen ſollte. Der Kommandirende wählte nun nach ſeinem Ermeſſen ſeinen Stellvertreter, und für jedes einzelne Fähnlein ſeinen Chef. Hierauf zog die Werbetrommel durch Stadt und Land, das kaiſerliche Werbepatent wurde öffentlich verleſen und in kurzer Zeit, beſonders wenn die Werbung von ſchon bekannten Kriegsleuten ausging, ſammelten ſich rüſtige Burſche, rechtlich und unbeſcholten — denn nur ſolchen war es anfangs geſtattet, in die Reihen der „frommen Landsknechte“ einzutreten — bekleidet mit Wamms und Schuhen und wohlbewehrt mit Harniſch, Schwert und Spieß oder Hellebarde, oder auch mit Armbruſt und Hackenbüchſe, um den Kriegsruhm des Oberſten zu theilen. Ein Jeder, der in das Fähnlein eintreten wollte, ließ ſeinen Namen in die Muſterrolle des Hauptmanns eintragen, ſich den weſentlichen Inhalt des Artikelbriefes mittheilen und ein gewiſſes Handgeld auszahlen, um ſich alsdann an dem feſtgeſetzten Tage auf dem im Werbepatent beſtimmten Platz zu geſtellen. — Hier hatte ſich nun der kaiſerliche Muſterherr, ein vornehmer Kriegsmann, bereits eingeſtellt und mit ihm ſeine Gehülfen, die Kriegsräthe und Muſterſchreiber; dieſe Commiſſion prüfte genau jeden einzelnen Knecht, der mit ſeinen Wehr und Waffen (denn ein Jeder war gehalten, ſich ſelbſt auszurüſten) durch das von drei Spießen nach Römerart gebildete Joch bei ihr vorüberziehen mußte. Wer nicht mindeſtens mit Schwert und Spieß bewaffnet, oder wer zu ſchwach oder gar gebrechlich war, wurde zurückgewieſen, dagegen auch diejenigen, die beſonders reichlich ausgerüſtet waren, die außer Schwert und Spieß noch mit Sturmhaube, Arm- und Beinſchienen, mit Rücken- und Ringkragen, ſo wie auch Alle die, welche mit Hackenbüchſen verſehen waren, hervorgezogen und zum Doppelſold bezeichnet wurden. Der einfache Monatsſold betrug 4 Gulden. Der Muſterherr hatte darauf zu ſehen, daß jedes unter einem eigenen Hauptmann ſtehende Fähnlein mindeſtens 400 Knechte zählte und daß kein Mann auf eines Andern Namen oder mit entlehnten Waffen durch das Joch ging, wodurch die Hauptleute ſich den Vortheil bereiteten, für mehr Mannſchaften den Sold zu beziehen, als in Wirklichkeit vorhanden waren. Dergleichen Uebervortheilungen, welche man mit dem Ausdruck „Finanziren“ bezeichnete, nahmen demungeachtet in der Folge immer mehr überhand, und man ſah ſolche Betrügereien für nicht eigentlich ungerechtfertigt an, wenigſtens dachte man in der Geſellſchaft von ſolchen Finanzirern ſo lange nicht ſchlecht, als ihnen nicht ein öffentlicher Prozeß gemacht worden war.

Hatte nun der Muſterherr ſeine Functionen beendet, ſo erfolgte die feierliche Uebernahme des Regiments durch den Oberſt, der zuweilen auch Kardinal genannt wurde. Er ließ Generalmarſch ſchlagen, ließ die verſammelten Krieger einen Kreis um ihn ſchließen, und ſetzte ihnen in kurzer gemüthlicher Anſprache den Zweck ihrer Thätigkeit auseinander, forderte ſie auf, ihrem Kriegsherrn für die Zeit, auf welche ſie angeworben, treu, hold und gewärtig zu ſein, den ihnen mitzutheilenden Artikelbrief treulich zu halten und dieſen ihren Willen in die Hände des Schultheiß zu beſchwören. Der Schultheiß war eine wichtige, einflußreiche Perſönlichkeit; bei jedem Regiment gab es nur Einen; in ſeiner Hand lag die Leitung des geſammten Rechtsverfahrens beim Regiment, bei Stand- und Kriegsgerichten hatte er den Vorſitz, Privatklagen einzelner Landsknechte wider einander, beſonders civilrechtlichen Inhalts, hatte er zu entſcheiden — ſein Amt entſprach etwa dem unſerer heutigen Auditeurs.

Nachdem der Eid geleiſtet, wurden die verſchiedenen hohen Aemter perſönlich durch den Oberſt dem Kreiſe vorgeſtellt, wobei Jeder dieſer Vorgeſetzten das Recht hatte, durch eine kurze Anſprache den Untergebenen ſeine Erwartungen oder ſeine Anforderungen kund zu geben. Zunächſt der Stellvertreter des Chefs, der Obriſtlieutenant, der Proviantmeiſter, der Pfennigmeiſter (der Rechnungsführer), der Quartiermeiſter und der Profoß. Der Profoß war öffentlicher Ankläger und Urtheilsvollſtrecker, ein gefürchteter Mann, aber zugleich hochgeachtet, mit dem Rang eines Hauptmanns. Er ſelbſt legte nie Hand an, dazu hatte er ſeine Schergen: den Stockmeiſter und die Steckenknechte, und den Freimann, den Scharfrichter mit ſeinem blutrothen Wamms. Folgende Worte geben etwa den Inhalt der Anſprache eines Profoßen: „Alſo lieben Landsknechte, dieweil ich Euch bin zu einem Profoß geordnet, ſo will ich Euch gebeten haben, Ihr wollet betrachten, was Ihr beſchworen habt auf dem Artikelbrief, demſelben getreu nachzukommen, und wollet gut Regiment führen und handhaben und Euch hüten vor Spielen, Vollſaufen, Balgen, Schelten, Schmachwort und andern desgleichen; denn ich muß darauf greifen und durch meine Steckenknechte in Eiſen legen, oder, wofür Gott ſei, Euch zu eigner Strafe überantworten, damit gut Regiment gehalten werde.“

Außer dieſen Chargen befand ſich bei jedem Regiment noch eine Perſon, für die wir in unſerer heutigen Militair-Verfaſſung nichts Analoges haben, nämlich ein Brandmeiſter mit ſeinen Brandknechten. Das im Kriege gebräuchliche Sengen, Brennen und Brandſchatzen wurde nämlich ſyſtematiſch betrieben; der Chef dieſer Schwefelbande hatte zwar Hauptmannsrang, war aber meiſt ein wilder und gemiedener Geſelle.

Der große Regimentstroß von Weibern, Dienſtgeſinde, Marketendern, Sudlern und Sudlerinnen — dieſen reinlichen Namen führte das Küchenperſonal — wurde von einem beſondern Beamten beaufſichtigt; dieſer Beamte hatte keine leichte Aufgabe, da er die Weiber und Kinder der Knechte, die meiſt ſchon im reifen Mannesalter ſtanden, und die anderen Weibsleute im Zaume halten mußte; namentlich im Lager und in der Herberge machte dieſer Troß viel Unruhe und Unordnung und der Inſpektor bedurfte alsdann des entſchiedenen Auftretens der ihm beigeordneten Rumormeiſter und ihrer Knechte, um Zank und Rauferei zu beenden.

Der Chef des Regiments, ſein Stellvertreter, und der Chef eines jeden Fähnleins hatten ein perſönliches Gefolge, das man den Staat nannte: einen Kaplan, Schreiber, Feldſcheer, mehrere Troßbuben. Der Hauptmann focht zu Fuß, der Oberſt allein kämpfte zu Roß.

In jedem Fähnlein war nächſt dem Chef und ſeinem Stellvertreter die wichtigſte Perſönlichkeit: der Fähndrich, gewöhnlich eine kräftige, hochgewachſene Mannesgeſtalt, vom Oberſten noch beſonders vermahnt und vereidigt, daß er Leib und Leben bei dem Fähnlein laſſen wolle. „Alſo — wie es in der Eidesformel hieß — daß, wenn er in die eine Hand geſchoſſen worden, er das Fähnlein in die andere nähme; würde auch dieſe geſchädigt, ſo wolle er das Fähnlein in den Mund nehmen und fliegen laſſen. Wofern er aber vor ſolchem Allem von dem Feinde ſollte überrungen werden, ſo wolle er ſich darein wickeln und Leib und Leben dabei und darinnen laſſen.“ Ein ſolches Fähnlein war übrigens eine große mächtige Fahnenſtange mit weit flatterndem Tuche; ſie war ſtets vor dem Zelt des Fähndrichs aufgepflanzt und nur, wenn Schimpf und Schande dem Fähnlein anklebte oder wenn ein geliebter Feldoberſter im Kampf erſchlagen und betrauert wurde, war das Fahnentuch zuſammengewickelt und die Spitze der Stange der Erde zugekehrt. Dem Befehle des Fähndrichs waren die bei jedem Fähnlein befindlichen zwei Spielleute ſpeziell untergeordnet. Jedes Spiel beſtand aus einem Trommler und einem Pfeifer; der Trommler hatte ſeinen Platz unmittelbar neben der Fahne, der Pfeifer mitten im Haufen. Die Trommeln waren ſehr groß, und es bedurfte kräftiger Glieder, um ſie zu tragen. Sie wurden gerührt, ſobald es zum Angriff ging und zwar in Abſätzen von fünf zu fünf Schlägen, welche Cadence die Landsknechte durch die Worte ſich einprägten: Hüt' dich Bau'r, ich komm! — jedenfalls ein Nachklang der beſtändigen Raufereien zwiſchen Landsknechten und Bauern.

Die Uniformirung der Landsknechte ließ Einheit durchaus vermiſſen. Helme, Hüte, Barets wechſelten mit einander in farbigem Gemiſch; Wamms und Hoſe waren in Schnitt, Stoff und Farbe ſo verſchieden wie Heimat und Herkunft ihrer Träger, und je nach dem Geſchmack und der Putzſucht der Einzelnen mehr oder weniger glänzend. Mit den zunehmenden Mißbräuchen, die ſich allmählich bei den durch Siege und glänzende Erfolge verwöhnten Landsknechten einſchlichen, überſchritt auch ihre Putzſucht und Eitelkeit alles Maß. Namentlich in der übertriebenen Weite der Beinkleider zeigte ſich die Prachtliebe des damaligen Geſchmacks, und es kann kaum Wunder nehmen, den hochwürdigen Dr. Muskulus, Oberhofprediger des Kurfürſten Joachim II. in Frankfurt a. d. Oder allen Ernſtes von der Kanzel herab wider den Hoſenteufel zu Felde ziehn zu ſehen, wenn wir leſen, daß ein Stutzer des 16. Jahrhunderts 40 Ellen niederländiſches Tuch zu ſeinen Beinkleidern gebrauchte.

Ebenſo buntſcheckig, wie mit der Bekleidung ſah es mit der Bewaffnung der Landsknechte aus: unförmliche Hackenbüchſen wechſelten in bunter Ordnung mit Hellebarden, Spießen, Streitkolben, Morgenſternen und mächtigen Schlachtſchwertern, eine Sammlung, wie man ſie jetzt etwa in alten Rüſtkammern vorfindet. Eine gleichförmige Bewaffnung und Uniformirung findet ſich erſt von der Zeit an, wo ſtehende Heere auch während des Friedens gehalten wurden, nur zuweilen kam es auch früher vor, daß einzelne ſchweizeriſche und Reichs-Städte ihre Fähnlein in gleichfarbige Wammſe einkleideten.

Daß der Aufzug der Landsknechte bei vorkommenden Gelegenheiten genial genug ausſah, beweiſt auch die allgemein geltende Sitte der Landsknechte, bei einem Sturm auf hochliegende Poſitionen, um leichter ſteigen zu können, die Kniebänder zu löſen, ſo daß die Strümpfe auf die Schuhe herabfielen.

Der Charakter der Landsknechte war, namentlich in früherer Zeit, rechtlich und brav, ihr Sinn heiter und friſch; es haben ſich aus jenen früheren Perioden noch einzelne Sprüche erhalten, welche ihren guten

Digitized by Google

Muth, aber auch ihre Redlichkeit und Ehrbarkeit bezeugen, und den Namen der „frommen Landsknechte" wohl gerechtfertigt erſcheinen laſſen:

Sollſt dich nicht beſaufen,
Aus dem Gefecht nicht laufen,
Gott den Herrn lobpreiſen,
Wohl verwahren dein Eiſen,
Auf dein Fähnlein blicken,
Dich in Mühſal ſchicken! —

Wer Lob und Ehr erlangen will,
Derſelb all' Zeit muß wachen viel;
Muß nit in Faulheit jubilir'n,
Sondern in ſein Schild und Helm führ'n:
Ehrnfreudigkeit, wachbar und rund,
Treu, männlich mit Herz und Mund.
Denn auß der faulen Rott und Art
Nie keiner zu kei'm Ritter ward.

Allein der Charakter der „frommen Landsknechte" veränderte ſich bald. Das 16. Jahrhundert, die Kämpfe zwiſchen Karl und Franz, die Kämpfe in Deutſchland, namentlich die religiöſen wandelten die Soldtruppen in einem Grade um, daß die von Maximilian feſtgeſetzen Artikel nicht mehr genügten, um ſie auch nur einigermaßen in Ordnung zu halten. Die Geſetze wurden ſtreng, aber die Thätigkeit des Profoßen wurde nur deſto ausgebreiteter.

So viel Gelegenheit zur Verwilderung die Landsknechte auch im 16. Jahrhundert fanden: — die eigentliche Quelle der faſt unmenſchlichen Roheit, welche ſich in jenen Kreiſen einniſtete, war doch der dreißigjährige Krieg.

Die einfachen, faſt zunftmäßig geordneten Verhältniſſe, unter denen die Fähnlein ſonſt aufgeſtellt worden, ſie waren längſt verſchwunden. Sonſt hatten nur unbeſcholtene Burſche Aufnahme gefunden, jetzt kümmerte ſich Niemand um die Vergangenheit des Soldaten; früher erfuhren ſie eine ordentliche Behandlung, ſo lange ſie ſich ordentlich hielten, jetzt waren Prügel an der Tagesordnung. Bei der Verwilderung, die in den Greueln des Krieges auch den Bürgerſtand ergriff, wich alle Ehrbarkeit aus der Reihe der Soldaten. Wer nicht arbeiten, aber recht luſtig und ſorglos leben wollte, wurde Soldat; die böſen Dünſte aller Länder ſtiegen auf und zogen ſich in Gewitterwolken zuſammen, die überall hin Angſt und Schrecken verbreiteten. Die Hefe des Volkes, das beutegierige, arbeitsſcheue, aller Zucht und Sitte abholde Geſindel bildete den Hauptkern des katholiſchen und nach Guſtav Adolph's Tode auch des proteſtantiſchen Heeres. Oft genug geſchah es, daß die Einwohner, nachdem ſie von räuberiſch herumziehenden Kriegshaufen geplündert, von Haus und Hof gejagt, ſammt den Ihrigen grauſam gemißhandelt waren, aus Verzweiflung und Rache und um dem Hungertode zu entgehen, in die Reihe der Peiniger, mochten es Freunde oder Feinde ſein, eintraten, um nun ihrerſeits eben ſo roh und zügellos zu hauſen.

Die beſſeren Soldaten wurden durch das böſe Beiſpiel, oft durch die Noth zum Rauben veranlaßt. Der Sold blieb nicht ſelten aus, die Söldner waren ſomit auf unrechtmäßigen Erwerb förmlich angewieſen, und hielten ſich auch dazu für berechtigt; ſchon war es ihnen bei ihrem Eintritt nicht mehr darum zu thun, Ruhm und Ehre zu ſammeln, vielmehr darum, auf die Autorität der öffentlichen Macht geſtützt, Beute zu machen und ein lockeres Leben zu führen; oder auch nur Hammer und nicht Amboß zu ſein, denn ein Drittes war in jenen Zeiten nicht möglich.

Auch die Führer theilten in den meiſten Fällen die Geſinnung des gemeinen Mannes, und bei ihren unverhältnißmäßig hohen Beſoldungen (das Gehalt eines Oberſten betrug monatlich 1000 Gulden) und dem Vortheil des größeren Beute-Antheils kam es ihnen weſentlich darauf an, den Krieg möglichſt in die Länge zu ziehen und jede Entſcheidungsſchlacht, die ihrer behaglichen Exiſtenz durch Sieg oder Niederlage ein Ende machen konnte, ſorgfältig zu vermeiden. Daher die Erſcheinung, daß zahlreiche Heere, welche mit Leichtigkeit den ſchwächeren Feind beſiegt, und den blutigen Krieg zu Ende geführt haben würden, jahrelang dem Kampfe auswichen, in nutzloſen Hin- und Hermärſchen, die nur dazu dienten, die ausgeſogenen Gegenden völlig zu verwüſten, die Zeit vergeudeten und ſchließlich, wenn die ſtets bankerotten Fürſten durchaus nicht zur Zahlung des längſt rückſtändigen Soldes zu bringen waren, aus Soldatenhaufen ſich in Räuberbanden verwandelten, wodurch im Weſentlichen nur ihr Name, nicht aber ihr Beruf eine Aenderung erfuhr.

Allein am ſchlimmſten trieben es nicht die in Reih und Glied unter Aufſicht ihrer Hauptleute und Oberſten einherziehenden Soldatenfähnlein; vielmehr wurde der tollſte Unfug von jenem räuberiſchen Geſindel verübt, welches neben und hinter den Marſchkolonnen zuchtlos ohne Aufſicht, ohne Haupt, als Marodeurs einherzogen. Dieſe Marodeurs, oder Merode-Brüder haben ihren Namen von einem Herrn von Merode; als dieſer Kavalier einſtmals ein neugeworbenes Regiment zur Armee brachte, fanden ſich die meiſten der Soldaten ſo ſchwach, daß ſie die Strapatzen des ordnungsmäßigen Marſchirens nicht vertrugen. Viele ſchleppten ſich fort außer Reihe und Glied, ſchloſſen ſich vorüberziehenden Haufen an, lagerten wohl auch zu zweien und dreien und, wie es in einer Chronik heißt, wo man einen oder mehr Kranke und Lahme auf dem Marſch, in den Häuſern, hinter den Zäunen und Hecken antraf und fragte: Weß Regiments? ſo war gemeiniglich die Antwort: von Merode. Davon entſprang, wie es in der Chronik weiter heißt, daß man endlich alle diejenigen, ſie wären gleich krank oder geſund, verwundet, oder nicht, wenn ſie nur außerhalb der Zugordnung daherzottelten, oder ſonſt nicht bei ihren Regimentern ihr Quartier im Felde nahmen, Merode-Brüder nannte, welche Burſche man zuvor Immenſchneider geheißen, denn ſie ſind wie die Brumſer in den Immenfäſſern (Bienenſtöcken), welche, wenn ſie ihren Stachel verloren haben, nicht mehr arbeiten, noch Honig machen, ſondern nur freſſen können. Sie berauben Alles, was ſie antreffen; und was ſie nicht genießen können, verderben ſie, ſo daß das Regiment, welches nach ihnen in ein Quartier kommt, oft nicht einen guten Trunk Waſſer findet. Sie haben keinen Wachtmeiſter, der ſie kommandirt, keinen Feldwebel, der ihnen das Wamms ausklopft, — ſie leben wie die Freiherren; wo es aber Etwas zu rauben, oder gar einen Beute-Antheil giebt, da ſind ſie gleich bei der Hand, wie des Teufels Vorreiter.

Wenn der Regimentsführer bei Laune war, oder wenn der Sold längere Zeit ausblieb, ſo verwandelte ſich das ganze Regiment in Merode Brüder; dann gab es ein allgemeines Rauben, Plündern und Brandſchatzen und es war gleichgültig, ob es dem Freunde oder dem Feinde galt; wie oft wußten die Krieger ſelbſt nicht, ob der Proteſtant der Feind ſei, oder der Katholik, da ſie heut den Schweden, in Kurzem den Kaiſerlichen dienten, oder auch den Spaniern oder Holländern. Man ſprach auch im Volke bald nicht mehr von den Truppen dieſes oder jenes befreundeten oder feindlichen Kriegsherrn; für Bürger und Bauer galt es gleich, da hieß es nur: die Soldaten! das waren Feinde, die man fliehen mußte, wie das hölliſche Feuer.

Zwar wurde anſcheinend eine ſtrenge, ja barbariſche Juſtiz geübt; wo ein Regiment lagerte, ermittelte ſofort der Profoß mit ſeinen Knechten einen geeigneten Platz, um Galgen und Rad aufzurichten, die auch faſt ununterbrochen in Thätigkeit waren, aber dies konnte den entmenſchten Sinn nicht dämpfen, vielmehr traten die öffentlichen, raffinirt langſam tödtenden Hinrichtungen die letzten Spuren menſchlichen Gefühls zu Boden.

Die Militairverfaſſung jener Zeit trug die weſentlichſte Schuld an dem gränzenloſen Elend, das der dreißigjährige Krieg über Deutſchland gebracht, an dem materiellen Ruin, an der ſittlichen Verderbniß, welche unſer Vaterland für ein Jahrhundert in die rohe und finſtere Barbarei zurückſchleuderte, nachdem die Aufklärung des 16. Jahrhunderts Licht, Freiheit, Geſittung und Wohlſtand zu verbreiten angefangen hatte. Jahrzehnte lang lagen öde, wüſt und unbebaut Landſtriche, die vorher blühend und volkreich geweſen waren. Es fehlte an Händen, die verfallenen Hütten wieder aufzurichten, zwei Drittheile der Bevölkerung waren hinweggerafft. Und wo es nicht an Händen gebrach, da gebrach es an Muth, an Vertrauen. Denn es war wohl Frieden geſchloſſen, aber es gab keine Sicherheit. Tauſende von Kriegsknechten, ihrer Dienſte entlaſſen, aber nicht gewillt, die zur Gewohnheit gewordene, bequeme Zügelloſigkeit aufzugeben, zogen als Räuber- und oft als Mörderbanden umher, mit Feuer und Blut ihren Weg kennzeichnend, und ganze Bevölkerungen mußten aufgeboten werden, um dieſe Miſſethäter wie wilde Raubthiere zu erſchlagen. Die Wenigen aber, die von den Kriegszügen zu ihren alten friedlichen Beſchäftigungen zurückkehren wollten, die nach dem heimatlichen Dorf ausſchauten, wo ſie eine traute Hand von Vater, Mutter, Geſchwiſtern zu finden hofften, ſie ſchauten oft vergebens aus: das Dorf war verſchwunden, oder es ſtand wohl noch, aber kein Menſch war darin zu finden. Unbeerdigte Leichen lagen auf den Straßen und Aeckern, ſie verweſten und erzeugten Seuchen, die an manchen Ortſchaften den Reſt der Bevölkerung decimirten. Noch heut' finden wir in Schleſien, in Sachſen, in Brandenburg von einſt reichen Flecken und Dörfern nur die Namen; über die Stelle, wo ſie ſtanden, geht der Pflug des Landmanns, um dann und wann unter der Erde einzelne Trümmer hervorzuſcharren, die letzten Ueberbleibſel blühender Ortſchaften.

Das waren die öffentlichen Zuſtände am Ende des Krieges; ſollten ſie enden, ſollte das Verbrechen und das Laſter aufhören, die Regel zu ſein, ſollte die Luſt an roher Zerſtörung der Liebe zum mühſamen Aufbau weichen, ſollte Vertrauen zur Erhaltung des Erworbenen, dieſe Grundbe-

Digitized by Google

dingung alles Erwerbes, zurückkehren, ſo mußte eine kraftvolle Hand, verbunden mit einem ſcharfen Auge, die Zügel ergreifen. Vom Kaiſer war Nichts zu erwarten: ſeine eigenen Lande, die auch die Greuel der Verwüſtung erfahren, beſchäftigten ihn vollauf, und war nicht die Hälfte der deutſchen Lande ihm Feindesgebiet geweſen, und war ſie es den regierenden Kreiſen in Wien nicht eigentlich noch? Die einzelnen Landesfürſten mußten ſich ſelbſt helfen.

In Preußen war es, wo gegen Ausgang des dreißigjährigen Krieges der Held erſtand, mit dem die beſſere Aera begann. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, hatte die Einſicht und die Kraft, der Soldaten-Unzucht ein Nicht weiter! zuzurufen. Keine fremden Söldner mehr zum Ausſaugen des eigenen Landes! Die eigenen Landeskinder ſollten im Kriege das Land ſchirmen, aber im Frieden auch nicht dafür martern! Keine Söldnerſchaaren, die ohne gleichmäßige Ausbildung, ohne Zucht und Ordnung, willkürlich bewaffnet und ausgerüſtet, ohne Intereſſe für ihren eigenen Kriegsherrn, ausgenommen, wenn dieſes mit dem ihres Geldbeutels zuſammenfiel, dem Lande, dem ſie dienten, mehr ein Schrecken, als eine Hülfe, ſondern Landeskinder, die gleichmäßig bewaffnet und geübt, ein Herz hätten für ihr Vaterland, für ihre Mitbürger, aber in ſtrenger Disziplin und unter Leitung tüchtiger und ehrenhafter Offiziere — das war es, was Friedrich Wilhelm mit aller Kraft ſeines männlichen Geiſtes zu ſchaffen beſchloß. — Den Erſatz ſeiner Offiziere ſuchte er unter den Gebildeten aller Stände, ohne dem Adel einen anderen Vorzug einzuräumen, als den, welchen ſorgfältigere Erziehung und ausſchließlichere, militairiſche Vorbildung ihm damals von ſelbſt gaben. Die bei der Genehmigung zum Eintritt ſchon beanſpruchte höhere Bildung ſuchte der Kurfürſt durch ſorgfältige Beaufſichtigung des weiteren Studiums zu pflegen, gleichzeitig aber auch die Wahrung der Ehrenhaftigkeit des Charakters zu überwachen: jeder unehrenhaften Handlung folgte unnachſichtlich die Ausſtoßung. Die Duellgeſetze wurden verſchärft, Raufen und Balgen wurde mit Degradation zum Gemeinen, bei Zweikämpfen Duellant und Sekundant mit dem Tode beſtraft. Tüchtigkeit war die erſte, wenn auch freilich nicht die einzige Bedingung für das Avancement. Der alte Derfflinger, der unübertreffliche Reitergeneral, der bei Warſchau den Sieg an die brandenburgiſchen Adler knüpfte, der bei Fehrbellin, dem erſten Siege, den brandenburgiſche Truppen ſelbſtändig erfochten, mit 5000 Reitern die weit überlegene ſchwediſche Reiterei in die Flucht ſchlug, und durch Ueberwältigung dieſes bisher für unüberwindlich gehaltenen Feindes einen noch weit wichtigeren moraliſchen Sieg davontrug, war ſeiner Herkunft nach ein armer Schneider; er ſchämte ſich ſeiner niederen Abkunft und ſeiner armen Verwandten nicht; als aber an der kurfürſtlichen Tafel ein altadliger naſeweiſer Spötter über das frühere Nadel- und Ellenhandwerk des Generals zu witzeln wagte, ſagte ihm Derfflinger: er ſei allerdings Schneider geweſen, und ſei es eigentlich noch; nur habe er früher mit der Elle der Länge nach gemeſſen, jetzt meſſe er namentlich Schurken und Taugenichtſe mit der Elle, die er an ſeiner linken Hüfte trage, mehr in die Breite und in die Tiefe. Das Beiſpiel, das von oben her gegeben wurde, wirkte in Kurzem: der Geiſt des Heeres wurde tüchtig und moraliſch. Die Beſoldung war knapp, aber ſie traf pünktlich ein; die höheren Chargen mußten ihren Rang mehr durch Ehrenzeichen als durch hohen Gehalt anerkannt ſehen. Nur das Bagage-Weſen reformirte der Kurfürſt nicht, in dieſem Punkt ging er mit dem Geiſt ſeiner Zeit, die in das Lager die Bequemlichkeit des Garniſonlebens verpflanzen wollte. Jeder Oberſt hatte allein für ſeine Perſon 16 Pferde, der Capitain 6; jede Compagnie führte 30 Zelte mit. Dieſer Sinn für Behaglichkeit haftete dem Heere noch bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts an. Beim Ausmarſch aus Berlin 1805 wurden Offizierpackpferde z. B. mit Klavieren beladen; die Bagage eines einzigen Garde du Corps-Offiziers verſperrte die Straße; und als Müffling, wie er in ſeinen Memoiren erzählt, im Generalſtab den Vorſchlag machte, man möchte die große Zahl der Reitpferde für Infanterie-Offiziere beſchränken, wurde er von dem General von Rüchel mit den Worten zurechtgewieſen: „Mein Freund, ein preußiſcher Edelmann geht nicht zu Fuß!“

Es bedurfte der harten Erfahrungen der Jahre 1806 bis 1812, und des bahnbrechenden Beiſpiels der Franzoſen, die faſt wie im Traumbereich ein ſiegreicher Flug vom Ebro bis zur Moskwa dahin führte, um die letzten Reſte des Bequemlichkeitſinns durch ein ſtraffes Regiment zu entfernen.

Der Zeitgeiſt und die Philoſophie.*

Unter dem in der Anmerkung angegebenen Titel hat Adolf Helfferich in gedrängter Darſtellung nachzuweiſen geſucht, wie jede Zeitphiloſophie die unverkennbaren Spuren der unmittelbar vor und neben ihr vorzugsweiſe betriebenen Studien an ſich trägt. Das Bleibende in jeder philoſophiſchen Epoche iſt der Grundton der herrſchenden Gedankenſtrömung, der in der Regel einen natürlichen Beigeſchmack und darauf hin eine nationale Eigenthümlichkeit hat.

Den Griechen erſcheint, vermöge ihrer Organiſation, das richtige Verhältniß zwiſchen Inhalt und Form, als das Wichtigſte und Wünſchenswertheſte. Das Ebenmaß iſt der Inbegriff der Wahrheit. In der ſcholaſtiſchen Philoſophie des Mittelalters ſind Inhalt und Form aus zwei heterogenen Quellen entlehnt, aus der geoffenbarten Glaubenslehre und den ſchlecht verſtandenen und einſeitig angewandten Verſtandes-Kategorien des Ariſtoteles. Die Reformation hat wieder an die unmittelbaren Thatſachen des Bewußtſeins angeknüpft, und in Folge derſelben bereiteten die experimentirende Methode Bacon's und die Vertiefung Jac. Böhme's neue Wege. Wenn auch beide ſich noch nicht zur ſyſtematiſchen Entwicklung erheben, ſo iſt doch jener für die Analyſe des Natürlichen, dieſer für die Analyſe des Sittlichen wichtig geworden. Das 17. Jahrhundert hat den Faden, den die Griechen hatten fallen laſſen, wieder aufgenommen. Die Wiſſenſchaft war damals vorherrſchend mathematiſch und die bedeutendſten philoſophiſchen Syſteme beruhen gleichmäßig auf mathematiſchen Vorausſetzungen. Descartes unterſucht niemals den inneren Gehalt und Werth einer Vorſtellung, ſondern ihr Verhältniß zu anderen Vorſtellungen. Das Nebeneinandergeſetztſein von Denken und Ausdehnung bildet die beiden Glieder einer Gleichung, die ihre Auflöſung in der Allmacht Gottes findet. Der Spinozismus fußt ganz und gar auf der geometriſchen Syntheſe. Spinoza meint, Alles erklärt zu haben, wenn es ihm gelingt, die metaphyſiſchen Begriffe Gott, Welt und Geiſt in geometriſche Analogien einzuzwängen, die über die Lehre von den Dreiecken nicht hinausgelangen. Die Philoſophie des Leibniz iſt ein Analogon ſeiner Differential- und Integral-Rechnung. Die Monadenlehre iſt eine metaphyſiſche Differential-Rechnung, und die Theodicee eine Integration der gefundenen Differentialen.

Das wiſſenſchaftliche Geſammt-Bewußtſein des 18. Jahrhunderts, aus welchem heraus Kant ſeine kritiſchen Arbeiten vollzogen, beruhte vorzüglich auf der Dynamik oder Ableitung der Naturerſcheinungen aus wirkſamen Kräften, deren Grund nur aus dem Begriffe der Kraft ſelbſt abgeleitet werden kann. Die Einheit in der Polarität, die poſitive Vermittlung dualiſtiſcher Spannung iſt das Loſungswort der geſammten Naturauffaſſung des 18. Jahrhunderts. Kant iſt die theoretiſche Vernunft eine ideale Anziehungskraft, welche den äußeren Stoff in die Formen der ſinnlichen Anſchauung und des verſtandesmäßigen Erkennens heranzieht, die praktiſche Vernunft dagegen ideale Abſtoßung, die vom Mittelpunkte der Willensmaterie aus die Welt erregt und mittelſt des Handelns der freien Selbſtbeſtimmung Form und Geſtalt verleiht. Das Ich ſteht in der Mitte zwiſchen Verſtand und Willen, wie die Materie zwiſchen Anziehung und Abſtoßung. Fichte's Wiſſenſchaftslehre hat wenigſtens einen Reſt derſelben phyſikaliſchen Analogien mit herübergenommen, deren ſich Kant bei ſeinem kritiſchen Verfahren bediente. Der Expanſivkraft des Ich ſteht die Repulſivkraft des Nicht-Ich gegenüber. Fichte entwirft ein ideales Parallelogramm der Kräfte, worin das endliche Ich die Diagonale der Expanſivkraft des abſoluten Ich und der Repulſivkraft des Nicht-Ich vorſtellt.

„Dieſes fein Parallelogramm anſchaulich zu machen, war die theoretiſche Arbeit ſeines Lebens, und er ließ ſich keine Mühe verdrießen, die Frage immer wieder unter einen neuen Geſichtspunkt zu ſtellen, bis er kurz vor ſeinem Tode die Ueberzeugung gewann, nunmehr ſeinem Vortrag eine Klarheit geben zu können, daß auch ein Kind ihn zu faſſen vermöge. Er hat die Hoffnung mit in's Grab genommen. Fichte iſt groß durch das, was er gewollt, nicht durch das, was er erreichte, und nur der Uneingeweihte kann wähnen, das Hauptproblem der Philoſophie immer von Neuem aufzuſtellen, ſei Penelope-Arbeit. Wo Selbſtbeſtimmung iſt, da iſt Leben, die Freiheit aber will für das Ueberſinnliche, was die Wärme für das Sinnliche leiſtet. Beide löſen das Gebundene, und wer dem Phyſiker es nicht verwehrt, alle in der Natur wirkſamen Kräfte als Modificationen der Wärme aufzufaſſen und hiernach die dynamiſchen Schwingungen zu meſſen, der ſollte ſo billig ſein, und dem Ethiker ſeine Arbeit, die Befreiung des Geiſtes aus den Banden des Buchſtabens und den Feſſeln [illegible] Gewalt, mögen ſie von Blei oder Eiſen, von Silber oder Gold [illegible] gönnen.“

M[illegible]

* Die Analogien in der Philoſophie. Ein Gedenkblatt auf Fichte's Grab. Von Adolf Helfferich. Berlin, Springer, 1862.

Digitized by Google

England.

Deutſchland außer ſich und in London.

Es iſt eine alte Geſchichte, daß „ſein Vaterland größer ſein muß." So oft der Deutſche, (excluſive Officiere, Geſandte, Hofherren und Herrenhäuſer) patriotiſch verſammelt und feſtfeierlich iſt, ſetzt er jeder Frage, ob er mit dieſer und jener Größe und Ausdehnung ſeines Vaterlandes zufrieden ſei, mit ſteigendem, ſcharfen Ingrimm ein „O nein! O nein!" entgegen, bis er ſich zu dem Schluſſe hindurchgeſungen hat: „Nicht ein Theil Deutſchlands ſoll Deutſchland ſein, ſondern das ganze."

Dies hat mit der Zeit und durch die Zeitverhältniſſe bei allem Ernſte und aller Feierlichkeit unſerer „National-Hymne" und derer, die ſie ſingen, etwas Komiſches, ja etwas Rührendes, Demüthigendes erhalten. Erſtens weiß ja ſchlechterdings Niemand, welche Gränzen und welche Größe dieſes „ganze Deutſchland" haben ſolle. Man iſt ſchon wegen des öſterreichiſchen Deutſchland uneinig. Es giebt Patrioten, welche in Proſa und Verſen „vom verlaſſenen Bruderſtamme," reden und damit blos Holſteiner oder Schleswig-Holſteiner meinen, ohne die Gränzen genau angeben zu können und obgleich es noch viel verlaſſenere, größere Bruderſtämme im Oſten und Weſten und geradezu in aller Welt giebt, inſofern vielleicht eben ſo viel Deutſche außerhalb Deutſchlands leben, ohne mit dem ſogenannten „engern Vaterlande" in irgend einer politiſchen Verbindung zu ſtehen. Letzterer Umſtand gilt in der Regel als ein beſonderes Unglück, obgleich das Unglück einer politiſchen Zuſammengehörigkeit, eines „Unterthanen-Verbandes" mit dem deutſchen Bunde, deſſen „ſchützenden Privilegien" und noch je einem der vielen engeren und Spezial-Vaterländer noch viel größer ſein würde. Was würden die Deutſchen des Auslandes in dieſer politiſchen Verbindung, in dieſer deutſchen Ganzheit wohl anfangen, die 60,000 Mann der Lincoln'ſchen Kern-Armee, die ſieben Millionen Deutſchen in Amerika, die Hunderttauſende in England, die ebenfalls nicht wenigen Hunderttauſende in Frankreich, in Italien, in den Gegenden zwiſchen Memel und dem Amuur?

Der Ernſt und die kosmopolitiſche Wirklichkeit des Arndt'ſchen Liedes, unſerer kosmopolitiſchen National-Hymne, beſteht darin, daß Deutſchland wirklich ſchon größer iſt, als je ein Sänger im feierlichſten, anſpruchvollſten Momente verlangt haben mag. Und das iſt zugleich der erhabene Humor davon. Durch ihren wirklichen, auf der ganzen civiliſirten Erde perſönlich thätigen und pionirenden Kosmopolitismus und Individualismus, durch ihre Unabhängigkeit von des deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien und engeren Vaterländern ſind die Deutſchen das eroberndſte Volk aller Zeiten und Zonen geworden, und im Jahre 1962, ſpäteſtens 2062 wird die Welt uns gehören. Das halt' ich für gar keine Frage mehr. Es iſt unſere Natur, unſere „offene Beſtimmung."

Was iſt nicht ſchon Alles univerſell, kosmopolitiſch anerkannt von deutſcher Wirkſamkeit? Die deutſche Kultur, deutſche Induſtrie, deutſcher Handel ſind bereits vielfach ausgedehnter, als die engliſchen. Mit deutſchen Spielwaaren amüſiren ſich die Kinder aller Farben und Raçen. Dieſe Spielwaaren ſind unſere Johanneiſche kosmopolitiſche Kinderſprache, die bereits in aller Welt geliebt und verſtanden wird. Deutſche Induſtrie und deutſcher Handel ſind nicht etwa durch Handels- und Kriegsflotte, Agenturen ꝛc., ſondern rund um die Erde überall durch wirkliche Deutſche zu einem kosmopolitiſchen Bande und Bunde geworden. Wir wiſſen, daß in Rußland bis zum Amuur von Deutſchen regiert, producirt, fabricirt und commercirt wird; auch iſt es bekannt, daß Deutſche in weſtlicher Richtung, ſelbſt ununterbrochen durch Meere, bis nach St. Franzisko reichen. Und von da war es ein deutſcher Kaufmann, der mit eigenem Schiffe die erſten Verbindungen mit dem neuen Amuur-Rußland anknüpfte.

Wir ſind alſo ſchon rund herum.

Natürlich iſt dieſer deutſche Kulturgürtel des Kosmopolitismus noch nicht überall gleich dick und feſt, und fleckenweiſe zunächſt vielleicht nur erſt durch deutſche Schneidergeſellen vertreten. Bekanntlich hat Gerſtäcker, als größte Merkwürdigkeit auf allen ſeinen Wanderungen auf der Erde herum, den Umſtand hervorgehoben, daß er überall mindeſtens deutſche Schneidergeſellen fand.

Aber in England, in Amerika, in Rußland ſind die Deutſchen vielfach ſchon eigentliche Inhaber verſchiedener Zweige der Kultur, der Induſtrie, beſonders der Kunſt-Induſtrien, der Muſik, des Lehrens und der Gelehrſamkeit geworden. In Rußland ſind die meiſten Beamten, Generale ꝛc. Deutſche, und die Wiſſenſchaft, der Handel, die Apotheken, die Weißbrod-Bäckerei ꝛc., faſt ausſchließlich in ihren Händen.

Amerika hat von den Deutſchen erſt pflügen und ſäen, kneipen, ſingen und Lagerbier trinken gelernt. Sie ſchaffen die ganze amerikaniſche Kultur germaniſch um, und der unglückſelige Bürgerkrieg wird von ihnen entſchieden, von 60,000 Mann Kerntruppen, dem General Sigel und der jetzigen Egeria Lincoln's, Karl Schurz.

Die deutſchen Turnzüge, die Geſangvereine, Kneipen und Brauereien Amerika's ſind ſociale Mächte geworden. Auch iſt der amerikaniſche, zukunftreiche Weinbau weſentlich in deutſchen Händen, eine deutſche Schöpfung. Als deutſche Geſangvereine einmal in New-York vor trockenen Yankees und blaſſen, blaſirten Damen zu ſingen anfingen, wurden ſie zuerſt lebendig und wagten zu lachen und zu klatſchen. Das Mendelsſohn'ſche

„Setze mir nicht, Du Grobian,
Den Krug ſo dicht vor die Na-aſe"

mit dem erotiſchen, ſentimental tenoriſtiſchen Faden hindurch: „O komm herein!" (ſchöne Kellnerin) verſchaffte ihnen rothe Backen und friſche, glückliche Geſichter. Von dem draſtiſchen, in amerikaniſchen Ohren unausſprechbar derb-komiſch klingenden

„Wer hat das Bier umg'ſchütt"

(immer wiederholt) wurden ſie rein toll vor Gelächter, Herren und Damen. Sie lachten ſich unter die Bänke, ſie lachten ſich todt und wieder lebendig zu einem höheren Daſein durch deutſchen Geſang, durch deutſchen Humor auch in der Muſik. Die Deutſchen haben ſeit den Schillerfeſten (wo ſie zuerſt ihre kosmopolitiſche Einheit auf der ganzen Erde erkannten und darauf ſtolz wurden) eine höhere Phaſe ihrer Weltmiſſion begonnen. Das deutſche Leben der Deutſchen in England fing mit den Schillerfeierlichkeiten an. Seitdem und angeregt durch den 10. November 1859 bildeten ſich Geſang- und geſellige Vereine, National-Vereine, Turn-Vereine, kurz ein geſelliges, nationales, künſtleriſches, politiſches deutſches Leben in England, mit der Hauptſtadt London. Im vorigen Frühlinge feierten ſie ein Schützenfeſt. Dann kamen Turnfeſte mit großen Ausflügen und Aufzügen. Endlich vereinigten ſich die verſchiedenen deutſchen Geſangvereine Englands zu einem Sängerfeſte. Londoner, Mancheſter, Liverpooler, Pariſer, Wiener ꝛc. deutſche Sänger fanden ſich eines ſchönen Junitages heuer in den feſtlich geſchmückten Bridge-Houſe-Hôtel zuſammen und ſangen hundertſtimmig deutſche Volks- und Nationallieder, Mozart, Abt, Beethoven, Kreutzer ꝛc., ſpielten Inſtrumente, hielten und hörten Reden und marſchirten endlich, ein Zug von zweihundert Perſonen, hinter feierlich wallenden ſchwarz-roth-goldenen Fahnen her von der Eiſenbahn nach den Anerley Gardens im Süden Londons, nicht weit vom Kryſtall-Palaſte, um in dem großen, ſchwarz-roth-gold u. ſ. w. dekorirten Saale tüchtig zu eſſen, zu trinken, zu reden und zu ſingen. So viel auch Kinkel juſt in dem von ihm gegründeten „Hermann" geſchmäht und verleumdet worden war, iſt er doch ein ganzer Mann und Redner geblieben. Als ſolcher hob er mit Wärme und Poeſie die einigende und hebende Kraft des deutſchen Liedes hervor, mit dem wir am Ende mehr und gründlicher erobern, als die Herren mit ihren Trommeln und Hundertpfündern, womit ſie durch das dickſte Eiſen ſchießen, außerdem gar eine deutſche Meile weit.

Aber erſt am vergangenen 28. Juni ſollten die Deutſchen Englands ſelbſt mal wieder ihres Lebens und ihrer Nationalität recht froh werden. Die Mitglieder der engliſchen deutſchen National-Vereine feierten an dieſem Tage in der faſhionablen London-Tavern in der City von London, wo ſchon Hunderte von engliſchen Guineen-Banquets verzehrt wurden, das Gefühl ihrer nationalen Einheit. Ein Ausſchuß der Londoner Mitglieder, A. Heintzmann, N. Trübner, A. Heß, F. Köbel, H. Eckenſtein, D. Born, Dralle und E. Juch, ſagten in ihrer Einladung zu dem Feſte unter Anderem: „Man erkannte in dem Beſtehen des National-Vereins einen geſchichtlichen Fortſchritt; in dem Programme das Steuer, welches unſer Vaterland aus dem Strudel einer dynaſtiſchen Kabinets-Politik in den kräftigen Strom einer deutſchen Volks-Politik zu führen beſtimmt iſt. Freudig erwiederte man den Ruf: Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Dies wirkte wohlthätig auf die Entwickelung des deutſchen Lebens in England. Die patriotiſche Geſinnung der Einzelnen erſtarkte zum Heile des Geſammtſtrebens. Es entſtanden Vereine, die der Pflege des deutſchen Geſanges, des deutſchen Wortes, der heimatlichen Turnerei dienten; Feſte erblühten, die den Zögernden und allzuſehr fremdem Einfluſſe Verfallenen raſch in die Arme der nationalen Bewegung führten, welche die Stammes-Unterſchiede in dem Worte „Deutſch" begruben. (Nur die Danmark-Hill-Standes-Unterſchiede, die Einbildungen der deutſch-engliſchen Mongrol's ſind noch nicht begraben.)

„Dieſe Erfolge zu ſichern, kräftiger das beſonnene Vorwärtsſchreiten des deutſchen Volks ſtützen, ſicherer die trennenden Unterſchiede der poli-

Digitized by Google

tiſchen Richtungen ausgleichen zu helfen, iſt die Aufgabe dieſes Augenblicks. Wohl nie ward den Deutſchen Englands eine würdigere Gelegenheit geboten, als jetzt, wo ſich im Tempel der Induſtrie die Völker der Erde vereinigen, wo Tauſende unſerer Landsleute aus allen Theilen des Vaterlandes anweſend ſind.

„Senden wir durch unſere Gäſte dem deutſchen Vaterlande die Verſicherung, daß wir uns an dem Neubau eines mächtigen, freien, deutſchen Staates thätig und würdig betheiligen."

Der große Saal war bis 1 Uhr dicht gefüllt. Das Bundeslied von Mozart, geſungen von den vereinigten, deutſchen Geſangvereinen Englands, eröffnete die Verhandlungen und Reden über Entſtehung und Wirkſamkeit des National-Vereins, Einfluß der nationalen Bewegung auf die Deutſchen im Auslande; Berichte über die Erfolge des National-Vereins in den verſchiedenen Städten und Städtchen Deutſchlands; über Mittel und Wege zur Verbreitung und Befeſtigung der im Nationalvereins-Programm enthaltenen Ideen.

Ueber die Reſolutionen: 1) „Die Einigung des deutſchen Volkes iſt in jeder Beziehung den Intereſſen Englands förderlich (den Intereſſen jedes Landes, obgleich juſt Palmerſton über 50 Jahre lang die Kräftigung und Einigung Deutſchlands auf das Grimmigſte bekämpfte und verdiplomatiſirte). 2) Die Deutſchen in England fühlen die Nothwendigkeit eines allgemeinen, unverwirkbaren Heimats- und Staatsbürgerrechts. 3) Erziehung zum Wehrdienſt" entſpannen ſich natürlich ziemlich lebhafte Diſcuſſionen, wobei Kinkel wieder Gelegenheit fand, ſeine glänzende Rednergabe zu bewähren und ſeinen Reſolutionsfaſſungen allgemeine Zuſtimmung zu verſchaffen.

Ich dachte, die verſchiedenen Reden und Redner und den Verlauf des Ganzen noch etwas anſchaulich zu machen, bedenke aber, daß es — mit allem Reſpekt vor jedem Einzelnen — darauf weniger ankommt, und für die große Menge Leſer in aller Herren Ländern — lange post festum ſchwerlich ein ſpecielles Intereſſe behalten haben wird.

Wir erwähnen nur noch, daß zum Schluſſe natürlich „ſein Vaterland muß größer ſein," ſehr wirkungsvoll geſungen ward, und zu den Abends um 7 Uhr beginnenden Banquet alle Arten von Deutſchen den beſten Appetit, noch beſſeren Humor und Pathos für Reden und Trinkſprüche mitgebracht hatten, die ſich gegen Mitternacht in allgemeines Rauchen guter Cigarren, ſchwarzen Kaffee und weinſelige Verbrüderung verloren. Das Einzelne geht wieder unter und wird bis auf allgemeine Erinnerungen vergeſſen. Aber unſere Schillerfeſte, ſo ein Nationalfeſt, wie das vom 28. Juni, bleiben und wirken fort, Alles begründend, was ſpäter in demſelben Sinne und Geiſte Würdigeres und Wirkſameres gethan und gefeiert werden mag. Wir ſchließen mit einem kosmopolitiſchen Gruße an alle Deutſchen der Erde und der Verſicherung, daß wir an ihre, an unſere erfolgreiche Weltmiſſion glauben, ſie lieben, auf ſie hoffen — wenn's auch ganz anders kommt, als wir jetzt erſtreben.

Belgien.

Der Nationalheros von Brüſſel.*

Reich an Denkmälern einer großen Vergangenheit ſind die prächtigen Städte Brabants und Flanderns: die Steine reden zu der Mitwelt, ſie erzählen die Geſchichte der tapfern, freiheitſtolzen Väter im Lapidarſtil den muthigen freiſinnigen Zeitgenoſſen. Das Brüſſeler Rathhaus macht es wohl erklärlich, daß auf Brabants geſegneten Feldern der conſtitutionelle Muſterſtaat des Feſtlandes erſtehen konnte. Aus dem Stein und dem Erz ſpricht das Volksbewußtſein. Dieſes verhält ſich, je ſtärker und charakteriſtiſcher es gerade iſt, deſto negativer, ablehnender, rückſichtsloſer gegen fremdländiſch Weſen. Hohn und Spott verfolgt durch die Jahrhunderte die fremden Eindringlinge, welche niemals den Kern der Nation vernichten oder verwandeln konnten. In Danzigs Mauern giebt es ein wunderlich Wahrzeichen altdeutſcher Freiſtaats-Herrlichkeit; vielleicht kennt irgend ein Leſer jenen berühmten Eulenſpiegel am Ofen des großen Saals im Artushofe zu Danzig, der den Fremden ſehr draſtiſch das gut deutſche Sprüchwort zuruft: „Ihr könnt mich küſſen, wo ich hübſch bin!" — Ebenſo kräftig hat das Brabanter Selbſtgefühl ſich in Belgiens Hauptſtadt ausgedrückt. Gar Mancher hat wohl ſchon von der Statue des Manneken P..s gehört, welche bei den Brüſſelern eine Verehrung ohne Gleichen genießt. Das zwei Fuß hohe Manneken repräſentirt den älteſten und gefeiertſten Bürger von Brüſſel. Jeder Reiſende wird zu „Juliänkes Borre" geführt und muß den feiſten, ſtrammen Jungen bewundern, der den Brunnen unter ſeinem Piedeſtal auf ganz eigenthümliche und doch ſehr natürliche und zwangloſe Weiſe füllt. Solche „Ungenirtheit" verzeiht man blos einer vornehmen Perſon. Und eine ſolche iſt Herr Manneken: denn er iſt ein brabantiſcher Prinz, ein Sohn des Landgrafen Gottfried und der ſchönen Antje und er hat ſich um Brabant unſterbliches Verdienſt erworben, indem er bei der Belagerung der Stadt Grimberghe, ungeſehen vom Feinde, die Mauer der Feſtung erklomm und nun die ſchon weichenden Schaaren der Brabanter durch eine, in beſagtem Springbrunnen verewigte Handlung, eines Zeichens tiefſter Verachtung der wackern Grimbergher, zum wahren Siegesmuth entflammte und die Eroberung des widerſpenſtigen Orts bewirkte. Alſo berichtet die gewiß glaubwürdige, vlamiſche Sage, und alſo berichtet auch, den Quellen getreu, der Berliner Humoriſt, Herr A. von Winterfeld, den der Anblick des kleinen dreiſten Manneken zur Herausgabe eines Buches, das von ſeinen Thaten handelt, begeiſtert hat.

In der Einleitung giebt unſer Autor vorerſt eine ganz ernſthafte Schilderung der Lebensſchickſale der Statue des Manneken und letztere iſt auch nicht von Stroh, obgleich die boshaften Franzoſen einen Strohmann zuweilen „mannequin" tituliren. Denn der Prinz Manneken iſt von dem berühmten Bildhauer Duquesnoy in ſeine jetzige bronzene Form gebracht worden: was anno 1619 geſchah und dem Künſtler 50 rheim. fl. Arbeitslohn eintrug. Ich weiß nicht, ob er mit dieſen 50 fl. ſein Bild und das Bildniß ſeiner Gemahlin, der ſchönen „dame au gant," dem großen Meiſter Jan van Dyck bezahlen konnte. Die Geſchichte iſt oft dankbarer, als Völker und Städte es ſind. Zum Glück machen die heutigen Brüſſeler das Urtheil der Geſchichte gut, und Herr A. v. Winterfeld hat es nicht verſchmäht, dieſem gerechteren Urtheil mit einer allerliebſten Darſtellung der Legende vom Manneken zu Hülfe zu kommen.

Es lohnt wirklich, dieſe Sagen dem Publikum des 19. Jahrhunderts darzuſtellen. Neunjährige Helden vom Schlage des Prinzen Manneken leben wenige unter uns „Jüngern der Seichtheit." Wer von uns würde in ſo zartem Alter durch einen Sprung, der einem Curtius zur Ehre gereicht, oder einem Horatius Cocles (— zwei Helden, die man leicht verwechſelt —), von der Höhe eines gewaltigen Schloßthurms herab ſich von ſchmählicher Gefangenſchaft befreien, die Strafe für heldenhaft geſtohlene Aepfel abſchütteln wie ein Pudel — das Waſſer der kalten Senne, kühner noch als Harras der kühne Springer, der wenigſtens ein Schlachtroß unter den Beinen hatte, das ſtatt ſeiner verſinken konnte; dann mitten im Strome von Blutegeln gefoltert werden, nachdem man des „leichtern Fortkommens wegen" der Untergewänder ſich entäußert hat! Und nach ſolchen Thaten, eines beſſeren Looſes werth, ſpurlos verſchwinden, während man den Landsleuten vermöge eines erhebenden Beiſpiels die Bahn zum Siege gezeigt hat: O, das iſt etwas Großes, wir entarteten Söhne von Heldenvätern verſtehen es kaum mehr — weder die That des Knaben noch das Denkmal, welches die Dankbarkeit ſeines Volkes ihm geſetzt. Wir verſtehen leider ſehr wenig mehr von dem altdeutſchen „Trutz" und auch das Geſchlecht der „Trutznachtigallen" ſcheint ausgeſterben. Möge der kräftige Humor unſeres Winterfeld es auferwecken! — —

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Wunderliche Heilige.

Jedermann hat von der ungeſtümen Tapferkeit der Zouaven gehört, von ihrer Flinkheit, Ausdauer, Pfiffigkeit, ihrem dramatiſchen Talent und ihren weiten Hoſen; in unerklärlicher Weiſe iſt aber bisher eine ihrer Haupteigenſchaften überſehen worden — die Frömmigkeit. Dieſe wird ihnen jetzt von einer engliſchen Dame vindicirt, einer Schriftſtellerin aus der Schule des Kardinals Wiſeman, die ihre Feder ſchon ſeit längerer Zeit der Verherrlichung des Katholicismus und was damit zuſammenhängt, gewidmet hat, und die uns in ihrem neueſten Opus von den katholiſchen Tugenden der franzöſiſchen Armee unterhält.* Vor funfzig Jahren, geſteht ſie zwar ein, „war ſelbſt die Armee Frankreichs nicht durch die Frömmigkeit ihrer Mitglieder ausgezeichnet," aber auch damals fehlte es

* Das Manneken P..s von Brüſſel. Humoreske von A. von Winterfeld. Berlin, 1862. Verlag v. Louis Gerſchel. — 185 S. fl 8

* Red, White, and Blue; Sketches of Military Life. By the Author of „Flemish Interiors." London, 1862. 3 vols.

Digitized by Google

ihr keineswegs an frommen Seelen, wie jener Soldat, der in einer eroberten Stadt ſich als Ehrenſchildwache vor der Kirche aufſtellte „pour garder le bon Dieu.“ Da nun ſogar unter dem Erſten Napoleon die franzöſiſchen Krieger andere Armeen ſchon an Gottesfurcht übertrafen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß unter dem Zepter des Dritten, der mit ſeiner bekannten Förderung der Humanität und Civiliſation auch das Patronat der kirchlichen Intereſſen verbindet, ihre Religioſität ganz entſchiedene Dimenſionen angenommen hat. Es gaben nicht allein die franzöſiſchen Freiwilligen, die unter Lamoricière für den Papſt kämpften, ſondern auch die franzöſiſchen Konſcribirten, welche unter dem Kaiſer die konkordätlichen Oeſterreicher zu Paaren trieben, ein Beiſpiel von religiöſem Eifer und pünktlicher Erfüllung ihrer Chriſtenpflichten, das auf die Italiäner, für und gegen welche ſie zu Felde zogen, einen höchſt erbaulichen Eindruck gemacht haben muß. Als natürliche Folge waren ſie auch überall ſiegreich. Lügenhafte proteſtantiſche Zeitungen behaupten zwar, daß die heilige Schaar Lamoricière's von den Piemonteſen jämmerliche Prügel bekommen habe, aber dies iſt natürlich eine ſchändliche Verleumdung. Sie wird übrigens genugſam durch den Ehrendegen widerlegt, den die Legitimiſten des Faubourg Saint-Germain dem General Lamoricière für ſein kühnes Entrinnen aus der Schlacht von Caſtelfidardo und ſeine heldenmüthige Uebergabe von Ancona überreichten.

Alſo die franzöſiſchen Krieger ſind fromm und die Zouaven ſind die frömmſten von den Frommen. Ihr Typus iſt Horace Vernet's „Zouave trappiste,“ die bildliche Darſtellung einer wahren Geſchichte, die im vorliegenden Buche ausführlich erzählt wird, und die durchaus nicht vereinzelt daſteht. Der Pfarrer von Mourmelon, einem Dorfe in der Nähe des Lagers von Chalons, verſicherte unſerer Verfaſſerin, daß die Zouaven zu Hunderten nach ſeiner Kirche gekommen waren. Zwei von ihnen „in ihrem charakteriſtiſchen und maleriſchen Koſtüm“ hätten täglich der Reihe nach bei der Meſſe aſſiſtirt, indem ſie dieſes Amt mit einer militairiſchen Pünktlichkeit und zugleich mit einem Ernſt und einer Andacht verrichteten, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Der Pfarrer fügte hinzu, daß ſeines Wiſſens nicht weniger als zwölf von den Zouaven, die ſeine Kirche beſucht hatten, nach Ablauf ihrer Dienſtzeit in den Trappiſten-Orden getreten ſeien.

Trotz ihrer religiöſen Stimmung jedoch, die ſie dem guten Curé ſo werth machte, ſind ſeltſamer Weiſe ſeit mehreren Jahren keine Zouaven wieder in Mourmelon zugelaſſen worden. Und warum? Weil dieſe frommen Krieger, wie es frommen Leuten mitunter zu gehen pflegt, ſich einige kleine Verſtöße gegen die Regeln des Mein und Dein erlaubt hatten, an welchen die einfältigen Bauern Anſtoß nahmen. Sie ſtahlen nämlich, um es mit dürren Worten zu ſagen, faſt noch ärger, als türkiſche Baſchi-Bozuks oder ruſſiſche Tſchinownicks. Nicht ein einziger Pachthof oder Obſtgarten war vor ihnen ſicher; Eier, Federvieh, Schafe verſchwanden wie durch Zauber. „Ah, ma foi!“ riefen die Landleute, indem ſie ſich den Kopf kratzten und die Achſeln zuckten, „ces Zouaves, voyez-vous, c'est le Diable.“ Sogar eine dem Kaiſer gehörige Meierei blieb nicht verſchont, was indeſſen, wie unſere Verfaſſerin meint, Sr. Majeſtät keineswegs mißfallen haben dürfte, da es den Beweis lieferte, „daß ſeine Zouaven ihren Ruf für Gewandtheit und Keckheit aufrecht zu halten wußten.“ Eine andere von ihren Heldenthaten war die Entführung eines Fäßchens Wein von dem Marktplatz von Mourmelon unter der Naſe des Herrn Bürgermeiſters ſelbſt. Alles dieſes „entſpricht vollkommen dem furchtloſen und wagehalſigen Charakter der Zouaven;“ ob es auch für ihre Gottesfurcht und fromme Zerknirſchung ſpricht, ſcheint uns nicht ganz ſo klar. Aber was der Zouave thut, iſt recht in den Augen Gottes und der Menſchen. Mag er gelegentlich einen Hühnerſtall plündern, oder eine Araber-Familie aus ihrer Höhle herausräuchern, er iſt und bleibt trotzdem ein echter Ritter, edelmüthig, gefühlvoll und von untadelhafter Religioſität. „An jenem rührenden Feſte, das in katholiſchen Ländern zu Ehren der Verſtorbenen gefeiert wird,“ ſieht man Gruppen von Zouaven, wilde, martialiſche Geſtalten, ſchweigend und traurig unter den Gräbern einherwandeln. Mit niedergeſchlagenem Blick, thränengefüllten Augen, zum Gebet gefalteten Händen knieen ſie an dem Grabhügel eines Freundes, eines Verwandten, oder einer Mutter, und geben in ihrem ganzen Weſen den „edlen Schmerz“ und die innige Andacht kund, die ſie an dieſem feierlichen Tage beſeelt.

Dieſe Schilderungen ſind nun freilich cum grano salis zu nehmen, aber für ganz ohne Grund möchten wir ſie doch nicht halten. Zu allen Zeiten, von Tilly bis auf Monſignore de Merode, hat es kriegeriſche Mönche gegeben, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß auch in der franzöſiſchen Armee, die ſich vorzugsweiſe aus dem unter dem Einfluß der Prieſter aufgewachſenen Bauernſtande rekrutirt, das religiöſe Element ſtark vertreten iſt. Gerade bei den Zouaven würde man dies zwar weniger vermuthen, obwohl man nicht vergeſſen darf, daß ihr erſter Oberſt eben jener General Lamoricière war, der ſich ſeitdem zum Vorkämpfer des Papſtthums aufwarf, und der trotz des in dieſer Rolle erlittenen Fiasco's die Sympathieen ſeiner ehemaligen Kriegskameraden keineswegs verloren zu haben ſcheint. Wer weiß, ob nicht ſogar die Tergiverſationen Louis Napoleon's in der römiſchen Frage von einer geheimen Furcht herrühren, daß ſein offenes Auftreten gegen den heiligen Vater in den Reihen ſeiner Armee Mißſtimmung erregen und die Treue der Prätorianer erſchüttern würde, auf deren Bajonetten ſein Thron errichtet iſt? Dieſe Hypotheſe würde zum mindeſten eine Politik erklären helfen, die ſonſt für den gewöhnlichen Menſchenverſtand unbegreiflich bleibt.

Rußland.

Die ruſſiſche Ariſtokratie.*

Die Ariſtokratie in Rußland iſt nicht aus dem einheimiſchen Boden erwachſen. Sie iſt eine von Weſten her acclimatiſirte Pflanze, die aber in dieſem Lande eine andere Form angenommen hat und vielfach degenerirt iſt. Die Ariſtokratie in Deutſchland, Frankreich und England hat einen ganz anderen Charakter, iſt ganz anderen Schlages als jene in Rußland. Frankreich und England haben eine verſchiedene Ariſtokratie, welche zwei Gegenſätze repräſentirt; Deutſchland, das bekanntlich an gutem Adel ſehr geſegnet iſt, liegt vielfach in deren Mitte, zeigt aber andererſeits auch verſchiedene Bildungen dieſes Standes. Die engliſche Ariſtokratie blüht noch, denn ſie ſteht auf feſtem Boden, die franzöſiſche aber iſt ſchon abgewelkt und liegt im Abſterben. Sie war ausſchließlich und abgeſchloſſen, näherte ſich den anderen Ständen nicht und nahm keine friſchen Elemente auf. Das war wohl ſo recht ariſtokratiſch, aber auch der Grund zu ihrem Untergange. Im Kampfe mit neuen, geiſtig kräftigeren und energiſchen Leuten unterlag ſie, und es blieb nur eine geringe Anzahl von der alten Garde übrig, die jetzt in ihrem Vaterlande ohne politiſchen Einfluß und in bloßen Erinnerungen an die vergangene Zeit lebt. Die engliſche Ariſtokratie war nicht ſo adelſtolz, aber dafür praktiſcher; ſie erneuert ſich immerfort durch Aufnahme friſcher Mitglieder aus dem Bürgerſtande, welche ſich durch Talent, Reichthum und durch Verdienſte für's Volk auszeichnen. Hierin liegt ihre Kraft und Lebensfähigkeit.

Die Ariſtokratie in Rußland hat weder mit der franzöſiſchen, noch mit der engliſchen gemeinſamen Charakter. Am grellſten zeigt ſich in der Wirklichkeit dieſer Unterſchied in den Beziehungen der ruſſiſchen Ariſtokratie in Paris gegenüber den Bewohnern von Saint-Germain. Der ruſſiſche Herr iſt kein echter Adeliger; er hat ariſtokratiſche Prätenſionen, weiß aber von ſeinem Stammbaum und der Geſchichte ſeiner Familie nichts zu erzählen, während die Bewohner der Vorſtadt Saint-Germain in ihrer Geſchichte und der des franzöſiſchen Adels überhaupt aufgewachſen ſind, und in derſelben ihren Stolz haben. Der franzöſiſche Ariſtokrat iſt in ſeinem Boden eingewurzelt und kennt ihn genau. Er wird immer zu erzählen wiſſen, wie der und jener ſeiner Ahnen, Heinrich XV. oder Ludwig XX. an dem und jenem Feldzuge theilgenommen und wo und wann, und wie er getödtet wurde; daß er keine Söhne hatte und der und jener Anverwandte ihm folgte u. ſ. w. Er aber, der verarmte Nachkomme jener Ritter, ſperrt ſich in irgend eine Kammer einer obſkuren Gaſſe ein und lebt von der Gaſtfreundſchaft ſeiner noch reichen Standesgenoſſen; er erwartet die Rückkehr der Bourbonen auf den Thron ihrer Ahnen und tröſtet ſich mit der Hoffnung auf die Rolle, welche ihm dann, als Nachkommen jener alten Kavaliere, die, mit dem Schwerte in der Hand, für Glauben und König gefallen ſind, auf dem Felde der Politik zugewieſen werden muß. In ſeiner Erinnerung und ſeinen Gedanken ſpielt freilich das Vaterland eine geringere Rolle als Ruhm, Glaube und König. Hinter dieſen drei großen Prinzipien des franzöſiſchen Ariſtokraten ſtand das Vaterland immer mehr im Hintergrunde und namentlich ſeit dem Jahre 1789, wo das Volk alle Bande mit der alten Monarchie zerriſſen hatte. Unter den Bewohnern der Vorſtadt Saint-Germain und der Provinzial-Ariſtokratie, die mit ihnen durch Verwandtſchaft und politiſche Ueberzeugung verbunden iſt, herrſcht nicht nur ein eigener Standpunkt für die Beurtheilung der Dinge, gibt es nicht nur politiſche Ausſprüche,

* Něskolko slov o ruskoj znati. Berlin, F. Schneider, 1862.

Digitized by Google

die zu Aphorismen geworden ſind, ſondern noch eigene Sitten, Gewohnheiten und vererbte, unverbrüchliche Geſetze für die Lebensweiſe.

In dieſe antediluvianiſche, verſteinerte Welt kommt nun der unlängſt gebackene ruſſiſche Herr, der keine Kenntniß der Vergangenheit, keine Ueberlieferungen, keine Standesmeinungen hat, und ſogar, was für den ariſtokratiſchen Standpunkt am ſonderbarſten iſt, von ſeiner eigenen Familie, auf die er ſich doch ſo viel einbildet, Nichts weiß. Mancher Nachkomme ehemaliger regierender Fürſten in Rußland bläht ſich gegenüber ſeinen Bekannten, die ihm gleich an Herkunft ſind, nur aus dem Grunde, weil ſeine Tochter einen Grafen oder Fürſten aus den Zeiten Katharina's II. geheiratet hat. Alte berühmte Namen verſchwinden in Rußland im Dunkel, wenn ſie nicht von Reichthum und Hofgunſt umſtrahlt ſind. Groß aber iſt derjenige, der, wenn auch Nachkomme einer alten Familie, das Glück hatte, mit einem Enkel eines Günſtlings Katharina's oder Eliſabeth's in Verwandtſchaft zu treten, denn dieſe haben bis heute ungeheuere Reichthümer.

Dergleichen iſt doch nicht ariſtokratiſch! In der wahren Ariſtokratie iſt der Name, die Geburt eine Art Freimaurerzeichen, nach dem ſich die Mitglieder als ihres Gleichen erkennen und behandeln, wenn ſie ſchon einmal für ihren Stand einen beſonderen Reſpekt in Anſpruch nehmen. In Rußland iſt der Eine darum angeſehener Ariſtokrat, weil er reich iſt und große Verbindungen hat, der Andere darum, weil er auf der bureaukratiſchen Stufenleiter hoch ſteht, der dritte darum, weil er einem einflußreichen Günſtling, als dieſer noch ein kleiner Mann war, irgend einen Dienſt erwieſen, und von ihm noch nicht vergeſſen iſt, der vierte darum, weil die Schweſter der Frau ſeines Bruders in nahen Beziehungen zu einem ſehr hochgeſtellten Manne ſteht. Eine alte franzöſiſche Deviſe heißt: „Je ne suis ni prince, ni comte aussi, je suis le sieur de Coussy!" Dieſer Ausſpruch charakteriſirt einen echten Ariſtokraten im guten Sinne des Wortes. Der Kaiſer Paul aber ſagte: „Le grand de mon pays est celui que je regarde aujourd'hui, et pendant que je le regarde." So iſt wieder die ruſſiſche Ariſtokratie. Sie iſt eben eine Bildung des neueren Zarenthums, die keine Wurzel gefaßt hat, wie ſie der Begriff des Standes erfordert; ſie hat manche ſchlimme Eigenſchaft der Ariſtokratie, manche des ungeſchminkten Ruſſenthums. Ein Franzoſe hatte geſagt: „Grattez le Russe, vous trouverez le Tartare." Das kann analog von der ruſſiſchen Ariſtokratie geſagt werden, denn ihr Firniß iſt nicht ſtark, und ſie ſtellt keineswegs, wie es dem Fremden vielleicht ſcheinen würde, die gebildete Klaſſe im Lande vor. Die Ariſtokratie zeichnet ſich übrigens in keinem Lande durch beſondere Bildung aus, die ruſſiſche aber hat gar keine ruſſiſche, ſondern nur einige franzöſiſche Bildung. Von der ruſſiſchen Literatur iſt manchem höchſt einflußreichen Manne in Rußland bis heute nichts bekannt, obwohl dieſelbe ſchon lange ſo weit gediehen iſt, um jedes Studium zu lohnen. Namentlich die hohen Damen leben nur franzöſiſch, obwohl ſie auch ruſſiſche Augenblicke haben, die eben nicht dankenswerth ſind.

Seit nicht langer Zeit beginnt ſich neben der bunten hohen Ariſtokratie ein neuer Stand zu conſolidiren, der gebildeter und nützlicher iſt, und auch die Zukunft für ſich hat. Es iſt dies der Stand der mittleren Grundbeſitzer, der kleinere Adel. Es iſt nicht viel mehr als funfzig Jahre, da war derſelbe nur Klient der Ariſtokratie und bildete ihre unterthänige Suite, ihren Schweif. Jetzt beginnt er zu begreifen, was Selbſtändigkeit iſt, beginnt ein Gefühl perſönlicher Würde kennen zu lernen, und jagt nicht mehr nach dem Wohlwollen der Ariſtokratie, ſucht in der Freundſchaft mit ihr nicht ſeine Ehre, und ſieht einen Mann in ſich, der auf ſeinen eigenen Füßen ſteht. Zu dem ruſſiſchen niederen Adel werden auch diejenigen gezählt, die in Folge der Bildung in höheren Lehranſtalten, oder durch erworbenes Vermögen, oder durch den Amtsrang ihrer Väter dieſem Stande angehören, alſo auch Kinder von Bürgern, Kaufleuten, Geiſtlichen. Wenn die Väter ſolcher Leute ſich auch nicht durch Bildung auszeichneten, ſo laſſen ſie gewiß ihre Kinder unterrichten, und es ſcheint, das nach und nach Alles, was in Rußland gebildet und patriotiſch iſt, zu dieſer Klaſſe gehören wird. Dieſe Klaſſe ſpricht nicht von ihrer Bedeutung und hat ſie auch bisher noch nicht, aber ſie arbeitet, oder beginnt zu arbeiten. Dieſelbe zählt in ihrer Mitte neben neuen Namen nicht wenig alte. Reiche und nicht reiche Leute, welche die Univerſitäten, Lyceen, Rechts-Akademien, oder andere höhere Lehranſtalten verlaſſen haben und ſich in den Gouvernements zerſtreuen, ſchließen ſich ſofort an dieſe Kreiſe an, und heiraten gewöhnlich Töchter aus dem niederen Adel. Dieſe ſind gebildeter als die Töchter von Kaufleuten und Bürgern, und ſehr oft als die von hoher Familie. Es iſt begreiflich, denn ſie leben größeren Theils im Dorfe, oder auch in einer Provinzialſtadt, wo ſie wenig Gelegenheit zu Geſellſchaften und den gewöhnlichen Damenzerſtreuungen haben, ſo daß ſie viel leſen, und die ruſſiſche, oft auch die fremde Literatur recht gut kennen. — Die Töchter der hohen Ariſtokratie werden nach franzöſiſchem Recept erzogen, leſen nichts und wiſſen nichts, als in drei oder vier Sprachen etwas zu plaudern; wenn ſie ſehr gelehrt ſind, wiſſen ſie auch einige hiſtoriſche Data. Der niedere Adel in Rußland iſt übrigens auch ganz und gar nicht ein Ideal gebildeter und ſtrebſamer Leute. Das iſt eben relativ; nach ruſſiſchem Maßſtabe ſteht er obenan. Doch ſeine Apathie gegenüber den Angelegenheiten des Volkes und des geiſtigen Lebens, ſeine Unentſchiedenheit und Trägheit iſt noch immer nicht gering. Mit der vollſtändigen Befreiung der Leibeigenen wird demſelben erſt eine neue Epoche entſtehen, denn nun wird er ſich in ſeinen Dörfern und auf ſeinen Höfen rühren und um Fortſchritt und Bildung nothgedrungen kümmern müſſen, wenn er eine beſſere Exiſtenz behaupten will.

Nord-Amerika.

Fiſchzucht in Aquarien im Alterthum und in neueſter Zeit.*

Die üppige Wohnung des Licinius Craſſus hallt wieder von Seufzen und Stöhnen; ſeine Kinder und Sklaven achten ſeinen tiefen Schmerz und überlaſſen ihn, mit dem Takte der Liebe, der Einſamkeit — jener Freundin großen Weh's, die der betrübten Seele ſo angenehm iſt, weil Thränen ohne Zeugen fließen können. Ach, der Liebling, Craſſus' Lieblings-Meer-Aal iſt todt, und es iſt die Frage, ob Craſſus es überleben wird. Der gefühlvolle Römer ließ ſeinen geliebten Fiſch mit großer Pracht beſtatten; er errichtete ſeinem Andenken ein Denkmal und hörte nie auf, ihn zu beweinen. — So erzählen Macrobius und Aelian.

Dieſer Mann, der, wie man berichtet, gegen ſeine Sklaven ſo wenig Milde zeigte, hatte eine außerordentliche Schwäche in Hinſicht auf ſchöne Meer-Aale. Er verbrachte ſein Leben an ſeinem prächtigen Fiſchteiche, wo er ſie liebevoll aus ſeiner Hand fütterte. Auch war ſeine Liebe zur Fiſchzucht durchaus nichts Außergewöhnliches in ſeiner Zeit. Ein Fiſchteich, um darin die ſchönſten Fiſcharten zu züchten, war ein ſo nöthiges Zubehör zu einem vollkommenen Gute, wie der Scheunenplatz und der Hühnerhof bei dem modernen Bauer oder Land-Edelmann. Wo nur immer eine wohlausgeſtattete römiſche Villa war, enthielt ſie eine piscina; während viele Gärten an der See ſich auch eines vivarium rühmen konnten, welches in dieſer Verbindung eine Auſternbank bedeutet.

Natürlich waren die Fiſchteiche je nach dem Reichthume, dem hohen Stande und Geſchmacke ihrer Eigner verſchieden. Manche waren ungeheuer groß und von dem verſchiedenartigſten Inhalte. Die köſtliche Muräne, die Karpfe, die Steinbutte und andere Arten ſcherzten nach Belieben in den für ſie gemachten Gehegen. Der größere Theil der römiſchen Kaiſer aß ſehr gern Meer-Aal. Der gefräßige Vitellius mochte, als er anfing, dieſes Gerichtes überdrüſſig zu werden, zuletzt nur den milden Rogen eſſen, und zahlreiche Fahrzeuge durchpflügten das Meer, um ihm denſelben zu verſchaffen.

Die Liciniſche Familie entlehnte ihren Beinamen Muräna von dieſen Fiſchen, um ſo ihre läppiſche Vorliebe für dieſelben zu verewigen. Die Fiſchliebe wurde eine wirkliche Manie und die Muraena Helena wurde göttlich verehrt. Hortenſius, welcher drei prächtige Landſitze beſaß, baute auf den Gründen ſeiner Villa in Bauli einen Fiſchteich, ſo maſſiv, daß er bis heute ausgedauert hat, und ſo groß, um ihm den Namen Piscina mirabilis einzutragen. Es iſt ein unterirdiſches Gebäude, gewölbt und durch vier Reihen Arkaden und zahlreiche Säulen — manche zehn Fuß tief und von großer Stärke — abgetheilt. Hier konnten die größten Fiſche nach Belieben gemäſtet werden; ſelbſt der mächtige Stör, der Fürſt einer guten Tafel, konnte hier Raum und Gemach finden.

Lucullus, dieſer prunkſüchtigſte der Patrizier, dieſer Kaiſer der Bon-vivants, hatte in der Nähe Neapels einen Berg durchſtochen, um einen Kanal zu öffnen und die See und ihre Fiſche in den Mittelpunkt der Gärten ſeiner üppigen Villa heraufzubringen. Cicero nennt ihn recht witzig einen von den Tritonen der Fiſchteiche. Sein Landſitz Pauſilypum (Sorgenfrei, Sansſouci), glich mehr einer Stadt, als einem Dorfe und war, wenn auch kleiner an Umfang, doch weit prächtiger und üppiger ausgeſtattet, als Hadrian's rieſige Villa bei Tivoli. Große Maſſen von Steinbau ſchimmern noch ſichtbar unter dem blauen Waſſer hervor, wo Marmormauern den Wogen trotzten und in langen Arkaden und Saalgängen bis weit in das Meer hinausliefen. Buchten und Bäche, die noch

* Nach dem Atlantic Monthly.

Digitized by Google

heut' ihren künſtlichen Urſprung verrathen, bezeichnen die Lage der piscina und erfriſchender Seen. Hier waren Höfe, Bäder, Säulengänge, Terraſſen, in der villa urbana, dem Herrenſitze — villa rustica für den Verwalter und die Sklaven — das Gallinarium für die Hühner — das apiarium für Bienen — das suile für Schweine — die villa fructuaria, die Gebäude für Korn-, Wein-, Oel- und Fruchtvorräthe in ſich begreifend; — der hortus oder Garten — und der Park, den Fiſchteich und das vivarium enthaltend. Statuen, Haine, Springbrunnen, Kähne zu Spazierfahrten, Bäder, Poſſenreißer und ſelbſt ein kleines Theater dienten dazu, die Ergötzungen der lieblichen Gründe und der verlockenden See zu vervielfältigen.

Doch es war nicht anzunehmen, daß Leute, wie dieſe, ſatt von den Schauſpielen des Amphitheaters, ſelbſt wenn ſie von ihren Beſuchen der Suburbs entnervt waren, beim Verlaſſen der Stadt mit einfachen Vergnügungen, ländlichen Vergnügungen oder Luſtfahrten, für die Dauer hätten zufrieden ſein ſollen. Die Gewohnheit verlangte etwas Pikanteres, und die ſtets bereite Tragödie eines mit gierigen, Menſchenfleiſch freſſenden Meer-Aalen gefüllten Fiſchteiches ſchaffte die verlangte Aufregung. Für Leute, die von dem Schauſpiele der die bestiarii zerfleiſchenden Löwen und Tiger blaſirt geworden, war es weit pikanter, einem Haufen Meer-Aale zuzuſehen, welche einen ungeſchickten oder widerſetzlichen Sklaven in Stücke riſſen. Vedius Pollio, ein römiſcher Ritter vom höchſten Range, konnte nichts Beſſeres für ſeine theuren Muränen zu thun finden, als ihnen die Sklaven lebendig vorzuwerfen; und er verfehlte nie, ſagt Tertullian, ſich Meer-Aale auftragen zu laſſen, nach ihrem grauſigem Mahle. Zwar verdienten jene elenden Geſchöpfe gewöhnlich dieſe grauſame Strafe; z. B. erzählt Seneca von Einem, der die Ungeſchicklichkeit begangen, eine Kryſtallvaſe zu zerbrechen, während er dem jähzornigen Pollio bei Tiſch aufwartete.

Die Fiſchzucht wurde ſo weit gebracht, daß man auf den Dächern der Häuſer Fiſchteiche anlegte. Praktiſchere Männer leiteten einen Strom Flußwaſſer durch ihre Speiſeſäle, ſo daß die Fiſche unter dem Tiſche ſchwammen, und man brauchte ſie blos kurz vor ihrer Verſpeiſung zu greifen und herauszuholen. Da ſie oft während der Tafelzeit gekocht wurden, ſo war ihre Friſche geſichert. Martial (Lib. X., 30, 16—25) ſpielt auf dieſen Gebrauch an, wie auch auf die Zucht und Zähmung der Fiſche in der piscina.

Da man bemerkt hatte, daß der rothe Mullus, wie der Delphin, beim Sterben eine Menge Farbenwechſel durchmacht, ſo beſtimmte die Mode, daß er auf der Tafel ſterben mußte. Lebendig, in einem Glasgefäße eingeſchloſſen aufgetragen, wurde er in der Gegenwart aufmerkſamer Gäſte bei langſamem Feuer gekocht, damit ſie ſeine Qualen und Sterbefarben anglotzen könnten, ehe ſie ihren Appetit mit ſeinem Fleiſche befriedigten.

Man wird ſich alſo nicht wundern, zu hören, daß der berühmte Feinſchmecker Apicius für Erfindung einer neuen Mullus-Leberſauce einen Preis ausſetzte.

Doch wir dürfen bemerken, daß Fiſche, wie andere Naturdinge, von den Alten nur zur Liebhaberei oder des Eſſens wegen ſtudirt wurden.

Alle ihre Anſichten von der Natur waren weſentlich ſelbſtiſch; keine war unintereſſirt, andächtig ernſt, ſchlußmäßig oder wiſſenſchaftlich. Die Natur diente blos ihren Gelüſten, in ihren verſchiedenen Nahrungsmitteln — ihrer Verwendung in den Laſtthieren — oder ihrer kindiſchen oder grauſamen Kurzweil, mit ſprechenden Vögeln, wie der Staar, mit Lieblings-Fiſchen oder wilden Kampfthieren. Ein höherer Gedanke war nicht vorhanden. Obgleich die Griechen die Blumen liebten und ſie zu einer Menge von Verzierungen und jetzt ganz unerreichbaren feſtlichen Gelegenheiten verwandten, ſo ſchritten ſie doch nicht deshalb im Studium der Botanik und der Klaſſificirung fort. Der Römer konnte, auch wenn er für die ſchönen Künſte ſchwärmte, in der Natur keine Kunſt ſehen. Da gab es kein Experiment, keine Entdeckung, und Beobachtungen nur ſehr wenige. Die ganze Naturwiſſenſchaft, welche in unſern Zeiten eine ſolche Größe und ſolchen Einfluß erlangt hat, war damals gänzlich vernachläſſigt.

Und doch welche ſchöne Gelegenheit wäre vorhanden geweſen, hätte ſich ein einziger Enthuſiaſt aufgethan? Alle Länder, alle Klimata und alle Naturprodukte ſtanden dem Willen des Kaiſers zu Gebote. Der Erdkreis wurde nach Meer-Aalrogen oder ſchönen Mulli durchſucht, um den Cäſar zu erfreuen, und die ganze Erde hätte erforſcht und Specimina jeder Art in einem rieſigen Muſeum in der ewigen Stadt niedergelegt werden können, auf den Wink eines einzigen Menſchen. Aber der Beobachter, der Naturfreund fehlte, und die ganze Welt wurde geplündert, blos um ihre lebenden Einſaſſen für die vivaria, und von da für die ſchreckliche Arena des Amphitheaters zu liefern. Und ſelbſt hier hätte der Naturfreund ſeine Studien an Individuen und ſelbſt ganzen Arten, lebendigen oder todten, machen können, ohne Rom zu verlaſſen. Das Thierreich lag tributpflichtig zu ſeinen Füßen, diente aber blos dazu, ſeinen Appetit und ſeine Leidenſchaften zu ſtillen, nicht ſeinen Geiſt zu bereichern.

So durchzogen auch Roms Heere die Welt, und ſeine Legionen betraten oft bis dahin unbekannte Gegenden. Aber keine Männer der Wiſſenſchaft, kein Gelehrten-Corps war ihren Cohorten beigegeben, um in den Fußſtapfen der Eroberung zu wandeln und die Früchte des Sieges zum Nutzen der Schulen zu ſammeln. Provinzen wurden verwüſtet, große Städte geplündert, Nationen gefangen gemacht und alle Meiſterwerke der Kunſt fortgeſchleppt, um Rom zu ſchmücken. Aber die Natur wurde nie um ihre Geheimniſſe befragt und die Entdeckung nie über das Allermateriellſte hinaus verfolgt. Der militairiſche Geiſt erſtickte die Naturwiſſenſchaft.

Alles Streben des Gedankens war alſo nur auf Krieg, Vergnügen, Literatur und Kunſt gerichtet. Verhältnißmäßig gab es keine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, deren Anbau, wie Mr. Buckle gezeigt hat, einen ſo mächtigen Einfluß auf die Civiliſation geübt hat. Die convexe Linſe — ſpäter zum Mikroſkop entwickelt, das dem Menſchen eine neue Welt erſchloſſen hat — war dem Archimedes nur als Inſtrument bekannt, um die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken.

Die moderne Fiſchzucht ahmt in gewiſſen Maßen die alte nach, doch ohne ihr gleich zu kommen. Viele Methoden, den Lachs, die Forelle und andere geſchätzte Fiſche aufzuziehen und zu ernähren, welche in civiliſirten Ländern mit jedem Jahre ſeltener werden, ſind in Frankreich und England verſucht worden, doch Alles nach einem ganz von dem römiſchen verſchiedenen Prinzipe. Wir treiben Fiſchzucht aus Noth oder Oekonomie, weil Fiſche gewiſſer Arten alljährlich ausſterben, oder um ein wohlfeiles Nahrungsmittel zu erzielen; die Römer jedoch trieben ſie nur zum Luxus und zu kindiſcher Kurzweil. Wir wiſſen, das lebende Weſen ebenſowohl ſtudirt, als gegeſſen werden können, und daß die treue und ernſte Beobachtung ihrer Idioſynkraſien, ihres Lebens und ihrer Gewohnheiten eben ſo heilſam und angenehm für den Geiſt iſt, als die Verzehrung ihres Fleiſches geſund und angenehm für den Leib. Die ganze Wiſſenſchaft der Zoologie hat ſich aufgebaut mit ihren einfachen Claſſificationen und ihrem ungeheuren Detail. Die Vivaria des Jardin des Plantes rivaliſiren mit denen des Koloſſeums an Größe und übertreffen ſie in der Sache. Die Natur wird geplündert, erforſcht und abgejagt in jedem Felde, nur damit ſie zu der allgemeinen Kenntniß beitrage. Muſeen ſammeln und ordnen alle Typen der Schöpferweisheit von der einfachen Zelle bis zum Menſchen herauf.

Die Wiſſenſchaft ſucht nach ihren ausgeſtorbenen Arten und foſſilen Reſten und beſtimmt ihr Alter durch die Geologie. Das Mikroſkop verfolgt die organiſche Materie herab bis zu unendlicher Kleinheit, verhältnißmäßig ſo weit, als das Fernrohr ſie aufwärts in die Unendlichkeit des unbegränzten Raumes verfolgt. Zuletzt von Allem, obgleich nicht lange, nachdem Erde und Luft ſcheinbar erſchöpft waren, fing die Wißbegier an, ſich einen Weg zu den Geheimniſſen der See zu bahnen — jener verborgenen Hälfte der Natur, wo die Wunder hauſen, die Milton in der Schöpfung beſchrieben hat.

Aber keine Mittel waren geboten, dieſen unbekannten Geſchöpfen in ihre unbekannten Wohnungen zu folgen und ihre heimiſche Lebensweiſe zu beobachten. Nur einzelne, verwitterte und oft verſtümmelte Exemplare kleiner Fiſche, Mollusken oder Strahlen-Thiere im Muſeum erläuterten die Geheimniſſe des tiefen Meeres. Fiſche konnten allerdings kürzere oder längere Zeit in mit Waſſer gefüllten Glaskugeln gehalten werden, aber die Geſchöpfe gingen unvermeidlich bald nach ihrer Entfernung aus ihrem geheimnißvollen Aufenthalte zu Grunde. Solch' eine leidenſchaftliche Wißbegier, „die Natur zu erforſchen und ihre Geheimniſſe kennen zu lernen," führte ſchließlich zur Idee des Aquariums.

Der Ausdruck vivarium wurde von den Alten gebraucht, um viele Dinge zu bezeichnen — von den Zellen der wilden Thiere, die ſich unter dem Koloſſeum öffneten bis zur Auſternbank; und ſo mag es denn jetzt jede beliebige Sammlung lebender Geſchöpfe bezeichnen. Hiernach könnte es keine beſtimmte Vorſtellung von einer Sammlung von Seethieren hervorbringen, wie wir ſie hier beſchreiben wollen. Der Ausdruck aqua wurde hinzugefügt, um das feuchte Element auszudrücken; aber das Compoſitum aqua-vivarium war zu ſchwerfällig für häufige Anwendung, und das verkürzte Wort aquarium iſt alſo in allgemeinen Gebrauch gekommen.

So iſt alſo das wahre Aquarium ein Waſſergarten und eine Menagerie zu gleicher Zeit — und ſoll das Leben unter dem Waſſer zeigen,

Digitized by Google

thieriſches und pflanzliches, in aller häuslichen Sicherheit der natürlichen Heimat, in aller Schönheit, Harmonie und zarten Verträglichkeit der Natur ſelbſt.

Es iſt keine plötzliche Entdeckung, ſondern das Ergebniß langer und geduldiger Studien der Naturforſcher.

Was geſchieht, wenn wir ein halbes Dutzend Goldfiſche in eine Glaskugel thun? Die Fiſche ſchlucken Waſſer ein und ſtoßen es durch die Kiemen wieder aus. Während es durch die Kiemen geht, wird das freie Oxygen, welches das Waſſer enthält, abſorbirt und an ſeiner Statt Kohlenſäure abgegeben. Im Laufe der Zeit erſchöpft ſich das freie Oxygen des Waſſers, und daſſelbe wird abgeſtanden und zuletzt giftig durch das Uebermaß von Kohlenſäure. Wird das Waſſer nicht geändert, ſo kommen die Fiſche an die Oberfläche und ſchlucken atmoſphäriſche Luft. Aber obgleich ſie von Natur dieſelbe Luft (Oxygen) athmen, wie wir, ſo ſind ſie doch nur dazu organiſirt, ſie aus dem Waſſer zu ziehen; wenn ſie alſo genöthigt ſind, Luft an der Oberfläche zu ſchöpfen, ſo entzünden ſich ſehr bald die Lungen oder Kiemen, und zuletzt macht der Tod ihrem Leiden ein Ende.

Wenn alſo ein Gefäß nicht mit Fiſchen überfüllt iſt, ſo brauchen wir blos eine gute Handvoll gewiſſer Waſſerpflanzen hinein zu werfen und eine neue Art chemiſcher Veränderungen beginnt alsbald; es wird unnöthig, das Waſſer zu verändern.....

Wenn wir von einem Aquarium ſprechen, ſo meinen wir damit ein Gefäß, das acht bis dreißig Gallonen Waſſer enthält. Mr. Goſſe beſchreibt ſeinen größeren Teich als zwei Fuß lang bei achtzehn Zoll Weite und achtzehn Zoll Tiefe mit einigen zwanzig Gallonen Inhalt.

Es giebt zwei Arten von Aquarien: das Friſchwaſſer- und das Salzwaſſer-Aquarium; das eine geeignet für Pflanzen und Thiere von Teichen und Flüſſen, das andere für minder bekannte Seebewohner. Wir ſprechen zuerſt von dem Friſchwaſſer-Aquarium.

Iſt der Teich wohl vorbereitet und zurechtgemacht durch wochenlanges, wechſelsweiſes Gefüllt- und Leerhalten, durch Ausſetzen an Sonne und Luft, ſo daß alle Tünche, Oel, Firniß, Gerbeſtoff völlig entfernt werden, ſo iſt das Nächſte, den Boden in Ordnung zu bringen und zu bepflanzen. Einige rauhe Bruchſtücke von hartem Stein, frei von Eiſen und anderen Metallen, welche das Waſſer verunreinigen, können mit Cement zu einem Bogen gebaut oder in irgend einer Weiſe, wie es der Phantaſie paßt, aufgehäuft werden. Der Boden ſollte gänzlich von Schiefer, oder wohlgewaſchenen, kleinen Kieſeln beſtehen. Gewöhnlicher weißer Sand, ſo lange gewaſchen, bis das Waſſer ganz rein abläuft, iſt gleichfalls geeignet.

Dammerde, oder gewöhnlicher Pflanzenboden iſt für Waſſerpflanzen nicht nöthig und eher noch ſchlimmer, als nutzlos, da derſelbe für einige Zeit das häufige Wechſeln des Waſſers erfordert, um die löslichen Pflanzenſtoffe zu entfernen, und das Wachſen von Conferven und andern niedern Pflanzengebilden befördert, welche ſchädlich ſind.

Man hat gefunden, daß Waſſerpflanzen jeder Art, wenn ihre Wurzeln nur bedeckt werden, in bloßen Kieſeln von ſelbſt Wurzel faſſen und blühen. Die Pflanzen ſollten ſorgfältig von allen todten Theilen gereinigt, die Wurzeln an einen kleinen Stein befeſtigt, oder auf den Boden gelegt und mit einer Lage von Kieſeln und Sand bedeckt werden. Iſt der Boden bepflanzt, ſo mag das Waſſer durch eine Gießkanne eingeführt, oder an den Wänden des Teiches eingeſchüttet werden, um jede gewaltſame Bewegung des Bodens zu vermeiden. Das Waſſer ſollte rein und klar ſein. Flußwaſſer iſt am beſten; Quellwaſſer iſt auch gut, muß aber einige Tage früher, als man die Fiſche einſetzt, durch die Pflanzen weicher gemacht werden.

Sonnenſchein iſt gut für den Teich zu allen Jahreszeiten. Das Friſchwaſſer-Aquarium erfordert ihn mehr, als das Salzwaſſer-Aquarium. Die Menge des von den Pflanzen ausgeathmeten Sauerſtoffes, und daher auch das Wachsthum und die Munterkeit der Fiſche iſt weit größer, ſo lange die Sonne auf ſie ſcheint.

Bei Auswahl der Pflanzen für das Aquarium muß man auf die Menge Sauerſtoff, die ſie entwickeln, auf ihre Dauerbarkeit und auch auf ihre Schönheit einige Aufmerkſamkeit verwenden.

Als ſolche Waſſerpflanzen werden dann: Callitriche (Brook Starworth), Vallisneria, Ranunculus aquatilis, Hydrocharis, Alisma vorzugsweiſe empfohlen; als Fiſcharten und lebende Waſſerbewohner die Cyprinidae, der Cyprinus gibelio (Karpfen, Prussian Carp), der Goldfiſch (cyprinus auratus), die Elrize (C. phoxinus). Für ein Gefäß von zwölf Gallonen werden empfohlen: drei Goldfiſche, drei Karpfen, zwei Barſche, vier große Schmerlen, ein Dutzend Elrizen, ſechs Weißfiſche (Bleien), dazu verſchiedene Schnecken, Waſſerkäfer, Waſſerſpinnen, Molche.

Alles mag nun wohl gehen und das Waſſer klar bleiben; aber wenn der Teich einige Wochen geſtanden, ſo wird die innere Seite des Glaſes einen grünen Ueberzug zeigen, der ſich bald ausbreitet und den Einblick trübt. Dies kommt von dem Wachſen einer kleinen Confervenpflanze her, das man niederhalten muß. Für dieſen Zweck iſt die Schnecke das natürliche Gegenmittel, da ſie raſch alle ſolche ſchädliche Stoffe vertilgt. Schnecken kleben ſich an die Seiten und räumen und zehren all' den Pflanzenwuchs hinweg. Die Lymnea iſt darunter die wirkſamſte, aber unglücklicher Weiſe frißt ſie dabei Löcher in die jungen Zweige der größeren Pflanzen und macht ſie auf dieſe Weiſe unſcheinbar. Einige andere Arten von Schnecken trifft dieſer Vorwurf nicht; die Paludina und Planorbis ſind die einzig zuverläſſigen. Sie werden die Vegetation ſchnell beſeitigen. Um die Kryſtallhelle des Waſſers zu erhalten, mag man einige Muſcheln im Sande wühlen laſſen, wo ſie das Amt lebendiger Filtrirtücher verſehen werden. Mit dieſen Vorkehrungen wird ein wohl abgeglichenes Becken die urſprüngliche Reinheit der Natur lange Zeit behalten.

Ein ganz anderer Typus der Erſcheinung und der Objekte zeichnet das Seewaſſer-Aquarium aus.

Da der größere Theil der höchſt eigenthümlichen Weſen des Meer-Aquariums auf dem Boden lebt oder nahe daran, ſo ſollte das Seewaſſer-Becken ſeichter ſein und eine ungeſtörte Anſicht von oben her verſtatten. See-Geſchöpfe haben eine zartere Conſtitution, als Süßwaſſer-Geſchöpfe und erheiſchen mehr Sorgfalt, Geduld und Aufſicht, wenn das Meer-Aquarium gedeihen ſoll.

Seeſand und reingewaſchene Kieſel bilden den beſten Grund für daſſelbe. Man muß nicht vergeſſen, daß viele der Meerthiere Wühler ſind und einen für ihre Gewohnheiten paſſenden Grund verlangen. Einiges Steinwerk iſt als weſentlich zu betrachten, da es ſolchen Geſchöpfen, die von Natur furchtſam ſind und ein Verſteck ſuchen, einen angenehmen Schutz- und Zufluchtsort bieten ſoll. Dies gilt auch von vielen Fiſchen. Korallen-Aeſte, in Cement befeſtigt, können auch hineingeſetzt werden; ſie bilden ſchöne und naturgemäße Objekte, an denen dann Pflanzen emporklimmen und anmuthig herabhängen.

Seewaſſer, aus der offenen See geſchöpft, fern von der Mündung der Flüſſe, iſt natürlich für ein ſolches Aquarium das Geeignetſte. Wenn es rein iſt, wird es Transport und Zeit ertragen, ehe es in das Becken gegoſſen wird. Indeſſen dürfte es nicht immer möglich ſein, Seewaſſer zu erhalten, namentlich bei großer Entfernung von der Küſte, und es iſt daher ein glücklicher Umſtand, daß künſtliches Seewaſſer jeder Anforderung genügt.

Die Compoſition von natürlichem Seewaſſer iſt bei 1000 Theilen annähernd folgende: Waſſer 964 Theile; Kochſalz 27; Chlor-Magneſium 3,6; Chlor-Kali 0,7; ſchwefelſ. Magneſia 2; ſchwefelſ. Kalk 1,4; Brom-Magneſium, kohlenſ. Kalk 0,2; 0,3 Theile. Brom-Magneſium und ſchwefel- oder kohlenſ. Kalk kommen in ſo geringen Quantitäten vor, daß man ſie bei Bereitung künſtlichen Seewaſſers füglich weglaſſen kann; überdies enthält Fluß- und Quellwaſſer immer einen bedeutenden Theil Kalk. Daher können wir auch folgende Formel anwenden: Auf jedes Hundert ſolider Ingredienzen: Kochſalz 81 Theile; ſchwefelſaure Magneſia (Epsom Salts) 7 Theile; Chlor-Magneſium 10; Chlor-Kali 2 und Waſſer etwa 2900 Theile; obſchon dies genau nach dem ſpezifiſchen Gewicht beſtimmt werden muß. Dieſe Miſchung ſollte man einige Tage ſtehen laſſen, ehe man ſie einſchüttet. Denn ſo werden ſich die chemiſchen Unreinigkeiten ſetzen, und die reine Flüſſigkeit kann abgeſchöpft werden. Die ſpezifiſche Schwere ſollte durch den Hydrometer feſtgeſtellt werden; ſie mag zwiſchen 1026 bis 1028 ſchwanken, während Süßwaſſer auf 1000 ſteht. Kann man ein oder mehrere Quart wirkliches Seewaſſer bekommen, ſo iſt dies eine ſehr nützliche Zugabe zu der Miſchung. Es kann nun in das Becken durch ein Seihtuch eingeführt werden; aber lebende Weſen dürfen nicht eher hineingethan werden, als bis das künſtliche Waſſer mehrere Wochen lang durch das Wachſen der Seepflanzen gemildert und vorbereitet worden iſt. So wird es mit Sauerſtoff geſättigt und für die Sauerſtoff brauchenden Thiere fertig ſein.

Es iſt eine eigenthümliche Thatſache, daß ſo zubereitetes Waſſer mit nur vier Ingredienzen, wenn es ein oder zwei Monate im Aquarium geſtanden, die andern Beſtandtheile erlangt, welche im echten Seewaſſer in kleinen Quantitäten normal vorhanden ſind. Es muß dies von der Thätigkeit der Pflanzen oder Thiere kommen, oder von beiden zugleich. Bromine kommt vielleicht von Schwämmen oder Seetang. So richtet ſich künſtliches Seewaſſer von ſelbſt ein.

Wenn das Becken mit der bei dem Süßwaſſer-Aquarium befolgten Vorſicht vorbereitet und temperirt iſt, einen reinen Grund und einen Vorrath guten Waſſers hat, dann iſt es fertig für die Bepflanzung. Viele

Digitized by Google

ſchönfarbige und zartbewimperte Algen und Seegräſer laſſen ſich zur Zeit der Ebbe an den Felſen finden; ſie werden den Enthuſiaſten ſchmerzlich verlocken, ihre zarten Farben dem Aquarium anzuvertrauen. Doch allen ſolchen Verſuchen muß man widerſtehen; Grün iſt die einzige für geſundes und ſauerſtoff=entwickelndes Wachsthum geeignete Farbe in dem neuen Becken. Eine kleine Auswahl aus den purpurnen oder rothen Varietäten könnte vielleicht ſpäterhin eingeführt und mit Erfolg gezogen werden; aber ſie ſind ſehr zart, während die olivenfarbenen und braunen ganz ſicher ſind, einzugehen und das Waſſer zu verderben. Dabei muß man ſich erinnern, daß Algen Kryptogamen ſind, und keine ſichtbaren Blumen zur Ergötzung des Auges und der Phantaſie tragen."

Als geeignete Seepflanzen werden nun umſtändlicher empfohlen: der Seelattich (Ulva latissima); Entomorpha compressa, eine zarte grasähnliche Alge; Chondrus crispus, ein ſehr gewöhnliches Moos. Später, nach einigen Monaten, möge man mit Codium tomentosum und Chadophora probiren, noch ſpäter mit der ſchönen Bryopsis plumosa. Beſſer iſt es indeſſen, ſich auf auf einige Ulven zu beſchränken.

Wenn die Pflanzen einige Wochen getrieben, und das Waſſer klar und ſauerſtoffhaltig iſt, ſoll man anfangen, die Seethiere einzuſetzen, Fiſche zu allerletzt. — Wir beſchränken uns hier auf einen kurzen Auszug, da wahrſcheinlich nicht Alles, was dort für Nord=Amerika gerathen wird, auf unſere heimiſchen Meeresſtriche paßt. Zuerſt ſoll man Strahlen=Polypen oder Seeanemonen (Actiniae), namentlich die gemeine Actinia mesembriathemum einſetzen, ferner Actinia anguicoma, Act. bellis, Act. parasitica u. ſ. w. Sie erfordern wenig Sorgfalt und man braucht ſie kaum zu füttern.

Hiernächſt kommen Mullusken, namentlich Schnecken und Strandmondſchnecken, welche eingeſetzt werden, um die Schmarotzerpflanzen zu vertilgen. Squillen, kleinere Krabben mögen Zutritt haben, aber nur in geringer Zahl, ferner Anneliden: Serpula, Terebella u. ſ. w., Zoophyten verſchiedener Art, Hahnkammkoralle.

Mollusken und Infuſorien ertragen nicht das Sonnenlicht, ſie verlangen Dämmerung — dafür muß durch theilweiſe Verdeckung geſorgt werden.

Zuletzt kommen die Fiſche: die ſchwarze Meergrundel (Black Goby), die graue Seebarbe (Gray Mullet), ein Lippfiſch (Labrus maculatus) werden empfohlen, doch mit Einſchränkung. Die erſten beiden ſind ſehr gefräßig. Es ſcheinen ſich alſo nur ſehr wenig Seefiſche für die Zimmer=Kultur zu eignen. Die ſehr umſtändlichen Auseinanderſetzungen, welche noch über Behandlung des Aquariums, Fang der Seethiere, Pflege derſelben, wie auch der Pflanzen, folgen, zeigen übrigens, daß ein ſolches Seeaquarium eine ſehr delikate Sache iſt, und eine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit fordert, wie ſie nur dem Enthuſiaſten treu zu bleiben pflegt.

Mannigfaltiges.

— Oeſterreich und der Verfaſſer der „Pentarchie." Während im öſterreichiſchen Reichsrathe der augenſcheinlich gegen die künftige Machterweiterung und Selbſtändigkeit Deutſchlands gerichtete Antrag geſtellt wird, daß der deutſch=ſlaviſch=magyariſch=rumäniſch=italiäniſche Geſammtſtaat Alles daran ſetzen möge, in den deutſchen Zollverein einzutreten, um dieſen dadurch ebenſo zu paralyſiren, wie Oeſterreich ſeit 47 Jahren den deutſchen Bund paralyſirte, iſt in der politiſchen Literatur eine Stimme, die ſeit dem Jahre 1839 als eine ſehr geiſtvolle und ſcharfſinnige bekannt iſt, mit einem Antrage von diamentral entgegengeſetzter Art hervorgetreten. Der Verfaſſer der „Europäiſchen Pentarchie," eines Buches, das mehrere Jahre als ein Ereigniß in der politiſchen Literatur angeſehen wurde, hat eine neue Schrift erſcheinen laſſen: „Europa's Kabinette und Allianzen" — eine Schrift, die nicht minder geeignet iſt, große Senſation zu machen, da ſie, ebenſo wie die „Pentarchie" gethan, die augenblickliche europäiſche Situation mit einer Klarheit und Schärfe präciſirt, wie man ſie nirgends ſonſt, beſonders aber nicht in dem verſchwommenen Grau in Grau, oder Roth in Roth, der politiſchen Zeitungen gezeichnet findet. Der Verfaſſer erklärt, daß ſeine Pentarchie von 1839 längſt aufgehört habe, möglich zu ſein; Napoleon III. beherrſche jetzt allein die Situation, und die einzige, noch mögliche Allianz gegen dieſe Alleinherrſchaft, ſei eine Allianz der Völker, und zwar der deutſchen unter Anführung Preußens, der deutſch=ſüdſlaviſch=magyariſch=rumäniſchen Völker (mit Einſchluß derer in der Türkei) unter Anführung Oeſterreich's, und ſämmtlicher nordſlaviſcher Völker unter Anführung Rußland's. Er beſchwört Oeſterreich, den alten Irrthum, daß es ſeine eigene Macht durch Zerſplitterung Deutſchlands vermehren könne, endlich aufzugeben und ſich vielmehr in einem mächtigen, vom deutſchen Volke unterſtützten, conſtitutionellen Preußen den natürlichſten und treueſten Verbündeten bei ſeinen künftigen Erwerbungen im Oſten zu ſchaffen. Rußland, das der Verfaſſer ſehr genau kennt, ſei nichts weniger, als ein Gegner Oeſterreichs auf ſüdſlaviſchem Gebiete. Zur Erlangung des Supremats im Oſten, müſſe Letzteres jedoch ſeinen Schwerpunkt von dem deutſchen Wien nach dem magyariſch=ſlaviſchen Buda=Peſt verlegen. Alle drei Mächte aber, Preußen ſowohl, als Oeſterreich und Rußland, müſſen fortan aufrichtig conſtitutionell und volksmäßig ſein, um dem romaniſch=centraliſtiſchen Weſten Europa's gegenüber das Gleichgewicht dieſes Welttheils zu erhalten. Wir bitten die zollvereinsluſtigen Herren in Wien, dieſe Rathſchläge ſehr wohl in Erwägung zu ziehen.

— Gervinus über Metternich. Von Gervinus' „Geſchichte des Aufſtandes und der Wiedergeburt Griechenlands," deren erſten Band wir in Nr. 1 des „Magazin" von d. J. beſprochen haben, iſt kürzlich der zweite Band erſchienen.* In demſelben nimmt die Erzählung den Faden dort auf, wo die philhelleniſche Bewegung anfing, für die Griechen mit Nachdruck einzutreten. Unter den Philhellenen jener Zeit iſt es beſonders Lord Byron, welchem Gervinus ein vorwiegendes und leicht begreifliches Intereſſe zuwendet. Der Beiſtand, den der Philhellenismus den Griechen leiſtete, wird von dem Geſchichtſchreiber nicht gering angeſchlagen. Unter den leitenden Staatsmännern war damals nur Einer, der bei aller nationalen Kaltblütigkeit und Selbſtſucht, die Sache in größerem Stile faßte: George Canning. In einer wahrſcheinlich von Häußer geſchriebenen Anzeige des Gervinus'ſchen Werkes (in der „Süddeutſchen Zeitung") heißt es: „Welche grobe und feine Künſte Metternich angewandt, um entweder England mit den übrigen Mächten zu verhetzen, oder doch Canning beim engliſchen Hofe und Könige anzuſchwärzen; von wie niedriger Art die Falſchheit und Doppelzüngigkeit geweſen, die einer an ſich impotenten und zukunftloſen Staatskunſt die leitende Rolle retten ſollten; wie oft ſich der Staatskanzler von ſeiner wohldieneriſchen Diplomatie einreden ließ, das Spiel ſei gewonnen, um beim nächſten Anlaß peinlich aufgeſchreckt zu werden durch einen geſchickten Schachzug des Gegners — das muß man bei Gervinus ſelbſt nachleſen. Er hat dieſes Bild grau in grau gezeichnet, als eine verdiente Züchtigung des Mannes und ſeiner Satelliten, deren lautes Lob die Unkenntniß und Servilität nur allzu lange wetteifernd geſungen hat."

— Preußens Geſchichte in Wort und Bild.** Das Werk, deſſen erſte Lieferungen wir in dieſen Blättern bereits angezeigt, ſchreitet rüſtig vorwärts. Mit der ſechſten Lieferung ungefähr ſchließt der erſte Theil ab, der bis zum großen Kurfürſten reicht, während der zweite Theil von dieſem bis zum Regierungs=Antritte Friedrich's des Großen reichen wird. Populäre Excurſe über Fürſtenleben und Fürſten=Sitte, über Adel und Bürgerſtand, über die Kleidertracht im 15. und 16. Jahrhundert, über den Glauben an Zauberei und Hexen, über die Zuſtände am Hofe und über Berlin und Kölln beim Schluße des dreißigjährigen Krieges reihen ſich an die Geſchichte jener erſten Epoche, deren Bild dadurch in anſchaulichſter Weiſe abgerundet wird. Wir freuen uns, daß auch ſüddeutſche Blätter, wie der „Schwäbiſche Merkur," die ſonſt von Geſchichtswerken, welche Preußen zum Gegenſtande haben, keine Notiz zu nehmen pflegen, die Schmidt'ſche Arbeit als ein deutſches Volksbuch im wahren Sinne des Wortes bezeichnen. Ein Charakter, wie der des großen Kurfürſten richtig aufgefaßt und in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit dargeſtellt, iſt aber auch ganz geeignet, ebenſo populär im ſüdlichen Deutſchland zu werden, wie er es von jeher ſchon in Brandenburg und im nördlichen Deutſchland war. „Die Freiheit des Gewiſſens einem Jeden zu gönnen (ſo heißt es in unſerm Buche), was ſchon der Großvater Friedrich Wilhelm's als eine Forderung echt chriſtlicher Geſinnung bezeichnet hatte, das war es eben, was den lutheriſchen Geiſtlichen in ihrer Mehrzahl als ein heidniſcher Gräuel erſchien. Von dem Gewiſſenszwange der katholiſchen Kirche frei geworden, wollten ſie jetzt ſelbſt einen ſolchen üben und innerhalb der durch ſo ſchwere Kämpfe befreiten Kirche ein neues papierenes Papſtthum aufrichten. Dies zu verhindern, lag gerade in der wahrhaft erhabenen Miſſion des Hohenzollern=Stammes, und die Erkenntniß hiervon wird ſich je länger je mehr in immer weiteren Kreiſen in= und außerhalb des Vaterlandes Bahn brechen."

* Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Sechſter Band.

** Von Ferdinand Schmidt. Illuſtrirt von Ferd. Burger. Vier Theile in Einem Bande. Berlin, Franz Lobeck.

Digitized by Google

— **Beurmann's afrikaniſche Entdeckungsreiſe.** Von Herrn v. Beurmann ſind, wie A. Petermann's „Mittheilungen" berichten, erfreuliche Depeſchen aus Murſuk vom 18. April eingegangen, die ſeine Ankunft daſelbſt am 15. April melden. Er hatte ſeine Reiſe von Dſchalu über Sella, Fughaa, Temiſſa und Suila glücklich zurückgelegt und war entſchloſſen, trotz der ſich ihm entgegenſtellenden großen Schwierigkeiten nach Wadai vorzudringen, ſei es unter offizieller Unterſtützung des Paſcha's von Tripoli oder unter Verkleidung, wenn ihm von Deutſchland aus weitere Geldmittel als die ihm zur Verfügung geſtellten geboten werden können. Inzwiſchen rüſtet er ſich zur Abreiſe nach Süden, um bis nach Tibeſti, Borgu und Wadſchanga, alſo bis in die unmittelbare Nähe Wadai's vorzudringen und von da über Kebabo nach der Küſte zurückzukehren, um weitere Nachrichten und Geldmittel aus Europa abzuwarten. Die Ausführung der projektirten Reiſe, die Herr v. Beurmann mit Courier-Kameelen in drei Monaten zurückzulegen hofft, würde die von Europäern nie betretene öſtliche Hälfte der Sahara der Wiſſenſchaft eröffnen und ganz allein die hohen Erwartungen erfüllen, die in wiſſenſchaftlicher Beziehung an das ganze Unternehmen geſtellt werden.

Ein ſoeben ausgegebenes Ergänzungsheft der Petermann'ſchen Mittheilungen, welches der kartographiſchen und geographiſchen Darſtellung Inner-Afrika's gewidmet iſt, enthält die Briefe M. v. Beurmann's vom Februar bis zum April 1862 über ſeine Reiſe von Bengaſi nach Murſuk. Außerdem bringt dieſes Heft eine geographiſch-ethnographiſche Skizze der öſtlichen Sahara: „Das Land und Volk der Tebu", von Dr. E. Behm, und drei nach den neueſten Forſchungen von A. Petermann und B. Haſſenſtein bearbeitete, große Kartenblätter Inner-Afrika's: 1) Feſſan, 2) Aegypten und 3) Tebu-Land.

— **Armſtrong-Kanonen.** 180 Fachmänner, theils Mitglieder des engliſchen Ingenieur-Vereins, theils fremde Gäſte des Auslandes, welche von dieſen Mitgliedern eingeladen waren, haben, mit beſonderer Genehmigung des Kriegsminiſteriums, einen Ausflug nach Woolwich unternommen, um das Arſenal daſelbſt zu beſichtigen. Ihr Hauptzweck war ein Beſuch in der Kanonengießerei. Zum Schluß wurden vor ihren Augen zehn 110pfündige Armſtrong-Kanonen, fünf 40Pfünder und ein 12Pfünder den ſtärkſten Proben unterworfen. Bei letzterem galt die Ordre, daß er „bis zur Zerſtörung" probirt werden ſollte, d. h. ſo lange, bis er ſpringe. Das Experiment war ein höchſt intereſſantes, denn bei einer Ladung von 3 Pfund Schießpulver wurde ein cylindriges Geſchoß von 120 Pfund, welches ſo lang war, daß davon 10 Zoll aus der Mündung herausragten, abgefeuert. Das Geſchütz widerſtand aber dieſer Feuerprobe wie die früheren, und ſelbſt mit den beſten Vergrößerungsgläſern ließ ſich kein Sprung im Gefüge des Rohres entdecken. Nachdem auf dieſe Weiſe die fremden Gäſte den Herſtellungsproceß der Armſtrong-Kanonen ſeinem ganzen Verlaufe nach geſehen hatten, fuhren ſie zuſammen nach dem Sydenhamer Kryſtall-Palaſte, wo ihnen die Mitglieder des Ingenieur-Vereins ein glänzendes Bankett zum Beſten gaben.

— **Neueſtes aus Island.** Einem in der (Däniſchen) „Berling'ſchen Zeitung" abgedruckten Brief aus Reykiawik, datirt 21. März, dem erſten nach Eröffnung der diesjährigen Dampfſchifffahrt aus Island eingetroffenen Schreiben, iſt zu entnehmen, daß der verfloſſene Winter wieder ſo mild wie der vorige geweſen und daß das Land ſich deshalb von den Folgen des dort ſo gefürchteten Polar-Eisgangs, deſſen letzte Periode vor zwei Jahren endete, wieder zu erholen anfängt. Der Verfaſſer des Briefes glaubt, daß in Betreff der periodiſchen Wiederkehr jenes Eistreibens der Wiſſenſchaft noch viel zu erforſchen übrig bleibe und daß die Annahme eines ſteten Näherrückens ſolcher Perioden, alſo einer ſteten Verringerung der Intervallen, in welchen eine mildere Temperatur vorherrſcht, auf einem Irrthum beruhe.*) Im weiteren Verlauf des Schreibens wird die Thatſache konſtatirt, daß die Zunahme der Bevölkerung auf Island im Verhältniß zur Production von Subſiſtenzmitteln allzuraſch vorſchreitet. Islands Production beruht, wie bekannt, auf Viehzucht (hauptſächlich Schafzucht) und Fiſcherei. Die erſtere wird nach ganz veralteten Prinzipien betrieben und kann ſich deshalb nicht heben; die letztere aber iſt durch die ſtets zahlreicher in den dortigen Gewäſſern erſcheinenden fremden Fiſcher ſehr beeinträchtigt, und zwar ganz beſonders dadurch, daß dieſelben den geſetzlichen Vorſchriften zuwider, den Fiſchabfall auf ſolche Bänke auswerfen, die vom Lande zu weit abliegen, als daß dort mit den kleineren isländiſchen Booten die Fiſcherei betrieben werden könnte. Die Fiſche ziehen ſolchem Köder nach und entfernen ſich deshalb aus dem Bereich der einheimiſchen Fiſcher. — Die Mortalitäts-Verhältniſſe ſtellen ſich überaus günſtig, für Reykiawik (der Hauptſtadt des Landes) und Umgegend z. B. wie 1: 53, alſo ſterben im Jahre kaum 2 Prozent der Bevölkerung. Auch die Geſundheitsverhältniſſe ſind günſtig. Außer katarrhaliſchen und rheumatiſchen Affectionen haben im verfloſſenen Winter keine Krankheiten auf der Inſel geherrſcht.

*) In gegenwärtigem Sommer ſcheint abermals eine neue Periode jenes Polar-Eistreibens eingetreten zu ſein, denn aus anderen Gründen weiß man ſich die über ganz Mittel-Europa verbreitete Sommerkälte nicht zu erklären. D. R.

— **Geiſtige Abſtumpfung der Italiäner.** Ein deutſcher Korreſpondent der „Süddeutſchen Zeitung" ſchreibt aus Italien (Florenz): „Als ich noch in Deutſchland war und bisweilen ungeduldig wurde über die gar ſo vernünftige Langſamkeit, mit der die von allen vielſeitigſte Nation ſich zu beſinnen ſchien, ob ſie wohl auch einmal eine tüchtige Nation werden könnte, da war ich, wie ſo viele meiner Landsleute, für das neue Italien begeiſtert und beneidete den flotten Italiäner, der ſich nun jeder Zoll eine Macht fühlte. Aber ſeit ich die Leute in der Nähe geſehen, hat ſich die Begeiſterung bedeutend abgekühlt; und obwohl in der Heimat es wieder recht ſchlimm zu gehen ſcheint und das Schickſal es für gut gefunden hat, den etwas beſchleunigten Schneckengang unſeres nationalen Bewußtſeins auf's neue für eine jugendliche Unbeſonnenheit zu erklären, habe ich doch gerade hier vor dem deutſchen Weſen wieder gewaltigen Reſpekt bekommen. Von der geiſtigen Strömung, welche bei uns durch alle Schichten des Mittelſtandes zieht und ein gemeinſames inneres Band bildet, das wie ein elektriſcher Faden die wachſende Bildung überall hinleitet, von einer ſolchen Strömung iſt hier auch nicht der leiſeſte Hauch zu ſpüren. Es iſt ſeltſam: alle Intereſſen, die über das tägliche Leben hinausgehen, alle Bedürfniſſe, die Geiſt und Phantaſie ſonſt haben, ſcheinen hier in die Politik aufgegangen zu ſein. Für nichts regt ſich Sinn und Theilnahme, als für die immer von neuem discutirte Vollſtändigkeit Italiens; es ſcheint unerklärlich, daß gerade im ſtaatlichen Leben und Bewußſein ein Aufſchwung erfolgen und dauern ſoll, da doch überall ſonſt in den alten, dumpfen, verkommenen Zuſtänden eine neue Bewegung nicht einmal anhebt. Iſt das politiſche Intereſſe, das Gefühl der Befreiung, die Ausſicht auf äußere nationale Größe der letzte Reſt geiſtiger Regſamkeit, oder hat die ſtumpfe Ruhe von Jahrhunderten, die auf eine herrliche Blüthe folgte, die Gemüther ſo eingeſponnen, daß nur an ein ganz allmähliches Erwachen zu denken iſt?...

„Wie überall, ſo ſteht auch hier zu der Geltung, die der bloße Schein hat, der Grad der allgemeinen Bildung im Verhältniß. Die höheren und mittleren Stände begnügen ſich mit einem höchſt lückenhaften Beſitz der gewöhnlichſten Schulkenntniſſe; nicht einmal für ihre eigene große Vergangenheit, für die ewigen Denkmäler ihrer Kunſt, denen ſie auf jedem Schritt und Tritt begegnen, haben ſie das geringſte Intereſſe. Mag's darum ſein; um politiſch groß zu werden, hilft, wie wir Deutſche nur zu gut beweiſen, die Menge von Kunſthiſtorikern und Gelehrten zu nichts. Aber damit ein Volk ſeine politiſche Selbſtändigkeit wahre und ausbilde, dazu bedarf es nun ein für allemal einer gewiſſen Bildung und Geſittung; der einzelne Mann muß lernen, ſich dem Allgemeinen, dem Ganzen unterordnen; er muß eine Einſicht bekommen in ſeine Beziehung zum Staate; er muß, vorab in unſerer Zeit, wo ſich der Verkehr der Einzelnen zum Verkehr der Völker erweitert hat, wenigſtens eine Ahnung davon haben, daß auch noch hinter den Bergen Leute wohnen. Und dieſe Bildung und Geſittung findet ſich nicht auf der Straße, auch nicht auf der, an der die Pinien und Oliven ſtehen, und wo der Bauer in maleriſchem Koſtüm mit bequemem rhythmiſchem Gang wandelt; ſollen die niederen Stände ſie ſich erwerben, müſſen die höheren die Anregung geben. Daß man ſich allmählich vom Pfaffen-Regiment befreit, iſt allerdings ein Fortſchritt, aber vorerſt ein negativer; in Rom haßt man die Kutten, von welcher Farbe ſie auch ſein mögen, „Rothſtrumpf und Violetſtrumpf dazu," auch die heiligſten Feſttage ſind nur noch ein Mummenſchanz. Aber von der unheimlichen, unverſöhnlichen Macht der Kirche iſt man deshalb noch lange nicht frei, ſo lange nicht, bis ein poſitives Element neu ſich bildender Geſittung an die Stelle tritt. Auch iſt auf dem Lande der Einfluß der Pfaffen noch immer bedeutend: welch' ein Hinderniß für einen ſich organiſirenden Staat, wenn, wie neulich in Toskana, die kleinen Orte dem Cenſus ſich widerſetzen, weil man ihnen vom Altar aus weis gemacht, daß es ſich um eine neue Beſteuerung handle! Und ſolche Hinderniſſe wird es zu Hunderten geben, ſo lange die Erziehung und allgemeine Bildung ſich nicht heben; ganz abgeſehen davon, daß auch der politiſche Lebenskeim erſt damit recht ſich zu regen beginnt."

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt korreſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 31. Mittwoch, den 30. Juli 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich. Seite
Literariſcher Bericht über Paris. Mirès — Moraliſt. Die Akademie und ihre Preiſe. Das Lafontainefeſt in Château-Thierry 361
Nord-Amerika.
Amerikaniſche Zuſtände 363
Spanien.
Das heutige Spanien und die Amerikaner 364
Polen.
Pegaſus im Joche. Ein Blick auf die neuere Literatur der unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden polniſchen Provinzen 367
Deutſchland und das Ausland.
Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen“ in Oxford. Dritter Artikel 370
Mannigfaltiges.
Das deutſche Schützenfeſt 371
Ein deutſcher Volkswirth über Oeſterreich im Zollverein . . . . . . „
Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters 372
Sealsfield ein Deutſcher . . . . „
Die Republik Paraguay . . . . „

Frankreich.

Literariſcher Bericht über Paris.

Mirès — Moraliſt.

Die Akademie und ihre Preiſe. Das Lafontainefeſt in Château-Thierry.

Wahrſcheinlich muthe ich den Leſern zu viel zu, wenn ich annehme, daß ſie ſich noch eines fünfaktigen Luſtſpieles, „Les Effrontés“ von Emile Augier, erinnern, das in den erſten Monaten des vergangenen Jahres am Théâtre Français zur Aufführung kam und ungefähr zu derſelben Zeit von mir hier erwähnt wurde. In dem traurigen Helden dieſes Luſtſpiels, einem niedrigen, ehrloſen Financier, Namens Vernouillet, der um Einfluß, mithin Achtung zu gewinnen, ein Journal kauft, womit er die öffentliche Meinung beherrſchen und zu ſeinem willigen Werkzeuge machen könne — in dieſem Subjecte glaubte man eine Pariſer Berühmtheit zu erkennen, die bald darauf berüchtigt werden ſollte. Obgleich gewiſſe Indicien den an den Pranger geſtellten „Schamloſen“ in ziemlich unzweideutiger Weiſe bezeichneten, nahm man ſich dennoch wohl in Acht, das Kind beim rechten Namen zu nennen — nur hier und da machten ſich die gewagteſten Korreſpondenzen auswärtiger Blätter zu Dolmetſchern der in Paris geläufigen Gerüchte, aber ſelbſt hier wurde nie ein Name ausgeſprochen.

Was ſoll man nun davon denken, wenn heute, wo Augier's Komödie faſt vergeſſen iſt, Herr Mirès im „Figaro“ auftritt, urbi et orbi verkündet, daß er ſich im Vernouillet erkannt, und dem ſtürmiſchen Akademiker gegenüber ſeine Selbſtvertheidigung ergreift? Hält Herr Mirès die ganze Welt für einen Appellationsgerichtshof von Douai? Auf jeden Fall iſt es ein ſonderbares Schauſpiel, Herrn Mirès von den Zinnen des „Figaro“ herab fünf Spalten lang Moral predigen zu hören, und wenn dieſer Herr mit ſeinem langen Briefe nicht die menſchenfreundliche Abſicht verfolgt, ſeinem Gegner Augier für die ſoeben beendete Fortſetzung der „Effrontés“ ein neues tragikomiſches Moment zu liefern, ſo weiß ich wahrhaftig nicht, was der bekannte Unternehmer mit dieſem Unternehmen eigentlich bezweckt hat.

Herr Mirès wird es übrigens ſelbſt nicht genau wiſſen, denn nachſtehende Phraſe, die ich als Curioſum wörtlich überſetze, ſcheint mir die unglückliche Veröffentlichung ſeiner Abwehr doch nur ſehr ungenügend zu motiviren: „Wie oft,“ ſchreibt der Schwiegervater des Fürſten von Polignac, „habe ich der häßlichen und niedrigen Gerüchte geſpottet, die meinen Gefühlen, meinem Charakter, meinen geraden und ehrlichen Inſtincten ſo ſehr entgegengeſetzt waren, daß ſie meiner Meinung nach auf alle Welt denſelben Eindruck machen mußten, den ſie auf mich gemacht hatten. Ich ließ den Redereien freien Lauf; aber mit der Zeit wurden ſie lauter und toſender, wurden ein Sturm, der mich mit fortgeriſſen.“

Ob es dem Herrn Mirès gelingen wird, mit dieſem äußerſt moraliſchen Schreiben den Sturm zu beſchwichtigen, iſt eine Frage, deren Beantwortung ich einer andern Feder überlaſſen will. Bis jetzt kannte man den Styl des Herrn Mirès eigentlich nur aus ſeinen Reclamen. Im „Figaro“ zeigt ſich Herr Mirès als Literat, als Kritiker, der ſelbſt den Herren von der Akademie moraliſche Lehren ertheilt.

Ich hab' es öfter rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

So ergeht ſich unter anderem der unermüdliche Speculant in nachſtehenden Betrachtungen:

„Ich habe mich oft gefragt, woher es kommt, daß hervorragende Talente von der edlen und hohen Miſſion abweichen, die ſie erfüllen ſollten. Mir kam es ſo vor, als ob es auch auf dem Wege, der erleuchtet und beſſert, edle Palmen zu pflücken gäbe, die von der Natur begabte Menſchen anziehen ſollten. Sehe ich im Gegentheil die glücklichſt organiſirten Naturen ihre Pflicht und ihre Aufgabe verkennen und forſche ich nach der Urſache für dieſen Widerſpruch, ſo finde ich ſie nur in der Mitte, in der dieſe Menſchen leben. Der Verſtand wird in der That von den äußeren Eindrücken geleitet, und wenn Leute von großem intellectuellen Werthe nur Dinge ohne Erhabenheit, ohne Verdienſt, ohne Größe ſehen, hören und berühren, ſo werden ſie nothgedrungen von dieſer Umgebung beeinflußt und bringen Werke hervor, die das Gepräge ihres gewöhnlichen Umgangs nicht verleugnen . . . Nun denn, Herr Augier, fahren Sie fort, möge die Literatur, anſtatt die Welt zu erleuchten und zu leiten, den niedrigen Inſtincten der Maſſe ſchmeicheln und den Erfolg im Skandale ſuchen! Die Geſchichte, an die ich appellire, die Nachwelt, die mit Unparteilichkeit die Handlungen und Werke unſerer Zeitgenoſſen ſtudiren wird, die Nachwelt wird ſagen, ob ich den Haß, die Schmähungen und Verleumdungen, die mein Leben getrübt, verdient habe!“

Möchte man nicht vermuthen, daß ſich Herr Mirès um einen der Montyon'ſchen Tugendpreiſe bewerben will, die alljährlich von der ihm ſo verhaßten Akademie vertheilt werden, und glaubt er etwa bei ſeiner Candidatur auf die Unterſtützung Emile Augier's zählen zu dürfen?

Die feierliche öffentliche Sitzung der Akademie zur Vertheilung der Preiſe Montyon, Gobert ꝛc. hat unter dem Vorſitz des zeitigen Directors, Grafen von Montalembert, am 3. Juli ſtattgefunden. Außer den „Tugendpreiſen“ (Prix destinés aux actes de vertu) im Werthe von 500 bis 3000 Franken, mit denen 23 wohlthätige und barmherzige Seelen beehrt, außer 8 Preiſen, im Werthe von 2000 bis 3000 Franken, die den moraliſch dienlichſten Werken zuerkannt wurden, hatte die Akademie diesmal noch über einen außerordentlichen Preis von 10,000 Franken für ein wenigſtens dreiaktiges dramatiſches Werk in Verſen, „das, mit Erfolg aufgeführt, mit einem wirklich moraliſchen Gehalte, die Verdienſte der Compoſition und des Styles am würdigſten vereinigen würde“ zu verfügen. Die Akademie hat dieſen Preis

Digitized by Google

dem lobenswerthen und ſtrebſamen Dichter Jules Lacroix zuerkannt, Ueberſetzer der Sophokles'ſchen Tragödie „König Oedipus.“

Die Ueberſetzung „Oedipe roi“ des Herrn Lacroix, die am théâtre Français mit den trefflichen Künſtlern Geffroy (Oedipus) und Frau Nathalie (Jokaſte) zur Aufführung kam, iſt ſicherlich ein ſehr verdienſtvolles Werk, das des Intereſſes der franzöſiſchen Akademie vollkommen würdig iſt. Dennoch ſei es mir vergönnt, meine ganz unmaßgebliche, aber aufrichtige Verwunderung darüber auszuſprechen, daß gerade dieſes Werk mit dem großen Preiſe von 10,000 Franken beehrt worden. Wenn man einen Ehrenpreis für ein dramatiſches Werk ausſetzt, das durch ſeine moraliſche wie literariſche Bedeutung einen ernſten und tiefen Werth, und durch den Erfolg, den es errungen, gleichzeitig die größten Wahrſcheinlichkeiten für ſeine moraliſche wie äſthetiſche Wirkſamkeit in ſich faſſe, ſo kann doch wohl nur von einer Originalſchöpfung, die die Beſtrebungen der jetzigen literariſchen Epoche überhaupt, wenn auch nur annähernd, zu charakteriſiren im Stande wäre, die Rede ſein. Ein ſolches Werk müßte wohl, wenn es den gegebenen Bedingungen entſprechen wollte, aus dem eigenen Genius eines vielleicht vereinzelten aber deſto ſchätzenswertheren Dichters hervorgehen und könnte meiner Anſicht nach nie eine Nachbildung, geſchweige eine getreue Ueberſetzung eines klaſſiſchen Meiſterwerks ſein. Wenn überhaupt von einer tief moraliſchen Tendenz im „König Oedipus“ die Rede ſein kann, was nach den nachchriſtlichen Anſchauungen des heidniſchen unentrinnbaren Fatums von kompetenteren Leuten als von meiner Wenigkeit ſtark in Zweifel gezogen wird, ſo könnte das etwaige moraliſche Verdienſt der Sophokles'ſchen Tragödie doch nie und nimmermehr dem Herrn Jules Lacroix hoch angerechnet werden. Daß man aber heutzutage die Moralitätsprinzipien des Sophokles mit einem Ehrenpreiſe zu Gunſten des Herrn Lacroix krönt, iſt eine akademiſche Abſonderlichkeit, die meinem ſchwachen nicht akademiſchen Verſtändniſſe ganz und gar entgeht.

Wenn der „Oedipe roi“ dieſer erſten und hauptſächlichen Bedingung nicht genügt, ſo erfüllt er die zweite — das Verdienſt der Compoſition — offenbar eben ſo wenig. Auch hier wird die meiſterhafte Compoſition der klaſſiſchen Tragödie, dem in dieſer Beziehung vollkommen verdienſtloſen und unſchuldigen Ueberſetzer als Verdienſt octroyirt. Das iſt geradezu lächerlich. Der dritten Bedingung eines vorzüglichen Styles entſpricht dagegen die Ueberſetzung des Herrn Lacroix vollkommen — wenn man nämlich das Wort „Styl“ in des Wortes franzöſiſcher Bedeutung auffaßt. Die Sprache des Herrn Lacroix iſt kräftig, prägnant, männlich und feſt, die einfachen, gediegenen und zwangloſen Verſe, aus denen das conventionell Poetiſche der modernen franzöſiſchen Dichtung gebannt iſt, ſind wirklich ein Anklang an jene urkräftige, klaſſiſche, gedankenreiche Größe, die uns aus den Meiſterwerken der Vorzeit, wie ein Schauer aus einer für uns verlornen, großartigen Welt, anweht. Aber, wie geſagt, dieſes ſehr erhebliche Verdienſt des Ueberſetzers und Dichters, berechtigt ihn, meiner Anſicht nach, noch lange nicht zu ehrenvoller Auszeichnung, mit der ihn die Akademie bedacht hat.

Noch ein Punkt darf füglich nicht unberückſichtigt bleiben. Als vierte und letzte Bedingung zur Erlangung des außerordentlichen Ehrenpreiſes ſtellt die Akademie „die Aufführung des dramatiſchen Werkes mit Erfolg“ feſt. Darunter muß man zweifelsohne verſtehen, daß der Erfolg die hervorragenden Eigenſchaften, die das Werk in ſich faßt, namentlich die „leçon morale“ verwerthen und zur Wirkung bringen ſoll, daß nicht nur Bevorzugte, ſondern daß das Publikum, das große Publikum aus dem Drama Nutzen und Genuß ziehen könne und ſolle. Auch dieſer Bedingung kann die Lacroix'ſche Ueberſetzung nicht Genüge leiſten. Der „Oedipe roi“ iſt am erſten franzöſiſchen Theater aufgeführt und ſogar mit Erfolg aufgeführt, das iſt vollkommen wahr — aber dieſer Erfolg war, ich habe mich davon mit eigenen Ohren und eigenen Augen zweimal überzeugt, ein für Verfaſſer und Darſteller ſicherlich äußerſt ſchmeichelhafter — aber nichts Anderes, als ſchmeichelhaft. Niemand wird von der Wirkſamkeit dieſes Erfolges auf das ſchon ſehr geringe Auditorium, geſchweige auf die große Maſſe, auf das Publikum im Allgemeinen, zu reden ſich getrauen. Wenn mir die Verwaltungsbücher des théâtre Français zur Verfügung ſtänden, ſo würde ich ſchwarz auf weiß, mit beredten leidenſchaftsloſen Zahlen, den Beweis für meine Behauptung finden, daß nämlich die mittelmäßigſte Komödie eines Scribe, eines Legouvé, eines Uchard, eines Feuillet, fünf- und zehnmal mehr „Einnahmen gemacht“ hat, mithin fünf- und zehnmal mehr in das Publikum gedrungen iſt, als die von Lacroix überſetzte Tragödie des Sophokles. Ueberhaupt iſt die Bühne des théâtre Français weniger, als die irgend eines andern Theaters, geeignet, Propaganda für die „leçon morale“ zu machen. Das théâtre Français wird bekanntlich nur von einem ganz beſtimmten Publikum beſucht, das, außer den fremden Zugvögeln, faſt immer aus identiſch denſelben Elementen beſteht. Von der vierten Galerie bis auf die erſten Logen herab, unterſcheidet ſich dies Publikum weſentlich von dem der übrigen Pariſer Theater und man darf wohl ſagen, daß die Maſſe, das Volk, hier nur in ganz unmaßgeblichem Verhältniſſe vertreten iſt. Wenn man überhaupt noch von einem kunſtſinnigen und gebildeten Publikum ſprechen kann, ſo bezieht ſich dies ausſchließlich auf das Auditorium im Hauſe Molière's. Für dieſe ausgewählte Geſellſchaft ſind aber die „leçons morales“, wenn auch nicht überflüſſig, doch ſicherlich entbehrlicher als für die große weniger gebildete, oder gar ungebildete, ſchauluſtige Maſſe, auf deren Moralität das Theater noch einen merklich tiefen Eindruck hervorbringen kann. Für dieſe primitive Maſſe, die ſich in den Räumen der Boulevart-Theater drängt, die ſich noch für den „Helden“ auf den Brettern zu enthuſiasmiren, die ſich noch über die Schurkenſtreiche des „Verräthers“ zu entrüſten vermag, für dies Volk ſollten moraliſche und geſchmackvolle Stücke geſchrieben werden und ſolche Verſuche ſollten von der Akademie mit Palmen gekrönt, mit Unterſtützungen ermuthigt werden. Dort, nur dort kann ein Erfolg wirklich gedeihlichen Einfluß auf die öffentliche Moral und auf den Geſchmack des Volkes ausüben.

Anſtatt deſſen — es iſt traurig, es ſagen zu müſſen — ſind alle dieſe Theater zum Monopol für die Ausbeutung geſchickter dramatiſcher Handlanger und Spekulanten herabgeſunken. Ich habe faſt ein Decennium in Paris zugebracht, während dieſer Zeit aus Neigung oder Pflichtgefühl faſt ſämmtliche Stücke auf ſämmtlichen Bühnen geſehen oder ſehen müſſen, und muß geſtehen, daß ich auf den großen Volksbühnen auch nicht einem einzigen Drama begegnet bin, das ſelbſt nur von einem ernſt künſtleriſchen Beſtreben ſeines Verfaſſers zeuge. Verabſcheuungswürdige Routine, ergreifende Geſchicklichkeit, Künſtelei und Düſtelei — das findet man freilich in einem jeden Boulevart-Drama — aber vergeblich wird man ſich nach dem reinäſthetiſchen Bemühen des Dramaturgen, nach ſeinem heiligen Beſtreben, ſein Publikum zu bilden und zu beſſern, umſehen. d'Ennery, Dumas, Dugué, Séjour ꝛc., das ſind die „Dramaturgen“, die das Repertorium des Pariſer Volkstheaters beherrſchen. Kann man ſich über den verdorbenen und verderbten Geſchmack des Pariſer Publikums wundern, wenn man bedenkt, daß ſeine Leitung und Bildung ſolchen Händen anvertraut iſt? Die Dramen von Victor Hugo, die das Volk doch noch mitunter aufrüttelten, die in ihm ſeine natürliche Verehrung für Freiheit und für Heroismus rege zu halten und anzuſchüren vermochten — dieſe Dramen, deren Form künſtleriſch wirklich ſchön, oft geradezu großartig iſt, ſind bekanntlich ſeit dem Staatsſtreiche von der franzöſiſchen Bühne verbannt. Anſtatt deſſen tiſcht man dem Publikum dramatiſche Verherrlichungen ſeiner nationalen Größe und Herrlichkeit à la Séjour auf — ich glaube, man hat Unrecht.

Doch ich ſehe, daß ich mich unwillkürlich von den Montyon'ſchen Tugendpreiſen himmelweit entfernt habe — geſtatten Sie mir ohne Vermittelung auf die akademiſche Sitzung vom 3. Juli zurückzukommen.

Der Graf von Montalembert, deſſen politiſche und religiöſe Principien hinlänglich bekannt ſind, eröffnete die Sitzung mit einer langen und brillanten Rede, in der er über die Thätigkeit der Akademie in Bezug auf das Montyon'ſche Legat und über die Verwendung der betreffenden Fonds gewiſſenhaften Bericht erſtattete. Dieſer nicht intereſſeloſeſte Theil der Montalembert'ſchen Rede hat doch eine zu ſpezifiſch franzöſiſch-nationale Bedeutung, als daß ich es im Intereſſe unſerer deutſchen Leſer für nothwendig erachtete, denſelben hier zu reſumiren. Am Schluſſe aber ſpricht Montalembert — immer à propos de la vertu — von gewiſſen Dingen und Begebenheiten, die nicht ausſchließlich für ſein Auditorium und für den Verwaltungsrath der Akademie beſtimmt ſind, ſondern die auch unſere Aufmerkſamkeit mit völligem Rechte beanſpruchen dürfen. Mit folgender Einleitung geht Montalembert auf dieſe allgemein intereſſirenden Fragen über: „Die franzöſiſche Akademie giebt ſich nicht den Anſchein, als wolle ſie den Kämpfen, die das Vaterland und die moderne Geſellſchaft ſpalten, ganz fern bleiben. Sie macht ſich eine Ehre daraus, dieſen Kämpfen nicht gleichgültig gegenüber zu ſtehen, ſie macht ſich ſogar eine Ehre daraus, daß dieſe ihre Theilnahme ihr mitunter rügende Kritiken zuziehe. Ebenſo wünſcht ſie ſich Glück dazu, ſich zuweilen — wie heute — auf einen Boden ſtellen zu können, wo eine jede Meinungsverſchiedenheit unmöglich wird, wo eine gemeinſame Bewunderung jedem Widerſacher Schweigen auferlegen muß.

Auf dieſem feſten Boden wagt Montalembert mit Royer-Collard auszurufen: „Ach, es iſt nur zu wahr — durch die Ereigniſſe, die ſich faſt unaufhörlich vor unſern Augen erfüllen, iſt uns eine große Lehrſchule öffentlicher Immoralität eröffnet. Aber deſſenungeachtet wollen wir müſſen wir anerkennen, daß die häusliche und bürgerliche Moralität

Digitized by Google

Fortſchritte macht, und rühmlichſt den Widerſtand, den anſtändige Seelen der Berührung des Laſters entgegenſtellen, hervorheben. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die private Tugenden über den Schlummer der öffentlichen Tugenden tröſten könnten, ebenſo wenig, wie ich bürgerliche Freiheit als ein genügendes Löſegeld für politiſche Freiheit betrachten kann. Aber man kann nicht genug ehren und ſegnen Alles, was die Seele läutert und ſtärkt, und hochachten Alles, was die niedrigen und heftigen Inſtinkte des menſchlichen Egoismus unterdrückt. Wenn die Frankreich zurückerſtattete Freiheit die öffentlichen Tugenden wiedererwecken wird, ſo werden ſie dorthin, in die häuslichen und privaten Tugenden, ihre Wurzeln ausſtrecken müſſen, um dort den Geiſt der Opferwilligkeit und des Reſpektes zu ſchöpfen, d. h. die beiden einzig ſicheren Bedingungen zur Gewährung der Stärke und der Dauer."

Laſſen Sie mich noch ſchließlich von einem literariſchen Feſte ſprechen, das am Sonntag den 29. Juni in Château Thierry gefeiert wurde — es war ein Feſt zu Ehren des neben Molière genialſten und einfachſten franzöſiſchen Dichters, des unſterblichen Bonhomme Hans Lafontaine. Château Thierry, das an der Thür der Champagne in einer reizenden Gegend an der Marne liegt, hat in der Weltgeſchichte ſchon eine ganz erhebliche Rolle geſpielt. Von Karl Martel erbaut, diente es ſpäter zum Gefängniß für Karl III., den der mächtige Graf Hubert von Vermandois dort im mittelalterlichen Sinne beſchützte — etwa wie heute der Papſt von den franzöſiſchen Waffen „beſchützt" wird. Hier berieth der ſchlaffe Karl VII. mit der hochherzigen Jungfrau von Orleans ſeinen erſten Angriff auf die Engländer. 1814 ließ die Invaſion dem Städtchen ihre Viſitenkarte. Alles das und ſo manches Andere, was ich vergeſſen oder nicht weiß, hat ſicher ſeine hiſtoriſche Bedeutung; aber die literariſche Bedeutung von Château Thierry überragt bei weitem die hiſtoriſche: Château Thierry iſt die Geburtsſtadt des franzöſiſchen Aeſop, des prächtigen Hans Lafontaine, und um ſein Gedächtniß zu feiern, hatten ſich am 29. Juni zahlreiche Wallfahrer aus Paris dort eingefunden. Das Feſt verlief wie alle Feſte: mit Guirlanden und Blumengewinden, mit friſchen Lorbeerkränzen auf der klaſſiſchen Perrücke des in Stein verewigten Jubilars, mit Feſtreden, Feſtſchmaus und Feſtgeſängen — wie es eben Brauch iſt.

Paul Lindau.

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Zuſtände.

(Aus einem Briefe von New-York).

Der Strick, an welchem John Brown wegen ſeiner verſuchten Sklavenbefreiung nach den Geſetzen der Unions-Regierung gehenkt wurde, iſt noch neu und die Leiche des Staatsverbrechers, jetzt Heiligen, noch nicht halb verweſt, und ſchon zieht ſein Geiſt der „Bürgerwehr" voran, mächtiger wie Lincoln und ſein Erzgeneral M'Clellan, der beiläufig geſagt, in dem Rufe ſteht, daß er, wenn er einmal als „glücklicher" Wallenſtein ſich auf eigene Füße geſtellt haben ſollte (auch das traut man ihm zu), vor allen Dingen nichts Eiligeres zu thun haben würde, als alle jetzigen Geſinnungsgenoſſen John Brown's ebenfalls aufknüpfen zu laſſen. Hier ſpricht man dies nicht offen aus, denn Jeder zähmt ſeine Zunge, daß ſie nichts Böſes rede und wegen Preßvergehens zum Schweiggefängniß verdammt werde, aber in den amerikaniſchen Korreſpondenzen engliſcher Zeitungen, wie z. B. im „Morning Herald" und „Standard," haben wir's wiederholt geleſen. Auch war Lincoln noch bis vor kurzer Zeit ein grimmiger Gegner der Sklaven-Emancipation. Jetzt iſt er allerdings durch die „Zeichen der Zeit" und den Geiſt des Krieges gezwungen worden, dem Süden mit Emancipation und Confiscation der Sklaven zu drohen und den Geiſt John Brown's, den er 1859 als Sklaven-Befreier henken ließ, dem Unionsheere voranziehen zu laſſen.

„Wir kommen, Brown, jetzt Dich zu rächen:
Dein Heldengeiſt zieht uns voran!"

Das Lied, deſſen Verſe alle mit dieſem Refrain enden, wurde neulich triumphirend von der durch Broadway ziehenden Bürgerwehr geſungen. Bürgerwehr iſt allerdings nicht die treffendſte Ueberſetzung für unſere „Militia," die aus freiwilligen Bürgern, darunter viel angeſehenen und reichen, beſteht, aber das Kriegsheer ſelbſt unterſtützen und die ordentliche Armee vertreten muß. Lincoln berief New-York-Milizen nach Washington. Als ſie abziehend durch Broadway marſchirten, zog ihnen beſagter John Brown geſungen voran.

Und ſo muß es doch am Ende Ernſt werden! Ich zweifle ſo ſehr daran, daß ich geradezu ſage: Nein! Wir Deutſche laſſen uns viel zu ſehr von unſerm Idealismus, von unſerm Haſſe gegen die verfluchte Sklavenwirthſchaft und ihre Züchter hinreißen. Die Unions-Armee mit mehr als 60,000 Deutſchen, ihrem auch von Amerikanern vergötterten General Sigel (jetzt im Triumphe durch Amerika nach Washington gezogen) und ihrem Demoſtheniſchen Freiheits-Apoſtel Karl Schurz würde als deutſche Armee, was ſie weſentlich iſt, allerdings gleich vom Anfange an, der Sklaverei direkt zu Leibe gegangen ſein; aber ſie wird von Lincoln'ſchen Generalen befehligt, und dieſe ſtehen unter dem Kommando M'Clellans, des wahrſcheinlich verrätheriſchen „Cunctators," der den ſo oft geſchlagenen Rebellen neuerdings immer Zeit ließ, ſich mit ihren Materialien zurückzuziehen oder, von einem Angriffe bedroht, ſich nachher mit Sack und Pack aus dem Staube zu machen und zurückgelaſſene Werthe und Waaren zu zerſtören. Nun hat er ſich ſogar vor der Hauptſtadt der Rebellen, Richmond, wo die entſcheidende Hauptſchlacht geſchlagen werden ſollte, ſelbſt ſchlagen laſſen. Die unioniſtiſchen Blätter leugnen dies zwar, wie er ſelbſt in ſeinem offiziellen Berichte, aber die Schlacht bei Richmond am 30. und 31. Mai, Folge eines furchtbaren Ueberfalles der Rebellen während eines vom Himmel blitzenden, donnernden und ſtürmenden Gewitterſturmes, endigte mindeſtens nicht mit einer Niederlage der Angreifer. Sie nahmen der Unions-Armee am erſten Tage Kanonen, Wagen, Gepäck u. ſ. w., wurden am zweiten allerdings vom Schlachtfelde verdrängt, aber durchaus nicht in ihrer Haupt-Poſition, Richmond, bedroht. Richmond iſt die Hauptſtadt der Rebellen-Regierung und Virginiens, des alten ariſtokratiſchen Stammlandes ſüdlichen Junker- und Diplomatenthums, Mittelpunkt vieler Eiſenbahnen zwiſchen Tenneſſee, Ohio, Georgia, Carolina und der Nordbahn nach New-Orleans, dem bereits verloren gegangenen Handels-Mittelpunkte der Südſtaaten. Mit dem Falle Richmonds wären allerdings die Hoffnungen der Unioniſten auf Herſtellung der Union durch Waffengewalt bedeutend geſtiegen; aber noch iſt es nicht gefallen (ich ſchreibe Mitte Juni), und dann bliebe immer noch abzuwarten, ob die ſüdliche Hitze mit ihren Sumpf-Miasmen, mit ihren furchtbaren gelben Fiebern — jetzt ſtark im Anmarſch und Wachsthum — dieſe gewaltſame Herſtellung der Union (d. h. zugleich weſentliche Zerſtörung der von Washington begründeten freien Vereinigung ſelbſtändiger Staaten) nicht doch auf eine entſetzliche Weiſe vereiteln würde. Auch ohne dieſe klimatiſche Macht, welche der Feindſchaft des Südens eine natürliche, ſtarke Unterlage giebt, werden ſich die Sklavenſtaaten bis zum letzten Blutstropfen gegen den mit Schutzzöllen und Steuern überladenen Norden wehren und darin am Ende oder bald von Frankreich und England „vermittelnd" oder mit Macht unterſtützt werden.

Es iſt den Nord-Amerikanern, den Yankees, durchaus nicht Ernſt mit der Sklaven-Befreiung. Auch würde dieſe nach gewaltſamer Herſtellung der Union nur reger werden. Die Verachtung gegen die Schwarzen und Farbigen iſt im Norden viel ärger als im Süden, wo die Sklaven als theures Eigenthum, als „Heerde," als Arbeits-Pferde, als Reichthumsquellen gut behandelt und ſogar nicht ſelten mit einer gewiſſen Zärtlichkeit des Viehzüchters gehätſchelt werden. Das Haupt-Pathos des Nordens für Wiederherſtellung der Union iſt Wiedergewinnung der „Steuerkraft" des Südens und der Handelswege durch die Südſtaaten. Aber den Miſſiſippi haben ſie ſchon ziemlich wieder. Auch ließen ſich dieſe ungeheuern Waſſerſtraßen, beiden Theilen unentbehrlich, leicht als offene Freiwege ſicher ſtellen. Daß aber das Intereſſe des Freihandels im Süden ſich je wieder auf die Dauer dem beſteuertſten und ſchutzzöllneriſchſten aller anderen Staaten, der nordiſchen Rumpf-Union, unterwerfen werde, daß dem Norden dieſe Unterwerfung gelingen könne, glaube ich nicht eher, als bis die wiederhergeſtellte Union mindeſtens ein Jahr lang beſtanden haben wird. Trennung des Südens und Nordens in Politik und neue, freie Vereinigung derſelben für Handel und Wandel iſt eben ſo nothwendig und das einzige Heil geworden, wie ehemals die Trennung der engliſchen Kolonie Amerika vom Mutterlande, dabei viel nothwendiger, viel grimmiger geboten, als jemals eine Eheſcheidung zwiſchen Hund und Katze, Lamm und Löwe, Feuer und Waſſer, Freihandel und Schutzzoll. Die Sklaverei iſt dem Norden ganz ungeheure Nebenſache. Das vergeſſe man nicht, obgleich es unſerer Humanität wehe thun mag.

Nichts mehr von dieſem unglückſeligen Kriege, dem erſt ein Prinzip, ein Humanitäts-Pathos aufgedrungen ward und an deſſen Ernſt, Ehrlichkeit und Erfolg man nur glauben kann, wenn man vor Begeiſterung und Fanatismus die Wirklichkeit nicht mehr als ſolche ſehen kann. So geht's den Zeitungen und Leuten hier, beſonders den Deutſchen.

Ich kann keine Zeitung mehr leſen, weder eine in engliſcher, noch in

deutſcher Sprache, ohne mich über Verblendung im Guten, beſonders aber im Böſen zu ärgern. So greiſ' ich zur Erholung in der Regel nach Harper's wundervoll illuſtrirten, oder Knickerbocker's, oder dem Atlantic Monthly, oder dem noch belletriſtiſcheren neuen Monats-Magazin: „Carter's Tales of the Day.“ Im Uebrigen ſind die Quellen literariſcher Production, wie alles geiſtigen Lebens, ziemlich trocken oder träge und reſp. giftig geworden. Dabei fehlt's auch jetzt nicht an immer friſchen Neuigkeiten der Literatur, beſonders von unſerer Literaturſtadt Boſton. Aber das Meiſte iſt entweder erlaubter oder unerlaubter Nachdruck engliſcher Bücher. Auch fehlt es nicht an Ueberſetzungen aus dem Deutſchen und Franzöſiſchen. Ich erinnere mich, Fanny Lewald's „Haus am Meere,“ die Grimm'ſchen Märchen, Fauſt, „Deutſche Lyriker“ u. ſ. w. geſehen zu haben. Echt amerikaniſch und intereſſant für uns Alle iſt „Geſundheit und Kraft“ von dem groſſen, gebildeten Kunſt-Herkules Dr. G. B. Windſhip. Sein Buch „Health and Strength: How to get and how to keep them,“ iſt die Frucht des merkwürdigſten, eigenſten, praktiſchen Selbſtudiums und der wiſſenſchaftlichen Turnkunſt. Er wurde auf der Schule als der kleinſte, ſchwächſte Junge verlacht und verhöhnt und nahm ſich vor, ein ſtarker Mann zu werden. Dieſen Vorſatz hat er mit jahrelanger Ausdauer und wiſſenſchaftlich praktiſcher Gymnaſtik ausgeführt, bis er anerkannt als der ſtärkſte Mann Amerika's gefeiert ward. Er reiſte ſeit zwei bis drei Jahren als praktiſcher Herkules und Lehrer der Geſundheit und Kraft umher, und hob unter Anderem zuletzt in Lynn 1860 Pfund Gewicht, in Brooklin 1890, in Medford 1934 und Charlestown 1940 Pfund. Wenn man bedenkt, daß die ſtärkſten Männer gewöhnlichen Schlages ſchon braun und blau werden, wenn ſie 500 Pfund heben, kann man einen gebildeten Arzt, der beinahe viermal ſo viel trägt und neulich eine Vorleſung mit der Verſicherung ſchloß, daß er nach Experimenten mit der Tragkraft des menſchlichen Knochengerüſtes erſt 3000 Pfund als die Gränze menſchlicher Hebekraft anſehe und dieſe zu erreichen hoffe, gewiß als einen perſönlichen Triumph menſchlicher Willens- und Muskelkraft gelten laſſen. Sein Buch iſt reich an phyſiologiſchen, diätiſchen und gymnaſtiſchen Lehren für Ausbildung einer allſeitigen Geſundheit und Kraft, und verdient in turneriſchen Kreiſen gewiß beſondere Beachtung.

In belletriſtiſcher Beziehung gilt als der große Erfolg des Tages — the great success of the day — Winthorp's „John Brent,“ bei dem größten Verleger Amerika's, Ticknor und Fields in Boſton erſchienen. Es iſt eine der maleriſchſten und dramatiſchſten Schilderungen des Lebens und der Scenerie des „fernen Weſtens,“ mit acht Auflagen binnen 6 Wochen. Der Amerikaner liebt das wilde Leben zwiſchen den Felſengebirgen und den ungeheneren Strecken, die ſich von den Gränzen nordamerikaniſcher Civiliſation und Kalifornien ausdehnen. Major a. D. Winthorp war ſchon vorher beliebt, beſonders als Verfaſſer von „Love and Skates“ und „Cecil Dreeme.“ Sein „John Brent“ hat ihn zum König der romantiſchen Belletriſtik erhoben.

Von einer ungewöhnlichen Fülle der Kriegsliteratur und aller möglichen Intereſſen, die damit zuſammenhängen, deute ich wohl ein andermal das Beſte und Wichtigſte an, obgleich es ſchwer iſt, es aus großen Maſſen von Gewäſch herauszufinden. Aber auf eine Arbeit, welche die Sklavenfrage beim rechten, volkswirthſchaftlichen Zipfel faßt, will ich ſchon jetzt aufmerkſam machen: Wohlfeile Baumwolle durch freie Arbeit von einem Baumwollen-Fabrikanten.* Der Verfaſſer weiſt aus der Natur der Neger und Weißen im Süden, noch mehr aus den Reſultaten freier Arbeit auf den kleinen weſtindiſchen Inſeln, nach, daß ſich ſehr gute, wohlfeile und maſſenhafte Baumwolle für freie, bezahlte Arbeit erzielen laſſe. In Weſtindien wurden bekanntlich die Sklaven längſt emancipirt. Wie ſchon Breen, Schomburg, Cochin, Burnley und Sewell nachgewieſen haben, ſind die Sklaven auf den kleineren Inſeln (ohne die demoraliſirenden Einflüſſe Jamaica's) meiſt gute, freie Arbeiter mit eigenen Heerden und Familien geworden. Auf Barbadoes, wo Zucker der Hauptartikel des Exports iſt, wurden vor der Emancipation zwiſchen 20 und 22,000 Oxhoft (à 15—17 Centner) ausgeführt, 1834, dem Jahre der Emancipation, ſchon 34,000; dann durchſchnittlich von 1835 bis 1850 jährlich 26,000, während der letzten acht Jahre aber bis 1858 ſchon 43,000, alle doppelt ſo viel, als in den Jahren vor der Emancipation.

Da aber Einfuhr der eigentliche Maßſtab für den Wohlſtand eines Volkes iſt, gilt es, auch dieſen mit in Anſatz zu bringen. Barbadoes führte von 1822 bis 1832 jährlich für 600,000 Pfund Sterling ausländiſche Artikel ein, nach der Emancipation 1845 bis 1856 ſteigend von 632,000 bis 640,000 £. Summa Summarum kommt heraus, daß die Inſel ſeit der Emancipation (mit 124,000 Schwarzen unter 140,000 Einwohnern) ihre Zucker-Ausfuhr mehr als verdoppelt, die Einfuhr um mehr als $1^1/_2$ Millionen Thaler geſteigert (die von Amerika verfünffacht) und den Bodenwerth um 100 Procent erhöhte.

St. Vincent war durch die Sklavenwirthſchaft bereits ſo heruntergekommen, daß die Pflanzer größtentheils zu Grunde gingen, weil ihr Land überſchuldet, ihr Boden ausgeſogen war. Auch hier iſt nachgewieſen, daß der Ruin nicht durch freie Arbeiter, ſondern durch den Mangel an Arbeit und Arbeitslohn für freie Arbeiter bedingt ward. Uebrigens haben befreite Sklaven über 12,000 Acker Landes in Kultur gebracht, ſich Häuſer gebaut, Familien und Häuslichkeiten und Wohlſtand begründet. Die Früchte ihrer Arbeit (Arrowroot, Cacao ꝛc.) ſind ſeit der Emancipation von 60,000 auf 1,320,000 Pfd. Ausfuhr geſtiegen. Grenada, unter Sklaverei von 35,000 Arbeitern im Jahre 1780 auf 23,000 im Jahre 1837 geſunken, hat ſeitdem in Ex- und Import bedeutend zugenommen. Auf St. Lucia, wo die früheren Eigenthümer der erlöſten Sklaven menſchlich und wirthſchaftlich ſich mit den Freien verſtändigten und einigten, iſt die Zucker-Ausfuhr ſeit der Emancipation von 57 auf 88 Tauſend Centner geſtiegen. Aehnliches gilt von der großen Inſel Trinidad, wiewohl hier eine Menge beſondere Umſtände beſonders ungünſtig einwirkten, von Guiana ꝛc.

Die Vortheile der freien Arbeit gegen ſklaviſche auf den weſtindiſchen Inſeln (ohne Jamaica) bis zum Jahre 1858 — beſtehen, ohne alle Rückſicht auf Humanität und Sentimentalität, in Verſüßung des Menſchenlebens auf der Erde um 75,700,000 Pfund mehr Zucker und einem erhöhten Abſatz unſeres ſauern Schweißes im Betrage von 5,760,000 Dollars.

Mit dieſen Ergebniſſen könnten vernünftige, auf ihren Vortheil wirklich bedachte Amerikaner die ganze Sklavenfrage in Form der vortheilhafteſten Geſchäftsrückſichten ganz kaufmänniſch löſen.

Spanien.

Das heutige Spanien und die Amerikaner.

Wir leſen im „Atlantic Monthly“ von Boſton einen intereſſanten Artikel über das neue Aufſtreben und Emporkommen von Spanien, das auch in Europa ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit anderer Völker erregt, und manchen Politiker in Verwunderung ſetzt, der mit den kläglichen Zuſtänden der pyrenäiſchen Halbinſel während ihrer langwierigen inneren Kämpfe genauer bekannt war. Da dieſer Artikel von einer ſehr verſtändigen Perſpektive aus geſchrieben iſt und namentlich die Verhältniſſe Spaniens zu Amerika näher in's Auge faßt, ſo tragen wir kein Bedenken, daraus das für uns Nutzbarſte zu entlehnen und unſern Leſern vorzuführen.

„Ungleich den meiſten andern Ländern ſteigt Spanien und fällt, und iſt anſcheinend nie ſo nahe der Erniedrigung, als wenn es am ſtärkſten daſteht, und nie ſo nahe der Macht, als wenn es an dem ſchwächſten Punkte angelangt, zu welchem eine Nation hinabſinken und noch Nation bleiben kann. Alle Staaten erleben gute und böſe Schickſale, aber kein anderes großes europäiſches Königreich hat die ſo ganz entgegengeſetzten und außergewöhnlichen Glückswechſel durchgemacht, wie Spanien ſie erfahren. Frankreich hat ſchwere Unfälle erlebt, aber ſeit den Tagen von Philipp Auguſt iſt es ein großes und mächtiges Reich geblieben. Selbſt die Siege der engliſchen Plantagenet konnten nur zeitweiſe ſein Wachsthum hemmen, und trotz der Erfolge von Prinz Eugen und Marlborough hinterließ Ludwig XIV. Frankreich als ein größeres Land, denn er es vorfand. Englands niedrigſter Punkt wurde erreicht während der Regierung ſeiner Stuarts, aber ſeine Schwäche trat nur in der auswärtigen Politik hervor: es iſt Widerſinn zu glauben, daß ein Land, welches einen Hampden, Cromwell, Strafford und Falkland und die Leute hervorbringen konnte, welche die Heere der Cavaliere und Rundköpfe bildeten, ſich damals in einem Zuſtande des Verfalles befand.

Schlimmſten Falles war es blos herabgedrückt und die Entfernung ſolcher ſchweren Gewichte, wie Karl I. und Jakob II. war Alles, was nöthig war, um es zu befähigen, Anſpruch zu machen auf eine der erſten Stellen in der europäiſchen Familie. 1783, am Ende des amerikaniſchen Krieges ſagte man, mit England ſei es vorbei; aber ſo ſehr war man im Irrthume, daß gerade in dieſer Zeit die Männer aufwuchſen, welche ſeine Flotten und Heere mit Glück in Schlachten führen ſollten, mit denen

* Cheap Cotton by Free Labor. By a Cotton-Manufacturer. Boston, A. Williams and Co. 8vo pp. 52. 12 cts.

Digitized by Google

verglichen die Schlachten von Gates, Burgoyne, Cornwallis und Washington reine Scharmützel waren. Vielleicht keine andere Nation erlebte je einen ſo plötzlichen und großen Fall als Frankreich 1814 und 1815. Es war das vollkommenſte Beiſpiel eines großen „Schmiſſes" der Ordnung der Dinge, welches die Geſchichte kennt, wenn wir in's Auge faſſen, was verloren wurde, und dann, wie ſchnell es verloren wurde. Doch es war nur demüthigend und mit keinem Verluſte wirklicher Kraft verbunden. Man nahm Frankreich ab, was es kein Recht hatte zu beſitzen, ebenſo wenig wie jetzt England ein Recht hat, Gibraltar, Aden und Indien zu beſitzen. Frankreich blieb im Ganzen daſſelbe, was es unter der alten Monarchie geweſen, ja es gab ſogar einige Millionen Franzoſen mehr, als je unter einem Bourbon der früheren Tage gelebt, und ſie waren beſſer erzogen, als die ehemaligen Unterthanen der Könige, die von Verſailles und Marly aus ihre Mißregierung übten. Wie ſchnell ſich Frankreich von den Folgen ſeines Sturzes erholte, haben wir geſehen, da ſeine Geneſung zu der Geſchichte unſerer Zeit gehört. Sein vielſeitiger Geiſt war nie kräftiger als 1815. Was ſeine politiſche und militairiſche Größe betrifft, ſo leben noch Millionen von Männern, die ſchon am Tage von Waterloo gelebt, und dieſen „unehrenhaften Sieg" als „Neuigkeit", und die jetzt die Einzelheiten der Schlacht von Solferino und der Befreiung von Italien geleſen.

Nicht ſo iſt es mit Spanien geweſen. Allen andern Völkern in jeder andern Hinſicht ungleich, durfte es ihnen auch nicht darin ähnlich ſein, daß es der Veränderlichkeit Opfer brachte.

Spanien iſt ein größeres Land geweſen als jedes andere in Europa, aber es hat auch größere Wechſel erfahren, als jedes andere. Nie hat es eine ſolche Kataſtrophe erlebt, wie ſie Frankreich in dem zweiten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts überfiel, aber ſeine Verluſte ſind weit größere geweſen, als Frankreich ſie je gehabt hat. Es war das Schickſal Frankreichs, auf einmal zu fallen, von der höchſten Stelle in der Welt zu der niedrigſten mit Einem Schritte zu gerathen, und ſeine Hegemonie mit einer Schnelligkeit abzugeben, wie ſie ſonſt faſt nur in Träumen, aber ſehr ſelten im menſchlichen Leben vorkommt. Es iſt Spaniens Schickſal geweſen, durch die trockene Fäule zu verderben und gebietende Stellungen durch die Wirkungen innerer Uebelſtände zu verlieren. So gelegen, daß es faſt außer dem Bereich feindlichen Angriffes iſt, hat Spanien gegen fortſchreitenden inneren Verfall mehr zu kämpfen, als jede andere Hauptnation neuerer Zeit. Dieſem Verfall hat es ſchon oft unterliegen müſſen, aber nie hat es verfehlt, ſich bei gelegener Zeit wieder aufzuraffen, und nachdem es ſprüchwörtlich für alles Elende und Klägliche geworden, ſich wieder zu einer Ehrfurcht gebietenden Stellung zu erheben. Dreimal in weniger als drei Jahrhunderten ſind die Spanier ſo tief geſunken, daß ſie im europäiſchen Staatenſyſtem weniger in Rechnung kamen, als das ſchwächſte der nordiſchen Völker; und bei jeder Gelegenheit hat die angeborene, einwohnende Lebenskraft des Stammes daſſelbe wieder befähigt, die Menſchheit in Staunen zu ſetzen dadurch, daß es wieder in die Laufbahn der Größe eintrat — nicht immer, muß man zugeben, mit beſonderer Weisheit, doch hinlänglich zum Beweiſe für die ſtete Fortdauer jener hohen Charakter-Eigenſchaften, welche den Kaſtilianer zum Römer des ſechszehnten Jahrhunderts machen.

Spanien iſt in Europa ſeit einer ſehr frühen Periode der neueren Geſchichte von bedeutender Wichtigkeit; doch der Mangel an Einheit unter ſeinen einzelnen Staaten und die Anweſenheit der muſelmänniſchen Macht auf der Halbinſel hinderten es, mehr Einfluß in Europa zu üben, als es ſeiner Kraft und Stellung nach, zu üben befähigt geweſen wäre. Erſt als durch die Ehe zwiſchen Ferdinand und Iſabella eine Vereinigung ſtattgefunden hatte, gelang es dem chriſtlichen Spanien, das Uebergewicht über die Mauren in dieſem Lande zu gewinnen; der Fall von Granada 1492, wurde in der ganzen Chriſtenheit als ein großer Triumph des Kreuzes begrüßt, wie er es denn in einem beſtimmten Sinne auch wirklich iſt; und doch gab es kein chriſtliches Land, welches nicht gewonnen haben würde, wenn die Muhammedaner ſiegreich aus dem letzten Spiele hervorgegangen wären, welches ſie mit den Gegnern in mehr als ſiebenhundertjährigem Zweikampfe geſpielt. Manches heidniſche Land obenein, welches nie etwas, weder vom Chriſtenthum noch Muhammedanismus vernommen, war bei dem Ausgange des Krieges von Granada intereſſirt. Montezuma und Atahualpa, welche von Europa nicht einmal geträumt hatten, fanden ihr Schickſal durch die Entſcheidung des langen Streites zwiſchen den beiden feindlichen Religionen und Völkern der Halbinſel entſchieden. Ein großer Theil von Amerika, und von Europa nicht wenig, wurde auf der Ebene von Granada erobert. Befreit von den Mauren, war Spanien im Stande, eine große europäiſche Laufbahn zu beginnen, da ihm die Einnahme von Granada und die Entdeckung von Amerika eine Macht gegeben, die ihm den größten Reſpekt vor der Welt verſchafften. Theilweiſe durch Krieg, theilweiſe durch eine Reihe glücklicher Heiraten, wurde es ein Vierteljahrhundert ſpäter das erſte Glied in der europäiſchen Gemeinſchaft. Der erſte ſeiner öſterreichiſch-burgundiſchen Könige wurde Kaiſer in Deutſchland, und durch ſeine Geburt war er Herr der Niederlande. Wenige Jahre nach der Eroberung von Mexiko hatte er einen franzöſiſchen König zum Gefangenen, und von einer ſeiner Armeen wurde der Papſt in der Engelsburg eingeſchloſſen. Noch einige Jahre, und Peru war ſeiner ſpaniſchen Herrſchaft zugewachſen. Die Stellung und die Grundſätze des Kaiſer-Königs machten ihn zum Vorkämpfer der alten Ordnung der Dinge in Europa gegen die Reformation, was ungeheuer zu ſeiner Macht beitrug. (?)

Als Philipp II. ſeinem Vater auf den meiſten der von jenem verlaſſenen Thronen nachfolgte, fand keine Minderung der ſpaniſchen Prätenſionen ſtatt, und er wurde der mächtigſte Monarch, den Europa je ſeit Karl dem Großen kennen gelernt hatte. Philipp's Nichterlangen des Kaiſerthrones war eine perſönliche Enttäuſchung für Vater und Sohn, aber kein Verluſt wirklicher Macht für den älteren Aſt des Hauſes Oeſterreich. Der Tod Maria's von England, obwohl er Philipp verhinderte, die Menſchen und das Geld aus ſeiner Gemahlin Königreiche zu benützen, war für ihn, als Haupt der ſpaniſchen Beſitzungen, eher eine Wohlthat, als das Gegentheil. Was würde er haben anfangen können mit den hochmüthigen, arroganten, ſelbſtzufriedenen Inſulanern, die ebenſo ſtolz waren, als die Kaſtilianer?

Philipp verlor auch einen Theil ſeiner nördlichen Erbländer, weil er in den Niederlanden eine Tyrannei aufrichten wollte. Doch Alles, was er in Deutſchland, in den Niederlanden, in England verlor, wurde von ihm durch eine leichte Eroberung Portugals nach dem Ausſterben des Hauſes Avis aufgewogen. Das Portugal jener Zeiten war ein von dem jetzigen ſehr verſchiedenes Land; nicht blos Portugal und Algarbien fügte Philipp zu ſeiner ſpaniſchen Herrſchaft hinzu — für ſich allein eine bedeutende Sache in den Augen der Kaſtilianer, da aus der ganzen Halbinſel nur ein Reich gemacht wurde — auch die ungeheuren, weitverbreiteten Beſitzungen Portugals in Afrika, Amerika und Aſien fielen an den Eroberer. Portugal allein war für Spanien von weit größerem Werthe, als ihm England hätte ſein können; Portugal und ſeine Kolonien zuſammengenommen hatten einen größeren Werth, als England, Holland und Deutſchland, namentlich, wenn man ihre häretiſchen Einwohner in Anſchlag brachte. Portugal war ſo „glaubenstreu," wie Spanien „katholiſch," und beide Titel ſtanden nun Philipp zu. Nach dem äußeren Anſchein ſtand damals Philipp's Macht auf ihrer Höhe. Es war nicht gewiß, daß er Holland verlieren würde, aber gewiß war, daß er Portugal und alle ſeine abhängigen Länder gewonnen. Er war abſoluter Gebieter der pyrenäiſchen Halbinſel, und ſein Wille war Geſetz beinahe über ganz Italien, ausgenommen Venedig. Er allein von allen europäiſchen Monarchen hatte ausgedehnte Beſitzungen in beiden Indien, im Oſten und Weſten. Er war Herrſcher eines nicht unbedeutenden Theiles von Afrika, und in Amerika war er der Groß-König, da er daſelbſt faſt eben ſo unbeſtrittener Herr war, wie Robinſon auf ſeiner Inſel. Noch war er Herr des beſten Theiles der Niederlande, und die Holländer wurden noch für nichts mehr, als bloße rebelliſche Unterthanen angeſehen. Er war der einzige Potentat des Weſtens, welcher Stellvertreter im Oſten hatte, die über indiſche Gebiete herrſchten, bis zu denen ſelbſt Alexander der Große nicht vorgedrungen war. Von ſeinem Kabinette in Madrid aus beſtimmte er das Schickſal vieler Millionen der erſten Völker der Welt, die in allen Künſten des Krieges und Friedens am weiteſten fortgeſchritten waren. Er, welcher Gebieter in Madrid, Liſſabon, Neapel, Mailand, Brüſſel und Antwerpen war, herrſchte als unumſchränkter Herr in Mexico, Lima, Goa und Ormus.

Philipp's Macht darf keineswegs blos nach der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit ſeiner Beſitzungen bemeſſen werden; ſeine Stellung als großer Monarch und Hauptvorkämpfer der katholiſchen Sache machten ihn zu Zeiten zum Herrn vieler europäiſchen Länder, über die er keine direkte Herrſchaft üben konnte. England ſelbſt zitterte vor ihm, nachdem der Stolz der Armada gedemüthigt war und Eliſabeth ſtand der Gefahr, beſiegt zu werden, näher, als man gewöhnlich glaubt.....

Doch dieſe gewaltige ſpaniſche Macht ging mit dem Monarchen, der ſie repräſentirte, zu Grunde; die Quellen der ſpaniſchen Stärke waren für ein Jahrhundert hinaus vertrocknet, nur der perſönliche Charakter der nachfolgenden Monarchen und große äußere Acquiſitionen hatten der Welt die Thatſache verborgen. Philipp ſtarb 1598 und hinterließ das Reich nur als ein Skelett ſeinem Sohne."....

Die zweite Auferſtehung Spaniens aus dem Verfalle datirt unſerem Geſchichtsfreunde zufolge von dem Kardinal Alberoni.

Digitized by Google

„Der Zuſtand des Verfalles, in welchem der erſte bourboniſche König von Spanien 1701 ſeine Erbſchaft fand, iſt bekannt. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg ließ nicht auf ſich warten, und Spanien wurde einiger ſeiner ſchönſten auswärtigen Beſitzungen beraubt. Alles, was es in Flandern beſaß, war verloren — ebenſo Neapel, Sicilien, Sardinien, das Mailändiſche und andere Länder, die von den habsburgiſchen Königen regiert und dabei herabgebracht worden waren. Die Engländer hatten Gibraltar und hielten auch Minorca feſt. Das bourboniſche Spanien konnte nicht das öſterreichiſche ſein; ſo viel iſt klar.“.... Unter Alberoni kam alſo Spanien wieder in die Höhe und wurde ſchnell mächtig, und hätte der bedeutende Staatsmann ſeine Anſtrengungen auf rein ſpaniſche Angelegenheiten beſchränkt, ſo dürfte das Land die erſte Stelle in Europa erlangt und behauptet haben......

Alberoni's Fall zog nicht den Fall Spaniens nach ſich. Die Krafterneuerung, die es unter ſeiner Leitung erfahren, war hinlänglich ſtark, um es länger als ſiebzig Jahre in der Höhe zu halten, während welcher Zeit es auf gleichem Fuße mit Frankreich, dem Reiche und Großbritannien ſtand und für den größeren Theil Rußland und Preußen überlegen war, deren europäiſche Größe erſt ſpäter in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begann. Für Leute unſerer Tage iſt es ſchwer zu verſtehen, daß Spanien unter den bourboniſchen Königen wirklich eine Großmacht war und zwar bis herab zur franzöſiſchen Revolution. Denn bis vor ganz kurzer Zeit haben wir es geſehen als ein Land von kaum mehr europäiſcher Bedeutung als Portugal; und daß es noch vor achtzig Jahren mit England auf gleichem Fuße verhandelt, nachdem es an dem Werke der Demüthigung Englands geholfen, iſt jetzt ſchwer zu begreifen. Und doch war es in der That ſo. Mehrere ſpaniſche Staatsmänner des vergangenen Jahrhunderts waren höchſt bedeutende Männer, das Reich ſelbſt war ſtark und beide Indien erfuhren keine Störungen, welche das Mutterland ernſtlich hätten in Verlegenheit ſetzen können.

Ferner übte die enge Verbindung, welche in der erſten Zeit Karl's III. und den letzten Tagen Ludwig's XV. zwiſchen Spanien und Frankreich zu Stande kam, keine unbedeutende Wirkung auf das Wohlergehen Spaniens. Der Familien-Pakt war eine der größten politiſchen Transactionen jener Tage.

Dieſer Familien-Pakt kam indirekt der amerikaniſchen Revolution zu Statten, indem ſich Frankreich in ſeinem Haſſe gegen England zugleich auf Spanien ſtützen konnte.

Die franzöſiſche Revolution hatte unheilvolle Folgen für Spanien; in den Kämpfen, die ſie entzündete, brach ſeine Macht zuſammen, doch nicht bevor es im Kriege, zuerſt mit Frankreich, dann als deſſen Bundesgenoſſe, bedeutende Kraft entwickelt. Seine Flotte zeichnete ſich ehrenvoll aus, obgleich mit Unglück, bei St. Vincent und Trafalgar und ſonſt; die ſpaniſche Tapferkeit war nicht erloſchen. Ueber Napoleon, ſeine Invaſion in Spanien und die verfehlte Politik, die ihm die Abſetzung der einheimiſchen Herrſcherfamilie und die Schaffung eines Bonapartiſtiſchen Thrones eingab, brauchen wir nicht weitere Betrachtungen anzuſtellen.

Der Krieg auf der Halbinſel, der dieſelbe entzündete, war für Spanien daſſelbe, was der Succeſſions-Krieg für das alte Spanien hundert Jahre früher geweſen war. Das Land war zu einer neuen Wiederbelebung vorbereitet, die, wenn auch langſam, doch endlich herankam. Wäre Ferdinand VII. ein weiſer und wohlthätiger Mann, oder, wären die ſpaniſchen Staatsmänner fähig geweſen, zugleich Monarch und Monarchie zu regieren: es würden ſich die Tage Alberoni's ſchon vor 1820 erneut haben. Aber weder einen rechtſchaffenen König, noch einen großen Staatsmann gab es in dem Königreiche, und Spanien wurde immer ſchwächer und verächtlicher. Sein Kolonialreich verſchwand bis auf wenige Reſte, wie Cuba und die Philippinen; es trat ſeine Stelle ganz an England ab. Die ſpaniſche Politik wurde der Spott der Welt; und eine franzöſiſche Armee, als Polizei der heiligen Allianz handelnd, ging über die Pyrenäen und machte Ferdinand VII. noch einmal zum abſoluten König. Nach ſeinem Tode raſte der Bürgerkrieg eine Zeit lang zwiſchen den Chriſtinos und den Karliſten; endlich wurde er zu Ende gebracht, und der Thron Iſabella's II. ſcheint ebenſo feſt gegründet, wie der von Iſabella I.

Während dieſer langen Jahre des Unglücks machte Spanien trotzdem Fortſchritte. Auswärtiger Krieg, Bürgerkrieg und politiſche Convulſionen jeder Art waren ihm ungemein nützlich geweſen. Die Spinnweben und der Staub der Jahrhunderte waren von den Kanonen Frankreichs und Englands weggefegt worden. Alte Ideen waren in die Luft geſprengt; Jung-Spanien war an die Stelle Alt-Spaniens getreten; eine Generation war aufgewachſen, die keine Sympathie mit der alten Welt hatte.

Trotz wiederholter Einfälle, faſt ununterbrochen ſchlechter Regierung und Verluſten von Kolonien, wie kein ander Land ſie je erfahren, hatte ſich die materielle Macht Spaniens zwiſchen 1808 und 1850 ungeheuer vermehrt. Seit 1850 ſind die Spanier ein blühendes Volk geweſen und jedes Jahr hat eine Zunahme ihrer Macht geſehen; jetzt verlangen ſie für ihr Land den Eintritt unter die Großmächte von Europa. Sie haben eine zahlreiche Armee und Seemacht geſchaffen, die mehr als reſpektabel iſt. Sie bauen Eiſenbahnen und ermuthigen die Induſtrie in allen ihren Formen. Das Staats-Einkommen beträgt etwa 25 Millionen Thaler.“

So weit nun die Anerkennung von Seiten des Amerikaners, und ſo weit auch der unparteiiſch geſchichtliche Standpunkt in Beurtheilung der neuen Erhebung Spaniens. Er kommt nun auf Mexiko und die Rolle zu ſprechen, welche das wiedererweckte Spanien dort und auf den Antillen zu ſpielen angefangen hat und iſt offenbar davon wenig erbaut; der klägliche Zuſtand, in welchen die mächtige nordamerikaniſche Conföderation durch den ausgebrochenen Bürgerkrieg zwiſchen Norden und Süden gerathen iſt, läßt in ihm Befürchtungen aufkommen, die Angeſichts der Lage der Dinge hinreichend gerechtfertigt ſind. Die Einmiſchung der europäiſchen Mächte, darunter auch Spaniens, in die amerikaniſchen Dinge, die ſchon im Gange iſt, die Einrichtung von Monarchien auf den Trümmern der mittel- und ſüdamerikaniſchen, in Anarchie verfallenen Republiken, namentlich aber in dem altſpaniſchen Mexiko, müßte früher oder ſpäter auf Nordamerika, ſelbſt wenn es ihm gelänge, den Riß zu heilen, eine Rückwirkung üben, die dem Wachsthume und der Blüthe der großen demokratiſchen Republik nicht beſonders vortheilhaft ſein dürfte.

„Amerika's Unglück war Spaniens Glück. Es war ſiegreich geweſen in ſeinem Kreuzzuge gegen die modernen Mauren, weil eine ſchlechte Regierung dieſe Muſelmänner unfähig gemacht hatte, ſeinen wohlgeführten und gut gehaltenen Armeen Widerſtand zu leiſten, die von wohlausgerüſteten Schiffen unterſtützt wurden. Berauſcht vom Siege und Amerika in Convulſionen erblickend, beſchloß es nun, ſeine Energie gegen Mexiko zu richten, wo glücklicherweiſe eine ſchlechte Regierung ihr Werk ſelbſt vollkommener, als in Marocco, gethan hatte.

Die Spanier ſind ein tapferes und muthiges Volk, aber ihr Verfahren in St. Domingo und ihr Angriff auf Mexiko kann nicht als ein Beweis ihrer Tapferkeit und ihres Muthes angeführt werden. Sie würden nicht gewagt haben, gegen die Mexikaner zu ziehen, wenn unſere Lage dieſelbe geblieben wäre, wie ſie vor anderthalb Jahren war; und doch hatten ſie ebenſo gute Urſache, dieſelben anzugreifen, im Sommer 1860, wie ſie im Winter 1862 haben. Alle Gründe zur Klage gegen Mexiko waren ſchon damals vorhanden; das amerikaniſche Schwert war damals ſcharf und der amerikaniſche Schild breit, und ſo hielt Spanien ſeine ritterliche Hand zurück. Sein Benehmen iſt gerade ſo ſchlecht, wie das unſere war, als wir Händel mit Mexiko ſuchten und auf ſeine ſchwachen Schultern die Schläge regnen ließen, die auf die derben Schultern Englands gemünzt waren. Unſer mexikaniſcher Streit war die Wirkung unſerer Furcht vor einem ſtärkeren Gegner.“

In dieſem Tone eines reumüthigen Sündenbekenntniſſes geht es noch weiter, namentlich wird die amerikaniſche Politik während des mexikaniſchen Streites in ihren inneren Bedingungen auseinandergeſetzt. In der That muß es für den Yankee ein bitteres Gefühl ſein, zu ſehen, wie gerade dieſes Spanien, auf das er mit der höchſten Geringſchätzung herabzublicken gewohnt war, Amerika gegenüber die Offenſive ergreift. Sah er nicht ſchon Cuba als herrenloſes Gut an, das außer dem Völkerrechte ſtand, weil Spanien zu ſchwach ſchien, dieſe Inſel länger zu behaupten? Wie wir aus dem Artikel erſehen, haben jetzt nachträglich viele Amerikaner Skrupel und Gewiſſensbiſſe wegen jener Flibuſtierzüge, wie ſie Walner und Konſorten mit ſchweigender Genehmigung der Regierungen gegen Cuba ꝛc. unternahmen, und ſie gedenken mit Bangen des „Heute mir, Morgen dir,“ das ſich hierin ſo nachdrücklich bemerkbar macht. Ihr einziger Troſt iſt der, daß an dieſen Zügen der Norden eigentlich unſchuldig ſei; jene Züge ſeien von den Südlingern (Southrons), ſeien von Seceſſia (neues Wort zur Bezeichnung der ſeceſſioniſtiſchen Südſtaaten) ausgegangen, und der Norden könne ſeine Hände in Unſchuld waſchen — indeſſen unſer Gewährsmann meint, dieſer Unterſchied werde für die Spanier ſelbſt von keiner praktiſchen Bedeutung ſein.

Die Thatſache iſt: die wirkliche Stärke der Staaten und der Cours der allgemeinen Weltbörſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, beſtimmt die Politik der Staaten, und das iſt der Grund, weshalb Spanien Mexiko nicht angriff, als die Union noch in ſich einig war, und weshalb es ſpäter angegriffen hat, als dieſes Hinderniß nicht mehr beſtand. Seitdem hat ſich die Sachlage wieder verändert, und nach den neueſten Conſtellationen kann Nord-Amerika ſeine Beſorgniſſe vor Spanien, was Mexiko anlangt, wieder fallen laſſen. Der große Werkmeiſter der Politik rund um den

Digitized by Google

Erdball hat ſich bereits entpuppt und Mexiko hat es nicht mehr mit Engländern und Spaniern, ſondern mit den Franzoſen zu thun; ja es ſcheint, als ob die Erſteren nur auf franzöſiſche Anſtiftung hin, ſich in dieſen Handel eingelaſſen haben, die Engländer aus Mißtrauen, ihren großen Bundesgenoſſen allein das Spiel leiten zu laſſen, die Letzteren wahrſcheinlich mit Verſprechen geködert. Denn allerdings würde Spanien die erſten Anrechte auf dieſes Land gehabt und die meiſten Anknüpfungspunkte gefunden haben. Will Spanien die neue Erſtarkung ſeiner Kräfte oſtenſibel an den Tag legen, ſo iſt eine Politik, die ſich auf dieſes Feld begiebt, immerhin die einfachſte und verſtändlichſte, diejenige, in welcher es die fremde Diplomatie am wenigſten hindern wird. Von dieſem Punkte aus begreift ſich der Zug nach Marocco, wie die Wiederbeſitznahme von Domingo, wie die Expedition nach Mexiko, die indeß geſcheitert iſt. Jedenfalls verwickeln ſich auch die amerikaniſchen Angelegenheiten, und die Folgen, die der unſelige Bürgerkrieg in Nord-Amerika haben wird, laſſen ſich, wenn man die engliſch-franzöſiſche verbündete Nebenbuhlerſchaft in Anſchlag bringt, noch gar nicht abſehen. Alle Welt verwundert ſich darüber, was die theuere, abenteuerliche Expedition in Mexiko eigentlich will, denkt an Königsthrone, an China, Japan u. ſ. w. Vielleicht iſt es dem weitſehenden Kaiſer, der alle Chancen, die das Ineinandergreifen der Ereigniſſe in allen Erdtheilen hervorbringen kann, in ſeinem Plane combinirt, am meiſten darum zu thun, einen ſtrategiſchen Punkt zu gewinnen, von dem er nöthigenfalls auf die uneinige Union, wie auf England einen Druck üben kann, da eine Einmiſchung des letzteren Landes in die amerikaniſchen Wirren zuletzt kaum zu umgehen iſt. Er kann von da aus, wenn es ihm gelingt, ſich nur einigermaßen feſtzuſetzen und Ordnung zu ſchaffen, nach Belieben Bundesgenoſſe, Patron oder Gegner ſpielen. Denn daß zuletzt Alles auf einen Wettkampf zwiſchen den beiden Rivalen England und Frankreich hinausläuft, dafür giebt es einen Beweis, der alle Combinationen überflüſſig macht: die zahlloſen Panzerſchiffe, welche die beiden dicken und wahrheitsliebenden Freunde unter gegenſeitigen Freundſchafts-Verſicherungen bauen und ſich vorrechnen. Einer Macht wie England, die den ganzen Erdball umfaßt, iſt nur auf dieſelbe Weiſe beizukommen, daß ihr Gegner gleichfalls eine Anzahl Stützpunkte beſitzt, von denen aus er operiren kann, wenn ſich die Sachlage einmal geklärt hat.

Nach unſerem Artikel zu urtheilen, ſcheint in Nord-Amerika nicht die heiterſte Stimmung zu herrſchen; der friſche, rückſichtsloſe Yankeemuth iſt bedeutend herabgeſtimmt, und man fängt an, Möglichkeiten zuzugeben, gegen die man ſich noch vor Kurzem mit Hand und Fuß gewehrt haben würde:

„Wenn der ſüdliche Bund durch das Einſchreiten fremder Mächte ſelbſtändig werden ſollte....... In dieſem Falle meint unſer Gewährsmann, wäre es gut, wenn Mexiko ſpaniſch würde; eine ſtarke Regierung daſelbſt, ein einiges Volk würde dann einen Damm gegen den rohen, geſetzloſen Geiſt des Südens bilden. „Sollte aber die Anarchie in Mexiko fortdauern, ſo würde dieſes Land der Energie und dem Unternehmungsgeiſte der zuchtloſen Südländer, die ſich darauf losſtürzen würden, ein weites Feld bieten; und England, in Verfolgung ſeines großen chriſtlichen Principes, ſich Baumwollenzeugmärkte zu eröffnen, würde die Conföderirten aufmuntern, in Mexiko einzurücken. Sollte aber Mexiko in ein ordentliches Land verwandelt werden und ein Heer erhalten, welches Flibuſtier ſo behandelte, wie die Spanier Lopez und ſeine Spießgeſellen, ſo würde für die verabſchiedeten Soldaten eines Davis und Stephen kein Platz da ſein. Sie würden zu Hauſe (im Süden) bleiben und ihre Heimat zur Hölle (sic) machen. Die Wohlfahrt des Nordens würde dann von dem Elende der Südlinger gefördert (sic), die man die volle Buße ihres ungeheuren Verbrechens zahlen laſſen ſollte (sic)."

Schließlich äußert der Verfaſſer, daß er für die ſpaniſche Wiedergeburt nicht viel gebe; Spanien könne ebenſo raſch wieder ſinken. Wenn nur der Süden gebändigt und unterworfen wird, dann werden die Amerikaner auch die mexikaniſche „Freiheit" retten.

Polen.

Pegaſus im Joche.

Ein Blick auf die neuere Literatur der unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden polniſchen Provinzen.

Freiheit des Gedankens, Freiheit für Wort und Schrift ſind die Grundlagen, auf welchen allein eine gediegene Literatur ſich bauen kann. Rüttelt man an dieſen Pfeilern, zwängt man das Gebäude in enge Gränzen ein, ſo formt ſich ein kümmerlich Häuschen mit wenigen Verzierungen nur, wo ein Palaſt ſich bilden könnte. Einen nur zu ſchlagenden Beweis für dieſe Behauptung bietet die neuere Literatur der unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden polniſchen Provinzen.

Wie bei uns in Deutſchland, ſo finden ſich auch in Polen tüchtige Köpfe und wohlgeſpitzte Federn. Wie die deutſche Literatur ſo iſt auch die polniſche werth, überall bekannt und genannt zu werden; iſt ſie dieſes aber nicht, ſo ſind daran die Nachtheile Schuld, die nur zu drückend auf ihre Seite fallen. Unſere deutſche Sprache iſt eine Weltſprache, unſere Sprache iſt frei; die polniſche Sprache dagegen iſt nur den Polen bekannt und wird nur von den Polen anerkannt; von anderen Nationen aber, beſonders von Rußland, iſt ſie nur als ein unheilbares Uebel geduldet, geduldet unter harten Bedingungen.

So iſt es, als theologiſcher Schriftſteller aufzutreten, bei der eiſernen Strenge und Enge ruſſiſcher Geſetze ein großes Wagniß. — Die Zeiten Skargas ſind vorüber! nur ein Mann wie Holowiński, Metropolit aller katholiſchen Kirchen des Kaiſerreiches Rußland, durfte es wagen, ſeine glänzenden Redner-Talente und ſeine theologiſche Weisheit von der Kanzel herab und mit der Feder in der Hand, ſeinen polniſchen Brüdern zu verkünden — jedoch nur mit größter Vorſicht. — Doch ſeit dieſer Stern erloſchen, hat die polniſch-katholiſche Theologie (ich ſpreche nur von den unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Provinzen) keinen ſchriftſtellernden Vertreter mehr, ja ſelbſt das zum Unterrichte nöthige Material mußte man von Fremden entlehnen: die Ueberſetzungen der Werke Alzog's, Gaume's, Guillois', Nicolas', Schmid's u. A. dienen dazu.

Und auch das Gebet iſt nicht frei; was das geiſtliche Licet erlaubt, ſtreicht die ruſſiſche Cenſur. Groß iſt zwar die Zahl der Andachtsbücher, keines aber iſt vollſtändig, denn in allen fehlt das Gebet für's Vaterland.

Gerade aus dieſem Grunde aber umklammern die Polen die Pfeiler der katholiſchen Kirche als ihren einzigen Halt um ſo feſter und weiſen mit Haß und Erbitterung jeden Lichtſtrahl zurück. Als zweiten Feind ihrer Religion betrachten ſie die Philoſophie, — mit dem Namen Filozof bezeichnet die polniſche Volksſprache einen Menſchen, der die Lehren der katholiſchen Kirche nicht anerkennt. Darum iſt Dr. Józef Kremer, der geniale Verfaſſer des Wykład systematyczny filozofji (Syſtematiſche Erklärung der Philoſophie. Wilno, 1852) wohl geachtet und auch Karol Libelt, von deſſen Werken beſonders Filozofja i krytyka (Philoſophie und Kritik. 4 Bde. 1845—1850) und Estetyka (Aeſthetik. 3 Bde. Petersburg 1854) als ausgezeichnet genannt zu werden verdienen, verſagt man die ihm gebührende Ehre nicht; — manche Thräne floß dem hoffnungsvollen Jünglinge J. Majorkiewicz, den der Tod von ſeiner Erſtlingsarbeit Historya serca i rozumu (Geſchichte des Herzens und Verſtandes) abrief, — und Józef Gołuchowski's Nachlaß Dumania nad najwyższemi zagadnieniami człowieka (Gedanken über die höchſten Aufgaben des Menſchen. 2 Bde. Wilno, 1860) iſt ein allerſeits geſchätztes Werk, doch keiner dieſer Lehrer reiner Philoſophie drang in das Volk. — Von größerer Wirkung waren die Studja (Studien. Wilno, 1860) Eleonora Ziemięcka's, denn ſie ſind in katholiſch-philoſophiſchem Geiſte abgefaßt.

Und wie in der Kirche, ſo iſt der Pole auch im Hauſe ein ſtrenger Katholik, auf dem Altare, auf der Schwelle, auf der Bruſt das Kreuz erzieht er ſeine Kinder. In dieſem Geiſte ſind faſt alle pädagogiſchen Werke, faſt alle Jugendſchriften geſchrieben. Aber mildernd, beſänftigend, verſöhnend ſchenkte eine Frauenhand den Müttern nützliche Führer, den Kindern belehrende Schriften: Klementyna Hofman geb. Gräfin Tańska hat ſich durch ihr Werk O moralności dla kobiet (Ueber die Moralität, für Frauen. Krakau, 1841) den Dank aller Mütter, durch ihre Rozrywki dla dzieci (Zerſtreuungen für Kinder) und ihre Erzählungen Karolina, Krystyna, Jan Kochanowski u. A. die Verehrung aller Polenkinder erworben — eine claſſiſche Frau, ein Standbild edler, ſchöner weiblicher Reinheit. — Und in ihre Fußtapfen trat Paulina Kraków, wenn auch nicht von gleichem Genius, ſo doch von gleichem Willen geleitet.

Um die Erziehung und das Wohl des ganzen Volkes war Fryderyk Graf Skarbek zuerſt beſorgt. Schon frühzeitig erkannte er das Bedürfniß gründlicher Reformen und legte ſeine Meinungen nieder in Nauka administrarji (Lehre von der Verwaltung. Warſchau, 1821); Rys ogólny nauki finansów (Allgemeiner Abriß der Finanzlehre. Warſchau, 1824); aber im Greiſenalter reichte er ſeinem Volke ſein Beſtes in Ogólne zasady nauki gospodarstwa narodowego (Allgemeine Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre. 2 Bde. Warſchau, 1859).

Digitized by Google

und Gospodarstwo narodowe stosowane (Angewandte Volkswirthſchaftslehre. Warſchau, 1860). — In trefflichen Broſchüren über landwirthſchaftliche Banken, Kredit u. a. m. rathet ſeinem Volke Falkenhagen-Zaleſki, Pole mit dem Herzen, Engländer mit dem Kopfe; während der Altmeiſter der Landwirthe, Jan Nepomucen Kurowſki, durch ſein jüngſtes Werk O urządzaniu gospodarstw bezpańszczyznianych (Ueber die Einrichtung von Landwirthſchaften ohne Frohndienſt. Warſchau, 1861) die Herren aus der durch die Bauernbefreiung hervorgerufenen nicht geringen Verlegenheit reißen will. — Gefallen oder genügen aber alle dieſe gutgemeinten Rathſchläge nicht, ſo findet man in trefflichen Ueberſetzungen der Werke Chevalier's, Courcelle-Seneuil's, Ellis', Garnier's, Mill's, Roſcher's u. A. weitere Belehrung.

Trotz dieſer Bemühungen aber iſt die Bildung der niederen Klaſſen des Volkes, beſonders in Litthauen und Weißrußland, noch eine ſehr mangelhafte. In dieſen Schichten ſchweigt der Gott des Geſanges. Der Bauer kennt nur wenige Volkslieder, welche die Zeit ihm aufbewahrt und gelehrt; ein złoty ołtarzyk (Goldener Altar, ein Gebetbuch) bildet ſeine ganze Bibliothek. Wenig beſſer ſteht es mit dem Mittelſtande; vielleicht geſellt zum złoty ołtarzyk der Handwerker noch einen Kalendarz (Kalender), ſonſt aber herrſcht kein Unterſchied. — Der Nährſtand gebar noch keinen Dichter! Die meiſten derſelben gingen aus der Szlachta, dem kleinen Adel, hervor, und ihre Lichtpfeile dringen in die höhere und höchſte Geſellſchaft wirkend und bildend — aber auch ſcheidend; denn die jähe geiſtige Kluft, welche zwiſchen Hoch und Niedrig klafft, größer als es für das Geſammtwohl eines Volkes heilſam iſt, ſpaltet ſich weiter von Tage zu Tage. — Ein ſolcher Dichter, welcher im Dunkel geboren als heller Stern jetzt leuchtet, iſt Ludwik Kondratowicz (pſeudonym Syrokomla). Ein Schreiber auf fürſtlich Wittgenſteinſchen Gütern, hauchte er ſeine erſten, lieblichſten Gawędy (Plaudereien) auf die Umſchläge der todten Rechnungsbücher. Gottes ſchöne Natur beſang er mit reinem, bewunderndem Herzen rein und bewunderungsvoll, wie ſie ihn umgab. In einen Schmetterling, eine Blume, eine eilende Wolke kleidete er ſeine zarteſten, ſinnigſten Gedanken zum einfachen Geſchenke für gerade, biedere, einfache Szlachten — ein Minneſänger alter Zeit ſchien aus dem Grabe geſtiegen zu ſein! Und ſeine einfache Geſellſchaft begeiſterte ihn zu edlem Patriotismus, von dieſem belebt ſchrieb er ſein Meiſterwerk Jan Dęborog. Doch als Kraſzewſki's „Athenaeum“ die Umſchläge der Rechnungsbücher beraubte, als unendlicher Beifall dem Unbekannten und Ungenannten entgegenrauſchte, als begeiſterte Freunde ihn aus ſeinem Dunkel hervor nach Wilno zogen, als ſie ihn einen Triumphzug machen ließen durch alle polniſchen Lande — da ſchien er von alledem betäubt und die Stadtluft behagte ſeinem Genius nicht. Zwar gebar ſeine kränkelnde Muſe noch Janko ementarnik (Janko der Todtengräber. Wilno, 1855), Stare wrota (Das alte Thor. Wilno, 1857); Nocleg hetmański (Das Nachtlager des Hetmans. Wilno, 1857) und einige Gawędy (Plaudereien), liebliche, wohlgerathene Kinder, die ihren Eltern alle Ehre machen; doch ſein Marcin Studzieński (Wilno. 1859) iſt kein Dęborog, und die ſpäteren, kleineren Werke Dni doroczne na Litwie (Lithauiſche Feſttage, Wilno, 1858); Dni pokuty (Bußtage. Wilno, 1858); Franciszek e Asissu (Franz von Aſiſſi. Wilno, 1859) zeugen vom beſten Willen — dem Drängen ſeiner jüdiſchen Gläubiger Genüge zu leiſten. O hätte er den Schreiber auf Wittgenſteinſchen Gütern, dem Schreiber der Reſidenz vorgezogen! Sein Stern wäre nicht ſo früh erloſchen! — Ein gleicher Stand wie ihn gebar den Altmeiſter Mickiewicz und ſeinen genialen Zögling Stefan Gorczyński, auch Juliuſz Słowacki, den Meiſter der Sprache, durch welche ſein Geiſt Rieſengedanken in heilige Nebel hüllte. Aus demſelben Stande ging der unvergleichlich einfache und natürliche Wincenty Pol hervor, auch Teofil Lenartowicz und Seweryn Goſzczyński — Männer, auf welche ſtolz zu ſein ein jedes Volk ein heiliges Recht hätte, — Weltgeiſter, die auf die Bildung der Welt wirken können, nur nicht zum Wohle ihres eigenen Volkes. Denn des Zaren Machtſpruch bannt ſie von den Gräbern ihrer Väter, ſelbſt ihrer Aſche iſt die Ruh' in heimatlicher Erde nicht vergönnt und nur verſtümmelt gelangt zu ihrem Erben, dem ganzen Polenvolke, ihr edelſtes Vermächtniß — ihre Werke. — Und wie alles Große fanden auch dieſe Männer viele Nachahmer und Schüler. Die Zahl der lyriſchen Dichter iſt eine große. Groza, Sowa, Waſilewſki, Wolſki zählen ſich zu dieſen, doch ſind dies eben nur Monde, welche ihr Licht von der Sonne erhalten, bald heller und bald dunkler leuchtend. — Aber auch die höchſte Geſellſchaft ſandte ihre Apoſtel aus: Zygmunt Kraſiński, aus einem gar anderen Stoffe als ſein Vater traurigen Angedenkens, öffnete die Herzenswunden, welche ihm die Verbannung geſchlagen, und aus ihnen floß Feuer und Blut in großen, erhabenen Geſängen. — Fürſtin Puzynina ſingt fromme, edle Lieder, und Jadwiga Łuczewſka (pſeudonym Deotyma) ſtieg wie ein Meteor am Warſchauer Himmel auf, durch wahrhaft geiſtreiche Improviſationen Staunen und Bewunderung erregend. Doch die früheren natürlichen Verſe und ſinnigen Strophen verdrängen bereits gekünſtelte Gedichte nach Zeichnungen äußerlich zugeſchnitten — franzöſiſche Gärten voll Formen ohne Leben. — Noch zu erwähnen iſt hier, und der ergreifendſte Beweis für die Richtigkeit der als Einleitungswort dieſes Artikels aufgeſtellten Behauptung, ein Kreis junger, befähigter Männer, die, ſich aufzuſchwingen im Begriffe, dem Drucke ſtrenger Regeln ihr Talent aufopfern mußten; Schiller's Wort „den Dichter feſſelt keine Schranke“ findet in Rußland noch kein Gehör. So ſchrieben dieſe Armen um zu ſchreiben, um dem Drängen des Herzens zu genügen, doch ihre Feder verzerrte ſich und aus den Zeilen weinte grinſender Humor, in unſerer Volksſprache Galgenhumor genannt; oder ſie ſuchten beim kreiſenden Becher zu vergeſſen und wurden Champagner-Humoriſten. So Warlaw, Szymanowſki, Alexander Niewiarowſki, Baron Schuchter-Muchter (pſeudonym) u. A., Humoriſten, unter welchen ſich kein Jean Paul findet.

Zahlreich wie die Vertreter der lyriſchen Poeſie ſind auch die der dramatiſchen. — Was Graf Skarbek und Fredro für Galizien, das thaten für die ruſſiſchen Provinzen Fürſt Paſkiewicz und Józef Korzeniowſki. — Graf Skarbek erhob das Krakauer Theater zu bis dahin nicht geahnter Höhe, dagegen Paſkiewicz das Warſchauer; Skarbek liebte die Kunſt als belehrendes, bildendes Element, aber Paſkiewicz als tanzende, ſchäkernde, lachende Nymphe — verſchiedene Beweggründe verfolgten denſelben Zweck. Unter ſolchen Protectoren bildeten ſich treffliche Künſtler und Künſtlerinnen; jene waren die Propheten Fredro's und ſeiner echt polniſchen, nationalen Komödie, dieſe begeiſterten ſich an den Schöpfungen Korzeniowſki's. Beide, Fredro wie Korzeniowſki, ſind vollendete Meiſter; Familien-Scenen, die den ihren gleichen, ſind in unſerer Literatur ſchwerlich zu finden, während ſie den franzöſiſchen in Nichts nachgeben als in Popularität der Sprache, ja ſie an innerem Gehalte weit überwiegen. — Beſonders aber ſind es Korzeniowſki's Werke, welche die jetzige Bühne beleben. Es iſt dies ein reger, ſchaffender Geiſt, zwar kein Genie, das im Augenblicke ſich Bahn bricht, aber ein Talent, welches durch Arbeit ſich bildete und ausbildete. Seine Erſtlingsarbeiten ſind unbedeutend, erſt die Karpaczy górale (Karpatiſche Bergbewohner. 1843) errangen ihm allgemeinen Beifall, ein einfaches Familien-Trauerſpiel, in welchem ein ganzes Volk auftritt. — In den Żydzi (die Juden, 1843) brandmarkt er in grellen, aber natürlichen Zügen, die Ariſtokraten als die wirklichen Juden. — Wąsy i peruka (Schnurrbart und Perrücke) iſt eine Kreuzzugspredigt gegen die Franzöſelei; durch echt polniſche Gradheit geißelt er franzöſiſchen Tand; o hätten wir ein ſolches Werk! — Majątek albo imie (Beſitzthum oder Name) lief 1860 wie ein Feuer über alle Bühnen. — Auch im hiſtoriſchen Drama hat er Großes geleiſtet; ſein Andrzej Batory (1846) enthält meiſterhafte Scenen; in Dymitr i Marya vereint er den ganzen Reichthum Schiller'ſcher Phantaſie und Sprachſchönheit mit Shakſpeare'ſcher Kraft, während ſeine Komödien Stary mąż (Ein alter Gemahl, 1844); Okno na pierwszém piętrze (Das Fenſter im erſten Stocke, 1844); Podróżomanja (Die Reiſewuth); Płotkarz (Der Klatſcher) die Fehler nicht allein der polniſchen, ſondern überhaupt der heutigen Geſellſchaft wie aus einem Spiegel zurückwerfen. — Solch eine Geißel von ſeidenen Schnüren, ſolch ein Korzeniowſki, thut uns gar Noth! — Viele Jünger fand dieſer Meiſter: Boguslawſki, Bujnicki, Drzewiecki und in jüngſter Zeit Apollinary Korzeniowſki, Pieńkowſki, Józefowicz, beſonders aber Chęcińſ[illegible] feierten Triumphe, doch erreichte keiner von ihnen ſeinen Lehrer. — Au[illegible] Antoni Eduard Odyniec zeichnet ſich im hiſtoriſchen Drama aus. V[illegible] hohem Werthe ſind ſeine Werke: Felicyta czyli męczennicy kar[illegible] gińscy (Felicyta, oder die Märtyrer von Karthago, 1849); Barb[illegible] Radziwiłłówna (1858) und Jerzy Lubomirski (1861). Unſern [illegible] ſondern Dank hat er ſich durch eine ausgezeichnete Ueberſetzung der Ju[illegible] frau von Orleans (dziewica Orleańska, tragedya Szyllera. Wil[illegible] 1843) erworben, wie er auch mit den Ueberſetzungen der Poeſieen Moor[illegible] Byron's, Walter Scott's ſeinem Volke eine treffliche Gabe ſpend[illegible] Warum denn aber wird einem ſolchem Manne vorgeworfen, daß er [illegible] ſeinem großen Freunde und Reiſegefährten Mickiewicz eben nichts als [illegible] Reiſewagen gemein hatte, ja ſelbſt, daß ſeine Linke Hymnen zu Eh[illegible] Mickiewicz's, ſeine Rechte aber Lobgeſänge zu Ehren des Z[illegible] ſchreibt?!?

Auch die Zauber der Romanſchriftſtellerei feſſelten und [illegible] noch viele Köpfe und Federn. Nach dem Jahre 1831 lagerte S[illegible] drückende Schwüle auf Polen; die geſammte Literatur ruhte, [illegible]

Digitized by Google

Hände waren beſchäftigt, Charpie für noch klaffende Wunden zu zupfen, jahrelang nicht bebaute Felder zu beſtellen, Schutt und Trümmer fortzuräumen und zerſtörte Häuſer wieder aufzubauen. Nach ſchwerer Arbeit und Sorge wiegten höchſt mangelhafte Ueberſetzungen einer noch mangelhafteren franzöſiſchen Belletriſtik die müden Leſer in Schlaf — und als ſie erwachten, da fanden ſie Pan Walery (Herr Walery, 1832), den erſten Verſuch eines zwanzigjährigen Jünglings, Józef Ignacy Kraszewski's. Das war eine polniſche Lanze, welche die Franzoſen zum Kampfe herausforderte, und als Ulana ihm zu Hülfe kam, da zerſtoben franzöſiſche Märchen vor polniſcher Wahrheit. Dumas, Feval mußten weichen, Kraszewski blieb auf dem Kampfplatze als Sieger und behauptet noch heute dieſen Platz. Zahlreich ſind ſeine Werke, denn er iſt der fruchtbarſte aller polniſchen Schriftſteller. Einhundert und einige ſechzig Bände diktirte ihm bis heute ſein Genius, alle ſind beachtenswerth, viele ausgezeichnet, einige aber wie z. B. Poeta i świat (Dichter und Welt) dem Beſten dieſer Art in allen Literaturen gleichzuſtellen. Alle ſeine Werke durchweht ein philoſophiſcher Geiſt, gründliche Menſchen- und Weltkenntniß bezeugt jede Zeile. Kraszewski iſt ein edler Kosmopolit; in polniſcher Sprache ſchreibt er für die ganze Welt! — Viele wählten ihn zum Vorbilde: Bogucki, Czajkowski, Grabowski, Sztyrmer, Wilczyński ſind zwar wohlbekannte Namen, und alle Welt iſt heute entzückt von den Werken Józef Miniszewski's (pſeudonym Cześnikiewicz), Milkowski's (pſeudonym Jeż) und Pitkiewicz's (pſeudonym Plug), aber Kraszewski überſtrahlt ſie Alle. — Iſt aber Kraszewski der gediegene Philoſoph, ſo zeichnet des oben erwähnten dramatiſchen Schriftſtellers Korzeniowski's Feder Skizzen aus dem Leben, gemüthlich und niedlich, beſonders der Damenwelt willkommen. Seine Erzählungen Krewni (die Verwandten. 4 Bde. Wilno, 1857), Wdowiec (Der Witwer) und viele Andere ſind allerſeits bekannt und geachtet, wie ſeine Komödien.

Hoch auch ſteht in der polniſchen Literatur der hiſtoriſche Roman. Henryk Rzewuski iſt der Begründer deſſelben. Seine Pamiętniki starego szlachcica litewskiego (Erinnerungen eines alten lithauiſchen Edelmannes. Wilno, 1844), ſein Listopad (der November. Petersburg, 1845); ſein Zamek krakowski (das Krakauer Schloß. Petersburg, 1847); ſein Rycerz Lizdejko (Ritter Lizdejko. Warſchau, 1852); ſein Zaporożec (Zaporozer-Koſak. Warſchau, 1854); ſeine Pamiętniki Michałowskiego (Erinnerungen Michałowski's. 8 Bände. Petersburg und Warſchau, 1856, 1857) ſind mit ſolch' hiſtoriſcher Treue, Wahrheit und Lebendigkeit geſchrieben, daß er nicht mit Unrecht der polniſche Walter Scott genannt wird. Doch ſeine Feder war nur geſchnitten für die Zeiten Jan Kazimierz's und Stanisław August Poniatowski's; die brennenden Fragen ſeiner Zeit berührten den kaiſerlich ruſſiſchen wirklichen Staatsrath nicht; Kaiſer Nikolaus ſelbſt ſtellte ihn Friedrich Wilhelm IV. mit den Worten vor: „Il est plus catholique que le pape et plus russe que moi!“ — Rzewuski's Leiſtungen an literariſchem Werthe ebenbürtig ſind die Werke Zygmunt Kaczkowski's, legt man aber glühende Vaterlandsliebe auch in die Schale, ungleich intereſſanter und achtungswerther. Mit Flammenzügen zeichnet er große Perioden aus der Geſchichte ſeines Volkes, kein Stoff iſt ihm zu gewaltig. Schon als zweiundzwanzigjähriger Jüngling begann er ſeine Laufbahn 1851 in der Krakauer Zeitung Czas. 1853 erſchien in Petersburg ſein großer Romanen-Cyclus Ostatni z Nieczujów (der Letzte der Nieczujen. 6 Bände); ihm folgten 1854 Bracia ślubni (die Brautjunker. 3 Bde.), 1855 Wnuczęta (die Enkel. 4 Bände); 1858 Annuncjata, 3 Bände; Grób Nieczui (das Nieczujengrab. 4 Bände); Starosta Hołobucki, 2 Bände; 1859 Sodalis marianus, 5 Bände. Schon 1857 entflammten ihn die Fragen der Jetztzeit zu den Bajronista (die Byroniſten. 3 Bände. Wilno); aber das Jahr 1861 brachte ſeine erſte Brandrakete gegen Metternich'ſche Intriguen, ſeinen Rozbitek, eine nur zu gelungene, zu wahre Schilderung der galiziſchen Maſſacre. Deswegen grollte ihm Oeſterreich, und als er in ſeiner Lemberger Zeitung Głos (die Stimme) mit Muth die Rechte ſeiner Brüder vertrat, da wurde ihm die Märtyrerkrone aufgedrückt — Kaczkowski ſchmachtet noch heute im Kerker, Papier und Feder ſind ihm verſagt und Niemand iſt, der ihn erſetzen könnte!

Wie der hiſtoriſche Roman, ſo wird auch die Geſchichte, ſo weit es erlaubt iſt, gepflegt. Freilich dringt nur ein kleiner Theil der Meiſterwerke Niemcewicz's und Lelewel's über die Gränze; doch hat Lithauen ſeinen Narbutt (Dzieje narodu litewskiego, Geſchichte des lithauiſchen Volkes, 9 Bände, 1835—1841, und Pamiętniki do dziejów litewskich, Denkmäler zur lithauiſchen Geſchichte 1846, ſind ſeine berühmteſten Werke); Graf Euſtachy Tyszkiewicz durchforſcht die Alterthümer ſeines Volkes; Malinowski und Julian Bartoszewicz ſind eben ſo eifrige als gelehrte Bearbeiter einzelner Perioden der polniſchen Geſchichte; Letzterer, wie auch Wojcicki zeichneten dem Charakter nach wohl verſchiedene, doch gleich ausgezeichnete Bilder der polniſchen Literatur; W. Wróblewski (pſeudonym Koronowicz) ſchilderte im poetiſch-begeiſterter Weiſe alle Schickſalsphaſen Polens (Słowo dziejów polskich. 5 Bände. Leipzig und Petersburg, 1860); Zdanowicz hält der Jugend die großen Vorbilder ihrer Ahnen als Muſter vor; Tomacz Dziekoński macht mit der Geſchichte Frankreichs, Englands und Spaniens bekannt, und Rogalski rollt in trefflicher Ueberſetzung Cantu's großes Gemälde der allgemeinen Weltgeſchichte auf.

Politik, Rechtskunde und Statiſtik des eigenen Landes ſchlummert aus leicht zu errathenden Gründen ganz, obgleich Talente da ſind, welche ſchreiben könnten.

Die Polen lieben die Reiſen und Reiſebeſchreibungen. So führt uns in die Hütten Lithauens der poetiſche Ignacy Chodźko, zu den Kirgiſen Oſtrowski; Eva Felińska weiht uns in die Geheimniſſe Sibiriens ein; Lucya Rautenſtrauch zeichnet die Wunder der Alpenwelt; Kremer geleitet uns nach Italien; Theodor Tripplin — der polniſche Dumas — nach Dänemark, Schweden, Portugal, um die ganze Erde, auch in Gegenden, die er ſelbſt nie geſehen, ja, bis in den Mond hinein! — Alle dieſe Werke aber ſind eher geographiſche Romane zu nennen und außer Ueberſetzungen der Humboldt'ſchen Reiſen (Podróże Aleksandra Humboldta. 4t. Wilno, 1861) und Jaques Arago's „Von Pol zu Pol“ (Od bieguna do bieguna. 2t. Wilno, 1857), ſind wenig oder keine wiſſenſchaftlichen Werke zu finden.

Berühmt ſind auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften: Waga, ein gleich großer Meiſter der Sprache, wie des Wiſſens; Graf Tyzenhaus, der Ornithologe u. A. — Reicher noch aber iſt dieſes Feld an Ueberſetzungen: Bernſtein's, Ganot's, Humboldt's (Kosmos und Naturbilder), Cuvier's, Stöckhardt's, Biſey's, Zimmermann's (die Wunder der Urwelt) Werke ſind eben ſo geachtet, als beliebt.

Auch die Landwirthſchaftslehre zählt ihre Größen. Oczapowski's Werk: Gospodarstwo wiejskie obejmujące w sobie wszystkie gałęzie przemysłu rolniczego teoryczno-praktycznie wyłożone (die Landwirthſchaft in allen ihren Zweigen praktiſch erläutert. 12 Bände. Warſchau, 1848—1857) iſt ein Monument, an welchem die ganze polniſche Jugend ſich bildet; Strumiłło's Ogrody północne (Nordiſche Gärten. 4. Aufl. 3 Bde. Wilno, 1862) ſind klaſſiſch, und der bereits erwähnte Kurowski ein würdiger Lehrer. — Für ſpezielle Fächer werden fremde Werke u. A. Otto Siemens, Stöckhardt ꝛc. in Ueberſetzungen zu Rathe gezogen.

Für die praktiſche Hauswirthſchaft giebt es viele gute Rathſchläge; unter allen guten Anweiſungen aber, einen Barſzcz zu kochen, oder Kolduny zu dämpfen, erregte und erregt noch jetzt das größte Aufſehen die Kucharka litewska (die lithauiſche Köchin. 6. Aufl. Wilno, 1861), während die beſte Weiſe das Haus zu beſtellen, in Gospodyni litewska (die lithauiſche Wirthin. 4. Aufl. Wilno, 1861), ausgeſprochen ſein ſoll. Dieſe beiden Werke finden ſich in jedem Hauſe und gehören zur Ausſtattung einer jeden Braut.

Alle Wiſſenſchaften aber in ein großes Werk zuſammenzufaſſen, war ſchon vor lange die Abſicht des früheren Buchhändlers Glücksberg in Wilno, doch nur der erſte Band ſeiner Encyklopedja erſchien. Dieſelbe Idee nahm in jüngſter Zeit der Buchhändler Samuel Orgelbrand in Warſchau wieder auf, das Publikum unterſtützt durch circa 5000 Abonnements-Erklärungen das Unternehmen möglichſt kräftig, gegen achtzig Lieferungen dieſer nach dem Muſter des Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikons entworfenen Encyklopedja powszechna (Allgemeine Encyklopädie) ſind bereits erſchienen; Kraft, Muth und praktiſche Erfahrung werden dieſes Rieſenwerk zu Ende führen. Ein ebenſo beachtenswerthes Unternehmen iſt der von Moritz Orgelbrand in Wilna unter ſehr gelinder Theilnahme des Publikums herausgegebene Słownik języka polskiego (Wörterbuch der polniſchen Sprache). Acht Jahre unſäglicher Mühen und bedeutender pekuniärer Verluſte entmuthigten den braven Verleger nicht: was er verſprach, das hielt er; was er unternommen, das hat er ausgeführt; ſein Werk liegt in einem gewaltigen Bande vollendet vor uns.

Während auch jede der Wiſſenſchaften ihr eigenes Organ hat, iſt die Tagesliteratur nur ſchwach vertreten, gerade ſie wird ja von den Cenſur-Regeln am härteſten getroffen. In Warſchau erſcheint die Gazeta polska (Polniſche Zeitung) unter Redaction des oben erwähnten Kosmopoliten Kraszewski. Mit Muth und Geſchick warnt er ſein Volk vor Hoffnungs-Gedanken, welche auf den Seineſtrand und Seineſand gebaut werden; mit Muth und Geſchick weiſt er die Angriffe der Gazeta Warszawska zurück, welche der Redacteur derſelben, jedenfalls wenig-

Google

ſtens von Abſtammung ein Deutſcher, Namens Kenig gegen Deutſche ſchleudert. — Von kleineren Blättern iſt nur der Kurjer Warszawski (Warſchauer Kurier) ſeines verträglichen Charakters wegen, mit welchem er nach allen Seiten hin, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, gleich freundlich grüßt, zu erwähnen. — Die Warſchauer deutſche Zeitung vertritt ruſſiſche Intereſſen. — Die Provinz bringt nur ein größeres Blatt, den Kurjer Wileński (Wilnaer Kurier). Tüchtige Männer wie Malinowski, Syrokomla, Kirkor, Odyniec liefern ihm das nöthige Material; doch ſeine unglückliche Lage zwiſchen Polen und Rußland zwingt ihn, ſtets zwiſchen Polen und Rußland zu ſchweben. — In Petersburg ein polniſches Organ zu gründen, wurde verſucht. Vor Jahren erſchien ein Tygodnik Petersburski (Petersburger Wochenblatt), im Jahre 1859 unter vortrefflicher Leitung Zieligowski's (pſeudnym Sowa) Słowo (Das Wort. Doch erſteres entſprach den Erwartungen ſeines Volkes nicht und hörte deßhalb bald zu erſcheinen auf; von letzterem dagegen durften nur 17 Nummern erſcheinen. Schade! Schade!

Schade, daß alle literariſchen Kräfte der unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Provinzen gehalten werden wie — Pegaſus im Joche.

Oskar Urban.

Deutſchland und das Ausland.

Max Müller's „ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen“ in Oxford.

Dritter Artikel.*

Sechſte Vorleſung.

Die vergleichende Grammatik.

Es war Friedrich Schlegel's Anſicht, und ſie wird noch von Manchen getheilt, die an poetiſch klingenden Phraſen haften bleiben, die Sprache habe, wie der Stamm einer Pflanze, die Kraft, Endungen wie Zweige hervorzutreiben. Dieſe Anſicht iſt falſch. Die Endungen ſind nicht, wie Friedrich Schlegel annahm, urſprünglich ohne ſelbſtändige Bedeutung. Jede Endung war vielmehr früher ein Wort.** Dieſe Wörter ſucht uns die vergleichende Grammatik.

Grammatik war urſprünglich nichts, als Conjugation und Declination. Declination iſt anfänglich nichts Anderes geweſen, als die Zuſammenſetzung (zuerſt nur Zuſammenſtellung) eines Wortes mit einem andern Worte, das Zahl und Fall ausdrückt. Wie im Chineſiſchen, Tibetaniſchen u. ſ. w. die Zahl ausgedrückt wurde, ſahen wir bereits. Bei den Fällen verfuhr man ebenſo. Den Lokativ drückt das Chineſiſche auf verſchiedene Weiſe aus:*** ſo durch Hinzufügung von ćung (die Mitte), z. B. kuö-ćung (im Reich). Den Inſtrumentalis (im Latein. Ablativ, im Griech. Dativ) bildet es durch die Präpoſition ῆ, die ein altes Zeitwort iſt und „gebrauchen“ bedeutet; z. B. ῆ ting, mit einem Stock. Die ariſchen Sprachen drückten den Lokativ durch i (in) aus. Aus dieſer Präpoſition iſt der lateiniſche Genitiv auf ae (urſprünglich ai) und der griechiſche Dativ (ι) entſtanden. In: l'immortalité de l'âme, und: je me fie à Dieu, ſind de und à, die hier abſtrakte Verhältniſſe ausdrücken, aus den lateiniſchen Präpoſitionen de und ad entſtanden, die etwas ſehr Konkretes ausſprechen: die Bewegung von einem Gegenſtand abwärts und nach einem Gegenſtand hin. Ebenſo of und to. Der franzöſiſche und engliſche Genitiv und Dativ unterſcheiden ſich von denſelben Fällen im Sanskrit, Griechiſchen und Lateiniſchen nur dadurch, daß in dieſen die Präpoſitionen hinter, in jenen vor dem Subſtantiv ſtehen.

Betrachten wir nun die Conjugation. In dieſer war jede Endung urſprünglich ein perſönliches Fürwort.

Wir ſehen ſogleich, daß z. B. die Endungen des franzöſiſchen Future dem Présent von avoir entſprechen:

j'ai, je chanter-ai,	nous avons, nous chanter-ons
tu as, tu chanter-as	vous avez, vous chanter-ez
il a, il chanter-a	ils ont, ils chanter-ont.

Ja, im Provençaliſchen finden wir: dir vos ai = je vous dirai. Dies Future iſt offenbar nichts als: ich habe zu ſagen. Das deutſche „werden,“ goth. vairthan, heißt: ſich wenden. So die Franzoſen: je vais dire. Die Endung — bo in amabo iſt das alte Hülfszeitwort bhu (ſein), und — σω im griechiſchen ποιήσω iſt das alte as (ſein).

Beantworten wir jetzt die Frage, die wir wiederholt gethan: wie konnte — d das Imperfekt von I love bilden? — Das Zeitwort „nähren“ † bildete im Angelſächſiſchen folgendes Imperf. Indicat.:

ner-ē-de	ner-ē-don
ner-ē-dest	ner-ē-don
ner-ē-de	ner-ē-don.

„Ich that“ lautet in derſelben Sprache:

dide	didon
didest	didon
dide	didon.

Daraus geht nun die Identität der Endung — de in ner-ē-de mit dide noch keinesweges deutlich hervor. Aber die Sache ändert ſich, wenn wir die älteſte germaniſche Mundart, das Gothiſche, zu Hülfe nehmen. „Nähren“ heißt auf Gothiſch nasjan. Das Imperf. Indicat.

nas-i-da	nas-i-dêdu	nas-i-dêdum
nas-i-dês	nas-i-dêduts	nas-i-dêduþ
nas-i-da	—	nas-i-dêdun

hat im Dual und Plural die volle Form des Hülfszeitworts bewahrt I loved, entſtanden lov-ē-de, war alſo urſprünglich: I love did, ich that lieben; wie ja auch im Deutſchen die volksmäßige Dichtung das Imperfekt noch heute öfters ausdrückt.

Man wird mit Recht weiter fragen: wie dide (angelſächſiſch) gebildet wurde und die Bedeutung des Imperfekts erhielt. In dide iſt — de nicht Endung, ſondern Wurzel, und di iſt Reduplication der Wurzel. Präterita der ſtarken Zeitwörter wurden nämlich urſprünglich, wie im Griechiſchen und Sanskrit, durch Reduplication der Wurzel gebildet. Die Wurzel do im Angelſächſiſchen entſpricht der Wurzel the in tithemi, und der Sanskrit-Wurzel dhâ in dadhâmi, die „ſetzen“ bedeutet.

Die wichtigſten Sprachen für dieſe Unterſuchungen ſind Sanskrit, Griechiſch, Lateiniſch und Gothiſch. In allen ariſchen Sprachen ſind die Grundzüge der Grammatik dieſelben; die Unterſchiede erklären die den phonetiſchen Verfall beherrſchenden Geſetze des Lautwechſels.

Die Wörter, welche allen ariſchen Sprachen gemeinſam ſind, erzählen den Zuſtand des ariſchen Urſtammes. Die Arja haben z. B. eiſerne Waffen und Aexte gehabt; denn ais (Eiſen) im Gothiſchen iſt identiſch mit ayas (Eiſen) im Sanskrit ꝛc. Sie waren ackerbautreibende Nomaden: dama (Sanskrit), δόμος, domus, domŭ (Slaviſch), dainch (Celt.) bedeuten Haus.

„Arja“ bedeutete urſprünglich, wie es ſcheint, „Pflüger“ (arare); ſpäter einen „Vornehmen“ (Ariſtokrat). „Iran“ (das perſiſche Plateau) iſt damit identiſch. Ebenſowohl „Erin,“ der alte Name von Irland.*

Siebente Vorleſung.

Die Beſtandtheile der Sprache.

Wurzel nennen wir das Wort in ſeiner einfachſten, urſprünglichen Form.

Die Wurzeln gehen von einer ſpeziellen Bedeutung in eine allgemeinere über. So heißt ar (urſprünglich ir oder ri) pflügen; davon airtha (gothiſch) „das bekannte Land,“ dann „Erde;“ „Arbeit,“ „arbeitſam;“ ars (Kunſt der Künſte); errand (engliſch); aritra (Sanskrit) = Ruder; ἐρέτης (Ruderer); oar (engliſch.)

Wie reiche Zweige treibt oft eine Wurzel! Aus der Sanskrit-Wurzel pa's, spa's = lateiniſch spec = griechiſch skep ſind entſtanden: spa'sa (Spion) im Sanskrit, spashta (deutlich); σκέπτομαι, skeptikos, episkopos im Griechiſchen; respicere (lateiniſch); respect, respectable, respective, respit (franz. répit), to respit (engl.); despicere, dépit, spite, despite; suspicere, to suspect, soupçon; spêhôn (Ahd.) = to spy, spëha = spy; inspector etc.; Proſpekt ꝛc.; to expect; auspicious (von avispicium), haruspex; speculum, Spiegel; spéculation; espiègle (v. ulespiègle = Eulenſpiegel) [literarhiſtoriſch zu erklären, wie renard von dem vlamiſchen reinaert (Reinaert Vos)]; épier, ital. spiare; species, espèce, special, to specify, specific, épicier (von épices, dies von species).

Wurzeln ſind immer einſilbig. Sie zerfallen in

I. urſprüngliche; dieſe beſtehen aus einem oder zwei Buchſtaben:
   1) Ein Vokal: i (gehen),
   2) Ein Vokal und Ein Konſonant: ad (eſſen);
   3) Ein Konſonant und Ein Vokal: dâ (geben).

II. Sekundäre; dieſe beſtehen aus einem Konſonanten, einem Vokal und einem Konſonanten: tud (ſchlagen).

III. Tertiäre:
   1) Konſonant, Konſonant, Vokal: plu (fließen);
   2) Vokal, Konſonant, Konſonant: ard (verletzen);
   3) Konſonant, Konſonant, Vokal, Konſonant: spa's (ſehen);

* Vgl. Nr. 4 und 27 des „Magazin“ von 1862.

** Manche ſind bisjetzt unerklärt, aber täglich werden neue Entdeckungen gemacht, und ſo läßt ſich erwarten, daß künftig keine mehr der grammatiſchen Analyſe widerſtehen werde.

*** Endlicher, chineſiſche Grammatik, S. 172.

† Ahd. nerjan; im Holländiſchen noch heute nering (Subſtantiv.)

* Pictet, „Les Origines Indo-Européennes;“ Grimm's „Rechtsalterthümer;“ M. M. „Essay on Comparative Mythology,“ Oxford Essays, 1856

Digitized by Google

4) Konſonant, Konſonant, Vokal, Konſonant, Konſonant: spand (zittern).

Die ſekundären Wurzeln zeigen in den ariſchen Sprachen die Eigenthümlichkeit, daß der zweite Konſonant in verſchiedenen Geſtalten die Bedeutung des Wortes leicht modificirt. Z. B. tud, tup (Sanskrit) ſchlagen (τύπτω); tuj = ſchlagen, aufregen.

In den tertiären iſt ſpäter Ein Konſonant hinzugetreten, um die Bedeutung zu präciſiren: yu miſchen, yuj verbinden, yudh handgemein werden.

Im Sanskrit zählt Benfey 1706 Wurzeln; Renan im Hebräiſchen 500; Benloew („Aperçu Général“) im Gothiſchen 600, im Nhd. 259; Pott giebt jeder Sprache durchſchnittlich 1000 Wurzeln. Aus 450 Wurzeln haben die Chineſen, ohne Zuſammenſetzung und ohne Ableitung, gegen 50,000 Wörter gezogen, von denen etwa 15,000 gegenwärtig gebraucht werden.

Manche Landleute brauchen keine 300 Wörter. Ein wohlerzogener Engländer, der die Univerſität beſucht und alle Bücher aus Moody's Bibliothek geleſen hat, gebraucht ſelten mehr als 3—4000 Wörter. Denker gebrauchen mehr; Redner bis zu 10,000. Milton hat 8000, das Alte Teſtament 5642;* Shakſpeare, reicher als wohl irgend ein Schriftſteller in der Welt, 15,000.

Außer den prädikativen Wurzeln (Licht, pflügen), bildete die Sprache demonſtrative (hier, was, du, dieſer), die man vergebens auf jene zurückzuführen geſucht hat. Die Endung der dritten Perſon Sing. war im Sanskrit ti = gr. si (δίδωσι = dadâti), lat. t (habet), Gothiſch und älteres Engliſch, nach Grimm's Geſetz der Lautverſchiebung (wo die tennis des Gr. und Lat. im Gothiſchen aspirata wird, aspirata zu media, media zu tennis) habaiþ [þ = th], hath; hat. Dies ti bedeutet: dort, dieſer. Alſo heißt „liebt“ urſpr. lieb = er.

Im Chineſiſchen haben ſich prädikative und demonſtrative Wurzeln nicht verbunden; in den turaniſchen Sprachen ſind ſie verbunden, aber Eine Wurzel iſt unverändert geblieben; in den ariſchen Sprachen haben ſich beide verſchmolzen und verändert.

Alle Sprachen waren urſprünglich gebaut, wie die chineſiſche noch heute iſt. Alle gehen allmählich auf der bezeichneten Stufenfolge weiter.

Achte Vorleſung.

Morphologiſche Claſſification.

Dieſe entſteht durch die verſchiedenen Arten, in denen prädikative und demonſtrative Wurzeln — die einzigen Grundelemente aller Sprachen — zuſammentreten.

Ehe wir ſie durchführen, wollen wir genealogiſch eine zweite Sprachfamilie zuſammenſtellen, die ſemitiſche.

Die ſemitiſche Familie (auch wohl aramäiſche genannt) geht in drei Zweige auseinander: den aramäiſchen, den hebräiſchen und den arabiſchen.

Das Aramäiſche umfaßt Syrien, Meſopotamien und einen Theil der alten Königreiche Babylonien und Aſſyrien. Es iſt uns hauptſächlich in zwei Sprachen bekannt, dem Syriſchen und Chaldäiſchen. Chaldäiſch iſt die Sprache der Juden während der babyloniſchen Gefangenſchaft, d. h. die von ihnen modificirte Sprache ihrer Eroberer. Die Form, in welcher alsdann das Babyloniſche nach Paläſtina verpflanzt wurde, war die Sprache des Heilands und ſeiner Jünger. Sie iſt uns in den ſogenannten Targums erhalten (arab. tarjam „erklären;“ tarjamân = Dragoman): Ueberſetzungen und Pharaphraſen des Alten Teſtaments, um den Anfang der chriſtlichen Aera. In derſelben Sprache iſt der Talmud geſchrieben. Die in Niniveh gefundenen keilförmigen Inſchriften ſind in babyloniſcher (aramäiſcher) Sprache.

Phöniziſch und die Sprache der Karthager waren dem Hebräiſchen eng verwandt.

Seit der Eroberung Paläſtinas und Syriens (636) hat das Arabiſche die beiden Schweſterſprachen, Hebräiſch und Aramäiſch, verdrängt. Die himyaritiſchen Inſchriften ſind die älteſte Form des Arabiſchen. Ihm auf's nächſte verwandt iſt das Aethiopiſche oder Abyſſiniſche, in den heiligen Büchern des Volkes von Habeſch erhalten. Die moderne Sprache dieſes Volkes heißt Amhariſch. Die älteſten arabiſchen Schriftdenkmäler ſind die Moallakat: Volkslieder des Wüſtenlebens.

In welchem Grade die Berber-Dialekte der Nordküſte von Afrika, ferner das Hauſſa und Galla, und die ägyptiſche Sprache, von den älteſten hieroglyphiſchen Inſchriften bis zu dem heutigen Koptiſch, mit jenen ſemitiſchen Sprachen verwandt ſind, muß noch ermittelt werden.

Die Grammatik der ariſchen und ſemitiſchen Sprachen iſt ſo verſchieden, daß man unmöglich die einen von den andren, wohl aber beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle ableiten kann. — Dieſe beiden Sprachfamilien ſind die einzigen: d. h. alle andern Sprachklaſſen laſſen ſich, aus Gründen, die oben genannt wurden, nicht nach dem Grade ihrer Verwandtſchaft, nicht genealogiſch, ſondern nur morphologiſch klaſſifiziren.

Die Sprachen, in denen die Wurzeln unverändert nebeneinander ſtehen, heißen monoſyllabiſche. So die chineſiſche. Die turaniſchen Sprachen ſtellen am beſten die zweite Periode dar, die agglutinative (gluten, „Leim.“) In ihnen iſt Eine Wurzel unverändert geblieben, die andere hat ſich als korrumpirte Endung mit der erſteren verbunden. Auf der dritten Stufe verſchmelzen beide Wurzeln in der Art, daß keine intakt bleibt, beide dem Geſetz des Lautverfalls unterthan werden. Bei weitem die meiſten Sprachen ſtehen auf der zweiten Stufe. In dem großen Kontinent der alten Welt nehmen die ariſchen und ſemitiſchen Sprachen nur die vier Halbinſeln Europa, Kleinaſien, Perſien und Arabien ein; alles Uebrige, mit Ausſchluß des Chineſiſchen und der ihm verwandten Sprachen, gehört den turaniſchen Sprachen an, und wir haben Grund anzunehmen, daß auch jene Halbinſeln vor der Einwanderung der Arja von Völkern turaniſcher Zunge eingenommen waren. F. Worthmann.

* Renan, Histoire des Langues Sémitiques, p. 138.

Mannigfaltiges.

— Das deutſche Schützenfeſt. Das ſchöne Feſt, das eben in Frankfurt a. M. gefeiert worden, darf auch in unſerem, dem Kulturleben der Nationen gewidmeten Blatte nicht unerwähnt bleiben. Die Einigung des deutſchen Volkes hat in Frankfurt einen großen Schritt vorwärts gethan. Wie die Männer des Geiſtes im achtzehnten Jahrhundert auf dem Gebiete der Literatur im deutſchen Volke das Bewußtſein ſeiner Zuſammengehörigkeit geweckt, ſo werden im neunzehnten Jahrhundert die Männer der That beweiſen, daß kein auswärtiger und kein innerer Feind das deutſche Volk mehr zerſplittern und in ſeiner Zerſplitterung zur ohnmächtigen Beute ſeiner Feinde machen kann.*

— Ein deutſcher Volkswirth über Oeſterreich im Zollverein. Der geſchätzte Landtags-Abgeordnete, Herr Braun von Wiesbaden, ſeit mehreren Jahren Vorſitzender des deutſchen Volkswirthſchaftlichen Kongreſſes, ſprach ſich auf dem naſſauiſchen Landtage folgendermaßen über die Gründe gegen die Zoll-Einigung mit Oeſterreich aus: „Unter dieſe Gründe rechne ich vor allem den Stand der Valuta in Oeſterreich, welcher die Kaſſengemeinſchaft mit demſelben höchſt-bedenklich macht; zweitens das Tabaksmonopol, womit Oeſterreich behaftet und wovon wir befreit ſind. Oeſterreich kann es ſeiner Finanzen wegen eben ſo wenig abſchaffen, als wir im Zollverein es einführen können, ohne die wichtigſten wirthſchaftlichen Intereſſen ſchwer zu verletzen. Weiter erwähne ich die Weinzölle. Oeſterreich importirt beinahe gar keine fremden Weine; wollen wir nun Oeſterreich zu Gefallen unſere Weinzölle gänzlich abſchaffen, oder ſoll Oeſterreich etwa von den Zöllen, welche wir ganz allein bezahlen, von den von uns importirten Weinen die Einkünfte mit uns theilen, während es ſelbſt doch nichts dazu beiträgt? Sollte es überhaupt nach Kopfzahl die Zollvereinseinkünfte mit uns, die wir viel conſumiren, theilen, während die große Mehrzahl der öſterreichiſchen Bevölkerung nur außerordentlich wenig zollpflichtige Waaren verbraucht und alſo zur Erhöhung der gemeinſchaftlichen Zolleinkünfte nur wenig beitragen würde? Oder ſollen wir, die wir ſchon einer freieren Bewegung auf dem europäiſchen Markt gewachſen ſind und es täglich mehr werden, der ſchutzbedürftigen öſterreichiſchen Induſtrie zu lieb unſere Handelspolitik um ein Jahrhundert weit auf den Standpunkt der Prohibitivzölle zurückſchrauben? Und was ſollte es geben, wenn die beiden deutſchen Großmächte gemeinſchaftlich die Eine Kaſſe und die Direction führen wollten? Welche Unordnung würde daraus entſtehen? Am Bundestag geht es, wenn auch durchaus nicht gut, denn doch zur Noth mit dieſem Dualismus; aber in handelspolitiſchen und volkswirthſchaftlichen Dingen geht es damit gar nicht. Es müßten noch ſehr große politiſche und nationalöconomiſche Aenderungen eintreten, bevor jemals ein Eintritt Oeſterreichs in den Zollverein möglich wird; gegenwärtig iſt er es nicht, ſo wenig wie er es 1852 war. Durch den Vertrag von 1853 wurden zwar Oeſterreich Zollerleichterungen gewährt, und es wurde verabredet, daß 1854 commiſſariſche Verhandlungen über weitergehende Zollerleichterungen und 1860 commiſſariſche Verhandlungen über die Zolleinigung ſtattfinden ſollten, allein es ſchien

* Wir werden auf das Feſt in dieſen Blättern noch zurückkommen. D. R.

Digitized by Google

Oeſterreich ſelbſt damals nicht ſonderlich ernſt oder wenigſtens nicht ſonderlich eilig damit zu ſein; denn die Verhandlungen ſchliefen den ganzen orientaliſchen Krieg hindurch, und als ſie endlich wieder aufgenommen wurden, ſtellte Oeſterreich als conditio sine qua non, als entſcheidende Bedingung, die Ermäßigung unſeres Weinzolles auf 2 Thlr. auf, worauf man ſich natürlich nicht einlaſſen konnte. Auch die für 1860 verabredeten Unterhandlungen wurden von Oeſterreich aus einem rein formellen Grund wieder abgebrochen; und ſeine ſonderbare Schweigſamkeit nahm erſt da ein Ende, als die Verhandlungen mit Frankreich über den gegenwärtigen Handelsvertrag aufgenommen wurden. Da erhob es plötzlich, obgleich nicht Mitglied des Zollvereins, eine Art Veto gegen den Vertrag und erneuerte ſeine Anſprüche auf Eintritt in den Verein, von welchen es zehn Jahre lang faſt geſchwiegen hatte, und welche wie es ſcheint nur dann erhoben werden, wenn es gilt eine Reform in dem Tarif oder der Verfaſſung des Vereins zu verhindern. Noch kürzlich hat man von Wien aus ein Telegramm in die Welt geſchickt, wonach die Induſtriellen Oeſterreichs einſtimmig den Zutritt zum Zollverein beſchloſſen hätten. Nachträglich erfahren wir nun durch genauere Berichte, daß daran kein wahres Wort iſt, daß vielmehr jene Induſtriellen gerade ſo wie die Münchener Bevollmächtigten nur einen vertraulichen Gedankenaustauſch gepflogen und keine Beſchlüſſe gefaßt haben. Mag auch jetzt wieder viel von einem Eintritt Oeſterreichs geredet werden, ich (der ich übrigens, wie Sie wiſſen, Oeſterreich von Herzen alles Gute gönne) glaube nicht, daß es Ernſt, und daß es im beiderſeitigen Intereſſe wünſchenswerth iſt. Laſſen wir uns daher durch den Verlauf der Verhandlungen von 1852 und 1853 warnen, damit wir nicht abermals einem trügeriſchen Spiegelbild nachjagen und uns in die Gefahr begeben, dem Hund in der Fabel zu gleichen, welcher das Stück Fleiſch, das er im Munde trug, verlor, während er nach deſſen Schatten ſchnappte."

Zu den Ködern, welche Oeſterreich, nach Herrn von Kerſtorff's ſinnreicher Anleitung, hinhält, um gutmüthige deutſche Gimpel einzufangen, gehört unter Anderm auch, daß es auf die Theilung der Geſammt-Zolleinnahme verzichtete (welche Großmuth von einem Staat, der doch ſo nöthig Geld braucht!) und jedem der beiden Theile gewiſſe bei ihm eingehende Zoll-Intraden ganz überlaſſen will. In der Motivirung ihrer Vorſchläge ſagt die öſterreichiſche Regierung: die geographiſche Lage der beiden Zollgebiete bringe es mit ſich, daß die meiſten jener Zölle, und zwar auch für ſolche Einfuhren, die für Oeſterreich beſtimmt ſind, im alten Zollverein eingehen würden. Das wäre wirklich noch mehr als großmüthig, wenn man nicht wüßte, daß es ganz einfache Mittel giebt, um durch Begünſtigung der einheimiſchen Rhederei, z. B. des Oeſterreichiſchen Lloyd, die Nachtheile der geographiſchen Lage auszugleichen und ſich ſelbſt ſowohl die Einfuhren, als den ganzen Zollertrag, zu ſichern."

Die Gefahren der ſchlechten öſterreichiſchen Valuta will man zwar dadurch vom Zollverein abwenden, daß an den Zollſtätten nur Silber angenommen werden ſoll; aber dadurch würden blos die Regierungskaſſen, nicht aber auch die Induſtrie des Zollvereins vor großem Schaden bewahrt werden. Denn gerade die ſchlechte Valuta des Kaiſerſtaates bewirkt ſchon jetzt, daß ſehr viele öſterreichiſche Erzeugniſſe nach dem Zollverein, ſehr wenige Zollvereins-Erzeugniſſe dagegen nach Oeſterreich ausgeführt werden können. Um wie viel ſchlimmer aber würde ſich dieſes Mißverhältniß geſtalten, wenn die Zollgränze zwiſchen dem Zollverein und Oeſterreich ganz aufgehoben wäre!

— Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters. Von Moritz Fürſtenau's geſchätztem Werke über die Geſchichte der Muſik und des Theaters am Hofe zu Dresden iſt ſoeben der zweite Band erſchienen,* der ſpeziell die Zeit des Kurfürſten Friedrich Auguſt I. und Friedrich Auguſt II. behandelt, welche zugleich Könige von Polen waren und für Kunſt und Theater einen großen Aufwand machten. Wir behalten uns vor, auf dieſes Buch zurückzukommen, das gleichzeitig auf die Geſchichte der Muſik und des Theaters in Italien, Frankreich und Deutſchland während des 17. Jahrhunderts einen ſehr belehrenden Blick wirft.

— Sealsfield ein Deutſcher. In Nr. 28 des „Magazin" hat Frau von Reinsberg-Düringsfeld eine intereſſante Notiz über ihre Bekanntſchaft mit dieſem merkwürdigen Mann und originellen Schriftſteller mitgetheilt, deſſen Schilderungen amerikaniſchen Lebens einſt zur Lieblings-Lectüre des deutſchen Publikums gehörten. Wenn jedoch die geehrte Verfaſſerin Herrn „Sealsfield" für einen Amerikaner hält, ſo können wir aus beſter Quelle verſichern, daß dies auf einem Irrthum beruht. Sealsfield iſt in Deutſchland geboren und erzogen, wie ſchon die geniale Nachläſſigkeit ſeines Stils verräth; mit ſolcher Ungenirtheit wird Niemand eine Sprache zu behandeln wagen, die nicht ſeine Mutterſprache iſt. Auch hatte er bereits um das Jahr 1826, auf kurzen Beſuch aus Amerika nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt, ein deutſch geſchriebenes Buch über die Vereinigten Staaten veröffentlicht, und es iſt mithin in jeder Beziehung unrichtig, wenn geſagt wird, daß er 1831 „Schriftſteller in einer Sprache wurde, die er eben erſt zu ſprechen begann." Allerdings war das Werk, mit welchem er die Sympathien der deutſchen Leſewelt eroberte, „der Legitime und die Republikaner," nach einem von ihm in engliſcher Sprache herausgegebenen Roman, „The White Rose," bearbeitet, welcher indeſſen, wie mehrere andere von ihm engliſch geſchriebene Novellen und Erzählungen, ganz unbeachtet geblieben war, und es iſt daher auch nicht zu verwundern, daß die Engländer, die Frau von Reinsberg-Düringsfeld nach Sealsfield gefragt hat, ihn kaum dem Namen nach kannten. Einige ſeiner ſpäteren Schriften ſind zwar aus dem Deutſchen in's Engliſche überſetzt worden, hatten aber nur vorübergehenden Erfolg, was auch für ihre „Deutſchheit" ſpricht, da es bis jetzt keinem einzigen deutſchen Roman — vielleicht mit Ausnahme des „Werther" — gelungen iſt, ſich auf die Dauer in der engliſchen Literatur einzubürgern. Uebrigens vergleiche man den nach authentiſchen Angaben zuſammengeſtellten Artikel über Charles Sealsfield im dreizehnten Bande des Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon." F. L.

— Die Republik Paraguay. Nach der kürzlich (Nr. 28) erwähnten, von dem argentiniſchen Oberſten du Graty herausgegebenen Schrift über Paraguay, ſcheint dieſes Land jetzt ziemlich raſch in der Kultur vorzuſchreiten. Eine Eiſenbahn iſt im Bau begriffen, und wir leſen von Arſenalen, Dampfböten, Kanonengießereien und ſtetiger Zunahme der Ein- und Ausfuhr. Seit dem Tode des Diktators Francia iſt das Volk allmählich aus der Erſtarrung erwacht, in welche der grauſame Despotismus und die Iſolirungs-Politik dieſes ſeltſamen Mannes es geſtürzt hatten. Eine Republik wurde bald nach ſeinem Ableben im Jahr 1840 errichtet, und die Regierung iſt ſeitdem mit ſo vieler Umſicht geführt worden, daß Paraguay der einzige Staat in Amerika iſt, der nicht allein keine Schulden hat, ſondern auch ſogar einen jährlichen Ueberſchuß in ſeinem Budget aufweiſen kann. Die Bevölkerung beträgt 1,337,439 Köpfe, die ſtehende Armee 12,000 Mann; die Marine zählt 50 meiſt kleine Fahrzeuge, darunter zehn Dampfer. Die Haupteinkünfte der Regierung fließen aus dem Monopol des Paraguay-Thees oder Yerba Maté, der aus den gedörrten Blättern des Ilex, eines in ungeheurer Menge wachſender Strauchs, bereitet wird. Hierzu kommen noch die Zölle und die Verpachtung der öffentlichen Ländereien, welche die Staatsrevenüen auf 12,441,323 Francs bringen. Tabak gehört ebenfalls zu den Stapel-Produkten des Landes, welches auch Baumwolle von ſehr guter Qualität erzeugt, deren Anbau immer mehr zunimmt. Die Sklaverei exiſtirt zwar, iſt aber im Erlöſchen begriffen, da die Kinder der, übrigens nicht zahlreichen, Negerſklaven für frei erklärt worden ſind und die Einfuhr von neuen verboten iſt. Paraguay hat dadurch ein beſonderes ethnologiſches Intereſſe, daß hier allein ein amerikaniſcher Autochthonenſtamm, die Guarani, ſich mit den Europäern amalgamirt hat und aus dieſer Miſchung eine eigene Race hervorgegangen iſt, die Herr du Graty den erſten Conquiſtadores ebenbürtig, wenn nicht überlegen erklärt. Die urſprünglichen ſpaniſchen Anſiedler brachten nur wenig Frauen von Europa mit und verheirateten ſich von Anfang an mit den Eingeborenen, und in der Folge trugen die Jeſuiten-Miſſionen dazu bei, die Indianerſtämme zu einem Grade der Kultur zu erheben, den ſie in keinem andern Theil des amerikaniſchen Kontinents erreicht haben. Es verdient Bemerkung, daß die Paraguayaner einen beſondern Haß gegen England nähren, welches im Jahr 1859 ihr Dampfſchiff „Tacuari" ohne Kriegserklärung im Hafen von Buenos Ayres angreifen ließ, um ſich für die Verhaftung eines britiſchen Unterthans, Namens Canſtatt, zu rächen, der einer Verſchwörung gegen das Leben des Präſidenten der Republik angeklagt war. Wegen dieſer Gewaltthat hat der Geſchäftsträger von Paraguay in London lange vergeblich Satisfaction gefordert; wie es ſcheint, hält Lord Palmerſton einem ſo ſchwachen Staate gegenüber es nicht für nöthig, die Geſetze des Völkerrechts zu beobachten, für deren Verletzung er ſich in der Affaire des „Trent" ſo empfindlich zeigte.

J. L.

* Dresden, Rudolf Kuntze, 1862

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Beiträge etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 32. Mittwoch, den 6. Auguſt 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Ludwig von Haller und die reactionäre Politik. I. Das Syſtem der Reſtauration . . . 373
Das deutſche Schützenfeſt in Frankfurt a. M . . . 377
Rußland.
Großfürſt Konſtantin . . . 378
Ungarn.
Fiume — italiäniſch, ungariſch, oder kroatiſch? . . . 379
England.
Eine engliſche Stimme über Lord Palmerſton . . . 380
Nord-Amerika.
Politiſche Satyre eines Nordländers auf die Sklavenhalter im Süden . . . 381
Japan.
Die Ermordung der holländiſchen Schiffscapitaine Decker und Voß in Yokohama, am 26. Februar 1860 . . . 382
Mannigfaltiges.
Central-Organ für den deutſchen Handelsſtand . . . 383
Literariſcher Handweiſer . . . „
Londoner Welt-Ausſtellung . . . 384
Napoleon I. auf der Inſel Elba . . . „
Italiens katholiſche Literatur . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Ludwig von Haller und die reactionäre Politik.*

I.

Das Syſtem der Reſtauration.

Unter den publiziſtiſchen Kämpfern im Lager des Abſolutismus nimmt Ludwig von Haller unſtreitig einen hervorragenden Platz ein. Erbe eines Namens, den der dreifache Ruhmesglanz des Dichters, des Naturforſchers und des Staatsmannes umſtrahlte,** von der Natur mit ihren Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet, von Verhältniſſen begünſtigt, durch Unterricht und Studium zu einer reichen Bildung gelangt, würde er die allgemeine Anerkennung mit in's Grab genommen haben, wenn er für eine beſſere Sache geſtritten, wenn er auf ſeiner Laufbahn nicht unter dem Einfluß gewiſſer vorherrſchenden Tendenzen ſeiner Zeit geſtanden hätte.

Im Jahre 1768 geboren, ward Ludwig v. Haller, noch ſehr jung, ein thätiger Vertreter des Berner Patriciats und in Folge deſſen ein eifriger Bekämpfer der demokratiſchen Ideen, die in der Revolution von 1789 ihren Urſprung haben. Nach dem Falle Berns, 1798, zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt, trat er in öſterreichiſche Dienſte und lebte zu Wien, an dem Hauptheerde des Widerſtandes gegen die Revolution, wo er lebendiger, ſtärker, maßloſer als irgendwo gepflegt wurde. Als er 1806 in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, um hier an der Univerſität den Lehrſtuhl des öffentlichen Rechts einzunehmen, war ſein Syſtem völlig reif, und die legitimiſtiſche Reaction fand in ihm ein fertiges Organ. Während ſie aber von ihm die ſcharf abgerundeten Formen, die wiſſenſchaftlich zugeſchnittenen Dogmen empfing, gab ſie ihm dafür die Leidenſchaft, von der ſie durchglüht war, zurück. Dieſe drückt ſeinen Vorleſungen einen ſtürmiſchen Charakter auf, der der Macht der Logik und der Ueberzeugung großen Eintrag that; denn an die Stelle der reinen Beweisführung traten Uebertreibung, Wortſchwall, mitunter Schmähungen.

Von Stund' an war Ludwig v. Haller in einen Kampf verwickelt, wo er nur nachſichtigen Freunden hüben, unerbittlichen Feinden drüben begegnen konnte. Jene hoben ihn, den tapferſten Kämpen für eine ernſtlich gefährdete, von Tag zu Tage ohnmächtiger ringende Sache, bis in den Himmel; dieſe, die Anhänger der Revolution, fielen über ihn mit dem gehäſſigſten Tadel her und ſchonten ebenſowenig ſeinen Charakter als Menſch und ſein Leben als Privatmann, wie ſeine Schriften und ſeine Handlungen als Staatsmann. Während ſein Hauptwerk: „Die Reſtauration der Staatswiſſenſchaft“ — er veranſtaltete ſchon eine zweite Auflage, ehe noch die erſte allgemein bekannt war — von der Reaction Deutſchlands und Helvetiens als ein Evangelium begrüßt und bewundert wurde, lieferte die freimüthige Einfalt, oder, wenn man will, die cyniſche Offenheit des dargeſtellten Syſtems, den Gegnern furchtbare Waffen in die Hände und ſicherte ihnen leichte Siege. Sie brauchten nur einige vereinzelte Sätze aus dem ſeltſamen Buche herauszugreifen, um alle von der Reaction bedroheten Intereſſen zu allarmiren und aufzuhetzen. Die maßlos geſpendeten Lobſprüche hüben, wie die bis zur Wuth geſteigerten, unredlichen Angriffe drüben, drängten ihn immer weiter hinein in das tief eingeſchnittene und ſchlammige Geleiſe, aus dem ſich der Wanderer nicht mehr herausfindet: die Wahl des Weges und der Richtung iſt ihm genommen; zurück kann er nicht und vorwärts nur durch verzweifelte Anſätze, die ihn bei jedem Schritt mit dem aufſpritzenden Koth beſudeln.

Ueberdieß trugen vielleicht Haller's Natur-Anlagen als Menſch dazu bei, die eigenthümlichen Fehler des Schriftſtellers zu entwickeln. Zeigte er ſich in ſeiner Polemik hitzig, brutal, ſtarrköpfig, ſo war er, zum Theil wenigſtens, als Menſch von all' dem Etwas: er war, mit Einem Wort, ein Berner, und zwar jeder Zoll an ihm. Indeß darf unſer Urtheil über die Ideen des Publiziſten ſich durch das Urtheil, das wir über die Art ſeiner Polemik und über ſeinen perſönlichen Charakter fällen, nicht trüben laſſen, und die Fehler, die wir ihm vorwerfen, ſollen uns nicht abhalten, die Eigenſchaft zu würdigen, durch die er ſich als ſtreitender Publiziſt ſo ſehr auszeichnet: wir meinen die Treue, womit er an den Prinzipien feſthielt, die er für richtig erkannte und als Wahrheit verkündete. Dieſe Treue wankte nimmer, wich vor keiner Konſequenz in Lehre und That zurück, die ſich ſelbſt von dem Aergerniß eines Glaubensabfalls nicht abſchrecken ließ.

Die Abſchwörung des Proteſtantismus ging bei ihm ſo logiſch nothwendig aus den Prämiſſen hervor, daß ſein treuer Schüler, Jarke, der ſie ſich vollkommen angeeignet hatte, zu demſelben Ergebniß gelangte, und gleich ihm zur katholiſchen Kirche übertrat. Es verſteht ſich, daß ein ſolcher Schritt nur vom moraliſchen Standpunkte zu billigen iſt; denn aus dem Geſichtspunkte der Vernunft betrachtet, erſcheint er von vornherein verdächtig, ja falſch, und man hätte das Recht, ohne Weiteres über Haller den Stab zu brechen, bedächte man nicht, daß er, wie ſein Jünger, dadurch verführt wurde, daß ſie die Schlüſſe, die ſich an ihre Prämiſſen ketteten, Ring an Ring reiheten. Ein ſo umfaſſendes, vielgegliedertes Syſtem indeß, wenn auch an einem Hauptirrthum krankend, bietet ſo manche große und ſchöne Wahrheit, ſo manchen neuen und fruchtbaren Gedanken, ſo manche geſunde und ſinnige Anſchauung, daß ſie nicht ganz als werthlos bei Seite geworfen zu werden verdient.

Ludwig v. Haller hat ſehr viel geſchrieben: ihm waren alle Formen recht, ſeine Ideen zu verbreiten und ſeine Gegner zu bekämpfen. Abgeſehen von den unzähligen Artikeln in den täglichen und periodiſchen Blät-

* Nach Cherbuliez in der Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.

** Albrecht von Haller war der Großvater Ludwig's.

Digitized by Google

tern ſeiner Zeit, wäre auch von den ſelbſtändigen Werken, die er veröffentlichte, eine lange Reihe aufzuführen. Die meiſten darunter ſind allerdings Gelegenheitsſchriften, die durch irgend welches Zeitereigniß, irgend welche Beziehung auf eine Tagesfrage hervorgerufen wurden; allen jedoch liegt die Mutter-Idee ſeines Syſtems zum Grunde: ſei es, daß er zur Unterſtützung deſſelben Beweiſe führt; ſei es, daß er über Inſtitutionen und Handlungen ſein Urtheil abgiebt. Dieſe Ur-Idee giebt ſich ſchon in einem Schriftchen kund, das er 1801, alſo jahrelang vor ſeiner Rückkehr nach Bern verfaßt hatte. Im Hauptquartier des Erzherzogs Karl mit Auszeichnung aufgenommen, war er Augenzeuge des Feldzuges, den dieſer Prinz 1799 unternommen hatte, um die Franzoſen aus der Schweiz zu vertreiben. In der fraglichen Broſchüre* wird nun, nicht ohne Grund, der Mißerfolg des Zuges dem Einfluß der politiſchen Geſetze mancher Kantone und den revolutionären Zeitanſchauungen zugeſchrieben. Noch aber war er weit entfernt, alle praktiſchen Schlüſſe, zu denen ihn ſeine Prinzipien führen würden, vorauszuſehen; denn in dem Plan, den er in der angeführten Schrift zu einer Föderal-Verfaſſung der Schweiz entwirft, überweiſt er dem Bunde als Staats-Kapital den Ertrag der zu ſäkulariſirenden und zu veräußernden geiſtlichen Güter; was er ſpäter als Kirchenraub brandmarkt, und an den reformirten Regierungen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts mit großer Bitterkeit rügt. So vertheidigt er auch in einer andern Flugſchrift deſſelben Jahres Lavater mit großer Wärme gegen den Vorwurf katholiſcher Tendenzen.**

Erſt 1816 beginnt die Veröffentlichung des großen Werkes,*** in welchem er ſein Syſtem aufſtellte und ausführlich entwickelte. Die vier erſten Bände erſchienen von 1816—1820; der fünfte 1824, der ſechſte 1825, und ſeine Glaubensabſchwörung 1821 war offenbar das Ergebniß innerer, geiſtiger Arbeit, den keimenden Gedanken Schritt für Schritt zur vollen Reife zu fördern. Die mannigfaltigen und zahlreichen Schriftſtellerarbeiten, die ſich kaum mit den Berufspflichten eines praktiſchen Lebens zu vertragen ſchienen, hielten ihn jedoch nicht ab, 1816 in die Berner Regierung zu treten und als thätiges und einflußreiches Mitglied darin zu wirken. Allein in Folge ſeines Religionswechſels all' ſeiner Stellen entſetzt, begab er ſich nach Frankreich, wo ihm im Departement der auswärtigen Angelegenheiten wichtige Functionen übertragen wurden. Die Juli-Revolution 1830 unterbrach dieſe Laufbahn jählings, und ſeit dieſer Zeit lebte er zurückgezogen, ohne jedoch ſeiner ſelbſtgewählten Miſſion zu entſagen, ohne es Einen Tag zu unterlaſſen, die Prinzipien der Revolution und die demokratiſchen Ideen mit der Feder zu bekämpfen.

Die Grund-Idee der Revolution iſt, nach Haller, die Volksſouveränetät; ſie iſt das der Geſellſchaft anhaftende Recht, das dem Rechte der eingeſetzten Regierungen in Rang und Zeit vorangeht. Auf dieſer Grundlage beruhen die verſchiedenſten politiſchen Meinungen, von dem überſchwänglichſten Radikalismus bis zu dem mäßigſten Liberalismus. Gewiß ſind triftige Gründe dafür, unter allen dieſen Meinungen derjenigen den Vorzug zu geben, die ſich praktiſch am mindeſten revolutionär bekundet; allein dieſe Gründe leiten ſich aus der Bequemlichkeits-Rückſicht, nicht aus dem Rechte her; das Prinzip berühren ſie mitnichten. Alle Schattirungen des Liberalismus, wie ſehr ſie anſcheinend auseinanderlaufen, kommen doch in dem Einen Punkte zuſammen, daß es kein Souveränetäts-Recht giebt, das nicht, ſtillſchweigend oder ausgeſprochen, von dem Nationalwillen ausginge: der Volkswunſch allein drückt der Macht das legitime Gepräge auf.

Dieſe, durch die Revolution von 1789 in das europäiſche öffentliche Recht eingeführte und ſeitdem in dem Liberalismus bei den romaniſchen, wie germaniſchen Völkern als Lebensnerv zuckende Idee — hält ſie eine Analyſis aus? Iſt ſie theoretiſch wahr? Eine gewichtige Frage, die Angeſichts der unheilvollen Anwendungen, die man ſo oft von der Idee gemacht, wohl eine gründliche Erörterung verdiente. Denn hat das Prinzip einmal ſeine Fahne ſiegreich aufgepflanzt, ſo muß der Widerſtand unausweichlich zum Rückzuge blaſen. Während der Liberalismus nichts weiter zu thun hat, als ſein Prinzip Schritt für Schritt zu verfolgen, iſt der Widerſtand, der es aufgiebt, das Prinzip durch Vernunftgründe zu beſtreiten, nur darauf angewieſen, den Wogendrang deſſelben durch Einſchränkungen zu dämmen. Dieſe Einſchränkungen leiten ſich aber aus einem Prinzip her, das weder der Liberalismus und noch weniger die Nation, oder ihre Majorität, der oberſte Gerichtshof in dieſem Prozeſſe gelten läßt.

Damit nun die gegenſeitigen Stellungen logiſch gleich ſeien, müßte der Widerſtand das Prinzip des Liberalismus ſchlechterdings verneinen, indem er für die höchſte Staatsgewalt eine andere Baſis anſpricht. Das thaten Joſeph de Maiſtre und Bonald, das that auch Ludwig von Haller, freilich nicht ſo geiſtvoll, wie der Erſtere, nicht mit ſolcher Tiefe, wie der Letztere; aber mit einer Kenntniß des poſitiven Staatsrechts, mit einer Gewandtheit in politiſchen Kämpfen, mit einer Durchſichtigkeit der Auffaſſung, wie ſie jenem Denkerpaar durchaus abgingen. — Sehen wir nun zu, wie Haller ſeine Aufgabe, das Dogma der Volksſouveränetät durch ein entgegengeſetztes zu verdrängen und darauf ſein Syſtem zu gründen, gelöſt hat.

In den von der Natur geſetzten ſocialen Beziehungen iſt der Urſprung der Staaten und die Grundlage des öffentlichen Rechts zu ſuchen. Die Natur hat die Menſchen weder gleich noch unabhängig gemacht, vielmehr hat ſie durch die Verſchiedenheit der phyſiſchen, moraliſchen und geiſtigen Vermögen und durch die Wirkungen, die nothwendig daraus hervorgehen, große Ungleichheiten und mannigfaltige Abhängigkeits-Beziehungen hervorgerufen. So herrſcht der Ehemann und Vater über Weib und Kind; der Erwachſene über den Unmündigen; der Hausherr über ſein Geſinde; der Grundherr über ſeine Gutsangehörigen; der Befehlshaber über ſeine Soldaten; der Lehrer über ſeine Schüler ꝛc. In all' dieſen Beziehungen iſt nichts Erzwungenes, nichts willkürlich Geſetztes: es ſind vielmehr Erzeugniſſe der Natur, d. h. der Fähigkeiten einerſeits und der Bedürfniſſe andererſeits, die mit der Geburt gegeben ſind. Der Starke waltet über den Schwachen und der Schwache bedarf des Starken. Die Umſtände des wirklichen Lebens können allerdings einen Rollenwechſel bewirken, die Stärke und die Schwäche, die Ueberlegenheit und Untergebenheit anders vertheilen; allein ſie können nur machen, daß die Menſchen nicht gleich frei und unabhängig, da ſie es nicht dahin bringen können, daß die Menſchen gleich ſtark ſeien. Der Starke, der die Menſchen unterhalten, beſchützen, leiten kann, wird nothwendig ihr Gebieter. Jeder Obmacht liegt eine natürliche Ueberlegenheit zum Grunde; jede Abhängigkeit entſpringt aus natürlicher Bedürftigkeit.

Dieſes Naturgeſetz iſt ein allgemeines: es gilt in der ganzen Schöpfung, in der Thierwelt, wie im Menſchengeſchlecht. Jede Ueberlegenheit, worauf ſie ſich auch gründe, hat eine Herrſchaft und eine ihr entſprechende Untergebenheit zur Folge, deren Maß und Grad ſie beſtimmt. Allein die Anwendung des Geſetzes auf Vernunftweſen, bei denen auch andere, als blos phyſiſche Kräfte walten, zeichnet ſich durch den Adel der Formen und die Moralität der Ergebniſſe aus. Der Menſch hat überdies das Bewußtſein dieſes Geſetzes; es iſt ihm in's Herz gegraben, und er unterwirft ſich demſelben inſtinktartig, ſelbſt in den Fällen, wo anſcheinend nach einer künſtlichen Organiſation, die bloße Willkür die Herrſchergewalt ertheilt hat.

Die durch dieſes Geſetz begründete Herrſchaft iſt alſo ein Naturrecht; und der Einwurf des möglichen, ja gewiſſen Mißbrauchs, der davon gemacht wird, benimmt ihm nichts von ſeiner Geltung. Die Menſchen ſind ſo unvollkommen, daß jede Gewalt in ihren Händen ein Mittel der Unterdrückung und Verfolgung werden kann. Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß auch eine übertragene Gewalt gemißbraucht wird und das um ſo mehr, je ſchärfer dem Anſcheine nach die Uebertragung abgegränzt iſt? Der Grund dafür liegt klar zu Tage: der Ueberlegene, der ſeine Gewalt nur kraft ſeiner Ueberlegenheit übt, iſt für den Gebrauch, den er von derſelben macht, allein moraliſch verantwortlich; wem ſie aber infolge ausdrücklicher Uebertragung zuſteht, der theilt dieſe moraliſche Verantwortlichkeit mit denen, die ſie ihm übertragen haben. Jener fühlt ſich in der Ausübung ſeiner Rechte beſchränkt durch entſprechende Pflichten, die er nicht hintenan ſetzen könnte, ohne ſich vor ſeinem innern Richterſtuhl und vor dem Forum der öffentlichen Meinung bloßzuſtellen; dieſer dagegen hält ſich, ſo lange die formale Uebertragung, die ihm die Macht anvertraut hat, währt, aller moraliſchen Obliegenheit entbunden. Jener kann keines ſeiner Untergebenen Recht verletzen, ohne die Grundlage ſeiner Herrſchaft zu erſchüttern; dieſer kann nach Belieben eine zahlreiche Minderheit unterdrücken, und die Baſis ſeiner Herrſchaft wird dadurch ſo wenig geſchwächt, daß er vielmehr hoffen darf, ſie mit Hülfe der Majorität noch feſter, umfaſſender und dauernder zu machen.

Ueberlegenheit und Herrſchaft ſind relative Begriffe, einer unendlichen Abſtufung fähig und auf mannigfaltigſte Verhältniſſe anwendbar, ſo daß derſelbe Menſch zu gleicher Zeit nach einer Seite hin untergeordnet, nach der andern übergeordnet, in dem einen Verhältniſſe frei, in dem andern abhängig erſcheint. Der Familienvater, der Hausherr, der Gutsbeſitzer, der General, der Lehrer ꝛc. ſind nicht ſchlechthin unabhängig

* Geſchichte der Wirkungen und Folgen des öſterreichiſchen Feldzuges in der Schweiz. Weimar, 1801.

** Denkmal der Wahrheit für J. C. Lavater. Berlin, 1801.

*** Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, oder Theorie des natürlich geſelligen Zuſtandes, der Chimäre des künſtlich bürgerlichen entgegengeſetzt. Winterthur, 1816—1825.

denn ſie gehorchen einem über ihnen ſtehenden Höheren, Mächtigern. Dieſe aus den mannigfaltigſten, unter- und übergeordneten Verhältniß-Gliedern gebildete Kette läuft nothwendig auf ein Höchſtes aus, das von Niemand abhängt: das iſt der Staat, der unabhängige, ſouveräne, in der Perſon eines Fürſten verkörperter Staat. Der Fürſt iſt demnach bekleidet mit der oberſten, abſoluten Gewalt, die er von der Natur, der Schöpferin der geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Beziehungen unter den Menſchen, empfangen hat.

Der Staat iſt ein Werk Gottes, kein Menſchenwerk. Er iſt keine menſchliche Einrichtung zu dem Zwecke, den Gliedern irgend welcher Geſellſchaft Unterhalt und Schutz zu ſichern; ſondern er iſt die Geſellſchaft ſelber, wie ſie die Ungleichheit und Bedürftigkeit der Menſchen hervorgerufen haben. Nur die Thatſache kennzeichnet den Staat unter den verſchiedenen, von Natur gebildeten geſellſchaftlichen Gruppen, daß er ein unabhängiges Oberhaupt an der Spitze hat. Denkt euch eine Familie, eine Armee, deren Haupt Keinen über ſich hat und Keinem als ſich ſelber gehorcht, und ihr habt einen Staat. Nicht die Gewalt, Anderen zu befehlen, macht den Fürſten, den König, den Souverän — in dem Sinne iſt der geringſte Meiſter, der Geſellen beſchäftigt, der ärmſte Familienvater König, ſondern er iſt Monarch, weil er Niemand gehorcht, von Niemand, außer von Gott, abhängt.

Keine andere Bewandniß hat es mit den Freiſtaaten: die Unabhängigkeit iſt der weſentliche Charakter derſelben. Es iſt natürlich, daß ſchwache und abhängige Individuen ſich in irgendwelcher Abſicht vereinigen; nehmet nun an, daß ein ſolcher Verein, von Umſtänden begünſtigt, eine vollſtändige Unabhängigkeit erlangt, ſich von aller äußeren Beherrſchung frei gemacht hat: und ihr habt eine Republik, ein Gemeinweſen, das ſich durch dieſelbe Thatſache, wie die Monarchie, charakteriſirt: Keinen über ſich anzuerkennen, nur von dem eigenen Willen abzuhängen.

Worin beſteht demnach das Weſen der Souveränetät? Iſt ſie etwa eine Gerechtſame, welche die Untergebenen den Höhern, die Schwachen den Starken, die Abhängigen den Freien übertragen haben? Mitnichten; denn Niemand kann ein Recht übertragen, das er ſelber nicht hat; wie ſollte denn nun der Unterthan, der in Folge ſeiner Schwäche Abhängige, einem Andern die Gewalt und die Unabhängigkeit verleihen, deren er ſelber baar iſt? Die Souveränetät iſt vielmehr ein Geſchenk theils der Natur, theils der Umſtände; in allen Fällen eine providentielle Spende.

Was anderes iſt denn die geſammte politiſche Geſchichte, als eine Erzählung der Ereigniſſe, wie Fürſten und Gemeinweſen ihre Unabhängigkeit erobert oder erworben, dann befeſtigt, dann wieder verloren haben? Jedesmal, wenn ein Individuum, oder ein Verein von Individuen, ſich zur abſoluten Unabhängigkeit erhebt, entſteht ein Staat; jedesmal, wenn ein ſouveräner Fürſt, oder eine ſouveräne Körperſchaft die Unabhängigkeit verliert, vergeht ein Staat.

Aus dieſem ſchlichten Prinzip, aus dieſer von der Vernunft begriffenen und der Erfahrung aller Zeiten und Orte beſtätigten Thatſache, läßt ſich eine unwiderlegliche Theorie über Urſprung und Weſen des Staates, ein lückenloſes Syſtem der gegenſeitigen Rechte und Pflichten zwiſchen Regierenden und Regierten leicht herleiten. Monarchien und Republiken, individuelle und körperſchaftliche Souveränetäten ſind die Träger des öffentlichen Rechts. Die Geſchichte zeigt, wie dieſe Träger zur Unabhängigkeit gelangt; die Moral entſcheidet, ob ſie durch geſetzliche oder ungeſetzliche Mittel dazu gelangt ſind; die Wiſſenſchaft des öffentlichen Rechts aber hat es lediglich mit den Rechten und Pflichten zwiſchen dem Souverän und ſeinen Unterthanen zu thun.

Es giebt dreierlei Natur-Verhältniſſe, die ein Individuum zur Obmacht, d. h. zur abſoluten Unabhängigkeit führen und folglich der Monarchie als Prinzipien dienen: 1) Das Verhältniß des reichen Grund-Beſitzers zu ſeiner Familie, ſeinen Dienern und Zinsleuten; 2) das Verhältniß des Feldoberſten zu ſeinen Soldaten, die er angeworben und in den Krieg geführt hat; 3) das Verhältniß eines Lehrers oder Apoſtels zu ſeinen Jüngern und zu ſeiner Gemeinde. Daraus entſtehen denn dreierlei natürliche Monarchien: die patriarchaliſche, die kriegeriſche, die theokratiſche. Die beiden letztern verwandeln ſich jedoch gemeinhin und gehen in der erſtern auf; denn will ein kriegeriſcher Befehlshaber oder ein Sektenhäuptling unabhängig ſein und bleiben, ſo muß er eine ihr eigene Domäne beſitzen.

Das Grundeigenthum beſteht von dem Augenblick an, wo die Menſchen ſich des Bodens bemächtigen, ihn beſetzen und anbauen. Es iſt kein Produkt des Staates, denn es iſt älter als er; es iſt vielmehr ein Faktor, die Geburtsſtätte deſſelben. Es iſt ein auf Beſitzergreifung und Arbeit gegründetes Naturrecht. Setzen wir nun, ſtarke Männer hätten ſich ein Stück Boden angeeignet und nährten von dem Ertrag deſſelben eine Anzahl mit ihnen arbeitender Knechte und unter gewiſſen Bedingungen aufgenommener Inſaſſen und Zinsleute; ſetzen wir ferner, Einer dieſer Starken machte ſich unabhängig von aller fremden Obmacht: iſt es nicht ſonnenklar, daß ſofort die Monarchie in's Leben tritt, eine Monarchie, die in dem Grundbeſitz gekeimt hat und durch die Unabhängigkeit des Grundbeſitzers zu Blüthe und Reife gebracht worden iſt? Ja, aus dieſer Prämiſſe entwickeln ſich die Rechte und Pflichten der Souveränetät mit ſtreng logiſcher Nothwendigkeit.

Der unabhängige Grundbeſitzer iſt Niemandem auf der Welt unterworfen; er hat nur Gott und die göttlichen Geſetze über ſich. Nicht Menſchen haben ihm ſeine Stellung angewieſen; ſie iſt ein Gottesgeſchenk. Die Beziehungen, die er mit ſeinen Nachbarn, mit andern ebenſo Unabhängigen wie er unterhält, ſind ſeine Sache, gehen nur ihn an; wohl aber können ſeine Untergebenen ſich aus Pflicht und Intereſſe aufgefordert ſehen, für ihn und unter ſeinem Oberbefehl zu kämpfen. Indem er den Staat, deſſen Haupt, oder Verkörperung er iſt, verwaltet, verwaltet er nur ſein Eigenthum; folglich kann er nach Belieben ſeine Beamten, die Vollſtrecker ſeines Willens, wählen und, wenn's ihm gefällt, wieder entlaſſen Was aber die Geſetze betrifft, wem ſonſt als ihm ſtände das Recht zu, ſie auf ſeinem Gebiete zu geben? Aber ebenſo vollkommen iſt er befugt, ſie durch widerſprechende Privilegien und Gnaden theilweiſe aufzuheben: die eine Berechtigung iſt von der anderen unzertrennlich.

Daſſelbe Bewenden hat es mit der richterlichen Gewalt, die Nichts anderes iſt, als der natürliche Schutz, den der unabhängige Starke den von ihm abhängigen Schwachen gewährt. Wenn er Richter ernennt, überträgt er blos eine Gewalt, die ihm ausſchließlich gebührt; und dieſe Richter, lediglich ſeine Diener, können ſich in keinem Falle als unabhängig von ihm gebahren, am wenigſten ihn gar ihrer Gerichtsbarkeit unterwerfen: er bedarf ihres Schutzes nicht und iſt Alleinherr ſeiner Perſon und ſeines Vermögens.

Für einen ſolchen Souverain giebt es keine National-Domänen; denn was er beſitzt, hat er nicht von ſeinen Unterthanen, und er beſitzt Alles, was ihnen nicht ausſchließlich gehört. Derſelbe Fall iſt's mit den Regalien, den Ertragsquellen, aus denen es ihm zu ſchöpfen beliebt; nur darf er ſich dabei keinen Eingriff in wohlerworbene fremde Gerechtſame geſtatten, ohne den Beeinträchtigten angemeſſen zu entſchädigen.

Er hat aber nicht das Recht, Steuern von ſeinen Unterthanen zu erheben; denn ihr Eigenthum gehört nicht ihm und ſie ſind ebenſo ausſchließlich Herren deſſelben, wie er Herr ſeiner eigenen Domäne iſt. Geſetzlich ſind die Steuern nur dann, wenn ſie die Unterthanen auf Verlangen des Souverain's bewilligen. Dieſe Bewilligung geſtaltet ſich indeß zur Obliegenheit, da ein großer Theil der Steuern in der Unterthanen, wie in des Fürſten Intereſſe verwendet wird, wenn es z. B. gilt, den Staat gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen und die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten.

Da die Souveränetät auf den Bodenbeſitz gründet, ſo iſt nicht abzuſehen, warum ſie nicht eben ſo erblich und übertragbar ſein ſoll, wie er. Allein der Fürſt, der durch Erbſchaft, Verkauf oder Schenkung ſeinen Staat ganz oder zum Theil veräußert, überträgt auf den neuen Inhaber weder das Vermögen noch die Perſonen ſeiner Unterthanen; er überträgt nur, was ihm ausſchließlich eignet, was er von Niemand überkommen hat, alſo nur ſeine Domäne und die an dieſer Domäne haftenden Rechte. Keiner wird durch die Uebertragung beeinträchtigt; denn der Erbe oder Erwerber erlangt nur die Rechte des frühern Beſitzers, die gegenſeitigen Beziehungen der Abhängigkeit und des Schutzes bleiben, was ſie waren, ſie können weder zum Nachtheil des Souveräns geſchmälert, noch zum Nachtheil der Unterthanen erweitert werden, wenigſtens nicht durch die bloße Thatſache der Uebertragung.

Worin aber finden die Rechte der erblichen Souveränetät ihre Schranke? In den Rechten Andrer, die eben ſo ſonnenklar, eben ſo geheiligt ſind, wie die ſeinigen. Iſt er auch unabhängig von jeder irdiſchen Autorität, entbunden von jeglichem Geſetz, das von Menſchen ausgeht, ſo ſteht er doch unter der göttlichen Gerechtigkeit, unterthan dem Sittengeſetz, das Gott in das menſchliche Gewiſſen geſchrieben. Die Ungerechtigkeit, die Unterdrückung, der Mißbrauch ſeiner Macht iſt ihm ſo wenig, wie jedem Andern geſtattet. So kann der Fürſt Krieg führen und Frieden ſchließen, iſt aber nimmer befugt, ungerechte Kriege zu führen, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, die in fremdes Eigenthum eingreifen oder frühere Verträge verletzen. Er kann alle Staatsdiener ernennen und entſetzen; allein er kann von ihnen weder ſtrafbare Handlungen noch Dienſte verlangen, die ihrem Amte fremd ſind, oder über ihre Kräfte gehen. Er kann ſeinen Unterthanen Geſetze vorſchreiben, aber keine ungerechten, der Moral zuwider laufende, erworbene Rechte verletzende, oder offenbar

Digitized by Google

ſchädliche. Er iſt die Quelle aller Gerichtsbarkeit; aber er kann keinen ungerechten Spruch derſelben oder durch ſeine Richter fällen, darf nicht Rechtsverdrehungen dulden, Unſchuldige beſtrafen, oder Schuldige ſtraflos laſſen. Er iſt unbeſchränkter Herr ſeiner Domäne, kann ſie frei verwalten und den Ertrag nach ſeinem Wohlgefallen verwenden, ohne Jemand Rechenſchaft zu legen; aber es ſteht ihm nicht frei, eingegangene Verpflichtungen hintan zu ſetzen, oder Bedingungen aufzuheben, unter denen er ſeine Beſitzungen und ſeine Macht erworben oder vermehrt hat.

Die thatſächlichen Schranken aber, die ſtark genug wären, die ſouveräne Gewalt in den Schranken des Rechts zu halten — die ſind und können nur ſein in dem Gewiſſen des Fürſten, in ſeinen moraliſchen und religiöſen Ueberzeugungen. Die Aufgabe, der Ausübung der höchſten Gewalt ſonſt wirkſame Schranken zu ſetzen, ſoll noch gelöſt werden. Schon die bloße Faſſung des Problems enthält einen logiſchen Zirkel. Die höchſte Gewalt iſt ja ihrem Weſen nach ſchrankenlos; denn iſt eine Gewalt beſchränkt, ſo iſt ſie die höchſte nicht mehr. In der That könnte ihr nur eine über ihr ſtehende Gewalt wirkſame Schranken ſetzen; dann aber wäre dieſe und nicht jene die höchſte Gewalt. Wer beſchränkt nun ſie? „Wer hütet die Hüter?“

Die ſogenannten conſtitutionellen Garantien haben die monarchiſche Gewalt nur in der Art beſchränkt, daß ſie an deren Stelle die Gewalt der Majoritäten einſchoben. Fraget nur die Minoritäten, was ſie dazu ſagen, und ob ſie nicht die Herrſchaft eines helldenkenden Fürſten, der ſich für die geringſte ſeiner Handlungen moraliſch verantwortlich hält, der Herrſchaft einer durchaus unverantwortlichen Majorität vorzögen; fraget ſie, wem ſie lieber gehorchen: Einem Manne, der bei ſeiner exceptionellen Stellung keinen ehrgeizigen Drang, höher zu ſteigen, kennt und der natürlich zur Gerechtigkeit, zur Großmuth, zur Milde geneigt iſt; oder aber einer Menge, in welcher jeder Einzelne ſeine kleinen Leidenſchaften und Privatintereſſen hat, die er auf Unkoſten Andrer, die ihm an Vermögen oder Intelligenz überlegen ſind, befriedigen möchte?

Die Herrſchaft eines Häuptlings, den anerkannte Ueberlegenheit an Verſtand, Körperſtärke, Talent und Muth an die Spitze einer bewaffneten Schaar geſtellt hat, iſt eine ebenſo naturnothwendige, wie diejenige des Grundherrn; und wenn der Kriegeszug, den er anordnet und leitet, ihn endlich unabhängig macht, ſo bildet er einen Staat, eine Monarchie, die ihr Gepräge des Schwertes ſo lange bewahrt, wie das Bedürfniß, das ihn zur Obergewalt erhoben, und der Kriegszuſtand dauern, ſo lange wie die Verhältniſſe der von der Ueberlegenheit erzeugten und durch ſie geſetzlich gewordenen Subordination in Kraft und Geltung beſtehn. Soll aber dieſe Herrſchaft die Zeit des Kampfes überdauern, ſo muß ſie ſich auf eine Gewalt ſtützen, die der Beſitz von Grund und Boden allein verleihen kann. Und zu dieſem Beſitz verhilft ihm ja, nach dem natürlichen Lauf der Dinge ſein ſiegreiches Schwert: er wird, kraft des Eroberungsrechtes, Alleinherr der Länder, die ihm ſeine Waffen gewannen.

Indeß behalten ſolche Staaten im Allgemeinen den Charakter, der an ihren Urſprung mahnt. Deutliche Spuren der Eroberung zeigen ſich in der Stellung der beſiegten Völker, in den Dienſten, die von ihnen verlangt, in den Steuern, die ihnen aufgelegt werden. Die ganze Verwaltung hat einen militairiſchen Zuſchnitt. Die Sieger bilden oft eine abſonderliche Kaſte, einen Adel, der dem Souverän näher ſteht, mächtiger, ehrgeiziger und unruhiger iſt, als der Adel in Patrimonial-Staaten.

Wir kommen nun zu der dritten Art der Herrſchaft, die der Stifter oder der Apoſtel einer neuen Religion über diejenigen erlangt, die ſeine Lehre annehmen. Sie ſteht an Legitimität den beiden erſteren nicht nach; denn ſie beruht auf der edelſten Ueberlegenheit, auf den hervorragenden und ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes. An ſich übt ſie ihre Macht lediglich auf die Gewiſſen; und wie ausgedehnt, wie uneingeſchränkt ſie auch unter dieſer Form erſcheine, ſo bleibt ſie doch ſo lange ohne alle äußere Gewalt auf die Handlungen und Willensbeſtimmung der Glaubens-Genoſſenſchaft, bis dieſe von ihrem Oberhaupt eine Organiſation erhalten hat, die ſie lebens- und thatfähig macht. Dazu gehören aber auch nothwendig materielle Thätigkeitsmittel; und erſt wenn er durch Eroberung, oder durch die Pietät der Gläubigen einen von aller fremden Macht freien Grund und Boden erworben hat, dann kann er ſich ſelber unabhängig machen und einen Staat bilden.

Die Monarchien dieſer Art bewahren noch ausgeſprochener, als die militairiſchen, die Charakterzüge ihrer erſten Bildung. Der Staat iſt darin der Kirche, wie das Mittel dem Zwecke untergeordnet. Denn, da hier Aufrechthaltung und Verbreitung des Glaubens der Zweck iſt, ſo iſt die Kirchenverfaſſung berufen, auf dieſen Zweck hinzuwirken und die Staatsverfaſſung iſt demnach nichts, als das Mittel, die Kirche zu befeſtigen und ihre Wirkſamkeit zu fördern. Nothwendig folgt dann die Vereinigung der weltlichen Gewalt mit der geiſtlichen in Einer Hand. Muß aber auch die ſo vereinigte Gewalt auf den Ungläubigen ſchwerer als auf den Gläubigen laſten, ſo iſt doch im Ganzen das Kirchenregiment bei weitem milder, als das Regiment andrer Monarchien, weil einmal ſeine Handhaber erleuchteter, dann als Prieſter von einer weit ſtrengern moraliſchen Verantwortlichkeit gezügelt werden.

Die Reihe der Staatsformen ſchließt die Republik. Sie iſt ſeltner als die andern, weil ſie ſich nicht aus einem nothwendigen Naturprozeß entwickelt hat, ſondern ein zufälliges Zuſammentreffen mehrerer menſchlicher Willen vorausſetzt. Iſt aber dieſe Vergeſellſchaftung zwiſchen Gleichen in's Leben getreten und beſteht ſie einmal, ſo fehlt ihr, um ein Staat zu ſein, nur, ſich eine abſolute Unabhängigkeit anzueignen. Jede Genoſſenſchaft von perſönlich abhängigen Menſchen, die zu irgend welchem Zwecke zuſammengetreten, wird mit dem Momente zur Republik, wo ſie ſich von aller auswärtigen Beherrſchung gemeinſam frei gemacht hat.

So wie aber die Unabhängigkeit als weſentlicher Charakter einen Monarchen von einem bloßen Grundeigenthümer unterſcheidet: ebenſo unterſcheidet ſie einen Freiſtaat von jeder andern Geſellſchaft. Unabhängige Männer vergeſellſchaften ſich nicht, obwohl ſie zeitweilig einen Theil ihrer Kräfte und Thätigkeitsmittel zur Erreichung gemeinſamer Zwecke zuſammenlegen können. Eine dauernde Geſellſchaft, in deren Geſammtexiſtenz und Willen die individuellen Exiſtenzen und Willen aufgehn, die die Gewalten ihrer Glieder ihrer Gewalt unterordnet, deren Intereſſen mit ihrem Intereſſe verſchmelzt — eine ſolche Geſellſchaft ſetzt ein gemeinſames Bedürfniß gegenſeitigen Schutzes voraus; es iſt ein Mittel, deſſen ſich die Schwachen bedienen, ſich zu ſtärken, ihre Rechte zu verfechten gegen einen Ueberlegenen, der ſie alle beherrſchen möchte, gegen Unterdrückung und Schaden, denen ihre Abhängigkeit ſie bloßſtellt.

Die Unabhängigkeit einer ſolchen Geſellſchaft kann auf zweierlei Art erworben werden: entweder mit dem Willen des Souveräns, dem die Geſellſchaft untergeben iſt, indem er ihr ſein Souveränetätsrecht ſchenkt, verkauft oder unter gewiſſen Bedingungen überläßt; oder auch wider ſeinen Willen, wenn die Geſellſchaft ſtark genug wird, ihm die Zugeſtändniſſe und Verträge, die ſie unabhängig machen, mit gewaffneter Hand abzuzwingen.

Aus dieſem willkürlichen, rein conventionellen Urſprung der Republik leiten ſich folgende, dieſe Regierungsform kennzeichnende Rechte her:

1) Keiner kann zum Eintritt in die Geſellſchaft gezwungen werden, und umgekehrt iſt die Geſellſchaft nicht gehalten, wider ihren Willen neue Mitglieder aufzunehmen.

2) Die höchſte Gewalt eignet der ganzen Geſellſchaft, ſie hätten denn die Ausübung derſelben einer erwählten Körperſchaft übertragen. Allein auch in dieſem Falle bleibt die Geſellſchaft in ihrer Geſammtheit die Quelle der Allgewalt: ihr, oder des ſie vertretenden Wahlkörpers Wille iſt ſouverän im umfaſſendſten Sinne. Bei getheilten Meinungen entſcheidet die Majorität; denn ſonſt würden ja häufig Beſchlüſſe unmöglich ſein und die winzigſte Minorität wäre im Stande, den Gang des Staates zu hemmen, und die Regierung zu lähmen.

3) Das Gemeinweſen oder die ſo vertretende Körperſchaft iſt im Beſitz der Allgewalt; die ſo hochgeprieſene Trennung der drei Gewalten, der geſetzgebenden, ausübenden und richterlichen, iſt ebenſo wenig in der Republik wie in der Monarchie vernunftgemäß. Immerhin jedoch erſcheint es zuläſſig, oft ſogar angemeſſen, daß der Souverän, der kollektive wie der individuelle, Perſonen oder Kollegien gewiſſe Amtsverrichtungen anvertraue, die nicht in die Lebensfragen der Staatsgewalt greifen und weder die allgemeinen Intereſſen, noch die Rechte des Gemeinweſens gefährden.

4) Die Behörden und Beamten, inſofern ſie Bürger der Republik ſind, können nicht als Diener des Souveräns angeſehen werden, da ſie ein integrirendes Moment des Souveräns bilden und mithin, theilweiſe mindeſtens, perſönlich und nicht infolge der Uebertragung die Gewalt üben, die an ihren Amtsverrichtungen haftet.

5) Endlich iſt die Gemeinſamkeit berechtigt, von ihren Mitgliedern, aber nur von dieſen, nach Maßgabe des Bedürfniſſes Steuern zu erheben; denn, da die Geſellſchaft einen Zweck hat, deſſen Erzielung Allen zugute kommt: ſo iſt es nur billig, daß zu den Opfern, welche die Verfolgung dieſes Zweckes fordert, Jeder ſein Scherflein beiſteuert.

Das unabhängige und zum Staate erhobene Gemeinweſen kann wie jeder andere Staat Krieg führen, Verträge ſchließen; die Republik kann ihre Gewalt über bis dahin andern Souveränen unterworfene Gebiete ausdehnen, folglich über deren Einwohner Souveränetätsrech[te] d. h. eine Oberherrlichkeit erwerben, die derjenigen, welche der Mona[rch] über ſeine Unterthanen mit allem Recht ausübt, vollkommen gleich kom[mt]. Sie wird gewiſſermaßen ein Kollektivfürſt, und es iſt kein Grund

Digitized by Google

ſehen, ihr eine geringere Gewalt, als dem individuellen ſouveränen Fürſten beizulegen, oder ihrer Gewalt minder engere Schranken zu ſetzen.

Die Unterthanen einer Republik ſind demnach ebenſowenig berechtigt, wie die Unterthanen eines ſouveränen Fürſten irgendwelchen, unmittelbaren oder mittelbaren Antheil an der Oberherrlichkeit, an der Regierung des Staates anzuſprechen. Sie ſind in Folge ihrer Schwäche, ihrer Bedürftigkeit, oder nach ausdrücklicher Uebereinkunſt von dem Gemeinweſen abhängig geworden, ſind mithin keine Mitglieder, ſondern untergeordnete Schützlinge. Ihre Stellung den Häuptern der Republik, den erſten Behörden gegenüber, iſt von derjenigen der Privatbürger ganz verſchieden: für dieſe ſind die höchſten Beamten Ihresgleichen, Mitbürger; für jene dagegen ſind ſie die Obern, Vertreter des Souveräns, ja integrirende Theile deſſelben. Allein die realen Verhältniſſe der Subordination und der Abhängigkeit beſtehen lediglich zwiſchen den Unterthanen und der Geſammt-Gemeinde, ſie iſt deren Herr, einen andern haben ſie nicht. Als Nicht-Mitglieder ſchulden ſie aber der Republik nur ſolche Dienſte, die aus ihrer Abhängigkeit hervorgehen; auf ihr Vermögen hat ſie kein Recht; ſie kann ſie nicht zu Leiſtungen und Steuern heranziehen, die ſie von ihren Mitgliedern fordert. Wie tief ſie alſo auch an Freiheit und Würde unter den Bürgern ſtehen, ſo ſichert ihre Stellung in gewiſſem Betracht ihnen Vortheile, welche die Unabhängigkeit den Bürgern nicht gewähren konnte.

Das deutſche Schützenfeſt in Frankfurt a. M.

Randgloſſen einer Schützenfeder.

„Wo biſt du, o Sonne, die ſo freundlich uns leuchtete, als wir des Hohenſtauffens kahle Höhe beſtiegen mit luſtigen Brüdern vom Bergwerksverein?* Wo biſt du, ätheriſche Himmelsbläue, die lieblich ſich über uns wölbte, als wir halb vier auf ſtaubiger Landſtraße, unbequem ſitzend im raſſelnden Leiterwagen, von dampfenden Gäulen gezogen, einfuhren zu Hechingen, im Schwabenlande, um der Hohenzollern würdiges Stammſchloß, des preußiſchen Königsadlers ragenden Horſt zu erklettern? — Wo biſt du, goldenes Frühroth, das im waldigen Thale ſich verbreitete, als Schloß Lichtenſteins ſchlanke Thürme ſich vor unſern Blicken aufbauten in den flammenden Morgenhimmel hinein?

Wo biſt du, launiſches Wetterglück, das ſo oft den fröhlichen Touriſten begleitet durch Wald und Feld, in den Schwarzwaldbergen, in der Vogeſen felſigen Gründen, in Frankreichs Metropolis und in Alt-Englands arbeitsvollen Städten?“ Alſo frugen wir, da in der Woche, bevor das deutſche Schützenfeſt begann, ein faſt ununterbrochen hereinſtrömender Regen die Straßen zu Strömen und die Freude zu Waſſer machen zu wollen drohte, als der Orkan am 6. Juli einen Theil der Halle in Trümmer legte. — „O, warum ein ſolches Wetter zum Schützenfeſte?“ fragte beſorgt und bang manches hübſche Frankfurter Kind, und, in Ermangelung einer beſſern, folgt hier die Antwort, die wir einem davon gaben:

„Der Himmel, Kind, iſt Deutſchlands Schützenhut,
Er hat zum Feſt ſich alſo grau bekleidet.
Es ſteht ihm ſchlecht ... er aber meint es gut;
Wie denn ſein Steckenpferd ein jeder reitet.

Doch wenn ſie kommen dann von Oſt und Weſt,
Von Süd und Nord in jubelvollen Schaaren,
So wird auch er, der nimmer uns verläßt,
Der Himmel, ſeine Schützenehre wahren. —

Auf Morgengrauen folgt das Morgenroth;
Der Schütze ſteckt auf ſeinen Hut die Feder,
Der Himmel auch. — Faſt ſcheint's als ob er droht,
Von ſeinem Hute ſchwankt die rothe Feder. —

„Noch nicht, zurück! — Licht wird's zur rechten Zeit!
Grau haſt du über Katzbach ja gehangen,
Grau haſt du Waterloo einſt eingeweiht,
Noch tragen wie nach „Rothem“ kein Verlangen.

„Es kommt die Zeit, ſie kommt, ſie kommt gewiß,
Da wird uns Heldenkraft zur Freiheit führen,
Da werden wir uns die Metropolis
Aus unſrer deutſchen Städte Kranz erküren.

Da werden hoch und heilig: ſchwarz-roth-gold
Die Fahnen weh'n, die einſt verboten waren,
Und ſchmettern laut, wie ſtets ſie es geſollt,
Der deutſchen Freiheit helle Siegesfanfaren.

Wir harren, ob der Himmel grau, ob roth,
Ob ſanft verklärt im goldnen Abendſchein,
Wir ſteh'n zu dir in Kampf und Todesnoth,
Du deutſches Vaterland vom Belt zum Rhein.“

Und ſiehe, zu unſerer Freude waren wir zum Dichter und Propheten geworden und Hunderttauſende von Menſchen haben ſich mit uns gefreut. Am Samstag zwar, als die Schützen ankamen, goß es wie mit Schleuſen und noch ſpät am Abend zeigte ſich keine Spur vom Beſſerwerden. Aber wie den Zugvögeln der Inſtinkt der kommenden Zeit und Witterung innewohnt, ſo auch unſern Schützen. Keiner ließ ſich entmuthigen, alle kamen und wurden fröhlich und ſchon am Samstag Abend feierte man in Frankfurt ein Feſt der Verbrüderung, wie die deutſche Erde noch kein ſchöneres geſehen. Die ganze Nacht hindurch kamen Züge auf Züge, das Empfangs-Comité war auf den Bahnhöfen in Permanenz, es war, wie der Schweizer Oberſt Kurz ganz richtig ſagte, „eine wahre Völkerwanderung“. Die Züge verſpäteten ſich, der Regen ſtrömte, kaum die Hälfte der über 10000 Schützen hatten ihre fixen Quartiere, denn nur auf 5000 war man nothdürftig eingerichtet. Dennoch fand ſchließlich jeder ſein Plätzchen und keinen von unſern Schützenbrüdern haben wir gehört, der nicht mit ſeiner Wohnung überzufrieden geweſen wäre. Es ging, wie eben Alles bei dieſem wunderbaren Feſte wie durch Bezauberung, ganz von ſelbſt. Während der ganzen jubelvollen Tage ſah man weder Polizei noch Militär irgendwie einſchreiten, letztes nur indem es in anerkennenswerther Weiſe mit zugriff, als die Verheerungen des letzten Sturms ausgebeſſert wurden, was in ſo unglaublich kurzer Zeit geſchah, daß die meiſten unſrer Gäſte die Berichte in den Zeitungen, welche ſie früher geleſen, für weitaus übertrieben hielten, was ſie nicht waren. Die Ordnung wurde von den drei Frankfurter Turnerbünden: dem Turnverein, der Turngemeinde und dem Sachſenhäuſer aufrecht erhalten, und keine Störung, keine Klage hat bis jetzt das Feſt getrübt, unſere mannhaften Jungen betragen ſich ſo ruhig und anſtändig, daß es eine Freude iſt, ſie zu ſehen. — Jetzt alſo, dem zeitgemäßen Verlaufe des Feſtes weiter folgend, berichten wir, daß auch der Sonntagsmorgen trübe und nebelig heraufſtieg und bis gegen Mittag es mit Regen drohte. Dennoch ließ abermals ſich keiner unſrer Brüder zurückhalten, wenige Sauertöpfe ausgenommen, war ½ 10 Uhr jeder auf ſeinem Platze. Um ſich einen Begriff von der Ausdehnung des Zuges zu machen, ſtelle man ſich vor, daß derſelbe zum Vorüberſchreiten im raſchen Marſchtempo bei einer Frontbreite von 5—6 Mann (Liedertafeln) und 8—12 Mann (Schützen) 1½ Stunden gebraucht haben würde. Zwiſchen dem Abmarſch vom Untermainthor bis zur Ankunft auf dem Feſtplatze vergingen 6 volle Stunden. Daß es keine leichte Aufgabe war, die Ordnung in einem ſo rieſenhaften Zuge aufrecht zu erhalten, bedarf keines Wortes; dennoch ging Alles, wie ſchon erwähnt, in Ruhe und Frieden, ohne Druck, ohne Drängen, ohne Commandiren; es ſtand eben jeder auf ſeinem Platze. Auf dem Roßmarkte wurde die Bundesfahne an den deutſchen Schützenbund vom Herzog Ernſt, dem erſten deutſchen Schützen, feierlich überreicht. Während des Actus ſtanden die vorderen Züge, die auf dem gewaltigen Platze nicht Raum gefunden hatten, in voller Ordnung auf der Zeil. Da es bereits 2 Uhr geworden und viele von den Leuten ſeit 7 oder 8 Uhr auf den Beinen waren, durfte man vorausſetzen, daß ſie mit ihrem Magen weniger gut im Einklang waren als mit ihren Herzen, Augen und Händen. Ein Brödchen wurde ſcherzend angeboten und angenommen. Es folgten mehrere. Die ganze Zeil hinab regnete es jetzt Liebesgaben aus Fenſtern und Balkonen, Grüße und Gegengrüße wurden gewechſelt. Ich habe nie einen fröhlicheren Anblick geſehen, als die prachtvolle Straße, in der aus allen Fenſtern holde Damenköpfe ſchauten, den geſchmückten Sängerzug in der Mitte und darüber den klaren Himmel, nicht mehr von Wolken, ſondern für den Untenſtehenden von ſchwarz-roth-goldnen Fahnen verhüllt, die von den Häuſergiebeln bis ins erſte oder zweite Stockwerk reichend, in majeſtätiſchen Schwingungen ſich auf und ab bewegten. — Als die Sänger geſpeiſt, hob ſich, von zwei kräftigen Schultern getragen, der Sängeraltmeiſter Grote über die Köpfe der verſammelten Menge und von vielen tauſend Stimmen wurde Arndt's Vaterlandslied intonirt. Wenn die Sänger einen Augenblick pauſirten, ſo meinte man den Athemzug eines Kindes vernehmen zu können, ſo feierlich lautlos war die Stille, welche ſich auf die mit Menſchen überfüllten Straßen geſenkt. Der Moment war heilig und geweiht und wird jedem, der ihn erlebte, unvergeßlich bleiben. Wir ſahen Thränen der Rührung in vielen Augen, nicht in denen empfindſamer Damen, denn dieſe lachten und freuten ſich der Gegenwart, ſondern in denen ernſter Männer, welche die Bedeutung des Tages und der Stunden zu würdigen verſtanden. Und als nun gar die Schützen vorüberzogen in hell jubelnden Schaaren, da gemahnte es uns, als müßten wir mit lauter Stimme

* Der „Bergwerksverein“ iſt ein von Stuttgarter Künſtlern aus verſchiedenen Berufskreiſen geſchloſſener Bund, deſſen Mitglieder bergmänniſche Abzeichen tragen und ſich jeden Dienstag Abend im Königsbau vereinigen. Die Verſammlungen heißen „Schichten“, der Verein „die Knappſchaft“. Die Knappen theilen ſich in ſechs Zechen: Au-Zeche (Poeten), Bau-Zeche (Architekten), Hau-Zeche (Bildhauer), Miau-Zeche (Muſiker), Pinſ-Zeche (Maler), Schau-Zeche (Schauſpieler).

Digitized by Google

rufen: Erwache, Barbaroſſa, erwach', erwache, denn dein Volk iſt da, und würdig Deiner! — Und draußen über der Feſthalle blinkte weithin leuchtend die Inſchrift:

„Wir wollen einig ſein, ein Volk von Brüdern!“

Ja, wir wollen einig ſein, ein Volk von Brüdern. Ja, keine Noth es trenne noch Gefahr, klang es wieder in hunderttauſend Herzen, klingt es wieder vom Rhein bis zum Belt. —

Noch einiges von den Reden; die Detailberichte über das Schießen u. ſ. w. paſſen ja nicht für dieſe Blätter.

Schulze-Delitzſch ſagte: . . . Nur wenn das Abgeordneten-Haus, welches gegenwärtig über eine der wichtigſten Fragen des Staatshaushalts, das Militärbudget deliberirt, ein Volksheer hinter ſich hat, darf es hoffen, ſeine gute Sache zu gutem Ende zu führen. Ihr Schützen, Ihr Turner, Ihr Sänger, Ihr ſeid das wahre Vorparlament.

Regierungspräſident Schenk von Bern ſagte: „Hier unter Euch, deutſche Schützen, bei einem Feſte, wie ich noch nie ein ſchöneres geſehen, lernen wir Schweizer erkennen, daß wir trotz der Kraft, die uns unſere Freiheit und unſere Einmüthigkeit giebt, doch nur ein kleines Völkchen ſind. Ihr ſeid eine große Nation, Deutſche, und werth der Freiheit und der Einheit, die Ihr anſtrebt.“

Schneider von Mühlberg brachte folgenden Toaſt aus: Liebwerthe Feſtgenoſſen, Brüder und Freunde! Es hat wohl Jeder von Euch den Aufruf geleſen, welchen jüngſt der Kladderadatſch im Namen unſerer gemeinſamen Mutter Germania veröffentlichte: Germania ſucht einen Mann. Einen Mann können wir unſerer guten Mutter nicht verſchaffen, wollen's auch nicht, aber dem Scherz ſoll eine ernſte Antwort werden; hier iſt ſie:

Einen Mann? Du ſuchſt vergebens,
O Germania, ſage frei:
Wo iſt der, der Deines Strebens,
Deiner Liebe würdig ſei?

Keinen giebt es! Doch nicht zagen,
Wolle deßhalb, holde Braut:
Gottes Geiſt in ſchweren Tagen
War und iſt Dir angetraut.

Deine Söhne ſind erſtanden
Aus der langen, bangen Nacht
Und der Geiſt zerreißt die Banden:
Uns wir ſehnen nach der Schlacht.

Ihr, von Gottes Geiſt durchdrungen,
Ihr, von Deutſchlands Mark genährt,
Friſch voran, ihr deutſchen Jungen,
Muth und Feuer ſei bewährt.

Für der Mutter gute Sache,
Für des Vaters Heiligthum,
Deutſcher Geiſt, erwach', erwache,
Dann, nur dann winkt Preis und Ruhm.

Denn, ihr Herren, dem deutſchen Geiſte, unſrem Vater, der deutſchen Erde, unſerer Mutter, ein donnernd Hoch, Hoch, Hoch!

Rußland.

Großfürſt Konſtantin.

In der letzten Zeit hat der Großfürſt Konſtantin Nikolajewitſch, Bruder des Kaiſers Alexander II., die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Es iſt begreiflich: das rieſige Reich im Norden iſt etwas aus den Fugen, und Viele glauben Konſtantin berufen, es wieder einzurichten. Er konnte ſich früher bei ſeinem Bruder gegen den Einfluß der Camarilla nur ſchwach halten, und wurde mehrmals veranlaßt, auf unbeſtimmte Zeit in das Ausland zu reiſen; doch jetzt hat er die Zügel der Gewalt in Händen! und Rußlands Geſchicke beruhen zum großen Theile auf ihm, denn gegenwärtig iſt ſein Einfluß ganz entſcheidend und er kann den Zaren zu Allem beſtimmen.

Der Großfürſt iſt verſtändiger und gebildeter, als es Großfürſten gewöhnlich zu ſein pflegen; er iſt jedenfalls eine hervorragende Perſönlichkeit in der ruſſiſchen Dynaſtie, ja ein Genie, aber eben nur in dieſer Umgebung. Er wird von einer Seite als Rußlands Hoffnung geprieſen, von zwei Seiten aber angegriffen; den thörichten altruſſiſchen Reactionären war er immer zu liberal; die entſchieden liberale Partei aber wieder will von keinem Liberalismus hören, der die Conſtitution verleugnet. Legt man an Konſtantin's Programm den Maßſtab des europäiſchen Liberalismus an, muß man wohl mit den Achſeln zucken, während ein wirklicher kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath freilich darüber die Hände zuſammenſchlägt.

Die Erziehung Konſtantin's war eben eine ſolche, wie ſie der ſelige gut ruſſiſche Zar Nikolaj Pawlowitſch ſeinen Kindern wünſchen konnte. Doch Konſtantin macht vielfach Ausnahme; er trieb zu viel Allotria, um zu einem echten militäriſch dreſſirten Großfürſten heranzuwachſen. Er war in einer Familie, die ſich ihres hohen Wuchſes und ihrer kräftigen Muskeln rühmte, ein ſchwächliches Kind. In einer Familie, in der ſich Niemand durch Liebe und Achtung zur Wiſſenſchaft auszeichnet, war er ein lernbegieriges Kind. Dies ſein Streben wurde jedoch keineswegs gebührend unterſtützt und entwickelt. Konſtantin giebt ſich nur mit Büchern ab! Konſtantin iſt ungeſellig! Konſtantin iſt ein Pedant! das mußte er oft hören. Der Despotismus Nikolaj's erſtreckte ſich auf Alles; er wollte in ganz Rußland keinen anderen Willen leiden, als den ſeinigen; deſto weniger in ſeiner Familie. Vor einem ſolchen Vater, der noch dazu mit unbegränzter Gewalt bekleidet war, zitterten die Kinder. Er liebte ſie wohl, war aber oft launiſch und immer despotiſch ſtreng. Das hatte zur Folge, daß die Kinder ihre Gefühle verheimlichen lernten: und von der Verheimlichung zur Verſchlagenheit giebt es nur einen Schritt. Alexander war zu einem ſchwachen Charakter angelegt und wurde durch die Strenge des Vaters noch ſchwächer; Konſtantin aber war feſt und kräftig und wurde verſchlagen und ſchneidend. Zar Nikolaj war während ſeiner dreißigjährigen Regierung von Leuten umgeben, die ihn für das größte Genie auf Gottes Erdboden ausposaunten, und von denen die beſchränkteren wirklich glaubten, was ſie immer verſicherten. Die niedrige Kriecherei der Hofleute brachte auf die Großfürſten eine verſchiedene Wirkung hervor. Alexander kam zu der Ueberzeugung, daß ſein Vater wirklich ein Genie war, und glaubte bisher Alles, was ihm die Hofleute ſagten; Konſtantin aber lernte die Menſchen gründlich verachten. Die Ariſtokratie haßt den Großfürſten und hält ihn für ihren Feind, und er iſt wirklich mehrmals gegen den Adel aufgetreten, iſt aber nur dem faſt vollſtändig faulen Theile deſſelben, der knechtiſchen Hofariſtokratie in Petersburg, den verſunkenen Excellenzen, die nur Orden und Würden nachjagen, wirklich feind; dieſe verachtet er, den Landadel aber, den Kern des Standes hat er nicht Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen, und dieſen wirft er mit der Hofariſtokratie zuſammen.

Als ſein Bruder den Thron beſtieg, zeigte ſich Konſtantin ein neues und großes Feld. Er war immer für die Befreiung der Leibeigenen eingeſtanden, während Alexander als Großfürſt die Leibeigenſchaft vertheidigte. Nikolaj ſprach am Sterbebette zu ſeinem Nachfolger: „Ich hatte immer zwei Wünſche, und konnte weder den einen noch den anderen erfüllt ſehen. Der erſte war, die orientaliſchen Chriſten vom türkiſchen Joche, der zweite, die ruſſiſchen Leibeigenen aus der Gewalt des Adels zu befreien. Jetzt herrſcht Krieg und zwar ein ſchwerer Krieg; an die Befreiung der orientaliſchen Chriſten iſt kaum zu denken; verſprich mir aber wenigſtens die ruſſiſchen Leibeigenen zu befreien.“ Alexander verſprach und Konſtantin war es, der ihn an ſein Verſprechen erinnerte und zu ſchleuniger Ausführung deſſelben drängte, der ihn bei der ganzen ſchwierigen Angelegenheit mit Muth und That ausgiebig unterſtützte, und ihn momentan mit ſeiner Kraft und Energie erfüllte. Die ruſſiſchen Bauern haben die Befreiung von der Leibeigenſchaft und die Betheilung mit Grund und Boden unzweifelhaft Konſtantin zu danken. Das iſt ein unſterbliches Verdienſt um Rußland und die Menſchheit überhaupt. Im Reſſort des Marine-Miniſteriums, welches er verwaltete, brachte er eine große Anzahl der trefflichſten Reformen zu Stande, wie ſie in keinem Verwaltungszweige ſonſt in Rußland vorgenommen wurden; die Marine iſt auch inmitten der ruſſiſchen Adminiſtration wie eine Oaſe.

Der Großfürſt iſt dennoch nicht beliebt; die Einen haſſen, die Anderen fürchten ihn, und weder die Einen noch die Anderen haben zu ihm Vertrauen. Die entſchieden liberale Partei iſt ihm faſt noch mehr feind als die reactionäre. Fürſt Peter Dolgorukow ſagt von ihm, obwohl er alle ſeine Verdienſte um Rußland anerkennt, folgendes: „Er iſt Despot in ſeiner Seele, geboren mit ganz despotiſchen Neigungen, verachtet die Menſchen vollſtändig, und verbirgt nicht immer dieſe Verachtung. Wäre er als älteſter Zarenſohn geboren worden und hätte den Thron beſtiegen nach dem Rechte der Erſtgeburt und mit der abſoluten Herrſchergewalt, ſo wäre er ganz ſicher Tyrann im vollem Sinne des Wortes und könnte ſich ein Ende bereiten, wie das ſeines Großvaters Paul. Dieſe Neigung zum Abſolutismus macht ihn zum Feinde der conſtitutionellen Regierung in Rußland, der Abſolutismus aber hat ſich heutzutage unmöglich gemacht; er hat ſeine Zeit und ſich ſelbſt überlebt. Wäre Konſtantin wirklich ſo ungemein weiſe, wie Manche behaupten, ſo müßte er ſicher einſehen, was jetzt in Rußland Leute gewöhnlichen aber verſtändigen Sinnes begreifen:

Digitized by Google

da müßte er einſehen, daß der Abſolutismus nicht mehr möglich iſt und würde ſich mit aller Kraft beſtreben, Alexander zur Verleihung einer Conſtitution zu vermögen. Aber er will mit Adminiſtrativ-Reformen wirken; er iſt ein Feind der Conſtitution und Parteigänger des Abſolutismus; darum können wir ihm weder Weisheit, noch Einſicht in die wahre Lage der Dinge zuerkennen... Konſtantin Nikolajewitſch will in Rußland den „aufgeklärten Despotismus" einführen; er wird zum Theil von ſeiner natürlichen, angeborenen Neigung zum Abſolutismus beherrſcht, zum Theil läßt er ſich von unklaren Anſichten über die gegenwärtige Epoche leiten, begreift die Forderungen der Gegenwart nicht in ihrem ganzen Umfange, und vergißt, daß die Zeiten Joſeph's II. u. Friedrich's II. längſt vorüber ſind, daß in unſerem Zeitalter, wo man Eiſenbahnen, elektriſche Drähte hat, täglich eine vielſtimmige, laute Oeffentlichkeit, bei unſerer Schnelligkeit des phyſiſchen und geiſtigen Verkehrs kein Despotismus mehr möglich iſt, und wäre er auch ein aufgeklärter."

Und dennoch iſt er dem Petersburger Hofe zu liberal. Es giebt in Rußland überhaupt nicht wenige Liberale, die einen merkwürdigen, aber lehrreichen Weg wandeln. Gar Viele haben ihre Thätigkeit im Staatsdienſte mit mehr oder weniger liberalen Anſchauungen begonnen, doch in dem Maße, wie ſie zu wirklichen Staatsräthen emporſtiegen, kühlt ſich ihr Liberalismus ab, und werden ſie geheime Räthe, ſo ſind aus ihnen eifrige Verfechter des Abſolutismus geworden. Geſchieht es, daß ſie ihre Stelle verlieren, oder die Carrière überhaupt nicht recht von ſtatten geht, kehren ſie zu den liberalen Anſchauungen ihrer Jugendjahre zurück, und bleiben ihnen treu, bis ſie die erſehnte Stelle erhalten, und geſchieht dies, werden ſie wieder Abſolutiſten.

In Petersburg giebt es einen Kreis von Männern, deren größter Theil einſichtsvoll, gebildet, befähigt und vermögend iſt. Dieſe gruppiren ſich mehr oder weniger um den Großfürſten Konſtantin. Bei einer conſtitutionellen Regierung müßten ſie dem Lande nützen und eine hervorragende Rolle ſpielen, aber Einige meinen, daß es ſich ohne Conſtitution noch beſſer herrſcht, wenn man ſchon eine hohe Stelle einnehmen ſoll, und Andere behaupten, Rußland ſei zu einer Verfaſſung noch nicht herangereift; ſie wollen durch den „aufgeklärten Despotismus" erſt die Leute heranbilden. Dieſe Männer ſtützen und befeſtigen Konſtantin in ſeinem Programm. Ein ausländiſches Organ der ruſſiſchen Liberalen ſagt von ihnen: „Jeder von dieſen Leuten hält ſich für ein Genie, und denkt bei ſich ſelbſt folgendermaßen: In Rußland geht Alles ſchlecht, weil ich die Gewalt nicht in Händen habe, gebt ſie mir aber, und Alles wird trefflich gehen. Und warum da eine Verfaſſung? Sie wird nur meiner Weisheit im Wege ſtehen. Was wollen dieſe Schreier? Mögen ſie nur mir die Gewalt in die Hände geben, ich werde für Rußland die beſte aller Conſtitutionen ſein."

Konſtantin und ſeine Anhänger, deren zwei er bereits in's Miniſterium gebracht hat, geben nun zumeiſt die Richtung der ruſſiſchen Politik an, und haben gegenüber der Camarilla, die in dem erſten Adjutanten und Günſtling des Kaiſers, Grafen Adlerberg, ihren Sprecher hat und das Syſtem Nikolaj's für das einzig wahre gelten laſſen wollte, Uebergewicht erhalten. Sie können die große Bewegung, die ſich in Rußland vorbereitet verzögern, wenn ſie dagegen opponiren; ſie können dieſelbe ſogar in ruhige Bahnen leiten, wenn ſie als kluge Männer ihr Programm nicht zu ſchroff hinſtellen; Altrußland jedoch läßt ſich nicht retten.

Ungarn.

Fiume — italiäniſch, ungariſch, oder kroatiſch?

Ein Seitenſtück zu den tragikomiſchen Nationalitäts-Konflikten in Trieſt bilden die Konflikte in der dritten Hafenſtadt der öſterreichiſchen Monarchie, in Fiume. Wie dort, ſo leben hier italiäniſche Kaufleute und Rheder unter ſlaviſchen Landleuten und Fiſchern; wie dort die deutſche, ſo bildet hier die ungariſche Nationalität das dritte Element, das gern die beiden anderen beherrſchen möchte, aber von beiden auf gleiche Weiſe gehaßt wird. Ja, die Animoſität gegen die Deutſchen dort und gegen die Magyaren hier iſt vielleicht das einzige Moment, was die Italiäner und die Slaven in Trieſt, wie in Fiume, mit einander gemeinſam haben, während ſie in allen anderen Dingen ſich gegenſeitig anfeinden und verfolgen.

Der nachſtehende Bericht, den wir einer öſterreichiſchen Quelle entlehnen, wird von dieſem Nationalitäten-Konflikt in Fiume ein anſchauliches Bild liefern:

„Fiume, welches bekanntlich vor dem Jahre 1848 als Hauptort des „ungariſchen Littorale" zum eigentlichen Königreich Ungarn gehörte und unter Verwaltung eines beſondern küſtenländiſchen Gouverneurs ſtand, kam nach Abſchluß der Bewegung von 1848—1849 zugleich mit der Mur-Inſel, als angeblich ehemaliger Beſtandtheil des „dreieinigen" Königreichs, zum Gebiete der Agramer Statthalterei. Die bureaukratiſche Verwaltung der Bach'ſchen Periode brachte bei all' ihrem beengenden Drucke für dieſe Hafenſtadt wenigſtens eine früher ſeltene Rechtsſicherheit und die prompte Anwendung einer Geſetzgebung, welche den modernen Bedürfniſſen des Handels und Verkehrs entſpricht. Die Schifffahrt und Rhederei Fiume's und der benachbarten Orte am quarneriſchen Golf hob ſich raſch; einheimiſche Unternehmer fingen an, Fahrzeuge zu bauen und ſelbſtändig zu bemannen. Die 1850 errichtete Handelskammer nahm ſich ſehr lebhaft der Intereſſen der Stadt an; ſie betrieb namentlich mit großem Nachdruck den bereits früher ſchon von Szechenyi projectirten Bau einer Eiſenbahn aus dem Innern Süd-Ungarns und Croatiens an ihren Hafen, und hoffte dadurch denſelben zum Rivalen von Trieſt, vielleicht zum erſten, jedenfalls aber zum zweiten Exportplatze der Monarchie zu machen. Die Amtsſprache der kaiſerlichen Behörden und des Municipiums, ſowie die Unterrichtsſprache der höheren ſtädtiſchen Schulen war die italiäniſche, welche nun einmal die Sprache unſerer Handels-Marine auf dem Adriatiſchen Meere und unſerer Civil-Seebehörden iſt.

Während der Stürme des Jahres 1849 und nach denſelben gewannen die Italianiſſimi, ebenſo wie in Trieſt, auch in Fiume Anhänger. Die geographiſche Lage des Ortes, als vermeintliches Einfallthor etwaiger Invaſionen nach Ungarn, bewog die italiäniſche Actionspartei, daſelbſt mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln eine gewiſſe Agitation zu unterhalten, welche übrigens niemals einen wirklich bedenklichen Charakter angenommen und wenigſtens den ſehr wachſamen kaiſerlichen Behörden keinerlei Handhabe zum Einſchreiten geboten hat. Der überwiegenden Majorität der Bevölkerung lagen ihre kaufmänniſchen Intereſſen zunächſt am Herzen, und nur die rückſichtsloſeſte Verletzung derſelben trieb ſie in neueſter Zeit in das Lager der offenen und leidenſchaftlichen Oppoſition.

Als nach dem 20. October den Territorien der Krone des heiligen Stephan ihre provinzielle Autonomie zurückgegeben und den alten Traditionen gemäß gewiſſe Gebiets-Abrundungen derſelben vorgenommen wurden, kam zwar die Mur-Inſel wieder unter die unmittelbare Verwaltung Ungarns zurück, das ehemalige ungariſche Littorale aber blieb bei Croatien. Die Bewohner Fiume's, ſich, als die Herren des einzigen Seehafens von Ungarn, als die Beſitzer eines künftigen Goldbrunnens betrachtend, proteſtirten auf das nachdrücklichſte gegen dieſe Zutheilung. Es kam zu allerlei Reibungen und Demonſtrationen, welche nicht immer innerhalb der geſetzlichen Schranken blieben und den croatiſchen „Patrioten" ausreichenden Vorwand gaben, eine Bewegung, deren Tendenz zunächſt dahin gerichtet war, die commerziellen Intereſſen und Ausſichten Fiume's durch die ſlaviſchen Sonderbeſtrebungen der Agramer nicht zerſtören zu laſſen, als eine ſpezifiſch italiäniſch-ungariſche, von der Emigration hervorgerufene Bewegung zu perhorresciren und zu verfolgen. Die allerdings Italiäniſch ſprechenden Rheder und Kaufleute Fiume's, deren heißeſter Wunſch denn doch nur iſt, die Hoffnung auf die ihnen lange verſprochene Eiſenbahn und den damit verbundenen rieſigen Aufſchwung ihres Exportes endlich verwirklicht zu ſehen, wurden zum Aeußerſten gedrängt durch national-croatiſche Beſtrebungen gegen dieſe Eiſenbahn, welche endlich damit endeten, daß die Vorarbeiten für eine Linie Karlſtadt-Zengg, anſtatt der von Karlſtadt-Fiume, in Angriff genommen wurden.

Täglich wurde ihnen vordemonſtrirt, daß Fiume, wenn einmal der Hafen der Militairgränze, das getreue national-croatiſche Zengg, ſeine Eiſenbahn haben werde, herunterſinken müſſe zu einem Fiſcherdorfe, und ſeine ſtolzen reichen Kaufherren auswandern können. Dadurch und durch einen endloſen kleinen Krieg, welcher in Schule und Amtsſtube gegen die italiäniſche Sprache der Bewohner geführt wurde, ſtieg die Erbitterung der Fiumaner auf's höchſte, und leidenſchaftliche Demonſtrationen gaben derſelben Ausdruck. Eine derſelben, welche am 25. Mai Abends nach dem Fahnenfeſte auf dem Grobniker Felde ſtattfand, gab der croatiſchen Nationalpartei Gelegenheit, Fiume den letzten Reſt municipaler Selbſtändigkeit zu nehmen. Es wurden damals mehrere hervorragende croatiſche Perſönlichkeiten bei ihrer Rückkehr von dem Feſte mit Katzenmuſik und dem Bewerfen mit Cigarrenſtümpfen von dem Pöbel Fiume's empfangen: ein Vorgehen, das allerdings nicht zu entſchuldigen, aber auch nicht ärger iſt als jene Exceſſe, welche ſich die patriotiſche croatiſche Jugend in Agram damals ungeſtraft zu Schulden kommen ließ, als ſie die kaiſerlichen Adler von den Häuſern herunterriß und jeden Träger einer

„ſchwäbiſchen" Tracht inſultirte; jedenfalls iſt es nicht ärger, als das Benehmen, deſſen ſich die feinen croatiſchen Edelleute und Würdenträger im letzten Winter auf den Agramer Bällen ſchuldig machten.

Die croatiſche Partei im Comitate (der ſlaviſche Comitats-Adel und die Bourgeoiſie des Municipiums ſtehen ſich feindlich gegenüber) benützte die an ſich unbedeutenden Vorgänge, welche wohl ſehr begründeten Anlaß zur gerichtlichen Procedur gegen einzelne Schuldige oder verdächtige Individuen, nicht aber zu einer Maßregelung der ganzen Stadt geboten haben, zu einem Streiche gegen das „autonome" Municipium. Zuerſt wurde der Magiſtrat abgeſetzt und an ſeiner Stelle eine andere ſtädtiſche Behörde ernannt; man begründete dieſen Vorgang, der bei ähnlicher Gelegenheit vom Wiener Miniſterium etwa gegen Bürgermeiſter und Gemeinderath von Prag wegen der Judenhetzen im Auguſt angewendet, einen Sturm der Entrüſtung im föderaliſtiſchen Lager hervorgerufen hätte, mit dem merkwürdigen Spruche, daß die Fiumaner für die Freiheit noch nicht reif wären. Das geſchah beiläufig zu derſelben Zeit, als die kleine Coterie der ſlaviſchen Nationalen in Fiume, welche in dem dortigen Leſecaſino ihren Sammelpunkt hat, ihre politiſche Reife damit beurkundete, daß ſie von den beiden Ehren-Mitgliedern dieſes Leſezirkels, Tkalac und Kvaternik, als erſterer das ſchmähliche Treiben des letzteren „Patrioten" an den Pranger ſtellte, mit großem Pathos nicht etwa dieſen, ſondern Tkalac ausſchloſſen.

Hierauf wurde durch einen beſonderen königlichen Commiſſär eine eingehende Unterſuchung über die Ereigniſſe am 25. Mai eingeleitet; da dieſe nach einer monatlangen Procedur reſultatlos blieb, wurden die bei der Vornahme der Unterſuchung betheiligten drei Richter der Stadt durch Machtſpruch des Banal-Commiſſärs, ohne frühere gerichtliche Anklage und regelmäßige Verhandlung gegen dieſelben, von ihrem Amte in aller Form ſuspendirt und andere an ihrer Stelle ernannt. Fiume iſt alſo förmlich wegen ſeines fortgeſetzten, leicht erklärlichen Widerwillens gegen die ihm ſo unfreundliche croatiſche Centraliſation von derſelben Partei in einen ſtillen Belagerungs-Zuſtand verſetzt, welche ſich ſo nachdrücklich gegen die Centraliſation des Wiener Miniſteriums verwahrt und in ihren Landtags-Beſchlüſſen Forderungen aufſtellte, neben denen jene der magyariſchen Partei keineswegs mehr exaltirt erſcheinen.

Hoffentlich wird dieſe Angelegenheit in der höheren Inſtanz, an welche ſie jetzt gelangen muß, in einer milderen Form entſchieden werden. Vielleicht findet man Anlaß, den ſchwer lösbaren Konflikt zwiſchen dem ariſtokratiſch-ſlaviſchen Elemente des Komitates und der Italiäniſch redenden Bürgerſchaft Fiume's dadurch zu löſen, daß man der Statt im dreieinigen Königreiche eine ähnliche „unmittelbare" Stellung einräumt, wie Trieſt eine ſolche in dem Verwaltungs-Gebiete der deutſch-ſlaviſchen Provinzen einnimmt."

England.

Eine engliſche Stimme über Lord Palmerſton.*

Die freche Dictatur Lord Palmerſton's wird in einer nicht allzu entfernten Zeit als ein Schandfleck der engliſchen Geſchichte betrachtet werden. Allein die Schmach fällt nicht ſo ſehr auf ihn, als auf uns ſelbſt. Es iſt mit Recht geſagt worden, daß er weniger ein Betrüger als ein Betrug ſei. Wir haben uns mit wiſſentlicher Verblendung darauf geſteift, dort Größe zu erblicken, wo das Gegentheil aller Größe klar zu Tage lag. In einem Augenblick von politiſcher Abſpannung und Blaſirtheit, derjenigen ähnlich, die einen ſittenloſen Despotismus in Frankreich erzeugt hat, haben wir uns einen Führer octroyirt, den die Nachwelt als den unwürdigſten bezeichnen wird, der je an der Spitze einer großen Nation geſtanden.

Lord Palmerſton iſt ein Miniſter ohne Grundſätze und ohne Thaten. In allen inneren Fragen zeigt er nicht allein die vollſtändigſte Gleichgültigkeit, ſondern auch gänzliche Unkenntniß alles deſſen, was ein Staatsmann wiſſen muß. Seine einzige Sorge iſt, alle liberalen Ideen zu erſticken und alle liberalen Anträge zu beſeitigen. Aber er hat mit vielem Glück jenes vulgäre, großſprecheriſche Element im engliſchen Volkscharakter ſtudirt, das wie ein Schatten unſere wahre Größe verfolgt. Er iſt die politiſche Incarnation des engliſchen Miles gloriosus geworden. Er exiſtirt nur dadurch, daß er allem, was Unmännliches an uns iſt, durch unaufhörliche Renommage ſchmeichelt, deren Koſten er unſern Nachkommen aufzubürden ſucht. Denn er hat ganz ernſthaft als Maxime den Spruch angenommen: „Was ſollen wir uns um die Nachwelt bemühen? Die Nachwelt bemüht ſich ja nicht um uns!" Und für ihn iſt die Nachwelt auch nicht weit entfernt.

Zweckloſes Schwadroniren iſt immer ein koſtſpieliges Vergnügen. Eine wahrhaft große Politik iſt billig, weil ihr moraliſche Kraft zur Seite ſteht. Die Sparſamkeit begleitet ſie, ohne von ihr geſucht zu werden; eine Sparſamkeit, die eben ſo weit von Knickerei iſt, wie edle Einfalt von prahleriſcher Gemeinheit. Die Regierung des Protectors war eben ſo wohlfeil, als ſie ruhmvoll war; um aber Lord Palmerſton zu einem großen Manne zu machen, bedarf es einiger ſiebzig Millionen jährlich.

Man hat eine Entſchuldigung nach der andern für die Rodomontaden verſucht, durch welche der Miniſter exiſtirt. Wir werden jetzt aufgefordert, uns gegen den Kaiſer der Franzoſen zu bewaffnen. Zugegeben, daß der Kaiſer der Franzoſen ein gefährlicher Nachbar iſt, wer hat mehr dazu beigetragen, ihn zu einem ſolchen zu machen, als Lord Palmerſton? Wer war es, der, als die Stellung des Uſurpators noch moraliſch ſchwach war, alle Schranken der Ehre durchbrach und den Charakter Englands preisgab, um ihn moraliſch ſtark zu machen? Wer hat ihn und ſeine niedrigſten Werkzeuge an die Tafel unſerer Königin gebracht? Wer half ihm, uns zu ſeiner eigenen Verherrlichung in den ruſſiſchen Krieg zu verwickeln? Welcher Nachfolger der ſtolzen Geſtalten eines Chatham und eines Pitt war es, der als geſchmeichelter und entzückter Gaſt unter den Schmarotzern von Compiègne figurirte? Sogar die auswärtige Politik des Premier iſt inconſequent in Allem, außer dem Maulheldenthum und der Verſchwendung.

Lord Palmerſton's Hauptorgan in der Preſſe*, nicht ununterſtützt von Lord Palmerſton ſelbſt im Parlament, hat mit einer Wuth, die man zur Ehre der Menſchheit eher dem Wahnſinn als der Bosheit zuſchreiben möchte, daran gearbeitet, uns in einen Krieg mit Amerika zu ſtürzen — einen Krieg, der unſägliches Elend über das Volk dieſes Landes bringen würde, und dieſe wohlüberlegten Anſtrengungen ſind auf dem beſten Wege, von Erfolg gekrönt zu werden. Hiermit nicht zufrieden, wollen wir uns noch in den bevorſtehenden Kampf zwiſchen den Türken und den von ihnen unterjochten Stämmen miſchen — eine Politik, die eben ſo verjährt als thöricht iſt und den Beweis liefert, daß Palmerſton im Geiſte noch auf dem Standpunkt des Wiener Congreſſes ſteht. Es ſcheint auch, daß wir neue Lorbeern in China ärndten ſollen. Wir haben unbedachtſamerweiſe, im Widerſpruch mit den Intereſſen unſeres Handels und den Geſetzen des Völkerrechts, der chineſiſchen Regierung einen tödtlichen Schlag verſetzt, und jetzt ſollen wir uns in neue Complicationen verwickeln, um dieſe Regierung wieder aufzurichten. Und dies wird uns heitern Blicks und mit muntern Späßen von dem Mann zugemuthet, der für das Wohl der Nation verantwortlich iſt.

Ein großer Mann wird die Hülfsquellen ſeines Landes für einen großen Zweck aufſparen und ſich hüten, ſie ohne Noth zu erſchöpfen. Aber große Männer leben auch für die Nachwelt, und Lord Palmerſton iſt ja zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Nachwelt ſich nicht um ihn bemühen werde.

Zum Unglück ſind es nicht allein unſere materiellen Hülfsquellen, welche Lord Palmerſton verbraucht. Er verbraucht auch den politiſchen Charakter von Männern, deren Namen noch immer von der liberalen Partei geachtet werden. Wenn die Täuſchung vorüber iſt und der Glaube an freiſinnige Prinzipien wieder die Stelle des politiſchen Skepticismus eingenommen hat, werden dieſe Männer finden, wie tief ſie in der öffentlichen Meinung geſunken ſind.

Um dieſe öffentliche Meinung zu Gunſten ſeines Syſtems zu fälſchen, hat Lord Palmerſton durch ſociale Beſtechung eine mächtige Fraction der Londoner Preſſe gewonnen. Die Thatſache iſt ſo notoriſch, wie ſie für alle daran Betheiligten ſchmachvoll iſt; ſie wurde im Parlament erwähnt und konnte von Lord Palmerſton nur mit Hülfe der elendeſten Ausflüchte beſtritten werden. Unter dieſem Einfluſſe ſehen wir Zeitungen, welche einſt die Wahrheit in ziemlich ſtarken Ausdrücken über den Kämpen Don Pacifico's ſagten, nunmehr einen Jeden, der ſeine Politik zu kritiſiren wagt, verketzern und ihm mit einer Sykophantie Weihrauch ſtreuen, wie ſie nie zuvor die engliſche Preſſe geſchändet hat.** „Lord Palmerſton iſt

* Wir entlehnen dieſe Bemerkungen den Daily News, als Beweis, daß es auch in England nicht an Leuten fehlt, die den wahren Charakter des alten Premier durchſchauen und ihn nach Verdienſt würdigen. D. R.

* Die Times.

** Die Times wurde bekanntlich dadurch zum Palmerſtonianismus bekehrt, daß einer ihrer Haupteigenthümer, Mr. R. Lowe, eine Stelle im Miniſterium erhielt. Der Herausgeber des Punch wurde Polizeirichter, der Redacteur der Morning Post Generalconſul in Rußland ꝛc.

Digitized by Google

der Miniſter der Tapferen," — mit dieſen Worten begann ein ſolcher Artikel. Ohne Zweifel iſt er der Miniſter jener Tapfern, welche andere Leute für ſich bluten laſſen. Wenn alle Miniſter der Krone dieſes edle und erhabene Spiel mit gleichem Erfolg ſpielen könnten, wenn es ihnen eben ſo gelänge, die Organe der öffentlichen Meinung und die Tribünen des öffentlichen Rechts zu corrumpiren, ſo würde keine Nation auf Erden ſo hülflos der Mißregierung verfallen, als die unemancipirten Maſſen des engliſchen Volkes.

Nord-Amerika.

Politiſche Satyre eines Nordländers auf die Sklavenhalter im Süden.

Gleich im Anfange unſeres Jahrganges von 1860 machten wir unſere Leſer mit einem originellen Gewächs Nord-Amerika's, mit den ſogenannten Biglow-Papers, bekannt, deren Verfaſſer Mr. Lowell, Profeſſor am Harward-Kollege in Boſton iſt. Die Biglow-Papers ſind, wie man ſich vielleicht noch erinnern wird, politiſche Satyren, und zwar Satyren, die vornehmlich auf das ſouveräne Volk, auf die Stellen- und Aemterjäger, auf die Sklavenhalter, kurz auf Alles das gemünzt ſind, was der Verfaſſer ſelbſt kurzweg als allgemeinen „Humbug" bezeichnet. Die darin vorkommenden Expectorationen ſind drei hervorragenden Typen der Yankee-Nation in den Mund gelegt, dem jungen Hoſea Biglow, einem self-made Poeten, ſonſt ungewaſchner, vorlauter, junger Rüpel, als Typus Jung-Amerika's, einem geiſtlichen Salbader und gelehrten Pedanten, Pfarrer Wilbur, und dem echten Yankeeſtrolch und Bummler, der als Volontair den mexikaniſchen Krieg mitgemacht und zerſchoſſen heimgekehrt iſt, Birdofredum Sawins. Hoſea Biglow und Birdofredum Sawins reden die entſetzlich rohe, gemeine Bummlerſprache, die in Amerika das, was wir Volksdialekte nennen, zu erſetzen ſcheint, und gerade dieſe naive Rohheit verleiht den Satyren einen eigenthümlichen Reiz, der in ſeiner Art neu iſt.

Es iſt natürlich, daß die unſelige Spaltung zwiſchen Norden und Süden dem geiſtreichen Lowell neue Gelegenheit geboten hat, ſeiner Satyre, die einem ſtarken ſittlichen Unwillen entſpringt, freien Lauf zu laſſen. Wir finden deshalb in dem Boſtoner „Atlantic Monthly" durch mehrere Hefte dergleichen Gedichte veröffentlicht. Sie reizten natürlich unſere Neugierde, indeſſen iſt es eine wahrhaft übermenſchliche Aufgabe, ſich durch die harte Schale dieſer Sprache durchzuarbeiten, ehe man auf den Kern dringt und die Entſtellungen alle verſteht — oder wenigſtens großentheils — denn ein Lexikon exiſtirt nicht, und man iſt vielfach auf den Spürſinn angewieſen. Bei näherer Prüfung fanden wir indeß einen größeren Abſchnitt, der wahrhaft tröſtlich iſt, und den wir auch bis auf Weniges verſtanden.

Birdofredum iſt Südländer und Freund der Sklaverei geworden, weil er in den Sklavenhalter-Adel geheiratet.

Wir verſuchen im Deutſchen nachzulallen, was im Amerikaniſchen noch ſchöner klingt, und haben zu dieſem Zwecke eine Sprache gewählt, wie ſie bei einem volksthümlichen Experimentiren mit Hochdeutſch allenfalls vorkommen kann. Man möge verzeihen und einen gnädigen Maßſtab anlegen.

Birdofredum Sawins und Hoſea Biglow.

Ich hott's in letzten Zeiten für, doß ich on dich wullt ſchreiben,
Wie ich bekehrt bin wor'n — ich will im Allgemeenen bleiben.
Do meine Briefe überall rumgiebn a Weg bis Kube,
Su kummt er, wie domals, zuletzt wull ooch in deine Stube.
Du weeßt, Nordwärts hot's Zeug's genung, wos dich wull intreſſirte,
Doch ich hob Niſcht gefunden nich, was mir ganz kunſenirte.
Fer Arbeitsvulk is's gutt genung; die ſinn ja nergends bäcklich:
Der Edelmann im Süden doch, der thutt apart und kräcklich.
Wer forſch mit ſeinen Leuten thutt, der hot nich meinen Todel;
Doch wenn mich Eener halten will, ſo will ich Vulk vun Odel.
Arbeitskuntrakte — niſcht für mich: hier fond ich, wos ich wullte,
Ne Familje erſchter Klaſſe, jo! Wie ſich dos ſchicken ſullte!

Bei Miß S. foß ich's erſchte Mol: da ſogt ſie: „In ollen Ehren,
Relijon, ſogt ſie, die müſſen Sie ha'n; ſunſt kann daraus nix weren.
Nor, was ich achten kann, ſogte ſie „Ihr'n Geiſt und ihr Tolente;
Ene Herzumkehrung mir zu Lieb, wär, was mich rühren könnte.
De Relijon im Norden taugt nich viel; ſie is ſu lan, wie Lacke,
Hingegen unſere; die is ſtramm, und die ſitzt ſteif im Fracke.

Enn Tag zur Probe, und Sie ſehn klor, der Neger hebt zehn Bollen,
Wenn er den ſüdlichen Standpunkt kriegt, mer wie zum Wohlgefollen
Wie die menſchliche Natur im Grund verderbt — dos wer'n Sie dann begreifen,
Und hot's der Neger erſt eingeſehn, do werd' er ſich nich ſteifen.
„Wie kumm' ich dazu, Fräulein," ſog' ich! „Campmeeting! keinen Einwand!
Sagt ſie; Sie kommen wohlfeil dazu, wie zu ungeblechter Leinwand!" —

Gutt! ich ging hin und hörte do eene Predigt nich vun Strohe,
Wie man Afrika beſprengen ſol mit Hermon's reinſtem Thaue.
Er gob's etwan gor nich zu ſchwach; er gob's uns heeß; ein Weſen
Macht er, als wenn Satan und er zwee wilde Uchſen geweſen.

Doß ich ihn ganz verſtanden hätt', nee, dos nich — nor im Groben —
Denn vun der Kanzel darf man ſchun in's Breete gehn un toben.
„Cham's Saame" wurd' uns eingetränkt — in den Himmel wullten wir kummen,
Wenn wir dos Privilegium ihm in der Bibel genummen?! —
Die Flüche und die Verheißungen wär'n nur eene gruße Kette,
Ein Glied nur weggenummen, hier — ein's hier — das Ganze futſch! — Was hätte
Die Welt das nich dem Menſchen wär' zu Dienſt un Nutz gegeben.
Heeßt's Griechiſch und Hebräiſch „Menſch," ſu ſein's „die Weißen" eben.
Gott's Wort verkleenern heeßt es nor im Anſehn, wenn doſſelbe
Geſchrieben ſullte ſein zuletzt für Schwarze und Braune und Gelbe
Sie könnten's doch nicht leſen thun, ſelbſt wenn ſie's gerne wullten,
S' Evangeljum erlaubt's ja nicht, doß ſie leſen lernen ſullten.
Sie müſſen nehmen dos, wos wir fer ihre Natur und Weſen
Fer poſſend halten, un ſtulz druf ſein. Zu wos wär' denn dos Leſen?
Brächt's denn nich mehr Profit, wenn's Roh-Material haltbor wäre,
Wu man's zu Gnode verarbeiten könnt' un Baumwull, als Miſſionäre
Do 'naus zu ſchicken, wu's Fieber ſie nur ufreibt, und wu, indeſſen
Kee Fleeſcher wär', die Pforrgemeen ſie könnte ſchlachten und freſſen?
Un denn, zu wos wär'ſch Nutz? Es wär' nicht unſre Schuld wohrhoſten,
Wenn ſie Yankee-Schiffer über's Meer noch Afrika 'nüber ſchofften!
Die weiße Raſſe verbeſſert ſich, wenn ſie frei bleibt vum Geplacker;
Und vum Verderben dorch Müſſiggang rett' ſie die ſchworzen Racker.
Die wär'n uns grode ſu natural, wie die Maus der Eule eben,
Wir hätten die ganze Zeit dann frei zu am tugendhaften Leben.
Wir fühlen uns grode ſu gemeen, wie 'ne Henne mit den Küchelu,
Und füllen in der Natur den Plotz — wenn wir ſie a biſſel ſticheln.
Der Cäſar kriegt, wie Juno, Pomp und Cuffy, dos Gewohnte.
Rechtfertigen hieß' den Cham, wenn man enn mopſigen Neger ſchonte.
Wos würd'n ſie thun, ließ mer'ſche frei? ſie würden, hoſt' nich geſehen,
Zur Freigeiſtrei, zum Fourierism und Spiritulismus gehen!
Der Satan ſelber hat's ufgebracht, die ketz'riſchen Anſichten
Von Paulus Brief und Onaſimus, und was ſie draus erdichten.

Dos ſullt'ſt du ſehn; wie er mit Gewalt ſu predigte und herrſchte,
A Tuzend Neger flennte laut, wie werklich echt zerknerrſchte.
A Zelt, wu allerhand Geſchicht drinn wor, ſtond gleich daneben,
Do kunnt' man hingehn, hott' man Dorſcht, und kunt' gleich eenen heben.
Desholb verlor man doch keen Wort, und hotte immer den Foden,
Denn er brüllte, wie am Libanon der Dunner, in eenem Oden.
Beweiſe hör'n, wird trocken bald; ſu fühlt' ich denn Bekehrung;
Sie drückte aus'm Hutt' herab uf eemal bei der Belehrung,
Und nohm, wie Jonas' Gurke zu; wie a Werbel kom's nu plötzlich,
Zuletzt kunnt' ich nich widerſtehn; es packte mich entſetzlich;
Und wie Neunzehntel der Pfarrei ſich kullerten rings mit Geheule,
Wos blieb mir übrig, ich heulte mit und kullerte mich im Knäule.
Dos ſoh nu Fräulein S., und ſogt: „Dos lohnt ſich doch zu ſehen;
Dos is vernünftig und geſcheidt; ſu mußt' es ooch geſchehen." —

Su hörten wir zuletzt denn uf; es kamen noch een'ge Schluchzer.
Ich wor ſu recht im Element hier unter'm Vulk der Juchzer.

Dos bringt mich uf en andern Punkt, wu ich hab' umgeſchlogen,
Wu ich a forſcher Südmann bin gewor'n; ich darf's wull ſogen.
Miß S., geborne Higgs, im Land von da erſchten Familjen hier,
Vun Mamma's Seite ganz „Spaßereich," vun Papa's Kavelier,
Und ſeit ich ſie geheirat' hob' und in ihre Schuh getraten,
Natürlich, doß ſich meine Ideen ooch etwos ändern thaten.
Ich hob' in Denbow's Buch ſtudirt; zuletzt kunnt' ich's wull leſen,
Do wurd' ich ufgeklärt; bisher war ich a Schaaf geweſen.
Wir kriegen hier en'n Adel her, daß Burke's* a Quark dagegen,

Wu jede Familje erſter Klaſſ', wu die Weißen ken Finger regen.
Dos is Syſtem bei uns, das Ding wird wurzeln, wie Kartoffeln;
In oller Welt ſunſt ſinn die Herrn ganz, wie die gemeenen Stoffeln,
Sehn grod' aus, wie's ordinäre Vulk und hoben ſulche Geſichter;
Wenn wir uns woſchen, ſieht man gleich, wir ſinn kee ſchwarz Gelichter.
Is dos nich werth, doß man ſich trennt vun dem gemeenen Norden
Und ſich fer ſich hält, bis dos Blutt iſt alles blo geworden?
Wir ſinn' eemohl een' andre Raß' und ſinn's for olle Zeiten,
Und dos wor immer ſchon der Foll; dos konn man nicht beſtreiten.
Konn Euer Arbeitsvulk im Nord wull nur an ſu was denken?
Die Higgſes ſullten ſich regier'n do loſſen vun dem Lenker (Lincoln)?
Und Leute (Gufernäre dazu) mit Normal (Normann) Namen, wie Picken,
Die an das Nixthun ſinn gewohnt, und nur mit der Peitſche zwicken,
Die ſullten mit Leuten ſtimmen thun, die ſich als Bauern nähren,
Die denken, doß Geſetze ſu gutt, wie Woppenſchilder, wären?
Seit ich hier bin, hob' ich mir'n Kerl gemieth' zum 'rauszſtudiren,
Wie ich en tüchtigen Stommbaum krieg', der ſich läßt transplantiren;
Und der ſogt mir, doß Sawins is ſu gut vun Normalblutt,
Wie Pickens und die Andern ſinn, und älter als Noah's Flutt;
Normalſchul'n hobt Ihr wull; werdt Ihr dadorch Normalen werden?
Die Bildung thutt's nich; hier macht man ſich drum nicht viel Beſchwerden.
Pickenſes, Boggſes, Pettuſes, Magoffin's, Letchers, Polke,
Wu nehmt ihr ſulche Namen her bei Eurem Krämervolke?"

Wir ſchließen mit einer pathetiſchen Kraftſtelle, um mit Wirkung abzutreten, denn der Text geht noch weiter, ſpielt ſich aber dann auf Beſonderheiten über, die man bei uns nicht recht verſtehen kann. Die gegebene Probe möge genügen. Möge man unſere Sprache nicht zu großer Natürlichkeit, und unſere Verſe und Reime zu großer Härten zeihen; im Original iſt Alles noch ſchöner, der eigentliche Duft und Hautgont aber ganz unüberſetzbar. Die Sprache riecht nach Raufbolderei, nach Schnaps, nach allem Möglichen, was ſpecifiſch amerikaniſch iſt. Jedenfalls haben dieſe Satyren das Verdienſt, uns ein ſehr konkretes Bild der amerikaniſchen Bildung vor Angen zu führen, wie ſie ſich unter dem Einfluſſe günſtiger Umſtände entwickelt hat.

* Der engliſche Parlamentsredner und conſervative Publiciſt in der Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution.

Digitized by Google

Japan.

Die Ermordung der holländiſchen Schiffscapitaine Decker und Voß in Yokohama, am 26. Februar 1860.

(Aus dem Tagebuch eines Deutſchen bei der franzöſiſchen Expedition.)

Wir hatten während der ganzen vergangenen Woche ſehr ſchlechtes Wetter gehabt. Am Montag hatte es ſtark geregnet und heftig geſtürmt, und ich hatte mein Zimmer in Yokohama während des ganzen Tages gar nicht verlaſſen und ruhig und ungeſtört von früh bis ſpät an meinen Briefen gearbeitet, die am Montag Morgen mit dem engliſchen Dampfſchiff „Azoff" über Shanghai nach Europa befördert werden ſollten. Um 6 Uhr hatte ich mit Bernard gegeſſen, dann hatte ich meine Briefe zugeſiegelt, und um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr hatte ich mir meine Revolver umgeſchnallt und den Kotzkoi* gerufen, damit er mich mit einer Laterne durch die nicht erleuchteten ſchmutzigen Straßen nach der Poſt begleiten möge.

Draußen ſah es ſehr unfreundlich aus; die Nacht war geſchwärzt und der Sturm, der heulend, kalt und naß über die weite Bai gezogen kam, fegte gewaltig durch die langen, breiten Straßen und umkreiſte mit lautem Getöſe die leichten, hölzernen Wohn- und Packhäuſer, die ächzend und ſtöhnend zitterten und ſeinen mächtigen Stößen kaum widerſtehen zu können ſchienen.

Ich drückte mir den Hut tiefer in's Geſicht, knöpfte mir den Rock feſter zu, trieb den Kotzkoi zur Eile an und ſchritt haſtig meinem Ziele zu.

Das P. & O. Post Office** befindet ſich am weſtlichen Ende der Hauptſtraße von Yokohama. Dieſe Straße iſt durch ein ſtarkes, hölzernes Thor, an dem vier japaneſiſche Soldaten Wache halten, in zwei, ziemlich gleiche, Theile getheilt. Auf der Oſtſeite wohnen nur japaneſiſche Kaufleute; auf der Weſtſeite findet man das Yokohama-Hôtel, das von einem alten holländiſchen Schiffscapitain gehalten wird, die offiziellen Behauſungen der an der Douane beſchäftigten Dolmetſcher und Yakunins,*** und endlich die Wohnhäuſer einiger engliſcher und amerikaniſcher Kaufleute. Die Straße iſt über eine halbe engliſche Meile lang, ſchnurgrade, ſehr breit und die lebhafteſte von Yokohama: von frühem Morgen bis gegen Sonnen-Untergang wimmelt es dort von Europäern, Amerikanern, Chineſen, Malayen und japaneſiſchen Kaufleuten, Krämern und Kulis.†

Mein Weg führte mich in die Nähe des hölzernen Thores, welches das Weſtende vom Oſtende der Straße trennt. Aus der dunkeln Gaſſe tretend, die ich durchſchritten hatte, war ich überraſcht, dort eine große Anzahl von Fackeln und Laternen zu ſehen, die alle in großer Eile nach einem Punkte des Oſtendes getragen wurden. Ich blieb einen Augenblick ſtehen, unſchlüſſig, ob ich meinen Weg fortſetzen, oder der entgegengeſetzten Richtung folgen ſollte, die alle andern Leute in der Straße einzuſchlagen ſchienen.

Ein vorbeieilender Japaneſe rief meinem Kotzkoi einige Worte zu, die ich nicht verſtand. — „Was giebt's," fragte ich. — „O Herr, geht nicht weiter," antwortete er, „man hat dort zwei Fremde erſchlagen und die Männer, die es gethan haben, ſind noch in der Stadt." — Ich demſelben Augenblick kam ein junger Holländer, mit dem ich genau bekannt bin, dahergelaufen. — Er ſah mich nicht und wollte an mir vorbeiſtürzen, als ich ihn anrief. Er trug in der einen Hand eine Laterne und in der andern einen Revolver, und ſah todtenblaß und verſtört aus. — „Gehen Sie nicht dorthin," ſagte er. „Es iſt ein ſchrecklicher Anblick und Niemand kann mehr helfen. Man hat ſie zerhackt, jeder von ihnen trägt viele Todeswunden." — „Wer iſt ermordet worden, und wer hat ermordet?" fragte ich raſch. — „Ich weiß es nicht; ich ging zufälligerweiſe dort vorbei; ich war ganz allein dort, ich ſah viel Blut und viele klaffende Wunden, und ich habe es nicht gewagt, mich lange aufzuhalten." — „Nun," ſagte ich, „wir müſſen doch ſehen, wer da ermordet iſt. Ich gehe. Kommen Sie?" — Der kleine Mann war gleich bereit, aber mein Kotzkoi wollte nicht folgen. Ich nahm ihm die Laterne aus der Hand, verſicherte mich, daß an meinem Revolver nichts fehlte, und eilte dem Oſtende zu.

Das hölzerne Thor war verſchloſſen; die Soldaten, die dort Wache ſtanden, öffneten es jedoch ohne Widerrede, als wir uns durch einen dichten Haufen von Japaneſen durchgedrängt hatten und Einlaß begehrten.

In der Mitte der Straße hatte man ein großes Feuer angeſteckt. Darum ſtanden japaneſiſche Soldaten. Vier von ihnen trugen die großen, an einer hohen Stange befeſtigten Laternen von Hori Oribeno Kami, Gouverneur von Kanagawa und Yokohama. Es ging daraus hervor, daß dieſer, oder einer ſeiner hohen Offiziere, bereits am Platze war. Dicht bei dem Feuer, auf der rechten Seite der Straße, lag inmitten einer großen Blutlache der Leichnam des einen der Ermordeten. Man hatte eine Baſtmatte über ihn geworfen. Ich ließ dieſe in die Höhe nehmen und mein Begleiter erkannte in dem Getödteten den holländiſchen Schiffscapitain Decker. Sein Geſicht war durch vier Wunden, von denen jede tödtlich war, ſchrecklich entſtellt. Sein Körper war mit tiefen Wunden dicht bedeckt. Die linke Hand war ganz abgehackt, an der rechten Hand fehlten vier Finger. — Einige Schritt weiter fanden wir die abgehauene Hand, dann einen zertretenen, ſchwarzen Hut und 150 Schritt weiter, auf der linken Seite der Straße, den Leichnam des Schiffscapitain Voß. Das Geſicht dieſes Unglücklichen war ebenfalls durch mehrere tödtliche Wunden faſt unkenntlich gemacht. Der rechte Arm und die rechte Schulter waren ganz vom Leibe getrennt. Es ſah aus, als ob ein Fleiſcher mit einer ſchweren Axt den Körper zerhackt hätte. Als ich behülflich ſein wollte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen, damit er in das Haus des holländiſchen Konſuls geſchafft werden könnte, bemerkte ich, daß auch der Leib und der untere Theil des Körpers ganz zerfleiſcht waren. Der Kopf trug auf der linken Seite eine Wunde, die vom Munde bis an das Ohr ging, und die Zähne und Kinnbacken gräßlich bloßlegte. Der Ermordete konnte dieſen Schlag nur empfangen haben, als er bereits todt oder verſcheidend am Boden lag. Die Mörder mußten zahlreich geweſen ſein und hatten ihre blutige That ungeſtört verüben können. Man fand jedoch, daß ſie nichts geſtohlen hatten.

Aus der Lage, in der wir die Kadaver gefunden hatten, aus der Ausſage eines Chineſen, des Compradors* eines engliſchen Kaufmannes, Namens Boß, und aus der Erzählung des Gaſtwirthes von Yokohama-Hôtel ward es übrigens raſch möglich, ſich die ganze Mordſcene auszumalen.

Decker und Voß hatten um 5 Uhr im Yokohama-Hôtel ihr Abendmahl eingenommen. Nach dem Eſſen hatte Voß eine Partie Billard ſpielen wollen. Decker hatte ihm geſagt: „Warte, bis die Lampen angeſteckt ſind und in der Zwiſchenzeit komm und mache eine kleine Promenade mit mir, bis an das Ende der Straße." — Sie waren in der Dämmerung zur Thür hinausgetreten. Ein Holländer hatte ihnen am Thor der Großen Straße noch guten Abend gewünſcht. Es war ungefähr 6 Uhr geweſen. Sie waren langſam bis an das äußerſte Ende der Straße gegangen und hatten dann ihren Rückweg angetreten, als ſie in der Mitte des Oſtendes, wo ſie ſich $\frac{3}{4}$ auf 7 Uhr befinden mußten, plötzlich von hinten angefallen worden waren.

Die Mörder, ſechs oder acht an der Zahl, hatten ſich ſchreiend auf ihre wehrloſen Opfer geſtürzt. Voß war vom erſten Schlage, der ihm Arm und Schulter abgehauen hatte, todt zu Boden geſunken. Decker hatte ſich umdrehen können und hatte einen Augenblick zu widerſtehen verſucht. Dann hatte er zu entfliehen verſucht. Aber der alte Mann war leicht überholt worden. Er hatte den Säbel eines der Mörder mit der rechten Hand ergriffen; die ſcharfe Klinge hatte ihm die Finger abgeſchnitten; er hatte darauf einen Hieb mit dem linken Arm parirt, und die Hand war ihm abgehackt worden. Der ſchwer Verwundete hatte zum zweiten Male ſein Heil in der Flucht geſucht, aber ſeine wilden Feinde hatten ihn nach wenigen Schritten wieder erreicht und niedergemetzelt. Darauf hatten ſie ſich in eine Querſtraße geflüchtet, die aus der Stadt führt und waren verſchwunden. Sie waren ſämmtlich vermummt geweſen und die japaneſiſchen Kaufleute, vor deren Häuſern die That begangen worden war, wollten keinen der Mörder erkannt haben.

Unter den Fremden herrſchte große Aufregung und Beſtürzung: die Leichname von Voß und Decker waren eine Viertel-Stunde, nachdem das Verbrechen verübt worden war, gefunden worden. Man hatte ſofort die Thore von Yokohama geſchloſſen und auf allen Wegen, die zur Stadt führten, wachten Soldaten. Die Mörder konnten nicht weit ſein, und diesmal mußte ſie die japaneſiſche Regierung entdecken können. Einige beſorgte Leute meinten, daß man die fremde Kolonie während der Nacht

* Japaneſiſches Wort für „Bediente." Ganz allgemein in Gebrauch unter den in Japan anſäßigen Fremden.

** Allgemein gebräuchliche Abkürzung für Peninsular and Oriental Steam Navigation Company Post Office.

*** Japaneſiſches Wort für Beamte oder Offiziere. Ebenfalls allgemein in Gebrauch unter den in Japan anſäßigen Fremden.

† Dies Wort, ſeit langer Zeit in China gebräuchlich, iſt jetzt auch das in Japan allgemein angewandte, um einen Laſtträger, oder im Allgemeinen einen Mann zu bezeichnen, der aus der niedrigſten Klaſſe der Bevölkerung ſtammt und ſchwere Handarbeit verrichtet.

* Dies Wort ſtammt von Macao und iſt jetzt in China und in den, dem fremden Handel geöffneten, japaneſiſchen Häfen allgemein gebraucht. Der Comprador, ein Chineſe, iſt eine Art Majordom und Kaſſirer. Er beſorgt alle Ein- und Verkäufe, bezahlt alle Rechnungen und treibt die ausſtehenden Gelder ein. In meinen Notizen aus China werde ich häufig Gelegenheit haben, von den Compradore zu ſprechen.

Digitized by Google

überfallen würde, wie dies ſchon häufig angedroht war und ſchlugen vor, ſofort eine Bürgergarde zu bilden; die Ruhigern ſahen wohl ein, daß ein offner Ueberfall nicht zu befürchten ſei; aber Alle waren der Meinung, daß es gut ſein werde, die in Yedo reſidirenden Vertreter von England, Frankreich und Amerika ſofort von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Ich übernahm es, die Botſchaft nach Yedo zu bringen, und verließ Yokohama Nachts um 12 Uhr, gut bewaffnet und beritten, von einem japaneſiſchen Offizier begleitet, den mir der Gouverneur von Kanagawa als ſchützende Begleitung mit auf den Weg gegeben hatte. Bevor ich noch die Stadt verlaſſen hatte, paſſirte mir ein Unfall. Als wir durch die Große Straße ritten, in der Decker und Voß ermordet worden waren, und in der nun dunkle Nacht und unheimliche Stille herrſchten, ſcheuten unſere beiden Pferde an den Blutlachen, aus denen man die Leichname der Ermordeten gehoben hatte. Mein Begleiter fiel vom Pferde und zerbrach dabei die Laterne, die er am Sattel befeſtigt hatte. Ich prallte mit meinem Pferde ſo heftig gegen ein Haus, daß ich mir das linke Bein ſchmerzlich verletzte und meinen Revolver verlor. Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe ſich der Yakunin eine neue Laterne verſchafft und ich meine Waffe wieder gefunden hatte. — Gleich darauf, als wir das niedrige Stadtthor von Yokohama paſſirten, bückte ich mich nicht tief genug auf den Hals des Pferdes, und da es ſtockfinſter war, ſo ſtieß ich mit dem Kopfe ſo ſtark gegen den Querbalken, daß ich faſt vom Pferde fiel und mehrere Minuten anhalten mußte, bevor ich weiterreiten konnte.

Der Weg von Yokohama nach Yedo, der über Kanagawa führt, iſt ein wohlunterhaltener und ganz ungefährlicher. Er führt jedoch, nicht weit von Yokohama und während einer langen Strecke, über einen ziemlich hohen und nur wenig Fuß breiten Damm, der von beiden Seiten vom Meere beſpült wird. Wir mußten dort ganz langſam reiten und langten erſt gegen 2 Uhr Morgens in Kanagawa an.

Ich ſtattete dort dem amerikaniſchen Konſul Bericht von dem Vorgefallenen ab, und ruhte mich dann in dem Tempel des holländiſchen Konſul aus, wo ich mir mein Bein verbinden ließ und mir einige Waſſer-Umſchläge um den ſchmerzenden Kopf legte. Gegen 5 Uhr Morgens erſt war ich im Stande, meine Reiſe fortzuſetzen, auf der mir weiter nichts Erhebliches paſſirte. — Ich kam bei Tagesanbruch durch das große Dorf Kawaſacki, wo man im Theehauſe bereits alle Einzelheiten des Vorgefallenen kannte; ich fuhr ſodann über den Fluß Lokungo, der das Gebiet von Yedo von dem von Kanagawa trennt, ritt ſcharfen Trabes durch Omori und das übelberüchtigte Sinagawa, und ſtieg um 7 Uhr Morgens im Tempel Todengi, bei dem engliſchen Miniſter, ab. Ich erzählte dieſem, und ſpäter ſeinen Kollegen von Frankreich und Amerika, ſowie auch dem holländiſchen Konſul, der ſich zum Beſuch in Yedo befand, was ich von der letzten Mordthat geſehen hatte und wußte. Der holländiſche Konſul ritt ſofort nach Yokohama hinüber, und die fremden Miniſter verſammelten ſich und berietben, welche Maßregeln zu treffen ſeien, um das Verbrechen zu rächen und fernerem Unheil vorzubeugen.

Die Camilla, eine engliſche Korvette, die vor Yedo vor Anker lag, wurde ſelbigen Tages nach Yokohama geſchickt. Da mein ſtark geſchwollener Fuß mich verhinderte, die Reiſe dorthin wieder zu Pferde zu machen, ſo erhielt ich vom engliſchen Miniſter die Erlaubniß, mit der Camilla nach Yokohama zurückzukehren.

Ich langte dort Montag Abend wieder an. Man hatte Leichenſchau über Voß und Decker gehalten und conſtatirt, daß jeder von ihnen mehr als 20 Wunden erhalten hatte, die alle tödtlich waren. Von den Mördern hatte man keine Nachricht. Nichts verlautete auch von der Urſache der ſchweren That. Decker und Voß waren ruhige, friedliebende Leute geweſen, und Niemand konnte ihnen irgend einen Streit mit einem Japaneſen nachſagen. Der alte Decker war übrigens nur drei Tage vor ſeinem gewaltſamen Tode in Yokohama angelangt, und hatte dort wahrſcheinlich mit einigen holländiſchen Kaufleuten zu verkehren gehabt. Ein Gerücht ſagte, daß der holländiſche Konſul von Kanagawa, bei dem ich augenblicklich wohne, drei Japaneſen angeklagt habe, daß dieſe in Folge deſſen zum Tode verurtheilt ſeien und daß Voß und Decker, in ihrer Eigenſchaft als Holländer, Opfer einer höchſt ungerechten Blutrache gefallen ſeien. Dies iſt aber ganz unwahr, da der holländiſche Konſul keinen Japaneſen verklagt oder beſtraft hat.

Trotz der wohlgemeinten Rathſchläge einiger Freunde, die zu fürchten ſcheinen, daß man uns in unſerm einſamen Tempel überfallen möge, ſind wir alſo in Kanagawa geblieben, wo wir, während des Tages jedenfalls nichts zu befürchten haben, und wo wir uns auch heute während der Nacht in Sicherheit glauben, nachdem wir ſelbſt gewacht haben, daß alle Thore der großen Behauſung gut verſchloſſen ſind. L.

Mannigfaltiges.

— Central-Organ für den deutſchen Handelsſtand. Das allgemeine deutſche Handelsgeſetzbuch, welches ſeit dem 1. März d. J. in Preußen, Sachſen und Naſſau eingeführt iſt und mit dem 1. Juli auch in Bayern, Koburg u. ſ. w. Geſetzeskraft erlangt, hat bekanntlich die geſammten rechtlichen Verhältniſſe des Handelsſtandes nach einem einheitlichen Syſteme umgeſtaltet und geordnet. Tief eingreifende Veränderungen des bisher Beſtandenen ſind bereits in's Leben getreten, neue Regeln ſind für den kaufmänniſchen Verkehr in der weiten, von keinem Zunftzwang beengten Bedeutung, welche das neue Geſetzbuch dieſem Worte beimißt, entſcheidend geworden, und es nahet der Zeitpunkt, von dem ab der Handelsſtand ſelbſt, wie der Geiſt des deutſchen Handelsgeſetzbuchs weſentlich vorausſetzt, das neue Recht als Beiſitzer in den Handelsgerichten verwirklichen und in ſtetem Zuſammenhange mit ſeiner vorzüglichſten Quelle, dem Handelsbrauche (der Uſance), erhalten ſoll. Iſt hiernach die Pflicht, ſich mit dem Inhalt dieſes Geſetzbuchs bekannt zu machen, auch dem nichtjuriſtiſchen Publikum in einem außergewöhnlichen Grade auferlegt, ſo iſt andererſeits die Veröffentlichung kaufmänniſcher Akte durch das Handelsregiſter, welche das Geſetzbuch anordnet, für alle Betheiligten von den wichtigſten rechtlichen Folgen, und es wird die Aufmerkſamkeit des Geſchäftsmannes für den Inhalt dieſer durch die Zeitungen zu veröffentlichenden Eintragungen vielfach in Anſpruch genommen. Bei der Schwierigkeit der einen, wie der andern dieſer Aufgaben kann es willkommen geheißen werden, daß ein neues Blatt ſich vorzugsweiſe ihrer Löſung unterzieht. Das ſeit dem 1. März d. J. zu Köln (im Verlage von M. Du Mont-Schauberg*) erſcheinende „Central-Organ für den deutſchen Handelsſtand" hat es unternommen, die geſammten Rechtsverhältniſſe des kaufmänniſchen und handeltreibenden Publikums zum Gegenſtande kurzer, auch den Nichtjuriſten dienlicher Beſprechungen zu nehmen. Haupt- und Mittelpunkt iſt die Erläuterung des deutſchen Handelsgeſetzbuches, welche durch faßliche Commentare zu einzelnen Abſchnitten, Vergleichung des neuen Rechts mit dem bisher in Geltung geweſenen, und vorzugsweiſe durch genaue Mittheilung der allmählich beginnenden Praxis der Gerichtshöfe erſtrebt wird. Was die bisherigen Nummern in dieſer Hinſicht gebracht haben, läßt deutlich erkennen, daß die Redaction ihr Ziel, dem Handelsſtande ſein Recht auszulegen, klar im Auge behält und daß ſie ſich tüchtige Mitarbeiter unter Juriſten und Kaufleuten zu gewinnen gewußt hat. Auch ſind bisher ſämmtliche wichtigere Verordnungen über die Einführung des neuen Geſetzbuchs in den einzelnen Staaten, ſowie andere den Handelsſtand angehende Akte, z. B. die neuen Handelsverträge, vollſtändig mitgetheilt worden. Zur Erreichung der anderen Aufgabe, der Zuſammenſtellung des Handelsregiſters, iſt jeder Nummer ein Anzeigeblatt beigefügt, welches die Eintragungen der letztvergangenen Woche in überſichtlicher Anordnung, nach Staaten und Städten, zuſammenfaßt. Dieſe einzige einheitliche Sammlung ſämmtlicher Handelsregiſter, nicht allein der Staaten, in denen das Handelsgeſetzbuch jetzt gilt, ſondern auch derer, die, wie die freien Städte, ähnliche Einrichtungen bereits ſeit längerer Zeit haben, iſt für den betheiligten Handelsſtand, auch für größere ausländiſche Firmen, für Handelsgerichte und Anwälte, von großer Wichtigkeit. Sie erſpart den Betheiligten die Mühe, ſich aus den ſehr verſchiedenen Zeitungen, deren ſich die einzelnen Gerichte zur Veröffentlichung der Eintragungen bedienen, über den rechtlichen Stand der befreundeten Geſchäfte in Kenntniß zu erhalten und verſpricht überdies ihre Brauchbarkeit durch zeitweilige Mittheilung von Regiſtern zu erleichtern und zu erhöhen. Es ſteht zu hoffen, daß das nützliche Unternehmen die Theilnahme des betreffenden Publikums finden werde. L.

— Literariſcher Handweiſer.** Wenn es überhaupt als ein literariſches Bedürfniß anerkannt wird, daß es für die einzelnen religiöſen Bekenntniſſe Organe nicht blos der theologiſchen, ſondern auch der allgemeinen, äſthetiſchen und kritiſchen Prüfung der neu erſcheinenden Bücher gebe, ſo muß zugegeben werden, daß der vorliegende, ſeit dem 1. Januar d. J. von den Herren Hülskamp und Rump in Münſter herausgegebene „literariſche Handweiſer" ſeinen Zweck in möglichſt vollſtändiger und auch — was man von ſolchen Organen am Wenigſten zu erwarten pflegt — durchaus keinen Anſtoß gebender Weiſe erfüllt. Der literariſche Hand-

* Expedition der „Kölniſchen Zeitung."

** Literariſcher Handweiſer, zunächſt für das katholiſche Deutſchland. Herausgegeben von Franz Hülskamp und Hermann Rump in Münſter. (Jährlich zehn Nummern à 1—1½ Bogen in Lex. 8. Preis jährlich 15 Sgr.) Münſter, Theiſſing'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

weiſer bringt eine nach Fächern geordnete Ueberſicht der Novitäten des deutſchen Buchhandels, ſoweit ſie das katholiſche Publikum intereſſiren können, wobei z. B. auch die außerhalb der katholiſchen Kirche ſtehende Bibel-Wiſſenſchaft und Kirchengeſchichte in Betracht kommen. Das Hervorragendſte der auswärtigen Literatur wird ebenfalls berührt, und zwar geht aus den uns vorliegenden Blättern hervor, daß die Herausgeber auf dem Gebiete der katholiſchen Literatur in Belgien, Frankreich, Italien und England beſſere Verbindungen als irgend eine andere deutſche Zeitſchrift haben. Wir werden gern von Zeit zu Zeit auf den „literariſchen Hinweiſer" ſelbſt hinweiſen, wenn er ſeiner jetzigen, ſachgemäßen, von aller gehäſſigen Polemik ſich fernhaltenden Weiſe auch in Zukunft treu bleibt.

— Londoner Welt-Ausſtellung. Der Berichterſtatter des Bremer Handelsblatts ſchreibt: „Die Mehrzahl derjenigen Perſönlichkeiten, welche mit der Leitung der deutſchen Ausſtellung betraut worden ſind, gehören einer Klaſſe von Leuten an, welche ihre Weltanſchauung da gewonnen haben, wo man Handel und Induſtrie immer noch mit derjenigen Sorge betrachtet, welche den Pädagogen nicht zu verlaſſen pflegt, wenn ihm ſein Zögling längſt über den Kopf gewachſen iſt. Wir Deutſchen ſind an's Regieren nun einmal ſo gewöhnt, daß wir ohne Regierungs-, Oberregierungs-, und Geheim-Oberregierungs-Männer ſelbſt in ſolchen Geſchäften nicht fertig werden, für welche Werkſtätten und Comptoire die eigentliche Vorſchule, Waarenkunde und andere praktiſche Kenntniſſe viel unentbehrlicher ſind, als corpus juris und zwölf Bücher vom Staat. Wie viel Gewicht die deutſche Induſtrie ſelbſt auf ihren äußeren Zuſammenhang mit büreaukratiſchen und ariſtokratiſchen Verhältniſſen legt, ſieht man an dieſen vielen Hof-Lieferanten, Hof-Büchſen-, Uhren-, Korb-, Inſtrumenten-, Bürſten-, Pinſel-, Schuh- und anderen Machern, den Hof-Seifenfabrikanten, Hof-Sattlern, Hof-Goldſchmieden, Hof-Zinngießern, Hof-Photographen, Hof-Aſphalt-Lieferanten, Hof-Buchdruckereien und Geheimen-Oberhof-Buchdruckereien, die in der zollvereinsländiſchen Ausſtellung ſo zahlreich vertreten ſind. Ein anderer Grund der Mangelhaftigkeit der letzteren liegt darin, daß viele der bedeutendſten deutſchen Induſtriellen ſich der Theilnahme an der Ausſtellung enthalten haben, während eine Menge unbedeutender Producenten mit wahrhaft armſeliger Jahrmarkts-Ausſtattung die verdiente Zurückweiſung von Seiten der Ausſtellungs-Commiſſion nicht gefunden hat. Die Baumwollen-Induſtrie iſt faſt gar nicht vertreten, weder Ettlingen noch die Herren von Kerſtorff und Konſorten haben ein Fädchen Garn oder Gewebe zur Ausſtellung gebracht. So wichtig iſt ihnen die Agitation gegen den deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrag, daß ſie die Weltausſtellung darüber ganz vergeſſen haben."

— Napoleon I. auf der Inſel Elba. Von den „Depeſchen und Memoiren des Herzogs von Wellington," welche der Sohn des Herzogs herausgiebt, iſt jüngſt der neunte Band erſchienen. Er umfaßt die Zeit vom April 1814 bis zum März 1815, d. h. die Geſandtſchaft des Herzogs in Paris und ſeine Theilnahme am Wiener Kongreß. Neben den Briefen des Herzogs erſcheinen zum erſten Male eine Reihe intereſſanter Schreiben von vielen engliſchen Staatsmännern, von Kaiſer Alexander, Ludwig XVIII., Murat ꝛc. Beſonders anziehend ſind die Mittheilungen über Napoleon's Leben auf Elba, welche der mit ſeiner Ueberwachung betraute Oberſt Niel Campbell nach England richtete. Der Oberſt ſchreibt u. A. im September 1814: „Geſtern hatte ich eine dreiſtündige Audienz bei Napoleon. Er ging fortwährend von einem Ende des Zimmers zum andern, richtete zahlloſe Fragen an mich und verbreitete ſich über mannigfaltige Gegenſtände. Im Allgemeinen zeigte er gute Laune; nur wenn er auf die Trennung von Weib und Kind, oder auf den Abfall des Marſchall Marmont kam, verfinſterte ſich ſeine Stimmung. Er fragte zuerſt nach Nizza; er höre, General Bentinck kehre bald dahin zurück. Ob ein engliſches Regiment in Nizza ſei? Dann erkundigte er ſich nach den Zuſtänden in Piemont, der Lombardei, Toscana und Venedig. Er meinte, die rohen Manieren und die fremde Sprache werde es den Oeſterreichern unmöglich machen, bei den Italiänern beliebt zu werden, denen die Bildung des Königreichs Italien ſehr geſchmeichelt habe. Es liege in Englands Intereſſe, dieſes Königreich zu erhalten, als einen Alliirten gegen Frankreich und Oeſterreich; ebenſo, Sicilien getrennt zu laſſen von Neapel, da dann Sicilien als Inſel durchaus unter dem Einfluſſe Englands ſtehen werde. Dann fragte er nach der Königin von Sicilien, nach den Abſichten der Alliirten in Betreff Murat's, ob der alte König von Spanien in Rom bleiben werde. Als ich ihm ſagte, es heiße, Ferdinand VII. habe ſeinen Vater und ſeine Mutter eingeladen, nach Spanien zurückzukehren, vorausgeſetzt, daß der Friedensfürſt (Godoy) ſie nicht begleite, brach Napoleon gegen Godoy heftig los und ſagte, er habe ſeiner Sache in Spanien außerordentlich geſchadet, indem er Godoy unterſtützt und gehalten. Dann klagte er über die Grauſamkeit Oeſterreichs, ihm ſeine Frau und ſein Kind vorzuenthalten. Als der Oberſt fragte, ob er wirklich Soldaten rekrutire, bemühte er ſich, die daran geknüpften Beſorgniſſe lächerlich zu machen: er könne ja mit einigen hundert Mann ſeiner alten Garde nicht einmal die Forts der Inſel beſetzen! „Ich denke," fügte er mit charakteriſtiſcher Verſtellung hinzu, „an nichts, was außer dieſem kleinen Eiland liegt. Ich hätte können den Krieg zwanzig Jahre länger fortführen, wenn ich gewollt hätte. Ich exiſtire für die Welt nicht mehr. Ich bin ein todter Mann. Ich beſchäftige mich nur mit meiner Familie, meinem Hauſe, meinen Kühen und meinem Hühnerhof."

Drei Wochen vorher war im tiefſten Geheimniß eine Dame mit einem Knaben von fünf bis ſechs Jahren auf der Inſel gelandet und von Napoleon mit höchſter Aufmerkſamkeit empfangen worden. Er hatte ſie alsbald in ein verſtecktes Häuschen im entlegenſten Winkel der Inſel geführt. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen war ſie wieder abgefahren, man meinte nach Neapel. Auf der Inſel glaubte Jedermann, die Unbekannte ſei Marie Louiſe mit ihrem Sohn, und daſſelbe meinte man auf der italiäniſchen Küſte. „Aber meine Erkundigungen," ſchreibt der Oberſt, „laſſen mich glauben, daß es eine Polin von Warſchau iſt, welche mit Napoleon in einem Verhältniß geſtanden hatte. Die Heimlichkeit und Kürze ihres Beſuchs hatte wahrſcheinlich ihren Grund in Rückſichten auf Marie Louiſe."

— Italiens katholiſche Literatur. Aus Rom wird dem „literariſchen Handweiſer" geſchrieben: „Es iſt zur Zeit nicht viel was hier erſcheint. Einmal wirken die politiſchen Verhältniſſe durchaus lähmend auf die Literatur, und dann beſitzen wir keine Verlagshandlung die ſich etwas von Bedeutung zu unternehmen getraute. Alles Wichtigere kommt aus dem Verlage der Propaganda oder der „Civ. catt.," die gegenwärtig 2500 Abonnenten zählt. Einigermaßen nennenswerthe Verlagshandlungen finden ſich nur in Turin, Mailand, Florenz und Neapel. Zudem gebricht es dem Buchhandel dieſes Landes, wo 99% der Bevölkerung kein Buch und keine Zeitung lieſt, an jeder Organiſation. Keine Gleichheit der Preiſe, keine vollſtändigen Kataloge, keine Literaturzeitung, kein „Handweiſer." Wenn Sie zum Literaturbericht der „Civ." noch die monatlich zweimal erſcheinende „Ape cattolica" von Neapel leſen, ſo haben Sie Alles, was an brauchbarer Kritik gedruckt wird. Da nun auch die Buchhändler nicht daran denken, neue Werke zur Anſicht zu verſenden, iſt es ungemein ſchwer zu erfahren, was erſcheint. Die meiſten Bücher kommen nicht über den Druckort hinaus. Die Autoren erhalten in der Regel nicht nur kein Honorar, ſie müſſen auch die Druckkoſten beſtreiten. Die Auflage iſt alſo Eigenthum des Autors. Der wird ſeine Freunde verſorgen, 50—100 Exemplare an einen oder höchſtens zwei Buchhändler abgeben, alles Uebrige behalten. Zum Verkaufen fehlt es dem Buchhändler an weſentlichem Intereſſe, dem Autor an Verbindungen; ſo werden wenig Exemplare abgeſetzt und dieſe zu ſehr hohen Preiſen. (Das hat bei wirklich guten Büchern einen wohlfeileren belgiſchen Nachdruck dann zur unausbleiblichen Folge.) Die reſtirenden Hunderte wandern entweder zum Antiquar, der ſie bei Auctionen, welche im ital. Buchhandel die größte Rolle ſpielen, vertrödelt, oder ſie fallen irgend einem Kloſter als Erbſchaft anheim, wandern jedenfalls mit dem Verfaſſer, kommen auch häufig genug in die Hände alter Baſen und dadurch in die Krämerladen. So ſind ältere Bücher meiſt nur äußerſt ſchwer, langſam und koſtſpielig zu haben; denn erſt muß an den Autor oder ſeine Erben geſchrieben werden, und wie ſchwer ſind die oft zu finden! Ein Buch aus Leipzig und Paris erhalten wir in Rom z. B. viel ſchneller und bequemer, als eines aus Neapel; manchmal ſchneller als ein vor nicht allzu kurzer Zeit in Rom ſelbſt gedrucktes und verlegtes. Gleichwohl findet man in der ewigen Stadt nicht blos Männer von großer Heiligkeit, ſondern auch von gründlicher und maſſenhafter Gelehrſamkeit. Die Reſultate ihrer Forſchungen ſind in den werthvollſten Manuſcripten niedergelegt. Aber vielfach fehlt es an den Mitteln, ſie drucken zu laſſen; ſo wandern die Schätze in die Bibliotheken, z. B. in die Corſini- oder Minerva-Bibliothek, um dort wenig oder gar nicht beachtet zu werden. Ein Kardinal verſicherte uns, daß er in Rom zur Stunde wenigſtens ein Dutzend Manuſcripte kenne, welche der Verbreitung durch den Druck ſämmtlich in hohem Grade würdig und fähig ſeien." J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 33. Mittwoch, den 13. Auguſt 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Der deutſche Eiſenbahn-Kongreß in Amſterdam 385
Ludwig von Haller und die reactionäre Politik. II. Das Syſtem in ſeiner Haltloſigkeit 386

Böhmen.
Die böhmiſche Hiſtoriographie 388

Frankreich.
Schöne Geiſter und ſchöne Seelen 389

Rußland.
Der Feldzug des Jahres 1812 nach ruſſiſcher Darſtellung. Die Vorbereitung der Napoleoniſchen Kataſtrophe 390

Schweden.
Einiges aus der neueren nordiſchen Literatur 393

Norwegen.
Ein neuer Roman A. Munch's. Die falſche Margarethe . . . . . . „

China.
Zum erſtenmal in Macao 395

Mannigfaltiges.
Oeſterreich und der Zollverein 396
Höflichkeits-Phraſen der Japaneſen . . . . „
Die Deutſchen in Paris . . . . „
Montenegro . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Der deutſche Eiſenbahn-Kongreß in Amſterdam.

Einen neuen Triumph feierte eben die Einheit und das politiſche Bewußtſein des deutſchen Volkes in Holland, wo in dieſem Jahre die Generalverſammlung der deutſchen Eiſenbahn-Verwaltungen ſtattfand. Eingeladen von der Direction der „Niederländiſchen Rhein-Eiſenbahn,“ die auf ihren Antrag vor zwei Jahren in den deutſchen Eiſenbahn-Verband aufgenommen worden war, fanden die Mitglieder des Letztern ſchon bei ihrem Eintritt in Holland einen wahrhaft überraſchenden, herzlichen Empfang. Der Bürgermeiſter der Stadt Arnheim, an der Spitze der Schöffen und der übrigen Magiſtrats-Mitglieder, begrüßte die Eintretenden mit ähnlichen ſtammverwandten Worten, wie ſie beim Schützenfeſt in Frankfurt a. M. aus dem Munde der Schweizer die Herzen der Deutſchen elektriſirt hatten. Die Muſik der ſtädtiſchen „Schutterei“ (Bürgerſchützen) ſpielte und wiederholte das deutſche Vaterlandslied von Arndt, und die Säle, in welchen die deutſchen Eiſenbahn-Männer zu einem Gabel-Frühſtück Platz nahmen, waren ebenſo mit den deutſchen, wie mit den niederländiſchen Farben geſchmückt. Gleiche Aufmerkſamkeit wurde den einziehenden Deutſchen in Amſterdam und im Haag zu Theil. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als ſie in der alten großen Haupt- und Handelsſtadt an der Amſtel einfuhren, und die ganze Bevölkerung ſchien auf den Beinen zu ſein. Bei den Empfangs-Feſtlichkeiten, die ihnen hier bereitet waren, zeigten die ſtädtiſchen Behörden von Amſterdam und Haag, die Kaufmannſchaft, die Handelskammer und die Eiſenbahn-Verwaltung von Amſterdam, nicht minder aber auch die niederländiſche Regierung, eine ebenſo zuvorkommende Aufmerkſamkeit, als ein das deutſche Nationalgefühl erhebendes Beſtreben, ſich als verwandte Stammesbrüder darzuſtellen. Luſtfahrten auf dem Ey (Y), das Vomſtapellaufen eines Kriegsſchiffes auf dem Marine-Werft und glänzende Feuerwerke fanden abwechſelnd mit großen Diners, Abendkonzerten und Vauxhalls, ſowie mit Eiſenbahn-Fahrten und Promenaden zu Wagen, ſtatt.

Bei der Eröffnung der Sitzungen des Eiſenbahn-Kongreſſes erſchien der Miniſter des Innern, Herr van Thorbecke, ein ebenſo wegen ſeiner politiſchen Geſinnung, wie wegen der gründlichen, wiſſenſchaftlichen Studien, die der frühere Profeſſor der Univerſität Utrecht auf deutſchen Hochſchulen gemacht, allgemein geſchätzter Staatsmann, und bewillkommnete im Namen des Königs der Niederlande die Verſammlung, die er, ebenſo wie alle folgenden Redner der holländiſchen Nationalität, als das Zeichen einer neuen Aera der Verbrüderung des großen, mannigfaltigen Deutſchlands und des alten freien Niederlands begrüßte.

Es iſt hier nicht der Ort, über die Verhandlungen zu ſprechen, die auf dem Eiſenbahn-Kongreſſe ſtattfanden. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, daß auch auf dem Kongreſſe des Eiſenbahn-Vereins, welcher fünfzehn Jahre lang eine rühmliche Ausnahme von der Regel der kleinlichen Zerſplitterung unſeres gemeinſamen Vaterlandes bildete, dieſesmal ein von öſterreichiſcher Seite ausgehendes, eiferſüchtiges Beſtreben ſich zeigte, das thatſächliche Verhältniß des Uebergewichtes preußiſch-norddeutſcher Beziehungen zu zerſtören. Weniger ging dieſes Beſtreben von den wackeren Deutſch-Oeſterreichern aus Wien und aus Böhmen, die der Verein längſt als treue, hochgebildete Cultoren deutſcher Einigkeit, Bildung und Wiſſenſchaft kennt und ehrt, als von einigen in Oeſterreich eingewanderten Nord- und Süddeutſchen aus, unter denen ſich namentlich ein Schleswig-Holſteiner, ein bekannter deutſcher Schriftſteller, bemerklich machte, der gar nicht aufhören konnte, ſeine jetzigen Landsleute aus Oeſterreich auf die ſchreckliche Beleidigung aufmerkſam zu machen, die ihnen angeblich dadurch widerfahren worden ſei, daß der Präſident der „Niederländiſchen Rhein-Eiſenbahn,“ Herr van Ameshoff, in einem Toaſte auf die Fürſten und freien Städte Deutſchlands den König von Preußen vorangeſtellt hatte. Vergebens erläuterte dies Herr van Ameshoff dadurch, daß er auf die geographiſche Lage ſeiner Eiſenbahn hinwies, die nicht blos an Preußen gränzt, ſondern ſogar auf preußiſchem Gebiete weitergeht, indem ſie erſt in Emmerich endigt; vergebens ſagte er, daß er Urſache habe, der preußiſchen Regierung für ihr Entgegenkommen auf allen Gebieten des internationalen Verkehrs dankbar zu ſein; die ſogenannten Oeſterreicher beſtanden darauf, daß ihre Landsleute am morgenden Tag in der Frühe den Kongreß und den Ort, wo ihnen eine ſolche Kränkung zu Theil geworden, verlaſſen müßten. Auch ein früherer öſterreichiſcher März-Miniſter, ein Mann, der jetzt mit ſehr vielen Orden behängt iſt, ſchloß ſich dieſer Anſicht an, die jedoch glücklicherweiſe bei der wackeren Mehrzahl der wirklichen Oeſterreicher nicht durchging. Wir würden uns ſonſt in den Augen des hochſinnigen, freien Volkes, deſſen berühmter Wahlſpruch die Worte „Eendragt maakt magt“ (Eintracht macht ſtark) ſind, auf das Lächerlichſte blamirt haben.

Einen andern Beweis ihrer allbewährten Schwärmerei für deutſche Einheit und Ehre gaben unſere Freunde von Hannover. Zwar war auf dem Kongreſſe in Amſterdam die k. hannoverſche Generaldirection der Eiſenbahnen und Telegraphen gar nicht vertreten — wahrſcheinlich weil ſie ihrem früheren Proteſte gegen den Eintritt Niederlands in den deutſchen Eiſenbahn-Verband kein Dementi geben wollte — aber ſie brachte ſich und ihre Geſinnung durch eine telegraphiſche Depeſche in nichts weniger als freundliche Erinnerung.

Dem von dem vorjährigen Eiſenbahn-Kongreß in Köln gefaßten Beſchluß, daß es fortan lediglich der Zuſtimmung der Majorität der Generalverſammlung bedürfen ſolle, wenn nicht-deutſche Eiſenbahnen, die mit Deutſchland in lebhafter Verbindung ſind — worunter zunächſt die „Vereinigten Schweizer Bahnen“ und die Warſchau-Wiener Bahn zu

Digitized by Google

verſtehen — in den deutſchen Verband eintreten wollen, hatte nämlich Hannover, gemeinſchaftlich mit der Köln-Mindener und einigen anderen Bahnen, ſeine Zuſtimmung nicht ertheilt. In Amſterdam kam der Gegenſtand wieder zur Sprache. Es wurde darauf aufmerkſam gemacht, welche edle deutſche Geſinnung ſich auch in Amſterdam (wie bei dem Schützenfeſte in Frankfurt a. M.) in den Anſprachen der als Gäſte erſchienenen Schweizer Abgeordneten kundgegeben, und ſo nahmen auch Köln-Minden ꝛc. ihren Widerſpruch zurück. Aber Hannover beharrte dabei, auch nachdem durch eine telegraphiſche Depeſche die Hauptſtadt der Welfen von der veränderten Lage der Frage in Kenntniß geſetzt worden war, und da bei dem deutſchen Eiſenbahn-Verband, ebenſo wie im Zollverein, die liebenswürdige Beſtimmung gilt, daß der Diſſens einer einzigen Stimme genügt, um den Beſchluß einer großen Geſammtheit werthlos zu machen, ſo werden wir und unſere wackeren, ſchweizer Nachbarn wohl noch lange warten müſſen, bevor uns die Frende zu Theil wird, ſie als wirkliche Mitglieder in unſerem Eiſenbahn-Verbande zu ſehen.

Bemerkt muß übrigens hierbei werden, daß die Vertreter der übrigen deutſchen Staatsbahnen in *dieſer* Frage ſtets mit den Vertretern der Privatbahnen übereinſtimmten. Insbeſonders aber haben die Vertreter der k. ſächſiſchen Staatsbahnen in Amſterdam ein ſehr ehrenwerthes Beſtreben gezeigt, ihrerſeits die Einheit und Einigkeit der deutſchen Intereſſen nicht zu ſtören.

Die Direction der „Berlin-Anhaltiſchen Eiſenbahn" iſt abermals auf zwei Jahre zum geſchäftsführenden Directorium des deutſchen Eiſenbahn-Vereins erwählt worden, und zwar nachdem auch in dieſer Beziehung eine förmliche Sonderung der nord- und der ſüddeutſchen Verwaltungen ſtattgefunden hatte. Letztere haben der Direction der „Bayeriſchen Oſtbahn" ihre Stimmen gegeben. Es läßt ſich gewiß nichts dagegen erinnern, daß auch eine ſüddeutſche Verwaltung demnächſt zur geſchäftsführenden Direction erwählt werde; da jedoch in dieſem Augenblicke noch manche vom Kongreß neu aufgeſtellte Beſtimmungen in Bezug auf den durchgehenden Güterverkehr ꝛc. nicht vollſtändig in's Leben getreten ſind, ſo wird es vorlänfig noch auf einige Zeit der Leitung des bisherigen geſchäftsführenden Directoriums bedürfen, um die ſchwebenden Fragen zu erledigen.

Als nächſtjähriger Ort der Verſammlung des Deutſchen Eiſenbahn-Kongreſſes iſt *Salzburg* erwählt worden.

Es mag mir verſtattet ſein, dieſen Bericht mit der Bemerkung zu ſchließen, daß der Kongreß in Amſterdam wahrſcheinlich ſehr fruchtbar für die Mehrung der Eiſenbahn- und Handelsverbindungen Deutſchlands und demzufolge auch für die Mehrung des deutſchen Nationalvermögens ſein wird. Denn dieſer Kongreß traf mit zwei merkwürdigen Ereigniſſen zuſammen: mit der Abſchließung des deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrages, durch welchen das Prinzip der internationalen Handels- und Verkehrsfreiheit auch in Deutſchland ſanctionirt wird, und mit der nahe bevorſtehenden Eröffnung der erſten Strecke der niederländiſchen Staats-Eiſenbahnen, die nicht weniger als vier neue große Handelsſtraßen und ebenſo viele Seehäfen dem deutſchen Eiſenbahn-Verkehr erſchließen werden. Heil dieſen und allen ähnlichen Ereigniſſen, welche dazu beitragen, die Völker einander näher zu bringen, auf daß ſie ſich gegenſeitig ſtets mehr achten lernen und die Quellen unheilvoller Kriege auf ewige Zeiten verſtopft werden!

J. C.

Ludwig von Haller und die reactionäre Politik.

II.

Das Syſtem in ſeiner Haltloſigkeit.

Sollen wir nun über das Syſtem, das wir im erſten Artikel abrißweiſe, ſeinem weſentlichen Inhalte nach, mitgetheilt, unſer Urtheil abgeben, ſo können wir es in wenigen Worten zuſammenfaſſen: maßloſe Keckheit bei auffallender Lückenhaftigkeit an allen Enden.

Kann in der That die Keckheit weiter getrieben werden, als dem neunzehnten Jahrhundert in's Geſicht die Behauptung aufzuſtellen, daß der Staat durch und für den Fürſten, nicht der Fürſt durch und für den Staat beſtehe? daß eine ganze Nation von dem ſie regierenden Fürſten abhänge, daß ſie ihm gegenüber keine Rechte habe, daß er ſie abtreten, verkaufen, verſchenken, kurz, mit ihr wie ein Schäfer mit ſeiner Heerde umſpringen könne? daß endlich das berüchtigte Wort Ludwig's XVI.: L'état c'est moi kein zeitlich und örtlich relativer Rechts-Ausſpruch, ſondern eine abſolute, ewige, allgemeine Wahrheit des Rechts ſei? Allein wer die Eisdecke, die Millionen Menſchen mit ſchwanken, ſchüchternen Vorſtellungen trägt, auf ſolche Weiſe bricht, ſehe zu, daß er nicht ſelber von der aufgeriſſenen Kluft verſchlungen werde; er muß ſich auf einen unerſchütterlichen Felſen, nicht auf eine dünne, ſchwache Planke ſtellen. Nun aber ſtützt Haller ſeine kecken Kategorien auf einen plumpen Sophismus, ſußt auf eine mit Händen zu greifende petitio principii: weil die Thatſache der Souveränetät ſehr oft die Thatſache des Grundbeſitzes vorausſetzt, ſoll umgekehrt das Recht des Grundbeſitzes das Souveränetäts-Recht bedingen! Da iſt ein Menſch eines ſchönen Tages irgendwie zum Beſitz eines Stück Bodens gekommen; mit Hülfe von Arbeitern, die, nicht ſo ſtark und nicht ſo geſchickt wie er, ſich unter ſeinen Schutz und in die Abhängigkeit von ihm begeben, hat er das Land angebaut. Allmählich hat die urſprünglich mäßige Domäne an Umfang gewonnen, die abhängigen Anbauer haben ſich vermehrt, Andere ſind dazu gekommen, um deſſelben Schutzes gegen dieſelben Dienſte theilhaft zu werden; und nach einigen Generationen fühlt ſich der Abkömmling des erſten Beſitzergreifers als anerkanntes, verehrtes Haupt einer ganzen, ihm gehorchenden Völkerſchaft; folglich ſind dieſes Haupt und ſeine Sproſſen für ewige Zeiten mit vollem Recht Souveräne, oberſte Geſetzgeber, ausſchließliche und unbeſchränkte Herren des von jener Völkerſchaft gebildeten Staates! Umſonſt wechſeln die Verhältniſſe: die Schwachen erſtarken, der Starke erſchlafft; die Schützlinge bedürfen des Schutzes nicht mehr; die Völkerſchaft erwächſt zu einem Volke, gedeiht zu einer großen Nation — Alles umſonſt; das Souveränetätsrecht beſteht ungeſchwächt, unverändert, wie es zur Zeit des erſten Grundbeſitzers und der erſten abhängigen Inſaſſen beſtanden hat!

Wunderliches Paradoxon das, aus dem Grundbeſitzrecht das Souveränetätsrecht als logiſche Folge herzuleiten! Unbezweifelt hat der Eigenthümer des Bodens das Recht, die Früchte deſſelben nur mit denen zu theilen, die ihm bei'm Anbau geholfen, mit ihm und für ihn gearbeitet haben. Allein, wenn ſie ſeiner bedürfen, bedarf er auch ihrer, und die ausdrückliche oder ſtillſchweigende Uebereinkunft zwiſchen ihnen — kann ſie andre Rechte erzeugen, als diejenigen, die zur Befriedigung dieſes gegenſeitigen Bedürfniſſes nothwendig ſind? Jeder giebt, was er hat: der Grundbeſitzer ſeine Früchte, der Bauer ſeine Arbeitskraft; in Bezug aber auf alle andere Lebensthätigkeit bleibt jeder frei und unabhängig. Der Bauer ſei Pächter, ganzer oder halber, oder aber Tagelöhner: ſo iſt er nur das, nimmer etwas Anderes; er hätte ſich denn aus freien Stücken von vornherein oder in der Folge zu andern Dienſten verpflichtet und einer enger gezogenen Abhängigkeit unterworfen. Hat er, im Gefühl ſeiner Schwäche, oder ſeiner Niedrigkeit, den Nacken unter das Joch eines unbeſchränkten Souveränetätsrechtes gebeugt, ſo iſt das eine perſönliche Verpflichtung, die mit ſeinem Leben aufhört.

Räumt ja Haller ſelbſt ein, daß die Abhängigkeit von einem Heerführer nur die Pflicht bedinge, mit ihm und für ihn zu kämpfen; die Abhängigkeit von einem Religionsſtifter fordere nur, die gepredigte Lehre zu bekennen und danach zu leben. Warum ſollen nun aus der Abhängigkeit von dem Grundherrn andere Obliegenheiten erwachſen, als diejenigen, die mit dem Anbau des Bodens zuſammenhängen?

An das Recht des Grundbeſitzes, wie an das Recht der Heerführung und der Religionsſtiftung, können ſich nur ganz beſtimmte, freiwillig eingegangene Pflichten knüpfen; das iſt ſo klar, daß ſelbſt die Souveränetät, die ſich aus dem Lehnweſen entwickelt hat, kein anderes Recht in ſich ſchließt. Die Leibeigenſchaft, dieſes feudale Schmarotzergewächs, war ein reiner Mißbrauch der Gewalt, durch die der Lehnsherr in einer Reihe ungeſetzlicher Uſurpationen ſich zum abſoluten Herrſcher hinaufgeſchraubt und die früheren Vaſallen und Pächter zur Knechtſchaft hinabgedrückt hat.

Allein das Feudalweſen entſtand unter bereits gebildeten, organiſirten, geſetzlich regierten Geſellſchaften, bei denen das Eigenthumsrecht längſt feſtgeſtellt, geheiligt und verbürgt war. Soll nun die Theorie Haller's die Tragweite haben, die er ihr giebt; ſoll ſie allgemein anwendbar und abſolut wahr ſein: ſo darf man die Souveränetät nicht als logiſche Konſequenz des Eigenthumsrechtes hinſtellen, ſondern ſie müßte weiter zurückgehen und ſich logiſch an die ſchlechthinnige Thatſache der Beſitzergreifung knüpfen; denn das Recht zu regieren mußte ja der Regierung in der Zeit vorangehn: es mußte ſich auf Verhältniſſe gründen, die früher, als die bürgerlichen Geſellſchaften da waren. Bis aber ſolche Geſellſchaften in's Leben treten, bleibt die Beſitzergreifung eine ſchlechthinnige Thatſache, die kein äußerer Umſtand, am wenigſten der perſönliche Wille des Beſitzergreifers, in ein wahres Recht umzugeſtalten vermag.

Haller verlegt in die zufällige und wandelbare Thatſache der überlegenen Stärke und des materiellen Beſitzes das Fundament des Souveränetäts-Rechtes, d. h. des Rechtes der Herrſchaft Eines Menſchen über andre Menſchen, die wie er mit Vernunft und moraliſchem Sinn begabt, wie er zur Freiheit geboren ſind, da ſie wie er von Gott die Fähi-

Digitized by Google

keit bekommen haben, jene angeborenen Gaben zu ihrer Entwickelung und zu ihrem Heil zu gebrauchen. — Das war der große Irrthum, in den er von vornherein gerieth; der mußte ihn mit jedem Schritte vorwärts zu der ungeheuerlichen Lehre führen, die einen ſolchen Haß, ſolchen feindſeligen Sturm gegen ihn hervorrief.

Wie kam es aber, daß eine Lehre, die in ihrer Wurzel an einem ſo unheilbaren Irrthum krankt, dennoch, in Deutſchland namentlich, bei einer zahlreichen Partei, worin die höchſte Intelligenz ſtark vertreten war, einen ſo begeiſterten Anhang fand? Allerdings hat der Autor einen ſeltnen Reichthum an Geiſt und Wiſſen entfaltet, um ſeine aufgeſtellte Theſe zu vertheidigen; allein das genügt nicht, einen ſolchen Erfolg bei einem ſo helldenkenden Publikum zu erklären. Geiſt und Wiſſen können die Maſſe flüchtiger und leidenſchaftlich befangener Leſer blenden und mit fortreißen; aber auf ernſte, unterrichtete, urtheilsmächtige Männer tief und nachhaltig einwirken, ſie für eine irrige Idee entflammen — das vermag nur das Werk des Genius, der die Idee an eine gewaltige Conception, an einen großartigen Komplex neuer und fruchtbarer Wahrheiten, knüpft.

Und wir nehmen keinen Anſtand, Haller's: „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft," wovon der oben beigebrachte Abriß nur einen ſchwachen Begriff giebt, für ein Werk des Genies zu erklären. Um das Staatsrecht auf die natürlichen Verhältniſſe der zu einer Geſellſchaft vereinigten Menſchen zu gründen, mußte er zuvörderſt dieſe Verhältniſſe darlegen, ſie bis in ihre Entſtehung verfolgen, ihre allmähliche Entwicklung nachweiſen, die daraus hervorgegangenen verſchiedenen Regierungsformen klaſſifiziren, die einer jeden dieſer Formen eigenthümlichen Züge ſcharf kennzeichnen, ihre Zwecke beleuchten und würdigen und endlich ſeine theoretiſchen Schlüſſe durch Beiſpiele aus der Geſchichte belegen.

Dabei blieb er aber nicht ſtehen. Unter der Ueberſchrift: „Makrobiotik" ſtellt er für die vier Hauptregierungsformen ein Regulativ auf, wie die Erhaltung und die Dauer derſelben zu ſichern ſei. Was Machiavel in ſeinem „Il Principe" umrißweiſe entworfen hat, erſcheint hier umgearbeitet und vervollſtändigt, aber ohne des Italiäners ſchillernde Doppeldeutigkeit und ſatyriſche Hintergedanken.

Das Ergebniß dieſer unermeßlichen Arbeit war ein geregeltes, vollſtändiges, logiſch gebundenes Syſtem der ſpekulativen Politik, deren theoretiſche Wahrheit und praktiſche Tragweite vollkommen unabhängig ſind von dem Rechtsbegriff, den der Verfaſſer daran geknüpft hat. Mag nun dieſer Begriff wahr oder falſch ſein, der Beweis, der ihn feſtſtellen ſollte, hat an und für ſich einen unvergänglichen Werth. Es iſt ein Unterbau, der einen Thurm tragen ſollte. Der fehlerhaft aufgeſetzte und ſchlecht gefugte Thurm kann beim erſten Windſtoß herabſtürzen und in Trümmer gehn; was liegt daran? Wenn nur der Unterbau, auf einem Felſen ſtehend, von dauerndſtem Material feſtgemauert, harmoniſch in ſeinen Verhältniſſen, ſinnreich eingetheilt und geräumig genug iſt, um für weit wichtigere Zwecke, als die des Thurms, ſeine Brauchbarkeit zu bethätigen.

Wir ſagten, der Verfaſſer habe ſeine Schlüſſe durch Beiſpiele aus der Geſchichte erhärtet. Dieſer Dienſt wird der Geſchichte mit Zinſen bezahlt; denn ſeine Beweisführung wirft wiederum lebhafte Schlaglichter auf früher unerklärte oder ſchwer begriffene geſchichtliche Thatſachen.

Der Regierungsorganismus macht einen Menſchenhaufen zu einem wahren Volke, zu einem Staate; und das ſo geknüpfte Geſellſchaftsband iſt um ſo ſtärker, die Licht- und Schattenſeiten des geſellſchaftlichen Zuſtandes treten um ſo ſchärfer hervor und werden um ſo tiefer empfunden, je entwickelter der Organismus des Staates und je ausgeſprochener er in Prinzip und Formen iſt. Wer das Leben der Völker erzählt, erzählt demnach die Entſtehung und den Fortſchritt der Souveränetät, oder beſſer: die Ereigniſſe dieſer Entſtehung und dieſes Fortſchrittes. Das Nationalleben und die Entwickelung des Staatsrechts bilden zwei Reihen von Thatſachen, zwei in ihrem Gange parallele Geſchichten, die ununterbrochen gegenſeitig auf einander wirken, einander erklären und vervollſtändigen; die eine, ohne vertiefte Kenntniß der andern, bleibt unerkannt und unbegriffen.

Die ſtaatliche Entwickelung bekundet ſich indeſſen im Allgemeinen nicht durch äußere Handlungen oder durch öffentliche Documente. Selbſt bei Völkern, die eine geſchriebene Verfaſſung haben, giebt dieſe bei weitem keine richtige Vorſtellung von dem wirklichen Leben der darin verordneten Inſtitutionen; abſonderlich nicht von dem unabläſſigen Einfluß des Volksgefühls, der Intereſſen, des alten Herkommens auf das wirkliche Leben derſelben.

Hier iſt nur das wiſſenſchaftliche Verfahren am Orte. Von bekannten gewiſſen Thatſachen ausgehend, hat man dieſe zu zergliedern, dann zu verallgemeinern und durch dieſe Denk-Operationen die univerſellen Geſetze der politiſchen Entwickelung aufzuſuchen, welche in den unbekannten Thatſachen die Seele, die Treibkraft bilden. Das hat Montesquieu gethan, und nach ihm haben es viele Andre, nur nicht mit ſeinem Geiſt, ſeinem Willen, ſeinem Glück und ſeinem Erfolg verſucht. Das hat auch L. v. Haller gethan mit einem Scharfſinn, einer Erfindungsmacht, einem Talent der Zuſammenſtellung, einer Kühnheit und Durchſichtigkeit der Auffaſſung, wie ſie nur dem Genie eigen. Seine Claſſification der Regierungsformen, ſeine einfachen, wahren, ſcharfumriſſenen Definitionen der die Souveränetät bedingenden natürlichen Beziehungen; das ebenſo kräftig gezeichnete wie lebhaft colorirte Gemälde der Entwickelungen und Charaktere aller Arten des politiſchen Organismus — das Alles zuſammengenommen ſtempelte ihn zum Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, der ſpeculativen Politik, die vor ihm höchſtens in einigen abgeriſſenen Verſuchen ohne Ordnung, ohne Methode, ohne zeugungskräftige Principien beſtanden hatte.

Leider ſind ſeine Productionen alle, das Hauptwerk mit einbegriffen, auf dem polemiſchen Schlachtfelde entſtanden; alle tragen dieſes Geburtsmal an der Stirn, in der Form, in der Darſtellung der Thatſachen, in der Art der Beweisführung. Ueberall hört man die Waffen raſſeln. Das Metall, das rein und voll aus dieſem arbeitenden Kopfe floß, geſtaltete ſich ſtets zu Kanonen und Mörſern. Aber wenn die „Kriegesſtürme ſchweigen," werden Kanonen und Mörſer in die Winkel der Zeughäuſer geſchoben. Wäre Ludwig von Haller kein Parteikämpfer, kein ſtreitender Publiciſt, ſondern ein Denker, ein reiner Theoretiker geweſen, hätte er, ſeinem Hauptwerke wenigſtens, das Gepräge ruhiger Würde und ſtrenger Unparteilichkeit, die weſentliche Ausſtattung einer wiſſenſchaftlichen Arbeit, gegeben: ſein Buch würde noch jetzt, noch lange nach uns geleſen, bewundert, ausgelegt, citirt werden; es würde neben „l'esprit des loix" auf dem Bücherbrett jedes Publiciſten die gebührende Stelle einnehmen.

Aber auch der Religionswechſel hat ſeinem Anſehen ſehr geſchadet und in ſeiner Vaterſtadt, wie in allen proteſtantiſchen Ländern, ſeinen Namen wie ſeine Theorie tief in den Schatten geſtellt. Wie dieſer Uebertritt mit ſeiner politiſchen Anſchauungsweiſe in nothwendiger Konſequenz zuſammenhing, zeigt er in einem jetzt völlig vergeſſenen Sendſchreiben an ſeine Familie, von dem hier das Weſentliche auszüglich folgen mag:

„Das Studium der Schriften über die geheimen und revolutionären Geſellſchaften Deutſchlands zeigte mir das Bild einer über die ganze Erde verbreiteten geiſtverbrüderten Genoſſenſchaft, die den Zweck verfolgt, für ihre verruchten Lehren immer mehr Jünger zu werben. Sie iſt mächtig geworden durch ihre Organiſation, durch das enge Zuſammenhalten ihrer Glieder und durch mannigfaltige Mittel, die ſie zur Erreichung ihres Zieles angewandt hat. Neben dem Abſcheu, den mir jene Geſellſchaften einflößten, fühlte ich indeß die Nothwendigkeit, ihnen eine von der Religion getragene Geſellſchaft, eine Autorität, als Lehrerin und Hüterin der Wahrheit entgegenzuſetzen, um die wilde individuelle Vernunft zu zügeln, die Guten zu vereinigen und zu verhindern, daß die Menſchen jedem Windſtoß des Irrthums bloßgeſtellt ſeien. Noch aber ahnete ich damals nicht, was mir erſt ſpäterhin zur Gewißheit wurde, daß dieſe Geſellſchaft in der allgemeinen, oder katholiſchen, Kirche bereits exiſtirt......

„Während meines Aufenthaltes in Wien, obgleich der Uebertritt mir damals manchen zeitlichen Vortheil gebracht hätte, kam mir auch nicht der leiſeſte Gedanke davon in den Sinn, und kein Menſch ſprach mit mir davon......

„Mein politiſches Studium und Nachdenken leiteten mich allmählich zur Einſicht von Wahrheiten, die mir früher kaum im Traume erſchienen waren. Voll Ekel vor den herrſchenden Irrlehren, in denen ich die Wurzel aller Uebel ſah, ſuchte ich ſtets in aller Herzenslauterkeit nach anderen Prinzipien über Urſprung und Natur der geſellſchaftlichen Bezüge. Die ſchlichte und fruchtbare, mir durch göttliche Gnade eingegebene Idee, daß man von oben ausgehen, und in der Ordnung der Zeitfolge, in der Wiſſenſchaft wie in der Natur den Vater über die Kinder, den Herrn über die Knechte, den Fürſten über die Unterthanen, den Lehrer über die Schüler ſetzen müſſe — dieſe Idee führte mich von Schlußfolge zu Schlußfolge zum Entwurf des Buches, das jetzt ſo viel Aufſehn in Europa macht und das, ich wag' es auszuſprechen, vielleicht berufen iſt, die wahren Prinzipien der ſocialen Gerechtigkeit wiederherzuſtellen und viele Uebel auf Erden zu heilen. Mir trat dann ferner vor die Seele eine präexiſtirende geiſtige Macht oder Autorität; der Gründer einer religiöſen Lehre, der Schüler um ſich ſchaarte, ſie zu einer Geſellſchaft vereinigte, um dieſe Lehre zu pflegen und zu verbreiten, ihnen Geſetze gab und Anſtalten einrichtete, nach und nach Grundſtücke erwarb, um den verſchiedenen Bedürfniſſen dieſes religiöſen Verbandes zu genügen und allenfalls auch zu einer äußern, weltlichen Unabhängigkeit zu gelangen. Ich zog

Digitized by Google

dann Geſchichte und Erfahrung zu Rathe und fand Alles das in der katholiſchen Kirche verwirklicht und dieſe einzige Beobachtung brachte mich zu der Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit, ihrer Wahrheit, ihrer Legitimität.....

„Das aufmerkſame und fleißige Leſen der Bibel, bewies mir noch überzeugender, daß ich mich nicht getäuſcht hatte; denn mit dem unparteiiſchen Rechtſinn, den mir Gott beſchieden, konnte ich nicht verkennen, daß unzählige Stellen darin auf ein Gottesreich auf Erden hinweiſen, d. h. auf einen Verein von Gläubigen, auf eine Kirche, die der heilige Paulus den Leib Jeſu Chriſti nennt, einen Leib mit Haupt und Gliedern, berufen die chriſtliche Religion zu tragen und fortzupflanzen......

„Es wurde mir übrigens ſonnenklar, daß die religiöſe Revolution des 16. Jahrhunderts, die ſogenannte Reformation, in ihrem Prinzip, ihren Mitteln und ihren Ergebniſſen, das getreue Abbild und die Vorläuferin der politiſchen Revolution unſrer Zeit ſei, und mein Abſcheu gegen dieſe flößte mir einen gründlichen Widerwillen gegen jene ein.“.....

Aber dieſe Geſtändniſſe des Neophyten ſind, dünkt uns, weit entfernt, die Art ſeines Uebertritts zu erklären. Denn handelte es ſich blos darum, in eine Religionsgenoſſenſchaft, in eine Kirche überzugehn, deren Organiſation gewiſſen Prinzipien, gewiſſen feſtgeſtellten Ueberzeugungen entſpräche; ſich einem Oberhaupt dieſer Kirche zu unterwerfen, das ſo nothwendig iſt, das äußere Getriebe derſelben im Gang zu erhalten, ohne aber die Gewiſſen zu unterjochen, ohne der inneren Freiheit Feſſeln anzulegen: ſo erſchiene der Uebertritt an ſich, ſelbſt bei einem geſunden, durch Studium und Nachdenken gebildeten Geiſt, einigermaßen erklärlich. Allein auf die Freiheit ſeines Urtheils in demüthigendem Grade verzichten; Vernunft, Verſtand, Wort und Feder zum Verſtummen zwingen, daß ſie über Lebensfragen, die die menſchliche Beſtimmung angehen, keinen Laut von ſich geben — das läßt ſich mit dem normalen Seelenzuſtande eines Mannes, der, von Natur mit ausgezeichneten Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet, durch günſtige Erziehung und eifriges Selbſtſtudium ſich auf die Höhe unſerer Zeit geſtellt hat, nimmer in Einklang bringen. Die an dem politiſchen Recht, an der legitimen Autorität haftende Gewalt, aus welchem Prinzip ſie auch hervorgegangen, erſtreckt ſich ja nimmer über den menſchlichen Gedanken, wie könnte denn irgend welches Autoritäts-Prinzip die Verknechtung des Gedankens zur nothwendigen Folge haben?

Keine Thatſache berechtigt uns zu der Annahme, daß Ludw. v. Haller in dem angeführten Buche, wie in allen Schriften, die er ſeit ſeiner Apoſtaſie veröffentlicht hat, nicht aufrichtig geweſen ſei. Es bleibt demnach, um das Räthſel zu löſen, nur die Vermuthung, daß in ſeinem Verſtande ſich eine Lücke, eine Schwäche, ein Geſichtsmakel verborgen habe; daß dieſelbe Denkverirrung, die ihn in die Theorie des überſchwänglichſten Abſolutismus hineingerathen ließ, ihn, ſozuſagen an Händen und Füßen gebunden, in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche geführt habe.

Böhmen.

Die böhmiſche Hiſtoriographie.

Mit innigem Vergnügen haben wir die Conſtituirung des Vereines in Böhmen begrüßt, der ſich gebildet hat, um das geſchichtliche Leben der Deutſchen in Böhmen, ihre Erlebniſſe, ihre Sitten und Einrichtungen einer gründlichen Forſchung zu unterwerfen, zu ſammeln und ſo einen willkommenen Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Kulturlebens überhaupt und des Landes Böhmen beſonders zu liefern. Zugleich hegen wir auch die Hoffnung, daß dieſer Verein für die in Böhmen lebenden Deutſchen den ſo lange und ſo ſchmerzlich vermißten Vereinigungspunkt bilden wird, der einerſeits die wiſſenſchaftlichen Kräfte concentrirt, andererſeits aber auch das nationale Bewußtſein hebt und ihm einen würdigen Ausdruck leiht.

Die Zahl der Hoffnungen, die ſich alſo an die Gründung dieſes Vereines anknüpfen, iſt eine nicht unbedeutende; je mehr aber dieſe wachſen, um ſo größer werden auch die Anſprüche, die man auf ihn erhebt und dies um ſo mehr, als die literariſche Thätigkeit der Čechen gerade in hiſtoriſcher Beziehung eine nicht unbedeutende iſt, und der deutſche Verein alſo alle Kräfte wird aufbieten müſſen, wenn er würdig wird konkurriren wollen. Zugleich handelt es ſich darum, durch wiſſenſchaftlichen Ernſt alle nationalen Anfeindungen, die kaum ausbleiben dürften, zu beſchämen und zu entkräften.

Der Verein muß, wenn er ſeiner Aufgabe würdig nachkommen will, die Vorarbeiten nützlich ausbeuten und die Lücken, die von čechiſchen Hiſtoriographen bisher gelaſſen wurden, nach Kräften ausfüllen. Es entſteht daher die doppelte Frage: Was hat bisher die čechiſche Hiſtoriographie, beſonders in Bezug auf die Deutſchen geleiſtet? Welche Fragen wird der deutſche Verein erſt ſelbſt löſen, oder wenigſtens in vielen Beziehungen korrigiren müſſen?

Dem Schreiber dieſer Zeilen iſt nichts mehr, als die Anmaßung, fremd, dem Vereine einen Rath ertheilen zu wollen. Vorliegende Zeilen drücken nur den Wunſch aus, den gewiß die meiſten Deutſchen in Böhmen hegen, der Verein möge hauptſächlich die beiden berührten Punkte berückſichtigen.

Alle bisherigen, namhafteren Leiſtungen in der böhmiſchen Geſchichte ſchließen ſich an die Namen Palacký, Tomek, Jireček und Pindely.

„Die Geſchichte des böhmiſchen Volkes,“ von Palacký, iſt auch in Deutſchland wohl bekannt. Es iſt in der That das erſte geſchichtliche Werk der Böhmen, nicht nur in qualitativer Beziehung, indem die böhmiſche Literatur von Palacký wohl kein einziges hiſtoriſches Werk beſaß, das den Namen „Geſchichte“ verdient hätte. Das fleißige Werk Dobner's hatte nur auf die Menge von Deſideraten aufmerkſam gemacht, eine eigentliche Geſchichte konnte und wollte es nicht geben. Dieſen Umſtand muß man berückſichtigen, wenn man die Arbeit Palacký's gerecht beurtheilen will. Vom lallenden Chroniken-Stil zur glänzendſten philoſophiſchen Darſtellung, vom bewußtloſen Herunterleiern zum evidenten Pragmatismus — es war in der That kein unbedeutender Fortſchritt. Palacký lehrte die Böhmen aus ihrer Geſchichte Ideen herausleſen, große fruchtbringende Ideen von weltgeſchichtlicher Bedeutung. Er hatte die böhmiſche Geſchichte entdeckt. Man wird ſich aber auch nicht wundern dürfen, daß aus Freude über den köſtlichen Fund mancher Umſtand höher angeſchlagen wurde, als er es verdient, manche ſpontane, wir möchten ſagen mechaniſche Handlung als ein Reſultat tiefer Combinationen hingeſtellt wird. Die ſpätere Forſchung wird in dieſer Beziehung wohl Manches ändern.

Wichtiger jedoch iſt ein anderer Umſtand. Ein Hauptvorzug des geſchichtlichen Werkes von Palacký iſt die Schilderung der inneren Zuſtände des Landes, die Entwickelung der heimatlichen Inſtitutionen und die Wechſelwirkungen zwiſchen dieſen und den fremden Anſchauungen. Aber gerade hierin bleibt noch eine Maſſe Arbeit übrig, die Palacký wohl angebahnt, aber durchaus nicht zu Ende geführt hat. Doch davon bei der Beantwortung der zweiten Frage mehr.

Um die älteſte Geſchichte Böhmens hat ſich der Prof. Tomek dauernde Verdienſte erworben. Trocken bis zur Langweiligkeit, iſt er doch reich an neuen Daten. Seine Force liegt in der Detailforſchung. Hier zeigt ſich ſein raſtloſer Geiſt, ſein ſcharfer, combinatoriſcher Blick für Einzelheiten, obwohl ihm, wie er es in ſeiner „Geſchichte von Oeſterreich“ bewieſen, auch der tiefere Blick des eigentlichen Hiſtorikers nicht abgeht. Seine Werke ſind meiſtentheils auch deutſch erſchienen, er ſelbſt iſt daher auch mehr bekannt, als die beiden Brüder Hermenegild und Joſeph Jireček. Freilich ſind ihre Leiſtungen auf das Gebiet der Detailforſchung beſchränkt, aber die entweder als Monographien veröffentlichten, oder in Zeitſchriften zerſtreuten Arbeiten ſind fleißig und werthvoll.

Halten die Brüder Jireček und Prof. Tomek gleichſam eine Nachleſe von den hiſtoriſchen Arbeiten Palacký's und ſuchen ſie ihn, beſonders in der Beziehung, die wir bei Palacký als mangelhaft erklärten, zu ergänzen, ſo iſt der Prof. Pindely gleichſam der Vorläufer des böhmiſchen Hiſtoriographen. Pindely iſt bekannt durch ſeine „Geſchichte der mähriſchen Brüder,“ und mehrere Monographien aus der Geſchichte der nachreformatoriſchen Zeit in Böhmen. In der letzten Zeit nannte man ihn als den glücklichen Finder wichtiger Dokumente in ſpaniſchen Archiven. Seine Arbeiten ſind fleißig und reich an Material, über deſſen Verarbeitung man freilich mit ihm rechten könnte.

Das ſind beiläufig die bisherigen Leiſtungen in der böhmiſchen Hiſtoriographie. Wir kommen nun zu dem ſchon früher berührten Punkte zurück.

Die innere Geſchichte Böhmens, das geiſtige Leben des Volkes, iſt bisher nur mangelhaft geſchildert. Freilich ſind gerade in dieſer Beziehung die Quellen ſpärlich, und müſſen für die Čechen von den übrigen Slaven Dokumente hergeholt werden. Dies iſt aber gewiß, daß bei einer fleißigen Arbeit der Deutſchen, denen reichlichere Quellen zufließen, der frühe und großartige Einfluß des deutſchen Geiſtes auf das Leben der Čechen ſich zeugen wird. Von dieſer Seite wird man evident den Beweis liefern, daß Böhmen ſchon vor Jahrhunderten germaniſirt war.

Darauf wollten wir mit den wenigen Zeilen den Verein hauptſächlich aufmerkſam machen.

Digitized by Google

Frankreich.

Schöne Geiſter und ſchöne Seelen.

Dem Cultus der berühmten Frauen iſt von der franzöſiſchen Galanterie ein glänzender Altar errichtet, es iſt förmlich Mode geworden, Weihrauch darauf zu ſtreuen und literariſchen Götzendienſt damit zu treiben. Victor Couſin iſt gewiſſermaßen der Apoſtel dieſes Cultus; er war der Erſte unter den ſchönen Geiſtern, der den ſchönen Seelen das Wort redete und ihnen zur Erſcheinung verhalf.

Die reizenden Bilder, welche er von ihnen entwarf, wurden unter ſeiner geiſtvollen Feder lebendig, und erzählten von dem Zauber der Vergangenheit, mehr noch von dem Wunder der Weiblichkeit.

Indem er den Einfluß der Frauen auf die franzöſiſche Literatur und Geſellſchaft hervorhob, zeigte er, wie viel Ehrenplätze darin noch zu vergeben waren; das Verlangen, irgend ein Idol darauf zu erheben, wirkte beinah anſteckend. Man folgte mit Eifer den Fußſtapfen Victor Couſin's. Es erſcheinen beinah alljährlich neue Werke und Abhandlungen ſeiner Nachfolger. Sie beſchränken ſich nicht auf die berühmten Frauen der Vergangenheit, ſie ertheilen auch denen der jüngſten Gegenwart etwas voreilig die Ehrenplätze, welche ſonſt erſt durch Jahrhunderte der Anerkennung erworben wurden.

Das neueſte, ruhmgekrönte Haupt der Frauenwelt hat Herr von Falloux in die Literatur eingeführt, es iſt nicht einmal eine Franzöſin, keine Schriftſtellerin, keine Schönheit, und doch wird ſie neben die Recamier, die Staël, die Sevigné geſetzt!

Eine ruſſiſche Generalin, Frau von Swetchin lebte eine lange Reihe von Jahren in Paris und akklimatiſirte ſich dort ſo ſehr, daß ſie es übel nahm, wenn man ſie als Ausländerin betrachtete. Sie erſchien im Jahr 1817 zuerſt in dem Salon der Herzogin von Duras und verſammelte ſehr bald in ihrem eigenen, Alles, was Paris an guter Geſellſchaft beſaß. Dieſelbe war zwar ſo bunt gemiſcht, wie es ſich eigentlich nicht mit dem Begriff „gute Geſellſchaft“ verträgt, wie es aber jedenfalls ſehr unterhaltſam und anlockend war.

Man fand oft in dieſem merkwürdigen Salon eine Menge junger Frauen, die im prächtigſten Ballſtaat die Revue der toilettenkundigen Generalin paſſirten, und einige aſcetiſche Bemerkungen oder gelehrte Abhandlungen der anweſenden Geiſtlichen und Gelehrten mitbeſprachen, ehe ſie ſich auf den Ball oder in die Oper begaben. Das Uebergewicht hatten jedoch die Diplomaten, denn Frau von Swetchin verſtand es im hohen Grade, ihren Worten den geheimnißvollen Klang politiſcher Orakelſprüche zu geben.

Sie geißelte mit furchtloſer Satyre die Revolution von 1830 und war achtzehn Jahre ſpäter ſogar noch muthiger in ihren Urtheilen über die Exaltationen von 1848. Wer ermüdet und gelangweilt war von den abgebrauchten Gemeinplätzen der revolutionären Phraſen, hörte mit Bewunderung und Vergnügen die Anſchauungsweiſe der geiſtvollen Ruſſin ausſprechen.

Der Bildungsgang, den dieſelbe durchgemacht, war ganz dazu geeignet, ihrem Weſen den Stempel des Eigenthümlichen aufzudrücken. Im Jahre 1782 geboren, als die Tochter eines der höchſten und vertrauteſten Beamten der großen Kaiſerin Katharina, erhielt ſie eine ganz franzöſiſche Erziehung, wie es damals in den höhern Ständen Rußlands gebräuchlich war. Man gab ihr Voltaire zu leſen, aber ihre warme Einbildungskraft und ihr melancholiſches, wenn auch lebhaftes Temperament fanden keine Befriedigung darin; dagegen empfand ſie Rührung und Entzücken bei der Lektüre von Young's „Nachtgedanken“; dieſem chriſtlich philoſophiſchen Gedicht verdankte ſie höchſt wahrſcheinlich die erſte Anregung zu ihrer ſpätern religiöſen Richtung.

Durch die Bekanntſchaft mit Joſeph de Maiſtre wurde dieſelbe in die Bahnen des Katholicismus geleitet; der General Swetchin* war ein Freund dieſes geiſtvollen Aſceten und liebenswürdigen Schriftſtellers, der als ſardiniſcher Geſandter (zur Zeit des erſten Napoleon) in bitterſter Armuth in Petersburg lebte; durch ihn empfohlen, kam der General Swetchin mit ſeiner Gemahlin nach Paris, wo ſich in Folge deſſen dem Ehepaare alle Zirkel der Royaliſten öffneten und alsbald der berühmte Salon der Frau von Swetchin entſtand.

Der franzöſiſche Geiſt und die ruſſiſche Phantaſie vereinigten ſich in dieſer Frau zu den merkwürdigſten Lichteffekten, die in ihrer Salonſprache ſowohl, als in ihren Briefen ſich wiederſpiegelten. Neben der Schärfe des Verſtandes, waltete die weichſte Schwärmerei.

Sie konnte ohne Pariſer Luft nicht leben und war in Verzweiflung, als der Kaiſer Nikolaus ihr den Aufenthalt im Ausland unterſagte; dennoch feierte ſie ihre ruſſiſche Heimat, und der Kaiſer war ihr höchſtes Ideal; ſeine Thaten betrachtete ſie wie eine göttliche Offenbarung. In ihren Briefen wird der Zauber der Perſönlichkeit, welcher dem Kaiſer Nikolaus in ſo hohem Grade eigen war, noch einmal im glänzendſten Lichte gezeigt. Seine bekannte Abneigung gegen den Katholicismus ſcheint Frau von Swetchin nicht behindert zu haben, vielleicht ſchlug ſie die kaiſerliche Gnade auch doppelt hoch an, da ſie ihr trotz ihres Uebertritts zu Theil geworden war. Der Kaiſer geſtattete ihr, in Paris zu bleiben und benahm ſich gegen ſie ſehr huldvoll, als ſie in Petersburg perſönlich dieſe Erlaubniß von ihm erbat.

Die katholiſche Glaubenseifrigkeit hinderte Frau von Swetchin auch nicht, den katholiſchen Polen die ruſſiſche Oberherrſchaft zu wünſchen und ſich ihrer Niderlage zu freuen.

Außerdem freilich war ſie, wie alle Convertiten, mit Schwärmerei ihrem neuen Cultus ergeben; ihre eleganten Salons enthielten auch ein reich drapirtes Zimmer, wo neben dem Betpult ein ewiges Lämpchen brannte, und ein Keſſelchen mit Weihwaſſer unter einer Madonna hing. Der Drang, Proſelyten zu machen, gab ihrem Wort eine hinreißende Wärme, gleichviel, ob es geſprochen oder geſchrieben war. Uebrigens beſaß ſie die Gabe, Jedermann von ihrem Wohlwollen zu überzeugen, der berühmteſte, wie der unbekannteſte Gaſt ihres Salons wurde von ihr mit Sympathie und Verſtändniß behandelt. Auch war ihr keine Richtung der Unterhaltung zu unbedeutend, um nicht durch ihre Einwirkung geläutert und gehoben zu werden. Mit ſanfter Gewalt führte ſie immer wieder die Beſucher ihres Salons zu den ſchweren Zielen, die ſie ſich auf dem Felde der Politik und Religion geſteckt hatte.

Frau von Swetchin war in ihrem Kreiſe gleichſam die Vorſitzerin einer unſichtbaren Loge, getragen von Verehrung, Begeiſterung, Bewunderung und dem Enthuſiasmus der Freundſchaft. Der Herausgeber ihrer Briefe, Herr von Falloux, war der Chateaubriand dieſes Kreiſes, wie ein geiſtreicher franzöſiſcher Kritiker ſehr richtig bemerkt hat.

Es iſt dies Herr von Mazade; er beſpricht in der Revue des deux Mondes die Stellung, welche Frau von Swetchin zur franzöſiſchen Geſellſchaft einnahm, und giebt ſeinen Landsleuten ein wenig boshaft zu verſtehen, daß die tiefgewurzelte Eitelkeit derſelben durch den hohen Rang der ruſſiſchen Dame ſehr geblendet geweſen ſei; ſonſt würde ihr nicht dieſe unumſchränkte Herrſchaft und unantaſtbare Geltung in den Pariſer Salons eingeräumt worden ſein.

Auch wird Herrn von Falloux der Vorwurf gemacht, den Werth der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit von Frau von Swetchin zu hoch angeſchlagen zu haben. Sie hat allerdings wenig eigne Productionskraft bewieſen, ihre hinterlaſſenen Schriften beſtehen faſt nur in Auszügen und Kritiken, die ſie zudem nie für die Oeffentlichkeit beſtimmt hatte. Die Feinheit ihres Geiſtes und die Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes ſind durch ihre eigenen Briefe beſſer geſchildert, als es ihr enthuſiasmirter Verehrer vermochte. Es iſt deshalb verzeihlich, daß er ſie dem großen Publikum preisgab; man liebt in Frankreich leidenſchaftlich die Lektüre von Briefen, namentlich mit Recht die von Damenhänden, denn ſie geben das treueſte Bild der Geſellſchaft, und heben mit unnachahmlicher Grazie den Schleier von fremden und eigenen Geheimniſſen. Das Vergnügen darüber läßt die Frage der Indiscretion gern unbeantwortet.

Die Perſönlichkeit der Frau von Swetchin würde übrigens in Deutſchland viel weniger Aufſehen gemacht haben, als in Frankreich, weil in ihr nur etwas Längſtdageweſenes ſich wiederholte. Weltdame und Heilige wie ſie, war die Fürſtin Gallitzin, geborene Gräfin Schmettau, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Münſterlande als ſchöne Seele gefeiert wurde und als eifrige Convertitin die ſchönen Geiſter zu bekehren ſuchte. Philoſophen und Dichter ſchaarten ſich um ſie; Hemſterhuys, Hamann, Stollberg, Goethe, ſind Namen, deren Klang in keinem franzöſiſchen Salon übertroffen werden konnte. Es hätte ſich wohl gehört, dieſe berühmte Frau neben Frau von Swetchin zu nennen, da ſie, wie dieſe, ruſſiſche Unterthanin, wenn auch nur durch ihre Vermählung mit dem Fürſten Gallitzin, war; indeſſen nimmt ja die franzöſiſche Kritik nie von deutſchen Literaturzuſtänden Notiz, wenn Herr Taillandier dies nicht beſorgt, der zwar ſtets ein wenig von der Oberfläche des Journalismus ſchöpft, und für die Verbreitung unſeres Geiſtes in Frankreich eigentlich noch nichts gethan hat, aber doch der leichtern Unterhaltungs-Literatur dort Geltung verſchaffte.

Neben dem Briefwechſel der Frau von Swetchin, der einen Einblick in die neuſten Pariſer Salons gewährt, iſt auch ein anderer Briefwechſel wieder im Buchhandel erſchienen, der die alte Welt von Paris, die Schatten

* Als ruſſiſchem General gebührt ihm der Adel, die franzöſiſchen Blätter verſagen jedoch ſeiner Gemahlin die Partikel „von,“ die wir ihr reſtituiren.

Digitized by Google

der berühmten ſchönen Geiſter und ſchönen Seelen aus der Zeit vor der Sündfluth der Revolution heraufbeſchwört. Es iſt nämlich eine neue Auflage der alten Briefe jener Marquiſe de Sevigné erſchienen, welche in Frankreich und in der ganzen literariſchen Welt als die Briefſtellerin par excellence gilt.

Als ihre Briefe zuerſt gedruckt wurden, hatte man einige Auslaſſungen für nothwendig gehalten; die neue Auflage ſtellt dagegen mit hiſtoriſcher Treue jedes Wort und jeden Namen wieder her, wie ſie aus der anmuthigen Feder der Marquiſe gefloſſen ſind. Die neue Herausgabe iſt von Monmerqué begonnen, mit dem unabläſſigen Fleiß einer Lebensdauer, und von Adolphe Regnier beendet, dem eine große Anzahl von Mitarbeitern bei dieſem mühevollen Werke zur Seite ſtanden. Seine Biographie der berühmten Briefſtellerin bildet den Prolog dazu und giebt ein gelungenes Porträt ihrer ſchönen Seele.

Frau von Sevigné war eine der liebenswürdigſten Erſcheinungen ihrer Zeit; jung, ſchön und tugendhaft, würde ſie auch ohne den Reichthum ihres Geiſtes bewundernswerth geweſen ſein. Mitten in der Verdorbenheit der vornehmen Welt, wo frivole Neigungen kaum noch getadelt wurden, umſtrahlte ſie der Heiligenſchein der reinſten Liebe. Die einzige Leidenſchaft ihres Herzens war die Mutterliebe.

Die Tochter, der ſie geweiht war, ließ ſich die Abgötterei mit vornehmer Kälte gefallen; man findet nirgends einen Beweis, daß ſie die Leidenſchaft der Mutter erwiedert hätte. Frau von Grignan war ein ſchönes Idol; ſie fand es bequemer, ſich lieben zu laſſen, als Liebe zu geben und ward ein Beiſpiel für die Jugend in ſpäteren Jahrhunderten, denn alle Opfer der Elternliebe faſt ungerührt hinzunehmen, iſt jetzt grade an der Tagesordnung.

Mütter, die wie Frau von Sevigné lieben, ſind jetzt keine Seltenheit mehr, wie damals. Auch führen gewiß alle Frauen der gebildeten Stände jetzt einen Briefwechſel, der an Geiſt und Inhalt den ihrigen übertrifft. Aber ſie war die erſte weibliche Erſcheinung, in der die Entwicklung moderner Kultur-Zuſtände vorgebildet ward. Frau v. Sevigné könnte heute unter uns leben und würde keine hervorſtechende Phyſiognomie, ſondern nur eine liebenswürdige Frau mehr ſein, wie wir ſie zu Dutzenden in Städten und ſogar in Dörfern finden, denn unſere Paſtorenfrauen ſchreiben jetzt nicht minder ſchöne Briefe, als die Profeſſorinnen und andere Stadt-Damen.

Freilich werden dieſe Briefe nicht mehr gedruckt, nicht allein, weil es zu viele ſein würden, ſondern hauptſächlich deshalb, weil ſie keine beſtimmte Geſellſchaft ſchildern, wie die Sevigné in ihren geiſtreichen und liebenswürdigen Klatſchereien es thun konnte. Die vornehme Pariſer Welt war damals das Univerſum; ihre Geſchichte zu ſchreiben, galt an ſich ſchon für ein Verdienſt. Man war entzückt, in den Briefen einer muntern Frau das Spiegelbild derſelben aufzufinden; Frau v. Sevigné wurde auf dieſe Weiſe Schriftſtellerin, ohne jemals die Abſicht gehabt zu haben. Sie lebte für ihre Tochter; ſie ging in Geſellſchaft und zu Zeiten auch gern in die Kirche, ſie liebte es, mit den ſchönen Geiſtern und ſchönen Seelen ihrer Zeit zu verkehren, mit den Asceten von Port royal und ihren Verehrerinnen, zu denen die frommgewordene Herzogin von Longueville gehörte, und die Verfaſſerin der berühmten, rührenden Liebesgeſchichte: „Die Prinzeſſin von Cleve," Frau von Lafayette. Der ſatiriſche Schöngeiſt Laroche-Foucauld muß neben dieſer ſchönen Seele ſtets genannt werden, denn ſie hat ſein Verhältniß zu ihr in einer Weiſe charakteriſirt, wie es muſtergiltig für alle Freundſchaftsbande zwiſchen Männern und Frauen ſein ſollte. „Er bildet meinen Geiſt, und ich erwecke ſein Gefühl."

Das wechſelvolle Prisma der weiblichen Natur ſpiegelte ſich in dem lebhaften Geiſt der Frau von Sevigné beſonders anmuthig ab; neben der Paſſion für ihre Tochter, neben ihrem Intereſſe für alle ernſten und zeitbewegenden Beſtrebungen in Religion, Politik und Literatur, und trotz des liebenswürdigen Mangels an perſönlicher Koketterie und Eitelkeit, der ihr eigen war, beſchäftigte ſie ſich doch mit den kleinen zierlichen Künſten der Toilette, dem allerdings nothwendigen Piedeſtal der Schönheit und Anmuth.

Sie erfand einen Lockenſchmuck und eine prächtige Buſennadel, die Mutter unſerer allgemein verbreiteten Broſchen, welche noch jetzt nach ihrem Namen benannt werden.

Wenn man die alten Kupferſtiche betrachtet, welche die erſten Ausgaben ihrer Briefe zieren, die kleinen Locken und die großen Perlen, womit ihr Bild geſchmückt iſt, ſo fragt man, ob dies Geſicht mit der großen hiſtoriſchen Naſe, den dicken Lippen und den hochgezogenen Augenbrauen jemals ſchön geweſen ſein kann. — Die Zeitgenoſſen verſichern es zwar mit Enthuſiasmus. Doch geben ſie zu, daß es keine regelmäßige Schönheit geweſen; der wechſelvolle Ausdruck und die liebenswürdige Heiterkeit der Züge, ſowie eine ſchöne Haut- und Haarfarbe werden wohl den Ruf der Schönheit hervorgebracht haben, den hiſtoriſche Perſonen ſo oft ganz unberechtigt erhalten.

Außer den beiden genannten Werken, beſprechen die franzöſiſchen Journale noch eine literariſche Erinnerung an Frau von Staël unter dem anziehenden Titel „Coppet und Weimar." Die Reiſe der berühmten Frau in Deutſchland iſt allerdings ein wichtiger Stoff; ſie ſelbſt erſcheint jedoch in dieſem Buche nur flüchtig, und wird faſt verdrängt von dem Intereſſe für andere bedeutende weibliche Erſcheinungen, die Großherzogin Louiſe namentlich, welche in ihrer lieblichen Frauenhoheit und Würde kein vortheilhaftes Seitenſtück für die derbe, faſt männlich laute Weiſe der ſchweizeriſchen Franzöſin ſein konnte. Auch Madame Récamier, die ſchöne Freundin der Schriftſtellerin, tritt ſtark in den Vordergrund dieſer Erinnerung. Die Schöngeiſter damaliger Zeit huldigten erſterer noch mehr, als letzterer. Indeſſen nahm es die Récamier bekanntlich ſehr übel, wenn man dies nur auf Rechnung ihrer Schönheit ſchrieb; ſie nahm auch eine gute Portion Geiſt für ſich in Anſpruch. Talleyrand vergaß dies einſt und ſagte im ſchmeichelhafteſten Tone, als er bei Tiſch zwiſchen der Staël und der Récamier ſaß: „Me voilà entre l'esprit et la beauté."

„Sans avoir ni l'un ni l'autre!" fuhr ihn die geiſtreiche Staël an, die ſich ebenſo wie ihre Freundin über dieſes ungeſchickte Kompliment ärgerte; denn ſich alle Schönheit abſprechen zu laſſen, leidet doch die klügſte Frau nicht, ohne ſich zu rächen.

Daß der Verkehr zwiſchen den ſchönen Geiſtern und den ſchönen Seelen nicht immer ohne Stacheln war, beweiſt dieſe literariſche Anekdoten-Sammlung, auf die wir vielleicht ſpäter noch einmal zurückkommen.

L. v. H.

Rußland.

Der Feldzug des Jahres 1812 nach ruſſiſcher Darſtellung.*

Die Vorbereitung der Napoleoniſchen Kataſtrophe.

Es war ein banges, gewitterſchwüles Jahr — 1811 —, als der große Komet, der den Völkern eine flammende Zuchtruthe ſchien, ſeinen rieſenhaften Schweif über den halben Horizont breitete. In jenem Jahr ſtand Napoleon I. auf dem Gipfel ſeiner Macht. Europa bebte unter den eiſernen Tritten ſeiner Streitroſſe, vom Tajo bis zur Weichſel glänzten die goldnen Adler Frankreichs. Tief gedemüthigt, knirſchten Fürſten und Völker im Staube. Aber ſie trugen das aufgezwungene Joch ſehr unwillig. Denn die gewaltigen Schwingungen der franzöſiſchen Revolution hallten noch in den Herzen nach, das einzelne Ich des Unterthans war auf den Kampfplatz der Lebensmächte gerufen worden und der Urſprung des Eroberers war nicht vergeſſen. Wie nie zuvor, mit nie geahnter Kraft hatte das Princip der individuellen Selbſtbeſtimmung als ein Gemeingut Aller ſich den Weg zur Herrſchaft gebahnt, in Einzelnen hatte es geſiegt. Ein Einzelner hatte es trotzig an den eigenen Siegeswagen geſpannt und fuhr dem ſelbſtbereiteten Geſchick entgegen. Ein ſolches Princip, das zur Zeitidee geworden, konnte nur durch ſich ſelbſt überwunden werden. Und ſo geſchah es! Fürſten und Völker des Erdtheils, alleſammt zu Knechten des Imperators erniedrigt, ſtanden wider den Helden der Revolution auf und endlich warfen ſie den übermüthigen Krieger von der Staffel des Ruhms herab, endlich, nachdem der Imperator eine Welt von Feindſchaft um ſich verſammelt hatte. Daß Napoleon's Sturz eine europäiſche Nothwendigkeit, mußte 1811 auch dem Blödeſten klar geworden ſein. Schon gähnte der Abgrund der tödtlichen Univerſal-Monarchie. Da ſtampfte die Vorſehung eine Saat von Helden und Freiheitshelden aus dem von Napoleon gedüngten Erdreich empor — und Europa war gerettet!

Die Menſchen von Heute haben viel darum geſtritten, wer den „Mann des Ruhms" geſtürzt hat? Iſt es der Schatten des großen Pitt geweſen, oder das Blut der Märtyrer von Saragoſſa, oder war es Roſtoptſchin's Feuerbrand, oder York's kühner Griff, oder der Säbel Blücher's? War es die bedächtige Liſt des ſchlauen Metternich, oder der unauslöſchliche, nimmer ruhende Haß des Jugendfeindes, des racheduſtigen Pozzo di Borgo? Manche haben auch dem kaiſerlich königlichen Hof-

* Geſchichte des Feldzuges im Jahre 1812, nach den zuverläſſigſten Quellen. Auf Allerhöchſten Befehl bearbeitet von M. Bogdanowitſch, Kaiſerl. Ruſſiſcher Generalmajor. Aus dem Ruſſiſchen von G. Baumgarten, Königl. Sächſiſcher Oberleutnant und Adjutant. 1. Band. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1863.

Digitized by Google

rath Friedrich Gentz einen Hauptantheil zuſchreiben wollen. Das mögen Gentz und Metternich mit einander abmachen. Wenn es auf bloße Mitwirkung ankommt, ſo könnten England und Pozzo di Borgo leicht die erſte Stelle einnehmen. Doch man irrt ſehr ſtark, ſobald man den Gegnern des großen Korſen das Verdienſt ſeiner Niederlage angedeihen läßt. Dem Franzoſenkaiſer gereicht eben die Thatſache zum höchſten Ruhme, daß Er ſelbſt die Hauptſchuld an ſeinem Untergange trug. Nächſt Gott, der die Entwickelung der Ereigniſſe lenkte, war es Er allein, der das Grab ſeines Thrones gegraben. Napoleon konnte nur durch ſeine eigenen Fehler geſtürzt werden. Er fiel, nicht weil er mächtige Fürſten beraubt, ſondern weil er das Selbſtgefühl der Völker aufs Tiefſte verletzt hatte, ein Gefühl, das nichts in der Welt ſo gewaltig wach gerufen, als die franzöſiſche Revolution, die Mutter ſeiner Herrſchergröße. — — —

Ueber die Bahn, welche Napoleon zu ſeinem Verderben einſchlug, ſind Alle einig. So folgenſchwer auch der Fehler war, den Bonaparte durch die Beſetzung Spaniens beging, ſo unweiſe und zweckwidrig die Knechtung Deutſchlands war, es hat nach der ſinnfälligſten Erfahrung am bitterſten der Ruſſiſche Feldzug von 1812 ſich an dem Imperator gerächt. Zwar könnte wohl noch zweifelhaft ſein, ob Napoleon unter den gegebenen Umſtänden dieſen Feldzug überhaupt nicht unternehmen durfte. Die Ruſſen natürlich haben den Angriff auf das „heilige Rußland" ſtets einen vom Wahnwitz dictirten Plan geſcholten. Ihnen und einem großen Theil der Franzoſenhaſſer galt Rußlands Gränze wie ein ewiges „Bis hieher und nicht weiter!" Der Erfolg des — Winters von 1812 ſchien das für alle Zeit zu beſtätigen. Indeſſen ſchüttet man hierbei, volksthümlich geſprochen, das Kind mit dem Bade aus. Rußland iſt keineswegs unangreifbar, wie 1855 energiſch genug bewieſen, wie der Zündſtoff ſeiner ſocialen Bewegung und wie Polens dreuendes Geſpenſt noch ferner beweiſt. Erwägt man die hiſtoriſchen Prämiſſen recht ſorgfältig und ohne Leidenſchaft, ſo wird man, aber auch nur aus militäriſchen Gründen, Napoleons Marſch auf Moskau (im Spätherbſt!!) allerdings verdammen; der Feldzug ſelbſt hingegen, genau auf das Maß der gegebenen Vortheile und Nachtheile zurückgeführt, hätte der franzöſiſchen Politik, im ſchönſten Einklang mit der „geſunden Vernunft" Ausſichten von ungeheuerer Tragweite eröffnet. War denn Napoleon ein Trunkener, ein kindiſcher Thor? Wollte er etwa in Rußland Eisberge ſammeln? Ich denke: Nein! Aus ſchlichtem, gemeinem Menſchenverſtande habe ich den großen Eroberer, trotz ſeiner Ländergier, immer für einen Realpolitiker gehalten. Er wußte ganz gut, welcher ſeiner Gegner der gefährlichſte war. Er hatte durch Trafalgar die Wucht der britiſchen Seeherrſchaft kennen gelernt, nach Aegypten konnte er nicht wieder, er mußte den Weg über Rußland nehmen, wenn er an Aſiens Grenzen, nach dem Herzen der Weltmacht Englands vordringen wollte. Es lag ſchon in dem Inſtinct des Franzoſen, Rußland zu Aſien zu rechnen. Wenigſtens brachte dieſe Vorſtellung den Gewinn, daß Frankreichs Politik einſah, wie Rußland Aſien gegenüber die Vermittlerrolle ſpielt. Alſo nach Aſien, gegen England, nach Aſien durch die Vormauern Rußlands! hieß die Loſung. Das war keine Eingebung des Wahnſinns, es war die „eminente Conception" eines unendlich fruchtbaren politiſchen Genius!

Hat nicht Napoleon III. mit Englands eigener Beihülfe (!) dieſen Schachzug des Oheims ein klein wenig nachgeahmt?! —

An und für ſich war der ruſſiſche Feldzug durchaus kein Fehler; das uns hier vorliegende Werk des ruſſiſchen Generals Bogdanowitſch, welches auf Befehl Alexander's II. aus den beſten ruſſiſchen Quellen zuſammengeſtellt iſt, muß in dieſer Auffaſſung lediglich beſtärken. Nur die Haſt in der Ausführung, nicht die unreife Vorbereitung hat den genialen Plan des Imperators vereitelt. Alle ſcharfblickenden Ruſſen und an ihrer Spitze der ehrliche Schotte, General Barclay de Tolly, dem unſer vom ſächſiſchen Oberleutnant Baumgarten trefflich interpretirte Autor die leitende Einſicht in die Grundidee von 1812 ſehr nachdrücklich zuſpricht, fürchteten am meiſten, daß Napoleon ſich vorläufig mit der Eroberung Lithauens begnügen und an der Dwina oder ſpäter bei Smolensk Halt machen möchte. Franzöſiſche Winterquartiere in Lithauen, Wolhynien und Podolien hätten den ruſſiſchen Staatsmännern und Generalen eine bittere Koſt geboten. Zum Glück für die Ruſſen befolgte Napoleon ſeine alte „Taktik," er ſtrebte nach einer entſcheidenden Schlacht und dann ſollte der Vormarſch auf die Hauptſtadt des Feindes das Uebrige beſorgen.

Ja, er ſollte mehr als je das „Uebrige" und ſogar Alles beſorgen!

Allein dieſer Fehler des Kaiſers, der unſerm ruſſiſchen Gewährsmann zufolge an der Unſicherheit und Unentſchloſſenheit der ruſſiſchen Bewegungen eine theilweiſe Entſchuldigung fand, war nicht etwa der einzige. Napoleon beging von ſeinem Standpunkte einen andern unverzeihlichen Mißgriff. Weil er höchſt wahrſcheinlich auf eine baldige Wiederausſöhnung mit Rußland und auf die nutzbare Verwendung des ſchmiegſamen, ihn glühend bewundernden Alexander I. für ſeine ſüdaſiatiſchen Pläne hoffte, unterſchätzte er ganz und gar die Bedeutung der Folgenreihe, die ſich mit Centnerſchwere an die Wiederherſtellung Polens angeknüpft hätte. Die Errichtung des Herzogthums Warſchau im Jahre 1807 hatte ohne den Hintergedanken dieſer Abſicht keinen reellen Sinn und man muß zugeben, daß die ruſſiſche Diplomatie, abweichend von ihrem ſonſtigen Unglück in der polniſchen Frage (denn die Theilung Polens überhaupt war ja ein Meiſterſtreich der Diplomatie Friedrich's des Großen einem Theilungsgenoſſen gegenüber, der eigentlich ſchon das Ganze beſaß!!), hiervon ein inniges Verſtändniß erworben hatte. Als Napoleon 1809 das Oeſterreich abgenommene Lodomerien mit dem neuen Herzogthum vereinigt hatte, wurde Rußland ſtutzig, ſeine Entſchädigung für die Kriegskameradſchaft durch den Tarnopeler Kreis ſchien ſehr unverhältnißmäßig (— wohl in Bezug auf das Herzogthum Warſchau! — —), weshalb Napoleon vom Kaiſer Alexander dringend angegangen wurde, die polniſche Frage jetzt gleich definitiv zu regeln. Und zwar verlangte Rußland die Unterzeichnung einer Convention, kraft welcher Frankreich der Wiederherſtellung Polens für ewig entſagen ſollte. Der franzöſiſche Geſandte Caulaincourt unterzeichnete am 5. Januar 1810 wirklich dieſe Convention, aber Napoleon, dem das Verlangen denn doch ein Bißchen weitgreifend vorkam, verweigerte die Ratification der Urkunde, angeblich wegen des Wortlauts, da er ſich nur verpflichten könne, keine Unternehmung zur Wiederherſtellung Polens unterſtützen zu wollen. Sehr diplomatiſch meinte er, „es ſei unmöglich, für die Zukunft zu bürgen." Rußland modificirte nun ſeinen Entwurf, empfing aber niemals eine beſtimmte Antwort. So der officiell beglaubigte Bogdanowitſch.

Man ſieht aus dieſer Unterhandlung, daß die polniſche Angelegenheit Frankreich von dem Nächſtbetheiligten nahe gelegt war. Sein Herrſcher war geradezu mit der Naſe darauf geſtoßen worden. Und dennoch that Napoleon weiter nichts, als in den Augen der Polen den Schein annehmen, daß der Krieg von 1812 die Reſtauration Polens bezwecke. Er fing ſeine Kriegsproclamation mit den Worten an: „Soldaten! Der zweite polniſche Krieg beginnt!" Auch wurde dieſer Schein inſofern aufrechterhalten, als man die Aufſtände in Lithauen und Wolhynien entweder hervorrief oder begünſtigte und ſie zum Heil der „großen Armee" auszunutzen ſuchte. Dabei blieb es indeſſen. Sonſt wurden die Polen blos mit Redensarten abgeſpeiſt. Es kam Napoleon gar nicht darauf an, daß ſie geſpeiſt würden, ſondern daß die „große Armee" von ihnen tüchtige Speiſung erhalte. Eine ſehr materialiſtiſche Auffaſſung der polniſchen Frage.

Scharnhorſt's militäriſches Taſchenbuch lehrte vormals die Kriegsaſpiranten aller Länder (— und auch dem Schreiber dieſer Zeilen, der „urſprünglich" zum Soldaten beſtimmt, hatte es in früher Kindheit dieſelbe Lehre gegeben —), daß eine Armee zu ihrem Vormarſch einer Baſis, einer ſtark vertheidigten Rückzugslinie bedürfe. Das furchtbar ausgeſogene, in ſeinen beſten Hoffnungen ſchmählich getäuſchte Polen war Ende 1812 eine ſehr ſchlechte Rückzugslinie. Dies hatte der große Mann nicht bedacht. Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! Was hätte Polen für eine gewaltige Operationsbaſis geboten, wenn ſeine geſammte Volkskraft den Adlern des Imperators zugeſtrömt wäre! Was für eine Reſerve hätte er gewonnen! Den letzten Heller hätte der aufgeregte Adel Maſowiens und Lithauens geopfert, um das Ideal ſeiner Wünſche verwirklicht zu ſehen. Nicht als läſtige Einquartirung, als Vaterlandsretter wären die Franzoſen mit offenen Armen empfangen und mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt worden. Auch in materieller Hinſicht war die Nichtwiederherſtellung Polens eine ſchlechte Speculation.

Die Gründe, welche man ſelbſt von franzöſiſcher Seite gegen die Wiederherſtellung Polens im Jahre 1812 vorgebracht hat, ſind alle ohne Ausnahme dem Standpunkte der drei Oſtmächte entlehnt. Bekanntlich hat immer die bei den Deutſchen ſprichwörtliche politiſche Unfähigkeit der Polen das Hauptargument geliefert. Indeſſen, wenn man die Dinge ſo anſieht, wie ſie ein franzöſiſcher Herrſcher und zumal 1812 hätte anſehen ſollen, ſo war dieſe politiſche Unfähigkeit, ſtatt ein Hinderniß, gerade die günſtigſte Sachlage, die man erdenken konnte. Die Italiäner hielt Napoleon, ſelber ein Italiäner, höchſt ſchmeichelhafter Weiſe ebenfalls für vollkommen politiſch unfähig, wofür ſeine Correſpondenz die kraſſeſten Belege aufzeigt (— man vergl. die Inſtructionsbriefe an Eugen Beauharnais! —), und nichtsdeſtoweniger errichtete er ein Königreich Italien, natürlich unter franzöſiſcher Hegemonie, ein Königreich Hetrurien und ließ Neapel als beſondern Staat fortbeſtehen. Um ein Mehr an Selbſtſtändigkeit hätte es ſich auch für Polen bei ihm nicht gehandelt; nur mit dem Unterſchiede, daß die Polen gern das franzöſiſche Joch getragen und

Digitized by Google

kaum gefühlt hätten, während die Italiäner von italiäniſcher Unabhängigkeit unter den Fittichen des Kaiſeraars nicht das Geringſte ſpürten. Zudem war Italien der auserkorene Schauplatz der neufranzöſiſchen „féodalité". Polen, ohne Frankreichs unaufhörliche Einmiſchung ohnmächtig, gab das beſte Pivot franzöſiſcher Kriegs- und Friedens-Operationen im Oſten, und daß es ganz unmöglich, die Polen „organiſatoriſch zu diſcipliniren," hat ſchon das Herzogthum Warſchau hinreichend widerlegt. — Fürchtete Napoleon etwa wegen Galiziens einen neuen Krieg mit Oeſterreich zu der Zeit, wo er Oeſterreich gegen Rußland verwenden wollte? Dieſe Schwierigkeit war im Frühjahr 1812 ſo gut wie nicht vorhanden. Wer ſich die furchtbare öſterreichiſche Finanzkriſis von 1811 vergegenwärtigt, eine Kriſis, von der Napoleon genau unterrichtet war, weiß zu ſagen, ob nicht Oeſterreich damals jedes irgend annehmbare Arrangement: Ländertauſch, Geldentſchädigung u. dergl. einem Kriege mit ruſſiſcher jüngſt erſt hart erprobter Bundesgenoſſenſchaft (nach Verluſt des Tarnopoler Kreiſes!) vorziehen mußte.

Napoleon's Abneigung wider die Polen und deren revolutionäres Gebahren kann nur pſychologiſch erklärt werden. Emporkömmlinge, die einer Revolution ihre Erhebung verdanken, verachten im Grunde ihrer Seele nichts ſo ſehr, als die Menſchen, deren ganzes Streben in dem Haſchen nach revolutionären Mittelchen und Praktiken aufgeht. Eine Nation, deren Lebenselixir die Revolution, war dem Imperator eine erbärmliche Erſcheinung, nicht werth, ein Haupthebel ſeiner Pläne zu werden. Und das war in concreto ein Schlag ins eigene Angeſicht.

Man wird es natürlich finden, daß unſer Autor von dieſen Dingen ſchweigt. Wir wollen gern vorausſetzen, die Kürzungen, welche der Herausgeber mit dem Einleitungskapitel vorgenommen, haben nichts weſentlich Neues mitfortgeſchnitten. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als Herr Baumgarten das Werk des Generals Bogdanowitſch noch ſeinerſeits durch Thatſachen bereichert und manche Einzelheiten umſichtig und aufmerkſam berichtigt hat. Wir dürfen alſo verſichert ſein, daß man uns keine Thatſache vorenthielt.

Noch viel natürlicher iſt es, wenn Generalmajor Bogdanowitſch den plötzlichen Ausbruch des Krieges d. h. den Angriff Napoleons als eine von Rußland ſchwer vorauszuſehende Eventualität und Rußlands etwas nachhinkende Vertheidigungsmaßregeln als das reine Ergebniß ſeiner friedfertigen Geſinnung darſtellt. Ein ruſſiſcher General, im Allerhöchſten Auftrage ſchreibend, konnte die Sache eben nicht anders darſtellen.

Wie verhielt es ſich in Wirklichkeit?

In Wirklichkeit hatte Napoleon den Gedanken des ruſſiſchen Feldzuges bereits im Jahre 1809 gefaßt. Gentz berichtet uns aus dem Munde des Generals Grafen Bubna, der im September 1809 die ſchwierige Miſſion der erſten Unterhandlungen Oeſterreichs mit Napoleon empfangen hatte, wie der ſiegreiche Feldherr gegen Bubna ſehr vertraulich wurde und ihm, vom Glanze des Schönbrunner Schloſſes umgeben, ſogar über ſeine künftigen Pläne Enthüllungen gab. Ueberzeugt, daß je aufrichtiger er ſprach, deſto weniger man ihn verſtehen und an Aufrichtigkeit denken werde, ſagte Bonaparte ganz einfach: „Ich werde vielleicht eine Expedition nach Indien machen; ich nenne Indien, um irgend etwas zu nennen; alsdann werdet ihr (Oeſterreicher) wenn Alles zwiſchen uns auf dem alten Fuße bleibt, wieder meine Projecte zu ſtören ſuchen." Gentz hat ſich in ſeinen Tagebüchern über dieſe Vertraulichkeit höchlich amüſirt, er nennt Napoleon einen politiſchen Harlequin, Caglioſtro und dergl. Ein aufmerkſamer Leſer obiger Worte, die der Hohn von Gentz am beſten beglaubigt, wird leicht erkennen, daß Napoleon hier in Einem Athem das Project des ruſſiſchen Feldzugs mit ſeiner naturgemäßen Beziehung auf Indien d. h. auf Englands Herrſchaft in Aſien und zugleich das Project ſeiner Heirat mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin zu berühren wagte. Vielleicht ſprach er die Stelle „wenn Alles zwiſchen uns auf dem alten Fuße bleibt" mit erhobener Stimme. Was Rußland anlangt, ſo hätten ſowohl Gentz als die ruſſiſchen Diplomaten bei Zeiten einſehen müſſen, daß Napoleon über kurz oder lang an eine Schlußabrechnung mit der Coalition denken werde. War erſt Rußland beſiegt und für die aſiatiſchen Pläne dienſtbar gemacht, ſo durfte man die „Pacification" Spaniens baldigſt erwarten.

Dem hiſtoriſchen Beobachter iſt es faſt ein Räthſel, wie Rußland 1812 im buchſtäblichen Sinne überfallen werden konnte! Die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg war doch nicht mißzuverſtehen. Aber das Unglaubliche iſt hiſtoriſch. Der preußiſche Major Beitzke erzählt in ſeiner Schilderung des franzöſiſchen Feldzuges in Rußland mit einem Anflug von Humor, daß man im Hauptquartier zu Wilna, trotz der gemeldeten Ankunft Napoleons in Königsberg, die Kriegsgefahr noch fern glaubte, ſich unbefangen den fröhlichſten und friedlichſten Luſtbarkeiten hingab; daß der Kanzler Romanzov, deſſen Einſicht Gentz im Juni 1809 gleich Null taxirte, den Ernſt der Kriegsausſichten immer noch in Abrede ſtellte; ja — was das Auffallendſte iſt! — daß nicht die ruſſiſchen Vorpoſten, ſondern zuerſt der Kammerdiener Romanzov's, der auf der Poſtfahrt von Petersburg nach Kowno vor dieſem Orte umkehren mußte, die Nachricht von dem Uebergange der Franzoſen über den Niemen ins ruſſiſche Hauptquartier trug. Es verſteht ſich, daß man hier den armen Teufel ob ſo abenteuerlicher Nachricht kräftig ausſchalt und erſt zu beſſerem Glauben bekehrt wurde, als am 25. Juni 1812 die amtliche Meldung von der Beſetzung Kowno's durch die Franzoſen einging. — Bogdanowitſch iſt ſo ehrlich, wenigſtens die Thatſache jenes Unglaubens, der Ueberraſchung und Verſpätung der Ruſſen einzuräumen. Zur Charakteriſtik der Situation fügt er noch die Mittheilung hinzu, daß Alexander I. beim Eintreffen der Nachricht ſich außerhalb Wilnas auf einem Balle beim Generaladjutanten Bennigſen befand.

Die draſtiſche Ironie des Ueberfalls tritt am klarſten aus der Sendung des Polizei-Miniſters, General Balaſchef, an Napoleon zu Tage. Der Autor hat das Gemälde den eigenen Memoiren Balaſchefs entnommen. Generaladjutant Balaſchef wird von Wilna aus an Bonaparte abgefertigt und in Wilna erſt wird er nach blos dreitägigem Warten vom Kaiſer vorgelaſſen. Schon der Anfang dieſer Kreislaufſendung war ſceniſch merkwürdig. Balaſchef begegnet am 26. Juni gleich hinter den franzöſiſchen Vorpoſten dem Könige Joachim Murat von Neapel, der in einem theatraliſchen Koſtüm dahergeritten kam. Murat ſtieg höflich vom Pferde, Balaſchef gleichfalls, worauf der König ihn anredete: „Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen und Ihre Bekanntſchaft zu machen, General! Es ſcheint hier ſehr kriegeriſch auszuſehen." — „In der That, Ew. Majeſtät, es ſcheint, daß der Kaiſer Napoleon Krieg führen will," replicirt Balaſchef wie ein Schauſpieler, dem ſeine Rolle gut einſtudirt iſt. Es folgt nun ein kurzer Disput, wobei jeder Theil der andern Partei die Urheberſchaft des Krieges in die Schuhe ſchiebt. Endlich bricht Murat mit den Worten ab: „Uebrigens wünſche ich herzlich, daß die Kaiſer mit einander einig werden, und daß der Krieg, der gegen meinen Willen begonnen hat, ſobald wie möglich endigen möge. Ich will Sie nicht länger aufhalten, General! Setzen Sie Ihren Weg fort. Ich weiß wahrlich nicht, wo der Kaiſer iſt, aber wahrſcheinlich iſt er nicht weit von hier."

Es würde das Maß des Raumes überſchreiten, wollten wir das Wortgefecht zwiſchen Napoleon und Balaſchef in gleicher Weiſe ſchildern. Der Franzoſenkaiſer prahlte ganz gewaltig mit der Fülle ſeiner Hülfsquellen und ſeiner Uebermacht, Balaſchef ließ ſich aber durchaus nicht einſchüchtern. Bei Tafel fragt ihn Napoleon zuletzt: „Auf welchem Wege kann man nach Moskau gehen?" — „Ew. Majeſtät ſetzen mich durch dieſe Frage in ſehr große Verlegenheit," entgegnete der ſehr wenig verlegene Balaſchef; „die Ruſſen wie die Franzoſen ſagen, daß man auf jedem Wege nach Rom gehen kann. Nach Moskau führen gleichfalls viele Wege. Karl XII. wollte dorthin über Pultawa."

Hier ſchlägt die Komik der Situation in grimmen Ernſt um. Napoleon offenbart gleich am Anfang, daß Moskau das Ziel ſeiner Wünſche iſt und Moskau war beſtimmt, den Knoten der Kataſtrophe zu ſchürzen. Dieſes Ziel der Operationen trieb ihn zu brennender Eile vorwärts, denn Moskau mußte vor Einbruch des ruſſiſchen Winters erreicht werden. Beinah wäre es dem Imperator durch ein kühnes Manöver geglückt, die Ruſſen am Dnieper von ihrer Rückzugslinie auf Moskau abzuſchneiden und ſie bei Smolensk zu einer Hauptſchlacht zu zwingen. Aber Barclay de Tolly hatte noch mehr Glück. Die Gunſt des Schickſals ſpielt ihm ſeinen urſprünglichen Kriegsplan wider Erwarten in die Hände. Die Offenſive, welche die Stimmung der Armee und der vornehmſten Generale gebieteriſch ihm abverlangte und welche am 6. Auguſt im Kriegsrathe durchdrang, kommt nicht zur Ausführung, der Marſch auf Rudnä gegen das Centrum der Franzoſen unterbleibt, weil ein Zufall und die Unvorſichtigkeit des Flügeladjutanten Fürſten Lubomirski dieſe Bewegung dem Feinde vorzeitig verräth, Barclay geht ſogleich wieder zur Defenſive über und ſelbſt Smolensk wird nur ſo lange vertheidigt, als zur Deckung des Rückzuges der Arrièregarde (Corps von Rajewski und Dochturow) dringend erforderlich war. Des „Ruhmes" wegen, muß Napoleon Smolensk erſtürmen und wird nun auf die Bahn der Verfolgung unaufhaltſam weiter fortgeriſſen. Sein Unſtern hatte gewollt, daß, anſtatt des heißblütigen Georgiers Bagration (Commandanten der zweiten Weſtarmee), der kaltblütige Chef der erſten Weſtarmee, Barclay de Tolly, Generaliſſimus war und bei Smolensk es bewährte. Doch nicht von Bar-

Digitized by Google

clay war der erſte Entwurf jener klaſſiſchen Vertheidigung à la Fabius Cunctator ausgegangen, ſondern — von einem Franzoſen, dem Grafen d'Allonville.

Trauttwein von Belle.

Schweden.

Einiges aus der neueren nordiſchen Literatur.

In dem ſoeben herausgekommenen Jahrbuch der Univerſität Upſala (Upsala Universitets Arsskrift 1862) überraſchte uns in der hiſtoriſch-philoſophiſch-ſprachwiſſenſchaftlichen Abtheilung dieſes Werkes eine deutſch geſchriebene Abhandlung des Adjuncten W. E. Lidforß in Upſala, welche „Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauch des Conjunctivs im Deutſchen" enthält. Herr Lidforß giebt darin eine gelehrte, geſchichtliche Einleitung über die Entſtehung, Fortbildung, resp. das zunehmende Verſchwinden des Gebrauches der conjunctiviſchen Form im Neuhochdeutſchen, wobei eine Anzahl von Citaten aus unſeren großen und muſtergültigen Schriftſtellern ebenſo ſeine Bekanntſchaft mit dieſen Klaſſikern verräth, als die zahlreichen Belagſtellen aus den einſchlägigen Schriften ein Beweis ſind für ſeine Vertrautheit mit der bezüglichen Literatur. — Nach einigen kleinen polemiſchen Ausfällen, vornehmlich gegen mancherlei Anſichten Profeſſor Schötenſack's, in deſſen 1856 in Göttingen erſchienenen „Grammatik der neuhochdeutſchen Sprache," gerichtet, kommt Verf. ſchließlich zu dem Reſultat, daß der Conjunctiv den Ausdruck der Subjectivität, der Indicativ den der Objectivität repräſentire, welche Theſis er, in weiteren vier Lehrſätzen, die ſeiner Beweisführung entſprechen, des Näheren formulirt. Indem wir die eingehendere Beſchäftigung mit dieſem Thema, das, von einem Ausländer in deutſcher Sprache aufgeſtellt und behandelt, ſicher nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, den eigentlichen Fachmännern überlaſſen, fügen wir noch bei, daß Herr Lidforß, was die Orthographie und beſonders den Gebrauch der großgeſchriebenen Anfangsbuchſtaben betrifft, der Rechtſchreibung der Gebrüder Grimm gefolgt iſt, oder, wie er es nennt, ſtimmt ſeine Schreibweiſe mit der in Haupt's „Zeitſchrift für deutſches Alterthum" befolgten weſentlich überein, nur unterläßt er nicht, eine Abweichung zu conſtatiren, die er beim Gebrauch des „s" vorzog, indem er dabei die Theorie Rumpett's (ſiehe deſſen „deutſche Grammatik," Berlin, 1860) zu der ſeinen machte.

Nach längerer Unterbrechung haben die Literaturfreunde des Nordens wieder einmal das Beginnen eines muthigen Schriftſtellers zu regiſtriren, der es gewagt hat, ein nur dem literariſchen und Kunſt-Intereſſe gewidmetes Journal in's Leben zu rufen, denn ſeit dem Eingehen der Zeitſchrift „Heimdall," die ſich, trotz verdienſtlicher Leitung, nur wenige Jahre halten konnte, war kein eigentliches literariſches Fachblatt für ſkandinaviſche Literatur mehr vorhanden. Der Profeſſor Dietrichſon an der Univerſität Upſala läßt nämlich in Kopenhagen in däniſcher Sprache eine „Nordiſche Zeitſchrift für Literatur und Kunſt" erſcheinen, von der bereits das dritte Heft dem Publikum übergeben wurde. Herr Dietrichſon iſt Verfaſſer einer „Einführung in die däniſche Literaturgeſchichte unſeres Jahrhunderts," die er für Schweden und in ſchwediſcher Sprache herausgab, während er, zugleich mit den erſten Heften der erwähnten Zeitſchrift, eine für Dänemark und Norwegen berechnete und daher in däniſcher Sprache geſchriebene: „Einführung in das Studium der ſchwediſchen Literatur des laufenden Jahrhunderts," erſcheinen ließ. Letztere Arbeit ſcheint ebenſo verdienſtvoll als gewiſſenhaft geſchrieben zu ſein, wenn man auch maliziöſer Weiſe in Kopenhagen vorgegeben haben ſoll, das Däniſch des Upſallaer Herrn Profeſſors, der übrigens ein geborener Norweger iſt, nicht recht zu verſtehen. Herr Dietrichſon, in Schweden, Finland und Norwegen bekannt durch literarhiſtoriſche Vorträge, die er in den größeren Städten dieſer Länder gehalten, ſcheint ganz der Mann, eine ſolche Zeitſchrift erfolgreich leiten zu können, ſchade nur, daß er — augenblicklich noch auf Reiſen im Süden begriffen — nicht wohl im Stande ſein dürfte, dem Unternehmen von der Ferne aus die gehörige Pflege angedeihen zu laſſen. Außer dem Programm brachten die erwähnten drei Hefte einen gut geſchriebenen Artikel über den auch in Deutſchland als „Onkel Adam" durch ſeine „Genrebilder" gekannten Schriftſteller C. A. Wetterbergh, ſo wie höchſt intereſſante, wenn auch mitunter vielleicht etwas indiscrete Berichte über Finland, einen Aufſatz über die franzöſiſche Malerſchule unſerer Zeit (nach Springer's Geſchichte der Künſte im 19. Jahrhundert!), einen poetiſchen Beitrag von Björck, dem im vorigen Jahre von der ſchwediſchen Akademie gekrönten Dichter u. A. m. Ein zu kleiner Theil des Blattes ſcheint uns allerdings der Literatur-Revue der Gegenwart eingeräumt zu ſein, die im dritten Hefte ſogar ganz im Wegfall kam, und die Redaction ſollte — meinen wir — nicht vergeſſen, daß nach Schiller „der Lebende Recht hat!" — Spätere Hefte werden zeigen müſſen, ob ſich das junge Unternehmen als völlig lebenskräftig erweiſen wird, (allerdings etwas fraglich, da ſchon ſo viele treffliche Kräfte an der Ausführung des gleichen Planes hier ſcheiterten) und in welcher Art die Redaction gedenkt, ihrem Programm nachzukommen, das ſogar auch „Ueberſetzungen der einen oder der anderen literariſchen Erſcheinung des Auslandes mitzutheilen" verſpricht. — Vielleicht kommt dann auch die deutſche Literatur dabei nicht zu kurz; Herr Dietrichſon wenigſtens ſcheint, nach den deutſchen Citaten zu urtheilen, die er einzuflechten liebt, in ihr nicht gerade unbewandert zu ſein.

Eine ſeltne Erſcheinung dürfte ſchließlich die ſoeben hier in Stockholm herausgekommene Ueberſetzung des zweiten Theiles von Runeberg's „Fähnrich Stål" durch Herrn W. Kahleis ſein, von deſſen erſtem Theil wir bekanntlich verſchiedene, zum Theil ſehr gelungene Uebertragungen z. B. von Wachenhuſen, Frau Ida Meves geb. Lappe ꝛc. ꝛc. bereits beſitzen. — Herr Kahleis gehörte in früheren Zeiten zu jenen dunkelen Exiſtenzen, wie ſie deren eine jede größere Stadt kennt und ſein Einzug aus Deutſchland in Schweden ſoll als naturwiſſenſchaftlicher Begleiter einer Menagerie oder — die Meinungen variiren hierüber etwas — als künſtleriſcher Leiter eines Panoramas erfolgt ſein. Thatſache iſt, daß Herr Kahleis jetzt Lehrer der deutſchen Sprache am Stockholmer Lyceum iſt und ſich für verſchiedene Hochzeits- und andere Carmina, an die Adreſſe der königlichen Familie gerichtet, zum glücklichen Beſitz einer Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft gratuliren darf. — Auch dieſe neue Ueberſetzung iſt in hoffentlich beſſer gemeinten, als gereimten Verſen König Karl XV. gewidmet, und ſie möchte zuvörderſt inſofern nicht ohne ein gewiſſes Verdienſt ſein — als ſie, wie geſagt, die erſte der Oeffentlichkeit übergebene der Erzählungen des tapferen Fähnrichs für Deutſchland iſt; denn ein als Manuſcript gedruckter Abſchnitt daraus, ebenfalls von Frau Ida Meves überſetzt, war und iſt vorläufig nicht für's große Publikum beſtimmt.

Leider ſcheint der Herr Ueberſetzer aber während ſeines langjährigen Aufenthaltes in Schweden ſich gewiſſer Formen der deutſchen Sprache entwöhnt zu haben, denn z. B. gleich in der zweiten Strophe des erſten Geſanges ſagt er:

„Ich war noch Kind, vorbei der Fried', fortzog die Heldenſchaar,
Doch kenn' ich ſeinen ſtolzen Gang, erinnre's Jahr von Jahr."

welche Formen er erſichtlich nach der Analogie des ſchwediſchen „jag mins" (ich erinnere mich daran) gebildet hat und wobei außerdem „Jahr von Jahr" eine etwas undeutſche Wiedergabe von „hwar minut" (jede Minute) ſein dürfte, wiewohl in dieſem Falle „Jahr für Jahr" näher gelegen hätte.

Aehnlich ergeht es Herrn Kahleis Seite 5 wo er überſetzt:

„Und verändert war er ſehr, an Jahren nicht nur vorgerückt —
Mehr noch durch den Pregel, den der hohe Rang ihm aufgedrückt."

wobei ihm vermuthlich undeutlich das Wort „Gepräge" vorgeſchwebt haben mag, für welches im Original natürlich der ſchwediſche Ausdruck: „prägel" angewendet iſt.

Dergleichen Unebenheiten und Vergehen gegen die Mutterſprache finden ſich zwar nicht ſelten, doch wäre es wohl unbillig, wenn wir nicht in Anſchlag bringen wollten, mit welchen Schwierigkeiten der Ueberſetzer dem etwas ſpröden Original gegenüber zu kämpfen hatte und ſo wünſchen wir dem Büchlein — hier in der Diaſpora entſtanden — auch in Deutſchland die Verbreitung und die Anerkennung, die .... es verdient.

A. L.

Norwegen.

Ein neuer Roman A. Munch's.

Die falſche Margarethe.

Der eben ſo gelehrte, als dichteriſch hochbegabte Norweger Munch hat wieder eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung, „Das Mädchen von Norwegen" (Pigen fra Norge), herausgegeben. Zum Vorwurf dieſes Romans hat er das in den Jahren 1300 und 1301 ſtattgehabte Auftreten der Kronprätendentin Margarethe gegen den König Hakon V. von Norwegen benutzt; die Handlung ſpielt alſo hauptſächlich in Bergen und Lübeck. Der ſehr intereſſante Stoff iſt mit einer Friſche und Lebendigkeit behandelt, wie ſie eben dieſem und dem andern norwegiſchen Dichter,

Digitized by Google

Björnſtjerne Björnſon, gegenwärtig unter den Skandinaviern allein eigen ſcheint; dabei ſind die Perſonen und Charaktere, ſowie deren verſchiedenartige Motive mit einer Naturwahrſcheinlichkeit gezeichnet, daß man ſich beim Leſen nicht nur in jene längſt entſchwundene Periode norwegiſcher und hanſeatiſcher Herrlichkeit verſetzt glaubt, ſondern auch nicht umhin kann, des Verfaſſers Anſicht von der „Echtheit“ jener Margarethe beizutreten. In der brandenburgiſchen Geſchichte finden wir auch einen Kronprätendenten, den falſchen Waldemar, der etwa 50 Jahre ſpäter als das Mädchen von Norwegen auftrat, und dies unter ſo eigenthümlichen Umſtänden und mit ſo vielem Erfolge, daß es heute noch Geſchichtskundige giebt, die in dieſem Mann nicht den Müllerburſchen aus Hudeluſt bei Zerbſt ſehen können. Ebenſo verhält es ſich mit jener Margarethe, die ihre Rolle als Tochter des Königs Erik Prieſterhaſſer ſo vorzüglich ſpielte und mit ſolchem Heldenmuth für ihr Geburtsrecht den Feuertod erlitt, daß man wohl ein arger Peſſimiſt ſein müßte, um nur bodenloſe Verderbtheit, ſowie weibliche Eitelkeit als Motive der Handlung dem kaum zwanzigjährigen Mädchen unterzuſchieben.

Die nordiſche Geſchichte lehrt uns, daß König Erik eine Tochter Alexander's III. von Schottland zur Gemahlin hatte; es war durch Staatsverträge abgemacht, daß die aus dieſer Ehe entſproſſenen Kinder das Erbrecht auf den Thron beider Länder haben ſollten. Erik wurde nur mit *einem* Kinde, ſeiner Tochter Margarethe, geſegnet, deren Erbrecht nach Alexander's Tode ausdrücklich noch einmal anerkannt ward; ja eine Deputation ſchottiſcher Barone kam nach Bergen, um das ſiebenjährige Kind heimzuholen und ſofort zur Königin Schottlands auszurufen. Die junge Königin ſtarb indeſſen, wie man ſagt, gleich nachdem ſie die damals noch zu Norwegen gehörenden Orkney betreten hatte, — wenigſtens wurde eine Kindesleiche vier Wochen ſpäter nach Bergen zurückgebracht und dort feierlich beigeſetzt. — In Schottland tobte der Krieg der thronbegierigen Großen ungeſchwächt weiter, während im Volke die Sage umging, das lang erſehnte „Mädchen aus Norwegen“ ſei nicht geſtorben, ſondern nur von den Anhängern Robert Bruce's und John Baliol's bei Seite gebracht, um dieſen Herren den Thron frei zu halten. Doch nicht blos in Schottland, auch in Norwegen tauchte dies Gerücht auf, nahm hier aber Geſtalt und Leben an durch das plötzliche, wirkliche Erſcheinen der todtgeglaubten Königstochter oder — der Jungfrau Margarethe Henning, der betrügeriſchen Schifferstochter aus Lübeck, wie ſie von ihren Feinden vor und nach ihrer Hinrichtung genannt wurde. Dieſen nackten hiſtoriſchen Stoff hat Munch nun in der anziehendſten Weiſe bearbeitet.

Wie wir ſchon andeuteten, geht der Verfaſſer von der Anſicht aus, das Schickſal eines unglücklichen Königskindes — nicht das einer Betrügerin — in ſeinem Roman zu ſchildern; er zeichnet uns alſo die Margarethe als ein Ideal der Weiblichkeit, wozu er vom dichteriſchen Standpunkte aus, und auch wohl vom hiſtoriſchen, ganz entſchieden berechtigt iſt. Daß nicht blos hohe Herren, ſondern die Maſſe der Bürger und des Volkes der Jungfrau als ihrer rechtmäßigen Herrin entgegenjauchzten, läßt ſich nur durch ihre gewinnende Schönheit und ihren fleckenloſen Ruf erklären; ihre Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen König war weniger nöthig, wichtiger ſchon das würdevolle Auftreten, das von angebornem Selbſtbewußtſein zeugte. Merkwürdig iſt ferner, daß das junge Mädchen der norwegiſchen Sprache vollkommen mächtig war und eine genaue Kenntniß des Bergener Königsſchloſſes, beſonders der Frauengemächer deſſelben beſaß. Damals hatte man übrigens noch nicht den erhabenen Standpunkt in Legitimitätsfragen eingenommen, wie er ſeit langer Zeit z. B. in Rußland herrſcht. Ariſtokraten und Volk hatten einen viel ſtrengeren, idolatoriſchen Begriff vom königlichen „Geblüt,“ und ſchwerlich würde ſich Jemand dazu verſtanden haben, ein Kind „ungeſalbten“ Blutes auf irgend einen Thron zu heben, trotz politiſcher oder Handelsvortheile.

Munch entwickelt nun die Thatſachen in folgerichtiger Weiſe alſo: Der alte ſchottiſche Ritter Glenorrin, der Helfershelfer John Baliol's, beichtet ſterbend auf dem Schlachtfelde von Falkirk ſeinem jüngſten und einzig noch lebenden Sohne Ronald, daß er der Frau Ingebjörg Erlings-Tochter, der Hofmeiſterin der Prinzeſſin, geholfen, das Königskind zu entführen, indem er daſſelbe einem Lübeck'ſchen Schiffer, dem gerade ſegelfertig bei der Inſel vor Anker liegenden Meiſter Henning, übergab, und ſtatt deſſen jener verrätheriſchen Frau eine Kindesleiche verſchaffte. Seine Motive waren Vaſallentreue und Goldgier, die jener ehrbaren und frommen Frau Rachgier gegen den König, der ihren Bruder, einen Raubgrafen, hatte henken laſſen. Der junge Ronald macht ſich unbemerkt von dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde fort und reiſt, um Schottland vom ewigen Bürgerkriege zu erlöſen, nach Lübeck, wo er nach langem Suchen endlich in der Kapelle der Bergenfahrer zu St. Marien ein reizendes Mädchen antrifft, die er ſofort für die Geſuchte hält und die ſich als ſolche auch herausſtellt. Ob der junge Herr plattdeutſch mit dem Fräulein geſprochen hat, iſt nicht geſagt; man kann dies faſt annehmen, eben ſo gut auch, daß die Dame ſein breites Schottiſch (dem Norwegiſchen damals noch etwas ähnlich) verſtanden; jedenfalls nannte er ſie ſeine Königin, was ſie ſicher verſtanden und geglaubt hat, — die alte Geſchichte bleibt ja ewig neu. Der glückliche Ronald — jedenfalls ſehr verſchieden von den heutigen Mac Donalds — reiſte hierauf ſpornſtreichs nach Norwegen, um dem harten, von Pfaffen umgebenen König Hakon V. die freudige Mähr aus erſter Hand mitzutheilen, daß er noch eine Nichte in Lübeck habe, die er nur als ſolche anzuerkennen brauche, um ſie auf den Thron Schottlands zu heben. Ehe er indeſſen dieſen Schritt thun konnte, traf er mit dem ſchlauen Ex-Kanzler, Magiſter Bjarne Lödinsſön, zuſammen, der ihm plauſibel machte, daß ſeine Königin immer Jungfrau Henning bleiben werde, es ſei denn, ihr Recht auf den norwegiſchen Thron würde feſtgeſtellt, wozu er ihr durch ſeinen Freund, den Jarl Audun Hugleiksſön, verhelfen wolle; ginge er aber zu Hakon, dann ſei ihm ein Platz im Burgverließ ſicher.

Genannter Jarl war zu Eriks Zeiten Schatzmeiſter und erſter Mann im Reiche, und hatte er als ſolcher ſeine frühere Gewalt redlich dazu verwendet, die Königsgewalt einzuſchränken, hingegen die Adelsmacht, welche König Haarfager gebrochen, zu heben; ſonſt war er ein redlicher Patriot, der aber nicht verſäumt hatte, ſich tüchtig zu bereichern. Mit König Hakon ſtand er ſeit der Zeit, da er deſſen Verlobte, Iſabella von Irigny, aus Frankreich geholt, in tödtlichſter Feindſchaft. Man ſagt, er hätte die Herzogsbraut verführt und über Seite geſchafft; jedenfalls iſt aus jener Heirat nichts geworden. Als Hakon König wurde, ließ er den ſtolzen Jarl in Feſſeln legen, nächher verbannte er ihn in die Gränzen ſeines alten Stammgutes in Firdaſylke, wohin der Ex-Kanzler den jungen Schotten lockte, um ihn als Werkzeug gegen den verhaßten König zu gebrauchen.

Der Jarl litt an einer Art Wahnſinn, herbeigeführt durch die gezwungene Unthätigkeit, den Durſt nach Rache und, wie es ſchien, auch durch Gewiſſensbiſſe. Die Mittheilungen des Ex-Kanzlers hielten ihn indeſſen ſehr ſchnell und er beſchloß ſofort, trotz ſeiner Aechtung, die Reiſe nach Bergen zu wagen. Der vorſichtige Herr Bjarne Lodinsſön übernahm die Bearbeitung der hohen Mißvergnügten und des Volkes. Der Magiſter war nicht blos ein ehrgeiziger Gelehrter, ſondern deshalb auch ein entſchiedener Feind der Prieſterkaſte, die er von jeher bekämpft hatte All' dieſe Motive ſind ſehr natürlich.

Es giebt indeſſen ein Verhängniß, dem man das Mißlingen der Pläne kluger Männer gewöhnlich zuſchreibt und ein ſolches offenbart ſich in unſerm Roman in Geſtalt eines halb blödſinnigen Schelms, der an ſeiner Herrſchaft Thüren lauſcht und ſich darauf die Allwiſſenheit von den Vögeln vorſingen läßt; wer alsdann an ſeine Salomeniſche Gabe nicht glauben wollte, den ſuchte er zu verderben. Er verſtand es, Raben anzulocken, wodurch er beſonders ſeinen Herrn chicanirte, der es indeſſen, nach Art politiſcher Größen, nicht ſo genau nahm und den allzuklugen Knecht, der zu viel gehört, bei der Abreiſe durch einen Pfeilſchuß in's Reich des Schweigens ſandte; ſo glaubte er wenigſtens gethan zu haben. Der Hellſeher war indeſſen mit einer ungefährlichen Verwundung davon gekommen, erholte ſich und reiſte eilends zum Könige, dem er alles Gehörte mittheilte.

Audun Hugleiksſön reiſte wirklich nach Lübeck, ſtellte ſich der Jungfrau Margarethe vor, gewann den regierenden Bürgermeiſter für ſeinen Plan, nachdem er deſſen natürliche Frage: „Was verdienen wir dabei,“ befriedigend beantwortet, doch unterſuchte vorher der bedächtige Kaufmann-Republikaner die Glaubwürdigkeit des ihm Mitgetheilten durch ein Verhör der Jungfrau und ihrer Pflegemutter, worauf er dann an die Deutſchen in Bergen ſchrieb, für die Dame, wenn es nöthig, mit den Waffen einzutreten.

Margarethe trat nun die Reiſe nach der Hauptſtadt ihres Landes an, wo der Herr Bjarne ſchon tüchtig in ihrem Intereſſe vorgearbeitet hatte, aber eines ſchönen Abends, als er wieder ſeine deutſchen Freunde beſuchen wollte, unterwegs von des Königs Leuten aufgehoben und in's Schloß gebracht ward. Durch ſeine Gefangennahme war Alles vereitelt, das wußte des Königs Kanzler, der Biſchof Sira Aake, ſehr wohl. Der ehrgeizige und gleicherzeit phyſiſch feige Gelehrte ließ ſich ſchrecken und locken; er gab, um ſich zu retten und wieder Einfluß zu gewinnen, ſeine Gelehrſamkeit ſowie ſeine Schreiberkünſte dazu her, ſeine Freunde zu verderben. Der Prieſterkönig hatte nun leichtes Spiel mit ſeinen Feinden nachdem ihnen der leitende Verſtand des Herrn Bjarne fehlte. Es gelang dem Schloßhauptmann durch eine plumpe Liſt den hitzigen Jarl, die Kronprätendentin und ihren erkornen Ritter in's Schloß zu locken, wo ſie

Digitized by Google

zu Gefangenen gemacht wurden und dies blieben, da ein Sturmverſuch der Deutſchen zu ihrer Befreiung mißglückte.

Den Gefangenen wurde in aller Form Rechtens der Prozeß gemacht, da es dem König wirklich um perſönliche Ueberzeugung von dem Recht oder Unrecht der Margarethe zu thun war. Was half aber die Erfüllung der äußeren Form, wo herrſchgierige Pfaffen im Voraus für falſche Documente zur Vernichtung der Jungfrau geſorgt hatten? Margarethe wurde zum Scheiterhaufen verdammt, Ritter Glenorrin, der ein Gottesurtheil verlangt hatte und nach deſſen Verweigerung ſich von den Schergen losriß und auf den König zueilte, den er zum Zweikampfe forderte, wurde auf der Stelle von den Leibwächtern getödtet; der ſtolze Jarl wurde in heimlicher Gerichtsſitzung zum Strange verurtheilt — „Jetzt haben die Raben Futter!“ jubelte der hellſichtige Eivind Bäbner, da er ſeines Herrn Leiche am Galgen ſah.

Die Flammen, welche den Leib der Jungfrau verzehrt hatten, vermochten doch nicht ihr Andenken zu tilgen und das Volk war weder durch weltlichen noch durch geiſtlichen Bann von Wallfahrten nach der Richterſtätte abzuhalten, ja man erbaute daſelbſt ſchließlich eine Kapelle und verehrte die Jungfrau Margarethe als Heilige. Dieſen Triumph ihres Opfers erlebten freilich die wenigſten der hohen Uebelthäter, welche zu deſſen Verderben kein Mittel geſcheut hatten.

Das alte norwegiſche Königsgeſchlecht ſtarb bald darauf aus, was vom Volke als eine Strafe des Himmels wegen des begangenen Mordes gedeutet ward; jedenfalls hatte aber das Volk am meiſten durch das Ausſterben der Nachkommenſchaft König Sverre's und Haarfager's zu leiden, denn das Land verlor ſeine Selbſtändigkeit und gerieth unter das däniſche Joch — Grund genug für jeden Norweger, das Schickſal der Margarethe, des König Eriks Tochter, noch heute zu beklagen.

Wir haben hier den Inhalt des Romans wiedergegeben, der an ſich ſchon intereſſant genug wäre, durch den poetiſchen Hauch des norwegiſchen Dichters aber noch unendlich gewonnen hat. Das Spiel der verſchiedenen Leidenſchaften, als Ehrgeiz, Selbſtſucht, Liebe und Haß, die gegeneinander wirkenden geheimen Triebfedern ſind meiſterhaft dargeſtellt. Hoffentlich wird dieſe Arbeit Munch's, ſowie ſeine übrigen, ebenfalls dem deutſchen Leſepublikum durch eine Ueberſetzung zugänglich gemacht werden. Ehe wir indeſſen von derſelben ſcheiden, müſſen wir noch auf eine Kritik hinweiſen, die in Nr. 75 des däniſchen Blattes „Faedrelandet,“ welches von einem ſogenannten Klaſſiker redigirt wird, zu finden iſt. Der Kritiker ſagt mit dürren Worten, daß die Erzählung dürftig ausgeſteuert und matt in ihrer Bearbeitung ſei, überdies habe der Verfaſſer den hiſtoriſchen Standpunkt gänzlich verrückt, er habe ſo zu ſagen „das Hintertheil des Pferdes weggenommen“ und ſtatt deſſen ſein eigenes Fabrikat geſetzt. Dieſer klaſſiſche Vergleich, abgeſehen von andern gegebenen Kennzeichen, berechtigt jedenfalls ſchon, den Kritiker in die Klaſſe der literariſchen Fleiſcherknechte zu ſetzen. Uebrigens convenirt es demſelben gar nicht, daß „Herr“ Munch (der wohl nie die Bezeichnung „Herr Student“ Ploug gebraucht) die unglückliche Margarethe als ein Muſter edler Weiblichkeit darſtellt; auch ſind ihm die verſchiedenen Motive, beſonders der Haß Sira Aake's, „der die Triebfeder der ganzen Erzählung,“ durchaus unerklärlich, zumal für alles dies „in der Geſchichte keine Aufklärung zu finden ſei, darüber vielmehr ein tiefes Dunkel herrſche;“ deshalb legt er den Roman unbefriedigt fort, „um in der Geſchichte (sic) Aufklärung über die dunkeln Stellen zu ſuchen!“ Daß die Jungfrau auf Grund eigens dazu verfälſchter Documente verurtheilt wird, findet er ſentimental (ſchwebt ihm dabei vielleicht Schleswig und die preußiſche Sentimentalität vor?), überhaupt habe ſich „Herr“ A. Munch die Sache viel zu leicht gemacht, ſchon dadurch, daß er eine „tendenziöſe Erzählung“ lieferte und gar zu dieſem Stoffe griff, denn — „Tendenz-Romane finden immer Anklang, beſonders wenn ſie Polemik enthalten, die tüchtig grob iſt; auf die Bearbeitung kommt es dann nicht an!“

Es iſt wohl leicht erklärlich, woher die däniſche Berſerkerwuth gegen die Werke des Profeſſor Munch rührt. Dieſer hervorragende Mann iſt niemals der Fahne des höheren Blödſinns gefolgt, welche Ploug und Konſorten in der „nordiſchen Metropole“ hoch halten, und er wird ihr auch niemals folgen; er fühlt nicht blos als Norweger, er ſchreibt auch als ſolcher, er erlaubt ſich, den Verluſt der Unabhängigkeit ſeines jetzt freien Landes als ein Unglück zu beklagen; er bewirft in ſeinen literariſchen Schöpfungen die Deutſchen nie mit Schmutz, ſondern läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren, legt Worte des Lobes ſelbſt in den Mund ihrer Feinde und ehrt dadurch freilich die Vorfahren ſo mancher ſeiner Landsleute. Dergleichen Vergehen können einen Dänen aber zur Raſerei bringen, eine „Tendenz-Kritik“ iſt einem derartigen Individuum daher zu Gute zu halten, umſomehr, da die Wirkung derſelben nur bis zur Kopenhagner Zollbude reicht, doch kommen wir ihr in letzterer Hinſicht zu Hülfe und geben ihr weitere Verbreitung, obſchon dies nicht zur Empfehlung, weder des däniſchen Charakters, noch des däniſchen Unterſcheidungs-Vermögens, dienen wird. F. M.

China.

Zum erſtenmal in Macao.

(Aus dem Tagebuch eines deutſchen Reiſenden.)

Ich athme auf wie ein aus dem Gefängniß Befreiter. Macao, ſo fremd und ſonderbar es auch dem europäiſchen Reiſenden erſcheinen mag, der dort zum erſtenmale den Fuß auf chineſiſchen Grund und Boden ſetzt, Macao iſt eine freudloſe, ſtille Stadt, die an die Heimat erinnert. Sie liegt an einem grünen Hügel, Angeſichts vieler kleiner, mit immer friſchem Moos bedeckter Felſen-Inſeln und ihre reinlichen, luftigen, hellen Häuſer ſpiegeln ſich freundlich in der klaren, von einer fortwährenden, kühlenden Briſe ſanft bewegten See. Alles athmet Ruhe und Frieden. Die Straßen ſind faſt leer. Im Hafen wiegen ſich nur wenig Schiffe und Dſchunken. In den Thorwegen und unter den Bäumen liegen und ſitzen müßige Männer. Um ſie herum ſpielen zerlumpte, luſtige Kinder. Der Anblick der nackten, ſchmutzigen, häßlichen, keuchenden Kulis, der mir in Shanghai, Canton und Hongkong jede Freude an einem Spaziergang verleidete, ſtört mich hier nicht; ich ſehe auch nicht mehr die proſaiſchen, ſorgenvollen Geſchäftsgeſichter nach Reichthum jagender Thee- und Seidenkäufer und Opiumhändler. Alles geht friedlich und freundlich in der kleinen, nur wenig handelskundigen, portugieſiſchen Kolonie zu. Die Wache zieht mit Muſik auf, wie in Deſſau, Zerbſt und Cöthen. Ich zähle 20 Muſiker, 4 Offiziere und 12 Soldaten. Letztere ſind dunkle, wohlgenährte Burſchen, mit harmloſen, freundlichen Geſichtern und makellos weißen Beinkleidern. Man ſieht es ihnen an, daß ſie vom Landesherrn, dem Gouverneur von Macao, mit großer Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt werden. Des Abends ſpielt die Muſik unter den Bäumen, und dann ſieht man dort alle weißen, gelben und braunen Schönheiten von Macao. Die Herren der Kolonie ſind wohl etwas heruntergekommen und ich bekenne, daß viele von ihnen dumme, aufgedunſene, häßliche, grüngelbliche Geſichter haben; aber unter den blaſſen, ſchwarzäugigen, portugieſiſchen Mädchen ſieht man manch' liebes, reizendes Kind, und in den langſamen, harmoniſchen Bewegungen der ſchlanken, in weite Mantillen gehüllten Geſtalten iſt eine ſüße Poeſie. Die engliſchen und amerikaniſchen Vollblut-Ladies, die ſich nicht wenig auf ihre reine, angelſächſiſche Abkunft zu Gute thun, blicken zwar mit tiefer Verachtung auf Portugals dunklere Töchter hinab und nennen ſie half-casts, und in ungerechtem Zorn ſogar niggers; aber es iſt wohl viel Unwiſſenheit und auch wohl etwas Neid in dieſem harten Urtheil. Die chineſiſchen Mädchen ſind in Macao viel ſchöner, als ich ſie irgendwo anders in China geſehen habe. Sie ſind auch ſehr liebenswürdig und gefällig. Leider iſt dies jedoch etwas gefährlich.

Ich bin hier in einem alten, ruhigen Hauſe abgeſtiegen, in dem ich von alten, ruhigen Leuten bedient werde. Des Morgens nehme ich ein kleines Boot, das von drei kräftigen, jungen Mädchen gegen Ebbe oder Fluth raſch vorwärts getrieben wird, und laſſe mich in die See hinausfahren; während des Tages ſitze ich in meinem großen, halbdunkeln Zimmer und beſchäftige mich abwechſelnd und angenehm mit Leſen, Schreiben, Rauchen, Theetrinken und Schlafen; in der Abenddämmerung mache ich eine lange Promenade auf den einſamen Klippen von Macao. Dort iſt ein ſchöner Platz, in der Nähe einer verlaſſenen chineſiſchen Pagode, wo vier alte, große indiſche Feigenbäume Tauſenden von ſingenden Vögeln Aſyl geben.

Geſtern Abend ſah ich auf der Terraſſe eines kleinen, freundlichen Gartenhauſes ein ſchönes, junges Kind mit einem ſanften Madonnengeſicht. Sie hatte das kleine Köpfchen in die kleinen Hände geſtützt und ſchaute mit den großen, ſchwarzen Augen andächtig zum gerötheten Abend-Himmel hinauf. Mir fiel Heine's Mädchen von Goslar ein, und hätte ich nur portugieſiſch geſprochen, ich wäre gewiß nicht an ihr vorübergegangen, ohne mir den Kuß zu nehmen, den an ſchönen Sommerabenden ein gutes Mädchen einem harmloſen, unſtäten Wanderer nicht verſagen darf. Ich wünſchte ihr von ganzem Herzen eine recht gute Nacht, und ſie ſandte mir mit heller Silberſtimme tauſend Dank zurück. Du liebes Kind! Mögen vor deinem Fenſter die Nachtigallen ſchlagen, und mögen in deinem kleinen Garten nur ſüßduftende Blumen und grüne, ſchattige Bäume blühen! L.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Oeſterreich und der Zollverein. In ſeiner durch die Zeitungen zur Kenntniß des preußiſchen Hofes gebrachten Depeſche vom 26. Juli ſpricht Graf Rechberg von der durch das jetzige Vorgehen Oeſterreichs erſtrebten „Zoll- und Handels-Einigung des geſammten Deutſchland." Des geſammten Deutſchland — ja, wenn es ſich darum handelte, dann nur würde gewiß das geſammte deutſche Volk Ja! und Amen! ſagen; aber was hängt nicht Alles an dieſem öſterreichiſchen Eintritt in den Zollverein! Um ſieben bis acht Millionen, mit uns ſympathiſirende Deutſche für den Letztern zu gewinnen, müßten wir achtundzwanzig Millionen Italiäner, Rumänen, Magyaren, Čechen, Polen, Ruſſinen, Slowaken, Slovenen, Kroaten und Serben, die nur in Einem Stücke mit einander übereinſtimmen: in ihrem Haſſe gegen die Deutſchen, erſt erobern und dem Verein unterwerfen. Was würde der Eintritt des deutſch-ſlaviſch-magyariſch-romaniſchen Geſammtſtaates in den Zollverein Anderes bedeuten, als ſein Eintritt in den deutſchen Bund? Müßten wir nicht in dem einen Falle, wie in dem andern, auch die entfernteſten Gränzen jenes Geſammtſtaates gegen jeden Feind vertheidigen helfen, den ſich die zu allen Zeiten undeutſch geweſene Politik Oeſterreichs zuzieht? Es iſt freilich auf das Tiefſte zu beklagen, daß ſich die preußiſche Regierung nicht auf der Höhe ihrer Zeit und ihrer großen deutſchen Aufgabe zu behaupten gewußt hat, aber darum weil der Gedanke des Nationalvereins vorläufig unausführbar ſcheint, hat das deutſche Volk doch noch keine Urſache, ſeine ganze Exiſtenz in die des großen chineſiſch-europäiſchen Mittelreiches aufgehen zu laſſen!

— Höflichkeits-Phraſen der Japaneſen. Wer in Japan auf Lebensart Anſpruch macht, der umgeht im Geſpräche mit geachteten Perſonen ſorgfältig die perſönlichen Fürwörter, indem er das Ich mit Hausknecht (jatsuko oder jatsukare) vertauſcht, das Du aber mit Namhafter Geehrter (nandsi aus namotsi), fürſtliche Gegenwart (omago), u. dergl. Ein Adjektiv o, welches durch fürſtlich oder kaiſerlich (was es urſprünglich bedeutet) überſetzt werden kann, tritt in ehrender Anrede jedem Verbum vor, das eine Handlung des Angeredeten bezeichnet. Der Kaufmann fragt z. B. den Käufer: „Was werdet Ihr fürſtlich zu kaufen (okai) geruhen?" und dieſer entgegnet: „Was beliebt Ihr zu haben?" Man geht aber noch weiter und adelt mit jenem o, oder dem gleichbedeutenden go ſogar die Exiſtenz von Dingen, ſofern dieſe der geehrten Perſon angehören, oder ſofern man ſich nur unterſteht, die Aufmerkſamkeit des bedeutenden Mannes auf dieſelben zu lenken. Als Beiſpiel diene sorefa nanide gosaru; dem Sinne nach: „Was iſt dies?" den Worten nach aber: „Welchen Fürſtenſitz nimmt dieſes (Ding) ein?" Aru heißt nämlich: es iſt, es hat, und gosa heißt Thron! Noch amplifizirt kann beſagte Ausdrucksweiſe werden durch beigegebenes masu (es) geruht, beliebt, oder maside aru (es) befindet ſich im Geruhen, alſo gosari masu, gosaru maside aru: es befindet ſich im Belieben einen Thron einzunehmen d. h. es iſt oder wird ſein. — Wie unermeßlich wird aber alle oſtaſiatiſche Kriecherei überboten durch jenen neu-perſiſchen Poeten, der an ſeinen hohen Gönner ſchrieb: „Ich bin nur der Koth an der Pforte des räudigen Hundes eines Menſchen, welcher ſeinerſeits nur der Koth an der Pforte Deines räudigen Hundes iſt!!!"

— Die Deutſchen in Paris. Der Verfaſſer des Büchleins über „Die katholiſche Preſſe Deutſchlands" kam auf ſeiner Fahrt durch das katholiſche Europa vorigen Sommer nach London, letzten Winter nach Paris. Was er dort und vorzüglich hier durch Monde langes Wandern, Fragen, Beobachten, Forſchen geſehen und gehört, davon ſchildert er uns jetzt das auf die armen Deutſchen in den beiden Weltſtädten Bezügliche; denn zu deren Beſten iſt der vorliegende, durch ein Mißgeſchick etwas verſpätete „Oſtergruß" in die Heimat entſandt. In welchen Lebenskreiſen ſich die ungeheuere Mehrzahl unſrer 130—150,000 Landsleute in Paris bewegt: Bettler, Straßenfeger, Lumpenſammler, Kleidertrödler, Tagelöhner, Handwerker, Kaufleute, Kellner, Muſikanten, Dienſtmädchen, Köchinnen, Bonnen, Kammerjungfern, Gouvernanten; mit welch' höhnender Verachtung der echte Pariſer, von Gloire, Plaiſir und Schwindel ganz beſeſſen, den Deutſchen begegnet; welche Gefahr beſonders ihrer Sittlichkeit und ihrem Glauben droht; wie wenig in London und Paris noch für ihre religiöſen Bedürfniſſe durch Prieſter, Lehrer, Kirchen, Schulen geſorgt iſt, und wie entſetzlich die Helden und Heldinnen der milden Anſtalten mit Leid und Noth zu ringen haben: das Alles zieht in dichtgedrängten, farbenreichen Bildern voll erſchütternder Wahrheit und hinreißendem Feuer nachhaltig an uns vorüber, hier belehrend, dort erhebend, da betrübend, vor Allem und durch Alles aber mahnend: daß es eine Ehrenpflicht iſt für die deutſchen Volksſtämme, ihren zahlreichen Landsleuten in den Weltſtädten Paris und London mit energiſcher That zu Hülfe zu kommen, und „ſie bei der Vollendung der mühſam angefangenen Miſſionswerke nachdrücklich zu unterſtützen." (Lit. Handweiſer.)

— Montenegro. Franz Pulszky, der bekannte ungariſche Publiciſt, giebt in den deutſchen Jahrbüchern folgende Ueberſicht der politiſchen Lage Montenegro's: „Montenegro, im Knotenpunkt des Gebirges zwiſchen Albanien und Illyrien gelegen, iſt ein kleines Land von 78 Quadratmeilen mit ungefähr 130,000 Einwohnern, das hauptſächlich durch ſeine orographiſche Configuration Bedeutung erhält. Ein felſiger Gebirgskeſſel, terraſſenartig, vielfach zerklüftet, vom Norden zum See von Scutari herabfallend, iſt es nach außen durch ſteile Felſenabhänge vertheidigt, die nur hier und dort durch enge Gebirgsſchluchten einen unwegſamen Eingang in's Innere darbieten. Die dünne Lage fruchtbaren Bodens, die auf den Terraſſen und in der ſüdlichen Niederung den Kalk und Schiefer ſpärlich deckt, reicht kaum hin, die kriegeriſchen Bewohner zu ernähren, deren Regierung ſo primitiv iſt, daß die geſammten direkten und indirekten Steuern nicht mehr als jährlich 80,000 Francs ausmachen, daher auch die Bedürfniſſe des Staates durch einen regelmäßigen ruſſiſchen Zuſchuß von 120,000 Francs und vielleicht durch franzöſiſche Subſidien gedeckt werden. Dieſer Miniaturſtaat ſieht von dem Kamme ſeines ſüdlichen Gränzgebirges mit tantaliſcher Sehnſucht das Meer vor ſich, das ihm den Zugang zum civiliſirten Weſten gewähren könnte. Von den Vaſojevicer Gebirgen andererſeits an der äußerſten Nordſpitze des Fürſtenthums ſchweift der Blick des Montenegriners zur ſerbiſchen Gränze, wo in der Entfernung einer ſtarken Tagreiſe ein freies Volk gleicher Abſtammung und gleicher Geſinnung ſich einer viel geſicherteren Exiſtenz erfreut, denn die Configuration Montenegro's iſt ſo eigenthümlich, daß ſich im Nordweſten die Herzegowiner Grafſchaft Nikſich, im Südoſten der albaniſche Bezirk Gjeſchkopole (das kahle Feld) in das freie Gebiet derart einkeilt, daß die Entfernung dieſer zwei Gränzen von einander nicht ganz drei deutſche Meilen beträgt. Die türkiſchen Feſtungen Nikſich und Sputz bedrohen daher ſtets die Communication zwiſchen den vier ſüdlichen Nahias, dem eigentlichen Montenegro und den nördlichen vier Berdas, doch eben dort, wo der Angriff der gefährlichſte iſt, iſt auch die natürliche Befeſtigung des Fürſtenthums die ſtärkſte; das feſte Höhlenkloſter Oſtrog, wo die Pulvervorräthe des Fürſtenthums angehäuft liegen, gilt für uneinnehmbar und ſichert die Verbindung zwiſchen den zwei Theilen Montenegro's. Dieſe geographiſche Lage des Landes erklärt die Tendenzen des Volkes. Die Montenegriner ſuchen zunächſt einen freien Zugang zur See, daher ſie immer wieder trachten, ſich entweder des Hafens von Spitza ſüdlich, oder der Suttorina nördlich von Cattaro zu bemächtigen. Um ferner der Gefahr einer Ueberrumpelung zu entgehen, iſt ihr Augenmerk auf eine Arrondirung des Gebietes gerichtet. Sie ſprechen einerſeits die Zupa (Grafſchaft) Nikſich und die Hochfläche bis an die Banjani-, Glivo- und Zubci-Gebirge von der Herzegowina an, andererſeits nach Albanien hin die natürliche Felſenburg des Diſtrikts Drekalovitſch und das eingekeilte Gebiet bis zur Moratſcha, ja bis zur Mala Rieka. Längſt ſchon hätten ſie dieſe Strecken beſetzt, wehrten nicht im Süden die Veſten Zabjak und Sputz, im Norden und Weſten Nikſich und Klobuk ihrem Vordringen. Der einſtige Beſitz der befeſtigten Städte Podgorizza in Albanien und Trebinje in der Herzegowina, durch den ſie vollkommen geſichert, alle Gebirgspäſſe beherrſchen könnten, liegt für den Augenblick ihren Kräften, wenn auch nicht ihren Wünſchen zu ferne. Alle dieſe Veſten und Städte könnten einer Batterie gezogener Poſitionsgeſchütze keine vierundzwanzig Stunden widerſtehen, doch die Heeresmacht des Fürſten Petrovitſch und des Vojvoden Vukalovitſch zerſchellt an ihren Mauern. Andererſeits ſind aber die Armeen der Pforte und die Erfahrung Omer Paſcha's kaum im Stande, Nikſich, das nun ſeit zwei Jahren mehr oder minder ſtreng blokirt iſt, zu entſetzen und den Aufſtand der ſüdlichen Herzegowiner zwiſchen den Baujani- und Glivobergen bis an die montenegriniſche Gränze, ſowie in der Suttorina zu unterdrücken. Es handelt ſich dort im Grunde um ein Gebiet, das keine zwanzig Quadratmeilen ausmacht; denn der Aufſtand hat ſich nie ernſtlich im Narenta-Becken ausgebreitet und erhält ſich hauptſächlich in der unmittelbaren Nachbarſchaft Montenegros, und doch ſcheint dieſer Kampf eine europäiſche Bedeutung gewinnen zu ſollen." J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn A. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 34. Mittwoch, den 20. Auguſt 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Philarète Chasles in Deutſchland 397
Die Hauptpflanzen der Steinkohlen-Formation 399
Rußland.
Die neueſten geologiſchen Forſchungen in Rußland . . . . . „
Island.
Isländiſche Kultur, Poeſie und Journaliſtik 402
Schweden.
Oscar Patrik Sturzen-Becker, der Feuilletoniſt Schwedens par excellence 404
Frankreich.
Der Agent Provocateur 405
Skandinavien.
Skandinaviſche Notizen 407
Mannigfaltiges.
Reorganiſation des Zollvereins . . . . . „
Zum deutſch-öſterreichiſchen Zollverein 408
Die luſtige Nationaltrauer . . . . . „
Lady Palmerſton . . . . . „
Japaneſiſche Geſandtſchaften in Europa . . . . . „
Die Regimentstochter in Pompeji . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Philarète Chasles in Deutſchland.*

Unſer liebes Vaterland kann ein wenig ſtolz darauf ſein, daß die großen Herren Franzmänner anfangen, ſich um unſer Wohl und Weh auch gelegentlich zu kümmern. Man hat allerdings jetzt in Frankreich entdeckt, daß jenſeits des Rheins hinter Kehl ein kultivirtes Land liegt, das ſo gut von Eiſenbahnen durchſchnitten wird, wie das geſegnete Frankreich, dem Napoleon III. unabläſſig zu Ruhe, Wohlſtand und Börſengewinn verhilft. Franzoſen reiſen nach dem Schwarzwald als Nachkur für die Anſtrengungen des Aufenthalts im ſchönen, aus hiſtoriſcher Reminiscenz verdoppelten Baden; auch die Reiche von Homburg und Wiesbaden erblicken franzöſiſche Kreuz- und Querfahrer und Ritter von der Tafelrunde, und ſelbſt nach Norddeutſchland verirrt ſich zuweilen ein Genius der großen Nation und glaubt, wenn der märkiſche Sand ihm in's Auge fliegt, ſchon aux bords de la Baltique zu luſtwandeln. Berlin iſt bekanntlich eine merkwürdige Stadt, mit Denkmälern und Bildſäulen förmlich gepflaſtert; man weiß, daß für deren Vermehrung alljährlich bedeutend viel gethan wird, ſowohl von Schiller-, Goethe-, Leſſing-Vereinen, als anderen Genoſſenſchaften und individuellen Geiſtern: weshalb ſollte dieſe Stadt nicht auch Franzoſen anziehen, Bürger eines Staates, der Maſſen von Berühmtheiten in Stein ausgehauen, in Erz gegoſſen und durch mächtige Pinſel verewigt hat? Gewiſſe Antipathien aus den Freiheitskriegen ſind, wenigſtens bei den „Gebildeten,“ verraucht; wir lieben und bewundern den franzöſiſchen Geſchmack der modernen Renaiſſance, nämlich der Wiedergeburt des Kaiſerreichs, und wir ſetzen die Offenbach'ſche Opern-Muſik mit demſelben, oder noch wärmeren Enthuſiasmus in Scene, als dereinſt die Klänge des braven Grétry, obgleich dieſer Tondichter ſo altväteriſch war, ſingen zu laſſen:

Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Weil nun alſo ein Franzoſe nach Berlin reiſen kann, ohne den Hals zu brechen, ſei es auf dem Schnellzuge, oder über eine deutſch-preußiſche Phraſe, oder über ſeine eigene Tugend, ſo ſieht man unter der Schaar der Profangeiſter auch etliche Männer der „ernſten Wiſſenſchaft,“ hommes de lettres et savants académiciens, die Eiſenſtraße gen Oſten pilgern und mit Staub und Schweiß bedeckt (ſolches geziemt ſich doch gelehrten Leibern) einziehen durch das Brandenburger Thor in der Richtung der Quadriga..... Glücklicher Weiſe war es December, als Herr Philarète Chasles, Profeſſor am Collége de France und Konſervator der Bibliothèque Mazarine, anno 1855 durch das klaſſiſche Thor in Preußens Königsſtadt einfuhr, denn weil es December war, war der Staub geringer und die „Tranſpiration“ gelinder.

Der Berliner kann von Grund ſeiner Seele zufrieden ſein mit der Beſchreibung, welche der edle Profeſſor und Konſervator in ſeinen uns vorliegenden Études sur l'Allemagne au XIX siècle von der Weltſtadt am Spreeſtrande zu geben ſich bemüßigt fühlt. Was Herr Chasles uns ſchildert, hat er wirklich geſehen und erlebt, es ſind impressions de voyage, Reiſe-Eindrücke, ganz geeignet, einer materiellen impression du même genre, nämlich einem Reiſe-Druckwerke zum Daſein zu verhelfen. Zwar glaube ich nicht, daß Herr Philarète (ſein Vorname überſetzt ſich durch „Tugendfreund“) blos aus tugendhaftem Thätigkeitstriebe gereiſt iſt, nur allein deshalb, um die Reiſe ſpäter beſchreiben zu können; eine ſolche Beſchuldigung verdient, juriſtiſch zu reden, beſſer „ſubſtantiirt“ zu werden, als Berichterſtatter bei geringer Kenntniß der ſonſtigen Reiſedenkmale des Herrn Chasles vermag. Wäre aber dieſer Argwohn begründet, ſo hätten die Berliner doppelte Urſache zur Dankbarkeit gegen den Pariſer Gelehrten. Denn wie viele Profeſſoren und Konſervatoren mögen den Bürgern der Seineſtadt den Ruhm des unübertrefflichen Spree-Athens ausposaunt haben? Nach den Pariſer Katalogen zu ſchließen, eine ſehr geringe Anzahl. Paris iſt eine Welt für ſich und die Kinder einer ſolchen pflegen ſich um eine andere Welt blutwenig zu kümmern.

Ganz Deutſchland iſt eine andere Welt gegen Frankreich. Um ſo mehr muß man den Kosmopolitismus des Herrn Chasles bewundern. Ja, im Ernſt, er iſt als Franzoſe mit ſeinem Enthuſiasmus für Deutſchland im Allgemeinen und für Preußen in's Beſondere, ein „ſeltener Vogel.“ Er ſchwärmt förmlich für die hiſtoriſche Miſſion des Deutſchthums und des preußiſchen Weſens. Man ermeſſe den Grad ſothaner Schwärmerei, wohl erwägend, daß Philarète mitten in der Reactions-Epoche des kurmärkiſchen oder marklauſitziſchen Mittel-Staatsſyſtems, als Otto von Manteuffel die Geſchicke Preußens nach dem Weiſer der Magnetnadel ſehr weiſe lenkte, den im winterlichen December etwas ſtarr gewordenen Sand Churbrandenburgs betrat. Sein unerſchütterlicher Glaube an Preußens Miſſion unter jeglichem Geſtirn des Nordens und Oſtens macht dem franzöſiſchen Profeſſor alle Ehre. Man ſieht, daß Profeſſoren immer ähnliche Gedanken hegen. Unſer Philarète Chasles denkt und ſpricht von Preußen in der fraglichen Hinſicht kaum anders als Profeſſor Heinrich von Sybel, der auch über Frankreich einige treffende Bemerkungen an die Oeffentlichkeit gebracht hat. Die ſchneebedeckten Bäume des Thiergartens flüſterten dem Pariſer Kinde von zukünftiger Größe Preußens (vergl. den Schluß des Abſchnitts „Notes et souvenirs d'un voyage à Berlin“) und ſchon die Gegenwart des Staats erfüllt ihn mit aufrichtiger Bewunderung für die Kräfte, die in demſelben walten.

Wir rechnen dies dem Manne zu hohem Verdienſte an. Denn es iſt immer etwas Großes — zumal bei einem Franzoſen — neben den allerliebſten Kleinigkeiten des täglichen Geſchäfts- und Müſſiggang-Lebens einer Hauptſtadt etwas von dem zu bemerken, was hinter den Couliſſen vor ſich geht. Nicht blos die Conditoreien, „Galanterien-“ und Delica-

* Moeurs et littérature du XIX siècle en Allemagne. II: Études sur l'Allemagne au XIX siècle, par M. Philarète Chasles. Paris, Amyot, 1861. — 1 vol. pt. in — 8° de 428 pag.

Digitized by Google

teſſen-Handlungen, „Unter den Linden" haben des Profeſſors Aufmerkſamkeit gefeſſelt, auch der Entwicklungsprozeß der Stadt und des Staates in ſeiner unglaublichen Schnelle. Philarète Chasles iſt allerdings ein ſonderbares Exemplar von einem Franzoſen, wenn er ſich zu dem Gedanken aufſchwingen konnte, daß der Fluß (oder im Allgemeinen das Waſſer) die Hauptſtädte hervorbringt; Berlin iſt aus der Spree emporgeſtiegen, wie Paris aus dem ſchmutzigen Seinewaſſer. Es iſt faſt zuviel Philoſophie im Munde eines Franzoſen. Unſer Autor hat das gefühlt. Er ſchildert uns ſein Zuſammentreffen mit einem pointu d. h. einem ſpitzfindigen Spitzkopf ſeiner Nation, der gegen die gelahrten Reflexionen den Werth der ruhmvollen „Thatſachen", das fette Steckenpferd der Naturforſcher und Statiſtiker, in's Feld führt. Ein Zeitalter, das zum „Poſitivismus" neigt, beſitzt einen anſehnlichen Reichthum an Thatſachen-Jägern; aber Herr Philarète Chasles mochte ſich nicht blos der Thatſachen des preußiſchen und des deutſchen Weſens befleißigen, ſondern auch ein wenig der Ideen, welche bekanntlich noch immer die ſtärkſte Seite des guten Michel bilden.

Welch' eine Achtung hegt Berlin vor dem „Geiſt"! In den Schauſpielhäuſern herrſcht eine athemloſe Stille, ſobald der Vorhang aufgezogen; ſelbſt bei klaſſiſchen Stücken. Herr Chasles findet, daß man in Berlin mehr der Belehrung als des Vergnügens wegen das Theater beſucht; es iſt ein Studium, das man treibt, meint er, auch die Schauſpieler ſpielen ſehr ſtudirt. Herr Deſſoir hat allen Grund, ſich bei Philarète Chasles zu bedanken: er nennt ihn den „Talma von Berlin", ſeine Darſtellung von Shakſpeare's „Richard III." einen Triumph der dramatiſchen Kunſt. Deſſoir macht ihm auf der Bühne das Wunder wahrſcheinlich und das Unmögliche natürlich! Chasles iſt hier ſo wenig Franzoſe, daß er ſeine Landsleute, ob ihrer Effekthaſcherei, laut verdammt und nichts höher ſtellt, als die edle Einfachheit des deutſchen Mimen.

Berlin achtet den Geiſt! Es achtet ihn vorzüglich, wenn er „weit her iſt." Philarète Chasles erlebt es an einem draſtiſchen Beiſpiel. Als der Pariſer Profeſſor in Berlin angekommen, erfuhr er den Tod von Heinrich Heine. Der ſterbende Dichter hatte ihm auf ſeinem Schmerzenslager etliche Empfehlungskarten mitgegeben, meiſt an Berliner „Celebritäten" adreſſirt. Unſer vorurtheilsfreier Franzoſe erſtaunt nun, wie bei einem Gaſtmahle im Hauſe eines Mannes, den der Verſtorbene nicht eben glimpflich behandelt hatte, der Genius des Dichters von allen Seiten die wärmſte Huldigung empfängt. Herr Chasles denkt jetzt um ſo lebhafter an ſeine Empfehlungskarten. Er wendet ſich an ſeinen Nachbar (der übrigens die Wahrheit des Vorgangs dem Schreiber dieſer Zeilen verbürgt hat) und ſpricht ihm ſein Befremden darüber aus, daß Heine jene Karten an ſeine eigenen Feinde adreſſirt habe. Er fragt den Berliner: Was ſoll ich mit den Karten anfangen? — Antwort: Sie müſſen dieſelben an ihre Adreſſen abgeben. — Aber, Heine hat mich doch an ſeine Feinde empfohlen! — Er hat keine Feinde! — Oder wenigſtens an ſeine Gegner! — Er hat keine Gegner mehr! — Wie? Empfehlungen, die Heine an Herrn Karl Otto von Raumer adreſſirt hat, könnten angenommen werden? — Vollſtändig! — Aber in Berlin iſt doch Heine der Sittenloſe, der Gottloſe, der Gegenſtand des Aergerniſſes par excellence, kurz der Antichriſt; — und Herr von Raumer Unterrichtsminiſter! Iſt das von Heine eine Unbeſonnenheit oder eine Ironie? — Es iſt eine Gutmüthigkeit! Herr von Raumer gehört zum beſten Ton. Gehen Sie morgen früh zu ihm; Sie werden freundlich empfangen werden!" *

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, hat Herr Philarète Chasles den guten Rath befolgt und den Herrn Staatsminiſter v. Raumer nebſt deſſen Frau Gemahlin, geborene v. Brauchitſch, auf Grund der Heine'ſchen Empfehlungskarte heimgeſucht; ohne daß es unſer Autor ausdrücklich verſichert, bin auch ich überzeugt, daß der verſtorbene Beſchützer des Glaubens den ſo ſonderbar introducirten Fremdling comme il faut behandelt hat. Höflichkeit iſt eine Kardinaltugend der norddeutſchen Staatsmänner und des norddeutſchen Adels. Hier lernt man den Unterſchied kennen, zwiſchen Leuten, deren Lebensſtellung und Schickſal ſeit ihrer rühmlichen Geburtsſtunde mit ziemlicher Gewißheit vorausberechnet werden konnte, und dem grandioſen parvenu, der ſich niemals von dem Erſtaunen, auf einen ſo hohen Platz gelangt zu ſein, wieder erholen kann. Ja, wir ſind in Preußen ſehr ariſtokratiſch! Oder bezweifelt ein Süddeutſcher dies, weil das Alter der ganzen Großmacht Preußen erſt auf hundert Jahre zurückreicht? Möglich iſt es allerdings, daß die Preußen und namentlich die Berliner nicht gern an die Neuheit ihres welthiſtoriſchen Adels und ihrer Großmachtgeſchichte erinnert werden. Herr Philarète Chasles glaubt in Berlin dies erfahren zu haben. Dann tritt die Achtung vor dem Genius in um ſo hellerem Lichte hervor. Es war alsdann nicht blos die ariſtokratiſche Manier, ſondern in erſter Linie die Werthſchätzung ebenderſelben Kraft, welche ganz Preußen ſo überraſchend ſchnell zu der Stufe ſeines Anſehens erhoben hat. Mögen die „lieben Berliner" vor den Leuten nicht gern an das Pilzartige des preußiſchen Wachsthums erinnert werden, durch die That bezeugen ſie doch ihr Bewußtſein von der ſchönen, Stolz einflößenden Seite der Emporkömmlingsnatur.

Aber die Anerkennung, welche man der Wiſſenſchaft und dem Streben eines Philarète Chasles innerhalb der Mauern des geräumigen Berlins gezollt hat, ſcheint dem Beglückten, trotz mancher Oſtentation der Befliſſenheit, nicht immer ganz aufrichtig geweſen zu ſein. Philarète iſt nämlich ein Unglückskind. Ueberall hat er Feinde, überall verkennt man die Reinheit und Gediegenheit ſeiner Abſichten (wenigſtens kommt das ihm ſo vor), die Tiefe ſeiner Studien, er iſt das bête noire der gehäſſigſten Kritik, jeder ſtoffſüchtige Winkelſchreiber hat einmal, wenn er nichts Beſſeres zu thun wußte, an dem Ehrenkleide dieſes Gerechten ſeine vom Gallapfelſafte triefende Feder abgewiſcht. In „Trente années de critique", in den Études sur l'Allemagne und hier mit beſonderer Gluth in der Vorrede, zieht ſich der Faden des Unwillens, der Entrüſtung ob ſolchen Gebahrens hindurch; den Propheten Jeremias hat unſer Autor jedenfalls ſehr gründlich ſtudirt. In Deutſchland, Rußland und England, alſo in drei Reichen, hat man ein Complot gegen ihn geſchmiedet (préface, pag. IV, V.); nein, ich irre mich, auch die Schweiz und Amerika ſind über ihn hergefallen, um ſein ſterbliches und unſterbliches Theil zu zerreißen, denn ein Genfer Kritiker war es, der ihn einen Plagiarius nannte, der unaufhörlich fremde Erzeugniſſe herausgebe, und in Boſton verbreitete man ein Pamphlet gegen die guten Sitten des Pariſer Profeſſors. Polewoi, William Trench, die Cölniſchen Jahrbücher (nach Philarète betitelt: „le Coeln Jahrbuches" — sic!) haben nebſt einer Maſſe geringerer Geiſter einen fürchterlichen Reigen des Spotts, des Hohns, der Beſchimpfung, der niedrigſten Verleumdung wider den armen Philarète angeſtimmt:

An des Himmels Wölbung ſchlägt die Klage.

Wer ſo gräßliche Anfechtung erfahren, der hat einigen Grund, bei Freundſchafts-Verſicherungen mißtrauiſch zu ſein; vor Allem, wenn der ſchwer Gekränkte ſich in eine Stadt gewagt hat, welche ſeinen einflußreichſten Feind beherbergt. Man iſt gewiß neugierig auf den Namen dieſes Feindes! Nun wohl! Alexander von Humboldt iſt ſein Name! Ich liebe den Germaniſten Philarète viel zu ſehr, um die Ausdrücke zu wiederholen, mit denen der berühmte Naturforſcher den harmloſen Profeſſor und Conſervator in den Briefen an Varnhagen belegt hat: das Wortſpiel „der Schall-Philarète" genüge als die gelindeſte Probe dieſes grauſamen Humors. Für ſeinen edlen Gleichmuth, mit welchem der mißhandelte Autor den rieſenhaften Gegner in ſeiner Löwenhöhle (Oranienburgerſtraße) aufſuchte und ihm die Ehrfurcht der großen Nation und ihres Bürgers Philarète Chasles bezeugte, wurde der Arme nach ſeiner Heimkehr ſchlecht belohnt. In demſelben Athem, während der Fürſt der Wiſſenſchaft ihm einen Brief des ſchmeichelhafteſten Inhalts in die Wohnung ſandte, ſchrieb dieſer Fürſt über den geſchmeichelten Philarète im Stile des alten Rabelais an ſeinen Freund Varnhagen — unendlich weniger ſchmeichelhaft! Da ſoll Einem die Galle nicht überlaufen! So iſt ſie denn unſerem Autor übergelaufen.

Auf die „Reiſeerinnerungen an Berlin" folgt der ingeniöſe Abſchnitt: „Les trois Mages du Nord" und zwar ſind dieſe drei Reproductionen des ſelig verſtorbenen Hamann die Herren: Zacharias Werner, Theodor Amadeus Hoffmann (alias E. T. A. Hoffmann) und — Alexander von Humboldt! Es iſt nähmlich Zacharias Werner der Magus des Dramas, Hoffmann der Magus der Erzählung und Alexander von Humboldt der Magus der Wiſſenſchaft. Durch Neuheit zeichnet ſich dieſe Gruppe allerdings aus. Und man wird zugeben müſſen, daß die Zuſammenſtellung Humboldt's mit den Strudelköpfen Werner und Hoffmann gerade nicht zum beſondern Vortheil des „Magus der Wiſſenſchaft" ausſchlägt. Der Magier, d. i. der Zauberer, ſtreift im Zeitalter der rationellen Skepſis immer ein wenig an den Preſtidigitateur! Wie es in den Wald hineinſchallt, ſchallt es wieder heraus. Den armen Philarète hat man der Ungründlichkeit bezichtigt, jetzt gibt er den Angriff zurück und wagt ſelbſt, den Altmeiſter der Naturforſchung, ſo etwas unter der Blume, der Nicht-Solidität zu zeihen. Und ſoviel ſteht feſt, von allen Abſchnitten des vorliegenden Bandes, iſt die Kritik der univerſellen

* In dem ſoeben erſchienenen „Briefen Heinrich Heine's an ſeinen Freund Moſes Moſer" (Leipzig, Otto Wigand) nennt Heine (S. 193) in einem Briefe aus London vom 9. Juli 1827 Karl von Raumer einen ſeiner „liebſten Freunde," mit dem er in Göttingen zuſammen ſtudiert und der viel von ihm erzählen könne. D. R.

Digitized by Google

Leiſtungen Humboldt's noch mit der größten Sachkenntniß geſchrieben. Die verletzte und gehetzte Unſchuld rächt ſich bitter. Kein einziger Einwand gegen die Quinteſſenz des „Kosmos" iſt von dem armen Chasles unbeachtet geblieben. Der Haß, oder doch die Erbitterung, ſtärkt die franzöſiſche Gründlichkeit. Goethe iſt zwar, unſerm Autor zufolge, ein Rheinländer und Heine in dem Berliner Abſchnitt zu Frankfurt am Main geboren, während die, Seite 274—277 abgedruckte, angeblich an Chasles ſelbſt gerichtete Autobiographie von „Henri Heine" den Geburtsort Düſſeldorf angiebt. Dergleichen paſſirt einem in der „rage" und iſt übrigens von nicht allzugroßem Belang. Errare humanum est, auch die Gelehrten irren ſich zuweilen. Wir aber glauben uns nicht zu irren, wenn wir „kritiſch" behaupten, daß es ſchade um das deutſchfreundliche Streben des Autors iſt, auf ſoviel ſubjective, im eigenen Ich und deſſen Erziehung begründete, und auf ſo zahlreiche objective und zum Theil widerwärtige Hinderniſſe geſtoßen zu ſein. Suum cuique.

Trautwein von Belle.

Die Hauptpflanzen der Steinkohlen-Formation.

Nach Göppert.

In der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur hielt am 30. April d. J. Herr Geh. Medizinal-Rath, Profeſſor Dr. Göppert einen Vortrag über die Hauptpflanzen der Steinkohlen-Formation, insbeſondere über die zu den Sigillarien als Wurzel gehörenden Stigmarien.

Irrthümlich hatte man bisher, verleitet durch alleinige Unterſuchungen der in den Schiefern und Sandſteinen der Kohlen-Formation enthaltenen Pflanzen, angenommen, daß namentlich baumartige Farn, dann auch wohl Calamiten und Lepidodendreen die größte Maſſe der Steinkohle bildeten. Seitdem aber von dem Vortragenden nachgewieſen, daß man auch in der früher für ſtrukturlos erklärten Steinkohle noch die einſtige Beſchaffenheit der Flora zu erkennen vermöchte, hat man ſich der Ueberzeugung nicht mehr verſchließen können, daß nicht die verhältnißmäßig nur in geringer Zahl vorhandenen baumartigen Farn, ſondern vor allen die Sigillarien mit den Stigmarien hinſichtlich ihres Antheiles an Maſſenbildung obenan zu ſtellen ſeien, worauf dann in abſteigender Reihe die den Araucariten faſt durchweg entſtammende ſogenannte faſerige Holzkohle der Mineralogen, die Calamiten, die Lepidodendreen, Nöggerathien, dann erſt die Farn und die übrigen in der Steinkohlen-Flora weniger verbreiteten Familien folgten.

Ueber den von Binney in England zuerſt behaupteten Zuſammenhang der Stigmarien als Wurzel mit den Sigillarien ward ſeit Jahren viel verhandelt. Der Vortragende ſtimmte bereits vor drei Jahren in Folge von in der oberſchleſiſchen Steinkohlen-Formation gemachten Beobachtungen für dieſe Anſicht, und iſt nun im Stande, ſie auch jetzt unter andern durch einen Stamm zu belegen, der ſich hier (der Vortrag wurde im Freien bei der paläontologiſchen Partie des botaniſchen Gartens von Breslau gehalten) befindet, ein 7 Fuß langer Sigillarienſtamm aus dem zwiſchen Königshütte und Zabrze getriebenen Hauptſchlüſſel-Erbſtollen, welcher mit ſeinem untern Ende erhalten iſt, auf dem wie auf dem gleichfalls erhaltenen Hohldruck deſſelben die Narben der Stigmarien deutlich zu ſehen ſind. Auf ſein Erſuchen, ward der Stamm durch die Sorgfalt, die Herr Berg-Inſpektor Meitzen dieſer Angelegenheit widmete, glücklich zu Tage gefördert, dann unter Vermittelung des königl. Oberbergamtes hieher gebracht und von dem Herrn Finanzminiſter von der Heydt der Sammlung des botaniſchen Gartens überwieſen. Als Reſultat noch anderer daran ſich knüpfender Unterſuchungen, führt der Vortragende Folgendes an:

1) daß die Stigmarien nichts anderes ſind, als die Wurzel-Aeſte der Sigillarien und ſelbſt verſchiedene Arten der Sigillarien. Wir haben hier bereits von drei Arten von S. reniformis, elongata und alternans den Uebergang in Stigmarien beobachtet, doch in Beſchaffenheit der Wurzeln im Allgemeinen ſtimmen ſie mit einander überein. Modificationen der Formen der Stigmarien, wie der Vortr. ſie ſchon früher beſchrieben, (an 11) aber niemals, wie andere Paläontologen, als beſondere Arten betrachtet hat, können einzelnen Arten von Sigillarien angehören. Uebrigens beziehen ſie ſich auch nur auf die Form der Oberfläche, die auf verſchiedene Art geglättet, geſtrichelt oder gerunzelt vorkommt, kaum eine auf die Form der Narbe, die von der kreisförmigen Geſtalt nur ſelten abweicht und etwa höchſtens einmal eine längliche Form annimmt.

2) Dieſe großen mächtigen Stämme, welche eine beträchtliche Höhe erreichten (man hatte ſchon Gelegenheit, ſie bis zu 60 Fuß Länge zu finden), entbehrten jeder Spur von Pfahlwurzel, und befeſtigten ſich nur durch von allen Seiten wagerecht ausgehende dichotome, bisjetzt auch ſchon in 30 Fuß Länge bei geringer Verſchmälerung verfolgte Wurzel-Aeſte, die der Vortr. bisher, als beſondere Pflanzenform, mit dem Namen Stigmaria ficoides bezeichnete. Von dieſen alſo excentriſch verlaufenden oder ausſtrahlenden, wohl oft 60 Fuß langen Nebenwurzeln, deren ein Stamm von etwa zwei Fuß Durchmeſſer mindeſtens 20 bis 30 beſaß, gingen nun wieder ein Zoll dicke bis 6 Zoll lange, an der Spitze wieder gabelig getheilte Faſern, und zwar rechtwinklig aus, wodurch ein ſo dichtes und ſo verworrenes Gewebe gebildet ward, wie es bisjetzt noch an keiner lebenden Pflanze beobachtet ward, ganz geeignet, bei dem Zerſetzungsprozeß ſelbſt eine nicht unbedeutende Menge Kohle zu bilden, und eine größere Menge Vegetabilien zur Zerſetzung oder zur Torfbildung gewiſſermaßen zwiſchen ſich aufzunehmen, die, begünſtiget von tropiſchem oder ſubtropiſchem Klima, in dem feuchten, ſchattigen Boden üppig wucherten.

Niveau-Veränderungen, wie ſie ja ſelbſt noch gegenwärtig in unſeren Sümpfen, Mooren ſo häufig ohne große allgemeine Revolution ſtattfinden, führten einſt auf den zu Torf oder Kohle gewordenen Unterlagen neue Vegetation herbei; neue Kohlenflötze wurden auf dieſe Art eines über dem andern gebildet, wie z. B. unter andern Dawſon und Lyell in Neu-Schottland, in dem dort an 1400 Fuß mächtigen kohlenführenden Schichten den ſtigmarien- oder wurzelführenden Boden in 68 verſchiedenen Niveaus beobachteten.

Jene im thonigen, ſchlammigen Boden befeſtigte Unterlage von ſo weitreichenden mächtigen Wurzeln (man kann nach obigen Angaben annehmen, daß die Wurzeln eines einzigen etwa zwei Fuß dicken Sigillarien-Stammes ſich mindeſtens in einem Umkreiſe von 300 Fuß verbreiteten) konnte auch einbrechenden Waſſerſtrömen um ſo eher widerſtehen, während andere Vegetabilien leicht fortgeſchwemmt wurden, oder in höherem Niveau der Schieferthon-, Sandſtein- und Kohlenſchichten ſelbſt eingeſchloſſen und zur Bildung der Kohle verwendet wurden. Daher die auffallende Erſcheinung des Vorkommens der Stigmarien im Liegenden der Flötze, die jetzt als eine allgemeine anerkannt wird. Ueberhaupt ſind dieſe ganzen Verhältniſſe noch mehr geeignet, der ſchon vor längerer Zeit von dem Vortr. auf die Verbreitungs-Verhältniſſe der Pflanzen, auf das zahlreiche Vorkommen der auf dem Flötz ſtehenden Stämme rc. gegründeten Beweisführung für Bildung der meiſten Kohlenlager auf dem urſprünglichen Vegetations-Terrain und ihrer torfmoorartigen Entſtehung neue Stützen zu verleihen. Unter welchen ruhigen Verhältniſſen jene auf den Flötzen ſtehenden, ſtets ausgefüllten, nicht wahrhaft verſteinten Stämme dem Zerſetzungs-Prozeß unterlagen, davon giebt nicht blos etwa ihre ſenkrechte, der Richtung des Flötzes folgende Lage, ſondern noch viel mehr die Art der inneren Ausfüllung entſchiedene Beweiſe, in denen man oft noch deutliche Schichtung der eingedrungenen Thon- und Sandſteinmaſſe zu unterſcheiden vermag. Auf der Grube Gott-mit-uns bei Orzeſche fand der Vortr. einen zwei Fuß dicken Lepidodendreen-Stamm von vollkommen runder Geſtalt, mit bis in's kleinſte Detail wohlerhaltenen Rindennarben, in deſſen Mitte die ſtets feſter gebaute, dieſer Pflanzen-Familie zukommende, Gefäßachſe ſich noch im Centrum, alſo in ihrer natürlichen Lage befand. Bei andern nähert ſie ſich mehr dem Rande, wie bei der Anzahl Stämme von Sagenaria crenata, welche im vorigen Jahre bei den Arbeiten am Hermannsſchacht der Graf-Hochberg-Grube bei Waldenburg zum Vorſchein kamen, jedoch nicht minder bewundernswerth, wenn man erwägt, daß ſich eine ſolche nur zwei Zoll dicke ſchwache Röhre zwiſchen den eindringenden Thon- und Sandmaſſen erhielt, und ſelbſt noch die vollkommen cylindriſche Form bewahrte. Dieſe Stämme, fünf an der Zahl, ſtanden auf der Falllinie des Flötzes, umgeben von Schieferthon, und reichten durch denſelben hindurch in der Länge von 10—12 Fuß bis in den das Hangende bildenden Kohlenſandſtein, welcher, wie ſich aus der Vergleichung ergab, das Material zur Ausfüllung geliefert hatte. Ein prachtvoller Stamm von 12 Fuß Höhe — daneben ſteht ein Bruchſtück, um die Achſe zu zeigen — bildet eine der Hauptzierden der paläontologiſchen Partie des botaniſchen Gartens in Breslau.

Rußland.

Die neueſten geologiſchen Forſchungen in Rußland.

Seit der großen Expedition Humboldt's, Ehrenberg's, Roſe's und Erman's nach Sibirien hat die ruſſiſche Regierung ſich unaufhörlich beſtrebt, zu einer wiſſenſchaftlichen Ergründung der dortigen geologiſchen

Verhältniſſe ihrerſeits in jeder Weiſe die Hand zu bieten. Es ſind dieſe Verhältniſſe intereſſant genug, um ernſte und gründliche Forſcher zu ihrem Studium aufzufordern, und in der neueſten Zeit iſt von dem bekannten Geognoſten Rudolph Ludwig ein Ueberblick geologiſcher Beobachtungen herausgegeben worden, die der Verfaſſer im Jahre 1860 beſonders im Ural angeſtellt hat.*

Wir heben aus dieſen Mittheilungen in Folgendem Einiges hervor, das von allgemeinem Intereſſe ſein dürfte.

Auf beiden Seiten des Urals breitet ſich das flache Land der Gouvernements Perm und Orenburg, ſowie Sibiriens aus, welches mehr als 40 Meilen breit und dicker als 500 Fuß mit den vom Ural abgenagten und fortgeſpülten Felsarten-Bruchſtücken bedeckt iſt. Dieſe Schuttmaſſen ſind kenntlich durch ihre Zuſammenſetzung und durch die von ihnen umhüllten Verſteinerungen, ſo daß ſie ſich mit keinen anderen verwechſeln laſſen. Ludwig fand ſie beiderſeits des Gebirges, die Konglomerate des Permiſchen Syſtems und jüngſte Geröll-Lager bildend. Denken wir uns jene gewaltigen Schuttmaſſen auf das Uralgebirge, von welchem ſie herabkommen, zurückverſetzt, ſo wird daſſelbe etwa 2000 Fuß höher erſcheinen, als es jetzt iſt. Wir dürfen annehmen, daß der Ural ſich allmählich aus der Tiefe erhob, wie ſich heute die norwegiſche Küſte allmählich hebt, daß währenddeß die atmoſphäriſchen Einwirkungen, beſtändig an ſeiner Oberfläche nagend, den leichteren Schutt ſeitwärts ſchafften, während der ſchwerere Theil auf der Höhe des Gebirges zurückblieb. Daraus folgt, daß in den Gold- und Platinſeifen der Metallgehalt konzentrirt iſt, welcher ſich anfänglich auf 2000 Fuß Geſteine vertheilte.

Nicht alle Geſteine des Ural ſind goldführend. Vielmehr ſcheinen einige Granite, vorzugsweiſe aber Chlorit- und Talkſchiefer, dieſes Metall zu enthalten, während dem Serpentin, außer Chromeiſenſtein, an manchen Stellen Platin beigemengt iſt. Allerdings ſind die beiden Metalle in ſo höchſt geringen Mengen in den Geſteinen vertheilt, daß ſie ſich der Waage des Chemikers entziehen. Die Platinſeifen kommen vorzugsweiſe auf der europäiſchen Seite des Ural bei Wiſimoſchaitoms in der Nähe der Serpentine und über ihnen vor und beſtehen hauptſächlich aus Chromeiſenſtücken und Serpentintrümmern, worin kaum ein Tauſendtheil Platin in Körnchen, ſelten in halbloth- und noch ſeltener in pfundſchweren Stücken liegt. Im Chloritſchiefer ſind Magneteiſen- und Eiſenglanz-Kryſtällchen häufig; mit dieſen findet ſich denn auch das Gold als feine Stäubchen, jedoch auch bis zu 20 und 50 Pfund ſchweren Stücken zuſammen, in Begleitung von Quarz, Zirkon, Granat und Rollſtücken verſchiedener Geſteine.

Die Goldſeifen kommen auf dem europäiſchen, vorzugsweiſe aber auf dem aſiatiſchen Ural vor; ſie erfüllen die flachen Bachthälchen in der Nähe des Chlorit- und Talkſchiefers. Sie beſtehen aus wenige Fuß mächtigen Geröll- und Sandlagern, in denen das Gold kaum den zehntauſendſten Theil der Maſſe ausmacht. Durch Waſchen, Sieden und Schlämmen wird das Metall abgeſchieden; Ludwig ſah eine ſolche Wäſche, die wöchentlich etwa 40 Pfund Gold lieferte, unſern Niſchni-Tagilsk. Es iſt eine der reichſten. Andere liefern monatlich, andere jährlich kaum mehr.

Wahrſcheinlich iſt das Gold mit Schwefelkies im Geſteine verbunden, wenigſtens ſind zu Brauneiſenſtein umgewandelte Schwefelkies-Kryſtalle, in deren Innerem Goldblättchen vorkommen, gefunden worden.

Die Anſammlung des Goldes und Platins in den Seifen erklärt Ludwig in folgender Weiſe: Das Metall war in feinſter Vertheilung in dem Schwefelkies des Chloritſchiefers und Serpentins, oder vielmehr derjenigen Sedimente enthalten, aus deren Umwandlung ſich dieſe Geſteine bildeten. Es war aus dem Meerwaſſer gemeinſchaftlich mit den über Algen niedergeſchlagenen Schwefel-Metallen abgeſchieden worden. Als die Verwitterung dieſe Felsmaſſen zerbrach, das Regenwaſſer die Bruchſtücke vom Gebirge beiderſeits abwärts führte, blieben jene ſchwereren goldhaltigen Schwefelkieſe zurück. Während das Geſtein kaum ein Zehnmilliontel Gold oder Platin enthielt, häufte ſich der Metallgehalt in dem ſchweren Rückſtande an. Aber die Schwefelmetalle unterlagen ebenfalls der Zerſetzung, Schwefel und Eiſen ging in Auflöſung fort; das Gold, wahrſcheinlich auch aufgelöſt, blieb in den tieferen Theilen der Seifen zurück, indem es durch galvaniſche Kräfte ausgefällt und zu größeren Stücken angeſammelt wurde. Es finden ſich Stücke, in denen das Gold als Ueberzug von kohlenſaurem Eiſenoxydul vorkommt; dieſe Form kann es nur angenommen haben, indem es als Auflöſung über Spatheiſenſtein floß. Dieſe in Deutſchland (bei Corbach im Waldeck'ſchen) vorgekommenen Pſeudomorphoſen beweiſen, daß das Gold in der Erde als Flüſſigkeit wandern kann; ſo kann es denn auch in den Goldſeifen wandern und ſich zu größeren Partien vereinigen.

So zeigt ſich in den uraliſchen Goldſandlagern das ehemals in mehreren tauſend Fuß hohen Gebirgsſchichten zerſtreut gelegene Gold jetzt in Gruslagern vereinigt, welche nur wenige Fuß ſtark ſind; unendlich lange Zeit hindurch haben die mannigfachſten Naturkräfte zuſammengewirkt, um die Gold- und Platinlager anzuſammeln.

In der Nähe von Niſchni-Tagilsk finden ſich bedeutende Lager von Eiſenerz, und in dieſem Theile Rußlands iſt die Eiſendarſtellung auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gediehen; die Schmelzöfen, Gebläſemaſchinen, Walzwerke, Blechhämmer und Maſchinenfabriken können den beſten aller Länder an die Seite geſetzt werden; manche ihrer Einrichtungen ſind neu und eigenthümlich. Der reiche Schatz an Kupfer, Gold und Platin hat viel zur Kultivirung des ſonſt unwirthlichen Landes beigetragen. Die Hütten (ruſſiſch: Sawoden) ſind die Mittelpunkte der Geſittung geworden. Große, volkreiche Städte ſind in ihrer Nähe entſtanden; ſie breiten ſich aus zwiſchen dem dichten Walde von Zirbelfichten, Lärchen, Kiefern und Birken am Ufer großer Seen, der zum Umtriebe der Waſſerräder angeſtauten Flüſſe, auf denen Dampfboote gehen. In den von goldſchimmernden Kuppelkirchen überragten Städten wohnt ein gewerbthätiges, in manchen ſchönen Künſten erfahrenes Volk; gute Schulen ſorgen für die Bildung der Jugend, der Fremde wird gaſtlich aufgenommen, und er erſtaunt über die reinliche Behaglichkeit der meiſt aus Holz gebauten Häuſer. Wenn an ſonnigen Feſttagen die Bevölkerung in ihrer farbigen Nationaltracht ſich am Ufer der klaren Seen ergeht, ſo gewinnt die ernſte Landſchaft eine dem Auge höchſt angenehme Staffage.

In den großen Eiſen- und Kupferhütten zu Jekatharinburg weiß man prächtige Monumente, Säulen, Vaſen aus den ſchönen farbigen Felsarten, und kleine zierliche Schmuckſachen aus Bergkryſtall, Amethyſt, Lazulith, Malachit, Achat zu ſchleifen.

Ungeheure Flächen des Landes ſind von Torfmooren bedeckt; der Torf, der hier überall aus Mooſen und Flechten zuſammenwächſt, wird kaum benutzt. Die Entſtehung dieſer Torfmoore in den niederen Gegenden iſt folgende:

Die offenen Sumpflachen und flachen Seen ſind überwachſen mit Torfmooſen, welche ſich ineinander ſchlingen, ſich verfilzen und ſchwimmend endlich die ganze Waſſermaſſe bedecken. Solche mit einer Moosdecke überwucherte Waſſerbaſſins kommen in den Ebenen Ungarns (am Neuſiedler-See), Preußens, Thüringens, Hannovers, Livlands, Kurlands, in den nordiſchen ruſſiſchen Tiefländern in Menge vor. Allmählich wird die filzartige Moosdecke ſo dicht und ſtark, daß ſie im Stande iſt, Bäume zu tragen. Die ſchwimmenden Moospflanzen verdichten oben beſtändig Gas und wandeln daſſelbe zu Blättern und Stengeln um. An der Unterfläche faulen die abgeſtorbenen unteren Pflänzchen ab und fallen als feiner Moder in dem ruhigen Waſſerbecken nieder. Nach einer langen Reihe von Jahren verdickt ſich dadurch das Waſſer zu einem ſchwarzen Brei, in dem weder Pflanzen noch Thiere leben können, der aber die fäulnißwidrigen Harz- und Gerbſtoffe der Mooſe, dieſer eigentlichen Kohlenpflanzen, in Menge enthält. Wenn die obere Filzſchicht ſtark geworden iſt, können ſich aus dahin gewehten keimenden Samen von Erlen, Weiden, Birken, Tannen Strauchwerk und Baumwuchs entwickeln. Zuerſt ſiedeln ſich Weiden- und Erlenbüſche an, dann folgen die Birken, ſchließlich die Tannen. Die Wurzeln dieſer Bäume dringen nicht in den für ſie giftigen Moder ein; ſobald ſie dorthin reichen, ſterben ſie ab, die Bäume verlieren das Laub und fallen um. Die horizontal fortwachſenden Wurzeln verſchlingen ſich jedoch zu einem Netz, welches die allmählich größer werdenden Bäume trägt, und ſelbſt Thiere und Menſchen, die den Sumpf betreten, gegen das Einbrechen ſichert. Die Bäume nehmen beſtändig an Gewicht zu, ſie drücken mit zunehmender Laſt auf den unter ihnen befindlichen Moder und preſſen ihn allmählich trocken und feſt. Während dieſer Zeit wächſt das Moos oben gleichmäßig fort; viele Bäume ſterben ab, fallen um und verweſen, wobei ſie, indem die Rinde ſich länger als das alte innere Holz erhält, platt werden und die Form gewinnen, die ſich bei den Baumſtämmen findet, welche in Braunkohlen-Lager eingeſchloſſen ſind. Dieſe Geſtalt des in den Torf- und Kohlenflötzen liegenden Holzes iſt Folge der Verweſung, nicht der Preſſung. Um die umgefallenen Baumſtämme wachſen Flechten, Mooſe, Seggen, Heiden, hüllen ſie ein und bedecken ſie mit ihrem Moder. Ludwig hat ſolche, von ihm Tiefmoore genannte, überwachſene Moore gefunden, auf denen Hochwald ſtand und mehrere Schichten abgeplatteter Bäume übereinander umlagen.

Nach dieſer Anhäufung von Holz auf der Oberfläche der Moore kann das hohe Alter derſelben bemeſſen werden. In der Nähe von Maiker an der Iwa fand ſich denn auch auf dem Boden eines in ſolchem Tiefmoor

* Ueberblick der geologiſchen Beobachtungen in Rußland, insbeſondere im Ural, von Rudolph Ludwig. Leipzig, Otto Spamer, 1862.

Digitized by Google

entſtandenen Torflagers, das Skelett eines Mammuth zuſammen mit Knochen von Elennthier und Ochs. Die Thiere mochten wohl durch den Moosfilz gebrochen und im Schlamme erſtickt ſein, wie es auch heute noch Ochſen, Pferden, Rennthieren geht, wenn ſie auf undichte Stellen des ſchwimmenden Filzes gerathen.

Bei Sturm werden oft große Stücke ſchwimmenden Waldes umgeſtürzt; indem ihre Wurzeln aus dem Moosfilze herausbrechen, ſchwächen ſie dieſen; er ſinkt unter, ganze Stücke der nächſten Fläche ſinken mit und es wird im Moraſt ein Wald begraben, über dem mit der Zeit die Oeffnung wieder verſchloſſen wird. So gelangt zuweilen Holz auch in die tieferen Schichten des Moors; in der Regel werden dieſe nur durch feine abgefaulte Moostheilchen gebildet, und ſtellen eine erdige Kohlenſtoff-Anhäufung dar, in welcher ſich durch das Mikroſkop kaum noch eine Pflanzenzelle nachweiſen läßt. Nur in den oberen Theilen der Tiefmoortorfe ſind abgeplattete Baumſtämme häufig; ſie ſind in Moostorf eingehüllt und liegen zu 5 bis 8 über einander.

Wird ein ſolches Tiefmoor durch Erderſchütterung mit Thon, Erde, Sand bedeckt, ſo kann es zu Braunkohle werden; es kann unter günſtigen Umſtänden ein zweites Moor über ihm entſtehen; und Ludwig fand in der That bei Mailor zwei ſolche Torflager über einander.

Von den Tiefmooren unterſcheiden ſich die Hochmoore; bei dieſen wächſt im Feuchten eine Torfmoosdecke an; ſie überwuchert den Waldboden, erſtickt die Bäume, welche abſterben und in das Moos einſinken. Endlich entſteht, indem die älteren Theile des Mooſes abſterben und den jüngeren Pflanzen als Standort dienen, eine große Moderblaſe in einem grünen Moosfilz. Auf dieſe Weiſe bilden ſich kleine Hügel von Torf. Zuweilen durchdringt Regen den tieferliegenden Moder, dieſer wird zum Brei, geräth wohl auch in Gährung, das Hochmoor ſchwillt an, platzt an einer Seite auf, und ergießt verheerende Schlamm-Mengen.

Die Hochmoortorfe ruhen in der Regel auf einer Unterlage von Holz und Wurzelſtücken; ihre ganze Maſſe iſt von zahlreichen Holzſtücken durchſetzt: ſie gleichen in dieſer Beziehung vielen Braun- und Steinkohlenlagern und es kann daher wohl angenommen werden, daß an der Entwicklung dieſer Lager Hochmoore ſich ſehr oft betheiligt haben.

Von den Schlußfolgerungen, die Ludwig aus ſeinen Beobachtungen zieht, heben wir drei hervor:

Holzanſpülungen durch Flüſſe und Meere können nicht den Stoff zu Braun- und Steinkohlenlagern liefern.

Alle Kohlenlager (Torf, Braun- und Steinkohlen) ſind Anſammlungen atmoſphäriſcher Gaſe, die durch gewiſſe Pflanzenarten auf dem Feſtlande verdichtet wurden; ſie entſtanden als Süßwaſſer- und Land-Bildungen aus harz- und gerbeſtoffreichen Lykopodien, Mooſen, Haidekräutern, Preiſeln und Tannen im Schutze der Urwälder, entweder als Hochmoore, oder in von Sphagneen, Seggen, Tannen und Birken überwachſenen, alſo oben geſchloſſenen Tiefmooren. Alle Steinkohlen und Braunkohlen waren ehemals Torf.

Gold- und Platinlager ſind am Ural nicht aus weiter Entfernung durch Fluthen herbeigeſpült, ſondern der ſchwere Metallrückſtand der durch Zerbröcklung und Verwitterung zerſtörten metallhaltigen Gebirgsſchichten; ſie liegen ſtets in der nächſten Nähe der goldführenden Geſteinsformationen, aus deren Zerfallen ſie hervorgingen.

* * *

Höchſt intereſſant ſind die Schilderungen, welche der Verfaſſer von der Art, in der dortigen Gegend zu reiſen, entwirft. Von Perm aus, wohin man mit Benutzung der Eiſenbahn von Frankfurt a. M. bis Moskau und der Dampfboote auf Wolga und Kama in 15 bis 16 Tagen bequem gelangen kann, bedient man ſich der Tarantaſſe zum Vordringen bis zu einer der weiter nordöſtlich gelegenen Eiſenhütten, auf denen man überall gaſtlicher Aufnahme und zuvorkommender Behandlung ſich verſichert halten kann. Nach ruſſiſcher Sitte, wird die Reiſe zu Wagen Nachmittags angetreten.

Allerdings ſind die Wege ſchlecht, durch Moräſte und feuchte Stellen oft auf Knüppeldämmen weiter geführt, auch ſonſt mit einer hölzernen Unterlage verſehen, ſo daß der Reiſende jeden Augenblick die heftigſten Stöße und Erſchütterungen zu ertragen hat, daß oft Geſchirr und Wagen zerbrechen, was nur bei der großen Geſchicklichkeit und Erfahrung der ruſſiſchen Bauern und Kutſcher nicht durch langen Aufenthalt gebüßt zu werden braucht; allerdings iſt der Uebergang über die tiefen, reißenden Ströme des Landes, oft auf ſehr gebrechlichen Fahrzeugen, für Reiſende und Pferde nicht ohne jede Gefahr; allerdings iſt die Tarantaſſe ſelbſt ein höchſt urſprüngliches Fuhrwerk — aber es geht doch vorwärts. Der jauchzende Imſchick treibt ſeine kleinen, kräftigen Pferde zum ſchnellſten Laufe an, der Wagen fliegt über alle Unebenheiten dahin, Sand und Kies ſurren dem Reiſenden um den Kopf; man erhält nach je 40 bis 50 Werſt (6 bis 7 Meilen) neuen Vorſpann. Die Bauern ſpannen gern gegen eine von den Hütten-Verwaltungen feſtgeſetzte Taxe vor, ſie drängen ſich dazu und halten es für eine ehrende Auszeichnung, den Fremden fahren zu dürfen. Selbſt zur Nachtzeit ſteht raſch die nöthige Anzahl von Pferden bereit. Zerſchlagen erreicht man zum erſten Male die mehrere hundert Werſt von Perm entlegenen Sawoden, das Standquartier, von dem aus die ferneren Touren in das Waldgebirge gemacht werden ſollen. Solche Reiſen werden, wo es möglich, ſtets in Begleitung einer anderen Tarantaſſe ausgeführt, damit, bei einem etwa eintretenden Achſen- oder Radbruch, Hülfe immer bereit iſt. Auf den Sawoden, in deren unmittelbaren Nähe ſtets Städte, Centralpunkte der Kultur, mit Kirche, Schulen, Hoſpital, Arzt und Apotheke, liegen, wo man Pflege, Nahrung, Kleidung und alle Reiſebedürfniſſe, oft ſogar Luxusgegenſtände findet, wird geruht und alsdann die Reiſe zu Pferde weiter fortgeſetzt.

Einen weſentlichen Theil des Reiterkoſtüms bildet, nächſt einer ledernen Kapuze, ein lederner mit Thran eingeriebener Rock, der allein den Reiſenden vor den tief herabhängenden ſcharfen Baumzweigen und vor Durchnäſſung zu bewahren vermag.

Zum Reiten ſind die kleinen, ſtarken Pferde des Landes, welche an ſchlechtes Futter gewöhnt und von Jugend auf darauf angewieſen ſind, es ſich ſelbſt zu ſuchen, die beſten. Außer den Reitpferden werden ſtets noch einige zum Tragen des Gepäcks mitgenommen. Zum Jagen benutzt man einen der kleinen ſpitzſchnauzigen ruſſiſchen Hunde; auf längeren Touren iſt man bald genöthigt, ſeinen Lebensunterhalt mit der Flinte zu erwerben, was indeſſen bei den zahlreichen, die Wälder, Flüſſe und Seen bewohnenden Enten, Gänſen, Rebhühnern, Auerhühnern nicht ſchwer fällt. Dieſe Thiere, in großen Geſellſchaften vereint, ſind die ungeſtörten Bewohner der ſchwachbevölkerten Landestheile; ſie kennen die Gefahr noch nicht, welche ihnen Pulver und Blei in der Menſchenhand bereiten. — Die Bergwälder bieten dem Geologen ſelten Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu vermehren; er ſucht hauptſächlich Flußthäler; findet er ein ſolches, ſo ſucht er die den Thalboden einnehmenden Tiefmoore zu vermeiden. Ueberwachſene Tiefmoore können nur überſchritten werden an Stellen, an denen ſie vom Walde bedeckt ſind, an denen die Baumwurzeln eine Brücke über den Schlamm bilden; aber auch dieſe Brücken betritt man nur in der Noth. Sperren Bäche und Flüſſe den Weg, ſo geht es hindurch. Die Führer ſuchen Furthen auf, die ſie an der Strömung des Waſſers erkennen. Zuweilen ſind weite Strecken am felſigen Ufer bis zum paſſenden Uebergangspunkte zurückzulegen, mitunter muß man ſogar halbe Tagereiſen weit bis zum nächſten Waldhauſe reiten, in dem man ſicher iſt, einen Kahn zur Ueberfahrt zu finden. Gepäck und Sattelzeug werden an ſolchen Stellen ſammt den Reiſenden übergefahren, die Thiere ſchwimmen zuſammengekoppelt dem Kahne nach.

Erreicht die Geſellſchaft eine ſolche Waldhütte, ſo macht ſie Raſttag, benutzt den Kahn zu Ausflügen auf dem Fluſſe, zur Unterſuchung ſeiner Ufer, und erfreut ſich dann der gebotenen Bequemlichkeiten. Die Theemaſchine brodelt den ganzen Tag über; Fiſche werden gefangen und die beliebte Fiſchſuppe bereitet; es wird gekocht und gebraten, auch für die Weiterreiſe neuer Fleiſchvorrath an Rebhühnern und Enten zubereitet, ſelbſt Brod gebacken, wenn der Bewohner der Hütte einen Mehlvorrath beſitzt.

Aber nicht immer iſt der Reiſende ſo glücklich, eine Waldhütte zu finden; er iſt dann genöthigt, im Walde zu übernachten. Zu dieſem Zweck ſucht er ſich einen Berg oder einen Hügel aus, denn in den ſumpfigen Ebenen und im Flußthale werden Menſch und Thier während der Sommerzeit von den Komari (kleinen Fliegen) in ſo hohem Grade beläſtigt, daß es zur Nachtruhe nicht kommt. Am liebſten lagert man des Koch- und Trinkwaſſers wegen in der Nähe eines kleinen Baches. An dem gewählten Platze wird dann das zur Unterhaltung eines Feuers nöthige Holz zuſammengetragen: es werden dünnere Bäume gefällt, abgeſtorbenen ihre Aeſte geraubt und ſelbſt Stücke ihres Stammes abgeſpalten. Während ein Theil der Geſellſchaft dieſes Holz zu Kohlen brennt und auf einige zuſammengeleſene Steine den Waſſerkeſſel ſetzt, das Geflügel rupft, reinigt und ſalzt, um es am Spieße über Kohlen, oder zwiſchen Birkenrinde in die Kohlen gelegt, ſchwach zu braten, beſorgt der andere Theil das Lager. Die Pferde werden abgeſattelt und einſtweilen mittelſt des Halfterzügels an Bäume gebunden. Belaubte Zweige werden gehauen, um aus ihnen durch Zuhülfenahme von Decken und Fellen ein weiches Ruhebett zu bereiten. Für die Pferde muß Futter zuſammengetragen werden: Diſtel, Himmbeerlaub, rothblühender Weiderich, Gras, wenn man ſie nicht frei graſen laſſen

will. Die Thiere haben meiſt ſchon den Tag über an verſchiedenen Stellen gegraſt, und einige Arme voll jener Pflanzen genügt für jedes einzelne. Indeß kann man die Pferde auch frei weiden laſſen, da die Nächte in jenen nördlichen Breiten im Sommer nur einige Stunden dauern; die Vorderbeine der Thiere werden mit dem Halfterzügel gefeſſelt, damit ſie ſich nicht zu weit vom Lager entfernen. Inzwiſchen iſt das frugale Mahl abgekocht, es wird auf die einfachſte Weiſe getafelt, Wodka und Thee zum Schluß genoſſen und dann in den Pelz eingehüllt das Blätterbett aufgeſucht. Die Diener unterhalten während der Ruhezeit das Feuer und ſchlafen abwechſelnd.

Am Morgen wird abermals gekocht, der Frühſtücksthee und etwas Wild, oder Fiſch, Caviar, Käſe genoſſen. Die am vorigen Tage geſammelten Naturalien werden geordnet und zwiſchen Farrenlaub auf dem Boden der Körbe feſtgepackt. Sie nehmen den Platz ein, welchen die bis dahin genoſſenen Mundvorräthe erfüllten. Am Bache wird die Waſchung vorgenommen, das Morgengebet geſprochen — und weiter geht die Reiſe durch den Wald.

Vor wilden Thieren, namentlich Bären und Wölfen darf dem Reiſenden nicht bangen; letztere ſind im Ural ſelten; erſtere finden während der Sommerzeit ſo viel nahrhafte Früchte, daß ſie nicht nöthig haben, ſich an den Menſchen zu wagen. Oft aber werden ihre Spuren bemerkt, namentlich in der Nähe von Sorbusbäumchen, die ſie umgebrochen haben, um die rothen Beeren bequem verſpeiſen zu können.

Solche Reiſen gehen in der Regel nur langſam von ſtatten; Tagemärſche von 40 Werſt ($5^2/_3$ deutſche Meilen) ſind ſchon ſehr anſtrengend. Kann man es haben, ſo ſchickt man von der Sawod aus ſchon einige Tage vor der Abreiſe Pferde nach einem Waldhauſe voraus, um dort nach einigen Tagereiſen, ausgeruhte Thiere antreffen und gegen die ermüdeten umtauſchen zu können.

Island.

Isländiſche Kultur, Poeſie und Journaliſtik.

Zwei Gelehrte aus Bonn, die Herren William Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel machten im Sommer des Jahres 1860, auf die zuvorkommende Einladung des Herrn Dr. Benguerel einen Ausflug nach Island — eine wiſſenſchaftliche Reiſe, deren Zweck war, die ſeltenen Thiere jener Inſel kennen zu lernen, und namentlich das Leben der borealen Vögel in freier Natur zu beobachten, ſowie die geognoſtiſchen und mineralogiſchen Eigenthümlichkeiten und die einzig in ihrer Art daſtehenden Naturwunder Islands näher zu unterſuchen. Sie verließen demnach am 31. Mai 1860 Bonn, um über Rotterdam nach Edingburg zu reiſen, wo ſie mit Dr. Benguerel zuſammentrafen. Die Beſchreibung dieſer Reiſe und der Bericht über die gemachte wiſſenſchaftliche Ausbeute liegt uns in einem ſchön ausgeſtatteten ſtarken Bande vor.*

Die Reiſe von Rotterdam nach Leith in Schottland, Edinburg und von da über die Far-Inſel (Farör bedeutet, wie wir erfahren, Schaf-Inſeln) nach Reykjavik, dem Hauptorte Islands, war nicht ohne Abenteuer, und enthält auch ſonſt viel Intereſſantes, namentlich über die alte, ſchöne ſchottiſche Hauptſtadt. Darüber hinaus merkt man aber bald, daß man im hohen Norden und in den unwirthbaren Theilen der Erde iſt, wo der Menſch nur mit äußerſter Mühe und Ausdauer ſeine Exiſtenz erkämpft. Die Natur wird rauh, hart und karg, die Menſchen-Anſiedlungen winzig klein; Thorshavn, der Hauptort der Faröer, iſt ein elendes Fiſcherneſt von höchſtens 900 Einwohnern. Intereſſant wäre es uns geweſen, zu erfahren, unter welchen Umſtänden jene Kolonie katholiſcher Regensburger nach dieſem nordiſchen, proteſtantiſchen Thorshavn gekommen iſt, die daſelbſt eine kleine Kapelle beſitzt. Die Herren verdankten dieſe Mittheilung einem Mitpaſſagier, dem Reverendiſſime Dr. Etienne aus Petersburg, „Préfet apostolique des régions arctiques," der dieſe Gegenden bereiſte. Er war auch in Lappland, Schweden, Norwegen geweſen.

Auch was Reykjavik anbelangt, ſo muß man die Vorſtellung von einer Hauptſtadt, die man etwa mitgebracht hat, bedeutend herabſtimmen. Es iſt ein ſehr winziges, ärmliches Oertchen — quadratförmig angelegt, doch ſo, daß zwei Seiten davon blos durch Wege bezeichnet ſind. Reykjavik hat zwei Gaſſen, von denen eine die Weſtſeite, die andere die Nordſeite bildet; eine Kirche von Stein, Dom genannt, von nüchternſter Einfalt, eine Gelehrtenſchule (laerða scóla), eine kleine, einſtöckige Apotheke, verſchiedene Läden, eine Buchdruckerei, einen Gaſthof — und eine Kneipe, die einzige in ganz Island, die indeſſen vom frühen Morgen bis ſpät in den Abend hinein ſtark beſucht iſt. Dänen, Isländer, namentlich Matroſen, kommen hin, um dort däniſches Bier zu trinken, zu frühſtücken, Mittag zu eſſen und wobei Viele oft draußen warten müſſen, weil das Lokal zu voll iſt. Als die Reiſenden dort waren, baute indeſſen der Wirth, um das Haus ſo einzurichten, daß es auch Fremden ein Unterkommen gewährte, und ſie konnten bei ihm erträglich wohnen. Der Stifts-Amtmann (Gouverneur) wohnt in einem Hauſe, deſſen Ziegel man aus Dänemark hat kommen laſſen.

Es war früher eigentlich Gefängniß, aber da Vergehen, die mit Gefängniß beſtraft werden, ſo ſelten ſind, oder weil man ſie auf andere Art beſtraft, ſo hat man kein Bedenken getragen, es dieſer Beſtimmung zu entziehen. Ebenſo wenig giebt es in Island einen Scharfrichter. Sollte einmal der unerhörte Fall eines mit Tode zu beſtrafenden Verbrechens vorkommen, ſo muß der Inculpat nach Dänemark gebracht werden.

Trotz dieſer Aermlichkeit der Verhältniſſe gilt Reykjavik in Island für eine Stadt, wo die Sittenverderbniß zu Hauſe iſt. Die Gelehrten-Schule, wird angegeben, iſt deshalb ſo wenig beſucht (1858—1859 — 39 Schüler), weil einestheils die meiſten Isländer zu arm ſind, um ihre Söhne ſtudiren zu laſſen, anderntheils, weil Viele es ſcheuen, ſie dem Sittenverderbniß auszuſetzen, das in Reykjavik der Zuſammenfluß der Fremden erzeugt. Auf dieſer Schule, an welcher zehn Lehrer wöchentlich 169 Stunden geben, und deren Rector, Bjarni Johnſen, ein tüchtiger Sprachkenner iſt, wird Griechiſch, Lateiniſch, Franzöſiſch, Deutſch, Mathematik, Phyſik, Botanik, Religion, Geſchichte, Geographie, Geſang, Gymnaſtik, — Däniſch, Isländiſch, auf Verlangen auch Engliſch gelehrt.

Die Einwohnerzahl Reykjaviks beläuft ſich auf 1400 bis 1600, die von ganz Island gegen 68,000.

Die Vegetation in Island iſt über alle Begriffe kümmerlich: Ein Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia, isländ. reynir) von 3 bis 4 Zoll Durchmeſſer am Fuße und 12 bis 14 Fuß Höhe, den die Reiſenden in einem Garten trafen, iſt das einzige baumartige Gewächs im weſtlichen Island. Die Engelwurz (Archangelica officinalis), von Amerika hieher verpflanzt, gedeiht ſehr wohl, und es unterliegt keinem Zweifel, daß weit mehr Gemüſearten und Küchengewächſe, als hier angebaut werden, in Island fortkommen würden. Aber bei allen Verſuchen, Getraide anzubauen, hat der Ertrag niemals die Koſten gedeckt.

Die große Abneigung, welche die Isländer gegen alles Neue haben, iſt nicht ganz unbegründet. In Folge des Verſuches, die einheimiſchen Schafe durch Kreuzung mit ſpaniſchen Merinos veredeln zu wollen, brach eine Viehſeuche aus, welche faſt die Hälfte aller Schafe in Island hinwegraffte. Die Einführung der Rennthiere brachte keinen Vortheil, der Fiſchfang mit geeigneteren Apparaten, wie man glaubte, verſcheuchte die Fiſche; däniſche Bauern, die mit völliger Ausrüſtung kamen, um den Ackerbau einzuführen, mußten unverrichteter Dinge heimkehren.

So giebt es denn in Island keine Dampfmaſchine, keinen Telegraphen, keine Kanone, kein Theater, keine Gasbeleuchtung — und trotzdem ſteht das Volk auf keiner niedern Kulturſtufe. Alle Kinder über 8 Jahren können leſen und ſchreiben, und unter den Bauern findet man nicht ſelten ſolche, welche eine ſehr ſchöne Handſchrift beſitzen. Geographiſche und geſchichtliche Kenntniſſe ſind ſehr allgemein verbreitet, namentlich Geſchichte, Literatur und Sagen des eignen Landes. Viele üben die Dichtkunſt, und philologiſche Studien werden mit Vorliebe betrieben, weniger die Naturwiſſenſchaften.

Freilich nimmt es auch da den Fremden Wunder, mit welcher Sicherheit der Isländer ihm jedes Thier, jede Pflanze und jeden Stein mit ſeinem richtigen isländiſchen Namen benennt. Fragt man nun z. B. einen isländiſchen Knaben, der uns von fremden Ländern erzählt, der uns jedes Pflänzchen, das wir pflücken, jeden Vogel, der raſchen Fluges vorübereilt, nennt: „Wer lehrte dich dieſes Alles?" ſo antwortet er: „Modir min!" meine Mutter.

Dieſe zwei Worte bezeichnen die ganze Bildungsgeſchichte des isländiſchen Volkes. Was es weiß, iſt ein ererbtes Gut ſeiner Ahnen. Die erſten Einwanderer Islands waren hochgebildete Adelsfamilien aus Norwegen. Von ihnen datirt die Bildungsfähigkeit der Isländer, welche allen andern hochnordiſchen Völkern entgegen, neben oder trotz ihrer ſo einfachen, ſo unglaublich primitiven äußern Lebensweiſe, doch ein ſehr reiches, geiſtiges Leben aufzuweiſen haben.

Es iſt nun von der Schule, der Bibliothek, der isländiſchen literariſchen Geſellſchaft und den Zeitungen die Rede.

* Reiſe nach Island im Sommer 1860. Mit wiſſenſchaftlichen Anhängen von William Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel. Nebſt Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

Digitized by Google

Die Bibliothek zu Reykjavik, angeblich 7—8000 Bände ſtark, wurde 1821 gegründet. Einzelne Werke daraus werden in alle Theile der Inſel, mitunter für die Dauer eines ganzen Jahres verliehen. Sie iſt fleißig benutzt und enthält meiſt theologiſche und philologiſche Schriften, manche naturwiſſenſchaftliche, medicinische und geſchichtliche, aber nur wenig juriſtiſche und belletriſtiſche. Jährliche Geſchenke des Miniſteriums, des nordiſchen Alterthums-Vereins und von Privatleuten, auch ein beſtimmter Regierungszuſchuß vermehren dieſelbe.

Die literariſche Geſellſchaft (Islenzkur bókmenntafélagi), 1816 geſtiftet, beſtand 1860 aus 991 Mitgliedern und hat ihren Sitz zugleich in Kopenhagen und Reykjavik. Den Vorſtand bilden 16 Herren, 8 in Island, 8 in Kopenhagen; der Präſident iſt Dr. theol. Pjeturſon, Prof. an der Theologenſchule in Reykjavik. Als Prinz Napoleon vor fünf Jahren Island beſuchte, wurde er zum Ehrenpräſidenten (heiður forseti) ernannt, welche Ehre er mit dem Biſchof Arni Helgaſon theilt. Unter den 46 Ehrenmitgliedern befinden ſich Graf Trampe, Lord Dufferin, Jakob Grimm, Dr. K. Maurer, Simrock, Forchhammer (†). Die ordentlichen Mitglieder ſind vorwiegend Isländer und Dänen, jedoch befinden ſich manche Deutſche, Engländer und Franzoſen darunter. Der Zweck dieſer Geſellſchaft iſt vornehmlich, die isländiſche Sprache in ihrer Reinheit zu erhalten. Sie läßt jährlich (1860 z. B. 6) Bücher in isländiſcher Sprache drucken, welche verſchiedene Gegenſtände, aber meiſt heimiſche Verhältniſſe behandeln.

Ein fernerer Beweis für das rege, geiſtige Leben der Isländer ſind die Zeitungen, von denen zwei in Reykjavik und eine in Akuryri erſcheinen. Die beiden erſteren heißen Þjóðolfr und Íslendingur (der Isländer), die letztere Norðdri.

Der Thiodolfr iſt die ältere Zeitung; ſie wurde im Jahre 1848 gegründet und enthält außer politiſchen Nachrichten — die hier natürlich ſehr verſpätet eintreffen — und verſchiedenen Lokal-Nachrichten auch mancherlei Anzeigen (auglýsingar) und Bekanntmachungen. Sie füllt acht kleine Spalten in vier Seiten aus. Die zweite Zeitung, der Isländer, iſt größer auf ihrem Format und neuern Urſprungs, indem die erſte Nummer am 1. Mai 1860 erſchien. Sie bringt längere Artikel — beſonders von dem geiſt- und talentvollen Obermediziual-Beamten in Island, Dr. Jón Hjaltalín — über verſchiedene Themata, ein Feuilleton mit guten Ueberſetzungen aus dem Deutſchen (z. B. Schiller's „Eine großmüthige Handlung aus der neuern Geſchichte"), dem Engliſchen (Charles Dickens), Däniſchen, Norwegiſchen und andern Sprachen. — Auch an volkswirthſchaftlichen Mittheilungen, ſowie Anzeigen und dergl. fehlt es nicht; nur erſcheint dieſes Blatt ſehr unregelmäßig. Mitunter vergehen drei Wochen, bis eine Nummer gedruckt wird, während bisweilen innerhalb acht Tagen ihrer zwei erſcheinen, was freilich bei dem großen Umfange der Zeitung — 16 breite Spalten — wohl zu entſchuldigen iſt. Der „Íslendingur" wird von ſieben Herren redigirt, den „Þjóðolfr" giebt der Rechtsanwalt Jón Guðmundsſon heraus. Letztere Zeitung, als die ältere, iſt weit mehr auf der Inſel verbreitet, als der Íslendingur, welcher hauptſächlich in Reykjavik geleſen wird.

Im Allgemeinen iſt der Isländer grundehrlich, treu, zuverläſſig, ungemein gutmüthig, unglaublich genügſam, ſelten heiter, aber nicht ohne Witz. Was von den Bewohnern Unalaſchkas erzählt wird, gilt auch von Island, daß man nämlich nicht oft die Kinder heiter ſpielen, lärmen, ſchreien, oder ſich zanken ſieht; ſie ergötzen ſich in ruhigerer Weiſe, und faſt ſcheint es, als ob ſie lieber mit Pferden und Hunden, als mit ihresgleichen ſpielen. Manches Kind lernt eher reiten, als ordentlich gehen. Der an Melancholie ſtreifende Ernſt der Bevölkerung ſpricht ſich am entſchiedenſten darin aus, daß die Isländer, ſo weit uns bekannt, das einzige Volk der Erde ſind, welches keinen Nationaltanz hat; aber in den Volksliedern, deren oft nur aus wenigen Noten zuſammengeſetzte Melodien uns durch ihren monotonen Singſang unwillkürlich ernſt, ja traurig ſtimmen, erkennt man deutlich den Einfluß des nordiſchen Klimas auf das Gemüth.

„Meiſt von kleiner unterſetzter Geſtalt, offnem Antlitz, ſind die Isländer wohlgebaut; nur fanden wir eine ſonderbare Bemerkung Mackenzie's ſehr häufig beſtätigt, daß nämlich, viele, wenn nicht die meiſten Isländer einen im Verhältniß zu den Extremitäten etwas langen Rückgrat beſitzen. Von den Sinnesorganen iſt durchweg das Auge am ſchärfſten entwickelt. Die Scharfſichtigkeit unſeres Führers Blaſur beim Auffinden des Wegs in abſoluter Wildniß war erſtaunlich; ſtundenweit entfernte Steinpyramiden (varður), welche die Richtung des Weges anzeigen, entdeckte er da, wo ein gewöhnliches Auge ſelbſt mit der größten Anſtrengung nichts zu ſehen vermochte. Um ſo ſchwächer ſind hingegen die übrigen Sinne entwickelt; riechen können die meiſten Isländer wohl gar nicht, oder nur ſehr wenig, denn ſonſt könnten ſie die Atmoſphäre in ihren Erdhütten nicht ſo ſorglos einathmen. Ebenſo muß man gar manchem isländiſchen Fiſcher den Geſchmackſinn faſt gänzlich abſprechen, wenn man ihn mit Wolluſt einen Eßlöffel voll reiner Butter und hinterher ein Stück lederharten Klippfiſch verzehren ſieht, von dem für uns ungenießbaren Walfiſchſpeck zu ſchweigen. Die ſchmackhafteſten Speiſen in Island ſind die Vogeleier (die einzelner Enten und die der Seeſchwalben ſind die feinſten), Lamm- und Kalbfleiſch, ſowie das Fleiſch einiger Vögel, vor allem Lachs und einige andere Fiſche; Brot — faſt ausſchließlich Schwarzbrot — wird aus importirtem und auf Handmühlen gemahlenen Roggen in ſteinernen Töpfen gebacken, daher auch pottbrauð (Topfbrot) genannt, im Gegenſatze zu dem aus einheimiſchem wilden Korn (Elymus arenarius, melur) gebackenen dünnſcheibigen flatbrauð."

Die Reiſenden machten zunächſt in der Umgegend von Reykjavik ſpäter eine Reiſe durch einen bedeutenden Theil der Inſel. Aus der beigegebenen ſauber lithographirten Karte iſt zu erſehen, daß ſie die ganze Inſel mittendurch in nordöſtlicher Richtung durchſchnitten, und dabei namentlich den weſtlichen Theil derſelben in Augenſchein genommen haben. An Naturwundern, Schlammvulkanen, heißen Quellen, ſeltſamen Felſengebilden, unterirdiſchen Höhlen mangelt es ebenſo wenig, als an freundlichen Scenen aus dem häuslichen Leben der Isländer, bei denen man einkehrte; im Ganzen aber bleibt der Eindruck, den der Leſer dieſer Schilderungen empfängt, ein unglaublich ernſter. Als Baldur geſtorben, heißt es in der Edda, ſandte Odin ſeinen Sohn Hermode, auf dem Roſſe Sleipnir zur Hel, zu der bleichen Göttin des Nachtreiches; neun Tage lang — wird nun geſagt — ritt Hermode „durch tiefe, ſchwarze Thäler" — Es iſt merkwürdig, wie oft in dieſer Reiſebeſchreibung dieſer Ausdruck wiederkehrt: „Nach einem ununterbrochenen ſiebenſtündigen Ritt durch unbeſchreiblich öde, ſchaurig einſame Thäler, über nackte Berge und Sandebenen" — oder „Still wie das Grab und unheimlich ſchwarz iſt dieſe Gegend (Kaldidalur — kaltes Thal)." Kein Thier, keine Pflanze, erfreut den ängſtlich umherſchweifenden Blick. Pferdegerippe liegen hier und da am Wege (ein düſteres Memento), und nur einzelne Steinpyramiden, von freundlichen Wanderern zur Bezeichnung des Weges errichtet, zeugen von Menſchen, die einſt dieſe Stätte beſucht. — Welcher Muth, welche Entſchloſſenheit, welche körperliche Tüchtigkeit gehören dazu, einſam und allein durch dieſe ſchweigenden, pfadloſen Felſenthäler und Schluchten viele Tage lang zu reiten, die brückenloſen Flüſſe zu durchſchwimmen, und die Nächte in dieſen Oeden zu ruhen, wie dies die Poſtreiter hier thun müſſen?! Man verſteht, daß Hermode's „Höllenritt" in Island gedichtet iſt. Ohne Zweifel liegt etwas Grandioſes in dieſer isländiſchen Natur, wie es kein anderes Land in dieſer Art bietet; alle ſinnliche Schönheit ſcheint hier zu weichen, dagegen ein feierlicher Ernſt zu walten, dem die Edda ihre erhabenſten Züge verdankt.

Die Reiſenden hatten hier Gelegenheit, den Geſang der hyperboräiſchen Schwäne zu hören, der bis in neuere Zeiten für eine Fabel und für Erfindung der Griechen galt, und noch jetzt vielfach nicht in ſeinen Rechten wieder anerkannt iſt.

„Der Schwan iſt von jeher wegen ſeines ſogenannten Geſanges Gegenſtand poetiſcher Darſtellungen geweſen. Der ſinnige Grieche weihte ihn deshalb und ſeiner Weiſe wegen dem Gotte des Geſanges und des Reinen, dem Apoll. Und nicht mit Unrecht. In einiger Entfernung gehört, nimmt ſich der ſonderbare Ton wie Poſaunenklang aus, und wenn er von oben kommt und von einer größeren Anzahl Schwäne hervorgebracht wird, verdient er ſogar ſchön genannt zu werden. Ganze Nächte hindurch ertönte hier in Holtavördhuheidhi, ſpäter in Eyvindarkoſaver und Gljúfurleyt dieſer eigenthümliche Laut durch die Luft, während man ihn bei Tage nicht ſo anhaltend hört. Noch immer klingt er uns in ſtillen Nächten in den Ohren, und wer ihn einmal vernommen, vergißt ihn gewiß niemals wieder. Freilich trägt die lautloſe Stille, die abſolute Ruhe, die über der ganzen Landſchaft waltet, nicht unweſentlich dazu bei, dem Schwanengeſange einen beſonderen Reiz zu verleihen, der allein dieſe Todtenruhe unterbricht, und den Gedanken, als ob die Natur hier raſte von ihrem Schaffen, verſcheucht."

Die alten Isländer glaubten in dem Schwanengeſange die Schickſalsgöttinnen zu vernehmen, todtweiſſagende von Odin geſchickte Stimmen, um den Helden ihr Schickſal zu verkünden. Dieſes ſind die Valkyrien, d. h. die Wahl kürenden, wer von den Helden nach Walhalla zu fahren beſtimmt ſei; denn unter Wahl verſtand man die in der Schlacht Fallenden. Die Valkyrien ſind Jungfrauen, Königstöchter, welche ſich durch Zauber in Schwäne verwandeln und prophetiſch tönend die Luft durchfliegen. Die Schwanenhemden ſpielen in den altnordiſchen Gedichten keine geringere Rolle, als die Wolfshemden, die man nach Belieben anlegen kann. Auch der unheilkrächzende Rabe, der Vogel Odin's, iſt in Island

Digitized by Google

äußerſt zahlreich vertreten, und ein böſer räuberiſcher Geſell, der in allgemeinem Mißkredite ſteht.

Auf ihrer Fahrt im höchſten Norden des Landes kamen die Reiſenden auch zu der in Island berühmten Wohnung eines Dichters.

„Die Öxnadalsá weiter abwärts verfolgend, kamen wir an mehreren Meierhöfen vorüber nach Bägisá, welches ungefähr dem Vereinigungspunkte des Hörgárdalurs und des Öxnadalurs gegenüberliegt. Der Pfarrhof iſt in ganz Island berühmt als der Wohnort des Dichters Jón Thorláksſon, welcher gänzlich abgeſchloſſen von der Welt in ſeiner einſamen ärmlichen Erdhütte in den langen Winternächten, dem Drange nach geiſtiger Beſchäftigung folgend, um das Jahr 1814 den „Meſſias" von Klopſteck, „das verlorene Paradies" von Milton, den „Verſuch über den Menſchen" von Pope und viele andere deutſche und engliſche Gedichte in ſeine Mutterſprache mit ſolchem Geſchmack und ſo großer Eleganz übertrug, daß, obſchon nur die Anfänge dieſer Werke veröffentlicht wurden, dieſes ihm die einſtimmige Bewunderung aller ſeiner Zeitgenoſſen verſchaffte. Die Anfänge der Geſänge, zu deren Ueberſetzung er ſich des erhabenen und künſtlichen Versmaßes der „Völuſpá" und der „Sämundar Edda" bediente, wurden im Theile 13, 14 und 15 der isländiſchen literariſchen Geſellſchaft abgedruckt, da der Verfaſſer von dem geringen Ertrage ſeiner Pfarrſtelle, der ſich auf 15 Thaler jährlich belief, und ſeinen Feldarbeiten ſich kümmerlich ernährend, zu arm war, die Veröffentlichung ſelbſt zu beſorgen. Das Zimmer, in dem der ſiebzigjährige Dichter ſeine Werke ſchuf, iſt acht Fuß lang und ſechs Fuß breit; die Thür kaum vier Fuß hoch, das Fenſter mißt nicht mehr als zwei Quadratfuß. So dürftig und klein iſt die Wohnung dieſes großen Mannes. Unter Entbehrungen und zahlreichen Gefahren ausgeſetzt, ein Leben führend, um welches ſie mit dem Elementen kämpfen müſſen, unter deren Drucke ſie beinahe erliegen, ſuchen die Isländer ſich durch geiſtige Anſtrengung das zu erſetzen, was die Natur ihnen verſagt hat, und nicht die Hoffnung auf literariſchen Ruhm, ſondern nur reine Liebe zur Poeſie und zu ihrer vaterländiſchen Geſchichte konnte ſie bewegen, jene in Gedanken und Form vollendeten Werke zu ſchaffen, von denen vielleicht die Mehrzahl beſtimmt iſt, für immer in dem verborgenen Dunkel eines einſamen Pfarrhofes zu vermodern, welcher ſie hervorbrachte."

Von Akureyri (d. i. Getraidehafen), dem Hauptorte des Nordens mit etwa 800 Einwohnern, das ſie nach einer Rundreiſe in dem weſtlichen Theile der Inſel vom Weſten her erreicht, traten die Reiſenden bald den Rückweg an, der in ſüdweſtlicher Richtung mitten durch die Inſel ging. Zuvor beſuchten ſie noch Reykjachlidh am Mückenſee (Myvatn), dem intereſſanteſten Punkte in ganz Island, was Ornithologie anbetrifft. Alle erdenkliche Waſſervögelarten finden ſich in großer Zahl auf dieſem von ſchrecklichen vulkaniſchen Gebilden, Schlammvulkanen, eingeſtürzten Kratern umgebenem Waſſerbecken. Die heftigſten Eruptionen und Erdbeben ſind hier zu Hauſe, Alles iſt von Lavaſtrömen überdeckt.

Die Mitte Islands bildet eine ſchauerliche Wüſte, der ſogenannte Sprengiſandur (Sprengeſand, weil man zu Pferde raſch hindurchſprengen muß), eine ausgedehnte Einöde von vulkaniſchem Sande, ein wellenförmiges Hochplateau bildend. Mit Mühe wurde ein Mann aufgetrieben, der ſich herbeiließ, die Reiſenden über den Sprengiſandur bis zum nächſten Menſchenwohnſitze zu bringen. Die eigentlich gefährliche Strecke der Wüſte wurde in einem ſiebzehnſtündigen raſchen Ritte zurückgelegt.

Von hier aus ging es auf geradem Wege nach dem Hekla und dem Geiſer zu, und von da nach Reykjavik zurück.

Den Anhang den Buches bildet die wiſſenſchaftliche Ausbeute; Bericht erſtattet wird zuerſt über das Geognoſtiſche, dann über das Botaniſche und Zoologiſche. Ferner ſind beigefügt Nachrichten über die hiſtoriſchen Ausbrüche der isländiſchen Vulkane. Sie gehen bis in das 9. Jahrhundert, in die Zeit der erſten normanniſchen Anſiedlungen, zurück. Den Schluß bilden ſtatiſtiſche Mittheilungen über Island. Eine große ſaubere Karte, auf welcher ſich die ganze Reiſe genau verfolgen läßt, iſt hinten dem Buche beigegeben.

Schweden.

Oscar Patrik Sturzen-Becker,

der Feuilletoniſt Schwedens par excellence.

Außer den großen Geiſtern, deren Werke Gemeingut aller Nationen werden, hat jedes Volk noch eine Anzahl ſchriftſtelleriſcher Hausgötter — Poeten, deren Bildſäulen, die, in einer beſcheidenen Niſche des weiten Ruhmestempels aufgeſtellt, einer ſtillen Verehrung genießen und die, was den Weihrauch betrifft, ſich mit den Broſamen begnügen müſſen, die von der großen Herren Tiſche fallen. Wie nun in jeder ſolchen National- oder Provinz- oder Stadt-Gottheit ſich immer eine Eigenthümlichkeit der Geiſtesrichtung wiederfindet, die den betreffenden Verehrern ſelbſt eigen iſt (denn der arme Menſch, wie er nun einmal leibt und lebt, kann ja nichts Göttliches ſich ohne menſchliche Zuthat vorſtellen!), ſo auch findet man bei den diis minorum gentium der Schriftſtellerwelt oft am getreueſten den einen oder andern Zug des Volkes, aus dem ſie hervorgegangen, abgeprägt — im Gegenſatze zu den weltbewältigenden Geiſtern, die liebend das All zu umfaſſen vermögen und die ewig leben, da ſie der Allgemeinheit „der Beſten ihrer Zeit genug gethan." — Auch das ſchwediſche Volk hat eine nicht geringe Zahl ſolcher Halb-Penſionäre des Olympos, deren Werke, wir brauchen nur an die einer früheren Periode angehörigen Namen eines Carl Michael Bellman, einer Anna Maria Lenngren zu erinnern, dem, der den Charakter des Volkes in ſeiner ureigenen Weiſe recht erfaſſen will, in unverwiſchbaren Zügen treuere Zeichnungen zu liefern vermögen, als wenn er ſich das Weſen der Geſammt-Nation, das ſich nicht immer an Individuen ſtudiren läßt, aus unzähligem hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-geographiſchem Tabellenwerk herausconſtruiren wollte. — In gleicher Weiſe iſt die neuere Literaturgeſchichte Schwedens nicht arm an ſolchen Halbgötter-Erſcheinungen, und wenn wir uns eine Skizze über einen der bedeutendſten unter ihnen, Wilhelm von Brane, jetzt noch für einen ſpäteren Bericht vorbehalten, geſchieht es, weil wir heut uns mit einem Autor beſchäftigen wollen, der in nächſter Zeit dem deutſchen Volke durch Uebertragungen einiger ſeiner proſaiſchen Werke in aller Form präſentirt werden ſoll; obwohl eine eigentliche Vorſtellung nicht mehr ganz zu den unumgänglichen Nothwendigkeiten gehören ſollte, da bereits im Jahre 1850 ein kleines Büchlein von ihm die Bekanntſchaft des deutſchen Publikums zu machen Gelegenheit gehabt hat. — Leider, glauben wir annehmen zu dürfen, war das verehrliche Publikum ſeiner Zeit nicht in der Laune, den anpochenden Fremdling aus dem Beſuchszimmer mit in das trauliche Wohngemach hinüber zu nehmen, um ihn dort heimiſch werden zu laſſen, und ſo hatte es denn ſeit jener Zeit bei der erſten Auflage „der neueren ſchwediſchen Literatur von O. P. Sturzenbecher" ſein Bewenden. Da der Name des Autors nun einmal geſchrieben iſt, können wir uns gleich in medias res begeben und verrathen, daß ſich deutſche Ausgaben dieſes unter dem Namen „Orvar Odd" im Norden ſehr geſchätzten Schriftſtellers, wie wir faſt vermuthen möchten: von ihm ſelbſt veranſtaltet, unter den Titeln: „Schwediſche Celebritäten" und „In der Veranda" in Vorbereitung befinden.

Sturzen-Becker (ſo ſchreibt er ſich jetzt) ſcheint nur der getreue Ausdruck des gewiſſermaßen cosmopolitiſchen Zuges im Nationalcharakter des ſchwediſchen Volkes. Dieſe Nation, hauptſächlich großgeſäugt an den Literaturen Deutſchlands und Frankreichs, bedurfte Männer, welche, indem ſie der franzöſiſchen „verve" und dem deutſchen „Gemüth" noch die uraltnordiſche Kraft und Fülle des Ausdrucks zugeſellten, gleichſam kryſtalliſirt der Repräſentant wurden dieſer im modernen Schweden zu einem Ganzen verſchmolzenen Grund-Eigenheiten der drei Völkerſchaften.

„Orvar Odd" deſſen Freund Sturzen-Becker (ſiehe die erwähnte „neuere ſchwediſche Literatur", Leipzig 1850) ſein Leben beſchreibt und „Sturzen-Becker" deſſen Homonym Orvar Odd (ſiehe Illustreret Tidende vom 2. März 1862) uns auch mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ſelbſt bekannt machte, wurde am 20. November 1811 geboren, wie er a. a. O. mittheilt, als Nachkomme einer alten Seeräuber-Familie, deren letzte Geſchlechter übrigens ein ſehr loyales und friedliches Leben geführt haben. Einer ſeiner weniger friedlichen Vorfahren, der „Admiral Claus vom ſtürzenden Becher, wurde eines ſchönen Tages, weil er die Hanſe bekriegt, in Hamburg „in optima forma" hingerichtet und ſoll der ſein, der dem ſeit etwa 100 Jahren in Schweden eingebürgerten Geſchlecht den etwas barbariſchen Namen hinterlaſſen hat; ein Mann nebenbei, der wenn wir uns recht erinnern, im Jahre 1844 Adolph Görling zu dem 28 Bogen ſtarken romantiſchen Tagebuch: „Die Vitalien-Brüder oder Leben und Ende Claus-Störtebeckers, nach hiſtoriſchen Documenten" Gelegenheit gegeben hat.

Nach Beendigung ſeiner Studien in Upſala wurde „Oscar Patrik," im Beſitze der Doctorwürde, fleißiger Mitarbeiter am „Aftonblad" nachdem er einen Poſten im Finanz-Departement aufgegeben hatte. Im Jahre 1844 kam er nach Kopenhagen, wo er eine Reihe Vorleſungen über ſchwediſche Literatur hielt, und ſich ſo wohl gefiel, daß er für länger

Digitized by Google

ſeinen Wohnſitz dort nahm. Hier erhielt ſeine politiſche Wirkſamkeit, die vorher nur Reformen im Allgemeinen zuſtrebte, eine neue Richtung, da er einer der wärmſten Verfechter der ſkandinaviſchen Einheits-Fata morgana wurde und nicht ermüdete, ſeine Doctrin in zahlreichen Korreſpondenzen, wie in ſelbſt herausgegebenen Blättern, zu verbreiten. Nach einigen Jahren, die er u. A. auf Reiſen in Deutſchland und Frankreich zubrachte, kehrte er nach der däniſchen Hauptſtadt zurück, wieder in verdienſtlichſter Weiſe für Verbreitung ſchwediſcher Literatur dort Sorge tragend. Zugleich war er eifriger Mitarbeiter an dortigen Zeitſchriften, wie beſonders der „Illustreret Tidende“ und Redacteur der von ihm gegründeten in Helſingborg erſcheinenden „Skandinavisk Gazette,“ die ſeinen Einheits-Traumbildern und den Planen, ſie zu verwirklichen, als in den drei Reichen gern und viel geleſenes Organ dienen muß. So weit ſein Leben als Menſch und Politiker, kurz als Sturzen-Becker. — — —

Als Schriftſteller kann Orvar Odd als Schöpfer des modernen ſchwediſchen Feuilletons betrachtet werden. Das iſt, wie es ſcheint, wenig — aber bei der Ausdehnung, die heutzutage dieſe „Kellerwohnungen“ der großen Zeitungen gewonnen haben und bei der Begierde, mit der das Publikum dieſe „gaia scientia“ in allen Ländern treibt, ſind die Feuilletons ein nicht zu gering anzuſchlagender Faktor in der Einwirkung geworden, die man der Preſſe überhaupt zugeſtehen muß. Ein ſolcher Artikel Orvar Odd's, deſſen Gegner ihn ſeinen Stil bald von Jules Janin, bald von Alphons Karr entlehnen laſſen, bald ihn überhaupt auch nur als bloßen Abklatſch Heine's anerkennen wollen, ſieht ſich an, wie ein kleiner, cascadenrauſchender Waſſerfall, deſſen Tauſende im Brillantfeuer des Sonnenlichtes ſtrahlende Schaumperlen ebenſoviel geiſtvolle Wendungen, pikante Streiflichter und malitiöſe Einfälle repräſentiren. Immer feſſelnd, immer elegant und originell, — ſobald er in Proſa ſchreibt — kann man daſſelbe nicht von allen ſeinen Poeſien ſagen, und nachſtehende kleine Probe, zeigt ſogar ein deutlich durchſchimmerndes Heiniſiren.* Wollten wir Orvar Odd in ſeinen Haupteigenthümlichkeiten kurz definiren, ſo müßten wir, um ihn ganz wiederzugeben, drei unſerer deutſchen Schriftſteller ihrer vorzüglichſten Epithete berauben. Er vereinigt — ſcheint uns — die ariſtophaniſche Grazie Heine's mit der geiſtſprühend-ironiſchen Stilvollendung Koſſak's und der liebenswürdigen Malice Oettinger's in ſeinen beſten Tagen, die bei Letzterem freilich ſchon geraume Zeit tempi passati ſein mögen. Als Literarhiſtoriker ſcheint er im Vollbeſitze jenes bekannten kritiſchen „böſen Blicks,“ der mit dem Feingefühl eines des Augenlichtes Beraubten inſtinktiv alle Schwächen und Mängel eines Werkes heraus zu empfinden vermag, wozu ſich noch eine Ehrlichkeit und ein durch Autoritäten durchaus nicht zu imponirender Muth geſellen, die freilich von Delicateſſe ebenſo frei ſind, als ſie im Gegentheil eine gewiſſe natürliche Wahlverwandtſchaft mit Julian Schmidt'ſchen Höflichkeiten nicht verleugnen können.

Nach ſeinem eigenen Geſtändniß, iſt ſein Erſtlingswerk, ein ſtark Tegneriſirendes romantiſches Gedicht: „der Römerſchild“ (1831) ziemlich mißlungen und einige ſich daran reihende kleinere Erzählungen: „Drei Septembertage in Stockholm“ (1834) „Sechs auf einen Paſch (Sexor All. 1834) ꝛc. ꝛc. ſind weit davon entfernt, Meiſterſtücke zu ſein; eine Selbſterkenntniß, der beizuſtimmen, uns nicht allein die Regeln der Höflichkeit bewegen. Bedeutender ſind die „Kreide-Skizzen“ (1841), „Ein Ausflug aus dem Neſte,“ „Bleiſtift-Skizzen“ (1842) und die Dichtung „Meine arme Muſe,“ die wirklich ſehr gelungene, ſtets von einem freiſinnigen Hauche durchwehte Strophen enthält. Von ſeinen jetzt in einer Geſammt-Ausgabe erſcheinenden Schriften wird, wie geſagt: „In der Veranda“ deutſch herauskommen. Daſſelbe enthält eine Auswahl zündend und prickelnd geſchriebener Feuilleton-Aufſätze, die ebenſo geiſtvoll über „Ole Bull“ als über „Stockholm's Jungfrauen“ zu ſprechen wiſſen, wie ſie zugleich verſtehen über „Pepita“ und „Mamſell Nylander's Kochbuch,“ über „Zwölfſchillings-Theater“ und „Seelenwanderung“ tiefſinnige Reflexionen anzuſtellen; während die „Gruppen und Perſonagen von geſtern“ (deutſch als: „Schwediſche Celebritäten“ unter der Preſſe) eine Art ſchwediſcher Literaturgeſchichte bilden, von der ein Auszug in der obenerwähnten „neueren ſchwediſchen Literatur“ uns bereits vorliegt. Ein drittes Werk in dieſer Ausgabe; „Gräfin Gruſſiakin; eine Thiergarten-Landſchaft mit Figuren“ in Verſen hat uns weniger anſprechen wollen, doch vielleicht lag es daran, daß wir ſchon zu viel der feinen, gaumenkitzelnden Speiſe eingenommen hatten — kann doch Caviar, wie bekannt, auch nicht zu allen Zeiten mit gleichem Genuß verſpeiſt werden und verurſacht doch ſelbſt der zu häufige Genuß der würzigen Trauben des Weinſtocks — Stumpfheit der Zähne. Orvar Odd's Popularität iſt merkwürdigerweiſe, vielleicht aus ähnlichem Grunde, im Begriff, in Schweden eine gewiſſe Einbuße zu erleiden, ohne daß man ſagen könnte, daß er erſetzt wäre — und vielleicht iſt ein Erfolg in Deutſchland im Stande, den Autor über den quasi Undank des engeren Vaterlandes zu tröſten. Wie dem auch ſei, jedenfalls dürfte es nicht unintereſſant ſein, ſ. Z. zu erfahren, wie die deutſche Preſſe und die deutſche Leſerwelt den ſchwediſchen „mit den Händen in den Hoſentaſchen auf dem Olymp herumbummelnden Ariſtophanes“ aufnehmen wird. Was würde der feurige Skandinave vom reinſten Waſſer wohl zu eventuellen glühenden Kohlen ſagen?

Stockholm. A. L.

* Beſtändig lieſ't du Romane,
Bezaubernde Siren'.:
Heut war es Fräulein Bremer
Und geſtern Frau Carlén! —

O! lies da, lies da lieber
In meinem Herzen einmal,
Da findeſt du auch Romane
Von großer Seitenzahl! —

Da nimmt auf jeder Seite
Der Schmerz und die Liebe nur zu:
Und von der ganzen Verwicklung
Biſt ſelber die Heldin du!

Und willſt du nur einmal erhören,
Ein Wort — ſo gewichtig als klein: —
So ſchließt der Roman gleich mit Hochzeit
Und Jubel und Freudenſchein! —

Frankreich.

Der Agent Provocateur.

Vor Kurzem erſchien in Paris eine kleine Schrift unter dem Titel „Mémoires de Cauler,“ die ſolchen Erfolg hatte, daß ſchon nach wenigen Tagen eine zweite Auflage nöthig wurde. Der Verfaſſer iſt ein Polizeibeamter außer Dienſten oder, wie er ſich euphemiſtiſch nennt, „chef du service de santé,“ der ſeine Mußezeit damit ausgefüllt hat, die Erlebniſſe ſeiner langjährigen poliziſtiſchen Laufbahn aufzuzeichnen, die bis in's Jahr 1820 zurückreicht. Beſonderes Aufſehen erregte das Kapitel über die Agents Provocateurs. Der Agent Provocateur, den man leider auch in Deutſchland während der Reactionszeit kennen gelernt hat, wo er ein Hauptwerkzeug jener Partei bildete, die ſonſt von Abſcheu gegen alles Franzöſiſche überfließt, iſt eine Perſon, deren Aufgabe darin beſteht, Verſchwörungen zu provociren, oder in Gang zu bringen, Komplotte auszuhecken und unter den mißvergnügten oder dürftigen Klaſſen der Bevölkerung ſo viele Theilnehmer als möglich anzuwerben, welche à point nommé der Regierung verrathen werden. Unter dem Konſulat und dem erſten Empire wurde dieſes ehrenvolle Gewerbe in großartigem Maßſtabe betrieben, ſeinen Höhepunkt erreichte es aber zur Zeit der Reſtauration. Herr Cauler theilt einige intereſſante Details über die Agenten mit, die er in ſeinen Jugendjahren gekannt hat, und über die Art und Weiſe, in der ſie zu Werke gingen. Die Provocation wurde in ein regelmäßiges Syſtem gebracht, um den König einzuſchüchtern und ſeine Einwilligung zu den von den Miniſtern beabſichtigten Repreſſionsmaßregeln zu erlangen, oder um ſich an einzelnen Individuen zu rächen, oder auch um die öffentliche Meinung auszuforſchen. So wurden z. B. zwei Polizei-Agenten als wandernde Hauſirer mit Heiligenbildern und Gipsfiguren der königlichen Familie nach dem ſüdlichen Frankreich geſchickt. Außerdem hatten ſie aber in ihren Bündeln noch Kupferſtiche und kleine bleierne Statuetten, welche den Kaiſer Napoleon darſtellten und welche ſie insgeheim ihren Kunden anboten. Ließ ſich ein Unvorſichtiger durch dieſe politiſche Contrebande fangen, ſo eilten die beiden Agenten, die mit Legitimationen und Empfehlungsſchreiben vom Miniſterium verſehen waren, zu der Ortsbehörde und denuncirten den Käufer. Eine Hausſuchung folgte, die verbotenen Bilder oder Statuetten wurden gefunden und konfiscirt und der unglückliche Eigenthümer nach dem Gefängniß abgeführt, um demnächſt in einem politiſchen Prozeß zu figuriren.

Das Hauptfeld für den Agent Provocateur iſt aber Paris, wo er ſeine Rolle in verſchiedenen Geſtalten ſpielt. Ein Paar ehrliche Handwerker werden von Leuten in's Wirthshaus gelockt, die ſich ihre Kollegen nennen, dieſelben Arbeitskittel tragen und dieſelbe Sprache reden. Man trinkt ein Glas Wein und fängt an zu politiſiren. Anfangs noch etwas ſchüchtern, wird man mit jedem Glaſe vertraulicher; man tadelt die Regierung und verſchont auch den König nicht. An dieſem Punkte angelangt, werden die

Arbeiter von ihren freundlichen Wirthen in das Geheimniß eines Komplottes eingeweiht, das nächſtens zum Ausbruch kommen ſoll, und im letzten Stadium der Trunkenheit, von leeren Weinflaſchen umgeben, treten ſie dem revolutionären Programm bei und unterzeichnen ihre Namen. Die Agenten verſchwinden dann mit dieſem koſtbaren Aktenſtück, welches nach der Polizeipräfektur getragen wird, und am folgenden Morgen erwachen die unglücklichen Opfer ihres Verrathes in einem Kerker.

Eine wahre Aerndtezeit für die Agents Provocateurs waren die Monate vor dem Tode des Herzogs von Berry bis zur Geburt des Herzogs von Bordeaux. Die Mordthat Louvel's hatte allgemeinen Schrecken verbreitet; die Royaliſten glaubten, daß es auf die ganze königliche Familie abgeſehen ſei. Eine ſolche Stimmung durfte nicht unbenutzt vorübergehen; wie ſie benutzt wurde, zeigt unter Anderem folgende Geſchichte.

„Drei Männer, Gravier, ein alter Offizier des Kaiſerreichs, Bouton und L—, nahmen ſich vor, die Hoffnungen der Royaliſten zu zerſtören. Zu dieſem Zwecke wollten ſie zwei mächtige Petarden verfertigen, die unter den Thorweg der Tuilerien beim Gemach der Herzogin von Berry gelegt und in der Nacht abgefeuert werden ſollten, um durch den Knall die Herzogin zu erſchrecken und dadurch eine frühzeitige Entbindung herbeizuführen. Nachdem der Plan gefaßt worden, ging man an's Werk; Bouton und Gravier übernahmen es, das Pulver zu kaufen und die Maſchine herzuſtellen, die zur Ausführung ihres Verbrechens beſtimmt war. Aber bald ſchlug dieſen beiden Männern das Gewiſſen, ſie erkannten die Abſcheulichkeit der Handlung, zu der ſie ſich verpflichtet hatten, und würden ſie wahrſcheinlich ganz aufgegeben haben, wenn der dritte im Bunde nicht ein Judas geweſen wäre, der bereits das Blut ſeiner Mitſchuldigen verkauft hatte. L— ſtand ſeit einiger Zeit in direkter Verbindung mit dem Polizeibeamten Rivoire, dem er verſprochen hatte, jene Beiden in dem Augenblick zu überliefern, wo ſie im Begriff ſein würden, ihre That auszuführen. Jeden Tag erhielten Bouton und Gravier einen Beſuch von dieſem falſchen Bruder und jeden Tag drang er in ſie, die letzte Hand an die Petarden zu legen. Als dieſe vollendet waren, begaben ſich Gravier und L— in der Nacht vom 29. April nach den Tuilerien und ließen die erſte Petarde explodiren, aber ohne Erfolg. Bouton und Gravier waren hierüber ſo beſtürzt, daß ſie beſchloſſen, ihr verbrecheriſches Unternehmen nicht fortzuſetzen, aber L— machte ihnen über ihren Kleinmuth ſo bittere Vorwürfe, daß ſie ſich überreden ließen, die zweite Petarde am 6. Mai abzufeuern. Zur beſtimmten Stunde ging L— in Begleitung Gravier's nach dem Thorwege der Tuilerien an der Seite der Rue de Rivoli, wo er ſich plötzlich unſichtbar machte und Rivoire, der mit vier anderen Agenten im Hinterhalte lag, ſich auf Gravier ſtürzte, als er eben die Petarde anbringen wollte. Bouton wurde einige Tage nachher verhaftet. Bei der Vorunterſuchung nannten Gravier und Bouton ihren Mitſchuldigen, der aber ſchon nach Holland abgereiſt war, um dort das Geld zu verzehren, das er durch ſeinen Verrath verdient hatte. Was Gravier und Bouton betrifft, ſo wurden ſie zum Tode verurtheilt, auf Fürbitte der Herzogin von Berry ward jedoch dieſes Urtheil in Gefängnißſtrafe umgewandelt.“

Zu jener Zeit ſtand Béranger auf dem Gipfel ſeines Ruhms; ſeine Lieder waren zwar verboten worden, wurden aber trotzdem überall geſungen und machten der Regierung ſchwere Sorge. Die Polizei erhielt daher Befehl, jedes Mittel zu ergreifen, um ihrer habhaft zu werden. „Um ſich bei ſeinen Vorgeſetzten einzuſchmeicheln, ging der Agent D— zu Terry, einem Buchhändler im Palais Royal, dem er ſich als einen amerikaniſchen Exporteur vorſtellte, der im Begriffe ſei, eine Ladung nach Philadelphia abzufertigen; es fehle ihm nichts weiter, als einige tauſende Exemplare von Béranger's Chanſons und wenn Herr Terry ihm dieſe liefere, ſo würde er ſie ihm freigebig bezahlen. Der Buchhändler erwiederte, daß er keine habe und ihm daher auch keine verkaufen könne; auf inſtändiges Bitten des Agenten verſprach er jedoch, ihm einige von einem Kollegen zu beſorgen. Eine Zeit wurde feſtgeſetzt und eine falſche Adreſſe von D— aufgegeben, welcher durch drei von ſeinen Helfershelfern den Buchhändler überwachen ließ, und als dieſer mit ſeinem Paquet ſich in der angeblichen Wohnung D—'s meldete, wurde er ſofort verhaftet. Vor das Polizeigericht geſtellt, ward der unglückliche Terry zu ſechsmonatlicher Einſperrung und einer ſchweren Geldbuße verurtheilt.“

Ein Seitenſtück zu dieſem Genieſtreich iſt nachſtehender Vorfall, der unter der Ueberſchrift „Les bretelles tricolores“ erzählt wird:

„Das einzige Mittel, durch welches der Polizeiagent die Aufmerkſamkeit ſeines Chefs auf ſich ziehen kann, iſt die Entdeckung einer Verſchwörung oder eines Komplotts; iſt dies nicht möglich, ſo muß er wenigſtens eins erfinden. In dieſem letzteren Fach legte ein gewiſſer B—, Vigilant des Polizei-Präfekten Delvau, außerordentliche Virtuoſität an den Tag. Er war eben ſo ſchlau als unternehmend, und wußte aus Allem Vortheil zu ziehen. Dabei war er ſehr ehrgeizig und ſuchte jede Gelegenheit, ſich bemerkbar zu machen. Eines ſchönen Morgens ſchickte er zu einem ſeiner Untergebenen, Namens D—. Dieſer war Schneider von Profeſſion, hatte in der königlichen Garde gedient und war mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt. „Mein guter Freund,“ begann B—, als ſie allein waren, „man ſagt auf der Präfektur, daß wir Alle zu nichts taugen. Es iſt wahr, daß wir lange nichts Redenswerthes gethan haben; wir müſſen alſo unſeren Ruf wieder herſtellen und beweiſen, daß wir unſere Arbeit beſſer als Andere verſtehen. Ich habe gleich an dich gedacht; ich kenne deine Gewandtheit und Intelligenz und bin überzeugt, daß wenn man dir eine Sache anvertraut, du ſie gut zu Ende führen wirſt. (Hier lächelte D— finſter und machte einen Bückling.) Morgen früh alſo,“ fuhr B— fort, „gehſt du zu einem Kaufmann in der Rue St. Denis — natürlich zu einem, der für einen Liberalen gilt — und beſtellſt einige Dutzend Paar trikolorer Hoſenträger. Dies wird eine charmante kleine Verſchwörung abgeben, denn ſobald die Hoſenträger fertig ſind, werden wir ſie in Beſchlag nehmen.“ Mit dieſen Inſtructionen verſehen, ſchlenderte D— am nächſten Morgen nach der Rue St. Denis und trat in den Laden des Herrn Burth, der ihm als Liberaler bekannt war. „Mein Herr,“ ſagte er zu ihm, „ich ſtehe in Handelsverbindung mit einigen amerikaniſchen Republiken und ſie dringen alle in mich, ihnen trikolore Hoſenträger zu ſchicken.“ — „Ich bedaure aufrichtig,“ entgegnete der Kaufmann, „daß ich Ihnen nicht damit dienen kann. Ich verkaufe keine trikoloren Hoſenträger und kann und darf eine ſolche Beſtellung nicht annehmen. Ich habe hier Tragbänder von allen möglichen Sorten und Farben; wenn Sie eine Auswahl darunter treffen wollen, ſo ſoll es mich freuen, mit Ihnen ein Geſchäft zu machen.“ D— lehnte dieſes Anerbieten ab und kehrte mit bekümmertem Herzen zu ſeinem Auftraggeber zurück, um ihm den ſchlechten Erfolg ſeiner Miſſion zu melden. „Lieber Freund,“ rief B— ungeduldig, „du thuſt mir in der That leid. Ich habe dir eine prachtvolle Operation anvertraut und du kommſt damit nicht zu Stande. Um ſo ſchlimmer für dich. Arrangire es wie du willſt, aber ich habe noch heute davon geſprochen, und es muß um jeden Preis durchgeführt werden.“ D— ließ den Kopf hängen, verſprach aber, ſich wieder an's Werk zu machen. Er begab ſich abermals nach der Rue St. Denis und erſchien von neuem in dem Laden des Herrn Burth. „Ich habe mir die Sache überlegt,“ ſprach er, „und da Sie meine Ordre nicht annehmen können und mir andere Fabrikanten wahrſcheinlich dieſelben Schwierigkeiten machen würden, ſo muß ich verſuchen, ob ich mit den Hoſenträgern auskommen kann, die Sie vorräthig haben.“ Er ließ ſich demnach einige Dutzend ganz weiße geben, die mit dem Zeichen des Fabrikanten verſehen waren, kaufte in einem andern Laden mehrere Stück blaues und rothes Band, ging dann nach Hauſe und brachte die ganze Nacht damit zu, blaue und rothe Ränder an die Hoſenträger anzunähen, die ſomit in die ſchönſten Trikoloren verwandelt wurden. Am nächſten Morgen begab er ſich damit zu B—. Ein Verhaftsbefehl wurde erlaſſen, die Polizei eilte nach dem Laden des Herrn Burth, um dort Recherchen anzuſtellen, die zwar zu nichts führten, aber trotzdem wurde der Fabrikant arretirt und eingeſteckt. Da indeß keine genügenden Beweiſe gegen ihn vorlagen, ſo wurde er nach einigen Tagen wieder freigelaſſen.“

Ein alter Offizier Namens Millard, ein treuer Anhänger Napoleon's, der auch aus ſeinen Geſinnungen kein Geheimniß machte, ward in Paris mit zwei Herren bekannt, die ſich Duverneuil und Sinard, Hauptleute in der ehemaligen kaiſerlichen Armee nannten, die aber in Wahrheit die Polizei-Agenten Nero und Chigu waren. Um Millard in die Falle zu locken, gaben ſie ſich für fanatiſche Bonapartiſten aus und ſteigerten durch ihre Reden den Haß des alten Oberſten gegen die Regierung bis zur Leidenſchaft. Eines Abends bewogen ſie ihn, ein Dokument folgenden Inhalts zu unterſchreiben: „Wir, J. B. Millard, Oberſtlieutenant im neunten Huſarenregiment, Nicolas Auguſt Duverneuil und Jacques Jean Sinard, Kavallerie-Capitäne, ſchwören für die wahre Freiheit zu ſterben und keine Monarchie zu dulden, außer der Monarchie Napoleon's II.“ Die beiden Agenten hatten nichts Eiligeres zu thun, als dieſes Papier an die Polizeipräfektur abzuliefern. Millard wurde feſtgenommen, vor Gericht geſtellt und zu zehn Jahren Deportation verurtheilt.

Ein andermal wurde ein armer Zimmermann von einem Agent Provocateur beredet, eine Höllenmaſchine zu verfertigen. Er hatte ſich lange geweigert, zuletzt aber nach einem Zechgelage willigte er ein, und da er ſelbſt nicht einen Sou in der Taſche hatte, ſo wurde ihm Geld vorgeſtreckt, um die nöthigen Materialien zu kaufen. „Der Zimmermann machte ſich an die Arbeit. Täglich kam einer oder der andere A[illegible]

Digitized by Google

zu ſehen und ihm Muth einzuſprechen. Endlich, als das Inſtrument beinah fertig war, erſchien eines Morgens ein Polizei-Commiſſar mit ſeinen Helfershelfern in der Wohnung des Zimmermanns, verhaftete ihn und nahm die Maſchine in Beſchlag. Dieſelbe Nacht erhing ſich der unglückliche Zimmermann in ſeiner Zelle."

„Dieſe Beiſpiele," bemerkt der Verfaſſer am Schluß, „werden hinreichen, um einen Begriff von den fluchwürdigen Mitteln zu geben, die zu gewiſſen Zeiten von den niederträchtigſten Menſchen in der Abſicht angewendet werden, ihren Eifer zu zeigen und daraus Nutzen zu ziehen. Die öffentliche Meinung kann dergleichen Provocationen nicht genug brandmarken und die Gerechtigkeit ihre Urheber nicht zu ſtreng beſtrafen. Aber in politiſchen Angelegenheiten iſt es leider oft ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich, die ganze Wahrheit zu erfahren."

Skandinavien.

Skandinaviſche Notizen.

Die ſeit dem Oktober vorigen Jahres in Helſingborg erſcheinende Wochenſchrift, welche unter dem Titel „Skandinavisk Gazette" von dem bekannten Dr. Sturzen-Becker herausgegeben wird, theilt folgendes hiſtoriſche Kurioſum mit.

Ein in Kopenhagen wohnender Sammler hat unter dem Nachlaſſe eines kürzlich verſtorbenen hohen Beamten einen ſeltſamen und vorläufig wohl als einzig in ſeiner Art daſtehenden Fund gethan. Er hat nämlich eine Sammlung „ſkandinaviſchen Papiergeldes" entdeckt, wie ſolches der däniſche König Frederik VI. im Jahre 1809, da er die Kalmarer Union zu erneuern gedachte, anfertigen ließ. — Nach dieſem Papiergelde zu urtheilen, beabſichtigte der däniſche König allen Ernſtes Schweden einzuverleiben, er hatte alſo jedenfalls Männer um ſich, die damals ſchon den „Skandinavismus" recht praktiſch aufgefaßt hatten und ihn einer eingehenden Behandlung werth hielten. — Es ſind ſechs Arten Werthzeichen unter dieſen „ſkandinaviſchen Münzſcheinen" zu unterſcheiden und iſt bei ihnen, außer der Ausſtattung, die wunderliche und willkürliche Abweichung in Beſtimmung der Werthe auffallend. Es ſind nämlich vorhanden 1) Zettel auf 12 „Schilling" ſchwediſch,* 20 Schilling däniſch entſprechend; 2) Zettel auf 1 Rdlr. ſchwediſch = 30 Schill. däniſch; 3) auf 2 Rdlr. ſchwediſch = 3 Rdlr. däniſch Courant; 4) 6 Rdlr. ſchwediſch = 5 Rdlr. däniſch; 5) 20 Rdlr. ſchwediſch = 16 Rdlr. 64 Schill. däniſch, und 6) 24 Rdlr. ſchwediſch = 20 Rdlr. däniſch. — Die Zettel ſind grobes, feſtes, graublaues Schreibpapier, haben eine oblonge Form und gleichen heutigen Wechſelblanquetts. Auf den Nrn. 1 und 2 iſt der Text der Länge nach, auf den übrigen quer gedruckt. Auf jedem befindet ſich ein weißer Stempel (Waſſerzeichen) und die Namenszeichnung Frederik's VI. Der Text iſt in däniſcher und ſchwediſcher Sprache abgefaßt und enthält die Mittheilung, daß der Zettel „auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark vom däniſchen Feldcommiſſariat ausgegeben worden iſt," und daß derſelbe von der königl. Depoſito-Kaſſe in Kopenhagen mit däniſchem Courant eingelöſt werden wird. Nr. 2, 3 und 5 ſind Kopenhagen, 1809 datirt, auf den übrigen ſteht nur die Zahl 18.. unausgefüllt. Die gefundenen Exemplare ſind vollkommen neu und jedenfalls nie in Umlauf geweſen, man weiß ja auch in Schweden nicht das Geringſte von derartigen Werthpapieren. Sicherlich ſollte die däniſche Armee, die in Schonen einrücken ſollte, dort ihre Bedürfniſſe mit jenem Papiergeld bezahlen, an Statt deſſen die Schweden jedenfalls lieber däniſches Silber genommen hätten. Doch: Vorſicht iſt die Mutter aller Weisheit und der billigſte Einſatz iſt der beſte, mögen die däniſchen Staatsmänner gedacht haben.

Eine andere Mittheilung der Skandinavisk Gazette dürfte ebenfalls für manchen unſerer Leſer von Intereſſe ſein, nämlich die Ankündigung des Werkes „The oldnorthern runic inscriptions," von George Stephens, Profeſſor der alten und neuen engliſchen Sprache und Literatur an der Kopenhagener Univerſität.

Das Blatt kündigt das Werk folgendermaßen an:

„Es iſt bekannt, daß die ſogenannten angloſächſiſchen Runen, welche weit älter ſind, als unſere gewöhnlichen Runen und — ſo weit man ſie bisjetzt entziffern konnte, Proben der allerälteſten, nordiſchen Sprachen enthalten — bisjetzt noch nicht gelöſt werden konnten. Die Reſultate der bisjetzt u. A. von P. A. Munch gemachten wenigen Verſuche, eine Löſung herbeizuführen, ſind als äußerſt unzureichend zu betrachten und beruhen auf mehr oder weniger gemachten Schlußfolgerungen. Profeſſor Stephens, welcher auf Löſung des Problems den Fleiß mehrerer Jahre und großen Scharfſinn verwandte, denkt endlich den Schlüſſel zum angloſächſiſchen Runen-Alphabet gefunden zu haben, und wenn wir uns nicht irren, ſo iſt es ihm jetzt geglückt, der Wahrheit am nächſten kommend, alle (?) die Ueberreſte angloſächſiſcher Runenſchriften zu löſen und zu deuten, welche theils hier im ſkandinaviſchen Norden, theils in England zerſtreut, in Stein, Schmuckſachen und Trümmer gegraben ſtehen. Er giebt nun all' dieſe Runen-Inſchriften — nahe an 100 — zum erſten Male in einem Werke vereinigt, heraus. Sie ſind in ſaubern Holzſchnitten wiedergegeben und Ueberſetzung, Kommentar, Wörterbuch ꝛc. ihnen beigegeben. Das Werk erſcheint in Groß-Quarto luxuriös ausgeſtattet in engliſcher Sprache, es wird aber nur eine beſchränkte Zahl Exemplare abgezogen, von denen jedes eine Guinea koſtet. Den Verlag hat eine engliſche Buchhandlung übernommen, der Druck erfolgt in Kopenhagen bei Thiele."

Daß ein Werk des Hrn. George Stephens vor der Skandinavisk Gazette Gnade findet, darf nicht Wunder nehmen, denn ſie iſt ja das Organ der „praktiſchen" Skandinaviſten. Dr. Sturzen-Becker (Orvar Odd) hat im „Aftonbladet" das Seinige geleiſtet, und das will viel ſagen, aber dennoch ſcheint er durch ſeine Gazette einem lang gefühlten Bedürfniß, wie man zu ſagen pflegt, abzuhelfen. Orvar Odd liebt das entſchieden Parteiiſche, er iſt aber auf dem Gebiete der Literatur ein Mann von unbeſtreitbarer Tüchtigkeit.

Was Herrn George Stephens betrifft, ſo dürfte ſein angekündigtes Werk das Beſte ſein, was er bisher geleiſtet, wenigſtens iſt die bloße Zuſammenſtellung von circa 100 Runen-Inſchriften ſchon viel werth, ganz abgeſehen von deren Auslegung und Ueberſetzung, die wahrſcheinlich vor deutſcher und norwegiſcher Kritik ſich nicht ganz ſtichhaltig erweiſen dürfte. Man iſt zu beſcheidenen Zweifeln am Wiſſen und Urtheil eines Mannes berechtigt, der durch ſeinen berüchtigten Artikel in der „Saturday Review" vom 12. und 23. Januar 1861, beſonders durch den letzteren, unſerm ſtets ſchlagfertigem Landsmann Karl Blind ſo leichtes Spiel machte, zu beweiſen, daß der Verfaſſer, eben jener Herr George Stephens, was teutoniſche und nordiſche Sprachen, und deutſche ſowie nordiſche Geſchichte betrifft, entweder ein vollkommner Ignorant, oder andernfalls ein ebenſo vollkommner Lügner ſei. Durch ſeine Oldnorthern runic inscriptions wird der berühmte Anglo-Dane jedenfalls über ſein Wiſſen und ſeine Moral neue Belege beibringen: deshalb ſchon ſei ſein Werk allen deutſchen Sprach- und Geſchichtsforſchern beſtens empfohlen.

Mannigfaltiges.

— Reorganiſation des Zollvereins. Ueber die Nothwendigkeit einer ſolchen Reorganiſation bei Ablauf der Zollvereins-Verträge im J. 1865 hat das „Magazin" bereits in ſeinem vor kurzem gelieferten Artikel zur Geſchichte der Gründung des Zollvereins geſprochen. Gegenwärtig iſt die Ueberzeugung von dieſer Nothwendigkeit im ganzen Deutſchland erwacht, und die „Süddeutſche Zeitung" ſagt in dieſer Beziehung: „Die Eröffnung des öſterreichiſchen Marktes hat für die Bevölkerung des Zollvereins zwar nicht ein ſolches Intereſſe, daß dieſer ihr zu Liebe ſich ſelbſt aufgeben ſollte; wohl aber hat ſie ſoviel Werth für ihn, daß er mit Oeſterreich eine nähere Verbindung anſtreben muß. Nun aber iſt Geſammt-Oeſterreich eine wirthſchaftlich und politiſch als Einheit (?) organiſirte Macht. Soll daher der Zollverein als ſelbſtändiges Ganzes mit Würde und Vortheil in Unterhandlung mit Oeſterreich eintreten, ſo muß er in ſich ebenfalls als Macht organiſirt ſein. Sogar wenn der Zollverein beſſer als bisher eingerichtet iſt, wird er immer noch ſich in einer gefährlichen Lage Oeſterreich gegenüber befinden. Denn der Zollverein kann doch nur als Zollbund organiſirt ſein; er iſt und bleibt eine Gemeinſchaft, deren Theile dem öſterreichiſchen Einfluß vielfältig offen ſtehen. Oeſterreich aber iſt eine Geſammtheit, auf deren Theile der Zollverein ſo gut wie gar keinen Einfluß zu üben vermag. An den deutſchen Höfen, in den deutſchen Miniſterien, in den deutſchen Parteien iſt an hundert und tauſend Stellen der öſterreichiſche Einfluß ſtark genug, um Vieles zu hemmen, wenn auch nicht mehr ſtark genug, um Großes durchzuſetzen; aber in dem großen öſterreichiſchen Geſammtſtaat giebt es keine andere deutſche, als

* Es giebt in Schweden keine Schillinge, ſondern nur Öre, von denen 100 auf einen Riksdaler Riksmynt gehen; 1 Rdr.-rmt. iſt gleich 11 Sgr. 5,4 Pf. preuß. Früher hatte man auch Riksdaler Banko = 150 Öre.

Digitized by Google

eine öſterreichiſch-deutſche Partei. Die Deutſch-Oeſterreicher ſind immer voran Oeſterreicher, dann erſt Deutſche. Wir aber ſind und werden täglich mehr vorerſt Deutſche, dann erſt Preußen, Bayern u. ſ. f. Wir ſind daher der Meinung, die Organiſation des Zollvereins ſei unverzüglich in Angriff zu nehmen; ſogar auf die Gefahr, daß der Zollverein um der Organiſationsfrage willen ſich ſpalten ſollte. Dieſer Gefahr ausweichen, hilft uns nicht. Kann dieſelbe nicht überwunden werden, ſo iſt der Untergang des Zollvereins nur um ſo ſicherer. Sie begleitet und verfolgt uns, ob wir ſchlafen oder wachen. Sie iſt da und muß daher herzhaft in's Auge gefaßt werden. Deshalb iſt das Erſte und Nächſte, was der Zollverein zu thun hat, daß er ſich ſelbſt zu einem lebens- und bewegungsfähigen Zollbund reformire."

— Zum deutſch-öſterreichiſchen Zollverein. Wie aufmunternd die Verhältniſſe jetzt in Oeſterreich ſind, um den Eintritt des deutſch-ſlaviſch-magyariſch-rumäniſch-italiäniſchen Geſammtſtaates in den Zollverein zu erleichtern, geht unter Anderem aus dem Umſtande hervor, daß das Handelsminiſterium in Wien in der Hälfte der Monarchie nicht die Macht beſitzt, irgend eine ſeiner Verfügungen zur Ausführung bringen zu laſſen. Keine der in Ungarn erſcheinenden Zeitungen hat ſich bisher dazu hergeben wollen, das amtliche Organ zur Publizirung der in Wien verliehenen öſterreichiſchen Erfindungs-Patente und Privilegien zu ſein. Die Handelskammern in Ungarn, weigern ſich die an ſie gelangenden Verfügungen des Wiener Handels-Miniſteriums anzunehmen und in Ausführung zu bringen. Ja, kürzlich iſt es ſogar vorgekommen, daß die vom Kaiſer ernannten drei Hofkanzler (Spezialminiſter), nämlich der des Königreichs Ungarn, der des dreieinigen Königreichs Croatien, Slavonien und Dalmatien, und der des Großherzogthums Siebenbürgen, ſich geweigert haben, die Kompetenz des Handelsminiſters als Organ des Geſammtſtaates jenſeits der Leitha anzuerkennen. Und mit dieſen widerſtrebenden Elementen ſoll, nach dem Plane des Grafen von Rechberg, der deutſche Zollverein zu einem einzigen Handelsgebiete ſich verbinden!

— Die luſtige Nationaltrauer. Sämmtliche nichtdeutſche Stämme des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ſpielen mit mehr oder weniger Talent und Aplomb Nationaltrauer-Komödie, die, in der Nähe betrachtet, durchaus nichts Ergreifendes oder Rührendes hat, ſondern einen überaus luſtigen und komiſchen Eindruck macht. In Peſt verlangte im letzten Faſching die Nationaltrauer, daß die Ariſtokratie keine Bälle gebe. Dafür beſuchten die jungen Herren aus hohen Häuſern denn um ſo fleißiger Tanzunterhaltungen der in der ungariſchen Hauptſtadt ſo üppig wuchernden Demi-Monde. In Lemberg erlaubt die Nationaltrauer das Tanzen von Walzern und Quadrillen nicht; hingegen iſt, trotz der Nationaltrauer, Mazurka und Polka-Mazurka geſtattet. Bei üppigen Champagner-Diners werden andächtige Stoßſeufzer um die Wiederherſtellung Polens vom Stapel gelaſſen und religiöſe Trauer-Elegien geſungen. Im Süden muß die Nationaltrauer durch irgend einen ſchwarzen Stecknadelkopf oder Ring angedeutet werden. Die Slovenen ſtreuen Aſche auf ihr Haupt, weil ihr ganzer Literaturſchatz nur 43 Bände ſtark iſt und es deshalb der Regierung beim beſten Willen ſchwer wird, im amtlichen Verkehr ſich der gänzlich unausgebildeten ſloveniſchen Sprache zu bedienen. Die Slovaken ſchreien Wehe über die Magyaren, die Zigeuner erlaſſen Schmerzensſchreie über ihre Behandlung von Seiten der Panduren, die Juden über die Stuhlrichter, und alle Völker insgeſammt über die Deutſchen.

— Lady Palmerſton. Als vor einigen Jahren die bekannte Fürſtin Lieven mit Tode abging, bemerkte die Morning Post, daß mit ihr die letzte der femmes politiques dahingeſchieden ſei. Es war dies ein Ausſpruch, deſſen man ſich von dem Organ Lord Palmerſton's am wenigſten hätte verſehen ſollen, da es ſich dadurch einer flagranten Ungerechtigkeit gegen die Gemahlin ſeines Patrons ſchuldig macht. In der That nimmt Lady Palmerſton unter den politiſchen Frauen unſerer Zeit eine Stelle ein, die ſich gewiß mit der der ruſſiſchen Diplomatin meſſen kann. Es wäre eine intereſſante Aufgabe, zu erforſchen, inwiefern ihre Connexionen und ihre — Intriguen, möchten wir nicht gern ſagen, obwohl uns augenblicklich kein beſſeres Wort dafür einfällt — zu den Erfolgen ihres Gatten beigetragen haben; aber daß ein guter Theil davon auf ihre Rechnung kommt, werden die Eingeweihten ſchwerlich leugnen, wenn gleich die näheren Details wohl erſt dann bekannt werden dürften, wenn ein zweiter Walpole oder Saint-Simon die geheime Geſchichte unſeres Jahrhunderts der Nachwelt offenbart. Mit dem ewig jungen Premier hat Lady Palmerſton auch die außerordentliche Lebenskraft gemein, welche die Angriffe des Alters ſiegreich überwindet, und trotz ihrer 75 Jahre ſpielt ſie noch heute ihre Rolle in der faſhionablen Welt mit derſelben unverwüſtlichen Ausdauer fort, wie ihr Gemahl in der politiſchen. Lady Palmerſton iſt übrigens als Erbin ihres Bruders, des verſtorbenen Lord Melbourne, eine der reichſten Damen Englands und auch von ihrem erſten Mann, dem Grafen Cowper, beſitzt ſie ein ſehr anſehnliches Witthum. Der zweite Sohn aus dieſer erſten Ehe iſt jener „ehrenwerthe“ William Cowper, das enfant gâté ſeines Stiefvaters, der ihn zu Aemtern befördert, denen er nicht im mindeſten gewachſen iſt — das einzige Weſen, für das das Herz des alten Miniſters noch eine menſchliche Regung fühlen ſoll. Als Pozzo di Borgo ruſſiſcher Geſandter in London war, wurde der junge Cowper ihm von Lady Palmerſton als ihr Sohn präſentirt. „Ah!“ rief der maliciöſe Corſe mit verſtellter Treuherzigkeit, „ich hätte ihn gleich erkannt. Er iſt das wahre Ebenbild von Mylord Palmerſton.“

— Japaneſiſche Geſandtſchaften in Europa. Eine ganz ähnliche japaneſiſche Geſandtſchaft, wie diejenige, die wir kürzlich in Berlin geſehen, befand ſich bereits im 16. Jahrhundert in Europa, und zwar begab ſie ſich damals weder nach England, noch nach Holland, Deutſchland und Frankreich, ſondern nach Italien und Spanien, als den damaligen Brennpunkten der Macht ſowohl, als des Handels von Europa. In Italien beſuchte die Geſandtſchaft, an deren Spitze der ſogenannte „Fürſt“ Mar-Tſchito-Kami ſtand, nächſt Venedig und Genua, auch die Höfe von Ferrara und Modena, ſowie Rom. Hier wurden ſie vom Papſt Gregor XIII. am 22. März 1585 empfangen und auf das Glänzendſte aufgenommen. Man machte jedoch ſchon damals die Bemerkung, daß Europa ſchwerlich große Vortheile von dieſer Geſandtſchaft haben werde, vielmehr ſich in Acht zu nehmen habe, von den ſchlauen Japaneſen nicht hinter's Licht geführt zu werden. In der That brachen nicht allzulange nachher die erſten Chriſten-Verfolgungen in Japan aus, an die ſich dann im folgenden Jahrhundert die völlige Vertreibung und Ausſchließung der Europäer reihte.

— Die Regimentstochter in Pompeji. Der Münchener „Punſch“ ſchreibt: In unſerer Nr. 19. vom 11. Mai d. J., findet ſich eine angebliche „Bekanntmachung“ eines italiäniſchen Theaterdirectors, Namens Lampini, worin derſelbe anzeigt, daß er das Stadttheater in Pompeji übernommen habe, daſſelbe mit der „Regimentstochter“ eröffne und das Publikum bitte, die ſeinem Vorgänger (vor 1800 Jahren!) erwieſene Gunſt auch auf ihn zu übertragen. Natürlich war das Ganze ein Scherz, deſſen politiſche Spitze allenfalls gegen das Beſtreben der heutigen Italiäner gerichtet war, an die Traditionen des alten Rom anzuknüpfen. Bald darauf las man in norddeutſchen Blättern die Nachricht, ein gewiſſer Lampini habe in Pompeji ein Theater eröffnet und dabei folgende „muntere“ Bekanntmachung erlaſſen; folgt nun, als baare Münze genommen, der erwähnte Artikel des „Punſch“. Nun kommt aber gar ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus Neapel, der berichtet, ein Sgr. „Langini“ habe auf den Trümmern des alten Amphitheaters zu Pompeji eine Schaubühne errichtet, ſie mit „figlia del Regimento“ eröffnet und mit einer Anſprache empfohlen, die der im „Punſch“ enthaltenen wörtlich gleich kommt. Dieſe Mittheilung aus Neapel entnimmt die univerſale „Allgemeine Zeitung“ einem engliſchen Blatte!

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. — Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionnaire Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 35. Mittwoch, den 27. Auguſt 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Italien. Seite

Erinnerungen an Cavour. I. Ein Staatsmann, wie er ſein ſoll 409

Ungarn.

Mit welchen Augen die Ungarn den Schmerling'ſchen Conſtitutionalismus anſehen 412

„Wir können warten!" — „„Wir noch beſſer!"" . . . . „

Polen.

Wer ſind die Lachen, oder Lechen? 413

Rußland.

Innere Zuſtände Rußlands 415

Deutſchland und das Ausland.

Das Gabelsberger'ſche und das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie . . 419

Mannigfaltiges.

Deutſcher volkswirthſchaftlicher Kongreß . . . . „
Die älteſte Lebensbeſchreibung Karl's V. . . . . „
Die deutſchen Expeditionen in Afrika 420
Verſammlung ſlaviſcher Gelehrten . . . . „
Die Bevölkerung Weſtrußlands . . . . „
Fabeln von Ant. Carteret . . . . „
Orientalia . . . . „
Weltumſegelungsfahrt der Swetlana . . . . „

Italien.

Erinnerungen an Cavour.

I.

Ein Staatsmann, wie er ſein ſoll.

Der Ritter L. Artom, gegenwärtig Mitglied der italiäniſchen Geſandtſchaft in Paris, hat zu einer franzöſiſchen Ausgabe der Reden des Grafen Cavour, die er in der Collection Hetzel erſcheinen läßt, eine kurze Vorrede geſchrieben, welche die italiäniſchen Blätter ſchon jetzt veröffentlichen. Als perſönlicher Sekretär Cavour's während der letzten Jahre ſeiner Staatsleitung wäre der junge Diplomat, anerkanntermaßen einer der hervorragendſten unter den jugendlichen Politikern, die der große Miniſter ſich vorzugsweiſe zu Gehülfen bei ſeinem Werke auszuwählen liebte, wohl am meiſten dazu berufen, das politiſche Lebensbild ſeines Meiſters zu zeichnen. Er hat ihm wie kein anderer gerade während der Jahre nahe geſtanden, in denen das Ideal ſeines Lebens und ſeiner Staatskunſt ſich in ungeahntem Fluge der Erfolge faſt ungetrübt verwirklichte; er war ſein unzertrennlichſter Begleiter auf den verſchlungenen Pfaden der diplomatiſchen Einleitungen, auf dem ſchnellen Triumphzuge des Befreiungskampfes und der Heimkehr in eine kurze, aber ſchwer empfundene Zurückgezogenheit; er war endlich ſein vertrauteſter Gefährte bei jenen unermeßlichen organiſatoriſchen Arbeiten, unter deren Wucht der erſte Premier-Miniſter des Königreichs Italien vor der Zeit zuſammenbrach. Aber eine vollſtändige Geſchichte der Politik des Grafen Cavour iſt gegenwärtig noch eine Unmöglichkeit. Selbſt die Veröffentlichung ſeiner Memoiren verbietet ſich aus leicht begreiflichen Gründen. Cavour ſelbſt wollte, daß die Aufzeichnungen, die er unvollendet hinterließ und die ſich jetzt in den Händen ſeines Neffen und Erben, des Grafen Einhard, befinden, erſt nach funfzig Jahren dem Publikum zugänglich werden ſollten. Noch dringendere Pflichten legen ſeinen politiſchen Vertrauten eine Zurückhaltung auf, die, wie Artom bemerkt, unnöthig wäre, wenn es ſich nur um den Ruhm des Entſchlafenen handelte. Es blieben indeſſen außerhalb dieſer Schranken eine Menge von perſönlichen Zügen aus dem intimen Verhältniſſe übrig, die man jetzt bei dem Bilde der mächtigen Perſönlichkeit ungern vermiſſen würde und für welche ſpätere Biographen Herrn Artom zu beſonderem Danke verpflichtet ſein werden. Wir haben geglaubt, daß einige Mittheilungen aus dieſen Erinnerungen, die Artom ſchlicht aneinander gereiht hat, den Leſern dieſes Blattes nicht unwillkommen ſein möchten.

„Jedermann kennt die intellektuelle Begabung des Grafen Cavour; wenige kennen ſeine unſchätzbaren moraliſchen Eigenſchaften. In den Augen ſeiner politiſchen Gegner iſt er noch jetzt der Mann der Intrigue, der Hinterliſt, des Ehrgeizes, der vor keinem Mittel zurückſchreckt, wenn es ſich um die Erreichung ſeines Zweckes handelt; ein herrſchſüchtiger, ein Despot unter der Hülle des Liberalismus, ein Skeptiker und Sittenverderber. Oft, wenn ich ihm die Artikel der öſterreichiſchen Zeitungen überſetzte, wo „der Seelen- und Reisverkäufer"* ihm auf jeder Spalte angehängt war, ſah ich Unwillen und Verachtung ſchnell in ſeinem Antlitz aufſteigen, das ſich aber alsbald zu einem hellen und heiteren Gelächter aufklärte. Dieſer „neue Machiavell" lachte gern über die Schurkenſtreiche, die ihm angedichtet wurden. Oft ſagte er: Ich bin lange nicht ſo boshaft als man mir nachrühmt; ich gehe auf den Hauptſtraßen, während man mich auf Schleichwegen glaubt; ich ſage meine Meinung offen, und man zerbricht ſich den Kopf, um meine Heucheleien und Vorbehalte zu ergrübeln.

Artom geht auf den Vorwurf des Ehrgeizes und der Herrſchſucht näher ein. Er hat ſich oft die Frage vorgelegt, was dieſen Reichen und Hochgebornen, deſſen Reich als Staatsmann erſten Ranges feſt begründet war, der durch keinerlei perſönliches Intereſſe geleitet war, trotz der bitterſten Angriffe, an ſein Amt, an die Machtſtellung feſſelte. Als der Sekretär ſeine Verwunderung dem Miniſter einſt, in den ſchweren Tagen der Abtretung von Savoyen und Nizza, offen ausſprach, gab ihm dieſer vollkommen Recht. Er ſpottete über die perſönlichen Motive, die ihm von Seiten einiger Gegner beigemeſſen wurden. „Der König könnte mich zum Herzog von Leri machen wollen; ich würde meinen Namen dafür nicht hingeben. Vermögen habe ich mehr als ich bedarf, wenn ich auch nicht ſo reich bin, wie man mir nachſagt. Und was die Popularität anbelangt, ſo werde ich nie eine größere erlangen, als ich am Morgen nach Magenta und am Abend vor Solverino beſaß. Aber was wollen Sie? Ich habe den Ehrgeiz, Italien zu dienen, dafür ſetze ich meinen Ruf und meine Popularität zum guten Theil auf's Spiel. Folgte ich meinem perſönlichen Intereſſe, dann müßte ich, ſtatt Italien und Europa auf die Abtretung von Nizza und Savoyen hinzuleiten, meinen Abſchied nehmen und mich nach Leri zurückziehen; möchte mein Land zuſehen, wie es aus der gefährlichen Kriſe herauskommt." Cavour hatte dieſe Popularität, die Grundlage ſeiner Macht, mühſam erringen müſſen. Er erinnerte ſich gern daran, wie z. B. die Genueſer ihn einſt als den Feind ihres Handels gehaßt hatten, an die Schwierigkeiten, die er auch in ſeiner engern Heimat Piemont zu überwinden gehabt. Anfangs ſtand ihm Alles entgegen, ſein Name (der Vater des Grafen war in Turin höchſt unbeliebt geweſen), ſeine Erziehung, die mehr engliſch-franzöſiſch war, als italiäniſch. Als Maſſimo d'Azeglio Miniſterpräſident war, hatte Cavour die öffentliche Meinung gegen ſich; auch im Parlament hörte man ihn ungern. Sein Wort hatte anfangs nur in Finanzfragen einiges Gewicht. Seiner tiefen Kenntniß der National-Oeconomie, der Leichtigkeit, mit der er Steuer-,

* Dieſer Beiname bezieht ſich auf Leri, das Lieblingsgut des Grafen, der eine Muſter-Landwirthſchaft daſelbſt errichtet hatte und namentlich große Reispflanzungen dort beſaß.

Digitized by Google

Anleihe- und ähnliche Fragen behandelte, verdankte er 1850 das Portefeuille des Handels und Ackerbaues. (In Italien erzählt man ſich noch heute eine charakteriſtiſche Anekdote von dieſer Ernennung. Sie war im Miniſterrathe nach langem Widerſtande durchgegangen. Als der Conſeilpräſident Maſſimo d'Azeglio die Genehmigung des jungen Herrſchers einzuholen kam, lächelte Viktor Emanuel: Ganz gut; aber der wird euch alle aus dem Sattel heben. (Sta bene; ma questo vi leverà tutti di seggio). Er ſoll die Unvermeidlichkeit eines Miniſteriums Cavour lange vorhergeſehen haben).

Artom gedenkt in aller Kürze der gewaltigen Reformen, die nun begannen, beſonders ſeitdem Cavour, 1851 in's Miniſterium der Finanzen gelangt, die Seele und bald der Chef des Kabinettes geworden war, Reformen, die Sardinien in volkswirthſchaftlicher und finanzieller Hinſicht den civiliſirteſten Staaten Europa's gleichſtellten, die aus Piemont einen Staat machten, der allen anderen Theilen der Halbinſel als Modell dienen konnte. Es fragt ſich dabei, ob der Miniſter ſchon damals an ein Königreich Italien dachte. „War der Graf Cavour vor Villafranca Unitarier oder Föderaliſt?" Er kommt zu der Ueberzeugung, daß Cavour vor jenem Tage einen italiäniſchen Staatenbund nicht prinzipiell zurückgewieſen haben würde. „Sein klarer und praktiſcher Geiſt ſtrebte nie nach phantaſtiſchen oder unerreichbaren Zielen; aber er ſetzte ſich nie ein niedrigeres Ziel, als was zu erreichen war. Sein Blick ging nicht über das Wirkliche hinaus; aber für ſein Genie hatte das Wirkliche einen weit umfaſſenderen Horizont, als für die übrigen Menſchen. Cavour ſelbſt hat oft geſagt, daß erſt der Friede von Villafranca den Verſuch einer italiäniſchen Conföderation unmöglich machte. Wäre das Programm von Mailand vollſtändig ausgeführt worden, wäre Italien frei geworden von den Alpen bis zur Adria, dann hätten die Fürſten von Neapel und Toskana, ja ſelbſt der Papſt, zum Anſchluſſe an eine wahrhaft italiäniſche Politik herangezogen werden können, dann konnte eine italiäniſche Conföderation mit mehr oder minder Ausſicht auf Erfolg errichtet werden. Aber da Oeſterreich am Po und am Mincio ſtehen blieb, konnten die Italiäner nicht hoffen, daß die Politik der alten Verbündeten Habsburgs ſich ändern würde. Der Inſtinkt der Vertheidigung ließ die Idee des Staatenbundes — die überhaupt nur eine Idee des Interims war — zurücktreten und reifte den Plan der Einheit." Artom weiſt die bekannte Anklage Guizot's (in der Schrift L'église et la société en Europe), daß Cavour die Einheitsidee nur um dem Ehrgeize Piemonts zu fröhnen von Mazzini übernommen habe, mit Energie zurück. „Das iſt eine befremdende Illuſion. Italien war 1848 eher föderaliſtiſch als unitariſch, denn die Arbeiten der geheimen Geſellſchaften waren erfolglos geblieben, zwanzig Jahre der Verſchwörung hatten keine unitariſche Partei ſchaffen können. Die Einheit Italiens war ein Traum bis zu dem Tage, an dem eine einzige Dynaſtie von allen auf der Halbinſel mit heroiſcher Hingebung die Vertheidigung der Nationalſache übernahm. Seit jenem Tage war die Abſetzung der anderen im Herzen der Italiäner eine ausgemachte Sache; Victor Emanuel's Herrſchaft über ganz Italien begann am Tage nach der Schlacht von Novara. Seit dieſem Tage möglich, wurde die Einheit unentbehrlich am Tage nach dem Frieden von Villafranca. Cavour konnte 1848 Föderaliſt ſein wie Balbo, Gioberti und Roſſi; nach dem Frieden von Villafranca wäre Roſſi ebenſolcher Einheitsmann geweſen, wie Cavour." Der Vertraute erinnert ſich mit Rührung und Stolz der ſchweren Tage, die ſein Herr nach jener unerwarteten Täuſchung der nationalen Hoffnungen zu überwinden hatte, der Elaſtizität, mit der er ſich von der Betäubung erholte, mit der er daran ging, aus dieſem Schlage die möglichſten Vortheile für die Geſchicke Italiens abzuleiten. „Ich war erſtaunt, ihn im December 1859, als ich ſeine Befehle für unſere Abreiſe zu dem Kongreſſe in Paris (der nachher nicht zu Stande kam) einholen wollte, in ſo vortrefflicher Stimmung zu finden. Ich hatte ihn bei ſeiner Rückkehr von Villafranca geſehen, bleich und gebrochen, in drei Tagen um mehrere Jahre gealtert... aber der neue Horizont, der ſich vor ſeinen Augen öffnete, verſetzte ihn in dieſe freudige Erregtheit, die mir auffiel. Er war damals voller Ungeduld, die Macht wieder an ſich zu nehmen. Die Einverleibung erſt der ämiliſchen Provinzen, dann Toskana's, war das Programm, deſſen Verwirklichung die italiäniſche Einheit endlich herbeiführen ſollte."

In dieſen Tagen ſah Artom zum erſtem Male den Miniſter ſich zu einer ſeiner großen Staatsreden vorbereiten. Seine Erzählung iſt hier von hohem Intereſſe:

„Für gewöhnlich ließ er die Debatte in den Kammern ſich einige Tage entwickeln. Nachläſſig in den Miniſterſtuhl geworfen, mit ſeinem Federmeſſer ſpielend, ſchien er dem, was da geſprochen wurde, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, während ihm in Wirklichkeit keine Silbe entging. Nach und nach, vermöge einer inneren Arbeit, die ſich in ihm ſelbſt beinahe unbewußt vollzog, ſtand die ganze Rede ſchön und vollendet vor ſeinem Geiſte. Ohne je ein Wort aufzuſchreiben, ohne irgend welche Notizen — ſofern es ſich nicht um Zahlen, Daten u. ſ. w. handelte — genügte ihm am Morgen des Tages, an dem er reden wollte, eine Reflexion von einer oder zwei Stunden, um die angemeſſene Form für ſeine Gedanken zu finden. In den letzten Jahren hatte er ſich angewöhnt, mich zu einer Generalrepetition ſeiner Reden heranzuziehen. Er lag dann in einem Fauteuil mir gegenüber und erforſchte in meinen Mienen, die ihm nichts verbergen konnten, den Eindruck, den die feine und geſchloſſene Reihe ſeiner Gründe auf mich ausübte. Mitunter frug er mich mit Blicken oder verlangte mit beſtimmten Worten nach meinen Bemerkungen über Punkte, die ihn ſelbſt nicht befriedigten. Rhetoriſche Künſte waren ihm verhaßt; er wollte vor allem überzeugen und überzeugte wirklich. Ohne je übertrieben oder paradox zu ſein, ſtellte er die Fragen unter einem ganz neuen Geſichtspunkt dar, und ſo natürlich, daß oft genug ſeine aufrichtigen Gegner ſich erſtaunt darüber ſahen, daß ſie ſie vorher in einem andern Lichte aufgefaßt hatten. Gemeinplätze mied er ſorgfältig; aber die Ideen die er entwickelte, ſchienen bei aller Neuheit Allen wie ihre eigenen, da Alle in ihnen die Subſtanz der Debatte, das Reſultat der realen Kräfte erkennen mußten, welche die Sachlage beherrſchten. Seine Redeweiſe war ſchwierig, gedrängt, mühſam für den Zuhörer: wer aber die Abſtimmungen in beiden Kammern durchgeht, wird finden, daß gewöhnlich unmittelbar nach ſeiner Rede der Schluß angenommen wurde. Ohne die blendende Begabung und die äußeren Vorzüge des Redners zu haben, hatte er die Haupteigenſchaft, den auserleſenen klaren Geiſt, der ſeine Gründe einen nach dem andern mit ſiegreicher Einfachheit, mit unwiderſtehlicher Klarheit vorzuführen wußte. War der logiſche Gang ſeiner Ideen einmal feſtgeſtellt, ſo konnte er durch keinen Zwiſchenfall in Unordnung gerathen. Sehr oft habe ich, von der Tribüne die Rede anhörend, die er am Morgen mit lauter Stimme in meinem Beiſein vorbereitet hatte, die Treue ſeines Gedächtniſſes bewundern müſſen. Oft riefen dieſelben Wendungen, die auf mich von Eindruck geweſen waren, die Heiterkeit oder den Beifall der Kammer hervor; noch öfter improviſirte er die Wendungen, aber der Gedanke war derſelbe, und ich hätte meinen Nachbarn vorherſagen können, durch welche Reihe von Begründungen er zu ſeiner Schlußfolgerung gelangen würde. Als ich ihm einſt mein Erſtaunen darüber ausſprach, erwiederte er: Ich wäre lange nicht ſo ſicher, wenn ich die Rede aufſchriebe. Während ich jetzt blos die Idee im Auge behalte, und die Worte nehme, wie ich ſie finde, müßte ich mich im andern Falle buchſtäblich an das geſchriebene Wort halten, und wenn ich mir auch, wie der und der von meinen ehrenwerthen Gegnern, einen Souffleur hielte, ſo würde ich doch oft genug ſtecken bleiben. Die Gewohnheit, die ich von Jugend auf beibehalten habe, mathematiſche Probleme im Kopf auszurechnen (er pflegte ſich mit dieſer Unterhaltung in ſchlafloſen Nächten zu beſchäftigen), ſetzt mich in den Stand, eine lange Reihe von Argumenten und Schlüſſen im Kopfe zu behalten, die ihre Schlachtordnung nie verlieren und mir nie die geringſte Langeweile verurſachen."

Auf ſeine mathematiſchen Studien kam der Miniſter häufig und mit lebhafter Vorliebe zurück. Sie waren ſeine erſte Lebensbeſchäftigung geweſen. Bekanntlich war er faſt noch ein Knabe Ingenieur-Offizier geworden. Als er mit kaum zwanzig Jahren wegen politiſcher Verdächtigungen zum Austritt aus der Armee gezwungen war, hatte er von ſeinen geliebten Rechnungen und Figuren nicht zugleich Abſchied genommen. Sie beſchäftigten ihn in ſchlafloſen Nächten. Praktiſch in allen ſeinen Beſtrebungen, wendete er ſeine mathematiſchen Kenntniſſe bei der Verbeſſerung und Cultivirung ſeiner Lieblingsbeſitzung Leri an. Man erzählte ſich davon im vorigen Jahre kurz nach dem Tode des Grafen manch kleines Geſchichtchen. So hatte ſich vor ein paar Jahren ein belgiſcher Ingenieur von bedeutendem Ruf, der Erfinder einer hydrauliſchen Maſchine, der davon gehört hatte, daß Cavour auf jenem Gute eine ähnliche im Gange habe, durch Empfehlungen des ſardiniſchen Geſandten in Brüſſel den Zutritt zum Miniſter verſchafft. Er bat um Erlaubniß Leri ſehen zu dürfen.

Es iſt keine Erlaubniß nöthig, gab ihm der Miniſter zur Antwort. Gehen Sie hin, ſehen Sie ſich die Sache an und kommen Sie dann wieder zu mir. Ich möchte Ihre Anſicht darüber hören.

Der Ingenieur ging nach Leri, ſah ſich um und machte Cavour, wie er verſprochen hatte, von neuem ſeinen Beſuch. Sie ſprachen zwei Stunden lang mit einander. Der Brüſſeler ging von dieſer Unterredung ganz verdutzt von dannen: Dem Herrn, der ihn empfohlen, erzählte er nachher:

Wahrhaftig das iſt ein außerordentlicher Menſch! Er hat mit mir

Digitized by Google

zwei Stunden lang von Mechanik und Logarithmen geſprochen, als ob er ſich in ſeinem ganzen Leben mit nichts Anderem beſchäftigt hätte!

In andern Wiſſenſchaften und in den Künſten ſpielte Cavour ein wenig abſichtlich den Ignoranten. Sein „sono poco artista" iſt ſprüchwörtlich geworden. Und doch iſt es bekannt, daß er Verdi beinah mit Gewalt zur Annahme eines Mandats zwang. Er meinte, wer den „Trovatore" componirt hat, der kann ſehr gut im erſten italiäniſchen Parlamente ſitzen (?). Artom glaubt überhaupt, daß dieſe Gleichgültigkeit mehr Folge eines feſten Entſchluſſes war, als Mangel an äſthetiſchem Gefühl. Er wollte ſich nicht zerſplittern. Innerhalb ſeines politiſchen Berufs aber war ihm nichts zu klein. Noch ein paar Tage vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Kuchenbäcker zu ſich rufen, weil die Kuchenbäcker-Geſellen in Turin einen strike machten. Er unterrichtete ſich ganz genau über die Lohn- und Arbeitsverhältniſſe, und empfing am andern Tage eine Deputation von Gewerksmeiſtern. Er würde auch einen von den Geſellen empfangen haben, wäre nicht der Ausbruch der fatalen Krankheit dazwiſchen getreten. Denn obwohl er Einmiſchungen der Regierung in ſolchen Dingen für unräthlich hielt, erachtete er es für die Pflicht eines Jeden, dem Reichthum oder Stellung Einfluß geben, nach ſeinen beſten Kräften für das Wohl der arbeitenden Klaſſen zu ſorgen. Oft ſprach er von der Nothwendigkeit, den Kriſen und den unvermeidlichen Unbequemlichkeiten, welche die Freiheit mit ſich bringt, muthig zu trotzen; er wollte die Freiheit ohne Schranken und ohne Kontrole, aber mit Achtung vor dem Rechte des Nächſten. Er brachte dieſe Idee kühn zur Anwendung, auf ökonomiſchem Gebiete ebenſo wie in den Dingen der Politik, Moral und Religion: *nie vielleicht hat es unter den Völkern der romaniſchen Zunge einen Mann gegeben, der einen ſo hohen Begriff von der Freiheit, der eine ſo tiefe und ſo lebendige Achtung vor ihr beſaß.* Es iſt bekannt, daß er ſich ſtets weigerte, außerordentliche Vollmachten vom Parlamente zu verlangen, außer in Kriegsfällen; daß er nie eine Diktatur annehmen wollte, die ihm Italien ohne Zaudern anvertraut haben würde. Seine Ueberzeugung war in dieſem Punkte unerſchütterlich. Bei jeder Gelegenheit wiederholte er es: Italien und die Freiheit, oder lieber kein Italien. In offener Revolution, als Neapel ſich eben den Staaten Viktor Emanuel's angeſchloſſen hatte, wollte er auch dort die unbeſchränkte Freiheit der Preſſe, und als man einwarf, daß unbedingte Preßfreiheit in Italien ſelten gute Früchte getragen habe, weder für die Politik noch für die Literatur, da entgegnete er: Die Preſſe iſt nicht gut, aber die öffentliche Meinung iſt gut. Seine Anſicht war, daß bei wirklicher Preßfreiheit jede politiſche Polizei überflüſſig wird; denn wo jeder ſagen kann was er denkt, da hat jeder ein Intereſſe, es zu ſagen. Jemand wollte eines Tages den Nutzen einer offiziöſen Zeitung darthun, die die Miſſion hätte, die Regierungspolitik zu vertheidigen. Seine Antwort iſt bemerkenswerth:

„Wollen Sie gute und vernünftige Ideen in Verruf bringen? Veröffentlichen Sie ſie in offiziöſer oder offizieller Form! Wenn Ihre Sache gut iſt, werden Sie ohne Bezahlung Leute finden, die ſie mit mehr Herz und Kopf vertheidigen, als irgend ein Soldſchreiber!"

Artom beleuchtet dann eingehender, als hier von Intereſſe wäre, Cavour's perſönliche Stellung zur römiſchen Frage und katholiſchen Kirche. In der einen wie in der andern hatte er ſeine Partei unwiderruflich genommen. Sein „die freie Kirche im freien Staate" iſt ebenſo bekannt, wie ſein Wort: daß Italien ohne Rom nicht denkbar iſt. Wir wenden uns lieber zu einigen mehr die Perſönlichkeit des Miniſters berührenden Bemerkungen.

Es iſt bekannt, ſagt ſein Sekretär, daß das Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner hiſtoriſchen Stellung, dem Grafen Cavour nichts von jener Einfachheit und jener Art von ſchlauer Gutmüthigkeit genommen hatte, die ſeine Unterhaltung ſo anziehend, ja hinreißend machten. Ihm war nichts zu gering: er intereſſirte ſich für eure Perſon, eure Gewohnheiten und Neigungen. Sein Späherblick entdeckte auf eurem Antlitze die Gefühle, die ſich im Herzen regten; ſeine Fragen, mitunter indiskret, ließen erkennen, daß er die Abſichten des Andern bis auf den Grund durchſchauete. Oft kam es vor, daß er, nach vier- bis fünfſtündiger Arbeit in Marine- Finanz- oder inneren Angelegenheiten, in mein Arbeitskabinet hineinſah, und mich hüpfend und in der Stube auf und ablaufend wie ein Schulbube, der mit ſeiner Lection zu Ende iſt, mit ſich zog, um ein wenig auszuruhen. Dann ließ er ſeinem Geiſte die Zügel ſchießen; die Epigramme auf ſeine Feinde, auf die tiradenreichen Redner von der äußerſten Rechten und von der äußerſten Linken, regneten in ſolcher Fülle, daß er darin einen Erſatz für die Zurückhaltung zu finden ſchien, die er bei ſeinen Parlaments-Reden nach und nach angenommen hatte. Nicht ſelten ſcherzte er auf ſeine eigene Koſten, beſonders wenn er bei amtlichen Feierlichkeiten in großer Uniform hatte erſcheinen müſſen. Wo es nicht völlig unumgänglich war, trug er nie Decorationen; die Leute waren nicht nach ſeinem Sinne, die ſich mit Bändern zu ſchmücken lieben. Man hatte ihm gerathen, einen Orden, der alle die der verſchiedenen Staaten der Halbinſel erſetzen ſollte, zu ſtiften. Er lehnte es ab. „Glauben Sie denn nicht, ſagte er, daß der Geiſt der Zeit dieſer Sorte von Sachen widerſtrebt? Wozu ſoll man neue Urſachen der Ungleichheit aufſtellen, da eine unwiderſtehliche Kraft alle Stände zur Gleichheit führt? Ich wette, daß es nach fünfzig Jahren keine Orden mehr in Europa geben wird."

Auf Herkunft legte er kein größeres Gewicht. Eines Tages frug ich ihn, woher das *deutſche* Motto „Gott will Recht" in ſeinem Wappen gekommen ſei. „Man giebt vor, erwiederte er, daß meine Familie aus Sachſen abſtamme, und ein Herr von Benz (der Name der Familie heißt bekanntlich Benſo di Cavour) um's Jahr 1080 als Pilger nach Piemont gekommen ſei. Daher die Muſcheln im Wappen, und das Motto. Glauben Sie es?"

Nein.

„Ich auch nicht."

Und dabei fing er ſo herzlich an zu lachen, daß das Zimmer dröhnte. Ein andermal hatte jemand es nicht haben wollen, daß eine gewiſſe hervorragende Perſönlichkeit den Cordon des Annunziaten-Ordens bekäme, und daran erinnert, daß die Ritter dieſes Ordens ſtatutenmäßig von edler Abſtammung ſein müßten. Er entgegnete: „Merken Sie denn nicht, daß Sie auf dieſe Weiſe den Annunziaten-Orden verdammen, ſich auf Leute zu beſchränken, die mehr Ahnen als Geiſt haben?" Dabei hatte er von dem Adel eine würdige, ja hohe Meinung; er wollte gern, daß er ſich im italiäniſchen Staatsleben die Stellung verdiene, welche der engliſchen nobility von allen politiſchen Parteien eingeräumt wird. England war überhaupt das Land ſeiner Ideale. (Dieſer Anglomanie hatte er in früheren Jahren den Spitznamen Mylord Cavour zu verdanken gehabt, den erſt in der letzten Zeit das Vertrauen des Volks in den gemüthlicheren des „Papa Camillo" verwandelte). Ein Krieg zwiſchen England und Frankreich ſchien ihm unglaublich. Der bloße Gedanke an ein ſolches Ereigniß entſetzte ihn, wie ein neues Zeitalter der Barbarei, das über ganz Europa hereinbräche. Von ſeiner Stellung zu Frankreich ſpricht der junge Legationsſekretär natürlich mit der äußerſten Behutſamkeit. Es iſt charakteriſtiſch, daß er weniger von dem ſpricht, was Frankreich und ſein Beherrſcher für die italiäniſche Sache gethan haben, als von den Früchten, welche Cavour's Wirkſamkeit auch für Frankreich und ſein Verfaſſungsleben getragen hat und noch tragen wird. „Er beklagte es, daß die Franzoſen, die ſo liberal ſind durch den Inſtinkt, es ſo wenig ſeien für die Ideen, und daß dieſe Nation, die eine ſo begeiſterte Liebe zur Freiheit hat, gegenwärtig ſich in der Unmöglichkeit befinde, dieſe koſtbare Pflanze zu pflegen und zur Blüthe zu bringen. Er war beſonders gegen ihre übermäßige Centraliſation; aber er hoffte, daß der Fortſchritt in Frankreich auf dem wirthſchaftlichen Gebiete beginnen würde."

Wie die Einleitung Artom's ſelbſt, ſo ſollen auch dieſe Auszüge und Bemerkungen kein Bild des Zufrühentriſſenen geben. Sie mögen mit den ſchönen Worten ſchließen, die der Jünger ſeinem Meiſter, der italiäniſche Patriot dem Befreier ſeines Vaterlandes nachruft:

„So war zum erſten Male nach vielen Jahrhunderten ein Italiäner in der Lage, einen großen politiſchen Einfluß auf Europa auszuüben. Die Idee der italiäniſchen Nationalität, deren glänzende Ueberlieferung ſich ſeit Dante in der Literatur erhalten hatte, hatte ſich noch nie in einem Menſchen verkörpern können, der den Charakter und die Fähigkeiten des Staatsmannes beſaß. Alfieri, Foscolo, Manzoni, Balbo, Gioberti, d'Azeglio, ſie alle waren mehr Schriftſteller und Philoſophen, als Politiker. Ein Mann war nöthig, der mit dem Patriotismus des Italiäners die wirkliche und poſitive Kenntniß des europäiſchen Staatslebens und der Actionsmittel vereinigte, welche die modernen Fortſchritte erfordern; ein Mann, der die Befreiung Italiens nicht durch wilden Aufſtand gegen alle Ueberlieferungen Europa's, ſondern durch die innige Verbindung mit den Mächten verſuchte, die an der Spitze der Civiliſation ſtehen. Dieſer Mann war der Graf Cavour. Das war ſeine providenzielle Sendung."

P. D. Fiſcher.

Digitized by Google

Ungarn.

Mit welchen Augen die Ungarn den Schmerling'ſchen Conſtitutionalismus anſehen.

Nur Geduld! — ſagte man — wenn die Ungarn nur erſt ſehen werden, wie wir in Wien den Conſtitutionalismus auffaſſen und durchzuführen verſtehen, ſo wird in ihnen ein unwiderſtehliches Verlangen, auch ſeiner Segnungen im Reichsrath theilhaftig zu werden, ganz von ſelber erwachen — nur Geduld!

Die Ungarn folgen den Verhandlungen des Wiener Reichsraths wirklich mit gebührender Aufmerkſamkeit, und es iſt nicht unwichtig und nicht unintereſſant, zu erfahren, was ſie jetzt darüber für Anſichten gewonnen haben. Einer der jüngſten Artikel des „Magyar Sajtó" belehrt uns darüber vollkommen.

„Ende Februar vergangenen Jahres, als die Reichs-Verfaſſung proklamirt wurde, war in Wien die Freude groß. Das Vertrauen vermehrte der Umſtand, daß der Miniſter, den man eigentlich für den erſten Concipienten der Verfaſſung anſieht, ſeinen Namen, ſeine Stellung und ſeine politiſche Reputation an die Verwirklichung dieſer Verfaſſung knüpfte. Und Herr Schmerling hat auch Wort gehalten, denn noch ließ er ſeinen Lippen kein Wort entgleiten, woraus wir folgern könnten, daß er in ſeinem Glauben an ſein Werk erſchüttert wäre. In ſeinem Vorſchreiten ſtieß er zwar bei jedem Schritt auf Hinderniſſe; er mußte erfahren, daß ſelbſt der nur eine Hälfte des Reichs repräſentirende Reichsrath nur zu einer Viertel-Fraction wird, ſo oft die wichtigſten finanziellen Geſetz-Vorſchläge auf's Tapet kommen. Doch Er, der Miniſter, vertraut auch jetzt, glaubt auch jetzt noch an ſeine Zukunft, an ſeinen Stern, und erklärt entſchieden, daß Ungarn ſo lange keinen Landtag ſehen wird, bis es ſich nicht hinlänglich geneigt zeigt, im Sinne des Reſkripts vom 21. Juli vorigen Jahres Repräſentanten in den Reichsrath zu wählen.

Dieſe Erklärung klingt, wenn man ſie das erſte Mal hört, ſehr entſchieden; blicken wir indeß der Sache auf den Grund, ſo werden wir bald erfahren, daß ſie am Ende nichts mehr iſt, als *ein kleiner Verſuch in der Kunſt des Prophezeiens*, und zwar gehört ſie bereits zu jener Art von Fähigkeiten, die den Wirkungskreis der ſterblichen Menſchen überſchreiten.

Damit wir aber nicht in einen ähnlichen Fehler verfallen, und den übeln Vorherſagungen gegenüber nichts weiter, als eine günſtigere Prophezeiung aufſtellen, wollen wir uns damit begnügen, die obige Erklärung an gebührender Stelle einzureihen.

Dagegen werden wir in unſern Debatten eine um ſo ſicherere Stellung einnehmen, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit einzig auf geſchehene Thatſachen richten. In der erſten Zeile unſeres Artikels ſprachen wir von der Freude der Conſtitutions-Empfänger; dieſe Freude konnte in der That auch motivirt ſein; nur Eins vergaßen unſere Nachbaren jenſeits der Leitha, nämlich, daß zum Genuß der Wohlthaten einer Verfaſſung vor Allem eine lange und ununterbrochene Reihe ſolcher Patrioten erfordert wird, denen die Liebe zur Freiheit in's Blut überging, und die ohne den Beſitz dieſes Schatzes bekennen würden, daß ſie die unglücklichſten Geſchöpfe der Erde ſind.

Wer die conſtitutionellen Ideen nur vom Geſichtspunkt der Erreichung irgend eines Zweckes aufnimmt, mit dem kann ſich bei der erſten ernſten Gelegenheit derſelbe Spaß ereignen, wie jüngſt mit dem „liberalen" Herrn Herbſt, der anfangs dem Miniſterium ſo energiſch in der Budget-Angelegenheit zu opponiren wußte, als er aber vernahm, daß auf den Fall, daß der Reichsrath die Verhandlung über die Budget-Vorſchläge zurückweiſen ſollte, die Steuererhöhungs-Frage im Ordonnanz-Wege ſich einſtellen würde, ſah er keinen andern Weg vor ſich, als — in Alles einzuwilligen.

Alſo ein „Volks-Repräſentant," welchem ſeine Ueberzeugung zuflüſtert, daß es nicht richtig ſei, irgend einen vorgelegten Geſetzvorſchlag noch zur Verhandlung zuzulaſſen, geht plötzlich auf die entgegengeſetzte Seite über, ſobald er hört, daß der fragliche Vorſchlag im Fall einer verneinenden Antwort des Reichsraths im Sinn des § 13 der Reichs-Verfaſſung zum vollkommen gültigen Geſetz erhoben werden würde! Warum hat Herr Herbſt einen Platz im Reichsrathe eingenommen, wenn nicht, um zu hindern, was er nach ſeiner Ueberzeugung für unzweckmäßig hält? Und wenn ſchon wegen des erwähnten Paragraphen, der die Regierung in Abweſenheit des Reichsraths mit dem vollſtändigen Geſetzgebungs-Recht bekleidet, ſelbſt eine die Majorität habende Oppoſition nichts hindern kann, warum ſtrebt er, durch ſeinen Uebertritt der entgegengeſetzten Partei ein größeres moraliſches Gewicht zu verſchaffen? Es ſcheint, Herr Herbſt hatte nur vor Augen, daß er dadurch die Regierung der Gelegenheit berauben kann, ihre Zuflucht zum Recht der Octroyirung zu nehmen. Indeſſen ein mit den Verhältniſſen bekannter und alter praktiſcher Politiker würde vor Allem geſtrebt haben, das moraliſche Gewicht des Parlaments zu ſichern. Das iſt kein großes, oder wenigſtens kein dauerndes Unglück, wenn die Regierung, einmal von der Mehrheit verlaſſen, zu dem vorbehaltenen Auskunftsmittel des § 13 ihre Zuflucht nimmt: das kann ſie ein, zwei Mal thun, aber endlich kommen wieder jene *großen und nicht zu ſtürzenden Urſachen* oben auf, die auch die Conſtitution in's Daſein riefen. Wenn dagegen die Repräſentanten, ſo oft ſie nur in ihren Debatten die Geſtalt des gefürchteten § 13 im Hintergrund erblicken, ſogleich Kehrt machen und gegen ihre Ueberzeugung ſtimmen, dann wird die Außenſeite zwar gerettet, man wird auch in die Blätter ſchreiben können, daß die Geſetze mit Einwilligung des Reichsraths gemacht werden; aber ein ſolches Verfahren würde jene Art *Pſeudo-Conſtitutionalismus* einführen, über welchen hinaus man ſich keine größere Gefahr für die Freiheit denken kann; denn in dieſem Zuſtand kann die miniſterielle Regierung, wie ſehr ſie auch mit den ſtrahlendſten Phraſen des Conſtitutionalismus ihr Syſtem ausſchmücken möge, doch am bequemſten ihre ehemalige, keine Schranken kennende Politik fortſetzen.

Ein ſo ſchwankendes Betragen verräth kein Streben, mit den Waffen des Verſtandes und mit Benutzung der zwingenden Macht der Verhältniſſe der Ueberzeugung Geltung zu verſchaffen, ſondern erzeugt nur jene lächerliche Situation, wo manche Theoretiker von lauttönender Rede ſich ſelbſt am meiſten vor ihrem Siege fürchten und nicht Majorität zu bilden wagen, wenn die Regierung zufällig eine entgegengeſetzte Meinung ausgeſprochen und ſich ſelbſt in die unangenehme Lage gebracht hat, entweder nachzugeben, oder durch neue Octroyirungs-Verſuche offen zu verrathen, daß ſie ſich noch von der Majorität des anerkannten und in Folge unüberwindlich dringender Urſachen in's Leben gerufenen Parlaments trennt und wieder bereit iſt, auf jenen Weg zurückzukehren, auf welchem ihre Vorgänger ſchon einmal ſtecken blieben. Herrn Herbſt haben wir als Beiſpiel angeführt, weil dieſe Capacität die einzige Hoffnung der öſterreichiſchen neuliberalen Partei iſt. Von den ehemaligen Abſolutiſten, die den Mantel gewechſelt, iſt zu reden nicht würdig. Hat doch erſt in dieſen Tagen einer von ihnen eine conſtitutionelle Fiction entdeckt, die in der Geſchichte der Parlamente nicht ihres Gleichen hat. Dieſer Herr behauptete, daß, wenn das Haus nicht über das Budget von 1863 ſich in Verhandlungen einlaſſen wollte, dieſer ſein Beſchluß für das Miniſterium vielmehr noch die ſchönſte „Vertrauens-Erklärung" in ſich ſchließen würde; weil durch dieſe Erklärung das Haus, jeder Kontrole entſagend, mit beruhigtem Gewiſſen wenigſtens auf ein halbes Jahr der weiſen Einſicht der bevollmächtigten Regierung alle nennbaren Zweige der Geſetzgebung überlaſſen würde! Eine fromme, chriſtliche Politik das! und wenn je ein Parlament dieſelbe zur Richtſchnur nehmen ſollte, ſo thäte es am beſten, wenn es gleich in der erſten Sitzung ſeine Geſinnungen in dieſer Beziehung proklamirte; wenigſtens würde es dem Staat und den Einzelnen viele Koſten erſparen.

Wenn wir alſo ähnliche Zeichen der conſtitutionellen Saiſon jenſeits der Leitha ſehen, ſo erſcheint uns gewiſſermaßen unbegreiflich jener theils aus Mitleid, theils aus Schadenfreude hervorgehende Hohn, mit dem uns die centraliſtiſchen Blätter begegnen, wenn ſie Ungarn vorwerfen, daß es durch ſeine Haltung im Jahr 1861 ſich ſelbſt der Wohlthaten des conſtitutionellen Lebens beraubt hat. So viel iſt wahr, daß wenn auf den Bänken unſeres Reichstags-Saals nur lauter Herren Herbſt ſäßen, uns dieſer Caſus nicht arrivirt wäre. Indeß ſuchen wir uns zu tröſten, ſo gut wir können; übrigens aber überlaſſen wir es der ſcharfen Einſicht unſerer Gegner den Unterſchied zu illuſtriren zwiſchen den beiden Situationen: ruhig daheim zu ſitzen, wie der friedliche Bürger, procul negotiis, und das viele Schöne und Gute zu erwarten, womit wir von Oben überhäuft werden; oder öfters in's Parlament zu gehen, wie Herr Herbſt, oppoſitionelle Reden gegen die Bankacte und die Steuererhöhung zu halten, am Ende aber für die Vorlagen, gegen die eigene Ueberzeugung zu ſtimmen, nur aus dem Grunde, daß nur ja nicht nach unſerm zurückweiſenden Votum eine neue Octroyirung eintrete und man dann ſage: die Regierung hat „über uns ohne uns" Beſchlüſſe gefaßt!"

„Wir können warten!" — „„Wir noch beſſer!"" *

Am Schluß eines Artikels über Herrn Bonamy Price's „Oeſterreich und Ungarn" ſagten wir im „Magazin:" man werde in der ungariſchen

* Nach dem ungariſchen Sürgöni, von Theod. Opitz.

Digitized by Google

Frage ſo lange auf „politiſchen Widerſinn“ gerathen, als man ſich nicht zum Dualismus entſchließe, zu einem Dualismus, der hier keine willkürliche Erfindung impotenter Staatskünſtler, wie wir deren jetzt — Gott ſei Dank! — ſo viele zuſammenbrechen ſehen, ſondern der eine durch das Vorhandenſein einer lebenskräftigen, politiſchen Nationalität unverkennbare Nothwendigkeit iſt. Jener „politiſche Widerſinn“ iſt denn auch in den letzten Monaten reichlichſt zu Tage gefördert, die Lage der Dinge aber dadurch natürlich nicht im Geringſten geändert worden.

Moritz Jokaj, der geiſt- und charaktervolle Redacteur des „Magyar Sajto,“ charakteriſirte neulich einmal treffend die politiſche Weisheit, zu welcher ſich bereits der an ſeiner Durchführbarkeit zu zweifeln beginnende, gleichwohl nicht von ſich laſſen könnende und daher die Reviſion der Verfaſſung, aber unter unmöglichen Bedingungen, fordernde Wiener Centralismus aufgeſchwungen hat. Sein Programm formulirt Jokaj alſo:

„Die Löſung der ungariſchen Frage iſt wünſchenswerth.

„Die ungariſche Verfaſſungsfrage kann nur auf dem ungariſchen Landtag gelöſt werden.

„Der ungariſche Landtag kann nur dann einberufen werden, wenn die Gemüther ſo weit beruhigt ſind, daß man von ihnen die Ausgleichung der Konflikte zwiſchen der ungariſchen und der Geſammt-Reichsverfaſſung erwarten kann.

„Zur Beſchwichtigung der Gemüther iſt es rathſam, Ungarn darüber zu beruhigen, daß die Ausgleichung nicht durch einſeitiges Nachgeben zu Stande kommen ſoll, folglich, daß Ungarn nicht genöthigt iſt, um des Reichsraths willen ſeine Autonomie aufzuopfern.

„Mithin muß die Verfaſſung vom 26. Febr. revidirt werden.

„Dieſe Reviſion kann jedoch nur im Reichsrath und durch ihn vollzogen werden.

„Und zu dieſem Zweck muß der Reichsrath vollſtändig gemacht werden.“

Alſo corollarium: Ungarn muß im Reichsrath erſcheinen, damit der Reichsrath ausſprechen kann, daß Ungarn nicht im Reichsrath zu erſcheinen braucht. Der ungariſche Landtag muß Deputirte in den Reichsrath ſchicken, bevor man dieſen Landtag einberuft; denn er kann ſo lange nicht einberufen werden, bis die Gemüther nicht beruhigt ſind; die Gemüther beruhigen ſich ſo lange nicht, bis die Reviſion des 26. Februar ſtattgefunden; dieſe wiederum kann nicht ſtattfinden, ohne den vollſtändigen Reichsrath; in den Reichsrath kann man keine direkten Wahlen vornehmen laſſen, weil es unmöglich iſt; der Landtag kann auch nicht wählen, weil keiner vorhanden. Und ſo? — iſt der circulus vitiosus fertig, aus dem man nicht herauskommen kann.

Solcher Ausgleichungs-Weisheit gegenüber bleibt den Ungarn freilich nichts anderes übrig, als zu ſagen: varhatunk! „wir können warten!“ — obgleich ſie recht gut wiſſen, daß man dieſſeits wie jenſeits der Leitha „wahrhaftig nicht warten kann, ohne daß die koſtbarſten Intereſſen ſowohl des Reichs, wie Ungarns auf's Spiel geſetzt werden.“ Wenn aber ihre öſterreichiſchen Nachbarn ſich in die Bruſt werfen und den Ungarn zurufen: wir können noch beſſer warten! ſo iſt das ein Gerede, das eine ruhige Betrachtung der Verhältniſſe als völlig unberechtigt nachweiſt. Als der Finanzminiſter Planer dem Reichsrath jüngſt das Budget für 1863 vorlegte, „ſprach er es mit nicht mißzudeutenden Worten aus, daß man die öſterreichiſchen Finanzen nicht in guten Stand bringen, die Mängel des Steuerſyſtems nicht heilen, mit andern in's Leben eingreifenden Verbeſſerungs-Vorſchlägen nicht hervortreten kann, oder, wenn Jemand damit hervorträte, ſicher nur Kartenhäuſer bauen würde, ſo lange nicht die ungariſche Frage entſchieden, und die conſtitutionelle Organiſation des Reichs eine feſte Baſis erhalten wird.

Daß wir alljährlich im Budget ein zwiſchen 90 und 100 Millionen Gulden ſchwankendes Deficit nicht mehr lange decken, und ſo mit der Ausgleichung der ſtaatsrechtlichen Fragen nicht mehr lange warten können, weiß jeder, der mit den ſtaats- und national-ökonomiſchen Verhältniſſen des Reichs nur irgend wie bekannt iſt.

Denn das Staatsvermögen kann keine genügende Deckung mehr gewähren, nachdem ein Theil der Staatsgüter ſchon früher verkauft, wieder ein großer Theil der Nationalbank verpfändet wurde, und auch die Staatsbahnen in die Hände von Privatgeſellſchaften übergingen. Alſo bleiben zur Deckung der jährlichen Deficite nur hauptſächlich die Steuererhöhungen, für 1863 auf 36 Millionen berechnet.

Aber ſind die Länder Oeſterreichs im Stande, von Jahr zu Jahr 30—36 Millionen mehr Steuer zu zahlen? Auch die Steuererhöhungen haben ihre Gränzen, die man ſchon nicht mehr überſchreiten kann. Ein ſolcher Gränzpunkt iſt es, wenn der Steuerrepartitor ſchon das produzirende Kapital angreifen muß. Wenn wir bis zu dieſem Punkt gelangt ſind, kann uns die Steuererhöhung nichts mehr helfen; denn der Ziffer nach wird die repartirte Steuer zwar größer ſein, aber die wirklich einkommende oder einzutreibende Geldſumme wird nicht einmal ſo viel betragen, als früher. Jenſeits dieſes Gränzpunkts haben wir nur noch das Falliſſement verſchiedenartiger bürgerlicher Geſchäfte und Brod gebender Induſtriezweige, die Verarmung von Hunderttauſenden, ja von Millionen vor Augen.

Und hier iſt das gemeinſame, brennende Intereſſe, welches uns Ungarn ſowohl, wie die Bewohner der Erblande ernſtlich mahnt, die zwiſchen uns obwaltenden, ſtaatsrechtlichen Fragen ſobald als möglich auszugleichen, denn ſicher wird keiner von uns beiden die aus der Verzögerung unfehlbar folgenden Gefahren zu beſtehen im Stande ſein.

Wir müſſen wiſſen, daß wir bei mehreren Steuerarten ſchon jetzt auf dem Punkte ſtehen, daß das produzirende Kapital durch die Steuer angegriffen wird, und ſo mit dem Verfall oder dem gänzlichen Verſchwinden des Induſtriezweigs die Steuer ſich nicht vermehrt, ſondern vermindert.

Dies iſt der Fall bei der Spiritusbrennerei, welche nicht nur in Oeſterreich, ſondern auch in andern Staaten im Wege der Beſteuerung einen ſehr beträchtlichen Zuſchuß zu den Staats-Einnahmen liefert. Und doch machen wir die traurige Erfahrung, daß bei uns, wo die zur Brennerei nothwendigen Rohſtoffe viel wohlfeiler ſind, als in den deutſchen Zollvereinsſtaaten dieſer Induſtriezweig von Jahr zu Jahr mehr in Verfall kommt, und wir jährlich aus den Zollvereinsſtaaten zehnmal mehr Spiritus einführen, als wir ihnen verkaufen. Im Peſter Comitat exiſtirten 1857 noch 752 Brennereien und dieſe Zahl ſchmolz 1859/60 ſchon auf 622 herab. Und auch die größeren Fabriken, welche die Fabrication nicht aufgaben, thaten es nicht, weil ſie mit Gewinn arbeiteten, ſondern wegen des bequemeren Verarbeitens ihrer eigenen Produkte und wegen anderer Nebenzwecke, z. B. der Viehmaſt. So erhellt aus den Daten zweier Brennereien auf den Herrſchaften des Baron Sina, daß 1859/60 die Einnahme 85,180 Gulden betrug, die Ausgaben aber ohne Verzehrungsſteuer 61,919 Gulden; die Verzehrungsſteuer belief ſich auf 26,165 Gulden; alſo überſtiegen die Geſammt-Ausgaben die Geſammt-Einnahmen um 2904 Gulden.

Dieſes Verhältniß findet ſich mehr oder weniger im ganzen Lande. Kann man unter ſolchen Umſtänden behaupten, daß bei uns die Spiritus-Brennerei eine größere Steuererhöhung aushalten kann?

Und was ſollen wir von der Grundſteuer ſagen, die an manchen Orten, beſonders wo größere Waldungen ſind, den ganzen Bodenertrag erſchöpft? Sogar der Preis des Salzes iſt bei uns höher, als in den Nachbarſtaaten, was die Folge hat, daß hier viel weniger Salz verzehrt wird, ſo daß, während bei uns auf einen Kopf 12 Pfund Salz kommen, in Deutſchland und Frankreich auf eine Perſon 23—27 Pfund gerechnet werden, was deutlich zeigt, daß auch das Salz die fortwährende Preiserhöhung nicht aushält; denn, da mit dieſer Erhöhung die Conſumtion abnimmt, ſo kann in Wirklichkeit auch nicht mehr Steuer eingebracht werden.

* * *

Werden die Wiener Blätter den eben mitgetheilten Artikel des ungariſchen „Sürgöny“ den Leuten, die ſich ſo gut auf's „Beſſerwartenkönnen“ verſtehen, übertragen?

Polen.

Wer ſind die Lachen, oder Lechen?

Auf den erſten Anblick erſcheint die polniſche Geſchichtsſage noch immer wie verworrenes, korrumpirtes, von den Chroniſten verwaſchenes und erdichtetes dummes Zeug; ſo erſcheint ſie jedem, der an ſie herantritt und ganz ebenſo ſtellte ſie ſich bis in die jüngſte Zeit für die Forſchung dar. Noch Lelewel fand nichts Anderes darin, als eine Art unverſchämten Unſinns — freilich ein Urtheil, das dem Geſchichtsforſcher an einer Stelle, wo es ſich um volle drei Jahrhunderte (550—850 n. Chr.) des ganzen ſlaviſchen Weichſel- und Odergebietes, wo es ſich um die Wahrhaftigkeit vieler übereinſtimmender Quellen handelt, nicht hätte beikommen ſollen. Die Geſchichtsforſchung ſucht zu erobern, Lelewel gab auf. Allerdings bilden jene drei Jahrhunderte nach den Angaben jener übereinſtimmenden Quellen eine ſo große Abweichung von Allem, was

Digitized by Google

über den Slaviſmus geſchichtlich feſtſteht, daß die Ausſagen der Chroniſten entweder ſämmtlich auf Irrthümern beruhen, oder nur durch einen abnormen, vom Auslande herbeigeführten Zuſtand des Landes erklärt werden müſſen.

Das Erſtere behaupteten die Tendenzhiſtoriker (wie Lelewel), das Andere thaten die Männer der freien und unparteilichen Wiſſenſchaft (wie Czacki). Und wir werden anerkennen müſſen, daß die Letzteren richtiger verfahren ſind, da man ein Räthſel nicht dadurch erledigen kann, daß man es bei Seite wirft, weil es uns unbequem iſt. Jetzt hält man es für eine ausgemachte Sache, daß die alten Lachen (Lechen) an der Warthe und Weichſel nicht gleichbedeutend mit den Polen, ſondern Einwanderer oder vielmehr Unterdrücker derſelben ſind; ja man kann es nicht mehr in Abrede ſtellen, daß dieſe räthſelhaften Lachen gar nicht einmal ſlaviſcher, ſondern ganz fremden Urſprungs geweſen ſein müſſen. — Das Reich der Polanen, wie es ſich von Piaſt (Mitte des 9. Jahrhunderts) ab, bildete, nahm ſeinen Anfang zwar an derſelben Stelle, im Netzediſtrikt, wo die Lachenfürſten ihren Sitz gehabt hatten, begann aber ſo klein, ſo ganz nur in dem beſchränkten Umfange des Polanen-Eigenthumes, daß große Revolutionen vorhergegangen ſein müſſen, ehe die Polanen ſich emporgeſchwungen haben. Denn die Lachen finden wir nicht allein am Goploſee, wo die Popiel und Leſzek (ſpr. Leſchek) reſidirten, ſondern auch in der Karpathen-Gegend, wo Krakus die Stadt Krakau erbaut und ſeine Tochter Wanda in den Fluthen der Weichſel ſich ertränkt haben ſoll, um ihre Jungfrauſchaft zu bewahren. Dieſe Entfernung iſt aber ſo groß, daß noch unter Miecyſlaw, einem Urenkel Piaſt's, das Polenreich kaum die Hälfte derſelben erreichte. Von den Lachen muß man alſo annehmen, daß ſie entweder ein weit größeres Reich beherrſcht haben, als das nachher auftretende Polenreich anfangs war, oder daß es an verſchiedenen Orten mehrere ſelbſtändige Lachengebiete in der Nähe der Weichſel gegeben hat. Wir können uns daher keineswegs ganz damit einverſtanden erklären, wenn die polniſchen Geſchichtsſchreiber den Urſprung Polens in die Lachenzeit hinaufführen und die Lachenkönige ohne Weiteres zu den polniſchen Fürſten zählen. Die einheimiſch gewordene Lachenſitte kann wohl zu den nachherigen Eroberungen in Polen beigetragen haben, aber das Lachenreich iſt jedenfalls ein vom Polenreiche ganz verſchiedener Begriff.

Wer waren dann aber dieſe wunderlichen Lachen, aus denen man nicht klug werden kann? — Das Geheimniß zu ergründen, hat man es an Mühe und den gewagteſten Hypotheſen nicht fehlen laſſen; bald wurden ſie für Slaven von der Elbe, bald für Gallier ausgegeben, bald wieder vom Kaukaſus hergeholt u. dergl. m. Allein wenn man ſich alles recht beſah, paßte zwar vieles, was überhaupt auf verſchiedene Völker paßt, aber das eigentlich Charakteriſtiſche um ſo weniger. Mit vielem Scharfſinn und der größten Wahrſcheinlichkeit ausgerüſtet, erſchien 1858 eine Anſicht des Profeſſors Karl Szajnocha in Lemberg,* welche uns Deutſche aus einem doppelten Grunde intereſſirt: einmal nämlich weil die alte Lachengeſchichte auch deutſche Länder mit ehemals ſlaviſchen Bewohnern ſehr genau angeht, und dann weil die Lachen nach Szajnocha germaniſcher Abſtammung geweſen wären.

Die Ruſſen haben nach ſchweren Arbeiten in ihren Warägern endlich Normannen entdeckt, und daſſelbe ſcheint den Polen mit ihren Lachen widerfahren zu ſollen. Mindeſtens hält ſie Szajnocha gleichfalls für Normannen, und wenn man ſeine dahin leitenden Unterſuchungen verfolgt, ſo klärt ſich jene dunkle Epoche in der That auf eine überraſchend leichte und natürliche Weiſe auf. Die Herleitung des Namens Lach ſelbſt ſchon, der im Polniſchen weder Sinn noch Verwandtſchaft hat, aus dem Nordiſchen iſt ungezwungen und überzeugend; Lage, lag, Gefolge oder Gefährtſchaft, iſt noch jetzt ein ſchwediſches Wort aus der Wurzel laegga, deutſch legen, das im Altgermaniſchen, als der Laut g noch ch geſprochen und geſchrieben wurde („der hertoch toch in den Krich") allgemein lach hieß und ebenſo einen Gefährten wie Gefährtſchaft bezeichnete. Das Verbum laegga hatte mehrerlei Bedeutungen, von denen für die Ableitung des Namens „Lachen" beſonders zwei maßgebend ſind: ein Uebereinkommen treffen (einen Bund ſchließen) und Fallen ſtellen (hintergehen, überliſten). Die letztere Bedeutung gab dem alten Subſtantivum laega, Hinterliſt, den Urſprung, und ebenſo der lateiniſchen Bezeichnung lachinones für die insidiarum structores oder Schlingenſtellenden. Lage und laega, nach der alten Ausſprache lache und laecha — wer wollte daran zweifeln, daß man normanniſche Fremdlinge nach dieſen ihren hervortretendſten Eigenthümlichkeiten und zwar mit den bezeichnenden Worten der Fremdlinge ſelbſt „Lachen" oder „Lechen" genannt haben könne!

Das Wort lach ſpielte zu jenen Zeiten eine ſehr bedeutende Rolle in den germaniſchen Sprachen, wie die vielen Zuſammenſetzungen beweiſen, in welchen es angewendet wurde. (Eine Erinnerung daran hat die deutſche Sprache noch in „Gelage," das früher als Gelache noch anderweitige Verbindungen außer Tiſch- und Trinkgenoſſenſchaften umfaßte — in dem Familiennamen „Lachmann," lagman, Geſetzkundiger, Richter, u. ſ. w.). Merkwürdiger Weiſe haben die Wörter vaering (vaer, war), wovon „Waräger" entſtanden iſt, und lach ganz dieſelbe Bedeutung, die der Bundesgenoſſenſchaft; der Unterſchied beider liegt nach Munch, Worm u. A. nur in der Zeit ihres Gebrauches; das ältere von ihnen iſt lach, das jüngere vaering, ſoll ſich alſo ein richtiges Facit ergeben, ſo müſſen die Lachen vor den Warägern geweſen ſein. Und wirklich erſcheinen die Lachen in Polen ſchon um 550 unſerer Zeitrechnung, während die Waräger in Rußland erſt um 850 auftreten, mithin dreihundert Jahre ſpäter und ganz zu derſelben Zeit, als die Lachen in Polen den Eingeborenen des Landes bereits wieder weichen mußten. Die heutige pommerſche und preußiſche Küſte konnte aber auch die Normannen früher anlocken, als das entferntere nördlichere Ufer der Oſtſee; in Pommern befanden ſie ſich in der That ſchon ſehr früh, und von da aus konnten ſie ſehr leicht tief in das Gebiet der zerſplitterten, muthloſen Slavenſtämme vordringen.

Szajnocha zufolge, waren die Lachen als Gebieter über alle ſlaviſchen Länder zwiſchen Elbe und Weichſel verbreitet, und ſo kühn das klingen möge, der normanniſchen Kühnheit entſpricht es ganz und gar. Auf den germaniſchen Norden werden die Geſchichtsſchreiber dieſer Gegenden von einer verborgenen, nicht zu verſcheuchenden Hand immer wieder hingewieſen.

Zu der Ableitung des Volksnamens „Lachen," die eine Generalfrage entſcheidet, folgen hier noch einige der ſcheinbar ſo ganz konfuſen Namen aus jener Sagenzeit vom germaniſchen Standpunkte aus!

Gneſen ſoll der Sage nach von Lech an der Stelle erbaut worden ſein, wo er ein Adlerneſt (polniſch: gniazdo orle) fand. Wenn man die Begebenheit in dieſer Form lieſt, kann man Lelewel wirklich beipflichten, daß es nichts als purer Unſinn iſt, dem ſogar der poetiſche Gehalt einer Sage vollſtändig abgeht. Schließen wir mit Szajnocha nun einmal ſo: Lach iſt nicht der Name eines einzelnen Mannes, ſondern eines Volkes, das daher kommt, um Eroberungen zu machen und dieſelben für ewige Zeiten zu behaupten, das ſich alſo anſäßig machen muß, und erwägen wir z. B. das Wort von Schlözer (Allg. nord. Geſch. 467): ihre von Stein gemauerten Nöſter — wir können immer ſagen: Neſter — und die Abſtammung dieſes Wortes von naeste, gnoest — was denken, ohne Umſchweife, die Leſer dann von dem Urſprunge der Stadt Gneſen?

Die Geſchichte des Krakus und von der Entſtehung Krakaus könnte Einen vollends zu einer groben Injurie gegen die Chroniſten verleiten. Krakau ſoll nach dem Krächzen von Raben (krakanie) benannt worden ſein. Iſt es denn da nicht natürlicher zu ſagen: die Stadt bekam ihren Namen von ihrem Erbauer? Dieſer Erbauer aber verräth durch eben dieſes Städteanlegen, wie durch ſein organiſatoriſches Talent überhaupt ſo ſehr den Normannen, daß er nicht blos für ſeine Perſon, ſondern für die ganze Hypotheſe ſpricht. Was ſeinen Namen betrifft, ſo würde er ſich von krak, Rabe oder Krähe, oder von krak, der Jüngling, oder von krok, quassator, ganz gut aus dem Gothiſchen ableiten laſſen, Szajnocha hält aber am meiſten dafür, daß er von creak (krak), Grek, der Grieche, (Creacaland, Griechenland,) herkomme. Das iſt durchaus nicht ſo fabelhaft wie es ausſieht. Die Normannen im Süden und Norden ſtanden in ſehr genauer Verbindung, und noch iſt die Bezeichnung „Griechenſtraße" für den Weg über die Karpathen in der Richtung von Krakau, auf welchem ſie verkehrten, erhalten. Die Heruler benutzten dieſen Paß auf ihrem berühmten Rückzuge bereits im 5. Jahrhundert und auch die Ruſſen zogen im Jahre 839 denſelben Weg aus Griechenland zurück. Der Ortsname „Krakau" wiederholt ſich an verſchiedenen Stellen des Erdbodens, wo wir den Normannen begegnen, z. B. in der Normandie, wo Cracouville, in Irland, wo Crocava, ſogar im normanniſchen Nord-Amerika, wo Krok. Für den latiniſirten Normannen „Krakus" (Gracchus, poln. Krak) ſpricht ſeine ganze Hiſtorie; die verzwickte Drachengeſchichte iſt ganz normanniſches Produkt. Bei der neuen Stadt Krakau nämlich wohnte in einer Höhle ein Drache, der fürchterliche Verheerungen anrichtete. Nichts natürlicher, als daß man das Ungeheuer zu tödten trachtete. Es gelang Krakus, indem er das Ungethüm mit einem todten Lamme fütterte, das mit glimmendem Schwefel angefüllt war; der Schwefel brannte im Bauche des Drachen

* Lechicki poczatek Polski. Szkic historyczny. Skreslil Karol Szajnocha. We Lwowie, nakladem Karola Wilda, 1858.

Digitized by Google

ſort und verzehrte dieſen. Nach Anderen erlegte der jüngere Sohn des Krakus den Drachen, wofür er von ſeinem älteren Bruder erſchlagen und wofür dieſer wieder aus dem Lande vertrieben wurde. Jeder Zug iſt in dieſer Erzählung ebenſo weit von ſlaviſcher Anſchauung entfernt, wie mit germaniſcher verwandt. Die ränkevolle Liſt, welche ſich darin ausſpricht, war den Slaven jener Tage am allerwenigſten und den Normannen am allermeiſten eigen. Die „Drachen“ und „Schlangen“ bedeuteten in der poeſiereichen Sprache der Skandinavier befeſtigte Plätze, und demnach würde ſich der ganze Vorfall einfach auf die vortheilhafte Erringung einer alterthümlichen Burg beziehen. Die Begebenheit findet man im „Beowulf“ bis in die Einzelnheiten wieder. Auch die Verbannung des Mörders iſt vollſtändig in germaniſcher Manier. Dem Helden Krakus wird nach ſeinem Tode ein mächtiger Grabhügel errichtet, ganz im Sinne und nach dem Gebrauche, welcher den Hünengräbern ihre Entſtehung gegeben hat.

Iſt das nun nicht eine verfängliche Sache, daß man überall, wo die Normannen waren, Krakaus und Drachen und Hünengräbern begegnet, und daß ſich das Alles auf polniſchem Boden wiederholt? Aber weiter, die Sage bietet noch mehr Stoff zu Vergleichen.

Das Drachen-Ereigniß hatte, wie wir vernommen haben, die Söhne des Krakus um die Thronfolge gebracht, und es blieb nur eine Tochter, Wanda mit Namen, welche die Regentſchaft übernahm. In der Folge gelangte ſowohl in den ſlaviſchen, wie auch ſelbſt in den meiſten germaniſchen Ländern, keine Frau mehr zum Throne, und nur die normanniſche Sitte geſtattete das den Königstöchtern (J. Grimm, „Deutſche Rechts-Alterthümer“). Das könnte mißtrauiſche Augen ſogar nach Böhmen und deſſen Libuſſa und Mägdekriegen hinlenken, wie ſich der dortige Volksname Čechen wirklich auch recht paſſend aus dem Germaniſchen herleiten läßt — ſpukt da auch vielleicht noch etwas Normanniſches? — In den ſlaviſchen Sprachen giebt es nur ein einziges Wort, węda oder wędka, die Angel, das einige Aehnlichkeit mit „Wanda“ haben könnte, wenn wir uns nur irgendwie zu enträthſeln vermöchten, wie eine Königstochter zum Namen der Angel gekommen wäre. Und dann iſt es noch ſehr fraglich, ob nicht die Bezeichnung węda ſelbſt dem Nordiſchen entlehnt iſt. Das Altgermaniſche beſaß fünf oder ſechs Ausdrücke wanda oder wenda, in der Bedeutung von Waſſer, Wand, Umkehr, Schmerz, Aufmerkſamkeit und endlich auch wieder Angel. Nur die normanniſchen Jungfrauen ſind in der Geſchichte und Sage berühmt durch die Entſchiedenheit, mit welcher ſie ſich gegen eheliche Verbindungen ſträubten; nur die normanniſchen Jungfrauen ſind als ſchildtragende Heroinen bekannt und hatten ihre beſondere Kriegsgottheit, die Walkirien, und ſie vermochten es durch ihren Blick allein den Feind zu überwinden, wie es in der Geſchichte der Wanda ſich ereignet. Auch Wanda erhält nach ihrer heldenmüthigen Vertheidigung gegen den Deutſchen Rytyger (Rüdiger?) — wie kommt auf einmal ein deutſcher Fürſt mitten in ſlaviſche Länder? — und nach ihrem entſchloſſenen Tode in den Fluthen der Weichſel einen Grabhügel, ein nordiſches Hünengrab.

Das Geſchlecht Krakus iſt untergegangen, und jetzt führen zwölf Wojewoden die Regierung. Wenn irgend etwas, ſo beweiſt das ein Stück normanniſcher Geſchichte. Ein ſolch zwölfköpfiges Regiment war bei den Normannen eine ſtehende Erſcheinung, und man kann ihm auf jedem Blatte normaniſcher Chroniken begegnen. Darauf folgen einige Leſzek (Leſchek), welcher Name nichts weiter als das diminutive Lach (Lech) iſt, und mit „Lachelchen“ hätten wir ganz daſſelbe geſagt, wie die Polen mit „Leſzek.“ V. Kadłubek zufolge, bedeutete Leſzek ſoviel als einen hinterliſtigen Menſchen, Astutus, und das dürfte ſehr genau mit der Ableitung des Namens „Lech“ von laecha, Hinterliſt, Betrug, übereinſtimmen. Und mit dieſer Deutung gehen die ränkevollen Handlungen dieſer Leſzek, die wir überſchlagen müſſen, parallel. — Noch ein intereſſanter Name ſtößt uns in Popiel auf. Nach Długoſch iſt Popiel eine Ueberſetzung von Oſcherich, oder Aſcherich (popiół, die Aſche), und Aſcherich war bei den Normannen ein viel gebrauchter Name, da gab es Aſcer, Oſerich, Osric, Askarich, alles Helden von Rang und Bedeutung. Wie die Bezeichnung Aſcherich ſelbſt einen Mann mit langen Haaren bedeutete (eine den Normannen zukommende Eigenthümlichkeit), ſo bedeutet auch der vielgenannte Beiname Popiel's, Choſtek, Chwoſtek u. ähnl. daſſelbe, denn nach Boguſal und Długoſch heißt dieſes Wort ſoviel als Beſen, scopa, scopula, und ſucht man in nordiſchen Wörterbüchern nach dem analogen Ausdrucke, ſo findet man ſchwediſch quast, däniſch koste, während das ſlaviſche Wort chwost nicht Beſen, ſondern umgekehrt Schwanz bedeutet. Ferner verbindet nach jenen beiden Gewährsmännern der Beiname „Chwaſtek“ zwei echt normanniſche Eigenſchaften in ſich: langes, in Beſenform flatterndes Haar und einen excentriſchen, unordentlichen Lebenswandel. Die von Kraſicki zu ſeiner prächtigen „Mäuseade“ verarbeitete Sage berichtet von Popiel II.: Er führte das Szepter mit ſeinen Oheimen, zwanzig an der Zahl, erſann aber eine Liſt, ſich derſelben zu entledigen. Er ſtellte ſich nämlich todtkrank und bat alle ſeine Mitregenten zu ſich, um ſie mit einem Abſchiedsmahle zu bewirthen, bei welcher Gelegenheit ſie ſammt und ſonders vergiftet wurden. Aus den Körpern der Gemordeten gingen ſo viel Mäuſe hervor, daß ſie den Uebelthäter bis auf eine Inſel im Goploſee verfolgten und endlich dort auffraßen. Iſt das nicht unleugbar germaniſche Sage? Das Mittel, welches Popiel anwendet, die erlogene Krankheit, kommt in der Kriegsgeſchichte der Normannen öfter vor; die Mäuſe aber, die unſchuldig verleumdeten Mäuſe? — die Mäuſe des Popiel wenigſtens erklären ſich ganz einfach als rächende Miſinger oder Miſchaken, normanniſche Korſaren aus den Handelsorten an der Oſtſee, welche als Verwandte der getödteten Oheime nach Normannenbrauch herbeieilten und den Thäter mit gleicher Münze bezahlten, und aus denen die Tradition ſpäter myzzy oder Mäuſe gemacht hat.

Nach Popiel's tragiſchem Ende ſcheint es allen Nachrichten zufolge etwas verworren hergegangen zu ſein, und dieſen Umſtand haben die unterdrückten Slaven benutzt, ihre Selbſtändigkeit zu erlangen. Das Lachenreich iſt mit Popiel zu Ende und es beginnt das Polenreich ſich zu bilden, deſſen Piaſt den Sturz der Zwingherrſchaft und das Aufleben des heimiſch-nationalen Elementes perſonifizirt: dieſer Uebergang iſt jedenfalls von großem Intereſſe, leider kennen wir aber die Motive und Hebel nicht, welche den Umſturz bewirkt haben; nur ſoviel läßt ſich errathen, daß das zu derſelben Zeit in den Norden und Oſten vordringende Chriſtenthum tief in den politiſchen Akt verwickelt geweſen iſt — die Sagen geben nach dieſer Richtung unzweifelhafte Andeutungen. Es wäre jedoch zu lang, denſelben nachzugehen, wie denn dieſe Zeilen überhaupt für keine Beweisführung gelten können, ſondern nur aufmerkſam machen ſollen. Die normanniſchen Ueberreſte im ſpäteren Polen müſſen wir ganz übergehen und können nur allenfalls noch an die ſonderbaren Beinamen erinnern, welche ſich die Polen zueigneten. So nannten ſie ſich gern „Gothen“ oder „Sarmaten“; wie kamen ſie dazu? woher die anmaßende Grabſchrift „regnum Gothorum seu Polonorum“ Boleſlaws Chrobry, des Piaſten? Nur die Erinnerung an ihre normanniſchen Vorgänger konnte die Piaſten zu ſolchen Titeln verleiten. Die Sarmaten aber, das waren Normannen, wie andere Gelehrte nachgewieſen haben — „Sarmaten ſoviel als Normannen, Nordman-Sarmata“ (Graff), und viele ähnliche Schriftſtellen. Beim Könige Alfred heißt derſelbe Name oft Sarmende, und bedeutet dort eine Geſellſchaft hurtiger, tapferer Männer: durch den Zuſchnitt der Chroniſten und ihrer lateiniſchen, auf das klaſſiſche Alterthum fußenden Schreibweiſe konnte ein ſolcher Name analog mit hundert derartigen Verwechſelungen allerdings ſehr leicht in Sarmatae verdorben werden, ohne daß eine Bluts- oder ſonſtige Verwandtſchaft zwiſchen dem neueren Sarmandia und dem alten Ptolemäiſchen Sarmatia erforderlich geweſen wäre.

L. Kr.

Rußland.

Innere Zuſtände Rußlands.

Trotzdem wir in einer Zeit der Revolutionen und Umgeſtaltung aller Verhältniſſe leben, denen ſich kein Volk in ganz Europa, ja man kann ſagen, auf dem ganzen Erdballe entziehen kann, hat wohl kein Land in kürzerer Zeit eine größere und tiefer gehende Umformung erfahren, als das ungeheure Rußland. Man muß ſich nur recht lebhaft die Zeiten vergegenwärtigen, als noch der finſtere, gewaltige Nikolaus herrſchte, und als Rußland der Alp war, der auf ganz Europa laſtete. Rußland, das Reich der Fabel, des Schreckens, verſchloſſen wie der Orkus, und mit der Inſchrift verſehen, welche die Dante'ſche Hölle führt „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate;“ drinnen Schweigen und Todesruhe, Knute, Sibirien, zitternder, bleicher Gehorſam, Alles unter das Joch des allgewaltigen Zwingherrn gebeugt, welcher nur Ein Gebot für alle Stände ſeines weiten Reiches hatte: militairiſche Subordination. Dabei myſteriöſe Schilderungen von geheimen Verſchwörungen, von den furchtbaren Strafen der Widerſpenſtigen, von der eiſernen Strenge, welche Polen im Zaume hielt, von der Entartung und Unmenſchlichkeit des ruſſiſchen Beamtenthums — endlich das Grauen vor der unheimlichen Erſcheinung — Koſaken, Baſchkiren, Tataren — es gab Gelehrte und Syſtematiker, welche der verkommener Civiliſation des Weſtlandes einen neuen Tamerlan

Digitized by Google

oder Dſchingiskhan von dorther prophezeiten, und Europa bereits in einer neuen Sündfluth untergehen ſahen.

Wie ſehr hat eines einzigen Mannes Tod und eines zweiten entſchiedener Wille das ganze Ausſehen dieſes mächtigen Reiches in wenigen Jahren umgeſtaltet? Die Furcht vor dem nordiſchen Koloſſe hat ſich gemindert, ja verloren; das ſchweigende, zitternd gehorchende Volk iſt ruhig und beweglich geworden, die Aufhebung der Leibeigenſchaft und viele andere liberale Maßnahmen des neuen Kaiſers haben Rußland zu einem Lande gemacht, auf welches die Freunde der Civiliſation ſogar vielfach mit Wohlwollen hinblicken — kurzum, Rußland iſt kaum wieder zu erkennen.

Der ruhige Beobachter wird der Erſcheinung gerecht zu werden verſuchen, ohne in jenen Enthuſiasmus zu gerathen, der ſich bei dem Uebergange aus einem Extrem in das andere ſo leicht einzuſtellen pflegt.

Viele ſehen ſchon das gelobte Land in Rußland, und erheben die Ruſſen als leuchtende Vorbilder, an denen ſich die weſtlichen Europäer ein Beiſpiel zu nehmen haben. — Solchen Anſichten pflegen die Enttäuſchungen hart auf der Ferſe zu folgen, und ſie ſind bereits gefolgt. Es wäre gegen alle natürlichen Geſetze und ein reines Wunder, wenn dieſer raſche Uebergang aus der äußerſten Sklaverei und Unterdrückung in eine ziemlich weit gehende Freiheit, aus dem Zwange des ſteifſten militairiſch-polizeilichen Formalismus, und aus den Schienen des Autokratismus in die Formloſigkeit der natürlichen Elemente und lebendigen Intereſſen ohne gewaltſame Erſchütterungen und allerlei bedenkliche Erſcheinungen vor ſich ginge.

„Alles drängt vorwärts und regt ſich in Rußland," ſagt Charles de Mazade in einem Artikel der „Revue des deux Mondes" (La Russie sous Alexandre II.). „Es wäre ein ſonderbarer Irrthum zu glauben, daß Alles unter einem überdachten Antriebe vorwärts geht, oder einen gleichmäßigen Plan verfolgt, daß in den Gemüthern eine klare, ſcharfe Idee vorhanden iſt von der Natur, den Bedingungen, den Gefahren einer ſo neuen und außergewöhnlichen Lage. Im Gegentheil einer der charakteriſtiſchen Züge dieſer Kriſe, in welcher ſich das ruſſiſche Reich befindet, iſt ſelbſt nach den ſechs Jahren der neuen Aera die Confuſion und Zuſammenhangsloſigkeit ſelbſt. Dieſe ruſſiſche Geſellſchaft, die nun plötzlich berufen iſt, ſich umzugeſtalten, ſoll ſich noch ſelbſt entziffern, ſondiren und prüfen. In der großen vom Kaiſer Nikolaus zurückgelaſſenen Leere ſucht ſie das, was ſie hineinſetzen ſoll, um ſich wieder herzuſtellen. Finanzen, Rechtspflege, Verwaltungsſyſtem, Organiſation des Eigenthums, gegenſeitige Verhältniſſe der verſchiedenen Klaſſen, Regierungsprinzip, Alles iſt in Frage. Aber welches ſind die Löſungen, die ſich aus dieſer Erſchütterung ergeben ſollen? Die Perſonifizirungen der Politik ändern ſich; neue Menſchen ſind ſeit einigen Monaten auf die Bühne getreten; aber was bedeuten dieſe Veränderungen, und welchen Einfluß haben ſie in der Praxis? Die Reformen drängen ſich, man ſpricht nur von Reformen: in welchem Maße rühren ſie an das Lebendige der Sachlage, und bis zu welchem Punkte ſind ſie eine Wahrheit? Zum erſten Male haben die Adelsverſammlungen, welche bisher ſo gut wie nichts waren und ohne Echo zu finden geöffnet und geſchloſſen wurden, plötzlich den Charakter einer Art von Sitz der öffentlichen Meinung angenommen. Aber was iſt aus dieſen Verſammlungen hervorgegangen, und wohin führen ſie? Die größte aller Fragen endlich, die Bauern-Emancipation, die überall iſt, und an Alles rührt, dieſe Frage kommt im entſcheidenden Moment. Was hat man gethan, um zu vermeiden, daß ſie zu einer prächtigen Chimäre, oder gar zum Grundſtoffe einer rieſigen Umwälzung werde?

Nur Eines iſt gewiß und ſichtbar durch alle die neueren Vorfälle, nämlich daß ſich das Uebelbefinden ausdehnt und verſchlimmert durch dieſe Dauer eines unbeſtimmbaren Ueberganges. Die einzig herrſchende Meinung in Rußland, der einzige unbeſtrittene Punkt iſt der, daß etwas geſchehen müſſe. Darüber hinaus iſt Alles Chaos und Verwirrung. Nicht minder gewiß und ſichtbar in dem allgemeinen Gährungsproceſſe, dem die ruſſiſche Geſellſchaft unterliegt, iſt, daß die Regierung ſelbſt, ſchon zu ſehr erſchüttert, um widerſtehen zu können, ſich nicht hinlänglich klar iſt, um mit entſchloſſener und kühner Hand die Lenkung der Bewegung zu übernehmen. So hingeſtellt gegen die Reaction, die fern davon iſt, beſiegt zu ſein, die ſich ringsum mit der Hartnäckigkeit einer Organiſation, einer jahrhundertlangen Tradition vertheidigt, die bei der Macht immer ihre Repräſentanten hat, — und die öffentliche Meinung, die ſich erhitzt, deren Manifeſtationen alle Formen annehmen, offen wie verſteckt, zögert ſie, geht auf's Gerathewohl vorwärts, miſcht das Verfahren der alten ruſſiſchen Politik mit den Velleitäten der Reform, geht in einem Augenblicke von der Reaction zu einem gewiſſen Liberalismus und vom Liberalismus zur Reaction über, macht oft an den Konſequenzen der eigenen Handlungen irre und läßt endlich den Berg von Beſchwerden, Mißvergnügen und planloſen Beſtrebungen ſich höher thürmen, auf welchem heute das ruht, was man die innere Ruhe Rußlands zu nennen pflegt.

Was wird daraus werden?

Es trat im Herbſte 1861 ein ſchwerer Moment für Rußland ein. Während der Kaiſer Alexander II. ruhig in den Südprovinzen des Reiches umherreiſte, entſtand zu Petersburg in gewiſſen Sphären der amtlichen Welt ein gefährlicher Gedanke. Generale der vorigen Regierung, Hofleute, hartnäckige Anhänger der alten Politik Nikolaus', machten ſich die Abweſenheit des Kaiſers und die größere Freiheit der Bewegung zu Nutz, und dachten nur daran, die Gelegenheit zu ergreifen, einen entſcheidenden Schlag zu führen und mit dem, was ſie Revolution nannten, aufzuräumen."...... Wir müſſen die Geſchichte kurz faſſen: es wird erzählt, wie der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, der Admiral Putiatin, (bekannt durch ſeine Expedition nach Japan) im Dienſte dieſer Quaſi-Verſchwörung ſtehend, den erſten Schlag geführt habe, indem er eine einfache Differenz zwiſchen Studenten und den Univerſitäts-Behörden zu einer ungeheuren Geſchichte erweitert, es zu Truppen-Anhäufungen und ſogar zum Blutvergießen habe kommen laſſen. Die Geſchichte iſt indeß nicht klar und der Beweis für ein förmliches Komplott nicht geführt. So viel aber iſt poſitiv: als der Kaiſer nach Petersburg zurückkam fand er Alles in Confuſion und Anarchie; die Univerſität in Petersburg war geſchloſſen, die Moskauer halb zerſtreut; Hunderte von Studenten waren auf den Feſtungen, Schriftſteller eingeſperrt, Offiziere vor's Kriegsgericht geſtellt!

Der Kaiſer erſchrak über dieſe Unordnung; er dankte ſeinen Truppen für die in dem Studentenfeldzuge bewieſene Treue, vertheilte freigebig Gnaden und Belohnungen an die Generale, die ſich ihm als Retter der Dynaſtie darſtellten — aber er ſah ein, daß er mit den alten Politikern nicht weiter regieren könne und rief deshalb ſeinen im Auslande reiſenden Bruder Konſtantin zurück. — Was an der Studentengeſchichte geweſen iſt, ob ſie ohne eigentliche Bedeutung, ob ſie von bedenklicherer Natur geweſen, wird man wohl erſt nach Jahren erfahren.

„Der Großfürſt Konſtantin war nur etwa ſechs Monate in Rußland, aber er hat in dieſer Zeit eine entſcheidende Rolle geſpielt, und man kann ſagen, daß er die ganze Situation beherrſchte. Seine neuerliche Erhebung zum Vicekönig von Polen bezeugt nur noch mehr dieſe Herrſchaft. Iſt er ein liberaler Fürſt? er iſt es vielleicht, wie Friedrich II., wie Kaiſer Joſeph. So viel iſt gewiß: er hat einen lebhaften und kühnen Geiſt, ein entſchloſſenes Temperament und eine wirkliche Einſicht in einige der dringenden Bedürfniſſe ſeiner Zeit. Er hat Frankreich und England nicht ohne Frucht beſucht; er hat dort Geſchmack an der bürgerlichen Freiheit gefunden. Eine von Beſtechlichkeit freie und unparteiiſche Gerichtspflege, beſſer organiſirte Tribunale, öffentliches und mündliches Verfahren, allgemeine Volksbildung, Univerſitäten nach dem Muſter des Occidents, Abſchaffung aller Hinderniſſe des Handels, Eiſenbahnen, alle Verbeſſerungen haben in ihm einen eifrigen Vorſprecher. Er würde ſelbſt nicht vor einer gewiſſen, durch Geſetze ſtark eingedämmten Preßfreiheit und einem gewiſſen Grade von Self-government in Provinz und Kommune zurückſchrecken. Darüber hinaus: wenn man von einer Theilnahme des Landes an der Regierung, von Nationalvertretung, von einer Kontrole durch Wahlkammern ſpricht, will er nicht. Er läßt in Bezug auf die Autokratie nicht mit ſich reden; ſie iſt in ſeinen Augen die einzig mögliche und wünſchenswerthe Regierungsform für Rußland. Reformen überall, iſt ſein Gedanke, aber durch die Regierung, durch eine aufgeklärte und wohlwollende Verwaltung. Wenn man erwägt, daß Großfürſt Konſtantin gegen den Adel eine kaum verhüllte Abneigung und Verachtung nährt, daß er im Reglement der Bauern-Emancipation zu den radikalſten, und den für die Eigenthümer ungünſtigſten Löſungen hinneigt, daß er endlich ſeine Anſichten mit ſyſtematiſcher Strenge, ja, mit Eigenſinn durchzuführen ſucht, ſo wird man die ſonderbare Stellung dieſes Fürſten begreifen, der für die Einen zu liberal iſt — kurz, wie man in Rußland geſagt hat — der Philipp Egalité, und von den Anderen als weit gefährlicher für die wahre Freiheit betrachtet wird, denn Kaiſer Alexander, nämlich als Muſter eines verjüngten Zarismus, der ſeine Kraft in den niedern emancipirten und beſchützten Klaſſen ſucht.

Der Großfürſt Konſtantin hat einen Kreis, ſeiner Perſon und ſeiner Ideen anhänglicher Freunde um ſich verſammelt, Männer von Intelligenz und Fähigkeit, unintereſſirt und voll Eifer für das Wohl ihres Landes. Sie haben den Namen Constantinovci erhalten. Man ſchätzt ihre Fähigkeiten ſehr hoch; man tadelt an ihnen blos, daß ſie den Fehler aller Koterien haben, exkluſiv zu ſein und ſich für klüger und aufgeklärter zu halten, als die ganze übrige Welt, und ſich als gewählt von der V

Digitized by Google

ſehung zu betrachten, zu Rußlands Reform, deſſen Bedürfniſſe und Intereſſen ſie nach ihrer Meinung allein kennen; übrigens Männer von Geiſt, die etwas von der theoretiſchen und gebieteriſchen Strenge ihres Chefs haben.

Bis Ende 1861 war Großfürſt Konſtantin von den Geſchäften entfernt gehalten worden; ſeine Rückkehr nach Petersburg, die Kaiſer Alexander beſchleunigt hatte, war ein ernſtes Symptom. Sie fiel mit einer wenigſtens theilweiſen Umgeſtaltung des Miniſteriums und der höchſten Aemter zuſammen. Zunächſt verſchwanden die fünf Helden des Feldzuges gegen die Univerſitäten von der Scene. Der Admiral Putiatin, Unterrichts-Miniſter; der Gouverneur von St. Petersburg, Ignatiev, ein echter Typus des Generals aus Nikolaus' Schule; der General Schuvalov, Chef der geheimen Polizei; der Oberpolizei-Miniſter Patkul; der General Philipſon, Kurator der Univerſität St. Petersburg. Auch der alte General Suchoſannett trat aus dem Kriegsminiſterium aus. Ihm folgte bald der Domänen-Miniſter, General Muraviev, deſſen Entfernung ein Triumph der öffentlichen Meinung ſchien. Einen eigentlichen Sturz erlebte der Finanz-Miniſter, Kniajewitſch, wegen gewiſſer Manipulationen, die einer ſeiner Unterbeamten aufdeckte. Die übrigen, Suchoſannett, Muraviev, wurden wenigſtens ehrenvoll und ſelbſt mit Dotationen entlaſſen.

Das Unterrichts-Miniſterium erhielt Golovnin, kein General oder Militair überhaupt, das der Finanzen Reutern, beides neue Männer. Golovnin iſt noch jung, hat gründliche Bildung und höhere Geſichtspunkte — der liberalſte Miniſter, den Rußland ſeit langer Zeit gehabt hat.

Golovnin's Aufgabe war nicht leicht; als er in's Miniſterium trat, fand er die Univerſität von Petersburg geſchloſſen, die Profeſſoren beurlaubt, eine große Anzahl Studenten durch Polizei-Maßregeln in entfernte Provinzen zerſtreut. Um die Univerſität vor der Hand wenigſtens in einer mäßig freien Form wieder aufleben zu laſſen, ſchuf er eine proviſoriſche Kommiſſion, die mit den akademiſchen Befugniſſen verſehen war, Examen abzunehmen, zu promoviren, Vorleſungen einzurichten. Die Profeſſoren Kavelin, Pirogov, Pawlov u. A. wurden mit Miſſionen betraut und nach Berlin, Paris und in's Innere des Landes geſchickt. Endlich wurde eine Kommiſſion eingeſetzt, um ein Reorganiſations-Projekt für die Univerſitäten auszuarbeiten. Ferner ſucht Golovnin das Cenſurweſen auf vernünftigere Grundſätze zurückzuführen. Eine einzige allgemeine Cenſur ſollte die Unzahl von Fach-Cenſuren, die in Rußland exiſtiren, erſetzen. Golovnin hat gethan, was unter Umſtänden möglich war.

Ein zweiter liberaler Miniſter iſt der Nachfolger des alten Suchoſannett, der General Milutin, ein Freund des Großfürſten Konſtantin und den Reform-Ideen geneigt, namentlich auch in militairiſcher Hinſicht. So z. B. war er für die Aufhebung der koſtbaren Garde-Kavallerie-Regimenter, die eine große Erſparniß erzielt hätte. Es iſt gewiß, daß der General Milutin für weitgehende Reformen im Heerweſen und im Kriegsbudget iſt.

Auch der Finanz-Miniſter, Reutern, iſt ein Freund des Großfürſten Konſtantin, ein aufgeklärter und eifriger Beamter. Der neue Gouverneur von Petersburg, Fürſt Suvarov, gehört gleichfalls zu den mit größtem Beifall begrüßten oberſten Beamten. — Der Fürſt Suvarov, vordem Gouverneur der deutſchen Oſtſee-Provinzen, iſt in ſeinen Worten mit dem Liberalismus nicht grade verſchwenderiſch, aber thätig, unbeſtechlich, unbarmherzig gegen die Laſter des alten Régime, ſelbſt wenn ſie bis in die höchſten Regionen des Hofes reichen.

Man darf ſich indeſſen über die Tragweite dieſes Liberalismus keine falſchen Vorſtellungen machen; kräftig in der Theorie, ſtumpft er ſich in der Praxis ab, da er unendliche Hinderniſſe zu überwinden hat, die in allgewaltigen Zuſtänden und Verhältniſſen liegen.

Der Kaiſer hat die beſten Abſichten, aber er iſt kein Mann des Syſtemes, wie ſein Bruder Konſtantin; nur in der Bauern-Emancipation ſteht ſein Wort unwiderruflich feſt, in allen andern Dingen iſt er von langſamem Entſchluß, zögernd und inkonſequent. — Man möge ſich in ſeine Lage verſetzen, und man wird dies nicht unbegreiflich finden. Ganz Rußland iſt im Gährungszuſtande, in Unklarheit über das, was er eigentlich will; es iſt zu viel, von einem Kaiſer, der doch auch nur ein Menſch iſt, zu verlangen, daß er vollſtändig klar ſehen und in dieſen ungeheuern Fragen, von deren Löſung das Schickſal von Jahrhunderten abhängen wird, mit autokratiſcher Sicherheit die feſten Grundlinien ziehen ſoll. — Er temporiſirt, wie alle Welt es thut; er hält ſich den Rückzug offen für den Fall, daß ein gethaner Schritt ſich als ein Fehltritt erweiſen könnte, und das iſt jedenfalls das Klügſte, was ein Mann thun kann, der ſich für das Schickſal ſeines Reiches verantwortlich fühlt. In Rußland iſt der Liberalismus unter Umſtänden ein gefährliches Ding; die letzten Ereigniſſe in Petersburg haben es bewieſen, daß die rohe Bevölkerung der niederſten Klaſſen keinen Spaß verſteht und wohl in den Fall kommen kann, den eleganten Frack, den fränkiſchen Rock als Abzeichen aller Revolution und Unruhe anzuſehen und in ruſſiſch-patriotiſcher Begeiſterung, in der Anhänglichkeit an den Zaren, Furchtbares zu leiſten.

Die Elemente zu einer auf eigenen Füßen ſtehenden Volksfreiheit ſind in Rußland nicht vorhanden, und werden in zwei oder drei Generationen noch nicht vorhanden ſein; worauf es ankommt, ſind praktiſche Reformen, greifbare, materielle Verbeſſerungen, nicht Prinzipien, Syſteme oder dergl.; dieſe laſſen ſich aber nur allmählich und nicht ohne Experimentiren einführen. Gelingt es, ſtatt der alten im Schlendrian und Formalismus erſtarrten, beſtechlichen, ſittlich verwahrloſten Bureaukratie durch fortwährenden Einſchub beſſerer Elemente (denn auf Einen Schlag läßt ſich ſelbſt dieſe Bureaukratie nicht beſeitigen) eine neue zu ſchaffen, einen beſſern Geiſt herzuſtellen, namentlich aber die obern Verwaltungsſtellen gründlich zu regeneriren, ſo hat Rußland einen ungeheuren Fortſchritt gethan.

Der Geiſt der Reform iſt alſo im ruſſiſchen Kabinette vertreten, aber zu gleicher Zeit ſind viele Anhänger des alten Syſtems in den höchſten Stellen und Aemtern verblieben: der Juſtiz-Miniſter Graf Panin, der General Adlerberg, der General Tſchevkin, Miniſter der öffentlichen Arbeiten; der General Selenoi, der Fürſt Dolgorukov, welcher die ganze Reichs-Gendarmerie und die geheime Polizei des kaiſerlichen Kabinettes unter ſich hat.

Eine eigenthümliche Figur in dieſem ungleichartigen Miniſterium ſpielt der Miniſter des Innern, Baluiev, ein Mann von der ausgeſuchteſten Höflichkeit und Zuvorkommenheit, geſchmeidig und zu allen Rollen geſchickt: liberal mit den Liberalen, reactionär mit den Reactionären, ſelbſt, wenn man es haben will, Pole mit den Polen. Sein Talent beſteht darin, es mit Niemandem zu verderben und ſich mit aalglatter Geſchmeidigkeit durch die Parteien hindurchzuwinden, welche ſich um den Kaiſer bekämpfen. Man hat ihn in Rußland nicht ſchlecht charakteriſirt, als man ſeinen Namen Baluiev in Bilaiev, d. i. Lavirer, verdrehte.

Das hervortretendſte Merkmal des ruſſiſchen Miniſteriums iſt ſeine Ungleichartigkeit, die Unverträglichkeit der Elemente, aus denen es beſteht. Auch hat das der Kaiſer eingeſehen und einen Verſuch gemacht, mehr Einheit in die höchſte Regierungs- und Verwaltungsſphäre zu bringen. Vor mehr als einem halben Jahre wurde das bereits beſtehende Miniſter-Comité in einen Miniſterrath verwandelt und mit erweiterten Befugniſſen ausgeſtattet; indeſſen fehlt dabei noch Vieles, was dieſem Miniſterrath den Charakter eines einheitlichen, homogenen Miniſteriums verleihen könnte.

Nach wie vor dem Ukaſe werden die meiſten Angelegenheiten direkt in beſonderer Audienz bei dem Kaiſer oder jedem einzelnen Miniſter behandelt. Daher kommen die widerſprechendſten Dinge zu Tage; während z. B. der neue Unterrichts-Miniſter zu kalmiren und die Sache der Univerſitäten in's Gleiche zu bringen ſucht, verfolgt die Polizei ihrerſeits die Studenten mit aller Heftigkeit. Man ſchickt Einzelne nach Wiatka, Perm, nach Sibirien; man verweiſt Andere aus Petersburg und hintertreibt ihre Aufnahme an andern Univerſitäten.

Kurzum, die Konfuſion iſt in den Regierungskreiſen nicht minder groß, als im ganzen Lande; Liberalismus iſt ein Stichwort, das alle Welt im Munde führt, während die damit bezeichnete Sache völlig in der Luft ſchwebt. „Wir haben politiſche Parteien jeder Schattirung, ſchreibt Katkov, ein geſchätzter Publiziſt der jetzigen Epoche, aber wir haben dabei nichts, was einem politiſchen Leben ähnlich ſieht; wir haben viele Wörter, aber nicht das, was dieſelben bezeichnen."

Ein wichtiger Punkt, der gegenwärtig auf der Tagesordnung ſteht, iſt die Abſchaffung der körperlichen Züchtigung. Der Großfürſt Konſtantin und der Zarewitſch ſelbſt haben das Werk unter ihren beſonderen Schutz genommen. Vor länger als einem Jahre ſchickte einer der Adjutanten des Großfürſten, ein Fürſt Orlov, aus Brüſſel eine Denkſchrift nach Petersburg ein, worin er die abſolute Unterdrückung der Leibesſtrafen im Civil- wie im Militairſtande vorſchlug. Ein beſonderes Comité zur Prüfung wurde ernannt, bei dem Herr von Korf, gleichfalls ein Freund der Reform, den Vorſitz führte. Das Marine-Miniſterium, das unter dem Großfürſten Konſtantin ſteht, antwortete darauf in günſtigem Sinne, während das Kriegs-Miniſterium, damals noch unter Suchoſannett, ſich entſchieden dagegen ausſprach. Seit dem Eintritte des General Milutin in daſſelbe ſind die Ausſichten günſtiger geworden; die Abſchaffung der körperlichen Züchtigung hat indeß noch immer ihre entſchiedenen Gegner. Der Erzbiſchof von Moskau, Philaret, hat ſich z. B. dagegen ausgeſprochen. Die Frage greift ohne Zweifel in Rußland mit ſeinen halbaſiatiſchen Sitten

Digitized by Google

und Lebensformen tiefer ein, als bei uns im Weſtlande. Ob ein Land, in welchem ein vom Zaren geprügelter Fürſt um die Gnade gebeten haben ſoll (ſelbſt wenn es bloße Erfindung ſein ſollte, charakteriſtiſch genug), den Stock in ſein Wappen aufnehmen zu dürfen, jenes Maß von Selbſt- und Ehrgefühl erzeugen wird, welches nöthig iſt, um allen äußeren Zwang entbehrlich zu machen, kann einigermaßen bezweifelt werden. Man muß in dieſem Falle die ſehr aufgeklärten und liberalen Engländer über ihr Verhalten und ihre Politik, z. B. in Indien, befragen, ob ſie daſelbſt den Bambus unter allen Umſtänden für entbehrlich halten. Die Abſchaffung der Prügelſtrafen in Rußland iſt übrigens durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft im Prinzipe angebahnt, und die Durchführung dieſer Maßregel wird wohl in Zuſammenhang mit den Schickſalen bleiben, welche letztere erfährt.

Die Gerichtshöfe ſollen reformirt und öffentliches und mündliches Verfahren eingeführt werden — ein ſchweres Stück Arbeit bei den ſo ſehr verwickelten und verzwickten Jurisdictions-Verhältniſſen, bei der allgemeinen Willkür, Beſtechlichkeit und Gewiſſenloſigkeit der Juſtiz-Beamten.

Ein nicht minder ſchwer zu löſendes Problem iſt die Ergänzung des Heeres und die Art der militairiſchen Rekrutirung, wie ſie fürderhin gehandhabt werden ſoll.

Die Emancipation der Bauern hat auch hier eine gründliche Umgeſtaltung nöthig gemacht. Bisher ſtellten die Leibherren die Rekruten, indem ſie die Leute je nach dem Erforderniß auf ihren Gütern preßten. Wie wird man es nun in Zukunft halten? Die Lieblings-Idee des Großfürſten Konſtantin, des General Milutin und ihrer Partei iſt die unterſchiedsloſe Heranziehung aller Klaſſen, des Adels wie des Volkes, zum Kriegsdienſte, mit der Möglichkeit des Freikaufes. Das Land ſelbſt, namentlich die gebildeten Klaſſen, gerathen davor in Entſetzen und mit Recht, wenn man bedenkt, was es in Rußland heißt, gemeiner Soldat ſein. Gerade hier iſt der Punkt, wo man recht deutlich ſehen kann, was es mit den Reformen und dem Glauben an Reformen auf ſich hat. Fünfzehn Jahre ſtrenger Dienſt, die Prügelſtrafe noch nicht abgeſchafft! — und wird ein Ruſſe glauben, daß im Falle der Abſchaffung der Gemeine mit Sammet-Handſchuhen angegriffen werden wird? Der enragirteſte Freund der allgemeinen Freiheit und Gleichheit in den höheren Ständen wird finden, daß für die ruſſiſche Armee auch fürderhin die Bauern die geeignetſten Rekruten ſind. So lange die Armee nicht in ihrer Verfaſſung, in ihrer Hierarchie, in ihren Sitten und Gewohnheiten umgeſtaltet iſt — und wer wird glauben, daß dies dekretirt werden kann — kann die allgemeine Wehrpflichtigkeit, ſtatt zu einem Fortſchritte und zu einer Wohlthat, nur zu einer größeren Laſt und Beſchwerung für das Volk werden, ohne allen Entgelt. Der Adel und die Reichen würden ein Privilegium erhalten.

Was weiterhin die Frage der Bauern-Emancipation betrifft, welche auch hier näher beſprochen wird, ſo wollen wir auf das Einzelne nicht eingehen. Wir haben darüber ſchon anderweitige Mittheilungen gemacht, und die Schwierigkeiten auseinander geſetzt, mit denen dieſes unermeßliche Werk zu kämpfen hat. Die Emancipation iſt durch das Dekret vom 19. Februar 1861 ausgeſprochen, die Reglements zur Ausführung ſind gegeben — aber weder die Herren noch die Bauern ſind damit zufrieden; die erſteren haben viel verloren, und die letzteren wenig gewonnen. Die Regierung hat der allgemeinen Unzufriedenheit gegenüber einen ſchweren Stand, und es läßt ſich gar nicht abſehen, was dieſe ſociale Umgeſtaltung, die ſchon jetzt der menſchlichen Klugheit und der Rezepte der Staatsweiſen ſpottet, noch für Formen und Verhältniſſe annehmen wird.

Man wollte die Herren, die allerdings ihr ganzes Vermögen zu Grunde gehen ſahen, ſo weit als möglich ſchadlos halten, und dachte jenes Syſtem des Ueberganges aus, in welchem der ehemalige Leibeigene Frohnbauer ſein und ſich in einer beſtimmten Friſt vollſtändig freiarbeiten ſollte. Damit war der Erwerb des Gütchens, auf dem er fortan ſitzen ſollte, verbunden.

Schon jetzt zeigt ſich, daß die Speculation auf den Erwerbstrieb und die freiwillige Thätigkeit des ruſſiſchen Bauern eine falſche war. Was er von der neuen Freiheit am beſten begriffen hat, iſt, daß ſie ihm erlaubt, zu faullenzen. Er will nicht mehr arbeiten, die Felder bleiben ohne Bebauung, und es giebt Striche in Rußland, wo dies bereits in den Erträgniſſen ſehr fühlbar wird.

Das iſt noch nicht Alles; die Bauern ſetzen der Ausführung des Reglements ein unheilbares Mißtrauen, einen paſſiven Widerſtand entgegen; ſie weigern ſich, mit den Herren in Betreff der Ablöſung der Frohnden ſich zu vereinbaren und Kontrakte zu ſchließen. Manche laſſen ſich dazu herbei, aber verlangen, daß man die eigenthümliche Klauſel einſchalte: „Gültig bis zur Veränderung des Geſetzes“ — In der That ſind die Bauern gar nicht dumm; ſie fühlen die Lage der Dinge recht wohl heraus. Auf ungefähr 110,000 Güter, auf welche das Geſetz Anwendung findet, zählt man nicht mehr als 5000 bis 6000 Kontraktſchließungen. Die Bauern nähren die wenig verheimlichte Hoffnung, daß ihnen der Kaiſer ihr Land zuletzt ohne Frohnde und Ablöſung ſchenken werde; die Lage der Gutsbeſitzer iſt eine ſchreckliche; ſie verlieren das Land, das die Bauern innehaben, ſie finden keine Arbeiter, ſehen ihre Hülfsmittel verſiegen, und gehen reißend ſchnell dem Ruine entgegen. Zwang gegen die Bauern können ſie nicht anwenden, ohne das Aeußerſte zu riskiren. Auch ihnen iſt die Uebergangsperiode zuwider, die ihnen eine Zukunft ohne Sicherheit und nur Zank, Aerger und ungleichen Kampf mit ihren ehemaligen Leibeigenen bringt. Sie fühlen wohl, daß dieſe Frage eines Tages durch die Gewalt der Thatſache könnte entſchieden werden.

Der Großfürſt Konſtantin iſt einer radikalen und unmittelbaren Löſung günſtig; der Kaiſer bleibt ſeinem Syſteme getreu. — (Uebrigens leſen wir in einer andern Quelle, daß die Zahl der Kontraktabſchließungen zwiſchen Bauern und ehemaligen Leibherren ſich erheblich mehrt, ſeitdem man die Auskunft ergriffen hat, gewiſſe mit Autorität verſehene Mittelsmänner im Lande umherzuſenden).

Was die Finanzen betrifft, ſo befanden ſie ſich beim Tode des Kaiſers Nikolaus in großer Verwirrung; eine finanzielle Kriſis mußte eintreten; denn es fand ſich, daß in dem Budget, welches der Kaiſer hinterließ, ſeit fünfundzwanzig Jahren jährlich ein Deficit von 25 Mill. Rubel ſtattgefunden hatte. Namentlich ſeit 1848 hatte ſich eine ungeheure unfundirte Schuld gehäuft, die das Land mit Kreditbilleten und Papiergeld überſchwemmte. Die Zahl der Kreditbillets belief ſich vor noch nicht langer Zeit auf mehr als 700 Millionen Rubel; was der Staat ſeit fünfundzwanzig Jahren den Banken entlehnt hat, beläuft ſich auf mehr als 300 Millionen Rubel. Die Finanz-Verwaltung des Grafen Kankrin hat ſich ihrer Zeit eines gewiſſen Rufes in Europa erfreut, aber nur deshalb, weil tiefes Dunkel über dem wahren Stande der Dinge lag. Das Syſtem, welches Kankrin entwickelt und vervollkommnet hat, beſtand darin, aus den Bankkaſſen zu ſchöpfen, um die Deficits des Budgets zu verdecken. Nach des Kaiſers Tode kamen ſofort die Fehler und Folgen dieſes Syſtemes zum Vorſchein, und die neue Finanz-Verwaltung fand ſich dem Problem einer gründlichen Neugeſtaltung gegenüber.

Einer der erſten Gedanken der ruſſiſchen Regierung iſt geweſen, das Syſtem des innern Kredits und die ſonderbare Organiſation der Banken zu reformiren, die einer Pumpe glich, welche den Reichthum des Landes aufſaugte, um ihn zu immobiliſiren. Die Bauern-Emancipation wirkte hierbei nicht vortheilhaft ein, da durch ſie der Kredit des Grundbeſitzes gänzlich erſchüttert wurde.

Nachdem das ruſſiſche Budget von 1859 und 1860 in Herzen's „Kolokol“ veröffentlicht worden war — wir haben darüber ausführliche Mittheilungen gemacht — hat die ruſſiſche Regierung ſich entſchloſſen, ſelbſt ihr Budget für 1862 zu veröffentlichen. Der Verfaſſer deſſelben iſt Herr Kniajewitſch.

Die Ausgaben belaufen ſich demnach auf 294 Millionen Rubel, wovon das Heer und die Flotte 132 Millionen verbrauchen. Eigentlich müßten noch 6 Millionen für Penſionen hinzu kommen, ſo daß das Verhältniß noch auffallender würde. Dabei iſt der öffentliche Unterricht für 70 Millionen Menſchen mit 4 Millionen veranſchlagt. Von den 295 Mill. Rubel, die als Einnahme angenommen ſind, werden 123 Mill. durch die Brantweinſteuer eingebracht — Alſo doch richtig, wie es die Veröffentlichungen im Kolokol angegeben. Bemerkt muß hierbei werden, daß man neuerdings das höchſt verderblich und entſittlichend wirkende Pachtſyſtem aufgegeben und dafür die Accise eingeführt hat.

Unterdeß haben auch die früher rein formellen und wenig bedeutenden Adelsverſammlungen eine Wichtigkeit erlangt, welche die Macht der Regierung in mehr als Einer Hinſicht zu beeinträchtigen droht. Die Verſammlungen, die nach einander in den Hauptſtädten des Reiches, in Moskau, Petersburg, Novgorod, Tula, Twer, Smolensk gehalten worden ſind (die von Petersburg und Moskau im Januar dieſes Jahres), zeigen ſich von einem und demſelben Geiſte beſeelt. Der Hof hat ſich getäuſcht, wenn er glaubte, daß die altconſervativen Elemente darin die Oberhand behalten würden; ſelbſt in Petersburg, unter den Augen des Kaiſers, hat man, als die Bank- und Finanzfrage auf der Tagesordnung war, ſtatt deſſen die lebhafteſten Debatten über die Emancipations-Reglements, die Abſchaffung der Adelsprivilegien, die Gleichheit aller Klaſſen vor dem Geſetz, die Beſteuerung und die Zulaſſung aller Eigenthümer in die Provinzial-Verſammlungen geführt. Die höchſtgeſtellten Adeligen überbieten ſich in freiſinnigen Anträgen; indeſſen ſcheint die Sache doch auch wieder ihr Bedenkliches zu haben. Man traut manchen Herren zu, daß

Digitized by Google

ihre Bekehrung keine ſo ganz aufrichtige ſei. In der Petersburger Verſammlung iſt mit 362 Stimmen gegen 300 eine Adreſſe an den Kaiſer durchgegangen, welche lokales Selfgovernment, öffentliches und mündliches Verfahren, Veröffentlichung des Budget, Preßfreiheit u. ſ. w. verlangte.

Seitdem hat ſich indeß die Perſpektive ſchon wieder bedeutend verändert. Wir werden nicht verfehlen, den Gang dieſer Entwickelung mit aufmerkſamen Blicken zu verfolgen.

Deutſchland und das Ausland.

Das Gabelsberger'ſche und das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie.

Im „Magazin für die Literatur des Auslandes" ſind wiederholt Anpreiſungen des Stolze'ſchen Syſtems der Stenographie zu leſen geweſen. Man hat daſſelbe als das beſte unter allen deutſchen Syſtemen hingeſtellt, ſowohl wegen ſeiner angeblich wiſſenſchaftlichen Begründung und Leichtfaßlichkeit, als auch wegen der Handgerechtigkeit ſeiner Züge und der mit der größten Kürze verbundenen Genauigkeit und Vollſtändigkeit der Bezeichnungsweiſe. Man hat dabei gegen andere Syſteme, namentlich das Gabelsberger'ſche, in ſehr nachtheiliger Weiſe ſich ausgeſprochen und die große Verbreitung der Stolze'ſchen Stenographie hervorgehoben, ſo daß der Nichtkenner zu der Anſicht kommen mußte, das Gabelsberger'ſche Syſtem ſei von dem Stolze'ſchen vollſtändig überflügelt worden. Von alledem aber iſt das Gegentheil als wahr anzunehmen. Was die behauptete Leichtfaßlichkeit des Stolze'ſchen Syſtems anlangt, ſo mag ſich der Leſer ſelbſt ein Urtheil über dieſelbe bilden, wenn wir ihm ſagen, daß ein und daſſelbe Schriftbild nicht blos ſechſerlei verſchiedene Bedeutungen haben kann, je nachdem es ein-, zwei- oder dreiſtufig, ſchwach oder ſtark geſchrieben iſt, ſondern daß dieſe Bedeutungen ſich auch verändern, je nachdem eben daſſelbe Bild auf, über oder unter der Zeile geſchrieben wird; ferner daß die Beſchattung oder Verſtärkung eines Buchſtaben zu ganz verſchiedenen, mit einander in keinerlei Zuſammenhange ſtehenden Zwecken dient, bald zur Bezeichnung des Vokals a, bald zur Bezeichnung des Vokals u, bald zur Verdoppelung eines Buchſtaben, bald zur Verſchärfung, indem z. B. aus k dadurch ck, aus z dadurch tz, aus nd dadurch nt wird, bald endlich zur Abkürzung ganzer Silben, indem manche Endſilbe von Wörtern durch dieſelbe Verſtärkung eines Buchſtaben angedeutet wird, welche ebenſogut auch einen Vokal oder eine Verdoppelung bedeuten könnte. Weil ferner das Syſtem, vermöge ſeiner Zeichen-Verbindung, nicht die nothwendige, für einen Stenographen unerläßliche Kürze darbot, hat man für etwa 1200 deutſche Wörter beſondere Zeichen erfunden, welche Sigel heißen und auswendig gelernt werden müſſen; der einzige Buchſtabe l hat, je nachdem er über, auf oder unter der Zeile, ſtark oder ſchwach geſchrieben, nach rechts oder nach links beſchattet wird, 14 verſchiedene Bedeutungen! für die Fremdwörter aber iſt eine ganz neue Orthographie geſchaffen worden, bei welcher Produkt, Profeſſor ꝛc., Brodukt, Broſeſſor geſchrieben werden und dergl. mehr. Von wiſſenſchaftlicher Begründung derartiger Willkürlichkeiten iſt natürlich nicht die Rede; trotz aller Regeln, Ausnahmen und Sigel hat es aber noch nicht glücken wollen, im Stolze'ſchen Syſteme eine rationelle Unterſcheidung der Wörter „Conrector" und „Corrector" aufzufinden. Wie es danach mit der Genauigkeit der Bezeichnung, mit der wiſſenſchaftlichen Begründung des Syſtems ausſieht, kann jeder Gebildete ſich ſelbſt ſagen. In neueſter Zeit ſind die Stolzeaner ſo weit gegangen, in Petitionen, welche von ihnen an das Abgeordneten-Haus zu Berlin behufs der Verwendung für Einführung ſtenographiſchen Unterrichts in höheren Schul-Anſtalten eingereicht worden ſind, zur Unterſtützung ihres Geſuchs die bedeutenden Erfolge aufzuführen, welche die Stenographie, namentlich in Oeſterreich, Bayern und Sachſen, bereits errungen hat, dabei aber zu verſchweigen, daß dieſe Erfolge eben Erfolge des Gabelsberger'ſchen Syſtems und nicht des Stolze'ſchen ſind.

Dieſe eigenthümliche Taktik hat dem ſtenographiſchen Inſtitut zu Dresden Veranlaſſung gegeben, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht über den Stand der Gabelsberger'ſchen Stenographie am 1. Juli 1862 zu veröffentlichen, welche aus amtlichen Quellen geſchöpft, in Bezug auf das darin Mitgetheilte ſo zuverläſſig iſt, wie überhaupt ſtatiſtiſche Ermittelungen ſein können, übrigens aber bei weitem noch nicht eine vollſtändige Aufzählung aller Erfolge des Gabelsberger'ſchen Syſtems enthält, da man namentlich in früherer Zeit die Statiſtik der Kunſt zu wenig beachtet und über manche intereſſante Leiſtungen keine Nachrichten aufbewahrt hat, wie denn überhaupt das königl. ſtenographiſche Inſtitut zu Dresden zuerſt ſich die Aufgabe geſtellt hat, die Statiſtik der Stenographie behufs ihrer weiteren Empfehlung zu pflegen. Aus der, der Redaction dieſer Blätter vorliegenden Ueberſicht iſt zu entnehmen, daß die Gabelsberger'ſche Schule in faſt ſämmtlichen deutſchen Staaten und außerdem in England und Rußland zuſammen 186 Inſtitute und Vereine zählt, daß ſie ferner in allen deutſchen Staaten, wo überhaupt Landtags-Verhandlungen ſtenographirt werden, zur Anwendung gebracht wurde und zwar in Bayern ſeit 1819, in Sachſen ſeit 1831, in Würtemberg ſeit 1833, in Preußen ſeit 1847. Dieſe Thätigkeit der Gabelsbergerianer erſtreckte ſich auf mindeſtens 147 Sitzungsperioden, von denen einzelne Perioden mehrere Hundert Sitzungen enthalten.

Die ſonſtigen praktiſchen Leiſtungen anlangend, namentlich die Aufzeichnung der Verhandlungen gelehrter Geſellſchaften und Vereine, öffentlicher Vorträge, der General-Verſammlungen von Actien-Geſellſchaften ꝛc., ſo ſind bis zum Jahre 1860 zur Zeit zwar nur 49 bekannt, von da an aber die Nachrichten ſorgfältiger geſammelt und dem Inſtitut mitgetheilt worden, ſo daß vom Jahre 1860 43, vom Jahre 1861 109, von der erſten Hälfte des Jahres 1862 bereits 60 Leiſtungen angemeldet ſind. Weitere Vervollſtändigungen ſtehen in Ausſicht. Die Zuſammenſtellung zählt ferner 7 Univerſitäten, 66 Gymnaſien, 99 andere Schulen auf, an welchen die Stenographie als Unterrichts-Gegenſtand eingeführt iſt. Die Ueberſicht der Gabelsberger'ſchen Literatur nennt 39 Lehr-, 17 Leſebücher, 8 Uebertragungen des Gabelsberger'ſchen Syſtems auf fremde Sprachen als: die böhmiſche, polniſche, illyriſche, ruſſiſche, däniſche, ſchwediſche, italiäniſche, engliſche, franzöſiſche. 21 Schriften behandeln Geſchichte, Literatur und Statiſtik der Gabelsberger'ſchen Stenographie; 19 Zeitſchriften erſcheinen für dieſe Kunſt an verſchiedenen Orten Deutſchlands.

Mit dieſer Ueberſicht iſt aber auf's ſchlagendſte bewieſen, daß das Gabelsberger'ſche Syſtem das vorherrſchende iſt, und es iſt gewiß nicht bedeutungslos, daß die preußiſche Regierung gegen Einführung der Stenographie an Unterrichts-Anſtalten im Allgemeinen zwar nicht ablehnend ſich ausgeſprochen, die Einführung der Stolze'ſchen Stenographie dagegen trotz der Petitionen der Stolzeaner zur Zeit abgelehnt und die Wahl des einzuführenden Syſtems ſich vorbehalten hat, wie denn der akademiſche Senat an der Univerſität Königsberg in Pr. dem Gabelsberger'ſchen Syſtem ausdrücklich den Vorzug zuerkannt und für daſſelbe einen Lehrſtuhl errichtet hat, während das ſtenographiſche Inſtitut zu Dresden, deſſen Mitglieder beide Syſteme kennen, und bei welchem die Einführung der Stolze'ſchen Stenographie für den Fall, daß man dieſelbe als beſſer anerkannt hätte, bereits in Ausſicht genommen war, ſich einſtimmig und entſchieden für das Gabelsberger'ſche erklärt hat.

Dresden. St. Z.

Mannigfaltiges.

— Deutſcher volkswirthſchaftlicher Kongreß. Derſelbe wird in dieſem Jahre in Weimar, in den Tagen vom 8.—11. September zuſammentreten. Es iſt zu wünſchen, daß der Kongreß von den Freunden der deutſchen Volkswirthſchaft recht zahlreich beſucht werde, da auf der Tages-Ordnung deſſelben unter IV und V die wichtigen Fragen der Reform der Zollvereins-Verfaſſung und des Zolltarifs ſich befinden. Bei den großen Anſtrengungen, welche die öſterreichiſche Regierung macht, den bisherigen Zollverein und ſeine unzweifelhaften Segnungen für das vereinte Deutſchland zu zerſtören, iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß Stimmen ſich vernehmen laſſen, die ſo wirkſam ſind, wie die des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes und allen Intriguen ein Ende zu machen vermögen.

— Die älteſte Lebensbeſchreibung Karl's V. Ein holländiſcher Gelehrter, Herr Kervyn de Lettenhove, hat unter den Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek in Paris eine bereits im ſechzehnten Jahrhundert für den Kaiſer ſelbſt abgefaßte Lebensbeſchreibung Karl's V. aufgefunden. Das Manuſcript in portugieſiſcher Sprache bezeichnet ſich als eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, zu Madrid im Jahre 1620 niedergeſchrieben. Der portugieſiſche Titel der Handſchrift lautet: „Historia del invictissimo Emperador Carlos-Quinto, rey de Hespanha, composta por Sua Maestade Cesarea, como se vee do papel que vai em a seguinte folha, traduzida da lingoa francesa e do proprio

Digitized by Google

original, em Madrid anno 1620.“ Herr Kervyn de Lettenhove hat den Text dieſes Manuſcriptes in einer franzöſiſchen Rückũberſetzung, mit einer Einleitung verſehen, ſoeben im Haag beim Buchhändler Heusner herausgegeben (255 und XL S.). Ein holländiſches Blatt ſagt etwas kühn, man könne auf dieſes Werk Cicero's Worte über Cäſar's Commentarien anwenden: „Nudi sunt recti et venusti omni ornatu orationis detracto.“

— Die deutſchen Expeditionen in Afrika. Sowohl von Munzinger und Kinzelbach, als von Beurmann, ſind neuere Nachrichten bei dem Comité in Gotha eingegangen. Erſtere waren in El-Obeid, der Hauptſtadt von Kordoſan, angekommen, wo der Scheich der Kaufleute, Sogheirun Effendi, anfangs auf das Entſchiedenſte abrieth, die Reiſe nach Darfur und Wadai zur Aufſuchung Vogel's zu unternehmen, da der Sultan von Darfur ſogar einen Abgeſandten des Vicekönigs von Aegypten, Abd-el-Wehab, ſeit zwei Jahren unter allerlei Vorwänden zurückhalte. Später ſprach Sogheirun Effendi jedoch die Ueberzeugung aus, der Sultan von Darfur werde die an ihn geſandten Empfehlungsſchreiben der deutſchen Reiſenden günſtig aufnehmen. Ein Fakir aus Senegambien, ein aufgeklärter Muhamedaner, war ihnen nach Darfur vorangegangen und wollte ſie von da nach Wadai begleiten.

Beurmann wollte, nachdem er eine große Excurſion von 530 nautiſchen Meilen ſüdöſtlich von Murſuk beendigt hatte, am 22. Juni dieſen Ort verlaſſen, um nach Wadai vorzudringen. Er mußte über Bornu, was allerdings ein großer Umweg iſt, die Richtung nach Wara nehmen, da über das Tebu-Land dorthin zu reiſen zur Zeit ganz unmöglich erſcheint und er auf jenem Wege den Vortheil hat, ſich einer Karavane anzuſchließen. Hr. v. Beurmann wird übrigens auf dieſem Wege, den auch Vogel zurückgelegt, am Beſten den Spuren dieſes unglücklichen Reiſenden folgen können. Einem Schreiben des engliſchen Viceconſuls in Tripoli, Herrn Reade, zufolge, ſoll der jetzige Sultan von Wadai kein ſolcher Fanatiker wie ſein Vater ſein und vielmehr den Wunſch hegen, wiederum friedliche Beziehungen mit den Nachbarländern anzuknüpfen, was Herr Reade als ein günſtiges Augurium für Herrn v. Beurmann betrachtet.

— Verſammlung ſlaviſcher Gelehrten. In einer der jüngſten Nummern der Wienern politiſchen Wochenſchrift: „Oſt und Weſt“ erläßt der Redacteur derſelben, Herr Dr. E. J. von Tkalac, einen Aufruf zu einer Verſammlung ſlaviſcher Gelehrten. In demſelben wird zunächſt darauf hingewieſen, daß in den Monaten Auguſt und September beinahe in ganz Europa Wander-Verſammlungen von Gelehrten aller Fächer des menſchlichen Wiſſens ſtattfinden. Nur die Slaven machten hiervon eine Ausnahme, als ob es bei einem Volke von 80 Millionen Seelen keine literariſche Thätigkeit gäbe und als ob die Slaven, gleich den einzigen Alliirten Oeſterreichs, den Türken, Barbaren wären. Freilich treffe ein großer Theil dieſer Schuld die Slaven ſelbſt, die ſich mit dem Bewußtſein, in ihrem heimiſchen Kreiſe gewirkt zu haben, begnügen, und bis heute noch nicht den geringſten Verſuch gemacht haben, eine perſönliche Annäherung der literariſchen Kräfte des geſammten Volkes und hierdurch eine Wechſelſeitigkeit der Kultur-Beſtrebungen zu erzielen. Zu dieſem Zwecke beantragt Herr Dr. v Tkalac periodiſch wiederkehrende Wander-Verſammlungen ſlaviſcher Gelehrten aller Stämme, hauptſächlich der Philologen und Hiſtoriker, behufs der Erörterung der wichtigſten ſchwebenden ſprachlichen und hiſtoriſchen Streitfragen des Slaverthums und ihrer literariſchen Behandlung, ſowie der perſönlichen Annäherung der Gelehrten der einzelnen ſlaviſchen Volksſtämme, und ladet dieſelben hierzu ein. Als Zeitpunkt wird das Jahr 1863, in welchem die ſlaviſche Nation das Millennium ihrer Apoſtel, Cyrill und Method, feiert, als Ort der Zuſammenkunft Wien, als Hauptſtadt eines von zahlreichen ſlaviſchen Volksſtämmen bewohnten Reiches, vorgeſchlagen.

— Die Bevölkerung Weſtrußlands. Nach einer in den „Sapiski“ der ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft enthaltenen ſtatiſtiſchen Ueberſicht der ehemals zu Polen gehörigen weſtruſſiſchen Provinzen — Witebsk, Mohilev, Minsk, Wilna, Kowno, Grodno, Wolhynien, Podolien und Kiev — beträgt die Bevölkerung derſelben 9,849,381 Seelen. Darunter befinden ſich 5,921,586 Ruſſen (Kleinruſſen oder Ruthenen, Weißruſſen, Großruſſen ꝛc.), 1,027,947 Polen, 1,614,600 Lithauer, 72,540 Moldauer und Jatwägen, 66,252 Deutſche, 1,139,633 Juden und 6,763 Tataren. Der Religion nach bekennen ſich 6,167,166 zum orthodoxen griechiſch-katholiſchen Glauben, 2,471,708 zum römiſch-katholiſchen, 64,111 ſind Proteſtanten, 1,139,633 Juden und 6,763 Muhamedaner. Sind dieſe Angaben gegründet, ſo bilden die Polen nicht viel über zehn Procent der Bevölkerung und ſtehen, was die Zahl betrifft, ſogar den Juden nach. Nur in der herrſchenden Kaſte, d. h. dem Adel, prädominirt das polniſche Element; die ſtädtiſche Bevölkerung beſteht hauptſächlich aus Juden, Polen, Deutſchen; die ländliche faſt ausſchließlich aus Ruſſen und Lithauern.

— Fabeln von Ant. Carteret. Ein Gebiet der Poeſie, das ſonſt nur in der Zeit der Naivetät und der Kindheit der Literatur angebaut zu werden pflegt: das der Fabeldichtung, wird bei den Franzoſen immer noch in Ehren gehalten, und von Zeit zu Zeit erſcheinen neue Sammlungen von Fabeln, die, wenn ſie auch hinter dem klaſſiſchen Muſter eines La Fontaine weit zurückbleiben, doch recht angenehm ſich leſen und deklamiren laſſen. Eine ſolche Sammlung iſt die kürzlich erſchienene von Carteret,* die nicht weniger als dreiundachtzig Fabeln enthält, von denen jede mit ihrer unter Umſtänden ſehr nützlichen Moral-Lehre ausgeſtattet iſt. Sollte das Buch aber etwa, was nicht unmöglich iſt, keine Käufer finden, oder von der Kritik der öffentlichen Meinung unſanft behandelt werden, ſo findet ſich in demſelben auch dafür eine Moral, und zwar in der letzten Fabel, an deren Schluß es heißt:

„Bonne pensée! En vain nous cabrons
Contre un arrêt rendu par ce critique
Ayant pour nom l'opinion publique.“

— Orientalia. Der Schloßbibliothek zu Gotha iſt eine ſehr werthvolle Sammlung orientaliſcher Drucke und Handſchriften zugegangen, welche der Herzog Ernſt aus Aegypten mitgebracht und der Bibliothek zum Geſchenk gemacht hat, z. B. ein Exemplar der „Tauſend und Eine Nacht,“ im Jahre 1251 = 1835 in Bulaq bei Kairo gedruckt; Mesnewi, das berühmteſte Produkt der myſtiſchen Poeſie der Orientalen, verfaßt von Dſchelaleddin Rumi, um 670 = 1271 (bei uns durch Rückert's Ueberſetzungen einzelner Partien deſſelben allgemein bekannt).

— Weltumſegelungsfahrt der Swetlana. Wir leſen in ruſſiſchen Blättern einige Details über die Fahrt der Fregatte Swetlana, welche im Juli d. J. nach einer dreijährigen Reiſe um die Erde wieder in Kronſtadt eintraf. Die Swetlana, eine Schrauben-Fregatte von 40 Kanonen und 450 Pferdekraft mit einer Beſatzung von 400 Mann, ſegelte im Juli 1859 nach den Mittelländiſchen Meere, wo ſie zu Anfang des folgenden Jahres Befehl erhielt, ſich dem Geſchwader des Contre-Admiral Lichatſchev an der chineſiſchen Küſte anzuſchließen. Am 19. Februar 1860 verließ ſie unter dem Kommando des Capitäns zweiten Ranges, Tſchichatſchev, den Hafen von Toulon, und langte am 19. Mai nach einer Fahrt von 90 Tagen, auf der ſie 14,600 Seemeilen, 12,300 unter Segel und 2300 unter Dampf zurückgelegt und vier Tage in Gibraltar und Porto Grande verweilt hatte, in Singapore an. Hier fand ſie noch zwei ruſſiſche Schiffe, die Korvette Poſſadnik und den Klipper Najesdnik, mit welchen ſie die Reiſe nach der chineſiſchen Küſte fortſetzte, und bis zur Beendigung des Krieges mit den Weſtmächten bald im Meerbuſen von Petſcheli und am Peiho kreuzte, bald in Schanghai oder Wuſung vor Anker lag. Alsdann war die Swetlana, welche unterdeſſen unter das Kommando des Capitän-Lieutenant Butakov getreten war, erſt in Nagaſaki, dann aber bei Tſuſima, einer Inſel an der Weſtküſte von Japan ſtationirt, wo die Ruſſen ein Marine-Depot errichtet haben, das bereits die Aufmerkſamkeit und die Eiferſucht der Engländer auf ſich zieht. Die hier von ihnen vorgenommenen Unterſuchungen und aſtronomiſchen Beſtimmungen ſind für die Hydrographie des japaneſiſchen Meeres von Wichtigkeit. Während ihres Aufenthalts in Tſuſima oder in Wladiwoſtok in der ſüdlichen Mandſchurei, wurde durch engliſch-chineſiſche Zeitungen die Kunde verbreitet, daß die Swetlana mit Mann und Maus untergegangen ſei — ein Gerücht, welches in Rußland große Beſtürzung erregte, da ſich viele junge Midſhipmen und Seekadetten aus den erſten Familien des Landes am Bord dieſer Fregatte befanden. Zur Rückkehr nach Europa beordert, verließ ſie am 1. November 1861 die Rhede von Wuſung, erreichte am 9. Manilla, am 27. Batavia und ſegelte hierauf rund um die Küſte von Neuholland nach Melbourne, wo ſie am 4. Januar 1862 Anker warf. Die ganze Südſee durchſchneidend, gelangte ſie endlich durch die Straße von Magellan über Rio Janeiro, Portsmouth und Kopenhagen nach dem Finniſchen Meerbuſen zurück. Die von ihr mitgebrachten Merkwürdigkeiten, Naturprodukte und Kunſtgegenſtände aus China, Japan, Java, Auſtralien, ſind zum Theil von außerordentlichem Intereſſe, und werden zur Bereicherung der Petersburger Muſeen dienen.

* Fables par Antoine Carteret. Paris, L. Hachette & Co., 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn J. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 36. Mittwoch, den 3. September 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
M. Heß über Nationalität und Judenthum 421
England.
Ein Blick auf das diesjährige engliſche Parlament. Die Baumwollen-Politik. 422
Nord-Amerika.
Die heutigen Yankees und die Engländer. Krieg und Kriegführung . . 424
Italien.
Erinnerungen an Cavour. II. Der Tod des Premier-Miniſters 427
Bosnien.
Die chriſtliche und die muhammedaniſche Bevölkerung Bosniens. I. Die Muhammedaner 429
Mannigfaltiges.
Wo Varus von den Deutſchen geſchlagen wurde 431
Journal-Statiſtik in Böhmen 432
Böhmiſche Alterthümer . . . . „
Geſundheits-Tagebuch Ludwig's XIV. . . . . „
Zur Charakteriſtik der kaiſerlichen Aera in Frankreich . . . . . . „
Die *Mémoires de Cauler* . . . . „
Renaiſſance der Elſeviere . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

M. Heß über Nationalität und Judenthum.

Eine Schrift voll geiſtreicher, aber paradoxer und zu Widerſprüchen der entgegengeſetzteſten Art auffordernder Behauptungen iſt die kürzlich unter dem Titel: „Rom und Jeruſalem, die letzte Nationalitäts-Frage,“ von M. Heß erſchienene.* Der Verfaſſer, Redacteur der ehemaligen „Rheiniſchen Zeitung,“ hat ſeit dem J. 1849 in Frankreich im politiſchen Exil gelebt, aus dem er erſt durch die Amneſtie des Königs Wilhelm I. von Preußen befreit worden. Im J. 1836 veröffentlichte er ſeine erſte philoſophiſch-hiſtoriſche Arbeit unter dem Titel „Heilige Geſchichte der Menſchheit, von einem Jünger Spinoza's,“ und darin bereits will er den Grundgedanken ſeiner jetzigen Schrift, daß mit Spinoza ein neues Zeitalter der Welt begonnen, deſſen Aufgabe die Befreiung der Nationalitäten und das Ende der Raçenkämpfe ſei, entwickelt haben. In Frankreich hat der Verfaſſer dieſe Ideen in einem „Essai d'une genèse comparée de la vie cosmique, organique et sociale“ niedergelegt, welcher Eſſay in der 1855—56 zu Paris erſchienenen „Revue philosophique et religieuse“ abgedruckt iſt.

Hiernach giebt es für den Verfaſſer drei Lebens-Sphären: eine kosmiſche, eine organiſche und eine ſoziale (menſchheitliche) Sphäre. Ein göttliches Geſetz liegt allen dieſen Sphären zu Grunde, den ſideriſchen im Weltraume, den Organismen auf Erden und der Entwicklung der Völker in der Geſchichte. Dieſes Geſetz iſt das des Fortſchritts. Vollſtändig und in allen drei Lebens-Sphären iſt dieſes Geſetz noch nicht erkannt. Zur vollſtändigen Erkenntniß deſſelben fehlt noch ein Theil des Objekts: der Schluß der menſchheitlichen (oder wie der Verfaſſer ſagt: „ſozialen“) Entwickelung, den der Verfaſſer jedoch auf dem Wege der Erfahrungs-Wiſſenſchaft zu erforſchen und in ſeiner neueſten Schrift darzulegen verſucht.

Ueber das, was der Verfaſſer unter „Fortſchritt“ in den drei Lebens-Sphären verſteht, giebt er uns in folgenden Zeilen Auskunft:

„Es giebt keinen unendlichen, unbeſtimmbaren Fortſchritt, in der ſozialen Menſchenwelt ſo wenig, als in der organiſchen Pflanzen- und Thierwelt, deren Spitze der natürliche, noch nicht entwickelte Menſch iſt; und hier wiederum ſo wenig, wie in der kosmiſchen Lebens-Sphäre, deren Schauplatz der unendliche Weltraum iſt. Alles entſteht und entwickelt ſich, erreicht den Zweck ſeines Lebens und ſtirbt ab, um wieder aufgelöſt zu werden und als neues Leben aufzuerſtehen im ewigen Kreislaufe des unendlichen, univerſellen, einheitlichen und göttlichen Lebens. Was wir Fortſchritt nennen, iſt die Entwickelung vom Keimalter zum reifen Lebensalter. In dieſem Alter hat jedes Weſen ſeine Beſtimmung erreicht.

„So verſchieden die Weſen ſind, vom Atom bis zur Welt-Sphäre, und vom niedrigſten organiſchen Infuſorium bis zum Menſchen, ſo verſchieden iſt deren Entwickelung, ſo verſchieden auch deren reifes Lebensalter und folglich deren Beſtimmung. Aber nichts in der Zeit und im Raume lebende beharrt unveränderlich im Daſein, nichts iſt ewig, Alles entſteht und vergeht, nachdem es ſeine Beſtimmung erfüllt hat, um als neues Leben wieder aufzuerſtehen.

„Die großen Weltkörper entſtehen und entwickeln ſich im Weltraume, in Zeiten, für die wir keinen Maßſtab haben; das organiſche Leben, das ſich auf den Weltkörpern entwickelt, nachdem dieſe bereits an ihrer Oberfläche zu erſtarren beginnen, bedarf der ganzen paläontologiſchen Epoche zu ſeiner Entwickelung; der Menſch endlich, der im reifen Lebensalter der organiſchen Sphäre ſeine geiſtige, humane, ſoziale Entwickelung beginnt, erreicht ſeine Beſtimmung nach Vollendung der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit, die noch nicht zum Abſchluß gekommen, darum aber keineswegs unbegränzt, unendlich, geſetz- und ſchrankenlos iſt.“

Nicht dieſes Syſtem iſt es, was, wie wir im Eingange geſagt, Widerſprüche der entgegengeſetzteſten Art finden wird; es iſt eben ein Weltſyſtem, wie, nach Alexander von Humboldt, unzählige bereits entdeckt worden und täglich noch neue entdeckt werden; wohl aber möchte des Verfaſſers Behauptung, daß ſein Weltſyſtem nichts Anderes, als der Gedanke der Moſaiſchen Offenbarung und daß die Gottes-Idee des Judenthums mit der des Philoſophen von Amſterdam identiſch ſei, Kopfſchütteln und Widerſpruch von vielen Seiten erregen, ſo geiſtreich der Verfaſſer auch dieſe Behauptung in ſeinen „Briefen, Epilog und Noten“ verficht.

Der Verfaſſer iſt mit allen ſeinen Spinoziſtiſchen Ideen ein poſitiver, ſtreng gläubiger Jude. Er iſt ein außerordentlicher Verehrer derjenigen ſeiner Glaubensgenoſſen, die, wie der Seminar-Director Dr. Frankel in Breslau, der Rabbiner Dr. Sachs in Berlin, der Akademiker Munk in Paris u. A., mit dem Cultus der modernen Wiſſenſchaft den des antiken Moſaismus in achtungswürdiger Weiſe zu vereinigen wiſſen. Er ſtellt ſie den ſogenannten Reformern gegenüber als Beweiſe auf, daß deren Behauptung eines Widerſpruches zwiſchen dem poſitiven Judenthum und der modernen Kultur aus der Luft gegriffen ſei. Ja, er weiſt dieſen Neologen nach, daß ihre ſogenannten Reformen, die im Grunde nichts weiter, als Sanctionirungen der bequemen Genußſucht und des Indifferentismus ſeien, nothwendig zur völligen Auflöſung des noch unter ihren Anhängern ſich findenden Reſtes jüdiſcher Traditionen und jüdiſcher Gottesfurcht führen müſſen.

Dagegen erwartet er von einer treuen Pflege der alten moſaiſchen Idee die Erfüllung der großen Miſſion des Judenthums: als Geſchichte-Religion, im Gegenſatze zur Natur-Religion der Hellenen, die Entwickelung und die volle Reife der menſchheitlichen Lebens-Sphäre herbeizuführen. Damit es jedoch ſeine geſchichtliche Miſſion vollende, muß das Judenthum, wie der Verfaſſer lehrt, nicht blos ſeinen alten Glaubensſatzungen, ſondern auch ſeiner israelitiſchen Nationalität treu bleiben — und dies iſt abermals ein Moment, das ſelbſt unter ſeinen gläubigſten

* Leipzig, Ed. Wengler, 1862.

Digitized by Google

Zeitgenoſſen, und zwar nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich, wo, nach der Anſicht des Herrn Heß, die große Bedeutung der jetzigen Nationalitäten-Erhebnng allein richtig gewürdigt wird, auf zahlreichen Widerſpruch ſtoßen dürfte. Der Verfaſſer fühlt ſich, wie ſehr viele andere ſeiner gebildeten Glaubensgenoſſen, durch die Antipathie und das Vorurtheil, denen der Jude noch bei vielen chriſtlichen Mitbürgern begegnet, ſo tief verletzt und ſo empfindlich gereizt, daß er ſeine in der ganzen Welt zerſtreuten Glaubensgenoſſen zuſammenraffen möchte, um mit ihnen nach Paläſtina zurückzukehren. Als kompakte Nationalität werde das Judenthum, wie der Verfaſſer hofft, ſich und ſeinen etwa im Auslande zurückbleibenden Angehörigen auch bei anderen Nationen die erforderliche Achtung und ſoziale Gleichberechtigung zu verſchaffen wiſſen.

Beſonders die Deutſchen ſind es, die der Verfaſſer, wie hoch er auch ihre Befähigungen und Leiſtungen auf dem Gebiete des Denkens ſtellt, eines unbezwinglichen, weder ihrem Herzen noch ihrem Geiſte zur Ehre gereichenden Judenhaſſes bezichtigt. Etwas Aehnliches thut auch H. Heine in den kürzlich veröffentlichten Briefen des Dichters an ſeinen Freund Moſes Moſer.* Beide haben ſich jedoch durch ihre Empfindlichkeit und vielleicht auch durch perſönliche Begegniſſe verleiten laſſen, dem Herzen und dem Geiſte der Deutſchen Unrecht zu thun. Früher, als Frankreich durch ſeine Revolution von 1789, iſt Deutſchland durch ſeinen großen Leſſing über die Menſchenrechte der Juden und über ihre Anſprüche auf Achtung ihres Seelenlebens belehrt worden. Sind dieſe Lehren auch, wie alle anderen, die Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetze lehrenden Grundwahrheiten, nur allmählich und langſam in das deutſche Volk eingedrungen, ſo iſt das doch kein Beweis dafür, daß die Deutſchen, wie der Verfaſſer meint, dem wahren Humanismus unzugänglich ſeien. Iſt nicht ſchon das bloße Vorhandenſein ſolcher Genien der Humanität, wie Leſſing und Herder und wie nach ihnen, in neuerer Zeit, Alexander v. Humboldt, ſowie die ungeheuere Zuſtimmung und Anerkennung, die dieſe Genien in Deutſchland gefunden, ein glänzendes Zeugniß für die dem deutſchen Nationalcharakter einwohnende Humanität?

Es mag wahr ſein, daß es noch manche Deutſche giebt, die ſich über anerzogene Antipathieen und Vorurtheile nicht erheben können, was allerdings ein Beweis iſt, daß ſie, bei aller ſonſtigen Geiſtes- und Herzensbildung, doch noch nicht gelernt haben, ſich ſelbſt zu befreien und dadurch der vollen Freiheit im politiſchen wie im kirchlichen Leben würdig zu ſein. Aber man ſehe ſich nur um und vergleiche den Standpunkt der heutigen Juden und ihr ſoziales Verhältniß zu ihren chriſtlichen Nachbarn und Landsleuten mit dem vor fünfzig und vor hundert Jahren in Deutſchland, und man wird den ungeheuern Fortſchritt der Humanität anerkennen und bewundern müſſen.

Am Allerwenigſten wird man dem deutſchen Volke nachſagen können, daß es den ebenſo unchriſtlichen, als inhumanen Judenhaß der Jahrhunderte wohlkonſervirt ſich erhalten habe. Städtiſche ſowohl, als politiſche Wahlen haben an allen Orten, beſonders in Preußen, bewieſen, daß das Volk in dieſer Beziehung kein Vorurtheil mehr kennt. Höchſtens jene Exkluſiven, die ihre politiſche und literariſche Belehrung ausſchließlich aus den Quellen der Schüler Ludwig v. Haller's, aus den Blättern der ſozialpolitiſchen Reaction, ſchöpfen, verdienen den Vorwurf wirklich, den Herr Heß mit Unrecht dem geſammten Deutſchland macht.**

Niemand aber würde ſo frohlocken, wie dieſe exkluſiven Herren, wenn es wahr wäre, was Herr Heß behauptet, daß die deutſchen Juden mit allen Fühlfäden ihrer Nationalität nicht in Deutſchland, ſondern in Paläſtina wurzeln. Nein, in ganz Europa ſind die Juden unſerer Zeit keine Orientalen mehr; ſie fühlen ſich in Deutſchland ſo ſehr als Deutſche, daß ſie auch die Partikular-Gelüſte der chriſtlichen Deutſchen theilen und hier gute Oeſterreicher, dort gute Preußen, Sachſen und ſelbſt gute Reuß-Greitz-Schleizer ſind; ſie ſind in Frankreich Franzoſen, wie die Crémieux, die Goudchaux und die Halevy beweiſen, und in England ſind ſie Engliſhmen vom reinſten Waſſer, wie es Jeder an den Solomon's und den Goldſmith's ſchon nach ihrer äußeren Erſcheinung erkennt.

Immerhin mögen ſich, wie der Verfaſſer vorſchlägt, in England, Frankreich und Deutſchland Coloniſations-Geſellſchaften bilden, welche jüdiſchen Auswanderern die Niederlaſſung im Lande ihrer Väter, in Paläſtina, möglich machen, und die dort für die Sicherheit und das Gedeihen dieſer Niederlaſſungen ſorgen. Es ſind dies Unternehmungen, die jeder Menſchenfreund ſchon im Intereſſe der Civiliſation und der Kultur des Orients unterſtützen kann, und wenn ſich daraus ein neues Liberia befreiter jüdiſcher Heloten aus allen unciviliſirten Ländern der Erde geſtaltet, dann um ſo beſſer. Aber die der europäiſchen Civiliſation längſt angehörenden jüdiſchen Deutſchen, Franzoſen, Engländer und Italiäner werden nach dieſem aſiatiſchen Liberia ebenſo wenig auswandern, als nach dem afrikaniſchen, oder als nach Amerika und Auſtralien.

Wir haben ſomit nur wenig von dem Inhalte der Heß'ſchen Schrift anzuerkennen vermocht. Gleichwohl müſſen wir zugeben, daß es die Schrift eines charakterfeſten, wiſſenſchaftlichen Mannes ſei. Es iſt daraus Manches zu lernen, z. B. über die Entſtehungs-Geſchichte und das Weſen der Sekte der Chaſſidäer in Polen und Rußland, über das Verhältniß des Talmuds zum heutigen Judenthum ꝛc. Ebenſo iſt das, was der Verfaſſer über die „Geſchichte der Juden," von Grätz, und aus derſelben mittheilt ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit eines größeren Leſerkreiſes auf dieſes ausgezeichnete Werk zu lenken. Wir nehmen daher auch keinen Anſtand, die vorliegende Schrift nicht blos den Glaubensgenoſſen des Verfaſſers, ſondern überhaupt Allen zu empfehlen, denen es um Beſeitigung des letzten Unrechts zu thun iſt, das noch irgend Jemand um ſeines Glaubens willen zugefügt wird. J. L.

England.

Ein Blick auf das diesjährige engliſche Parlament.

Die Baumwollen-Politik.

Das engliſche Parlament hat nun wieder ſeine Weißfiſche gegeſſen und iſt verreiſt mit den Meiſten der oberſten Zehntauſende in alle Welt. Was hat's diesmal gethan? Wer weiß es? Niemand, auch nicht, wer den üblichen Ueberſichts-Artikel in der Times geleſen, weiß es. Man vergißt's gleich wieder, Eins mit dem Andern, wenn man durch das lange Verzeichniß parlamentariſcher Heldenthaten ſich hindurchgelangweilt hat. Das Parlament iſt alt, bequem, conventionell geworden. Es hat keine Leidenſchaft mehr, kaum noch etwas kurzſichtigen Patriotismus. Es kann nichts mehr ſchaffen nnd iſt ſelbſt in ſeiner größten Tugend des Abſchaffens von Geſetzen und Rechten, die ſich zum Wehe der Enkel wie eine ewige Krankheit forterbten, träge und gleichgiltig geworden. Dieſe Staats-Hämorrhoidarier und politiſchen Rheumatiker mit dem ſtumpf und albern gewordenen Palmerſton an der Spitze ſuchten ſich mit den Aufgaben und Leiden der Zeit nur eben durch Drumherumgehen oder kleine Beſchwichtigungsmittel abzufinden und die ſchlimmſten Uebel zu vertuſchen. Einige dieſer Uebel gehen dem Lande an's Leben und ſchneiden in's Fleiſch, wo es nicht ſchon vor Hunger abgefallen iſt; aber die alten, bequemen Herren im Ober- und Unterhauſe fühlten's nicht und machten es ziemlich kühl ab, ohne ſich mit gründlicher Pathologie und Therapie abzuquälen. Das große Britannien leidet zunehmend an ſeiner Größe und kann vor China und Indien, vor Canada und Auſtralien ebenſowenig zur Ruhe kommen, wie vor den innern Folgen ſeiner blödſinnig gewordenen Palmerſton'ſchen Baumwollen- und Kriegsſchiffs-Politik. Es hat ſich mit ungeheuern Anſtrengungen zum Sklaven der amerikaniſchen Sklaven-Politik gemacht und den ſtärkſten Induſtrie-Gürtel von Dampfſchlotten und Maſchinen, der es von Liverpool bis Hull dicht einſchnürt, zum Schmacht-Riemen der Maſſen-Armuth und ſonſtiger induſtrieller, merkantiler und politiſcher Verpöbelung werden laſſen. Ueber Eintauſend Millionen Thaler und fünf Millionen Menſchen ſind direkt zu Sklaven der Sklavenarbeit in Amerika gekünſtelt worden. Europa iſt mehr oder weniger in dieſe baumwollene Verpöbelung und Kriegsbereitſchaft Englands hineingemaßregelt worden. Die Mächtigſten und Weiſeſten der Staaten haben ſeit Menſchen-Altern nach dem Muſter Englands die nobleren, gewinnreicheren, natürlichen Induſtrien geplündert und beſtraft, um Menſchen und Kapitalien zu Sklaven der Baumwollen-Induſtrie zu „erziehen" und Sklaven-Handel und Sklaven-Arbeit in Amerika zur Lebensbedingung für das weiße Europa zu ſtempeln, zur politiſchen Nothwendigkeit. England hat die Sklaverei in ſeinen weſtindiſchen Kolonien aufgehoben und dringt jetzt alle Tage offener, gequälter, maſſenelender auf Anerkennung der Sklavenſtaaten und Erzwingung des Friedens gegen den Norden, weil in den ſüdlichen Häfen $3\frac{1}{2}$ Millionen Baumwollen-Ballen liegen, womit die gierigen, hungerigen Millionen von Baumwollen-Spindeln Englands gefüttert werden könnten.

Ich will dies unendlich niederträchtige Thema nicht weiter verfolgen. Nur ſo viel, daß ſich das Parlament natürlich auch mit der Baum-

* Leipzig, Otto Wigand.

** Auch die in Berlin erſchienene Schmähſchrift: „Die Juden und der deutſche Staat," von der Herr Heß ſagt, daß ihr Verfaſſer ein zur Kreuzzeitungs-Partei übergelaufener „ſpekulativer" Atheiſt und Revolutionär ſei, iſt, trotz ihrer fünf Auflagen, hauptſächlich nur in dieſen exkluſiven Kreiſen geleſen worden.

Digitized by Google

wollen-Noth und den verhungernden Tauſenden in Lancaſhire beſchäftigte, und zwar mit dem in ſolchen Fällen üblichen Ergebniß einer allgemeinen, freiwilligen Extra-Beſteuerung des während der letzten zwanzig Jahre bereits auf das Doppelte in ſeiner Beſteuerungskraft geſteigerten Volks. Ich will hier gleich einſchalten, daß ſich das Volk — reich und arm, hoch und niedrig — wie in allen großen, nationalen Bußungen wieder in ſeiner ganzen Größe des Wohlthuns und Mittheilens bewährt und einzelne Reiche ihre Tauſende von Thalern und die Millionen von Armen und Arbeitern ihre broncenen Pence darbringen, um aus unendlich viel kleinen Flüßchen einen Strom der Erquickung über die lechzenden Familien der Baumwollendiſtrikte zu ergießen. Aber ganze Miſſiſſippis von Wohlthätigkeit reichen nicht hin für die etwa zwei Millionen Menſchen, die in kurzer Zeit ausſchließlich aus Staatsmitteln und von Privatwohlthätigkeit vor Hungertod geſchützt werden müſſen. Die Nation als ganze Maſſe genommen hat damit zu ihren 6,000,000,000 Thalern Kriegsſchulden plötzlich eine neue von 2,000,000,000 bekommen, inſofern die tauſend Millionen Thaler Kapital, die in der Baumwollen-Induſtrie ſtecken, zum todten oder freſſenden werden, und die Privatwohlthätigkeit, kapitaliſirt, füglich zu eben ſolcher Höhe veranſchlagt werden kann. Genaue Staats-Arithmetiker mögen an dieſen runden Summen ungeheuer viel in die Höhe oder herunter korrigiren, das runde, rieſige Ungethüm der Baumwollen- und entſprechenden Kriegs-Politik bleibt daſſelbe, und wird ſich in ſeiner tödtlichen Scheußlichkeit unüberwindlich, unaufhaltſam immer wieder und weiter über alle Staaten wälzen, die ihre heimiſchen Induſtrien, nach dem Muſter Englands, gewaltſam verkrüppelten und ausplünderten, um das Geld und die Arbeit aus noblerer, natürlicher Gewerbthätigkeit mit Staatsſchutz und Staatsgewalt in den weißen Schweiß der ſchwarzen Sklaven niederzuzwingen und mit Gewalt baumwollene Taſchentücher ſtatt natürlich rein leinener, baumwollenes Gelumpe ſtatt heimiſcher, vließiger Wollen- und ſäuſelnder Seidenkleider, ſchnöden Betrug von Baumwollengemiſch, ſtatt echter, ehrlicher, ſolider Original-Waare auf die Weltmärkte zu thürmen und mit Kriegsſchiffen Löcher in die Länder zu ſchießen, die dieſen ſchnöden Betrug und Bettlerkram nicht freiwillig nehmen wollen.

Das Parlament — ich will bei dieſem Thema bleiben — nahm ſich nicht die Mühe, dem Baumwollen-Ungeheuer gründlich zu Leibe zu gehen. Man beſchloß eine außerordentliche Armenſteuer. Da aber die hungernden Arbeiter nicht immer aus ſolchen geöffneten Adern des Volks getränkt werden können, gingen wenigſtens die toryiſtiſchen Blätter, beſonders entſchieden und konſequent „Morning Herald“ und „Standard,“ weiter, um den Quell des Unheils an Ort und Stelle zu ſtauen, oder vielmehr die alte Quelle des engliſchen National-Wohlſtandes, die amerikaniſchen Sklavenſtaaten, wieder zu eröffnen und die „Inſtitution“ auf's Neue zu ſanctioniren, mit andern Worten, es auf einen Krieg mit dem Lincoln'ſchen Amerika zu Gunſten der Unabhängigkeit der Sklavenſtaaten ankommen zu laſſen. In beiden Blättern (letzteres iſt die Penny-Ausgabe des 4 Pence-Herald) hieß es:

„In dem Augenblicke, wo England, gleichviel durch welche Mittel, die Baumwollen-Häfen in Amerika öffnet, iſt ihm ein Vorrath von mehr als 3½ Millionen Ballen zugänglich, welche unſerer geſunkenen Production einen ſolchen Aufſchwung geben werden, daß ihr im nächſten Jahre eine hinreichende Aerndte geſichert wird.“ — „Anerkennung der verbündeten Sklavenſtaaten und Intervention zu Gunſten derſelben, iſt früher oder ſpäter eine unabweisbare Nothwendigkeit; es iſt daher thöricht, iſt verbrecheriſch, durch weiteren Aufſchub unſere eigenen Leiden zu verlängern und einem grauſamen, unvernünftigen, reſultatloſen Kriege Vorſchub zu leiſten Das vereinigte Einſchreiten Englands und Frankreichs — und Frankreich iſt bereit, ja ſelbſt voll Verlangen (eager) mit uns zu handeln — würde wohl hinreichen, den Krieg zu beendigen, gewiß aber, die Baumwollen-Häfen dem Verkehr wieder zu öffnen, wodurch wir nicht nur unſeren Landsleuten in Lancaſhire und unſeren tapfern Stammverwandten im Süden, ſondern auch unſern wahnſinnigen (frantic) Feinden in den nördlichen Staaten eine große Wohlthat erweiſen würden.“

Das iſt deutlich: die Baumwollen-Politik wird in ihrer furchtbaren Konſequenz noch einen Krieg zu Gunſten der Sklaverei rechtfertigen müſſen, wie ſie im Norden Amerika's ganz weſentlich dem Kriege ſeinen barbariſchen, grauſamen, gleichzeitig moraliſch gelähmten Charakter gegeben und den größten Enthuſiaſten für den Süden, M'Clellan, an die Spitze der nordiſchen Armee gebracht hat, der denn auch gegen ſeine eigene Armee einen furchtbareren Vernichtungskrieg führte, als gegen den Feind. Weder der Norden Amerika's, noch weniger England und das übrige für Baumwolle verſchutzzöllnerte Europa können ohne den Süden Amerika's mit ſeinen Sklaven leben. Und dieſe werden nicht befreit, ſo ſehr es jetzt auch ſcheint, als ſei Lincoln zum Ernſt gegen die „Inſtitution“ gezwungen worden.

Mit der engliſchen Baumwollen-Politik hängen mehr oder weniger faſt alle ſocialen und politiſchen Verlegenheiten in den Völkerbeziehungen zuſammen. Das Parlament ward hauptſächlich von auswärtiger Politik gequält, die zum Theil geradezu Folge der Baumwollen-Politik iſt. Indien, vorher durch die Opium-Politik ruinirt, wird jetzt mit Baumwollen-Politik zu neuer Empörung oder tiefern Ruin getrieben. Man will gefunden haben, daß Indien dem Boden nach allerdings faſt alle amerikaniſche Baumwolle erſetzen könne. Aber die Hindu's ſind noch keine vollkommnen Sklaven der Engländer und werden deshalb indirekt ſo behandelt, daß ſie in Geld- und Kredit-Verhältniſſen durch „begünſtigte“ Baumwollen-Kultur Leibeigene werden müſſen. Dies hat den Geiſt zu neuer Empörung angefacht, und ſchon ſpricht man von Hindu-Verſchwörungen mit dem Zwecke, alle Engländer zu vertilgen. — Dann kam eine Debatte über die Frage, „Iſt Canada bedacht oder nicht?“ Palmerſton hatte ſchon in der Trent-Angelegenheit über Hals und Kopf 12,000 Mann hinübergeſchlendert. Cobden, der überhaupt die große Carrière Palmerſton's wieder einmal als ein nationales Unglück für England denuncirte, griff natürlich auch dieſe Truppenſendung an. Palmerſton antwortete auf alle Vorwürfe mit Frechheit, die in üblicher Weiſe als witzig und deshalb ſchlagend hingenommen ward. Die 12,000 Mann, ſo raſch in Canada, ſeien eine Ehre für England, ein Beweis für ſeine Macht und ſeinen Willen, jede Beleidigung zu rächen ꝛc. Niemand dachte daran, daß es juſt eine erbärmliche Feigheit war (die eigentliche Force des „Feuerbrand“), dem Schwachen die Zähne zu zeigen, dem amerikaniſchen Norden, der jetzt alle ſeine Geld- und Wehrkräfte im furchtbarſten Bürgerkriege erſchöpfte und natürlich an einen Krieg gegen England, an eine Rache auch für die gröbſte Beleidigung nicht denken konnte.

Auch die lange und erbärmliche Küſtenbefeſtigungs-Debatte war eigentlich nur ein Reflex, eine Konſequenz der auswärtigen, der fünfzigjährigen Palmerſton'ſchen Baumwollen-Politik, die auf Mißtrauens-Saat und auf Mißtrauens-Aerndten, allſeitiger Feindſchaft, allſeitiger Kriegsbereitſchaft, auf Verhöhnung und Vergeudung aller civiliſirten Völker-Intereſſen beruht, die, ſich ſelbſt überlaſſen, nie an einen Krieg denken würden.

Details aus dieſen Debatten würden wie Schildbürger-Weisheit klingen. Es kam heraus, daß mit vielen verſchwendeten Millionen alles Mögliche erreicht war, nur keine größere Sicherheit gegen Freund Napoleon — vor dem man ſich einmal wieder ärger fürchtet, als ſeit mehreren Jahren, daß man nicht am rechten Platze befeſtigt und auch am unrechten nur fortificatoriſche Fehler, Schwächen und Verſchwendungen conſtruirt habe, daß man aus keinem Feſtungsloche die rechte Stelle beſchützen und auch aus den richtig geſtellten ungeheuern Kanonen-Mündungen nirgends weit genug ſchießen könne.

Nichtsdeſtoweniger wurden die 1,200,000 Pfund Sterling zu weiterer Ausführung der nationalen Vertheidigungswerke auf dem eingeſchlagenen, unpraktiſchen Wege bewilligt. Das Parlament hatte weder Geiſt noch Energie genug, etwas Beſſeres zu erfinden, oder beſſeren Vorſchlägen die Weihe der Majorität zu geben; es geht auf dem alten Wege des Schlendrians weiter, oder läßt ſich halb blind von den Konſequenzen früherer, der Baumwollen-Politik weiter treiben. Dieſe quält es im Innern und zehrt an ihm von Außen von allen Theilen der Erde her, wo Palmerſton ſeine Drachenſaat im Intereſſe des Callico und Schirting ſäete. Es iſt kein Wunder, daß auch das ferne China hier eine Rolle ſpielt und ein neuer chineſiſcher Krieg befürchtet wird.

Dem beiden wichtigſten Verhandlungen der ganzen Seſſion — Canada und Küſtenbefeſtigung — folgte die dritte wichtigſte über die Verhältniſſe zu China. Die engliſche Regierung hat juſt vor dem gefürchteten Ausbruche eines neuen Kriegs ihren eigenen Soldaten in China den Krieg erklärt, oder vielmehr ſchon geſchlagen. Sie hatten die Extra-Vergütigung, genannt Batta, bisher üblich für Marine-Offiziere in China und Indien — beinahe die Hälfte ihres Einkommens — entzogen und ſie damit plötzlich in dem Grade ſocial ruinirt, daß ſie nichts mehr „bezahlen“ können. Die Batta betrug für den Admiral 3000 Pfund jährlich, für geringere Offiziere abwärts fallend weniger, aber immer noch über 1000 Thaler für die niedrigſten „Battiſten.“ Die Beraubten ſind natürlich empört und dies um ſo mehr, als engliſche Offiziere in chineſiſchen Dienſten viel beſſer beſoldet werden. So bekömmt z. B. Sherard Osborn, bloßer Capitän der chineſiſchen Marine, 3500 Pfund jährlich, während ſein Landsmann als Admiral der engliſchen Marine juſt 1000 Pfund weniger bekömmt. Das Miniſterium, wegen dieſer Aufhebung der „Batta“ coramirt, vertheidigte die Maßregel mit deren Geſetzlichkeit und bewies,

Digitized by Google

daß die engliſchen Offiziere in China ganz nach Vorſchrift ruinirt worden ſeien, und man den Geldſack gegen ſie mit dem amtlichſten rothen Bindfaden zugebunden habe. Damit war die Sache abgemacht. Unter dieſen Verhältniſſen, die zum Verrath und zum Uebergange in chineſiſche Dienſte verleiten können, iſt England, nach Verausgabung von vielen Millionen zur Aufrechthaltung des *Friedens* von einem neuen Kriege mit dem himmliſchen Reiche bedroht. Die Revolutionärs oder Tripings, 400,000 Mann ſtark, wie es heißt, hatten ſich mit den Engländern und Europäern freundſchaftlich zu ſtellen geſucht, bis ſie von letzteren durch Vertreibung aus Ningpo zu grimmigen Feinden gemacht wurden. Dies ſei Bruch der Neutralität, hieß es und der furchtbarſte Kriegsfall, da es gälte, ſich nun gegen 400,000 Feinde zu halten. Die Regierung erklärte, daß ſie nun ernſtlich dem beſtehenden Throne China's zu Hülfe kommen und ſich alſo in den Krieg gegen die Rebellen, die Tripings, einmiſchen müſſe; „denn," ſagte Lord John Ruſſell, der jetzige Held des Auswärtigen," unſere Politik in China (Vertheidigung der chineſiſchen Häfen, um die Regierung in Bekämpfung der Rebellen zu unterſtützen) war nicht auf den Krieg, ſondern auf den Frieden abgeſehen, da die Entwickelung des Handels von Unterdrückung der Rebellion abhängt."

In Amerika hängt für *ſie* die Entwickelung des Handels von Anerkennung, Unterſtützung, Sanction der Rebellion ab. Auf der einen Halbkugel für, in der andern gegen Rebellion — des Handels wegen. Das iſt engliſche Politik, die damit ihren moraliſchen und rechtlichen Bankerott auf das Schmählichſte officiell vor der Welt anerkannt hat. „Recht" giebt's nicht mehr in der engliſchen Politik. Wer die wirklichen oder vermeintlichen Intereſſen des engliſchen Handels ſtört, oder ſich mit beſſern Waaren einmiſcht, wird bekriegt, gleichviel ob Regierung oder Rebell. Wer ihren Special-Intereſſen günſtig erſcheint, wird unterſtützt, gleichviel, ob Rebell oder Regierung. Mit Proclamation dieſer merkantilen Räuberhauptmanns-Politik ſchloß das diesjährige engliſche Parlament, nachdem es über fünfzig Jahre von Palmerſton geſchult und erzogen ward.

Es giebt immer noch Bewunderer dieſer Politik im Auslande. „Sie iſt pfiffig und vortheilhaft," ſagen ſie; „was helfen Recht und Ehrlichkeit, wenn ſie nichts einbringen?"

Dieſe Merkurialiſten wiſſen immer noch nicht, daß Ehrlichkeit die beſte Politik iſt und auch die einträglichſte. Können Noth und Verlegenheit und Ausbeutung des Volks größer ſein, als in England *in Folge* dieſer Palmerſton'ſchen Politik?

Um bei China zu bleiben, was *nutzten* die drei Kriege? Welchen Vortheil ſtellt der vierte in Ausſicht? Sehen wir's uns in einem andern Artikel einmal genauer an.

Nord-Amerika.

Die heutigen Yankees und die Engländer.

Krieg und Kriegführung.

Anthony Trollope, Verfaſſer von „Weſt-Indien," „Doctor Thorne" u. ſ. w., ein Sohn der ihrer Zeit gefeierten Schriftſtellerin Mrs. Trollope, hat ein Buch über Nord-Amerika geſchrieben,* davon uns gegenwärtig das erſte Bändchen in der Ueberſetzung vorliegt.** Der Sohn ſcheint das Temperament und Talent der Mutter geerbt zu haben: der Touriſtin und der Schriftſtellerin Lebenserfahrung, Menſchenkenntniß, ſcharfe Beobachtungsgabe und eine leichte, fließende Darſtellung ſind ebenſo wenig zu verkennen, als der andere Umſtand, daß der Schriftſteller, wie ſeine Mutter in früherer Zeit, Touriſt von Fach iſt, welcher reiſt, um Bücher zu ſchreiben. „Es war immer der Wunſch meines literariſchen Lebens, beginnt gleich das erſte Kapitel, ein Buch über die Vereinigten Staaten zu ſchreiben." — Gewiß naiv und offenherzig. — „Ich hatte mich entſchloſſen, zu dieſem Zwecke das Land zu beſuchen, ehe die Unruhen dort begonnen. Ich ließ mich auch durch das Zerfallen der Staaten und durch den Ausbruch des Bürgerkrieges von meinem Vorſatze nicht abbringen; aber abſichtlich hatte ich dieſe Zeit weder zu meiner Reiſe, noch zu meinem Buche gewählt. Dies muß ich erwähnen, damit man nicht vermuthe, ich hätte mir die beſondere Aufgabe geſtellt, einen Bericht über den bisherigen Verlauf des Kampfes zu ſchreiben. Ich will nur die gegenwärtigen ſocialen und politiſchen Zuſtände jenes Landes nach den beſten Kräften ſchildern."

Dieſes erſte Kapitel, die Einleitung, enthält eine Menge feiner Bemerkungen über Reiſeſchriftſtellerei und Schilderungsweiſe fremder Länder, welche uns von dem Charakter des Schriftſtellers und ſeiner Unparteilichkeit eine gute Meinung beibringen. Manche unſerer literariſchen Touriſten, die auf Witz und Pikanterie reiſen, und nicht geiſtreich genug ſein zu können glauben, wenn ſie nicht fortwährend den noblen Blasé-Roué ſpielen und ihren Witz auf Koſten von Reiſegefährten, fremden Stätten und Ländern glänzen laſſen, können von dieſem Engländer etwas lernen, der überall, ſelbſt den impertinenteſten Erſcheinungen gegenüber, die liebenswürdigſte Humanität walten läßt und jene Wichtigthuerei gar nicht kennt, die ſo vielen Reiſeſchriftſtellern, namentlich ſeinen Landsleuten, zum bon ton zu gehören ſcheint.

Die Amerikaner ſind oft und vielmal geſchildert worden, von Freunden und Feinden, von Bewunderern und Verächtern, von Monarchiſten und Demokraten, von Engländern, Franzoſen (wir erinnern an Tocqueville) und Deutſchen — im Ganzen kann man ſagen, daß die von ſo vielen verſchiedenen Standpunkten aus aufgenommenen Porträts ſich in der Hauptſache ähnlich ſehen. Herrn Trollope's Standpunkt iſt der einer freundſchaftlichen Vermittlung zwiſchen den beiden blutverwandten Völkern, die ſich jetzt ſo feindlich gegenüberſtehen. Wir finden in dem Eingange recht intereſſante Mittheilungen über die Stimmungen in England, die ſich beim Ausbruche des Krieges in Amerika herausbildeten, und über die Standpunkte, die man dabei einnahm — er findet es Unrecht, wenn man den Nordſtaaten zugemuthet habe, die Seceſſion der Südſtaaten als etwas Selbſtverſtändliches zuzugeben, und ſucht ſeinen Landsleuten den eigentlichen Sachverhalt in Amerika deutlich zu machen. Seit jener Zeit, ſo kurz ſie auch iſt, hat ſich indeß ungeheuer viel geändert.

Wir entnehmen dem Buche eine allgemeine Schilderung der Amerikaner im Gegenſatze gegen die Engländer, die gewiß auf ſcharfer Beobachtung beruht.

„Ein Amerikaner, wenn er ſich auch kleidet wie ein Engländer, Roaſtbeef mit einer ſilbernen Gabel, oder gelegentlich mit einem Stahlmeſſer ißt wie ein Engländer, gleicht doch dem Engländer nicht im Geiſte, in den Beſtrebungen, in den Meinungen, in den politiſchen Anſichten. Er iſt geiſtig gewandter, allgemeiner intelligent, kenntnißreicher, unduldſamer gegen Dummheit und Unwiſſenheit in Andern, härter, ſchlauer, äußerlich polirter wie Stahl, als ein Engländer, aber auch zerbrechlicher, weniger ausdauernd, unfügſamer und weniger eindrucksfähig (?). Der Engländer beſitzt mehr Phantaſie, der Amerikaner mehr geiſtige Schärfe. Der Amerikaner iſt ein guter Beobachter, aber er beobachtet mehr materielle Dinge, als ſociale und maleriſche. Er ſpekulirt immer und ewig, aber all' ſein Spekuliren, ſelbſt das philoſophiſche, iſt mehr oder minder materiell. In ſeinen Beſtrebungen iſt der Amerikaner beſtändiger, als der Engländer, oder er ſtrebt vielmehr beſtändig nach etwas. Jeder Bürger der Vereinigten Staaten beabſichtigt etwas.

„Jeder hält ſich irgend einer Anſtrengung für fähig; aber er beſchränkt ſich in ſeinen Beſtrebungen mehr, als der Engländer. Der ehrgeizige Amerikaner ſchwingt ſich nicht ſo hoch, wie der ehrgeizige Engländer. Er ſteht nicht einmal zu einer ſo großen Höhe hinauf, und wenn er ſich etwas über die große Menge erhoben hat, ergreift ihn der Schwindel. Ein irgendwie hoch ſtehender Amerikaner, der freilich immer ſein Hochſtehen geltend zu machen ſucht, fürchtet ſtets zu fallen. (Sehr natürlich!) Im Geſchmacke ahmt der Amerikaner den Franzoſen nach, und wer will ſagen, daran thue er nicht recht, wenn er ſieht, daß die Franzoſen in Allem, was Zeichnen und Luxus betrifft, den erſten Rang einnehmen? Ich kann nicht ſagen, daß der Amerikaner daran Unrecht thue, aber ich denke es doch. Ich haſſe den franzöſiſchen Geſchmack; freilich iſt darin die ganze Welt gegen mich."....

Herr Trollope will ſagen, er zieht den Comfort dem Luxus ohne Comfort vor.

„Der franzöſiſche Geſchmack zeigt ſich in Amerika (wie in der Möblirung der Häuſer) auch in der Converſation, in dem Comfort und im Gegentheile davon, im Eſſen, in der Kleidung, in den Manieren, und er wird ſich auch in der Kunſt zeigen. Manche ſagen, daſſelbe gelte auch von England, ich glaube es nicht, ich hoffe ſehr, daß es nicht ſo iſt.

„Von allen Unterſchieden aber zwiſchen einem Engländer und einem Amerikaner iſt der ſtärkſte und weſentlichſte der in der Politik...... Amerikaner und Engländer ſind beide Republikaner. Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Englands ſind wahrſcheinlich die beiden reinſt

* Nord-Amerika, von Anthony Trollope. Deutſch von Diezmann. Erſter Band. Leipzig. Bernhard Tauchnitz. 1862.

** Autoriſirte Ausgabe, Leipzig. Tauchnitz, 1862.

Digitized by Google

republikaniſchen Regierungen in der Welt. Ich ſage natürlich damit nicht, die Regierungen wären reiner als andere, ſondern die Syſteme ſind abſoluter republikaniſch. Und dennoch können Menſchen in der Politik nicht weiter auseinander gehen, als der Engländer und der Amerikaner. Der Amerikaner unſerer Tage macht den Stimmkaſten jedem Bürger zugänglich und bleibt dabei ſtehen. Es iſt die Pflicht eines amerikaniſchen Bürgers, ſeine Stimme abzugeben, und wenn er dies gethan, braucht er ſich nicht weiter zu bemühen, bis die Zeit des Abſtimmens wieder kommt.

„Der Kandidat, für welchen er ſtimmt, repräſentirt ſeinen Willen, wenn er mit der Majorität geſtimmt hat, und in dieſem Falle hat er kein Recht, weiteren Einfluß zu ſuchen. Hat er mit der Minorität geſtimmt, ſo darf er gar keinen Einfluß ſuchen. In beiden Fällen hat er das Seinige in der Politik gethan, und er kann ſeinen Geſchäften nachgehen, bis im nächſten Jahre, in zwei oder in vier Jahren die Reihe wiederkommt. Der Engländer dagegen braucht nicht zu ſtimmen und iſt in keiner Weiſe geneigt, ausſchießlich auf die Stimmenden und das Abſtimmen ſich zu verlaſſen. So weit es durch das Abſtimmen möglich iſt, will er die Geſinnung des Landes erfahren, aber er glaubt nicht, daß dieſe Geſinnung deutlicher durch allgemeines Stimmen herauskomme. Er meint, Vermögen von 1000 Pfund zeige mehr von dieſer Geſinnung als ein Vermögen von 100, aber deshalb will er nicht etwa das Stimmrecht an das Vermögen binden. Er meint, der Gebildete könne mehr von dieſer Geſinnung zeigen, als der Ungebildete, aber er will deshalb das Stimmrecht nicht von Kenntniſſen abhängig machen. Er zieht es vor, daß eben dieſe ſeine Meinungen ſich ſelbſt heraushelfen und durch ihr inneres Gewicht wirken. Auch beſchränkt er ſich bei ſeinem Beſtreben, die Geſinnung des Landes zu erfahren, nicht auf die Abſtimmung. Er nimmt ſie überall, wo er ſie findet, nimmt ſie für das, was ſie werth iſt — vielleicht auch für mehr, und ſchweißt ſie zuſammen zum rieſigen Hebel, durch welchen die politiſche Action des Landes bewegt wird. — Jedermann in Großbritanien, er mag das Stimmrecht beſitzen oder nicht, kann das, was bei der Stimmabgabe die Hauptſache iſt, jeden Tag ſeines Lebens thun, dadurch, daß er ſeine Meinung ausſpricht. Bis jetzt iſt die öffentliche Meinung in Amerika gleich Null geweſen, bis ſie ſich durch Abſtimmung kund gegeben hatte. In England dagegen iſt die öffentliche Meinung Alles, die Abſtimmungen und die Wahlen mögen ſein, wie ſie wollen. Wenn das Volk etwas bedarf, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß es daſſelbe erhält. Das Volk muß es nur wirklich bedürfen, wie es die Katholiken-Emancipation, die Reform, die Aufhebung der Getraide-Geſetze bedurfte, und wenn es Krieg bedürfte, ſobald bewieſen iſt, daß daß Land beleidigt wurde.

„Wenn ich, wie ich es gethan, von amerikaniſchem Geſchmacke und amerikaniſcher Politik rede, ſo muß ich auf eine beſondere Klaſſe von Amerikanern hindeuten, die man in New-York häufiger als anderswo findet, die gebildet ſind, meiſt Reiſen machten, faſt immer angenehm genannt werden müſſen, in Hinſicht auf Politik aber mir wenigſtens die widerwärtigſten Leute ſind. In ihrem Geſchmacke ſind ſie es mir auch; aber das iſt etwas Kleines, und da ſie ebenſo gut Recht haben können, als ich, ſo ſage ich nichts gegen ihren Geſchmack. In der Politik dagegen ſcheinen ſie mir in den bitterſten, vielleicht in den gemeinſten Irrthum gerathen zu ſein. Von dem Manne aber, welcher ſein Leben mit gemeinen politiſchen Ideen anfängt, die er mit der Muttermilch in ſich geſogen hat, iſt nichts zu hoffen. Die Schuld tragen freilich mehr ſeine Vorfahren, als er ſelbſt. Wer aber kann von dem etwas hoffen, welcher durch Geburt und Glück in den Strom freier, politiſcher Thätigkeit gekommen iſt, und ſich dennoch in den Sumpf des allgemeinen politiſchen Servilismus treiben läßt? Solcher Amerikaner giebt es ſehr viele. Sie nennen ſich Republikaner, ſpotten über die Idee einer beſchränkten Monarchie und erklären, es gebe *keine ſo ſichere, ſo für alle Menſchen gleiche, ſo rein demokratiſche Republik, als die eben jetzt — in Frankreich beſtehende.* Unter dem franzöſiſchen Kaiſer meinen ſie, wären Alle gleich. Es gebe keine Ariſtokratie, keine Oligarchie, kein Verdecken der Kleinen durch die Großen. Nur Ein Oberer ſei geſtattet, Einer auf Erden, wie Ein Höherer im Himmel auch ſei. Unter ihm ſei Alles gleich und — wenn es nicht verhindert werde — frei. Er verſtehe, zu herrſchen und die Nation, welche ihm dies Vorrecht übertragen, könne ſicher ihren Weg gehen, könne eſſen, trinken und guter Dinge ſein. Wenn wenig Menſchen hoch ſteigen könnten, könnten auch nur Wenige fallen. In jenem Staate ſei das einzig Wünſchenswerthe, die politiſche Gleichheit Aller, erlangt. Das iſt der moderne Glaube vieler Republikaner in den Vereinigten Staaten.

„Ich für meinen Theil halte einen ſolchen Zuſtand für den niedrigſten, zu welchem ein Menſch herabſteigen kann. Er bedeutet ein ſtillſchweigendes Aufgeben des Kampfes um politiſche Wahrheit und politiſches Wohl, um nur Brod und Fleiſch einige Jahre lang in Frieden verzehren zu können......

„Und doch findet man viele Amerikaner, die ſich in eine ſolche Theorie haben hineintreiben laſſen. Sie fangen an als republikaniſche Bürger; aber auf ihren Reiſen und in ihren Studien, wie in ihrem luxuriöſen Leben lernten ſie das *Bummlerweſen* ihrer Landes-Politik verachten.

„Es ſoll Alles zart, fein und bequem ſein, ſo republikaniſch wie man will, aber ſo ruhig und anſtändig als möglich. Der Präſident iſt auf vier Jahre gewählt. Warum ſollte man ihn nicht auf acht, auf zwölf Jahre, warum nicht lebenslänglich ernennen? warum nicht für alle Zeit, wenn es möglich wäre, Einen zu finden, der immer lebt? Zu einer ſolchen Anſchauungsweiſe kommen die Amerikaner, wenn ihnen in der europäiſchen Politur das Syſtem ihrer Wahlen widerwärtig und verhaßt geworden iſt.

„Haben Sie eine von unſern großen Anſtalten geſehen?" Dieſe Frage legt man jedem Engländer vor, der nach New-York kommt, und der Engländer, der ſagen will, er ſei in New-York geweſen, ſollte allerdings mehrere beſuchen. Ich beſuchte Schulen, Hoſpitäler, Irrenhäuſer, Taubſtummen-Anſtalten, Waſſerleitungen, hiſtoriſche Geſellſchaften, Telegraphen-Aemter und Handelshäuſer......

„In allen ſolchen Dingen ſteht New-York groß da. Ueberall in den Staaten wendet man der leidenden Menſchheit alle Aufmerkſamkeit zu, welche ſie nur irgend in Anſpruch nehmen kann: aber das tägliche Rühmen der „herrlichen Anſtalten" reizt den Engländer ſtets zum Lachen. Dieſe Worte ſind wahrhaft lächerlich geworden, ſo daß es jedenfalls für die Nation beſſer wäre, wenn ſie das Wort „Anſtalten," institutions ſagen ſie, aus dem Wörterbuche ſtrichen. In dieſem Punkte prahlt die Nation allerdings, wenn ich auch gern anerkenne, daß ſie gethan hat, was rühmenswerth iſt. Die Vorrichtungen, New-York mit Waſſer zu verſorgen, ſind großartig. Die Abzüge in dem neuen Theile der Stadt muß man vortrefflich nennen. Die Hoſpitäler ſind wahrhaft verlockend. Die Irren-Anſtalt, die ich beſuchte, war vollkommen, obgleich ich dem dirigirenden Arzte mich nicht verpflichtet fühle, weil er mich zu den ſchlimmſten Patienten führte, da ſie Landsleute von mir wären. — „Eine engliſche Dame, Herr Trollope. Ich werde ſie Ihnen vorſtellen. Faſt hoffnungslos. Zwei alte Weiber. Sie waren fünfzig Jahr hier. Engländerinnen ſind ſie. Dann noch ein Engländer, Herr Trollope! Ein ſehr intereſſanter Fall, vollſtändige Trunkſucht."

Herr Trollope kommt auch auf den bereits damals ausgebrochenen Krieg zu ſprechen — auf Verhältniſſe, die noch kein Jahr alt ſind. Wie hat ſich ſeitdem aber Alles verändert? — Damals war noch Alles, trotz der Schlappe von Bull's Run, voller Siegesträume, und Alles ſchwärmte für Fremont, von dem die öffentliche Meinung Wunderdinge erwartete. Herr Trollope giebt uns über dieſe Zuſtände, über Fremont's Kammando, über ſein Verfahren hinſichtlich der Sklavenfrage, über die ſchwierige Stellung der Waſhingtoner Regierung dieſem Volks- und Soldaten-Lieblinge gegenüber, wie über ſeine ſchließliche Abberufung, ſehr werthvolle Mittheilungen; namentlich ſind aber ſeine Schilderungen der augenblicklichen Situationen und Volksſtimmungen werthvoll und intereſſant.

„In dieſer Zeit (als Fremont abberufen wurde) hoffte und erwartete der Norden einen Sieg am Potomac, aber nicht mehr mit der Ungeduld, welche im Sommer zu der Schmach bei Bull's Run geführt hatte. Man hatte eingeſehen, daß die Truppen vorher equipirt und eingeübt werden müßten; man hatte ſogar das noch Wichtigere eingeſehen, daß die Feinde weder ſchwach noch feig, noch ſchlecht geführt waren. Ich bin immer der Meinung geweſen, daß der Ton und die Art, wie der Norden die Niederlage bei Bull's Run ertragen, Achtung verdienten. Sie wurde nie geleugnet, nie wegdemonſtrirt, nie für unbedeutend ausgegeben. „Wir haben Schläge bekommen," ſagten Alle im Norden. „Wir haben ungeheure Schläge bekommen, und nun ſtehen wir da." Ich habe manchen Engländer darüber klagen und bemerken hören, man behandle die Sache beinahe wie einen Spaß, man fühle die Schande nicht, und die Niederlage werde von einem Volke anerkannt, das eine Niederlage nie habe zugeſtehen dürfen. Dagegen erkläre ich mich. Die einzige Möglichkeit für ſie, ſchnell zu Erfolgen zu kommen, lag darin, daß ſie die Wahrheit ſahen und erkannten. Hätten ſie die Niederlage verkannt und dann die Hände in den Schoß gelegt, hätten ſie es gemacht wie mittelmäßige Schuljungen, welche die Schläge hinnehmen und ſich freuen, daß ſie überſtanden ſind, dann würden ſie allerdings Tadel verdient haben."

Herr Trollope ſteht mit ſeinen Sympathien auf der Seite der Nordländer und hegt Hoffnungen (damals) für die nächſte Zukunft, die ſich bis heute noch nicht verwirklicht haben.

Digitized by Google

Ueberhaupt iſt es mit der amerikaniſchen Kriegführung ein eigenes Ding, und ſie verdient wohl, daß man ſie genauer in's Auge faßt und einige Punkte recht ernſthaft erwägt, die für Europa ernſte Lehren enthalten. Es iſt immer eine peinliche Sache, auf gewiſſe Lieblings-Vorſtellungen der Zeit, die eine weite Verbreitung und ſtarken Einfluß auf die Geiſter gewonnen haben, einen Dämpfer zu ſetzen; man kommt dazu nur zu leicht in den Verdacht, ein Feind des Fortſchritts und der Freiheit zu ſein; indeſſen muß man ſich nicht abhalten laſſen, ſelbſt da die Wahrheit zu ſagen, wo ſie unangenehm berühren könnte. Will man aufrichtig ſein, ſo muß man ſagen, das Unglück, welches die Unioniſten ſo hartnäckig verfolgt, rührt von den grundfalſchen Vorſtellungen her, welche ſie vom Weſen des Soldatenthums und Kriegführens hatten, und Europa mag ſich hüten, die Idee vom Volksheer, wie ſie ſich unter dem Einfluſſe des amerikaniſchen Demokratismus gebildet hat, bis zu jenem Extrem zu entwickeln, das den Yankees ſo verhängnißvoll geworden iſt. Amerika zahlt jetzt das Lehrgeld; die Verhältniſſe ſind ſtärker, als die ſchönen Vorſtellungen von republikaniſcher Kriegertugend; wir ſehen, wie reißend ſchnell ſich der Berufsſoldat und das disziplinirte Kommisheer entwickelt.

Die nördlichen Unioniſten gingen mit all' der Begeiſterung, dem Eifer, dem Uebermuthe in den Kampf, der Leuten eigen iſt, welche ſich noch nicht die Finger verbrannt haben. Bei dem ungemeſſenen Selbſtvertrauen, bei dem blinden Drauflosgehen, das an dem Yankee ſo charakteriſtiſch hervortritt, wäre es ein Wunder geweſen, wenn er anders gehandelt hätte. Mag es Leute gegeben haben, die aus Patriotismus, aus Haß und Fanatismus die Waffen ergriffen, ſo war es doch gewiß andererſeits für viele eine Emotion, ein Jux, eine intereſſante Gelegenheit, Aufſehen zu machen und ſoldatiſch zu radotiren. Wenn man amerikaniſche Blätter lieſt, ſo ſieht man, daß ſich der Soldatengeiſt des ganzen Volkes bemächtigt hat, daß der Soldat Mode geworden, und daß man ſich ſchon ſchmeichelte, der ganzen Welt auf fabelhafte Weiſe zu imponiren; ſo etwas ſoll noch gar nicht dageweſen ſein.

Selbſt ganz vernünftige Blätter, in denen die Elite der Nation ſchreibt (z. B. das Atlantic Monthly von Boston), faſelten auf ganz unverantwortliche Weiſe, und wußten ſich nicht genug darauf zu Gute zu thun, daß die Union mehr Soldaten auf die Beine gebracht, als *alle Heere Napoleon's und ſeiner Gegner* im Anfange dieſes Jahrhunderts zuſammen enthalten, und daß die Schulden, die ſie zu dieſem Ende contrahire, für ein Land, wie Amerika, gar nicht in Betracht kämen.

Solche Aeußerungen im echten Yankee-Geſchmacke — und wie viele Tauſend andere noch — beweiſen am beſten, wie frivol man in den Krieg zog, von deſſen Leiden man keinen Begriff hatte und wohl auch nicht haben konnte. Trotzdem hatten die guten Amerikaner eine dunkle Ahnung ihrer Schwäche — wozu dieſe ungeheure Kopfſtärke ihrer Heere? — Es mag ſein, daß der Yankeegeiſt, welcher Alles gleich in's Koloſſale treibt, hier mit im Spiele iſt — andererſeits wird man aber nicht leugnen können, daß man von dem Geſichtspunkte ausging, die Qualität durch die Quantität zu erſetzen. Dieſes Prinzip hat ſich aber nicht bewährt, und iſt wahrſcheinlich eine der Haupturſachen ſo vieler Demüthigungen. Was die Union früher an disziplinirter Kriegsmannſchaft beſaß, iſt nicht der Rede werth; daß es beim Ausbruche des Krieges an tüchtigen Offizieren, an geübten Soldaten, an Waffen, an Munition fehlte, iſt ſehr begreiflich und kann keinen Gegenſtand des Vorwurfs oder Tadels bilden, aber daß man gleich ſo ungeheure Menſchenmaſſen in's Feld ſchickte, ohne Mittel und Kräfte zu haben, die regelmäßige Feldpflege (um es kurz zu ſagen) derſelben zu bewerkſtelligen, das iſt ein Fehler, der die ernſteſten Folgen gehabt hat. Die Zeiten ſind vorüber, wo Herren und Damen in's Lager fuhren, um die von der Journaliſtik mit Eifer geforderte Schlacht wie zum Spaße mit anzuſehen; die Zeiten ſind vorüber, wo ſich die Freiwilligen zu Tauſenden zu den Waffen drängten; die letzten unglücklichen Gefechte um Richmond haben die Stimmung ſo weit herabgedrückt, daß man — an Conſcription denkt. Alles dieſes aber iſt natürlich genug und giebt keinen Grund ab, von den Amerikanern geringſchätzig zu denken; es beweiſt nur, daß die Meinung derjenigen falſch geweſen iſt, welche in ihrem Enthuſiasmus ſo weit gingen, zu erwarten, daß die demokratiſche Republik Wunderdinge leiſten und von den allgemeinen Geſetzen der Menſchlichkeit ausgenommen ſein werde.

Einen guten Eindruck macht es auf uns, daß der ganz unparteiiſche Engländer unſere deutſchen Stammgenoſſen mit ſo großem Lobe erwähnt.

„Wir fanden ein vollſtändiges Regiment, das ganz aus Deutſchen beſtand. Tauſend kräftige, deutſche Männer waren in dem Staate (Wiskonſin — die Scene iſt in Milwaukee) zuſammen und in ein Regiment gebracht worden, und ich hörte von einem dort anweſenden Offizier, daß in mehreren andern Wiskonſin-Regimentern viele Deutſche wären. Allerdings iſt, wie hier gleich bemerkt werden mag, die Zahl der Deutſchen in den weſtlichen Staaten ſehr groß. Ihre Zahl und ihr gutes Ausſehen ſetzten mich in Erſtaunen. Daß ſie einen großen Theil der Bevölkerung von New-York ausmachen, ſo daß das deutſche Viertel von New-York die drittgrößte deutſche Stadt in der Welt iſt, habe ich längſt gewußt, aber von ihrer ſo großen Verbreitung nach Weſten hatte ich keine Ahnung. In Detroit hatte faſt jeder dritte Laden einen deutſchen Namen, und dieſelbe Bemerkung kann man in Milwaukee machen. Von allen Seiten hörte ich ihre Sittlichkeit, ihr Vorwärtskommen und die Liebe zu ihrem neuen Vaterlande rühmen. Immer und immer hielt man mir vor, wie weit ſie die Irländer überträfen. Mir iſt nun ein Irländer in jedem Theile der Welt lieb und werth. Wenn man ihn gut behandelt, wird er ein höchſt liebenswürdiger Menſch. Aber mit all' meinem Urtheile zu Gunſten des Irländers und mit all' meiner Vorliebe für ihn, muß ich treu berichten, was ich von den Deutſchen ſah und hörte."

Weiterhin ſchildert der Verfaſſer die wahrhaft bedauernswerthe Lage, in welcher dieſe neugebildeten Regimenter, die noch ohne Waffen, Ausrüſtung und genügende Kleidung unter Zelten lagen, ſich beim Beginne des harten Winters befanden. Dagegen war die Koſt reichlich und gut.

Beim Fort Snelling am Miſſiſſippi ſah der Reiſende den Drill-Exercitien der Minneſota-Rekruten zu.

„Sie waren in Haufen von Zwanzig getheilt, und ſahen plump genug bei ihrem Gänſemarſche aus. Am meiſten fiel mir bei dem Zuſehen die Verſchiedenheit des Standes der Leute auf. Es gab da junge Burſche vom Lande, friſch von der Farm, aber auch Männer im ſchwarzen Frack und ſchwarzen Beinkleidern, mit feinen Stiefeln und wohlgepflegtem Barte, manche mit einem Barte, der bereits nicht mehr jung war.

„Es war ein außerordentlich betrübender Anblick, ſolche Männer unter dem Kommando eines Korporals hin und her marſchieren, allerlei Wendungen machen und einen Stock in der Hand ſtatt des Gewehres handhaben zu ſehen. Selbſtverſtändlich waren ſie noch ungeſchickter, als die jungen Burſche, ſelbſt wenn ſie ſich doppelt ſo viel Mühe gaben, als jene. Selbſtverſtändlich waren ſie auch nicht heiter und zufrieden, manche ſahen ſogar ſehr elend aus, und man merkte es ihnen recht wohl an, daß ihnen das Herz brechen wollte. Sie ſollten eigentlich nicht hier ſein, nicht Stöcke handhaben, und ihre Beine nicht in ungewohnter Weiſe krampfhaft Schritte machen laſſen. Sie waren wie die Raſirmeſſer, für die ſich keine beſſere Verwendung findet, als Holz zu ſchneiden; das Holz wird damit meiſt nicht geſchnitten, das Meſſer aber gewiß verdorben. Höchſt ungeeignet für den Anfang eines Soldatenlebens waren einige von denen, die ich da ſah, aber ich zweifle nicht, daß ſie durch den Glauben hergebracht wurden, ſie thäten Etwas für das Vaterland in Noth."

In welchem Maße das Kriegsfieber damals im Norden wüthete, davon mögen einige kleine Daten gegeben werden. Jeder Staat, Indiana, Maſſachuſſetts, Illinois — wo der Verfaſſer des Buches nur hinkam, rühmte ſich in Bezug auf den Krieg, der erſte Staat in der Union zu ſein. Die Leute in Illinois nannten mit echter Yankee-Emphaſe ihr Land „das *Kriegsneſt des Weſtens.*" „Der Staat hat eine Bevölkerung von 1,700,000 und dagegen die Verpflichtung übernommen, ſechzig Regimenter Freiwillige, zu 1000 Mann ein jedes, zu ſtellen. Und dieſe Regimenter ſind, wenn ſie geliefert werden, in der That vollzählig, ſie enthalten wirklich 1000 Mann an dem Tage, an welchem ſie ausmarſchiren. Nach der oben angegebenen Seelenzahl beſitzt der Staat 420,000 arbeitsfähige Männer, wenn alſo 60,000 davon in den Krieg geſchickt werden, giebt der Staat, der ein faſt rein Ackerbau treibender iſt, mehr als 1 Mann von 8. Als ich in Illinois war, hatte man bereits über vierzig Regimenter abgeſandt — ſechsundvierzig, wenn ich nicht irre — und daß die noch fehlenden geſtellt würden, unterlag keinem Zweifel. Aus dem nächſten Staate Indiana mit 1,350,000 Einwohnern, alſo mit weniger als 350,000 arbeitsfähigen Männern, waren bereits ſechsunddreißig Regimenter abgegangen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Patriotismus im Weſten und Norden geweckt worden iſt, und daß dieſes Gefühl Männer in die Reihen trieb, für welche Krieg und Soldatenleben, Lager und 15 Dollars monatlich keine Anziehungskraft geübt haben würden. Es kam ſo weit, daß junge Männer ſich ſchämten, nicht zur Armee zu gehen. Dieſes Gefühl erzeugte natürlich Zwang und in dieſer Weiſe war die Bewegung eine tyranniſche. Es giebt ja kaum etwas tyranniſcheres, als ein ſtarkes Volksgefühl in einem demokratiſchen Volke. Während der Werbezeit machte ſich dieſe Tyrannei in hohem Grade geltend. Aber ſchon die Exiſtenz einer ſolchen Tyrannei zeugt für die Leidenſchaft und den Patriotismus des Volkes. Sie überwand ſogar die Geldliebe, die Kinderliebe und die Vorliebe für den Fortſchritt. Weiber mit ihren Kindern,

Digitized by Google

einzig und allein auf die Arbeit ihrer Männer hingewieſen waren, wünſchten ſelbſt, daß ihre Männer mit in den Krieg ziehen möchten. Es galt für eine Schande, nichts für den Krieg zu thun, — nicht einen Vater, Bruder oder Sohn dort zu haben — nicht Vorträge und Predigten für den Krieg zu halten, oder für denſelben zu ſchreiben, kurz, kein Opfer zu bringen, kein beſonderes Intereſſe daran zu nehmen. Auf Einen Blick ſieht man dieſe Tyrannei von alledem in einem ſolchen Lande, wie die Staaten ſind. Man kann ſich denken, wie ſchnell ſich üble Reden über einen Mann verbreiten, der in ſolcher Zeit ruhig zu bleiben vorzog. Man ſchaudert über den gänzlichen Mangel an echter Freiheit, den eine ſolche Leidenſchaft in einem demokratiſchen Lande verbreiten muß. Der aber, welcher Alles geſehen hat, muß anerkennen, daß dieſe Leidenſchaft exiſtirt. Dollars, Kinder, Fortſchritt, Erziehung und politiſche Rivalität, Alles trat vor dem ſtarken Nationalwunſche zurück, Diejenigen zu züchtigen und zu zerdrücken, welche gegen die Autorität der „Streifen und Sterne" ſich aufgelehnt hatten."

Italien.

Erinnerungen an Cavour.

II.

Der Tod des Premier-Miniſters.

Nächſt den Reden des Verſtorbenen erſcheint bei Hetzel in Paris eine Biographie des berühmten Staatsmannes.* Der Verfaſſer, Herr William de la Rive, ein Freund und Verwandter Cavour's, entlehnt dem Tagebuche der Gräfin Alfieri, einer Nichte des Grafen, „die ihren Oheim mit dem vollem Enthuſiasmus einer Italiänerin bewunderte, mit der Zärtlichkeit einer Tochter liebte," nachſtehende Schilderung über die letzte Krankheit des Grafen, die Italien ſeines feurigſten Patrioten und ſchärfſten Verſtandes berauben ſollte.

„Mittwoch am 29. Mai, nach einer langen und ſtürmiſchen Parlaments-Debatte über die italiäniſchen Freiſchärler, kam mein Onkel niedergeſchlagen, ermattet und beſorgt nach Hauſe. Er ruhte ſich einige Augenblicke aus und ſagte zu ſeinem Bedienten, der ihm, als er ihn in einem ſolchen Zuſtande erblickte, angerathen hatte, einige Tage Urlaub zu nehmen: „Ich bin ſchachmatt, aber trotzdem muß geſchafft werden, das Land bedarf meiner. Vielleicht werde ich mich im Sommer bei meinen Freunden in der Schweiz etwas erholen können." Darauf ſetzte er ſich ſeiner Gewohnheit gemäß mit ſeinem Bruder und ſeinem Neffen zu Tiſch, aß ziemlich guten Appetits, ſprach von der Tages-Debatte, von Familien-Angelegenheiten ꝛc. und forderte unter Anderm meinen Vater dringend auf, das Schloß von Santena reſtauriren zu laſſen. „Da will ich mich eines Tages ausruhen," fügte er hinzu, „von den Meinigen umgeben."

Nach dem Eſſen zündete er auf dem Balcon ſeine Cigarre an, aber ein leiſer, unbehaglicher Schauer, der ihn durchrieſelte, veranlaßte ihn, in das Wohnzimmer zurückzutreten. Bald darauf begab er ſich in ſeine Gemächer, um ſein gewöhnliches Mittagsſchläfchen zu halten. Er ſchlief ungefähr eine Stunde; das Erwachen war peinlich, heftiges Erbrechen folgte einem unbeſchreiblichen Uebelſein und bewog ihn, ſich zu Bett zu legen. Er verabſchiedete ſeinen Bedienten, der ſich nicht ohne Bedenken und Beſorgniß zurückzog. Gegen Mitternacht hörte dieſer Diener, der ein Zimmer gerade unter dem meines Onkels inne hatte, ein ungewohntes Geräuſch; er horchte auf und gewahrte, daß ſein Herr unruhig im Zimmer auf und abging. Er wagte nicht heraufzugehen, denn ſeit einigen Wochen arbeitete mein Onkel einen großen Theil der Nacht hindurch, oder ging in ſeiner Studierſtube heftig auf und nieder und ſprach laut mit ſich ſelbſt. Aber ein heftiger Zug an der Klingel ſchreckte den Diener bald aus ſeiner Beſtürzung auf, er eilte herbei und fand ſeinen Herrn, mit zerſtörten Geſichtszügen, am Fuße des Bettes, in furchtbaren Schmerzen.

„Ich leide wieder," ſprach der Graf, „an einer meiner gewöhnlichen Unpäßlichkeiten und befürchte einen Schlaganfall. Holen Sie mir einen Arzt!"

Man lief zum Doktor Roſſi, einem Schüler Tarella's, der zwanzig Jahre hindurch der Freund und Hausarzt der Cavour'ſchen Familie geweſen war. Der Doktor Roſſi, der ſeit Tarella's Tode meinen Onkel in allen Krankheiten gepflegt hatte, verſuchte zuerſt das Erbrechen zu ſtillen, aber da er ſich bald von der Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen überzeugen mußte, verordnete er einen erſten Aderlaß, der dem Kranken ſehr wohl bekam. Acht Uhr Morgens wurde meinem Onkel zum zweiten Mal und fünf Uhr Abends zum dritten Mal zur Ader gelaſſen. Erſt nach dieſer dritten Operation ſah ich meinen Onkel; ich fand ihn in heftigem Fieber, ſo ermattet, ſo aufgeregt und ſo leidend, daß ich nur wenige Augenblicke bei'm Krankenbette verblieb.

Die Nacht, die auf dieſen traurigen Tag folgte, verging ziemlich ruhig, und am Freitag, den 31. Mai, war das Fieber verſchwunden. Trotz der ärztlichen Anempfehlung empfing mein Onkel die Miniſter, hielt Rath mit ihnen beinahe zwei Stunden lang, und arbeitete den übrigen Theil des Morgens hindurch mit Herren Nigra und Artom. Als dieſe das Zimmer verließen, trat ich ein; ich wollte meinem Onkel nur die Hand drücken, aber er hieß mich Platz an ſeinem Bette nehmen und verſicherte mir, daß er ſich vollkommen wieder hergeſtellt fühle, daß er gewiß vierzehn Tage lang krank geblieben wäre, wenn man ihm nicht Tags vorher drei Mal zur Ader gelaſſen, und daß er nicht Muße hätte, ſeine Zeit ſo zu vergeuden; „das Parlament und Italien bedürfen meiner," fügte er hinzu.

Dieſelben Gedanken ſollte er, in der folgenden Zeit, unaufhaltſam, Tag und Nacht, unter tauſend verſchiedenen Formen und Geſtalten wiederholen, in einer Zeit, in der er irreredend alles Geiſtesvermögens beraubt, nur noch von der Liebe für jenes Vaterland beſeelt war, von dem er noch bis in ſeinen letzten Athemzug ſprach. Er behielt mich lange Zeit bei ſich, wir ſprachen von allem Möglichen.

Nachdem ich mich entfernt hatte, ſtellte ſich mein Bruder, der meinen Onkel zur Ruhe zwingen wollte, als Wache auf und ließ Niemand mehr herein. Gegen 11 Uhr zog er ſich, da er den Kranken ruhig fand, zurück; aber kaum war eine Viertelſtunde verfloſſen, ſo wurde er auch ſchon von einem Diener wieder gerufen, der ihm in größter Haſt anzeigte, daß der Graf von außerordentlich heftigem Schauer befallen wäre. Mein Bruder eilte ſofort herbei, und fand meinen Onkel phantaſirend in ſtarkem Fieber. Er verließ ihn nicht mehr. Um fünf Uhr kam der Arzt an, conſtatirte ein Wechſelfieber und verordnete Chinarinde. Man wandte nur ungewöhnliche Linderungsmittel an. Am 1. Juli wurde er noch zweimal zur Ader gelaſſen.

Dieſe beiden Aderläſſe verſchafften meinem Onkel eine ruhigere Nacht, als die vorhergehende, aber er klagte ſich doch noch immer über ſtarken Froſt. Als ich am Sonntag früh in das Hôtel Cavour kam, fand ich die Diener in Thränen und ſehr erſchreckt. „Der Herr Graf iſt verloren," ſagten ſie mir, „der Herr Graf wird nicht wieder geneſen. Der Dr. Roſſi hat ihn fieberfrei gefunden, aber wir, die ihn kennen, wir wiſſen wohl, wie es mit ihm ſteht."

Zitternd trat ich in das Zimmer meines Onkels ein; ich fand ihn blaß, niedergedrückt, vertieft. Er forderte mich auf, ihn allein zu laſſen und am Verfaſſungsfeſte Theil zu nehmen, das gerade zum erſtenmal in ganz Italien gefeiert wurde. Ich ſchlug es aus, er wiederholte ſeine Aufforderung. Da bat ich ihn, bevor ich mich zurückziehen wollte, mir zu geſtatten, ſeinen Puls zu fühlen: der des rechten Armes war ruhig und regelmäßig. Darauf legte ich meine Hand auf ſeine linke Hand und auf ſeinen linken Vorderarm und fand ſie, zu meinem großen Schrecken, kalt wie Marmor. Sie ſollten nicht mehr erwarmen.

Nachdem ich mich entfernt hatte, verabſchiedete mein Onkel meinen Vater und meinen Bruder, verlangte den letzten Band der Thiers'ſchen „Geſchichte des Konſulats und des Kaiſerreichs," und verſuchte zu leſen. Aber bald darauf gab er ihn ſeinem Diener mit den Worten zurück: „Es iſt ſonderbar! ich kann nicht mehr leſen." Darauf befahl er, man ſolle ſein Bett machen. Auf Einwendungen ſeines Dieners ſprang der Graf plötzlich aus dem Bett und ſagte lachend: „Nun, jetzt wirſt Du mir ſchon gehorchen müſſen!" Dieſe ſehr lebhafte Bewegung öffnete den Aderlaß von neuem; vergeblich verſuchte mein Onkel das mit aller Gewalt herausſtürzende Blut aufzuhalten, vergeblich verſuchte es der Diener. Endlich kam der Chirurg, dem es auch gelang, den Blutſturz zu ſtillen.

Wenige Stunden darauf bemächtigte ſich ein heftiges Fieber des Grafen, ſein Athem wurde kurz, ſeine Haut brennend, ſein Kopf ſchwer. Deſſenungeachtet legte er mit einer bewunderungswürdigen Klarheit und Richtigkeit dar, was er bereits für Italien gethan, und was ihm noch zu thun übrig bliebe; ſeine Pläne für die Zukunft und die kühnen Mittel, die er zu ergreifen gedachte, immer die Intereſſen des Landes im Auge behaltend und beſorgt, daß die Nachricht von ſeiner Krankheit vielleicht die Anleihe von 400 Millionen, die der Staat gerade contrahiren wollte, gefährden könnte.

Die folgende Nacht war ſo ſchlecht, daß der Dr. Roſſi am Montag

* Le comte de Cavour. Récits et souvenirs, par William de la Rive.

Digitized by Google

Morgen eine Conſultation vorſchlug. Während nun mein Bruder zum Dr. Maſſoni lief, verſchlimmerte ſich der Zuſtand des Patienten immer mehr. Die Aufregung nahm zu, die Reſpiration wurde kürzer und der Durſt ſo ſtark, daß ſich mein Onkel jeden Augenblick mit kleinen Eisſtückchen oder gefrorenem Selterswaſſer erfriſchen mußte. Plötzlich ſprach er, zum Dr. Roſſi gewandt: „Mein Kopf wird ſchwer und wirre, ich bedarf aber aller meiner Geiſteskräfte, um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln. Laſſen Sie mir noch einmal zur Ader, nur ein Aderlaß kann mich retten.“

Der Arzt gab ſeine Zuſtimmung und ließ den Chirurgen herbeiholen. Aber bei dieſer neuen Inciſion floß das Blut nicht mehr heraus. Dadurch, daß man die Ader ſehr drückte, konnte man endlich zwei oder drei Unzen ſchwarzen geronnenen Blutes herausziehen. Als der Chirurg aufſtand, ſagte er zu mir: „Ich bin ſehr beunruhigt. Die Natur wird ſchon träge. Haben Sie nicht bemerkt, daß die Aderläſſe der erſten Tage noch nicht einmal vernarbt ſind?“

In dieſem Augenblicke meldete man mir den Doctor Maſſoni an, der, als er erfuhr, was vorgegangen, merklich erblaßte.

Wir mußten meinen Onkel auf die Conſultation vorbereiten, er wollte zuerſt davon nichts wiſſen und erklärte, daß er dem Dr. Roſſi volles Vertrauen ſchenke; endlich gab er doch den Bitten meines Vaters und meines Bruders nach und ſagte zu mir: „Laß nur die Aerzte herein, da Du ja auch willſt, daß ich ſie ſehe..... Meine Herren,“ fügte er hinzu, als er ſie eintreten ſah, „heilen Sie mich bald, ich habe Italien auf den Armen, und die Zeit iſt koſtbar. Sonntag muß ich in Bardonnèche ſein, um mit Bixio und einigen Pariſer Freunden die Tunnel-Arbeiten des Mont-Cenis zu beſichtigen. Ich begreife nicht, was das für eine Krankheit iſt, der gewöhnlichen Behandlung widerſteht ſie diesmal. Ich habe in den letzten Tagen viel ausgeſtanden, jetzt geht es beſſer, aber ich kann nicht mehr arbeiten, noch zwei Gedanken aneinanderreihen; ich glaube wohl, in meinem armen Kopfe iſt der Sitz der Krankheit.“

Die Aerzte gaben zur Antwort, ſeine Krankheit ſei ein Wechſelfieber mit Gefahr das Gehirn zu afficiren, die äußerſte Gefahr ſei durch die Aderläſſe bekämpft; jetzt müſſe man um jeden Preis die Rückkehr des Fiebers verhindern, und ſie verſchrieben demnach eine ſtarke Doſis von ſchwefelſaurem Chinin in Löſung, das vor 11 Abends Uhr in drei Malen genommen werden müſſe. Dieſe Arznei mißfiel meinem Onkel, der Pillen verlangte. Als man das flüſſige Chinin brachte, ſtieß er es zurück. Da nahm ich das Glas, reichte es meinem Onkel und bat ihn, mir zu Gefallen die Medizin zu nehmen. „Ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dieſe Arznei,“ ſprach er, „es kommt mir vor, wie Gift, aber ich will Dir nichts abſchlagen.“ Er nahm das Glas aus meinen Händen, leerte es mit einem Zuge und fragte mich, ob ich nun zufrieden wäre? Aber bald erfolgte heftiges Erbrechen und beſtätigte nur zu ſehr ſeinen inſtinktiven Widerwillen.

Abends 9 Uhr meldete man den Prinzen von Carignan an. Da mein Bruder und ich befürchten mußten, daß ein ſolcher Beſuch den Kranken ſehr aufregen würde, gingen wir dem Prinzen entgegen, aber mein Onkel, der die Stimme erkannt hatte, wollte ihn abſolut ſehen, und ſprach mit ihm ungefähr eine Viertelſtunde lang. Als der Prinz ſich verabſchiedete, ſagte er zu uns: „Quälen Sie ſich nicht, mit dem Grafen ſteht es nicht ſo ſchlecht, als Sie ſich's einbilden; er iſt ſtark und kräftig, und wird die Krankheit überſtehen: er hat in der letzten Zeit zu viel gearbeitet, und bedarf der Ruhe und Erholung.“

Im Verlaufe des Abends war mein Onkel ziemlich ruhig, aber um 1 Uhr trat das Fieber mit größerer Heftigkeit, als Tags zuvor, wieder ein; das Phantaſiren, von ſchrecklicher Aufregung begleitet, begann von neuem. Die Aerzte, die in aller Frühe ankamen, verordneten, daß man Senfteige auf ſeine Beine, und auf den Kopf fortwährend mit Eis gefüllte Blaſen lege. Die Senfteige vermochten nicht einmal ſeine Haut zu röthen, und der Patient warf die Blaſen, die man auf ſeine brennende Stirn drückte, beſtändig zurück. „Plagt mich nicht!“ rief er aus, „laßt mich zufrieden.“ Als er ſich einen Augenblick mit ſeinem Diener allein befand, ſprach er zu dieſem: „Martin, wir müſſen uns trennen. Zur gehörigen Zeit wirſt Du mir den Pater Jakob, den Pfarrer von der Madonna-dei-angeli herbeirufen, er hat mir verſprochen, mir in der letzten Stunde beizuſtehen. Und jetzt rufe mir die Herren Caſtelli und Farini, ich muß mit ihnen ſprechen.“

Vergeblich verſuchte er, dem Herrn Caſtelli ſeinen letzten Willen und Wünſche anzuvertrauen. Beſſer gelang es ihm mit Farini, dem er wenigſtens ſagen konnte: „Sie haben mich vor einigen Jahren in einer ähnlichen Krankheit behandelt und haben mich geheilt. Ich ergebe mich Ihnen; conſultiren Sie die Aerzte, verſtändigen Sie ſich mit Ihnen und beſtimmen Sie, was nun noch zu thun iſt.“

Der Doktor Farini beſtand darauf, daß man mit den Eisumſchlägen fortfahre und mein Onkel willigte ein; darauf ließ Herr Farini vor ſeinen Augen ſtärkere Senfteige zubereiten und auflegen, aber mit derſelben Erfolgloſigkeit, wie Tags zuvor. Mein Onkel ſprach während des ganzen Tages von der Anerkennung Italiens durch Frankreich; von einem Schreiben, das Herr Vimercati aus Paris bringen müſſe, und verlangte nachdringlich, Herrn Artom zu ſprechen, mit dem er über wichtige Dinge zu verhandeln habe.

Darauf ging er zur Marine über und ſagte: „Wir brauchen gewiß noch zwanzig Jahre, um eine Flotte zu ſchaffen, die im Stande wäre, unſere Küſten zu ſchützen und zu vertheidigen. Aber wir werden es dahin bringen; alle meine Bemühungen habe ich darauf hingelenkt, und die Verſchmelzung der alten und der neapolitaniſchen Marine iſt auch ſchon vollzogen. Weshalb hat man es nur mit der Landarmee nicht ebenſo gemacht? Vielleicht hätte das unſere Armee mißgeſtimmt. Im Uebrigen werden uns, in gewiſſen Fällen, Garibaldi und ſeine Freiſchärler von unbeſtreitbarem Nutzen ſein. Das Marine-Portefeuille werde ich nun doch wohl abgeben müſſen; ich bin zu ermattet, von Arbeiten zu überhäuft. Ob ſich wohl der General Manabrea willig zeigen würde, mich zu erſetzen? Ich halte ihn für vollkommen befähigt, die italiäniſche Marine zu ſchaffen und zu organiſiren. Das war ein guter Gedanke von mir; nein, nein, er wird mir ſeinen Beiſtand nicht verſagen.“

Als ſich am Dienſtag Abend die Nachricht über den bedenklichen Zuſtand meines Onkels in der Stadt verbreitet hatte, wurde das Hôtel Cavour von der Turiner Bevölkerung förmlich belagert, und man mußte es die ganze Nacht hindurch offen laſſen. Das Wohnzimmer, die große Treppe, der Hausflur und der Hof wurden nicht eine Minute leer, und als ich mich um zwei Uhr Nachts zurückzog, konnte ich mir nur mit Mühe und Noth durch die finſtere, ſchweigſame, troſtloſe Volksmaſſe Bahn brechen.

Die Nacht war böſe, der Zuſtand des Patienten verſchlimmerte ſich dermaßen, daß die Aerzte, welche vom Marquis de Roſa und von meinem Bruder befragt wurden, erklärten, der Graf habe, wenn er noch einige Verfügungen treffen wolle, keine Zeit mehr zu verlieren.

Mir lag die ſchmerzliche Miſſion ob, meinen Onkel von ſeinem Zuſtande zu benachrichtigen. Zitternd, mit zerriſſenem Herzen konnte ich keine andern Worte finden als: „Lieber Onkel, der Pater Jakob hat ſich nach Ihnen erkundigt, wollen Sie ihn einen Augenblick empfangen?“ Er ſah mich groß an, verſtand mich, drückte mir die Hand und ſprach: „Laß ihn herein.“ Darauf bat er uns, ihn allein zu laſſen.

Seine Unterhaltung mit dem Pfarrer währte ungefähr eine halbe Stunde, und als ſich der Pater Jakob zurückzog, ließ mein Onkel Herrn Farini zu ſich rufen, an den er ſofort folgende Worte richtete: „Mia nipote m'ha fatto venire il padre Giacomo; debbo prepararmi al gran passo dell' eternità. Mi son confessato ed ho ricevuto l'assoluzione; più tardi mi communicherà. Voglio che si sappia, voglio ch' il buono popolo di Torino sappia ch' io muoio da buon cristiano. Sono tranquillo, non ho mai fatto male a nessuno.“ (Meine Nichte hat den Pater Jakob herkommen laſſen. Ich muß mich zur großen Reiſe in die Ewigkeit vorbereiten. Ich habe gebeichtet und Abſolution erhalten. Später wird man mir das Abendmahl reichen. Ich will, daß man wiſſe, ich will, daß das gute Volk von Turin es wiſſe, daß ich als guter Chriſt ſterbe. Ich bin ruhig: ich habe niemals Jemandem etwas zu Leide gethan.)

Nach Herrn Farini trat ich ein und beſchwor meinen Onkel, den Doktor Riberi, oder Buffalini und Tommaſi aus Neapel zu conſultiren. „Jetzt iſt es zu ſpät,“ ſagte er zu mir; „wenn ſie früher gerufen wären, hätten ſie mich vielleicht gerettet. Indeſſen, wenn Du es wünſcheſt, rufe den Dr. Riberi.“ Acht Uhr Morgens ſchickte ich zum Dr. Riberi, er kam fünf Uhr Abends an.

Die gewöhnlichen Aerzte verordneten Schröpfköpfe auf den Nacken und Blaſenpflaſter auf die Beine. Die Blaſenpflaſter zogen nicht mehr, und mein Onkel fühlte nichts von der ſchmerzhaften Application der Schröpfköpfe. Kaum hatte das Volk erfahren, daß dem Grafen die Sacramente gereicht werden ſollten, ſo ſtrömte es auch zur Madonna dei Angeli-Kirche, um die Hoſtie zu begleiten. Gegen fünf Uhr ſetzte ſich die Proceſſion in Bewegung, und kurz darauf reichte man ihm das letzte Abendmahl inmitten einer ſchluchzenden Familie eines troſtloſen Volkes.

Nach dieſer Verrichtung dankte mein Onkel inbrünſtig dem Pfarrer und ſprach zu ihm: „Ich wußte wohl, daß Sie, Sie mir in meiner letzten Stunde beiſtehen würden.“ Da er bisher aufrecht geſeſſen hatte, legte

Digitized by Google

er ſich erſchöpft rücküber — um ſich nicht wieder zu erheben. Inzwiſchen war der Doktor Riberi angekommen, und mein Onkel, der ihn auf der Stelle erkannt hatte, ſagte lächelnd zu ihm: „Ich habe Sie etwas ſpät rufen laſſen, ich war ja noch kein Patient, der Ihrer würdig wäre.“ Riberi ſprach lange Zeit mit den Doktoren Roſſi und Maſſoni, aber verordnete nur unbedeutende Arzneien. Beim Abſchiede rieth er uns, dem Grafen etwas Eſſen zukommen zu laſſen, denn der Puls war ſehr geſunken. Er verſprach uns, gegen 11 Uhr wieder zu kommen, aber gab uns nicht die leiſeſte Hoffnung.

Gegen 9 Uhr meldete man den König an, der, um die Volksmenge zu vermeiden, die den Hof, die große Treppe und faſt das ganze Haus füllte, durch eine verſteckte Thür, zu welcher eine Nebentreppe führte, eintrat, bevor wir noch den Kranken auf den bevorſtehenden Beſuch vorbereiten konnten. Mein Onkel erkannte den König vollkommen und ſagte ſofort zu ihm: „Ach, Sire, ich habe Ihnen noch ſehr viel mitzutheilen, noch viel Schriften zu unterbreiten; aber ich bin zu krank; es wird mir unmöglich werden, Sie zu beſuchen, morgen werde ich Farini zu Ihnen ſchicken, der mit Ihnen über Alles ganz genau ſprechen wird. Haben Ew. Majeſtät den Brief, den Sie aus Paris erwarteten, noch nicht empfangen? Der Kaiſer iſt jetzt recht gut für uns geſinnt, ja recht gut..... Und unſere armen Neapolitaner, ſo intelligent! Es befinden ſich einige große Talente unter ihnen, aber Andere ſind ſehr verderbt und beſudelt, die da müſſen abgewaſchen werden, Sire, ja, ja: si lavi, si lavi.“

Der König drückte die Hand ſeines ſterbenden Miniſters und ging hinaus, um mit den Aerzten zu reden. Er beſchwor den Dr. Riberi, einen Aderlaß am Halſe zu verſuchen, oder einige Blutegel hinter das Ohr zu ſetzen, um das Gehirn etwas zu degagiren. Riberi erwiderte, daß der Puls dies nicht zuließ, aber daß man, wenn der Kranke noch die Nacht überlebte, am andern Morgen die letzten Hülfsmittel der Heilkunſt verſuchen könne. Als der König fort war, nahm der Graf ſein Geſpräch wieder auf:

„Nord-Italien iſt fertig, es giebt jetzt keine Lombarden, keine Piemonteſen, keine Toskaner, keine Romagnolen mehr, wir ſind ſammt und ſonders Italiäner, aber es giebt noch Neapolitaner. Ach! die Verderbtheit in ihrem Lande iſt groß. Ihr Fehler iſt es nicht, die armen Leute ſind ſo ſchlecht regiert worden. Schurke von Ferdinand! Nein, nein, eine ſo verderbliche Regierung kann nicht wieder hergeſtellt werden, das wird die Vorſehung nicht dulden. Das Land muß moraliſirt, Kinder und Jünglinge müſſen erzogen, Hoſpitäler und Kriegsſchulen müſſen eingerichtet werden; dadurch, daß man die Neapolitaner beleidigt, kann man ſie nicht beſſern. Sie verlangen Anſtellungen von mir, Kreuze, Avancements; arbeiten ſollen ſie, ehrlich ſein, und ich will ihnen Avancements, Orden und Bänder geben. Aber beſonders laſſe man ihnen nichts durchgehen, ein Beamter darf gar nicht in Verdacht gerathen...... Keinen Belagerungs-Zuſtand, keine Maßregel der abſoluten Regierungen. Mit Freiheit will ich ſie regieren, will zeigen, was zehn Jahre Freiheit aus dieſem ſchönen Lande machen können. In zwanzig Jahren werden die neapolitaniſchen Provinzen die reichſten Italiens ſein. Aber nur keinen Belagerungs-Zuſtand, das lege ich Euch an's Herz.“

„Garibaldi,“ fuhr er fort, „iſt ein Ehrenmann. Ich will ihm nichts Uebeles. Er will nach Rom und Venedig gehen — und ich auch. Niemand iſt eiliger, als wir. Aber was Iſtrien und Tyrol anbetrifft, das iſt ein ander Ding. Wir, wir haben genug geſchafft, wir haben Italien gemacht, si l'Italia e la cosa va...... Der deutſche Bund iſt eine Anomalie, die ſich auflöſen wird. Die deutſche Einheit wird begründet werden, aber das Habsburger Haus bleibt unveränderlich, was es iſt und war. Was werden wohl die Preußen thun, die ſo lange Zeit gebrauchen, um ſich zu Etwas zu entſchließen? Sie werden eines halben Jahrhunderts bedürfen, um das zu erreichen, was wir in drei Jahren erreicht haben.... Während nun ganz Europa vom Einheitsfieber erpackt iſt, fängt man da drüben in Amerika an, ſich zu ſpalten. Begreift Ihr Etwas von den inneren Streitigkeiten der Vereinigten Staaten? Was mich anbetrifft, der ich in meiner Jugend leidenſchaftlicher Verehrer der Amerikaner war, ſo bin ich jetzt von meinen Illuſionen gar ſehr abgekommen, und ich muß geſtehen, daß das, was jenſeits des Atlantiſchen Oceans vor ſich geht, mir ein vollkommenes Räthſel bleibt.“

Darauf fragte mich mein Onkel, wo die verſchiedenen Armee-Corps lägen, wo ſich mehrere ihm befreundete Militairs befänden, und durch die Aufregung verwirrt, gab ich auf ſeine Fragen unrichtigen Beſcheid. Er ſah mich liebevoll und ſchmerzlich an und ſagte zu mir: „Mein liebes Kind, Du weißt nicht, was Du ſagſt. Vor einem Augenblick ſagteſt Du mir, der General Garibaldi kommandirte zu Parma, woher kommt es, daß er jetzt auf einmal in Bologna iſt?“

Erſtickt ging ich zu ſeinem Zimmer hinaus, um mich auszuweinen. Er ſetzte das Geſpräch mit meinem Bruder fort, ſprach von der berühmten Rede des Baron Ricaſoli, als Antwort auf den General Garibaldi, von Farini und bezeichnete Ricaſoli und Farini als die einzigen Menſchen, die befähigt wären, ihn zu erſetzen. Was auch die Blätter ſpäter geſchrieben haben mögen, dieſe beiden Staatsmänner waren die einzigen, die er als ſeine Nachfolger nannte. Die bisher ſehr kräftige Stimme meines armen Onkels fing allmählich an, ſchwach zu werden; die beſtürzte Dienerſchaft ſagte zu uns: „Jetzt ſinkt die Stimme des Herrn Grafen, wenn er aufhört zu ſprechen, wird er zu leben aufhören.“

Der Dr. Maſſoni, der am Krankenbette wachte, machte den Vorſchlag, ihm eine Taſſe Bouillon mit geſtoßenem Brode und ein Glas Bordeaux zu reichen. Er nahm das Eine und das Andere mit Vergnügen, und als ich ihn befragte, ob ihm die Suppe geſchmeckt habe, antwortete er mir: „Zu gut. Riberi wird uns morgen alle Beide ſchelten. Sag' doch dem Koch, daß ſeine Bouillon für einen Kranken, wie mich, zu kräftig und nahrhaft iſt.“ Es war dies das erſte Mal ſeit ſeiner Krankheit, daß er einwilligte, etwas Nahrung zu ſich zu nehmen. Aber plötzlich erſtarrten ſeine Glieder, kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, er beklagte ſich über einen Schmerz am linken Arme, der ſeit Sonntag kalt wie Marmor geblieben war. Der Dr. Maſſoni verſuchte, die erſtarrten Glieder mit Umſchlägen, Reibungen und brennend heißen Tüchern zu erwärmen, aber erfolglos. Darauf hieß er mich, meinem Onkel eine andere Taſſe Bouillon geben, die er auch mit Vergnügen austrank. Er verlangte noch einen Tropfen Bordeaux. Aber faſt gleichzeitig wurde ſeine Zunge ſchwer und er ſprach nur noch mit Anſtrengung.

Dennoch bat er mich, den Umſchlag vom linken Arme fortzunehmen und war mir mit der rechten Hand dabei behülflich. Er ſtreichelte mir die Wange, näherte meinen Kopf ſeinem Munde, küßte mich zweimal und ſagte zu mir: „Danke, und nun Lebewohl, liebe Kleine!“ Darauf, nachdem er meinem Bruder zärtlich Lebewohl geſagt, ſchien er ſich einen Augenblick zu erheben. Aber der Puls ſank. Wir ließen den Pater Jakob rufen, der um $5\frac{1}{2}$ Uhr mit den heiligen Oelen ankam. Der Graf erkannte ihn, drückte ihm die Hand und ſprach: „Frate, frate, libera chiesa in libero stato!“ *

Das waren ſeine letzten Worte. Der Pfarrer reichte ihm die letzte Oelung unter dem Schluchzen der Familie, der Freunde, der Diener. Mein Onkel gab mir nochmals durch Zeichen zu verſtehen, ihm geſtoßene Eisſtückchen zu geben; aber da ich bemerkte, daß er ſie mit Mühe hinunterſchluckte, tauchte ich mein Taſchentuch in das Eiswaſſer und benetzte damit ſeine Lippen. Er hatte noch Kraft genug, mir das Taſchentuch aus den Händen zu nehmen und es ſelbſt auf den Mund zu legen, um den brennenden Durſt, der ihn verzehrte, zu ſtillen. Einige Minuten darauf, am Donnerſtag den 6. Juni, um $6\frac{3}{4}$ Uhr in der Frühe, zeigte uns ein zweimaliges, gleich unterdrücktes Röcheln an, daß er ohne Schmerzen, ohne Agonie ſeine Seele Gott wiedergegeben hatte.

Bosnien.

Die chriſtliche und die muhammedaniſche Bevölkerung Bosniens.

Die Muhammedaner.

Bosnien, der im Norden und Weſten von Oeſterreich begränzte Theil des türkiſchen Staates, kann in der ſich immer mehr herandrängenden orientaliſchen Frage zu einer wichtigen Rolle beſtimmt ſein. In keiner Beziehung hervorragend, iſt das Land noch weniger bekannt, als die übrigen türkiſchen Provinzen, und doch ſind ſeine Verhältniſſe vielfach eigenthümlich und anders, als in übrigen Theilen des Reiches. Bosnien zählt an 800 Quadratmeilen. Die Zahl der Bevölkerung iſt nicht mit Sicherheit ermittelt, denn die im Jahre 1851 und 1852 von Omer Paſcha vorgenommenen Zählungen ſollen zu niedrige Ziffern angeben. Nach denſelben ſoll die männliche Bevölkerung chriſtlicher Religion 263,587 und jene der muſelmänniſchen 175,177 Seelen betragen haben; die Weiber zählt der Türke nicht. Zu der Zahl muß man noch zuſchlagen 1074 Juden und 4600 Zigeuner. In den Städten iſt die Mehrzahl muſelmänniſch, in den Dörfern chriſtlich. Die Muſelmänner ſind beſonders vorherrſchend in der Mitte des Landes, die Chriſten im Norden.

* Bruder, Bruder, eine freie Kirche im freien Staate!

Digitized by Google

Den Kern der muſelmänniſchen Bevölkerung bildet die Ariſtokratie; das ſind die Begs, die größeren Grundherren und die Agas, Herrn überhaupt. Zu der Ariſtokatie, welche in Bosnien zuletzt den Glauben Muhammed's annahm, gehörte ein zahlreicher Hof, der auch jetzt jeden Beg und Aga umgiebt, denn er freut ſich vieler Freiheit; auch ein Theil der Landbevölkerung ging auf die Seite der herrſchenden Klaſſe über. Die Bewohner der Städte in Bosnien ſind eben die Begs und Agas, die lieber in der Stadt, als auf dem Lande zu leben, dann die früheren Dienſtleute und Bauern, welche in die Städte überſiedelt ſind und ſich mit Handel und Handwerk beſchäftigen.

Der Muhammedanismus in Bosnien iſt eine eigenthümliche Erſcheinung. Er iſt national und kommt in dieſer Art außer Bosnien mit Herzegowina nur in Albanien vor. Doch zwiſchen dem Albaneſen und dem Bosniaken iſt hierin wieder ein großer Unterſchied. Bei jenem iſt der Islam eine bloße äußere Form, die ihm Vortheil bringt, ſonſt kümmert er ſich wenig um ihn; der bosniſche Slave aber hat den Geiſt ſeiner neuen Religion ſo in ſich aufgenommen, daß ſie ſein Lebenselement geworden iſt. Er hat um dieſelbe ſeiner Stammesverwandtſchaft entſagt und eine Nationalität angenommen, mit der er nichts gemeinſchaftliches hatte: er iſt Türke geworden. Nachdem er in dieſem Boden Wurzel geſchlagen, ſollte der Islam ſeine Kraft entfalten, denn Raum hatte er genug. Nun hat er ſeit faſt vierhundert Jahren ein großes und ſchönes Land und 600,000 untergebene Chriſten in ſeiner unbeſchränkten Gewalt. Aber er zeigte immer nur Fanatismus und Unverſtand. Die Slaven ſind nicht zum Fanatismus geneigt, aber ſie laſſen ſich von dem Glauben beſeelen, den ſie angenommen haben. So hatten die Jeſuiten Polen fanatiſirt, ſo machte der Islam aus den Bosniaken vielleicht größere Fanatiker, als es die Türken und Araber je geweſen ſind. Und nebſtdem wirkte auf den Fanatismus der Geiſt des Renegatenthums. Der Renegat wird unwillkürlich Fanatiker des neuen Bekenntniſſes, um ſich in den eigenen Augen zu entſchuldigen. Die bosniſchen Muſelmänner wiſſen bis zum heutigen Tage, daß ihre Vorfahren Chriſten geweſen ſind und müſſen ſich noch immer für Renegaten anſehen. Doch der Hauptgrund ihres Fanatismus liegt im ſlaviſchen Charakter, denn die Albaneſen ſind auch Renegaten und zwar viel ſpätere, da ſie erſt im 17. Jahrhundert den Islam angenommen haben und doch keine Fanatiker. Die großen Grauſamkeiten, welche bis auf die letzte Zeit in Bosnien geſchahen, haben ihren Grund nur in dem religiöſen Fanatismus der ſlaviſchen Türken. Schlimmer als die Araber und Osmanen haben die bosniſchen Muhammedaner die Chriſten gehindert Kirchen zu haben und ihren Gottesdienſt frei zu üben. Die alten Kirchen wurden faſt durchweg zerſtört und neue durfte man nicht bauen, bis im Jahre 1851 die türkiſche Regierung die Verwaltung Bosniens ſelbſt übernahm und den Despotismus der eingeborenen Muſelmänner zügelte. Bis auf dieſe Zeit kamen im Innern Bosniens, wo das muhammedaniſche Element überwiegt, an 120,000 bis 150,000 Chriſten (80,000 griech. und 41,000 kathol.) eine griechiſche Kirche in Sarajewo und drei durch perſönliche Privilegien erhaltene katholiſche Klöſter. Bis auf die neueſte Zeit bemühten ſich die Muhammedaner auf alle Weiſe, die Chriſten zum Islam zu bekehren, nahmen Kinder und Mädchen zu dieſem Zwecke gewaltſam weg und marterten ſie. Doch nicht nur gegen die Andersgläubigen hegt der ſlaviſche Muhammedaner Haß, ſondern er betrachtet ſich als die Stütze des Islam und ſieht mit Verachtung auf die anderen Muſelmänner als laue Bekenner des Propheten. Die Osmanli, namentlich in ihrem neuen, halbeuropäiſchen Aeußeren, ſind in ſeinen Augen nicht viel beſſer als der Giaur; wenn jener dem Chriſten gegenüber einige Duldſamkeit zeigt, ſo haßt er ihn als einen Abtrünnigen. Wenn ſie rund herum europäiſche, chriſtliche Anfänge über die alte muſelmänniſche Ausſchließlichkeit die Ueberhand gewinnen ſehen, ſo deuten ſie darauf als ein Zeichen des herannahenden „Kiamet," Weltumſturzes, der nach ihrer Meinung vor ſich gehen wird, ſobald die Giaurs die Herrſchaft über die Muſelmänner gewinnen: und dies, ſagen die rechtgläubigen Bosniaken, wird vor dem Ablauf des 13. Jahrhunderts, nach ihrer Rechnung, geſchehen (jetzt ſtehen ſie im Jahre 1277). Es iſt ſonderbar, daß der Islam in einer von ſeinem Centrum entfernten Gegend Europa's, auf ſlaviſchem Boden, den letzten Stützpunkt gegen die zerſtörende Zeit fand; noch im Jahre 1851 widerſetzte ſich Bosnien der türkiſchen Regierung im Namen des Islam.

Doch der Glaube Muhammed's, der die reiche Phantaſie der Araber und Neuperſer befruchtete und den Türken die Periode des Ruhmes gab, führte in Bosnien unter den Slaven nichts durch. Der Geiſt dieſes Glaubens war wohl mit dem ſlaviſchen Charakter nicht übereinſtimmend. Manche Beſtimmungen des Muhammedanismus, wie die Vielweiberei und völlige Abſperrung der Weiber, wurden auch in Bosnien nicht angenommen. Beiſpiele von Polygamie ſind hier ſelten und in den Augen der ſtrengen bosniſchen Muhammedaner ein Skandal; die Abſperrung der Weiber geſchieht erſt nach der Verheiratung. Der Muhammedanismus erhielt bei den Bosniaken einen beſonderen Charakter, den er nirgends im Orient beſitzt, den Charakter des Ariſtokratismus. Die früheren ſlaviſchen Herrn in Bosnien, welche viele Aehnlichkeit mit den weſteuropäiſchen Baronen hatten, nahmen den Islam an, um ihre frühere privilegirte Stellung, ihre ariſtokratiſchen Rechte unter der Herrſchaft des Sultans zu befeſtigen; das Feudalſyſtem hatte ſich in Bosnien erhalten bis zur Einführung der türkiſchen Reformen durch Omer Paſcha im Jahre 1851. Die Städte und abgeſonderten Bezirke wurden von den Kapetans regiert, deren Gewalt ſich in den alten bedeutenden Familien vererbte; nur einige Städte, wie auch im mittelalterlichen Europa, ſtanden außerhalb der Herrſchaft der einheimiſchen Ariſtokratie. Dieſe Städte waren Travnik, wo der türkiſche Vezir ſeine Reſidenz hatte, und Sarajewo, der Handelsmittelpunkt Bosniens und Sitz des kaiſerlichen Heeres im Lande der Janitſcharen. Doch neben den Janitſcharen gab es in Bosnien noch ein feudales Heer, welches direkt von den Kapetans in jedem Bezirke abhängig war, und die Spahis, diejenigen Mitglieder der Ariſtokratie, welche im Namen des Sultans von den Bauern den Zehnten erhoben und dafür zum Kriegsdienſte bereit ſein mußten. Dieſes rein feudale Syſtem hatte ſich durch die türkiſche Herrſchaft befeſtigt. Die Sultane hätten nie in ihren Ländern den Feudalismus geduldet, der ſo ſehr mit dem Geiſte ihrer Regierung im Widerſpruche ſteht und ſo ſtörrig iſt, wenn derſelbe nicht die Stütze des Muhammedanismus und ihrer Herrſchaft in einem entlegenen Lande geweſen wäre, welches man kaum gegen das chriſtliche Europa hätte halten können, wenn es ſich nicht ſelbſt gehalten hätte. Gewiß, Bosnien würde, da es keine ſtrategiſche Verbindung mit der übrigen Türkei hat, längſt nicht mehr dem Sultan gehören; es würde im vergangenen Jahrhundert von den Oeſterreichern genommen worden ſein, oder ſich zu Beginn des jetzigen mit Serbien vereinigt haben; es wurde nur durch die eigenthümliche feudale Ariſtokratie bei der Türkei erhalten, denn jene ſchützte zugleich mit dem Muhammedanismus und der Türkei auch ihre eigene Gewalt. Zu gewöhnlicher Zeit erhob ſie ſich oft gegen die Vezire des Sultans, wenn dieſelben in ihre Autonomie eingreifen wollten; doch dieſer aufrühreriſche Geiſt legte ſich ſofort, wenn Gefahr der gemeinſchaftlichen Sache des Islam drohte; als der Schwarze Georg und dann Miloſch die Fahne der Freiheit der Chriſten erhoben, war die bosniſche Ariſtokratie ſofort in Waffen für ihren Padiſchah.

Seit der Zeit, als die Exiſtenz des türkiſchen Reiches von dem Gleichgewichte der europäiſchen Mächte abzuhängen begann, wurde der bosniſche Feudalismus der Pforte unnöthig und läſtig. Schon im Jahre 1848 ſprach die Regierung die feſte Abſicht aus, ihn zu vernichten und im Jahre 1851 geſchah es wirklich. Jetzt wird Bosnien ſo verwaltet wie die übrigen türkiſchen Provinzen. Doch der alte ariſtokratiſche Geiſt lebt wie früher in dem bosniſchen Muſelmann. Sein größter Stolz iſt noch immer ſein „Soj," ſeine Herkunft. Dieſes Gefühl iſt bei ihm um ſo mehr abſtechend, als bei den Türken ſelbſt, von denen er den Glauben angenommen und zu denen er ſich zählt, die Idee eines Geburtsvorrechtes unbekannt iſt. Wie gerne ſpricht er von den früheren Rechten und ſeinen tapferen Ahnen! Wie ſehr fürchtet er ſeine Würde zu verletzen, mit welch' einem Selbſtbewußtſein blickt er auf den türkiſchen Beamten und den chriſtlichen Pöbel! Er ſteht feſt bei ſeinem Bruder, dem Mitgliede der früheren feudalen Ariſtokratie; der Corporationsgeiſt iſt ungemein ſtark bei ihm, viel ſtärker als bei den bosniſchen Chriſten, obwohl jahrhundertelange Leiden die Letzteren hätten lehren können, feſt und aufrichtig bei ſeinen Brüdern zu ſtehen.

Durch das Bewußtſein ihrer ariſtokratiſchen Stellung ſind die bosniſchen Muhammedaner zu einem ſtarren Stolz gelangt, der oft mit einem wirklich guten und harmloſen Charakter, noch öfters mit großer Härte und Grauſamkeit verbunden iſt. Man erkennt den bosniſchen Muſelmann auf den erſten Blick nach ſeinem Benehmen, nach ſeinem Gange; er blickt auf Alles mit einer gewiſſen ſtumpfen Verachtung, er bewegt ſeine Glieder mit einer unbeſchreiblichen ſtolzen Faulheit. Und ſonderbar iſt ihre Feigheit. Obwohl ſie ſeit der Kindheit Waffen tragen und ſich nie von denſelben trennen, braucht nur das Gerücht zu entſtehen, daß die Montenegriner ihre Gränze überſchritten haben und ſofort bemächtigt ſich aller Muhammedaner ein paniſcher Schrecken, ſofort verlieren ſie den Kopf, wie wenn wirklich ſchon der „Kiamet," das Ende der Welt, hereinbrechen ſollte.

Irgend eine Thätigkeit iſt dem ariſtokratiſchen Muſelmann nicht bekannt; ſeine Faulheit iſt gränzenlos. Daſſelbe iſt auch der Fall mit der geiſtigen Arbeit. Man kann nicht ſagen, daß ſie ganz ungebildet wären;

Digitized by Google

im Gegentheile, es giebt mehr gebildete Leute unter ihnen, als unter den Chriſten. Sie haben in jedem Städtchen eine Lehranſtalt, während bis 1850 in ganz Bosnien keine einzige griechiſch-chriſtliche Lehranſtalt war und die katholiſchen Schulen ſich in einem ſehr elenden Zuſtande befanden, wie auch bis heutzutage. Doch die Bildung, die der Muhammedaner in Bosnien erhält, iſt rein orientaliſch. Er lernt türkiſche Grammatik, lernt den Koran auswendig, und will er ſich gar vervollkommnen, kann er einige Kenntniß der arabiſchen und perſiſchen Literatur erlangen. Einen nationalen Theil der Bildung kennt er ganz und gar nicht; er zwängt ſich in eine Sphäre, welche in den natürlichen Verhältniſſen nicht begründet iſt, und ſeine etwaige Bildung bleibt daher ein todtes Material. Gemeinſchaftliches Eigenthum der Muhammedaner und Chriſten ſind nur die ſerbiſchen Nationallieder, welche beiderſeits entſtehen und geſungen werden. In ihrem Munde aber klingt die ſerbiſche Sprache ungewöhnlich rein: ſie bedienen ſich vielfach alter Formen, welche man bei den Chriſten nicht mehr antrifft, und nur die türkiſchen Wörter, mit denen ſie gerne prahlen, thun der Schönheit der Sprache Eintrag, welche ſich bei ihnen kräftiger und urſprünglicher erhalten hat. Man ſpricht, daß einige von ihnen gewiſſe ſchriftliche Documente von den alten bosniſchen und ſerbiſchen Königen beſitzen, doch geſehen hat dieſelben noch Niemand, denn ſie ſollen ihnen eine geheimnißvolle Bedeutung beimeſſen und im Falle eines politiſchen Umſturzes, der jedem türkiſchen Staatsbürger Tag und Nacht vor dem Geiſte ſchwebt, von jenen Documenten einen Vortheil erwarten. Bei dem Muhammedaner iſt dies immerhin möglich und die bosniſchen Begs glauben, daß die Rechte, welche die alten chriſtlichen Könige ihren Vorfahren gegeben, wieder ihnen zu Theil werden könnten. Bei all' ihrem Fanatismus machen ſie zum Theil kein Geheimniß daraus, daß ſie eventuell wieder wie ihre Ahnen Bekenner des Kreuzes werden wollen.

Seit dem Aufſtande in der Herzegowina und der nun auf allen Seiten hervorbrechenden türkiſchen Wirren geben ſich unter den bosniſchen Muhammedanern immer bedenklichere Symptome gegen die Türken kund, denn ſie ſehen ein, daß die Herrſchaft des Sultans nicht mehr zu retten iſt und ſuchen, indem ſie die Nationalität dem Religionshaſſe vorſchieben, mit den chriſtlichen Stammesgenoſſen in Verbindung zu treten. Schon im Laufe des Winters ſind mehrere Aufrufe von einzelnen Muhammedanern an ihre Glaubens- und Stammesbrüder im Lande verbreitet worden; in denſelben wird den Chriſten die Freundeshand gereicht und der Kampf gegen die Türken zur gemeinſchaftlichen Sache gemacht. Ich will aus einem ſolchem Aufruf, der vom Chadſchi (Prieſter) Mur Mejowitſch herausgegeben wurde, Einiges anführen. Der muhammedaniſche Prieſter ruft zu ſeinen Glaubensgenoſſen: „Brüder! wir können ſo nicht mehr leben; die Osmanen wollen uns und die Raja vernichten. Sobald ein Osmane aus Konſtantinopel zu uns nach Bosnien kömmt, thut er uns gleich Unrecht und ſchindet uns, um ſeinen Säckel zu füllen, und iſt dies geſchehen, geht er fort und ein Anderer kommt an ſeine Stelle..... Wenn unſere Ahnen aus dem Grabe aufſtehen und ſehen würden, was die Osmanen aus Bosnien und der Herzegowina gemacht haben, könnten ſie gewiß unſer Volk nicht mehr erkennen und müßten ſagen, wir wären Sklaven der Osmanen. Wißt ihr Bosnier, wie viele unſerer Begs die Osmanen getödtet, und wie viele ſie in die Gefängniſſe von Stambul gebracht haben? Das läßt ſich gar nicht zählen. Die Osmanen wollen nur uns und unſere Kinder verderben; entführen ſie in Kerker und zum Heere, damit ſie ſich mit der aufſtändiſchen Raja und den Montenegrinern ſchlagen. Brüder Bosnier und Herzegowiner! es iſt eine Schande für uns, daß wir uns von den rohen Osmanen ſo unterdrücken laſſen. Was nützt uns der Kampf mit den Aufſtändiſchen? Seht ihr nicht, daß wir unſer und der Chriſten Blut umſonſt vergießen, daß es uns noch ſchlimmer gehen muß, wenn die Raja unterdrückt wird. Die Raja will lieber mit dem Schwerte in der Hand zu Grunde gehen, als noch länger in der ſchändlichen Sklaverei ſtöhnen. Und ihr Bosnier, ihr wolltet das Blut eurer Ahnen vergeſſen und das osmaniſche Joch tragen? Bosnier! daraus entſteht nichts Gutes für euch; fallen die Inſurgenten, ſind wir verloren, wird die Raja geſchlagen, ſind auch wir geſchlagen. Glaubt mir Brüder, daß es kein Heil für uns giebt unter dem osmaniſchen Joche, ſondern allein in einer Verbindung mit der Raja. Höret mich alten Chadſchi alle ihr Bosnier und Herzegowiner, Muhammedaner und Chriſten: verſprechen wir uns, daß wir freundſchaftlich miteinander leben wollen, wie Brüder eines Blutes und einer Sprache, ergreifen wir die Waffen und erheben wir uns, um Bosnien und die Herzegowina vom osmaniſchen Joch zu befreien. Was recht iſt, das iſt auch Gott lieb und unſerem Propheten Muhammed. Laßt uns der Raja geben, was ihr gebührt, und ſie giebt auch uns, was uns zuſteht. Jeder von uns übe ſeinen Glauben, wie es ihm gefällt, und hindere Niemanden in Eintracht und Liebe. Nur ſo wird Bosnien mit der Herzegowina, was es früher war, bevor es unter das türkiſche Joch fiel. Das weiß Jeder von euch, daß die bosniſche Raja mit uns Eines Stammes iſt, daß wir Söhne Eines Volkes, daß wir Brüder ſind. . . .

„Brüder! Jedem Bosnier und Herzegowiner, der ſich mit der Raja nicht ausſöhnen will, werde das Waſſer zu Gift! Schande und Fluch einem Jeden, und die Erde nehme ihn nicht auf in ihren Schoß, wer von euch meine Stimme nicht hören will! Verdammt ſei Jeder in ewige Zeit, der es wagt, den Frieden unter uns und der Raja zu ſtören! Wir mit der Raja und die Raja mit uns ſind Eine Seele und Ein Körper, ſowie wir Alle Söhne der Mutter Bosnien und Herzegowina ſind.... Wer von euch Muhammedanern auf meine Worte nicht hören will, der wird auf jener Welt weder des Propheten Antlitz ſehen, noch Fatimens, ſeiner Schweſter, ſondern der Schajtan und Obliſa werden ihn quälen dafür, daß er ſein Vaterland und Volk verrathen hat!

„Wohlan! Bosnier, Muhammedaner und Chriſten, erhebt euch! Verſammelt euch um Eine Fahne. Wenn ſich Bosnien und die Herzegowina auf Einmal erhebt und mit Einem Kriegsgeſchrei, wird der arme Omer Paſcha mit ſeinem zerlumpten Heere kaum in Stambul ſtehen bleiben. Auf alſo, Bosnier, auf, Raja, und zu den Waffen in den Kampf für's theure Volk und Vaterland!"

So ſprechen nun die bosniſchen Muhammedaner, welche bis auf die neueſte Zeit in ſo feindſchaftlichem Fanatismus den chriſtlichen Stammesgenoſſen gegenüber ſtanden; es hat ſich eine große Partei unter ihnen gebildet, die an der Herrſchaft des Halbmonds vollſtändig und an der Zukunft des Koran halbwegs verzweifelt. Wenn aber die Bosnier noch dem Sultan den Rücken kehren, dann iſt die türkiſche Herrſchaft in den Donauländern keinen Tag mehr haltbar, denn unter der ſlaviſchen Bevölkerung aller Provinzen beſteht ein genaues Einverſtändniß und ein detaillirter Plan zur Erhebung gegen die Söhne des Propheten, welche in Konſtantinopel regieren.

Mannigfaltiges.

— Wo Varus von den Deutſchen geſchlagen wurde. Der ſehr beleſene Verfaſſer der untengenannten Schrift* ſucht den Schauplatz des Unterganges der Legionen des Varus der Paderborner Gegend zu vindiciren. Varus' Sommerlager iſt demzufolge in Feldoom oberhalb Lippſpringe, wo ſich ein Römerberg und ein Oſſenberg (dem Verfaſſer zufolge der Viſiſurgos — ſtatt Viſiburgos — des Dio Caſſius, den man ſonſt für die Weſer hielt) u. dergl. finden, die pontes longi in Dellbrück, das Kaſtell Aliſo in Elſen bei Paderborn, u. ſ. w., zu ſuchen. Wir geſtehen, daß die Beweisführung, die nebſt vielen gewagten Vermuthungen, manche gute Anregung enthält, uns nicht ganz überzeugt hat, wie wir überhaupt den Muth der Kritiker bewundern, aus den höchſt unklaren, unbeſtimmten, mehrdeutigen Angaben der Schriftſteller, die darüber vom Hörenſagen berichten, genauere Ortsbeſtimmungen herausbringen zu wollen. — Daß das Dorf Elſen bei Paderborn die Stelle des Kaſtelles Aliſo einnehme, nach dem ſich Varus zurückziehen wollte, hat etwas für ſich, da wirklich die vom Rheine an der Lippe ſich hinziehende Militairſtraße, die in Trümmern vorhanden iſt, in dieſer Gegend zu enden ſcheint; doch muß es dann Wunder nehmen, wie Varus in drei Tagemärſchen, ſo behindert ſie auch ſein mochten, mit drei Legionen dieſen Ort nicht erreicht haben ſollte, der ſo nahe lag. — Der Verfaſſer iſt ein patriotiſcher Deutſcher und vielleicht noch mehr Weſtfale, beſitzt große Ortskenntniß und hat der Sache zu Liebe, was man mit Recht bewundern muß, auf eigne Hand hin, Griechiſch und Lateiniſch gelernt, um die Quellenſchriftſteller zu leſen. Leider können wir mit ſeinen kritiſchen Interpretationen nur wenig einverſtanden ſein, noch weniger aber mit der Etymologie, die eine große Rolle ſpielt. Wir ſagen das, mit dem Willen, auch das geringſte Gute anerkennen zu wollen. So hat z. B. Herr Schierenberg, in der Deutung des Namens der berühmten Externſteine, die man zu Eggeſternſteinen, Extra-Steinen — Egyeſtern-Steinen (Jakob Grimm) gemacht hat, vollkommen recht, wenn er ſie, der das Weſtfäliſche Platt genau kennt, als Exſtern d. i Elſternſteine erklärt — exter heißt eine

* Die Römer im Cheruskerlande, nach den unverfälſchten Quellen dargeſtellt, nebſt beigefügter Ueberſetzung jener Quellen und der „Germania" des Tacitus, von Auguſt Schierenberg. Mit einer Karte vom Teutoburger Walde. Frankfurt a. M., Jäger, 1862.

Digitized by Google

Elſter (aldh. Aglaſter, Egleſter), und in Urkunden werden ſie wirklich rupes picarum genannt

— Journal-Statiſtik in Böhmen. In Böhmen erſcheinen 69 Zeitſchriften, und zwar 36 in böhmiſcher, 33 in deutſcher Sprache. Von dieſer Zahl kommen 44 auf Prag (29 böhmiſch, 15 deutſch.) Politiſche Blätter werden in Prag 11 herausgegeben, 7 böhmiſche und 4 deutſche; die letzteren erſcheinen alle täglich, von den böhmiſchen zwei wöchentlich. Von den übrigen 22 böhmiſchen Zeitſchriften ſind 5 kirchlich, unter denen 3 evangeliſch, 2 ſind pädagogiſch, 5 wiſſenſchaftlich, 4 gewerblich, 2 Muſikzeitungen, 2 belletriſtiſche, 2 humoriſtiſche und 1 Modeblatt. Von den nichtpolitiſchen 11 deutſchen Zeitſchriften in Prag iſt eine belletriſtiſch, 3 ſind wiſſenſchaftlich und die übrigen ſind praktiſcher Richtung. Im Lande erſcheinen 6 böhmiſche Blätter, durchwegs nichtpolitiſchen Inhaltes; 2 ſind pädagogiſch, die übrigen belletriſtiſch und alle, mit Ausnahme einer Wochenſchriſt, erſcheinen dreimal monatlich. Deutſcher Zeitſchriften erſcheinen jedoch außerhalb Prags 18; unter ihnen ein politiſches Blatt (Reichenberger Zeitung) täglich; die übrigen ſind zumeiſt Lokal- und Anzeigeblätter, und werden in verſchiedenen Friſten herausgegeben.

— Böhmiſche Alterthümer. Ferdinand Mikowec, der unermüdliche Forſcher der böhmiſchen Alterthümer, hat wiederum zwei für Böhmen wichtige Arbeiten veröffentlicht: „Das Schloß Brandeis an der Elbe," eine ſehr intereſſante Monographie dieſes berühmten Schloſſes, welche dem Großherzog von Toskana, Leopold II., dem jetzigen Beſitzer von Brandeis, gewidmet, und nicht im Buchhandel erſchienen iſt, und das erſte Heft eines größeren Werkes: „Photographiſches Album böhmiſcher Alterthümer" aus der im September 1861 auf dem Altſtädter Rathhauſe zu Prag veranſtalteten archäologiſchen Ausſtellung des Vereins „Arkadia," deren Präſident der Verfaſſer iſt. Jedes Heft dieſes Prachtwerkes, deſſen vortreffliche photographiſche Abbildungen Mikowec mit dem dazugehörigen Text begleitet, enthält vier große Blätter, von denen die des erſten Heftes, von J. Brandeis ausgeführt, das prachtvoll geſchnitzte Ritterepitaph aus der Kirche zu Zbichow bei Prag, einen heiligen Sebaſtian in Eiſenbein aus dem 16. Jahrhundert, den ſilbernen Krummſtab der Aebtiſſin des Kloſters zu St. Georg in Prag, von 1303, und einen ausgezeichnet ſchön ciſelirten Turnierſteigbügel aus dem 16. Jahrhundert mit dem Lobkowic'ſchen Wappen darſtellen.

— Geſundheits-Tagebuch Ludwig's XIV. In Paris iſt ſoeben ein curioſes Buch ausgegeben worden, das nicht minder intereſſant für die Geſchichte der Medizin in Frankreich, als zur Charakteriſtik des ſogenannten großen Königs Ludwig's XIV. iſt. Drei Leibärzte dieſes Königs haben vierundſechszig Jahre lang, von 1647 bis 1711, ein Geſundheits-Tagebuch des von ihnen medizinisch behandelten Monarchen geführt, und dieſes Tagebuch iſt jetzt, 441 Seiten ſtark, mit einer Einleitung von 36 Seiten, im Druck erſchienen.* Dr. Vallot, der älteſte dieſer drei Leibärzte, war bereits durch den Kardinal Mazarin zu dieſem Poſten befördert worden; Dr. d'Aquin, der zweite, war ein Günſtling der Frau von Monteſpan, mußte aber dem Protegé der Frau v. Maintenon, Dr. Fagon, weichen, als dieſe die permanente Herrſchaft über den König gewonnen hatte. Jeder dieſer drei Leibärzte war, wie aus dem Tagebuch hervorgeht, der verſchiedenſten Anſicht über die phyſiſche Conſtitution des Monarchen; alle Drei aber behandelten, oder mißhandelten den Körper deſſelben in gleicher Weiſe, wie es eben die mediziniſche Routine jener Zeit in Frankreich gewohnt war, abwechſelnd mit Aderläſſen, Abführmitteln und Kliſtieren, ganz wie die gelehrten Aerzte im „Malade imaginaire" von Molière, welcher Letztere, wie auch durch dieſes „Geſundheits-Tagebuch" beſtätigt wird, alle ſeine komiſchen Figuren treu nach dem Leben gezeichnet hat. Das Tagebuch, das der König ſelbſt zuweilen durchlas und für ihn allein geſchrieben war, ſtrotzt von Manifeſtationen kriechender Anbetung gegen den Souverain und von Beweiſen der ſtupideſten Erniedrigung ſeiner Umgebung. Daß dieſe unwiſſenden, franzöſiſchen Aerzte die Zeitgenoſſen eines Sydenham in England, eines Boerhave in Holland, eines Stahl und Friedr. Hoffmann in Deutſchland waren, davon findet ſich in dem ganzen Buche keine Spur.

* Journal de la santé du roi Louis XIV. de l'année 1647 à l'année 1711, écrit par Vallot, d'Aquin et Fagon, tous trois ses prémiers médecins, avec introduction etc. par I. A. Le Roi. Paris, A. Durand, 1862.

— Zur Charakteriſtik der kaiſerlichen Aera in Frankreich. Die literariſchen Vorleſungen, die in Verbindung mit einigen gelehrten Freunden Herr Albert le Roy mit Genehmigung der Regierung vor zwei Jahren in der Rue de la Paix in Paris vor einem Kreiſe von Herren und Damen eröffnete, ſind kürzlich auf Befehl der Polizei geſchloſſen worden. Zu romantiſche Schilderungen der Blüthezeit von Wiſſenſchaft und Literatur unter der Regierung Ludwig Philipp's — Schilderungen, die unter den Zuhörern ein lebhaftes Bedauern über die Zerſtörung aller mit jener Blüthezeit verbunden geweſenen Hoffnungen erregten — ſollen das polizeiliche Verbot herbeigeführt haben.

— Die *Mémoires de Cauler.* Dieſes Buch, aus welchem wir in einer der letzten Nummern des „Magazin" einige Auszüge mittheilten, iſt jetzt von der franzöſiſchen Regierung mit Beſchlag belegt und der Verfaſſer wegen Veröffentlichung von Thatſachen, die er in ſeiner amtlichen Eigenſchaft kennen gelernt, unter Anklage geſtellt worden. Das Siècle bemerkt darüber Folgendes: „Wir haben, wie Jedermann, das Werk geleſen, da drei Auflagen von je 5000 Exemplaren erſchienen ſind, ehe es confiſcirt wurde. Ohne die Vertheidigung dieſer Memoiren zu übernehmen, müſſen wir ſagen, daß ſie in einem Tone geſchrieben ſind, der jede Abſicht von Seiten des Verfaſſers, nach einem jener succès de scandale zu ſtreben, der den gewöhnlichen Zweck ſolcher Publicationen bildet, auszuſchließen ſcheint. Es iſt Herrn Cauler völlig Ernſt mit Allem, was er ſagt, und eben deshalb iſt das Werk ſo allgemein geleſen worden. Seit der Revolution ſind die Archive der Polizei unter dem ancien régime zu wiederholten Malen durchſtöbert und bekannt gemacht worden; man hat die Polizei der Republik, des Kaiſerreichs und der Reſtauration zum Gegenſtand ſpezieller Unterſuchungen erwählt. Die Polizei Ludwig Philipp's iſt dem allgemeinen Looſe nicht entgangen, aber die Behörden haben nie daran gedacht, die zahlreichen Produkte jenes Literaturzweiges zu verfolgen, die zwar meiſtentheils wenig Aufmerkſamkeit verdienen, aber für den Geſchichtsſchreiber und den Sittenmaler dennoch nicht ohne Intereſſe ſind. Eine Geſellſchaft, wie die unſere, birgt ſchmachvolle Corruptionen in ihrem Schoß, die mit Nutzen ſtudiert werden können; wenn aber die Doctrin, die man jetzt in Anſehung des Cauler'ſchen Buches geltend machen will, von den Gerichtshöfen ſanctionirt wird, ſo iſt ein ſolches Studium für die Zukunft unmöglich. Hätte Parent-Duchatelet in unſeren Tagen gelebt, ſo würde er es nicht gewagt haben, ſein Werk über die Proſtitution zu veröffentlichen, das, wenn wir nicht irren, von der Akademie gekrönt wurde. Er würde ſich einer Anklage wegen Verletzung der Moral ausſetzen. Es iſt ein Glück für Herrn Gisquet, daß er zu einer Zeit ſchrieb, wo man ſich noch nicht einfallen ließ, die Publication der Denkwürdigkeiten eines Polizeipräfekten dem Verrath von Staatsgeheimniſſen gleichzuſtellen. Machen hiernach Miniſter, Geſandte und Generale, welche in ihren Memoiren politiſche und militairiſche Combinationen erzählen, an denen ſie Theil genommen, nicht auch Thatſachen bekannt, die ſie in ihrer amtlichen Eigenſchaft erfahren haben, und würde nicht der öffentliche Ankläger nach dieſer neuen Rechtstheorie die Befugniß haben, ſie wegen eines ſolchen Vergehens zu verfolgen, wenn die Memoiren zu ihren Lebzeiten erſchienen, oder dieſelben zu konfiſciren, wenn ſie nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben werden? Die Praxis, die man jetzt zur Geltung bringen will, würde alle Quellen der Geſchichtsſchreibung trocken legen, und wir hoffen noch immer, daß die Gerichtshöfe ſie nicht für geſetzlich anerkennen werden."

— Renaiſſance der Elſeviere. Der franzöſiſche Bibliograph, J. Chenu, hat es ſich zur Aufgabe gemacht, in unſerer Zeit Druckwerke zu liefern, die es an äußerer und innerer Ausſtattung mit den beſten Arbeiten der Elſeviere, jener berühmten holländiſchen Buchdrucker, aufnehmen können. Eine von ihm beſorgte Ausgabe des „Roſengartens im Thränenthal" (Le Jardin des roses de la vallée des larmes), eines von Hrn. Chenu aus dem Lateiniſchen überſetzten, chriſtlichen Erbauungs-Buches, in der Weiſe der „Nachahmung Chriſti," gleicht in Format und Druck, in den Vignetten und Randverzierungen, ſowie in der Strenge der Korrektur, ganz den alten Elſevier-Ausgaben. Falls dieſe Unternehmung Anklang findet, wird Herr Chenu fortfahren, eine ganze Reihefolge von ſo ausgeſtatteten Werken zu ediren.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Paged wrong from here.

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 37. Mittwoch, den 10. September 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite

Moſes Mendelsſohn 431

Italien.

Cibrario's Briefe berühmter Perſonen 433

Polen.

Polen auf einem europäiſchen Kongreß 435

Rußland.

Panſlaviſtiſche Zuſtände. Ruſſen und Weſtſlaven . . . . „

Bosnien.

Die chriſtliche und die muhammedaniſche Bevölkerung Bosniens. II. Die Chriſten 436

Serbien.

Die Zeitſchriften der Südſlaven 437

China.

England und Frankreich in Aſien 438

Central-Afrika.

Wichtige Nachrichten über E. Vogel's Schickſal 439

Mannigfaltiges.

Die Folgen der bayeriſch-würtembergiſchen Handelspolitik 441
Die Wiſſenſchaft und das Leben 442
Martin Van Buren . . . . „
Quinet's Geſchichte des Feldzugs von 1815 . . . . „
Reliquien von Dan. Leßmann . . . . „
Thierkrankheiten und ihre Einflüſſe auf Menſchen . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Moſes Mendelsſohn.*

Daß Moſes Mendelsſohn eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der literariſchen Welt des vorigen Jahrhunderts geweſen ſei, dürften nur Diejenigen leugnen, die das gemeine Vorurtheil gegen Juden auch auf ihn übertragen. In der That könnten wir einige neuere Literaturhiſtoriker nennen, die entweder mit vornehmer Mißachtung über ihn hinweggehen, oder an ihm die ganze Fülle ihres Judenhaſſes auslaſſen. Ein Mann jedoch, dem Leſſing ſeine Freundſchaft ſchenkte und dem er in ſeinem Nathan ein ſo ſchönes Denkmal geſetzt hat, den die beiden Humboldt noch in ihren ſpäteren Jahren als ihren väterlichen Lehrer ehrten, kann doch nicht ſo unbedeutend und ein ſo gewöhnlicher Jude geweſen ſein, als man ihn gern darſtellen möchte. Das große Anſehen, deſſen ſich Mendelsſohn unter ſeinen Zeitgenoſſen erfreute, gründete ſich nicht blos auf ſeine literariſchen Leiſtungen, ſondern weit mehr noch auf ſeine Perſönlichkeit. Er glich auch hierin dem Sokrates, mit dem man ihn öfter verglichen hat, daß ſeine Wirkſamkeit mehr eine durch den lebendigen Geiſt und das lebendige Wort, als durch die todte Schrift vermittelte war. Ein Urtheil über Mendelsſohn, das einzig und allein aus ſeinen Schriften abgeleitet iſt, muß daher nothwendig ein einſeitiges ſein. Das vorige Jahrhundert bietet überhaupt die Erſcheinung, daß die Männer der Wiſſenſchaft ihre Wirkſamkeit nicht auf ihre Schriften beſchränkten, ſondern daß ſie durch perſönliche Einwirkung auf ihre Kreiſe ihrer Richtung Geltung zu verſchaffen ſuchten. In Deutſchland freilich nahm immer der Gelehrte eine iſolirte Stellung ein; er trat aus ſeinem vereinſamten Studierzimmer nur ſelten heraus und gab nie ſich unmittelbar ſelbſt, ſondern immer nur mittelbar in ſeinen Schriften. Anders war es in England und Frankreich, wo der Gelehrte mit und in der Welt lebte. Mendelsſohn war der Erſte, der in Deutſchland die Schranken, die den Gelehrten von der Welt trennen, durchbrach. „Nur von Einem Gelehrten, ſagt Henriette Herz, von Mendelsſohn läßt ſich ſagen, daß er in Berlin ein Haus ausmachte, wenn man es nämlich als ein Kennzeichen eines ſolchen betrachtet, daß Freunde und Eingeführte auch ungeladen eines guten Empfanges ſicher ſind. Das Haus dieſes trefflichen Mannes, deſſen Einkünfte als Disponent in einer Seidenwaarenhandlung im Verein mit dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten immer noch wenig bedeutend waren, und welchem die Sorge für ſechs Kinder oblag, war dennoch ein offenes.“ Und wie ſein Haus, ſo ſollten ſeine Schriften Jedermann zugänglich ſein. Es iſt ein nicht genug erkanntes Verdienſt Mendelsſohn's, daß er die abſtrakteſte Wiſſenſchaft, die Philoſophie, populär zu machen verſtanden hat. In wie hohem Grade ihm dies gelungen, zeigt die Aufnahme, die ſein Phädon gefunden. Die Meiſterſchaft in dem deutſchen Ausdrucke, der feine Geſchmack und die edle Geſinnung befähigten ihn zu einem echten Volksſchriftſteller. Der große Antheil, den Mendelsſohn an der Verbreitung humaner Geſinnung, religiöſer Duldung und wahrer, auf Bildung des Verſtandes und Herzens beruhender Aufklärung gehabt hat, wird von Vorurtheilsfreien wohl gern zugegeben; denen, welchen Humanität, Duldung und Aufklärung überhaupt ein Gräuel ſind, erſcheint eine ſolche Wirkſamkeit mehr als ein Frevel, denn als ein Verdienſt; daher wird dem armen Mendelsſohn vorgeworfen, er habe einem ſeichten Rationalismus gehuldigt, der nothwendig zum Unglauben führe, und die Wiſſenſchaft habe er auch nicht gefördert; denn in dem Dogmatismus der Leibniz-Wolfiſchen Schule befangen, habe er die Philoſophie ſelber nicht weiter gebracht; er ſei ein mittelmäßiger Dilettant geweſen, der mit Kant und den ſpäteren Philoſophen ſich nicht meſſen könne. Als wenn der beſcheidene Mendelsſohn je den Anſpruch erhoben hätte, mehr zu ſein, als eben ein Schriftſteller, dem die ſittliche Förderung ſeiner Mitmenſchen mehr am Herzen gelegen, als die Aufſtellung eines eigenen philoſophiſchen Syſtems. Die Schriften Mendelsſohn's ſind freilich jetzt zum größten Theil veraltet; doch das gereicht dem Verfaſſer nicht zum Vorwurf und ſchmälert ſein Verdienſt nicht; ſie haben zu ihrer Zeit gewirkt, und mehr wollte der Verfaſſer nicht. Um den Mann gerecht zu würdigen, muß man ihn daher aus ſeinem Leben kennen lernen, und ſeine Schriften aus ſeiner Zeit, nicht von dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte der Gegenwart aus beurtheilen, und dazu hat das oben angezeigte verdienſtliche Werk ein reiches Material zuſammengetragen, das nur noch der organiſchen Verarbeitung bedürfte, um ein würdiges Bild des trefflichen Mannes zu geben.

Die Wirkſamkeit Mendelsſohn's war eine doppelte: eine allgemeine, an das Geſammt-Publikum Deutſchlands gerichtete, und eine beſondere, auf die Juden bezügliche. Dieſe Letztere iſt es, die ihm den unſterblichen Ruhm nicht eines Reformators, ſondern eines Reſtaurators des Judenthums erworben hat. Mendelsſohn dachte ſchon früh daran, für ſeine Glaubensgenoſſen thätig zu ſein. Schon als Hauslehrer (1750) ſchritt er zur Herausgabe einer moraliſchen Wochenſchrift in hebräiſcher Sprache. Die Rabbiner erſtickten jedoch das Unternehmen im Keime, und nach dieſem mißlungenen Verſuche ſtand Mendelsſohn von dem Vorhaben ab, für ſeine Glaubensgenoſſen zu wirken, und mied eine Zeit lang ſogar den Umgang mit denſelben; denn mit den Reichen hatte er, wie er ſich in einem handſchriftlich aufbewahrten Briefe äußert, überhaupt nicht gern zu ſchaffen, und der Gebildeten, denen er ſich hätte anſchließen können, gab es

* Moſes Mendelsſohn. Sein Leben und ſeine Werke. Von Dr. M. Kayſerling. Nebſt einem Anhange ungedruckter Briefe von und an Moſes Mendelsſohn. Leipzig, Hermann Mendelsſohn, 1862.

Digitized by Google

nur wenige. Mied er auch die Juden, ſo vergaß er doch ſein Judenthum nicht; es wurzelte vielmehr mit allen Faſern ſeines Innern in ſeinem Glauben und er lebte ſtreng nach den talmudiſchen Satzungen. Der Bekehrungsverſuch Lavater's gab den Anſtoß, daß er ſich des Judenthums und der Juden wieder annahm. „Gewiſſensbiſſe folterten ihn, daß er in den bisher veröffentlichten Schriften ſeiner Religion auch mit keiner Silbe erwähnt hatte; er klagte ſich wegen dieſes Schweigens eines Vergehens gegen das Judenthum und die Juden an. Und in der That hätte Lavater die Zumuthung vielleicht gar nicht gewagt, wenn Mendelsſohn nicht verſäumt hätte, ſeine unverbrüchliche Treue, ſeine innige Anhänglichkeit an ſeine Religion öffentlich an den Tag zu legen. Nunmehr holte er das Verſäumte nach.“

Was Mendelsſohn für ganze Gemeinden und einzelne Perſonen, die von der Unduldſamkeit der Regierungen und des Volkes zu leiden hatten, durch ſein Anſehen gewirkt, was er für die Bildung einzelner jüdiſcher Jünglinge durch Unterricht und Rath gethan, das verſchwindet gegen das große Verdienſt, das er ſich um die geſammten Juden nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in allen Ländern Europa's durch ſeine Bibel-Ueberſetzung und ſeine apologetiſchen Schriften über das Judenthum erworben hat.

„Mendelsſohn's Ueberſetzung des Pentateuchs und der Pſalmen war epochemachend für die Kultur-Geſchichte ſeines Volkes und übte den mächtigſten, nachhaltigſten Einfluß auf die geſammte Geiſtesentwicklung ſeiner Glaubensgenoſſen. Sie wurde die Lehrerin der deutſchen Juden nicht nur im Verſtändniß der Schrift ſelbſt, ſondern vornehmlich auch in der deutſchen Sprache. Sie wurde die Erzieherin der jüdiſchen Jugend und machte ſie empfänglich für deutſche Bildung und deutſche Nationalität. Seitdem die jüdiſchen Jünglinge mit dem Verſtändniſſe des heiligen Gotteswortes zugleich auch den Eindruck der reinen Klänge der deutſchen Mutterſprache in ſich aufnahmen, fühlten ſie ſich gleichſam an der Hand der Religion in die Lebens-Atmoſphäre der vaterländiſchen Sprache eingeführt und lernten in derſelben mehr und mehr die Lebensſphäre ihres eigenen Denkens und Empfindens kennen. Die weſentlichſte Bedingung des Eintritts in das nationale Geiſtesleben des Vaterlandes ſtand daher mit der Religion nicht nur nicht mehr in Widerſpruch, ſondern erſchien gleichſam im untrennbaren Bündniß mit ihr, und dieſe Wirkung war für die Einführung der deutſchen Juden in deutſches Kultur- und Geiſtesleben von entſcheidender Bedeutung.“

Mit dem Erſcheinen dieſer Ueberſetzung ſchließt für die Juden das finſtere Mittelalter. Noch ſind es nicht hundert Jahre, daß der erſte Anſtoß gegeben worden iſt, und welch' ein reges Geiſtesleben hat ſich, trotz der anfänglichen Verketzerung jüdiſcher und der noch fortdauernden Hemmniſſe chriſtlicher Dunkelmänner unter den Iſraeliten Deutſchlands und von da aus auch anderer Länder Europa's entwickelt! Wie haben ſie es verſtanden, jedem Verſuche, ſie von dem allgemeinen Kulturleben auszuſchließen, mit allen Waffen des Geiſtes und mit aller Energie des Willens ſiegreich entgegenzutreten, und ſich unter den härteſten Kämpfen in allen Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Gewerbes und des Handels eine Stelle zu erobern! Nicht minder bedeutend iſt die Umwandlung, die in der Sitte, der Sprache, den Gewohnheiten der Juden geſchehen iſt. Am wichtigſten aber iſt der ſittliche Aufſchwung, den ſie genommen, eine nothwendige Folge des erwachten Geiſteslebens. Die Juden haben ſich ſelbſt fühlen gelernt; ſie, die verachteten Paria, ſind zu der Erkenntniß gekommen, daß man in ihnen das Menſchenrecht und die Menſchenwürde ſchwer verletzt habe, daß ſelbſt, wenn man ſie nur als heimatloſe Fremdlinge betrachtete, man im Namen Gottes arg gefrevelt gegen das Gebot Gottes: „Wenn ſich aufhält bei dir ein Fremdling in eurem Lande, ſo ſollt ihr ihn nicht drücken; ſowie der Einheimiſche unter euch ſei der Fremdling, der ſich aufhält bei euch, und du ſollſt ihn lieben, wie dich ſelbſt“ (3. Moſ. 19, 33, 34), und ſie haben erkannt, daß die beſte Rache, die ſie an den Unterdrückern nehmen könnten, die ſei, immer auf die Seite der Unterdrückten zu treten. Daher reihten ſie ſich, während ſie zum Theil noch ihre Sklavenfeſſeln trugen, willig und muthig in die Schaaren der Krieger, die gegen den allgemeinen Unterdrücker Europa's zogen; daher ſind ſie überall zu finden, wo es den Kampf gegen despotiſchen und hierarchiſchen Druck gilt; daher haben ſie ſich eines Theils der Preſſe bemächtigt, um mit den Waffen des Geiſtes jedem unterdrückten Rechte den Sieg zu verſchaffen.

War die Bibelüberſetzung Mendelsſohn's für die bürgerliche Entwicklung, ſo waren für die religiöſe Entwicklung der Juden ſeine apologetiſchen Schriften, namentlich ſein „Jeruſalem“ von der größten Bedeutung. Die Elſaſſer Juden, ſo erzählt unſer Verfaſſer, hatten ſich an Mendelsſohn mit der Bitte gewendet, ein Memoire zu entwerfen, welches dem franzöſiſchen Staatsrathe vorgelegt werden ſollte, um dieſen zur Milderung ihrer gedrückten Lage zu bewegen. Mendelsſohn, welcher den Grundſatz hatte, daß Juden ſich gar nicht einmiſchen ſollten, wenn es gelte, die Vorurtheile der Chriſten gegen ſie auszurotten, veranlaßte den Kriegsrath Dohm, ſich der Sache anzunehmen, und ſo entſtand die berühmte Schrift Dohm's: „Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden.“ Zahlreiche Gegenſchriften erſchienen, die von dem gemeinſten Judenhaſſe erfüllt waren, keine aber mehr, als die des Ritters Michaelis in Göttingen, der ſich nicht entblödete, bei dieſer Gelegenheit die Juden der niedrigſten Laſter zu beſchuldigen. Gegen ſolche Anklagen durfte Mendelsſohn nicht ſchweigen. Er ließ durch ſeinen Freund, den Dr. Herz, die „Rettung,“ eine Schrift des berühmten Amſterdamer Rabbiners, Menaſſe Ben Iſrael, die dieſer zur Unterſtützung ſeines Geſuches um Wiederaufnahme der Juden in England, die Cromwell mit anerkennenswerthem Eifer betrieb, gegen die fanatiſche engliſche Geiſtlichkeit verfaßt hatte, überſetzen und verſah ſie mit einer Vorrede, worin er die Vorwürfe gegen die Juden widerlegte, und ſich über die Grundſätze einer künftigen Emancipation der Juden ausließ. Die Widerſprüche, welche ſeine Prinzipien erfuhren, bewogen ihn zur Ausarbeitung ſeiner Schrift: „Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum“ (1783), in der er ſeine Anſichten über Staat, Religion und Judenthum ausführlich entwickelte. Die Schrift machte großes Aufſehen. So war das Verhältniß zwiſchen Staat und Religion noch nie gefaßt worden, und das Judenthum erſchien in einem ganz andern Lichte, als man es bisher zu ſehen gewohnt war. Die ſtimmberechtigtſten Männer, wie Kant, Herder, Garve u. A. ſprachen ſich günſtig über die Schrift aus; an Gegnern fehlte es natürlich auch nicht. Kant bewunderte Jeruſalem „als ein unwiderlegbares Buch“ und gab dem Verfaſſer ſeinen Beifall in einem Privatbriefe zu erkennen. „Herr Friedländer wird Ihnen ſagen,“ ſchrieb er am 18. Auguſt 1783, „mit welcher Bewunderung der Scharfſinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihr Jeruſalem geleſen habe. Ich halte dieſes Buch für die Verkündigung einer großen, ob zwar langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, ſondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem ſolchen Grade von Gewiſſensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen ſich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit zu jeder Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſererſeits darauf wird denken müſſen, wie ſie Alles, was das Gewiſſen beläſtigen und drücken kann, von der ihrigen abſondere, welches endlich die Menſchen in Anſehung der weſentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewiſſen beläſtigende Religionsſätze kommen uns von der Geſchichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“

In dem allgemeinen Theile der Schrift trat Mendelsſohn mit der Forderung auf, welche damals ein allgemeines Erſtaunen und einen faſt paniſchen Schrecken erregte: die Gewiſſen und Gedanken freizugeben. Als erſte Nothwendigkeit und als den erſten Anfangspunkt einer neuen Civiliſation und einer freien, politiſchen Stellung ſeiner Glaubensgenoſſen erkannte er die Scheidung von Staat und Kirche. Er wollte für die Juden Toleranz, bürgerliche Gleichſtellung und ſtaatliche Rechte, aber er wollte um keinen Preis das Judenthum dafür in den Kauf geben. „Großen Dank für alle Toleranz,“ äußerte er gegen ſeinen Freund Homberg, „wenn man dabei noch immer an Glaubenszwang denkt; ſo lange man die Juden durch Sanftmuth und Schmeicheleien ihrem Geſetze abwendig machen will, iſt es nöthig, daß ſich das kleine Häuflein derer, welche ſich nicht bekehren und nicht bekehrt ſein wollen, zuſammendränge und feſt aneinander ſchließe.“ — Am Schluſſe ſeines Jeruſalems ruft er den Fürſten der Erde zu: „Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt iſt, ſeine Stimme bis zu Euch zu erheben, traut den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem ſo ſchädlichen Beginnen, wie die Glaubensvereinigung iſt, verleiten wollen. Sie ſind entweder ſelbſt verblendet und ſehen den Feind der Menſchheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder ſuchen Euch zu verblenden. Es iſt gethan um unſer edelſtes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unſerer Aller Glückſeligkeit willen, Glaubensvereinigung iſt nicht Toleranz, iſt der wahren Duldung gerade entgegen! Bahnet einer glücklichen Nachkommenſchaft wenigſtens den Weg zu jener Höhe der Kultur, zu jener allgemeinen Menſchenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens ſeufzet. Laſſet Niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter ſein, Niemanden ſich ein Recht anmaßen, das der Allwiſſende allein ſich vorbehalten hat!“

In dem Theile, der vom Judenthume handelt, ſetzt Mendelsſohn das Weſen des Judenthums in die Konformität in den Handlungen, und

Digitized by Google

in die Freiheit in Bezug auf die Lehrmeinungen. Das natürliche Verlangen aller Menſchen nach Glückſeligkeit kann nur befriedigt werden durch die Erkenntniß Gottes, und zu dieſer Erkenntniß gelangt die Vernunft durch ſich ſelbſt ohne übernatürlichen Beiſtand. Mendelsſohn nannte die auf dieſem Wege gefundenen ewigen Wahrheiten von Gott, von ſeiner Regierung und Vorſehung die natürliche oder Vernunftreligion, im Gegenſatze der ſogenannten geoffenbarten Religion, und dieſer Vernunftreligion widerſtreitet das Judenthum nicht, ſondern ſetzt ſie vielmehr voraus. „Im Judenthume giebt es daher keinen Kampf zwiſchen Religion und Vernunft, keine Aufregung der natürlichen Erkenntniß mit der unterdrückenden Gewalt des Glaubens. Das Judenthum weiß von keiner geoffenbarten Religion in dem Verſtande, in welchem dieſe von den Chriſten genommen wird; es hat keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftſätze. Dieſe offenbarte der Ewige den Iſraeliten, wie allen übrigen Menſchen durch Natur und Sache, nicht durch Wort und Schrift. Das Judenthum iſt nicht ein geoffenbarter Glaube, ſondern ein geoffenbartes Geſetz. Es umfaßt Gebote, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, mit Einem Worte, Lehrſätze, die es der vernunftmäßigen Betrachtung vorlegt, ohne ſie dem Glauben aufzudringen. Daher lautet kein einziges der moſaiſchen Geſetze und Vorſchriften: du ſollſt glauben oder nicht glauben! ſondern alle heißen: du ſollſt thun oder nicht thun!“ Alle Befehle des göttlichen Geſetzes ſind an den Willen oder die Thatkraft des Menſchen gerichtet; ſie ſollen geübt, nicht geglaubt werden. Das Ceremonial-Geſetz iſt „eine lebendige, Geiſt und Herz erquickende Art von Schrift, welche bedeutungsvoll iſt, gediegenen tiefen Sinn hat und mit der ſpeculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genaueſter Verbindung ſteht;“ es iſt den Iſraeliten ausſchließlich gegeben worden, als ein Band, welches Handlungen mit Betrachtungen, Lehre mit Leben verbindet, damit ſie ihrer Aufgabe immer eingedenk bleiben, daß ſie Bewahrer der reinen, von aller Abgötterei entfernten Begriffe der natürlichen Religion ſeien.

Manche Mißverſtändniße, die Mendelsſohn theilweiſe ſelbſt wider ſeinen Willen verſchuldet hat, indem er aus den Ideen ſeiner Zeit nicht herauszutreten und ſich auf einen höheren geſchichtlichen Standpunkt zu ſtellen vermochte, da, wie er ſelbſt eingeſteht, ihm der hiſtoriſche Sinn und eine tiefere Geſchichtskenntniß abging, führten zu manchen Verirrungen; doch hat er das Verdienſt, den erſten Anſtoß gegeben zu haben, das allmählich wieder die urſprüngliche, einzig wahre Bedeutung des Judenthums den Juden zum Bewußtſein kommt: daß ihre religiöſe Miſſion mit ihrer bürgerlichen eins ſei; daß ſie von jener uralten Zeit an, als ſie Gott aus dem Sklavenhauſe Aegyptens geführt, berufen ſeien, den einen und einzigen Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben und dieſe beiden Hauptgebote im Leben als Religion und Humanität dadurch zu bethätigen, daß ſie die Vernunft, das Göttliche in den Menſchen nicht gefangen nehmen und in die Feſſeln unverſtandener Glaubensformeln ſchmieden, ſondern nach immer größerer Erkenntniß ſtreben, und daß ſie ſich und ihren Nebenmenſchen die Freiheit erwerben und bewahren, immer das Gute zu thun und das Böſe zu meiden, um ſo die ihnen von den Propheten verkündete Zukunft herbeiführen zu helfen, „wo die Erde voll ſein wird von der Erkenntniß Gottes, wie Gewäſſer das Meer bedecken, und die Menſchen nicht mehr freveln und nicht mehr verderben“ (Jeſaias 11, 9).

M.

Italien.

Cibrario's Briefe berühmter Perſonen.*

In dem unten angezeigten, überaus reichhaltigen Buche übergiebt uns der gelehrte Miniſter Italiens, Ritter Cibrario, eine ſehr merkwürdige Aehrenleſe aus mehreren Archiven und aus ſeiner eigenen reichen Sammlung von Autographen bedeutender Perſonen. Beſonders wichtig iſt die Ausbeute, die ihm die jetzige Zugänglichkeit des Archives des Hauſes Eſte verſchafft hat, welches unter den früheren Verhältniſſen in Modena ein zwar geahnter, aber unbekannter Schatz war. Mehrere Briefe von Ignatz von Loyola, damals (1550) in Rom, machen den Anfang; ſie beziehen ſich hauptſächlich auf die Errichtung eines Jeſuiten-Kollegiums in Ferrara, weshalb ſich der Stifter dieſes Ordens an den Herzog Hercules II. von Eſte wandte. An denſelben Herzog ſind mehrere Briefe von dem Papſte, St. Pius V., dem ehemaligen Dominikaner-Mönche Michael Ghislieri, damaligen Kardinal Aliſano, gerichtet. In dem Schreiben vom 6. April 1558 zeigt er an, daß ſich in Ferrara ein Jude eingefunden, der unter anderen mehrere gottloſe talmudiſche Werke aus der Levante eingeführt habe, und trägt bei dem Geſandten des Herzogs darauf an, daß derſelbe dem päpſtlichen Legaten in Bologna ausgeliefert werde. In einem Schreiben vom 9. Juni 1558 trägt dieſer glaubenseifrige Heilige darauf an, die Zigeuner zu vertreiben, was der Herzog von Urbino bereits gethan, wodurch dieſes dem chriſtlichen Namen allerverhaßteſte Volk aus ganz Italien vertrieben werden würde. Die vielen Briefe des heiligen Carlo Boromeo zeichnen ſich durch gute Formen in den vielfachen Geſchäfts-Angelegenheiten aus, die er als Kardinal, von Rom, aus mit demſelben Herzoge von Ferrara zu verhandeln hatte, als er Kardinal war.

Von dem heiligen Franciscus von Borgia finden ſich hier auch Briefe an den Herzog Alfons II. von Ferrara, von 1561 an; von demſelben iſt auch ein Schreiben von 1567 an Barbara von Oeſterreich, die zweite Gemahlin von Alfons II. von Eſte, worin er derſelben für den, den geiſtlichen Orden gewährten Schutz dankt. In einem Schreiben von demſelben heiligen Franceſco Borgia an den Rektor des Jeſuiten-Kollegiums zu Ferrara, von 1570, der einen Gränz-Streit zwiſchen dieſem Fürſtenthume und Bologna betrifft, ſind die vorkommenden Namen nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet.

Mehrere Briefe des heiligen Luigi Gonzaga ſind aus dem Archive des Grafen Sanvitale zu Parma, der zu den erſten Familien des Landes gehört, von welchem wir eine Geſchichte ſeines Schloſſes Fontanelleta haben, wo Parmeggianino mehrere Decken-Gemälde ausgeführt.

In dem Central-Archive zu Florenz fand Cibrario einen langen Brief von dem heiligen Filippo Neri, im Jahre 1585 aus Rom an die Nonne Vittoria Treſi gerichtet, aſcetiſchen Inhalts. Dieſer Heilige war aus Chieri bei Turin, und wurde in dem angegebenen Jahre Jeſuit. Aus ſeiner eigenen Autographen-Sammlung giebt der Herausgeber einen Brief von dem heiligen Franz von Sales, von 1649 aus Paris, wohin er mit dem Kardinal Moritz von Savoyen als Brautwerber für den König Victor Amedeus I. gegangen war. Von dem heiligen Vincenz v. Paul, dem Stifter der barmherzigen Schweſtern, iſt ein Brief von 1658 aufgenommen, womit die Reihe der Heiligen abſchließt.

Wichtiger ſind die Briefe der regierenden Fürſten; deren Reihe eröffnet Amedeus VIII. von Savoyen, mit einen Schreiben an Bajazet, den türkiſchen Sultan, vom 1. Mai 1394, worin derſelbe im Namen der Menſchlichkeit gebeten wird, den natürlichen Sohn des Erſtern aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen, in welche er in der Schlacht von Nicopolis gerathen, wo die Blüthe der chriſtlichen Ritterſchaft die Erfahrung machte, daß ſie nicht mehr im Stande war, dem Orient einen Damm entgegenzuſetzen. Das Konzept dieſes Briefes befindet ſich in einem Kodex der Turiner Univerſitäts-Bibliothek. Von Ludwig XI. von Frankreich findet ſich ein Schreiben an die Stadt-Verwaltung zu Genua, von 1466, wegen der Gefangenſchaft, in welche ſein Bruder in Savoyen gerathen war, deſſen Urſchrift ſich in dem Staats-Archiv zu Turin befindet, ſowie ein Schreiben der Yolante von Frankreich, Herzogin von Savoyen, an den Grafen von Gruyère, von 1468, und der Bianca von Montferat, Herzogin von Savoyen, an deren Hofe Bayard Page geweſen war.

Aus dem ſtädtiſchen Archiv zu Modena werden mehrere Schreiben der Lucrezia Borgia, als Herzogin von Ferrara, mitgetheilt, mit der Unterſchrift: „Lucretia Estensis de Borgia,“ theils über Gemeinde-Angelegenheiten; in dem letzten aber zeigt ſie am 19. September 1505 den spectabilibus et prudentibus fidelis, presidentibus reipublicae Mantinae an, daß ſie an dieſem Tage um 11 Uhr einen Knaben geboren. Aus dem Turiner Staats-Archiv werden ferner mehrere Briefe von Ludwig XII. an die Stadtbehörde von Genua, von dem Kardinal Julius v. Medici, dem nachherigen Papſte Clemens VII., an den Herzog Karl III. von Savoyen, von 1514, von Franz I. von Frankreich an den Stadtälteſten von Genua mitgetheilt.

In einem Briefe von Marie von Oeſterreich, Königin von Ungarn, an den Marquis del Vaſto von Valenciennes, d. d. 8. November 1543, beſchreibt ſie die Schlacht bei Landrecis. Vom 16. Juli 1556 iſt ein Brief von der Königin Maria von England, als Gemahlin Philipp's II., in ſpaniſcher Sprache, und von Maria Stuart an den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, aus Dondy, den 9. September 1559. Von geſchichtlich wichtigerem Inhalte iſt ein Schreiben des letztgedachten Herzogs an ſeinen Geſandten in Rom, vom 22. Juni 1563, über die Angelegenheiten des Concils, wobei er ſchließlich die Errichtung

* Lettere inedite di Santi, Papi, Principi, illustri Guerrieri e Letterati, con note ed illustrazioni del Cav. Cibrario. Torino, Botta, 1861. pag. 567.

Digitized by Google

eines Jeſuiten-Kollegiums in Savoyen wünſcht. In einem Schreiben von demſelben Herzoge, vom 8. Oktober 1563 bittet er den Papſt, daß er die Biſchöfe anhalten möge, bei ihren Kirchen zu bleiben und ihre Schuldigkeit zu thun.

Für Deutſchland beſonders ſind merkwürdig: zwei Briefe des Herzogs Emanuel Philibert an ſeinen Geſandten bei dem Kurfürſten von Sachſen, ſeinem Verwandten. In dem erſten, vom 1. März 1566, freut er ſich über die gute Aufnahme und die Verbindung zwiſchen beiden Häuſern, wobei Abſchriften von den älteſten Famlien-Urkunden überſendet worden, welche aufgefunden werden konnten, da die noch älteren von den Franzoſen weggeſchleppt worden. Es werden hier dem Geſandten Verhaltungs-Regeln gegeben, um einen Erbvertrag abzuſchließen, wie ihn die Kurfürſten von Sachſen mit dem Hauſe Brandenburg und Heſſen abgeſchloſſen hatten. Zu dieſem Behuf wurde dem Geſandten die Genealogie überſandt, welche früher Chriſtoph von Carlowitz, Rath des verſtorbenen Kurfürſten Moritz, mitgetheilt hatte.

In einem Schreiben vom 17. September 1566 verwendet ſich Margarethe von Valois, Herzogin von Savoyen, bei der Königin von Frankreich für die Verwandten ihres Beichtvaters, welche bei der Einnahme der Inſel Scio große Verluſte erlitten hatten. Auch findet ſich hier eine Korreſpondenz des Herzogs Emanuel Philibert mit den Medicäern, beſonders mit Coſimo de'Medici, ſowie von der Königin Catharina v. Medici an den Herzog von Anjou.

Von dem Großmeiſter La Valette findet ſich eine Benachrichtigung über die Vertheidigungs-Anſtalten von Malta, vom 29. Oktober 1567. Unter dem 4. November 1570 machte die Stadt Acre Vorſtellungen über Anmaßungen des Biſchofs von Maurienne. Von Heinrich von Valois, dem Könige von Polen, findet ſich hier ein Brief an Emanuel Philibert, ſeinen Oheim, aus Krakau vom 25. April 1574, worin er ihn auf den mündlichen Bericht von Bellegarde über ſeine Verhältniſſe verweiſt.

Am 25. September 1579 bezeugt der Doge Mocenigo dem Herzog ſein Beileid über den Tod ſeiner Mutter. Am 4. September 1575 beſchwert ſich Heinrich III. von Frankreich darüber, daß die feindliche Partei ſich des Paſſes über den St. Bernhard und durch das Thal Aoſta bedient, um nach dem Dauphiné vorzudringen — ein für den gegenwärtigen Streit über die Neutralität Savoyens intereſſantes Moment. Aus dem Eſtenſiſchen Archiv zu Modena werden zwei Briefe des japaneſiſchen Geſandten, Marcio Ito Kami, in italiän. Ueberſetzung mitgetheilt, welcher Geſandte am 22. März 1585 von dem Papſte Gregor XIII. empfangen worden, und worin er ſich für die gute Aufnahme bei dem Herzoge von Ferrara bedankt.

Aus ſeiner eigenen Autographen-Sammlung hat der Herausgeber eine zehnjährige Reihe von zahlreichen Briefen des Papſtes Benedict XIV., vom Jahre 1747 ab, mitgetheilt, welche er an ſeinen Geſandten zu Turin gerichtet.

Aus der neueren Zeit iſt beſonders merkwürdig das Schreiben des Papſtes Pius VII. vom 5. Juni 1801, an den damaligen erſten Konſul Napoleon Bonaparte, womit er den Kardinal Conſalvi beglaubigt, um die Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche ſich der Wiederherſtellung der katholiſchen Religion in Frankreich entgegenſtellten. Dies Schreiben befindet ſich in der Privat-Bibliothek des Königs; in dem Beſitze des Herausgebers ſelbſt aber befindet ſich die Anzeige des Königs Jerome von Weſtfalen, vom 13. Oktober 1808, von ſeiner glücklichen Ankunft in Kaſſel, mit folgendem Schluſſe: „Die Königin trägt mir auf, ſie Ew. Majeſtät zu Füßen zu legen, und um die Fortdauer Ihres Wohlwollens für ſie zu bitten.“ — In demſelben Beſitz befindet ſich auch ein Schreiben Napoleon's I. an den Fürſten Borgheſe, vom 16. Februar 1809, damals General-Gouverneur zu Turin, mit dem Befehl, vier ſchwere Reiter-Regimenter nach Verona zu ſenden; ferner ein Schreiben der Königin Marie Louiſe von Hetrurien an Napoleon I., vom 14. März 1810, worin ſie ihm Glück wünſcht zu ſeiner Heirat mit der Erzherzogin von Oeſterreich, ihrer lieben Couſine. Dabei bittet ſie ihn, ſich zu erinnern an die Unterhaltung zu Bayonne über den Großherzog von Würzburg. „Jetzt wäre es Zeit,“ ſchreibt ſie, „mich mit ihm zu verbinden. Ich bitte, mir zu erlauben, zu Ew. Majeſtät zu kommen, und mich etwas über ſo vielen erlittenen Kummer zu tröſten.“

Den Schluß der Briefe von Fürſten macht ein ſolcher von dem Könige Karl Felix an den König Victor Emanuel I., vom 16. Auguſt 1822 über Privatvermögens-Verhältniſſe, worin er unter anderm ſagt: „Ich habe einen Sous lieber, den ich ruhig verzehren kann, als Millionen, die mir einige Unruhe veranlaſſen könnten.“

Unter den Schreiben von anderen bedeutenden Perſonen zeichnen ſich beſonders Briefe von Arioſt aus, mit einem an den Kardinal Hippolyt Eſte, vom 7. September 1509, anfangend, worauf mehrere an den Herzog von Ferrara folgen. In einem derſelben vom 25. April 1523, trägt er darauf an, mit ſtrengeren Strafen gegen die Räuber vorzugehen, und beſchreibt den Ueberfall einer ſolchen Bande vom 15. November, welchen er ſofort Bewaffnete nachgeſendet habe, daß ſich aber bei dem angeſtellten Verhör gefunden, daß ſie viele Beſchützer hätten.

Auch von Guicciardini finden ſich hier mehrere Briefe an den Herzog von Ferrara, von Bologna aus, vom 11. Juli 1552 an, nebſt mehreren andern Briefen aus jener Zeit, die ſich im Eſtenſiſchen Archive befinden. Aus dem Turiner Staats-Archiv iſt unter Anderm mitgetheilt ein Bericht des Savoyiſchen Geſandten an dem Hofe zu Wien, de la Rovoire, gewöhnlich genannt: Monſignor della Croce, einer der bedeutendſten Diplomaten unter Emanuel Philibert, über ſeine Audienz zu Linz bei dem Kaiſer, vom 8. Januar 1566, wobei der letztere italiäniſch ſprach. Gegenſtand der Verhandlung war hauptſächlich die Angelegenheit eines Marquis de Finale. Auch in einem Berichte vom 13. April 1566 aus Augsburg iſt noch die Rede davon von den Geſchenken, welche den Beamten gemacht wurden. Auch wird viel über den Titel geſchrieben, den der Herzog von Savoyen vom Kaiſer erhält. Dabei wurde dem Geſandten, der ſich auf die Verwandtſchaft mit dem ſächſiſchen Hauſe berief, bedeutet, daß nur der Kurfürſt von Sachſen den Titel als Illuſtriſſime erhält, die anderen ſächſiſchen Herzoge aber nur Illuſtre. Er ſchließt mit der Anzeige, daß der Türken Groß-Sultan mit 200,000 Mann den Krieg eröffnen werde.

Mit Recht kann man über den Aufenthalt Taſſo's an dem Hofe von Ferrara aus dem Eſtenſiſchen Archiv bedeutende Mittheilungen erwarten. Dieſe finden ſich auch hier auf die befriedigendſte Weiſe. Der Herausgeber hat durch Vermittelung der Herren Mignoni, Guerra und Campi einen Bericht über die Liebe und das Gefängniß von Torquato Taſſo erhalten, der auf die in dieſem Archive befindlichen unedirten Urkunden gegründet iſt. Hiernach waren die beiden Schweſtern des Herzogs Alfons II., Lucrezia und Eleonore, als Taſſo im Dienſte des Kardinal Ludwig von Eſte zu Ferrara am Hofe erſchien, die Eine acht, die Andere ſieben Jahr älter als Taſſo. Er machte zuerſt die Bekanntſchaft der erſteren bei dem Hochzeits-Eſſen des Herzogs Alfons mit Barbara von Oeſterreich. Eleonore war damals krank; als ſie erſchien, war es um die Freiheit Taſſo's geſchehen, und die Prinzeſſin hatte Mühe, ihre Glut zu dämpfen. Zu den erſten Schönheiten dieſes Hofes gehörte damals Lucrezia Bendidio, die ebenfalls von Taſſo in ſeinen Gedichten verherrlicht wird; es iſt hier unentſchieden gelaſſen worden, ob Taſſo wirklich auch ſie liebte, oder nur dies vorgab, um den Verdacht zu beſchwichtigen, daß er die Prinzeſſin liebe. Kurz, er erregte die Eiferſucht des einflußreichen Nicolucci, Miniſters des Herzogs, der mit dieſer Frau ein Verhältniß hatte; als aber auch der Kardinal Luigi d'Eſte zu derſelben in ein gleiches Verhältniß trat, wurde Nicolucci gegen beide eiferſüchtig und wußte dem Herzog einzureden, daß man über das Betragen der Prinzeſſin Elonore raiſonnire, um zu verhindern, daß Taſſo ſo oft bei ihr erſcheine, was darum geſchah, weil die Bendidio Hofdame der Prinzeſſin war. Im Jahr 1571 nahm der Kardinal den Taſſo mit nach Frankreich; allein bald verließ Taſſo ſeine Anſtellung bei dem Kardinal und wurde durch die Vermittelung der Prinzeſſinnen Lucrezia und Eleonore als Hof-Kavalier des Herzogs Alfons 1572 angenommen. Es war darüber zu bitteren Erörterungen zwiſchen der Prinzeſſin Eleonore und dem Kardinal gekommen; am 23. Februar 1571 ſchrieb ſie ihm: „Ich laſſe mir keine Vorſchriften machen und bin entſchloſſen, zu handeln, wie die Andern.“ In einem Schreiben vom 24. Oktober 1572 an Eleonore, erklärt der Kardinal, daß er es ſeiner Ehre ſchuldig ſei, anders zu verfahren, als bisher; ſie möge daher bedenken, ob ſie nicht den eingeſchlagenen Weg zu bereuen haben werde. Auch der Herzog fügte dieſem Schreiben die Warnung bei, daß ſie ihn nicht zwingen möge, gegen ſie anders zu verfahren, was ihm ſehr leid thun würde. Die Prinzeſſin blieb ſtandhaft, entweder weil ſie ſich ihrer Unſchuld bewußt war, oder weil ſie die Eiferſucht des Kardinals und des Miniſters wegen ihrer Verhältniſſe zur Bendidio kannte; ſie mußte aber doch endlich den Umgang mit Taſſo beſchränken, der nunmehr der Schwermuth verfiel. Entſchloſſen, Ferrara zu verlaſſen, trat er in Verbindung mit dem Hauſe Medici, welches dem der Eſte feindlich geſinnt war, und obwohl ihm die aus Urbino zurückgekehrte Prinzeſſin Lucrezia abrieth, ging er doch nach Rom, wo er ſich mit dem Kardinal Ferdinand de'Medici einließ. Obwohl man dies in Ferrara wußte, wurde er doch liebreich wieder aufgenommen, Alles ſeiner Schwermuth zuſchreibend, welche fortwährend zunahm, ſo daß es zu förmlichen Wuth-Ausbrüchen kam. Einſt gab er im herzoglichen Palaſt im Geſpräch ein-

Andern eine Ohrfeige, und am 17. Juni 1557 ſtach er mit einem Meſſer in den Zimmern der Herzogin Lucrezia d'Urbino nach einem Diener. Endlich wies ihm der Herzog einige Zimmer im Erdgeſchoſſe des Schloſſes an und ließ, da man einen Selbſtmord fürchtete, Jemand in ſeinem Zimmer ſchlafen. Auf ſein Bitten, in ſeiner Wohnung ſich wieder herſtellen laſſen zu dürfen, wurde ihm dies gewährt, obwohl die Herzogin von Urbino ſeinen Gemüthszuſtand für noch nicht befeſtigt genug hielt. Sie hatte ſich nicht getäuſcht; Taſſo entfloh von Ferrara, hielt ſich in Sorrento, Turin und Rom auf, kehrte endlich nach Ferrara zurück, wo natürlich alle Thüren für ihn geſchloſſen waren. Hier brach er gegen das ganze Haus Eſte in die heftigſten Schimpfreden aus, ſo daß er endlich als Irrſinniger in dem Kloſter Sta. Anna untergebracht wurde, wo er vom April 1579 bis Juli 1586 blieb. Mehr beruhigt, aber mit erſchütterter Geſundheit lebte er 1590 zu Neapel, bis er 1594 nach Rom berufen wurde, um auf dem Kapitol als Dichter gekrönt zu werden. Unterdeß war die Prinzeſſin Eleonore am 19. Februar 1581 geſtorben, nachdem ſie ſeit 1573 an heftigem Herzklopfen gelitten hatte. Taſſo ſchrieb über ihre Krankheit an einen Freund: „Ich habe ſie in Verſen nicht bedauert, ich weiß nicht aus welchem ſtillen Widerwillen dagegen." Auch ihr Tod gab ſeinem Schmerze keine Worte; er verſchloß dieſen im Innern ſeines Herzens.

Die hier mitgetheilten Briefe von Leonora d'Eſte fangen mit dem Jahre 1565 an und gehen bis 1579; aber keiner derſelben iſt an Taſſo gerichtet. Dagegen finden ſich unter den hier zahlreich mitgetheilten Briefen der Lucrezia Bendidio viele ſehr zärtliche an den Kardinal Eſte. Die Briefe Taſſo's an den Herzog von Ferrara ſind aus dem Jahre 1578, von Rom aus geſchrieben.

Von den andern in dieſer wichtigen Sammlung mitgetheilten Briefen erwähnen wir noch einen Brief von der bekannten Bianca Capello, von den Kardinälen Richelieu und Mazarin; mehrere von Fenelon, Metaſtaſio, Alfieri, Murat, Canova, Ney, Fouché, Segur und Gioberti.

Zum Schluß theilt der Herausgeber einen ihm eben vor Beendigung des Druckes zugekommenen Brief Carl Emanuel's II. mit, der ihm ſehr bedeutend erſchien. Dieſer ſonſt ſehr glaubenseifrige König von Jeruſalem und Cypern, Herzog von Savoyen ꝛc., ſchreibt nämlich an den Biſchof von Nizza, am 7. Juni 1651: Er habe vernommen, daß er einen jüdiſchen Knaben von 8 Jahren bei ſich gefangen halte, um ihn zu zwingen, ſich taufen zu laſſen. Dies widerſtreite den Staatsgeſetzen in Anſehung des den jüdiſchen Einwohnern gewährten Schutzes; es ſei daher ſofort dieſer Knabe, ohne Widerrede, ſeinen Eltern zurückzugeben und dafür zu ſorgen, daß ähnliche Fälle nicht wieder vorkommen. Reigebaur

Polen.

Polen auf einem europäiſchen Kongreß.*

Nichts macht mir größere Freude, als wenn ich einmal auf eine politiſche Abhandlung ſtoße, die mit Recht eine „That in Worten" genannt werden kann, und da ich ein Deutſcher bin, ſo ſteigert ſich natürlich dieſes frohe Gefühl noch, wenn es eine That in deutſchen Worten iſt, eine deutſche auch in jenen großen, über allen kleinlichen und eben darum ſtets anmaßenden Nationalismus erhabenen Sinne des Wortes, wo er gleichbedeutend mit: gerecht iſt.

Als eine ſolche deutſche That bezeichne ich ohne Bedenken eine Schrift von Dr. Johann Metzig: „Die Wiederherſtellung Polens durch einen europäiſchen Kongreß,"** und empfehle ſie zum aufmerkſamen und ernſten Studium allen denen, die Intereſſe nehmen an dem großen politiſch-ſocialen Umgeſtaltungs-Prozeß, der ſich in unſern Tagen in Europa vollzieht, ganz beſonders aber denen, die durch ihre Stellung berufen ſind, dieſen Prozeß zu fördern, nicht aber durch Schlaffheit, Unverſtand, oder abſichtliche Blindheit ſtürmiſcher, gewaltſamer, furchtbarer zu machen: denn — ſo oder ſo — er vollzieht ſich!

Der Verfaſſer begründet in ſeiner Schrift, die das Reſultat eines ganzen erfahrungsreichen Lebens, eines ernſten und vorurtheilsfreien Studiums der Geſchichte, die zugleich der ſchöne Ausdruck eines geraden, rechtſchaffenen, pietätsvollen, aber Wahrheit und Gerechtigkeit über Alles liebenden Herzens iſt, ſeine Anſichten von den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Geſchicken Polens, und ihrer Rückwirkung auf die politiſchen Verhältniſſe Europa's und Preußen's insbeſondere ſo ſchlagend, er weiſt ſo überzeugend nach, daß, wenn Preußen in der polniſchen Frage, die bereits auf der Tagesordnung ſteht und nicht mehr vertagt werden kann, ſich ermannte und großer Entſchlüſſe fähig zeigte, der Druck, unter welchem die verfaßungsmäßige Entwicklung dieſes Staates ſo viel gelitten und noch fort und fort leidet, mit einem Zauberſchlage gleichſam aufhören, und Preußens bisher ſo ſchwächliche, impotente deutſche Politik auf ein Mal unwiderſtehliche Energie und Thatkraft gewinnen, und ihr großes Ziel — Deutſchland — in ſchnellem Siegeslauf erreichen würde; der Verfaſſer zeigt ſo klar, daß die gerechteſte, ſittlichſte Politik die klügſte und vortheilhafteſte iſt, daß kein Mann von politiſchem Verſtande dieſen Erörterungen und Schlußfolgerungen ſeine Billigung verſagen kann, und daß ich es ausſpreche: die Schriften des Verfaſſers gehören unter die bedeutendſten, lehrreichſten, für Staatsmänner, und beſonders preußiſche Staatsmänner beherzigenswertheſten, die in Deutſchland und überhaupt über die polniſche Frage erſchienen ſind.

Es iſt daher erfreulich, daß zwei gekrönte Häupter Deutſchlands, der König von Preußen und der Herzog von Coburg, eine frühere, der polniſchen Frage gewidmete, „ſehr intereſſante" Schrift des Verfaſſers: „Suum cuique" „mit lebhaftem Intereſſe" entgegenommen und „mit aufrichtigem Vergnügen" geleſen haben. Theodor Opitz.

* Indem wir dieſe Bemerkungen unſeres, wegen ſeiner vorurtheilsfreien Anſichten über die Rechte und Anſprüche fremder Nationalitäten geſchätzten Mitarbeiters über eine, die Wiederherſtellung Polens betreffende Schrift des Dr. Johann Metzig aufnehmen, wollen wir damit nicht unſere Uebereinſtimmung mit den Meinungen des Letztern, namentlich in Betreff der Provinz Poſen, ausgeſprochen haben, die wir aus eigener Beobachtung kennen, wenn wir auch nicht dort geboren ſind, wie Herr Dr. Metzig. Die preußiſche Provinz Poſen iſt verhältnißmäßig viel ſtärker von National-Deutſchen bevölkert, als die franzöſiſche Provinz Elſaß von National-Franzoſen. Was aber würde wohl Herr Dr. Metzig, der ſelbſt ein National-Deutſcher iſt, zu dem allerdings undenkbaren Falle ſagen, daß in Straßburg ein Franzoſe den Wunſch öffentlich ausſpricht, man möge das alte deutſche Reich wiederherſtellen und das Elſaß mit demſelben vereinigen? D. R.

** Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1862.

Rußland.

Panſlaviſtiſche Zuſtände.

Ruſſen und Weſtſlaven.

Herr Alexander Hilferding, trotz ſeines deutſchen Namens ein Haupt der ruſſiſchen Panſlaviſten, hat in dem Organ dieſer Partei, dem Den (Tag), einen Aufſatz unter dem Titel: „Blick der weſtlichen Slaven auf Rußland," erſcheinen laſſen, der die Hoffnungen ſeiner für ſlaviſche Einigkeit und Brüderlichkeit ſchwärmender Freunde tief niederſchlagen muß. Daß der Verfaſſer, der, wenn wir nicht irren, im Auftrage der ruſſiſchen Regierung alle ſlaviſchen Länder bereiſt und durch ſeine Schriften über dieſelben auch die Aufmerkſamkeit der deutſchen gelehrten Welt auf ſich gezogen hat,* die Čechen, Mähren und Slowaken, wie die ſüdlichen öſterreichiſchen Slaven, Kroaten, Slovenen ꝛc. genau kennt, wird Niemand beſtreiten; zum Ueberfluß geſteht der Redacteur des „Den," auf ſeinen Reiſen durch jene Gegenden dieſelben Erfahrungen gemacht zu haben. Nach der gewiß in dieſem Punkte unparteiiſchen Darſtellung Hilferding's** ſcheint es nun, als ob die Slavophilen Rußlands eine unglückliche, d. h. einſeitige Liebe zu jenen Slaven gefaßt hätten. Dieſe wünſchen wohl eine mächtige panſlaviſtiſche Partei, mit der ruſſiſchen Politik ſind ſie aber keineswegs einverſtanden und ebenſo wenig intereſſiren ſie ſich für das ruſſiſche Volk. Doch hören wir Herrn Hilferding ſelbſt. Er konſtatirt zunächſt mit Bedauern, daß die „urſlaviſchen geſellſchaftlichen Elemente" in Böhmen, Mähren, Steiermark und Kärnthen von der „weſtlichen Staatsform" verſchlungen ſeien. Nur die Sprache ſei noch ſlaviſch, Anſchauungen über Staat, Verfaſſung und Stände ſeien weſtlich; zugleich prävalirten die „Bürger" — ein Wort, daß er am liebſten gar nicht in's Slaviſche überſetzen wolle! Anders ſtehe es freilich mit den „rechtgläubigen" ſüdlichen Slaven in Serbien, Bosnien, der Herzegowina,

* Die Hauptwerke Hilferding's ſind: „Ueber die Verwandtſchaft der ſlaviſchen Sprache mit dem Sanskrit" (Petersburg, 1853), beſprochen von Schott in Erman's „Archiv" Bd. XIV. S. 54 ff., und „Reiſe in der Herzegowina, Bosnien und Alt-Serbien" (Petersburg, 1860), im Auszuge überſetzt im neunten Bde. der Berliner „Zeitſchr. f. allg. Erdkunde." D. R.

** Wir folgen in derſelben der „Rigaer Zeitung," einem ſehr gut redigirten und gehaltvollen Blatte.

Digitized by Google

Montenegro und der Militärgränze, welche die familienhafte *Gemeinde* (obschtschina) behalten hätten und ſtark mit Rußland ſympathiſirten; dies wird jedoch nur gelegentlich erwähnt, denn der Aufſatz handelt von den *weſtlichen* Slaven.

Dieſe weſtlichen Slaven ſehen in Rußland nur den Staat und ſeine Politik, nicht das ſlaviſche Element in ihm. Sie ſehen in ihm ein zweites Oeſterreich, mit einer decentraliſirenden Regierungspartei. Für die Regierung haben ſie keine Sympathie, denn dieſelbe erſcheint ihnen zu ſehr *deutſch* und ſtützt ſich zu ſehr auf das Legitimitäts-Prinzip, das ihnen feindlich iſt. Sie klagen in Oeſterreich über Bureaukratie — ſie ſehen daſſelbe in Rußland; ſie klagen über Geſetze, welche die Proteſtanten und Orthodoxen bedrücken — und hören von Verfolgung der Raskolniks. Sie ſind enttäuſcht. Sie haben in Oeſterreich mehr Oeffentlichkeit, Gleichheit vor dem Geſetz, freies Wort, als ſie in Rußland finden würden. Sie haben hiſtoriſch-philologiſches Intereſſe an Rußland (man erinnere ſich der trefflichen Arbeiten Schafarik's), aber es giebt *kein* ſlaviſches Werk über die heutige ruſſiſche Geſellſchaft. Von den Slavophilen in Moskau haben ſie ebenfalls falſche Begriffe; ſie halten ſie für eine mächtige politiſche Fraction; daß der Kern der Slavophiten-Doktrin die Conſervirung der altſlaviſchen Geſellſchaftsform iſt, ignoriren ſie einfach. Daß Rußland allein bis jetzt die altſlaviſchen Formen erhalten hat: die Landgemeinde, keine Ariſtokratie im weſtlichen Sinne, keinen ſtädtiſchen Bürgerſtand, keine geſetzlich fixirten Beſtimmungen zwiſchen Regierung und Volk, ſondern eine demokratiſche Gemeinde-Verfaſſung und eine rein monarchiſche Staatsgewalt, was ſich hiſtoriſch als Kennzeichen aller ſlaviſchen Stämme nachweiſen läßt, dafür haben ſie kein Intereſſe. — Wie geſagt, fährt Herr Hilſerding fort, für den ruſſiſchen *Staat* haben ſie keine Sympathie und das ruſſiſche *Volk* exiſtirt für ſie nur als Maſſen „grober Bauern," die allerdings jetzt befreit, aber die nämlichen geblieben ſind, nur unter anderer Adminiſtration. Ohne Zweifel haben auch polniſche Anſchauungen auf dieſe ihre Anſicht beſtimmend eingewirkt; man erinnere ſich nur des Gedichts von Mickiewicz, das in ſchöner Form ungefähr Folgendes ſagt: Eine öde, weite Gegend, mit weißem Schnee bedeckt, wie ein Blatt Papier, das der Inſchrift harrt. Wird der Finger Gottes das Geſetz der Liebe auf dieſes Blatt ſchreiben — oder der Feind des Menſchengeſchlechts das Geſetz der Geißel und der Ketten? Ich ſehe Leute mit breitem Bart und breiter Bruſt, kräftig wie die Thiere des Nordens, aber ihr Geſicht iſt platt, wie ihr Land, keine Spur inneren Feuers hat ihren Zügen Charakter gegeben, während du im Orient und Weſten die Geſchichte eines ganzen Volkes mit ſeinen Leiden und Freuden aus den Zügen ſtudiren kannſt. Noch ſchlummert die Seele dieſer Leute — wie die verpuppte Raupe. Wenn ſie die Sonne der Freiheit zum Leben ruft — wird ein heller Tagfalter oder ein nächtliches Schattenbild entſteigen? — Solche Urtheile fällen jene Slaven, es iſt jedenfalls *allgemeine* Anſchauung.

„Man wird," ſchließt Hilſerding, „ſich in Rußland durch derartige Aeußerungen über Manches enttäuſcht fühlen, da man auf mehr Sympathie rechnete. Es iſt aber ſo; zwar gebe ich die Hoffnung nicht auf, das Gefühl der ſlaviſchen Eigenart könne in ihnen geweckt werden, für's Erſte iſt es aber durch weſtliche Einflüſſe zurückgedrängt."

Bosnien.

Die chriſtliche und die muhammedaniſche Bevölkerung Bosniens.

II.

Die Chriſten.

Die Mehrzahl der Einwohnerſchaft von Bosnien bekennt ſich zur chriſtlichen Religion und zwar größtentheils zur griechiſchen Confeſſion, doch iſt auch die Ziffer der Katholiken größer, als in den anderen türkiſchen Ländern. Nach den neueſten Angaben der ſüdſlaviſchen Zeitungen zählt die griechiſche Confeſſion 540,000 Seelen, die katholiſche aber 170,000; die Zahl der Muhammedaner geben ſie auf 384,000 an. Die beiden chriſtlichen Confeſſionen ſcheiden ſich ſcharf, denn das religiöſe Leben hat hier noch einen Charakter, den man im Weſten lange nicht mehr kennt; doch der gemeinſchaftliche Feind rückt ſie aneinander und ſie leben unter einander, wie ſie ſich ausdrücken, in brüderlicher Liebe, aber eben nur da, wo ſie muſelmänniſche Nachbarn haben.

Die katholiſche Geiſtlichkeit in Bosnien hat große Privilegien. Ein Ferman Muhammed's II. garantirt ihr den Grundbeſitz, und befreit dieſelbe von jeder Abgabe; ein anderer Ferman giebt ihr das Recht, ihre Bildung im Auslande zu ſuchen. Dieſe Geiſtlichkeit beſteht nur aus Franziskaner-Mönchen, welche alle mehrere Jahre in Ungarn, Oeſterreich oder Italien verlebt haben. Ihre Bildung, privilegirte Stellung, ſowie ihr Corporationsgeiſt geben ihnen den größten Einfluß im Lande. Sie ſind die einzigen von allen Bosniern, welche einige geiſtige Thätigkeit entfalten, doch iſt dieſelbe wenig praktiſch und für das Volk unfruchtbar. Auf ihre Schäflein haben ſie einen unbegränzten Einfluß; das Wort des „Fraters" iſt dem bosniſchen Katholiken der Ausſpruch der heiligſten Wahrheit. Die Katholiken werden aber, bei aller Bildung der Franziskaner, von dieſen doch in tiefer Unwiſſenheit belaſſen. Die Elementarſchulen ſind ſpärlich und ſchlecht gebaut. Der Katholik weiß, abgeſehen von ſeinen Glaubens-Artikeln, nicht mehr als ſein griechiſcher Nachbar; dieſer aber hat keinen Lehrer, denn ſein Geiſtlicher ſelbſt hat kaum mehr gelernt, als jeder Bauer. Der Grund, warum die Franziskaner ſo wenig wirken, iſt die Natur ihrer Bildung ſelbſt, welche ſie auf öſterreichiſchen und italiäniſchen Lehranſtalten empfangen haben und die lateiniſch und ſcholaſtiſch iſt, dem Volke aber wenig nützen kann und will. Die frommen Patres halten es für ein unendlich größeres Verdienſt, irgend ein Weib vom griechiſchen Ritus in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zu bringen, als ihrer Heerde Unterricht zu ertheilen. Sie wollen, der Katholik möge nur ohne alle Skrupel an ſeinem Glauben halten, und zu dieſem Zwecke thun ſie Alles; was aber nichts mit ihm zu thun hat, unterlaſſen ſie. So ſind ſie auch, im Gegenſatze zu der griechiſchen Geiſtlichkeit, keine Pfleger des Nationalitätsgefühls, und einige aus ihrer Mitte, welche in der Erweckung des ſlaviſchen Bewußtſeins beim Volke zu wirken ſich beſtrebten, mußten Verfolgungen erleiden.

Die verhältnißmäßig hervorragende Gelehrſamkeit der Franziskaner, verbunden mit der Autorität, womit die römiſche Kirche ihre Geiſtlichen bekleidet, verleiht denſelben in den Augen des bosniſchen Volkes eine gewiſſe höhere Bedeutung. Der gemeine Mann iſt davon überzeugt, daß der „Frater" eine gewiſſe übernatürliche Macht beſitzt. Das glauben auch die griechiſchen Prieſter und die Moslims. Jene ſagen: ihr „Pope" könne einen böſen Geiſt nicht fortjagen oder binden, oder einen Talisman ſchreiben; der Franziskaner aber gebiete den böſen Mächten. Die Muhammedaner behaupten, daß ihr „Chodſcha" (Lehrer) auch den „Scheitan" (Teufel) ſchrecken und einen Talisman ſchreiben könne, der Frater aber verſtehe dies alles viel beſſer und wirkſamer. Charakteriſtiſch für die Franziskaner iſt es, daß ſie dergleichen Aberglauben nicht beſeitigen, ſondern vielmehr ſtärken und ausbeuten. Manche unter ihnen ſagen noch immer geheime Sprüchlein über kranke Leute aller Religionen, wenn ſie zu ihnen kommen und verkaufen Talismane, die in verſchiedenen Krankheiten heilen und die böſen Geiſter fern halten. Dieſe Talismane beſtehen in zuſammengelegten Papierchen mit lateiniſchen Gebeten, die geſchrieben und auch gedruckt ſind. Die Leute tragen ſie am Leibe, und man findet dergleichen in Bosnien unzählige. Die Druckereien in Agram und Zara fabriziren ſie, damit die Fratres ſich nicht mit dem Schreiben bemühen. Die gedruckten ſcheinen auch in größerem Reſpekt zu ſtehen, vielleicht, weil die Buchſtaben hübſcher ſind.

So viel von der katholiſchen Geiſtlichkeit. Der griechiſche Geiſtliche, der „Pope," verſteht es nicht, den Teufel zu bannen und Talismane zu ſchreiben. Die „Rechtgläubigen," wie die Anhänger der griechiſchen Confeſſion ſich nennen, erklären dies, um ihre Prieſter und ihre Religion nicht als unwirkſamer zu ſehen, wie jene der Katholiken, auf folgende Weiſe: Anfangs war bei den „Chriſten" (d. i. den Rechtgläubigen) und bei den „Lateiniſchen" ein einziges „Geſetz." Dann aber kam der römiſche Papſt und das Geſetz trennte ſich: das der Rechtgläubigen ging in den Himmel und das lateiniſche blieb auf Erden. Daher hat der lateiniſche Frater eine Gewalt, die der Pope nicht hat. Der Rechtgläubige überläßt alſo die Erde und den Befehl über die Teufel den Katholiken und verſetzt ſeinen Glauben in den Himmel; auf der Welt ſieht er ihn ohnehin unterdrückt.

Der Glaube iſt bei den Anhängern der orientaliſchen Confeſſion auf's engſte verbunden mit der Nationalität, und nur in dieſer Verbindung konnten ſie die Kraft finden, dem Andrange des Korans und der Türken 400 Jahre zu widerſtehen. Sie hießen nur ſchlechtweg Serben, die Katholiken aber nennt man, abſehend von aller Nationalität, die „Lateiniſchen." Die Geiſtlichkeit iſt unwiſſend, aber ſie bekennt das, und mißbraucht nicht ihre Stellung. Was neueſter Zeit in Bosnien für den Unterricht und die Bildung von Schulen geſchah, iſt nur den Bemühungen der Geiſtlichkeit zu verdanken. Die Popen ſind, obwohl ſelbſt nur im Nothdürftigſten halb gebildet, doch überzeugt, daß nur Unterricht und Fortſchritt im Stande ſind, ihr armes Volk aus ſeiner elenden Lage zu

retten. Viele gehen in ihren Gemeinden von Mann zu Mann, um die Leute, denen die Nothwendigkeit des Unterrichts nicht ſo bald klar zu machen iſt, und deren Mittel ſehr gering ſind, zur Errichtung einer Art von Schule zu vermögen. Der Geiſtliche aber ſteht ſehr oft ſelbſt auf einer ſo niedrigen Stufe, daß er auf ſeine Gemeinde wenig wirken kann und auch den Aberglauben mit ihr theilt. Der Aberglaube iſt in den Städten und auf dem Lande, bei Chriſten und Moslims noch in vollſter Blüthe. Jedermann glaubt an die „Wili" (Waſſer- und Waldnymphen), an Vampyre, an Hexen und verſchiedene böſe und gute Geiſter unter mannigfachen Benennungen. In der Hauptſtadt Sarajewo ſelbſt zeigt man eine Stelle, wo ſich Nymphen zeigen. Der Aberglaube hat hier noch am meiſten den altſlaviſchen Charakter beibehalten.

Die Chriſten in Bosnien und der Herzegowina haben keine Ariſtokratie; ſie ſind nur Bürger und Bauern. Doch unter den „Rechtgläubigen" giebt es nicht wenige Bürger, welche ſich den Umſtänden zu fügen und ſie zu benutzen wußten, ſo daß ſie ſelbſt zur Zeit des höchſten Druckes unter den Janitſcharen den Handel in ihre Hände bekamen und reich wurden. So hat ſich faſt in allen Städten des Landes eine beſondere Klaſſe von Handelsleuten gebildet, welche als eine Art Ariſtokratie erſcheint. Bemerkenswerth iſt, daß die Mehrzahl dieſer Kaufleute aus Eingewanderten beſteht. Es giebt in den Städten wenig urſprünglich angeſeſſene chriſtliche Bewohner; früher gab es da nur Muhammedaner, und auch jetzt iſt dieſes Element noch ſtark vorherrſchend. Die Handwerker ſind einheimiſch, die Kaufleute aber ſtammen faſt alle aus der Herzegowina. Dieſes Land iſt eine Art Phönizien; es iſt unfruchtbar, gebirgig, aber ſeine Bewohner ſind thätig, ausdauernd und unternehmend. Viele überſiedeln in das benachbarte, von der Natur geſegnete Bosnien und erwerben ſich hier Vermögen. — Zwiſchen dem Kaufmann und dem Bauer iſt ein ſo weiter Unterſchied, wie in Rußland zwiſchen dem Edelmann und dem Leibeigenen; doch nur in der Lebensſtellung, nicht auch in bürgerlichen Rechten und Bildung, welche letztere bei den bosniſchen Handelsleuten auf ſehr niedriger Stufe ſteht. Sie ſind untereinander durch einen ſtarken Kaſtengeiſt verbunden und ſtellen ſich vor das übrige Volk. Sie machen ſich durch verſchiedene Dienſte die türkiſchen Gewalthaber immer geneigt. Auf dieſe geſtützt, hat die Kaufmannſchaft in allen Angelegenheiten der griechiſchen Glaubensgenoſſen die einzig entſcheidende Stimme. Soll eine Gemeindeſache entſchieden werden, und etwas dem Paſcha oder der Regierung vorgelegt werden, ſo thun und unterſchreiben Alles die erſten Mitglieder der Kaufmannſchaft, nicht nur in ihrem Namen, ſondern auch im Namen der übrigen Bevölkerung, ohne von dieſer irgendwie bevollmächtigt zu ſein, und doch fällt es Niemandem ein, dagegen Etwas einzuwenden. Aus dem Handwerksſtande ſchließen ſich die Reicheren an die Kaufleute an, die ärmeren an das gemeine Volk. Die Steuern treffen die Kaufleute in den größeren Städten nicht empfindlich, denn die ſchwerſte Abgabe, der Zehnt-Loskauf an die ehemaligen Grundherren, fällt nur auf das Landvolk, und die übrigen Auflagen verſchlingen die Hälfte ſeines Einkommens. Die Lage der Städtebewohner iſt überhaupt unvergleichlich beſſer, als vor vierzig Jahren, zur Zeit der Janitſcharen-Herrſchaft, wo ſie der Willkür des Moslims vollſtändig preisgegeben waren. Der Fremde kann daher leicht getäuſcht werden, wenn er ſich mit den Zuſtänden nur oberflächlich bekannt macht, und namentlich wenn er, wie viele weſteuropäiſche Reiſende in den letzten Jahren mit der „Wiedergeburt und Civiliſation" der Türkei in's Land kommt. Er ſieht Städte, in denen wohl nicht europäiſche Thätigkeit herrſcht, in denen es nicht gebildete Leute und auch keine Gelegenheit zur Bildung giebt; aber er ſieht, daß die Bewohner dieſer Städte zufrieden leben, ruhig ihren Geſchäften nachgehen, und daß die Chriſten nicht unterdrückt und verfolgt werden. Er kann die Chriſten um ihre Lage befragen, aber an wen wird er ſich wenden? Gewöhnlich an die reicheren Kaufleute, mit denen er früher in Verbindung kommt; dieſe aber ſind ſo ziemlich zufrieden, und wenn ſie auch die Zuſtände des Landes kennen, werden ſie ſelten zu einem Fremden aufrichtig ſprechen, aus Furcht, daß ihre Worte den türkiſchen Beamten zu Ohren kommen. Die Türken ſelbſt aber ſtellten bis auf die neueſte Zeit die Sachen in einem gar guten Lichte dar und meinten, daß die noch herrſchenden Uebelſtände „inschallah, chimetiniz-ule" (ſo Gott will, mit Ihrer Erlaubniß) bald beſeitigt werden. Sie erzählten, wie die Regierung das gleiche Recht für alle Confeſſionen durchführen werde, für die Chriſten väterlich ſorgen wolle, damit ſie ſich Kirchen bauen, Schulen errichten könnten, daß man Straßen anlegen, Handel und Induſtrie unterſtützen werde ꝛc. Die Raja aber hat zum Sprüchwort: „Der Türke ſpricht mit dem Chriſten, um zu lügen," und „wo der Türke früher mit dem Säbel arbeitete, arbeitet er nun mit Liſt und Trug."

Die Lage der Landbevölkerung iſt ſehr traurig. Sie iſt unter der direkten Verwaltung der Osmanen ſchlimmer geworden, als unter der früheren Feudal-Herrſchaft der Beys und Spahis. Die Größe der Abgaben und Steuern hat ſich nun verzehnfacht, und für die armen Chriſten giebt es keine Gerechtigkeit und keine Möglichkeit, die Einnahmen im Verhältniſſe der Forderungen des Hofes von Stambul und ſeiner Beamten zu erhöhen. Aller Druck und alle Erpreſſungen, die der Beamte noch für ſeine eigene Rechnung macht, treffen das Landvolk, denn in der Stadt iſt die Möglichkeit der Klage und des Widerſtandes größer. Das ſchlimmſte Uebel iſt die Steuerpacht, denn die Pächter finden immer Wege, ihre Einnahme auf ungeſetzliche Weiſe zu verdoppeln und zu verdreifachen. Dieſes Syſtem aber kann nicht ſo leicht aufgegeben werden, denn es eröffnet der türkiſchen Regierung die einzige ſichere Einnahmequelle, auf die ſie im voraus rechnen kann. Der Haß der Chriſten gegen die Türken iſt viel größer, als gegen die einheimiſchen Moslims, und dieſe ſelbſt beginnen jetzt den Türken mehr zu haſſen, als den Chriſten. Merkwürdig iſt, daß der tiefe Haß, den das Landvolk gegen die türkiſche Regierung hegt, ſich auf den Sultan ſelbſt nicht bezieht. Den armen bosniſchen Bauern erſcheint der entfernte Zar (wie ſie den Sultan nennen) als ein mythiſches Weſen, das vom guten Geiſte erfüllt iſt. „Der Zar will immer das Wohl ſeiner armen Raja," ſo ſprechen ſie von ihm mit aufrichtigem Gefühl, „aber er wird getäuſcht: wenn er nur wüßte, wie ſeine Weſiere und Beamten das Volk berauben! wenn wir nur vor ſeinen klaren Augen erſcheinen, in ſeine weißen Hände unſere Klagen überreichen und ihm die ganze Wahrheit entdecken könnten!" Die Lage der Katholiken, die ſämmtlich Landbewohner ſind, iſt zum Theil beſſer, als jene der griechiſchen Glaubensgenoſſen, denn ihre Geiſtlichkeit hat einen bedeutenden Einfluß und wird von Oeſterreich und Rom womöglich unterſtützt.

Jetzt aber ſteht Bosnien an der Schwelle eines großen Umſturzes. Der Boden der jetzigen Zuſtände iſt ſo unterwühlt, daß er beim erſten Ausbruch der ſchon lange vorbereiteten Erhebung keinen Augenblick haltbar iſt. Der Bosnier iſt faul und nicht unternehmend, aber auch hartköpfig und ausdauernd, und wird ein ganzer Mann, wenn er ſeine Religion zu vertheidigen glaubt. Der lange Druck hat in dem Volke jede ſelbſtändige Sehnſucht nach Freiheit getödtet; ſeine Apathie iſt groß. In dieſer Beziehung ſtehen die Herzegowiner weit über dem Bosnier; vielleicht hat dies ſchon hiſtoriſche Urſachen und auch die Nachbarſchaft des freien Montenegro mag hierbei einwirken. Die Bosnier haben keinen Gemeingeiſt; Land und Volk ſind ihnen gleichgültig, für die Religion aber opfern ſie Alles. Der ſerbiſche Stamm rühmt ſich ſeiner Tapferkeit, doch die Bosnier haben ſich in dieſer Beziehung bisher nicht bemerkbar gemacht; die Chriſten dürfen ſeit langer Zeit keine Waffen tragen, die ſerbiſchen Muhammedaner aber haben vor dem Montenegriner Reſpekt auf weite Entfernung. Die Bosnier hätten ſich aus eigenem Antriebe und ſelbſtändig gegen die Türken nicht erhoben, ſind aber jetzt durch Serbien, durch die Herzegowiner und Montenegriner zur Theilnahme an der ſich vorbereitenden großen Erhebung der Südſlaven gebracht worden. Wenn ſich, wie es den Anſchein hat, auch ein großer Theil der ſerbiſchen Muhammedaner dieſer Bewegung anſchließt, deren Endziel es iſt, dem Türkenreiche den Todesſtreich zu verſetzen, wird Bosnien nach Jahrhunderten nun wieder aufleben.

Serbien.

Die Zeitſchriften der Südſlaven.

Die Journaliſtik iſt bei den Südſlaven noch eine ziemlich neue Erſcheinung, macht aber in der letzten Zeit bedeutende Fortſchritte.* Die Südſlaven zählen wohl über 10 Millionen Angehörige, ſind aber territorial ſehr zerſplittert, und auch national und literariſch nicht ganz verbunden. Das Haupthinderniß einer gemeinſamen Literatur bilden die Schriftzeichen, denn die Bekenner des griechiſchen Cultus, alſo der größte Theil der Serben, bedienen ſich des ſogenannten cyrilliſchen (dem ruſſiſchen analogen) Alphabets, die Katholiken aber des lateiniſchen. Die Schriftſprache ſelbſt unterſcheidet ſich bei den Serben, welche in cyrilliſcher und bei den Kroaten, welche in lateiniſcher Schrift ſchreiben, faſt gar nicht, bei den in Kärnthen, Krain, Steiermark und der Grafſchaft Görz zerſtreuten Slovenen nicht viel. Die Letzteren ſind der ſchwächſte ſüdſlaviſche Stamm und halten ſich kaum gegen das andringende deutſche Element; ſie beſitzen jedoch die älteſte ſüdſlaviſche Zeitung in den ſeit 20 Jahren in Laibach erſcheinenden „Novine" (Neuigkeiten), welche, unter Redaction des Dr.

Digitized by Google

Bleiweis, das erſte politiſche, ökonomiſche und literariſche Organ der Slovenen bilden, doch nur einmal wöchentlich erſcheinen; im vergangenen Jahre ſollte durch Bemühung des Reichsraths-Abgeordneten Dr. Toman ein politiſches Blatt gegründet werden, es fehlt jedoch an materiellen Kräften. Außerdem erſcheint im Sloveniſchen eine pädagogiſche, und eine kirchliche Zeitſchrift in Laibach und eine literariſche in Klagenfurt. — Die Kroaten beſitzen ihr politiſches Hauptorgan an dem in Agram erſcheinenden „Sozor," in dem ſehr energiſch die Intereſſen der antimagyariſchen Partei verfochten werden. Ein zweites Journal ſind die „Narodne Novine" (Nationalzeitung), welche bis auf die letzte Zeit offiziell waren, nun aber als unabhängig erſcheinen. Ein drittes Journal in dieſem Idiom iſt noch der in Zara ſeit nicht langer Zeit erſcheinende „Nozionale," der das Organ der kroatiſchen Partei in Dalmatien bildet, und neben dem italiäniſchen Hauptblatte ein kroatiſches Beiblatt bringt, und der amtliche „Glosnik dalmatinski" (Stimme von Dalmatien). Dann erſcheinen zwei belletriſtiſch-literariſche Zeitſchriften, ferner ein pädagogiſches und ein landwirthſchaftliches Blatt.

Die Journale der Serben ſind folgende: „Srbski Dnevnik" (Serb. Journal), erſcheint in Neuſatz, ſowie auch das zweite politiſche der Serben in der Wojwodina, der „Srbobran" (Serbenvertheidiger). Im Fürſtenthum Serbien erſcheinen mehr politiſche Zeitſchriften, als man bei der geringen Bewohnerzahl deſſelben denken ſollte: es erſcheinen in Belgrad folgende insgeſammt politiſche Blätter: 1. Die „Srbska narodnost" (ſerbiſche Nationalität; 2. „Vidovdan" (der St. Veitstag), ſo genannt zur Erinnerung an die ſerbiſche Verſchwörung, welche an jenem Tage geſchloſſen wurde und zur Befreiung des Landes führte; 3. „Svetovid" (der Weltzuſchauer), das amtliche Organ der ſerbiſchen Regierung, während die vorgenannte Zeitſchrift halbamtlich iſt; 4. „Srbske trgovaike novine" (ſerb. Handelszeitung), beſchäftigen ſich neben Politik hauptſächlich mit Handels- und Finanz-Angelegenheiten. In Bulgarien erſcheint keine Zeitſchrift, doch wurde bis auf die letzte Zeit ein bulgariſches Organ unter dem Titel „Dneavski Lebed" (der Donauſchwan) in Belgrad herausgegeben. Jetzt hat der Redact. deſſelben das Schwert mit der Feder vertauſcht, und ſich an die Spitze der bulgariſchen Legion geſtellt, die ſich in Belgrad bildet, und beim Beginn des Kampfes in Bulgarien einfallen und das Land inſurgiren will. Ein zweites bulgariſches Organ iſt die „Blgarija" (Bulgarier) in Konſtantinopel. Dieſe Zeitſchriften erſcheinen faſt alle nur zwei- oder dreimal wöchentlich. Auch in Montenegro erſcheint eine politiſche Zeitung als amtliches Organ der Regierung von Cetinje, und zwar unter dem Namen „Cznagorski sokol" (der Falke von Montenegro). Literariſch-belletriſtiſche Zeitſchriften erſcheinen in der ſerbiſchen Sprache drei und zwar in der öſterreichiſchen Wojwodina. Die ſüdſlaviſchen Stämme zählen daher bei einer Anzahl von 10 Mill. Seelen 22 Zeitſchriften, von denen fünfzehn der Politik gewidmet ſind; zehn werden mit lateiniſchen, zwölf mit cyrilliſchen Lettern gedruckt.

China.

England und Frankreich in Aſien.

In Folge der engliſchen Angriffe haben ſich die chineſiſchen Taipings auf 400,000 Mann verſtärkt. England hatte mit ihnen contrahirt, daß ſie ſich nicht über 33 Meilen Shanghai nähern ſollten, vorausgeſetzt, daß England von Shanghai aus nichts Feindliches gegen ſie unternähme. Die Engländer machten ſich aber zu Steuer-Eintreibern für den Mantſchu-Thron in Peking in Shanghai ſelbſt, um mit dem Gelde Schiffe gegen die Taipings bauen zu laſſen.

Somit war der Kontrakt durch England gebrochen. Die Taipings wurden zu Feinden. Engländer zogen ihnen entgegen. Der Krieg begann.

Aus allen Nachrichten ergiebt ſich ſo viel, daß der bisherige Krieg ein frivoler war, und daß die Siegeszüge gegen die Taipings nichts ausgerichtet haben. Zwar iſt der „Räuber" eines Raubes (zum Belaufe von 500,000 Dollars) beraubt, ſind dem „Zerſtörer" einige von ihm beſetzte kleine Ortſchaften zerſtört worden. Allein eine ſolche Züchtigung konnte unmöglich zu etwas Anderem als zum Aufreizen dienen. Hätte man demnach Shanghai nie verlaſſen und hier einen Angriff abgewartet, ſo hätte man militairiſch wenigſtens nicht ſchlimmer, moraliſch aber ohne Vergleich beſſer geſtanden, als jetzt. Von vorn herein ſcheint bei allen Betheiligten eine wunderliche Begriffs-Verwechſelung über zwei ganz verſchiedene Dinge obgewaltet zu haben, — eine Begriffs-Verwechſelung, die ſich auch in den angeführten Reden der beiden erſten Miniſter bemerkbar machte, nämlich die Beſchützung des Handels-Etabliſſement von Shanghai. Für letzteren Zweck hätte es genügt, ſich in Shanghai rein defenſiv und rein neutral zu halten und einen Angriff abzuwarten.

Dagegen zog die Beſchützung eines Handels, der hauptſächlich auf Ausfuhr berechnet iſt, den Gedanken unwillkürlich in's Binnenland, nach den fernen Gegenden, von wo die betreffenden Artikel bezogen werden, nach den Tranſit-Straßen. Die Eroberung eines ſolchen Handels ſetzt die Eroberung des ganzen Territoriums voraus.

Ein verlockender Ideengang! Es half daher den Taipings nichts, daß ſie gar keine weſentliche Veranlaſſung zu einer gleichſam erobernden Vertheidigung des Handels gaben. Was hätte die Herrſcher zu Nanking verhindern können, hätten ſie beabſichtigt, die Thee- und Seiden-Ausfuhr zu ſperren, — ja die Thee- und Seiden-Bezirke zu zerſtören? Daß ſie es nicht beabſichtigten, beweiſt aber auch, daß ſie keinen Angriff auf die Handels-Etabliſſements beabſichtigt haben würden, ſo lange dieſe rein als ſolche, rein defenſiv und neutral verhalten hätten. Allein abgeſehen von dem militairiſchen Vorgehen, war es ſchon die gröblichſte Uebertretung der Neutralität, daß die Engländer in Shanghai kaiſerliche Revenüen erhoben, welche gegen die Rebellen verwendet werden ſollten. Zur Beſchönigung dieſes Verhaltens gegen die Taipings, hat man die Preſſe mit mannigfachen langen Berichten über deren unmoraliſche, unmenſchliche Zuſtände beſchenkt. Es macht ſich nun ſehr unbequem, daß gerade jetzt Berichte einlaufen, welche daran erinnern, daß die kaiſerliche Partei, für die man ſo plötzlich eine warme Freundſchaft gefaßt hat, ſich in dieſer Beziehung ſehr wenig von ihren Gegnern unterſcheidet. So haben wir den Bericht eines Augenzeugen über die greuliche Niedermetzelung von 300 gefangenen Taipings verſchiedenen Alters und Geſchlechts, welche von den „neutralen" Alliirten den Kaiſerlichen übergeben worden waren, wie Alle, vom Säugling bis zum Greiſe am Stabe, mit aller erdenklichen und undenkbaren Grauſamkeit umgebracht, wie die Mädchen genothzüchtigt, über den Erdboden geſchleift, der Länge nach aufgeſchlitzt, wie die Säuglinge vor den Augen der Mütter ausgeweidet wurden! Man ſieht alſo, was es bedeutet, wenn England und Frankreich die Sache der Mantſchu im Namen der Menſchlichkeit verfechten. Ob Keſſel oder Topf hier polirter ausſehe, dürfte ſchwer halten, zu entſcheiden, noch ſchwieriger aber nachzuweiſen ſein, weshalb England dieſes moraliſche Richteramt zuſtehe.

Selbſt wenn man für einen Augenblick einräumte, die Taipings ſeien ein ſolches elendes Geſindel, wie man ſie beſchreibt, ſo läßt uns dies nur deſto weniger von einer Regierung halten, die einer ſolchen Rebellion nicht — in elf bis zwölf Jahren hat Herr werden können. Der Verſuch, eine hinfällige Dynaſtie aufzuſtützen, kann in dieſem Falle, wie in ähnlichen, nur inſofern gelingen, als er anderweitigen egoiſtiſchen Zwecken dienlich ſein ſoll.

Was uns jedoch unter dieſen anglo-chineſiſchen Verhältniſſen vor Allem für England bedenklich ſcheint, iſt die franzöſiſche Allianz, wenn man die anderweitige Entwickelung Frankreichs in Oſt-Aſien und ſeine gegenwärtige bedrohliche Stellung in der orientaliſchen Frage in Anſchlag bringt. Frankreich hat durch die engliſche Allianz in China, wo es früher gar keine Stellung hatte, unermeßliche Vortheile erlangt. England hat ſich dadurch nur geſchadet. Wie überraſchend, von welcher unermeßlichen Tragweite ſind nun nicht die Ergebniſſe, mit denen Frankreich plötzlich aus den nun beendeten, bisher kaum beachteten Operationen in Anam (Cochinchina) hervortritt! Nach der „Patrie" beſagt der zwiſchen Frankreich und Anam abgeſchloſſene Friedensvertrag im Weſentlichen: „Der Kaiſer von Anam zahlt eine Kriegsentſchädigung von 25 Millionen Franken; — er tritt den Franzoſen Unter-Cochinchina ab, welches aus ſechs der größten und beſten Provinzen des Reiches beſteht; er genehmigt die Einführung der chriſtlichen Kirchengebräuche in allen ſeinen Staaten und erneuert die vom Kaiſer Gia Laong von 1778—1802 den Chriſten verliehenen Freiheiten; er gewährt den Franzoſen wichtige Handelsvorrechte; er empfängt einen in Hue reſidirenden Geſandten; er verleiht den Franzoſen das Recht, ſich in jedem Theile von Anam anzuſiedeln und Grundbeſitz zu erwerben."

Die hiermit von Frankreich erworbene Kolonie iſt durch Lage, wie durch Bodenverhältniſſe, einer unermeßlichen Macht-Entwickelung fähig. Sie gewährt vor Allem die unvergleichliche Waſſerſtraße des Menam-Kon (Mekong oder Cambodſcha-Fluſſes), welche gerade nördlich nach West-China und in's Herz Aſiens führt. Der Fluß durchzieht eine Strecke von 18 Breitegraden. Seine Waſſermächtigkeit iſt erkennbar an der Ausdehnung ſeines Alluvial-Delta's an der Mündung, dem faſt nur die des Jang-tze und die des Huang-ho gleichkommen. Er entſpringt in 27

Digitized by Google

N. B. an der Gränze des Sejun, durchfließt die große chineſiſche Provinz Jun-nan unter dem Namen Lan-zan, dann das Land der freien Lao als Kiu-lung-kiang; endlich die reichen Alluvial-Ebenen von Cambodſcha und Ziampa und mündet in 9° 34' N. B. in vielen Armen. Seine Ufer ſind überall dicht mit Dorfſchaften, in Jun-nan auch mit Städten beſetzt. Der Fluß iſt mit Ausnahme einiger geringfügiger, leicht hinwegzuräumender Hinderniſſe 1500 engliſche Meilen weit für Flußdampfer ſchiffbar. Bei Kiang-Hung an der Südgränze von Jun-nan, 1200 Meilen nördlich von Saigon, iſt der Fluß 1600 Fuß breit und 60 Fuß tief. Saigon, die Hauptſtadt der neuen Kolonie und die Hauptſtadt der bisherigen anameſiſchen Provinz Ziampa (Chiampa), liegt am Saigon-Fluſſe, 35 Meilen von der See und iſt eine regelmäßig gebaute Stadt mit 180,000 Einw., unter denen viele Chineſen. Sie enthält eine in europäiſchem Stile erbaute Citadelle mit geräumigen Kaſernen, ein Arſenal mit Schiffswerften, einen königlichen Palaſt und große Reisſpeicher. Sie treibt einen anſehnlichen Handel mit China und Siam. Der Saigon-Fluß, an welchem die Stadt liegt, iſt hier 3/4 Meile breit und für Schiffe von größtem Tiefgang zugänglich, indem ſechs Faden Waſſer auf der Mündungsbarre ſind. Ein Kanal von 23 Meilen Länge verbindet den Saigon mit dem Menam-Kong, von welchem Fluſſe der Saigon wahrſcheinlich nur ein Arm iſt. Die Ebenen von Ziampa und Cambodſcha ſind Alluvial-Ebenen von größter tropiſcher Fruchtbarkeit. Die Hauptprodukte ſind: Reis, Zucker, Gewürze, Seide, Indigo und ſonſtige Färbeſtoffe.

Das Land bietet Ausſicht auf einen vortheilhaften Einfuhr-Handel, beſonders in Baumwollen- und Wollwaaren, da dieſe Artikel hier nicht, wie in China, von Einheimiſchen fabricirt werden. Das Klima bei Saigon iſt nicht ſo heiß, als man der Lage nach vermuthen ſollte, indem die Luft durch die Seewinde gekühlt wird. Die Hitze erreicht ſelten 90 Gr. F. und hält ſich gewöhnlich auf 80 Grad. Eine franzöſiſche Erforſchungs-Expedition iſt bereits gebildet, welche den Menam-Kong von Saigon aus aufwärts befahren ſoll.

In unmittelbarer Verbindung mit dieſer großen, neuen Erwerbung und den dadurch eröffneten Ausſichten ſteht das großartige neue Unternehmen einer franzöſiſchen Dampfſchiff-Kette für die Fahrt nach Indien und China, welche zum erſtenmale mit den beſtehenden engliſchen in Konkurrenz tritt. Die „Messageries Imperiales“ kündigen an, daß ſie zwiſchen dem 20. Juli und 25. Auguſt ſechs Schraubendampfer nach Saigon und andere aſiatiſchen Häfen abfertigen werden, nämlich: die Imperatrice, Alphée, Dounai, Erymanthe, Cambodge und Hydaspe. Die Stationen bei den erſten Fahrten ſind: das Cap der guten Hoffnung, Mauritius, Singapore, Saigon und Hong-Kong. Im Oktober hofft man die Ueberland-Route über die Landenge von Suez organiſirt zu haben.

Das Beherrſchende und daher Bedrohliche der geographiſchen Lage — wie namentlich die große Flußſtraße des Menan-Kong tief in's Herz von Aſien einſchneidet, die Ueberlands-Verbindung zwiſchen den engliſch-oſtindiſchen Beſitzungen von China durch-, reſp. abſchneidet — wie die Stellung nach Süden hin eine Warte bildet, die wegen ihrer centralen Lage alle oſtaſiatiſchen Gewäſſer beherrſcht, — das erkennt man ſchon beim erſten Blick auf die Karte. So wird England überall, wo es den treuen Alliirten Napoleon als Helfershelfer benutzt, von dieſem überflügelt und in ſeinen Intereſſen gefährdet. Der große Geiſt, Palmerſton, auf den auch ſo manch' deutſches Licht mit Bewunderung blickt, wird aber fort und fort wegen ſeiner Großthaten zu Gunſten Großbritanniens bewundert, weil man hinter den ſcheinbaren augenblicklichen Nachtheilen gewaltige Erfolge für die Zukunft vermuthet.

Central-Afrika.

Wichtige Nachrichten über E. Vogel's Schickſal.*

Nachfolgendes iſt die wörtliche Kopie eines mit heutiger Poſt angelangten Schreibens von Herrn Werner Munzinger aus El Obeid, der Hauptſtadt von Kordofan, vom 23. Juni 1862, der es ſich im Verein mit ſeinem Begleiter, Herrn Th. Kinzelbach, auf's Beſte hat angelegen ſein laſſen, glaubwürdige Nachrichten über das Schickſal Vogel's zu erhalten.

* Herr Dr. A. Petermann in Gotha hat die Güte gehabt, dieſe Nachrichten über Vogel's Schickſal uns direkt mitzutheilen; obwohl uns mehrere politiſche Zeitungen bereits mit Veröffentlichung derſelben zuvorgekommen ſind, glauben wir es doch der Sache ſchuldig zu ſein, das Schreiben des wackern Munzinger vollſtändig aufzunehmen. D. R.

So endgültig dieſe aber auch ſchon jetzt zu erachten ſein möchten, ſo werden demungeachtet beide Reiſende ihre Nachforſchungen fortſetzen und ſelbſt nach Darfur und Wadai vorzudringen ſuchen. Daſſelbe gilt in Bezug auf M. von Beurmann's Expedition.

Gotha, 22. Auguſt 1863. A. Petermann,
Sekretair des Comité's der Expeditionen nach Wadai.

„Ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß es uns ſchon hier gelungen iſt, ſichere Nachrichten über das Schickſal Dr. Vogel's zu erhalten. Dieſe Auskünfte verdanken wir einem gebornen Schingetiner, Namens Mohammed, der im Auftrag ſeines Herrn Sein el Abidin ſich ſeit einiger Zeit hier befindet. So wenig Werth ich auf indirektes Auskunftſammeln lege, ſo wichtig ſcheinen mir die Ausſagen eines Mannes, der ſozuſagen als Zeuge betrachtet werden kann. Indem ich verſuche, Ihnen die Thatſachen chronologiſch geordnet aufzuzählen, überlaſſe ich natürlich Ihnen und jedem Freund Vogel's die Schlußfolgerung. Und ſo verſetzen wir uns nach dem fernen Weſten, nach der Stadt phantaſtiſchen Namens Timbuctu, in die Familie des Scheich el Mochdar el Kundi, deſſen Enkel Ahmed el Bakai uns durch Dr. Barth die Nigerſtraße geöffnet hat, deſſen anderer Enkel Sein el Abidin uns indirekt von Vogel's Schickſal unterrichten ſoll.

Jeder Freund der Wiſſenſchaft achtet hoch die Familie des Scheich el Mochdar und kennt ihre Schickſale. Vollblut-Araber von den Beni Omaja nach Weſten ausgezogen, kamen ſie in den letzten Zeiten unter verſchiedenen Schickſalen über Schinget endlich nach Timbuctu, als Mittler und Verſöhner ſtreitender Stämme. Der Islam, ſeinen Büchern nach für uns faſt eine proſaiſche Natur-Religion, erhält von dem das Uebernatürliche ahnenden Menſchen ſeine Heiligen und ſeine Wunder. Die Scheich ſtehen der Gottheit näher und Niemand wagt, ſich ihrem Zorn auszuſetzen; Regen und Wind beherrſchen ſie; plötzlicher Tod, Krieg, Krankheit ſtraft ihre Verächter. Im Weſten war die Familie der Kundi immer ungemein gefürchtet und geachtet; vielleicht iſt ſie durch ihren Sprößling Sein el Abidin beſtimmt, ihren Einfluß auch auf Oſtſudan auszudehnen.

Der Scheich el Bakai und der Scheich Sein el Abidin ſind Kinder von zwei Brüdern, Enkel des Scheich el Mochdar. Im Jahre 1266 der Hidſchre, brach der Scheich Sein el Abidin von Timbuctu nach Mekka auf, und ſich über Fas nach Kairo wendend, erfüllte er den Hadj im Jahr 1267. Er nimmt den Rückweg über Dongola und kommt nach kürzerem oder längerem Aufenthalt, vielleicht Ende 1269, über Begermi nach Bornu.

In Begermi traf er unſern Berichterſtatter Mohammed, ſeiner Geburt nach von Schinget und dem Scheich ſchon bekannt, an. Während der Scheich weſtwärts zog, verfolgte Mohammed ſeine Pilgerſchaft, verweilte auf der Rückreiſe längere Zeit in Borgu (Wadai), wo er eine Sklavenjagd mitmachte, und in Begermi, wo er in der Regenzeit 1855 wieder zum Scheich ſtieß.

Der Scheich el Abidin kam im Jahre 1269 (unſer 1852/53) nach Kuka. Scheich Omer regierte noch mit ſeinem bekannten Weſir und beauftragte den Scheich mit einer Geſandtſchaft nach Sokoto mit der Aufgabe, den Frieden zwiſchen beiden Ländern wieder herzuſtellen. Man weiß, daß ſich im November 1853 Scheich Omer's Bruder Abderrahman der Herrſchaft bemächtigte und erſt im Sommer 1854 wieder abgeſetzt wurde. Der Scheich fand bei ſeiner Rückkehr von Sokoto bei Abderrahman, der ihn als Freund des Scheich Omer betrachtete, kalte Aufnahme. Seine Rückkunft nach Kuka muß mit der Ankunft Ed. Vogel's in Kuka (13. Januar 1854) ungefähr zuſammenfallen; er hielt ſich da bis Mitte 1855 auf. Im Herbſt 1854 kam Dr. Barth glücklich nach ſeiner großen Fahrt nach Timbuctu zurück; er war von zwei Schülern des Scheich el Bakaj begleitet, und brachte weitläufige Briefe von ihm an den Scheich Sein el Abidin, wo die Geſchichte Barth's in Timbuctu in allen ihren Einzelheiten erzählt war. Sein el Abidin wurde durch dieſe Empfehlungsbriefe in die Freundſchaft der Europäer hineingezogen; Dr. Barth verlebte mit ihm noch einige Zeit in angenehmem Verkehr, und als er abreiſte, gab ihm der Scheich das Geleit. Ich halte mich nur der hiſtoriſchen Begründung wegen da auf, da Ihnen Dr. Barth gewiß längſt davon erzählt hat. Mein Berichterſtatter für dieſe Zeit iſt nicht der erwähnte Mohammed, der ſich damals in Begermi aufhielt, ſondern ein hieſiger Faqih Ahmed, der alle Details aus dem Munde der Scheich bei ſeinem letzten Aufenthalt in Kordofan hörte, zum Theil aufſchrieb und zu meinem Erſtaunen mir Dr. Barth's Geſchichte in Timbuctu ſehr genau wiedererzählte. Der Faqih Ahmed iſt ein junger Djali von vieler Wißbegierde, und die

Digitized by Google

Erzählungen des Scheich's von Timbuctu und der wahrhaft arabiſchen Gaſtfreundſchaft der Bakai reizten ihn ſo ſehr, daß er mir ganze Kaſſiden, gegen die Fullata gerichtet, auswendig vordeklamiren konnte. So mag die Kunde von dem Schutz, den ein Franke bei einem heilig geprieſenen Scheich genoß, vielleicht auch andere Mohammedaner an die Pflichten mahnen, die ſie, ihrem Koran nach, dem Gaſt und dem an Offenbarung glaubenden Chriſten gegenüber haben.

Im Jahre 1855 war Dr. Vogel auf verſchiedenen Reiſen von Kuka abweſend, wohin er erſt den 1. December wieder zurückkam, um den 1. Januar des neuen Jahres nach Oſten aufzubrechen. Unſer Scheich verreiſte in der zweiten Hälfte des Jahres 1855 nach Begermi, und hielt ſich da bis zum Sommer* 1856 auf. Er fand hier den Schingetiner Mohammed, der ſich ſogleich zu ihm geſellte und ſeitdem bis heute ſeine Schickſale theilte.

Mohammed erzählt nun, daß er ſich im Frühjahr 1856 mit ſeinem Herrn in Maſſena befand, als Dr. Vogel beim Beginn der heißen Zeit da ankam. Er ſchätzt die Zeit von Vs. Aufenthalt auf einen Monat; er wurde gut empfangen; er hatte einen Diener von Feſan, mit dem unſer Mohammed bekannt war. Vogel ſoll ſich im Arabiſchen nur unvollſtändig haben ausdrücken können. Von Begermi nach Borgu ſind zwei Straßen, eine direktere ſüdlich, die andere über Meitu und Fittri; doch konnte Mohammed nicht ſagen, welche von beiden Abdulwahed gewählt habe. Die Nachricht, die vom Scheich Omer von Bornu herrührt und ihn nördlich gehen läßt, hat nichts Unwahrſcheinliches; denn vielleicht war die ſüdliche Straße bei den Wirren in Borgu nicht gangbar, ferner konnte Dr. Vogel hoffen, ſich bei allenfalls ungünſtigen Nachrichten die ſichere Rückkehr dadurch offen zu halten, daß er ſich ſo lange als möglich den Gränzen des Landes nahe hielt.

Unſer Berichterſtatter erzählt weiter, daß er mit dem Scheich im Frühſommer deſſelben Jahres (etwa April 1856) von Maſſena abreiſte; ſie kamen nach wiederholtem kleinen Aufenthalt da und dort im Innern von Borgu an, und fanden auf dem Weg den Weſir des Sultans Simelek mit dem Eintreiben des Tributs beſchäftigt. Dieſer empfing ſie ſehr gut und führte ſie in ſein Dorf, wo ſie den Ramadan zubrachten. Die Reiſe bis zum Zuſammentreffen mit Simelek ſchlägt Mohammed auf funzehn Tage, den Aufenthalt mit dem Weſir auf dem Land und in ſeinem Dorfe auf vierzig Tage an. Ende Ramadan ging der Scheich zum Sultan Scherif nach Beſché (nicht Abeſchr, wie es auf den Karten heißt), wo er reſidirte, machte da das Feſt der Fathr mit und kam nach dreitägigem Aufenthalt in das Dorf des Weſir's zurück, von wo die Geſellſchaft unverzüglich nach Darfur ſich aufmachte. Der große Beiram wurde in Tendelti gefeiert; doch blieben ſie den ganzen Herbſt und Winter da und langten erſt im Sommer des anderen Jahres nach der Abreiſe von Said Paſcha (im Regeb 1273, reſp. 1857) in Chartum an.

Nun entſpricht nach dem Nautical almanach der 29. Juni 1862 dem 1. Moharrem 1279 und ſo der große Beiram dieſes Jahres (10. Dſu'l hidje) dem 9. Juni. Wenn man zwiſchen unſerem und dem islamitiſchen Kalender eine Differenz von elf Tagen für die gewöhnlichen und zwölf für die Schaltjahre annimmt, ſo fiele der Ramadan 1272 vom 9. März bis 8. Juni 1856, der kleine Beiram oder das Feſt der Fathr, das der Scheich in Beſché zubrachte, auf den 9. Juni und das Feſt der Hadj, wo er ſich in Darfur befand, auf den 16. Auguſt 1856. Die chronologiſchen Angaben unſeres Mohammed ſind dadurch bewährt, daß er den Aufenthalt in Borgu in den Hochſommer, den in Darfur aber in die Regenzeit verlegt.

Mohammed berichtet nun, daß ſie ſchon auf dem Wege nach Borgu in den Dörfern von vielen Leuten gewarnt wurden, ja nicht zu ihrem Sultan zu gehen, da er jüngſt einen von Bornu kommenden Scherif habe ermorden laſſen. Als ſie bei Simelek ankamen, wurde ihnen Dr. Vogel's Tod ohne Hehl von allen Soldaten, Bauern und Vornehmen erzählt, und Simelek ſelbſt ſprach davon ausführlich mit dem Ausdruck großer Mißbilligung.

Die Sache verhielt ſich aber ſo. Der Sultan Scherif hatte zu Weſiren ſeine Schweſterſöhne, den älteren Simelek und Germa. Simelek hatte einen ſehr guten Charakter, während ſich Germa durch Böswilligkeit und ehrloſe Habſucht noch immer auszeichnen ſoll. Als Dr. Vogel in Borgu ankam und nach dem beſten Schutzherrn fragte, wurde ihm Germa als ſolcher bezeichnet und anſcheinend ſollte er es ſein, da er beim Sultan ſehr beliebt war. So quartirte er ſich bei ihm ein und überreichte bei ſeinem Beſuch dem Sultan ſein Gelam, d. h. Empfangsgeſchenk. Vogel hatte ein ſehr ſchönes Pferd, wahrſcheinlich das in ſeinen Briefen oft erwähnte; Germa bedeutete ihm, er möge es dem Sultan ſchenken, um es dann für ſich zu nehmen. Vogel erwiderte ihm, daß er ſein Reitthier nicht weggebe; dann wollte Germa es kaufen, was auch abgeſchlagen wurde. Darauf hin wurde ſein Mord beſchloſſen: Germa ſtellte dem Sultan vor, Vogel verhexe das Land, indem er mit Feder ohne Dinte (Bleiſtift) ſchreibe; übrigens ſei er ein Chriſt und ſo vogelfrei. Der wahre Beweggrund war aber, ſo betheuert mir ausdrücklich der Berichterſtatter, dieſes Pferd; Zauberei mußte den Vorwand abgeben. Vor leichtſinnigem Gebrauch aſtronomiſcher Inſtrumente habe man ihn in Bornu ſo gewarnt, daß er ſie niemals hervornahm. Den fünften oder ſechſten Tag nach ſeiner Ankunft kam Germa von Soldaten begleitet in der Nacht vor ſeine Hütte; Vogel wurde unter dem Vorwand, der Sultan verlange ihn, hinausgerufen und ſogleich niedergehauen. Sein Schickſal theilte ſein Diener, was nicht auffallend iſt, da Fehler des Herrn im Orient gewöhnlich dem Diener Schuld gegeben werden; daher iſt es nicht zu verwundern, daß keine authentiſche Nachricht nach Bornu kam. Der Habſeligkeiten Vogel's bemächtigte ſich Germa, wie auch des Pferdes, das unſer Berichter mit eigenen Augen bei dieſem ſah. Ueber das Schickſal der Papiere konnte er natürlich nichts ſagen. Vogel wurde bei ſeiner Durchreiſe, wie das gewöhnlich geſchieht, vom gemeinen Volk als Scherif angeſehen, während ſeine Qualität als Chriſt beim Hof bekannt war.

Um uns über das Datum ſeines Todes mehr zu vergewiſſern, müſſen wir uns erinnern, daß der Scheich Sein el Abidin Anfangs Mai, im Ramadan, den 8. Juni, in's Dar nach Beſché kam. Mohammed meint, es möge zwiſchen der Ankunft des Scheich's und Vogel's in Beſché nur ein Monat vergangen ſein; man habe von des letzteren Tod als von einem ganz jungen unverwiſchten Ereigniß geſprochen. So glaube ich nicht ſehr zu fehlen, wenn ich den Mord Vogel's in die Zeit ſetze, als der Scheich an den Gränzen des Landes anlangte.

Dr. Vogel reiſte von Kuka den 1. Januar 1856 ab; nach dem Brief des Scheich Omer von Bornu wäre er den Djumad el achir bei den Sliman geweſen, alſo auf einem Umwege erſt im März nach Begermi gekommen. Dies als wahr angenommen, zu was uns eigentlich Nichts verpflichtet, hatte er den Reſt vom März und einen Theil des April in Begermi zugebracht, da Mohammed ſeinen Aufenthalt auf einen Monat ſchätzt. In dem Bericht des Scheich Omer fällt auf, daß Vogel ſich von Mua Maſſena zuwandte, anſtatt direkt zum Fittri vorzugehen. Von Maſſena konnte er wohl bis Ende April in Beſché ankommen, und da er dann nur noch fünf bis ſechs Tage lebte, ſo fiel dieſer unglückliche Mann höchſt wahrſcheinlich in den erſten Tagen des Monats Mai 1856 als Opfer für die Wiſſenſchaft. Es iſt ein unheimliches, fatales Factum, daß ſeine größten Arbeiten und ſeine Diener ſein Schickſal theilten: wir beſitzen nur den kleinſten Theil ſeiner Papiere; es war ihm nicht vergönnt, wie Richardſon fertig zu ſterben; doch wiſſen wir genug, um uns von der größten Achtung für ihn zu erfüllen.

Was den Sultan Scherif angeht, ſo kennt man ſeine Antecedentien. Vor ſeiner Erwählung trieb er ſich lange Zeit im Oſtſudan herum, pilgerte nach Mekka, als echter Takruri, bettelnd und hielt ſich dann in ſehr dürftigen Umſtänden, mit Pfeffer und Aehnlichem handelnd, in Tendelti auf. Dann zog ihn Mohammed Fachl aus der Dunkelheit, und ſchickte ihn mit einer vom jetzigen Sultan Huſſein geführten Armee in's Wadai, wo Hungersnoth zur Unterwerfung zwang. In ſeinen letzten Jahren wurde er blind und von einer Seite gelähmt; es ſtanden Rebellen auf, worunter ſich ſein älterer Sohn Mohammed auszeichnete. Da die Räthe ſeinen Vater beſorgen machten, daß ſein Sohn, der ſich im Lande viel Anhang verſchaffte, ihm den Thron ſtreitig machen werde, befahl er, ihn feſtzunehmen, worauf hin Mohammed ſich im Lande herumtrieb; eine der Frauen des Sultans verſprach ihm, ihn ſogleich zu benachrichtigen, wenn ſein Vater ſterbe. Dieſe Frau in böſer Abſicht giebt ihm endlich die falſche Nachricht, ſein Vater ſei todt. Auf das hin kommt Mohammed's mit ſeinen Soldaten nach Wara, erzwingt ſich nach langem Widerſtand den Eingang in den Palaſt (auf den die Beſchreibung Mohammed's el-tunſi noch paßt), ſetzt ſich in Beſitz der Reichs-Inſignien, beſteigt den Opferberg ed-derayé, und ſo iſt er gekrönter Sultan. Die Nachricht davon kommt nach Beſché zu ſeinem Vater, der noch lebt; er verſammelt ſeine Armee und läßt ſich nach Wara tragen. Als Mohammed von weitem den Baldachin ſeines Vaters ſieht, erkennt er den ihm geſpielten Betrug und flieht nach Tama, deſſen Sultan ihn gut aufnimmt. Auf den Befehl Scherif's, ihm ſeinen Sohn auszuliefern, entſchuldigt er ſich mit den Pflichten der Gaſtfreundſchaft. Auf dies hin zieht Scherif gegen Tama, doch da ſeine beſten Soldaten im Kampfe fallen, muß er ſich zurückziehen.

* Unter Sommer verſtehen wir die heiße Jahreszeit vom März bis Juni; die Regenzeit währt vom Juli bis September; der Winter dauert vom Oktober bis zum Februar.

Digitized by Google

Sohn, der mit Schmerz die Niederlage und den Ruin ſeines Vaterlandes ſieht, entſchließt ſich, ſich ſeinem Vater zu unterwerfen und verläßt Tama. Er kommt zu ſeinem Vater, der ihn gut aufnimmt, ihm aber auf den Rath ſeiner Weſire hin alle Waffen und Soldaten wegnimmt. So wird Mohammed unbedeutend, während ſein jüngerer Bruder Ali beſonders von ſeinem Onkel Simelek, von den Abſenun unterſtützt, noch zu Lebzeiten ſeines Vaters mächtig wird und bei ſeinem Tod 1275 ohne Mühe den Thron einnimmt. Mohammed, der Regierung verluſtig, geht nach Darfur, deſſen Sultan ihn als Vaterfeind „Sein Iblis“ (die Teufelszierde) nennt, und befindet ſich gegenwärtig auf der Pilgerfahrt nach Mekka. Die Regierung Ali's wird als kräftig gerühmt. Die Reſidenz ſoll noch immer Beſchö ſein. Simelek iſt ſeitdem geſtorben; dagegen ſteht der verrätheriſche Germa noch immer in Amt und Ehren; er ſoll die wichtigſte Perſon im Lande ſein.

Was unſern Scheich Sein el Abidin betrifft, ſo reiſte er von Chartum (1857) zum zweitenmale nach Mekka und kam auf dem Rückweg nach Darfur, wo ihn der Sultan, der von einem Aufſtand der Mogrebiner bedrängt war, um ihn für ſein Wohl beten zu laſſen, über ein Jahr aufhielt. Endlich im Begriff, nach Weſten aufzubrechen, ſagt ihm eine Stimme, er ſolle nach Oſten gehen. Er kömmt nach Kordofan, wo er ſich bleibend niederzulaſſen gedenkt. Geſchäfte führen ihn nach Chartum, in der Zeit, als wir uns da, ohne ihn zu kennen, aufhielten, und von da nach Berber. Der daſige Scheich Mahmud ladet ihn ein, ſich da bleibend niederzulaſſen und giebt ihm ſeine Tochter zur Frau. Sein Famulus Mohammed wird nach El-Obeid geſchickt, um das Haus des Scheich nach Berber zu bringen. Der Zufall will, daß wir beim gleichen Gaſtherrn zuſammentreffen. Der Scheich ſoll ein Dreißiger ſein, ſehr aufgeräumten Charakters und trotz dem Aberglauben des Sudans gegen den Tabak, ein tüchtiger Raucher. In Timbuctu hat er von ſeiner erſten Frau, der Tochter des Scheich el Bakai mehrere Kinder. Die Araber ſtehen im Auswanderungstrieb gewiß Niemand nach; ihre Züge ſind langſam mit langen Halten; Zeit koſtet ihnen Nichts, und auch der Raum verliert ſeine Schrecken. Wenn der Scheich ſeine dreizehnjährige Fahrt von Timbuctu nach Mekka über Fas und Cairo, von da über Suakin, Berber, Dongola, Kordofan, For, Borgu nach Bornu und Sokoto, von da zurück über Chartum nach Mekka, dann wieder bis Darfur und endlich nach Berber niederſchreiben möchte, das würde ein ſchönes Buch geben.

Ich kann mich nicht enthalten, einige Punkte hervorzuheben, die ſich auf die mitgetheilten Fakten beziehen. Vorerſt muß ich bemerken, daß die Ausſagen unſeres Mohammed ſich trotz wiederholtem Kreuzverhör immer genau gleichblieben, und mit den Mittheilungen des Faqih Ahmed ſowohl, als mit den uns bekannten Daten übereinſtimmten. An Intereſſe kann man nicht denken, da die Hauptfakten in einem ſcheinbar abſichtlos geführten Geſpräch von ihm gewonnen wurden und weder er, noch überhaupt Jemand hier unſer Intereſſe an Vogel kennt. Es kommt mir faſt vor, daß ein Mann von größerer Reflexion kaum ſich offen darüber ausgeſprochen hätte; ich bezweifle, ob ſein Herr, der Scheich, trotz ſeiner Freundſchaft für die Europäer, mit ſeiner Offenheit gerade zufrieden ſein wird. Die Mohammedaner ſind im Nachrichtgeben ſogar von Bagatellen Fremden gegenüber ſehr zurückhaltend, da ſie die Tragweite fürchten. So will hier Niemand zugeben, daß Dr. Cuny vom Sultan Huſſein getödtet worden iſt, während die fremden Türken davon überzeugt ſind. In Wadai wird Niemand den mächtigen Germa als Mörder Dr. Vogel's anklagen.

Dieſe meine Anſicht wird durch das Verhalten des Scheich Omer von Bornu, des Engländer-Freunds, vollſtändig beſtätigt. Er hindert Macguire, detaillirt über Vogel's Tod zu ſchreiben, indem er eigenhändig an die Behörden offiziell zu berichten verſpricht, und dann was enthält ſeine Depeſche? Er erzählt, und ich glaube, richtig den Weg Vogel's bis Wadai, und im entſcheidenden Augenblick bricht er auf eine Manier ab, die ausſieht, als ob er im Zweifel geweſen ſei, ob er fortſchreiben ſoll oder nicht. Das afrikaniſche Mißtrauen behält die Oberhand. Das iſt Alles, was ich Euch ſagen kann, ſagt er und ſiegelt. Ich bin weit entfernt, ihm daraus ein Verbrechen zu machen; der Orient und Afrika haben auch ihre diplomatiſchen Rückſichten.

Der heilige Berg von Wara exiſtirt wirklich und heißt nach meinem Berichterſtatter Djebel Deraja. Auf der Spitze iſt eine Kapelle, wo der Sultan bei ſeiner Thronbeſteigung eintritt; man behauptet, es würden bei dieſer Gelegenheit Menſchenopfer geſchlachtet. Wara war aber ſchon lang vor Vogel's Tod verlaſſen und öde. Die Reſidenz iſt 16 Stunden ſüdlich von Wara, Beſché, und dahin mußte Vogel gehen und da giebt es keinen heiligen Berg. Ahmed el Schingeti, von Green und von Neymans citirt, und auch von mir in Chartum ausgefragt, hat in Thatſache Recht, aber ſeine Details ſind falſch. Was ſich beſtätigt, iſt die Angabe, daß Vogel's Pferd noch in Borgu exiſtirt, was er mir in Chartum mittheilte. Ahmed Schhingeti iſt ſchlau und durchtrieben; ſeine Nachricht, der Sultan von Darfur habe ſein Mißfallen an Vogel's Ermordung ausgedrückt, iſt wohl eine grobe Liſt, Darfur Wadai gegenüber herauszuſtreichen. Bei Green redet er von den drei europäiſchen Reiſenden, als ihm nur von Hörenſagen bekannt, während er mir gegenüber ſie perſönlich zu kennen behauptete. Seine Mittheilung über v. Neymans iſt ſehr ſeltſam; da er ſieht, daß dieſer junge Mann Vogel eher lebend, als todt glaubt, giebt er ihm auf eine myſteriöſe Weiſe, ohne ſich geradezu einer Lüge ſchuldig zu machen, zu verſtehen, Vogel möge noch am Leben ſein.

Ferner iſt deſſelben Mannes Behauptung, Vogel ſei dem Fanatismus zum Opfer gefallen, nicht haltbar; das Volk betrachtete ihn als Scherif; beim Hofe dagegen, wo man ihn kannte, war nach der wiederholten Verſicherung meines Berichters Habſucht, und vielleicht durch die hartnäckige Weigerung verletzter Stelz die alleinige Urſache ſeines Todes. Man hat Beiſpiele von angeſehenen reichen Leuten von Schinget und anderswo, die von Magdum's (Statthalter) in Wadai ihrer Habe wegen umgebracht wurden. Als dann die Sache offenkundig wurde, hätte der Sultan den Entſetzten geſpielt, aber von Strafe ſei keine Rede geweſen, da der Löwe ſchon längſt ſeinen Theil bekommen hatte.

Die Confiscirung der Karavanen bei Utſchila war meinem Berichter nicht unbekannt; aber bei ſeiner Anweſenheit habe er Niemand davon reden hören, und ſie habe ſicherlich keinen Einfluß auf Vogel's Tod gehabt. In Betreff der jetzigen Regierung meinte er, daß gewiß kein von Oſt oder Weſt kommender Europäer für dieſe Karawanen büßen würde; übrigens ſei es (und iſt wirklich) nicht Brauch im Sudan, alte Sachen unter einem neuen Sultan weiter zu führen. Zur Zeit von Vogel's Tod regierte Scherif, der nach dem Bericht Herrn v. Beurmann's geſchworen haben ſoll, jeden Chriſten zu köpfen. Der jetzige Sultan Ali, der erſt 1858 auf den Thron kam, hat alſo mit dieſem Schwur nichts zu thun, während von Beurmann anzunehmen ſcheint, daß derjenige Sultan, der Vogel wegen der Karawanen hinrichten ließ, noch immer regiert. Jedenfalls muß es ſchon wegen des ſchlechten Gewiſſens und der Unterbrechung des Handelsverkehrs von Bengaſi für einen Europäer unmöglich ſein, direkt von da nach Wadai zu gehen, beſonders da eine Erlaubniß dazu nicht eingeholt werden kann.

Was die Papiere Vogel's anbetrifft, kann ich leider keiner Hoffnung ſtattgeben. Nicht-arabiſche Papiere werden in dieſen Ländern ſo vernachläſſigt, daß ſie in kurzer Zeit den Würmern zum Raub werden; erregen ſie abergläubiſches Mißtrauen, werden ſie eher ſchnell vernichtet.

Es iſt nach den gegebenen Auskünften leider wohl nicht dem geringſten Zweifel unterworfen, daß Dr. Vogel nicht mehr am Leben iſt. Es thut mir leid, ſeine Familie und Freunde der letzten Hoffnung berauben zu müſſen. Aber Wahrheit hat auch ihren Troſt.

Ich bitte Sie, den Ausdruck meiner vollkommenſten Hochachtung entgegenzunehmen.

Werner Munzinger.

Pscr. Wir haben noch immer keine Nachricht von Darfur. Sobald wir ſolche erhalten, werden wir unſere Arbeiten Ihnen überſchicken; einſtweilen empfiehlt ſich Ihnen Herr Kinzelbach ehrerbietigſt. Unſere Geſundheit iſt beſſer geworden. Die Regenzeit beginnt, unſere Reiſe wird jedenfalls nicht trocken ausfallen. W. M.“

Mannigfaltiges.

— Die Folgen der bayeriſch-würtembergiſchen Handelspolitik. Unſere ſüddeutſchen Leſer machen wir auf die in zwei Blättern der „National-Zeitung“ (vom 23. und 30. Auguſt) enthaltene, gründliche Widerlegung der würtembergiſch-bayeriſchen Kritik des deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrags aufmerkſam. Sie können daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß es lediglich der durch einige bayeriſch-würtembergiſch Induſtrielle unterſtützte Einfluß der öſterreichiſchen Regierung iſt, der in einem Theile von Süddeutſchland die Oppoſition gegen den im volkswirthſchaftlichen Intereſſe des geſammten Deutſchlands abgeſchloſſenen Handelsvertrag hervorgerufen und der nunmehr auch die Segnungen zu zerſtören droht, die der vor dreißig Jahren abgeſchloſſene Zollvereins-Vertrag verbreitet hat. Gleichzeitig aber macht dieſe neueſte Kataſtrophe jedem Unbefangenen klar, wie nothwendig es ſei, die Verfaſſung des Zollvereins, falls derſelbe nicht aufgelöſt werden ſollte, abzuändern. Es kann unmöglich länger einer Minorität von Zollvereins-Mitgliedern überlaſſen

Digitized by Google

bleiben, das materielle Intereſſe der großen Mehrheit auf das Empfindlichſte zu benachtheiligen. Letzteres geſchieht aber dadurch, daß 8 Millionen Bayern und Würtemberger 24 Millionen andere Deutſche hindern, vor dem Jahre 1866 an den Wohlthaten der von England, Frankreich, Holland und Belgien proklamirten neuen europäiſchen Handelsgrundſätze Theil zu nehmen. Ja, Herr Otto Michaelis beweiſt in den oben erwähnten Artikeln der „National-Zeitung," daß Deutſchland den Schaden welchen es dadurch erleide, daß z. B. in Frankreich ſeine Erzeugniſſe während der nächſten drei Jahre durch die mehr begünſtigten engliſchen, belgiſchen ꝛc. Produkte verdrängt werden, vielleicht nie mehr würde gut machen können.

— Die Wiſſenſchaft und das Leben. Profeſſor Karl Biedermann macht in einem, „Engliſche und deutſche Gelehrten-Verhältniſſe" überſchriebenen, im „Deutſchen Muſeum" (Nr. 32) abgedruckten Eſſay auf den Unterſchied aufmerkſam, der ſich in den Geiſtesarbeiten engliſcher und deutſcher Gelehrten zeigt: dort in der Regel weltmänniſche Bildung, umfaſſende und doch zugleich ſyſtematiſche Behandlung des Stoffes, monarchiſche Hoheit nach Außen und republikaniſche Gleichheit nach Innen; hier im Gegentheil oft kleinſtädtiſches Gebahren, Mangel an Klarheit und Schönheit der Form, kosmopolitiſch nach Außen und perſönlich, mißgünſtig und bureaukratiſch nach Innen. Biedermann findet den Grund dieſes Unterſchiedes darin, daß ſich in England, wie in Italien und Frankreich, mehr die Söhne der Reichen und Vornehmen, in Deutſchland dagegen mehr die Söhne der Geiſtlichen, Schullehrer und Handwerker den Wiſſenſchaften und der Kultur des literariſchen Geiſtes zuwenden. Erſcheinungen, wie Alexander von Humboldt und Leobold v. Buch, ſind allerdings Ausnahmen von der Regel in Deutſchland, wo die Söhne des Adels meiſt in die Cadettencorps eintreten, oder, wenn ſie die Univerſität beziehen, dabei nicht die Wiſſenſchaft, ſondern die ihnen vorzugsweiſe ſich leicht öffnende, höhere Beamten-Laufbahn im Auge haben. Biedermann glaubt jedoch, es ſei in dieſen Stücken eine Aenderung zum Guten eingetreten, und wir, die wir gern an den Eintritt einer neuen Zeit glauben, wir wollen es mit ihm hoffen. Er ſagt: „Wir begrüßen es als eine glückliche Wendung in unſerem deutſchen Kulturleben, daß neuerdings je mehr und mehr die Söhne vermögender, ſogar vornehmer Familien ſich gerade denjenigen Wiſſenszweigen widmen, die am wenigſten auf einen unmittelbar praktiſchen Zweck oder Erwerb, vielmehr vorzugsweiſe auf die Befriedigung eines rein geiſtigen Bedürfniſſes hinzielen, daß Männer von unabhängiger Lebensſtellung ſich dem Studium der Geſchichte, der Politik, der Naturkunde hingeben, auch wohl produktiv als Schriftſteller auf dieſen Gebieten auftreten. Keinen ſchönern und würdigeren Gebrauch für ein in materieller Geſchäftsthätigkeit angeſammeltes Vermögen, für eine bei ſorgenfreier Lebensſtellung gebotene glückliche Muſe kann es geben als dieſen, und nichts erſcheint für unſere noch immer etwas zum Pedantismus und zur Abſtraction hinneigende Gelehrſamkeit erſprießlicher, als eine Befruchtung durch die beweglichen und vielſeitigen Bildungselemente, welche die aus ſolchen Geſellſchaftsſchichten ihr zuſtrömenden Jünger mitbringen. Wenn der ſo vorgebildete und ſo geſtellte Gelehrte das Leben mit ſeinen thatſächlichen Anliegen und Intereſſen beſſer kennen und richtiger ſchätzen lernen wird, ſo wird umgekehrt unter den ſogenannten materiellen oder induſtriellen Ständen die Achtung vor der Wiſſenſchaft und der Trieb nach Aneignung ihrer Früchte eben dadurch wachſen. Und wenn andererſeits der Sohn des unbemittelten Beamten, Geiſtlichen, Lehrers ꝛc. bei nicht ſehr entſchieden ausgeſprochener Befähigung und Neigung zu gelehrten, vollends zu ſolchen Studien, die auf keinen beſtimmten berufsmäßigen Erwerb im praktiſchen Leben zurückgehen, lieber eine praktiſche Beſchäftigung erwählt, als daß er, wie leider nur zu oft bisher geſchah, blindlings dem Vorurtheil folgt, es gebe nichts Höheres, als einen „Studirten," und es müſſe ſchlechterdings „ſtudirt" ſein, ſo wird nach beiden Seiten hin, unſerm ganzen Kulturleben eine weſentliche Förderung und die Beſeitigung mancher fühlbaren Uebelſtände zu Theil werden."

— Martin Van Buren. Am 24. Juli ſtarb auf ſeinem Landſitz Lindenwood bei Kinderhook im Staate New-York der Expräſident der Vereinigten Staaten, Martin Van Buren, in ſeinem achtzigſten Lebensjahre. Er war vielleicht der letzte Repräſentant der alten „Knickerbocker," jener aus Waſhington Irving's launigen Schilderungen bekannten Nachkommen der holländiſchen Coloniſten, deren Geſchlecht ſich in einigen glücklichen Thälern des Hudſon, faſt zwei Jahrhunderte hindurch, rein und unvermiſcht erhalten hatte, die aber jetzt vollſtändig von dem Alles verſchlingenden Angelſachſenthum abſorbirt werden. Wir haben ſelbſt einige von dieſen ausgearteten „Knickerbockern" gekannt, in welchen die Traditionen der Vorzeit dunkel fortlebten und welche ſogar noch etwas holländiſch ſprachen, obſchon ſie in anderer Beziehung echte Yankees geworden waren. Van Buren war ſowohl väterlicher- als mütterlicherſeits von holländiſcher Abkunft, und auch ſeine Gattin war eine Holländerin aus der Familie Goes. Da vor einiger Zeit auch der Expräſident John Tyler geſtorben ſein ſoll, ſo leben dermalen nur noch drei ehemalige Präſidenten der jetzt leider veruneinigten Staaten, Millard Fillmore, Franklin Pierce und James Buchanan.

— Quinet's Geſchichte des Feldzugs von 1815. Wir haben in dieſen Blättern bereits der Geſchichte des Napoleoniſchen Feldzuges von 1815, aus der Feder des im Exil lebenden Profeſſors Edgar Quinet gedacht. Dieſelbe hat jetzt einen deutſchen Ueberſetzer gefunden, deſſen wohlgelungene Arbeit in Deutſchland beachtet zu werden verdient.* Die Kritik der Napoleoniſchen Taktik geht hier Hand in Hand mit einer unparteiiſchen Abwägung deſſen, was deutſche und was engliſche Waffen in dieſem Feldzuge von 1815 geleiſtet haben. Die beiden franzöſiſchen Darſtellungen des Oberſten Charras und Edgar Quinet's ergänzen ſich gegenſeitig und bilden nunmehr im Verein mit dem, was früher der preußiſche General v. Grolmann und Major von Damitz über die letzten Waffenthaten Napoleon's I. veröffentlichten, ein vollſtändiges Gegengewicht zu den nichts weniger als hiſtoriſch treuen Geſchichtserzählungen der Engländer über die Schlachten von Quatrebras, Ligny und Waterloo.

— Reliquien von Dan. Leßmann. Herr Profeſſor Gubitz in Berlin, der älteſte noch lebende Vertreter der deutſchen publiziſtiſchen Literatur nach den Befreiungskriegen von 1813—1815, hat unter alten Handſchriften zwei hiſtoriſche Abhandlungen des im J. 1832 verſtorbenen, unglücklichen Dichters Daniel Leßmann aufgefunden. Dieſe beiden Abhandlungen: „Bildungsſtufen der Menſchheit" und „Kreisgänge der Weltgeſchichte," wird Herr Gubitz in ſeinem „Volkskalender für 1863" abdrucken, wo ſie zugleich, ihrem Gedankengange und Inhalte nach, ein würdiges Gedenkzeichen des Säkulartages des Hubertusburger Friedens und der Halbjahrhundertfeier der Leipziger Völkerſchlacht bilden werden.

— Thierkankheiten und ihre Einflüſſe auf Menſchen. Unter den populären Darſtellungen aus dem Bereich der Naturwiſſenſchaft haben die Schriften über Medizin eine beſondere Wichtigkeit, weil ſie außer der Belehrung über thatſächliche Verhältniſſe zugleich in vielen Fällen die Gefährdung der Geſundheit an Stelle ſachverſtändiger Rathgeber verhindern oder bekämpfen ſollen. Behandelten die erſten populären Darſtellungen aus dieſem Gebiete zunächſt die leiblichen Vorgänge, geſunde oder kranke, des einzelnen Individuums, ſo wurden in den neueren auch die Verhältniſſe der allgemeinen Geſundheitspflege und der öffentlichen Sanitäts-Polizei dargeſtellt. Es fanden dieſe Kapitel vorzugsweiſe eifrige Leſer. Eine dankenswerthe Ergänzung dieſer Bücher über ſtaatliche Geſundheitspflege giebt eine kleine Schrift von Dr. Lion über Veterinär-Sanitätspolizei.** Die Uebertragungsfähigkeit mancher Thierkrankheiten auf den Menſchen und die Bedeutung vieler Thierſeuchen für die Landwirthſchaft, den Handel und den Preis der Nahrungsmittel machen den Gegenſtand der Schrift zu einem allgemein wichtigen. Sie iſt zunächſt allerdings für Männer von Fach berechnet, allein die Darſtellung iſt eine ſo klare, daß auch Laien eine richtige Vorſtellung von der Entſtehung, Verbreitung und Verhinderung jener Krankheiten gewinnen können. In gedrängter Kürze, aber klarer Ueberſichtlichkeit werden die gefährlichſten derſelben (wir erwähnen: Milzbrand, Rotz, Hundswuth, Pocken) und zum Schluß die Gewährkrankheiten abgehandelt. Von der einſchlägigen Literatur ſind alle weſentlichen Schriften angegeben.

* Geſchichte des Feldzuges von 1815, nach neuen Aktenſtücken, von Edgar Quinet. Aus dem Franzöſiſchen von einem deutſchen Offizier. Mit einer Ueberſichtskarte. Kaſſel, A. Freyſchmidt, 1862.

** Abriß der Veterinär-Sanitäts-Polizei von Dr. Ad. Lion sen. Iſerlohn. 1862.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 38. Mittwoch, den 17. September 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Philoſophiſche Schlagſchatten der Gegenwart. Das Denken nach der Schablone und die theologiſirende Philoſophie . . . 443
Dänemark.
Altdäniſche Helden-Dichtung. König Dietrich und Holger Danſke . . . 445
Rußland.
Volkswirthſchaftslehre in Rußland . . . 446
Der Bauer und der Zar. Permiſche Sage . . . 448
Ein Ruſſe über den Urſprung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte . . . „
Italien.
Arrivabene's Memoiren . . . 449
Weſtindien.
Statiſtiſche Ermittelungen hinſichtlich der Folgen der Neger-Emancipation . 450
Japan.
Chineſen und Japaneſen . . . 452
Mannigfaltiges.
Gräſſe's Bücherſchatz für Bibliographen . . . 454
Amerikaniſche Religions-Philoſophie . . . „
Marie Sophie Schwartz in deutſcher Uebertragung . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Philoſophiſche Schlagſchatten der Gegenwart.

Das Denken nach der Schablone und die theologiſirende Philoſophie.

Man kann von jeder Zeit in gewiſſer Beziehung ſagen, daß ſie ſich ſelbſt unverſtändlich iſt. Denn jede Zeit ſteht im Begriff, eine Summe von Wahrheiten zur Geltung zu bringen, aber während ſie daran arbeitet, mitten im Strome ihrer Thätigkeit, weiß ſie noch nicht, wie viel ſie durchſetzen wird und ſelbſt nicht, welcher Art und Natur das Ergebniß ihrer Strebungen ſein mag. Wir werden gewöhnlich erſt ex post belehrt, was wir eigentlich erreicht haben. So geht es in den praktiſchen Dingen des öffentlichen und privaten Lebens, ſo geht es auch im Reiche derjenigen Wiſſenſchaft, die, am fernſten den Tageseindrücken enthoben, durch ungeſtörte Seelenruhe am klarſten das Bewußtſein von ihrem eigenen Thun und Treiben entwickeln ſollte, ich meine, in der Philoſophie. Was die deutſche Philoſophie erreicht hat, iſt ſie ſich deſſen bewußt? Sicherlich werden ſofort ſehr viele Philoſophen mir ein energiſches Ja, Ja! entgegenrufen. Allein dieſe lebhafte Bekräftigung würde nicht blos aus ſehr vielen, ſie würde zugleich aus ſehr verſchiedenartigen Kehlen kommen, und wenn wir ſcharf in's Einzelne fragen wollten, ſo würde jeder dieſer Affirmatoren über das wirkliche Facit des Erreichten eine andre und eine große Zahl gerade die entgegengeſetzte Meinung haben. Man vergleiche z. B. die Stimmen der Hegelianer, der Herbartianer und Schellingianer über den fraglichen Punkt. Das ſind wahrhaftig diverse lingue! Alſo giebt es eben kein Bewußtſein von dem Erreichten, weil ein Bewußtſein hier nothwendig ein Geſammtbewußtſein bilden müßte. Das Bewußtſein der Erfolge iſt nicht durchgedrungen durch die Maſſe der Forſcher. Damit iſt jedoch keinesweges geſagt, daß überhaupt nichts erreicht wurde. Es iſt ſogar ſehr viel erreicht worden und zwar dasjenige, was nicht mehr den ausſchließlichen Beſitz der Philoſophen ausmacht, ſondern ſich befruchtend über alle Zweige des Wiſſens ergoſſen hat. Die formale Seite aller Fächer iſt anerkanntermaßen durch die Philoſophie mächtig gefördert worden. Und hat ſie nicht außerdem eine dichte Saat von Vorurtheilen heruntergemäht, war ſie nicht ihrem Weſen nach die freieſte Manifeſtation der Denkfreiheit des Menſchen?

Wer nicht ſelber der Philoſophie mit einem Vorurtheil entgegentritt, mit dem des Empirikers, der kann die Verdienſte zumal der deutſchen Philoſophie freudig anerkennen und laut vor aller Welt rühmen, ohne deshalb einräumen zu müſſen, daß die Löſung der inhaltlichen Aufgaben des Gedankens, welche vorzugsweiſe die ſogenannten „metaphyſiſchen“ ſind, zu einem erfolgreichen Abſchluß gediehen ſei. Der Mangel des Geſammtbewußtſeins der Erfolge iſt das untrügliche Merkmal davon. Und was wäre wohl die wichtigſte der Aufgaben, die das Leben von der Wiſſenſchaft erheiſcht? Ich denke, trauen wir den häufigen Ausſprüchen der gefeiertſten Philoſophen der neueren Zeit, ſo iſt der Sieg über den Zweifel die Hauptaufgabe der Metaphyſik. Ihn ganz beſeitigen, wäre ein unmäßiges Verlangen: ſo lange die Welt beſteht, wird man glauben und zweifeln, wie man wiſſen und erkennen wird. Aber den Zweifel eindämmen innerhalb der Schranken ſeiner wirklichen Berechtigung, das wäre eine des unbefangenen Denkers würdige Arbeit.

Das Leben erheiſcht in der That eine innere Feſtigkeit des Bodens, auf dem die bedeutungsvollſten Handlungen der Seele vor ſich gehen. Da der Menſch nicht als Einzelner vegetirt, ſondern in wirkendem Zuſammenhange mit der Gemeinſchaft, ſei ſie politiſch, kirchlich, ſocial oder häuslich, ſteht und überall in ein höheres Ganzes eingefugt iſt, ſo kommt es immer ſtark darauf an, wie ſein Seelenzuſtand beſchaffen iſt, und wie weit er ſich in dem ihn umgebenden Rahmen der Verhältniſſe befriedigt fühlen kann. Sein perſönlicher Zweifel und ſein individuelles Mißbehagen wirken ſofort auf einen größeren Kreis, ſie ſind eine anſteckende Krankheit. Wenn der Zweifel die Grundpfeiler der Weltordnung antaſtet, Gott leugnet, den Staat, die Ehe und das Eigenthumsrecht der Privaten abgeſchafft wiſſen will, ſo ſind ſolche Erſcheinungen bedenklich genug und es iſt eine Gewiſſenspflicht des Forſchers, dieſe ewigen Säulen des Erdendaſeins im Bewußtſein der Völker wiederherzuſtellen oder wenigſtens zu feſtigen, wo ſie noch nicht zerrüttet ſind. Da muß die Philoſophie, gehorſam den Geboten des Lebens, der Zeit und der ſolidariſchen Wirklichkeit aller Dinge, werkthätig eingreifen, ſie darf nicht der Theologie und der geoffenbarten Religion, ſie darf nicht der empiriſch-hiſtoriſchen Rechtswiſſenſchaft das wüſte Feld des Zweifels und der Verzweiflung überlaſſen, weil ſie nach ernſter Prüfung wiſſen muß, daß eben die gegebene, rationell nicht begründete Autorität ſich unfähig und ohnmächtig erwieſen hat, das rothe Geſpenſt des Zweifels zu bannen. Wir müſſen vorwärts, das iſt gewiß außer Zweifel, aber wir kommen ſicher nie geſunden Schrittes vorwärts, wenn unſere innerſten Herzensgedanken gottlos, ſitten- und troſtlos ſind. Was wäre aber eine Wiſſenſchaft, die nicht den geſunden Fortſchritt fördern will? Ein nutzloſes Spiel mit Gedankenſpänen, eine Schulweisheit ohne Lebenswärme, ein hohles Gerede ſonder Saft und Kraft, nicht einmal dazu gut, einer quasi geiſtreichen Theegeſellſchaft den Eindruck der langen Weile zu erſparen!

Die Philoſophie hat vor Allem eine reſtauratoriſche Aufgabe, doch nicht im geringſten eine reaktionäre. Nur die Faulheit iſt echt reaktionär, weil ſie rückwärts bringt; fördernd hingegen iſt die ſchöpferiſche Freiheit, welche zum Bauen, zur thätigen Selbſthülfe aufruft. „Hilf dir ſelbſt, ſo wird Gott dir helfen,“ iſt der ſchöne, mannhafte Wahlſpruch der heutigen Volkswirthſchaft und Geſellſchaftskunde. Selbſt iſt der Mann und ſelbſt iſt das Ich. Zeigt doch ihr Philoſophen, daß eure Beſpiegelung des Selbſt und des Ich der Geſammtheit von Nutzen war! Ich meine nicht den gemeinen Nutzen, der ſich bei Heller und Pfennig berechnen läßt, ſondern jenen innerlichen Nutzen des Geiſtes und der Sittlichkeit, der Ideen und Handlungen, die für den großen Kampf der Zeit auf kräftige Füße geſtellt werden müſſen.

Digitized by Google

Hat die Philoſophie von dem gewaltigen, tief erſchütternden Ernſte dieſer Aufgabe ein klares Bewußtſein? Man bemerkt leider wenig davon. Am meiſten bezeugen noch die *Hegelianer*, daß die Einheit von Leben und Wiſſenſchaft in ihrer Seele Wurzel geſchlagen. Mag man dem Jung-Hegelthum noch ſo feindlich ſein, *den* Vorzug muß man ihm laſſen: über *alle* Fragen der Zeit und der Geſellſchaft ſtreckt es die Fühlhörner der ſpekulativen Unterſuchung aus, kaum irgend ein praktiſcher Nothſtand bleibt unerörtert. Ob von dem richtigen Standpunkte, iſt allerdings eine andre Frage, die kein Vernünftiger mit zwei Worten beantworten kann. Die unparteiiſchen Gegner einer Denkweiſe, die vom Menſchen-Ich ausgeht und nach langem Kreislauf innerhalb dieſes Ich wieder zu eben demſelben zurückkehrt, einer Denkweiſe, der ſich der Weltprozeß allein im menſchlichen Ich vollzieht, werden die Richtigkeit der Hegel'ſchen Auffaſſung aus realen Gründen verneinen. Aber das *Bedürfniß* der Harmonie von Leben und Idee wird immerhin bei den Hegelianern anerkannt, das iſt ihre hervorragende Stärke, und vielleicht wird eben deshalb das philoſophiſche Heil der Zeit aus dem in ſich ſelbſt überwundenen Hegelthum kommen.

Das Hauptunglück unſrer deutſchen Philoſophie liegt in der *Schule*. Man opfert der Uebereinſtimmung mit der Schule gerade das beſte Stück Seelenheil, die perſönliche Unabhängigkeit des Denkens. Das *Denken nach der Schablone* iſt die unſelige Klippe, an der die reichhaltigſten Ergebniſſe der Philoſophie und namentlich des Hegel'ſchen Syſtems geſcheitert ſind. Um der Schablone willen ſind die regſten und fruchtbarſten Geiſter, welche die mehr praktiſchen Fächer zu ihrem Beruf erkoren, der Philoſophie untreu geworden. Hierher iſt die ganze Schaar jener Juriſten zu rechnen, welche das Lager der philoſophiſchen mit dem der hiſtoriſchen Juriſtenſchule vertauſcht haben. Inzwiſchen muß man den Punkt der Schablone nicht blos auf die drei dialektiſchen Momente beziehen, auf die Theſis, Antitheſis und Syntheſis, deren wunderbares Orgelſpiel den vollen Chor der ſpekulativen Figuren in's Daſein zaubert. Die Schablone der Schulphiloſophie iſt keinesweges auf die Hegel'ſche Methode beſchränkt, die Dialektik der andern Schulen zeigt überall einen ähnlichen Kanon des alleinſeligmachenden Formalismus. Der Hegel'ſche iſt am ſchärfſten und konſequenteſten ausgebildet, das iſt der ganze Unterſchied.

Die Schule iſt inſofern das Hauptunglück unſerer Philoſophie, als die überſchwengliche (transſcendentale) Formel einen unnahbaren Damm wider die im vollen Fluß begriffenen Lebenserſcheinungen aufbaut. Es muß etwas erſt den Stempel einer beſtimmten rubricirbaren Form empfangen haben, ehe es in dem Heiligthum deutſcher Metaphyſik Zutritt findet. Iſt nun aber die Umfaſſungsmauer des Schulformalismus, wegen deſſen Inkonſequenz, allzu ſchwach, ſo muß man künſtliche Mittel erſinnen, um das Heiligthum der Philoſophen-Schulweisheit vor dem dreuenden Andrang der polizeiwidrigen Fremdlinge zu retten. Dies enthüllt uns den casus criticus der heutigen Anhänger *Herbart's*. Wenn man erwägt, wie die atomiſtiſche Zerſplitterung des Weſens der Dinge jene ſchroffe Abzirkelung der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie und jenes Syſtem der „ſelbſtändigen Begründung“ aller Fächer im Herbartianismus hervorgebracht hat, ſo ſcheint die natürliche Logik ſolcher Prämiſſen zu gebieten, daß man aus der Atomiſtik den Rettungspfad über die jähen Klüfte des Zweifels hinweg ableitet. Durch die zum Theil ſtaats- und kirchengefährlichen Reſultate des Jung-Hegelthums gewitzigt, beſchloß man Herbartiſcher Seits lieber gar nicht auf Dinge einzugehen, welche den kraſſen Gegenſatz rationeller autonomer Philoſophie und gegebener autoritätiſcher Offenbarung allmählich bis zur Wurzel aufdecken mußten. Ergo wurde wider alle „Vermiſchung der Standpunkte“ ſorglich proteſtirt, Glauben und Wiſſen wie zwei ſtreitſüchtige Kinder (und „der Streit mißfällt“) hübſch von einander ferngehalten, jedem Theil ſein abgeſchloſſener Tummelplatz angewieſen und die Philoſophie möglichſt auf die Kritik der elementaren Begriffe eingeſchränkt. So bekam die Philoſophie durchweg einen pädagogiſchen Anſtrich. Denn *Sonderung* der Dinge, zur Vermeidung der Confuſion, iſt das an ſich ganz richtige Streben der *Schule*; aber *Einheit* der Dinge iſt das großartige Schauſpiel, welches der Strom des *Lebens* entrollt.

Zwar das Leben iſt ſtärker, als jede philoſophiſche Fechterſtellung. Es macht die innere organiſche Einheit ſeiner Glieder *denen* gerade am deutlichſten fühlbar, welche dieſelbe verleugnen und mittelbſt des Trennmeſſers der Abſtraction die einzelnen Nervenfäden mühſam iſoliren wollen. Unſerer Zeit fehlt völlig der Sinn für die Theoreme einer abſtrakten, nur auf das Selbſt des Denkers bezogenen Metaphyſik, ſie drängt hinaus in das Leben, in die Wirklichkeit unſerer kirchlichen, ſocialen, politiſchen Aufgaben, die alle Gemüther, auch das des einſiedleriſchen Denkers, bewegen. Die Hochfluth der unzähligen Zeitfragen überſtrömt mit der ganzen Gewalt organiſcher Stöße die künſtlichen Dämme des ängſtlichen Iſolators; er muß, wohl oder übel, die gebieteriſch vor ihm aufgethürmten Fragen in's Auge faſſen; er muß nothgedrungen auf eine Löſung derſelben eingehen. Dieſelbe Herbartiſche Schule, welche den Frieden zwiſchen Theologie und Philoſophie durch Trennung der Streitenden herzuſtellen verſuchte, mußte eo ipso die Berührungspunkte beider beleuchten, und während ſie den orthodoxen Glauben (ich erörtere vorläufig noch nicht, *welchen*) zu retten unternahm, ſah ſie plötzlich ſich in eine Pionierarbeit verwickelt, die nichts anderes zu Tage ſchaffte, als den erſchreckenden Anblick der unausfüllbaren Kluft zwiſchen dem traditionellen Dogma und einer ſubjektiven Philoſophie, die völlig erfolglos ihren rationellen Ideen den Mantel religiöſer Myſtik umgehangen hatte. Wenn die Unverſöhnlichkeit des Dogma und der modernen Philoſophie nach David Strauß noch zweifelhaft geblieben, ſo zerriß die (beſonders gegen Schelling gerichtete) Kritik des Herbartianers Chriſtfried Albert *Thilo* in dem Buche: „Die Wiſſenſchaftlichkeit der modernen ſpekulativen Theologie in ihren Prinzipien beleuchtet“ (Leipzig, 1851) den letzten verhüllenden Schleier, der die Einbildung einer möglichen Konkordanz bisher geſchirmt haben mochte.* Die philoſophirende ſogenannte „ſpekulative Theologie“ mußte entweder den Ruhm der Wiſſenſchaftlichkeit oder den der Rechtgläubigkeit opfern — eine üble Alternative. Zum Troſt jedoch für dieſe Art von Theologie war ihre kritiſche Gegnerin unabwendlich in eine ähnliche, oder beſſer in eben dieſelbe Alternative gerathen. Herr Thilo hatte nämlich *zuviel* bewieſen. Er hatte zeigen wollen, daß der Idealismus von Kant bis Hegel mit dem Dogma unverträglich und er hatte unvermerkt in Einem Athem bewieſen, daß freie Vernunftforſchung, jeder Rationalismus überhaupt, mit dem miraculöſen Dogma unvereinbar ſei. Der Herbartianismus, der Thilo's Raiſonnement ſolidariſch acceptirt hatte, mußte folglich ſelber die leidige Wahl treffen: entweder die rationelle Philoſophie, oder die unerwieſene und ſeiner eigenen Anſicht nach unerweisbare (und derſelben Anſicht nach bis zum Daſein oder Nichtdaſein Gottes unerweisbare!!) Dogmatik wählen. Ein Philoſoph wählt natürlich immer die Philoſophie, und ſo konnten denn die Herbartianer doch nicht umhin, Philoſophen bleiben zu wollen. Und ſo blieben ſie Philoſophen, indem ſie bei dem grauſigen Zwieſpalt als einen nicht zu leugnenden fait accompli Gewehr im Arme ſtehen blieben. Bei obiger Arbeit hatte man zwar auch in Folge der ſchulmäßigen „Selbſtändigkeit“ jedes Denkfeldes die dem Dogma keinesweges liebſame Entdeckung gemacht, daß die ethiſchen Prinzipien in ihren Wurzeln von jeder geoffenbarten Religion unabhängig. Dergleichen ſchmeckt freilich nicht nach Orthodoxie! Und nichtsdeſtoweniger war, in specie unzweifelhaft bei dem königl. hannöverſchen Superintendenten Herrn Thilo zu Markoldendorf, der ganze kritiſche Anſtoß wider Schelling und Konſorten aus dem Streben gefloſſen, das offenbarte Dogma von den ſchädlichen Zuſätzen eines widerchriſtlichen Idealismus zu reinigen. Wahrlich, ein eigenthümliches Reſultat des Reinigungsprozeſſes! Die Herbartianer ſagen: das Gute um des Guten willen; das Chriſtenthum ſagt: das Gute um der Seligkeit willen, die im Jenſeits als Lohn darauf folgt. Jeder Bibelkundige weiß, daß wir die ſtrengſte Wahrheit berichten. Ohne eine rationaliſtiſche Deutung iſt alſo die theologiſirende Philoſophie der Herren Thilo und Allihn darauf hingedrängt, einen offenen Widerſpruch gegen die Verheißungen Chriſti zu erklären. Gelegentlich wird deshalb auch der Rationalismus, weil „der Vernünftige ſtets nach Gründen forſche und forſchen müſſe,“ in Schutz genommen (vergl. Thilo, die theologiſirende Rechts- und Staatslehre, S. 61). Derſelbe Rationalismus, der (S. 162 eod.) wegen ſeiner „*pelagianiſchen*“ Irrthümer getadelt wird. Merkwürdiger Tadel vom Standpunkte der *Philoſophie*! Bisjetzt haben wir andern Sterblichen noch nie gewußt, daß „Pelagianismus,“ vulgo „pelagianiſche Ketzerei“ eine philoſophiſche Kategorie, ſondern wir glaubten immer, daß er eine *theologiſche* ſei. Der Glaube, aus eigner Vernunft und Kraft ſelig werden zu können, ſcheint in der That in das religiöſe und zwar (wenn auch negativ, aber ſicherlich *hiſtoriſch*) in das Gebiet der chriſtlichen Glaubensdogmatik zu gehören. Wie iſt es nun möglich, daß ein freier Philoſoph, dem die „ethiſchen Prinzipien vom Dogma ganz unabhängig ſind,“ aus einer dogmatiſchen Irrlehre einen philoſophiſch-rationellen Vorwurf begründen kann?

Die Erklärung iſt nicht allzu ſchwer. Das Phänomen iſt dadurch

---

* Einen ſchließlichen Beitrag zu dieſer Kritik hat in ſehr geiſtreicher und ſcharfſinniger Weiſe der Licentiat Herr Alfred *Weber-Pfeffinger* in Straßburg durch ſeine Abhandlung „Examen critique de la philosophie religieuse de Schelling (Strasbourg, 1860)“ geliefert. Von derſelben handelt der Artikel des Unterzeichneten: „Schelling's Religions-Philoſophie von einem Elſaſſer beleuchtet,“ in Nr. 47 des „Magazin“ vom 21. November 1860.

Digitized by Google

möglich geworden, daß der Anſtoß zu dem kritiſchen Feldzuge wider die „Anſchauungsphiloſophie“ (von Schelling, Stahl u. ſ. w.) eben rein aus dem Streben, das überlieferte Dogma aus den Klauen rationaliſtiſch-philoſophiſcher Einmiſchung zu retten, hervorgegangen war. Herr Thilo hat das ausdrücklich eingeſtanden. Die Jung-Herbartiſche Richtung iſt unter dem allmächtigen Einfluſſe der Zeit, ungeachtet des heftigſten Streubens, eine theologiſirende Philoſophenſchule geworden, die das confeſſionelle Dogma als begränzend und maßgebend anerkennt.

Fragt nun Jemand, welcher Confeſſion der Jung-Herbartianer zu dienen befliſſen iſt, ſo braucht man nur auf das norddeutſche Vaterland deſſelben hinzuweiſen, um verſichert zu ſein, daß ihm das orthodoxe Lutherthum am Herzen liegt. Dieſem theologiſchen Standpunkte will der Herbartianismus den Anſprüchen des „ungläubigen“ Wiſſens gegenüber das unverkürzte Recht freier Entfaltung wahren. Um das „bekenntnißtreue“ Lutherthum handelt es ſich, wenn Herr Thilo ſagt: „Der Glaube ſoll auf den Glauben geſtellt ſein;“ was zwar nicht hindert, daß dicke Bände über das Verhältniß von Glauben und Wiſſen geſchrieben werden. Indeſſen, da dieſe warme Freundſchaft für lutheriſche Orthodoxie förmlich und feierlich erklärt wurde, ſo dürfte doch ſchon die nackte Gerechtigkeit die gleiche Anerkennung der katholiſchen Confeſſions-Philoſophie empfehlen. Denn, befinden wir uns auf dem Standpunkte des Wiſſens, den die Jung-Herbartiſche Philoſophie als Philoſophie doch einnehmen will, ſo hat der lutheriſche Glaube an ſich keinen Vorzug vor dem katholiſchen; befinden wir uns aber auf dem Standpunkte des Glaubens, den der Jung-Herbartianismus als Confeſſions-Philoſophie einnimmt, ſo ſieht man gar nicht ein, warum der Katholicismus in Rückſicht auf die Duldung andern Glaubens nicht ebenſo gut das Recht haben darf, ſein Dogma philoſophiſch zu begründen, wie der Proteſtantismus? Im erſten Falle iſt der Glaube indifferent, im zweiten giebt es keinen Maßſtab der Entſcheidung. Aber Herr Thilo wenigſtens, der neue Hauptrepräſentant ſeiner Schule, iſt fern davon, dem Katholicismus das gleiche Recht einzuräumen. Er thut (Seite 262 ſeiner „theologiſirenden Rechts- und Staatslehre“) vom Grafen Joſeph De Maiſtre den Ausſpruch: „Der gläubige Graf ſteht mit dem atheiſtiſchen Spinoza in beſter Harmonie. Freilich aus dem Schoße des römiſchen Katholicismus, der dem Eudämonismus überhaupt tief verfallen iſt, kann keine andere Lehre erwartet werden.“ (!!). So ſpricht der orthodoxe Lutheraner, Herr Superintendent Thilo, ein chriſtlicher Geiſtlicher, von einer chriſtlichen Confeſſion. Bei einer andern Gelegenheit wird der verſtorbene Franz Baader auf das Härteſte angegriffen, weil er, natürlich ganz übereinſtimmend mit ſeinem poſitiv-katholiſchen Glauben, ein Gottesbewußtſein im Menſchen behauptet hat. Schlimmeres hat der arme Baader nicht begangen. Unter der Hülle eines Angriffs auf Baader's Wiſſenſchaftlichkeit war ein Angriff auf Baader's Orthodoxie verborgen. Allein der Angriff hat durch Profeſſor Franz Hoffmann in Würzburg eine durchweg ſachgemäße und energiſche Abfertigung erhalten. Selbſt Proteſtant, ſchulden wir der unparteiiſchen Gerechtigkeit das Zugeſtändniß, daß in dem Streite zwiſchen den Anhängern Baaders und Herbarts, in Haltung und objektiven Gründen, der katholiſchen Philoſophenſchule der Siegespreis gebührt.

Der Proteſtantismus bietet gerade keinen erhebenden Anblick, wenn er die Baſis ſeines Emporkommens, die Denk- und Glaubensfreiheit, verleugnet. Betritt man erſt den Boden confeſſioneller Wiſſenſchaft, ſo muß folgeweiſe jede Confeſſion, auch die muhamedaniſche und budhiſtiſche, ein gutes Recht auf ihre Wiſſenſchaft haben. In Wahrheit jedoch wird es alsdann gar keine Wiſſenſchaft geben. Denn im Bereiche der Confeſſion entſcheidet der Glaube (des Einzelnen) und nicht das Wiſſen. Wollte eine Confeſſions-Philoſophie durchdringen, ſo wäre der leibliche Untergang aller Andersgläubigen das einzige Mittel zu dieſem Zweck. Man erkennt hieran die Thorheit eines ſolchen Bemühens.

Das Zeitalter der Scholaſtik iſt nun einmal vorbei. Heutzutage heißt es aut, aut. Entweder müßt ihr die freie Wiſſenſchaft annehmen, oder ihr müßt euch einem unbedingten Autoritätsglauben hingeben. Aus dieſem Dilemma kommt Niemand mehr heraus. Und man ſollte wahrlich denken, daß die katholiſchen Beiſpiele von Hermes und Günther auch für proteſtantiſche Forſcher belehrend gewirkt hätten. Die Wiſſenſchaft ſetzt ihr Eppur muove überall entgegen, wo man ihr fremdartige Geſetze auferlegen will. Sie erkennt nur ihr eigenes Gewiſſen als Richtſchnur an. Aber ſie hat auch ſowohl ſittliche als religiöſe Aufgaben, da ſie inmitten des lebendigen Organismus der Schöpfung und innerhalb einer geiſtig-ſittlichen Weltordnung ſtrebt und webt. So muß man ihr freie Bahn gönnen, damit ſie an die hochwichtigſten Aufgaben des Menſchengeſchlechts, der Gottheit, dem Staate, der Geſellſchaft, der Familie gegenüber, unmittelbar mit innigem Verſtändniß herantreten kann. Es gilt jetzt, im Denken zu handeln, und bei dieſer köſtlichen Arbeit muß jede Schranke des Zunftzwanges fallen; wir brauchen Gewerbefreiheit auch in der Wiſſenſchaft! Die Religion hat längſt aufgehört, die Domäne eines geſchloſſenen Lehrſtands zu ſein: das Feld des Streites zwiſchen Glauben und Wiſſen liegt offen da. Hier frommt nicht Vergleich oder Neutralität, weil es nur Eine Wahrheit giebt, ſondern muthiger unbefangener Geiſteskampf. Geben wir der Vernunft, die Gott uns eingepflanzt, die volle Ehre und ſeien wir, gleich dem belgiſchen Forſcher Laurent, der (in La Réforme S. 328, 329) dies verlangt, nicht halbe, ſondern ganze und ſiegesbewußte Vertheidiger des freien Gedankens!

Trautwein v. Belle.

Dänemark.

Altdäniſche Helden-Dichtung.

König Dietrich und Holger Danſke.

Der Gothenheld Thiudarich, in der Geſchichte als Theodorich der Große bekannt, iſt eine der glänzendſten Geſtalten in den volksthümlichen Epen der altdeutſchen Literatur, ja man kann wohl ſagen, auf ihn häuften unſere Dichter Alles, was zum Preiſe der Mannheit und echten Ritterlichkeit dienen konnte; im „Ecken Ausfart“ und „König Laurin“ feiert man die Triumphe ſeiner Jugend, in der „Rabenſchlacht“ und in den „Nibelungen“ wird er als gereifter Mann verherrlicht. Ueberall vertritt er die ſchönſte Seite des Ritterthums und überall giebt ſeine Tapferkeit den Ausſchlag in den beſungenen Kämpfen. In den alten Dichtungen tritt noch eine Heldengeſtalt auf, die des gehörnten Siegfried, des im Kampfe Unüberwindlichen, den nur die Hinterliſt des gewaltigen Hagen zu fällen vermochte, aber ſelbſt den Ruhm dieſes Siegfried läßt man ſpäter, im „Roſengarten,“ da man beide Kämpen, den Siegfried und den Dietrich, gegenüberſtellt, vor der Glorie des letzteren erbleichen. Der hiſtoriſche Sieger von Ravenna erhielt alſo in den Sagen des deutſchen Volkes ſchließlich den höchſten Platz, ja, er wurde geradezu unſterblich gemacht, denn auch ſein plötzlicher Tod (im Jahre 526) gab zu der Sage Veranlaſſung, daß der Unüberwindliche von Geiſtern entführt ſei, aber noch lebe und in der Wüſte mit Rieſen und Drachen bis zum jüngſten Tage kämpfe.

Es iſt ein bezeichnender Zug in der deutſchen Poeſie und im deutſchen Volkscharakter, daß man dem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren läßt, möge er als Ueberwundener im Kampfe erliegen, oder als Sieger aus demſelben hervorgehen; man erhebt auch die beſungenen Helden, ſelbſt wenn man ihnen keinen vortheilhaften, das heißt biedern Charakter beilegt, über den gemeinen Hanſen, indem man es vermeidet, ihnen Schimpfreden oder niedere Worte in den Mund zu legen, ſowie unanſtändiges Betragen anzudichten, und wenn ja zwei Streiter in einen Wortkampf gerathen, findet ſich gleich ein dritter, der ihnen das Unritterliche dieſes Thuns vorhält. Die einzige theilweiſe Ausnahme hat man ſich mit dem Mönche Jlſan, dem Bruder Hildebrand's, erlaubt, deſſen Figur komiſch gezeichnet iſt, vielleicht weil ſie den Orden der Kapuziner karrikiren ſollte. Fühlt ein Held Verlangen, etwas zu unternehmen, ſo iſt es ſtets das Ungeheuerliche, das Gefährliche, was ihn anreizt, nie das leicht zu Gewinnende. Dabei läßt man ihn das Wagniß vollkommen erkennen und würdigen, nicht unterſchätzen, weshalb er demſelben mit Selbſtvertrauen, nicht aber mit Uebermuth entgegenzieht.

Anders hielten es die Dänen von jeher mit den Kämpen, denen ſie die Rolle der Widerſacher gegen ihre nationalen Lieblingshelden auftrugen. Während ſie letztere mit ſolcher Gewalt und Schlauheit ausſtatteten, daß ſchon eine übernatürliche Gabe des Muthes und der Kraft dazu gehörte, nur einen Kampf mit ihnen zu verſuchen, entkleideten ſie erſtere aller moraliſchen Vorzüge und ließen ſie in einer ſchimpflichen Weiſe unterliegen, wie wir gleich an unſerm Dietrich von Bern ſehen werden.

Aus der Zeit von 1200—1500 her exiſtiren noch eine merkwürdig große Zahl — circa 1350 — alter däniſcher Lieder, ſogenannter Heldenlieder, deren Stoff größtentheils aus Deutſchland, ſonſt aber aus Dänemark, Norwegen, Schweden, ſowie England und Schottland ſtammt. Die betreffenden Handſchriften, welche man von ihnen aufweiſen kann, ſind indeſſen nicht ſo alt, wie die Dichtungen ſelbſt; ihrer Orthographie und Sprache nach zu urtheilen, gehören ſie in's 16., zum Theil ſogar in's 17. Jahrhundert. Ihr dichteriſcher Werth ſcheint nie ſehr hoch geſtanden zu haben, was in den damaligen gährenden Sprachverhältniſſen ſeinen

Digitized by Google

Grund hatte, durch die nacheinander folgenden Abſchriften aber haben ſie entſchieden noch mehr verloren; manche Stellen derſelben ſind ſinnlos verändert, oder ganz unverſtändlich gemacht. Eins dieſer „Kämpeviſer" handelt vom Kampſe des Königs Dietrich mit Holger Danſke, wurde vermuthlich in jener Sprache gedichtet, welche den Uebergang vom ältern zum alten däniſch bildet, alſo etwa um 1320 (der deutſche „Roſengarten" ſcheint vor 1295 entſtanden zu ſein) und diente urſprünglich, wie die Lieder jener Zeit, nur zur Unterhaltung bei den Feſten däniſcher Adligen; ſpäter wurden die „Heldenweiſen" auch in bürgerlichen Kreiſen geſungen. Die Namen der Dichter, ſowie die Zeit ihres Auftretens, ſind gänzlich unbekannt, und werden wohl nie ermittelt werden. Man kann indeſſen annehmen, daß Dietrich von Bern, nachdem er im Roſengarten noch einmal in höchſter Glorie auftauchte, langſam — den damaligen Verhältniſſen entſprechend — ſeinen Weg nach Dänemark fand, und dürfte daher das Jahr 1320 das ſeines Auftretens in jenem Sprachgebiete ſein.

Das Gedicht hebt mit einer Beſchreibung der Familien-Verhältniſſe Dietrichs alſo an:

1. „Stterck Dyderick boer y Baeneland
allt med ſynn atten bröddere:
och huer aff denom haffde ſöner tholl,
well ſtuoee kiemper och wreedde.
Men ſtridden thend ſtandee ſoe nuorden veder Jyutland."

(Stark Dieteeich wohnet in Berneland
Mit ſeinen achtzehn Brüdeen,
Und jeder von dieſen hatt' dee Söhne zwölf,
Wohl große Helden und gelmme.
Aber dee Streit war damals im Norden bei Jütland.)

2. „Söſter haffuee hand XV, (ſpe. femten)
och huee daa haffuee dy ſönner XII, (tholl)
thend yegiſt aff denom haffuer XIIII, (fjorten)
thy eeddis icke ſoe dieeis lyff."

(Schweſtern hatte er funfzehn,
Und jede hatte der Söhne zwölf,
Die jüngſte von ihnen hatte vierzehn,
Die zagten nicht um ihe Leben.)

Der Gothenheld hatte alſo keinen Mangel an Thron-Erben, obſchon von ſeiner eignen Nachkommenſchaft nichts erwähnt wird; nun ſollte man meinen, er hätte bei Lebzeiten viel Sorge um ſtandesmäßige Verſorgung ſeiner Neffen gehabt, doch ſcheint dies nicht der Fall, denn die ſchönen „Heldenleiber" lebten luſtig und guter Dinge, nur eins verdroß Alle:

4. „Wie haben die Welt durchſtritten ganz,
nue dies gewonnen nicht:
wie hörten ſagen von König Hoiger Danſk,
(ee wohnt in Dänemaek.)

5. Dies höeten wie ſagen von König Holgee Danſk,
er wohnt in Nordjütiand:
er läßt ſich keönen mit eothem Gold,
ee wae wohl nie ein Mann."

6. Schwerting eegriff ein Schemelbein
und begann alſo zu deohn:
„Wohi hundert von Herr Holger's beſten Leut',
die acht' ich wie eine Fliege."

Einen König zu bekriegen, der nicht den Männern beizurechnen iſt und nur Gold beſitzt, hat in den deutſchen Sagen nichts Verlockendes für einen Helden; die Dänen ſchieben jedoch unſeem Dietrich ein ſolches Motiv unter, wodurch ſie ſich freilich ſelbſt karrikiren, ebenſo wie durch den maſſiven, mit Stuhlbeinen drohenden Schwerting, der jedenfalls einen „übermüthigen Holſteiner" darſtellen ſoll, Alles im Geiſte damaliger Zeit des politiſchen Verfalles des Landes, welches mit den niederſächſiſchen Nachbarn nicht recht fertig werden konnte. Der Kriegszug wird alſo beſchloſſen und

9. Sie zogen aus von Beeneriand,
ſie waeen XVIII tauſend ſtark,
und ſie zogen hin nach Dänemaek
König Hoiger wollten ſie ſuchen.

Bei der Annäherung eines ſolchen Heeres, geführt von den größten Helden der Zeit, wäre wohl Jedem etwas bange um's Herz geworden, nicht ſo den Dänen; ſie blieben bei der Kunde ſo ruhig, wie Herr Hall bei Ueberreichung einer deutſchen Note: die beiden geringſten von König Holger's Mannen, Ulfan Jarn und Swen Feldling, werden zuerſt vorgeſchickt, die konnten die Gefahe wohl abhalten. Es kam nun zur Schlacht, welche drei Tage und drei Nächte tobte; es fiel ſo mancher ſchöne Mann (Däne), doch König Holger's Leute wurden nicht matt, aber die aus Bernland fielen haufenweiſe. Unter ſo bewandten Umſtänden konnte es nicht Wunder nehmen, daß der vorſichtige Bermeritz die kluge Bemerkung machte:

„Jetzt leben nue noch Hundert von unſern Mannen,
wie ſollen wie Holgee Danſk übeewinden?"

Die Lage war allerdings kritiſch und ganz geeignet, einen König erſt in laute Klagen um den Tod ſeiner tapfern Dienſtmannen — nach beliebter deutſcher Manier — ausbrechen zu laſſen, und dann ſchnell den Tod zu ſuchen und zu finden — wenn keine Gottheit dazwiſchen treten wollte, um den Untödtbaren zu entführen, wie weiland den Helden Wittich in der Rabenſchlacht vor dem Grimme Dietrich's. Der däniſche Dichter half ſich hier anders:

14. „Stterck Tthidderick thuog till buodde hans bieenn,
hand löb offuee bierig och daalle:
och Suerting hand tradde denn ſame wiee,
thuoe faſt hand truett förre."

(Staek Dieteich veeließ ſich auf ſeine Beln',
er lief übee Beeg' und Thale:
und Schwerting, er trabte denſelben Weg,
wie grimm ee erſt auch gedrohet.)

Um die Flucht des Helden noch komiſcher zu machen, läßt man ihe nach der Sonne blicken, um die Tageszeit zu erfahren und ſprechen:

„Es iſt Zeit, wir zieben nach Bern zurück,
hier finden wie kein Obdach."

Der kleine Ulfan Jarn ruft dem Fliehenden noch nach:

„Gar wenig könnt' ihr euch eühmen deſſ',
in Dän'maek geſtritten zu haben!"

Dieſe Verhöhnung des Beſiegten findet ihre tiefe Begründung im däniſchen Volks-Charakter; es ſpottet nicht blos der erhabene Biſchof Grundtvig in ſeinem Kommentar zum Beowulf der bei Fredericia beſiegten Schleßwig-Holſteiner, auch der geringſte der „tappre Landſoldater" weiß davon zu erzählen, daß ganze Bataillone der „Inſurgenten" in der Schlacht bei Idſtedt ſich auf Bäume verkrochen hatten.

In einem deutſchen Epos damaliger Zeit wäre, ſtatt des Hohns, eine bittere Klage des Siegers über den Tod ſo vieler tapfern Freunde und Feinde gefolgt; der Däne zählt hingegen frohlockend die Zahl der erſchlagenen Feinde, ohne des eignen Verluſtes zu erwähnen:

„Sie waren wohl XVIII tauſend Mann:
es kam nicht einee zurück davon,
außer ſechzig wenigee fünf."

Dann beſchreibt er die Blutlachen, von denen der Rauch zum Himmel ſtieg, ſo daß er die Sonne roth färbte,

„Aber der Streit wae damals im Noeden bei Jütland."

Mit dieſem Recitativ ſchließt das achtzehn Verſe lange Gedicht, von dem wir gefliſſentlich einige Bruchſtücke in der Urſprache mittheilten, um unſern Leſern ein klareres Bild vom Werthe deſſelben zu geben. Auffällig iſt, daß der däniſche Hauptheld, Holger Danſke, nicht ein einziges Mal im Kampfe auftritt, überhaupt gar kein Zweikampf vorgeführt wird, welch' Letzteres in deutſchen Dichtungen dieſer Art die Hauptſache war und beſonders dazu benutzt wurde, die verſchiedenen Charaktere im veredelnden Lichte zu zeigen. Später gaben ſich auch däniſche Dichter mit dieſer Art der Darſtellung ab, ſo Saxo Grammaticus, der ſeinen Olaf den Sanftmüthigen zwei holſteiniſche Kämpen herausfordern läßt, um ſie zu gleicher Zeit zu beſtehen; im Kampfe reizt er aber durch Spott den einen der Gegner, doch ſeinem Genoſſen, dem Königsſohne, den Vortritt zu laſſen, worauf er dieſen allein abthut und dann den andern durch Liſt verleitet, ſich eine Blöße zu geben, wodurch er auch dieſen zu Falle bringt. Die Helden deutſcher Dichtung verſchmähten dergleichen Kunſtgriffe, ja Rüdiger giebt ſogar ſeinem Gegner, dem Hagen, einen neuen Schild, weil ihm der alte nichts mehr nützen könnte. So ſpiegelt ſich der National-Charakter der Völker und ihre Auffaſſung der Ritterlichkeit ſeit Alters her in der betreffenden National-Literatur ab.

H. M.

Rußland.

Volkswirthſchaftslehre in Rußland.*

Wie es nicht zufällig iſt, daß erſt in den letzten Jahrhunderten eine Wiſſenſchaft von der Wirthſchaft ſich hat entwickeln können, wie di

* Iwan Goelov, Geundzüge der politiſchen Oekonomie. Zweitee Band. St. Petersburg. 1862.

Digitized by Google

moderne Staats-Idee, die vervielfältigten Rechte und Pflichten des Staats ein geſteigertes Finanzweſen, Steuer-, Luxuspolizei u. ſ. w. zur Folge hatten, wie die Ausdehnung des internationalen Handels neue Geſichtspunkte für dieſen Zweig der menſchlichen Thätigkeit entſtehen ließ, wie endlich die großartige Entwickelung der Communicationsmittel neue Formen für das politiſche und ſociale Leben ſchuf — ſo mußte alles dieſes auch in Rußland ſeit deſſen Europäiſirung für die Wirthſchaftslehre Intereſſe erwecken. Auch hier hatte die moderne Staats-Idee eine raſche Erweiterung der Bedürfniſſe des Staates zur Folge, auch hier erforderte der complicirte Staats-Mechanismus beſtimmt formulirte Geſichtspunkte für die verſchiedenen Zweige der Wirthſchafts-Polizei, auch hier empfand man den Zauber des Raum und Zeit überwindenden geſteigerten Verkehrs durch Eiſenbahnen und Telegraphen, auch hier war man bedenklichen Krankheits-Erſcheinungen in dieſem Gebiete, Finanz- und Handels-Kriſen unterworfen.

Die Fragen von Kapital und Arbeit, von Kredit und Verkehr, von Steuerpolitik und Luxus ſind Lebensfragen für Rußland. Es iſt nach Schiller's Ausdruck „die Angſt des Irdiſchen," welche zu einer großen Bedeutung gerade jetzt in der politiſchen Lage dieſes mächtigen Staatskörpers gelangt iſt. Die Zukunft Rußlands liegt zum großen Theil in der Löſung der Fragen in Betreff der Bauern-Emancipation, des Papiergeldes, der Handelsbilanz, der Eiſenbahnen und der Banken. Man mag ein Bewußtſein von der praktiſchen Bedeutung dieſer wirthſchaftlichen Fragen haben, wenn man in den letzten Jahren mit beſonderer Vorliebe dort politiſch-ökonomiſche Studien treibt. Davon zeugt u. A. die Errichtung eines politiſch-ökonomiſchen Comités bei der Geographiſchen Geſellſchaft, in welchem die wichtigſten dahineinſchlagenden Fragen von Gelehrten und praktiſchen Geſchäftsleuten wiſſenſchaftlich debattirt werden; davon zeugen die vielen in neueſter Zeit erſchienenen Ueberſetzungen der Werke von Roſcher, Molinari, Hildebrand und Andern, davon zeugt auch manche ſelbſtändige Erſcheinung in der Literatur der Wirthſchaftslehre, wie das nunmehr abgeſchloſſene Werk des Profeſſors Gorlov, deſſen Name bereits durch verſchiedene Schriften in dem Gebiete der Wirthſchaftslehre und Statiſtik, namentlich durch eine „Wirthſchafts-Statiſtik Rußlands" in weiten Kreiſen bekannt iſt.

Nach zwei Richtungen hin, iſt Herrn Gorlov's Werk beſonders zu beachten. Die ruſſiſch-wiſſenſchaftliche Preſſe iſt mehr reproductiv als productiv. In der erſtaunlichen Rührigkeit der ruſſiſchen Literaten beim Ueberſetzen wiſſenſchaftlicher Werke aus allen Gebieten, wird gewiſſermaßen eine Erbſchaft der weſtlichen Bildung angetreten, der dort angehäufte Stoff als ein fertiger recipirt. Mit um ſo größerer Anerkennung muß man ſelbſtändige Werke wie das vorliegende begrüßen, wo die wiſſenſchaftlichen Reſultate der größten Notabilitäten im Gebiete der Wirthſchaftslehre einer eingehenden Kritik unterworfen werden. Sodann iſt es von dem größten Intereſſe, die ruſſiſchen Verhältniſſe als Exemplificationen für die national-ökonomiſchen Theoreme in umfaſſenderer Weiſe auftreten zu ſehen, als es bisher hat geſchehen können. Der Verfaſſer kennt die wirthſchaftlichen Zuſtände ſeines Vaterlandes aus eigener Anſchauung durch vielfache Reiſen, hat dieſelben zum Gegenſtand langjähriger Studien gemacht und beherrſcht zugleich das wiſſenſchaftliche Material des Auslandes. Er iſt daher beſonders befähigt, über die wirthſchaftliche Thätigkeit Rußlands zu reden, Aufſchluß zu geben über die Erwartungen in Betreff der Reſultate der Aufhebung der Leibeigenſchaft, über die Finanzlage, die große Einwirkung der in jüngſter Zeit entſtandenen Verkehrsanſtalten u. dergl. m.

Ohne eine Beſprechung des Werkes in Bezug auf dieſe verſchiedenen wirthſchaftlichen Erſcheinungen unternehmen zu wollen, begnügen wir uns, auf einen der wichtigſten Abſchnitte hinzuweiſen: es iſt das Kapitel von den Verkehrsmitteln.

Wie einerſeits die Steigerung der Communications-Anſtalten eine gewiſſe Wohlſtandsſtufe vorausſetzt, eine Bildungsſtufe, welche richtige Einſicht hat in die produktive Wirkung ſtehender Volkskapitalien, ſo ſind wiederum Communications-Mittel Hauptbedingung für fernere Entwickelung in geiſtiger Bildung und in wirthſchaftlichem Gedeihen. Nirgendwo in Europa iſt der Mangel an Verkehrsmitteln ſo empfindlich fühlbar, als in Rußland, deſſen Dimenſionen nicht blos den Feinden ſtrategiſch verderblich wurden, ſondern auch der Entwickelung im Innern ſelbſt vielfach hemmend im Wege ſtanden. Peter der Große verſtand dies, als er nach den Meeresküſten ſtrebte und das Lob ſeines Secretärs tadelte, der bei Gelegenheit des Feldzuges nach Perſien auf die Eroberung großer Ländermaſſen Gewicht legte. Er verſtand, daß das Meer nicht trenne, ſondern verbinde und dieſer und ähnlicher Verkehrsmittel bedurfte er zur Anbahnung einer neuen Richtung. Die koloſſalen Dimenſionen lähmen Adminiſtration, Handel und Verkehr: ihre Beſiegung durch Wege, Kanäle und Eiſenbahnen iſt die Bedingung ferneren Gedeihens. Deshalb iſt die Anlegung von Eiſenbahnen Lebensfrage für Rußland. Nur die günſtige Löſung dieſer Frage kann den Nachtheil, der in der großen Ausdehnung liegt, in einen Vortheil verwandeln. Wenn man annimmt, daß die Geſchwindigkeit der Eiſenbahnen drei Mal größer iſt, als die der Pferde, ſo müßte Rußland mit ſeinen etwa 90,000 Q.-Meilen und Eiſenbahnen ſo groß erſcheinen, als ein anderer Staat von 10,000 Q.-M. ohne Eiſenbahnen. Alle die Kennzeichen einer niedern Kulturſtufe, die übermäßigen Preis-Differenzen, die ungewöhnlichen Unternehmen-Gewinne, Ausnahmspreiſe aller und jeder Art, werden verſchwinden. Während in den kornreichen Gouvernements das Tſchetwert Roggen 2 Rubel gilt, ſteigt der Preis dafür in den nördlichen Gouvernements auf 5 Rub. und mehr. Die Weine der Krim ſind im ruſſiſchen Norden faſt ganz unbekannt, was bei ihrer Güte und Wohlfeilheit lediglich dem Mangel an Verkehrs-Anſtalten zuzuſchreiben iſt. Die Ungleichheit im Angebot und Begehr von Arbeit kann nur durch Wege gehoben werden. Bei der großen Wanderluſt des ruſſiſchen Bauern geht durch die großen Entfernungen und das Fußreiſen viel Zeit verloren. Jetzt erſparen die Bauern, welche aus dem Innern nach Petersburg kommen, um als Tiſchler, Zimmerleute u. ſ. w. Beſchäftigung zu finden, Zeit und viele Zehrkoſten unterwegs, da ſie die Moskau-Petersburger Eiſenbahn benutzen können. Die Erſparniß durch Verkehrsmittel wird von Herrn Gorlov ſehr deutlich an dem Beiſpiel des Fluſſes Wetluge veranſchaulicht. Auf dieſem Fluſſe werden große Barken von 200 Fuß Länge, 63 Fuß Breite und 18 — 20 Fuß Tiefe gebaut, die 40,—60,000 Centner laden können. Eine ſolche Barke koſtet 2500 Rubel und ihre Bedienung beſteht aus 35 Mann. Stromabwärts längs der Wolga bis Saratov und Aſtrachan bedarf es keiner künſtlichen bewegenden Kraft, ſo daß hier die Bezeichnung der Flüſſe als der „wandelnden Wege" recht eigentlich ihre Anwendung findet. Wenn der Transport von 60,000 Centnern mit Pferden auf einer Chauſſee ſtattfinden müßte, ſo würden hierzu 2500 Pferde nebſt Wagen und Geſchirr erforderlich ſein, und dieſes ſtehende Kapital allein würde einen Werth von 150,000 Rubel darſtellen, während jene Barke nur 2500 Rubel koſtet. Nimmt man auf je vier Pferde auch nur einen Fuhrmann an, ſo bedarf man 625 Fuhrleute. Der Unterhalt dieſer Menge Menſchen und Pferde koſtet im Vergleich zu dem der Bemannung der Barke ſiebzehn Mal mehr. Uebrigens werden allerdings dieſe Vortheile weſentlich gemindert durch klimatiſche Einflüſſe, häufig eintretenden Waſſermangel und dadurch entſtehenden Aufenthalt. Es gehört ein klares Bewußtſein von den Vortheilen der Verkehrsmittel dazu, Kapital und Arbeit an letztere zu wenden und manche Vorurtheile zu beſiegen, und die Konſervativen, welche, wie dies in der That in Spanien, England und Rußland vorgekommen iſt, es für gottesläſterlich und vermeſſen hielten, die Natur durch Kanalbauten und dergleichen zu verbeſſern, kannten die Zahlen nicht, in denen man verſucht hat, die Verhältniſſe der Reibung bei dem Fortbewegen von Gegenſtänden auszudrücken.

Rußland hat hier und da noch Beiſpiele der urſprünglichſten Zuſtände aufzuweiſen, wie das Gouvernement Olonez zeigt. Dort pflegt man im Winter Schneeſchuhe zur Fortbewegung auf größeren Strecken zu benutzen, die Menſchen ſelbſt ziehen die kleinen beladenen Schlitten, und namentlich der Sommer bietet große Schwierigkeiten für den Verkehr dar. Es giebt Dörfer, wo man nicht einen einzigen Wagen antrifft. Da ſieht man denn die Frauen reiten und das Korn in Schlitten von den Feldern nach Hauſe ſchleifen. Außer den Poſtwegen giebt es nur Fußpfade. Von einem ſolchen Zuſtande bis zum Eiſenbahnverkehr iſt allerdings ein weiter Weg, aber er iſt der Hauptweg zum Wohlſtand und zur Bildung. Nelboſſin berechnet, daß die Moskau-Petersburger Eiſenbahn für die arbeitende Klaſſe allein eine Erſparniß von 4 Millionen S.-Rub. jährlich bewirkt. Die Erſparniß beim Waaren-Transport nimmt er zu 23 Millionen jährlich an — Vortheile, die in keinem Verhältniß ſtehen zu den Opfern beim Bau und Unterhalt der Eiſenbahnen. Bei der Beförderung von Soldaten wird durch die Moskau-Petersburger Eiſenbahn eine Erſparniß von 34 Tagen erzielt. In Ermangelung der Eiſenbahn iſt man oft gezwungen, bei der Beförderung von Truppentheilen zu den Pferden und Wagen der ländlichen Bevölkerung ſeine Zuflucht zu nehmen, wodurch namentlich in der Aerndtezeit unberechenbare Verluſte entſtehen. In dem letzten Krimkrieg erforderten die Bewegungen der Truppentheile ſo viele Wagen und Pferde, daß ſelbſt entferntere Gouvernements ihr Kontingent dazu ſtellen mußten. 1500 Werſt (215 Meilen) weit kamen die Bauern mit ihren Pferden und Wagen, um Kriegsvorräthe nur einige Werſte weiter zu befördern und dann die lange Heimreiſe anzutreten, und dies geſchah in Gegenden, wo es oft an dem nöthigſten Futter

für die Zugthiere gebricht. Das ungeheuer zahlreiche Zuſammenſtrömen ſo vieler Pferde und Ochſen in der Krim hatte eine Steigerung der Heu-Preiſe zur Folge, was den Unterhalt der Kavallerie-Pferde beträchtlich erſchwerte. Im April 1856 koſtete das Pund Heu (etwa $^1/_3$ Centner) 2 Rubel 10 Kopeken (über 2 Thlr.). Man entfernte etwa 30,000 Pferde aus der Krim, was wiederum das Fortſchaffen der Kriegsvorräthe und Lebensmittel faſt unmöglich machte. Dies iſt einer von den Gründen, welche eine Fortdauer des Krieges unmöglich machten und die Räumung der Krim verlangten. Wenigſtens wurde dieſe Anſicht damals von Sachkennern geäußert.

Es mag wohl angemeſſen ſein in dem Uebergangszuſtande, in welchem Rußland ſich offenbar befindet, auf ſolche Dinge hinzuweiſen, und in dieſem Sinne iſt das Buch des Herrn Gorlov eben ſo anziehend und lehrreich für weitere Kreiſe, als es ſeinem dogmatiſchen Inhalt nach der ſtudirenden Jugend von dem größten Nutzen ſein muß. Wenige Fächer bieten einen ſo nahen und innigen Zuſammenhang zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben, wie die National-Oekonomie. Sie hat ihre Wahrheiten deduktiv aus der Wirklichkeit entlehnt, ſie kann auf dieſelbe einwirken durch die Zerſtreuung von Vorurtheilen und Förderung jener neuen Richtungen im Wirthſchaftsleben, welche eine gleichere Vertheilung der Güter und Rechte, die Entſtehung eines Mittelſtandes anbahnen. Die Finanzlage Rußlands, die Bauern-Emancipation, die Handelskriſis geben Herrn Gorlov Veranlaſſung zu einer Reihe von Bemerkungen und Betrachtungen über das ruſſiſche Papiergeld, das Kreditweſen als nothwendiges Auskunftsmittel bei Durchführung der Aufhebung der Leibeigenſchaft, über die allzugeringe Beſoldung der Beamten, Steuerverhältniſſe und dergl. mehr. Dies Alles ſind Gegenſtände, welche dem Buche neben ſeinem wiſſenſchaftlichen Intereſſe auch ein publiziſtiſches verleihen, deſſen Werth um ſo höher anzuſchlagen iſt, als der Verfaſſer bei ſeiner Objektivität und Wiſſenſchaftlichkeit dieſe Fragen durchaus sine ira et studio behandelt.

Der Bauer und der Zar.

Permiſche Sage.*

Ein Bauer war damit beſchäftigt, Holz zu fällen. Da kam plötzlich ein ihm unbekannter Menſch zu ihm und ſagte: „Gott helfe Dir, guter Mann! ſage mir doch, lüge aber nicht! — wie viele Klafter Holz Du an einem Tage fälleſt, und wie viel Geld Du dabei verdienſt?“ — „Ei, was kümmert Dich das?“ — ſprach der Bauer — „biſt Du als Reviſor zu mir in den Wald gekommen? Geh' doch wieder dahin, wo Du her biſt!“ Da hub der Unbekannte wieder an: „Thu' mir doch den Gefallen, ich bitte Dich ſehr darum!“ — „Ei, was brauchſt Du das zu wiſſen! Packe Dich fort; die Sünde iſt menſchlich, führ' mich nicht in Verſuchung, zu ſündigen!“ Aber der Unbekannte wurde immer zudringlicher und bat ihn flehentlich, ihm zu geſtehen, wieviel er des Tages verdiene. Endlich ſetzte er hinzu: „Ich will Dir nur ſagen, daß ich der Zar ſelbſt bin, und alſo wiſſen muß, was ich zu wiſſen verlange.“ Der Bauer erſchrak, kratzte ſich hinter den Ohren und bekannte nach einigen Entſchuldigungen, daß ſein Tagewerk ihm drei Poltinen (halbe Rubel) einbrächte. „Wie verwendeſt Du dieſes Geld?“ fragte ihn der Zar. „Nun, mit der erſten Poltine zahle ich meine Schuld, die zweite leihe ich aus und die dritte — die geht ſo fort!“ — Der Zar fragte weiter: „Wem bezahlſt Du die eine Poltine?“ — „Zariſche Majeſtät! mit dieſer ernähre ich meine Eltern, weil ſie mich zuerſt ernährt haben: es iſt alſo eine Schuld, die ich bezahle. Mit der anderen Poltine ernähr' ich meine Kindlein, d. h. ich leihe ſie ihnen, um inskünftige von ihnen ernährt zu werden.“ — „Gut, jetzt aber ſage mir, wo die dritte Poltine hinkommt.“ — „Nun, die dritte werfe ich gleichſam weg.“ — „Was willſt Du damit ſagen?“ — „Je nun, Majeſtät, die dritte gebe ich den Herren Schreibern und den hohen Herrſchaften.“ — „Wozu nehmen ſie aber dieſes Geld von Dir?“ — „Wozu? ja wer kann das wiſſen? Die leben ja nicht wie unſer Eins.“ Darauf ſagte der Zar: „Danke Dir, Bäuerlein! bleibſt Du dieſe Woche daheim?“ — „Wenn ich geſund bin, ja“ — „Wohl, ſo will ich Dir ankündigen, daß nächſter Tage hundert Gänſe dich beſuchen werden; vergiß nicht, ſie gehörig zu rupfen!“ — „Was für Gänſe mögen das ſein, Majeſtät?“ — „Du wirſt ſchon ihre Bekanntſchaft machen, für jetzt lebe wohl und glücklich!“ — Der Zar ſagte dies, ging wieder an den Ort, wo er wohnte und beſtellte ſeinen ganzen Rath, die dienſtthuenden Knäſe, Bojaren und Staatsſekretäre auf einen beſtimmten Tag zu ſich. Dieſe verſammelten ſich am beſtimmten Tage, Einhundert an der Zahl, wie er ihnen geheißen, und er legte ihnen dieſelben Räthſel, die er ſelbſt von dem Holzfäller gehört, zum Errathen vor; wofern ſie dieſelben nicht erriethen, ſollten ſie ihrer Würden bar und des Lebens verluſtig ſein. Da baten ſie den Zar um drei Mal vierundzwanzig Stunden Aufſchub, damit ſie ſich bedenken könnten; dann ſtiegen ſie flugs zu Pferde, ritten dahin, wo der Zar hergekommen und trafen den Bauern, der das Holz fällte. „Gott helfe Dir bei Deiner Plage, guter Mann!“ ſagten ſie zu ihm. — „Schönen Dank, liebe Herren? wohin wollt Ihr in ſo großer Anzahl.“ — „Zu Dir kommen wir, Holzfällerlein, löſe uns doch Dein Räthſel, das Du dem Zar aufgegeben!“ — „Ich weiß von nichts, geehrte Herren!“ — „Thu' doch, um was wir Dich bitten und nimm dafür was Du willſt.“ — „Nun denn, ſo will ich's thun, es wird Euch aber theuer zu ſtehen kommen, jedem Einzelnen tauſend Thaler.“ — „Darüber ſei kein Wort verloren, Brüderlein, wir zahlen Dir das Geld ſogleich aus.“ — „Nein, meine Herren, die Summe iſt mir doch zu klein; Jeder von Euch muß mir Dreitauſend geben.“ — „Sei es, Bruder, auch um die Dreitauſend wollen wir nicht feilſchen, löſe uns nur geſchwind Dein Räthſel.“ Darauf ſackten ſie alles Geld aus und der Bauer löſte die Räthſel. Jetzt ritten ſämmtliche Bojaren zum Zar und ſagten ihm die Löſung. Der Zar entließ ſie Alle lebendig und unverletzt, den Bauer aber beſchied er durch einen Expreſſen zu ſich und fragte ihn: „Nun, Holzfällerlein, nun haſt Du die Gänſe gerupft?“ — „Majeſtät, es hat mir Jeder dreitauſend Rubel geben müſſen.“ — „Wohlan, Bruder, ſo iſt Dir jetzt auch bekannt, wie die Schreiberlein und die hohen Herren das Geld verwenden.“

* Dieſe Sage wird im erſten Bande des „Permiſchen Sammlers“ (Пермскій сборникъ) in dem ruſſiſchen Dialekte des Landvolkes von Perm mitgetheilt.

Ein Ruſſe über den Urſprung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte.

Ein ruſſiſcher Anonymus, der ſich „einen Publiziſten“ nennt, „qui n'élève la voix que dans les grandes occasions,“ hat es für unerläßlich erachtet, einige vorjährige Zeitungsartikel, denen das „Journal de Petersbourg“ wegen ihrer Länge die Aufnahme verweigert hat, in einer Broſchüre unter dem verlockenden Titel: La verité sur la question Italienne, zur Belehrung Europa's und der übrigen Welttheile zu veröffentlichen. Da dieſe Wahrheit aber in Wahrheit nichts iſt, als eine ſehr altbackene Kritik der franzöſiſchen Senats-Debatten von Anno 1861, ſo wäre ihrer höchſtens zur Warnung leichtgläubiger Gemüther zu gedenken, die hinter dem Aushängeſchilde mehr ſuchen möchten, als der Gelegenheits-Publiciſt ihnen zu bieten vermag. Um indeſſen keine Gelegenheit vorübergehen zu laſſen, die uns die Kenntniſſe eines verehrlichen Publikums zu erweitern verſtattet, wollen wir einige Strahlen von dem ganz neuen Lichte reflektiren, das der Ungenannte über den Urſprung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte aufgeſteckt hat.

Als ein frommer Mann, der ſich z. B. nicht ſcheut, über den Tod des Grafen Cavour als eine That der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes zu frohlocken, weiß unſer Ruſſe Beſcheid in Gottes Wort, und er findet darin für dieſe römiſche Frage eine Quelle, an die bisher noch Niemand gedacht hat, obwohl ſie vor Aller Augen iſt, in dem Briefe St. Pauli an die Römer? Nein doch, an die Korinther! Geſchrieben ſtehet, im neunten Kapitel des erſten Briefes, Vers 11: „So wir auch das Geiſtliche ſäen, iſt es ein großes Ding, ob wir euer Leibliches (biens temporels) ärndten?“ Telle est l'origine du pouvoir temporel! ruft unſer Schriftgelehrter, und fügt dieſer wichtigen Entdeckung aus den Epiſteln flugs eine andere hinzu, die von gleicher Gelehrſamkeit und Frömmigkeit Zeugniß ablegt, nämlich aus der Apoſtelgeſchichte. Heißt es nicht, (Kapit. 4, V. 34) von den Apoſteln: „Es war aber keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuſer hatten, verkauften ſie daſſelbe und brachten das Geld des verkauften Guts und legten es zu der Apoſtel Füßen.“ Und ſiehet man nicht aus der Gütergemeinſchaft der Chriſten zu Jeruſalem klärlich, daß der Papſt die Marken und die Legationen, Rom und Benevent und vielleicht auch ehemals Avignon und Venaiſſin, unmittelbar aus göttlicher Verleihung erhalten hat, und daß dem, der nach dieſem Beſitzthum ſeine Hand ausſtreckt, geſchehen wird, wie dem Ananias und ſeinem Weibe Sapphira geſchah? Da indeſſen dieſe Stellen zwar das Vorhandenſein der weltlichen Herrſchaft lange vor der Karolingiſchen Schenkung, und ſogar noch ein paar Jahrhunderte vor Konſtantin außer Zweifel ſtellen, jedoch über ihren Umfang nicht völlig genaue Auskunft geben, ſo hat der geſchichtskundige Ruſſe noch einen Zeugen bei der Hand, deſſen Name jedes Bedenken niederſchlägt.

Gregor der Große iſt es, der in einem ſeiner Briefe, von den Gütern der römiſchen Kirche redend, Beſitzungen „in Sicilien, in der Stadt S

ralus, in der Stadt Palermo, in Calabrien, in Apulien, in Campanien, in Toscana, im Sabinerlande und in Noricum, zu Carſeoli und Ravenna, in Iſtrien, Dalmatien und Illyrien, auf Sardinien und Korſika, in Ligurien und an den Cottiſchen Alpen; endlich in Germanien und Gallien" aufzählt. Gar nicht zu reden vom Orient, wo jener Kirche Domänen gehörten, die jährlich 17,000 Doppien Reinertrag brachten! Welch' eine Flut von Beweiſen, unter deren Laſt der arme kleine Kirchenſtaat faſt erdrückt wird! Mögen die Herrſcher der Länder, die hiernach dem heiligen Vater gehören, zuſehen, wie ſie ſich mit ihrem Gewiſſen wegen des Beſitzes von Kirchengut abfinden! Sie alle ſind ſchließlich nichts als Uſurpatoren, und auch ihnen gilt der Rath, den der ruſſiſche Bellarmin dem Könige von Italien ertheilt, au nom d'un Dieu de paix, nämlich „eine Pilgerfahrt nach Rom (Canoſſa würde ſich beſſer empfehlen, wegen des Burghofes, beſonders bei Schneewetter) zu machen, Sr. Heiligkeit Reue über ſein Betragen zu bekennen, und der Kirche die entriſſenen Domänen zurückzuerſtatten." Dann wird auch ihnen zu Theil werden, was der ruſſiſche Bußprediger dem ſündigen Viktor Emanuel als Lohn verheißt, die Abſolution und der Segen des heiligen Vaters, und es wird die goldene Zeit wiederkehren, wo nur Ein Hirt iſt und Eine Heerde, und dann, ja dann wird auch der Papſt, aus freien Stücken, die nöthigen Reformen ergehen laſſen! Qui vivra verra. φ.

Italien.

Arrivabene's Memoiren.

Graf Carlo Arrivabene, ein edler lombardiſcher Flüchtling, der als Korreſpondent der „Daily News" und als Gefährte Garibaldi's alle Phaſen des italiäniſchen Freiheitskrieges von dem Uebergang der Oeſterreicher über den Ticino bis zum Einzuge in Gaëta durchmachte und, neben manchen andern Abenteuern, auch einmal von den Truppen Franz II. gefangen wurde, hat in engliſcher Sprache höchſt intereſſante Aufzeichnungen über das von ihm in dieſer Periode Geſehene und Erlebte veröffentlicht.* „Drei große Individualitäten," ſagt er in der Vorrede, „ſind die Helden meines Werks: Victor Emanuel, Garibaldi und Cavour," aber der wahre Held desſelben, oder wenigſtens des erſten Bandes, der mit der anſcheinenden Vernichtung der Hoffnungen Italiens durch den Frieden von Villafranca abſchließt, iſt keine von dieſen drei „Individualitäten," ſondern eine vierte — freilich in dem Sinne, in welchem Milton's Satan der Held des „Verlornen Paradieſes" iſt. Die widerwillige Zurückhaltung, mit der der Verfaſſer ſich über den franzöſiſchen Kaiſer äußert, verräth deutlicher, als die heftigſten Diatriben, wie vollſtändig die zweideutige Politik Napoleon's III. ihn um den Dank für die glänzenden Dienſte gebracht hat, welche er der Sache Italiens im Jahre 1859 während der ſechs Wochen vor ſeiner Ankunft in Genua bis zur Schlacht von Solferino leiſtete.

Schon das Verſprechen franzöſiſcher Hülfe, welches Cavour in Plombières erlangte, wird nicht einem edelmüthigen Gefühle von Seiten des Kaiſers, ſondern nur perſönlichen Beweggründen und einer ſchlauen Intereſſen-Politik zugeſchrieben. „Cavour wußte, daß Napoleon III. die Eindrücke ſeiner erſten Jugend nicht vergeſſen habe, wo er als einer der Führer der italiäniſchen Bewegung von 1831 das harte Schickſal theilte, welches Oeſterreich den Beſiegten auferlegte. In der zu Plombières zwiſchen dem Kaiſer und dem ſardiniſchen Premier-Miniſter erörterten Frage lag das Intereſſe Frankreichs klar am Tage. Von der einen Seite die Demüthigung Oeſterreichs, von der anderen die Erweiterung des franzöſiſchen Gebietes und die Ausſicht, einen mächtigen Verbündeten für den Fall zu gewinnen, daß ſich eines Tages eine zweite heilige Allianz gegen ihn bilden ſollte, waren hinlängliche Motive für den franzöſiſchen Monarchen, ſeine Waffen der Befreiung Italiens zu leihen."

Nachdem er ſich des franzöſiſchen Bündniſſes verſichert, traf Cavour ganz offen Vorbereitungen zu dem Kampfe, den zu beginnen Oeſterreich ſich bald nachher verleiten ließ. Es war eine kühne, faſt tollkühne Politik, die, wären die Oeſterreicher nach Ueberſchreitung des Ticino nur energiſcher vorgegangen, leicht ein ſehr unglückliches Ende nehmen konnte. „Wäre," meint der Verf., „Gyulai dreiſt auf Turin oder Aleſſandria marſchirt und hätte von der Eiſenbahn nach Genua Beſitz genommen, ſo hätte er ſowohl die in den Engpäſſen von Novi verwickelten Franzoſen als die Sardinier ſchlagen können, welche letztere von dem Gros der verbündeten Streitmacht getrennt waren." In dem kurzen Feldzug, der hierauf folgte, zollt Arrivabene der Strategie Napoleon's III. und ſeiner unermüdlichen Thätigkeit das höchſte Lob. Er ſcheute die Gefahr ebenſo wenig, wie die Arbeit. In der Schlacht von Solferino fielen die feindlichen Kugeln hageldicht auf Monte Fenile, wo der Kaiſer ſeinen Stand hatte, und von den Hundert-Garden, welche die kaiſerliche Eskorte bildeten, wurden viele getödtet oder verwundet. Zwei Tage nach der Schlacht hatten Cavour und ſein Sekretär eine lange Unterredung mit Napoleon. „Sie fanden ihn äußerſt unmuthig über die Streitigkeiten ſeiner Generale, tief ergriffen von den furchtbaren Szenen des Krieges, von denen er zum erſtenmal Zeuge geweſen, aber vor Allem ſtolz und freudig, den kriegeriſchen Ruhm Frankreichs und die Ueberlegenheit ſeiner Armee über die Oeſterreicher noch einmal glänzend bewährt zu ſehn."

Wie es ſcheint, hatte Cavour aus dieſer Zuſammenkunft die ſanguiniſchſten Hoffnungen für den weitern Verlauf des Krieges geſchöpft. Noch am Tage ſeiner Rückkehr nach Mailand traf ihn Arrivabene an der Tafel des Gouverneurs der Lombardei, und zwar in der allerglücklichſten Laune. Einmal wandte er ſich plötzlich zu mir und ſagte, mich auf die Schulder klopfend: „Nun, Arrivabene, wann denken Sie Ihren feierlichen Einzug in Mantua zu halten und Ihre Familie wiederzuſehen?" — „Es hängt mehr von Ihnen ab, Graf, den Tag zu beſtimmen, als von irgend einem Andern," erwiederte ich. „O, ich hoffe," verſetzte Cavour, „daß Sie bis zum 1. Auguſt im Stande ſein werden, Ihre Eltern zu umarmen, denn ich theile nicht die allgemeine Anſicht von der Schwierigkeit, das Feſtungsviereck einzunehmen. Es wird ohne Zweifel einen harten Strauß koſten, aber wenn erſt ein franzöſiſches Corps an der Küſte von Dalmatien gelandet iſt, wird es ohne große Mühe vor ſich gehen.""

Einige Tage ſpäter war die ganze franzöſiſch-piemonteſiſche Armee vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung aufgeſtellt; es hieß, daß die Oeſterreicher bedeutende Verſtärkungen erhalten hätten und einen neuen Angriff verſuchen wollten. Dies war am 7. Juli und um 5 Uhr Morgens begab ſich der Verfaſſer nach dem kaiſerlichen Hauptquartier, um dort Erkundigungen einzuziehen. Alles war in lebhafter Bewegung; der Kaiſer hatte noch nicht das Haus verlaſſen, das ihm zur Wohnung diente, aber die Pferde des Generalſtabes ſtanden im Hofraum bereit, da man jeden Augenblick die feindlichen Kanonen zu hören erwartete. Es war jedoch der Beobachtung nicht entgangen, daß am Abend vorher eine Equipage mit dem General Fleury die Straße eingeſchlagen hatte, die von dem Hauptquartiere des Kaiſers nach Verona führte. Gegen 11 Uhr Morgens ſah der Verfaſſer dieſe Equipage nach der Villa Maffei zurückkehren. Eine Stunde nachher ließ „ein Schwarm von Offizieren, die nach allen Richtungen aus der Villa Maffei fortſprengten," ihn ahnen, daß etwas Wichtiges vorgefallen ſei, und er vernahm die Worte: „Man hat Waffenſtillſtand auf einen Monat geſchloſſen." Als Cavour davon hörte, glaubte er, daß es nur eine kurze Ruhe ſei, deren beide Armeen wohl bedurften; da er jedoch am 10. Juli erfuhr, daß für den folgenden Tag eine Zuſammenkunft der beiden Kaiſer in Villafranca veranſtaltet ſei, eilte er von Turin nach dem Hauptquartier Victor Emanuel's, wo Arrivabene wieder mit ihm zuſammentraf, nachdem man ihn eben das Reſultat jenes tête-à-tête gemeldet hatte. „Er ſchien über die Maßen aufgeregt; ſein Geſicht war ſcharlach und ſeine Haltung, ſonſt einfach und ruhig, war jetzt durch heftige Geberden bezeichnet, welche den Beweis lieferten, daß er ſeine gewohnte Selbſtbeherrſchung ganz verloren habe. General della Rocca und Graf Nigra ſuchten ihn zu beruhigen, aber vergebens. Der Premier nahm von einem Augenblicke zum andern den Hut ab und ſetzte ihn wieder auf, mit der krampfhaften Bewegung eines Mannes, deſſen Gefühle bis zur höchſten Erbitterung gereizt worden ſind." — Wenige Stunden nachher war er nicht mehr Premier. Ihm folgte im Miniſterium Ratazzi, der jetzt abermals an der Spitze desſelben ſteht. Graf Arrivabene läßt ſich nicht weiter über die Gründe aus, welche Napoleon bewogen haben mögen, den Krieg ſo plötzlich zu beendigen, aber er widerſpricht entſchieden der von einigen Seiten aufgeſtellten Theorie, nach der der ſtaatskluge Kaiſer ſchon damals vorhergeſehen habe, daß die Italiäner ihre Einheitsgedanken trotz des Friedens durchführen würden — eine Anſicht, die mit dem Widerſtande, den die franzöſiſche Regierung den ſpäteren Annexionen Sardiniens in Central-Italien entgegenſetzte, allerdings nicht vereinbar erſcheint.

Von der zweiten Hälfte des Arrivabene'ſchen Werkes iſt Garibaldi in der That die Hauptfigur, indem ſich dieſelbe faſt ausſchließlich mit jenem merkwürdigen Zuge beſchäftigt, welcher Sicilien und Neapel dem Reiche Victor Emanuel's hinzufügte und Europa mit einer neuen Großmacht beſchenkte. Mit tauſend Freiwilligen landete Garibaldi in Marſale

* Italy under Victor Emanuel. A Personal Narrative. By Count Charles Arrivabene. 2 vols.

Digitized by Google

und nach hundertzweiundzwanzig Tagen war Franz II., der Kriegsherr eines vortrefflich organiſirten und gedrillten Söldnerheeres von 80,000 Mann, ein entthronter Flüchtling.

Weſtindien.

Statiſtiſche Ermittelungen hinſichtlich der Folgen der Neger-Emancipation.

Wir theilen Nachſtehendes nach amerikaniſchen Blättern mit, welche bemüht ſind, der Idee der Neger-Emancipation durch Hinweiſung auf das, was im britiſchen Weſtindien erreicht iſt, in Amerika Eingang zu verſchaffen:

Die Emancipation einer verſklavten Bevölkerung ſcheint im erſten Augenblicke ein höchſt ungewiſſes und gefährliches Unternehmen. Angeerbte und ſtets wachſende Neigungen zu Sorgloſigkeit und Faulheit abzuſchaffen — die Freude an der Arbeit, oder das entfernt liegende Gute der Thätigkeit an die Stelle der greifbaren Macht des Zwanges einzuſetzen — Vorausdenken, Lebendigkeit und Munterkeit einzupflanzen, wo früher die Arbeit dumm, faul und gedankenlos von Statten ging — die Gewohnheit der Unabhängigkeit und den Muth für unbekannte Aufgaben einem furchtſamen, kindiſchen und abhängigkeitsgewohnten Volke zu verleihen — Selbſtkontrole ſtatt der Gewohnheit, von Herren oder von Laune und Leidenſchaft kontrolirt zu werden — mit Einem Worte, aus einem gebornen Sklaven einen freien Mann zu machen, ſcheint auf den erſten Blick die ſchwierigſte Aufgabe, die je ein Geſetzgeber oder Reformator zu löſen im Stande war.

Nehmen wir an, daß ein Anglo-Amerikaner, kein geborner Sklave, unglücklicher Weiſe vor funfzehn Jahren von einem marokkaniſchen Piraten gefangen worden wäre, und während dieſer Zeit in ſteter Furcht vor Prügeln oder dem Bajonette mit aller Anſtrengung in der Erzeugung von Baumwolle für das Wohl und die Bequemlichkeit der Welt gearbeitet hätte; zuletzt in einem Momente afrikaniſcher Gefühlſamkeit für die Menſchenrechte werdet ihr von der Regierung frei gelaſſen, und mögt eure eigne kleine Farm in den afrikaniſchen Bergen beſitzen. Was würden wahrſcheinlicher Weiſe eure Anſichten ſein, in Bezug auf die ökonomiſche Pflicht, jene große Wohlthat für das Menſchengeſchlecht, die Baumwollen-Production zu fördern? Was würdet ihr perſönlich für Gefühle gegen Baumwolle und alle damit verbundenen Arbeiten hegen? Wie würdet ihr ganz im Beſondern den Stand anſehen, in dem ihr ſo viele angenehme Jahre zugebracht, und den Herrn, für den ihr ſo Vieles ohne Entgelt producirt habt?

Stellt euch einen Verſuch ſeinerſeits vor, euch zu miethen — möglicher Weiſe ſelbſt um niedrigerern Lohn, als andere Arbeiter empfangen, in Anbetracht eurer vielen Verpflichtungen gegen ihn!

Es iſt einfach möglich, daß ihr ſelbſt die kleine Farm vorzieht, wo ihr nichts producirt, als „Kürbiſſe" für die Welt. Ein gewiſſer Grad von Faulheit würde eine Zeitlang, ſelbſt für einen Angelſachſen, einen großen Reiz haben, nach ſolcher Erfahrung.

Was ſollen wir nun ſagen von einer niedrigeren Raçe, von gebornen Sklaven, unwiſſend, von moraliſchen Einflüſſen nicht disciplinirt, wenn ſie plötzlich in ſolche neue und ſonderbare Zuſtände verpflanzt wird? Dürfen wir vernünftiger Weiſe erwarten, daß ſie unter der Freiheit gerade ſo arbeiten würde, wie in der Sklaverei? Können wir verlangen, daß die Ländereien, die ſo lange Jahre von dem Schweiße ihrer unbezahlten Arbeit genäßt worden, ſo eifrig bebaut werden, wie es von freien Leuten geſchehen würde? Namentlich könnten wir ſo fragen, wenn die Herren es wagten, ihre alte Gewalt über den Arbeitswerth auszuüben und weniger Lohn zu zahlen, als der Marktpreis beträgt, und ſelbſt dieſen unregelmäßig. Könnten wir uns im Ernſte wundern, wenn dieſe Güter aus Mangel an Arbeitskräften ganz brach liegen blieben? Was könnten wir Anderes erwarten?

Man nehme ferner an, daß im Laufe der Zeit die früheren Herren, die reichen und mächtigen Klaſſen der Geſellſchaft, ſich zuſammen thäten, um allen Fortſchritt zu entmuthigen und der Erziehung der niedrigſten und ärmſten Klaſſe Hinderniſſe in den Weg zu legen. Was würden die beinahe gewiſſen Reſultate davon ſein?

Wenn wir hören ſollten, daß eine ſolche Emancipation ein ökonomiſcher Fehlgriff geweſen, ſo dürften wir darüber uns gar nicht wundern. Wenn man uns ſagte, daß die Freigelaſſenen auf den alten Gütern nicht arbeiten wollten, — daß die Production liegen bleibe — daß die emancipirten Sklaven gar nicht arbeiten wollten, — daß ſie faul ſeien und immer unwiſſender, ſittlich verderbter und der Welt nutzloſer würden, — wir, könnten ſeufzen, aber wir müßten ſagen: „Es iſt die natürliche Vergeltung für Ungerechtigkeit. Es iſt die Aerndte des Sklaventhums."

Daß der Neger nur arbeitet, wenn er gezwungen wird, iſt das ſtarke und beinahe unbeſiegbare Vorurtheil, welches Tauſende von Perſonen der Emancipation abgeneigt macht.

Was ſagen nun die Thatſachen zu dieſer wichtigen Frage? Hören wir, was die genaueſten Beobachter und Reiſenden, wie z. B. Schomburg, Breen, Cochin, Burnley und vor Allem Sewell über dieſen Gegenſtand ſagen. Wir haben dabei vor Allem die kleineren Inſeln der britiſchen Beſitzungen in Weſtindien im Auge.

In Barbadoes ſind die vorwaltenden Eigenthümlichkeiten: die dichte Bevölkerung und die große Zahl der arbeitenden Klaſſe. Die Bevölkerung iſt für die Quadratmeile (engl.) größer, als in China (800 Köpfe). Dieſe Thatſache allein legte nach der Emancipation eine um ſo größere Gewalt in die Hand des Herrn, als der Arbeitseifer weit bedeutender ſein muß, denn bei einer weit dünneren Bevölkerung.

Die Pflanzer behielten eine Art Erbpacht-Syſtem (Frohn) über ihre freigelaſſenen Sklaven aufrecht, welches nur einen traurigen Einfluß ausüben konnte.

In den erſten Jahren nach der Emancipations-Akte arbeitete der Pächter für 20 Procent unter dem Marktpreiſe des Lohnes, und ſein Dienſt wurde dem Pachtgelde entſprechend angeſehen. Jetzt beſitzt er ein Haus und ein Stück Land, wofür er einen beſtimmten Pacht entrichtet; aber als Pacht-Bedingung muß er eine gewiſſe Zahl Arbeitstage leiſten, gewöhnlich von $^1/_6$ zu $^1/_3$ niedriger, als der Marktpreis. Der gewöhnliche Lohn iſt 24 Cents pro Tag; bei dieſem Syſtem von Pachtfrohnde muß der freigelaſſene Neger in Barbadoes für 20 Cents arbeiten.

Die ſtarke Bevölkerung bringt es mit ſich, daß hier die Pflanzer im Beſitze ihrer Macht bleiben, während in Trinidad oder Britiſch Guiana die Neger nicht durch die Konkurrenz gezwungen wurden, ſich ein Frohn-Syſtem aufzwingen zu laſſen. Hier, wo das Land ſo wohlfeil iſt, fanden ſie bald, daß der Weg zur Unabhängigkeit offen vor ihnen lag, wenn ſie ihre kleinen Beſitzungen bearbeiteten. Die Pflanzer wurden hartnäckiger und härter, und das Reſultat in vielen Fällen war das gänzliche Verlaſſen großer Güter aus Mangel an Arbeitskräften.

Die Betriebſamkeit der Bevölkerung von Barbadoes iſt aus der Thatſache erſichtlich, daß von den 106,000 Acres der Inſel 100,000 in Kultur ſind, während der Durchſchnittspreis des Landes zu der nie dageweſenen Höhe von 500 Dollars für den Acre ſteigt.

Trotz dem hohen Preiſe des Bodens und dem niederen Satze der Löhnung, haben die freigelaſſenen Sklaven die Zahl der kleinen Beſitzer mit weniger als fünf Acres während der letzten fünfzehn Jahre von 1100 auf 3537 gebracht — eine Zunahme, welche allein hinreicht, den Beweis zu führen, wie gedeihlich die Emancipation für die Neger von Barbadoes gewirkt hat.

Mr. Sewell hat mit allen Klaſſen der Inſel geſprochen und Niemand iſt bereitwilliger, als die Pflanzer, zuzugeſtehen, daß der Freie ein beſſerer, heiterer und fleißigerer Arbeiter iſt, als der Sklave es jemals war. Die farbigen Handwerker von Barbadoes, ſagt derſelbe Gewährsmann, ſind an allgemeiner Anſtelligkeit den Arbeitern und Handwerkern jedes von den großen Civiliſationscentren entfernten Landes gleich. Das Landvolk wird ihnen bald gleich kommen, wenn der Schulunterricht verbreiteter ſein wird. Der Preis des Bodens iſt ſeit der Emancipation um das Doppelte geſtiegen.

Man nimmt an, daß die Bevölkerung von Barbadoes jetzt ungefähr 140,000 Köpfe beträgt, von denen 124,000 Weiße. Von dieſen rechnet man nur etwa 22,000 als Feldarbeiter gegen 81,000, die kurz vor der Emancipation, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Felde arbeiteten — eine Thatſache, die zeigt, welche Abneigung gegen den Landbau die Sklaverei, vereint mit dem rohen Verfahren der Pflanzer, hervorgebracht hat. Doch trotz dieſer Abnahme der einträglichſten Art Arbeit, iſt der Vortheil der Freiheit gegenüber der Sklaverei ſo groß, daß die Inſel in den Stand geſetzt worden iſt, jene erſtaunliche Zunahme in Production und Reichthum ſeit der Emancipation zu bewerkſtelligen — indem ſie den Export von Zucker mehr als verdoppelt, die Einfuhren aus Amerika verfünffacht und den Werth des Bodens verdoppelt hat.

Der Fortſchritt in Bildung und Geſittung iſt nicht ſo ſchnell geweſen. Der freigelaſſene Sklave konnte nicht auf Einen Schlag loskommen von den entwürdigenden Einflüſſen langer Jahre der Knechtſchaft, und die Pflanzer haben ſich jeder Art von Volksunterricht entſchieden widerſetzt.

Digitized by Google

Verbrechen gegen das Eigenthum, ſagt Sewell, ſind häufig, namentlich Diebſtahl; leichtere Verbrechen gegen die Perſon ſind gleichfalls häufig, ebenſo Attentate auf die Keuſchheit, während andererſeits gewaltthätige Verbrechen faſt unbekannt ſind. Aus der letzten Volkszählung erhellt, daß mehr als die Hälfte der auf der Inſel gebornen Kinder uneheliche ſind. Dieſe traurigen Moralitäts-Verhältniſſe ſchreibt Sewell der unvollkommenen Erziehung der niederen Klaſſen zu. Trotzdem hatten ſich die Schulen (meiſt Pfarrſchulen) von 27 im Jahre 1834 mit 1574 Kindern, 1857 auf 70 mit 6,180 vermehrt. Die Kinder in den Sonntagsſchulen ſind in derſelben Zeit von 1679 auf 2071 geſtiegen.

St. Vincent wird von den Reiſenden als ein Beleg für den Satz betrachtet, daß der freie Neger nicht arbeiten will. Der Verfall der wohlhabenderen Klaſſen begann vor der Emancipation und dauerte nach derſelben fort. Die Pflanzer waren tief verſchuldet und ihre Güter ſchwer mit Hypotheken belaſtet. Die Sklaverei erſchöpfte dort, wie überall, die Mittel der Herren und den Boden. Als der Tag der Freiheit kam, boten dieſe Herren, ſtatt klüglich bemüht zu ſein, die Arbeiter auf ihren Ländereien zu behalten, denſelben niedrigere Löhne, als ſie auf den benachbarten Inſeln bezahlt wurden. Die Folge war, daß die Neger es vorzogen, ſich eigne kleine Beſitzungen zu kaufen oder Farmen im Inneren zu miethen und die großen Güter ſich Arbeiter ſuchen zu laſſen, wo ſie wollten. Viele derſelben alſo gingen ein, namentlich Zuckerplantagen.

Daß die Lage der Inſel nicht durch die Faulheit der Neger verurſacht iſt, wird durch die Thatſache bewieſen, daß ſeit der Emancipation von den freigelaſſenen Sklaven Häuſer für ſich und ihre Familien erbaut worden ſind, welche 8,209 Perſonen enthalten; daß 10,000 bis 12,000 Acres von den kleinen Leuten mit 1 bis 5 Acres Eigenthum in Anbau gebracht worden ſind; daß die Ausfuhr von Arrowroot (Pfeilwurz), welche die Neger auf ihren kleinen Gütchen bauen, von 60,000 Pfd. vor der Emancipation, 1857 auf 1,352,250 Pfd. geſtiegen iſt.

Auch der Export von Cocosnuß hat ſehr zugenommen, während die Zucker-Ausfuhr abgenommen.

Die moraliſchen Zuſtände der Inſel ſcheinen ſehr zufriedenſtellend. Bei einer Bevölkerung von 30,000 Seelen giebt es keine Bettelarmen, und 8000 iſt der durchſchnittliche Kirchenbeſuch, 2000 der durchſchnittliche Schulenbeſuch.

Die Kriminal-Statiſtik zeugt von einem merkwürdigen Gehorſam gegen das Geſetz. 1857 gab es nur ſieben Verurtheilungen wegen gewaltſamen Anfalls, ſechs wegen Kriminalverbrechen und 162 wegen niedrigerer Vergehen. Das Verhältniß war unter der Sklaverei weit ungünſtiger.

Granada gab lange Zeit vor der Emancipation klare Beweiſe von Verfall. Die Sklavenbevölkerung nahm in folgenden Verhältniſſen ab:

1779	35,000	Sklaven
1827	24,442	„
1837	23,641	„

Für die letztere Zahl wurde Vergütigung geleiſtet. Die ſehr herabgekommene Zuckerausfuhr hat in neuerer Zeit wieder zugenommen.

Die Politik der granadiſchen Pflanzer, niedrige Löhne zu bieten — 5 Schilling, oder etwas drüber wöchentlich — hat die Neger zu ihren eigenen kleinen Beſitzungen verjagt und eine Minderung in der Zucker-Production auf den großen Gütern erzeugt. Doch die Production anderer Artikel hat ſtark zugenommen und das allgemeine Wohlſein des Volkes große Fortſchritte gemacht.

Vor 1830 gab es keine kleinen Grundbeſitzer; jetzt ſind deren über 2000. Nahe an 7000 Perſonen leben in Dörfern, die ſeit der Emancipation erbaut worden, und 4573 zahlen direkte Steuern.

Im vor. Jahre gab es nur 60 Bettelarme auf der Inſel, und dies waren alte kranke Perſonen. Nur 18 wurden wegen Kapitalverbrechen verurtheilt, 6 wegen Diebſtahl und 2 aus andern Gründen. Der durchſchnittliche Kirchenbeſuch betrug 8000, Schulbeſuch 1600. 1857 waren von 80,000 Acres 43,800 in Kultur, und 3800 waren das Jahr vorher dazu gekommen.

Auch Tabago zeigte vor der Emancipation einen ſtufenweiſen Verfall, und ſeitdem iſt die Zucker-Production bedeutend geſunken. Eine Haupturſache dieſes Verfalles liegt darin, daß ſich das Kapital von dem alten, ausgenutzten Lande nach der friſchen, reichen und einträglichen Kultur von Trinidad gezogen hat, wo das Land ſehr wohlfeil iſt. Dazu kommt, daß das Klima von Tabago dem Zucker nicht ganz zuſagt.

Doch iſt unter dem Volke ein bedeutender Fortſchritt ſichtbar. Die kleinen Beſitzer haben ſehr zugenommen. Es giebt 2500 Freiſtellen-Beſitzer und 2800 Pächter. Der durchſchnittliche Kirchenbeſuch iſt 41 Procent der ganzen Bevölkerung, der durchſchnittliche Schulbeſuch 1600. Der Handel iſt im raſchen Steigen begriffen.

In St. Lucia haben die Pflanzer ein weiſeres und liberaleres Verfahren gegen die emancipirten Sklaven angenommen. Die Löhne ſind beſſer; man hat den Negern annehmbare Bedingungen gemacht, die Güter zu bebauen. Seit der Emancipation ſind 2045 Neger Freiſtellen-Beſitzer geworden und 4603 zahlen direkte Steuern.

Auf Trinidad bietet die Frage nach den Wirkungen der Emancipation einige Beſonderheiten dar: Die Inſel iſt ein großes, fruchtbares Land mit dünner Bevölkerung, wo in der That das Land wohlfeil und die Arbeit theuer iſt. Von 1,287,000 Acres werden nur einige 30,000 angebaut. Ihre Geſammt-Bevölkerung beträgt nur etwa 80,000, wobei die farbige nahe an 50,000 beträgt. Die Emancipation mußte auf ein ſolches Land etwa ſo wirken, wie z. B. auf Texas. Als die Sklaverei abgeſchafft wurde, waren etwa 11,000 Feldarbeitsleute auf den Gütern. Die Pflanzer fingen an, das Syſtem der Pacht auf Kündigung (tenancy-at-will) einzuführen und die Löhne unter den Marktpreis herabzuſetzen. Wenn ſich nun die Neger der Plantagenarbeit entzogen, ſo wurden ſie ſummariſch von ihren Häuſern und Feldern fortgejagt, und ihre kleinen Gärten wurden zerſtört. Die natürliche Wirkung einer ſolchen unvernünftigen Politik war, daß der Neger es vorzog, Regierungsland in der Nähe anzubauen, oder einen kleinen wohlfeilen Fleck zu kaufen, oder eine Farm zu pachten, und bald hatten 7000 Arbeiter die Plantagen verlaſſen.

Eine Wirkung der unſeligen Kämpfe zwiſchen Kapital und Arbeit auf der Inſel iſt geweſen, daß bis in neuere Zeit kein allgemeines Syſtem öffentlichen Unterrichts eingeführt worden iſt; die Erziehung war gänzlich vernachläſſigt. Jetzt wird indeſſen Etwas dafür gethan.

Die öffentliche Moralität befand ſich unter ſolchen Verhältniſſen auf einem ſehr niedrigen Standpunkte. Von 136 in Port of Spain gebornen Kindern waren 100 unehelich.

Der Fortſchritt in materieller Hinſicht iſt bedeutender. Der Zuckerbau hat ſich in den letzten zwanzig Jahren faſt verdoppelt und das Rohrland hat von 15,000 Acres bis zu 29,000 zugenommen. Der Anbau der Kokuspalme hat ſich, wenn auch in geringerem Maße, gehoben, während Production und Verzehrung von häuslichen Bedürfniſſen und Luxusgegenſtänden ungeheuer fortgeſchritten ſind. Große praktiſche Verbeſſerungen werden überall gemacht, z. B. die Einführung der Dampfkraft ſtatt Thier- und Waſſerkräften. Seit der Einführung der Kuli-Arbeit hat ſich beſonders der Zuckerexport raſch vermehrt.

Von den Leeward-Inſeln war Antigua ziemlich die erſte, welche ihre Sklaven befreite, und ſie hatte die Weisheit, dies ſummariſch und auf einmal, ohne Probe- und Lehrzeit zu thun. Die Folgen davon ſind ſehr glückliche geweſen und die Inſel nimmt, trotz ihrer Kleinheit, ihres nicht beſonders fruchtbaren Bodens und zum Zuckerbaue minder geeigneten Klimas, unter den weſtindiſchen Inſeln eine hervorragende Stellung ein.

Obwohl der Durchſchnittspreis des Landes 50 Dollars für den Acre iſt, bauen ſich doch die freien Neger ſelten auf Regierungsboden an, ſondern kaufen ſich eigne kleine Farmen. 1858 hatten ſie, ſeit 1834, 5187 Häuſer gebaut, worin 15,644 Leute wohnten. In dieſem Jahre gab es nur 299 Arme auf der Inſel. Bildung und Sittlichkeit hatten Fortſchritte gemacht. Dank der weiſen Liberalität der Pflanzer, wurde ein Drittel der Geſammteinnahme der Inſel (10,000 Pfd.) für Zwecke der Erziehung, der Mildthätigkeit und Religion verwendet. Der größere Theil der Jugend beſucht die Schule. Zur Zeit der Emancipation betrug die Geſammtzahl der Schüler 1886, 1858 gab es 52 Schulen mit 4467 Schülern und 37 Sonntagsſchulen mit 6418 Schülern. Die Zahl der unehelichen Geburten betrug nur 53 Procent, das günſtigſte Verhältniß, das auf dieſen Inſeln überhaupt exiſtirt.

Alle Pflanzer kommen darin überein, daß die Emancipation vollkommenen Erfolg gehabt hat. Der einzige Uebelſtand iſt etwas ſonderbarer Natur und zeigt recht augenſcheinlich, welches Gefühl der Abhängigkeit die Sklaverei hervorbringt. Unter ihren Herren waren die Sklaven ſtets genügend mit ärztlicher Pflege verſehen; als ſie frei wurden, hatten ſie nicht die Mittel dazu, oder waren nicht klug genug, ſich eine ſolche zu ſichern. Die Folge davon iſt eine große Sterblichkeit der Kinder geweſen, ſo daß die Geburten kaum die Todesfälle überſteigen.

Sewell ſagt von dieſer und andern Leeward-Inſeln:

„Die Lage des freien Bauern erhebt ſich ungemein hoch über die des Sklaven. In allen Dingen ſind die Leute glücklicher und zufriedener; in Allem ſind ſie civiliſirter. Sie haben mehr Lebensmittel-Zuwachs für den Hausbedarf, als je in den glänzendſten Zeiten der Sklaverei. Die Einfuhr iſt bedeutend geſtiegen; mit den Vereinigten Staaten hat ſich ein ſehr

Digitized by Google

bedeutender Handel angeknüpft; es findet eine Ausfuhr kleinerer Artikel ſtatt, die vor zwanzig Jahren noch gar nicht kultivirt wurden, und welche bei der Abſchätzung der Induſtrie eines Volkes unter einem freien Syſtem, oft mit großem Unrecht, überſehen werden. Dieſes ſind Betrachtungen, von denen ſich der Pflanzer mit verächtlicher Gleichgültigkeit abwendet. Zucker und Zucker allein iſt ſein Traum, ſein Beweisgrund, ſein Glaube."

Der große Verdammungsgrund der Emancipation iſt die vorgebliche Erfahrung von Weſtindien, daß der Neger nicht arbeiten will, außer in der Sklaverei. Die Beweiſe für die Arbeit ſind aber gegeben: die Zahl der Freiſtellen, der Preis des Bodens, der Betrag der Production, das Verzehrungs-Quantum und die Höhe der Ausfuhr. Namentlich zeugt der Betrag der Einfuhr für den Willen und die Mittel des Volkes, ſich fremde Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Durch dieſe klaren und unwiderleglichen Beweiſe haben wir gezeigt, daß freie Arbeit auf den Windward-Inſeln, Trinidad, den Leeward-Inſeln und Guiana ſich weit beſſer bezahlt macht, als Sklavenarbeit.

Wie Mr. Sewell mit Rückſicht auf die vier Kolonien — Britiſch Guiana, Barbadoes, Trinidad und Antigua — zuſammengerechnet hat, betrug die geſammte jährliche Ausfuhr von Zucker vor der Emancipation 187,300,000 Pfund, während ſie jetzt 265,000,000 Pfd. beträgt — ein Mehr unter freier Arbeit von 77,700,000 Pfd. Die geſammten Einfuhren derſelben Kolonien beliefen ſich vor der Emancipation auf 8,840,000 Dollars; jetzt auf 14,600,000; was unter freier Arbeit ein Mehr von 5,760,000 Dollars aufweiſt.

Es iſt eine merkwürdige Erfahrung Weſtindiens, die man bei der Ordnung der amerikaniſchen Sklavenfrage wohl zu beachten haben wird, daß jene Inſeln, welche die Sklaverei auf dem kürzeſten Wege und am gründlichſten aufhoben, nach der Emancipation am Beſten gediehen. Halbe Freiheit hat ſich hier, wie in Rußland das letzte Jahr, als eine Quelle der Eiferſucht für den Freigelaſſenen und des Aergers für den Herrn erwieſen.

Es iſt wahr, daß der ſittliche Fluch der Sklaverei, der auf den Gewohnheiten des Volkes ruht, nicht ſo leicht abzuwälzen iſt, und daß wir keine ſo günſtigen Sittlichkeits- und Bildungs-Verhältniſſe auf den weſtindiſchen Inſeln walten ſehen, als man ſie wünſchen möchte. Doch man ſollte ſich zu Gemüthe führen, welch' großer Theil des Tadels davon auf die wohlhabenderen Klaſſen fällt, welche der Bildung der niederen feindlich oder gleichgültig gegenüberſtehen. Selbſt dieſe Uebel mindern ſich allmählich und die Emancipation bewährt ſich nicht blos als ein weiſe durchgeführter großer Akt der Gerechtigkeit, ſondern als eine erfolgreiche, moraliſche und ökonomiſche Reform, deren Früchte ſich zeigen in guter Sitte, Induſtrie und dem wachſenden Reichthume vieler glücklichen Gemeinweſen.

Japan.

Chineſen und Japaneſen.

Was noch vor einem Jahrzehend in's Reich der Träume gehörte, das iſt im Juli laufenden Jahres 1862 greifbare Wirklichkeit geworden. Eine glänzende Geſandtſchaft aus der ultima Thule des Oſtens, drei mächtige Lehensfürſten eines großmächtigen Monarchen an ihrer Spitze, hat Preußens Hauptſtadt Wochen lang mit ihrer Anweſenheit beſeligt, und vom erſten Abend ihres Erſcheinens bis zur bitteren Scheideſtunde unzählbare Tauſende am Angelhaken der Neugier zappeln laſſen. Beinahe zur buchſtäblichen Wahrheit wurde, was Gellert irgendwo ſagt: „Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab" u. ſ. w. Mit dem erſten Grauen jedes Tages belagerte ein wogendes Publikum den Gaſthof, von deſſen Dach die weiße Flagge Japans mit der hochrothen Sonnenkugel flatterte, und ohrzerreißender Jubel erhob ſich, ſo oft ein geſchorenes, von dem aufrecht ſtehenden Zipfel des zurückgebogenen Zopfes ſpärlich beſchattetes Haupt an einem Fenſter erſchien und das nußbraune Geſicht, deſſen Züge oft Schlauheit, Bonhommie und Würde im Verein ausdrückten, zwei Reihen wohl konſervirter weißer Zähne wies. War es vollends eine kleinere oder größere Gruppe ſolcher Rundköpfe, blieſen ſie die blauen Wölkchen ihrer allerliebſten kleinen Tabakspfeifen gemüthlich vor ſich hin, grüßten ſie die Menge nickend oder, nach vornehmer Damen Art, mit zuſammengelegtem elfenbeinernen Fächer — da drohete der Enthuſiasmus ſogar den Polizei-Schranken und es gab manche „Ueberſtürzung" im buchſtäblichen Sinn des Wortes.

Man muß den ſeltenen und ſeltſamen Gäſten — wie ein Zeitungsblatt ſie genannt hat — rühmend nachſagen, daß ſie, obgleich ſammt und ſonders noch in den „Banden des Heidenthums," als wahrhaft civiliſirte Männer aufgetreten und für alles Wiſſenswürdige, beſonders ſo weit praktiſcher Nutzen erſichtlich, ein Intereſſe bekundet haben, vor welchem gewiſſe verjährte Vorurtheile gewichen, oder wenigſtens gemildert worden ſind. Ob eine früher oder ſpäter zu erwartende chineſiſche Geſandtſchaft einen ebenſo vortheilhaften Eindruck machen wird, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen; in dieſem Augenblick ſcheinen die Vorurtheile gegen China eher noch gewachſen, weil Japan dem durch ein tiefgeſunkenes Herrſcherhaus verwahrloſten und von innerer Zwietracht zerfleiſchten Nachbarreiche mit ſeinem offiziellen Beſuche Europa's zuvorgekommen iſt.

Belege dazu giebt uns unter Anderem ein bereits in zweiter Auflage erſchienenes Flugſchriftchen, das die löbliche Abſicht hat, dem großen Publikum über Japan, die Japaneſen und die Bedeutung der japaneſiſchen Geſandtſchaft Aufklärung zu ertheilen.* Manches Falſche iſt hier der dürftigen Wahrheit eingemengt; die ſtrengſte Rüge verdient aber, daß der Verfaſſer über das Verhältniß der japaneſiſchen Kultur zu der chineſiſchen ganz und gar nicht ſich zu belehren für gut gefunden. Wer ohne jede Kenntniß von China die Schrift lieſt, der muß auf die grundfalſche Anſicht kommen, Japan verdanke alle ſeine Erwerbungen auf literariſchem und techniſchem Gebiete ſich ſelber, während es doch nicht weniger als Alles den Chineſen verdankt, und die hochgeehrten Lehrmeiſter — einige techniſche Kunſtfertigkeiten ausgenommen — in nichts übertroffen hat!! In einer kurzen Parallele beider Nationen (S. 4) ſagt Herr F. R.: „Der Chineſe iſt kindiſch und unbedeutend in ſeiner Literatur." Was die japaneſiſche betrifft, ſo enthält er ſich über dieſe eines Urtheils, bemerkt aber an der einzigen Stelle, wo von ihr die Rede iſt (vier Zeilen auf S. 14), ſie enthalte „hiſtoriſche, geographiſche, poetiſche, dramatiſche Werke, Encyklopädien, Biographien, moraliſche und religiöſe Abhandlungen, auch Romane mit Illuſtrationen und Holzſchnitten (!)."** Ganz richtig, einen kleinen Verſtoß abgerechnet; will aber Herr F. Robert einmal auf die Berliner königl. Bibliothek ſich bemühen und die Sammlung chineſiſcher Bücher, oder — was räthlicher ſcheint — die gedruckten und handſchriftlichen Kataloge dieſer Sammlung durchfliegen, ſo wird er die genannten Literatur-Fächer ſämmtlich auch bei den Chineſen vertreten finden.

Wir könnten nun mit vollem Rechte die Frage aufwerfen, wie nach Allem, was aus der (faſt unerſchöpflichen) Literatur China's ſeit Jahrhunderten überſetzt, ausgezogen und für manches Gebiet des Wiſſens verwerthet worden, noch heutzutage ein Urtheil von ſolcher Naivetät, wie das vorhin citirte, laut werden kann? Und dazu im geiſtigen *Mittelpunkt* unſeres Kulturſtaates? Doch mit einer Apologie der chineſiſchen Geiſtes-Produkte haben wir es hier nicht unmittelbar zu thun; wir wollen dem Verfaſſer nur bedeuten, wie tief er ſeine Japaneſen, vor deren Intelligenz er ſonſt den größten Reſpekt hat — durch jenes Urtheil unwiſſentlich hinabdrückt! Die ganze japaneſiſche Literatur iſt nicht blos durch die chineſiſche erſt geweckt und in's Daſein gerufen, ſondern auch der chineſiſchen Schablone faſt knechtiſch treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Wer einem Lehrer, der ihm kindiſches und unbedeutendes Zeug beibringt, unbedingt anhängt und weder Stoff noch Form des Erlernten jemals antaſtet, der muß doch im beſten Falle ebenſo Kindiſches und Geiſtloſes zu Tage fördern!

Will Einer in Japan für einen Gelehrten gelten, oder im Staatsdienſt emporkommen, ſo iſt ihm gründliche Kenntniß der Sprache Chinas und der in klaſſiſchem Anſehen ſtehenden Werke chineſiſcher Denker, Dichter, u. ſ. f. unumgängliches Erforderniß. Die Bücherſprache Chinas wird ſo hoch geſtellt, daß zu allen Zeiten Vieles von der höheren Literatur der Japaneſen gar nicht japaneſiſch, ſondern rein chineſiſch geſchrieben und gedruckt worden iſt! Außerdem wurden und werden im japaneſiſchen Reiche die klaſſiſchen Werke der Chineſen nachgedruckt, meiſt mit beigefügten Noten in der Landesſprache zur Erleichterung des Verſtehens. Dieſes eifrige Studium des Idioms ihrer ausſchließlichen Lehrer und Bildner hat die Japaneſen wie andere Völker in ähnlichem Falle, auf den beklagenswerthen Irrweg geleitet, daß ſie ihre Mutterſprache durch möglichſt viel eingemengtes Chineſiſch zu veredeln glauben, was übrigens keineswegs nur — wie der Verfaſſer S. 13 meint — in der „familiären Umgangsſprache," ſondern und noch weit mehr in Büchern geſchieht. Der Verfaſſer nennt dieſes, jeder ſelbſtändigen Fortentwickelung

* Japan und die Japaneſen. Eine ethnographiſche Skizze von F. Robert. 16 Seiten. Preis 2½ Sgr.

** Was will der Verfaſſer damit ſagen? In Holz geſchnitten iſt Alles — die Texte und die Bilder!

Digitized by Google

der Sprachen einen Riegel vorſchiebende Verfahren eine „Toleranz ohne Beiſpiel.“ Für „Toleranz“ würden wir lieber „ſelbſtverleugnende Geſchmackloſigkeit“ ſagen, aber wie man das Ding auch nennen möge — ohne Beiſpiel iſt es nicht, und leider bedürfen wir keiner Reiſe über's Meer, ja nicht einmal der kürzeſten Droſchkenfahrt, um dieſe Behauptung zu erweiſen. Wie wenige Deutſche werden einen Landsmann, der etwa ſo wie folgt, erzählte, übertriebener „Toleranz“ gegen das Franzöſiſche anklagen!

„Herr N. N., früher Proprietair eines Ladens mit couleurten Steinen und anderen Bijouterie-Waaren, hat jetzt ſein Domicil in der [dem] Beletage eines Hauſes in der N. N.-Straße, wo er als Rentier ein flottes Garçon-Leben führt. Das Haus hat einen eignen Portier und Illuminateur. Herr N. N. nimmt alle Tage bei einem der renommirteſten Reſtaurants ein dejeuner à la fourchette ein, dann beſucht er eine matinée musicale oder hört Plaidoyers. Er dinirt ſelten à la carte, gewöhnlich table d'hôte, und verbringt den Nachmittag theils promenirend, theils bei einem Conditor oder Cafetier, wo er allerlei Journale und Zeitungen lieſt, oder, beſſer geſagt, gähnend durchfliegt, denn goutiren kann er faſt nichts, als gewiſſe Annoncen, beſonders wenn ſie Nouveautés betreffen, und allenfalls Nachrichten von pikanten oder frappirenden Reſultaten polizeilicher Recherchen. Nur ausnahmsweiſe intereſſiren ihn Kammer-Debatten, doch réuſſirt er ſelten, wenn er dieſe und beſonders die Antworten oder Repliken der Miniſter zu verſtehen ſich bemüht. Den Abend verlebt er wieder bei einem Traiteur oder Reſtaurant, und eventuell im Theater, in einer Soirée oder Réunion, aber gewiſſe Liaiſon's mit demi-monde, die man ihm nicht verzeihen kann, haben ſeiner Renommée geſchadet; die meiſten honetten Geſellſchaften desavouiren ihn, ſo gern er ſeinen Anklägern Démenti's geben möchte,“ u. ſ. w.

So und nicht geringer iſt die „Toleranz“ unſerer lieben Deutſchen gegen ihre Nachbarſprache jenſeits des Rheins — ſo und nicht ſtärker die unſerer japaneſiſchen Vertragsgenoſſen gegen die Nachbarſpräche jenſeit des ſogenannten Gelben Meeres. Kehren wir nun zu den Letzteren zurück. Faſt noch widerlicher, als die Sprachmengerei an und für ſich, iſt der Umſtand, daß die unſerem Verfaſſer ſo „garſtig“ in's Ohr tönende Chineſenſprache gerade in Japan viel „garſtiger“ ſich geſtaltet hat, als nur irgendwo in China, und zwar auf ſo eigenthümliche Weiſe, daß kein Chineſe nur ein Wort davon verſteht, wenn er ſie zu hören bekommt. Dieſer in Japan ſelbſt geſchmiedete chineſiſche Dialekt (bei Leibe nicht mit der Landesſprache zu verwechſeln) gleicht zwar den Dialekten Süd-Chinas, verzichtet aber auf alle Unterſcheidung ſonſt lautgleicher Wörter mittelſt der ſogenannten Accente, und erhärtet conſonantiſche Endungen, ſo daß z. B. aus pĕ oder pok: ſjak (ſogar ſjakf), aus fu oder fat: fats, aus fu: futs, buts, aus sĭ: sets, aus ji: nits u. ſ. w. entſteht. Hier nehmen wir gleich Gelegenheit, eine andere Angabe des Herren F. R. zu berichtigen. Er ſagt nämlich (S. 3, d. h. auf der erſten Seite des Textes): Japan ſei eine Verſtümmlung des Namens Niphon [ſchreibe Niſſon], welcher „aufgehende Sonne“ bedeute. Es iſt aber keines von Beiden aus dem Anderen entſtanden, ſondern das Erſte iſt europäiſche und das Zweite japaneſiſche Verderbung eines chineſiſchen (nicht japaneſiſchen) Wortes, welches im Norden Chinas Jĭ-pun, im Süden Jit-pun, Jät-pun, oder (durch Aſſimilation) Jippun, Jäppun lautet.* Auch iſt die Bedeutung keineswegs „aufgehende Sonne,“ ſondern „(der) Sonne Wurzel“ (d. h. Urſprung, Heimat). So haben die Chineſen zuerſt das Inſelreich benannt, und eine japaneſiſche Ueberſetzung des Namens iſt Fino-moto, wird aber, ſo angenehm ſie lautet, nur ſelten gebraucht.

Der Verfaſſer behauptet (S. 4), die Chineſen verachteten das Fremde, weil es fremd iſt; Japan dagegen ſei erſt durch die Herrſchſucht und Habgier der Verkünder des Chriſtenthums bewogen worden, gegen daſſelbe zu wüthen und ſeine Thore den Europäern ſo lange zu verſchließen. Ganz wohl; aber jedes Lehrbuch der Kirchengeſchichte kann Herrn F. R. darüber belehren, daß es in China ebenſo gekommen iſt. Hat die römiſche Kirche nicht unter der langen Regierung des Kaiſers Kanghi dort die herrlichſten Triumphe gefeiert, und war es nicht eben die Herrſchſucht der frommen Väter, die Zwietracht zwiſchen den verſchiedenen Orden u. ſ. w., was ein Ende mit Schrecken herbei führte?**

Und mit welcher Begeiſterung wurde der aus Oſtindien (nicht, wie der Verfaſſer meint, aus China ſelber) ſtammende Buddhismus ſeiner Zeit von den Chineſen aufgenommen! Welche eifrige Verkünder und todesmuthige Bekenner hat er auf chineſiſchem Boden erzeugt! Beim Leſen der in mehrerer Hinſicht ſo lehrreichen Reiſeberichte chineſiſcher Pilger, die, wie Fa-hjan oder Hjuan-tſang, allen Beſchwerden und Gefahren einer Wanderung durch die unwirthbarſten Alpenländer Trotz bietend, nach der Heimat Buddha's zogen, um Reliquien und heilige Bücher dorther zu holen, iſt es Einem oft, als machte man mit Kirchenvätern aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums Bekanntſchaft. Dieſelben Leute überwanden aus heiligem Eifer auch die andere, faſt unüberſteigliche Schwierigkeit, welche das Erlernen der Sanskrit-Sprache dem Chineſen bietet und überſetzten in dieſer Sprache abgefaßte Bücher mit großer Treue in's Chineſiſche!

Auf Seite 5 der F. R.ſchen Schrift ſteht wie ein verlorner Poſten folgende ausgerückte Zeile: „Die Religion in Japan iſt eine Art (?) Buddhismus.“ Dann leſen wir S. 13 die beiläufige Bemerkung: der aus China (?) ſtammende Buddhismus (ſ. oben) habe den heimiſchen Glauben der Sintoo's verdrängt. Einen Glauben der Sintoo's giebt es nicht, ſondern einen Glauben Sintoo. Dieſes verſtümmelte chineſiſche Wort (für Schin tao) iſt Ueberſetzung des japaneſiſchen Kaminomitſi d. h. Götter-Weg, Götterlehre. Ueber den Charakter des genannten Cultus ſehe man Stuhr's Religions-Syſteme der heidniſchen Völker des Orients; nach Siebold iſt er zwar nicht mehr herrſchend, aber vom Staate geſchützt, von den Regenten geheiligt und beim Volke beliebt, das jedoch auch blinde Ehrfurcht für den Buddhismus hegt. Die große Mehrzahl der gebildeten Japaneſen hängt übrigens der ſogenannten philoſophiſchen Lehre an, (welche Herr F. R. nicht zu kennen ſcheint) und dieſe iſt nichts anderes als — die chineſiſche Staats-Religion!

Die Japaneſen haben gewiſſe techniſche Künſte vervollkommnet, namentlich ſollen ihre Porzellane und lackirten Arbeiten jetzt über die chineſiſchen den Preis davon tragen; aber Erfinder oder Entdecker ſind ſie auch in techniſchen Dingen nie geweſen: die Magnetnadel und ihren Gebrauch auf Reiſen, das Schießpulver, den Bücherdruck, das Porzellan u. ſ. w., ſelbſt Papier, Tuſche und Schreibepinſel hat der Japaneſe zuerſt aus China empfangen und was man wirklich einigermaßen ſein Eigenthum nennen kann, die Silbenſchrift Iroſa — von Herren F. R. fälſchlich eine Buchſtabenſchrift genannt — das würde wenigſtens ohne die chineſiſche Wortſchrift nicht entſtanden ſein, denn Letztere iſt ihre ausſchließliche Baſis. Der Japaneſe läßt nämlich, da ſeine mehrſilbige Sprache einer Wort- oder Begriffsſchrift nicht gut eignet, eine Anzahl chineſiſcher Schriftzeichen, von ihren Bedeutungen abſehend, das Lautſyſtem ſeiner Mutterſprache darſtellen (wie es der Chineſe ſelbſt macht, wenn er ausländiſche Wörter ſchreiben will); dabei verkürzt und verändert er ſie in mannigfacher Weiſe; doch werden den Texten nach Willkür andere chineſiſche Schriftzeichen eingemengt, die ihre Bedeutung behalten und die man, wieder nach Willkür, chineſiſch oder japaneſiſch lieſt. Wem dies nicht deutlich genug ſein ſollte, dem ſtehen wir mit ausführlichen Erläuterungen zu Dienſten.

Jeder geographiſche und perſönliche Name exiſtirt in beiden Sprachen, aber der Gebrauch entſcheidet meiſt für die chineſiſche Benennung. Ebenſo verhält ſich's mit vielen Titeln. Von den japaneſiſch ſein ſollenden Wörtern, die Herr F. R. beiläufig anführt, ſind rein chineſiſche: Nippon oder Niſſon (nicht Niphon, vergl. oben), Taiko, Taikun, Sjogun (auch Schogun geſprochen), Dairi (nicht Daire), Damjoo oder Taimjoo (nicht Saimjoo), Sintoo, Kiuſiu. Ein Setz- oder Schreibfehler iſt (S. 12) Karakiri ſtatt Farakiri, denn fara (nicht kara) heißt Bauch, und kiri ſchneiden. Sehr unnöthiger Weiſe iſt auch (für deutſche Leſer!!) die engliſche oder franzöſiſche Rechtſchreibung oder gar ein Gemengſel Beider beibehalten, z. B. Tykoun, Syogou (!), Fuſy-Yama (Fuſi-jama), u. ſ. w.

W. Sch.

---

* Auch Niſſon (oder Nippon) iſt durch Aſſimilation, und zwar aus Nits-ſon entſtanden, denn jĭ an ſich wird nits.

** Der Kürze wegen citiren wir Schröckh's Compendium nach der Marheinecke'ſchen Ausgabe 1818, S. 286-87: In Sina religioni tot asseclae et tanta jura accesserunt, benevolentiâ maxime Imperatoris Khamhii, exeunte saeculo XVII, ut hujus ipsius transitus ad Ecclesiam Romanam speraretur..... Sinensis Missionis fructûs ipsi dissidiis et litibus longis atque acerbissimis, quas inter se gessere, ineunte saeculo XVIII, everterunt.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Gräſſe's Bücherſchatz für Bibliographen. Wir bemerken ſogleich zu Anfang unſerer Anzeige, daß uns die neueſte Ausgabe des Brunet'ſchen Manuel nicht zur vergleichenden Verfügung ſteht, und wir, indem wir auf Gräſſe's „Trésor" von Neuem die Aufmerkſamkeit zu lenken uns erlauben, nur über das Werk an ſich, ohne auf die Eigenthümlichkeiten beider vortrefflichen bibliographiſchen Leiſtungen einzugehen, im Allgemeinen einige Worte ſagen können.

Was der Trésor* enthalten ſoll, davon giebt ſein Titel, den wir deshalb vollſtändig mittheilen, die genügendſte Kunde, in der Weiſe, daß Nichts hinzuzufügen iſt, als die Verſicherung, daß jedes Heft die Verſprechungen treu erfüllt; wir haben ſeit dem Beginne des Werkes über die einzelnen Hefte an dieſer Stelle berichtet und einzelne Beiſpiele angeführt, die dafür den Beweis liefern.

Der Trésor iſt jetzt bis zur größern Hälfte fortgeſchritten, die Ausdehnung deſſelben iſt daher mit Leichtigkeit zu berechnen, und wird durch dieſen Umſtand die Erwerbung des wirklich billigen Buches (ein jedes Heft von in der Regel 13 Bogen engen Druckes koſtet zwei Thaler), gewiß bedeutend befördert werden. Die allgemeinſte und lebhafteſte Theilnahme verdient aber eine Unternehmung, die in wiſſenſchaftlicher und in bibliopoliſcher Hinſicht als eine großartige bezeichnet werden muß. Wenn auf der einen Seite die Umſicht, Sorgfalt und der eiſerne Fleiß, die der auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte berühmte Verfaſſer ſeiner Rieſenarbeit widmet, die unbedingteſte Anerkennung in Anſpruch nehmen dürfen, ſo verdient auf der andern Seite dieſelbe Anerkennung das rühmliche Beſtreben des Verlegers, den vaterländiſchen Buchhandel durch eine Publication zu ehren, die den vorzüglichſten literariſchen Erſcheinungen der Preſſen Englands und Frankreichs ſich als vollkommen ebenbürtig darſtellt. Beſonders iſt auch noch hervorzuheben der ununterbrochene, raſche Fortgang der Unternehmung.

Die Reichhaltigkeit des Werkes, die zweckmäßige Auswahl der Artikel, die Vollſtändigkeit der größeren, das Hinzufügen der Auctions- und Antiquar-Preiſe bei den bedeutendſten, die Berückſichtigung der neueſten Literatur, machen den Trésor zum unentbehrlichen Handbuche für jede größere öffentliche und Corporations-Bibliothek, für jeden Buchhändler, ſein Geſchäft mag neue oder ältere Werke zum Gegenſtande haben, für jeden Bücherfreund, und es ſteht daher zu erwarten, daß der Beifall, welcher dem Trésor bisher im In- und Auslande zu Theil geworden, ſich künftig noch ſtets vergrößern werde.

Hamburg. F. L. Hoffmann.

— Amerikaniſche Religions-Philoſophie. Der amerikaniſche General-Major Hitchcock, ein wegen ſeiner militairiſchen Verdienſte allgemein geſchätzter, ſeit einiger Zeit jedoch, bei ſeinem vorgerückten Alter in Ruheſtand lebender Offizier, beſchäftigt ſich jetzt mit religiös-philoſophiſchen Arbeiten und hat in neueſter Zeit zwei Werke herausgegeben, die in den Vereinigten Staaten große Aufmerkſamkeit erregen und in den dortigen Journalen, trotz der Kriegs-Ereigniſſe, viel beſprochen werden. Seine erſte Schrift hatte den bekannten Myſtiker Swedenborg zum Gegenſtande* und ſucht darzuthun, daß der Kern der Swedenborg'ſchen Anſichten vom Chriſtenthum lucid und geſund ſei, und daß nur der nebulöſe Schweif, der dieſen Kern einhülle, ihn zu einem ſchwer zu erkennenden Kometen gemacht, welchen ſtrenge Beobachter für einen bloßen Nebelſtreif halten. Dieſer erſten Schrift, die einen rein kritiſchen Standpunkt einnimmt, hat General Hitchcock eine zweite folgen laſſen, worin der Kritiker ſelbſtändig als Philoſoph, mit einer neuen religiös-philoſophiſchen Anſicht über das Chriſtenthum auftritt. „Chriſtus der Geiſt"** heißt dieſe Schrift, die unter den Theologen ſehr vielen Widerſpruch, unter dem Laien-Publikum Amerika's jedoch großen Anklang findet. Der Verfaſſer nennt ſeine Arbeit einen „Verſuch, den urſprünglichen Gedanken des Chriſtenthums zu ermitteln," und dieſen Gedanken findet er in der Heiligung des Geiſtes, im Gegenſatz zum Wort und zur Materie. Die vier Evangelien ſind ihm Werke von Philoſophen der Eſſäer-Schule, welcher Chriſtus ſelbſt, der größte und klarſte aller Philoſophen, angehört habe. Das Neue Teſtament ſei hauptſächlich zur Belehrung der in den Eſſäer-Bund eintretenden Jünger geſchrieben, die auf die Symbole und Allegorieen deſſelben eidlich verpflichtet wurden. Im Gegenſatze zu den Phariſäern, die durch ihr Feſthalten an dem Worte den Geiſt des moſaiſchen Geſetzes tödteten, hätten die Eſſäer in Chriſtus den göttlichen Geiſt deſſelben erkannt und verherrlicht. Und dieſer Anſicht gemäß, erläutert Herr Hitchcock die Erzählungen und Lehren des Neuen Teſtamentes. Das „Atlantic Monthly," die bekannte Monatsſchrift von Boſton, ſagt in Bezug auf dieſes Werk: „Es frägt ſich nicht blos: wie wird dieſes Werk von der religiöſen Welt, ſondern auch, wie müßte es im wahren Geiſt einer freien Forſchung aufgenommen werden? Die Theorie des Verfaſſers iſt ungemein einfach, aber in ihrer Einfachheit liegt eine außerordentliche Schönheit. Die Idee, daß die heiligen Schriften ſymboliſcher Art ſind, hat immer bereits Anhänger gehabt, doch noch niemals einen ſo klaren, ruhigen Vertheidiger, der, wie General Hitchcock, geeignet iſt, in unſerem Lande Alles, was ſelbſtändig denkt, für ſich zu gewinnen."

— Marie Sophie Schwartz in deutſcher Uebertragung. Wir haben kürzlich der beiden ſchwediſchen Romane: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke" und „Die Arbeit adelt," von Marie Sophie Schwartz, mit verdienter Anerkennung gedacht. Jetzt iſt auch die dritte, in Schweden ſehr beliebte Novelle der Verfaſſerin: „Schuld und Unſchuld," in deutſcher Ueberſetzung von Auguſt Kretzſchmar erſchienen.*** Wie jene beiden anderen Werke, wird auch dieſes die deutſchen Leſer und Leſerinnen durch ſeine edle, herzgewinnende Darſtellung des häuslichen und des öffentlichen Lebens in Schweden zu feſſeln wiſſen. In der vorliegenden Novelle iſt auch der Nationalitäten-Konflikt Finnland's, deſſen Geiſt und Herz noch immer ſkandinaviſch ſind, in die Darſtellung verwebt. Auch das Seemannsleben und ſpeziell das auf der Kriegs-Marine weiß die Verfaſſerin trefflich zu ſchildern — treuer und gewiſſenhafter mindeſtens, als der deutſche Verfaſſer der widerwärtigen Erzählung von dem Untergang der „Amazone" in der „Gartenlaube."

J. L.

* Trésor de livres rares et précieux ou Nouveau dictionnaire bibliographique contenant plus de cent mille articles de livres rares, curieux et recherchés, d'ouvrages de luxe, etc. avec les signes connus pour distinguer les éditions originales des contrefaçons, qui en ont été faites, des notes sur la rareté et le mérite des livres cités et les prix que ces livres ont atteints dans les ventes les plus fameuses, et qu'ils conservent encore dans les magasins des bouquinistes les plus renommés de l'Europe, par Jean George Théodore Graesse, conseiller aulique, bibliothécaire du feu roi Frédéric-Auguste II, directeur du musée japonais à Dresde, et auteur de l'histoire littéraire universelle. Tome I—III. Tome IV. Livr. 1. Aa — Landtsordnung. Dresde, Rudolf Kuntze, libraire-éditeur. Genève, librairie H. Georg. Londres, Dulau & Comp. Paris, C. Reinwald, libr.-commiss. 15 rue des saintspères. 1859—1862. (Das erſte Heft erſchien 1858.) Gr 4°. Ohne die Titelblätter 588, 648, 525 (526) 96 geſp. Seiten. Druck von B. G. Teubner in Dresden.)

* Swedenborg a Hermetic Philosopher.

** Christ the Spirit: being an Attempt to state the Primitive View of Christianity. 2 vols. New York, 1862.

*** Drei Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 39. Mittwoch, den 24. September 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Deutſchlands trübſte Zeit 455
England.
Charles Boner's „Thiere des Waldes“ 456
Nord-Amerika.
Amerikaniſche Zuſtände und Stimmungen. Emerſon und Everett. Traurige Folgen des Krieges 457
Süd-Amerika.
Eine Rundreiſe in den deutſchen Kolonien Süd-Amerika's 460
Auſtralien.
Fortſchritte in Auſtralien 463
China.
Die Taipings in China 464
Mannigfaltiges.
Deutſche Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften 466
Der linguiſtiſche Preis des franzöſiſchen Inſtituts . . . . „
Hr. Garnier-Pagès auf dem volkswirthſchaftlichen Kongreß . . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Deutſchlands trübſte Zeit.*

Der Gedanke an die Einheit und Größe unſeres Vaterlandes bewegt jetzt die deutſchen Herzen überall. Und es iſt ein großes Glück, daß die Vorſehung uns zwei ſo hochwichtige Gedanken in die innerſten Falten der Seele gelegt hat! Das deutſche Volk fängt an zu begreifen, daß es nicht blos ein literariſches Volk bleiben kann, daß es ein politiſches werden muß, um den Staatenbildungen der Nachbarvölker würdig an die Seite zu treten. Mag ſelbſt dieſes herrliche Streben von manchen Irrthümern und Ueberſchwenglichkeiten begleitet ſein, die den kräftigen mannhaften Aufſchwung der Nation eher hemmen als befördern, die innere Nothwendigkeit des Strebens iſt ſo gewaltig in's Mark unſeres Daſeins eingedrungen, daß es mitten durch die Nacht der Vorurtheile und Hirngeſpinſte eine Leuchte uns voranträgt auf der Bahn der Entwickelung, die Leuchte des ſelbſtbewußten National-Geiſtes! Unſere Dichter haben ahnungsvoll den „deutſchen Geiſt“ geprieſen, gefeiert, mit Jubel begrüßt als den Meſſias der deutſchen Zukunft; dieſe Ahnung wird in Erfüllung gehen, oder wir müßten glauben, das Grab ſei die einzige Zukunft des deutſchen Weſens. Aber die Nachtigallen ſchlagen dem Morgen entgegen, dem glanzreichen Frühlingsmorgen der „ſonnenfroh“ erwachten Natur: ſo kann auch der Hochgeſang unſerer Dichter nicht das Grab des Deutſchthums verkünden, ſondern ſicherlich muß er prophetiſch mahnen an eine große Schlacht und einen neuen, nach Außen wie nach Innen erfolgreichen Sieg des lebensprudelnden deutſchen Geiſtes. Das iſt heute nicht mehr allein der Glaube und die Hoffnung der deutſchen Dichter und Künſtler, es iſt der feſte Glaube und die zuverſichtliche Hoffnung des deutſchen Volkes!

Darum Preis und Ehre allen Beſtrebungen, die auf das große Ziel hinarbeiten. Es gilt jetzt, die Vorurtheile, welche die deutſchen Stämme trennen, durch die Macht der Liebe zum gemeinſamen Vaterlande, das überall iſt,

Wo die deutſche Zunge klingt
Und Gott dem Herren Lieder ſingt

zu überwinden und es gilt, jene Hirngeſpinſte, welche das Geſetz der Wirklichkeit mit einem wüſten Nebel verſchleiern, fortzuſcheuchen in das Reich der Lüge und des Verderbens, das ihr Vaterland iſt. Planloſe Hirngeſpinſte, die nichts gemein haben mit Deutſchlands Geſchichte, mit deutſchem Weſen, deutſcher Sitte, deutſcher Gemüthstiefe, deutſchem Rechtsgefühl, deutſchem Gottvertrauen, müſſen hinaus aus dem Dom der deutſchen Einheit, der ſich ſchon in den Herzen deutſcher Männer emporwölbt, müſſen aus den Köpfen weichen, damit nicht die treuen Herzen vom Gift der Falſchheit angeſteckt werden. Nicht in's Gelag hinein riefen die deutſchen Heilsprediger: Juſtus Moeſer, Klopſtock, Leſſing, Schiller, Arndt, Rückert: „Fort mit dem Wälſchthum!“ „Wir wollen nicht länger die Sklaven oder die Affen des Franzoſenvolks ſein, wir wollen auf eigenen Füßen ſtehen in unſerer Sprache und Sitte, in unſerm Heiligthum des Geiſtes,“ riefen ſie den Zeitgenoſſen zu; ſie haben gethan, was ſie geſagt; ſollten wir nicht pflichtgemäß auf ihrem Grunde weiterbauen und nun auch den deutſchen Staat, unſer Reich des Rechts und der Ordnung d. h. der wahren Freiheit aufrichten auf dem eigenſten Grunde deutſcher Volksnatur? Sollen erſt die „wälſchen Gäſte,“ ſolche von der Art des Thomaſino von Zerkläre, oder gar Andere, Euch die Warnung in's Ohr donnern: Hütet Euch vor dem wälſchen Weſen! Hütet Euch vor den Sendlingen des Auslandes! Folget nicht der dem Wälſchen geläufigen Bahn des Umſturzes, denket, daß „Reform“ die Idee der Germanen heißt, welche mit der Kirchen-Reform begonnen hat und mit der Staats-Reformation enden will!

Der beſte Fingerzeig auf den rechten Weg iſt die Geſchichte. Sie lehrt uns die Spuren erkennen, die aus den Anlagen der Vergangenheit weiterführen zu den Bauplätzen der Zukunft. Sie lehrt uns unſer Selbſt kennen, ſie lehrt uns, wie wir waren und wie wir durch das, was wir waren, geworden ſind! Denn gleichwie, nach des Dichters Ausſpruch, im Heute das Morgen wandelt, ſo wandelt das Heute im Geſtern und alſo das Morgen auch im Geſtern. Liegen die Bauſteine zu unſerm Einheitsbau nicht in unſerer Geſchichte, ſo liegen ſie nirgends! Doch wer aufmerkſam im Buch der Vergangenheit lieſt, der gewahrt jene troſtverheißenden Bauſteine, wenn auch zerſtreut, zahlreich umherliegen und über den verſtreuten Bauſteinen ſieht er den mächtigen Wartthurm des alten Kaiſerthums in die Lüfte ragen. Erſt am 6. Auguſt 1806 iſt er in Trümmer geſunken, nachdem er am 6. Auguſt 843 vollendet worden; wird ein dritter ſechſter Auguſt den Kronenſchmuck des deutſchen Volkes wieder auflammen ſehen? Alle guten Dinge ſind drei, ſagt das Sprüchwort, und die deutſchen Sprüchwörter ſollen ja wahre Worte ſein!

Wenn dem deutſchen Volksgeiſte eine Wohlthat geſchieht durch zeitgemäße Darſtellungen der deutſchen Geſchichte, ſo darf das Unternehmen einer deutſchen National-Bibliothek, das Deutſchlands Gegenwart und Zukunft aus Deutſchlands Vergangenheit erkennen läßt, bei den Schriftſtellern der Nation auf die wärmſte Fürſprache rechnen. Und in der That, dem Unternehmen der Herren Ferdinand Schmidt und B. Brigel iſt von der deutſchen Kritik die bereitwilligſte Anerkennung zu Theil geworden. In's Beſondere verdient es Lob, welche ausgezeichneten Kräfte die Unternehmer zu gewinnen wußten und wie richtig der germaniſtiſche Sinn der Aufgabe verſtanden wurde. Man braucht nur den Inhalt der im Laufe des Sommers publicirten Halbbände 5—9 der erſten Serie anzuführen, um die Beſtätigung des Geſagten leibhaftig

* Deutſche National-Bibliothek, Berlin bei B. Brigl, 1862. Serie I. Halbband 5. 6. 9.: Deutſchlands trübſte Zeit oder der dreißigjährige Krieg in ſeinen Folgen für das deutſche Kulturleben von Profeſſor Dr. Karl Biedermann in Weimar.

Digitized by Google

zu empfangen. Dieſe Bändchen enthalten: „Deutſchlands trübſte Zeit, oder der dreißigjährige Krieg in ſeinen Folgen für das deutſche Kulturleben" von Prof. Dr. Karl Biederman in Weimar (Halbbände 5. 6. und 9.), „Blicke in das kunſt- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert" von Johannes Voigt, Profeſſor in Königsberg (Halbband 7) und „Deutſche Kaiſer von Karl dem Großen bis Maximilian I." (Halbband 8) von Georg Waitz, Profeſſor in Göttingen. Hiſtoriker ſolchen Schlages, wie die Genannten und wie Profeſſor Wachsmuth in Leipzig, Profeſſor G. Weber in Heidelberg, Bibliothekar Klüpfel in Tübingen, Dr. Johannes Falke, Conſervator am National-Muſeum zu Nürnberg, wie die Profeſſoren Kutzen in Breslau, Mayer in Mannheim, Schottmüller in Berlin, verbürgen der „Deutſchen National-Bibliothek" einen ſegensreichen Fortgang.

Angeſichts des vaterländiſchen Zweckes der „Deutſchen National-Bibliothek" hat neben der trefflichen Skizze des berühmten Göttingers Waitz, gewiß Herr Prof. Karl Biedermann (früher in Leipzig als Univerſitätslehrer thätig) die glücklichſte Wahl des Stoffes getroffen. „Deutſchlands trübſte Zeit," die der dreißigjährige Krieg über die deutſche Kultur verhängt hat, iſt der gewaltige Schlagſchatten, der noch auf unſere Tage fällt, dieſe Zeit umſchließt die ganze Kataſtrophe der modernen Geſchichte Deutſchlands, den Verfall des politiſchen Lebens der Nation, aus dem wir dieſelbe heutigen Tages wieder aufzurichten trachten. Der belgiſche Kultur-Hiſtoriker Laurent behauptet mit Recht, daß der dreißigjährige Krieg der deutſchen Civiliſation ein Jahrhundert gekoſtet hat (Études sur l'histoire de l'humanité, Tome 8: La Reforme, pag. 433) und es iſt wahr, genau ein Jahrhundert; aber es iſt ebenſo wahr und von demſelben Geſchichtsſchreiber hervorgehoben worden, daß die Reformation einen ſo ungeheueren Kampf nothwendig hervorrufen mußte und daß der gigantiſche Kampf der Glaubensparteien, von denen die eine das inſtitutionelle Autoritäts-Prinzip, die andere das individuelle Freiheits-Prinzip vertritt, nirgends anders, als auf germaniſchem Boden, dort, wo die Heimatſtätte des zweiten Prinzips, ausgefochten werden kann. Deutſchland hat unter dieſer Nothwendigkeit ſchwer genug gelitten, es hat dabei von ſeinen Gliedern das Elſaß und Lothringen eingebüßt, viel zugleich von Sprache und Sitte; indeſſen es war eine hiſtoriſche Nothwendigkeit und die Geſchichte heilt die Wunden, welche ſie geſchlagen.

So ſonderbar es klingen mag, es iſt gerade aus Deutſchlands trübſter Zeit die Morgenröthe eines beſſern emporgeſtiegen. Unmittelbar tritt uns dies aus dem Bilde des Herrn Prof. Biedermann allerdings nicht entgegen; wer an all' den bittertraurigen Einzelheiten ſchwermüthig haften bleibt, der bekommt nur den Eindruck von einer furchtbaren Zerklüftung des geſchichtlichen Fortſchritts der Deutſchen und einige der herrlichen Erſcheinungen von Ehedem kann er mit Herrn Biedermann gänzlich vom Schauplatz verſchwunden glauben. „Die Anfänge und Wege der Widererhebung des deutſchen Volkes" ſcheinen ſelbſt dem patriotiſchen Darſteller im Vergleich zu der abgebrochenen Entwickelung von 1618, die unter Anderem den friſchen, derben Humor der altdeutſchen Kunſt und Poeſie an kerniges, knorriges Eichenholz erinnernd aufzuweiſen hatte, ziemlich unbedeutend, mattherzig, mehr kosmopolitiſch als deutſch-eigenthümlich zu ſein. Wir finden aus den düſtern Blättern der Schilderung einen ſtärkeren Troſt heraus. Die Entwickelung iſt, genauer betrachtet, gar nicht abgebrochen. Schon die mittelalterliche Poeſie der Deutſchen entlehnte gern und viel fremde Stoffe, ſie bearbeitete ſie durchweg nach deutſchem Sinn und Geiſte und ſchärfte ihren Blick für das dem Deutſchen Zuſagende und der deutſchen Natur Entſprechende, indem ſie das Fremdländiſche auch in den Kreis ihrer Thätigkeit zog. Eine Nation bildet ſich nicht als Eigenthümlichkeit aus, wenn ſie blos für ſich allein lebt. Die deutſche Nation, über der in dem römiſchen Kaiſerthum des deutſchen Königs der Gedanke der Weltherrſchaft ſchwebte, konnte kein Einſiedlerleben führen, ſie lernte Fremdes kennen und nahm hie und da Fremdes auf. Vielleicht würde das nationale Deutſchthum bei dieſer Allgemeinheit und Verſchwommenheit ſeiner alten politiſchen Geſtaltung lange nicht den Gegenſatz zum Wälſchthum in der heutigen Schärfe und Klarheit entwickelt haben, wenn nicht das fremdländiſche Weſen ein ganzes Jahrhundert den drückendſten Einfluß geübt hätte, wenn es nicht als eine zermalmende Laſt empfunden wäre, wenn es nicht eine Zeit hindurch ſo gewirkt hätte, daß die Befreiung von ihm der feurigſte Wunſch aller Deutſchen werden mußte. Die Reibung der deutſchen und der fremden Kultur-Elemente mußte eine viel ſchroffere und doch wieder auch innigere werden, ſollte Deutſchlands Ureigenheit aus dem Streit der Kultur-Elemente zuletzt ſiegreich hervorgehen. Bis zur Reformation waren die Deutſchen ſtets Sieger geweſen über die Romanen; nun mußten auch die Romanen einmal den Deutſchen gegenüber die gehäſſige Rolle der Sieger ſpielen, damit der deutſche Geiſt ſtählerne Härte und Biegſamkeit gewinne unter den heißen Hammerſchlägen des Schickſals.

Das Gemälde, das Karl Biedermann vor unſern Augen aufrollt, beſitzt den Vorzug einer genauen Einzelſchilderung der ſonderbarſten Ausgeburten des Zeitalters nach dem dreißigjährigen Kriege. Es kam darauf an, die Zuſtände der Deutſchen von Damals zu ſchildern und deshalb war eine gewiſſe epiſche Breite unvermeidlich. Auch das Idyll mußte Raum finden in dem Umfange der Erzählung. Oder iſt „Deutſchlands trübſte Zeit" ganz und gar ein Idyll? In mancher Hinſicht durften die Zuſtände keineswegs idylliſch genannt werden, weder in allen Duodez-Herrſchaften der Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsſtädte, noch ſelbſt immer unter dem Krummſtabe, wo dem Sprüchwort nach „gut wohnen" war. Wenn Ludwig's XIV. loyaler Bundesgenoß, der Biſchof von Münſter, Herr Bernhard von Galen, 42000 Mann Fußvolk und 18000 Reiter unterhielt, ſo mochte das eben nicht zur höhern Lebensannehmlichkeit der Inſaſſen des Münſterländchens beitragen. Dergleichen Wahnſinn hat nichts Idylliſches, weil es zu ſehr nach Ironie ſchmeckt. Eine noch ſchönere Figur ſpielt der pfalzbayeriſche „Großadmiral" über die vier Wachtſchiffe auf dem Rhein und, als Carl Theodor noch die Pfalz allein mit ſeiner Regierung beglückte, als würdiges Seitenſtück die kurpfälziſche Generalität, welche einen General auf 2—300 Soldaten zählte und das ruhmvolle kurpfälziſche Heer von 5500 Mann in elf Regimenter eingetheilt und von einem „Generalfeldmarſchall" kommandirt. Dieſe Schöpfungen des Genius konnten nur von der Salm-Krautheimſchen Huſaren-Schwadron übertroffen werden, die zwar eingehen mußte, nachdem das Salm-Krautheimſche Budget von einer Reichshofraths-Commiſſion auf 5000 fl. Einkünfte herabgeſetzt war. Hierzu die friedlichen Abnormitäten der Höfe! Die Pracht der endloſen Titel, betitelten Junker und Geheimräthe (mit geheimen Verdienſten), der Ordensſterne und goldbordirten Uniformen! Es gab ſo viel Glanz in „Deutſchlands trübſter Zeit," daß der tiefe Schatten in den Thälern, die Nacht und Qual in den Hütten, das Dunkel in den Werkſtätten geiſtiger und leiblicher Arbeit, die ſelbſtverſtändliche Ergänzung bieten mußte!

Woher kam nun alle Noth und alles Elend der Zeit? Es kam von der Nachäffung der franzöſiſchen Zuſtände. Was in Frankreich bei größeren Dimenſionen ſich mächtiger und anmuthiger anließ (freilich auch deſto furchtbarer in's Weite um ſich griff und ein ganzes Reich unterhöhlte), das wurde in Deutſchland, auf kleinere Maßſtäbe übertragen und dann wieder unnatürlich aufgebläht, zur Karrikatur des Staatslebens. Die Karrikatur iſt der deutſche Grundtypus für dieſe Epoche. In allen Ländern und Ländchen ſehen wir einen ungeheuren Kopf von Regierenden und Beamten auf einen ganz kleinen ſchmächtigen Leib geſetzt, der offiziell ein Rieſe iſt, in Wirklichkeit aber ein Zwerg. Das Tragiſche kann dabei nicht zum kräftigen Ausdruck gelangen, obwohl Trauriges und Abſcheuliches in Menge vorkommt: das Lächerliche überwiegt doch, während in Frankreich die Tragik der Zuſtände bis zur ekelhaften Gräßlichkeit ſich abſtuft.

Deutſchlands Kleinſtaaterei hat auch ihre Zeit gehabt. Die Tyrannei eines Carl Eugen von Würtemberg vermochte ſich nicht über den Rang der Karrikatur zu erheben, die Wuth der Staats- und Volksverderber erlahmte an dem geringen Umfange ihres Machtgebiets. Nicht überall waren die Zuſtände gleich ſchlecht und erbärmlich, in Preußen waren ſie ſogar großartig, des Mannes würdig, deſſen Größe den ſiebenjährigen Krieg zum Wendepunkt der Leiden des dreißigjährigen machte. Der Kern des deutſchen Volks blieb geſund, weil die Kraft ſeiner Dränger zerſplittert war. Es bedurfte nur eines tüchtigen Anſtoßes von Außen, einer friſchen Kur des Franzoſenhaſſes, und auf den Trümmern des alten und neuen Franzoſenjoches erhebt ſich der deutſche Volksgeiſt zu neuem Leben!

Trauttwein von Belle.

England.

Charles Boner's „Thiere des Waldes."*

Das Werk, das in ſehr ſchöner Ausſtattung vor uns liegt, wird auch in Deutſchland ſeine Anziehungskraft bewähren. In England hat es außerordentlich gefallen; die natürliche Lebendigkeit der Schilderungen, der fein

* Mit achtzehn Illuſtrationen von Guido Hammer, deutſche autoriſirte Ausgabe Leipzig, J. J. Weber, 1862.

Digitized by Google

beobachtende Geiſt des Verfaſſers, der dem Leben der Thiere neue, intereſſante Züge abgelauſcht hat, und manche mitgetheilte Thatſachen, die an ſpannendem Intereſſe viele Romane übertreffen dürften, vereinigen ſich, dieſe Lektüre auch ſolchen, die nicht zu Nimrod's Söhnen gehören, anziehend und erfriſchend werden zu laſſen. Das Buch umfaßt auf 225 Seiten Berichte über das Familienleben von ſechs Arten Thiere des Waldes, von denen die erſten drei den vierfüßigen, die letzten drei den beflügelten Bewohnern deſſelben angehören.

Das erſte, das Wildſchwein, für welches der Verfaſſer den ihm früher beigelegten Titel „des ritterlichen Thieres," kühn in Anſpruch nimmt, erregt nach und nach in der Schilderung, die bald ernſt, bald humoriſtiſch dem Gegenſtande immer neue Seiten abzugewinnen weiß, unſer lebhaftes Intereſſe. Das Reh iſt dem Gegenſtand entſprechend graziös gehalten, und behandelt außerdem eine für den Naturforſcher höchſt wichtige Entdeckung. Auch mit dem Hirſch und Damhirſch und ihren Eigenthümlichkeiten werden wir hier in unterhaltender Weiſe näher bekannt gemacht.

Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß die Aufmerkſamkeit des Leſers immer neu geweckt wird, und daß die Schilderungen der drei beſchwingten Geſchöpfe, die vorangehenden *überflügeln*. Die intereſſanten Details ſpannender Jagdſcenen ſind vielleicht noch nie dem Laien in ſo anſchaulicher Weiſe vorgeführt worden, und möchten wir die Abhandlung über den Adler als beſonders anziehend bezeichnen. Das Kapitel „Homer als Jäger," fügt einen neuen Lorbeerzweig in den Kranz des unſterblichen Sängers, indem es darthut wie *naturgetreu* die Schilderungen Homer's auch in dieſer Richtung ſind. *Alle kritiſchen* Blätter Englands vereinigen ſich, dieſes Buch in den anerkennendſten Worten zu preiſen. Wir laſſen, als Proben der Darſtellungsweiſe des Autors, einen kurzen Auszug folgen, der dem Kapitel „das Birkhuhn" entnommen iſt:

„Früh am Morgen draußen zu ſein und dem allmählichen Erwachen des thieriſchen Lebens ringsumher zu lauſchen, zu hören, wie ſelbſt die Erde ihren tiefen Schlaf abſchüttelt, und endlich maſſenhafte Formen erſcheinen zu ſehen, die nach und nach bekannte Geſtalt annehmend dem Dunkel enttauchen: dies iſt einer der intereſſanteſten Vorgänge unter den vielen, welche die Freuden eines Jägerlebens ausmachen.

„Noch eine kurze Weile, nachdem wir in der Hütte angekommen waren, blieb alles ſtill wie der Tod. Dann wurde der leiſe traurige Ruf des Ziegenmelkers vernommen — wie er durch die Dunkelheit über den Moraſt hinflog; gleich darauf kam vom Rande des Waldes her das Schmälen eines Rehes, das durch jenen Ton erſchreckt worden war, oder vielleicht auch Wind von uns bekommen hatte, indem eben ein Lufthauch begann, das blätterloſe Geſträuch auf den trocknen Stellen umher zu durchwehen. Der Schrei eines erſchrockenen Thieres, welcher alſo die tiefe Stille unterbricht, hat etwas Grauenerweckendes. Es macht ungefähr den Eindruck, als wenn ein Menſch im Schlafe ſpricht. Gleich darauf wurde das ſchwache Zirpen der Waſſerlerche vernehmlich, ſo wie der Ruf des Moorhuhns und der übrigen Bewohner des Sumpfes. Nun aber ließ ſich ein erheiternder Ton vernehmen, der das baldige Erſcheinen der Sonne verkündigte, welcher die entzückte Sängerin entgegenflog. Gerade über uns ſtieg die Lerche empor ihren hellen Geſang ergießend und ſo gewöhnt wir auch daran ſind, den Vogel zu hören, wenn wir aufblickend ſeinen Himmelsflug verfolgen können, ſo ſeltſam war es hier ſeinem Geſang zu lauſchen, während die Luft noch nicht vom Licht erhellt war. Nun ertönte vom Dorf herüber das klägliche Tu — Tu — des Nachtwächters und die Glocke meldete, daß die dritte Stunde vorüber ſei. Wieder vernahm man das ſcharfe Schmälen eines Rehes, aber diesmal in der Richtung vom Dorfe her. Nun ein Erwachen nach allen Seiten hin, ein Summen im Waſſer, in der Luft und im Wald; zuerſt leiſe, unbeſtimmt und zitternd, aber nach und nach an Umfang zunehmend, bis es ſtabil und beſtimmt auftritt. Jetzt ruft eine Schnepfe und gleich darauf ſchwirrt ein Flug Rebhühner vorbei. Es iſt als höre man überall die Waſſer murmeln, doch iſt der Ton ſo leiſe und verſtohlen, daß er eher geahnt, als deutlich vernommen wird — nicht als ein beſonderer Ton, ſondern als ein Theil des Gemurmels ringsum in der Natur."

v. P.

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Zuſtände und Stimmungen.

Emerſon und Everett.

Traurige Folgen des Krieges.

Von Anthony Trollope's Buch über Nord-Amerika* iſt uns bereits das zweite Bändchen zugegangen. Das erſte Kapitel führt uns nach Boſton, dem nordamerikaniſchen Athen, wenn man will, zurück und mitten hinein in deſſen geſellſchaftliches und geiſtiges Leben. Folgende Mittheilungen über Emerſon, Everett u. A., über das Vorleſungsweſen in Amerika, dürften nicht wenige unſerer Leſer intereſſiren.

„Unmittelbar nach meiner Ankunft in Boſton hörte ich, Herr Emerſon werde einen Vortrag über den Krieg halten, und ich nahm mir vor, hinzugehen und ihn zu hören. Ich kannte Herrn Emerſon dem Rufe nach recht wohl. Er gilt in England für transcendental, vielleicht ſogar für myſtiſch in ſeiner Philoſophie. Durch ſeine Schrift „Representative Men" hat er ſich in Europa am bekannteſten gemacht, ich habe aber einige Leſer derſelben erklären hören, ſie verſtänden ihn nicht ganz. Ich ſelbſt geſtehe, daß ich einige Stellen darin nicht überwinden konnte. Seit ich ihn kennen gelernt, habe ich noch andere Schriften von ihm geleſen, namentlich ſein Buch über England, und gefunden, daß er bei näherer Bekanntſchaft ſehr gewinnt. Seinen Myſticismus hat er, glaube ich, auf das zuerſt genannte Buch beſchränkt. Im Geſpräche iſt er ſehr klar und geht durchaus nicht über die kleinen praktiſchen Dinge der Welt hinaus. Er dürfte, meine ich, ſo gut, als wenn er kein Philoſoph wäre, wiſſen, welche Zinſen er für ſein Geld empfangen muß, und ich bin zu glauben geneigt, daß er, triebe er Landwirthſchaft, ſein Heu mähte, wenn die Sonne ſcheint, wie ein ganz gewöhnlicher Farmer.

„Ehe ich Herrn Emerſon perſönlich ſah, und als ich mir eine Vorſtellung von ihm nach ſeinem Buche gemacht hatte, würde ich geglaubt haben, daß ein Vortrag von ihm über den Krieg ſeine Zuhörer hoch in die Wolken führen müſſe.....

„Herr Emerſon iſt ein Maſſachuſett's-Mann, in Boſton ſehr bekannt, und ſo ſammelte ſich denn ein großes Publikum, ihn zu hören.

„Gegen 3000 Menſchen waren gewiß in dem Saale beiſammen, und ich geſtehe, daß ich ein Vorurtheil gegen ihn hatte, als er vor uns erſchien. Der vorliegende Gegenſtand bedurfte keiner Philoſophie, nur Verſtandes, des beſten geſunden Verſtandes. Er mußte begeiſtert ſein, denn welches Intereſſe kann eine Rede über Politik ohne Leidenſchaft haben? Aber die Leidenſchaft mußte auch geklärt und frei von aller Rodomontade ſein. Ich bildete mir ein, Emerſon werde von dem vielbelobten Sternenbanner ſprechen und daſſelbe mit Wolken von myſtiſcher, platoniſcher Philoſophie umgeben.

„Aber ich fand vom Anfange bis zum Ende nichts Myſtiſches, nichts Platoniſches, auch hörte ich, wenn ich mich recht erinnere, durchaus nichts von dem Sternenbanner. Von dem National-Adler ſprach er. „Euer Adler," ſagte er, „iſt gut. Schützt ihn hier und überall, aber hütet Euch vor dem amerikaniſchen — Pfau!" Er gab eine Ueberſicht von dem Kriege vom Anfange an, wie er entſtanden, wie er geführt worden, und er that es mit bewundernswürdiger Einfachheit und Wahrheit. Er glaubte, der Norden ſei im Rechte wegen des Kriegs, und da dies meine Anſicht auch war, ſo konnte ich ganz mit ihm übereinſtimmen. Seine Ausſprüche waren kernig und klar, ſeine Vorſchläge praktiſch, und in Allem, was er ſprach, hielt er ſich ſtreng an die Wahrheit. Alle die Amerika kennen, werden wiſſen, wie ſchwer es in den Staaten für einen Redner iſt, ſtreng bei der Wahrheit zu bleiben. Das Publikum erwartet von ihm Komplimente und hochfliegende Lobeserhebungen der Nation. Hier kam nichts von der Art vor. Der Norden habe ſich im Patriotismus zu ſolcher Anſtrengung erhoben, er dürfe aber nicht vergeſſen, daß er damit nichts als ſeine Pflicht thue. Dann kam die Sklaverei. Man hatte mir geſagt, Emerſon ſei gegen das Sklavenhalten, und ich wußte, daß ich in dieſem Punkte, wenn in keinem andern, mit ihm nicht übereinſtimmen werde. Ich war immer der Meinung geweſen, daß die Frage wegen Aufhebung der Sklaverei mit dem jetzigen Kriege nur von Jemandem in Verbindung gebracht werden könne, der entweder von dem wirklichen Gegenſtande des Krieges nichts verſteht, oder mit dem Lande in dieſem Punkte es nicht ehrlich meint. Ich wartete die ganze Rede auch auf die Abſchaffung der Sklaverei, aber es kam nichts. Ich hörte wohl die Worte „Abſchaffung" und „Entſchädigung," aber weiter nichts. Iſt Emerſon ein Gegner der

* Nord-Amerika, von A. Trollope, deutſch von A. Diezmann. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1862.

Digitized by Google

Sklaverei und Abolitioniſt, ſo ſprach er diesmal ſeine Anſichten ſehr mild aus. Im Ganzen war ſein Vortrag vortrefflich und ſchon der Rath wegen des „amerikaniſchen Pfaues" eine einſtündige Aufmerkſamkeit werth."

„Das Vorleſung- und Vortraghalten iſt vollſtändig eine „Inſtitution" in den Staaten. Auch in England werden meine Leſer ſagen. Aber in England geſchieht es in anderer Weiſe, zu andern Zwecken und mit viel geringerem Erfolge. In England werden die Vorträge meiſt, irre ich nicht, unentgeltlich von dem Redner gehalten, hier und da zu irgend einem philanthropiſchen Zwecke und in der Hoffnung, daß junge Herren und Damen eine Stunde von ihrem Nichtsthun entbehren können. Die gewählten Gegenſtände ſind ſociale, literariſche, philanthropiſche, geographiſche, wiſſenſchaftliche, religiöſe, nur keine politiſchen. Die Vorleſungslokale ſind gewöhnlich nicht überfüllt, und es fragt ſich oft, ob das Reſultat der aufgewendeten Mühe entſpricht.

„Die beliebteſten Vorleſungen werden von den „hervorragendſten" Leuten gehalten, deren Anweſenheit ſchon „zieht" und das Ganze iſt, wir werden es wohl eingeſtehen müſſen, etwas nicht eben Gelungenes. In den nördlichen Staaten Amerika's ſteht die Sache ganz anders. Vorleſungen ſind dort beliebter, als Konzert oder Theater. Man hat ungeheure Säle dazu erbaut. Billets zum ganzen Curſus werden ſehr geſucht, man zahlt große Summen an beliebte „Redner," ſo daß das Vorträgehalten ein einträgliches Geſchäft iſt, einträglicher, höre ich, als das verwandte literariſche „Geſchäft." Man betreibt die Sache in großem Maßſtabe. Es giebt Muſik dabei. Der Vortragende ſteht auf einer Erhöhung, auf welcher um ihn her kahl- oder grauköpfige, jedenfalls ſehr weiſe Leute ſitzen. Damen erſcheinen in großer Anzahl, beſonders ſolche, welche über das Gewöhnliche der Welt ſich erheben wollen. Politik iſt der beliebteſte und gewöhnlichſte Gegenſtand. Die Herren und Damen in Boſton können ebenſo wenig ohne ihre „Vorleſungen" ſein, als die Pariſer ohne ihre Theater....."

Herrn Trollope's Urtheil über das Vorleſunghalten ſowohl in England, wie in Amerika iſt ein hartes: „Es iſt nichts als ein induſtriöſes Nichtsthun, ein Verſuchsgang auf der Straße nach Belehrung. Es mögen doch einmal ein Herr oder eine Dame angeben, was ſie von einer ſolchen Vorleſung mit hinweggebracht haben. Es iſt angenehm, zu lernen und zu ſtudiren ohne die Mühe des Lernens, aber man täuſcht ſich, glaube ich."

Eine zweite Vorleſung beſuchte Herr Trollope in Tremont Hall, deren Gegenſtand abermals der Krieg war; er zeigt ſich indeſſen wenig erbaut davon, und bewundert zwar die ungemeine Zungenfertigkeit des Redners, die Glattheit ſeiner Ausſprache, dagegen tadelt er die vollkommene Abweſenheit aller Gedanken. „So lange ich in dem Saale blieb, hörte ich auch nicht einen einzigen Gedanken. Er ging von einer ſanften Gewöhnlichkeit zur andern".... alſo Schwätzer!

Der nächſte Redner, den Herr Trollope hörte, war der in Amerika berühmte Everett. — Auch nicht viel Geſcheidtes. Zunächſt ganz ordinärer amerikaniſcher Schwindel. Everett hatte zu ſeiner Vorleſung eine Koppel von Geiſtlichen (ſo muß man ſagen) beſtellt, die dazu gehörten, wie etwa ein halb Dutzend Muſketiere, die ein Seiltänzer engagirt, um ihm bei einem Kunſtſtück behülflich zu ſein. Everett wollte an einer Stelle ſagen: „Das Land bedarf jetzt den Patriotismus, den Muth und die Tapferkeit der Männer, die beſten Wünſche der Frauen, die Selbſtverleugnung Aller — und *die Gebete dieſer frommen Männer, die ich hier neben mir ſehe.*" Daß die Geſchichte ſo abgekartet ſei, kam durch einen beſondern Umſtand zu Tage. Was die „frommen Männer" für ihre Statiſtenleiſtungen bezahlt bekamen, wird nicht geſagt.

Auch bei Everett erkennt unſer Reiſender die vollendete Geläufigkeit und Redefertigkeit an — dagegen „zu einem Staatsmanne oder einem Kritiker der Staatskunſt Anderer fehlte ihm viel." — „Man konnte gar nicht verkennen, daß er ſich bemühte, mehr die Geſinnungen ſeiner Zuhörer, als ſeine eigenen auszuſprechen." — Alles in Allem, er redete dem Yankeethum nach dem Munde und kleidete deſſen Dummheit und Thorheit in ſchöne Worte.

„Er bezeichnete den Süden und deſſen Ideen in ſo ſtarker und giftiger Weiſe, wie etwa ein junger Mann (Herr Everett iſt Geſandter in England geweſen), der ſeine politiſche Laufbahn eben beginnt, oder Jemand, der ſein Leben lang für Abolition gekämpft hat. Mit Vorwürfen überſchüttete er das arme Virginien, das wegen ſeiner Stellung an der Spitze der Gränzſtaaten ſchwerlich die Scylla des Ruins auf der einen Seite vermeiden konnte, ohne in die Charybdis der Rebellion auf der andern zu fallen. Als er von Virginien ſprach und den „heiligen Boden" deſſelben lächerlich machte, mußte ich ſogar, der Engländer, an Waſhington, Jefferſon, Randolph und Madiſon denken. Er hätte über Virginien nicht ſo ſprechen ſollen, wie er es that; denn Niemand hätte die Schwierigkeiten Virginiens beſſer kennen ſollen, als er. Aber Virginien ſtand in Boſton gerade nicht hoch und Everett ſprach zu einem Boſtoner Publikum."

In ähnlich roher Weiſe fiel der Vorleſer, der, wie geſagt, Geſandter in England geweſen, über die Briten her und überſchritt in der Herabwürdigung derſelben alles Maß; kurzum er ſegelte in vollem Hochwaſſer der plebejiſchen Popularität, er ſchmeichelte dem gränzenloſen Eigendünkel ſeiner Landsleute, der nun bereits ſo ſchmerzvolle Lectionen erhalten hat.

Auch Wendell Philipps, einen Abolitioniſten von Profeſſion, hörte unſer Reiſender — ein Brandredner — „es kam mir vor, als predige er Raub, Blutvergießen und ſociale Zerſtörung." — Er wollte die vier Millionen Sklaven auf der Stelle freigelaſſen wiſſen, natürlich mit allen Konſequenzen — auf ein wenig Maſſakriren komme es nicht an. Auch Wendell Philipps iſt einer der vor Eitelkeit verrückt gewordenen Yankees und ſchmeichelt dieſer Sucht in plumpſter Weiſe. Die Yankees — äußerte er in ſeiner Rede — hätten Gehirn in den Fingern; gemeine Leute (d. i. Europäer) hätten daſſelbe höchſtens, nicht einmal immer im Kopfe.

Dieſe überall hervortretende, aufdringliche und den Fremden dreiſt injuriirende Eitelkeit iſt einer der häßlichſten, wahrhaft widerwärtigen Züge im amerikaniſchen Charakter — ein Zug, welcher eine durchgehende Rohheit des Gemüthes und einen Mangel an Humanität verräth, wie er vielleicht einzig in ſeiner Art iſt.

Bei Gelegenheit der Beſprechung des Cultus von Waſhington, den die Amerikaner ſchlechthin als den Mann ohne Gleichen, als den erſten aller Menſchen hinſtellen, giebt uns Herr Trollope eine hübſche Probe von der Art, wie die amerikaniſche Delikateſſe in dieſem Falle zu Werke zu gehen pflegt. Er ſtellt ſich vor, ein Franzoſe, der unter Engländern lebt, habe geſagt, Wellington ſei ein großer Feldherr. Wenn die Engländer Amerikaner wären, ſo würden ſie etwa in folgender Weiſe darauf antworten: „Allerdings war er das, ſo ziemlich wohl der erſte, der lebte und jemals leben wird. Er ſchlug ihren ewigen Napoleon überall, wo er ihn traf. Alle Andern ſchlug er aus dem Felde. Keiner, der lebte, war im Stande, ſich ihm zu vergleichen, und es wird Keiner wiederkommen, der ihm gleicht. Unſer Waſhington, ſage ich Ihnen, hatte ſeines Gleichen nie auf Ihrer Seite des Waſſers drüben. Solche Männer wachſen nicht in einem niedergetretenen Lande von Sklaven und Armen."

Man muß indeſſen tiefer in die menſchliche Natur eindringen, um zu ſehen, daß dieſe anſcheinend maßloſe Eitelkeit, wo ſie nicht geradezu das Ergebniß von Rohheit und Unbildung iſt, auf einem Gefühle der Schwäche beruht, das der Amerikaner gegenüber den Europäern nicht los wird. Die Jahrtauſende europäiſcher Geſchichte, das ehrwürdige Alter der europäiſchen Völker imponirt ihm ſehr nachdrücklich und ſehr ſtark gegenüber den jungen, von geſtern her ſtammenden Zuſtänden ſeines Vaterlandes — aber dieſes Gefühl iſt ihm unangenehm, er will es los werden und deshalb greift er zu dem Mittel, ſich hinter einem anſcheinend unbeſiegbaren Selbſtgefühl zu verſchanzen; er will die Geringſchätzung nicht erſt an ſich herankommen laſſen; daher dieſe Zudringlichkeit. — So läßt auch Herr Trollope z. B. den Bildungs-Anſtalten Amerika's alle Gerechtigkeit widerfahren; er rühmt die ungeheure Verbreitung und leichte Zugänglichkeit gemeinnütziger Kenntniſſe gegenüber der engliſchen Unbildung und Vernachläſſigung, aber immer und immer kommt er auf das Ueberſpannte, Verrenkte, Unnatürliche und Schwindelhafte des ganzen Treibens zurück, das damit verbunden iſt. Ueberall ſpukt eine ſolche nichtswürdige Naſeweisheit und Rüpelhaftigkeit hervor, daß man wünſchen möchte, die Menſchen wären etwas dümmer und einfältiger geblieben.

Was in den Mädchenſchulen Alles getrieben wird, iſt rein fabelhaft. Höhere Politik, Kritik der berühmteſten Staatsmänner iſt das allerordinärſte.

„Ich erſchrak in Boſton, wie in New-York, faſt über den Umfang der Kenntniſſe um mich her, und ich hörte zu, wie vielleicht bei einer theologiſchen Prüfung junger Brahminen. Als ein Junge in meinem Beiſein alle Eigenſchaften der verſchiedenen Hebel, wie ſie in den Knochen des menſchlichen Körpers dargeſtellt ſind, erklärte, ſenkte ich in ungeheuchelter Demuth mein Haupt vor ihm..... In einer der Mädchenſchulen laſen ſie Milton und als wir eintraten, ſprach man eben über die Beſchaffenheit des Pfuhls, in welchem der Teufel ſich nach der Beſchreibung wälzt. Die Frage war durch eines der Mädchen angeregt worden. Ein ſogenannter Pfuhl konnte doch nur eine kleine Menge Waſſers faſſen, wie war es dann dem Teufel, der ſo groß war, möglich, hineinzukommen? Dann kam der Urſprung des Wortes Pfuhl (pool) von polus, ein Sumpf, und ein ſolcher Sumpf konnte doch nur eine große Fläche bedecken. Die

Digitized by Google

Pons Maotis wurde angeführt. Und ſo ging es weiter bis Satans Theorie von politiſcher Freiheit:

„Better to reign in hell then serve in heaven."
(„Beſſer, in der Hölle herrſchen, als im Himmel dienen.")

vollſtändig durchgeſprochen und verſtanden war. Die Mädchen von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren ſtanden der Reihe nach auf, und gaben ihre Anſichten über die Sache ab, in wie weit der Teufel Recht und in wie weit er offenbar Unrecht habe. Mich begleitete einer der Direktoren oder Aufſeher und die Lehrerin ſchien mir etwas verlegen zu ſein, aber die Mädchen ſelbſt hielten ſich ſo unbefangen, als näheten ſie zu Hauſe an Taſchentüchern"

Dabei iſt nicht zu leugnen, daß Kenntniſſe und Bildung in einem gewiſſen Sinne ſehr verbreitet ſind. Die Marotten über die politiſchen Rechte der Frauen, über ihre Emancipation, welche ſehr eifrige männliche und weibliche Verfechter haben, ſind offenbar aus dieſer theoretiſchen Ueberbildung hervorgegangen; ſie werden ſchwinden, ſobald der Ernſt der Sachlage die Amerikaner zur Beſinnung gebracht haben wird.

Herr Trollope war auch in Waſhington. Folgende Schilderung der Tagesſtimmung und der Verhältniſſe daſelbſt wird intereſſant genug ſein.

„Ich ſagte, die Stadt Waſhington ſei damals — Weihnachten 1861 — ein trauriger Ort geweſen. Dies rührte zum Theil von der Muthloſigkeit her, mit welcher in jener Zeit viele Amerikaner von ihrer Sache ſprachen. Nicht daß die Männer des Nordens glaubten, ſie würden geſchlagen werden, oder daß die des Südens fürchteten, es könne mit ihrer Partei jenſeits des Fluſſes ſchlecht ſtehen; Niemand ſchien vielmehr an irgend Jemanden zu glauben. M'Clellan war als der rechte Mann aufgeſtellt, vielleicht zu raſch geprieſen worden, weil er ſo wenig Gelegenheit gehabt hatte, ſich auszuzeichnen, aber auch das Vertrauen zu M'Clellan ſchwand bereits. Man fühlte, daß es jeden Tag ſo war, ohne daß Jemand zu ſagen vermochte, woher und warum das Gefühl kam. Noch ſchlechter ſtand es mit dem Charakter des Miniſteriums in der öffentlichen Achtung. Daß es Lincoln, der Präſident, ehrlich meinte und daß Chaſe, der Schatz-Sekretair oder Finanz-Miniſter, befähigt ſei, war wohl das einzige Gute, das man ſagen hörte. Auf zwei namentlich wies man hin, die geopfert werden müßten, wenn das Staatsſchiff gerettet werden ſollte, Cameron, der Kriegs-Miniſter, und Welles, der Marine-Miniſter." .....

(Cameron, an deſſen Stelle Stanton trat, wurde Geſandter in Petersburg.)

„Leute, die man in Waſhington traf, waren wegen der Lage der Dinge nicht ſo unglücklich, wie ich ſie in dem Norden und Weſten geſehen hatte. Sie zeigten ſich hauptſächlich gleichgültig, freilich gleichgültig in Folge des Verluſtes all' ihres Glaubens. „Wir haben eine Armee, ja! aber was für eine Armee! Keiner gehorcht! Keiner thut etwas! Keiner denkt an's Vorrücken! Zweimalhunderttauſend Mann ſtehen um Waſhington herum, und die Beſchaffung der Bekleidung und Ernährung derſelben nimmt alle Anſtrengung in Anſpruch. Die Lieferanten werden reich dabei. Und die Regierung! Wer vertraut auf ſie? Wer vertraut auf Seward und Cameron? Cameron iſt freilich ausgeſchieden und ebenſo wird das ganze Kabinet aufgelöſt werden müſſen. Der Kongreß! Was kann und ſoll der Kongreß thun? Fragen wird er thun, die Niemand beantworten mag und endlich eingepackt und nach Hauſe geſchickt werden." Der Präſident und die Conſtitution kamen nicht beſſer weg; der erſtere, ſagte man, thut nichts, weder etwas Gutes, noch etwas Schlechtes; die letztere iſt zerfallen und hat ſich nicht bewährt. Die Leute aßen, tranken und lachten, und warteten; bevor das Chaos käme, hielten ſie ſich an der Ueberzeugung feſt, daß die Atome, in welche die Welt ſich auflöſen werde, in irgend einer Weiſe ſich wieder zuſammenfinden würden, ohne daß ſie ſelbſt, die Leute, etwas dazu thäten."

Fragt man, welches iſt nun die Lage der Amerikaner im Allgemeinen in dieſem Kriege, ſo muß man darauf antworten: eine über allen Begriff traurige. Herr Trollope iſt ein ſehr milder, ruhiger Beurtheiler, der ſich ſelbſt durch die unangenehmen Seiten der Amerikaner, durch ihre offene Feindſchaft und Erbitterung gegen England nicht abhalten läßt, Alles, was nur irgend Anerkennung verdient, hervorzuheben, der, wie unſchwer zu erkennen iſt, ſein Buch mit Rückſichtnahme gegen ſeine vielen amerikaniſchen Freunde und auf das Leſe-Publikum jenſeits des Oceans geſchrieben hat. Er lobt, er bewundert Vieles, z. B. die allgemeine Verbreitung der Bildung, das Schulweſen (trotz ſeiner Auswüchſe), wo deutſche Schriftſteller (wir nennen z. B. den Grafen Baudiſſin) nur den reinen koloſſalen Schwindel erblicken. Trotzdem iſt zwiſchen den Zeilen zu leſen, daß er die Sache der Yankees für hoffnungslos anſieht. Am Schluſſe des zweiten Bandes ſagt er mit dürren Worten, das Land werde wohl in Zukunft den Deutſchen gehören, und dieſe thäten Recht, es ſo ernſtlich mit der Aufhebung der Sklaverei zu meinen; ſie wollten das Land ohne den Flecken der Sklaverei beſitzen.

Das heißt doch geradezu die Yankees aufgeben. — Herr Trollope ſcheint mit Deutſchland und ſeiner Sprache nicht ſehr bekannt zu ſein, er ſpricht anerkennend, aber mit großer Kühle von den Deutſchen — aber man ſieht, das ſoldatiſche Weſen, die kriegeriſche Energie unſerer Landsleute hat ihm imponirt — und in Amerika gilt der Soldat; es ſcheint mit raſchen Schritten, jetzt der Militairherrſchaft zuzueilen.

„Die Bewohner von Miſſouri gewöhnten ſich an den Belagerungszuſtand (und an das Todtſchießen von Leuten, die Eiſenbahnbrücken zerſtört haben, ſollten ſie ſich gewöhnen, wie ein Offizier ſagte). Es iſt wunderbar, wie ſchnell die Leute ſich mit veränderten Umſtänden verſöhnen, wenn die Veränderung eintritt, ohne daß ſie eine eigne Meinung darüber auszuſprechen brauchen. Perſönliche Freiheit ſollte für den Amerikaner in den Staaten ſo unumgänglich nothwendig ſein, wie die Luft, welche er athmet. Hätte früher Jemand von der Aufhebung der Habeas Corpus-Akte, von Cenſur der Zeitungen oder gar vom Belagerungszuſtande geſprochen, ſo würde der Amerikaner unfehlbar erklärt haben, er könne und werde unter ſolchen Umſtänden nicht leben, die den Menſchenrechten ſo geradezu widerſprächen. Er würde das, was er ſo mit zehn Millionen Stimmen erklärte, in der That auch geglaubt haben. Wie die Sachen jetzt ſtehen, ſind die Amerikaner, glaube ich, jetzt wohl gar ſtolz auf die Aufhebung der Habeas Corpus-Akte. Sie weiſen mit Befriedigung auf den gleichförmig loyalen Ton der Zeitungen hin, und bemerken, daß jeder Redacteur, der auf Ausſcheiden des Staates nur hindeutete, augenblicklich feſtgenommen und eingeſperrt werden würde. So ſpricht man überhaupt von dem Belagerungszuſtande nur Gutes. Ich hielt es für einen großen Uebelſtand, als Soldaten mich hinderten, in der Penſylvania-Avenue in Waſhington im Trabe zu reiten, Amerikaner aber verſicherten mir, ſolche Beſchränkungen wären ſehr ſchätzenswerth in einer Stadt. In St. Louis war der Belagerungszuſtand wirklich populär. Warum ſollte General Halleck nicht ebenſo gut im Stande ſein, anzugeben, was für das Volk gut ſei, als irgend ein Geſetz oder ein Advokat? Er hatte ja kein Intereſſe an der Benachtheiligung des Staates, vielmehr ein ſehr großes an der Erhaltung deſſelben. „Was würde aber geſchehen," fragte ich, „wenn er verlangte, um 8 Uhr Abends müſſe jedes Feuer ausgelöſcht ſein?" — „Wenn er den Befehl gäbe, würden wir es thun, aber wir wiſſen, daß er es nicht thut." — Wer weiß, wozu General Halleck kommt, oder was andere Generäle thun, oder wie bald die Feuerabendglocke (Herr Trollope denkt an das normänniſche curfew unter Wilhelm dem Eroberer u. ſ. w.) in ganz Amerika läutet? Das Gewinnen und Erringen der Freiheit iſt eine langwierige und beſchwerliche, das Verlieren eine bequeme Wanderung abwärts."

Folgende Stellen klingen wie eine Prophetenklage:

„Die Amerikaner waren ein großes Volk, nährten zum Theil die ganze Welt, mehrten faſt täglich die mechaniſchen Hülfsmittel, nahmen an Zahl über alles bisher bekannte Maß hinaus zu und erweiterten die Bildung faſt ſo ſchnell, wie ſie ihre Zahl ſteigerten. Die Armuth fand noch keinen Platz unter ihnen und der Hunger war ein Uebel, von dem ſie wohl geleſen, daß ſie aber ſelbſt noch nicht kennen gelernt hatten.

„Ein Jeder unter ihnen hat ein Recht, ſtolz auf ſein Menſchenthum zu ſein. Das Leſen und Schreiben war — ich ſpreche hier vom Norden — ſo allgemein und gewöhnlich, wie das Eſſen und Trinken. Die Arbeit galt keineswegs für eine Schande und der Lohn für dieſelbe ſtand hoch. Niemand hatte das Loos, ohne Arbeit zu leben. Welcher Segen fehlte zu allen dieſen Segnungen noch, um ein Volk groß und glücklich zu machen?

„Beſucht ſie jetzt ein Fremder, ſo wird und muß er erklären, daß ſie zur Verzweiflung tief geſunken ſind. Das einzige Handwerk, das noch Beſchäftigung gewährt, iſt das Kriegshandwerk. Die Axt des Holzfällers ruht, wie der Pflug des Landmanns und der Handwerker hat ſeine Arbeitſtätte geſchloſſen. In den Gießereien herrſcht noch Leben, denn man braucht Kanonen und der Strom geſchmolzenen Eiſens bildet ſich zu einem Werkzeuge des Todes. Von dem Hammer des Steinhauers und Maurers hört man nichts mehr. Das Gold des Landes verſteckt ſich, als kehre es in den Schoß der Mutter Erde zurück und an ſeine Stelle hat Papiergeld zu treten begonnen. Kranke Soldaten, welche noch kein Schlachtfeld ſahen, ſterben zu Hunderten in dem Schmutze der Lager, an die ſie nicht gewöhnt ſind. Männer und Frauen ſprechen von Krieg und von Krieg allein. Man lieſt nur Zeitungen, die voll Kriegsnachrichten ſind. Nur ein Kontrakt auf Lieferung von Kriegsbedürfniſſen — und zu

Digitized by Google

oft ein unehrlicher Kontrakt — iſt noch das Feld der Thätigkeit für Handels-Unternehmungen. Der junge Mann muß in den Krieg ziehen, wenn er nicht Schande und Schmach über ſich bringen will. Der Krieg verſchlingt Alles und er hat bisher noch nicht einmal die bitteren Früchte des Sieges und des Ruhmes hervorgebracht. Muß man nicht ſagen, daß ein Fluch auf dieſes Land gefallen?“

Herr Trollope tröſtet ſich nun mit dem Gedanken, daß Alles noch zum Beſten ausſchlagen, daß es blos eine harte Läuterung ſein werde — er führt denſelben durch Beiſpiele aus der Geſchichte aus:

„Die Wege der Amerikaner waren bisher zu gerade, zu eben, zu angenehm. Das, was Anderen ſchwer geweſen, war ihnen leicht gemacht worden. Brod und Fleiſch waren Dinge für ſie geweſen, die ſich von ſelbſt verſtanden und für die ſie kaum dankbar zu ſein brauchten, wie ſie wähnten. „Wir haben es ſelbſt gethan,“ ſagten ſie laut. „Wir ſind nicht wie andere Menſchen, wir ſind Götter auf Erden. Weſſen Arm wäre lang genug, uns aufzuhalten, weſſen Pfeil ſtark genug, uns zu ereilen und zu verwunden?“

„Jetzt ſind ſie ſchwer getroffen von dem Pfeile, den ihr eigner Bogen ſandte. Ihre eigne Hand hat die Schranke aufgebaut, die ſie aufhält. Sie ſtolperten in ihrem raſchen Lauf und liegen nun verletzt am Boden, während Jene, die ihr ruhmrediges Prahlen hörten, ſie verſpotten und über ihr Unglück lachen. Sie wälzen ſich im Schmutze und können nach Niemandes rettender Hand greifen. Und wenn auch Einer ihnen eine Hand hinhält, ſo zeigt er ihnen zugleich ſpottende Verachtung und macht ihnen Vorwürfe. Wer hätte jene Stunde der Noth nie kennen gelernt, in welcher Trotz und Verdruß jede Hülfe zurückweiſen und das Unglück gleichſam herausgefordert wird, zum Aeußerſten zu ſchreiten? So ſteht es jetzt mit den einſt „Vereinigten“ Staaten. Derjenige, welcher ohne ſtille Thränen die Wunden ſehen kann, welche das amerikaniſche Volk ſich ſelbſt ſchlug, kann unmöglich ein engliſches, ein menſchliches, mitfühlendes Herz im Buſen tragen.“

Und der Grund davon? — Herr Trollope ſchiebt die Schuld des Unglücks mit Recht auf den eingeriſſenen Geiſt der Schurkerei. „Die Leute hatten vergeſſen, ehrlich und redlich zu ſein“ — „die Nation war groß — aber die Staatsmänner waren klein. — Nun müſſen die Staatsmänner die ganze Schuld auf ſich nehmen. Er ſagt uns mit einer leichten Umſchreibung — Staatsmann (d. i. Beamter) und Schurke ſeien in Amerika ſinnverwandte Wörter geweſen; man habe ihn vor drei Jahren bereits in New-York vor dem Umgange mit gewiſſen Perſonen gewarnt — es ſeien Staatsmänner. „Kabinetsminiſter, Offiziere der Armee, Beamte der Marine, Lieferanten jeder Art und jeden Ranges“ — Alle käuflich, beſtechlich, corrumpirt — Aber die Nation hat doch dieſe Männer frei gewählt; wer hinderte ſie denn, ſtatt ſolcher Schurken ehrliche Leute zu wählen? — Frage: werden ehrliche Leute die Volksſchmeichler, die Speichellecker des Mob ſpielen wollen, werden ſie in Anpreiſung ihrer Ehrlichkeit mit dem Charlatan und Schurken konkurriren wollen und können? — Die Amerikaner hat der Yankeegeiſt, der echte Schwindelgeiſt, der Alles und Jedes auf den Markt bringt und käuflich macht, verdorben. Warum ſollte da, wo Alles Geſchäft und Profitmachen das Hauptgeſchäft iſt, nicht auch das Regieren, Verwalten und Beamtenſein ein Geſchäft werden? So haben es auch die Amerikaner in der großen Maſſe betrachtet und mit Humor dem Treiben ihrer Beamten und Staatsmänner zugeſehen. Wo iſt etwas von edlem ſittlichen Unwillen, von einer Reaction des moraliſchen Gefühls gegen dieſes Treiben zu Tage gekommen? Hat nicht dieſe Frivolität Bewunderer und begeiſterte Verehrer gefunden, weil ſie durch ihre burſchikoſe Keckheit (smartness) imponirte? — Nun iſt die Nemeſis ganz in derſelben Geſtalt über das Land hereingebrochen, wie ſie nach ſolchen Prämiſſen ganz in der Ordnung war — in der Form eines ungeheuren Bankerottes.

Auch wir verzweifeln an Amerika nicht und glauben, daß die gegenwärtigen inneren Krämpfe nur die Kriſen eines Läuterungsprozeſſes ſind, daß ſie dazu führen werden, daſelbſt geſundere Zuſtände anzubahnen, als die bisherigen trotz alles äußeren Schimmers geweſen ſind.

Süd-Amerika.

Eine Rundreiſe in den deutſchen Kolonien Süd-Amerika's.

Nach Friedrich Gerſtäcker.*

Schade, daß die Erde nicht größer iſt! Herr Gerſtäcker hat wieder einmal einen kleinen Ausflug gemacht, welcher blos eine Rundreiſe von ziemlich ganz Süd-Amerika umfaßt, und zwar in der menſchenfreundlichen Abſicht, ohne Mandat, wie es ſich in Deutſchland von ſelbſt verſteht, die verlornen zehn Stämme Israels — wollte ſagen — die deutſchen Kolonien im Lande der Botokuden u. ſ. w. heimzuſuchen. Der Himmel lohne Herrn Gerſtäcker für dieſe menſchenfreundliche Abſicht — und die geographiſche Wiſſenſchaft für die dreibändige Reiſebeſchreibung welche die Frucht dieſer Ulyſſesfahrten, dieſer nimrodiſch-herkuliſchen Ausflüge in die Urwälder jenes von menſchlicher Thatkraft noch ſo wenig bezwungenen Erdtheiles iſt. Herrn Gerſtäcker's Reiſen enthalten vielleicht weniger Barometermeſſungen, Grad- und Höhenbeſtimmungen und ſtatiſtiſches Material; dafür aber praktiſche Belehrung die Fülle der friſche Muth des Reiſenden, der auf eigne Fauſt die wilden Regionen durchſtreift, und vor keiner Gefahr, vor keinerlei Art von Strapazen zurückbebt, geben dem Ganzen ſtets eine romantiſche Färbung; der Leſer verliert nie den Erzähler aus den Augen, und ſo geht durch das Ganze ein ſehr erkennbarer Faden, an dem ſich das Allerverſchiedenſte — wie es gerade kommt — natürlich aufreiht.

Herr Gerſtäcker verließ am 8. Mai 1860 die Heimat und ſchiffte ſich am 17. in Southampton mit dem prachtvollen engliſchen Dampfer La Plata nach Weſtindien und der Landenge von Panama ein, um von dort über die Eiſenbahn an das weſtliche Ufer Amerika's zu gelangen und die ganze Küſte nach Süden hinab zu bereiſen. Von da ging es dann nordwärts nach Braſilien. An mehreren Orten hielt ſich der Reiſende längere Zeit auf und machte Ausflüge in's Innere, namentlich in Peru, wo er die deutſchen Koloniſten am Pozuzu aufſuchte, die er förmlich erſt wieder entdecken mußte.

„Peru hatte ich beſonders beſucht, um die in Deutſchland ſo oft beſprochene deutſche Kolonie am Pozuzu (oder Pozuzo, wie es jetzt in Peru geſchrieben wird) zu beſuchen. Nach Allem, was ich darüber gehört, glaubte ich annehmen zu dürfen, daß ich die Kolonie von Lima aus in höchſtens acht Tagen erreichen könnte; ſollte aber hier bald zu meinem Schrecken, und zwar von Herrn Damian von Schütz ſelber, erfahren, daß ich in der jetzigen Zeit (die Regenzeit in den Gebirgen) reichlich ſechszehn bis achtzehn Tage gebrauchen würde.“

Der Ritt war nämlich ein ſehr böſer und gewagter und ging über beide Cordilleren hinüber; da ihn aber Herr Gerſtäcker trotzdem nicht unterlaſſen wollte, ſo hielt er es für gut, in Lima ſelbſt genaue Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen.

„Die gebildete Klaſſe von Deutſchen in Lima, ſelbſt die zahlreichen Konſuln eingeſchloſſen, wußten gar Nichts von der Kolonie, als daß ſie exiſtire. Die Meiſten hatten in der That nur das darüber gehört, was in der Augsb. Allgem. Zeitung geſtanden.“

Am dritten Weihnachtsfeiertage 1860 brach trotzdem Herr Gerſtäcker von Lima nach dem Pozuzu auf, um den verlornen Söhnen und Töchtern Germania's einen Beſuch abzuſtatten — natürlich zu Maulthier, mit Doppelbüchſe und Revolver bewaffnet; denn eine Menge Mordgeſchichten waren ihm von dem Wege erzählt worden — die Straße führte über die nicht unbedeutende Silberminenſtadt Cerro de Pasco. Später geht es ganz in's Wilde hinein; denn die peruaniſche Regierung hat mit großer Weisheit dafür geſorgt, daß die Deutſchen am Pozuzu als gute Nachbarn der Indios bravos ſo abgeſchieden als möglich von dem verderblichen Weltverkehre bleiben. Den Weg nach der Kolonie, welchen der Subpräfekt von Huánaco als einen vortrefflichen bezeichnet hatte, fand unſer Reiſende halsbrechend — aber das war nicht ohne Grund: „Es galt nämlich, der neuen deutſchen Kolonie am Pozuzu den kürzeſten Weg nach Cerro, der für ſie einzig und allein von Nutzen ſein konnte, zu entziehen, und ihren Verkehr, auf einem gewaltigen Ummwege, über Huánaco zu lenken, und ich bekam ſpäter Beweiſe, wie man kein Mittel verſchmäht hatte, das in's Werk zu ſetzen.“

Zu guter Letzt gehörte noch ein gutes Kunſtſtück dazu, über den Pozuzu ſelbſt zu kommen und in dieſe wie halb verwünſchte Kolonie einzudringen. Man denke ſich heftige Regengüſſe, hohe ſteile Uferränder des Fluſſes, in den hier mehrere kleinere einmünden und paſſirt werden müſſen, und endlich eine Brücke, wie ſie einzig in ihrer Art daſtehen dürfte.

„Hier zum erſten Male ſah ich die merkwürdige Brücke des Pozuzu, von der ich ſchon viel gehört und die ich ſelber jetzt paſſiren ſollte.

„Auf der Kiesbank war ein hohes Geſtell von jungen Baumſtämmen, Stangen und gedrehten Baſtſeilen errichtet, und von dieſem aus eine einzige ſtarke Rebe nach dem gegenüberliegenden ſteilen Felsufer geſpannt. Sie mochte etwa ſo ſtark ſein, wie eines Mannes Handgelenk, jedenfalls ſtark genug, einen Mann zu tragen. Das Unangenehme war nur, daß ſie über den ziemlich breiten Strom auch ſehr weit geſpannt ſein mußte, wodurch ſie in einem beträchtlichen Bogen hing, an dem man bei fort-

* Achtzehn Monate in Süd-Amerika und deſſen deutſchen Kolonien von Friedrich Gerſtäcker. 3 Bde. Leipzig. Hermann Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

währenden Schwanken erſt hinab und dann wieder hinauf mußte. Daß ſchon ein paar Leute heruntergefallen waren, trug ebenfalls nicht dazu bei, eine Art von unangenehmem Gefühl zu beſeitigen — doch hier am Ufer war ich einmal, hinüber mußte ich, und je ſchneller das alſo geſchah, deſto beſſer.

„Am andern Ufer konnte ich ſchon urbar gemachte Felder, mit Zucker und Platanos bepflanzt, erkennen; vergebens ſchrie und rief ich mich heiſer, vergebens ſchoß ich ſelbſt ein paar Mal meine Büchſe ab, um die Koloniſten aufmerkſam zu machen, daß Beſuch kam — es hörte Niemand und um drei Uhr Nachmittags lag ich dort auf der Kiesbank, abwechſelnd in der heißen Sonne und dann wieder unter einem Gewitterſchauer, bis endlich ein paar Indianer zufällig von dort kamen und auf unſere Seite wollten. Dieſe mußten nämlich von drüben eine Art Bock mitbringen, der an die Rebe gehängt wird und in den man ſich ſetzt, wodurch der Uebergang bedeutend erleichtert wird. Wird dann noch von der andern Seite mit Ziehen nachgeholfen, ſo kann man ſich auf der Welt gar nichts Bequemeres wünſchen. Alle dieſe Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, mein Gepäck mit Zaum und Sattel in zwei Packen geſchnürt und zuerſt befördert, daß ich doch ſehen konnte, wie ich mich ungefähr da draußen ausnehmen würde, und dann befahl ich meinen Leib meinem alten getreuen Schutzgeiſte, der wahrlich ſchon ein ſaures Brod bei mir gehabt hat, und glitt in höchſt unangenehmen Rucken auf die andere Seite hinüber.

„Dicht am andern Ufer machte ich dazu die eben nicht behagliche Entdeckung, daß die Rebe eigentlich zu kurz geweſen war, weshalb man ſie einfach ſchräg abgeſchnitten und angeſtickt hatte. Leichtſinnigerweiſe ſchien das nur durch ein paar eingeſchlagene Drahtſtifte geſchehen, wonach man das Ganze mit etwas Meſſingdraht verband. Dieſer hatte ſich aber zum Theil aufgewickelt und der Stiftverband ebenfalls ſo weit nachgegeben, daß der Schnitt faſt einen halben Zoll auseinander klaffte. Jetzt war es aber zu ſpät, etwas in der Sache zu ändern — noch ein Ruck, und ich war darüber, zwei mehr, und ich konnte den äußerſten vorſtehenden Pfahl des andern Ufers berühren, und noch ein Ruck, und ich war ſicher an dem andern Ufer."

So kommt man alſo über den Pozuzu. — Die erſte deutſche Bekanntſchaft, die Herr Gerſtäcker nun machte, nachdem er zuerſt in der Farm eines Peruaners geweſen, war die eines echten Tirolers mit hohem ſpitzigen Hute, der mitten unter Bananenblättern und Kaffeebäumen wandelte und auf den deutſchen Gruß verblüfft ſein „Grüß Gott" erwiederte.

„Ja, wo kömmt denn Sie her?" rief er endlich aus, „das iſt ja faſt eine Ewigkeit, daß kein deutſcher Landsmann bei uns geweſen iſt. Waren Sie denn das, der da drüben heut den ganzen Tag geſchrieen hat?"

„Das iſt nicht übel, alſo habt Ihr mein Schreien gehört, und keiner iſt zur Brücke gekommen."

„Ja, ich hab mir wohl gedenkt, daß es ein Deutſcher ſein könnt," meinte der Mann gutmüthig, „weil er halt „hol über" gerufen hat."

„Und geſchoſſen hab' ich wie viele Male."

„Ja, ſchnellen haben wir's auch gehört," lachte der Tyroler, „ein paar Mal iſt's halt net los gange."

Hatte der Burſche ſogar das Verſagen meiner abgeblitzten Zündhütchen gehört, wußte, daß ein Deutſcher da drüben ſei, der herüber wollte, aber dennoch keinen Fuß gerührt, „denn mit der Wurzel (wie ſie die Brücke nennen) hab' ich net gern was zu ſchaffen," ſagte er, „das iſt ein verflixtes Ding von einer Brucken."

Patroß hieß der Mann, der in Peru ſchon ganz wunderliche und intereſſante Schickſale durchgemacht hatte.

Die ganze Kolonie beſteht nämlich aus Tirolern und Rheinländern, die ſich aber, wenn gleich dicht aneinandergränzend, doch jede Landsmannſchaft für ſich, angeſiedelt haben. Sie iſt nicht beſonders gut gelegen, befindet ſich aber in ganz erträglichem Zuſtande. Der Fleiß ihrer Anſiedler hatte ſchon Bedeutendes geleiſtet. Sie rauchten ihren ſelbſterbauten Tabak (ſchon die ſechsjährigen Jungen) und tranken ihren ſelbſterbauten Kaffee — leider hat das Klima die Eigenthümlichkeit, die armen Koloniſten mit ungewöhnlich dicken Hälſen, vulgo Kröpfen, zu beſchenken. Sie, hatten einen deutſchen Pfarrer, den Herr Gerſtäcker beſuchte und ſprach, wobei ſich ein großer Theil der Kolonie verſammelte. Bei dieſer Gelegenheit kommt er wieder auf die ſchreckliche Vereinödung dieſer Leute zu ſprechen, zu denen keine Zeitung, nicht einmal ein Brief dringt, während ihre Bibliothek nur aus ein Paar Gebetbüchern, einer ſpaniſch-deutſchen Grammatik u. dergl. beſteht.

„Es iſt bekannt, wie viel damals in Deutſchland, beſonders gegen dieſe Auswanderung der Tiroler nach Peru geſchrieben wurde, wie man Gründe und Thatſachen hervorhob, ihnen von einem ſolchen Schritte abzurathen. Die „Allgemeine Zeitung" und andere Blätter brachten dieſe Artikel; ich ſelber hatte mit daran gearbeitet, und wir alle hielten jene Tiroler, als ſie trotzdem gingen, für ein entſetzlich obſtinates Volk, das eben auf keine Vernunftgründe hören wollte und, mit Palmen und Affen im Kopfe, der alten Heimat ruhig den Rücken kehrte — und wie unſchuldig waren dieſe Leute?

„Die Entdeckung hatte auch für mich etwas Demüthigendes, aber die Thatſache kam klar zu Tage, daß kein einziger der ausgewanderten Tiroler und ſelbſt der Rheinländer auch nur ein Wort von unſern Ermahnungen und Warnungen geleſen hatte."

Herr Gerſtäcker ſtellt über dieſen faulen Fleck, „daß in unſerem deutſchen Vaterlande die untern oder vielmehr die arbeitenden Klaſſen faſt gewaltſam davon fern gehalten werden, ſich ſelber zu belehren" — längere Betrachtungen an. Indeſſen wer hielte ſie davon ab, wenn es ihnen darum zu thun wäre, ſich ſelber zu belehren. — Das Uebel liegt zum Theil anderswo — am meiſten wohl in dem Mißtrauen gegen die gebildeten Stände, gegen die Zeitungsſchreiber u. ſ. w. und andererſeits in einem ſehr ſtarken Selbſtvertrauen.

Schwerfällig, unbeholfen in Gedanken und Sprache, wie der deutſche Bauer von Haus aus iſt, wird ihm ſofort Jeder verdächtig, welcher hierin eine beſondere Fertigkeit und Geläufigkeit entfaltet; und da er nicht glaubt, daß ſich Jemand für ihn und ſein Wohl aus reiner uneigennütziger Menſchenliebe intereſſiren könne, da er ferner bei dem wirklich betäubenden Disputirgeräuſch in ſolchen Fällen über das Recht nicht in's Klare kommen kann — und wie oft ſind das ſelbſt ſehr gebildete Leute nicht im Stande? — ſo macht er kurzen Proceß und geht ſeiner Naſe nach. — Will er auswandern, ſo wandert er aus unter allen Umſtänden — daß er, wie der Ausdruck lautet, ſeine Knochen zu Markte trägt, daß er auf's Gerathewohl geht, weiß er ſelbſt ganz gut. — Man muß ſich nur deutlich vorſtellen, wie es bei ſolchen Auswanderungs-Angelegenheiten zugeht, wenn z. B. in einer Gegend der Anfang hierzu gemacht worden, und ſich ein Comité u. dergl. gebildet hat. Was werden da für Vorſchläge gemacht, wieviel Agenten melden ſich und Jeder ſtreicht auf's Beſte das Land heraus, für welches er die Werbung übernommen hat, während er alle andern nach Kräften ſchlecht macht! Was das Zeitungleſen betrifft, ſo iſt es leicht geſagt; aber man denke ſich in die Lage der Leute, die wenn ſie ſo viel Geld übrig hätten, um alle Blätter, worin das Für und Gegen verhandelt wird, zu leſen, gewiß nicht auswandern würden; man ſtelle ſich vor, daß ſie, in den engſten Verhältniſſen lebend von überſeeiſchen Ländern, ihrer Verfaſſung, ihren ſocialen Einrichtungen ſo gut wie gar keine Vorſtellung haben, und man wird ſich weniger wundern, wenn ſie ſich um das Hin- und Widerſchreiben, das Zu- und Abrathen, das ſie höchſtens konfuſer machen kann, ſo gut wie gar nicht kümmern und blindlings ihrem Vertrauensmanne folgen — Wer auswandert, riskirt, und nicht der Bauer allein — Wir haben Kolonien in Amerika, in Braſilien, in Texas genug, in welche nicht blos dumme Bauern — nein, ſehr geſcheidte Leute, die alle Blätter geleſen und die geographiſchen, ſtatiſtiſchen, ſocialen Verhältniſſe ihrer neuen Heimat am Schnürchen hatten, ja ſogar Doktoren der Philoſophie, Publiciſten u. ſ. w. eingewandert ſind, und die noch üblere Erfahrungen gemacht haben, als jene. Denn die Sache ſteht ſo, daß im ſchlecht berufenſten Lande eine Kolonie, die es gerade günſtig trifft, prächtig gedeiht, und eine andere, die in ein wahres Paradies zu kommen glaubt, ſchmählich zu Grunde geht.

Wie geſagt, auf die literariſche Vermittlung geben wir nur ſehr bedingt etwas; denn wir glauben, daß ſelbſt Männer, die an Ort und Stelle geweſen ſind und viele Verhältniſſe kennen, oder zu kennen meinen, wenn ſie ſich ſelbſt klar ſind, nur wenig verbürgen werden.

Das Koloniegründen Deutſchlands ſcheint aber in vielen Fällen eine Liebhaberei zu ſein, die der Schwärmerei ziemlich nahe kommt. Wenn der Koloniefürer nicht geradezu ein erkauftes Werkzeug der Auswanderungs-Agenten ſein ſollte — das nächſte, was er ſein kann, wird an Phantaſt ſtreifen; denn bei dem Zuſtande, in dem das Auswanderungsweſen in Deutſchland ſich befindet, wird ein klarer, ernſt denkender Mann vor der ungeheueren Verantwortlichkeit zurückſchrecken, die damit verbunden iſt. Vielfach ſind ſolche Leute geographiſche oder politiſche Monomanen, echt germaniſche Romantiker, welche mit aufrichtigem Fanatismus an das Königreich oder die Republik Schlaraffenland glauben, die ſie den einfältigen Leuten vormalen. So ein Wort, wie Pozuzu — Mukuri — thut in Deutſchland Wunderdinge — und ſo bilden ſie denn das Orakel der Leute, die ſich ihnen anvertrauen — ſie legen Programme vor, erläutern die Zuſchriften und Verſprechungen der betreffenden Regierungen, ſchiffen endlich über's Meer — und wenn die Kolonie im Elend ſitzt,

Digitized by Google

ernüchtern ſie ſich. So ähnlich iſt es wohl auch mit dem Ausführer der Kolonie am Pozuzu, Herrn Damian von Schütz, dem Herr Gerſtäcker das gute Zeugniß giebt, daß er nach Allem, was er gehört, nicht für einen Schelm zu halten ſei. — Ein trauriges Zeugniß. Um Kröpfe zu bekommen, brauchten die Tiroler nicht erſt an den Pozuzu auszuwandern. ☞ Das ganze Elend der deutſchen Auswanderung aber rührt von den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands her, die es verhindern, daß das Ganze dieſe Sache in die Hand nimmt und regelt. — Doch das ſind vergebliche Klagen.

Was das Materielle betrifft — und das iſt eine Hauptſache — ſo ſind die Koloniſten am Pozuzu nicht ſo übel daran; wenigſtens leiden ſie keinen Mangel. Der Kaffee, den ſie bauen, gehört zu dem Beſten, der in Peru wächſt; Zucker gewährt ihnen das Zuckerrohr in Fülle, auch die Yukawurzel und der Reis gedeihen vortrefflich; nicht minder Mais und Bohnen. Kartoffeln dagegen und Weizen kommen (im Thale wenigſtens) nicht recht fort. An Milch und Butter fehlte es gleichfalls den Koloniſten nicht, und ſo möchten ſie denn noch nicht zu den Beklagenswertheſten gehören.

Von Peru aus beſuchte Herr Gerſtäcker nun Chile, Valparaiſo und Valdivia. Was er von den deutſchen Kolonien in dieſem Lande berichtet, iſt faſt durchgängig höchſt erfreulich. In Valparaiſo iſt die Zahl der Deutſchen auffallend ſtark, und das Wort „deutſches Bierhaus“ findet man in Folge deſſen auf einer großen Anzahl von Schildern „deutſches Bierhaus,“ in dem aber nicht etwa deutſches, ſondern in Valparaiſo und Valdivia ſelber gebrantes Bier, nach ſüdamerikaniſchen Verhältniſſen zu einem billigen Preiſe, ausgeſchenkt wird, denn die Flaſche koſtet nur einen Real. Und nicht allein die Deutſchen trinken dort Bier, ſondern ſelbſt die Peons haben begonnen, ihrem nichtswürdigen Aqua ardiente oder ihrer magenverderbenden Tſchitſcha in etwas zu entſagen. — Deutſche Schuhmacher, deutſche Schneider, deutſche Tiſchler, kurz alle Handwerke ſind faſt von Deutſchen vertreten, wenn auch die echt deutſchen Namen manchmal ein wenig komiſch auf den Schildern in ihrer ſpaniſchen Umgebung klingen. In Valparaiſo giebt es einen deutſchen Club, der ſich ſeit den elf Jahren, daß Herr Gerſtäcker zum erſten Male daſelbſt war, bedeutend vergrößert und verbeſſert hat. Er liegt in dem Geſchäftstheil der Stadt, und umfaßt ein ſehr geräumiges Local mit Leſezimmern, Bibliothek, zwei Billarden und Reſtauration. Außerdem haben die Deutſchen eine Sparkaſſe für Dienſtboten und Handwerker errichtet, die ſich eines guten Gedeihens erfreut und ſolches Vertrauen genießt, daß ſelbſt ſchon Chilenen ihr erſpartes Geld dort niederlegen. Sie zahlt ſechs Procent Zinſen und legt in der Bank zu acht Procent die Gelder an, ihre Unkoſten mit den zwei Procent Nutzen beſtreitend.

Auch einen Wohlthätigkeits-Verein haben ſie geſtiftet, der leider durch Unvorſichtigkeit der Verwaltungs-Behörde Bankerott (?) gemacht hat.

Valdivia hat etwa zwei Drittheile chileniſche Bevölkerung, dem erſten Anblick und Eindruck nach aber iſt die Stadt ziemlich ganz deutſch, und faſt alle Schilder tragen deutſche Namen, ja überall, wo man hingeht, hört man Deutſch ſprechen. Die beiden einzigen „Hôtels“ in der Stadt ſind ebenfalls deutſch, deutſch iſt die Apotheke, Deutſche ſind Aerzte und Todtengräber (ohne Scherz), Brauer, Gerber u. ſ. w.

Auch halten die Deutſchen hier ausnahmsweiſe gut zuſammen und imponiren durch ihre Ordnung, Sitte, durch ihre wohlgepflegten Wirthſchaften u. ſ. w. den Landeseingebornen. Die jungen gebildeten Chilenen, beſonders die jungen Damen, lernen ſehr häufig deutſch, und eine Anzahl junger Indianer-Mädchen, die in den verſchiedenen Familien als Dienſtboten aufgenommen wurden, überraſchen den Fremden nicht ſelten durch die Treue, mit der ſie ſich ſelbſt den Dialekt ihrer Lehrerinnen angeeignet haben.

Eine Familie, Namens Anwandter, braut in Valdivia ſehr gutes Bier — einfaches, Lager- und Bockbier — In dieſem Biere findet unſer Reiſender einen Hauptgrund des innigen Zuſammenhaltes der Valdiviſchen Deutſchen. Auch Schützen- und Leſevereine exiſtiren; nur freilich iſt die Lektüre ſehr ſpärlich, da der deutſche Verein nur die „New-Yorker Staatszeitung,“ die „Leipziger Illuſtrirte“ und die „fliegenden Blätter“ hält. Ein Paar Kaufleute halten daneben noch die Weſerzeitung. Der Preis der europäiſchen Zeitſchriften erreicht aber auch durch das Porto eine ſchier unerſchwingliche Höhe. So koſtet z. B. die Augsburger Zeitung 65 Dollars; Auswanderer-Zeitung 10, Fliegende Blätter 12, Hamburger Börſe 70, Dorfbarbier 9, Gränzboten 18—50, Illuſtrirte Zeitung 20, Kladderadatſch 11, Kölniſche Zeitung 65, Morgenblatt 16—50, Muſeum 20, Nationalzeitung 65, Weſerzeitung 65 Dollars.

Auch das Leben der Indianer in Chile und ſpäter in Patagonien lernte Herr Gerſtäcker kennen. Seine Schilderungen davon ſind intereſſant genug, manche ſogar für die Ethnographie wichtig. Abgeſehen von ihrer Barbarei und ihrer höchſt unſauberen Lebensart ſind dieſe ſüdamerikaniſchen Indianer, namentlich die Araukaner, Penchuenchen und Patagonier tüchtige, energiſche Leute, die ſich ihrer Haut zu wehren wiſſen. Was auch ihre Privat-Zwiſtigkeiten unter einander ſein mögen, in einem Kriege nach Außen haben ſie noch immer feſt zuſammengehalten, und der erſte Häuptling hat dann die Führung ohne Widerrede.

„Das Einzige auch, was dieſe Stämme bisjetzt noch ſo frei und unabhängig erhalten hat, iſt, daß ſie ſelbſt nicht den entfernteſten Begriff von Diplomatie haben. — Die nordamerikaniſchen Indianer waren große Redner und gingen rettungslos zu Grunde, als ſie ihre Geſandten nach Waſhington ſchickten, dort mit den Bleichgeſichtern Verträge abzuſchließen. Sie nahmen dazu ihre klügſten Leute, die im praktiſchen Leben gewöhnlich die dümmſten ſind und mit Redensarten verwirrt gemacht und durch zweideutige Verträge betrogen, ſahen ſie ſich von ihren Jagdgründen durch kleine Stücke Papier vertrieben und in den „weiten Weſten“ zurückgedrängt.

„Die Penchuenchen, Araukaner und Patagonier haben ſich dagegen nie auf dergleichen Spitzfindigkeiten eingelaſſen. Ohne erſt lange bei einem Nachbarſtaate anzufragen, ob er es möglicherweiſe übel deuten könnte, wenn ſie ſo frei wären, ihr gutes Recht zu wahren, ſprangen ſie in die Sättel und bedrohten und züchtigten den Feind ſo lange, bis er froh war, mit ihnen wieder Frieden zu ſchließen.“

Wir Deutſchen können uns Etwas einbilden. Wunderbarer Weiſe beſteht bei den Penchuenchen eine Sage, daß ſie urſprünglich von den Deutſchen abſtammen. Ihre Vorväter ſollen, wie ſie ſagen, vor grauen Jahren von Oſten zu ihnen herübergekommen ſein, und zwar von Deutſchland ſelber. Sie nennen deshalb auch die Deutſchen parientes oder Verwandte, und haben ſich bisjetzt noch immer freundlich gegen ſie gezeigt — wie auch in Chile die Deutſchen mit den Indianern auf beſonders gutem Fuße ſtehen.

Nach Herrn Gerſtäcker, hat der Klang ihrer Sprache viele Aehnlichkeit mit der deutſchen — ſie bejahen eine Frage mit dem Worte „ja,“ — das ſo viel heißen ſoll, als „es iſt gut, meinetwegen.“ Vielleicht hat dieſes „Ja“ Anlaß zu der angeführten Sage gegeben, die jedenfalls ohne Grund iſt. Denn die Sprache der Penchuenchen hat ſonſt mit der deutſchen ſo viel wie nichts gemein.

Um das Cap Horn herum ging es nach Montevideo, einer faſt durchaus italiäniſchen Stadt — Garibaldi-Kaffeehäuſer und Trikoloren an allen Ecken.

In Buenos Ayres iſt ſeit den letzten zwölf Jahren das deutſche Element ſtark gewachſen. Unſer Reiſender klagt darüber, daß der Import aus Deutſchland hier noch nicht genug vertreten ſei. Es ließen ſich für die deutſche Induſtrie hier glänzende Geſchäfte machen. Klagen über verſchiedene Uebelſtände und Gebrechen, den geringen Unternehmungsgeiſt des deutſchen Seemannes, der den kleinen ſichern Gewinn dem weit größern, der mit Riſiko verbunden ſei, vorziehe, über die Unſitte, deutſchen Erzeugniſſen engliſche und franzöſiſche Etiquetten zu geben ꝛc. folgen.

In Braſilien hat ſich Herr Gerſtäcker tüchtig nach ſeinen Landsleuten umgeſehen und man kann Vieles daraus lernen, namentlich wenn man das, was Andere darüber geſchrieben (z. B. Dr. Avé Lallemant — Konſul Sturz), in noch junger Erinnerung hat. Ohne Polemik geht es dabei nicht ab, indeſſen kann man dabei finden, daß in gewiſſen Punkten, und gerade in den wichtigſten die Berichterſtatter vollkommen einer Meinung ſind, ſelbſt da, wo ſie miteinander über etwas Mehr oder Weniger ſtreiten. Dr. Avé Lallemant, ſo heftig er auch das braſilianiſche Coloniſationsweſen angegriffen, ſtatuirt doch Ausnahmen und empfiehlt z. B. die Südprovinzen Braſiliens, die nicht mehr unter den Tropen liegen, zur Auswanderung, weil es den Deutſchen dort gut gehe. Herr Gerſtäcker hat das beſtätigt gefunden; die Kolonien am Rio Grande, namentlich St. Leopoldo, befinden ſich in blühendem Zuſtande.

Auch von der vielbeſprochenen Kolonie Blumenau wird Tröſtliches gemeldet; weniger von der Kolonie Donna Franciska, welche von den Hamburger Agenten ſo ſtark herausgeſtrichen wurde. Es ſoll dort viel „glänzendes Elend“ ſein. Vielleicht würde die Kolonie beſſer gedeihen, wenn ihre Bewohner nicht den „gebildeten Ständen“ angehörten, ſondern einfache Bauern wären. Vielleicht würde ſie dann „kein Liebhaber-Theater und keine geſelligen Zuſammenkünfte,“ aber auch weit minder Schulden haben. Wir erinnern uns recht gut, wie ſchon Dr. Lallemant das Elend dieſer „gebildeten Koloniſten,“ mit ihren literariſch-gebildeten, klavierſpielenden Töchtern geſchildert hat.

Nördlich von Rio Janeiro wird jede Anſiedlung widerrathen, theils

Digitized by Google

wegen des Klimas, theils weil dort der Freie mit der Sklaven = Arbeit nicht konkurriren könne.

Herr Gerſtäcker hatte in Rio de Janeiro Audienz beim Kaiſer und ſcheint ſich überhaupt in Regierungskreiſen umgethan zu haben, um für eine richtigere Politik in der Auswanderungsſache zu wirken.

Auſtralien.

Fortſchritte in Auſtralien.

So fern uns auch die Geſtade Auſtraliens liegen, ſo iſt doch die ſchwunghafte Entwickelung des Selbſtregierungs = Prinzips in jenem ſo ausgedehnten, wie geſegneten Feſtlande eine Thatſache von ſo hoher Wichtigkeit, daß wir nicht umhin können, darauf aufmerkſam zu machen. Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie ſchnell, nachdem das Mutterland — indem es aus der Noth eine Tugend machte, — weiſe genug geweſen war, den auſtraliſchen Kolonien parlamentariſche Selbſtregierung zu verleihen, das demokratiſche Element, ſo friedliche, wie entſcheidende Triumphe davon getragen und die bedeutendſten, ariſtokratiſchen Einrichtungen, ſo tief und mächtig ſie auch eingewurzelt waren, beſeitigt hat. Die heurige Parlaments=Seſſion von Victoria, welche am 18. Juni ſchloß, hat ſich durch eine ſo große Anzahl von umfaſſenden und wahrhaft gemeinnützigen Maßnahmen ausgezeichnet — gar ſehr im Gegenſatze zu der diesjährigen Parlaments=Seſſion in London — daß uns der Raum gebricht, die Titel auch nur der wichtigſten anzuführen. Aber einer müſſen wir erwähnen, die allein hinreicht, dieſe Seſſion für immer in den Annalen des Landes denkwürdig zu machen: nämlich der Landbill. Nachdem dadurch in Folge langjähriger Kämpfe die Landfrage endlich dahin entſchieden worden, daß die bisher beſtehenden außerordentlichen Beſchränkungen im Ankaufe der Kronländereien — des noch nicht in Privatbeſitz gekommenen freiliegenden Bodens — abgeſchafft werden, iſt die Freiheit erſt eigentlich in den Beſitz des Landes eingetreten, hat ſie ſich, darf man ſagen, erſt eigentlich thatſächlich conſtituirt.

Wie die frühere Geſchichte von Auſtralien überhaupt, ſo gehört namentlich die der Landfrage zu den merkwürdigſten und charakteriſtiſchſten Abſchnitten in der Geſchichte des Ariſtokratismus und ſeiner Verzweigungen. Das bisher in Auſtralien geltende Landſyſtem begründet ſich auf zwei Parlaments = Verfügungen, die auf die ſeltſamſt entgegengeſetzte Weiſe dem einen Zwecke dienen, den Unbemittelten vom Landerwerb abzuhalten und denſelben dem Bemittelten zu erleichtern, den Reichen reich, den Armen arm zu machen. Die erſte jener Verfügungen iſt ein Geſetz von 1842, nach welchem die Kronländereien nur in öffentlichen Verſteigerungen und nur in Sectionen von 640 Acres (1/4 engl. Q.=M.) zum Minimum=Anſatzpreiſe von 1 £. per Acre verkauft werden ſollen. Hierdurch wurde alſo den Aermeren der Grundbeſitz verſchloſſen, und dieſelben blieben genöthigt, im Lohndienſte zu verharren, während die Löhnung zugleich eine gewiſſe Höhe nicht überſteigen konnte. Doch würden die arbeitenden Klaſſen dieſe Hinderniſſe wohl noch haben überwinden oder umgehen können, wären nicht die Verfügungen bezüglich der Squatters vom Jahre 1847 hinzugekommen, durch welche den Unbemittelten, ſozuſagen vollends der Grund und Boden unter den Füßen weggenommen wurde.

Squatters nennt man nach einem nordamerikaniſchen Ausdruck (welcher einen, der ſich auf unangebautem Lande ohne Ankauf niederläßt, bezeichnet), in Auſtralien die großen Schafzüchter, weil ſie in früherer Zeit alles Weideland jenſeits der angebauten Bezirke als Gemeinweiden benutzten. Sie bildeten die wohlhabendſte und einflußreichſte Klaſſe und ſind meiſtens Familien von Einfluß in Altengland entſproſſen, ganz wie dies urſprünglich mit den großen Pflanzern (engliſcher Abſtammung) in den Südſtaaten von Amerika der Fall war; wie dieſe des Hauptartikels von Amerika, der Baumwolle, haben jene ſich des Hauptartikels von Auſtralien, der Wolle, bemächtigt. — Es ſind eben beide Zweige derſelben Sippſchaft, wie denn Auſtralien in gar mancher Hinſicht eine lehrreiche Parallele mit Amerika bildet. Sie hatten früher eine jährliche Conceſſions=Gebühr für die von ihnen benutzten Weideſtrecken (runs) zu entrichten, was ihnen aber keinerlei Anſprüche auf den Beſitz des Bodens gab. Indem ſie jedoch zu rechter Zeit ihren Einfluß in England geltend zu machen wußten, erhielten ſie im Jahre 1847 eine Reihe von Vergünſtigungen, welche ihre eignen kühnſten Erwartungen weit übertreffen mußten. Sie erhielten Pachtbriefe auf je 14 Jahre für auf mindeſtens 4000 Jahre berechnete Weideſtrecken zu einem jährlichen Zinſe von 10 Pfund Sterling und von 2 Pfund 10 Schill. für jedes fernere Tauſend Schafe. Während dieſer Pachtzeit darf Niemand ſich auf den betreffenden Weideſtrecken ankaufen und dieſelbe kann nach deren Ablauf erneuert werden. Zugleich aber erhielt der Pächter noch das Vorkaufsrecht auf das Ganze oder auf beliebige Theile zum Minimum = Preiſe von 1 £. den Acre! Während man alſo von dem kleinen Manne wenigſtens 640 Pfund behufs Ankaufs einer Section verlangte, oder ihn vom Landerwerb ausſchloß, erhielt der reiche Squatter, welcher wenigſtens 4000 Schafe beſaß, den Nießbrauch ſeiner ausgedehnten Ländereien um einen blos nominellen Zins. Da bei dem ſo eigenthümlich dünnen, vom europäiſchen ganz verſchiedenen Graswuchſe, für jedes Schaf wenigſtens 4 Acres Weide angenommen werden müſſen, ſo mußten die kleinſten „runs" 16,000 Acres enthalten. Man ſieht alſo, welche weite Landſtrecken bei dem ſo viele Millionen befaſſenden Schafbeſtande hier weggenommen worden waren. In der Kolonie Neuſüd=Wales wurde in Folge der erwähnten Maßnahme faſt das geſammte innere Land unter 1800 Perſonen ſo gut wie vertheilt, und dadurch zum großen Nachtheile ſpäterer Einwanderer eine wahre Territorial = Ariſtokratie geſtiftet. In der Kolonie Victoria giebt es ungefähr 1000 Squatters, welche zuſammen über 60 Millionen Acres inne haben, ſo daß jede einzelne Station an 50 bis 100 engliſche Quadrat=Meilen befaßt. Für ſolch' fürſtliches Beſitzthum entrichtet jeder Ritter vom goldenen Vließe jährlich an 20 Pfund. Indem die Squatters außerdem eine Einkommen=Steuer von 50,000 Pfund zahlen, ſo wird von der ganzen reichen Klaſſe der Kolonie die geringfügige Summe von 70,000 Pfund beigeſteuert. Nun trifft es ſich aber überaus glücklich, daß gerade im gegenwärtigen Jahre mit der Inkraftſetzung der Landbill auch die Pachtbriefe der Squatters von Victoria ablaufen — ein Erfolg, welcher dem Herrn Latrobe, dem erſten Gouverneur der Kolonie, zu verdanken iſt, der ihn ſelbſt aber äußerſt überraſchen wird.

Es war die Goldentdeckung, durch welche zunächſt eine liberale Bevölkerung in's Land kam. Die Regierung hatte ſich bisher beſtrebt, eine ſolche Bevölkerung fern zu halten. Der Ertrag des Verkaufs der Kronländereien wurde auf die Beſtreitung der freien Ueberfahrt der Auswanderer verwandt. Anſtatt jedoch ſolche zu befördern, denen die Ueberſiedlung am nöthigſten und nützlichſten war, alſo namentlich Leute mit beſchränktem Vermögen und zahlreicher Familie, wurden grade, mit Ausſchluß von Familien und bornirter Vernachläſſigung alles Gleichgewichts rückſichtlich des Geſchlechtsverhältniſſes, hauptſächlich ſolche Männer befördert, welche für die Herren Grundbeſitzer und Squatters ſtarke und gehorſame Knechte abgeben mochten.

Infolge der Goldentdeckung geſtalteten ſich weſentlich andere Bevölkerungs=Verhältniſſe. Herr Latrobe, der wackere Gouverneur der damals (1851) neu conſtituirten Kolonie Victoria, erkannte daher die doppelte Unzuläſſigkeit, das Land unter die Squatters zu vertheilen und beſchloß, die Ausſtellung der Pachtbriefe für die letzteren womöglich zu hintertreiben, indem er ſich zuvörderſt, nach der früheren Weiſe, auf die Ausſtellung von Quittungen für die jährlichen Conceſſions = Gebühren der Squatters beſchränkte. Als die Squatters jedoch, da ſie das Geſetz für ſich hatten, endlich ſehr nachdrücklich auf den Gouverneur eindrangen, wußte er ihnen durch ein Verſchleppungs=Manöver, wie es freilich wohl nur in der englichen Bureaukratie ausgeführt werden kann, auszuweichen. Der legislative Rath, wo die Squatters die Majorität beſaßen, erklärte am 28. Juni 1852 die Ausfertigung der Pachtbriefe für dringlich und, als der Gouverneur auch jetzt noch zögerte, forderte ihn der Rath durch Eingabe vom 17. Auguſt 1852 förmlich auf, entweder die Pachtbriefe auszuſtellen, oder die Sache der heimatlichen Regierung zur Entſcheidung vorzulegen.

Latrobe ſagte letzteres zu, und berichtete in einer voluminöſen Depeſche dem Kolonial = Miniſterium über (d. h. gegen) die Sache, ließ ſich aber Zeit genug hierzu, da die Depeſche erſt am 28. December, alſo nach vier Monaten abging.

Der engliſche Kolonial = Miniſter, der Herzog von Newcaſtle, ertheilt ſeine Antwort am 23. November 1853, welche Antwort dem legislativen Rathe am 4. März 1854, — alſo faſt zwei Jahre nach der Eingabe! — mitgetheilt wurde, — ein Beiſpiel, das an ſich wohl ſchon hinreichend für die Nothwendigkeit der Selbſtregierung der auſtraliſchen Kolonie ſprechen dürfte. Der Herzog von Newcaſtle erkannte, daß die Briefe auszuſtellen ſeien, doch ſollten ſie vom 7. April 1848 antedatirt werden, ſeit welcher Zeit die Squatters von Victoria, den Pachtſcheinen nach, im Beſitz geweſen waren. Die Pachtbriefe der Sqatters laufen alſo im gegenwärtigen Jahre ab, ſo daß die Landbill ſofort frei in Kraft treten kann. Es iſt in Folge dieſes Reſultates, daß wir das junge Gemeinweſen von Victoria, der leitenden Kolonie in

Digitized by Google

Auſtralien, bei ſeinem Auftreten als eine wirklich freie Gemeinſchaft begrüßen können.

Die Goldausfuhr von Victoria im gegenwärtigen Jahre beträgt 715,505 Unzen zum Werthe von 2,865,065 £., zu welchem Ertrage 184,709 Unzen zum Werthe von 738,836 £. aus Neuſeeland hinzugekommen ſind. In Ballarat war kurz vor Abgang der letzten Poſt eine neue Goldader gefunden worden, welche von einer ſelbſt für Ballarat außerordentlichen Reichhaltigkeit iſt.

Am 18. Juni ertrugen $1\frac{1}{2}$ Maſchinen voll Waſcherde 355 Unzen Gold. Die Actien der Geſellſchaft, welche die Grube betreibt, ſtiegen demzufolge ſofort von 180 £. auf 1100 bis 1200 £. — Der Ackerbau in Victoria hat in jüngſter Zeit ſo reißend ſchnelle Fortſchritte gemacht, daß gegenwärtig 100 Acker Land für je 129 Einwohner in Anbau ſind.

In der Kolonie Neuſüd-Wales wurde die Legislatur am 27. Mai eröffnet, und auch hier, obwohl Neuſüd-Wales noch eine ariſtokratiſche oder Squatter-Kolonie iſt, waren alle eingebrachten Maßnahmen entſchieden volksthümlicher Art, wie z. B. die Bill der Abſchaffung der Staatsunterſtützung der Kirche, die Bill betreffs Einzäunung der „Runs" der Squatters, durch welche bei der ſo großen Ausdehnung ihrer Weideſtrecken eine ſehr ſchwierige und koſtſpielige Aufgabe geſtellt iſt.

In der Kolonie Queensland (Moreton Bay) macht der ſo viel verſprechende Baumwollenbau ſchnelle Fortſchritte, und es war per Schiff Montmorency die erſte direkte Verſchiffung von Baumwolle nach dem Mutterlande gemacht worden — eine Begebenheit von Intereſſe in Erwägung der großen Zukunft, die dem Baumwollenbau von Queensland bevorzuſtehen ſcheint. — Herrn Bacley zufolge erreicht die dortige Baumwolle die amerikaniſche Sea-Island-Baumwolle an Feinheit und Glätte und kann der dortige Boden 600 Pfund feiner Baumwolle per Acker erzeugen. Arbeitskräfte ſind bei der Nähe Chinas verhältnißmäßig leicht herbeizuziehen.

Zu allen dieſen großartigen Ergebniſſen kommt nun noch hinzu, daß durch die neuen Entdeckungen im Innern anſtatt der bisher dort vermutheten weiten ſchauderhaften Wüſte ſich unermeßliche, reichlichſt bewäſſerte, höchſt fruchtbare und dabei der Geſundheit des Europäers zuträgliche Regionen eröffnet haben. Die zuletzt ausgeſandten Explorations-Partien waren zurückgekehrt, die unter Walker nach Queensland, die unter Landsborough nach dem Darling; ſie beſtätigen vollſtändig die durch die unglückliche Expedition Burke's erlangte Kunde über die herrlichen grasreichen, von großartigen Gewäſſern durchzogenen Ebenen. Faſſen wir alle die ſo günſtigen Verhältniſſe zuſammen, ſo iſt die rüſtige Entwickelung wahrhaft freier Gemeinweſen unter ſolchen Umſtänden gewiß eine Thatſache, welche die Beachtung eines jeden Freundes menſchlichen Fortſchritts verdient.

* * *

In der Ausſtellung von 1851 * ſpielte Auſtralien noch die ärmlichſte Rolle, in der diesjährigen Ausſtellung ſteht es reicher und verheißender da, als irgend eine andere der fünfzig engliſchen Kolonien.

Der älteſte kultivirte Theil iſt Neuſüd-Wales, die Korn- und Viehzucht-Schatzkammer, die ſchon vor zwei Jahren über 13 Millionen Pfund Wolle von Sidney in alle Welt ſandte. Es iſt die beſte und wird beinahe doppelt ſo theuer in England bezahlt, als deutſche, 15 Sgr. pro Pfund, letztere 7—8 im Durchſchnitt. Daneben Alpaca-Wolle mit ausgeſtopften Thieren dazu, deren lebendige Nachkommen nach bisherigen Fortſchritten in 50 Jahren jährlich über 50 Millionen Pfund Wolle liefern. Daneben Alpaca-Pomade, die feinſte Baumwolle (nach der amerikaniſchen Sea-Island-Cotton), Weizen, Mais, verſchiedene Weine, beſonders von Deutſchen gebaut (wie in Amerika, das, wenn's ſo fortgeht, in 20—30 Jahren die ganze Erde mit deutſchen Weinen verſehen kann), eingemachte Früchte, Tabake und prächtige Goldklumpen. Neuſüd-Wales ſchickte voriges Jahr für 15 Millionen Thaler Gold in die Welt. Dazu Kohlen und alle möglichen Erze und Mineralien.

Auch Auſtraliens Victoria-Provinz iſt reich an Wolle, Gold und Cerealien. Hier liegen für 2 Millionen Thaler Gold aus der Erde gepuddelt, dazu allein 1600 Centner Gold-Quarz, das von einer beſonderen Quarz-Zerſtampfungs-Maſchine, der fürchterlichſten und donnerndſten, die es giebt, zermalmt und vor den Augen der Beſucher ausgewaſchen werden ſollte.

Die gedachte Maſchine iſt in Victoria gebaut, aber die ganze Ausſtellungs-Obrigkeit weigerte ſich hartnäckig, ſie arbeiten zu laſſen, weil man fürchtete, ſie würde alle Trommelfelle im fünfmeiligen Umkreiſe und ſelbſt Mauern und Häuſer zerſchmettern.

Victoria-Holz und Victoria-Känguruh-Lederſtiefel (durch ein prachtvolles Paar vertreten) werden auch eine Rolle im Welthandel ſpielen, ſo auch Kupfer von Süd-Auſtralien, deſſen Minen den engliſchen Unternehmern bereits 6 Millionen Thaler Reingewinn gebracht haben. Der ſüdauſtraliſche Weizen wiegt 68 Pfund pro Scheffel, und ſoll zu den ſolideſten, nahrungsreichſten Arten gehören.

In den Urwäldern Weſt-Auſtraliens ſtecken Nutz-, Dauer- und Zierhölzer, alle Tiſchler der Welt zu entzücken und jede Familie mit funkelnagelneuen Kommoden zu verſehen. Wohlriechendes Holz, Himbeer-Gelée, Holz, unverwüſtliches Holz, Holz, viel dauerhafter wie Eiſen, Kakadu-Muffe, eingemachte Känguruh-Delikateſſen, Emu-Eier-Becher mit Silberrändern und was ſonſt noch Alles! Die jüngſte auſtraliſche Kolonie, Queensland — erſt drei Jahre alt — iſt reicher, als alle anderen, beſonders an der ſchönſten Baumwolle aus den Murrey-Thälern, ſo daß man ſchon hofft, dieſe Kolonie allein werde die Sklavenfrage in Amerika löſen. Die Queensland-Wolle (voriges Jahr über 4 Millionen Pfund nach England exportirt) iſt ſeiden und vließig, wie Cachemir. Das Dugong-Oel (von einem Fiſche) hilft den Eingebornen gegen alle Krankheiten, iſt und ſchmeckt beſſer, als Leberthran und kann demnach dem Malz-Extrakt gefährlich werden. Auch giebt es in Queensland Eiſen-Eichen, fabelhafte Hölzer, die 230 Fuß lange Planken geben; ſchwarzen, weißen Marmor, Pelzwerke ꝛc. Der dampfbeſchwingte Weltverkehr wirft dieſe unerſchöpflichen, zum Theil wunderbaren, längſt gefühlte Mängel befriedigenden Schätze vor unſere Thüren. Wenn man uns hinreichend Geld und Arme läßt, ſie theils mit unſerem Fleiße zu bezahlen, theils unſerer künſtleriſchen Stoffveredelung zu unterwerfen, ſo werden wir durch das Gold, die Hölzer und die Wolle, die Oele und Balſame der ſchwarzen, rothen, braunen, gelben und weißen eingewanderten Gegenfüßler alle reicher, geſunder, glücklicher.

Es macht uns kosmopolitiſche Freude, auf dieſen Fortſchritt in der „verkehrten Welt" hinzuweiſen, und unſerm Welthandel Ehre, daß er die Reichthumsquellen und Erhöhung allgemein menſchlicher Lebensbefriedigung auch von den entfernteſten Gegenfüßlern her bis in unſere Taſchen und Töpfe zu leiten vermag.

China.

Die Taipings in China.

(Aus einem engliſchen Konſulats-Berichte).

Das im unmittelbaren Beſitz der Taiping, d. i. des Tai Ping Tien Koh (Allgemeinen Friedens-Himmel-Reich, d. h. der Revolutionäre) befindliche Gebiet umfaßt den größten Theil der beiden Provinzen Nganhwug und Keangh-ſu, welche zuſammen einen Flächeninhalt von 92,961 engl. Quadrat-Meilen und vor der Revolution eine Bevölkerung von 72 Millionen hatten. Es umfaßt neun Städte erſter, vier zweiter und vierzig dritter Klaſſe. Es wird in ſeiner ganzen Breite vom untern Jangzekiang durchfloßen, deſſen unmittelbare Ufer die Taiping, da ſie keine Kriegsflotte beſitzen, jedoch nur bis Wuhu, 54 Meilen oberhalb Nanking, beherrſchen.

Die Regierungsform, obwohl entſchieden demokratiſch-ſocialiſtiſcher Tendenz, iſt die einer despotiſch-feudaliſtiſchen Theokratie. Der König, der Tien Wang (himmliſcher Fürſt) — Hung Sow Tſchuen, gegenwärtig 50 Jahre alt — reſidirt zu Nanking im „himmliſchen Hofe," einem großen Palaſte, deſſen Mauern er nie verläßt. Der himmliſche Hof iſt in zwei Haupthöfe eingetheilt, einen äußern und einen innern; der erſtere iſt für das männliche Hofgeſinde beſtimmt; zu letzterem hat ausſchließlich das weibliche Hofgeſinde Zutritt; kein männliches Weſen außer den Fürſten (Wang) wird hier zugelaſſen. Der Tien Wang hat 30 Frauen und 60 Kebsweiber, durch welche Anzahl ſein Rang bezeichnet werden ſoll, indem bei den Taiping die Zahl der Frauen ſich nach der Höhe des Ranges bemißt. Der ganze Hofſtaat ſteht unter der Leitung der alten Mutter des Königs.

Ungeachtet ſeiner Abgeſchiedenheit hat der Tien Wang die vollſtändige Leitung der Staats-Angelegenheiten. Zu beſtimmten Perioden haben die Wang (Fürſten, Oberbefehlshaber) bei ihm Audienz, aber nur der Kan Wang, ſein Vetter und Premier-Miniſter, hat völlig freien Zutritt, und nur durch deſſen Vermittelung ſprechen die Wang während der Audienz zu ihm. Er iſt, nach der Lehre der Taiping, der wahrhafte zweite

* Aus einer andern engliſchen Quelle

Digitized by Google

Sohn Gottes, der jüngere Bruder Jeſu Chriſti, welcher gleich ihm in die Welt geſandt wurde, um eine beſtimmte Aufgabe auszuführen. Sein Vater, ſeine Mutter, ſein Bruder Chriſtus, und ſeine Schweſter wohnen im Himmel, ſtehen aber fortwährend mit ihm in Verkehr. Sein eigner Sohn, 14 Jahr alt, iſt in dieſelbe göttliche Gemeinſchaft aufgenommen. Seine Aufgabe iſt, ein neues himmliſches Königreich zu begründen, in welchem Götzendienſt und die Herrſchaft der Mandſchu zerſtört, und die wahre Verehrung Gottes und Chriſti hergeſtellt werden ſoll. Man ſchildert Hung Sow Tſchuen als einen Mann von hoher Statur, mit langem, ſchwarzen Barte und aufgeweckten, einnehmenden Zügen.

Bei dieſer dem Tien Wang gezollten göttlichen Verehrung beſitzt er jedoch keine unbedingte, politiſche Machtvollkommenheit, ſondern jeder Erlaß bedarf der Zuſtimmung des Raths der Wang, in deren Tributen ausſchließlich ſeine Einnahmen beſtehen und die ſich überhaupt zu ihm wie feudale Vaſallen verhalten. Die Erlangung der Wangwürde hängt dabei weniger vom Verdienſt und dem Willen des Tien Wang ab, als vielmehr von der Anzahl waffenfähiger Anhänger. Wenn ein Häuptling 100,000 Waffenfähige hat, ſo iſt er zur Annahme der Würde berechtigt. Es giebt gegenwärtig 16 Wang. Es iſt, bezüglich des demokratiſchen Charakters der Bewegung, jedoch zu bemerken, daß faſt alle Wang Leute von der niedrigſten Abkunft ſind. Außer dem Tien Wang ſelbſt, welcher bekanntlich ein Zögling des Miſſionar Roberts iſt, und deſſen Vetter, dem Kan Wang, der von Dr. Legge in Hongkong Unterricht erhalten hat, beſitzen die Wang nur ſehr beſchränkte Bildung. Die Würde der übrigen Beamten und Offiziere iſt nach ſechs Rangſtufen geordnet.

Neben der ackerbauenden Bevölkerung auf dem Lande, beſteht jetzt in den Städten nur ein ſehr ſpärlicher Ueberreſt von Handelsleuten, Handwerkern oder freien Arbeitern; der gemeine Mann iſt entweder Soldat oder Sklave. Die Soldaten erhalten keinen Sold, außer wenn ſie in Garniſon liegen; ſie ſcheinen aber mit den, auf den Kriegszügen ſich bietenden Gelegenheiten ſich bezahlt zu machen, zufrieden zu ſein. Ohne Beſoldung und Verproviantirung muß ſich die Armee immer ſelbſt zu helfen wiſſen. Bei jedem Kriegszuge werden die Veteranen unter die einzelnen Heeres-Abtheilungen vertheilt, um einen zuverläſſigen Kern zu bilden, worauf die Abtheilungen durch Rekruten vervollſtändigt werden, was ſich als vorzügliches Mittel zur Aufrechthaltung der Disciplin und des Esprit du corps erweiſt. Die Kontingente liegen nie in derſelben Gegend in Garniſon, in welcher ſie ausgehoben worden waren, ſondern werden nach einem verſchiedenen Landestheile verſetzt.

Nur Offiziere und Beamte können heiraten, wobei die Anzahl der Frauen ſich genau nach dem Range bemißt. Der öſtliche und der weſtliche Wang haben je 11 Frauen, die anderen je 6, die höheren Officiere je 3, die mittleren je 2 und die unteren je eine Frau. Dem gemeinen Soldaten iſt die Ehe und Concubinage bei Todesſtrafe unterſagt. Nach Einnahme einer Ortſchaft wird ihm geſtattet, ſich drei Tage lang allen Ausſchweifungen hinzugeben, nach Ablauf welcher Friſt jedoch kein lediges Frauenzimmer im Orte zurückbleiben darf.

Die arbeitende Bevölkerung beſteht faſt nur aus Leibeigenen, gebrandmarkt mit den vier Charaktern Tai Ping Tien Koh. Dieſelben erhalten zwei Mahlzeiten des Tages, aber keine Bezahlung. Da die verlangte Arbeit nur mäßig iſt, ſo ſcheint die Mehrzahl dieſer Leute auch damit zufrieden, mit hinlänglicher Speiſe und mit Obdach verſorgt zu werden.

Auch die nicht leibeigene Bevölkerung wird einmal monatlich mit Nahrungsmitteln aus den öffentlichen Niederlagen verſehen. Die Diſtributoren werden, um Unterſchleif zu vermeiden, alle acht Wochen gewechſelt.

Eine eigentliche freie Bevölkerung giebt es, wie bemerkt, nicht. Jeder ſteht mit irgend einem öffentlichen Amte in Verbindung, wo die Namen aller Angehörigen regiſtrirt ſind. Es herrſcht fortdauernder Belagerungszuſtand. Jeder muß ſtets zur Vorzeigung ſeines Paſſes bereit ſein.

Die Zerſtörung, welche den Marſch der Armee bezeichnet, obgleich weſentlich genährt durch die räuberiſchen und wilden Elemente, welche dieſelbe zuſammenſetzen, iſt allerdings der Hauptſache nach eine Wirkung der von den Taiping verfolgten Pläne, *welche auf die gänzliche Vertilgung der bisherigen Inſtitutionen, ſelbſt bis auf deren Spur ausgeht.* Bei den ſtattgefundenen großen Gemetzeln iſt beſonders auf Erhaltung der Knaben geſehen worden, ſo daß ſich jetzt ein ſehr ſtarkes Verhältniß von jungen Burſchen bemerkbar macht. Man hofft, daß dieſelben, unter der neuen Regierung groß gewachſen, ſich zur Ausführung ihres Syſtems beſonders geeignet erweiſen werden.

Die Hauptſtadt der Taiping iſt Nanking, bei den Taiping: Tien-king, die himmliſche Hauptſtadt, genannt.' Die Stadt iſt bei der Einnahme von Grund aus zerſtört worden.

Sie iſt gegenwärtig nur das Hauptquartier der Armee und hat kaum 20,000 Einwohner, meiſtens Sklaven, die aber ſehr gut bekleidet und beköſtigt ſind. Die herrlichen öffentlichen Gebäude, die Porzellanpagode, die Grabmäler der Ming-Kaiſer u. ſ. w. ſind alle ſpurlos vernichtet, indem das Taipingthum beſonders auf die Vernichtung öffentlicher Gebäude als auf den Ausdruck der bisherigen Inſtitutionen ausgeht, der dieſelben, auch nachdem ſie zerſtört ſind, wieder wach rufen könnte. Nur die hohe vier Meilen im Umkreiſe meſſende Mauer ſteht noch, aber die einſtigen, breiten und wohlgepflaſterten Straßen ſind jetzt nur Wege, die durch Schutthaufen führen. Nur hier und da ſtehen Häuſer, unter denen einige Wang-Paläſte hervorragen. Die ganze eigentliche Stadt beſteht jetzt nur noch aus einem Paar öder Gaſſen im früheren Südquartiere.

Nur die mit Päſſen verſehenen Einwohner werden an den Thoren zugelaſſen. Da die Stadt gegenwärtig nur militairiſchen und adminiſtrativen Zwecken dienen ſoll, iſt es auch für nöthig erachtet worden, alle Handwerker und Handelsleute gänzlich auszuſchließen, indem es befürchtet wird, daß bei einer vermiſchten, nicht unter militairiſchem Befehl ſtehenden Bevölkerung der Feind Gelegenheit finden könnte, ſich einzuſchleichen. Es giebt außer einigen Apotheken in der Stadt keine Läden.

Außerdem übt, wie wir bemerkt haben, die Regierung thatſächlich das Handelsmonopol. Der Tien mai hun, oder Aufſeher der öffentlichen Niederlagen, iſt gewiſſermaßen der einzige Kaufmann. Doch würden dieſe Umſtände bei wiederhergeſtelltem Frieden den Binnenhandel keineswegs gänzlich, den auswärtigen gar nicht ausſchließen. Die wichtigſten Ausfuhrartikel in Jangzekiang-Häfen ſind, außer Thee und Seide, Reis, feine Baumwolle, Steinkohlen (jetzt 8 Dollars die Tonne). Die am meiſten in Nachfrage ſtehenden Einfuhrartikel ſind: amerikaniſche Drilliche, graue und weiße Shirtings, türkiſchrothe, weiße und bunde Brecaden, Taſchentücher, Kamelotte, ſpaniſch geſtreifte Zeuge.

Die zerſtörenden Elemente im Taipingthum, inſofern es ſocial revolutionär auf die Umſtoßung des Beſtehenden geht, gewähren einen ſehr natürlichen Anziehungs- und Centraliſationspunkt für die zahlreichen localen Räuberbanden, die von jeher eine der ſchwerſten Landesplagen in China geweſen ſind. Die Taiping ſtehen mit dieſen Banden allerdings in vielfacher Verbindung und ihr Heer wird aus ihnen ſehr viel rekrutirt. Aber anderſeits iſt den Taiping gar manches aufgebürdet, das nicht ihnen, ſondern den Räuberbanden zur Laſt fällt. Ein einleuchtendes Beiſpiel iſt folgender Fall, der im vorigen Herbſte bei Siutſchia-kang am Wuſang-Fluſſe, unfern von Schanghai ſich zutrug. Ein engliſches, mit Seide beladenes Schiff war hier um Zoll angehalten und nach deſſen Verweigerung geplündert worden. Der Fürſt Kan, der Taiping-Miniſter, an den die Engländer ſich deshalb wandten, zeigte, daß an dem genannten Ort keine Zollſtelle der Taiping beſtehe, daß das von den angeblichen Zollbeamten vorgezeigte Certificat eine Fälſchung mit einem bei den Taiping-Beamten nicht üblichen Siegel geweſen. Es war dies eine Bande, mit denen die Taiping in keiner Verbindung ſtanden.

Es iſt aber ein ſehr großer Theil von China mit derlei Banden überzogen, von denen es ſchwer zu ſagen hält, ob ſie bloße Räuber ſeien, oder mit den Rebellen zu Nanking in Verbindung ſtehen. Die wichtigſten unter denſelben ſind die Niehfei, welche am gelben Fluſſe hauſen. Sie haben bereits wiederholt die Sicherheit Pekings gefährdet, werden jedoch von den Taiping nicht anerkannt, obſchon ſie gelegentlich mit ihnen in Verbindung operiren. Sie rühren wahrſcheinlich urſprünglich von einer Abtheilung der Taiping her, welche nach der Einnahme von Nanking 1853 ſich nach Norden wandten und das Volk, nachdem ſie es ſeiner Habe beraubt hatten, ſich anzuſchließen zwangen. Ihnen ſchloſſen ſich noch 500,000 Mann ſtarker Trekſchuitenleute des großen Kanals, welche damals unbeſchäftigt waren, und die Arbeiter von den Dämmen des gelben Fluſſes an. Es geſchah wegen der damaligen Vernachläßigung der Dammbauten, daß ein Dammbruch ſtattfand und der gelbe Fluß ſein bisheriges Bette verließ und eine mehr nordöſtliche Richtung einſchlug, ſeit welcher Zeit das alte Bette des Fluſſes trocken liegt.

Dieſe Rebellen beſitzen zahlreiche mit Erdwällen verſehene Feſtungen, ihr Hauptſitz iſt zu Fung-jang in der Provinz Tang-hwug; es fehlt ihnen aber an Feuerwaffen, namentlich an Artillerie. Wenn nicht auf Raubzügen, geben ſie ſich für friedliche Bürger aus und verfolgen ruhig ihre gewöhnlichen Geſchäfte. Als ihr Anführer gilt Tſchang-So-ſing aus Sutſchow-fu in Kiang-ſu, ein früherer Miliz-Offizier im Dienſt der Regierung. Sie ſcheinen in neueſter Zeit in nähere Verbindung mit den Taiping getreten zu ſein.

Aus Kuang-tung und Kuang-ſe, den urſprünglichen Stammſitzen

Digitized by Google

der Taiping, erhalten ſie jedenfalls noch fortwährend beträchtlichen Zuzug, obwohl nicht ganz klar iſt, wie weit dieſe entfernten Provinzen von Nanking aus controlirt werden.

Die Rebellion in Junnan, Kweitſchow und den andern Weſtprovinzen Chinas ſteht unter der unmittelbaren Leitung von Scheh-ta-kai, einem der angeſehenſten Fürſten der Taiping.

Man ſieht alſo, daß die Lage der Rebellion in China eine ſolche iſt, daß letztere einen mächtigen, ſoliden Kern im Herzen des Reiches beſitzt, um den lockere, aber homogene Schichten nach Norden, Weſten und Süden hin im Kreiſe herum liegen und ſich damit leicht vereinigen können, während den neuen Alliirten Englands, der kaiſerlichen Regierung, eigentlich nur die unmittelbare Umgegend Pekings verbleibt.

Wie weit es der Palmerſton'ſchen Regierung gelingen wird — oder überhaupt Ernſt iſt — dieſes ſeit einer Mandel von Jahren ſtets gewachſene revolutionäre Taipingthum auszurotten und dem legitimen Kaiſer wieder zur Herrſchaft in dem chineſiſchen Reiche zu verhelfen, müſſen wir abwarten. So viel wir wiſſen, fehlt's in England an Mitteln, wie am Willen, die chineſiſche Legitimität gegen ſolche Feinde wieder herzuſtellen.

Mannigfaltiges.

— **Deutſche Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften.** Aus dem von Schulze-Delitzſch im Auftrage des Kongreſſes deutſcher Volkswirthe herausgegebenen, neueſten Jahresbericht über die auf Selbſthülfe gegründeten, deutſchen Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften des kleineren und mittleren Gewerbſtandes* erſehen wir, daß die Zahl und der Verkehr dieſer Genoſſenſchaften im vorigen Jahre wieder bedeutend gewachſen iſt. So finden ſich in den der Schrift angehängten Liſten 364 Vorſchuß- und Kredit-Vereine und 129 Rohſtoff- und Magazin-Aſſociationen in einzelnen Handwerken, ſowie eine Anzahl Konſum-Vereine, ſpeziell nachgewieſen. Aus folgender Vergleichung iſt das Anwachſen der Vereine während der beiden letzten Jahre erſichtlich. Es waren der von Schulze-Delitzſch in Potsdam geleiteten Anwaltſchaft bekannt:

	1859	1860	1861
Vorſchuß- und Kredit-Vereine	183	257	364
Rohſtoff-Aſſociationen	67	116	129.

Es ſteht aber feſt, daß dieſe Angaben nicht alle in Deutſchland beſtehenden Vereine dieſer Art umfaſſen, und man wird ſicher nicht zu weit gehen, wenn man gegenwärtig ungefähr 400 Vorſchuß- und Kredit-Vereine, 180—200 Rohſtoff-Aſſociationen und 50 Konſum-Vereine, als wirklich in Deutſchland vorhanden, annimmt und den Geſammt-Umſatz derſelben auf 20—22 Millionen Thaler jährlich berechnet. Die dem Jahresberichte von Schulze-Delitzſch beigefügten, ſpeziellen Rechnungs-Abſchlüſſe von ungefähr 220 dieſer Vereine gewähren zu dieſer Berechnung hinlänglichen Anhalt. Einen überaus wohlthätigen, ſtets wachſenden und von den Vereinen ſelbſt einſtimmig anerkannten Einfluß auf die Organiſation und immer ſolidere Begründung derſelben übt das von Herrn Schulze-Delitzſch in Potsdam geleitete Central-Korreſpondenz-Bureau (Anwaltſchaft) der deutſchen Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften. Durch den von der Anwaltſchaft jährlich berufenen Vereinstag, bei welchem Deputirte der einzelnen Genoſſenſchaften zur Berathung der wichtigſten Fragen zuſammentreten und durch die von ihr herausgegebene Monatsſchrift „Die Innung der Zukunft" wird ein Austauſch allſeitiger Erfahrungen, ein gegenſeitiger fruchtbringender Geſchäftsverkehr und die Wahrung gemeinſamer Intereſſen ermöglicht. Möge es dem unermüdlichen, wackern Begründer dieſer Inſtitution vergönnt ſein, ſein Werk immer ſegenreicher über das deutſche Vaterland ausgebreitet zu ſehen; möge aber auch ſeine ſtets wache Aufmerkſamkeit und ſeine warnende Stimme nicht verfehlen, die Vereine vor Ausſchreitungen zu bewahren, wie ſie hin und wieder bereits vorgekommen,** damit die Genoſſenſchaften innerhalb der von ihm vorgezeichneten, richtigen Bahn einem gedeihlichen Ziele ſicher entgegengehen!

— **Der linguiſtiſche Preis des franzöſiſchen Inſtituts.** Max Müller's engliſchen Vorleſungen über vergleichende Grammatik, über die wir in dieſen Blättern mehrfach referirt haben, iſt in einer öffentlichen Sitzung des Pariſer „Inſtituts" (der vereinigten fünf Akademieen von Frankreich), am 14. Auguſt, der in einer goldenen Medaille im Werthe von 1200 Francs beſtehende, Volney'ſche Preis zuerkannt worden. Es iſt dieſe Auszeichnung unſeres Landsmannes um ſo erfreulicher, als ihm bekanntlich in Folge einer Intrigue der durch Wilſon's Tod erledigte Lehrſtuhl des Sanskrit in Oxford — eine Profeſſur, die, nach allgemeinem Urtheil, ihm allein gebührte — nicht zu Theil geworden iſt.

Folgendes ſind die Werke, die der Commiſſion des Inſtitutes bei der Preisvertheilung für das Jahr 1862 zur Konkurrenz vorlagen:

No. I. Lectures on the science of language, delivered at the royal institution of Great Britain, by Mr. Max Müller. London, 1862, in-8. Zweite Auflage.

No. II. Monuments des anciens idiomes gaulois, par M. H. Monin. Besançon, 1861, in-8.

No. III. Dizionario italiano-denka e denka-italiano, di D. Giovanni Beltrame. (Manuſcript.)

No. IV. Glossaire du patois de la Bresse chalonaise, par M. Jules Guillemin, 1860, grand in-4.

No. V. Histoire et glossaire du normand, de l'anglais et de la langue française, d'après la méthode historique, naturelle et étymologique, par M. Ed. le Héricher; 3 vol. in-8.

No. VI. Dictionnaire d'étymologie française, d'après les résultats de la science moderne, par M. Auguste Scheler. Bruxelles, 1862, in-8.

No. VII. Vergleichende Grammatik der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Berlin, 1861, in-8. t. I. — Gedrängte Vergleichung der griechiſchen und lateiniſchen Declination. Berlin, 1862, in-8. Von Leo Meyer.

No. VIII. Quelques réflexions sur une langue universelle, par M. le docteur Bodinier. (Manuſcript).

No. IX. Collection de documents dans les langues indigènes pour servir à l'étude de l'histoire et de la philologie de l'Amérique ancienne. Volume I, Popol Vuh, livre sacré et mythes de l'antiquité américaine; Paris, 1861, grand in-8. Volume II. Grammaire de la langue quichée, suivie d'un vocabulaire et du drame de Rabinal-Achi, par M. l'abbé Brasseur de Bourbourg; Paris, 1862, in-8.

Den beiden Werken des Abbé Braſſeur de Bourbourg (No. IX) hat die Commiſſion des Inſtituts, wegen der intereſſanten Documente, die darin enthalten ſind, eine „ehrenvolle Erwähnung" zuerkannt; ebenſo dem Wörterbuche (No. III) von Giovanni Beltrame. Das Denka iſt eine an den Ufern des Weißen Nil geſprochene Sprache. Das Inſtitut giebt zugleich den Wunſch zu erkennen, daß das Manuſcript dieſes Wörterbuches gedruckt werde. Bekanntlich hat auch Dr. Heinr. Barth vergleichende Studien in Bezug auf die Negerſprachen Afrika's zuſammengeſtellt.

Auch für das Jahr 1863 hat das Inſtitut den von Volney gegründeten linguiſtiſchen Preis einem Werke über vergleichende Grammatik zugedacht. Die konkurrirenden Werke, gleichviel ob im Manuſcript oder ſeit dem 1. Januar 1862 gedruckt, müſſen dem Inſtitute bis zum 1. April 1863 eingereicht ſein.

— **Hr. Garnier-Pagès auf dem volkswirthſchaftlichen Kongreß.** In dem kürzlich zu Weimar abgehaltenen deutſchen volkswirthſchaftlichen Kongreß erſchien der bekannte franzöſiſche Publiciſt und Hiſtoriker, Herr Garnier Pagès, um die deutſchen Volkswirthe zu der am 22. September in Brüſſel ſtattfindenden Verſammlung der „Société internationale pour le bien social" einzuladen, wo, wie er ſagte, die Männer der Wiſſenſchaft durch ihre Förderung der Werke des Friedens die Schäden und Nachtheile zu paralyſiren ſuchen, welche die nie raſtende Politik dem ſocialen Wohlſein und der Civiliſation zufügt. Mit beredten Worten ergoß ſich der franzöſiſche Redner in das Lob der in Deutſchland beſtehenden Wandervereine für wirthſchaftliche, naturwiſſenſchaftliche und ſociale Zwecke, doch meinte er, daß die Einrichtung des wiſſenſchaftlichen Wanderkongreſſes in England inſofern den Vorzug verdiene, als dort alle verſchiedenen Zweige beiſammen ſeien und es dadurch dem einzelnen Gelehrten eher möglich ſei, ſich gleichzeitig bei mehreren Sectionen zu betheiligen. In allen anderen Stücken, ſo fügte der Redner hinzu, verdienten jedoch die deutſchen Kongreſſe den Vorzug, denn hier bringe Jeder nur das, was der Wiſſenſchaft und dem Volke fromme, während in anderen Ländern nur zu oft die perſönliche oder nationale Eitelkeit die Hauptrolle ſpiele. Hr. Garnier-Pagès verſicherte, daß er vielfach bereits im Auslande dieſes Lob der Deutſchen ausgeſprochen und daß er ſich mit jedem Jahre mehr von der Wahrheit dieſes Ausſpruches überzeuge.

J. L.

* Leipzig, Guſtav Mayer, 1862.

** Z. B. in Dresden.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das IV. Quartal 1862 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das III. Quartal 1862 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung: **Veit & Comp. in Leipzig.**

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 40. Mittwoch, den 1. Oktober 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Sprach-Kurioſitäten. I. Der Nimmermehrs-Tag. II. Peterling in allen Suppen . . . 467
Sawitri, Gedicht von Louiſe von Ploennies . . . 468
Frankreich.
Das Regiment der Frau v. Pompadour. I. Ludwig XV. und die Maitreſſen-Wirthſchaft . . . 469
Schweden.
Die ſchwediſche Staatsverfaſſung in ihrer geſchichtlichen Entwicklung, nach Frhr. von Nordenflycht . . . 472
Perſien.
Reiſe-Erinnerungen aus Perſien. I. Der Todtenbemd-Berg . . . 474
Bibliſche Literatur.
Moſaiſches Recht . . . 476
Mannigfaltiges.
Deutſche Typographie . . . 477
Deutſche Bibliothek, von Heinrich Kurz . . . 478
Vlaemiſche Literatur . . . „
Niederländiſcher Sprach-Kongreß . . . „
Berichte über die Londoner Ausſtellung . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Sprach-Kurioſitäten.

I.

Der Nimmermehrs-Tag.

Gewinnt die Sprache eines Volkes ſchon an Perſönlichkeit, wenn man die einzelnen Worte derſelben auf ihre Wurzeln zurückführt und dadurch ihre urſprüngliche Bedeutung kennen lernt, ſo tritt doch die eigentliche Individualität derſelben, oder vielmehr des Volkes, das ſie ſpricht, erſt recht charakteriſtiſch hervor, wenn man die ihr beſonderen Ausdrücke mit den gleichbedeutenden Begriffen in anderen Sprachen zuſammenſtellt und vergleicht.

Nehmen wir z. B. die verſchiedenen Ausdrucksweiſen von nur einigen Völkern Europa's, um einen Zeitpunkt zu bezeichnen, der nie eintreten wird, oder nie dageweſen iſt.

Das „Anno magno Platonis“ der Römer iſt mit der Idee des „großen platoniſchen Jahres,“ in welchem alle Himmelskörper wieder den Platz einnehmen ſollen, den ſie bei der Erſchaffung der Welt hatten, aus dem Volksmund verſchwunden. Dagegen hat ſich der Ausdruck: ad Calendas Graecas, zu den Kalenden der Griechen, welche bekanntlich nicht nach Kalenden rechneten, mit der längeren Dauer der Gewohnheit, nach dem lateiniſchen Kalender zu datiren, nicht nur bei den romaniſchen Völkern, ſondern auch bei den Engländern erhalten, und die Čechen haben ihm ihr: „Auf den ungariſchen Monat“ nachgebildet.

Die allgemein übliche chriſtliche Sitte, die Tage jedes Monats nach den Namen von Heiligen zu benennen, ließ auch den „Nimmermehrs-Tag“ nicht ohne Heiligenſchutz. So erfanden die Lombarden und Venetianer: el dì de San Mai, den Tag des heiligen Niemals; die Toskaner: il dì di San Bellino, den Tag des heiligen Bellin, deſſen Name in keinem Heiligen-Verzeichniß vorkömmt; die Holländer: Sint-Jutmis, das Feſt des heil. Jut, des berüchtigten Papſtes Johannes VIII., zu deſſen Ehren man nie eine Meſſe gefeiert hat; die Wenden der Oberlauſitz „den Tag des heiligen Tölpel,“ der kanoniſch noch nicht unter die Zahl der Heiligen verſetzt worden iſt, und die Deutſchen den „St. Nimmers-Tag“ (plattdeutſch: Sünt Nümmers Dag) oder „St. Nimmerleinstag.“ „Ein Feſt des heiligen Niemals“ fand auch bei den Kleinruſſen Eingang, und die alten Čechen glaubten ihren Eifer für das neuangenommene Chriſtenthum nicht beſſer bethätigen zu können, als durch die Redeweiſe: „Am heiligen Vid, der niemals ſein wird,“ indem ſie damit darthun wollten, daß ſie nie wieder zur Verehrung des früher von ihnen angebeteten Gottes Swantevid zurückkehren würden.

Gleiche Bedeutung bei Verſprechungen, namentlich von Geldzahlungen, haben das čechiſche: „Am Dienſtag“ oder „am dritten Tag nach dem Tode“ und: „in einer Woche nach einem Sonntag;“ ferner das ruſſiſche: „nach dem Regen am Donnerſtag;“ das toskaniſche: „tre dì dopo il Giudizio“ (drei Tage nach dem letzten Gericht); das venetianiſche setimài, welches aus einer Zuſammenziehung von setemana (Woche) und mai (niemals) entſtanden iſt, und wofür man auch häufig „st' altera setimài,“ in der andern Niemalswoche, ſagt; ebenſo das franzöſiſche: trois jours après jamais, drei Tage nach Niemals, und das deutſche: „am jüngſten Tage,“ oder „auf Barthel Nimmermehr.“

Dem čechiſchen: „zu Hundepfingſten“ oder „zu Kleinpfingſten“ entſpricht das plattdeutſche: „zu Eulenpfingſten,“ wobei man bei Soeſt: „wenn die Krähen,“ bei Marsberg in Kurheſſen: „wenn die Böcke auf dem Eiſe tanzen,“ hinzufügt.

In ähnlicher Weiſe ſagt der Deutſche: „Zu Pfingſten, wenn die Gans auf dem Eiſe geht;“ „zu Oſtern, wenn die Böcke lammen“ und „zu St. Martin, wenn die Störche kommen,“ und in Schwaben heißt es: „Auf Egidy, wo die Schleifer ihren Jahrtag haben.“

Während aber die germaniſchen Völker ſich damit begnügen, eine Woche als unmöglich hinzuſtellen, in welcher zwei Sonntage zuſammenkommen,* ſtatten die romaniſchen Völker dieſe Woche mit drei Donnerſtagen aus,** und die Krainer laſſen in derſelben „den Sonntag auf den Freitag fallen.“ Auch die Deutſchen ſagen: „Das geſchah in dem Jahre, da Charfreitag auf eine Mittwoch fiel,“ und in Parma verlegt man den verheißenen Termin auf den „32. Auguſt“ (ai trentedu d' agost), oder „in das Jahr, wo es zwei Mai-Monate giebt“ (l'ann del du el més del maj), auf der Inſel Sardinien gar „in das Jahr, wo es Bohnen mit Speck regnen wird“ (S' annu qui hat a piver faa cum lardu).

Will man ſich noch mehr ſichern und die Unmöglichkeit noch ſtärker hervorheben, ſo ſpricht der Italiäner: „Wenn die Eſel fliegen,“ „wenn die Gänſe einen Hahnenkamm tragen“ und „wenn die Flüſſe aufwärts laufen;“ der Franzoſe: „wenn die Eſel Lateiniſch ſprechen;“ der Engländer: „wenn der Teufel blind iſt“ und der Deutſche: „wenn die Sonne ſtillſteht,“ oder „in die Hölle ſcheint;“ „wenn der Rhein ob ſich läuft“ und „wenn der Wolf das Schaf heiratet,“ oder: „Geſchwind, ehe die Katze ein Ei legt und die Böcklinge lammen.“

Der Holſteiner ſagt wohl auch: „Wenn't mal früſt un nich koold iſt,“ und der Rheinländer: „das wird geſchehen, wenn der Teufel von Aachen kommt,“ wo er, der Sage nach, ſo feſtgebannt in dem Ponellen-Thurm ſitzt, daß er auf immer darin hauſen muß.

Die Čechen dagegen vertröſten auf des Teufels Tod („wenn der Teufel ſtirbt und die Hölle nicht mehr brennt“), oder, wenn das nicht genügt, auf die Zeit: „wenn man einen Stern als Licht brennt;“ „wenn

* (deutſch:) Wenn zwei Sonntage in einer Woche kommen.
(engliſch:) When two sundays come together.

** (franzöſiſch:) La semaine des (aux) trois jeudis.
(venetianiſch:) La setemana dei tre ziola.

Digitized by Google

auf der Handfläche Haare wachſen“ und „der liebe Herrgott die Geiger bezahlt,“ oder fügen wohl auch hinzu: „Warte, bis der Hahn — in Mähren: die Katze, in Schleſien: die Schildkröte — Eier legt.“

Eine ganze Kategorie von unmöglichen Dingen führt der Lithauer an, wenn man frägt: Wann wird das geſchehen? indem er erwiedert:

Wenn der Ofen ausſchlagen wird;
wenn die Pfähle grünen werden;
wenn die Weide Beeren tragen wird;
wenn das alte Weib den Meißel zerbeißen wird;
wenn der Haſe den Hund jagen wird, und
wenn ſchmutziger Regen fallen wird.

Aermer an Unmöglichkeitsfällen iſt der Serbe, welcher ſagt: „Das wird kommen, wenn mein Vater aus dem Grabe ſteigt,“ oder: „Eher wird ſich Waſſer mit dem Feuer vertragen, der Wolf ſich mit dem Schafe vermählen und die Kuh ein Fohlen bringen, als daß das geſchieht,“ und will der Kleinruſſe eine Zeit beſtimmen, die der fernſten Vergangenheit angehört, ſo verſichert er: „Das geſchah noch zur Zeit des Königs Mitroch, als die Menſchen noch ſpärlich waren,“ oder „zur Zeit jener Zaren, wo es noch keinen Zwieback gab.“

Die Deutſchen haben dafür den vortrefflichen Ausdruck: „Zu Olims Zeiten,“ und wollen ſie noch genauere Details jener Epoche hinzufügen, ſo ſagen ſie plattdeutſch:

Do dat geſchah,
Do brannt de Bah,
Do leſchte de Buure met Strüh.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

II.

Peterling in allen Suppen.*

Das Sprüchwort hat, gleich der italiäniſchen Komödie, ſich eine Menge ſtereotyper Figuren gebildet, welche die Verpflichtung haben, ſeine Einfälle auszuſprechen und ſeinem Spott nach verſchiedenen Richtungen hin als Träger zu dienen. Nur erſcheinen dieſe Figuren nicht alle blos auf zwei Füßen: es giebt unter ihnen auch der Vierfüßler nicht wenig. Der Fuchs, der Wolf, das Schaf, der Eſel, die Kuh, das Pferd, der Affe, das Schwein, der Adler, die Taube, die Gans, das Huhn, ja ſelbſt Amphibien und Inſekten ſpielen in den humoriſtiſch-philoſophiſchen Predigten des Sprüchworts eben ſo gut ihre Rolle, wie die verſchiedenen Aebte, Aebtiſſinnen, Mönche, Nonnen, Bauern, Hänſe und wie ſeine Perſonnagen alle heißen mögen.

Eine der drolligſten unter dieſen iſt „Peterling in allen Suppen,“ ein Name, der aus Schwaben herkommt, wo die Peterſilie Peterling heißt. Man weiß nun ſchon, was „Peterling“ bedeutet.

Auf der Bühne ſehen wir ihn durch einen der beſten Komiker Berlins als „Mengler“ repräſentirt, in der Politik bewundern wir ihn ſeit zehn Jahren. Das Sprüchwort muß eine Art ingrimmiger Neigung zu ihm hegen, denn es hat ihn nicht eher aus ſeinen Händen gelaſſen, als bis er in den kleinſten Einzelheiten zur vollkommenſten Karrikatur geworden iſt.

Zuerſt beginnt es, wie es immer ſeine Art iſt, damit, ſeiner Perſonnage Moral zu leſen, „Was deines Amtes nicht iſt, da laſſ' deinen Fürwitz,“ iſt das deutſche Thema, und die Variationen lauten:

Deutſch: Zwiſchen Thür und Wand, leg' Niemand ſeine Hand.

Wer ſeinen Finger zwiſchen Thür und Angel ſteckt, der klemmt ſich gern.

Holländiſch: Steckt eure Hand nicht zwiſchen die Thür und den Pfoſten (nicht zwiſchen die Rinde und den Baum).

Franzöſiſch: Man ſoll den Finger nicht zwiſchen das Holz und die Rinde ſtecken.

Wer ſeinen Finger zwiſchen Hammer und Amboß legt, iſt ein groß Kalb.

Italiäniſch: Zwiſchen Fleiſch und Nagel ſoll Niemand ſtoßen.

Deutſch: Stecke dich nicht zwiſchen Vettern und Freunde, ſonſt klemmſt du dich.

Wer ſich zwiſchen Stroh und Feuer legt, verbrennt ſich gern.

Engliſch: Verbrennt euch nicht die Lippen mit and'rer Leute Brühe (an eines Andern Suppe).

Deutſch: Steck' deinen Löffel nicht in fremder Leute Töpfe.

Um fremde Briefe und Seckel ſoll ſich Niemand kümmern.

Italiäniſch: Weder die Augen in den Briefen, noch die Hand in den Taſchen Anderer.

Lateiniſch: Was dich nicht berührt, rührt dich nicht.

Italiäniſch: Von dem, was dich Nichts angeht, ſprich weder Schlimmes, noch Gutes.

Engliſch: Von geringem Einmiſchen kommt großes Wohlbehagen. Narren miſchen ſich ein.

Deutſch: Wer ſich in fremden Hader miſcht,
Eine Beule davon am Kopf erwiſcht.

Engliſch: Wer in jede Wolke hinaufguckt, kann vom Blitz getroffen werden.

Aber umſonſt giebt das Sprüchwort ſeinem Peterling alle dieſe ſchönen und vernünftigen Lehren, umſonſt ſagt es auf engliſch ironiſch zu ihm:

Wer ſich in alle Dinge miſchen will, der gehe und beſchlage die Häuschen;

und, vor ihm warnend, zur Menſchheit, zwiſchen welcher Peterling herumläuft:

Was ſich nicht ſpinnen läßt, das laßt nicht zwiſchen die Spindel und den Rocken kommen.

Peterling kann gerade das Alles nicht laſſen, was er nicht thun ſoll. Er ſagt nicht mit dem Sprüchwort auf lettiſch:

Da führe mich nicht hin;
Nicht meine Sau, nicht meine Flur!

und:

Was mich nicht brennt, darf ich nicht löſchen;

oder auf italiäniſch:

Das Feuer, das mich nicht wärmt, ſoll mich nicht brennen;

er frägt nicht auf engliſch:

Was hab' ich mit Bradſhaw's Windmühle zu ſchaffen?

er hört endlich nicht auf den direkten gut deutſchen Anruf des Sprüchworts:

Peterlein
Muß nicht auf allen Suppen ſein.

Er ſagt vielmehr athemlos:

deutſch: Ich ſteh' früh auf, ich muß helfen Mittag läuten;

er iſt:

deutſch: Geſchäftig wie eine Katze, die ſieben Töpfe zugleich zu lecken hat.

Er hat zu ſchaffen wie Meta, die drei Bohnen auf dem Feuer hatte und ſich nicht Zeit ließ, eine zu koſten.

Er will überall mit im Troge liegen;

italiäniſch: Er will den Schnabel (die Hände) in Alles ſtecken,

und auf däniſch:

Seine Naſe allenthalben haben.

Er will and'rer Leute Ratten fangen und fängt ſich ſelber nicht die Mäuſe;

Er iſt der Löffel und Topf (d. h. Factotum),

čechiſch: Gevatter überall,

deutſch: Hans in allen Gaſſen;

endlich, wie man in Hamburg ſagt:

Hans Röhrup (der Alles aufrührt, Nichts an der alten Stelle läßt.)

Genug:

italiäniſch: Es wird kein Salat gemacht, wo nicht von ſeinem Kräutig d'rinnen wäre;

Er läßt keinen Nagel ſein, den er nicht nochmals einſchlüge,

und mit Recht kann ihm auf deutſch ſpöttiſch geſagt werden:

Wenn man dich und den Löffel nicht hätte, müßte man die Suppe trinken.

Ida von Düringsfeld.

Sawitri, Gedicht von Louiſe von Ploennies.*

Der Name der Frau von Ploennies hat ſich ein Recht auf britiſche Sympathie erworben durch ihre bewundernswerthen Ueberſetzungen engliſcher Dichter.** Manche der ausgezeichnetſten Poeſien unſerer Literatur ſind durch dieſelben dem deutſchen Publikum vertraut geworden. Es ſind nun ſchon über zwanzig Jahre vergangen, ſeit ſie ihre „Britannia“ veröffentlichte, ein Buch, welches den engliſchen Text auf der einen Seite und die Ueberſetzung auf der andern Seite enthält. Um jene Zeit, da das Buch geleſen und ſtudirt wurde, war unſre Sprache noch nicht ſo allgemein in Deutſchland verbreitet. Seitdem hat die Verfaſſerin mehrere andere

* Aus einem in der Vollendung begriffenen Buche: „Das Sprüchwort als Kosmopolit.“

* München, Fleiſchmann'ſche Verlagshandlung (jetzt Rohſold), 1862.

** Das Gegenwärtige iſt einer engliſchen Zeitſchrift entnommen.

Digitized by Google

poetiſche Werke herausgegeben; das letzte, deſſen wir hier gedenken wollen, erſchien zu Anfang dieſes Jahres und hat zur Heldin eine indiſche Königstochter aus alter Zeit. Sawitri wurde dem ſchon bejahrten König auf ſein heißes Flehen zu den Göttern gewährt, und die Göttin, nach welcher ſie benannt wurde, beſchirmte ſie als ſie zur Jungfrau erblühte. Ihre Schönheit war ſo rein, daß man im ganzen Königreich keinen für würdig hielt, ihre Hand zu gewinnen; man fragte deßhalb einen Weiſen, göttlicher Abkunft, um Rath, und er that den Ausſpruch, daß Sawitri das ganze Königreich durchreiſen und ſich ſelbſt einen Gemahl ſuchen müſſe. Sie begiebt ſich darauf mit ihrem Gefolge auf die Reiſe und empfängt die Huldigungen der Könige und Fürſten, welche ihr entgegen ziehen, aber keiner ſcheint ihrer Liebe würdig zu ſein.

Einſt jedoch verließ ſie am frühen Morgen ihr Zelt, das am Rand eines Götterhaines aufgeſchlagen war, und ging, während ihre Frauen noch ſchliefen, die Kühle und Ruhe des nahen Haines zu genießen. Während ſie dort umherſtreift, hört ſie ein Rauſchen in den Gebüſchen und plötzlich ſteht ein Jüngling vor ihr, der von der göttlichen Schönheit ihrer Erſcheinung ſüß überraſcht iſt. Sie gewährt ſeine Bitte und tritt in die Hütte ſeiner Eltern ein. Der Vater des Jünglings iſt ein König von Salve, den ſeine rebelliſchen Unterthanen wegen ſeiner Blindheit verjagt haben, und der ſich in dieſen Hain zu den Braminen zurückgezogen hat. Zum Erſatz für das verlorne Licht des Auges haben die Götter ihm Weisheit geſchenkt. Als Sawitri nach Hauſe zurückkehrt, erzählt ſie ihrem Vater dieſe Begegnung und erklärt ihm, daß ihre Wahl getroffen ſei. Als ſie den Namen des Erwählten ausſpricht, ruft der weiſe Mann erſchrocken aus:

Satjawat, o wehe dir,
Unglückſeligſte der Frauen!

Wir erfahren nun, daß der fürſtliche Jüngling, der jede edle Eigenſchaft beſitzt, nach dem dunklen Schluß der Götter, ſein Leben nach einem Jahre laſſen muß.

Aber umſonſt bemüht ſich der Vater, den Entſchluß ſeiner Tochter zu erſchüttern,

Sprach die Jungfrau feſt und groß:
Einmal fällt des Menſchen Loos,
Einmal wird ein Herz verſchenkt,
Einmal wird ein Weib vermählt:
Satjawat hab' ich erwählt,
Ob zum Glück mir, ob zum Leid,
Göttermund iſt's, der's gebeut.

Die Vermählung wird vollzogen und kurz vor dem Ablauf des Jahres hat Sawitri einen Traum, in dem ihre Schutzgöttin ihr erſcheint und ihr Troſt verheißt durch die Verſicherung: Lieb' iſt ſtärker als der Tod. Erwachend gelobt ſie den Göttern, um ſie zu erweichen, drei Tage und drei Nächte ohne Speiſ' und Trank und Schlaf, ſtehend zuzubringen. Nachdem ſie das Gelübde vollbracht, begleitet ſie, von ahnungsvoller Angſt getrieben, ihren Gemahl in den Wald, wo er Holz zum Opferfeuer ſchlagen will. Plötzlich, ohne anſcheinende Urſache, erreicht ihn ſein Schickſal und er legt, vom Schwindel befallen, ſein Haupt in ihren Schoos. Da erſcheint ein königlich gekleideter Mann und ein furchtbares Gewicht fällt der Frau auf's Herz. Auf ihre Frage erfährt ſie, daß er der Tod iſt. Er iſt ſelbſt gekommen, um ihn zu holen und eilt mit ſeiner Seele davon; ſie aber folgt ihm und veranlaßt ihn, nach und nach langſamer zu gehn und ihren flehenden Bitten zu lauſchen. Vergebens ermahnt er ſie umzukehren und die Todtenfeier zu halten, ſie ſpricht:

Wollt ich auch, ich könnte nicht,
Seine Seele zieht mich nach!

Eine Gunſt um die andere gewährt er ihr, aber ſie läßt nicht nach, bis er die eine große Bitte gewährt. So erhält ſie endlich die Seele des Gatten zurück und bezeugt dadurch die Wahrheit der göttlichen Worte: Lieb' iſt ſtärker als der Tod. Derjenige Theil des Gedichts, der die innerliche Sehnſucht der Sawitri nach Erlöſung ihres Gatten beſchreibt, iſt der bedeutendſte; die glühende Liebe, welche ſich durch kein Verſagen abſchrecken läßt, iſt beſonders beredt geſchildert. Es enthält viele Stellen, welche wir citiren möchten, aber wir hoffen, daß das Gedicht ſelber von Solchen geleſen werden wird, welche mit der deutſchen Sprache bekannt ſind.

Frankreich.

Das Regiment der Frau v. Pompadour.*

I.

Ludwig XV. und die Maitreſſen-Wirthſchaft.

Achtzehn Jahre (1726—1743) hatte der ordnungsliebende, ſparſame, beſonnene und friedliche Kardinal Fleury das Steuer geführt; es entſank ſeiner erſtarrten Hand und die Laune mit ihren jähen Einfällen, die Leidenſchaft mit ihrem fieberhaften Wechſel von Abſpannung und Tollkühnheit nahmen das Staatsruder auf. Dreißig volle Jahre (1744—1774) regierten ſie Frankreich, bis die beſchimpfte Leiche des Fürſten, den man den Vielgeliebten genannt hatte, den Weg nach Saint-Denis in nächtlicher Stunde einſchlug. Die widerſprechendſten und unverträglichen politiſchen Ideen, die nur Eins: ihre Ohnmacht, mit einander gemein hatten, entfremdeten die geknebelte Nation ihrem Könige und befreundeten ſie mit Nichts und mit Niemand. Abwechſelnd janſeniſtiſch und moliniſtiſch, je nachdem ſie die Einregiſtrirung der Gerichtshöfe, oder die Hülfsgelder der Geiſtlichkeit nöthiger brauchte, verfolgte die Regierung heute ihre eigenen Beamten und morgen die Biſchöfe. Um die öffentliche Aufmerkſamkeit von den ſchmählichen Bedingungen des kürzlich abgeſchloſſenen Friedens abzuwenden, beraubte ſie, im Einverſtändniß mit den Gerichtshöfen die Jeſuiten, um bald darauf vor jenen Richtern mehr zu zittern, als vor dieſen Verklagten. Sie läßt ſich mit den Parlamenten in einen furchtbaren Kampf ein und hat doch deren Gewalt verzehnfacht; ſie erringt einen Sieg, der bei weitem gefährlicher, als eine Niederlage iſt.

Dieſes ewige Schwanken, das Frankreich im Innern ſchwächt, entehrt die Nation im Auslande. Europa wird zu einer Bühne, wo der jähe Scenenwechſel die Zuſchauer perplex macht. Heute fließt franzöſiſches Blut in Strömen, um die Kaiſerin zu Gunſten des Königs von Preußen niederzuwerfen; morgen fließt es wieder, um Friedrich den Großen zu Nutz und Frommen Maria Thereſia's zu vernichten. Des Krieges Flammen verwüſten beide Erdhälften, ohne daß die geſcheidteſten Köpfe einzuſehen vermögen, was die im Laufe des ſiebenjährigen Kampfes faſt immer beſiegte Nation dabei gewonnen hätte, wenn ſie ſiegreich daraus hervorgegangen wäre. Amerika und Indien gingen verloren, Polen wurde getheilt — und dennoch, im Angeſicht ſolcher Verträge, wie ſie ſeit den Tagen des Königs Johann nicht unterzeichnet worden, fühlte das Land kaum die Schmach, ſo ſehr hatte es ſich von ſeinen Leitern getrennt, ſo tief wurzelte in ihm die Verachtung: der Riß war unheilbar. Die vollendete Spaltung zwiſchen dem Hof und Paris, zwiſchen dem Königthum und Frankreich wird wie ein durchgefallenes Bühnenſtück ausgepfiffen.

Und doch fehlte es Ludwig XV. nicht an ausgezeichneten Rathgebern. Die beiden d'Argenſon waren ſicherlich orginelle Köpfe und grundehrlich. Der Kardinal von Bernis, die einzige Kreatur der Pompadour, die ihr manchmal Widerſtand zu leiſten wagte, ſollte billigerweiſe mehr nach ſeinem Verfahren und nach ſeinen Reſcripten, als nach ſeinen Verſen beurtheilt werden. Der Herzog von Choiſeul war eine ſehr gewichtige Perſönlichkeit, ſo durch ſeine wirklichen Eigenſchaften, wie durch diejenigen, deren Schein er ſich gab. Den Herzog von Aiguillon und den Kanzler Maupeou müßte man nach der Kühnheit, die ſie in dem Kampfe entwickelten, als Helden bezeichnen, wenn ſie für eine andere Sache gekämpft hätten. Der Miniſter Machault war ein ebenſo heller Kopf, als entſchloſſener Charakter, und ſelten hatte das Königthum General-Controleurs in ſeinem Dienſte, die an Silhouette, Orry, Laverdy, Terray hinanreichten. Ebenſo wenig vermißte das Heer tapfere und verdiente Männer. Lowendahl, Broglie und D'Eſtrées waren tüchtige Degen; der Marſchall von Sachſen durfte ſich einen Condé und Turenne zur Seite ſtellen. Die lockeren Sitten des Siegers von Fontenay, die ſein Leben verkürzten und verdunkelten, kann die franzöſiſche Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts, die für ſolche Schwächen nur zu nachſichtig war, auf ihre Rechnung ſchreiben. In der That war es das große Verbrechen dieſer Geſellſchaft, daß ſie die meiſten angebornen Eigenſchaften einer hochbegabten Generation in der Blüthe knickte. Unter einem kräftigen Monarchen und in einer andern Umgebung, was konnte da nicht z. B. aus Naturen vom Schlage eines Belle-Isle, was ſogar aus einem Marſchall v. Richelieu werden, deſſen Kriegerlaufbahn mit der Einnahme

* Bei Gelegenheit eines ſoeben erſchienenen Romans: La veille du déluge, ou une intrigue de cour sous Louis XV. par Erasme Delamone (Liége, J. Desoer, 1862) und der vortrefflichen Schrift von Louis de Carné: La monarchie française au XVIII. siècle.

Digitized by Google

von Minorca begann und zu den Füßen der Du Barry endigte? Wenn jene nichts Beſſeres, als glänzende Abenteurer wurden, und wenn dieſer die übernommene ſchimpfliche Rolle des Kupplers dreißig Jahre lang durchführte: ſo lag es daran, daß in jener beklagenswerthen Zeit die naturgemäßen Wege jedem großartigen und wohlbegründeten Ehrgeiz verſchloſſen waren.

Wenn dem alternden Ludwig XIV. die Männer ausgingen, ſo fehlte umgekehrt unter ſeinem Nachfolger dem vergnügten und umgeſtalteten Frankreich nur die oberſte Spitze. Seitdem die abſolute Monarchie alle ſocialen Gewalten aufgeſogen hatte, war ein großer König, oder ein genialer Miniſter zum erſten Bedürfniß des Landes, ja zur Bedingung ſeiner Exiſtenz geworden. Die Lücke war demnach ungeheuer und das Uebel ohne Heilmittel, als Ludwig XV. nach dem Tode Fleury's ſich entſchloſſen erklärte, keinem Menſchen eine Macht zu übertragen, gegen deren unmittelbare Handhabung in ihm ſelber unüberwindliche Hinderniſſe ſich erhoben. Träg und trübſinnig, ſogar im Schoße aller Lüſte, ein ſtumpfer Zuſchauer der Ereigniſſe ſeiner Regierung, ſich ebenſo wenig wie andern trauend, war der Schüler des alten Kardinals ein entſittlichter Ludwig XIII., und eine Buhlerin wurde ſein Richelieu.

Lange ſträubte ſich die Nation gegen die traurige Wahrheit, daß ihr Liebling von der Höhe, auf die ihn ihre Träume gehoben hatten, herabgeſunken war. Sie hoffte beharrlich mehrere Jahre gegen alle Hoffnung; denn ſie ahnte die Gefahr, welche dieſe Machtentſagung des Königs nach ſich ziehen mußte. Wie begierig lauerte ſie auf das geringſte Anzeichen eines erwachten perſönlichen Willens in dieſem Könige, der bereits ſein dreißigſtes Jahr hinter ſich hatte. Schweigt Ludwig XV., iſt ſeine Stirn gefurcht, vertagt er, trotz dem Drängen des Kardinals, eine unbedeutende Entſcheidung, läßt er auf einen Freund des verwieſenen Chauvelin einen Blick fallen — nun, ſo ergeht man ſich in die tiefſinnigſten Berechnungen, um die launenhaften Zufälle zu erklären, die in der Abſpannung, in der Verdauung, oder in der Migraine ihren Grund hatten.

Selten in der That brauchte Frankreich eine ſtarke Regierung nöthiger. An allen Höfen Europa's hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts die königliche Autorität einen zuvor nie geahnten Aufſchwung genommen. Maria Thereſia, durch ihren Muth zu den größten Männern erhoben, verſtand es, die Ungarn, dieſe alten Bundesgenoſſen der franzöſiſchen Politik gegen das deutſche Reich, zu heldenmüthigen Rittern ihrer Sache umzuſchaffen. Seit Friedrich II. war Preußen nur der Degen in der Hand eines Generals, dem ſein Genie wie ſein Muth hülfreich zur Seite ſtanden. Rußland mit verzehnfachten Hülfsquellen rückte Europa täglich näher, und dieſer Hof, den Ludwig XIV. gar nicht zu kennen die Miene annahm, hatte ſich durch ſeine Schlauheit für ſeine rieſenhaften Pläne Anwälte und Mitverſchworene ſogar in den Staaten geſichert, die am meiſten dabei betheiligt waren, dem Erfolg derſelben entgegenzuwirken. Das Haus Hannover endlich, das auf dem Punkte geſtanden, 1745 unter den Streichen des Prätendenten zu erliegen, war nach vielen Gefahren, und in Folge grauſam vergoſſener Blutſtröme bis zu dem Grade erſtarkt, daß alle Parteien fürderhin unter Einer Fahne vereint, im Ehrgeiz und im Haß gegen Frankreich wetteiferten.

Der Monarch begab ſich nach den Niederlanden, der gewöhnlichen Bühne aller großen, von den franzöſiſchen Souveränen in Perſon geleiteten militairiſchen Schauſtellungen. Er belagerte viele Feſten, ſtets gedeckt von dem Marſchall von Sachſen, der in einigem Abſtand operirte, und nach den, während dem vorigen Kriege üblichen Angriffen und Pauſen, ergaben ſich ihm die Plätze Furnes, Kortrik, Ypern und Menin. Der Kriegs-Miniſter, Graf Argenſon, hatte durch ſeine Anordnungen der vom Könige befehligten Armee ein entſchiedenes, aber unkluges Uebergewicht gegeben; denn inzwiſchen waren die entblößten Gränzen des Königreichs auf mehreren Punkten zugleich bedroht. Ein Einfall der Oeſterreicher in das Elſaß änderte plötzlich die Geſtalt der Dinge. Der König mußte ſchleunigſt den Schauplatz ſeiner Eroberungen verlaſſen, um die große Provinz zu retten, wo der Feind ſich an Erinnerungen einer Nationalität wandte, die noch in vielen Herzen lebte. Aus einem, diesmal wie es ſcheint, freien Entſchluß rückte Ludwig in Eilmärſchen nach Straßburg; allein in Metz, am 4. Auguſt 1744, von einer ſchweren Krankheit befallen, ſchwebte er acht Tage in der äußerſten Gefahr und wurde gemahnt, die von den Todesſchatten getrübten Blicke auf die Ewigkeit zu richten.

Das Volk, in der Ueberzeugung, ſein König büße den aufopfernden Eifer, mit dem er herbeigeeilt, es zu vertheidigen, lag auf den Knieen und ermüdete den Himmel mit ſeinen Gebeten und Verzweiflungsrufen. Und als wenige Tage nachher Beſſerung eintrat, kannte die öffentliche Freude kein Maß und machte ſich in faſt wahnſinnigen Kundgebungen Luft. Auch in dieſer Kriſis zeigte der König ſeine gewöhnliche Unempfindlichkeit. Sein Glaube, der ſelbſt in dem Pfuhl blutſchänderiſcher Lüſte nicht untergegangen war, rüttelte in ſeinem Gewiſſen mehr den Schrecken, als die Reue empor. Daher fügte er zu dem, von der Pflicht gebotenen Opfer ſeiner Maitreſſe die Aeußerungen einer gehäſſigen Fühlloſigkeit, als ſollte ſie durch ſchimpfliche Behandlung den Preis für ſein Seelenheil zahlen. Mit Frau von Lauragais, ihrer Schweſter, hinausgejagt wie eine öffentliche Dirne, auf der Flucht von den zuſammengerotteten Pöbelhaufen bedroht, ſank die Herzogin von Châteauroux in wenigen Stunden ſo tief, daß auch die ſtrengſten Richter ihrer Schuld für ſie hätten Mitleid fühlen müſſen.

Kaum aber war Ludwig hergeſtellt, als er, uneingedenk der Verſprechungen, die ſeine Lippen gegeben, ohne daß ſein Herz ſie beſtätigt hatte, die Maitreſſe wieder zurückrief. Ihrem Einzug in Verſailles ſollten aber wichtige Veränderungen im Hofperſonal folgen; denn das junge Weib, glühend von Rache und Ehrgeiz, war entſchloſſen, die Zügel des Regiments als erſter Miniſter zu faſſen und ſie im Intereſſe des Hofadels, ſo wie im Geiſte der Regierung Ludwig's XIV. zu handhaben: da unterbrach ein plötzlicher Tod alle die hochfliegenden Pläne. Einer andern Nachfolgerin war es vorbehalten, der nahenden franzöſiſchen Revolution Bahn zu brechen.

Ludwig XV., der bei dem Tode der Frau v. Vintimille — es war die zweite von den vier Schweſtern, in deren Armen er nach einander ſeiner Luſt gefröhnt — die einzigen Thränen vergoſſen, die er jemals der Liebe geſpendet, hatte keine Thräne für das Weib, dem mindeſtens das Verdienſt nicht abzuſprechen war, ihn den Pflichten gegen Frankreich wiedergegeben zu haben. Die Nation indeſſen, damals ſtolz auf ihren König, befreit von dem ſo natürlichen Bangen beim Anfang des Feldzuges, athmete wieder auf. Der König von Preußen, dem unſere Gefahren näher gingen, als ſie uns ſelbſt anfangs zu berühren ſchienen, hatte 100,000 Mann Preußen in Böhmen und Mähren einrücken laſſen, und dieſe Diverſion rettete uns. Ludwig konnte nun die durch ſeine erſten Erfolge in Flandern gerechtfertigte Volksbegeiſterung in voller Sicherheit genießen.

Der Krieg dauerte zwar fort, ja der Prinz von Conti hatte neulich nach einem unglücklichen Rückzug Italien verlaſſen müſſen; das hinderte aber nicht, daß Hof und Stadt den Winter 1744—1745 ſorglos und luſtig verlebten. Paris las das „Sopha“ von Crebillon, applaudirte „Merope,“ ärgerte ſich über die Theatercenſur, die die Vorſtellung des „Mahomet“ unterſagt hatte, oder amüſirte ſich an den Koketterien zwiſchen Voltaire und Benedikt XIV. In Verſailles jagte der König wieder, und bei den kleinen Soupers, durch die Reizmittel freier Geſpräche und ausgeſuchter Gerichte, ſchmelz auf einige Stunden das Eis, unter dem ihm Geiſt und Gemüth erſtarrt waren. Dieſer kleinen Welt für ſich, die nur von der Huld des Fürſten lebte und die Alles für erlaubt und ehrenhaft hielt, was geeignet ſchien, ſie zu erlangen, lag damals eine Sache am Herzen, die ſie gewichtiger drückte, als der Krieg mit halb Europa. Es galt nämlich, die Lücke, die die Herzogin von Châteauroux zurückgelaſſen, wieder auszufüllen. Um dieſen Platz wurde zu gierig geworben, als daß er lange unbeſetzt bleiben konnte. Das Interregnum war nur ein kurzes, das ſteht feſt; und doch haben die ſorgfältigſten Nachforſchungen der Chronik noch immer nicht das Dunkel zerſtreut, in das die erſten Beziehungen des Königs zu Frau von Etioles gehüllt ſind. Man kennt die Vermittler nicht, die den kecken Gedanken gefaßt hatten, die Tochter eines früheren Proviantmeiſters und die ſtadtkundige Buhlerin eines General-Pächters bei Hofe einzuführen. Die flüchtigen Erſcheinungen dieſer jungen Frau bei den königlichen Jagden in einem von Gold und Azur ſchimmernden Phaeton, ihre verführeriſchen Neckereien auf dem zu Ehren der Vermählung des Dauphin im Stadthauſe gegebenen Maskenball, ihr keck hingeworfenes und von einem verliebten Sultan unter dem Beifallgeklatſch eines vollen Saals aufgenommenes Taſchentuch — dieſe bekannten Epiſoden geben immer kein genügendes Licht über das Anknüpfen eines Intriguengewebes, dem ſich ſo zahlreiche Hinderniſſe und furchtbare Mitbewerber entgegenſtellten. Die Tochter Poiſſon's, erſt kürzlich wegen Erpreſſung gerichtlich verfolgt, zu einer Palaſtdame der Königin zu machen; die Frau eines Unter-Finanzpächters auf einen Poſten zu ſtellen, den ſich die erlauchteſten Häuſer, nach der Ideen-Verkehrtheit jener Zeit, zur Ehre rechneten; endlich durch einen ſo glänzenden Sieg über den Hofadel das Gewicht der Bourgeoiſie zu konſtatiren — es war eines der tolldreiſteſten Unternehmungen, und dennoch ſprechen die Thatſachen dafür, daß der Plan gefaßt und mit gewandteſter Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Wer den Herzog von Richelieu, dieſen blendenden Geck, in ſeiner Rolle, die er als erſter Kammerherr von ſeinen Functionen unzertrennlich erachtete, ausgeſtochen hat — das iſt nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln; wer es aber auch geweſen ſei, er hat ſeine Miſſion nicht

Digitized by Google

verfehlt; und tief griff dieſe Miſſion in die Intereſſen der Klaſſe ein, die das Weib vertrat, auf deren Schönheit ein hoher Preis geſetzt wurde. Bevor ſie mit dem König eingerichtet war — être arrangée ſagte man in der Hofſprache — hatte Frau Le Normand d'Etioles, der ein Titel und eine Wohnung in Verſailles zugeſichert worden, bereits über die einzige Verfaſſung, die ſeit einem Jahrhundert der franzöſiſchen Monarchie geblieben war, über die Etiquette triumphirt: und als Siegerin hielt die neue Marquiſe Pompadour ihren Einzug in den eroberten Platz.

Ein ſo weit berechneter und ſo vollſtändig gelungener Verführungsplan iſt ohne Beiſpiel. Antoinette war von früher Jugend — nach einem bezeichnenden Ausdruck der Zeit — zu einem Biſſen für den König zubereitet worden. Das war die Beſtimmung, die Madame Poiſſon für ihre Tochter vorgeahnt hatte. In einer glänzenden Peſt-Atmoſphäre entwickelte ſich das anmuthige Geſchöpf, ohne Unſchuld, obwohl ohne Laſter; der Luxus, die Künſte, die frühen Schmeicheleien hatten die Keuſchheit des Herzens entweihet; ſeitdem ſie zur Jungfrau gereift, hatte ſie ihr Loos Berechnungen untergeordnet, durch die weder Gemüthsregungen, noch Sinnengluth jemals einen Strich gemacht. Ohne Neigung, wie ohne Widerſtreben, reichte ſie ihre Hand dem Manne, den ihr der Liebhaber der Madame Poiſſon ausgeſucht hatte. Antoinette ſah in dieſer Heirat, abgeſehen davon, daß ſie ihr Vermögen bedeutend vermehrte, nur ein Arrangement, das die Zirkel, die der unlautere Ehrgeiz einer ſittenloſen Mutter ihr gezeichnet hatte, durchaus nicht zu ſtören vermochte. Tonkünſtlerin, Schauſpielerin, Sängerin, geſchickt den Pinſel wie den Grabſtichel zu führen, war ſie mit all den Waffen ausgerüſtet, die die Kunſt wohlbegabten Naturen verleihet und feſt entſchloſſen, ſie in einer Welt zu verſuchen, wo ſie bis dahin nicht im Gebrauch waren.....

Um ſich die Früchte des Sieges auf lange zu ſichern, ſchlug die neue Maitreſſe anfangs einen, demjenigen der Châteauroux entgegengeſetzten Weg ein. Sie ſchmeichelte den geheimen Neigungen Ludwig's, nahm unter der fortdauernden Verknechtung die Miene reizender Ungezwungenheit an, bemächtigte ſich des Menſchen in all ſeinen Schwächen, ohne ſich ſonſt um den Ruhm des Fürſten viel zu kümmern, der der kleinen Bürgerin immer mächtig genug erſchien. Wenn die Marquiſin bald darauf dieſen Plan abänderte; wenn ſie ſich eine politiſche Rolle zulegte, um ihren abnehmenden Einfluß auf den König zu ſtärken: ſo lag das uranfänglich weder in ihrer Abſicht, noch in ihren Wünſchen. Betrachten wir ſie nun in dieſer neuen Phaſe.

Trotz dem Verderbniß der Zeit, hatte das Aergerniß eines öffentlichen Ehebruchs alle Edelgeſinnten um die unglückliche Fürſtin verſammelt, die dazu verurtheilt war, die Schale tiefſter Demüthigungen bis auf die Hefe zu leeren. Indem ſie ſich der Königin Marie Lesczinska als Palaſtdame aufdrängte, ſich das Tabouret und die Ehren einer Herzogin zuerkennen ließ, hatte die Pompadour, weit entfernt an Stärke zu gewinnen, ſich vielmehr in einen unklugen Kampf gegen die öffentliche Meinung eingelaſſen. Die Königin freilich ſetzte beharrlich den wiederholten Beſchimpfungen von ſeiten ihres Gemahls eine unerſchütterliche Ergebung entgegen; allein ihre vier Töchter und beſonders der Dauphin, ihr Sohn, ergriffen jede Gelegenheit, durch offen dargelegte Verachtung an der Nebenbuhlerin die vielen Thränen ihrer unglücklichen Mutter zu rächen. Nun war der Dauphin der Mittelpunkt der ganzen kirchlichen Partei geworden, die zugleich den Angriffen des Janſenismus und der Philoſophie ausgeſetzt war, und die Gewalt der Dinge hatte ihm eine Rolle übertragen, die ſeinen Vater höchlich beunruhigte. Die Pompadour, von dem Prinzen verachtet, der Partei, die ihre Hoffnung auf ihn geſetzt, mit Recht verhaßt, wurde deren unverſöhnliche Feindin. Die Bahn, die ſie nun zu befolgen hatte, war ihr vorgezeichnet. — Die Pompadour — es klingt ſeltſam genug — wurde Janſeniſtin; mit der ganzen Heftigkeit ihrer Leidenſchaft und ihres innern Grolls unterſtützte ſie die Magiſtratur gegen die Geiſtlichkeit und bald darauf die Philoſophie gegen die Jeſuiten. Bei der Zänkerei wegen der Beichtzettel, wie bei der Vernichtung der Geſellſchaft Jeſu, war ſie der Verbündete, von dem man am wenigſten ſprach, und auf den man am meiſten zählte.

Ein Streit, ebenſo kleinlich in ſeinen ſcheinheiligen Formeln, wie gewichtig in den darunter verſteckten Intereſſen, verwirrte Frankreich ſeit den letzten Jahren Ludwig's XIV. Die Parlamente weigerten ſich, die Bulle Unigenitus als Glaubensnorm und Staatsgeſetz anzuerkennen; der Klerus hinwiederum ſprach das Recht an, von den Sakramenten, dem ausſchließlichen Erbe der Gläubigen, diejenigen fern zu halten, die mit entſchiedener Hartnäckigkeit einen Lehrbegriff verwarfen, wie er vom Heiligen Stuhl kanoniſch definirt und von der katholiſchen Welt angenommen worden. Inzwiſchen waren weder religiöſe noch monarchiſche Bedenken das Motiv des Widerſtandes. Es galt bei weitem weniger die Lehre des heiligen Auguſtin und die weltliche Unabhängigkeit der Krone zu retten; vielmehr war es den Parlamenten darum zu thun, die Aufregung der Gemüther und die Störung der Gewiſſen zu benutzen, dem ſo oft gewonnenen und ebenſo oft wieder verlorenen Recht der Kontrole und der Vorſtellung den Sieg in ſeiner ganzen Fülle zu erfechten; die Behörden hegten deshalb einen ſo tiefen Groll gegen das Werk Clemens' XI., weil dieſe Bulle, im Großrath einregiſtrirt, vermöge königlicher Autorität den Parlamenten aufgedrungen wurde. Indem ſie gegen dieſen faſt unbekannten Text die Wogen des öffentlichen Zorns heraufbeſchworen, hatten ſie die Abſicht durch das Aufſehen einer ſolchen Verwerfung ihren täglich deutlicher enthüllten Anſprüchen auf die legislative Macht die Weihe zu geben. Von den janſeniſtiſchen Leidenſchaften, die zwei Drittel der Pariſer Bevölkerung theilten, unterſtützt, ſchien es möglich, dem König ohne Gefahr auf die Backe des Papſtes eine Maulſchelle zu geben. Unter dem Schild eines glühenden Eifers für die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche und die Unabhängigkeit der monarchiſchen Autorität manövrirte man, um die glänzende Beſtätigung der parlamentariſchen Gewalt aus dem metaphyſiſchen Nebel dieſes ſo lang verfolgten wüſten Wortgezänks hervortreten zu laſſen.

Dieſe große Angelegenheit bot alſo eine doppelte Anſicht, und die religiöſe Seite, welche die Janſeniſten leidenſchaftlich ſchauſtellten, diente dazu, die politiſche Seite, welche die Parlamentspartei ſorgfältig verbarg, zu verdecken. So lange es blos galt, die armen Pfarrer durch Häſcher zu zwingen, trotz biſchöflichem Verbote, die kirchlichen Sakramente auszutheilen; ſo lange man ſich darauf beſchränkte, auf Galeerenſtrafe wider ſie zu erkennen und ſie durch Henkershand in effigie zu hängen: fand die Pompadour die Sache in der Ordnung. Leute die eine ſo ſchlechte Meinung von ihr hatten, konnten nicht hart genug dafür büßen. Der Schauplatz verwandelte ſich jedoch, als das Epiſkopat an der Stelle der niederen Geiſtlichkeit auftrat, und als die Favoritin ſich jenem Chriſtoph de Beaumont gegenüber ſah, der in ſeiner chriſtlichen Liebe ſo weit ging, die verlorenen Geſchöpfe in ihren Dachſtuben aufzuſuchen, ſich aber in dem ganzen Stolz des Edelmanns und des Biſchofs aufrichtete vor dem Laſter im Hofprunk. Von den Leibesſtrafen, die gegen die Pfarrer verhängt wurden, waren die Parlamente zu Landesverweiſung und Gütereinziehung der Biſchöfe übergegangen. Unter dieſen Prälaten waren mehrere, denen ihr Sitz das Recht verlieh, von dieſen Erkenntniſſen an den Pairshof zu appelliren und die Regierung mußte jede Stunde gewärtig ſein, von den Anſprüchen der Pairie behelligt zu werden; waren dieſe auch an ſich von geringem Gewicht, ſo waren ſie doch nicht ohne Gefahr in einer ſo erbitterten Lage, wo die Verrückung eines einzigen Steins den Sturz des ganzen Baues herbeiführen konnte.

Ludwig, der ſeiner gemächlichen Ruhe ſo viele Opfer gebracht hatte, ſah ſich zugleich in ſeinem Gewiſſen, wie in ſeiner Autorität geſtört; die Pompadour mußte beſorgen, dieſe hitzigen Kontroverſen könnten ihn als Chriſten, wie als König, aus ſeinem Schlaf rütteln. Sie hatte unwillkürlich die Oppoſition der Parlamente geſtärkt und die abſolute Herrſchermacht, ihre einzige Schutzwehr gegen das Land, geſchwächt, und ein Bangen überſchlich ſie, daß ſie über das Ziel hinausgegangen ſei und über ihrem Haſſe ihr Intereſſe gefährdet habe. In dieſer bittern Verlegenheit hielt ſie auf ihrem Wege ein, und die Regierung, abwechſelnd von dem Haß der Marquiſin und der Furchtſamkeit des Königs beeinflußt, verfiel aus einem Widerſpruch in den andern, und dieſes Wippen herüber und hinüber dauerte von 1753, dem Jahre der erſten, gegen das Pariſer Parlament ausgeſprochenen Verweiſung bis 1764, bis zum Tode der Pompadour und der Vertreibung des Jeſuitenordens.

So oft bei einem neuen Anſchlag gegen das Epiſkopat, oder bei einem Kampf mit dem Großrath, Parlament und Miniſterium einander in die Haare geriethen, trat die Pompadour vermittelnd ein, um hier Ludwig's Zorn gegen die Grandes robes zu beſchwichtigen, dort die Magiſtratur, wo nicht verſöhnlicher in ihrem Groll, ſo doch mäßiger in ihren Zumuthungen zu machen. Den Häuptern der janſeniſtiſchen Partei vertraute ſie den geheimen Entſchluß des Königs, die Rechte ſeiner angefochtenen Souveränetät auf's äußerſte zu vertheidigen: dem Könige zeigte ſie die biſchöfliche Partei, geſchaart um einen Sohn, den er verabſcheute, weil deſſen Leben das Verdammungs-Urtel über den Vater ſprach. Indeß hatte die Marquiſin das gewöhnliche Loos aller Parteihäupter: wollte ſie die Ihrigen zügeln, ſo verlor ſie den Einfluß, den ſie durch Anſpornen gewonnen hatte; warf ſie ihnen Undank vor, ſo wurde ſie der Inkonſequenz beſchuldigt. In ihr Boudoir, von Allem umgeben, was der Luxus Verfeinertes, was die Macht Berauſchendes aus ihrem Füllhorn zu ſchütten vermögen, berief die Pompadour die hitzigſten Führer jenes Parla-

ments, die damals das Drama, als deſſen erſtes Opfer ſie ſelber fallen ſollte, mit einem ſo feurigen Prolog einleiteten. Eine ſchöne, faſt gekrönte Frau mochte ſich in der That unwiderſtehliche Verführungsmittel zutrauen, und doch kam es ziemlich häufig vor, daß dieſer Zauber ſich brach an dem ſtarren Janſenismus, beſonders an dieſem Drang nach politiſcher Freiheit, der um ſo gewaltiger gährte, je unklarer er war. Dann wechſelte die Schauſpielerin die Rolle und ſprach von den gottverliehenen Rechten des Königs und von ſeinem Schwerte mit dem Anſtand einer Königin der Tragödie.

Gegen das Ende der Regierung Ludwig's XV. war die Verwirrung in den Staatsgewalten und in den Ideen bis zu dem Grad gediehen, daß Keiner mehr eine Vorſtellung weder von ſeinen Rechten, noch von ſeinen wahren Intereſſen hatte. Das Königthum verfocht mit blinder Hartnäckigkeit ſeine Allgewalt, die ſein größter Stein des Anſtoßes geworden; die Magiſtratur beanſpruchte politiſche Vorrechte, die ebenſo ſeiner Einſetzung, wie ſeinem Geiſte entgegen waren; der Hof trug die keckſte Ungläubigkeit zur Schau und die Geiſtlichkeit, von der Philoſophie und dem Janſenismus bedroht, wies aus allen Kräften die Verbeſſerungen in Verwaltung und Finanzen zurück, und doch hätte keine Körperſchaft der Nation größern Nutzen davon gezogen. Machault, nacheinander General-Controleur, See-Miniſter und Siegelbewahrer, hatte 1749 einen wichtigen Plan entworfen. Wie alle einſichtsvollen Controleure fand er, daß es der Beſteuerung in Frankreich an Feſtigkeit in den Grundlagen und an Richtigkeit in der Vertheilung fehlte; denn die Willkür und die zahlreichen perſönlichen Befreiungen machten ſie höchſt verhaßt und uneinträglich zugleich. Dieſer Miniſter beſtrebte ſich demnach, eine Menge Auflagen, ebenſo verſchieden in ihrer Entſtehung, wie in der Erhebungsweiſe, auf eine einzige Geldſteuer, in der Höhe von fünf Procent alles Einkommens zurückzuführen. Dieſe weſentlich ſachliche Steuer, die alle ſocialen Schichten traf, würde die Finanzquellen des Landes verdoppelt, und die von der Geſammtheit der Nation ſchon vorgeahnte Stunde bürgerlicher Gleichheit beſchleunigt haben. Zum Unglück hielten die Gewalten, mit der ausſchließlichen Sorge, ſich ſelbſt zu ſchützen, zu ſehr beſchäftigt, eng zuſammen, um einem Plan die Spitze zu bieten, der das Intereſſe der Körperſchaften dem National-Intereſſe unterordnete. Obgleich die gegen den Clerus ausgeſprochene Feindſeligkeit Machault's ihn zu einem beliebten Miniſter bei den Parlamenten machte, ſo widerſetzten ſie ſich dennoch, aus gewohntem Haß gegen alle adminiſtrativen Neuerungen ſeinem Plan. Ferner hielten ſich die Stände für verloren, wenn die Steuergleichförmigkeit jemals im Königreiche zur Geltung käme. Endlich begann die galikaniſche Kirche, die der Krone das Recht, ihre Ländereien zu kataſtriren, und mit Steuern zu belegen, abſprach, einen weit leidenſchaftlicheren Kampf gegen die Regierung, als ſie, im Gefühl ihrer Inferiorität, gegen den wogenden Unglauben führte....

Die nothwendigſten Reformen ſcheiterten ſo an der allgemeinen Verblendung der großen Körperſchaften, die ſie dem Abgrunde immer näher riß. Während das fortdauernde Mißtrauen der Stände und das Hinund-herzerren der Parlamente und der Geiſtlichkeit die adminiſtrative Thätigkeit kreuzten, ſank das Königthum unter der Laſt der öffentlichen Verachtung. Von 1748 bis 1756, d. h. ſeit dem Aachner Frieden bis zum Anfang des ſiebenjährigen Krieges, erfuhr die öffentliche Meinung eine eben ſo jähe wie vollſtändige Umwälzung. Von der Anbetung ſeines Königs ging Frankreich zu einer Verachtung über, die nur zu bald alle Züge des Haſſes annahm. Die zahlreichen Memoiren der Zeit, mögen ſie nun von Schriftſtellern, wie Marmontel und Morellet, oder von Hofleuten, wie Bezenval und Richelieu, ausgehen, konſtatiren dieſen Umſchlag, ohne ihn zu erklären. Dem ſei wie ihm wolle, die Pompadour war unbeſtritten die Urſache und das Opfer. Ihre Verbindung mit dem Könige hatte anfangs keinen Menſchen außerhalb des Hofes verletzt; denn die Pariſer Bourgeoiſie, ſelbſt zu unſittlich, um nicht gegen die Unſittlichkeiten des Fürſten nachſichtig zu ſein, hatte grade mit Befriedigung den Sieg der Geldmacht über den Adel, der Schönheit über die Geburt mit angeſehen. Sobald aber die Pompadour die Leitung der Geſchäfte in die Hand nahm und offen als vermittelnder Miniſter zwiſchen Frankreich und dem übrigen Europa auftrat, da erfolgte eine raſche Umgeſtaltung in den Ideen. Die Nation hielt ſich durch dieſes ganz neue Aergerniß in ihrer Geſchichte für beſchimpft; und als die Marquiſin den Friedensſchluß beſchleunigte, um den König in Verſailles einzuſchließen und aus dem Haupte eines Volks von Kriegern einen morgenländiſchen Sultan zu machen: da brach der Unwille in Paris unter ſo lebhaften Formen aus, daß der Aufenthalt in der Hauptſtadt ihr bald ſehr peinlich wurde. Um den Preis der empfindlichſten Beleidigungen erkaufte ſie ſo die Macht, der alle Höfe durch Schmeicheleien, ja die ſtolze Maria Thereſia durch perſönliches Entgegenkommen huldigten. Von der Erbitterung gegen die Maitreſſe war das Volk zum tiefſten Haß übergegangen gegen den König, ſeine Regierung, beſonders gegen die Polizei, in welcher das Volk die ganze Regierung ſieht. Im Jahre 1750 brachen zu Paris, genährt von jener ſchwachköpfigen Leichtgläubigkeit, die jedes Verbrechen beim Volke vorbereitet und rechtfertigt, häufige Meutereien aus. „Die Anarchie beginnt!" ruft d'Argenſon in ſeinen Memoiren aus. Ludwig XV. war derſelben Meinung. Dem Volke, das jetzt eben ſo ausſchweifend in ſeinem Haß, wie es vor Kurzem in ſeiner Liebe war, abgeneigt, kannte er nur Eine Sorge: ſich den Blicken ſeiner Unterthanen zu entziehen, zwiſchen dem Königthum und der aufrühriſchen Stadt, deren nahe Rolle er vorahnte, eine unüberſteigliche Barre aufzurichten. In der That ſtiegen von dieſem ungeheuren Heerd entſetzliche Flammen auf, in welchen ſich Demokratie und Fanatismus kreuzten. In den Zuſammenkünften der Verzückten und an den Einſprüchen des Gerichtspalaſtes wetzte Damiens ſeinen Dolch im Stillen und warf ſich zum Rächer eines Volkes auf, deſſen Echo er nur war.

Schweden.

Die ſchwediſche Staatsverfaſſung in ihrer geſchichtlichen Entwicklung, nach Frhr. von Nordenſlycht.

Der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Frhr. von Nordenſlycht hat durch ſeine Geſchichte der ſchwediſchen Staatsverfaſſung eine ſchon lange fühlbare Lücke in unſerer hiſtoriſchen Literatur ausgefüllt. Wie er in der Vorrede zu ſeinem Buche ſehr richtig anführt, ſind zwar einzelne Epochen der ſchwediſchen Geſchichte, ſo die Staatsumwälzung von 1772, durch Sheridan, und die Revolution von 1809, durch unſern unvergeßlichen Arndt, ſchon beſchrieben worden; allein die einleitenden Rückblicke zu denſelben konnten bei ihrer Kürze nicht ausführlich genug ſein. Die meiſten größern, ſpeziell ſchwediſchen Geſchichtswerke ſchließen mit Karl XII., ſo Rühs und Fryxell; Geijer's Geſchichte reicht gar nur bis 1679. Die Weltgeſchichtswerke reichen freilich bis in die Neuzeit, ſind aber wegen ihrer Zerriſſenheit ſchwerfällig und unüberſichtlich in der Benutzung. Das Bedürfniß nach einer zuſammenhängenden, kurzgefaßten Geſchichte der ſchwediſchen Staatsverfaſſung bis auf die Neuzeit lag daher nahe, und deshalb fühlte ſich der Frhr. v. Nordenſlycht berufen, demſelben abzuhelfen. Daß er ſeiner Aufgabe gewachſen war, wird Jeder einräumen, der ſeinen bisherigen Wirkungskreis kennt und ſein Werk lieſt. Daſſelbe iſt in würdiger Sprache, klar und überſichtlich geſchrieben, vermeidet ſowohl Weitſchweifigkeit als den entgegengeſetzten Fehler, Oberflächlichkeit. Nur eins iſt an demſelben zu tadeln, oder eigentlich zu bedauern, daß es nämlich durchaus in ariſtokratiſchem Geiſte abgefaßt iſt. Es berührt unangenehm, daß ein ſo begabter Schriftſteller und gewiſſenhafter Forſcher in ſeinem Buche überall in der Totalauffaſſung, ſowie in den Schlußfolgerungen jenen exkluſiviſchen Standpunkt einnimmt, ſtatt die Dinge in ihrem natürlichen Geiſte zu betrachten. Man braucht deshalb dem Herrn Verfaſſer nicht den Vorwurf zu machen, den eine gewiſſe ſchwediſche Zeitung* gegen ihn erhebt, daß er nämlich in einem Geiſte geſchrieben, den in Deutſchland die „Kreuzzeitung" zur Schau trägt. Das wäre ungerecht; der Frhr. v. Nordenſlycht ſchreibt zwar als Ariſtokrat, aber als harmloſer, „honnetter" Vertreter dieſer Kaſte. Nichtsdeſtoweniger dürfte ſeine Art und Weiſe doch ſtörend für die Mehrzahl ſeiner Leſer ſein, die, vielleicht mit Ausnahme der ſchwediſchen, wohl ſchwerlich der Ariſtokratie angehören werden. Man ſoll beim Schreiben von Geſchichte eigentlich nie tendenziös zu Werke gehen, denn ſonſt iſt es nicht mehr Schreiben, ſondern Geſchichte-Machen, am wenigſten aber ſollte man einen Standpunkt wählen, den die geſunde Vernunft ſchon längſt überwunden und in die heraldiſche Rumpelkammer geworfen hat. Tadelt der Verfaſſer doch ſelbſt an dem erwähnten Werke Arndt's, daß dieſes vorurtheilsvoll gehalten ſei, aber vorurtheilsvoll gegen wen? Und doch fällt er in denſelben Fehler, nur in anderm Sinne.

Doch genug des Tadels, der leider nicht zu umgehen war und deshalb lieber von vornherein abgemacht werden mußte, damit er das Lob nicht abſchwäche, welches das Werk ſonſt ſo reichlich verdient. Beſchäftigen wir uns daher mit dem Inhalte des in ſechs Bücher getheilten Werkes.

* Das fragliche Blatt nannte das „Magazin" bei Benutzung deſſelben in letzterer Zeit nicht mehr bei ſeinem Namen, und verdient deshalb von uns eine geit Berückſichtigung. D. Red.

Digitized by Google

Als Einleitung giebt uns der Verfaſſer einen geographiſch-ſtatiſtiſchen Ueberblick des gegenwärtigen ſchwediſchen Reiches, oder eigentlich desjenigen Theils, auf dem die Geſchichte der innern Entwickelung Schwedens hauptſächlich geſpielt hat. Wo er hierbei nicht aus eigener Anſchauung ſpricht, läßt er die intereſſanten Schilderungen Arndt's und Strinholm's folgen. Die Aufzählung der vorzüglichſten Gutscomplexe iſt unter Benutzung von Aurep's Kalender gegeben. Intereſſant iſt die Angabe des Verhältniſſes der Stadt- zur Landbevölkerung; erſtere beträgt nämlich nur 250,000 Seelen, alſo den 14. Theil der Landbevölkerung, deren repräſentationsfähige Angehörige in einer Zahl von über 2 Millionen einregiſtrirt ſind, während von erſterer nur 100,000 auf dem Reichstage vertreten werden.

Das erſte Buch beſchäftigt ſich darauf mit der älteſten Geſchichte aus der ſagenhaften Heidenzeit bis zum Falle Magnus Erikſon's. Es wird darin nachgewieſen, wie der hohe Adel ſich aus den Königs- und Jarlsgeſchlechtern, ſowie aus der Zahl der großen Grundbeſitzer entwickelte, wie die erſten Staatseinrichtungen und Aemter ſich bildeten und das urſprünglich demokratiſche Weſen des ſchwediſchen Volkes zurückdrängten.

Im zweiten Buche iſt Schweden ſchon bei der zweiten Wahlmonarchie, d. h. der Unionszeit angelangt, welche der Adel ſo prächtig zu benutzen verſtand, daß er ſchließlich den „Staat" darſtellte, nachdem er Volks- und Fürſtenmacht bis zum bloßen Schatten herabgedrückt hatte. Dieſer Zuſtand paßte natürlich der opferwilligen Ariſtokratie ſo ſchön, daß ſie ſich wohl ſchwerlich je von demſelben getrennt, wenn nicht die Vorſehung einen Chriſtian II. geſandt hätte, der als Unions-König ſich in den Kopf geſetzt hatte, den mittelalterlichen „prieſterlichen Adelsſtaat," im Norden wenigſtens, gründlich zu reinigen. Als Mann von Welt und Schwiegerſohn der klugen Frau Sigbrit fand er, daß mit dem Adel leichter, als mit dem Prieſterſtande fertig zu werden war; deshalb machte er ſich an erſteren, und zwar den ſchwediſchen, wobei ihm ſein eignes Volk, das däniſche, helfen ſollte und auch half, denn es war etwas dabei zu „erwerben." Dem ſchwediſchen Adel gefiel es natürlich nicht, daß man ihm an den Kragen ging und ſo entſpann ſich ein Kampf, den der Verfaſſer im dritten Buche ſehr intereſſant beſchreibt. Er theilt dabei Entdeckungen mit, die in Schweden ſchon große Verwunderung erregt haben und in Deutſchland gewiß dieſelbe Wirkung haben werden.

Der Befreiungskampf Schwedens ſoll nämlich nicht von Guſtav Waſa mit Hülfe des gemeinen Volkes (almoge) geführt ſein, ſondern anfänglich trotz des Volkes und hauptſächlich mit Hülfe des Adels, und nicht zu vergeſſen der Lübeck'ſchen, deutſchen Hülfstruppen, Flotten und Gelder.

Es iſt ſehr leicht, über einen Reformator, Feldherrn, Demagogen ꝛc. den Stab zu brechen, wenn er mit ſeinen Plänen verunglückt iſt, denn nicht nach dem Werthe ihrer Ideen, ſondern nach den Erfolgen derſelben werden hervortretende Menſchen beurtheilt. Karl der Große ſchickte 4000 heidniſche Sachſen an einem Tage in ſeinen katholiſchen Himmel, überſchwemmte Deutſchland mit Blut, aber er erreichte durch Schwert und Henkerbeil, was er wollte, nämlich Aufrichtung eines Rieſenreiches mit chriſtlicher Religion. Hätte ihm das Blutbad von Verden nichts genützt, hätten die trotzigen Sachſen ihn und ſeine edlen Franken ſchließlich doch für immer zum Lande hinausgejagt, welchen Beinamen würde ihm wohl die deutſche Nation verehrt haben? Es wären noch unzählige derartige Beiſpiele aus der ewigen Leidensgeſchichte der Völker anzuführen, ja, wir haben noch ein lebendes Beiſpiel vor Augen, und wohl der Welt, wenn in dieſem Falle die „offizielle" Geſchichte nicht den Beinamen le Grand oder l'Augusto, ſondern einen „populären" Beinamen Chriſtian's II. regiſtrirt.

Das Blutbad in Stockholm hatte alſo ſtattgefunden, Guſtav Waſa, ſchon ein Halbjahr vorher von den Lübeckern nach Schweden geſchickt, verſuchte gegen die ſiegreichen Dänen einen Aufſtand zu erregen. Die Aufgabe war keine leichte, das ganze Land bis auf wenige Schlöſſer war in des Feindes Hand und was, nach des Verfaſſers Angabe, das Schlimmſte war, das Volk hatte nichts gegen König Chriſtian einzuwenden, und die Bauern in Småland auf des Vaters von Guſtav Waſa Beſitzungen erklärten: König Chriſtian ſei ihnen ein gnädiger Herr, ſie hätten keine Noth und der König hätte ihnen wohlfeiles Salz, Häringe und alles Gute verſprochen (welche ſchmutzige Genügſamkeit!), wenn ſie ihm gehorſam blieben. Guſtav Waſa mußte abziehen, um nicht in den Dalarne, wegen des auf ihn geſetzten Preiſes, ausgeliefert zu werden. — Mittlerweile hatte nämlich das Blutbad ſtattgefunden, und als Guſtav den verſammelten Bauern zu Mora davon erzählte, antworteten ſie ihm, er ſolle machen, daß er fortkäme, ſie dächten gar nicht daran, dem König die gelobte Treue zu brechen. Und der junge Held ging, denn mit Leuten, die außerdem erklärten, daß ſie ſehr zufrieden ſeien, daß ihr König den verhaßten Herren vom hohen Adel die Köpfe habe abſchlagen laſſen, ließ ſich füglich keine Rebellion anfangen. Bald kamen aber mehrere flüchtige Edelleute, welche die Angſt in die Berge der Dalarne trieb und unter ihnen Lars Björnram. Dieſer erzählte den Bauern, daß der König nicht blos Edelleute umbringen ließ, ſondern daß er jeden hängen laſſen wollte, „der in ſeinem Herzen nicht gut däniſch geſinnt ſei! (Das war in jenem Augenblicke ganz beſtimmt eine Nothlüge, wie ſie heuzutage noch mitunter gebraucht wird, wenn ein gewiſſer edler Stand das „gemeine" Volk vorſchieben will.) Nun bekamen die Bauern Angſt und dachten an Widerſtand.

Die Dalekarle waren übrigens nicht die einzigen, welche erſt durch langes Zureden bewogen werden konnten, gegen ihren revolutionären König zu ziehen. Auch die groben Bauern in Helſingeland gaben den Herren im blanken Harniſch die ſchnippiſche Antwort, ſie möchten nur weiter ziehen, nach Geſtrikeland, ſie aber in Ruhe laſſen. Die Bauern in Geſtrikeland waren indeſſen auch noch nicht reif für die Freiheit, denn ſie ſahen es ruhig mit an, wie mehrere der Herren Ritter und auch einige Stockholmer Bürger dem Waſa zu folgen gelobten, ohne ſich dadurch zu einer Parteinahme hinreißen zu laſſen. Stumpfſinniges Volk, das nicht einſehen konnte, wie die Nobleſſe immer königlicher ſein muß, als der König ſelbſt, je nach Umſtänden.

Nun, die Bauern wurden ſchließlich doch in den Kampf gezogen und ihrer Zahl und Aufopferung verdankte Guſtav Waſa ſeinen Thron und Schweden ſeine nationale Selbſtändigkeit, das wird Niemand beſtreiten wollen. Die paar hundert Ritter (Chriſtian hatte ihre Zahl ſehr gelichtet) konnten den Kampf nicht entſcheiden, wenn ſich auch ihre Tapferkeit hinter dem Stahlharniſche lange und gut conſervirte, ſie wären dennoch von den Dänen erdrückt, ſtatt daß dieſe zum Lande hinausgejagt worden. Die klugen Lübecker hätten ihnen auch ſchwerlich Unterſtützung an Geld und Mannſchaft geſchickt, denn der deutſche Krämer von damals war ziemlich derſelbe wie der engliſche von heute, — für eine bloße Adelsemeute riskirt er nichts, einen Volksaufſtand wußte und weiß er aber zu benutzen. Daß die ſchwerfälligen Bauern ſich nicht ſofort auf Geheiß ihrer Herren vom Adel in den Kampf ſtürzten, zeigt gerade von ihrer hohen politiſchen Reife, die ihnen ſagte, daß während des Kampfes Tod und Wunden nur für ſie, die ſchlechtbewaffneten Streiter im Leinen-Wamms und Lederkappe, während Ehre und Lohn nach der Schlacht nur jenen edlen Herren zufiel, welche, vom Wirbel bis zur Sohle in Stahl gehüllt, ſich ihrer Haut wohl zu wahren wußten und häufiger an Erſchöpfung als an Wunden ſtarben. Daß dieſelben Bauern, welche ſich freueten, daß dem verhaßten Adel ſo übel mitgeſpielt wurde, dennoch alle perſönliche Rückſicht und Klugheit bei Seite ſetzten und in einen gefährlichen Kampf zogen, zeugt von dem edlen und patriotiſchen Sinn dieſes niederſten Standes, an dem ſich der Adel oft ein, für ihn freilich unerreichbares Vorbild nehmen kann.

Von beſonderem Intereſſe für uns Deutſche ſind die Mittheilungen des Verfaſſers von der Betheiligung der Lübecker an dem ſchwediſchen Befreiungskampfe. Wie hat ſich Alles ſo ſehr geändert! Damals hielt eine einzige deutſche Seeſtadt das Schickſal der drei nordiſchen Reiche vollſtändig in der Hand, ihre Flotte und ihre Söldner handelten nach eigner Inſtruction, ließen den Feind beſiegt werden, ſchützten ihn aber vor gänzlicher Vernichtung. Die deutſchen Krämer beſtimmten, wer die Krone tragen ſollte und vor einem Schiedsgericht von Hanſeaten wurde auch damals der Zwiſt des Dänen- und Schwedenkönigs entſchieden.

Bei dem anfänglichen Widerſtande des gemeinen Volkes gegen und der eifrigen Betheiligung des Adels für die Kirchen-Reformation hätte der Herr Verfaſſer vielleicht etwas länger verweilen können, auch wären wohl einige Erörterungen über die vielen Gründe zu dieſem entgegengeſetzten Benehmen am Orte geweſen. Kurz geſagt iſt die Sache zwar ſo zu erklären: der Adel hatte durch die Vergewaltigung von Kirchengut dauernde materielle Vortheile, das gemeine Volk aber ebenſo dauernde materielle Nachtheile, denn unter dem Krummſtabe lebt ſich's für den Wehrloſen beſſer, als unter der ritterlichen Reitpeitſche; damals hatte aber der gemeine Mann nur die Wahl zwiſchen dieſen beiden Uebeln. Ebenſo iſt es zu beklagen, daß der Herr Verfaſſer, da er bei der Reactionsperiode unter Guſtav II. Adolph ſo ausführlich iſt, vergeſſen hat, die häufigen Klagen dieſes Königs über die Pflichtvergeſſenheit des „rechtsbewußten" Adels zu erwähnen, der es ſo ſchön verſtand, ſich von Erfüllung des rusthåll, d. h. Stellung gewappneter Reiter, zu entbinden ſo oft er konnte, mit den für dieſen Dienſt bewilligten „Rechten" es aber ſehr genau nahm.

Das vierte Buch beſchreibt die Regierung des Hauſes Pfalz-Zwei-

Digitized by Google

brücken, und berichtet hauptſächlich von der Reduction und der Einführung der Alleinherrſchaft. Die Ariſtokratie wird in Schutz genommen, nicht allein den Ruin der Finanzen herbeigeführt haben; auch über den Druck wird geklagt, den ihr die Reduction auferlegte. Bei der Gelegenheit (S. 230) führt der Verfaſſer das Schickſal des berühmten de la Gardie an, der nach der Reduction in ſolcher Dürftigkeit ſtarb, daß die Mittel zu einem anſtändigen (ſtandesgemäßen?) Begräbniſſe fehlten; er vergißt aber zu erwähnen, was Fryxell berichtet, daß nämlich der Reichskanzler de la Gardie von Carl XI. die Herrſchaften Wennegarn und Höjentorp zurückerhielt, daß überdies ſeine Verſchwendungsſucht die Haupturſache ſeiner fortwährenden Noth war. Hinſichtlich dieſer Schwäche des Grafen de la Gardie bringt übrigens der Verfaſſer, aber an einer andern Stelle, das Urtheil des Zeitgenoſſen Grafen Bonde (S. 199).

Charakteriſtiſch für des Verfaſſers Standpunkt iſt die Aeußerung (S. 233) bei Aufzählung der durch den Reichstag 1680 herbeigeführten Veränderungen: Dem Bauernſtand war das — ſo lange ſtändiſche Rechte dauern würden — wichtige „Geſchenk" gemacht, ſeine Reichstags-Bevollmächtigten in Zukunft frei und ohne Deſignation (!) durch den adligen Häradshöfding wählen zu dürfen. — So befand ſich auf einmal das Ritterhaus durch die Dazwiſchenkunft des Kabinets getrennt von ſeinen früheren „Alliirten" (!). Warum die Dinge nicht beim rechten Namen nennen?

Im fünften Buche, betitelt: Die „ſogenannte" Freiheitszeit oder von Carl's XII. Tode bis Guſtav's III. Thronbeſteigung, werden die Parteiſtreitigkeiten etwas kurz geſchildert und als Einleitung die ſcharfe Kritik Geijer's über jene Zeit gegeben.

Das ſechſte Buch, von Guſtav III. aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp bis zum Sturze der Waſa's, enthält äußerſt intereſſante und genaue Schilderungen jener Zeit und beſonders des abhängigen, kühnen Auftretens des ſchwediſchen Ritterhauſes gegenüber monarchiſcher Ausſchreitungen.

Im Anhange finden ſich die manchem gewiß wünſchenswerthen Auszüge aus der ſchwediſchen Regierungsform von 1809, die Verantwortlichkeits-Geſetze und die Reichstagsordnung von 1810 und die Ritterhausordnung von 1835 reſp. 1844.

Wie ſchon geſagt, verdient das Werk des Freiherrn v. Nordenſlycht großes Lob und iſt ihm eine weite Verbreitung zu wünſchen. Wenn die erwähnte wichtige Mittheilung von der Unluſt des ſchwediſchen Volkes beim Befreiungskampfe Guſtav Waſa's keine Widerlegung finden ſollte, dann wäre dieſem Geſchichtswerke keine falſche Angabe nachzuweiſen; die kleineren Auslaſſungen, wie die angedeuteten, ſind wohl zu unbedeutend, um den Werth des Buches, trotz ſeiner eigenthümlichen Färbung, abſchwächen zu können.

Perſien.

Reiſe-Erinnerungen aus Perſien.*

I.

Der Todtenhemd-Berg.

Im Jahre 185.. mußte ich in Amtsgeſchäften eine Reiſe von Teheran nach einer Provinzialſtadt unweit des Kaſpiſchen Meeres, nach Reſcht, machen. Ich dachte dieſe Strecke von nur 50 deutſchen Meilen oder perſiſchen Farſakh's, mit Poſtpferden in höchſtens drei bis vier Tagen zurücklegen zu können, doch wie ſehr hatte ich mich geirrt. Am 7. Januar reiſte ich von Teheran in Begleitung eines ſehr angenehmen Reiſegefährten. Es war dieſer ein franzöſiſcher Arzt, M. B...., welcher bei der perſiſchen Regierung eine Anſtellung ſuchte, dieſelbe aber nicht erlangen konnte und während deſſen, ſeines angenehmen, zuthulichen, offnen Charakters wegen, der allgemeine Hausfreund der europäiſchen Colonie in Teheran geworden war. Nur hatte er ein paar Gewohnheiten, welche in einer Stadt ſehr lobenswerth, auf einer Courierreiſe aber unbequem werden konnten; ſo liebte er nämlich, täglich ſein Mittagsſchläfchen zu machen, behauptend, er könne nicht ohne daſſelbe beſtehn, und dann hatte er eine wahre Wuth des Raſirens; er raſierte ſich mehrere Mal am Tage. Ueber den erſten Punkt kamen wir ſo ziemlich überein, im zweiten verſtändigten wir uns auch, inſofern er, auf mein Erſuchen, ſeinen Bart auf der Reiſe, unnützen Aufenthaltes halber, unberührt zu laſſen, mir dieſes auch nach einigem Widerſtreben feierlich verſprach. Ach, niemals iſt ein Kontrakt vielleicht öfter gebrochen worden, als dieſer.

Wir reiſten am Nachmittag ab, ſo daß an dieſem erſten Tage das Nachmittagsſchläfchen von ſelbſt wegfiel; der Doktor etwas verdrießlich darüber, gewann doch bald ſeine gute Laune wieder, denn erſtens ritt er einen ſehr ſanften Paßgänger, und dann eilte er der Erfüllung zweier heißen Wünſche entgegen, welche auch den Zweck ſeiner Reiſe ausmachten, das Kaſpiſche Meer zu ſehen (das einzige Meer, wo keine engliſche Flagge weht) und einen alten Freund, den — Konſul in Reſcht, welchen er vor Jahren in Aegypten kennen gelernt hatte, wieder zu umarmen. — Die erſte Station war nach perſiſchem Maßſtabe eine ſehr kleine, nämlich nur 6 deutſche Meilen lang, doch kamen wir erſt nach Sonnenuntergang bei dem hinfälligen Poſtgebäude an. Der Doktor war, des Reitens ungewohnt, ſehr müde geworden; wir beſchloſſen daher hier zur Nacht zu bleiben. Wir ſoupirten mit unſern Speiſevorräthen, da auf perſiſchen Stationen nichts zu haben iſt außer Stroh und Gerſte für die Pferde, und nachdem wir unſere Lagerſtätten hinlänglich, wie wir glaubten, mit Inſektenpulver beſtreut hatten, legten wir uns nieder und ſchliefen wirklich bald ein, wozu uns wohl mehr unſere Müdigkeit als das Pulver verhalf. Früh waren wir wieder am andern Morgen auf, denn wir hatten 11 Meilen zu reiten. Nach dem Frühſtücke ließ der Doktor noch einmal den Theekeſſel an's Feuer ſetzen; ich freute mich über ſeinen geſunden Appetit und ging hinunter in den Hof, wo ſchon die Leute mit dem Satteln und Bepacken der Pferde beinah fertig waren; nur des Doktors Packpferd ſtand noch unbefrachtet. Da er ſelbſt auch noch lange nicht erſchien, ging ich zu ihm und da ſaß er denn auf ſeinen Effekten, den dampfenden Theekeſſel und einen Reiſeſpiegel vor ſich, und ſeifte ſein Kinn. Tout à l'heure je serai à vous, mon cher, excusez! Was war zu machen, eine ſchöne halbe Stunde, die uns wenigſtens $^{3}/_{4}$ Meilen weiter gebracht hätte, war in Schaum aufgegangen. Endlich ritten wir ab, und machten richtig bis zum Abend die zwei Stationen. Der Doktor war gut aufgelegt, hatte ſich auch ſchon mehr an's Pferd gewöhnt.

Von dem Wege iſt wirklich wenig zu ſagen; er iſt die Einförmigkeit ſelbſt, vor ſich ſieht man eine endloſe Ebene, eine Steppe, Kiesgrund mit Steingerölle bedeckt; im fernen Süden erblickt man in einem Nebel Bergfantome, nordwärts zieht ſich näher vortretend die Edburskette. Nur zwei bis drei Dörfern begegnet man auf dieſen 11 Meilen, und auch dieſe Dörfer ſind traurige Ruinen. Dieſelben gehörten nämlich dem erſten Miniſter Mohamed Schahs, Hadji Mirſa Agaſſi, und als dieſer nach dem Tode ſeines Gebieters, ſich nicht die Gunſt des neuen Herrſchers erwerben konnte, ſondern in die Verbannung nach Kerbelä verſchickt wurde, wurden auch alle ſeine Häuſer und Güter nicht etwa confiscirt, das wäre wenigſtens ſo ziemlich human und rationell geweſen, ſie wurden dem gemeinen Raube preisgegeben. Die beuteluſtigen Soldatenbanden, lange vergebens auf Sold wartend, wurden, um ſich bezahlt zu machen, auf dieſe unglücklichen Dörfer losgelaſſen; wie ſie gewüthet haben, ſieht man noch an den grauen Schutthaufen der Häuſer, an den zerſtörten Waſſerleitungen, hier wo das Waſſer eine Lebensbedingung des Landes iſt, wo ſo ſelten Regen fällt. — Mit unſäglicher Mühe und wirklich hydrauliſcher Kunſtfertigkeit, mit Aufopferung von Generationen, ward das Waſſer von den Schneekoppen meilenweit entfernter Gebirge in die Niederungen herabgeleitet, um dem geplagten Bauer zum Brode zu verhelfen, und plötzlich — eine Kindeslaune des Despoten und in drei Tagen iſt vernichtet die Arbeit von Menſchenaltern; fort iſt Alles, die Häuſer in Schutt, die Aecker zerſtampft, die Bäume entwurzelt, die Kanäle auseinandergeriſſen, trocken gelegt; Nichts iſt nachgeblieben als Verwüſtung, Tod und Schackalgeheul, dort, wo noch kurz vordem Gaſtlichkeit und Leben war und von der Moſchee herab der Morgen- und Abendruf des Munſchin ertönte. Und die Menſchen, die da wohnten, wo ſind die? — Ich weiß es nicht, wir ſind ja in Aſien, fragt man da nach Menſchenleben? Charakteriſtiſch für's Land iſt es auch, daß die Dörfer meiſtentheils weit ab von der Heerſtraße gelegen ſind, der Bauer fühlt ſich ſicherer in ſeinem Bereich.

Solche und ähnliche Gedanken umdüſterten unſeren Sinn, als wir endlich am Spätabende in einem ziemlich freundlich gelegenen Dorfe ankamen, welches auch die Poſt-Station barg. Hier vervollſtändigten wir unſer Nachtmahl mit Beihülfe des Dorfbaſär, und ließen uns warmen Braten und den unumgänglichen Reispillau auftiſchen, wenn man nämlich dieſen Ausdruck gebrauchen kann bei der Bezeichnung einer Handlung, wobei der Hauptgegenſtand, der Tiſch, nicht vorhanden iſt, denn wir aßen auf dem Boden. Trotz dem Inſektenpulver, aus erſter Hand verſchrieben, brachte ich eine ruheloſe Nacht zu; dem Doktor mußte es nicht beſſer ergangen ſein, denn ich fand ihn ſchon ſehr früh am Morgen auf, er kauerte

* Von einem Deutſchen in Rußland.

Digitized by Google

auf ſeinem Mantelſack, Theekeſſel und Reiſeſpiegel vor ſich und — machte ſich den Bart. Bald jedoch ſchieden wir, denn wir hatten eine Station vor uns, welche mir immer als eine der längſten vorgekommen iſt, von allen, die ich in Perſien gemacht. Man berechnet dieſelbe wohl nur auf acht deutſche Meilen, doch beträgt ſie beſtimmt mehr als zehn, auch iſt in neuerer Zeit die Strecke getheilt worden.

Auf einer ſolchen langen Etappe gehört eine gewiſſe Erfahrung dazu, das magere abgejagte, meiſt mit Wunden und Schwären bedeckte Poſtpferd ſo zu leiten, daß es ſich nicht erſchöpft und ſeine Kräfte bis zu Ende ſpart, denn was würde man beginnen, ſollte es ſtürzen? Man iſt alſo gezwungen, meiſt Schritt zu reiten, man ſteigt auch wohl ab, und geht eine Strecke zu Fuß, ſowohl der Abwechslung wegen, als auch zur Erleichterung des Thieres. Endlos zieht ſich in einförmigem Grau die Ebene hin; kein Baum, kein Strauch unterbricht das Einerlei, nur nordwärts thürmen ſich die Gipfel des Elburs; man ſtarrt ſie an, doch unwandelbar in ihren Konturen ſtehen die Felſen; man ſchreitet ſtundenlang fort, und die Konture regen ſich nicht, kein Fels tritt vor, keiner zurück, man glaubt ſich ſtets an derſelben Stelle; ein mißmuthiges Gefühl, eine Art ſtillen Ingrimms überſchleicht Einen allmählich, bleiern drückt die Langeweile und ſcheint ſogar auch auf die Pferde ihren Einfluß zu üben, denn dieſelben bleiben oftmals ſtehn, ſchütteln ſich, gähnen und ſchleichen endlich weiter mit geſenktem Kopf und ſchlotternden Knieen. Ein Troſt für uns war es, daß wir im Winter reiſten, wir litten wenigſtens nicht an Hitze und an Durſt. Von Waſſer iſt nicht die Spur auf dieſen zehn Farſakh. Für den Nothfall hatten wir übrigens mehrere Flaſchen mit kaltem Thee (Wein löſcht nicht den Durſt) bei uns und außerdem waren unſre Satteltaſchen mit allerlei Zuckerwerk, ein Surrogat für Waſſer, gefüllt. Dieſes iſt eine Maßregel, welche den im Oriente Reiſenden ſehr anzuempfehlen iſt, und auch dort ſelbſt bei den niederen Ständen allgemeine Anwendung findet. Der Zucker verhütet das Trockenwerden des Gaumens und das Kauen deſſelben beſchäftigt Einen in der Art ungefähr, als das Rauchen einer Cigarre oder Pfeife, ohne wie dieſes die Kehle zu reizen.

Endlich kamen wir in Kaswin an, der Geburtsſtadt Lokman's und Abu Ali Sina's, welcher unter dem ſehr corrumpirten Namen Avicenna in Europa mehr bekannt iſt. — Wir fanden zu unſerm Erſtaunen die Stadt von einer Schneemaſſe bedeckt, die fußhoch Straßen und Plattdächer umhüllte und der vormaligen königlichen Reſidenz ein reinlicheres Anſehn gab, als mir dieſelbe vor mehreren Jahren zur Sommerszeit geboten. Wir kehrten im Quartier des Poſtmeiſters ein, eines großen Verehrers von ausländiſcher Bildung und holländiſchen Dukaten. Der Verehrung zu dieſen Letzteren ſchrieb ich es auch anfangs zu, als der Gaſtwirth mir erklärte, wir würden genöthigt ſein, einige Tage bei ihm zu verbleiben, denn an ein Weiterreiſen wäre vor der Hand nicht zu denken; die Wege in den Bergen, welche wir zu überſteigen hatten, wären verſchneit, ſo daß ſogar mehrere Waaren-Karawanen vergeblich verſucht hätten, ſich Bahn zu brechen, und in die Stadt zurückgekehrt wären. Der Doktor nahm dieſe Nachricht ſehr ſtoiſch auf und legte ſich hin zum langentbehrten Mittagsſchlafe, indem er mich mit Talleyrand's Worten frug: „Aussi à quoi bon ce trop de zèle?“ Die Ausſage des Poſtmeiſters beſtätigte ſich aber wirklich, denn am Abende kam einer unſerer Couriere von dort aus angeritten, wohin wir eben reiſen wollten und erzählte mit perſiſcher Beredtſamkeit von dem ſchrecklichen Schneegeſtöber, welches ihn in den Höhen überraſcht hatte. Zwei Nächte, ſo erzählte er, habe er im Schnee zugebracht und wäre faſt vor Hunger verkommen, wenn ihm nicht ein Haſe in den Weg gelaufen, den er auch glücklich geſchoſſen, und obgleich guter Muſelmann, doch verſpeiſt hatte, wenn auch mit großem Widerwillen.

Die Muſelmänner verachten bekanntlich das Haſenfleiſch. In der Rangordnung der Thiere nämlich, erdacht von einer krankhaften Fantaſie der Orientalen, nimmt Meiſter Lampe eine ſehr zweifelhafte Stellung ein, welche er übrigens mit dem Affen und mehrern andern Schickſalsgenoſſen theilt. Es giebt nämlich Thiere, welche für unrein gelten und deren Genuß ſtreng verboten iſt, als wie: Schwein, Hund, unbeſchuppte Fiſche; andere, deren Genuß erlaubt iſt, dazu gehören alle Vögel, beſchuppte Fiſche und Vierfüßler mit geſpaltenen Klauen. Endlich giebt es eine Mittelklaſſe von Thieren, z. B. Vierfüßler mit ungeſpaltenen Hufen und ſolche mit Zehen, deren Genuß weder erlaubt noch verboten iſt, eher aber doch dieſes Letztere. Zu dieſen eben gehört der unglückliche Haſe.* Doch nicht nur weil der Haſe Zehen hat, verſchmäht ihn der Perſer, es gehen über den unglücklichen Lampe noch andere ſehr zweideutige Gerüchte im Volke herum, welche freilich ihn in einem merkwürdigen Lichte erſcheinen laſſen. So ſoll er eine Art Zwittergeſchöpf ſein, im Winter Haſe, im Sommer Häſin!* Nach anderen ſehr vorurtheilsfreien Meinungen gelehrter Perſer, ſoll er ſeine Exiſtenz einer verliebten Laune des Sunnitiſchen Chalifen Omar verdanken, von dieſem unmittelbar abſtammen; endlich beſteht noch eine anatomiſche Anſicht über ihn, welche der Erfindungsgabe perſiſcher Naturhiſtoriker alle Ehre macht; dieſelben behaupten nämlich, der Haſe habe ſieben Häute unter ſeinem Pelz, und das Moſaiſche Geſetz ſagt (3. Moſe 11, v. 6), der Haſe wiederkäuet auch, doch ſpaltet er die Klauen nicht, darum ſei er auch unrein.

Was die erſte Anſicht, über das Zwitterweſen des Haſen nämlich anbetrifft, ſo könnte aus derſelben ein vom Indogermanismus begeiſterter deutſcher Etymolog auf eine gewiſſe Analogie ſchließen mit einem in manchen Orten Deutſchlands, als auch anderwärts, beſtehenden Volksgebrauch. Geht nicht z. B. ſo manche liebende Hausfrau am Oſtertage heimlich von ihren Kindern in den Garten oder in's Feld, und verbirgt dort in ſelbſtbereiteten Neſtern eine Anzahl buntgefärbter Eier und lockt dann die Kinder herbei mit dem Rufe: „Na ſeht mal, was der Haſe Euch beſcheeret hat;“ und die frohe Kinderſchaar umſpringt jauchzend die Neſter und lobt den freundlichen Geber, der ſich verſchämt zurückgezogen. Warum muß denn auch hier der Haſe das Amt des Eierlegens übernehmen, warum nicht die Kuh oder das Maſtſchwein? — Sei dem, wie ihm wolle, ſo viel ſteht feſt, daß der in Perſien eingebürgerte Haſe, Dank ſeinem ſchlechten Rufe, ein ruhigeres Leben genießen kann, denn ſeine Stammverwandten im Auslande, und ſo ſtiftet auch ein kraſſer Aberglaube ſein Gutes, uns aber an Kaswin Gefeſſelten verſchaffte derſelbe auch außerdem eine ſehr ergiebige Jagd. Dieſe Jagden auf die ſiebenhäutigen Nachkommen des Omar machten unſer einziges Vergnügen aus; wir unternahmen dieſelben jeden Tag während der vier, die wir dort zubrachten, bald in Geſellſchaft des perſiſchen Gouverneurs, bald in der einer armeniſchen Fürſtenfamilie, welche einen nie endenden Geldprozeß mit der perſiſchen Regierung führt. Der ältere Sohn dieſer Familie, welcher ein gebrochenes Franzöſiſch ſprach, beluſtigte uns ſehr, indem er, von ſeinem Vater redend, was ſehr oft geſchah, denſelben nicht anders benannte, als Monsieur mon père, le prince, oder wenn man ihn fragte, prince, comment vous portez-vous? ſtets erwiederte, je me porte à la masse. Etwas anderes hatte er auch nicht zu thun.

Vier Tage hatten wir in Kaswin zugebracht, und noch immer lagerten im Karawanſerai die Waaren-Karawanen, von deren Abzug auch einigermaßen unſre Weiterreiſe abhing, denn wir rechneten darauf, daß dieſelben vor uns her die Bahn durchbrechen und unſern Pfad in den Gebirgen bezeichnen ſollten. Wir täuſchten uns aber in unſeren ſelbſtſüchtigen Erwartungen. — Der Doktor hatte ſich viel leichter als ich in die Verhältniſſe gefunden, ſich ganz häuslich eingerichtet, und auch ſogleich eine ſo große Praxis gewonnen, daß er allen Ernſtes daran dachte, ſich einmal völlig in dieſer Stadt niederzulaſſen. Da hörte ich einmal, daß noch ein anderer Weg beſtehe, welcher, die große, jetzt verſchneite Landſtraße bei Seite laſſend, ſich an einem andern Bergrücken hinſchlängele, und in einem großen Bogen, ungefähr zwölf Meilen unterwärts, ſich wieder mit der Hauptſtraße vereinige. Unſere Leute, ja ſogar der Courier hatten niemals von dieſem Bergpfade gehört und der Poſtmeiſter kannte denſelben auch nur vom Hörenſagen, und meinte kopfſchüttelnd: „Nun möge Allah Sie beſchützen, da kommen Sie ja über den „Keſen-Kuh,“ zu deutſch: Todten-Hemdberg.“

Dieſer Name intereſſirte uns ſehr, den Doktor ſowohl wie mich; wir glaubten, derſelbe rühre vielleicht von einer ewigen Schneehülle her, welche den Berg bedeckte, doch hatte es damit eine ganz andere Bewandtniß. „Schnee haben wir auf den meiſten Bergen, meinte der Poſtmeiſter, auf dieſem aber gerade haftet kein Schnee, denn aus einer zähen Schlucht ſteigt er ſteil und nackt in die Höhe, von einer raſenden Windsbraut umheult, welche Alles abfegt, was auf deſſen Rücken haften wollte; den Namen aber hat er davon, daß ſobald reiſende Kaufleute in die Nothwendigkeit verſetzt ſind, bei Verſperrung der Hauptſtraße, längs demſelben den Umweg zu machen, ſie am Fuße des Berges anhalten, ihr Teſtament machen, die Gebete verrichten, reine Hemden, ihre Todtenhemden, anlegen, kurz, ſich zum Tode bereiten und ſich der Gnade Allah's überlaſſend, ver-

* Als dem jetztregierenden Schah von Perſien eine Giraffe zum Geſchenk vorgeführt wurde, grübelten ſehr weiſe turbanbedeckte Häupter darüber nach, in welche Klaſſe wohl dieſes nie geſehene Thier zu ſetzen wäre. Aus unterthänigſtem Reſpekt vor dem Schah nahmen die Mulla's Anſtand, daſſelbe für unrein zu erklären, ſetzten es daher als Kamerad zum Haſen. Auf perſiſch trägt die Giraffe den hochpoetiſchen Namen **Kamelochpanther**.

* Wahrſcheinlich weil ſein Fell bald heller bald dunkler gefärbt iſt, je nach den Jahreszeiten.

Digitized by Google

ſichtig den Bergpfad betreten, denn ein falſcher Tritt des Saumthiers, und zerſchmettert liegen zwei Leichname in der Schlucht, der Reiter und ſein Roß.“ „Il blague,“ ſagte der Doktor, „partons et voyons ce qu'il en est de vrai.“

Und ſo nahmen wir denn, nach kurzem Entſchluß, Abſchied von den sieurs les princes und ſonſtigen Jagdgefährten, deren wohlgemeinte Vorſtellungen gegen die Reiſe und Aufforderungen zum Bleiben mit Dank zurückweiſend.

Am nächſten Morgen reiſten wir ab, und zwar doch noch ziemlich früh, trotzdem die Vorbereitungen zur Abreiſe uns ein paar Stunden unnützerweiſe entriſſen hatten, wie es übrigens in Perſien ſtets der Fall iſt. Ich ſpreche nicht mehr vom Bartmachen des Doktors, auch nicht von den mißmuthigen Geſichtern, welche unſere Diener machten, als denſelben erklärt wurde, ſie ſollten die Perde bereit halten. Mit Unluſt ſchieden dieſe Leute von den Fleiſchtöpfen Kaswins, mit Unluſt ſattelten ſie die Pferde, als die nochmalige Vermittelung des redſeligen Poſtmeiſters bei uns nichts fruchtete und auch die Gegenvorſtellungen mancher Karawanen-Führer tauben Ohren gepredigt wurde. Als wir ſchon völlig bereit waren, kamen noch Deputationen vom Gouverneur und anderen Stadtälteſten mit Theebretern voll Zuckerwerk, Wildpret ꝛc. und mit honigſüßen Wünſchen zu einer glücklichen Fahrt. Alles das mußte angenommen werden, aber freilich für Gegenerwiederung manches blanken Dukatens; dann kamen die Derwiſche, von denen einer ſogar unſer Horoskop ſtellte, natürlich fiel es ſehr günſtig aus; dann umſchwärmten uns Haufen von Bettlern, alte und junge Männer und Weiber. Endlich riſſen wir uns frei mit ſehr erleichtertem Beutel und Herzen. Durch tiefen Schnee wateten wir langſam auf der Heerſtraße, prächtig nahm ſich die Winter-Landſchaft aus bei dem blauen klaren Himmel und der lachenden Sonne, welche nur wenig abwärts von ihrem Zenithe ſtand; einen impoſanten Anblick gewährten die Rieſen des Elburs in blendendes Weiß vom Fuß bis zum Haupt feenartig ſchön gekleidet. Die ſchöne Natur übte auch auf uns ihren Einfluß aus, wir waren ſehr gut aufgelegt, und ſo mancher Haſe, der erſchrocken bei unſerm Nahen, über den Schnee dahineilte, verdankte ſein Leben nicht ſowohl ſeinen ſchnellen Läufen, als vielmehr nur allein unſerer poetiſchen Stimmung; wir dachten nicht an's Schießen.

Fünf Meilen Weges brachten uns an ein Dorf, welches wie die meiſten Dörfer im Iran mit einer hohen Mauer umgeben war. Obgleich die Uhr nur erſt die ſechſte Stunde wies, fanden wir das Thor ſchon geſchloſſen; lange ſtanden wir vor demſelben, Einlaß verlangend, lange debattirten die Bauern hinter demſelben, ob es wohl rathſam und zuthulich wäre, uns hineinzulaſſen; es entſtand darüber ein ſehr eifriges und charakteriſtiſches Zwiegeſpräch zwiſchen unſern Leuten und denen da von innen, durch die eichene Thür hindurch; endlich ſiegte doch die Diplomatie der Unſrigen über die Halsſtarrigkeit der Bauern, indem dieſen Letztern feierlich zugeſchworen wurde, daß wir nicht zu den einheimiſchen Beamten gehörten!! Da, doch noch mit Widerſtreben, öffneten ſie endlich das Thor, ſahen uns zuerſt mißtrauiſch an, doch ein paar Goldſtücke machten den Dorfälteſten und mit ihm die Gemeine ſchon ſehr geſchmeidig; der Weißbart führte uns in ſein eignes Haus und wir richteten uns hier ſo comfortable ein, als nur möglich.

Da dieſes Dorf ſchon nicht mehr an der Poſtſtraße gelegen war, von welcher wir ohngefähr drei Meilen früher abgebogen waren, ſo konnten wir auch nicht die Pferde wechſeln und zogen mit denſelben Thieren am andern Morgen weiter, und zwar dem berüchtigten Berge entgegen. Nach $2\,^1/_2$ Stunden kamen wir am Fuße deſſelben an; wir ſtiegen ab, nicht etwa um die früher erwähnten Ceremonien zu vollführen, Teſtamente zu ſchreiben und Wäſche zu wechſeln, ſondern einfach, um die Pferde etwas verſchnaufen zu laſſen. Nackt und ſteil zog ſich die Steinwand weit weg in die Ferne, neben einem Abgrunde, in welchem ein Berggewäſſer rauſchen ſollte; ſehen konnte man es nicht, es war zu tief unten; vergebens ſpähte ich auch nach einem Pfade längs der Bergwand, auf dem wir haften könnten, ich ſah keinen und gedachte wohl der Schreckensworte des Kaswiner Poſtmeiſters, doch vorwärts mußten wir und ſo rangirten wir uns im Gänſemarſch, zwei Diener voraus, der Doktor, ich und dann die übrigen Diener mit dem Gepäck folgend. Es wurde wirklich ein Pfad ermittelt, aber was für ein Pfad! Auf der jähen Felswand war derſelbe ſelbſt abſchüſſig und dabei ſo ſchmal, daß das Pferd nicht mit breitem Schritte gehen konnte, ſondern kreuzbeinig, indem es den einen Huf genau vor den andern ſetzen mußte. Die Pferde fügten ſich in dieſe unbequeme Nothwendigkeit, ich bewunderte die Thiere. Wir legten die Zügel auf den Hals derſelben und zogen ſo langſam und ſtill hin, Eines hinter dem Andern; zum Sprechen ſchien Keiner Luſt zu haben, ſteif ſaßen wir auf den Sätteln, um die Pferde nicht in ihren equilibriſtiſchen Bewegungen zu ſtören; in den Abgrund zur Linken wagte ich nicht zu blicken, und ſtarrte nur zwiſchen den Ohren des Pferdes durch. Was den Doktor für Gedanken beſchäftigen mochten, weiß ich nicht, obgleich er mir ſpäter geſtand, er würde den Weg nicht zum zweiten Male machen, worin ich mit ihm völlig einverſtanden war; mich aber beſchäftigten unwillkürlich ſehr unangenehme; ſo z. B. war einer der quälendſten Gedanken der, was wird werden, wenn zufällig eine Karawane, oder auch nur ein einzelner Reiter uns von der andern Seite entgegenkommen ſollte? Ausweichen wäre ein Ding der Unmöglichkeit geweſen, ebenſo wie ein Umwenden der Pferde. Niemals habe ich die hübſchen gehaubten Lerchen, welche uns luſtig umſchwirrten, ſo ſehr um ihre Flugkraft beneidet, als in dieſen ſtundenlangen Minuten auf dem Todtenhemdberg. Es wuchſen von Zeit zu Zeit aus der Steinwand heraus, wilde entblätterte Himbeerenſträuche; wenn einer derſelben allmählich näher rückte, ſo bot er uns eine Art von moraliſcher Erquickung dar, denn konnte die Hand ihn erreichen, ſo klammerten wir uns an den Strauch an, für den Augenblick wenigſtens hatten wir doch einen ſichern Halt, wir athmeten wieder etwas freier auf, denn aufrichtig geſtanden, ſchnürte ein eignes Gefühl mir oftmals die Bruſt zuſammen; ein Glück für uns war es, daß wir Alle ſchwindelfrei waren; doch öfter wuchſen dieſe Sträucher zu hoch, oder diejenigen, welche in unſerer Tragweite waren, ſaßen nicht mehr feſt in den Wurzeln; wahrſcheinlich hatten dieſelben ſchon als Haltpunkte gedient für frühere Reiſende. Ein peinliches Gefühl iſt es auch, einen Weg zum erſten Mal zu machen; man geht einem unbeſtimmten Ziele entgegen und weiß nicht die Entfernungen im Voraus genau zu beſtimmen. Dieſer Bergrücken kam mir auch endlos lang vor, obgleich die Strecke nur zu $1\,^1/_2$ Meilen berechnet wird; endlich, endlich ſtiegen wir in's Thal hinunter, d. h. in einen Abgrund, und zwar in einen Bergſtrom mitten hinein, welcher da unten toſend und ſchäumend über Felsſteine hinrauſchte. Im Strome ſelbſt war unſer Weg, doch obgleich die Pferde bis zur Bruſt im Waſſer wateten, ſo kam uns derſelbe lieblich und anmuthig vor, verglichen mit dem eben überſtandenen Bergpfade, wo Jeden von uns doch mehr oder weniger eine drückende Empfindung überſchlichen hatte.

Bibliſche Literatur.

Moſaiſches Recht.

In Nr. 51, Jahrgang 1861 des „Magazins,“ bei einer Beſprechung von Frank, Études Orientales, findet ſich Seite 605, b. die Bemerkung: Die ſtrenge Wiſſenſchaft „dürfte es als Uebertreibung bezeichnen, daß der Verfaſſer an der jüdiſchen Geſetzgebung durchweg das Gepräge der Milde ſieht, daß er z. B. ausgewählte Stellen hervorhebt, in denen Schonung gegen die Sklaven empfohlen, die Würde der Frauen in Schutz genommen wird und darüber Vorſchriften vergißt, die mit drakoniſcher Härte gefaßt, mit Blut geſchrieben ſind.“

Um ein unparteiiſches Urtheil über den Charakter des Moſaiſchen Rechts zu gewinnen, giebt es nur Ein Mittel, nämlich das Studium deſſelben nach ſeinem Zuſammenhange und ſeinen ſittlichen Tendenzen. Die Betrachtung einzelner, herausgeriſſener Sentenzen könnte ein jedes Geſetzbuch, auch die neueſten, als blutig und drakoniſch erſcheinen laſſen. Bei den letztern ſei beiſpielsweiſe nur auf die verſchiedenen Ausläufe der Hochverrathsſtrafen und auf das Standrecht hingewieſen. Aber es muß überall die Idee des geſammten Staatsweſens und des Strafrechts in's Auge gefaßt werden, das Maß wirklicher Unſittlichkeit, die in der als Verbrechen aufgeſtellten Thatſache liegt, die Art und Unparteilichkeit, wie die Mittel der Unterſuchung, ferner die obwaltende Rückſicht auf Menſchenwürde und menſchliches Schmerzgefühl bei Formulirung und Zumeſſung der Strafe. Als blutig und drakoniſch würde man die durch ſechs Jahrhunderte auch in Deutſchland wüthenden Hexenprozeſſe bezeichnen können, die ein Verbrechen, nämlich Umgang mit dem Teufel, zur Unterſuchung zogen, das nur in der Vorausſetzung einer krankhaften Phantaſie lebte, denn es hatte ja Niemand eine derartige Thatſache geſehen; man beſtrafte, was nie erweislich ſo in die Erſcheinung getreten, daß Urſache und Wirkung in ihrem erſichtlichen Zuſammenhange ſich gezeigt hätten; oder auch Folter und Ordalien, ſogenannte Gottesurtheile, als Beweismittel der Schuld; oder verſchärfte, martervolle Todesſtrafen, wie Rädern und dergleichen, die in unſeren Geſetzbüchern erſt vor wenig Jahren in Wegfall gekommen; oder verſtümmelnde, brandmarkende Leibesſtrafen. Faſt Nichts von Alledem, wovon bis auf die neueſte Zeit wohl [illegible] Geſetzbuch frei geblieben, findet ſich im Moſaiſchen Rechte. Die [illegible]

Digitized by Google

Hauptwerke, welche der ſyſtematiſchen Darſtellung ſeines Inhalts gewidmet ſind — Michaelis, Moſ. Recht, Salvador, institutions de Moïse, Saalſchütz, Moſ. Recht — vereinigen ſich daher in der Anerkennung ſeiner Milde, unparteiiſchen Gerechtigkeit und ſeiner Schonung der Menſchenwürde. Es iſt vielleicht das einzige Geſetzbuch, welches die Folter, die ſchmerzerzwungene Lüge des Eingeſtändniſſes, welches ferner das ſchleichende Gift des jetzt vielleicht unentbehrlichen Strafgefängniſſes nicht kennt. Seine Strafen beabſichtigen nirgends die Qual des Menſchen, ſondern geben ſich nur als das einfachſte Mittel, um das Verbrechen zu tilgen und den Abſcheu gegen daſſelbe im Volke zu erhalten und zu klären. Man kann indeß die Straf-Geſetzbücher verſchiedener Zeiten und Völker nicht in der Art charakteriſiren und mit einander vergleichen, daß man die Skala ihrer Verbrechen und Strafen an einander ſtellt, um zu ſehen, was in dem *gleichen Falle* das eine oder andere beſtimme. Denn die Liſte der Verbrechen und das Maß der Strafe, beide wechſeln nach Maßgabe der Sitten und der politiſchen Verhältniſſe. In dem Moſaiſchen Staate, welcher von dem Geſetzgeber einer *Idee* gewidmet und untergeordnet war, nämlich der Erhaltung der Lehre von Einem Gotte, wurde die Uebertretung der für dieſen Zweck gegebenen Gebote, um nach neuer Anſchauung zu ſprechen, als Hochverrath behandelt, und als Verſuch, den Staat in ſeinen wichtigſten Grundlagen, in ſeiner geiſtigen Exiſtenz zu gefährden, ſtreng beſtraft. Dagegen fiel das Verbrechen des neuern politiſchen Hochverraths, mit allen ſeinen Todes- und andern Strafen dort gänzlich weg. Der Diebſtahl, in Sparta, wenn er gelang, ſtraflos, in England bis vor kurzer Zeit auch bei dem geringſten Objekt mit dem Galgen, alſo einer verſchärften Todesſtrafe, geahndet, hatte im Moſaiſchen Rechte eine empfindliche Vermögensſtrafe, mehrfachen Erſatz des Geſtohlenen, zur Folge.

Keuſchheitsſünden, bei verſchiedenen Völkern ſehr verſchieden behandelt, galten nach dem ſehr ſtrengen ſittlichen Standpunkte des Moſaiſchen Geſetzes theilweiſe als mit dem Tode zu beſtrafende Verbrechen, um ſo mehr, als das Heidenthum ſie vielfach begünſtigte, ja verführeriſch ſanctionirte. Es iſt gewiß überall gut, wenn das Geſetz bei ſeinen ſittlichen Forderungen ſich im Einklange mit den eigenen Anſchauungen des Volkes findet; es kann dann, und muß vielleicht, dasjenige ſtrenger ſtrafen, was Verbrechen iſt und wogegen ſich der vollſte Abſcheu des Volkes ſchon längſt gewendet. Eine gelindere Strafe würde dort vielleicht den Geſetzgeber in Verdacht bringen, das Verbrechen zu leicht zu nehmen und das Volk zu ernſterer Selbſthülfe greifen laſſen; eine ſtrengere erſcheint um ſo zuläſſiger, wenn ſich bei dem allgemeinen ſittlichen Volksgefühle vorausſetzen läßt, ſie würde nur ſelten oder nie in Anwendung kommen.

Das Moſaiſche Geſetz will die Frauen und verlobte Mädchen nicht mißtrauiſch im Hauſe einſperren laſſen; es läßt ihnen die volle Freiheit der Bewegung in der Stadt, auf dem Felde und den Triften, wie es den Beſchäftigungen eines fleißigen, Ackerbau und Heerdenzucht treibenden Volkes entſprach. Die Keuſchheit und Unſchuld des weiblichen Theiles galt auch geſetzlich bei vorkommenden Fällen als Präſumtion, und dieſe ſeine Ehre ſollten ſtrenge, aber gerechte Geſetze ſchützen. (Nur der Verlobte wurde nach dem Ausdrucke des Geſetzes „gleich einem Mörder" mit dem Tode beſtraft, während ſie ſelbſt frei ausging, wenn ihre freie Einwilligung nicht durch Zeugen erwieſen ward. Geſchah dies, ſo mußte auch ſie den Tod erleiden.)

In den Zeiten der Richter vergriff ſich einſt ein Benjaminitiſcher Pöbelhaufe an dem Kebsweibe eines durchreiſenden Mannes, ſo daß der Tod des Weibes die Folge der gewaltſamen Unzucht war. Sobald die böſe That ruchbar geworden, kamen aus allen Gauen des Landes die Aelteſten zuſammen und man ſprach: dergleichen iſt in Israel nicht geſchehen, ſeitdem es aus Aegypten zog. Man ſchickte Boten zum Stamme Benjamin und forderte die Auslieferung der Schuldigen. Dieſer, welcher wahrſcheinlich ſeiner eigenen Jurisdiction Nichts vergeben wollte, verweigerte die Auslieferung. Es kam zu einer bewaffneten Execution und zu einem Kampfe, bei welchem der renitente Stamm faſt ſeinen Untergang fand.

Es findet hier auch der einzige Fall einer Verſtümmelung Anwendung, indem einem Weibe, das ſich in ſchamlos handgreiflicher Weiſe in eine Prügelei von Männern miſcht, um dem Einen beizuſtehen, die verbrecheriſche Hand abgehauen werden ſoll; da das Moſaiſche Strafrecht ſonſt nirgends Verſtümmelung und Brandmarkung kennt, mit welchen andere Geſetzgebungen ſo freigebig waren.

Im Allgemeinen beſtehen die Leibesſtrafen des Moſaiſchen Rechts in Schlägen mit einer ledernen Geißel, deren Zahl nie über 40 gehen ſoll, „damit dein Bruder nicht verächtlich werde vor deinen Augen" (nämlich durch eine maßloſe Willkür der Strafe). Die Todesſtrafen des Moſaiſchen Rechts beabſichtigen einfach die Tödtung des Verbrechers, ohne die grauſame Verſchärfung faſt aller anderen Geſetzgebungen der alten und der neuern Zeit. Hier findet man nicht jene Dichotomie, das Zerhauen, Zerreißen des Körpers, Todtgeißeln, das (Römiſche) langſame Sterbenlaſſen am Kreuze, bei gelindem Feuer, in heißer Aſche, Rädern und dergl. Nur in zwei Fällen iſt zur Abſchreckung Verbrennen vorgeſchrieben, bei der mit Mutter und Tochter zugleich eingegangenen Ehe und bei einer der Unzucht überwieſenen Prieſtertochter. Das Aufhängen wurde erſt am todten Körper vollzogen. Michaelis glaubt, daß dies auch beim Verbrennen der Fall war. Die Zahl der Fälle, auf welche Todesſtrafe geſetzt, iſt bei Moſes nicht größer, als in den neueſten Geſetzgebungen. Vergebens wird man alſo im Moſaiſchen Rechte Beſtimmungen ſuchen, die andern Geſetzgebungen der alten und neuern Zeit gegenüber als drakoniſch und blutig bezeichnet werden können, gegentheils hat daſſelbe Vorſchriften der Milde, die ihm ganz beſonders eigen ſind. Dahin gehören die Rechte der Frauen, der Dienenden und der heidniſchen Fremden. Die letztern werden den Einheimiſchen vollkommen an bürgerlichen Rechten gleichgeſtellt: („Einerlei Recht ſoll bei euch ſein, Fremdling und Einheimiſcher ſollen gleich ſein," 3. B. Moſ. 19, 34), auch namentlich bei den vielen und merkwürdigen Wohlthätigkeits-Geſetzen. Oeffentlichen Götzendienſt, namentlich blutigen, mit Mord und Unzucht verbundenen, durfte nach Moſaiſchem Geſetze Keiner treiben, aber wegen ſeines von der Staats-Religion abweichenden *Glaubens* wurde Keiner befragt, oder, wie noch heutzutage, durch Entziehung bürgerlicher Rechte beſtraft. Sollten etwa die oben angeführten Worte des Referenten, wie allerdings kaum glaublich, ſich auf die ſo oft fälſchlich aufgefaßte Talion beziehen: Auge um Auge u. ſ. w., welche im Moſaiſchen Rechte vorkommt, ſo hat ſchon Michaelis vor etwa 70 Jahren bewieſen, daß dieſe rechtliche Beſtimmung nur als Prinzip aufgeſtellt iſt, das factiſch weder in Ausführung kommen konnte noch kam, ſondern überall nur das Maß einer Geldbuße darbot, die von den Parteien vor den Richtern abgeſchloſſen ward. Eine ſolche erwähnen ſchon die Bücher Moſis, als damals im Allgemeinen üblich, ſo daß eine derartige Ausgleichung bei dem abſichtlichen Morde ausdrücklich verboten werden muß. Auch noch im ſpäteren, jüdiſchen (Rabbiniſchen) Rechte wird die Geldbuße in ſolchen Fällen der Talion allein als üblich und zuläſſig betrachtet. Ein Weiteres hierüber ſehe man bei *Saalſchütz*, Moſ. Recht, Th. II., Kap. 57. Nur das noch wollen wir hinzufügen, daß die unzähligen Gelehrten und namentlich auch Prediger, die in Schriften und Vorträgen von der Talion, dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn" u. ſ. w. ſprechen, in Rückſicht auf Math. 5, 38, ſchwerlich eine quellenmäßige Kenntniß von dem Kreiſe der Anwendung dieſes Grundſatzes haben. Er umfaßt nur *drei* Fälle, welche wohl ſelten oder gar nicht vorkommen mochten, nämlich den der unerwarteten und *heimtückiſch-berechneten* Beſchädigung Jemandes an ſeinem Körper, dann falſches Zeugniß *in der Abſicht*, dem Andern eine Strafe am Leben oder Leibe zuzuziehen, endlich den Fall, da handgemein gewordene Männer einem ſchwangeren Weibe zu nahe gekommen, ſie geſtoßen und nicht nur den Abgang der Leibesfrucht verurſachten, ſondern auch die Frau ſelbſt ſtark verletzten. Daß eine Gleichheit faktiſcher Vergeltung, z. B. in letzterem Falle, unmöglich war, darf nicht erſt nachgewieſen werden. Wenn Chriſtus in der Bergpredigt ſich jener Worte bedient, um Rachſucht und Widervergeltung zu tadeln, ſo iſt wohl nicht ſeine Abſicht die *richterliche* Beſtrafung jener drei rohen Attentate auf den Mitmenſchen zu beſeitigen, zumal durch geeignete Geldſtrafe, wie ſie nach dem damals geltenden jüdiſchen Rechte allein zuläſſig war, ſondern er hat offenbar nur rein ſittliche (nicht juriſtiſche) Verhältniſſe im Auge und will daſſelbe ſagen, was bereits Moſes 3. B. Moſ. 19, 18. 19. ſagt: „Räche Dich nicht u. ſ. w., ſondern liebe Deinen Mitmenſchen wie Dich ſelbſt."

Mannigfaltiges.

— *Deutſche Typographie.* Mit wahrer Genugthuung haben wir den ſtatiſtiſch-techniſchen, durch Pracht-Illuſtrationen erläuterten Bericht über die große typographiſche Anſtalt geleſen, in welcher unſere Zeitſchrift ſeit einigen Jahren gedruckt wird.* Die gegenwärtige Induſtrie-Ausſtellung in London, auf welcher die Herren Gieſecke & Devrient durch viele ihrer Muſter Erzeugniſſe, unter Anderm durch facſimilirte Abdrücke nach dem berühmten Codex Sinaiticus von Tiſchendorf, deſſen vier Folio-

* Das Etabliſſement von Gieſecke & Devrient in Leipzig. 1852—1862.

Digitized by Google

bände eben ihrer Vollendung entgegengehen, vertreten ſind — Erzeugniſſe, die in zwei verſchiedenen Klaſſen durch Preismedaillen ausgezeichnet wurden — hat den vorliegenden Bericht veranlaßt, welcher ſelbſt wieder als ein typographiſches Meiſter- und Muſter-Werk betrachtet werden darf. Im Juni 1852 wurde in Leipzig die erſte Abtheilung der Anſtalt, die Buch- und Kunſtdruckerei, verbunden mit einer Stereotypen-Gießerei, gegründet, wozu dann im October deſſelben Jahres die zweite Abtheilung kam, die der Lithographie und dem Steindruck, der Herſtellung von Luxus-Papieren, dem Gravir-, Kreide-, Farben-, Gold-, Silber- und Relief-platten-Druck gewidmet iſt. Unter der Leitung ihrer beiden, ebenſo umſichtigen, als unermüdlich thätigen Chefs erwarb ſich die Anſtalt bald ein ſo großes Vertrauen, daß ihr von allen Seiten Aufträge zu den complicirteſten, in gewöhnlichen Buch- und Steindruckereien gar nicht herzuſtellenden Arbeiten zugingen, und ſo fanden ſich die Herren Gieſecke & Devrient denn auch bald veranlaßt, ihrem bereits ſehr großartigen Inſtitute noch zwei Abtheilungen, die der Kupfer- und Stahldruckerei, mit welcher eine Offizin für Geld- und Werth-Papiere verbunden, ſowie eine Gravir- und Guillochir-Anſtalt, hinzuzufügen, in deren Ateliers die graphiſchen Künſte, ſowie photographiſche und galvanoplaſtiſche Arbeiten ausgeführt werden. In ihrer jetzigen Vollendung ſollte die Anſtalt mit ihren großen, lichten Arbeits- und Maſchinen-Sälen von keinem Fremden, der nach Leipzig kömmt, unbeſucht gelaſſen werden. Es iſt ungemein intereſſant, dort unter Anderem das neue Verfahren kennen zu lernen, wonach jede gegebene Zeichnung, ohne gravirt oder geſtochen zu werden, auf „galvano-glyphotypiſchem" Wege in einer Platte reproduzirt werden kann, die mit Leichtigkeit durch die Buchdrucker-Preſſe, und zwar in ſo eleganter Weiſe, vervielfältigt wird, daß die Abdrücke den Erzeugniſſen der Lithographie, ja ſogar denen des Kupferſtiches, gleichkommen. Eine Probe dieſer mechaniſchen Kunſt-Arbeiten liegt uns in dem überaus ſchönen Blatt II des Berichtes vor. Vervollſtändigt durch Einrichtung eines chemiſchen Laboratoriums für Studium und Anwendung der galvaniſchen Prozeſſe, gewährt dieſe Anſtalt in der That ein ungemein reges Bild von dem Emporblühen und Gedeihen der deutſchen Buchdruckerkunſt.

— Deutſche Bibliothek, von Heinrich Kurz. Wir haben in dieſen Blättern bereits die von dem rühmlichſt bekannten Literarhiſtoriker Heinrich Kurz unter dem Titel „Deutſche Bibliothek herausgegebene, bei J. J. Weber in Leipzig erſcheinende Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen National-Literatur angekündigt. Es ſind uns ſeitdem in würdigſter typographiſcher Ausſtattung die beiden erſten Bände dieſer Sammlung zugegangen, welche den „Eſopus" von Burkhard Waldis umfaſſen.* Waldis, ein Zeitgenoſſe der Kirchenverbeſſerung durch Luther, an der er ſelbſt während ſeines langen Aufenthalts in Riga (1523 bis um 1540) mitgewirkt, war auch einer der erſten deutſchen Dichter, der in Luther's Sprache gedichtet. In ſeiner Bearbeitung des „Tewerdanck" (Frankfurt, 1553) ſagt er ausdrücklich, daß er dieſes Werk unternommen, weil „die Teutſche Sprach, wie allen bewuſt, ſich in dreiſſig Jaren gar ſtadtlich vnd wol gebeſſert." Vorher ſchon (1548) hatte er ſeinen „Eſopus," „zu Franckfurdt am Mayn durch Hermann Gülfferichen in der Schnurgaſſen zum Krug" drucken laſſen. Wie aus der Dedication erſichtlich, hat Waldis ſchon in Riga an dem „Eſopus" gearbeitet; vermuthlich hatte er dort bereits eine ziemlich große Anzahl von Fabeln gedichtet. Vollendet hat er den „Eſopus" jedoch erſt nach der Rückkehr in ſeine Heimat Heſſen, um das Jahr 1542, weshalb er die Stücke des vierten Buches auch auf dem Titelblatt als „newe Fabeln" bezeichnet. Der Herausgeber liefert in einer trefflichen Einleitung eine Ueberſicht der Lebensgeſchichte des Dichters, ſowie der vorhandenen Ausgaben des „Eſopus," der Quellen, aus welchen Waldis geſchöpft, der Sprach-Eigenthümlichkeiten deſſelben, ſeines Versmaßes und ſeiner Schreibart, ſeiner dichteriſchen Behandlungsweiſe und ſeines Verhältniſſes zur Literatur. Ebenſo wie die Tyrannei der Mächtigen, empört unſern wackern Fabeldichter auch der Hochmuth der Reichen, und gegen dieſe iſt hauptſächlich die Moral ſeiner Fabeln gerichtet. Sehr ſchön ſagt er in der achtzehnten Fabel des zweiten Buches:

„Freyheit iſt gar ein edel Kleinot:
Wol dem, der ſie mit Frieden hat!
Ob er ſchon nit hat viel dabey,
Es iſt jm gnug, das er ſey frey."

Am Schluſſe des zweiten Bandes befindet ſich, außer den die Fabeln erläuternden Anmerkungen des Herausgebers und einem Wörter-Verzeichniſſe, auch noch von Burkhard Waldis „ein warhafftige Hiſtoria von zweien Mewſſen (Mäuſen)," welche die Pfaffen bei Wetzlar wegen Kirchenſchändung hatten verbrennen laſſen.

— Vlaemiſche Literatur. Mit Vergnügen begrüßen wir jedes Zeichen friſcher literariſcher Thätigkeit unſerer ſtammverwandten Nachbarn, und ſo erſcheint es uns als ein gutes Omen, wenn wir an der Spitze der neuen „Niederdeutſchen Monatsſchrift" einen Namen leſen, der durch gediegene Kenntniſſe und bewährte Vaterlandsliebe ſich eines ſo guten Klanges erfreut. J. M. Dautzenberg, deſſen liebliche Dichtungen wir bereits im Jahr 1844 in den „Reiſe-Erinnerungen aus Belgien" in der Uebertragung durch Marie v. P. mittheilten, iſt ein unermüdlicher Vorkämpfer für die Rechte der vlaemiſchen Sprache, was um ſo anerkennenswerther erſcheint, als angeſtrengte Berufsarbeiten ihm wenig Zeit übrig laſſen. Auch die Namen der übrigen Unterzeichneten ſind uns nicht fremd, und wir freuen uns, ſie bei dieſem Unternehmen betheiligt zu ſehen. Der Zweck der neuen Zeitſchrift, deren erſte Lieferung im Juli d. J. ausgegeben wurde, iſt: ein Blatt zu ſtiften, welches in der niederländiſchen Literatur denſelben Rang einnehmen ſoll, wie die „Revue trimestrielle" in der franzöſiſch-belgiſchen bekleidet. Das Ziel der „Niederdeutſchen Monatsſchrift" iſt, jeder Denkungsart und Geſinnung ein gediegenes Organ zu bieten. Es ſoll jedem Schriftſteller vergönnt ſein, ſo zwanglos als möglich ſeine eignen Gedanken in beliebiger Form auszuſprechen, inſofern nur die literariſche Berechtigung vorhanden iſt; dabei ſoll die ſtrengſte Unparteilichkeit von Seiten der Herausgeber beobachtet werden. Vaterländiſche Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kritik ſollen einen bedeutenden Platz in unſerer Zeitſchrift einnehmen, und die Leſer ſollen darin außerdem mit den beſten Erzeugniſſen der ausländiſchen Literatur bekannt gemacht werden. Das Unternehmen hat, wie wir mit Freude hören, bereits außerordentlichen Anklang gefunden, und behalten wir uns vor, demnächſt den Leſern dieſes Blattes Einiges daraus vorzulegen. **L. v. Ploennies.**

— Niederländiſcher Sprach-Kongreß. Am 10. u. 11. September d. J. fand in Brügge ein ſowohl von holländiſchen, als von belgiſchen Gelehrten und Literaten zahlreich beſuchter Kongreß für niederländiſche Linguiſtik und Literatur ſtatt. Von den anweſenden Holländern nennen wir blos die Herren van Lennep und Koenen und von den Belgiern die Herren Conſcience und Dautzenberg. In erfreulicher Weiſe war auf dieſem Kongreſſe das Beſtreben vorherrſchend, den Geiſt der beiden Zweige des niederdeutſchen Idioms, des holländiſchen ſowohl, als des vlaemiſchen, einträchtig zu pflegen und nicht mehr, wie es wohl bisher geſchehen war, aus politiſchen, oder gar aus religiöſen Motiven Differenzen der Rechtſchreibung aufrecht zu erhalten. Zur Ausgleichung dieſer Differenzen wird das jetzt erſcheinende „Niederländiſche Wörterbuch," welches auch unter deutſchen Sprachgelehrten Beachtung verdient, weſentlich beitragen. Der belgiſche Gouverneur der Provinz Weſtflandern, Herr Vrambout, der ſelbſt ein Autor in vlaemiſcher Sprache iſt, hat durch die ehrenvolle und glänzende Aufnahme, die er dem Kongreß in Brügge zu Theil werden ließ, ſich ſelbſt und ſeine Regierung am meiſten geehrt. Große Theilnahme erregte es in der Verſammlung, als ſie vernahm, daß der König der Belgier mehreren holländiſchen Mitgliedern des Kongreſſes und der König der Niederlande mehreren Belgiern bei der jetzigen Gelegenheit Orden verliehen habe. Die nächſtjährige Verſammlung des niederländiſchen Kongreſſes wird auf die dringende Einladung von Rotterdam in dieſem Orte ſtattfinden.

— Berichte über die Londoner Ausſtellung. Durch die Liberalität der ſtädtiſchen Behörden von Breslau, ſowie durch freiwillige Beiträge der ſchleſiſchen Gewerbe-Vereine, wurden die Mittel aufgebracht, um zwei Vertreter der ſchleſiſchen Induſtrie, den Profeſſor der Chemie, Herrn Dr. H. Schwarz, und den Ingenieur, Herrn H. Kayſer, behufs Berichterſtattung über die Ausſtellung nach London zu ſenden. In der neueſten Nummer des „Breslauer Gewerbe-Blattes," deſſen Redacteur Herr Profeſſor Schwarz iſt, beginnt derſelbe ſeine Berichterſtattung, die ſich zunächſt darauf beſchränkt, einige chemiſche Fabriken und deren Darſtellungs-Arten chemiſcher Produkte zu beſchreiben, wie ſie der Verfaſſer auf der Reiſe nach London (in Hamburg und Harburg) kennen gelernt. Gewiß haben ſolche Beſchreibungen für das gewerbliche Publikum einen viel praktiſcheren Werth, als eine abermalige, wenn auch noch ſo detaillirte Aufzählung der Koſtbarkeiten in der Ausſtellung.

J. C.

* Eſopus von Burkhard Waldis. Herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen von Heinrich Kurz. 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber. 1862. (Preis jedes Bandes von ca. 20 Bogen 1½ Thlr.)

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. — Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Beilage: **Methode Touſſaint-Langenſcheidt.**

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 41. Mittwoch, den 8. Oktober 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Deutſchland und die Niederlande handelspolitiſch verbunden 479
Niederlande.
Die Wittelsbacher in den Niederlanden. Franz Löher: Jacobäa von Bayern und ihre Zeit 480
Frankreich.
Das Regiment der Frau v. Pompadour. II. Frankreich und der ſiebenjährige Krieg 482
Perſien.
Reiſe-Erinnerungen aus Perſien. II. Ein Troglodyten-Dorf und das Höllenthal 484
Rußland.
Einheimiſche Publiziſten. Verſchiedenheit des ruſſiſchen und des deutſchen Charakters. Das altſlaviſche Staats-Prinzip 486
Polen.
Zu dem Artikel: Polen auf einem europäiſchen Kongreß 489
Nord-Amerika.
Die amerikaniſchen Generale . . . . „
Mannigfaltiges.
Die Karlsbader Beſchlüſſe auf der Karlsbader Bühne 490
Internationaler Kongreß in Brüſſel . . . . „
Aus dem Bericht eines Offiziers der amerikaniſchen Südſtaaten . . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Deutſchland und die Niederlande handelspolitiſch verbunden.

Der König der Niederlande hat am 15. Auguſt d. J. in der Hauptſtadt ſeines Naſſau-Oraniſchen Stammlandes, in Wiesbaden, einen am 1. Januar 1862 in Kraft tretenden, neuen niederländiſchen Zolltarif unterzeichnet, welcher ſo niedrige Zollſätze, wie kein anderer bisher in Europa publizirter Zolltarif enthält. Allerdings beſchränkt er ſich nicht auf eine ſo geringe Anzahl von Poſitionen, wie der engliſche Tarif, doch ſagt er ſich noch viel entſchiedener als dieſer von Allem los, was wie Zollſchutz ausſieht. So werden fortan in den Niederlanden mehrere wichtige, gerade von Deutſchland dort viel eingeführte Artikel, wie Eiſen und Eiſenfabrikate, nicht mehr, als 1 bis 5 Procent, und Wollenwaaren auch nicht mehr als 5 Procent vom Werthe an Zoll zu entrichten haben. Gleichzeitig enthält der neue Zolltarif für mehrere Artikel eine ſogenannte Abminderungs-Scala, wonach von Jahr zu Jahr bis 1865 eine immer größere Herabſetzung des Einfuhrzolles eintritt, und wodurch der Abſchluß von Handelsverträgen mit Frankreich und Belgien, die eine ähnliche Abminderungs-Scala in ihren neuen Zolltarifen haben, erleichtert wird.

Jedermann wird leicht die große Bedeutung und die Tragweite des neuen niederländiſchen Tarifs auch für Deutſchland erkennen, das — wenn es ſich nicht auf gleichen Fuß mit Frankreich, Belgien und England ſtellt, wenn es ſich nicht durch einen Handelsvertrag den Mitgenuß der Vortheile der „begünſtigtſten Nationen" verſchafft; wenn Bayern und Württemberg fortfahren, den deutſchen Zollverein bis zum Jahre 1866 in ſeiner jetzigen Iſolirung von den weſteuropäiſchen Handelsſtaaten zu erhalten — mit ſeinen Erzeugniſſen, wie mit ſeiner Schifffahrt, von den niederländiſchen Märkten und Häfen durch die mehr begünſtigte, engliſche, franzöſiſche und belgiſche Production und Rhederei bis zum Jahre 1866 ganz verdrängt ſein möchte.

Aus dieſem Grunde hat der Herausgeber dieſer Blätter auf dem in Weimar vom 8. bis zum 11. September tagenden Kongreſſe der deutſchen Volkswirthe den Antrag geſtellt, daß Letzterer den baldigen Abſchluß eines auf den Prinzipien vollſtändiger Freiheit und Gegenſeitigkeit ruhenden Schifffahrts- und Handelsvertrages mit den Niederlanden als für den Zollverein dringend geboten erklären möge. Der Kongreß hat dieſen Antrag faſt einſtimmig zu ſeinem Beſchluſſe erhoben. Nur die drei anweſenden Vertreter ſpezifiſch öſterreichiſcher Anſichten und der Augsburgiſche Spinnereibeſitzer, Hofrath von Kerſtorff — ein Mann, der angeblich die „deutſch-nationalen Arbeits-Intereſſen," in der That aber ebenfalls nur das öſterreichiſche Intereſſe der Hinderung jeder außerhalb Oeſterreichs ſtattfindenden deutſchen Macht-Entwickelung vertrat — ſtimmten nicht für ein ſolches engeres Bündniß Deutſchlands mit den Niederlanden, das jedoch der ganze übrige, mehr als zweihundert Mitglieder zählende Kongreß, von denen etwa die Hälfte aus Norddeutſchen, zwei Fünftel aus Mitteldeutſchen und ein Zehntel aus Süddeutſchen (Bayern, Württembergern und Badenſern) beſtand, für einen Keim neuer kulturhiſtoriſcher Entwickelung Deutſchlands erklärte.

Seit länger, als drei Jahrhunderten halten religiöſe, ſtaatliche und handelspolitiſche Differenzen Deutſchland und das zu ihm geographiſch, wie ſprachlich, gehörende Niederland von einander getrennt. Letzteres war nicht blos uns, ſondern auch der ganzen übrigen Welt, mit Einſchluß Englands und Frankreichs, in Anerkennung der religiöſen und der bürgerlichen Freiheit vorangeeilt. Verächtlich blickte es bisher auf die ſtammverwandten Nachbarn herab, die ſich um die Ehre ſchlugen, dieſe oder jene fürſtliche Livree tragen zu dürfen und die zum Theil in die mit ihrem Blut erkämpfte, evangeliſche Kirche die Unfreiheit und Ausſchließlichkeit Rom's einführten.

Der Geiſt unſeres Jahrhunderts hat mit Macht daran gearbeitet und arbeitet fortdauernd daran, die Kluft auszufüllen, welche Deutſchland von den Niederlanden trennt. In allen deutſchen Landen — ſelbſt Hannover und Mecklenburg nicht ausgenommen — findet ein geiſtiger Kampf und ein ehrenwerthes Ringen um religiöſe und bürgerliche Freiheit ſtatt, das überall zum Siege führen wird. Wir ſind zwar noch lange nicht am Ziele, aber wir ſtreben redlich danach, und das wiſſen die alten, freiheitsſtolzen Niederländer ſehr wohl zu würdigen. Sie erkennen in dem für bürgerliche und religiöſe Freiheit begeiſterten Deutſchen wieder den germaniſchen Bruder, der ihnen näher ſteht, als der ſelbſtſüchtige Engländer und der wetterwendiſche Franzoſe.

Die Niederländer, ſo glanzvoll ihre Geſchichte, ſo bewundernswerth die Kraft iſt, mit der ſie ihren Boden dem Meere abgerungen, ihre Selbſtändigkeit unter den europäiſchen Staaten begründet und ihre Herrſchaft bis jenſeits der Meere ausgedehnt haben, entbehren doch eines ſtarken, großen Hinterlandes, ohne welches ſie ein abgelöſter Bruchtheil unter den Nationen Europa's bleiben. Deutſchland iſt dieſes Hinterland, das ihnen fehlt. Deutſchland führt dem niederländiſchen Seehandel vierzig Millionen Produzenten und Konſumenten zu; Deutſchlands Auswanderer würden, nach den Kolonien Niederlands geleitet, nicht ſo dem gemeinſamen Vaterlande verloren gehen, wie jetzt in Amerika und Auſtralien, und Niederlands tapſere Flotte würde, wenn Deutſchland eng mit ihm verbündet wäre, genügend ſein, um in barbariſchen Meeren die gemeinſamen Handels-Intereſſen zu ſchützen.

Allerdings ſteht einem ſolchen engeren Bündniſſe jetzt noch die prohibitive Kolonial-Politik der Holländer entgegen. Doch ebenſo, wie in neuerer Zeit die Prohibitiv-Zölle des Mutterlandes gefallen, ebenſo wie das berüchtigte „jusqu' à la mer" der vollen Freiheit auf dem Meer und den Strömen Niederlands gewichen, ebenſo wird auch, wie wir aus

Digitized by Google

dem Munde gewiegter Kaufleute von Amſterdam und Rotterdam gehört, die bisherige niederländiſche Kolonial-Politik, das Monopol der oſtindiſchen Maatſchappy und die Ausſchließung der fremdländiſchen Rhederei von Java, vor dem Andringen des immer allgemeiner zur Anerkennung kommenden Prinzips der Handels- und Schifffahrts-Freiheit weichen müſſen.

Keine natürlicheren, ſich gegenſeitig ergänzenden und ſtark machenden Handelsverbündeten gäbe es alsdann, als Deutſchland und die Niederlande. Daß die Letzteren jetzt ernſtlich an die Erweiterung ihrer Handelsverbindungen mit ihrem großen, deutſchen Hinterlande denken, das beweiſt ihr neuer Zolltarif, durch welchen vorzugsweiſe die Einfuhr ſolcher Artikel begünſtigt wird, die in Deutſchland erzeugt werden, und das beweiſt noch augenſcheinlicher der Bau zahlreicher Eiſenbahnen, der jetzt in den Niederlanden für Rechnung des Staates ausgeführt wird. Nicht weniger, als zehn Linien ſind in Angriff genommen, von denen zwei nach den preußiſchen Rheinlanden, eine nach Weſtfalen, eine nach Oſtfriesland und zwei nach der bereits beſtehenden „Niederländiſchen Rhein-Eiſenbahn" (Amſterdam-Utrecht-Rotterdam-Arnheim-Emmerich) führen und ſämmtliche, größere Seehäfen Niederlands mit Deutſchland in direkte Verbindung bringen werden.

Möge Deutſchland die Hand nicht zurückweiſen, die ihm der lange von ihm abgewandte, niederländiſche Bruder zu engerer Wiedervereinigung reicht! Möge ſich der Zollverein durch dieſes Entgegenkommen Niederlands veranlaßt finden, recht bald einen Handels- und Schifffahrts-Vertrag mit demſelben abzuſchließen, der nicht blos ſegensreich für den Welthandel und die Induſtrie unſeres deutſchen Vaterlandes, ſondern auch förderlich für die Einigung und Machtentwickelung deſſelben werden kann!

J. C.

Niederlande.

Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Franz Löher: Jacobäa von Bayern und ihre Zeit.*

Den Zweig des Wittelsbach'ſchen Herrſcherſtammes, welcher in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nach den Niederlanden gepflanzt wurde, um dort für die Zeit eines Säkulums kräftige Wurzeln zu ſchlagen, hat auf Anregung des Königs Maximilian Franz Löher unternommen, auf den deutſchen Boden dadurch zurückzuverſetzen, daß er ſeinem Andenken das überſchriftlich genannte Werk widmete, worin zum erſten Male in deutſcher Sprache die Spezialgeſchichte der bayeriſchen Fürſten in Holland behandelt wird. Die damals noch blühende Zeit des Ritterweſens und ſein Streit mit den aufkeimenden Städten, zuſammengenommen mit der markigen Natur des niederländiſchen Volkes und den Kämpfen ſeiner Parteien, ſchufen aus den Regenten Charaktere von Stahl und aus den Regentinnen mannhafte Helden. Unter den letztern die poetiſchſte und zugleich die tragiſchſte Figur iſt „die Tochter von Holland, Jacob von Gottes Gnaden, Herzogin in Bayern, Gräfin von Hennegau, von Holland, von Seeland und Frau von Friesland," in der Sprache der ſpätern deutſchen Schriftſteller Jacobäa genannt, der populärſte Stoff niederländiſcher Dramen und Romane. „Was die Poeſie einmal zu ihrem Gebiete erklärt hat," ſagt Löher gewiß ſehr richtig, „daran geht die ernſtere Wiſſenſchaft gern vorüber," und ſo mag es kommen, daß wir nicht blos im Niederländiſchen, ſondern auch im Franzöſiſchen und Deutſchen mehrfach dichteriſche Bearbeitungen des Lebensgeſchicks der unglücklichen Fürſtin beſitzen, noch nirgends aber eine ausreichende hiſtoriſche Darſtellung.

Wie jeder bedeutende Charakter, ſo verlangt auch der Jacobäa's zu ſeinem Verſtändniß das Verſtändniß ſeiner Zeit im Ganzen und Großen; insbeſondere aber iſt, um Jacobäa beurtheilen zu können, eine Kenntniß der ſtaatlichen Entwicklung in den Niederlanden erforderlich. Löher führt uns daher einerſeits zurück bis auf die Anfänge Hollands, des „hohlen Landes" zwiſchen den Mündungen des Rheins und der Maas, andrerſeits greift er über die holländiſchen Gränzen hinaus und ſchildert die Bildung des Feudalſtaats und des Ritterthums im Gegenſatz zum Städteweſen, welch' letzteres namentlich in Holland einen günſtigen Boden für raſchen Aufſchwung fand.

Soweit der vorliegende erſte Band die Geſchichte der Wittelsbacher betrifft, umfaßt er die Zeit von 1356 bis 1419. Ein blutiger Krieg zwiſchen Mutter und Sohn war des bayeriſchen Hauſes Beginn in den Niederlanden und ein noch blutigerer zwiſchen Vater und Sohn, dann zwiſchen Oheim und Nichte ſeine Fortſetzung. Das holländiſche Grafengeſchlecht leitet ſeinen Urſprung aus dem Anfang des elften Jahrhunderts, wo Dietrich III., Graf in Friesland, ſüdwärts zog, ſich einen feſten Platz an der Stelle des heutigen Dortrecht anlegte und den umliegenden Feinden gegenüber behauptete. Von da ſchritten die holländiſchen Herren langſam nach allen Seiten hin erobernd vor, erkannten aber die Oberlehns-Herrlichkeit der deutſchen Kaiſer an. Schon unter Friedrich II. war das Geſchlecht der Grafen von Holland ſo hervorragend, daß man aus ihm den Gegenkönig Wilhelm wählte, der nur zu früh ſeinen Tod in den frieſiſchen Sümpfen fand, um ſich einen andern Namen, als den des „Waſſer- oder Pfaffen-Königs" zu erwerben. Neben äußern Kämpfen zerfleiſchte auch innerer Parteihader, der bis zum Fürſtenmord ſich ſteigerte, das jung aufblühende Land. Die erſte wohlthätige und längere Zeit der Ruhe fiel unter Graf Wilhelm den Guten, „der Fürſten Vorſtand und der Ritter Meiſter," in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Sein Anſehen ſtieg ſo hoch, daß um ſeine Töchter die vornehmſten Fürſten Europa's ſich bewarben: die älteſte, Margaretha, erkor ſich der deutſche Kaiſer, Ludwig der Bayer, zur Gemahlin; die zweite der engliſche König, Eduard III. Margaretha iſt die Stamm-Mutter der holländiſchen Wittelsbacher, die Urgroßmutter Jacobäa's. Nach dem kinderloſen frühen Tode des einzigen Sohnes Wilhelm's des Guten belehnte nämlich Ludwig der Bayer, um den andern Prätendenten, Wilhelm's Schwägern, Schwiegerſöhnen und Enkeln zuvorzukommen, raſch ſeine Gemahlin mit Holland, Seeland und Friesland, und dieſe eilte in ihre Lande. Bald aber merkte ſie, die ſich lediglich dem alten ſtolzen Adel, der Feudal-Partei, den Hoeks verband, daß ſie der Gegenpartei, der Kabeljaus,* welche kein Frauen-Regiment wollten, nicht Herr werden konnte; ſie trat deshalb die Regierung, gegen gewiſſe Verſprechungen, an ihren zweitälteſten Sohn Wilhelm ab. Da dieſer ſich ganz den Gegnern ſeiner Mutter in die Arme warf und ſeine Verſprechungen nicht erfüllte, ſo bildeten ſich zwei förmliche Kriegslager, die in fürchterlichem Kampfe entbrannten, bis der reuige Sohn ſich der Mutter verſöhnte und noch anderthalb Jahre mit ihr in Eintracht verlebte. Ein Jahr nach ihrem Tode verfiel Wilhelm in dreißigjährigen Wahnſinn. Sein Bruder Albrecht übernahm die Regierung, „ein ruhiger, kluger Herr, der die Dinge bedächtig erwog, die Gefahr nicht aufſuchte, jedoch mit feſtem Nachdruck vollzog, was ihm nöthig ſchien." Die Kabeljaus, welche lieber als ihn die Gemahlin des geiſteskranken Wilhelm, Mathilde von England, zu ihrem Haupte ſich wünſchten, beruhigte er, indem er ſie an der Herrſchaft theilnehmen ließ, und erzielte ſo ein Menſchenalter voll Frieden. Da ſollte die Liebe, die in Albrecht nach ſeiner Gattin Tode zu Adelheid von Poelgeſt erwachte, den Kampf mit dem eignen Sohne anfachen und von Neuem die Parteien aufſchüren. Adelheid, deren Familie kabeljauiſch war, gelang es, die Hoeks aus ihren einflußreichen Stellen am Hofe zu verdrängen; dieſe ergrimmten und ſuchten ſich einen Schutz und eine Führung an dem ritterlichen und hochherzigen Erbprinzen Wilhelm; ſo ſtanden ſich wieder die zwei Fehdegenoſſenſchaften geharniſcht gegenüber, bis der feige Mord Adelheid's in des Herzogs eignem Hofe durch einige Hoekiſche Ritter das Zeichen zum Kampfe gab. In dieſem blieb Albrecht Sieger; er übte ein ſchweres Strafgericht und verjagte ſeinen Sohn des Landes, vereinigte ſich aber ſpäter mit ihm zu einem gemeinſamen Kriege gegen die Frieſen. Im Jahre 1404 ſtarb Albrecht, und nun wurde Wilhelm an der Spitze der Hoeks alleiniger Gebieter. Mit ihm vereinten ſich drei andere jugendliche Fürſten, Wilhelm's jüngerer Bruder, Johann, Fürſtbiſchof von Lüttich, ſpäter mit dem Beinamen: „ohne Gnade," weniger Biſchof, als kluger und ſtarker Fürſt; dann der Herr von Flandern und Burgund, Johann „ohne Furcht," der Schwager Wilhelm's, ſowie deſſen Bruder Anton, der Herzog von Brabant und Limburg. „Dieſe Vier, verbündet durch dieſelben Gedanken, durch Verwandtſchaft und Verträge, reichten ſich in den Niederlanden die Hände und trachteten alle unaufhörlich, im Bunde mit einer ergebenen Ritterſchaft und mit der Stärke wohlgeübter Söldnerſchaaren den Bürgerſtolz niederzuſchmettern und über den Trümmern der Macht und Freiheit der Städte und Aller, die es mit dieſen hielten, eine kraftvolle und einheitliche Fürſtengewalt zu errichten; die Seele ihrer Unternehmungen war Herzog Wilhelm, der kluge Rathgeber ſein Bruder Johann."

Unter dieſen Lehrmeiſtern wuchs Jacobäa auf, Wilhelm's einziges

* Erſter Bd. 1862.

* Kabeljaus waren die ſtädtiſchen Geldbirren und die reichen, adligen Güter-Käufer, welche aufſchwellen von den Einbußen der kleinen Leute. Hoeks ſind Haken, Angelhaken, welche ſich in das Fleiſch der dicken Kabeljaus einzubohren trachten.

Digitized by Google

Kind, geboren am Jacobstage des Jahres 1401. Schon in ihrem fünften Jahre verlobte man ihr unter endloſen Feſten und Turnieren zu Compiegne den neunjährigen Johann von Touraine, zweiten Sohn Karl's VI. von Frankreich. Die beiden Verlobten erzog Herzog Wilhelm — ſo war es ausbedungen — im Vereine mit ſeiner echtfürſtlichen Gemahlin, Margaretha von Burgund, an ſeinem eignen Hofe. „Jacobäa wurde als einſtige Herrin vergöttert von Rittern und Dienſtleuten; ſie allein beſaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihrer Eltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild an Stolz und Würde; der kaiſerliche Glanz von ihres Gemahls und der königliche von ihrem eigenen Stammhauſe ſchienen vereint auf ihrem Haupte zu ruhen. Von dem Vater, deſſen Augapfel ſie war, hatte Jacobäa den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die ſtählerne Willenskraft ein, welche ihn ſelbſt ſo gefürchtet machte. Mit einander ſchienen die Eltern in kühlem Verhältniß zu ſtehen. In Margaretha lebten die tiefe Luſt an Politik und Ränken, der raſtloſe Ehrgeiz und die Habſucht, welche das Erbtheil des burgundiſchen Hauſes waren. Ihr Gemahl ſuchte Liebe und Behagen, welche er zu Hauſe vermißte, bei anderen Frauen. Gewiß flüchtete Jacobäa oft unter dem herriſchen ſtolzen Auge der Mutter weg, an das warme Herz des Vaters, gewiß wurde ſie oft unwillkürlich Schiedsrichterin unter ihren Eltern... Prinz Johann, der Verlobte Jacobäa's, dagegen, war von ſanftem Gemüthe. Er überließ ſich der Leitung ſeines Schwiegervaters, und ſeine kleine Braut koſtete viel zu frühe die Süßigkeit, den künftigen Gemahl zu beherrſchen." Vor Allem ließ Herzog Wilhelm es ſich angelegen ſein, ſie in ſeinem Geiſte zu unterweiſen und in den Grundſätzen der Hoeks zu befeſtigen. So konnten dieſe ſicher ſein, an Jacobäa eine Fürſtin zu bekommen, welche, wie ihr Vater, die eiſerne Spitze ihrer Partei wurde. Schwerlich malte ſich die Zukunft für eine Fürſtin damals in glänzenderen Farben als für Jacobäa, ſchwerlich wurden aber dieſe Farben plötzlicher getrübt, als bei ihr. Vierzehn Jahre alt ihrem Verlobten angetraut, ſah ſie wenige Monate nach der Hochzeit durch den unerwarteten Tod des Dauphin die Ausſicht auf den franzöſiſchen Thron für ſich eröffnet, und wenn auch dort die Orleans und die Burgunder in verheerendem Streite tagen, ſo war doch Herzog Wilhelm der beſten Hoffnung, wie er Holland und Seeland ſeiner Tochter ſich in Einigkeit hatte verpflichten laſſen, ſo auch in Frankreich Frieden zu ſtiften; da ſtarb ebenſo raſch wie der erſte Dauphin, vermuthlich am Gifte der Orleans, auch der zweite; Jacobäa war eine ſechzehnjährige Wittwe. Einige Wochen ſpäter ſtand ſie am Sterbebette des Vaters, deſſen letzte Stunden von banger Sorge um ſein einziges geliebtes Kind erfüllt waren. Er hatte hin und her geſonnen, wie er die Kabeljaus verſöhnen und ob er nicht das Haupt derſelben, den edlen und jugendlichen Wilhelm von Arkel, den künftigen Herzog von Jülich und Geldern, ſich zum Eidam erwählen ſolle, zumal er nicht ohne Grund vermuthete, daß für Jenen das Herz ſeiner Tochter nicht gleichgültig fühlte; aber Wilhelm's vertraute Rathgeber, lauter Hoekiſche Männer, erſchraken ob ſolchen Planes. Jacobäa's Mutter dachte an einen burgundiſchen Prinzen für die Hand ihrer Tochter und Arkel ſelbſt ſcheute die Verbindung mit ſeinem und ſeiner Väter ärgſtem Feinde. So verfiel man auf den jungen, ſchwachſinnigen Herzog von Brabant, hinter welchem man die geſammte burgundiſche Macht zum Schutze Jacobäa's ſtehen ſah, und dieſe fügte ſich den politiſchen Erwägungen ihres Vaters, der, ehe der neue Bund zu Stande kam, ſein Auge ſchloß.

Hiermit fiel die ganze Laſt der Regierung auf Jacobäa; überall gährten die Feinde; nur der Hennegau mit ſeinen Adelsſchlöſſern und Biſchofsſitzen hielt treu und ganz zu ſeiner Fürſtin. Wenige Tage nach des Vaters Begräbniß nahm dieſe Beſitz von ihren Landen und durchzog ſie auf feierlicher Huldigungsreiſe. Aber Alles, was ſie umdrängte, waren Hoeks; die Kabeljaus lebten in der Verbannung, oder, heimlich auf Rache ſinnend, in den Städten, von denen Dortrecht offen ſeiner Fürſtin entgegentrat und vor ihr die Thore verſchloß. Jacobäa glaubte mit Schrecken und Strenge die Feinde im Zaum halten zu müſſen und entſchied ſich endlich gegen ihre Neigung, nur um ſich eine genügende Stütze zu verſchaffen, zum Eheverlöbniß mit dem Vetter von Brabant. Hierzu drängte ſie auch ihre ganze Umgebung, vor Allem der Oheim Johann von Lüttich, der ſich dadurch die Nachfolge in den Niederlanden zu ſichern hoffte; denn dieſe ſollten, nach einer Zuſicherung des Kaiſers Sigismund, niemals franzöſiſch oder burgundiſch werden. Einſtweilen ſcheute ſich Johann im Andenken an ſeinen Bruder und im Anblick ſeines ſchutzloſen Kindes gegen daſſelbe aufzutreten, vielmehr hielt er es, wie auch Jacobäa mit ihrer Mutter, für das Klügſte, eine gemeinſame Regierung zu bilden, und die Drei ſchienen Ein Herz und Eine Seele; als aber Jacobäa nicht, wie ſie verſprochen, ſich beſtrebte, des Oheims Beſitzungen zu vergrößern und als ſie deſſen Abweſenheit benutzte, mit Hülfe ihrer Freunde die Kabeljaus überall zu verjagen, als ſie endlich auch in ziemlich ſchroffer Weiſe erklärte, ihren Oheim weder als ihren Vormund anerkennen, noch ihm Regierungsvollmacht übertragen zu wollen, ſtellte ſich dieſer offen an die Spitze der Feinde; ſchaarenweis ſtrömten die Kabeljaus um ihren Führer zuſammen; die Dortrechter huldigten ihm alsbald; Rotterdam hielten die Hoeks, bis es entſetzt wurde, dagegen fiel die Stadt Gorkum, der Schlüſſel des öſtlichen Hollands durch Liſt in die Hände der Kabeljaus; den Hoeks blieb nichts übrig, als in die nahe Burg ſich zurückzuziehen. Zu ihrem Schutze erſchien Jacobäa mit ihren Reiſigen zum erſten Male der Männerſchlacht entgegengehend — Führer des feindlichen Heeres war Wilhelm Arkel. Man erzählt, ſie habe ihm ſagen laſſen: „Beſſer ſei es, ſie Beide gäben ſich vor dem Altare die Hand, als daß ſie mit einander zur blutigen Schlacht gingen," er aber habe erwidert, lieber wolle er ſterben. So kam es zum Kampfe; ſiebenmal ſchlug Arkel den Angriff von Jacobäa's Schaaren zurück; das achte Mal endlich gelang es letztern, den zähen Feind zu werfen und in die engen Straßen der Stadt zu jagen, wo ein gräßliches Morden begann. Die Blüthe der beiderſeitigen Heere lag erſchlagen, darunter Jacobäa's Feldherr, der altbewährte, tapfre Walram von Brederode, aber auch Wilhelm Arkel, der jugendliche Stolz der feindlichen Ritterſchaft. Ueber ſeinen Tod brach Jacobäa in Thränen aus.

Nach dieſem erſten entſcheidenden Schritte wagte keine Partei einen zweiten, ehe die Brabanter Heiratspläne ihren Abſchluß gefunden hatten, wozu vor Allem die päpſtliche Dispenſation vom Ehehinderniß der Verwandtſchaft erforderlich war. Sie wurde zwar Martin V., damals zum Concil in Conſtanz, durch die Brabanter Geſandten abgewonnen, vierzehn Tage ſpäter aber erlangten die Gegner der Heirat, Kaiſer Sigismund und jetzt auch Johann von Bayern, einen Widerruf, den Martin damit motivirte, irren ſei menſchlich, er ſei jetzt durch den Kaiſer und durch eine Menge wahrhafter Zeugniſſe belehrt, daß Jacobäa's Heirat das größte Aergerniß geben und alle Niederlande in Krieg und Brand ſetzen werde. Alles, was die Brabanter noch durchſetzten, war die Zurückhaltung der Originalausfertigung des Widerrufs in der päpſtlichen Kanzlei, bis man im Haag (März 1418) die Ehe raſch vollzogen hatte. Ein paar Monate ſpäter traf eine päpſtliche Botſchaft des Inhalts ein, der Widerruf ſei nur aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen, er werde jenſeits der Alpen wieder zurückgenommen werden. Inzwiſchen war Johann vom Kaiſer mit den „nach Wilhelm's Tode heimgefallenen" Niederlanden öffentlich belehnt und dies möglichſt verbreitet worden. Johann begehrte hierauf die Huldigung, wurde aber von den Hoeks, die überall an der Spitze ſtanden, ſchnöde zurückgewieſen. Beide Theile boten ihre Anhänger auf. Das brabanter Volk mit Jacobäa's Gemahl an der Spitze fühlte ſich der Mehrheit nach eher zu den Kabeljaus und Johann, als zu den leidenſchaftlichen Hoeks hingezogen; ſo ſtand von ihm nur eine laue Unterſtützung in Ausſicht und es war kein Wunder, daß die Belagerung Dortrechts, wozu man ſich zunächſt anſchickte, gänzlich fehlſchlug; mit Schimpf und Schande mußte das Heer Jacobäa's abziehen und die Dortrechter freuten ſich ſtolz ihrer durch einen faſt unumſchränkten Freibrief Johann's neu beſiegelten Machtſtellung. Jacobäa meinte, ſie müſſe in die Erde ſinken vor Zorn und Scham; ihr Haß gegen die Kabeljaus hatte friſche Nahrung erhalten; ſie ließ in verblendeter Grauſamkeit die ganze Stadt Yſſelſtein „ihr zu Ehren und Liebe, und allen andern Ungetreuen zum Spiegel und Exempel" von Grund aus zerſtören und verhängte über die Kabeljaus von Neuem die Acht. Dann rüſtete ſie für eine Landung auf den ſüdholländiſchen Inſeln; aber Johann kam ihr zuvor und ſetzte ſich vor den Inſeln feſt. Dieſe geſcheiterte Hoffnung und der bald darauf folgende Verluſt von Rotterdam ſtimmten Jacobäa für Waffenruhe und Frieden; mit burgundiſcher Hülfe kam derſelbe in Workum zu Stande: Johann's Beſitzungen wurden vergrößert und ihm in den ſonſtigen Theilen von Holland, Seeland und Hennegau eine fünfjährige gemeinſchaftliche Regierung mit Johann von Brabant, ſowie nach dem etwaigen kinderloſen Tode Jacobäa's die Abtretung ſämmtlicher Lande zugeſichert; auf die vom Kaiſer erhaltne Belehnung verzichtete er zu Gunſten Jacobäa's; der Dortrechter Freibrief wurde beſchränkt; andre Städte erhielten neue Freiheiten. Um für Jacobäa den Schein eines Siegs zu entfernen, der etwa darin lag, daß ihr Erbrecht auf die Hauptlande anerkannt war, beſtellte ihr Gemahl für ſeinen Theil an der Mitregierung alsbald den Oheim Johann auf drei Jahre zum Statthalter und verlangte von ſeiner Gattin die Ueberſiedelung nach Brabant. Nach ſchwerem Kampfe ſiegte bei Jacobäa das Pflichtgefühl des Weibes, ſie folgte dem Manne in die Fremde, aber nur zu neuer Schmach und neuen Gräueln.

Digitized by Google

Frankreich.

Das Regiment der Frau v. Pompadour.

II.

Frankreich und der ſiebenjährige Krieg.*

Die Pompadour war zu ſehr Pariſerin, um bei der übeln Meinung, welche die Hauptſtadt gegen ſie gefaßt hatte, gleichgiltig zu bleiben. Ja, ſicherlich darf man der Hoffnung, das von ihr ſo bitter empfundene öffentliche Verdammungsurtheil durch einen glänzenden Coup zu mildern, den Abſchluß jenes großen Vertrags zuſchreiben, der auf unerwartete Weiſe die Haltung Frankreichs in der diplomatiſchen Welt änderte. Die Vermittlerin werden eines engen Bündniſſes mit dem mächtigen Hauſe Oeſterreich, das ſo lange für den unverſöhnlichen Feind des Bourboniſchen Hauſes galt; Europa überraſchen und ihre Feinde tief beſchämen, indem ſie ihren unmittelbaren Verkehr mit der größten und tugendhafteſten Fürſtin zur Schau trug — das waren die Motive der Pompadour, und die Chronik vermehrt die ſicheren Data, welche die Geſchichte über dieſen Punkt liefert, um keinen Strich. Das offenkundige Intereſſe der Marquiſin, die entgegenkommende Maria Thereſia freundlich zu behandeln, bot weit wahrſcheinlichere Gründe, als die Epigramme Friedrich's II. und die Potsdamer Franbaſereien. Und wiederum erklärt ſich das geſchickte Benehmen der Kaiſerin, die, ebenſo rachſüchtig wie hartnäckig, den Frieden mit Preußen immer nur als eine Waffenruhe angeſehen hatte. Der Wunſch, Schleſien wiederzunehmen, blieb auch nach dem Dresdener Vertrag ebenſo glühend, als bei Friedrich II. der Entſchluß, ſeine Eroberung zu behalten.

Von dieſem Gedanken eingenommen, mußte, ſeit dem Aachner Frieden, das Wiener Kabinet dahin arbeiten, Preußen zu iſoliren und die Bande zwiſchen dieſem und Frankreich zu lockern. Sich für den Fall, daß Oeſterreich heute oder morgen gegen Preußen einen Streich zu führen im Sinne hätte, die Neutralität des Verſailler Kabinets zu ſichern, durfte bei dem zunehmenden Stumpfſinn Ludwig's mit Wahrſcheinlichkeit auf Erfolg rechnen; allein Frankreich aus der Rolle eines gleichgiltigen Zuſchauers zu thätiger Mitwirkung zu bewegen; mit Hülfe ſeiner Schätze und ſeiner Heere die Monarchie eines großen Mannes, unſres einzigen Verbündeten im deutſchen Reiche, zu ſtürzen; Frankreich der Kaiſerin zu unterordnen, um keinen andern Gewinn, als Schmeicheleien für die Frau von Pompadour — das ſah einem wahren Traume ähnlich, deſſen Verwirklichung nur möglich war, weil es einem eingebildeten Weibe darum zu thun war, durch die Größe der Fragen und die Wichtigkeit der Intereſſen ſeine ſinkende Stellung zu heben. Emporkömmlinge haben zwei Klippen zu fürchten: hochmüthige Unbeugſamkeit und kriechende Nachgiebigkeit; ein eitles und leichtſinniges Weib konnte nur an der letztern ſcheitern. Sobald es die Kaiſerin über ſich gewann, der Pompadour die Hand zu reichen, lag dieſe ihr zu Füßen.

Weder auf die Flugblätter Favier's, noch auf die ruhigern Schriften des Grafen Broglie, iſt ein Urtheil über den Verſailler Vertrag zu gründen.... Als der Abbé (kurz darauf Kardinal) Bernis von der Pompadour beauftragt würde, die Geſinnungen, die die Kaiſerin gegen ihre Freundin ausgeſprochen hatte, auf's Tapet zu bringen; als dieſer Miniſter mit Stahremberg, dem Nachfolger des Grafen Kanitz in der Pariſer Geſandtſchaft, über die Grundlagen des Verſailler Vertrags zu unterhandeln begann, gab die feindliche Haltung, die England annahm, dieſem Pakt ein bedeutendes Gewicht. In dem Moment, wo Großbritanien, ohne irgend einen Grund des Bruches, ohne Kriegeserklärung auf unſere Schiffe in allen Meeren Jagd machte und Frankreich zu einem Seekampfe zwang, auf den es durchaus nicht vorbereitet war: da erſchien es von einigem Nutzen, unſere Gränzen gegen einen möglichen Einfall zu ſichern, und den Wiener Hof, bei dem die engliſchen Guineen ſo lange in Umlauf waren, von dem Inſelreich abzulöſen. Der Vertrag wäre, ſelbſt für Deutſchland, vortheilhaft geweſen, wenn er, mit Vorbehalt der freien Thätigkeit für jeden Theil, ein rein defenſives, die gegenſeitige Gebiets-Unverletzlichkeit verbürgendes Bündniß feſtgeſtellt hätte; allein auf ſolche Bedingungen herabgeſetzt, würde er den weitgreifenden Abſichten Maria Thereſia's nicht entſprechen, und um einen ſo geringen Preis würde ſich die Kaiſerin nicht ſo tief erniedrigt haben. Sie verlangte einen Schutz- und Trutz-Bund, ohne auf den Umfang des Kontingents ſcheinbar großes Gewicht zu legen: ſie würde ſich im Nothfall mit einem Korporal und einem Gemeinen begnügen. Bernis, obgleich er der Pompadour ſeine Stelle verdankte, führte einen beharrlichen Kampf gegen ſeine Beſchützerin, um die Beſtimmungen, die nur zu bald ſo verderblich werden ſollten, aus dem Vertrag zu entfernen. Und wenn er ſchwach genug war, gegen ſeine Rathſchläge in den Konferenzen von Babiole,* ſeinen Namen unter den abgeſchloſſenen Vertrag zu ſetzen: ſo beweiſt der Abſchied, den er bald darauf nahm, daß er ſeinem Gedanken treu geblieben iſt. Wohl blieb er noch bis 1758 im Miniſterium, aber er hatte das Vertrauen des leichtfertigen Weibes verloren, die von dem Gedanken berauſcht war, die Partnerin einer ruhmvollen Fürſtin in dem perſönlichen Kampf gegen den größten Kriegshelden ſeiner Zeit zu ſein.

Nach der Unterzeichnung des Traktats hatte die Marquiſin ſtillſchweigend den Grafen Choiſeul zum Nachfolger des Kardinals beſtimmt. Seit Jahren Geſandter in Wien, war Choiſeul von ganzem Herzen Oeſterreicher. Lothringer von Geburt, Sohn eines Geſandten des Herzogs von Lothringen zu Paris, war dieſer geiſtreiche Kavalier dem neuen Kaiſerhauſe aus Dankbarkeit und Neigung ergeben. Ehrgeizig genug, um im Nothfalle ſeine Vorliebe ſeinen Intereſſen unterzuordnen, hatte er das Glück, dieſen zu dienen und zugleich jene zu befriedigen. Während ſeines amtlichen Aufenthaltes in Wien, ließ der Geſandte, bekannt mit den Seelenſchwächen der Favoritin und den peinlichen Verlegenheiten ihrer Stellung, vor ihren geblendeten Augen die kühnſten und prächtigſten Ausſichten ſpielen. In einer vollſtändigen Umknetung Europa's, zeigte er ihr Hannover von England losgeriſſen, Schweden und Sachſen, unſre Verbündeten, auf Koſten Friedrich's II., dem Ludwig perſönlich abgeneigt war, vergrößert. Mitunter ließ er, wie im Halbſchatten, durchblicken, daß Frankreich die öſterreichiſchen Niederlande als Preis eines Bündniſſes gewinnen könnte, wofür Preußen allein aufkommen würde. Inzwiſchen, bis dieſe ſchönen Träume in Erfüllung gehen, verflocht er die eitle Pompadour in einen Verkehr mit der Kaiſerin, deſſen Wirkung unwiderſtehlich war. Die öſterreichiſche Allianz war demnach ein Werk Choiſeul's. Ein kühner und entſchloſſener Spieler, ſetzte er ſeine ganze Habe auf dieſe Karte und nahm keinen Anſtand, den Einſatz, gegen alle Fährlichkeiten des Geſchicks, zu verdoppeln; die Pompadour glaubte, die Bank zu halten, und war doch nur ſein Croupier.

Indeß war Europa wach gerufen, und wie behutſam auch der erſte Verſailler Vertrag abgefaßt war, ſo hatte der König von Preußen doch begriffen, daß er am Vorabende der entſcheidenden Kriſis ſeines Lebens ſtehe. Sei es perſönlicher Groll, ſei es der natürliche Zug Rußlands gegen den Weſten Europa's, genug Maria Thereſia hatte das wollüſtige Weib, Eliſabeth, im Geheimen beſtimmt, ihr den Beiſtand von 60,000 Mann zu leihen, gegen einen Fürſten, der ein geſchworener Feind der Weiber und der Lüſte war. In Sachſen hatte ſie den erblichen Haß einer Königin-Kurfürſtin, aus öſterreichiſchem Blut entſproſſen, angerufen; und Schweden, dem ſie die Vergrößerung durch Preußiſch-Pommern verſprochen, hatte bereits geantwortet, indem es ſein Heer vorrücken ließ. Von einem Staatenbund eingeſchloſſen, und nur auf den räumlich entfernten Beiſtand Englands angewieſen, entſchloß ſich Friedrich, der recht gut wußte, daß Frankreich ihn bald an Elbe und Weſer bedrohen würde, ſeine Feinde einzeln zu zermalmen, bevor ſie ihre Kräfte vereinigen könnten. In weniger Zeit, als ein Anderer gebraucht hätte, ſich marſchfertig zu machen, drang er in Sachſen ein, erſtürmte das verſchanzte Lager bei Pirna, zerſprengte das ſächſiſche Heer, zog in Dresden ein, nahm aus dem Archiv die authentiſchen Beweiſe von dem öſterreichiſchen Knäuel, den er eben mit dem Schwerte zerhauen hatte, brach dann in Böhmen ein und erfocht über ſeine unverſöhnliche Feindin einen Sieg, dem bald entſetzliche Niederlagen folgten.

Wie die Pompadour mit Oeſterreich ſtand, brauchte das franzöſiſche Kabinet kein weiteres Motiv anzugeben, um mit Preußen zu brechen, da dieſer Bruch als eine faſt nothwendige Folge der vollbrachten Akte erſchien; allein der Einfall in Sachſen zeigte ſich als ein trefflicher Vorwand der Nation gegenüber. Die Pompadour erklärte alſo feierlich, ſie rüſte, um die Ehre des Dauphin, ihres perſönlichen Feindes, zu rächen, und bringe der Ehre des königlichen Hauſes ihre Kränkungen zum Opfer. In der That war die Dauphine eine ſächſiſche Prinzeſſin, Tochter Auguſt's III., jenes polniſchen Königs, den Frankreich 1732 zu Gunſten Stanislaus Leſcinski's, um den Preis eines Krieges gegen Oeſterreich, vom Thron zu werfen ſich geſteift hatte, um ihn 1757 durch einen Krieg gegen Preußen wieder hinaufzuheben — ein Wirrwarr, der in ſeinen Folgen nur zu bald einen traurigen Beleg zu dem Grundſatz liefern ſollte, daß es für einen Staat noch ein größeres Unglück giebt, als in einem ſchlechten Syſtem beharren, nämlich: gar kein Syſtem haben.

Die Vorſehung ſchien die Begünſtiger eines verderblichen Krieg'

* La monarchie française au XVIII. siècle, par Louis de Carné.

* Einem Landhäuschen der Marquiſin.

Digitized by Google

durch einen glücklichen Anfang verblenden zu wollen. Mit der tapfern Kühnheit, die er ſonſt nur noch in ſeinen liederlichen Ausſchweifungen entwickelte, nahm der Herzog von Richelieu den Engländern Mahon ab. Umſtrahlt von dieſem Siege, dem die Pompadour, wie wenig ſie auch dem Sieger geneigt war, klüglich ihren Beifall zollte, wurde ihm der Oberbefehl über die Armee zugedacht, die Hannover erobern ſollte. Die Beſetzung dieſes Kurfürſtenthums war allerdings eine nothwendige Operation; theils um dieſes Land, im Fall des Erfolgs, bei einer umfaſſenden Gebiets-Umgeſtaltung, in andere Hände zu bringen; theils konnte es Frankreich als Tauſchmittel gegen die ihm von England entriſſenen Kolonien zurückbehalten. Vom Hofe abgeſchickt, den in Ungnade gefallenen Marſchall d'Eſtrées zu erſetzen, traf Richelieu dieſen in Haſtenbeck, auf dem Schlachtfelde, das er den Tag zuvor in einen Siegesſchauplatz verwandelt hatte. Kaum hatte Richelieu, der höchſtens ein kecker Soldat, aber durchaus kein Feldherr war, das Kommando angetreten, ſo riſſen Unordnungen und Erpreſſungen, durch das Beiſpiel des Führers ermuthigt, in Heer und Land ein. In der Capitulation von Kloſter-Seeven, von dem Herzog von Cumberland in einer Stunde des Wahnſinns unterzeichnet, lächelte das Glück zum letzten Mal dem Herzog und Frankreich, wenn der Pakt gehalten worden wäre. Allein zu der Schande, ihn unterzeichnet zu haben, fügte England bald die Schande hinzu, ihn zu brechen. Um aber minder ſtrafbar zu erſcheinen, klagte es Richelieu an, und das Geſchrei der Pariſer nöthigte den Hof, einen General ohne Talent und ohne Umſicht abzurufen.

War aber auch die Ehre Englands verletzt, ſo war doch die engliſch-hannöverſche Armee gerettet und ſchickte ſich an, mit den Waffen, die ſie freiwillig geſtreckt hatte, uns aus Hannover zu jagen. Raſch, wie der Blitz und treu ſeiner Taktik, ſeine Feinde einzeln zu ſchlagen, hatte Friedrich das unglückliche, leichenbeſäete Schlachtfeld bei Kollin mit einer Schaar Kerntruppen verlaſſen, und während ihn Europa von den Heeren der beiden Kaiſerinnen eingeſchloſſen und faſt aufgerieben glaubte, ſtürzte er unverſehens über die Reichsvölker und das Corps des Prinzen von Soubiſe her und erfocht den fabelhaften, für Frankreich ſo ſchmählichen Sieg bei Roßbach.

Man denke ſich die Marquiſin an dem Tage, als nach Verſailles die Nachricht kam, daß über zehntauſend Franzoſen in einer Schlacht unterlegen ſeien, die dem Feinde kaum 500 Mann gekoſtet habe. Der Schlag traf die lebhafteſten Neigungen ihres Herzens, wie die theuerſten Hoffnungen ihrer Eitelkeit; denn Soubiſe war ihr Günſtling, dem ſie den Marſchallſtab zudachte, und den er dann auch wirklich erhielt. Von vollkommen ehrenhaftem Charakter, von großer Geradheit des Herzens, wie des Geiſtes, war der Prinz von Soubiſe jeder Stellung gewachſen, nur nicht derjenigen, nach der er ſo unglücklich, um nicht zu ſagen, ſo lächerlich war, eifrig zu ſtreben. Beſcheiden überdies und ſehr beſonnen, würde er gewiß an ſich etwas gezweifelt haben, wenn es ihm die Favoritin geſtattet, und wenn ſie, nachdem ſie, die mit ihm auf, mit eigner Hand pointirten Karten Strategie ſtudirte, ſich nicht fähig geglaubt hätte, einen Feldherrn aus dem Stegreif zu machen, wie ſie früher einen Traktat improviſirt hatte.

An der Art, wie Nation und Heer das Ereigniß von Roßbach aufnahmen, konnte man vorausſehen, daß dieſes Mißgeſchick nicht das letzte ſein würde, und daß Frankreich, damals ſo mächtig in der Bewegung des Gedankens, in eine lange Periode des politiſchen und kriegeriſchen Verfalls eingetreten war. Die Meinung fand in der That eine Art bittern Genuß darin, daß ſich das Unglück, das ſie vorgeahnt, erfüllt habe, und die faſt allgemeine Bewunderung des Königs von Preußen ward nur von der Verachtung überboten, die man gegen den Hof und gegen die von ihm betrauten Generäle ausſprach. Das Land, das anfing, an dem Königthum irre zu werden, nachdem es aufgehört hatte, ſeinen König zu achten, lauſchte zu begierig den Theorien der Philoſophen, um ſich allzuſehr die Unglücksfälle zu Herzen zu nehmen; es ſuchte ſie vielmehr in Lehren und Drohungen umzugeſtalten.

Als die unſeligen Ereigniſſe einander drängten, ſchob die Armee die Verantwortlichkeit auf ihre Führer, die ſie wiederum einander zuſchoben. Zu dieſen gegenſeitigen Anklagen, worin ſelbſt die Bravour und die Rechtlichkeit in Frage geſtellt wurden, kam, um die Einheit im Kommando und den Gehorſam bei den Soldaten vollends zu Grunde zu richten, der Uebelſtand hinzu, daß ſich drei ſtrategiſche Schulen einander den Vorrang ſtreitig machten: die alte Taktik des Marſchalls von Sachſen, die neue Taktik Friedrich's und ein gemiſchtes Syſtem des Grafen von Saint-Germain. Um nun die erſchütterte Disciplin durch das Anſehen eines Prinzen von Geblüt wiederherzuſtellen, wurde der Graf Clermont von der Verwaltung einer Abtei abgerufen, um an die Spitze einer Armee zu treten. Der neue Feldherr verband mit der Bravour und den Sitten eines Soldaten die militairiſche Unerfahrenheit eines Pfaffen; ſeine verworrenen Befehle wurden daher mißachtet oder mißverſtanden und krönten ſeine traurige Laufbahn durch die folgenſchwere Niederlage bei Crefeld; Friedrich's Generäle, die nun die Rheingegenden und einen Theil der öſterreichiſchen Niederlande inne hatten, konnten ihre Recognoscirungen bis nach Brüſſel ausdehnen.

Je nothwendiger mit jedem Tage der Frieden für Frankreich, deſto ſchwieriger wurde er, gerade wegen ſeiner Verluſte auf allen Schlachtfeldern. Trotz der Kühnheit des genialen Dupleix in Indien, dem Heldenmuth Montcalin's und Vaudreuil's in Canada, brauchten ſich die franzöſiſchen Geſchwader nur auf den Meeren zu zeigen, um gekapert zu werden. Die Pompadour hatte ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, es dem Heldenkönige gleich zu thun, und ſich über die Schläge des Kriegsgeſchicks erhaben zu zeigen. Als ſie die Entdeckung machte, daß Bernis ſeine verſöhnlichen Rathſchläge, die von ihr verworfen worden, dem Könige unmittelbar unterbreitet und mit allen Höfen friedliche Unterhandlungen angeknüpft habe, leiſtete ſie ihm den großen Dienſt, ihn fortzujagen, und ihm, im November 1758, Graf Stainville, bald darauf Herzog von Choiſeul, zum Nachfolger zu geben. Sie glaubte, er ſei ihr Geſchöpf, ſie wurde aber nur zu bald ſein Werkzeug.

Der erſte Akt des neuen Miniſters, auf die Leidenſchaft ſeiner Beſchützerin eingehend und an der Befeſtigung ihres perſönlichen Gewichts arbeitend, war, das öſterreichiſche Bündniß durch einen zweiten Verſailler Vertrag zu vervollſtändigen, und dieſer Akt ohne Beiſpiel ſtellte Maria Thereſia alle Armeen und den ganzen Schatz Frankreichs zur Verfügung. Allein weder dieſe, von Seiten Choiſeul's mit ſchlauer Kunſt verſchleierte Hintanſetzung der franzöſiſchen Intereſſen, noch jener kecke Eigenſinn, gegen das Mißgeſchick zu kämpfen, vermochten es, dieſes zu beſchwören. Der Marſchall Contades hatte zu Minden daſſelbe Loos wie ſeine Vorgänger und wenn auch hin und wieder der Sieg ſich zu den franzöſiſchen Fahnen verirrte, ſo erſtickte der winzige Ruhm unter der Laſt des Skandals, den die Zänkereien der Heerführer und die Urtheile des Hofes darüber hervorriefen. Broglie, der Sieger bei Bergen, perſönlich zerfallen mit Choiſeul, zog im Triumph nach dem Orte ſeines Exils, während ſein Nebenbuhler, von der Nation ausgepfiffen, den Marſchallſtab empfing.....

Es iſt bekannt, wie für Friedrich, als er von den ſich unaufhörlich erneuenden ruſſiſchen Maſſen erdrückt zu werden ſchien, die Rettungsſtunde ſchlug. Eliſabeth war plötzlich vom Schauplatz abgerufen und ihr Nachfolger, Peter III., ein fanatiſcher Verehrer des preußiſchen Heros, beeilte ſich, all' ſeine Truppen zu ihm ſtoßen zu laſſen. Dem Frieden mit dem Petersburger Hof folgte bald der Traktat mit Schweden. Maria Thereſia, deren Fahne die Reichsvölker mit ſtets zunehmendem Widerwillen folgten, war nur noch auf den Beiſtand Frankreichs angewieſen, das faſt ebenſo gleichgiltig wie der König gegen ſeine Niederlagen geworden, nur noch ein entſittlichtes Heer, einen erſchöpften Schatz und abgeſperrte Häfen beſaß, in die der Feind kaum einige Schiffe einlaufen ließ, um die Unheilbotſchaften von den äußerſten Enden des Erdkreiſes zu überbringen. Pitt fuhr zwar fort, mit ſeinem Haß England zu entflammen; allein Lord Bute, mit dem vollen Vertrauen des neuen Königs, an's Ruder gelangt, wünſchte ſeinem Vaterlande und ſich ſelber die Früchte der Großthaten zu ſichern, die Andre vollbracht hatten.

Europa ſehnte ſich nach dem Frieden, und dieſe unwiderſtehliche Richtung überwand den ſtörriſchſten Sinn. Maria Thereſia zeigte ſich, mit weniger Unſchlüſſigkeit, als man Grund zu fürchten hatte, am Ende des Jahres 1762, zu unterhandeln geneigt; und Choiſeul, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, war ſogar der Kaiſerin zuvorgekommen, und hatte mit England unmittelbar angeknüpft. Die ſchmählichen Bedingungen dieſes endlich zu Stande gekommenen Friedens (10. Febr. 1763) ſind bekannt. Nach einem Kriege, dem Frankreich 200,000 Menſchen geopfert hatte, einer Fürſtin zu Liebe, die es ſo lange befeindet hatte, und der es allen möglichen Abbruch zu thun beſtrebt war, ſah es ſich auf der Karte von Indien und dem amerikaniſchen Feſtlande geſtrichen, hatte es über ſeinen Gegner Preußen, zum Unglück für ſeine Ehre, aber zum Glück für ſeine Macht, nicht den geringſten Vortheil gewonnen. Choiſeul war ſo klug, dieſen Vertrag, ein ewiges Zeugniß ſeiner Fehler, in den Familien-Pakt mit Carl III. von Spanien und die Vertreibung der Jeſuiten einzurahmen; beide Akte ſöhnten die öffentliche Meinung mit ihm aus, die mit dem nicht feilſcht, der's verſteht, zu rechter Zeit die Gemüther zu überraſchen und die Leidenſchaften zu ködern.

Mitten unter ſo vielen Aufregungen erlag die Pompadour, kaum dreiundvierzig Jahre alt, den Anfällen eines Uebels, das ſchon ſeit lange ihr Leben untergrub, ohne ihre Schönheit, die ihr koſtbarer war als das Leben, anzutaſten. Sie ſah unerſchrocken den Tod aus der Ferne anrücken,

Digitized by Google

mit größerem Muthe, als ſie einem drohenden Sturz aus ihrer Höhe in's Auge geblickt hätte. Obgleich mehr eitel, als ehrgeizig, fühlte ſie ſich dennoch glücklich, in der Fülle ihrer Macht zu ſterben, während eines halben Umſchlags der durch den Frieden günſtiger geſtimmten Meinung und beſonders, bevor die Jahre ihr Verwüſtungswerk vollbracht hatten. Sie berief und empfing den Beiſtand der Kirche mit der Haltung einer Palaſtdame der allerchriſtlichſten Königin, empfahl ihre Freunde mit großer Wärme und behielt die Miene einer hohen Beſchützerin bis zum letzten Athemzuge. Um ſich auch im Kleinſten nicht zu verleugnen, ſtarb ſie, prächtig angekleidet, geſchmückt mit einem Lächeln auf den Lippen, ihre Hand in der Hand des Fürſten, dem ſie eine Reihe von Jahren beigeſtanden, ſich ſelber zu ertragen.

Das Urtheil über die Pompadour kann nicht zweifelhaft ſein. Sie betrat ihre Laufbahn mit dem einzigen Gedanken, die Maitreſſe des Königs zu werden und es dann zu bleiben. Als ſie aber „mehr der Noth, als dem eignen Triebe gehorchend“ ſich in die Staatsgeſchäfte einließ, ſpielte ſie dieſe neue Rolle, wie eine ſolche, die nicht in ihr Fach ſchlug, und blieb daher ſtets unter der Mittelmäßigkeit. Sie war, wie niemals ein Staatsmann, für das Unglück ihres Vaterlandes perſönlich verantwortlich. Ihr Durchgang durch die Literaturgeſchichte hat keine merkliche Spur zurückgelaſſen; denn dieſe verfolgte nach wie vor die Richtung, zu der die Regentſchaft den erſten Stoß gegeben. Wenn ſie Schriftſtellern Jahrgehalte bewilligte, ſo gab ſie ihnen nicht an Inſpirationen wieder, was ſie von ihnen an Schmeicheleien erhielt, und die Werke, die, ſozuſagen, in ihrem Salon abgefaßt wurden, haben von der Marquiſin keinen einzigen entſchiedenen Ausſpruch, keine neue oder anſchaulich lebhafte Würdigung, ja nicht einmal eines jener Witzworte aufzuweiſen, die gleichſam die Scheidemünze des franzöſiſchen Eſprit ſind. Ihr auf Null ſtehender Einfluß in der Literatur wurde in den Künſten ſeltſam übertrieben. Hätte die Pompadour nicht die königliche Porzellan-Manufaktur gegründet — ein ſymboliſches Denkmal ihrer Erſcheinung in der Geſchichte! — man könnte ſagen, die Tapezierer verdanken ihr mehr, als die Künſtler; denn das Schmuckwerk galt ihr viel höher als die Plaſtik. In Crécy Komödie ſpielen, in einer müßigen Stunde nach dem Pinſel, dem Grabſtichel oder der Preſſe greifen, um Liebesgötter zu zeichnen, einige Steine zu graviren, oder Verſe auf Roſapapier zu drucken — das ſind artige Einfälle, aber keine Dienſte, die man den Künſten leiſtet. Die Anbeter der Marquiſin — denn auch eine ſolche Gottheit hat ihre Schwärmer — werden wohl daran thun, den Altar nicht zu ſehr herauszuputzen; ja keine Statue von karrariſchem Marmor! — höchſtens eine Statuette von Sèvres-Thon.

Hier iſt das Maßhalten ſo nothwendig, um das öffentliche Bewußtſein, das ſich ſo leicht zur Nachſicht ſtimmen läßt, nicht zu empören. Man erinnere immerhin an die perſönliche Sicherheit unter ihrem Regiment, an ihr wohlwollendes Weſen im Umgange, an die Treue, die ſie dem Könige und ihren Freunden bewahrte; man berufe ſich immerhin auf unſer ſchonendes Urtheil über ein unglückliches Weib, die ſchon in der Wiege zum Ehebruch vorbeſtimmt war, und in der undurchdringlichen ſittlichen Unwiſſenheit aufwuchs und reifte — das mag man in aller Schicklichkeit, vielleicht in aller Gerechtigkeit thun; zumal wenn die Wohlthat der mildernden Umſtände für eine ſo reizende Angeklagte und von einem Anwalt wie Herr Sainte-Beuve angeſprochen wird. Schade nur, daß die Nachbeter zu plump ſind, um den leichten Schritt des Meiſters wiederzugeben; wo der Eine um Nachſicht bittet, fordern die Andern Bewunderung. Dann geht man, in ziemlich natürlicher Folge, von der Vertheidigung der königlichen Buhlerin zur Vertheidigung der Geſellſchaft und der Zeit über, die ſolche Schmach mitangeſehn und die allein ſie möglich gemacht haben. Dann vermißt man ſich ſogar, Vergleichung zwiſchen unſerer und Ludwig's XV. Zeit anzuſtellen, und möchte ſie für die aus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangene Geſellſchaft recht demüthigend ausſchlagen laſſen. Hier ließen ſich, wenn man die Muße hätte, ſie zu erörtern, traurig ernſte Fragen aufwerfen, die weniger das achtzehnte als unſer Jahrhundert berühren. Solche Anläufe geſchehen niemals, wenn ſie nicht einige Hoffnung haben, wohl aufgenommen zu werden, und es iſt wahrlich keine Empfehlung des gegenwärtigen Geſchlechts, daß ſolche Keckheiten nicht von vorn herein in ihre gebührenden Schranken gewieſen werden.

Perſien.

Reiſe-Erinnerungen aus Perſien.

II.

Ein Troglodyten-Dorf und das Höllenthal.

Hier war die Waſſerſcheide zwiſchen Iran und der Provinz Ghilan, denn unſer Bergſtrudel ſtrömte ſchon nordwärts, und wir brauchten nur dem Laufe deſſelben zu folgen, um unſerm Reiſeziele näher zu kommen; wo wir aber vorläufig die nächſte Nacht zubringen würden, wußten wir nicht, denn ſogar der Maulthier-Treiber, der einzige Wegkundige unter uns, hatte nur vom Hörenſagen von der Exiſtenz eines Dorfes, „hier in der Umgegend, irgendwo,“ wie er ſagte, eine ſehr undeutliche Kenntniß, er wußte auch nicht den Namen des Dorfes. Uebrigens uns noch unter dem Einfluſſe der Freude befindend, den Keſen-Kuh überwunden zu haben, bekümmerten wir uns wenig um ſolche Kleinigkeiten und wateten wohlgemuth weiter. Bald im Strome, bald auch auf dem ſteilen Ufer-Rande hinreitend, legten wir manche Meile zurück; die Sonne neigte ſich ſchon ſtark dem Horizonte zu, es wollte Abend werden und unſere Pferde ermüdeten, da öffnete ſich vor uns die Schlucht; wir ritten ſchon eine Meile nicht mehr im Gänſemarſch, auch nicht mehr im Strome, ſondern auf einer Ebene von feſtem gelben Sandgeſtein; da hörten wir plötzlich ein dumpfes Hundegebell, es ſchien uns aber unter der Erde hervorzukommen, und bald ſahen wir auch aus verſchiedenen runden Oeffnungen im Erdboden Rauch aufſteigen; unſer Erſtaunen kann man ſich vorſtellen, als wir endlich die Entdeckung machten, daß wir auf einem Dorfe ritten. Eilig lenkten wir ſeitwärts ab, um nicht durch ein plötzliches, unfreiwilliges Erſcheinen von Oben herab die friedlichen Bewohner da unten zu beläſtigen, wobei wohl auch unſre Gliedmaßen arg mitgenommen worden wären, und gelangten endlich in eine Art von Hof, oder vielmehr auf einen freien Platz von Sandhügeln umgeben, welche eben ſo viele Wohnorte vorſtellten.

Auf dem Platze des Dorfes empfing uns aber ein wahrer Höllenlärm. Eine Maſſe von alten Weibern, Kindern und Hunden waren aus den Löchern auf uns hervorgeſtürzt; alles das keifte, ſchimpfte, heulte und bellte durcheinander, es war ein Chaos von Lärm und wüthenden Geberden; die Weiber rannten vor, gräßlich häßliche Geſtalten und ſchrieen uns an in einem Dialekt, den Niemand verſtand; die Kinder hetzten die Hunde auf uns, und daran ſowohl, als auch an den Steinen in den Fäuſten der Megären, merkten wir wohl, daß wir ſehr ungebetene Gäſte waren und man unſern ſchnellen Abzug dringend verlangte. Doch paßte dieſes letztere gar nicht in unſern Plan, wir wollten hier bleiben, denn hatten wir nicht dieſes Dorf ſelbſt entdeckt? Außerdem bedurften die Pferde des Futters und der Erholung, und wozu ſollten wir ein gewiſſes, wenn auch nicht ſehr einladendes Etwas, für ein Ungewiſſes aufgeben? Wie geſagt, waren wir in der Gegend unbekannt und wußten nicht, ob wir vor Nacht noch weiterhin ein Dorf oder ein Karavan-Serai treffen würden. Nun aber was anfangen mit dieſen wüthenden Weibern? Vergeblich warteten wir auf die Erſcheinung irgend einer männlichen Perſon, mit der wir uns beſtimmt verſtändigt hätten, es kam keine; denn wie wir ſpäter erfuhren, waren alle Männer auf der Arbeit, weit im Felde. Unſere Leute, des Lärmes müde, machten Miene, mit den Peitſchen d'rein zu hauen und griffen auch an die Piſtolen, doch hätte uns dieſes nichts genützt, vielmehr geſchadet; wir hielten auch die Leute vom Schlagen zurück, denn ein anderes, ſehr einfaches und viel friedlicheres Mittel bewirkte plötzlich nicht nur einen förmlichen Waffenſtillſtand, ſondern ſogar freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen den friedlich gegenüberſtehenden Parteien. Ich weiß nicht, wem von uns die Idee dazu zuerſt gekommen, gebe aber dem Doktor die Ehre der erſten Anwendung eines feinen pſychologiſchen Gedankenſchluſſes, der uns trefflich zu Statten kam; wir fingen nämlich beide an, ganze Hände voll Zuckerwerk unter die abgeriſſene Kinderſchaar zu werfen, ſo manche überzuckerte Pfeffernuß flog dabei auch den alten Hexen und den Hunden in's Maul, doch verhalf dieſes nur noch ſchneller zum Zweck. — Die Kinder ſtaunten uns zuerſt verdächtig an; doch als Eines das Gebäck gekoſtet, und da unſere Satteltaſchen gut gefüllt waren, ſo daß ein wahrer Zucker-Regen ſich über die hoffnungsvolle Jugend ergoß, ſo wurde bald aus dem mißtrauiſchen Staunen ein langanhaltender Jubel, aus dem Gekeife und Geſchrei ein fröhliches Lachen, die Hunde ſogar bellten nicht mehr, die Steine entfielen den weiblichen Fäuſten, Alles aß Zuckerwerk und ſo manches Fratzengeſicht verſuchte es, uns freundlich anzugrinſen. So hatten wir durch ſchlechte Süßigkeiten die Kinder, durch die Kinder deren Mütter, durch dieſe wieder ſpäter die Männer, kurz das ganze Dorf uns zu Freunden gemacht. Es lieferte uns dieſer

Digitized by Google

Vorfall aber einen neuen Beweis, daß Mutterliebe ſich niemals und nirgends verleugnet, ſelbſt nicht im Troglodyten-Dorfe, ſtets dieſelbe iſt und man immer gewonnenes Spiel hat, wenn man dieſe ſtets vibrirende Saite des weiblichen Herzens zu berühren weiß.

In Zeit von einer halben Stunde waren unſere Pferde reichlich mit Futter verſorgt, unſere Leute unter Obdach gebracht und beköſtigt, und wir mit dem Doktor lagen ſehr bequem auf unſeren Feldbetten in einem etwas niedrigen, aber doch ziemlich reinlichen und weiten Gemach, welches im Sandſtein ausgehauen war, — glimmende Havanna-Cigarren im Munde und ſchäumenden Champagner vor uns, auch wohl ſeltene Genüſſe bei Höhlenbewohnern.

Denn echte Höhlenbewohner waren es, bei denen wir eingekehrt; die Raçe derſelben wich ſehr von der perſiſchen ab, zeugte vielmehr von Zigeunerblut, auch ſprachen ſie einen Dialekt, welcher mit dem Perſiſchen gar nichts Verwandtes hatte. Die Männer beſchäftigten ſich mit karger Feldarbeit, die Weiber woben grobe Filzteppiche und Tücher, ſie lebten aber ſo arm, daß ſie vom Werthe des Goldes keinen richtigen Begriff hatten, und ſtatt deſſelben ſich ſilberne Scheidemünzen erbaten. Die Leute waren ſehr höflich geworden; unſer Wirth ſuchte ſogar (mit verlegener Miene) am andern Morgen bei unſerer Abreiſe, den ungaſtfreundlichen Empfang der Dorfbewohnerinnen zu entſchuldigen: „Man könne ſich nicht erinnern," meinte er, „jemals hier Europäer geſehen zu haben, und ſo hätten uns die Weiber unwiſſentlich für inländiſche Gewalthaber angeſehen, welche gekommen wären, Geld von ihnen zu erpreſſen."

Von hier aus zogen wir, immer dem Laufe jenes Baches ohne Namen nach, nordwärts durch eine ſchon breitere Bergſchlucht, welche ſehr allmählich fällt, und nach ungefähr drei Meilen im Flußthale des Schahrud mündet, eines ziemlich bedeutenden und reißenden Stromes, welcher von Oſten kommend, ſich in der Nähe des Dorfes Mendjil in den bedeutendſten, ſogar theilweiſe ſchiffbaren Fluß Perſiens ergießt, in den Kiſil Ouzên. Der Fluß trägt dieſen Namen, welcher Gold- oder Gelbfluß bedeutet, der gelbſchmutzigen Färbung des Waſſers wegen und nimmt hier, d. h. eben bei der Vereinigung mit dem Schahrud, den Namen Sefidrud (Weißfluß) an, ohne aber deshalb die Farbe zu wechſeln. Nach Norden verfolgt er ſeinen Lauf und fällt endlich bei einem Fiſcherdorfe, gleicherweiſe Sefidrud benannt, in's Kaspiſche Meer. Er führt ſo viel Schlamm mit ſich, daß über eine Seemeile weit man ſeinen Lauf im Meere verfolgen kann, denn grell ſticht die gelbe Farbe ſeiner Wogen ab von der blauen Fluth.

Mendjil iſt das erſte Dorf in Ghilan, wenn man von Oſten oder Süden kommt, wie wir; auch trägt es ſchon das Gepräge einer ganz andern Natur, als an welche wir auf dem Hochplateau Irans gewöhnt waren; hier in Ghilan iſt Waſſerreichthum, es regnet auch ſo häufig, daß man oft den tiefblauen Himmel Teherans vermißt; die ganze Provinz iſt Wald, — von Epheu und Weinreben umrankt, ziehen ſich ſelbſt bis auf die höchſten Gipfel der Berge die hundertjährigen Eichen und Wallnußbäume, allerlei Arten von Mimoſen und Cypreſſen, und mit Bewunderung, mit Ehrfurcht und Ergötzen ruht auf ſolcher Landſchaft das vom längern Aufenthalte in Irans nakten Steppen ermüdete Auge des Europäers. Hier ſah ich auch zum erſten Male Olivenbäume, doch ſcheute ich mich vor dem Oel, welches die Perſer aus deren Früchten bereiten.

Wir blieben in Mendjil, oder vielmehr in einem Nebendorfe deſſelben, in Harſewil zwei Tage, denn unſerm Weiterreiſen widerſetzte ſich wieder eine Naturerſcheinung, der Wind. Alſo hatte uns in Kaſwin der Schnee aufgehalten, und hier ſollte es der Wind thun; es klingt fabelhaft, aber es war ſo.

Um nämlich auf die Poſtſtraße zu gelangen, welche ſich auf dem linken Ufer des Sefidrud hinzieht, muß man dieſen an zweihundert Schritt breiten Strom auf einer Brücke überſchreiten. Dieſelbe wurde dazumal reſtaurirt. In dieſer Schlucht, wo der Strom dahinſchnellt, ſcheinen ſich alle Windsbräute von der im Süden gelegenen Gebirgskette herab ein Stelldichein gegeben zu haben zum raſenden Tanze — Ein immerwährender Orkan, welcher nur in den Morgenſtunden um ein Weniges an Kraft verliert, wüthet dort zwiſchen den hohen Felſen-Ufern des Stroms, und was nicht feſt verwachſen iſt mit dem Geſtein, fegt er nieder in die Tiefe.

Kein Reiſender kann nach der Mittagsſtunde des Windes wegen über die Brücke; an dieſer ſelbſt wurde nur am Morgen gearbeitet, und trotz dieſer Vorſicht kamen öfters Unglücksfälle vor; ſo erzählte man uns, daß erſt vor wenigen Tagen vier Arbeiter, welche einen Balken trugen, vom Winde erfaßt, über die Brüſtung der Brücke hinweg, in den Strom geſchleudert worden wären, mitſammt dem Balken. Pferde und belaſtete Maulthiere hätten dem Sturm nicht Widerſtand leiſten können, wären hinweggefegt in die Tiefe geſtürzt ꝛc. Wir hatten ſchon früher von Europäern über dieſen durch ſeine Kraft und namentlich Beſtändigkeit merkwürdigen Sturm an der Mendjil'ſchen Brücke gehört, und ſchenkten daher den perſiſchen Erzählern vollkommen Glauben, blieben bei einem bekannten Armenier in Harſewil und verabredeten für den andern Tag eine Eberjagd, wonach ſchon lange dem Doktor das Herz brannte. Die Jagd kam wirklich zu Stande, wir aßen auch am Abend Eberbraten (weshalb wir eben unſer Quartier bei einem Chriſten gewählt hatten); doch den Eber hatten wir nicht erlegt, ſondern auf ſehr friedliche Art bei einem fremden Jäger erhandeln laſſen; uns war nichts vor den Lauf gekommen.

Am nächſtfolgenden frühen Morgen machten wir uns auf zur Weiterreiſe; bis wir zur Brücke kamen, war kein Windhauch zu ſpüren, hier aber wüthete ein Sturm, deſſen Geheul und Brauſen im Einklange mit dem Getoſe des Stroms unſere Worte, die wir einander zuſchrieen, weit übertönte. Wir ſtiegen von den Pferden ab, und zu vier in der Reihe, die Arme in einander geſchlungen und ſo Einer den Andern ſtützend, ſchritten wir, hin und her ſchwankend, je nachdem uns die Windſtöße derber oder ſchwächer packten, über die berüchtigte Spitzbogen-Brücke von Mendjil.

Hier wieder dem Laufe des Sefidrud folgend, ritten wir auf dem hohen, felſigen Ufer hin, auf einer ziemlich breiten Straße, welche in dem Felſen, durch Sprengung deſſelben, gebildet war. Trotzdem dieſe Straße durch Kunſt zu Stande gebracht worden, zeugte dieſelbe doch von der ungemeinen Läſſigkeit und Trägheit der Perſer, den beiden Grundzügen ihres Charakters; die geſprengten Felsſteine waren nur zum kleinern Theil bei Seite geſchafft worden, die andern lagen auf dem Weg und hemmten oft ſehr empfindlich den raſchen Schritt der Pferde, dieſe ritzten ſich an denſelben die Fußfeſſeln wund. Nachdem wir in einem ſehr freundlichen und romantiſch ſchön gelegnen Dorfe, Rudbär, unter dichtbelaubten Oelbäumen unſer Mittagsmahl eingenommen und auch beide darauf eine Stunde lang geſchlummert hatten, kamen wir gegen Abend zur Poſt-Station Ruſtemabad, und blieben hier zur Nacht, um nicht das uns noch bevorſtehende Höllenthal im Dunkeln paſſiren zu müſſen. — Der folgende Tag war leider ein ſehr unfreundlicher; ein feiner, aber dichter Regen rieſelte vom aſchgrauen Himmel, und da der Weg jetzt meiſtentheils im Flußbette ſelbſt des Sefidrud uns weiter führte, ſo wurden wir ſehr durchnäßt, trotz Mackintoſh und Jagdſtiefel. Dieſes war wohl nicht geſchaffen, unſerer guten Laune Nahrung zu geben; unſere Geduld aber wurde bald noch auf eine ſtärkere Probe geſetzt.

Nach ungefähr zwei Meilen lenkten wir ſeitwärts, den Fluß verlaſſend, nach Weſten ab, und traten in einen majeſtätiſchen Wald von Eichen, Buchen und Nußbäumen, die mit Epheu umrankt, ſich großartig über unſere Häupter erhoben. Wie ſah es aber zu unſern Füßen aus? wir waren im Höllenthal, perſiſch: Djehennem-derè, d. h. ſtaken in einer vier Meilen langen Schmutzlache, in einer Moraſtlagune. Die Pferde ſanken ein in einen zähen, lehmigen Schmutz, arbeiteten ſich wohl manches Mal mit Mühe heraus, aber nur um gleich wieder in den Schmutz zu tauchen; oftmals fand das Thier gar keinen Grund, und um nicht zu verſinken, legte es ſich dann auf die Seite; dieſes geſchah mehrentheils mit den Packpferden; wie unſere Sachen dabei litten, kann man ſich vorſtellen. Unſer Maulthier-Treiber war in Verzweiflung, er raufte ſich den Bart, er — weinte; auf ein paar Brettern, die wir für ſolche Fälle mitgenommen hatten, ging er mit einigen Leuten zum umgefallenen Thiere hin, hob demſelben zuvörderſt den Kopf auf, um den Schmutz nicht in die Ohren rinnen zu laſſen, was den Tod herbeiführt, und dann begann das Ausgraben des Pferdes oder Maulthiers. Wir gaben unſer Gepäck verloren und ritten, der Doktor, ich und ein Courier, auf dieſer königlichen Hauptſtraße weiter. Der voranreitende Courier ſank wohl oft auf dieſelbe Art ein, dann lenkten wir ein wenig bei Seite, auch nicht wiſſend, ob daſſelbe nicht mit uns geſchehen würde; der arme Kerl ſah bald ganz jämmerlich aus, er war zuletzt nur noch ein ſich bewegender Schmutzklumpen und fluchte fürchterlich; wir aber wahrlich ſtießen auch keine Segenswünſche aus über die Adminiſtration des Landes. Der Schmutz war ſo groß, daß an manchen, doch noch gangbaren Stellen, denn ungangbare waren bodenloſe, derſelbe mir in meine hohen Jagdſtiefel beim Gürtel hineindrang; nur Hals und Kopf des Pferdes ragten aus der Lache hervor.

Zehn Stunden brauchten wir, um dieſe vier Meilen zu machen; erſt in tiefer Nacht aber kamen unſere Effekten bei der Poſt-Station Kodoum an, wo wir abgeſtiegen waren. Ein Maulthier war doch im Sumpfe umgekommen und nur deſſen Saumſattel mit dem Gepäck gerettet, — das Höllenthal hatte ſein Opfer!

Die Perſer unterhalten nicht dieſe Straße, obgleich die Wegegelder an mehrern Orten längs derſelben energiſch, ſogar von Fußreiſenden

Digitized by Google

und Bettlern, eingetrieben werden. Die Straße wird vielmehr abſichtlich in dieſem gräßlichen Naturzuſtande gelaſſen; man glaubt, weil Karawanen durch dieſelbe aufgehalten werden, und jährlich Hunderte von Maulthieren und Pferden im Schmutze verſinken, in dieſer Straße eine natürliche Schutzwehr zu haben gegen das Vorſchreiten von Artillerie-Trains einer europäiſchen Macht. O holde Einfalt, die ihren Schutz im Schmutz ſucht und noch nichts ahnt von Sappeur-Bataillonen! Das beſte Mittel, den Weg fahrbar zu machen, liegt zur Hand, denn die ſchönſten Balken ſind im Ueberfluſſe vorhanden, ringsum iſt Wald.

Am andern Tage, dem letzten unſerer Reiſe, dem fünfzehnten ſeit unſerer Abfahrt von Teheran, hatten wir noch fünf Meilen weit durch ſehr vielen Schmutz zu reiten, doch war dieſes nichts im Vergleich zu geſtern; ſehr ſchmutzig auch kamen wir endlich im Weichbilde der Stadt Reſcht an, wo wir ein Flüßchen fanden, in welchem wir unſere Pferde ſchwemmten, denn wir wollten wenigſtens dieſen ein ſchmuckeres Ausſehen geben, bei der Begegnung mit den Europäern und Perſern, welche, einer gaſtfreundlichen Landesſitte gemäß, uns zum Empfang und Willkommen aus der Stadt entgegengeritten kamen.

Rußland.

Einheimiſche Publiziſten.

Verſchiedenheit des ruſſiſchen und des deutſchen Charakters.

Das altſlaviſche Staats-Prinzip.

Was man von ruſſiſcher Literatur in Deutſchland kennt, beſchränkt ſich meiſt auf ſchöngeiſtige Erzeugniſſe; man hat die beliebteſten ruſſiſchen Dichter und hin und wieder einen Roman, oder eine Novelle überſetzt, welche ſich eine bedeutendere Anerkennung erworben. Das ernſtere Geiſtesleben der Ruſſen iſt uns dagegen wenig oder faſt gar nicht bekannt. Deshalb hat ſich Herr Bodenſtedt durch die Herausgabe der „Ruſſiſchen Fragmente," welche wiſſenſchaftliche Aufſätze verſchiedener Verfaſſer enthalten,* ein unleugbares Verdienſt erworben. Es liegen uns von dieſem Werke zwei ziemlich umfangreiche Bände vor, in denen die folgenden Arbeiten in der Ueberſetzung geboten werden.

„Ueber das altruſſiſche Gemeinweſen und die Volksberathungen oder Landesverſammlungen. Von Konſtantin Akſakov.

„Das Familien- und Volksleben bei den alten Slaven und beſonders bei den Ruſſen. Von demſelben.

„Das Volksleben und die Meſſen in der Ukraine. Von Iwan Akſakov.

„Ueber die hiſtoriſche Bedeutung der Verhandlungen der moskowitiſchen Synode im Jahre 1551. Von Il. B....w."

Im zweiten Bande:

„Das Individuelle und das Allgemeine (Social). Von N. Hilarov.

„Ueber die Bauerngemeine und den Grundbeſitz. Von Auguſt Koſchelev.

„Hiſtoriſche Fragmente von A. S. Chomjakov.

„Ueber eine Handſchrift aus der Zeit des Zaren Alexéi Michailowitſch. Aufgefunden und unter dem Titel: Das ruſſiſche Reich in der Mitte des 17. Jahrhunderts, herausgegeben oon P. Beſſonov.

„Ueber die Arbeiter-Aſſociationen im Gouvernement Jaroslav. Von Iwan Akſakov.

„Graf Morkov. Ein Beitrag zur Geſchichte der ruſſiſchen Diplomatie. Nach Peter Bartenjev." ....

Die Ueberſetzungen rühren zum größten Theile von Herrn Oberlieutenant Chriſtian Schmitt her, der ſich ſchon durch ſeine Uebertragung der „Geſchichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Paul's I." (Von Danilevski und Miliutin) dem deutſchen Publikum vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Die Einleitung von Hrn. Bodenſtedt iſt ſehr leſenswerth, namentlich das, was er darin von dem tiefgehenden Unterſchiede zwiſchen dem Charakter des Deutſchen und des Ruſſen und der daraus entſpringenden Anſchauungsweiſe beider Völker ſagt:

„Der Ruſſe beugt ſich vor der Gewalt wie der Deutſche, aber aus ganz verſchiedenen Gründen; das Bücken macht ſeinen Rücken geſchmeidig, allein es krümmt ihn nicht. Er fürchtet die Macht etwa wie eine blinde, rückſichtsloſe Naturgewalt, deren zerſtörenden Wirkungen zu entgehen ihm jedes Mittel erlaubt ſcheint; der Deutſche hingegen hat Achtung vor der Macht und ſteigert dieſe Achtung bis zur Ehrfurcht; er ſucht die roheſten und willkürlichſten Machtäußerungen in ein Syſtem zu bringen und erſchöpft ſeinen Verſtand, um ihre Nothwendigkeit zu begreifen und zu begründen; er trägt ſeinen eignen Verſtand in Alles hinein und macht aus dem roheſten Despotismus ein Gott wohlgefälliges Syſtem, was dem Ruſſen geradezu unbegreiflich erſcheint. Die deutſche Gründlichkeit zeigt ſich ebenſo gründlich, peinlich und gewiſſenhaft als Dienerin der roheſten Willkür und Gewiſſenloſigkeit, wie im Dienſte der Wahrheit und Wiſſenſchaft; ſie zeigt ſich als eine geregelte, ausdauernde, ihr Ziel unverrückten Auges verfolgende Kraft, gleichviel, ob dieſes Ziel ein gutes oder ein ſchlechtes iſt.

„Peter der Große hat zuerſt nach ausländiſchem Muſter die geheime Polizei, das Spioniren, das gegenſeitige Ueberwachen und die dadurch in allen Schichten der Geſellſchaft erzeugte Unſicherheit in Rußland eingeführt, aber erſt durch die Deutſchen iſt das Ganze in ein Syſtem gebracht worden. Ohne deutſche Miniſter, Generale, Poliziſten, Spione und Beamte aller Art wäre Rußland nicht geworden, was es heute iſt. Die deutſchen Beamten waren ſeit Peter die eigentliche Seele der ruſſiſchen Verwaltung bis in die Einzelheiten herab, welche mit ihrem pedantiſchen, fremdartigen Formalismus dem eigentlichen Ruſſen in tiefſter Seele verhaßt iſt, und ſo hat ſich begreiflicherweiſe dieſer Haß nach und nach auf die Deutſchen ſelbſt übertragen. Natürlich ſind dieſe Beſtrebungen der Deutſchen, aus den gelehrigen Ruſſen eine Beamten-Kaſte zu bilden, nicht fruchtlos geblieben, und inſofern dieſe Beamten die deutſchen Anſchauungen in ſich aufgenommen haben, theilen ſie auch den Haß, der auf die Deutſchen fällt. Ja, man kann ſagen, der ganze Beamtenſtand iſt in Rußland ein verachteter Stand, und er verdient es zu ſein, obgleich es natürlich an rühmlichen Ausnahmen nicht fehlt. Trotzdem unterſcheidet ſich der ruſſiſche Beamte weſentlich von dem deutſchen Beamten, in deſſen Schule er aufgewachſen. Er wird niemals die Gewiſſenhaftigkeit des Deutſchen haben; er wird ſeine Stelle vorwiegend als eine Melkekuh betrachten; kein Mittel, ſich zu bereichern, wird ihm für unerlaubt gelten. Es hat nicht ausbleiben können, daß dieſe ruſſiſchen Anſchauungen nach und nach ihre Rückwirkung auf die ruſſificirten deutſchen Beamten geübt haben, und ſo hat ſich im Lande ſeit Peter dem Großen jene Welt der ſittlichen Fäulniß, der Corruption und Verſumpfung (iſt dieſe *nicht vielleicht ſchon älter?*) gebildet, von welcher Puſchkin ſingt:

In dieſer Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform geſteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, ſtolz auf ihre Ketten!
In dieſer Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verſchmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatſchſucht, Verleumdung, Unnatur,
In dieſem Tugendgrab, wo nur
Das Laſter kommt zu Ruhm und Ehre,
In dieſem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier.

„Die außerhalb dieſer Beamtenwelt ſtehenden Ruſſen erkennen nur Gott im Himmel an und den Zaren auf Erden, und da ſie eine merkwürdige Fähigkeit haben, ihre Angelegenheiten in einfachſter Weiſe ſelbſt zu ordnen, ſo iſt ihnen die Nothwendigkeit eines bezahlten Beamtenſtandes geradezu unbegreiflich. Bei keinem andern Volke habe ich eine ſo große Fähigkeit gefunden, ſeine Angelegenheiten geräuſchlos ohne unnütze Schreibereien und Formalitäten ſelbſt zu ordnen, wie bei den Ruſſen.

„Wenn der Bauer Soldat wird, oder Handwerker oder Kaufmann in der Stadt, kurz, wenn er freiwillig oder gezwungen die Gemeinde verläßt, ſo erlöſchen damit alle ſeine Rechte und er kann nie wieder in die verlaſſene Gemeinde eintreten. Dagegen findet er in ſeinem neuen Berufskreiſe ſofort eine Genoſſenſchaft (ruſſiſch Artell, am beſten zu überſetzen durch „bewegliche Gemeinde"), welche ihm Erſatz für die verlornen heimatlichen Gemeindevortheile bietet. So bildet z. B. im Militair jede Compagnie einen ſolchen Artell für ſich, an deſſen Spitze ein Artell-Tſchick ſteht, der hier daſſelbe bedeutet, was der Staroſt (Aelteſte oder Golowa), Haupt in der Landgemeinde. Kein Soldat der Compagnie beſitzt Eigenthum für ſich; was jeder Einzelne als Löhnung erhält, oder durch Nebenarbeit ver-

* Ruſſiſche Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenſtedt. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1862.

Digitized by Google

dient, oder im Kriege erbeutet, liefert er ſofort dem Artell-Tſchik ab, der Alles zu verwalten hat, was Allen gemeinſam gehört.

„Will ein Bauersſohn ſich irgend einem Handwerke widmen und iſt es ihm gelungen, die Erlaubniß dazu von ſeinem Gutsherrn gegen eine jährliche Abgabe (Obrok) zu erwirken, ſo tritt er ſeine Wanderung nach der Stadt an, ohne einen Heller in der Taſche zu haben, aber vollkommen beruhigt darüber, ſofort Unterkommen und Lohn in irgend einer Genoſſenſchaft zu finden. Unterwegs läßt ihn die ruſſiſche Gaſtfreundſchaft nicht umkommen In der Stadt angelangt, ſucht er gleich den Bazar auf, wo alle Handelszweige und Handwerke nach beſonderen Reihen geordnet ſind. Da iſt z. B. eine Reihe der Tiſchler, eine Reihe der Schuhmacher, der Schneider u. ſ. w., deren jede eine beſondere Genoſſenſchaft für ſich bildet (ähnlich, wie auch bei uns im Mittelalter die Zünfte ſich in beſondern Straßen zuſammenfanden, was z. B. in Nürnberg die Namen der Straßen noch heute bezeugen.)

„Hat nun der junge Bauersſohn Luſt, die Kunſt der Nadel und Scheere zu üben, ſo geht er in die Reihe der Schneider und trägt dem erſten Beſten ſein Anliegen vor. Ohne Schwierigkeit wird er in die Genoſſenſchaft aufgenommen, wenn er auch bis dahin weder Scheere noch Nadel in der Hand gehabt haben ſollte. Er wird aufgenommen, nicht als Lehrling, nicht als Geſell (dieſe Abſtufungen kennt der Ruſſe nicht), ſondern als Arbeiter. Seine geübteren Mitarbeiter unterweiſen ihn entgegenkommend in den nöthigſten Handgriffen, und nach dem Maße ſeiner Ausdauer und Anſtelligkeit findet er Beſchäftigung und Lohn. Fühlt er, daß ihm das ſitzende Leben nicht zuſagt, oder daß ſeine Hände zu ſteif ſind, die Nadel zu führen, ſo verläßt er ohne Schwierigkeit ſeine Genoſſenſchaft, um ſich in eine andere aufnehmen zu laſſen, um Tiſchler, Schmied, Schloſſer oder Schornſteinfeger zu werden, immer ſicher, überall Beſchäftigung zu finden; denn an Arbeitskräften iſt in Rußland nirgends Ueberfluß. Hat er es aber in einem Fache zu etwas Tüchtigem gebracht, und flößt ihm ſein Beruf ein höheres Intereſſe ein, ſo ſtrebt er im Laufe der Jahre danach, bei einem deutſchen Meiſter Beſchäftigung zu finden, um dieſem die letzten Geheimniſſe in der Kunſt abzulauſchen. Der gewöhnliche Ruſſe entſchließt ſich zu einem ſolchen Schritte nur ungern, da das geregelte deutſche Handwerkerleben ſeiner ganzen Natur zuwider iſt. Die höher ſtrebenden Geiſter aber, denen die Gleichförmigkeit des Genoſſenſchaftslebens nicht genügt und die etwas bedeuten wollen, bringen das ſchwere Opfer, ein paar Jahre ſich dem deutſchen Zwange zu fügen, um ſpäter ihr Glück auf eigene Fauſt zu verſuchen. Solche Erſcheinungen gehören jedoch zu den Ausnahmen. Der Regel nach kann der Ruſſe ohne Genoſſenſchaft nicht leben. Das Bedürfniß dazu iſt ihm angeboren und äußert ſich bei jeder Gelegenheit in auffallender Weiſe. Wenn z. B. in einem Herrenhauſe Geſellſchaft iſt und die Bedienten vieler Herrſchaften zuſammenkommen, ſo bilden ſie unverzüglich ein Artell, wählen einen Vorſtand und Ausſchuß, dem die Bewachung der Pelze, Mäntel ꝛc. anvertraut wird und dem es zugleich obliegt, die andern, welche ſich in die benachbarten Wirthshäuſer zerſtreuen, zu benachrichtigen, wenn ihre Herrſchaft nach ihnen verlangt.

„Nirgends in der Welt findet man eine ſo muſterhafte Ordnung des Droſchkenweſens, wie in Petersburg und Moskau, aus dem einfachen Grunde, weil dieſe Ordnung durch die Droſchkenkutſcher ſelbſt hergeſtellt wird..... Kurz in allen nur ähnlichen Fällen offenbaren die Ruſſen in auffallender Weiſe ihre Befähigung zur Selbſtregierung. Von welchen Unternehmungen auch die Rede ſein möge, die dabei Betheiligten werden ſich in kurzer Zeit einigen, ein Artell bilden, einen Vorſtand wählen und ſich blind ſeinen Weiſungen unterwerfen. Das Prinzip des Artells, der beweglichen Gemeinde, beherrſcht das ganze ruſſiſche Leben, ſoweit es nicht durch Regierungs- und Polizei-Maßregeln gehemmt wird. Was Wunder, daß ein ſolches Volk die Bureaukratie nach deutſchem Zuſchnitt unerträglich findet, ſich bei jeder Gelegenheit dagegen auflehnt und ſich niemals ein Gewiſſen daraus macht, ihre Vorſchriften zu umgehen.

„Wir könnten noch eine Menge Züge anführen, um den Kontraſt zwiſchen deutſchem und ruſſiſchem Weſen weiter zu veranſchaulichen; doch möge es bei dem Geſagten ſein Bewenden haben. Es geht daraus hoffentlich zur Genüge hervor, daß der Deutſche ein mehr individuelles Gepräge, mehr die Fähigkeit hat, auf eignen Füßen zu ſtehen, für ſich ſelbſt zu denken und zu handeln, während der Ruſſe überall der Anlehnung an Andere bedarf, und infolge deſſen ſich auch leichter den Beſchränkungen unterwirft, welche das Genoſſenſchaftsleben mit ſich bringt.“

Die erſte Arbeit „über das altruſſiſche Gemeinweſen“ von Konſtantin Akſakov, enthält Betrachtungen über einen Gegenſtand, welcher von den modernen ſlaviſchen Gelehrten mit großer Vorliebe behandelt wird. In ihren Streitſchriften gegen das Deutſchthum ſpielt die altſlaviſche Freiheit und Selbſtverwaltung, der milde friedliche Sinn, die heitere Sitte und Gaſtfreundſchaft gegenüber dem trotzigen herriſchen und grauſamen Weſen der alten Germanen eine hervorragende Rolle; ſie beuten das Thema aus, um Anklagen gegen den Unterdrücker daraus zu ſchmieden und ihren eignen Stamm in einer Weiſe zu verherrlichen, die oft alles vernünftige Maß überſchreitet. Wenn man unter Zwangsloſigkeit Freiheit verſteht, ſo iſt etwas Wahres daran. Die alten Slaven waren aus demſelben Grunde ſo ungemein frei, aus welchem ſie unmittelbar darauf ſo unendlich hart verſklavt waren, d. h. der Einzelne beſaß keine Individualität, kannte keine ſelbſtändigen Intereſſen dem Ganzen gegenüber, und fügte ſich mit angeborner Leichtigkeit ebenſo wohl dem freien Beſchluſſe ſeiner freien Genoſſen, wie ſpäterhin dem Zwange ſeiner Gebieter. Das altſlaviſche Gemeinweſen kennt keine Beſchlußfaſſung nach der Mehrheit, ſondern verlangt bei Berathungen zur Gültigkeit die Einſtimmigkeit. — Ein ſolcher Gebrauch kann ſich gar nicht bilden, wenn nicht der Slave von Haus aus eine ungeheure Fähigkeit, ſeiner individuellen Meinung zu entſagen, beſäße. Das iſt der Schlüſſel zu ſeiner Freiheit, wie zu ſeiner Unterwürfigkeit, und der Schlüſſel zu ſeiner politiſchen Ohnmacht und Unfähigkeit. Auf dieſem Standpunkte ſteht auch Herr Akſakov; er empfindet alle Beſchränkung, ſogar die durch parlamentariſche Mehrheit, als eine Härte; er haßt alle ſtaatliche Regelung und ſieht den Staat höchſtens als ein nothwendiges Uebel an. Es iſt höchſt intereſſant, einen Gedankengang zu verfolgen, der von dem unſrigen ſo ungemein abweicht. Der Staat iſt dieſem Ruſſen etwas ganz Aeußerliches und bleibt es; er ſteht dem volksthümlichen rein ſocialen Leben, das allein „die innere Wahrheit“ enthält, fremd und unvermittelt entgegen. Der Staat ſtrebe nur nach der äußern Wahrheit, das erſte, was er ſchaffe, ſei die Form, das Reglement, und dieſes werde den Menſchen von außen aufgedrungen; der Staat ſtrebe danach, die innere Wahrheit überflüßig zu machen (?), er ſchaffe aus rechtſchaffenen Menſchen ſeelenloſe Weſen, mithin lauter gewiſſenloſe Formaliſten u. ſ. w.

Man wird leicht einſehen, daß dieſe trüben Anſchauungen einzig und allein von dem ruſſiſchen Staate Peter's des Großen abſtrahirt ſind, und daß der Verfaſſer von keinem andern Staatsweſen, weder antiken, noch modernen, eine Idee hat. Staat iſt ihm der polniſche Bock, in welchen man ſeine gutmüthigen, harmloſen Ackerbau-Kommuniſten geſpannt hat. Auch der Gedanke, daß ſich aus dem altſlaviſchen Gemeinweſen ſelbſt ein eigenthümliches Staatsweſen, das der Natur des Volkes ganz angemeſſen geweſen wäre, ſich habe entwickeln können, kommt ihm nicht ein, und kann ihm nicht einkommen.

Denn eine Gemeinſchaft, welche die Einſtimmigkeit zur Beſchlußfaſſung als Grundſatz feſthält, iſt aller Entwicklung unfähig, weil ſie keinen inneren Gegenſatz, den wirkſamſten Antrieb zum Fortſchritte, in ſich hat. Aus dem Kampfe zwiſchen wechſelnder Minorität und Majorität gehen ja alle ſtaatlichen Entwickelungen hervor. Einen ſolchen Kampf aber macht der eben erwähnte Grundſatz unmöglich; auch ſcheint es, daß die Ruſſen viel zu friedliebend, zu indolent und willenlos ſind, um in eine ſolche Entwickelung einzutreten. Ihr ſociales Leben, von welchem die Neuſlaven ſo viel Aufhebens machen, iſt das Leben des Ameiſenhaufens oder des Bienenſtockes; ſein Hauptzweck iſt die rein materielle Selbſterhaltung, der Schutz des Einzelnen durch das Ganze, in welchem er aufgeht; außer dieſem Kreiſe liegende Intereſſen haben ſie gar nicht, und wenn die Einſtimmigkeit im Beſchluſſe nicht erreicht werden kann, ſo hört die Function der Gemeinde vollkommen auf, (eigne Worte des Verfaſſers) weil eben der Gemeinwille verloren gegangen iſt. Es kann naturgemäß nichts als eine Spaltung und ein Auseinandergehen eintreten. Wenn die Ruſſen einen Staat brauchen, ſo holen ſie ihn aus der Fremde. Das geſchah ſchon vor tauſend Jahren; als die Ruſſen ihre „wahre und volle Freiheit“ aus Schwäche der menſchlichen Natur nicht länger zu tragen vermochten, als der patriarchaliſche Ameiſen- und Bienenſtaat in volle Anarchie gerathen, ſchickten ſie, wie Neſtor erzählt, zu den Warägern in Schweden, und baten, ſie möchten doch in ihr Land kommen und ſie regieren, weil ſie ſelbſt es nicht im Stande ſeien. Volenti non fit injuria! Wenn die Ruſſen durch freie Volksabſtimmung zu dem Beſchluſſe kamen, ſich aus der Ferne Zwingherren zu verſchreiben, und ihnen den Stock und die Peitſche ſelbſt in die Hand zu geben, ſo muß die gerühmte altſlaviſche wahre und volle Freiheit etwas gehabt haben, was ſie ihren Beſitzern ſehr wohlfeil machte.

Man muß Herrn Akſakov vollkommen Recht geben: die Ruſſen ſind gar kein ſtaatliches Volk, ſie waren es vor tauſend Jahren ebenſo wenig, als heute — aber was ſind die Ruſſen überhaupt, wenn ihr Staatsweſen zu jeder Zeit rein eine von Fremden ihnen aufgedrungene Einrichtung iſt? Die Waräger haben geherrſcht und den ruſſiſchen Staat von Kiew und Moskau geſchaffen; Peter der Große hat die Deutſchen

Digitized by Google

in's Land gerufen und mit ihrer Hülfe den ruſſiſchen Staat von Petersburg geſchaffen.

Was alſo dieſe Staaten bedeuten, das äußere Anſehn, das ſie beſeſſen und noch beſitzen, die Macht, der Einfluß nach Außen, Alles dieſes gebührt den Fremden; die Ruſſen ſelbſt verzichten darauf, ſie verlangen nach ihrer altſlaviſchen Freiheit, die keine anderen Intereſſen kennt, als die des primitivſten Patriarchenthums, wenn man es poetiſch — nach der altſlaviſchen Sauwirthſchaft, wenn man es proſaiſch ausdrücken will. Wir glauben aber, daß es den gebildeten Ruſſen mit dieſer Theorie gar nicht Ernſt iſt. Nur der Haß gegen das Syſtem Peter's des Großen bis Nikolaus, nur der Widerwille gegen den deutſchen Reglementsſtaat hat ſie dazu verleitet, für Dinge ſich zu begeiſtern, die am Lichte der Geſchichte ſehr ärmlich ausſehen. Sind die Ruſſen wirklich nur Rohmaterial, das der Reihe nach von Chaſaren, Warägern, Petſchenegern, Tataren, Deutſchen verarbeitet wird? Denken die heutigen Ruſſen wirklich daran, nach Beſeitigung des Reglementsſtaates in ihren altſlaviſchen Traumzuſtand, in die kindlichen Verhältniſſe der Urzeit, in jene Freiheit der Unmündigkeit u. ſ. w. zurückzuſinken? — Wir glauben es nicht, wir meinen, daß in der Schöpfung Rurik's, in der Reform Peter des Großen doch etwas geweſen iſt, das den ruſſiſchen Nationalgeiſt dauernd afficirt hat und das ſich nicht wieder beſeitigen läßt. Wenn das aus der Fremde eingeführte Staatsweſen in Rußland nicht hinreichend Wurzel gefaßt hat, wenn es Mechanismus geblieben iſt, ſtatt ſich allmählich zum Organismus auszubilden und in eine Miſchung mit dem urſprünglichen Volksgeiſte einzugehn, ſo liegt der Grund davon theilweiſe allerdings in der eigenthümlichen Artung des Ruſſen; noch mehr aber darin, daß die fremden Bildungs-Elemente, die auf denſelben wirken ſollen, zu verſchiedener, ja ſich feindlich abſtoßender Natur ſind: das Chriſtenthum von Byzanz als Volks-Religion und deutſcher Proteſtantismus, griechiſche Hierarchie und deutſche Militair-Herrſchaft — wie reimt ſich das zuſammen? mönchiſch-aſcetiſcher und myſtiſcher Geiſt, in welchem das von Gemüth zart und elegiſch beſaitete, in Hinſicht auf Charakter und Verſtand ſchwach organiſirte Volk ſeine innere Welt lebt und daneben die rein verſtandesmäßige Unteroffizier-Drillung mit ihrer in Rußland zur Barbarei ausartenden Strenge?

Wie ſoll man dem von Hauſe aus nicht beſonders energiſch und thatkräftig angelegten Volksgeiſte zumuthen, dieſe ſich ſo widerſprechenden Elemente zu bewältigen und harmoniſch ineinander zu verarbeiten? Es iſt ſehr natürlich, daß in einer Zeit, wo die militairiſche Kaſernenzucht des Petersburger Syſtemes von ihrer Strenge nachläßt, die Schaale von Moskau ſteigt, und daß das byzantiniſch-ſlaviſche Chriſtenthum, in welchem das Volk ſeinen Troſt und ſeine einzige Zuflucht in der langen Bedrückung gefunden hat, wieder mehr in den Vordergrund tritt. Denn ſo gering man auch von demſelben denken mag, es iſt kein Zweifel, daß darin daß echtruſſiſche Naturell, der ganze Volksgeiſt ſich wohl fühlt und wiederfindet, und ſo iſt denn auch bei den meiſten unſerer Autoren die ſtark orthodox griechiſche Färbung nicht zu verkennen. Während ſie den deutſchen Einfluß haſſen und zu verkleinern ſuchen, thun ſie alles Mögliche, um den Byzantinismus von Vorwürfen zu reinigen und in ein günſtiges Licht zu ſtellen. Wir werden ſpäter von dieſer originellen Weltanſchauung, die zu unſern deutſchen Theorien ſehr wenig paßt, ein paar kleine Proben geben.

Von dieſem Standpunkte aus hat man alſo auch die ruſſiſchen Anſichten über die altſlaviſche Freiheit und Gleichheit zu beurtheilen — die modernen ſocialen und kommuniſtiſchen Theorien ſchielen unverkennbar daneben hinein, und wer Liebhaber von dergleichen Dingen iſt, kann, wie es auch bereits geſchehen, darauf gerathen, die alten Slaven als höchſte Muſter und Ideale für die künftige Geſellſchaft hinzuſtellen. Sonſt iſt die erwähnte Abhandlung etwas breit und weitläufig geſchrieben und mit vieler Polemik gemiſcht, der geſchichtliche Gewinn daraus bei der Dunkelheit des Gegenſtandes und der überaus großen Dürftigkeit der Quellen nur gering. Geſchlechter-Verfaſſung, Familien-Verfaſſung — man kann ſich kein klares Bild davon machen. Ob das böhmiſche Gedicht, das Urtheil der Libuſſa (aus der Königinhofer Handſchrift?) mit ſeinen Kmeten, Lechen und Kladiken und ſeinem Deutſchen-Haß als hiſtoriſche Quelle für altſlaviſche Zuſtände benutzt zu werden verdiente, mag die höhere Kritik ausmachen. Uns muthete es in dieſem Kontexte und unter andern Belegſtellen aus Neſtor, Procopius u. ſ. w., einigermaßen neuſlaviſch an. In der That wundert ſich Herr Akſakov, der an der Echtheit des Gedichtes nicht den geringſten Zweifel äußert, im Verlaufe der ſehr eingänglichen Kritik über verſchiedene Dinge, welche nicht mit dem altſlaviſchen Weſen ſtimmen wollen. „Merkwürdig iſt hier der Umſtand, daß Chrudoſch das Majorat begehrt, welches dem Slaven ſo ſehr entgegen iſt, bei welchem eher ein Minorat vorhanden war und daß Ratibor, indem er daſſelbe verwirft, ſagt, daß es uns nicht anſteht, das Recht bei den Deutſchen (in Wien?) zu ſuchen, mit dieſen Worten andeutend, daß das Majorat eine deutſche Sitte ſei; dieſer deutſchen Sitte ſtellte er die alte ſlaviſche entgegen..... Aus der Forderung Chrudoſch's iſt erſichtlich, daß der deutſche Einfluß bereits vorhanden geweſen ſein mag (ei freilich — ſehr ſtark); hieraus läßt ſich auch der Umſtand erklären, daß, im Gegenſatze zu der ſlaviſchen Sitte, auf der Volksverſammlung die Stimmen gezählt wurden" (recht alterthümlich!).

Die mündliche Berathung und Verhandlung (Wjätsche) iſt uraltes Herkommen der ſlaviſchen Volksgemeinde (Mir); das Prinzip der Berathung, des Rathes (Duma) durchdringt das ganze Leben der Ruſſen; überall, wo ſich nur Ruſſen finden, iſt auch unbedingt die gemeinſame Berathung vorhanden. In der älteſten Zeit, als Rußland noch in eine Menge einzelner Herrſchaften zerfiel, ſchien ſich auch wirklich aus den Zuſammenkünften der Fürſten und ihren Berathungen, die in Gebrauch kamen, eine Art Bundesſtaat bilden zu wollen; ja Wladimir Monomach, welcher dieſe Fürſten-Zuſammenkünfte in Gang bringen wollte, ging noch weiter. Die Idee einer Landesverſammlung tauchte bereits im Jahre 1091 auf, indem Wladimir die Fürſten nach Kiew einlud um mit Biſchöfen, Aebten, den Familien-Häuptern und „Männern der Städte" Rath zu pflegen über eine gemeinſame Ordnung und die Mittel, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen. Der berühmte Oleg, der gleichfalls eingeladen war, gab eine ſehr geringſchätzige Antwort: er halte es unter ſeiner Würde, in Gemeinſchaft mit Biſchöfen, Aebten oder gar Bauern Rath zu pflegen.

Man muß ſich wundern, daß dieſe freie Berathung, dieſe Freiheit des Beſchluſſes ſo ganz und gar rath- und thatlos bleibt und ſich ſo leichten Kaufes beſeitigen läßt — ſie ſcheint mit Stolz, Selbſtbewußtſein, Freiheits-Ideen und edlem Trotze ſo gut wie gar nichts zu thun gehabt zu haben — man berieth, wenn man berathen durfte, und man berieth nicht, wenn's verboten war.

Und über was berieth man? — Es giebt ſehr verſchiedene Dinge, über die eine Volksgemeinde berathen kann: über die jährliche Vertheilung der Felder, über die Einſcheuerung der Aerndte, über die Mittel, wie der Zorn eines Gottes u. dergl. zu ſühnen ſei u. ſ. w. Die Freiheit der Berathung bei den alten Slaven geht aus communiſtiſcher Grundverfaſſung hervor; ausgenommen die Aelteſten und Reſpekts-Perſonen, welche in angeborner Sanftmuth des Charakters ſich und ihren Willen nicht beſonders geltend machen, ſtehen ſich Alle gleich, und Jeder hat ſo viel zu ſagen, wie der Andere. Soll nun etwas Gemeinſames unternommen und durchgeführt werden, ſo iſt Niemand da, der die Sache anregen und auf ſich nehmen könnte; die Beſprechung, die Berathung iſt alſo das Mittel, eine Initiative dem gemeinſamen Willen zu ſchaffen, der nöthig iſt, um die Sache in's Werk zu richten. Keiner nimmt die Sache eher auf ſich, als bis er durch die Verantwortlichkeit der Geſammtheit gedeckt iſt. Daher auch die Einſtimmigkeit des Beſchluſſes als nothwendige Vorausſetzung für jedes gemeinſame Handeln. Die Minderheit fügt ſich in den meiſten Fällen — das muß Regel geweſen ſein — gütlich der Mehrheit. Hieraus folgt aber, daß ſie gar kein Prinzip vertritt und gar keinen feſten Glauben an ihre gute Berechtigung gegenüber der Mehrheit hat, daß ſie auch nicht für die Zukunft, ſondern nur für die unmittelbare Gegenwart lebt — kurz, daß die ganze altſlaviſche Freiheit der Berathung und des Beſchluſſes himmelweit von dem verſchieden iſt, was wir darunter verſtehen. Wenn ſich eine Minderheit nach freier Berathung dem Beſchluſſe der Mehrheit unterwerfen und fügen muß, ſo empfindet das der ruſſiſche Publiziſt charakteriſtiſch genug als veredelten Zwang — Zwang iſt allerdings, aber was bleibt übrig? Entweder hat die unterliegende Partei (ganz oder theilweiſe) Recht oder Unrecht. Hat ſie Recht, ſo muß ſie es feſthalten für beſſere Zeiten und nicht Preis geben; hat ſie Unrecht, ſo wird ſie die Zeit davon ſchon überführen und durch ihr Unterliegen iſt ein gutes Urtheil geſprochen; indem ſie ſich aber fügt, handelt ſie moraliſch und erſpart ſich und Andern vieles Unheil. Nach dem ſlaviſch-ruſſiſchen Prinzipe aber fügt ſich ſelbſt eine Recht habende Minorität der Mehrheit, verräth alſo das Recht, oder ſie fügt ſich überhaupt nicht, ſelbſt wenn ſie Unrecht haben ſollte. — Hier liegt der Fehler: Mangel an Selbſtbeherrſchung, mangelnder Glaube an das Recht und ſeine Dauer ſelbſt im Drucke.

Digitized by Google

Polen.

Zu dem Artikel: Polen auf einem europäiſchen Kongreß.*

An den Herrn Redacteur!

Die Frage, welche Sie, hochgeehrteſter Herr! in Ihrer Anmerkung zu dem oben gedachten Artikel an mich gerichtet: „was ich, der ich ſelbſt ein National-Deutſcher ſei, wohl zu dem allerdings undenkbaren Falle ſagen würde, daß in Straßburg ein Franzoſe den Wunſch öffentlich ausſpräche, man möge das alte deutſche Reich wiederherſtellen und das Elſaß mit demſelben vereinigen?" beeile und beehre ich mich dahin zu beantworten, daß ein ſo formulirter Vergleich dieſes Landes mit den preußiſchen Antheilen von Polen aus vielen, hier zu viel Raum fordernden Gründen nicht wohl angeſtellt werden, ich daher in dem Standpunkte, welchen ich bei Abfaſſung meiner politiſchen Schriften innegehalten, keine Aehnlichkeit finden kann mit dem, welchen ein, wie oben bezeichnet, auftretender National-Franzoſe einnehmen würde. — Vielleicht iſt es nicht bloßer Zufall, daß gerade das Verhältniß der Elſaſſer Deutſchen in einer meiner Schriften ** erſchöpfend erörtert iſt. In derſelben iſt auch einleuchtend dargethan, daß der noch ſehr weit entfernt iſt von einem nur annähernd richtigen Verſtändniſſe der Frage über Polen und ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung, der die Nationalität dabei in den Vordergrund ſchiebt, während dem ſtaatlichen Rechtsgrunde die erſte Stelle gebührt.— Wie nothwendig die Verbreitung richtiger Anſichten über dieſe ganze Angelegenheit in Deutſchland, dürfte ſchon daraus hervorgehen, daß man in dieſem Lande der Denker ſich vielfach enthuſiasmirt für ein einiges Italien, ein einiges Deutſchland, und daneben ein getheiltes Polen konſequent findet. Wahrlich, ein ſchönes Stück geiſtiger Arbeit, von den Schülern Kant's verrichtet cum ira et sine studio.

Erlauben Sie mir, bei dieſer Gelegenheit Ihnen meinen tiefgefühlten Dank dafür auszuſprechen, daß Sie, ungeachtet Ihrer abweichenden perſönlichen Anſichten über meine Schriften das Wort einem Recenſenten gegeben, den allein von allen deutſchen Publiziſten ich im vollen Verſtändniſſe der öſtlichen Frage und ihrer Bedeutung für die Zukunft des Weſtens gefunden habe. Sie werden mein Dankgefühl ganz abſchätzen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich fünfzehn Jahre hindurch den in meiner Broſchüre „Die Wiederherſtellung Polens durch einen neuen europäiſchen Kongreß, als Nothwendigkeit für die friedliche Zukunft Europa's, für die Einigung Deutſchlands, für die Ehre und Größe Preußens und des Hauſes der Hohenzollern dargethan," behandelten Gegenſtand in einer Reihe von Schriften beſprochen, und es trotz aller aufgebotenen Mühen nicht habe dahin bringen können, daß irgend ein deutſches Organ der kritiſchen Tagespreſſe auch nur ein Wort, ſei es ein tadelndes, oder lobendes, über meine Beſtrebungen geſagt. Sie begreifen wohl, daß die ſpäte, aber glänzende Anerkennung, welche mir der Artikel in Nr. 37 des „Magazin" gebracht, mir die freudigſte Genugthuung bereiten mußte.

Ganz ungetrübt würde ich dieſe Freude empfinden, wären nicht über der ſo langen Verſpätung jeder Beachtung alle die günſtigen, Preußen ſeit dem Jahre 1848 gebotenen Momente unbenutzt verſtrichen, in welchen meine Ideen ganz andere Früchte getragen haben würden, als von ihrer Realiſirung jetzt noch zu erwarten ſtehen. Denn hätte die deutſche Tagespreſſe mich unterſtützt, hätten die preußiſchen Staatsmänner, hätten die Mitglieder der preußiſchen Kammern die Lehren beherzigt und befolgt, welche ich ihnen ſeit einem halben Menſchenalter in jeder entſcheidenden Stunde unabläſſig gepredigt: nicht Napoleon III., ſondern unſer König wäre heut' Europa's wahrer Hegemon, Deutſchland unter Preußens Führung geeinigt, die italiäniſche Frage befriedigend beantwortet, und Preußen ſtände heut' nicht, wie es leider, leider ſteht.

In Oeſterreich ſind meine Schriften verboten, aber man hat die in ihnen enthaltenen Lehren dort trefflich benutzt und führt meine Rathſchläge aus, während in Preußen von Allem, was ich als heilſam dargeſtellt für die Verwaltung der ſlaviſch gemiſchten öſtlichen Provinzen bis zu dieſer Stunde das diametrale Gegentheil geſchieht. Damit aber ſteht Preußens ganze innere und auswärtige Politik im innigſten Zuſammenhange, damit auch das Reſultat, bei welchem ſie jetzt angelangt iſt.

Wer fünfzehn Jahre hindurch vor einer verſchloſſenen Thür hat warten müſſen, wird die Schwelle zuletzt nur ſchüchtern überſchreiten, darum fürchte ich bei meinem Eintritte in die Hallen der Kritik den mir für die *abgeforderte* Antwort zugeſtandenen Raum ſchon zu weit ausgedehnt zu haben; ich bitte, mir aber noch die Bemerkung zu erlauben, daß, wenn die „Note" den Fall der aufgeworfenen Frage als einen „undenkbaren" bezeichnet, derjenige, welcher meine Schriften mit Aufmerkſamkeit und ohne Vorurtheil durchgeleſen, den Fall durchaus nicht „undenkbar" finden wird, daß die 300,000 alt eingeſeſſenen Deutſchen dieſes Landes, welches ſie als ihr Vaterland lieben, in ihren polniſchen Mitbürgern nicht Feinde, nicht Freunde, ſondern Brüder ſehen, mit deren Vorfahren die ihrigen dreihundert Jahre hindurch alle guten und böſen Schickſale des Landes getheilt und getragen. Er wird mit mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die in dem deutſch-ſlaviſchen Völkergürtel Lebenden nach beiden Seiten hin die Mittler werden müſſen für die friedliche Vereinbarung der beiden großen Welten, der Germaniſchen und der Slaviſchen, während das Treiben unſerer hieſigen Germaniſſimi einen vernichtenden Raçenkampf vorbereitet, wie er, durch das öſterreichiſche Deutſchthum hervorgerufen, in Mailand, Venedig, Trieſt, Laibach, Peſt, Prag und Krakau vorzuſpuken angefangen hat. Er wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß das in ſeinen alten Gränzen wieder aufgerichtete conſtitutionelle Königreich Polen für das zu *einigende* Deutſchland eine eben ſolche Nothwendigkeit, als der jetzige Beſitzſtand es iſt für das auf und in ſeinen bisherigen Prinzipien verharrende Preußen, daß „Polen wiederherſtellen" „die verfaſſungsmäßige Monarchie in Europa zu wahrer Anerkennung bringen," „der heiligen Allianz-Politik ein endliches Ziel ſetzen" „Deutſchland einigen" „Europa den wahren, den entwaffneten, den ewigen Frieden ermöglichen und anbahnen" heißt.

Liſſa, 17. September. Dr. Metzig.

* Nr. 37 des „Magazin" von 1862.

** „Die Zuſammenkunft in Warſchau und der europäiſche Kongreß u. ſ. w." Hoffmann & Campe in Hamburg. 1861. Pag. 122.

Nord-Amerika.

Die amerikaniſchen Generale.

Wohl ſelten iſt ein Krieg in ſo koloſſalem Maßſtabe geführt worden, als der gegenwärtige amerikaniſche. Der ſogenannte Orientkrieg erſtreckte ſich zwar von dem Schwarzen bis zum Weißen Meere und von den Geſtaden der Oſtſee bis Kamtſchatka und dem Amur, aber nur an der Donau und dann in der Krim waren größere Truppenmaſſen thätig und an anderen Punkten beſchränkten ſich die Operationen meiſt auf unbedeutende Scharmützel. In Amerika hingegen ſtehen ſich nicht allein auf dem Haupt-Kriegsſchauplatz in Virginien Heere gegenüber, deren Zahl nach Hunderttauſenden berechnet wird, ſondern auch in Kentucky, Tenneſſee, Louiſiana, Arkanſas und bis in Miſſouri hinein, wird mit Armee-Corps operirt, die in numeriſcher Stärke, wenn nicht in kriegeriſcher Tüchtigkeit, den Armeen, die an der Alma und bei Inkerman fochten, gleichkommen, oder ſie vielleicht übertreffen. In umgekehrtem Verhältniß zu der Maſſenhaftigkeit der Streitkräfte ſcheint das militairiſche Talent zu ſtehen, das ſich in dieſen Kämpfen entwickelt hat. Von Seiten des Südens hat der General Beauregard den Ruf nicht gerechtfertigt, den er ſich durch die leichte Eroberung von Fort Sumter und die erſte Schlacht von Bull Run erworben; er iſt nach ſeinem „glänzenden Rückzuge" von Corinth, angeblich aus Geſundheitsrückſichten, vom Kommando abgetreten. Von den beiden Johnſton iſt der eine, der ſich in dem erſten virginiſchen Feldzuge hervorgethan, nachher aber in Tenneſſee wiederholte Unfälle erlitten hatte, in der Schlacht von Pittsburg gefallen; von dem andern hat man ſchon lange nichts gehört. Auch der neue Oberbefehlshaber Lee, einſt General-Quartiermeiſter der Bundes-Armee, iſt wenig bekannt, und jedenfalls iſt der Hauptantheil an ſeinem Siege bei Richmond und an der zweiten Schlacht von Bull Run ſeinem Unterfeldherrn, Stonewall Jackſon, zuzuſchreiben, der plötzlich aus der Dunkelheit an das helle Tageslicht der Zeitgeſchichte getreten iſt und von ſeinen Soldaten als der *wahre* Napoleon des Krieges, im Gegenſatz zu dem Pſeudo-Napoleon M'Clellan, bezeichnet wird. Er heißt eigentlich Thomas Jefferſon Jackſon und erhielt den Beinamen „Stonewall" von einem Gefecht im März d. J., wo er ſich hinter einer Steinmauer oder fence mit Erfolg gegen den überlegenen Feind vertheidigte. Die Unioniſten haben bisher noch keinen Anführer gefunden, der einem ſolchen Gegner gewachſen wäre. Lyon, der durch ſein energiſches Auftreten in Miſſouri ſo große Hoffnungen erregte, wurde gleich im Anfang des Krieges getödtet. M'Clellan hat abermals durch ſein Beiſpiel gezeigt, daß ein guter Theoretiker nicht immer ein tüchtiger Feldherr iſt, und auf die Rodomontaden Pope's iſt die ſchwerſte Niederlage gefolgt, welche die Union bis jetzt erlitten hat. Ueber die Tapferkeit und Kriegserfahrung des Deutſchen, Sigel, ſind alle Stimmen einig, aber er hat nie en chef kommandirt, ebenſo wenig wie Burnſide, der den kleinen Krieg in Nord-

Digitized by Google

Carolina mit Glück geführt hat. Man hat viel von der Ueberlegenheit der Weſtpointer, d. h. der in der Kadettenſchule zu Weſtpoint erzogenen Offiziere, über die Civiliſten geſprochen, die ihre Generals-Epaulette ihren Connexionen, oder ihrem politiſchen Einfluß verdanken, aber wir können nicht finden, daß ſich dieſe Ueberlegenheit praktiſch bewährt hätte; wenigſtens ſprechen die Leiſtungen M'Clellan's, des zweimal bei Bull Run geſchlagenen M'Dowell, Halleck's, Pope's, welche alle Zöglinge von Weſtpoint ſind, nicht eben zu Gunſten ihrer militairiſchen Erziehung. Stonewall Jackſon ſoll allerdings auch in Weſtpoint gebildet worden ſein, aber er muß ſchon früh die Armee quittirt haben, da er ſeit Jahren als Farmer in Virginien lebte. Butler, der Eroberer von Neu-Orleans, deſſen eiſerne Strenge ihn bei der Times und den Freunden des Südens in Verruf gebracht hat, der aber in der That nur zu der richtigen Einſicht gelangt iſt, daß man die Rebellion nicht mit Glaçéhandſchuhen angreifen muß, iſt ein Advokat aus Maſſachuſetts; ebenſo Banks, der durch ſeine Zähigkeit und Geiſtesgegenwart ſein Corps im Shonandrahthal aus der bedenklichen Lage rettete, in die es durch die Fehler ſeiner militairiſchen Kollegen gerathen war. Der Südſtaaten-General Breckinridge, Vice-Präſident der Vereinigten Staaten unter Buchanan, iſt gleichfalls ein ehemaliger Advokat, was ihn nicht verhindert hat, die Unionstruppen aus Baton Rouge zu vertreiben, wogegen Buckner, der in Fort Donelſon kapitulirte, aus Weſtpoint ſtammt. Auch Karl Schurz hat in den letzten blutigen Kämpfen zwiſchen dem Rappohannock und Potomac bewieſen, daß ein Civiliſt ein tapferer und umſichtiger General ſein kann. Uebrigens iſt zu bemerken, daß ſich die Führer von beiden Seiten faſt ohne Ausnahme in den beſten Jahren befinden. M'Clellan iſt 37 Jahre alt, Burnſide 38, Schurz 30, Jackſon, Beauregard, Breckinridge, M'Dowell, Banks, Butler, Sigel ſind Vierziger. Lyon fiel bei Springfield in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Der älteſte von den activen Generalen war unſeres Wiſſens Sydney Johnſton, der am 6. April d. J. bei Pittsburg den Tod fand; er hatte ein Alter von 59 Jahren erreicht.

Mannigfaltiges.

— **Die Karlsbader Beſchlüſſe auf der Karlsbader Bühne.** Es iſt jedenfalls bezeichnend für die gegenwärtige Lage der Dinge in Deutſchland, daß in einem „Gruß“ an die in Karlsbad verſammelt geweſenen Naturforſcher und Aerzte, am 19. September 1862, die Auſtria von der Bühne die nachſtehenden Worte ſprach:

„Schon viermal ſind genaht aus nah und fern
Viel deutſche Männer meines Reiches Gränzen, —
Die allverehrt, bewundert, Stern an Stern
Am geiſt'gen Himmel weithin ſtrahlend glänzen.
Wir grüßten freudig ſie, wenn auch nicht laut —
Von Liebe wagte es kein Mund zu ſprechen,
Kein Herz damals in Jubel auszubrechen,
Wenn wir das ſchwarz-roth-gold'ne Band erſchaut.
Gefeſſelt war das freigebor'ne Wort,
Gefährlich ſchien des Wiſſens friſches Walten,
Und ein verſunk'ner Nibelungen-Hort
Die Kunſt mit ihren goldenen Geſtalten.
Und ſelbſt in dieſer Stadt, ſo ſchön umfriedet,
Beſchlüſſe faßten ſie in ihrem Raum,
Die eine Kette deutſchem Volk geſchmiedet
Und ausgelöſcht der Freiheit gold'nen Traum.
So waltet ſelbſt kein ſtolzer Ueberwinder,
Wie Jene, die von Banden wir befreit.“

Der poetiſche Feſtesgruß, der bei Gelegenheit einer Theater-Vorſtellung zum Beſten des Kepler-Denkmals geſprochen wurde, war von Ludwig Aug. Frankl gedichtet.

— **Internationaler Kongreß in Brüſſel.** In Brüſſel tagte in der letzten September-Woche die internationale Geſellſchaft für die Förderung der ſocialen Wiſſenſchaften. In der erſten Abtheilung (Vergleichende Geſetzgebung) ſprachen am 23. September Emil v. Girardin, Eugen Pelletan und Andere über die Preßgeſetzgebung verſchiedener Staaten. Girardin entwickelte ſein Syſtem über die Preßgeſetzgebung, welches auf den radikalen Wegfall einer jeden derartigen Geſetzgebung überhaupt hinauskommt, und zwar einfach deshalb, weil Preßvergehen nicht exiſtiren und nicht exiſtiren können. Die Preßfreiheit iſt lediglich die Freiheit, laut zu denken, und ein Verbrechen des Gedankens giebt es nicht. Wenn es wahr wäre, daß Journaliſten aus einer guten Regierung eine ſchlechte, aus einem nichtswürdigen Buche ein lobenswerthes, aus einer guten Tänzerin eine ſchlechte, ein falſches Gerücht wahr und umgekehrt machen könnten — dann wären ja die Länder, in denen relative Preßfreiheit herrſcht, wie Belgien und England, die unglückſeligſten der Welt, und die mit Zenſur und Preßhemmſchuhen aller Art geknuteten Nationen, wie Rußland und Frankreich, zu beneiden! Alle Preßvergehen ſind deshalb nur eingebildeter Natur. — Pelletan rief aus: „Wenn wir (Franzoſen) verhaftet werden, ſo iſt das nichts Anderes als ein Wechſel des Gefängniſſes — denn iſt nicht ganz Frankreich ein 300 Meilen weites Zuchthaus! Nichts iſt mehr frei dort, als die Pflaſterſteine — die Freiheit wird durch die Straßenfrechheit der Mädchen erſetzt! Was iſt die Folge? Ein gänzlicher Niederſchlag des geiſtigen Lebens, Trauer im Innern, Mißachtung draußen. Die Preſſe liegt danieder, die Literatur ſiecht dahin; kein neues Talent, kein großes Werk iſt entſtanden ſeit den Jahren des Druckes, und nur jener ſogenannte Esprit, jener clownhafte Witz um des Witzes willen iſt in Blüthe geblieben, „um an ein Wort zu erinnern, das mich jüngſt in's Gefängniß gebracht hat.“ (Anhaltender Beifall.) Und was hat die Regierung bei dieſem Drucke gewonnen? Nichts, als daß das freie, offene Wort durch jene geheime, allgegenwärtige, unfaßbare Preſſe der Zuflüſterungen, der Gerüchte erſetzt worden, welche der „Moniteur“ nur deshalb zu dementiren ſcheint, damit ſie allgemeinen Glauben finden, und welche alle Größen, alle Würden, alle Aemter im Staate entwerthet, herabgewürdigt und der Verachtung anheim gegeben hat!“ Pelletan verweiſt auf die engliſche Preßgeſetzgebung und meint, zwei Ausnahmen ſeien nöthig: Verleumdung von Privatperſonen und offener Aufruf zu den Waffen gegen die beſtehende Regierung müßten doch ſtreng beſtraft werden.

Die zweite Abtheilung verhandelte über Erziehung und Unterricht (Schulzwang), die dritte über Kunſt und Literatur, die vierte über öffentliche Wohlthätigkeit und Geſundheitspflege, die fünfte über Volkswirthſchaft (Theorie der Steuern.) Die vierte Abtheilung hatte eine ſehr intereſſante Zuſchrift von Frau Fanny Lewald-Stahr in Berlin über die Arbeit der Frauen empfangen. Man hat dieſelbe jedoch, als zu ſpät eingelangt, auf die Seſſion des künftigen Jahres vertagen müſſen.

— **Aus dem Bericht eines Offiziers der amerikaniſchen Südſtaaten.** Ein bei der Armee der Südſtaaten dienender öſterreichiſcher Offizier giebt in Hackländer's „Ueber Land und Meer“ einen leſenswerthen Bericht über die Zuſtände beider amerikaniſcher Heere. Namentlich wird darin Folgendes über die Art und Weiſe geſagt, wie die in der Unions-Armee zahlreich dienenden Irländer beſiegt werden: „Die beſten Soldaten der Union ſind die Irländer und die Deutſchen, wenn die Erſtern nur nicht ſo dem Trunk ſich ergeben hätten. So wie dieſe Menſchen ſtarke geiſtige Getränke bekommen können, hört bei ihnen Alles auf, und es iſt in dieſem Feldzuge von unſeren Generalen mindeſtens ſchon ein halb dutzendmal die Kriegsliſt angewendet worden, anfänglich einen Rückzug zu fingiren, abſichtlich Rum- und Whiskyfäſſer von den uns verfolgenden Feinden erbeuten zu laſſen, und dann, wenn, wie es ſtets in ſolchem Falle geſchah, dieſelben ſich total betrunken hatten, und ſomit gefechtsuntüchtig geworden waren, wieder umzukehren und ſie zu ſchlagen. Im Kleinen machte ich dieſes Experiment noch vor einigen Tagen, und ließ abſichtlich eine Feldwache der Unioniſten, die aus 50 irländiſchen Soldaten beſtand, ein Faß mit ſtarkem Branntwein erbeuten. Eine Stunde darauf war die ganze ſaubere Geſellſchaft ſo total betrunken, daß ich ſie mit 15 Mann ſämmtlich gefangen nehmen konnte, ohne daß von ihrer Seite, außer einigen höchſt komiſchen Kämpfen mit Fäuſten, auch nur ein ſchwacher Widerſtand verſucht worden wäre. Von dieſen Gefangenen trat ein großer Theil in unſere Dienſte, wie denn überhaupt in letzter Zeit viele Deutſche (?) zu uns herüber deſertirt ſind. Der Hauptvorzug in unſerm Heer iſt der, daß wir beſſere Offiziere und eine ſtrengere Disciplin beſitzen, und daher niemals ſo leicht eine derartige Unordnung, wie ſolche bei unſeren Gegnern ſo häufig herrſcht, einreißen kann. Es iſt nur der große Nachtheil für die conföderirten Staaten, daß unſere Gegner zur See ſo ungleich ſtärker als wir ſind, und daher jetzt alle unſere Häfen blokiren, ſo daß nur leichte Schmugglerſchiffe mit vieler Gefahr durchſchlüpfen können. Wir ſind auf dieſe Weiſe vom Ausland faſt ganz abgeſchnitten, und können nicht immer die gewünſchten Waffen, Munition und Offiziere von dorther erhalten, was manche Verzögerungen veranlaßt. Hätten wir nur freie Fahrt zur See, ſo würde die Conföderation bald vollkommen ebenbürtig der Union gegenüberſtehen, und unſer Einmarſch in Waſhington dürfte dann nicht allzu lange mehr auf ſich warten laſſen So kann noch immerhin einige Zeit vergehen, bevor dieſer Krieg von unſerer Seite glücklich beendet und die vollſtändige Unabhängigkeit der Südſtaaten von den Nordſtaaten erkämpft iſt. Daß aber dies geſchehen wird, daran zweifelt in unſerm Heer niemand mehr.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 42. Mittwoch, den 16. Oktober 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Italien. Seite

Die Oeſterreicher in Venedig 491

Frankreich.

Ethnographiſche Studien. Die Kelten 493

Nord-Amerika.

Die amerikaniſch-europäiſche Baumwollen-Politik und der Bürgerkrieg . . 496

Rußland.

Die ruſſiſche Adminiſtration 498

Deutſchland und das Ausland.

Foucher de Careil über deutſche Philoſophie 499
Das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie 500

Mannigfaltiges.

Karl Hynek Mácha und Ferdinand Mikowez 501
Victor Hugo als Hiſtoriker und Romantiker . . . . „
Zur belgiſchen Literatur des ſechzehnten Jahrhunderts . . . . . „
Ungedruckte Handſchriften Lavoiſier's 502
Garibaldi auf Caprera . . . . „
Ein italiäniſcher Bravo in Dänemark . . . . „
Sanitäts-Polizei . . . . „

Italien.

Die Oeſterreicher in Venedig.

Völker können einander gar Vieles verzeihen. Sie können nach den heftigſten und erbittertſten Befehdungen ehrliche Freunde werden, ja es zwingt ſie der Schade, den ſie ſich einander angethan, die Tüchtigkeit, die ſie dabei bewieſen haben, in der Regel zu aufrichtiger Anerkennung und achtungsvoller Zuneigung. Selbſt Uebermuth und Härte des Großen, ſo ſehr ſie den Kleinen bedrücken, haben oft, wenn ſie nur mit wirklicher Kraft und feſtem Willen gepaart waren, mehr ein Gefühl unfreiwilliger Bewunderung und gründlichen Reſpekts, als dauernden Haß zur Folge gehabt. Sogar der Fall iſt nicht unerhört, daß nach verzweifeltem Widerſtande der überwundene Stamm den Verluſt des höchſten Guts, der nationalen Unabhängigkeit, verſchmerzt und ſich ohne weiteres Rachegefühl in den Organismus des Siegers eingefügt und eingelebt hat. Aber es giebt eine Kränkung, die kein Volk dem andern ungeſtraft zufügt, die kein Volk dem andern vergiebt: um ſeine Selbſtändigkeit betrogen zu werden. In ſolchem Fall iſt der Schmerz um die verlorene Freiheit der fürchterlichſte, der eine Nation treffen kann, von doppelt nagender Gewalt, größer noch über das eigene Vertrauen, als über die Treuloſigkeit des andern; er wird durch keine Erinnerung an die eigenen Thaten, oder an die des Siegers gelindert, er läßt bei ungebrochener Kraft die Hoffnung auf Sieg, wenn nur ein offener Kampf ſich darböte, beſtehen, und treibt den Ohnmächtigen dazu an, die Hinterliſt und Verrath, denen er erlegen, mit den eigenen Waffen zu ſchlagen. Wunden, die der offene Krieg zufügt, können vernarben; Treuloſigkeit zerſtört wie ein ätzendes Gift jede Möglichkeit der Ausſöhnung und der ſpäteren Gemeinſchaft.

Die Italiäner ſind von Anfang an und mit einer Einmüthigkeit ohne Gleichen der feſten Ueberzeugung geweſen, daß Oeſterreich im Jahre 1814 und 1815 nur durch Verrath und treuloſen Bruch feierlicher Verſprechungen die Herrſchaft über ſie erlangt habe, und es läßt ſich unmöglich verkennen, daß Oeſterreichs Verhalten Gründe zu dieſer Meinung dargeboten hat. Oeſterreich hatte die Italiäner wiederholt zum Abfalle von der Napoleoniſchen Herrſchaft aufgerufen, der erſten ſeit manchem Jahrhundert, die nicht als völlige Fremdherrſchaft empfunden wurde und die manche Härte und manchen Druck durch den Glanz ihrer Siege und ihre unleugbaren Segnungen für das Land ausglich. Statt dieſes im Ganzen und Großen beliebten und löblichen Regiments hatten öſterreichiſche Heerführer den Italiänern die verlockende Ausſicht auf ein ganz unabhängiges, eigenes Königreich vor die Augen gerückt. Nicht namenloſe Skribenten hatten das gethan; ein kaiſerlicher Prinz (Erzherzog Johann, 1809) hatte in öffentlicher Proclamation Italien die volle Freiheit verheißen; ein kaiſerlicher Feldherr (General Nugent, 1813) hatte ihnen zugerufen: „Ihr alle ſollet Eine unabhängige Nation werden." Vor Allem aber war der Aufſtand im Frühjahr 1814, welcher der öſterreichiſchen Armee unter Bellegarde die Gelegenheit zur Intervention in Mailand verſchaffte, das Werk der öſterreichiſchen Emiſſäre geweſen, die das Volk unabläſſig mit der Hoffnung aufgeregt hatten, es werde ein eigenes Königreich Italien, unter dem Herzoge von Melzi oder dem General Pino, erhalten. — Wie dieſen Hoffnungen entſprochen worden iſt, wer wüßte es nicht? Wer könnte die Proclamation Bellegarde's, durch welche er den Italiänern die Entſcheidung über ihr Schickſal mittheilte, ohne Grimm leſen? „Völker der Lombardei, der Staaten von Mantua, Breſcia und Venedig, heißt es da, ein glückliches Loos erwartet Euch; Eure Länder ſind definitiv mit dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate verbunden!" Und wenn dieſer Aufruf, ſtatt der „definitiv" untergegangenen Selbſtändigkeit, wenigſtens die Hoffnung auf „eine zufriedenſtellende und dauernde Verfaſſung" beläßt, wenn in den gefährlichen Tagen des Napoleoniſchen Zwiſchenreichs die Errichtung des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs verheißen ward, damit „jene Nationalität, auf die mit Recht ſo großer Werth gelegt werde," erhalten bleibe, wenn verſprochen wurde, die Organiſation dieſes neuen Königreichs „dem Charakter und den Gewohnheiten der Italiäner anzupaſſen," ſo ſind auch dieſes alles nur leere Worte geblieben. Bald nachdem Oeſterreich auf dem Wiener Kongreß ein Gebiet in Italien wie nie zuvor erlangt und ſeinen Einfluß über die ganze Halbinſel feſter als je vordem begründet hatte, durfte es Metternich wagen, den Italiänern jede Berechtigung auf nationale Unabhängigkeit oder auch nur auf nationale Inſtitutionen mit dem frevelhaften Worte abzuſprechen: Italien iſt nichts als ein geographiſcher Begriff.

Man muß ſich dieſe Anfänge der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien vergegenwärtigen, man muß ſie in dem Lichte ſehen, in welchem ſie den Italiänern unabläſſig vor Augen geſtanden haben, um die Kluft zu begreifen, die von Anfang an zwiſchen ihnen und der öſterreichiſchen Regierung beſtanden hat. Dieſe Kluft, die, man muß es geſtehen, nur dem Abſtande zwiſchen den Verſprechungen Oeſterreichs und ſeinen Thaten entſprach, war unüberwindlich. Selbſt wenn für die Lombardei und für Venedig die milde und aufgeklärte Joſephiniſche Herrſchaft während des 18. Jahrhunderts, jene Tage, die ein Botta das verwirklichte goldne Zeitalter genannt hat, wiedergekehrt wären, ſelbſt wenn Oeſterreich, wie mancher thörichte Schwärmer damals hoffte, der Vorfechter der italiäniſchen Sache gegenüber der kleinſtaatlichen Zerſplitterung geworden wäre — die Ausſöhnung zwiſchen dem Herrſcher und den Unterthanen wäre nur äußerſt ſchwer und nur vielleicht im langſamen Wirken der Jahre möglich geweſen. Oeſterreich hat dieſe ſchwere Aufgabe aber nie unternommen. Es hat die Italiäner von Anfang an wie Beſiegte behandelt. Es hat ihnen unerträgliche Laſten auferlegt, und jede Bitte um Erleichterung, jede Erinnerung an das feierlich Verſprochene als ein ſchweres Verbrechen gegen die rechtmäßige Obrigkeit mit unerbittlichſter Strenge beſtraft. Es hat ſeine italiäniſchen Unterthanen unter ein Säbelregiment gebeugt, wie ſie es, an Mißregierungen gewöhnt, zuvor noch nie gekannt hatten, und

Digitized by Google

unter ein Polizei-Syſtem, das noch viel ſchlimmer war, als das Säbel-Regiment. Es hat dadurch nicht blos den italiäniſchen Provinzen, ſondern vor Allem ſich ſelbſt die ſchwerſten Wunden geſchlagen. Für jene waren die Jahre der öſterreichiſchen Herrſchaft gar bald nach ihrem Beginn eine ununterbrochene Agonie, deren Gewaltausbrüche man wohl unterdrückt hat, die aber nie zu vertilgen geweſen iſt; für das Kaiſerreich aber iſt der italiäniſche Beſitz noch verderblicher geworden, als einſt der jener aufſäſſigen belgiſchen Provinzen, die der Miniſter Thugut einen Mühlſtein am Halſe Oeſterreichs genannt hatte. Der Feldzug von 1859 war für beide Theile eine Erlöſung.

Sie iſt leider nicht vollſtändig verwirklicht worden. Der Friede von Villafranca, der die Ausführung des Napoleoniſchen Programmes ſo ungeahnt plötzlich unterbrach, hat nicht blos für einen Theil Italiens, ſondern auch für ganz Oeſterreich eine Verlängerung der Strafzeit ausgeſprochen. Er hat aber die Strafe, die in der Nothwendigkeit des ferneren Zuſammenlebens ſo unvereinbarer Elemente beſteht, zugleich noch weſentlich verſchärft.

Venedigs Haß gegen Oeſterreich beruhte von Anfang an auf noch ſtärkeren Grundlagen, als der ſeiner übrigen italiäniſchen Kronlande. Zu dem Haſſe gegen den treuloſen Fremden, den alle Italiäner theilten, zu dem Schmerze über die ſchmachvolle Behandlung, der ſie Alle gleichmäßig durchdrang, kam bei den Venetianern noch die lebendige Erinnerung an die ſo lange glorreich bewahrte Selbſtändigkeit, die Erbitterung über den unerhörten Verrath, durch den ihre theure Republik zu Grunde gegangen war. Der Mailänder und der Mantovaner war zwar ein Feind des Straniero und um ſo erbitterter, als er ſich von ihm betrogen glaubte; aber er hatte lange Erfahrungen über Fürſtenherrſchaften überhaupt machen können und theilweiſe war ihm ſelbſt der „Dank vom Hauſe Habsburg“ ſchon ſeit früheren Zeiten bekannt. Aber der Venetianer, der Vollbürger aus der Lagunenſtadt, wie der Schutzverwandte von der Terra firma, hatte in der Markusrepublik von jeher den Gipfel aller politiſchen Glückſeligkeit erblickt; ſie, der älteſte Staat Europa's, war ihren Angehörigen mit allen ihren Abnormitäten und Raritäten an's Herz gewachſen, ſie war ihnen allen wirklich, wie die Arbeiter des Arſenals ſie nannten, die „gute Mutter“ geweſen, deren Schwächen man liebend erträgt und vor Fremden ſorgſam verbirgt. Dies in ſeiner Abgeſchloſſenheit einzige, man kann ſagen heilige Verhältniß der Pietät, hatte der rauhe Einbruch des franzöſiſchen Heerführers unbarmherzig zerſtört; von ſeinem unerhörten Verrathe, noch unerhörter durch die ſchmähliche Art der Ausführung, hatte Oeſterreich, der altgehaßte und gefürchtete Nachbar, den unmittelbaren Nutzen gezogen und ſich damit unauslöſchlich zum Mitſchuldigen an dem argen Frevel geſtempelt. Eben dieſes Oeſterreich hatte die ſo gewonnene und ſchnell wieder zerronnene Herrſchaft im Jahre 1815 als ſein rechtmäßiges Eigenthum zurückverlangt; bei den Vertretern der öffentlichen Gerechtigkeit Europa's, den Erfindern der göttlichen Legitimitäts-Theorie der Fürſten, war jeder Proteſt gegen ein ſo ſchmachvolles Verhandeln in den Wind gegangen, jede Bitte um die Wiedergewährung der nur durch die Revolution zertrümmerten Souveränetät umſonſt geweſen. Mit welchen Gefühlen mußte der venetianiſche Nobile, mußte der Municipale von Padua oder Vicenza ſich von deutſchen, ſlavoniſchen, ungariſchen „Vorgeſetzten“ als öſterreichiſcher Erbunterthan behandeln laſſen; wie mußte alles Sittliche, alles Menſchliche ſich in dem ehemaligen Sohne der guten Mutter Venedig ſträuben, wenn ihr Mörder ihm mit ſalbungsreichem Munde die Pflichten der Liebe und des Gehorſams gegen den „legitimen“ Herrſcher einprägte! Es iſt gar leicht zu verſtehen, daß grade Venedig nach der Erhebung von 1848 diejenige Stadt war, die am ſpäteſten, und erſt nach einem Kampfe der Verzweiflung unterlag und wie einſt ein Dichter von Piſa's Kämpfen gegen Florenz ſang,

tornò piangenda alla catena antica.

Die alte Kette iſt aber ſeit dem Tage von Villafranca noch viel ſchwerer zu ertragen. Man ſagt, daß Gefangene, die viele Jahre der Haft, geduldig, ja ſcheinbar völlig zufrieden verlebt haben, kurz vor dem Ende ihrer Strafzeit in eine fieberhafte Ungeduld gerathen, die ihnen die letzten Tage zu Jahren werden läßt. Für die Venetianer war, nach dem Worte des Franzoſenkaiſers, das Ende ihrer Strafzeit nahe herangekommen. Was möchte der bitteren Enttäuſchung gleich kommen, die ihnen die Nachricht von dem Friedensſchluſſe brachte? Aber die Sonne ging nicht völlig für ſie unter. Der Kaiſer, der Italien frei hatte machen wollen bis zur Adria, war am Mincio ſtehen geblieben; aber der König, der ſich auf den Gefilden von Paleſtro und San Martino die Krone erfochten hatte, die ihm die Nation ſchon ſeit dem Tage von Novara zuerkannte, der Miniſter, der zuerſt vor ganz Europa die Stimme Italiens hatte laut werden laſſen, der General, der ſchon 1849 ſeinen Degen der Befreiung Venedigs geweiht hatte, ſie lebten, ſie wirkten und unter ihren Händen vollzog ſich die Reorganiſation des Vaterlands. Am Tage der Proclamation des Königreichs Italien war ein neuer Endtermin für die Leiden Venedigs verkündigt worden. Der Fortbeſtand der öſterreichiſchen Herrſchaft war doppelt unmöglich neben dem Einen Italien unter Victor Emanuel.

Dennoch war es eine Pflicht der öſterreichiſchen Regierung, die Fehler zu vermeiden, die ſie früher gegen ihre italiäniſchen Unterthanen begangen hatte. Wollte ſie — und kein aufrichtiger Freund konnte ihr dazu rathen! trotz Alledem über die Lagunenſtadt herrſchen, ſo mußte ſie Mittel und Wege finden, dies anders zu thun, als früher. Von 1815 bis 1848, in dem Metternichſchen Europa, war ein Regiment der Gewalt und der Polizei-Spionage möglich geweſen, aber es hatte damit geendet, daß die Unterthanen in Verzweiflung zu den Waffen griffen und erſt durch den fürchterlichſten Hunger zur Rückkehr unter die landesväterliche Botmäßigkeit gezwungen werden konnten. Von 1849 bis 1859, in den Jahren der Contre-Revolution und der Reaction war man zu derſelben Regierungs-Methode zurückgekehrt: der unermeßliche Jubel, mit dem die Lombardei ihre Befreier empfing, war eine furchtbare Lehre über ihre Reſultate geweſen. Jetzt ſtand nicht ein ſchwaches und zertretenes Duodez-Königreich, nicht ein Halbdutzend von Vaſallenſtätchen neben dem öſterreichiſchen Italien, ſondern ein aufſtrebendes, machtvolles Reich, deſſen Herrſcher und Volk nur Einen Gedanken hatten, die Vertreibung der Fremden. Wenn Oeſterreich dieſem Nachbar gegenüber an Venedig feſthalten wollte, ſo konnte es dies nur dadurch, daß es den Venetianern ihr Loos unter den Adlern des Hauſes Habsburg leichter und wünſchenswerther zu machen verſuchte, als das der Italiäner unter dem Kreuze von Savoyen war. Jeder Verſuch, der auf anderen Principien beruhte, war ein Frevel an Venedig, an den wahren Intereſſen der öſterreichiſchen Monarchie und an der civiliſirten Menſchheit überhaupt.

Wie iſt dieſer Verſuch gemacht worden?

Herr Guſtav Raſch hat ſoeben ein drittes Heft* ſeiner Schrift: „Frei bis zur Adria“ herausgegeben, in welchem er es unternimmt, dieſe Frage zu beantworten. Seine „Leidensgeſchichte des italiäniſchen Volks in Venetien unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſeit dem Frieden von Villafranca“ bleibt allerdings hinter den billigſten Anforderungen, die man an ein geſchichtliches Werk machen darf, weit zurück. Dieſe angebliche „Geſchichte“ iſt vielmehr, wie auch der andere Titel der Broſchüre „die trauernde Königin der Adria“ beſagt, eine Elegie, die ſich allerdings auf einzelne hiſtoriſche Thatſachen ſtützt, die aber, von unbefangener Würdigung der vorliegenden Verhältniſſe, wie von jedem Streben nach hiſtoriſcher Vollſtändigkeit und Ruhe, gleich ſehr abſtrahirend, vielmehr nach einem äſthetiſchen Geſammteindrucke trachtet und es dabei nicht verſchmäht, ſich mit einem hie und da etwas dünnen Phraſenſchleier aufzuputzen. Dieſe Eigenthümlichkeiten, die man bei einem Hiſtoriker Mängel nennen würde, und von denen dahin geſtellt bleiben mag, ob ſie bei einem politiſchen Tendenz-Schriftſteller Vorzüge ſind, hindern indeſſen natürlich nicht, daß Herr Raſch zur Beurtheilung der gegenwärtigen Herrſchaft Oeſterreichs in Italien ſeinen Leſern manche ſichere Thatſache an die Hand giebt. Ich rechne hierzu nicht diejenigen, welche ſich lediglich auf die Autorität anderer, ähnlicher Werke, wie z. B. die des Herrn de la Varenne ſtützen, nicht, weil ich die Glaubwürdigkeit dieſes Herrn in Zweifel ziehe, ſondern weil ich die Quellen nicht kenne, aus denen er geſchöpft hat. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit wird gerade ſo ſchlimmen Verhältniſſen gegenüber, wie die des heutigen öſterreichiſchen Italiens ſind, doppelt zum Gebote, denn ſie allein entzieht den Vertheidigern der Fremdherrſchaft die Möglichkeit, Angriffe, wie die des Herrn Raſch, als unbeglaubigt abzuweiſen, und ſie ſchützt auch allein vor der Gefahr, in die Uebertreibungen zu verfallen, die in ſolchen Dingen, bei einem warmen Herzen für eine gute Sache, einer armen Feder ſo leicht werden. Allein wenn man auch von dem Materiale des Herrn Raſch alles das in Abzug bringt, was er blos aus dem Buche jenes Franzoſen, ohne Angabe über deſſen Quellen, entlehnt, oder was er ſonſt ohne ſichere Bezeichnung eines zuverläſſigen Urſprungs aufgenommen hat, ſo bleibt noch vieles übrig, was zu der traurigen Ueberzeugung führt, daß Oeſterreich die Venetianer heute mindeſtens ebenſo ſchlecht regiert, wie vor zwanzig und wie vor zehn Jahren.

Man kann dieſe Ueberzeugung nicht abweiſen, auch wenn man mehr als Hr. Raſch den Willen hat, gegen Oeſterreich gerecht zu ſein. Er

* Berlin, 1862, bei Reinhold Schlingmann. 8° XVII. und 226 S.

Digitized by Google

macht es der k. k. Regierung zum beſonders ſchweren Vorwurf, daß ſie ihre italiäniſchen Unterthanen mit Kriegsſteuern und Natural-Leiſtungen unerſchwinglich beſchwert, daß ſie für das Papiergeld einen Zwangscours vorgeſchrieben und die ordentlichen Steuern furchtbar in die Höhe geſchraubt habe. So ſchwer dieſe Finanzlaſten ſind, ſo tragen doch die Venetianer, abgeſehen von der unvermeidlichen Plage des Kriegsjahres ſelbſt, nicht mehr als die andern Länder des Kaiſerſtaates; wenigſtens weiſt Herr Raſch eine auch relative Ueberbürdung nicht nach. Allein mit dieſen gemeinſamen Laſten, die allerdings den Venetianer, von ſeinem Standpunkte aus betrachtet, ſchon weit mehr drücken müſſen, als jeden Andern, hängt es doch nicht zuſammen, daß man den Grundbeſitzern des Königreichs Venedig im Sommer 1859 eine perſönliche Contribution von 1,200,000 Gulden auferlegt hat. Und über jeden Begriff von ſtaatlicher Finanzgewalt geht es doch wohl hinaus, wenn der General Benedek einer Deputation, die ihn um Erleichterung der Landeslaſten bat, zur Antwort gab: „Mögen die Venetianer wiſſen, daß Se. kaiſ. Majeſtät feſt entſchloſſen iſt, von ſeinem unumſchränkten Recht über die Güter und über die Perſon ſeiner Unterthanen Gebrauch zu machen.“ Es mag auf ſich beruhen, ob, wie Hr. Raſch glaubt, Oeſterreich auf dem Wiener Kongreß ſich verpflichtet hat, die Conſcription in ſeinen italiäniſchen Staaten fallen zu laſſen, oder ob es, wie andre Hiſtoriker verſichern, zwar den Italiänern derartige Hoffnungen vor der Begründung ſeines Regiments erregt, eine Verpflichtung jedoch nicht übernommen hat. Allein wer auch darüber zweifeln möge, ob die öſterreichiſche Regierung berechtigt iſt, Regimenter unter ihren italiäniſchen Landeskindern zu erheben, um ſie dann als Beſatzung deutſcher Bundesfeſtungen oder galiziſcher und ſerbiſcher Gränzplätze zu verwenden: darüber kann es nur Eine Stimme geben, daß keine Regierung in der Welt das Recht hat, Befehle zu erlaſſen, wie der iſt, den der Militair-Gouverneur von Venedig, Feldmarſchall-Lieutenant v. Biſſingen, unterm 10. October 1860 an die Polizei-Commiſſäre ſeines Diſtrikts ergehen ließ. Dieſer Befehl ſtehet, wie Hr. Raſch verſichert, folgendermaßen in den öſterreichiſchen Regierungsblättern zu leſen:

„Es iſt zur Kenntniß Sr. k. k. apoſt. Majeſtät gekommen, daß gewiſſe Individuen in den italiäniſchen Provinzen ſich Projekten und feindlichen Handlungen gegen die k. k. Regierung hingeben, welche für die öffentliche Ruhe von gefährlicher Natur ſind. Se. Maj. haben deshalb geruht, durch ein Reſkript vom 3. d. Mts. anzubefehlen, daß die Individuen, welche durch ihr früheres Leben, durch ihre Geſinnungen und durch ihre Haltung fähig zu ſein ſcheinen, feindliche Abſichten gegen die k. k. Regierung zu haben, außer Stand geſetzt werden ſollen, Schaden zu thun, und zwar dadurch, daß ſie in die k. k. Armee eingeſtellt werden. Dieſe gezwungene Einſtellung iſt auf Beſchluß der kaiſerlichen Statthalterei vorzunehmen. Sie findet bei den bezeichneten Individuen ſofort nach der Verhaftung ſtatt, und zwar in eine Strafcompagnie.

„Ich erſuche Sie alſo, dieſen Allerhöchſten Willen Ihren Unterbeamten kund zu thun. Uebrigens benachrichtige ich Sie auch außerdem, daß dieſe Maßregel auch für die Zukunft ihre Anwendung findet, und zwar jedesmal, wenn ein Individuum entdeckt wird, welches zur Einſtellung geeignet erſcheint.

„Es iſt wohl überflüſſig, noch hinzuzufügen, daß, da dieſe Individuen in eine Strafcompagnie eingeſtellt werden, man auf ihre körperliche Beſchaffenheit keinerlei Rückſicht nehmen ſoll. Körperliche Fehler oder Schwächen, welche der gewöhnlichen Conſcription entgegenſtehen, ſind kein Hinderniß für die Einſtellung in die Strafcompagnie.

„Die Vorſchläge, welche Perſonen ſich in Ihrem Bezirke zu der gezwungenen Einſtellung eignen würden, ſind mir Ihrerſeits ſofort zu unterbreiten.“

Ein ſolcher Befehl bedarf keines Commentars. Wo man zu ſolchen Mitteln greifen muß, um zu regieren, da iſt die Regierung unmöglich. Dieſer Erlaß iſt eine vollſtändige Verurtheilung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien.

Allein die militairiſchen Gewaltmaßregeln, unmenſchlich wie ſie ſind, ſtellen nicht die ſchlimmſte Seite dieſer Herrſchaft dar. Schrecklicher und empörender als die öſterreichiſchen Strafcompagnien, als alle Belagerungszuſtände, Ausnahmegerichte und wie ſonſt die Rüſtmittel des Säbelregiments lauten, ſind den Italiänern von jeher zwei Dinge geweſen, die öſterreichiſche Polizei und der öſterreichiſche Stock. Was die Polizei vor 1848 in Italien geweſen iſt, lebt noch in Aller Gedächtniß. Herr Raſch citirt das Wort von Giovini, daß ſie die einzige Macht war, welche im Lande überhaupt exiſtirte. Er hätte einen noch glaubhafteren Zeugen anführen können; Metternich ſelbſt hat es ausgeſprochen, „daß die hohe Polizei jetzt mit der Politik enge verbunden ſei, und ſie in gewiſſer Weiſe ſelbſt beherrſche“ (Gervinus, Geſch. des 19. Jahrh. I. 462). Dafür ſind denn auch die Pachta und Torreſani, die Brambilla und Straſſoldo und ihre Genoſſen in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung weit verderblicher für das Haus Habsburg geworden, als alle die geheimen Geſellſchaften, wegen denen ſich die Kerker des Spielberges anfüllten. Der Stock aber — man erröthet als Deutſcher, wenn man an ihn denkt. Es iſt gelinde geſagt, wenn man aus eigner Anſchauung der italiäniſchen Verhältniſſe die feſte Ueberzeugung äußert, daß eine einzige jener Stockprügel-Executionen, wie ſie von der öſterreichiſchen Polizei öffentlich, ja zum Theil an Frauen! vollzogen worden ſind, in den Gemüthern dieſer Menſchen jede Spur von Anhänglichkeit, von Zuneigung, von Dankbarkeit für oft wirklich wohlthätige Maßregeln dieſer Regierung vertilgen mußte. — Und dennoch, trotz der Erfahrungen von 1848 und 1859, hat die öſterreichiſche Regierung in Venedig ihre Polizei und ihren Stock beibehalten. Trotz der Zuſicherungen, die im Frieden von Villafranca, und in den Verträgen von Zürich ertheilt worden ſind, hat ſie ſchon im September 1859 der Polizei wiederum die weitgreifende Machtvollkommenheit beigelegt, bei einer Menge von Verbrechen und Vergehen als ſelbſtändige Unterſuchungsbehörde aufzutreten; ſie hat der Polizei wiederum geſtattet, in den ihr überwieſenen Unterſuchungen die Strafen des Artikel 253 des öſterreichiſchen Strafgeſetzbuchs anzuwenden, unter denen die körperliche Züchtigung obenan ſteht. Ein Circular des Generals v. Biſſingen, vom 20. Januar 1860, deſſen Wortlaut anzuführen Herr Raſch zwar verſprochen, aber vergeſſen hat, hat die unnachſichtliche Handhabung dieſer ſtrengen Vorſchriften, ja, wie behauptet wird, „ohne alle weiteren Rückfragen“ den Behörden in Venedig noch ganz beſonders eingeſchärft. Dieſe Polizei hat ihre Geringſchätzung des Briefgeheimniſſes, von jeher eine ihrer gehäſſigſten Eigenſchaften, nach wie vor beibehalten. Sie hat von ihren unſinnigen Maßregeleien gegen die Preſſe nicht ablaſſen können. Sie iſt mit Einem Worte dieſelbe geblieben. Wir fürchten, ſie wird auch dieſelben Früchte ärndten.

Nur noch ein Wort zum Schluſſe an Herrn Raſch. Es iſt angeſichts der Thatſachen, die er berichtet, begreiflich und verzeihlich, daß er die Worte nicht auf die Goldwage legt. — Wer Italien kennt und liebt, möchte es oft gern vergeſſen, daß die Regierung, die dies Land mißhandelt, eine deutſche iſt, oder wenigſtens „zwar vor allen Dingen öſterreichiſch, aber doch auch entſchieden deutſch“ iſt. Von dieſem Deutſchthum, das die Italiäner in ihrem Sprichwort

Ecco d'Italia i fati
Tifo, Tedeschi e frati

zu ihren Landplagen rechnen, hat ſchon mancher ehrliche Deutſche ſich gern losſagen mögen. Aber hüten wir uns, die Schuld dieſer „Deutſchen“ abſichtlich oder unabſichtlich zu vergrößern! Man thut das eine oder das andre, wenn man behauptet, daß die öſterreichiſchen Poliziſten und Spione in Italien größtentheils den deutſchen Provinzen angehören. Das iſt nicht wahr. Wie die Spitzen, die vorhin genannten Stützen der Metternich'ſchen Polizei-Allwiſſenheit und Allmacht, ſo waren auch die Gehülfen und Diener von jeher größentheils Italiäner, wenigſtens zum allergrößten Theil nicht Deutſche. Italien hat alle Anſprüche auf unſere Theilnahme; aber wir wollen nicht vergeſſen, daß es ihm nie am „exquiſiteſten Lumpengeſindel,“ dem jene Geſellen meiſtens entnommen werden mußten, gefehlt hat.

P. D. Fiſcher.

Frankreich.

Ethnographiſche Studien.

Die Kelten.

Erneſt Renan, Mitglied des Inſtitutes, als Ueberſetzer des Hiob und des Hohenliedes und neuerdings durch ſeine auf kaiſerlichen Befehl unternommene Reiſe nach Syrien auch außerhalb ſeines Vaterlandes bekannt, hat unter dem Titel: „Essais de Morale et de Critique,“ eine Anzahl früher in Zeitſchriften — namentlich in der „Revue des deux Mondes,“ veröffentlichter Aufſätze zu einem ſtattlichen Bande vereinigt.

Aufſätze über de Sacy, Couſin, Thierry, Lamenais und die Poeſie der Kelten ſind die hervorragendſten Partien des Buches. Es ſei uns geſtattet, aus der zuletzt erwähnten Arbeit: „La Poésie des races celtiques“ einige für die Anſchauungsweiſe des Verfaſſers charakteriſtiſche Stellen herauszuheben.

Wenn die Vortrefflichkeit der Raçe nach der Reinheit ihres Blutes

Digitized by Google

und ihres Charakters geſchätzt werden ſoll, ſo könnte Niemand den gegenwärtig noch exiſtirenden Reſten der keltiſchen Raçe den Anſpruch auf Nobleſſe ſtreitig machen. Nie hat eine Völkerfamilie in größerer Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt gelebt und ſich von jeder fremden Beimiſchung freier erhalten. Durch die Eroberung auf Inſeln und faſt vergeſſene Halbinſeln zurückgedrängt, hat die keltiſche Raçe zwiſchen ſich und jeden Einfluß von Außen eine unüberſteigliche Scheidewand aufgethürmt, Alles aus ſich ſelbſt geſchöpft und nur von ihren eigenen Fonds gezehrt. Daher dieſe mächtige Individualität, dieſer Haß gegen alles Fremde, der bis auf den heutigen Tag den Charakterzug der keltiſchen Völker bildet. Die römiſche Civiliſation erreichte ſie kaum, und ließ bei ihnen jedenfalls nur wenig Spuren zurück; die Invaſion der Germanen drängte ſie zurück, ohne ſie zu durchdringen, und gegenwärtig leiſten ſie einer weit mächtigeren Invaſion Widerſtand, der für alle lokale Eigenthümlichkeit und jeden nationalen Typus ſo zerſtörenden Invaſion der modernen Geſellſchaft. Irland insbeſondere (und darin liegt vielleicht das Geheimniß ſeiner unheilbaren Schwäche) iſt vielleicht das einzige Land Europa's, in welchem der Eingeborne die Raçe, von welcher er abſtammt, bis zu den vorhiſtoriſchen Zeiten hinauf mit Sicherheit anzugeben vermag (?).

In dieſer Zurückgezogenheit, in dieſem Mißtrauen gegen Alles, was von Außen kommt, hat man den Schlüſſel zu den Hauptcharakter-Zügen der keltiſchen Raçe. Dieſelbe beſitzt alle Fehler und alle Eigenſchaften des iſolirt lebenden Menſchen: — ſie iſt zugleich ſtolz und ſchüchtern, mächtig durch das Gefühl und ſchwach in der Action, frei und offen zu Hauſe, linkiſch und verlegen außer der Heimat. Sie mißtrauet dem Fremden, weil ſie in demſelben ein Weſen erkennt, welches, raffinirter als ſie ſelbſt, ihre Einfalt mißbrauchen wird. Gleichgültig gegen die Bewunderung Anderer, fordert ſie nur, daß man ſie ruhig gewähren laſſe. Die Celten ſind vor Allem eine häusliche Raçe, geſchaffen für die Familie und die Freuden des häuslichen Heerdes. Bei keiner Raçe erſcheint das Band des Blutes ſtärker, bindet daſſelbe den Menſchen feſter an den Menſchen; die geſammte ſociale Inſtitution der keltiſchen Völker war urſprünglich nur eine Ausdehnung der Familie.

In der Bretagne iſt es eine allgemeine Meinung, daß das Blut ſpricht, das heißt, daß zwei einander unbekannte Verwandte, welche ſich auf irgend einem Punkte der Welt begegnen, ſich an der geheimen und myſteriöſen Bewegung (emotion), welche ſie gegenſeitig bei dieſer Begegnung erfahren würden, als Verwandte erkennen werden. Die Achtung vor den Todten beruhet auf demſelben Prinzip; nirgends anderswo empfängt das Grab ſo viel Liebeszeichen und Gebete, wie bei den Bretonen.

Man begreift ohne Mühe, daß ſo ſtark concentrirte Naturen wenig geeignet waren zu jener glänzenden Entwickelung, durch welche andere Völker bei einem, wenn auch nur momentanen Aufſchwunge der Welt imponirten. Die äußere Rolle der kymriſchen Raçe war immer nur eine ſecundäre. Jeder Expanſionskraft beraubt, feind jeder Agreſſion und Eroberung, wenig darauf bedacht, ſich nach Außen hin Geltung zu verſchaffen, hat die keltiſche Raçe es nur verſtanden, ſo weit zurückzuweichen, als der Raum es ihr geſtattete, und, bis in ihren letzten Zufluchtsort zurückgedrängt, ihren Feinden dann einen unbeſiegbaren Widerſtand entgegen zu ſetzen. Ihre Treue ſelbſt war nur eine nutzloſe Ergebenheit. Schwer und immer ſpäter als Andere unterworfen, blieben die Kymren ihren Siegern länger als dieſe ſich ſelbſt treu. Bis zuletzt vertheidigten ſie ihre Unabhängigkeit gegen Rom und wurden dann die feſteſte Stütze des Katholicismus; in Frankreich vertheidigten ſie bis zuletzt ihre politiſche Unabhängigkeit gegen den König und ſpäter lieferten ſie der Welt die letzten Royaliſten.

So hat ſich die keltiſche Raçe abgenutzt im Widerſtande gegen die Zeitſtrömung und in der Vertheidigung unhaltbarer Dinge. Zu keiner Zeit ſcheint ſie Geſchick für das politiſche Leben gehabt zu haben: das Familiengefühl hat bei ihr allezeit jeden Verſuch einer ausgedehnteren politiſchen Organiſation erſtickt. Es ſcheint ſelbſt, als ſeien die Völker der keltiſchen Raçe nicht einmal aus ſich ſelbſt heraus für den Fortſchritt empfänglich. Das Leben erſcheint ihnen wie eine condition fixe, die menſchliche Macht nicht zu ändern vermag. Wenig zur Initiative geneigt, zu ſehr gewöhnt, ſich ſelbſt als Unmündige zu betrachten, verfallen ſie ſchnell dem Fatalismus und reſigniren.

Aus dieſer Quelle ſtammt ihre Traurigkeit. Die keltiſchen Barden des 6. Jahrhunderts weinen mehr über die Niederlagen ihres Volkes, als daß ſie uns von ſeinen Siegen erzählen.* Die Geſchichte der Kelten an ſich ſelbſt iſt nichts, als eine lange Klage; ſelbſt ihre Freudengeſänge endigen in Elegien.

Wenn es erlaubt iſt, den Nationen gleich den Individuen, ein Geſchlecht beizulegen, ſo muß man ohne Zögern die keltiſche Raçe, beſonders deren kymriſchen oder bretoniſchen Zweig, für eine weſentlich weibliche erklären. Keine andere Völker-Familie hat je in die Liebe ſo viel Geheimnißvolles hineingetragen, keine andere hat das Ideal des Weibes mit mehr Zartheit erfaßt und iſt mehr von dieſem Ideal beherrſcht werden. Die Liebe iſt hier eine Art Trunkenheit, eine Thorheit (folie), ein Zauber. Man leſe den ſeltſamen Mabinogi von Peredur, oder deſſen franzöſiſche Nachahmung, Parceval le Gallois, der, ſozuſagen, von einem ächt weiblichen Gefühl beſeelt iſt. Das Weib erſcheint darin wie eine Art vager Viſion, als eine Art Vermittlerin zwiſchen dem Manne und der übernatürlichen Welt. Ich kenne keine Literatur, die etwas dem Analoges darböte. Man vergleiche Ginevra und Iſeult mit den ſkandinaviſchen Furien Gudrun (?) und Chrimhilde, und man wird geſtehen, daß das Weib, wie das Ritterthum daſſelbe erfaßt — als Ideal der Sanftmuth und der Schönheit — weder eine klaſſiſche, noch eine chriſtliche, noch eine germaniſche, ſondern vielmehr eine durch und durch keltiſche Schöpfung iſt (?).

Die Stärke der Einbildungskraft iſt faſt immer proportionirt der Concentration des Gefühles und der geringen äußeren Entwickelung des Lebens. Der ſo beſchränkte Charakter der Einbildung der Griechen und Italiäner beruht auf der leichten Expanſion der Völker des Südens, bei denen die Seele, ganz der Außenwelt zugekehrt, wenig über ſich ſelbſt nachdenkt. Im Vergleich mit der klaſſiſchen Einbildung, iſt die Imagination der Kelten wahrhaft das Unendliche, verglichen mit dem Endlichen. Die keltiſche Raçe erſchöpft ſich, indem ſie ihre Träume für Wirklichkeit nimmt und ihren glänzenden Viſionen nacheilt. Das weſentliche Element des poetiſchen Lebens der Kelten iſt das Abenteuer (l'aventure), das heißt die Verfolgung des Unbekannten, ein Lauf ohne Ende nach einem unerreichbaren Gegenſtande..... Dieſe Raçe will das Unendliche; ſie dürſtet danach, ſie verfolgt es um jeden Preis, bis über das Grab, bis über die Hölle hinaus. Der Hauptfehler der bretoniſchen Völker, ihre Neigung zum Trunk, ein Fehler, der, nach allen Traditionen des 6. Jahrhunderts, die Urſache ihres Mißgeſchickes geweſen, wurzelt in dieſem unbeſiegbaren Bedürfniſſe der Illuſion. Man halte dieſen Fehler nicht für grobe Genußſucht; nie war ein Volk in anderer Beziehung ſo mäßig und ſo ſehr von aller Sinnlichkeit entfernt; nein, die Bretonen ſuchten im Meth das, was Sanct Brandan und Peredur in ihrer Weiſe zu erreichen ſuchten, nämlich die Viſion der unſichtbaren Welt.

Daher dieſer tiefe Glaube an die Zukunft und die ewige Beſtimmung ihrer Raçe, der die Kymren allezeit aufrecht erhalten hat und ſie noch heute jung erſcheinen läßt neben ihren gealterten Eroberern. Daher das Dogma von der Auferſtehung ihrer Helden, welches eines von denjenigen geweſen zu ſein ſcheint, die auszurotten dem Chriſtenthume die meiſte Mühe gekoſtet. Daher dieſer keltiſche Meſſianismus, dieſer Glaube an einen künftigen Rächer, der ihr Land von ſeinen Unterdrückern befreien werde, dieſer Glaube an den geheimnißvollen Leminok, den Merlin ihnen verſprochen, den Lez-Breiz der Armoricaner, den Arthur der Walliſer......

Was uns beim erſten Blicke auf die idealen Poeſieen der keltiſchen Raçe frappirt, namentlich wenn man dieſelben mit den Dichtungen der germaniſchen Völker vergleicht, das iſt die außerordentliche Sanftheit der Sitten, welche darin herrſcht; keiner jener ſchrecklichen Rache-Akte, welche die Edda und die Nibelungen erfüllen. Man vergleiche den keltiſchen und den germaniſchen Heros, Beowulf und Peredur zum Beiſpiel. Welche Verſchiedenheit! Hier der ganze Schrecken bluttriefender Barbarei; die Trunkenheit des Gemetzels, der, wenn man ſagen darf, intereſſirte Hang der Zerſtörung und des Mordes; — da ein tiefes Gefühl der Gerechtigkeit, bei einer großen Exaltation individuellen Stolzes doch zugleich eine große Ergebenheit (dévouement) und eine ausgezeichnete Loyalität. ....

Der primitive Germane empört uns durch ſeine Brutalität ohne Gegenſtand, durch ſeine Neigung zum Böſen, die ihn nur ſtark und erfinderiſch macht, wenn es darauf ankommt, zu haſſen und zu ſchaden;* der kymriſche Held, im Gegentheil, ſcheint ſelbſt in ſeinen ſeltſamſten Ausſchweifungen (écarts) durch ein Gefühl des Wohlwollens und eine lebhafte Sympathie für ſchwächere Weſen beherrſcht zu werden. Dieſes letztere Gefühl hat bei den keltiſchen Völkern tiefe Wurzeln geſchlagen: ſie

* Um von Siegen berichten zu können, muß man dieſelben doch erſt erfochten haben und die Geſchichte der Kelten ſeit dem 6. Jahrhundert iſt im Grunde nur die einer einzigen, fortgeſetzten Niederlage. M.

* Wir geſtehen, daß wir dieſen ungeſchichtlichen Nonſens nicht begreifen. D. R.

Digitized by Google

haben ſelbſt mit Judas Mitleid gehabt. Sanct Brandan traf dieſen auf einem Felſen des Polar-Meeres: er bringt dort einen Tag in der Woche zu, um ſich vom Feuer der Hölle daſelbſt abzukühlen; vor ihm hängt ein Tuch, welches er einſt einem Ausſätzigen als Almoſen gegeben und mildert ſeine Leiden.

.... Vergleicht man die europäiſche Literatur vor und nach der Einführung der kymriſchen Romane in den Kontinent, ſo erkennt man ohne Mühe, daß, ſeit die Trouvères aus bretoniſchen Quellen geſchöpft, ein neues Element in die Poeſie der chriſtlichen Völker eingedrungen iſt und dieſelbe ungemein modificirt hat. Das karolingiſche Heldengedicht entfernt ſich durch ſeine Anlage und durch die Mittel, welche es in Bewegung ſetzt, durchaus nicht von der klaſſiſchen Anſchauungsweiſe (donnée). Die Triebfedern, welche den Menſchen in Bewegung ſetzen, ſind hier dieſelben, wie in der griechiſchen Epopoe. Von den vorzugsweiſe romantiſchen Elementen, dem Leben der Wälder und dem geheimnißvollen Abenteuer, dem Sinne für die Natur und jener eigenthümlichen Richtung der Imagination, welche den bretoniſchen Krieger ohne Aufhören dem Unbekannten nacheilen läßt, findet ſich in den karolingiſchen Gedichten keine Spur. Roland unterſcheidet ſich von den Helden Homer's nur durch ſeine Rüſtung: im Herzen iſt er der Bruder eines Ajax oder Achill. Perceval hingegen gehört einer anderen Welt an, die von der, in welcher die Helden des Alterthums ſich bewegen, durch einen Abgrund getrennt iſt.

Die bretoniſchen Romane bewirkten dieſe merkwürdige Metamorphoſe beſonders durch Schöpfung des Frauen-Charakters und Einführung deſſelben und der Nuançen der Liebe in die bis dahin ſtrenge und düſtere Poeſie des Mittelalters. Faſt alle Frauentypen, welche das Mittelalter kennt, Ginevra, Iſeult, Enide gehören Arthur's Hofhalt an. In den karolingiſchen Gedichten erſcheint das Weib als eine Null, ohne Charakter und Individualität; die Liebe erſcheint brutal, wie im Ferabras, oder kaum angedeutet, wie im Roman von Roland. In den Mabinogion* hingegen gehört die Hauptrolle immer dem Weibe. Die ritterliche Galanterie, welche dem Krieger ein Glück darin finden läßt, einer Frau zu dienen und ihre Achtung zu erwerben, dieſer Glaube, daß die ſchönſte Anwendung der Kraft darin beſtehe, die Schwäche zu retten und zu rächen, beruhen, ich weiß es, auf einer Richtung der Imagination, welche ſich im zwölften Jahrhundert faſt aller Völker Europa's bemächtigte; allein man kann nicht zweifeln, daß dieſe Richtung zuerſt bei den bretoniſchen Völkern ihren literariſchen Ausdruck fand.

Charakteriſtiſch ſind Renan's Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans und die Chriſtianiſirung der Kelten.

Der Volksglaube, — ſagt er — wie derſelbe noch in unſeren verſchiedenen Provinzen fortlebt, iſt größtentheils keltiſchen Urſprungs. Die ſtark naturaliſtiſche Färbung des Volksglaubens iſt eine bemerkenswerthe Thatſache.

Wenn der alte keltiſche Geiſt in unſerer Geſchichte zum Vorſchein kommt, ſo entſtehet mit ihm auch der Glaube an die Natur und deren magiſchen Einfluß. Jeanne d'Arc ſcheint mir eine der charakteriſtiſcheſten Manifeſtationen des alten keltiſchen Volksgeiſtes zu ſein. Dieſe durch Nichts zu erſtickende Hoffnung, dieſes unerſchütterliche Vertrauen auf die Zukunft, dieſer Glaube, daß das Heil des Königreiches von einer Frau ausgehen werde, alle dieſe Züge, ſo fern von der Anſchauung der Alten, wie der Germanen, ſind in vieler Beziehung keltiſch. Der alte Cultus hatte ſich in Domremy, wie an ſo vielen anderen Orten unter der Form des populären Aberglaubens erhalten. Die Hütte der Familie d'Arc war von einer im Lande berühmten Buche beſchattet, die man zum Wohnplatz von Feen ſtempelte. In ihrer Jugend hing Johanna Guirlanden von Laubwerk und Blumen, die, wie man ſagt, in der Nacht verſchwanden, an die Zweige des Baumes. Ihre Prozeß-Akten ſprechen mit Schrecken von dieſer unſchuldigen Handlung wie von einem Verbrechen gegen den Glauben, und in der That waren die mitleidloſen Theologen, welche über die Jungfrau zu Gericht ſaßen, wenigſtens nicht vollſtändig im Irrthume. Ohne daß ſie ſelbſt es wußte, war Johanna mehr keltiſch, denn chriſtlich. Merlin hat ſie vorher verkündigt; ſie weiß weder etwas vom Papſt, noch von der Kirche; ſie glaubt nur an die Stimme ihres Herzens. Dieſe Stimme vernimmt ſie im Felde, wenn der Wind in den Bäumen flüſtert, wenn ferne und abgemeſſene Töne an ihr Ohr ſchlagen. Als ſie während ihres Prozeſſes von Fragen und ſcholaſtiſchen Subtilitäten ermüdet war, fragte man ſie, ob ſie dieſe Stimme höre: „Führet mich hinaus in einen Wald,“ antwortete ſie, „und ich werde ſie wohl hören!“ — Ihre Legende trägt dieſelbe Färbung: die ganze Natur liebte ſie; die Wölfe fielen nie die Schafe ihrer Heerde an; als ſie klein war, fraßen die Vögel das Brod aus ihrem Schoß.....

Abgeſehen von dem vorübergehenden Widerſtande, welchen die chriſtliche Sanftmuth ſeitens der Klaſſen, welche ſich durch die neue Ordnung der Dinge beeinträchtigt ſahen, zu überwinden hatte, kann man behaupten, daß die Milde ihrer Sitten und die außerordentliche Senſibilität der keltiſchen Raçe, in Verbindung mit dem Mangel an einer ſtark organiſirten Urreligion, die keltiſchen Völker für das Chriſtenthum prädeſtinirten. Das Chriſtenthum, vorzugsweiſe an die ſanfteren Gefühle der Menſchheit appellirend, fand hier wunderbar vorbereitete Schüler; keine andere Raçe hat ſo gut den Reiz der Niedrigkeit (petitesse) begriffen, keine andere das einfältige Weſen, den Schwachſinnigen (l'innocent), näher an die Gottheit geſtellt. Die Leichtigkeit, mit welcher die neue Religion von den keltiſchen Volksſtämmen Beſitz ergriff, iſt wahrhaft bewunderungswürdig, und hier zeigt ſich wieder die tiefe Verſchiedenheit der keltiſchen und der germaniſchen Raçe. Die Germanen nahmen das Chriſtenthum erſt ſpät und wider Willen an, in Folge der Berechnung oder durch Zwang, jedenfalls erſt nach blutigem Widerſtande und heftigen Empörungen. Das Chriſtenthum zeigte ſich in der That in vielen Beziehungen ihrer Natur widerſtrebend, und man begreift das Bedauern, mit welchem die eingefleiſchten Germaniſten dem neuen Cultus heute noch vorwerfen, ihnen ihre männlichen Ahnen verhätſchelt zu haben. Für die Germanen war das Chriſtenthum lange Zeit nichts, als eine ihnen von Außen aufgedrungene römiſche Inſtitution, und nur ſehr ſchwer gelang es ihnen, ſich einen nationalen Clerus heranzubilden. Bei den Kelten, im Gegentheil, kam das Chriſtenthum nicht von Rom; ſie hatten ihren eingeborenen Clerus, ihre eigenen Gebräuche und erhielten ihren Glauben aus erſter Hand. Ueberall anderswo ſtieß das Chriſtenthum auf die griechiſche oder römiſche Civiliſation; bei den Kelten allein fand es einen neuen, zu ſeinem Empfange vorbereiteten Boden von einem dem ſeinigen analogen Temperament.

Keine andere Raçe faßte das Chriſtenthum mit gleicher Originalität auf, keine andere bewahrte, indem ſie ſich dem gemeinſchaftlichen Glauben unterwarf, hartnäckiger ihre nationale Phyſiognomie. In der Religion, wie in jeder anderen Sache, ſuchten die Bretonen ſich zu iſoliren, und fraterniſirten nur ungern mit der übrigen Welt. Stark durch ihre moraliſche Superiorität, überzeugt, die wahre Regel des Glaubens und des Cultus zu beſitzen, und im Beſitze ihres Chriſtenthums in Folge apoſtoliſcher und durch und durch primitiver Predigt, empfanden die Kelten durchaus nicht das Bedürfniß, ſich mit der anderen chriſtlichen Welt in Verbindung zu ſetzen. Daher dieſer lange Kampf der bretoniſchen Kirche gegen die römiſchen Anſprüche; daher die falſche Stellung der keltiſchen Völker innerhalb des Katholicismus, als dieſer ſie endlich genöthigt hatte, ſich mit ihm abzufinden. Ohne katholiſche Vergangenheit, ſahen ſie ſich bei ihrem Eintritte in die große katholiſche Familie iſolirt und konnten niemals dazu gelangen, ſich eine geiſtliche Metropole zu ſchaffen, mußten ſich vielmehr damit begnügen, obſkure Tochterkirchen von Tours und Canterbury zu werden.....

Renan's Anſichten ſind, wie man ſiehet, ganz geeignet, einen lebhaften Widerſpruch wach zu rufen. Was er z. B. über den Natur-Kultus der Kelten ſagt, dürfte mehr oder weniger auf alle primitiven Völker ſeine Anwendung finden; wenn er die Transformation der Thiere in mit Intelligenz begabte Weſen als einen der keltiſchen Poeſie eigenthümlichen, mithin ſpezifiſch keltiſchen Charakterzug bezeichnet, ſo könnte jedes deutſche Märchenbuch ihm Analogien dazu liefern. Jeder Gegenſtand, mit welchem wir uns mit beſonderer Vorliebe beſchäftigen, gewinnt zuletzt eine gewiſſe Herrſchaft über uns. So ſcheint es Renan hier zu ergehen, denn offenbar überſchätzt er bei Weitem den kulturhiſtoriſchen Einfluß der keltiſchen Raçe. Arioſt iſt ihm der „poëte breton par excellence.“ Seine geſammte Maſchinerie, alle ſeine Mittel Intereſſe zu erregen, all' ſeine Nuancirung des Gefühles, alle ſeine Frauentypen, alle ſeine Abenteuer ſind bretoniſchen Romanen entlehnt.

Was Shakſpeare betrifft, ſo beantragt Renan eine Unterſuchung, um feſtzuſtellen, „was in dieſem Dichter keltiſch iſt.“

Sonderbar bleibt es auch, daß Renan, der engliſche, deutſche, ſelbſt ſkandinaviſche Schriften mit ſo viel Gewiſſenhaftigkeit (?) citirt, für die trefflichen Arbeiten unſeres Zeuß über die keltiſchen Sprachen kein Wort der Erwähnung findet. Sollten Zeuß' Schriften ihm unbekannt gebliebn ſein?

N. M.

* Mabinogion (Plural) iſt der Name einer von Lady Charlotte Gueſt herausgegebenen Sammlung welſcher Gedichte. Mabinogi (Singular) bezeichnet eine dem Lande von Wallis eigenthümliche Form romanesker Erzählung.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die amerikaniſch-europäiſche Baumwollen-Politik und der Bürgerkrieg.*

In dieſem blutigen, brutalen Wirrwarr des Junker- und Yankee-Bürgerkrieges iſt es ſchwer, ſich zurecht zu finden, da die wüthenden, abſolut unverſöhnlich gewordenen Gegenſätze zwiſchen Süd und Nord, mit Pulver und Menſchenblut überſpritzt und von Hitze, Seuche, Staub und Heuchelei übertüncht, ganz unkenntlich geworden ſind. Wir müſſen den Weſten, die Weſtſpitze, Weſt-Point, des Staates New-York zu Hülfe nehmen, um den Norden und Süden beſſer zu erkennen. Weſt-Point iſt eine der ſchönſten Gegenden Amerika's, hügelig, waldig, waſſerſpiegelreich, blumen- und laubüppig, die großartigſte Ausſtellung von Landſchafts-Bildern in Natur und Lebensgröße. Auf der ſchönſten Höhe dieſer Hügelwellen niſtet in ſchwer zugänglicher Ummauerung von Privilegien und Vorrechten das merkwürdigſte, einzigſte Inſtitut aller amerikaniſchen Republiken, ſpeziell „Weſt-Point" genannt. Es iſt das einzige offizielle, ſtaatliche Kadetten-Haus, die amerikaniſche Militairſchule, die Offizier-Fabrik. Jeder der früher vereinigten Staaten hatte das Recht, eine gewiſſe Anzahl von „Stellen" in dieſer Anſtalt zu beſetzen. Die nordiſchen Yankee-Staaten, auf Handel und Geldmachen und ſpekulirende Pfiffigkeit in Wallſtreet ꝛc. erpicht, ſtolz auf ihr unbeſchränktes, individuelles, „blaubauchiges" Yankeethum mit voller Selbſtändigkeit vom 13., 14. Jahre an, machten ſelten von dieſem Rechte vollen Gebrauch, da ſich nicht genug „amerikaniſcher Jungen" — American Boys, der frechſten Sorte aller Gamins der Erde — fanden, militairiſche Disziplin, ſteife Kragen und ſtrenge Ordnung ihrer loſen, lotterigen Freiheit vorzuziehen. So wurden die vacanten Stellen des Nordens ebenfalls von den Junkern des Südens beſetzt, da ſich immer mehr Söhne großer Grund- und Sklavenbeſitzer für die Offizier-Carrière fanden, als ſie in den Stellen der ſüdlichen Staaten unterbringen konnten. Die Folge war, daß die einzige Offizier-Fabrik bald eben ſo ein junkerlich-ſüdſtaatliches Inſtitut ward, wie faſt alle Staats-Carrièren. Die an Geld, Geiſt, Zahl, Comment und ariſtokratiſchen Manieren untergeordneten Jungen des Nordens auf Weſt-Point wurden verſüdjunkert. Der Geiſt in Weſt-Point iſt durchaus ſüd-ariſtokratiſch, und die Jungen des Nordens wurden immer bald ſtolz darauf, ſüdjunkerliche Freunde mit nach Hauſe zu nehmen, oder mit ihnen deren ſüdliche Heimat zu beſuchen.

Kurz, von den hauptſächlich vom Süden rekrutirten Staatsbeamten waren die Offiziere in der ſüdlichen und nordiſchen Armee am ſüdjunkerlichſten. Die beiden nordiſchen Heerführer, M'Clellan und Halleck, gelten ſogar als Fanatiker für die ariſtokratiſchen Herrlichkeiten und „Inſtitutionen" des Südens, dabei zugleich für militairiſch ſtupider, als der dümmſte Offizier der ſüdlichen Armee.

Mit der Wahl Lincoln's erhielten die Privilegien des Südens den erſten, entſcheidenden Stoß. Die Empörung, die Wuth über die Ausſicht, dieſe Privilegien an einen ehemaligen Holzhacker und deſſen nordiſche Advokaten und Abenteurer, die grundbeſitzlichen Freihandels-Intereſſen an die verſchutzzöllnerten Blaubäuche des Nordens abtreten zu müſſen, war allgemein und ſüdlich heiß, ſo daß die Empörung, der auf Leben und Tod fortgeſetzte Krieg, ſich daraus leicht erklären laſſen. Der Geiſt von Weſt-Point aber muß erſt erklären, warum die alten und höchſten Befehlshaber des Nordens theils ganz entſchieden ſklavenſtaatlich geſinnt ſind und danach handelten, oder vielmehr gelähmt wurden, theils es nie zu der Gewalt des Haſſes und Kampfes bringen konnten, wodurch der Süden ſich in allen Schichten der Bevölkerung auszeichnet, ſo daß ſelbſt das weibliche Geſchlecht in ſeiner Weiſe wüthenden, patriotiſchen Antheil nimmt. Der Geiſt von Weſt-Point muß erklären, warum ſelbſt der lange, hagere, gelbe Präſident vor einigen Wochen plötzlich über Nacht von Waſhington nach dieſem Allerheiligſten militairiſcher Weisheit dampfte, um ſich bei dem alten Scott für die Schlacht bei Richmond Raths zu erholen. Der noch im Norden geheimnißvoll herrſchende Geiſt von Weſt-Point muß erklären, warum die 60,000 Mann Deutſche in der nordiſchen Armee mit den tüchtigſten Offizieren und mit brennender Abolitioniſten-Leidenſchaft nie zur Geltung kommen durften und in jeder Weiſe zurückgeſetzt, in Ohnmacht und Abhängigkeit gehalten wurden. Dieſer Geiſt von Weſt-Point muß endlich die ganze Politik in Waſhington erklären. Das ganze weit umher geſtauete, ſtäubige, lückenhafte, baufällig im Bau begriffene, von Staats-Kandidaten und junkerlich-paſſionirten Beamten-Familien, lüderlich-ariſtokratelnden Taugenichtſen und fabelhaften Capitains, Majors und Secretairs ſporadiſch bevölkerte Waſhington iſt immer noch weſtpointlich durchſtäubt bis in's Weiße Haus hinein, ſo daß Karl Schurz mit aller ſeiner Beredtſamkeit und Schärfe, als Spezial-Egeria Lincoln's, nichts Rechtes ausrichten kann. Der ehemalige deutſche Flüchtling Karl Schurz iſt Spezial-Rathgeber Lincoln's geworden, es iſt wahr, aber mit Stanton, James Smith ꝛc. kämpfen Götter ſelbſt vergebens.

Ich will bei dieſer Gelegenheit gleich das ganze Miniſterium Lincoln's Revue paſſiren laſſen, weil man dann vielleicht noch beſſer einſieht, wie mächtig der Geiſt von Weſt-Point und die Dummheit des Nordens noch in Waſhington iſt. Alle Miniſter Lincoln's ſind „Norderner," wie er ſelbſt. Salomon Chaſe, der Finanz-, oder vielmehr unermüdliche Papiergeld-Fabrications-Miniſter iſt aus Ohio und in Nichts ein Salomo, als in ſeinem Vornamen. Stanton, der Kriegs-Miniſter, ehemals Advokat in Pittsburg, hat ſich, da er vom Militair weder im Frieden, noch im Kriege etwas verſteht, hauptſächlich durch Bedrohung und Strafe gegen die Preſſe ausgezeichnet, um die Veröffentlichung ſeiner Schwächen und der mörderiſchen Dummheit oder Böswilligkeit ſeiner ſüdlich paſſionirten Generale zu verhüten. Gideon Welles aus Connecticut, Marine-Miniſter, iſt meines Wiſſens bisjetzt nie wegen einer Tugend gelobt, wegen eines Laſters getadelt worden. Er ſieht aus, wie ein Mann, der nichts kann, als verdauen. Freilich darin iſt ihm James Smith aus Indiana weit überlegen. Sein fettes, geiſtloſes Geſicht, ſein dicker Bauch ſind blühende Beweiſe, daß er als Miniſter des Innern ſein Inneres auf das Reichlichſte und Eifrigſte zu verſorgen und zu verwalten weiß. Edmond Bates, General-Attorney, d. h. Juſtiz-Miniſter, aus Miſſouri, hat gar nichts zu thun, da von Gerechtigkeit und Rechtspflege keine Rede mehr iſt und die Leidenſchaften des Tages, die brutaliſirenden Qualen des Krieges, der Geld- und Menſchenverwüſtung, ſich mehr oder weniger ihre eigenen Geſetze machen und im Uebrigen Abraham Lincoln mit den Machtvollkommenheiten eines Diktators verſehen worden iſt. Der Staatsſecretär, d. h. Miniſter des Aeußern, W. A. Seward, ſieht mit ſeinem Fuchsgeſicht und ſeinen blinzelnden Augen, ſeiner leiſen Zunge und ſauften, katzenartig auftretenden Fußſohlen noch am Meiſten wie ein Diplomat aus. Alle ſeine Kollegen würden in einer Weißbier-Philiſter-Kneipe juſt wie rechte Stammgäſte ausſehen — ſo ſehen ſie aus. Vielleicht könnte Montgomery Blair, der General-Poſtmeiſter, noch für einen höhern Gaſt aus einer Weinſtube in der miniſteriellen Philiſter-Bierkneipe gehalten werden; aber durch eine befriedigende Poſtverwaltung kann nicht über Krieg und Frieden entſchieden werden. Lincoln ſelbſt, den ich vor einigen Wochen auf dem Wege zur militairiſchen Weisheitsquelle in Weſt-Point, auf dem Eiſenbahnhofe hier ſah, machte weder durch ſein langes, mageres, gelbbraunes, unbeholfenes Auftreten, noch durch ſeine ſenilen Witzeleien mit Blumen ſtreuenden Damen den Eindruck, als könne er je einen guten oder großen Gedanken erwiſchen oder begreifen und danach handeln.

Die Präſidentſchaft und die Miniſterſtellen ſind in unfähigen, ſchwachen, gegen das Freiheits-Prinzip des Krieges durch Weſt-Point und Waſhington'ſche Südlichkeit gelähmten, die Generalſtellen in unfähigen und ſchlechten Händen zugleich; M'Clellan iſt zwar nach der furchtbaren Niederlage bei Richmond, durch die alle Helden des Weißen Hauſes den Kopf verloren, quaſi abgeſetzt, aber erſtens nicht definitiv, zweitens zu Gunſten Hallecks, der eben ſo gern wie M'Clellan, wenn er ſeiner Leidenſchaft folgen könnte, alle Abolitioniſten hängen laſſen würde. Damit iſt alſo nichts gewonnen. Jetzt arbeitet man an 300,000 Mann neuen Truppen, für deren Verpflegung und Honorirung Salomon Chaſe Tag und Nacht arbeiten läßt und zwar in Papiermühlen und Kunſtdruckereien. Er will ſie mit „Noten" bezahlen, mit Noten, die in andern Staaten als Anweiſungen, als Stellvertreter von Gold und Silber und andern reellen Werthen gut reſpektirt werden, hier aber „Werth in mir ſelbſt" proklamiren. Von dieſem loſen Papierſchwindel der Banken in Amerika kann ſich Niemand außerhalb eine Vorſtellung machen. Was daraus werden ſoll, nachdem der Finanz-Miniſter in derſelben Praxis ſein Heil ſucht, wird einſt eine Handelskriſis beantworten.

Der Kongreß iſt nach Hauſe gegangen, nachdem er Mancherlei gegen die Sklaverei beſchloſſen. Ich will mich nicht darauf einlaſſen, da ich weiß, daß aus Aufhebung der Sklaverei eben ſo wenig etwas wird, wie aus Unterjochung des Südens. Letzteres iſt möglich, wiewohl ohne alle Wahrſcheinlichkeit, Erſteres nicht. Darüber täuſche man ſich nicht, verblendet durch humane Wünſche, entflammt durch den Haß gegen die Junker- und Sklavenwirthſchaft.

Es iſt nicht möglich, weil der Norden nicht den Muth, nicht den Willen, nicht den entfernteſten Gedanken hegt, die Sklaverei abzuſchaffen. England, Deutſchland und Frankreich könnten ſie abſchaffen, wenn ſie auf einmal alle die Millionen Spindeln und Twiſt- und Callico-Anſtalten abſchafften, alle Arbeiter darin in andere lohnendere Geſchäfte ſteckten,

* Aus einem Schreiben aus New-York.

Digitized by Google

und keine Faſer Baumwolle mehr von Amerika kauften. Aber in Amerika kann's und will's Niemand, der nicht mit den Abolitioniſten einen ſchwachen Idealismus gegen die furchtbarſten, materiellen Intereſſen als heiligen Ritter Georg aufſtellt.

England, Frankreich und auch die Wallſtreet-Helden von New-York dringen immer ſtürmiſcher auf Frieden. Sie alle brauchen Baumwolle für ihr Leben.

Weder Auſtralien, noch Indien, noch irgend ein Stück Erde der Welt können die unentbehrliche Long-Staple-Baumwolle der Georgiſchen See-Inſeln, die „Sea-Island-Cotton" erſetzen. Dieſe längſte, feinſte, ſeidenſte Muſterbaumwolle wächſt blos an der vom Golfſtrom gewärmten Georgiſchen Küſte entlang, auf den unzähligen Inſeln zwiſchen den Meeres-Einſchnitten, Buchten, Anichoppungen und Alluvial-Vorſprüngen, da hier nur und nur hier Klima, Boden und alle ſonſtigen phyſikaliſchen und ſocialen Bedingungen ſich für deren Gedeihen vereinigen. Das Baumwollen-Intereſſe, dem ſich die nordiſchen und ſüdlichen Staaten, England und Frankreich und leider auch Deutſchland verſchrieben haben, das Intereſſe, das als Palmerſton'ſche Baumwollen-Politik die Welt ſchon ſeit funfzig Jahren demoraliſirt hat, wird ſiegen, und zwar ganz beſonders wegen der Georgiſchen See-Inſeln.

Sanguiniſch und im gerechten Haſſe gegen die Sklavenſtaaterei tröſten ſich immer noch Manche mit den Maßregeln, womit der Kongreß dem Sklavenweſen bereits zu Leibe gegangen iſt, mit der nicht mehr abweisbaren Nothwendigkeit, ihm aus Nothwehr gegen den Süden vollends den Garaus zu machen, und mit großen Reformen, womit der Norden neue ſittliche und materielle Lebenskraft gewinnen müſſe.

Hat nicht der Kongreß bereits im Staate Columbia, mit der Unions-Hauptſtadt Waſhington, die Sklaverei aufgehoben? Freilich, und dies iſt ein Anfang. Die Fortſetzung folgt, ſie muß folgen. Vielleicht, wenn der Süden überwunden ſein wird. Gut, aber das iſt noch ſehr die Frage. Wir wollen jedoch annehmen, der Süden *ſei* überwunden. Die Sanguiniker nehmen dann als ausgemacht an, daß der ſiegreiche Norden vollſtändige Abſchaffung der Sklaverei dekretiren werde, um 4 Millionen freie, ſchwarze Neger ſtatt der Millionen Ballen weißer Baumwolle, wobei New-York allein jährlich, ich weiß nicht mehr wie viel Hunderte von Millionen Dollars verdiente, zu importiren, um die Steuerkraft des Südens, womit er unendlich geſteigerte Schutzzölle, Steuern und Abgaben für den Norden profitabel machen ſoll, um dieſe Steuerkraft tödtlich zu ſchwächen und dabei noch vier Mill. ſchwarzer Mäuler zu füttern, die bisher im Süden *Norden und Süden* ernähren mußten. Wir wollen doch ja abwarten, ob der angenommene ſiegreiche Norden des Prinzips und der Humanität wegen für die im Norden viel verächtlicher behandelten Schwarzen und Farbigen auf ein ſolches „Geſchäft" eingehen werde. „We're too'cute for that, I guess."

Die Nürnberger hängen Keinen, ſie hätten ihn denn zuvor, die Yankees auch *dann* nicht, wenn beim Hängen kein Profit herauskommt. Ich kenne meine Pappenheimer.

Aber, ſagen die Sanguiniker noch, der mit England abgeſchloſſene Vertrag wegen des Durchſuchungsrechts macht ja der Sklaven-Einfuhr ein Ende, ſo daß der ſüdlichen „Inſtitution" auch von Außen her das Leben abgeſchnitten wird, während die Confiscation gegen die Rebellen, alſo Freiſprechung der Sklaven im Innern und Bildung ſchwarzer Regimenter für Lincoln, dieſe Schande für die Menſchheit im Innerſten vernichten muß.

Das ſieht ſehr edel und ehrenvoll für die Menſchheit aus, aber die Pappenheimer „machen" nicht in Ehre, wenn nicht mindeſtens zehn Procent Reingewinn dabei herauskommen. „We're smart, I calc'late!"

Die Sklaven-Einfuhr war immer ein ſehr gewinnreiches Schmuggel-Geſchäft, wobei man entweder gehenkt ward, oder Hunderttauſende von Dollars verdiente. Verſchärfung gegen den Sklaven-Schmuggel ſteigert den Gewinn, und die beſtialiſche Liſt und Zahl der Schmuggler.

Die Confiscation der Sklaven iſt noch nicht voller Kongreß-Beſchluß. Auch nach dem Beſchluſſe mußten die ſiegreichen Heere erſt in dem wie Europa großen Süden als Exekutoren umherwandern, um 4 Millionen Menſchen zu confisciren und der — Freiheit zu übergeben. Wer bis mehr als Drei zählen kann, rechne 'mal. Auch ein Daſe bräche über dieſem Exempel zuſammen. Und dann noch die phyſiſchen Bedingungen dabei?

Uebrigens hat Lincoln „ſchwarze Regimenter" entſchieden abgelehnt. Er weiß wohl, warum?

Denkt euch übrigens alle Neger frei und keine Baumwolle mehr, d.h. 4 Million. verhungernde Schwarze, eine Million verhungernde Weiße in England, über 1000 Millionen Dollars todtes Kapital — wird die Sklaverei abgeſchafft? Wer noch Ja ſagt, iſt gewiß ein ſehr edler, begeiſterter Menſch, aber er hat den Verſtand verloren.

Die Abolitioniſten weiſen mit gerechtem Stolz auch auf die große ſittliche Reform der nordſtaatlichen Regierung, die in dem bereits mit dem nächſten 1. Januar in Kraft tretenden Grow-Lovejoy'ſchen *Heimſtätte-Geſetze* liege.

Eins der nobelſten, großartigſten Geſetze des Jahrhunderts. Zugeſtanden in der Theorie! Jeder volljährige Mann jeder Nation (mit Ausnahme der Farbigen), der ſich nicht im Bürgerkriege für den Süden compromittirte, kann 160 von den 1,060,000 Morgen noch übriger freier Territorial-Ländereien (von denen etwa 250,000,000 bereits verkauft ſind) in Beſitz nehmen und als Eigenthum erwerben, wenn er einige unbedeutende Bedingungen erfüllt, Verſchiedenes beeidigt, Anderes durch Zeugen erhärtet, zehn Dollars anzahlt und nach mehreren Jahren den geringen Regierungspreis von 1¼ Dollar pre Morgen.

Ein ähnliches Geſetz war ſchon beim Verkauf der 250,000,000 Morgen in Kraft. Dabei hat ſich an dieſen Gränzen der Civiliſation eine Praxis gebildet, daß Eide und Zeugen-Eide für ſpottbillige Preiſe Hunderttauſendweiſe als Meineide geſchworen wurden. Das neue Geſetz kann darin praktiſch wenig oder gar nichts ändern.

Die amerikaniſche Geſellſchaft iſt politiſch und ſocial, moraliſch und phyſiſch „rotten to the core," kernfaul. Die beſten Geſetze werden in dieſer Fäulniß oft zu den fürchterlichſten Mächten fauliger, zerſtörender Gährung und beſchleunigen nur den Auflöſungs-Prozeß.

Wir können an keine Wiederherſtellung der „Union" von Verbrechern und Schwindlern denken. Gott ſei Dank, daß wir's nicht mehr können. Hoffen wir an eine Auferſtehung zu neuen Leben, nachdem ſich *dieſes* Amerika im Süden und Norden in ſeinen Sünden, in ſeiner Baumwollen-Politik (und der furchtbaren engliſchen, europäiſchen Mitſchuld) aufgelöſt haben wird. „Der Uebel größtes iſt die Schuld." Der Schulden größte im ganzen wirthſchaftlichen, induſtriellen, commerziellen und politiſchen Leben Amerika's und Europa's iſt die Baumwollen-Politik, über welche jetzt die Nemeſis der Geſchichte das Schuldig des Weltgerichts ausſprechen wird.

Solche Betrachtungen, über die Macht und den Wirrwarr der Tages-Ereigniſſe hinaus, ſind in Amerika ſelbſt freilich nirgends unterzubringen. Während der letzten Wochen war der ganze Norden in der ungeheuerſten Aufregung wegen der Conſcription und die ihr vorausgehende erzwungene Freiwilligkeit. Der Norden hat Niederlagen auf Niederlagen erlebt und zwar bis auf den heutigen Tag, ſo daß ich die einzelnen Schlachten, die zunächſt allemal von der Preſſe als großartige Siege ausposaunt und noch niemals richtig dargeſtellt wurden, gar nicht weiter aufführen will. Unter M'Clellan allein in einem Jahr wurden 250,000 Mann umgebracht, die Wenigſten in Schlachten. Dies koſtete mindeſtens 150 Millionen Thaler. M'Clellan iſt jetzt allerdings moraliſch todt, und Halleck der Mann, mit 1 Million neuer Truppen den Süden wirklich und unfehlbar zu unterwerfen. Es heißt offiziell, daß nicht weniger als 400,000 Mann unter Waffen ſtehen. Dazu ſollten 75,000 Mann vom Urlaub kommen. Durch freiwillige und erzwungene Conſcription ſollen unter allen Umſtänden noch 600,000 Mann ſchlagfertig gemacht werden. Dieſe Xerxes-Legionen werden durch 100,000 Mann der Marine zu mehr als 1 Million. Der Süden, heißt es, kann nicht mehr als 300,000 Mann in's Feld ſtellen, je Einen gegen Vier — wer kann da noch an dem Siege der Union zweifeln? Der Norden rechnet dabei noch auf den mächtigſten Bundesgenoſſen, der im Oktober oder ſpäteſtens November erwartet wird — Froſt, Froſt im Süden, der freilich auch in immerwährendem Schlackenwetter beſtehen kann, ſo daß die Sumpfgegenden viel unwegſamer werden, als im Sommer.

Aber die *Menge* ſoll und muß es bringen. Man nimmt jede Farbe, Schwarze und Weiße, um die vorgeſchriebenen Maſſen zu liefern. Jeder, der nicht ſelbſt mitmachen will, kauft ſich einen Erſatzmann auf dem wohlfeilſten Markte. Der Mittelpreis iſt 1000 Dollars, aber viele freie Farbige und Schwarze nehmen viel weniger. So nahmen beſonders Gouverneur Sprague von Rhode-Island und Andrews von Maſſachuſetts *jede Farbe, auch die ſchwärzeſte*. Sie lieferten das bunteſte Schwarz und Weiß und Farbenſpiel hier im Norden, wo der Weiße den Farbigen auf das Grimmigſte haßt und verachtet. Lincoln will durchaus keine Schwarzen, aber ſie werden ihm tauſendweiſe geſchickt. Das wird eine ſchöne Million von Falſtaffs-Rekruten für den „entſcheidenden" dritten Feldzug werden — Lincoln hat jetzt beſchloſſen, ſämmtliche Sklaven, wenn der Süden erſt gehörig unterworfen ſein wird, in Liberia und Central-Amerika anzuſiedeln. Das Geſchäft iſt auf 1,500 Million. Thaler

Digitized by Google

veranſchlagt, könnte aber unter den günſtigſten Umſtänden nicht unter dem Doppelten ausgeführt werden. Die Leute lachen ihn aus.

Der ſüdliche Präſident Davis hat den Kongreß ſeiner „Union" mit furchtbarer Kraftſprache eröffnet. Ihm iſt's ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg. Jeder gefangene nordiſche Offizier, der Schwarze befehligte, ſoll gehenkt werden. Auch hat er beſchloſſen, im Nothfalle ſeine Neger gegen die nordiſche Sklavenbefreiungs-Armee zu bewaffnen und hofft damit viel zu erreichen. Wie fabelhaft das klingt, nicht wahr? Aber ſicher iſt, das der Neger des Südens ſeinen Herrn mit der Peitſche, ſeinen Heerd, ſeinen Stall, ſeine Lokalität liebt, wie eine Katze. Er iſt nicht ſo leicht wegzubringen. Dabei haßt er den Norden, der ihn nicht peitſcht und plagt, aber auch nicht füttert, und ihn nur verachtet und gelegentlich anſpuckt.

Neulich ſtand General Turpin vor einem Kriegsgericht, wo er bewies, daß öfter ſüdliche Sklaven in die nördliche Armee überliefen, ausgefragt und ihren Herren im Süden ausgeliefert wurden. Dort peitſchte man ſie öffentlich todt. Der Negerſklave hängt am Herrn und Heerd. Diejenigen, welche Luſt zum Fliehen verſpüren mochten, ſollen curirt ſein.

Doch warten wir immer erſt hübſch ruhig den dritten Feldzug ab, das furchtbare Gemiſch von Schwarzen und Weißen und allen Farben in beiden beiſpiellos maſſenhaften Heeren, das verwickeltſte Gemiſch von fanatiſch, zum Theil beſtialiſch gewordenen Intereſſen, aus denen jetzt allerdings im Norden deutlich hervorklingt: Gegen die Sklaverei des Südens! Es hat lange gedauert. Und dabei iſt der furchtbare Mann, der die Million gegen die Sklaverei führen ſoll, Halleck, ebenfalls ein Mann von Weſt-Point, wie M'Clellan, der geflohene Sklaven an ihre Herren zurückliefern ließ.

Das Feldgeſchrei des Südens war vom Anfange Ein Wort, Eine Wuth, Eine Begeiſterung gegen den Despotismus des Nordens für unſere Freiheit.

Lincoln läßt jetzt fleißig arretiren, beſonders Abolitioniſten. Davis, der ſüdliche Präſident, ſoll wahrhaftig Emancipation aller Sklaven beſchloſſen haben, um 600,000 bis 1,000,000 dem Norden gegenüberzuſtellen. Sie werden wie Tiger für ihre Herren kämpfen. Davis will nur erſt Waſhington nehmen, ehe er mit dem Ende in Schiller's Tell ausruft: „Und frei erkläre ich alle meine Knechte."

Sie würden dann im Norden den Lincoln und ſeine Miniſter gleich hängen und dem Davis die ganze Präſidentſchaft der „neuen Union" antragen.

Nicht wahr, das klingt halb wahnſinnig? Aber ich für meine Perſon mache mich in dieſem Kriege auch auf das nach unſern Begriffen Wahnſinnigſte gefaßt, nur nicht auf die neue Union und Sklaven-Emancipation durch Lincoln und Halleck.

Rußland.

Die ruſſiſche Adminiſtration.

Der ruſſiſche Regierungsapparat iſt eine rohe und zugleich complicirte Maſchinerie, ein Räder- und Hebelwerk mit weſteuropäiſch-bureaukratiſchen Rädern und ruſſiſchen Hebeln, ein harmoniſches Ganze in ſchrillen Diſſonanzen. Er bietet ein Bild von Ordnung, die bloßer Formalismus iſt, ein Bild geſetzlicher Kaſuiſtik ohne Gerechtigkeit, einer Adminiſtration voll Betrug und Unterſchleif, ein Bild voll Niedrigkeit und bettelhaftem Proletarismus neben chevaleresker Nobleſſe und ariſtokratiſcher Allure. Dieſes nach einer ſtrengen Stufenleiter klaſſificirte Ganze, welches Armee und Finanzen, Polizei und Juſtiz, Staat und Kirche verwaltet, ſteht nicht in, ſondern auf dem Volke.

Die Baſis der Pyramide bildet das bureaukratiſche Proletariat, die zahlreiche Kanzlei-Bevölkerung der Schreiber, der Staatsfunctionäre mit höchſtens fünf Rubel monatlicher Beſoldung; ſie leiden Hunger und Kälte, ſind ſchlecht gekleidet, müſſen aber doch eine Uniform haben. Die Civiliſation iſt das Unglück ſo eines Subjektes; er hat Leſen und Schreiben, aber nichts weiter und auch kein Handwerk erlernt; er kann nur Kopiſt werden und ſein Aſyl im Leben iſt nur die Kanzlei. Er iſt ſchon der Sohn eines armen Beamten, oder der Sohn eines Geiſtlichen, hatte aber keine Luſt zum geiſtlichen Stande, oder keine Mittel, um ſich da eine Stelle zu kaufen; er iſt der Sohn eines ſtädtiſchen Bauers, oder eines freigelaſſenen Leibeigenen, — er kann leſen und ſchreiben und geht in die Kanzlei, um Papiere abzuſchreiben und zu ordnen, deren Sinn er nicht begreift und die oft keinen haben. Iſt er ein pfiffiger Junge, der hinter die Couliſſen ſehen kann, beginnt er ſchon auch nichtamtliche Amtsgeſchäfte zu machen, zeigt ſich anſtellig und kann ſteigen, kann auf die erſte wirkliche Stufe der bureaukratiſchen Stufenleiter kommen, das iſt nämlich die vierzehnte Rangklaſſe, mit welcher er den erſten Rang eines Civil-Beamten und das zweifelhafte Recht bekommt, von dem Beamten höheren Ranges nicht geprügelt werden zu dürfen. Hat er das Glück in die Adelsregiſter eingetragen zu ſein, ſo kann er dieſe Stufe binnen einem Jahre erklimmen und den Titel Kollegien-Regiſtrator erhalten; ſonſt kann er auch zwölf Jahre um die vierzehnte Rangklaſſe dienen. Von da aber beginnt er alle drei Jahre im Range zu ſteigen und wurde früher, wenn er es bis zur achten Klaſſe, zum Kollegien-Aſſeſſor gebracht hatte, des vererblichen Adels theilhaftig; Nikolaus aber ſetzte dieſes Privilegium um zwei Rangklaſſen höher, bis zur ſechſten, dem Staatsrath. Nach einundzwanzigjährigem Dienſte alſo iſt der Beamte adelig geworden und kann nun, wenn er geſund und rüſtig iſt, immer höher ſteigen, immer weniger Leute über ſich haben, vor denen er den Rücken krümmen muß, und immer mehrere unter ſich, welche vor ihm den Rücken krümmen müſſen und immer mehr Gelegenheit, ſein Schäfchen in's Trockene zu bringen. Die höchſte Stufe iſt die Hofariſtokratie, in der ſich die Corruption des ganzen Beamtenſtandes konzentrirt und womöglich noch vervollſtändigt. Wahrlich, die geringſte Anzahl dieſer Herren hat in Folge wirklicher Verdienſte ihre hohen Poſten erreicht, kein Einziger vielleicht ohne Beſtechung und Intrigue. Je höher der Poſten iſt, deſto beſſere Geſchäfte laſſen ſich natürlich machen; man bedeckt dergleichen Dinge in Rußland mit dem Mantel chriſtlicher Liebe und Nachſicht. „Ich weiß, daß mich Kokoſchkin beſtiehlt," ſagte Nikolaus, „aber ich kann wenigſtens ruhig ſchlafen, ſo lange er Oberpolizei-Director iſt."

Die größte Macht üben eigentlich die mittleren Functionäre aus, diejenigen, welche arbeiten, aber ſchon einige Stufen zurückgelegt haben. Das ſind die Gouvernements-Chefs, die ihnen beigefügten Functionäre, ihre Secretäre; das ſind die Präſidenten, Räthe und Secretäre der verſchiedenen Gouvernements-Behörden, die Bezirksrichter und Secretäre, die Polizei-Direktoren und auch die Gouvernements-Gensdarmen der „dritten Section des Kabinets Sr. Majeſtät," nämlich der geheimen Polizei; ferner die Secretäre der Konſiſtorien, der heiligen Synode, des Staatsrathes, der Kanzlei-Direktor der dritten Section und A. Dies ſind eigentlich die Functionäre, welche regieren; ſie bilden die Mitte zwiſchen dem bureaukratiſchen Proletariat und der Hofariſtokratie; jenes dient ihnen nur zum Werkzeuge der Macht und Betrügerei, dieſe iſt nur da, um ſie zu ſanctioniren. Der hohe Functionär arbeitet wenig; er beſchäftigt ſich mit der Intrigue und ſeiner Klientel auf den mittleren Sproſſen der bureaukratiſchen Stufenleiter. Der Kaiſer ſelbſt, der die Spitze der Pyramide bildet, iſt nicht im Stande, die Mißbräuche, welche in der Regierungsmaſchine herrſchen, zu beſeitigen, oder auch nur einigermaßen beſſere Ordnung zu ſchaffen; ſie ſind unangreifbar in dem weiten centraliſirten Reiche, wo ſich beim beſten Willen von Petersburg aus keine Kontrole durchführen läßt; der Kaiſer hat übrigens genug damit zu thun, unter all' die Schriftſtücke, welche ihm vorgelegt werden, ſeinen Namen zu ſetzen und dann und wann, wenn auch nur der Form wegen, irgendwe eine Bemerkung beizufügen.

Die Betrügereien, Diebereien, Unterſchleife und alle die ſchönen Eigenſchaften der ruſſiſchen Beamten werden nicht aufhören, ſo lange das Syſtem herrſcht, welches ſich ſolche Organe herangebildet hat.

Doch die Beamten ſind nicht die einzigen Organe, durch die das ſchwere Geſchäft des Regierens in Rußland vorgenommen wird. Der bis auf die neueſte Zeit ſo mächtige Adel genießt eine Art Autonomie und gewiſſe Wahlrechte. Peter III. hat die Idee bekommen, ihm eine ſolche zu verleihen und Katharina II. hat ſie durchgeführt; man wollte offenbar ein Gegengewicht zu der ſtarren bureaukratiſchen Maſchine ſchaffen. Der Adel der Gouvernements erhielt das Recht, ſich einen Adelsmarſchall des Gouvernements zu wählen, ferner im Bezirke den Chef der Land-Polizei (iſpravnik) und den Richter der erſten Inſtanz, und endlich zwei Deputirte an die Regierung, um derſelben ſeine Wünſche vorzubringen; um dieſe Wahlen vorzunehmen und ſeine Angelegenheiten zu berathen, erhielt er das Recht, ſich alle drei Jahre zu verſammeln. Der Adel hatte dieſe Rechte nicht verlangt, keinen Wunſch nach ihnen kundgegeben, ſie wurden ihm freiwillig ertheilt, oktroyirt; was that er mit denſelben, zu welcher Entwickelung hat er dieſe Baſis benutzt? Zu keiner, außer etwa der Bureaukratie. Er wählte zum Polizei-Chef einen armen Adeligen, um ihm die Möglichkeit zu geben, „ſich zu ernähren." Er ſchloß die Augen, wenn er ſah, wie derſelbe das Volk prügelte und plünderte; er zahlte ihm Geld, um ungehindert thun zu können, was ihm beliebte. Der gewählte Beamte fühlte aber nur die Macht des Gou-

Digitized by Google

neurs über ſich, der ihn entſetzen konnte; ſie lebten im beſten Einverſtändniß und arbeiteten einander in die Hände; der Adel ſah und ließ es geſchehen. Ebenſo verhält es ſich mit dem Richter erſter Inſtanz.

Bei dem Adelsmarſchall kam es mitunter vor, daß er in einem generöſen Augenblicke die Sache des Volkes und der Gerechtigkeit gegen das arbiträre Verfahren des Gouverneurs in Schutz nahm, aber wehe! Ein ſolcher wurde vom Adel für einen unruhigen Menſchen, von der Regierung für einen Revolutionär angeſehen und entſetzt, vom Adel aber nicht mehr gewählt.

Der Adel machte von ſeinen Rechten einen ſo loyalen Gebrauch, daß ſich Nikolaus bewogen fand, dieſelben noch zu erweitern. Der Adel erhielt das Recht, den Präſidenten des Civil- und Kriminalgerichts-Hofes, alſo das Appellations-Tribunal zu wählen. Er wählte mit höchſt geringen Ausnahmen Leute, die ſich von den unmittelbar durch die Regierung eingeſetzten Beamten in keinem Punkte unterſchieden. Die Deputirten des Adels nach Petersburg waren immer Nullen, und er hatte nie einen Wunſch an die Regierung. Die Adels-Verſammlungen zählten manchmal und das nur geringe Minoritäten, welche es wagten, gegen die Ungerechtigkeit, Verkäuflichkeit, Willkür der Beamten, ihre Stimme zu erheben, aber immer umſonſt; die Meinung des Gouverneurs war maßgebend.

Es iſt auch ganz natürlich, daß es ſo ging. Der adelige Wähler war ſelbſt beſoldeter und von der Regierung eingeſetzter Beamte, der Gewählte war es vor Kurzem geweſen und wollte nun ſeine Carrière durch die Wahl machen. Die Idee des kaiſerlichen Dienſtes ſtand immer im Vordergrunde, die Idee der Wahl war eine ganz untergeordnete Formalität. Die Idee der Angehörigkeit unter die Staats- oder vielmehr kaiſerlichen Diener hatte ſich in dem Adel ſo feſtgewurzelt, daß in ſeiner Mitte ein Gewohnheitsrecht entſtand, welches, obwohl formell niemals anerkannt, doch galt und nichts weniger beſagte, als daß ein Adliger ſeine Adelsrechte verlieren ſollte, wenn ſein Großvater, ſein Vater und er ſelbſt nicht im Civil- oder Militairdienſte geſtanden habe. Die Mehrheit des Adels glaubt noch an dieſen Satz, denn ſie ſieht, daß ohne den kaiſerlichen Dienſt die Bedeutung des Standes verſchwinden muß; der Adel als ſolcher hält ſich ſelbſt für nichts.

Die ganze Adminiſtrations-Maſchine iſt folgendermaßen zuſammengeſtellt: das Gouvernement theilt ſich in etwa zehn Kreiſe oder Bezirke. Der Kreis-Polizei-Direktor (nicht der Stadt, ſondern des Landes) iſt vom Adel gewählt und dem Gouverneur untergeordnet. Er iſt Präſident eines Polizeigerichtes, das nebſt ihm aus zwei von dem Adel und zwei von den Bauern gewählten Mitgliedern (welche letzteren Nichts zu bedeuten haben) beſteht; er hat zwei Unter-Direktoren, die jeder in einem Dorfe reſidiren und von der Regierung eingeſetzt ſind. Der Polizei-Direktor, oder wie man in Rußland ſagt, Polizeimeiſter der Stadt, iſt ebenfalls von der Regierung eingeſetzt. Der Kreisrichter, welcher das Amt des Notars und des Civil- und Kriminalrichters erſter Inſtanz verſieht, iſt nebſt dem Gerichte zweiter Inſtanz auch dem Adminiſtrationschef, dem Gouverneur verantwortlich. Die erſten Inſtanzen der Juſtiz und Adminiſtration ſind alſo vom Volke getrennt, mit einander aber verbunden, ohne Rückſicht auf Wahl und Ernennung, und dem Volke als ein Ganzes gegenüberſtehend. Die zweiten Juſtizinſtanzen haben mit dem Volke noch weniger Verbindung, namentlich im Civilprozeß, der auf einem Rechte beruht, welches das Volk nicht kennt, und zumeiſt nur mit Streitigkeiten unter den Beamten ſelbſt, oder mit Einregiſtrirung ihrer Akten zu thun hat. Das Kriminalgericht zweiter Inſtanz iſt dem Volke ebenfalls fremd. Man hatte ein Civil- und Kriminal-Geſetzbuch vom Zar Alexis, ein Werk voll Kaſuiſtik, in das ſpäter vieles nach den deutſchen Geſetzbüchern, dem Code Napoleon und dem römiſchen Recht aufgenommen wurde. Nach demſelben war die Familie für jedes ihrer Mitglieder verantwortlich, und jede Hausſuchung und Arretirung im Hauſe verboten. Der Imperialismus führte die Hausſuchung und Spionage ein, die geheime und die Unterſuchungshaft, die auch das ganze Leben dauern kann. Die zweite Adminiſtrativ-Inſtanz iſt der Gouverneur, der ruſſiſche Satrap, der auf Koſten der Stadt ißt und trinkt, und auf Koſten des Landes ſich bereichert. Er wird vom Miniſter des Innern angeſtellt, ſelten angeklagt, noch ſeltener verurtheilt und iſt faſt immer ſchuldig; wäre er ehrlich und unbeſtechlich, entſteht ihm ſofort eine Legion Feinde und er kommt in den Verdacht des Liberalismus, was in Rußland nicht wenig zu bedeuten hat.

Die dritte Juſtiz-Inſtanz iſt der Senat in den beiden Hauptſtädten Moskau und Petersburg. Die Mitglieder deſſelben werden aus ſolchen alten Staatsdienern hoher Stellung ernannt, mit denen man nichts anzufangen weiß, wie z. B. einem Gouverneur, der ſich ſo kompromirt hatte, daß er denn doch entlaſſen werden müßte. Der Senat verläßt ſich auf ſeinen Secretär; die Miniſter ſind ſämmtlich Mitglieder deſſelben, und die Anderen ſtimmen mit dem einen oder dem anderen derſelben, je nach dem Verhältniſſe, in welchem ſie zu ihm ſtehen. Der Staatsrath, die geſetzgebende Körperſchaft iſt ſo zuſammengeſtellt wie der Senat, aus alten Generalen, Senatoren und andern zu ſonſtiger Arbeit untauglichen Staatsdienern, und ſeine Seele iſt ebenfalls der Secretär.

In dieſe ganze Maſchine gehört als das eigentliche Lebensprinzip das militairiſche Element. Der Gouverneur iſt ein früherer General, der ſich niemals mit anderer Adminiſtration beſchäftigt hat, als der ſeines Regiments; der General, der als ſolcher nicht mehr zu brauchen iſt, wird Senator, Staatsrath; der General wird Miniſter: befiehlt man ihm die Finanzen zu leiten, leitet er die Finanzen, befiehlt man ihm den Unterricht zu leiten, leitet er den Unterricht. Verdrießt den Offizier der Militairdienſt, oder geht ihm ſeine Carrière nicht von ſtatten, ſo ſucht er Protection und wird Civilbeamter, welcher Kategorie immer. Wie da die ganze Adminiſtration gehen muß, iſt leicht begreiflich, ohne daß man ſie weitläufig zu ſchildern braucht.

Doch dieſe Maſchine trägt nun ſchon ſelbſt in ihrem Innern viele verderbliche Gährungsſtoffe, die ſie in ihrem alten Gange beunruhigen. Die europäiſchen Formen, die man ſeit lange ſchon anzunehmen ſuchte, haben auch in dieſe Kreiſe europäiſche Ideen über politiſche und ſociale Wiſſenſchaft gebracht. Viele, denen es um den Unterricht zu thun war, haben ſich unterrichtet und fühlen, daß ſie ſelbſt eben nur Sklaven ſind. Die Univerſität und die Literatur, anfangs beſchützt, ſpäter verfolgt, hielten immer zu dem Banner der Freiheit und die europäiſchen Ideen haben hier alle ihre Transformationen durchgemacht, und ſelbſt auf dem verdorrten Boden der ruſſiſchen Bureaukratie befruchtend gewirkt, ſo daß das Leben, welches in ihrem Innern nun ſchon Wurzeln treibt, das verſteinerte Ganze bald auseinander reißen muß.

Deutſchland und das Ausland.

Foucher de Careil über deutſche Philoſophie.*

Untenſtehend geben wir den vollſtändigen Titel eines Werkes, welches vor kurzer Zeit in Paris erſchienen und von dem bereits die zweite Auflage vorbereitet wird. Eine ſo bedeutende und namentlich für Deutſchland ſo intereſſante literariſche Erſcheinung verdient wohl eine ausführlichere Beachtung, und da ich bisher vergebens auf eine Beſprechung des Werks von anderer Seite her gewartet, ſo ſäume ich nicht länger, mich ſelbſt dieſer Aufgabe zu unterziehen.

Foucher de Careil, der Entdecker und Herausgeber der Leibniz'ſchen Inedita, ſtellt Hegel und Schopenhauer deshalb nebeneinander, weil er ſie als die Hauptvertreter der neueren deutſchen Philoſophie anſieht, oder vielmehr, weil Schopenhauer am beſten geeignet iſt, Hegel, den eigentlichſten und vollſtändigſten Vertreter derſelben zu widerlegen.**

Nachdem der Verf. in der Einleitung der Einwendung, daß er dem Leſer Gift reiche und mit Lehren umgebe, welche den Tod geben, dadurch begegnet, daß er ſich auf den großen Phyſiologen Claude Bernard beruft, welcher durch Verſuche bewieſen hat, daß die Gifte auch Heilmittel ſein können, und daß er für die philoſophiſchen Gifte denſelben wiſſenſchaftlichen Gebrauch beanſprucht und dabei die Lage des Atheiſten mit der des Vogels unter der Glocke, in einer des Sauerſtoffs beraubten Atmoſphäre vergleicht und vom Pantheismus ſagt, er ſei kein Gift, ſondern die Gleichgültigkeit gegen Gift, ein entnervender Zuſtand und in ſtarken Doſen genoſſen ein mächtiges Berauſchungsmittel, welches eine Art Betäubung und allgemeine Lähmung als Folge der übertriebenen Aufregung des geiſtigen Organismus herbeiführt, geht er zur Biographie Hegel's über, womit denn das Buch eröffnet wird.

Nachdem er die Frage aufgeworfen, wodurch ein Mann mit ſo unſcheinbaren Anfängen eine ſo außerordentliche Wirkung hervorzubringen im Stande war und von Hegel dem Nürnberger Gymnaſial-Direktor und dem im Solde Napoleon's ſtehenden, doch ignorirten Redacteur der Bamberger Zeitung zu Hegel dem Philoſophen auf dem Berliner Katheder hinübergeführt worden (zweites Kapitel) und in ihm einen Proteus in

* Hegel et Schopenhauer, études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'à nos jours par A. Foucher de Careil. Paris, Hachette & Co., 1862.

** Wir bemerken, daß wir durch Aufnahme dieſes Referates keineswegs unſere Uebereinſtimmung mit demſelben, oder mit dem Urtheile Foucher de Careil's über Hegel ausſprechen wollen. D. R.

Digitized by Google

tauſend verſchiedenen Geſtalten erkannt, der Alles leugnet und Alles bejaht, weil er in Allem nur Schattirungen und Reflexe des Abſoluten ſieht und in ſeinem Syſtem keinen feſten Punkt, wie z. B. das cogito beim Carteſius, gefunden hat, behandelt er im achten Kapitel die Phänomenologie. Er nennt ſie mit Recht ein Ereigniß und bezeichnet ſie als das von ſeinen Schülern zwar wenig verſtandene, aber merkwürdigſte Buch, das er geſchrieben. Careil nennt es aber auch „ein Monſtrum:" monstrum horrendum, ingens und einen metaphyſiſchen Roman. Nachdem er deſſen Inhalt in ſcharfen Umriſſen angegeben, ſagt er: „Dieſes Buch, welches ſich Deutſchland als eine Pſychologie ankündigte, war der Tod der Pſychologie. Dieſe Experimental-Geſchichte des Gewiſſens war gegen daſſelbe gerichtet; das Buch wandte ſich an die Erfahrung gegen die Erfahrung, an den Geiſt gegen den Geiſt. Es iſt gefährlich durch das, was es uns läßt, wie durch das, was es uns nimmt; durch die raffinirte Feinheit ſeiner Analyſen, oder vielmehr ſeiner Zerſtörungen, eben ſo wie durch die ruhige, unerſchütterliche Kälte, mit welcher dieſe Secirung des Gedankens vorgenommen wird. Selbſt Helvetius' de l'Esprit iſt ein beſſeres Buch, als Hegel's Phänomenologie(!). Es iſt klar und reich an feinen und richtigen Bemerkungen. Man fühlt, daß der Autor in der geiſtreichſten und gebildetſten Geſellſchaft der Welt gelebt hat und ſein Materialismus, der uns widerſtrebt, iſt zu offen, zu entſchieden, um gefährlich zu ſein. Hegel führt uns zu denſelben Ergebniſſen auf einem viel längeren Wege und durch eine verworrene Maſſe von Symbolen und Antinomien. Die Lektüre ſeines Buches iſt abgeſchmackt (insipide): alle Würze des Geiſtes verdampft nach den wenigen berühmten Seiten der Einleitung, und der, welcher das Buch hintereinander und in einem Athemzug leſen ſollte, ohne ſchreckliche Anwallungen zu empfinden, den Autor wegen der Langeweile, die er ihm verurſacht, erdroſſeln zu wollen, erkläre ich für geiſtig todt(!). Mit Scherer die Phänomenologie ein ſchönes Buch nennen, beweiſt, daß man ſie nicht geleſen hat. Im beſten Falle könnte man ſagen, es ſeien die unvollſtändigen Anfänge einer verfehlten Schöpfung, und das erſte Kapitel jener Philoſophie, die man als die Zerſtörung der Formen bezeichnen könnte."

Im folgenden Kapitel wird die Logik und Encyklopädie berückſichtigt und am Schluſſe deſſelben darauf hingewieſen, wie bei Hegel's Verfahren das Abſolute zum Relativen herabgeſetzt wird, bis es am Ende kein Abſolutes mehr giebt. Ein Verehrer Hegel's, der bereits angeführte Herr Scherer habe dies ſogar als das gewiſſeſte und unbeſtreitbarſte Ergebniß der Philoſophie Hegel's aufgeſtellt.

„Thut nichts, werden Euch die Bewunderer dieſer neuen Logik ſagen," heißt es am Schluß, „eine große Idee hat das Buch gerettet. Gut oder ſchlecht, iſt es eine Lehre des Fortſchritts, die es ſkizzirt hat, und es iſt die Formel des Fortſchritts, alles Fortſchritts, die es Euch in ſeiner metaphyſiſchen Algebra giebt. Deshalb hat dieſe Logik, die Ihr ungereimt findet, verdient, zu leben. Ein Wort erklärt Alles... Es iſt dies vielleicht nicht die Logik des Ariſtoteles, aber gewiß iſt es die des 19. Jahrh. „Der Fortſchritt!" fährt Careil fort, ja vor dieſem Worte beuge ich mich. Dagegen läßt ſich nichts ſagen: der Fortſchritt!.. Ich verſuche darauf aufmerkſam zu machen, daß die Auflöſung der Hegel'ſchen Schule, die Anarchie der Geiſter in Deutſchland gerade nicht zu Gunſten des Meiſters und ſeiner Lehre zeugen: der Fortſchritt, der Fortſchritt in der Corruption und durch den Verfall, der Fortſchritt durch den Widerſpruch und trotz der Rückfälle, der Fortſchritt, welcher über jedes neue Hinderniß obſiegt, der Fortſchritt, welcher Alles zerſtört, um Alles umzugeſtalten!! Und immer wieder der Fortſchritt!!!"

„Der Fortſchritt! zauberhafter Name und mächtiger, als der Tod ſelbſt, da er ſogar unter der dürren Form des Hegel'ſchen „Prozeſſes" Deutſchland verführt und gefeſſelt hat. In dieſem einzigen Wort verſteht ihr die ganze Oekonomie der Hegel'ſchen Logik. Dieſe Idee, die Syntheſe des Endlichen und des Unendlichen, welche ſich fortbewegt und Alles in Bewegung ſetzt, welche die Einheit aller Dinge bildet, iſt der Fortſchritt; nicht etwa der langweilige, gradlinige Forſchritt, ſondern der auf ſich ſelbſt zurückgeführte, durch Oppoſition belebte Fortſchritt, der ſich bei jeder neuen Verneinung emporſchwingt und über das Objekt triumphirt und wieder in den Aether des reinen Gedankens zurückkehrt. Und dieſen Fortſchritt muß man anbeten und ihm nolens volens folgen, denn er iſt Gott ſelbſt."

Im nächſten Kapitel wird dieſe Fortſchrittslehre in ihrer Entwickelung verfolgt, und findet es der Verfaſſer ſonderbar, daß der Syllogismus, dieſe veraltete Form der Schule, zum Vehikel des Fortſchritts benutzt wird. „Zwar," meint er, „ſei es der dreitheilige oder dreieinige; dies mache ihn aber weder klarer, noch neuer. „Ja," ruft er aus, „die Logik des Fortſchritts, nach Hegel, iſt der Kreis; der Kreis iſt ihm das Bild des Fortſchritts.... Das ganze Weltall iſt nur ein Syllogismus, der ſich in drei verſchiedenen Fortſchritten entrollt.... Der Syllogismus aber iſt eine Figur, welche im Schluß nichts anderes enthält, als man in den Vorderſatz hineingelegt hat. Die Trias oder Trichotomie iſt eine unglückliche Anleihe, die man bei der Alexandriniſchen Schule gemacht hat und uns um funfzehn Jahrhunderte zurückführt. Wo iſt da der Fortſchritt? — Jedenfalls iſt die Baſis als falſch erwieſen." Den Grund der Hegel'ſchen Methode findet Careil in der falſchen Strenge der Mathematik, die Hegel den Kopf verdreht und ihn dahin gebracht hat, das Leben des Geiſtes in der Geſtalt des Dreiecks der Dreiecke ſich darzuſtellen. Kapitel VI. handelt von der Einführung Hegel'ſcher Ideen in Frankreich. Der Idee des Fortſchritts, welche im Syſtem lag, verdankte es nicht nur ſeine Popularität in Deutſchland, wo die jungen, feurigen Geiſter ſich ihrer bemächtigten und ſie mit Gier ergriffen, und ſelbſt die der Fortſchritts-Idee bis dahin unzugänglichen Wiſſenſchaften einen neuen Anſtoß von ihr empfingen, ſondern auch ihre Verbreitung nach dem Auslande hin.

Der Norden war bald erobert. Auch Frankreich konnte der Anſteckung nicht lange widerſtehen. Die Idee Leſſing's, Herder's und Göthe's, welche Hegel ſo mächtig ſyſtematiſirt, war auch die Turgot's und Condorcet's geweſen, deren Gedanken über die menſchliche Vervollkommnungsfähigkeit ihre logiſche Form in den unſterblichen Grundſätzen von 1789 und ihre praktiſche Anwendung in der Revolution gefunden haben. Auch die Schulen des Saint Simon ſind, bewußt oder unbewußt, voll vom Hegel'ſchen Gedanken und mehr oder weniger von ſeinem Geiſte angeregt. Nicht minder ſind Comte, Renan, Reynaud und Proudhon von demſelben ergriffen. Auch Couſin ging Anfangs von ihr aus. Er, der Vertreter des echten franzöſiſchen Geiſtes, konnte jedoch die Feſſeln nicht lange ertragen, und man darf ſich weniger über den ſpäter erfolgten Bruch, als über die erſte Verbindung mit Hegel wundern. Der Spiritualismus hat keinen entſchiedeneren und logiſcheren Gegner, als er es war. Das Leben Jeſu von Straus, Ludwig Feuerbach's Schriften, die letzten Skandale und die ſchmachvolle Niederlage des Hegelianismus in Berlin im Jahre 1848 rüttelten den franzöſiſchen Spiritualismus wie mit einem Donnerſchlage auf, und bei ſeinem Erwachen verließ er den Sirenen-Felſen. Ein treuer Anhänger und Vertreter jedoch iſt dem Hegelianismus in Frankreich geblieben. Es iſt M. Vera, der Ueberſetzer der Logik. Er iſt der Treueſte unter den Treuen. Doch das Syſtem hat ſich überlebt, nur die Ideen, die es verbreitet hat, haben ſich erhalten. Das 19. Jahrhundert gehört der großen Lehre vom Fortſchritte, welche Hegel's Philoſophie gefälſcht hat, indem ſie dieſelbe auf Alles und ſelbſt auf Ungehöriges angewendet hat: indeſſen iſt die Kritik gekommen, ſie wird immer mehr ſichten und die Spreu vom Hafer ſcheiden, die Lehrſätze prüfen und zeigen, was des Fortſchritts fähig iſt und was ſich ihm nicht fügt und dem menſchlichen Geiſte zugleich die Regel geben und den Zügel anlegen.

Im nächſten Kapitel wird Hegel der Schriftſteller betrachtet und auch hier der Stab über ihn gebrochen. Die ihm hier gemachten Beſchuldigungen, das aufgezählte Sünden-Regiſter ſeines Stils ſind uns Deutſchen jedoch zu geläufig, als daß ich ſie hier anzuführen nöthig hätte. Wer, der dieſes lieſt, kennte nicht aus eigener Erfahrung die Unarten unſerer Hegel-Jahre? Wundern muß man ſich, daß Careil am Schluſſe dieſes Kapitels ſagt, der Mann, der Hegel über ſeine Unverſchämtheit, über Dinge zu reden, die er nicht kenne, hätte interpelliren und die monſtröſen Verkehrtheiten ſeiner Lehre verwerfen ſollen, hätte ſich in Deutſchland nicht gefunden, da er ja ſelbſt von hier aus den Uebergang zu Arthur Schopenhauer macht.

Im Auditorium ſelbſt hat dieſer ihn freilich nicht interpellirt, wohl aber in ſeinen Schriften ihm alles das nnd viel Schlimmeres, als Careil von ihm ſagt, in's Geſicht geſchleudert. David Aſher.

Das Stolze'ſche Syſtem der Stenographie.

In Nr. 35 des „Magazin für die Liter. des Auslandes," findet ſich ein polemiſcher Aufſatz gegen das Syſtem der Stenographie von Wilh. Stolze. Wir werden dieſe erneute Wiederholung eben ſo alter, wie ungegründeter Vorwürfe mit gebührendem Stillſchweigen übergehen. Nur im allgemeinen Intereſſe der Sache, wie aus Rückſicht auf die Leſer des Magazin, mag uns die kurze Bemerkung verſtattet ſein, daß alle in jenem Aufſatze dem Stolze'ſchen Syſtem zur Laſt gelegten Fehler und Mängel, wie Sigel, Höhe, Verſtärkung und Stellung der Zeichen, ſelbſtverſtändlich ganz weſentliche Faktoren einer ſtenographiſchen Schrift ſind, und überhaupt in keinem Kurzſchrift-Syſtem entbehrt werden können, wenn daſſelbe den Anſprüchen auf Kürze, Zuverläſſigkeit und Leichtlesbarkeit

Digitized by Google

Rechnung tragen will. Ein Blick in Stolze's „Lehrgang der deutſchen Stenographie" (Berlin, Mittler & Co.), in welchem ſich Schriftproben aller bekannten Stenographie-Syſteme befinden, wird unſere Behauptung beſtätigen.

Die Stenographie muß, ſelbſt wenn man von ihren praktiſchen Leiſtungen abſieht und ſie nur auf ihre Prinzipien hin einer Würdigung unterzieht, zur Bezeichnung der Laute die einfachſten Schriftzüge, welche ſich überhaupt darſtellen laſſen, unter ſteter Rückſicht auf die phyſiologiſche Verwandtſchaft der dargeſtellten Laute, wählen. Sie darf aber nicht bei der mechaniſchen Aneinanderreihung der einzelnen Lautzeichen ſtehen bleiben, ſondern muß, indem ſie jedes Wort in ſeine eigenthümlichen, ſprachlichen Beſtandtheile zergliedert, dem Organismns der Sprache ſich eng anzuſchließen im Stande ſein. Es wird daher in jedem ihrer Wortbilder der Stamm von den Nebenſilben ſchon auf den erſten Blick auch äußerlich ſich unterſcheiden. Während die Stenographie ſonach wieder von einander löſt, was in der gewöhnlichen Schrift als ein mechaniſches Anhäufen der Buchſtaben erſcheint, faßte ſie in der Darſtellung der einzelnen Silben wieder dasjenige zuſammen, was, wie ſchon Wilhelm von Humboldt (über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues S. 69) bemerkt, für das Ohr blos eine unzertrennliche Einheit ausmacht.

Wenn ſich die Schrift dem Organismus der Sprache anſchließen will, ſo darf ſie alſo die Vokale nicht als eigene Buchſtaben, ſondern nur als Modificationen der Konſonanten betrachten, und indem nun die Stenographie von Stolze dieſen geiſtvollen Gedanken unſeres großen Sprachgelehrten, ſoweit es ſich praktiſch ermöglichen ließ, vollſtändig durchführte, hat ſie ſicherlich ein Recht darauf erworben, ſich ein getreues Abbild der Sprache zu nennen. Die Kurzſchrift von Stolze ſtellt die Vokale nicht mehr buchſtäblich durch die ihnen entſprechenden Zeichen dar, ſondern drückt ſie an den Zeichen der mitlautenden Konſonanten durch die Stellung und Stärke derſelben, wie durch die Art ihrer Verbindung nach einfachen und feſten Regeln, ſymboliſch aus, ſo daß ſie dadurch außerordentlich an Kürze und Zuverläſſigkeit gewinnt, und als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze daſteht.

Einer Darlegung der praktiſchen Leiſtungen der Stenographen Stolze'ſcher Schule, können wir uns füglich enthalten. Wir begnügen uns nur mit der Hinweiſung, daß in dem größten deutſchen Parlamente, dem Hauſe der Abgeordneten in Berlin, das Stolze'ſche Syſtem ſeit dem Jahre 1849 ausſchließlich zur Anwendung kommt, und erinnern dabei an die anerkennenden Urtheile der Abgeordneten von Vincke, Reichenſperger, Schultze-Delitzſch u. A.

Wir verkennen zwar keineswegs die Wichtigkeit der Stenographie bezüglich ihrer parlamentariſchen Verwendung nach dieſer Seite hin, allein hinſichtlich eines Schrift-Syſtems, das zum allgemeinen Gebrauch als Korreſpondenz- und Geſchäftsſchrift dienen und in die Schulen eingeführt werden ſoll, können wir nur der Wiſſenſchaft ein erſtes Urtheil zugeſtehen. Wir freuen uns daher, ſchließlich die Wahrnehmung conſtatiren zu können, daß ſich in neuerer Zeit auch in wiſſenſchaftlichen Kreiſen die Theilnahme für die Kunſt der Stenographie immermehr bemerkbar macht, wie ſich denn auch z. B. die „Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz" entſchloſſen hat, die Stenographie zu pflegen und zu verbreiten.

D. C.

Mannigfaltiges.

— **Karl Hynek Mácha und Ferdinand Mikowez.** Alfred Waldau, dem wir bereits manche treffliche Uebertragung čechiſcher Lieder und andrer Dichtungen ſeiner Heimat verdanken, hat uns neuerdings mit einer poetiſchen Gabe beſchenkt, die zu dem Werthvollſten gehört, was er bisher geliefert.* Karl Hynek Mácha war eine wirklich dichteriſche Natur, „welche aber mitten in der Kriſis einer ſegensreichen Entwickelung, die jeder größere Geiſt erlebt, von der Macht des Schickſals vernichtet wurde." Mácha hatte das Talent und die Geſtaltungskraft, für die čechiſche Literatur das zu werden, was Puſchkin der ruſſiſchen und Mickiewicz der polniſchen Dichtung ward. Wie dieſe Beiden, hatte auch er ſich von dem Sänger des Weltſchmerzes, Lord Byron, hinreißen laſſen, und war er in deſſen Fußſtapfen gewandelt; aber er hat leider nicht, wie ſein ruſſiſcher und ſein polniſcher Zeitgenoſſe, die volle Reife ſeines Genius erlebt. Er ſtarb, erſt 26 Jahr alt, im Jahre 1836, und zwar in Folge einer Krankheit, die er ſich durch edelmüthige Rettungsverſuche bei einer Feuersbrunſt zugezogen hatte. Eine ſeiner ſchönſten Dichtungen, der „Mai," ein Gemiſch von Byron's „Manfred" und Goethe's „Walpurgisnacht," iſt bereits einmal von Siegfried Kapper übertragen worden, doch jetzt von Alfred Waldau dem Originale in ſeiner eigenthümlichen Färbung noch mehr angenähert. Bei Mácha's Lebzeiten war, außer dieſer mit großem Beifall aufgenommenen, romantiſchen Dichtung, nur noch eine Anzahl kleinerer Gedichte und Novellen von ihm erſchienen. Nach ſeinem Tode mußten fünfundzwanzig Jahre verfließen, bevor eine ſorgſame, pietätsvolle Hand aus dem Nachlaſſe des Dichters neue Mittheilungen dem böhmiſchen Publikum machte, das mit Recht das zu frühe Hinſcheiden des genialen Dichters betrauert. Der vorliegende, poetiſche Blumenſtrauß wird gewiß nicht wenig dazu beitragen, für den čechiſchen Sänger auch in Deutſchland lebhafte Sympathieen zu erwecken.

Als wir dieſe Zeilen eben beendet hatten, erfuhren wir mit großem Leidweſen, daß die čechiſche Literatur neuerdings einen empfindlichen Verluſt durch den am 23. September d. J., im kräftigſten Mannesalter erfolgten Tod von **Ferdinand Mikowez** erlitten, der ſich ebenſo um die Geſchichte, wie um die Poeſie ſeines Landes große Verdienſte erworben hat. Seiner „Böhmiſchen Alterthümer," die nicht wenig dazu beigetragen, dem Böhmerlande einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der europäiſchen Bau- und Bildhauerkunſt anzuweiſen, haben wir im „Magazin" mehrfach gedacht. Nicht minder haben ſeine Forſchungen Vieles zur Aufhellung des myſteriöſen Dunkels beigetragen, das noch über den letzten Prozeß und den Tod Wallenſtein's ſchwebt. Mikowez war es auch, deſſen Bemühungen hauptſächlich das Zuſtandekommen der ſchönen Ausſtellung böhmiſcher Kunſtalterthümer zu verdanken iſt, die wir im vorigen Jahre im Rathhauſe zu Prag geſehen haben.*

— **Victor Hugo als Hiſtoriker und Romantiker.** In einer Beurtheilung, die Hr. G. Vapereau von Victor Hugo's „Misérables" in der „Revue de l'instruction publique" liefert, wird dieſes Werk ſowohl von ſeiner hiſtoriſchen, als von ſeiner romantiſchen Seite betrachtet.** „Als Hiſtoriker," ſagt Herr Vapereau, „beſitzt der Verfaſſer die Vorzüge und die Fehler ſeiner literariſchen Manier. Es fehlt ſeiner Darſtellung nicht an glänzendem Effekt, an Relief und dramatiſcher Bewegung, aber ſie gefällt ſich zu ſehr in der Antitheſe, beſonders im Gegenſatze des Großen und des Kleinen; mit zu vielem Pomp ſind darin die unbedeutendſten Details, die die Geſchichte verſchmäht, mit aufgenommen. Die von ihm perſönlich beobachtete, beſondere Thatſache nimmt in ſeiner Darſtellung ungebührliche Verhältniſſe an; mit Wohlgefallen verweilt er bei'm Trivialen und hebt er es hervor; Kindiſches wird von ihm mit feierlichem Ernſt behandelt. Er theilt dem Zufall eine Hauptrolle zu, dem Fatalismus überläßt er oft die Fäden der Handlung, und doch läßt er ſchließlich Gott, als Deus ex machina, die Entwicklung herbeiführen. Mit Einem Worte: er arbeitet viel zu ſehr auf den Effekt hin, um eben das Wahre zu treffen; er verſteht ſich zu gut auf die Scenirung, um nicht die Geſchichte dem Melodrama zu opfern. — Was nun den Romantiker, d. h. den Künſtler, den Dichter, den Schriftſteller, betrifft, ſo geben die „Misérables," ganz abgeſehen von ihrem hiſtoriſchen Werthe und ihrer ſocialen Bedeutung, hinſichtlich der Erfindung, Geſtaltung und Vollendung des Romanes, zu den verſchiedenartigſten Auffaſſungen Anlaß, wobei ſich Lob und Tadel gleichmäßig die Wage halten. In der Literatur iſt es keineswegs der Erfolg, der Alles rechtfertigt; vielmehr iſt es der Erfolg, der ſelbſt der Rechtfertigung bedarf. Die außerordentlich gute Aufnahme, die das neue Werk Victor Hugo's mitten in unſerm literariſchen Marasmus gefunden, läßt ſich durch eigenthümliche Umſtände erklären, die nicht blos dem Buche günſtig waren, ſondern auch mit der Literatur eigentlich nichts zu ſchaffen haben, oder auch durch den Hautgout, den ein blaſirtes Publikum für glänzende Fehler hat. Gleichwohl iſt auch zuzugeben, daß den Schriften Victor Hugo's ein gewiſſes imponirendes Weſen eigenthümlich iſt, welches mit Recht den Leſer ergreift und vor dem die Kritik ſich zurückziehen muß."

— **Zur belgiſchen Literatur des ſechzehnten Jahrhunderts.*** ** Der Verfaſſer der vorliegenden, als inedita gedruckten Schrif-

* Karl Hynek Mácha's ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmiſchen übertragen von Alfred Waldau. Prag, H. Dominicus, 1862.

* Eine nähere Charakteriſtik des Lebens und der Wirkſamkeit von Mikowez (nach böhmiſcher Schreibung: Mikowec) denken wir nächſtens aus der Feder unſerer geehrten Mitarbeiterin, der Frau Baronin von Reinsberg-Düringsfeld, zu liefern. D. R.

** Der deutſchen Ausgabe dieſes Werkes, die unter dem Titel „Die Armen und Elenden," bei Steinacker in Leipzig erſchienen, haben wir in dieſen Blättern bereits gedacht.

*** Opuscules Latins de François de Bourgogne, Seigneur de Falais: publiés pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque de la ville de Hambourg, par Frédéric Laurent Hoffmann, Docteur en droit etc. Bruxelles, F. Heussner, 1861.

Digitized by Google

ten, iſt ein vornehmer Belgier, François de Bourgogne, Herr von Fallais, aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, ein Mann von hohen Talenten und ſeiner Zeit in der diplomatiſchen Sphäre thätig. Daß er ein tüchtiger Lateiner geweſen, beweiſen ſowohl die elegante Proſa, als die flüſſigen Verſe, die er ſchreibt. Das Manuſkript, in welchem ſeine Arbeiten niedergelegt waren, wird zuerſt 1643 in der Bibliotheca Belgica erwähnt; 1715 erwarb es Zacharias Konrad von Uffenbach, und von den Uffenbach'ſchen Erben 1749 Johann Chriſtian Wolf, Lehrer am Gymnaſium und Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek in Hamburg — ſo iſt es nach Hamburg gekommen. Den Eingang des Büchelchens macht ein ſehr langer Gratulationsbrief an Philipp II. (damals noch Prinz), wegen ſeiner Reiſen in Belgien und Deutſchland. Dies iſt allerdings nicht viel mehr, als eine Ciceronianiſche Stilübung, wie ſie damals Mode war. Dann folgt eine Ode an Philipp, ein Epigramm, metriſche Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, namentlich von Epigrammen, von den Lebensregeln des Pythagoras ꝛc. In einem längeren Gedichte ermahnt er den Prinzen Philipp, fleißig zu ſtudiren; in einem andern beſingt er Gott; in einem dritten ſetzt er ſeinem Vater Balduin ein Denkmal. Zu bemerken iſt, daß ihm die Oden im Sapphiſchen Metrum nicht beſonders gelungen ſind. Seine Verſe hinken hier abſcheulich, während die Hexameter meiſt recht gut gebaut ſind. — Für Belgien hat das Ganze jedenfalls ein Spezial-Intereſſe, und unſere jetzt um die Wiederherſtellung ihrer literariſchen Monumente vielbemühten niederdeutſchen Nachbarn haben daher jedenfalls Urſache, dem gelehrten Hamburger Stadt-Bibliothekar für dieſen Beitrag zu ihrer Literaturgeſchichte dankbar zu ſein.

— Ungedruckte Handſchriften Lavoiſier's. Kürzlich ſind auf der Bibliothek von Orleans einige überaus intereſſante Handſchriften des berühmten franzöſiſchen Phyſikers Lavoiſier, des Begründers der neueren Chemie, aufgefunden worden. Lavoiſier, der bekanntlich im Jahre 1794 auf der Guillotine ſein Leben endete, beſaß ein großes Gut in der Nähe von Orleans, und in der Eigenſchaft als Gutsbeſitzer nahm er im Jahre 1787 an einer in dieſer Stadt abgehaltenen, landwirthſchaftlichen Verſammlung Theil. Bei dieſer Gelegenheit hielt er mehrere Vorträge, deren Concepte jetzt eben aufgefunden worden. Unter Anderem befindet ſich dabei der Plan zu einer Hypotheken-Kredit- (Disconto-) Kaſſe für größere Gutsbeſitzer und zu einer Spar- und Verſorgungs-Kaſſe für Arbeiter, ferner zu einer landwirthſchaftlichen Aſſekuranz-Kaſſe, zu welcher der Beitritt für alle Gutsbeſitzer obligatoriſch ſein ſollte. Endlich befindet ſich darunter der Plan zu einem Kanal, der mit der Loire parallel laufen und dazu beſtimmt ſein ſollte, dieſen Fluß zu allen Jahreszeiten ſchiffbar zu erhalten. Merkwürdig genug, bilden alle dieſe Projekte, die Lavoiſier vor fünfundſiebzig Jahren bereits ausgearbeitet hatte, Aufgaben der neueſten Volkswirthſchaftslehre, die ſich in Frankreich wie in Deutſchland mit der Herſtellung ſolcher Kaſſen beſchäftigt, wie ſie von dem berühmten Phyſiker im achtzehnten Jahrhundert vorgeſchlagen wurden, und auch der Plan zur Kanaliſirung der Loire — ein ganz ähnlicher Plan iſt in Schleſien zur Kanaliſirung der Oder entworfen — beſchäftigt jetzt die kaiſerliche Regierung Frankreichs. Der Bibliothekar Loiſeleur in Orleans iſt im Beſitze aller dieſer Handſchriften Lavoiſier's.

— Garibaldi auf Caprera.* Der Verfaſſer dieſes kleinen Buches iſt ein Freund und Waffenbruder des italiäniſchen Volkshelden, den in der Zwiſchenzeit weltbekannte Ereigniſſe verhindert haben, die hohen Erwartungen zu erfüllen, die ein großer Theil Europa's von ihm hegte. Das Zuſammentreffen von Aspromonte hat den Dingen eine ganz unerwartete Wendung gegeben, und ſo leſen wir auch das vorliegende Buch mit ganz andern Gefühlen und ganz anderer Gemüthslage, als diejenige war, auf die es berechnet iſt. Oberſt Vecchi beſuchte Garibaldi im Jahre 1861 zwei Mal auf ſeiner einſamen Ziegen-Inſel, wo er das Leben des Cincinnatus führte:

„Paterna rura bobus exercens suis“ —

und von Bewunderung ergriffen, machte er eine Menge Aufzeichnungen über dieſen ſeinen Aufenthalt, ohne indeß an eine Veröffentlichung zu denken. Freunde, denen er ſeine Aufzeichnungen mittheilte, verlangten dringend die Veröffentlichung derſelben durch den Druck; aber Garibaldi, an den man ſich infolge deſſen um Ertheilung der Erlaubniß wandte, verweigerte dieſelbe, weil zu viel Lobes in dem Buche enthalten ſei. Endlich, als man ihm vorſtellte, daß die durch die Veröffentlichung gewonnenen Geldmittel den von ihm ſelbſt hervorgerufenen Beſtrebungen des italiäniſchen Frauenvereins für Unterricht und Erziehung armer Kinder zu Gute kommen ſollten, erlaubte der beſcheidene Held die Herausgabe des Buches und die Ueberſetzung in fremde Sprachen. Was den Inhalt des Buches betrifft, ſo wird uns in demſelben eine ſehr in's Einzelne gehende Schilderung des idylliſchen Lebens geboten, das Garibaldi in jener Zeit auf Caprera führte. Eine genaue Beſchreibung dieſer kleinen Inſel bildet die Einleitung. Man wird eine Menge Dinge finden, durch die man in den Stand geſetzt wird, ſich eine genauere Vorſtellung von dem Charakter dieſes höchſt merkwürdigen Mannes zu bilden; daß dabei Manches ſich vielleicht nüchterner anſehen läßt, wird man leicht zugeben; denn dieſe Schilderungen verdanken, wie geſagt, ihre Entſtehung der enthuſiaſtiſchen Bewunderung des ergebenen Anhängers, und für ſolche ſind ſie auch verfaßt. Daher eine Unzahl von Einzelheiten, die nächſte Umgebung, ſeine Hunde, Kühe, Knechte ꝛc. betreffend, die nur unter dieſem Geſichtspunkte Intereſſe gewinnen. Auch über Cavour, Ricaſoli und andere Männer des jungen italiäniſchen Königreiches erhalten wir Mittheilungen, welche wenigſtens von dieſem Standpunkte aus Intereſſe gewähren. Vieles Andere, was Politik betrifft, bleibt uns freilich aus dem angegebenen Grunde ziemlich unklar. Garibaldi war damals wirklich ein großer, bedeutender Mann, und ſein ländliches Häuschen auf der Felſen-Inſel beſuchter, als mancher Fürſten-Palaſt.

— Ein italiäniſcher Bravo in Dänemark. Herr Karl Bellmann ſetzt unter dem Schutze däniſcher Gewiſſenhaftigkeit ſeine patriotiſche und uneigennützige Thätigkeit, die Perſon und die Umgebungen ſeines früheren fürſtlichen Beſchützers mit Schmutz zu bewerfen, unverdroſſen fort. Da aber ſeine Waare unter ihrer eigentlichen Aufſchrift keine Abnehmer findet und ein Mann, wie er, doch nicht müßig am Markte lungern kann, ſo ſucht er ſie unter geborgten Titeln an den Mann zu bringen; er legt damit der literariſchen Polizei die Pflicht auf, das Publikum vor Täuſchungen zu warnen. Die „Erinnerungen, eine Erzählung aus dem Hofleben“, die er nach dem Italiäniſchen bearbeitet nennt, ſind nichts, als die abgeſtandenen Hefen ſeines bekannten Gebräues, neu verkorkt und mit einem neuen Etiquette verſehen. Hoffentlich wird er ein ſchlechtes Geſchäft damit machen. Sein „Malz-Extrakt“ gleicht darin dem Fabrikate eines bekannten Herrn in Berlin, daß ihm jeglicher Alkoholgehalt mangelt. Es iſt nichts als eine breite „Bettelſuppe,“ ſelbſt ohne den feinen Mißgeruch, der andern Enthüllungen einen gewiſſen Reiz für nicht empfindliche Naſen verleiht. Literariſch ſteht der ehemalige Kabinets-Secretär ohne Zweifel tief unter Ohm, Pierſig und Konſorten. Dieſe logen zwar auch, aber ſie logen mit Stil, während Herr Bellmann höchſtens gemein, und ſelbſt dann noch langweilig lügt. Ob ſeine genannten Vorgänger ihm dieſen Mangel nachſehen und ihn, der „kein Talent, doch ein Charakter“ iſt, ihrer Geſellſchaft würdig erachten wollen, das mögen die Herren mit einander ausmachen. Für das Publikum und für die Betroffenen giebt es Einen Troſt und Eine Waffe: Verachtung, gründliche Verachtung, die ja, nach dem guten indiſchen Sprüchworte, ſelbſt durch die Schale der Schildkröte dringt.

— Sanitäts-Polizei. Im Anſchluß an eine frühere Notiz, eine kleine Schrift des Dr. Lion über Veterinär-Sanitäts-Polizei betreffend, erwähnen wir heut ein größeres Werk deſſelben Verfaſſers über öffentliche Geſundheitspflege.* Das Buch iſt hauptſächlich darauf berechnet, den Laien mit dem Gebiete bekannt zu machen und ihn in ſtreitigen Punkten raſch zu orientiren. Bei einem ſolchen Zweck iſt die Methode der Darſtellung von weſentlicher Bedeutung und die gewählte ſcheint uns die richtige. Das durch die Wiſſenſchaft Feſtgeſtellte und nach den beſtehenden Geſetzen Gültige iſt kurz und klar dargelegt; wo die wiſſenſchaftliche Forſchung gegen die Vorſchriften der Geſetzgebung ankämpft, ſind die weſentlichen Gründe für und gegen angeführt: der Leſer erfährt ſtets, für welche Anſicht der Verfaſſer ſich entſcheidet. Eine ſeitenlange Polemik iſt überall vermieden als nutzlos für den Laien, und Laie iſt auf dieſen Gebieten Jeder, der ſich nicht eingehend mit allen einſchlagenden Materien beſchäftigt hat. Bei den einzelnen Abſchnitten (wir erwähnen die weſentlichſten: Allgemeine Krankenpflege; Fürſorge bei anſteckenden Krankheiten und Epidemien; die öffentlichen Schulen; reine Luft; die Nahrungsmittel) iſt alles Wichtige zuſammenhängend durchgearbeitet: es iſt dies ein weſentlicher Vorzug vor der lexikographiſchen Form anderer ſonſt ausgezeichneter Werke auf dieſem Gebiet.

* Erinnerungen des Oberſten C. Auguſto Vecchi. Aus dem Italiäniſchen. Eingeführt von Adolph Stahr. (Mit einer Abbildung von Garibaldi's Wohnung auf Caprera.) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

* Handbuch der Medicinal- und Sanitäts-Polizei von Dr. A. Lion sen. Iſerlohn 1862. 8. p. 560.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 43. Mittwoch, den 23. Oktober 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite
Niſard's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Franzöſiſche Literatur-Kritik in Deutſchland. Die vorklaſſiſche Zeit 503
Italien.
Zur Geſchichte der Bourbonen in Neapel 505
England.
Die Arbeiternoth in England 507
Dänemark.
Die Volksſprache in Jütland 508
Rußland.
Städte und Handel in Rußland 509
Ungarn.
Ein Ungar über den nordamerikaniſchen Krieg 510
Deutſchland und das Ausland.
Zur Pſychologie 512
Mannigfaltiges.
Goethe in Frankreich 513
Deutſche Stadt-Archive 514
Rodenberg's „Deutſches Magazin" . . . . . „
Deutſche Bücher über London . . . . . „

Frankreich.

Niſard's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur.*

Franzöſiſche Literatur-Kritik in Deutſchland.

Die vorklaſſiſche Zeit.

Was der deutſchen Wiſſenſchaft und Kritik im Auslande ein ſo großes Anſehen verſchafft, iſt nicht blos ihr Ernſt und ihre Tiefe, es iſt auch vor Allem ihre ſtrenge Unparteilichkeit. Sie iſt vor Allem gegenſtändlich und poſitiv, und ſo bekommt ſie denn die andern ſchönen Eigenſchaften mit in den Kauf. Die willige und freudige Anerkennung des Andern und Fremden, Nahen und Fernen, verdient wohl bisweilen den Namen der Selbſtverleugnung, aber den der Selbſtverachtung — nimmer! Deutſchland allein hat ſich eine Welt-Literatur aneignen können, und Deutſchlands Kritiker ſind das Tribunal, das in letzter Inſtanz entſcheidet. Wer iſt tiefer in das Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums eingedrungen, als deutſche Philologen; wer hat den antiken Genius mit größerer Wahrheit wiedergegeben, als deutſche Dichter? Wer hat Indiens Anfänge enthüllt? Deutſche Orientaliſten; wer den Geiſt ſemitiſcher Poeſie dem deutſchen Bewußtſein nahe gelegt? Deutſche Schriftſteller und Theologen. Es waren deutſche Literatoren, die dem Spanier ſeinen Cervantes, Lope de Vega und Calderon erſt recht theuer machten; es war der deutſchen Kritik vorbehalten, dem großen britiſchen Dichter bei ſeinen eignen Landsleuten den ihm gebührenden Rang anzuweiſen.** Das beſcheidenſte Talent, das verſchollenſte Volkslied verkannter und vergeſſener Völker, als da ſind Serben, Finnen, Lithauer, Ungarn, werden mit Eifer aufgeſucht und feierlich in das deutſche Pantheon eingeführt. Nur an Ein Volk und ſeine Literatur haben Deutſche, will uns bedünken, ſelten das richtige Maß angelegt und zwar, weil ihnen dazu die nöthige Ruhe und Unbefangenheit fehlte — ich rede von Frankreich, ſeinen Dichtern und Schriftſtellern.

Die Wahrheit iſt, daß ſie unter Ludwig XIV. und den Kaiſerkriegen viel von Frankreich zu leiden hatten, und daß es ihnen hart anging, außer der politiſchen auch noch die literariſche Obherrſchaft des Fremden zu ertragen. Von dieſem Standpunkt aus, läßt ſich nicht blos die ſcharfe, aber durchaus tüchtige Polemik eines Leſſing, ſondern die ungleich leidenſchaftlichere eines Schlegel bis auf einen gewiſſen Grad rechtfertigen. Neuerdings hat ſich jedoch die Lage der Dinge bedeutend geändert: Deutſchland hat auch ſein großes, ſein klaſſiſches Zeitalter erlebt, und braucht ſeine Muſter nicht länger jenſeit des Rheins, der Alpen und des Aermel-Meeres zu ſuchen. Das Recht der Nationalitäten wird heutzutage nicht blos auf dem Gebiete der Politik, ſondern auch auf denen des Geſchmacks und Wiſſens von Jedermann bald gern, bald unwillig anerkannt. Die große liberale Bewegung, die Deutſchland in neue Bahnen reißt, findet in Frankreich warme Sympathien, und ſo begegnet man andererſeits dem alten, leidigen Franzoſenhaß, der Manie, an franzöſiſchen Zuſtänden, Sitten und Schöpfungen zu makeln und die Schattenſeiten hervorzukehren, höchſtens noch bei Junkern, altfränkiſchen Herren und einigen eingeroſteten Geiſtern.

Darum wär' es wohl heut' an der Zeit, das althergebrachte Urtheil über die Häupter der franzöſiſchen Literatur einer ernſten Reviſion zu unterwerfen. — Ein Anſtoß zu derſelben iſt ſchon mehrfach von Deutſchlands Denkern und Literaten gegeben; aber eine neue, beſonders günſtige Gelegenheit, Frankreichs Literatur durch Franzoſen, die auf der Höhe deutſcher Wiſſenſchaft ſtehen, richtig und unparteiiſch beurtheilt zu ſehen, bietet ſich, ſeitdem nun auch der letzte Band des bedeutenden Werkes erſchienen iſt, in welchem Herr Niſard uns eine gründliche Darſtellung alles deſſen liefert, was ſeit der Zeit der Kreuzzüge in Verſen und ſchöner Proſa jenſeits des Rheines geleiſtet wurde. Ich weiß wohl, daß die deutſche Kritik, die früher als die andrer Völker großjährig und reif geworden iſt, nicht leicht fremde Meinung zu der ihrigen macht, und mit lobenswerther Eiferſucht ihre Selbſtändigkeit wahrt, doch erkennt auch ſie die Wahrheit des alten Spruches an: „Eines Mannes Rede iſt keines Mannes Rede." Wenn Profeſſor Böckh den Werth griechiſcher Autoren abwägt, ſo zieht er gern zuvor das Urtheil der Alexandriner zu Rathe; Cicero hilft uns oft, die Eigenſchaften und Gebrechen lateiniſcher Schriftſteller beſſer einſehen. Unſere Sprachvergleicher, denen der vergangenen Jahrhunderte ſo ſehr überlegen, unterlaſſen es darum nicht, ſelbſt indiſche Grammatiker zu ſtudiren und Ausgaben des Pânini und Pratiçakhya zu veranſtalten. Niemand ſoll ganz dem eigenen Sinne vertrauen; und wenn irgendwo die Meinung der Fremden berückſichtigt zu werden verdient, ſo iſt es gewiß in den Gefühlen, mit denen ſie die Werke ihrer Klaſſiker leſen, in ſich aufnehmen und zu eigen machen. Wer wollte behaupten, und wär' er der franzöſiſchen Sprache auch noch ſo Meiſter, daß die Lektüre eines Racine, Montesquieu, Voltaire, Lamartine, Béranger u. ſ. w. ihm denſelben Genuß bereiten könnte, als dem eingebornen Franzoſen, daß keine Schönheit, keine, auch noch ſo feine Nüançe des Styls und der Gedanken ihm entginge? Börne, der jahrelang in Paris gelebt hatte, und mit franzöſiſcher Sprache und Verhältniſſen ſehr vertraut war, konnte ſo den groben Irrthum begehen, allen franzöſiſchen Schriftſtellern nur Einen Styl beizumeſſen. Die Wahrheit iſt, daß er nur Einen Styl in allen erkannte, daß er an dem leichten Fluß und der Durchſichtigkeit franzöſiſcher Schriftwerke irre wurde, und die Verſchiedenheit der Farbe und Bewegung

* Histoire de la Littérature française par D. Nisard, de l'Académie française, Inspecteur Général de l'Instruction Supérieure. Paris, Firmin Didot frères, 1854—1861. Quatre vol. Dieſe Beurtheilung iſt aus der Feder des Herrn Profeſſor Benloew in Dijon gefloſſen. D. R.

** Darin irrt ſich der geehrte Herr Verfaſſer, obwohl dies in Deutſchland viel geglaubt wird. D. R.

Digitized by Google

in ihnen nicht gewahrte. Und freilich, bei der feſten Norm, welche die Gebildeten an den Autoren des 17. Jahrhunderts und an der Tradition der franzöſiſchen Akademie finden, wird man ſchwerlich bei Zeitgenoſſen ſo ſchneidenden Unterſchieden begegnen, als in Deutſchland z. B. zwiſchen einem Schiller und Jean Paul exiſtirt.

Herr Niſard hat in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Literatur der äſthetiſchen Auffaſſung dieſer letzteren eine philoſophiſche Unterlage zu geben verſucht, ich meine, er iſt mit großer Beſonnenheit, er iſt mit Methode zu Werke gegangen. Man durfte auch nichts Geringeres von einem Manne erwarten, der, in der ſtrengen Disziplin der Schule erzogen, ſich ſelbſt dem Schulfach widmete und heute die bedeutende Anſtalt leitet, in welcher der Staat die fähigſten Schüler der Kollegien und Lyceen zu Profeſſoren ausbildet. Schon von Natur war der ernſte Geiſt des Mannes dem unruhigen Treiben abhold, das vor dreißig Jahren vom vulkaniſchen Boden der Politik aus ſich über das friedliche Land der Poeſie verbreitete. Eine neue Lehre drohte nämlich damals unter der Jugend Wurzel zu faſſen; die Koryphäen des großen Jahrhunderts ſollten von ihren Piedeſtalen heruntergeſtürzt, die jungen Götter der Romantik ſollten an ihre Stellen geſetzt und der Verehrung der Nachwelt empfohlen werden. Man verwarf die alten Meiſterſtücke eines Racine, Boileau, Molière ꝛc. als ſchaal, platt und kraftlos, ſie ſelbſt ſchalt man „vieilles perruques.“ Victor Hugo und ſeine Anhänger predigten ein neues Ideal, das ſie in den Schriften Shakſpeare's, Calderon's, Byron's und noch Anderer theilweiſe gefunden zu haben glaubten. Bei unverkennbarem, oft ſehr großem Talent erneuerten ſie aber eigentlich nur die maleriſche Verwirrung des 16. Jahrhunderts. — Herr Niſard war der Erſte, der dies gewaltige erratum einſah und den Muth hatte, Ein Mann gegen Tauſend, für die alten klaſſiſchen Traditionen in die Schranken zu treten, die Lieblinge des Tages zu bekämpfen, und die romantiſche plebs zu Paaren zu treiben. Als der Kampf beendigt war, zeigte es ſich, daß die Majorität wohl einen Augenblick geſchwankt, aber im Grunde die große literariſche Vergangenheit des Landes nie verleugnet hatte, zumal ſeit Racine und Corneille durch Rachel's wunderbares Spiel die Bühne wieder erobert und eine glänzende Rechtfertigung gefunden hatten. Von dieſem Augenblicke an war Herr Niſard, der ſchon durch eine Reihe anderer trefflicher Arbeiten, namentlich über die Schriftſteller des verfallenden Roms ſeinen Ruf begründet hatte, ernſtlich darauf bedacht, um die Rückkehr ähnlicher Verirrungen zu hindern und dem Geſchmack der aufwachſenden Jugend einen ſichern Haltpunkt zu geben, die Ueberlegenheit des 17. Jahrhunderts auf doctrinärem Wege darzuthun. Deßwegen iſt das Werk des Herrn N. aber nicht blos ein logiſch-äſthetiſches, ein Werk der Wiſſenſchaft und Erudition. Die Urſprünge der franzöſiſchen Literatur, die Geſchichte der Trouveurs und Troubadours, um die ſich deutſche Gelehrte ſo höchlich verdient gemacht, ziehen durchaus nicht ſein Augenmerk auf ſich. Er läßt ſie bei Seite, nicht nur, weil der Franzoſe, ſelbſt der gelehrte, ſeine Gelehrſamkeit ebenſo ſorgfältig verſteckt, als der Deutſche, und wär' er auch Literat, ſie gern an den Mann bringt (son' pittor anche io), — nein für Herrn Niſard beginnt eine franzöſiſche Literatur erſt da, wo die Eigenſchaften des franzöſiſchen Geiſtes ſich in dauernden, noch heute ſelbſt dem Laien verſtändlichen Werken bethätigen, wo die Sprache ſich von dem Roſt und Schmutz des Werdens befreit, und reif geworden iſt, einem großen Volke als Organ ſeines Denkens und Schöpfens zu dienen. Der franzöſiſche Geiſt iſt klar und ſcharf, zugleich liebenswürdig und ſatyriſch, der Caprice und der aventure abhold, jedem individuellen Streben, das ſich nicht dem großen Ganzen fügen will, feindlich. Die Ordnung iſt ihm theurer als die Freiheit, praktiſche, ſtrenge Vernunft theurer als eine blühende, bewegliche Einbildungskraft. Redner und Erzähler gedeihen beſſer in ſeiner Schule, als des Dichters „ſchöner Wahnſinn.“ Wenn man ihm deßhalb den Vorwurf gemacht hat, daß er mehr Licht als Wärme verbreite, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß er das Gefäß war, in dem alle großen Ideen, die ſeit Jahrhunderten die europäiſche Welt bewegen und ihrer Zukunft entgegenführen, ihren vollen, vollkommenſten Ausdruck fanden. Deßhalb wandte er ſich gleich anfangs vom Orient ab, deſſen blendende, überſchwängliche Mährchen „Trubadours und Trouveurs“ begeiſterten. Deßhalb iſt ihm ſelbſt die Berührung mit dem frühgebildeten Italien und Spanien eher ſchädlich als erſprießlich, eine Conjunction, die ihn mit partieller Verfinſterung bedroht. Nur die Ueberkommniſſe des chriſtlichen und heidniſchen Alterthums ſind ihm heilig; er nimmt ſie als homogene Elemente in ſich auf, verarbeitet ſie und giebt ihnen jenes eigenthümliche Gepräge, das man unter anderem an einer gewiſſen Heiterkeit erkennt, cette gaiti, ſagt Rabelais, qui est confête dans le mepris des choses fortuites. Alles was höher als die Kreuzzüge hinaufreicht, iſt verworren, roh, kunſt- und geſchmacklos, provinciell, nicht franzöſiſches Gemeingut, auch für die Weiterentwicklung des franzöſiſchen Geiſtes wenig wirkſam. Hier iſt nun wieder nicht ohne Bedeutung, daß Hr. N. die Annaliſten und Memoirenſchreiber an die Spitze der ganzen Literatur ſtellt, Villehardouin, Joinville, Froiſſart; und nach den weniger bekannten Chriſtien de Piſan, George Chaſtilan, Olivier de la Marche, den erſten Hiſtoriker, eines ſolchen Namens würdig: Philippe de Comines. Die Proſa wird nämlich auf franzöſiſchem Boden früher reif, als die Poeſie; ſie wird es dergeſtalt, daß ſie ſofort bei allen Völkern Europa's Anklang findet, und daß Brunetto Latin, Dante's Lehrer, eines ſeiner Werke am liebſten in franzöſiſcher Sprache ſchreiben mochte, plus délectable — meinte er — que toutes les autres de la chrétienté. Wenn alſo die langen und langweiligen Gedichte der Trouveurs Material geworden ſind für größere, reinere, klaſſiſche Schöpfungen fremder Nationen, ſo haben ſich dagegen die erſten Produkte der franzöſiſchen Proſa in der Achtung des Volkes behauptet, und beurkunden hiermit, ſcheint uns, die wahre, unwiderrufliche Beſtimmung des franzöſiſchen Geiſtes auf literariſchem Gebiete. Das erſte poetiſche Monument Frankreichs iſt, nach Hn. N., ein ſatyriſcher Roman voll kalter Allegorieen und gelehrter Citationen, aber auch voller Ausfälle gegen Fürſten, Adelige und beſonders gegen die römiſchen Prieſter. Hr. N. erkennt in einigen Erfindungen Jean de Meung's, z. B. in der Charakterzeichnung von Temp-Semblaut, etwas vom Geiſte Molières und rühmt mit Recht die praktiſche Richtung einer Poeſie „qui ne veut plus être une profession ambulante et foraine, comme celle des joueurs de luth — elle prétend exprimer les besoins, les passions et les interêts du genre humain. Er ſtimmt ganz mit dem Urtheil Boileau's über Villon überein:

> Villon fut le premier, qui dans ces temps grossiers
> Débrouilla l'art confus de nos vieux romanciers.

Villon, ein genialer Pariſer Gaſſenbube, iſt ihm der Zeit nach der erſte Lyriker Frankreichs und auch dem Werthe nach keiner der geringſten. Er hat ſeine jungen Jahre lüderlich verbrauſt, ſeine Leidenſchaften nicht gemeiſtert, ſondern gründlich durchgelebt, ihnen aber zugleich in ſeinen Gedichten ein wunderbares Denkmal geſetzt. Sie ſtammen aus *einem* ergriffenen Herzen, ſie reden die freie, natürliche Sprache des *Volkes*, nicht die geſchminkte eines Charles d'Orleans u. a. *gelehrten adeligen* Dichter der ſinkenden Feudalität. Somit hat nun Frankreich die Zeiten der großen Epopöe verpaßt und die Lücke, welche dadurch in ſeinem literariſchen Pantheon entſtand, iſt durch Voltaire's Henriade mit nichten ausgefüllt worden. An ihre Stelle tritt ſofort die Geſchichte in ihrer erſten elementaren, aber ſchon liebenswürdigen Form, den Mémoiren. Die Frühreife des geſelligen Lebens bedingte die Frühreife der Proſa; die Poeſie dagegen muß ſich langſam eine Kunſtform erſchaffen und dieſe Form, die ſich erſt nach Jahrhunderten abrundet und den beſten Geiſtern der Nation gerecht wird, ſollte nur für Frankreich gelten. So beſtimmt freilich drückt ſich Hr. N. nicht aus; ſo nahe mag er der Eigenliebe ſeines Volkes nicht treten. Daß er aber von der Wahrheit unſeres Axioms überzeugt iſt, das glauben wir aus ſeinem tief angelegten Werke ohne Anſtrengung herauslesen zu können. Aimez donc la raison, ſagt Boileau und er will hiermit eigentlich nur gegen die phantaſtiſchen Abſchweifungen der Dichter vor Malherbe proteſtiren. Aimez donc la raison, ruft Hr. N. ſeinem großen Vorgänger nach, aber bei ihm haben dieſe Worte einen bedeutenderen Sinn. Die Franzoſen ſcheinen uns nur in den Dichtungsarten klaſſiſch geworden zu ſein, in denen der abſtracte Verſtand eine größere Rolle ſpielt, und die der Proſa am nächſten kommen: der Satyre, der Komödie und der Fabel. Der franzöſiſche Geiſt hat den Beruf, ſagt Hr. N, die allgemeinſten Ideen in der reinſten und allgemeinſten Form auszudrücken. Dies wurde ihm um ſo leichter, als das Nationalbewußtſein in Frankreich ſchneller als in andern Ländern Europa's erwachte, als Frankreich am früheſten zuſammenwuchs und die Sprache der Ile de France, die übrigen Dialekte zu bloßen patois herabſtimmend, ſich durch die ſteigende Macht des Königthums, bald zur allgemein verſtändlichen und allgemein geſprochenen Volksſprache erhob. In dem Maße, als dieſer Bildungsprozeß vor ſich ging, machte ſich der franzöſiſche Geiſt frei von provinciellen Anſchauungen und Eindrücken, frei von den engen Feſſeln der nächſten Gegenwart, griff er rückwärts und vorwärts in verfloſſene und kommende Zeiten, und drückte er ſeinen Produkten jenen allgemeinen menſchlichen Charakter auf, den Herr Niſard für dieſelben faſt ausſchließlich vindicirt.

Um dieſem Ideal aber näher zu kommen, mußte der franzöſiſche Geiſt wie neugetauft und neugeboren, mußte er von Neuem von dem doppelten Alterthum befruchtet werden, dem er ſelbſt ſeine erſte Form

Digitized by Google

verdankte und welches ſelbſt ſchon jenen höheren menſchlichen Charakter beſitzt, den Frankreich nur zu vervollkommnen, zu populariſiren und ſtärker auszuprägen beſtimmt war. Unſere Leſer haben in dem Act dieſer Doppelbefruchtung ſofort die großartigen Erſcheinungen der Renaiſſance und der Reform erkannt. Die verkommenen lateiniſchen und griechiſchen Studien mußten tiefer in Sprache und Leben Frankreichs eindringen; ſie mußten geſchützt, allgemeiner gepflegt und belohnt, mit Einem Worte reformirt werden — und dieſe Reform hieß nun Renaiſſance, weil es den Menſchen ſchien, als ob die längſt begrabenen Griechen und Römer wieder zu neuem Daſein erwachten. Aber auch die chriſtliche Lehre ſchien wie von einer unheilbaren Verderbniß heimgeſucht zu ſein, auch ſie mußte, um zu geneſen, zu ihren Quellen zurückgeleitet, mußte ſo zu ſagen wiedergeboren werden, und dieſe Renaiſſance hieß man die Reform. Renaiſſance und Reform, bald „in ſchönem Verein," bald in gewaltſamem Zuſammenſtoß, weckten durch all' ihre Concordanzen und Discordanzen den modernen und zwar zunächſt den franzöſiſchen Geiſt. Marguerite de Valois, Franz des Erſten Schweſter, und Marot ſtehen unter ihren doppelten Einflüſſen. Rabelais aber und die Schaar, die ſeinen Spuren folgt, gerieth durch die Reformation in den Scepticismus, und Montaigne, der halb und halb zu derſelben Schule gehört, ruhte ſich gemüthlich auf „dem Kopfkiſſen des Zweifels" aus. Seine Deviſe war: que sais-je? Der finſtere Sinn Calvin's hatte die lebensluſtigen Franzoſen nicht angeſprochen; aber die furchtbare Erſchütterung, die das große Schisma hervorrief, zwang den Katholicismus, in ſich zu gehen und den ernſten Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen. So wurde er bedroht, dann beſchränkt, aber gerettet. Ja, er erhob ſich mit erneuter Macht, und gegen den Impuls, den er von Calvin erhalten, reagirend, ſtellte er bald eine Reihe von Kämpen, denen die neue Religion in Frankreich nichts ähnliches entgegenzuſetzen hatte: François de Salles, Boſſuet, Bourdaloue, Fénelon, Maſſillon. Nicht blos die Freigeiſter hatten ſich den Calvinismus zu Nutze gemacht: auch unter dem hohen Adel warb der letzte zahlreiche Anhänger; die Feudalität klammerte ſich an dieſen Anker, um dem immer mehr übergreifenden Königthum Einhalt zu thun. Das verdarb die Sache der Reformation in den Augen des Volks, ſo daß ſie ſich mit einem moraliſchen, immer noch gewaltigen Einfluß auf Mit- und Nachwelt begnügen mußte. Sie trat nach und nach beſcheiden in den Staatskörper zurück, der künftighin um ein einziges Centrum gravitirte; die Autorität hatte alſo hier ihr Recht behauptet. — Mit den Beſtrebungen der Renaiſſance nahm es in Frankreich einen ähnlichen Ausgang. Italiäniſche und ſpaniſche Formen gewannen daſelbſt nur die ephemere Geltung einer literariſchen Mode, die ſich nicht weit über einige nur zu berühmte Hôtels und Salons erſtreckte. Dagegen drohte mit Ronſard und ſeinen Anhängern (der ſogenannten Pleiade) die franzöſiſche Sprache zu einer Rumpelkammer der griechiſchen und lateiniſchen Autoren zu werden, ſo maſſenhaft führte die neue Schule den Sprachſchatz der Alten in das noch nicht hinlänglich fixirte, für jedes Neue empfängliche Idiom ein. Die Gelehrſamkeit, zu der ſolche Entlehnungen den Beweis lieferten, übte ihren Reiz auch auf das naive Jahrhundert: gewöhnlich laſtet ſie wie Blei auf den Flügeln des Dichters. Doch hat uns Ronſard einige leichtere Gedichte hinterlaſſen, die uns durch ihre ſeltene Friſche und Lieblichkeit überraſchen. In ihnen freilich ſchreibt er, wie er fühlt, und glücklicherweiſe ohne an die Nachwelt zu denken. So lange als er lebte, galt er für den erſten Dichter Frankreichs, bei Vielen ſogar, Europa's. Aber nach ſeinem Tode erlag ſein Ruf der unerbittlichen Kritik Malherbe's. Enfin Malherbe vint, ſagt Boileau. Die ausländiſche Muſe, die en français parlait grec et latin, fegte er aus dem Tempel, und führte einen reineren wahrhaft nationalen Geſchmack ein. Die Meiſterwerke Rom's und Athen's hörten deshalb nicht auf, jungen Dichtern und Schriftſtellern als Muſter zu dienen; vielleicht hat der franzöſiſche Geiſt ihnen gegenüber auch ſpäter nicht immer die gehörige Unabhängigkeit behauptet. Wie der Proteſtantismus im Staate, ſo wurde das Alterthum in der Literatur zu einem untergeordneten Faktor hinabgedrückt; beide ſind fortan nur Momente in der Entwicklung des franzöſiſchen Geiſtes. Von nun an und zwar das ganze 16. Jahrhundert hindurch, geht dieſer mit raſchen Schritten ſeiner Reife entgegen. Es war eine aufgeregte Zeit, der Sturm- und Drangperiode vergleichbar, die in Deutſchland vor hundert Jahren anbrach, und den Göthe-Schiller'ſchen Höhepunkt verkündete. Damals in Frankreich, wie neuerdings in Deutſchland, fehlte es nicht an genialen Männern, welche die Sprache verjüngen, alle Kenntniſſe beſitzen, alle Gipfel erfliegen wollten. Es wurde auch viel Tüchtiges geleiſtet; nur fehlte die Ordnung, die Ruhe und die Heiterkeit, ohne welche ideale Schöpfungen unmöglich ſind. Herr Niſard begreift dieſe Stimmung der Gemüther um die Zeit Ludwig des Dreizehnten.

Aussi, ſagt er, que demandait-on au commencement du XVII. siècle? Des vérités substituées aux idées, aux impressions; et parmi ces vérités celles-là surtout, qui servent à la conduite de la vie. On demandait une méthode, on sentait la nécessité d'une langue disciplinée, d'un choix dans les mots, qui repondit à un choix dans les idées. On voulait en finir avec le „Que sais-je?" du XVI. siècle, et chercha ce qu' il faut savoir, pour connaître ce qu' il faut faire."

Italien.

Zur Geſchichte der Bourbonen in Neapel.

Das Buch des Herrn Guſtav Raſch „Frei bis zur Adria." Dritter Band, welches, ſoweit es ſich auf die öſterreichiſche Herrſchaft in Venedig bezieht, Gegenſtand beſondrer Beſprechung im „Magazin" geweſen iſt, enthält in einem Anhange über die Banditenwirthſchaft in Rom und Neapel einige Documente, die für die Geſchichte des entthronten Königshauſes von einem ganz beſondren Intereſſe ſind. Ueber die Natur dieſes glücklich beſeitigten Regiments iſt zwar im allgemeinen keine Meinungs-Verſchiedenheit. Indeſſen die hier veröffentlichten Papiere bringen ſowohl über die Regierungs-Grundſätze von König Ferdinand II., dem einzigen energiſchen Souverän von Europa, wie ſein Bewunderer, Kaiſer Nicolaus von Rußland, zu ſagen pflegte, als auch über den Brigandaggio auf dem Feſtlande von Neapel ſo merkwürdige Specialitäten zu Tage, daß wir uns einiger Mittheilungen aus denſelben nicht enthalten können.

Das wichtigſte dieſer Documente iſt die geheime Inſtruction, welche König Ferdinand II. ſeinem Generalſtatthalter von Sicilien, dem Feld-Marſchall Don Paul Ruffo, Fürſten von Caſtelcicala, am 14. März 1855 mitgab. Das Original dieſes Dekrets von des Königs eigener Hand geſchrieben und unterzeichnet, und von ſeinem Sohne Franz II., als Zeichen ſeiner Beſtätigung, gleichfalls unterſchrieben, iſt im Archive des königlichen Schloſſes zu Neapel von dem bekannten Garibaldi'ſchen Miniſter Criſpi, gegenwärtig Deputirter im italiäniſchen Parlamente, aufgefunden worden. Herr Raſch theilt daſſelbe nach einer Copie mit, welche der franzöſiſche Schriftſteller M. de la Varenne in Criſpi's Wohnung von dem Original genommen hat. Dieſes königliche Dekret ertheilt dem General-Statthalter, neben der ihm bereits zugegangenen öffentlichen Inſtruction, die volle Ausübung aller Rechte der königlichen Machtvollkommenheit „für den Fall, daß ein Aufruhr oder Unruhen gegen Unſre königliche Autorität oder gegen die Staatsregierung entſtehen ſollte, aber auch dann ſchon, wenn man aus vorliegenden Thatſachen nur eine Abſicht, Unruhen oder Aufſtände vorzubereiten, vermuthen kann." In derartigen Fällen wird der General-Statthalter angewieſen, drei verſchiedene Klaſſen aufzuſtellen. Es heißt wörtlich:

„Die erſte Klaſſe beſteht in den Verbrechen, welche man nach vorſichtiger Ueberlegung, und ohne daß die Sicherheit der Regierung dadurch irgend gefährdet wird, dem gewöhnlichen Lauf der Rechtspflege und den ordentlichen Gerichten überlaſſen kann.

Die zweite Klaſſe beſteht in den Verbrechen, bei denen eine ſchleunige Beſtrafung nothwendig erſcheint. Sie werden in den Formen des außerordentlichen Verfahrens verhandelt.

Die dritte Klaſſe umfaßt alle die Fälle, welche gebieteriſch die Ausübung einer höchſten Diktatur erfordern, und bei denen das Wohl des Staates es verlangt, daß das Uebel in ſeinem Urſprunge erſtickt werde. Es ſind die Fälle, in denen deshalb die Anwendung irgend einer Art von gerichtlicher Form — wäre es auch ſelbſt die Form des außerordentlichen Verfahrens — der prompten und ſchnellen Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe ſchädlich ſein könnte, welche die erſte Sorge der Regierung eines civiliſirten Staatslebens iſt."

Für die erſte Klaſſe wird nun „eine ſchnelle und ſtrenge" Juſtiz durch die gewöhnlichen Gerichtsbehörden, für die Fälle der zweiten Klaſſe die Berufung von Special-Commiſſionen aus den Magiſtratsperſonen, oder in außerordentlichen Fällen von Militair-Commiſſionen, angeordnet. Der Statthalter hat für die ſchleunige Vollſtreckung der Urtheile Sorge zu tragen, und nur dann Aufſchub zu gewähren, wo er dies „aus Rückſichten auf die Juſtiz oder aus Klugheits-Rückſichten" für geboten erachtet. Aber es bleibt die dritte Klaſſe.

„Was dieſe Verbrechen anbelangt," ſchreibt der König, „ſo ermächtigen Wir Sie, nachdem die Thatſachen in einem ſummariſchen Verfahren

Digitized by Google

zuſammengeſtellt ſind, die augenblickliche Erſchießung der Schuldigen zu befehlen, oder nach den Umſtänden die Deportation derſelben auf die Inſeln Unſerer Monarchie oder auch in die Gefängniſſe des Feſtlandes zu befehlen, um von Uns ſelbſt gerichtet zu werden. Für keine der Anordnungen, welche Sie in dieſem Sinne treffen werden, ſollen Sie jemals zur Verantwortung gezogen werden können. Im Gegentheil ſollen ſie zu jeder Zeit ſo betrachtet und angeſehen werden, als wären ſie von Uns ſelbſt befohlen worden.

Das iſt aber dem Herrſcher von Neapel noch nicht genug. Er theilt die verhängnißvolle Furcht ſeines Hauſes vor geheimen Geſellſchaften, und trifft gegen ſie noch ſpecielle Anordnungen. „Da Uns die Erfahrung gelehrt hat, daß für dieſe Art von Verbrechen die Verbannung aus Unſerem Staate die beſte und paſſende Strafe iſt, ſo ermächtigen Wir Sie, von der Strafe der Verbannung ganz nach Ihrem Belieben Gebrauch zu machen und ſie als einfache Polizei-Maßregel in Anwendung zu bringen. Einen Bericht über die Fälle, wo Sie die Strafe der Verbannung als Polizei-Maßregel anwenden, brauchen Sie nicht weiter an Uns zu erſtatten."

Aber auch das genügt dem Könige nicht. Er hat Militair-Gerichte und Special-Gerichte angeordnet, nicht eingedenk, daß die Juſtiz durch unabhängige Gerichte, nach dem goldenen Worte unſeres großen Kurfürſten das „nächſt dem Worte Gottes allerbeſte und unſchätzbarſte Kleinod aller Länder und eine Grundveſte des Regentenhauſes" iſt. Wie wenn dieſe außerordentlichen Gerichte ſchwanken oder zögern ſollten? Und Ferdinand II. ſchreibt weiter:

„Wenn bei den gerichtlichen Unterſuchungen und Verurtheilungen es ſich ereignen ſollte, daß alle oder ein Theil der Mitglieder der Militair-Commiſſionen oder der aus Magiſtrats-Perſonen gebildeten richterlichen Behörden eine Urtheilsſprechung verweigern oder Gewiſſensſkrupel vorſchützen, ſo ſollen Sie an Uns einen genauen Bericht über die Lage der Sache abſtatten, und Unſere Entſcheidung einholen. Nichts deſtoweniger ermächtigen Wir Sie in dringenden Fällen, wo es an Zeit fehlen ſollte, Unſere Entſcheidung einzuholen und wenn dadurch eine Verzögerung der Juſtiz (!) entſtehen würde, in den gedachten Militair-Commiſſionen oder den aus Magiſtrats-Perſonen gebildeten richterlichen Behörden, nach Anhörung Ihres Staatsraths, eine Stellvertretung derjenigen Richter eintreten zu laſſen, welche Gewiſſensſkrupel haben und ſtatt ihrer nach Ihrem Belieben andre Richter einzuberufen."

Das ſind die Befehle, die ein König ſeinem Alter Ego mitgeben konnte. Wem fiele dabei nicht ein, daß Mr. Gladſtone die Regierung dieſes Königs amtlich und öffentlich eine Verleugnung Gottes genannt hat?

Die anderen Papiere betreffen das Brigantenweſen auf dem Feſtlande von Neapel. Man erinnert ſich (in dieſen Tagen ſicherlich) jener energiſchen Depeſche, die der Baron Ricaſoli als Chef des italiäniſchen Kabinets vor wenig mehr als einem Jahre an die Vertreter ſeines Staates richtete. Er wies darin jeden Vergleich der politiſchen Unruhen zu den Zeiten der Stuarts, in der Vendée und in Spanien mit dem Räuber-Unfug im Königreich Neapel auf das entſchiedenſte zurück. „Die Parteigänger von Don Carlos, die Anhänger der Stuarts, die Vendéer, ſchrieb er, die für ein Prinzip gekämpft haben, würden ſich für beleidigt halten, wenn man ſie mit den gemeinen Banditen zuſammenſtellen wollte, die ſich über verſchiedene Theile einiger neapolitaniſchen Provinzen ausbreiten, lediglich aus Begier nach Raub und Plünderung." Man hat ſeitdem beſtätigt gefunden, das von ſeiten des bourboniſchen Hofes in Rom die mannigfaltigſten Anſtrengungen gemacht worden ſind, um dies Räuberweſen auf die Höhe einer politiſchen Action zu erheben. Zwar iſt, obwohl manche Bewunderer des Helden von Gaeta dies vorausſetzten, weder der König Franz, noch einer ſeiner Prinzen, noch auch einer der ihm treu gebliebenen Großen und Generale in die Abbruzzen gegangen. Aber es haben belgiſche, franzöſiſche und ſpaniſche Aventuriers genug ihre Haut zu Markte getragen. Das Tagebuch eines der Letztern, des bekannten Carliſten-Offiziers Borges (inzwiſchen erſchoſſen), gewährt über die Natur dieſes „Bürgerkriegs" die ſicherſten Aufſchlüſſe. Es iſt überdies wegen der Bemerkungen über einen der unbekannteſten Landſtriche Europa's und wegen der ganzen Denkungsart des Schreibers von ungewöhnlichem Intereſſe.

Borges ſegelte, wie es ſcheint, nur mit einigen andern „Offizieren," in einer Pirogue am 11. September v. J. von Malta ab und landete nach zweitägiger Ueberfahrt am Strande von Bianealeone (nahe dem Cap Spartivento, der Südſpitze von Calabrien). Von einem Schäfer geführt, erreichte die kleine Schaar am nächſten Morgen das Städtchen Precacora. Von den Bewohnern und dem Pfarrer wurden ſie mit dem Ruf: „Es lebe Franz II." empfangen. „Dieſer erſte Erfolg, ſo berichtet Borges an den bourboniſtiſchen General Clary nach Rom, machte mir Hoffnung, eine Hoffnung, von der ich bald enttäuſcht werden ſollte. Zwanzig Bauern ſtellten ſich unter meine Befehle und mit dieſer mikroſkopiſchen Armee marſchirte ich vorwärts in's Land... Aber als wir Sant'Agata paſſiren wollten, wurden wir von einigen 60 mobilen Nationalgarden angegriffen. Sie begannen ein heftiges Gewehrfeuer. Beim erſten Flintenſchuß liefen die neuen Rekruten davon und ich befand mich mit meinen Offizieren allein." Durch die Vermittelung der Mönche in Bianco erreichte er dann „eine Bande unter dem Befehle eines gewiſſen Mittica," etwa 120 Leute, größtentheils bewaffnet. Sie verabredeten einen gemeinſamen Angriff auf das Landſtädchen Plati (das einzige Mal, daß von einem Angriff auf einen Ort die Rede iſt). Aber Borges iſt blos Zuſchauer, da Mittica ſich keineswegs unter die Befehle des Ankömmlings geſtellt hat. Der Angriff wird abgeſchlagen, Todte und Verwundete hat natürlich auch hier nur der Feind. Indeſſen die Schaar läuft auseinander, da es in Strömen regnet, und das Bivouak dadurch nicht angenehmer wird, daß es nichts zu eſſen giebt. Schon am nächſten Tage (18. Sept.) trennt ſich Mittica mit dem Reſte ſeiner Leute von Borges, der mit ſeinen wenigen Begleitern den mühſamen Marſch durch die Schluchten des Gebirges nach Norden zu fortſetzt. In Serra di Cerri kommt ein ehemaliger Soldat zu ihnen und bittet um die Erlaubniß den Zug mitmachen zu dürfen: „er iſt der einzige Anhänger," ſchreibt Borges, nach achttägigem Marſche durch halb Calabrien, „den ich bis jetzt gefunden habe."

Bis zum 22. September reicht der Bericht an Clary; von demſelben Tage beginnen die Mittheilungen aus dem Tagebuche, die ſich bis zum 8. October erſtrecken. Von Waffenthaten iſt in der ganzen Zeit nicht die Rede; die Hand voll Leute ſchleichen ſich, mit den bitterſten Mühſeligkeiten, namentlich mit Hunger kämpfend, in ſteter Beſorgniß vor den Nationalgarden, und zwar vor Trupps von 15, 20, 30 Mann, immer auf den Höhen der Berge campirend, „bei Coſenza am Buſonto" vorbei, bis zu dem Hafenort Roſſano, am Tarentiniſchen Meerbuſen. Das Beſte, was ſie auf dem Wege finden, ſind die Ausſichten von den wilden, tannenbewachſenen Höhen des calabriſchen Gebirges. Irgendwelche militairiſche Zwecke, Verbindungen mit andern Chefs, Pläne gegen die *Piemonteſen*, ſind nicht vorhanden. Zwar ſpricht der Carliſten-Offizier auch *in ſeinem* Tagebuche hie und da mit einer gewiſſen Genugthuung von Contremärſchen, von Umgehungen des Feindes und dergleichen; allein das heißt weiter nichts, als daß er mit ſeinen Geſellen einem Dutzend Nationalgardiſten entwiſcht, die hinter ihnen her ſind, weil die hungrigen, armen Schlucker einen oder ein paar Hammel von der Dorfweide „requirirt" haben. Freilich iſt oft genug davon die Rede, daß da und dort die Leute „gut geſinnt" ſind; aber ſie thun nichts für den irrenden Ritter, als daß ſie ihn um ſein Geld betrügen. Es werden ihm Leute verſprochen, aber ſie kommen nicht, oder wenn ſie kommen, ſo verſchwinden ſie plötzlich wieder, „wie eine Rauchwolke verſchwindet." Ueberall aber, und das iſt das merkwürdigſte, ſind die Beſitzer ſchlecht geſinnt. Ja ſie ſtellen ſich an die Spitze der Nationalgarden, die den fremden Gäſten ſo eifrig nachſpüren, und machen dem Abgeſandten des Königs Franz lange Beine.

Dabei verliert unſer Spanier aber nicht den Muth. „Ich bin der Meinung," ſchreibt er, „daß, wenn man eine Landung von 2000 Mann auf vier Punkten bewerkſtelligen könnte, nämlich je 500 in Catanzaro, Reggio, Coſenza, und den Abbruzzen, man die ganze piemonteſiſche Regierung ſtürzen könnte." Er ſetzt freilich hinzu: Vorausgeſetzt, daß ſich die ganze Bevölkerung wie Ein Mann in Maſſe erhöbe. Er hätte ebenſo gut ſagen können: Vorausgeſetzt, daß die Piemonteſen alle davon liefen. In Ermangelung dieſer Vorausſetzung tröſtet ſich unſer Held inzwiſchen mit Beobachtungen des Landes ſeiner künftigen Thaten. Sie nehmen einen weit größeren Raum ein, als ſeine militairiſchen Notizen und ſind viel intereſſanter. Man ſieht daraus mit Verwunderung, daß die Thäler dieſes ſo verſchrieenen Gebirges gut bewäſſert, fruchtbar und zum Theil auch gut bebaut ſind, daß es auf den Höhen reiche Waldungen giebt und üppiges Wieſen- und Ackerland in den Flächen, genug, um einen ehrlichen Spanier in Staunen zu ſetzen. Ich wähle eine Stelle, die beſonders charakteriſtiſch iſt:

„Das Gebirge von Pelletna, welches wir am Morgen des 26. verließen, iſt fruchtbar und ziemlich gut bebaut. Es bringt Erdäpfel, Gemüſe, Feigen und andere ſchöne Früchte hervor. Die reichen Leute von Cotrona benutzen es zur Weide für ihre Heerden. Wir verſpeiſten einen Hammel in der Schäferei, welche dem Nationalgarde-Capitain der Stadt gehört. Er heißt Don Giccio Villangiere. Wenn er uns faſſen könnte, würde er uns unſere Verwegenheit wahrhaftig theuer genug bezahlen laſſen. Indeß, wir haben dem Schäfer 40 Franken gegeben und ich ge-

Google

ſtehe, er war ganz zufrieden mit dem Handel. Ponte della Valle iſt von mir ſchon früher theilweiſe beſchrieben worden; indeß bleibt mir noch etwas über daſſelbe zu ſagen Das Thal wird in ſeiner ganzen Länge von einem Fluſſe durchſtrömt, welcher es etwas zu ſtark bewäſſert. Da es an einem Kanal fehlt, durch den das Waſſer abfließen könnte, macht er das Thal recht ſumpfig. Träfe man die nöthigen Anſtalten, um es zu entwäſſern, ſo würde es der ſchönſte Garten der Welt werden. Trotzdem giebt es Flachs und gute Weiden in Menge. Man ſieht auch zahlreiche Heerden. Es ſind viele Hütten für diejenigen, welche den Flachs bereiten, aufgeſchlagen, ſo daß man viele Menſchen kommen und gehen ſieht. Das Gebirge von Colle Deſerta iſt recht holzreich; aber trotzdem würde ſich die ganze Südſeite ſehr gut zum Weinbau eignen, wenn man ſich überhaupt um den Anbau und um die Kultur der Rebe bekümmerte. Das kleine Thal von Rovale vereinigt beide Eigenſchaften der vorigen, nur ſcheint es mir geſunder und weniger feucht. Das Thal von Nieto iſt das reizendſte in der Welt. Gärten, kleine Häuſer, Schäfereien, Bäche, große Wohnungen, Gehölze und kleine Wäldchen wechſeln miteinander ab und machen es zum reizendſten Land-Aufenthalt, den ich kenne. Ich will nicht von den Frauen ſprechen, welche ich mit Körben voll Käſe, Früchte und Milch ſah, nicht von den Männern, die auf dem Felde arbeiteten, nicht von den Schäfern, welche an den Weidenſtämmen lehnten und die Flöte oder den Dudelſack blieſen. Kurz, es iſt ein Arkadien, wo ſelbſt die Steine, wenn ſie fliegen könnten, in der Luft anhalten würden, um zu ſehen, zu hören und zu bewundern."

Bravo, Capitain! Eine vollſtändige Idylle, bis auf die fliegenden Steine! Wie ſchade, daß der Mann ſo thöricht war, ſich auf Kriegszüge für König Franz einzulaſſen; er hatte, wie man ſieht, weit beſſere Talente, und ſcheint für einen „Bandenchef" (Räuberhauptmann paßt wohl kaum auf einen Mann, der einen Hammel zum Mittagseſſen für 40 Franken kauft) gutmüthig genug geweſen zu ſein. Mögen ähnliche arme Teufel ſich durch ſein trauriges Ende abſchrecken laſſen! P. D. F.

England.

Die Arbeiternoth in England.*

Seit zwei Monaten geht in der hieſigen Preſſe eine Polemik vor ſich, deren Akten dem künftigen Geſchichtsſchreiber der engliſchen Geſellſchaft ungleich mehr Intereſſe bieten dürften, als ſämmtliche Kataloge der großen Ausſtellung, illuſtrirte und nicht illuſtrirte.

Man erinnert ſich, daß kurz vor Schluß des Parlaments in aller Eile, auf Antreiben der großen Induſtriellen, eine Bill durch beide Häuſer gejagt wurde, welche die Armenſteuer in den Municipalitäten von Lancaſhire und Yorkſhire erhöht. Dieſe Maßregel, an und für ſich von ſehr beſchränkter Wirkung, trifft hauptſächlich die kleinen Mittelſtände der Fabrikdiſtrikte, während ſie die landlords (große Grund-Eigenthümer) und cottonlords (Baumwoll-Lords) kaum anſtreift. Während der Discuſſion jener Bill ließ Palmerſton harte Worte auf die Cotton-Lords fallen, deren Arbeiter auf den Straßen verhungerten, während ſie ſelbſt durch ſpekulative Käufe und Verkäufe von Baumwolle Reichthum auf Reichthum thürmten. Ihre „masterly inaction" (meiſterhafte Unthätigkeit) während der Kriſe erklärte er ebenſo aus „ſpekulativen" Gründen. Schon bei Eröffnung der Seſſion hatte Lord Derby erklärt, die Baumwollnoth ſei den Fabrikanten wie ein Deus ex machina erſchienen, indem eine ungeheure Ueberſchwemmung der Märkte die furchtbarſte Kriſe herbeiführen mußte, hätte nicht plötzlich der amerikaniſche Bürgerkrieg die Zufuhr des Rohſtoffes abgeſchnitten. Cobden, als Wortführer der Induſtriellen, antwortete mit einer dreitägigen Diatribe gegen Palmerſton's auswärtige Politik.

Nach Vertagung des Parlaments ſpann ſich der Kampf in der Preſſe fort. Aufrufe an das engliſche Publikum um Hülfe für die leidende Arbeiter-Bevölkerung und die ſtets wachſenden Dimenſionen des Elends in den Fabrik-Diſtrikten boten täglich neuen Anlaß zur Fortſetzung des Kampfes. Der Morning Star und andere Organe der Induſtriellen erinnerten daran, daß Graf Derby und ein ganzer Schwarm Ariſtokraten ihre jährlichen Grundrenten zu 300,000 und mehr Pfund Sterling, von Landbeſitzungen in den Fabrik-Diſtrikten der Induſtrie, an der ſie ſich nie betheiligt, allein verdankten, welche früher werthloſem Boden ſeinen jetzigen Preis angezaubert habe. Der Morning Star ging ſo weit, die wohlthätigen Beiträge zu fixiren, wozu Derby und andere große Land-Lords verpflichtet ſeien. Er taxirte Derby's Beitrag z. B. auf 30,000 Pfd. Sterling. Lord Derby berief in der That, kurz nach Vertagung des Parlaments, ein Meeting nach Mancheſter zur Zeichnung wohlthätiger Beiträge. Er beſteuerte ſich ſelbſt mit 1000 Pfund Sterl., und die anderen großen Grundbeſitzer zeichneten entſprechende Summen. Das Reſultat war kein glänzendes, aber die Grund-Ariſtokratie hatte wenigſtens etwas gethan. Sie ſchlug ſich auf die Bruſt mit einem: „Salvavi animam meam!"

Die Großwürdenträger der Baumwoll-Induſtrie verharrten unterdeß in ihrer „ſtoiſchen" Haltung. Sie ſind nirgends zu finden, weder bei den Lokal-Comité's, die ſich für Milderung der Noth bildeten, noch bei dem Londoner Comité. „They are neither here nor there, but they are on the Liverpool market," ſagt ein Londoner Blatt. (Sie ſind weder hier noch dort, ſondern auf dem Liverpooler Markt.) Die Tory-Journale und die Times donnern nun täglich gegen die Baumwoll-Despoten, die Millionen „aus dem Fleiſch und Blut der Arbeiter" geſaugt, und ſich jetzt weigern, auch nur Pfennige beizuſteuern, um „die Quelle ihres Reichthums" zu erhalten. Die Times hat eigene Reporters in die Fabrik-Diſtrikte geſchickt, deren ſehr detaillirte Schilderungen keineswegs geeignet ſind, die „cotton-lords" zu populariſiren. Dagegen klagen die induſtriellen Organe — Morning Star, Economist, Manchester Guardian ꝛc. — die Times an, ſie ſtachelte den Klaſſenkampf an, um die Schuld der Regierung, ihre Wirthſchaft in Indien ꝛc. zu vertuſchen. Ja die Times, offenbar hoch erfreut über dieſe Gelegenheit zur Wiedereroberung ihrer Popularität, antwortet mit beißendem Hohn: „Während die „cotton-lords" nach einer Seite ſehr ökonomiſtiſch verfahren, ſofern ſie nämlich die jetzige Baumwollnoth ſpekulativ exploitirten, ſeien ſie andererſeits abgehärtete Communiſten, und zwar Communiſten der widerlichſten Sorte. Dieſe reichen Herren verlangten, daß England die Taſchen öffne, um ihnen, ohne irgend welche Koſten für ſie ſelbſt, den koſtbarſten Theil ihres Kapitals zu conſerviren. Ihr Kapital beſtehe nämlich nicht nur aus Fabriken, Maſchinerie und Guthaben beim Banquier, ſondern noch viel mehr aus den wohldisciplinirten Arbeiter-Armeen in Lancaſhire und Yorkſhire. Und während die Herren ihre Fabriken ſchlöſſen, um das Rohmaterial zu 500 Procent Profit zu verkaufen, verlangten ſie, das engliſche Volk ſolle ihre entlaſſenen Armeen auf den Beinen halten!"

Während dieſes ſonderbaren Zwiſtes zwiſchen Grund-Ariſtokratie und Fabrik-Ariſtokratie — wer von ihnen am meiſten die Arbeiterklaſſe ausgeſaugt, und wer von ihnen am wenigſten zur Abwehr der Arbeiter-Noth zu thun verpflichtet ſei — ereignen ſich Dinge mit den Patienten ſelbſt, von denen die continentalen Bewunderer der „great exhibition" keine Ahnung haben. Das Ereigniß iſt amtlich conſtatirt:

In einer kleinen cottage zu Gauxholme, in der Nachbarſchaft von Padmonden (Weſtriding von Yorkſhire), lebte ein Vater mit zwei Töchtern; der Vater alt und gebrechlich, die Mädchen ihr Brod ärndtend als Arbeiterinnen in der Baumwollfabrik der Herren Halliwell. Sie bewohnten ein elendes Zimmer im Untergeſchoß, wenige Fuß ab von einem ſchmutzigen Bach, und über ihrem Fenſter bildete eine Treppe den Zugang für die Einwohner des obern Stockwerks, wodurch das Licht von der öden Behauſung abgeſchnitten ward. Während der beſten Zeiten verdienten ſie nur genug, um „Leib und Seele zuſammenzuhalten;" aber in den letzten 15 Wochen verſiegte ihnen die einzige Nahrungsquelle. Die Fabrik wurde geſchloſſen; die Familie hatte nicht länger die Mittel, eine Mahlzeit zu erwerben. Schritt für Schritt zog ſie das Elend in ſeinen Abgrund. Jede Stunde brachte ſie dem Grabe näher. Die kümmerlichen Erſparniſſe waren bald erſchöpft. Die Reihe kam an das dürftige Mobiliar, an Kleider, Wäſche und was immerhin verkaufbar oder verſetzbar war — um es in Brod zu verwandeln. Es iſt gewiß, daß während der 14 Wochen, worin ſie keinen Pfennig verdienten, ſie nicht einmal die Hülfe der Pfarrei beanſprucht haben.

Zur Erhöhung der Qual war der Alte ſeit einem Monat krank und unfähig, das Bett zu verlaſſen. Die Tragödie zwiſchen Ugolino und ſeinen Söhnen wiederholte ſich ohne ihren Cannibalismus in der Hütte von Padmonden. In der letzten Verzweiflung machte ſich endlich das ſtärkere der beiden Mädchen auf, ging zu dem Armenhauspfleger und erzählte ihm die kummervolle Mähr. Dieſer Herr, unglaublich wie es ſcheinen mag, antwortete: er könne nichts für die Familie thun, bis nächſten Mittwoch. Fünf Tage länger ſollten die drei armen Dulder hinſterben, bis der mächtige Büttel ſich endlich herablaſſen werde, Hülfe zu leiſten. Die Familie harrte — ſie konnte nicht anders. Als der anberaumte Mittwoch endlich kam, an dem offizielles Wohlwollen der vom Hunger geſchlagenen Fami-

* Aus einem Londoner Schreiben vom 20. September 1862.

lien eine Brodkrume zuwerfen ſollte, wurde die Dorfſchaft aufgeſchreckt durch das Gerücht, daß eine der Schweſtern am Hungertod geſtorben ſei. Das Gerücht war nur zu wahr. Ausgeſtreckt auf einer elenden Pritſche, mitten unter den Symbolen des ſcheuslichſten Elends, lag die Leiche des verhungerten Mädchens, während ihr Vater abgezehrt und hülflos auf ſeinem Bette ſchluchzte und die überlebende Schweſter gerade noch Kraft genug beſaß, die Geſchichte ihrer Leiden zu erzählen. Aus Erfahrung wiſſen wir, wozu dieſer entſetzliche Fall, durchaus kein Ausnahmsfall heutzutage, führen wird. Es wird eine Todtenſchau abgehalten werden. Der Coroner (Todtenbeſchauer) wird ſich weitläufig ergehen über den wohlwollenden Geiſt des engliſchen Armengeſetzes, die Vorzüglichkeit der Maſchinerie für ſeine Ausführung wieder als prima facie-Beweis anführen, daß das Geſetz unmöglich für den traurigen Zufall verantwortlich ſein kann. Der Armenhauspfleger wird ſich weißwaſchen, und wenn nicht warm bekomplimentirt vom Gerichtshof, wird er jedenfalls zur Beruhigung erfahren, daß nicht der kleinſte Makel an ihm haftet. Die Jury endlich wird die feierliche Komödie krönen durch das Urtheil: „Died by the visitation of God" (Geſtorben in Folge der Heimſuchung von Gott.).

Dänemark.

Die Volksſprache in Jütland.*

Mit Hülfe der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften iſt unter untenſtehendem Titel von L. Varning, der als Paſtor im Stifte Aarhus angeſtellt iſt, eine 17 Bogen ſtarke Abhandlung über die jütiſche Volksſprache herausgegeben, die bei ihrem intereſſanten Inhalt, ihrer guten Abfaſſung, beſonders aber wegen ihres fein tendentiöſen Zweckes vollkommen geeignet iſt, der däniſchen Propaganda im Auslande als wirkſames Werkzeug zu dienen, weshalb denn auch durch Fürſorge der genannten Geſellſchaft gleichzeitig mit der däniſchen eine engliſche Ausgabe derſelben veranſtaltet iſt.

Der gelehrte Verfaſſer hat es meiſterhaft verſtanden, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt der „ſüdjütländiſchen" Sprache das Terrain von der Königsau bis zur Eider anzuweiſen, und dies geſchieht ſo ganz nebenher bei der Löſung der ſcheinbaren Hauptaufgabe ſeines Buches, die erſtens in Beantwortung der Frage beſteht: „Iſt die jütländiſche Volksſprache germaniſchen oder ſkandinaviſchen Urſprungs?" zweitens in „Feſtſtellung der grammatikaliſchen und lexikaliſchen Eigenheiten der Volksſprache, welche über kurz oder lang verſchwunden ſein wird."

Abgeſehen von den patriotiſchen Irrthümern des Verfaſſers, die wir noch näher beleuchten werden, ſo weit der beſchränkte Raum unſres Blattes ſolches geſtattet, können wir das Buch den deutſchen Philologen doch nur empfehlen, denn der grammatiſche Theil deſſelben enthält wirklich des Intereſſanten ſo viel, daß er wohl Beachtung verdient, die wir ihm leider nicht zu Theil werden laſſen können, da aus dem Zuſammenhang geriſſene Bruchſtücke doch nur ein verfehltes Bild geben würden. Mit den gegebenen Sprachproben und dem „Verhältniß des Jütiſchen zu den Sprachſtämmen auf der Halbinſel" wollen wir uns indeſſen eingehends beſchäftigen.

Nachdem der Verfaſſer die Veränderungen dargeſtellt hat, welche die Wörter bei ihrem Uebergang aus den alten in die modernen Sprachen erleiden, faßt er noch einmal zuſammen, worin das Jütiſche mit älteren Sprachen, und zwar zuerſt mit dem Isländiſchen, übereinſtimmt und ſich dadurch ſchon vom Altgermaniſchen unterſcheidet. Das Jütiſche hat ein vollſtändiges Selbſtlaut-Syſtem, nämlich die Lippenlaute oa, å, ŏ, o, ŭ, u; die Zungenlaute æ, ä, ĕ, e, ĭ, i; die Lippen- und Zungenlaute ŏ, ø, y̆, y, (ÿ). Dem Altſächſiſchen nnd Altfrieſiſchen, ſowie dem Möſogothiſchen fehlt y, ŏ, (ø) und æ, dem Angelſächſiſchen ö (ø). Im Jütiſchen herrſcht die Aſſimilation tt für gt (ht, cht, kt) und kk für nk, ng; es hat ein entwickeltes Lautverſchiebungs-Syſtem, zum Theil nach denſelben Regeln, wie im Isländiſchen, Norwegiſchen, Däniſchen und Schwediſchen, wohingegen das Lautverſchiebungs-Syſtem in den meiſten niedergermaniſchen Sprachen eingeſchränkter iſt, oder andern Regeln folgt; hierzu kommen noch grammatikaliſche Eigenheiten, wie die ſchwache Beugung der Mehrheit der Subſtantiva auf -er (-r), die in den germaniſchen Sprachen auf -en (-an) vor ſich geht; dann mitunter die Anhängung des beſtimmten Geſchlechtsworts der Subſtantiva, welches im Germaniſchen vorgeſetzt wird; das ſächliche Geſchlecht des Adjektivums wird durch die Endung t bezeichnet, welches ebenfalls vom niedergermaniſchen abweicht. Hinſichtlich der Zeitwörter iſt zu bemerken, daß die jütiſchen ihre Gegenwart auf -r bilden, und überhaupt nicht wie im Germaniſchen die dritte Perſon auf d oder t endigen laſſen; die Stammform endigte urſprünglich auf einen Selbſtlaut, in den germaniſchen hingegen mit einem konſonantiſchen Auslaut (-en, -an, -on), wovon nur das Altfrieſiſche (auf -a) und das Nordfrieſiſche (auf -e) ausgenommen; die Paſſivform wird auf -s gebildet, alſo ganz abweichend vom Germaniſchen. Noch iſt auffallend der Mangel einer eigenen Form für die dritte Perſon des Pronomens in der Mehrheit, worin das Jütiſche mit den ſkandinaviſchen Sprachen übereinſtimmt, ebenſo darin, daß es eine zurückweiſende Form für die dritte Perſon beſitzt, welche den meiſten niedergermaniſchen Sprachen (Altſächſiſch, Angelſächſiſch, Altfrieſiſch, Nordfrieſiſch und Engliſch) fehlt.

Andererſeits enthält das Jütiſche ſo viele Eigenheiten, die nicht durch ein Zurückgehen auf das Isländiſche zu erklären ſind, ſondern auf einen germaniſchen Urſprung weiſen. Als ſolche ſind zu nennen: der Umtauſch des b mit v (Altſächſiſch, Niederſächſiſch und Nordfrieſiſch); der beſtimmte Artikel der Hauptwörter, der in den ſüdlichen und weſtlichen Theilen Jütlands dem Hauptworte vorgeſetzt wird, ebenſo die Umſchreibung der Beſitzform der Subſtantive durch ein Pronomen, der Mangel eines ſächlichen Geſchlechts beim unbeſtimmten Artikel und zum Theil auch beim Adjektivum in der weſtlichen Hälfte Nordjütlands.

Die jütländiſche Volksſprache ſcheint demnach zwei verſchiedenen Sprachſtämmen anzugehören, dem Skandinaviſchen und dem (Nieder-) Germaniſchen. In ſich iſt ſie der Hauptſache nach zerklüftet in die nordöſtliche und die ſüdweſtliche Mundart, beide werden durch Naturgränzen geſchieden und zwar hauptſächlich durch den jütländiſchen Haiderücken; am beſten findet man die Sprachgränze, wenn man vom Horſensfjord eine Linie öſtlich an Viborg vorbei und über Hjarbäck nordweſtlich durch den Lymfjord nach Bulbjerg Rev zieht. Die nordöſtliche Mundart enthält mehr ſkandinaviſche Elemente, als die ſüdweſtliche, weshalb man ſeither der Anſicht war, daß zwei verſchiedene Sprachen in alter Zeit ſich in Jütland Eingang gebahnt haben.

Es müßte alſo eine Einwanderung vom Norden und Süden her ſtattgefunden haben, und zwar eine „ſkandinaviſch-nordiſche und eine germaniſch-angelſächſiſche." Hierzu bemerkt der Verfaſſer indeſſen, daß von einem angelſächſiſchen Volke auf der Halbinſel nicht die Rede ſein kann, und eigentlich ebenſowenig von einer angelſächſiſchen Einwanderung, denn eine angelſächſiſche Nationalität entſtand ja erſt durch Verſchmelzung der angliſchen und ſächſiſchen nach Niederlaſſung der beiden betreffenden Völker in Britannien im Jahre 428 (449? 445?). Die angelſächſiſche Sprache, die nirgends außer England geſprochen wurde, kann daher keinen Einfluß auf das Jütiſche gehabt haben, eher kann letzteres Elemente zum erſteren abgegeben haben, da die Jüten Begleiter der Angeln und Sachſen auf ihrem Zuge nach Britannien waren. Noch weniger als eine Einwanderung kann eine angelſächſiſche Rückwanderung nach Jütland ſtattgefunden haben.

Daß eine ſächſiſche Einwanderung ſtattgefunden hätte, iſt noch mehr Zweifeln unterworfen, da Sachſen und Dänen (Jüten inbegriffen) von uralter Zeit her in beſtändiger Feindſchaft lebten und oftmals blutige Kriege führten, wenigſtens will dies Saxo Grammaticus ſo haben; die Angeln, welche allen älteſten Nachrichten zufolge zwiſchen dem Lande der Jüten und dem der Sachſen ein Territorium inne hatten, können auch nicht in Jütland eingewandert ſein, denn ſie wanderten ſo vollſtändig nach Britannien aus, daß ihr kleines Land vollſtändig verödete und, nach des Verfaſſers Anſicht, von den Jüten in Beſitz genommen wurde, die ſich dann mit den allenfalls zurückgebliebenen Greiſen und Schwächlingen vermiſchten.

Außer Sachſen und Angeln giebt es aber noch ein niedergermaniſches Volk auf der Halbinſel, nämlich das frieſiſche, welches gegenwärtig noch einen Theil des Landes bewohnt, den ſeine Vorfahren beſeſſen hatten. Die Frieſen ſind nämlich nachweislich ein von Deutſchland aus eingewanderter Stamm, und geſchah ihre Einwanderung erſt in der hiſtoriſchen Zeit, dieſelbe hat ſich aber keinenfalls bis nördlich von der Skodburgau erſtreckt.

Dieſe Ausführungen des Verfaſſers ſind ganz gut, und wir acceptiren mit Dank das Eingeſtändniß, daß die alten Angeln Deutſche waren, und daß die Jüten ſich ihres halb oder ganz verlaſſenen Landes bemächtigten; beides haben bekanntlich ſeither die däniſchen Geſchichtsmacher ex-

* Die jütiſche Volksſprache grammatiſch dargeſtellt. (Det jydske Folkesprog grammatikalsk fremstillet af L. Varning.)

Digitized by Google

ſchieden beſtritten. Doch müſſen wir uns eine Frage erlauben: woher kamen denn die Angeln, Sachſen und Jüten, vom Norden oder vom Süden? Aller Wahrſcheinlichkeit nach kamen die beiden erſtgenannten Nationen vom Süden, die Jüten vielleicht vom Norden; iſt es nun nicht möglich, daß die letzteren ſich in das jedenfalls dünn bevölkerte, viel unfruchtbare, angliſche Gebiet im jetzigen Nordjütland eingedrängt haben, ſei es im friedlichen oder gewaltſamen Wege, und daß dadurch eine Vermiſchung beider gothiſchen Stämme ſchon auf jütländiſchem Boden ſtattfand? Kamen aber die Jüten nicht vom Norden, dann müſſen ſie der Vortrab der nordwärts drängenden Angeln und Sachſen und mithin eine germaniſche Nation geweſen ſein, die ſich in Jütland und auf Fühnen niederließ, aber ſpäter durch Berührung mit den ſkandinaviſchen Dänen, deren Sitz Seeland und Schoonen, ihre urthümliche Nationalität und auch ihre Selbſtändigkeit einbüßte. Der große Belt iſt nach den älteſten norwegiſchen Quellen die Nationalitäts-Gränze zwiſchen Dänen und Jüten geweſen.

Es iſt ſchlimm, vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus betrachtet, daß der Verfaſſer ſich viele Germanismen des Jütiſchen nicht aus dem Altſächſiſchen erklären kann (S. 239), vielleicht kommt ihm ein deutſcher Philologe hierbei zu Hülfe; vorläufig hat er dadurch nur den Beweis gegeben, daß das Jütiſche mit dem Altgermaniſchen eine „unerklärliche," alſo natürliche Verwandtſchaft hat. Weiter iſt es auffällig, daß der Verfaſſer ſich auffallende Mühe giebt, den angelſächſiſchen Auslaſſungen, welche die Jüten zu Deutſchen machen, einen andern Sinn unterzuſchieben. Beda († 735) nennt z. B. die Jüten, Angeln und Sachſen als die drei deutſchen Volksſtämme, welche nach England überſiedelten; hier wendet der Verfaſſer ſofort ein, daß, wenn man auch Sächſiſch und Deutſch in grammatiſcher (!) Hinſicht eins ſein läßt, ſo folgt daraus nicht, daß die Jüten ſächſiſcher (!) Herkunft waren, „die Sachſen konnten ebenſogut jütiſcher Herkunft ſein" (dann wären die Jüten alſo keine Deutſchen geweſen!); überdies ſolle man nicht genus mit species verwechſeln, Sachſen und Jüten waren gewiß verwandt, ebenſo wie Angeln und Frieſen, „aber ſie haben eine andere Sprache geſprochen," Beda lebte 300 Jahre nach der Einwanderung, „er kann alſo nicht die Sprache der Jüten gekannt haben" (!). Der Verfaſſer ſcheint überſehen zu haben, daß er noch viel ſpäter als Beda geboren iſt, und doch will er die damalige Sprache ſeiner Landsleute gekannt haben, die man zu jener Zeit ſtets Jüten, aber niemals Dänen nannte! Wir unſrerſtheils können nicht glauben, daß unſre Vorfahren, die leider ſo ſtreng auf Stammes-Unterſchiede zwiſchen Germanen und Germanen achteten, ſich mit den Jüten als Ein Volk betrachtet haben ſollten, wenn letztere nicht eine ihnen durchaus verſtändliche Mundart derſelben Hauptſprache geſprochen hätten. Daß die Angelſachſen ſelbſt berichten, ſie wären aus dem ſüdlichen Theile Schleswigs und den daran gränzenden Theilen Deutſchlands gekommen, während ſie Jütlands gar nicht erwähnen, iſt dem Verfaſſer ein weiterer Beweis, „daß ſie das Volk des letzteren Landes für verſchieden von Sachſen und Angeln anſahen!" — Zwei andere Stellen aus der ſächſiſchen Chronik (Anno 449) ſollen ebenfalls die große ſprachliche und anderweitige Verſchiedenheit der Jüten von den Germanen beweiſen, nämlich: „Of Jótum comon Cantrave and Vihtvare, þæt is seó mæið, þe nú eardað on Viht, and þæt cynn ou Vest-sexum, þe man þæt Jútnacynn," und weiter: „Of Eold-seaxum comon Eastsexa and Sudsexa and Vestsexa." Alſo: „Von den Jüten ſtammen die Leute von Kent und Wight, das heißt jener Stamm, welcher jetzt Wight bewohnt und jenes Geſchlecht (Familie), welches man unter den Weſtſachſen das Jütengeſchlecht heißt." — „Von den Altſachſen ſtammen die Leute von Eſſex, Suſſex und Weſſex." Die Worte cynn, mæið und Jútnacynn überſetzt der Verfaſſer mit „Schaar" (Flok), „Stamm" und „Jütengeſchlecht" und folgert nun, daß von einem ſächſiſch-jütiſchen Miſchvolk die Rede iſt, da man die jütiſchen Bewohner von Kent und Wight einen „Stamm," den jütiſchen Zweig unter den Weſtſachſen aber eine „Schaar" nannte! In dieſer logiſchen Weiſe ſetzt der Verfaſſer ſeine Folgerungen fort, die alle darauf hinauslaufen, daß Angeln, Sachſen und Frieſen von den Jüten durchaus verſchiedene Völkerſchaften ſind; wenn er dies auch nicht hinſichtlich der Vorfahren der genannten Nationen hat beweiſen können, ſo hat er wenigſtens ſeinen guten Willen dargelegt, die Schleswiger zu Jüten und zu einer nichtdeutſchen Nation zu machen.

Es iſt wirklich traurig, daß in Dänemark alles der Partei dienen muß, daß nichts Wiſſenſchaftliches, Religiöſes oder Poetiſches erſcheinen kann, das ein Ausländer unbefangen in die Hand nehmen könnte; wie muß es mit der Moral einer „königlich däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" beſtellt ſein, die einem parteiiſch-wiſſenſchaftlichen Werke, wie dem vorliegenden, derartige Unterſtützungen angedeihen läßt, was ſoll man von einem Autor halten, der (S. 3 unten) anführt, daß die jütiſche Volksſprache auch ſüdlich von der Sprachgränze in den Kirchſpielen Tolk, Ulvsnäs und Brodersby im Amte Gottorp geſprochen wird, „daß man dieſe Sprachart aber noch nicht genauer unterſucht hat!" Welche Unbefangenheit oder Unkenntniß gehört ferner zu Ausſprüchen, wie: „Was ein Ding im Weſentlichen iſt, muß es urſprünglich geweſen ſein; jetzt iſt das Jütiſche weſentlich ſkandinaviſch, alſo muß es dies auch vom Anbeginn geweſen ſein!" Was iſt aus der Sprache ſo vieler romaniſirten deutſchen Stämme geworden und was aus der Sprache des ſlaviſchen Obotriten und Pommern, deren Nachkommen ein reines Niederdeutſch ſprechen? — Herr Paſtor, Sie ſind nicht auf der Kanzel!

Die mitgetheilten Sprachproben aus dem gegenwärtigen Jütiſch mögen an Korrektheit, ſoweit ſie die Sprache der Leute nördlich von der Königsau darſtellen ſollen, vielleicht Ihresgleichen ſuchen, aber was ſoll man von den „ſüdjütländiſchen" Ueberſetzungen halten, die darauf berechnet ſind, das Ausland glauben zu machen, in Angeln, dort wo die Kinder nach der Einſegnung ihre däniſchen Bücher in's Waſſer werfen, wo an den „däniſchen Sonntagen" die Kirchen leer ſtehen, daß dort alſo ein dem nordjütländiſchen durchaus ähnliches Däniſch geſprochen wird, und daß dort ein echt däniſcher Geiſt herrſcht, der ſich in Ausdrücken Luft macht, wie „deutſcher Hund!" oder: „da wir den Grafen Schill todtſchlugen!" Natürlich werden ſich viele gründliche Forſcher von der Sorte der Times-Mitarbeiter finden, welche dieſe und andere Entdeckungen in die Welt poſaunen werden, um die deutſchen Anmaßungen zurückzudrängen, unbeſchadet der deutſch-engliſchen Brüderſchaft, welche der Verfaſſer, vielleicht wider ſeinen Willen, ſo überzeugend nachgewieſen hat.

Wir bedauern, daß wir über ein ſonſt verdienſtliches und mit ſo vielem Fleiße angefertigtes Werk ein ſo hartes Urtheil fällen müſſen, aber wir ſind dazu im Intereſſe der Wiſſenſchaft und unſrer angegriffenen Nationalität gezwungen; es wäre von unſerer Seite mehr als Fahrläſſigkeit, wollten wir ſtillſchweigend über den parteiiſchen, feindſeligen Zweck eines däniſchen Buches, gleichviel welches ſeine Folie, hingehen. **L. M.**

Rußland.

Städte und Handel in Rußland.

Das Städteweſen iſt in Rußland noch wenig entwickelt und der Bürgerſtand unbedeutend. Petersburg iſt nicht der Mittelpunkt des Landes und Volkes ſondern nur des Bureaukratismus; von den übrigen Städten ragen nur wenige durch Größe und Bedeutung hervor. Unter Katharina II. theilte man von dem Centrum der Regierung aus das ganze weite Land in beliebige Abtheilungen, Gouvernements, und dieſe in Kreiſe; welche Stadt eben am beſten in der Mitte lag, wurde zum Centrum beſtimmt, wurde Sitz der Behörden, und ſolche Städte ſind nun zumeiſt die bedeutenderen, eben aus dieſem Grunde. In den Gouvernements-Städten bekamen die Verwaltungs-, Finanz- und Juſtizbehörden ihren Sitz; Nikolaus errichtete in ihnen auch Directionen der Staatsdomainen. Man ſetzte dort den Biſchof und das Konſiſtorium ein, errichtete ein Gymnaſium zur Erziehung der Beamtenkinder und ein Seminar für die Kinder der Geiſtlichen. Kreisſtädte wurden jene, wohin man einen Stadtpolizei-Meiſter (Gorodnitſchy), einen Steuereinnehmer für den Bezirk und einen Gerichtshof erſter Inſtanz ſetzte. Die Städter erhielten nun ein Intereſſe, das adminiſtrative, das Intereſſe des Beamtenthums. Die Eintheilung des Landes geſchah nach einer Regel und war daher nur eine künſtliche; die Bedeutung der Städte wurde ebenfalls keine natürliche, die auf der eigenen Entwickelung beruht, ſondern nur eine künſtliche, faktiſche, und das Volksleben gruppirte ſich nicht in denſelben. Ein kleiner Detailhandel für den Bedarf der Beamten verſammelte da einige Handelsleute, die Mittelpunkte des Handels und der Induſtrie fielen nur zufällig hier und dort mit ihnen zuſammen. Manche Städte ſanken zu Dörfern herab, manche Kreisſtädte ſind Handels-Mittelpunkte, während die Haupt-, die Gouvernements-Stadt unbedeutend iſt, manche Dörfer ſind Handelscentren, während die Städte herum nur da ſind, um den Beamten zur Wohnung zu dienen.

Anſtatt der 300 Städte, die ſich vor der Zeit der Zaren gebildet hatten, errichteten dieſe 547, um da ihre Bureaus zu placiren, errichteten 547 kleine Adminiſtrations-Mittelpunkte, welche für die nationale Thätigkeit ganz unnütz, ja als Sitze der Beamten-Räubereien noch ſchädlich ſind. Man wollte in denſelben eine Handelsthätigkeit wachrufen, wenigſtens dem Anſcheine nach, und bildete eine Kaufmannskaſte. Wer Handel

Digitized by Google

treiben will, muß in einer Stadt als zur Kaufmannsgilde angehörig einregiſtrirt ſein und danach zahlen. Man errichtete drei Klaſſen, Gilden; die erſte darf Handel mit dem Auslande treiben, und wer ihr angehören will, muß jährlich an 2000 Silber-Rubel zahlen; die zweite kann im ganzen Reiche Geſchäfte machen, und man zahlt in ihr etwa 700 Silber-Rubel Gildenſteuer; die dritte darf nur in der betreffenden Stadt Handel treiben, und die Mitglieder derſelben zahlen gegen 140 Rubel jährlicher Steuer. Damit dieſe Gilden, die der Regierung eigentlich nicht viel einbringen, beſtehen konnten, mußte der Handel des Bauern aus der Stadt und aus dem Dorfe beſchränkt werden; man wollte ihn zur Gilde dadurch zwingen, daß man gewiſſe Artikel beſtimmte, mit denen er blos Handel treiben darf, ſowie auch die Zahl der Läden in einer Stadt, daß man überhaupt in dieſer Richtung viele kleinliche Geſetze erließ und Hinderniſſe in den Weg legte.

Die ruſſiſchen „Mjeſchezanje,“ Bürger, bilden keine Bourgeoiſie, bei deren Namen man an einen eigenen Stand und ein behäbiges Leben denkt. Die Maſſe der Städtebewohner ſind nur Bauern in der Stadt und ihre Lage iſt vielfach ſchlimmer, als derer vom Lande; denn ihre Exiſtenz iſt weniger geſichert, und ihre Pflichten gegen Stadt und Staat ſind größer. Sie haben nur kleinen Grundbeſitz, oder ein Häuschen mit einem Handwerk im Niveau des Schuſterhandwerks, oder gar kein Häuschen und nur ein kleines Handwerk oder Geſchäft, wovon ſie von heute auf morgen leben. Sie können, wenn ſie ſich vermehren, keine neue Grundparzelle haben, während dies am Lande der Fall iſt, und haben auch gewöhnlich keinen Antheil an dem Gemein-Urboden, während ſie dieſelbe Perſonal-Steuer zahlen müſſen. Nebſtdem müſſen ſie Steuern zahlen vom Laden und Geſchäft, dann Steuern für die Stadt-Bedürfniſſe und außerordentliche Auflagen, müſſen Rekruten ſtellen und Militair beherbergen, — Alles ſolidariſch. Der bürgerliche Mittelſtand verſchwindet in Folge ſeiner ungünſtigen Stellung nach zwei Seiten hin; er geht entweder in die Gilden über, um der Solidarität und der Rekrutirung zu entgehen (denn die Gilden ſtellen keine Rekruten), oder wird ganz arm und ſinkt zum Proletariat herab. Im Ganzen nähert ſich die Plebs in den Städten, — ſo weit hier überhaupt eine Analogie möglich iſt — immer mehr dem proletariſchen Arbeiter in Europa, als dem Bourgeois. Der wahre Bürgerſtand iſt alſo nur auf die Kaufleute beſchränkt, denn die Beamten und der Klerus gehören in Rußland nicht zum Bürgerſtande. Der Richter, der Advokat, ſelbſt der Arzt iſt ein Regierungs-Beamter; die Mitglieder des hohen Klerus ſind ebenfalls Regierungs-Beamte, die Dorfgeiſtlichen ſind es zur Hälfte und zur Hälfte ſind ſie Bauern. Die Kaufleute, die zur Gilde zahlen, ſind aber nur eine ephemere Kaſte. Geſtern freigelaſſener Leibeigener oder ſtädtiſcher Bauer, zahlt Einer heute zur Gilde und wird Kaufmann; morgen derangirt ſich ſein Geſchäft und er wird ſtädtiſcher Bauer. Würde man die Beſchränkungen des Handels und das Recht der Gilden, Wechſelbriefe zu ſchreiben, aufheben, ſo verſchwindet die Kaſte der Kaufleute und aller Unterſchied zwiſchen Stadt und Dorf, ausgenommen der individuelle Unterſchied von Reichthum und Induſtrie. Uebrigens iſt die Zahl der Gilden-Mitglieder nicht groß. Man zählt unter den 60 Millionen Einwohnern Rußlands 5,684,000 ſtädtiſche und vorſtädtiſche Bauern, und die Zahl der in die Gilden eingeſchriebenen iſt folgende:

Erſte Gilde . .	1,963	Männer und	2,123	Frauen.
Zweite Gilde .	6,021	„ „	5,373	„
Dritte Gilde .	170,083	„ „	148,670	„
	178,067	Männer	156,166	Frauen

Sollte dieſe Ziffer jetzt auch 400,000 betragen, ſo macht die Zahl der Kaufleute doch nur 7% der ſtädtiſchen und 0,6% der ganzen Bevölkerung überhaupt. Reich ſind nur die zwei erſten Gilden, alſo 5% der Kaufleute, 0,3% der ſtädiſchen und 0,03% der ganzen Bevölkerung.

Der Bürgerſtand exiſtirt alſo in Rußland faſt gar nicht. Die Städte haben keine Entwicklung gehabt, und ihre Einwohnerzahl macht nur 10% der ganzen Bevölkerung aus, wobei noch unter den 547 Städten auf Petersburg 530,000 und auf Moskau faſt 400,000 entfallen.

Die ſtädiſchen Angelegenheiten ſollen nach einer Verordnung Katharina's II. durch einen Vorſtand (Gradsko golova, Stadthauptmann) und ein Comité, beſtehend aus einem Halbdutzend gewählter Mitglieder verwaltet werden. Das Comité iſt vollſtändig bureaukratiſch und vom Gouverneur und Polizei-Direktor ganz abhängig. Der gewählte Stadthauptmann, ein Kaufmann, beherrſcht die bürgerliche Plebs und wird ſeinerſeits vom Verwaltungs-Chef beherrſcht, mit dem er nicht in Colliſion kommen darf, wenn er nicht entſetzt werden will. Doch gegenwärtig beſchäftigt man ſich in Petersburg ſchon mit der Reorganiſation der ſtädtiſchen Verwaltung. Man gab ſchon unter Nikolaus dem elektiven Elemente in Petersburg mehr Raum und beſchränkte das bureaukratiſche; gegenwärtig zeigt ſich in den größeren Städten Widerſtand des Bürgerthums gegen die Bureaukratie, und die Regierung arbeitet daran, Reformen in dieſer Richtung durchzuführen.

Der Handel verfolgte ſeine Entwickelung außerhalb der Städte; da es für ihn keine feſten Mittelpunkte gab, ſuchte er ſich bewegliche Mittelpunkte: das ſind die Meſſen. Dieſe bilden in Rußland den Haupt-Handel. Bei ſo großen Entfernungen und niedrigen Kultur-Verhältniſſen kann kaum eine andere Art des Handels beſtehen. Man zählt in Rußland 4988 Meſſen und Märkte nach offiziellen Angaben (die aber nicht ganz vollſtändig ſind, da manche Plätze fehlen); im Jahre 1859 brachte man auf dieſelben für 340 Mill. Silber-Rubel Waaren, und verkaufte für 236 Millionen. Die innere Production geht durch die Märkte, um Stadt und Land zu verſehen; die fremde Einfuhr liefert einige Luxus-Gegenſtände nach Moskau und Petersburg und thut ſonſt daſſelbe. Alle Geſchäfte im Großen werden von Meſſe zu Meſſe abgeſchloſſen; der Kleinhandel bekommt ſeine Waare auf der Meſſe und colportirt ſie im ganzen Lande. Mit Ausnahme Moskaus, wo von Alters her eine Induſtrie beſteht, und Petersburgs, welches der Mittelpunkt des Luxus iſt und einen Hafen hat, giebt es nicht Einen Ort, der außerhalb der Märkte große Handelsgeſchäfte macht, und auch der größere Theil der Geſchäfte von Moskau und Petersburg geſchieht durch ihre Vermittelung.

Von den zu Markt gebrachten Waaren bleiben für 100 Mill. Silber-Rubel unverkauft. Was für einen Grund und was für eine Bedeutung hat dies? Die Situation weiſt folgende Hauptpunkte auf: 1) Die Production iſt um Vieles größer als die Conſumtion, und es mangelt ihr an Verkehr, an Abzugswegen; ein Fortſchritt der Induſtrie iſt daher unmöglich ohne Eiſenbahnen und verbeſſerte Verkehrsmittel. 2) Die Abnehmer befinden ſich zum Theil in bedrängter Lage. 3) Die Induſtriellen und Handelsleute haben einen großen Theil ihrer Kapitalien in unverkaufter Waare liegen, und freies Kapital iſt ſchwer zu haben. Wenden wir unſere Aufmerkſamkeit beſonders dem letzten Punkte zu. Aus demſelben ergiebt ſich, daß der Kredit theuer ſein muß. Es giebt auch nur im Handel einen Kredit, indem jeder Großhändler an eine große Anzahl von Kleinhändlern verkauft, von denen er nicht baare Bezahlung verlangt. Dem Beamten, dem Adel und der Regierung kreditirt man nicht gern, und der Kaufmann hat auch nicht freies Kapital, um baar zu leihen, oder in öffentlichen Fonds zu ſpielen. Der Kredit innerhalb der Gilden wird durch den Wechſel vermittelt, ſonſt iſt dieſer geſetzlich nicht geſtattet, und an ſeine Stelle tritt der einfache Schuldbrief, der dem Escompte unzugänglich iſt. Der Detailhändler bekommt Kredit auf ein formlos gekritzeltes Stück Papier, oder auf das bloße Wort. Auf dieſe Weiſe entgeht der Kredit den gerichtlichen Formalitäten. Außer dem Geſchäft giebt es faſt keinen Kredit, ſelbſt auf Hypotheken; man traut wenig dem Beamtenthum und der Juſtiz, denn abgeſehen davon, daß dieſe auch ſonſt kein Zutrauen genießen, iſt die betreffende Geſetzgebung ſehr mangelhaft; Kredit-Inſtitute giebt es nicht, und alle Verhältniſſe in dieſer Richtung ſind überhaupt ſo abnormal und ſo unentwickelt, daß ſie faſt unbegreiflich ſcheinen. Der ruſſiſche Abſolutismus gehörte bis auf unſere Zeit wahrlich nicht zu den „aufgeklärten.“

Ungarn.

Ein Ungar über den nordamerikaniſchen Krieg.*

Wenn man die ungariſche Tagespreſſe mit Aufmerkſamkeit verfolgt, ſo wird man mit Befriedigung ihre gründliche und vorurtheilsfreie Beurtheilung der politiſchen Weltverhältniſſe anerkennen müſſen. Blätter, wie „Pesti Napló“ unter Baron Kemény's, „Magyar Sajtó“ unter Jokaj's Redaktion, behaupten einen ehrenvollen Platz in der europäiſchen Journaliſtik.

Ich theile diesmal einen Artikel des Herrn Ivánka Imre über die Kämpfe der nordamerikaniſchen Freiſtaaten mit, nicht nur, weil nach meiner Anſicht die Auffaſſung und Beurtheilung der dortigen Verhältniſſe vollkommen richtig, ſondern auch, weil bei der Stellung, die Ungarn den Bach-Schmerling'ſchen Centraliſations-Projekten gegenüber einnimmt, es intereſſant und lehrreich iſt, gerade einen Ungar über den großen Bru[illegible]

* Von Theodor Dritz

Digitized by Google

falt der Union zu vernehmen. **Ivánka Imre** war im letzten Reichstag Abgeordneter für Peſt; er gehörte zur Beſchluß-Partei; jetzt iſt er einer der thätigſten und bedeutendſten Mitarbeiter des „Magyar Sajtó.“

„Es giebt nicht leicht, ſchreibt er, eine ſchwierigere Aufgabe, als eine von den allgemein angenommenen Anſichten abweichende Meinung zu veröffentlichen, zumal wenn für jene der äußere Schein und zum Theil auch das Weſen der Freiſinnigkeit ſpricht.

„Bei dem nordamerikaniſchen Streit genügt, daß die Südſtaaten Sklavenhalter, die Nordſtaaten aber es nicht ſind, damit jeder, der freiſinnig iſt und dafür gehalten zu werden wünſcht, für die Letzteren Partei ergreiſe; und nicht wenig hat zur allgemeinen Verbreitung dieſer Anſicht ein Roman: „Onkel Tom's Hütte“ beigetragen. Dieſer Roman malt die Schattenſeiten des Sklavenhaltens ſo herzergreifend, daß, wer Gefühl in der Bruſt hat, nothwendig davon gerührt werden muß; aber er leidet an jenem Fehler, welcher die ſchwache Seite jedes Tendenz-Romans iſt, und den wir auch öfters in Baron Eötvös „Dorfnotär“ aufgewieſen haben, in welchem Romane die Schattenſeiten des alten privilegirten Comitatslebens ſo ſcharf gegeißelt werden. In unſerm Vaterlande weiß Jedermann, daß ein Comitat, wie es dieſer Roman ſchildert, nicht exiſtirt; aber allerdings exiſtirten die gerügten Mißbräuche und Mängel einzeln in verſchiedenen Comitaten. Wir wiſſen das, und darum hatte hier zu Lande der Roman eine ſehr wohlthätige Wirkung; aber jenſeits der ungariſchen Gränze war dies nicht der Fall! die guten Nachbarn meinen, wenn ſie den „Dorfnotär“ leſen, wahrhaftig, daß hier jedes Comitat ſo ſchlecht war, und daß das Comitat eine ſchauderhafte „Adelswirthſchaft;“ ebenſo, wie viele Leute, die ſich mit den nordamerikaniſchen Angelegenheiten nicht viel beſchäftigt haben, glauben, daß es in den Südſtaaten überall ſo iſt und ſo war, wie es Frau Beecher Stowe mit ſo viel Intereſſe und Empfindſamkeit beſchrieben.

„Der nordamerikaniſche Krieg wird auf jeden Fall die großartige und wohlthätige Wirkung haben, daß die Emancipation der Neger ſchneller erfolgen wird; aber ſie wird nicht ſo Hals über Kopf geſchehen, wie Manche glauben, und ſie iſt auch nicht das Hauptziel dieſes Krieges; denn wäre dies der Fall, ſo hätte ja der Norden, als er vordrang, nichts Beſſeres thun können, als die Sklaven überall zu befreien; dies geſchah aber nur in einzelnen Fällen, und man konnte auch vernünftiger Weiſe nicht anders handeln, wenn man nicht wollte, daß die blühenden Plantagen der Südſtaaten mit einem Mal wieder zu Wüſteneien werden. Darüber ſind Nord- und Südländer im Reinen, daß die Sklaven emancipirt werden müſſen, und daß die Emancipation nur ſtufenweiſe in's Werk geſetzt werden kann.

„Der Kern der Frage iſt nicht die Abſchaffung der Sklaverei, ſondern: Centraliſation oder Autonomie? Der ſüdliche Theil der Union war es, der am meiſten gegen die Engländer für die Unabhängigkeit Amerika's kämpfte. Waſhington ſelbſt war Sklavenhalter.

„Nach errungener Unabhängigkeit traten die einzelnen Kolonien als „unabhängige Staaten“ in den Bund, und gerade auf die ſüdlichen, als auf die damals mächtigeren und auch in der Majorität befindlichen, ging die Leitung der Central-Regierung der Union über, welche Centraliſation ſich mehr auf die gemeinſchaftliche Vertheidigung und die Repräſentation dem Auslande gegenüber beſchränkt.

„Das Klima des nördlichen Theils der Vereinigten Staaten iſt weit geeigneter für die Einwanderung der Europäer, als der ungeſunde, von Sumpfluft geſchwängerte heiße Süden, und ſo wuchs die Bevölkerung der Nordſtaaten beſtändig, während die der Südſtaaten kaum zunahm; und daraus folgte, daß in dem gemeinſchaftlichen Repräſentantenhauſe die Nordländer immer mehr zur Majorität gelangten, und die Vertreter des Südens überſtimmten. Die aus homogeneren Elementen gebildeten Nordſtaaten waren, da ſie ihre Intereſſen dadurch nicht gefährdet ſahen, geneigt, einem Theil der Autonomie der Einzelſtaaten zu entſagen, und wünſchten die Central-Regierung mit einer immer ſtärkeren Executivmacht zu bekleiden, worin die Südländer eine Gefährdung ihrer Intereſſen erblickten, und auf den alten Bündniſſen der Union feſt beharrten.

„Zur Beruhigung der Südländer diente einigermaßen der Umſtand, daß man bei der Präſidentenwahl ihnen immer die Majorität garantirte, bis ſie bei der letzten Präſidentenwahl in der Minorität blieben und der Kandidat der Partei des Nordens Präſident wurde.

„Die Südländer, die längſt ſchon die Gefahr herannahen ſahen, und thatſächlich die Centralgewalt in der Hand hatten, bereiteten ſich ſeit lange zur Vertheidigung ihrer Autonomie vor; und als der Kampf unvermeidlich wurde, fand er ſie bereit, im Beſitz alles Erforderlichen, verſehen mit geſchickten Offizieren. Sie hatten ihre Armee gut organiſirt und eingeübt, und, was mehr, hielten ſie in ſtrenger Mannszucht. Außerdem aber ſetzten ſie ſich gleich Anfangs, nicht gerade auf die ſchönſte und edelſte Weiſe, in den Beſitz des größten Theils der Kriegsvorräthe des Staats.

„Der viel größere, volkreichere und ſtärkere Norden begann den Kampf am Potomac bei Bulls Run und wurde ſchmachvoll zurückgeſchlagen, worauf er mit unerhörter Kraftanſpannung eine ungeheuere Armee aufſtellte, und mit dem Maſſengewicht auf die Südländer drückend, ſie immer mehr zurückdrängte. Aber jetzt beging er einen großen politiſchen Fehler. Statt den eingenommenen Landestheilen gegenüber die größte Mäßigung und Liberalität zu zeigen, beging das disciplinloſe Kriegsvolk Grauſamkeiten, ja erlaubte ſich, was noch ſchädlichere Folgen zu haben pflegt, die zurückgelaſſenen Frauen zu entehren; und dies ſteigerte die Erbitterung und Zähigkeit des Südens noch mehr.

„Als die Nordländer am meiſten triumphirten, es iſt jetzt ein halbes Jahr her, ſagte ich: daß der Triumph vergänglich, und daß die Schwierigkeiten des Kriegs erſt dann beginnen würden, wenn der Norden tiefer in das Innere der Südſtaaten eingedrungen ſein werde. Und was ſehen wir? Nach den vielen und weithin verkündeten Siegen zogen ſich die Unioniſten mit enormen Verluſten überall zurück, und ſtehen heut wieder da, wo ſie vor Beginn des Krieges, vor dem Treffen bei Bulls Run ſtanden, am Potomac, in ihren alten Verſchanzungen, zur Vertheidigung Waſhingtons. Aus den Angreifenden wurden Angegriffene.

„Die gänzliche Auflöſung der Union würden wir aufrichtig bedauern, weil zeitweilig eine auf die Prinzipien der Freiheit gegründete Staatsorganiſation geſchwächt würde. Aber darum theilen wir noch nicht die Anſichten derer, die aus dieſer Möglichkeit ſchlimme Prophezeiungen ſchöpfen, die ſchon ſehen, wie der entzweigeriſſene Staat in Allem ſich gegenſeitig widerſtreben, und ſich paralyſirend den europäiſchen Seemächten zum Spielball dienen wird.

„Nach unſerer Meinung, wird die Union, wenn nur die europäiſche Einmiſchung die Wunden nicht fortwährend reizt, ſich nicht auflöſen; aber ſelbſt im ſchlimmſten Fall werden in kurzer Zeit die Nordſtaaten wieder ſo ſtark ſein, wie bisher der Geſammtſtaat war; gegen die europäiſche Einmiſchung aber zu proteſtiren, liegt ebenſo ſehr im Intereſſe des Nordens, wie des Südens.

„Unſere Hoffnung ſtützen wir darauf, daß, da die Südländer ſich bisher immer als geſchicktere Staatsmänner gezeigt haben, als die Nordländer, Davis, jetzt in ſeinem Glück, nicht der Leidenſchaft nachgeben, ſondern dem Geſetz ruhiger Ueberlegung folgen wird. Indem er den Südſtaaten durch neuere Verträge ihre Autonomie ſichert, wird er, obgleich den Krieg fortſetzend, Frieden anbieten, und dieſer Frieden wird auch von Lincoln angenommen werden; denn von den Nordländern erklären ſich jetzt ſchon viele gegen die Fortſetzung des Bürgerkriegs, indem ſie ſehr richtig nachweiſen, daß man vollſtändig die Südländer nur beſiegen könnte, wenn man zugleich auch ihren Wohlſtand gänzlich ruinirte. Und welchen Nutzen hat der Norden davon, wenn das Territorium der Union mit verwilderten Einöden vermehrt wird, da es deren jetzt ſchon im Ueberfluß giebt?

„Wenn Davis jetzt den günſtigen Augenblick zur Ausſöhnung verſäumt, und für die gänzliche Losreißung kämpft, oder wenn Lincoln im Gefühl der überlegenen Macht, mit blindem Uebermuth den Vergleich zurückwieſe, dann läßt ſich der Ausgang des Krieges nicht muthmaßlich vorher beſtimmen. Das würde, zur Schande der civiliſirten Menſchheit, kein Unabhängigkeits- oder Intereſſenkrieg, ſondern ein wüthendes, rachſüchtiges Blutvergießen ſein, und es würde die Kraft der ſämmtlichen Staaten auf ein halbes Jahrhundert brechen, woraus den meiſten Vortheil England und Frankreich ziehen würden.

„Aus dem bisher Geſchehenen kann man ſehr viele Lehren ſchöpfen. Die Nordländer können ſehen, daß man auch den ſchwächeren Gegner nicht verachten darf; daß die Majorität nicht gut thut, wenn ſie, ſelbſt bei den freieſten Inſtitutionen, die Intereſſen, Wünſche und Gefühle der Minorität keiner Beachtung würdigt; und daß dieſes Verfahren um ſo unrichtiger, wenn für die Minorität Geſetz, Vertrag und alte Praxis ſprechen. Der Norden kann ſehen, daß es zum Sieg nicht hinreicht, eine halbe Million Menſchen, mit guten Waffen verſehen, zuſammen zu bringen, ſondern daß zur Kriegsführung Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit, Ordnung und vor Allem Disciplin nöthig ſind, denn ohne Disciplin kann man auf dem Schlachtfeld ebenſo wenig wie im Parlament ſiegen, noch weniger aber die Frucht des Sieges erhalten; und ſo wird der Norden künftig dafür Sorge tragen, daß man den Kriegserforderniſſen mehr Aufmerkſamkeit zuwendet und Geſetze einbringt, die für die Dauer des Kriegs die Regierung und die Oberfeldherrn mit der gehörigen Macht zur unbeugſamen Aufrechterhaltung der Disciplin bekleiden.

„Wehe der Nation, die zur Vertheidigung ihrer Rechte fremder

Digitized by Google

Kraft bedürftig iſt! Die friedliche Beſchäftigung ziehe die Aufmerkſamkeit der Bürger nicht von den Kriegswiſſenſchaften ab! Gerade diejenigen, deren Muskeln keine phyſiſche Kraftentwickelung erfordernde Arbeit ſtählt, gerade dieſe ſind es ſchon ihrer Manneswürde ſchuldig, ſich im Gebrauch der einen oder andern Waffe zu üben. Obgleich dies nun in Amerika geſchieht, und man dort Büchſe und Revolver wohl zu handhaben weiß, ſo iſt doch das bei Weitem noch nicht genügend für die Kampffähigkeit einer Nation. Dazu bedarf es Syſtem und freiwillige Unterordnung. Das mit Milizen, Nationalgarden u. ſ. f. getriebene Soldatenſpiel hat noch nie tüchtige Offiziere erzogen und den kriegeriſchen Geiſt geſchaffen, der für die Kriegsführung unumgänglich nothwendig. Denn nur da, wo dieſer wohnt, bleibt auch nach den größten Schlägen die Armee beiſammen, verliert nicht den Muth im Unglück, und iſt bereit, den Kampf immer wieder von Neuem zu beginnen.

„Aus den amerikaniſchen Berichten erſehen wir, daß in der Nord-Armee Disciplin und militairiſcher Geiſt ganz und gar fehlen. Regimenter, die, ſo lange der Siegeslauf dauerte, vollzählig waren, und in deren Reihen die Offiziere paradirten, ſchmolzen auf 150—200 Mann herab, mit kaum vier bis fünf Offizieren. Aus dieſen Erfahrungen werden die Nordſtaaten gewiß die Nothwendigkeit einſehn, daß ſelbſt bei den freieſten Inſtitutionen eine mehr oder minder große ſtehende Armee ein nothwendiges Erforderniß; daß ohne eine ſolche die zu Zeiten der Gefahr eintretende Mannſchaft keine Stütze findet, und daß zu ihrer Führung und Einexercirung ſtehende, militairiſch ausgebildete Cadres nicht zu entbehren ſind.

„Die Südſtaaten haben bewieſen, daß eine kleine Nation ſelbſt einer überlegenen Macht gegenüber, wenn ſie entſchloſſen iſt, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, Wunder thun kann, ſofern nämlich die Bürger vor Opfern nicht zurückſchrecken. Beweiſe hat der Süden, daß eine aus 150,000 Mann beſtehende, wohl organiſirte und disciplinirte, geſchickt geführte Armee im eigenen Lande im Stande iſt, von allen Seiten kommende Angriffe zu erwiedern. Aber nach unſerer Ueberzeugung würden die Südſtaaten einen gränzenloſen Fehler begehen, wenn ſie, übermüthig im Glück, übertriebene Forderungen machten, oder, auf fremde Hülfe rechnend, die Nordländer zu demüthigen wünſchten.

„Ein mit fremder Hülfe erkämpfter Sieg hat, beſonders im Bürgerkrieg, ſelten gute Folgen; denn die Gegenpartei bekennt ſich nicht beſiegt, und die Demüthigung vermehrt die Erbitterung. Und weil wir das Zuſammenbleiben der Union wünſchen, möchten wir, daß jede Einmiſchung fern bleibe!

„Faſſen wir unſere Anſichten zuſammen:

„Mit Bezug auf die Vergangenheit: Nicht die Sklavenfrage, ſondern das geringere oder größere Maß der Autonomie; das durch das ſchonungsloſe Verfahren der Majorität verletzte Intereſſe der Minorität hat den Bürgerkrieg in Amerika entzündet. Der Norden hat einen politiſchen Fehler begangen, als er mitten in ſeinen Siegen nicht nachgiebig und mit Schonung der Intereſſen auftrat, ſondern „unbedingte Ergebung“ forderte.

„Mit Bezug auf die Gegenwart: Einen ähnlichen politiſchen Fehler würde der Süden begehen, wenn er jetzt, da er ſiegt, größere Opfer von der Union verlangte, als die Garantie ſeiner vertragsmäßig ausbedungenen Autonomie.

„Mit Bezug auf die Zukunft: Wenn ſich die europäiſchen Mächte nicht zwiſchen die Streitenden einmiſchen, wird der Friede auf der alten Baſis der Union geſchloſſen werden; aber bis die alten, freundſchaftlichen Beziehungen im Innern wieder aufleben, werden viele Jahre vergehen; doch jedenfalls wird die ſtufenweiſe Emancipation der Sklaven erfolgen, was wegen Abnahme der Baumwollen-Production auch für Europa von großer Bedeutung iſt.

Wenn aber der Bruch dennoch erfolgen ſollte, ſo würden deſſen ſchädliche Folgen die Nordſtaaten in kurzer Zeit heilen, während die Erſchöpfung der Südländer die losgeriſſenen Staaten für längere Zeit zum Schauplatz fremden Einfluſſes machen würde.

Deutſchland und das Ausland.

Zur Pſychologie.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung in unſeren Tagen der politiſchen Aufregung, des gewerblichen und merkantilen Strebens, neben dem gewaltigen Drange nach freien Formen im Staatsleben und im Völkerverkehr, hin und wieder die Pflege zu beobachten, welche treue und ſorgſame Hände den geiſtigen Schätzen einer unmittelbar vorangegangenen mehr auf die innere Befreiung des Menſchengeiſtes gerichteten Periode angedeihen laſſen; um ſo erfreulicher, wenn dieſe treuen Hände trotz der Ungunſt der Zeiten eine Schuld abtragen, die ſelbſt in jenen günſtigeren Tagen durch die Laune des Geſchicks und des Publikums an einem Träger der geiſtigen Entwicklung, einem Führer in den Gebieten des abſtrakten Denkens, begangen worden iſt. Das Verdienſtliche ſolcher Verſöhnung überſchreitet die Schranken der perſönlichen Pietät, welcher ſie entſtrömt; über den engern Kreis befreundeter Geiſter hinaus, in dem ſie ſich zunächſt vollzieht, ergreift ſie in weiterem Umfange die Zeitgenoſſen, und wird, durch ihren Beifall getragen und ermöglicht, zugleich eine Apologie für unſere Zeit ſelbſt, ein Zeugniß dafür, daß nicht abgeſtorbenes Intereſſe, Mangel an Verſtändniß, Verflachung der Ideen, ſondern nur die Noth und der Drang des äußeren Lebens ſie von den heiteren Regionen philoſophiſchen Forſchens und Erkennens ferner hält.

Wir erleben in unſeren Tagen eine ſolche Einſetzung in das vorenthaltene Recht, in die gebührende Stellung unter unſeren Denkern an Herbart. Während ſeines langen Lebens und Wirkens, während der philoſophiſch am meiſten angeregten Decennien, die unſere neuere Geſchichte kennt, iſt die raſtloſe aber anſpruchloſe Thätigkeit dieſes Mannes über den engſten Kreis einer begeiſterten Zahl von Verehrern nur wenig hinausgedrungen. Weit entfernt von der unruhigen Sorge um den Nachruf, um das literariſche Renommé, die einen anderen jetzt ſtark angeprieſenen Philoſophen unſeres Jahrhunderts in ſeiner behaglichen und ſelbſtgenüglichen Iſolirung quälte, hat Herbart doch dieſen Mangel an Anerkennung zu überwinden gehabt; er hat der lebendigen Wechſelwirkung, die zwiſchen dem Lehrer und der Schaar der Lernenden nie ausbleibt, ſich nur in beſchränkterem Maße erfreut. Jetzt iſt es anders. Herbart's Lehre iſt durch treffliche Schüler und Ausleger in ſehr weite Kreiſe gedrungen. Dem Verſtändniſſe der Gebildeten iſt ſie durch die Bemühungen dieſer Jünger näher getreten, als irgend ein anderes Syſtem ſich gegenwärtig deſſen rühmen könnte. Männer wie Allihn, Chriſtfried Thilo, Volkmann, haben in zum Theil vorzüglichen Arbeiten die Grundzüge von Herbart's Ethik, Rechtsphiloſophie, Pſychologie zum Ausgangspunkte eingehender und wirkungsreicher Darſtellungen gemacht. Ein eigenes Organ, die „Zeitſchrift für exakte Philoſophie“ hat unter Allihn's und T. Ziller's Leitung eine einflußreiche Stellung ſich erworben. Herbart iſt auf dem Wege, ſo populär zu werden, wie ein Philoſoph in unſerer unphiloſophiſchen Gegenwart nur immer ſein kann.

Profeſſor Joſeph Nahlowski ſtrebt in der vorliegenden kleinen Schrift* zu dieſem Ziele hin, indem er von Herbart'ſchen Grundlagen ausgehend, das Gefühl, „das Stiefkind der Pſychologen“ zum Gegenſtande einer beſonderen mit Sorgfalt und Liebe ausgeführten Studie nimmt. Zwar war ihm zunächſt um eine Kritik des Begriffs, um eine Schlichtung und Ordnung des alten Wirrwarrs zu thun, der an dies Wort ſeit lange die verſchiedenartigſten Bedeutungen geknüpft und arge Gränzſtreitigkeiten zwiſchen Gefühl und Empfindung zur Quelle hat. Allein ſeine Abſicht iſt vorzugsweiſe auf eine praktiſche Darſtellung des Gemüthslebens gerichtet; ſein Buch will nicht blos theoretiſche Erörterung ſein, ſondern durch Veranſchaulichung, insbeſondere durch Beiſpiele aus dem Herzenskündiger Shakſpeare, „dem größten praktiſchen Pſychologen aller Zeiten,“ aus Homer, Sophokles, Goethe, das begrifflich Entwickelte faßlich machen. Es nennt ſich ſelbſt ein pſychologiſches Leſebuch für gebildete Laien. Für die Löſung dieſer Aufgabe, deren Schwierigkeit leicht unterſchätzt wird, bringt der Verfaſſer, außer einer gründlichen und klaren Auffaſſung ſeines Stoffs, eine reiche Leſe aus den beſten pſychologiſchen Schriften der letzten Jahre, ein überſichtliches Syſtem, einſichtiges Urtheil und einen glücklichen Geſchmack, der ſich beſonders in der Auswahl der Belegſtellen, der praktiſchen Beiſpiele und in deren Erläuterung kund thut. Mit ſolchen Gaben ausgerüſtet, wird ſein Buch auch bei denen willkommen ſein, die dem Standpunkte ſeines Vorgängers und Vorbildes ferner ſtehen; es wird ſich auch bei Vielen, die philoſophiſchen Erörterungen ſonſt nicht zugänglich ſind, Eingang verſchaffen. Nur um zu dieſem wünſchenswerthen Erfolge beizutragen, mögen an dieſer für philoſophiſche Fachſchriften ſonſt nicht beſtimmten Stelle einige Bemerkungen geſtattet ſein, die weniger das Ganze, als dies und jenes Einzelne berühren.

Der Verfaſſer tritt der Anſicht entgegen, welche in dem Gefühl nur eine betonte Empfindung ſieht. Ihm iſt die Empfindung, der primitive

* Das Gefühlsleben, dargeſtellt aus praktiſchen Geſichtspunkten, nebſt einer kritiſchen Einleitung. Von Dr. J. Nahlowski, öſterreich. ordentl. Univerſitäts-Profeſſor Leipzig. Louis Pernitzſch. 1862. 8°. 267 S.

Digitized by Google

Zuſtand, der auf der bloßen Perception organiſcher Reize beruht, das pſychiſche Element, inſofern erſt der Bewußtſeins-Akt von dieſem Reize Empfindung iſt; Gefühl dagegen das Reſultat gleichzeitig im Bewußtſein zuſammentreffender Vorſtellungen, und zwar, da in der Seele wie im Körper die Thätigkeit der tauſend Faktoren uns unbewußt und unbemerklich bleibt, ſo lange ihr Wirken normal iſt, ſo iſt Gefühl das unmittelbare Innewerden der Hemmung und Förderung unter den eben im Bewußtſein vorhandenen Vorſtellungen, das unmittelbare Bewußtſein der momentanen Herabſtimmung oder Steigerung der eignen pſychiſchen Lebensthätigkeit. Den Nullpunkt in dieſer Skala des inneren Lebens bildet jener beſondere Rhythmus pſychiſcher Regſamkeit, die dem Einzelnen innerhalb einer gewiſſen Periode ſeines Lebens durchſchnittlich eigen iſt. Er iſt für verſchiedene Individuen ein verſchiedener und ſelbſt bei demſelben Menſchen liegt er, nach deſſen verſchiedenen Lebensperioden, höher oder tiefer. Von dieſem normalen Stande ſeines Bewußtſeins bildet ſich der Einzelne ein dunkles Gemeinbild, das man das allgemeine Lebensgefühl nennen kann, und von dem ſich die einzelnen Gefühlsregungen dann ebenſo abheben, wie von der dunkeln Gemeinempfindung die beſonderen Lokalempfindungen. Es ſcheidet nun der Verfaſſer die formellen Gefühle von den durch den Inhalt der Vorſtellungen bedingten, den qualitativen, und ſtellt bei jenen die mehr elementaren den complicirten, bei dieſen die ſinnlichen den ideellen gegenüber, um dann den Bedingungen der Entſtehung, den Wirkungen der einzelnen Gefühle nachzugehen und Beiſpiele daran zu knüpfen. So entſteht der Zweifel durch das abwechſelnde Steigen und Fallen der zwei oder mehreren Endglieder, in die eine Reihe von Vorſtellungen in uns geſpalten iſt, und von denen immer das momentan durch andre Hülfsvorſtellungen begünſtigte die anderen ausſchließt, herabdrückt, während dieſe andern ſich zu behaupten ſuchen bis durch den Wechſel der Vorſtellungen ein anderes Endglied ſich erhebt, um ſeinerſeits bald zu ſinken. Schon dies mehr oder minder lebhafte Schwanken iſt, da es ein theilweiſes Herabdrücken der Seelenthätigkeit unter ihren normalen Stand in ſich ſchließt, peinvoll; es wird es um ſo mehr, je lebhafter die einzelnen Glieder, trotz ihres Gegenſatzes, ſich zugleich in's Bewußtſein zu drängen und jedes ſich neben und gegenüber den andern zu behaupten ſucht. Setzt nun der Zweifel Erfahrungen voraus, auf denen jene ſich widerſtreitenden Endglieder der Vorſtellungsreihe beruhen müſſen, ſo genügt für die Jugend oft Eine Täuſchung, um ihr vorher unbedingtes Vertrauen in unüberwindliches, ja unbegründetes Mißtrauen zu verwandeln. Sehr ſchön weiſt der Verfaſſer einen ſolchen Umſchlag des vorher naiven zweifelloſen Vertrauens nach an Shakſpeare's Prinzen Arthur, der ſeinem Kerkermeiſter ſich mit ſeltener Zärtlichkeit und unbedingter Offenheit hingiebt, bis ihm die Blendungsſcene die Augen öffnet. Nun aber genügt dem Knaben dieſe Eine ſchreckliche Enttäuſchung, um unbeſiegliches Mißtrauen gegen alle Verſicherungen Hubert's zu fühlen und ſein Heil lieber in der verderblichen Flucht zu ſuchen.

Bei der Darſtellung der Langeweile, die gleichfalls ein complicirtes formelles Gefühl wie der Zweifel und, wie er, der Erwartung verwandt iſt, finden wir eine recht intereſſante Entwickelung, die ſie uns als dasjenige Unluſtgefühl charakteriſirt, das aus der Unangemeſſenheit der äußeren Eindrücke entſpringt, mag Letztere nun in dem Inhalt, Quantität oder Rhythmus derſelben liegen. Sehr glücklich wird dargethan, wie dies Gefühl der Unluſt, ſowohl aus der Maſſenhaftigkeit, Unfaßlichkeit, allzuraſchen Folge des Dargebotenen, als auch aus der Leere, Dürftigkeit, Trivialität und ſchleppenden Langſamkeit deſſelben hervorgeht. Denn in dem einen Falle wird der jedem Menſchen eigene durchſchnittliche Rhythmus ſeines Vorſtellungslaufs überſpannt und erſchöpft, in dem anderen hat die Nöthigung zu langſamer Gedankenbewegung eine Abſpannung zur Folge. Dort iſt Schwindel, hier Ekel die Folge und wird zur Quelle der Unluſt. — Wir vermiſſen indeſſen bei dieſer zur Claſſificirung der momentanen Langeweile vollkommen genügenden Erklärung die gebührende Berückſichtigung jener Potenzirung dieſes Gefühls, die es über den Rang eines bloßen Lückenbüßers weit hinaus zur Beherrſcherin des ganzen Seelengebietes erheben kann, durch die es zur andauernden Stimmung, ja zur Geſinnung wird. Dieſe Maſſen-Langeweile, die nicht Intervall iſt, ſondern ſelbſt keine Intervalle zuläßt, die aus dem Kaleidoſkop der Seele ein perpetuum immobile macht, dieſe abſolute und ſouveräne Langeweile, die Byron den National-Charakter und den Erbfluch des engliſchen Geſellſchaftslebens nennt, die Bulwer ſo treffend als ghost of murdered time kennzeichnet, ſie iſt dem Profeſſor entgangen. Ein Mangel in einer Pſychologie, die ſich keine nationalen Gränzen geſetzt hat, aber ein Mangel, der ein ſehr bezeichnendes Lob der Nation iſt, für die der Verfaſſer ſchreibt, ein Mangel, auf den wir die vergleichenden Völker-Pſychologen aufmerkſam machen wollen.

In der Behandlung der ſinnlichen Gefühle, deren Abgränzung gegen das Gebiet der Empfindung einer- und des äſthetiſchen Gefühls andererſeits außerordentlich ſchwierig, aber ſehr gelungen durchgeführt iſt, bringt der Verfaſſer eine originelle Auffaſſung der Wirkungen, welche die Abſtufungen des Lichts in den einzelnen Farben, und welche die verſchiedene Tiefe und Höhe der Töne auf das Gefühl hervorrufen. Indem er ſich in Betreff des Empiriſchen der Farbenwirkung auf das Göthe'ſche Kapitel über die heimlich-ſittliche Wirkung der Farbe ſtützt, zieht er ſodann eine pſychologiſche Parallele zwiſchen jenen und den Tonwirkungen, oder wie er hübſch ſagt, zwiſchen den Farbentönen und den Klangfarben. Ein Theil dieſer anziehenden Gegenüberſtellung wird hier nicht unwillkommen ſein. (Man wolle ſich dabei erinnern, daß Goethe in ſeiner Farbenſkala auf der Plusſeite, als durchweg regſam, lebhaft und ſtrebend, das Gelb, Orange und Gelbroth aufführt, auf der Minusſeite dagegen, als ruhig, weich und ſehnend, das Blau, Violett und Karmin, während das Grün pſychologiſch und phyſiſch eine mittlere Stellung einnimmt):

„Vergegenwärtigen wir uns den hellen Klang der Schalmei, zumal in den höheren Chorden; — übt er auf das Gemüth nicht eine ähnliche, naiv-muntere, idylliſche Wirkung, wie das friſche, heitere Gelb einer ganz mit Dotterblumen überſäeten Wieſe? Der Flötenton dagegen, zumal in lauen Sommernächten, aus der Ferne herüberklingend, wirkt ebenſo weich, ſchwärmeriſch, traumhaft, wie das ſanfte Himmelblau; — während der ſchärfer einſchneidende Ton des Piccolo an die prickelnde Wirkung des Orange (die Complementär-Farbe von Blau erinnert — (wie das Piccolo auch gewiſſermaßen das Complementär-Inſtrument der Flöte iſt); — und die zum Ausdruck unruhiger, leidenſchaftlicher Sehnſucht ſich ganz vorzüglich eignende Oboe mehr an die beunruhigende, ſehnſüchtige Stimmung, welche das Violett erzeugt, mahnen mag. Die Trompete ſodann wirkt ebenſo draſtiſch, wie das überwältigende Hochroth; ſie regt zur Energie auf, entflammt bei Roß und Reiter den kriegeriſchen Muth. Die Poſaune dagegen gilt ebenſo allgemein als die Tuba des Weltgerichts, wie Goethe vom Purpur meint; ein derartiger majeſtätiſcher Glutſchein, wie ihn das Purpurglas, durch das man ſieht, auf eine Gegend wirft, würde ſo recht die angemeſſene Beleuchtung des Gerichtstages bilden. Im Waldhornton endlich, das ſchon ſein Name mit dem Waldesgrün in enge Beziehung ſetzt, liegt etwas ſo Beſchwichtigendes, wie im Grün, das den Reiz des Gelben und die Ruhe des Blau zuſammenſchließt; — ein ſtilles Behagen und heiteres Genügen, wie Friede ohne Kampf und Weiterſtreben. Sein klares, abgerundetes Timbre (namentlich in der mittleren Lage) thut dem Ohr in der That ebenſo wohl, wie dem Auge der ſanfte, ſaftige Farbenſchmelz des Grünen. Darum hat auch Beethoven einzelne melodiöſere Stellen ſeiner Symphonien, auf denen er ſo recht mit ſeligem Behagen ausruht und ſich von ihnen tragen läßt, wie der Singſchwan von den ſilbernen Wogen, gern den Waldhörnern zugewieſen."

Möge es manchem Leſer gefallen, die eingehenderen Betrachtungen, die dieſer Parallele zum Grunde liegen, beim Verfaſſer ſelbſt zu verfolgen. Sein pſychologiſches Leſebuch ſei unſerem Publikum beſtens empfohlen.

Mannigfaltiges.

— Goethe in Frankreich. Daß kürzlich Goethe's Geſpräche mit Eckermann in's Franzöſiſche überſetzt wurden und in Frankreich mit außerordentlicher Theilnahme geleſen werden, wäre allein ſchon ein Beweis für die Herrſchaft, die unſer großer Dichter dort über die Geiſter gewonnen — noch mehr aber iſt dies aus dem Umſtand erſichtlich, daß ein geachteter franzöſiſcher Kritiker, Herr Erneſt Faivre, der Analyſe und der Kritik von Goethe's wiſſenſchaftlichen Werken, die von Herrn Charles Martins in's Franzöſiſche überſetzt worden, eine größere, eingehende Schrift gewidmet hat.* Herr Faivre geht von Goethe's „Metamorphoſe der Pflanzen" aus, um des deutſchen Dichters Standpunkt in der Naturwiſſenſchaft darzulegen, welcher demnächſt auch in deſſen „Farbenlehre" nachgewieſen wird, die in Deutſchland ebenfalls erſt in neuerer Zeit wieder zu Ehren gekommen iſt. Die Franzoſen machen es jetzt ungefähr ſo, wie wir Deutſche damals, als die Karlsbader Beſchlüſſe in Geltung geſetzt wurden. Weil ihnen das Gebiet der politiſchen Kritik und des Strebens nach politiſcher Freiheit verſchloſſen iſt, werfen ſie ſich mit Vorliebe auf das Gebiet der wiſſenſchaftlichen, der philoſophiſchen und

* Oeuvres scientifiques de Goethe analysées et appreciées, par M. Ernest Faivre. Paris, Hachette, 1862.

Digitized by Google

der religiöſen Kritik, wobei ſie ihr Augenmerk hauptſächlich auf das mehr begünſtigte Ausland, namentlich auf Deutſchland und England richten. Zu den kritiſchen Arbeiten dieſer Art dürfen wir unter Anderem auch die kürzlich bei Cherbuliez in Paris erſchienene „Histoire des dogmes chrétiens," von Eugen Haag, zählen, der in dieſem Geſchichtswerke vorzugsweiſe die Arbeiten der proteſtantiſch-liberalen Schule Deutſchlands benützt hat.

— Deutſche Stadt-Archive. Kurz vor ſeinem Abgange von Breslau nach Göttingen hat Herr Profeſſor Dr. Wattenbach in der „Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur" einen jetzt in die gedruckten Abhandlungen derſelben* aufgenommenen, inſtructiven Vortrag über Archive, deren Nutzen und Verwaltung gehalten. Am Schluſſe dieſes Vortrages kömmt Hr. Wattenbach auch auf das Raths-Archiv in Breslau, von dem er ſagt: „Seine geſchichtliche Bedeutung iſt außerordentlich groß. Bei der Zerſtörung von Breslau durch die Mongolen im Jahre 1241 ſcheint alles damals Vorhandene gänzlich zu Grunde gegangen zu ſein, aber von der neuen Gründung an iſt nichts verloren, als was etwa zufällig einmal abhanden gekommen iſt, oder worauf man keinen Werth legte. Die Stadt Breslau bildete von Anfang an eine politiſche Körperſchaft, die immer ſelbſtändiger wurde, und während die fürſtlichen Archive großentheils verloren gegangen ſind, haben ſich hier allein die Denkmale von diplomatiſchen Verhandlungen, Verträgen, Friedensſchlüſſen u. ſ. w. erhalten. Bis 1740 hat Breslau einen großen Theil ſeiner Selbſtändigkeit bewahrt, Reſte davon noch länger, und daher kömmt es, daß an politiſcher Bedeutung das Archiv der Stadt das Provinzial-Archiv weit übertrifft. Es iſt auch ſchon vielfach für geſchichtliche Zwecke benutzt und die Erlaubniß dazu ohne Schwierigkeit gewährt worden. Was aber zu wünſchen übrig bleibt, das iſt ein geeignetes Lokal, zur Benutzung des Archivs beſtimmte Stunden, und vor Allem die Anſtellung eines Archivars, der, von andern Geſchäften befreit, ſich ganz der durchgreifenden Ordnung und wiſſenſchaftlichen Ausbeutung des Archivs widmen kann. Mir wurde gleich anfangs abgeſchlagen, was meinem Vorgänger ohne Anſtand gewährt war, Urkunden des Raths-Archivs im Lokal des Provinzial-Archivs benutzen zu dürfen. Ich hatte daher gleich Gelegenheit, den Zeitverluſt kennen zu lernen, welcher mit Arbeiten in dieſem Archive verbunden iſt, und verzichtete auf die fernere Benutzung, da mir das Provinzial-Archiv hinlänglich zu thun gab. Ein idealer Zuſtand wäre es aber, wenn gleichzeitig beiden Archiven wiſſenſchaftlich durchgebildete und von anderen Abhaltungen befreite Männer vorſtänden und ſich in die Hände arbeiteten. An Beiſpielen dazu fehlt es nicht. In Danzig hat der Prof. Hirſch das ganze Stadt-Archiv in die ſchönſte Ordnung gebracht und nicht allein durch ſeine Handelsgeſchichte Danzigs und andere Arbeiten ſich einen guten wiſſenſchaftlichen Namen erworben, ſondern auch dee Stadt durch Aufklärung der geſchichtlichen Verhältniſſe ſehr weſentlichen materiellen Nutzen geſchafft. Auch in Köln, wo lange Zeit, wegen der durch das Erzbisthum gefährdeten Freiheit der Stadt, das Archiv ängſtlich verwahrt gehalten wurde, iſt jetzt ein tüchtiger Archivar angeſtellt, der einen ſehr ſchätzbaren Band von Geſchichtsquellen veröffentlicht hat. Bei der Stadt Lübeck iſt ein eigener Archivar mit 1440 Thaler Gehalt angeſtellt. In Hamburg iſt einer unſerer namhafteſten Hiſtoriker, der Dr. Lappenberg, Archivar, unter ihm der gleichfalls durch geſchichtliche Arbeiten bekannte Dr. Otto Bennecke. Die Stadt Frankfurt a. M., welche lange in dieſer Beziehung zurückgeblieben war, hat jetzt neben dem geſchäftlichen Archivar den durch die Bearbeitung der Schloſſer'ſchen Weltgeſchichte und andere gelehrte Arbeiten bekannten Gymnaſiallehrer Kriegk, unter Entbindung von allen Amtsgeſchäften, mit der Ordnung des Archivs beauftragt. Gegenwärtig liegt der Plan vor, ihm als zweiten Archivar, wie dem erſten, ein Gehalt von 2000 fl. und daneben noch einem wiſſenſchaftlichen Hülfsarbeiter ein Gehalt von 1600 fl. zu bewilligen. Es wäre wohl der Stadt Breslau würdig, hinter einem ſolchen Vorbilde nicht zurück zu bleiben. Sie würde davon ohne Zweifel reichen Gewinn ärndten, und auf wiſſenſchaftlichem Gebiete würde damit für die Geſchichte Schleſiens die glücklichſte Epoche beginnen."

— Rodenberg's „Deutſches Magazin." Die beiden neueſten Hefte (9 und 10) dieſer reichhaltigen Monatsſchrift bringen unter Anderm bisher ungedruckte Poeſie und Proſa von H. Heine. Herr A. Strodtmann, Herausgeber der bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſcheinenden Geſammt-Ausgabe von Heine's Werken, theilt hier neun Gedichte deſſelben mit, von denen vier aus den Jahren 1822—26, alſo aus der Jugendzeit des Dichters und die übrigen aus den Jahren 1835—40 herrühren. Das letzte Gedicht, „Deutſchland," im Sommer 1840 gedichtet, fängt mit folgenden Verſen an:

„Deutſchland iſt noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne iſt ſeine Amme,
Sie ſäugt es nicht mit ſtiller Milch,
Sie ſäugt es mit wilder Flamme.
Bei ſolcher Nahrung wächſt man ſchnell
Und kocht das Blut in den Adern;
Ihr Nachbarkinder hütet Euch,
Mit dem jungen Burſchen zu hadern!"

Die Proſa, „Heinrich Heine's erſter Tag in Paris" überſchrieben, beſteht aus der Rückücberſetzung einer Epiſode aus Heine's franzöſiſch geſchriebenen, zu Paris im Jahre 1854 erſchienenen „Confessions." Daß die deutſche Proſa nicht von Heine ſelbſt herrühre, ſondern eine etwas ungeſchickte Ueberſetzung des witzigen Originales ſelbſt ſei, wird Jedem ſofort, bei Leſung der erſten Sätze dieſer Epiſode, deutlich ſein; z. B. ſchon bei folgenden Worten: „....Ich ſah die Morgue und die Académie française. Letztere iſt eine Krippe für alte, wieder kindiſch gewordene Schriftſteller, eine wahrhaft philanthropiſche Anſtalt. Aehnliches finden wir der Idee nach bei den Hindu's, welche Hoſpitäler für alte und abgelebte Affen errichten... Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich auch die Nekropolis des Luxembourg beſuchte, worin alle Mumien des Meineides mit den einbalſamirten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtieen der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen... Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich aparte, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am Halſe hing, während er ſelbſt, der Herr beider Welten, eine braune Perrücke trug, wie alle alten Franzoſen."

— Deutſche Bücher über London. In einem Artikel über deutſche Literatur bemerkt die Saturday Review, daß die internationale Ausſtellung unter Anderem auch eine ziemlich reiche Aerndte von deutſchen Büchern über London zur Folge gehabt hat. Bädeker's „London und ſeine Umgebung" ſei als praktiſches Handbuch des Ruhms würdig, den ſich der Herausgeber durch frühere Schriften dieſer Art erworben habe. Es beſchränke ſich ausſchließlich auf das Thatſächliche, ohne ſich in Erörterungen über die Sitten und Gebräuche des Landes einzulaſſen, und ſei in jener Beziehung ſo erſchöpfend, „daß es zu bezweifeln ſei, ob der engliſche Leſer in ſeiner Mutterſprache ſo genaue Information über die engliſche Hauptſtadt finden werde, als in dieſem deutſchen Handbuche." Dr. Julius Rodenberg's „Tag und Nacht in London," heißt es weiter, „iſt ein Buch von ganz anderem Kaliber. Es iſt nicht dazu geſchrieben, um als Führer für Diejenigen zu dienen, die nach London reiſen, ſondern als Unterhaltung für die, welche zu Hauſe bleiben. Es iſt eine pikante, glänzende Beſchreibung von verſchiedenen Scenen aus der hohen und niedrigen Geſellſchaft Londons, deren Stil eher die Lebhaftigkeit und Ungenirtheit eines franzöſiſchen Feuilletoniſten, als die Solidität eines deutſchen Reiſenden verräth. Aber Herr Rodenberg hat ſich, wie es ſcheint, in allen ſeinen Schriften die Aufgabe geſtellt, zu zeigen, daß Deutſch in geſchickten Händen ebenſo graziös und lebendig ſein kann, als Franzöſiſch, und dieſe Aufgabe hat er mit Erfolg gelöſt. In beiden Sprachen kann jedoch eine ſolche Wirkung nur dadurch erreicht werden, daß man es mit den Thatſachen nicht allzu genau nimmt. Wir verzeihen es allenfalls einem enthuſiaſtiſchen Naturfreunde, wenn er das Epitheton „ſmaragdgrün" der ſchmutziggrauen Vegetation von Hyde-Park beilegt, aber wir müſſen gegen die Behauptung proteſtiren, daß die ſchönen Reiterinnen in Rotten Row ſammt und ſonders zur Klaſſe der „hübſchen Pferdebändigerinnen" gehören und daß der Selbſtmord verführter Jungfrauen im Serpentine-River eine normale Erſcheinung bilde. Trotz mancher kleinen Freiheit dieſer Art, giebt jedoch das Buch ein ſehr anziehendes Bild Londons und des Londoner Lebens. Freilich ſieht der Verfaſſer Alles durch eine roſenfarbene Brille, und der beſtändige Panegyrikus wird vielleicht ſeinen Landsleuten etwas einförmig vorkommen. In der That theilt er ſein Lob mit vollen Händen aus. Er ſchließt ſein Buch mit einer exſtatiſchen Schilderung der Damen, mit welchen er das Glück hatte, in den National Assembly Rooms zu tanzen, und ergeht ſich dann in melancholiſchen Betrachtungen über „„jene ſchönen Geſchöpfe, die um Mitternacht in den Straßen von London uns Fremden als feenartige, glänzende Weſen in dem Zauber und Glanz einer Londoner Nacht erſcheinen."" Gewiß ſind wir ihm zu Dank verpflichtet, denn er muß nach England mit einem wahrhaft todesmuthigen Entſchluß gekommen ſein, alles Engliſche zu bewundern. Es iſt das erſte Mal, daß jene „feenartigen Weſen" zu den reizenden Erſcheinungen Londons gezählt worden ſind."

J. C.

* Abhandlungen der Schleſ. Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur. Philoſophiſch-hiſtoriſche Abtheilung. 1862. Heft II. Breslau, Joſef Max & Co. (Pr. 20 Sgr.).

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 44. Mittwoch, den 29. Oktober 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Der deutſche Handelstag in München 515
Aus der Reiſetaſche eines Touriſten. Schwaben und der franzöſiſche Handelsvertrag . . . . . . „
Zeitſchrift für Völker-Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Profeſſor Lazarus: Das Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit 516

Frankreich.
Niſard's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur II. Das Jahrhundert Ludwig's XIV. III. Das achtzehnte Jahrhundert und die Neuzeit . . . 518

Italien.
Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle.“ I. Franceska da Rimini 521
Die Zeichnungen von Guſtav Doré zu Dante's Hölle . . . . . . „

Nord-Amerika.
Die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in den Vereinigten Staaten . . 524

Mannigfaltiges.
Zur Etymologie des Namens Berlin 525
Erziehung und Unterricht in Italien . . . . . . „
Das Sühnfeſt von Iguvium 526
Disciplin in der amerikaniſchen Armee . . . . . . „
Das „Magazin“ in ausländiſchen Journalen . . . . . . „
Linguiſtiſches . . . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Der deutſche Handelstag in München.

An der Gränze des alten und neuen München, wo König Ludwig in mittelalterlicher Pracht zu Pferde ſitzend, von zwei kräftig einherſchreitenden Jünglingen mit dem Wahlſpruche „Gerecht und beharrlich“ dem neuaufgehenden Morgen zugeführt wird, hat in den Tagen vom 14. bis zum 18. October der deutſche Handelstag ſeine Sitzungen gehalten. Im großen Saale des Odeon waren 3—400 Männer verſammelt, welche etwa zweihundert Handelskammern und kaufmänniſche Corporationen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes vertraten. Es ſtanden zwei ziemlich gleich getheilte Gruppen einander gegenüber: der Norden und der Süden, ohne daß jedoch die Gränzlinie ſtreng innegehalten ward; denn die meiſten Badenſer, die Pfälzer, die Rheinheſſen und die Naſſauer hatten ſich dem Norden angeſchloſſen, während — wunderlich genug! — die Sachſen des Königreichs, mit Einſchluß des Vertreters der unter den Segnungen der Handelsfreiheit gedeihenden und blühenden Stadt Leipzig, ſowie einige, um ihr Privat-Intereſſe allzu ſehr beſorgte Induſtriellen Rheinlands und Weſtfalens ſich mit dem Süden, d. h. mit Oeſterreich, Bayern und Württemberg verbunden hatten.

Fünf Tage währte der Kampf, der am Jahrestage der Völkerſchlacht von Leipzig, wie dieſe, mit dem Siege des Befreiungs-Prinzips endigte, der Befreiung von den Feſſeln einer überwundenen Zeit, die in Prohibitiv- und Schutzzöllen eine Quelle des Reichthums der Nationen zu erblicken glaubte, während dieſe doch nur, wie Figura in Rußland und Oeſterreich zeigt, eine Quelle des Reichthums für die Monopoliſten ſind, eine Quelle der Armuth aber und der ſtets grollenden Unzufriedenheit für das arbeitende Volk und die Steuerzahler.

Ja, eine neue Zeit der Befreiung hat mit den Tagen begonnen, wo in England unter Huskiſſon die Abſchaffung der Schifffahrts-Akte Cromwell's, unter Sir Robert Peel die Abſchaffung der Getraide-Zölle und unter dem Einfluſſe des deutſchen Prinzen Albert endlich die Beſchränkung aller Einfuhr-Zölle auf das Prinzip einer geſunden Finanz- und Volkswirthſchaft beſchloſſen wurde. Wenn man in Frankreich, nach langem Widerſtreben, begonnen hat, dem Beiſpiele Englands zu folgen, ſo iſt es geſchehen, weil man darin das ſicherſte Mittel erkannte, der lediglich durch die Monopol-Begünſtigungen herbeigeführten Arbeiternoth und den ſocialiſtiſchen Erregungen, wie ſie in den Jahren 1830—1848 ſtattfanden, zu begegnen.

In Deutſchland hat ſich dieſes Prinzip der Befreiung ebenfalls bereits in der Geſetzgebung der Regierungen — und zwar Oeſterreich's, Bayern's und Württemberg's nicht ausgenommen — geltend zu machen gewußt. Denn was iſt die in den letzten Jahren verkündete Gewerbefreiheit, die Befreiung von den Reiſepäſſen, die verſuchte Abſchaffung der Flußzölle, die Herabſetzung des Briefportos — was ſind dieſe Maßregeln Anderes, als Abſchlagszahlungen auf die mit nothwendiger Conſequenz folgende Befreiung von allen Zöllen zum Schutze der Fabrikanten-Bereicherung? Ja, was iſt der zwiſchen Preußen im Namen des Zollvereins mit Frankreich vereinbarte Handels- und Schifffahrts-Vertrag Anderes, als ein mit allen dieſen Maßregeln Oeſterreich's, Bayern's und Württemberg's Hand in Hand gehendes Befreiungs-Geſetz?

Und das iſt es, was die Majorität des deutſchen Handelstages anerkannt und in ihren Beſchlüſſen verkündet hat, obwohl ſich unter dieſer Majorität nicht wenige Fabrikbeſitzer befinden, welche vorausſichtlich durch den deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrag ſelbſt ſehr hart getroffen werden. Aber es ſind einſichtige, patriotiſche Männer, die, wo es dem Wohle des Ganzen gilt, bereit ſind, eigene Opfer zu bringen — abgeſehen davon, daß ſie ſich in der Welt umgeſchaut und erfahren haben, daß die Befürchtungen der Fabrikanten anderer Länder, z. B. der Seidenweber und Handſchuhmacher Englands, vor der Zulaſſung der franzöſiſchen Concurrenz, ſich nicht allein nicht bewährt, ſondern daß ſeit Abſchaffung der Schutzzölle die Ausfuhren von engliſchen Seidenwaaren und Handſchuhen ſich vermehrt und die Beiträge zur Erhaltung der Armen unter den Seidenwebern und Handſchuhmachern Englands, ſich anſehnlich vermindert haben.

Täuſchen wir uns nicht: wir befinden uns jetzt mitten in einer Weltbewegung, deren Endziel in nichts Geringerem beſteht, als in der Durchführung des Freiheits-Prinzipes im geſammten Productions-Leben: im Handel ſowohl, als in den Gewerben; in der Landwirthſchaft, im Genoſſenſchaftsweſen, ſei es der Kredit- und Verſicherungs-Geſellſchaften, ſei es der zur Concurrenz mit dem Fabrikenthum ſich verbindenden Handwerker; endlich im Communications- und Transportweſen vermittelſt der Eiſenbahnen, der See- und Strom-Schifffahrt und der Kanäle und Landſtraßen. Ja, auch nach Befreiung von den Privilegien der wiſſenſchaftlichen Gewerbe der Advokaten, der Aerzte, der Apotheker rc. ſtrebt die Zeit mit aller Macht hin.

Daß ſolche Volkswirthſchaftslehrer, wie ein Schäffle in Tübingen, ein Karmarſch in Hannover, ein Kreuzberg in Prag, die der entgegengeſetzten Richtung huldigen, in der ohne ihre Mitwirkung vorgeſchrittenen Welt zuletzt auf einen Schmollwinkel ſich beſchränkt ſehen, das hat die Debatte auf dem Handelstag in München bewieſen, wo Otto Michaelis aus Berlin, von Sybel aus Düſſeldorf, Dr. Braun aus Wiesbaden, v. Beckerath aus Crefeld, Dr. Weigel aus Breslau und Behrend aus Danzig glänzende Triumphe der Beredſamkeit und der Volkswirthſchaftslehre gefeiert haben.

J. L.

Aus der Reiſetaſche eines Touriſten.

Schwaben und der franzöſiſche Handelsvertrag.

Wer nach längerer Abweſenheit Stuttgart wieder betritt, gleich alten lieben Bekannten die Bäume im Schloßpark die Rebenhügel, welche die

Digitized by Google

Stadt umgeben, die ſtattlichen Säulen des Königsbaus begrüßt und halbvergeſſene Erinnerungen in ſich erneuert, wird erſtaunt ſich fragen, ob dies die Hauptſtadt des ſchwäbiſchen Landes ſei, des Landes, welches man innerhalb und außerhalb der Gränzen Deutſchlands häufig um ſeines treuen, faſt zähen, hartnäckigen Feſthaltens am Althergebrachten willen anklagt. Tragen auch viele der Neubauten Stuttgarts das Gepräge des künſtlich Gemachten, fabrikmäßig Hergeſtellten, ſo iſt doch unverkennbar, daß die Stadt ſich immer mehr zur Metropolis des Schwabenlandes, zu einem Bewegungs-Centrum auch für größere Kreiſe des ſüddeutſchen Länder-Complexes herausbildet, und daß reinere, geſchmackvollere Bauſtile immer mehr Platz greifen. Mehr oder minder macht ſich dieſer Fortſchritt, der ſich in Erweiterung der Städte ſowohl, als ihrer Schwingungskreiſe kund giebt und verſchönernd auf die Bauſtile zurückwirkt, bei allen unſern deutſchen Städten geltend.

Stuttgart hat in neueſter Zeit ein neues Schützenhaus erhalten, welches, erſt nach dem Frankfurter Schießen begonnen, jetzt ſchon ſeiner Vollendung entgegen geht. Es ſteht auf dem Ameiſenberge, der von Hackländer's Villa überragt wird, im Südoſten der Stadt. Die Idee der Schützenfeſte iſt überhaupt in Süddeutſchland weit verbreiteter und populärer, als im Norden. In Württemberg beſteht ſchon lange eine Jugendwehr, mit Genehmigung und Unterſtützung der Regierung. — Die Kunſtſchule in der Neckarſtraße hat ein neues Gewand angezogen und iſt auch dem größeren Publikum zugänglicher geworden. Geſchmackvolle Anlagen ziehen ſich hinter dem ſtattlichen Bau bergaufwärts.

Eine eigenthümliche Zierde hat der Schloßplatz erhalten; doch darüber iſt Manches zu ſagen. Der Schloßplatz verdankt dem Streben des gegenwärtigen Königs, der ſchwäbiſchen Reſidenz ein mehr moderngroßſtädtiſches Gepräge zu geben, ſeine Entſtehung. Von einer Seite durch das neue Reſidenzſchloß, von der andern durch den Königsbau mit ſeinen Verkaufshallen eingerahmt, macht derſelbe einen recht angenehmen Eindruck, wenn auch verſchiedene bauliche Sünden, die faſt an Trafalgar-Square in London erinnern, zu beklagen ſind. Auf die in der Mitte zweier Fontainen ſich erhebende Säule ſoll, nach deſſen Ableben, die Statue des Königs kommen. Die Wappenthiere am Eingange zum Schloßhofe ſind offenbar von dem Künſtler gegeneinander ſtrebend intendirt; man hat ſie aber neben einander geſtellt, was den Eindruck bedeutend abſchwächt. Jetzt iſt nun noch eine weitere Säule hinzugekommen, auf welcher ſich ein geflügelter Merkur erhebt, deſſen neue Vergoldung recht wacker in der Sonne blitzt. Die Stimmen über Sinn und Bedeutung dieſes ſonderbaren Denkmals ſind getheilt. Viele ſagen, es ſei dem ſehr ehrenwerthen „ſchwäbiſchen Merkur," in Anerkennung ſeiner beſondern Verdienſte um Aufrechthaltung des Status quo in Bezug auf Zeitungsausſtattung, Druck, Papier und Politik errichtet; Andere meinen, daß es beſtimmt ſei, den Genius des Handels, der noch nie in dieſer Stadt ſich recht einbürgern wollte, auf immer fern zu halten. Alle aber kommen darin überein, daß das Monument an Geſchmackloſigkeit kaum in London ſeines Gleichen finden dürfte. Das Modell hat, wie man hört, ein Armleuchter, Mercurius als Lichtträger darſtellend, welcher ſich in der königl. Centralſtelle für Handel und Gewerbe befindet, abgegeben. Dort iſt die zu Grunde liegende Idee gut aufgefaßt und praktiſch verwerthet. Der Fuß des Gottes ruht auf der Erdkugel, ſeine rechte Hand trägt die leuchtende Flamme; er erleuchtet demnach die Welt, die er beherrſcht. Auf dem Schloßplatze aber hat man den Gedanken, welcher ſich bei dem Armleuchter ganz natürlich ergab und an Gegebenes anſchmiegt, künſtlich wieder anpaſſen müſſen und eine Verzerrung herausgebracht. Eben ſo unmotivirt, wie die ſtarke Mauerſäule, welche das Goldfigürchen trägt, iſt das Liebäugeln des Gottes mit der Krone des königlichen Schloſſes.

Sonſt geht in Stuttgart ſo ziemlich Alles ruhig im gewohnten Geleiſe. Das Theater iſt wieder eröffnet, der Bergwerksverein beginnt ſeinen dreizehnten Jahrgang. Wieder erſchallt des Oberſteigers Hammerſchlag, der Knappſchaft fröhliches Gehämmer und des lockenden Bergmeiſters dröhnende Stimme: „Laßt uns beim Alten bleiben!"

In induſtriellen Kreiſen beſchäftigt die Agitation gegen den Handelsvertrag, geſtützt auf die von Oben genährten Antipathieen gegen Preußen, alle Gemüther. — Wer Gelegenheit hatte, dieſe Bewegung von ihrem Anfange an bis zu dieſem Augenblicke, wo ſie ihren Höhepunkt erreicht zu haben ſcheint und allmählich wieder zu erſchlaffen beginnt, zu verfolgen, dem kann ſie eine praktiſche Ausführung zu dem Lehrſatze liefern, daß bei allen national-ökonomiſchen Fragen der Volksinſtinkt immer zuerſt das Richtige ergreift, ſpäter aber durch Beeinfluſſungen leicht abgelenkt und irre gemacht werden kann. Urſprünglich erhoben ſich nur ſehr vereinzelte Stimmen dagegen, und dieſe waren meiſt nur in der jedem Schwaben anklebenden Scheu vor Neuerungen begründet. Selbſt von Induſtriellen, welche eine Beeinträchtigung zu fürchten gehabt hätten, hörten wir zuweilen Stimmen dafür. Im Allgemeinen konnte man bemerken, daß gerade die ſtrebſameren, tüchtigeren und intelligenteren Kräfte ſich rückhaltlos der Sache des Freihandels zuneigten. Als aber von Oben herab gewiſſe Aeußerungen fielen, welche einer Nichtanerkennung des Vertrags faſt gleichſahen, als die Fragen in einer Weiſe geſtellt wurden, welche jedem Induſtriellen mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß durch ſein entſchiedenes Auftreten vielleicht gerade für ſeine Induſtrie größere Vortheile zu erlangen ſein könnten, da faßten natürlich die Schutzzöllner friſchen Muth und die, dem Handelsvertrage prinzipiell nicht Abgeneigten verſuchten ihr Heil in geſteigerten Forderungen. Daß der Zollverein fallen, oder nur an Boden verlieren werde, iſt nicht zu fürchten, doch wird jedenfalls der deutſche Süden ſeine Verbindungen mit Oeſterreich noch inniger knüpfen, als bisher. Im Buchhandel z. B. iſt dieſer Anſchluß zum Theil ſchon vollzogen. Hoffen wir, daß Preußen bald ſeine wahre Beſtimmung erkenne: durch liberale Inſtitutionen, Ordnung und Sparſamkeit allen andern deutſchen Ländern vorzuleuchten und ihnen ſeinen Schutz zum Segen zu machen.

Zeitſchrift für Völker-Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft.

Profeſſor Lazarus: Das Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit.

Je lebendiger in der neueſten Zeit unter den verſchiedenen Nationen das Volksbewußtſein wieder erwacht iſt; je mehr ſich die Völker wieder als organiſche Gebilde in ihrer Eigenthümlichkeit erkennen und ſich nicht mehr als todte Maſſen, die man in willkürliche Formen zwängen kann, behandeln laſſen wollen: deſto mehr drängt ſich das Bedürfniß auf, das Weſen des Volksthums überhaupt und die beſonderen geiſtigen Errungenſchaften jedes Volkes, Sprache, Kultur, Kunſt, Literatur, Religion, in ihren Beziehungen zu dem Volksgeiſte und dem Volksleben, nach allen Seiten hin zu erforſchen und zur Erkenntniß zu bringen. Dieſem Zeitbedürfniſſe begegnet die unten näher bezeichnete Zeitſchrift,* aus deren Titel vielleicht Manche ſchließen dürften, ſie ſei nur für Philoſophen und Philologen von Fach beſtimmt und biete für das größere gebildete Publikum kaum ein Intereſſe. Dieſem Irrthum zu begegnen, brauchte es freilich nur auf den reichen und mannigfaltigen Inhalt der beiden bis jetzt erſchienenen Bände und auf die Namen der Herausgeber und der Mitarbeiter zu verweiſen; wirkſamer jedoch glauben wir unſere Leſer auf den Gehalt der Zeitſchrift aufmerkſam zu machen, wenn wir ihnen, gewiſſermaßen als Probe, in aller Kürze den ungefähren Gedankengang eines geiſtvollen Aufſatzes aus dem vierten Hefte des zweiten Bandes der Zeitſchrift vorführen, den wir vorzugsweiſe gewählt haben, weil er dazu dient, den Begriff der Völker-Pſychologie und die Bedeutung dieſer erſt werdenden Wiſſenſchaft darzulegen und ſo über die Tendenz der Zeitſchrift, deren beſondere Aufgabe es iſt, Materialien zu dieſer Wiſſenſchaft zuſammenzutragen, aufzuklären.

Der Aufſatz: „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit," iſt urſprünglich ein Vortrag, den der Verfaſſer, Prof. M. Lazarus, am 11. Januar 1861 im Groß-Rathsſaal zu Bern gehalten hat. Er geht von der Unterſuchung aus, wie ſich das Einzelne zum Ganzen in der Wiſſenſchaft und im Leben verbindet. Im Leben ſucht Jeder in ſeinen Gränzen das Begränzte, erzielt jeder Einzelne das Einzelne; die Wiſſenſchaft trachtet nach der Erkenntniß des Ganzen. Je mehr ſich aber die Menſchen in den mannigfaltigſten Verhältniſſen berühren, deſto mehr drängt ſchon das Leben, das Mannigfaltige zuſammenzufaſſen. So iſt ſeit einem Jahrhundert die Wiſſenſchaft der National-Oekonomie entſtanden, die Alles, was der Menſch nach außen hin wirkt und ſchafft, in ihren Bereich zieht, um die Geſetze, die das Blühen und Welken der geſammten Arbeitsthätigkeit bedingen, aufzufinden. Die Werkſtätte, in welcher Sinn und Plan für all' das Wirken nach außen geſchmiedet wird, iſt der menſchliche Geiſt. Auch hier ſtellt ſich die Forderung, wiſſenſchaftlich die Einheit des Mannigfaltigen und die Geſammtheit des Einzelnen aufzuzeigen und ihre Geſetze nachzuweiſen. Die Pſychologie, die Wiſſenſchaft von der Natur des menſchlichen Geiſtes und von den Geſetzen ſeiner Wirkſamkeit und Entwickelung, hat bisher nur von dem einzelnen Geiſte gehandelt; um den Geiſt der Geſellſchaft oder des Volkes hat ſie ſich wenig gekümmert. Eine Wiſſenſchaft des

---

* Zeitſchrift für Völker-Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus, Profeſſor der Pſychologie an der Hochſchule zu Bern, und Dr. H. Steinthal, Privat-Docenten für allgemeine Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1859 bis 1862.

Digitized by Google

Volksgeiſtes oder eine Völker-Pſychologie mußte aber die geiſtige Thätigkeit des Menſchen als eine Geſammtheit und Einheit erfaſſen und das Geſetz und die Entwickelung derſelben erforſchen.

Es fragt ſich hierbei zunächſt nach dem Verhältniß des Einzelnen zu der Geſammtheit. Da jede Geſellſchaft eine Vielheit bildet, ſo iſt ſcheinbar jedes Glied derſelben eine Einheit. Aber wie der Körper des Einzelnen aus einer Vielheit beſteht, welche nur in gewiſſen Weiſen der Thätigkeit zuſammenſtimmt und ein harmoniſches Ganze bildet, ſo iſt auch in dem einzelnen Geiſte eine Vielheit von Gedanken, Gefühlen, Wünſchen, Entſchlüſſen, die bei aller Einheit des Selbſtbewußtſeins doch nicht immer harmoniren. Dazu kommt, daß der Einzelne in jeder Ausbildung und Darſtellung ſeines inneren Lebens durch die Geſammtheit bedingt und von ihr abhängig erſcheint. Es iſt daher die abſolute Trennung eines Einzel-Individuums eine blos wiſſenſchaftliche Fiction. Anders iſt die Einheit in der Familie, anders in der Gemeinde, der Zunft, dem Volke. Ebenſo iſt das Weſen der Individualität verſchieden nach Völkern und Zeiten. Wie bei einer Geſammtheit nicht immer das Individuum die Einheit bildet, das zeigt ſich am deutlichſten an der Sprache, deren Beſitzer das Volk, die Sprachgenoſſenſchaft iſt. Der Volksgeiſt iſt das eigentliche Subjekt der Sprache, obgleich ſie nur in dem Einzelnen zur wirklichen Erſcheinung kommt. Die eigenthümlichen pſychiſchen Prozeſſe, die beſtimmte Anwendung pſychologiſcher Geſetze, wodurch eine Sprache ſich von jeder andern unterſcheidet, eignen nicht dem Individuum, ſondern der Geſammtheit. Jede Sprache drückt allem geiſtigen Inhalte, der in ihr geſprochen wird, den Stempel der Eigenthümlichkeit auf; ſie iſt charakteriſtiſch nicht blos für die Intelligenz, ſondern ſogar für die ſittliche und äſthetiſche Faſſung der Begriffe; aber all' dieſes Charakteriſtiſche iſt doch kein Kennzeichen für das Individuum als ſolches, ſondern nur für ſeine Gattung; der Einzelne iſt ein bloßes Exemplar aus der Maſſe, ein Atom von einem Ganzen. Und ähnlich verhält ſich's mit den anderen Beziehungen im Leben des Volksgeiſtes. Im Staate vereinigen ſich die verſchiedenen Thätigkeiten der Einzelnen zu einer Geſammtwirkung; ſie wären gar nicht vorhanden, ſind ſchlechterdings undenkbar ohne dieſe Verbindung. Für den Einzelnen giebt es keine politiſche Wirkſamkeit; dieſe entſpringt allein aus dem Weſen der Geſammtheit, aus der Einheit des Nationalgeiſtes.

Was wir bei allen Völkern ausgebildet finden, iſt nur die auf dem Grunde natürlicher Abhängigkeit errichtete Gliederung in Familien. In dem Maße aber, wie Stämme und Völker an Kultur gewinnen, in demſelben Maße ſehen wir ihre Gliederung reicher, die Ausbildung der Individuen größer, die Ueber- und Unterordnung gewichtiger ſich geſtalten. Ziel und Zweck des Lebens und damit auch Mittel und Fähigkeit der Wirkſamkeit muß einen Inhalt gewinnen, der über den bloßen Zuſammenhang der Familie und die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe hinausgeht; aus der Verbindung zur Gemeinſamkeit, die vorübergehenden Zwecken dient, muß ſich dauernder Gemeinſinn und Erwachen gemeinſamer Ziele ergeben. So entſteht das Bewußtſein der Geſammtheit, das bei verſchiedenen Völkern dem Inhalte nach verſchieden iſt. Das Selbſtbewußtſein einer Nation und ihr Werth iſt bedingt von der Theilnahme, welche ſie ihren Bürgern zugeſteht, und von dem Maße, in welchem das Ganze jedem Einzelnen dieſe Theilnahme ſchenkt und von ihm fordert.

Der Geſammtgeiſt iſt in geſchichtlicher Bewegung. Die Maſſen ſind niemals ſchöpferiſch, ſondern nehmen nur auf, handeln nachachtend und nachahmend, folgen immer nur der Fahne, die ein Hervorragender trägt. Daraus könnte es ſcheinen, als ob die Individualität der einzige Faktor wäre, den wir als Urſache des Fortſchrittes anzunehmen hätten. Allein eine geiſtige That entſpringt zwar an einem einzelnen Punkte, aber doch gleichſam aus der Kraftquelle der Geſammtheit. Was für die Geſammtheit geſchaffen iſt, das muß ſie erfaſſen und begreifen können; man begreift aber nur das, wovon ſchon die Elemente in Einem liegen. Die Möglichkeit einer Geſammtwirkung auf den Volksgeiſt beruht alſo auf der gleichartigen Natur des Einzelnen, auf der gleichen Abfolge des pſychiſchen Prozeſſes unter einer gegebenen Bedingung. Nicht blos die Verbreitung, ſondern auch der Urſprung aller Ideen iſt von Bedingungen abhängig, die durchaus nicht individuell, ſondern in der Geſammtheit vorhanden ſind; die gefundene Idee iſt nur für den gefunden, der ſie zu ſuchen ſchon vorher geneigt und geeignet war. Was alſo in Wahrheit für den Geſammtgeiſt geſchaffen iſt, das geht auch aus der Geſammtheit hervor. Nur aus den vorhandenen Elementen bildet ſich das Neue; aus dem gegebenen Allgemeinen entſpringt das Einzelne, und der Prozeß des Allgemeinen iſt es, der ſich im Einzelnen vollzieht. Aus der Allgemeinheit der Idee und der Individualität ihrer Geſtaltung oder Auffaſſung entſpringt jeder Fortſchritt der Kultur, baut ſich alle Geſchichte des geiſtigen Lebens auf.

Der Volksgeiſt ſchreitet lebendig über die Gräber der vergangenen Geſchlechter. Dieſe Continuität darf nicht im Kaſtenweſen erſtarren. Neben der Erhaltung des Gegebenen ſteht das Streben nach Fortſchritt, neben der Tradition des Alten die Geſtaltung des Neuen. Aber ſelbſt weſſen Geſinnung ausſchließlich für die Erhaltung des Ueberlieferten eingenommen, wird, wenn er nicht durch egoiſtiſche Partei-Intereſſen geblendet iſt, eingeſtehen müſſen, daß die Entfaltung eines kräftigen und gedeihlichen Lebens da unmöglich iſt, wo in breiten Schichten der überlieferte Beruf an Geſchlechter, die That an die Geburt gekettet iſt. Die Natur ſcheint feſte Regeln geſetzt zu haben, nach denen im Großen und Ganzen die innere, geiſtige Fortpflanzung frei bleiben muß von den Banden der leiblichen. Das Allgemeine iſt ſeiner Natur nach bleibend, auch in den verſchiedenen Formen, die es annimmt, in den verſchiedenen Perſonen, in denen es ſich manifeſtirt; die Individualität iſt ihrer Natur nach frei; ſie iſt eben, was ſie iſt, nur durch die Freiheit; aber dieſe hat ihr Maß und ihre Schranken an dem Allgemeinen, welches individuell dargeſtellt werden ſoll. Die Continuität des Volksgeiſtes hat ſich auf das Allgemeine deſſelben, auf ſeine Ideen und Tendenzen, nicht aber auf die Individuen, auf die Subjecte, welche ſeine Träger ſind, zu beziehen. Wenn dieſe frei ſind, wenn ſie ſchrankenlos aus allen Ständen hervorgehen, werden ſie für den Fortſchritt ſorgen, gemäß ihrer individuellen Natur, die ſich auf andere Jugend-Verhältniſſe gründet. Ein Staat ſo gut, wie ein einzelner Mann, kann ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen treu bleiben und dennoch, frei und ſchöpferiſch denkend, ſich weiter und reicher geſtalten.

Der Untergang eines Volks und Volksgeiſtes erfolgt, wenn die Moralität der Maſſen im Egoismus erſtickt wird, wenn ſie den ſchlechthin individuellen Intereſſen ſich widmen, wenn ſie den trennenden Leidenſchaften fröhnen, von der Sinnenluſt und Habſucht bis zum rein perſönlichen Ehrgeiz; wenn geſetzloſe Willkür für Freiheit geachtet und das Gemeinwohl dem Eigenſinne geopfert wird, wenn die Thätigkeit und Theilnahme für diejenigen geiſtigen Schöpfungen ſchwindet, die den Gehalt des Volksgeiſtes ausdrücken und ihm Glanz verleihen, und ſo die Palladien des Geſammtgeiſtes mehr und mehr entweiht werden; wenn die leitenden Gewalten entweder unfähig ſind, innere moraliſche Antriebe zu erwecken, oder gar ſie zu vermeiden und vollends zu ertödten nothwendig finden; — wenn ſo das Allgemeine als das Ideale ſein Leben im Volke verliert, dann ſtirbt der Volksgeiſt dahin, wie reich er auch an innerem Gehalte geweſen ſein mag. Oder wenn andererſeits das Allgemeine ſelbſt das Ziel ſeines Daſeins erreicht, wenn es ſeine möglichen Formen erſchöpft, die durch einander kritiſch zerſetzt, und ſo das Ganze ſich aufgezehrt hat; oder wenn fremde Elemente des geiſtigen Lebens eindringen und das Einheimiſche überwuchern und überwinden, wenn vielfältige Berührungen mit fremden Völkern die gleiche oder gar höhere Berechtigung fremder Ideale vor Augen legen und dadurch der Sinn für das Ideale und ſeine Nothwendigkeit überhaupt mit dem für die eigene, ererbte, individuelle Form deſſelben zu Grunde geht oder zu höheren Zwecken emporgehoben wird: dann offenbart ſich die endliche und beſchränkte Natur auch des beziehungsweiſe Allgemeinen, und es erweiſt ſich als eine blos individuelle Form des der geſammten Menſchheit einwohnenden und als höchſtes Ziel vorſchwebenden Allgemeinen.

Ergänzungsweiſe zeigt der Verfaſſer, wie auch die Frauen und die Jugend eingreifen in das Geſammtleben des Volksgeiſtes. „Denn im Zwecke der Geſellſchaft liegt es, daß nicht blos eine Wechſelwirkung der Erhaltung des Ganzen durch alle Theile und jedes Theiles durch das Ganze ſtattfinde, ſondern, daß jeder Einzelne zu höchſt möglicher Freiheit und Individualität gelange und dennoch zugleich die höchſte Innigkeit und Stärke der Einheit ſtattfinde. — Das höchſte Bild, in welchem wir des Volksgeiſtes geeignetes Geſammtleben anſchauen können, iſt der Geiſt ſelbſt. Der Geiſt eines einzelnen Menſchen iſt erfüllt von einer unzählbaren Vielheit von Vorſtellungen aller Art; in der reizbarſten Wechſelwirkung unter einander begriffen, bilden ſie zuſammen die Beſtimmtheit, den Charakter, den Lebensgehalt dieſer Perſönlichkeit. Seine Gedanken gehören alle zum Individuum; aber eine Idee, welche in dieſem Individuum entſpringt, kann Macht gewinnen, hinauszuwirken auf das ganze Volk, auf Jahrhunderte, auf viele Nationen."

M.

Digitized by Google

Frankreich.

Niſard's Geſchichte der franzöſiſchen Literatur.

II.

Das Jahrhundert Ludwig's XIV.

Das große Jahrhundert beginnt. Das Gefühl der nahen Vollendung belebt die beſten Geiſter der Nation. Die Proſa in den Händen Balzac's und Vaugelas' bekommt eine feſte Form. In allen Cirkeln und am Hofe ſelbſt wog man Worte und Ausdrücke. Die feine Geſellſchaft beſchäftigte ſich mit den Regeln einer Grammatik, welche die Einſiedler von Port-Royal auf ihre letzten Gründe zurückzuführen ſuchten. Richelieu gründete die franzöſiſche Akademie, eine Anſtalt, der man in Deutſchland viel Böſes nachgeredet hat. Mit Unrecht, wie uns bedünkt. Sie iſt in der That ein conſervatives Element in der Literatur; aber im Grunde folgte ſie mehr der Bewegung, als ſie dieſelbe hervorrief. Sie hat nichts gehindert; vor Allem aber hat ſie kein großes Genie in den Windeln erſtickt. Wahr iſt es, daß, ſeitdem ſie exiſtirt, Alles, was in Frankreich eine Feder hält, ſeine Augen auf dieſen Areopag richtet und ſich einen Stil zu haben befleißt. Wär' es denn ein Unglück, wenn hier und da in Deutſchland eine ähnliche Inſtitution ſich fände, und der immer noch wieder auftauchenden Formloſigkeit einen Damm entgegenſetzte? — In der Poeſie warf ſich Boileau zum Geſetzgeber auf, und ſeine Normen, oft angefochten und lächerlich gemacht, haben — wenn man von einigen Vorurtheilen und Irrthümern, die der damaligen Zeit angehören, abſieht — die Probe zweier Jahrhunderte ausgehalten und mehr als Eine literariſche Revolution überſtanden. In Wahrheit hatte er eine undankbare Rolle übernommen. Die franzöſiſche Dichtung hatte ſeit Villon, ſo oft ſie, dem Zügel widerſtrebend, planlos in's Weite ſchweifte, ſich mehrmals überſtürzt und in fruchtloſen Verſuchen, das Höchſte durch die Freiheit der Phantaſie zu erreichen, ein gut Theil von Fülle und Kraft eingebüßt. Sie bequemte ſich endlich der Disziplin und erlangte durch ſie einen Grad von Ebenmaß und Rundung, zu der ſich die Häupter der gegneriſchen Schule, die von Zeit zu Zeit ſich wieder geltend macht, nicht emporarbeiten können. Bei dieſer Schwierigkeit, den Anforderungen einer ſtrengen Kritik zu genügen, iſt es denn auch nicht zu verwundern, daß ſelbſt unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. die Proſa über ihre etwas ſtiefmütterlicher ausgeſtattete Schweſter die Ueberlegenheit behauptet. Man gehe nur das Werk des Herrn Niſard aufmerkſam durch. Der zweite Band z. B. enthält ſieben Kapitel, von denen nicht viel mehr als zwei der Poeſie gewidmet ſind; der Dritte zählt deren acht, von denen drei auf die Poeſie, fünf auf die Proſa kommen. Corneille ſuchte noch mühſelig ſeinen Weg, als Descartes ſeine philoſophiſche Doctrin, aus der faſt alle modernen Syſteme hervorgegangen ſind, in klarem, ſchönem, periodologiſch gehaltenem Franzöſiſch ſchrieb, als Pascal in ſeinen muſterhaften Lettres Provinciales die Heucheleien der Jeſuiten entlarvte, und in ſeinen Pensées, einer Reihe herrlicher Fragmente, die Lücken der menſchlichen Vernunft aufdeckte. Als Leſſing ſeinen Feldzug gegen die Obherrſchaft der franzöſiſchen Literatur in Deutſchland eröffnete, verfuhr er kaum härter gegen die ſchwächeren Stücke Corneille's, als Herr Niſard, der ja auch nur den Cid, Polyeucte, Cinna und Horace gelten läßt, und der gar wohl begreift, daß die berüchtigte Regel der drei Einheiten cum grano salis verſtanden werden muß. Der alte Corneille mußte es noch erleben, daß ſeine letzten Werke eher Mitleid, als jedes andre Gefühl erweckten. Agésilas, hélas! Attila, holà! iſt ein in Frankreich wohlbekanntes Wort.

Dagegen liebt es freilich der Franzoſe nicht, wenn man ihm ſeinen Racine antaſtet, den er gern mit Sophokles vergleichen möchte, deſſen Sprache und Charaktere (beſonders der Frauen) ihn mit gleicher Bewunderung erfüllen, den er den Dichter zarter Liebe, den er le doux Racine nennt. Daß ſein Dialog oft durch veraltete Ausdrücke einer geſchminkten galanterie entſtellt wird, daß die Handlung oft an gewiſſen Mängeln und Gebrechen leidet (der weſentlichſte: die ſogenannten Vertrauten), das ſtellt wohl heutzutage Niemand mehr, ſelbſt in Frankreich nicht, in Abrede. Dagegen können wir der Gebrüder Schlegel wegwerfendes Urtheil über ihn und Molière keineswegs billigen. Dieſe Herren halten es für ihre Pflicht, auf literariſchem Boden den Kampf gegen Frankreich fortzuſetzen, den ihre Brodſpender auf dem Schlachtfelde der nationalen Freiheit ſo energiſch führten. Auch iſt es eine falſche Auffaſſung, wenn man in den franzöſiſchen Stücken nichts als Abfälle antiker Tragödien ſehen will und als nichtsbedeutende Compoſitionen, denen es an einem Kern bedeutſamer, ernſter Gedanken durchaus gebricht. Hallam und Walter Scott, die gewiß groß von den Dichtern ihres Volkes denken, faſſen die Sache ganz anders. Freilich iſt Racine's Dichtung ein Nachſang der Alten; aber nur weil das franzöſiſche régime Ludwig's ſelbſt einen halbantiken (wir reden von der Kaiſerzeit) Zuſchnitt und mit dem gothiſchen Weſen der teutoniſchen Völker nichts gemein hatte. Racine ſtellt unter antiker Maske die Sitten und Ideen ſeiner Zeit, die Charaktere franzöſiſcher Helden und Höflinge dar; man braucht, um ſich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen, nur ſeine Iphigenie und Phädra mit den entſprechenden Stücken des Euripides zu vergleichen. In Athalie und Eſther erkennen wir ebenſo die Zuſtände des — alternden — Verſailler Hofes, nur von einer andern Seite (der religiöſen) her. Es waren dieſe Zuſtände von den Traditionen des lateiniſchen und chriſtlichen Alterthums zugleich wirklich beherrſcht und wie durchdrungen. Die Art, wie Racine ſeinen Dichterberuf verſtand, geht aus ſeinen eigenen Worten hervor, denen Herr Niſard ſeine volle Billigung angedeihen läßt: J'ai terminé ma tragédie; je n'ai plus qu'à en écrire les vers.

Noch weit unantaſtbarer als Racine's Kothurn, ſcheint uns der Soccus des Molière. Er hat ſich in allen Arten der Komödie verſucht und er hat in allen dauernde Triumphe gefeiert: in der ſogenannten ernſten Charakter-Komödie, die dem Franzoſen ſo theuer iſt (Misanthrope, Tartuffe, Avare), in ihrem burlesken Gegenſatze (Malade imaginaire, Bourgeois gentilhomme, George Dandin etc.), in der Furie und Scapiende (z. B. Le médecin malgré lui etc.), im literariſchen Pasquil (Les Précieuses ridicules). Die Thorheiten, Laſter und Manieren der Menſchen bleiben ſtets dieſelben. Molière hat für ſie einen Adlerblick und Schöpferkraft genug, um ihre abſtrakten Formen mit Fleiſch und Blut zu bekleiden. Von ſeinen Charakteren gilt, was Goethe von denen des Taſſo ſagt: Sie ſind ewig, denn ſie ſind. Das war ſchon dem alten Boileau klar, der auf Ludwig's XIV. Frage, wen er für den größten Dichter Frankreichs halte, zu dem verwunderten König ſagte: Sire, c'est Molière. Freilich hat Molière nicht die ideale Phantaſie eines Ariſtophanes und die kühne hochpoetiſche Combinationskraft eines Shakſpeare, der noch bis in's Reich der Träume hinein erfindet, und Wirklichkeiten ſchafft. Wer aber darf von Einem Manne alles fordern? Wenn er eben Ariſtophanes oder Shakſpeare wäre, ſo wäre er nicht Molière, und wir hätten einen großen Dichter weniger. Und dann muß man doch einräumen, daß Molière's Charaktere tiefer im Leben ſtehen, daß ſeine Stücke nicht für die Bühne geſchaffen ſind, während das Gleiche nicht von denen des Ariſtophanes, ja kaum von denen Shakſpeare's behauptet werden kann. Wenn deshalb Caeſar den Terenz einen halben Menander ſchalt, ſo dürfen wir den Molière gewiß einen gedoppelten, durch einen Plautus verſtärkten Terenz, und jedenfalls einen ganzen Poeten nennen.

Einen nicht viel geringeren Anſpruch auf die Sympathien ſinniger Leſer hat Lafontaine's liebliche Umbildung der Aeſopiſchen Fabel. Den antiken Schattenriß belebt er mit einem reizenden Farbenſpiel, die trockene Erzählung erhebt er bis zum dramatiſchen Bilde. Ueber dem Ganzen ſchwebt eine harmloſe Ironie, der Wiederſchein jenes ſchelmiſchen Lächelns, das die Lippen des bonhomme umflog. Ein großer deutſcher Maler glaubte in einem jeden Menſchen den leiſe verſchobenen Typus eines Thieres zu erkennen. Umgekehrt iſt Lafontaine's Anſchauung: aus einem jeden Thier lieſt er einen Menſchen heraus; er idealiſirt die Thierwelt und bringt ſie uns näher, ohne uns doch durch dieſen Kontakt zu verletzen. Und nun die Sprache, die in die reinen Formen des 17. Jahrhunderts gegoſſen, den jugendlichen Duft einer älteren Zeit athmet und mit nachläſſiger Grazie um ihren Gegenſtand ſpielt. Lafontaine iſt der ſtete Begleiter der Franzoſen; jedes Alter iſt ihm zugethan und lieſt ihn mit gleicher Begeiſterung, wiewohl mit verſchiedenen Gefühlen; jedes genießt ihn und lernt aus ihm. Wem die Lektüre Lafontaine's nicht entſpricht, der hat noch viel Franzöſiſch zu lernen, oder — er thut wohl, es aufzugeben.

Die Dichter der klaſſiſchen Epoche Frankreichs — das wiſſen wir wohl — haben für unſere Zeitgenoſſen wenig mehr, das ſie feſſelt; die Werke der Romantiker üben eine größere Anziehungskraft aus. Sie ſind uns nicht blos näher in der Zeit, auch dem Geiſte nach ſind die Völker ſich näher gerückt. Sie tauſchen ihre Eigenthümlichkeiten mehr und mehr gegen einander aus; eine abſolut nationale, getrennte Entwickelung iſt faſt unmöglich geworden. Alle literariſchen Beſtrebungen Europa's ſpitzen ſich allmählich zu einer Welt-Literatur zu. Aber gerade deswegen müſſen wir den franzöſiſchen Typus bis zu jener reinſten Form hin verfolgen, die er zu Ludwig's XIV. Zeit ausprägte; dieſe Form iſt eben die dem franzöſiſchen Geiſt adäquate, der auf dem Gebiete der Poeſie bei andern Nationen nichts Aehnliches entſpricht. Phantaſie und Geſchmack wechſeln von Land zu Land; der Geiſt allein iſt das Allgemeine.

Daher kommt es, daß die proſaiſchen Werke Frankreichs im Auslande eine beſonders ſtetige Anerkennung fanden, daß Larocheſoucauld und Labruyère nichts von ihrem Ruf eingebüßt haben, daß man Mde.

Digitized by Google

Sevigné's Briefe noch immer mit derſelben Bewunderung lieſt, ja daß es uns bei der Lectüre von Fénelon's und St. Simon's Schriften zuweilen vorkommt, als ob ſie in unſere Zeit hineinragten, als ob unſere Väter wenigſtens ſie gekannt haben müßten. Nicht ſo mit Boſſuet. Sein Stil iſt die Majeſtät und Vollkommenheit ſelbſt und dieſer Stil kennt weder Flecken noch Schwächen. Das quandoque bonus dormitat Homerus iſt hier nicht anwendbar. Welches auch der Gegenſtand ſei, den er behandelt — eh' wir's uns verſehen, kommt der Zauber dieſer unvergleichlichen Diction über uns. Er hatte ſich vom Safte des heidniſchen und chriſtlichen Alterthums genährt; zugleich war er voll von der Größe ſeines Königs, ſeiner Religion, ſeines Vaterlandes. So zögert denn auch Herr Niſard nicht, ihn als die Spitze des Berges, als den größten Mann des großen Jahrhunderts zu betrachten. Wir haben das größte Zutrauen zu unſerem erleuchteten Führer, aber diesmal können wir ihm mit gutem Gewiſſen nicht folgen. Nein, nicht Alles, was Boſſuet ſchrieb, iſt für die Ewigkeit geſchrieben. Herrlich ſind ſeine oraisons funèbres, treffend ſeine Schilderung der Völker-Charaktere im dritten Theile ſeines discours sur l'histoire universelle. Das iſt aber auch das Wichtigſte. Der Mann, der bei der Nachricht von den berüchtigten Dragonnaden ein Tedeum ſingen laſſen konnte, dem mußte nothwendig der Blick in die Zukunft verſagt ſein. Seine variations, ſeine theologiſchen Schriften, ſeine Auffaſſung der Geſchichte im ſchon erwähnten discours, finden heute nicht einmal bei den eingefleiſchteſten Conſervativen Anklang. Boſſuet iſt vielleicht der größte, er iſt aber auch der letzte der Kirchenväter; er iſt der Schlußſtein einer Zeit, die ſich längſt überlebt hatte. Es liegt im Chriſtenthum etwas ſo allgemein Menſchliches, daß es beſtehen würde, wenn auch der Glaube an das letzte Dogma verloren ginge. Aber Boſſuet hielt es nicht mit dem menſchlichen Chriſtenthum, ſondern mit einer ſeiner vergänglichſten und gehäſſigſten Formen, dem katholiſchen Abſolutismus, geſtützt und controlirt durch den königlichen von Gottes Gnaden. Somit fällt im Boſſuet Form und Inhalt auseinander: jene ſtrahlt von makelloſer Schönheit — dieſer iſt für uns, als wenn er gar nicht wäre. Aber die Form iſt ein Großes überall, und in Frankreich mehr als überall. Der Römer ſchon fand im Gallier die doppelte Auszeichnung: Rem militarem et argute loqui. Iſt es nicht heute noch ſo? Ein großer Advokat, Michel de Bourges, der gewiß nicht von klerikalem Geiſte beſeelt war, hatte die Gewohnheit, eh' er plaidirte, ein paar Seiten aus Boſſuet zu leſen. Und zwar griff er am liebſten nach den theologiſchen Werken. Da iſt er in ſeinem Element, meinte er. Recht ſo, aber dieſes Element iſt nicht das unſere.

Vielleicht muß Boſſuet von einem Franzoſen und einem Katholiken beurtheilt werden, damit ihm ſein Recht widerfahre. Jedenfalls verdanken wir Herrn Niſard koſtbare Aufklärungen über die berühmte Frage des Quietismus und den Streit, der ihretwegen zwiſchen Boſſuet und Fénelon entbrannte. Fénelon war ein edler Geiſt, aber voll Chimären, nicht frei von Herrſchſucht und der dem Prieſter eigenthümlichen Ambition des Märtyrthums. Die Religion ſoll nicht contemplativ im Abſoluten verſinken, nicht durch den mißverſtandenen Begriff chriſtlicher Liebe zum überſchwänglichen Myſticismus geſteigert werden. Mdme. Guyon war an ſich ſelbſt zur Närrin geworden (man weiß, daß ſie ſich oft aufſcheuern ließ, wenn, wie ſie ſagte, ſie des heiligen Geiſtes zu voll war). Fénelon ließ ſich von dem ſchwärmeriſchen Weibe berücken, nahm ihre Extravaganzen in Schutz, und verhedderte ſich in theologiſche Spitzfindigkeiten. Eine päpſtliche Bulle machte dem ganzen Spiel ein Ende, wobei Fénelon Gelegenheit nahm, ſeine Demuth im rührendſten Lichte zu zeigen und den Triumph ſeines Gegners unpopulär zu machen. Auch anderwärts erkennen wir in Fénelon einen ſtrebenden, unruhigen Geiſt, der ſich nicht am Beſtehenden genügen läßt; daß er gern die Sprache und deren Grammatik hätte reformiren mögen — als wenn ſo etwas möglich wäre — übergehen wir hier billig. Wichtiger iſt ſeine Oppoſition gegen das abſolutiſtiſche Régime Ludwig's XIV., das ſich im Telemach ausſpricht, ſeinem beliebteſten Werke, einem herrlichen Produkte klaſſiſcher von einem chriſtlichen Gemüth befruchteter Studien. Fénelon wollte eine ponderirte Verfaſſung, in der das Königthum vom Adel zugleich geſtützt und im Zaum gehalten und das Volk von Zeit zu Zeit en bloc um ſeine Meinung befragt wurde. Damit trat er, ohne ſich eigentlich Rechenſchaft davon zu geben, auf die Seite der Feudalen, eines St. Simon, zum Beiſpiel, der ſchon an dem Anblick der Biſchöfe, jener „Kinder des Volks," die ihm in den fürſtlichen Gemächern aufſtießen, und die er (wegen ihrer blauen Tracht) les riches bleus zu nennen beliebte, ein Aergerniß nahm. Beide aber, St. Simon ſowohl als Fénelon, gehören, gerade weil ſie an den feſten Normen und Satzungen des 17. Jahrhunderts rütteln, ſchon einer andern Generation an, ſie greifen in das 18. Jahrhundert hinüber, ſie bereiten die Zeit der „Weltverbeſſerer und Himmelſtürmer" vor, oder deuten ſie doch an, und dieſe ideologiſche Richtung ihres Geiſtes iſt es, die ſie uns ganz beſonders intereſſant macht.

Herr Niſard hat die Hälfte ſeines bedeutenden Werks der Betrachtung jener templa serena, jener Muſterſtücke der franzöſiſchen Literatur gewidmet, in denen Form und Inhalt ſich bis zur reinſten Harmonie durchdringen. Er konnte ſomit den Mann nicht vorübergehen laſſen, der all' dieſer Schöpfungen und ſeines ganzen Zeitalters Seele und Mittelpunkt war. Vielleicht iſt der Augenblick noch nicht gekommen, ſeine Regierung mit der gehörigen Unparteilichkeit zu würdigen. Sie war lange der Gegenſtand leidenſchaftlicher Verehrung, wie ſie heute ſehr oft der Gegenſtand ebenſo leidenſchaftlicher Verunglimpfung iſt. Verkennen dürfen wir jedoch nicht, daß in den erſten 40 Jahren ſeiner Herrſchaft, Frankreich einen Gipfel der Macht und des Ruhms erſtieg, wie nie zuvor; daß der König einen Sinn hatte für alles Große und Schöne, daß er ſeine Männer zu wählen wußte, daß in ſeinem äußern Auftreten ritterliche Liebenswürdigkeit mit gebieteriſcher Majeſtät, wie in keinem Fürſten ſeiner Zeit, ſich paarte. So war er für alle Franzoſen, man darf wohl ſagen, für alle ſeine Zeitgenoſſen eine glänzende Erſcheinung, und man begreift, daß der Souverain, der von ſich ſagen konnte: l'état c'est moi, der über die ganze Macht eines gewaltigen Volkes ohne Widerrede verfügte, ſich zuletzt übernahm, und mit eigner Hand das Gebäude ſeines Stolzes zerſtörte. Zunächſt aber war ſein Wirken heilſam: er brach die Kraft der Feudalität, er gebot den factiöſen Parlamenten Schweigen und hob den Bürger. Vor allen Dingen entriß er Autoren und Literaten der Unterthänigkeit unter die Großen. Er zahlte ihnen Penſionen aus ſeiner eigenen Kaſſe, er machte ſie zu ſeinen, das heißt zu Staatsdienern. Nicht er hätte einem Mozart unter Knechten und Küchenjungen ſein Mahl nehmen laſſen, er, der zum Entſetzen der Hofſchranzen den „Komödianten" Molière an ſeine Tafel zog. Der Adel des Verdienſtes und der Intelligenz war ihm gleich dem der älteſten Familien. In ſeiner königlichen Seele fühlte er lange vor Goethe die Wahrheit des Goethe'ſchen Wortes: Reichſt du dem Genius ein Geſchenk, ſo läßt er dir ein ſchöneres zurück. So iſt denn auch die übertriebene Verherrlichung ſeines Namens, in der alle damaligen Dichter und die Mehrzahl der Schriftſteller übereinſtimmen, keineswegs das Werk modiger Schmeichelei. Eher kann man darin den Hymnus der Dankbarkeit, den Ausdruck jener blinden Hingebung erkennen, mit der die celtiſche Raçe an geliebten Chefs und gefeierten Helden hängt.

III.

Das achtzehnte Jahrhundert und die Neuzeit.

An der Schwelle des 18. Jahrhunderts angelangt, ſpricht Herr Niſard das Wort „Verfall" aus. Es iſt hart, aber auf gewiſſe Formen der Literatur eingeſchränkt, iſt es nur gerecht. Herr Niſard ſtellt ſehr gewiſſenhaft die Bilanz der Fort- und Rückſchritte auf, die einen mit „gains," die andern mit „pertes" bezeichnend. Unter den letztern figuriren alle Dichtungsarten. J. Bapt. Rouſſeau ſteht weit unter Boileau, Racine in ſeinen Chören ſelbſt unter Malherbe. Weder Thomas Corneille noch Voltaire kommen den großen Meiſtern der Bühne des vergangenen Jahrhunderts gleich. Die Namen eines Regnard, Dufresny, Dancourt, Marivaux, Deſtouches, Piron, Diderot, Beaumarchais, Andrieux, Collin d'Harleville u. a. mehr, beweiſen, mit welcher Vorliebe und welch' unerſchöpflichem Talent die Komödie in Frankreich kultivirt wird; aber Molière bleibt unerreicht. Nun zur Proſa: Vauvenargues der Moraliſt, kann ſich mit Pascal, Larochefoucauld, Labruyère nicht meſſen. Descartes bleibt trotz Malebranche, Condorcet, Volney, und in neueſter Zeit trotz Laromiguière und dem bedeutenden Couſin das Muſterbild, ja recht eigentlich der Vater der franzöſiſchen Philoſophie. Am fühlbarſten iſt das Sinken der geiſtlichen Beredſamkeit, die von Boſſuet zu Bourdaloue, von Bourdaloue zu Maſſillon herabſteigt, nach und nach ganz verſtummt, und erſt vor Kurzem wieder einen neuen aber verhältnißmäßig ſchwachen Aufſchwung genommen hat. Die Zeiten Voltaire's und der Encyclopädie waren in der That ſolchen Beſtrebungen wenig günſtig.

(Gains). Dagegen hat der erſte in ſeinem Charles XII., in ſeinem siècle de Louis XIV., ſeinem essai sur les moeurs et l'esprit des nations etc. Boſſuet's geſchichtliche Speculationen weit überholt. Tiefer und mehr auf die Gründe der Begebenheiten, ſo wie der Sitten und Inſtitutionen der Völker eingehend, zeigte ſich Monteſquieu in ſeinen considérations sur la grandeur et la décadence des Romains und in ſeinem esprit des lois. In unſeren Tagen haben Auguſtin Thierry,

Digitized by Google

Henri Martin, Mignet, Guizot, Thiers, Werke geſchrieben, die zum Theil mit dem Schönſten wetteifern können, was Rom, Griechenland, England und Italien auf demſelben Gebiete hervorbrachten. An die Stelle der geiſtlichen Beredſamkeit trat — der gerichtlichen zu geſchweigen — ſeit Mirabeau die politiſche, die — wir dürfen es hoffen — ihr Blüthenalter noch nicht überlebt hat. Der wiſſenſchaftlichen Proſa ſetzte Buffon in ſeiner théorie de la terre, in ſeiner histoire naturelle de l'homme et des animaux und in ſeinen epoques de la nature, herrliche Denkmale, neben denen die Werke Cuvier's und Flourens' eine nicht unwürdige Stelle behaupten. So zeigt ſich's, daß große Verluſte nicht ohne großen Erſatz geblieben ſind, daß das 18. und 19. Jahrhundert das ſogenannte Große oft durch die Subſtanz ihrer Schriften, wenn auch nicht durch den Stil übertrafen, daß ſelbſt die Poeſie nicht aufhörte, das Leben mit ſchönen Horizonten zu umgränzen, obwohl ſie ſeit Leſage den beſten Theil ihres Einfluſſes an den Roman abgeben mußte. Dieſem vermochten weder die durch André Chénier, Béranger, Alfred de Muſſet u. A. erneuerte Lyrik, noch die großartigeren Dichtungen Lamartine's, Victor Hugo's u. A. den Rang abzulaufen.

Der Roman nämlich iſt nur die demokratiſirte, zur Tages-Literatur herabgeſtimmte Poeſie. Von 1789 an handelte es ſich nämlich darum, allen Klaſſen gerecht zu werden. Denn nicht nur rief die Revolution alle Bürger zur Ausübung ihrer Rechte, und forderte alle Talente heraus, ſich dem Publikum zu zeigen, ſie machte auch alle Welt zu richtenden Leſern. So entſtand die jetzige gemiſchte Literatur. Denn die große Bewegung warf aus den tief aufgewühlten Schichten der Geſellſchaft zwar manchen Goldbarren und manche Perle an's Ufer, aber unendlich viel Erz und Schlacken, ſo daß die Sichtung der Nachwelt ſchwer werden, und die Aerndte des Nachruhms auch für die bekannteſten Namen ſpärlicher ausfallen dürfte, als für die privilegirten Genien der klaſſiſchen Epoche.

Auf die ſoeben erwähnte gerechtere Vertheilung aller Dinge, alſo auch des Glücks und der Ehre, hat nun aber kein Zeitalter mit ſolcher Anſtrengung hingearbeitet, als das 18. Jahrhundert. Die Gebilde der Phantaſie hatten für daſſelbe einen geringeren Reiz, als die furchtbaren Probleme, die eine ſchwüle, beklommene Gegenwart erregte. Das Ideal ſollte nicht mehr außerhalb unſer ſelbſt, ſollte nicht über dem Leben ſtehn, es ſollte im Leben verwirklicht werden! Die Geſellſchaft fühlte ſich unbehaglich in dem Schnürleib, in welchen der Abſolutismus der Politik und der Religion ſie eingezwängt hatte. Solche Feſſel zu ſprengen, war die Aufgabe titaniſcher Naturen, die von einer goldenen Zukunft der Menſchheit träumten, und denen ihre großartigen Utopieen heiliger waren, als Leib und Leben. Aber wer ſich nicht das höchſte Ziel vorſetzt, wird auch das niedrigere nicht erreichen. Die Chimären, denen wir weit ſeltener bei Voltaire, als bei Jacques Rouſſeau und den Encyclopädiſten begegnen, blieben was ſie waren: Chimären. Aber ſie erfüllten dieſe Männer mit dem Muth, den Bau der Unbill und des Unſinns, den mehr als funfzehnhundertjährige Finſterniß und Gewalt erſt gegründet, dann befeſtigt hatte, zu erſchüttern; ſie frugen nicht danach, ob er, zuſammenbrechend, ſie nicht unter den Trümmern begraben könnte. Was Wunder, daß ſie den beſten Theil ihrer Thätigkeit nicht der Kunſt, ſondern dem Leben widmeten, daß in ihren Werken der Drang ihrer bewegten Seele ſich Luft macht, daß — mit Einem Worte — dieſe Werke den Stempel der augenblicklichen Leidenſchaft und nicht den heiterer idealiſtiſcher Vollkommenheit tragen! Darum haben dieſe Werke ſchneller gealtert, ſchnell ſich ſelbſt überlebt. Dies iſt's nun, was Herr Niſard nicht blos von vielen Schöpfungen Voltaire's, ſondern namentlich vom ganzen Rouſſeau ausſagt. — Vom rein literariſchen Standpunkt aus, hat er gewiß, ſtreng genommen, Recht. Alles, was dazu beiträgt, die Harmonie der alten Tradition zu zerſtören, iſt ihm ſchon der Unordnung wegen zuwider, die ſolch' ein Gebahren in allen Verhältniſſen und namentlich in der ſchönen Literatur anrichtet. Er denkt hier ganz wie Goethe, den nichts ſo ungeduldig machte, als eine organiſche Entwickelung aufgehalten, als ſich in der Betrachtung ſeiner Ideale behindert zu ſehen. Und doch gilt hier das Sprüchwort: Qui veut la fin, veut les moyens. Herr Niſard fühlt ganz als Franzoſe; er wünſcht ſeinem Vaterlande Glück zu ſeinen menſchlichen Inſtitutionen, zu ſeiner Toleranz, zu ſeiner civilen Freiheit, zur Gleichheit und Gleichberechtigung aller Bürger, zur Solidarität aller Klaſſen — lauter Güter, die andre Nationen des Continents immer noch nicht im gleichem Grade beſitzen — und doch errang Frankreich dieſe Güter nur durch die gewaltige Polemik, mit der dieſe Männer die Gemüther bewegten und aufklärten. Darum ſind wir geneigt, wenn wir Voltaire's und Jean Jacques' Werke richten, mildernde Umſtände eintreten zu laſſen, von der Oberflächlichkeit, mit welcher der Erſtere religiöſe Geſchichten und Prinzipien behandelt, und von den Paradoxien, die der Letztere über die nachtheiligen Folgen der Civiliſation ꝛc. kundgiebt, ſo wie von andern Schwächen und Gebrechen Beider abzuſehen. Die Namen dieſer Männer werden leben ſo lange als die Grundſätze, die ſie vertreten, ſo lang als die Revolution, die ſich doch ſo furchtbar in ihrem Ausbruch, ſo ſegensreich in ihren Wirkungen zeigte. Die ſpäteſten Geſchlechter werden ſie mit Ehrfurcht nennen und ſie freudig begrüßen als die erſten unerſchrockenen Verfechter von Menſchenglück und Menſchenfreiheit.

Es war ein wunderbarer Augenblick im Leben unſerer Väter, als ſie zum erſten Male die Töne des neuen Evangeliums vernahmen, als das Morgenroth einer andern Welt in die trübe Wirklichkeit hineinleuchtete und ſie verklärte. Ein Jeder war auf das Außerordentliche gefaßt, und glaubte ſelbſt das Außerordentliche leiſten zu können. Dieſe gehobene Stimmung durchzuckte die Literatur mit neuer Schöpferkraft, und riß ſie aus den gewohnten Bahnen. Die Proſa färbte ſich mit einem poetiſchen Hochroth (Bernardin St. Pierre, Chateaubriand, heutzutage Michelet ꝛc.). Die Poeſie, um ſich den Menſchen wärmer an's Herz zu legen, führte gemüthliche, hausbackene, proſaiſche Ausdrücke in Maſſe ein. Die literariſchen Formen gingen in einander über und verwirrten ſich; eh' man ſich's verſah, war die Romantik gegründet. Gerade als ſie zur Alleinherrſchaft gelangt war, und ſich im vollen Uebermuthe des Erfolges brüſtete, machte Herr Niſard Front gegen ſie, ſchlug ſie aus allen Poſitionen heraus, und nahm für die Koryphäen des 17. Jahrhunderts den erſten Rang, und zwar hors ligne in Anſpruch. Daß er aber auch gerecht zu ſein weiß gegen die Dichter und Literaten der Jetztwelt, daß er ihr großes Verdienſt willig anerkennt, das können die letzten dreißig Seiten ſeines vierten Bandes bezeugen, wo er zwar flüchtig, aber mit zarter Hand auf die Lorbeerkränze hinweiſt, die bei der Nachwelt auf ihrer harren. — Nur das ſteht feſt: nicht der Romantik verdankt Frankreich ſeinen reinſten literariſchen Ruhm, wohl aber einer Reihe von Meiſterwerken in ſchöner Proſa, wie nicht leicht ein anderes Volk alter und neuer Zeit eine zahlreichere oder glänzendere aufzuweiſen hat.

Zuletzt behandelt Herr Niſard die Literaturkritik, die ſich ſelbſt in unſeren Tagen zu einem beſonderen Genre ausgebildet hat, und viele der fähigſten, feinſten Köpfe beſchäftigt. Herr Niſard erwägt die Manier ſeiner Vorgänger mit gewohntem Wohlwollen; von ſich ſelbſt redet er mit der Beſcheidenheit eines ernſten Geiſtes, der ſich nicht genug thun kann. Sein Zweifel, ob das eigne Werk ſeinem Zwecke entſpreche, wird von Niemandem getheilt werden, der es mit Aufmerkſamkeit bis zu Ende geleſen. Wer es an Laharze hält, wird dieſen, der durchaus nicht verächtlich iſt, doch etwas veraltet finden; auch fehlt ihm Ueberblick und Tiefe. Villemain's Sachen, ſo anziehend und amüſant ſie ſind, verrathen doch zu ſehr das Bedürfniß des Profeſſors, ſeine Zuhörer zu überraſchen und mit fortzureißen. Sie haben hin und wieder einen rhetoriſchen Zuſchnitt und bisweilen wird der wahre Sachverhalt dem Effekt aufgeopfert. St. Beuve weiß ſeinen Werken und beſonders ſeinen literariſchen Unterhaltungen durch zahlreiche biographiſche Notizen und geſchickte Portraitirung der Perſonen den Reiz der Romane zu geben. Ueberſichtlich jedoch iſt er nicht, und der Fremde, der ſich unter den vielen Geſchichten, Anekdoten, Citaten orientiren will, braucht den Faden der Ariadne. Herr Niſard hat zuerſt mit Glück verſucht, die franzöſiſche Literatur überſichtlich zu behandeln, doch ſo, daß der Leſer, der beſtändig geleitet wird, nicht merkt, daß jeder Schritt, den er vorwärts thut, durch den vorhergehenden logiſch bedingt iſt. Zugleich werden wir auf alle Irr- und Abwege, die links und rechts zum Abſchweifen verlocken, aufmerkſam gemacht, und die Linie, welche den falſchen Geſchmack vom wahrhaft guten und ſchönen trennt, iſt ſtets ſcharf gezogen. Die Lämmer und die Böcke ſind alſo ſtets auseinander gehalten, die großen Muſter dagegen in das rechte Licht geſetzt, und ſorgfältig bis in jedes weſentliche Detail hinein betrachtet. Zu dem Allen kommt nun die ſchöne Sprache, aus der tiefe und reine Gedanken, gleich reifen edlen Früchten aus ihrer Schaale, herausſpringen — an den heutigen gewählten Gebrauch feſt angelegt, und doch nach der großen Manier des 17. Jahrhunderts zurückſtrebend. Somit dürfen wir Herrn Niſard das ſchöne Prädikat zuerkennen, das Quintilian dem vollkommnen Redner beilegte: vir bonus dicendi (in unſerem Falle nicht auch docendi?) peritus. Sein Werk iſt nicht nur ein treffliches Buch, es iſt vor Allem eine gute, eine treffliche That. Mit all' dem Feinen und Zarten, Gediegenen und Intereſſanten, das Herr Niſard darin ausgeſtreut hat, und das gleichſam das Gewebe ſeiner Arbeit ſelber iſt, hat er der Literatur ſeines Volkes ein Denkmal geſetzt, würdig neben denen genannt zu werden, deren Hierophant er für uns geworden.

Ich weiß nicht, ob die Worte, mit denen ich jetzt ſchließe, bei deutſchen Leſern eine gute Statt finden werden. Ich denke nämlich an Sokrates, der darum befragt, was er von den Schriften des Hera-

Digitized by Google

halte, zur Antwort gab, daß Alles, was er davon verſtanden, tüchtig ſei — und daß alſo Alles, was er nicht verſtanden, wohl auch tüchtig ſein werde. Herrn Niſard's Werk iſt klar wie der franzöſiſche Geiſt. Aber es ſetzt eine ungeheure Beleſenheit in der franzöſiſchen Literatur voraus und enthält wenig Citate. Somit regt es zum Studium und Nachdenken an. Wenigſtens macht es auf mich dieſen Eindruck. Deshalb faſſe ich mein Urtheil kurz zuſammen: Alles, was mir meine eigenen Kenntniſſe in dem Werke zu controliren erlauben, ſcheint mir gut und richtig; und ſo wird es wohl mit dem Uebrigen, das ich auf gut Glück mit in den Kauf nehme, auch ſeine Richtigkeit haben.

Louis Benloew,
Professeur de littérature ancienne à la faculté
des lettres de Dijon.

Italien.

Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle."

Von Adolf Doerr.

Der Ueberſetzer erlaubt ſich nur, zu bemerken, daß die von ihm gewählte Form, wonach die Mittelzeile reimlos bleibt, die Autorität von A. W. Schlegel für ſich hat, welcher in den von ihm ſelbſt ſo hochgeſtellten Bruchſtücken einer Ueberſetzung Dante's (in den Horen von 1795, 1. 2) ſich der gleichen Form bediente.

I.

Franceſca da Rimini.

(Fünfter Geſang.)

Und ich begann: „O Dichter, gern befragen
Möcht' ich die Zwei dort, die zuſammen zieh'n,
Vom Winde, ſcheint es, ſanft dahingetragen."
„Bei jener Liebe mußt du ſie beſchwören,
Die ſie vereint," erwidert' er darauf,
„Und kommen werden ſie, dich anzuhören."
Sobald ihr Flug ſich nach uns zugekehrt,
Rief ich: „Ihr armen, kummervollen Seelen,
„O kommt! ſofern es höh're Macht nicht wehrt."
Gleichwie ein Taubenpaar die Lüfte theilt,
Auf weißen Schwingen g'rade niederſchwebend,
Wann es zum trauten Neſte wieder eilt,
So von dem liebevollen Ruf bewogen,
Verließen ſie die Schaar, wo Dido weilt,
Und kamen eilig durch die Nacht gezogen.
„O freundlich Weſen, das voll Güt' und Huld
Am Jammerorte uns Verlornen nahet,
Die wir die Welt befleckt durch blut'ge Schuld.
Wär' uns der Herr des Weltenalls geneigt,
So würden wir für deine Ruhe bitten,
Der uns im Elend Mitgefühl bezeigt.
Was Alles auch zu wiſſen dir gefällt,
Wir ſind bereit, zu hören und zu reden,
So lang' der Wind wie jetzt ſich ruhig hält.
Es liegt das Land, in welchem ich entſproſſen,
An jener Küſte, wo der Po in's Meer
Zur Ruh' ſich bettet mit den Stromgenoſſen.
Liebe, für die gelehrig edle Herzen,
Ergriff den Freund, den meine Schönheit rührte,
Die ich verlor in bittern Todesſchmerzen.
Liebe, die immer fordert Gegengabe,
Beſeelte mich für ihn ſo inniglich,
Daß, wie du ſiehſt, ſie fortwährt über'm Grabe,
Liebe verband uns in der Todesſtunde!
Caina harrt, den Mörder zu beſtrafen!" —
So klang's herüber aus dem Schatten Munde.
Ihr Spruch ließ ſinnend mich das Antlitz neigen,
Verloren in Gedanken ſtand ich lang',
Bis daß der Dichter ſprach: „Was ſoll dein Schweigen?"
Ich ſeufzt' und rief: „O welcher ſel'ge Wahn,
O welcher holde Taumel zog die Armen
Hinab auf des Verderbens dunkle Bahn!"
Dann wiederum mich wendend zu dem Paar
Sprach ich: „Franceſca, deinen Leiden bringe
Ich frommer Rührung Zähreopfer dar,
Doch ſage mir, wann euch zuerſt die Liebe
Im Jugend-Mai, in ſüßer Seufzer Zeit,
Geoffenbart die trügeriſchen Triebe?"
Und ſie begann: „Kein größ'rer Schmerz auf Erden,
Als die Erinn'rung an vergangnes Glück
Im Elend; mög' er nie bekannt dir werden!*
Doch da nach unſrer Liebe erſtem Grunde
Zu fragen, zart Verlangen dich bewegt,
So höre denn die thränenreiche Kunde!
Wir laſen eines Tages im Verein
Vom Ritter Lanzelot die Liebesmähre,
Wir waren ohne Arg und ganz allein.
Die Dichtung wurde unſrer Liebe Quelle,
Bald wechſelten wir Blicke und erbleichten,
Doch was entſchied, war nur die eine Stelle.
Denn als wir laſen, wie mit holdem Neigen
Die Königin den Liebeskuß gewährt,
Umfing er mich, dem ich auf ewig eigen,
Und küßt' auch mir die Lippen, bebend zag! —
Galeotto war das Buch uns und ſein Dichter.
Nicht weiter laſen wir an jenem Tag." —
Indeß der eine Schatten ſo bekannte,
Weint' immerfort der andre bitterlich,
So daß mich Wehmuth völlig übermannte
Und ich wie ſterbend hinſank und erblich.

Die Zeichnungen von Guſtav Doré zu Dante's Hölle.**

Die „Göttliche Komödie" hat ſeit ihrem Erſcheinen den entſchiedenſten und weitgreifendſten Einfluß auf die Entwickelung der Künſte ausgeübt. Nicht blos dadurch, daß ſie, wie die Homeriſchen Geſänge, den geſammten Lebensinhalt eines Zeitalters in zwingender Form zuſammenfaßte und ſpäterer künſtleriſcher, vornehmlich dichteriſcher Geſtaltung ihren Stoff und ihre Wege unwiderſtehlich vorſchrieb. Auch nicht dadurch allein, daß ſie — auch hierin auf gleicher Höhe mit der Ilias und der Odyſſee — auf lange Jahrhunderte die Gemüther der Nachwelt in die Bahnen der ihrem Dichter eigenen Weltanſchauung hineinriß und ſo auch mittelbar für jedes künſtleriſche Schaffen ein erzeugendes Element ward. Sondern die „Fülle der Geſchichte," welche Dante in ſeine Terzinen drängte, hat von jeher die künſtleriſche Phantaſie auf das Lebhafteſte angeregt und die künſtleriſche Darſtellungsfähigkeit zu dem Verſuche, ſie in Geſtalten zu feſſeln, immer auf's Neue herausgefordert. Am wenigſten haben immer die Maler dieſem Reize widerſtehen können. Ihrer Kunſt ſchien der Dichter geradezu die Aufgabe geſtellt zu haben, mit ihm in der Nachbildung der Geſtalten zu wetteifern, welche er trotz der unglaublichen Mannigfaltigkeit und trotz ſeiner energiſchen, ja geheimnißvollen Kürze mit der höchſten Schärfe zu ſchildern verſtand. Was ihm ſo unnachahmlich gelungen war; eine Figur, eine Gruppe, ja ganze Gebiete aus den unentdeckten Reichen mit wenigen Worten auf immer und für alle Nachwelt der geiſtigen Anſchauung klar und eindringlich vorzuführen, konnte das dem Maler mißglücken, dem die Zeichnung vom Dichter faſt ſchon gegeben war und dem noch das mächtige Mittel der Farbe zu Gebote ſtand?

So finden ſich denn ſchon aus dem Mittelalter Bilder, denen nicht blos die Danteske Anſchauung von Himmel und Hölle zu Grunde liegt, ſondern die geradezu bildliche Darſtellungen einzelner Theile des großen Gedichts enthalten. In den zahlreichen Abbildungen des jüngſten Gerichts, der Qualen der Verdammten, des Triumphs des Todes, der himmliſchen Herrlichkeit, die aus der Schule des Giotto und aus den älteren florentiniſchen, ſieneſiſchen und umbriſchen Künſtlerkreiſen auf uns gekommen ſind, z. B. in den figurenreichen Gemälden von Andrea Orcagna im Campo ſanto zu Piſa oder des Taddeo Gaddi in dem Capitolo degli Spagnuoli bei Santa Maria novella in Florenz, laſſen ſich die unmittelbaren Einwirkungen der Divina Commedia mit

* Eigentlich wörtlicher:
Und ſie begann: „Kein Erdenleid iſt ſchwerer
Als die Erinn'rung an vergangnes Glück
Im Elend; ſo verkündet dir dein Lehrer."

** L'Inferno di Dante Alighieri colle figure di G. Doré. Parigi, Libreria di L. Hachette e Co., 1861.

Digitized by Google

leichter Mühe erkennen. Dieſer unmittelbare Einfluß überdauerte die Weltanſchauung, auf der das Gedicht beruhete. Sie trat ſchon in der Zeit der Renaiſſance gegen den neu erwachenden modernen europäiſchen Volksgeiſt in den Hintergrund zurück. Heutzutage ſind die Dogmen und die Philoſopheme, denen Dante ſeine Dichtkunſt mit ſo glühendem Eifer dienſtbar machte, längſt aus den Gemüthern der Menſchen in den Staub der Bibliotheken verſunken. Das Pantheon des Mittelalters iſt für die religiöſen Bedürfniſſe und Ueberzeugungen der heutigen Menſchheit ebenſo öde und leer, wie das der antiken Götterwelt. Aber um ſo reiner tritt der künſtleriſche Werth der dramatiſchen Geſtalten hervor. Ihre Lebensfähigkeit iſt von dem dogmatiſchen oder philoſophiſchen Standpunkte des Jahrhunderts nicht abhängig. Sie üben nach wie vor den alten Zauber auf die darſtellenden Künſte aus, und treten bei jedem Aufſchwunge, bei jeder neuen Richtung, die in dieſen zur Geltung kommt, immer wieder mit unverwüſtlicher Friſche auf. Die Nachfolger Michel Angelo's ſuchten an ihnen das Grandioſe, Ueberkräftige, Unerhörte der Zeichnung und der Compoſition darzuſtellen, daß ſie, die Richtung ihres Meiſters nach Sitte der Schule weit übertreibend, als höchſtes Ziel der Kunſt anſahen. Den weichlichen und verſchwommenen Manieriſten ſeiner Zeit ſtellte ſie John Flaxman in kühnen und ſcharfen Umriſſen entgegen. Asmus Carſtens, von weit höherem Genius beſeelt als der britiſche Bildhauer und von ganz anderer Bedeutung für die Erhebung der Malerei als er, wählte gleich ihm mit Vorliebe Danteske Stoffe für ſeine gedankenreichen Zeichnungen. Und als ſich in den zwanziger Jahren, unter der Aegide der romantiſchen Dichterſchaft, die Romantik auch unter den Malern zu regen begann, da malten im Wettkampf der Bannerträger der neuen Richtung, neben dem Arioſt von Schnorr und dem Taſſo von Overbeck, in der Villa Maſſimo zu Rom der Frankfurter Veit und der Tyraler Koch die Geſänge der Göttlichen Komödie.

Verwunderlich mag es ſcheinen, daß ſich ſolchen Vorgängern in unſern Tagen ein neuer Illuſtrator Dante's anreiht, unbekümmert darum, daß der Kunſtſinn der Zeitgenoſſen, wo ihm die Stürme und — die Windſtillen der Politik noch freie Luft laſſen und ſo weit er vor dem Toſen und Lärmen der Dampfmaſchinen, Armſtrong-Kanonen, Panzerſchiffe u. ſ. w. noch gehört wird, ſich ganz anderen Bahnen zugewendet hat. Verwunderlicher noch, daß dieſer kühne Gedanke in Paris an das Licht der Welt tritt, unter der Sonne des kaiſerlichen Frankreichs, das mit dem Ringen nach politiſcher Freiheit auch in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt die „Ideologien," denen ſeine Napoleons ſo gram ſind, wie thörichte Jugendträume aufgegeben und abgeſchüttelt hat. Was ſollen die ernſten Geſtalten des ſtrengen Florentiners unter den bunten Nebelbildern von mühelos errungenem Gewinn und raſch erfochtener Gloire, mit denen der kaiſerliche Magus den Sinn der großen Nation abwechſelnd umfängt? Was ſoll der unerbittliche Sittenrichter, welcher Hohenſtaufiſche Kaiſer wegen ihrer kleinen Galanterien in den Höllenabgrund ſtieß, und allmächtige Päpſte wegen unbedeutender Finanzſpeculationen in die glühenden Steinlöcher, den Kopf nach unten, einſperrte, der begeiſterte Lobredner der alten Sitteneinfalt, der den ſchlichten Ledergurt und das unverbrämte Wams der Vorfahren ſeinen putzſüchtigen Zeitgenoſſen ſo bitter vorwirft (Paradies XV. Geſ.), was ſoll er in dem neuen Babel, unter den Großen von zweideutiger Herkunft und unzweideutigem Lebenswandel, unter den Reichen, die ſo lange allmächtig ſind, bis ſie das Schwert der Criminaljuſtiz erreicht, unter dem Volk, das dieſen Halbgöttern Altäre baut, ſo lange ſie zahlungsfähig ſind, und ſie mit Koth bewirft, wenn die Courſe ſinken? Werden ſie nicht ſpöttiſch lächeln über die rachedürſtenden Viſionen des Exilirten, des ohnmächtigen Sehers, den heute ihre allwiſſende und allmächtige Polizei wohl zur Ruhe zu bringen verſtände? Oder werden ſie ſein Gedicht und die hellen rückſichtsloſen Zeichnungen ſeines Auslegers nicht verbieten? Hüten Sie ſich, mein Herr Guſtav Doré! Sie zeichnen, wie es der Florentiner vorſchreibt, die Schmeichler im Miſt, die Heuchler in den glänzenden Bleikutten, die Rathsherren und die Richter, die „Ja aus Nein machen," im ſiedenden Pechpfuhl! Wie, wenn ein Procuratur des Kaiſers, oder gar ein General-Procurator in Ihren Bildern arge Anſpielungen ſähe, oder Erregung von Haß und Verachtung gegen Klaſſen von Staatsbürgern, Beleidigungen der öffentlichen Moral, Herabſetzung der Staatseinrichtungen, und wie ſonſt alle die Anweiſungen auf eine freie Ueberfahrt nach Cayenne heißen mögen?

Aber mag Herr Guſtav Doré ſelbſt zuſehen, wie er fertig wird, und ſehen wir uns inzwiſchen ſeine Zeichnungen etwas näher an.

Der prachtvolle Band, der uns vorliegt, enthält den Text des Inferno, nach den beſten italiäniſchen Textrecenſionen (die vorzügliche Ausgabe von Karl Witte konnte noch nicht benutzt werden) im prachtvollſten Druck; Folio, chineſiſches Papier, herrliche Lettern, — ein wahres Muſterſtück franzöſiſcher Typographie. Fünfundſiebenzig Tafeln enthält er, vorauf das Bildniß des Dichters, die ganze Hölle hinterdrein, vom

„Auf halbem Weg des Menſchenlebens fand

bis zum

Und traten vor zum Wiederſehn der Sterne."

Es ſind Holzſchnitte, nicht alle von gleicher Ausführung, denn gar viele verſchiedene Hände haben ſich zu dem großen Werke vereinigen müſſen, aber alle von hohem Werth. Welche Fülle von hingebendem Fleiß und freudigem Schaffen ſpricht aus dieſen ſchönen großen Blättern! Da iſt nicht eins, das nicht den Stempel künſtleriſchen Wollens und Vollbringens trüge, dem man nicht die ſorgſame, gewiſſenhafte aber ihren Stoff frei erfaſſende und frei nachbildende Menſchenhand anſähe. Mag die Photographie ihre leichten Schätze noch ſo überreichlich über uns ausſchütten; wie unendlich leicht ſind ſie doch gegen die einfachen prunkloſen Werke, in denen der Künſtler ſein inneres Sein lebendig und urſprünglich offenbart. Niemand wird der Lichtbildnerei ihren Werth und ihre Berechtigung abſprechen; ſie werden ihr bleiben, auch wenn die launiſche Mode, die ihr jetzt in faſt widerwärtiger Uebertreibung huldigt, ſich längſt von ihr abgewandt haben wird. Aber ſie iſt und bleibt ein Maſchinenwerk, ein todtes unfreies Surrogat des lebendigen freien Menſchenwerks, das in ſeinen ſchwächſten Erſcheinungen doch immer eine Spur jenes göttlichen Hauchs aufzuweiſen hat, der für jene bei allem Glanz und aller Kunſt der Nachhülfe unerreichbar und unfaßbar iſt. Es wäre übrigens eine Ungerechtigkeit gegen die Photographen, wollte man ihre Producte neben dieſe Tafeln ſtellen, in denen das Meſſer des Holzſchneiders alle ſeine Vorzüge entfaltet. Sind viele dieſer Holzſchnitte doch kaum von Stahlſtichen zu unterſcheiden! Künſtler aller Nationen, wenn man dem Klange der Namen trauen darf, haben an ihnen gearbeitet; ich hebe aus ihrem Reigen nur Piſan, Pannemaker, Boetzel, Bertail, Dumont, Gauchard hervor.

Das Titelbild giebt des Dichters Züge in einem kräftigen, etwas dunkeln Blatte, jenes melancholiſche ſchmale Antlitz, das die Ueberlieferung die Jahrhunderte hindurch feſtgehalten hat. Sonderbar, daß es mit dem Innern, das uns der Dichter ſelbſt offenbart, ebenſo wenig übereinſtimmt, als mit den Andeutungen über ſein Aeußeres, die ſich in der Göttlichen Komödie und bei Zeitgenoſſen oder unmittelbaren Nachfolgern finden. Wie ſoll man hinter dieſer Leidensmiene der Tradition den Mann ſuchen, der von ſeiner Stimmung in der Verbannung erzählt, daß „ein Weib, ein Kind, die von den Partei-Angelegenheiten redend ſich unterfangen hätten, gegen die Ghibellinen ſich zu äußern, ihn in ſolche Wuth gebracht haben würden, daß er fähig geweſen wäre, mit Steinen nach ihnen zu werfen, hätten ſie nicht geſchwiegen;" der im Convito bei Gelegenheit eines philoſophiſchen Satzes äußert: „Mit dem Meſſer, nicht mit Vernunftgründen gebührt ſich dem zu antworten, der ſo ſpricht." Und wie wenig paßt zu jenem bartloſen und bleichen Geſicht die Erwiderung der guten Veroneſerin, die uns Boccaccio aufbewahrt hat. Du haſt wahrhaftig Recht, ſagte ſie zu der Gevatterin, die ihr den wandelnden Dichter als den Mann zeigte, der die Hölle durchzogen habe, Du haſt Recht. Sieheſt Du nicht, daß ſein Bart kraus iſt und ſein Antlitz braun von der Hitze und dem Rauche, die da unten ſind? Ja im Purgatorio (Geſ. 31.) als der Dichter

Gleichwie ein Knabe ſchweigend nieder ſieht,
Wenn Vorwurf und Bewußtſein ihn verſtören,
Und Reue ſein Geſicht zur Erde zieht,

da ermahnt ihn Beatrice:

Betrübt dich ſchon das Hören,
Sprach ſie, ſo ſei emporgewandt dein Bart!

So wäre es denn nicht ohne Intereſſe, zu erfahren, welche Quelle dem traditionellen Dantegeſicht zu Grunde liegen mag. Alt iſt die Ueberlieferung. Schon das bekannte Dombild in Florenz (etwa um 1450), in dem Domenichino di Michelino den Dichter in ganzer Figur, die Göttliche Komödie in der Hand, die Kreiſe der Hölle und den Berg des Paradieſes zur Seite, gemalt hat, trägt die uns geläufigen Züge und das bekannte geiſtliche Gewand. In dieſem Gewande, den Lorbeer um's Haupt, die Züge oft übermäßig kummervoll und mager, die Geſtalt gebeugt, oft allzu zart, begegnet uns nun der Dichter auf allen Tafeln des Doré'ſchen Werks, ihm zur Seite Virgil, in der antiken Tracht und der würdenhaften Haltung, wie ſie dem göttlichen Mantovaner wohl anſteht.

Gleich das erſte Bild, der erſte Vers, führt uns mitten in die Sache. Welch' düſtere Waldesnacht! Das iſt die Selva Selvaggia, aspra e forte, dichte, hohe, herrliche Laubkronen, deren glatte Stämme eng aneinander emporſchießen, und über deren rauh verworrenen Wurzeln der

Digitized by Google

ter ſcheu und mühſelig dahin ſchlüpft. Und ſiehe, beim Beginn des felſigen Abhangs

> Bedeckt mit buntgeflecktem Fell die Glieder
> Gewandt und ſehr behend — ein Pantherthier!

Und weiter, da die Sonne ſich erhebt,

> Von jenen Sternen, ſo wie einſt, umgeben,
> Als Gottes Lieb' aus ödem Nichts herauf
> Die ſchöne Welt berief zu Sein und Leben,

da reckt ſich an einem hohen Stein der Löwe empor,

> Mit hohem Haupt und mit des Hungers Wuth,

Und wir ſehen die ſchwanke Geſtalt des irrenden Dichters in der dämmernden Wildniß zuſammenſchauern, bis der helle Geiſt Virgil's ihn aufrichtet:

> Dir ziemt es, andre Wege einzuſchlagen!

Alle dieſe Blätter, und nicht minder die beiden zum letzten Verſe des erſten und zum erſten Verſe des zweiten Geſanges, bilden die würdigſte Einleitung zu der großen Fahrt. Es ſind Landſchaften, in denen die Figuren klein, ja zum Theil abſichtlich unbedeutend gehalten ſind, um der Seltſamkeit, der Oede der Scenerie die volle Wirkung zu geſtatten. Landſchaften, bei denen ſich der Maler zunächſt, unbekümmert um die allegoriſche Deutung, an das einfache Wort des Dichters und an die Vorbilder der italiäniſchen Gebirgsnatur hielt. Aber gerade darum erwacht unter dieſem kahlen Steingeröll, in den Schatten dieſer ſtarren Felsſchluchten, bei dem fahlen Lichte dieſes Nachthimmels, das ahnungsvolle Gemüth zu bangen Zweifeln; grade darum wird der Sinn für das Uebernatürliche, für die Schrecken anderer Welten rege. Mögen die Ausleger ſich ſtreiten, ob der Löwe die franzöſiſche Regierung oder das Sinnbild des Ehrgeizes ſein ſoll, ob unter dem Panther die Sinnenluſt oder die Guelfen-Partei von Florenz verſtanden werden müſſe: in Doré's Zeichnungen ſind Panther und Löwen Beſtien, iſt der Wald der Leidenſchaften ein guter, finſtrer Bergwald aus den Appenninen oder den Abbruzzen, aber der Beſchauer fühlt nicht minder, als der Leſer des Gedichts, die übernatürliche Bedeutung dieſer furchtbaren Geſtalten, er fühlt ſie wie der Leſer durch den Eindruck, den ſie auf den Dichter ſelbſt machen; er fühlt, daß ſie ihn ſelbſt nicht minder ängſtigen, als jenen einſamen Wanderer durch die Thäler und Bergrücken des Lebenspfades. Dieſe Landſchaften ziehen den Beſchauer in Mitleidenſchaft, ſie regen, wie die Worte des Dichters, durch Anklänge an das Außergewöhnliche, Fremdartige der Natur entſprechende Stimmungen in ſeiner Seele an und ziehen ihn, ehe er ſich's verſieht, in ihren Kreis. Daß ſie das können, verdanken ſie einem Grundzuge, der durch die Schilderungen Doré's hindurchgeht und der vielleicht ihr größter Vorzug genannt werden darf: ihrer Deutlichkeit, ihrer ungemeinen ſcharfen, klaren Verſtändlichkeit. Da iſt nichts Unbeſtimmtes, nichts halb Gewolltes und halb Geahntes, nichts, das nicht ſeine Löſung und ſein Verſtändniß klar an ſich trägt, nichts Räthſelhaftes, nichts Unnatürliches, das ſonſt immer herhalten muß, wenn Uebernatürliches darzuſtellen iſt. Dieſe Klarheit in der Auffaſſung und der Darſtellung macht den Maler zu einem würdigen Ausleger des Dichters, der, wie ſchwierig auch immer die innere Deutung, die Fülle der Anſpielungen, die Tiefe des Gedankens ſein Werk machen möge, doch in der Klarheit der Beſchreibung, in der Verſinnlichung des Unerhörten, ja Unbegreiflichen, der unerreichte Meiſter iſt. Wie der Dichter, einer der früheſten Kenner und Erforſcher der Natur in einer ihrem Verſtändniß ſonſt abgewendeten Zeit, es häufig liebt, bei Schilderung der hölliſchen Reiche an locale Züge aus dem heimiſchen Gebirge zu erinnern, ſo hat auch der Zeichner gar oft, zum größten Vortheil für die Einheit und Lebendigkeit ſeiner Bilder, beſtimmte Scenerien zu Grunde gelegt, Skizzen wohl meiſt aus den abenteuerlichen charaktervollen Waldſchluchten des italiäniſchen Gebirges, oder aus den Kalkfelſen des Jura. Dorthin verſetzt uns am häufigſten das ſeltſam geſtaltete öde Geſtein, die tiefen ſchaurigen Felſenſpalten, die wühlenden Gewäſſer und die eng umſchloſſenen kühlen Seeſpiegel, an denen ſeine Hölle ſo reich iſt. Zur Verdeutlichung aber jener Abgründe, Schlünde, Säcke, oder wie der Dichter ſie ſonſt nennen mag, die in den einzelnen Kreiſen des Höllenreiches die Qualen der Verdammten einſchließen, nahm ſich der Maler, wie ich ſicher annehmen möchte, ſo ſonderbar es klingt, das Paradies als Vorbild — das heißt jenes Paradies in Syrakus, den ſchönſten der Steinbrüche, in denen einſt die gefangenen Athener geſchmachtet und — si fabula vera est, Trauerſpiele deklamirt haben. Alſo eine mäßige, von glattanſteigenden tiefgefalteten Felſenmauern ringsumſchloſſene Ebene, das natürlichſte und rettungsloſeſte Gefängniß.

Dieſer gewaltige Vorzug der Deutlichkeit belebt nicht minder die Menſchengeſtalten dieſes Illuſtrators. Menſchen ſind ſeine Geſtalten, nicht Schatten; Menſchen, auch wenn ſie, wie die gebieteriſche Phantaſie des Dichters es vorſchreibt, ſich anders gebehrden, als was da lebt im goldenen Licht. Es ſind keine bloßen Schemen, keine Spukgeſtalten, keine Mißgeburten eines tollen Fiebertraums, und darum empfinden und fühlen wir mit ihnen; darum verſtehen wir ſie, auch wo das Unerhörteſte und Unnatürlichſte vorgeht. Man ſehe Blätter wie die Windsbraut der ſündigen Liebenden:

> Nie ruht der Höllenwirbelwind vom Toben
> Und reißt zu ihrer Qual die Geiſter fort,
> Und dreht ſie um nach unten und nach oben...
> So wie zur Winterszeit mit irrem Flug
> Ein dichtgedrängter breiter Troß von Staaren,
> So ſah ich hier im Sturm der Sünder Zug
> Hierhin und dort, hinauf, hinunter fahren...

Oder die furchtbare Leichenwoge der Zornigen im Styx, eine wahrhaft großartige Compoſition, wie

> Die Seelen derer, ſo der Zorn bezwungen,

in dem bleichen Gewäſſer hier und da auftauchen und in ſchaurig ſchöner Gruppe zur Uferbrandung ſich übereinanderthürmen. Oder die Schlangenqualen der Gotteslästerer (Cant. XXIV. u. XXV.), der Feuerregen, der „wie Schnee bei ſtiller Luft im Alpenthal" auf die Sodomiter herabwallt (XIV.), die Verräther im Eiſe des tiefſten Höllengrundes, und ſo viele andere, die hier nicht weiter aufzuzählen ſind.

Ja, dieſe Deutlichkeit in der Darſtellung ſo entſetzlicher Schrecken wäre empörend, wäre unerträglich, wäre ſie nicht begleitet von einem freudigen Schönheitsſinne, einer Luſt an der Menſchengeſtalt, die zugleich verſöhnt und anzieht. Selbſt die Martern der Hölle mildern ſich unter dem Zauberlichte dieſer Schönheit, das der Meiſter reichlich über ſie ausſtrahlen läßt. Er fand in ihnen eine wie man wohl leicht ſieht hochwillkommene Gelegenheit, ſeine Freude an der Krone der Schöpfung, an der Gliederpracht des Menſchenleibes, ungeſtraft und ohne Furcht vor conventionellen Rückſichten ſo recht con amore zu entfalten. Ein Freund mehr jener kraftvoll bewegten, die Natur mehr rauh und ſtreng als ſanft und lieblich nachbildenden, ja oft überbietenden Richtung, der Michel Angelo mehr als Rafael das Vorbild iſt, mochte er ſich in den Kerkern und Höhlen der Verdammten heimiſcher fühlen, als vielleicht demnächſt auf den Höhen des Paradieſes. Ich könnte in dieſer Art außer der bereits erwähnten noch viele Gruppen von der größten Schönheit hervorheben. Es mag genügen, auf noch zwei Blätter von den bedeutendſten Vorzügen hinzuweiſen: die Ueberfahrt der Schatten über den Acheron und die Züchtigung der Kuppler und Verführer in den Malebolge. Wie wild iſt dieſer Charon auf dem erſten Blatte, der ſein „Weh euch Verworfenen!" tönen läßt und mit dem Ruder auf die Säumigen losſchlägt, während

> Gleichwie im Herbſte bei des Nordwinds Stoß
> Ein Blatt zum andern fällt, bis daß ſie alle
> Der Baum erſtattet hat dem Erdenſchoß,
> So ſtürzen, hergewinkt, in jähem Falle
> Sich Adam's ſchlechte Sproſſen in den Kahn,
> Wie angelockte Vögel in die Falle.

Eine Einfachheit und Harmonie herrſcht, trotz dieſer lebhaften Erregung, in der Gruppe der Ueberfahrenden und der jammernd Zurückbleibenden, wie ſie in viel anſpruchsvolleren Compoſitionen häufig nicht zu finden iſt, von einer Grazie ſind dieſe entſetzten Weiber, dieſe ſchutzflehenden Kinder, die einen Charon beſänftigen könnte. Aehnlich iſt bei aller Kraft der Darſtellung, die nie und nirgends etwa zum ſüßlich Empfindſamen hinneigt, doch die Anmuth der Geſtalten auf jener Tafel, wo die Kupplerſchaar ſich unter den Geißelhieben der hölliſchen Pritſchmeiſter windet.

Am wenigſten erſcheinen dieſe großen Vorzüge, wo es ſich um die Darſtellung einer einzelnen Figur oder einer kleineren Gruppe handelt; da iſt jene energiſche Kraft, die größere Maſſen ſo harmoniſch zu ordnen vermag, oft überflüſſig, ja gefährlich. Wenn etwa eine Geſtalt des Leidens, der Hingebung, der Trauer vorgeführt werden ſoll, ſo kann ſich der Meiſter des ungeſtümen Dranges doch nicht ganz erwehren; er läßt ſich von ihm bei dem einzelnen Leidenſchaftlichen, Wüthenden, zu Uebertreibungen hinreißen, die dann nicht durch die Schönheit der Gruppirung gemildert und aufgewogen werden. So möcht' ich ſeine Thais, ſeine Myrrha, den Minos, den Minotaur jenen geſtaltenreicheren Blättern nicht gleichſtellen. Selbſt Francesca da Rimini, ſo oft beſungen und ſo oft nachgebildet, wie kein anderer „gequälter Geiſt," und von Doré in nicht weniger als vier Blättern auf's neue verherrlicht, wird ihm nicht ſo ganz rückhaltlos danken. Ganz gewiß nicht dafür, daß der Maler ihr unvergleichliches

Digitized by Google

An jenem Tage laſen wir nicht weiter.

den Schluß ihrer Erzählung vom Anfang ihrer Liebe, als das Ende ihres Glückes und ihres Lebens aufgefaßt hat. Denn er läßt, als eben das Buch der ſchönen Markgräfin entſinkt, als der knieende amante zitternd ihren Mund küſſen will, auch gleich den grimmen Herrn Gemahl mit blankem Schwert und Mordwuth im Blicke, erſcheinen. So können ſie allerdings an dieſem Tage nicht weiter geleſen haben; aber ſo wollte es der Dichter nicht, denn ſo hätte das Wort nichts zu bedeuten. Es bedeutet aber ſehr viel.

Ich wollte, dies Blatt wäre nicht da; dann wüßte ich keins, wo der Maler ſeinen Poeten mißverſtanden hätte, keins, wo er den Leſer irre führte. Wohl aber eine große Zahl, die zum Verſtändniſſe des Gedichts förderlich und wahre Erläuterungen des Dichterwortes ſind.

Und zum Schluß noch einen Vorzug dieſer Zeichnungen; es iſt keine darunter, in der der Maler an Reinheit und Würde, an ſittlicher Unbefangenheit hinter ſeinem Dichter zurückbliebe.

Hoffen wir denn, ihn im Fegefeuer und im Paradieſe wiederzuſehen!

F. D. Fiſcher.

Nord-Amerika.

Die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in den Vereinigten Staaten.

Von Anthony Trollope.*

Im achten Abſchnitte des erſten Artikels giebt die Conſtitution ein Verzeichniß der Pflichten, welche der Kongreß zu erfüllen hat, mit einem Worte der Dinge, welche er thun oder die Befugniß zu thun haben ſoll: „den Handel und die Naturaliſirung von Bürgern zu reguliren; Geld zu münzen und das gemünzte zu ſchützen; Poſteinrichtungen zu treffen; Geſetze zum Schutze der Patente und des Verlagsrechtes zu erlaſſen; Nationalgerichtshöfe unter dem oberſten Gerichtshofe einzuführen; Seeräuberei zu beſtrafen; Krieg zu erklären; Armeen, Flotten und Milizen auszuheben, zu bezahlen und zu dirigiren, ſowie ausſchließlich die Geſetzgebung in einem beſonderen Bezirke auszuüben, welcher den Sitz der Regierung der Vereinigten Staaten enthält, und welcher deshalb der Nation im Ganzen, keinem beſonderen Staate angehört." Dieſer Bezirk heißt jetzt Columbia. Er liegt am Potomac und enthält die Stadt Waſhington.

Der neunte Abſchnitt deſſelben Artikels erklärt ferner, was der Kongreß nicht thun ſoll. Eine gewiſſe Einwanderung ſoll nicht verboten und das Recht des Habeas-corpus nicht aufgehoben werden, außer unter gewiſſen Umſtänden; es ſoll kein Geſetz in Folge eines Vorkommniſſes gegeben werden; es ſoll keine direkte Steuer aufgelegt werden, außer im Verhältniſſe der Einwohnerzahl; es ſoll kein Ausfuhrzoll eingeführt, auch kein Geld aus dem Staatsſchatze anders, als auf geſetzlichem Wege genommen und endlich kein Adelstitel gegeben werden.

Das iſt ein Verzeichniß der Befugniſſe, welche der Kongreß hat, wie jener, die er nicht hat, deſſen, was der Kongreß thun und jenes, was er nicht thun kann. Nachdem ich ſie ſo einzeln mitgetheilt habe, darf ich wohl auch einige Worte über die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in den Vereinigten Staaten ſagen. Es iſt allgemein bekannt, daß dieſes Vorrecht während der Dauer des jetzigen Krieges oftmals aufgehoben worden, und daß es durch die vollziehende Gewalt, nicht durch den Kongreß geſchehen iſt, daß dieſe Aufhebung von der vollziehenden Gewalt und denjenigen, welche das Verhalten der jetzigen vollziehenden Gewalt rechtfertigen, durch das Vorgeben vertheidigt wird, die Conſtitution habe dem Präſidenten und nicht dem Kongreſſe die Befugniß ertheilt, die Habeas-Corpus Akte aufzuheben. Ich geſtehe aber, daß ich nicht einzuſehen vermag, wie Jemand, der den Wortlaut oder den Geiſt der Conſtitution kennt, etwas der Art behaupten kann. Mir erſcheint es ganz und gar unzweifelhaft, daß die vollziehende Gewalt durch die Aufhebung jener Akte ohne Erlaubniß des Kongreſſes eine Conſtitutions-Verletzung begangen hat. Wenn ſich die Sache auf die britiſche Conſtitution bezöge, würde ein einfacher Mann, der wenig vom parlamentariſchen Brauche und von Geſetzen gar nichts wüßte, höchſt wahrſcheinlich nicht wiſſen, in welcher Weiſe er eine beſtimmte Meinung über ein ſolches Ereigniß ausſprechen ſollte, da die britiſche Conſtitution eben nicht geſchrieben vorliegt. In den Vereinigten Staaten aber ſoll jeder Bürger die Regeln und Geſetze kennen und verſtehen, unter denen er lebt, und Jedermann kann ſie leſen.

Da die Sache durch Horace Binney, einen Advokaten in Philadelphia, welcher überall in den Staaten eines großen und wohlverdienten Rufes ſich erfreut, in einer Schrift behandelt worden iſt, in welcher er die Aufhebung des Habeas-Corpus-Rechts vertheidigt, nehme ich die Lage der Frage ſo, wie er ſie auf der letzten Seite ſeiner Schrift zuſammengefaßt hat und vergleiche ſie mit dem Wortlaute der Conſtitution, in welcher die Aufhebung dieſes Rechtes unter gewiſſen Umſtänden erlaubt wird. Ich führe zunächſt die fraglichen Worte ſelbſt an:

„Das Recht des Habeas-Corpus ſoll nicht aufgehoben werden, außer wenn, im Falle der Rebellion oder der Invaſion, die öffentliche Sicherheit es erfordern mag." (Es iſt der zweite Satz des Abſchnittes, welcher von dem handelt, was der Kongreß nicht thun ſoll.)

Herr Binney ſchreibt nun wie folgt: „Der Schluß der ganzen Sache iſt der: daß die Conſtitution ſelbſt das Geſetz dieſes Rechtes und der Ausnahme von demſelben iſt; daß die Ausnahme in der Conſtitution erwähnt wird, und die Conſtitution zu der Aufhebung, wenn die Bedingungen eintreten, Ermächtigung giebt; daß die Bedingungen in zweierlei beſtehen — in einer nackten Thatſache und einem Schluſſe aus Thatſachen, d. h. in Rebellion oder öffentlicher Gefahr, oder den Erforderniſſen der öffentlichen Sicherheit." Durch dieſe Worte will Herr Binney andeuten, daß die Conſtitution ſelbſt das Recht des Habeas-Corpus giebt und die Aufhebung dieſes Rechtes unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt vorſchreibt. Aber dies iſt nicht der Fall. Die Conſtitution ſchreibt die Aufhebung dieſes Rechtes unter keinen Umſtänden vor. Sie ſagt nur, daſſelbe dürfe nicht aufgehoben werden, außer unter gewiſſen Umſtänden. Binney's Beweisführung geht, wenn ich ſie recht verſtehe, folgenden Weg. Da die Conſtitution von den Umſtänden ſpricht, unter welchen jenes Recht aufgehoben werden kann, und der eine Umſtand die nackte Thatſache der Rebellion, der andere Umſtand die Annahme iſt, die öffentliche Sicherheit ſei durch eine ſolche Rebellion gefährdet — was Herr Binney eine thatſächliche Folgerung aus Thatſachen nennt — ſo muß man annehmen, die Conſtitution ſelbſt hebe jenes Recht des Habeas-Corpus auf. Ob der Präſident oder der Kongreß die Conſtitution in dieſer Aufhebung ausführt, iſt von keiner Bedeutung. Beide können eben nur ausführen, was vorgeſchrieben iſt, und da der Kongreß nicht exekutiv handeln kann, weshalb der Präſident ſchließlich mit der Ausführung der Verordnung zu der Aufhebung beauftragt werden muß, die der That nach von der Conſtitution ſelbſt ausgegangen iſt, ſo darf man mit Recht annehmen, daß die Befugniß zur Aufhebung jenes Rechtes in den Händen des Präſidenten und nicht in denen des Kongreſſes liege.

Wenn ich der Beweisführung des Herrn Binney folge, ſo lautet ſie wie angeführt; Herrn Binney's Prämiſſen ſcheinen mir aber falſch zu ſein, wie er damit zu einem falſchen Schluſſe gelangt. Der fragliche Artikel der Conſtitution giebt keineswegs die Bedingungen an, unter welchen die Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus erfolgen ſoll; er ſagt vielmehr nur, jenes Recht ſoll niemals aufgehoben werden, außer unter gewiſſen Bedingungen. Es ſoll nicht aufgehoben werden, außer wenn die öffentliche Sicherheit eine ſolche Aufhebung in Folge von Rebellion oder Invaſion erfordert. Rebellion und Invaſion müſſen keineswegs nothwendig eine ſolche Aufhebung herbeiführen. Es giebt in der That keine nackte Thatſache, welche den Präſidenten oder den Kongreß in der Sache leitet, und deswegen ſage ich, die Prämiſſen des Herrn Binney ſind falſch. Rebellion und Invaſion können zwanzigmal vorkommen und ſelbſt die öffentliche Sicherheit gefährden, ohne die Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus nach der Conſtitution zu rechtfertigen. Ich behaupte auch, daß Binney zu falſchem Schluſſe kommt. Die öffentliche Sicherheit muß die Aufhebung erfordern, bevor die Aufhebung gerechtfertigt ſein kann, und dies Erforderniß muß der Beurtheilung überlaſſen bleiben. Ob die Aufhebung erfolgen ſoll oder nicht, iſt eine Sache der Ueberlegung, nicht blos der vollziehenden Thätigkeit, als wäre jene Aufhebung ſchon angeordnet. Es giebt keine thatſächliche Folgerung aus Thatſachen. Sollte Invaſion oder Rebellion eintreten und ſollte die öffentliche Sicherheit, in Folge ſolcher Invaſion oder Rebellion, die Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus erfordern, dann und erſt dann kann das Recht aufgehoben werden. Wem aber fällt die Befugniß oder vielmehr die Pflicht zu, dieſe Aufhebung zu bewirken? Herr Binney ſagt, „die Conſtitution habe Niemandem beſonderen Auftrag dazu gegeben." Ich behaupte aber, daß Herr Binney wiederum Unrecht hat, und daß die Conſtitution die Befugniß nicht dem Präſidenten, ſondern dem Kongreſſe überträgt. Dies geſchieht, meiner Meinung nach, in ſo klarer und deutlicher Weiſe, daß ich nicht begreife, wie ein Mißverſtändniß oder ein Zweifel darüber in der

* Aus dem ſoeben erſchienenen dritten Bande ſeines „Nord-Amerika." Deutſch von A. Diezmann. Verlagsberechtigte Ausgabe in drei Bänden. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1862.

Digitized by Google

Staaten nur hat aufkommen können. Der erſte Artikel der Conſtitution handelt von der geſetzgebenden Gewalt, der zweite von der vollziehenden Gewalt, der dritte von der Juſtiz. Nach dieſen dreien folgen noch einige „vermiſchte Artikel," wie ſie heißen. Der achte Abſchnitt des erſten Artikels enthält, wie wir bereits geſehen haben, ein Verzeichniß der Dinge, welche die geſetzgebende Gewalt oder der Kongreß thun ſoll, der neunte dagegen ein Verzeichniß ſolcher Dinge, welche der Kongreß nicht thun ſoll. Der zweite Satz in dieſem Verzeichniſſe iſt das Verbot der Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus, außer unter gewiſſen Umſtänden. Dies Verbot iſt alſo ausdrücklich dem Kongreſſe geſagt, und das Verbot enthält die einzige Autorität, unter welcher jenes oft genannte Recht der Conſtitution gemäß aufgehoben werden kann. Dann folgt ein Artikel über die vollziehende Gewalt, welcher die Befugniß genau beſtimmt, welche der Präſident haben und ausüben ſoll. In dieſem Artikel findet ſich kein Wort von der Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus. Man möge den Artikel nur nachleſen.

Ich behaupte nach Allem dieſem, daß Lincoln's Regierung eine Verfaſſungs-Verletzung begangen hat, als ſie die Aufhebung jenes Rechtes auf ſich nahm, eine Verletzung des Buchſtabens der Conſtitution. Dieſe Regierung hat ſich eine Gewalt und Befugniß angemaßt, welche die Conſtitution ihr nicht gab, ja, welche die Conſtitution offenbar gar nicht in die Hand der vollziehenden Gewalt legen wollte, weil ſie dieſelbe einer andern Körperſchaft ausdrücklich übertrug. Die Regierung beging alſo auch eine Verletzung des Geiſtes der Conſtitution. Der Hauptzweck der Conſtitution geht dahin, die Freiheiten des Volkes zu wahren und einer berathenden Körperſchaft die Berathung aller Umſtände anzuvertrauen, durch welche jene Freiheiten bewirkt werden können. Der Präſident ſoll die Armee befehligen, der Kongreß aber die Armee aufſtellen und erhalten. Der Kongreß ſoll Krieg erklären, der Kongreß ſoll Geld münzen, der Kongreß ſoll, durch eine ſeiner Körperſchaften, Verträge ſanctioniren; der Kongreß ſoll ſolche Gerichtshöfe einſetzen, welche die Conſtitution nicht eingeführt hat. Unter durchaus keinem Umſtande hat der Präſident zu verordnen, was geſchehen ſoll; er hat nur das zu thun und auszuführen, was die Conſtitution angeordnet hat, oder was der Kongreß weiter anordnet. Es wäre eine ganz monſtröſe Annahme, wenn man ſagte, die Verfaſſung über das Recht des Habeas-Corpus könnte unter einem ſolchen Volke und unter einer ſolchen Conſtitution unbeſchränkt dem erſten Beamten unter der einzigen Bedingung überlaſſen werden, daß Rebellion eintrete. Eine ſolche Rebellion könnte in dem Territorium Utah ausbrechen, oder irgend eine Störung der Ruhe an der äußerſten Gränze von Texas hinreichen. Ein Einfall von den Wilden aus Mexiko in Neu-Mexiko ſollte einen willkürlich regierenden Präſidenten rechtfertigen, allen Perſonen in allen Staaten die Freiheiten zu entziehen? Ein Streit an den Gränzen Canada's ſollte eine ſolche Macht in die Hände eines auf vier Jahre als Präſident gewählten Mannes legen, oder die Anweſenheit einer engliſchen Fregatte in dem St. Juan-Kanale? Ich wiederhole, daß eine ſolche Theorie monſtrös iſt.

Die Wirkung dieſer Conſtitutions-Verletzung in unſeren Tagen iſt eine ſehr unſelige geweſen. Sie hat die, welche den amerikaniſchen Kampf nicht ſehr genau beobachteten und verfolgten, zu dem Glauben veranlaßt, die Amerikaner wären im Ganzen doch ſehr gleichgiltig gegen ihre Freiheiten. Solche Thorheiten ſind im Angeſichte des Himmels von Leuten begangen worden, welche ſich ganz und gar nicht dazu eignen, von großer Gewalt Gebrauch zu machen. Lincoln, der Präſident, welcher dieſe unconſtitutionelle Handlung ausführte, übertrug anſcheinend die angemaßte Autorität ſeinem Miniſter Seward. Seward nun ſchwelgte förmlich in der Befugniß zu unbeſchränkten Verhaftungen, und ſchickte mit und ohne Grund Leute in das Gefängniß. Er führte Päſſe und Beaufſichtigung ein, und ſtellte ſich an die Spitze einer allgegenwärtigen Polizei mit der ganzen Vorliebe eines Fouché, obgleich glücklicherweiſe ohne die Liſt und Schlauheit eines Fouché! Wahrſcheinlich kommt die Zeit, in welcher Seward dafür büßen muß, nicht mit ſeinem Leben oder ſeiner Freiheit, ſondern mit ſeinem Rufe und ſeinem ſtaatsmänniſchen Namen. Unterdeß freilich ſind ſeine Haftbefehle durch die Staaten gegangen. Das, was er that, war oft genug völlig abſurd und gar manche der durch ihn veranlaßten Verhaftungen beſchwerlich und beleidigend. Nach einiger Zeit, als es offenbar wurde, daß Seward den Weg zum Gelingen nicht gefunden habe, als man ſah, daß er kein unfehlbares Mittel beſitze, die Rebellion niederzuſchlagen, verlor er offenbar ſeinen Einfluß in dem Kabinet. Die Verhaftungen hörten auf, das Paßſyſtem wurde nicht fortgeſetzt und die Thore der Gefängniſſe öffneten ſich allmählich. Seward verlor, nicht ſein Miniſterium, aber ſeine Stellung als Premier-Miniſter im Kabinet. Die Aufhebung des Rechtes des Habeas-Corpus wurde zwar nicht zurückgenommen, aber man ließ die Wirkung dieſer Aufhebung minder fühlbar und drückend werden, und ſchon jetzt, wo ich ſchreibe, im April 1862, ein Jahr nach dem Beginne der Aufhebung, iſt dieſelbe wohl ſchon außer Wirkung gekommen. Der Zweck, den man jetzt verfolgt, iſt wohl mehr, die politiſchen Gefangenen los zu werden, als ſie noch zu vermehren.

Dadurch, daß die Regierung eine unconſtitutionelle Gewalt ſich anmaßte, ſind, wie geſagt, viele oberflächliche Beobachter zu dem Glauben veranlaßt worden, daß die Amerikaner eigentlich doch nur geringen Werth auf ihre Freiheiten legten. Ich für meinen Theil halte durchaus nicht dafür, daß eine ſolche Folgerung richtig ſei. In der jetzigen Kriſis iſt das ſtarke Gefühl des Volkes — das in dieſem Augenblicke vorherrſchende Gefühl — für die Regierung und gegen die Rebellion geweſen. Es beſtand ein wahrhaft leidenſchaftlicher Entſchluß, die Nationalität der Nation zu unterſtützen. Man fühlte und ſah ein, daß man individuelle Opfer bringen müſſe, und daß zu dieſen Opfern auch eine zeitweilige Unterbrechung und Aufhebung der conſtitutionellen Rechte gehöre, aber ich glaube, daß man ſchon jetzt dieſe Aufhebung mit eiferſüchtigen Augen betrachtet, mit zunehmend ſteigender Eiferſucht, welche eine Reaction gegen ein ſolches Verfahren, wie es Herr Seward einzuführen verſuchte, lange vor dem Schluſſe der Präſidentſchaft Lincoln's herbeigeführt haben wird. Ich weiß, daß der Schriftſteller ſehr unrecht thut, welcher Prophezeiungen ausſpricht, aber ich kann über dieſen Gegenſtand nicht ſchreiben, und mich ſolcher Vorherſagungen enthalten. Da ich eine Muthmaßung über die Sache ausſprechen muß, ſo wage ich vorherzuſagen, daß die Amerikaner der Staaten ſehr bald zeigen werden, wie ſie gegen die Aufhebung des Habeas-Corpus-Rechtes ganz und gar nicht gleichgiltig ſind. In Bezug auf die Ungeſetzmäßigkeit dieſer Aufhebung durch den Präſidenten bin ich meinerſeits nicht im mindeſten im Zweifel.

Mannigfaltiges.

— Zur Etymologie des Namens Berlin. Ueber den Urſprung des Namens der preußiſchen Hauptſtadt iſt ſchon heftig viel hin und hergeſtritten worden, doch ſcheint man bis jetzt noch nicht die wahre Bedeutung des Wortes entdeckt zu haben. Vielleicht ging man mit zu vieler Gelehrtheit zu Werke und forſchte ſtets nach einer ſlaviſchen Wurzel, während das Gute ſo nah zu liegen ſcheint. Es giebt im Niederdeutſchen ein gutes Wort für „Inſel," nämlich „Werl" (auch Werder). Urſprünglich wurde es wohl nur als Bezeichnung eines von allen Seiten mit Waſſer umgebenen Stück Landes gebraucht; jetzt wird auch manche Halbinſel ſo genannt, die früher wahrſcheinlich eine vollſtändige Inſel war. Ein Blick auf die topographiſche Karte der Gegenden, die urſprünglich von Niederdeutſchen bewohnt oder doch von ihnen frühzeitig coloniſirt wurden, wird dies beweiſen. Wer in der Mark Brandenburg, Pommern, Sachſen, Hannover, Holſtein oder Mecklenburg (wo man wiarl oder wiadl ſpricht) gereiſt iſt, wird überdies Gelegenheit gehabt haben, einen Werl oder Werder in Wirklichkeit zu ſehen. Soviel über das Vorhandenſein einer echt deutſchen Bezeichnung, die mit dem entſprechenden ſlaviſchen Worte (ostrow) nichts gemein hat. Daß dieſelbe ſeinerzeit dazu diente, Perſonen-Namen zu bilden, wie Werl, Berel, Werling, Berling, Werlitz ꝛc. iſt wohl nicht dem geringſten Zweifel unterworfen. Die Vorfahren der Träger dieſer Namen waren jedenfalls Beſitzer oder doch Bewohner einer Fluß- oder Binnenſee-Inſel. Warum ſollte ſich nun wohl eine geographiſche Bezeichnung, die ſich zur Erfindung eines Perſonen-Namens eignete, nicht auch zum Städte- oder Dorfnamen geeignet haben? Wir haben außer der Hauptſtadt Berlin, verſchiedene Dörfer in der Mark, welche ſich Berlinchen nennen und nachweislich an einem Gewäſſer lagen oder ſich noch bei einem ſolchen befinden; außerdem giebt es in mehreren norddeutſchen Städten Theile, die „der Berlin" genannt werden; ſo hat z. B. Halle ſeinen großen und kleinen Berlin, und alten Urkunden zufolge, beſaß Fankfurt a. d. Oder ebenfalls „einen Berlin," um deſſen Bebauung geſtritten wurde. Daß aus Werl zuerſt Berl und ſchließlich Berlin, mit ſchleppender Endſilbe, gemacht wurde, dürfte einen Philologen gewiß nicht in Erſtaunen ſetzen, denn die Umſetzung von w und b iſt in allen Sprachen etwas ſehr gewöhnliches (bei märkiſchen Ortsnamen erwähnen wir nur Wrietzen und Brietzen, Verneuchen und Werneuchen ꝛc.), die ſchleppende Anhängung des in ſcheint mehr localer, brandenburgiſcher Natur zu ſein.

— Erziehung und Unterricht in Italien. Die Perseveranza von Mailand bringt ein Verzeichniß der Preiſe, welche im Gebiete des

Digitized by Google

Unterrichts- und Erziehungsweſens auf der Londoner Ausſtellung an Italiäner verliehen worden ſind. Sowohl wegen der Gegenſtände, als wegen der Vertheilung auf die einzelnen Provinzen des Königreichs iſt dieſe Liſte von großem Intereſſe. Im Ganzen ſind den Italiänern 19 Medaillen und 10 ehrenvolle Erwähnungen „für Arbeiten und Methoden im Unterrichts- und Erziehungsweſen“ zu Theil geworden. Von jenen fallen allein 9 auf Florenz, darunter 3 für Sammlungen aus dem naturhiſtoriſchen Muſeum, ferner für Manuſkripte und Sammlungen zum Studium der Archäologie (Direction des „Archivio centrale“), für eine Sammlung von Plänen zu Unterrichts- und wohlthätigen Anſtalten (Profeſſor Bonaini), dann die Gebrüder Calenzoli für ihre anatomiſchen Wachspräparate, J. Villa, für aſtronomiſche und kosmographiſche Tafeln, R. Lambruſchini, für ſeine bemerkenswerthen Schriften über Erziehung, und die altberühmte Buchhandlung Vieuſſeux, für ihre der Erziehung förderlichen typographiſchen Veröffentlichungen. Ehrenvoll erwähnt ſind noch zwei Florentiner, die Buchhandlung von Le Monnier, für die bekannten Klaſſiker-Ausgaben (Biblioteca nazionale), und Gaſp. Barbera, für ſeine Schriften über Erziehung. Sodann folgen, mit je 2 Medaillen, Turin (Vorbereitungsſchule für Ingenieure, mit einer bemerkenswerthen Sammlung von Foſſilien und Kryſtallen, und der typographiſche Verein, wegen ſeiner Veröffentlichungen), Mailand (Geſellſchaft zur Förderung der Künſte und des Gewerbefleißes, und Geſellſchaft für den Unterricht der Taubſtummen, beide für ihre Arbeiten im Allgemeinen), Pavia, für zwei Sammlungen mediziniſcher Präparate, und Neapel, und zwar Prof. Scacchi für ſeine künſtlichen Kryſtalle, und das Unterrichts-Comité für eine Sammlung von Erziehungsbüchern. Endlich Profeſſor Pendola aus Siena, für ſeine Schriften über Erziehung der Taubſtummen, und das Comité für eine Sammlung von Zeichnungen aus dem Erziehungs-Inſtitute. An ehrenvollen Erwähnungen reihen ſich aus dem Süden noch an ein Palermitaner Marzullo, wegen ſeiner Grammatik für Taubſtumme, der Neapolitaner S. Ramo, für ſeine Schriften über öffentlichen Unterricht und ein Herr Rizzetti aus Cagliari, für verſchiedene Schriften über Sanitätspolizei.

Kann ſchon die Ausſtellung ſelbſt von jedweder menſchlicher Kunſt- oder Gewerbethätigkeit nur ein ſehr ungefähres Bild geben, ganz beſonders aber von dem Zuſtande des Unterrichts und der Erziehung, wo alle Sammlungen, Präparate, Lehrbücher u. ſ. w. doch nur Mittel ſind und nicht die Sache ſelbſt, ſo iſt ſelbſtverſtändlich die Liſte der Preiſe, unvollſtändig wie ſie iſt, und allerlei Menſchlichkeiten zugänglich, noch weniger ein ausreichendes ſtatiſtiſches Material für die Gewinnung ſicherer Reſultate. Aber es ſtimmt doch überein mit der ganzen Geſchichte und dem Charakter der italiäniſchen Kultur, daß Florenz vor allen andern Städten ſo hoch oben anſteht, und daß von allen Wiſſenszweigen die Naturwiſſenſchaften die meiſten Siegespalmen erlangt haben, daß der Norden den Süden ſo ſehr überragt, und daß der prämiirten Schriften über Erziehungsweſen ſo wenige ſind. Mit Freuden wird der Freund Italiens unter dieſen wenigen Neapel zweimal vertreten finden. Möge da, wo die Noth am größten iſt, auch die Hülfe am nächſten ſein! Der Mann, der die Noth ſeines Vaterlandes und die Mittel zur Heilung am beſten kannte, war der feſten Ueberzeugung, daß es für Neapel nur Einen zuverläſſigen Gendarm gebe, den Schulmeiſter. In ſeinem, in Cavour's Sinne und für die wirkliche Einheit und Freiheit Italiens handeln die, welche für den Unterricht und die Erziehung der reichbegabten, aber unerhört verwahrloſeten Bevölkerung des ehemaligen Königreichs beider Sicilien arbeiten.

— Das Sühnfeſt von Iguvium.* Die eugubiniſchen Tafeln ſind Theile eines Tempelrituals, welches für das Heiligthum des Jupiter Penninus und die Stadt Iguvium, das heutige Gubbio in Umbrien, Geltung beſaß — ſieben eherne mit ſonderbarer Schrift bedeckte Tafeln, deren Urſprung zum Theil bis zur Gründung Roms und drüber hinaufreichen dürfte. Sie wurden um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den Ruinen des beſagten Jupiter-Tempels entdeckt, und ſind namentlich in neuerer Zeit der Gegenſtand mehrfacher gelehrter Arbeiten geweſen, da ihre Entzifferung — ſie ſind ziemlich das einzige Denkmal der umbriſchen Sprache — nicht unbedeutende Belehrung für die italiſchen Alterthümer verſprach. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der bereits vor einer Reihe von Jahren mehrere werthvolle Forſchungen über Sprache und Inhalt dieſer Tafeln veröffentlichte, bietet uns hier die antiquariſch-hiſtoriſche Erklärung des größten dieſer Ritualien, wie ſie ſich aus der Entzifferung des Ganzen ergiebt. Wir erhalten ein anſchauliches Bild von der Geſammtheit der Ceremonien und Begängniſſe, welche ein altitaliſches Sühnfeſt — ein Entſündigungs- und Verſöhnungsfeſt mit den Göttern — ausmachten, wie zuerſt die Vögel beobachtet wurden, um zu erforſchen, ob der erwählte Sühnprieſter den Göttern genehm ſei, wie man das heilige Feuer auf's neue entzündete, dann für jeden einzelnen Stand, Patricier und Volk, Opfer und Gaben brachte. — Angehängt iſt, als Probe der Entzifferung, ein bedeutender Abſchnitt des Rituals, umbriſch mit gegenüberſtehender lateiniſcher Ueberſetzung mitgetheilt. Die nahe Verwandtſchaft der umbriſchen Sprache mit dem Latein ſpringt ſofort in die Augen; doch dürfte die Entzifferung, namentlich bei dem dunkeln ſonderbaren Inhalte, immerhin keine leichte Arbeit ſein.

* Nach dem aus dem Umbriſchen entzifferten Rituale von Aug. Knötel. (Programm des königl. kath. Gymnaſium in Glogau; auch in einem Separatabdruck, Glogau, Flemming, 1862).

— Disciplin in der amerikaniſchen Armee. Ueber den Mangel an aller Mannszucht in dieſem Heere bemerkt der Engländer Anthony Trollope im dritten Bande ſeines von uns beſprochenen Buches: „Die Leute waren ſammt und ſonders nicht daran gewöhnt, unter dem Befehle von Vorgeſetzten zu ſtehen und zu handeln. Als ſie Soldaten wurden, wußten ſie wahrſcheinlich kaum, was Disciplin ſei, wenn ſie ſich auch wohl im Allgemeinen geſagt hatten, daß ſie ſowohl beim Exerciren als dem Feinde gegenüber den Weiſungen der Offiziere folgen müßten. Es läßt ſich auch kaum irgend eine andere Klaſſe von Leuten denken, denen die Befolgung der militairiſchen Mannszucht ſo ſchwer wird, als dem amerikaniſchen Bürger. Sein ganzes Leben und Weſen iſt das gerade Gegentheil der ſtrammen Gedrilltheit eines europäiſchen Soldaten. Er hat niemals ein Gefühl von Achtung vor ſeinem Lehrer oder Arbeitgeber gekannt, und noch viel weniger kennt er den Begriff der Ehrfurcht vor Leuten von höherem Range. Wahrſcheinlich mußte er ſehr ſchwer um ſeinen Lohn arbeiten — ſchwerer und anſtrengender, als z. B. irgend ein Engländer arbeitet — aber er ſtand dabei ſeinem Arbeitgeber in ſocialer Beziehung ganz gleich. Ihr gegenſeitiges Verhältniß beruhte auf einem Kontrakt, auf einem Uebereinkommen zwiſchen zwei gleichen Parteien. Arbeitete er nicht — ſo bekam er kein Geld; außerdem aber hatte ſein Arbeitgeber kein Recht auf ihn, oder auf ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung. Wie kümmerlich er ſich auch durch das Leben kämpfen muß — er bleibt doch immer ſein eigener Herr. Man kann ſich daher leicht denken, wie ſchwer, ja unmöglich es ihm iſt, als Soldat unbedingten Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten zu üben.“

— Das „Magazin“ in ausländiſchen Journalen. Es kann uns nur erfreulich ſein, daß unſer „Magazin“ auch im Auslande nicht blos viel geleſen, ſondern auch zu weiterer Belehrung und Unterhaltung viel benutzt wird. So finden wir den in Nr. 32 unſerer Zeitſchrift enthaltenen Artikel über den Großfürſten Konſtantin nicht blos in's Italiäniſche überſetzt, und zwar im „Osservatore Triestino,“ ſondern auch in's Čechiſche, in dem böhmiſchen Journal „Pozor,“ und endlich ſogar in's Kroatiſche, in den „Narodne novine;“ wie gewöhnlich, haben jedoch unſere Auslands-Kollegen ihre deutſche Quelle nicht genannt. Ruſſiſche und polniſche Feuilletons und Zeitſchriften unterlaſſen ebenfalls meiſtens, ihre Quelle zu nennen, wenn ſie uns benützen. In der Regel hat dies keinen anderen Grund, als daß die konkurrirenden ſlaviſchen Blätter nicht darüber belehrt werden ſollen, wo man einen vielgeleſenen Artikel hergeholt hat. Aber, wie Figura zeigt, wiſſen die Kollegen auch ohne dieſe Belehrung die Quelle zu finden, wo Bartel Moſt holt.

— Linguiſtiſches. Aus der „Zeitſchrift für Stenographie und Orthographie“ beſonders abgedruckt ſind zwei Abhandlungen von Dr. G. Michaelis: „Ueber den Unterſchied der consonantes tenues und mediae und über die Unterſcheidung des Ach- und Ich-Lautes“ erſchienen,* die wir allen Freunden neuerer Sprachforſchung empfehlen. Es iſt jedenfalls intereſſant, dem Verfaſſer in ſeinen Beobachtungen und Unterſcheidungen einzelner Laute, ſowohl der geſprochenen, als der geſchriebenen, zu folgen, wenn wir auch nicht immer geneigt ſind, auf ſeine Ideen und Verbeſſerungs-Vorſchläge einzugehen.

* Berlin, Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhandlung, 1862

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Bücher etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 45. Mittwoch, den 5. November 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Max Wirth's Deutſche Geſchichte. Die Gewerbe im Zeitalter der Karolinger. 527
Zur vergleichenden Statiſtik der europäiſchen Staaten 530

Frankreich.
Ein Blick auf das neue Elſaß. Die literariſche Geſellſchaft in Straßburg und die elſaſſer Literatur 531

Rußland.
W. Toporoff's Erſtes Jahrtauſend Rußlands 533

Italien.
Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle.“ II. Ugolino 536
Lord Byron's Werke in Italien. — Literariſche Notizen . . . . „

Nord-Amerika.
Die Eiſenbahnen im amerikaniſchen Weſten 537

Mannigfaltiges.
Oeſterreichs Eintritt in den Zollverein 538
Hannover'ſche Klopfſechterei . . . . „
Alte und neue Sprachen . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Max Wirth's Deutſche Geſchichte.*

Die Gewerbe im Zeitalter der Karolinger.

Nachdem der erſte Band dieſes Werkes nunmehr vollſtändig vor uns liegt, halten wir es für unſere Pflicht, auf eine hiſtoriſche Arbeit zurückzukommen, die dem im deutſchen Volke ſo lebhaft gewordenen Drange, den wirthſchaftlichen Bedingungen ſeines Nationallebens nach jeder Richtung hin mehr und mehr zu entſprechen, wie keine andere, Rechnung trägt. Dieſe volkswirthſchaftlichen Momente ſind es, die, wie jetzt immer allgemeiner anerkannt wird, als die eigentliche Triebfeder der politiſchen Begebenheiten, als der alleinige Grund der Umgeſtaltung der Staaten, ſowie des Unterganges einzelner Nationen und des Emporſchwunges anderer, zu betrachten ſind. Hic Rhodus, hic salta! rief mit Recht der wackere Schulze-Delitzſch in der Sitzung des preußiſchen Abgeordneten-Hauſes vom 22. September denjenigen Abgeordneten des Großherzogthums Poſen zu, die ſich über angebliche Unterdrückung der polniſchen Nationalität durch die deutſche in dieſer preußiſchen Provinz beklagten. Nicht der Deutſche unterdrückt dort den Polen, ſondern der Fleißige überwindet den Trägen, der Wirthſchaftliche den Unwirthſchaftlichen. In der Provinz Poſen iſt, wie in allen andern Landſtrichen, die das Kennzeichen deutſcher Civiliſation an ſich tragen, jedem redlichen Streben freier Spielraum gegönnt; habt dieſes Streben nur, ruft Schulze-Delitzſch den Polen zu, und Ihr werdet vielleicht die Deutſchen überwinden!

Alſo die Geſchichte der inneren, der produktiven, civiliſatoriſchen Thätigkeit des deutſchen Volkes iſt es, die der durch ſeine „Grundzüge der Nationalökonomie“ rühmlichſt bekannte Max Wirth in ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung uns vorführt, welche jedoch auch der politiſchen Seite der Geſchichte gerecht wird, indem kein Ereigniß von Erheblichkeit übergangen iſt, einzelne hervorragende Epiſoden ſogar ausführlicher, als in anderen Geſchichtsdarſtellungen, behandelt ſind.

Unter jene ſchöpferiſche Thätigkeit zählt der Verfaſſer alle Beſtrebungen, welche dahin gehen, die Geſetzgebung zu reformiren, damit die Menſchen von den Feſſeln befreit werden, die dem Gebrauch ihrer Arbeitskräfte entgegenſtehen. Dahin gehören alle Beſtrebungen, die Naturkräfte mit Hülfe der Technik dem Menſchen dienſtbar zu machen, dieſen von grober Arbeit zu erlöſen und zu edlerer auszubilden, alle Beſtrebungen zur Hebung der Production, ſei es in Förderung der Land- und Forſtwirthſchaft, oder der Gewerbe, des Handels, des Transportweſens, des Kredit- und Verſicherungsweſens, des Vereinsweſens, der Bildung des Volkes durch Religions- und Schul-Unterricht, des Armenweſens, der öffentlichen Geſundheitspflege, der Unterhaltung gemeinnütziger Anſtalten — kurz, alle Beſtrebungen der hervorragendſten Männer in Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Gewerben. Es verſteht ſich, daß damit auch eine fortdauernde Beobachtung des Ganges der öffentlichen Rechtspflege, der Staats- und Gemeinde-Verwaltung, der Geſundheits- und Sicherheits-Pflege, ſowie der Finanzzuſtände der Zeit und des Landes, Hand in Hand geht.

„In Verfolg dieſer Aufgabe,“ ſagt der Verfaſſer, „wird den Entdeckungen und Erfindungen ein hervorragender Platz eingeräumt werden müſſen, wie Markſteinen der Geſchichte — weit mehr als gewonnenen Schlachten, denn ſie haben gewaltigere und dazu wohlthätigere Umwandlungen im Menſchengeſchlecht hervorgebracht, als Geſetzgeber und Könige; ſie allein haben es auf höhere Entwickelungs-Stufen gehoben. Durch ſie langen wir an einer großen Zeit an, wo der Menſch, wie ein mächtiger Zauberer, wunderbare Naturkräfte aus dem Banne löſt und in ſeinen Dienſt nimmt, wo die Maſchine den Menſchen mehr und mehr von der demüthigenden groben Arbeit befreit, wo die Vereinigung der Arbeit und des Kapitals mittelſt geſellſchaftlicher Organiſationen ſelbſt dem Aermſten ein menſchenwürdiges Daſein bereitet, wo durch das Prinzip der Verbrüderung in der Genoſſenſchaft die Menſchen von ihren gefürchtetſten Feinden, dem Waſſer und dem Feuer, nicht blos erlöſt, ſondern dieſe ſogar zu ihren Dienern gemacht werden.“

Wir erſehen hieraus, daß wir es in dem vorliegenden Werke mit einem im Vergleiche zu der bisherigen Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte völlig neuen Syſteme zu thun haben. In dieſem Syſteme finden ſich die Vorzüge der philoſophiſchen und der pragmatiſchen Geſchichts-Darſtellung vereinigt, ohne die bekannten Mängel derſelben: einſeitigen Doctrinarismus und proſaiſchen Materialismus.

Es hatte zwar den Anſchein, als ob der erſte Band des Wirth'ſchen Geſchichtswerkes, welcher dem Zeitalter der germaniſchen Staatenbildung bis zur Periode der beginnenden Entwickelung des Bürgerthums gewidmet iſt, der neuen Darſtellungsweiſe nur einen ſehr geringen Spielraum darbieten werde; es findet ſich jedoch dieſe Vorausſetzung in dem vorliegenden Bande auf zahlreichen Seiten widerlegt. Der Verfaſſer nimmt ſchon bei den erſten Berührungen der Römer mit den alten Germanen Gelegenheit, auf den Unterſchied hinzuweiſen, der bereits damals, wie noch jetzt, zwiſchen dem deutſchen Volkscharakter und dem römiſchen und galloromaniſchen ſich bemerklich macht, und der weſentlich in dem Bewußtſein der individuellen Freiheit des Leibes und des Geiſtes bei den Deutſchen und in der Unterwerfung des einen, wie des andern, unter die Autorität bei den Romanen beſteht; daher dort despotiſche Centraliſation des Staates und hier freiheitliche Selbſtverwaltung der Gemeinden und der von mannigfaltigen Stämmen bewohnten Kreiſe des großen deutſchen Reiches; dort päpſtliche Unfehlbarkeit und Unterdrückung, hier der niemals ruhende, reformatoriſche Geiſt, dem ſich ſpäter die freie Forſchung auf dem Gebiete der Philoſophie zugeſellte.

Von dem Charakter, den Sitten, Tugenden und Rechtsgewohnheiten der Deutſchen im Zeitalter der europäiſchen Staatenbildung wird in die-

* Erſter Band. Deutſche Geſchichte im Zeitalter germaniſcher Staatenbildung. Frankfurt am M., Verlag des „Arbeitgeber,“ 1862.

Digitized by Google

ſem Geſchichtswerke ein ſo überraſchendes, durchgehends auf quellenmäßigen Urkunden ruhendes Bild geliefert, daß der Verfaſſer mit Recht die Anſicht Guizot's, Renan's und einiger anderen franzöſiſchen Hiſtoriker: „die alten Deutſchen ſeien Wilde geweſen," als einen aus nationaler Befangenheit und Unkenntniß entſprungenen Irrthum bezeichnen kann. Wir wollen, als Probe von der Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des vorliegenden Werkes, hier aus dem zweiten Abſchnitte des erſten Bandes, der von den inneren Zuſtänden des deutſchen Landes und Volkes, insbeſondere von der Land- und Hauswirthſchaft jener Zeit, von ihren Maßen und Gewichten, ihrem Transportweſen und Handel, ihren Ständen und ihrem Genoſſenſchaftsweſen, ihrem Wehr-, Rechts- und Steuerweſen handelt, den nachfolgenden Excours über den Zuſtand der Gewerbe mittheilen:

„Nachdem wir geſehen, was der Handel nach Germanien gebracht, werden wir leichter im Stande ſein, die Umriſſe der einheimiſchen Gewerbthätigkeit zu erkennen. Zuvörderſt ſind diejenigen Artikel auszuſcheiden, welche von den Frauen verfertigt wurden. Die Frauen nahmen im ganzen Alterthum und Mittelalter bis zur Erfindung der Spinn- und Webmaſchinen eine ganz andere Stellung ein, als heutzutage; ſie griffen ohne Ausnahme ſelbſtthätiger, nicht blos in die Hauswirthſchaft, ſondern in die Production überhaupt ein, als die Frauen des Mittel- und wohlhabenden Standes von heute; und nur die Frauen kleiner Gewerbetreibenden, kleiner Landwirthe und von Taglöhnern, welche dem Manne hülfreich zur Seite ſtehen, mögen als Erbinnen der Stellung des Frauengeſchlechtes in früherer Zeit gelten.

So lange nämlich die große induſtrielle Umwälzung, welche bewirkt hat, daß die meiſten künſtlich bereiteten Artikel mit Hülfe von Maſchinen im Großbetrieb fabrikmäßig hergeſtellt werden, noch nicht vollzogen war, wurden viele Waaren, welche jetzt die Groß-Induſtrie producirt, von den Frauen im Hauſe verfertigt. Wir zählen dahin die Herſtellung der Kleidung, des Biers, Meths, Eſſigs, der Lichter, des Brodes, der Seife, der Würſte ꝛc. Die meiſten dieſer in der älteſten Zeit im Hauſe unter Aufſicht und Mitwirkung der Frau erzeugten Verbrauchsgegenſtände ſind in abgelegenen Gebirgsgegenden, auf einzelnen Höfen noch bis zu unſerer Generation im Hauſe gemacht worden, und man kann daher annehmen, daß dieſer Brauch von jeher dageweſen iſt, bis er durch die Maſchine und den Großbetrieb abgeſtellt wurde. Es wurde alſo im Hauſe unter der Aufſicht der Frau geſchlachtet, gemahlen, gebacken, Bier und Meth gebraut, Eſſig, Schleuſen,* Lichter, Seife gefertigt. Der Flachs und die Wolle wurden unter der Aufſicht der Frau von den Mägden geſponnen, gewoben und die Kleider ebenfalls im Hauſe gemacht. In den alten Heldenliedern (Nibelungen, Gudrun) wird die Anfertigung neuer Kleidung von Seiten der Frauen vor jeder feſtlichen Gelegenheit zu erwähnen nie verſäumt. Da dieſe Beſchäftigungen ein Vorrecht der Frauen waren, ſo gab es für ſie keine Handwerker. Nur in den großen Städten am Rhein fingen gewerbetreibende Männer an, ſich auf einige dieſer Artikel, z. B. Weberei und Schneiderei, zu verlegen, die übrigen blieben auch in den Städten Hausarbeit. Man war ſo daran gewöhnt, daß die Frau den Hausarbeiten vorſtand und die Mägde im Frauengemach beaufſichtigte, daß, als mehrere fränkiſche Frauen einſt anfingen, um die Politik ſich zu kümmern, und die Volksverſammlungen und Gerichtstage zu beſuchen und daſelbſt ſogar zu ſprechen, das Concil zu Nantes über dieſes Gebahren jene oben erwähnte Rüge ausſprach, den Beſuch der Verſammlung verbot und ſie ermahnte, im Frauengemach zu bleiben, unter ihren Mägden die Aufſicht über Spinnerei, Weberei und die andern Arbeiten ihres Geſchlechts zu führen. Daß noch zu Karl d. Gr. Zeit die Frauen webten und ſchneiderten, geht aus verſchiedenen Urkunden hervor. In dem Frauen-Haus (Spinnſtube?) des Domänen-Gutes Stephanswerth befanden ſich vierundzwanzig Weiber, welche damit beſchäftigt waren, Gewänder aus Leinwand und Glanzleinen, ſowie Bänder zum Umwickeln der Beine (fränkiſche Tracht) zu fertigen. Dem Biſchof Rotald von Verona war ſogar der Zehnten der in einem königlichen Frauen-Haus gefertigten Kleider angewieſen. Leider beſchränkten ſich in der ausgearteten ſpäteren Zeit die Bewohnerinnen jener Arbeitsſtätten nicht blos auf Spinnen und Weben, ſo daß ſie ſchon im neunten Jahrhundert zum Aufenthalt der Sittenloſigkeit ausgeartet waren.

Mehl und Bier, zuerſt im Hauſe bereitet, wurden in der karolingiſchen Zeit auch auf Mühlen und in Brauereien gefertigt, die unter einer beſtimmten Grundherrlichkeit der Märker oder einzelner Grundherren ſtanden, und, ſowie ſie größern Umfang annahmen, in männliche Hände übergingen.

Die Herſtellung der übrigen Verkaufsgegenſtände, der Häuſer, des Schuhwerks, der Wagen und Werkzeuge, der Waffen und Schmuckſachen wurden von Männern beſorgt. Unter den Gewerken, welche ſich mit dieſen Artikeln befaßten, waren nur die der Waffenſchmiede und Goldſchmiede freie und geachtete Gewerbe, und gerade in Gegenſtänden ihrer Fabrication beſtand die hauptſächliche Einfuhr aus dem Auslande; alle übrigen Gewerbe waren außerhalb der Städte von Sklaven betrieben. Das iſt eine Thatſache von unermeßlicher Bedeutung, weil ſie die bildende und veredelnde Kraft des freien Verkehrs bezeugt. In den alten Rechtsbüchern finden wir für alle Gewerbe außer dem der Waffen- und Goldſchmiede, Sklaven als Ausübende. Das Geſetz der Burgunder, Weſtgothen und Alemannen zählt unter den Sklaven folgende Handwerker auf: Bäcker, Küfer, Kellermeiſter, Münzmeiſter, Gold-, Silber-, Eiſen- und Holzarbeiter, Wagner, Schäfer, Schuſter, Schmiede, Zimmerleute und Maurer. Natürlich beſtand in der älteſten Zeit ſehr wenig Theilung der Arbeit, ſo daß der Wagner und namentlich der Schmied die Arbeiten verrichtete, welche jetzt unter zehn oder zwanzig verſchiedene Gewerbe getheilt ſind. Sattler muß es von der älteſten Zeit an gegeben haben, weil die Deutſchen tüchtige Reiter waren, wenn jene auch erſt in der Karolinger-Periode ausdrücklich aufgeführt werden. Auch Böttcher, Büttner oder Küfer muß es frühzeitig gegeben haben, denn das Faß iſt eine germaniſche Erfindung; doch waren es auch hier wahrſcheinlich Sklaven, welche das Gewerbe ausübten, weil man in jedem Hauſe zur Aufbewahrung des Bieres Fäſſer nöthig hatte, und auf den meiſt abgelegenen Höfen nicht immer einen Handwerker, wenn das Böttchergewerbe anfangs ein freies geweſen wäre, zur Hand gehabt hätte. Auch iſt die Herſtellung des Artikels nicht ſo ſchwierig.

In der ſpäteren, der karolingiſchen Zeit, wo auch der Weinbau eine große Rolle ſpielte, findet ſich das Material für Fäſſer und Bütten ſtets unter den Abgaben, welche die Hufen des Fiscus zu leiſten hatten. In der Domäne von Boiſſy* mußten die ſämmtlichen Hufen, die freien und unfreien, 780 Dauben, woraus 36 Fäſſer gemacht wurden, und die Hälfte Reifen liefern. Auf die freie Hufe kamen 12 Dauben und 6 Reife, auf die unfreie die Hälfte. Auch Weiden zum Binden der Reife und zur Verfertigung von Körben waren ein Gegenſtand der Abgabe auf den fränkiſchen Domänen.

Die Gewerbthätigkeit der Germanen mag durch zwei Anſtöße zur Weiterentwickelung vorwärts getrieben worden ſein; erſtens durch die Römerkämpfe, infolge welcher viele Römer, darunter wohl auch Handwerker, oder wenigſtens der Entwickelung des italiäniſchen Gewerbes Kundige in die Gefangenſchaft der Deutſchen geriethen und als Sklaven zu gewerblicher Arbeit angehalten wurden, infolge deren die Deutſchen auch näher mit den in den römiſchen Städten am Rhein und an der Donau errichteten Werkſtätten bekannt wurden; ſodann zweitens durch die Eroberung der römiſchen Provinzen und die Errichtung des Franken-Reiches, wodurch die Germanen ſofort in eine entwickelte Gewerbthätigkeit geworfen wurden, und nach kurzer Lehrzeit eine höhere induſtrielle Stufe erklimmen konnten, welche ſich zuerſt in der Anſchaffung beſſerer Waffen zu erkennen gab. Unter den Karolingern war die Zahl der Gewerke daher ſchon weit zahlreicher. Auf den königlichen Domänen ſollte jeder Amtmann dafür ſorgen,** daß gute Handwerker ſich da befinden, nämlich Eiſenſchmiede, Schuſter, Bötticher, Zimmerleute, Schildmacher, Fiſcher, Falkner, Seifenſieder, Brauer, welche Bier- oder Aepfel- und Birnwein, oder irgend ein anderes Getränke zu bereiten verſtanden, Bäcker, Netzmacher, ſowohl zum Vögel- als zum Fiſchfang, und noch andere Diener, deren namentliche Aufzählung in der Verordnung zu weitläufig erſchien.

Das Bier, das uralte Nationalgetränk, wurde aus Gerſte oder Weizen (wie heute noch das Braun- und Weißbier) gefertigt.***

Näheren Aufſchluß über die Handwerker-Statiſtik der Karolinger-Zeit erhalten wir aus den Zinsbüchern der Abteien Corbie und St. Germain. In Corbie waren zur Zeit Adalhard's† Laien-Wohnungen für verſchiedene Profeſſionen, die einen innerhalb, die anderen außerhalb der Kloſtermauern. Die erſteren waren in mehrere Stuben je nach verſchie-

* Auf dem Fichtelgebirge ſind Schleuſen ſtatt Lichtern in abgelegenen Dörfern noch in Gebrauch.

* Guérard, Polypt. II. 732.

** Capitul. de villis, 45.

*** Langethal, Geſchichte der Landwirthſchaft, hält zwar frumentum für die gebräuchlichſte Kornart, im alten Deutſchland für Hafer oder Einkorn; allein die Träberfunde beweiſen, daß auch Weizen gebaut wurde; und da frumentum, als beſſer Getraide ſpeziell, und auch jetzt noch in Frankreich (froment) Weizen heißt, und Weizenbier in Deutſchland, ſo lange man weiß, gebraut wurde, ſo halten wir die obige Erklärung für die richtigere.

† S. Guérard, S. 470.

Digitized by Google

denen Beſchäftigungen getheilt: in der erſten waren 3 Schuhmacher, 2 Sattler, 1 Walkmüller. In der zweiten waren 17: nämlich 6 Schneider, Blechner oder Schloſſer, 2 Goldſchmiede, 2 Schuhmacher, 2 Waffenſchmiede oder Schildmacher, 1 Pergamentmacher, 1 Schwertfeger, 3 Former (Gießer, Schmelzer). In der dritten Stube ſind nur drei Handwerker, ohne beſtimmte Bezeichnung. Ueberdieß befanden ſich in demſelben Kloſter 4 Zimmerleute, 4 Maurer und 2 Aerzte (Barbierer, Feldſcheerer?) und eine Anzahl von Dienſtboten, die in der Küche, Bäckerei, Brauerei, im Keller und Krankenhaus beſchäftigt waren. Außerhalb des Kloſters waren in ſeiner Nachbarſchaft 12 Perſonen in der Mühle beſchäftigt, 6 bei der Fiſcherei, 2 im Stalle, 8 in den Gärten, 7 in der Wagner- und Sattlerwerkſtätte, 1 in dem Weinberg, 1 im Geflügelhof, 2 im Obſtgarten, 2 zur Schafhut. Auf den königlichen Domanial-Gütern waren Künſtler, Handwerker und Dienſtboten aller Art verwendet; Grobſchmiede, Blechner, Schloſſer, Goldarbeiter, Schuſter, Küfer, Zimmerleute, Waffenſchmiede, Fiſcher, Vogelſteller, Seifenſieder, Brauer, Bäcker und Zuckerbäcker, Netz- und Schlingenmacher, Sattler, Stallknechte, Ochſen-, Schwein-, Schafhirten.

Ziemlich alle dieſe Handwerker auf den Kloſter- und Königs-Domänen waren unfreien Standes.

Auf der Domäne Boiſſy des Kloſters St. Germain hatte ein Schmied eine halbe Hufe gegen eine jährliche Abgabe von 6 Speeren; ein anderer Schmied, Hado, der auch eine halbe Hufe beſaß, hatte den Zins in anderen Gegenſtänden ſeines Kunſtfleißes zu entrichten. Auf einer anderen Domäne waren hörige Handwerker verpflichtet, Faßdauben, Reifen, Weiden zu 36 Fäſſern, auf einer andern 1 Wagen und 2 Fäſſer zu liefern. Nach einer Quellen-Angabe hätte es ſogar Maler auf den Domänen gegeben, freilich mehr im Sinne unſerer Anſtreicher. Halten wir dieſes Zeugniß zuſammen mit der Nachricht, daß die Ur-Germanen ihre Schilde bunt bemalten und die Häuſer anſtrichen, ſo gewinnt jene Angabe an Glaubwürdigkeit.

Die Kunſt, leinene und wollene Gewebe herzuſtellen, war auf den Domänen allgemein. In dem Kloſter St. Germain war vielen hörigen Frauen und Sklavinnen die Verpflichtung auferlegt, gewiſſe Sorten von Leinwand und Tuch für die Abtei zu weben. Die Hörigen waren verpflichtet, das Getraide des Herrenhofes zu dreſchen und das Holz für das Kloſter zu fällen. Sklaven und Hörige waren zur Hut des Viehes angewieſen, das in den Wald getrieben wurde. Für dieſe Arbeit hatte ein Sklave eine Hufe, ein anderer $3^1/_2$ Joch (Bonuarium) Ackerland, ein Höriger nur $^1/_8$ Hufe. Ein Höriger, Namens Euſebius, welcher die Schweine in Mainvilliers hütete, hatte gar kein Land, aber er mußte in dieſem Falle von dem Herrenhofe ernährt oder beſoldet werden.

Die Gerberei ſcheint von den Schuhmachern betrieben worden zu ſein; denn noch aus ſpäterer Zeit findet ſich die Beſtimmung* im Dreieicher Wildbann (bei Frankfurt?), daß die Schuhmacher Baumrinde zur Bereitung des Leders von der Waldung der Mark erhielten; aber auch nur ſo viel, um die Bedürfniſſe der Markgenoſſen befriedigen zu können. Damit ſtoßen wir wieder auf jenen merkwürdigen Zug des Zwanges, welcher der Markgenoſſenſchaft anklebte. Die Märker ſuchten vor allen Dingen für ſich zu ſorgen und waren darauf bedacht, daß kein Ausmärker einen Vortheil aus dem Eigenthum der Mark oder deſſen Produkten ziehe; deshalb waren ſie auch gegen eine zu große Ausdehnung der Gewerbe in der Mark, weil ſie fürchteten, es möchten dadurch die Marknutzungen zu ſtark ausgebeutet werden. Wie ſie aber einerſeits Gewerben in der Mark, z. B. Mühlen und Brauereien, den Vorzug gaben, woraus die Bann-Mühlen und Brauereien hervorgingen, alſo hinderten ſie auch durch Ausfuhrverbote die allzu große Ausdehnung der Gewerke in der Mark. Unſere Quellen ſtammen zwar aus einer ſpäteren Zeit; da ſie aber Verhältniſſe berühren, die ſich in Jahrhunderten kaum zu verändern pflegen, und deren Grundzüge noch im Charakter unſerer jetzigen Stände zu erkennen ſind, ſo können ſie auch auf unſeren Zeitraum angewendet werden. Der Geiſt des Abſperrens und des Monopols charakteriſirt die alten Märker gerade wie die Zünftler der Neuzeit. In der einen Mark wurden nur drei Wagner,** in der andern nur ein Wagner und ein Drechsler, oder nur ein Kohlenbrenner geduldet. In einer Mark durften die Hafner oder Ulner nur zwei Brennöfen haben, in der anderen nur dreizehn Mal jährlich Geſchirr brennen. In der Pfalz durften Holzſchneider oder Schüßler nur Erlen-, Birken- und Eſpenholz zu ihren Waaren in der Mark hauen; die Küfer oder Faßbinder durften hauen, ſo viel ſie zu Faßdauben und Böden brauchten, aber keines verkaufen. Den Schmieden war der Holz- und Kohlen-Conſum in den Marken beſchränkt; in manchen erhielten ſie nur Holz für ihren Hausbedarf.

Die Urſache ſolcher Beſchränkungen liegt nahe genug: einestheils mußten die Märker auf die Erhaltung der Marknutzungen in gutem Stand bedacht ſein, denn da die Nutzungen unentgeltlich waren, ſo hätte ein Handwerker durch Ausdehnung des Geſchäfts einen ganzen Wald aushauen können; anderntheils waren die Handwerker ja in der Regel unfreien Standes; wenn hörig, konnten ſie Vermögen erwerben, die Grundherren mochten aber um ſo weniger die Hand dazu bieten, daß ſie ſich aus dem Markvermögen bereicherten. Derſelbe Geiſt der Abſperrung und Beſchränkung, welcher die Markgenoſſenſchaft kennzeichnet, die indeſſen auch wieder hochherzige Momente wie die Verpflichtung zur gegenſeitigen Hülfeleiſtung bietet, ſollte ſich ſpäter in den Zünften und manchen anderen Inſtitutionen zeigen.

Freie Gewerbe waren von der älteſten Zeit an die der Waffenſchmiede und Goldſchmiede. Zwar gab es, wie wir geſehen, unter den Letzteren auch unfreie; indeſſen war das Ausnahme, während bei den anderen die Unfreiheit die Regel bildete, und überdieß waren ſie auch in dieſem Fall viel mehr geachtet, denn ihr Wehrgeld ſtand höher als das der anderen Gewerbe: wie im Falle der Tödtung ein Wagner, Zimmermann oder Eiſenſchmied höher gebüßt werden mußte, als ein anderer Handwerker, ſo hatte der Goldſchmied das höchſte Wehrgeld.

Hinſichtlich der Sklaven wurde je beim Kauf ſchon von den Römern genau unterſucht, welche Kunſt oder welches Handwerk ſie verſtanden.

Das Gewerbe der Gold- und Waffenſchmiede war, vielleicht mit Ausnahme der frieſiſchen Tuchmacher, welche für den Export arbeiteten, das einzige, welches eigentlich fabrikmäßig und für den Markt producirte; denn Waffen und Schmuckſachen ſind ſtets Gegenſtände geweſen, nach welchen das roheſte Volk lüſtern war. In den Gräbern finden ſich zahlreiche Schmuckſachen von Gold und Silber, mit Emaille und eingelegten Glasperlen, namentlich Gürtel und Fibeln (Spangen, Vorſtecknadeln zum Zuſammenhalten der Mäntel), Kopfſchmuck, Armbänder und dergl., deren Form zum Theil auf römiſchen oder gallo-romaniſchen Urſprung hinweiſt. Wir können ohne Verwegenheit daraus ſchließen, daß das Goldſchmied-Gewerbe urſprünglich kein einheimiſches war, ſondern daß die erſten Schmuckſachen ihren Weg von den römiſchen Provinzen nach Germanien fanden; daß Deutſche erſt in den rheiniſchen Städten und nach Errichtung des Frankenreiches mit dieſer Kunſt ſich bekannt machten und von da allmählich in das Innere Deutſchlands vordrangen. Schon unter den Merowingern ſchwang ſich ein Goldſchmiedgeſelle aus Limoges zum Schatzmeiſter auf. Das Gewerbe der Waffenſchmiede dagegen ſcheint einheimiſch geweſen zu ſein. Es deuten darauf nicht blos die alten Sagen hin, welche Königsſöhne, gleich Mimir und Wieland, gewaltige Meiſter der Waffenſchmiedekunſt werden laſſen, ſondern auch das Bedürfniß, und unzweifelhafte Zeugniſſe. Tacitus ſagt zwar, das Eiſen ſei in Deutſchland ſelten, er erzählt aber doch, daß die Gothinen an der Donau Eiſengruben beſaßen. Da die in Italien nach ſüdlichen Modellen gefertigten Waffen für die gewaltigen Glieder der Söhne des Nordens zu klein waren, ſo mußten die importirten Waffen entweder umgeſchmiedet werden, oder wenn ſie nur als Luxuswaffen gedient haben ſollten, ſo mußten einheimiſche Schmiede den eigenen Bedarf beſorgen. Aus Gallien konnten die Germanen ihren Bedarf an Schwertern nicht beziehen, denn die galliſchen waren ſo ſchlecht, daß ſie nach den erſten Hieben ſich krumm bogen.

Für einheimiſche Waffenſchmiedekunſt der Germanen ſpricht auch jene Erzählung des Mönchs von St. Gallen, nach welcher eine normänniſche Geſandtſchaft König Ludwig dem Deutſchen Gold und Schwerter als Zeichen der Unterwerfung brachte. Der König ſtieß das Gold verächtlich von ſich, die Schwerter aber erprobte er, indem er die Spitze bis zum Knauf zuſammenzubringen verſuchte; alle zerbrachen; nur eines hielt die Probe aus. Dieſes eine bezeugt, daß die Schmiedekunſt ſchon eine hohe Stufe erreicht haben mußte. Je ſchwerer es iſt bei Schwertern, das richtige Maß von Härte und Geſchmeidigkeit zu treffen, daß ſie nicht zu leicht ſich krümmen, biegen oder brechen, daß ſie elaſtiſch ſind und doch nicht ſo leicht Scharten bekommen, deſto größerer Werth mußte einem Schwerte beigemeſſen werden, welches dieſe wichtigen Eigenſchaften beſaß; je ſeltener ſolche waren, deſto mehr wurden ſie und ihre Anfertiger berühmt, in einer Zeit, wo das Schwert faſt nie ruhte. Deshalb hatten die Schwerter der großen Helden Namen, die von den ſpäteren Dichtern verherrlicht wurden, wie Siegfried's Balmung und Roland's Durndard; deshalb wurde Wieland ſo hoch geprieſen. Die Sage von der Manipulation, welcher dieſer fürſtliche Waffenſchmied vornahm, um den „Mimung“ zu fertigen, legt wenigſtens ein Zeugniß dafür ab, wie ſtreng das Fabrications-Geheimniß beobachtet wurde, wie ſchwierig die Arbeit,

* Grimm's Weisthümer. I. 499.

** Grimm's Weisthümer. I. 493; II. 317 und 472.

Digitized by Google

wie ſelten ein gutes Schwert war. Wieland, ſo berichtet die Sage, feilte ein ſorgfältig geſchmiedetes Schwert zu Spähnen zuſammen, miſchte dieſe unter Vogelfutter, ſchmolz ſodann die Excremente und ſchmiedete aus dem gewonnenen Material ein neues Schwert, worauf er dieſelbe Manipulation wiederholte, bis daſſelbe die gewünſchte Qualität erlangt hatte. Dieſe Sage deutet darauf hin, daß man ſchon im Alterthum ein Gewerbsgeheimniß hatte, Stahl von der erforderlichen Elaſticität durch Beimiſchung anderen Metalls zu gewinnen.

Waffen, die mit ſolchem Aufwand von Zeit und Mühe gefertigt wurden, konnten nur in Händen von Wenigen ſein; auch brachte es die Seltenheit des Eiſens mit ſich, daß man das vorhandene ſorgfältig bearbeitete, und daß es nur, wo es unentbehrlich war, verwendet wurde, wie zu Meſſern und andern Werkzeugen, zu Pfeil- und Lanzenſpitzen, wo übrigens lange auch Feuerſtein, Knochen und Erz aushelfen mußten.

Die Eiſenwaffen-Fabrication im Großen nahm erſt im Franken-Reiche, namentlich unter Karl dem Großen, ihren Aufſchwung, welcher Letztere zur Anfertigung und zum Tragen von Panzern aufmunterte, und, um die Ueberlegenheit der Franken gegenüber dem Auslande zu vermehren, die Ausfuhr von Waffen ausdrücklich verbot.

Der ſtarke Verbrauch von Waffen und Schmuckſachen mußte dem Gewerbe der Gold- und Waffenſchmiede immer größere Ausdehnung geben und den erſten Grund zur induſtriellen Entwicklung der Städte legen, in welchen dieſe freien Gewerbe ſich niederließen. Bald gruppirte ſich um ſie herum noch eine Reihe anderer Gewerbe, die von Freigelaſſenen betrieben wurden. Dieſelben ſchloſſen, zum Schutze gegen den Druck der Mächtigen, unter ſich Vereine oder Gilden ab, und es entwickelte ſich allmählich ein neuer Stand, deſſen Thaten die ſchönſten Seiten der nachfolgenden Bände erfüllen werden, und dem die Nation in der Zukunft ihre höchſte Blüthe verdanken ſollte."

Zur vergleichenden Statiſtik der europäiſchen Staaten.

Von dem bekannten Statiſtiker, Dr. G. F. Kolb in Frankfurt a. M., deſſen „Handbuch der vergleichenden Statiſtik" vor kurzem in dritter umgearbeiteter Auflage erſchien, iſt gleichzeitig, als Auszug aus dieſem Handbuche und als Anhang zu jedem praktiſchen Termin- oder Schreib-Kalender, ein „Grundriß der Statiſtik der Völkerzuſtands- und Staatenkunde" erſchienen.* Es verdient dieſe kleine Schrift die Theilnahme eines recht zahlreichen Publikums, da in der That eine ähnliche, gedrängte und reichhaltige Zuſammenſtellung bisher nicht zu ſo billigem Preiſe geboten worden.

Dieſelbe umfaßt in fünf Abtheilungen eine ſtatiſtiſche Ueberſicht 1) der fünf europäiſchen Großmächte, 2) Deutſchlands, 3) der übrigen europäiſchen Staaten, 4) Amerika's und 5) der Erde überhaupt.

Wer die hier gruppirten Ziffern nur mit einigem Verſtändniß und Nachdenken vergleicht, der kann die lehrreichſten Schlüſſe daraus ziehen. Wir erſehen z. B. aus dieſen Ueberſichten, daß der Aufwand für das ſtehende Heerweſen und das Schuldenweſen der europäiſchen Staaten jetzt einen Höhepunkt erreicht hat, der nicht mehr überſchritten werden kann, ohne dieſe Staaten in den Fundamenten ihres Beſtandes zu erſchüttern und ſie einer gefährlichen Kriſis auszuſetzen. Wir erſehen aber auch daraus, daß diejenigen Staaten, welche eine nationale Politik befolgen und denen von der Nation die Mittel dazu gewährt werden, mit viel größerer Leichtigkeit die ungeheueren Anforderungen für Heeres- und Schuldenweſen zu befriedigen vermögen, als die Staaten, die nicht gewohnt ſind, eine nationale Politik zu befolgen. Man braucht in dieſer Beziehung nur England und die Niederlande mit Rußland und Oeſterreich zu vergleichen. Eine auf die Volksvertretung ſich ſtützende Regierung verfügt praktiſch über unerſchöpfliche Hülfsquellen.

Das jetzige Heerweſen koſtet, wie der Verfaſſer nachweiſt, in ſämmtlichen deutſchen Staaten, mit Einſchluß von Oeſterreich, jährlich über 150 Millionen Thaler; die Staatsſchulden erfordern jährlich gegen 110 Millionen, was zuſammen alſo 260 Millionen Thaler beträgt; und doch bringen ſämmtliche direkte Steuern in Deutſchland, mit Einſchluß von Oeſterreich, nur etwa 115—120 Millionen Thaler. Die älteren Staatsſchulden und ein bedeutender Theil der neuen ſind in Deutſchland, wie in Frankreich, eine Frucht der Kriege und des Heerweſens. Staatsſchulden aber ſind, wohl zu merken, zugleich Schulden jedes Landes-Angehörigen, die auch auf ihm laſten, auf ſeinem Eigenthum und ſeinem Gewerbe. Sie müſſen von ihm und ſeinen Nachkommen verzinſt und ſchließlich zurückbezahlt werden, und zwar gewöhnlich nicht auf die billigſte Weiſe, noch nach gerechter Repartition. Wird nun, wie dies in einem großen Theil aller europäiſchen Staaten, namentlich in Frankreich, Oeſterreich und Rußland geſchieht, in der bisherigen Weiſe fortgewirthſchaftet: d. h. werden alljährlich zur Deckung der Defizits in den Staatsbudgets neue Schulden gemacht, ſo iſt der Zeitpunkt, wo jenen Staaten die Mittel endlich auch in dieſer Richtung zu Ende gehen und ihnen jeder weitere Kredit verſagt wird, mit Sicherheit zu berechnen. Der Staatsbankerott und die Erſchütterung der Staaten ſelbſt, ſind dann die unvermeidlichen Folgen einer ſolchen, ohne Zuſtimmung der Nationen befolgten Politik.

In Frankreich hat die Zunahme der Staatsſchuld unter Napoleon III. in ganz ungeheuerer Weiſe ſtattgefunden. Sie iſt in dem Jahrzehend des zweiten Kaiſerthums beinah um das Doppelte geſtiegen. Es betrug nämlich am 1. Januar 1851, als Louis Napoleon noch Präſident der Republik war, die franzöſiſche Staatsſchuld:

	Kapital, Frcs.	Zinslaſt, Frcs.
1851:	5,345,504,587	
1852:	5,516,194,600	
1853:	5,577,504,587	219,929,486
1854:	5,669,655,012	222,686,242
1855:	6,082,877,852	236,442,772
1856:	7,558,040,822	284,668,525
1857:	8,031,992,466	299,099,242
1858:	8,422,096,777	310,880,953
1859:	8,593,288,155	315,993,646
1860:	9,334,012,006	338,929,486
1861:	9,718,276,913	349,887,166.

Wer es für möglich hält, daß der franzöſiſche Staat ohne Erſchütterung und Zuſammenſturz noch ein zweites Jahrzehend in dieſer Progreſſion fortfahren kann — nun dem fehlt es eben an jedem Verſtändniß für Volks- und Finanz-Wirthſchaft. Freilich hört Napoleon III. nicht auf, die Beſetzung Roms, die dem Staate bis zum J. 1861 bereits über 128 Mill. Frcs. gekoſtet, aufrecht zu erhalten, ſowie die noch koſtſpieligeren Expeditionen nach Cochinchina und nach Mexiko weiter zu betreiben, doch das iſt eben nur eine Konſequenz ſeiner Politik ohne Zuſtimmung der wirklichen Vertreter des Volkes, deren Folgen, wie wir ſie angedeutet haben, ſicher nicht ausbleiben werden.

Wir bemerken dabei, daß die Communen Frankreichs — die Städte und die Departements — im abgelaufenen Jahrzehend außerdem eine Schuldenlaſt von 644 Millionen Francs neu aufgenommen haben. Nun, wenn die Finanzwiſſenſchaft das nicht als eine Wiederholung des „Après nous le déluge" erkennt, ſo iſt ihr jede Befähigung abzuſprechen, einen Zeitraum der Staatengeſchichte mit einem andern zu vergleichen.

Mit Bezug auf Oeſterreich bemerkt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, daß das Deficit der letzten funfzehn Jahre gegen 1750 Mill. Gulden betragen habe. Der Geſammtbetrag der öſterreichiſchen Staatsſchuld wird auf mehr als 3000 Millionen Gulden, alſo auf weniger, als den doppelten Betrag des fünfzehnjährigen Deficits, oder auf etwa zwei Drittel der franzöſiſchen Staatsſchuld berechnet. Während ſich jedoch die Einnahmen des franzöſiſchen Staatsbudgets auf etwa 2000 Millionen Francs (1,974,010,028) belaufen, werden die des öſterreichiſchen Staatsbudgets nur auf etwa 600 Millionen Francs, alſo auf ungefähr ein Drittel des franzöſiſchen, veranſchlagt.

Wir theilen zum Schluſſe nachſtehend einige allgemeine Ueberſichten nach den Angaben des Herrn Dr. Kolb mit:

Jährlicher Bedarf der europäiſchen Staaten.

Bruttoſummen in Millionen Thlrn. — Davon erfordern

	Einkünfte	Bedarf	Hof	Militair	Schuld
Großbritannien . . .	460	460	3,2	200	178
Frankreich	533	586	10	160	169
Rußland	318	334	8,6	146	58
Oeſterreich	200	245	4,1	90	78
Preußen	137	142	3,1	43,5	16,2
Deutſchland (Klein-)	156	158	9	27	25,6
Italien (mit Rom) .	147	240	4,5	87	50
Schweiz	7,5	7,5	—	1,2	0,6
Belgien	39,7	38	0,9	9,7	10,8
Niederlande	49,7	46,1	0,5	11	17,4
Dänemark	13	12	0,9	4,7	4,3
Schweden	10,5	13,5	0,6	5,1	1,2
Norwegen	7,2	7,2	0,2	2,3	0,7
Spanien	120	160	3,5	40	28
Portugal	21,3	23,4	1	6,4	6,4
Griechenland	5,7	6,2	0,25	2	. . .
Türkei	76,3	89,4	6,7	38	13,7
Zuſ. ungefähr Mill.	2,300	2,568	57	874	658

* Leipzig, A. Förſtner'ſche Buchhandlung, 1862. Pr. 10 Sgr.

Digitized by Google

Ueberſicht der europäiſchen Staatsſchulden.

In Millionen Thalern.

Großbritannien . .	5,367	Mill.	Portugal	225	Mill.
Frankreich	3,680	„	Türkei	221	„
Oeſterreich	1,926	„	Belgien	168	„
Rußland	1,865	„	Dänemark . . .	75	„
Spanien	1,080	„	Griechenland . .	75	„
Italien	966	„	Schweden	18,3	„
Niederlande	600	„	Norwegen	11,5	„
Deutſchland (Klein-)	545	„	Schweiz	1	„
Preußen	275	„	Zuſ. ungefähr	17,100	Mill.

Eiſenbahnen.

1862 im Betriebe gegen 15,000 deutſche Meilen, davon:

Vereinigte Staaten 6,750, Großbritannien 2,350, Deutſchland 1,950 (davon Preußen 775, Oeſterreich 740), Frankreich 1,380, Rußland 400, Spanien 350, Britiſches Nord-Amerika 330, Italien 280, Belgien 240, Oſtindien 180, Schweiz 150, Schweden 76, Niederlande 65, Dänemark 48 ꝛc.

Die Geſammtlänge würde beinahe dreimal um die ganze Erde reichen, und doch ſind erſt 33 Jahre verfloſſen ſeit Eröffnung des erſten mit Dampfkraft befahrenen Schienenwegs (zwiſchen Liverpool und Mancheſter, März 1829).

Elektriſche Telegraphen.

Verein. Staaten ungefähr 7,500 deutſche Meilen; Rußland 4,800; deutſcher Telegraphen-Verein 3,865; Frankreich 2,500; Großbritannien 2,500; Britiſch-Oſtindien 2,500; Pyrenäen-Halbinſel 860; Italien 800; Süd-Amerika 700; Schweden 680; Schweiz 400; Norwegen 350; Auſtralien 300. — Im Ganzen wohl 25,000 Meilen, — faſt das Fünffache des Erdumfangs, ungerechnet die unterſeeiſchen Telegraphen (1851 der erſte zwiſchen Dover und Calais) und ebenſo ohne die mehrfachen Drahtleitungen.

Frankreich.

Ein Blick auf das neue Elſaß.

Die literariſche Geſellſchaft in Straßburg und die elſaſſer Literatur.*

Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Die alten Scheidewände der Länder und Völker ſchwinden; Eiſenbahnen, Dampfſchiffe und Telegraphen haben Verbindungen von nie geahnter Innigkeit zwiſchen den Völkern angeknüpft; Handels- und Schifffahrtsverträge drängen ſich unausgeſetzt, die Intereſſen der Nachbarſtaaten zu verſchmelzen — und mitten unter dieſem Treiben und Wogen kosmopolitiſchen Verkehrs erblicken wir den brennenden Eifer der Völker, ihre Selbſteigenheit zu bewahren, ihre Unabhängigkeit zu retten, ihre politiſche Einheit herzuſtellen. Hier wirft man ſich einander in die Arme, dort ſchließt man ſich mit ſich ſelbſt zuſammen, ſondert jedwedes Fremde ab und gedenkt nur der Freundſchaft der Stammesgenoſſen. Hier ſoll der franzöſiſch-preußiſche Handelsvertrag die Kultur der Germanen und Romanen durch Austauſch der Früchte ihres Gewerb- und Erwerbfleißes einander nähern: dort ſchwingt Garibaldi das Banner der Selbſtgenugſamkeit Italiens, und will Franzoſen wie Deutſche von dem klaſſiſchen Boden der Römerwelt verbannt wiſſen. Iſt das nicht der vollendetſte Widerſpruch der Tendenzen? Die Völker lernen ſich kennen, lernen ſich achten, aber ſie wollen nicht unterſchiedslos ineinander verſchwimmen, ſie wollen jedes an ſeiner Eigenthümlichkeit feſthalten und noch iſt keine Zeit erſchienen, die jedem Volk ſo ſehr ſeine Eigenthümlichkeit zum Bewußtſein gebracht hat, wie die neue Aera der Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Telegraphen, die Aera eines beginnenden Weltverkehrs. Die Völker fühlen ſehr wohl, daß dieſe neue Aera nicht um den Preis ihrer Freiheit und Selbſtändigkeit erkauft werden darf. Sie fühlen die Wahrheit deſſen, was Hegel geſagt: die Perſönlichkeit beſtehe darin, im Uebergange zum Andern bei ſich ſelber zu bleiben. Sie wollen mit dem Auslande verkehren, aber ſie wollen auch bei ſich ſelber bleiben, Einheimiſche in ihrer Heimat, nicht geduldete Gäſte auf dem Boden ihrer Väter, ſondern freiberechtigte Vollbürger im eigenen freien und glücklichen Vaterlande! Dies heißt, ſie wollen das perſönliche Leben ihrer hiſtoriſchen Eigenheit, ihrer Sprache, ihrer Sitten, ihrer Ueberlieferungen, den Kern ihrer Einrichtungen mitnehmen auf die Reiſe in die neuen Welten menſchlicher Gemeinſchaft.

„Treu bewahrt in Eurer Mitte
Wider Fremdlings Uebermuth
Eure Sprach' und Eure Sitte,
Eurer Väter Gut und Blut“

ruft das deutſch-vlaemiſche Bruderlied von 1846 den Belgiern zu.

Welche dieſer Richtungen dürfte man beklagen? Sie ſind beide wahrhaft menſchlich und menſchenwürdig. Der deutſche Begriff des Weltbürgerthums iſt wohlberechtigt in unſerm Zeitalter und der aller Welt eingebürgerte Begriff des Vaterlandes iſt es gleichfalls und war es immer. Dem tiefer ſchauenden Auge erſcheint das als ein hohes Glück der Vorſehung. Kein Streben ſoll ohne ſeinen Gegenſatz wirken, der es in Spannung und Jugendfriſche erhält. Die einſeitige Entwickelung bringt den Tod, und vor ſolchem Tode einſeitiger Ausbildung will uns die Vorſehung bewahren.

Am Auffallendſten giebt ſich dies zwiefache Streben in den Gränzländern kund. Da ſtoßen Vaterländer und Volksthümlichkeiten dicht aufeinander, nirgends heben ſich die Geſtalten derſelben in ſchärferen Umriſſen ab, nirgends umſchlingt aber auch ein engeres Band von Intereſſen die Glieder der verſchiedenen Volks- und Staatsgeſammtheiten und ſchlägt Tauſende von Brücken hinüber und herüber. Dieſer Umſtand verſchafft dem geiſtigen Leben der Gränzländer ſeinen eigenthümlichen Reiz, indem es einen bunten, oft räthſelvollen Charakter, doch ſicherlich einen Charakter abſpiegelt, und man kann ſagen, einen regſamen, in hohem Grade lebhaften Charakter. Die ſogenannte „Reibung der Nationalitäten“ erzeugt eine Mannigfaltigkeit von Bildungsformen und Bildungsſtufen, welche im Lichte einer verſchiedenartigen Auffaſſung derſelben Sache den gemeinſten Erſcheinungen des Daſeins einen doppelten Glanz verleiht. — Zwar ſind Kampf und furchtbare Tragik hier nicht ausgeſchloſſen. In den Gränzländern bemerkt man das Ueberwiegen des einen, das Unterliegen des andern Volksthums. Selten hat es die Geſchichte gefügt, daß die einzelnen Stämme völlige Rechtsgleichheit erlangten. Gewöhnlich wurde die Rückſicht auf die Staats-Einheit als unbeugſames Hinderniß dergleichen Anſprüchen entgegengeſtellt. Nur wo die Deutſchen die Sieger wurden, hat die Milde und Mäßigung echter Humanität das Loos der Beſiegten erleichtert und ihnen die theuerſten Güter des Menſchen: Sprache, Sitte und Rechtsgewohnheit nicht blos öfter ſchonend gelaſſen, ſondern dieſelben zuweilen ſelbſt weiter ausbilden helfen.

Wie die Dinge im Elſaß ſtehen, iſt in deutſchen Gauen Niemandem ein Geheimniß. Hier ſind Franzoſen und Oberdeutſche auf einander geſtoßen; es hat manchen harten Strauß gegeben, auch nachdem amtlich der Sieg des Franzoſenthums verkündet war, noch bis unter Ludwig Philipp's Regierung hat er geſchwankt; endlich iſt die franzöſiſche Sprache bei dem „gebildeten Theile der Bevölkerung“ herrſchend geworden: indeß noch immer nicht alleinherrſchend. Der elſaſſer Schwabe, der nach Véron-Réville ein Rhein-Franke ſein ſoll, iſt eine unendlich zähe Natur; ein Holzkopf, ſchwäbiſch zu reden, iſt dieſer Bauer, ein derbes Stück Menſchenfleiſch, dem man mit allen franzöſiſchen Appretirungs-Verſuchen noch nicht recht beikommen konnte. Jüngſt hat man ihm ſeine deutſche Bibel genommen, trotz des kirchlich begründeten Einſpruchs der proteſtantiſchen Kirchenbehörde; es erfolgt Schlag auf Schlag, gerad' auf's Herz des deutſchen Gemüthsmenſchen, man will ihm eine andere Seele einimpfen, die auch den Leib umgeſtalten und ihm ein Ausſehen anbilden ſoll, etwa nach dem Stile eines ehrſamen Bürgers von Montbéliard. Mit welchen Gefühlen wir Deutſchen von jenſeits des Donnersbergs dieſem Verwandlungswerk zuſchauen, läßt ſich leicht beſchreiben, ſcheint aber den Herren Machthabern eine höchſt gleichgültige Sache zu ſein. Wer die Macht hat, hat ja auch das Recht, wie viele Rechtsphiloſophen gelehrt haben, und eine gewiſſe Zahl von Bajonetten hat ſtets für den untrüglichen Prüfſtein annoch ſtreitiger Volksrechte gegolten.

Aus Liebe zu den Elſaſſern und im Bewußtſein, daß den Reſten ihres Deutſchthums durch machtloſe Declamationen blutwenig geholfen wird, wollen wir die Rechtsfrage bei Seite legen und nur auf die Klugheit und das Zeitgemäße jenes Verfahrens aufmerkſam machen. Es giebt Leute, die noch en plein dix-neuvième siècle des unerſchütterlichen Glaubens leben, es ſei vom lieben Gott eine chineſiſche Mauer zwiſchen den einzelnen Ländern und Völkern aufgerichtet worden und nicht einmal eine Taube mit dem Oelzweige (olyftak) vermöge ſolch' einen Zaun zu überfliegen. Die Herren Jan Franz Willems und Hendrick Conſcience in Belgien haben's mit der Taubenpoſt nach Deutſchland doch durchgeſetzt, obgleich uns Hochdeutſchen jeder Franzmann glauben wird, daß uns das

* Bulletin de la Société littéraire de Strasbourg. Tome premier. Première Livraison. Paris et Strasbourg, Berger-Levrault, 1862.

Digitized by Google

Verſtändniß des Niederdeutſchen etwas ſchwerer gelingt, als das des oberdeutſchen elſaſſer Dialekts. Ehrenfried Stöber und ſeine Söhne, Auguſt und Adolf Stöber, Auguſt Lamey, Ludwig Lavater (vulgo Louis Spach), Guſtav Mühl, Karl Candidus, der Sänger des Bauernkrieges; Gottfried Dürrbach, Auguſt Jäger, Friedrich Otte und die wackern ſchwäbiſchen Volksdichter Karl Bernhard und ſein berühmter Nebenbuhler, der Drechslermeiſter Georg Daniel Hirtz in Straßburg: ſie alle, alle haben Friedenstauben zu uns hinübergeſendet, ihre Stimmen ſind zu uns gedrungen und haben ihren Wiederhall in unſeren Herzen erobert. Manche von ihnen, wie den kernigen Candidus, hält man wegen der Reinheit ihrer Sprache bona fide für Innerdeutſche; man kann ſich nicht vorſtellen, daß eine Gränzmark ſie geboren haben ſollte. Und wenn, trotz „Mairie und Präſektur," die neuen Treppen ſelbſt der Staatsgebäude das elſaſſer Tannenholz nicht verleugnen können, knorrig und zäh wie es iſt: — ſo möchte ein vernünftiger Mann billig denken, eine weiſe Regierung habe etwas Geſcheidteres zu thun, als ein prächtiges, gediegenes Volksthum, das ihr die Brücke des Verſtändniſſes zu Deutſchland hinüberſchlägt, „ratzenkahl" auszurotten. Das Waſſer ſcheidet nicht, es verbindet die Menſchen. Die Vogeſen bilden wohl eine Völkerſcheide, der Rhein wird es niemals. Im „Thalweg des Rheins" iſt der ſchlechtgewählteſte Punkt für eine chineſiſche Mauer; auch nicht einmal für eine Schutzzell-Barrière des Franzoſenthums. Dieſe entſetzliche Angſt vor dem deutſchen Geiſt entſpringt aus jenem grundfalſchen protectioniſtiſchen Syſtem, das überall durch Staatsanſtalten die freie Thätigkeit der Privaten erſetzen und überflüſſig machen möchte. Das iſt der unfreie Geiſt der Bevormundung, der Widerſpenſtigkeit ärndtet, weil er Mißtrauen geſäet hat. Es zeugt für eine ſehr ſchwache Zuverſicht in die Erfolge franzöſiſcher Volksbeglückung, wenn zwei Jahrhunderte franzöſiſcher Herrſchaft die Sehnſucht nach dem Wiederanſchluß an Deutſchland bei dem Elſaſſer nicht erſtickt haben ſollten! Doch ſo lange kein ſtarker Volks-Kaiſer auf dem deutſchen Thron ſitzt, könnten die Herren Schärpenträger der großen Nation vollkommen ſicher ſein. Wollen ſie dann das Elſaß an Deutſchland großmüthig wieder abtreten, ſo wird ſolches am geräuſchloſeſten vor ſich gehen, wenn ſie auf dem bisherigen Wege der gewaltſamen Unterdrückung fortfahren.

Die Zeit iſt zu der letzteren freilich am wenigſten angethan. Schon kettet der eiſerne Arm des friedereichen Schienenpfades bei Straßburg die Rheinufer an einander; Feuer und Eiſen ſchmieden nicht blos Baden und Elſaß, ſie ſchmieden auch Deutſchland und Frankreich zuſammen. Der franzöſiſch-preußiſche Handelsvertrag ſpannt jetzt eine neue Brücke über den grünen Rhein, der Verkehr zwiſchen den Nachbar-Reichen iſt im Begriff, einen nie gekannten Aufſchwung zu nehmen. Iſt es da etwa zeitgemäß, daß man im Elſaß ein Element unterdrückt, welches zur Vermittelung zwiſchen Deutſchland und Frankreich wie geſchaffen ſcheint? Oder wähnt man, die Unterdrückung werde um ſo leichter gelingen, weil jeder Tag Schaaren von Deutſchen und deutſchen Erzeugniſſen des Geiſtes und Armes über den Rhein führt? Einſichtsvoller hätte man gehandelt, wenn man in Erwartung dieſes unausbleiblichen Tages die deutſche Sprache, Sitte und Rechtsgewohnheit im Elſaß tüchtig gepflegt hätte, denn ſo hätte man ſich alle unliebſame Rückerinnerung an heimatliche Zuſtände im Voraus erſpart. Wer nichts Volksthümliches zu opfern braucht ſeiner Obrigkeit zu gefallen, iſt immerdar der beſte Staatsbürger.

Ein greifbares Zugeſtändniß hat man ſeit dem neuen Andrange des Deutſchthums, den die Rhein-Eiſenbahn zwiſchen Straßburg und Kehl heraufbeſchworen, obzwar „unwilligen Herzens" doch machen müſſen. Das Bedürfniß genauerer Kenntniß deutſcher Zuſtände, deutſcher Sprache und Literatur iſt auch der franzöſirten Straßburger ſeinen Welt zu Kopfe geſtiegen und hat daſelbſt zu rumoren angefangen. Beſonders die altfranzöſiſche Beamten- und Gelehrtenwelt fühlte ſich von dem neuen Windhauch unangenehm berührt; ſie ſah ſich nach Hülfe und Beiſtand um und wandte ſich deshalb an die Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin, eine Geſellſchaft, die allerdings umfaſſende Zwecke zu fördern verſpricht. Gleich den Fakultäten der Akademie und dem Lyceum ganz auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet, gab ſie nach dem Verdienſt ihrer Gründer ein jetzt gerade unwillkommenes Bild von der franzöſiſchen Trennung der „Wiſſenſchaften" von der „Literatur;" denn ſie hatte ſich blos auf die „sciences" und die dieſen allenfalls anſchmiegſamen Gegenſtände eingerichtet, wobei die „lettres" höchſt logiſch und naturgemäß um die Ehre eines nothwendigen Platzes gebracht waren. Da verſammelte am 26. Februar 1861 Herr Lereboullet, Präſident jener Geſellſchaft eine gute Anzahl namhafter Literaturfreunde im Saale der „honorable compagnie" um ſich, und beantragte in längerer, oft vom Beifall der Zuhörer unterbrochenen Rede, die Stiftung einer literariſchen Abtheilung der Société des sciences, agriculture et arts. Der Geſichtspunkt der Verbreitung deutſcher Literatur-Kenntniſſe war von dem Redner mit Vorſicht, aber ſcharf genug betont worden, der Gegenſatz der Nationalitäten hinter dem hier unberechtigten Gegenſatze der Confeſſionen klug verhüllt, die Nothwendigkeit einer vom ſittlichen Geiſte durchwehten Literatur ohne Bezugnahme auf das deutſche Forum, aber im Zuſammenhange des Ausdrucks mehr als bezeichnend hervorgehoben. Es durfte nach einer in der That ſo taktvollen Rede nicht zweifelhaft ſein, daß die Verſammlung auf den eindringlich empfohlenen Plan einging, ſich unter dem proviſoriſchen Vorſitz des Präſidenten der Mutter-Geſellſchaft, des Herrn Lereboullet, conſtituirte und am 19. März 1861 ihre Statuten annahm, die im zweiten Artikel die Aufmerkſamkeit auf die franzöſiſche und deutſche Literatur und deren gegenſeitiges Verhältniß als Hauptaugenmerk der Geſellſchaft normiren.

Aber es war dem perſönlichen Einfluß eines ausgezeichneten Straßburger Germaniſten vorbehalten, das Streben nach Vermittelung der beiden Literaturen und gerade die Richtung auf Deutſchland noch entſchiedener in den Vordergrund zu rücken. Herr Louis Spach (als deutſcher Dichter Ludwig Lavater genannt), erſter Archivar des Nieder-Rhein-Departements, las am 14. Mai 1861 eine Denkſchrift über die Aufgabe und den Beruf einer literariſchen Geſellſchaft zu Straßburg. Er entwickelte die internationale Miſſion derſelben aus der geographiſchen Lage und der Geſchichte Straßburgs und des Elſaſſes; er wußte ſehr geſchickt alle berühmten Erſcheinungen der deutſchen Literatur des Landes nach dieſer Seite zu wenden: Sebaſtian Brant, ſo gut wie Hans Michael Moſcheroſch, wie weiterhin Schöpflin, Schweighäuſer, Lezay-Marneſia (der elſaſſer Ueberſetzer Schiller's). Der Vortrag machte tiefen Eindruck und belehrte die Verſammlung, daß Herr Spach nicht blos zu den kenntnißreichſten ihrer Mitglieder gehöre, ſondern auch das Bewußtſein von dem wahren Standpunkte der Verſammlung und dem Zwecke ihrer Strebungen am beſten begriffen habe. Inzwiſchen ſcheint er auf die Mitglieder der älteren Geſellſchaft von einer beunruhigenden Wirkung geweſen ſein. An demſelben Tage, wo Herr Spach im Verfolg ſeiner Anſicht über die Reiſe-Literatur des heutigen Deutſchlands las und von Barth, Gerſtäcker, Kohl, Wilhelm Heine, Löhr, Tſchudi, Karl Witte trefflichen Bericht gab, an eben demſelben Tage (11. Juni 1861) zeigte der Präſident der Ackerbau-Geſellſchaft in einem Schreiben an, daß die neubegründete literariſche ſich nicht als eine Section der erſteren betrachten dürfe. Es wurde hierauf der Name „Literariſche Geſellſchaft von Straßburg" angenommen und alſo die volle Selbſtändigkeit des Vereins erklärt. Am 12. November 1861 begann jetzt Spach die Vorleſung eines Traktats über „Gottfried von Straßburg," den Meiſter des Epos „Triſtan und Iſolde," welches den ſchönſten Ausdruck altdeutſcher Minnedichtung verkörpert. Obgleich wir die Beziehungen, die Herr Spach zu Frankreich findet, nicht überall aus den fraglichen Stellen herauszuleſen vermögen (— es gehört dazu ein etwas franzöſirender Sinn —) muß uns doch die Vorliebe des Verfaſſers für die Kunſtſchöpfungen der deutſchen Vorväter freudig überraſchen, um ſo mehr, als er ſie ſo richtig und klar zu würdigen verſteht. Es iſt ſchon ein großer Gewinn, wenn wieder eine gelehrte Stimme mit Stolz den Namen des deutſchen Sängers von Straßburg zu nennen wagt und in ihm an die Heldenvorzeit erinnert, welche nur ein deutſches Straßburg kannte. Wer ſich ſeiner Väter nicht ſchämt, ob ſie auch deutſch, feudal und mittelalterlich waren, der verdient die Hochachtung derer, denen die Geſchichte nicht blos ein Hauſe längſt verbrauchter Trümmer iſt. Wir rechten dann auch nicht um Kleinigkeiten, es wäre denn, daß Herr Spach unſern märliſchen Forſcher, Friedrich Heinrich von der Hagen, für einen Niederländer hielte, weil er ihn beſtändig „Van der Hagen" titulirt. Das iſt eine wahre Krankheit bei den Autoren franzöſiſcher Zunge; ſelbſt Herr Profeſſor Laurent in Gent, eigentlich ein Deutſcher, macht den Berliner Gelehrten zu einem Niederländer.

Herr Spach hatte von dem dritten Vortrage noch ſtärkern Erfolg, als von den früheren: er wurde am 10. December 1861, nachdem er eben den „Gottfried" fertig geleſen, zum Präſidenten der literariſchen Geſellſchaft erwählt. Es verdient wahrlich dieſe Ehre; denn wenige Forſcher erreichen Spach in der genauen Quellenkunde deutſcher Geſchichte und Literatur bei einem Bildungsgange, der ſich vorwiegend auf die Leiſtungen der franzöſiſchen Wiſſenſchaft ſtützt. Seine Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin (Strasbourg, Piton, 1862, 1 vol. gr. in-8.), Briefe, die urſprünglich an den Herausgeber des Courrier du Bas-Rhin in Straßburg gerichtet waren, zeigen ihn im Lichte eines Hiſtorikers, dem die deutſchen Verhältniſſe eben ſo geläufig ſind, wie die franzöſiſchen. Vielleicht kommen wir in dieſen Blättern auf die Archival-Briefe einmal zurück.

Doch vergeſſen wir über den Präſidenten Spach die ſonſtigen Re-

Digitized by Google

tabilitäten der Geſellſchaft nicht! Obenan ſtehen lebendige captationes benevolentiae, Herr Migneret, Präfekt des Nieder-Rhein, der ſich um die Statiſtik ſeines Departements wohlverdient gemacht hat, ein achtungswerther Beamter; dann Herr Raeß, Biſchof von Straßburg, ein neuer Name, Herr Coulaux, Maire von Straßburg, bei den Proteſtanten wegen ſeines katholiſchen Eifers gegen das lutheriſche St. Thomasſtift (1854—1856) nicht im beſten Andenken; ferner ſein damaliger Gegner Herr Braun, Präſident des Directoriums und Ober-Conſiſtoriums Augsburgiſcher Kirche, Herr Delcaſſo, Rector der Straßburger Akademie und Ehrenpräſident der Geſellſchaft, und endlich der vorgenannte Herr Lereboullet, Dekan der Faculté des sciences.

Unter den ordentlichen Mitgliedern, an deren Namen man das Verſchmelzungsgeſchäft der franzöſiſchen „Adminiſtration" ſtudiren kann, glänzen unter Andern die Herren Bergmann, von der literariſchen Fakultät, ein tüchtiger Archäolog und Aeſthetiker (Werke: Les chants de Sôl. Les chansons de Gestes); Bruch, der Dekan der proteſtantiſchen Theologen-Fakultät, deutſcher Schriftſteller (ſchrieb „die proteſtantiſche Freiheit," „die Prä-Exiſtenz der menſchlichen Seele" ꝛc.); Jung, Profeſſor an derſelben Fakultät, Stadt-Bibliothekar von Straßburg und geſchickter Vertheidiger des St. Thomasſtifts; Matter, einſt General-Inſpector des öffentlichen Unterrichts, der kürzlich über Saint-Martin geſchrieben; Baron Schauenburg, der Hauptangreifer von St. Thomä; Schir, der General-Vikar der Diöceſe; Karl Schmidt, der Autor des berühmten Buchs über die Katharer, der Geſchichtſchreiber von St. Thomä, auch Profeſſor an der proteſtantiſchen Fakultät und Director des evangeliſchen Gymnaſiums, und Schnitzler, der vormals die Encyclopédie des gens du monde redigirte und das tüchtige Buch „L'Empire des Tsars" 1856 in die Welt geſchickt hat. Außerdem eine Menge franzöſiſcher Namen, die in Deutſchland unbekannt geblieben. Wir erwähnen einzig Herrn Prof. Lamache, von dem das uns hier vorliegende Bulletin de la Société littéraire de Strasbourg eine Denkſchrift wider Odilon-Barrot und ſein Buch von der Centraliſation enthält. Es iſt eine Studie, die beweiſt, daß Herr Lamache den großen Gegner entweder nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen will. Signatura temporis! Nimmt man die deutſchen Namen fort, ſo bleibt wenig wahre Gelehrſamkeit in Straßburg übrig!

Trautwein v. Belle.

Rußland.

W. Toporoff's Erſtes Jahrtauſend Rußlands.*

Tauſend Jahre ſind vergangen, ſeit der Warjager-Ruſſe Rurik mit ſeinen Brüdern Sineus und Truwor von den in Uneinigkeit lebenden Völkerſchaften Rußlands in's Land gerufen wurde, um als Fürſten ihm vorzuſtehen, worauf Rurik alsbald den Grund zur großen ruſſiſchen Monarchie legte. Das tauſendjährige Beſtehen Rußland's wurde deshalb am 26. Auguſt d. J. in der uralten Stadt Nowgorod mit Enthüllung eines großartigen National-Denkmals, nach dem Entwurfe Mikjeſchin's von W. D. Jawrejinow ausgeführt, mit feſtlichem Pompe begangen.

Die Errichtung dieſes Denkmals, das den Zweck hat, das ganze Leben des ruſſiſchen Reiches in ſeinen Hauptmomenten und Entwicklungsſtufen durch die Darſtellung der vorzüglichſten Charaktere, die auf daſſelbe mächtig eingewirkt haben, zu veranſchaulichen, hat den kaiſerl. ruſſiſchen Hofrath Herrn W. Toporoff veranlaßt, auch eine großartige poetiſche Feſtgabe dem ruſſiſchen Volke zu widmen.

Herr Toporoff iſt ſchon mit einer Reihe von deutſchen Gedichten hervorgetreten, deren Gegenſtand meiſtens aus der neueſten ruſſiſchen Zeitgeſchichte entnommen iſt.** Jetzt hat er nichts Geringeres unternommen, als die ganze vielbewegte ruſſiſche Geſchichte, von ihren erſten Anfängen bis auf die Gegenwart herab, all' die unendlichen Kämpfe gegen innere und äußere Feinde, die unzähligen hervortretenden handelnden Perſonen im Leben des Staates, der Kirche, der Wiſſenſchaft und Kunſt, kurz das Univerſum der tauſendjährigen ruſſiſchen Geſchichte in einem deutſchen Epos zu umfaſſen. Erſchienen ſind bis jetzt die beiden erſten Theile des Werkes, welche gegen 2800 Strophen in 7 Geſängen enthalten. Es führen dieſelben aber nur bis zu dem verhängnißvollen Jahre 1237, in welchem die zweihundertjährige Knechtſchaft Rußlands unter dem Joche der Mongolen oder Tataren begann — freilich ein Zeitpunkt, der ſehr wenig jubelvoll die Feſtgabe zum Jubiläum Rußlands abſchließt.

Wir haben die aufrichtigſte Achtung vor der gewaltigen Kühnheit des Unternehmens, das, wenn wir bedenken, wie enorm in der folgenden Zeit der Stoff in die Breite wächſt, nach der vorliegenden Anlage bei verhältnißmäßiger Fortführung zu einem rieſigen Umfange anſchwellen muß und uns als eine wahrhaft herkuliſche Arbeit erſcheint, die über die Kräfte eines Sterblichen hinausgeht.

„Rußlands erſtes Jahrtauſend, ein epiſches Gedicht!" Abgeſehen davon, daß es uns dem Inhalte und Zweck eines ſolchen Werkes weit entſprechender ſcheinen würde, wenn daſſelbe in ruſſiſcher Sprache abgefaßt wäre, geſtehen wir, daß gleich der Titel deſſelben uns in einiges Erſtaunen ſetzte. Sind wir doch ſonſt gewohnt, die größten Epopöen nach dem Hauptbelden, einer Stadt oder einer einzigen Unternehmung benannt zu ſehen. Das Größte und Gewaltigſte ſpinnt ſich darin in kurzer Zeit, ja oft nur in wenigen Tagen ab, die der epiſche Dichter mühſam durchſchreitet. Hier aber wird uns die Ausſicht auf eine Laufbahn, an der ein Volk tauſend Jahre zugebracht, eröffnet. Bedenklich fragten wir uns: wer wird da der Held, was wird die Haupthandlung ſein? Es iſt wahr, wir hätten unter dem Titel „Rußlands Erſtes Jahrtauſend" weit eher ein großes proſaiſches Geſchichtswerk oder eine Ankündigung von hiſtoriſchen Vorleſungen vermuthet. Wir hätten uns Herrn Toporoff als ehrwürdigen gelehrten Profeſſor gedacht, und niemand würde wohl etwas von Bedeutung einzuwenden haben, wenn er vom Katheder herab ſeine Einleitung folgendermaßen beginnen würde:

„Auf dem großen Flächenraum von dem Weißen Meere bis zum Pontus, von den Küſten der Oſtſee bis zum Geſtade des Kaspiſchen Meeres, zieht ſich eine weite Ebene hin, wo das Auge nur ſelten einige Höhen und Erhabenheiten ſieht. Dieſe ausgedehnte Fläche enthält die reichſten Auen, und wird von vielfach verzweigten Strömen, Flüſſen und Bächen durchzogen, deren Netzgeflecht wie Adern den großen Körper des Landes durchziehen und ihm Leben und Nahrung in reichem Maße zufließen laſſen. — Die übereinſtimmende Beſchaffenheit des Landes bewirkt für die Bewohner eine Uebereinſtimmung in Bedürfniſſen, Zwecken und Mitteln, ſowie in Neigungen und Sitten."

Doch H. Toporoff tritt ja als epiſcher Dichter auf. Sehen wir daher, wie er ſeinen erſten Geſang anhebt. Er ſingt alſo:

Von des Weißen Meeres Strande
  Bis zum Pontus weit und grad,
Von der Oſtſee Küſtenrande
  Bis zum Kaspiſchen Geſtad:
Auf dem Flächenraum, dem weiten,
  Eine Eb'ne hin ſich zieht;
Höhen und Erhabenheiten
  Selten dort dein Auge ſieht.

Dieſe unermeßne Fläche,
  Die die reichſten Auen zeigt,
Tränken Ströme, Flüſſe, Bäche,
  Mannigfach und dicht verzweigt.
Adern ſind es, Lebensquellen,
  Netzgeflechte klein und groß,
Die das Mark des Bodens ſchwellen,
  Reich befruchtend ſeinen Schoß.

Dieſe ebne Flächenſtrecke,
  Hin ſich dehnend weit und breit,
Gleiche Mittel, gleiche Zwecke
  Den Bewohnern ſie verleiht.
Die Bedürfniſſe, beſtritten,
  Wie geweckt durch gleichen Drang,
Sie erzeugen gleiche Sitten,
  Gleiche Neigung, gleichen Hang.

Darauf werden gegen vierzig Völkerſchaften des alten Rußlands aufgezählt und die geographiſche Lage ihrer Wohnſitze beſchrieben. Dann folgt eine Schilderung der Slaven nach Körperbau, Lebensweiſe und Charakter. Endlich werden etwa dreißig Götzen der Slaven aufgeführt, und nach den vorhandenen dürftigen Notizen, wird über ihre Bedeutung

* Rußlands erſtes Jahrtauſend. Ein epiſches Gedicht von W. Toporoff, kaiſerlich ruſſiſchem Hofrath. Mit einer Abbildung des zu Nowgorod errichteten Denkmals zur Erinnerung an das tauſendjährige Beſtehen des ruſſiſchen Reiches. Leipzig, 1862. In Commiſſion bei F. A. Brockhaus. Erſter Theil 336 S., zweiter Theil 305 S.

** Zur Jubelfeier des fünfzigjährigen Beſtehens der Univerſität Dorpat. Auf den glänzenden Sieg der Ruſſen über das türkiſche Geſchwader bei Sinope, am 18 November 1853. — Die verbündete engliſch-franzöſiſche Flotte vor Odeſſa, oder die Blokade und das Bombardement von Odeſſa. — Der Frieden. — Auf die Krönung Ihrer Majeſtäten des Allergnädigſten Herrn und Kaiſers Alexander Nikolajewitſch und der Allergnädigſten Herrin und Kaiſerin Maria Alexandrowna, am 26. Auguſt 1856.

Digitized by Google

und die Art der Verehrung geſprochen. Nachdem in ähnlicher Weiſe noch die Warjager durchgenommen ſind, ſchließt der Geſang nach 226 achtzeiligen Strophen ohne die geringſte Handlung. Wir können nicht umhin, gleich kurzweg zu geſtehen, daß wir in dieſem Geſange von einem Epos keine Spur finden.

Ueber Gang und Inhalt der folgenden Geſänge giebt uns das jedesmal vorangeſtellte Inhalts-Verzeichniß Aufſchluß. Jeder neue Herrſcher gewährt unter beſondrer Ueberſchrift einen Abſchnitt. Seine Thaten werden in ihrer hiſtoriſchen Folge nach einander durchgenommen. Um Zuſammenhang und Uebergänge iſt der Verfaſſer dabei nicht ſonderlich verlegen. Ein Punkt und Gedankenſtrich ſchließt eine Begebenheit, worauf ohne Weiteres die neue angereiht wird, bis endlich der Tod des Fürſten den Abſchnitt beendigt. Bei der Erzählung der Bürgerkriege werden die hervorragendſten gleichzeitigen Figuren zu Einem Abſchnitte vereinigt. Leſen wir dieſe Inhalts-Verzeichniſſe, die als Geſchichts-Compendien für Schüler vollkommen dienen können, ſo haben wir ein wahres Chaos von den verſchiedenſten durcheinander gehenden Begebenheiten, Namen und Thaten vor uns, und in den Geſängen ſelbſt hält uns der Verfaſſer treu ſein Wort, indem er genau nach einander in Verſen ausführt, was er uns verheißen.

Hiernach wird uns hoffentlich keiner unſrer Leſer verargen, wenn wir uns an H. Toporoff die einfache Frage zu richten erlauben, worin eigentlich die dichteriſche That in ſeinem Werke beſtehe? Es würde uns innig leid thun, wollte H. Toporoff als Antwort hierauf auf ſeine Strophen und Verſe hinweiſen. Denn dann müßten wir zu unſerm Bedauern bekennen, daß wir in den allererſten äſthetiſchen Prinzipien von ſeinen Anſichten weſentlich abweichen. Wir ſind gewohnt, als erſtes Erforderniß eines jeden Kunſtwerks die künſtleriſche Einheit anzuſehen, und erkennen dieſelbe für das Epos in einer großen zu Grunde liegenden Haupthandlung, an der zwar viele Perſonen Theil haben können, die aber weſentlich von einer einzigen Perſönlichkeit, dem Helden des Gedichtes, getragen wird. Um die Haupthandlung herum gruppiren ſich eine Menge von Nebenhandlungen, die den fortlaufenden Faden jener durch das Contraſtirende ihres Charakters lieblich unterbrechen. Ja, der Dichter verſchmäht ſelbſt das Wunder, das Fabelhafte nicht, führt kühn ſelbſt die göttlichen Lenker der menſchlichen Geſchicke ein und umfaßt in ſeinem Gedichte Himmel, Erde und Hölle, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Darin aber, wie er uns unmittelbar von der Schwelle ſeines Gedichtes ſogleich mitten in den Strom der Handlung hineinzieht, alles zur Orientirung Nothwendige aber auf geſchickte Weiſe an verſchiedenen Orten nachholt; wie er dann im ſchönen Wahnſinn durch die mannigfachſten Epiſoden von der geraden Rennbahn, welche die Haupthandlung ihm vorſchreibt, abſchweift, dabei aber ſtets das Intereſſe an der Hauptſache zu erhöhen weiß, bis er endlich in ſtrahlender Herrlichkeit als ſtolzer Sieger am Ziele triumphirt; wie er ferner alles Große und Kleine in Himmel, Erde und Hölle, das gewöhnlichſte Ding oder Geſchöpf ebenſo wie das wunderbarſte Gebilde der Phantaſie, mit derſelben anſchaulichen Klarheit und göttlichen Gerechtigkeit uns vorführt, — darin erkennen wir das eigentliche Schaffen und die Kraft des epiſchen Dichters, die ſelbſt ohne den ſchmückenden Wohllaut des Verſes ſich nie verleugnet und von hinreißender Wirkung ſein muß. Daher muß uns H. Toporoff nicht zürnen, wenn wir unſre Herzensmeinung dahin erklären, daß wir in ſeinem „epiſchen Gedichte“ von Dichteriſchem nichts entdecken. Die bloßen Verſe thun es ſo wenig, daß wir vielmehr fragen, wozu H. Toporoff überhaupt die poetiſche Form gewählt hat, da er uns nichts liefert, als eine proſaiſche chronikartige Erzählung des nach einander Geſchehenen. Ein ſo völlig phantaſieloſes Werk ein epiſches Gedicht zu nennen, erſcheint uns als eine ſo beiſpielloſe Verkennung, daß wir kaum glauben, daß H. Toporoff ſelbſt in Rußland unter ſeinen deutſch redenden Landsleuten einige zuſtimmende gläubige Seelen finden werde; wenigſtens müſſen wir ihm entſchieden davon abrathen, mit einer Fortſetzung oder gar Vollendung des koloſſalen Werkes in dieſer Weiſe in Deutſchland aufzutreten. Nach unſerer Meinung, hätte er eine einzige großartig hervortretende That in der Geſchichte Rußlands und einen Helden ſich wählen und dieſen mit aller Hingebung darſtellen müſſen, um in einem hehren idealen Bilde des ruſſiſchen Charakters und Strebens das ganze Volk ſich ſpiegeln zu laſſen, ſo daß ein jeder ruſſiſche Leſer, im Innerſten ergriffen, ausrufen müßte: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein! Das wäre ein würdiges Denkmal aus Meiſterhand geweſen, fähig, ſich Aller Herzen zu erobern. Mit ſeinem jetzigen Werke aber wird Herr Toporoff ſich ſchwerlich viel Dank erwerben und wir können es auch nicht wünſchen. Denn durch die Vermiſchung der beiden Gattungen ſchriftſtelleriſcher Darſtellung iſt ein Zwitterding entſtanden, das keiner von beiden entſpricht: es hat die poetiſche Form, aber einen völlig phantaſieloſen, proſaiſchen Inhalt, und entbehrt auf der andern Seite wieder die bündige, lichtvolle, nach Ideen zuſammenfaſſende Behandlung des Proſaikers.

Es kann uns keineswegs verſöhnen, wenn wir durch die eine oder andere Figur, die der Verfaſſer mit mehr Liebe ausgemalt hat, vorübergehend einigermaßen gefeſſelt werden, oder wenn, wo die Quelle des zu Grunde liegenden Chroniſten etwas reicher fließt, wir einmal eine Schlacht oder eine Mordſcene etwas anſchaulicher oder grauſenhafter geſchildert finden, oder wenn an paſſenden Stellen ruſſiſche Volkslieder ebenſo anmuthig nachgebildet, wie geſchickt eingeflochten werden. Letzteres geſchieht z. B. am Ende des dritten Geſanges, und die Leſer werden es vielleicht nicht ungern ſehen, wenn wir etwas Näheres hierüber berichten.

Großfürſt Wladimir ſitzt mit ſeinen Helden beim fröhlichen Mahle. Da läßt er den greiſen Sänger herbeikommen, um mit ſeinen Liedern das Mahl zu würzen. Dieſer ſtimmt zum Klange der Gußli (ein citherähnliches Inſtrument) das Lied von dem berühmten ruſſiſchen Helden Ilja Muromez an.

Dieſer Lieblingsheld der ruſſiſchen Tradition iſt der Sohn eines einfachen Dorfſtaroſten bei Murom an der Oka. Schon 30 Jahre ſitzt er gelähmt da, nicht fähig ein Glied zu bewegen. Da kommen zwei bettelnde Krüppel zu ihm und bitten ihn um einen ſtärkenden Trunk. Und ſiehe, Ilja richtet zum erſten Male ſich auf und holt für die Bettler einen Eimer Bier herbei. Dieſe fordern ihn aber auf, ſelbſt zu trinken. Wie er den Eimer geleert, fühlt er in ſich eine Kraft, um Bäume aus der Erde zu reißen. Als er auf das Verlangen der Fremden noch einen zweiten Eimer geleert, wünſcht er vom Erdball ſich aufſchwingen zu können, um im Weltall das Oberſte zu unterſt zu kehren. Durch den dritten Eimer aber wird dieſe übermäßige Kraft auf den ſiebenten Theil herabgeſetzt. Darauf legt er Waffen und Rüſtung an und bittet die Eltern um ihren Segen, damit er nach Kijew reite, dem Großfürſten zu dienen. Dieſe entlaſſen ihn unter dem Verſprechen, ſtets demüthig zu bleiben, des Schwachen Ehre und Gut zu ſchonen und niemals Chriſtenblut zu vergießen; und dahin ſprengt er über Waſſer und Hügel mit dem Adler um die Wette. Drei Räuber verſperren ihm den Weg. Doch er zerſpaltet mit ſeinem Pfeile einen Eichbaum, daß er krachend auseinander berſtet, worauf jene voll Schrecken ſich dem Gewaltigen zu Sklaven erbieten. Doch Ilja reitet von dannen. Wieder wird er von einem Räuber angegriffen. Doch Ilja ergreift ihn, wirft ihn als Spielball hoch in die Luft und fängt ihn wieder auf, ſo daß er verzweifelnd um Gnade ruft. Darauf gelangt er in die verrufenen Bryniſchen Wälder, aus denen noch nie ein Wandrer lebendig herausgekommen; denn drinnen hauſet ſeit dreißig Jahren der furchbare Räuber Sſolowej. Und ſiehe, hoch in einer mächtigen Eiche duckt er verſteckt, erſt pfeift er wie eine Nachtigall, dann ziſcht er wie eine Schlange und brüllt wie ein Stier, ſo daß der Reiter nur mit Mühe ſein ſich vor Angſt bäumendes Roß beruhigt. Doch ſchnellt er einen Pfeil in das Auge des Räubers; und wie dieſer von Schmerz empört, ſich wild auf ihn ſtürzt, bindet er ihn vor ſich auf dem Sattel feſt; und weiter geht es mit des Windes Schnelle, daß dem gefeſſelten Unholde der Todesſchweiß auf die Stirne tritt. Schon zeigt ſich das Schloß des Räubers, deſſen weiter Hof von einem eiſernen Gitter umgeben iſt; von jeder Spitze deſſelben aber ſtarrt das blutige Haupt eines Erſchlagenen herab. Die Gattin hat vom Erker herab ſchon das Unglück ihres Gemahls wahrgenommen und läßt flugs alle Schätze auf den Schloßhof bringen, um ſie als Löſegeld hinzugeben. Ihre Söhne aber verwandeln ſich in Raben und wollen den Helden zu Tode picken. Dieſer jedoch ſauſet vor ihnen über den Schloßhof wie der Sturmwind dahin und jagt nach Kijew. Im Schloßhof des Großfürſten ſteigt er ab, tritt in den glänzenden Saal des Gebieters und bietet ihm ſeine Dienſte an. Man will ihm nicht glauben, daß er von Murom an der Oka geradeswegs gekommen; müßte er dann doch durch den Wald des Sſolowej geritten ſein, was ſeit dreißig Jahren niemandem gelungen. Lachend ladet er aber die Herren in den Hof hinab und zeigt ihnen den Wicht, auf dem Sattel jämmerlich zum Klumpen geballt, der jetzt auf Befehl ſeines Siegers ſeine Kunſt als Nachtigall zeigen muß.

Und horch, Sſolowej jetzt als Nachtigall pfeift,
Daß alle betäubt nun erbleichen;
Entſetzen und Schauder die Kühnſten ergreift,
Die Stärkſten den Bildſäulen gleichen.

Wie er als Schlange dann ziſcht und als Stier brüllt, ſpringen alle Roſſe vor Schrecken aus dem Schloßhof hinaus, und die Fürſten taumeln zu Boden und wagen nicht zu athmen, bis der Großfürſt meint, es ſei des Spaßes genug, und Ilja bittet, den Brüller nur wieder zur Ruhe zu

Digitized by Google

bringen. Ilja aber wird hierauf herzlich willkommen geheißen und ſteht ſortan bei dem Großfürſten in hohen Ehren.

Im Ausdruck wohl noch gelungener iſt die Bearbeitung des Liedes von dem Helden Tſchurila Plenkowitſch, der mit ſeinem luſtigen Gefolge alles Wild und Geflügel in Wald und Feld erlegt und alle Fiſche in Strom und See wegfängt, ſo daß des Großfürſten Jäger und Fiſcher verzweifeln, wie ſie die feſtliche Tafel verſorgen ſollen. Wie dann der Großfürſt mit den Seinigen aufbricht, um den tollen Heiligen auf ſeinem Edelgute kennen zu lernen, und prächtig aufgenommen, ihn zu ſeinem Stoljnik (vornehmer Hofbeamte, Schenk) macht; wie ferner der luſtige Stoljnik, als er die Bojaren zum großfürſtlichen Schloſſe ladet, die ſchöne Kathinka, die jugendliche Gattin des greiſen Bermjata kennen lernt, — Alles das nimmt ſich gar anmuthig im Liede aus. In der Nacht ſchleicht ſich der Stoljnik von den Zechern fort; und als dieſe am Morgen vom Tiſche zur Frühmeſſe aufbrechen, was gab es da für Spuren im friſch gefallenen Schnee zu ſehen? war da ein Reh oder Haſe vorbeigeſprungen?

Kein Reh hat, kein Haſe die Spuren gemacht;
Da ſchlich wohl Tſchurila Plenkowitſch zur Nacht
Zu Kathinka hin, zu der jungen. —

Tiefſinnig iſt die Sage „Wie in Rußland die Helden verſchwunden ſind,“ die er am Ende des vierten Geſanges erzählt. Sie lebt nach ſeiner Verſicherung noch im Munde der Bewohner von Sibirien.

Bei dem blutigen Niederſinken der Sonne, heißt es, brauſeten die ſieben Paladine Wladimir's durch das endloſe Feld, um am frühen Morgen jenſeits des Gränzfluſſes Sſafat den alten Kampf gegen die heidniſchen aſiatiſchen Horden zu erneuen. Unter einer Rieſeneiche ſchlagen ſie ihr Zelt auf, und drunten rauſcht der Fluß. Held Dobrynja erwacht zuerſt, badet im Fluſſe, und als er nach Oſten gewendet, ſein Gebet verrichtet, ſieht er jenſeit ein weißes Zelt aufgeſchlagen, worin er den bekannten heidniſchen Rieſen vermuthet. Raſch zäumt er ſeinen weidenden Schimmel, blickt zum Himmel empor, ſetzt dann mit einem Sprunge über den Fluß und ruft den Rieſen zum Kampfe hervor. Der Kampf bleibt lange unentſchieden; endlich gleitet Dobrynja aus, fällt, und der Rieſe ſpringt ihm auf die Bruſt und reißt ihm Herz und Leber heraus. Als darauf der zweite Held, Aljoſcha, erwacht, ſieht er drüben Dobrynja's Roß mit geſenktem Haupte ſtehen. Er erräth ſogleich den Grund und ſetzt ebenfalls hinüber. Es gelingt ihm, den Rieſen nieder zu ringen. Schon iſt er im Begriff, ihm das Herz herauszureißen, da fliegt ein Rabe herbei, umkreiſet ihn mit ängſtlichem Ton und ruft ihm zu: „Zerreiße ihm nicht die Bruſt! ſiehe, ich fliege zum blauen Meere, wo es todtes und lebendes Waſſer giebt; beides bringe ich dir, um Dobrynja zu heilen!“ Der Rabe fliegt davon, iſt im Nu zurück und bringt das Verſprochene. Vom todten Waſſer benetzt, ſchließen ſich Dobrynja's Wunden, das lebende erweckt ihn aus dem Todesſchlafe. Darauf erwacht Ilja Muromez und ſieht ein zahlloſes Heer von heidniſchen Streitern über den Fluß heranſprengen, ſo groß, „daß es kein grauer Wolf umlaufen, noch ein Rabe umfliegen kann.“ Ilja ruft alle Helden herbei, und es beginnt ein furchtbarer Kampf, der drei Stunden und drei Minuten dauert. Da liegt das ganze Heer todt am Boden. Die ſieben Helden triumphiren laut, und Aljoſcha vermißt ſich auszurufen: „Und wenn auch das himmliſche Heer herniederſchwebte, wir ſtarken Helden würden auch mit ihm fertig werden!“ Und ſiehe, zwei Himmelsſtreiter ſchweben wie der Blitz herbei und rufen alle Sieben zum Kampfe auf. Aljoſcha trifft ſie durch die Schulter, da werden aber aus den zwei Streitern vier. Dobrynja ſprengt hinzu, verſetzt ihnen allen den Todesſtreich; doch, plötzlich ſtehen acht Streiter vor ihm; und wie Ilja ſie trifft, da werden es noch einmal ſo viel. Raſend wüthet der Kampf; ſtets vervielfacht ſich die Anzahl der Feinde, die ſchon weit und breit das Feld anfüllen. Sie kämpfen drei Tage, drei Stunden und drei Minuten; da beginnt Furcht und Grauſen die Sieben zu befallen; ihre Roſſe ſind ermattet, ihr Stahl iſt ſtumpf. Nach einander jagen ſie zum Felſenberg; doch jeder wird, wie er anlangt, zu Stein. Seit der Zeit ſind die alten ritterlichen Helden aus Rußland verſchwunden.

Als ein Mißgriff dagegen erſcheint uns im ſechſten Geſange die Einfügung einer „treuen“ Ueberſetzung des einzigen ſchriftlichen Denkmals altruſſiſcher epiſcher Poeſie. Es iſt das Lied vom Heereszuge Igor's, das aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ſtammt und, wie H. Toporoff vermuthet, von einem Theilnehmer jenes Zuges herrührt. Es iſt urſprünglich in Proſa geſchrieben und hat ſchon eine Reihe von deutſchen Ueberſetzungen erfahren; H. Toporoff ſcheint ſich aber etwas darauf zu Gute zu thun, daß er zuerſt es in einer gereimten Ueberſetzung wiedergiebt, und zwar in Ottaven. Das Lied iſt überwiegend lyriſch, erſcheint uns aber, wenn es auch manche kräftige und originelle Wendung aufzuweiſen hat, in ſeiner inneren Anordnung mangelhaft; das Verſtändniß im Einzelnen iſt ſo dunkel und macht dem Interpreten ſo große Mühe, daß ſeine Einflechtung unſerm Werke keine Zierde bereitet.

Indem wir noch einen kurzen Blick auf die Form des Werkes werfen, fällt es uns zunächſt auf, daß H. Toporoff zu jedem neuen Geſange ſtets eine neue Strophenform gewählt hat. Da haben wir einen Geſang in einer achtzeiligen trochäiſchen Strophe, den nächſten in der Nibelungenſtrophe; dann folgt eine anapäſtiſche Strophe, dann trochäiſche Tetrameter u. ſ. w.; nur die beiden letzten Geſänge haben die Stanzenform. Wir finden auch dieſes nicht geziemend, weil es die Ruhe des Epos ſtört; doch wollten wir in dieſem Punkte nicht ſkrupulös ſein, wenn wir überhaupt nur ein echt poetiſches Gewächs vor uns hätten. Was Sprache und Reim betrifft, ſo iſt gar zu oft noch das Ringen, die Mühe und Arbeit fühlbar, die der Verfaſſer gehabt. Der Reim erſcheint gar zu oft als erzwungen, und der Gebrauch der gewöhnlichen Flickwörter, wie da, wohl, nun, gar, ſofort u. ſ. w., iſt noch nicht genug gemieden. Beſonders treten dergleichen Mängel im erſten Geſange hervor, dem wir überhaupt vor allen andern böſe ſind. Verlangt H. Toporoff etwa Beweiſe? Gut, wir ſind ſie ihm wohl ſchuldig und wollen, ſo ungern wir den Raum dazu benutzen, mit einigen wenigen Citaten dienen, ſind aber bereit, auf Verlangen die Zahl derſelben noch weit zu vermehren.

Im erſten Theile alſo leſen wir, S. 18, Str. 1:

Andre kühne Slavenſchaaren
Schloſſen Freundſchaft mit Byzanz
Und vertrieben die Awaren
Aus Illyrien wohl ganz.

ein beſonders beliebter Reim; wir finden ihn, S. 64, Str. 6 in folgender Verbindung:

Es trug ſich zu indeſſen um eben dieſe Zeit,
Daß zwei Warjager-Ruſſen von Rurik's Hauptgeleit
Ihn um Erlaubniß baten, um auszuwandern ganz
Und mit den Waffenbrüdern zu ziehen nach Byzanz.

und auf der folgenden Seite:

Und nahen unheilbringend der Kaiſerſtadt Byzanz,
Verheerend und verwüſtend ringsum die Ufer ganz.

und wieder gleich auf der nächſten Seite:

Geſchreckt vom Zorn des Himmels, zerknirſcht im Innern ganz,
Sie Abgeſandte ſchicken aus Kijew nach Byzanz.

S. 19, Str. 1. 2:

Die Duljeben und Buſchanen
Saßen an dem Buge da,
Und die wilden Sjewerjanen
An der Sſem, Sſula, Deßna.
— — — — — — — — — — —
Und die Dregowitſchen wieder
Ließen ſchon vor alter Zeit
Sich am Pripatj heimiſch nieder
Bis zur Düna weit und breit.

Ferner bemerke man den Rhythmus in Str. 4, S. 188:

Wenn keck man ſich mit Ilja Muromez mißt.

und Th. 2, S. 252, Str. 3:

Doch welch' ein Tumult keichender Geſtalten!

Erſcheint H. Toporoff wirklich poetiſch, was wir. S. 36, Str. 4 leſen?

Auch die Einfalt ihrer Sitten
Einen neuen Anſtrich nahm,
Und was ſonſt ſie nie gelitten,
An die Tagesordnung kam.

Man bemerke ferner folgendes, S. 26, Str. 1:

All' ihr Aeuß'res war nur ſelten,
Selten nur erträglich rein;
Denn als Schönheit durfte gelten
Körperkraft und Muth allein.

und S. 159, St. 2:

Und ihnen genau auseinander er ſetzt,
Was von den verſchiedenen Glauben er jetzt
Durch ſeine Geſandten erfahren.

und S. 226, Str. 3:

Putſcha, Talez — Höllenrichter,
Leſchko, Jelowit, die Wichter;

Doch genug, wenn H. Toporoff nicht mehr verlangt. Im Allgemeinen aber wollen wir gern anerkennen, daß Sprache und Vers in den ſpäteren Geſängen reiner und gediegener werden.

Digitized by Google

Ob H. Hofrath Toporoff unſern oben ausgeſprochenen gutgemeinten Rath beherzigen wird, wir wiſſen es nicht und geben uns vorläufig keiner Hoffnung hin; den Dichtern zu rathen, iſt oft vergebens.

Italien.

Proben einer Ueberſetzung von Dante's „Hölle."

Von Adolf Doerr.

II.

Ugolino.

(33. Geſang.)

Der Sünder hielt im grauſen Mahle ein
Und wiſcht' am Haar des Haupts, das im Genicke
Er würgte, ſich die blut'gen Lippen rein.
Dann hub er an: „Du willſt, daß ich erneure
Grauſamen Schmerz, da Jammer mich erfaßt
Schon bei'm Gedanken an das Ungeheure.
Doch um auf den Verräther Schmach zu laden,
Den ich zermalme, geb' ich dir Bericht,
Ob Thränenſtröme auch mein Antlitz baden.
Nicht kenn' ich dich und weiß nicht, wie die Fahrt
Zur Hölle du vollbracht, doch hat die Sprache
Dich mir als Florentiner offenbart.
Graf Ugolino hieß ich, dieſer war
Der Erzbiſchof Ruggieri, nun erfahre,
Warum wir hier ſolch' eng verbunden Paar.
Wie er mit ſchwarzen Ränken mich bethört,
Wie ich gefangen wurde und zu Tode
Gebracht, dies Alles haſt du wohl gehört.
Doch Was vor'm Menſchenauge ſich verhüllt,
Die Schrecken meines Tod's vernimm und richte,
Ob mich mit Fug der grimme Haß erfüllt.
Durch eine kleine Luke in der Mauer
Des Thurms, nach mir der Hungerthurm benannt,
Der Manchen noch umfangen wird mit Schauer —
Gewahrt' ich mehrmals ſchon am ſchmalen Riß
Der Tage Wechſel, als ein böſer Traum
Der Zukunft Schleier plötzlich mir zerriß.
Denn als der Führer einer Jagd erſchien
Er mir, durch's Feld den Wolf mit ſeinen Jungen
Verfolgend nach dem Berg von Lucca hin,
Mit magern Hündinnen voll Gier und Hitze,
Gualandi's und Sismondi's und Lanfranchi's,
Er hetzte und war vornen an der Spitze.
Bald ſchien den Flüchtlingen die Kraft entſchwunden
Zum weiter'n Lauf, ſie wurden eingeholt,
Ergriffen und zerriſſen von den Hunden.
Als in der Früh' erwacht ich lag mit Bangen,
Da hört' ich meine Knaben um mich her
Im Schlafe weinen und nach Brod verlangen.
Ward dir ein menſchlich fühlend Herz gegeben,
So mußt du jetzt in banger Ahnung ſchon
Dem Schrecklichen, das kommt, entgegen beben!
Wir ſtanden auf, ſchon war heran gekommen
Die Zeit zum Mahl, doch harrten Alle wir
Um unſ'rer Träume willen angſtbeklommen.
Da ward verriegelt unten laut die Pforte
Am grauſen Thurme — Meine Söhne ſtarrte
Ich an, beraubt der Thränen, baar der Worte.
Da ſtand ich, wie verſteinert innerlich, —
Sie weinten — und mein kleiner Anſelm rief:
„Du ſchauſt ſo, Vater, fehlt dir etwas? Sprich!"
Ich klagte nicht und gab auch Antwort nicht
An jenem ganzen Tag, noch auch die Nacht
Darauf bis zu dem nächſten Sonnenlicht.
Als nun in unſ'rer Leidenszelle graute
Ein karger Strahl und mir aus vier Geſichtern
Des eignen Elends Bild entgegen ſchaute, —
Ballt' ich die Händ' und biß hinein vor Qual,
Doch ſie, im Glauben, daß mich Hunger triebe,
Erhoben plötzlich ſich mit einem Mal
Und riefen: „Vater, daß wir minder leiden,
So iß von uns, die arme Fleiſcheshülle —
Du gabſt ſie ja — ſo komm' uns zu entkleiden."
Ich faßte mich, daß ihnen Ruhe werde.
Zwei Tage blieben dann wir völlig ſtumm.
Warum verſchlangſt du uns nicht, harte Erde!
Am vierten Tag zu meinen Füßen ſtreckte
Mein Gaddo ſich und ſeufzte noch einmal:
„Mein Vater, hilf!" als Nacht ſein Auge deckte.
Und wie du hier mich ſiehſt, ſo ſah ich noch
Sich Alle, Einen nach dem Andern, legen,
Um nicht mehr zu erſteh'n. Erblindet kroch
Ich über ihre Leichen noch mit Taſten,
Der Todten Namen rufend, bis an mir,
Was nicht der Schmerz, zuletzt vollbracht das Faſten."
Auf's Neue packt' er, als er ausgeſprochen,
Entflammten Aug's das Feindeshaupt und malmte
Mit ſcharfen Zähnen wie ein Hund am Knochen.
Ha, Piſa, ſchwarzer Schandfleck in dem Garten
Des ſchönen Landes, wo das Si ertönt,
Da allzulang der Menſchen Strafen warten,
So mag Capraja und Gorgona häufen
Des Arno Fluthen einen Damm entgegen,
Damit ſie deine ſchuld'ge Stadt erſäufen!
Beging Graf Ugolino auch Verrath
An deinen Burgen, durfteſt du die Söhne
Doch ſtrafen nicht durch ſolche Schauerthat.
Schon ihre zarte Jugend mußte ihnen,
Brigata, Uguccione und den Andern,
Theben der Neuzeit du! zum Schirme dienen!

Lord Byron's Werke in Italien. — Literariſche Notizen.

Der Ritter Andrea Maffei, der durch ſeine Uebertragungen der Schiller'ſchen Dramen und des „Verlornen Paradieſes" ſich neben Monti und Pindemonte einen hervorragenden Ruf erworben hat, veröffentlicht ſoeben (bei Lemonnier in Florenz) eine Ueberſetzung der Tragödien von Lord Byron, die in Italien mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wird. Der italiäniſche Patriotismus, der jede Uebertragung in die holde Sprache des si als eine Erweiterung ſeines Gebiets zu feiern bereit iſt, erwacht mit ganz beſonderer Stärke bei dem großen Namen des Dichters, der früher als irgend ein anderer der Dollmetſcher der Schmerzen, der Prophet der Hoffnungen Italiens vor dem geſammten Europa geweſen iſt. Es bedarf nicht der Erinnerung an einzelne Stellen ſeiner Gedichte, um zu begreifen, warum die Italiäner Lord Byron den italiäniſchen Schriftſteller Englands nennen. Seine ganze Perſönlichkeit war dahin angelegt, in dem Italien des neunzehnten Jahrhunderts die Sympathien zu finden, die ihm ſein eignes Vaterland entzog, und ſie hat dort in der That nicht blos die erheblichſten Einflüſſe auf die Bildung einer neuen patriotiſchen Literatur ausgeübt, ſondern ſich auch bei dem Volke eine dauernde, theilnehmende Verehrung bewahrt. Die Italiäner verſichern uns indeß, daß jenes ehrende Beiwort ſich, abgeſehen von der Zuneigung Byron's für Italien, auch ganz beſonders auf die Eigenthümlichkeiten ſeiner Dichtungen ſtützt. Und man muß es geſtehen, daß auch hier wiederum grade die Eigenſchaften, welche insbeſondere an den Byron'ſchen Tragödien in England in ſo hohem Maße mißfielen, in den Augen des großen italiäniſchen Publikums als weſentliche Vorzüge gelten mußten. Grade das rhetoriſche Element, das im Marino Falieri, in den due Foscari, im Sardanapal ſo überwiegend an den Tag tritt, und das dieſe Werke des „großen Napoleon's in den Reichen des Verſes" in ſeiner Heimat zu einem Moskau, Leipzig und Waterloo werden ließ, ſprach mit gewaltiger Kraft zu den Italiänern, denen das Pathetiſche die Hauptſache in der Tragödie iſt. Durch Alfieri vorgebildet, waren ſie geneigt, auch den größten Mangel dieſer Dramen, die gänzlich undramatiſche Eintönigkeit ihrer Perſonen, im mildeſten, wo nicht gar im vortheilhaften Lichte zu betrachten, und noch heute iſt eine Rede, wie ſie der alte Falieri von der Rieſentreppe „an die Zeit und die Ewigkeit" hält, der furchtbare Fluch, mit dem der ſterbende Doge „das Gehenna der Gewäſſer, das Sodom des Meeres den unterirdiſchen Göttern weiht," oder ein Zwiegeſpräch, wie das zwiſchen Sarda-

Digitized by Google

napal und der Jonierin in dem brennenden Palaſte, des unermeßlichſten Beifalles in jedem italiäniſchen Theater gewiß. Ueberdies entſpricht die Maffei'ſche Arbeit im höchſten Grade den Anforderungen, die, wiederum ſehr abweichend von den Kunſtanſichten anderer Völker, in Italien an den Ueberſetzer gemacht werden, und die ſich am klarſten in dem Satze des berühmten Virgil-Ueberſetzer Pindemonte wiederſpiegeln, daß die wörtlichſte Ueberſetzung die untreueſte ſei. Wie er, ſo verlangt das italiäniſche Publikum von dem Ueberſetzer, daß er mit dem Urbilde wetteifere, daß er, „indem er Ueberſetzer wird, nicht aufhöre, Dichter zu ſein;" und es begrüßt das Werk von Andrea Maffei mit um ſo größerem Beifalle, weil daſſelbe viel weniger ein getreues Abbild, als eine geiſtreiche Nachbildung des Byron'ſchen Originals iſt.

Eine Schülerin dieſes um die italiäniſche Literatur auch ſonſt altverdienten Mannes iſt Signora Franzeska Lutti, deren „Novellen und lyriſche Poeſieen" (gleichfalls bei Lemonnier) mit nicht minderer Gunſt aufgenommen werden. Von den Novellen ſpricht beſonders „Giovanni" an, die Geſchichte eines Jünglings, der ſeinem Berufe, dem geiſtlichen Amte, wegen einer Leidenſchaft für die Braut ſeines Bruders untreu wird, aber nach mancherlei Kämpfen, auch auf den jüngſten Schlachtfeldern, zu ihm zurückkehrt, um das Ideal des wahren Prieſters zu verwirklichen. Dieſer letzte Theil des Gedichts — denn die Erzählung iſt in leichten und ſchönen ottave rime geſchrieben — iſt nicht ohne praktiſches Intereſſe für die Gegenwart, und grade weil er von jeglicher Tendenz frei das moraliſche Element der prieſterlichen Thätigkeit in voller Reinheit hervorhebt, im wunderſamen Einklange mit den Beſtrebungen derjenigen, die erſt in der religiöſen Wiedergeburt Italiens den Abſchluß ſeiner politiſchen Reorganiſation erblicken.

Mit Vergnügen finden wir in den Blättern, denen vorſtehende Notizen entnommen ſind, die Beurtheilung und ausführliche Inhalts-Anzeige eines anderen Werkes von ſehr abweichendem Inhalte, des Buches von G. G. *Mulder* (dem Utrechter Profeſſor, deſſen agrikultur-chemiſche Schriften auch anderweit in dieſen Blättern erwähnt worden ſind) über die naſſe Silberprobe; daß man von den Leſern einer italiäniſchen politiſchen Zeitung Verſtändniß und Theilnahme für die Fortſchritte erwarten darf, welche die Chemie der von Gay Luſſac nachgewieſenen quantitativen Analyſe verdankt, daß man in einem populären Blatte Italiens ausführlich auf die ungeheuren Vortheile hinweiſen kann, welche alle metallurgiſchen Gewerbszweige durch dieſe wichtige Entdeckung und ihre täglich fortſchreitenden Erweiterungen erfahren haben: das dünkt uns eben ſelbſt in dem Gange der ſich von Volk zu Volk ausgleichenden europäiſchen Bildung ein nicht unbedeutendes Merkzeichen zu ſein.

P. D. F.

Nord-Amerika.

Die Eiſenbahnen im amerikaniſchen Weſten.*

Von Louisville kehrten wir nach Cincinnati zurück, und bei dieſer Reiſe kamen wir an einen, Seymour genannten Ort in Idiania, wo wir mit dem Zuge zuſammentreffen ſollten, welcher auf der Miſſiſſippi- und Ohio-Bahn von St. Louis nach Cincinnati geht. Wir trafen ein, mußten aber, wegen eines Unfalls auf der Bahn, vier Stunden in Seymour bleiben. Ebenſo wurde ich einige Tage ſpäter, auf der Fahrt nach Oſten, von Cincinnati nach Baltimore, vier Stunden an einem Orte mit Namen Croßline in Ohio aufgehalten. In beiden Fällen benutzte ich die Zeit, ſoweit als möglich das Leben kennen zu lernen, welches die Leute führen, die ſich an ſolchen Orten niederlaſſen. Beide Städte — denn Städte nennen ſich die Orte — ſind durch die Eiſenbahnen geſchaffen worden. Das iſt ſogar bei faſt jedem Orte der Fall geweſen, in welchem einige hundert Menſchen in den weſtlichen Staaten zuſammengeführt worden ſind. Mit Ausnahme von Städten, wie Chicago, St. Louis und Cincinnati, kann man von den Anſiedlern kaum ſagen, daß ſie ihre Oertlichkeiten ſelbſt gewählt hätten. Dieſe wurden vielmehr für ſie von den Gründern der verſchiedenen Eiſenbahnlinien gewählt. In Europa giebt es nichts, was ſich den Eiſenbahn-Anſiedelungen im Weſten irgendwie vergleichen ließe. Erſtens läuft die Eiſenbahn mitten durch die Hauptſtraße der Stadt und bildet ſogar nicht ſelten die einzige Straße. In Seymour konnte ich keinen Weg finden, von den Schienen hinwegzukommen, wenn ich nicht in die Felder hineintreten wollte. In Croßline, das ein anſehnlicherer Ort iſt, fand ich *eine* Straße, in der es keine Eiſenbahn gab; ſie war aber freilich ganz öde und ſtand offenbar nicht in Gunſt bei den Einwohnern. Da es in beiden Orten Zweigbahn-Verbindungen gab, ſo fanden ſich natürlich auch Querſtraßen, und die Häuſer erſtreckten ſich von dem ſo gebildeten Mittelpunkte an den Bahnen hin, indem ſich Häuſer zu den Häuſern fügten, wenn Neugekommene ſich anſiedelten. Das Aechzen und Krächzen und Pfeifen der Maſchine dauert ununterbrochen fort, denn an ſolchen Orten warten Güterzüge immer auf Paſſagierzüge, ſowie die gewöhnlichen Güterzüge auf die Eilgüterzüge. Das iſt denn das Leben der Stadt, und da der ganze Ort von der Eiſenbahn abhängt, ſteht die letztere in beſonderer Gunſt. Man haßt den Lärm der Maſchine nicht, ſowie man das Aechzen und Keuchen derſelben nicht unmuſikaliſch findet. Uns iſt eine Locomotiv-Dampfmaſchine gleichſam ein Raubthier, vor dem man auf der Hut zu ſein hat und vor welchem man namentlich die Kinder warnt. Hier aber, in den Staaten des Weſtens, ſieht man ſie für ein Hausthier an; Niemand fürchtet ſich vor ihr und die kleinen Kinder laufen faſt unter ihren Rädern herum. Sie wird gehätſchelt und geſtreichelt; auch beißt oder kratzt ſie ſelten, ſoviel ich weiß. Ich habe durchaus nicht gehört, daß Kinder in Menge von ihr auf der Straße zermalmt wurden; es kommt ſogar ſelten vor, daß ſie einmal einen Betrunkenen umwirft und beſchädigt. Hätte man mich aber vorher um Rath gefragt wegen der natürlichen Folge einer ſolchen Einrichtung, ſo würde ich geſagt haben, es könne kein Kind in einer ſolchen Stadt aufwachſen und eine Fortdauer der Vermehrung der Bevölkerung werde geradezu unmöglich ſein.

Solche Ortſchaften wachſen und gedeihen trotzdem mit einem ganz eigenthümlichen Glücke, wie die Knaben und Mädchen ſich mehren und heranwachſen, allen Gefahren zum Trotze. Bei uns in Europa iſt es ſchwer oder unmöglich, die Wichtigkeit ſich vorzuſtellen, welche eine Eiſenbahn in den Staaten hat, oder auch nur die Wirkungen, die eine Eiſenbahn hervorbringt. Wir in England z. B. haben überall Landſtraßen, unſer Land war mit mehr oder weniger Sorgſamkeit lange vor der Zeit bebaut, als die Eiſenbahnen zu entſtehen begannen; in Amerika dagegen, namentlich im Norden, ſind die Eiſenbahnen die Vorläufer der Kultur. Sie ſind hier- und dorthin geleitet worden, durch Urwälder und über Prairien, ohne daß man auf anderen Verkehr als den hoffte, welchen ſie ſelbſt hervorrufen würden. Die Leute, die ſich an der Seite hin anſiedeln, haben die beſten Straßen zu ihrer Verfügung, aber keine anderen Wege. Das Land zwiſchen einer Anſiedelung und der anderen iſt in vielen Fällen noch ganz unbekannt, aber die ſie verbindende Eiſenbahnſtraße liegt da, welche die Produkte hinwegführt und neue Anſiedler herbeibringt. Die Stadt, welche hundert engl. Meilen davon liegt, iſt durch die Eiſenbahn ſo nahe gebracht, daß die Bewohner ſich als Nachbarn anſehen, während eine Anſiedelung zwanzig engl. Meilen abſeits im ungeklärten Lande unbekannt und unbeſucht bleibt, wovon Frauen und Kinder namentlich wahrſcheinlich nie etwas hören. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Eiſenbahn Alles, die erſte Nothdurft des Lebens und die einzige Hoffnung auf Gewinn, der Haltepunkt der Exiſtenz, von dem alle Lebensorgane ausgehen und der ſie alle ſchützt und birgt. Sie iſt der rechte Arm der Civiliſation für das Volk und die Entdeckerin der Fruchtbarkeit des Landes. Sie iſt mit Einem Worte Alles in Allem für dieſe Leute und für dieſe Gegenden. Sie befriedigt die Bedürfniſſe des Gränzerlebens und bringt allen Comfort der Stadt, bringt Bildung, Fortſchritt und Geſelligkeit in die Wildniß. Für das Auge eines Fremden ſind Oerter, wie Seymour und Croßline, öde und troſtlos. Sie haben durchaus nichts Schönes, weder von der Natur noch von der Kunſt. Die Eiſenbahn ſelbſt iſt häßlich, und die zahlreichen Seitenſtränge und Arme derſelben bilden eine Maſſe von Eiſenwegen, die meinem Gefühle nach höchſt unangenehm und verwirrend wirkt. Die hölzernen Häuſer haben den Eingang von der Bahn her, aber keinen Garten zum Schmucke. Ein Fremder, der einen ſolchen Ort zum erſten Male erblickt, ſpricht ſicherlich in ſich unwillkührlich ein Verdammungs-Urtheil über denſelben aus, aber er irrt ſich dabei wahrſcheinlich, weil er ihn nach einem falſchen Maßſtabe beurtheilt. Er ſollte ihn mit den neuen Anſiedelungen vergleichen, welche da gegründet worden ſind, wo keine Eiſenbahn zu Hülfe kam und Beiſtand leiſtete, nicht aber mit alten Städten, in welchen ſeit langer, langer Zeit Reichthum und Wohlſtand ſich geſammelt hat. Der Reiſende mag ſehen, was der Ort mit der Eiſenbahn iſt; aber er ſollte auch zu ermitteln ſuchen, was er ohne dieſe Bahn geworden ſein würde."

* Nach Anthony Trollope's „Nord-Amerika." Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1862.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Oeſterreichs Eintritt in den Zollverein. Man hat uns mit Bezug auf die Beſchlüſſe des deutſchen Handelstages in München gefragt, warum wir, die wir ſo entſchiedene Freunde der Handelsfreiheit und der Erweiterung des deutſchen Zollgebietes ſind, nicht auch für die Aufnahme Oeſterreichs ſtimmen, das uns ſo viele Millionen Konſumenten und ſo viele Tauſend Quadratmeilen freies Handelsgebiet zuführen würde? Wir antworten darauf, daß wir aus deutſchem Selbſtgefühl gegen dieſe Aufnahme uns erklären. Wir, die wir die Adepten der „Coruna česka,“ die ſlovèniſchen Bewohner Tomaniens, die Magyaren der Puſzten und die Nachkommen der alten Venetianer und Mantuaner perſönlich kennen und nicht, wie jener Münchener Rathsherr, der auf dem Bankett des Handelstages Venedig eine „deutſche Handelsſtadt“ nannte, aus der Perſpective der Wiener Reichsraths-Mitglieder betrachten — wir, die wir wiſſen, wie ſehr die Deutſchen ein Gegenſtand des Haſſes jener Völker ſind, welche nicht blos von ihren Schulen und Univerſitäten das Deutſche verbannen, ſondern auch, wo es darauf ankömmt, den Deutſchen (Oeſterreichern) eine Zoll-Einnahme zu entziehen, ſich ſogar des Genuſſes beliebter Gegenſtände, wie z. B. der Cigarren, enthalten — wir haben keine Luſt, uns mit dieſen unſeren Haſſern zu einem engeren Zollbunde zu vereinigen, in welchem ſie zuletzt durch ihre Einigkeit gegen die Deutſchen über unſere materiellen Intereſſen zu entſcheiden hätten. Aufrichtig beklagen wir unſere deutſchen Brüder in Oeſterreich, die mit ſo vielen widerſtrebenden Landesgenoſſen an Einem Strange ziehen müſſen, aber es iſt uns nicht zuzumuthen, daß wir dieſe Laſt ihnen abnehmen, oder auch nur mit ihnen theilen ſollen.

In Bayern und Württemberg giebt es allerdings eine zahlreiche Partei, die unter allen Umſtänden mit Oeſterreich gehen möchte, und Herr Franz Wertheim, der Berichterſtatter über die öſterreichiſchen Zollvereins-Anträge am Handelstage, ſagt mit Bezug auf dieſe Partei: „Würde ein Theil der Zollvereins-Staaten nicht allein für die Annehmbarkeit der öſterreichiſchen Propoſitionen ſtimmen, ſondern, was denn doch dieſer Beiſtimmung allein Werth verleihen könnte, auch das Verbleiben im Zollvereine von der Annahme der Vorſchläge abhängig machen, und würden trotzdem andere Zollvereins-Staaten die Annahme verweigern, ſo wäre das Motiv für jene Sprengung des Zollvereins vorhanden, die man von vielen Seiten ſo ſehr fürchtet.“ Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß trotzdem andere Zollvereins-Staaten, und zwar nicht blos die Regierungen, ſondern auch die Bevölkerungen, die Annahme der öſterreichiſchen Propoſitionen verweigern. Ja, wir können dem Herrn Wertheim und ſeinen Freunden ſogar verſichern, daß wenn die Sprengung des Zollvereins, wenn namentlich die Ablöſung Bayerns und Württembergs von demſelben eine Folge der öſterreichiſchen Propoſitionen und Manöver ſein ſollte, dieſe Kataſtrophe, ſo beklagenswerth ſie auch wäre, doch viel leichter von uns ertragen und verſchmerzt werden würde, als die einer Zoll-Einigung mit den Magyaren, Italiänern, Čechen, Slovenen und Rumänen. Wir wiſſen im Norden ohnedies, daß Bayern und Württemberg zur Zollvereins-Kaſſe viel weniger beiſteuern, als ſie aus derſelben herausbekommen, und hätten die Freunde der Handelsfreiheit auf dem Handelstage dies noch nicht gewußt, ſo würden die beiden glänzenden Feſte auf dem Rathhauſe und in der Weſtend-Halle zu München ſie darüber belehrt haben; denn dort floß nicht, wie dies bei ähnlichen Feſten in Norddeutſchland der Fall zu ſein pflegt, der Champagner, der Burgunder, der Château Lafitte und Laroſe, ſondern das bayeriſche Bier, der Franken- und der Pfälzer-Wein und echter „deutſcher Schaumwein“ in Strömen. Man ſagt uns freilich, daß durch die Ablöſung Bayerns und Württembergs vom Zollverein ſehr viele Induſtrielle des Nordens einen Theil ihres Abſatzes verlieren würden, doch dieſer Verluſt würde durch die neuen Handelsverträge mit Frankreich, England, Belgien und Holland, welche unſeren Induſtriellen die ganze Welt eröffnen, mehr als doppelt aufgewogen werden. Alſo wenn, wie ſie behaupten, den Bayern und Württembergern wirklich ſo viel an der Erhaltung des Zollvereins liegt, dann mögen ſie vor allen Dingen dem preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrag ihre Zuſtimmung ertheilen. Alsdann wird ganz Deutſchland gewiß bereit ſein, auch mit Oeſterreich über einen Handelsvertrag, und zwar auf den breiteſten Grundlagen, zu unterhandeln.

— Hannover'ſche Klopffechterei. Hr. Dr. Onno Klopp, der bekannte Klopffechter gegen Friedrich den Großen, den er zuerſt in ſeiner Geſchichte von Oſtfriesland angriff, und gegen Guſtav Adolph, iſt von einem ſeiner oſtfrieſiſchen Landsleute, dem gelehrten J. H. D. Möhlmann, in einer kürzlich zu Emden erſchienenen Schrift* als ein höchſt unzuverläßiger Plagiator dargeſtellt. Möhlmann hat (wie die „Süddeutſche Ztg.“ ſagt) die Leichtfertigkeit Klopp's gründlich nachgewieſen, ſeine Unzuverläßigkeit im Citiren unzweifelhaft gemacht, ja eine Art literariſcher Freibeuterei, das Benutzen nämlich von nur abgeleiteten Quellen, ſtatt der citirten urſprünglichen, zu faſt unumſtößlicher Gewißheit erhoben. Kritikloſes Ausſchreiben iſt die Methode des Todtenrichters über Friedrich den Großen und Guſtav Adolph. Möhlmann wirft ihm das unabläſſige Beſtreben vor, „Alles umzukehren und der bethörten Welt zu zeigen, daß erſt Er kommen mußte, wenn man die Wahrheit wiſſen wollte. Daher ſind ihm, nach ſpaniſch-habsburgiſcher Maxime, die niederländiſchen Generalſtaaten die Wurzel alles Uebels und ebenſo Alles, was von ihnen ausgeht; die proteſtantiſchen Heere beſtehen nach ihm faſt nur aus verworfenem, gewaltthätigem, räuberiſchem Geſindel; ſie ſind Landesverderber, ihre Gegner aber, beſonders Tilly, Landesbeglücker. Endlich ergeht er ſich in Schmähungen gegen die preußiſchen Monarchen, vor Allem gegen Friedrich den Großen und überhaupt gegen das ganze Preußenthum.“

— Alte und neue Sprachen. Ueber dieſen Gegenſtand fällt Dr. Moritz Zille, Director bei dem modernen „Geſammtgymnaſium“ in Leipzig, ein intereſſantes Urtheil, das mit unſeren eigenen, im „Magazin“ vielfach zum Ausdruck gekommenen Anſichten übereinſtimmt. Zille geht von dem Grundſatz aus, daß Knaben vor dem zehnten Lebensjahre überhaupt nur die Mutterſprache lernen ſollen, und daß bei dem dann beginnenden Erlernen fremder Sprachen vom Leichteren zum Schwereren fortgeſchritten, alſo mit den leichteren lebenden Sprachen begonnen werden müſſe, zuvörderſt alſo mit der am wenigſten ſchwierigen engliſchen Sprache. „Dieſer Grundanſchauung gegenüber, ſagt Dr. Zille, weiſt man auf die geſchichtliche Entſtehung dieſer Sprachen hin und meint, weil die franzöſiſche und theilweiſe auch die engliſche Sprache Tochterſprachen der lateiniſchen ſind, ſo müſſe erſt das Latein erlernt werden. Die Zeit und Art der Entſtehung der Sprachen iſt nicht entſcheidend für deren Erlernung. Bei dem Lernen habe ich den lernenden Schüler in's Auge zu faſſen und ihm das zu bieten, was er mit Leichtigkeit aufnehmen kann und was ſeine Kraft vermehrt. Vielfach verbreitet iſt die Meinung, daß durch die Kenntniß des Lateiniſchen die Erlernung des Franzöſiſchen erleichtert werde. Erleichtert wird allerdings die Kenntniß des Franzöſiſchen, aber nicht der Gebrauch deſſelben, d. h. das Schreiben und Sprechen. Der lateiniſche Schüler hat die vorgefaßte Meinung, daß er, vermöge ſeines Lateiniſchen, das Franzöſiſche ſchon kenne; er erräth leicht die Bedeutung der franzöſiſchen Wörter; daraus folgt, daß er auf die Erlernung der Formen und Regeln der franzöſiſchen Sprache, die ſehr mannigfaltig und fein ſind, keine Sorgfalt verwendet. Er kann franzöſiſche Schriften leſen und verſtehen, aber er kann die franzöſiſche Sprache weder ſprechen noch ſchreiben. Ungründlichkeit und Halbheit der franzöſiſchen Sprachkenntniß iſt die Folge von der frühern Erlernung des Lateiniſchen. Dazu geſellt ſich vom Lateiniſchen aus inſofern noch eine Nichtachtung des Franzöſiſchen, weil dieſes als eine arge Verſtümmelung und bäueriſche Mißgeſtaltung der volltönenden, formenreichen lateiniſchen Sprache erſcheint. Ganz anders, wenn man das Franzöſiſche eher kennen lernt; da tritt es als etwas Neues, Selbſtändiges dem Auge und Ohr entgegen, da erregt es die volle Aufmerkſamkeit, das reine Wohlgefallen und den ganzen Fleiß des Schülers. Während der lateiniſche Schüler mit Geringſchätzung auf das Franzöſiſche blickt, lernt der Schüler, der ſpäter das Latein lernt, das Franzöſiſche achten und ehren. Der größte Uebelſtand bei den lateiniſchen Schulen iſt aber der, daß die lateiniſche Sprache 8 bis 10 Jahre hindurch die Hauptſache bleibt und der Schüler ſomit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, ſelbſt die griechiſche, aber noch viel mehr die neueren, als Nebenſache zu behandeln. Gegen die fortwährende nebenſächliche Auffaſſung und Behandlung aller nichtlateiniſchen Sprachen muß man ſich beſonders vom weltbürgerlichen Standpunkt aus erklären; dadurch wird die weltbürgerliche Geſinnung von Grund aus entweder zerſtört oder gelähmt und geknickt. Wie jedes Volk ſeine Selbſtändigkeit beſitzt, ſo ſoll auch die Schule dieſe Selbſtändigkeit dadurch ehren, daß ſie die Erlernung der Sprache, die ſie lehrt, einige Zeit hindurch zur Hauptſache macht und darauf den meiſten Fleiß verwenden läßt. Daraus entſteht eine Aufeinanderfolge der Sprachen; durch dieſe wird die richtige Werthſchätzung derſelben erzeugt und damit zugleich die weltbürgerliche Geſinnung genährt und befeſtigt. Demgemäß ſollte in jeder Anſtalt mit dem 10. Lebensjahre der Schüler das Engliſche beginnen und zwei Jahre lang als Hauptſache betreiben; dieſem folge in gleicher Weiſe mit dem 12. Jahre das Franzöſiſche, mit dem 14. Jahre das Lateiniſche und endlich mit dem 15. Jahre das Griechiſche, wobei die vorher erlernten Sprachen immer fortgeführt werden.“

* „Kritik der frieſiſchen Geſchichtsſchreibung überhaupt und der des Dr. Onno Klopp insbeſondere.“

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Brie'e etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 46. Mittwoch, den 12. November 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Studien eines Tirolers 539
Der deutſche Handelstag in München. Zweiter Artikel 540
Der ruſſiſche Feldzug von 1812, an Ort und Stelle gezeichnet . . . . . „

Rußland.
Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft. I. Der Plan. II. Von Soldatskaia über Irbit bis Weliki-Uſtiug 541

Paläſtina.
Der Talmud, bibliographiſch und kritiſch betrachtet von F. Lebrecht . . . 544

Frankreich.
Alte Bauwerke in Frankreich. I. Die Kirche der Templer in Luz. II. Der Palaſt des Senates in Paris. III. Das Schloß Pierrefond 545

England.
Schattenriſſe aus dem Londoner Leben. Ein Buch über den Kindermord . 547

Nord-Amerika.
Die Südſtaaten und die Sklaverei 549

Mannigfaltiges.
Oeſterreich und Deutſchland . . . . „
Arbeiten und arbeiten laſſen 550
Eine Stimme aus Frankreich über das heutige Deutſchland . . . . . „
Das griechiſche Königthum in der Auflöſung . . . . „
Deutſche Expedition in Afrika . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Studien eines Tirolers.*

„Tirol, das Land der finſterſten Geiſtesknechtſchaft“ — das iſt faſt zur banalen Phraſe geworden, die wenigſtens von Manchem gedankenlos nachgeſprochen wird. Wer Land und Volk nur vom Hörenſagen kennt, oder es einmal flüchtig durchreiſt hat, wer Morgens und des Abends das eigenthümliche Gebetsgeräuſch in den Bauernhäuſern gehört, in den Dörfern und kleinen Städten die auf Schritt und Tritt dem Geiſtlichen die Hände küſſenden Weiber und Kinder, die Bittgänge zu den Gnadenbildern, oder gar eine jener famoſen Glaubens-Proceſſionen geſehen hat, bei welchen Tauſende rüſtiger Bauern, die Roſenkränze in den braunen, ſchwieligen Händen, wie auf Kommando zum Gebet auf die nackten Kniee fallen, und die geiſtlichen Führer ſo unliebſame Worte fallen laſſen, wie etwa: „Jetzt kommen wir noch mit Roſenkränzen, aber das nächſte Mal kommen wir mit Knütteln und Stutzen,“ — der wird freilich leicht das ganze Tiroler Volk für eine Schafheerde anſehen, die einigen Leithammeln blindlings folgt, und das Land für das eigentliche Eldorado der Pfaffen halten. Auch läßt ſich in der That nicht leugnen, daß der Clerus dort auch heute noch eine Gewalt über den Bürger und Bauern übt, wie ſonſt nirgends im deutſchen Vaterlande, und daß er darin durch eine gewiſſe feudale Partei mächtig unterſtützt wird. Zeugniß dafür giebt unter Anderm die von 40,000 Unterſchriften bedeckte Petition gegen das kaiſerliche Proteſtanten-Patent vom 8. April v. J.

Ganz unberührt iſt aber doch auch Tirol von dem Hauche der neuen Zeit nicht geblieben. Ueber der kimmeriſchen Nacht einer durch Jahrhunderte gefliſſentlich genährten Verdummung tauchen hier und da hellleuchtend einzelne Lichte einer beſſeren Erkenntniß, Wahrzeichen eines edlen Strebens nach größerer politiſcher und kirchlicher Freiheit auf. Zu den erfreulichſten Erſcheinungen dieſer Art gehört das kürzlich in Leipzig erſchienene Buch, deſſen Titel wir unſerm Aufſatze als Ueberſchrift gegeben haben. Verfaſſer deſſelben iſt der, ſeit ſeiner Veranſtaltung eines Lichtfeſtes in Bozen zu Ehren der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, in deutſchen Blättern vielfach genannte Dr. Joſeph Streiter, jetzt Bürgermeiſter in Bozen. Das Buch iſt bedeutungsvoll für Tirol ſchon durch ſeinen Inhalt, mehr noch dadurch, daß der Verfaſſer überhaupt gewagt hat, es herauszugeben: eine friſche, männliche Geiſtesthat. Es iſt wohl das erſte Mal, daß Tiroler Zuſtände mit dieſem Freimuth beſprochen und vor das große Forum der öffentlichen Meinung gebracht werden. Es iſt eine Sammlung bereits früher geſchriebener Aufſätze, eine Art kriegeriſcher Propyläen zu dem erſt noch zu eröffnenden Feldzuge, und kündigt ſich als erſte Abtheilung an. Die zweite Abtheilung ſoll nicht nur den neueſten Ereigniſſen in Tirol, ſondern auch der Wiedergeburt des geſammten Kaiſerſtaaates gewidmet ſein. Der erſte Abſchnitt der uns vorliegenden erſten Abtheilung führt die Ueberſchrift: „Die Jeſuiten.“ Sagt er uns auch nichts weſentlich Neues über die Grundſätze und Einrichtungen dieſes Ordens, ſo iſt doch die Darlegung, wie die Jeſuiten mit Hülfe eines Freiherrn Joſeph von Giovanelli in Innsbruck feſten Fuß faſſen, und ſich namentlich des Gymnaſial-Unterrichts bemächtigen konnten, von ſpeziellem Intereſſe. Der zweite Abſchnitt des Buches: „Tiroliſche Zuſtände“ überſchrieben, läßt uns unter fünf Rubriken, „Geiſtlichkeit und Schulen, Geſetze und Beamte, die Stände, Ackerbau, Fabriken und Handel, Literatur“ tiefere Blicke in das kirchlich-politiſche und ſtaatswirthſchaftliche Treiben im Lande thun, wie es vor der März-Revolution war und — großentheils noch iſt. Die Behauptung, die der Verfaſſer gleich an die Spitze dieſes größeren Aufſatzes ſtellt, die Erhebung der Tiroler gegen die Fremdherrſchaft ſei viel weniger aus dem Durſt nach Freiheit oder aus der Bruderliebe zum ſtammverwandten Nachbar, als aus dem Einfluß der Geiſtlichkeit hervorgegangen, welcher Bayerns religiöſe Neuerungen ein Dorn im Auge waren, hat dem Verfaſſer unter ſeinen Landsleuten viele Feinde zugezogen. Es mag freilich wehe thun, ſich den Nimbus patriotiſcher Begeiſterung ſo mir nichts dir nichts vom Haupte gezogen zu ſehen; aber die erſte Pflicht des Geſchichtsſchreibers iſt Wahrheit, und daß er ſie zu ſagen wagt, bringt ihm alle Ehre. Der Abſchnitt „Ackerbau, Fabriken und Handel“ ſcheint uns mit großer Klarheit und Umſicht geſchrieben. Der Verfaſſer ſieht das Heil für ganz Tirol nur in der Ermöglichung eines vermehrten Gewerbfleißes und Tranſits, und findet darum ſeine Lebensfrage in dem Anſchluß an den deutſchen Zollverein. Die dritte Hauptabtheilung behandelt in ſechzehn unter ſich in innerem Zuſammenhange ſtehenden kleineren Abſchnitten „die Bewegung im Jahre 1848.“

Dieſe Bewegung in ihrem Einfluſſe auf das ſtille bis dahin faſt hermetiſch verſchloſſene Land bis in's Einzelnſte verfolgen zu können, iſt von beſonderem Intereſſe. Der ſchwarze Faden, der ſich durch das Ganze zieht, iſt der Gedanke, daß jedes redliche Vorwärtsſtreben, jede geſunde Fortentwickelung durch die Gegenbewegungen der hierarchiſch-feudalen Partei wieder paralyſirt worden iſt; der goldne Faden: des Verfaſſers warme Liebe zum großen deutſchen Vaterlande, die aus jeder Seite des Buches unzweideutig hervorblickt. Der Stil des Buches iſt glänzend, wenn auch nicht immer frei von öſterreichiſchen Provinzialismen und ſelbſt einigen Tiroler Solöcismen, die indeſſen dem Buche auch wieder das Gepräge der Urſprünglichkeit aufdrücken. Wir geben zur Charakteriſtik ſowohl des Stils, als des Inhalts den Rückblick, mit welchem das ganze Buch ſchließt.

„Die Revolution des Jahres 1848 brachte in Tirol, wie anderswo die gährenden Elemente zur klaren und offenen Erſcheinung. Der Clerus,

* Leipzig. Veit & Co., 1862.

Digitized by Google

der durch die falſche Politik der Regierung ſtärker war, als ſie ſelbſt, ſcheute ſich nicht, in Deutſch-Tirol zu prahlen: er ſei eine Macht, auf ſeinen Ruf erſtand ein Heer von 125,000 Knechten, das wie Ein Mann trotzig erklärt: „Wir wollen die Glaubenseinheit;" Ladurner und Andere, die hinter ihm ſtanden, kündeten den Miniſtern den Gehorſam und belehrten den Kaiſer, daß er für ſie nur der Graf von Tirol ſei. In Wälſch-Tirol erzeugte die Verehrung für Rom, den Sitz des Glaubens und des Primats der geiſtigen Cultur, jenen nationalen Schwindel, der den Feinden Oeſterreichs die Hände bot. Die Geſchichte ſprach in ſehr verſtändlichen, kaum zu überhörenden Tönen; der Wurm, der am Leben eines urkräftigen Volkes frißt, bläht ſich und wühlt mit jedem Tage von neuem; dennoch findet man es noch immer nicht an der Zeit, ihn unſchädlich zu machen. Man ſcheint es ruhig abzuwarten, bis er an der eigenen Fäulniß ſtirbt. Entgehen wird er ſeinem Schickſale nicht; allein die Kraft, die er aufzehrt, wäre eines beſſeren Zieles werth."

Die Bedeutung des Buches für Tirol ergiebt ſich am ſchlagendſten durch den furchtbaren Sturm, den das Erſcheinen deſſelben im Lande hervorgerufen hat. Mit verdoppelter Wuth iſt die klerikale Meute über Dr. Streiter hergefallen, der ſich ihm durch ſein Lichtfeſt und am Oſterfeſte dieſes Jahres durch ſeine Theilnahme an dem Begräbniß eines jungen Proteſtanten in Bozen ſchon ganz beſonders mißliebig gemacht hat. Die Tiroler Stimmen und andere katholiſche Blätter wimmelten von den gehäſſigſten, großentheils perſönlichen Angriffen gegen ihn. Das iſt nicht zu verwundern. Wenn aber ſelbſt das offizielle Blatt der tiroler Regierung, der Tiroler Bote, einen derartigen Schmähartikel, verfaßt von einem gewiſſen Dr. Adolph Pichler, hat bringen dürfen, ſo wirft das einen fatalen Schein auf die Regierung ſelbſt. Wir haben gar nichts dagegen einzuwenden, daß die Regierung einem Profeſſor Wildauer für ſeine mannhafte Rede auf eine etwas ungeſchickte Aeußerung in Frankfurt einen der höchſten öſterreichiſchen Orden verleiht. Aber nun ſollte man auch conſequent ſein, einen Mann, der die Prinzipien des Conſtitutionalismus, politiſche und religiöſe Gleichberechtigung aller Staatsbürger ihrem eigenen Patente nach ehrlich vertritt, nicht mit Schmutz bewerfen laſſen, ihm nicht ſelbſt zur Märtyrerkrone verhelfen. Die Tiroler aber mögen zuſehen, daß ſie nicht durch fortgeſetzten ebenſo unnützen, als abgeſchmackten Widerſtand gegen die gerechteſten Forderungen der Bildung und Humanität, durch eigenſinniges Beharren in ihrem frommdunkeln Blödſinn ſich um alle Sympathieen der übrigen deutſchen Bruderſtämme bringen, die ihnen bisher noch geblieben ſind.

Der deutſche Handelstag in München.

Zweiter Artikel*

Die Zahl der Stimmberechtigten auf dem Handelstag in München betrug 198, von denen 100 Stimmen für das ſchleunige Zuſtandekommen des Handelsvertrages mit Frankreich, 96 dagegen ſich erklärten und 2 ſich der Abſtimmung über dieſe Frage enthielten. Von dieſen 198 Stimmen gehörten 154 dem Zollverein an; ſo daß alſo ungefähr zwei Drittel derjenigen, die allein über dieſe Frage mitzuſprechen und zu entſcheiden hatten, für den Handelsvertrag ſich erklärten. 40 Stimmen gehörten der öſterreichiſchen Monarchie und 4 den Hanſeſtädten (Hamburg, Bremen, Lübeck und Ritzebüttel) an. Unter den 40 öſterreichiſchen Stimmen befand ſich eine aus Lemberg und eine aus Brody, alſo aus Gegenden, die nicht das allergeringſte Intereſſe für das Gedeihen des deutſchen Handels haben. Wien war durch fünf Stimmen, Prag durch drei, Brünn durch drei und Olmütz durch zwei Stimmen vertreten, während die Städte Berlin, Breslau, Köln, Magdeburg, Stettin, Danzig und Königsberg jede nur Eine Stimme hatten. Letzteres entſprach der Vorſchrift des Art. 4 der Statuten des deutſchen Handelstages, worin ausdrücklich geſagt iſt, daß alle deutſchen Handelskammern, Handelsvorſtände und kaufmänniſche Vereine zwar berechtigt ſind, in beliebiger Anzahl Bevollmächtigte zu entſenden, von denen Jeder an der Berathung theilnehmen kann; „bei Abſtimmungen ſteht indeſſen den mehreren Vertretern eines Platzes, beziehungsweiſe Handelsbezirks, nur Eine Stimme zu, über welche ſie ſich zu einigen haben." Wodurch es gekommen, daß in München zu Gunſten Wiens und einiger anderen öſterr. Städte eine ſo flagrante Ausnahme gemacht wurde, das haben wir, die wir an den Berathungen des Handelstages Theil genommen, nicht zu ermitteln vermocht. In ähnlicher Weiſe begünſtigt waren Stuttgart, mit zwei Stimmen, zu deren Abgebung nicht weniger, als zweiunddreißig Abgeordnete der ſchwäbiſchen Hauptſtadt erſchienen waren, und die Reſidenz Hannover, mit zwei Stimmen, deren Eine Herr Director Karmarſch, ein geborener Oeſterreicher, vertrat, der ſich noch kaiſerlich-königlicher, als ſämmtliche Wiener, geberdete und der daher auch niemals mit den zahlreichen Vertretern des Handels und der Schifffahrt des Landes Hannover ſtimmte. Auf der Seite der Freunde des Handelsvertrages hatte man nur zwei Städten, nämlich Düſſeldorf und Manheim, das Vorrecht einer Doppelſtimme zuerkannt.

Doch aller dieſer augenſcheinlich parteiiſchen Begünſtigung der Gegner des Handelsvertrages ungeachtet, ſind dieſe auf dem Handelstag unterlegen; ja, bei dem Antrage der Oeſterreicher, daß der Handelsvertrag als den Rechtsanſprüchen des Kaiſerſtaates präjudizirlich erklärt und vor allen Dingen der Eintritt des Letzteren in den Zollverein möglich gemacht werde, ſtimmten nur 60 — mit Einſchluß der 40 Oeſterreicher — dafür und 138 Stimmen dagegen.

Jene Rechtsanſprüche des Kaiſerſtaates ſuchten die Angehörigen deſſelben namentlich auf den Vertrag zu begründen, welchen Oeſterreich am 19. Februar 1853 mit dem Zollverein abgeſchloſſen und, der, ſeiner ausgeſprochenen Beſtimmung nach, folgende drei Zwecke hatte: 1) die Erleichterung des Gränzverkehrs; 2) die Anbahnung eines Handelsvertrages mit weiteren gegenſeitigen Zugeſtändniſſen, und 3) die Beſchränkung des demoraliſirenden Schleichhandels, der damals gegen Oeſterreich hin, an ſeiner ganzen Gränzlinie, von Oberſchleſien bis nach dem Bodenſee, vollſtändig organiſirt und im Schwunge war. Nun behaupten die Oeſterreicher, daß ihre auf dieſen Vertrag ſich ſtützenden Rechtsanſprüche um ſo mehr begründet ſeien, als derſelbe ihnen Opfer von bedeutendem Umfang auferlegt habe. Nach Czörnig's ſtatiſtiſchen Ermittelungen, hat nämlich, ſeitdem der gedachte Vertrag in Kraft getreten, Oeſterreichs jährliche Ausfuhr nach dem Zollverein durchſchnittlich nur 3 Millionen, ſeine Einfuhr dagegen aus dem Letztern 20 Millionen Gulden betragen. Und dies ſoll, wie die Oeſterreicher behaupten, ein Opfer für ſie involviren, welches ihnen Anſprüche auf den Eintritt in den Zollverein verleiht! Wer ſich indeſſen die Sache näher betrachtet, der wird finden, daß der Vertrag von 1853 nicht allein kein Opfer, ſondern vielmehr einen realen Gewinn für die Staatskaſſe ſowohl, als für die Induſtrie Oeſterreichs zur Folge gehabt hat. Die obengedachten Zwecke des Vertrages ad 1 und 3 ſind nämlich ſo vollſtändig erreicht worden, daß der Schleichhandel an der öſterreichiſchen Gränze faſt ganz aufgehört hat und diejenigen Waaren im Betrage von 20 Millionen Gulden, die ſonſt auf Schleichwegen, zum Nachtheile der öſterreichiſchen Staatskaſſe und Induſtrie eingeſchmuggelt wurden, jetzt unter Controle der öſterreichiſchen Gränzbehörden und unter Entrichtung des allerdings herabgeſetzten Eingangszolles eingeführt werden, ſo daß die Statiſtik, der dieſe Art von Einfuhr früher ganz entging, jetzt davon Akt zu nehmen vermag.

Man kann ſogar im Gegentheil annehmen, daß durch den Vertrag von 1853 den Gränz-Provinzen des Zollvereins ein Opfer auferlegt worden, indem die früher maſſenhaft nach den öſterreichiſchen Ländern eingeſchmuggelten Waaren meiſtens in jenen Provinzen entnommen wurden, während ſie jetzt der Handel auf regelmäßigen Wegen da bezieht, wo ſie am Wohlfeilſten zu haben ſind. Niemals wird jedoch der Zollverein dieſe Art von Einbuße als ein Opfer betrachten; er wird vielmehr in dem Aufhören des Schleichhandels und in der Herſtellung des regelmäßigen Geſchäftsverkehrs einen Fortſchritt in materieller, wie in moraliſcher Hinſicht erkennen. Deshalb haben auch auf dem Handelstage 138 gegen 55 Stimmen, unter welchen Letzteren ſich die 40 Oeſterreicher befanden, folgende Reſolution gefaßt:

„In der Vorausſetzung, daß die Erhaltung des Zollvereins und der Abſchluß des Handelsvertrags mit Frankreich ſich erzielen läßt, beſchließt der Handelstag über das künftige Verhältniß des Zollvereins zu Oeſterreich wie folgt: Die nach dem Vertrag vom 19. Februar 1853 zwiſchen dem Zollverein und Oeſterreich beſtehenden Verkehrs-Erleichterungen ſind möglichſt dahin auszudehnen, daß bei der Mehrzahl der beiderſeitigen Erzeugniſſe des Bodens und der Induſtrie zollfreier Verkehr eintrete, wogegen die Selbſtändigkeit der beiden Zollgebiete auch ferner erhalten bleibt."

J. L.

Der ruſſiſche Feldzug von 1812, an Ort und Stelle gezeichnet.*

Das Jahr 1812 iſt der mitlebenden Menſchheit jetzt wieder bedeutungsvoll in's Gedächtniß gerufen worden. Fünfzig Jahre ſind über das

* Vgl. Nr. 44 des „Magazin."

* Blätter aus meinem Portefeuille im Laufe des Feldzugs 1812 in Rußland an Ort und Stelle gezeichnet von C. W. von Faber du Faur, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von F. von Kausler; Feuilles extraites de mo

Digitized by Google

gewaltige Ereigniß jenes ruſſiſchen Winters dahingeſtrichen, ein halbes Jahrhundert hat uns fern abgeführt von dem Strafgerichte Gottes, das über den übermüthigen Korſen hereinbrach; aber an dem Wendepunkte eines neuen Zeitabſchnitts erſcheint das Altvergangene plötzlich, als wäre es erſt geſtern geſchehen. So wurde die Schilderung des Feldzugs von 1812, die der ruſſiſche Generalmajor Bogdanowitſch auf kaiſerlichen Befehl unternommen hat (man vergleiche unſern Bericht in Nr. 33 des „Magazin" vom 13. Auguſt c.), mit überaus lebhaftem Intereſſe begrüßt, ſowohl von den ehrwürdigen Reſten der Helden aus den Napoleoniſchen Kriegen, als von der Jugend, ſofern ſie ein Herz hat für die Großthaten der Väter. Und wäre es nicht die Empfänglichkeit der Jugend für alles das, was Handlung, Thatenhandlung heißt, ſo iſt es der neuerwachte hiſtoriſche Sinn und Geiſt, der die Fäden der Vergangenheit bis zur Gegenwart hinabreichen ſieht. Es bedarf heute kaum einer bildlichen Darſtellung, um die hiſtoriſche Erſcheinnng hell und klar vor's Auge zu rücken, und erſtere wirkt oft ſogar ſtörend, wenn ſie allein der dichteriſchen Phantaſie eines halbunterrichteten Künſtlers ihren Urſprung verdankt. Anders verhält ſich die Sache, werden uns Zeichnungen vorgelegt, deren Grundzüge an Ort und Stelle fixirt wurden, während Leben und Handlung den Zeichner unmittelbar ergriff. Da ſtrömt aus der Bleiſtift-Skizze eine Wärme, eine Wahrheit, welche plaſtiſcher malt, als der kühnſte Entwurf des ſchaffenden Genius, dem — die Wirklichkeit mangelt! Man nennt das heutzutage „Realität der Darſtellung."

Will Jemand das große Drama von 1812 in voller Lebenskraft vor ſeinem Blick emporſteigen laſſen, als wäre es nicht in's Grab der Vergangenheit geſunken, ſo empfehlen wir ihm die Blätter aus dem Portefeuille eines Württembergiſchen Reiter-Offiziers, des Herrn von Faber du Faur, der unter Führung des damaligen Kronprinzen, Wilhelm von Württemberg, den Zug der „großen Armee" begleitet hat. Der kunſtgeübte Herr von Faber hat jeden Halt und jedes Bivouac ſeines reitenden Jäger-Regiments (es war beim dritten Corps des Marſchalls Ney in der leichten Kavalerie-Diviſion Wöllwarth) treulich benutzt, ſofort Stift und Kreide mobil gemacht und jede draſtiſche Scene im Taſchenbuch aufgefangen. Er muß hierbei mehrmals, wenn nicht ſehr oft, jenen dem Ingenieur eigenthümlichen artiſtiſchen Muth entfaltet haben, der den höchſten Grad von Kaltblütigkeit mit dem regſten Intereſſe für das Geiſtige des Vorganges verbindet. Sonſt konnte er das brennende Smolensk am 17. Auguſt 1812, als noch das Heldenhäuflein des fieberkranken, aber ungebeugten Dochturov mitten durch die Flammen ſeinen Rückzug erkämpfte, dicht vor der Brandſtätte, nicht in ſo ruhiger Majeſtät auffaſſen und wiedergeben. Selbſt im Getümmel der Schlacht von Borodino, in welcher der Corps-Kommandant des Herrn von Faber, der berühmte Deutſch-Lothringer, Michel Ney, freilich unter Andern auch mit vierzehn Bataillonen und zwölf Schwadronen zu Schwabenſtreichen aufgelegter Württemberger* den Beinamen „le brave des braves" erwarb: ſelbſt in dieſer Würgeſchlacht fand unſer ſoldatiſcher Künſtler die nöthige Ruhe, einen ſchönen Reiterangriff — irre ich nicht, den prachtvollen Angriff der ſächſiſchen Küraſſiere (Regimenter: Garde-Reiter und von Zaſtrow) unter General Thielmann — maleriſch aufzunehmen. Höchſt intereſſant iſt auch der Einzug Napoleon's in Moskau. Es iſt der Moment gewählt, wie das dritte Corps, von Ney, bei dem Imperator vorbeimarſchirt. Hier zeigen ſchon die Regimenter, und zwar die der National-Franzoſen, einige wunderbare Geſtalten, deren Uniformen durch die Nachhülfe von Damenputz vervollſtändigt ſind. Ernſthafter wird die Situation nach der Beſitznahme von Moskau. Die von der „großen Armee" in dieſer Hauptſtadt zugebrachten Wochen, hat Herr von Faber eifrigſt für ſeinen Zweck verwerthet: man kann das Schickſal der „großen Armee" aus dem Treiben in Moskau vorherſagen; bilden doch die Reſte der ruſſiſchen Einwohnerſchaft, die unſer Zeichner, wie alle Phyſiognomien des ruſſiſchen Volksthums, aufmerkſam ſtudirt hat, einen Unheil verkündenden Gegenſatz zu dem Uebermuthe der ſiegestrunkenen Soldateska! Und nun der Rückzug! Er übertrifft an Gräßlichkeit jede noch ſo romantiſche Vorſtellung. Die Bilder, die Herr von Faber giebt, ſind von ſprechender Naturwahrheit und von ſeeliſcher Treue; aber, was ſie zu ſeiner bedeutendſten Leiſtung ſtempelt, iſt der künſtleriſche Hauch, der das Entſetzliche des Auftritts durch ein verſöhnendes Motiv mildert. Beſchreiben läßt ſich das nicht. Dergleichen muß man ſehen! Dieſe Abbildungen enthalten ihren Kommentar in ſich ſelbſt; ich wüßte nicht, daß die zum Theil recht ſchätzbaren Anmerkungen des Herrn von Kausler unſerm Verſtändniß eine vom Künſtler verſchuldete Lücke auszufüllen böten. — Von der franzöſiſchen (?) Ueberſetzung des Kommentars und der Unterſchriften ſchweigen wir lieber, denn der Wehruf, der hinter dieſem Franzöſiſch ertönen könnte, würde allzu ſcharf den Satz beſtärken, daß alle Tragik des Erdendaſeins der Komik tributpflichtig iſt. Trauttwein von Belle.

portefeuille etc. Bei C. F. Autenrieth in Stuttgart. 18 Mappen mit gegen 100 ſchönen Lithographien.

* Das beklagenswerthe Württemberg mußte außer obigem Kontingent noch ein viertes Reiter-Regiment (4 Schwadronen) ſtellen, welches neben dem preußiſchen combinirten Ulanen-Regimente in derſelben Diviſion Pajol (beim Kavalerie-Corps Montbrun) focht und ſammt den Ulanen zu Grunde ging.

Rußland.

Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft.

I.

Der Plan.

Die Geſchichte merkwürdiger Perſonen hat ſo manches Entkommen aus Feindes Land, ſo manche Flucht aus Kerkerhaft verzeichnet; wenige aber dürften einen Vergleich aushalten mit der des Polen Julian Klaczko aus der ſibiriſchen „Katorga." Die Sorgfalt und Umſicht bei der Vorbereitung zu dem kühnen Unternehmen; die Klugheit, wachſame und mißtrauiſche Wächter zu täuſchen; der unbeugſame Muth, den furchtbarſten Gefahren zu trotzen; die Selbſtbeherrſchung und die Geiſtesgegenwart bei unerwarteten und plötzlichen Zwiſchenfällen; die phyſiſche Kraft, Monate lang ſibiriſche Kälte, nordiſches Unwetter, Hunger, anſtrengende Wanderung durch unwegſame Steppen und Urwälder auszuhalten — Alles das zuſammengenommen ſtempelt dieſe Flucht zu einer der unglaublichſten und wunderbarſten und verdient, unſern Leſern aus der Erzählung unſeres Helden in der Revue des deux Mondes, wenn auch nur in gedrängtem Auszuge, mitgetheilt zu werden.

Jahrelang hatte Klaczko, als Theilnehmer an dem polniſchen Aufſtande von 1830 zu ewiger Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt, bereits in dieſer Hölle geſchmachtet, als ein Ukas des Kaiſers Nikolaus, 1845, das ohnehin unſelige Loos der Deportirten noch ſteigerte. Der ſchon früher gefaßte Entſchluß, aus dieſem Ort der Verdammten zu fliehen, ſtand nun um ſo feſter, als ſeine Beſchäftigung in den Bureaux von Ekaterininski-Zavod, zu der man ihn in letzterer Zeit verwendete, ihm Gelegenheit bot, manche ſeinen Plan begünſtigende Verbindungen anzuknüpfen.

Zuvörderſt war der Punkt in's Auge zu faſſen, welche Richtung die gefahrvolle Wanderung zu nehmen habe. Die einfachſte ſchien zwar die Hauptſtraße aus Binnen-Sibirien in das Herz Großrußlands; bei reiferer Ueberlegung zeigte ſie ſich jedoch als unausführbar: die Behörden haben hier ſcharfe, unermüdet offne Augen und werden darin von den Eingebornen, namentlich von den Tataren unterſtützt, die aus Habgier auf den flüchtigen Sträfling Jagd machen; „denn," ſagen ſie, „wer ein Eichhörnchen erlegt, hat blos das Fell; wer aber einen Warnak* ſchießt, hat den Rock, das Hemd und die Menſchenhaut obendrein." Noch andere Wege wurden aus verſchiedenen Gründen verworfen, und endlich entſchied er ſich für den nördlichen über den Ural durch die Steppe von Petſchora nach Archangel. Unter den Hunderten fremder Kauffahrer, die Jahr aus Jahr ein dieſen Hafen beſuchen — ſollte ſich nicht Einer finden, einem politiſchen Flüchtling die Hand zu reichen?

Durch anſcheinend abſichtsloſe gelegentliche Unterhaltungen mit Reiſenden und Kaufleuten, die täglich aus allen Richtungen der Windroſe nach Ekaterininski-Zavod kamen, erwarb er ſich eine genaue Kenntniß der Sitten und Bräuche aller Stämme des unermeßlichen Ruſſen-Reiches. In erſter Linie der Reiſe-Erforderniſſe ſtand nun ein Paß. Für die ſibiriſchen Einwohner überhaupt giebt es zwei Arten von Päſſen: eine Art Paßkarte für kleinere Reiſen und auf kurze Friſt; dann ein Regierungs-Paß (plakatny) auf Stempelbogen für ausgedehntere Reiſen auf längere Zeit. Ein ihm bekannter Sträfling, ein geſchickter Falſchmünzer, verſah ihn, gegen ein Geſchenk von einigen Rubeln, mit einem nachgeſtochenen, kaiſerlichen Siegel, und einen Stempelbogen entwandte er aus dem Bureau, in dem er arbeitete. Um ſich unkenntlich und in ſeiner äußern Erſcheinung einem eingebornen Sibirier ſo ähnlich wie möglich zu machen, hatte er ſich den Bart zu einer orthodox-reſpektablen Länge wachſen laſſen und ſich eine ſibiriſche Perrücke, aus Schaffell mit den Haaren auswärts, angeſchafft. Seine Baarſchaft, nach Abzug der durch die

* Schimpfname eines ſibiriſchen Deportirten.

Digitized by Google

Vorbereitungen veranlaßten Ausgaben belief ſich auf 180 Rubel Aſſignaten (etwa 50 Thaler); gewiß eine ſehr mäßige Summe für eine ſo weite Reiſe!

„Ich täuſchte mich keineswegs," ſagt er, „weder über die Schwierigkeiten meines Unternehmens, noch über die Gefahren, die meiner auf jedem Schritte harrten. Ich wußte wohl, daß ich nicht einmal auf mein letztes Rettungsmittel, meinen Dolch, mit voller Zuverſicht rechnen könnte. Man iſt nicht ſtets in der Verfaſſung, ſich mit eignen Händen den Tod zu geben. Ich konnte im Schlaf überfallen werden, oder in jenem Moment der Willenserſchlaffung, die ſo oft infolge anhaltender Spannung aller Kräfte eintritt und uns die letzte Freiheit, über unſer Leben zu verfügen, raubt. Nur Eines hielt mich aufrecht, und obwohl es meine Lage erſchwerte, doch mein Gewiſſen erleichterte: Ich hatte mir den Schwur abgenommen, keiner Menſchenſeele mein Geheimniß zu entdecken; Keinen um Beiſtand, Schutz, Rath anzuſprechen, ſo lange ich auf dem Boden des Zarenreiches weilte, und bevor ich den Fuß in ein freies Land geſetzt hätte, lieber auf meine Befreiung zu verzichten, als irgend einen Menſchen in Gefahr zu bringen. Allerdings hatte ich durch meinen Aufenthalt in Kaminiec mehr als Einen meiner armen Landsleute in mein trauriges Loos verwickelt; allein damals galt es einer Miſſion im Intereſſe des Vaterlands, da durfte ich weder mich noch Andere ſchonen; jetzt aber betraf es lediglich meine perſönliche Rettung und ich allein wollte für mich ſtehen. Gott hat mich in dieſem, am Ende nur ehrlichen Entſchluß bis an's Ziel beſtärkt, und vielleicht dank' ich's dieſem Gelübde, daß Er ſeinen ſchützenden Arm über mich gehalten."

Unſere Leſer fühlen mit uns aus dieſen Worten, daß wir hier einen ganzen Mann von echtem Geiſtes- und Herzensadel vor uns haben.

In den letzten Tagen des Januars 1846 waren die Vorbereitungen erledigt, und da in dieſen Zeitpunkt die große Meſſe zu Irbit am Fuße des Ural fällt, wo der ungeheure Zuſammenfluß von Beſuchern aus den fernſten Gegenden zu einer wahren Völkerwanderung anſchwillt, ſo erſchien ihm der Moment für ſein Vorhaben günſtig genug: in dieſer Menſchenfluth durfte er hoffen, ſich als unbemerkter Tropfen zu verlieren. Den 8. Februar am Abend machte er ſich nun auf den Weg. Die Reiſerüſtung beſchreibt er, wie folgt: „Ich hatte drei Hemden angezogen. Das eine, von farbigem Zeuge, ging, nach ruſſiſcher Mode, über die weiten Beinkleider, die, wie das Wams, von grobem Tuche waren; ein kurzer Burnus (armiak) von wohleingetalgten Schaffellen reichte bis an die Knie; den Leib umſchloß ein ſchwarz-roth-weißer Gurt von Wollenzeug; die Füße ſteckten in weiten, ſtark getheerten Stulpenſtiefeln, und auf der Perrücke ſaß eine Mütze von rothem Sammet mit Rauchwerkverbrämung; das Koſtüm vollendete ein weiter Pelz mit hinaufgeſchlagenem Kragen, der, von einem Tuche umſchlungen, das Geſicht gegen die Kälte ſchützte, theils verbarg. In einem Sacke, den ich in der Hand trug, lagen ein zweites Paar Stiefel, ein viertes Hemd, eine blaue Sommerhoſe, Brod und getrocknete Fiſche; in einem Stiefelſchaft hatte ich einen breiten Dolch verborgen, unter das Wams mein Geld, in Aſſignaten von 5 und 10 Rubel geſteckt. Einen derben Knotenſtock in der mit dicken Pelzhandſchuhen bekleideten Hand, trat ich meine Reiſe an."

Der Rubikon, der gefrorene Irtiſch, lag bald hinter ihm, und in raſchen, obgleich von der ſchweren Kleidung gehemmten Schritten, eilte er auf Tara, einen etwa 1½ Meilen von Ekaterininski-Zavod entfernten Flecken zu. Es fror ſtark und die Froſtfunken glitzerten in dem Mondſchein. Kaum den Irtiſch im Rücken, hört er einen Schlitten hinter ſich; er erſchrickt, bleibt aber doch ſtehen, um den nächtlichen Reiſenden zu erwarten. Zum Glück iſt es ein Bauer, der ihn, nach einiger Unterhandlung, für funfzig Kopeken aufſetzen läßt, um ihn nach Tara zu fahren. Mit Windesſchnelle über den gefrorenen, ſpiegelglatten Boden hinſauſend, kam er hier an, ſtieg ab und klopfte an das erſte beſte Fenſter an und erkundigte ſich, ob er Pferde nach Irbit bekommen könnte. Um den Preis von ſechs Kopeken die Werſt war der Bauer ſofort bereit; im Augenblick waren die Pferde an den Schlitten geſpannt; ein Pfiff und dahin ging's wie im Fluge. Bald aber mußte Halt gemacht werden, denn der inzwiſchen gefallene Schnee hatte das Fahrgeleiſe verwiſcht und der Bauer hatte die Richtung verloren. Die Seelenqualen einer ſolchen Nacht im wilden Walde, unter einem entſetzlichen Schneegeſtöber, in fortwährender Angſt vor Verfolgung, beſchreibt keine Feder. Endlich begann es zu tagen, der Bauer fand nach langem Umherſuchen die Spur des rechten Weges und brachte ihn zu einem Bekannten, der ihn mit heißem Thee erquickte und ihn um einen mäßigen Preis nach einem Dorfe Soldatskaia fuhr.

In einer von Betrunkenen vollgepfropften Kneipe einkehrend, zog er, um zu wechſeln und ſeinen Führer abzulohnen, einige Papier-Rubel aus dem Buſen und legte ſie auf den Tiſch. Abſichtlich oder zufällig entſtand ein Gewühl um ihn; man drängte ihn von dem Tiſch weg und im Nu waren durch geſchickte Diebesfliegen etwa vierzig Rubel verſchwunden, zugleich aber auch — man denke ſich den Schreck! — zwei für ihn unſchätzbare Papiere: ein Blatt, worauf er ſich eine genaue Marſchroute bis nach Archangel verzeichnet hatte und der mit ſo unſäglicher Mühe nachgemachte Plakatny. Umſonſt war ſein Geſchrei; der Dieb war nicht auszufinden; die Hülfe einer Behörde anzurufen, erſchien gefährlich, und Verzweiflung im Herzen mußte er den Wanderſtab weiter ſetzen.

II.

Von Soldatskaia über Irbit bis Weliki-Uſtiug.

„Ein Gedanke war's," ſagt er, „der meinen Muth gegen alle Widerwärtigkeit und Hinderniſſe ſtählte, der mich, ich mochte wollen oder nicht, anſpornte: du haſt keine Wahl, du kannſt von deinem Unternehmen nicht ablaſſen! Einmal aus Ekaterininski-Zavod geflohen, wartete meiner daſſelbe Loos, ob ich in Tara oder in den Uralbergen, in der Petſchora-Steppe oder im Hafen von Archangel wieder ergriffen wurde, während jeder weitere Schritt mich der möglichen Rettung näher brachte; mein Urtheil war alſo geſprochen: Vorwärts, ohne Reue, ohne Zaudern!"

Auf der Heerſtraße von Irbit angelangt, belebte ſich die Landſchaft vor ſeinem ſtaunenden Auge und goß ihm neues Leben in den erſchlafften Geiſt. Auf der ungeheuren Schneefläche, vor der ſich links in der Ferne die bewaldeten Abhänge des Ural abhoben, wimmelten Tauſende von beladenen Schlitten, die zur großen Meſſe fuhren. Die raſchen ſibiriſchen Pferde, von den geſchickten Händen der pfeifenden, jauchzenden Jamſtſchiks* gelenkt, ſauſten windſchnell dahin, und am dritten Tage ſeiner Flucht ſtand er vor den Thoren von Irbit, beiläufig 130 Meilen von Ekaterininski-Zavod!

„Halt," rief ihn hier die Schildwache an, „euren Paß!" fügte aber leiſe hinzu: „Gebt zehn Kopeken und ihr könnt paſſiren." Es verſteht ſich, daß der Flüchtling dieſer mildern Praxis des Geſetzes gern genügte, und ſo gelangte er unangefochten vor ein Gaſthaus, wo er erſt nach der Erklärung, nur über Nacht bleiben zu wollen, da er morgen gewiß iſt, ſeinen Prinzipal — er gab ſich nämlich für einen Handlungsdiener aus — wiederzufinden, bis dahin zu wohnen, aufgenommen wurde. — „Die Izba (Gaſtſtube) war mit Jamſtſchiks gedrängt voll, und der Theergeruch benahm mir den Athem. Ich ſprach viel von meinem Prinzipal, von unſern Geſchäften und nahm dann Theil an einer ſibiriſchen Mahlzeit, beſtehend aus Rübenſuppe, getrockneten Fiſchen, Grütze mit Oel und Sauerkraut. Nach dem Eſſen und der bezahlten Zeche ſuchte Jeder ſeine Schlafſtelle in der Izba, auf dem Ofen, auf einer Streu, auf dem nackten Boden, auf oder auch unter der Bank. Ich that wie die Andern; allein mich, von Furcht und Hoffnung zu aufgeregt, floh der Schlaf."

„Mit Tagesanbruch erhob ich mich, wie meine Mitgäſte, vom Lager, verabſäumte nicht, vor den in jeder ruſſiſchen Wohnung hängenden Heiligenbildern, die ſtreng vorgeſchriebenen drei Verbeugungen (poklony) in der orthodoxeſten Form zu machen, nahm meinen Sack auf den Rücken und ging aus, unter dem Vorwande, meinen Prinzipal aufzuſuchen. Trotz der frühen Tageszeit war der Markt ſehr belebt. Irbit, durchweg von Holz erbaut, mit ſeinen breiten Straßen und geräumigen Plätzen, bietet einen recht freundlichen Anblick. Ueberall waren Buden von dünnen Bretern für die Meßzeit aufgeſchlagen. Mit Waarenballen beladene Schlitten zu Tauſenden bildeten ſchnurgerade lange Reihen; die leeren ſtanden hochgethürmt aufeinander. Ich hielt mich übrigens nirgends lange auf, was mir aus mehr als Einem Grunde gerathen ſchien; beſonders ſcheute ich die Begegnung mit irgend einer der zahlreichen Bekanntſchaften aus Ekaterininski-Zavod, da ich keine Luſt verſpürte, meine Verkleidung auf die Probe zu ſtellen. In einer Bude kaufte ich einige Brode und etwas Salz und verließ die Stadt zum entgegengeſetzten Thor, ohne von der Schildwache angehalten zu werden. Ich überſchlug meine Baarſchaft und fand ſie, durch die vielen Ausgaben an Fuhrlohn, verbunden mit dem Verluſt in Soldatskaia, auf 75 Rubel Aſſignaten geſchmolzen: damit ſollte ich nun bis Frankreich reichen! Von nun an war ich alſo lediglich auf meine Beine angewieſen.

„Der Winter 1846 war ein ſo ſtrenger, wie man ſich deſſen in Sibirien kaum zu erinnern wußte. An dem Morgen jedoch, als ich Irbit verließ, wurde das Wetter etwas milder; dagegen fiel der Schnee in ſo dichten Maſſen, daß es völlig dunkel um mich wurde. Hin und wieder begegnete ich jedoch einem Jamſtſchik zu Schlitten, ſo daß ich den Weg

* Die Fuhrleute vom Lande.

Digitized by Google

nicht verlor.... Ich ſchritt ſtets gerade aus, als wenn ich hier einheimiſch wäre und keiner Zurechtweiſung bedürfte; vermied möglichſt die Dörfer und zog höchſtens am Ende eines Weilers Erkundigungen ein, wenn ich über die Richtung des Weges zweifelhaft war. Hungerte mich, ſo aß ich einen Biſſen von dem zu Stein gefrorenen Brode und ſtillte meinen Durſt an irgend einer Buhne, die die Eingebornen, um ihr Vieh zu tränken, in das Eis der Flüſſe hauen. Fand ſich keine, ſo mußte ein Mund voll Schnee, freilich ſehr unerquicklich, die Stelle des Waſſers vertreten. Beim Einbruch der Nacht völlig erſchöpft — die ſchwere Kleidung, die ich dennoch nicht abzulegen wagte, trug nicht wenig zu meiner Ermüdung bei — eilte ich in die Tiefe des Waldes und bereitete mir, nach Art der Oſtiaken, eine Lagerſtätte, indem ich ein tiefes Loch in den Schnee grub und hierin in dem harten, aber vollkommen warmen Bette, bis zum hellen Morgen ruhig ſchlief. Ich hatte aber die Unvorſichtigkeit begangen, mich mit meinem Pelz, die Haare nach innen, ſtatt, wie es die Oſtiaken machen, die Haare nach außen gekehrt, zuzudecken; von der dadurch entwickelten Wärme war der Schnee geſchmolzen und ſo erwachte ich mit völlig erſtarrten Füßen. Durch raſches Gehen gelang es mir endlich, etwas Leben in die erfrorenen Gliedmaßen zu bringen, als gegen Mittag ſich ein ſtarker Wind erhob, und zwar ein ſibiriſcher Wind, der uns mit ſeinem trocknen, eiſigen Hauch zum Erblinden in die Augen ſchlägt; der mit den Schneehaufen, die er vor ſich her fegt, in wenigen Minuten das ausgefahrenſte Weggeleiſe verwiſcht; ja, ſelbſt die hohen Fichtenzweige, welche die Einwohner zu Anfang des Winters als Wegweiſer die Straße entlang ſetzen, überdeckt. Bald bemerkte ich, daß ich mich völlig verirrt habe; ich ſank bis an den Hals in Schnee, und der Tod durch Hunger und Kälte erſchien mir als gewiſſes Loos. Gegen Abend endlich gerieth ich auf eine Straße und zufällig auf die richtige. Es war ſchon ſehr ſpät, als ich vor einem Häuschen ein junges Weib erblickte. Ich ging auf ſie zu und bat um eine Nachtherberge, die ſie mir auch ohne Anſtand gewährte. Sie führte mich in die Isba, wo ich ihre alte Mutter fand. Ich grüßte nach dem Brauch und auf die Frage, woher ich ſei und „wohin mich der liebe Gott führe," gab ich an, ich ſei aus dem Gubernium Tobolsk und gehe nach Behotol, um dort in den kaiſerlichen Eiſengießereien Arbeit zu ſuchen. Während die Frauen das Abendbrod bereiteten, legte ich meine durchnäßten Kleider und Hemden zum Trocknen, und nachdem ich meinen Hunger geſtillt, die rechtgläubigen poklony vor den Heiligenbildern abſolvirt, ſtreckte ich mich mit unſäglichem Behagen auf die Bank und wäre bald in Schlaf geſunken, wenn mich ein Geflüſter nicht aufgeſchreckt hätte. Meine vier Hemden — ein Luxus, der mit einem ruſſiſchen Arbeiter ſich nicht vertragen wollte — hatte den Argwohn der Weiber erregt und auf ihre Veranlaſſung traten drei Bauern ein, rüttelten mich auf und frugen nach meinem Paß. Mit möglichſt äußerer Faſſung — das Herz im Leibe ſchlug angſtvoll genug — zeigte ich meinen Zettel vor, der ihnen durch den ruſſiſchen Adler imponirte, und nach einer freundlichen Unterhaltung über die Irbiter Meſſe, wünſchten ſie mir eine gute Nacht und entfernten ſich mit der Entſchuldigung, ſie hätten geglaubt, ich wäre ein geflüchteter Sträfling. Nach nunmehr ungeſtört vollbrachter Nacht, nahm ich Abſchied von den Frauen, deren Gaſtfreundſchaft mir um ein Haar hätte theuer zu ſtehen kommen können."

Dieſer Zwiſchenfall überzeugte ihn, daß er bis auf Weiteres ſich keiner andern als oſtiakiſchen Nachtherberge mit Sicherheit anvertrauen dürfte. Und in der That mußten, von Mitte Februar bis Anfang April (1846) während ſeiner Wanderung über den Ural bis nach Weliki-Uſting, die ſelbſtgehöhlten Schneelöcher das Nachtlager abgeben. Konnte er mit dem Schneebau nicht zu Stande kommen, ſo mußte er ſich damit begnügen, an einen Baum gelehnt, die Nacht zuzubringen. Spürte er, daß die Glieder vor Kälte erſtarren wollten, ſo ſuchte er durch einen raſchen Gang auf's Gerathewohl — von Weg und Steg konnte in dieſer finſtern Nacht durch des Waldes Dickicht nicht die Rede ſein — einige Wärme hineinzubringen. Mitunter ließ er ſich von dem fallenden Schnee dicht zudecken und lag ziemlich warm darunter. Freilich hatte er am Morgen Mühe, ſich von dem ſchweren Bahrtuch zu befreien.

„Fern von menſchlicher Wohnung, ohne warme Koſt, ja, das gefrorne Brod, meine einzige gewöhnliche Nahrung, ging oft aus — ſah ich mit Entſetzen den beiden Geſpenſtern, Hunger und Kälte in das grauſe Antlitz. Beſonders kämpfte ich mit dem letzten Reſt meiner Kräfte gegen die mich oft überfallende Schläfrigkeit, die mich unfehlbar dem Tode in den Rachen geliefert hätte. Vorherrſchend jedoch blieb das dringende Bedürfniß nach warmer Speiſe und nur mit aller Macht widerſtand ich der Verſuchung, in die erſte beſte Hütte zu treten und um ein wenig ſibiriſche Rübenſuppe zu bitten."

Jenſeits Werchoturie, einer von Holz gebauten Stadt am öſtlichen Uralabhang, in der er ſich nicht aufhielt, traf er auf ſechs junge Ruſſen, die aus dem hart am Eismeer belegenen Diſtrikt im Archangelſchen Gubernium kamen, um in Sibirien Beſchäftigung als Viehärzte zu ſuchen. Es waren wohlgeſtaltete Leute von blendend weißer Hautfarbe mit ſilberweißem Haupthaar, ſo daß man ſie, ohne ihre hellblauen Augen, für Albinos hätte halten können. — „Seltſames Spiel, in dem ſich die Natur bei der Vertheilung des Menſchengeſchlechts über den Erdkreis gefällt! Für dieſe Bewohner des ſo ſtiefmütterlichen Bodens, in dem kein Halm gedeiht, die nur vom Fiſchfang und dem Handel leben, iſt Sibirien das gelobte Land, das Eldorado, wohin ſie in Schaaren, familienweiſe ziehen, um gewinnbringendere Arbeit und einen milderen Himmel zu finden."

In Pauda, einem Dorfe tief im Gebirge, fand er zufällig ſpät in der Nacht bei einem wackern alten Ehepaar gaſtliche Aufnahme. Die ihm vorgeſetzte magere ſibiriſche Suppe dünkte ihm ein Lucullisches Mahl. Mit einer wahren Wolluſt beſonders empfand er das ſo lang entbehrte Vergnügen — zum zweiten Male ſeit ſeiner Abreiſe von Irbit — ſeine Kleider ausziehen zu können und in einer menſchlichen Wohnung zu ſchlafen. Die Leute erzählten ihm ihre traurige Lage. Sie gehörten zu den pozawodskoie krestpany, d. h. Bauern, die von Geſchlecht zu Geſchlecht der Frohne in den kaiſerlichen Fabriken unterworfen ſind. Früher war eine ſolche Fabrik auch in Pauda; nachdem aber die Regierung ſie eingehen ließ, müſſen die armen Leute meilenweit bis Bohotol wandern und dort ſcharwerken. Ein beſchwerlicher Leibdienſt, von dem auch Frauen, und Kinder über 14 Jahre alt, nicht frei ſind. Warm und herzlich war am Morgen der Abſchied von den braven Menſchen, die allen dringenden Bitten des Gaſtes, eine Belohnung an Geld anzunehmen, beharrlich widerſtanden. Auf die Erkundigung nach dem einzuſchlagenden Weg auf Solikamsk zu, meinte der ehrliche Alte: Bald hinter dem Dorfe trefft Ihr auf einen Wachtpoſten, wo Ihr Euren Paß vorzuzeigen habt und wo Ihr jede erwünſchte Auskunft erlangen könnt.

Man begreift, daß unſer Flüchtling alle Kräfte anſtrengte, dieſer unſeligen Erkundigungsquelle auszuweichen; durch Schluchten, über Berge watete er bis an den Hals im Schnee, und ſchlug erſt die gerade Straße ein, als er den empfohlenen Wachtpoſten weit hinter ſich hatte. Nur ſelten wagte er ſich in eine isbuschka, um ſich mit Brod zu verſehen. Die isbuschkas ſind Häuschen, die zur Bequemlichkeit der Reiſenden vom Ural bis nach Weliki-Uſting, in weiten Abſtänden aufgeführt ſind. Die Grundherren laſſen ſie, zu eignem nicht unerheblichen Vortheil, von armen alten Leuten bewirthſchaften. Man bekommt darin Brod, getrocknete Fiſche, Rüben, Sauerkraut, kwass,* ſelten Branntwein; in einigen größern giebt es auch Heu und Hafer für die Pferde.

„Endlich in einer ſchönen Nacht, erreichte ich den Gipfel des Ural. Der Mond erhellte eine prachtvolle Landſchaft von eigenthümlicher Phyſiognomie. Die Bäume und Rieſenfelſen warfen ihre Schatten auf den unermeßlichen Schneeteppich. Eine feierliche, religiöſe Stille umgab mich, nur von Zeit zu Zeit traf ein harter, metalliſcher Schall meine Ohren: er kam von den Steinen, die der Froſt ſpaltete. Ach, die Natur, rauh und wild, wie ſie ſich hier zeigte, erſchien mir immer noch milder, als die civiliſirten Menſchen dort unten: ſie fragte nicht nach meinem Paß! Der Anblick dieſer ſeltſamen, ſchauerlichen, unter der Mondbeleuchtung in's Ungeheure ſich ſtreckenden Geſtalten rief mir die grauſigen ukrainiſchen Feenmärchen meiner Jugend in's Gedächtniß. Und ein ukrainiſches Kind, das mich jetzt in meiner wunderlichen Kleidung, Haar und Brauen mit einer dichten Reifſchicht bedeckt, einen irrenden Schatten unter Waldesſchatten, erblickt hätte — würde es mich nicht für das wirkliche und greuliche Nachtgeſpenſt gehalten haben?"

Aus dieſen Träumen weckte ihn jedoch bald die furchtbare Kälte, die ihn zwang, weiter zu ſchreiten, und ſo begann er die weſtliche Halde der ungeheuren Schranke, welche die Natur zwiſchen Sibirien und dem europäiſchen Rußland aufgethürmt, hinabzuklimmen. Hier traf er auf einen Schlittenzug und hatte Gelegenheit, die wunderbare Geſchicklichkeit der Jamstschiks im Lenken ihres Gefährts auf faſt unwegſamem Boden zu beobachten. Dreißig Schlitten, jeder mit einem Pferde beſpannt, wurden von ſieben Jamstschiks geleitet. Die enge Straße iſt zu beiden Seiten von ſo hohen Schneemauern eingeſchloſſen, daß ſchon in der Entfernung von wenigen Schritten, Menſch, Roß und Schlitten dem Auge verſchwinden. Begegnen hier einander zwei Züge aus entgegengeſetzten Richtungen, ſo drückt ſich der minderzählige und leichter belaſtete in die Schneemauer

* Ein bekanntes gegohrenes Lieblingsgetränk der Ruſſen, von ſäuerlichem Geſchmack.

Digitized by Google

hinein, ſo daß oft nur die Ohren der Pferde zu ſehen ſind. Iſt die ausweichende Schwenkung vollbracht, ſo machen ſich beide Züge vereint daran, Schlitten und Pferde heraus zu ziehen. Was ein Jamstſchick auf einer ſolchen Fahrt an Strapazen und Entbehrungen zu ertragen vermag, iſt unglaublich und überſteigt bei weitem die Kräfte eines Thieres; denn längs der Straße nach Weliki-Uſtiug ſieht man Aeſer von Pferden, die den Anſtrengungen erlegen ſind.

In den erſten Tagen des März 1846, kam er nach Jalikamsk am Fuße des weſtlichen Uralabhangs, hielt ſich aber nicht weiter auf, ſondern ſetzte ſeinen Marſch gegen Weliki-Uſtiug fort. In der Oertlichkeit und Lebensweiſe änderte ſich nichts: es waren dieſelben unermeßlichen Schneemaſſen, dieſelben dichten Wälder, dieſelben eiſigen Winde, dieſelben anſtrengenden Märſche am Tage, dieſelben Schneelöcher zum Lager in der Nacht. Ja, bis dahin vermied er Dörfer und Städte, und verſorgte ſich nur verſtohlen mit Brod in den dünnen isbuschkas. Indeß hatte er von den ſeltnen Wandrern in dieſer Gegend ein neues Verfahren gelernt und ſich zunutze gemacht. Wenn ſie nämlich von der Nacht überfallen werden, zünden ſie einen Holzſtoß an und ſchlafen in der Nähe der wohlthuend wärmenden Flamme.

Eines Abends hatte er ſich, um die Stadt Tſcherdin zu umgehn, im Walde völlig verirrt. Ein heftiger Schneeorkan wirbelte ihn buchſtäblich wie einen Kreiſel herum, die eiſigen Flocken drangen ihm wie Meſſerſtiche in die Haut, und, um das Maß ſeines Unglücks voll zu machen, war ihm auch das Brod ausgegangen. Zitternd vor Kälte, gemartert von den Qualen des Hungers wälzte er ſich ſchlaflos, krampfhaft auf dem Schnee umher. Mit dem Morgenanbruch wurde das Wetter ruhiger, ja heiter und auch die Schmerzen ließen nach; allein keine Wegſpur war zu entdecken und die Kräfte waren bis auf die Neige erſchöpft. Mit unſäglicher Anſtrengung ſchleppte er ſich an dem Stocke einige Schritte weiter; allein bald ſtellten ſich die innern Martern des Hungers wieder ein; er ſank verzweifelnd, in Thränen gebadet an den Fuß eines Baumes hin und erwartete den gewünſchten Tod. Allmählich fiel er in einen von ſinnverwirrendem Sauſen im Kopfe begleiteten Schlaf, aus dem ihn eine kräftige Menſchenſtimme erweckte. Es war ein promischlenuik (Pelzjäger) mit der Flinte auf dem Rücken, den Schlittſchuhen an den Füßen und der gemachten Jagdbeute in der Taſche. Er drückte dem Halbentſeelten die Mündung einer hölzernen Flaſche an die Lippen; ein Schluck Branntwein daraus belebte ihn augenblicklich, brannte aber wie Feuer in den Eingeweiden. Dann reichte er ihm Brod und getrocknete Fiſche, die er wüthend verſchlang. Mit Anſpannung aller Kräfte folgte er dem Trapper, ſich mitunter auf deſſen Arm ſtützend, der ihn endlich auf die richtige Straße brachte, ihn dem Schutze Gottes empfahl und bald im Walde verſchwunden war.

In einer isbuschka fand er bei einem braven Wirth um ſo freundlichere Aufnahme, als er ſich für einen Pilger ausgab, der nach Slovetsk wallfahrtete. Durch Schlaf, Ruhe, Wärme, reichliche Nahrung wieder hergeſtellt, ſetzte er am andern Tage ſeine Wandrung fort.

Eines Tages trat er wieder in eine ſolche Hütte und fand darin einen hochgewachſenen Greis mit Silberbarte, und ein reizendes junges Frauenzimmer, ſeine Enkelin, die ein Kind wiegte und es in den Schlaf ſang. „Der Alte verkaufte mir Brod um einen ungewöhnlich hohen Preis; ich aß es mit Salz, indem ich es mit einigen Schlucken Kwaß befeuchtete und der Alte ſah mir völlig gleichgiltig zu; nur hin und wieder richtete er eine unbedeutende Frage an mich; das junge Weib aber betrachtete mich mit ſichtbarer Rührung. Kaum aber hatte der Mann auf einen Augenblick die Stube verlaſſen und die Thür hinter ſich zugemacht, ſprang das Weib auf eine Bank, holte von einem Bret zwei große, ſaftige Käſekuchen herab, ſteckte ſie mir verſtohlen unter den Pelz und eilte wieder an die Wiege, ununterbrochen ihr Lied ſummend. Den unnachahmlichen Zauber dieſer, mit der ganzen Angſt des Verbrechens verübten Gutthat, werde ich nimmer vergeſſen.“.....

Kurz vor der ruſſiſchen Heiligen Woche um Mitte April 1846, ſtand er endlich vor den Thoren von Weliki-Uſtiug; am 13. Februar hatte er Irbit verlaſſen und alſo faſt zwei Monate dieſes wilde Leben in Wald und Schnee geführt.

Paläſtina.

Der Talmud, bibliographiſch und kritiſch betrachtet von F. Lebrecht.

Et sua fata habent libelli; wenn dieſes Wort irgendwo vollgiltige Anwendung findet, ſo iſt es beim Talmud der Juden. Dieſes Buch, der Talmud hat Schickſale erlebt, wie wohl kaum ein anderes in der Welt, ſelbſt nicht die in alle Welt verbreitete Bibel. Von einem Theile ſeiner Kenner und Verehrer bis in den Himmel gehoben, faſt, wie die Bibel, als höhere Offenbarung, als unmittelbare göttliche Inſpiration angeſehen, von einem andern Theile ſeiner meiſt unwiſſenden Gegner und Verächter als Ausgeburt größten Unſinns, oder gar als Teufelswerk verabſcheut und verfolgt, und wie ſeine Anhänger häufig zum Feuertode verdammt, hat der Talmud nur wenige Perioden erlebt, wo er gehörig gewürdigt und richtig erfaßt wurde, und das war in der Zeit, als er entſtand, ſpäter in der ſpaniſch-jüdiſchen Gelehrtenwelt und in der Jetztzeit, wo man ihn wieder in richtiger Auffaſſung ſtudirt. — Es iſt aber auch dies Werk nicht die Arbeit eines oder einiger in gleichen Geiſtesſtadien ſtehender Gelehrten, ſondern mehrere Jahrhunderte, (ja „faſt ein Jahrtauſend von den Elementen des Talmud bis zu einer Sammlung zum Kanon,“) und mehrere Hunderte von Gelehrten haben den Bau eines (noch jetzt kaum geläuterten) Syſtems aufgeführt, das noch lebendig und faſt mit allen Faſern in die jüdiſche Theologie der Jetztzeit verwachſen, keinem andern Werke eines großen Geiſtes gleichzuſtellen iſt.

Der Talmud iſt durchaus nicht mit den Schriften der chriſtlichen Kirchenväter zu vergleichen, wenn er auch die Ideen der Zeiten, in denen er entſtand, in ſich ſchließt; und er iſt auch kaum alſo als abgeſchloſſen zu betrachten, wie jene Werke, die nur in den Köpfen und Studirſtuben weniger Fachgelehrten leben; der Talmud lebte eine ſehr lange Zeit in einem ungemein großen Theile der Juden und ſein Inhalt war mit ihm im ganzen Leben verwachſen. Darum verdient dieſes Werk allerdings die Aufmerkſamkeit der Gelehrten und man fängt ſeit geraumer Zeit an, ihm auch dieſelbe in vollem Maße zu ſchenken.

Außer früheren Schriften über Entſtehung und Einleitungen in das Studium des Talmuds hat in neueſter Zeit die tiefgelehrte Schrift des Dr. Z. Frankel in Breslau: „Hodogetica in Mischnam,“* die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich gezogen und man ſieht dem Erſcheinen des zweiten Theiles recht bald entgegen. Jetzt liegt uns eine andere Arbeit eines Gelehrten vor, die es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den Text des Werkes ſelbſt kritiſch zu beleuchten und zu ſichten; ſie führt den Titel: „Handſchriften und erſte Ausgaben des Babyloniſchen Talmud,“ von F. Lebrecht.**

Wie nothwendig dem Werke eine ſolche Sichtung und Texteskritik ſei, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß der Talmud Anfangs unaufgeſchrieben, nur traditionell „von Mund zu Mund in die Hände ſeiner Redactoren gekommen;“ und als der Talmud als abgeſchloſſen galt, da „war der abgeſchloſſene Talmud ein volles Jahrtauſend hierauf handſchriftlich der Gegenſtand des heiligſten Studiums, und ſeine Lesarten waren bald der willkürlichen Emendation der Gelehrten, bald der Unwiſſenheit der Abſchreiber ausgeſetzt, bis ihn die Preſſe zum befeſtigten Gemeingut machte.“ Aber damit war das Schickſal des Werkes noch nicht abgeſchloſſen; denn wie vor Erfindung der Preſſe nicht blos die Abſchreiber, ſondern mehr noch äußere Einflüſſe auf eine mehr oder minder große und richtige Ausbreitung einwirkten, ſo daß „das aus ſo verſchiedenen Bruchſtücken geſammelte Werk kaum geordnet und unter Dach und Fach einer Redaction gebracht war, als es in Byzanz verboten und in Perſien die Schulen ſelbſt zerſtört wurden,“ ſo kam nach der Erfindung der Preſſe die Cenſur und der Judenhaß und ſuchten bald Einzelnes, bald das ganze Werk zu vernichten. Denn, „während man in Italien den Talmud druckte, und in der Türkei abſchrieb, drohte ihm in Deutſchland von Neuem die Brandfackel.“ Reuchlin aber rettete ihn (1509) vor der Wuth der Fanatiker, Reuchlin, ſelbſt vor deren Wuth geſchützt von Hutten und Sickingen, und „aus dem großen Streite der beiden Parteien gingen die vernichtenden Epistolae obscurorum virorum hervor und — die Reformation! Luther wurde durch den ſiegreichen Kampf Reuchlin's und ſeiner Freunde zu ſeinen Schritten aufgemuntert und ſo war der Talmud eben zur Zeit, als ihn ein chriſtlicher Drucker in die weite Welt zu verbreiten im Begriffe ſtand, indirekt Mitveranlaſſer der großen Umgeſtaltung der Kirche.“

So iſt der Talmud für die Wiſſenſchaft vor dem Untergange ge-

* Hodogetica in mischnam librosque cum ea conjunctos Tosefta, Mechilta, Sifra, Sifri. Auctore Z. Frankel. Pars prima: Introductio in Mischnam. Lipsiae, Sumptibus Henrici Hunger, 1859. (Das Werk ſelbſt iſt hebräiſch).

** Der vollſtändige Titel heißt: „Handſchriften und erſte Ausgaben des Babyloniſchen Talmud,“ von F. Lebrecht. — No. 1 der erſten Sammlung der „Wiſſenſchaftlichen Blätter aus der Veitel-Heine-Ephraimſchen Lehranſtalt (Beth Ha-Midraſch)“ in Berlin. Abtheilung I.: Handſchriften. Berlin, 1862. Gedruckt bei Roſenthal u. Co. 114 S. kl. 4°.

Digitized by Google

rettet; aber bei ſeiner ungemein häufigen Verbreitung, wohl über das ganze Erdenrund (und nicht blos in großen oder öffentlichen Bibliotheken), bedarf er jetzt, wo er zu gleicher Zeit in fünf Ausgaben (in Berlin, Schitomir, Warſchau, Wien u. Wilna) unter der Preſſe iſt, einer genauen bibliographiſch-kritiſchen Durcharbeitung. Und dazu wird die gelehrte Arbeit des gründlich forſchenden Lebrecht ſehr Vieles beitragen können, wenn ſeine Winke und Hinweiſe, die noch vielfältiger in der zweiten Abtheilung zu erwarten ſtehen, benutzt werden. Noch liegen Schätze in ſehr vielen Bibliotheken handſchriftlich verſteckt, und wie es ſelbſt der Diplomatie nicht gelungen iſt, die unrechtmäßig der Heidelberger Bibliothek entzogenen und nach Rom in den Vatikan gebrachten Handſchriften, die bereits wieder zurückgegeben waren, auf ihrem Weg über Paris nach Heidelberg feſtzuhalten, mag als Curioſum bei Lebrecht (S. 68—81) ſelbſt nachgeleſen werden. „Es iſt aber hohe Zeit, daß der Talmud aus den Thoren des Ghetto's der einſeitigen Tradition heraustrete, um in geſunder, friſcher Luft der Vorurtheilsfreiheit die Weihe der wiſſenſchaftlichen Gleichſtellung zu empfangen. — Indeſſen iſt, ſo vieles Einzelne auch ſchon geſchehen iſt, doch der Text ſtereotyp ſeit den erſten Ausgaben geblieben, und was ſeit 1520 geändert worden, das ſind nur die Verſtümmelungen der Cenſur des Marco Marino in der Baſeler Ausgabe. Es iſt alſo hohe Zeit, den Text zu revidiren und bei den Hülfsmitteln mit den Handſchriften anzufangen." K.

Frankreich.

Alte Bauwerke in Frankreich.*

I.

Die Kirche der Templer in Luz.

Ein in mehrfacher Hinſicht ungemein intereſſantes Bauwerk iſt die Kirche der Templer in Luz, dem Hauptorte des Barègethales in den Pyrenäen. Sie wurde von dem Templer-Orden erbaut und zeigt ſchon im Aeußern den Charakter dieſes Ordens, welcher theils religiöſe, theils kriegeriſche Zwecke verfolgte. Eine mit den nöthigen Schießſcharten verſehene, vollſtändig zur Vertheidigung eingerichtete ſtarke und hohe Steinmauer umgiebt die Kirche, und ein hoher Thurm, welcher das ganze Gebäude überragt, hatte gleichen Zweck.

In jenen früheren unruhigen Zeiten des Fauſtrechts, wo man keinem Nachbar trauen durfte und immer darauf gefaßt ſein mußte, plötzliche und ganz unerwartete Angriffe, wo ſie auch herkommen mochten, durch entſprechende, kräftige Gegenwehr unſchädlich zu machen, mußten ſelbſt die Gotteshäuſer dazu dienen, den nöthigen Widerſtand zu erleichtern und wirkſamer zu machen. Man findet deshalb auch die Mauern der Kirchen dicker, als der oft nicht beſonders anſehnliche Bau es nöthig machte, eben ſo die Pforte und die Fenſter kleiner und die letzteren öfter mit dicken Eiſenſtäben verwahrt, gerade hinreichend, das damals für Verſammlungen zur Ausübung des Gottesdienſtes ſo beliebte Halbdunkel herzuſtellen.

War im Falle einer Ueberrumpelung die erwähnte Umfangsmauer erſtürmt, ſo bedurfte es immer noch einer zweiten Belagerung und eines zweiten gelingenden Sturmes, um auch die Kirche ſelbſt mit ihrer Beſatzung zu bezwingen und in das Innere zu dringen.

Solcher Widerſtand reichte wohl meiſtens hin, diejenigen Feinde abzuhalten, welche nichts als Raub und Plünderung beabſichtigten, und dieſes war doch in jenen Zeiten in der Regel der Fall.

Wie bereits oben erwähnt, waren meiſtens nur kleine Thüren in den alten Kirchen angebracht, und ſo finden wir es auch bei der Kirche in Luz. Aber an der einen Seite des Schiffes iſt noch eine weitere, beſonders kleine Thüre angebracht, welche aber einen ganz eigenen Zweck hatte. Sie diente den Cahots zum Ein- und Ausgange.

Dieſe Parias des Occidents, welche von den Weſtgothen abſtammen, ſind eine den Cretinen ähnliche rohe Menſchenklaſſe. Arm und verachtet und ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft ihrer Mitmenſchen, weil ſie mit einer Art erblichen Ausſatzes behaftet ſind, ſtehen ſie auf der tiefſten Stufe menſchlicher Kultur. Schon im achten Jahrhundert werden ſie in der Geſchichte genannt. Sonſt wohnten ſie von allen andern Menſchen abgeſondert in eigenen Hütten, trieben das Zimmerhandwerk, mußten aber zum Abzeichen, damit man jede Berührung mit ihnen vermeiden konnte, ein Stück rothen Tuches, oder eine Eierſchale auf den Kleidern tragen; — ebenſo mußten ſie durch einen eigenen Eingang in die Kirche gehen, und ein ſolcher iſt das kleine Seitenpförtchen an der Kirche in Luz. Erſt die franzöſiſche Revolution gab dieſer ſo bedauernswerthen Menſchenklaſſe gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern und mannigfache Verſuche zeigten, daß ſie kulturfähig ſind.

Luz iſt ein kleiner Flecken, der einige Stunden von Saint-Sauveur entfernt iſt und von dreizehn Dörfern umgeben in der Mitte eines lachenden Beckens liegt. So nahe dieſe Dörfchen bei einander liegen, ſo ſind doch das Klima und die Produkte ſehr verſchieden. Die Hirten, welche bis zum erſten Schnee ihr Vieh auf den Pyrenäen weiden, ziehen ſich im Winter in dieſe armſeligen Wohnungen zurück.

Die Berge, welche das Becken umgeben, bilden ſchöne Maſſen und haben manchen hübſchen Punkt für den Maler. Im Süden führt die Bergſchlucht nach Spanien, öſtlich ſieht man das Thal Baſten, wo Barèges von eingefurchten Felſen blokirt iſt, — im Weſten bildet eine impoſante Maſſe die Barrière des Thales.

Der Anblick des Fleckens Luz iſt ein ziemlich einförmiger und trauriger, deshalb verweilt der Reiſende von ſchlechtem Humor nicht länger da, als es gerade unumgänglich nöthig iſt. Jene Templer-Kirche iſt das einzige, was zum genaueren Beſchauen reizt, und ſo ſucht man bald wieder fortzukommen.

Jener religiöſe Orden beſaß in dieſem und den verſchiedenen angränzenden Thälern große Güter, — aber die geizige Hand Philipp's des Schönen entriß ſie ihm, als er den Orden in Frankreich aufhob und deſſen Vermögen einzog. Gegen einen ſolchen Feind ſchützten natürlich weder Ringmauern noch hohe Thürme.

II.

Der Palaſt des Senates in Paris.

Wohl wenige Gebäude haben in ſo kurzer Zeit ſo vielfachen Wechſel der in demſelben reſidirenden Behörden von welthiſtoriſcher Bedeutung erfahren, als das Palais du Luxembourg. Erſt Palaſt des Directoriums, dann Konſulats-Palaſt, Palaſt des erhaltenden Senates, der Pairs-Kammer und jetzt des Senates, — ſo enthalten dieſe verſchiedenen Beſtimmungen gewiſſermaßen die ganze Geſchichte der Revolution. Alle dieſe Namen ſtehen mit goldener Schrift auf einer Marmor-Tafel über dem Hauptportal.

Urſprünglich war dieſer Palaſt ein Privathaus. Robert du Harlay de Sancy ließ es um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbauen, der Herzog von Epinay-Luxemburg kaufte es und ließ es bedeutend vergrößern; von dieſem Beſitzer erhielt es den heutzutage noch öfter genannt werdenden Namen „Palais Luxembourg." Im Jahre 1612 kaufte es Maria von Medicis ſammt dem umliegenden Bauplatze und ließ ihm die Ausdehnung und Geſtalt, welche es heute noch hat, geben; die wenigen Veränderungen, welche es im Laufe der Zeit erhielt, beeinträchtigten in keiner Weiſe den Charakter des Gebäudes.

Der berühmte Baumeiſter Jacques Desbroſſes hatte die Zeichnungen zu dem Baue verfertigt und den Palaſt Pitti in Florenz zum Muſter genommen. Die nunmehrige Eigenthümerin ſchenkte ihn ihrem zweiten Sohne Gaſton von Frankreich, Herzog von Orleans, und nach dieſem wurde er auch öfter Palaſt von Orleans genannt.

Das Aeußere dieſes Palaſtes hat mannigfaches Lob erfahren, aber auch nicht wenig Tadel. Einige loben die Reinheit ſeiner Verhältniſſe, die vollkommene Symmetrie und den Charakter edler Feſtigkeit und ſolider Begründung. Dem entgegen wird der auffallende Mangel an Einheit des Stils getadelt, — das Erdgeſchoß iſt toskaniſch, der erſte Stock doriſch, der zweite joniſch.

Die vorſtehende Mitte der nach dem Garten gehenden Façade war mit einer ſogenannten Laterne überbaut, — man fand ſie jedoch für den übrigen Charakter des Hauſes viel zu ſchmächtig, und indem man ſie entfernte, ebnete man die Wand und gewann ſo die jetzige ununterbrochene Linie. Ebenſo brachte man ſtatt einiger geſchmackloſen Verzierungen im zweiten Stocke dieſer hinteren Façade eine große Sonnen-Uhr mit koloſſalen Figuren an, welche den Sieg, den Frieden, die Kraft, das Geheimniß, die Thätigkeit und den Krieg darſtellen. Die beiden erſten ſind von D'Espercieux, die beiden andern von Beauvalet, die zwei letztgenannten von Cartellier.

An den beiden Seitenthüren der Hoffaçade ſtehen auf vorſpringenden Geſimſen die Bruſtbilder der Maria von Medicis und Heinrich's IV. Das Basrelief des runden Giebelfeldes iſt von Duné und ſtellt eine Heldenbüſte dar, welche von einer Siegesgöttin bekränzt wird.

Die bedeutendſte Veränderung im Innern des Palaſtes iſt die Her-

* Von H. Hensler, nach franzöſiſchen Quellen.

Digitized by Google

ſtellung der prachtvollen Treppe, welche in dem neuen Bibliothekgebäude in München ein würdiges Seitenſtück erhalten hat. Sie iſt durch ſechs große Fenſter beleuchtet und beſteht aus 48 Stufen in einer durch Werke der bildenden Kunſt gezierten impoſanten Halle. Rechts und links ſtehen herrliche Trophäen, und die mehr als lebensgroßen Bildſäulen der Generale Caſarelli, Dugommier, Deſaix und Marceau.

Dieſe Treppe führt unmittelbar zur Thüre des Wacht=Saales — hinter dieſem iſt der Saal der Palaſt=Diener, welcher mit verſchiedenen ſchönen marmornen Bildſäulen geziert iſt; z. B. ein liegender Herkules von Puget, ein Miltiades von Boiſol, ein Perſeus ꝛc.

Nun kommt der Saal der Staatsboten, in welchem die Bildſäulen des Schweigens und der Klugheit ſtehen; dann kommen die Conſeils= und Reunions=Säle, die mit hiſtoriſchen und allegoriſchen Bildern von theils großem Werthe geſchmückt ſind.

Jetzt erſt tritt man in den großen Sitzungsſaal, der die Mitte des Hauptgebäudes einnimmt. Er erhielt in den Jahren 1803 und 1804 ſeine gegenwärtige Einrichtung. Ringsum ſtehen 26 korinthiſche Säulen und zwiſchen denſelben die Statuen von Solon, Perikles, Cincinnatus, Scipio, Cato von Utica, Lykurg, Cicero, Leonidas, Ariſtides, Phocion, Demoſthenes und Camillus.

Unter den vielen Sälen dieſes Palaſtes iſt wohl jener der merkwürdigſte, welcher den Namen führt: „Saal des goldenen Buches." Man hatte nämlich den in der Republik Venedig herrſchenden Gebrauch, die Namen der Nobili in ein vergoldetes Buch einzutragen, in Frankreich inſoweit nachgeahmt, daß man auch hier ein ſolches Buch dazu beſtimmte, um in daſſelbe alle Pairstitel einzutragen, und in dieſem Saale wurde das genannte Buch aufbewahrt und daher der Name.

In dieſem Saale befinden ſich auch jene berühmten reſtaurirten Gemälde, welche man dem Täfelwerk der Zimmer der Maria von Medicis entnommen hatte. Es ſind Medaillons, in welchen Scenen aus der griechiſchen Mythologie dargeſtellt ſind.

Noch iſt eine Veränderung anderer Art zu erwähnen, welche das Jahr 1815 veranlaßt hat. Es befand ſich nämlich in dem öſtlichen Flügel eine Bildergalerie, die ſich beſonders durch die bekannten 24 Bilder von Rubens auszeichnete, welche die Geſchichte der Maria von Medicis allegoriſch darſtellen und auf ihren Befehl hier aufbewahrt wurden. Dazu waren noch die Gemälde aus dem Nachlaſſe der Königin von Spanien und die aus dem Kabinet des Königs gekommen. Da jedoch die Alliirten in oben genanntem Jahre alle jene Bilder aus dem Muſeum des Louvre wieder zurücknahmen, welche Napoleon I. im Verlaufe der in Deutſchland geführten Kriege ſich angeeignet hatte, ſo entſtand in dieſem Muſeum eine ſo fühlbare Lücke, daß man nicht nur die erwähnten Rubens'ſchen Gemälde, ſondern außer dieſen noch viele andere Stücke, namentlich die Bilder aus dem Leben des heiligen Bruno von Leſueur und die Seeſtücke von Vernet aus dem Luxembourg=Palaſte nahm und dorthin brachte!

Der daneben ſtehende Palaſt, „Petit Luxembourg" genannt, war die Amtswohnung des Großkanzlers von Frankreich.

III.

Das Schloß Pierrefond.

Inmitten des Waldes von Compiegne, nach dem öſtlichen Ende zu, liegen die mächtigen Ruinen eines alten Schloſſes. Noch heute, faſt dritthalb Jahrhunderte nach der Zerſtörung, erſtaunt man bei dem Anblicke dieſer Trümmer früherer Macht und Größe, und begreift nicht, wie es möglich war, daß in dieſer langen Zeit Wind und Wetter und die Stürme der Jahre die Reſte des Mauerwerks verſchonten, denn immer noch halten ſie feſt zuſammen, als wären ſie mit dem Felſen, auf dem ſie ſtehen, zuſammen gewachſen.

Monſtrellet und andere alte Chroniſten ſagen, Pierrefond wäre ein ſehr feſtes Schloß geweſen, eines der Wunderwerke von Frankreich und ſelbſt Franz I. bewunderte nach gleichzeitigen Nachrichten ſeine außerordentliche Stärke und unvergleichliche Schönheit. Der Raum, den es mitten auf einem nach allen Seiten freiliegenden Felſen von beträchtlicher Höhe einnahm, betrug über 100,000 Quadratfuß; ſeine Thürme waren 108 Fuß hoch, und deren Eckſteine — lauter ſchwere Quadern — waren durch ſtarke eiſerne mit Blei befeſtigte Klammern verbunden.

Immer noch ſteht wohl die Hälfte des rieſigen Mauerwerkes und bewahrheitet die auf uns gekommenen Nachrichten. Thürme und Theile derſelben ragen noch hoch in die Lüfte — ein Theil der Kapelle, die in dem ſüdöſtlichen Thurme ſich befand, ſteht noch, und ebenſo die darüber gelegene Sakriſtei und der Kapitel=Saal. Ein Brunnen quillt unverſiegbar und den Feinden unnahbar aus dem Felſen und gab dem Schloſſe den Namen, denn dieſer war urſprünglich petra fons, — Felſen=Quelle.

Das Schloß hatte im Verlaufe der Jahrhunderte merkwürdige Schickſale, — es wurde mehrmals zerſtört, aber zweimal wieder aufgebaut, bis es zuletzt in ſeinen Trümmern liegen blieb.

Das erſte Schloß lag mehr weſtlich, in der Nähe von Chêne=Herbelot auf dem Berge über der dortigen Priorei. Seine Gebäude bildeten ein Viereck mit vielen Thürmen und waren an mehreren Seiten ganz unzugänglich. Ein majeſtätiſches Vorwerk mit zwei gewaltigen Thürmen, die ſich durch ihren Umfang und die Stärke und Feſtigkeit ihrer Mauern auszeichneten, war zur Vertheidigung des einzigen Zuganges von der Ebene von Veronne her aufgerichtet, und mehrfache breite und tiefe Gräben und hohe Schanzen deckten ſie noch beſonders von dieſer Seite. Zwiſchen zwei andern Thürmen befand ſich eine Kapelle, welche dem heiligen Mesmes von Paphlagonien gewidmet war.

Schon dieſes erſte Schloß war in jenen Zeiten ſo berühmt, daß ſelbſt Philipp der Schöne es nicht verſchmähte, einen Beſuch den Herren von Pierrefond abzuſtatten, um ſich von der ihm mehrfach angerühmten Schönheit und Stärke des Schloſſes zu überzeugen.

Es iſt nicht bekannt, wann daſſelbe aufgebaut wurde und wer die erſten Burgherren waren. Ohne Zweifel diente es in den erſten Zeiten beſonders gegen die Einbrüche der Normannen, jener wilden Nation, welche jährlich einen Theil Frankreichs zu verheeren pflegte, bis ſie ſich endlich daſelbſt niederließ. Nicht weniger diente es zur Zeit des Fauſtrechtes den Beſitzern, ſich bei den immerwährenden Fehden gegen die von allen Seiten drohenden mächtigen Nachbarn zu ſchützen.

Im 11. Jahrhundert wurde Nivelon I. Herr von Pierrefond. Die Ereigniſſe jener unruhigen kriegeriſchen Zeiten verlangten auf dieſem Platze einen ſtarken und kräftigen Schutz. Dieſe Familie war aber eine der mächtigſten des Reiches, und ihre Mannen waren an Zahl denen der erſten Kronvaſallen und ſelbſt des Königs überlegen. Nivelon beſaß einen großen Theil des nach allen Seiten hin ſich weit in das Land erſtreckenden Waldes und er gebot über eine große Anzahl Vaſallen, die ihre Leute ihm zuführen mußten, ſo oft er es befahl.

Es wurden ſogar Parlamentsſitzungen und Nationalverſammlungen in dieſem Schloſſe abgehalten, und der Beſitzer war einer der *älteſten* Pairs des Reiches.

War ein Kloſter bedroht, ſo ſuchte es Schutz und Hülfe in Pierrefond; ebenſo die Ritter, welche von unruhigen Nachbarn befehdet wurden, oder zur Erfüllung eines Gelübdes nach dem heiligen Lande wallfahrteten. Dagegen mußten die hülfeſuchenden Aebte und Ritter ihre Gebiete der Jurisdiction von Pierrefond unterwerfen und ſie wieder von dieſen Herren zu Lehen nehmen, wodurch natürlich die Zahl ihrer Vaſallen immer größer wurde.

Nivelon II., der Sohn und Nachfolger des Erſten, vermehrte noch die Macht und den Reichthum der Familie, indem er ſich mit Havoiſe, der reichen Erbtochter des mächtigen und angeſehenen Hauſes Montmorency vermählte. Er hätte — wie die Chroniſten damaliger Zeit ſagen — ſeiner Macht nichts weiter hinzufügen können, als die Königswürde. — Aber die Macht dieſes Hauſes, welche zwei Jahrhunderte gewährt hatte, ſank ſchneller, als ſie entſtanden war. Nivelon II. nahm das Kreuz und ging nach Paläſtina; — ſein Sohn Dragon verließ nie das Schloß, das er jedoch außerordentlich verſchönerte. Er führte in der Mitte eines zahlreichen und glänzenden Hofes ein wollüſtiges Leben und ſtarb kinderlos gegen das Ende des 12. Jahrhunderts. Die Güter wurden zerſtückelt, indem ſich verſchiedene Seiten=Verwandte in dieſelben theilten, insbeſondere die Cheriſeys, Chatillon und Jean von Pierrefond.

Später kam der Graf Philipp von Flandern in den Beſitz des Schloſſes, und dieſer trat es wieder an den König Philipp Auguſt ab.

Die alten Wälle und Mauern wurden niedergeriſſen, als Ludwig von Frankreich, der Bruder Karl's VI., das zweite oben geſchilderte Schloß aufbauen ließ.

Im 15. Jahrhundert, zur Zeit der Streitigkeiten zwiſchen den Bourgnignons und Armagnacs, welche ſo bedeutend geworden waren, wurde Pierrefond von einem Hauptmann, Namens Bosquiaux, mannhaft vertheidigt, bis er es endlich in Folge eines erhaltenen geheimen Befehls dem Grafen von Saint Pol übergab. Auch dieſer vertheidigte es mit ungemeiner Tapferkeit und ſollte es ſpäter dem Herzog von Orleans einräumen, doch weigerte er ſich deſſen, ſelbſt als der König ihm den Befehl dazu überſchickte. Als ſpäter dieſer Befehl wiederholt wurde, ſteckte Saint Pol das Schloß an mehreren Stellen in Brand und zog davon, ſo daß ſein Nachfolger nur einen großen Trümmerhaufen in Beſitz nehmen konnte.

Digitized by Google

Die gleichzeitigen Schriftſteller ſprechen von dieſem furchtbaren Brande, wie von dem des Heroſtratus.

Ludwig XII. ließ das Schloß wieder aufbauen, — doch bei weitem nicht in ſeiner früheren Pracht.

Unter Heinrich IV. war ein Hauptmann Rieux, ein kühner Liguiſt, dabei ein unerſchreckener Parteigänger in den damaligen Bürgerkriegen, Befehlshaber der Beſatzung. Der Herzog von Epernon belagerte das Schloß längere Zeit, ohne irgend einen Vortheil zu erreichen, wurde ſogar bei einem der öfteren Ausfälle der Belagerten nicht unerheblich verwundet, ſo daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Nun wurde der Marſchall Biron von dem Könige mit einer ganzen Armee gegen Pierrefond abgeſchickt, allein ſelbſt deſſen Kanonen konnten gegen die ſtarken Mauern nichts ausrichten, und die Belagerung mußte abermals aufgehoben werden.

Bei einem Ausfalle der Garniſon von Compiegne wurde Hauptmann Rieux gefangen genommen, — er büßte unzählige Grauſamkeiten und Unthaten am Galgen. Der Befehl in Pierrefond ging nun auf einen andern Offizier über, — man ſuchte ſofort das Schloß durch Unterhandlung zu gewinnen und brachte es auch dahin, daß der neue Kommandant daſſelbe für eine beträchtliche Summe Geldes verkaufte.

Später — unter der Regierung Ludwig's XIII. kam Pierrefond abermals, man weiß nicht wie, in den Beſitz eines kühnen Abenteurers, — es war der Hauptmann Villeneuve, der es für den Herrn von Coeuvres beſetzt hatte. Letzterer war ein Gegner der königlich Geſinnten und unter dieſem Vorwande verwüſtete und brandſchatzte Villeneuve das Land ringsumher; ja die ganze Isle-de-France verheerte er durch ſeine ſchrecklichen Raubzüge. Zuletzt, als in der Nähe nichts mehr zu holen war, hielt er die normanniſchen, flandriſchen und picardiſchen Landkutſchen an und plünderte ſie.

Die Klagen gegen den frechen Räuberhauptmann mehrten ſich, und im Hinblick auf die vergeblichen Belagerungen unter dem Grafen von Saint Pol und dem Herzoge von Orleans, vor wenigen Decennien, wurde im Jahre 1635 eine 15,000 Mann ſtarke Armee, mit einer, nach damaligen Begriffen, vollſtändigen Artillerie verſehen, abgeſendet, deren Kommando Karl von Valois, Graf von Auvergne, übernahm.

Villeneuve war nicht ſo vorſichtig, wie Rieux; — kaum ſah er die Belagerer ſich in der Nähe des Schloſſes niederlaſſen und ihre Arbeiten beginnen, als er ſie durch eine fürchterliche Kanonade zu vertreiben ſuchte, ohne daß er ihnen jedoch irgend einen nennenswerthen Schaden zufügte, da die Entfernung allzugroß war. Karl von Valois hatte dieſen unzeitigen Eifer der Beſatzung kaum bemerkt, als er denſelben möglichſt zu benutzen ſuchte. Ohne ſich dem Schloſſe nur im geringſten zu nähern, machte er täglich Mine, den Sturm zu beginnen und reizte dadurch die Feinde, ihre Munition zu verſchwenden, was auch bald geſchehen war, da in damaliger Zeit nirgends große Vorräthe davon zu ſein pflegten. Sobald Karl dieſes merkte, drang er raſch vor, ſchoß gegen das große Vorwerk Breſche und nahm den Platz mit dem Degen in der Hand.

Pierrefond, das ſeiner urſprünglichen Beſtimmung: Schutz und Schirm der Unterdrückten, der wehrloſen und gefährdeten Nachbarn zu ſein, ſo untreu geworden war, wurde nach der Eroberung auf Befehl des Kardinals Richelieu, dieſes berühmten Zerſtörers der Privilegien des Adels und ſeiner feſten Schlöſſer, niedergeriſſen. Das alte Schloß erhielten die Mönche von St. Sulpice und St. Mesmes wie bereits oben erwähnt, und dieſe erbauten daſelbſt einen Meierhof des Priorats.

Im vorigen Jahre gab Napoleon III. dem Könige von Preußen, als dieſer ihn in Compiegne beſuchte, ein glänzendes Feſt in den Ruinen von Pierrefond, welche in ihrer urſprünglichen Pracht und Größe dermalen wieder hergeſtellt werden.

England.

Schattenriſſe aus dem Londoner Leben.

Ein Buch über den Kindermord.

Es iſt und bleibt und wird immer mehr das merkwürdigſte, dämoniſchſte Stück Erde, dieſes mit drei Millionen Menſchen und den Intereſſen, Leidenſchaften, Schätzen und Schändlichkeiten aller Zonen und Nationen überfüllte London. Die Schätze und Schönheiten, die herrlichen häuslichen Tugenden und Freuden, die in London, wie in England überhaupt, am vollkommenſten zu Hauſe ſind, fallen als ſich ganz von ſelbſt verſtehend, nicht auf, werden nicht bemerkt, nicht beſchrieben. Auch iſt kein Platz dafür vorhanden in der Oeffentlichkeit, in den Zeitungen. Letztere müſſen neuerdings ihre enggedruckten Maſſen von Folio-Spalten ganz beſonders ökonomiſch redigiren, um alle die Unglücksfälle und Verbrechen, die ſich einmal wieder in außergewöhnlicher Menge und Entſetzlichkeit geltend machten, möglichſt vollſtändig und ausführlich zu ſchildern. Ein einziger myſteriöſer Mord, wie z. B. neulich einer in Glasgow, fordert oft eine Woche lang täglich drei bis fünf Folio-Spalten, da alle Zeugen-Ausſagen ꝛc. ausführlich mitgetheilt werden. Da giebt's Mordthaten mit Beilen und Meſſern, mit Gift und Dolch, Selbſtmorde der verſchiedenſten Art, beſonders viel Kindermorde, Ent- und Verführungen, mit ungewöhnlich viel Geiſtlichen als Helden derſelben, irreguläre und reguläre Frauen-Prügeler, Todtſchläge durch Stich und Stoß und beim Boxen; Fälſcher von Wechſeln, Geld und Banknoten, gefangene und fromme für den Strang vorbereitete Mörder mit rührenden, ſehr populären und von der Kirche ſehr begünſtigten „letzten Geſtändniſſen," große vielhunderttauſendarmige religiös-politiſche Unruhen und Schlägereien in Hyde-Park und in den irländiſchen Stadttheilen, auch des Nachts auf den Straßen, Crinolinen-Verbrennungs-Todesfälle, „Katherinen-Radſchlag-Skandal, Doppel- und Kreuzungs-Ehen und eine Menge der verſchiedenſten ſexuellen Eheloſigkeiten; außerdem natürlich den alltäglichen Vorrath von kleinen, gemeinen Polizeivergehen und civilen Verbrechen. Ich kann nicht daran denken, aus dieſem romantiſchen Reichthum von Vergehen gegen die civile, ſittliche und geſetzliche Ordnung des Lebens Einzelheiten auszumalen; aber einige davon will ich wenigſtens andeuten. An Einem Tage wurden in Hyde-Park zwei todte Kinder, und in den benachbarten Kenſington-Gardens ein Mann gefunden, der ſich eben vergiftet hatte, worüber zwei bei ihm vorgefundene Briefe an ſeine Frau und einen Verwandten nähere Auskunft gaben. Er hatte ſich vergiftet, weil er nach Monate langen Verſuchen, wieder zu regelmäßiger Arbeit und Lebensunterhalt zu kommen, dieſe endlich, als vergebens, aufzugeben beſchloſſen hatte. Andere Selbſtmorde aus den verſchiedenſten Ständen, von Männern und Frauen begangen, wurden von den Todtenrichtern mit der gewöhnlichen Phraſe: „Temporary insanity," „momentaner Wahnſinn" abgefunden, doch leuchteten die Unterſuchungen in die verſchiedenſten Tiefen von häuslichen, ſocialen und ſittlichen Urſachen zurück: eheliche Untreue activer oder paſſiver Art, pekuniäre oder ſonſt häusliche Zerwürfniſſe, Mißhandlungen. Die „Wife-beaters," Männer, die ihre Frauen nicht blos prügeln, ſondern zerſchlagen und verkrüppeln, ſind eine ganz ſpeziell engliſche Klaſſe von Verbrechern, die ziemlich regelmäßig und zahlreich den Gerichten vorgeführt werden, um ſich bis ſechs Monate Gefängniß zuſprechen zu laſſen. Sie zerfallen in irreguläre und reguläre „Wife-beaters." Einer der letzteren, dem man ſo und ſo viel polizeilich beſtrafte Mißhandlungen ſeiner Frau vorrechnete, wurde zu der höchſten Strafe, ſechs Monaten Gefängniß, verurtheilt. Unter den Verführungsgeſchichten machte ſich neuerdings die eines hochkirchlichen Geiſtlichen ſehr breit in den Zeitungen. Er hatte ſein Dienſtmädchen mißbraucht, und es nachher durch Liſt und Beſtechung zu geſchlechtlichen Sünden mit einem andern Manne verführt, um letzterem die Vaterſchaft ſeines Kindes zuzuſchieben. Aber der Vater der ſo Mißbrauchten ging vor Gericht, wo Alles aufgeklärt und der Mann der Kirche zu 200 Pfund „Schadenerſatz" für das Mädchen verurtheilt ward. Unter den Mordgeſchichten erregte beſonders das „Myſterium" eines in Glasgow ermordet in ihrer Schlafkammer gefundenen Dienſtmädchens, viel populäres Grauſen. Der That verdächtig waren zwei ganz verſchiedene Perſonen, ein alter *78jähriger* Mann, der mit ihr während des Mordes allein im Hauſe geweſen war und ſich im Verhör auf das Entſchiedenſte verdächtigte, und zwar als ein Satyr, der ſich „Freiheiten" gegen den Dienſtboten zu nehmen beabſichtigt haben mag, und eine ehemalige Dienſtgenoſſin, welche die Ermordete am Abende vor der That beſucht hatte. Die näheren Umſtände, in den Zeitungen nach ſtenographiſchen Berichten über die langausgedehnte Gerichtsverhandlung mitgetheilt, haben alles Intereſſe einer echten, grauſigen Mordgeſchichte, wie ſie im Roman und Leben bei der großen Menge geradezu beliebt ſind, auch vielleicht Werth in pſychologiſcher und ſocialer Beziehung, können aber hier wegen Länge und Verwickelung nicht mitgetheilt werden.

Auch der wegen Ermordung aller ſeiner leiblichen Kinder vor Kurzem gehangene Taylor genoß etwas Unſterblichkeit, ſogar noch nach ſeinem Tode. An dem Tage, als er in die Ewigkeit befördert worden war, veröffentlichten die Zeitungen einen Brief, den er am Morgen ſeiner Hinrichtung an ſeine Frau geſchrieben haben ſollte. Es war lauter Seligkeit, Verzückung über den bevorſtehenden Tod darin, außerdem himmliſche Liebe voller Bibelſtellen und eine Haarlocke für ſeine Frau, lauter Verklärung, Kanzelton und *Herablaſſung* aus ſeiner himmliſchen Höhe zu

Digitized by Google

den überlebenden gewohnlichen Sterblichen, und zwar in einem Stile und einer Diction, wie man ſie nur eben in dem Munde hochkirchlicher Geiſtlichen findet. Sein Beichtvater hatte ihm den Brief natürlich diktirt oder zum Abſchreiben gegeben. Ich will hierbei bemerken, daß die Geiſtlichen die Kandidaten des Galgens durchweg geſchäftsmäßig und leidenſchaftlich für ihre Zwecke zurichten. Sowie der Verbrecher zum Tode verurtheilt iſt, gehört er ihnen. Sie arbeiten dann Tag und Nacht, um einen Heiligen aus ihm zu machen und ihn ſo lange zu bekehren, bis er nur noch Verzückung und Seligkeit ſpricht und dieſe in letzten Geſtändniſſen „der Welt hinterläßt.“ Sie werden dann in allen Zeitungen abgedruckt und hunderttauſendweiſe für Kupfer auf beſonderen Bogen von fliegenden Buchhändlern verkauft. Die Geiſtlichen meinen auf dieſe Weiſe viele Schafe in ihren Stall zu kriegen und Frömmigkeit und Kirchlichkeit unter das Volk zu verbreiten. Sehr wahrſcheinlich erzielen ſie entgegengeſetzte Wirkungen, ſchon deshalb, weil zum Tode verurtheilte Verbrecher von ihnen wie die heiligſten Schätze gehegt und gepflegt, wie große Männer behandelt werden, über deren Schlaf und Appetit, über deren Aeußerungen, Beſuche und Briefe alle Zeitungen genaue Bulletins veröffentlichen. Dies beſticht obſkure Kerle nicht ſelten, ſo daß ſie morden, um berühmt, groß und ſelig zu werden.

Als Kurioſität will ich noch bemerken, daß man bei dem immer wiederkehrenden Verbrennungs-Tode durch Crinolinen neuerdings als Durchſchnittszahl ſechs ſolche Fälle monatlich ausgerechnet hat, und zwar allein in London. Da nun ſeit 5—6 Jahren Crinolinen Manie und Mode wurden, kann man getroſt ein halbes Tauſend Engländerinnen annehmen, die ſich als Opfer der Crinolinen verbrannten. Sie tragen auf Bällen und in Geſellſchaften, auch zu Hauſe, wenn ſie Beſuch erwarten, gewöhnlich ſehr leichte Ueberzüge der Stahlreifen, ſo daß ſie leicht an den offenen Kaminfeuern in Flammen gerathen, und dann gewöhnlich an ihren Brandwunden elendiglich ſterben.

Dieſe phyſiſche und äſthetiſche Crinolinen-nuisance erinnert mich an ein anderes, oft damit zuſammenhängendes, öffentliches Aergerniß, das eine ſolche Ausdehnung und Maſſenhaftigkeit erreicht hat, daß man angefangen, es polizeilich zu beſtrafen. Es iſt das „Catharine-wheel-nuisance.“ Es giebt jetzt wohl Tauſende von Jungen, darunter auch Mädchen, die aber wegen alles gleichmachenden Schmutzes und der oft hoſenloſen Lumpen, womit ſie ſich ganz nach dem, was ſie eben haben, bedecken, oft kaum zu unterſcheiden ſind, Tauſende von ſolchen kleinen Unholden, die davon leben, daß ſie auf Straßen, an fahrenden Omnibus und Droſchken entlang, vor Eiſenbahn- und Dampfboot-Stationen ſich mit der Geſchwindigkeit der Fahrenden auf den Trottoirs entlang, über die Hände weg überſchlagen. Man nennt das Catharine-wheeling: Katharinen-Radſchlagen. Jeder, der in London geweſen iſt, wird dieſes Gewerbe beobachtet und es mit einem vorübergehenden Lachen beſeitigt haben. Aber es iſt ärger und bedenklicher, als es auf der Oberfläche erſcheint, da die Katbariner eine ungeheure Vagabunden- und Verbrecherſchule bilden und auch eine Menge junge und alte Gentlemen demoraliſiren, die ihnen vom Omnibus oben einen Penny zuwerfen (oder blos ſo thun) und ſich an dem Schauſpiel weiden, wie die kleinen Unholde ſich im Straßenſchmutze darum balgen und prügeln, unter Räder oder Crinolinen, oder mit ihren kopfüber geſchleuderten Beinen in die Geſichter feiner Damen kommen, und nicht nur Schmutz, ſondern auch Lebensgefahr in den dicht befahrenen und bevölkerten Straßen um ſich her ſchleudern. Der Lord-Mayor hielt neulich bei Verurtheilung einiger dieſer Kathariner eine ſehr entrüſtete, moraliſche Panke und drang ſehr auf Maßregeln und Strenge gegen dieſes öffentliche Aergerniß. Freilich es iſt alt, ſehr eingewurzelt, nährt ſeine Leute und oft auch deren Eltern und iſt immer noch nicht ſo ſchlimm, wie das Stehlen und Betteln, wozu Kinder von Eltern oder beſonders „Arbeitgebern“ angehalten und erzogen werden. Und ſo wird es wohl mit London beſtehen und vergehen, wie ſo viele „Inſtitutionen,“ wie ſie nur einem ſolchen Conglomerat von Menſchen eigen ſind.

Daß die Behandlung der „Verbrecher“ in einer Stadt, wie London und einem Lande, wie England, eine der wichtigſten Unterſuchungen der „ſocialen Wiſſenſchaft“ ſind, läßt ſich leicht erklären. Ich will hier blos auf zwei Erſcheinungen aufmerkſam machen. Die eine iſt der Philanthrop Baker, der ſich neuerdings mit großer Wärme, Sachkenntniß und Ausdauer des ſogenannten irländiſchen Syſtems in Behandlung der Verbrecher gegen das engliſche angenommen hat. Erſteres arbeitet auf Reform, Heilung der Verbrechen hin und iſt ebenſo human, als es ſich fruchtbar erwieſen hat. Letzteres iſt nur auf Beſtrafung und ſogenannte Unſchädlichmachung berechnet und ergiebt nichts als Schaden und Verluſt für den Verbrecher und die Geſellſchaft. Wir kommen wohl ein andermal darauf zurück. Auch das Buch von Ryan über den Kindermord wollen wir einem zweiten Artikel vorbehalten.

Ein ſonderbares Buch, das ich eben geleſen, giebt mir Stoff zur Beleuchtung einer beſonders dunkeln Schattenſeite der engliſchen Geſellſchaft. Daß in einer ſo complicirten, gedrängten, durch Reichthum wie Armuth ſich demoraliſirenden Bevölkerung Verbrecher aller Art hohe ſtatiſtiſche Zahlen liefern, iſt nicht zu verwundern; daß aber juſt der Kindermord, wofür man ein eigenes pathologiſches Wort gemünzt hat und worüber William Burke Ryan uns mit einer eigenen Abhandlung* wie über eine beſondere Krankheit belehrt, daß juſt dieſes „Infanticide“ ſo grauenhaft überhand nimmt, läßt auf eine kernfaule Demoraliſation ſchließen, da verbrecheriſcher Sinn eben bis in das Allerheiligſte und Innerſte des Menſchenherzens eingefault ſein muß, um dieſe Krankheit zu erklären. Der Verfaſſer iſt ein Arzt und faßt den Kindermord wie eine Krankheit auf, die ihren „geſetzlichen“ Verlauf, ihre Geſchichte im Entſtehung, Wachsthum und Herrſchaft habe und wogegen es Heilmittel gebe. Schon dieſe ganze, kühle Wiſſenſchaftlichkeit hat etwas Entſetzliches, die nur durch wirkliches, menſchliches Eingehen auf die ſocialen, moraliſchen und ſtaatlichen Urſachen und gewiſſenhafte Vorſchläge zur Milderung des entſetzlich zunehmenden Verbrechens etwas gemildert wird.

Thatſache iſt zunächſt, daß mit dem ſchwindelhaft raſchen Umſichgreifen äußerlicher Bildung und Putzſucht, weibliche Keuſchheit erſchrecklich abnimmt und dieſer äußerliche Anſtand, die hypokritiſche Herrſchaft der „Reſpectabilität,“ zugleich zum Dämon wird, der illegitime Mütter in die Raſerei der Verzweiflung vor den äußerlichen ſocialen Folgen ihrer Mutterſchaft ſtürzt und ſie in dieſem Wahnſinn zur Mordwaffe gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut treibt.

Die Hypokriſie des eigenen Anſtandes iſt die hauptſächliche Quelle des Kindermords-Wahnſinnes. In früherer Zeit, noch weit bis in dieſes Jahrhundert hinein, waren uneheliche Geburten häufiger, als jetzt; aber damals machten Jünglinge und Gentlemen keinen Hehl daraus, wenn ſie drei, vier Frauensperſonen zur Mutterſchaft verholfen hatten, thaten daher auch das Ihrige, um mindeſtens den Kindern Alimente zu zahlen. Jetzt duldet die Geſellſchaft ſolche Geſtändniſſe nicht mehr. Auch koſtet's Zeit und Geld, Kinder zu gebären und zu erziehen. — Illegitime Väter haben kein Geld mehr dafür übrig und laſſen ihre Opfer nicht ſelten kaltblütig umkommen. Letztere, häufig unter beſtechenden Illuſionen und Liebeserklärungen zu Falle gebracht, wenden ſich in ihrer Enttäuſchung, Wuth und Furcht entweder an einen der vielen profeſſionellen ärztlichen Ungeheuer, die für 2 bis 5 Pfund die Mittel zur Abtreibung oder Tödtung der Leibesfrucht liefern, oder ſie zögern, bis ſie als verhöhnte, ausgeſtoßene, arbeitsunfähige Mütter in dem Kinde die Quelle alles gegenwärtigen und künftigen Unheils erblicken. Sie tödten es; ſie tödten es nicht ſelten aus Liebe, ſo monſtrös das auch klingen mag. Die amerikaniſche „freie“ Geſellſchaft iſt darin viel weiter. Man hört ſogar in New-York wenig vom Kindermord. Dies erklärt ſich durch täglich wiederkehrende Anzeigen in öffentlichen Blättern, worin Damen, mit der Warnung, ſie ja nicht „in anderen Umſtänden“ zu gebrauchen, gewiſſe Abortivmittel als Geſundheits- und Schönheits-Medicin empfohlen werden. Schon die jungen Damen in New-York wiſſen, in welchen Fällen dieſe Mittel gekauft und eingenommen werden müſſen.

Burke Ryan, deſſen Buch von dem Kongreſſe für ſociale Wiſſenſchaft in Liverpool das Siegel der Anerkennung erhalten hat, findet einen großen Theil der Schuld an dem Uebel in ſchlechter Geſetzgebung und laxer Strafe gegen Kindermord. So werde z. B. Tod des Kindes während der Geburt geſetzlich nie als Mord betrachtet. Dies ſei geradezu Anweiſung zu dem Verbrechen. Auch wünſcht er dicht neben alle Geburtswehen einen Galgen. Dies iſt ebenſo abſurd, als barbariſch. Es wurde in England viel mehr geſtohlen, als noch alle Diebe gehenkt wurden. Der Mutterliebe, der heiligſten, unzerſtörbarſten, durch Furcht vor dem Galgen zu Hülfe kommen zu wollen, iſt entſetzlicher Unſinn. Auch wird er der Keuſchheit nicht viel Veſtalinnen erhalten. Vernünftiger klingt ſein Rath, Findelhäuſer anzulegen, die in England bis jetzt ganz fehlen, da eine Anſtalt dieſes Namens in London nur Kinder von bekannten empfohlenen Eltern aufnimmt.

Wo Geldgier und Habſucht ſolche furchtbare Macht haben, daß todte Kinder expreß zu Einnahme-Quellen gemacht werden, da können Galgen und Rad und ſonſtige Abſchreckungsmittel wenig nützen. Alimentenzwang für Väter, die jetzt dem Geſetz oft in's Geſicht lachen, iſt noch eins von ſeinen praktiſchen Mitteln. Im Uebrigen iſt und bleibt

---

* Infanticide: its law, prevalence, prevention and history. By William Burke Ryan. London: Curchhill, 1862

Digitized by Google

auch hier „der Verbrecher des Staates eigenſtes Verbrechen" und kann nur durch die Geſundheit des Staates und die Sittlichkeit der Geſellſchaft curirt werden.

Wenn der Staat ſolche Sterbekaſſen oder Beerdigungs-Clubs duldet, wie in England, werden dem Moloch der Habſucht immer Kinder maſſenweiſe geopfert werden. „Im Mancheſter- und Salford-Diſtrikt," ſagt Ryan, „machten die Leute wenig Geheimniß daraus, daß Kinder nur zu dem Zweck in Beerdigungs-Clubs eingekauft würden, um ſie durch Vernachläſſigung oder noch verbrecheriſchere Mittel zum Tode zu bringen und auf dieſe Weiſe „Geld mit ihnen zu machen." Wo ſolche Gefühle und Leidenſchaft Praxis, Geſchäft werden, ſollte die Geſellſchaft doch ja ſich ermannen und zuſehen, wie ſie auszurotten ſeien. Unkraut ſo entſetzlicher Art wuchert um ſich, wenn nicht mit der Wurzel ausgeriſſen. — In dem erwähnten Diſtrikte mußte der Geiſtliche oft zu ſeinem Schrecken ſelbſt hören, wie die Leute ſagten: „Aye, aye, that child will not live: it's in the burial club" (Ja, ja, das Kind bleibt nicht am Leben: 's iſt im Beerdigungs-Club). Ein Leichenbegängniß koſtete 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund (6 bis 10 Thaler) und die Beerdigungs-Clubs zahlten für Sterbefälle Eingekaufter 3 bis 5 Pfund, alſo einen verführeriſchen Profit für unnatürliche Eltern.

Die Verſuchung ſtieg zum furchtbarſten Dämon durch die Praxis, Kinder zu gleicher Zeit in drei, vier und mehr Sterbekaſſen einzukaufen. Bei einer gerichtlichen Unterſuchung kam's einmal heraus, daß ein Vater ein Kind neunzehnmal verſichert hatte. In einem anderen Falle weigerte ſich ein Beerdigungs-Club, die verſicherte Summe für ein Kind, das man hatte verhungern laſſen, zu zahlen. Der Vater wurde klagbar. Die Unterſuchung ergab, daß es in zehn andern Clubs verſichert war und der Vater über 200 Thaler für deſſen Beerdigung erwartete. Vor Gericht konnte nicht genau nachgewieſen werden, ob es direkt verhungert war. Hierauf zwang der Vater die zehn andern Clubs gerichtlich, ihm die mehr als 200 Thaler zu zahlen. Vorher hatte er für ein mehrfach verſichertes Kind etwa 150 Thaler erhalten. Die ſechs andern Kinder deſſelben zärtlichen Ehepaars — alle verſichert, lebten 6—18 Monate.

Nach ſolcher Art des „Geldmachens" ſucht man gewiß auf der ganzen Erde zum zweiten Male. Die Dyaks auf Borneo und andere menſchenfreſſende Kannibalen ſind Engel der Unſchuld dagegen. Allerdings iſt dieſer Skandal des engliſchen Kannibalismus ſchon lange wieder in den Hintergrund getreten und das „Geſchäft" wird mehr im Stillen betrieben, aber es wird noch betrieben, und in Fällen, wo Ermordung des Kindes nicht juriſtiſch nachgewieſen werden kann, immer noch vom Geſetze beſchützt.

Wir wollen nicht in moraliſche Entrüſtung ausbrechen über eine Geſellſchaft, wo ſolche Geſchäfte blühen und Kindermord zu einer herrſchenden endemiſchen Krankheit geworden iſt. Das Deklamiren hilft nichts. Daſſelbe gilt von ſtrengen Geſetzen und Galgen. Die Abſchreckungs-Theorie iſt längſt als abſurd erkannt worden. Findelhäuſer und Alimentenzwang, die eigentlichen Heil- oder Linderungsmittel Ryan's, ſind ſo weit ganz gut, aber „der Verbrecher iſt des Staates und der Geſellſchaft eigenſtes Verbrechen." Nur wenn der ganze Organismus, der bis in's Innerſte und Heiligſte ſittlich verrottete, wieder geſund wird, werden auch Eltern, getraute und ungetraute, ihre Kinder wieder mehr lieben lernen, als „Geld und Reſpektabilität."

„Große Städte, große Laſter." Da die großen Städte immer größer werden, und zwar in Deutſchland faſt durchweg ohne die Bedingungen und Vortheile für Geſundheit und Sittlichkeit, wie ſie London genießt (man denke nur an Berlin, wo's auch nicht an Kindermord fehlt) und da das Recept der deutſchen wie der engliſchen Abſchreckungs-Männer ſie zu zerſtören, Eingriffe gegen das Leben und Eigenthum in ſich ſchließen und niemals geſetzlich gemacht werden kann, müſſen wir uns nach anderen Gegengiften wider die an Größe zunehmenden ſocialen und moraliſchen Vergiftungs-Anſtalten umſehen. Dieſe Gegengifte ſind hier nicht unſere Sache. Auch ſind nur wenige in unſerer Apotheke. Das Beſte wird die Naturheilkraft thun, wenn Menſchen und Staaten erſt freier in ihrem Verkehre ſind.

Nord-Amerika.

Die Südſtaaten und die Sklaverei.

Es iſt von der Times und andern engliſchen Blättern verſichert und von dem Schatzkanzler Gladſtone in ſeiner zu Newcaſtle gehaltenen Rede wiederholt worden, daß die Unabhängigkeit der Südſtaaten mittelbar zur Abſchaffung der Sklaverei führen werde und daher im Intereſſe der Humanität nur zu wünſchen ſei. Für den Kundigen bedarf ein ſolches Argument keiner Widerlegung; indeſſen dürfte es nicht überflüſſig ſein, einige Bemerkungen darüber anzuführen, die ſich in dem neueſten Hefte der Westminster Review und zwar in einem Artikel finden, der, wenn wir nicht irren, aus der Feder des berühmten Staatswirths, John Stuart Mill, gefloſſen iſt, eines der wenigen engliſchen Publiziſten, welche trotz politiſcher Intereſſen und nationaler Rivalitäten die Sache der Union und des Nordens vertheidigen.

Die ökonomiſchen Nachtheile des Sklavenſyſtems ſind von der herrſchenden Kaſte im Süden längſt anerkannt worden, aber nichts lag weniger in ihrer Abſicht, als dieſen Nachtheilen durch die Beſeitigung oder auch nur durch die Milderung des Syſtems zu begegnen. Im Gegentheil wurde es ſtets als die Hauptgrundlage ihrer ſocialen Exiſtenz betrachtet, und das alleinige Ziel ihrer Politik war die möglichſte Erweiterung derſelben. „Es giebt," ſagte Warner aus Georgia im Abgeordnetenhauſe, und er ſprach hierin nur das allgemeine Gefühl aus, „es giebt keinen Sklavenhalter in oder außerhalb dieſer Verſammlung, der nicht recht gut weiß, daß, wo die Sklaverei auf beſtimmte Gränzen beſchränkt wird, ihre Exiſtenz untergraben und ihr ſchließlicher Untergang nur eine Frage der Zeit iſt. Man nehme irgend einen ſklavenhaltenden Diſtrikt in den ſüdlichen Staaten, wo die großen Stapelprodukte, Baumwolle und Zucker, kultivirt werden und beſchränke die gegenwärtige Sklavenbevölkerung innerhalb der Gränzen dieſes Diſtrikts. So ſtark iſt die natürliche Vermehrung der Sklaven und ſo raſch die Erſchöpfung des Bodens durch den Anbau dieſer Produkte, die ſo viel zum Reichthum des Landes beitragen, daß es in wenigen Jahren unmöglich ſein würde, die Bevölkerung in den ihr geſteckten Gränzen zu ernähren. Sowohl Herren als Sklaven würden ausgehungert werden, und gleiche Urſachen würden gleiche Wirkung in allen ſklavenhaltenden Staaten hervorbringen. Die Sklaverei kann nicht auf beſtimmte Gränzen beſchränkt werden, ohne den Untergang des Herrn wie des Sklaven herbeizuführen; ſie verlangt friſchen Boden, Holz und Waſſer im Ueberfluß, nicht allein zum Wohlſein und Glücke des Sklaven, ſondern auch zum Vortheile des Herrn." Solche Thatſachen, die dem Unparteiiſchen als eine reductio ad absurdum und bitterſte moraliſche Satire auf die Sklaverei erſcheinen müſſen, ſind es, die von ihren Vertheidigern als unwiderlegbare Gründe für die Nothwendigkeit beigebracht werden, friſches Gebiet eben ſo ſchnell zu occupiren, als das alte erſchöpft wird, bis in Ausführung dieſer Theorie unſer ganzer Erdball von der Sklaverei monopoliſirt und entvölkert iſt.

Sollte es den Verſchworenen gelingen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und ſich den Beſitz der Territorien zu ſichern, die unmittelbar an Mexiko ſtoßen, ſo iſt, falls keine europäiſche Macht einſchreitet, nichts Anderes zu erwarten, als die Ausbreitung der „häuslichen Inſtitution des Südens" durch das Schwert des Eroberers über jenes unermeßliche Land und ſpäter über das ganze ſpaniſche Amerika, worauf, wenn die Umſtände es geſtatten, die Annexion von Weſtindien folgen würde. Eine ſo ungeheure Ausdehnung des der Sklavenarbeit eröffneten Terrains würde aber auch den Begehr nach Sklaven ſteigern und aller Wahrſcheinlichkeit nach zur Erneuerung des afrikaniſchen Sklavenhandels führen, auf deſſen Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit ſo viele Organe des Südens ſchon längſt beſtanden haben.

Das ſind die Reſultate, die in dem gegenwärtigen Kampfe zwiſchen dem freien und dem ſklavenhaltenden Amerika auf dem Spiele ſtehen und das iſt die Sache, für welche die Vertreter der engliſchen Preſſe und Perſonen, die durch ihre Stellung auf die öffentliche Meinung einen hervorragenden Einfluß üben, die Sympathieen des Publikums zu erwecken ſuchen.

Mannigfaltiges.

— Oeſterreich und Deutſchland. Es iſt höchſt bezeichnend für das Verhältniß der öſterreichiſchen Politik zur inneren und äußeren Macht-Entwickelung Deutſchlands, daß in derſelben Zeit, wo der Kaiſerſtaat durch die ganze Wucht ſeines auf die deutſchen Mittelſtaaten wirkenden Einfluſſes zu hindern ſucht, daß der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag perfekt werde und dadurch der Welthandel, wie der National-Reichthum Deutſchlands die fruchtbarſte Ausdehnung erhalte, die Haus-, Hof- und Staatskanzlei zu Wien den Baron Thierry nach London ſendet, um mit dem Präſidenten des Board of Trade (Handelsamt) und nebenbei mit Lord Palmerſton ſelbſt die Grundlagen eines künftigen Freihandels-Ver-

Digitized by Google

trages zwiſchen England und Oeſterreich zu verabreden. Der Kaiſerſtaat kann allerdings nicht, wie Preußen, durch den Einfluß einer dritten Macht gehindert werden, durch Handelsverträge den Welthandel und den Reichthum ſeiner Landes-Angehörigen zu vermehren. Es ſcheint daher auch auf dieſem Gebiete Oeſterreich dem preußiſchen Rivalen den Rang ablaufen zu können und zu wollen.

— Arbeiten und arbeiten laſſen. Berthold Auerbach, der ſeit dem 1. October ein Beiblatt zur „Gartenlaube," die „Deutſchen Blätter," redigirt und der darin, wie in allen ſeinen Schriften, manchen tiefen und beherzigenswerthen Gedanken für das deutſche Volk niederlegt, ſagt in Nr. 4 dieſer Blätter: „Wir Deutſchen hatten bisher ein Sprüchwort, das eine heitere und wohlwollende Seite unſeres National-Charakters ausſprach, und es konnte nicht blos von Perſon zu Perſon, es konnte auch von Volk zu Volk gelten; denn es giebt kein zweites Volk, das ſich ſo warm am Wohle anderer Völker erfreut, als das deutſche. Das Sprüchwort heißt: Leben und leben laſſen! Philoſophiſch, höher und ernſter ausgedrückt iſt es in jenem großen, ſittlichen Grundſatz Immanuel Kant's: Handle ſo, daß du wollen kannſt, daß die Richtſchnur deiner Handlungen die Richtſchnur der Handlungen aller Menſchen ſei. Eine That, von der man ſich ſagen müßte: Wenn Jeder in der Welt die gleiche That vollzöge, dann könnte die Welt nicht beſtehen — eine ſolche That iſt unbedingt laſterhaft. Nun bildet ſich aber aus der neuen volkswirthſchaftlichen Erkenntniß ein neues ſittliches Sprüchwort heraus, das in kurzen Worten eine ganze Gedankenreihe, wie eine Garbe vollgeladener Aehren, zuſammenbindet. Es heißt nicht mehr: Leben und leben laſſen — ſondern: Arbeiten und arbeiten laſſen! Jeder bethätige die ihm verliehene Kraft und Kenntniß, und laſſe auch ohne alle Beſchränkung durch Zunftzwang, Anſiedelungsrecht u. ſ. w. Jeden neben ſich frei ſeine Kraft entfalten. Arbeiten und arbeiten laſſen — das iſt ein Sprüchwort, das unſerer Zeit zur Ehre gereicht."

— Eine Stimme aus Frankreich über das heutige Deutſchland. Ein franzöſiſcher Kritiker, Herr A. Legrelle, nennt in der Revue de l'instruction publique (Nr. 27 vom 2. October) Herrn St. René Taillandier, bei Gelegenheit einer Beſprechung ſeiner geſammelten Eſſays über die deutſche Literatur, „den kompetenteſten Vertreter Deutſchlands in Frankreich, den Geſchäftsträger der deutſchen Literatur bei der öffentlichen Meinung der Franzoſen." Dann fügt er hinzu: „Einen ſeltſamen Anblick gewährt doch dieſes zeitgenöſſiſche Deutſchland! Im erſten Momente fühlt man ſich verſucht, es zu bemitleiden, aber bei näherer Betrachtung, iſt man viel eher geneigt, es zu beneiden. Die Diplomatie hat es zerſtückelt, zerfetzt, pulveriſirt; ſie hat Sorge dafür getragen, daß die Glieder dieſes großen, unbarmherzig zerriſſenen Körpers ſich nicht wieder vereinigen. Jedem Fürſtlein hat ſie einen character indelebilis, eine unangreifbare Autonomie verliehen. Aber der Geiſt iſt mächtiger, als der Körper, und er iſt es auch, der alle Bemühungen der Diplomatie zu Schanden gemacht hat. In Ermangelung eines gemeinſamen ſtaatlichen Lebens, hat in Deutſchland ein ſo energiſches geiſtiges Leben Platz gegriffen und ſind dort ſeit einem halben Jahrhundert auf dem Schlachtfelde der Ideen ſo viele Siege errungen worden, daß dieſes Volk von vierzig Millionen ſich gleichwohl einig fühlt und fortan unmöglich wieder zu den alten Bruderkriegen mit den Waffen in der Hand ſich wird verleiten laſſen."

— Das griechiſche Königthum in der Auflöſung. Der dreißigjährige Krieg, den ein König von deutſcher Abſtammung mit dem Volke der Neugriechen geführt, iſt am 21. October durch die Abdankung des Königs Otto, ſowie durch ſeine und ſeiner edeln Gemahlin Abreiſe von Griechenland beendet worden. Wir glauben nicht, daß ſich ein zweiter Sohn des Königs Ludwig von Bayern geneigt finden werde, das dreißigjährige Märtyrerthum des erſten fortzuſetzen. In dieſem Staate Griechenland iſt nicht blos Etwas, ſondern Alles faul. Die Geſchichte dieſes modernen Königreichs iſt nichts, als eine lange Kette von Intriguen und theils gelungenen, theils vereitelten Komplotten treuloſer Menſchen. Jedes Jahr vermehrte die Enttäuſchung der Hoffnungen, welche der europäiſche Philhellenismus in dieſe angebliche Wiedergeburt des alten Griechenlands geſetzt hatte. Die in dem kleinen Staate mehr und mehr um ſich greifende Corruption erhob es bald zu einer allgemein giltigen Anſicht, daß die neugriechiſche Miſch-Nationalität im Grunde der weſentlichſten Bedingungen zu einem geordneten und freiheitlichen Staatsleben entbehre. Nur der Geduld der Schutzmächte und der Bonhommie des Königs verdankt Griechenland ſeine bisherige Exiſtenz. Hätte man es ſich ſelbſt überlaſſen, es wäre längſt in ſich zerfallen und neuerdings eine Beute der Türken geworden. Gleich nach der Thronbeſteigung des Königs begann die Agitation gegen die nach Griechenland gekommenen Deutſchen, welche das verkommene Land reorganiſirten. Nachdem man die Deutſchen glücklich aus dem Lande hinaus intriguirt und eine Verfaſſung zu einer Zeit erlangt hatte, wo auf dem europäiſchen Continente viel civiliſirtere und freiheitsfähigere Völker noch abſolut regiert wurden, gab man ſich den Träumereien des Pan-Hellenismus, dem Wahne von der Wiedererrichtung des byzantiniſchen Reiches unter ruſſiſchem Protectorate hin, wie denn Rußland, ſeitdem Griechenland beſteht, unabläſſig bemüht iſt, daſſelbe als wirkſamen Mauerbrecher für ſeine orientaliſchen Zwecke zu benützen. Als die Neugriechen alles durchgeſetzt hatten, was ſie nur wünſchen konnten, begann das Complottiren gegen die „fremde" Dynaſtie, und nach einer Reihe von mißlungenen Verſuchen hat man es endlich dahin gebracht, daß König Otto dem Lande den Rücken kehrt. Hätten die Neugriechen das Zeug dazu, einen geordneten Staat zu bilden, ſo fehlte es ihnen gewiß nicht an dem hierzu nöthigen Spielraum. Sie hatten eine der freieſten Verfaſſungen, allgemeine Rechtsgleichheit, faſt unumſchränkte Preßfreiheit und ein Parlament. Ihre Freiheiten bedrohte niemand, aber dies Alles ſcheint dem Baſtard-Volke der Hellenen nicht zu genügen. Es ſehnt ſich offenbar nach den Segnungen der ruſſiſchen Herrſchaft, weil es unter derſelben den Gedanken der Vereinigung der geographiſch zerriſſenen und in alle Winde zerſtreuten griechiſchen Nationalität zu verwirklichen hofft. Nach Allem, was die Neugriechen jedoch bis jetzt geleiſtet haben, iſt überhaupt daran zu zweifeln, daß ſie unter irgend einer Regierung, ob dieſe nun eine nationale oder eine fremde ſei, ein regelmäßiges Staatsleben zu führen im Stande ſind.

— Deutſche Expedition in Afrika. Munzinger und Kinzelbach, deren Bericht aus El Obeid über das Schickſal des unglücklichen Eduard Vogel keinen Zweifel mehr gelaſſen, haben nach einem dreimonatlichen Aufenthalt an jenem Orte in Kordofan ihre Rückreiſe nach Europa angetreten und waren bereits am 29. Juli d. J. in Chartum wieder angekommen, von wo ſie einen neuen Bericht über ihre Expedition an das Comité in Gotha gerichtet, der in Nr. 10 von Petermann's geographiſchen „Mittheilungen" abgedruckt iſt. Der Entſchluß zur Rückreiſe war gefaßt worden, nachdem ſie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß es ihnen unmöglich ſei, durch Darfur nach Wadai vorzudringen, ohne ihr Leben in die äußerſte Gefahr zu bringen. Zwar war nach langem Harren ein Antwortſchreiben des Sultans von Darfur an den öſterreichiſchen Konſul in Chartum, Dr. Natterer, ſowie ein anderes an den Gouverneur von Kordofan eingegangen, worin den beiden Reiſenden geſtattet wurde, nach Darfur zu kommen, jedoch nur unter der Bedingung der Bürgſchaft, daß, im Falle ſie dort ſterben, kein Verdacht und keine Anklage wegen ihres Todes gegen den Sultan erhoben werde. In dem ſehr diplomatiſch abgefaßten Schreiben des ſchwarzen Sultans heißt es unter Anderm: „Handel und Wandel beſtehen zwiſchen Chriſten und Moslemin ohne allen Anſtand. Aber Ihr wißt, daß unſer Land, das im Weſten liegt, ein Land ſchlechter Luft und ſchädlichen Waſſers iſt. So iſt vor einiger Zeit der Arzt Cuny, der Franzoſe, zu uns gekommen; er bekehrte ſich zum Glauben des Islam, er verblieb fünf Tage bei uns und — ging zu Gott hinüber..... Dann haben wir ein Gerede gehört, das die Schuld ſeines Todes auf unſere Beamten warf.... Was wir aber nicht leiden können, das iſt der Verdacht und die Beſchuldigung, als ob der Sultan von Darfur die Fremden, die zu ihm kommen, tödten ließe... Was das Reiſen in den verſchiedenen uns gehörigen Landen betrifft, ſo iſt das eine unthunliche Sache, die wir nicht zugeben können; denn unſer Gebiet iſt weitläufig, und wir haben nicht Vertrauen genug auf unſere Unterthanen, da die Sudaneſen, wenn ſie einen weißen Menſchen ſehen, ſich auf eine abſonderliche Weiſe darüber entſetzen."

Die Hoffnung einer Erreichung Wadais Seitens der deutſchen Expedition beruht fortan allein auf Herrn von Beurmann, über deſſen Reiſe neuerdings durch den engliſchen Konſul in Tripoli, Herrn Reade, ſehr günſtige Nachrichten eingegangen.

Herr v. Heuglin war mit ſeinen beiden Reiſegefährten, Dr. Steudner und H. Schubert, zu Anfang des Juli ebenfalls in Chartum eingetroffen, und zwar aus Djenda in Abeſſinien kommend.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn H. Peter's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 47. Mittwoch, den 19. November 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Felix Mendelsſohn in Italien und Frankreich 551
K. H. Scheidler: Das Studium auf landwirthſchaftlichen Akademieen . . 552

Böhmen.
Literaturbericht aus čechiſchen Kreiſen 553

Rußland.
Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft. III. Von Weliki-Uſtiug nach Archangel . . . . "

Frankreich.
Die Centraliſation in Frankreich und die Selbſtverwaltung in England . . 555

Türkei.
Der gegenwärtige Stand der orientaliſchen Frage nach den Präcedenzen von 1840 557

Italien.
Neapel unter Victor Emanuel. I. Der neapolitaniſche Particularismus . . 559

Mannigfaltiges.
Warnung vor Täuſchungen 561
Der großdeutſche Bremſer-Verein 562
„Zur Einigung Oeſterreichs" . . . . "
Zur Kenntniß des britiſchen Muſeums . . . . "
Chili, Peru und Braſilien . . . . "

Deutſchland und das Ausland.

Felix Mendelsſohn in Italien und Frankreich.

Die Reiſebriefe von Felix Mendelsſohn haben nicht blos in Deutſchland die Aufnahme gefunden, deren eine ſo köſtliche Gabe würdig, und bei uns Deutſchen gewiß war. Es iſt neulich in dieſen Blättern die Rede geweſen von der außerordentlichen Theilnahme, welche die Briefe auch in England allgemein hervorrufen, in England, das freilich den Componiſten des „Paulus" und des „Elias" von jeher zu ſeinen gefeiertſten Lieblingen zählt. In engliſchen Kreiſen gerade kann dieſe Theilnahme den reinſten Ausdruck finden. Felix Mendelsſohn war ein Bewunderer Englands; die Erfolge, die dort den Schluß ſeiner großen Reiſe krönten, entzückten ihn mehr als alle früheren; ſeine Urtheile über das muſikaliſche Leben in London haben nichts, was den britiſchen Stolz irgendwie verletzt. Darum geht es dort den Briefen heute wieder ſo, wie vor dreißig Jahren ihrem Verfaſſer: kaum ſind ſie da, ſo ruft man There is Mendelssohn, und Alles jubelt Welcome to him! Eine ſo herzliche Freude konnte das Buch natürlich nur da erregen, wo der zu Hauſe war, der es ſchrieb. In Italien und Frankreich mußte es ein ganz andres Publikum finden, weil Mendelsſohn ſelbſt dem Publikum und den Künſtlern dieſer Länder ganz anders gegenüber getreten war. Es war zu erwarten, daß man die Urtheile über italiäniſche und franzöſiſche Muſik, in welchen der junge Reiſende neben alle dem Entzücken ſich vor den theilnehmenden und verſtändnißreichen Angehörigen ſo offenherzig, ſo friſch, und mitunter ſo ſcharf ergehen durfte, jenſeits der Alpen, und noch mehr am Seineſtrande, nicht ohne einige Empfindlichkeit vernehmen würde. Die deutſche Kritik gilt dort überhaupt für ſuſpekt; wagt ſie ſich auf Gebiete, auf denen die Inferiorität der Deutſchen ſo klar am Tage iſt, als dies, nach der Meinung der meiſten Franzoſen und Italiäner, in der Muſik der Fall iſt, ſo wird man ſie von vorn herein mit höchſt argwöhniſchen Blicken betrachten; erdreiſtet ſie ſich aber gar, trotz dieſes franko-italiſchen Supremates, in der heutigen Muſik von Italien oder Frankreich Schwächen zu entdecken, ſo wird man ſie ſanft oder unſanft aus dem Allerheiligſten entfernen, das ſie entweiht.

Der muſikaliſche Recenſent der Revue des deux Mondes, Herr P. Scudo, den Leſern des „Magazin" aus früheren Mittheilungen wohlbekannt, iſt durch italiäniſchen Urſprung und franzöſiſche Kunſterziehung der rechte Mann, die Sache ſeiner beiden Vaterländer gegen unſern Mendelsſohn aufzunehmen. In dem Auszuge aus den Briefen, den er im Auguſthefte der gedachten Zeitſchrift veröffentlicht, ſind, bei aller Anerkennung ihres ſonſtigen Werthes, zugleich den muſikaliſchen Bemerkungen des jungen Deutſchen Gloſſen beigegeben, deren Naivetät einige nähere Mittheilungen erheiſcht. Wenige Beiſpiele werden genügen. (Hoffentlich ſind unſeren Leſern die Briefe ſelbſt zur Hand, oder doch in guter Erinnerung).

Da iſt vor Allem jene ſchöne Epiſtel vom 4. April 1831 (S. 122 ff), in welcher Felix den Seinigen, vor Allen den Schweſtern, jenen anziehenden und klaren Generalbericht über die Feierlichkeiten der römiſchen Charwoche erſtattet. Wir Deutſche haben uns einfach über den Künſtler gefreut, der in dem Jüngling ſo gewaltig war, daß er den Muſiker von Fach überwog, über den reinen und freien Geiſt, der aus dem Unvollkommenen, Zerſtückelten, ja Verunglimpften, ebenſo wie vor ihm Goethe, das große erhabene Ganze herausfühlte und in ſich aufnahm. Gewundert wird dies keinen haben, der eine Vorſtellung von jenen Ceremonien beſitzt. Herr Scudo hält eine kleine Anſprache für angemeſſen, ehe er auf den Brief kommt. „Hier gerade iſt es von Wichtigkeit eingedenk zu bleiben, daß der, der da ſpricht, ein Deutſcher iſt, ein Deutſcher aus dem Norden, der in der ſtarken Harmonie der Bach'ſchen Schule aufgewachſen und deſſen Ohr an die ausgedehnteſten Combinationen der Fuge und des Contrapunktes gewöhnt iſt; noch einmal, es iſt ein moderner Scholaſtiker, ein jüdiſcher und proteſtantiſcher Dialektiker, der über die kindliche Anmuth eines Perugino, über die rührende Hingebung eines Fra Angelico, über die himmliſche, aber einfache Harmonie eines Paleſtrina urtheilen will; es iſt ein blonder Deutſcher aus dem finſtern Walde, der das Zauberhorn der Sage klingen gehört hat, eine Shakſpeare'ſche Traumgeſtalt, welche die Feen auf den Knieen geſchaukelt haben, eine Seele voll von geheimnißvollen Anklängen und göttlichen Gefühlen, es iſt der Autor des Sommernachtstraumes und der Walpurgisnacht, der urtheilen will über die Denkmäler jener lichtvollen, tiefen oder klaren Bildung, die das Unendliche unter einer ſchönen, einfachen und für Alle zugänglichen Form darſtellt."

Und nun kommt ein Reſumé dieſes Briefes und des ausführlicheren an Zelter (vom 16. Juni 1831), wo Mendelsſohn von den Lamentationen in der Sixtiniſchen Kapelle ſagt: „Es iſt eine ſchöne und ernſthafte Compoſition von Paleſtrina, und wenn ſie auf das wilde Pſalmgeſchrei folgt, ohne Bäſſe, blos für hohe Sopranſtimmen und Tenor, mit dem zarteſten Anſchwellen und Abnehmen, zuweilen faſt unhörbar verſchwimmend, und von einem Ton und Accord zum andern ſich langſam hinziehend, ſo macht es ſich ganz himmliſch." Hier fällt nun unſer Italiäner mit einem furioso ein:

„A la bonne heure! Du fühleſt alſo doch die unausſprechliche Lieblichkeit der Religion Jeſu Chriſti und der Kunſt, welche durch ſie bebegeiſtert iſt, du Sohn Jacob's und Sebaſtian Bach's, du Zögling des Talmud und der Synagoge! Du biſt glücklich genug begabt, um die Erhabenheit deſſen zu begreifen, der da geſagt hat: Laſſet die Kindlein zu mir kommen; jene heiligen und fruchtbaren Worte, welche das Menſchenherz wieder geſund gemacht, und die Liebe im Leben wie in der Kunſt ge-

Digitized by Google

heiligt haben!“ Und da Mendelsſohn in demſelben Briefe an Zelter von den Improperien des Paleſtrina, denſelben, die auf Goethe den größten Eindruck gemacht hatten, ſagt, daß ſie wirklich herrlich ſeien, wiederholt Hr. Scudo jenen Ausruf etwas milder wie folgt: „So ſpricht von der Muſik Paleſtrina's ein junger und großer deutſcher Künſtler, den ſeine Erziehung nicht darauf vorbereitet hatte, die Wirkungen einer ſo erhabenen Einfachheit zu verſtehen. Er lobt ſie, weil er in der Sixtiniſchen Kapelle während jener Improperien dieſelbe tiefe Rührung empfunden hatte, die über Goethe am Ende des 18. Jahrhunderts gekommen war. Wagen wir es auszuſprechen, was vielleicht weder Mendelsſohn noch Goethe zugegeben haben würde: der Grund iſt, daß das Genie von Paleſtrina und die unſchuldige, heitere Form, in der er am Ende des 16. Jahrhunderts ſich offenbarte, vor Gott und vor den Menſchen weit höher ſtehen, als die tiefen und weitgehenden Combinationen von Sebaſtian Bach. In welchem Verfalle die geiſtliche Muſik in Rom und insbeſondre die der Sixtiniſchen Kapelle ſich heutzutage auch befinden möge: dieſe ehrwürdigen Trümmer einer ruhmwürdigen Vergangenheit verdienen es noch heute, das Intereſſe der Kenner zu erregen.“

Ich nannte dieſe Art von Gloſſen vorhin naiv; ich glaube, daß ſie dieſe Bezeichnung im eigentlichen Sinne des Worts verdienen. Augenſcheinlich entgeht es Hrn. Scudo, daß die Widerſprüche, die er zwiſchen Mendelsſohn's Herkunft, Erziehung und Nationalität einer= und ſeiner Bewunderung der Melodien von Paleſtrina andererſeits zu entdecken glaubt, nirgends exiſtiren, als in ſeiner Einbildung. Es entgeht ihm daher auch, daß er mit Unrecht dieſe Bewunderung aus einer beſonders glücklichen Begabung erklärt, vermöge deren der junge deutſche Meiſter alle jene Widerſprüche habe überwinden können, natürlich nur bei ſo gewaltigen Eindrücken, wie die der Paſſionsmuſik in St. Peter oder im Vatican. Wo der Reiz minder ſtark iſt, da ſtehen denn auch nach der Anſicht des franzöſiſchen Kunſtrichters, die deutſche und die jüdiſche Abkunft, das nordiſche Blut und der Talmud (wer weiß, ob ihn Felix Mendelsſohn, der aufrichtige Proteſtant, je vor die Augen bekommen hat!), Sebaſtian Bach und Hegel, jener metaphyſiſche Dämon, der auf den armen Deutſchen laſtet wie ein böſer Alp, ſie alle ſtehen dann wie unüberſteigliche Schranken zwiſchen dem Objekte und unſerm Reiſenden; ſie hindern ihn, daſſelbe in ſeiner wahren Geſtalt und in der richtigen Beleuchtung zu erblicken, ſie zwingen ihn aus der heiteren lebendigen Wirklichkeit immer wieder und immer tiefer in die Nebel ſeiner Traumwelt zurück.

Das tritt natürlich in Paris, dem eigentlichen Sitze des guten Geſchmacks in der Muſik wie in andern Künſten und Wiſſenſchaften, noch viel deutlicher an den Tag, als unter den Ruinen von Rom. Zwar weiß jeder Leſer der Reiſebriefe, wie munter ſich unſer Mendelsſohn in das wilde Treiben des Pariſer ſocialen und künſtleriſchen Lebens hineinwarf, wie wenig er, um mit ſeinen Worten zu reden, „wie ein deutſcher Jüngling mit langen Haaren ſehnſüchtig umherging,“ wie er vielmehr „Paris recht von Grund aus genießen, bewundern und kennen lernte.“ Nichts in jenen vor Witz und Lebensluſt ja Uebermuth ſprudelnden Pariſer Briefen läßt uns ihren Verfaſſer als einen ſo urwäldlichen Feenſohn erſcheinen, wie ihn Hr. Scudo malt. Aber es muß doch wohl wahr ſein, denn wie hätte er ſonſt Meyerbeer und Roſſini ſo falſch beurtheilen können! Wie hätte er ſonſt Roſſini's Namen ſo ſelten erwähnen, wie jene ketzeriſchen Sätze über Robert le Diable ſchreiben können! Höre es, Volk von Paris, und kreuzige ihn! „Das Süjet iſt romantiſch,“ ſo ſpricht dieſer „blonde Deutſche“ über den maestro divino, „d. h. der Teufel kommt darin vor. Es iſt aber doch ſehr ſchlecht, und wenn nicht zwei brillante Verführungs-Scenen darin vorkämen, würde nicht einmal Effekt darin ſein... Auf eine ſolche kalte berechnete Phantaſie-Anſtalt kann ich mir nun keine Muſik denken, und ſo befriedigt mich auch die Oper nicht, ſie iſt immer kalt und herzlos, und dabei empfinde ich nun einmal keinen Effekt.“ Kalt und herzlos, ſchreit der feurige Hr. Scudo ihm nach! „Bravo, das iſt geurtheilt en bon Allemand, geurtheilt wie ein richtiger Freund von Robert Schumann, der ganz daſſelbe gegen das Meiſterwerk von Meyerbeer zu ſagen hatte!“ Und er fügt hinzu: „Armer Mendelsſohn! Er hat ſehr wohl daran gethan, ſich nicht in Paris niederzulaſſen, ſondern lieber im Vaterlande der Bach die amüſanten Jeremiaden Paulus und Elias zu ſchreiben! Ich (Hr. Scudo) verſichere in allem Ernſte, daß man einem Deutſchen, wenn er ſich nicht Goethe, Herder, Mozart, Humboldt oder Heine nennt, nicht erlauben ſollte, eine Meinung über das Leben und die Geſellſchaft der Völker des Occidents zu haben!“

Wir haben es alſo mit einem Sir Percy Heißſporn zu thun, der nicht, wie jener wackre Britenheld, nicht blos ein paar Schock armer Schotten frühſtückte, ſondern gleich eine ganze Nation — bis auf fünf Mann; zugleich aber mit einem kritiſchen Saturnus, der ſeine eignen Lieblinge auffrißt. Ueberſah der Signor in ſeiner Hitze, daß auch der Componiſt des „Robert“ ein Deutſcher, ja was noch ſchlimmer, ein Berliner iſt? Darf auch er keine Meinung haben über die Geſellſchaft jener Nationen des Weſtens, die nichts deſto weniger ſeinen Robert und ſeine Hugenotten anbeten? Und wenn man ihm das „Recht eine Meinung zu haben“ füglich nicht wird verwehren können, wie will man es ſeinem engern Landsmanne rauben, der, harmlos über die Muſik des deutſchen Kollegen urtheilend, gar nicht ahnen konnte, welches Verbrechen in den Augen künftiger Kritiker er beging? Das kommt von den himmelſtürmenden Phraſen!

Und dennoch ſteckt ein Kern von Wahrheit darin. Mendelsſohn hat wirklich ganz recht daran gethan, nicht in Paris zu bleiben, wenn wir ihn auch deshalb nicht zu bemitleiden brauchen. Wir meinen nicht mit Herrn Scudo, daß es für Mendelsſohn's Laufbahn als Muſiker von entſcheidender Wichtigkeit war, ob er ſich in Paris niederließ, ob er „die Gunſtbezeugungen jenes verführeriſchen Publikums verſchmähete, das unter dem Anſcheine der Frivolität ſo viel Geſchmack und ſo viel Verſtand verbirgt,“ oder ob er zu uns zurückkehrte, weil wir wiſſen, daß es noch größere deutſche Muſiker gegeben hat, die auch lieber unter uns, als unter den Pariſern leben gewollt haben. Aber es war eine entſcheidende Probe für ſeinen Charakter! In ſeiner Wahl ſtellte es ſich unwiderleglich heraus, daß dieſer junge Menſch, trotz des rauſchenden Beifalls eines glänzenden Publikums, trotz der verlockendſten Ausſicht, in Paris, in London oder wohin ihn ſonſt Luſt und Neigung rieſen, als ein Liebling aller Gebildeten empfangen zu werden, dennoch in der Tiefe ſeiner Seele ein Deutſcher war, ein Deutſcher in ſeiner Liebe zur Heimat und in ſeinem tiefen und kräftigen Familien= und Pflichtgefühl, ein echter Deutſcher „blond mit blauen Augen,“ trotz ſeiner ſchwarzen Haare und ſeiner moſaiſchen Herkunft. Unwiderleglich documentirte dieſe Wahl, daß in ihm ein kraftvoller Nationalgeiſt lebte, ein Geiſt, der ihn zwar zu nichts wahrhaft Schönem, Edlen und Hohen unfähig oder unempfänglich machte, der ihn aber den Italiänern und den Franzoſen, vor Allem den nachgemachten Franzoſen und ihrem künſtlichen Enthuſiasmus, in Ernſt und in Eifer gegenübertreten ließ. Das iſt es, warum ihn Hr. Scudo als Richter über neuitaliäniſche und neufranzöſiſche Muſik perhorreſcirt, warum er ſein Lob der hohen Schöpfungen der großen altitaliäniſchen Meiſter nur als ein unfreiwilliges gelten laſſen will. Das iſt es aber auch, warum die Engländer, wenn ſie nicht bloßem Gerede folgen, eben dieſen Mendelsſohn als einen congenialen Ausleger Shakſpeare's verehren und lieben; das iſt es, warum er in Deutſchland, und vor Allem im Norden von Deutſchland, in Aller Herzen und in Aller Munde lebt! P. D. Fiſcher.

K. H. Scheidler: Das Studium auf landwirthſchaftlichen Akademieen.*

Das vorliegende Büchlein (116 S.), die Arbeit eines Veteranen auf dem Gebiete der Staatsökonomie, wird vornehmlich den Studirenden der höheren Landwirthſchaft zur Lektüre zu empfehlen ſein. Die Rathſchläge, die der Verfaſſer ihnen giebt, ſind jedoch etwas zu verſchwenderiſch in Motto's, Vor= und Nachſprüche und Citate aus Autoritäten: Goethe, Schiller, Humboldt, Leſſing, Peſtalozzi, Knebel, Heinze und Thaer, Auszüge aus Journalen u. ſ. w. gehüllt. Dieſe Methode zeugt für eine ungeheure Beleſenheit und Aufmerkſamkeit auf ein beſtimmtes Thema, ſcheint aber wenig geeignet, Klarheit über einen Gegenſtand zu verbreiten, welcher derſelben ſo ſehr bedarf.

Daß zu einem guten Landwirth in jetziger Zeit viel gehört, und mehr als in früheren Zeiten, daß Schwach= und Dummköpfe nicht als geeignet angeſehen werden ſollten, die Oekonomie zu lernen, daß der Bauer eine höhere Stufe der Bildung anzuſtreben habe, Alles dieſes und vieles Andere iſt ſo wahr, daß wir darüber kein Wort verlieren wollen; andererſeits aber ſcheinen uns der Herr Verfaſſer und alle die landwirthſchaftlichen Autoritäten, welche er in ſo reichem Maße citirt, ihre Anforderungen an den Ackerbau-Eleven etwas zu hoch zu ſtellen, wenn ſie von ihm „ideale Bildung“ und einen geiſtigen Schwung verlangen, der durchaus vom „bloßen Brodſtudium“ abſehen ſoll.

Die allermeiſten Studirenden der Oekonomie auf Univerſitäten und landwirthſchaftlichen Anſtalten ſind von Haus ſo geſtellt, daß ſie am aller-

* Ueber das Univerſitäts-Studium der rationellen Oekonomie, insbeſondere ihrer anthropologiſchen pragmatiſchen Hülfs-Disciplinen, von Dr. Karl Hermann Scheidler, ordentlichem Honorar-Profeſſor der Philoſophie und Lehrer an dem ſtaats- und landwirthſchaftlichen Inſtitute zu Jena. Jena, F. Frommann, 1862.

Digitized by Google

wenigſten ein ſogenanntes „Brodſtudium" zu betreiben brauchen. Das Brod wächſt gewöhnlich ihrem Vater ſehr reichlich auf dem Felde; und nicht ſowohl vom Brodſtudium will der Verfaſſer abmahnen, als von einer groben materiellen Auffaſſung des Lebens. So gefaßt, mag er vollkommen Recht haben — aber wir fragen, woher beſchaffen die Profeſſoren der höheren Oekonomie den nöthigen idealen Fonds und Schwung, mit denen ſich ihr Jünger erfüllen ſoll? — Niemand vermag etwas wider ſeine Zeit. Jetzt, wo ſelbſt die idealen Wiſſenſchaften, die in den höheren Regionen heimiſch ſind, die Flügel hängen laſſen, wo Philoſophie und klaſſiſche Philologie an bedenklicher Schwäche leiden, und wo der Studirende, der ſich denſelben widmet, jedenfalls die Ausſicht vor ſich hat, es auf das Bitterſte zu büßen, wenn er ſie anders, als vom Standpunkte des Brodſtudiums betrachtet, ſollte es der an der Erde haftenden Oekonomie gelingen, in die rein praktiſche Sache, die es doch weſentlich mit dem materiellen Gewinne zu thun hat, idealen Gehalt zu bringen?!

Wir meinen damit nicht, daß ein Oekonom nothwendigerweiſe Materialiſt und ſchwerfälligen Geiſtes ſein müſſe — bewahre Gott! — er kann der geiſtreichſte, gebildetſte, wiſſenſchaftlichſte Mann ſein — aber das iſt ſeine Privatſache. Aufgabe einer wirthſchaftlichen Akademie kann es unſerer Anſicht nur ſein, das zu lehren, was wirklich praktiſchen Nutzen gewährt, z. B. wie man die Felder am beſten düngt, wie man die reichſten Aerndten macht, die beſten Schafe und Rinder züchtet ꝛc. Freilich mag der Stand der Sache ſo ſein, daß eine gute Anzahl der Oekonomie-Befliſſenen, die die Akademie beſuchen, nicht beſondere Capacität, nicht beſondere Vorbildung zeigt und dabei ein müßiges oder ſonſt unnützes Leben führt — mehr als andere Studenten, denen das Examen in drohender Geſtalt vor Augen ſteht — aber dies iſt ein Uebelſtand, der durch gute Rathſchläge ſchwerlich beſeitigt werden wird. Jeder wahre Drang kommt von Innen und er läßt ſich nicht machen!

Böhmen.

Literaturbericht aus čechiſchen Kreiſen.

Die Frage nach der literariſchen Thätigkeit in Böhmen läßt ſich eigentlich auch ſo ſtiliſiren: Wie geht es in politicis? Denn das haben die Čechen mit uns Deutſchen gemein, daß auch bei ihnen rührige literariſche Thätigkeit mit politiſchen Arbeiten unvereinbar iſt. Gehen die Wogen des öffentlichen Lebens etwas höher, ſo wird es in der Literatur ſtill und das Wenige, was geleiſtet wird, iſt, wenigſtens indirekt, doch auch nur „Politik." Da man nun hier etwas lauter zu athmen angefangen hat, ſo verſtummte dafür die Literatur faſt gänzlich.

Auch ihre Träger verſtummen. Der fleißige Archäolog Ferdinand Mikowec iſt nicht mehr. Seine Parteiſtellung iſt in den letzten Jahren etwas „unentſchieden" geworden und ſo geſchah es, daß er wohl nirgends ſo recht geliebt würde. Indeſſen hindert das an ſeiner Anerkennung als Mann der Wiſſenſchaft wenig, ja als ſolcher fand er überall bald Verzeihung, bald mildere Beurtheilung. Auch als dramatiſcher Dichter hat er ſich verſucht, und zwar ziemlich glücklich in Vergleich zu den dramatiſchen Champignons, die der Preis-Ausſchreibungsregen aus ihrem Dunkel an's Theaterlicht gerufen.

In politicis ſchreibt man rüſtig weiter. Unlängſt trat ein neues Journal in's Leben: Die „Politik," zwar in deutſcher Sprache aber mit rein čechiſchen Tendenzen. Das Benehmen des neuen Blattes iſt ziemlich gewandt, nur verpufft daſſelbe in ſeinen jugendlichen Tagen zu viel forcirten Witz, der nicht immer rein attiſch bleibt. Beſonders gilt dies von den „politiſchen Ueberſichten," die nach der gleichbenannten Rubrik des Wiener „Oſt und Weſt" verarbeitet, immer ſchrecklich witzig ſein wollen.

Das Urtheil gegen den Redacteur der „Národní listy" J. Gregr: 3000 fl. Cautionsverluſt, 10 Monate Gefängniß, Doctors-Titel- und Redactions-Verluſt wurde beſtätigt. Gerecht mag dieſes Urtheil ſein, politiſch iſt es nicht. Uebrigens ſind Preßprozeſſe an der Tagesordnung, wenn ſie auch nicht immer ſo gigantiſch aufräumen.

Was originelle Produktivität nicht zu leiſten vermag, muß Sammlerfleiß und Aufwärmen alter Größen erſetzen. Das böhmiſche Converſations-Lexicon: „Slovník naučný" ſchreitet ziemlich raſch vorwärts. Der Stoff iſt natürlich nichts als Verarbeitung ähnlicher, beſonders deutſcher Werke, die slavica etwa ausgenommen, die aus Quellen geſchöpft und nur zu ausführlich behandelt werden. Dieſe Partie des Werkes wird hoffentlich auch anderswo behandelt werden. Die „hiſtoriſche Bibliothek" ſoll lateiniſche, griechiſche, engliſche, franzöſiſche, italiäniſche und ruſſiſche Klaſſiker in der Hiſtoriographie bringen. Der Anfang wurde mit Macaulay gemacht, den der Reichsrath Zelený überſetzt. In demſelben Verlage (J. L. Kober) erſcheinen zweite Auflagen von Palacký's böhmiſcher Geſchichte und von Schafariks ſlaviſchen Alterthümern.

Auch in bellettristicis iſt eine merkwürdige Sterilität eingetreten. Freilich ſind die Zeitſchriften voll von „Originalarbeiten," aber ſolches Machwerk zählt nicht. Die „Slovanské besedy," eine Roman-Bibliothek, entdeckten ein einziges Talent und zwar eine Dame: Karoline Světlá, zwar mit unverwundenen George Sandiſchen Reminiscenzen getrübt, aber immerhin erfreulich. Dagegen machte der beliebteſte böhmiſche Dichter Hálek in derſelben Bibliothek vollſtändiges Fiasco mit ſeinem „Komödianten." Ein Buch, in dem ganze Seiten autobiographiſch gehalten ſind, kann nur durch wirklichen Lebensreichthum anziehen; wo dies nicht der Fall iſt, werden alle dieſe Seiten als matte Phraſen geſtrichen. Kommen dazu noch unmögliche, langweilige Charaktere, ein ſo täppiſches, gänzliche Unkenntniß des Terrains verrathendes Auffaſſen des Lebens und des high life insbeſondere, ſo ſchützt die Firma vor Unglück nicht, und das Werk wandelt bald den Weg der Makulatur. Freilich wagte die böhmiſche Preſſe es nicht, ein ſolches Urtheil auszuſprechen, denn ſie befindet ſich noch immer in den Primitiv-Zuſtänden, des rückſichtsvollen Protektorats- und Gevattersweſen. Die böhmiſche Literatur iſt noch immer ein „ungewiſſes" Kind, denn ſie hat und verträgt noch keine Kritik.

Doch halt — ſie wurde ja königlich, reſp. kaiſerlich beurtheilt durch Vertheilung — ruſſiſcher Orden an verſchiedene böhmiſche Literaten. Gelegenheit dazu bot die Feier des Milleniums des ruſſiſchen Reiches. Laſſen wir einmal einige Decorirte Revue paſſiren. Der Geſchichtsſchreiber Palacký wurde freilich durch allgemeine Anerkennung bei allen Slavenſtämmen hinlänglich decorirt und braucht keine ruſſiſchen Brillanten. Der Archivar Erben, durch Quellen-Arbeiten zur böhmiſchen Geſchichte, durch ſein ſinniges „Sträußchen" böhmiſcher Sagen, und ſeine Sammlung ſlaviſcher Märchen und böhmiſcher Volkslieder rühmlichſt bekannt, verdient ſein Kreuz. Profeſſor Hattala, ein namhafter, ſlaviſcher Philolog, trägt es ebenfalls nicht unverdient. Der berühmte Phyſiolog Purkyně kann darin höchſtens eine verſpätete Anerkennung ſehen. Dr. Rieger, als Redacteur des böhmiſchen Converſations-Lexikons, hat wenigſtens eine plauſible Ausrede. Ganz ſpaßig iſt aber die Decorirung eines gewiſſen Sezbera, qui n'est rien, pas même académicien. Ein konfuſer Panſlaviſt, fanatiſcher Verfechter der Cyrilica bei allen Oſt- und Weſtſlaven, hat er kein anderes Verdienſt aufzuweiſen, als ganz unterthäniger Cicerone aller nach Prag kommenden Ruſſen zu ſein. Das ruſſiſche Gouvernement kann im ganzen Heere ſeiner Tſchinovnik's keinen gläubigeren Anhänger haben, als dieſes köſtliche Exemplar. Nun, wohl bekomm's ihm! Intereſſant iſt jedoch dieſe Ordensvertheilung an alle ſlaviſchen Gelehrten immerhin und verdient einregiſtrirt zu werden, wenn man auch nicht glauben darf, Alexander II. wolle die Rolle Victor Emanuel's in slavicis übernehmen. Dazu fehlt freilich unendlich Vieles.

Rußland.

Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft.

III.

Von Weliki-Uſtiug nach Archangel.

Bis Irbit hatte der Flüchtling ſich für einen Handelsreiſenden ausgegeben; über den Ural war er unter dem Vorwande gezogen, Arbeit in den Eiſengießereien von Bothol oder in den Salzwerken zu Solikamsk zu ſuchen; jetzt hielt er's für angemeſſen, die Rolle eines bohomolets* anzunehmen. Einer der berühmteſten Wallfahrtsörter in Rußland iſt das Kloſter auf Solowetsk, einer Inſel im Weißen Meere, wohin jahraus jahrein Männer und Weiber zu Tauſenden aus den fernſten Gegenden und Zonen nur im Winter ziehen, da in den andern Jahreszeiten auf dieſen Wegen kein Fortkommen iſt. Der bohomolets jedes Geſchlechts iſt überall willkommen und der ruſſiſche Bauer betrachtet deſſen Eintritt in ſeine Hütte als einen Segen, nimmt ihn nicht nur mit der herzlichſten Gaſtlichkeit auf, beherbergt, bewirthet, beſchenkt ihn nach Vermögen, ſondern vertraut ihm Geld an, daß er im Namen des Gebers dafür an der heiligen Stätte beten und Kerzen anzünden laſſe. Natürlich macht

* Wörtlich: Gottesanbeter; wie man die Pilger nach einem der Wallfahrtsörter nennt.

Digitized by Google

ſich das mancher Schelm zu Nutze und betrügt die sancta simplicitas um ihren erſparten Pfennig.

Trotz aber der Sicherheit, welche die angenommene Maske bot, blieb unſer Flüchtling ſtets auf ſeiner Hut und ſchloß ſich den Schaaren ſeiner neuen Brüder mit großer Vorſicht und nur zu dem Zwecke an, ihnen Haltung und Benehmen eines bohomolets abzulauſchen und ſich in ſeine Rolle feſt einzuſpielen. In Weliki-Uſtiug kaum angelangt, trat ein junger Menſch in Bürgertracht auf ihn zu, erkundigte ſich nach ſeinem Reiſeziel, theilte ihm dann mit, daß auch er die Abſicht habe, nach Solowetsk zu wallfahrten und lud ihn endlich ein, mit ihm bei ſeiner Wirthin Wohnung zu nehmen: ſie ſei ein braves Weib, die für ihre Gäſte bereitwillig kocht und Brod bäckt.

„Gern folgte ich meinem Führer, der Maxim hieß und aus dem Gubernium Wiatka war. Die Isba der frommen Samariterin fanden wir überfüllt mit einer Menge Pilger, männlichen und weiblichen Geſchlechts; keiner fragte nach meinem Paß. Die gutherzige Wirthin war ſofort erbötig, auch mir mein Brod zu backen. Der freundliche Verkehr mit meinen Herbergsgenoſſen, wie mit vielen andern Pilgern, deren an die 2000 in der Stadt waren, kam bald in den beſten Gang. Alle erwarteten das Aufthauen der Dwina, um auf Flößen und in Kähnen Archangel zu erreichen und von dort nach Solowetsk überzuſetzen. Welch' ein belehrendes Studium ſeltſamer und merkwürdiger Phyſiognomien bot ſich mir unter meinen gottſeligen Mitbrüdern! Welche ſcharf ausgeprägten Züge, von der aufrichtigſten, der Welt völlig abgewandten Ascese bis zu der beſonnenen Frömmigkeit, welche die Angelegenheiten Gottes mit den menſchlichen Intereſſen zu vereinigen weiß; von der hinbrütenden Verhimmelung bis auf die berechnetſte, verſchmitzte Heuchelei! Leonardo da Vinci hätte hier eine reiche Modellſammlung vorgefunden für ſeine Apoſtel, wie für ſeinen Judas.

„Ich hatte nun alle Folgen meiner Bohomolets-Rolle über mich zu nehmen: nicht nur mußte ich, beſonders in der heiligen Woche, in Geſellſchaft meiner Mitpilger in der isba unendlich lange Kirchenlieder hernäſeln, ſondern täglich zu den Frühmetten und Veſpern gehn, Kreuzeszeichen zu Tauſenden, poklony zu Hunderten machen, die Kerzen halten und dem Popen die Hand küſſen. Beim Anblick des Popen war mir nicht ganz wohl zu Muth; ich beſorgte immer, es könnte ihm einfallen, mich das ruſſiſche credo aufſagen zu laſſen; und da wäre ich kläglich beſtanden: ich wußte kein Wort davon. Glücklicherweiſe begnügte er ſich mit meinen poklony, die ich eifrig und mit großer Gewandtheit ausführte; und hundertmal hintereinander den Boden mit der Stirn berühren, ohne, wie es der ruſſiſch rechtgläubige Ritus verlangt, das Knie zu beugen, iſt wahrlich keine leichte Turnübung.... Nach der heiligen Woche kühlte ſich dieſe Andachtsglut zwar etwas ab; indeß nahmen die Lieder und Stationen in den Kirchen noch Zeit genug weg; immer aber war der Aufenthalt in den Kirchen, dem in unſrer isba vorzuziehen."

Weliki-Uſtiug iſt meiſt von Holz gebaut und nur am Ufer der Suſchana ſieht man recht hübſche gemauerte Häuſer. Seine ſchönſte Zierde jedoch ſind die gelbangeſtrichenen Kirchen mit ihren grünen Zinkdächern. Es giebt ein Kloſter für Mönche (tscherntse) innerhalb und eines für Nonnen außerhalb der Stadt. Die Aufführung der Letzteren will unſer Held eben nicht als erbaulich rühmen. — Bei einer Bevölkerung von beiläufig 15,000 Seelen, iſt die Stadt von nicht unbeträchtlicher Wichtigkeit für den Handel und der natürliche Stapelplatz für die verſchiedenen Produkte der Gubernien Wiatka, Perm, Wologda und Sibirien, die Getraide, Lein, Hanf, Talg, Salzfleiſch, Theer, Holz, Pelzwerk u. a. hierher ſchicken, um durch eine Art Rheder (prikastschiki) nach Archangel gefördert und von dort in alle Weltgegenden verſendet zu werden. Die Rheder gewähren den bohomolets unentgeltliche Ueberfahrt; dieſe müſſen ſich aber ſelbſt beköſtigen und zu dem Behufe mit einem hinlänglichen Vorrath an Mehl, Grütze und getrockneten Fiſchen verſehen. Die Pilger, die das Ruder führen können und wollen, erhalten überdies eine Belohnung von 15 Rubel Aſſignaten. Auch unſer Flüchtling, obgleich in der Handhabung des Ruders ungeübt, ergriff freudig die Gelegenheit, ſeinen herabgekommenen Finanzen etwas aufzuhelfen. Nach überſtandener Angſt wegen des Paſſes, den er, wie es der Gebrauch verlangte, bei ſeinem prikastschik für die Dauer der Fahrt niederlegen mußte — zum Glück begnügte ſich dieſer mit dem ſchon erwähnten Wiſch — war er auf einem Kahne eingerichtet und am 10. Mai 1846 bereit, unter Segel nach Archangel zu gehn.

Ein Dwinakahn iſt ein Fahrzeug ſeltſamer Bauart. Von fern ſieht er einer ſchwimmenden Scheune ähnlich. Von Kunſt bei der Führung iſt keine Rede, Alles iſt der Muskelkraft überlaſſen, und jedes Fahrzeug verlangt eine Bemannung von 40—60 Ruderern; die 30—40 Ruder ſind ſchlanke Tannen im Naturzuſtande. Unter den verſchiedenen wunderlichen Einrichtungen des Fahrzeuges befindet ſich auf dem Verdeck eine große viereckige Kiſte von rohem Holz, auf vier Pfählen ruhend und bis zur Hälfte mit Erde gefüllt: das iſt der Kochheerd der Schiffsmannſchaft. Zwei mit hölzernen Haken verſehene Bäume liegen kreuzweis auf der Kiſte, und in den daran hängenden Töpfen kochen die Speiſen über dem, den ganzen Tag unterhaltenen Feuer. Schon am Abend vor der Abfahrt brachten die Reiſenden ihre Sachen auf das Schiff und ſchliefen am Bord. Bei Tagesanbruch rief der nosnik (Schiffspatron) mit lauter Stimme: „Setze dich und bete!" Alles nahm in türkiſcher Haltung Platz auf dem Deck, und nach einem minutenlangen feierlichen Schweigen erhob ſich jeder, bekreuzte ſich mehrere Mal und machte die üblichen poklony. Nach dieſem ſogenannten Gebet warf jeder, auch der ärmſte bohomolets, eine Kupfermünze in den Fluß; ein Mittel, ſich die Dwina günſtig zu machen.

Die Dwina, mit den zahlreichen Schiffen bedeckt, bot nun ein ſehr belebtes Schauſpiel. Nach jedem längern Halt, ehe ſich das Schiff wieder in Bewegung ſetzte, rief der Patron ſein: „Setze dich und bete!" und die Bekreuzungen und poklony wiederholten ſich. Daſſelbe geſchah, ſo oft eine der unzähligen Kapellen längs der Dwina-Ufer aus der Ferne in Sicht kam. Bei heiterem Wetter ließ man dem Schiffe, vom Strome getragen, ſeinen Lauf; die Schiffer ruheten, plauderten, oder ſangen die ruſſiſchen Volkslieder, deren allgemeiner Charakter Lieblichkeit der Melodie bei völliger Leerheit der Gedanken und Empfindungen iſt. Erhob ſich ein Sturm, näherte man ſich gefährlichen Stellen, oder gerieth man — was trotz aller Wachſamkeit zwei Mal vorkam — auf Untiefen, ſo arbeiteten die Ruderer aus allen Kräften, und Laurenti — das war der angenommene Name unſres Helden — zeichnete ſich unter ihnen durch Eifer und Gewandtheit aus. Häufig, ſo oft ſie ſich dem Ufer näherten, kamen ihnen kleine Nachen, voll bettelnder Weiber und Kinder, Lieder ſingend entgegen; der Endreim der lieblich klagenden Weiſe lautete ſtets: batiuschki, diadiuschki, daïtie chlebsta! (Väterchen, Mütterchen, gebt Brod!). Keiner verſagte ſeine Gabe, und die Bettler ſtimmten dann von neuem Lieder an, worin ſie den Reiſenden gute und glückliche Fahrt wünſchten.

Die Reiſe währte 14 Tage. Je näher man Archangel kam, deſto kürzer wurden die Nächte; zuletzt dauerte die Zeit zwiſchen Untergang und Aufgang der Sonne nur zwei Stunden, und ſelbſt während derſelben war's ſo hell, daß man bequem leſen und ſchreiben konnte. Als endlich die vergoldeten Spitzen der Kirchthürme Archangels in der aufgehenden Sonne blitzten, da erhob das Schiffsvolk einen Freudenſchrei; dann — ſo will es der Brauch — warfen ſie die Kochheerde in die Fluthen und zerſchlugen ihre Ruder unter betäubendem Getöſe. Im Hafen angelangt, empfing Jeder aus den Händen des prikastschik ſeinen Paß und die ſauer erarbeiteten 15 Rubel.

„So war ich denn in Archangel! Erreicht war die Bucht des Weißen Meeres, die mir während des mühſeligen An- und Abſteigens über den Ural als der Port des Heils vorſchwebte! Ich erblickte ſie in der Nähe, die ſegelnden Befreier mit ihren flatternden Wimpeln, deren luſtiges, feenartiges Bild in meinen oſtiakiſchen Schneelagern, mitten in der düſtern Wildniß wie eine fata morgana vor meiner Phantaſie aufſtieg! Wie wohlthuend erfriſchten ſie mit ihren bunten Farben meine Augen, die ſeit Monaten ſich an den eintönigen Schneewüſten müde geſchaut hatten! Und wie glühend lautete mein Dankgebet mitten unter meinen Mitbrüdern, den bohomolets, die ſich mit mir glücklich prieſen, das Ziel ihrer Pilgerfahrt erreicht zu haben!"

Noch war es nicht an der Zeit, die Maske abzulegen; der Flüchtling begab ſich vielmehr mit ſeinen Gefährten in die slowetski dworets, d. i. ein weitläufiges, von den Mönchen zur Herberge für die Pilger angelegtes Gebäude. Die Räume waren aber ſo drückend voll, daß er nur mit Mühe ein Winkelchen unter dem Dache erlangte, das er obendrein mit einer alten Pilgerin theilen mußte. Die natürlichen Folgen eines ſolchen Zuſammendranges von Menſchen aller Alter und Geſchlechter laſſen ſich leicht errathen. „Es wäre ſehr zu wünſchen," meint unſer Freund, „daß zwiſchen dem Paradies der heiligen Inſel und der Hölle slowetski dworets, zum Frommen der Sittlichkeit wie der Geſundheit, ein Purgatorium beſtände. Andachtsübungen, wie ſie nur die rechtgläubige ruſſiſche Kirche aufzuweiſen hat, nahmen mit geſteigerter Inbrunſt ihren Verlauf. Eine der ſeltſamſten beſchreibt Klaczko: „Ein mit alterthümlichen großen Typen gedrucktes Evangelienbuch in Folio, über zwei Fuß lang, deſſen Deckel, aus zwei dicken Brettern beſtehend, die maſſiv ſilbernen Figuren der zwölf Apoſtel zieren und das ſo ſchwer iſt, daß es der Pope kaum heben kann — das wird dem Andächtigen, der ſich gekrümmt halten muß, ohne jedoch das Knie beugen zu dürfen, auf den Rücken gelegt, ſo daß der Kopf als

Digitized by Google

Pult dient, auf dem der Pope das Evangelienſtück abließt. Es können freilich mehrere bohomolets, behufs dieſer verdienſtlichen Uebung ihre Börſen und Köpfe zuſammenthun; allein mit der getheilten Laſt theilt ſich auch die Gnade, und wer dieſe ungeſchmälert genießen will, ſucht ganz allein eine volle Viertelſtunde die wunderliche Glaubenskaryatide zu bilden. Es gehört in der That die Ueberzeugung und der Stiernacken eines ruſſiſchen Bauers dazu, ſich einer ſolchen Marter zu unterziehen. Aber welches Wunder wirkt auch der Glaube! Ein Bauer aus Wiatka hatte über entſetzliches Kopfweh geklagt; nichtsdeſtoweniger hielt er unter der aufgenommenen Bürde Stand, obgleich ihm die Adern im Geſicht und Nacken bis zum Springen anſchwollen, und äußerte dann beim Hinausgehen aus der Kapelle gegen mich: „„Gottlob, der verwünſchte Schmerz iſt wie weggewiſcht!““ — Uebrigens iſt in der ruſſiſchen Kirche für Geld Alles feil; und je nach dem reichern oder ärmern Opfer repetirte der Pope das Evangelium des Tages bald mit ſalbungsvoller Feierlichkeit, bald murmelt er's haſtig und mit wegwerfender Nachläſſigkeit.“

Archangel, das beiläufig 20,000 Einwohner zählt, iſt durch den Handel und den Verkehr im Hafen ſehr belebt. Größtentheils von Holz gebaut, hat es nur in der eigentlichen Stadt, die durch eine hölzerne Brücke über die Dwina mit der Inſel Solonbal, einer Art Vorſtadt mit dem Palaſt des Gouverneurs, verbunden iſt, ſchöne Häuſer und zahlreiche Kirchen von Ziegelwerk. Eine einzige Straße, die die Stadt der ganzen Länge nach durchſchneidet, iſt gepflaſtert; in den andern Nebengaſſen kommt man vor Schmutz und Koth nicht fort: die tundra (Marſchland), auf der Archangel wie Petersburg gebaut iſt, dringt überall durch. Auf einem der Plätze erhebt ſich das Rieſenſtandbild Lomonoſſov's, auf den der Urſprung der ruſſiſchen Nationalliteratur unter der Zarin Eliſabeth, Tochter Peter's des Großen, zurückgeführt wird.

Täglich ging nun unſer Flüchtling an den Hafen. Aber unter den verſchiedenen Flaggen der zahlreichen Schiffe entdeckte er keine Trikolore, was ihm ſchon als ein ungünſtiges Vorzeichen erſchien. Ueberdies war hier die polizeiliche Wachſamkeit ſehr geſchärft; auf dem Verdeck jedes Schiffes ſchilderte ein Soldat; längs dem Kai bildete eine Kette von Schildwachen einen unüberſteiglichen Hag. Einen Capitain oder Matroſen anzureden, durfte er, ein ruſſiſcher Bauer, ein bohomolets, nicht wagen, ohne Argwohn zu erregen. Einmal hatte er ſich ein Herz gefaßt und, in einem unbemerkten Augenblick einige Matroſen, die bei einem zum Abſegeln fertigen Schiffe beſchäftigt waren, bald franzöſiſch, bald deutſch angeſprochen; umſonſt: ſie ſtarrten ihn an und lachten ihm in's Geſicht, und er mußte ſich ſchnell und verſtohlen davon machen; denn ſchon hatte ſich ein Kreis Neugieriger um ſie geſammelt. Die drei Tage hintereinander wiederholten Verſuche — er badete ſogar trotz der ſtarren Kälte im Hafen, um ſo vielleicht ſich einem Schiffe zu nähern — blieben fruchtlos. Die Seelenfolter dieſer drei Tage ſpotten jeder Beſchreibung. Endlich kam er zu der troſtloſen Ueberzeugung, daß ihm hier kein Heil blühe, und nach einer qualvoll durchwachten Nacht war ſein Entſchluß gefaßt, die Stadt, in der er nicht länger bleiben durfte, ohne verdächtig und verhaftet zu werden, zu verlaſſen.

Frankreich.

Die Centraliſation in Frankreich und die Selbſtverwaltung in England.

Die Mehrzahl der Philoſophen hat der Vorſehung Weihrauch geſtreut für die Gnade, die Menſchenkinder mit Vernunft geſegnet zu haben. Es iſt gewiß ganz vortrefflich, daß wir Vernunft beſitzen und wie wir ſie anwenden, iſt ebenfalls meiſt ſehr vortrefflich. Denn wozu wäre ſie ſonſt? Sollte der Scharfſinn der Kritiker ruhen, weil er unüberwindliche Schwierigkeiten findet? Bewahre! Auch die verzwickteſte Aufgabe bewältigt ein feiner Kopf unſeres Jahrhunderts. Lord Talbot, als er nach Schiller ausrief:

„Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn.“

zeigte klärlich, daß er der Bürger eines dunkelen Zeitalters war. Ueber einen ſo beſchränkten Standpunkt iſt man heutzutage hinaus; zumal in Frankreich, in dem Lande des Fortſchritts, wo die Möglichkeit des Unmöglichen und das Sinnvolle des Widerſinns aus allen Federn der kaiſerlich konzeſſionirten Preſſe an's helle Tageslicht ſtrömt! Hier kennt man keine Schwierigkeiten, die ſich menſchlicher Logik entgegenſtellen könnten, denn ſchon längſt hat man eine neue Logik entdeckt: die bewunderungswürdige Logik der Thatſachen! Das Kaiſerreich iſt eine Thatſache ehret das Kaiſerreich! Die Centraliſation der Gewalt iſt eine Thatſache, ehret die Centraliſation! Selbſt ein deutſcher Philoſoph, den man jetzt in Frankreich zu „goutiren“ beginnt, ſoll, zwar nicht in dieſen Verſen, aber in gleichbedeutender Proſa gelehrt haben:

„Was wirklich iſt, das iſt vernünftig,
So lernt Ihr jungen Leute künftig!“ ꝛc.

Es iſt Zeit, es iſt mehr als Zeit, daß das junge Frankreich zur Erkenntniß der Wirklichkeit komme. Sind nicht die Vertheidiger der „gegebenen Zuſtände“ vollauf im Rechte, wenn ſie ihr Volk auf den heilſamen Weg des Gehorſams gegen die derzeitige „Ordnung der Dinge“ (ordre maintenant établi) leiten? Welch' ein Glück, daß es in Frankreich Publiziſten giebt, die nicht Unzufriedenheit ſäen, ſondern Zufriedenheit, reine Zufriedenheit; die da unwiderleglich beweiſen, daß die Dinge ſo, wie ſie jetzt ſind, am beſten ſind, indem die hohe Obrigkeit Alles und Jegliches für das Wohl und Gedeihen der lieben Unterthanen thut und leiſtet! War nicht das Zeitalter des Auguſtus das goldene Zeitalter Roms, und ſagt nicht ſogar Herr Prof. Laurent in Gent, daß Julius Cäſar ein Demokrat geweſen? Heute iſt die Auguſtiſche Aera (man denke nur an den 15. Auguſt!) zu den Hütten der Sterblichen zurückgekehrt und Ponſard-Horaz beſingt die Großthaten des Juliſchen Geſchlechts der Neuzeit. Der Friede, und zwar der Weltfriede (pax orbis terrarum) des altrömiſchen Kaiſerreichs iſt neu aufgeblüht, und breitet ſeine Palmenzweige über die ſchöne Ebene der freiheitsſatten Gleichheit aus!

Das Kaiſerreich iſt der Friede, der Friede das Kaiſerreich! Ueberall Friede, Glück, Freude und den Menſchen ein Wohlgefallen! Wie könnte, bei ſolcher Fülle der Gaben, die Vernunft der magern Verſtändigkeit fröhnen? Muß nicht nothwendig die Vernunft raſend werden und die Raſerei vernünftig ſcheinen? D'rum hinweg mit jenen albernen Ideologen des Conſtitutionalismus! Sie haben ausgeſpielt auf der zerbrochenen Bühne des Parteikampfes, der Rednerſtuhl iſt eingeſtürzt hinter den Redensarten der „alten Parteien“ und ihrer todten Unverbeſſerlichkeit, und wenn Herr Odilon Barrot ſeiner altersſchwachen Kehle noch einige Uebung vergönnt, ſo geſchieht es, weil er ſein nahes Ende fühlt, gewiſſermaßen aus Verzweiflung. Armer Odilon Barrot! Das Bonapartiſtiſche Frankreich verleugnet dich!

Es iſt allerdings eine eigenthümliche Sache um den Zauber der allgewaltigen Staatsmacht; wie jenem ſinnbethörenden Pfeifer von Hameln läuft alles Volk ihr nach und läßt ſich an'n unſichtbar' Schlepptau nehmen. Mit Wunderkraft ausgerüſtet, tritt der Verſucher an die Seelen der unabhängigen Männer heran und wirft ihnen, ehe ſie ſich deſſen recht verſehen, das ſein geſponnene Netz des Truges und der Trugſchlüſſe über. Die Stimme des guten Geiſtes der Nation iſt wohl warnend erklungen, der alte brave Parlamentskämpfer Odilon Barrot hat warme, tief empfundene Worte zum Herzen des Volkes geſprochen, er hat den Heerd des Geſammtleidens aufgedeckt, ſein Büchlein: „Von der Centraliſation und ihren Wirkungen“ * hat die Runde durch Europa gemacht, nachdem wir es faſt zuerſt in Deutſchland geprieſen, Lob und Bewunderung tauſendfach geörndtet: aber ſein Heimatland, Frankreich, wie hat Frankreich es aufgenommen? Als ein merkwürdiges Zeugniß der Vielſeitigkeit des franzöſiſchen Kultur-Menſchen, als eine Probe von etwas übertriebener Vorurtheilsfreiheit, als ein glänzendes Schauſtück franzöſiſcher Beredſamkeit, als eine bittere Pille für die Gewalthaber, doch nicht als eine Arznei für das Volk, als eine Kundgebung der nach dem Gebot der Zeitumſtände ſich reformirenden Reform-Politik der Orleaniſchen Partei. Voilà tout! Man iſt mit Erwerb und Genuß beſchäftigt, was fragt man da nach Freiheit und Sittlichkeit? Was gelten Staatsmoral und ethiſche Geſtaltung der ſocialen Verhältniſſe in den Augen einer Generation, welche auf dem Ruhekiſſen der Erfolge des 2. Decembers ſchwelgt, zufrieden damit, den Communismus durch die Abſchlagszahlungen des Bonapartismus eine gute Weile abgefunden zu ſehen?

In einer ſolchen Glückſeligkeits-Epoche ergreift auch die tüchtigen Charaktere der Nation das Machtgebot der allgemeinen Stimmung der Geiſter. Ein Publiciſt von dem großen Ruf des Herrn Dupont-White bleibt nicht unberührt von der maſſenhaften Strömung der Volkswünſche; er hat ſich ja zur Lebensaufgabe geſetzt, dem Volkswohl zu dienen, dem Volke jedweden Wunſch abzulauſchen und ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, zur Erfüllung derſelben beizutragen!

Ja, Herr Dupont-White hätte mit Blindheit geſchlagen ſein

* Vgl. „Magazin“ vom 1. Januar 1862. Daſſelbe iſt ſeitdem in deutſcher Ueberſetzung von B. Franz, mit einem Vorworte von Dr. Eduard Fiſchel (Berlin, Julius Springer) erſchienen. D. R.

Digitized by Google

müſſen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß „De la centralisation et de ses effets“ ein elekriſches Licht über den Häuptern der Franzoſen entzündete und die ſelbſtgefällige Behaglichkeit der regierenden Schein=Demokratie ſehr unangenehm zu ſtören geeignet war. Alſo, man mußte eine Replik liefern, eine gelehrte Replik, man mußte, da Herr Odilon Barot unverkennbar auf das Volk der Franzoſen Eindruck gemacht hatte, alle nationalen Sympathien und Antipathien gegen ihn wachrufen, man mußte nachweiſen, daß Odilon Barrot dem franzöſiſchen Volks=Charakter in's Antlitz geſchlagen, daß er denſelben durch ſeine Forderungen nicht blos verleugnet, ſondern auch durch ſeine Anklagen beleidigt hatte! Inzwiſchen mußte dies Alles äußerſt geſchickt angefangen werden; der Angriff durfte gegen Odilon Barrot gar nicht direkt erfolgen, man that am klügſten, den Namen Odilon Barrot gar nicht zu nennen, ein Verfahren, das um ſo mehr Vortheil verſprach, als andererſeits ein unabhängiges Organ z. B. die ſo ziemlich in ſolchem Ruf ſtehende Revue des deux mondes (ſie kommt Einem jetzt ſchier etwas verdächtig vor), ein letzter Nachklang des alten Liberalismus, die vorzüglichſte Kampfſtätte dem Schlachtplan des „geſinnungstüchtigen“ Centraliſten bot.

So entſtand im vierzigſten Bande der Revue des deux mondes eine Reihe von Artikeln des Herrn Dupont=White unter dem Titel: L'Administration locale en France et en Angleterre. Das Prinzip des Verfaſſers, welches bei der ungeheuren Stoffhaltigkeit des Gegenſtandes uns allein hier beſchäftigen kann, findet ſich in dem zweiten Artikel entwickelt, der überſchrieben iſt: De l'esprit des races; l'Esprit individualiste et l'esprit centraliste. Denn ſchon die Ueberſchrift dieſes Artikels zeigt an, daß in demſelben von dem Gegenſatze gehandelt werden ſoll, der zwiſchen dem Geiſte der individuellen Selbſtbeſtimmung, deſſen Ausdruck das Self-government der Engländer, und dem centraliſtiſchen Geiſte (und zwar der romaniſchen Raçe, inſonderheit der Franzoſen) beſteht.

Herr Dupont=White glaubt ſeinen Leſern einen Gefallen zu thun, wenn er ſeine Anſicht über den fraglichen Punkt ſofort über jeden Zweifel hinausrückt. Er wirft im Eingange binnen acht Zeilen einen ſchnellen Blick auf die Fülle und Lebhaftigkeit der ſocialen Erſcheinungen Englands und er iſt ohne Weiteres davon durchdrungen, daß dieſes regſame Schaffen und Walten in ſämmtlichen Zweigen menſchlicher Thätigkeit aus der Naturanlage der engl. Raçe fließt. Man merke wohl: ganz und gar aus dem Raçenantrieb: „Ich wüßte mir keinen andern Grund, keinen andern Krater für dieſe Eruptionen vorzuſtellen,“ erklärt etwas naiv Herr Dupont=White, aber er muß doch einräumen, daß eine „ſehr verbreitete Meinung“ das Phänomen der engliſchen Regſamkeit auf einen grundverſchiedenen Urſprung zurückführt. Ehrlich genug ſagt er uns den ganzen Gedankengang der Decentraliſten, die von dem Einfluß der Raçe allerdings nur ſehr gering denken. — Ja, Herr Dupont=White fährt ruhig fort: „Wißt ihr, was in England ſo viel Energie und Lebenskraft hervorbringt? Es iſt dies, daß der Geſetzgeber ſich zurückhält, daß er die Perſonen und Sachen ſich ſelbſt überläßt, daß die amtliche Einmiſchung, die reglementariſche Dazwiſchenkunft, die Schutzherrſchaft und Obervormundſchaft des Staates nicht gangbare Münze ſind in dieſem Lande. Die Conſequenz davon iſt werthvoll. In dieſem Verlaſſenſein von oben, bei dieſer unaufhörlichen Gelegenheit zum Handeln, die der Staat ihm offen läßt, hilft ſich das Land ſelber und entfaltet muthig alle ſeine Kräfte; an dieſer Uebung hat es bald die Eigenſchaften gewonnen, welche der Werkthätigkeit anhaften: Wille, Kühnheit, Trotz, unbegränztes Selbſtvertrauen. Das iſt die Art, wie die Völker groß werden! Sobald der Staat ſich zurückzieht, erſcheint augenblicklich die Nation; ſie reckt ſich aus und ermannt ſich, ſozuſagen, gerade wie es Weſen zukommt, die Kräfte, die Bedürfniſſe haben und welche vermuthlich der erſteren ſich bedienen werden, um die letzteren zu befriedigen, wenn kein äußerliches, kein künſtliches Moment dazwiſchentritt, dieſe Thätigkeit an ſich reißt und dieſe Natur, dieſe Harmonie der Dinge ſtört.“

Obgleich ein wenig übertrieben im Ausdruck, iſt doch im Allgemeinen hier die unverfälſchte Anſicht der Vertheidiger des Self-government wieder zu erkennen. Iſt ſie ſelbſt in der von Herrn Dupont=White gegebenen Form durchaus verwerflich? Unſer Confusionarius expressivus, der von der Gnade des Glücks den hiſtoriſchen Namen Dupont geerbt hat, hält ſchon ſeinen ganzen Artikel in Bereitſchaft, um uns das Irrthümliche einer dergleichen „Doctrin“ haarklein zu beweiſen. Er hat ſich von dem Gewicht jener Sätze keineswegs imponiren laſſen; je mehr er in den Kern der Frage eingedrungen (??), deſto ſchwächer iſt ſein Glaube geworden und am Ende hat er gar aufgehört, überhaupt etwas Abſonderliches an dem Geſagten zu finden. A la bonne heure! Wir bedanken uns recht ſchön! Doch was iſt der Grund des Mißtrauens in die Weisheit der Engländer, Holländer und Deutſchen? Gewiß ein ſehr logiſcher, denn Herr Dupont=White fragt uns, ob es wahrſcheinlich ſei, daß ein Menſch oder ein Volk um ſo thätiger ſei, je weniger es angeſpornt werde zum Handeln und je weniger es in ſeiner Thätigkeit unterſtützt werde?

Nach ſo meiſterhaften Proben einer überlegenen Logik auf der kurzen Strecke von kaum anderthalb Seiten, kann möglicher Weiſe die Geduld unſerer deutſchen Leſer kein ſehr lebhaftes Verlangen nach den ferneren Ideenreihen des Staatsmanns der Centraliſation tragen. Deshalb wollen wir die deutſchen Landsleute in Bezug auf die Fortſetzung der Elucubration des Herrn Dupont=White mit der gleichen Ausführlichkeit gern verſchonen, müſſen aber zur größeren Beruhigung die Verſicherung wagen, daß die Einleitung unſeres Autors das Allerſchlechteſte an ſeinem Artikel iſt.

Neben dem Naturell, welches unter den auf uns wirkenden Antrieben den höchſten Rang einnehmen ſoll, erſcheint jetzt urplötzlich ein zweites Agens in Geſtalt der Hülſen, die uns das Leben darbietet. Das iſt der Punkt, der nach Frankreich hinüberzielt. Indem der Staat dem Einzelnen gewiſſe Hülfsmittel gewährt, deſſen Unternehmungen vor Schaden ſichert und ihnen Erfolg und Entgelt verbürgt, erfüllt er die Aufgabe des Erziehers (denn der Erzieher muß aufmuntern und auſpornen), der auch nicht den Grundſatz anwendet: laisser faire, laisser passer! Es giebt Raçen (hier kommt Autor auf die eben verlaſſenen Raçen zurück), Raçen, zu denen Herr Dupont White ſehr ſchmeichelhafter Weiſe auch die Franzoſen rechnet, welche Raçen des Sporns von Prämien ꝛc. für ihre ökonomiſche Thätigkeit durchaus bedürfen, welche aufgemuntert ſein wollen von ihren Regierungen, damit ſie etwas Rechtſchaffenes leiſten zum Zwecke ihres Kultur=Aufſchwungs. Geſchieht nichts von Seiten der Regierung, ſo verſinken Völker von glücklicher klimatiſchen Situation gar zu leicht in Faulheit und Stumpfheit; iſt der Hunger einigermaßen geſtillt, ſo thun ſie nichts, wie die große Maſſe in „Mexiko, Neapel, Spanien, St. Domingo.“ — Wir fragen nun zwar, warum thun ſie nichts? Einfach, weil ſie gewohnt ſind, daß Andere ſtets und in jeder Hinſicht das Nöthige an ihrer Statt vollbringen. Herr Dupont=White irrt ganz gewaltig, wenn er meint, es werde in der klaſſiſchen Länderfolge: „Mexiko, Neapel, Spanien, St. Domingo“ wenig regiert! Ungeheuer viel regiert man dort; eine Fluth von Beamten und Soldaten unterhält man, es iſt an Geſetzen, Dekreten, Reglements wahrlich kein Mangel. Aber, trotz der Arſenale von Staatsanſtalten ſind die Wohlthaten, die jene Regierungen ihren Unterthanen erweiſen, von geringem Belang. Mag die Regierung dort noch ſo activ ſein, das Volk bleibt paſſiv, und ſo ſchweben die Maßregeln alle in der Luft. Denn das Staatsleben offenbart ſeine lebendige Regſamkeit an den Staatsgeſchäften, und bei jedem „Geſchäft“ ſind wenigſtens zwei von Nöthen, die einander zum Schaffen die Hand reichen, ſonſt kommt nichts zu Stande. Der tiefere Grund hiervon liegt in der Vertragsnatur aller ſtaatlichen Verhältniſſe. Dies beiläufig. Aber „in Mexiko, Neapel, Spanien, St. Domingo“ iſt es nicht blos die Regierung, welche viel und allzuviel regiert, ſondern es tritt ihr noch eine höhere Inſtanz, an die Herr Dupont=White leider nicht gedacht hat, hülfreich zur Seite. Wir meinen die Macht der Kirche. Unſer Centraliſt hat uns in ſeiner merkwürdigen Länderfolge gerade nur katholiſche Staaten genannt und auch Frankreich, das ſpornbedürftige Frankreich, iſt ein katholiſcher Staat. Nicht blos die zeitliche Wohlfahrt erwartet der Südländer von Außen, von Oben her, von einer Veranſtaltung Derer, die ihn lenken; er iſt in dieſe Rolle des paſſiven Zuwartens, ob die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen werden, nur dadurch hineingerathen, daß die Kirche, die unfehlbare göttliche Autorität, unaufhörlich ihn lehrt, ſein ewiges Heil fix und fertig aus des Prieſters Hand zu empfangen, ohne Arbeit und eigene Anſtrengung, ohne Forſchen und Selbſtprüfung, im Schweiße des Angeſichts. Hinc illae lacrymae! Daher kommt unter Anderm das iriſche Elend! Wenn Herr Dupont=White über den fraglichen Punkt einmal ganz klar werden will, ſo ſtudire er gefälligſt das Werk ſeines proteſtantiſchen Landsmanns Napoleon Rouſſel: „Les nations catholiques et les nations protestantes comparées sous le triple rapport du bien-être, des lumières et de la moralité (2 vol. in-8. Paris, Meyrueis, 1854“). Der vorurtheilsfreie Napoleon Rouſſel beweiſt mit Zahlen, und bei dieſen ſtatiſtiſchen Wahrheiten können Herrn Dupont=White die Augen übergehen, ſofern ſie ihm nicht aufgehen!

Es iſt ein vergebliches Bemühen, die abondance de gouvernement, vulgo die Vielregiererei, bei den Franzoſen aus dem Naturell der Raçe zu erklären, werden nicht zugleich die übrigen concreten Verhältniſſe der Nation in Erwägung gezogen. Herr Dupont=White kommt, während er dem Weſen des franzöſiſchen Naturells nachſpürt, auf grundfalſche An=

Digitized by Google

ſchauungsweiſen und grundverkehrte Reſultate. Die Sprache und die Macht der Ideen ſollen Frankreichs Genius charakteriſiren. Aber die Sprache hält er, der Franzoſe (!) für „ingouvernable,“ als wenn es keine Académie française, kein offizielles Dictionnaire und keine offizielle Grammaire gäbe! Es iſt eine „Feuerſprache“ und ein Feuergeiſt von allumfaſſender Kraft, der in ihr wohnt, begabt mit der fruchtbaren Fähigkeit, allgemeine Prinzipien der Gerechtigkeit und Billigkeit aufzufinden und über die Völker und Staaten der gebildeten Welt, wie ein Apoſtel der Menſchheit auszubreiten! Ein Hymnus auf die Univerſalität des franzöſiſchen Geiſtes entſtrömt in hohen Wogen der Kehle unſeres Centraliſten; er glaubt ihn ſeinem Volke ſchuldig zu ſein, nachdem er daſſelbe deutlich genug der Unſelbſtändigkeit bezüchtigt hat. Dennoch führt er, um nicht einſeitig zu erſcheinen, jenen ſtolzen „Gallicismen“ gegenüber, welche den Erdkreis erobern, die Worte Burke's an, die deſſen Charakteriſtik des engliſchen und franzöſiſchen Verfaſſungslebens enthalten. Der patriotiſche Burke ruft aus: „Das wahre England, nämlich Alle, die über ihrem Haupt ein gutes Dach und auf ihrem Rücken einen guten Rock haben, hat nur Abneigung und Verachtung für die Handlungen der franzöſiſchen Revolution. Die bloße Idee, eine neue Obrigkeit zu fabriciren, genügt, um uns mit Ekel und Abſcheu zu erfüllen; wir ſtrebten ſtets danach, Alles was wir beſitzen, wie ein Erbe, das von unſern Vätern uns hinterlaſſen, aus der Vergangenheit abzuleiten. Unſere Rechtstitel ſchweben nicht in der Luft, in der Einbildung der Philoſophen; ſie ſind in der Magna Charta verzeichnet. Wir nehmen unſere Freiheiten in Anſpruch, nicht als Menſchenrechte, ſondern als Rechte der Menſchen von England; wir verachten jenes abſtrakte Geſchwätz, welches die Menſchen aller Billigkeit und aller Ehrfurcht entkleidet, um ſie mit Anmaßung und Theorie aufzublähen. Wir ſind nicht präparirt und zugeſtutzt worden, wie ausgeſtopfte Vögel in einem Muſeum, zum Zweck, mit Lumpen, Stroh und erbärmlichen Fetzen beſudelten Papiers ausgefüttert zu werden.“

Das heißt Stolz gegen Stolz! Herr Dupont=White lacht am Ende über den engliſchen und weiſt auf die Siege hin, die jene Fetzen Schmutzpapiers auf dem Rechtsboden der Staaten erfochten haben. Rouſſeau und ſein Contrat social fallen ihm ein. Erhabenes Verdienſt der Franzoſen! Thomaſius und Puffendorf, ehrliche, ſchüchterne Deutſche, hatten die Lehre vom Naturzuſtande und vom Geſellſchaftsvertrag längſt allen denkenden Köpfen gepredigt, es war deutſche Philoſophie, die Herr Jean Jaques, nicht einmal ſelber ein Franzoſe, ſondern ein Schweizer, in franzöſiſche Politik überſetzte! Doch unſerm Autor iſt die deutſche Philoſophie blos eine Metaphyſik, die ſich von den Fragen des praktiſchen Lebens fern hält. Er meint: „Gewiß, ich leugne die Deutſchen nicht, ſoweit ſie Philoſophen ſind; aber Jeder überſchaut die Dinge auf ſeine Weiſe, und Frankreich hat, ſelbſt auf dieſen Höhen des Gedankens, Bahnen, welche ihm eigen ſind. Es philoſophirt wie eine geſellige Raçe, das heißt, ſehr hingegeben dem theoretiſchen Geſichtspunkte, aber um unter demſelben noch mehr die Geſellſchaft als den Kosmos zu betrachten, während anderswo der Zauber der Geiſter darauf ausgeht, Weſen, Urſprung und Zweck der Dinge in's Klare zu ſetzen.“

Die Franzoſen ſind alſo eine geſellige Raçe; das iſt die reife Frucht der philoſophiſchen Unterſuchung, welche bei dieſer Gelegenheit an's Tageslicht kam. Und weil ſie eine geſellige Raçe ſind, brauchen ſie „ſo viel Reglement und Disciplin in ihrem Lande.“ Oder wären ſie etwa keine geſellige Raçe im Vergleich zu den Engländern, die ſich vor Einander abſchließen, ſprechend „my house is my castle,“ die Jeder ſein beſonderes Haus bewohnen und nach Herrn Dupont=White den kraſſeſten Individualismus zur Schau tragen? Wir beſitzen die Kühnheit, den Spieß umzudrehen (nous tournons la broche) und gerade den Franzoſen Individualismus und den Engländern Geſelligkeit (sociabilité) beizumeſſen. Denn der gute Herr Dupont=White faßt den Begriff der Geſelligkeit denn doch ein bißchen oberflächlich, er faßt ihn nur im Stile des Privatlebens und der öffentlichen Vergnügungen auf, ihm ſpuken Bälle und Konzerte im Kopfe; der Deutſche hingegen verſteht unter „bürgerlicher Geſellſchaft“ den ganzen Bereich des Gemeinlebens, der zwiſchen dem Staate und der einzelnen Privatperſon ſich ausbreitet. Volk, Stände, Berufsklaſſen, Familie, Ehe und jedwede Anſtalt, welche die Selbſtthätigkeit der Privaten der Wohlfahrt des Ganzen widmet, gehört in den Umkreis der ſocialen Beziehungen. Nun ſuche man den Inhalt deſſelben bei den Franzoſen! Was iſt die franzöſiſche Familie, was iſt eine franzöſiſche Ehe? Soll uns da Frankreichs „Emancipation der Frauen“ die Antwort geben? Riehl hat uns bewieſen, daß die „Emancipation“ die prinzipielle Preisgabe der Frauen iſt, aber hätte er es nicht bewieſen, Frankreichs Literatur als treuer Spiegel der Demimonde=Epoche würde das leibhaftige redende Zeugniß geſtellt haben. Von ſolchen unangenehmen Dingen ſchweigt man lieber, wenn man als wohlgeſinnter Centraliſt den Genius der großen Nation zu den Wolken hebt und über den Himmel der Bewunderung die Erde und ihr ſociales Leid vergißt. Ein ſo geſelliges Volk, wie das franzöſiſche, trägt gern den „Luxus des Regierens,“ es läßt ſich gern Geſetze vorſchreiben, vom braven National=Convent ſogar 16,000 Geſetze! Es braucht nicht blos Vertheidiger von Amtswegen für jeden Angeklagten, ſondern auch Staats=Anwälte an allen Ecken und Enden des Reichs, einen ungeheuren Polizeiſtaat von Beamten und Soldaten: Sergents de ville, Gardes de Paris, Gendarmerie, Officiers municipaux, Agents de police, Garde nationale, Garde impériale, Troupes de ligne!! C'est le certain luxe du gouvernement! Eine ſo geſellige Raçe braucht eine ſtarke Centraliſation der Staatskräfte, wahrſcheinlich, weil das geſellſchaftliche Princip in ihr ſo ſtark entwickelt iſt! Andere Schriftſteller anderer „Raçe“ haben zwar die Beobachtung machen wollen, daß den Franzoſen überhaupt der Begriff der „Geſellſchaft“ ganz und gar fehlt, was unſer Herr Dupont=White früher ſelbſt beſtätigte, da er ſtets nur den Staat und den Einzelnen gegenüber zu ſtellen wußte, folglich das geſammte Reich der naturwüchſigen Geſellſchaft, die kein Staatsmann erſt conſtituiren muß, voller Gemüthlichkeit ausließ. Und aus dem gänzlichen Mangel des eigentlichen Geſellſchaftsbegriffs hat die deutſche Staatswiſſenſchaft die Nothwendigkeit der franzöſiſchen Centraliſation erklärt. Liegen die ſocialen Wirkungskreiſe des Einzelnen lahm danieder, iſt die Wurzel der Familie angefault, das Haus verödet, die Aſſociation unterdrückt, ſteht das Individuum allein und verlaſſen auf der ſtürmiſchen Hochebene des Zeiten= und Glückswechſels: — dann, ja dann muß der Staat in allen Stücken hülfreiche Hand leiſten, er muß Familie, Heimat, Geſellſchaft, Berufsehre, Erwerbskraft und Erwerbserfolg ſchaffen und erſetzen, er muß wirklich Alles in Allem ſein. Voilà la justification de l'état centralisé! Dann kann der Staat keine geſchloſſene Gemeinde dulden, weil die in Atome zerſplitterte Geſellſchaft ſonſt ein Chaos widerſtreitender egoiſtiſcher Tendenzen gebären würde; keine Stadt, kein Dorf darf ſich ſelbſt verwalten, weil das Mißtrauen nur allzu gerecht iſt, daß die „emancipirte“ Commune zum Schaden ihrer Nachbarn und ihrer Nachkommenſchaft, wie zum Schaden des Staatsſäckels, verwalten werde; die Ueberwachung der ſolchergeſtalt „antiſocialen“ Commune iſt alsdann Pflicht des Staats!

Aber die Vorausſetzung all' dieſer ſchönen Dinge, wie lautet dieſelbe? Hört es, ihr Herren Centraliſten, Herr Dupont=White in Paris, Herr Profeſſor Lamache in Straßburg, ſie lautet: Anarchie! Nur um der Anarchie zu entgehen, habt ihr das künſtliche Werk der Centraliſation aufgerichtet; es ſteigt, ein Rieſe, ſchwindelig hoch empor: hütet euch, daß es nicht euch ſammt euren Kindern erſchlage! Trauttwein v. Belle.

Türkei.

Der gegenwärtige Stand der orientaliſchen Frage nach den Präcedenzen von 1840.

Wir haben in unſerer Zeitſchrift ſeit Jahren die Artikel verfolgt, die Herr Saint=Marc Girardin in der Revue des deux Mondes über die Zuſtände der Türkei und die europäiſche Politik hinſichtlich derſelben ſchreibt, und haben ſie meiſt in Verbindung mit andern Quellen benutzt, um dieſe wichtige Frage, deren Löſung trotz häufiger Verzögerungen zuletzt doch unabweislich ſein wird, nach beſtem Können und Wiſſen zu beleuchten.

Der franzöſiſche Politiker und Publiziſt hat ſeit einer langen Reihe von Jahren bereits dieſe Spezialität bearbeitet, und giebt gewöhnlich Belege und Nachrichten aus Quellen, die für viele Andere ſchwer zu erlangen ſind. Er vertritt natürlich das franzöſiſche Intereſſe, und die Spitze ſeiner Artikel iſt ſtets gegen England und namentlich Lord Palmerſton gerichtet, der die Erhaltung der Türkei um jeden Preis auf ſeine Fahne geſchrieben hat. Seit ein paar Jahren, namentlich in Folge der italiäniſchen Ereigniſſe und des Thronwechſels in der Türkei, ſtockt wieder die orientaliſche Frage und will, wenigſtens diplomatiſch, nicht recht in Fluß kommen; denn ſelbſt die neueſten Ereigniſſe in Serbien und Montenegro ſcheinen nicht die Wirkung zu haben, die Diplomatie der betheiligten Großmächte ſo weit zu veruneinigen, daß daraus ſo bald ernſtliche Konflikte hervorgehen könnten. Der Grund davon iſt in dem kläglichen Ende zu ſuchen, welches die Intervention Frankreichs in Syrien gefunden hat. Wir haben vor etwa einem Jahre von dem Verlaufe Bericht erſtattet, den

Digitized by Google

die Einſetzung der internationalen Commiſſion in Beirut, welche die ſyriſchen Angelegenheiten ordnen ſollte, genommen und, wie dort die türkiſche, d. h. eigentlich die engliſche Politik einen diplomatiſchen Sieg erfochten hat, der noch heute in den ſerbiſch-montenegriniſchen Angelegenheiten nachwirkt. Dieſer Sieg war erfochten, als Napoleon ſich bewegen ließ, Syrien zu räumen und der Diplomatie die Beſchaffung der Garantien zu überlaſſen, welche nöthig ſchienen, die chriſtliche Bevölkerung des Orients vor neuen Ausbrüchen des Fanatismus zu ſchützen und ihnen einen genügenden Schadenerſatz für die erlittenen Verluſte zu erwirken.

Durch Zögerung und Verſchleppung aller Art, durch dreiſtes Ableugnen unliebſamer Thatſachen, ſowie durch Einſchüchterung der als Kläger auftretenden Gemißhandelten und andere Mittel, deren Anwendung unter den dortigen Verhältniſſen nicht ſchwer iſt, gelang es den wirkſam von dem engliſchen Bevollmächtigten ſekundirten türkiſchen Diplomaten, alle die geforderten Garantien nicht nur illuſoriſch zu machen, ſondern ſogar die früher vorhandenen, wozu namentlich das Schutzrecht Frankreichs über die Maroniten gehörte, bedeutend zu ſchmälern. Lord Palmerſton erreichte, was er wünſchte; die Integrität des türkiſchen Reiches in ſeinem gegenwärtigen Beſitzſtande wurde dadurch faktiſch anerkannt und zugleich die unumſchränkte Autorität des Sultans vollkommen feſtgeſtellt. Der Sultan kann, falls er der europäiſchen Diplomatie papierne Garantie giebt, in ſeinem Lande thun, was er will.

Der Artikel von Saint-Marc Girardin, den wir eben erwähnt haben, iſt von bitteren Gefühlen eingegeben. Die Frage ſtockt, Palmerſton ſitzt oben auf und Frankreich hat vorläufig keine Mittel, ſie in Fluß zu bringen. Der Artikel iſt überſchrieben: La question d'Orient en 1840 et en 1862 — er bringt nichts Neues, er läßt ſich auf die Zukunft und ihre Möglichkeiten nicht ein,* ſondern wirft den Blick rückwärts bis in's Jahr 1840, in welchem die orientaliſche Frage auf jene Grundlage geſtellt wurde, auf der ſie ſich von da ab bis dieſen Augenblick befunden hat. Frankreich, damals von Thiers geleitet, ließ Mehemed Ali im Stich, für den es ſich in hohen Grade begeiſtert hatte, und Lord Palmerſton ſetzte es durch, daß er deſſen ſyriſche Eroberungen der Pforte wieder zurückgab; den Lord Palmerſton hatte Kaiſer Nikolaus gewonnen, der in ſeinem Haſſe gegen die Juli-Monarchie ſo weit ging, ſelbſt bedeutenden diplomatiſchen Vortheilen früherer Zeit der Pforte gegenüber zu entſagen. Damals ſtellte der engliſche Premier jene Lehre von der Lebensfähigkeit und möglichen Wiedergeburt des türkiſchen Reiches auf, welche die engliſche Diplomatie bis heute ſelbſt wider beſſeres Wiſſen aufrecht erhält und konſequent vertheidigt.

Herr Girardin macht alſo Fauſt im Sack, indem er jene alten Geſchichten wieder hervorzieht.** Der Text, über den er predigt, iſt: „Frankreich hat ſich damals getäuſcht, indem es die Macht Mehemed Ali's überſchätzte — England täuſcht ſich jetzt, indem es die Lebensfähigkeit der Türkei überſchätzt — wie damals Frankreich für ſeinen Irrthum gebüßt hat, ſo dürfte eines Tages auch England den ſeinigen büßen.“

Dies iſt in der That zu befürchten; denn England hat in Folge ſeiner verſchiedenen diplomatiſchen Siege mit der Aufrechthaltung der türkiſchen Integrität ſich eine Laſt aufgebürdet, die ſelbſt den robuſten Schultern John Bull's mit der Zeit zu ſchwer werden dürfte, und deren Druck ſchon jetzt in bedenklicher Weiſe empfunden wird. Es giebt auch diplomatiſche Siege, von denen man ſagen kann: „Noch einen zweiten ſolchen Sieg, und ich habe eine Niederlage erlitten.“ — Es iſt nicht zu leugnen, daß England ein ſehr ſtarkes, materielles Intereſſe bei der Aufrechthaltung der Türkei hat, und daß demnach die von Lord Palmerſton befolgte Politik vollkommen klar und verſtändlich iſt. So lange ein Sultan in Konſtantinopel ſitzt, ſo lange die Abreißung bedeutender Glieder ſeines Reiches ſich verhindern läßt, ſo lange der Schein ſeiner Herrſchaft vorhält, mag auch die innere Zerrüttung bis in's Schrankenloſe gehen, iſt England ſeines vorherrſchenden Einfluſſes im Mittelmeere ſicher, die Ruſſen bleiben in's Schwarze Meer gebannt, eine Coalition derſelben mit Frankreich, die den Zweck hätte, die Meerherrſchaft der Engländer über die Straße von Gibraltar hinaus zu komplimentiren und dieſelben von ihren See- und Landverbindungen mit Indien abzuſchneiden, iſt nicht möglich — aber es iſt die Gefahr vorhanden, daß den Engländern das morſche Gebäude über den Hals ſtürzt. Lord Palmerſton ſcheint das freilich nicht zu fürchten, denn der Orient kann eine Portion Despotismus, Anarchie und Geſetzloſigkeit ertragen, und die Schwäche und Stumpfheit der Türken läßt ſich durch energiſche Gentlemen erſetzen, welche hinter der Scene arbeiten und die Maſchine nothdürftig im Gange erhalten.

Hierauf iſt der engliſche Plan gebaut, und man wird kaum leugnen können, daß er eine richtige Seite hat. Der Orient erträgt wirklich, wie die Engländer von Indien her wiſſen, in dieſer Hinſicht viel; Bedrückungen der Großen, ſchlechte Rechtspflege, Verwahrloſung aller öffentlichen Einrichtungen, gelegentliches Blutvergießen und dergl. ſind dort althergebrachte Dinge, und es iſt vor Jahrhunderten nicht beſſer, ſondern eher ſchlimmer geweſen; alle orientaliſche Reiche wurden durch energiſche Tyrannen geſtiftet und durch kräftige Erobererſtämme in Macht erhalten — man ſchaffe die nöthige, rückſichtsloſe Energie, und die Türkei könnte noch lange ihr Daſein friſten. Es iſt nur zu bedauern, daß ſie Europa ſo nahe iſt, und daß England bei dieſer Erhaltung mit der Zeit ein Odium auf ſich nehmen muß, das mit ſeinen ſonſtigen Prinzipien im ſchneidenden Gegenſatze ſteht.

Das freie England der Erhalter des Despotismus, das chriſtliche England der Schutzherr des Mohammedanismus gegen ſeine eignen Glaubensgenoſſen, das moraliſche England der Vertheidiger des gröbſten ſittlichen Verfalles und der ärgſten Fäulniß — endlich England der Univerſalerbe des Prinzipes der heiligen Allianz, nachdem Rußland, Oeſterreich, Preußen ſich völlig davon emanzipirt haben. In der That iſt dies der Fall; jener diplomatiſche Sieg im Jahre 1840, auf dem Lord Palmerſton mit ſeinem Prinzipe der Integrität der Türkei fußt, war ein Sieg der heiligen Allianz und ihres Prinzipes, welches damals in ganz Europa die höchſte Staaten-Polizei ausübte, und Palmerſton iſt in dieſer Frage der Erbe Metternich's, welcher ſich der Lostrennung Griechenlands mit allen Kräften widerſetzte. Der Grund hiervon iſt der Umſtand, daß die Aufrechthaltung der Integrität der Türkei mit zum Syſteme der heiligen Allianz gehörte, und daß England damals ſich die Konſequenzen dieſes Syſtemes zu Nutze machte, nun aber, bei der gänzlichen Aenderung der Weltlage, von ſeinem damaligen Bundesgenoſſen verlaſſen worden iſt und nach dem allgemeinen Geſetze aller geſchichtlichen Logik die Folgerungen aus den Prämiſſen ziehen muß.

Die Sache ſtand im Jahre 1840 ſo. Im Jahre 1839, am 1. Juli, war Sultan Mahmud geſtorben und hatte das im höchſten Grade zerrüttete Reich ſeinem ſiebzehnjährigen ſchwachen Sohne Abdul Medſchid hinterlaſſen, und die große, lange erwartete und gefürchtete Kataſtrophe des gänzlichen Zerfalles der Türkei ſchien da zu ſein. Sie wäre auch da geweſen, wenn nicht die europäiſche Diplomatie, d. h. die gegenſeitige Eiferſucht der Mächte, den morſchen Bau künſtlich geſtützt hätte. Die Türken glaubten ſelbſt an den nahen Untergang des Hauſes Osman, und der Kapudan Paſcha war bald bereit, einem neuen Herrn zu huldigen und ſeine Flotte dem Aegypter zuzuführen, den er zu bekämpfen abgeſchickt worden war. Denn Mehemed Ali ſtand damals in Folge der glänzenden Siege ſeines Sohnes Ibrahim, welcher ganz Syrien erobert hatte, auf der Höhe ſeiner Macht; Mehemed Ali hatte das Werk einer gänzlichen Umformung des mohammedaniſchen Syſtems nach europäiſcher Weiſe mit großer Energie unternommen und ſich dadurch in Europa, namentlich aber in Frankreich, woher er ſeine Lehrmeiſter bezog, vielen Beifall erworben. Die Möglichkeit lag nahe, daß der Schwerpunkt des islamitiſchen Oſtens von Konſtantinopel hinweg nach Kairo verlegt werden könne, und dieſen Gedanken faßte das damalige franzöſiſche Kabinet, deſſen leitender Kopf der Marſchall Soult war, auf, um eine ſelbſtändige Politik im Oſten zu führen.

England kam dieſer franzöſiſche Einfall etwas in die Quer; denn die Haſt, mit welcher Rußland an die Gränze rückte und ſeine Schiffe in Bereitſchaft ſetzte, um dem jungen Sultan „zu helfen“ — war für das engliſche Kabinet keineswegs erfreulich, und ſchon hatte es an Frankreich das Anſinnen geſtellt, mit ihm gemeinſam die erobernd vordringenden Aegypter auf ihrer Siegeslaufbahn zu hemmen und andererſeits jede Einmiſchung der Ruſſen zu vereiteln. Die Franzoſen rechneten damals in ihrer ausgeſprochenen Antipathie gegen England bei ihrer Politik vornehmlich auf Mehemed Ali, auf ſeine Macht und ſeine perſönliche Willensſtärke, ferner auf Kaiſer Nikolaus, von dem ſie nicht vorausſetzen konnten, daß er ſich auf Englands Seite ziehen laſſen werde.

Dies geſchah aber; Nikolaus, in ſeinem Haſſe gegen die Juli-Monarchie, ließ ſich bereit finden, ſogar den wichtigen Vortheilen, welche ihm der Vertrag von Hunkiar Skeleſſi gewährte, zu entſagen, wonach es nur ruſſiſchen Schiffen erlaubt ſein ſollte, die Dardanellen zu paſſiren, und auch den Engländern dieſes Recht zu verſtatten. — Frankreich verſuchte nun zwar, Oeſterreich auf ſeine Seite zu ziehen, aber dieſes, getreu ſeiner

* Der Artikel war vor dem Ausbruche der neueſten Revolution in Griechenland geſchrieben, die jedenfalls auf die Geſtaltung der Dinge im Orient einen nicht unerheblichen Einfluß üben wird. D. R.

** Auch Guizot verurtheilt im neueſten (fünften) Bande ſeiner „Memoiren“ die damalige Politik Ludwig Philipp's in Bezug auf Aegypten und die Türkei. D. R.

Digitized by Google

alten Hauspolitik, ließ ſich nicht darauf ein, und ging, ebenſo wie Preußen, mit England, welches Mehemed Ali zum Opfer brachte. Am 15. Juli 1840 kam zu London ein Vertrag der vier Mächte, England, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu Stande, welcher die Erhaltung der Pforte garantirte und ſogar die Herausgabe von Syrien und Kreta, welches Mahmud an Mehemed Ali abgetreten, im Prinzipe beſtimmte. So war denn Frankreich auf's Trockene geſetzt und konnte nichts thun, als ſich etwas ſträuben und mit einem europäiſchen Kriege drohen, der damals unter Ludwig Philipp nicht ernſt gemeint war. Die dazu nöthig gewordenen Rüſtungen, das Trommelſchlagen und Blaſen, ließ ſich nebenbei in dem von Parteien wimmelnden Frankreich trefflich verwerthen und ſo war allen Theilen geholfen. England und Oeſterreich intervenirten in Syrien und vertrieben die Aegypter daraus; die Hoffnung der Franzoſen auf Mehemed Ali's Macht und Widerſtandsfähigkeit bewährte ſich nicht, da der alte Despot bereits am 27. November 1840 ſich den Londoner Beſchlüſſen fügte und Syrien und Candia, ſowie auch die zu ihm übergegangene Flotte zurückgab.

Dieſes war alſo damals der diplomatiſche Triumph Englands, welches ſich die ruſſiſche und öſterreichiſche Politik dienſtbar gemacht hatte. — Die Türkei war noch einmal gerettet, ſie hat wirklich noch eine und nicht gerade kurze Regierung ausgehalten — aber es iſt die Frage, ob die Erbſchafts-Curatel und Vormundſchaft, welche England übernommen hat, ihm am Ende nicht noch ſehr läſtig und höchſt verderblich werden kann.

Sie iſt es ſchon jetzt und bereitet den engliſchen Staatsmännern und Finanzleuten eine Verlegenheit über die andere, wie ein durch Subhaſtation erworbenes, altes, baufälliges Haus, an dem ſtets neue Reparaturen nothwendig werden, die zuletzt faſt die Koſten des Neubaues erreichen. „Durch einen zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität der Türkei geführten Krieg," ſagte Lord Grey im Oberhauſe im Mai 1861, „haben wir unſere Staatsſchulden und unſere Steuern bedeutend erhöht, und trotzdem ſteht die Türkei nach wie vor am Rande des Abgrundes, mit einer Armee, die nur auf dem Papiere ſteht, mit einem leeren Schatze und verderbten Verwaltungsbeamten. Ich bin überzeugt, daß das Haus nicht einen Schilling bewilligen würde für einen neuen vergeblichen Verſuch, die Exiſtenz der Türkei zu friſten. Eine Anſicht, die gleichfalls Boden gewinnt, iſt die, daß wir ſogar die Verpflichtung übernommen haben, die Türkei gegen innere Unordnungen zu ſchützen. Unſer Schutz bedeutet meiner Anſicht nach nur, daß wir die Türkei nicht von ihren Nachbarn in Stücke zerreißen laſſen. Wenn ſie durch ihre eigne Schwäche zuſammenbricht, ſo ſollten wir uns nicht die Laſt aufladen, ein ſo wurmſtichiges Reich zu erhalten."

Es ſteckt ſehr viel engliſches Kapital in der Türkei, und überdies ſind die beiden Dinge, die Lord Grey bezeichnet, in Wirklichkeit ſchwer auseinander zu halten. Bricht ſie in ſich zuſammen, ſo iſt es eben das Nächſte, daß ſie die Nachbarn in Stücke zerreißen, und dann iſt aber auch die Zeit da, daß England für ſich ſelbſt, für ſeine Seeherrſchaft, für ſeine politiſche Exiſtenz wird zu kämpfen haben. Nicht zum Scherze, nicht einer Laune zu Liebe friſtet es die elende Exiſtenz ſeines Schützlings, giebt Zuſchüſſe zu ſeinen Finanzen, beſoldet die Heere, welche gegen Serben oder Montenegriner aufgebracht werden, ſchickt Agenten herum, welche die muhammedaniſche Humanität im Gegenſatz zur montenegriniſchen Barbarei und dergleichen herausſtreichen müſſen, und bereitet der Politik Frankreichs und Rußlands fortwährend Hinderniſſe — es iſt bereits ſeit lange ſo ſtark engagirt, daß es füglich nicht anders kann, ſelbſt wenn es auch wollte.

An dem Tage, wo England ſeine Hand vom Sultan zurückzieht und ſeinem Schickſal ihn überläßt, iſt (wenn nicht früher) die Kataſtrophe da, in der es wohl oder übel ſeine ganze Macht in die Wagſchaale wird werfen müſſen, um aus dem Ruine diejenigen Vortheile zu retten, die es für die Erhaltung der eignen Macht braucht. Es handelt ſich bei Beurtheilung dieſer Frage alſo gar nicht um eine freie Wahl, die England ſo oder ſo treffen könnte, ſondern nur um die Aſpecten, mit denen es dieſer Kataſtrophe entgegengeht. Die von Palmerſton verfochtene Lehre von der Regeneration und Wiederbelebungs-Fähigkeit der Türkei iſt durch unleugbare Thatſachen Lügen geſtraft worden; es dürfte nur wenige urtheilsfähige Leute noch geben, welche auf dieſe Möglichkeit ihre Berechnungen bauen. Seit 1856 iſt an die Stelle dieſer Doktrin — die rein pragmatiſche Lehre von der nöthigen Integrität des osmaniſchen Reiches getreten, für welche England zu haften ſich anheiſchig macht — ein bedeutender Schritt rückwärts. Die letzte Spur einer Idee iſt von der Frage gewichen und Alles bereits theoretiſch auf die Entſcheidung durch Thatſachen geſtellt. Nun aber ſpielt England in der Türkei dieſelbe Rolle, welche Oeſterreich unter Metternich in Italien ſpielte. Wie Metternich damals im Intereſſe der Habsburgiſchen Hauspolitik die verkommenen italiäniſchen Regierungen gegen ihre Völker aufrecht erhielt und jede vernünftige Reform unterdrückte, ſo hält jetzt England im Intereſſe ſeiner Handelspolitik und Seeherrſchaft die nichtswürdigſte und verruchteſte Paſcha-Wirthſchaft aufrecht gegen reichbegabte und bildungsfähige Völkerſchaften, und glaubt das aufgeklärte Europa durch die liberalen Phraſen und den pſeudo-conſtitutionellen Schwindel hinter's Licht zu führen, welchen es den entarteten Türken zur Verbrämung ihrer alten Barbarei für ein Billiges abgelaſſen hat. Trotz Hatti Scherif und Hatti Humayun werden die Giaurs maſſakrirt und geprügelt und die Köpfe abgeſchnitten, wie früher. Viele Sympathien werden ſich die Engländer bei den unterdrückten Völkern, welche unter dem Sultan ſtehen, ſchwerlich erwerben.

Sie thun es auch nicht; ſie pochen auf ihr Geld und rühmen ſich der Propaganda, welche der engliſche Name unter Arnauten, Baſchi-Bozuks, Druſen und Beduinen mache — nämlich, daß England im Falle eines Krieges für ſein Geld die ganze reguläre und irreguläre türkiſche Armee kaufen und in's Feld führen könne. Das iſt ſehr glaublich, indeſſen für das ſtolze Britannien, das ſich rühmt, für die Freiheit der Nationen und geordnete Regierung in erſter Stelle einzuſtehen, einigermaßen compromittirend; es iſt ein Beweis, daß es die nichtmuhammedaniſche Bevölkerung des türkiſchen Reiches, Griechen, Slaven, Armenier ꝛc. mit denſelben Augen anſieht, wie ſeine eigenen braunen Unterthanen in Indien, für die es eben auch nur eine orientaliſche Regierungsweiſe für gut hält.

Daß England durch die unerbittlichen Konſequenzen der geſchichtlichen Logik gezwungen iſt, für ein derartiges Syſtem einzuſtehen, iſt, was Saint-Marc Girardin mit Recht eine Niederlage nennt. In Bezug auf den erwähnten Beſchluß vom 15. Juli 1840 knüpft er an den fünften Band der Memoiren von Guizot an, in welchem dieſe ganzen diplomatiſchen Verhandlungen ausführlich erzählt und beleuchtet werden. Guizot hat dieſe Geſchichten ſehr unparteiiſch erzählt, obgleich er dabei Gelegenheit gehabt hätte, an ſeinem politiſchen Gegner Thiers Kritik zu üben. Im Grunde waren auch Beide in Bezug auf die orientaliſche Frage einig, und wenn ſie in Frankreich ſich gegenſeitig aus dem Miniſterium drängten, ſo waren es eben die franzöſiſchen Fragen, nicht die orientaliſchen, welche hier in's Spiel kamen. Beide ſahen damals die Sache mit kühlerem Verſtande an, als das große franzöſiſche Publikum, welches ſich lebhaft für Mehemed Ali begeiſtert hatte, und demnach eine energiſche Politik zu deſſen Gunſten verfolgt wiſſen wollte; Beide waren deshalb, Guizot als Geſandter in London, Thiers als Miniſter in Paris, zufrieden, ſich mit ſo heiler Haut als möglich aus dem Konflikt zu ziehen, dem Frankreich damals nicht gewachſen war.

Italien.

Neapel unter Victor Emanuel.*

I.

Der neapolitaniſche Particularismus.

Seitdem die neapolitaniſchen Provinzen, durch Garibaldi's Stimme erweckt, ſich durch das Votum vom 22. October 1860 mit Italien freiwillig vereinigt haben, hat Victor Emanuel die Stadt Neapel zwei Mal beſucht. Bei ſeinem erſten Einzug, 7. November 1860, wurde er mit vieler Kälte empfangen, hinter der ſich Groll und Mißtrauen barg. Das ſehr unwiſſende, gemeine Volk, das von der unità italiana nur eine wirre Vorſtellung hatte, ſah in Victor Emanuel nur eine Art Mitbewerber, der Garibaldi den Rang ablaufen wolle, wie dieſer in ihren Augen die Stelle des Königs Franz II. eingenommen hatte. Garibaldi, mit ſeinem wohlwollenden und offnen Benehmen, war der Abgott der popolani, die natürlich dem als deſſen Nachfolger angeſehnen Fürſten keinen freudigen Willkommengruß entgegenbrachten. Faſt dieſelbe Stimmung herrſchte in der Mittelklaſſe. Garibaldi war für ſie der Befreier, den ſie herbeigerufen, den ſie ſo lange erwartet hatten; die Turiner Regierung aber hätte ſich, wie ſie, mit Recht oder mit Unrecht, meinten, nicht erkenntlich genug gezeigt. Sie, mit den Vorgängen des großen Tages von Volturno wohlbekannt, fühlte ſich darüber verletzt, daß die Piemonteſen, die nicht einmal auf dem Schlachtfelde erſchienen, ſich den Ruhm des Sieges zuſchreiben ließen, indem ſie die verſteckte Herabſetzung der offiziellen Blätter, daß ohne die Dazwiſchenkunſt des regelmäßigen Militairs die kleine Schaar Garibal-

* Nach der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

di's aufgerieben und Neapel wieder genommen worden wäre, nicht Lügen geſtraft haben. Geſteigert wurde dieſe Mißſtimmung dadurch, daß am Tage des Einzuges die Freiwilligen der Südarmee ſyſtematiſch und vorüberlegt ausgeſchloſſen und gerade am Tage des Sieges, den ſie unter ſolchen Mühen und Anſtrengungen angebahnt hatten, fern gehalten wurden. Dieſe Mißſtimmung konnte der König merken, als er die Hauptſtraßen durchzog, um ſich in den palazzo reale zu begeben. Man wußte ferner, daß manches treffliche Dekret unter Garibaldi's Diktatur, betreffend die Abſchaffung des Lotto, Einführung der Sparkaſſen, Gründung der Zufluchtsſtätten für Kinder ꝛc. abgeſchafft, oder wenigſtens vertagt werden ſollte; das war auch nicht dazu angethan, das Mißtrauen des mezzo cetto* zu beſchwichtigen. Der Adel aber war bei dieſer offiziellen Beſitzergreifung der neapolitaniſchen Provinzen durch den König von Italien gar nicht vertreten; man ſah ihn weder in Neapel noch in Gaeta; beim erſten Ausbruch der Unruhen hatte er ſich geflüchtet und war noch nicht zurückgekehrt.

Ganz anders war der zweite Einzug, achtzehn Monate ſpäter, am 28. April 1862; da wurde der König mit wirklichem, nicht gemachtem Enthuſiasmus empfangen; nirgend ließ ſich der oppoſitionelle Ruf: evviva Garibaldi! vernehmen. Wohl mochte auf die etwas überlauten Freudenbezeugungen die Abſicht einwirken, das Echo nach Rom hinüberſchallen zu laſſen, wo man eben jetzt zu einer abſolutiſtiſchen Kundgebung Anſtalten machte. Indeß galt die Huldigung, neben dem antipapiſtiſchen Beiſchmack, ihrem Kerne nach dem re galantuomo, der verkörperten unità. Der König und die Neapolitaner zeigten jetzt, daß ſie einander verſtanden. Auf die beiden Gegenſätze, in denen ſich eine ganze Periode der neapolitaniſchen Geſchichte zuſammenfaßt, geht nun ein franzöſiſcher Publiziſt, Maxime du Camp, der viel in Neapel verkehrte, und ſeine durch Anſchauung und Beobachtung gewonnenen Ergebniſſe in der Revue des deux Mondes mittheilt, genauer ein:

Nach dem Sturze Franz' II. ſprangen miteins ſo lebendige, ſo reiche Hoffnungen aus dem Boden, wie ſie unmöglich alle ſofort zur Frucht reifen konnten. Man trat aus dem eiſernen Zeitalter, aber man vermochte nicht, ſich mit Einem Flügelſchlage zum Gipfel des goldenen hinaufzuſchwingen. Von der geſpannten Erwartung, die mit den erlittenen Drangſalen in geradem Verhältniſſe geſtanden hatte, mußte gar ſehr nachgelaſſen werden. Man ſah ein, daß der raſche Schritt ſich in einen langſamen, berechneten und vorſichtigen umſetzen müßte. Das neapolitaniſche Volk, mit ſeltener Intelligenz begabt, begriff ſchnell und richtig die Situation der Turiner Regierung und anſtatt ihr in deren, oft ungeſchickten Bewegungen hinderlich zu ſein, half es ihr vielmehr mit großer Bereitwilligkeit und Selbſtverleugnung.

„Die Regierung der Bourbonen hat einen Augiasſtall hinter ſich gelaſſen," ſagte Sir Hudſon in einer Depeſche (8. Mai 1862) an Graf Ruſſell; und die Neapolitaner waren von dieſer Wahrheit ſo durchdrungen, daß ſie dem Turiner Miniſterium willig Zeit ließen, den Unrath der Vergangenheit wegzufegen, um den Boden für den Bau des neuen Hauſes vorzubereiten. Sie fügten ſich in die Degradirung ihrer Reſidenz, der dritten Stadt in Europa, daß ſie zu einem bloßen Präfektur-Vororte herabgeſetzt wurde, und warteten die verheißenen, berechtigten, moraliſchen und materiellen Verbeſſerungen geduldig ab. Ein richtiger Inſtinkt lehrte ſie, daß unter den waltenden Umſtänden die politiſche Frage die adminiſtrative bei weitem überwiege; daß Italien, ohne Hauptſtadt, ohne nordöſtliche Gränze, die zum Theil noch von ſeinen Feinden beſetzt iſt, ſich erſt abrunden müſſe, um ein wahrhaft einiges Italien zu werden; daß bevor die Regierung zur Erfüllung ihrer übernommenen Pflicht, den Fortſchritt zu fördern, gedrängt werde, man ihr beizuſtehen habe, das Vaterland zu ſchaffen. Denn die Idee Vaterland iſt für den größten Theil des neapolitaniſchen Volkes eine völlig neue. Die früheren Regierungen ließen ſich's nämlich ſehr angelegen ſein, die natürliche Abneigung, die allgemein zwiſchen dem Nord- und Südländer herrſcht, ausbeutend, den Spießbürgerſinn möglichſt zu pflegen. Nach dieſem Syſtem des ſelbſtſüchtigen Abſchließens regierten die von Oeſterreich bevormundeten italiäniſchen Fürſten; und ohne Zweifel hat Oeſterreich ſeine Erfolge 1848 und 1849 nur den zerſetzenden Wirkungen dieſer Politik zu verdanken. „Es ſind noch keine fünf Jahre," ſagt Du Camp, „daß ich einen Menſchen fragte: Sind Sie Italiäner? und er mir antwortete: „„Nein, ich bin ein Neapolitaner!"" In demſelben Königreiche beider Sicilien gab es Neapolitaner, Kalabreſer, Sicilianer; kurz, einen babyloniſchen Thurm mit ſeiner Sprachenverwirrung. Das iſt nun heutzutage ganz anders: fraget, wer einer ſei, und er antwortet: „Ich bin ein Italiäner aus Neapel, Meſſina, Brindiſi oder Malta."* Der Italismus iſt in die Herzen gedrungen, die unter ſeinem Anſchlag übereinſtimmend tönen. 1860, beim Einzug Garibaldi's, in welchem, wie geſagt, die Neapolitaner nur einen neuen und mildern Herrn erblickten, der den alten verjagt hat, ſchrieen Viele aus den Stadtvierteln des gemeinen Volkes ihr evviva Italia una! und ſagten zu uns nachher: „Italien, was iſt Italien? einig, was heißt das?" Kürzlich aber ſprach ich mit vielen Leuten aus dem Volke, mit Matroſen, Bauern, Lazzaroni — die ſich, beiläufig geſagt, ſchon des Namens ſchämen — Alle wiſſen recht gut, was es mit der Einheit Italiens auf ſich habe; ſie beſprechen ſie unter ſich, ſie blicken nach Rom, weiſen auf Venedig hin: „Es iſt am andern Ende; ſozuſagen das Reggio des nördlichen Italien." Wer nur einigen Verkehr mit dem Volke von Neapel gehabt hat, und ſich der unbegreiflichen Gleichgiltigkeit deſſelben gegen Alles erinnert, dem fällt dieſer Fortſchritt auf. Ihr könnt noch heute in Neapel mitunter einen Lazzarone abprügeln, er wird vielleicht mit eingezogenen Schultern davon gehen und kein Wort ſagen; heißt ihn aber einen Oeſterreicher, und er wird euch unfehlbar mit einem Meſſerſtich antworten. Vor zwei Jahren hätte er's nicht verſtanden. Als das Manifeſt der Biſchöfe, das den Papſt aufforderte, ja nicht dem Volkswunſche nachzugeben, in Neapel bekannt wurde, erregte es das Volk, daß es in Zorn und Schmerz ausbrach. „Warum," ſagte ein Fiſcher aus Capri zu mir, „iſt der Papſt unſer Gegner? Da er Katholik und Italiäner iſt, ſo müßte er uns ja lieben und unterſtützen; ſind wir nicht auch Katholiken und Italiäner?"

Eine Thatſache von nicht geringer Bedeutung iſt hier zu vermerken. Unter den mit den Waffen in der Hand ergriffenen Briganten, in den entfernten Provinzen, wie in den Umgebungen des Veſuvs und Caſtellamare's, fand ſich kein einziger Neapolitaner. Und gerade von den popolani Neapels, den gehätſchelten „Freunden und lieben Kindern" des Königs hätte man erwartet, daß ſie ſich den Banden anſchließen würden, die mit dem Namen des Königs als Feldruf im Munde, Reiſende auszogen, Pächter brandſchatzten, Poſten anhielten.

Ueberhaupt iſt das Brigantenweſen von einer gewiſſen Partei, die es als Waffe gegen die neue Ordnung der Dinge benutzte, ſehr übertrieben worden; man ging ſo weit, dieſe Wegelagerer mit den Aufſtändiſchen der Vendée zuſammenzuſtellen; nur überſah man bei dieſem Vergleich Einen Punkt: Die Vendée hatte 60,000 Mann unter Waffen, während die Bourboniſten — denn dieſen Namen ſprachen die Räuber an — ſelbſt in ihrer Blüthezeit, als das neapolitaniſche Heer entlaſſen wurde, keine 1500 Köpfe zählten.

Das vormalige Königreich beider Sicilien war übrigens von je der traditionelle Heerd der Räuber. Ein, von zum Theil unzugänglichen Bergen zerklüftetes Land, ohne gebahnte Straßen, ſcheint zu einem Verſteck für Leute, die dem Geſetz und der Geſellſchaft den Handſchuh hingeworfen, wie gemacht. Wer keine Abgaben zahlen, oder keinen Kriegsdienſt leiſten will; wer Unglück gehabt und von der Gerechtigkeit verfolgt wird — eine Flucht in's Gebirge iſt bald gethan, und der Wald nimmt ihn ſchützend in ſeinen Schoß auf. Man ſetzt die Anwohner in Contribution und lebt, wie es ſich gerade ſchickt, ſchlecht und gut; in keinem Falle aber durch das wilde Treiben entehrt: es iſt ein Gewerbe, wie jedes andere. Abgeſehen von der Räuberei, die, wie gegenwärtig, hinter einer politiſchen Maske, unter Joſeph und Mürat, in Süd-Italien verheerend hauſte,** kann man wohl in Wahrheit ſagen, daß die Briganten in den Gebirgen beider Sicilien unausgeſetzt zu allen Zeiten ihr Weſen getrieben haben. Im Auguſt 1822 — alle legitimen Fürſten ſaßen damals ruhig auf ihren Thronen — wurde der niederländiſche Geſandte auf offner Straße zwiſchen Terracina und Capua von Räubern angefallen und in ihren Schlupfwinkel entführt. Die Straßen waren ſo unſicher, daß im Dec. deſſelben Jahres zwiſchen der römiſchen und neapolitaniſchen Gränze 10,000 Mann en echelon aufgeſtellt wurden, um den König von Preußen, der Sr. neapolitaniſchen Majeſtät einen Beſuch machen wollte, wirkſam zu beſchützen.

In einem Circular Ricaſoli's vom 24. Auguſt 1861 heißt es: „Die reſtaurirten Bourbonen kamen auf ein anderes Mittel zur Vertilgung der Räuber, die ſie als Werkzeug benutzt hatten, ſich aber dann außer Stand ſahen, ſie im Zaum zu halten. General Amato ging einen Vergleich ein mit Vandarelli's Bande, der Landplage Apuliens, ſagte ihnen nicht nur Vergeben und Vergeſſen zu, ſondern ſie ſollten auch, in eine bewaffnete und beſoldete Legion umgeſtaltet, in den Dienſt des Königs treten und ihm den Fahneneid leiſten. Der Vertrag ward geſchloſſen, die Bande

* Der wiſſenſchaftlich gebildete Mittelſtand.

* Nicht auch „aus Korſika?"

** Den General Manhès, der das Raubgeſindel kräftig unterdrückte, nennen die Kalabreſen gegenwärtig: Santo Manhès.

Digitized by Google

kam nach Poggia, um ſich dort zu ergeben und — wurde bis auf den letzten Mann niedergeſchoſſen."

Vor noch nicht zwanzig Jahren, unter Ferdinand II., hatte ſich ein gewiſſer Talarico mit den Behörden Südkalabriens überworfen, wurde Räuber, ſammelte bald eine Bande von 40—45 Köpfen um ſich, machte Jagd auf die carabinieri (Landreiter), plünderte Waarenzüge, brandſchatzte Gemeinden; kurz, ſetzte die ganze Gegend in Schrecken. Mit einem ſolchen Gegner, der aller Hinterhalte lachte, alle Anſchläge vereitelte, war kein Fertigwerden; man ſchloß alſo einen Vertrag, der beiderſeits feierlich beſchworen und in der Folge auch unverbrüchlich geachtet wurde. Ihm ward monatlich 30 Piaſter (etwa 38 Thaler) und jedem ſeiner 37 Leute täglich 3 Karlini (ungefähr 15 Silbergroſchen) als Penſion zugeſichert. Sollten ſie eine Ehe eingehen, ſo erhalten ſie für jedes darin geborene Kind täglich 1 Karlino. — Talarico wurde nach einer lipariſchen Inſel internirt; da ihm aber das Klima nicht zuſagte, geſtattete man ihm, nach Iſchia überzuſiedeln, wo er Hafenmeiſter wurde. Er iſt verheiratet und hat 9 Kinder. „Ich habe ihn beſucht," ſagt Du Camp, „und mich mit ihm unterhalten. Er iſt ein derber, luſtiger Bruder, aber kein Trinker; das Alter hat ihm noch Nichts angehabt; er tanzt ſeine Tarentella mit dem Jüngſten um die Wette. Wenn er von ſeinem vormaligen Leben ſpricht, ſagt er: Es war eine ſchöne Zeit!"

Der Straßenraub beſtand alſo ſeit undenklichen Zeiten im Königreich beider Sicilien, und die Könige ſahen ſich genöthigt, mit den Banditen zu unterhandeln. Daß dieſe Landeswunde nach dem Fall Franz' II. von neuem ausbrach, iſt unbeſtrittene Thatſache und erklärt ſich ſelber. Viele Sträflinge, die, infolge der Revolution, in die Adminiſtration eingeriſſenen Verwirrungen benutzend, entwiſchten aus den Gefängniſſen; die nicht wieder Ergriffenen führen ſeitdem ein abenteuerliches Leben und ſind froh, ihre Frevel in ein politiſches Gewand zu hüllen. Einen zahlreichen Beitrag zu den Wegelagerern haben überdieß die entlaſſenen neapolitaniſchen Soldaten geſteuert. Dieſe Maßregel des Turiner Kabinets iſt vielfach getadelt worden; insbeſondere ſchrieen die Neapolitaner, man verwandle eine Armee in Räuberſchaaren, die das Land verwüſten würden. Die Klage iſt gegründet; indeß, hatte man dieſe von ſchlechtem Geiſt beſeelten Soldaten dem trefflichen Heer einverleibt: ſo ſtand zu befürchten, ſie werden es mit ihrem demoraliſirenden Gift anſtecken. Das Miniſterium hat nun wohlweislich das kleinere unter zwei Uebeln gewählt; denn es erſchien minder gefährlich, eine noch ſo zahlreiche Räuberhorde zu bekämpfen, als in die neuorganiſirte Armee, die nur durch ſorgfältige Pflege ſich zu einem Kriegesheer erſten Ranges aufgeſchwungen hat, ſolch' zerſetzende Elemente aufzunehmen.

Die Räuberei hat den neapolitaniſchen Provinzen viel Schaden gethan, das iſt gewiß; aber keinen Augenblick war ſie der neuen Ordnung der Dinge gefährlich. Nur ſelten brauchten ſich Linientruppen gegen ſie in Bewegung zu ſetzen; die Nationalgarde, die des höchſten Lobes würdig iſt, genügte, die gefürchteten Banden zu überwältigen, zu zerſtreuen und zu vernichten. In Kalabrien ſtellten ſich die Grundbeſitzer an die Spitze ihrer bewaffneten Pächter, und in Gegenden, wo ſonſt die Räuber offne Arme, gedeckten Tiſch und luſtiges Leben fanden, iſt jetzt keiner zu ſehen. Am meiſten werden die an die römiſchen Staaten gränzenden Gegenden heimgeſucht: dort findet die Räuberei Zuflucht und Anwerbung. „Ich erkundigte mich," ſagt Sir Hudſon in der obenerwähnten Depeſche, „bei den Eiſenbahnbeamten nach dem Zuſtand des Raubweſens und ſie ſagten mir, daß es anfangs bei ihnen nichts Seltenes war, in Einer Nacht 200 Arbeiter zu verlieren, die ihnen ein päpſtlicher Agent abſpenſtig machte, indem er ſie gegen ein Handgeld von 15 Piaſter auf den Kopf für den Brigantendienſt auf eine beſtimmte Zeit anwarb."

Die Entfernung webt um dieſe Menſchen einen Schein von Größe und Poeſie, und gern möchte man in Frankreich und anderswo in gewiſſen Kreiſen glauben, ihr Loſungswort ſei das alte: „Gott und mein König!" Ein Grundirrthum! Hören wir über die vornehmſten Bandenführer die Nachrichten, die ein Augenzeuge an Ort und Stelle geſammelt, der lange in Neapel gelebt.*

„Carmine Donatelli aus Roniero, zubenannt Crocco; dreißig Verbrechen: funfzehn qualificirte Diebſtähle, drei Diebſtahlverſuche, vier Perſonen-Entführungen, drei Todtſchläge, zwei verſuchte Meuchelmorde; er führt den Titel General. — Vincenzo Nardi aus Ferraudina, bei den Banden unter dem Namen Oberſt Amati bekannt: funfzehn Diebſtähle, vier Meuchelmorde. — Michele de la Rotonda aus Ripacandida: vier Diebſtähle, zwei verſuchte Meuchelmorde, zwei Perſonen-Entführungen; Oberſtlieutenant. — Major Giuſeppa Nicola Summa: drei qualificirte Diebſtähle, zwei verſuchte Meuchelmorde."

Von den Befehlshabern läßt ſich leicht auf die Gemeinen ſchließen. Alle tragen als Erkennungszeichen einen aus Rom geſandten Ring von Zink mit der Deviſe: fac et spera (thu' und hoffe.) Sie ſetzen Freund und Feind in Contribution, und machen ſich ſogar kein Gewiſſen, die Kirchen zu berauben, deren Prieſter ſie mit Kreuz und Fahne bewillkommend empfangen. Unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an der gefallenen Dynaſtie, arbeiten ſie für eigne Rechnung und füllen ihren Säckel. Dieſe Elenden, der Abſchaum einer durch furchtbare Kriſen umgerührten und gährenden Geſellſchaft, haben kein politiſches Glaubensbekenntniß; heute führen ſie Krieg mit Victor Emanuel und ſchreien: es lebe Franz II! morgen würden ſie ihre Waffen gegen Franz kehren und: es lebe Victor Emanuel! ſchreien. Raub iſt ihr Gewerbe, und die Liebe zu den Bourbonen der Deckmantel.

Gegenwärtig beginnt dieſe Raubwirthſchaft in ihr natürliches Bette zurückzukehren, das heißt, ſie beſchränkt ſich auf einige Gruppen des Geſindels, welches ſich auf dem Lande umhertreibt und auf Koſten des Bauers lebt. Eine dieſer Gruppen hauſt auf dem Monte-Gargano in der Capitanata, einer Provinz, die für heimliche Landungen ſehr günſtig gelegen iſt; eine andere zeigt ſich von Zeit zu Zeit in der Baſilicata; eine dritte ſtreift in der Umgegend des Veſuvs unter der Führung eines gewiſſen Pilone und plündert beſonders die Touriſten, die ſich unvorſichtig zu weit von Sorrento und von Caſtellamare entfernen. An der nördlichen Gränze endlich, noch vor kurzem, leitete mehr, als befehligte Chiavone* einige Banditen, die in das Neapolitaniſche einfielen, ſich aber, wenn ſie Gefahr witterten, ſchnell in das päpſtliche Gebiet warfen, wo ſie bequeme Gelegenheit fanden, ſich von ihren Anſtrengungen zu erholen.

Der Zeitpunkt jedoch, wo dieſes Unweſen von ſelbſt aufhören wird, kann nicht mehr fern ſein; er muß mit dem zuſammenfallen, in welchem die öffentlichen Arbeiten, die der phyſiſche Zuſtand der neapolitaniſchen Provinzen dringend heiſcht, ihren Anfang nehmen. Schon hat eine Geſellſchaft, die verläſſige Bürgſchaft darbietet, den Bau einer wichtigen Bahnlinie übernommen. Er wird viele Hände beſchäftigen und in nothwendiger Folge der Räuberei alle Ausſicht benehmen, ſich aus dem Elend zu rekrutiren. Der Tagelohn für Feldarbeit im Neapolitaniſchen beträgt im Durchſchnitt kaum drei Silbergroſchen. So leicht nun auch der Unterhalt iſt in dieſem Lande, „das die himmelumwandelnde Sonne anſieht mit immer freundlicher Helle": ſo erſcheint es doch faſt unmöglich, mit einem ſo kärglichen Lohn auszukommen. Kein Wunder alſo, daß die Armen, die nur auf dieſe Erwerbsquelle angewieſen ſind, ſich durch die hohe Löhnung von drei Karlini täglich verlocken ließen, an den Werken der Finſterniß Theil zu nehmen. Man hat nun annähernd berechnet, daß der Bau der Schienenwege dreißig bis fünfunddreißig Tauſend Menſchen beſchäftigen werde; das iſt mehr als nöthig, um den Süden Italiens von ſeiner Landplage gründlich zu heilen.

Mannigfaltiges.

— Warnung vor Täuſchungen. Gerade weil wir unter den öffentlichen Stimmen Deutſchlands keine politiſche Partei vertreten, ſondern ein lediglich literariſches, vorzugsweiſe die Kulturgeſchichte im Auge habendes Forum bilden, halten wir es in dieſer Zeit der geiſtigen, kulturhiſtoriſchen Kämpfe für geboten, öffentlich zu erklären, daß bei allen Kundgebungen, Demonſtrationen und Aufſtachelungen, welche von der in Berlin unter dem Namen „Preußiſcher Volksverein" beſtehenden Geſellſchaft ausgehen, das preußiſche Volk in keiner Weiſe betheiligt iſt. Der Name, den dieſe Geſellſchaft führt, iſt ebenſo anmaaßlich und wahrheitswidrig, wie der des in Berlin unter den Auſpicien der Kreuzzeitung erſcheinenden „Preußiſchen Volksblattes," da in der Einen, wie in dem Andern, die vox populi etwas Verachtetes und nichts weniger, als vox Dei iſt. Bei den die Verfaſſung und das Recht gefährdenden, Kundgebungen, Demonſtrationen und Aufſtachelungen, die in neuerer Zeit von dem ſogenannten „Preußiſchen Volksverein" ausgegangen, iſt es dringend nöthig, daß in dieſem Augenblicke alle glaubwürdigen Sachkundigen, zu denen man auch uns, bei unſerer mehr als dreißigjährigen publiciſtiſchen Thätigkeit in Deutſchland ſowohl als im Auslande

* Marc Monnier, Histoire du brigandage dans l'Italie meridionale. p. 78—79. Paris, 1862.

* Er wurde ſpäter, auf Befehl ſeines Vorgeſetzten, des Spaniers Triſtang, wie es heißt, erſchoſſen.

Digitized by Google

zählt, öffentliches Zeugniß ablegen, um Jedermann vor Täuſchung und unheilvollem Irrthum zu bewahren.

— **Der großdeutſche Bremſer-Verein.** So hat man in Süddeutſchland mit Recht den aus der großdeutſchen Verſammlung von Reactionairen in Frankfurt a. M. hervorgegangenen, ſogenannten „Deutſchen Reformverein" zubenannt, deſſen einſtweilige Präſidenten die Herren v. Lerchenfeld, Weis und von Wydenbruck in München ſind. Die große deutſche Nationalbewegung, die nach einem einigen, mächtigen, freien Deutſchland ſtrebt, glauben die großdeutſchen Bremſer aufhalten zu können — dieſe Thoren, die nicht wiſſen, daß, wer ſich vermißt in das Schwungrad der Zeit mit ſchwacher Hand einzugreifen, von der fortrollenden Lokomotive unrettbar zermalmt wird! Jetzt geſtehen auch öſterreichiſche, liberale Zeitungen, daß das von den Herren v. Lerchenfeld, Weis und v. Wydenbruck in Frankfurt bei jener großdeutſchen Verſammlung erwirkte Vertrauens-Votum für das Projekt einer **Delegirten-Verſammlung Deutſchlands** (nöthigenfalls ohne Preußen) nichts weiter war, als „ein in Wien gelegtes Ei, das unter dem Einfluſſe eines ziemlich hohen offiziöſen Temperatur-Grades in Frankfurt künſtlich ausgebrütet wurde." Vierhundert Männer, theils reactionaire Ariſtokraten aus den deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten, theils Abgeſandte der Jeſuiten, der Pius- und anderer ultramontaner Vereine — wir erinnern nur an den bekannten Pfarrer Michelis aus Münſter, der ſich nicht ſchämte, ſein eigenes Preußenthum moraliſch an den Pranger zu ſtellen — hatten ſich am 28. und 29. October zu Frankfurt a. M. mit einer verſchwindend kleinen Anzahl unabhängiger Liberalen zuſammengefunden, um Beſchlüſſe zu faſſen, durch welche die Unzertrennbarkeit Deutſchlands und Oeſterreichs ausgeſprochen und die „Delegirten-Verſammlung" als das vortrefflichſte Mittel zur politiſchen Reorganiſation Deutſchlands empfohlen wurde. Mit Recht erwiedern darauf die Liberalen des Kaiſerſtaates, daß die Staatsmänner Oeſterreichs vor Allem die Aufgabe haben, den Zwieſpalt im eigenen Lande zu löſen, den eigenen Staat einig, ſtark und frei zu machen, bevor ſie daran können, an die Einigung Deutſchlands zu gehen. Leider kann man zwar jetzt daſſelbe auch den Staatsmännern Preußen's zurufen, aber hier iſt doch mindeſtens, was die Förderung von Deutſchlands Machtentwickelung betrifft, die große Mehrzahl der Bevölkerung vollkommen einig, während die Bevölkerungen Oeſterreichs in nichts ſo einig ſind, als in dem Gedanken, Deutſchlands Macht auf ewige Zeiten zu brechen und zu vernichten.

— **„Zur Einigung Oeſterreichs."*** So heißt eine aus öſterreichiſcher Feder gefloſſene, in Stuttgart gedruckte Schrift zur Löſung der ſchwierigen, auch für Deutſchlands politiſche Neugeſtaltung maaßgebenden Frage über die Reorganiſation der öſterreichiſchen Staats-Verfaſſung. Der Umſtand, daß dieſe Schrift eines Oeſterreichers nicht in Wien, ſondern in Stuttgart gedruckt iſt, läßt mit Recht vermuthen, daß ſie in Plan und Haltung verſchieden iſt von dem einmal in der deutſchen Hauptſtadt Oeſterreichs gäng und gäbe gewordenen, radikalen Abſprechen über die gerechten Anſprüche Ungarns auf Autonomie und conſtitutionelles Recht. In der That erkennt Herr Friedmann, der Verfaſſer der gedachten Schrift, lediglich in einer totalen Aenderung der am 26. Februar 1861 oktroyirten Verfaſſung, ſowie des **October-Diploms**, ein Mittel zur endlichen Schlichtung der Nationalitäten-Konflikte und politiſchen Wirren ſeines Vaterlandes. Nach ſeiner Anſicht, iſt der **Dualismus** die einzige feſte Grundlage, auf welcher ſich zunächſt mit Erfolg fortbauen läßt. Einerſeits iſt es das **deutſche** und andererſeits das **magyariſche** Element, die der Verfaſſer als nationale Kernpunkte bezeichnet, um welche ſich dies- und reſp. jenſeits der Leitha die öſterreichiſche Macht leicht gruppiren und cryſtalliſiren würde. „Beide Nationalitäten," ſagt er, „Deutſche und Magyaren können nur im innigen Verkehr und Anſchluß durch eine aufrichtige **Union** ihrer geiſtigen und materiellen Intereſſen ſich gegenſeitig ihre freiheitliche und nationale Entwickelung inmitten der ſie umgebenden ſlaviſchen Welt garantiren." Neben dieſem Unions-Verhältniſſe zu der jenſeits der Leitha gelegenen Hälfte der Monarchie, ſoll aber die deutſch-ſlaviſche Hälfte nicht auch noch in dem bisherigen Bundesſtaats-Verhältniſſe zu Deutſchland verbleiben, weil dieſes doppelte Verhältniß voll innerer Widerſprüche und politiſcher Nachtheile für Oeſterreich ſowohl, als für Deutſchland iſt. Vielmehr ſoll fortan zwiſchen beiden Ländern ein zwar enges und inniges, aber rein völkerrechtliches Bündniß beſtehen. Es iſt dies bekanntlich auch die Anſicht der ſogenannten Kleindeutſchen, und ſie wird hier zum erſtenmale von einem öſterreichiſchen, mit den Verhältniſſen ſeines Vaterlandes innig vertrauten Patrioten ausgeſprochen. Nicht ganz folgerichtig in ſeinen Schlüſſen erſcheint uns dagegen der Verfaſſer, wenn er den deutſch-magyariſchen Dualismus Oeſterreichs, den er als faktiſch und als unüberwindlich erkennt, gleichwohl wiederum nur als einen Uebergang zu einer künftig neu zu conſtituirenden, centralen Einheit Oeſterreichs betrachtet. Uns ſcheinen die deutſch-ſlaviſche und die magyariſch-ſlaviſche Hälfte des Kaiſerſtaates ganz ebenſo in ſich abgeſchloſſene und von einander getrennt zu haltende Einheiten, wie etwa Schweden und Norwegen, oder wie Dänemark und die deutſchen Herzogthümer. Nur wenn der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Dänemark dem Vorgange des Königs von Schweden gefolgt ſein und Jeder ſich mit der Perſonal-Union über zwei Monarchieen begnügen wird, die nun einmal nicht in einander aufgehen wollen und können — erſt dann wird in Oeſterreich und in Dänemark der Moment wieder gekommen ſein, an die Konſolidirung der Macht nach Innen, wie nach Außen zu denken.

* Eine Denkſchrift von D. Bernhard Friedmann. Stuttgart, Göpel, 1862.

— **Zur Kenntniß des britiſchen Muſeums.** Das British Museum enthält zahlreiche Schätze, die man in folgende Sammlungen eintheilen kann: Naturgeſchichtliches, Ethnographie, britiſche und mittelalterliche Sammlungen, vorgeſchichtliche Ueberreſte der erſten Bewohner der britiſchen Inſeln, Zeitgenoſſen der Eroberung Cäſar's, Ueberreſte aus der Zeit der römiſchen Beſetzung des Landes, angelſächſiſche Alterthümer, britiſches Mittelalter, d. h. die Periode nächſt der normänniſchen Eroberung. Zoologie, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zeichnungen und Drucke, Antiquitäten-Sammlung. Zuſammen mit den vorbenannten bilden ſie die zwanzig verſchiedenen Partien der ſechs Hauptabtheilungen des britiſchen Muſeums, die ſich auch eintheilen laſſen:

1) Vorſaal; 2) Große Treppe; 3) griechiſche und römiſche Alterthümer; 4) griechiſch-römiſcher Vorſaal; 5) aſſyriſche Koloſſe; 6) aſſyriſche Galerieen; 7) griechiſch-römiſche Skulpturen; 8) Lyciſcher Saal; 9) Centralſaal; 10) arkadiſche Alterthümer; 11) athenienſiſche Säle; 12) ägyptiſcher Saal; 13) Treppen; 14) Bibliothek; 15) Königliche Bibliothek; 16) Saal der Kupferſtiche; 17) Saal der Handſchriften; 18) Grenville's Bibliothek; 19) Leſeſaal; 20) Bibliothek des Leſeſaals.

Der Athenienſiſche Saal (Elgin Saloon) bildet das Allerheiligſte des Muſeums. Hier prangen die Marmorgebilde des Parthenon, wovon das Louvre-Muſeum Kopien beſitzt.

Die Säle des Muſeums laſſen ſich auch ſo eintheilen: Antiquitäten-Muſeum (athenienſiſche, aſſyriſche, ägyptiſche); Saal der Vaſen, Saal der Bronzen, Saal der britiſchen Alterthümer; ethnographiſcher Saal, zoologiſche Galerieen (in den zu dieſer Abtheilung gehörigen ornithologiſchen Galerieen befindet ſich eine große Anzahl alter Bilder aller ausgezeichneten Perſönlichkeiten, denen man eine andre Stelle wünſchen möchte); botaniſche Säle; mineralogiſche und geologiſche Galerie; National-Bibliothek, Leſeſaal. — Wohl zu merken: Unter „Saal" verſtehen wir nicht einen einzelnen Raum von irgend welcher Größe; denn jeder Saal umfaßt mehrere Räume.

— **Chili, Peru und Braſilien.*** Das vorliegende Buch iſt keine Reiſebeſchreibung, wie der Titel auf den erſten Blick vermuthen läßt, ſondern enthält eine Reihe friſch geſchriebener und ſich angenehm leſender Erzählungen, welche in den angeführten Ländern ſpielen. Namentlich iſt die deutſche Einwanderung daſelbſt im Buche wohl vertreten. Die erſte Erzählung von der ſchönen und tapferen Chilenerin Juana iſt etwas im hochromantiſchen Räuberſtil gehalten, und athmet jene Gluth, die man ſpaniſchen und italiäniſchen Namen ſo eng verſchwiſtert iſt. Die zweite ſpielt großentheils in Deutſchland und hat es mit einem äußerſt poſſirlichen Naturſohne zu thun, der in Deutſchland allerlei närriſche Streiche macht, weil er ſich in die höhere Civiliſation nicht recht finden kann, dagegen in Braſilien, wohin er auswandert, ſich mit der Welt zurechtfindet. Doch wir müſſen auf Weiteres verzichten, und es dem Leſer anheimſtellen, ſich weiter mit dieſer wohlſtiliſirten Schrift bekannt zu machen, die ihm einige Stunden Zeitvertreib wohl verſchaffen dürfte.

* Aus Chili, Peru und Braſilien. Von Ernſt Freiherrn von Bibra. 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1862.

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 48. Mittwoch, den 26. November 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite

Aus dem deutſchen Rechtsleben. Hamburg und ein holſteiniſcher Junker des 16. Jahrhunderts . . . 563

Belgien.

Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V. . . . 564

Rußland.

Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft. IV. Von Archangel nach Petersburg. V. Von Petersburg nach Königsberg . . . 567

Italien.

Neapel unter Victor Emanuel. II. Unterrichtsweſen, Kirche und Geiſtlichkeit. Fortſchritte des Proteſtantismus . . . 569

Nord-Amerika.

Das Wetter im Kriege . . . 571

Mannigfaltiges.

An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an . . . 573
Der Herzog von Gotha über die Chriſten im Lande der Bogos . . . „
Die Lage der ruſſiſchen Junker . . . 574
„Die Foscari," von Wilhelmine Guiſchard . . . „
Ein vlaemiſches Drama . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Aus dem deutſchen Rechtsleben.

Hamburg und ein holſteiniſcher Junker des 16. Jahrhunderts.

Unter dem Titel: „Aus dem Deutſchen Rechtsleben"* hat der Oberappellationsrath Dr. Rudolf Brinkmann in Kiel eine Reihe von Schilderungen des Rechtsganges und des Kultur-Zuſtandes der letzten drei Jahrhunderte herausgegeben, und zwar auf Grund der die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg betreffenden Akten des Reichs-Kammergerichts in Speier und Wetzlar. Nicht blos über den traurigen Gang des gerichtlichen Verfahrens in den Jahrhunderten nach der Reformation belehren uns dieſe Auszüge, ſondern auch darüber, daß die Klagen der Deutſchen über den Mangel eines Bundesgerichtes, welches Macht und Befugniß hat, die Willkür und die Tyrannei kleiner und großer Despotieen in Deutſchland zu brechen, ſchon etwas ſehr Altes ſeien. Die Gegenſtände und die Behandlungsweiſe der Proceſſe, deren Gang und Ausgang der rechtsgelehrte Herausgeber uns hier mittheilt, ſind aber auch vorzugsweiſe geeignet, uns das kommunale, geſchäftliche und häusliche Leben unſerer Vorfahren zu ſchildern, wie es dem Geſchichtſchreiber ſelten vergönnt iſt, es darzuſtellen. Handel und Gewerbe, Ackerbau und Schifffahrt, gutsherrliche und bäuerliche Zuſtände, Freiheit und Sicherheit der Unterthanen, Vorrechte und Anmaaßungen des Adels und der Städte, kaiſerliche und landesherrliche Macht — kurz Alles, was das bürgerliche Leben und die ſtaatliche Ordnung mit ſich bringt und darin eingreift, wird neben Sprache und Sitte unſerer Altvorderen nach vielen Seiten hin anſchaulich und begreiflich gemacht.

In einer Einleitung theilt der Herausgeber eine Ueberſicht ſowohl der Geſchichte, als der inneren Einrichtung des kaiſerlichen Kammergerichts mit, deſſen Räthe eine für die damalige Zeit überaus anerkennenswerthe, richterliche Unabhängigkeit, verbunden mit der Unabſetzbarkeit von ihren Aemtern, beſaßen. Gleichwohl hat ſie der Mangel an Freiheits- und Rechtsſinn ihrer Zeitgenoſſen, ſowie der greuliche Schlendrian, der überall im deutſchen Reiche herrſchte, einer wohlverdienten, ſittlichen Verurtheilung durch die Nachwelt zugeführt. Man braucht nur einen Blick in dieſes Buch zu werfen, das doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil von Deutſchland zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung macht, um einen wahrhaften Ekel vor den alten Rechtszuſtänden unſeres Vaterlandes zu bekommen. Wir theilen aus demſelben nachſtehend eine Epiſode mit, welche die gute Stadt Hamburg und ihr Verhältniß zu den benachbarten holſteiniſchen Junkern betrifft:

„Hamburg hatte von dem Kaiſer Friedrich unterm 14. Juli 1482 ein Privilegium erlangt, wonach ein Leibeigner, der in Hamburg zehn Jahre unbeſprochen gewohnt, von jeder Verfolgung frei ſein ſoll. Make Langeheine hatte als Holzhändler zehn Jahr in Hamburg gewohnt; aber ein holſteiniſcher Edelmann, Jasper von Bockwold zu Borſtel, hatte denſelben am 1. Mai 1557 auf der Alſter gefangen genommen, unter dem Vorwande, daß er ein Leibeigner ſeines Gutes und ohne ſeine Erlaubniß weggezogen ſei. Nun klagten bei dem k. Reichskammergericht Bürgermeiſter und Rath der Stadt Hamburg gegen den Junker von Bockwold, wegen der gegen ihren Eingeſeſſenen verübten Gewaltthätigkeit, indem ſie ſich auf jenes Privilegium beriefen, überdies auch leugneten, daß Langeheine wirklich Bockwold's Leibeigner geweſen ſei.

Beide Parteien haben eine große Zahl Zeugen abhören laſſen, um ihre Behauptungen darzuthun. Die Ausſagen derſelben ſchildern nicht blos die Erpreſſungen, die ſich die Landjunker gegen einen Hamburgiſchen Holzhändler, der in ihrem Gutsbiete geboren war, erlaubten, ſondern geben auch Auskunft über die Schifffahrt auf der Alſter und den auf dieſem Fluſſe betriebenen Holzhandel. Welcher Fremde, der die weltberühmte Handelsſtadt beſucht, hat ſich nicht über das ſchöne, große Waſſerbecken gefreut, welches, durch die Lombardbrücke geſchieden, unter dem Namen der Binnen- und Außen-Alſter zur erſten Zierde Hamburgs gereicht? Welche Stadt hat eine ähnliche Schönheit aufzuweiſen? Ueber das Waſſerbecken der Außen-Alſter hinaus bleibt der Fluß noch einige Meilen weit ſchiffbar für kleine Fahrzeuge. Make Langeheine trieb Holzhandel, und fuhr bis in das holſteiniſche Gebiet hinauf, wo die Junker von Bockwold das große Gut Borſtel beſaßen. Dieſer Holzhandel auf der Alſter war ſein Unglück.

Make Langeheine wurde im Gute Borſtel geboren, als Marx von Bockwold, Jaspers Vater, Herr dieſes Gutes war. Von einer Leibeigenſchaft wußten die Zeugen nichts. Als ein junger Knecht, als ein „los frei Geſelle," der unter Bockwold nie ſeßhaft geweſen, ging er nach Hamburg. Um die Dauer ſeines Aufenthalts in Hamburg zu ermitteln, geſchah genaue Nachfrage. Anfangs diente Make in Hamburg, namentlich bei des Rathes „Waldvogte," oder, wie eine Zeugin angiebt, bei einem Manne, der des Rathes Vogt „auf der Alſterei" war. Nachher verheiratete er ſich und trieb Holzhandel auf der Alſter, die damals auch Elſter, desgleichen Graben genannt wurde. Mit Weib und Kindern wohnte er am Pferdemarkt vor dem Alſterthore, im „Pfaffenhofe." An Miethe bezahlte er dem Küſter zu St. Petri jährlich 16 Mark. Späterhin hatte er ſein eigenes Haus in der Spitalerſtraße, die damals auch Breiteſtraße genannt wurde. Make hatte zum Holzhandel ſein eigenes Schiff, bisweilen wohl zwei, in Fahrt; er ſchiffte auf der Alſter zwei Meilen hinauf. Die Alſter wird von den Zeugen der Kläger als ein ſolcher Strom angegeben, welcher der Stadt Hamburg oder den Städten Hamburg und Lübeck gehöre. „Die von Hamburg verbitten den Strom." Dem Rathe war für das Fahren auf der Alſter Zoll zu erlegen. Make's Wittwe ſchlug dieſen Zoll, den ihr Mann nach und nach bezahlt, auf 100 Thaler an. So beträchtlich war

* Von Dr. Rudolph Brinkman. Kiel, Ernſt Homann, 1862.

Digitized by Google

ſein Handel, daß er einmal 300 Faden Holz, das er im Lauenburgiſchen gekauft, im Gebiete von Borſtel ſtehen hatte. Dies war die erſte Veranlaſſung, über den Händler herzufallen. Ein Zeuge giebt darüber nähere Auskunft. Der Junker Marx von Bockwold habe Make zu ſich gefordert und gefragt, woher er des Vermögens wäre, ſothanes Holz an ſich zu bringen? Make habe geantwortet, er wäre davon guten Leuten ſchuldig, die es ihm beigeführt und den guten Glauben darum geſtellt hätten. Worauf der Junker geſagt: „Kannſt Du ſo viel Holz zu Wege bringen: ſo mußt Du mir auch was Geldes geben.“ Darauf habe Make dem Junker elf Stiege Mark zuſagen und verbürgen müſſen, wenn er nicht mit dem angedroheten Gefängniß hätte beſchwert werden wollen. Das Geld habe er auch bezahlt. Im Weſentlichen bezeugt die Wittwe daſſelbe. Auch andre Zeugen ſind in der Summe und in dem Bezahlen von elf Stiege Mark einig. Nach Stiegen zu rechnen, wo es anging, war in jener Zeit ganz üblich. Eine Stiege beträgt 20, alſo waren 220 Mark erpreßt worden.

Nach dieſer Abfindung betrieb Make ſeinen Handel unbeſchwert, bis Jasper von Bockwold denſelben auf ſeinem eigenen Schiffe über Nacht feſtnehmen ließ. Das Schiff lag zwiſchen dem ſächſiſchen, d. h. lauenburgiſchen, und dem holſteiniſchen Ufer, in dem ſogenannten „freien Strom,“ der in die Alſter läuft, auch wohl „Alſter“ genannt wurde. In Bockwold's Gewalt, wurde Make an den Füßen gefeſſelt; er ſaß vier Wochen im „Packen.“ Allererſt in den letzten acht Tagen wurde er, auf flehentliches Bitten ſeiner Frau „zum Feuertod verſtattet.“

Die Angelegenheiten der Alſter oder des Grabens wurden von Seiten der Stadt Hamburg durch zwei „Grabenherren“ beſorgt. Dieſe begaben ſich nach Borſtel, um unter Vorzeigung des kaiſerlichen Privilegiums die Befreiung des gefeſſelten Hamburger Holzhändlers zu bewirken. Aber ohne Erfolg. Indeſſen ſetzte Make Langeheine's Frau, ſchwer gedrückt durch die Krankheit ihrer Kinder, die Bemühungen fort, und es gelang ihr endlich nach fünf Wochen, ihrem Manne die Freiheit wieder zu verſchaffen. Unter welchen Bedingungen? Jasper von Bockwold ließ ſich die Summe von 300 Mark Lübiſch oder 200 Gulden geloben. Hundert Gulden mußten ſofort baar bezahlt werden; für die übrigen 100 Gulden gab der Junker eine Friſt von 14 Tagen gegen Bürgſchaft von vierzehn Perſonen aus dem Lande Sachſen. Von ſeinen eigenen Gutshörigen, ſo wie von den Leuten des Rathes, hatte Bockwold keine Bürgſchaft annehmen wollen. Außerdem mußten fünf Gulden für Schließlohn und Koſt ſogleich bezahlt werden. Die meiſten Zeugen ſprechen von „Kuchen,“ ſtatt von der Koſt. Daneben wurde Make gezwungen, ſich zu verpflichten, dem Junker, ſo lange er lebe, jährlich zwei Lachs zu liefern, oder dafür zwei Thaler zu bezahlen. Drei Jahre ſind die zwei Lachſe geliefert; das vierte Jahr aber hat ſie Bockwold nicht annehmen wollen, „weil die Sache eine andere Geſtalt gewonnen.“ Die Klage war mittlerweile in Speier angeſtellt.

Make Langeheine ſtarb bald nach Anfang des von dem Rathe angeſtellten Prozeſſes. Als ein frommer, ehrlicher Mann und als ein betriebſamer Holzhändler wird er von allen Zeugen geſchildert. Wie lange Jahre er vor ſeiner Gefangennehmung in Hamburg gewohnt, geht nicht mit Beſtimmtheit aus den Ausſagen hervor. Um nichts weniger pflegen Zeugen Beſcheid zu wiſſen, als um die genaue Angabe der Zeit, zumal wenn eine Begebenheit in Frage ſteht, die ihnen gleichgültig geweſen iſt. Allein es ſcheint doch gewiß zu ſein, daß Make bereits über 10 Jahre in Hamburg, wie die klagende Stadt behauptete, ſeinen Wohnſitz gehabt hatte, als Jasper von Bockwold ſich ſeiner Perſon bemächtigte. Bürger iſt er freilich erſt nach wieder erlangter Freiheit geworden. Allein die Eigenſchaft eines Bürgers erfordert das erwähnte Privilegium nicht. Gelegentlich erfahren wir, daß damals das Bürgerwerden keine größere Ausgabe an den Rath als zehn Markſtücke koſtete, außerdem ſieben Pfennige Schreiblohn.

Wie geſagt, die beiderſeitigen Zeugen wußten nichts von Leibeigenſchaft, jedoch die des Beklagten davon, daß kein Untergehöriger eines Gutes ohne des Herrn Wille wegziehen dürfe. Aus der Sache Lübeck wider Ritzerow vom Jahre 1555 werden wir belehrt, daß es in Holſtein angeblich hergebracht war, daß kein Ackerbauer ohne vorangegangene Kündigung und Bezahlung ſeiner Schuld den Acker und das Gut verlaſſen durfte. Make hingegen war niemals Ackerbauer im Gute Borſtel geweſen; er hatte ſich als lediger, junger Mann nach Hamburg begeben.

Einunddreißig Jahre, bis 1589, ſchleppte ſich der Rechtsſtreit am Kammergerichte fort, ohne entſchieden zu werden. Und doch war es eine reiche Handelsſtadt, die aus ihren Mitteln den Prozeß betrieb, um zunächſt das an einem Hamburger Bürger verübte Unrecht durch die höchſte richterliche Macht ausgeglichen zu ſehen. Was halfen kaiſerliche Privilegien gegen die Gewaltthätigkeiten der Landjunker? Und wie um ſo frecher erwies ſich die Eigenmacht gegen den Hamburger Holzhändler, da weder Leibeigenſchaft, noch eine Ackerſtelle, denſelben an das Bockwold'ſche Gut gefeſſelt hatte? Sechzig Jahre nach Errichtung des Kammergerichts blieb in dergleichen Fällen offenbarer Rechtsverletzung der Verletzte hülflos. Dem mit dem Kammergerichte verkündigten ewigen Landfrieden war wahrlich, und nicht blos ſprichwörtlich, nicht zu trauen.“

Belgien.

Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V.*

Der verſtorbene Baron de Reiffenberg gab in Brüſſel 1843 für die Geſellſchaft der belgiſchen Bibliophilen heraus: Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint écrites par Guillaume Van Male, gentilhomme de sa chambre. Unter dieſen Briefen befindet ſich einer, den Van Male aus Augsburg am 17. Juli 1550 ſchrieb. Nachdem er ſeinem Gönner de Prant ſein Bedauern ausgeſprochen, daß mehrere an denſelben gerichtete Briefe nicht in deſſen Hände gelangt, wiederholt er kurz ihren Inhalt: „Scripsi e Moguncíaco Caesaris iter (Reiſe nach Augsburg 1550); liberalissimas ejus occupationes in navigatione fluminis Rheni (vom 14. bis zum 19. Juni), dum ocii occasione invitatus, scriberet in navi peregrinationes suas et expeditiones, quas ab anno XV^{mo} in praesentem usque diem suscepisset. Qua in re usus est opera mea et suggestione, nam velut nomenclator revocabam in memoriam, si quid sentirem aut effluere aut praetermitti. Libellus est mire tersus et elegans, utpote magna ingenii et eloquentiae vi conscriptus. Ego certe non temere credidissem Caesari illas quoque dotes inesse, quum, ut ipse mihi fatetur, nihil talium rerum institutione sit consecutus, sed sola meditatione et cura. Quod attinet ad auctoramentum et gratiam, vide, obsecro, quibus fulcris innitentur, scilicet fide et dignitate, quibus potissimum duobus et commendatur et viget historia.“ In einer Nachſchrift fügt Van Male hinzu: „Caesar indulsit mihi libri sui versionem, ubi fuerit per Granvellanum et filium recognitus. Statui novum quoddam scribendi temperamentum effingere, mixtum ex Livio, Caesare, Suetonio et Tacito. Iniquus tamen est Caesar nobis et saeculo, quod rem supprimi velit et servare centum clavibus.“ **

Was man bisher ſehr unvollſtändig von Memoiren, die Karl V. ſelbſt verfaßt, wußte oder vermuthete, beſtätigte dieſe Mittheilung ſeines begünſtigten, ihm ſehr nahe ſtehenden und mit ſeinem unbeſchränkten Vertrauen beehrten Secretair Wilhelm Van Male, vollkommen. Der berühmte Geſchichtsforſcher und General-Archivar des Königreichs, Herr Gachard, erörterte 1845 u. 1854 in Notizen, die er der königl. Akademie der Wiſſenſchaften vortrug, ſowie in einem Paragraphen der Vorrede zum zweiten Bande ſeines Werkes: Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste (1854—1855), die Frage, was aus dieſen Memoiren oder Kommentarien geworden? Die Beantwortung derſelben gewährte wenig oder keine Hoffnung, daß dieſer Selbſtbericht des großen Kaiſers wieder aufgefunden werden könne.

Im Jahre 1859 widmete Herr Profeſſor Arendt in Löwen, Mitglied der königl. Akademie, dem Gegenſtande eine neue gründliche, ſehr intereſſante und belehrende Unterſuchung in ſeinen Recherches sur les Commentaires de Charles-Quint, Bruxelles, M. Hayez, 47 S., 8° (Auszug aus den Bulletins de l'Académie Royale de Belgique, 2. série, tome VI, Nr. 2). Der Verfaſſer hat Alles, was ſeine unermüdlichen Nachforſchungen über die Geſchichte des Originals der Memoiren und über eine angeblich zu Hanau gedruckte lateiniſche Ueberſetzung ergaben, zuſammengeſtellt.

Ein glücklicher Zufall ließ vor Kurzem ein durch die Veröffentlichung bedeutender Werke (z. B. Histoire de Flandre, Bruxelles, 1847—1850, 6 Bände, gr. 8°, 2. Auflage; Bruges, 1853, 1854, 4 Bände,

* Commentaires de Charles-Quint. Publiés pour la première fois par le baron Kervyn de Lettenhove, membre de l'Académie Royale de Belgique. Bruxelles, F. Heussner, 1862. Touts droits réservés. XLV u. 208 (209) S. gr. 8°.

** Baron de Reiffenberg hatte den Text dieſes Briefes ſchon 1822 in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe von J. J. Vander Vynck's Histoire des troubles des Pays-Bas geliefert.

Digitized by Google

ll. 8°), und durch gehaltreiche akademiſche Abhandlungen ſehr verdientes, ausgezeichnetes Mitglied der Akademie, Hrn. Baron Joſ. Marie Bruno Konſtantin Kervyn de Lettenhove, wenn auch nicht die Urſchrift, doch eine Ueberſetzung derſelben auffinden. Die Akademie hatte ihm die Herausgabe mehrerer älterer belgiſcher Schriftſteller aufgetragen; dieſer Auftrag führte ihn nach Paris, um dort ſich mit betreffenden handſchriftlichen Quellen bekannt zu machen. Er entdeckte eine Uebertragung der Memoiren in die portugieſiſche Sprache, die in dem großen Inventarium der franzöſiſchen Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris verzeichnet, woſelbſt jedoch auf die ſpaniſchen, Nummer 10,230, verwieſen iſt.

Unter dem in der Anmerkung zur Ueberſchrift angegebenen Titel liegt die nach dem Portugieſiſchen verfertigte franzöſiſche Ueberſetzung des merkwürdigen und wichtigen Fundes jetzt vor uns.

Der Ueberſetzung geht eine anziehende Einleitung voran. Der Verfaſſer lehrt uns Wilhelm Van Male, der bei den Memoiren des Kaiſers nicht wenig betheiligt war, näher kennen. Letzterer wurde in Brügge, vom Glücke nicht bedeutend begünſtigt, geboren und ſuchte es in Spanien im Dienſte des Herzogs von Alba, der damals nur „der Vater der Soldaten" genannt ward. Van Male durfte im Kabinet Karl's V. ein Manuſcript von d'Avila's Bericht über den deutſchen Krieg vergleichen, welches vollſtändiger war, als das 1548 ſpaniſch veröffentlichte, und es in's Lateiniſche überſetzen; der Herzog von Alba, verwandt mit Coſmus de Medicis (oder d'Avila ſelbſt), wirkte ihm die Erlaubniß aus, ſeine Arbeit demſelben zu widmen. Wahrſcheinlich kam Van Male mit dem Herzog von Alba und dem Sohne des Kaiſers wieder nach Brüſſel, und trat gegen Oſtern 1550 durch de Prant's Vermittelung als ayada de cámara in den kaiſerlichen Hofſtaat. Täglich unterhielt Karl V. ſich lange mit ihm, täglich mußte er ihm vorleſen, oder diktirte er ihm, ſelbſt in der Nacht im Bette. Auf der oben erwähnten Reiſe nach Deutſchland begleitete Van Male den Kaiſer, und ſchrieb den oben wiedergegebenen Brief aus Augsburg. Dort ſchloß ſich Karl V. mit ihm ein und diktirte vier Stunden lang; dort wurde der Selbſtbericht, der mit dem Jahre 1516 begann und mit dem Monate September 1548 endigt, vollendet. Van Male verſichert, daß der Kaiſer dieſe Kommentarien bis zu dem Augenblicke, in welchem er ſchrieb, habe fortſetzen wollen (in praesentem usque diem); doch fehlte ihm wahrſcheinlich die Zeit dazu. Gegen Ende des Jahres 1551 begab ſich Karl nach Inſpruck, welches er bekanntlich im Mai 1552 in der Nacht heimlich verlaſſen mußte, um nicht von ſeinen Gegnern gefangen zu werden. Das Schickſal der Memoiren, in welchen er die Geheimniſſe ſeiner Politik enthüllt und die Fehler der deutſchen proteſtantiſchen Fürſten gerügt, beunruhigte ihn; er übergab ſie, begleitet von einigen unbeendigten Zeilen, einem treuen Diener, um ſie nach Spanien an ſeinen Sohn zu befördern. Das Heer Moritz's von Sachſen war kaum in Inſpruck eingerückt, als die Soldaten alles dem Kaiſer Gehörige plünderten. Die Bücher und Papiere, die ſich in Van Male's Wohnung befanden, blieben nicht verſchont. Doch der koſtbarſte Theil der Beute, deſſen Daſein vielleicht aus dem aufgefangenen Briefe, den der kaiſerliche Secretair aus Mainz geſchrieben, bekannt geworden war, entging ihnen durch die Vorſicht Karl's V. Der Kaiſer konnte ſpäter ſchwerlich an die Fortſetzung ſeiner Kommentarien denken; doch, wird man fragen, was geſchah in dieſer Beziehung in Yuſte?

Van Male, der ſeinem verehrten Herrn dorthin gefolgt war, ſetzte das Vorleſen, der Kaiſer das Dictiren fort, doch keine Spuren finden ſich, daß das Letztere Geſchichtliches betroffen. Dem Kaiſer war das Urtheil der Nachwelt über ihn nicht gleichgültig, aber damals empfahl er nur, daß man die umfangreichen Compilationen Ocampo's und Sepulveda's ſammeln ſolle. (Brief vom 9. Juli 1558, in Gachard's Retraite et mort de Charles-Quint, I., S. 310). Wie Ribadeneyre in ſeiner Vida del P. Francisco de Borja erzählt, fragte er denſelben: „Scheint es Euch, daß es ein Beweis von Eitelkeit iſt, wenn man ſeine eigenen Thaten beſchreibt? Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich über alle meine Unternehmungen (jornadas) mit ihren Urſachen und Beweggründen berichtet habe, aber beim Schreiben leitete mich keine Sucht nach Ruhm und kein Gedanke der Eitelkeit." Die Anſpielung auf die Schrift von 1550, die der Kaiſer Sommario das viages e jornadas betitelt und derſelben ein Schreiben beigelegt hatte, welches die Verſicherung enthielt, daß er ſie nicht aus Eitelkeit geſchrieben, iſt nicht zu verkennen. In Van Male's Verwahrung befanden ſich nach des Kaiſers Ableben ein Portefeuille von ſchwarzem Sammet und verſchiedene Papiere, ohne Zweifel Karl's Briefwechſel. Quijada nahm ihm, faſt mit Gewalt („quasi per fuerça") nicht nur dieſe Papiere, ſondern auch die Blätter, die den Text der Kommentarien, wie er vom Kaiſer diktirt war, enthielten. Vergeblich betheuerte Van Male, dies ſei ſeine Arbeit („diziendo que eran sus travajos"). Beſeitigte Philipp II. nun die Memoiren? „Wir wagen nicht, ſagt der Verfaſſer, ihn deſſen zu beſchuldigen, oder ihn davon frei zu ſprechen. Die Veröffentlichung derſelben würde er gewiß nicht erlaubt haben, aber er geſtattete ſeinem Hiſtoriographen, Ambroſio de Moralés, das merkwürdige Beiſpiel Karl's V. in des Königs Biographie anzuführen und die Erhaltung ſelbſt des von Inſpruck geſandten Manuſcriptes iſt ein unverwerflicher Beweis." Der Kaiſer hatte in ſeinem Teſtamente der künftigen Verſorgung Van Male's gedacht, welcher bereits am 1. Januar 1561 in Brüſſel ſtarb. Daß er ſeine Abſicht, aus dem Gedächtniſſe die geraubten Memoiren in lateiniſcher Ueberſetzung wieder herzuſtellen, ausgeführt, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Aus den Papiers d'État du cardinal de Granvelle, VI, S. 299, erfahren wir, daß er darüber geklagt, durch fortwährende Krankheit ſeit der Heimkehr aus Yuſte verhindert worden zu ſein, ſeine Arbeit zu beginnen („Que esperava algun dia escrivir algo por memoria de su amo, lo qual dezia que no havia aun empezado por haver estado por acá siempre achacoso y doliente."). Van Male hatte viele Freunde und gegen ſie ſich gewiß oft über ſeine Lieblingsidee geäußert; es iſt daher leicht erklärlich, wenn Dolce wußte, daß Karl Memoiren verfaßt habe, und in deſſen Lebensgeſchichte (Venedig, 1561, Dedication an Emanuel Philibert von Savoyen datirt vom 28. Januar 1561) nachdem er bemerkt, daß der Kaiſer die franzöſiſche Sprache ſehr gut verſtanden, ſagt, man behaupte, er habe franzöſiſch ſehr ſchöne Kommentarien über ſeine Thaten geſchrieben, die jetzt, wie er vernommen, in's Lateiniſche überſetzt und publizirt würden („alcuni bellissimi commentarii delle cose di lui fatte, i quali, come odo, ora si traducono in latino e se darano fuori"). Ruscelli, der ſich ſeit langer Zeit mit einer Sammlung von Biographien berühmter Männer beſchäftigte, richtete an Philipp II. einen langen Brief (vergl. Arendt's Recherches etc. S. 38 und 39), in welchem er u. A. ſchreibt, daß man täglich hoffe, die von Wilhelm Marinde (entſtellter Name Van Male's, Malinaeus, ſpaniſch Malineo) in's Lateinſche übertragenen Kommentarien des Kaiſers erſcheinen zu ſehen. Hr. Baron Kervyn de Lettenhove erklärt ſich über dieſen venetianiſchen Druck, wie folgt: „Es iſt zweifelhaft, daß dieſe Ueberſetzung ausgearbeitet iſt; durchaus unzuverläſſig ſcheint es uns aber, daß ſie bereits in Venedig ſich unter der Preſſe befunden. Würde Van Male, der in Brüſſel die Palaſt-Vogtei erhalten hatte, und eine Penſion bezog, es gewagt haben, ſo heimlich zu Venedig eine Publication zu veranſtalten, die unfehlbar den Zorn Philipp's II. gegen ihn erregt hätte?" (In einer Anmerkung heißt es: „Wir wären mehr geneigt, einzuräumen, daß die in Venedig verbreiteten Gerüchte zu den Nachſuchungen, die bei Van Male ſofort nach ſeinem Tode vorgenommen wurden, beigetragen. „He entendido" ſchrieb Philipp II. an den Kardinal de Granvella, als er ihm den Befehl überſandte, dieſe Hausſuchung ohne Zögern auszuführen.")

Der Verfaſſer hat auch an die lateiniſche Ueberſetzung der Schrift Karl's V. von ſeinem Leben, die zu Hanau 1602 gedruckt ſein ſoll (m. ſ. oben) und in der Abhandlung des Hrn. Profeſſors Arendt S. 41 bis 47 beſprochen iſt, erinnert, in einer Anmerkung übrigens meiner Mittheilung beigeſtimmt, daß der Nachricht von einem ſolchen Drucke eine Verwechslung zu Grunde liege mit einer Selbſt-Biographie des Kaiſers Karl's IV., die ein Beſtandtheil der Sammlung böhmiſcher Geſchichtſchreiber iſt, welche unter dem Titel: Rerum Bohemicarum antiqui scriptores aliquot insignes, partim hactenus incogniti...... Ex bibliotheca Marquardi Freheri... Hanoviae, typis Wechelianis apud Claudium Marnium, et heredes Joannis Aubrii. MDCII., Folio, erſchien. Daſelbſt findet man nämlich S. 86—107: Commentarius de vita Caroli Bohemiae regis, et postea Imperatoris IV. ab ipso Carolo conscriptus: et in eundem oratio funebris, per Johannem Archiepiscopum Pragensem habita. Am Schluſſe: Explicit diaeta (i. e. diarium) serenissimi Principis Caroli.... Anno Dom. MCCCLXIII. Sabbato post Epiphaniam. Teiſſier, deſſen Catalogus auctorum, qui librorum catalogos, indices, bibliothecas, virorum litteratorum elogia, vitas aut orationes funebres scriptis consignarunt, Genevae, 1686, 4°, nur mit großer Vorſicht, ſeiner häufig hervortretenden Unzuverläſſigkeit wegen, zu benutzen iſt, führte in einem Auctarium zu dem Verzeichniſſe, ſo wie in einem Anhange zu dieſem Auctarium, wahrſcheinlich durch ein flüchtiges Excerpt verleitet, an: Carolus Quintus scripsit de propria vita libellum, qui prodiit Hanoviae 1602. Dies haben Spätere ihm nachgeſchrieben.

Dem Verfaſſer folgend, entlehne ich der Einleitung jetzt einige Nachweiſe über die aufgefundene Handſchrift. Der Titel lautet: Historia del invictissimo Emperador Charles-Quinto, rey de Hespanha, com-

Digitized by Google

posta por Sua Majestade Cesarea, como se vec do papel qne vai em a seguinte folha, tradnzida da lingoa francesca e do proprio original, em Madrid, anno 1620 (Geſchichte des unüberwindlichſten Kaiſers Karl's V., Königs von Spanien, verfaßt von Seiner Kaiſerlichen Majeſtät, wie man dies aus dem Papier ſieht, welches ſich auf der folgenden Seite befindet, überſetzt aus dem Franzöſiſchen und nach der Urſchrift in Madrid, 1620.) In der Note wird geſagt: „Traslado do papel que esta em o principio desta historia, escritto per mão propria do Emperador Carlos V. em a lingoa castelhana, o qual papel Sua Majestade mandou d'Alemanha com a mesma historia a el rey don Philippe seu filho que entaõ era principe de Hespanha.“ (Abſchrift des Papiers, das ſich zu Anfang dieſer Geſchichte befindet, welches in ſpaniſcher Sprache von der eigenen Hand des Kaiſers Karl's V. geſchrieben iſt, und mit dieſer Geſchichte von Seiner Majeſtät aus Deutſchland geſandt wurde an ſeinen Sohn den König Philipp, damals noch Prinz von Spanien). Dann lieſt man die folgenden ſich an dieſe Note ſchließenden, an den Prinzen gerichteten Worte (nach des Herausgebers Ueberſetzung aus dem Portugieſiſchen): „Cette histoire est celle que je composai en français, quand nous voyageâmes sur le Rhin, et que j'achevai à Augsbourg. Elle n'est pas telle que je le voulais, mais Dieu sait qne je ne l'ai pas faite par vanité, et s'il s'en est tronvé offensé, mon offense doit être attribuée plutôt à l'ignorance qu' à la malice. Des choses semblables ont souvent provoqué son courroux: je ne voudrais pas que celle-ci le portât à s'irriter contre moi! En ces circonstances, comme dans d'autres, les raisons ne lui manqueront pas. Puisse-t-il modérer sa colère et me délivrer de la peine dans laquelle je me vois! J'ai été au moment de jeter tout au feu; mais comme j'espère, si Dieu me donne vie, arranger cette histoire de manière, qu'il ne s'en trouvera pas desservi, et pour qu'elle ne soit pas ici en péril de se perdre, je vous l'envoie afin que vous la fassiez garder là-bas et qu'elle ne soit pas ouverte jusqu' à...... (os la embio para qne agays que allá sea guardata, y no abierta hasta......) A Inspruck, 1552. Moi Le Roi.

Ueberſchrieben ſind die Kommentarien: Précis des voyages et des expéditions qu'entreprit l'empereur Charles-Quint depuis son départ des états de Flandre (où il naquit, le 24. février 1500, selon le style de Rome, et où il fnt élevé), après la mort dn roi Philippe son père, que Dieu ait en sa gloire: ce qui arriva l'an 1516.

Bis auf die denkwürdigen Feldzüge in Frankreich und Deutſchland beſchränkt ſich der Kaiſer, unterſtützt von Van Male (vgl. den oben abgedruckten Brief) auf die kurze Angabe von Datum und Thatſachen auf die Zuſammenſtellung einiger Einzelheiten und die Aufzählung ſeiner zahlreichen Meerfahrten; dann erzählt er ſtets, wie Caeſar, in der dritten Perſon ausführlicher ſein Urtheil über Ereigniſſe und Perſonen ausſprechend, und dieſe größere Hälfte der Memoiren iſt die bedeutſamſte und intereſſanteſte: „On reconnait chez le narrateur, ſagt der Herausgeber, une habileté anssi grande dans la stratégie que dans la politique. Malgré les obstacles que multipliaient les attaques violentes de ses ennemis on leurs ruses déguisées, il snffisait, senl à cette tâche trop immense, comme le remarque M. Mignet, pour un seul homme, et c'est snrtont dans ces commentaires qu'on le retrouvera constant dans ses convictions et dans ses projets, et luttant courageusement, bien qu'infirme et malade, contre le déchainement le plus audacieux de la liberté de la pensée humaine, secouant tout principe d'antorité.“

Was die Darſtellungsweiſe anlangt, ſo iſt die Erzählung geordnet und ſchmucklos, ſie zeigt, daß der Kaiſer die einfache Wahrheit liebte, wie Sepulveda verſichert („simplicis veritatis amantissimus“). Der Ueberſetzer bemerkt, daß er ſich bemüht habe, den Kommentarien ihren Charakter zu bewahren, indem er den Sinn und die Wortſtellung derſelben treu wiedergegeben; die Wichtigkeit dieſes geſchichtlichen Aktenſtückes, welches nur aus einer erſten Ueberſetzung bekannt, habe es verlangt, daß die zweite, auf Eleganz verzichtend, treu erſcheine; es würde ihm leicht geworden ſein, jeder Seite zahlreiche Anmerkungen beizufügen und des Kaiſers Erzählung mit den Nachrichten gleichzeitiger Geſchichtsſchreiber zu vergleichen. „Nous ne l'avons pas fait par respect ponr sa mémoire“ heißt es ferner. Die Einleitung ſchließt: „Il est juste que la voix du prince que le fidèle Quijada appelait le plus grand homme qui ait été et qui sera jamais, se fasse entendre, après trois siècles de silence, libre et dégagée des murmures de ses contradicteurs. Plus tard, l'histoire reprendra ses droits, mais désormais avant d'apprécier la vie politique de Charles-Quint, elle sera tenue de rechercher comment il la jngeait lui-même au moment où, ponr mieux interroger sa conscience, il se préparait déjà à renoncer volontairement à la plus vaste puissance que l'on eût jamais connue.“

Iſt hier nun auch nicht der Ort, den Inhalt der Kommentarien, die natürlich viel längſt Bekanntes enthalten, vollſtändig darzulegen und zu analyſiren, ſo erlaube ich mir doch ein paar Bruchſtücke herauszuheben, theils um ihren Charakter zu bekunden, theils um Proben der Ueberſetzung zu liefern.

..... Sa Majesté se trouvait en cette ville (Valladolid), en 1527, quand naquit son fils Philippe, prince d'Espagne. Dans le même temps et dans le même lieu, lui parvint la nouvelle que l'armée, qu'avait levée le duc de Bourbon, était entrée à Rome, à la suite d'un assaut, où ledit duc avait été tué, et qu'elle tenait le pape Clément enfermé au château Saint-Ange. Une garde avait été mise ensuite à ce château par le prince d'Orange qui, depuis la mort du duc de Bourbon, était demeuré chef de l'armée.

Le pape resta dans ledit château jusqu'à ce que, s'étant entendu avec l'armée, il fut, par ordre de Sa Majesté, mis en liberté.

A la même époque, dans la ville de Burgos, l'empereur reçut un défi des rois de France et d'Angleterre, sous le prétexte de la détention du pape Clément. Sa Majesté répondit entre autres choses: que ce défi n'avait plus de motif, attendu que le pape était en liberté; et qu'il fallait moins reprocher le fait de la détention du pape à l'empereur qu'à ceux qui l'avaient obligé à lever pour sa défense tant de gens de guerre, dont il n'avait pas été bien obéi.

Tout ceci étant passé, Sa Majesté revint à Madrid, et elle y tint les cortés des royaumes de Castille, où son fils Philippe fut reconnu prince desdits royaumes. (S. 20. 21.)

1536. L'empereur vint à Rome, où etait le pape Paul (ce fut la première fois qu'il vit Sa Sainteté) tant pour traiter de la paix, qu'on lui avait demandée, que pour l'engager, dans le cas où elle ne se ferait pas, à aider le duc de Savoie, qui, outre qu'il était vasal de l'empire, était marié à sa belle-soeur et cousine germaine, l'infante doña Béatrice de Portugal. A Rome il y eut à ce sujet des pourparlers, et il se passa beaucoup de choses, qui ne furent que des paroles sans effet. Il en résulta des écrits tels que l'empereur ne voulut point prendre le soin d'y répondre, comme à des choses trop frivoles. Il résolut donc de poursuivre son chemin. (S. 39. 40.)

1547. Comme on le voit fréquemment chez les soldats, qui dès qu'ils sont oisifs, sentent le besoin de faire quelque chose, il arriva que, l'empereur ne pouvant plus les occuper, ils se mutinèrent entre eux, nation contre nation, et il surgit des différends qui ne furent pas faciles à calmer. Néanmoins, l'empereur régla tout et établit un si bon ordre que, ayant trouvé le temps et le moyen de les separer, il leur assigna divers logements, si bien que toutes les difficultés et toutes les causes de trouble disparurent. Cela fait, l'empereur prit le chemin de Nuremberg, et, conformément à l'intention, dont il a été parlé plus haut, il convoqua une diète à Augsbourg. (S. 199. 200.)

Il y eut telles personnes qui s'abstinrent de prendre une plus grande part aux évènements, désespérant d'une bonne réussite, mais plus tard elles en eurent un tel regret que, en cherchant un remède, elles détruisirent ce qu'elles avaient fait et établi, et les choses changèrent à ce point qu'elles furent obligées de modifier leurs desseins et de dissimuler leurs volontés. Si ces personnes ne sont pas telles qu'elles doivent être, Dieu veuille y porter remède, comme il l'a fait par le passé, en réglant les choses de manière que leurs désirs ne s'accomplissent pas. (S. 201. 202.)

1548. Malgré tout ceci, et en dépit des pratiques dont il a été parlé plus haut, on prit dans la diète d'Augsbourg les mesures convenables pour atteindre le but de sa réunion; et, en ce qui touche la religion, on adopta un réglement qui devait être observé jusqu'à ce que le concile eût prononcé à Trente. Dans le même temps, les soldats allemands, qui composaient la garde de l'empe-

Digitized by Google

reur, se mutinèrent. Cela produisit plus de scandale que de danger, car, en s'enquérant de la cause de la mutinerie, on reconnut qu'il fallait l'attribuer plutôt à l'intérêt de quelques personnes isolées qu'à la mauvaise volonté des soldats.

La diète prit donc toutes les résolutions qu'elle pouvait prendre, et comme elle siégeait depuis longtemps, l'empereur lui adressa, de l'avis du roi son frère et desdits États une bonne proposition; puis la diète s'acheva et chacun retourna chez soi. (S. 205. 206.)

Der Kaiſer gefällt ſich darin, die Fehler ſeiner Gegner in ihrer Kriegsführung ꝛc. aufzuzählen. Bei der Erwähnung des erſten Fehlers, den ſie nach ſeiner Anſicht begingen, äußert er: „Mais Dieu qui gouverne et ordonne toutes choses en disposa autrement; et ce ne fut pas la seule faute et la seule erreur que Dieu qui les aveuglait permit qu'ils fissent dans leurs affaires, mais ce fut la première de celles qu'ils commirent ensuite en grand nombre envers leur Dieu et leur empereur, et qui furent la cause de leur ruine totale.“

Es bleibt noch zu erwähnen übrig, daß Herr Baron Kervyn van Lettenhove ſehr viele Stellen ſeiner Ueberſetzung unter dem Texte mit den entſprechenden Worten der portugieſiſchen begleitet hat.

Für die geſchmackvolle äußere Ausſtattung des Buches hat der Verleger beſtens geſorgt.

Hamburg. Dr. F. L. Hoffmann.

Rußland.

Julian Klaczko's Flucht aus ſibiriſcher Gefangenſchaft.

IV.

Von Archangel nach Petersburg.

Auf ſeine perſönliche Geſchichte zurückkommend, berichtet Klaczko, wie er am Morgen jener trübſeligen Nacht aus dem dworots mit der Erklärung ſchied, ſich nach Solowetsk zu begeben. Mit Brod und Salz verſehen, ging er über die Dwina und ſchlug wirklich die Richtung nach dem oben erwähnten Vorgebirge ein. Das Wetter war ſchön und warm, das Land eben, aber öd und wüſt. Abends kam er nach einem Weiler, nahm ein ruſſiſches Dampfbad — gewiß kein überflüſſiger Luxus nach einem ſo langen Aufenthalt unter ruſſiſchen Heiligen — und da er ein großes Verlangen nach friſcher Milch verſpürte, wies ihn ſein Wirth in eine Hütte, wo er welche finden würde. „Hier traf ich drei Weiber und nach der üblichen Bekreuzigung, äußerte ich ihnen meinen Wunſch. Sie gaben mir für mein Geld ein ſehr ſpärliches Maß und mit auffallend verdrießlicher Mine, die ich mir nicht erklären konnte. Während ich in kleinen Zügen trank, knüpfte ſich ein Geſpräch an und das Räthſel war bald gelöſt. Sie gehörten zur Sekte der starowertsi (Altgläubige) und hatten an meinem Kreuzzeichen bemerkt, daß ich ein unſeliger Orthodoxer ſei. Sie verhehlten mir nicht ihr tiefes Bedauern, daß ein ſo frommer Mann, ein bohomolets, den Weg des Verderbens wandle; zeigten mir die echte Form der Bekreuzigung, die ich, des Disputirens überdrüſſig, endlich annahm. Die guten Weiber waren darüber ſo entzückt, daß ſie dem Neophyten noch drei Maß Milch ohne Bezahlung gaben, und ſie entließen mich mit inbrünſtigen Gebeten zu Gott, daß Er mich auf der Bahn der Bekehrung erhalten wolle. Leider gingen ſie nicht in Erfüllung, denn kaum zu meinem Wirth zurückgekehrt, mußte ich wieder das rechtgläubige Zeichen machen.

„Ich verfolgte mehrere Tage die Straße über Marſchland, durch Gehölze von verkrüppelten Zwergtannen und erkannte je mehr und mehr das Klima des äußerſten Nordens, denn die Sonne verließ mich nicht mehr. Selbſt während der kurzen Zeit zwiſchen Untergang und Aufgang hätte man bei der reflektirten Helle die feinſte Nadelarbeit verrichten können. Die Nacht unterſchied ſich vom Tage blos durch eine größere Stille in der Natur... Die Landſchaft wurde immer ärmer und wüſter. Das Wetter blieb einige Tage ſchön und die Sonne brannte ſo heiß, daß ich meinen Pelz ablegen mußte. Bald aber erhob ſich ein heftiger Wind und die ſchneeweißen Schaumberge, die er auf dem Meere vor ſich her wälzte, ſchienen deſſen Namen rechtfertigen zu wollen. Der Sturm dauerte mehrere Tage. Selten traf ich auf einen Menſchen; der Anblick einer friſchgetödteten Schlange überzeugte mich indeß, daß es auch unter dieſem Breitengrade nicht an Reptilien fehle. In einem armen Dorfe, einer possada (Kolonie) hart am Meere, traf ich eine große Schaar bohomolets, worunter auch einige meiner frühern Reiſegefährten; ſie warteten hier das Aufhören des Sturmes ab, um ſich nach der heiligen Inſel einzuſchiffen. Ich trennte mich bald von ihnen, unter dem Vorwande, mich erſt vom Vorgebirge aus dahin zu begeben und ſchlug den Weg nach Onega ein.“

Nach der getäuſchten Hoffnung in Archangel blieb ihm nur dieſe Straße offen. Er zog nun unter dem natürlichen Vorgeben, daß er nach vollbrachter Pilgerfahrt von Solowetsk nach Onega und in das Gubernium Olonets wandere, um die Rundreiſe von Nowgorod und Kiew zu machen und „die Gebeine der Heiligen zu verehren.“ (Ila poklonieria swiatym mostscham.) — Entſchloſſen wanderte er nun längs dem weſtlichen Rande des Vorgebirges, zwiſchen dem Meere hüben und ſtarkbewaldeten Hügeln drüben, vor ſich Sand, Geſträuch und Moräſte. Von dem Elend des Landes nur Ein Beiſpiel: In einer Poſſada eines Tages eingekehrt, bekam er kein Brod, woran es den Einwohnern ſchon eine Woche lang fehlte, da das böſe Wetter die Ankunft des Kahnes, der ihnen Mehl aus Archangel zu bringen pflegte, verzögert hatte. Er mußte ſich an die friſchen, trefflich ſchmeckenden Heringe aus dem Weißen Meere halten.

In Onega angelangt, hatte er zwiſchen zwei Wegen die Wahl: der eine rechts hätte ihn durch die lappländiſchen Sümpfe nach Torneo an der ſchwediſchen Gränze gebracht; der andere links führte durch das Gubernium Olonets über Wytingra an den Finniſchen Meerbuſen und die Baltiſche See; jener war mit mehr Anſtrengung, dieſer mit mehr Gefahr verbunden. „Hätte ich nicht die Wanderung über den Ural und durch die Petſchora-Steppe gemacht, ich würde mich ohne Anſtand für die Richtung nach dem äußerſten Norden entſchieden haben. Allein ich ſcheute jetzt die Entbehrungen und die Beſchwerden, die ich dort in vollem Maße empfunden hatte; erſchöpft, entmuthigt ſtand ich ſchon auf dem Punkte, die Strapazen mehr als die Gefahren zu fürchten, und ich entſchied mich für Wytingra.“

Ohne ſich lange in Onega aufzuhalten, verfolgte er den Lauf des Fluſſes gleichen Namens in ſüdlicher Richtung. Hin und wieder traf er auf einzelne Pilger, die nach Selowetsk wallfahrteten, und denen er genaue Auskunft über die Oertlichkeit geben konnte.... „Unter Anderem erinnere ich mich eines kleinen, ausgetrockneten, ſchlohweißen, dabei aber noch lebensfriſchen, muntern Greiſes, der mich mit den Worten anredete: „„Könnt ihr euch denken, woher ich bin? Ich bin aus Kargopol!““ Und in welchem Ton ſtolzen Bewußtſeins von der Größe ſeiner Geburtsſtadt er das ſprach! Stolzer mochte ein alter Römer ſein: Civis Romanus sum! nicht geſprochen haben. Und Kargopol, das ich bald kennen zu lernen ſo glücklich war, iſt eines der trübſeligſten Neſter der trübſeligſten Landſchaft!“

Bei allen Mühſeligkeiten, die ihm auch auf dieſer Wanderung nicht geſpart wurden, brauchte er doch nicht mehr in dem Grade, wie auf den frühern, die Menſchenwohnungen zu ſcheuen. Der Charakter eines bohomolets gab ihm eine gewiſſe zuverſichtliche Haltung. Die Jahreszeit, Mitte Juni, war mild, und in den Wäldern fand er Zweige und friſches Laub vollauf, ſich ein weiches ziemlich Lager zu bereiten. Zu ſeiner Verwunderung ſtieß er niemals auf ein wildes Thier, wovon die Wälder wimmeln. Bisweilen wurde er von dem fernen Geheul der Wölfe aus dem Schlafe geweckt; zu Geſicht aber kam ihm keiner.

Trotz ſeiner Kenntniß der Lebensſitten begegnete ihm doch eines Tages ein Zwiſchenfall, der, obgleich in's Komiſche ſpielend, ihn in keine geringe Verlegenheit brachte. „Ich trat in eine Hütte und verlangte etwas zu eſſen. Es gäbe nur tolokno, meinte die Frau. — Nun meinetwegen tolokno, ſagte ich neugierig, dieſes Nationalgericht, von dem ich ſchon ſo oft gehört, niemals aber geſehen hatte, kennen zu lernen. Wie verblüfft ſaß ich aber, als mir die Frau eine Kruke mit Waſſer, eine irdne Schüſſel zur Hälfte mit einem trocknen, ſchwärzlichen Mehl gefüllt und einen Löffel vorſetzte. Wie ſollte ich das eſſen, ohne mich durch die ſchreiende Unwiſſenheit in Betreff eines ſo allgemeinen ruſſiſchen Gerichts als Ausländer zu verrathen? Ich ſuchte das Weib in ein vom Zaun gebrochenes Geſpräch zu verwickeln, um ihre Aufmerkſamkeit abzulenken; ſie ließ aber nicht locker und fragte wiederholt, warum ich nicht eſſe, da ich ja ſo großen Hunger hätte. „„Wollt Ihr's vielleicht lieber mit Kwaß miſchen.““ — „Ach, ja ja Kwaß!“ rief ich in meiner Herzensangſt. Sie brachte das Getränk, goß es, zu meinem Glück, mit eignen Händen in die Schüſſel, rührte mit dem Löffel um, daß das bräunliche Gemiſch ſich bis an den Rand des Gefäßes aufblähete und zu einem Teig wurde, mit dem ich nun Beſcheid wußte. Das Mehl iſt aus gedörrtem und dann enthülſten Hafer bereitet; in Waſſer oder Kwaß eingerührt giebt es eine ziemlich angenehm ſchmeckende Koſt, die ich unſern wackern Bergbewohnern in den Karpathen empfehlen möchte.“

Digitized by Google

In Wytingra ging er auf den Vorſchlag eines Schiffers ein, unter der Bedingung im Rudern behülflich zu ſein, mit ihm nach Petersburg zu fahren. Dieſer ſcheinbar an's Tollkühne ſtreifende Entſchluß, ſich in die Höhle des Löwen zu begeben, hatte das für ſich, daß gerade in dem Gewühl der Hauptſtadt eher Hoffnung wäre, den Luchsaugen der Polizei zu entgehen. — Gegen Abend löſten ſie den Kahn und fuhren über die Wytingra, den Onega-See, den Ladoga-See, die Newa; überall aber hielt der ſpekulative Schiffer an und nahm ſo viel Paſſagiere auf, wie das enge Ding nur faſſen konnte. Unglücklicherweiſe gehörten viele darunter nicht zum Mäßigkeitsvereine und neben der angeſtrengten Ruderarbeit hatte unſer Flüchtling noch darauf zu ſehen, daß keiner dieſer Betrunkenen zu Unglück komme. Einmal mußte er wirklich einem armen Teufel, der des Guten zu viel genoſſen und das Gleichgewicht verloren hatte, nachſpringen und ihn aus dem Waſſer ziehen... „Ich geſtehe aber — denn ich mag mich nicht für beſſer ausgeben als ich bin — daß hier ein perſönliches Intereſſe, nicht die reine chriſtliche Liebe vorwaltete. Die Verunglückung eines Mitreiſenden hätte uns genöthigt, auf der erſten beſten Station zu halten und bei der Behörde Meldung zu machen; wir hätten dann zuvörderſt unſre Papiere vorzeigen müſſen; was aus ſelbſtverſtändlichen Gründen nicht nach meinem Sinne geweſen wäre."

Nach einem heftigen Sturm lief endlich der Kahn in den Hafen der Hauptſtadt, der Newsky Perſpektive gerad gegenüber, ein. Eine alte Frau aus Karelien, die ihre Tochter, eine Wäſcherin in Petersburg, beſuchte und die unſer Freund auf dem Schiffe gegen die übermüthigen Neckereien einiger jungen Mädchen in Schutz genommen hatte, zeigte ſich jetzt dankbar und nahm ihn zu ihrer Tochter mit. Dieſe wohnte in einem Hauſe mit andern Miethern aus der ärmſten Arbeiterklaſſe. Auf ihr Verwenden ließ ſich die Hauswirthin willig finden, ihm gegen 8 Kopeken für den Tag ein Stübchen einzuräumen, ohne daß es, wie ſie meinte, da er nur einige Tage bleiben wollte, unumgänglich nöthig ſei, ihn bei der Polizei zu melden. Es verſteht ſich, daß er gegen dieſe Anſicht nichts einzuwenden hatte und ſo blieb er denn den Reſt des Tages in ſeinem Zimmerchen, trotz dem dringenden Zureden der Wirthin, ſich doch die Illumination und Feſtlichkeiten der Stadt anzuſehn: es war nämlich der 9. Juli 1846, an dem die Vermählung der Großfürſtin Olga, Tochter des Kaiſers Nikolaus, gefeiert wurde.

Tages darauf ging er an den Fluß und las hier — natürlich verſtohlen, denn ein russki tschelowiek, ruſſiſcher Menſch), der leſen kann, durfte leicht Verdacht erregen — die gelben und rothen Inſchriften an den ſchwarzen Anſchlagtafeln der verſchiedenen Dampfböte. Leider gehörten alle zu hochgeſtellten Perſonen des Hofes, um nur daran zu denken, hier einen Fahrplatz zu finden. Er ging dann über die Newabrücke und wandelte hier längs dem rechten Ufer; plötzlich fiel ſein Blick auf die Anzeige in großen Buchſtaben an dem Maſt eines Dampfbotes, das morgen nach Riga abſegeln ſollte!.. „Ich zitterte an allen Gliedern und konnte meine Aufregung nicht bemeiſtern. Auf dem Verdeck ſchlenderte ein Menſch, wahrſcheinlich der Steuermann, das wollne Hemd nach ruſſiſcher Manier über den Hoſen. Ihn anzureden wagte ich nicht, verwendete aber kein Auge von ihm. Schon neigte ſich die Sonne zum Untergang, als der Menſch plötzlich den Kopf hob, mich gewahrte und mir zurief: „„Willſt du vielleicht nach Riga? So komm, du haſt noch Platz!""

Ich. „Ich möchte wohl, aber das iſt zu theuer für meinesgleichen."

Er. „„Pah, von einem mujik* wird man nicht viel fordern.""

„Er nannte in der That einen ſehr mäßigen Preis; über die Schwierigkeit, ich müßte doch erſt meinen Paß viſiren laſſen, hob er mich durch das einfache Auskunftsmittel weg, ohne polizeiliches Viſa abzureiſen; meinen geſtempelten Wiſch, den ich ihm auf Verlangen vorzeigte, ſah er kaum an und beſchied mich endlich auf den andern Morgen früh um 7 Uhr.

„Man begreift, wie pünktlich ich mich zur Stelle einfand. Schon war die Maſchine geheizt. Mein Mann bemerkte mich ſogleich und ſagte bloß: „„Gieb das Geld!"" entfernte ſich dann und brachte mir ein Fahrbillet; natürlich that ich, als wenn ich nicht wüßte, was es zu bedeuten habe und was ich damit anfangen ſollte; er fertigte mich aber mit der Höflichkeit ab: „„Halt's Maul mujik, und kümmere dich weiter nicht!"" — Die Glocke läutete dreimal, die Barrière ward aufgethan, die Paſſagiere drängten ſich hinein, mein Gönner ſchob mich mit einem derben Rückenſtoß ihnen nach; noch einen Augenblick und der Dampfer flog brauſend dahin; ich glaubte zu träumen."

* Verächtlicher Beiname des ruſſiſchen Bauern.

V.

Von Petersburg nach Königsberg.

Die Fahrt nach Riga verlief ohne beſondere Zwiſchenfälle. Einmal nur, von der Seekrankheit wie verdummt, gerieth er in die Kajüte der „Nobleſſe." Alles kam in Aufregung. Eine alte ruſſiſche Dame rief franzöſiſch: „Ach, der Bauer wird uns noch den geringen Reſt friſcher Luft verpeſten!" Die Bedienten ſchafften ihn ſofort auf das Verdeck, wo er, in einem Winkel gekauert, ſich ſtill verhielt. Zwei Deutſche, die eines Tages an ihm vorübergingen, als er gerade ſein Frühſtück, Brod und Zwiebeln, verzehrte — eine Koſt, auf die er ſich, theils um in der mujik-Rolle zu bleiben, theils aus Sparſamkeit beſchränkte — machten die menſchenfreundliche Bemerkung: „Man ſieht, daß es ein ruſſiſches Schwein iſt." Die einzigen Reiſenden, die ihm ihre Theilnahme bewieſen und ſich bisweilen, ohne in ihm den Landsmann zu ahnen, mit ihm in ein Geſpräch einließen, waren zwei junge Polen. „O, wie folgte ich ihnen mit den Augen, wenn ſie auf dem Verdeck wandelten! Wie gern hätte ich ihnen die Hand gedrückt!"

Ueber ſeine Reiſe von Riga durch Kurland, Samogitien, bis an die preußiſche Gränze geht er ſchnell weg. Seine bisherige Maske als bohomolets, die in dieſen theils proteſtantiſchen, theils katholiſchen Gegenden nicht mehr am Orte war, legte er ab und nahm dafür die eines Tschinnik* vor. So wanderte er zu Fuß am Tage, ſchlief des Nachts, von dem warmen Wetter begünſtigt — es war in der Mitte Juli — im Getraide oder im Walde. Den Pelz hatte er gegen einen Ueberrock und eine Mütze verhandelt, die Pelzhoſen gegen die aus Sibirien mitgebrachten blauen Sommerbeinkleider vertauſcht, neue Wäſche und neues Fußwerk angeſchafft; nur den armiak (das Wams von Schaffell) behielt er, trotz der Hitze, am Leibe, ſo lange er noch den ruſſiſchen Bauern ſpielen mußte; eine Rolle, die hier auch manche heitere Scene veranlaßte. „Eines Tages feilſchte ich in Polangen, bei einer Samogiterin, um einen Käſe, konnte aber nicht mit ihr fertig werden. Da mußte man hören, mit welcher Stimme — nur einer Dame der Halle ſteht eine ſolche zu Gebot — meine ehrenwerthe Landsmännin mir einen nichts weniger als chriſtlichen Roſenkranz über den „Hund von Moskov" abbetete! Freilich that ich, als wenn ich ſie nicht verſtände, aber die Sprache ihrer Geberden mußte ſelbſt einem mujik deutlich ſein; und, Gott verzeih' mir! ich war faſt verſucht, die moskowitiſche Ehre gegen die Schmähungen einer Polin zu vertreten!"

Nicht weit von der preußiſchen Gränze brachte ihn ein glücklicher Zufall mit einem polniſchen Soldaten von dem Wachtpoſten an der tomozna (Zollamt) zuſammen, dem er ſich entdeckte und aus deſſen Mittheilungen er die Art der ruſſiſchen Gränzbewachungen kennen lernte. Abweichend von ſeinem frühern Plan, faßte er nun den Entſchluß, am hellen Tage die Flucht über die Gränze zu unternehmen. Um zwei Uhr Nachmittags alſo, nachdem er ſeine Seele Gott befohlen, ſchlüpfte er, mit ſeinem Dolche bewaffnet aus dem Getraide, erſpähete von einer Anhöhe herab den Moment, wo die hier aufgeſtellten zwei Schildwachen, einander den Rücken kehrend, nach entgegengeſetzten Seiten ſchritten, ſprang in den erſten der drei Gränz-Graben, kletterte durch das Geſträuch die Böſchung hinan, und rannte dem zweiten Graben zu. Hier aber wurde er bemerkt. Schüſſe knallten von verſchiedenen Seiten. Ohne ſich aber daran zu kehren, ſprang er in den dritten, ſchwang ſich hinauf, drang in das Dickicht und war auf preußiſchem Grund und Boden.

Keuchend, erſchöpft hielt er ſich hier einige Stunden verborgen, da er wußte, daß die ruſſiſchen Gränzwächter in der hitzigen Verfolgung der Flüchtlinge nicht ſehr gewiſſenhaft das preußiſche Gebiet reſpektiren. Als nun Alles ruhig blieb, kroch er aus ſeinem Verſteck, und ſeine nächſte Sorge war, den orthodoxen mujik-Bart los zu werden. Mit einem kleinen Handſpiegel und einem Raſirmeſſer hatte er ſich in Polangen verſehen. Etwas Seife bewahrte er noch von Sibirien her im Sacke; und nach großer Mühe, in der unbequemſten Stellung gelang endlich, nicht ohne blutige Spuren im Geſichte zurückzulaſſen, das civiliſatoriſche Werk. Trotz aber der fernern Metamorphoſe durch Ueberrock, Pantalons und Schildmütze wußte er recht gut, daß, bei dem damals beſtehenden Kartel zwiſchen Rußland und Preußen, dem ſchon ſo mancher ſeiner Landsleute zum Opfer gefallen, noch immer das Damoklesſchwert über ſeinem Haupte ſchwebe. Indeß ſchritt er, ſeinem Stern vertrauend, muthig vorwärts. Auf dem ganzen Wege über Memel und Tilſit wurde er in der That nirgends wegen eines Paſſes angehalten; auf Befragen gab er

* Commiſſionär, der die Dörfer bereiſt und für Rechnung Rigaer Kaufleute Schweineborſten aufkauft.

Digitized by Google

ſich für einen franzöſiſchen Kattunweber aus, der aus Rußland nach ſeiner Heimat zurückkehre. Am 27. Juli kam er in Königsberg an, und des fortwährenden Fußwandern ſatt, beſchloß er, in einem Dampfboot, das morgen nach Elbing abgehen ſollte, — und dahin wollte er, um ſich von dort nach dem Großherzogthum Poſen zu wenden, wo er durch Freunde weitere Förderung zu ſeinem Reiſeziel zu finden hoffte — ein Fahrbillet zu löſen. Inzwiſchen ſtreifte er in der Stadt umher die Nacht abwartend, um auf freiem Felde im Getraide zu ſchlafen und ſich mit Tagesanbruch an Ort und Stelle einzufinden. Ermüdet ſetzte er ſich gegen Abend auf einen Stein und ſchlief feſt ein. Durch einen Arm aufgerüttelt, ſprang er in die Höhe, es war tief in der Nacht; ein Menſch (es war der Nachtwächter) ſtand vor ihm und fragte ihn, wer er ſei, woher er komme? Noch ſchlaftrunken ſtammelte er unzuſammenhängende Worte; bald aber zum Bewußtſein ſeiner Gefahr erwacht, ſuchte er ſich in geradebrechtem Deutſch zu erklären; allein der unbefriedigte, mißtrauiſche Nachtwächter packte ihn am Arm, rief ſeine Kameraden zu Hülfe und führte ihn auf die nächſte Wache.

„Der Katorga war ich entkommen, über das Uralgebirge war ich geſtiegen, Monatelang hatte ich Nacht für Nacht unter dem Schnee in oſtiakiſchen Löchern geſchlafen, mehr denn menſchenmögliche Leiden und Entbehrungen überſtanden, durch Rußlands Barrièren unter den Kugeln ſeiner Söldlinge war ich gebrochen, um endlich — in die Hände eines preußiſchen Nachtwächters zu fallen! Das war mehr als ſchrecklich; es war lächerlich. Ich erröthete vor mir ſelber.

„Auf die Polizei gebracht und verhört, mußten meine ſchwankenden Antworten — da ich mit der Wahrheit nicht heraus konnte — mich immer verdächtiger machen und ich wurde in den „blauen Thurm," das Schulden-Gefängniß, geſperrt. Das war freilich ein Elyſium gegen die ruſſiſchen Kerker und die Katorga; allein die Ungewißheit, das empörende Gefühl, daß ich wie ein, eines Verbrechens Verdächtiger behandelt werde, machten mir die längere Haft und die wiederholten polizeilichen Verhöre zur Höllenpein und ſteigerten meine Ungeduld bis zum Unerträglichen. Ich bat endlich einen der höhern Beamten um eine Unterredung, bei der auch ein gewiſſer Fleury, ein hier anſäſſiger Franzoſe, der als vereideter Dolmetſch fungirte, gegenwärtig war. Da entdeckte ich denn den beiden Herren meinen eigentlichen Charakter und legte mein Schickſal in ihre Hände. Erſchrocken rief der Beamte: „Unglücklicher, wir müſſen Sie ausliefern, ſo lautet die ausdrückliche Convention. Guter Gott, warum ſind Sie hieher gekommen!" — Der Beamte entfernte ſich und Fleury trat auf mich zu: „„Es giebt nur ein einziges Rettungsmittel, ſagte er; wenden Sie ſich, wenn nicht perſönlich, dann ſchriftlich an den Regierungs-Präſidenten Graf v. Eulenburg; es iſt ein herzensguter, rechtlicher, allgemein geliebter Mann, von ihm hängt Alles ab.""

„Ich ſchrieb an den Grafen und zugleich an unſern Abbé Kajſiewicz in Paris, um eine Beſcheinigung meiner Identität zu erlangen; denn ich hatte bemerkt, daß man mich in Verdacht hielt, ich wäre als Emiſſär in dem Poſener Aufſtand thätig geweſen.... Nach zehn Tagen antwortete mir der Graf höflich aber unentſchieden; doch ermuthigte mich einigermaßen das Schlußwort: „In Geduld abzuwarten."

„Inzwiſchen hatte ſich das Gerücht von der Verhaftung eines polniſchen Flüchtlings aus Sibirien in der Stadt verbreitet und erregte hier, wo das verhaßte Kartel ſchon manche Reibung mit der ruſſiſchen Regierung herbeigeführt hatte, allgemeine Theilnahme. Man that Schritte zu meinen Gunſten und hoffte meine Befreiung unter Caution zu erwirken. In der That erſchien eines Tages ein Mann in meinem Gefängniß, ſtellte ſich mir als ein Herr Kamke, Kaufmann in Königsberg, vor und fragte mich, ob ich ſeine Caution annehmen wollte? Man kann ſich denken, wie freudig ich auf das großmüthige Anerbieten einging. Am 1. September auf die Polizei beſchieden, fand ich hier meinen edlen Gönner, Herrn Kamke, der mich umarmte und mir meine Freiheit verkündete, was der Unterſuchungs-Beamte beſtätigte.... Herr Kamke führte mich, wie im Triumphe, in ſein Haus und ich fand hier im Schoße ſeiner Familie eine liebevolle Aufnahme, die ich nimmer vergeſſen werde.

„Kaum aber war eine Woche verfloſſen, ſo erhielt ich plötzlich von neuem eine Vorladung zur Polizei, und dort eröffneten mir die beiden Beamten, die ich ſchon kannte, mit trauriger Miene, daß von Berlin der Befehl eingegangen ſei, mich auszuliefern; fügten aber dann wohlwollend hinzu, daß ſie nichts weiter für mich thun könnten, als mir Zeit laſſen, auf eigne Gefahr und Vertretung das Weite zu ſuchen, und mich dem Schutze Gottes zu empfehlen. Gerührt von dieſem edelherzigen Benehmen, verſprach ich ihnen mein möglichſtes zu thun, um ihnen neue Verlegenheiten zu erſparen. Ich unterrichtete ſofort Herrn Kamke und meine andern Beſchützer von dieſem neuen Zwiſchenfall, und ohne Verzug ward Alles zu meiner ſchnellen Abreiſe in Ordnung gebracht. Schon am andern Morgen, den 9. September, nachdem ich von meinen wackern Freunden Abſchied genommen, befand ich mich auf der Straße nach Danzig. Mit Empfehlungsſchreiben an verſchiedene Perſonen in den Städten Deutſchlands verſehen — ich erwähne blos den Buchhändler Robert Blum in Leipzig, der zwei Jahre ſpäter unter den Kugeln des Fürſten Windiſchgrätz ſein edles Leben aushauchen ſollte — fand ich überall Unterſtützung und Förderung, daß ich raſch Deutſchland durcheilen konnte, und am 22. September 1846 war ich wieder in Paris, das ich vier Jahre früher verlaſſen hatte."

Italien.

Neapel unter Victor Emanuel.

II.

Unterrichtsweſen, Kirche und Geiſtlichkeit.

Fortſchritte des Proteſtantismus.

Die Regierung Victor Emanuel's fand bei ihrem Antritte den öffentlichen Unterricht in beklagenswerthem Zuſtande; es wäre ein Leichteres geweſen, ihn zu ſchaffen, als umzubilden. „Schon 1815," ſagt Sir J. Hudſon in der mehrerwähnten Depeſche, „überzeugte die öſterreichiſche Regierung den päpſtlichen Hof, daß die revolutionären Ideen und das Wiſſen unzertrennlich ſeien, und ſchlug als Correctiv die Unwiſſenheit vor." Wie in Rom, ſo wurde auch in Neapel die Unwiſſenheit ein Dogma und die Bildung ein Verbrechen. Wer bezüchtigt wurde, eine Bibliothek zu beſitzen, war ſchon dadurch für die Ueberwachung der Polizei gezeichnet und unter die attendibili (Verdächtigen) gereihet. Die Geiſtlichkeit war unbeſchränkter Herr über das Unterrichtsweſen. Einen Augenblick mochte man glauben, die Regierung ſei zur Beſinnung gekommen und wolle ihr Syſtem ändern: ein Reſkript vom 10. Februar 1843 verordnete die Gründung dreier Hülfsuniverſitäten in den Abruzzen, in Apulien und in Kalabrien. Allein es blieb lediglich bei der Verordnung; und auf das Reſkript berief man ſich nur, um die Studenten in den Provinzen zurückzuhalten und ihre Vereinigung an der Univerſität von Neapel zu verhindern; denn vor der Jugend hatte die Regierung eine heilige Angſt.

Eine einzige Thatſache beleuchtet mit der ſchlagenden Beredtſamkeit der Zahlen den Gegenſatz in dem Zuſtande des Unterrichtsweſens unter den beiden Regierungen: Unter Franz II. waren die Koſten des Unterrichts im Budget für das Königreich mit 1,500,000 Fr. veranſchlagt, eine viel zu hoch gegriffene Summe in Betracht der Ergebniſſe, die ſich nicht über Null erhoben; unter Victor Emanuel dagegen überſteigen die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht nur in den ſüdlichen Provinzen ſchon die Summe von 10,000,000 Fr., obgleich die Umgeſtaltung dieſes Adminiſtrationszweiges erſt im Entſtehen iſt.

Der Unterricht, ohne ihn der Geiſtlichkeit ausdrücklich aus den Händen zu nehmen, iſt für frei erklärt: jeder Privatmann von unbeſcholtenen Sitten, darf eine Schule eröffnen. Elementar- und Muſterſchulen für Kinder beiderlei Geſchlechts wurden ſofort eingerichtet; an die Gemeinden erging der Aufruf, inzwiſchen aus eignen Mitteln Unterrichts-Anſtalten zu gründen, bis das italiäniſche Parlament den obligatoriſchen Unterricht zum Geſetz erheben wird: ein unerläßliches Geſetz in einem freien Staate, wo es Hand in Hand mit dem allgemeinen Stimmrecht geht; denn für die Unwiſſenheit hat dieſes Recht keinen Werth, und die Macht, die es giebt, ſinkt zum bloßen Schemen herab.

Am 23. November 1861 wurde die Univerſität in Neapel mit großer Feierlichkeit wieder eröffnet — ein königliches Reſkript hatte 1849 den größten Theil der Studirenden ausgewieſen — und ſchon am zweiten Tage waren über 10,000 Hörer eingeſchrieben. Der Unterricht iſt frei und wird mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt; die Studenten verſtehen keinen Scherz, wenn ſich die Lehrer eine Fahrläſſigkeit erlauben. Einige Profeſſoren, denen noch die Vergangenheit in den Gliedern ſteckte, ließen es an der wünſchenswerthen Pünktlichkeit fehlen, und ein förmlicher Aufruhr unter den Studirenden mahnte jene nachdrücklich an ihre Pflicht. Die Lerngier der jungen Leute iſt wirklich groß. — An dieſer Univerſität Neapel, noch jüngſt unter dem Joche der Pfaffen, lehrt man zur Stunde die Hegel'ſche Philoſophie.

Anſtatt ſich gegen die ungewohnten Maßregeln zu ſträuben, griff das Volk gefügig in dieſelben ein. Es ſah ein, daß vernünftiger Weiſe von dem Turiner Kabinet nicht verlangt werden konnte, ein vollſtändiges

Digitized by Google

neues Syſtem des allgemeinen Unterrichts mit Einem Schlage zu ſchaffen; daß es wohlweiſe dem dringendſten Bedürfniſſe, dem Jugendunterricht, vorweg abgeholfen habe, da ihm noch nicht die Muße geworden, ſich mit den Erwachſenen zu beſchäftigen: und ſo gründete es von freien Stücken und aus eignen Mitteln Schulen des gegenſeitigen Unterrichts, wo der Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerk, am Abend leſen und ſchreiben lernen kann. „Ich wollte es nicht glauben," ſagt Du Camp, „ſo ſehr man mich deſſen verſicherte; ich dachte unwillkürlich an die Zeiten der Bourbonen und an das ſtumpfe Volk, das kein anderes Verlangen kannte, als tägliches Brod und ein wenig Schatten, darin zu ſchlafen. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß achtzehn Monate Freiheit eine ſolche Aenderung der Inſtinkte hervorbringen ſollten. Freudig geſtehe ich, daß der Augenſchein mich eines Beſſern belehrt hat. In den Armenvierteln Neapels, St. Lucia und Piedigrotta ſah ich in großen Sälen zwei bis dreihundert popolani, in Lumpen, barfuß, um Einen aus ihrer Mitte ſtehen, der ſie das ABC lehrte. Bisjetzt beſtehen nur zwei oder drei derartige Schulen; „das iſt wenig," wird man mir ſagen; nein, es iſt unendlich viel, wenn man bedenkt, was dieſes Volk noch vor noch nicht zwei Jahren war und dazu erwägt, daß es ihm ſchlechterdings unbenommen iſt, unwiſſend zu bleiben, und daß es aus eignem freien Antriebe Belehrung ſucht. Wenn dieſer ſchönen Bewegung der Wiedergeburt kein Hinderniß in den Weg tritt, ſo werden, ehe fünf Jahre ablaufen, alle Kinder Neapels die Schule beſuchen und keinem wird es in den Sinn kommen, ſich dem Elementar-Unterricht zu entziehen. Kämen noch die öffentlichen populär-wiſſenſchaftlichen Vorträge hinzu, wie ſie in England und Deutſchland mit ſo glücklichem Erfolg im Gange ſind: ſo laſſen ſich, bei der natürlichen Begabung der Neapolitaner Ergebniſſe vorausſehn, die vielen Verbrechen und vielem Aberglauben ein Ziel ſetzen."

Unwiſſenheit und Aberglaube gehen Hand in Hand, einander unterſtützend, wie der Blinde und der Lahme in der Fabel; hat jene verendet, ſo wird dieſer ſie nicht lange überleben. Indeß muß der Kampf gegen den letztern ungeſäumt aufgenommen werden und zwar mit den milden Waffen des eindringlich überzeugenden Wortes. — Es iſt übrigens dem armen Volke nicht ſo ſehr zu verargen, daß es noch an abergläubiſchen Vorſtellungen hängt, über die bei uns fünfjährige Kinder lachen; denn in vielem Betracht iſt es ſelber nur ein großes Kind. Es wurde ſo lange von einer ſelbſtſüchtigen Politik gegängelt, die es in ihrem Intereſſe erachtete, ſeine Irrthümer zu hegen und zu pflegen. Ueberdies kann der Aberglaube bei ihm für eine Art, durch Generationen ſich fortpflanzende Erbkrankheit angeſehen werden. Das Heidenthum hat ihm all' ſeine Gewohnheiten vermacht und der Katholicismus hat dieſe zu eignem Nutz und Frommen verwendet. Denn ſind die Heiligenbilder in den Zimmern mit der davor brennenden Lampe etwas anderes, als die in's Römiſch-Katholiſche überſetzten Laren? Der Glaube an die jettatura (das böſe Auge) iſt ebenfalls eine Ueberlieferung aus dem Alterthum; daſſelbe gilt von den vielen Schutzheiligen der Perſonen, Städte und Dörfer, die den lieben Gott völlig verdrängt haben. In der That, der Neapolitaner richtet ſeine Gebete und Gelübde an den heiligen Januarius, an den heiligen Antonius; zu Gott, dem reingeiſtigen Gott zu beten, kommt Keinem zu Sinn. „Noch in dieſem Jahre," erzählt du Camp, „am 9. Juni ſah ich in dem Dorfe Ponogliano d'Arco, unweit Neapel, die Wände der Kirche völlig bedeckt mit ex-voto; Männer und Frauen rutſchten auf den Knieen vor ein wunderthätiges Bild der Jungfrau, indem ſie das Pflaſter mit der Zunge leckten. Das zweimal jährlich vollbrachte Mirakel des heiligen Januarius iſt allbekannt; die Begeiſterung der Neapolitaner für dieſen Heiligen iſt eine ſo glühende, daß die italiäniſche Regierung ſelber ihn als eine politiſche Macht reſpektirt."

In Süd-Italien konzentrirt ſich das religiöſe Leben in dem Cultus: er iſt die Quelle der Schenkungen, der Opfergaben, der Stiftungen; daher wurde ihm von jeher die größte Sorgfalt und Pflege zugewendet. Süd-Italien iſt das Land der Umzüge, der Heiligenfahrten, der Reliquienausſtellungen. Die Geiſtlichkeit, ahnend, daß die neue Ordnung der Dinge bedeutende, ihren Einfluß ſchwächende Verordnungen nothwendig herbeiführen werde, fühlte ſich eben nicht zu Victor Emanuel hingezogen. Indeß blieb ſie lange auf dem Anſtand, ohne entſchiedene Partei zu ergreifen. Gleichgiltig ſah ſie dem Sturz der Bourbonen zu, kümmerte ſich wenig um die römiſche Frage und wartete, ohne ſich zu rühren, die Gelegenheit ab, entweder der Regierung die Hand zu bieten, oder gegen ſie Front zu machen; je nachdem dieſe ihr Vortheile zu bieten, oder ihre Intereſſen zu ſchmälern, ſich geneigt zeigen werde. Da kam das zu Turin, 13. Oktober 1861, ausgefertigte Dekret, das die Mönchsorden, die Abteien, die Pfründen aufhob. So lange es nur die Klöſter traf, ſprach der Clerus kein Wort; als man aber an das Weltliche rührte, da gerieth er in Feuer und erklärte dem Könige offnen Krieg. Da waren die Prieſter der beiden Sicilien die „unſchuldigen Kindlein" und Victor Emanuel „der Herodes." — Indeß mochte die Mißſtimmung der Geiſtlichkeit nicht ſehr gefährlich ſein. „Ich überzeugte mich" ſagt Du Camp, „während meines Aufenthalts in Neapel, von dem merklichen Umſchlag in dem Charakter und in der Haltung der Prieſterſchaft: ſonſt bis zur Beleidigung anmaßend, iſt ſie jetzt ſanft, beſcheiden, ja ſchüchtern. Sonſt durchzogen die Bettelmönche die Stadt nach allen Richtungen und forderten ihre Almoſen mit einer gewiſſen Unverſchämtheit; jetzt zeigen ſie ſich immer ſeltener, meiden die Stadt und betteln höchſtens auf den benachbarten Dörfern.

Wollte man aber aus der allgemeinen, dem Könige feindſeligen Geſinnung der Geiſtlichkeit den Schluß folgern, daß ſie dem geſtürzten Regime hold ſei, ſo würde man ſehr irren. In dem Clerus ſind gegenwärtig zwei Parteien zu unterſcheiden: die rückſchreitende und die freiſinnige. Jene, royaliſtiſcher als der König, richtet den Blick unabhängig nach Rom, von wo ſie das Loſungswort erhält. Sie ſchließt ihre Kirchen am Tage der Nationalfeier, hemmt durch alle erdenklichen Mittel den geregelten Gang der Regierung; ſie ſteht ſogar im Verdacht der Durchſtecherei mit den Briganten und ſcheint um jeden Preis nach einem Umſchwung zu trachten, der den legitimen König von Gottes Gnaden auf den Thron zurückführt und ihn folglich ihrem Einfluß wieder giebt. Die Freiſinnigen dagegen, faſt ausſchließlich der niedern Geiſtlichkeit angehörend, ſehnen ſich nach einem Befreier aus der Verknechtung der gehaßten Prälaten. Sie ſinnen auf eine Rückkehr zur urſprünglichen Kirche. Sie möchten eine Reform in der Kirchenzucht, ſelbſt in der Moral; nur an das Dogma wagen ſie noch nicht zu rühren. Sie drehen ſich in abſtehenden Kreiſen um den Proteſtantismus, der ſie zumal anziehet und abſtößt. Was ſie nicht wollen, wiſſen ſie recht gut; nicht aber deutlich, was ſie wollen. Sie ſtehen auf dem Punkte, wo Luther vor dem Tage von Worms geſtanden hat. Sie haben mehrere Vereine gebildet, unter denen der an 4000 Mitglieder zählende, von dem Prieſter Saccaro geleitete, als der bedeutendſte hervorzuheben. Aber, wie geſagt, welches Ziel ſie verfolgen, iſt ſchwer zu ermitteln, denn ſie kennen es ſelber nicht. Nur ſo viel erſcheint gewiß, ſie wollen nicht ſein, was ſie bisher geweſen. Noch iſt keine Spaltung da, aber der Anſatz dazu iſt unverkennbar. All' dieſe aufgeſtörten, ruheloſen Prieſter, ohne ſich ſelber darüber klar zu ſein, was ſie wollen, hin- und hergeworfen zwiſchen den Traditionen der Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart, verkehren miteinander, arbeiten gemeinſam angeſtrengt, um zu lernen, ſich aufzuklären und erreichen am Ende oft nichts weiter, als die Dornen des Zweifels ſtechender zu machen. Der Geiſt Campanella's ſcheint ſie zu treiben. Mehrere haben ſich zuſammengethan, um gemeinſam die Werke Fourier's, Saint-Simon's, Enfantin's und Proudhon's zu leſen. Ein bedenkliches Symptom, das auf einen erſchütterten Glauben und ein tiefes Unbehagen der Geiſter hinweiſt. — Gegenwärtig, da 45 Biſchöfe außerhalb ihrer Diöceſe weilen, ſind die Bande der Kirchenzucht gelockert und die Prieſter bewegen ſich ziemlich frei. Beſteht vielleicht eine Art leitendes Comité unter ihnen, das die Vertiefung in gewiſſe Fragen betreibt, um das Schisma, das Italien vom Papſte ablöſen ſoll, langſam vorzubereiten? Man könnte es faſt glauben. Als Entgegnung auf das Sendſchreiben der Biſchöfe an den Papſt, nach der Feier der Heiligſprechung der japaneſiſchen Märthyrer, unterzeichneten 8500 italiäniſche Prieſter ein Manifeſt, in welchem die Abſchaffung der weltlichen Gewalt des Papſtes eindringlich empfohlen wird.

Der durch dieſe entgegengeſetzte Strömung bewirkte Zwieſpalt hindert den Clerus des Südens, die ihm, wenn er zuſammenhielte, zu Gebote ſtehenden Mittel in Bewegung zu ſetzen, um der Regierung, namentlich in Betreff der Auflagen und der Aushebung, ernſtliche Hinderniſſe zu bereiten. Glücklicherweiſe zahlt nun das Volk, ohne zu murren, ſeine bedeutend erhöhten Steuern; und was die Conſcription anbelangt, ſo mag ein Rückblick auf die Vergangenheit deutlich machen, mit welcher Einſicht ſich die Neapolitaner den neuen Geſetzen fügen.

Unter den Bourbonen betrug die durchſchnittliche Aushebung auf dem Papier 24,000 Mann; denn in der Wirklichkeit lieferte ſie niemals mehr als 14,000; der Reſt wußte ſich, theils durch die Flucht, theils durch Beſtechung, die unter der bourboniſchen Verwaltung an der Tagesordnung war, dem Militairdienſt zu entziehen. Die Regierung Victor Emanuel's zögerte lange, ehe ſie die Aushebung dekretirte. Man ſtellte ihr von allen Seiten die unglücklichſte Prognoſe: „Eine Aushebung in dieſem Momente vornehmen," hieß es, „wird eine Werbung für die Briganten." Das Miniſterium ließ ſich jedoch nicht irren und that wohl daran. Im December 1861 ward der Befehl zur Aushebung von 36,000 Mann erlaſſen, und ſchon im Juni 1862 hatten 28,000 dem Aufruf zur Stellung Folge geleiſtet, ohne daß es nöthig war, zu dieſem Behufe wie

Digitized by Google

vormals die Gendarmerie in Bewegung zu ſetzen. Spricht dieſe Thatſache nicht laut genug? Sie wird aber noch von einer andern begleitet: In den von dem Banditen-Unfug am meiſten heimgeſuchten Provinzen, der Capitanata und Baſilicata, fand ſich kein einziger widerſpänſtiger Konſkribirter; ja ſie lieferten obendrein eine bedeutende Anzahl Freiwilliger. Nur Eine Provinz, und das gerade die neapolitaniſche, zeigte ſich ſtörrig, weil einmal die Nähe der Hauptſtadt die altherkömmliche Beſtechlichkeit ſehr begünſtigte, und dann haben die reactionären Wühlereien in und um eine große Stadt, wo die Polizei leicht irre zu führen iſt, einen weit bequemeren Spielraum, als auf dem Lande.

Die lügenhaften Gerüchte, die den Glauben zu verbreiten ſuchen, das Königreich der beiden Sicilien beuge nur mit Widerſtreben den Nacken unter das conſtitutionelle Regiment Victor Emanuel's, finden in folgender Thatſache ihre kräftigſte Widerlegung. Die letzten Bourbonen hatten ein Heer von 100,000 Mann auf den Beinen, mit deren Hülfe ſie die Ruhe in ihrem Reiche mühſam genug aufrecht hielten. Die Garniſon in der Hauptſtadt allein zählte, die Schweizer abgerechnet, 12,000 bis 14,000 Köpfe; drei Feſtungen überdies: Castello nuovo, Castello dell' uovo, das Fort S. Elmo waren ſtets bereit, mit ihren Kanonen die geringſte aufſtändiſche Bewegung nieder zu halten. Jetzt überſteigt der Beſtand des über das ganze Land zerſtreuten Heeres, trotz der gegen die Briganten nothwendigen Vermehrung, mit Inbegriff der carabinieri, nicht 60,000 Mann. Die Garniſon der Hauptſtadt beträgt 8000 Mann, worunter 3000 Neapolitaner der alten Armee, die der Artillerie und Kavallerie angehören. Castello nuovo, das Zwing-Neapel, iſt ſo eben geſchleift worden.

Begab ſich aber der Clerus auch ſeines Einfluſſes bei der Erhebung der Steuern und der Einziehung der Wehrfähigen — der Cultusfrage gegenüber blieb er keineswegs unthätig. Sobald die Proteſtanten, die neue Duldung benutzend, Gemeinden zu bilden begannen, trat er auf, und verlangte von der Behörde, dem Aergerniß ein Ziel zu ſetzen; ſie aber verwies ihn auf das unumwundene Geſetz, und damit war die Sache erledigt. Die Proteſtanten indeſſen, trotz ihrer anfänglich geringen Zahl, trotz der beſchränkten Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, gingen, ſobald ſie die Hände frei fühlten, an's Werk mit großer Entſchloſſenheit, wenn auch mit Hoffnung auf mäßigen Erfolg. Von Florenz allerdings, der alten Feindin und ſteten Nebenbuhlerin Roms, war voraus zu ſehen, daß ſie freudig die gegenpäpſtlichen Predigten aufnehmen und den piemonteſiſchen Waldenſern Thür und Thor öffnen würde; allein Neapel, das heidniſche, bilderverehrende, abergläubiſche Neapel, gewohnt das Joch, ohne zu klügeln, zu tragen — würde das nicht gegen den etwas dürren proteſtantiſchen Lehrſatz aufſtehn? Man irrte. Von vorn herein waren die Neapolitaner, mit ihrer natürlichen zur Discuſſion und philoſophiſchen Beſchaulichkeit, für das Dogma der freien Forſchung eingenommen. Es bleibt immer das Vaterland Vico's. Die Bourbonen hatten den Proteſtantismus in ihren Staaten ſtreng verpönt; die fremden reformirten Bekenntniſſe konnten niemals die Erlaubniß zum Bau eines Tempels erlangen, und mußten ſich darauf beſchränken, in den Hauskapellen des preußiſchen oder engliſchen Geſandten an dem Gottesdienſte Theil zu nehmen. Ein Neapolitaner aber, der, wenn auch nur aus Neugierde einem ſolchen beiwohnte, büßte ſein Gelüſten mit Gefängniß von unbeſtimmter Dauer; der Beſitz oder Verkauf einer proteſtantiſchen Bibel zog lebenslängliche Galeerenſtrafe zu. Kaum aber athmete der Proteſtantismus auf, befreit von dem brutalen Druck, als er ſich lebenskräftig zu regen begann. Roller, ein franzöſiſcher Paſtor, unterſtützt von einigen Gleichgeſinnten, legte muthig Hand an das wichtige Werk, in dem Lande, das ſo eben ſeine politiſche Freiheit erhalten, auch der Geiſtesfreiheit eine Stätte zu gründen Dieſe neuen Apoſtel richteten anfangs ihre Sorge darauf, den Gottesdienſt ſo einzurichten, daß er nicht ganz und gar mit dem katholiſchen Cultus bricht, und noch einige bildliche Aeußerlichkeiten für das verwöhnte Auge beizubehalten. Sie konnten die Mühe ſparen. Die Neapolitaner, ergriffen von dem angehörten Evangelium, warfen ſich mit ſüdlicher Gluth in den entſchiedenen Gegenſatz zu ihrem früheren Bekenntniſſe, und aus Bilderverehrern wurden ſie Bilderſtürmer in dem Grade, daß mehrere anſtanden, in der engliſchen Geſandtſchafts-Kapelle das Abendmahl zu nehmen, weil ein hölzernes Cruzifix an der Wand hing.

Eine Kinderſchule ward eröffnet und mehr denn dreihundert Schüler meldeten ſich zur Aufnahme. — „Ihr wiſſet, was wir ſind," ſagten die Lehrer zu den Eltern, „und daß eure Kirche uns mit dem Banne belegt?" — „Ja," antworteten dieſe, „wir wiſſen, daß eure Religion nicht die unſrige iſt; aber wir wiſſen auch, daß ihr's gut mit uns im Sinne habt und wir übergeben euch unſre Kinder." — Dreimal wöchentlich des Abends ſind Zuſammenkünfte für Erwachſene. Mehr denn 200 Perſonen, meiſt aus der unterſten Volksſchicht, finden ſich ein in einem Saal, der mit ſeinen einfach angeſtrichenen nackten Wänden den ſchärfſten Gegenſatz zu den reichgeſchmückten Kirchen Neapels bildet, den aber die Neubekehrten kaum bemerken. Das Wort des Predigers nimmt ſie völlig ein, die freie Discuſſion beſeelt ſie; Jeder ſagt ſeine Meinung offen und unumwunden. Mit jedem Tage wächſt die Zahl der Theilnehmer. Wahrhaft ſtaunenswerth iſt der Geiſt der ſchlichten popolani, wie er ſich in dieſen Verſammlungen kundgiebt. Man ſprach eines Abends über den äußern Gottesdienſt, über evangeliſche Einfachheit und römiſchen Pomp, für und wider. Da erhob ſich Einer und äußerte in ſeinem neapolitaniſchen Patois ungefähr folgendes: „Ich bin Koch, wenn der Herr mich eine Paſtete machen heißt, ſagt er mir, ob ſie eine runde oder eine viereckige Form haben ſoll. Ich lege Hand an's Werk, mache die Paſtete gerade ſo, wie ſie der Herr wünſcht und ſetze ſie ihm dann vor. Was thut er? Er ſchneidet ſie auf, zerſtört die Form und ſucht unter der Kruſte die Nahrung, die ich darein gehüllt habe. Gerade ſo iſt's mit dem äußeren Gottesdienſt: er iſt nur die Kruſte, die Hülle der Lehre, der Stoff, der den Geiſt birgt. Wenn die Vorſchriften der Lehre ſtark genug ſind, was brauchen wir die Ceremonien, den Glanz des Gottesdienſtes? Eine gute Handlung iſt mehr werth, als eine Proceſſion. Almoſen geht über die Meſſe." — Mit ſolchen Menſchen — und ſie ſind in Neapel zahlreicher, als man denkt — wird der Proteſtantismus raſch vorſchreiten. Auch die Provinzen, namentlich Kalabrien, verlangen nach proteſtantiſchen Miſſionären. Zwei zum Evangelium bekehrte Prieſter, Vicenzo Calſa und Gianbattiſta Gioja, ſind von dort nach Florenz gereiſt, um an der, von den Waldenſern dort geſtifteten theologiſchen Facultät ein Jahr zu ſtudiren, und ihr Beiſpiel würde zahlreiche Nachfolger haben, wenn ſie nicht, bei ihrer Armuth, lediglich auf das Meſſeleſen, als einziges Subſiſtenzmittel, hingewieſen wären.

Die ultramontane Partei des neapolitaniſchen Clerus ſchrie Zeter, ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, daß die Behörde einſchreite. Umſonſt; dieſe verwies ſie auf das Geſetz. Die Proteſtanten forderten die katholiſchen Prieſter zu öffentlichen oder privaten theologiſchen Disputationen auf. Keiner entſprach der Aufforderung. Und wer ſollte auch? Der neapolitaniſche Clerus hatte ſich durch die Willfährigkeit der weltlichen Macht, ihm in allen Gewiſſensſachen den Arm zu leihen, in träge Sicherheit wiegen laſſen; und er fühlt es jetzt, daß er in einer wiſſenſchaftlichen Discuſſion der Dogmen ſchmählich den Kürzern ziehen würde.

Nord-Amerika.

Das Wetter im Kriege.

Krieg iſt das große Thema, über das jetzt endlos in Amerika geſchrieben wird. Nicht alle Amerikaner ſind im Feldlager, etwa am Potomac, wo die Tapferen zu Hunderten, ja Tauſenden am Sumpf-Fieber danieder liegen und ſterben — es ſind noch geiſtreiche Schriftſteller übrig geblieben, welche über den Krieg philoſophiren und mit amerikaniſcher Gewandtheit ganz neue Seiten an dem bisher ſo wenig behandelten Thema entdecken. So viel wir uns beſinnen, haben wir noch keine Abhandlung, kein Buch geleſen, das von dem Einfluſſe handelte, welchen das Wetter auf den Erfolg der Schlachten und der Kriege überhaupt gehabt, und zu dieſem Zwecke die ganze Geſchichte durchginge. Dies geſchieht im Atlantic Monthly in einer längeren Arbeit, welche die Ueberſchrift führt: Weather in War.

„Es iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für das ruhm- und ſchlachtenſüchtige Menſchengeſchöpf, daß ſeine auf das Beſte angeordneten Pläne zur Vernichtung ſeiner Mitmenſchen ſo oft durch das Wetter zu ſchanden gemacht werden. Mehr oder minder ſind die größten Feldherrn „allen himmliſchen Einflüſſen dienſtbar" geweſen. Von dem Zuſtande der Atmoſphäre hängt häufig genug die Fähigkeit der Leute zum Fechten ab, und kriegeriſche Hoffnungen ſteigen und fallen mit dem Steigen und Fallen des Queckſilbers im Barometer. Merkur dominirt den Mars. Königreiche fallen wegen eines ſtarken Schneefalles, Regenſtürme haben mehr als einmal Monarchen um ihren Thron gebracht. Ein Held wird durch ein Unwetter ſeines Ruhmes beraubt, und ſeine Lorbeeren fliegen mit den unſichtbaren Flügeln des Windes davon, oft, ohne je wieder zu kommen. Ein ſtarker Froſt, ein plötzliches Thauwetter, ein conträrer Wind, ein Sandſturm — alle dieſe Dinge haben ihren Theil an der Entſcheidung des Schickſals von

Digitized by Google

Dynaſtien, von Raçen und Nationen. Man laſſe das Wetter weg aus der Geſchichte und es wird ſein, als ob die Nacht aus dem Tage, und der Winter aus dem Jahre weggelaſſen worden wäre.

Die Elemente haben gegen dieſen oder jenen Eroberer oder Möchtegern-Eroberer geſtritten, wie die Sterne in ihrem Laufe fochten gegen Siſara, und der Kiſon iſt nicht der einzige Fluß, welcher durch ſein Steigen die Hoffnungen eines Tyrannen vernichtete. Der Zuſtand von Flüſſen, der dem Zuſtande des Waſſers beigemeſſen werden muß, hat Ereigniſſen oft für Jahrhunderte, ja vielleicht für immer ihre Farbe gegeben. Das Schmelzen des Schnees in den Pyrenäen, welches ein ſtarkes Steigen der Flüſſe in Nord-Spanien bewirkte, brachte nahezu Julius Cäſar in's Verderben; und nur der ſchwache Charakter ſeines Gegenfeldherrn rettete ihn vom Verderben.

Die Rettung Griechenlands mit all' ihren unberechenbaren Folgen muß dem Wetter zugeſchrieben werden. Der erſte Verſuch der Perſer, dieſes Land zu erobern, ſchlug fehl, weil ein Sturm ihre Flotte unbrauchbar machte. Das Heer des Mardonius war nicht ohne Erfolge, aber am Athos wurde die perſiſche Flotte von einem Sturm überfallen, welcher dreihundert Schiffe und zwanzigtauſend Mann vernichtete. Dies zwang ihn, ſich zurückzuziehen, und die Griechen gewannen Zeit, ſich auf den Empfang der Perſer vorzubereiten (thaten ſie's aber?). Xerxes ließ ſpäter, als er mit ſeiner Armee nach Europa zog, den Athos durchſtechen, um die Flotte ſicher an der Küſte hinzuführen; aber da war es wieder ein dreitägiger Sturm, ein Wind, Hellespontias genannt, der ſeiner Flotte an der magneſiſchen Küſte großen Schaden that und den Griechen bedeutende Vortheile verſchaffte.

Der Kampf in der neueren Zeit, welcher dem zwiſchen den Griechen und Perſern damals am meiſten ähnelt, iſt jener Krieg zwiſchen England und Spanien, welcher 1588 zum Ausbruch kam, als die ſpaniſche Armada von den Stürmen der Nordſee zerſtört wurde. Ein conträrer Wind hinderte den ſpaniſchen Admiral, ſeinen Lauf in einer Richtung zu nehmen, die für ſeinen zweiten Zweck günſtig geweſen wäre, die Erhaltnug ſeiner Flotte. Er wurde gezwungen, nordwärts zu halten, ſo daß er geraden Weges in den Rachen der Verwüſtung fuhr.

Die Engländer ſind ſehr ſtolz auf die Siege von Crecy und Agincourt und mögen es ſein, ſo ſehr ſie wollen. Denn obgleich im Laufe ebenſo ungerechter und grauſamer Kriege gewonnen, wie Engländer ſie nur geführt haben, ſind ſie doch ſo glänzende Proben von Fleiſcherarbeit, wie ſie nur in der Geſchichte von „Teufels Ehren-Kodex" gefunden werden können. Aber ſie verdanken ſie beide dem Wetter, welches ihre Vorfahren begünſtigte und den Vorfahren der Franzoſen eben ſo ungünſtig war. Bei Crecy kamen die italiäniſchen Armbruſtſchützen auf's Feld nicht blos ermattet durch einen langen Marſch an einem heißen Auguſttage, ſondern waren auch unmittelbar nach ihrer Ankunft einem ſchrecklichen Gewitter ausgeſetzt, wo der Regen in Strömen herabſchoß und ihre Bogenſehnen feucht und unbrauchbar machte. Die engliſchen Bogenſchützen, welche den weit nützlicheren Langbogen führten, hielten ihre Bogen in den Kapſeln, bis der Regen aufhörte, und nahmen ſie dann trocken und vollkommen brauchbar heraus. Der Tag war von dieſem Augenblicke an verloren.

Bei Agincourt waren die Umſtände ſehr verſchieden, aber ganz ſo verhängnißvoll für die Franzoſen. Jene Schlacht wurde am 25. October 1415 geſchlagen, und die Franzoſen hätten ſie nach allen Regeln des Krieges gewinnen müſſen; aber ſie gewannen ſie nicht, weil ſie zu viel Muth und zu wenig Verſtand beſaßen. Ein vorſichtiger Feigling giebt einen beſſern Soldaten ab, als ein tapferer Narr (?), und die hitzige Tapferkeit der Franzoſen hat ihnen mehr Schlachten verloren, als andere Völker durch Furchtſamkeit verloren haben. Heinrich's V. Einfall in Frankreich war der nichtswürdigſte Angriff, den England je auf eine benachbarte Nation gemacht, und wenn nicht die franzöſiſche Thorheit Alles verdarb, ſo traf ſie die richtige Vergeltung. Die Franzoſen überfielen die Engländer am 24. October und würden ſie bei vernünftigem Verfahren vernichtet haben, denn ſie waren bei Weitem zahlreicher. In der Nacht vom 24. zum 25. Oct. fiel ſchwerer Regen und machte den Boden ganz ungeeignet für die Operationen der ſchweren Kavallerie, in welcher die Kraft der Franzoſen beſtand, während die Engländer ihre unvergleichlichen Bogenſchützen hatten — die ſchwere Kavallerie blieb buchſtäblich wie angemauert ſtehen, weil die Pferde in eiſerner Rüſtung und von ihren gepanzerten Reitern gedrückt, regungslos im Kothe ſtecken blieben, und ſo wurden ſie von den Engländern niedergemetzelt.

Auf mehrere Schlachten, welche in England und Nordamerika geliefert wurden, und auf deren Ausgang das Wetter einen bedeutenden Einfluß übte, wollen wir hier nicht eingehen, weil ſie einem großen Theile unſerer Leſer zu wenig bekannt und wichtig ſcheinen dürften. Wir heben etwas heraus, was uns näher angeht.

In der großen Campagne von 1813 hatte das Wetter einen außerordentlichen Einfluß auf Napoleon's Schickſale, da ihm die Regen in Deutſchland in der That weit mehr Unheil zufügten, als er von dem Schnee in Rußland erfahren hatte (?); und ſonderbar genug, ein Theil dieſes Unheils kam ihm durch das Thor des Sieges. Der Krieg zwiſchen den Franzoſen und Alliirten wurde Mitte Auguſt erneuert, und Napoleon beſchloß, die ſchleſiſche Armee unter dem alten Blücher zu zermalmen. Er marſchirte auf ſie los, doch wurde er durch das Vorrücken der großen Armee aus Böhmen nach Dresden zurückgerufen....... Nach Dresden zurückgekehrt, ſtellte er die Dinge am 26. Auguſt wieder her, und am 27. wurde die Schlacht von Dresden, der letzte ſeiner Siege, geſchlagen. Es war ein nebeliger, regneriſcher Tag; der Nebel dick und der Regen ſchwer. Unter dem Schutze des Nebels überraſchte Murat einen Theil der öſterreichiſchen Infanterie, und da ihre Gewehre durch den Regen unbrauchbar geworden waren, fielen ſie ſeiner Kavallerie zum Raube, welche von Infanterie und Artillerie unterſtützt wurde. Der linke Flügel der Alliirten war vernichtet. So weit war Alles gut für den Sohn des Geſchickes; aber die Nemeſis ſollte ſehr bald die ihr gebührende Steuer eintreiben. Ein Sieg kann ſchwerlich ein Sieg genannt werden, wenn er nicht gute Folgen hat; und ob Dresden ein zweites Auſterlitz werden ſollte, hing von dem, was die zwei oder drei nächſten Tage geſchehen würde, ab. Napoleon handelte nicht mit ſeiner gewöhnlichen Energie in dieſer kritiſchen Lage, und in ſieben Monaten hatte er aufgehört, zu regieren. Warum zögerte er, die Früchte des Sieges zu ärndten? Weil das Wetter, welches am 27. Auguſt ſeinem Glücke ſo günſtig geweſen, ganz ebenſo ungünſtig gegen ſeine Perſon geweſen war. Den Tag war er dem Regen lang ausgeſetzt geweſen, und als er nach Dresden zurückkehrte — bei Nacht — war er naß bis auf die Haut und mit Schmutz bedeckt, während das Waſſer von ſeinem Hute lief.

Wie geſagt, Napoleon wurde ziemlich ernſtlich unwohl; eine Indigeſtion, die er ſich am 28. zugezogen, ſoll hinzugekommen ſein. Dies hinderte ihn, ſeine Thätigkeit in gewohnter Weiſe zu entfalten, wozu bald noch die Nachricht von den zwei Niederlagen der Franzoſen in Schleſien und der Mark kam. Vandamme wurde bei Kulm geſchlagen, hauptſächlich weil er, wie hier ausgeführt wird, im Vertrauen auf eine in Ausſicht ſtehende Unterſtützung des Kaiſers, ſich nicht bei Zeiten zurückziehen wollte. Man weiß, in welchem ſchrecklichen Zuſtande ſich die Straßen in Folge des andauernden Regenwetters befanden.

Daſſelbe Regenwetter, welches damals über Sachſen und Böhmen hing, war auch in Schleſien den Franzoſen feindlich. Der ſchreckliche Regenſturm, welcher in der Nacht vom 25. Auguſt losbrach, ſchwellte die Katzbach, die wüthende Neiße und die Oder, in denen bald ſo zahlreiche Schaaren ihren Tod finden ſollten. Wir wollen hier auf dieſe allbekannten Dinge nicht näher eingehen, und bemerken nur, daß der amerikaniſche Verfaſſer eine ſehr hübſche und lebhafte Schilderung dieſer Schlacht gegeben hat, die eben durch jene meteorologiſchen Erſcheinungen und durch andere Umſtände ein beſonders poetiſches Kolorit erhalten hat. „Beſeelt von dem glühendſten Haſſe ſtürzten die neuen preußiſchen Rekruten, von denen wenige halb ſo lange im Dienſte geweſen waren, als unſere Freiwilligen, und von denen viele bloße Knaben waren, auf ihre Feinde, ſie mit Kolben und Bajonett niedermachend und in den ſchäumenden Strom der Katzbach werfend." — Die Anſprache Blücher's an die Truppen nach gewonnener Schlacht wird mitgetheilt: „The bluff old General, who at seventy had more „dash" than all the rest of the Allies combined, and who did most of the real fighting business of those who wished and worked Napoleon's fall, knew how to talk to soldiers." — Die amerikaniſchen Generale ſcheinen dies in der That noch nicht zu verſtehen, haben aber freilich auch noch keine Schlacht an der Katzbach hinter ſich.

„Napoleon's letzte Campagne verdankte ihr klägliches Ende dem eigenthümlichen Charakter des Wetters in ihren zwei letzten Tagen." — Hierauf folgt nun eine Darſtellung des Verlaufes dieſer zwei Tage vom meteorologiſchen Standpunkte.

„Waterloo würde ein franzöſiſcher Sieg ſein und Wellington der Beſiegte, wenn der Regen, der am 17. Juni ſo ſchwer niederfiel ſich nur um 24 Stunden verzögert hätte."

Das iſt die Theſe.

„Am Nachmittage des 17. war das Wetter ſehr warm und dabei trocken, und die Franzoſen waren geſchäftig, ihren Feinden nachzuſetzen. Die anglo-holländiſche Infantrie hatte ſich von Quatre-Bras zurückgezogen, und die Kavallerie folgte hinterdrein, ſelbſt verfolgt von der fran-

Digitized by Google

zöſiſchen Kavallerie, die ſie mit großer Kühnheit drängte. Das Wetter, ſagt Capitain Siborne, war während des Morgens drückend heiß geworden; es herrſchte jetzt eine todte Ruhe; kein Blatt rührte ſich, und die Atmoſphäre war bis zur Unerträglichkeit ſchwühl, während eine dunkle, ſchwere, dicke Wolke über den Kämpfern hing. Das achtzehnte (engliſche) Huſarenregiment war vollſtändig kampfbereit, und erwartete nur den Befehl zur Attaque, als die Brigade-Kanonen zur Rechten zu feuern anfingen, um vorläufig die Ordnung im Vorrücken des Feindes zu ſtören und zu unterbrechen. Die Lufterſchütterung ſchien ſofort zurückzuprallen in der ſtillen Atmoſphäre und, wie ein elektriſcher Funke, mit der ſchwer geladenen Maſſe droben zu communiciren. Ein furchtbarer lauter Donnerſchlag erfolgte, worauf ſofort ein Regen ſich entlud, den an Heftigkeit vielleicht nie ein tropiſcher Regen übertroffen hat. In wenig Minuten war der Boden vollſtändig geſättigt, ſo ſehr, daß er für eine raſche Bewegung der Kavallerie ganz unwegſam war."

Dieſes Unwetter hinderte die Franzoſen, mit gehöriger Kraft auf ihre ſich zurückziehenden Feinde zu drücken; aber das würde nur ein kleines Uebel geweſen ſein, wenn ſich das Unwetter nicht in einen gleichmäßig ſchweren Regen eingerichtet hätte, der den fetten vlaemiſchen Boden in Eine Kothlache verwandelte. Die ganze Nacht hindurch waren die Schleußen des Himmels offen, zeitweiſe fiel der Regen in Strömen, zur größten Trübſal der Soldaten, welche keine Zelte hatten.

Am Morgen des 18. hörte der Regen auf, aber der Tag blieb umwölkt, und die Sonne zeigte ſich erſt einen Augenblick vor Sonnenuntergang, wo ſie, für einen Augenblick vortretend, in voller Glorie auf die Vorwärtsbewegung der Alliirten ihr Licht warf. Man darf wohl fragen, ob Napoleon hierbei an die „Sonne von Auſterlitz" dachte, die er ſo oft in den Tagen ſeines mittäglichen Ruhmes apoſtrophirt hatte. Die Abendſonne von Waterloo war der praktiſche Gegenſatz der Morgenſonne von Auſterlitz.

Die Schlacht bei Belle-Alliance begann erſt um Mittag wegen der Beſchaffenheit des Bodens, welcher die Verwendung von Reiterei und Artillerie erſt erlaubte, als man den Boden hatte einige Stunden trocknen laſſen.

Dieſer unvermeidliche Verzug war die entſcheidende Gelegenheit für den Sieg der Alliirten; wäre die Schlacht um ſieben Uhr des Morgens begonnen worden, ſo wäre Wellington's Heer von den Franzoſen geſchlagen geweſen, ehe noch ein preußiſches Regiment an Ort und Stelle gekommen.

Man hat geſagt, dieſer Regen ſei ebenſo unheilvoll geweſen für die Alliirten als für die Franzoſen, weil er die zeitige Ankunft der Preußen verhinderte; aber dieſe Bemerkung kommt nur von ſolchen, welche unbekannt ſind mit den Einzelheiten dieſer wichtigſten aller neueren Feldſchlachten. Bülow's Corps, welches das erſte auf dem Platze war, marſchirte durch Wavre am Vormittage des 28.; aber kaum hatte ſein Vortrab — eine Infanterie-Brigade, ein Kavallerie-Regiment und eine Batterie — die Stadt geklärt, als hier ein Feuer ausbrach, welches den Marſch des übrigen Corps ſehr verzögerte. In den Straßen ſtanden viele Munitionswagen, und aus Furcht, ſie zu verlieren und der Mittel zum Kämpfen beraubt zu werden, machten die Preußen Halt und ſpielten Löſchmannſchaft bei dieſer Gelegenheit. Dies verhinderte nicht allein den größten Theil des Corps, zeitig auf der rechten Flanke der Franzoſen anzukommen, ſondern hinderte auch die Avantgarde am Handeln, da Bülow ein zu guter Soldat war, um eine ſo kleine Streitmacht, als die, welche er gerade zur Verfügung für einen Angriff auf die franzöſiſche Armee hatte, auf's Spiel zu ſetzen.

Erſt um halb Eins wurden die Preußen zuerſt vom Kaiſer geſehen, und dabei in einer ſo großen Entfernung, daß es ſelbſt mit Gläſern ſchwer war zu ſagen, ob die erblickten Gegenſtände Bäume oder Menſchen ſeien. Trotz des ſchlechten Wetters dürfte es möglich geweſen ſein, daß Bülow's ganzes Corps, wenn kein Feuer in Wavre geweſen, um zwei Uhr Nachmittags bereits in unmittelbare Nähe der franzöſiſchen Armee gekommen ſein dürfte; aber um dieſe Stunde würde die Schlacht zwiſchen Napoleon und Wellington bereits entſchieden geweſen ſein.

Da die Schlacht nothwendigerweiſe Nachmittags geſchlagen werden mußte wegen der Weichheit des Bodens in Folge der ſchweren Regengüſſe von Geſtern und der Nacht, ſo wurde für Bülow's Corps Zeit gewonnen bis vier Uhr Nachmittags am 18. Gegen dieſes Corps mußte Napoleon beinah 20,000 ſeiner Leute und 60 Kanonen ſchicken, die alle gegen Wellington hätten verwandt werden können, wäre die Schlacht am Vormittage geſchlagen worden. Wie die Lage war, gab dieſe große Streitmacht nicht Einen Schuß gegen die Engländer ab. Die andern preußiſchen Corps, welche das Schlachtfeld gegen Abend erreichten, die Corps von Ziethen und Pirch verließen Wavre erſt gegen Mittag Das Eintreffen der Ziethen'ſchen Avantgarde kurz vor dem Ende der Schlacht, ſetzte Wellington in den Stand, die friſche Kavallerie von Vivian und Vandeleur an einem andern Punkte ſeiner Linie zu verwenden, wo ſie ihm die trefflichſten Dienſte in einer Zeit leiſtete, welche als die Kriſis des Tages bekannt iſt.

Alle dieſe Thatſachen in Betracht gezogen, muß zugegeben werden, nie wurde ein Regenwetter wichtiger, als das vom 17. Juni 1815. Wäre es vierundzwanzig Stunden ſpäter eingetreten, dürften die Weltſchickſale wahrſcheinlich ſich ganz anders geſtaltet haben, denn Waterloo war eine jener entſcheidenden Schlachten, welche Jahrhunderte durch ihre Ergebniſſe beſtimmen, und gehört zur ſelben Klaſſe von Schlachten, wie Marathon, Pharſalus, Lepanto, Blenheim, Harktown und Trafalgar."

Der amerikaniſche Verfaſſer hätte für ſich das Wort Blücher's anführen können, welcher, als jenes Regenwetter am 17. losbrach, ſcherzend ausrief: „Unſer Alliirte von der Katzbach!"

Mannigfaltiges.

— An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an. Blätter wie das „Magazin" müſſen ihrer Natur nach ſich fern halten von der Tages-Politik. Sie erkennen die Bewegung der Zeit, das Vorwärtsſtreben der Menſchheit und die Hemmungen, welche ſich demſelben entgegen ſtemmen, in einem andern Medium, als dem der Kabinets-Allianzen, Circularnoten und diplomatiſchen Beziehungen. Auch durch ſie brauſt ein volles, brandendes Leben, auch ſie vernehmen und ſpüren den Wellenſchlag der großen, gewaltigen Zeit, aber ihre Beziehungen zu derſelben ſind weniger unmittelbare, als die der übrigen Preſſe. Sie gehören keiner Partei an, als etwa derjenigen, welche behauptet, daß der Menſch nicht lebe vom Brode allein, ſondern von jeglichem Wort der Offenbarung des urewigen Geiſtes, welcher die rohe Materie beſeelt und durchdringt.

Iſt es Zweck und Ziel des lebenslangen Bildungſtrebens jedes Einzelnen ſowohl, als des durch Jahrtauſende ohne Abſchluß ſich hinwindenden Entwicklungsganges der Menſchheit, die Keime des geiſtigen Lebens immer freier und ſchöner zu entwickeln, ihre Blüthe und Befruchtung immer unabhängiger von äußern Einflüſſen, von körperlichen Bedingungen und Hemmniſſen hinzuſtellen, ſo dürfen wir unſerer Zeitſchrift ein dauerndes Intereſſe beilegen, welches in dem Maße wächſt, als ſie ihrem Programm unverbrüchlich treu bleibt. Wie es aber in Zeiten der Noth und Bedrängniß Pflicht jeden guten Bürgers werden kann, nicht nur mit ſeiner Thätigkeit in ſeinem Berufe, ſondern auch mit den Waffen in der Hand, mit Gut und Blut dem Vaterland zu dienen, ſo kann auch für Blätter wie das unſere, zu Zeiten die Verpflichtung vorliegen, nicht in die Arena der Tagesfrage hinabzuſteigen, wohl aber ein freies und männliches Votum zu Gunſten des guten Rechtes abzugeben. Die gewitterſchwülen Zeiten, in denen wir ſtehen, erfordern, daß jeder Einzelne eintrete für ſeine Sache. Nur dann dürfen wir hoffen, daß das Prinzip der Selbſtregierung eine Wahrheit werde, wo Jeder auf ſeinen Schultern die Wucht und die Verantwortlichkeit des Univerſums ruhen zu fühlen glaubt. Bürger der Welt und Genoſſe des Vaterlandes ſind nicht entgegengeſetzte Begriffe, bilden vielmehr in ihrer Zuſammenſetzung erſt den wahren Bürger der Zeit, können und ſollen ſich vereinigen in einem Jedem, der geiſtig ſich über die Erde erhebt. Wirke darum Jeder in ſeinem Kreiſe, treu im Beharren, muthig im Vorwärtsſtreben, unverbrüchlich feſt im Sinn und Handeln. Die Nachwelt iſt Richterin über unſere Thaten ſowohl, als unſere Unterlaſſungsſünden. Hoffen wir, daß ſie unſere Zeitgenoſſen zu den treuen Kämpfern für das Reich der Zukunft zähle. — Wehe denen, die vorſchnell eine Entſcheidung heraufbeſchwören, ehe das Verſtändniß der geſtellten Frage Land und Volk durchdrungen hat. Die Sinne werden ſich verwirren, die Entſcheidung wird zwar erfolgen, aber von dem unreifen Volke oder ſeinen Herrſchern das geſprochene Wort zurückgenommen werden, und nach kurzer Zeit wird dieſelbe Frage noch einmal geſtellt werden müſſen. Wehe aber denen, welche, wenn die Frage ſpruchreif iſt, die Entſcheidung verzögern oder zurückweiſen. Jede ſolche Unterlaſſungsſünde pflegt ſich furchtbar oder blutig zu rächen, und zwar meiſt mit dem Untergange eines Volkes, das nicht Muth genug beſaß, für Recht und Freiheit einzuſtehen.

— Der Herzog von Gotha über die Chriſten im Lande der Bogos. Bekanntlich hat Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha

Digitized by Google

im Frühjahr dieſes Jahres, in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeiner beiden Neffen, des Fürſten Hermann von Hohenlohe und des Prinzen Eduard von Leiningen, ſowie der Herren Gerſtäcker und Brehm, einen Ausflug nach dem Lande der Bogos in Ober-Abyſſinien, unfern vom Rothen Meere, unternommen. Hauptzweck war eine Jagd-Expedition nach dem oft als Jagd-Eldorado beſchriebenen, mythiſchen Fluſſe Aïn-Saba, und dieſer Zweck iſt zum Theil auch erreicht worden, indem ſich auf dieſem paradieſiſchen, ſchmalen Streifen Erde, der, gleich einer Oaſe, meilenweit den Strom begränzt und von einer tropiſchen Vegetation bedeckt iſt, Tauſende von Vögeln und wilden Thieren dem Jagdgeſchoſſe der europäiſchen Reiſenden darboten. Löwen und Rhinoceros jedoch, die ſonſt auch an den Ufern des Aïn-Saba ihren Durſt zu ſtillen pflegen,* waren nicht vorhanden, da es eben, bei dem in jüngſter Zeit viel gefallenen Regen, auch in der benachbarten Wüſte nicht an Waſſer fehlte. Von dem in der Nähe des Aïn-Saba und des Ortes Keren wohnenden, in der ganzen Gegend große Achtung genießenden Miſſionar Stella wurden die Reiſenden mit großer Freundlichkeit empfangen. Ihm verdankt der Herzog ein überaus werthvolles, literariſches Geſchenk, nämlich die Pſalmen David's in alt-abyſſiniſcher Sprache, auf Pergament geſchrieben, aus dem elften Jahrhundert. Die alt-abyſſiniſche, oder amhariſche Sprache, die ſich ſelbſt Leschana Negus, „Kaiſerſprache," nennt, gehört zum ſemitiſchen Sprachſtamme und iſt mit dem Hebräiſchen und Arabiſchen nahe verwandt, wie z. B. die Namen Amhara,** Habeſch, Aïn Saba, Keren ꝛc. beweiſen. Ueber die Einwohner der Bogos-Länder, welche, wie alle Abyſſinier und wie die Mauren im Berber-Lande, ein brauner, ſchöner Stamm ſind, der aus der Vermiſchung von Arabern und Schwarzen hervorgegangen, ſagt der Herzog in ſeinen Reiſenotizen (Karl Andree's „Globus," 1862, Nr. 20): „Obgleich ſich die Einwohner mit Stolz Chriſten nennen, ſcheinen ſie doch, mit Ausnahme der Erinnerung an unſere Chriſtfeſttage, wie Weihnachten und Oſtern, wenig mehr vom Chriſtenthume zu wiſſen. Kirchen giebt es nirgends, wiewohl ſich uns Schwarze präſentirten, die ſich für Geiſtliche ausgaben. Gottesdienſt im Freien oder Gebete habe ich nie verrichten ſehen. Nach Stella's Angaben, ſoll aber im Innern von Abyſſinien das kirchliche Verhältniß ein etwas geregelteres ſein. Der Muhammedanismus wird (im Bogos-Lande) gehaßt und gefürchtet, da er ſich ſeit Jahrhunderten vom Oſten und Norden her immer mehr nähert und gerade nicht dazu beiträgt, die Civiliſation zu fördern."

Dieſem Eindringen des Islams in das Land der Bogos ſcheint übrigens der chriſtliche Kaiſer (Negus) Theodor, der in Abyſſinien mit jedem Jahre mächtiger und dort bald einen großen Einheitsſtaat begründet haben wird, ein Ziel ſetzen zu wollen. Theodor ſtrebt nämlich ganz entſchieden auch nach der Herrſchaft jenes Landes, ſowie aller ober-abyſſiniſchen Diſtrikte am Rothen Meer, wo die Pforte, außer einigen Gouverneuren, nur noch eine ſehr ſchwache Regierungs-Gewalt beſitzt. Ja, es heißt, daß Theodor in ſeinen hochfliegenden Plänen ſoweit geht, ſeine Herrſchaft auch über Nubien, Aegypten und Arabien bis nach Jeruſalem ausdehnen zu wollen. Seine bisherige, fünfundzwanzigjährige Sieges-Laufbahn ſcheint ihn zu ſolchen phantaſtiſchen Plänen begeiſtert zu haben, über deren Realität uns wahrſcheinlich Theodor's Freund, Herr v. Heuglin, der ihn kürzlich zum zweitenmale in Abyſſinien beſucht hat, nähere Auskunft wird geben können.

* Aïn-Saba heißt ſoviel als „Quelle für die Durſtigen."

** Am hara heißt ſoviel als „Bergvolk."

— Die Lage der ruſſiſchen Junker. Bei uns in Finnland — ſagt Ahlqviſt in ſeinen Reiſe-Erinnerungen (Muistelmia) — glaubt man allgemein, der Adel Rußlands lebe auf ſeinen Gütern ſehr gut, ja in Ueppigkeit; es gebe da nichts als „Butter eſſen, Butter trinken und in Butter ſich betten," wie jener Knecht das wahre Wohlleben ſich vorſtellte. Aber dieſe, wie manche andere gute oder ſchlechte Anſicht von dem Leben im ruſſiſchen Reiche bedarf der Berichtigung. Zum Erſten kann der erwähnte Stand nicht großen Aufwand machen, weil er öfter arm iſt, als reich; es mag nur wenige Landjunker geben, deren Güter nicht mehr oder minder verſchuldet ſind, und die Intereſſen von den geliehenen Kapitalien nehmen einen anſehnlichen Theil des Ertrages weg. Außerdem koſtet ein Herrenleben dort mehr, als im übrigen Europa, nicht blos weil Colonial- und Luxuswaaren in Rußland drei- bis viermal theuerer ſind, als beiſpielsweiſe in Finnland, ſondern auch weil maßloſe Verſchwendung dort für ehrenvoll gilt und ſchwerer zu vermeiden iſt, als anderswo. Zum Zweiten will der ruſſiſche Junker gar nicht in der Weiſe gut leben, wie es anderswo geſchieht, ſo weit nämlich ſeine Exiſtenz nicht ſehr in die Augen fällt, denn nur um des Scheines willen läßt er etwas draufgehn, nur um des Scheines willen opfert er ſein letztes Hemde und nimmt daheim vier Tage der Woche mit Brod und Salz fürlieb, wenn er nur bei Gaſtmählern ſeiner Nachbarn in franzöſiſchen Handſchuhen erſcheinen kann. Ich hatte oft Gelegenheit zu bewundern, wie gut ein ruſſiſcher „kleiner Herr" dem Hunger widerſteht, da er ſelbſt auf Vergnügungs-Reiſen nicht viel mehr als Thee und dann und wann ein halbes Kännchen Branntwein genießt. Was die civiliſirte Lebensweiſe und die materiellen Mittel dazu anlangt, ſo findet man Beides in weit höherem Grade bei unſeren ländlichen Beamten (Vögten, Richtern, Geiſtlichen), als auf den Gütern des ruſſiſchen Adels. Ein armer Küſter oder Brückenvogt in Finnland kann ſeinem Gaſt eine reinliche und gute Schlafſtelle anweiſen, während der Beſitzer von Koslowka (im Gouvernement Simbirsk), obſchon er ſich beeiferte, mir ſeine Hochachtung zu beweiſen, mich auf einem, mit einem Bettlaken überdeckten Sofa ſchlafen ließ, wo gewiſſe Inſekten mir furchtbar zuſetzten und wo dem Kopfkiſſen ein ziemlich großer flacher Kaſten als Unterlage diente.

— „Die Foscari," von Wilhelmine Guiſchard.* Ein künſtleriſch durchdachter und künſtleriſch geformter hiſtoriſcher Roman iſt eine Seltenheit geworden in dem toſenden Schwall der Unterhaltungs-Literatur, dem maſſenhaften Verſorgungsfutter unſerer Leihbibliotheken und des hinter denſelben heißhungrig lauernden Publikums. Da wird fabrikmäßig gearbeitet, ohne Beruf, ohne eine Spur von Weihe, ohne einen Funken von Begeiſterung. Ja, es iſt eine ſeltene Erſcheinung, wenn die moderne Belletriſtik einen hiſtoriſchen Roman bringt, der nicht aus dem Schlafrocks-Aermel geſchüttelt, ſondern mit Ernſt und Fleiß gearbeitet iſt, tüchtige hiſtoriſche und äſthetiſche Studien bekundet und doch zugleich das ſanfte harmoniſche Gepräge eines poetiſchen Geiſtes abſpiegelt. Je ſeltener dieſer gute Geiſt uns begegnet, deſto mehr freuen wir uns, treffen wir ihn einmal als Wirklichkeit und nicht blos als erlogene Maske an. So war es eine angenehme Ueberraſchung, als uns in dem hiſtoriſchen Roman, „Die Foscari," welcher die ſchon durch ein ähnliches Produkt, „Die Hunyadi," der Leſerwelt empfohlene Schriftſtellerin Wilhelmine Guiſchard, zur Verfaſſerin hat, der unverfälſchliche Stempel künſtleriſchen Strebens entgegen leuchtete. Der Roman hält, was der Titel verſpricht, denn es iſt ein hiſtoriſcher Roman und ein Roman, ein echtes Exemplar ſeiner Gattung, d. h. ein kleines Epos in ungebundener Rede. Aus der Geſchichte der wunderbaren Lagunenſtadt Venedig iſt der tragiſche Stoff der Handlung geſchöpft; der Kampf der finſtertückiſchen Loredani gegen das kraftvolle Geſchlecht der Foscari wird uns in ſeiner erſchütterndſten Epiſode, in der Kataſtrophe des patriotiſchen Dogen Francesco Foscari und ſeines unglücklichen Sohnes Jacopo Foscari, vorgeführt, wie es von Seiten einer Dame geziemt, mit feinen, ſtreng abgemeſſenen Zügen, aber lebenswahr, markig, plaſtiſch, ein farbengeſättigtes Gemälde vergangener, doch nicht ſpurlos vergangener Wirklichkeit.

T. v. B.

* Berlin, Haude u. Spener, 1862.

— Ein vlaemiſches Drama. In dem Preiskampfe für vlaemiſche, dramatiſche Literatur, welcher, von der belgiſchen Regierung angeordnet, alle drei Jahre ſtattfindet, hat das letzte Mal Dominikus Sleeckx aus Antwerpen, jetzt Profeſſor der vlaemiſchen Sprache in Lüttich, mit ſeinem „Grétry" über einundzwanzig Mitbewerber und vierundfunzig Stücke den Sieg davon getragen. Das Drama iſt nun in der Tooneel-Bibliotheek erſchienen und hat vortreffliche Scenen. Wir wünſchen indeſſen, es möge ſich der verdienſtliche Verfaſſer, deſſen Talent wir ſehr ſchätzen, durch dieſen Erfolg nicht verleiten laſſen, öfter, ſtatt regelmäßiger Dramen, Stücke in „Zeitabſchnitten" zu machen. Was wir dagegen vollkommen billigen, iſt die Wahl des Stoffes, — Grétry, der Lütticher, der Wallone, von einem Vlaming mit ſichtlicher Vorliebe dramatiſirt, darf entſchieden als ein Fortſchritt im Bewußtſein der belgiſchen Nationalität bezeichnet werden.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig — Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 49. Mittwoch, den 3. December 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite
Die Neugeſtaltung Amerika's 575
Spanien.
Zur Geſchichte der Inquiſition in Spanien. Das erſte Autodafé von Proteſtanten 576
England.
Das Leben und das Theater unter Karl II. 578
Frankreich.
Lord Byron in franzöſiſcher Ueberſetzung 581
Italien.
Neapel unter Victor Emanuel. III. Die Preſſe und die Einheit Italiens . 582
Italien in geographiſchen Lebensbildern 584
Mannigfaltiges.
Denkſchrift des deutſchen Handelstages 585
Der letzte Eindruck der Londoner Ausſtellung . . . . . „
Julian Klaczko und Ruffin Piotrowski 586
Globus, von Karl Andree . . . . . „
Novelliſtiſche Neuigkeiten . . . . . „
Was iſt ein Abolitioniſt? . . . . . „

Nord-Amerika.

Die Neugeſtaltung Amerika's.

Wie in animaliſchen Körpern die verwandten Stoffe, ſo ſind die Elemente, aus welchen Staaten beſtehen, in fortwährendem Wechſel und Uebergange begriffen, und nur wenn dieſelben bis zu einem gewiſſen Punkte angelangt ſind, bezeichnen Kriege, Schlachten und gewaltſame Umwälzungen auch dem blöden Auge die fühlbaren Konſequenzen ihrer ſchweigſamen Wirkſamkeit. Die Vereinigten Staaten ſind an einem ſolchen Abſchlußpunkt angelangt. Mit ihnen fühlt der ganze Erdtheil, deſſen vornehmſtes Land ſie ſind, die Geburtswehen einer neuen Zeit; mit Spannung verfolgt Europa die Vorgänge in der transatlantiſchen Welt, denn wie auch die Entſcheidung fallen möge, ſie wird nicht ohne Rückwirkung auf unſre Hemiſphäre bleiben.

Bereits in Nr. 45 d. Bl. wurde auf Trollope's Reiſewerk* Bezug genommen; das beſondere Intereſſe, welches das Urtheil eines unbefangenen und möglichſt unparteiiſchen Beobachters amerikaniſcher Zuſtände gegenwärtig hat, mag es rechtfertigen, wenn wir nochmals darauf zurückkommen. Es iſt eine mißliche Sache um Vorherſagungen. Bei keinem Lande ſind ſie weniger zugetroffen, als bei Amerika. Da ſpricht noch Xavier Eyma in ſeinem 1853 erſchienenen Werke** von einer monarchiſchen Conſtitution Central-Amerika's, um dem Vordringen der Nord-Amerikaner nach jener Seite hin Einhalt zu thun. Die neueſten Vorgänge laſſen es als ſehr möglich erſcheinen, daß die Vereinigten Staaten als Ganzes ihre Rolle ausgeſpielt haben und neueren Staatenbildungen, auf anderen Grundlagen erbauten, Platz machen werden. Von Amerika kann man mit noch größerem Recht als von Frankreich ſagen, daß es, bald hinter den Erwartungen zurückbleibend, die man von ihm hegte, bald ſie weit übertreffend, niemals dieſelben ganz erfüllte.

Den Spaniern galt das neuentdeckte Land als eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthum und Macht und — es wurde die Urſache des Jahrhunderte langen Verfalles jenes einſt ſo blühenden Reiches, deſſen beſte Kräfte die abenteuerlichen Kämpfe und zahlreiche Auswanderungen aufgeſogen hatten, während die Kultur des heimiſchen Bodens, als wenig Gewinn bringend, verachtet bei Seite gelaſſen wurde. Engländern und Franzoſen waren ihre Kolonien anfangs hauptſächlich Verbannungsorte für unruhige Köpfe und allerlei nutzloſes Geſindel, Tummelplätze für Abenteuerliche und Unternehmungsgeiſt. Aus geſchätzten Dependenzen des Mutterlandes wurden ſie ſpäter, als ſie ihre Stellung in der Reihe der alten Staaten ſich erkämpft, deſſen Konkurrenten und gefürchtete Rivalen. Was iſt uns Deutſchen Amerika geweſen? Die Combinationen unſerer Politiker gingen nie über die Kirchthurms-Intereſſen der Staaten, denen ſie dienten, hinaus; keine mächtige Flotte macht in der neuen Welt den deutſchen Namen und die deutſche Flagge gefürchtet, unſer Banner weht nie an jenen Küſten, wenn nicht etwa in jenen traurigen Zeiten, wo deutſches Blut in engliſchem Solde den jungfräulichen Boden der Freiheit düngte. Zwei Mal nur hat die preußiſche Diplomatie in amerikaniſchen Angelegenheiten mitgeſprochen: Ein Mal, als Friedrich der Einzige, England zum Trotz, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte, und ein zweites Mal, als das Miniſterium Schleinitz, England zu Gefallen, in der Trent-Angelegenheit ein Votum abgab, welches ebenſo ſehr das Rechtsgefühl, als das Intereſſe Deutſchlands beleidigte. Beide Worte ſind verhallt, aber jedes von ihnen iſt charakteriſtiſch für ſeine Zeit. Unabhängig von allen politiſchen Beziehungen iſt Amerika für unſern Handel, unſere Induſtrie und das Privatleben wichtiger geworden, als irgend eines unſerer Nachbarländer. Deutſche Auswanderung hat ein Deutſchland in Amerika geſchaffen, deſſen Bedeutung für den geſammten Organismus jenes Staaten-Komplexes erſt jetzt, in den Tagen der Noth und Gefahr, ſcharf und klar hervortritt; deutſche Literatur hat in Amerika eine zweite Heimat gefunden, und wenn dieſelbe ſich jetzt größtentheils von Nachdrücken deutſcher Originale nährt, ſo ſteht zu hoffen, daß die Neugeſtaltungen, welche aus der gegenwärtigen Kriſe hervorgehen, auch hierin geordnete Rechtszuſtände herbeiführen werden. Amerika iſt uns viel geweſen, und vielleicht wird ſeine Vergangenheit uns ein politiſches Vorbild ſein.

Von jenen Tagen an, da Lafayette Ideen, die er jenſeits des Oceans eingeſogen, auf dieſer Seite des Waſſers zu realiſiren verſucht, bis zu den jüngſtverfloſſenen Jahren, wo die amerikaniſche Geldkriſis die geſammte europäiſche Handelswelt in herben und ſchwer zu verſchmerzenden Verluſt brachte, ſind die Beziehungen zwiſchen den beiden nördlichen Ufer-Erdtheilen der Atlantis ſtets lebhafter, raſcher und unmittelbarer geworden. Die Millionen von Vaterlandsgenoſſen, welche Bürger Amerika's geworden ſind, haben die deutſche Sprache bis in ſeine fernſten Hinterwälder getragen und es ſteht zu erwarten, daß bei der Neugeſtaltung der Union die raſch aufblühenden weſtlichen Provinzen, in denen die Deutſchen den bedeutendſten Bruchtheil der Bevölkerung bilden, ein entſcheidendes Wort mitſprechen werden.

Welches auch die Neubildungen ſein mögen, die aus dem Schoße der Union ſich entwickeln werden, in keiner derſelben wird der republikaniſche Geiſt verloren gehen, ſollte er auch, unter dem Druck der Verhältniſſe, auf einige Zeit einer militairiſchen Diktatur weichen. Wohl aber könnte eine Trennung in drei verſchiedene Staatengruppen die Folge des Konfliktes ſein. Perſönliche Freiheit und Selbſtregierung lieben Maſſenbildungen und Centraliſation nicht. Unabhängigkeit und organiſche Gliederung der inneren Verwaltung ſind die Kriterien geordneter Staaten, welche auf Freiheit und gutem Recht baſiren, während weite Reiche, welche ganze Erdtheile umſpannen, Zeichen politiſcher Unreife und Unmündigkeit der von ihnen beherrſchten Völker ſind.

* North America by Anthony Trollope. Tauchnitz ed. 3 vols.
** Les deux Amériques. Histoire, moeurs et voyages, p. X. Eyma, Paris, Giraud.

Digitized by Google

Nach dem Cenſus von 1860 hatten die Vereinigten Staaten eine Einwohnerzahl von 31,695,923 Seelen. Davon kommen 10,582,099 auf den induſtriellen Norden, der in den unmittelbarſten Beziehungen zu Europa und ihm am nächſten ſteht; 9,140,590 auf den ackerbautreibenden, freien Weſten, der ſich in den letzten Jahren am raſcheſten entwickelt hat, und in dem gegenwärtigen Kampfe entſchieden die Sache der politiſchen Einheit und perſönlichen Freiheit vertritt. Er umfaßt das Land weſtlich der Alleghany-Terraſſe und hat, dem Anſcheine nach, die größte Zukunft. Die entſchieden für die Sache des Südens und Trennung von der Union in die Waffen getretenen Provinzen haben eine Bevölkerung von 7,649,660 Seelen; 741,090 kommen auf ferner liegende Territorien und Diſtrikte und über die Stellung der übrigen 3,582,684 wird vermuthlich das Waffenglück entſcheiden. Daß eine ſolche Trennung dazu beitragen müßte, die Regierungsgewalt in den neuen Staatengruppen zu ſtärken und geordnetere Rechtszuſtände herbeizuführen, iſt wohl kaum zu bezweifeln.

Dies ſind die Anſichten, welche ſich bei Lektüre des Trollope'ſchen Buches theils conform, theils entgegen den ausgeſprochenen Meinungen des Verfaſſers in uns herausbildeten. Was den literariſchen Werth des in Rede ſtehenden Werkes betrifft, ſo dürfte derſelbe mehr ein in dem hohen Intereſſe, welches der behandelte Gegenſtand augenblicklich in Anſpruch nimmt, als durch innere Vorzüge begründeter ſein. Es iſt die einfache Beſchreiburg einer Reiſe, welche der Verfaſſer in Begleitung ſeiner Frau, Ende 1861 antrat. Einzelne Schilderungen verbinden mit Lebendigkeit der Darſtellung Schärfe der Beobachtung und ſachliche Treue. Nationale Vorurtheile trüben ſelten des Verfaſſers nicht eben weiten, aber klaren und ſicheren Blick. Er behandelt die Amerikaner als großjährige Söhne Englands, und die Entrüſtung, mit der ſie Albions Rüſtungen in Canada und deſſen Neutralitäts-Erklärung empfingen, iſt ihm ein neuer Beweis dafür, daß ſie einen hohen Werth auf die Achtung des Mutterlandes legen. Nur beim Anblick der im Unabhängigkeits-Kriege eroberten britiſchen Standarten, welche in der Kapelle von Weſtpoint aufgehängt ſind, kann er ſich einer patriotiſchen Regung nicht entziehen und deklamirt herzlich gegen die nun einmal bei allen Völkern eingeführte Sitte, derartige Trophäen auch nach geſchloſſenem Frieden noch aufzubewahren. Dafür iſt Trollope in der Frage von der einſtigen Lostrennung Canada's mehr Kosmopolit und Kolonial-Politiker, als Brite. Daß dieſelbe ſich in vielleicht nicht zu ferner Zukunft als unvermeidlich herausſtellen werde, ſcheint ihm vollkommen bewieſen und er befürwortet lebhaft, daß dieſe Trennung vom Mutterlande friedlich vor ſich gehen möge. Seine Idee iſt, Canada als ein ſelbſtändiges Königreich unter einem engliſchen Prinzen zu conſtituiren und ſo den monarchiſchen Elementen in den Vereinigten Staaten einen Stützpunkt, den republikaniſchen ein Gegengewicht zu geben.

Doch heißt es S. 136, Bd. I., „Ich glaube, daß weder für England noch für ſeine Kolonie die Zeit ſchon jetzt gekommen iſt, in welcher die ſelbſtändige Organiſation der canadiſchen Provinzen geboten wäre. Vorher muß die Eiſenbahn (Fortſetzung des Grand Trunk Railway bis Halifax) vollendet und die innere Vereinigung jener Provinzen vorbereitet ſein. Canada könnte ebenſowenig ohne Neu-Braunſchweig und Neu-Schottland, als die letzteren ohne Canada beſtehen. Immerhin halte ich es für gut und nützlich, für einen ſolchen zukünftigen Tag alle Vorbereitungen zu treffen, mit dem Gedanken einer ſolchen Trennung uns vertraut zu machen und ihn zur Ausführung zu bringen, ſobald es mit Sicherheit und Vortheil für die Kolonie geſchehen kann. Natürlich müßte Großbritannien, wenn es ſein Kind allein in die Welt ſchickt, deſſen Sicherheit gewährleiſten. Solche Gewähr wird durch Verträge gegeben, aber wenn auch bei der Abſchließung angenommen wird, daß ſie für die Ewigkeit gelten, ſo ſind ſie doch faktiſch oft von nur kurzer Dauer. Die Kolonieen müſſen demnach materielle Garantie für ihren Beſtand empfangen."

Es ſind alſo für das weite fruchtbare und gut bevölkerte Land nördlich des Golfs von Mexiko drei bis vier neue und ziemlich unabhängige Staatenbildungen als Reſultat des gegenwärtigen Kriegs in Ausſicht geſtellt.

Spanien.

Zur Geſchichte der Inquiſition in Spanien.

Das erſte Autodafé von Proteſtanten.

Unter allen Berichten über das erſte Autodafé zu Valladolid am 21. Mai 1559 erſcheint der hier folgende, von J. M. Guardia* in der Revue de l'instruction publique mitgetheilt, aus doppeltem Grunde von überwiegendem Werth: Erſtlich war der ungenannte ſpaniſche Verfaſſer ein Augenzeuge jener Greuel, die er mit protokollhafter Trockenheit beſchreibt, und der um ſo mehr Glauben verdient, als ſeine gelegentlichen Betrachtungen und Anmerkungen einen Geiſt und einen Bildungsgrad verrathen, denen die Kunſt, das Erzählte auszuſchmücken und zu färben, fern liegt. Sodann aber gewinnt er bedeutend an Intereſſe durch die beigebrachten genauern Umſtände, unter denen der gelehrte Theolog und beredte Prediger Karl's V., Auguſtin Cazalla, das Haupt der kaſtilianiſchen Reformation, gerichtet wurde. — Der Bericht lautet alſo:

„Doña Ana Enriquez, Tochter des Marques d'Alcannices und Frau des Don Juan Alonſo, jüngern Sohnes des Don Rodrigo Mexia, zur Buße verurtheilt, wurde in Vergangenheit und Gegenwart für eine Ketzerin und Abtrünnige erklärt, weil ſie ſich zu der verfluchten und verdammten Sekte Luther's bekannt und geglaubt hat, darin ihr Heil zu finden. Da ſie aber ein vollſtändiges Bekenntniß abgelegt und um Gnade gebeten hat, iſt ihr verziehen worden. Doch wurde ſie verurtheilt, alle ihre Güter und Rechte zu verlieren, und am Tage des Autodafé auf dem Schaffot zu erſcheinen, angethan mit dem Bußgewande, zwei Andreas-Kreuze und eine Kerze in der Hand und in dieſem Aufzuge zu beharren, bis ſie wieder in den Kerker des heiligen Gerichts zurückkehrt. An den drei Hauptfeſten des Jahres ſoll ſie beichten, communiciren und mit den Andern der Meſſe und der Predigt beiwohnen.

„Doña Maria de Roxas, Tochter des Marques de Poza, eine Nonne, die in dem Kloſter der heiligen Katharina von Siena, vom Dominikaner-Orden zu Valladolid, ihr Gelübde abgelegt hatte, wurde in Vergangenheit und Gegenwart für eine lutheriſche Ketzerin und Abtrünnige erklärt, weil ꝛc. Sie erſcheint auf dem Blutgerüſte in demſelben Aufzug wie oben. Nach dem Schluſſe des Autodafé wird ihr das Bußgewand abgenommen und ſie in das Kloſter zurückgeführt, iſt aber ihres Platzes im Chor und Refektorium und ihrer Wahl- und Wählbarkeits-Rechte verluſtig.

„Criſtoval de Campo, zu Zamora wohnhaft, wurde für lutheriſcher abtrünniger Ketzer erklärt, und, weil er in ſeinem Bekenntniſſe beharrte, als Irrlehrer dem weltlichen Arm überliefert, zum Verluſt ſeiner ganzen Habe verurtheilt; ebenſo ſeine Kinder und Enkel in männlicher Linie, indem das Erbrecht der Nachkommen in weiblicher Linie, aber nur bis zu den Enkeln, vorbehalten iſt.

„Criſtoval de Padilla, Bürger zu Zamora, für einen abtrünnigen und lutheriſchen Ketzer erklärt, und als Irrlehrer und Verbreiter der Ketzerei erkannt, wurde dem weltlichen Arm überliefert und zum Verluſt ſeines Vermögens und zu den andern Strafen verurtheilt, die die relajados (die dem weltlichen Gericht Uebergebenen) treffen.

„Der Baccalaureus und Licentiat Herezuelo, Advokat aus Toro, wurde für einen lutheriſchen Abtrünnigen, einen falſchen und heuchleriſchen Bekenner und Irrlehrer erklärt. Wegen ſeiner Hartnäckigkeit erſchien er öffentlich mit einem Knebel im Munde und wurde dem weltlichen Arm überlaſſen. Dieſer Menſch verfocht die lutheriſche Irrlehre bis in den Tod. Seit zwanzig Jahren war er Ketzer und gehörte zu der verfluchten lutheriſchen Sekte, und in einem gewiſſen Bekenntniſſe, das er ablegte, erklärte er, daß er in Betreff des heiligen Sakraments ſtets geglaubt hätte, daß der wahre Leib Jeſu Chriſti darin gegenwärtig iſt, daß aber, ſeiner Meinung nach, die Kirche im Irrthum und Unrecht ſei, den Kommunikanten den Kelch vorzuenthalten. An das Fegefeuer und die Sündenvergebung glaubte er nicht; ſondern, ſo wie der Himmel nur für denjenigen ſei, der die Ueberzeugung, daß Chriſtus ihn zum Heil eines Jeglichen gewonnen, der dieſen Glauben hat: ebenſo ſei die Hölle für Jeden, der nicht alſo glaubt; wer in den Himmel komme, bleibe ewig in ihm; ebenſo, wer in die Hölle falle. Er ſtarb in dieſem Glauben, und man verbrannte ihn lebendig, und all' ſein Vermögen war der Kirche verfallen."

Wir übergehen die Reihe der weiter aufgeführten, theils zur Abbü-

* Vgl. deſſen Artikel „Die Reformation und die Reformatoren in Spanien," im Magazin für die Lit. des Auslandes, 1860, S. 532 ff. Gegenwärtiges iſt die ſtreng wörtliche Ueberſetzung des Auszuges aus einer ungedruckten Handſchrift der Madrider National-Bibliothek.

Digitized by Google

ſung, theils zum Tode Verurtheilten, da die Angabe der Schuld und der verhängten Strafe ſich faſt mit denſelben Worten wiederholen, und kommen zur Beſchreibung der Feier.

„Vor dem Schluß des Verleſens der Erkenntniſſe ließ man die Reuigen, die zur Reſtriscenz zugelaſſen wurden, vortreten, und ſie kamen alle zuſammen an dieſelbe Stelle, wo ſie ihren Urtheilsſpruch angehört hatten. Dort knieeten ſie nieder, und ſogleich trat ein Inquiſitor neben die Kanzel — man hielt bei jedem Autodafé eine ſchöne Predigt — und fragte ſie, ob ſie den feſten Vorſatz haben, zu leben und zu ſterben in unſerm heiligen katholiſchen Glauben; ob ſie verwerfen und verleugnen alle Art Ketzerei, namentlich diejenige, deren ſie ſich ſtrafbar gemacht hätten? Sie antworteten mit Ja. Dann fragte er ſie, ob ſie bereuen, ſolche Sünden begangen zu haben, ob ſie um Gnade bitten und ob ſie zur Gemeinſchaft mit unſerer heiligen Mutter, der Kirche, und zur Theilnahme an den Sakramenten zugelaſſen werden wollen. Und ſofort antworteten ſie, daß dem ſo wäre, und daß ſie von ganzem Herzen abſchwören; und kraft apoſtoliſcher Macht ertheilte er ihnen die Abſolution und begann den Pſalm miserere mei, den man durchführte, indem abwechſelnd ein Vers recitirt und der andere von dem Sängerchor geſungen wurde. Nach ertheilter Abſolution ſtimmten die Sänger den Lobgeſang: Veni, creator spiritus an. Nach beendigtem Geſang wurden ſie auf ihre Plätze zurückgeführt und waren, verſöhnt und bekehrt, wieder aufgenommen in die Gemeinſchaft mit der heiligen Kirche und zugelaſſen zur Theilnahme an den Sakramenten. Es wurde ihnen erklärt, daß ſie weder Seide, noch Gold, noch Perlen tragen, keine Gewerbe ausüben, kein Pferd beſteigen, keine Waffen tragen, ſich in kein feines Tuch kleiden dürfen; ſie müſſen an den drei Hauptfeſten (Weihnachten, Oſtern, Pfingſten) beichten und communiciren; an allen Sonntagen und Feſten in einer ihnen anzuweiſenden Kirche der Meſſe und Predigt beiwohnen. Dieſer aufgelegten Buße haben ſie ſich zu fügen, bei Strafe ſonſt als unbußfertig und rückfällig angeſehen zu werden. Dies geſchehen, wurde im Verleſen der Urtheile bis zum Ende fortgefahren.“ Den Schluß machte folgender Fall:

„Gonzalo Velasquez, ein Portugieſe aus Liſſabon, in Medina del Campo anſäſſig, ein Neuchriſt jüdiſcher Abkunft — die Neuchriſten ſtammten von Juden oder Mauren — wurde für einen judaiſirenden Ketzer erklärt, weil er ſich beſtrebt habe, Andere zum Geſetze Moſis zu verlocken, weil er das Faſten der Tempelſühnung* und der Königin Eſther,** ſowie die Paſſah-Ceremonien der ungeſäuerten Brode und der Lämmer beobachtet habe, indem er während des Paſſah nur Roggenbrod ohne Beimiſchung von Sauerteig aß; weil er den Sabbattag, das Wochenfeſt,*** die Laubhütten gefeiert; weil er auf die Ankunft des Meſſias gehofft habe, und vielen andern Vorſchriften des alten Geſetzes treu geblieben ſei. Als falſcher und betrügeriſcher Bekenner und Lehrer des Judenthums wurde er dem weltlichen Arm überliefert und ſein Vermögen eingezogen; auch ſeine Kinder verloren alle Rechte.

„Mit dieſer Sentenz ſchloß die Handlung, pünktlich um 3 Uhr Nachmittags. Sofort verließen die Verurtheilten, wie die Begnadigten, ihre Plätze, und nahmen auf der Eſtrade von einander Abſchied; die letztern kehrten in Prozeſſion in das Gefängniß der Inquiſition zurück; die erſteren, von einem öffentlichen Ausrufer begleitet, wurden auf Eſeln zum Thore hinaus auf das freie Feld geführt, wo die Pfähle und das Holz zum Scheiterhaufen, worauf ſie verbrannt werden ſollten, bereit waren; hinter ihnen kam die Bildſäule der Doña Leonor de Vivero, deren Gebeine auf einer Bahre von zwei Sträflingen getragen wurden. Angelangt auf der Richtſtätte, hielt Doktor Cazalla, der auf den Straßen, durch die er mitzog, Zeichen der Zerknirſchung gab und ſeine Schuld beweinte, eine Ermahnung an alle Gegenwärtigen, indem er den getreuen Unterthanen des Königs ſagte, daß es ein ſehr guter Fürſt wäre, und daß wegen ſeiner Güte unſer Herr Jeſus dieſes große Unheil (die Ketzerei) entdeckt hätte. Und mit ſtarken Worten der Ueberzeugung ſagte er den Andern (den Verurtheilten), daß ſie nun ſterben müſſen; abſonderlich dem Baccalaureus Herezuelo, der lebendig verbrannt wurde, den, trotz aller Ermahnungen von ſeiten der anweſenden Mönche, Nichts abhalten konnte, in der verfluchten, und mit dem Kirchenbann belegten Lehre zu ſterben. Alle übrigen Verurtheilten, Männer und Frauen, ſtarben, anſcheinend wenigſtens, in Zerknirſchung und Schmerz darüber, daß ſie geſündigt haben, außer dem vorbenannten Baccalaureus Herezuelo, Franciſco de Vivero, Bruder des Doktor Cazalla und Criſtoval de Padilla, die wenig Reue bezeigten.

„In Haft verblieb Juan Sanchez, ein Diener Cazalla's, der die Flucht ergriffen hatte, um ſich nach Deutſchland zu retten; aber der König Philipp, unſer Herr, ließ auf ihn und einen Mönch aus dem Kloſter San Iſidor zu Sevilla fahnden; man verhaftete ſie hart an der deutſchen Gränze, und die Koſten, ſie aufzuſuchen und zu faſſen, beliefen ſich auf nicht weniger denn 4000 Dukaten. Die Eingefangenen wurden nach Spanien zurückgebracht und die Inquiſitoren fühlten ſich bewogen, ſie in Haft zu behalten zum größten Wohl des Staates und der Chriſtenheit; in der Abſicht, von ihnen gewiſſe Geſtändniſſe zu erlangen, ließ man ſie nicht in dieſem Autodafé erſcheinen.

„Betrachtete man die große Bosheit Aller, die bei dieſer Feierlichkeit vorgeführt wurden, ſo hatte man Stoff zu großer Bewunderung; denn der mindeſt Strafbare unter ihnen war doch ein ſehr großer Ketzer. Es ſtieg daher auch tauſendfacher Dank zu Gott auf, daß er die Entdeckung und Beſtrafung des geheimen Anſchlags geſtattet hat.

„Der Verbrannten waren vierzehn, Männer und Frauen, und überdieß das Bild und die Gebeine der Doña Leonor de Vivero. Bei der Beſtrafung befolgte man die Regel, die Irrlehrer der verfluchten Sekte nicht zu begnadigen. So ſoll es ein Breve Sr. Heiligkeit nach den Protokollen des Tribunals verordnet haben, zum größten Wohl der Kirche, damit das Uebel, an der Wurzel abgeſchnitten, ſich nicht weiter verbreite.

„Will man wiſſen, wie der Frevel entdeckt wurde? Nach einer Meinung, haben Einige von denen, die im Gefängniſſe ſaßen oder noch ſitzen, katholiſchen Beichtigern Mittheilungen gemacht, die dann den Inquiſitoren hinterbracht wurden. Andere behaupten, die Frau eines Goldſchmieds, Juan Garcia, der verbrannt wurde und den Dienſt hatte, die Ketzer zu ihren Verſammlungen zuſammenzurufen, habe Alles entdeckt; ſie erzählte nämlich, ihr Mann ſei oft in der Nacht ausgegangen; da ſie nun fürchtete, er könnte irgend ein Liebchen beſuchen, ſo ſei ſie ihm in einer Nacht auf dem Fuße gefolgt, habe ihn in ein Haus gehen ſehn, ſei ihm nachgegangen und an der Thüre eines Zimmers, in das ihr Mann getreten ſei, ſtehen geblieben; es kamen nun andere Perſonen, die die Uebungen und Ceremonien dieſer Sekte abhielten. Als ſie nun geſehen, was hier vorging, ſei ſie ſtehenden Fußes hingeeilt, um Alles anzuzeigen zur Entlaſtung ihres Gewiſſens (descargo de su conciencia) und zu größter Ehre Gottes unſres Herrn.

„Noch wird angegeben, der Frater Domingo de Rozas, der jetzt hinter Schloß und Riegel ſitzt, habe ſich in Caſtro über ſeine Lehrmeinungen mit der Gräfin und ihren Verwandten unterhalten, ſie als heilig und wahr angeprieſen, und daß diejenigen im Irrthum ſeien, die nicht daran glauben. Die Gräfin, als kluge und chriſtliche Frau, die unſerm Herrn Jeſu diente, erwiederte darauf, wenn das, was er ſagte, Wahrheit ſei, warum er, ein Prediger, es nicht öffentlich predige und lehre, ſtatt verſtohlen und geheim? Worauf er: da dieſe Lehrmeinungen neu ſind und noch keinen Kredit in der Welt haben, ſo würde er ſie erſt dann veröffentlichen, wenn er eine genügende Anzahl Anhänger zur Seite hätte, um ſie, wenn er müßte, mit Waffengewalt zu vertheidigen. Da die Gräfin das übel vermerkte, machte ſie davon Anzeige bei der Inquiſition, die mit Hülfe dieſer Enthüllung und andrer, die ſich in der Folge ergaben, die Unterſuchung gegen die Strafbaren einleitete.“

Ueber die Bekehrung und den Tod Auguſtin Cazalla's wird berichtet: „Samstag, den 20. Mai dieſes Jahres 1559, um drei Uhr Nachmittags, am Feſtabend der hochheiligen Dreifaltigkeit, begaben ſich der Pater Prior unſrer lieben Frauen vom Prado, vom Orden des heil. Hieronymus, und Bruder Antonio de la Carerra, Profeß in beſagter Kirche, auf Befehl des Tribunals in das Gemach des Doktor Auguſtin Cazalla und eröffneten die Unterredung mit ihm: um ſich ihres Auftrages zu entledigen, der dahin ging, ihn zu veranlaſſen, frei und ohne Verbehalt ein vollſtändiges Bekenntniß abzulegen, in welchem er angeben müßte, welche Perſonen er zum Irrthum verleitet, indem er ſie überredete und bekehrte zu der falſchen und verbannten lutheriſchen Lehre; in Anbetracht, daß die Herren Inquiſitoren mit ſeinem bisherigen Geſtändniß nicht zufriedengeſtellt wären. Darauf erklärte er, wie er Nichts weiter zu bekennen hätte, und wie er, mit Einem Worte, dabei bliebe, er hätte dieſe Lehre niemals Perſonen gepredigt, die nicht ſchon darin unterrichtet geweſen wären; eingeweiht darin hätte er Keinen; ſeine Sünden und Schuld beſtänden nur darin, daß er die Perſonen, ſo mit ihm Verkehr und Umgang gepflogen, nicht aus dem Irrthum geriſſen und angezeigt hätte, was er höchlich bereue und um Verzeihung und Gnade bitte. Sonſt habe er nichts hinzuzufügen, wenn er nicht gegen ſich ſelber und Andre falſches Zeugniß ablegen wollte.

„Als ſie nun Nichts weiter aus ihm herausbringen konnten, machten ſie ihn endlich mit dem Spruche bekannt, der ihn zum Tode verurtheilte und forderten ihn auf, zu beichten und ſich in den Willen Gottes, unſeres

* Oder der Tempelreinigung; wahrſcheinlich iſt hier der Verſöhnungstag gemeint.

** Der Faſttag vor Purim. S. Eſther, 4, 16.

*** Deut. 16, 9 ff.

Digitized by Google

Herrn, zu ergeben... In großer Aufregung fragte er dann zu wiederholten Malen, ob es denn gewiß ſei, daß er ſterben müßte, und ob ihm denn keine Hoffnung auf das Leben bliebe? Sie erwiederten, daß es vielleicht noch Ein Mittel gäbe, wenn er das verlangte offene Geſtändniß ablegte; worauf er nochmals erklärte, er habe bereits die ganze Wahrheit geſagt und Nichts hinzuzufügen.

Sie ermahnten ihn nun, ſich vorzubereiten, daß er eines guten Todes ſterbe, eines Todes, der ihm eine Buße ſei für ſeine Fehler und Sünden, ſeine Irrthümer und Ketzereien, daß er zurückkehre zum Glauben, und zum Gehorſam gegen unſre heilige Mutter, die römiſche Kirche. — Von da an verlor er keine Minute ferner in eiteln Worten, ſondern war ausſchließlich mit ſeiner Seele beſchäftigt, ſie für Gott zu rüſten.. Sie erinnerten ihn, bei einem von ihm gewählten Geiſtlichen zu beichten... Alsdann brach er in Thränen aus, die Barmherzigkeit Gottes anflehend, daß er ihn erleuchte mit ſeiner Gnade, ihm Beiſtand und Hülfe leihe, damit er frei und zerknirſcht bekennen, ſeine Sünden beichten und Buße thun könne. — Nachdem er gebeichtet, brachte er die übrige Zeit bis an den folgenden Morgen in brünſtigem Gebete mit heller Stimme um das Erbarmen Gottes, unſres Herrn, zu. Er wiederholte oft, daß Gott, unſer Herr, ihm in's Fleiſch geſchnitten, um der Seele Geneſung zu ſchaffen, denn ſein Stolz konnte durch keine wirkſamere Arznei geheilt werden, als die ihm jetzt zubereitete; daß er Gott, unſerm Herrn, danke für die große Barmherzigkeit, die Er ihm erwieſen; daß er das heilige Gericht und deſſen Diener ſegne; daß dieſes nicht durch Menſchenhände, ſondern von Gottes Hand ſelbſt auf Erden eingeſetzt worden; daß er ſein Todesurtheil preiſe und ſich darüber von Herzen freue, es als gerecht und verdient anerkennend; daß er das Leben nicht verlange und es nicht annehmen würde, wenn man es ihm auch ſchenken wollte; denn er ſei gewiß, daß er, nach dem ſchlechten Gebrauch, den er von dem bisherigen gemacht, keinen beſſern von dem künftigen Reſte machen würde. Er bete zu Gott, unſerm Herrn, dem er im Leben ſchlecht gedient habe, Er wolle ihm ſeinen Tod als Dienſt anrechnen.

„Als man ihm das sambenito* brachte, küßte er's mit dem Bemerken, daß ihm dieſes Gewand vor allen, die er jemals getragen, gefalle; es ſei das paſſendſte, ſeinen Stolz zu demüthigen.....

„Während ſeines Zuges auf einem Eſel durch die Straße Sanjago nach dem Richtplatz predigte er dem Volke, indem er Allen empfahl, ſich in keiner Weiſe dem Gehorſam gegen die römiſche Kirche zu entziehen und alle ihre Myſterien und Vorſchriften zu beobachten und ſich vor den heimlichen Predigten zu hüten.

„An der Hinterpforte des Kloſters San Francisco bat er um einen Trunk Waſſer und als er getrunken hatte, rief er mit lauter Stimme: „„Sehet hier den Prediger der Fürſten, den Günſtling der Welt, der die allgemeine Achtung genoß: ſehet ihn jetzt in der Schmach, die ſein Hochmuth verdiente! Sehet her und nehmet ein Beiſpiel an mir, auf daß ihr nicht dem Verderben heimfallet. Vertraut weder eurer Vernunft, noch eurer Geſchicklichkeit, noch eurer Klugheit; beuget und unterwerfet euer Urtheil unter den Glauben an Chriſtum und unter den Gehorſam gegen die Kirche, und wenn ihr dieſen Weg verfolgt, werdet ihr euch nicht verlieren.““

„Als er vor dem Stadtthore angelangt war, führte man den hartnäckigen Herezuelo vor, und Alle drangen in ihn, daß er dieſem predige und ihn belehre, damit er nicht durch ſeine Beharrlichkeit auf der Irrlehre verdammt werde. Da redete er ihn mit großer Inbrunſt an: „„Bruder, ſollte ich auf deinem Irrthum beharren? Um Gott, hüte dich, von meinem Chriſt abzufallen! Ich habe viel mehr ſtudirt, als du und ich gerieth in denſelben Irrthum, wie du. Allein Gott hat mich mit ſeiner erbarmenden Hand berührt und mich mit dem Licht ſeiner göttlichen Gnade erleuchtet. Glaube, daß es auf Erden keine unſichtbare Kirche giebt, ſondern eine ſichtbare giebt es, welche iſt die römiſch-katholiſche, die Gott durch ſein Blut und Leiden verherrlicht, und einen Stellvertreter zurückgelaſſen hat, welcher iſt der Papſt, der römiſche Pontifex. Und wiſſe, daß in dieſer römiſchen Kirche, wenn auch alle Prälaten da ſind, doch der Stellvertreter Chriſti unſer hochheiliger Vater bleibt. Dort iſt der heilige Geiſt gegenwärtig, der die Kirche durch ſeine Gegenwart belehrt und unterſtützt. Halte dich nicht bei der Betrachtung auf, welcher Art die Diener ſind, ſondern achte nur auf die Stelle, die ſie einnehmen und in weſſen Namen ſie dahin geſtellt ſind; ſei überzeugt, daß, wie ſchlecht ſie auch ſeien, Gott dennoch Wunder wirke durch die Hände ſeiner Diener, kraft der Sakramente, die er in ſeiner Kirche hinterlaſſen hat, die gegründet ſind auf ſein Blut und Leiden und die die Gnade enthalten und denen ertheilen, die ſie empfangen. Es iſt gleichgiltig, meine Brüder, in welcher Art das Waſſer zu euch kommt, ob es durch eiſerne, oder kupferne Röhren fließt. Um Gott, kehret zum Gehorſam gegen die römiſche Kirche zurück; und wiſſet, daß kein Weg, außer dieſem, zum Himmel führt; und wiſſet, daß wenn ihr euch nicht bekehrt, eure Verdammniß gewiß iſt.““

„So ſprach er und noch mehr mit großer Inbrunſt und unter vielen Thränen; allein die Verſtocktheit und der Eigenſinn eines ſo böſen Menſchen (Herezuelo) verdienten nicht, daß ihm dieſe Worte zum Heil ausſchlugen.

„Beim Pfahl angelangt und bevor er abſtieg, um den Tod zu empfangen, verſöhnte er ſich mit dem Geiſtlichen, der ſeine Beichte gehört; dann wurde ihm ſofort die argolla (ein mit einem Schraubenwirbel verſehenes Halseiſen) umgelegt, und auch jetzt fuhr er fort zu predigen und ſeine Ermahnungen zu wiederholen, indem er die Anweſenden bat, ihn Gott, unſerm Herrn, zu empfehlen, und in dem Augenblick, wo man anfing, ihm das credo vorzuſagen, ward die Schraube angezogen und er hörte auf zu leben....."

Auf den erſten Blick, meint Guardia, ſcheint der unbekannte Referent dieſes Berichts das Urtheil der gleichzeitigen Geſchichtsſchreiber über Cazalla zu beſtätigen; denn Alle ſtimmen darin überein, ihn, der nicht die Kraft beſaß, die Lehren, die er in ſich aufgenommen und mit Feuereifer verbreitet hatte, bis zum Tode zu vertheidigen, als ſchwach und kleinmüthig darzuſtellen. Er, Guardia, aber habe den Charakter fleißig ſtudirt, und gründe darauf die abweichende Meinung, daß Cazalla, ſeine religiöſen Ueberzeugungen bis an's Ende bewahrend, ſeine Richter durch eine verſtellte Reue zu dem Zwecke getäuſcht habe, ſich dem Feuertode zu entziehen. Und den habe er ja erreicht, denn er wurde blos erdroſſelt. Er hatte allerdings nicht die phyſiſche Stärke, den Flammen des Holzſtoßes zu trotzen; nichts deſtoweniger aber ſei er als Proteſtant geſtorben und habe bis zum letzten Athemzuge, in zweideutigen Ausdrücken und verdeckten Worten freilich, immer nur ſein Bekenntniß gepredigt.

Ob unſre Leſer dieſes Verdikt Guardia's unterſchreiben und ob es ihnen nicht denn doch etwas ſtark dünken werde, einen Proteſtanten „aus lauter Komödie" die Allgewalt der ſichtbaren, römiſch-katholiſchen Kirche, die Hochheiligkeit und Unfehlbarkeit des Papſtes, das von Gott ſelber eingeſetzte Inquiſitionsgericht u. a. m. mit dem Feuer und Nachdruck eines Apoſtels verkünden zu hören — mag dahin geſtellt bleiben.

England.

Das Leben und das Theater unter Karl II.

Der bekannte franzöſiſche Philoſoph und Aeſthetiker H. Taine hat das engliſche Theater zur Zeit Karl's II. zum Gegenſtande einer literarhiſtoriſchen Unterſuchung gemacht. Bekanntlich hat auch Macaulay einen ſehr leſenswerthen Eſſay über denſelben Abſchnitt der engliſchen Theater-Geſchichte geſchrieben, der in Deutſchland jedoch bisher nur wenig gekannt iſt. Wir glauben daher, etwas unſeren Leſern Neues mitzutheilen, wenn wir dem geiſtvollen franzöſiſchen Kritiker einige ſeiner graphiſchen Skizzen entlehnen.

Die Shakſpeare'ſche Bühne in ihren Ausläufern ging in der großen Revolution unter Karl I. zu Grunde; die Puritaner brauchten und duldeten kein Schauſpiel, das ihnen als eine gottesläſterliche Einrichtung erſchien; die Reſtauration aber mit ihrem Sprunge in das grade Gegentheil, in zügelloſe Sittenloſigkeit und Verwilderung, mit ihrer Empfänglichkeit für höfiſche Einflüſſe von Frankreich aus, wollte ſich mit einer Wiederaufnahme der abgeſprengten Traditionen nicht genügen laſſen; die Sitten hatten ſich ſeit Eliſabeth's Zeiten ſo ſehr geändert, daß man über etwas ganz Anderes lachen wollte, als über Shakſpeare's Clowns und ſonſtige luſtige Geſellen. Man trug bereits Perrücken und legte Schönpfläſterchen auf.

Die zügelloſe Sinnlichkeit, welche jetzt zur Herrſchaft kam, war nur die natürliche Folge des Zwanges, unter welchem ſie während der puritaniſchen Zeit geſtanden hatte. Hören wir eine Schilderung derſelben:

„Zum Uebermaß des Unheils hatte ſich der Fanatismus zur Staatseinrichtung gemacht. Der Sektirer hatte alle Abſtufungen der inneren Umwandlung feſtgeſtellt und die Hallucinationen in Theorie gebracht: er arbeitete mit Methode daran, die Vernunft auszutreiben, um die Extaſe auf den Thron zu ſetzen. Fox ſchrieb die Geſchichte dieſer Verzückung, Bunyan gab ihr Regeln, das Parlament ſtellte ſich als ihr Muſter dar; alle

* Das Armſündergewand für hinzurichtende Ketzer.

Digitized by Google

Kanzeln verherrlichten ihre Erſcheinung. Arbeiter, Soldaten, Frauen unterredeten ſich davon, vertieften ſich hinein, begeiſterten ſich durch die Einzelheiten ihrer Erfahrung und die Oeffentlichkeit ihrer Erregung. Ein neues Leben hatte ſich entfaltet, welches das alte vernichtete und ächtete.

Alle weltlichen Genüſſe waren unterdrückt, alle ſinnlichen Freuden verboten; der geiſtliche Menſch blieb allein ſtehen auf den Trümmern der Anderen, und das Herz, abgeſperrt in allen natürlichen Ausgängen, konnte nur noch nach der Seite ſeines düſteren Gottes hin blicken und aufathmen. Der Puritaner ſchritt langſam durch die Gaſſen, die Augen zum Himmel gerichtet, mit ſtarrem, gelben, hohlen Geſicht, geſchornem Haar, ſchwarz oder braun, ohne alle Verzierungen gekleidet und nur angethan, um ſeine Blöße zu decken. Der ganze Körper, das Aeußere, ſelbſt der Ton der Stimme ſollte den Stempel der Buße und der Gnade tragen. Der Puritaner ſprach in ſchleppenden Worten, mit feierlicher Betonung, mit einer Art Näſeln, um gewiſſermaßen die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und die Melodie der natürlichen Stimme zu zerſtören. Seine mit Bibel-Citaten geſpickten Unterhaltungen, ſein den Propheten nachgeahmter Stil, ſein und ſeiner Kinder altteſtamentlicher Name gaben Zeugniß, daß ſein Geiſt in der ſchrecklichen Welt der Propheten und Würgengel wohnte. Von Innen heraus hatte die Anſteckung das Aeußere ergriffen. Die Gewiſſensſcrupel hatten ſich in ſtaatliche Geſetze verwandelt. Die perſönliche Strenge war politiſche Tyrannei geworden. Der Puritaner hatte das Vergnügen wie einen Feind geächtet, ebenſowohl bei Andern, wie bei ſich ſelbſt. Das Parlament ließ die Spielhäuſer und Theater ſchließen und die Schauſpieler mit dem Beſen züchtigen; auf Gewohnheitsſchwüren ſtand Strafe; die Maibäume wurden umgehauen; die Bären, deren Kämpfe das Volk beluſtigten, getödtet; der Stuck puritaniſcher Maurer machte die Nacktheiten der Bildſäulen züchtig; poetiſche Feſtlichkeiten waren verboten. Bußen und Körperſtrafen waren ſelbſt auf das Spielen der Kinder geſetzt; „Tanzen, Glockenläuten, Ergötzlichkeiten, Schmauſereien, Balgen, Jagen," waren Uebungen und Vergnügungen, die den Sonntag entheiligen könnten. Die Verzierungen, Bilder und Statuen der Kirchen wurden verſtümmelt oder vernichtet. Das einzige Vergnügen, das man beibehielt und duldete, war das Genäſel der Pſalmen, die Erbauung durch ſehr lange Predigten, die Anſtiftung gehäſſiger Zänkereien, die wilde und düſtere Freude des Sieges über den Böſen, und der über ſeine Freunde verhängten Tyrannei. In Schottland, einem noch froſtigern und härterem Lande, übte die Unduldſamkeit, bis zur äußerſten Gränze der Wildheit und Quengelei vorgehend, die Oberaufſicht über das Privatleben und die innere Frömmigkeit jedes Familien-Mitgliedes, nahm den Katholiken die Kinder weg, verlangte Abſchwörung unter Strafe ewigen Gefängniſſes oder des Todes, führte die Hexen ſchaarenweiſe zum Scheiterhaufen. Es ſchien, als hätte ſich auf das menſchliche Daſein eine finſtere Wolke herabgeſenkt, die alles Licht wegnahm, alle Schönheit auslöſchte, alle Freude erſtickte und hier und da von Schwertblitzen und Fackelglühen durchzuckt wurde, bei denen man Geſtalten mürriſcher Despoten, kranker Sektirer und ſchweigſamer Dulder herumwanken ſähe.

Der König wieder eingeſetzt, hieß ſoviel, als die Erlöſung iſt gekommen. Wie ein geſtauter und angeſchwollener Fluß ſtürzte ſich der öffentliche Geiſt mit aller ſeiner natürlichen Wucht und Schwere in das Bett, das man ihm abgeſperrt hatte. Der Andrang riß die Dämme weg. Die Rückkehr zur Sinnlichkeit erſäufte die Moral. Die Tugend erſchien als eine Puritanerin. Pflichtgefühl und Fanatismus wurden in gemeinſamer Mißachtung miteinander verwechſelt. Bei dieſer großen Fluth ließ die mit der Ehrbarkeit fortgefegte Frömmigkeit den Menſchen wüſt und beſudelt zurück. Die höheren Theile ſeines Weſens verſchwanden; es blieb nur noch das Thier übrig, ohne Zügel und Zaum, von ſeinen Begierden mitten durch Gerechtigkeit und Scham hindurchgejagt."

Der Verfaſſer entrollt hierauf ein mit vielen Einzelheiten ausgeſtattetes und belebtes Gemälde dieſer Reſtauration, die an Roheit und Gemeinheit ſchwerlich ihres Gleichen in der Geſchichte hat. Die Skandal-Geſchichten, die berührt werden, tragen den Charakter des Cynismus und der Orgie und des Mangels an aller äußeren Verhüllung, welche wenigſtens das Anſtandsgefühl gebietet. Die Rache, die man an der geſtürzten Partei nahm, war brutal, roh und blutdürſtig; die galanten Abenteuer am Hofe, die Sittenloſigkeit des Adels ohne Scham und Verhüllung, der Cultus des Königthums, in welchen ſich die Kavaliere ſtürzten, fanatiſch albern bis zur größten denkbaren Gemeinheit.

Das erſte Literatur-Erzeugniß dieſer Periode war „Hudibras," ein Werk, das Butler, ſein bekannter Verfaſſer, drei Jahre nach der Rückkehr des Königs veröffentlichte. Es wurde mit unermeßlichem Jubel aufgenommen, und dieſer Beifall hat bis in unſere Zeiten nachgehalten, obgleich es ihn gar nicht verdient. Es enthält eine platte, geiſtloſe Perſifflage des Puritanismus; Don Quijote iſt hier in einen plumpen, dummen, äußerlich abſtoßenden, puritaniſchen Cavalier verwandelt. Nicht Cervantes, meint der franzöſiſche Beurtheiler, ſondern ſein ſchlechter Nachahmer Avellaneda iſt hier nachgeahmt. „Der kurze Knüttelvers trabt unabläſſig mit ſeinem hinkenden Tritte und klappert im Kothe, den er liebt, ebenſo ſchmutzig und platt, wie in der traveſtirten Aeneis. Die Schilderung von Hudibras und ſeinem Pferde dauert faſt einen ganzen Geſang durch; vierzig Verſe ſind auf die Beſchreibung ſeines Bartes verwendet, vierzig andere auf die Schilderung ſeiner Hoſen.

Endloſe ſcholaſtiſche Geſpräche, Disputationen von echt puritaniſcher Länge dehnen ihre Haiden und Dornwüſten über eine ganze Hälfte des Gedichtes aus. Keine Handlung, keine Natürlichkeit, überall ſatyriſcher Abortus und grobe Zerrbilder; keine Kunſt, kein Maß, kein Geſchmack; der puritaniſche Stil verwandelt in ein abgeſchmacktes Rothwelſch; die giftige Tücke durch Uebermaß ihr Ziel verfehlend und das Portrait entſtellend, das ſie zeichnen will."

Der Beifall erklärt ſich; es war eben Zeitgeſchmack, auf den Puritanern herum zu trampeln, und hierdurch auf plumpe Weiſe dem Hofe und was drum und dran hing, zu ſchmeicheln.

Das Muſter eines verlüderten Cavaliers, wie ſie in dieſen Zeiten den Ton angaben, wird weiterhin in dem Grafen Rocheſter gezeichnet, welcher Hofmann, Dichter und der Held der Zeit war. „Kneipen beſuchen, Frauen verſchaffen, ſchmutzige Lieder und zotenhafte Schmähſchriften ſchreiben, waren ſeine Vergnügungen; Fraubaſereien bei den Ehrenfräulein, Kräkeleien mit den Schriftſtellern, Grobheiten einkaſſiren und Stockſchläge austheilen ſeine Beſchäftigungen. Um den Galanten zu ſpielen, entführt er ſeine Frau, ehe er ſie heiratet. Um Skepticismus zu beweiſen, ſchlägt er endlich ein Duell aus, und erwirbt ſich den Namen eines Feiglings. Fünf Jahre lang kam er nicht aus der Betrunkenheit. Die innere Haſt, welcher ein edles Ziel fehlte, brachten ihn in Hanswurſt-Abenteuer. Einmal miethete er mit dem Herzoge von Buckingham auf der Straße nach Newmarket ein Wirthshaus, wurde Gaſtwirth, wobei er die Männer bewirthete, die Frauen verführte..... doch wir müſſen abbrechen, die jetzt folgenden Daten ſind abſcheulich; zur Lüderlichkeit kommt eine Herzloſigkeit, die Entſetzen erregt.

Ebenſo abſchreckend iſt die Schilderung, die von dem Leben des Königs entworfen wird. Man wundert ſich faſt, daß man derartige Gemeinheiten, die den roheſten Proletarier ſchänden würden, in gebildeter Sprache erzählen kann.

Der Philoſoph dieſes Zeitalters war Hobbes, ein echter Engländer, mit ſcharfem Sinn für das Subſtantielle und jener unerbittlichen, kühlen, ſtahlſcharfen Logik begabt, die wie eine Schneidemaſchine wirkt. Er brachte den Materialismus in's Syſtem.

„Aus Haß gegen die Puritaner führten die Höflinge das menſchliche Leben auf die thieriſche Luſt zurück, aus Haß gegen die Puritaner beſchränkte Hobbes die menſchliche Natur auf ihren thieriſchen Theil. Sie waren Atheiſten und Brutale in der Praxis; er war Atheiſt und brutal in der Speculation. Sie hatten den ſinnlichen Trieb und den Egoismus zur Mode gemacht; er ſchrieb die Philoſophie des Egoismus und des ſinnlichen Triebes. Sie hatten aus ihrem Herzen alle zarten und edlen Gefühle vertilgt; er vertilgte aus dem Herzen alle zarten und edlen Gefühle. Er brachte ihre Sitten in ein Syſtem, gab das Handbuch ihrer Lebensweiſe, und ſtellte im Voraus die Grundſätze auf, die ſie in Handlungen bethätigen ſollten. Ihm, wie ihnen zufolge, iſt „das höchſte Gut die Erhaltung des Leibes und der Glieder; das größte Uebel der Tod, namentlich unter Qualen. Die andern Güter und Uebel ſind nur Mittel zu dieſen. Jeder ſucht oder wünſcht nur das, was ihm angenehm iſt. Niemand giebt etwas weg, ohne einen perſönlichen Vortheil im Auge zu haben. — Warum ſind die Freundſchaften Güter? — Weil ſie nützlich ſind, weil die Freunde zum Schutze u. ſ. w. dienen. — Warum haben wir Mitleid mit dem Unglück Anderer? — Weil wir bedenken, daß uns ein ähnliches Unheil zuſtoßen könnte. — Warum iſt es ſchön, dem zu verzeihen, der um Verzeihung bittet? — Weil es ein Beweis von Selbſtvertrauen iſt. — Das iſt der Grund des menſchlichen Herzens. — Nun betrachte man, was unter dieſen vernichtenden Händen die koſtbarſten Blüthen werden. „Muſik, Malerei, Poeſie ſind angenehm als Nachahmungen, welche die Vergangenheit zurückrufen, weil, wenn die Vergangenheit gut war, ſie auch in der Nachahmung angenehm iſt, und weil, wenn ſie ſchlecht war, ſie in der Nachahmung angenehm iſt, als vergangen." — Auf dieſen groben Mechanismus führt er die ſchönen Künſte zurück. In ſeinen Augen ſteht auch die Philoſophie nicht höher. „Wenn die Weisheit nützlich iſt, ſo kommt dies daher, daß ſie irgend welchen Beiſtand leiht; wenn ſie an ſich wünſchens-

Digitized by Google

werth iſt, ſo kommt dies daher, weil ſie angenehm iſt.“ Die Wiſſenſchaft hat alſo keine Würde; ſie iſt ein Zeitvertreib oder eine Gehülfin, gerade ſo gut oder ſo ſchlecht, wie eine Hausmagd oder ein Hampelmann. Das Geld iſt nützlicher, alſo mehr werth. Deshalb iſt „derjenige, welcher weiſe iſt, nicht reich, wie die Stoiker ſagen; wohl aber der, welcher reich iſt, weiſe.“ Was die Religion betrifft, ſo iſt ſie nur „die Furcht vor einer vom Geiſte erzeugten oder durch öffentlich privilegirte Mährchen eingebildeten unſichtbaren Macht.“ — Naturrecht giebt es auch nicht. „Ehe ſich die Menſchen durch Verträge mit einander verbunden, hatte Jeder das Recht zu thun, was er wollte, gegen wen er wollte. „Keine natürliche Freundſchaft;“ die Menſchen verbanden ſich mit einander nur aus Intereſſe oder Eitelkeit, d. h. aus Eigenliebe, nicht aus Liebe zu den Andern. Der Urſprung großer dauernder Vereine iſt nicht gegenſeitiges Wohlwollen, ſondern gegenſeitige Furcht. „Im Naturzuſtande haben Alle mehr oder minder den Willen zu ſchaden.... Der Menſch iſt ein Wolf für den Menſchen.... Der Naturzuſtand iſt der Krieg und zwar der Krieg Aller gegen Alle, und dieſer Krieg iſt weſentlich ewig.“

In dieſer Philoſophie ſpiegelt ſich am Beſten die ganze Zeit ab.

„Als die vom Parlamente geſchloſſenen Theater wieder geöffnet wurden, wurde man bald gewahr, daß ſich der Geſchmack geändert hatte. Shirley, der letzte der großen Schule, ſchreibt nicht mehr, und ſtirbt. Waller, Buckingham, Dryden ſind genöthigt, die Stücke von Shakſpeare, Fletcher, Beaumont, umzuarbeiten, um ſie der Mode anzupaſſen. Pepys, der in den „Sommernachtstraum“ geht, erklärt, er werde niemals wieder hingehen; es ſei das abgeſchmackteſte und lächerlichſte Stück, das er in ſeinem Leben geſehen. Die Komödie geſtaltet ſich um, weil ſich das Publikum umgeſtaltet hat.

„Was für Menſchen waren doch jene Zuſchauer Shakſpeare's und Fletcher's! Was für jugendliche und prächtige Menſchen! In dem dunſtigen Saale, wo man Wachholderſproſſen verbrennen mußte, vor dieſer elenden, halb erhellten Scene, dieſem Wirthshaus-Aufputz, dieſen von Männern geſpielten Frauenrollen, überkam ſie die Illuſion. Sie kümmerten ſich faſt gar nicht um die Wahrſcheinlichkeit; man konnte ſie in einem Augenblicke in den Wald, dann auf's Meer führen, aus einem Himmelsſtriche in den andern, durch zwanzig Jahre, durch zehn Schlachten und endloſes Durcheinander von Abenteuern. Auch wollten ſie keineswegs beſtändig lachen; nach einem Poſſengelächter nahm die Komödie ihre ernſte oder zärtliche Mine an. Sie kamen weniger, um ſich zu erheitern, als um zu träumen. In dieſem ganz unabgenützten Herzen lag ſo zu ſagen ein Haufe von Leidenſchaften und Träumen, ſtummen Leidenſchaften und ausbrechenden Träumen, deren eingekerkerter Schwarm dumpf durcheinander ſummte, bis der Dichter kam und ihm die Neuheit und den Glanz des Himmels öffnete.....

„Lebemänner haben ihren Platz eingenommen. Sie ſind reich, ſie haben ſich möglichſt franzöſiſch abgeſchliffen, ſie haben der Scene bewegliche Couliſſen, Muſik, Licht, Wahrſcheinlichkeit, Bequemlichkeit, jede Art äußerer Behäbigkeit gegeben; aber das Gemüth fehlt ihnen. Man ſtelle ſich dieſe halbtrunkenen Gecken vor, die in der Liebe nur das Vergnügen, im Menſchen nur die Sinne ſehen: einen Rocheſter ſtatt eines Mercutio! Mit welchem Theile ſeiner Seele konnte er die Poeſie und Phantaſie erfaſſen? Die romantiſche Komödie liegt über ſeinem Geſichtskreiſe; er kann nur die wirkliche Welt erfaſſen, und in dieſer Welt wieder nur die greifbare und grobe Hülſe. Gebt ihm ein genaues Bild des gewöhnlichen Lebens, platte und wahrſcheinliche Ereigniſſe, die wörtliche Nachahmung deſſen, was er thut und was er iſt; verlegt den Ort der Handlung nach London in das laufende Jahr: bringt ſeine groben Reden, ſeine rohen Spöttereien, ſeine Unterhaltungen mit den Orangen-Händlern, ſeine Stelldichein im Park, ſeine franzöſiſchen Sprechverſuche auf die Bühne — Er möge ſich wieder erkennen, er möge die Leute und Manieren finden, die er eben in der Taverne oder im Vorzimmer verlaſſen hat; Theater und Gaſſe müſſen hübſch niedrig ſein. Die Komödie wird ihm dieſelben Vergnügungen bieten, wie das Leben, er wird ſich gleicherweis in Gemeinheit und Zote hinwälzen; um darin zu ſein, wird es weder Einbildungskraft noch Geiſt bedürfen; es wird ihm hinreichen, wenn er Augen und Erinnerungen hat. Dieſe genaue Nachahmung wird ihm zu gleicher Zeit Beluſtigung und Belehrung verſchaffen. Ueber die gemeinen Reden wird er aus Sympathie lachen, die unzüchtigen Bilder werden ihn durch Erinnerung ergötzen. Uebrigens trägt der Autor Sorge, ihm eine Fabel aufzutiſchen, die ihn munter macht. Gewöhnlich handelt es ſich um einen Vater oder Gatten, den man hintergeht. Die ſchönen Junkerchen ergreifen mit dem Autor die Partie des Liebhabers, intereſſiren ſich für ſeinen Erfolg, und verlaſſen ſich mit ihm auf das gute Glück. Dazu nehme man Frauen, welche man mißbraucht und die gemißbraucht ſein wollen. Dieſe Anreizungen, dieſes Mädchengethue, das Kreuz und Quer des Wechſels und der Ueberraſchungen, die Faſtnacht der Stelldichein und der Soupers, die Unverſchämtheit der Auftritte, die bis zur phyſiſchen Greifbarkeit geht, die zweideutigen Lieder, die zwiſchen den lebenden Bildern hin- und hergeſchleuderten Bullenbeißereien, dieſe ganze dargeſtellte Orgie trifft die Intriguenſucher an ihrer lebendigen Stelle. Dadurch daß er nur Laſter darſtellt, giebt er ihren Laſtern die Weihe. Die Schriftſteller ſtellen als Regel auf, daß alle Frauen gemeine Betteln, und alle Männer — Vieh ſind. Die Lüderlichkeit wird unter ihren Händen etwas Natürliches, ja noch mehr, eine Sache des guten Geſchmacks; ſie machen daraus Beruf. Rocheſter und Karl II. konnten aus dem Theater gehen, über ſich ſelbſt erbaut und überzeugt, wie ſie es waren, daß die Tugend nur die Fratze geſchickter Schurken iſt, die ſich theuer verkaufen wollen.“

Dryden, welcher mit unter den Erſten dieſen Weg betrat, betrat ihn nicht mit Entſchloſſenheit. Eine Art lichter Rauch aus dem früheren Zeitalter ſchwebt noch über ſeinem Theater. Seine reiche Einbildungskraft hält ihn halb zurück in der romantiſchen Komödie. Einmal macht er das Paradies von Milton, den Sturm und den Troilus von Shakſpeare zurecht; ein anderes Mal in der „Liebe im Kloſter,“ in der „Heirat nach der Mode,“ im „falſchen Aſtrologen“ ahmt er die ſpaniſchen Verwickelungen und Ueberraſchungen nach. Er hat bald glänzende Bilder und hohe Metaphern, wie die alten heimiſchen Dichter, bald geſuchte Figuren und zugeſpitzten Witz wie Calderon und Locke. Er miſcht Tragiſches und Komiſches, Thronenumſtürze und Sittenſchilderungen; aber bei dieſem ungeſchickten Kompromiſſe iſt der poetiſche Geiſt der alten Komödie verſchwunden; nur Kleid und Vergoldung iſt geblieben. Der neue Menſch zeigt ſich plump und unſittlich, mit ſeinem Lakaienſinn unter den Herrenkleidern um ſo auffälliger, als Dryden hierin ſeinem Talente entgegenwirkt, als er im Grunde ernſt und poetiſch iſt, als er der Mode und nicht ſeinem Gedanken folgt und den Lüderling nur aus Reflexion macht, um dem Geſchmacke des Tages zu huldigen. Seine Hanswurſterei iſt ungeſchickt dogmatiſch; ſeine Ruchloſigkeit ohne Schwung in gemachten Perioden.....

„Ich übergehe Mehrere: Crown, den Verfaſſer von Sir Courtly Nice; Shadwell, den Nachahmer von Ben Jonſon; Miſtreß Afra Behn, die ſich Aſträa nennen ließ, Spionin und Buhlerin, von der Regierung wie vom Publikum bezahlt. Etheredge iſt der erſte, der in ſeinem „Manne nach der Mode“ das Beiſpiel zur kopirenden Komödie giebt, und nur die Sitten ſeiner Umgebung ſchildert. Er war engliſcher Geſandter in Regensburg.

„Der Held dieſer ſchönen Welt aber war William Wycherley, der brutalſte aller Schriftſteller, die das Theater beſchmutzt haben. Während der Revolution nach Frankreich geſchickt, wurde er dort katholiſch, ſchwur nach ſeiner Rückkehr ab; dann zum Schluſſe, ſagt Pope, ſchwur er abermals ab. Er hatte bei Frau v. Montanſier die Kunſt gelernt, Handſchuhe und Perrücke gut zu tragen. Das genügte damals, um einen Gentleman zu machen. Dieſes Verdienſt und der Erfolg eines gemeinen Stückes, „Die Liebe im Buſch“ zogen die Augen der Herzogin von Cleveland, der Maitreſſe des Königs, auf ihn. Dieſe Frau, welche Seiltänzer aufgriff griff ihn eines ſchönen Tages mitten auf dem „Ring“ auf. Sie ſteckte den Kopf zur Sänfte heraus und ſchrie ihm öffentlich zu: „Herr, Sie ſind ein Lump, ein Schurke, ein .... ſohn.....“ Gerührt von dieſem Komplimente nahm er ihre Gönnerſchaft an, und erhielt ſo auch die des Königs. Er verlor ſie, heiratete eine Frau von ſchlechtem Wandel, ruinirte ſich, ſteckte ſieben Jahre im Schuldgefängniß, und verbrachte den Reſt ſeines Lebens in Geldverlegenheit, um den Verluſt ſeiner Jugend trauernd, ſein Gedächtniß verlierend und ſchlechte Verſe kritzelnd, die er von Pope mit aller Art Kribbeln der Eigenliebe korrigiren ließ, platte Zoten reimend, ſeinen abgenutzten Körper und ſein müdes Gehirn durch Miſanthropie und Lüderei hindurch ſchleppend, und die klägliche Rolle eines zahnloſen Lebemanns und eines Poſſenreißers mit weißen Haaren ſpielend. Elf Jahre vor ſeinem Tode hatte er ein junges Mädchen geheiratet, die ſich als eine Bübin herausſtellte. Er hörte auf, wie er angefangen hatte, mit Ungeſchicktheit und Ordnungswidrigkeit, ohne daß es ihm gelungen, weder glücklich, noch anſtändig zu ſein, nachdem er einen kräftigen Geiſt und ein wahres Talent nur zu ſeinem und anderer Unheil gemißbraucht hatte.

„Er war keineswegs zum Epikuräer geboren. Sein wahrhaft engliſcher, d. h. energiſcher und finſterer Seelengrund widerſtrebte der leichten und liebenswürdigen Gedankenloſigkeit, welche erlaubt, das Leben als eine Vergnügungsreiſe anzuſehen. Sein Stil iſt ausgearbeitet und peinlich; ſein Ton giftig und gallig; er fälſcht die Komödie oft, um zur gehäſſigen

Digitized by Google

Satyre zu gelangen. Anſtrengung und Heftigkeit drücken ſich in Allem aus, was er ſagt und ſagen läßt.

„Er iſt ein Hobbes, aber nicht nachdenklich und ruhig, wie der andere, ſondern thätig und aufgeregt, ein Mann, der nur Laſter im Menſchen ſieht, und ſich bis auf den Grund als Menſch fühlt. Das Einzige, was er zurückſtößt, iſt die Heuchelei; die einzige Pflicht, die er vorſchreibt, die Freimüthigkeit. Er will, die Andern ſollen ihre Laſter eingeſtehen, und macht mit dem Geſtändniſſe der Seinigen den Anfang. „Obſchon ich nicht zu lügen verſtehe, wie die Dichter," ſagt er, „ſo bin ich doch ebenſo eitel als ſie;" — dann, von ſeiner Dankbarkeit ſprechend: „Sehen Sie, gnädige Frau, die Dankbarkeit der Dichter, welche in gutem Engliſch nur Stolz und Ehrgeiz iſt." Bei ihm iſt keine Poeſie des Ausdrucks, keine ideale Auffaſſung, keine Begründung einer Moral, welche die Menſchen tröſten, erheben oder reinigen könnte. Er pfercht ſie ein in ihrer Verkehrtheit und ihrem Schmutz, und macht ſich bei ihnen heimiſch. Er zeigt ihnen die Nichtswürdigkeiten des Untergeſchoſſes, wo er ſie eingeſchloſſen; er will, ſie ſollen dieſen Schmutz einathmen; er drückt ſie in denſelben hinab, nicht um ihnen, wie bei einem zufälligen Hineinſtürzen, einen Ekel beizubringen, ſondern um ſie daran, wie an eine Alltagskoſt zu gewöhnen. Er nimmt ihnen die Vergoldungen und Zierraten, womit ſie ihren Zuſtand bedecken, oder ihre Zerrüttung regeln wollen. Es macht ihm Spaß, ſie zu geißeln; er gefällt ſich in dem Toſen der entfeſſelten Triebe; er liebt das gewaltſame Kehren des menſchlichen Durcheinanders, die Verwirrung der Nichtswürdigkeiten, die Härte der Mißhandlungen. Er entkleidet die Begehrlichkeiten, er läßt ſie in voller Ausführlichkeit ſich gehen; dann ſtößt er ſie widerwillig zurück, und gerade indem er ſie für ekelhaft erklärt, würzt er ſie. Was das Vergnügen betrifft, ſo nimmt man, was kommt. Die Trunkenbolde am Schlagbaume, welche man fragt, wie ſie ihren blauen Wein gern trinken können, antworten, daß er ebenſo gut beſoffen macht, wie ein anderer, und das nur darin das Vergnügen liege."

Nun folgt eine Analyſe des Stückes „Die Liebe im Buſch" — da ſie ſehr umfangreich und mit zahlreichen Citationen durchgeführt iſt, ſo wollen wir nicht darauf eingehen; ſo viel können wir ſagen, daß der Ton ſehr gemein iſt.

In der Zeit aber, wo jenes hölliſche Bacchanal in England ſeine Orgien feierte, ſaß ein alter, armer, blinder Mann in ſeiner Einſamkeit und beſang den Fall des Menſchengeſchlechts. Was muß der ſtrenge, ernſte Puritaner Milton empfunden haben, als er vernahm, wie jetzt die Welt nach dem Sturze der „Heiligen" ausſähe? Welcher Unmuth, welcher prophetiſche Unwille muß ſeine ſtarke Seele ergriffen haben? In ſeinem unſterblichen Gedichte hat er ihm deutliche Sprache verliehen; er hat dieſe Zeit Karl's II., dort wo er von dem Aufſtehen der vom Himmel geſtürzten Engel ſpricht, mit markigen, unverkennbaren Zügen geſchildert:

„Zuletzt kam Belial; kein anderer Geiſt,
Gleich unkeuſch und gleich roh, um für ſich ſelbſt
Unzucht zu lieben, fiel vom Himmel nieder.
Ihm ſtand kein Tempel, rauchte kein Altar;
Doch wer iſt häufiger grad', als er in Tempeln,
Und an Altären, wenn zum Atheiſten
Der Prieſter wird, wie Eli's Söhne einſt,
Die Gottes Haus mit Luſt und Frevel füllten?
An Höfen, in Paläſten herrſcht er auch,
Und luxusreichen Städten, wo Getös
Des Faſchings über höchſte Thürme ſteigt,
Und Schimpf und Schlägerei. Und wenn die Nacht
Die Straßen dunkelt, kommen Belial's Söhne
Hervor, von Frechheit dunſend und von Wein.

Frankreich.

Lord Byron in franzöſiſcher Ueberſetzung.

Wir haben eine franzöſiſche Ueberſetzung des „Childe Harold," von Lord Byron, mit gegenüber ſtehendem engliſchen Originale vor uns — eine nicht grade gewöhnliche Erſcheinung, die in mehr als Einer Beziehung unſere Aufmerkſamkeit verdient. Es bedarf nicht langer Prüfung, um zu ſehen, daß dieſe Ueberſetzung, annähernd im Versmaße des Originals und von dem Beſtreben nach der möglichſten Treue beſeelt, die Frucht einer Liebe und treuen Hingebung iſt, wie man ſie in Frankreich nicht gerade häufig finden dürfte. Wie wir aus dem Vorworte des ungenannten Herausgebers erſehen, iſt ihr Verfaſſer nicht mehr unter den Lebenden. Man lieſt es mit Bedauern; die Vorrede, welche der Verewigte zu ſeiner Arbeit geſchrieben hat, und welche ſich über das Leben und den Charakter Lord Byron's verbreitet, läßt ihn uns wegen ſeiner Milde und Unparteilichkeit lieb gewinnen, und wegen ſeines tiefen Eindringens in den Gegenſtand und ſeiner Menſchenkenntniß, achten und hochſchätzen. Die Auffaſſung von Byron's Charakter, wie wir ſie hier finden, iſt einigermaßen neu, frappirt aber durch ihre Einfachheit und ihren moraliſchen Ernſt, der, ohne ein liebloſes Verdammungsurtheil zu fällen, doch die Sache an der richtigen Stelle angreift. Wir laſſen den franzöſiſchen Beurtheiler ſelbſt ſprechen, ohne alle ſeine Anſichten zu theilen:

„Trotz Allem, was über Byron in Verſen und Proſa, Frankreich wie in England, geſchrieben worden iſt, ſcheint der Dichter für die Nachwelt bisjetzt ein Räthſel geblieben zu ſein, wie er es für ſeine Zeitgenoſſen und vielleicht für ſich ſelber war. Nie haben ſich ſo eigenthümliche Gegenſätze in derſelben Perſon zuſammengefunden. Seine mit jedem Augenblicke ſich ändernde Phyſiognomie war nur der Reflex ſeines beweglichen Geiſtes, bald voll Feuer und Luſtigkeit, bald verſenkt in die tiefſte Traurigkeit; jetzt der ganzen Welt den Fehdehandſchuh hinwerfend, und ſich dann im nächſten Augenblicke der geringſten Laune ſeines Freundes oder ſeiner Geliebten fügend.

„Es waren in ihm zwei Menſchen: der Eine bis in das Mark angeſteckt vom Zweifel und vom Spleen, welchen eine ſchlechte Erziehung und die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts erzeugt hatten; der Andere von dem natürlichen Drange eines edlen Herzens und eines großen Genies zu den Grundwahrheiten der ſocialen und religiöſen Ordnung hingezogen. Man ſucht das Geheimniß ſeiner Schwermuth; aber warum ſoll man es von anderen Zeugen erfragen, als von ihm ſelbſt? Es giebt ja keine Seele, die ſich aufrichtiger enthüllte und offener von Fluthen der Bitterkeit und der Thränen überſtrömte. Sein Unglück, ſeine Qual, ſeine unheilbare Traurigkeit — er ſagt es von vornherein und wiederholt es ohne Ende — iſt die Gewohnheit ſittlicher Zuchtloſigkeit, verbunden mit dem Gefühle des Schönen, der Liebe zum Guten und der Begeiſterung für die Tugend.

„Wenn man wiſſen will, in welchen Abgrund von Elend ein ſolcher Antagonismus des Geiſtes und der Sinnlichkeit eine edle Natur zu ſtürzen vermag, ſo braucht man nur den langen Schmerzensſchrei zu hören, den Childe Harold in allen Echo's ertönen läßt. Andere können leben und bis an's Ende in den Vergnügungen, in welche ſie eine ſchlechte Erziehung, die Hitze der Jugend und das Beiſpiel einer verdorbenen Geſellſchaft geworfen, ein verhältnißmäßiges Glück finden; er doch findet keinen Augenblick Ruhe, und er würde vor dem vergifteten Pfeile, den er der Wunde nicht entreißen kann, bis zur Hölle fliehen.

„Seine Unruhe und ſein Unglück ſind die eines Weſens, welches das Geſetz ſeiner Natur nicht erfüllt. Er leidet, weil er einen edlen Drang nach Oben und dabei rohe Triebe (lofty hopes and low desires), weil er nicht die Kraft, nicht den Glauben hat, welche allein die raſenden Leidenſchaften ſeiner Seele bändigen, und ihn in jenen reinen und ätheriſchen Regionen halten können, in denen er beſtändig ſchweben möchte. Er fröhnte ſeinen Leidenſchaften; aber er fröhnte, indem er über ſich ſelbſt ſeufzte. Die Geſchichte des Menſchen bietet überall ſolche innere Kämpfe; und ſchon der Heide ſagte: Video meliora, proboque, deteriora sequor. Byron führt dieſe Stelle ſelbſt in Bezug auf ſich an.

„Das, was Byron ſo ſchreckliche Qualen bereitet, hätte eine heidniſche Seele kaum gemerkt. Das Chriſtenthum iſt es, das dem Gewiſſen dieſe Zartheit gegeben und ihm alle dieſe Bedenken, dieſe Forderungen der Tugend enthüllt hat. Ein heidniſcher Byron war nicht möglich, und hat auch nie exiſtirt. . . . . .

„Eine chriſtliche Erziehung macht den Menſchen ſo vollkommen, als möglich, indem ſie ſeine Handlungen in Uebereinſtimmung ſetzt mit ſeinen Grundſätzen. In den modernen Geſellſchaften iſt der Menſch um ſo mehr werth, je chriſtlich religiöſer er erzogen worden und je treuer er im praktiſchen Leben die Früchte ſeiner Erziehung bewahrt hat. Alles Gute in denjenigen, welche nicht Chriſten ſind, oder nicht zu ſein glauben, kommt ihnen daher, daß ſie in Berührung geſtanden haben mit den chriſtlichen Einflüſſen, welche über unſerem ganzen ſocialen Leben ſchweben. Gemeine Naturen, denen die Strahlen einer höheren Exiſtenz nie geleuchtet haben, oder bei denen ſie erloſchen ſind, können leben, altern und ſterben im Laſter, in dem ſie nicht das Glück, aber ihren groben Trieben angemeſſene Genüſſe finden. Kinder der Finſterniß, verlangen ſie gar nicht das göttliche Licht, das ſie nie gekannt haben; aber höhere Naturen, welche mit edleren und fruchtbareren Regungen begabt ſind, und die dabei keine hinlänglich gut geleitete Erziehung empfangen, und keine ſtark genug gewurzelten Prinzipien erlangt haben, um Herr zu werden über das Feuer der Leidenſchaften und die Hitze der Jugend, ſind in dieſer Welt dem Un-

Digitized by Google

heil verfallen, und ihre Seele iſt nur ein Chaos von Kampf und Schmerz: Schmerz des Gewiſſens; endloſer Kampf zwiſchen Gut und Böſe; ein ſchrecklicher Kampf, eine furchtbare Pein, aber doch vorzuziehen dem Schlafe, in welchem gemeine Naturen hindämmern; denn er iſt ein Lebenszeichen, eine Hoffnung der Erhebung. Das iſt das Geheimniß Byron's.

„Zu behaupten, wie einige Schriftſteller gethan haben, daß die tiefe Melancholie, deren Spuren alle ſeine Gedichte mehr oder minder tragen, nur Affectation ſei, um beſtändig die Aufmerkſamkeit des Publikums zu erregen, heißt, ihn vollſtändig mißkennen.

„Mag das Bewußtſein des allgemeinen Intereſſes, welches ſeine Klagen erregten, mögen die Eigenliebe, das Bedürfniß der Sympathie, einer der Reize und eine der Schwächen ſeiner Natur dabei einigen Antheil — ſelbſt großen — haben, es iſt möglich; in Wirklichkeit aber waren dieſe Klagen doch nur das Echo ſeines Innern, ſeines Herzens, welches Reue über das Vergangene, ſeine Vereinſamung und die gegen ihn geſchleuderten wahren oder falſchen Beſchuldigungen zerfleiſchten. Seine Seele war ein Kampfplatz, auf dem das Gute und das Böſe, die Vernunft und die Leidenſchaft, der Glaube und der Zweifel ſich ohne Ende den Sieg ſtreitig machten. Dieſer Konflikt tritt in allen ſeinen Werken zu Tage, aber nirgends deutlicher, als in dem ſchönſten von allen, Childe Harold's Pilgerfahrt."

Die nun folgende Kritik der einzelnen Werke von dieſem Standpunkte aus iſt ſehr belehrend, namentlich die über Kain und Don Juan, Beides, die ſubjektivſten Sachen, die Byron geſchrieben hat, und in welchen er zwei Seiten des böſen Prinzipes, mit dem er kämpfte, offen herauskehrt — Kain iſt der Gotteshaſſer und Don Juan der Libertin, der ſich aus Verzweiflung in die Orgie ſtürzt. Don Juan giebt die leibhafte Abſchilderung des Seelenzuſtandes, in welchem Byron in einer der unglücklichſten Perioden ſeines Lebens in Venedig dieſes Gedicht verfaßte. Sein frühes Ende wird aus dem guten Prinzipe ſeines Geiſtes erklärlich — er ſuchte den Tod; er wollte mit Abſicht ſterben für die Sache, die er erwählt und glühend erfaßt hatte, um nach einem Leben, deſſen er ſich bis in den tiefſten Grund ſeiner Seele ſchämte, wenigſtens etwas Gutes, etwas Verdienſtliches für die Menſchheit zu thun.

Was nun die Ueberſetzung von Childe Harold's Pilgerfahrt betrifft, ſo iſt ſie ſchon als gewagter Verſuch intereſſant genug. Die franzöſiſche Sprache iſt von allen zahmen und wilden Sprachen vielleicht diejenige, die ſich für eigentliche Ueberſetzungen, und namentlich für Ueberſetzung poetiſcher Werke, am allerſprödeſten zeigt und vornehmlich deshalb, weil ſie Alles ſagen kann, das Feinſte, Geiſtreichſte, Subtilſte, aber nur nicht das Einfachſte, Geradeſte, nicht das, was ſonſt alle anderen Sprachen mit denſelben Worten ſagen.

Das Qu'est ce que c'est que ça? iſt die Signatur des franzöſiſchen Sprachgeiſtes; ſobald er einfach wird, verliert er die Phraſe, und hat er die Phraſe verloren, iſt's um den Stil geſchehen; er muß beim Ueberſetzen jeden fremden Gedanken auf eine decente Phraſe reduciren und ſo zu ſagen hineinſperren.

Der franzöſiſche Ueberſetzer hat viel gewagt; er hat im Ganzen das Originalversmaß beibehalten und aus Alexandrinern ottave rime gebildet, die ſich nicht ſchlecht leſen, — freilich iſt die Frage dabei, ob das delikate Ohr ſeiner Landsleute nicht das Unfranzöſiſche dieſer Verſe ſtrenger beurtheilen wird, als wir, die wir hier unparteiiſcher, aber auch fremder dabei ſtehen. Ein enormer Fleiß ſteckt in dieſer Arbeit, und will man gerecht ſein, ſo muß man zugeſtehen, daß in dieſem franzöſiſchen Childe Harold erreicht worden iſt, was ſich erreichen ließ: eine lesbare Paraphraſe, welche den poetiſchen Schönheiten des Originals immerhin nahe genug bleibt und derſelben nie ganz unwürdig wird; daß ſie dieſelben ganz erreichen ſollte, iſt nicht zu verlangen. Der markige, kurzgebundene Ton Byron's, die Ungenirtheit des Gedankens und ſeines Ausdrucks, welchen die Sprache Shakſpeare's erlaubt, iſt etwas, deſſen die höfiſch decente, umſchreibende, kokette Sprache Boileau's und Racine's ſich nicht vermeſſen darf.

Wir geben eine Probe:

Oh thou! in Hellas deem'd of heavenly birth,
Muse! form'd or fabled at the minstrels will!
Since shamed full oft by later lyres on earth,
Mine dares not call thee from thy sacred hill:
Yet there I've wander'd by thy vaunted rill;
Yes! sigh'd o'er Delphi's long deserted shrine,
Where, save that feeble fountain, all is still;
Nor mote my shell awake the weary Nine
To grace so plain a tale — this lowly lay of mine.

Toi que la Grèce admit parmi ses immortels,
Muse que du poëte enfanta le génie,
Tant de luths discordants ont flétri tes autels
Que je n'ose invoquer ta céleste harmonie!
J'ai parcouru le Pinde et l'antique Aonie;
J'ai vu Delphe et l'autel où nul ne vient prier,
Où murmure et se plaint ta source qu'on oublie;
Et je me garderai, Muse, de t'éveiller
Pour les humbles accords que je vais essayer.

Die Kritiker der ſtrengen Obſervanz in der Poeſie — und dieſe iſt in Frankreich ſtets die orthodoxe — dürften an dieſen Verſen ebenſo viel auszuſetzen finden, als diejenigen, welche von einem andern Standpunkte aus die richtige Wiedergebung des Gedankens verlangen. Kann man ſagen in dieſem Sinne immortels ſtatt dieux oder divinités? iſt das engliſche: Muse! form'd or fabled at the minstrel's will (philologiſch einigermaßen dunkel) nicht in einer bannalen Phraſe ertränkt?

Doch ſehen wir uns das berühmte Abſchiedslied an:

Adieu, adieu! my native shore
Fades o'er the waters blue;
The night-winds sigh, the breakers roar,
And shrieks the wild sea-mew.
Yon sun that sets upon the sea
We follow in his flight;
Farewell awhile to him and thee,
My native land — Good Night!

A few short hours and he will rise
To give the morrow birth;
And I shall hail the main and skies,
But not my mother earth.
Deserted is my own good hall,
Its hearth is desolate;
Wild weads are gathering on the wall:
My dog howls at the gate.

Adieu donc!... mon natal rivage
Fuit sur l'azur des flots luisants;
L'alcyon mêle un cri sauvage
Au bruit des vents et des brisants.
Adieu soleil qui, dans ta fuite,
Sur l'Océan sembles t'asseoir,
Adieu! tous les deux je vous quitte:
O mon pays natal!... Bonsoir!

Soleil, à tes rayons le monde
Devra demain un nouveau jour;
Je saluerai le ciel et l'onde,
Mais non plus mon natal séjour.
Desert est mon château superbe;
A mon foyer plus d'entretien;
Sur mes vieux murs va croitre l'herbe;
A ma porte hurle mon chien.

Italien.

Neapel unter Victor Emanuel.

III.

Die Preſſe und die Einheit Italiens.

Wie das religiöſe Bekenntniß, ſo iſt auch die Preſſe vollkommen frei. Eine neue Erſcheinung in dem Lande, das ſo lange unter dem Joche eines Ferdinand II. gekrümmt war; Ferdinand's, der im guten Glauben ſagte: „die Buchdruckerei iſt eine Erfindung des Teufels!" Zu ſeinen Zeiten exiſtirte nur ein einziges Tageblatt: „Il giornale uffiziale del regno delle due Sicilie." Von der Art, wie darin politiſche Fragen behandelt wurden, nur Eine Probe: Ueber die Kriegsereigniſſe in der Krim blieb es ſtumm, weil — der neapolitaniſche Hof ſich neutral verhalte. In den letzten Jahren ſeiner Regierung erſchien mit ſeiner Bewilligung ein neues Journal: Viride (der Regenbogen), verblich aber eines ſchnellen Todes; denn es wurde bald unterdrückt, weil es ſich erlaubt hatte, zu meinen, Oeſterreich müſſe ſich doch ſehr ohnmächtig fühlen, da es den Züricher Vertrag unterzeichnet hat.

Die nun befreite Preſſe iſt zwar nicht durch zahlreiche, aber doch ge-

Digitized by Google

wichtige Organe vertreten; wir nennen zuerſt: Il giornale di Napoli, die offizielle Zeitung, die die Regierungsakte in die Oeffentlichkeit bringt; dann die offiziöſe La patria, die, konſervativ und miniſteriell, die öffentliche Meinung für die im Prinzip beſchloſſene Regierungsakte günſtig zu ſtimmen ſucht. Das wichtigſte und beſtredigirte Blatt iſt: Il pungolo (der Sporn), in der verhältnißmäßig beträchtlichen Auflage von mehr denn 10,000 Exemplaren; es iſt dem gegenwärtigen Regime aufrichtig ergeben; ohne in planmäßige Oppoſition auszuarten, bewahrt es dennoch eine feſte Unabhängigkeit, die ihm geſtattet, der Regierung oft heilſame Winke zu geben. Die Meinung der Gebildeten nach ihren verſchiedenſten Schattirungen findet darin ihren Ausdruck. Il Nomado, l'Omnibus, il Paese, dem parlamentariſchen Syſtem ergeben, ſtimmen im Allgemeinen mit dem Gang des Turiner Kabinets und machen nur in den Fragen Oppoſition, die das örtliche Intereſſe der neapolitaniſchen Provinzen betreffen. Il Popolo d'Italia vertritt die ſogenannte Actionspartei, das ſeine Inſpirationen von Mazzini empfangen ſoll. Du Camp aber meint, man thue Mazzini Unrecht, ihn für alle Ueberſchwänglichkeiten auf der Halbinſel verantwortlich zu machen; es ſei falſch, jeden Menſchen, der's nicht entweder mit Victor Emanuel oder mit Franz II. halte, für einen Mazziniſten zu erklären. Ungeduldige giebt es in jedem ſich neugeſtaltenden Gemeinweſen, und die Publiziſten des Popolo d'Italia haben bis jetzt auch nur ihre Ungeduld ausgeſprochen. — Die Reaction benutzt, ebenfalls als ihr unbeſtrittenes Recht, die Preßfreiheit auf's beſte, dem neuen Regime lebhaft zu opponiren. Ihr Hauptblatt, la Settimana, das nur auf eigne Hülfsquellen angewieſen war, ging bald ein; la Stella del Sud, il Cattolico, il Difensore, il Veridico, lauter Anhänger des Königthums von Gottes Gnaden, erſcheinen ruckweiſe, je nachdem die Bedürfniſſe ihrer Sache es verlangen, und je nach der zufälligen Unterſtützung, die ihnen gewährt wird. — La Colonna di fuoco wird ausſchließlich von liberalen Prieſtern redigirt; es trägt das Gepräge der Schwankungen, woran ſeine Redactoren leiden, denn mit den Lehren des feurigſten Liberalismus miſchen ſich reactionäre Ideen vom reinſten Waſſer. Im Ganzen ſtrebt es nach religiöſer Reform und möchte eine rein italiäniſche, von Rom völlig abgelöſte Nationalkirche gründen. — Außer dieſen beſprechenswerthen Blättern tauchen unaufhörlich neue auf, die, wie der Kürbis des Propheten, Einen Tag blühen, um über Nacht zu ſterben; was bei einer Preſſe, die weder Stempel, noch Caution, noch vorgängige obrigkeitliche Bewilligung kennt, ſehr natürlich erſcheint. Jemand hat Etwas auf dem Herzen, glaubt, es den Leuten ſagen zu müſſen, gründet eine Zeitung, druckt die erſte Nummer, verkauft ſie auf dem Wege der Colportage und damit hat's ein Ende.

In Summa, die Regierung Victor Emanuel's ſiehet ſich nur von zwei Parteien umwogt: von der Reaction und der Action. Die Frage iſt nun: hat das Turiner Kabinet, außer den Schwierigkeiten, die ſie ihm durch die Briganten und durch falſche Gerüchte in den Weg ſchiebt, viel von dieſer Partei, die ſich die Bourboniſche nennt, zu beſorgen? Nein, kann man entſchieden antworten; ja, man darf mit Sicherheit behaupten, daß dieſe Partei, die ſich die Bourboniſche nennt, eine Reſtauration wie das Feuer fürchtet. Ueberhaupt iſt ſie mit ſich in Widerſpruch: ſie trägt ihre Klagen zur Schau, weiß aber nicht, wohin ſie ihre Hoffnungen richten ſoll; ſie kritiſirt die Piemonteſen, beleuchtet deren Mißgriffe und Ungeſchicktheiten, zittert aber vor dem bloßen Gedanken, daß Franz II. zurückkehren könnte; denn ſie weiß, daß grauſame Rachethaten in ſeinem Gefolge einziehen würden; die blutgetränkten Jahre 1815 und 1848 haben unauslöſchliche Erinnerungen hinter ſich gelaſſen. Sie weiß ohnedies, was General Clary im Sinne des gefallenen Königs, in ſeinen Inſtructionen an Berges geſagt hat: „Er ſoll Sorge tragen, daß Keiner von den alten Offizieren angeſtellt werde..... Der General Berges wird ſich von Generalen und Offizieren überlaufen ſehn, die Dienſt ſuchen; er ſoll ſie Alle abweiſen.“ Das Mißtrauen iſt gegenſeitig: Franz will ebenſo wenig von ſeinen Anhängern, wie ſie von ihm Etwas wiſſen. Was begehrt denn die Reactionspartei? Das iſt ſchwer zu erklären. Nur als Vermuthung iſt anzunehmen, daß ſie ſich begnügen würde, wenn Victor Emanuel ſich durch einen Vicekönig vertreten ließe, der zu Neapel Hof hielte. Hier könnte die alte Ariſtokratie — ſie bildet den Kern der Partei — ihre frühere Rolle wieder aufnehmen und die Bedeutung, um die ſie das neue Regime gebracht, wieder gewinnen. Denn die neapolitaniſche Ariſtokratie iſt — ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet — um kein Haar verſchieden von den meiſten Ariſtokratien Europa's: mit unverrücktem Blick auf eine Vergangenheit, die nimmer wiederkehren kann, ſchließt ſie ſich von der Gegenwart mit ihrer Bewegung der neuen Ideen ab und es giebt für ſie einſtweilen, bis auf beſſere Zeiten, keine andre mögliche Exiſtenz, als in der Atmoſphäre des höhern Bediententhums bei Hofe.

Die ohne ſie zählige Actionspartei dagegen, hat an der neuen Regierung nur die, nach ihrer Meinung, allzugroße Langſamkeit in der römiſchen und venetianiſchen Frage auszuſetzen; ſonſt ſtimmt ſie mit ihr völlig überein und würde ſich ihr ohne Rückhalt anſchließen, wenn es die Reactionspartei wagte, den Beſtand der italiäniſchen Einheit oder parlamentiſchen Verfaſſung unmittelbar anzutaſten.* — Was endlich den Muratismus betrifft, ſo denkt kein Menſch in Neapel an ihn; höchſtens lacht man darüber, wie über einen Scherz.

Die ſtärkſte und gedrungenſte, die andern beiden an Zahl wie an Intelligenz überragende Partei iſt diejenige, deren Loſung lautet: Italien mit Victor Emanuel! Von der glühenden Begeiſterung dieſer Männer für die Sache Victor Emanuel's, d. h. für die Sache Geſammt-Italiens, des gemeinſamen Vaterlands, der eignen Wiedergeburt — davon kann man ſich nur dann eine Vorſtellung machen, wenn man weiß, unter welchem eiſernen Joche ſie zu den Zeiten der Bourbonen geſeufzt haben. In einer von Rotron, einem Konſulats-Agenten zu Chieti an den franzöſiſchen General-Konſul zu Neapel gerichteten Zuſchrift, d. d. 16. Sept. 1861, heißt es unter Anderm: „Die heutigen Vorgänge ſind eine nothwendige Folge des entſittlichenden Syſtems, das Ferdinand II. zwölf Jahre mit unausgeſetzter Beharrlichkeit durchgeführt hat. Seit 1848 behielt er das Ziel unverrückt im Auge, das Wiedererwachen des Verfaſſungslebens durch vollſtändige Knechtung der Mittelklaſſe unmöglich zu machen. Die berechnete Mißachtung des Bürgerthums, die von oben begünſtigte und ermunterte Zügelloſigkeit des Pöbels, ſollte in jenem alles Vertrauen, alle Kraft, alles Selbſtbewußtſein ertödten.... Jeder war in ſeine Oertlichkeit ohne Erbarmen eingepfercht. Nur mit unſäglicher Mühe geſtattete man den polizeilich unbeſcholtenſten Perſonen nach dem Hauptort der Provinz zu reiſen. Das Auslegen ſelbſt der offiziellen Zeitung in den Kaffehäuſern war unterſagt. Man unterſagte den Familien-Vätern, ihre Kinder zur Ausbildung nach größern Städten zu ſchicken. Die Familien mieden einander, um nicht den Verdacht der argwöhniſchen Polizei zu erwecken. Die leichteſten Vergehungen wurden bei den Bürgern als Verbrechen beſtraft; die perſönliche Freiheit war unausgeſetzt bedroht.“

Dieſe quäleriſche, lebenverbitternde Tyrannei, der Polizei und Geiſtlichkeit im Bunde getreulich als Werkzeuge und Handlanger fröhnten, hatte lange auf dem unglücklichen Lande bleiſchwer gelegen: da kam das Statut und brachte Freiheit des Gewiſſens, der Preſſe, des Handels, des Unterrichts, kurz all' die Wohlthaten, die natürlich aus einem verfaſſungsmäßigen Rechtszuſtande quellen; iſt es da zu verwundern, daß der edlere, aufgeklärte Theil der Nation dem Könige Victor Emanuel freudig zujauchzte und ſich vollen Herzens dem Syſteme anſchloß, das er vertrat, und ſo loyal, wie thatkräftig in's Werk ſetzte?

Soll aber damit geſagt ſein, daß der Gedanke, ganz Italien unter dem Scepter Victor Emanuel's zu vereinigen, alt ſei? Keineswegs; die Idee iſt vielmehr ganz jung, allein durch die Erfahrung ſchon ſo gereift und erſtarkt, daß man ihr vorausſagen kann, ſie werde ihren Weg machen. Sie iſt geboren aus der Einheitsidee, die, älter als Dante, in Pio nono 1847 ihre Verkörperung und ihren Vertreter gefunden zu haben glaubte. Alle Denker Italiens — und ihre Zahl iſt nicht klein, denn je unterdrückter der Gedanke, deſto intenſer wird er — hatten gehofft, der Papſt werde das Programm des Primats Gioberti's in Ausführung bringen. Daraus entſprang damals die gewaltige katholiſch-italiäniſche Bewegung, die weſentlich nichts anderes war, als eine politiſche, ein Ausbruch der Freiheitsbeſtrebungen, die in allen Herzen gährten. Aber leider, die Hoffnungen, 1847 ſo lebendig erblühend, verblichen 1848, und wurden ſeit 1849 feindſelig niedergetreten. Man gewahrte mit Verzweifelung und Groll im Herzen, daß das Unverträgliche ſich nicht verſöhnen läßt; daß Pius IX. durch die Logik der Thatſachen, bevor er italiäniſcher Fürſt ſein konnte, Papſt war und ſein mußte. Ganz Italien nun, welfiſch geworden, wollte um keinen Preis wieder gibelliniſch werden. Da es in Beiden, in dem Pontifex-König, wie in dem öſterreichiſchen Kaiſer, ſeine Feinde ſah, wurde es italiäniſch und entſchloß ſich, es ſelber zu ſein, trotz der furchtbaren Gegner, die es mit dem eiſernen Doppelarm, der Religion und der Waffengewalt, umfaßten. Da richtet es den Blick nach Piemont, wo die Freiheit im Schatten des geachteten Statuts blühete; da erinnerte es ſich Karl Albert's, des italiäniſchen Kämpen, der gegen Oeſterreich in

* Die neueſten Ereigniſſe in dem Süden haben die Vorausſagung Du Camp's vollkommen gerechtfertigt: „Es ſteht zu vermuthen,“ bemerkt er hier, „daß Garibaldi für ſeine ungeſtüme und gefährliche Politik nur geringe Sympathie finden werde; das Volk würde nur zu bald begreifen, daß die von ſeinem frühern Befreier wachgerufene Bewegung nicht nur unzeitig, ſondern auch ſtrafbar ſei; denn ſie lähmt die Regierung in ihrem geregelten Gang und bietet dem wühlenden Abſolutismus einen mächtigen Hebel für ſeine Pläne.“ D. R.

Digitized by Google

die Schranken getreten und als Märtyrer des Vaterlands auf dem Wahlplatz von Novara unterlegen war; da erſchien Victor Emanuel als Erbe der Traditionen ſeines Hauſes auf der Bühne, und die Herzen begannen freudig zu ſchlagen, als Cavour von der Tribüne ſeine Hoffnungen erweckende Stimme hören ließ. Der Krieg entbrannte 1859, und führte der Krieg auch nicht alle Ergebniſſe herbei, die man zu erwarten berechtigt war, ſo ſtand doch von Stund an das Bewußtſein feſt, daß man die Einheit wolle, und daß ſie früher oder ſpäter eine Wahrheit werden müſſe. — Jetzt iſt ſie auf dem Wege des vollen Gedeihens.

Nichts deſtoweniger hat die Turiner Regierung noch Hinderniſſe die Menge zu überwinden. Das Geſchlecht der Unzufriedenen wuchert überall und um ſo üppiger in Neapel. Bei den allgemeinen Fragen allerdings murren ſie gegen den Vatican. Wo ſie aber beſondere und örtliche Intereſſen berühren, da nehmen ſie keinen Anſtand, das Turiner Kabinet ohne Rückhalt anzuklagen. Die Adminiſtration hat viele Beamte der höhern Klaſſe ausgemerzt, die ſich nach den Fleiſchtöpfen des alten Regime's ſehnten, wir meinen die Nebenverdienſte, die die frühere Mißverwaltung reichlich genug abwarf. — Die Unterbeamten, die man faſt alle beibehielt, werden ſorgfältig überwacht; man ſucht ſie an die früher oft genug vermißte Rechtlichkeit zu gewöhnen und den ſchmählichen Mißbrauch der bottiglia (Trinkgeld), deren ſich ſelbſt die Abtheilungs-Directoren nicht entblödeten, zu unterdrücken. Das muß freilich böſes Blut machen.

Auch die Einführung des piemonteſiſchen Kodex an die Stelle des neapolitaniſchen, erſcheint auf den erſten Blick als keine glückliche Maßregel. Die zum Theil dem Code Napoléon entlehnten, durch die Erfahrung verbeſſerten Geſetze, wie ſie Joſeph und Murat eingeführt hatten, waren, ſelbſt nach dem Urtheil franzöſiſcher Rechtsgelehrten ganz vortrefflich; unter den Bourbonen fehlt ihnen nur die Anwendung, da ſie der Despotismus oft genug verletzte. Bedenkt man nun, daß Neapel vorzugsweiſe die Heimat der Juriſten iſt, ſo erklärt ſich's leicht, daß ſie mit Verdruß den neuen Kodex aufnahmen, den ſie als barbariſch bezeichneten; da nicht zu leugnen, daß das piemonteſiſche Strafverfahren härter iſt als das franzöſiſche. — Aber iſt denn die Einführung eine endgiltige? Keineswegs; ſie iſt weſentlich eine proviſoriſche und kann nur eine ſolche ſein. Das Turiner Parlament, wenn es erſt mehr eingeweihet in das parlamentariſche Leben, mehr Herr ſeiner ſelbſt ſein, ſich mehr mit Fragen von allgemeinem Intereſſe, als mit Perſönlichkeiten beſchäftigen wird; dann muß und wird es an das Werk gehn, das des Schweißes der edelſten Köpfe werth iſt: alle örtlichen Geſetze Italiens zu prüfen, die Geſetze der gebildetſten und erfahrungsreichſten Völker zu Rathe zu ziehen; dann wird ein Kodex zu Stande kommen und in Geſammt-Italien Geltung haben, der alle aufgehobenen übertrifft.

Es iſt ferner dem Turiner Kabinet vorgeworfen worden, daß es zu überſtürzend gehandelt, wodurch das Einigungswerk mehr das Anſehn einer Annexion, als einer Verſchmelzung angenommen habe. Man bedenkt aber nicht, welchen diplomatiſchen Schwierigkeiten gegenüber es ſich geſtellt ſah. Die auswärtigen Regierungen warfen ihm mit anſcheinendem Recht ein: „Wir glauben nicht an eure Einheit Italiens; denn die früheren Einzelſtaaten der Halbinſel, obgleich anſcheinend unter Victor Emanuel's Scepter vereint, bewahren nach wie vor ihre beſondern Geſetze und Gewohnheiten und bilden ſo mehr eine Staatengruppe, als einen einigen, gegliederten Staatskörper, wie Ihr uns glauben machen wollt." — Was konnte nun das Turiner Kabinet, um dieſem Einwurfe zu begegnen, Weiſeres thun, als das Unificirungswerk zu beſchleunigen, indem es allen Provinzen, die dem Könige Victor Emanuel ihre Unterwerfung und Ergebenheit entgegen brachten, eine gleichförmige Verwaltung gab; eine Verwaltung, wie ſie in ſeinen Händen ſeit Jahren als vortrefflich ſich bewährt hatte. Alle weitern, vernünftiger Weiſe gewünſchten und erſtrebten Verbeſſerungen werden durch die nöthigende Logik der von dem Statut verbürgten verfaſſungsmäßigen Freiheit nach und nach an die Reihe der Verwirklichung kommen. Alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe werden und müſſen weichen vor der Allgewalt der Einheits-Idee, wie ſie in der intelligenten, freiheitliebenden, hingebenden Mittelklaſſe lebt.

Ja, Italien wird einig, wenn es, im Bewußtſein ſeiner Freiheit, den ſchlimmen Eingebungen, von welcher Seite ſie auch kommen, wacker Stand hält und unbeirrt auf ſein Ziel zuſchreitet, wie es einem großen Volke geziemt, das ſich auf ſein Recht ſtützt.

Italien in geographiſchen Lebensbildern.*

Der Herausgeber des unter vorſtehendem Titel erſchienenen Werkes, eines Bandes von 760 Seiten in Lexikon-Oktav, hat ſich bereits durch ein „Handbuch der Erdbeſchreibung und Staatenkunde" bekannt gemacht, dem die gegenwärtige Arbeit, gewiſſermaßen wie der Grammatik die Chreſtomathie, als praktiſche Erläuterung dienen ſoll. In der That bildet dieſes Buch eine Chreſtomathie der geographiſchen Beſchreibung Italiens, wie es dergleichen Muſter-Sammlungen längſt von der Sprache und der Literatur des Landes giebt. Nicht weniger, als achtzig Schriftſteller der verſchiedenſten wiſſenſchaftlichen und politiſchen Schattirung, von den Dunkelmännern und Reactionairen Heinrich Leo und Karl Witte in Halle bis zu den Lichtfreunden und Demokraten Adolph Stahr und G. Raſch in Berlin, ſind zu dieſem Buche durch Auszüge aus ihren Schriften über Italien herangezogen worden, und wir müſſen dem Herausgeber zugeſtehen, daß er es durch geſchickte Auswahl und Zuſammenſtellung verſtanden hat, dieſe disjecta membra zu einem einheitlichen, künſtleriſchen Ganzen zu verbinden.

Sieben Säle, in welchen zuſammen nicht weniger als zweihundert und funfzig Bilder, zum Theil von großen Meiſtern, zum Theil aber auch von ſeltſamen Käuzen, aufgehängt ſind, bilden dieſe italiäniſche Gallerie. Es tragen dieſe ſieben Säle folgende Ueberſchriften: 1) Land und Leute; 2) Venetianiſche Bilder und Vignetten; 3) Bilder an und aus dem Golf von Genua; 4) Bilder und Vignetten aus Toscana; 5) Bilder aus Rom und dem römiſchen Gebiet; 6) Unteritaliäniſche Bilder vom Golf von Neapel; 7) Sicilien. Es iſt kaum irgend ein namhafter deutſcher Schilderer Italiens, von Goethe und Winckelmann bis auf Gregorovius und Paſſarge, in dieſer Bildergallerie übergangen. Ihre Schildereien ſind darin ſo in das rechte Licht geſtellt und in ſo wohlberechnete Nachbarſchaft gebracht, daß ſie ſich gegenſeitig heben und keines darunter verliert. Ja, wir ſind überzeugt, daß die noch lebenden Autoren dieſer Idee des Herrn Robert Schneider ihren vollen Beifall ſchenken und daß diejenigen, die er übergangen, ihm darob nicht wenig grollen, denn es iſt ihren Büchern dadurch ein Mittel größerer Bekanntwerdung und vollgültiger Empfehlung entzogen. Nicht wenig erſtaunt ſind wir darum auch, zu hören, daß einzelne Verleger von Büchern über Italien, die in dieſem Buche benutzt und empfohlen ſind, ſtatt dem Herausgeber dafür dankbar zu ſein, ihn des Nachdrucks anklagen, deſſen er ſich aber ebenſo wenig ſchuldig gemacht, als etwa wir, wenn wir in dieſem „Magazin" Auszüge und Zuſammenſtellungen aus deutſchen oder ausländiſchen Büchern liefern, um die Literatur und Kultur der Zeit daran anſchaulich zu machen.

Weit eher würde eine Blumenleſe deutſcher Dichter und Proſaiſten, wie deren faſt in jedem Jahre, bald in der Form von Taſchenbüchern und bald in der von Lehrbüchern erſcheinen, als Nachdruck zu bezeichnen ſein, als dieſe mit großer Mühe und genauer Kenntniß des italiäniſchen Landes und Lebens zuſammengeſtellten und kritiſch geſichteten, geographiſchen Bilder aus mehr als achtzig verſchiedenen Schriftſtellern, unter denen ſich auch manche Ausländer, wie J. F. Schouw, Leonardo Vigo, Hugi u. A. befinden.

Der Geſetzgeber hat die Zuſammenſtellung von Anthologieen und Chreſtomathieen ausdrücklich geſtattet. Nun wird freilich, unter Hinweiſung auf das Nachdrucks-Geſetz, von einigen Seiten betont, daß der Umfang der geſtatteten Auszüge ein gewiſſes Maß nicht überſchreiten dürfe. Allerdings darf der Auszug nicht ſo vollſtändig ſein, daß er für ſich ſelbſt wieder ein ganzes, an und für ſich Beſtehendes bildet. So dürfte z. B. aus den geſammelten Luſtſpielen von R. Benedix nicht ein einzelnes Stück und wäre es noch ſo klein, in eine Blumenleſe deutſcher Dramen, ohne Erlaubniß des Autors und Verlegers, aufgenommen werden. Wenn jedoch, wie in dem vorliegenden Buche über Italien, jedes benutzte Bruchſtück eines zweiten Werkes — und überſchritte es auch einen gewiſſen Umfang — eben nur ein Bruchſtück iſt, das erſt durch ſeine Zuſammenfügung mit dritten, vierten, ja mit 250 anderen Bruchſtücken von mehr als achtzig verſchiedenen Autoren ein moſaikartiges, kunſtreiches Ganzes wird, ſo iſt, wie uns ſcheint, die Klage über Geſetzes-Verletzung vollkommen hinfällig.

Im §. 4 des preußiſchen Geſetzes vom 11. Juni 1830 heißt es ausdrücklich: „Als Nachdruck iſt nicht anzuſehen: ....„2) die Aufnahme einzelner Aufſätze, Gedichte u. ſ. w. in kritiſche und literarhiſtoriſche Werke und in Sammlungen zum Schulgebrauche." Der „literariſche Sachverſtändigen-Verein" in Berlin hat ſich in einer kürzlich

---

* Aus dem Munde der Reiſenden geſammelt und zuſammengeſtellt von Dr. K. F. Robert Schneider. Mit 14 Illuſtrationen. Glogau, C. Flemming, 1862.

Digitized by Google

publizirten Sammlung ſeiner Gutachten* folgendermaßen über die Begriffsbeſtimmung der geiſtigen und der blos mechaniſchen Arbeit in ſolchen Sammlungen oder Compilationen ausgeſprochen: „Wer das vorgefundene Material nach einem eigenen Syſteme, oder doch nach einem klar erkannten, gleichmäßig durchgeführten Plane in Materie und Form ſelbſtthätig verarbeitet; wer dabei eigenes Urtheil und Sachkenntniß zeigt, der darf nicht mit dem zuſammenſtoppelnden Lohnarbeiter verwechſelt werden, welcher, ohne eigenen Geiſt und ohne ſelbſtändige Behandlung, ſein Material ganz ſo, wie es vorliegt, oder vielleicht nur mit unweſentlichen, zur Verſteckung des Plagiats gemachten Abänderungen des Ausdruckes aufnimmt und mechaniſch in das vorgezeichnete Fachwerk oder in die alphabetiſche Folge einordnet."

Der Herausg. ſelbſt ſpricht ſich über ſein Verfahren folgendermaßen aus: ...„Zwei Wege ſind dabei (bei einer allſeitigen Darſtellung des Völkerlebens) zu betreten: das Nebeneinanderſtellen der Einzelnbilder in einen gemeinſamen Rahmen mit den Worten der Reiſenden, oder das Verarbeiten derſelben zu einem Geſammtbilde durch die Hand und Feder des Bearbeiters. Der Herausgeber hat unter den langjährigen Vorarbeiten zu ſeinem „Handbuch der Erdbeſchreibung und Staatenkunde" und bei ſeinem fortgeſetzten Arbeiten zur Vorbereitung einer neuen Ausgabe deſſelben, ſich fleißig mit dem Schatze älterer und neueſter Reiſebeſchreibungen beſchäftigt und ſich nach fortgeſetzter Prüfung für den erſten Weg entſchieden, einestheils, weil er die Schilderung der Reiſenden, als unmittelbar unter dem Eindruck gewonnene Anſchauung, für lebensfriſcher, darum auch für naturgemäßer und naturgetreuer und unmittelbarer anſehen muß, als er, ſelbſt beim beſten Willen, dieſelben zu geben, ſich zutraut; andererſeits hält er es auch für einen Akt der Pietät und Dankbarkeit gegen die Reiſenden, ihnen ſelbſt die Ehre zu geben, ſie mit ihren eigenen Worten redend anzuführen, ihre Namen zu nennen und die Quelle, denen dieſe Bilder entfloſſen,.... damit die Leſer, wenn ſie am Einzelnbilde Gefallen gefunden, unmittelbar aus der nachgewieſenen Quelle mehr Unterhaltung und Belehrung ſchöpfen können. Manches übrigens hat der Herausgeber aus eigener Anſchauung und aus eigener Feder hinzugefügt."

Wenn der Verfaſſer, wie ſo viele Plagiatoren in Deutſchland, blos aus einem Dutzend alter Bücher ein dreizehntes neues hätte machen wollen, wobei klüglich die Quellen verſchwiegen und einige Aenderungen in Form und Faſſung vorgenommen werden, dann würde er allerdings nicht ſo, wie er gethan, zu Werke gegangen ſein. Dann hätte man ihn freilich nicht von einzelnen Seiten des Nachdrucks beſchuldigen, aber dann hätte er auch den Akt der Pietät und Dankbarkeit gegen die Reiſenden, den er, nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung, beabſichtigt hat, nicht üben können.

Es ſcheinen übrigens diejenigen, die in ſolchen wiſſenſchaftlich redigirten Sammelwerken durchaus Nachdruck erblicken wollen, überſehen zu haben, daß ein ſolches oder ein ähnliches Verfahren von jeher in der geographiſchen Literatur üblich war. Wir verweiſen in dieſer Beziehung nur — obwohl wir noch ſchlagendere Beiſpiele anführen könnten — auf einen einzigen Schriftſteller, weil dieſer die bedeutendſte Autorität auf dem Gebiete der neuern Erdkunde iſt. Wir verweiſen nämlich auf Karl Ritter's großes Werk: „Die Erdkunde von Aſien,"** worin faſt jedes Kapitel bogenlange Auszüge aus Reiſe-Schriftſtellern, unter deren Namhaftmachung, darbietet. Nicht allein daß die zahlreichen engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Autoren und Verleger der Werke, die Karl Ritter zu ſeinen ausführlichen Citaten und Auszügen benützte, keine Beſchwerde darüber erhoben — es ſind uns vielmehr zahlreiche Fälle bekannt, in welchen Autoren und Verleger ihre Werke dem Verfaſſer mit der Bitte einſandten, daß er ſie auf dieſe Weiſe benutzen und empfehlen möge.

Wir hoffen, daß Herr Robert Schneider ſeinem Vorſatze treu bleiben und auch über andere Länder, namentlich Oſtindien, die pyrenäiſche Halbinſel ꝛc., ähnliche Arbeiten veröffentlichen werde. **J. L.**

* Die Preußiſche Nachdrucks-Geſetzgebung, erläutert durch die Praxis des k. literariſchen Sachverſtändigen-Vereins, von L. C. Heydemann und O. Dambach. Berlin, Enslin, 1862.

** Berlin, Georg Reimer, 1832—1850.

Mannigfaltiges.

— Denkſchrift des deutſchen Handelstages. Der bleibende Ausſchuß des Handelstages hat den deutſchen Regierungen eine „Denkſchrift über die vom zweiten deutſchen Handelstage zu München gefaßten Beſchlüſſe"* überreicht. In dieſer Denkſchrift ſind die Motive zuſammengeſtellt, die den Handelstag bewogen, auf das ſchleunige Zuſtandekommen des Handelsvertrages mit Frankreich anzutragen. Am Schluſſe derſelben heißt es:

„Deutſchland blickt mit Spannung auf die hohen Vereins-Regierungen, in deren Hand die ſchließliche Entſcheidung der vorſtehend erörterten großen Fragen liegt. Die brennendſte derſelben iſt der Handelsvertrag mit Frankreich; jede Verzögerung ſeiner Ausführung ſetzt durch die Ungewißheit, welche den Unternehmungsgeiſt lähmt, und durch den Vorſprung, welchen England und Belgien auf dem franzöſiſchen Markt gewinnen, den deutſchen Handel und die deutſche Induſtrie dem größten Nachtheil aus. Preußen kann von dieſem Vertrage nicht zurücktreten Angeſichts der Verbindlichkeiten, welche die preußiſche Regierung, ihrer Stellung und der Sachlage gemäß handelnd, auf ſich genommen hat, — es kann ſein Werk nicht aufgeben, nachdem beide Häuſer der preußiſchen Landesvertretung dem Vertrag ihre verfaſſungsmäßige Zuſtimmung ertheilt, nachdem ferner andere Vereins-Regierungen unter Genehmigung der Kammern ſich für denſelben ausgeſprochen haben, nachdem endlich auch der zweite deutſche Handelstag mit einer Mehrheit, welche, wenn die von den Vertretern des zollvereinsländiſchen Handelsſtandes abgegebenen Stimmen allein gezählt werden, nahezu zwei Drittel betrug, das ſchleunige Zuſtandekommen des Handelsvertrages als eine Nothwendigkeit erklärt hat. Wenn ſonach die preußiſche Regierung eine definitive Ablehnung des Vertrages, wie ſie dies auch in der Depeſche des Grafen von Bernſtorff vom 26. Auguſt d. J. ausſpricht, als den Ausdruck des Willens auffaſſen muß, den Zollverein mit ihr nicht fortzuſetzen, ſo iſt hierdurch gewiß nicht ausgeſchloſſen, daß Preußen die loyale Rückſicht gegen ſeine Verbündeten durch nachträgliche Verhandlungen mit Frankreich bethätigen wird, welche die Wünſche der bisher diſſentirenden Regierungen, ſo weit es zuläſſig iſt, befürworten. — Möge von keiner Seite die Sachlage verkannt werden: die Durchführung des Handelsvertrages iſt die Vorausſetzung der Erhaltung des Zollvereins, aber nicht nur eine volkswirthſchaftliche, ſondern auch eine politiſche Nothwendigkeit im eminenten Sinne des Worts. Eine große Nation kann ihre Beſtimmung nur dadurch erfüllen, daß in entſcheidenden Augenblicken die einzelnen Glieder ihr Sonderintereſſe der Wohlfahrt des Ganzen unterordnen, und wenn klare Erkenntniß der öffentlichen Meinung, ſowie der unabweisbaren Bedürfniſſe des Volkslebens zu heilſamen Regierungs-Entſchlüſſen führt, ſo laſſen die Anhaltspunkte, welche die Ergebniſſe des zweiten deutſchen Handelstages für die Entſcheidung der hohen Regierungen darbieten, mit Zuverſicht erwarten, daß Deutſchland vor dem National-Unglück einer Sprengung des Zollvereins bewahrt werden wird."

— Der letzte Eindruck der Londoner Ausſtellung. Am Schluſſe ſeiner Berichte über dieſe Ausſtellung in der „National-Zeitung" ſagt Herr Lothar Bucher: „Seit zuerſt der Gedanke angeregt wurde, eine zweite Ausſtellung in London zu halten, bin ich der Anſicht geweſen, daß ſie im Jahre 1862 zu früh kommen würde; der Ausfall hat dies Urtheil beſtätigt, die Ausſtellung, ſo anziehend Einzelnes darin war, hat im Ganzen nicht gefallen; ſie hat nicht, wie ihre Vorgängerin Einen Tag aufzuweiſen, an dem 100,000 Gäſte unter ihrem Dache verſammelt waren. Die Geſammtzahl der Beſucher blieb zwar nicht gegen 1851 zurück, aber während damals ein Ueberſchuß von 150,000 Pfund verblieb, ſind diesmal nicht die Koſten eingekommen. Mit welchen Gründen die Zweifel an dem Gelingen bekämpft und beſeitigt wurden, und wie dieſe Gründe vor dem Erfolg zu Schanden geworden, verdient in Erinnerung zu bleiben als ein lehrreiches Experiment auf einem Gebiete, auf dem das mächtige Hülfsmittel wiſſenſchaftlicher Forſchung, das Experiment, nur ſelten anwendbar iſt. Die Induſtriellen hielten allgemein dafür, daß es noch nicht an der Zeit ſei. Fragte man im Jahre 1860 die Einzelnen nach dem Warum, ſo hörte man Gründe, die leicht zu widerlegen oder durch Gegengründe aufzuwägen waren, Gründe, die der Antwortende ſich wahrſcheinlich erſt in Folge der Frage zuſammengeſucht hatte; denn das Urtheil war eines von denen, die nicht mit Bewußtſein gewonnen, nicht durch eine Verſtandesthätigkeit gebildet, ſondern das unabhängig von dem Willen entſtandene Reſultat zahlreicher Erfahrungen, Beobachtungen, Kenntniſſe

* Berlin, 1862.

Digitized by Google

und Einflüſſe ſind; es war eins von den Urtheilen, die wir wohl Inſtinkt nennen. Es war zu vergleichen dem Wurfe, mit dem ein geübter Schleuderer das Ziel trifft; er weiß nichts von der Anatomie der Muskeln, von der Anziehung der Erde, von den Eigenſchaften der Parabel, von den Geſetzen der Perſpektive, von der Dichtigkeit und dem Widerſtande der Luft, aber er trifft, denn er iſt geübt im Werfen. Die „Society of Arts," die ſich darauf erpicht hatte, die Ausſtellung zu Stande zu bringen, ließ ſich nicht darauf ein, die gegen das Unternehmen vorgebrachten Gründe zu widerlegen — dieſelben ſchienen ihr deſſen, und vielleicht mit Recht nicht werth — ſondern ſie beauftragte einen Statiſtiker, Gründe aufzuſuchen, die für das Unternehmen ſprächen. Er wies nach, daß die erſte Ausſtellung von ſo und ſo viel Perſonen beſucht worden ſei und ſo und ſo viel eingebracht habe, daß damals ſo und ſo viel Ausſteller wegen Mangels an Raum zurückgewieſen worden, daß ſeitdem die Bevölkerung der drei Königreiche um ſo und ſo viel, der benachbarten Staaten, mit Ausnahme von Frankreich, um ſo und ſo viel, die Einkommenſteuer, der Maßſtab des Wohlſtandes, um ſo und ſo viel gewachſen ſei; daß ſeitdem ſo und ſo viel Meilen Eiſenbahn in England gebaut, und ſo und ſo viel Dampfſchiffe in den überſeeiſchen Dienſt eingeſtellt, daß von den nothwendigen Bedürfniſſen die Steuern um ſo und ſo viel herabgeſetzt worden ſeien. Er führte damit den Beweis, daß die Ausſtellung gelingen müſſe, und überzeugte ſo ſehr, daß eine Menge vornehmer Herren, den Prinzen Albert an der Spitze, ſich mit beträchtlichen Summen für die Deckung eines etwanigen Ausfalls verbürgten, und daß man für dies häßliche Gebäude mehr ausgab, als das Feenſchloß im Hydepark gekoſtet hatte. Weshalb iſt nun die Ausſtellung doch nicht gelungen? welcher Umſtand war in dem Beweiſe überſehen? Ich will dieſe Frage, bei der man leicht in das Schickſal jenes Gelehrten verfallen könnte, nicht erörtern, nur auf einen Umſtand hinweiſen, der nicht vorauszuſehen war: Hätte der Prinz Albert noch gelebt, ſo wäre mancher Mißgriff, manche Taktloſigkeit vermieden worden. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß die Statiſtik, obwohl ſie erſt in der Kindheit iſt, immer Unrecht, und der Inſtinkt, der in den modernen Völkern altersſchwach wird, immer Recht behalte; aber ich ſehe in dem Falle ein hübſches und lehrreiches Beiſpiel, daß die Wiſſenſchaft außerhalb der Mathematik ſich zuweilen irrt, und der gewöhnliche Menſchenverſtand, auch in ſehr verwickelten Verhältniſſen, das Richtige treffen kann, daß deshalb die Beobachtung an dem Inſtinkt einzelner, richtig ausgewählter Individuen nicht zu verwerfen iſt."

— Julian Klaczko und Ruffin Piotrowski. Die Geſchichte der Flucht aus Sibirien, die wir in den letzten Nummern des „Magazin" mitgetheilt, hat bei vielen Leſern ein ſehr lebhaftes Intereſſe erregt. Man iſt mit der geſpannteſten Erwartung den Schickſalen des wackern polniſchen Flüchtlings gefolgt, der mit einer außerordentlichen, geiſtigen Energie eine ſeltene, körperliche Ausdauer verband. Es wird daher unſeren Leſern intereſſant ſein, zu vernehmen, daß gleichzeitig in Paris und in Poſen eine franzöſiſche und eine deutſche Bearbeitung des vollſtändigen Berichtes über dieſe merkwürdige Gefangenſchaft und Flucht erſcheint. Das Original dieſes Berichtes ward im vorigen Jahre, in drei Bänden, in Polen ausgegeben.* Wir haben jedoch einen Irrthum zu berichtigen, den wir begangen haben: Julian Klaczko war nicht der Flüchtling ſelbſt, ſondern nur der Berichterſtatter über dieſe Flucht in der Revue des deux Mondes. Der Mann, den wir wegen des Muthes und der Ausdauer, die er bewieſen, liebgewannen, heißt Ruffin Piotrowski, und auf die binnen kurzem in deutſcher und in franzöſiſcher Sprache erſcheinende Geſchichte ſeiner Flucht wollen wir hierdurch von neuem hingewieſen haben.

— „Globus," von Karl Andree.** Der durch zahlreiche ethnographiſche Werke rühmlichſt bekannte Karl Andree giebt unter dem Titel Globus eine illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde heraus, deren zweiter Band vor uns liegt, mit welchem der erſte Jahrgang abſchließt. Der Herausgeber iſt beſtrebt, in dieſem Journal ein Panorama der Bewegungen auf dem Gebiete der Geographie und der Völkerkunde aufzuſtellen und den Eindruck durch bildliche Illuſtrationen zu erhöhen. Wenn Petermann's „Mittheilungen" ein allen wiſſenſchaftlichen Anforderungen entſprechendes Compendium auf dem Gebiete der Erdkunde und der Entdeckungsreiſen bilden, ſo iſt die Andree'ſche Zeitſchrift als ein Bilder-Converſations-Lexikon auf dieſem Gebiet anzuſehen, das ein ſchauluſtiges und lernbegieriges Publikum zu feſſeln vermag. Es fehlt aber auch nicht an Mitarbeitern, wie Brehm, Gerſtäcker und Georg Ebers, die, ebenſo wie der Herausgeber ſelbſt, durch ihre Aufſätze mehr und Beſſeres, als bloßen Text zu Illuſtrationen liefern. Ueber die Reiſe des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha nach dem Bogos-Ländern am Rothen Meere in Ober-Abyſſinien ſind in der Andree'ſchen Zeitſchrift intereſſante Notizen aus der Feder des Herzogs veröffentlicht worden.

* Ruffin Piotrowski: Pamiętniki z pobytu na Siberyi. Posen, 1861.

** Hildburghauſen, bibliographiſches Inſtitut, 1862.

— Novelliſtiſche Neuigkeiten. Es ſind uns in jüngſter Zeit zahlreiche novelliſtiſche Neuigkeiten zugegangen, die recht bald und raſch angezeigt ſein wollen, wenn der Zweck der Einſendung nicht verloren gehen ſoll. Wir haben jedoch, bei dem Andrange des eigentlich und ausſchließlich vor unſer Forum gehörenden kulturhiſtoriſchen Stoffes ſo wenig Zeit zu einer gründlichen, kritiſchen Prüfung jener Neuigkeiten und außerdem auch für jetzt ſo wenig Raum übrig, daß wir uns auf eine einfache Ankündigung jener Neuigkeiten, hier und da mit einigen kurzen Bemerkungen verbunden, beſchränken müſſen. Es erſchienen alſo in neueſter Zeit:

Julius Rodenberg: „Die Straßenſängerin von London." (Die einzelnen Kapitel dieſes Romanes erſchienen zuerſt in dem von dem Verfaſſer herausgegebenen „Deutſchen Magazin.") 3 Bde. Berlin, Oswald Seehagen.

A. E. Brachvogel: „Ein neuer Falſtaff." (Aus dem deutſchen Geſellſchafts-Leben der dreißiger und vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts.) 3 Bde., mit dem Motto: „Nihil sine gaudio." Leipzig, Hermann Coſtenoble.

A. von Sternberg: „Kleine Romane und Erzählungen." (Acht Erzählungen, unter denen Eine: „Anna Louiſe Karſch," der armen ſchleſiſchen Dichterin gewidmet iſt, die wir unter dem Namen Louiſe Karſchin kennen.) 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble.

Feodor Wehl: „Fliegender Sommer. Leichte Skizzen." (Weniger novelliſtiſch, als kritiſch und aphoriſtiſch.) „Unheimliche Geſchichten" (à la E. T. A. Hoffmann). Beides Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Adelbert, Graf Baudiſſin: „Erzählungen und Skizzen." Erſter Theil. „Die Wahrſagerin." (Novelle aus Nord-Amerika, wo der Verf. bekanntlich lebt.) Hannover, Karl Rümpler.

Arthur Stahl: „Ein Prinz von Gottes Gnaden." (Die Geſchichte eines in der Schweiz ſich verliebenden, aus ſeinem Vaterlande vertriebenen Prinzen. — Wahrſcheinlich birgt ſich unter dem Namen Arthur Stahl eine Dame.) Leipzig, Hermann Coſtenoble.

Julie Burow: „Ein Bürgermeiſter. Geſchichtlicher Roman." (Spielt zur Zeit der deutſchen Ordensritter in Preußen.) 3 Bändchen der „Bibliothek deutſcher Original-Romane." Wien, H. Markgraf & Co.

Bernd von Guſeck: „Karl X. Guſtav. Hiſtoriſcher Roman." (Romantiſches Lebensbild des Nachfolgers der ſchwediſchen Königin Chriſtine und Zeitgenoſſen des großen Kurfürſten von Brandenburg). 3 Bändchen der „Bibliothek" ꝛc. Wien, H. Markgraf & Co.

G. E. Haas: „Die Paſſauer in Wien." 3 Bdchen. der „Bibliothek" ꝛc. Wien, H. Markgraf & Co.

— „Was iſt ein Abolitioniſt?" Dieſe Frage wird von dem in Richmond erſcheinenden Southern Messenger, einem der einflußreichſten literariſchen Organe der neuen Sklaven-Republik, in folgender Weiſe beantwortet: „Ein Abolitioniſt iſt Jeder, der die Sklaverei nicht um ihrer ſelbſt willen als eine göttliche Inſtitution liebt; der ſie nicht verehrt als den Eckſtein der bürgerlichen Freiheit; der ſie nicht anbetet als den einzig möglichen Geſellſchaftszuſtand, in welchem eine freie Regierungsform gedeihen kann, und der nicht in ſeiner innerſten Seele ſie über die ganze Erde verbreitet und verewigt zu ſehen wünſcht, als einen Hebel der menſchlichen Civiliſation und der allgemeinen Wohlfahrt, die an Würde, Großartigkeit und Heiligkeit nur der chriſtlichen Religion nachſteht." Nach dieſer Definition würde am Ende ſogar die Times und die Kreuzzeitung, trotz ihrer glühenden Sympathie für die Sache der Sklavenſtaaten, von ihren amerikaniſchen Freunden zu den „Abolitioniſten" gezählt werden.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn D. Dehe's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 50. Mittwoch, den 10. December 1862. **31. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
An die Verächter fremder Nationen in Deutſchland 587
Das feſtliche Jahr, von Reinsberg-Düringsfeld 588

England.
Kosmopolitiſche Schlußbetrachtungen über die internationale Ausſtellung in London . . . . „

Holland.
Jakob von Maerlant, der älteſte Hiſtoriker in niederdeutſcher Sprache . . . 591

Frankreich.
Die Memoiren Guizot's. Die Orleans'ſche Politik im Orient und daheim. Guizot über die engliſche Verfaſſung 595

Polen.
Polniſche Literatur in Rußland. Ludwik Wladyslaw Kondratowicz . . . 596

Mannigfaltiges.
Ludwig Uhland 598
Weihnachtsbücher des Spamer'ſchen Verlags . . . . „
Zur Geſchichte der Juden in Worms und des deutſchen Städteweſens . . „
Das heutige Griechenland . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

An die Verächter fremder Nationen in Deutſchland.

Es giebt in Deutſchland Leute, die es, wenig geſagt, denn doch ſeltſam finden, daß ich den politiſchen, literariſchen und induſtriellen Beſtrebungen der Ungarn ſo viel Bedeutung beilege, und ihnen den beſten Erfolg prophezeie; ja, es giebt Leute, die überhaupt nur ein ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen für denjenigen haben, der für die Rechte anderer Nationalitäten den Deutſchen gegenüber entſchieden zu ſprechen wagt. Ich weiß, man ſucht von gewiſſer Seite die Ungarn in den Ruf von Germanenfreſſern zu bringen, um in den Deutſchen keine Sympathie für eine Nation aufkommen zu laſſen, von welcher das echt germaniſche Unabhängigkeits-Prinzip ſo kräftig und mannhaft repräſentirt wird, für eine Nation, die der deutſchen, wie jeder Kultur einen hellen Verſtand, eine gerade Seele und einen energiſchen Willen entgegenbringt, und welche allein die deutſche Anmaßung entſchieden zurückweiſt, die, als Anmaßung doch in der That zurückzuweiſen iſt, gleichviel ob ſie von einem Deutſchen oder Hottentotten, gleichviel ob ſie von einem König oder Bettler ausgeht. Doch wenn nun einmal Deutſchland ſo glücklich iſt, Politiker zu beſitzen, die es für ihre erhabene Aufgabe anſehen, gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit, ja gegen den geſunden Menſchenverſtand, ſtarke, vom Geiſt ihrer Geſchichte tief durchdrungene, mit einer alten, und zum Theil ſehr bedeutenden National-Literatur verſehene Völker, wie Ungarn, Polen, wo möglich auch Italiäner zu germaniſiren, dagegen die Deutſchen in Schleswig und Holſtein den Willkür-Experimenten des anmaßenden, aber wahrhaftig! auch zur Anmaßung aufgeforderten Dänen zu überlaſſen; — Politiker von der „Unbefangenheit" der „Poſener Zeitung,"* die, wenn ſie z. B. meine „ſchwunghaften Tiraden" in dieſen Blättern leſen, „unwillkürlich an den „ſonderbaren Schwärmer" des Königs Philipp denken müſſen," deſſelben Königs Philipp, der durch ſeine enorme hispaniſirende Staatsweisheit den Abfall der Niederlande hervorrief; — wenn, ſage ich, Deutſchland ſo glücklich iſt, viele Männer von ſo unbeſchränktem Regenten-Verſtand zu beſitzen, — dann darf der „ſonderbare Schwärmer des Königs Philipp," ſo lange ihm zu ſprechen vergönnt iſt, erſt recht nicht ſchweigen. Und wenn ihn einmal der Mißmuth ergreifen, und er verzagend zu ſich ſelber ſagen ſollte, „ſonderbarer Schwärmer!" dann wird er ſich Deiner erinnern, Varnhagen, große Feuerſeele, dicht, wie der Aetna, eingehüllt in Eis und Schnee! wird er deines Wortes gedenken „es iſt zum Verzweifeln!.... dort verkennt man das Unrecht, hier das Recht! Alles verkehrt!" — und wird, wie du ſelbſt, doch nicht verzweifeln, ſondern weiter ſtreben, gerecht zu ſein, wie bisher.

* 7. October 1862.

Als ſich die bewaffnete Propaganda der Gironde der großen Ideen des Jahrhunderts bemächtigte, die, wenn nicht von Franzoſen aufgefunden, ſo doch in der That wirkſam gemacht und in Weltcours geſetzt worden waren, da lebte in Deutſchland ein Mann, deſſen urdeutſches Weſen ſich gegen eine Begeiſterung, welche auch die Weſtdeutſchen mächtig ergriff und fortriß, ſehr entſchieden ſtemmte, weil ſeinem Auge, dem ſonnenhaften, das ungeheuere Quantum Egoismus, Eitelkeit und Anmaßung nicht verborgen blieb, das ſich in dem Strahlengewande des Enthuſiasmus Deutſchland aufzudrängen und deſſen Eigenthümlichkeit zu gefährden drohte. Dieſer Mann war Goethe. Obgleich nun die Geſchichte ſchnell genug bewies, daß ſeine Anſchauung, ſeine Verſtimmung, wenn man will, vollkommen begründet, obgleich ſich die girondiſtiſche ſehr bald als bonapartiſtiſche Propaganda enthüllte und als brutale Gewalt-Herrſchaft des Imperators offen zu Tage trat; obgleich nun in ganz Deutſchland der Umſchlag erfolgte, ganz Deutſchland Goethe's urſprüngliche Verſtimmung theilte, woraus ein glühender Franzoſenhaß erwuchs, der blutigen Beweis lieferte, daß Deutſchland die „grande nation" nicht über ſich dulden werde, daß es lieber von den eigenen Philiſtern, als von franzöſiſchen Präfekten und Maires regiert ſein wolle, ſelbſt wenn dieſe Voltaire, Rouſſeau und Condorcet auswendig herzuſagen wüßten: — was iſt heut noch die Meinung der liberalen deutſchen Politiker von Goethe? Er habe die Geſchichte nicht verſtanden, ſagen ſie. Und wirklich, von einer Geſchichte, **deutſchen** Geſchichte namentlich, wie ſie eine jüngere Generation der Deutſchen auffaſſen und zur Geltung bringen möchte, hat Goethe, ſo wie die andern deutſchen Welteroberer, die Leſſing, Schiller, Kant und Humboldt, nichts verſtanden. Dieſe Sterne, zu denen die wahren Menſchen aller Nationen mit den reinſten und heiligſten Empfindungen aufblicken, haben uns Deutſche gelehrt, die Gewalt, den Dünkel verachten, gelehrt, durch Uebung der reinen Humanität, durch die liebevolle Achtung und Betrachtung aller von Gott geſchaffenen Unterſchiede in ſeinem unendlich-ewigen All, alſo vor Allem in ſeiner reichgegliederten Menſchenwelt, kurz durch Geiſt, Liebe und Gerechtigkeit zu ſiegen. — Leipzig und Waterloo ſtehen nicht darum mit ſo blutigen Rieſenlettern in der Weltgeſchichte verzeichnet, damit die Deutſchen, nachdem ſie die „grande nation" in ihre Schranken zurückgewieſen, nun ihrerſeits anfangen, — und zwar kleineren, oder durch großes, auch durch deutſche Schuld mitherbeigezogenes Unglück niedergeworfenen Nationen gegenüber — große Nation zu ſpielen. Nein! Leipzig und Waterloo — das heißt: Tod **jeder** Anmaßung! Und große Nation ſpielen, das heißt in dieſem Fall: ein gewaltiges Quantum Egoismus, Eitelkeit und Anmaßung für die eigenen Augen — denn die Augen der darunter Leidenden kann man nicht einmal dadurch täuſchen! — in das Strahlenkleid des ſogenannten höheren Kulturberufs einhüllen. „Die Deutſchen zeigen ſich roh, unedel, verſtockt" — giebt es Worte, die einen dunkleren Trauerflor auf die Seele des Patrioten werfen könnten? und doch ſind es Worte, die 1848 ein deutſcher Mann geſchrieben, deſſen Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben, und deſſen unſterbliche Verdienſte um Deutſchland und um die Welt die aller Gewaltgermaniſatoren zuſammen aufwiegen — Varnhagen's Worte.

Digitized by Google

Erſt dann, wenn eine Nation fähig iſt, gegen andre Nationalitäten, mit denen ſie in Beziehung ſteht, und die zum Theil von ihr abhängig ſind, die ſtrengſte Gerechtigkeit zu üben, darf ſie hoffen, daß es ihr ſelbſt gelingen werde, ein Vaterland d. h. einen Rechtsſtaat zu ſchaffen. Deutelt ſie an den Rechtsverhältniſſen, die ſie mit jenen Völkern eingegangen iſt, ſtutzt ſie dieſelben beliebig nach den meiſt ſehr unnützen Nützlichkeits-Rückſichten einer engherzigen Staatsklugheit, ſo iſt ſicher dafür geſorgt, daß außer dem Haß, den ſie ſich von denen zuzieht, die ihre treuen Bundesgenoſſen ſein ſollten und ſein würden, ſich auch in ihrem eigenen Innern ſtets Gewalten finden, die ſie nie zu ihrem unverkümmerten Recht gelangen laſſen. Verſinkt eine ſolche Nation nicht in die Apathie der Philiſterei und des Schlaraffenthums, ſo bleibt ſie in einem fortwährend revolutionärem Zuſtande, wo Proviſorien und Octroyirungen, illuſtrirt mit Belagerungszuſtänden, abwechſeln, der Jammer aber immer derſelbe bleibt, und der eigentliche Fels, auf dem Staaten gegründet werden und beſtehen, das **Rechtsgefühl** des Volkes, vom Wind und Wetter der Leidenſchaften und ephemerer Theorien angefreſſen und zerbröckelt wird.

Theodor Opitz.

Das feſtliche Jahr, von Reinsberg-Düringsfeld.

Unter den zahlreichen, ebenſo reich belehrenden, als geſchmackvoll ausgeſtatteten Weihnachtsgeſchenken, mit welchen auch in dieſem Jahre die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig den literariſchen Markt verſieht, nimmt, nach unſerem Dafürhalten, das Buch des Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld, welches den **Sitten, Gebräuchen und Feſten der germaniſchen Völker** gewidmet iſt, den erſten Rang ein.*

Es wird unſeren Leſern erinnerlich ſein, daß wir in dieſen Blättern bereits Gelegenheit hatten, über deſſelben Verfaſſers „Calendrier Belge“ (von welchem eben in Brüſſel eine neue Abtheilung erſchienen), ſowie über ſeinen „Böhmiſchen Feſtkalender,“ zu berichten, welche beide Arbeiten wir als die intereſſanteſten Beiträge zur Kulturgeſchichte Belgiens und Böhmens bezeichneten. Nur mit der lieferungsweiſen Erſcheinung dieſer den ganzen Feſt-Cyklus des Volks-Jahres umfaſſenden, hiſtoriſch-poetiſchen Kalender konnten wir uns nicht einverſtanden erklären. Dem iſt aber auch in dem vorliegenden, das geſammte Deutſchland mit ſeinen germaniſchen Nachbar-Gebieten umfaſſenden Buche abgeholfen.

Der Verfaſſer hat, ebenſo wie ſeine Gemahlin, Frau Ida v. Reinsberg-Düringsfeld, den reichen Fonds von Sprachkenntniſſen, den der Eine wie die Andere beſitzt, vorzugsweiſe dem Studium der Volks-Sitten und Gebräuche, der Volkslieder und Sagen aller Nationen, von Irland und Schottland bis Dalmatien und Griechenland, von Portugal und Spanien bis Finnland und Rußland, gewidmet. Unſere Blätter liefern dann und wann Proben dieſer ausgebreiteten Kenntniſſe und Studien des Reinsberg-Düringsfeld'ſchen Paares, und das vorliegende Buch wird auch für das größere Publikum eine ſolche, ſich ſelbſt empfehlende Probe ſein. Wir hoffen, daß die Theilnahme, die dieſes Buch verdientermaßen finden wird, den Verfaſſer und den Verleger ermuntern, mit der Publication ähnlicher populärer Schriften, die ſo ſehr zur Belehrung über die Geſchichte der eigenen Landes-Sitten und Gebräuche dienen, fortzufahren und dadurch zur Förderung der allgemeinen Volksbildung beizutragen.

Vom Neujahrstag bis zum Sylveſterabend giebt es im großen deutſchen Lande faſt an jedem Tage des Jahres irgend ein Provinzial- oder Lokal-Feſt, an dem das Volk ſich betheiligt, ohne daß es anbefohlen iſt, oder im Gregorianiſchen Kalender ſteht. Kein Heiliger giebt dem Feſte den Namen, keine Glocke läutet es ein und kein Geiſtlicher giebt ihm die Weihe. Sie ſtammen meiſtens noch aus unvordenklicher Heidenzeit, dieſe mehr auf dem Lande, als in der Stadt, mehr in den kleineren Städten, als in den großen Metropolen noch gekannten und gefeierten Feſte, die, ſo unchriſtlich auch manchmal ihr Urſprung, doch nichts weniger als ungemüthlich und oft ſogar mit einem gewiſſen religiöſen Gefühle verbunden ſind, wie es die Erinnerung an das, was unſeren längſt heimgegangenen Vorfahren werth und theuer war, zuweilen erweckt.

„Als Jahres-Anfang,“ ſo heißt es in der Einleitung des Buches, „galt bei den meiſten germaniſchen Stämmen der 24. December, die **Mutternacht** der Angelſachſen, in welcher, nach der damaligen Annahme, die Sonne ihren Lauf von neuem beginnen ſollte, um am 24. Juni, in der **Sonnenwendnacht**, ihren höchſten Standpunkt zu erreichen. Die Mutternacht, oder „Mittwinternacht,“ und die Sonnenwendnacht, oder „Mittſommernacht“* bildeten zugleich die Mitte der beiden Jahreszeiten, Winter und Sommer, in welche allein uranfänglich das Jahr getheilt worden zu ſein ſcheint, da in Flandern noch jetzt für die beiden Gränztage des Sommers und des Winters die Benennungen „Wintertag“ und „Sommertag“ üblich ſind. Der erſtere Name bezeichnet gegenwärtig den 21. September, der letztere den Sonntag Laetare oder „Mittfaſten,“ ſo daß ſie füglich als Anfangstage des Winters und des Sommers gelten können. Bereits zur Zeit des Tacitus unterſchieden die Germanen drei Jahreszeiten: Lenz, Sommer und Winter, und erſt als Obſt und Wein in Deutſchland eingeführt waren, fügte man die vierte Jahreszeit, den Herbſt, die Zeit der Obſt- und Wein-Aerndte hinzu. Noch lange aber erhielt ſich die alte Gewohnheit, nach Wintern, ſtatt nach Jahren, zu zählen, und nach Nächten, ſtatt nach Tagen, zu rechnen, da im Norden der Winter den größten Theil des Jahres ausmacht und die Nacht für die Mutter des Tages galt.

. . . .

„So pflanzte ſich in den mythiſchen Gebilden und Sagen die Erinnerung an das Alte neben dem Neuen fort. Nur äußerſt ſelten erhielten ſich die heidniſchen Götter und Göttinnen in ihrem ſegnenden Walten völlig unvermiſcht: gewöhnlich treten ſie als finſtere Mächte und teufliſche Weſen auf, am häufigſten aber finden wir Züge in den Vorſtellungen wieder, die das Volk an einzelne Heilige, an die Perſon Chriſti, an die Mutter Gottes und an Gott ſelbſt knüpft.“

Mit den Sagen Hand in Hand gehen die noch jetzt im Munde des Volks lebenden Lieder, welche die Feſte deſſelben feiern, und die der Verfaſſer ſorgfältig geſammelt hat.

„Johannisfeuer, guck, guck!
Stärk' mir meine Augen,
Stärk' mir meine Augenlieder,
Daß ich dich auf's Jahr ſeh' wieder.“

„Wer dies in der Johannisnacht dreimal ſagt, der bekommt während des Jahres keine Augenſchmerzen, und wer dreimal über das Feuer ſpringt, der bleibt, nach dem Glauben der Deutſchböhmen, das Jahr über vom „Frieren,“ d. h. vom Fieber, frei.“

Ganz beſonders groß iſt die Liederzahl, mit welchen der Weihnachts-Abend und der Sankt Niklas in vielen deutſchen und *niederländiſchen* Gegenden begrüßt wird:

„Sankt Niklas, Gottes heiliger Mann,
Zieh' den beſten Rock dir an
Und reit' darin nach Spanien,
Hol Aepfel von Oranien (Orangen)
Und Birnen auch vom Baum.“

Die Weihnachtsſpiele der Deutſchen in Ungarn ſind hier ebenſo, wie die der Deutſchen im Elſaß, dargeſtellt und abgebildet und ſind charakteriſtiſch genug. Ueberhaupt ſind die zahlreichen bildlichen Illuſtrationen, von denen das Buch begleitet iſt, ebenſo glücklich aufgefaßt, als kunſtreich ausgeführt, und ſind dabei auch die deutſchen Feſte nicht vergeſſen, die erſt der neueren Zeit ihren Urſprung verdanken, wie das Oktoberfeſt auf der Thereſien-Wieſe in München, die Düſſeldorfer Künſtlerfeſte und die deutſchen Sängerfeſte.

J. L.

England.

Kosmopolitiſche Schlußbetrachtungen über die internationale Ausſtellung in London.

Es iſt ein Vorzug der Engländer vor den meiſten Völkern, daß ſie eine große kosmopolitiſche Speculation und Rechnung des Friedens, trotz vieler Fehler und fauler Flecke darin, mit einem poſitiven Gewinn abſchließen konnten, während ſich das übrige Europa immer tiefer in Militair- und Kriegsdeficits, ohne Siege und Lorbeeren auf irgend einer Seite, hineinreitet. Großbritannien gehört, trotz ungeheurer Kriegsſchulden und koſtſpieliger Regierungswirthſchaft, zu den paar freien Völkern Europa's, die mit ihren Einnahmen auskommen. Dabei fehlt's nie an gutem Willen und großartigen Anſtrengungen, wenn es gilt, durch freie Vereinigung und Selbſtbeſteuerung gegen ein nationales Uebel für einen großen Zweck aufzukommen. Die Hunderte von Menſchen, die vor

* Das feſtliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen und Feſten der germaniſchen Völker. Von O. Frhrn. von Reinsberg-Düringsfeld. Mit gegen 130 in den Text gedruckten Illuſtrationen, vielen Tonbildern ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1863.

* „Midsummernight“ der Engländer; weshalb auch der Titel von Shakſpeare's berühmten Elfen- und Feenſpiel richtiger durch „Ein Johannisnachtstraum“ überſitzt werden ſollte. D. R.

Digitized by Google

einigen Monaten durch eine Minen-Exploſion hülflos wurden, leben jetzt bequem von den Zinſen des Kapitals, das ihnen England durch Selbſtbeſteuerung aufbrachte. Zum Denkmal des Prinzen Albert wurde binnen 14 Tagen mehr gezeichnet, als in Deutſchland während dreier Jahre für Schiller's. Durch den amerikaniſchen Krieg und die Baumwollen-Kriſis ſind eine Million Menſchen in Lancaſhire brodlos geworden. „Wir müſſen ſie durchbringen, bis es wieder Baumwolle giebt," ſagen Preſſe und Publikum, und man geht rüſtig zu Werke, die Millionen wirklich „durchzufüttern." Beim Lord-Mayor der City kommen jetzt wöchentlich 3—4000 Pfund für dieſen Zweck ein. Außerdem wird im ganzen Lande, unter allen Ständen für die Unglücklichen in Lancaſhire, gegen die nationale Hydra der Cotton Famine gekämpft. Die Berliner waren ſchon über ihre 30,000 Thaler, die ſie als National-Fonds für die Männer der Verfaſſung zuſammengebracht, ſtolz erſtaunt, und ſogar die hannoverſche Polizei ſcheint auf den Kriegsfuß geſetzt worden zu ſein, um die furchtbare Macht der 30,000 Thaler zu bekämpfen. Der langanhaltende deutſche Flotten-Enthuſiasmus mit polizeilich ungeſtörten Sammlungen in allen „Gauen" hat's wohl überhaupt nicht viel höher gebracht, als der Lord-Mayor von London wöchentlich für die Nothleidenden in Lancaſhire zugeſchickt erhält. Vielleicht tragen ſämmtliche Nationen etwas zu dieſem Fonds bei, inſofern der Ueberſchuß, oder wenigſtens ein Theil der Ausſtellungs-Einnahmen dahin fließen ſoll.

Die Ausſtellung iſt nun alſo geſchloſſen. Und ſo iſt ſie nun dahin, die große kosmopolitiſche Verſammlung von 120 Völkern und 30,000 Ausſtellern? Nicht doch, ſie wird nun erſt recht praktiſch eröffnet unter allen Längen- und Breitegraden der Erde, wo geſäet, geärndtet, fabrizirt und Rohſtoffe gewonnen oder veredelt werden. Ueberallhin dringen Folgen und Ergebniſſe dieſes Völker-Kongreſſes und walten und wirken zum Segen der großen Menſchheit, wie dies auch die früheren Ausſtellungen thaten. Im Ganzen und Großen ſehen die Ergebniſſe der Ausſtellung allerdings nicht ſehr glänzend aus. Ich habe ſchon früher ſattſam wiederholt, daß ſie diesmal verpfuſcht und verfehlt war und ihr durch den Tod des Prinzen Albert, Schöpfers dieſes kosmopolitiſchen Kultur-Kongreſſes, durch die Gemeinheit und Habſucht der Commiſſionäre, ihr guter Geiſt und Genius und damit auch viel von ihrem goldenen Erfolge geraubt ward. Im Jahre 1851 hatten 6,039,195 Menſchen die große Ausſtellung beſucht. Diesmal* wurden's blos 80,000 mehr, d. h. verhältnißmäßig in Bezug auf die um Tauſende von Meilen vermehrten Dampfwege und die vermehrte, gebildeter gewordene Bevölkerung ein Paar gute Millionen weniger. Dabei waren die Koſten um ein gutes Drittel höher. Der Gewinn wird kaum ein Zehntel beſſer ſein. Aber Summa Summarum, hat die Idee und Gewalt dieſes kosmopolitiſchen Unternehmens alle die furchtbaren Hinderniſſe, die von vorn herein in dem häßlichſten Baumachwerke, in der Dummheit und Habſucht der Commiſſionäre und Leiter entgegen gehäuft wurden, dennoch überwunden. Und das iſt gegen eine ſolche Maſſe ſonſt allmächtiger Feinde („mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens," ſagt Schiller) ein ungeheurer Sieg.

In Bezug auf die induſtriellen, techniſchen und äſthetiſchen Fortſchritte, die ſich gegen 1851 am Auffallendſten geltend machten, ſtehen England und Deutſchland obenan. Rußland hat in einzelnen Kunſtinduſtrien ebenfalls große Fortſchritte aufzuweiſen. Frankreich iſt ſtehen geblieben, d. h. zurückgekommen. Viele Länder und Welttheile, die 1851 für die Ausſtellung noch gar nicht exiſtirten, ſind mit ungeheuren Schätzen von Rohprodukten und Lebensbefriedigungsmitteln aufgetreten: ſo Auſtralien, Theile Canadas, viele Inſeln des großen Oceans u. ſ. w. Das wäre in kürzeſter Weiſe das Hauptergebniß.

Am Allerbedeutendſten ſind die Fortſchritte, die England in der Aeſthetik ſeiner Induſtrie gemacht hat. Der allgemeine Schreck über die Geſchmackloſigkeit der engliſchen Induſtrie, der 1851 die Nation ergriff, hat Früchte getragen, da ſie praktiſch und großartig gegen das entdeckte Nationalübel kämpfte. Wandernde Muſeen mit Muſtern und Modellen der Schönheit für alle Induſtriezweige, großartige Handwerker-Vereine (Mechanic's Institutions) mit Bibliotheken, Bildern, Muſtern, Vorleſungen und ſo weiter — ſprangen im ganzen Lande in's Leben, unterſtützt und gepflegt von der Ariſtokratie (meine Herren Junker Preußens!) und reichen, gebildeten Fabrikanten, von Preſſe und Publikum. Da — da waren die Früchte in der Ausſtellung, viele Millionen Thaler werth und mit jedem Jahre mehr Millionen.

Deutſchland hatte immer Geſchmack, aber in der Induſtrie vielfach einen unpraktiſchen. Der Tiſchler machte z. B. die ſchönſten Stühle, aber die Verzierungen an der Lehne brachen ab, wenn man ſich ordentlich anlehnte, oder man ſtach ſich in eine zugeſpitzte Verzierung, wenn man ihn anfaßte. In dieſer Richtung ſind die Deutſchen entſchieden praktiſcher geworden. Im Allgemeinen ſind aber ihre Fortſchritte, da ſie noch in Militair- und Polizeiſtaaten, auch noch durch Zunft, Zopf und Hinderniſſe gewerblicher Entwickelung aller Art verkümmert werden, nicht ſo bedeutend, als man hätte erwarten können.

Im Uebrigen liegt der Hauptgewinn des kosmopolitiſchen Unternehmens in der ganzen Welt vertheilt und zwar in Kapital, das im Handel und Wandel der Welt erſt angelegt werden und Früchte tragen muß. Vor dieſem Hauptgewinne, an welchem alle 120 Völker ihren Antheil haben — es giebt keine Nieten — müſſen wir Achtung haben, obgleich er nicht Jedem ſofort wie eine gebratene Taube in den Mund fliegt. Sicherlich wird er aber für jedes Volk und jeden Menſchen kommen und bedeutender werden als eine gebratene Taube. Dieſes zukunftreiche Kapital iſt Gemeingut der Menſchheit, ein kosmopolitiſcher Schatz, an welchem wir Alle, die wir auf der Erde leben, mit Kind und Kindeskind betheiligt ſind.

Das Wort Kosmopolitismus, worunter wir, ohne viel Mäkelei, menſchheitliche Gemeinintereſſen im Gegenſatze zu nationalen verſtehen, iſt verhältnißmäßig noch jung, wie die Sache, die es bedeutet und wird in der Regel noch über die Achſel angeſehen. Politiker, Diplomaten und liberale Patrioten innerhalb politiſcher Gränzen verſpotten oder denunziren gern Alles und Jeden, der ſich mit kosmopolitiſchen Ideen, Träumen und Illuſionen abgiebt. Dabei iſt der Kosmopolitismus eine reale Macht aller gebildeten Völker geworden, die vielleicht bald allen „nationalen" und politiſchen Mächten und Größen ihre unerbittlichen, göttlichen Geſetze vorſchreibt, welche ſchon jetzt die Erde und deren rund um ſie herum fließende Intereſſen beherrſchen. Die neuen internationalen Ausſtellungen ſind Cultustempel des Kosmopolitismus; in dem Süd-Kenſington-Palaſte zu London haben ſich 120 Völker vereinigt, um ihm zu huldigen. Seit ſieben Monaten ſind die Völker hier aus- und eingeſtrömt, um in dem Geiſte der Welt-Politik anzubeten, ſich zu erheben, zu erweitern, zu lernen und davon zu gehen zur praktiſchen Ausführung, Anwendung, Detaillirung der ihnen eingeprägten kosmopolitiſchen Lehren. Es iſt erſtaunlich, was die Völker ſeit und von ihrem erſten Kongreſſe im Kryſtall-Palaſte von 1851 von einander und durch einander gelernt haben. Könnt' ich mich auf Technik und Details der 30,000 Ausſteller einlaſſen und dies nur in der Erinnerung an die Werke der 17,000 Ausſteller von 1851, vergleichen, man würde ſtaunen. Wie hat ſich ſeitdem die Erde auf Tauſenden, vielen Tauſenden von Quadrat-Meilen aufgethan, um unerhörte, unerſchöpfliche Schätze allen Völkern der Erde zugleich anzubieten und ſie ihnen auf feurigen Fittigen des Dampfes unter allen Längen- und Breitengraden zu Füßen zu legen und ihnen dafür ihre Ueberſchüſſe abzunehmen, zu verwerthen, in unendlich erhöhte Lebensbefriedigung zu verwandeln. Der nun bald um die Erde herum reichende Blitz, als Merkur der Börſen, verkündet faſt gleichzeitig in London, Paris, Petersburg und über ganz Sibirien hinweg auch bald dem Chineſen am Yangtſekiang und dem Japaneſen hinter ſeinen Gebirgen, wie dem Kaufmanne in New-York, in St. Franzisko, in Melbourne oder Sydney die Weltmarktpreiſe, d. h. die Unterſchiede von Mangel und Ueberſchuß an menſchheitlichen kosmopolitiſchen Waaren und Werthen und hält ſo die ganze ungeheure Maſſe der ſtets aus der Erde, aus Arbeiter- und Maſchinenhand quellenden Güter der Menſchheit in einem ſtets lebendigen Fluſſe der Ausgleichung. Induſtrie und Handel ſind Weltmächte geworden, allmächtige, in jeder Handelsſtadt der Welt von Potentaten des Geldes und der Waaren vertretene Kosmopoliten. Iſt der Kosmopolitismus ein Traum, eine Illuſion? Fragt die zäheſte Macht der einzelnen Menſchen und Länder — das Geld! Es giebt keinen mächtigeren Kosmopoliten als „das Geld." Jeder will's in der Taſche, jedes Land im Lande behalten, und nichts fliegt ſo leicht und bereitwillig um die Erde herum, als dieſes von Allen gern feſtgehaltene Geld. Die Auſtralier haben eine ungeheure, gelbe Pyramide in der Ausſtellung errichtet, welche die Maſſe und den Umfang des dort ausgefiſchten Goldes darſtellen ſollte. Wo iſt jetzt das Gold? Der allmächtige Kosmopolit hat in der großen Welt damit Wucher getrieben, alle Menſchen damit glücklich gemacht.

Das Geld kennt keine geographiſche, geſchweige eine politiſche Schranke. Man baut mit engliſchem Gelde deutſche Gas- und Waſſerwerke, mit franzöſiſchem ruſſiſche Eiſenbahnen, mit deutſchem Gelde amerikaniſche, mit dem Gelde aller Völker kosmopolitiſche Wege und Stege. Kosmopolitiſche Wege und Stege! Nicht weniger als acht ſind ſchon jetzt im Werke oder im Werden. Die Suez-Bahn, zwei Welttheile, zwei Welt-Meere verbindend, iſt im Gange, der Suez-Kanal im Werke. Europa

* Bis zum 1. November, d. h. ohne die bis zum 17. dauernden Verkaufstage.

Digitized by Google

und Oſtaſien werden durch die Euphrat-Eiſenbahn verbunden. Daran werden ſich mit der Zeit Dampfzüge ſchließen, die aus dem Innern und Norden Aſiens Ueberſchüſſe auf den Weltmarkt ſchütten, um dafür als Rückfracht in Empfang zu nehmen, was anderswo werthlos und im Ueberfluß, dort ein Bedürfniß iſt. Das langgeſtreckte Amerika exiſtirt nicht mehr mit ſeinen Monate langen Umwegen, ſeitdem die Panama-Eiſenbahn Kalifornien und die öſtlichen Unionsſtaaten, China und Japan, Indien, Auſtralien und unzählige reiche Inſeln verbindet und ſie auch Europa um Tauſende von Meilen näher gerückt hat.

Außerdem wird die Weltwaſſerſtraße durch die enge Taille Amerika's, von Humboldt als praktiſch und unerläßlich zugleich verkündet, nicht ausbleiben.

Dieſe Verkehrswege — das ſind Alles keine Intereſſen einzelner Länder oder Landesväter, ſondern echte, gewaltige Kosmopoliten, Werkzeuge des menſchheitlichen Waaren-Kosmopolitismus. Auch iſt die chineſiſche Mauer gefallen, das verſchloſſenſte aller Länder in das Welt- und Völkerleben eingetreten, Japan, wo eben eine Revolution im Dienſte des Kosmopolitismus gegen die 360fach abgeſchichtete Feudal-Ariſtokratie wüthen ſoll.

Und der Kosmopolitismus ſoll ein Traum, ein Ideal ſein? Nichts Materielleres, Gewaltigeres, Waffenreicheres, als dieſer Kosmopolitismus. Mars iſt ein Kind geworden gegen den mit Dampf und Blitz um die Welt fliegenden, weltbeherrſchenden, mit Millionen Dampfpferdekräften und elektriſchen Batterien arbeitend, deren Blitze concentrirt, ganze Armeen in einem Augenblicke todt niederſtrecken würden. Aber was ſoll denn nun aus den verſchiedenen Ländern und Völkern, ihren allerliebſten Gränzen, Zollwächtern, Paßjägern u. ſ. w., ihren ſtolzen ſchwarzweißen, ſchwarzgelben und ſonſt gefärbten „National"-Beſonderheiten werden, wenn ſich dieſer Kosmopolitismus überall mauſig machen und Alles „ausgleichen" will? Danach frägt nicht das Geld, die Waare, Merkur, kein Gott und kein Teufel, kein Menſch, ſelbſt nicht der wüthendſte Lokal-Patriot, wenn er etwas zu verkaufen oder einzukaufen hat. Er verkauft auf dem theuerſten, kauft auf dem wohlfeilſten Markte und ſollte dabei die Welt zu Grunde gehen, nur daß ſie dadurch juſt immer glücklicher und reicher wird. Je größer der Markt für den Verkauf, deſto mehr Kunden, je größer das Angebot in Dingen, die Jemand braucht, deſto wohlfeilerer Einkauf. Das iſt das Naturgeſetz des Welthandels, die Grundbedingung für das Gedeihen jeder Induſtrie. Diejenigen Gewerbszweige, welche hinter Schutzzollmauern „erzogen" werden ſollten, damit man „Ausländern" die betreffenden Waaren nicht abzukaufen braucht, ſind überall volkswirthſchaftlich als Ruin für das beſchützte Land erkannt worden und im Großen weiter nichts, als die Pfiffigkeit des Schneiders, der, um dem Schuſter, dem „Ausländer" ſeines Geſchäfts, nichts zu verdienen zu geben, mit der Zeit, die ihm zehnmal ſo viel Hoſen und Röcke koſtet, ſeine Stiefeln ſelbſt flicken lernt.

Der Kosmopolitismus, hunderttauſendfach predigend und belehrend in der Ausſtellung, wird den Völkern und Ländern erſt recht zeigen, wie ſie ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge vor anderen am Beſten entwickeln, wird die Nationen erſt recht eigentlich auf ihren klimatiſchen, geographiſchen, geologiſchen, ſittlichen und ſocialen Grundlagen individualiſiren und im größten Maßſtabe praktiſch beweiſen, daß es für den Schuſter nichts Beſſeres geben kann, als beim Leiſten zu bleiben, den Schneider bei der Nadel. Dann konkurriren ſie auch nicht mehr gegenſeitig, ſondern ſind einander freundliche Kunden, die nie auf dem Kriegsfuße miteinander ſtehen. Dies wird auf internationale Arbeitstheilung hinauslaufen, d. h. auf dieſelbe Theilung von gegenſeitigen Leiſtungen zwiſchen Nationen, wie ſie in demſelben Lande in derſelben Stadt zum Vortheile Aller, ſich Schuſter und Schneider, Kaufmann, Banquier und Makler ꝛc. gewähren. Dieſe internationale Arbeitstheilung beruht auf klimatiſchen, geologiſchen, ſittlichen, ſocialen und kulturlichen Unterſchieden der Völker. Dieſe Unterſchiede geben den verſchiedenen Völkern verſchiedene Begünſtigungen, oder ſetzen ihnen Hinderniſſe für Ausbildung dieſes oder jenes Induſtriezweiges entgegen. Je mehr die Völker ſich auf die Arbeiten beſchränken, für welche ihnen die Natur das Meiſte umſonſt liefert, deſto mächtiger werden ſie auf dem Weltmarkte, deſto reicher und freier. Sie können ſich für ihre am Wohlfeilſten und Beſten gelieferten Arbeiten die meiſten Bedürfniſſe und Luxusartikel kaufen, die andere Völker am Beſten, Reichlichſten und Wohlfeilſten liefern. Dies wird denn am Ende die allſeitige Handelsfreiheit, der größte Wohlſtand, die innigſte Verbrüderung aller Nationen der Erde, der leibhaftige Kosmopolitismus. Man ſieht leicht, daß er, ſtatt Nationalitäten zu nivelliren und zu verwiſchen, juſt im Gegentheil dieſe in allen ihren charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten ausbilden und individualiſiren wird.

Nichts iſt ſicherer, unaufhaltſamer, mächtiger, als dieſer Drang nach Verwirklichung des Kosmopolitismus. Je mehr und eher ſich ein Volk und Staat von den Verirrungen und Feſſeln, die dieſer Concentrirung auf die ihnen günſtigſten Induſtrien und Lieferungen für den Weltmarkt entgegenſtehen, losmacht, deſto beſſer für dieſes Volk und zugleich alle andern Völker. Freilich hier giebt's die ungeheuerſten Augiasſtälle auszumiſten. Aber dieſe und andere Herkules-Arbeiten übernimmt die täglich zunehmende, dampfbeſchwingte und um die Erde herumblitzende Rieſengewalt des Verkehrs und die in Induſtrie-Ausſtellungen, auf Weltmärkten immer allgemeiner und gründlicher werdende Einſicht in die natürlichen Vorzüge, die einzelne Völker und Klimate für beſtimmte Erzeugniſſe und Fabrikate genießen und in ihren Preiſen und Qualitäten geltend machen.

Viele Productionen und Induſtrien werden ſich allerdings in jedem Volke halten und entwickeln, alle, die gleichſam zur Hauswirthſchaft gehören und durch ihre Schwere, ihre Maſſenhaftigkeit, ihren Umfang, ihre Wohlfeilheit die Preiserhöhung des Transports nicht vertragen. Bei großen Unterſchieden an Mangel und Ueberfluß kommen ſie immer durch die Natur der Sache in den Welthandel. Die Details hierüber gehören in die ſpezielle National-Oekonomie. Worauf es beim internationalen Verkehr weſentlich ankommt, das ſind die mehr oder weniger civiliſirtes Bedürfniß gewordenen Luxus-, Schönheits- und Annehmlichkeits-Artikel, für welche Völker und Gegenden gleichſam klimatologiſche Monopole haben: Thee, Seide, Baumwolle, Früchte, Gewürze, Felle, Pelzwerk, Federn, Geflügel, kurz alle mögliche Ergebniſſe aus dem thieriſchen und vegetabiliſchen Leben, das durch Längen- und Breitengrade, Iſothermen und Bodenverhältniſſe auf gewiſſe Punkte und Strecken der Erde beſchränkt iſt. Wir können unter Glas und Rahmen zur Noth auch Thee oder gar Baumwolle produciren, aber Niemandem wird es einfallen, ſein Geſchäft für jedes Pfund Thee um 20 Thaler ärmer zu machen, um damit 2—3 Thaler Abgabe an China zu ſparen, d. h. 18 Thaler an jedem Pfunde zu verlieren und dafür noch ein Kraut zu trinken, das nach allem Möglichen ſchmecken mag, nur nicht nach Thee.

Streng monopoliſirten und natürlich abgegränzten Handelsartikeln gegenüber, laſſen die Völker allerdings ihren ſchutzzöllneriſchen Vorwitz, aber in andern haben ſie auch deſto furchtbarer und hartnäckiger gegen ihr eigen Fleiſch und ihren natürlichen Gewerbfleiß gewüthet, am *Tollſten* in der Baumwollen-Induſtrie, der wir es verdanken, daß zwei Welttheile immer unerträglicher von einer förmlichen Baumwollen-Politik demoraliſirt und ausgehungert werden. Dieſe Politik ſteht jetzt eben vor dem Weltgerichte und iſt ſchon zum Tode verurtheilt. Kein gebildetes Volk wird ſich wieder hinter Schutzzollmauern ſeine eigenſte Induſtrie verhunzen laſſen, um fremde nachzuäffen. In der Ausſtellung von 120 Völkern und aller Klimate haben ſie gelernt, was ſich für jedes am Beſten ſchicke, wo man für jeden Artikel die beſten Bezugsquellen zu ſuchen habe. Man hat angefangen, die eigenthümlichen, natürlichen Vorzüge und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten jeder Nation und ihrer Erzeugniſſe zu begreifen. Man hat ſie mit Millionen Augen geſehen und mit Millionen Händen gegriffen. Beiſpielsweiſe war England das einzige Land, das durch ſeine zweite Section (Maſchinen und Inſtrumente) die andern beiden weit überragte. Das überall vorherrſchende Eiſen in millionenfacher Verwendung für Maſchinen, Nutz- und Zierwerke, gab ſeinen Eiſen- und Kohlenminen, ſeiner ganzen Induſtrie das individuellſte Gepräge. Der Boden bietet ihnen Vortheile für dieſe Induſtrieen, wie keinem andern Volke, abgeſehen von der natürlichen Gunſt der Lage und der Verkehrsmittel, ſie auf den Weltmärkten am vortheilhafteſten geltend zu machen. Kohlen, Eiſen und der nationale Geſchmack der Engländer giebt ihnen ein natürliches Monopol für alle großen, klobigen Artikel von Eiſen. Jeder wird ſie am Beſten und Billigſten dort kaufen und ſie mit den vortheilhafteſten Induſtrieen ſeiner Heimat bezahlen, ſtatt Geld, Geiſt und Nationalreichthum in beſchützter Nachäffung zu vergeuden. Ebenſowenig wird es einem ſeiner Sinne mächtigen Ausländer „Rußlands" einfallen, ſich gegen aſtrachan'ſchen Caviar, ſibiriſches Pelzwerk, ruſſiſche Koffer ꝛc. „beſchützen" zu wollen, um dieſe Artikel zu Hauſe ſelbſt zu machen, oder wohl gar Zobel- und blaue Fuchsjagd-Gründe anzulegen.

Die franzöſiſche Ausſtellung predigte im Ganzen und im Einzelnſten die Lehre, daß die Franzoſen in allen Galanterie- und äußerlichen Lebensverſchönerungs-Gegenſtänden unnachahmlich ſind, oder wenigſtens ſo bedeutende Vorzüge entwickelt und ausgebildet haben, daß es Unſinn, Zeit- und Geldverſchwendung wäre, ſie nachzuahmen, ſtatt ſie mit dem Ertrage unſerer eigenſten Induſtrie zu erkaufen. Die Deutſchen brauchen am wenigſten mit den Franzoſen oder Engländern zu konkurriren, da ſie im höheren Kunſtgeſchmack, in gemüthlicher, ſinniger Geſchicklichkeit, in wiſſenſchaftlicher, techniſcher Production Beiden bei weitem überlegen ſind,

Digitized by Google

alſo z. B. in den berühmten, über die ganze Welt verbreiteten Spielwaaren, mathematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen Inſtrumenten und allen Lebensverſchönerungs- und Luxusſachen, die nicht blos charmant und galant putzen, ſondern **künſtleriſch** ſchön zieren ſollen.* Das iſt ein gewaltiger Unterſchied. Um ſo größer die Schmach, daß dieſe Arme und Köpfe mit heitern Kräften gewaltſam durch Schutzzölle genöthigt wurden, Geld und Geiſt und Genius in Baumwolle, Runkelrüben, Torf, Braunkohlen und ſonſtige techniſch-nationalökonomiſch niedrigere, mit Bildungs- und Geldverluſt betriebene Induſtrieen zu ſtecken.**

Ich merke aber, daß ich nicht durchkomme mit Charakteriſirung der verſchiedenen Völker und Klimate, deshalb nur noch einige charakteriſtiſche Züge im Ganzen und Großen. Was dieſe Ausſtellung gegen die von 1851 unter Anderem beſonders auszeichnet, das waren die ungeheuren Maſſen neuer, für die ganze Menſchheit ausreichender und zugänglich werdender neuer Schätze der Erde, beſonders Erze, Mineralien, und noch mehr, Nutz- und Zierhölzer. Die Holzblock-Pyramiden Canada's, die koſtbaren Holzarten Auſtralien's und einer Menge kleiner Inſeln der Ferne und Fremde, Proben ganzer Wälder von Eiſenhölzern, die nicht verrotten und verfaulen, von wohlriechenden, ſchönfarbigen, feingeaderten Hölzern aus Welttheilen und Gegenden, die im Handel bisjetzt kaum beachtet wurden, von japaneſiſchen Stroh- und Papier-Möbels oder Kunſtſachen, von unerhörten, wunderbaren Kräuterſäften und ſonſtigen vegetabiliſchen Extrakten und textilen Künſten Indiens und feinſten Geſchmacks in den Farben- und Formen-Zuſammenſtellungen ſogenannter wilder Völker, neue Jagdthiere mit ihren Pelzen, Geweihen und Braten, neue Pflanzenfibern, viel beſſer und billiger und ohne Sklaverei viel reichlicher zu haben, als Baumwolle zum Spinnen und Weben, für Papier-Fabrication u. ſ. w. — dies Alles, wie manches Andere in dieſem koloſſalen Labyrinthe der Völker-Kultur bringt auf jeden Beſchauer, der zu ſehen und ſich des Geſehenen bewußt zu werden verſteht, den mächtigſten Eindruck und die freudigſte Ueberzeugung hervor, daß die Völker der Erde, jedes zugreifend und verarbeitend, was ihm ſeine Natur, ſein Klima umſonſt in überſchwenglicher Fülle hinwirft, alle vollauf zu Hauſe mit ihren Productionen und Induſtrien zu thun haben, um damit die Weltmärkte zu verſehen und mit dem Ertrage Alles zu bezahlen, was ſie für die höchſte Höhe der Civiliſation und des Wohlſtandes bedürfen. Damit iſt die Ausſtellung zum herrlichſten Tempel des Kosmopolitismus geworden, Völker-Verbrüderung um die ganze Erde herum predigend, zöllneriſche Abgränzung verdammend, Pfuſcherei des einen Staates in den Vorzügen des andern als ſelbſtmörderiſch verurtheilend, alle Handelsgränzen verſpottend, alle Länder und Meere als freie Heerſtraßen für alle Güter der Erde in Anſpruch nehmend, ſie mit Dampf und Blitz durchadernd für den neuen Organismus der für einander ſich mit Waaren und Werthen, ſtatt mit Waffen und Geſchoſſen bombardirenden Menſchheit.

Welch' ein Tempel von 120 Nationen, von 30,000 Ausſtellern aller Zonen, von den Blüthen und Früchten des Geiſtes und der Kraft mehrerer Millionen Menſchen ausgeſchmückt! Niemals hat die Welt Größeres, Schöneres geſehen und geleiſtet. Was ſind die ſieben officiellen Weltwunder gegen dieſe noch dazu mißrathene Ausſtellung? Man denke an Salomo's irdiſche Herrlichkeit, hieß es in einem Ausſtellungsartikel, man denke an Cäſar, als er nach ſeinem viertägigen Triumphzuge das römiſche Volk in 22,000 Gemächern glänzend bewirthen ließ (er hatte das Geld dazu geraubt — hier iſt Alles freiwillig producirt, geliefert und bezahlt worden), man denke an den römiſchen Kaiſer Heliogabalus, wie er auf Gold- und Silberſtaub ſpazieren ging; an Xerxes, wie er ſich auf ſein Heer verließ und ſehr geſchlagen ward — an Alles, was je die Mächtigſten bauen und bilden ließen — Alles Bagatelle gegen dieſe meilenlangen Maſſen herrlichſter Erzeugniſſe menſchlicher, freier Arbeit, menſchlichen Fleißes, menſchheitlichen ſchaffenden Geiſtes.

Die Maſchinen toben und donnern nicht mehr, die duftige Majolica-Fontaine hat aufgehört, zu plätſchern, um die chaotiſchen Tongetöſe der Glocken, der Kukuks-Uhren, Spieldoſen, künſtlicher Singvögel, der Harmoniums und Flügel, der Zuaven- und Garden-Kapellen, der Orgeln zu dämpfen, aber die Akkorde der ſtoffveredelnden Menſchheits-Kultur, der Triumph-Marſch des Kosmopolitismus, die volkswirthſchaftlichen Völker-Harmonien tönen fort und klingen wieder durch die ganze Menſchheit mit ſchöpferiſchen, nicht mehr national-hymnenfeindlichen Mißtönen. Die Disharmonien zwiſchen Nationen und in ein und demſelben Volke, ſind Compoſitionen der Sonder-Intereſſen, die von denen der Menſchheit aufgelöſt werden.

* Deutſchland hat hauptſächlich das voraus vor Frankreich und England daß es diejenigen Gegenſtände, die vom **Volke** in **Maſſen** verbraucht werden, wohlfeiler zu liefern verſteht. Dieſe Gegenſtände fallen meiſtens ſchwer in's Gewicht, und wenn im franzöſiſchen Handelsvertrage beſtimmt iſt, daß unſere Einfuhren in Frankreich **nicht nach dem Gewichte**, ſondern nach dem **Werthe** verzollt werden ſollen, ſo iſt dies nicht **gegen** das, ſondern vielmehr ganz im Intereſſe der deutſchen Arbeit. D. R.

** Was Runkelrüben, Torf und Braunkohlen betrifft, ſo möchten wir doch mit Rückſicht auf Landwirthſchaft, Viehzucht und Brennmaterialien-Bedarf in Deutſchland nicht behaupten, daß ſie zu den werthloſen und überflüſſigen Dingen gehören. D. R.

Holland.

Jakob van Maerlant, der älteſte Hiſtoriker in niederdeutſcher Sprache.

Am 9. September des Jahres 1860 ſah die im Mittelalter blühende, ſeitdem freilich zur Unbedeutendheit herabgeſunkene vlaemiſche Stadt Damme eine Feſtlichkeit eigner Art. An dieſem Tage nämlich errichtete man dem vor mehr denn 5 Jahrhunderten verſtorbenen Dichter Jakob van Maerlant ein Denkmal, an deſſen Fuße belgiſche und holländiſche Schriftſteller eine Art Verbrüderungsfeſt feierten.

Vielen unſerer deutſchen Leſer, die nicht gerade Germaniſten von Fach, dürfte der Name Maerlant gänzlich unbekannt ſein, und doch war Maerlant einer jener mächtigen Geiſter, denen es gelang, der Literatur ihrer Zeit das Gepräge ihres individuellen Geiſtes aufzudrücken.

Letzteres iſt für uns jedenfalls Grund genug, dem Wirken dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen Einfluß ſich in der Literatur ſeines Volkes ſogar noch in der Gegenwart fühlbar macht, eine eingehende Betrachtung zu widmen.

Von Maerlant's Lebensverhältniſſen haben wir nur die allerdürftigſte Kunde.

Nach Toppens* und Paquot** wurde Jakob van Maerlant im Jahre 1235 in Damme geboren; allein dieſe Nachricht iſt keineswegs hiſtoriſch verbürgt. Jonkbloet*** und Buddingh halten Maerlant für einen See- oder Südholländer; nach Maerlant's eigener Aeußerung † war er ein Vlaming.

Seiner eigenen Angabe gemäß ſchrieb Maerlant ſein Erſtlingswerk, den Trojaniſchen Krieg, in Maerlant. Wo iſt dies Maerlant zu ſuchen und war es des Dichters Geburtsort?

Sicher iſt, daß Maerlant nicht Prieſter war. Er gehörte zu jener Klaſſe von Leuten, die wir unter den Namen Klerken ſowohl an den Fürſtenhöfen, bei dem Magiſtrat der Städte, oder im Dienſte der Kirche oder der Schule finden, und denen ihre Gelehrſamkeit ein anſtändiges Auskommen verſchaffte.

Aus Maerlant's Schriften erhellt, daß er eine gelehrte Erziehung erhalten haben müſſe, wenn uns auch über ſeinen Bildungsgang keinerlei Nachrichten vorliegen.

Van Maerlant ſtarb im Jahre 1300 zu Damme, in welcher damals bedeutenden Stadt er in den letzten Jahren ſeines Lebens das Amt eines Scheven-Klerks, id est Greffier's oder Stadtſekretairs bekleidet hatte, und wurde unter dem Glockenthurme der dortigen Kirche begraben.

Die Umſchrift auf dem Grabſteine, der Maerlant's Gebeine deckte, lautete nach Van Belle:

Hic recubat Jacobus a Mellant, ingeniosus,
Trans homines gnarus rhetor, astuque disertus,
Quem laus dictandi rhythmos, proverbia fandi,
Transalpinavit, famaque perenne donavit:
Huic miserere deus cujus sextus jubilaeus
Post summum nomen numeri, prob! abstulit omen. ††

Auf dem Steine ſelbſt war das Bild eines vor einem Pulte ſitzenden Gelehrten eingehauen, der, mit Hülfe einer Brille, in einem Buche lieſt. Da die Brillen in Flandern erſt unter der Regierung Philipp's des Guten bekannt wurden, ſo nimmt Serrure an, daß der Grabſtein Maerlant nicht

* Bibliotheca Belgica. Bruss., 1739.

** Mémoires pour servir à l'histoire litteraire des dix-sept provinces des Pays-bas. Louvain, 1766.

*** Geschiedenis der Nederlandsche Dichtkunst.

† ende omdat ic Vlaminc ben. Prolog zum Leven van Sinte-Franciscus.

†† Van Belle war im 16. Jahrhundert Greffier zu Brügge; von ihm bewahrt die Pfarrei zu Damme noch ein lateiniſch geſchriebenes Zeugniß über ſeine Auffindung von van Maerlant's Grab, welches Serrure in ſeinem oben angeführten Werke mittheilt.

Digitized by Google

unmittelbar nach ſeinem Tode geſetzt worden iſt, ſondern vielleicht ein Jahrhundert ſpäter; möglicher Weiſe hat man auch einen früher vorhandenen Grabſtein ſpäter erneuert.

„Als das Pult auf Maerlant's Grabmal nicht mehr deutlich zu erkennen war" — ſagt J. P. van Male, der im Jahre 1735 als Paſtor von Vladsloo ſtarb und ein noch unedirtes Manuſkript:* Amphitheatrum virorum illustrium Brugensium hinterlaſſen — „hielt man ihn für einen Spiegel und da über demſelben eine Eule in den Grabſtein eingehauen war, ſo glaubte das Volk in ſeiner Unwiſſenheit, daß Eulenſpiegel hier begraben ſei.

„Dieſe verkehrte Anſicht wurde weit und breit auspoſaunt, und man unterhielt ſie ſelbſt durch die Herausgabe von Schriften und Bilderchen. Daher entſtand ein ungeheurer Zulauf des Volkes nach der Kirche um das Grab dieſes Poſſenreißers zu ſehen, bis daß der Paſtor der Kirche von Damme den Grabſtein wegnehmen ließ."

Auf dieſe Weiſe iſt es gekommen, daß man den ernſten vlaemiſchen Gelehrten in ſeinem eigenen Vaterlande mit unſerem deutſchen Schalksnarren Eulenſpiegel verwechſelt hat, eine Verwechſelung, die in früheren Jahrhunderten zu mehrfachen literariſchen Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben hat.

Maerlant's Grabſtein blieb anderthalb Jahrhundert in einem Winkel der Kirche zu Damme unbeachtet liegen, bis endlich im J. 1829 der Paſtor von Damme ihn an einen Steinmetz von Brügge verkaufte; alle ſpäteren Verſuche, den betreffenden Grabſtein wieder herbei zu ſchaffen, ſind erfolglos geweſen.

Im großen Saale des wahrſcheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts erbaueten Rathhauſes von Damme befinden ſich auf den Köpfen dreier Balken die Bilder der heiligen Jungfrau, des königlichen Sängers David und das Bild Maerlant's, der, in der Kleidung eines Gelehrten des 14. Jahrhunderts, in einem auf einem Pulte liegenden Buche ſchreibt; „auf dieſe Weiſe" — ſagt Serrure — „hat der Bildhauer Maerlant ſeinen Platz zwiſchen dem Cultus und der Poeſie angewieſen."

Mit dieſen dürftigen Notizen ſind aber auch alle, Maerlant's Leben betreffende Nachrichten erſchöpft; wenden wir uns nun der Betrachtung ſeiner Schriften zu.

Jan de Clerc nennt Maerlant im Lekenſpiegel:

de vader
der dietscer dichter algader,

was ſelbſt niederländiſche Literatur-Hiſtoriker veranlaßt hat, Maerlant für den älteſten aller niederländiſchen Dichter zu erklären; allein die Niederlande beſaßen ſchon lange vor Maerlant eine reiche und ausgebildete Literatur.

Abgeſehen vom Hildebrandsliede, deſſen Sprache weder einen entſchieden ausgeprägten nieder- noch oberdeutſchen Charakter trägt, und von den Nibelungen, welche beide — obgleich von letzterem Gedichte bis jetzt niederdeutſch nur ein unbedeutendes Bruchſtück aufgefunden worden iſt — die Niederländer als ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen, beſaßen Letztere ſchon damals den Reineke Fuchs, der, wie Willems unzweifelhaft nachgewieſen, niederländiſchen Urſprungs, und eine große Zahl theils dem Sagencyclus Karl's des Großen, theils dem des Königs Arthur angehörende Ritter-Romane. Letztere waren theils aus dem Franzöſiſchen mehr oder minder treu überſetzt, und von den Ueberſetzern oft eigenthümlich umgeſtaltet und mit neuen Zügen bereichert, theils ganz original.

Die Geburt Maerlant's fiel in die Zeit des Sinkens des Ritterthumes, dem in Flandern, ſchneller als in anderen Gegenden Europa's, im freien Bürgerthume eine ebenbürtige Macht erwuchs, die das Ritterthum bald völlig überflügeln ſollte.

Mit dem Sinken des Ritterthums verfiel auch die vorzugsweiſe von dieſer Schichte der Bevölkerung getragene romantiſche, die eigentliche Ritter-Poeſie.

In ſeiner Jugend gab Maerlant noch der allgemeinen Zeitſtrömung nach, indem er zwei Ritter-Romane — die er ſelbſt übrigens damals für wirkliche Geſchichte hielt — in ſeine Mutterſprache übertrug: den **Alexander** und den **Trojaniſchen Krieg**.

Von der „Belagerung von Troja" iſt bis jetzt noch keine vollſtändige Handſchrift entdeckt; die bekannten Bruchſtücke gab Blommaert in den Oudvlaemsche gedichten der XII., XIII. en XIV. eeuwen. Gent 1838—51 (3 Bde., 8) heraus.

Maerlant's „Belagerung von Troja" iſt eine Ueberſetzung eines bis jetzt noch unedirten lateiniſchen Werkes des Benoit de Sainte-Maure, der ſeiner Seits wieder die längſt als untergeſchoben anerkannten Schriften des Dares Phrygius und des Dictys Cretenſis als Quelle benutzte. Doch bediente ſich Maerlant, außer dem Werke Sainte-Maure's, bei ſeiner Arbeit noch des Virgil, Ovid und des Statius; daß er den Homer, von dem er übrigens mit großer Achtung ſpricht, denn er nennt ihn een grote clerc, — nicht zur Hand gehabt, erhellt aus diverſen Anachronismen:

So lange dat men badde geseit
Enen paternoster

und

En ware hi niet te hand op gesprongen
Men mochte hem wel hebben gesongen
Een requiem eternam.

Maerlant kleidete das Alterthum in die Farben ſeines Jahrhunderts; ſeine griechiſchen und trojaniſchen Helden ſind vollendete chriſtliche Ritter und Helena das Muſter einer Ritterdame. Dies iſt jedoch ein Vorwurf, der nicht blos Maerlant, ſondern, in höherem Maße, ſein Vorbild, Benoit de Sainte Maure, trifft.

Den **Alexander**, ſeine zweite Arbeit, übertrug Maerlant aus dem Lateiniſchen des Wouters de Caſtelione von Lille.* Von dieſem Werke iſt, außer mehreren Bruchſtücken, auf der Münchener Bibliothek eine vollſtändige Handſchrift vorhanden, deren Schreibart jedoch etwas unrein iſt, namentlich ſtark an den weſtfäliſchen Dialekt erinnert. Gegenwärtig iſt Snellaert mit der Herausgabe des Alexander auf Staatskoſten beſchäftigt.**

Der Alexander umfaßt nicht weniger als 14,500 Verſe, da es dem Dichter gefallen, eine Maſſe ſeinem Gegenſtande ganz fremde Epiſoden — Betrachtungen über das alte Teſtament, eine Geſchichte Caeſar's und Auguſt's, gemiſcht mit zahlreichen Anſpielungen auf Ereigniſſe ſeiner Zeit, — in ſein Werk einzuſchieben. Uebrigens iſt der Alexander, ebenſo wenig wie die Belagerung von Troja, ein Geſchichtswerk, ſondern einfach ein Ritter-Roman, der ſich vom Tergunt, Lancelot oder Walewein nicht durch die Behandlung, ſondern nur durch die Wahl des Stoffes unterſcheidet.

Obgleich im Gedicht ſelbſt keine Jahreszahl angegeben, ſo hat Jonkbloet doch aus inneren Gründen nachgewieſen, daß Maerlant *ſeinen* Alexander im Jahre 1246 vollendet haben müſſe.

Maerlant ſchrieb den Alexander im Auftrage oder zu Ehren einer Dame, der er ſo viele Male Heil wünſcht, als Worte in ſeinem Buche vorkommen, und deren Name in den Anfangslettern der zehn Bücher ſeines Werkes verborgen ſei.

Trotz dieſer vom Dichter ſelbſt gegebenen Anweiſung hat es ſeinen verſchiedenen Commentatoren noch nicht gelingen wollen, den Namen ſeiner Angebeteten zu entziffern; Docen hat Ghtile (Mechthild), Jonkbloet Ghotile, Buddingh Gleida (Gräfin Aleida), Snellaert Goedele geleſen; wir, unſerer Seits, laſſen den Streit unentſchieden.

Kurz nach Vollendung des Alexander muß in Maerlant's ganzer Anſchauungsweiſe ein entſcheidender Wendepunkt eingetreten ſein, denn er entſagte der romantiſchen Poeſie gänzlich, um ſich fortan ausſchließlich der didaktiſchen Poeſie zuzuwenden.

Erklärt ſich dieſe Umkehr lediglich nur aus dem, Maerlant unleugbar inne wohnenden Streben nach wiſſenſchaftlichem Ernſt und wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit, oder hatte auch die geänderte Zeitſtrömung an derſelben ihren Antheil?

Das mächtig aufſtrebende Bürgerthum — und Maerlant erſcheint vermöge ſeiner ganzen Richtung als ein Repräſentant dieſes Letzteren — fing eben an, ſich im harten Kampfe gegen Fürſt und Adel eine politiſche Selbſtändigkeit zu erobern. Der irrende Ritter, der auf ſeine eigene Fauſt auszog, um Abenteuer aufzuſuchen, während das Bürgerthum vor Allem ein organiſches Einfügen des Einzelnen in die Geſammtheit forderte, hatte unter dieſen veränderten Verhältniſſen aufgehört ein Vorbild zu ſein.

Statt ferner noch der Erzählung von den Thaten und Abenteuern vagirender Ritter und Recken ein geneigtes Ohr zu leihen, fühlte ſich das

* Serrure führt die hier mitgetheilte Stelle an.

* Philippe Gautier, aus Lille gebürtig, geſtorben in Chatillon — daher ſein Beiname Caſtelione — lebte Ausgangs des 12. Jahrhunderts. Sein Alexander — bis jetzt noch unedirt — genoß ſeiner Zeit einen bedeutenden Ruf und wurde ſelbſt in den Schulen als Lehrbuch gebraucht; die Sprache iſt rein und kräftig. Gautier benutzte den Quintus Curtius als Quelle, doch entlehnte er auch Eine den franzöſiſchen Dichtern Lambert-li-cort und Alexandre de Bernai. Letzterer hat Alexander's Leben in zwölfſilbigen Verſen beſungen, die darum noch heute Alexandriner heißen.

** Der erſte Band dieſer Ausgabe: Alexander, van Jacob van Maerlant Brüſſel, 1860 — iſt bereits erſchienen.

Digitized by Google

nur durch harte Arbeit reich= und durch Reichthum großgewordene Bürgerthum von einem Verlangen nach Erwerbung ſoliderer Kenntniſſe beherrſcht. Maerlant kam dieſem Verlangen entgegen; indem er — und zwar lange, bevor man in anderen Ländern an etwas Aehnliches dachte — die berühmteſten gelehrten Werke ſeines Jahrhunderts in die Volksſprache übertrug, zerbrach er die Schranke zwiſchen dem Volke und der gelehrten Welt, machte er das Wiſſen zum Gemeingut Aller.

Bei dieſer Geiſtesrichtung mußte Maerlant, nachdem er einmal erkannt, daß dieſe Ritter-Romane, die er bis dahin gläubig für Geſchichte gehalten, nur Phantaſie=Produkte ſeien, wenn denſelben auch hiſtoriſche Ereigniſſe als Unterlage dienten, nicht nur über die geſammte Roman=Literatur ſeiner Zeit, ſondern auch über ſeine eigene bisherige literariſche Thätigkeit den Stab brechen. So ſagt er in der Rymbybel anſpielend auf ſeinen Alexander und ſeine Belagerung von Troja:

Maer nu suldi zonder vursten,
Gode met mi bidden mede
dat hi mi, dur dese waerdighede,
die ic dichte van siene wet,
vergheve, dat ic mi besmet
ebbe in logenliken saken,
di mi de lichtheit dede maken,
vander herte ende vanden zinne
ende vander wereliker minne etc.

Faſt alle ſpäteren Schriften Maerlant's enthalten bittere Ausfälle gegen die Ritter=Romane und ihre Verfaſſer, und da die Mehrzahl der in den Niederlanden bekannten Ritter=Romane aus dem Franzöſiſchen überſetzt waren, ſo richtete ſich Maerlant's Groll vorzugsweiſe gegen die franzöſiſchen Dichter, von denen er ſingt:

Die scone walsche valsce poeten
die meer rimen dan si weten.

In Flandern, welches, ebenſo wie Brabant, bedeutende franzöſiſch ſprechende Landestheile umfaßte, herrſchte damals Guy von Dampierre, der ſklaviſch franzöſiſcher Sprache und Sitte huldigte, auch franzöſiſche Dichter an ſeinen Hof berief. Die Mehrzahl des vlaemiſchen Adels folgte dem verderblichen Beiſpiele ſeines Fürſten. Maerlant, dem die politiſche Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes alle Zeit theuer war, wollte daſſelbe auch in literariſcher Beziehung von Frankreich nicht gleichſam lehenspflichtig ſehen. In kräftiger Weiſe warf er dem Adel ſeine Entnationaliſirung vor, bekämpfte er den Einfluß des überhandnehmenden franzöſiſchen Geſchmackes und in dieſer Beziehung verdient er den Ehrennamen eines Vaters der vlaemiſchen Bewegung, welchen ein neuerer vlaemiſcher Schriftſteller ihm gegeben.

Das erſte Werk, an welches Maerlant nach Vollendung des Alexander die Hand anlegte, war ſeine Rymbybel.* Dieſelbe iſt eine freie Ueberſetzung der im Mittelalter ſo berühmten Historia Scholastica des Petrus Trecenſis, bekannter in der Literatur unter dem Namen Petrus Comeſtor. Das alte Teſtament umfaßt bei Maerlant 20,945 Verſe, das neue Teſtament hingegen zählt deren nur 6,200. Letzteres endet, obgleich Comeſtor's Original noch die in der Apoſtelgeſchichte erzählten Ereigniſſe umfaßt, mit Chriſti Himmelfahrt. Dahingegen hat Maerlant ſeinem Werke noch eine ſelbſtändige, achttauſend Verſe zählende Fortſetzung gegeben: de Wrake van Jherusalem, die Geſchichte des jüdiſchen Volkes, von Chriſti Himmelfahrt bis auf den Kaiſer Titus. Letzteres Werk, wobei Joſephus ihm als Quelle diente, zeichnet ſich vor den anderen beiden Abſchnitten des Werkes durch wärmeres Kolorit und größeren poetiſchen Gehalt vortheilhaft aus.

Wie aus den Schlußzeilen der Wrake van Jherusalem zu erſehen, beendete Maerlant ſein Werk im Jahre 1271.

Wir haben Maerlant's Rymbybel als eine freie Ueberſetzung des Comeſtor bezeichnet. Maerlant erlaubte ſich Kürzungen, Hinweglaſſungen und gab zuweilen Zuſätze; ſo z. B. bringt er oft wörtliche Auszüge aus der Bibel, Beweis genug, daß er dieſelbe bei ſeiner Arbeit ſtets zur Hand gehabt. Auch die hin und wieder vorkommenden Ausfälle gegen den Adel und den immer mehr verweltlichenden Clerus gehören Maerlant an, denn ſie finden ſich nicht bei Comeſtor.

Maerlant's Rymbybel ſcheint übrigens in den Niederlanden viel Geräuſch gemacht und dem Verfaſſer mancherlei Anfeindungen zugezogen

* Herausgegeben von David. Brüſſel, 1858—59. 3 Bände. 8. Vergleiche auch: E. Käſtner, Drei Bruchſtücke von Jakob van Maerlant's Reimbibel oder Scholaſtica. Göttingen, 1834. 4. — Die von Käſtner edirten Fragmente umfaſſen zuſammen 3256 Verſe.

zu haben. In Usserius, Historia dogmatica, London, 1689, wird erzählt, daß einſt ein Belgier, Namens Jakobus Merland, vor Zeiten die ganze Bibel überſetzt, darob aber Befehl bekommen habe, ſich vor dem Papſte zu verantworten und ſein Buch einer Unterſuchung zu unterwerfen. Allein das Buch habe die päpſtliche Approbation erhalten und ſei dem Verfaſſer, zum großen Aerger ſeiner Feinde, wieder zugeſtellt worden.*

Maerlant's Naturen bloeme** iſt eine Ueberſetzung des Liber de rerum natura des Thomas Cantipratenſis,*** die er auf Erſuchen eines ſeeländiſchen Edelmannes, Nikolaes van Cats, ſchrieb. Das bisjetzt noch nicht edirte lateiniſche Original umfaßt zwanzig Bücher, Maerlant's Uebertragung deren blos dreizehn, da er die beiden erſten, vom Bau des menſchlichen Körpers und von der Seele handelnden, und die fünf letzten, der Aſtronomie gewidmeten Bücher wegließ. Die dreizehn Bücher Maerlant's handeln, entſprechend den Büchern 3—15 des Originals, 1) von den verſchiedenen Epochen des menſchlichen Lebens; 2) von den vierfüßigen Thieren; 3) von den Vögeln; 4) von den See= oder Meerwundern; 5) von den Schlangen; 6) von den Fiſchen; 7) von den Würmern; 8) von den Bäumen und Pflanzen; 9) von den Früchten der Erde; 10) von den Arznei-Gewächſen; 11) von den Quellen; 12) von den Edelſteinen und 13) von den Metallen.

Cantipratenſis Werk iſt nicht in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form gehalten; die Lebensweiſe und der Charakter der Thiere geben dem Verfaſſer Gelegenheit, zuweilen auf menſchliche Zuſtände anzuſpielen und dieſelben zu geißeln. Da indeſſen das Original noch nicht edirt iſt, ſo vermögen wir nicht zu beſtimmen, ob auch die Ausfälle auf Adel und Geiſtlichkeit, denen wir — neben Sittenlehren, moraliſchen Betrachtungen und myſtiſchen Allegorien, die ſammt und ſonders auf die heilige Jungfrau Bezug haben, — in Maerlant's Arbeit begegnen, dieſem oder dem Thomas Cantipratenſis angehören.

Maerlant's Heimelykhed der Heimelykheden † iſt eine Bearbeitung der lateiniſchen Schrift Secreta secretorum, die man im Mittelalter dem Ariſtoteles zuſchrieb. Es iſt dies eine Abhandlung über die Kunſt, gut zu regieren. Die vlaemiſche Bearbeitung, welche Maerlant ſeinem Neffen widmete, enthält circa 2200 Verſe. Einige der hier ausgeſprochenen Lehren dürften auch heute noch zu beherzigen ſein: ein Fürſt ſolle den Handel zu heben ſuchen, gute Schulen einrichten, die Wiſſenſchaften befördern, die Zölle abſchaffen.

Einige niederländiſche Literatur=Hiſtoriker haben Maerlant die Autorſchaft dieſes Werkes beſtritten; allein Hoffmann, Mone, Jonkbloet, Buddingh, Snellaert haben ſich einſtimmig dahin ausgeſprochen, daß nur Maerlant der Verfaſſer deſſelben ſein könne.

Das Leven van Sinte Franciscus iſt die verſificirte Ueberſetzung des bekannten, in lateiniſcher Proſa geſchriebenen Werkes des heiligen Bonaventura. Der vlaemiſche Text †† umfaßt 10,526 Verſe. Dies Werk, welches Maerlant auf Wunſch der Franziskaner zu Utrecht ſchrieb, ſteht an poetiſchem Werthe ſeinen ſämmtlichen übrigen Schriften bedeutend nach.

Maerlant's umfangreichſtes Werk iſt ſein Spieghel Historiael, ††† eine verſificirte Bearbeitung des in lateiniſcher Proſa geſchriebenen Speculum historiale des Vincent von Beauvais. Es iſt dies eine allgemeine Weltgeſchichte, welche, mit der Schöpfung beginnend, von Maerlant bis zur Regierung Kaiſer Rudolph's von Habsburg fortgeführt worden iſt. Doch finden ſich außer der Erzählung der politiſchen Ereigniſſe in derſelben auch noch Betrachtungen über Seneca, die Heiligen Hieronymus, Ambroſius, Auguſtin, die Consolatio philosophiae des Boetius;

* Im Jahre 1294, das heißt faſt ein Vierteljahrhundert nach Maerlant, wurde Comeſtor's Historia scholastica von Guyars Des Moulins in das Franzöſiſche überſetzt; auch erwähnt David eine Ueberſetzung derſelben in ſaſſiſchen Reimen, welche um das Jahr 1248 — alſo vor Maerlant — auf Befehl Heinrich Raspe's, Landgrafen von Thüringen, verfaßt worden ſei.

** Herausgegeben von Bormans. I. Bd. Brüſſel, 1857.

*** Maerlant ſelbſt ſchreibt das von ihm überſetzte Original dem Albertus Magnus zu; dies iſt ein Irrthum: Verfaſſer deſſelben iſt Albert's Schüler, der ſchon genannte Thomas Cantipratenſis.

† Herausgegeben von Clariſſe. Dordrecht, 1838. (Nieuwe werken der Maatschappy van Leyden. T. IV.)

†† Herausgegeben von Tideman. Leyden, 1848. 8.

††† Spieghel Historiale of Rymkronyk van Jacob van Maerlant, met aanteekeningen van Clignett en Steenwinkel. Leyden, 1784—85. 8. Bd. 1—2. Der dritte Theil mit Anmerkungen von Steenwinkel wurde 1812 zu Amſterdam von Bilderdyk herausgegeben; der vierte Theil, edirt von D. J. u. J. van Lennep, erſchien 1849. Der Schluß erſchien, herausgegeben von E. Verwijs, 1857 zu Leyden. Verwijs bereitet auch, auf Koſten der Maatſchappy von Leyden, eine neue Geſammt-Ausgabe des ganzen Werkes vor, von der ſogar, irren wir nicht, ſchon Einiges erſchienen iſt.

Digitized by Google

den Wundern der heiligen Jungfrau ſind allein mehr als dreitauſend Verſe gewidmet; in dem, die Geſchichte Karl's des Großen behandelnden Abſchnitte begegnen wir erneueten Ausfällen auf die jede Geſchichte verfälſchenden Ritter-Romane.

Maerlant iſt in ſeinem Spieghel historiael, den er im Jahre 1284 auf Veranlaſſung des Grafen Floris V. von Holland begonnen hat, keineswegs bloßer Ueberſetzer; er erlaubt ſich, in Bezug auf ſein Original, oft bedeutende Kürzungen und Hinweglaſſungen, und behandelt die Geſchichte der Niederlande, der Vincent von Beauvais nur eine geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſelbſtändig mit großer Ausführlichkeit. Schade, daß der Spieghel historiael uns nicht vollſtändig erhalten iſt; abgeſehen von verſchiedenen anderen Lücken, fehlt namentlich der die Geſchichte von Nero bis Gratian enthaltende Abſchnitt — das heißt die Bücher X—XV des Vincent von Beauvais — gänzlich.

Het boec van het houte of de drie gaerden bezeichnet Mone, der es unter Maerlant's Namen anführt, als eine (circa 800 Verſe umfaſſende) bibliſche Aufzählung von Chriſti Stammbaum. Das Gedicht heißt auch de drie gaerden (Gärten), weil, nach der Sage, drei Gärten im Paradieſe zu dem Baum zuſammen gewachſen, aus welchem nachmals Chriſti Kreuz gezimmert wurde. Das Gedicht wurde verſchiedene Male und zwar in den Jahren 1480, 1546 und 1556 zu Antwerpen gedruckt, und endlich 1844 von Tideman auf's Neue herausgegeben. Da neuere Kritiker, wie Jonkbloet und nach ihm Serrure, Maerlant die Autorſchaft dieſes Gedichtes — und zwar aus guten Gründen — ſtreitig machen, ſo wollen auch wir uns bei demſelben nicht länger aufhalten.

Der Wapen Martyn verdankt ſeinen Namen den Anfangsworten des Gedichtes:

Wapene Martyn! hoe salt gaen?
Sal dese werelt nu lange staen
In dus cranken love?

Es iſt ein Geſpräch zwiſchen Jakob aus Damme (unſerem Dichter) und Martin aus Utrecht. Das Gedicht zerfällt in drei Bücher, von denen das erſte 71 Klauſeln (Strophen) von je dreizehn Verſen umfaßt, während das zweite nur ſechsundzwanzig, das dritte nur neununddreißig Strophen zählt.

Das erſte Buch handelt vom Laufe der Welt, der Liebe, den Frauen. Maerlant geißelt in demſelben die Thorheit und die Verderbniß ſeiner Zeit — namentlich auch den Hochmuth des Adels — mit einem oft eben ſo ſcharfen, als treffenden Spotte. Es kommen Stellen darin vor, wie die folgenden:

Könnte man die zwei Worte mein und dein aus der Welt verbannen, ſo lebte Alles in Frieden:

Het ware al vri, niemen eighyn,
mannen metten wiven.
Het waer ghemene tarwe ende wyn;
over see noch upten Ryn
sonde men niemen ontliven.

Seit der Adel ſich nicht mehr durch ſeine Thaten des Adels würdig zeige, frage Niemand mehr nach Siegel, Wachs und Pergament.

Das zweite Buch, des Wapen Martyn, welches dem erſten Buche übrigens an poetiſchem Werthe bedeutend nachſtehet, behandelt einen Konflikt der Liebe.

Das dritte Buch des Wapen Martyn handelt über die Dreieinigkeit. Wenn überhaupt der Wapen Martyn in Bezug auf poetiſchen Werth am höchſten ſtehet, ſo begegnen wir namentlich in dieſem dritten Buche oft einer an das prachtvolle Pathos Vondel's erinnernde Erhabenheit des Gedankens und des Ausdruckes. Daß übrigens unſere heutigen Anſichten von Toleranz nicht diejenigen unſeres Dichters waren, mögen folgende Zeilen bezeugen:

Ware oec iemen die wedersprake
dit ghelove ende dese sake,
hi ware ewelike verdoemt.
Recht waert datmen in den brand stake,
ende daenna thelsce vier smake,
daer hem de duvel in droemt.

Eine dem Profeſſor Serrure in Gent gehörende Handſchrift enthält noch ein viertes Buch des Wapen Martyn, welches indeſſen keineswegs von Maerlant, ſondern von Hein van Aken, dem niederländiſchen Ueberſetzer des Romans von der Roſe, herrührt. Ueberhaupt rief der Wapen Martyn, der auch ſchon frühzeitig von Jan Bukelare in das Lateiniſche überſetzt wurde, zahlreiche Nachahmungen hervor, wie, z. B. den Wapen Regier des Jan de Weert.

Vom Wapen Martyn exiſtirt eine im Jahre 1496 zu Antwerpen gedruckte Ausgabe; neuerdings hat ihn Verwys (Deventer, 1857. 8. herausgegeben.

Unter dem Titel: de verkeerde Martyn beſitzen wir eine Antwort Martyn's an Jakob. Es iſt dies ein Pendant, faſt eine Parodie des Wapen Martyn, die ſich in der Form Maerlant's Dichtung eng anſchließt, aber, faſt mit denſelben Worten, ſtets den entgegengeſetzten Sinn ausdrückt.

Eene disputatie van onser vrouwen ende van den heiligen cruce, abgedruckt in fünften Bande der nieuwe werken der Maatſchappy van Leyden, und in Kausler's Denkmälern altniederländiſcher Sprache ꝛc., iſt eine Unterredung zwiſchen Maria und dem heiligen Kreuze, dem Maria vorwirft, daß es ſich habe gebrauchen laſſen zur Marter ihres unſchuldigen Sohnes. Das Kreuz antwortet, Maria ſei ein Weinſtock und Chriſtus die Traube; ſo wie man, um Wein zu gewinnen, einer Preſſe bedürfe, ſo ſei auch ohne Chriſti Leiden und Sterben eine Erlöſung unmöglich geweſen. Jeſus ſelbſt tritt auf und klagt bitter über die Verderbniß der Menſchheit und die Lauigkeit der Chriſten, die das heilige Land den Ungläubigen überließen.

„O Menſch“ — ſagt Jeſus — „was konnte ich mehr für dich thun, als den Kreuzestod ſterben? Und welchen Dank habe ich dafür? Du kannſt nicht gleichzeitig mir und der Welt dienen! Willſt Du mir nachfolgen, ſo mußt Du der Welt abſterben! Du aber trachteſt nur nach Reichthum und verachteſt mich, weil ich ſtets das Vorbild der Armuth gegeben. Mönche und Klausner, Alle dienen der Welt; die Kirchenämter werden an die Verwandten der Fürſten vergeben; die Hirten denken nur daran, ihren Schafen die Wolle abzuſcheeren. Es ſind nicht Hirten mehr, ſondern Wölfe!“

Zum Schluß fordert Chriſtus die Gläubigen in — man muß es geſtehen — beredten Worten zu einem neuen Kreuzzuge auf.

Das Gedicht enthält ſechsundvierzig dreizehnzeilige Stophen.

Die Befreiung des heiligen Landes von der Herrſchaft der Ungläubigen iſt übrigens eine Lieblingsidee Maerlant's, denn er giebt ihr noch in einem anderen Gedichte: van den lande van overzee* einen Ausdruck. Dieſes kurz nach dem Falle von Acre (1291), des letzten Bollwerkes der Chriſtenheit in Paläſtina, geſchriebene Gedicht umfaßt neunzehn dreizehnzeilige Strophen und iſt ein mit Kraft und Begeiſterung geſchriebener Aufruf an die Chriſtenheit zu einem neuen Kreuzzuge. Zum Glücke für die Welt war jedoch die Zeit der Kreuzzüge vorüber, und ſelbſt Maerlant's begeiſterter Aufruf an den Glaubenseifer ſeiner Zeitgenoſſen fand nirgends ein Echo, ſtark genug, die Welt zu einer neuen Thorheit zu begeiſtern.

Maerlant's Clausule van der Bible** enthält zweiundvierzig dreizehnzeilige Strophen und iſt zunächſt die Erzählung einzelner Ereigniſſe der bibliſchen Geſchichte, die in myſtiſcher Weiſe mit der heiligen Jungfrau in eine allegoriſche Beziehung gebracht werden. Sie iſt der brennende Buſch auf Horeb, die Taube aus der Arche, die Schleuder David's ꝛc. Hierauf folgt eine Ueberſicht des Lebens der heiligen Jungfrau, ihrer Himmelfahrt, ihres Antheiles an der Erlöſung der Menſchheit von der Erbſünde.

Noch exiſtirt ein achtzehn dreizehnzeilige Strophen umfaſſendes Gedicht, das Serrure unter dem aus den Schlußzeilen des Gedichtes ſich ergebenden Titel: de kerken, claghe, beſpricht während Mone es unter dem, den Inhalt ungleich beſſer bezeichnenden Titel: „Satire auf der Welt Verkehrtheit“ anführt; abgedruckt iſt das Gedicht in Willem's Mengelingen van historisch - vaterlandschen inhoud. Antwerpen, 1827—30. Von dieſem Gedichte ſagt Snellaert, daß es dem Wapen Martyn nicht nachſtehe, da die Sprache ungewöhnlich kräftig ſei.

Van den Berghi Geestelijke gedichten van Jakob van Maerlant. Leiden, 1844, (Nieuwe werken der Maatschappy van Leyden. T. 5.) theilt drei kleinere Gedichte Maerlant's mit: Ons herenkindshede, nur ſechzig Verſe umfaſſend; Van Ons Heeren wonden und Van den V bloemen, von denen Erſteres aus zehn, Letzteres aus ſechs zwölfzeiligen Strophen beſtehet.

Snellaert führt noch einige Gedichte Maerlant's an: Van den seven getiden; Sinte Anselmus; Dat is onser vrouwen claghe; Van den clusenare, über die ich nichts Näheres in Erfahrung zu bringen vermochte. Außerdem hat Maerlant, wie aus einem Verſe ſeines Lebens

* Abgedruckt in van Wyn's Huiszittend leven. Amſterdam, 1812

** Herausgegeben von Van de Bergh im fünften Bande der Nieuwe werken der Maatſchappy van Leyden.

Digitized by Google

des heiligen Franziskus erhellt, noch ein „Leben der heiligen Clara" geſchrieben, welches jedoch verloren gegangen.

Nachdem wir ſo Maerlant's Werke einzeln beſprochen, bleibt uns nur noch übrig, uns deſſen geſammtes Wirken im flüchtigen Umriſſe zu vergegenwärtigen.

War Maerlant auch nicht der Vater der deutſchen Dichter, ſo dürfte man ihn doch als den Vater der wiſſenſchaftlichen niederdeutſchen Literatur, in gewiſſer Beziehung ſelbſt als die Verkörperung des niederländiſchen Volksgeiſtes betrachten. Wir finden in ihm jenes allem Phantaſtiſchen abholde, vorzugsweiſe auf das Nützliche, das Praktiſche gerichtete Streben, welches den Niederländer bis auf den heutigen Tag charakteriſirt und ihn zum eifrigen Pfleger aller auf das praktiſche Leben unmittelbar influirenden Wiſſenſchaften gemacht, auf der anderen Seite aber auf die künſtleriſchen und poetiſchen Leiſtungen der Niederländer keinen gerade vortheilhaften Einfluß ausgeübt, namentlich ihrer Poeſie häufig das Gepräge einer gewiſſen Nüchternheit aufgedrückt hat.

Die Literatur der Niederlande bezeichnet Wachler, ſie mit den Literaturen anderer Völker vergleichend, vorzugsweiſe als eine didaktiſche. Maerlant iſt der Schöpfer der niederländiſchen didaktiſchen Literatur: er vernichtete die romantiſche Literatur und ſetzte die didaktiſche an deren Stelle.

Dieſer Umſtand dürfte in den Augen eines modernen Kritikers wohl nur ein ſehr zweifelhaftes Verdienſt begründen; die von Maerlant geſchaffene didaktiſche Literatur übertraf zwar die von ihm vernichtete romantiſche Poeſie weit an praktiſcher Nützlichkeit, ſtand ihr aber an poetiſchem Werthe unendlich nach.

Indeſſen — meint Snellaert — ſei man doch geneigt, Maerlant den Todesſtreich zu vergeben, den er der romantiſchen Poeſie verſetzte, wenn man den glücklichen Einfluß erwäge, den er auf den ſittlichen Zuſtand der Niederländer ausgeübt. Der geſellſchaftliche Zuſtand ſeines Landes habe ihn gezwungen, die Bahn einzuſchlagen, welche er betreten, und dem Volksgeiſte die Richtung zu geben, welche derſelbe ſeitdem nicht mehr verlaſſen.

Die Natur der von Maerlant behandelten Stoffe und ſeine ungeheure Produktivität — er ſelbſt beklagt ſich am Schluſſe des Alexander, daß er in ſechs Monaten nur vierzehntauſend Verſe habe dichten können — machen es erklärlich, daß viele ſeiner Gedichte ſtellenweiſe an einer ermüdenden Breite und Langweiligkeit leiden; häufig ſind ſie nichts als dürre gereimte Proſa. Ebenſo wimmeln ſeine Schriften von Fremd- und Baſtardwörtern, von denen ſeine Vorgänger ſich größtentheils frei erhalten. Daß übrigens die beiden hier an Maerlant's Schriften gerügten Fehler nur in der von ihm vertretenen Richtung, nicht aber in einem urſprünglichem Mangel an Geſchmack oder poetiſcher Kraft ihren Urſprung hatten, das beweiſt der Umſtand, daß Maerlant's Sprache überall da, wo er nicht ſklaviſch überſetzte, ebenſo rein und kräftig, wie ſein Herz für die Wahrheit warm iſt.

Wenn man Maerlant von dem Vorwurfe, die Sprache durch Fremdwörter corrumpirt zu haben, nicht freiſprechen kann, ſo übte er auf der anderen Seite doch auf dieſelbe auch einen ſehr glücklichen Einfluß aus. Vlaming von Geburt, lange Zeit in Seeland lebend, ausgedehnte literariſche Verbindungen in Holland und Brabant unterhaltend, war Maerlant mit alle den verſchiedenen in den Niederlanden geſprochenen Dialekten bekannt, deren er ſich in ſeinen Schriften nach Bedürfniß bediente. Auf dieſe Weiſe befreiete er die Sprache aus den Banden des Provincialismus und bereitete die Bildung einer allgemeinen niederländiſchen Schriftſprache wenigſtens vor.*

Als Gelehrter ſtand Maerlant in verſchiedenen Fächern auf der Höhe ſeiner Zeit. Doch ſein Hauptverdienſt, was auch nach Jahrhunderten ihm Niemand beſtreiten wird, iſt, erkannt zu haben, daß allein durch Vermittelung der Volksſprache das Wiſſen in das Volk zu dringen vermag. Seinem Beiſpiele, dem Beiſpiele des erſten deutſchen Hiſtorikers, folgend, ſehen wir die nachfolgenden Chroniſten ſchnell das verſchliſſene Gewand eines barbariſchen Latein ablegen und ſich mit Erfolg ihrer Mutterſprache bedienen. Die niederländiſchen Reimchroniſten Jan's van Heln, Jan de Clerc's und Melis Stoke's, der unmittelbaren Nachfolger Maerlant's, ſind noch heute nicht nur unſchätzbar für die Linguiſtik, ſondern zugleich auch Geſchichtsquellen von größter Bedeutung. Mäldener.

* Im „Leben des heiligen Franziscus" ſagt Maerlant ſelbſt, daß er aus den verſchiedenen Dialekten der niederländiſchen Sprache alles das heraus nehme, was ihm paſſend ſei; wegen der Schwierigkeit der Ueberſetzung und um den Reim zu finden, ſei er oft zu dieſem Verfahren genöthigt. Dieſe Gründe mögen auch Maerlant's Sprachmengerei zur Entſchuldigung dienen.

Frankreich.

Die Memoiren Guizot's.*

Die Orleans'ſche Politik im Orient und daheim.

Guizot über die engliſche Verfaſſung.

Der vorliegende fünfte Band der Memoiren beginnt mit Guizot's Geſandtſchaftsreiſe nach England, den 27. Februar 1840, und umfaßt die Zeit des Miniſteriums Thiers bis zur Formation des neuen Kabinets durch Guizot, vom 29. Februar bis 29. October 1840.

Die orientaliſchen Angelegenheiten waren es, die damals vorzugsweiſe Europa beſchäftigten. Mehemed Ali war Herr von Syrien, und Frankreich beſtand darauf, daß ſeinem Schützlinge der erbliche Beſitz von Syrien und Aegypten gewährt würde. Während Guizot in London Palmerſton für ſeine Abſicht zu gewinnen ſich bemühte, ſchloß dieſer hinter ſeinem Rücken mit Rußland, Oeſterreich und Preußen den Traktat vom 15. Juli 1840, in Folge deſſen Mehemed Ali nach dem Bombardement von Beirut auf die Herrſchaft Syriens zu verzichten gezwungen ward. Frankreich war düpirt, ſein Einfluß im Orient gelähmt, ſeine Pläne auf die Herrſchaft im Mittelmeere durchkreuzt und, was noch gefährlicher ſchien, man glaubte in dem Traktat das Symptom einer gegen Frankreich beſtehenden Coalition zu erblicken. Die Stimmung in Frankreich war kriegeriſch; es glaubte ſich verletzt und bedroht. Die Feinde der Regierung von 1830 nährten dies doppelte Gefühl der verletzten Eitelkeit und der Furcht, da ſich die günſtigſten Ausſichten für die Befriedigung ihrer Leidenſchaften und für die Erreichung ihrer Abſichten boten. Das Kabinet ergriff unter dem Druck der allgemeinen Unruhe und Aufregung die ernſteſten Maßregeln. Durch königliche Ordonnanzen vom 29. Juli wurde die junge, noch disponible Mannſchaft von den Klaſſen 1836—1839 zuſammenberufen, der nöthige Kredit eröffnet, um den Effektivbeſtand der Marine um 10,000 Matroſen, 5 Linienſchiffe, 13 Fregatten und 9 Dampfbote zu vermehren. Zugleich wurde die Errichtung von 12 neuen Infanterie-Regimentern, 10 Bataillonen Jäger und 6 Kavallerie-Regimentern befohlen. Die Ordonnanzen vom 5. Auguſt und 21. September bewilligten außerordentliche Kredite im Betrage von 107,829,250 Frs. zur Vervollſtändigung des Kriegsmaterials und des Effektiv-Beſtandes der Armee an Menſchen und Pferden. Am 13. September meldete der Moniteur, daß das große Befeſtigungswerk von Paris beſchloſſen ſei, und daß die Regierung die Arbeit ſogleich werde beginnen laſſen. Endlich am 7. Oct. berief eine königliche Ordonnanz die Kammern auf den 28. Oct. zuſammen, während gleichzeitig das Kabinet in einer Note vom 8. Oct. den Mächten erklärte, daß Frankreich nie in die Abſetzung Mehemed Ali's als Paſcha von Aegypten willigen würde. Zur ſelben Zeit rief die Regierung das franzöſiſche Geſchwader, das auf der Rhede von Salamis Inſtructionen erwartete, zurück und befahl, daß es ſich in Toulon concentriren und bereit halten ſolle, auf das erſte Signal ſich nach allen Punkten des Mittelmeeres, vor Allem nach Alexandrien, wenn Aegypten ſelbſt ſollte angegriffen werden, zu begeben. Dieſer Rückruf des Geſchwaders war von Seiten des franzöſiſchen Kabinets ein Akt des politiſchen Muthes. In Gegenwart der nationalen Gährung und während es alle Maßregeln ergriff, die es für nöthig hielt, um den großen Ereigniſſen, die möglicherweiſe eintreten konnten, zu begegnen, wollte es nicht, daß die Politik und die Zukunft Frankreichs abhängig würde von einem zufälligen Zuſammenſtoße der franzöſiſchen und engliſchen Schiffe, der kaum zu vermeiden war, wenn das engliſche Geſchwader ſeine Kanonen gegen den populären Schützling Frankreichs richtete. Dem Anſcheine jedoch ſtand die Maßregel in Widerſpruch mit der augenblicklichen Situation Frankreichs. Es war eine friedliche Maßregel mitten in den kriegeriſchen Rüſtungen; ſie wurde daher lebhaft von den Gegnern der Regierung angegriffen, von den Freunden derſelben nur ſchwach vertheidigt und ſie machte auf das Publikum den herabſtimmenden Eindruck der Unſicherheit, wodurch ſich immer eine Macht ſchwächt, auch wenn ſie triftige Gründe für ihr Verfahren hat.

Ueberhaupt geſteht es Guizot ein, daß ſeit dem Beginn der ägyptiſchen Frage die Regierung ſelbſt Frankreichs Politik auf falſche Wege geleitet und weiter fortgeführt habe. „Wir hatten, ſagt er, „dieſer Frage eine allzuübertriebene Wichtigkeit beigelegt; wir hatten unſere Intereſſen im Mittelmeere mehr, als es wirklich der Fall war, von dem Geſchicke Mehemed Ali's abhängig betrachtet; und doch hatten wir nicht alle unſere Forderungen und Anſtrengungen auf Aegypten ſelbſt und ſeine Umwand-

* Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome cinquième. Paris, Michel Lévy. Leipzig, F. A Brockhaus, 1862.

Digitized by Google

lung in einen unabhängigen Staat concentrirt. Wir hatten einerſeits Aegypten eine zu hohe Bedeutung in unſerer allgemeinen Politik eingeräumt und andererſeits hatten wir uns nicht beeilt, die Gelegenheit zu ergreifen, um mit Zuſtimmung Europa's durch unſeren Einfluß dieſes neue, von dem osmaniſchen Reiche losgeriſſene Glied zu conſolidiren. Indem wir alle Forderungen Mehemed Ali's in Betreff Syriens unterſtützten, hatten wir ſeinem Ehrgeize allzu ſehr nachgegeben und zu wenig daran gedacht, ihm ſeine Herrſchaft an den Ufern des Nils auf die Dauer zu befeſtigen, was doch für Frankreich einen weit höheren Werth hatte. Dadurch, daß wir die verſchiedenen Conceſſionen, die uns für den Paſcha angeboten wurden, abwieſen, hatten wir ſelbſt die Bemühungen des Kaiſers Nikolaus gefördert, uns zu England in ein geſpanntes Verhältniß zu ſetzen und in Europa zu iſoliren. Wir hatten unſer Verfahren eingeſchlagen, in der doppelten Ueberzeugung, daß Mehemed Ali kräftig ſeine Eroberungen vertheidigen würde, und daß, um ſie ihm zu entreißen, die vier durch den Traktat vom 15. Juli vereinten Mächte große Anſtrengungen würden machen müſſen, die entweder vergeblich, oder für den Frieden Europa's compromittirend ſein würden. Aber dieſe Mächte fingen kaum zu handeln an, als ſchon die Ereigniſſe unſere Würdigung der Kräfte und Chancen Lügen ſtraften; ſchon konnte man vorausſehen, daß Mehemed Ali nur ſchwachen Widerſtand leiſten, und daß ein engliſches Geſchwader genügen werde, jenen Widerſtand zu brechen. Und für dieſe ſo ſekundäre Frage, für dieſen Klienten, der ſo wenig im Stande war, ſich ſelber zu helfen, hatten wir unſere Stellung in Europa compromittirt, hatten uns von England getrennt, hatten Oeſterreich und Preußen aus ihrer friedlichen Ruhe aufgeſcheucht, hatten dieſe drei Reiche dem feindlichen Drängen Rußlands überlaſſen. Und wir ſtanden allein, einer Allianz gegenüber, welche zwar nicht als eine angreifende Coalition gegen uns auftrat, noch auftreten wollte, welche mehr für ſich ſelber beſorgt war, als daß ſie uns zu bedrohen dachte, die jedoch bei uns die noch nicht erloſchenen Erinnerungen an unſere Kämpfe gegen die große europäiſche Coalition wieder erweckte und in ganz Frankreich eine Gährung erregte, voll Zorn und Unruhe. Die Irrthümer, die dieſe Situation herbeigeführt hatten, dürfen Niemandem ausſchließlich zur Laſt gelegt werden, weder einer Partei, noch irgend einer einzelnen Perſon; ſie gehörten der Geſammtheit an, der ganzen Nation, verbreitet und unterſtützt in den Kammern, wie in dem Lande, in der Oppoſition, wie in der Regierung und im Schoße der entgegengeſetzten Parteien. Alle hatten der ägyptiſchen Frage eine höhere Bedeutung gegeben, als das franzöſiſche Intereſſe forderte; Alle hatten die angetragenen Transactionen zurückgeſtoßen; Alle hatten Mehemed Ali für ſtärker und die Abſichten der vier Mächte für gefährlicher gehalten, als ſie in der Wirklichkeit waren. Es war die Zeit der Verſtöße, und das Kabinet, dem Thiers vorſtand, hatte die Laſt derſelben zu tragen."

Es trug ſie nicht lange. Das Attentat Darmès' gegen Ludwig Philipp, am 15. October, beſchleunigte kaum ſeinen Fall. Der König war ſchon früher entſchloſſen, die Regierung zu ändern, ſobald ſich dazu eine paſſende Veranlaſſung bot. Dieſe fand ſich bald. Die Kammern ſollten den 28. October eröffnet werden. Am 20. überreichte das Kabinet dem Könige den Entwurf der Eröffnungsrede. Die Sprache war würdig und gemeſſen; aber die Rede war abgefaßt unter dem Einfluſſe der kriegeriſchen Ausſichten; es wurden darin die Mittel zur Kriegsrüſtung verlangt. Der König nahm Anſtand, eine Richtung, die ſeine Zukunft gefährden konnte, einzuſchlagen, und die Miniſter gaben ihre Demiſſion, die der König annahm, Beide ohne Bitterkeit. Der König ſchrieb am 21. an Guizot und forderte ihn auf, nach Paris zu kommen. Guizot verließ am 25. London, kam am 26. nach Paris und am 29. Abends unterzeichnete der König die Ordonnanzen, die das neue Miniſterium, an deſſen Spitze Guizot als Miniſter des Auswärtigen ſtand, ernannten.

Während die orientaliſchen Angelegenheiten den Hauptinhalt dieſes Bandes bilden, fehlt es doch auch nicht an Epiſoden der Zeitgeſchichte, wie der Streit zwiſchen England und Neapel wegen der Schwefelminen in Sicilien, wobei Frankreich das Vermittleramt übernahm, die Verhandlungen wegen der Ueberführung der Gebeine Napoleon's von Helena nach Frankreich, die Landung Louis Napoleon's in Boulogne u. a., ferner an intereſſanten Charakteriſtiken von Zuſtänden und Perſonen und an gelegentlichen politiſchen Betrachtungen. Wir heben von Letzteren, als gerade für unſere jetzigen ſtaatlichen Zuſtände belehrend, die kurze, aber treffende Würdigung der engliſchen Verfaſſung hervor.

Seit etwa 75 Jahren ſind zwei mächtige Worte der Gährungsſtoff, der die franzöſiſche, wie die geſammte europäiſche Geſellſchaft in Bewegung ſetzt: Freiheit und Gleichheit. Durch ein Zuſammentreffen von Urſachen, deren Erklärung nicht hierher gehört, hat England das Glück gehabt, daß es in ſeinen civiliſatoriſchen Beſtrebungen vorzugsweiſe ſeine Anſtrengungen und ſein Fortſchreiten in Beziehung auf die Freiheit geſetzt hat. Der Kampf hat ſich entſponnen nicht zwiſchen den verſchiedenen Ständen, um die einen zu erheben, die anderen zu erniedrigen, ſondern zwiſchen der ſouverainen Macht und dem auf ſeine Selbſtregierung eiferſüchtigen Volke. Der Geiſt der Gleichheit hat in dieſem Kampfe auch ſeine Stelle und ſeinen Antheil gehabt. Die aufſtrebende Bewegung der Demokratie hat mächtig beigetragen zu den großen Revolutionen von 1640 und 1688, hat England aufgeregt und umgebildet, ja in einer gewiſſen Zeit haben die Demokraten den Schauplatz allein eingenommen, haben die Regierungsform geändert und ihre Hände nach der direkten Herrſchaft ausgeſtreckt. Aber das war nur eine oberflächliche und vorübergehende Kriſis; der Geiſt der Freiheit war die eigentliche Triebfeder des Landes. Der Kampf, der geführt wurde, galt der Entſcheidung, ob abſolutes Königthum, oder eine freie Regierung. Ein großer Theil der Ariſtokratie focht für die Sache der öffentlichen Freiheit, und das Volk ſchaarte ſich gutwillig um ſie, wie um einen nothwendigen Alliirten und ein natürliches Oberhaupt. Die Revolution Englands von 1640—1660 war weit ariſtokratiſcher und die von 1688 weit demokratiſcher, als man gewöhnlich glaubt. Die Demokraten ſchienen 1640, die Ariſtokraten 1688 den Sieg errungen zu haben; aber in der einen, wie in der andern Epoche waren Ariſtokraten und Demokraten von demſelben Geiſte beſeelt und innig mit einander vereinigt und haben in Gemeinſchaft dieſe großen Ereigniſſe für die Vertheidigung oder den Fortſchritt ihrer gemeinſamen Freiheiten herbeigeführt. Ihre Vereinigung im Intereſſe und unter der Fahne der Freiheit hat zwei herrliche Reſultate gehabt. Die Ariſtokratie iſt weder ſouverain, noch zu einem Nichts herabgeſunken, die Demokratie weder ohnmächtig noch ſouverain. Die engliſche Geſellſchaft ward nicht durchaus umgekehrt; die Macht ſtieg nicht von Regionen herab, wo ſie von Natur thronen muß, und blieb doch nicht iſolirt und ohne Verbindung mit dem Boden, worin ſie wurzelt. Die höheren Klaſſen leiten ununterbrochen die Regierung des Landes, aber unter zwei Bedingungen: Sie müſſen erſtens regieren im allgemeinen Intereſſe und unter dem vorwiegenden Einfluſſe des Landes ſelbſt; und zweitens müſſen ſie ihre Reihen beſtändig offen halten und ſich unaufhörlich rekrutiren und verjüngen, indem ſie neue Ankömmlinge aus der Elite der Demokratie in ſich aufnehmen. Das iſt nicht eine ariſtokratiſche Regierung, wie wir ſie im Alterthum und im Mittelalter finden; es iſt eine freie Regierung, die die verſchiedenen ſocialen Kräfte und die natürlichen Einflüſſe, die im Schoße einer großen Nation neben einander beſtehen, in ſich aufnimmt. Der demokratiſche Theil iſt in unſeren Tagen ſehr gewachſen, aber ohne die Allianz zu brechen und die Ariſtokratie der Rolle zu berauben, die ſie bisher hatte. Im Allgemeinen liegt noch in ihren Händen die Macht; ſie verrichtet noch die Geſchichte des Landes, aber ſtets mehr und mehr nach dem Antriebe und unter der Kontrole des ganzen Landes. Obgleich ſie noch ihren ſocialen Rang behauptet, iſt ſie doch heute Dienerin, nicht Gebieterin. Die Ariſtokratie regiert, die Demokratie herrſcht, und ſie herrſcht als eine Herrin, die man ſehr fürchtet und der man zuweilen nur allzu ſehr gehorcht.

M.

Polen.

Polniſche Literatur in Rußland.

Ludwik Władysław Kondratowicz.

Gewiß hat der Zufall nur wenige der geehrten Leſer einmal nach Wilna geführt, und wenn es der Fall war, ſo nahmen ſie beim Scheiden wohl nur die Erinnerung an altehrwürdige Kirchen, an verwitterte Ruinen, den Denkmälern geſchwundener Größe und Macht, und an Kanonenſchlünde und Feſtungswälle, über welchen der doppelköpfige Aar und des Zaren Krone ſchwebt, nach Hauſe mit. Aber die polniſchen Theaterzettel haben ſie gewiß nicht in das Theater geführt, und doch wie unrecht thaten ſie, an dem Muſentempel vorbei zu gehen; denn wäre auch eine fremde Sprache an ihr Ohr geſchlagen, hätten von den Brettern herab auch nur halb verſtändliche Geſten zu ihnen geſprochen, hätte polniſcher Tanz und polniſche Tracht auch eben kein polniſches Herz in ihnen getroffen, ſo wäre ihr Auge doch unwillkürlich auf einer kleinen Loge, links ab von der Bühne, haften geblieben. Grüne Vorhänge ſchließen ſie zur Hälfte; „Kaspar Karlinski," ein Drama, wird gegeben; von der Bühne herab ſpricht zu den Polen ein Stück polniſcher Geſchichte: Karlinski vertheidigt eine Burg gegen die Angriffe der Oeſterreicher, ſein Sohn fällt in die Hände der

Digitized by Google

Feinde, dieſe aber ſtellen in des Vaters Macht und Willen — Uebergabe der Burg, oder des Sohnes Tod; Karlinski kämpft nur einen Augenblick mit ſich ſelbſt; empor reißt er die rothe Fahne, zum Kampfe donnert ſein Ruf, zum Tode für den Sohn, „denn Polens Sohn war ich zuerſt und dann ſein Vater!" — Nowinski hat ſeine Rolle glänzend durchgeführt; hervor hinter den grünen Vorhängen beugt ſich ein Mann weit über die Brüſtung der kleinen Loge, klein iſt er von Wuchs, hager und unanſehnlich von Geſtalt; zwar verräth noch kein graues Haar das nahende Alter, aber ſein bleiches Geſicht bedecken Runzeln und Falten, dürftig iſt ſein Anzug, ein bräunlicher Paletot und der auf den Stuhl nachläſſig hingeworfene Hut tragen die Spuren einer langen Dienſtzeit; aber ſein Auge iſt klar, aus ſeinem Auge blickt Geiſt, ſein Auge ſprüht Feuer; Beifall klatſcht er Nowinski, „Bravo!" ruft er mit heiſerer, faſt krächzender Stimme, „Bravo, Nowinski!" aber das Publikum donnert: „Hoch lebe Syrokomla!" und blitzſchnell verſchwindet der kleine Mann in der Loge, die grünen Vorhänge ſchließen ſich ganz und verhüllen den Blicken des Publikums — Syrokomla, den Dichter Kaspar Karlinski's.

Syrokomla, ſo nannte ſich nach dem Wappen ſeiner Familie als Dichter Ludwik Władysław Kondratowicz. Am 17. September 1822 von armen Eltern zu Smolhowa (Gouvernement Minsk, Kreis Sluck) geboren, erhielt er ſeine erſte Erziehung bei den Dominikanern in Nieświcż. Dürftig nur waren die Kenntniſſe, welche die frommen Väter ihm zu eigen machten: die Kunſt des Rechnens mochte ſich wohl nicht weit über das Zählen der Roſenkranz-Perlen hin erſtrecken, ſeine Lektüre waren Złoty ołtarzyk und Mszał, welche zugleich die polniſche Grammatik erſetzten, und Latein lernte er nur ſo viel, um das Pater noster und Ave Maria fehlerhaft ableſen zu können; — aber polniſche Frömmigkeit pflanzten die Väter in ſein Herz, und das kleine Städtchen verdarb nicht ſein kindlich einfaches Gemüth. So kehrte er in das Vaterhaus zurück, wo die Mutter hinter dem Rocken ſich mühte und der Vater ſich plagte, das Pachtgeld an den Gutsherrn zu zahlen. Aber beim Spinnen ſang die Mutter alte polniſche Lieder, und nach dem Feierabend nahm der Vater das alte verroſtete Schwert, ein Familienerbſtück, von der Wand und erzählte, wie Großvater und Ur- und Urgroßvater damit gekämpft, wie der Eine mit Sobieski nach Wien gezogen, wie der Andere die Preußen aus dem Lande gejagt und der Dritte die Schweden nicht geſchont; und ſpäter las er ihm „Pasek's Erlebniſſe" vor und erklärte ihm „Kochanowski's Gedichte." Und der Knabe lauſchte auf die Lieder der Mutter und erglühte bei den Erzählungen des Vaters, — aber in ſeinem Buſen erwachte der Geiſt. Schon der Knabe reimte, aber der Knabe zerriß die kindiſchen, kindlichen Verschen.

Als Kondratowicz aber zum Jüngling herangewachſen war, als die vom Vater ſchwer verdienten Biſſen nur knapp und ſpärlich für ihn abfielen, da trat die Proſa zum erſten Male in ſeinem Leben proſaiſch hart an ihn heran, er ſuchte Brod. Nicht ohne Mühe erhielt er 1841 eine Anſtellung als Schreiber auf Fürſtlich-Wittgenſtein'ſchen Gütern — ein glänzender Titel, ein karges Brod. Aber auch dieſe Stellung erhielt ſeine Seele friſch und geſund, und in Gottes freier Natur ſtärkte und nährte ſich der in ihm mehr und mehr erwachende Geiſt. Bald fürchteten die Kollegen ſeinen beißenden Witz, und manches Papierſchnitzel trug eine ſcharfe Satyre; bald war ihm dieſe Naſe zu roth, bald jene Wange zu bleich; bald dieſes Ohr zu lang, bald jenes Bein zu kurz — harmloſe Neckereien, denen Gemüth und Herz ſtets die verletzende Spitze abbrachen.

Und Gemüth und Herz lenkten ſeinen Geiſt bald von den Gefährten hinweg in den Wald, auf die Wieſen, in die Auen, und mit zarter Rührung vernahm er aus dem Munde der pflügenden Bauern dieſelben Lieder, welche ihm die Mutter hinter dem Rocken gelehrt; aber in den Sälen der Wittgenſtein'ſchen Schlöſſer erblickte er die Bildniſſe derer, von denen der Vater ihm ſo Großes erzählt. Und es trieb ihn zurück in ſeine Kammer, ſein Genius drückte ihm die Feder in die Hand, und, während die Muſe der Gefilde ihm buntfarbige Blumen und ſchillernde Schmetterlinge, rauſchende Wälder und plätſchernde Bächlein, hüpfende Lämmer und mähende Schnitter beſingen ließ, ſchlug die Muſe der Helden mit dem Schwerte dröhnend an's Schild. So zeichnete er mit derſelben Feder, mit welcher er ſeine Gawędy (Plaudereien) auf das Papier geworfen, in ſeinem „Jan Dęborog" ſchöne, kräftige Bilder aus dem früheren polniſchen Leben. Wie er aber ſeine erſten Gedanken dem Volksleben entlehnte, ſo gab er ſie im echten, wahren polniſchen Volkstone dem Volke zurück, und wie das Volk ſeine erſten Verſe aus ſeinem eigenen Munde gelernt, ſo ſingt ſie jetzt das Volk. Viele Freunde erwarben ihm dieſe ſeine erſten Werke ſchon in dem engen Kreiſe, in welchem er ſich bewegte; ſie führten ihm 1844 eine brave Gattin zu. Als aber Kondratowicz in Kraszewski einen kräftigen Beſchützer fand und dieſer ihm die Spalten ſeines Journales Athenaeum freudig öffnete, da durchlief blitzſchnell der unbekannte Dichtername Syrokomla die ganze literariſche Welt Polens, wenn auch kluge, weiſe Männer ſich einſtellten, ſeine friſchen Waldblumen unter der krittelnden Lupe zu zergliedern und zu verſtümmeln.

Wohl genügte ſeinem Volke, was Syrokomla ſchrieb, ihm ſelbſt aber nicht; auch mag der Mangel an und die Sehnſucht nach gründlicher Bildung ihn zum Forſchen, zum Studiren getrieben haben: ſtatt Volkslieder zu ſingen, wie ſie ihm Gott ſo ſchön gelehrt, ſtöberte er in den verſtaubten Werken der alten polniſch-lateiniſchen Dichter umher und reichte in deren Ueberſetzungen (Przekłady pretów polsko-łacińskich. Wilno, 6 Bändchen) ſeinem Volke eben nichts als Staub und fruchtloſe Mühe. Eine Geſchichte der polniſchen Literatur (Dzieje literatury polskiéj. Wilno, 2 Bände) blieb unbeendet. Kondratowicz überſchätzte ſich und ſeine Kräfte, und die für einen Dichter ſo ſchmerzliche Selbſtenttäuſchung konnte nicht ausbleiben. Bald wurde ihm der ländliche Friede zuwider, die heimliche Ruhe zur Grabesſtille, die lieblichen Gefilde zur Einöde; er meinte in dem Gewühl der großen Stadt das Glück und ein ſeiner würdiges Arbeitsfeld wieder zu finden und ging deßhalb 1852 nach Wilna. O, hätte er es nie gethan!

Mit offenen Armen empfing die Hauptſtadt Litthauens den jungen Dichter, Bewunderer umringten ihn von allen Seiten, ihn aufmunternd, ihn drängend, ſich an größere Arbeiten zu wagen. Und noch einmal raffte er ſich auf und ſchrieb, ſchrieb viel, ſchrieb zu viel. Ein jedes Jahr brachte nicht ein, ſondern einige neue Ausflüſſe ſeines Geiſtes. „Margier," noch in ländlicher Stille bedacht und begonnen, rundete ſich zwar noch zu einem Meiſterwerke ab, aber von Margier bis Marcin Studzieński ſind ſeine Werke eine Stufenleiter, auf welcher ein Genie von ſeiner Höhe herabſtieg.

Freunde bemerkten dieſes wohl, Freunde wollten ihn retten und beſtimmten ihn zu einer Reiſe durch alle polniſchen Länder. 1856 reiſte er nach Warſchau ab; überall begrüßte unendlicher Jubel und Verehrung den Dichter der Gawędy, den Dichter des Dęborog und Margier; auf den Schultern der Lemberger Studenten zog er in das alte polniſche Lwow ein; nicht minder ehrenvoll für ihn war der Empfang in Poſen: im Theater wartete ſeiner eine Ehrenvorſtellung; alle Plätze waren überfüllt, und als ſich der gefeierte Gaſt in ſeiner Loge zeigte, begrüßte ihn unter ſtürmiſchem Jubel der verſammelten Menge ein polniſcher Nationalmarſch — am anderen Tage aber erhielt „der Schauſpieler Kondratowicz" eine Polizeiverfügung, die Stadt zu verlaſſen. Während unſerem Schiller von der franzöſiſchen Republik das Ehrenbürger-Diplom ertheilt wurde, während um Goethe's Gunſt ſich ein franzöſiſcher Kaiſer bewarb, vertrieb man den Polendichter aus der Polenſtadt!

Das war ein Stich in das Dichterherz, eine Wunde, welche nie mehr vernarbte! Kränker noch am Geiſte als vorher, kehrte Kondratowicz nach Wilna zurück; ſtärker noch als vorher, fühlte er nun das ganze Unglück ſeines Landes. Für Plaudereien war nun ſeine Feder zu ſtumpf, für Heldengedichte und hiſtoriſche Scenen zu ſpitz; — während jene in den Papierkorb wandern mußten, hielten Cenſur-Vorſchriften dieſe in der Mappe zurück. Und dennoch war er gezwungen, zu ſchreiben — für Weib und Kind, des lieben Brodes wegen; ſo lieferte er jüdiſchen Gläubigern flache Machwerke, in welchen, wenn es die prächtige Diction nicht verriethe, Syrokomla's Feder ſchwer zu erkennen wäre.

Und wie früher nur ſeine Freunde ſein Sinken bemerkt, ſo brauchte jetzt die Kritik ihr herzloſes Recht, und bald erblickte auch er ſelbſt ſeinen Stern tief am Horizonte. Verzweiflung erfaßte ſein Herz und ohne Hoffnung, ohne Ausſicht auf eine beſſere Zukunft, ſuchte er die Gegenwart im Taumel eines wüſten, regelloſen Lebens zu vergeſſen. — Wieder verſuchten Freunde, ihn zu retten, fromme Achtung zollte ihm einen Platz als Ehren-Mitglied der Wilnaer archäologiſchen Geſellſchaft, ein reiches Arbeitsfeld that ſich ihm als Mitredacteur des Kurjer Wileński auf, doch zu ſpät! die untergehende Sonne ſteigt nie mehr nach Oſten zu herauf. — Bald flüſterte man: „Es iſt werth, Syrokomla zu kennen, doch Kondratowicz nicht;" mehr und mehr ſchwächte ſich ſein Geiſt, mehr und mehr zerrüttete ſich ſeine Geſundheit und ſo erlag er dem Schmerze der Selbſtenttäuſchung in Wilna am (3) 15. September dieſes Jahres. — Schwer war ſein Todeskampf, aber in ganzer Kraft zeigte ſich noch einmal ſein Geiſt, denn als der eiſige Tod ſchon ganz ſeinen Leib umklammert und beſiegt hatte, da flüſterte ſein Geiſt noch: „Ich lebe!"

Ja, er lebt! lebt ewig fort als Sänger der Gawędy; ſchon heute ſingt der Bauer hinter dem Pfluge ſeine Lieder, und hinter dem Rocken ertönt ſein Geſang!

Kondratowicz lebt ewig fort in der Geſchichte der polniſchen Literatur!

Zwanzig Tauſend Perſonen geleiteten ſeinen Leichnam zur letzten

Digitized by Google

Ruhe; Edelmann und Bauer, Beamter und Handwerker, Chriſt und Jude umſchaarten die Bahre ihres Dichters und rufen uns zu: er lebt! — Uniformen aber und Sterne der höchſten ruſſiſchen Würdenträger, welche aus dem Trauergefolge zahlreich hervorblinkten, rufen uns zu: De mortuis nil nisi bene!

H. Urban.

Mannigfaltiges.

— Ludwig Uhland. Nicht blos ein großer lyriſcher Dichter, auch ein ganzer Menſch hat in Uhland am 13. November 1862 die Augen für immer geſchloſſen; nicht blos ein gelehrter Kenner und Forſcher im Gebiete der Sage, der altdeutſchen und altfranzöſiſchen Literatur, auch einer der eifrigſten und muthigſten Streiter für Sitte und Freiheit ward am 16. d. M. in Uhland zu Grabe getragen. Als die Univerſität Tübingen ihm zu ſeinem Doctor-Jubiläum im Frühling 1860 ein neues Diplom überreicht hatte, da nannte ihn die Widmung deſſelben den erſten Dichter unſerer Tage, den gründlichſten Kenner der deutſchen Alterthümer, einen Mann von unbeflecktem Lebenswandel und lauterer Seele, der, ſich ſtets treu bleibend, mit unbeugſamer Kraft und unerbittlich durch alle Wirrniſſe hindurch ein Vorkämpfer für Geſetz und Recht geweſen ſei. Fürwahr, nichts Geringes ſprach jene Hochſchule über Uhland aus; doch gewinnt er erſt die volle Bedeutung, wenn man bedenkt, daß über ihn das Urtheil der Welt, ja des Jahrhunderts, nicht anders lautet. Keine Thränen fließen heute, dem hingeſchiedenen Poeten geweint, aber die Klage wird laut um den edelſten Patrioten, der geſtorben. Längſt ſchon war der Poet in Uhland verſtummt, auch ſind die Friſche und der Wohllaut ſeiner Lieder nicht an die Dauer ſeines perſönlichen Daſeins geknüpft; in dem Patrioten aber brach eine Hauptſtütze derjenigen zuſammen, welche für die heiligſten Güter des Vaterlandes fochten, welche ſich jedem Mißbrauch herrſchender Gewalt entgegenſtemmen, welche durch den von der Reinheit und Uneigennützigkeit des Charakters verſtärkten Trotz Uhland's den Krieg wider den heimlichen und offenen Feind geadelt ſahen, und in der unwandelbaren Zuverſicht des greiſen Helden eine Gewähr des endlichen Sieges der guten Sache erblickten.

— Weihnachtsbücher des Spamer'ſchen Verlags. Als geſchmackvolle und inhaltreiche, literariſche Weihnachtsgeſchenke des Spamer'ſchen Verlages, die wir zum Theil noch in dieſen Blättern ausführlicher beſprechen werden, empfehlen wir:

1) Deutſche Geſchichten. In der Kinderſtube erzählt von der lieben Großmutter. Herausgegeben unter der Mitwirkung von Director Dr. Carl Vogel. Erſtes Bändchen. Von Hermann dem Befreier bis zu den Kreuzzügen. (Mit 170 in den Text gedruckten Abbildungen, drei Tonbildern und einem bunten Titelblatte).

2) Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographiſche, geſchichtliche und kulturhiſtoriſche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüthe, ſowie des Verfalls des alten Aegypten. Von Dr. Karl Oppel. (Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen, 10 Ton- und Buntdruck-Bildern, einer Karte des Thales von Biom, ſowie einem Vogelſchau-Plane der ägyptiſchen Denkmäler im Nilthale. Nach Zeichnungen von Klimſch und Anderen).

3) Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer. Für Freunde des klaſſiſchen Alterthums, insbeſondere für die deutſche Jugend bearbeitet von Dr. Wilhelm Wägner. Zweiter Band. (Mit 6 Tonbildern nach Zeichnungen von Deimling, Leutemann u. A., ſowie mit 110 in den Text gedruckten Abbildungen, nebſt einem Plane von Rom).

4) Der erſte und älteſte Robinſon. Robinſon Cruſoë, des Aeltern, Reiſen, wunderbare Abenteuer und Erlebniſſe. Neu bearbeitet von Ludwig Hüttner. Eingeführt durch eine Geſchichte der Robinſonaden, ſowie eine Lebensſkizze von Daniel de Foë, von Dr. C. F. Lauckhard. Prachtausgabe. (Mit einem bunten Titelbilde, fünf Tonbildern und 85 in den Text gedruckten Abbildungen, nach Zeichnungen von Nicholſen).

5) Deutſches Flottenbuch, oder das neue illuſtrirte Seemannsbuch. Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. In Mittheilungen über das Wiſſenswürdigſte aus der Schifffahrtskunde, ſowie aus dem Seeleben, von Major R. v. Berndt. Dritte, umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage, herausgegeben von Heinrich Smidt. (Mit mehr als 200 in den Text gedruckten Abbildungen, ſowie 8 Bunt- und Tondruck-Bildern).

6) Entdeckungsreiſen im Wald und auf der Heide. Mit ſeinen jungen Freunden unternommen von Hermann Wagner. (Mit 130 Abbildungen, zwei Buntdruck- und drei Tonbildern und einer Extrabeilage von getrockneten Mooſen).

Entdeckungsreiſen in Wald und Flur. Von Hermann Wagner. (Mit 110 Abbildungen, zwei Buntdruck- und drei Tonbildern).

— „Zur Geſchichte der Juden in Worms und des deutſchen Städteweſens."* So heißt eine Monographie, welche Dr. G. Wolf in Wien nach archivaliſchen Urkunden zuſammengeſtellt hat, und in welcher weniger die Geſchichte der Drangſale und Bedrückungen der Juden von den „ehrſamen" Bürgern der Stadt Worms das Bemerkenswerthe iſt (denn kaum giebt es irgendwo eine große Judengemeinde, wo nicht Aehnliches aus dem Mittelalter und auch aus ſpäterer Zeit zu berichten wäre), als die kecke Eigenmacht, mit welcher ſich die Bürger den wiederholten Befehlen und Strafandrohungen des deutſchen Kaiſers Mathias widerſetzten und überhaupt welche Willkür gegen die Bedrängten gebraucht wurde. Es zeigt deutlich genug, wie „unmächtig" die deutſchen Kaiſer in den deutſchen Städten waren. Die Bürger zu Worms trieben, gegen den Willen des Magiſtrats, am 10. April 1615, die Juden aus der Stadt und nur mit Hülfe und unter Begleitung kaiſerlicher Soldaten konnten die Juden am 9. Januar 1616 wieder in Worms einziehen, wo ſie freilich ihre frühern Beſitzthümer meiſt vernichtet fanden. Erſt im Jahre 1699 wieder ſchloſſen die Bürger von Worms einen bleibenden Vertrag mit den Juden, der ihre Anſiedelung dort gegen theuere Opfer ſicherte. Wolf ſagt am Schluſſe ſeiner Schrift: „Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel, daß ein Volk, welches nach allen Ecken und Enden zerſtreut iſt, welches Jahrhunderte lang die furchtbarſte Marter und Qual zu erdulden hatte, deſſen Märtyrer zahllos ſind, ſeinen Schwerpunkt ſtets in ſich getragen, und ſo oft es auch zu Boden geworfen wurde, ſich auf's Neue wieder erhob. Welche Macht hat Iſrael erhalten, welche Kraft hat es vor dem Verſinken und vor der Verfallenheit gerettet? Dieſe Macht und Kraft übte die jüdiſche Lehre und der jüdiſche Glaube. Fügen wir noch hinzu: Der von manchen Seiten verſchriene und verketzerte Talmud hat dieſes Wunder bewirkt; denn eben in der Zeit, die wir ſkizzirten, wurde das Studium des Talmud eifrigſt gepflegt, und in Worms lebten eine Reihe der vorzüglichſten Celebritäten auf dieſem Gebiete. Dieſes ſittlich bildende Moment des Talmud muß zur Anerkennung kommen" — Und endlich muß zugeſtanden werden, daß zu der beſſern Geſtaltung der Verhältniſſe bei dem weit größten Theile der Bürger das Motiv der anerkennenden Liebe und Gerechtigkeit, und wo dieſe noch nicht volle Geltung ſich verſchafft, das Motiv der Nützlichkeit eingetreten iſt, welche weiß, daß das Recht und die Gerechtigkeit auch in den Juden zu ſchützen, eine politiſche Nothwendigkeit geworden iſt. K.

— Das heutige Griechenland. In engliſchen Blättern findet ſich folgendes Urtheil: „Seit 30 Jahren ſättigt ſich Griechenland mit abendländiſcher Geſittung. Nirgends im Oſten ſah man ſolch' eine Sehnſucht nach allem, was vom Weſten, namentlich aus Frankreich und England kommt, nirgendswo ein ſo ſchnelles Abſtreifen alles deſſen, was an den Orient gemahnt. Städte, Häuſer, Hausrath, Kutſchen, Tracht und Sitten und Gebräuche, alles verliert immer mehr den orientaliſchen Charakter. Die prunkende albaneſiſche Tracht, die für ein glanzliebendes Volk ſo anziehend und mit ſo großen nationalen Erinnerungen verknüpft iſt, ſucht man ſeit einigen Jahren in den Städten ſchon beinahe ganz vergebens. Sie iſt den Stutzern auf dem Lande und den Dienſtboden überlaſſen. Selbſt die altgriechiſche Literatur, die auf den abendländiſchen Geiſt ſolchen Zauber übte, vermag ſich außer unter einigen wenigen Gelehrten kaum gegen die Anziehungskraft zu behaupten, welche die Erzeugniſſe der modernen europäiſchen, vor allem der franzöſiſchen Literatur für das Volk haben. Wer dieſe Tendenz im heutigen Griechenland beobachtet hat, wird die übertriebene Furcht vor ruſſiſcher Uebermacht in dieſem Lande nur belächeln können. Was kann Rußland den Griechen in ihrer Einwirkung auf den Orient für Unterſtützung bieten außer der materiellen Gewalt? Und ſelbſt die Illuſionen dieſer Art haben ſich ſeit dem orientaliſchen Kriege verloren. In allem andern rühmen ſich die Griechen das große Kaiſerreich längſt überflügelt zu haben."

* Breslau, 1862. Verlag der Schletter'ſchen Buchhandlung (H. Skutſch).

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 51. Mittwoch, den 17. December 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Ein neuer Band von Thomas Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen . 599
Die Kriſis der deutſchen Auswanderung 600

Nord-Amerika.
Zur Charakteriſtik des Krieges in Amerika. Nach einer Darſtellung aus franzöſiſcher Feder. I. Die Armee des Nordens 602

Rußland.
Die Rechtsphiloſophie von Dimitry Glinka. Ein Kapitel vom Völkerrecht . 605

Italien.
Ein italiäniſches Bibelwerk 607

England.
Zur engliſchen Roman-Literatur. „Johann und ich" 608

Mannigfaltiges.
Fabbrucci's „*Tesoretto*" 609
Deutſche Nationalbibliothek . . . . „
Das Leben des Meeres 610
Engliſche Klaſſiker . . . . „
Homonymen-Polyglotte . . . . „
Ueberſicht der Weltflora . . . . „
Der Sklavenhandel im öſtlichen Afrika . . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Ein neuer Band von Thomas Carlyle's Geſchichte Friedrich's des Großen.*

Mit dem dritten Bande endlich tritt der berühmte Verfaſſer der engliſchen Erzählung der Geſchichte Friedrich's des Großen an die Regierungszeit dieſes Königs, welche doch eigentlich eine Geſchichte deſſelben nur zu umfaſſen hat, wirklich heran. Zu der Vorgeſchichte der Mark Brandenburg und Preußens, ſowie der Jugend des Königs, hat Carlyle nicht weniger, als zwei dicke Bände, jeder 5—600 Seiten ſtark, gebraucht; der dritte Band reicht auch nicht über die Geſchichte der erſten ſchleſiſchen Kriege hinaus, und ſo dürften wir wohl mindeſtens noch ſechs oder ſieben ſtarke Bände aus der Feder des unerſchöpflichen Verfaſſers zu erwarten haben, bis ſeine Erzählung zu dem Lebensende des großen Königs gelangt.

Gleichwohl werden ihm manche Leſer gern folgen, und zwar nicht blos diejenigen, die Alles kaufen und leſen, was über ihren Lieblings-Helden Friedrich geſchrieben und gedruckt wird — nur darf es nicht ſo abſurd und geiſtlos ſein, wie der Klatſch des Herrn Onno Klopp — ſondern auch diejenigen, die gern einmal Oftgeleſenes von einer neuen, in gewiſſer Hinſicht noch nicht dageweſenen Weiſe dargeſtellt ſehen. Dieſe werden auch in dem eben erſchienenen Bande ihre Rechnung finden. Die plötzliche Metamorphoſe des mit ſeinen franzöſiſchen Genoſſen dichtenden, muſizirenden und philoſophirenden Kronprinzen in den königlichen Helden und Geſetzgeber, der das ganze 18. Jahrhundert beherrſchen ſollte, iſt in ſo origineller, bei aller ihrer Dehnung und in's kleinlichſte Detail eingehenden, gleichwohl aber unterhaltenden Weiſe noch niemals erzählt worden. Denn wenn Carlyle auch unzweifelhaft viel weitſchweifiger, dunkler und unverſtändlicher iſt, als die deutſchen Geſchichtsſchreiber nach ſeiner Behauptung ſind, ſo kann man ihm doch nicht gerade den Vorwurf der Trockenheit machen, mit der er den allerdings von ihm erfundenen und außer ſeiner Phantaſie nicht exiſtirenden, deutſchen Hiſtoriker Dryasduſt ausſtattet.* Seltſam bleibt es jedoch immerhin, daß ein ſo geiſtvoller Mann, wie Carlyle, von dem Balken im eigenen Auge gar nichts merkt, während er über den Splitter im fremden nicht aufhören kann, zu ſpotten.

Man leſe nur einmal, was Alles Thomas Carlyle im ſechſten Kapitel ſeines dritten Bandes der Geſchichte Friedrich's über den Beſuch ſagt, den der junge König im Vorüberfahren bei Hannover (16. September 1740) ſeinem gerade dort anweſenden, „kleinen Onkel" Georg II. nicht gemacht. Der Verfaſſer hat nämlich durch genaue Vergleichung geſandtſchaftlicher Depeſchen mit der „Daily Post" vom 22. September 1740 die wichtige Entdeckung des vor ihm noch von keinem Geſchichtsſchreiber berichteten hiſtoriſchen Factums dieſes Nichtbeſuches gemacht. Es iſt dies immerhin ein Verdienſt, für welches ſich Herr Carlyle nicht unbelohnt laſſen kann, und ſo hält er ſich denn auch vollſtändig ſchadlos, indem er uns mit behäbiger Breite erzählt, was Friedrich gedacht hat über ſeinen „kleinen Onkel mit dem wächſernen Teint, mit den ſtolz ſtarrenden Fiſchaugen — kein Geiſt in ihm, nicht viel Verſtand und ſehr viel Stolz, ſteht ſchrecklich ſteif aufrecht, das Hoſenband-Bein vorgeſtreckt, wenn man ihn beſucht, und ſeine Bemerkungen ſind nicht von unterhaltender Natur;" — und wie dagegen der kleine Onkel über den zukünftig großen Neffen gedacht: „Was iſt dieſes Preußen, das immer höher neben uns emporſteigt, wie wenn es ſogar auf gleiche Stufe mit uns kommen wollte!" Bei dieſer Gelegenheit wird dann auch ausführlich erzählt, wie gleichwohl der kleine Onkel um jene Zeit durch ſeinen Admiral Vernon das ſpaniſch-amerikaniſche Portobello habe zerſtören laſſen, worüber man in England einen ſo großen Jubel erhob, als wäre Madrid ſelbſt in Aſche gelegt worden. „Und in der That," ſo fügt der gewiſſenhafte Geſchichtsſchreiber hinzu, der dieſe Details wahrſcheinlich in derſelben „Daily Post" vom 22. September 1740 gefunden, „hätte man die Zahl der Theerfäſſer, welche verbrannt, der Bierfäſſer, welche ausgetrunken und den Geſammtbetrag von dem bei den Illuminationen und ſtädtiſchen Feſten verbrauchten Docht und Talg genau ermittelt, ſo bleibt dahin geſtellt, ob der Kaufwerth von Portobello in deſſen blühendſtem Zuſtande die Summe gedeckt haben würde."

Georg II., der damals beſorgt war, daß auch Frankreich einen Krieg mit England beginnen könne, „wobei der erſte Stoß vermuthlich gegen den zugänglichſten und bei weitem empfindlichſten Theil geführt werden würde — nämlich gegen unſer Kurfürſtenthum, wo kein Parlament uns behelligt, gegen unſer geliebtes Geburtsland Hannover" — Georg II. hätte darum gern gewußt, was Friedrich von Preußen in ſolchem Falle thun würde? Aber Georg denkt: „Was iſt dieſer Friedrich, der ſoeben in der Welt aufgetreten iſt? Was für eigentliche Streitmacht beſitzt er nach allem dem lächerlichen Rekrutiren und Drillen, mit dem ſich Friedrich Wilhelm I. abgegeben? Kann man ihm trauen? Iſt nicht vielleicht von Alters her ſeine Neigung mehr Frankreich zugewendet? Und — der Kaiſer, was wird der Kaiſer dazu ſagen?"

Ja, was wird der Kaiſer dazu ſagen — das iſt noch heutzutage in Hannover eine Frage, die ſchwer in's Gewicht fällt, ſobald es ſich um ein Bündniß mit Preußen handelt, wenn dieſes Bündniß auch von dem Wohle des eigenen Landes dringend erheiſcht wird. Glücklicherweiſe hat jedoch damals nicht die blinde, hannoverſche Kirchthurms-Politik, ſondern die weltumfaſſende Politik Englands bei den königlichen Vorfahren

* „Geſchichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große," von Thomas Carlyle. Deutſch von J. Neuberg. Deutſche, vom Verf. autoriſirte Ueberſetzung. Dritter Band. Erſte Hälfte. Berlin, Decker, 1862.

* Man hat im Gegenſatze zu dieſer Benennung für den Hiſtoriker Carlyle den bezeichnenden engliſchen Namen Welasmiſt vorgeſchlagen. D. R.

Digitized by Google

Georg's V. den Ausſchlag gegeben. Carlyle theilt bei dieſer Gelegenheit, um zu zeigen, welche Widerſprüche ſich in König Georg II. gegenſeitig bekämpfen, zwei lange Auszüge aus einer ungedruckten „conſtitutionellen Geſchichte von England“ mit, die er ſelbſt als wunderlich bezeichnet, die aber ebenſo weitſchweifig und unverſtändlich, als wunderlich ſind. Kurz, die Epiſode des Richtbeſuches, den Friedrich bei Georg II. am 16. September 1740 gemacht, nimmt in dieſer Geſchichts-Erzählung nicht weniger als zehn enggedruckte Seiten, oder das ganze ſechſte Kapitel des dritten Bandes ein.

An vielen ähnlichen, ganz überflüſſigen, oder doch viel zu weitſchweifig behandelten Epiſoden, fehlt es allerdings in der vorliegenden Abtheilung des Werkes nicht, doch muß man dem Verfaſſer die Gerechtigkeit zu Theil werden laſſen, daß ſich ſeine Arbeit, je weiter ſie in dem Leben ſeines Helden vorſchreitet, mehr und mehr zu einem einheitlichen Ganzen geſtaltet, indem der Autor mindeſtens den chronologiſchen Faden feſthält, an welchem er die Begebenheiten aufreiht, und zwar zum Theil nach den eigenen Darſtellungen Friedrich's (Historie de mon temps und Briefe des Königs, wie ſie in der letzten Ausgabe ſeiner Werke zuſammengeſtellt) und zum Theil nach den Arbeiten von Preuß, welchen Carlyle den „einzigen wohlunterrichteten“ Herausgeber der Schriften des Königs nennt, und deſſen „Jugend und Thronbeſteigung Friedrichs“ namentlich hier vielfach benutzt und ausgeſchrieben ſind.

Wo Herr Carlyle deutſche Schriftſteller nicht benützen und ausſchreiben konnte, oder wollte, iſt er allerdings zuweilen außerordentlich dürftig, ja man kann ſagen: mangelhaft und unbefriedigend. So lehrt er z. B. im erſten Kapitel des zwölften Buches, das „von Schleſien“ handelt, eine Ueberſicht der älteren Geſchichte und der geographiſchen Beſchaffenheit dieſer Provinz; aber nichts iſt, beſonders für deutſche Leſer, ſo lächerlich, als das, was Herr Carlyle hier auftiſcht. Gleich in der Einleitung heißt es da:

....„Dagegen iſt der gebirgige Theil Schleſiens ſehr maleriſch; nirgends zwar von Alpiniſcher Höhe — die Schneekoppe ſelbſt iſt unter 5000 Schuh — ſo daß Grün und Waldung faſt nirgends im Gebirge fehlen und mannigfaltiger Betrieb, von rauſchenden Bächen und raſchen jungen Flüſſen umſungen, hoch hinauf niſtet. Vom Weizenbau, Krapp- und Maisbau bis zur Leinweberei, Erzſchmelzerei, Kohlenbrennerei und Theerſchwehlerei beſitzt Schleſien vielerlei Gewerbszweige und iſt ſeit lange geſchickt und emſig in deren Betrieb geweſen. Eine recht hübſche Ellipſe, oder unregelmäßiges Oval, auf dem Gipfel des europäiſchen Feſtlandes; — „„wie eine wohlausgeſtreckte linke flache Hand, das Rieſengebirge als Daumen,““ erklärte mir ein gewiſſer Herr, indem er ſeinen Arm ſo nach Nordweſten ausſtreckte. Dieſe flache Hand, wohlausgeſtreckt, mißt 50 Meilen, und 20 in der Quere. Es giebt noch heutigentages Biber in Schleſien. Der Katzbachfluß enthält Goldkörner — eine Art von Pactolus — nur nicht des Bearbeitens werth. Und in den dürren, einſamen Tannenwäldern ſchwehlen berußte Menſchen aus angezündeten Haufen Tannenäſten und indem ſie den Rauch ſorgfältig mittelſt Raſenbedeckung dämpfen, eine Subſtanz, die, wie ſie dir ſagen, Theer werden ſoll.“

Wer vermöchte wohl in dieſem Carlyle'ſchen Schleſien, in welchem es heutzutage noch Biber giebt, deſſen Katzbach mit dem Pactolus verglichen und von dem als hauptſächlichſtes Merkmal hervorgehoben wird, daß berußte Menſchen in einſamen Tannenwäldern, eine Subſtanz produziren, welche ſie Theer nennen — diejenige Provinz zu erkennen, deren Steinkohlenbau, Eiſen- und Zinkhüttenwerke, deren Fabriken aller Art und deren vorgeſchrittener Landbau an die induſtriereichſten Provinzen Englands erinnern?

Wir rathen jedem Leſer, dieſes erſte Kapitel der Geſchichte des erſten ſchleſiſchen Krieges ganz zu überſchlagen und lieber ſogleich zum zweiten überzugehen, welches die Ueberſchrift trägt: „Friedrich marſchirt auf Glogau.“ Hier und in dem Folgenden iſt die erſte, bedeutende Waffenthat der Preußen in Schleſien, ihre mit ſtrenger Mannszucht und Präciſion verbundene Tapferkeit, mit ſolcher Liebe zur Sache und mit ſolchem Talent dargeſtellt, daß uns dieſe Schilderung allein mit vielem Wunderlichen und Widerwärtigen der Carlyle'ſchen Erzählung auszuſöhnen vermag. Er kömmt dann auch bald an die Schlacht von Mollwitz, und je mehr ſich der Verfaſſer dem eigentlichen Thatenfelde ſeines Helden nährt, um ſo wärmer und anſprechender wird er. **J. L.**

Die Kriſis der deutſchen Auswanderung.*

Es giebt große Nothwendigkeiten, denen an der Hand der Vorſehung das deutſche Volk jetzt entgegenſchreitet. Das wunderbare, aber ſo heilſame Wörtchen „Muß“ drängt ſich uns mit unwiderſtehlicher Kraft in Fragen auf, welche die höchſten Intereſſen des Kulturlebens betreffen. Gott hat es in ſeiner Allweisheit ſo fügen wollen, daß die großen kosmopolitiſchen Anlagen der deutſchen Nation bei der Neugeſtaltung ihrer Zuſtände nicht blos die ergiebigſte Verwerthung finden, ſondern ſogar zum Hebel für die Erreichung des nationalen Hauptzweckes werden ſollen. Was iſt dieſer Zweck? Einfach der: eine achtunggebietende Nation zu ſein! Goethe ſagt zwar im Taſſo: „Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen!“ Aber es wäre wohl anzunehmen, daß die Deutſchen gar viel gewirkt und gedient haben. Nur ſcheint es zweifelhaft, ob ſie für eigene Rechnung wirkten und dienten, denn ſolch' ein Handeln allein iſt ſittlich, vor dem Richterſtuhl der ſittlichen Freiheit gerechtfertigt. Jene Opfer, welche an Millionen von Landeskindern und Reichsgulden dynaſtiſchen Intereſſen der Kleinſtaaterei gebracht wurden, ſind nicht das, was im nationalen Sinne „gewirkt“ und „gedient“ heißt. Da kann nur dasjenige Kapital an Körper- und Geiſteskraft, Seelenſtärke und äußerem Reichthum in Anſchlag kommen, welches dem Dienſte der nationalen Wiedergeburt gewidmet war. Dem Goethe'ſchen Spruch darf der Patriot einen andern, zeitgemäßern entgegenſetzen: Was gelten will, muß eine Macht ſein! Unſere Aufgabe iſt, zu erforſchen, wie Deutſchland eine Macht wird, und dann alle Mittel zu ſammeln und alle Thatkraft anzuſtrengen, daß es wirklich eine Macht werde!

Die Geſchichte der Staaten iſt die Lehrerin der Völker. Sie lehrt, wie dieſe zu Macht und Anſehen gelangen. Nicht die Vereinzelung und Selbſtbeſchränkung führt oder genügt dazu, es muß vielmehr ein Volk ſeinen Geſichtskreis erweitern, einen weitverzweigten Verkehr eröffnen und unterhalten, mit fremdartigen Elementen ſich miſchen und meſſen, ſei es, wie ſonſt im Kriege (der Krieg iſt lange das einzige Annäherungsmittel der Völker geweſen), ſei es im friedlichen Waarenaustauſch und durch Anſiedelung in fernen Zonen. Damit es Macht und Einfluß erlange muß ein Volk jenen Goethe'ſchen Rath:

„Du mußt Dein Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,“

tief beherzigen und zur That erheben. Ungeachtet unſeres geiſtigen Weltbürgerthums, tragen wir Deutſchen doch noch viel zu ſehr die ſpießbürgerliche Privatmanns-Phyſiognomie, die mit allen unſern kleinen und großen Leiden zuſammenhängt und deren Stempel deutlich wiedergiebt. Es fehlt uns im größern Maßſtabe der überſeeiſche Horizont, den Petermann's „Geographiſche Mittheilungen“ allein nicht erſetzen können. Was frommt es, am Senegal und Gambia Beſcheid zu wiſſen, wenn an afrikaniſcher Küſte der deutſche Reiſende vom erſten beſten Negerburſchen beraubt und erſchlagen wird? Dank unſern ausgezeichneten Karten, welche das Ausland jetzt auch als ſolche anerkennt (ſo z. B. Frankreich), beſitzt gar manches deutſche Schulkind mehr geographiſche Kenntniſſe, als gebildete Männer, ja, ſelbſt als Gelehrte andrer Nationen des europäiſchen Kontinents. Es wäre blos zu wünſchen, daß dieſe ſchönen Kenntniſſe auch verwerthet würden! Vorläufig dienen ſie hauptſächlich zur nüchternen, fruchtloſen Illuſtration des Robinſon Cruſoë. Aber man hätte aus den Robinſonniaden etwas Erſprießliches herausſchlagen können. Die Wanderluſt und der Unternehmungsgeiſt der Jugend bilden ein köſtliches Kapital, das der umſichtige Staatsmann zum Heile des Ganzen benützen ſollte. Man ſchaffe dem gründlichen Streben des Deutſchen auch in dieſer Beziehung einen Schauplatz! Man erſchließe dem Deutſchen die Meere, weiſe ihn hinaus auf die „unendliche See,“ wenn man ſonſt an Ausweiſungen Vergnügen findet, man laſſe die Jugend ſich „draußen“ tummeln, mit den Elementen ringen und Schiff und Geſchirr im ruhmvoll erkämpften Hafen bergen!

Das ſind Aufgaben deutſcher Staatskunſt! Sie ſetzen ein großes Herz und einen weiten Blick voraus. Dieſe beiden Eigenſchaften müſſen unſere Politiker haben, wenn nicht Deutſchland mit all' ſeinen Hoffnungen, mit ſeiner ganzen Zukunft ſchmählich ſcheitern ſoll!

Und der liebe Gott hat ſchon vorgearbeitet! Der Schauplatz ſteht ſchon aufgerichtet da, es fehlen demſelben zur Ausfüllung nur noch die

* Die Kriſis der deutſchen Auswanderung und ihre Benützung für Jetzt und Immer. Ein Hebel für deutſche Schifffahrt, deutſchen Handel, deutſche Rhederei und Gewerbe, zur deutſchen Flotte und eine Gewährleiſtung für deutſche Einigung. Kräftigung und Selbſtachtung dieſſeits und jenſeits des Weltmeeres. Von J. J. Sturz. Berlin, 1862. Druck und Verlag von G. Hickethier. Mit vielen Nachträgen, Tabellen und dem Gründungsplane eines Central-Vereins für die deutſche Auswanderung.

Digitized by Google

handelnden Perſonen. Das ungeheure Feld unſerer Auswanderung iſt jener Schauplatz. Unmittelbare Beziehungen finden ſich für deutſche Intereſſen in allen Seeplätzen längſt angeknüpft, deutſche Lebenskraft wohnt über Feſtländer und Inſeln aller fünf Welttheile verſtreut, unſer liebwerthes deutſches Reich und ſein moderner Nachfolger, der „deutſche Bund“ haben gewaltige Ströme des Heimatgeblüts aus allen Adern des Landes herausquillen laſſen, Millionen ſind fortgezogen von Haus und Heerd, es iſt wie ein wolkenauflöſender Tropfenfall, der unabläſſig in's Weltme r geregnet hat! Sollen dieſe Millionen für Deutſchlands Entwickelung ewig verloren gehen? Sie und ihr Vermögen, ihre Leiſtungsfähigkeit, ihre Köpfe und Arme, ihr moraliſcher und nationalökonomiſcher Werth, ihre Steuerkraft und ihr deutſches Weſen? Sonſt ſagt man, ſollen Aderläſſe wohlthätig wirken; könnte denn mit dem furchtbaren Aderlaß, den ſeit funfzig und aber funfzig Jahren Deutſchland fort und fort erleidet, keine dem Boden der Väter heilſame Wirkung erzielt werden?

Ein wackrer deutſcher Mann, der ehemalige braſilianiſche General-Konſul Sturz in Berlin, hat dieſe inhaltſchwere Frage den Deutſchen in einer Schrift vorgelegt, welcher er den bedeutungsvollen Titel: „Die Kriſis der deutſchen Auswanderung und ihre Benützung für Jetzt und Immer“ gegeben. Die Schrift iſt würdig, daß wir uns mit ihr eingehend beſchäftigen, denn ſie behandelt ein Thema, von dem Deutſchlands Zukunft in der That ſehr weſentlich abhängt. Es war eben kein müßiger Einfall ſchwindelhafter Laune, daß im „Jahre voll Unruh“ der Gedanke an Deutſchlands Einheit und Größe auch den Gedanken einer ſchifffahrttreibenden deutſchen Nation, den Gedanken einer deutſchen Flotte wach und in's Leben rief. Herr J. J. Sturz hat in ſeiner Schrift ſich bemüht, das Bewußtſein hievon kraft ſachlicher Erwägung zu ſtärken, die Lebensbedingung einer deutſchen Seemacht klar zu ſtellen und er hat in dem Bildungsprozeß unſerer Marine dem Strom der Auswanderung ein neues, den Heimatboden befruchtendes Bett angewieſen.

Wir klagen oft über die Geringzähligkeit der preußiſchen Flotte. Aber, wenn von den mehr als 4000 Schiffen, welche ſeit 22 Jahren eine Million deutſcher Auswanderer aus den Hanſeſtädten (deren Seeſchifffahrt ſeit jener Zeit von 500 auf 1000 geſtiegen iſt) abgeführt haben, noch nicht 50 Schiffe Preußen angehörten, alſo kaum das achtzigſte ein preußiſches Schiff war, ſo ſcheint es doch etwas ungerecht, von Preußen allein die Herſtellung der deutſchen Marine zu fordern! Man verlangt vor Allem eine Kriegsmarine und vergißt hierbei, oder, beſſer, man weiß es gar nicht, daß eine Kriegsflotte erſt aus der Wurzel einer ſtarken Handelsflotte und einer großartigen Rhederei hervorgeht. Wie ſieht es nun mit der deutſchen Rhederei aus? Herr Sturz giebt an, das die preußiſche und hannöverſche Kauffahrteiſchifffahrt eine Geſammtzahl von Seeleuten beſchäftigt, welche kaum den ſiebenten Theil der Mannſchaften von Englands Kriegsmarine erreicht. Das iſt eine ſehr geringe Zahl. Sie erſcheint um ſo unbedeutender, erwägt man zugleich, wie gewaltig ſtets der Abſtand der Kriegsflotte von der Zahl der Handelsfahrzeuge iſt. England z. B. unterhält etwa 465 Kriegsſchiffe nebſt 155 Kanonenbooten, Kauffahrer beſitzt es dagegen 27,097 (incl. 1824 Dampfern), wonach die Kriegsflotte von der Handelsmarine um das fünfundvierzigfache der Schiffszahl überragt wird. In dieſem Verhältniß kann die jetzige preußiſche Kriegsflotte ſogar für zahlreich gelten. Was wir Deutſchen an Waaren in's Ausland ſenden, das kommt wenig in Betracht gegen das maſſenhafte Frachtgut, welches in Menſchengeſtalt, Arbeitskraft und Anlagekapital alljährlich auf den Auswandererſchiffen in andre Welttheile befördert wird. Indeſſen iſt man noch weit entfernt, den innigen Zuſammenhang des Auswandererverkehrs mit der Blüthe unſeres Seehandels und unſerer Rhederei vollgültig zu erkennen. Zwar ſollten die Hanſeſtädte ſprechende Beweiſe ſein. Während die Rhederei der Zollvereinsſtaaten, denen man doch die Laſt der Kriegsflotte möglichſt ausſchließlich aufbürden möchte, noch in der Kindheit liegt, haben die Emporien der deutſchen Auswanderung, zumal Bremen und Hamburg, einen relativ ſehr anſehnlichen Aufſchwung ihres Handels und ihrer Rhederei genommen, in ihren Händen iſt der überſeeiſche Handel Deutſchlands wenigſtens mit 60 Procent des Umſatzes, ihre Flagge weht auf allen Meeren. Wie könnte ſich die Zollvereins-Rhederei mit der Hanſeatiſchen meſſen? Der Auswanderungstransport entgeht den Häfen des Zollvereins, um den Hanſeſtädten anheimzufallen. Es wird in Bremen nicht geleugnet, daß dieſes Transportgeſchäft unvergleichlich viel zum Gedeihen des dortigen Verkehrslebens, zu dem Wohlſtande der guten Weſerſtadt beigetragen. Möchten nur, worauf Herr Sturz in einem der Nachträge aufmerkſam macht, die Bremer Schiffe etwas bequemer, geſunder, luſtiger eingerichtet ſein, möchte man die Auswanderer nicht blos als lebendige Fleiſchwaare behandeln, bei der es auf enge Verpackung ſehr weſentlich ankommt, damit eine deſto größere Maſſe auf Ein Mal verſendet werden kann! Die engliſchen Auswandererſchiffe erfreuen ſich kürzerer Krankenliſten und nicht ſo häufiger Sterbefälle! Aber, wie dem auch ſei, daß Auswanderungs- und Handelsverkehr im ſchönſten Verein grünen und blühen, iſt eine Thatſache, die für Deutſchland Bremen und Hamburg, wie für England Liverpool, für Frankreich Havre, für Belgien Antwerpen, für Holland Rotterdam darthun. Sehr richtig hat einſt die „Weſerzeitung“ bemerkt: „Ohne Auswanderer keine Rhederei, ohne Rhederei kein Waarenaustauſch; dieſe Regel iſt überall!“

Steht nun alſo die mercantile und maritime Bedeutung des Auswandererweſens unwiderleglich feſt, ſo iſt es doppelte, ja dreifache Pflicht der Deutſchen, dieſer Angelegenheit, die vorläufig nur eine nationale Calamität, auch ein nationales Intereſſe zu widmen. Herr Sturz hat es mit energiſchem Nachdruck ausgeſprochen: die deutſche Auswanderung iſt eine nationale Frage erſten Ranges. Sie iſt es nicht allein wegen des furchtbaren Menſchen- und Kapitalverluſtes, den Deutſchland an den Auswanderern ununterbrochen unmittelbar erleidet, ſie iſt es ebenſo ſehr in poſitiver Hinſicht, indem ſie die Exiſtenz, die Ehre und die Macht der Nation betrifft!

Die Exiſtenz der Nation! Ja gewiß! Ein Auswanderer iſt kein Kurheſſe, kein Württemberger, kein Badenſer oder Mecklenburger mehr, er iſt ein Deutſcher, er hat alle Bande des Partikularismus abgeſtreift, man fragt ihn nicht, welchem Staat oder Staatchen er angehört, welche Farben er neben den deutſchen, resp. ſtatt der deutſchen, tragen darf, er iſt nur Deutſcher, er iſt es lediglich dadurch geworden, daß er den Entſchluß gefaßt hat, aufzuhören, Bürger des deutſchen Vaterlandes zu ſein! Das iſt eine beſchämende Thatſache, ſie verwundet das Herz des Patrioten. Aber ſie hat zugleich ihre erhebende Seite, denn ſie weiſt mit eiſerner Gewalt darauf hin, daß die Deutſchen ſich als Brüder betrachten müſſen, daß Noth, Jamer und Elend eines Kurheſſen, eines Hannoveraners, eines Mecklenburgers Unglück und Leiden deutſcher Menſchen ſind, die in deutſchen Zuſtänden, deutſchen ſocialen Uebeln ihre Wurzel haben. Indem der Auswanderer auf der Schwelle Deutſchlands nur noch als Deutſcher daſteht, ſehen wir in ihm das Bild nationalen Weſens, unſerer nationalen Vorzüge, unſerer nationalen Fehler verkörpert. Wir lernen am Auswanderer den Deutſchen kennen! Daheim ſteckt er in der Hülle der Abſonderlichkeiten, der Vorurtheile und Abhängigkeiten ſeines Gaues; als Auswanderer iſt er mit einem Zauberſchlage frei geworden von den ſeiner Natur auferlegten Schranken, er kann jetzt thun und laſſen, was er will, er kann ſeinem Ingenium folgen und er folgt ihm als rechter Deutſcher. Alle ſeine Eigenheiten ſtrömen auf den deutſchen Charakter zuſammen. Hat das nicht Werth für Deutſchland?

Die Auswanderungsfrage berührt die Ehre der Nation! O dieſes in einem tief erſchütternden Maße! Jene Männer, Frauen und Kinder, die ſich abgewandt haben vom Heimatboden, ſind es ewig verſtoßene, preisgegebene Söhne des Vaterlandes, deren Schickſal den Zurückgebliebenen gleichgültig, deren Emporkommen oder Scheitern die Regierungen, die Völkerſtämme Deutſchlands nichts mehr angeht? Es müßte mit dem nationalen Gewiſſen überaus erbärmlich beſtellt ſein, wenn man bei uns verkennen wollte, daß auch den Auswanderern das Vaterland noch Verbindlichkeiten ſchuldet. Wie nach katholiſcher Lehre der Prieſter ein signum indelebile an ſich trägt: das unzerſtörbare Merkmal ſeiner Weihe, ſo trägt der deutſche Mann das unveräußerliche Zeichen ſeiner Abkunſt an ſich, in Sprache, Sitte, Haltung, Denkungsart; dieſe Eigenthümlichkeiten dürfen nicht mit ſeinem leiblichen Wohlergehn gleichzeitig in den Staub getreten werden, wir dürfen es nicht gutwillig dulden, daß unſere Brüder im Auslande geknechtet werden, daß jene Hunderttauſende, die aus deutſcher Erde entſproſſen, von halbgebildeten, neugeborenen Völkern zu den verachteten Parias und leibeigenen Fröhnern herabgeſetzt werden. Es muß endlich aufhören das ſchändliche Verfahren braſilianiſcher Pflanzer und Sklavenzüchter, welches den deutſchen Einwandrer in einen weißen Kuli d. h. in ein gekauftes Stück Menſchenfleiſch (nebſt obligater Menſchenkraft) verwandelt. Dawider iſt die Ehre der deutſchen Nation!

Die Auswanderungsfrage betrifft aber auch die Macht des deutſchen Namens. Millionen Deutſcher ſind ausgewandert, konnten nicht Tauſende und Hunderttauſende von dieſen deutſche Niederlaſſungen von mächtiger Ausdehnung gründen? Dazu müßte freilich das bisherige Verfahren, oder richtiger, der gänzliche Mangel einer durchdachten, den Umſtänden, dem Klima, den Lebensbedingungen angepaßten Anſiedelungsart aufgegeben werden. Man müßte aufhören, die deutſche Auswanderung planlos zu verzetteln, ſie müßte Sammelpunkte gewinnen, wo das deutſche

Digitized by Google

Element ſich ruhig und behaglich zuſammen finden, die Fülle ſeiner Anlagen, ſeine Intelligenz und ſein unſchätzbares urdeutſches Gemüth entwickeln, ſeine Sprache, ſeinen Glauben und ſeine Sitte treu bewahren kann, ungeſtört und unbeeinträchtigt von einer ſtarr und gewinnſüchtig herrſchenden Raçe, wie die liebenswürdigen Yankees! Was hat es der Machtſtellung der Deutſchen genützt, daß fünf Millionen unſeres Volks in Nord-Amerika ſich niedergelaſſen haben? Die „Union" iſt nur das Grab des Deutſchthums geweſen; unaufhörlich hat man friſche Maſſen in den gewaltigen Schlund hineingeworfen, ohne die Kluft gegen den Yankee verſtopfen zu können. Es giebt in Nord-Amerika keinen deutſchen Staat, nicht einmal deutſche Grafſchaften! Die Deutſchen ſind dort überall, aber eben überall hin zerſtreut; ſo werden ſie den Sauerteig bilden für eine Erneuerung des amerikaniſchen Volks-Charakters; ſie ſelbſt werden bei dieſem Prozeß nach Verluſt ihres Eigenſeins untergehn. Viele werden das nicht glauben wollen, es iſt eine von allen Thatſachen und Anzeichen unterſtützte Wahrheit.

Der Krieg, der Nord und Süden des alten Unionsrieſen zerfleiſcht, hat den Strom der Auswanderung an einen Wendepunkt geführt. Die blutigen Schlachten auf den Feldern Virginiens, Kentuckys und am Miſſiſſippi haben Berge von Leichen aufgehäuft und dieſe Berge den Strom der deutſchen Immigration eingedämmt. Wer nicht als Soldat in Amerika ſeine Haut zu Markte tragen will, für die hohen Ideen des Herrn Abraham Lincoln, der hütet ſich jetzt, über's Meer zu ziehen, wo Handel und Wandel, Ackerbau und Gewerbfleiß danieder liegen in Folge des Bruderkampfes und die Intereſſen des Friedens gegen die Erwartungen des Krieges weit in den Hintergrund gedrängt ſind. Die Auswanderung nach Nord-Amerika hat wirklich ſehr nachgelaſſen, es iſt eine Kriſis derſelben eingetreten, eine Kriſis der deutſchen Auswanderung! Wir Deutſchen ſtellen ja das Haupt-Kontingent in dieſer ganzen Bewegung!

Wird die deutſche Auswanderung wegen der nordamerikaniſchen Zerrüttung abnehmen? Wohl ſchwerlich! Die Gründe, welche zum Auswandern treiben, wuchern auf dem Boden der Heimat; es iſt viel weniger das lockende Bild eines goldenen Eldorado jenſeits des Meeres, als die Noth und die Unzufriedenheit im Vaterlande und mit dem engern Vaterlande, die den Fuß des Auswanderers beflügeln. Auswanderung iſt nicht Einwanderung immer nach derſelben Region. Iſt die nordamerikaniſche Mündung des Wanderſtroms vorläufig verſtopft, ſo wird man doch auswandern wie zuvor, nur wird ſich der Strom nach einer andern Richtung wenden. Dieſer Moment, wo der Wanderſtrom ſeine Richtung ändert, iſt unendlich wichtig, er iſt unendlich günſtig, wenn er raſch und klug benutzt wird. Was bei der nordamerikaniſchen Einwanderung verfehlt wurde, läßt ſich jetzt noch verbeſſern. Bald werden die im Augenblick ſtockenden Maſſen wieder mächtiger nachdringen, um die Zahl der Anſiedler, die ein Gemeindeleben jenſeits der Atlantis anbahnen könnten, braucht man wahrlich nicht verlegen zu ſein. Aber wohin ſich wenden? Nach Canada? deſſen Klima rauh und unwirthlich, deſſen Bevölkerung halb engliſch, halb franzöſiſch in den des Anbau fähigen Länderſtrecken meiſt ſchon fertige, das deutſche Weſen abſtoßende Zuſtände eingerichtet hat. Nach den Antillen mit ihrer tropiſchen Zone und dem Handels-Uebergewicht der Engländer neben den Spaniern und Franzoſen als Konkurrenten? Etwa nach Mexiko in Maſſe? wie dem Schreiber dieſer Zeilen der mexikaniſche General Konſul bei den Hanſeſtädten, Herr J. F. Hube, im October 1861 ernſtlich vorſchlug. Ich glaube, dieſen ſchönen Zuſtänden gegenüber würde man noch die heutigen der veruneinigten Union vorziehen, wo die Heimſtätte-Bill, die jeden 21jährigen Bürger der Vereinigten Staaten zur Beſitznahme von 160 Acres Staatsländereien berechtigt, immer noch einige Anziehung üben wird, obwohl der Schwindel dabei unerhört iſt, die Einwanderer in wüſte Einöden, fern von den Centralpunkten des Verkehrs getrieben werden, und was beſonders in Betracht kommt, die Zerſplitterung des deutſchen Elements durch die weithin verſtreute Lage des Occupationslandes förmlich bedingt wird. Nein, weder Mexiko, noch Nord-Amerika, noch ferner das gaſtliche Braſilien, welches weiße Sklaverei, Parceria- oder Halbpacht-Syſtem, Unterdrückung der Menſchenrechte, härteſte Intoleranz gegen die Proteſtanten (man ſehe über die Wichtigkeit des religiöſen Moments bei der Einwanderung des Referenten Artikel: „Die evangeliſchen Deutſchen im Weſten Nord-Amerika's," den Herr Sturz aus dem „Magazin" in einem Nachtrage zum vorliegenden Buch hat abdrucken laſſen), und unter einer ſittlich verwahrloſten Miſchlings-Raçe ein totales Verfaulen und Abſterben der edleren Menſchen-Natur in Ausſicht ſtellt. Dazu die Zerſplitterung der Anſiedler wie in den vorgenannten Ländern.

Herr Sturz ſchlägt einen beſſern Boden für das Aufkommen deutſcher Kultur uns vor; er deutet mit warmer Ueberzeugungskraft auf das ſchon von Schweizer Kolonien mit Glück angebaute Uruguay. Hier ſind die Bedingungen des Daſeins wie für den deutſchen Mann geſchaffen. Ein mildes, gemäßigtes Klima, ein fetter Boden, für Ackerbau und Viehzucht gleich günſtig; Waldreichthum, doch nicht ſo üppig, um wie in Nord-Amerika die Arbeit des Pfluges zu hemmen; die trefflichen Häfen in Montevideo, Maldonado, Colonia, das weite Becken der Platamündung als Abzugs-Kanäle der Production; eine dünne Bevölkerung hispano-amerikaniſcher Gauchos, die zwar kühn, ritterlich, abenteuerlich, aber im Kerne gut und (bei der Geſammtſeelenzahl von 250,000 Einwohnern auf 5000 Quadratmeilen) zu wenig zahlreich iſt, als daß ſie ſtärkere Zuzüge von Europäern irgend beeinträchtigen könnte; endlich das erwähnte Vorhandenſein einer ſtammverwandten Schweizer-Kolonie: dies Alles gewährt eine Situation, wie ſie der deutſche Anſiedler kaum beſſer wünſchen dürfte. Zudem iſt Uruguay, wie Herr Sturz treffend bemerkt, das Fußgeſtell Braſiliens, deſſen Süd-Provinzen bei dem Mangel guter Häfen und ſchiffbarer Binnenflüſſe nothgedrungen nach dem Küſtenlande und dem Plategebiet ſich wenden müſſen, um Abſatz zu finden; Uruguay iſt alſo ein Handelsland, das dem Kaufmann ſichere Erwerbsquellen öffnet. Und hierbei kommt der Umſtand beſonders zu ſtatten, daß die Konkurrenz anderer Europäer nicht zu befürchten iſt, weil Engländer, Franzoſen, Spanier, Portugieſen, Holländer andere Zielpunkte ihres Verkehrs beſitzen. Der Deutſche iſt in Uruguay durch nichts darauf angewieſen, Induſtrie zu treiben, was eine dem Mutterlande ſchädliche und die Innigkeit des Verhältniſſes zum Mutterlande abſchwächende Konkurrenz verurſachen würde; die reiche Vegetation ladet den Anſiedler zur Benutzung der Bodenkraft, zur Arbeit mit Pflug und Senſe ein, wenn er nicht die weniger beſchwerlichen Geſchäfte der Viehzucht oder den Handel vorzieht; mit Fabrikaten wird er ſich gern vom Mutterlande verſehen laſſen. Eine Regierung, an deren Spitze, als Präſident, ein geborner Deutſcher ſteht, Herr Rudolfo Schmidt, empfängt ihn; die Zuſtände ſind geordneter, als in den vom Bürgerkrieg ewig zerriſſenen Plata-Staaten (der Argentiniſchen Conföderation), aber das Wichtigſte bleibt immer: eine nationale Ausbreitung der Deutſchen iſt hier möglich. Die brauchen wir, weil wir deutſche Zielpunkte des deutſchen Handels gewinnen müſſen!

So die Anſicht des Herrn Sturz. Wäre ſie, was kaum zu bezweifeln, richtig, ſo wäre es eine dringende Aufgabe der deutſchen Handelspolitik, durch regen Zuſpruch den Wanderſtrom unſeres Volkes nach der Küſte von Uruguay zu lenken. Solche Art von Leitung iſt noch kein Eingriff in das Selfgovernment der Freizügigkeit. Vor Allem gilt es gewiß, Concentration der deutſchen Auswanderermaſſen zu bewirken. Zu dieſem Zwecke, und damit die Auswanderer dem Vaterlande nicht ganz verloren gehen, legt Herr Sturz den Plan eines deutſchen Central-Vereins für Auswanderungs-Angelegenheiten vor; ein handelspolitiſches und wahrhaft politiſches gut deutſches Organ ſoll durch den Einfluß der Preſſe auf die öffentliche Meinung das nationale Unternehmen ſtützen und fördern helfen; Herr Sturz giebt an, daß bereits achtbare Namen, wie Geh. Rath Dr. Engel, Chef des preuß. ſtatiſtiſchen Bureau's; Hauptmann und Fabrikant Friedrich Harkort; die Juſtizräthe Dr. Straß und Ulfert und Profeſſor Dr. Franz von Holtzendorff und Andere, für ſeinen Plan gewonnen ſind. Möge der wackere, nicht mit Glücksgütern geſegnete Mann, dem ſein ehrlicher Proteſt gegen die braſilianiſchen Sklavenzüchter Amt und Brod gekoſtet hat, endlich den ſegensreichen Erfolg ärndten, den ſeine Sachkenntniß, ſein ungebeugter Charakter und ſein patriotiſches Herz verdienen! Deutſchlands und Preußens Ehrenſache iſt es, Männern von praktiſcher Intelligenz, von überſeeiſchem Horizont einen Wirkungskreis zu ſchaffen.

Trauttwein v. Belle.

Nord-Amerika.

Zur Charakteriſtik des Krieges in Amerika.

Nach einer Darſtellung aus franzöſiſcher Feder.

I.

Die Armee des Nordens.

Die Kriegsereigniſſe folgen ſich raſch in Amerika, und Europa begleitet ſie mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Dieſelbe bleibt jedoch mehr oder minder unbelohnt, und unſere Erwartungen werden durch die Erfolge gar zu oft getäuſcht, theils weil man die Beſchaffenheit der amerikaniſchen Armeen, den Charakter der Anführer und Soldaten nicht genug kennt, theils weil es noch an hinreichenden Aufzeichnungen von ſachverſtändigen Augenzeugen fehlt. Um ſo erwünſchter iſt uns daher eine

Digitized by Google

Schilderung der Campagne der Potomac-Armee gegen Richmond, vom März bis zum Juli d. J., die wir in der Revue des deux Mondes finden. Es iſt dieſelbe, nach Angabe des unterzeichneten A. Trognon, aus den Briefen und dem Tagebuche eines Offiziers zuſammengeſtellt, der perſönlich an dieſen Kämpfen in Virginien Theil genommen, und hat für uns ein um ſo größeres Intereſſe, da wir wiſſen, daß Herr Trognon früher Secretair des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres war, und wir ſomit über die eigentliche Quelle dieſer Berichte außer Zweifel ſind.*

Die höchſt anziehende Darſtellung beginnt mit dem Aufbruche Mac Clellan's von Waſhington, am 9. März, erzählt die Einſchiffung der Armee in Alexandria, ihre Landung in Fort Monroe, das Auftreten des „Merrimac," deſſen Kampf mit dem „Monitor," die Einnahme von York-Town und Williamsburg, den Marſch bis zum Chickahominy, die blutigen Schlachten von Fair-Oakes und Gaine's-Hill und ſchließt mit dem glorreichen Rückzuge Mac Clellan's zum James-River. Verſuchen wir, die allgemeinen Reſultate und Anſchauungen wiederzugeben, die der Berichterſtatter aus der Betrachtung der Zuſtände und Ereigniſſe gewonnen hat.

Der Ausbruch des Krieges hatte die ſtreitenden Parteien in ſehr ungleicher Verfaſſung gefunden. Unter dem Vorwande, Sklavenaufſtände zu unterdrücken, hatten die ſüdlichen Staaten, ſeit langer Zeit zum Kriege entſchloſſen, eine ſtehende Miliz organiſirt, die jeden Augenblick zum Ausrücken bereit war. In den Kriegsſchulen hatten die Söhne der Sklavenbeſitzer ſoldatiſchen Geiſt angenommen, während man im Norden ſich auf ſein Recht und das gewöhnliche Spiel der parlamentariſchen Kämpfe verließ und ruhig in den Comptoirs ſeine Handelsintereſſen verfolgte. Die Militair-Verwaltung Nord-Amerika's war mit Männern des Südens beſetzt und die ganze Kriegsmacht der Vereinigten Staaten in ihren Händen. In dieſem Sinne hatte vor Allem Jefferſon Davis als Kriegsminiſter der alten Union ſeit langer Zeit gewirkt, und die Neigungen der Bewohner des Nordens kamen ihm hierin entgegen. Denn bei der arbeitſamen, etwas puritaniſchen Bevölkerung Neu-Englands galt die militairiſche Laufbahn für die eines Müßiggängers, und die Kriegsſchule von West-Point ſtand bei ihr in geringem Anſehen. Am Vorabende der Kriſis endlich, die durch die Erwählung Lincoln's veranlaßt ward, hatte der Kriegsminiſter Buchanans, Floyd, gegenwärtig einer der Generale der Conföderirten, Sorge getragen, den Inhalt ſämmtlicher Zeughäuſer der Union nach dem Süden zu dirigiren und die geſammte reguläre Armee nach Texas zu ſchicken. So durch weite Sklavenſtaaten von Waſhington getrennt, konnte der Einfluß der wenigen Offiziere, die ihrer Fahne treu blieben, auf die Soldaten für den Süden nicht gefährlich ſein. Ebenſo hatte man ſich nach Kräften vor der Marine geſichert: ſie war nach allen vier Gegenden der Welt zerſtreut. Auf ſolche Art hatten weitſchauende, unternehmende Männer des Südens für die Zukunft vorgearbeitet und es in keiner Beziehung an planvollen Vorſichtsmaßregeln fehlen laſſen.

Was that dagegen der Norden? Nichts, wiewohl es an mahnenden Anzeichen der Bewegung nicht gefehlt hatte. Wurde doch in einem Theil der Preſſe der Abfall offen gepredigt. Man hielt ſich aber für den Stärkeren und ſah es als ſehr überflüſſig an, ſich wegen der Zukunft Sorge zu machen. Im Falle der Noth rechnete man auf Hunderttauſende von Freiwilligen, die man für unüberwindlich hielt. Man ſah ſich bald enttäuſcht. Der Süden unterlag bei der Präſidentenwahl; er hat zwar noch die Majorität im Senate; die Macht iſt nicht gebrochen, aber der Stolz iſt verwundet, und ſchnell pflanzen die Führer die Fahne der Empörung auf. Die Unioniſten, noch immer unbeweglich, laſſen den günſtigen Augenblick zu einem Compromiß oder einer Ausſöhnung ebenſo wie den zur energiſchen unmittelbaren Unterdrückung vorübergehen. Man greift endlich auf beiden Seiten zu den Waffen, da der Kampf unvermeidlich geworden; aber der Süden hat die Soldaten, die Waffen, die feſte Organiſation, den Willen und die Leidenſchaft. Der Norden iſt nicht im Stande, das Fort Sumter zu retten, und ſeine Freiwilligen, für drei Monate angeworben, als wenn die Campagne nicht länger dauern könnte, laſſen ſich bei Bull's Run ſchlagen, nicht aus Mangel an Tapferkeit, denn die Beiſpiele von perſönlichem Muthe ſind zahlreich, nicht durch die Schuld des Generals Mac Dowell, der ſie befehligte und deſſen Plan eines glücklicheren Erfolges werth war, ſondern aus Mangel an Organiſation und Disciplin.

Nach der Schlacht bei Bull's Run waren keine Illuſionen mehr möglich. Man ſah, daß man einen großen Krieg vor ſich hatte. Berauſcht von Stolz, angefeuert durch Alle, welche aus dieſem oder jenem Grunde den Vereinigten Staaten übelwollten, würde der Süden, das war ſonnenklar, nie eher gutwillig in die Union wieder eintreten, als nach ſeiner Ueberwindung. Die Hoffnungen der Ehrgeizigen, welche die Sache leiteten, waren übertroffen; ſie waren auf dem beſten Wege und würden ihn um keinen Preis verlaſſen. Dem Norden dagegen hatte die Demüthigung die Augen geöffnet. Da man neben dem numeriſchen Uebergewicht und dem Reichthum das gute Recht und das Geſetz auf ſeiner Seite hatte, da man die Pflicht hatte, die Conſtitution gegen eine parteiſüchtige Minorität, die eigentlich nur für die Ausdehnung der Sklaverei die Waffen ergriffen, zu vertheidigen, ſo fühlte man, daß man zum Geſpötte der Welt werden würde, wollte man nicht den Kampf aufnehmen und aus allen Kräften durchführen. Nicht minder ſah man ein, daß, ſobald der Abfall einmal anerkannt und ſeine Berechtigung ausgeſprochen wäre, die Verſuche dazu ſich unendlich oft wiederholen würden; von Zerſtückelung zu Zerſtückelung müßte es dann zum Chaos hinabwärts gehen, bis der Despotismus ſeine leichte Beute fände.

Auch verhehlte man ſich nicht, daß es eine Chimäre ſei, zu glauben, daß zwei Mächte friedlich neben einander leben könnten, die noch nicht wirklich ihre Kräfte an einander erprobt hätten und im tiefſten Innern, ungeachtet der Gemeinſamkeit der Sprache und des Urſprungs, von einander durch die Sklaverei geſchieden wären, indem die eine die Beibehaltung und Erweiterung, die andre die Abſchaffung derſelben wünſchte, geſchieden durch Intereſſen, die durch keine Zollgränze ſich vereinen ließen, geſchieden durch die Unmöglichkeit, ohne täglich ſich erneuernden Streit die zahlloſen Fragen in Betreff der Schifffahrt auf den weſtlichen Flüſſen zu ſchlichten. Alle dieſe Gründe, die jetzt ſo grell vor die Augen traten, im Verein mit der gekränkten Eigenliebe, bewirkten, daß man eine ungeheure Kriegsmannſchaft aushob, womit der Norden bis jetzt den Kampf den mächtigen Anſtrengungen der Seceſſioniſten gegenüber beſtanden hat.

Wer kann ſeine Bewunderung wohl verſagen der Energie, der Hingebung, der muthigen Entſagung, mit der die Bevölkerung der nördlichen Staaten freiwillig die Forderungen der Regierung überbietend, allein von reiner Vaterlandsliebe getrieben, Menſchen und Geld, ohne zu zählen, hingegeben hat, ſeine Intereſſen aufgeopfert, um des allgemeinen Wohles willen ſeinen Neigungen, ſeinen Gewohnheiten, ja ſogar der freien Rede in ſeinen Zeitungen entſagt hat, und alles das nicht unter der Herrſchaft einer augenblicklichen Leidenſchaft, nicht in einem vorübergehenden Augenblicke des entzückten Enthuſiasmus, ſondern mit kaltem Blute und für das in weiter Ferne liegende Ziel der nationalen Größe.

500,000 Mann, mit den nöthigen Geldmitteln wurden durch den Congreß votirt, und, wie durch Zauberſchlag hervorgerufen, ſtanden die zahlloſen Mannſchaften da. Aber was nicht möglich war zu decretiren, waren die militairiſchen Traditionen, die erforderliche Kenntniß und Erfahrung, jener Geiſt der Disciplin und des Gehorſams und der Reſpekt vor den Vorgeſetzten, ohne den es wohl bewaffnete Maſſen giebt aber keine Armee. Das war die Klippe, an der die edelſten Bemühungen nutzlos zerſchellten, das der eingeborne Fehler, deſſen traurige Wirkung in den Folgen ſich herausſtellte. Betrachten wir deshalb das Kriegsweſen der amerikaniſchen Union näher.

Der Verfaſſung gemäß, unterhält die Bundesregierung in Friedenszeiten eine ſtehende, reguläre Armee, die durch Rekrutirung gebildet wird. Außerdem iſt ſie aber berechtigt, in nöthigen Fällen ſo viel Regimenter Freiwilligen unter die Fahnen zu rufen, als ſie es für dienlich hält. Die reguläre Armee belief ſich vor Ausbruch des Krieges auf 20,000 Mann. Das Offizier-Corps war durchweg aus der Kriegsſchule hervorgegangen und war von achtungswerther Bedeutung. Sehr unterrichtet und in der Ausübung ihres Faches geübt, hatten ſie die Nothwendigkeit eines abſoluten Kommando's gründlich begriffen, und übten in ihrer kleinen Armee die ſtrengſte Disziplin. Dieſer Kern der Armee war vortrefflich; aber die Inſurgenten hatten ihn, wie oben erwähnt, der Union entzogen oder aufgelöſt. Der größere Theil der Offiziere, mehr als 300, war zum Süden übergegangen. Die Soldaten, ſämmtlich Irländer oder Deutſche, hatten ſich in den Einöden von Texas zerſtreut. Kaum zwei- bis dreitauſend Mann kamen aus Kalifornien, oder dem Lande der Mormonen zurück, um an dem Kriege Theil zu nehmen. Werthvoller war die Rückkehr einer Anzahl von Offizieren, welche im Stande waren, die große Armee von Freiwilligen einigermaßen zu organiſiren.

In unſern Ländern, bemerkt der Verfaſſer, wo man den Unterſchied der Regulären und Freiwilligen begriffen hat, hätte man ſich ſchmerzlich betrübt, die Mitwirkung einer ſtehenden Armee zu verlieren, ſo klein ſie auch wäre. Beſäße man eine ſolche, ſo würde man ſich bemüht haben, ſie

* Die muthvolle Theilnahme beider Prinzen an dem furchtbaren Kampfe bei Gaine's-Hill, am 27. Juni, wird ausdrücklich erwähnt.

Digitized by Google

durch Erweiterung der Cadres und Einrangirung von Rekruten zu vergrößern. Denn eine Armee von 60,000 Regulären würde mehr ausrichten, als eine doppelte oder dreifache Anzahl Freiwilliger. Aber in Amerika weiß man das nicht; ja noch mehr, man will es nicht wiſſen. Denn das hieße, ſich losſagen von dem allgemeinen und ſo tief eingewurzelten Glauben, daß jeder Amerikaner, wenn er etwas will, auch ohne Schule und Lehrzeit in ſich die Fähigkeit beſitzt, es auszuführen, und daß demzufolge es auch keinen Freiwilligen giebt, der nicht, ſo wie er die Uniform auf dem Leibe hat, auch augenblicklich die ſoldatiſche Tüchtigkeit beſäße. Dazu kommt noch, daß die Offiziere von Weſt-Point durch den einzigen Umſtand, daß ſie einen höheren Unterricht empfangen haben und die Nothwendigkeit der Subordination erkennen, als Ariſtokraten angeſehen werden. Alles Ariſtokratiſche aber gilt von vorne herein als ſchlecht. Solche Offiziere waren wohl gut genug für Söldnertruppen, die ſich dazu verſtanden, ihnen zu gehorchen und unter ihrem Befehle hochnothpeinliche Executionen an den Indianerſtämmen der Gränzen zu vollziehen; aber unter ihr Kommando eine große Armee ſtellen und dieſe zur Subordination zu nöthigen, das war von großen politiſchen Gefahren begleitet.

Außerdem greift eine Armee von Freiwilligen ſtark den Staatsſeckel an. Denn der amerikaniſche Freiwillige wird reich beſoldet. Der Sold beträgt 13 Dollars für den Monat; damit iſt eine monatliche Penſion von 8 Dollars für die Frau während ſeiner Abweſenheit verbunden, was beiläufig bemerkt, eine Menge von improviſirten Heiraten im Augenblicke des Eintritts unter die Fahnen veranlaßt hat. Dabei finden keine Abzüge für Menage, Kleidung, noch irgend welche Lieferung ſtatt. Der Freiwillige wird in allen Stücken frei gehalten und mit einem Ueberfluß verpflegt, daß man täglich ihn einen Theil ſeiner Ration wegſchütten ſieht. Man denke, was eine ſolche Armee koſtet! Und wenn man dafür noch eine pünktliche Dienſtleiſtung erhielte! Aber im Gegentheil, dieſelbe iſt ſchlecht, aus Mangel an Disziplin; nicht daß die Militairgeſetze nicht hinreichend ſtreng wären; aber ſie werden nicht ausgeführt und können es nicht werden in Folge der urſprünglichen Organiſation des Regimentes und der Zuſammenſetzung des Offizier-Corps.

Denn wie wird ein Regiment Freiwilliger gebildet? Sobald der Kongreß die Anzahl der Mannſchaften votirt hat, ſo rechnet man in Waſhington aus, wieviel ein jeder Staat der Union nach Maßgabe ſeiner Bevölkerung zu ſtellen verpflichtet iſt. Iſt dieſe Veranſchlagung gemacht, ſo macht jeder Gouverneur bekannt, wie viel Regimenter in ſeinem Staate ausgehoben werden ſollen. Das Regiment nämlich, das aus einem einzigen Bataillon beſteht, iſt die Grundeinheit bei der Armee. Der weitere Gang der Sache iſt dann folgender: Es erbieten ſich gewiſſe Perſonen dem Gouverneur, ein Regiment zuſammenzubringen. Jeder macht dabei ſeine Stellung geltend, ſeinen Einfluß im Staate und auf denjenigen Theil der Bevölkerung, wo er die erforderliche Anzahl leicht zu finden erwartet, beweiſt ſeine Ergebenheit für die Partei, die augenblicklich die Macht beſitzt ꝛc. Der Gouverneur trifft unter dieſen, die ſich auf ſolche Weiſe ihm vorgeſtellt haben, ſeine Wahl. Gewöhnlich hat der Erwählte als Hauptbedingung hingeſtellt, das Kommando über das Regiment zu erhalten; und ſiehe da, Herr N. N., Arzt oder Advokat, der bis dahin niemals einen Degen getragen, aber in ſich plötzlich militairiſchen Beruf verſpürt, wird im Augenblick Oberſt und ſetzt ſich ſogleich in Beziehung mit ſeinen Agenten und Lieferanten zur Ausrüſtung des künftigen Regiments. Nun gilt es, die Soldaten zu finden. Das iſt ſchwer bei der großen Konkurrenz. Man wendet ſich an alle ſeine Bekannten und Freunde, bereiſt das Land und ſinnt auf alle mögliche Mittel, und in Amerika iſt man erfinderiſch. Meiſtens finden ſich gewiſſe Freunde, die, von gleichem kriegeriſchen Feuer ergriffen, eine beſtimmte Anzahl Mannſchaften herbeizuſchaffen verſprechen, wenn man ſie ſelbſt zum Capitain, Lieutenant, Sergeant ꝛc. macht. So kommen die Cadres zu Stande; es bleibt nur noch übrig, ſie zu vervollſtändigen. Dies iſt dann der Augenblick, wo man zu jenen außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, wie etwa Rieſen-Plakate, auf denen in pomphaften Phraſen alle Vortheile angeprieſen werden, die der Eintritt in das Regiment gewährt. Man wendet ſich an die katholiſchen Prieſter, um Irländer zu erhalten; oder man ertheilt das ſo geſuchte Privilegium für Eröffnung einer Schenke an eine Perſon, die die nöthigen Ergänzungs-Mannſchaften zuſammenzubringen übernimmt. Endlich iſt das Regiment fertig. Man überreicht dem Gouverneur die Liſte, der Alles billigt. Das Regiment verſammelt ſich, wird eingekleidet und auf der Eiſenbahn an den Kriegsſchauplatz befördert. Bisweilen, ja ſogar oft, läßt man die Offizierſtellen durch Wahl beſetzen; aber das iſt gewöhnlich nichts, als leere Form, denn Alles iſt vorher abgekartet.

Die Nachtheile dieſes Syſtems ſpringen in's Auge. Die Offiziere, vom Oberſten bis zum letzten hinab, verſtehen gewöhnlich nicht das ABC der Kriegskunſt, und wenn ſie wirklich kriegeriſche Tüchtigkeit beſitzen, ſo müſſen ſie erſt eine Probe davon ablegen, damit man es glaubt. Denn die Soldaten machen ſich in dieſem Punkte durchaus keine Illuſionen; „ſie verſtehen nicht mehr davon, als wir; wir kennen ſie recht gut," ſagen ſie von ihren Befehlshabern. Alſo nichts von Ueberlegenheit des Wiſſens auf Seiten des Anführers, nichts von einer höheren Stellung der Offiziere in der Geſellſchaft! Am häufigſten ergreift der Offizier die Waffen mit Hintergedanken auf politiſche Kandidaturen, nämlich, um ſich Anſehen und Popularität bei den Wählern zu verſchaffen. Dieſe künftigen Wähler ſind aber eben die Soldaten. Was würde aus der Popularität aber werden, die man bei ihnen zu genießen wünſcht, wollte man ſie hart behandeln, oder ſich zu peinlich im Dienſte zeigen?

Daraus entſpringt Mangel an Anſehen der Offiziere, an Reſpekt bei den Soldaten. Alſo nichts von Subordination, nichts von Disziplin! Alles dieſes hat ſich indeſſen in der Schule allmählich ſchon gebeſſert. Freilich gab es auch von Anfang an Ausnahmen. Einige Oberſten, von wahrem inneren Beruf getrieben, oder von glühender Vaterlandsliebe begeiſtert, verſtanden die Hinderniſſe zu überwinden. Manchmal übernahm ein Offizier der regulären Armee, aus Begierde ſich hervorzuthun und im Beſitz von Einfluß in ſeinem Staate, die Aushebung eines Regiments, und errang glänzende Reſultate. So nennt der Verfaſſer z. B. einen jungen Ingenieur-Lieutenant Warren, der Oberſt des fünften New-Yorker Regiments wurde, und in dem ganzen Feldzuge bei allen Affairen ſich auf's glänzendſte auszeichnete. Sein Regiment beſtand freilich auch aus Freiwilligen; aber ſie fühlten die Ueberlegenheit ihres Führers und würden ihm überall gefolgt ſein.

Den größten Theil der Zeit hindurch iſt der Offizier nichts als ein Kamerad, der nur eine andere Uniform trägt. Man gehorcht ihm zwar im gewöhnlichen Dienſt, aber eben wie ein Freiwilliger, und kümmert ſich nicht mehr um ihn, wenn die Umſtände ernſter werden. In den Augen der Mehrzahl übrigens bedeutet der Name Freiwilliger nicht etwa einen Soldaten, der ſich aus edlem Antriebe und freiwillig der Rettung des Vaterlandes widmet, oder Ruhm erlangen will, ſondern vielmehr einen Soldaten, der reichlich bezahlt wird, und der nur das thut, was er will und was ihm gefällt. Daher iſt auch, wiewohl der Sold für die Freiwilligen und Regulären gleich iſt, die Rekrutirung für die *letzteren faſt* unmöglich. Alle die Leute, die früher aus Luſt am Kriegs- und Lagerleben in die ſtehende Armee eintraten, weil es keine andre gab, ſtehen jetzt in den Reihen der Freiwilligen. Denn hier iſt Freiheit und Ungebundenheit, dort Gehorſam und Disziplin: alſo iſt die Wahl ſchnell getroffen. Die Gewohnheiten, die aus dem allgemeinen Stimmrecht entſpringen, ſpielen auch hier ihre Rolle und finden ſich ſogar auf dem Schlachtfelde wieder. In ſtillſchweigender Uebereinſtimmung geht das Regiment auf den Feind los, rückt unter dem Feuer deſſelben vor, oder löſt ſich zum Tirailliren auf. Die Leute ſind brav, ſehr brav; ſie laſſen ſich in Maſſen tödten, oder verwunden; doch dann, wenn man unter ſtillſchweigender Uebereinſtimmung denkt, der militairiſchen Ehre genügt zu haben, nehmen ſie die Muskete auf die Schulter und gehen ſämmtlich davon. Der Oberſt verſucht es vielleicht, ſie zur Umkehr und zum Stehen zu bewegen; doch in der Regel ſind ſeine Anſtrengungen vergebens, und die übrigen Offiziere denken nicht einmal daran. Warum ſollten ſie es verſuchen, und warum ſollte man ihnen gehorchen, wenn die Majorität des Regiments ſich für den Rückzug entſcheidet? Der Gehorſam in einer ſolchen Armee gleicht fürwahr dem Gehorſam, welchen Kinder, die Soldat ſpielen, dem unter ihren Kameraden erzeigen, den ſie zu ihrem Anführer gemacht haben. Der Anführer iſt niemals ſicher, daß pünktlich geſchieht, was er angeordnet hat; er muß ſich umdrehen, um zu ſehen, ob man ihm auch folgt. Denn der Wille der Individuen iſt launiſch wie die Majoritäten und macht oft einen Querſtrich. Daraus entſpringt oft eine Langſamkeit in den Bewegungen, ein Zögern bei wichtigen, entſcheidenden Schritten und oft eine Unmöglichkeit, kühne und raſche Handſtreiche auszuführen.

Iſt hierin nun ein Mißbrauch der republikaniſchen Freiheit nicht zu verkennen, ſo hat andrerſeits wohl ſchwerlich irgend eine Nation aus ſich ſelbſt, aus eignem Willen und eignen Mitteln, ohne Zwang irgend welcher Art und Druck von Seiten der Regierung, in ſo kurzer Zeit eine ſo anſehnliche Truppenmaſſe geſchaffen. Denn es iſt wahr: die freien Verfaſſungen, mögen ihre Mängel ſein, welche ſie wollen, behalten ſtets eine Elaſtizität, eine ſchöpferiſche Kraft, der nichts gleich kommt. Nur allein die bezeichneten Fehler der Organiſation und der Mangel an Disziplin verringerte die wirkliche Kraft dieſer militairiſchen Maſſen. Und dieſen Fehlern nun ſo viel als möglich entgegenzuwirken, boten Mac Clellan und die Offiziere, die aus der Kriegsſchule von Weſt-Point hervorge-

Digitized by Google

gangen waren, und jetzt durch die Gewalt der Dinge Brigade- und Diviſions-Generale wurden, alle ihre Kräfte auf.

Man machte folgende Eintheilungen: Vier Regimenter bildeten eine Brigade und drei Brigaden eine Diviſion. Jeder Diviſion theilte man vier Batterien zu, von denen drei durch Freiwillige, eine durch Reguläre bedient wurde. Letztere ſollte als Muſter für die Uebrigen dienen, und ihr Capitain hatte das Kommando über die ganze Artillerie der Diviſion. Einen Augenblick hatte man die Idee, in jede Diviſion Freiwilliger ein Bataillon Regulärer hineinzuſtecken, damit es darin die Rolle der Lanzenſpitze ſpiele, die Lord Clyde den europäiſchen Truppen in den aus Hindus beſtehenden Armeen zuertheilte. Aber man ſtand bald davon ab, weil es vortheilhafter ſchien, die einzige wirklich disziplinirte Abtheilung, die man beſaß, vereint zu halten.

Was die übrigen Erforderniſſe betraf, Lebensmittel, Munition, Transportmittel, Reſerven von Artillerie, Ingenieuren und Pontenieren, Telegraphen, Hoſpitäler, ſo wurden alle dieſe Einrichtungen mit einer Schnelligkeit und einem Erfolge getroffen, der erſtaunlich iſt, wenn man bedenkt, daß Alles dies zu ſchaffen war, ohne von Traditionen dabei unterſtützt zu werden, daß Niemand etwas davon verſtand, als was er aus Büchern gelernt, Uebung und Erfahrung vollſtändig fehlte und die Zahl derjenigen, die in Europa geweſen waren und mit eigenen Augen kennen gelernt hatten, was zu einer großen Truppen-Vereinigung und Ausrüſtung gehörte, unendlich klein war. Man hatte keine andre Kriegserfahrung, als die aus dem Feldzuge des General Scott gegen Mexiko. Das war freilich ein glänzender Feldzug, wobei es außerordentlich viel Schwierigkeiten zu überwinden gab, aber nicht zu vergleichen mit den gigantiſchen Verhältniſſen des gegenwärtigen Krieges. Außerdem hatte der General Scott die vollſtändige reguläre Armee zu ſeiner Verfügung, die den Kern ſeiner Truppenmaſſe bildete, während jetzt nur ſchwache Ueberreſte davon vorhanden waren, die nur einen winzig kleinen Theil des großen Heeres bildete. Als man den alten General einmal fragte, wie er es denn da mals angefangen, um Disziplin in den Reihen der Freiwilligen zu erhalten, erwiederte er: „O, ſie wußten, daß, wenn ſie ſich zerſtreuten, ſie von den Guerillas maſſakrirt würden.“ Die damaligen Verhältniſſe und Umſtände waren alſo nicht mit den gegenwärtigen zu vergleichen, und die Behandlung einer ſo großen Armee von Freiwilligen war trotz aller Bemühungen und Verſuche, ſie zu regulariſiren, ein Problem, deſſen Löſung noch unbekannt war.

Rußland.

Die Rechtsphiloſophie von Dimitry Glinka.

Ein Kapitel vom Völkerrecht.

Obgleich die hiſtoriſche Juriſtenſchule, welche in dem Romaniſten Savigny und dem Germaniſten Eichhorn ihre (jetzt beide verſtorbenen) Gründer verehrt, der Rechtsphiloſophie bereits vor 40 Jahren ihren baldigen Untergang prophezeit hatte, iſt dieſe Wiſſenſchaft, vulgo „Naturrecht“ genannt, immer noch am Leben, ſie wird nach wie vor ſowohl an den Facultäten der Juriſten, als an denen der Philoſophen gelehrt und erfreut ſich noch zur Stunde einer durch zahlreiche Früchte geſegneten Literatur. Das Naturrecht iſt ebenſo wenig untergegangen, als man den Rath des großen Savigny befolgt hat, nicht mehr zu codificiren d. h. nicht ferner umfaſſende Geſetzbücher dem Richter in die Hand zu geben. Das Leben hat ſeine ſouverainen Bedürfniſſe und Anforderungen, man regiert und richtet nicht nach den abſtrakten Geſichtspunkten, welche aus der zeitweiſen Stimmung oder Lieblingsneigung eines excluſiven Forſcherkreiſes gefloſſen ſind: man regiert und richtet nach den Grundſätzen, welche das Jahrhundert erheiſcht. Auch Savigny mußte in Preußen codificiren helfen und was die Doctrin der hiſtoriſchen Schule anlangt, ſo bildet ſie ſelber eine Art von Rechtsphiloſophie, ein Syſtem von Meinungen, die eine eigenthümliche, wenn auch (wie der Juriſt Guſtav Lenz 1854 in dem Buche: „Die geſchichtliche Entſtehung des Rechts“ bewieſen hat) keineswegs rein originelle, ſondern zum Theil aus Kant geſchöpfte und daher eben „kritiſche“ Welt- und Rechtsanſchauung zur Baſis haben.

Der Satz: „Alles Recht iſt poſitiv“ hatte, nach dem Willen ſeines Urhebers Friederich Carl von Savigny, den Zweck, den philoſophiſchen Idealismus aus der Rechtswiſſenſchaft zu verbannen; er ſollte die Aufhebung des Naturrechts bewirken. In Wahrheit enthielt dieſer Satz ein faſt naiv zu nennendes Bekenntniß des Zweifels an der Rechtsidee, eines Zweifels, der auf einem andern Felde, ich meine, auf dem der Religion, dem radikalſten Skeptiker alle Ehre gemacht haben würde. Schon der Antipode Savigny's, der verewigte Eduard Gans, wußte den troſtloſen Inhalt dieſes „Kernſatzes“ herauszuſchälen, indem er ihn einfach und haarſcharf treffend ſo wandte: „Es giebt kein Recht, es giebt nur Rechte, nur willkürliche Satzungen, nur ſo oder ſo gemachte Einrichtungen.“ Der Hegelianer Gans hegte keinen Zweifel an der Realität der Rechtsidee, aber wohl brach dieſer Zweifel wie eine Hochfluth über den Acker des Rechts ein, als die hiſtoriſche Juriſtenſchule anſcheinend geſiegt hatte. Da ſprach und ſchrieb 1848 ein an der Mutterbruſt hiſtoriſcher Jurisprudenz genährter Juriſt Preußens Herr von Kirchmann über „die Werthloſigkeit der Jurisprudenz als Wiſſenſchaft!“ Es war das die natürliche Folge und die tragiſche Ironie des oben angeführten Satzes. Giebt es blos einzelne poſitive Rechtsregeln, die der Fachmann durch Auswendiglernen ſich aneignet, ſo giebt es keine Wiſſenſchaft des Rechts in dem Sinne, den wir heutzutage mit dem Worte „Wiſſenſchaft“ verbinden. Eine wiſſenſchaftliche Jurisprudenz ohne ſpeculatives Naturrecht iſt ein Unding.

Aber der liebe Gott hat ſich der Seelennoth der Rechtsjünger erbarmt, er hat in ſeiner gnadenreichen Vorſehung die Rechtsphiloſophie nicht ausſterben laſſen. Aus dem eigenen Schoße der hiſtoriſchen Schule mußte ein Rechtsphiloſoph, ja gerade der principielle Bekämpfer jener traurigen Conſequenzen des Poſitivismus hervorgehen! Dieſe Rolle war Friedrich Julius Stahl beſchieden. Stahl's ganze Lehre iſt der Rückzug (deshalb die „Umkehr“) des hiſtoriſchen Poſitivismus zur ſpekulativen Rechtsidee. Ein tief eingehendes Studium der Stahl'ſchen Philoſophie hat mir dies klar gemacht. Ich habe es zuerſt in einem Nekrologe für Stahl (in der Allg. Preuß. Zeitung) angedeutet. Zum Glück blieb es freilich nicht bei der myſtiſch-theokratiſchen „Intuition“ des ſeligen Stahl. Der Deutſch-Belgier Leopold August Warnkoenig, ein alter Kumpan der dogmatiſchen Richtung, ein liberaler und gallikaniſcher Katholik, ſchickte noch einmal wieder, 1855, eine rechtsphiloſophiſche Arbeit in die Welt, und zwar eine lateiniſche Bearbeitung ſeiner, 1839 deutſch erſchienenen „Rechtsphiloſophie als Naturlehre des Rechts.“ Doch hat der Tübinger Kanoniſt, den ſeine praktiſche Lebensanſchauung ſehr vortheilhaft auszeichnet und der im badiſchen Kirchenſtreite ſeine Achtung vor dem Staatsgeſetz als die ſchönſte Frucht freier Wiſſenſchaft bekundet hatte, im Norden Deutſchlands nicht die gebührende Aufmerkſamkeit erregt. Deſto beſſer erging es dafür dem Werke von Adolf Trendlenburg: „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik“ (Leipzig 1860). Dieſes Buch wird viel geleſen, viel ſtudirt; in ihm iſt das Ewige der ſittlichen Rechts-Idee mitten im Wechſel der hiſtoriſchen Erſcheinung begriffen und das objective Vernunftgeſetz zum Wächter der unveräußerlichen Denkfreiheit beſtellt.

Darf das Buch, welches uns hier vorliegt, die Rechtsphiloſophie des ruſſiſchen Diplomaten Dimitry Glinka, ſich gleicher Vorzüge rühmen?

Zur Beantwortung dieſer Frage muß man zuvörderſt bemerken, daß Herr von Glinka mit der zweiten Ausgabe ſeiner Rechtsphiloſophie („oder Erklärung der Social-Verhältniſſe“) nicht, wie häufig geſchieht, ein neues d. h. ein ganz umgearbeitetes Werk auf den Büchermarkt gebracht hat. Dies iſt keineswegs der Fall. Der Vergleich der zweiten mit der erſten Ausgabe, die 1842 zu Paris bei Joubert in demſelben Octavformat, aber mit breiteren Lettern herauskam, ergiebt, daß die neue Ausgabe, welche zu Brüſſel das Licht der Welt erblickt hat, bis auf ein einziges jetzt hinzugefügtes Kapitel (Chap. IX. Le droit des gens) mit ihrer Vorgängerin wörtlich übereinſtimmt. Wir haben alſo, dieſes Kapitel vom Völkerrecht ausgenommen, ein altes Buch vor uns, ein Buch, deſſen Urtheil die Kritik ſchon vor zwanzig Jahren geſprochen hat. Aber, genauer betrachtet, war beſagtes Buch auch nicht einmal 1842 eine „Novität.“ Die Geneſis der Rechtsphiloſophie des Herrn von Glinka verweiſt vielmehr nach einem dritten Lande, etwas weiter nach Norden, nämlich nach Preußen. Seine Rechtsphiloſophie hat ein wahres Wanderleben geführt: Belgien iſt ſchon die dritte Station, Frankreich war die zweite, Preußen aber die erſte. In Preußen muß der ruſſiſche Diplomat, welcher die Vorrede zur „zweiten“ Ausgabe von Petropolis bei Rio-Janeiro datirt hat (was vielleicht dereinſt noch eine braſilianiſche Ausgabe in Ausſicht ſtellt), unter Hegel's Zuhörerſchaft die Grundlagen ſeiner rechtsphiloſophiſchen Bildung gelegt haben. Das erhellt aus dem Büchlein: „Esquisse d'une théorie du droit naturel,“ Berlin,

* La philosophie du droit ou explication des rapports sociaux par Dimitry de Glinka. 2de édition, revue et complétée. Bruxelles, Gand, Leipzig: C. Muquardt, Paris: Amyot. 1862. 1 vol. in-8° de 278 pages.

Digitized by Google

Poſen und Bromberg, bei Ernſt Siegfried Mittler 1835, in demſelben Octavformat, wie die Rechtsphiloſophie. Drei Abtheilungen umfaßt das fragliche Schriftchen, die erſte heißt: De la famille primitive, die zweite: Des modifications que subit la famille primitive, die dritte iſt betitelt: De l'organisme social.

Um das getreueſte Bild von ſeiner Art des Philoſophirens zu geben, überſetze ich hier den §. I. des Erſten Kapitels, der überſchrieben iſt:

„Von der Rechts-Idee.

„Unter allen Weſen, welche auf Erden leben, iſt der Menſch allein mit einem vernünftigen Willen begabt. Aber dieſes Vernunft-Prinzip belebt einen Körper, deſſen materielle Natur allen Bedingungen des organiſchen Daſeins unterworfen iſt. Als ſolcher hat der menſchliche Körper Bedürfniſſe, deren gebieteriſche Anforderungen an erſter Stelle die Fähigkeiten ſeiner Intelligenz in Anſpruch nehmen. Damit beſchäftigt, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen, verwendet der Menſch die Natur-Produkte, denen er im Bereich ſeiner Kraft begegnet, zu ſeinem Nutzen, und bald ſchätzt er ſie auch nur noch nach Maßgabe des Nutzens oder der Annehmlichkeit, die er aus ihnen ziehen kann. Er modelt ſie nach ſeiner Bequemlichkeit, er paßt ſie mehr und mehr ſeinem Gebrauche an und gewöhnt ſich endlich, ſich als den Herrn der Erde zu betrachten, welche die Einflüſſe ſeines Herſcherwillens empfindet und um ihn her einen neuen Anſchein gewinnt.

„So erſtreckt ſich, um die Exiſtenz des Körpers zu ſichern, der intelligente Wille des Menſchen auf die Gegenſtände außer ihm. Er wirkt auf ihre Natur ein, er ändert oder zerſtört durch Arbeit ihre Urgeſtalt, und drückt ihnen auf dieſe Weiſe den Stempel einer neuen Beſtimmung auf.

„Indem er ſie mit ſeiner Thätigkeit durchdringt, bleibt er an ihnen haften, und das ſichtbare Zeichen ſeiner Gegenwart, das Band, durch welches der Wille des Menſchen das Objekt an ſich feſſelt, hat man Recht genannt.

„Man kann nur im Wege der Abſtraction den Urſtoff, aus dem das Recht ſich zuſammenſetzt, von der Thätigkeit des Willens unterſcheiden, durch welche es ſich aufgebaut hat, denn das Recht iſt genau das Produkt der Vereinigung dieſer beiden Elemente. Es kann alſo kein Recht ohne Materie geben und andererſeits, ſobald letztere der Willensthätigkeit unterworfen wurde, und deren Joch auf ſich genommen hat, verwandelt ſie ſich in ein Rechtsobjekt.

„Jenes Band, deſſen Exiſtenz wir aufgezeigt haben, ſetzt das Weſen des Rechtes ſelbſt; es iſt die Verwirklichung ſeines geiſtigen Prinzips, welches nur eine der Offenbarungen des vernünftigen Willens im Menſchen iſt. An ſich ſelbſt betrachtet, ſtellt dieſe Manifeſtation ſich als Rechts-Idee dar und nach dem Grade, in welchem ſie ſich entwickelt, ſieht man das Recht ſich in neuen Geſtalten zeigen und folglich — ſich abändern.

„Die Rechts-Idee bietet in ihrer dialektiſchen Bewegung eine allgemeine Seite dar und eine andere, an der man Verſchiedenheiten wahrnimmt.

„Die allgemeine Seite iſt diejenige, welche unveränderlich bleibt, in dem Sinne, als ſie ſtets als Totalität fortdauert; aber inmitten dieſer Fläche läßt die Bewegung der Idee das Recht unter neuen Geſtalten erſcheinen, unter neuen Bedingungen des Daſeins, und unter dieſem Geſichtspunkte iſt das Recht weſentlich beweglich.

„Man wird im Verlauf dieſes Werkes ſehen, wie die Rechts-Idee einen ſtreng logiſchen Gang verfolgt, wie ſie durch verſchiedene Daſeins-Formen hindurchgeht und die äußerlichen Konſequenzen hervorbringt, wenn nichts deren Entwickelung aufhält. Aber ſie ſtößt in dem andern ſocialen Elemente auf ein Hinderniß, nämlich in der Freiheit, welche ihrerſeits ſich im entgegengeſetzten Sinne bewegt, wie das Recht.

„So giebt es in der Rechts-Idee, wenn man ſie in ihrem Zuſammenhange betrachtet, Bewegung und Stetigkeit, Einheit und Verſchiedenheit.

„Es folgt daraus, daß, ſobald man das Recht „unveränderlich, ewig" nennt, dieſe Ausdrücke nur inſofern zutreffen, als ſie ſich auf die allgemeine Seite des Rechts beziehen."

Herr von Glinka hat unſere Auswahl der Stelle dadurch gerechtfertigt, daß dieſe Einleitung in der That den Kern ſeiner geſammten Darſtellung in ſich ſchließt. Wir wiſſen jetzt, wie er philoſophirt, wir kennen die Vorausſetzung ſeines juriſtiſchen Denkens, wir kennen ſeinen Ausgangspunkt, die Faktoren der Entwickelung, die Bahn, die er verfolgt. Er hat ſeine Grundvorſtellung vom Recht uns alſogleich enthüllt, wobei wir ungeſäumt erfahren mußten, daß Recht und Freiheit nicht blos zwei verſchiedene, ſondern ſogar zwei entgegengeſetzte ſociale Elemente ſind. — Nur das blieb unklar, wie die Freiheit in das Gebiet des Rechts und der Rechts-Idee hineinkam. Unſer Autor hätte hinzuſetzen müſſen, daß der vernünftige Wille auch „andrerſeits" der freie Wille iſt, und dann wären wir freilich nach dem Gebiete der ſittlichen Freiheit des Menſchen hinverſchlagen worden. Da der Geiſt des Menſchen, auch nach Herrn von Glinka, von vornherein die Kraft zur Unterwerfung der Materie beſitzt, ſo wird letztere ſchwerlich verhindern können, daß die Freiheit des Menſchen ſich von vornherein der Materie vorausſetzt. Alsdann wird man mit Adolf Trendelenburg das Recht auf die Sittlichkeit ſtützen, indem hier doch die Freiheit nur als ſittliche Freiheit zu verſtehen wäre, oder mit Herrn Emil v. Meyſenbug, der den Leſern dieſer Blätter aus philoſophiſchen Beiträgen bekannt iſt, auf das Gewiſſen, und genauer ausgedrückt: „auf das Wiſſen Ich's von der Gerechtigkeit."

Ich will nicht weiter darauf eingehen, welch' einen eigenthümlichen Eindruck es macht, wenn Herr v. Glinka die Idee der Gerechtigkeit erſt hinter der des Rechts als ſolchen entwickelt; die Rechts-Idee iſt in ſeiner Einleitung noch nicht das Recht, welches gerecht iſt (jus nondum justum). Was aber das Recht nicht ſchon am Anfang iſt, das kann es auch nicht ſpäter werden. Es ſoll ja die Totalität ſeines Weſensgehalts unmittelbar in ſich faſſen. Vielleicht war es nur die ſprachliche Ableitung der Worte „Gerechtigkeit" und „justitia" von „Recht" und „jus," welche den Autor veranlaßt hat, das der Idee nach Erſte an den zweiten Platz zu ſtellen.

Wichtiger iſt eine andere kritiſche Beobachtung, zu der die Einleitung des Verfaſſers auffordert. Der Titel ſeines Werkes lautete doch: „Die Rechtsphiloſophie, oder Entwickelung der Social-Verhältniſſe." Warum bezeichnet er in der ſo maßgeblichen Einleitung nur ganz beiläufig die Freiheit als ein ſociales Element, und geht beim Rechte lediglich von der Betrachtung des Einzelnen und ſeinem Verhalten zur Körperwelt aus? Er fühlte inſtinktiv ganz wohl, daß die Freiheit, und zwar die ſittliche Freiheit, nur als ſociales Moment in die Entwicklung eintritt, daß der Menſch frei und ſittlich nur iſt, inſofern er der Gemeinſchaft, inſofern er der menſchlichen Geſellſchaft angehört. Das Verfahren in der Einleitung ſchmeckt ſehr nach einer blos aus dem Privatrecht geſchöpften Anſchauungsweiſe.

Wir befinden uns jetzt auf dem Wendepunkte der Sache. Hier entſcheidet ſich die Exiſtenzfrage der Rechtsphiloſophie zugleich mit der Schätzung des vorliegenden rechtsphiloſophiſchen Werkes. Hier entſcheidet ſich auch das Recht der hiſtoriſchen Juriſten-Schule. Denn dieſer alle Berechtigung abſprechen, wäre eben einſeitig und darum ungerecht. Es handelt ſich um die Natur der ſocialen Verhältniſſe. Sind die letzteren, ich meine Staat, Kirche, Volk, Heimat, Familie abſolut conſtruirbar? Ich denke: ſicherlich nein! Ohne das Moment der Geſchichte, welche ebenfalls in die logiſche Entwickelung eintreten muß, ſind die ſocialen Verhältniſſe hohle Abſtractionen. Aber warum?

Der Autor hat ein großes Wort gelaſſen ausgeſprochen. Es war das Wort „Verwirklichung" (réalisation), indem er ſagte, das Band zwiſchen Rechtsſubjekt und Rechtsobjekt ſei die Verwirklichung der Rechts-Idee. Meiner Meinung nach, hat die Rechts-Idee überhaupt gar keinen Werth, wenn ſie nicht verwirklicht wird. Ich kenne jedoch keine Wirklichkeit des Menſchen, die nicht hiſtoriſch wäre. Wir Alle gehören, ſo unbedeutend wir ſonſt auch ſein mögen, der Geſchichte an.

Nun iſt vom Autor, wie von den meiſten modernen Rechtsphiloſophen, überſehen worden, daß die Rechtswiſſenſchaft ſich nicht in dem Medium des reinen Seins bewegt (nicht im abſtrakten Daſein des Willens), vielmehr im Reiche der Erſcheinung, und nur inſofern hat das Recht etwas mit der Materie zu ſchaffen. Nirgends rächt es ſich bitterer, als beim Recht, wenn man im Aufſuchen der Einheit des Weſens die Vielheit der Erſcheinungen unbeachtet läßt. Das ganze Material des poſitiven Rechts hat allerdings einen hohen Werth für die Rechtsphiloſophie. Denn dieſes poſitive Rechtsmaterial liefert den Stoff für die hochwichtige Betrachtung der Erſcheinung des Rechts bei den einzelnen Völkern und bildet die nothwendige Ergänzung und das Korrektiv, ich möchte noch lieber ſagen: die materielle Grundlage für den Aufbau der gemeingültigen Rechts-Idee. Die Erkenntniß habe ich bisher nur bei dem Profeſſor F. Laurent in Gent, einem hiſtoriſchen Kenner des poſitiven Rechts und zugleich Rechtsphiloſophen, angedeutet gefunden.

Im vorigen Jahrhundert las man in demſelben Kolleg über: „Natur- und Völkerrecht." Hier behandelte man das Allgemeine Privatrecht, das Allgemeine Staatsrecht und das Internationale Staaten-Recht, vulgo Völkerrecht genannt. Die geringe Anerkennung, welche dem Völkerrecht als poſitiver Rechtsnorm zu Theil wurde, hatte zuerſt

Digitized by Google

darauf geführt, die Darſtellung der Rechtsbeziehungen der Staaten zu einander mit der Philoſophie von Recht und Staat zu verbinden. Auch war in der That aus demſelben Grunde das Völkerrecht (jus gentium) urſprünglich und zwar ſchon von Hugo Grotius naturrechtlich begründet worden. Die poſitive Seite des Völkerrechts wurde anhangsweiſe an die philoſophiſche angefügt. Aber man ahnte kaum den tiefen innern Zuſammenhang dieſer ſcheinbar blos willkürlich verknüpften Disziplinen. Es hat der ganzen Reaction der hiſtoriſchen Schule bedurft, um auch nur ahnen zu laſſen, daß das Völkerrecht und die Rechte der Völker und das Recht überhaupt, alſo Natur- und Völkerrecht im weiteſten Sinne, einen einzigen untrennbaren Lehrgegenſtand bilden. Herr Laurent, als Profeſſor der Rechte, iſt der Erſte geweſen, der die poſitiven Rechte der Völker als die ureigenen Erſcheinungen der allgemeinen Rechts-Idee und das Völkerrecht als den Sammel- und Vereinigungspunkt der Einzelrechte aller Völker darzuſtellen verſucht hat. Dieſe Idee floß ihm unmittelbar aus dem Geſetze der Einheit des Weſens in der Vielheit der Erſcheinungen, welche Laurent als oberſte Richtſchnur der Wiſſenſchaft empfiehlt. So nur wird die Einſeitigkeit verſchwinden.

Bei dieſer gewaltigen Wichtigkeit des Völkerrechts iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß der ruſſiſche Diplomat Herr von Glinka erſt zwanzig Jahre nach dem erſten Erſcheinen ſeiner Rechtsphiloſophie dem Völkerrechte ein Plätzchen in derſelben eingeräumt hat. Indem ich mich aber weiterer Reflexionen über dieſen ſonderbaren Umſtand enthalte, muß ich deſto lebhafter anerkennen, daß jenes neue Kapitel vom Völkerrecht vortrefflich gearbeitet iſt. Man merkt ſofort, daß ein erfahrener Sachverſtändiger das Kapitel geſchrieben hat. Leider wird es gleich im vierten Worte des Textes mit einem anſcheinend kleinen, aber ſinnentſtellenden Druckfehler eröffnet. Es muß nämlich nicht heißen ce droit, etwa auf den Titel: droit des gens bezüglich, ſondern le droit, weil im Eingang, der die ganze bisherige Entwikelung zuſammenfaſſen ſoll, von dem Rechte im Allgemeinen die Rede iſt.

Genehmigt man den Standpunkt des Verfaſſers, wonach nur die Billigkeit die Verhältniſſe zwiſchen von einander unabhängigen und alſo rechtlich gleichen Individualitäten beſtimmt, ſo hat es nichts Auffallendes, wenn er die gegenſeitigen Beziehungen der Staats-Individualitäten, die an und für ſich auf dem Fuß der Gleichheit ſtehen, durch das Geſetz der Billigkeit regeln läßt, inſofern eben nicht poſitiv zugeſtandene Rechte in Frage kommen. Einen Gerichtshof, der zwiſchen Staaten entſchiede, giebt es nicht; die Verwirklichung deſſen, was die ſtrenge Gerechtigkeit fordert, iſt bei (ganz?) unabhängigen Staaten nicht durchzuſetzen. Wenn die Billigkeit nicht mehr ausreicht, im friedlichen Wege die wechſelſeitigen Anſprüche zu vereinbaren, ſchreitet man zur Gewalt, zum Kriege, und es iſt, nach der Anſicht des Verfaſſers, eben wegen des Mangels an einem Gerichtshofe völkerrechtlich ein incompetentes Urtheil, wenn man von dem einen oder andern kriegführenden Theile ſagt, er führe einen ungerechten Krieg. Da zwiſchen unabhängigen (?) Individualitäten blos die Billigkeit ausgleichend und verſöhnend wirken kann, da die Gewaltübung bei Staaten an und für ſich ſtets berechtigt erſcheint (?), ſo kann es lediglich des Völkerrechtes Aufgabe ſein, die Gewaltübung nach Billigkeit einzuſchränken, den Krieg gewiſſen Regeln zu unterwerfen. Die Billigkeit habe den Satz durchgefochten, daß der Krieg nur zwiſchen Soldat und Soldat geführt werde (bekanntlich ein Ausſpruch von Talleyrand) und alſo die Privatleute zu ſchonen ſeien. An ähnlichen Beſchränkungen könne die Billigkeit in Zukunft noch Vieles leiſten, aber die Meinung, der Krieg werde Eines Tages ganz aufgehört haben, eine Rolle unter den Menſchen zu ſpielen, hält der Verfaſſer für eine imaginäre Uebertreibung. Leidenſchaften und Gewaltübung ſeien nun einmal untrennbar mit der menſchlichen Natur verknüpft. Was ſich erreichen laſſe, ſei nur eine allmähliche, ſchrittweiſe Annäherung, und zwar durch Dazwiſchenkunft der Diplomatie und der von ihr zu ſtiftenden Friedens- und Freundſchaftsverträge, nur eine relative Annäherung der Staaten unter ſich und aller Staaten in'sgeſammt zu dem ſtets idealiſch bleibenden Ziele des ewigen Friedens.

Herr von Glinka gehört zu den eifrigen prinzipiellen Vertheidigern der Heiligkeit der internationalen Verträge, er fühlt, daß die cyniſche, rückſichtsloſe Gewaltübung, der freche Vertragsbruch, auf die Sicherheit, Ruhe und Stetigkeit der innern Verhältniſſe einen traurigen Rückſchlag führen müſſe und erkennt hierdurch implicite den innern Zuſammenhang des Völkerrechts mit dem Staatsrechte! Beſteht aber ein ſolcher innerer Zuſammenhang zwiſchen beiden, ſo iſt es höchſt wunderlich, daß im Völkerrechte die rechtliche Erzwingbarkeit ganz aufhören ſoll. Jener Zuſammenhang erweiſt klar genug, daß die Unabhängigkeit der Staaten eben nur relativ iſt, denn die Gewaltübung an einem fremden Staate afficirt auch den eigenen, es hängt alſo das Wohl des eigenen Staates mit von dem des fremden ab. Dies giebt die Idee der Staatenſyſteme, um die doch eigentlich die ganze Kunſt der modernen Diplomatie Europa's ſich dreht. Es iſt neben den andern Lücken des vorliegenden Buches vielleicht am meiſten wunderſam, daß von dem völkerrechtlichen Syſteme Europa's, dem Rath der (früher fünf, jetzt ſechs) Großmächte u. ſ. w. mit keiner Silbe Erwähnung geſchah. Die diplomatiſche Kunſt des Schweigens iſt, obwohl ſicher mit Vorbedacht, hier in wiſſenſchaftlicher Darſtellung am unrechten Orte geübt worden.

Inzwiſchen darf man den Werth der Rechtsphiloſophie des Herrn von Glinka im Allgemeinen nicht gering anſchlagen. Obgleich der Autor das Recht der Autorität, als Familien-Princip, aus der Alimentation der Kinder durch den Vater ableitet, iſt in dem Büchlein doch manche ſchöne Wahrheit geſagt worden, nach der man ſich in dickleibigen Werken vergebens umſieht.

Trauttwein von Belle.

Italien.

Ein italiäniſches Bibelwerk.

Beinahe gleichzeitig mit dem großen deutſchen Bibelwerk unſeres gelehrten Bunſen arbeitete ein Sicilianer an einem ſolchen Werke, von dem der erſte Band, die fünf Bücher Moſis enthaltend, bereits im Druck erſchienen iſt.* Dies große Unternehmen, die ſämmtlichen heiligen Schriften der Israeliten und der Chriſten in italiäniſcher Sprache mit einem Kommentar herauszugeben, der den Erforderniſſen des gegenwärtigen Standes der Wiſſenſchaft entſpricht, verdanken wir dem Profeſſor der orientaliſchen Sprachen auf der Univerſität zu Palermo, Canonicus Ugdulena. Er ſagt in der Vorrede, daß die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und Kritik, der Sprachforſchung, der Archäologie und der Naturforſchung, verbunden mit der Vergleichung der Sprachen und der Urgeſchichte der Völker uns dahin gebracht haben, die heiligen Schriften jetzt beſſer zu verſtehen, als unſere Vorfahren, zu jener Zeit, als die bereits vorhandenen Ueberſetzungen in der italiäniſchen Sprache erſchienen. Außer den andern unbedeutenden und jetzt beinahe ganz vergeſſenen Ueberſetzungen wären nur die von Diodati und Martini zu beachten. Johann Diodati aus Lucca, dem Herr Ugdulena das Zeugniß eines gelehrten Kenners der hebräiſchen Sprache ertheilt, war aber wegen ſeiner religiöſen Ueberzeugung mit den Seinigen nach Genf gezogen und hatte die Lehren der Reformirten angenommen, war auch dort Prediger und Profeſſor der Theologie geworden, wo er im Jahre 1607 ſeine italiäniſche Bibelüberſetzung herausgab, deren Reinheit der Sprache, deren Eleganz und deren im Ganzen richtiger Auslegung Herr Ugdulena alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Allein als Arbeit eines Calviniſten, wollte ſie die Kirche nicht in den Händen der Gläubigen laſſen und da überhaupt das Leſen der Bibel für gefährlich gehalten ward, erſchien erſt von 1769 bis 1781 zu Turin eine neue italiäniſche Ueberſetzung von Anton Martini, ſpäterem Biſchof zu Florenz, die aber nur nach der Vulgata gefertigt, für keine genügende Ueberſetzung angeſehen werden kann, wenn ſie auch von einem ſehr frommen Manne ausgegangen iſt. Deshalb hat ſich Herr Ugdulena entſchloſſen, dieſe neue Ueberſetzung nach den beſten Original-Ausgaben der Urſchrift auszuarbeiten. Er hat für das alte Teſtament die Ausgabe deſſelben von R. J. Athius, Amſterdam 1664, zum Grunde gelegt, welche 1705 von E. v. d. Hoght verbeſſert herausgegeben worden iſt; und für das neue Teſtament die Ausgabe von Elzevir 1633, beſonders aber die von Wetſtein von 1751—1752, unter Benutzung der Varianten von Michaelis, Konnecticos, de Roſſi, Mill, Wetſtein, Griesbach, Scholz, Lachmann und Tiſchendorf; beſonders aber hat er Rückſicht genommen auf die Septuaginta, die chaldäiſche Paraphraſe, auf die ſyriſche Auslegung und andere Morgenländer, welche jener Zeit näher ſtanden, und deren Sprache mehr Verwandtſchaft mit dem Urtexte hatte. Der unter dem Text befindliche Commentar hat beſonders den Zweck, nach Möglichkeit den wörtlichen Sinn des Textes zu erläutern, ohne zu verſuchen, in den myſtiſchen Sinn oder in die Dunkelheiten der Bilder und Gleichniſſe einzugehen. Ein ſolches Streben habe ſchon Viele auf Irrwege geführt; daher ſchon der heilige Hieronymus und andere Kirchenväter warnten, indem Manches, was dem Einem nützt, dem Andern ſchaden könne.

* La santa scrittura in volgare, riscontrata con gli originali ed illustrati con breve commento da Gregorio Ugdulena. Vol. I. Palermo. Tip. Fr. Lav. 4. pag. 731.

Digitized by Google

Dies war die Veranlaſſung, daß das Leſen der heiligen Schrift von der katholiſchen Kirche verboten ward, wie Clemens VIII. noch 1757 gethan und zuletzt von Gregor XVI. im Jahre 1834 eingeſchärft ward. Auch wurden nur ſolche Ueberſetzungen auf beſondere Erlaubniß der Biſchöfe verſtattet, welche mit Genehmigung des heiligen Stuhles gedruckt worden waren. Deshalb erklärt der Verfaſſer auch, daß er in ſeinem Commentar ſich nirgends von den Lehren der Kirche entfernt habe. Was aber die Kritik betrifft, ſo habe dieſelbe nichts mit dem Glauben und der Moral zu thun. Herr Ugdulena erklärt daher, daß er keinen Anſtand genommen habe, den grammatiſchen Auslegungen der deutſchen Gelehrten zu folgen; er muß „nämlich geſtehen, daß die Philologie und orientaliſche Archäologie in Deutſchland mehr als in Italien gepflegt worden iſt, und daß nur die größte Einſeitigkeit verkennen kann, wie die Werke von Joh. Hövernick, Hengſtenberg u. A. m. von großer Bedeutung ſeien, und daß ſelbſt die Werke der neuen und freieren deutſchen Schule ſich durch ernſte Kritik auszeichnen, wie Semler, Roſenmüller, Maurer, Winer, beſonders aber Geſenius.

Jedem der fünf Bücher Moſis, welche dieſen erſten Band füllen, iſt eine geſchichtliche Einleitung vorausgeſchickt, wobei Gelegenheit genommen wird, die Forſchungen engliſcher und franzöſiſcher Schriftſteller, auch Schrank und beſonders Wagner's Geſchichte der Urwelt zu erwähnen. Bei der Anführung der verſchiedenen Meinungen über den Urſprung der Geneſis, beruft ſich Herr Ugdulena hauptſächlich auf Hengſtenberg über die Auth ntie des Pentateuchs. So werden auch überall die verſchiedenen Meinungen der Exegeten angeführt, z. B. über die Zauberkünſte der ägyptiſchen Prieſter, welche die erſten Wunder nachzumachen verſtanden, wodurch Moſes den Pharao bewegen wollte, die Kinder Israels aus Aegypten ziehen zu laſſen. Aber auch die klaſſiſche Literatur wird von dem Commentator überall benutzt, wo er deren bedarf. Z. B. iſt es Manchen aufgefallen, daß die 70 Perſonen, aus welchen die Familie Jakob's beſtand, als er nach Aegypten kam, ſich während ihres Aufenthalts daſelbſt von 430 Jahren auf eine Seelenzahl von 1,500,000 vermehrt hätten; dagegen wird Plinius angeführt, und Seneca, welche dem Nilwaſſer eine große Fruchtbarkeit beilegen. Auch wird berechnet, daß in einem auf 30 Jahre anzunehmenden Menſchenalter 14 Generationen in Aegypten lebten, und daß, wenn auf jeden Nachkommen Jacob's auch nur zwei Geburten in einem Menſchenalter kommen, die angegebene Zahl von 1,500,000 noch überſchritten wird. Ueber die damals in Aegypten herrſchenden Könige, ſind die neueren Forſchungen von Roſſellius, Champollion und Wilkinſon treulich benutzt worden. Bei der Wanderung durch das Rothe Meer und durch die Wüſte Arabiens ſind beſonders Niebuhr, Raumer und Lepſius benutzt worden, ſowie die früheren von Herodot an, Abulfeda bis Michaelis, Ewald u. A. m. Daß der gelehrte Tiſchendorf ehrenvoll erwähnt wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Mit der natürlichen Erklärung mancher Wunder giebt ſich der Commentator, wenn er auch die verſchiedenen Meinungen anführt, weniger ab; denn wer einmal an ein Wunder glaubt, dem kommt es auf ein Paar Wunder mehr nicht an, und wer nicht an das Eine glaubt, der erklärt ſich Alles natürlich oder bildlich, oder anthropomorphiſch dargeſtellt. Nur bei Gelegenheit des goldenen Kalbes, welches Joſua verbrannte und in Staub zerrieben den Kindern Israel's zu trinken gab, iſt Herr Ugdulena doch der meiſt von den deutſchen Exegeten beobachteten Sitte gefolgt; denn nachdem er die Meinungen von Salomon-Ben-Melech, von Saadia, Borchardt, Baumgarten, Roſenmüller und Anderen angeführt, ſagt er, daß Joſua, nachdem er das gedachte goldne Kalb geſchmolzen, wodurch es ſeine Form verlor, er das Metall durch chemiſche Reagentien aufgelöſt habe, ſo daß es trinkbar geworden, wie es auch in den Apotheken und von den Photographen zu ihren Goldbädern gebraucht wird. Daß aber Joſua ebenfalls dies verſtanden, ſei nicht zu verwundern, da die ägyptiſchen Prieſter in der Natur und chemiſchen Wiſſenſchaften wohl erfahren waren. Auch Plinius kennt dies Verfahren, und der im 19. Jahrhundert lebende Arzt, Abenesra, ſpricht ebenfalls von dem trinkbaren Golde. Bei der Geſchichte des ſprechenden Eſels Bileam's, welche den Kirchenvätern Origines, Chryſoſtomos, Tertullian und Ambroſian ſo viel Arbeit gemacht hat, bezieht ſich Herr Ugdulena hauptſächlich auf Hengſtenberg's Geſchichte Bileam's und ſeine Weisſagungen, Berlin, 1842. Auf dieſe Weiſe begnügt er ſich auch mit der Anführung der Kirchenväter ꝛc. bei ſolchen bedenklichen Stellen, als z. B., daß die Frauen bei ihrem Abzuge aus Aegypten von ihren dortigen Nachbarinnen goldne und ſilberne Koſtbarkeiten borgten und mitnahmen, um die Aegyptier zu berauben. Dabei wird der heilige Auguſtin angeführt, welcher bei dieſer Stelle ſagt: Dies war keineswegs ein Diebſtahl; denn, da Gott unumſchränkter Herr von Allem iſt, konnte er das Eigenthum von dem Einen auf den Andern übertragen, und man mußte ſeinem diesfallſigen Befehle gehorchen; womit auch die Kirchenväter Clemens Alexandrinus, Tertullian und Andere übereinſtimmen.

Ueber den Werth der Ueberſetzung ſelbſt werden die Philologen entſcheiden, und in wie weit die Anführungen aus dem Syriſchen, Arabiſchen und Koptiſchen richtig angewandt ſind. Dabei iſt der Herr Ueberſetzer nicht in den Fehler verfallen, damalige Verhältniſſe mit unſern Bezeichnungen zu benennen, wie die, welche den römiſchen Legaten mit General-Lieutenant überſetzen. Er hat lieber ähnliche antike Benennungen benutzt; z. B. da, wo von den Kerntruppen Pharao's die Rede iſt, nennt er ſie nicht nach jener Weiſe: Grenadiere, ſondern er überſetzt: שלשים: Triarii; da den Italiänern bekannt iſt, daß das: „surgite Triarii!“ die tapferſten, die erprobteſten Krieger betraf.

Um zu zeigen, wie ſehr es dem Ueberſetzer Ernſt war, etwas Gründliches zu leiſten, dürfte Folgendes genügen. Im Jahr 1846 befand ſich der Einſender in Palermo und erhielt einen Beſuch von dem ihm damals unbekannten Ueberſetzer, der ihm ſagte: Er ſei Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und wiſſe, daß die deutſchen Gelehrten darin Außerordentliches leiſteten; um nun deren Werke benutzen zu können, habe er deutſch gelernt, aber aus Mangel an einem Lehrer, allein, nach der Grammatik, und habe er zu ſeiner Uebung ein deutſches Buch überſetzt, aber einige Stellen nicht verſtanden, um deren Erklärung er bitte. Dies Buch war die Walhalla von dem Könige Ludwig von Baiern. Die Ueberſetzung war wörtlich, aber wie Herr Ugdulena auf das diesfallſige Bedenken bemerkte, in gutem italiäniſchen Stile. Sie iſt im Druck erſchienen, und daß der Ueberſetzer ſeine Kenntniß der deutſchen Sprache bei dieſem großen Bibelwerke gründlich benutzt hat, zeigt die vorliegende Arbeit. Im Jahre 1848 wurde Herr Ugdulena zum Abgeordneten des damaligen ſicilianiſchen Parlaments, in Folge der Conſtitution von 1812, gewählt (ſ. die Inſel Sicilien, von J. J. Neigebaur, 2 Bde. Leipzig, zweite Aufl., 1849), unter der Diktatur Garibaldi's, Miniſter, und jetzt iſt er wieder ein ſehr geachtetes Mitglied des italiäniſchen Parlaments durch die Wahl ſeiner Landsleute, ohne Wahl-Umtriebe.

Neigebaur.

England.

Zur engliſchen Roman-Literatur.

„Johann und ich.“*

Unter dieſem wenig verſprechenden Titel iſt ein Roman erſchienen, der nicht allein von der gewöhnlichen Schablone engliſcher Romane ganz und gar abweicht, ſondern auch dadurch von Intereſſe iſt, daß er auf deutſchem Boden ſpielt und deutſche Zuſtände darſtellt. „Johann und ich,“ d. h. John Brown und ſein älterer Bruder Henderſon, ſind zwei junge Engländer, deren Mutter eine Deutſche war und deren Vater nach dem Verluſt ſeines Rufs und ſeines Vermögens in Armuth geſtorben iſt. Um ihr Glück zu ſuchen, gehn ſie in die weite Welt und kommen zunächſt nach Stuttgart zu ihrem mütterlichen Oheim, dem Oberſten von Blum. Um das Folgende zu verſtehen muß man wiſſen, daß John Brown ein junger Mann von ſeltener Schönheit, ein wahrer Antinous iſt, der einen merkwürdigen Zauber auf alle Damen ausübt, mit welchen er in Berührung kommt. Er iſt ſehr gebildet, ſehr talentvoll, aber etwas leichtſinnig und oberflächlich, bei alledem jedoch einer tiefen und glühenden Leidenſchaft, einer treuen Anhänglichkeit fähig. Der ältere Bruder hingegen, der dieſe Geſchichte erzählt, hat einen ruhigen, gleichmüthigen Charakter und beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit ſeinen philoſophiſchen und philologiſchen Studien. Im Hauſe des würdigen Oberſten werden Beide in liebevollſter Weiſe empfangen, obgleich dieſer Empfang ihren engliſchen Begriffen nicht ganz zuſagt. Sie werden zu einem Mittagsmahl eingeladen, das aus „Schwarzbrod, Suppe, ölichtem Hühnerfricaſſée und einem mit Zucker und Mehl zubereiteten Gemiſch von grünen Erbſen und Bohnen“ beſteht. Alle dieſe Leckerbiſſen wollen dem armen John nicht munden; zum Glück folgt noch eine Schüſſel Eierkuchen, an der er ſich ſchadlos zu halten ſucht. Leider iſt nicht viel da, indem für Jeden nur eine gemeſſene Portion beſtimmt iſt; aber ſein hübſches Couſinchen Sophie, die ſeine frühere Enthaltſamkeit und ſeinen jetzigen Appetit bemerkt hat, verzichtet zu ſeinen Gunſten auf ihren Antheil. Das Deſſert wird im Garten eingenommen und beſteht aus einigen Birnen, die der

* John and I. London: Hurst and Blackett

Digitized by Google

Oberſt aus ſeiner Taſche hervorzieht, und das Ganze krönen einige Cigarren aus derſelben Vorrathskammer.

Nach beendeten Feſte geht man zu ernſteren Dingen über. Der Herr Oheim befragt die Beiden über ihre Ausſichten, erfährt, daß ſie für's Erſte in Stuttgart bleiben wollen, und erbietet ſich, ihnen Koſt und Wohnung in ſeinem eigenen Hauſe für die mäßige Summe von zehn Gulden wöchentlich zu geben. Auch dieſes Anerbieten kommt den Engländern ſeltſam, kleinlich oder, um es mit Einem Worte zu ſagen, filzig vor, aber ſie wiſſen nicht, daß der würdige Mann ſich hierdurch ein nicht geringes Opfer auferlegt. Ein württembergiſcher Oberſt iſt kein engliſcher clothing colonel; er berechnet ſein Einkommen nicht nach Pfunden, ſondern nach Gulden und Kreuzern. Oberſt von Blum iſt ein armer Mann mit einer ſtarken Familie; er hat zwei verheiratete Töchter, denen er einen jährlichen Zuſchuß gewähren muß. Er bedauert, daß er nicht mehr für die Kinder ſeiner Schweſter thun kann, aber er kann es nicht, ohne daß Andere, die ihm noch näher ſtehen, dabei zu kurz kommen, und er ſagt es offen und ehrlich. Ein braver, redlicher Mann iſt dieſer alte Oberſt; zu gutherzig, um ſeinen Beiſtand zu verweigern, wo er mit Recht in Anſpruch genommen wird, und zu ſtolz, um mehr zu verſprechen, als er wirklich leiſten kann. Die Brüder haben nicht lange bei ihrem Oheim verweilt, als der unbewußte Zauber, den John mit ſich herumträgt, ſeinen Einfluß geltend macht. Die hübſche Sophie, die ihm ihren Eierkuchen überließ, iſt geneigt, ihm auch ihr Herz zu überlaſſen. Der ernſtere Bruder bemerkt ihre verſtohlenen Blicke und die erröthenden Wangen, die ihre unſchuldige Liebe verrathen. Dieſe Symptome beunruhigen ihn, aber er weiß ſie nicht eher zu deuten, bis Ottilie, die ältere der unverheirateten Schweſtern, von einem Beſuche nach Hauſe kehrt. Der ernſte Henderſon ſieht, daß ſie augenblicklich von dem reizenden John gefeſſelt wird, nur daß auch Sophie es ſieht und es zu Herzen nimmt, wie ein Kind, das ſein neues Spielzeug verliert. Der Philoſoph iſt von ihrem kindiſchen Kummer bewegt und verſucht ſie zu tröſten, wobei aber ihre ſanften blauen Augen einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Herz machen, daß er bald ſelbſt des Troſtes bedarf. Zum Glück iſt Sophien's Liebeswunde nur oberflächlich und leicht heilbar, und der Dank für den Antheil, den der ältere Vetter an ihr nimmt, vereinigt ſich mit einem Gefühl des geſchmeichelten Stolzes, die Aufmerkſamkeit eines ſo großen Gelehrten erregt zu haben, zu einer Empfindung tiefer und inniger Anhänglichkeit, über der ſie ihre mädchenhafte Neigung für den jüngeren leicht vergißt.

Unterdeſſen erhält John eine Anſtellung in einem auswärtigen Handlungshauſe und Henderſon wird Hofmeiſter des einzigen Sohns der verwittweten Baronin von Weiler. Dieſe Dame iſt noch jung, da ſie, kaum der Kindheit entwachſen, eine mariage de convenance mit einem weit älteren Manne ſchließen mußte; nach kurzer Ehe ſtarb der Freiherr und hinterließ ihr ſein ganzes Vermögen und zwei Kinder — Hermine, ein Mädchen von glänzender Schönheit, das jetzt achtzehn Jahre zählt, und den kleinen Karl. Die Baronin ſelbſt iſt ein Muſter von weiblicher Liebenswürdigkeit, aber ſie iſt nicht glücklich. Ihr verſtorbener Gemahl hatte eine Schweſter, die aus unerklärten Gründen einen tödlichen Haß gegen die junge Wittwe gefaßt hat. Noch zu Lebzeiten ihres Bruders hatte ſie ſich beſtrebt, der Baronin Marie ihre Kinder abſpenſtig zu machen; mit Herminen iſt es ihr geglückt, und nach dem Tode des Barons veranlaßt ſie dieſe, die Mutter zu verlaſſen und der für ſie ſchwärmenden Tante zu folgen. Seitdem lebt die Baronin in ſteter Angſt, daß man ihr auch ihr zweites Kind entfremden werde. Bald nach Ankunft Henderſon's auf Schloß Weiler beſucht Hermine ihre Mutter, und er entwirft ein intereſſantes Bild von dem Charakter dieſes jungen Mädchens — ihrer unterdrückten Zärtlichkeit für ihre Mutter, ihrer dankbaren Anhänglichkeit an ihre Tante, und ihren Bemühungen, die Liebe ihres jungen Bruders zu erwerben. Während Henderſon ſo auf Schloß Weiler lebt und täglich in der Baronin neue Vortrefflichkeiten entdeckt, ſitzt der ſchöne John an ſeinem Schreibepult und ſehnt ſich herzlich nach den Ferien. Endlich erhält er Urlaub, den er mit der Familie des Oberſten von Blum bei ſeinem Bruder verbringen will. Er wird von der Baronin freundlich empfangen, und bald wird auch ſie, dieſes hohe, ſtolze Weib, von dem ihm innewohnenden Zauber ergriffen. Aber diesmal iſt die Anziehungskraft gegenſeitig; der ernſte Henderſon, der ſich davon nichts träumen läßt und nur an ſein Sophiechen denkt, wenn er nicht ſeinem Zöglinge Stunden giebt oder an ſeinem großen philologiſchen Werke arbeitet, belauſcht zu ſeinem Erſtaunen den Bruder, wie er der Baronin ſeine Liebe geſteht, und hört mit noch viel maßloſerem Erſtaunen die reiche, ſchöne und hochgeborene Baronin die Bekenntniſſe des jungen Fremden erwiedern. Sie ſpricht zwar noch Bedenklichkeiten aus, die aber von der Beredtſamkeit des unwiderſtehlichen John ſehr leicht überwunden werden, und der Ehebund wird wirklich geſchloſſen. Hermine iſt wüthend über dieſe Mißheirat, aber bei einem Beſuch auf Schloß Weiler lernt ſie ihren verhaßten und verachteten Stiefvater kennen und — verliebt ſich ſterblich in ihn. Jetzt beginnt eine Reihe von qualvollen Scenen. Die Schwägerin der Ex-Baronin von Weiler macht eine Clauſel in dem Teſtament ihres Bruders geltend, nach der ihr die Vormundſchaft ihres Sohns übertragen wird, falls die Wittwe eine zweite Ehe eingehen ſollte, und entführt den Knaben ſeiner Mutter. Noch ganz niedergebeugt von dieſem Verluſte, entdeckt die unglückliche Frau, daß ihre Tochter ihren Gatten liebt, und da ſie glaubt, daß letzterer dieſes Gefühl theilt, ſo beſchließt ſie, ihm zu entſagen und ſich auf ewig von ihm zu trennen. Die Leiden und Seelenkämpfe der Baronin Marie, die verzweiflungsvolle Standhaftigkeit, die ſie den Schlägen des Schickſals entgegenſetzt, die Selbſtbeherrſchung, mit der ſie bei allen Stürmen, die in ihrem Buſen toben, die äußere Ruhe und das würdevolle Decorum ihres Standes bewahrt, der furchtbare Kampf zwiſchen ihrer Liebe für John und für Herminen, ihrem Unwillen und ihrer Eiferſucht, werden mit wunderbarer Kraft geſchildert. Von ſeiner Frau verſtoßen, an ſich ſelbſt irre, verläßt John das Schloß und giebt in der Verzweiflung ſich Exceſſen hin, die ihn in eine tödliche Krankheit ſtürzen. Hermine erfährt dies, und ohne Rückſicht auf ihren Ruf und auf die Schande, die ſie über ihre Familie bringt, eilt ſie zu ihm, um ihn noch vor ſeinem Tode zu ſehen. Am Sterbebette des Geliebten trifft ſie ihre Mutter.

Das engliſche Blatt, dem wir obige Notiz entlehnt haben, findet dieſe Situation „highly improper“ und bedauert, daß der Verfaſſer ſein ſchönes Talent an ein ſolches Thema verſchwendet hat. „Wir wiſſen recht gut,“ bemerkt es, „daß die Bewunderer Steffens' und Goethe's der pſychologiſchen Probleme nie müde werden, die aus den Verwickelungen und Conflikten des Herzens mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen und den Familien-Verwandtſchaften entſtehen, und daß dieſes Vergnügen in dem Grade ſteigt, je verworrener ſich ſolche Probleme geſtalten.* Hier zu Lande denken wir glücklicherweiſe anders. In England findet auch der unerſättlichſte Romanleſer kein Gefallen an einer Erzählung, die ſein Gefühl der Schicklichkeit verletzt, und das glänzendſte Talent wird ſich vergeblich bemühen, ſeine Sympathie zu Gunſten einer unerlaubten Liebe zu gewinnen, wie reizend auch der Gegenſtand derſelben geſchildert wird und wie ſpannend auch die Peripetieen ſein mögen, zu denen ſie Veranlaſſung giebt.“

Mannigfaltiges.

— Fabbrucci's „*Tesoretto*“** Ein „kleiner Schatz“ iſt dieſes Buch allerdings voll Koſtbarkeiten und Kleinodien der italiäniſchen Literatur. Der Herausgeber verſteht es, mit ſachkundiger Hand und geläutertem Geſchmack eine Auswahl aus den zahlreichen älteren und neueren Meiſterwerken italiäniſcher Poeſie und Proſa zu treffen. Hier haben wir Gelegenheit, die Schreibart Machiavelli's und Galilei's mit der von Ugo Foscolo und Manzoni, die erhabenen Terzinen Dante's mit dem frivolen Geſchwätz Caſti's zu vergleichen und dabei auch manchen Vergleich mit den berühmten Schöpfungen anderer Literaturen anzuſtellen. So iſt hier z. B. die berühmte Novelle Luigi da Porto's (geboren 1485, geſtorben 1529) „Romeo e Giulietta“ mitgetheilt, welche Shakſpeare ſeinem Trauerſpiele zum Grunde gelegt. Daneben befindet ſich die Geſchichte der berüchtigten Einnahme und Plünderung Rom's im J. 1527 durch den Connetable von Bourbon, beſchrieben von Paolo Paruta, einem Zeitgenoſſen Benvenuto Cellini's, der dieſe Plünderung ebenfalls mit erlebt hat. Den zahlreichen Freunden und Freundinnen der italiäniſchen Sprache und Literatur in Deutſchland iſt dieſes „Tesoretto“ als ein anziehendes Weihnachtsgeſchenk zu empfehlen.

— „Deutſche Nationalbibliothek.“*** Abermals ſind von dieſem gut geleiteten und ſorgfältig ausgeführten Unternehmen einige Lieferungen erſchienen, welche den bereits von uns angezeigten an Inte-

* Wir müſſen denn doch im Namen des deutſchen Publikums dagegen proteſtiren, daß ein ſo lockeres Gewebe, wie „Johann und ich,“ mit pſychologiſchen Geſtaltungen, wie die von Goethe und Steffens, auf Eine Linie geſtellt werde.
D. R.

** Tesoretto, contenente pezzi scelti inp rosa, sentenze e descricioni in poesia, d'autori classici italiani, antichi e moderni, raccolto dal Cav. Fabio Fabbrucci, R. Professore etc. — Berlin, Hickelbier, 1863.

*** Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, A. Brigl, 1862.

Digitized by Google

reſſe nicht nachſtehen. Wir nennen: 1) Blicke in das kunſt- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert, von Johannes Voigt; 2) Deutſche Kaiſer von Karl dem Großen bis Maximilian I., von Georg Waitz; 3) Kaiſer Heinrich IV., von K. A. Mayer; 4) Luther, ein deutſches Heldenleben, von A. Schottmüller. Wie allen früheren Werken dieſes Unternehmens, gehen auch den vorliegenden die Bildniſſe und die Lebensbeſchreibungen ihrer geachteten Autoren voran. Die hiſtoriſchen Arbeiten ſelbſt liegen erſt in ihren Anſängen vor uns, weshalb wir auch einer ſpeziellere Anzeige derſelben uns vorbehalten müſſen.

— „Das Leben des Meeres.“* Daß im Laufe von fünf Jahren fünf Auflagen dieſes Werkes nothwendig wurden, welches, ungeachtet ſeiner koſtſpieligen Ausſtattung, in immer größeren Kreiſen Eingang findet, iſt ein Beweis ſeiner ebenſo volksthümlichen, als unterhaltend-belehrenden Darſtellungs-Weiſe. Das umfaſſende Buch beſteht aus folgenden drei Abtheilungen: 1) Phyſiſche Geographie des Meeres, 2) Bewohner des Meeres, und 3) Geſchichte der Entdeckungsreiſen zur See, bis auf die neueſte Zeit. Jede dieſer drei Abtheilungen bietet zugleich eine vollſtändige Ueberſicht der Literatur der Engländer, der Franzoſen und der Deutſchen auf den drei Gebieten, die ſie behandeln. Von den Illuſtrationen in Farbendruck machen ſich ganz beſonders die „unterſeeiſche Landſchaft“ und die „Waſſerhoſe“ bemerklich.

Von demſelben Verfaſſer erſcheint jetzt auch eine Darſtellung des unterirdiſchen Lebens, unter dem Titel: „Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern.“** Auf unſerer Erde verhält ſich das Land zum Meere zwar nur wie 24 zu 67, aber die Arbeiten der Menſchenhand ſind dort nicht minder zahlreich und wunderbar als hier, weshalb der Verfaſſer auch in ſeinem neuen Werke reichen Stoff zu graphiſchen Darſtellungen gefunden.

— Engliſche Klaſſiker. Der Tauchnitz'ſche Verlag, durch den die geſammte engliſche Literatur in den deutſchen Buchhandel gewiſſermaßen eingebürgert worden, hat von einigen älteren, engliſchen Meiſterwerken beſondere Ausgaben veranſtaltet, die wegen ihres eleganten, handlichen Aeußern, zu literariſchen Geſchenken ſich eignen. Es liegen uns in dieſen Ausgaben vor: Shakſpeare's „Hamlet“, und „Childe Harold's Pilgrimage,“ von Lord Byron, beide mit Titelbildern und in Bändchen von 200 Seiten mit Goldſchnitt und äußeren Verzierungen.

— Homonymen-Polyglotte. Als eine der merkwürdigſten linguiſtiſchen Erſcheinungen nennen wir das kürzlich von Zlatugorskoi zu gleicher Zeit in Leipzig, Petersburg und London herausgegebene: „Essai d'un dictionnaire des homonymes français.“ Fern von der gewöhnlichen Trockenheit eines Wörterbuches, bietet dieſes Werk das volle anziehende Intereſſe einer religiöſen, moraliſchen, philoſophiſchen, literariſchen und wiſſenſchaftlichen Encyklopädie. Wir finden darin Auszüge aus den beiden Teſtamenten, den Kirchenvätern, den heiligen Büchern der Hindus, dem Koran und der Edda. Die orientaliſche Literatur iſt darin neben der klaſſiſchen vertreten; die modernen Literaturen der europäiſchen Völker, der Engländer, Deutſchen, Ruſſen, Polen, Schweden, Italiäner und Spanier nehmen ihre Stellen ein, die erſte und ausführlichſte aber die franzöſiſche Literatur. Eigenthümlich iſt der durchweg franzöſiſche Geiſt, der den ruſſiſchen Verfaſſer bei der Wahl der angeführten Beiſpiele geleitet hat; in jedem Worte ſpricht ſich ſeine Sympathie für Frankreich aus. Das Buch iſt in den Militairſchulen, die unter den Befehlen des Großfürſten Michael ſtehen, eingeführt. (R. de l'I. P.)

— Ueberſicht der Weltflora. In einem mit außerordentlichem Fleiße geſchriebenen Werke*** ſtellt Dr. D. A. Roſenthal in Breslau die Kultur- und Arznei-Pflanzen aller Länder zuſammen. Auf zwölfhundert Seiten werden über 12,000 Pflanzen abgehandelt, nach Familien geordnet, bei jeder Familie eine kurze Angabe der charakteriſtiſchen Merkmale; bei jeder Pflanze Angabe der Heimat und der Verwendung. Eine eingehende Beurtheilung überlaſſen wir den Fach-Journalen; wir heben nur das überraſchende Reſultat hervor, daß von den erwähnten 12,000 Pflanzen über 8000 zu Medizinal-Zwecken verwendet werden (allerdings dienen eine größere Anzahl derſelben auch noch anderen Zwecken). Zur Farbrication von Farben werden 650 Pflanzen benutzt; 740 liefern Nutzholz; zu Geweben und Flechtwerken ſind 360 geeignet; Gerbematerial liefern 140; Kautſchuk und Gutta Percha 98, Papier 44, Wachs 16, Pfropfen 17, Seifenſurrogate 47, Kelp, Jod und Soda 88; zum Dachdecken dienen 48. An ökonomiſchen Pflanzen ſind angeführt 2700, darunter die Getraidearten (50), die eßbaren Früchte, Beeren und Samen (1100), die Blatt- und Wurzelgemüſe (720), die Gewürze (314), die Thee- und Kaffeeſurrogate (120 und 50); diejenigen, welche erquickende oder berauſchende Getränke liefern (200); diejenigen, aus denen Fett oder ätheriſches Oel bereitetet wird (330). An Giftpflanzen ſind mehr als 600 angeführt.

Der Verfaſſer bedauert es, daß die Expeditionen nach wenig bekannten Ländern wegen der Reichhaltigkeit des übrigen Beobachtungs-Materials für die Botanik bisher nur wenig Ausbeute geliefert haben. Von der Flora Afrika's iſt uns, die Küſtenländer abgerechnet, nur wenig bekannt; es fehlt zwar nicht an Specialfloren, aber ſie ſind ohne Ausnahme rein deſkriptiver Natur und ſelbſt Hooker, der in ſeinen übrigen Werken dem uſuellen Werth der Pflanzen einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, bringt in ſeiner Nigerflora keine dahin einſchlagende Notiz. Ueber Nord-Amerika liefern die mediziniſchen Floren von Barton und Bigelow (1821), von Griffith (1847) und von Rafinesque ein reiches Material; über das arktiſche Amerika und Grönland die Werke von Seemann und Oetzel; über Braſilien das treffliche Rieſenwerk von Martius (Flora brasiliensis), das Werk von Karſten über Kolumbia, von Paul Feuillee über Peru, von Schomburgk und Aublet über das britiſche und franzöſiſche Guiana. Ueber die Nutzpflanzen Auſtralien's ſind die Werke von Forſter und Robert Brown noch immer Hauptquellen; in neuerer Zeit ſind dazu einzelne werthvolle Mittheilungen von F. Müller in Melbourne und von Seemann über die Pflanzen der Viti-Inſeln gekommen.

Zwei alphabetiſch geordnete Regiſter (ein botaniſches und ein Sach-Regiſter) erleichtern auch demjenigen den Gebrauch des Werkes von Roſenthal, der nicht Botaniker von Fach iſt.

— Der Sklavenhandel im öſtlichen Afrika. Kurz bevor die Heuglin'ſche Expedition ausgerüſtet wurde, kehrte aus derſelben Gegend, wohin jene gehen ſollte, einer der unerſchrockenſten franzöſiſchen Reiſenden zurück: P. Trémaux. Er hat mehrere Jahre in Oſt- und Central-Afrika zugebracht und die dortigen Zuſtände genauer kennen gelernt. Was er erlebt und was er geſehen, das ſchildert er in einem größeren Werke.* Von ſeinen Entbehrungen, von ſeinen Leiden, von den Hinderniſſen, welche Aberglauben, Mißtrauen und Bosheit der Eingeborenen ſeinen Forſchungen entgegengeſetzt, wollen wir hier nicht ſprechen: das traurige Schickſal Vogel's und die Berichte, welche die Begleiter Heuglin's über den Verlauf und den Ausgang ihrer Expedition vor Kurzem veröffentlicht haben, geben ein deutliches Bild der Zuſtände in Sudan, Dar Fur und Borgu Dar Saley. Aber Ein Moment wollen wir aus dem Buche herausheben, welches uns das Mißtrauen und den Haß, der die dortigen Eingeborenen gegen die Europäer erfüllt, milder beurtheilen läßt, nämlich den Sklavenhandel. In Sudan, in Nubien und Aegypten wird unter den Augen und mit Unterſtützung der Regierung die Menſchenverkäuferei in großartigem Maßſtabe betrieben; der Central-Markt dieſes Handels iſt Chartum, und diejenigen, welche ihn organiſiren, ſind faſt ausſchließlich die eingewanderten Franzoſen, Spanier, Italiäner. Ihre Intelligenz, ihre Energie, ihre Geſchäftsverbindung, ihre Ungebundenheit gegenüber den inländiſchen Behörden, hat ſie die eingeborenen Menſchenhändler längſt überflügeln laſſen. So ſchamlos ſind dieſe „Franken,“ daß ſie von ihrem Handel als einem durchaus natürlichen und ganz berechtigten ſprechen, und daß ſie jede Kritik ihres Weſens als lächerlichen Idealismus, oder unverſtändiges Uebelwollen anſehen. Dieſe traurigen Zuſtände wurden vor einigen Jahren von Lejean zum erſten Mal an's Tageslicht gezogen und Trémaux, der den Darſtellungen Lejean's überall Recht giebt, fügt noch eine Reihe von Einzelheiten hinzu, die den Menſchenfreund mit Entſetzen erfüllen. Trémaux verlangt mit Entſchiedenheit Abhülfe, zunächſt durch den Druck der öffentlichen Meinung. Freilich iſt der Weg nach Chartum für die öffentliche Meinung etwas lang und ſchwierig, aber im Intereſſe der heiligen Sache wollen wir wünſchen, daß die Hoffnung, die Trémaux hegt, nicht zu Schanden werden möge.

* Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände, von Dr. Georg Hartwig. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Illuſtrirte Prachtausgabe. Glogau, Carl Flemming, 1862.

** Von Dr. G. Hartwig. Wiesbaden, Kreidel's Verlag.

*** Synopsis plantarum diaphoricarum, von Dr. David Auguſt Roſenthal. Erlangen, Ferd. Enke, 1862.

* Voyage en Ethiopie, au Soudan Oriental et dans la Nigritie, publié avec encouragement du gouvernement, par P. Trémaux.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.
Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhem Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Oswald Bertram in Caſſel.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 52. Mittwoch, den 24. December 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Sprach-Curioſitäten. III. Die Namen der Gaſſenjungen . . . 611
Zur Geſchichte des Luſtſpiels . . . 612
Nord-Amerika.
Amerikaniſche Zuſtände . . . 614
Zur Charakteriſtik des Krieges in Amerika. Nach einer Darſtellung aus franzöſiſcher Feder. II. Die Armee des Südens und die Folgen des Krieges. 616
England.
Das Eiſenbahnweſen auf der Ausſtellung von 1862 . . . 617
Belgien.
Ein Denkmal für Maerlant . . . 619
Rußland.
Ruſſiſche Geſchichtsphiloſophie. Germanen und Slaven . . . 620
Mannigfaltiges.
Deutſche Expeditionen in Afrika . . . 622
Helleniſcher Heldenſaal von Ferdinand Bäßler . . . „
Ferdinand Schmidt's Jugendſchriften . . . „
Die Krankenpflege in England . . . „
Magyariſche Literatur . . . „

Deutſchland und das Ausland.

Sprach-Curioſitäten.

III.*

Die Namen der Gaſſenjungen.

So ſtereotyp im Allgemeinen der Begriff iſt, den man ſich von einem echten Gaſſenjungen macht, ſo mannigfach ſind doch die Beſonderheiten, welche die Gaſſenjungen einzelner Städte charakteriſiren; und die Namen, mit denen man ſie bezeichnet, ſind oft von größerem Intereſſe, als man es denken ſollte.

Da die Gaſſe der Haupttummelplatz der lieben Straßenjugend iſt, auf der ſie ſich den ganzen Tag über ſchreiend, lärmend und ſpielend herumtreibt, ſo iſt auch „Gaſſenjunge,“ „Gaſſenbube,“ oder „Straßenjunge“** die verbreitetſte Benennung dieſes, die Oeffentlichkeit über Alles ſtellenden Theiles der Bevölkerung der Städte. Nur hier und da, wo manche Gaſſen und Plätze beſonders reich an ſolchen hoffnungsvollen Anfängen einer künftigen Bewohnerſchaft ſind, oder als Lieblingsaufenthalt derſelben dienen, haben ſie der ganzen Straßenjugend der Stadt ihren Namen mitgetheilt. Daher finden wir in Leipzig die „Sandgäßler,“ in Raguſa die „Töpfergäßler“ (lončari) und in Antwerpen die „bassinloopers,“ oder die Baſſinlaufers, welche ihre Zeit faſt immer in der Nähe der Baſſins oder Docks verleben.

In einigen belgiſchen Städten haben ſich hiſtoriſche Erinnerungen an den Namen der Gaſſenjugend geknüpft. So rührt der Brüſſeler Ausdruck „Malbrugg“ von dem bekannten engliſchen General Marlborough, die in Louvain übliche Bezeichnung „Locerias“ von dem übelberüchtigten ſpaniſchen General De lo Cerios unter Alba's Herrſchaft, und die in Antwerpen gebräuchliche Benennung „Pagadder“ vom ſpaniſchen pagador, zahlen, her. Als nämlich ſpaniſche Beſatzung in der Citadelle lag, erlaubten ſich die Zahlmeiſter, welche die Lebensmittel für die Garniſon einzukaufen und alle Ausgaben für die Bedürfniſſe der Citadelle zu beſtreiten hatten, ſo viel Willkürlichkeiten und Exceſſe, daß ihr Name bei den Antwerpern, welche die Spanier ohnedies nicht leiden konnten, ein Schimpfwort wurde, und eine ebenſo verächtliche Bedeutung annahm, wie in Louvain der Name des Generals De lo Cerios und ſpäter in Brüſſel der des Herzogs von Marlborough, welche ſich Beide gründlich verhaßt gemacht hatten.

Manche Benennungen ſind allein ſchon genügend, um die Individuen, welche ſie bezeichnen, vollſtändig zu charakteriſiren. So der Ausdruck „Lotterbube“ in Köln; „Stromer“ in Halle a. d. S.; „kwadjongens“ (ſchlimme Jungen) in den Niederlanden, und das vlaemiſche verlorenkost (verlorene Koſt), und wer in den einſamen Straßen der vlaemiſchen Städte das Geſchlecht der vluggen* mit ihren klappernden Holzſchuhen, ihren zerlumpten Kleidern und ihrem Geſchrei kennen gelernt hat, wird gewiß die vlaemiſchen Namen kwadjongens und verlorenkost für äußerſt paſſend halten.

Die beſchmutzte, in der Regel etwas zerriſſene Kleidung, die äußeren Manieren, durch welche ſich der „Gaſſenbengel“ in allen Ländern ohne irgend welchen Unterſchied der Nationalität vortheilhaft auszeichnet, und die dummen oder muthwilligen Streiche, zu denen er ſtets bereit iſt, ſind die nothwendigen Erforderniſſe des franzöſiſchen polisson, welchem die franzöſiſche Sprache das Zeitwort polissonner und das Hauptwort polissonnerie verdankt.

Wie aber Paris ganz Frankreich beherrſcht, ſo iſt auch der gamin de Paris, der als „Pariſer Taugenichts“ eine allbekannte Perſönlichkeit geworden iſt, und, ſo lange es den Franzoſen erlaubt war, Politik zu treiben, ſelbſt politiſch eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat, das unerreichbare Ideal des polisson.

Ihm am nächſten ſteht lou nervi, der Straßendespot von Marſeille, welcher ſogar jetzt noch wagt, mit den Polizei-Agenten im Kriegszuſtand zu leben und nur ſelten den Kürzeren zieht. Wird er indeſſen einmal eingeſperrt, ſo fängt er gewiß, ſobald er herauskommt, genau da wieder an, wo er aufhören mußte.

Eine Abart des nervi iſt der queion in Marſeille, welcher ſich von ſeinem Vorbild, dem gamin, hauptſächlich dadurch unterſcheidet, daß er ſeine Streiche, die dem Kaufmann, Zöllner und Mäkler oft theuer genug zu ſtehen kommen, nicht einzeln und allein, ſondern in Maſſen auszuführen pflegt.

Während jedoch die wohlconditionirten deutſchen Gaſſenjungen zu ihrem ſpäteren Lebensberufe ſehr häufig den Stand erwählen, deſſen Mitglieder man in Mainz „Rheinſchnaken,“** in Hamburg „Putjen“ oder „Puttjen,“ in Leipzig „Dammichbrüder,“*** in Breslau und Halle „Vackerbunden,“† in Prag „Flamänder, Geſindel und Bagage,“†† im Allgemeinen „Bummler“ nennt, werden die echten gamins meiſt tüchtige und ordentliche Arbeiter, und der nervi verwandelt ſich

* Vgl. Nr. 40 des „Magazin.“

** Engliſch street-boy; däniſch gadedreng; ſchwediſch gata-pojke; holländiſch straatjonge; čechiſch ulicnik.

* Bei Kilkaen: wer gern in der Sonne liegt (lugere).

** Rheinſchnak heißt eigentlich ein ſchlanker, leichtfüßiger Menſch, oder ein ſolcher Gaul vom Rheinlande, wo es ſo viel Schnaken oder Mücken giebt, denen das Bild entlehnt iſt.

*** Dammichbrüder, weil ihr zweites Wort der Fluch: „Gott verdamm' mich!“ iſt.

† Entſtellt aus dem franzöſiſchen vagabond, Landſtreicher.

†† Wie die Vlamingen zu dem Vorzug kommen, einen Platz in dieſer Dreizahl von Ehrennamen einzunehmen, die lebhaft an das im Mittelalter übliche Dreiblatt:

„Austreißer, Mameluk und Abtrünniger“

erinnert, iſt nicht genau bekannt. Entweder verdanken ſie es den Webern, welche

Digitized by Google

nicht ſelten in ein „braves Kind“ (lou brave enfan), wie der Modell-Arbeiter von Marſeille heißt, der fleißig, mäßig, die Stütze ſeiner Familie und zufrieden iſt, wenn er am Sonntag Fiſchfang, Muſik und Kegelſpiel hat.

In Reims wird der kleine Gaſſenbube chourillat, wenn er viel herumläuft, courailleur; wenn er aber viel ſchreit, crâlin (von crâler, quitſchen, namentlich bei Thüren) genannt.

Der Dialekt der Picardie iſt beſonders reich an Ausdrücken zur Benennung der Straßenjugend. Argoubin und largousin, morvaillon und morvatier wechſeln mit galibier und galoubi, gaspiaud und galorieu. Das Letztere (in Bonneval: galourion) bezeichnet hauptſächlich einen Jungen, der barfuß läuft; galibier kömmt vom romaniſchen galaubier, luſtig, verwegen, und iſt gleich galoubi äußerſt nah verwandt mit dem galapian in Bayeux, dem galopiot im Berry und dem galapiat in den Städten der Wallonen, welche ſämmtlich den Pariſer galopin zum Typus der Vollkommenheit ihrer Gattung haben.

Urſprünglich, wie der Name ſagt, zu Beſorgungen beſtimmt, zu welchen junge Beine gehören, macht der galopin ſich bald alle möglichen unnützen Gänge zu ſeinem höchſteigenen Vergnügen, verſchmäht es als rechtes Geſchwiſterkind mit dem gamin nicht, unterwegs kleine Neckereien an den Läden und den Vorübergehenden auszuüben, und ſchlendert beſonders gern müßig auf den Boulevards herum. Wie übrigens dem gamin die gamine, (in der Picardie galmite) als weiblicher Repräſentant der Gaſſenjugend zur Seite ſteht, ſo hat auch der galopin eine galopine zur Helferin im Nichtsthun.

Der höchſte Ehrgeiz des Gaſſenjungen in der Picardie iſt der Name célèbe, den man einem jugendlichen Taugenichts zu geben pflegt, welcher ſich durch ſeine Streiche bekannt (célèbre) gemacht hat, und ſetzt derſelbe ſein Handwerk fort, auch wenn er nicht mehr der kleine Straßenbengel iſt, den man in Laon „areux,“ in Valenciennes „argousil“ und in Amiens „gougat“ nennt, ſo kann ihm die Auszeichnung nicht fehlen, ſich ferlampier genannt zu hören, denn die Lampenputzer (frère lampier) in den Kirchen, welche gewöhnlich den unterſten Ständen angehörten, erwarben ſich einen ſolchen Ruf der Grobheit und Rohheit, daß ihr Name allmählich einen hervorragenden Platz in der Sammlung von Schimpfworten eingenommen hat.

Die Italiäner haben neben den allgemein üblichen Ausdrücken birbante, birbóne (ſardiniſch birbu) und briccone noch zahlreiche Lokal-Namen. So in Neapel guaglioni; in Rom vassali; in Florenz monelli; in Mailand birichini, und in Venedig barone oder baroncelo, berechin und guidòn. Die letztere Benennung, welche gleichbedeutend mit faccimale, Thuſchlimm, iſt, wird ebenſo wie berechin ausſchließlich auf Kinder angewandt, die ſich auf den kleinen Plätzen herumtreiben (berechinàr, toskaniſch birbantare oder birboneggiare, ſardiniſch fagher de birbu) oder im Sommer den ganzen Tag über in den Kanälen herumſchwimmen und das Waſſer nur verlaſſen, um ſich an der Luft zu trocknen oder zu eſſen. Barone dagegen wird auch anſtatt mariol und manigoldo von Erwachſenen gebraucht, welche gleich den Gaſſenjungen nichts thun, als in der Sonne liegen, ſpielen und trinken, und nur dann arbeiten, wenn die Noth ſie dazu zwingt, während in Bologna wiederum die Leute, welche tagweis von Geſchenken oder zufälligem Erwerbe leben, birichini heißen.

Die Raguſäer in ihrem halb ſlaviſchen, halb italiäniſchen Miſch-Dialekte haben aus birbanti das Wort pàrfante gemacht, welches neben den Raguſa eigenthümlichen Ausdrücken lere und čavlokupe (Nägelſucher) zur Bezeichnung der Gaſſenjugend dient.

Der ſpaniſche galopin, welcher eines Urſprungs mit dem franzöſiſchen galopin iſt und in Portugal als galopim auftritt, iſt das geborene Mitglied der garullada, des gefürchteten Pöbelhaufens, und wird je nach ſeinem Glücksſtern callejero (Pflaſtertreter), ganforro (Taugenichts), oder perillan (Thunichtgut).

Die Portugieſen unterſcheiden zwiſchen garoto, maroto und rapaz brejeiro. Der Letztere, der liederliche Junge, läßt, wenn er gewachſen iſt, gewöhnlich nur den rapaz weg und bleibt brejeiro, oder Herumtreiber, der es auch mit dem Mein und Dein nicht allzugenau nimmt, denn ir ao brejo, in's Moorland oder Haidekraut gehen, heißt nicht blos ſich herumtreiben, ſondern auch ſtehlen und rauben. Ihm zunächſt ſteht der maroto, der freche, unverſchämte Junge, der früh ſchon anfängt, ein liederliches Leben zu führen (maroteur), während der garoto der ſchelmiſche Bube iſt, welcher ſich damit begnügt, muthwillige Streiche (garotice) auszuführen.

Ein ähnlicher Trieb zu Dummheiten macht auch in Rußland aus dem „kleinen Buben“ (maljčik), der auf der Gaſſe ſpielt, einen šalún (von šalitj, dumme Streiche machen), oder povesa, Taugenichts, welcher leicht in den negódnik (unnützes, ſchlechtes Subjekt), oder šalbèr (Nichtsthuer, Herumſtreicher) ausartet, und bei den Čechen ſtreiten ſich, wie es im Sprüchwort heißt, „der čtverak mit dem kluk,“ um den Vorrang ihres Namens. Kluk bedeutet nämlich Flocke, Werg oder Haarzotten und bezeichnet einen leichtfertigen Buben, während čtverak mehr von einem Jungen geſagt wird, den die Luſt, Spaß zu machen und Poſſen zu treiben, leicht zu andern Bübereien führt.

Am gefürchtetſten wegen ſeines Muthwillens und der Geſchicklichkeit, ihn auszuführen, iſt jedoch die Straßenjugend Londons, welche deshalb die „ſchwarze Garde“ (black-guard) heißt, und die namentlich den Dreikönigstag (twelfth-day) und den Valentins-Tag zur Ausübung ihrer Streiche wählt.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Zur Geſchichte des Luſtſpiels.

Kleine Bücher ſind zuweilen auch gute Bücher. Es gilt von kleinen Büchern äſthetiſchen oder nicht äſthetiſchen Inhalts oft daſſelbe, was Platen-Hallermünde von kurzen Liedern ſagt:

> Ein kurzes Lied, das wirklich Leben ſprudelt,
> Das wirklich trägt an ſeiner Stirn die Weihe,
> Kommt mehr zuletzt in aller Menſchen Hände,
> Als hundert ſtarke, doch geklexte Bände.

Platen ſagt dies in einem Luſtſpiele, in der viel beſprochenen, viel angefochtenen „Verhängnißvollen Gabel,“ und weil das Wort in einem Luſtſpiel geſagt iſt, hat wahrſcheinlich eine holdgütige Gedanken-Verbindung mir das Verslein in's Gedächtniß gerufen, während ich eben von einem kurzen guten Büchlein über das Luſtſpiel reden will.

Herr Profeſſor Dr. Mähly in Baſel hat die in dieſer Muſenſtadt gehaltenen Vorleſungen über „Weſen und Geſchichte des Luſtſpiels“* kürzlich im Druck erſcheinen laſſen. Der Hauptinhalt der kleinen Schrift iſt eine kurzgefaßte Geſchichte des Luſtſpiels; der erſte Theil des Titels bezieht ſich in formeller Hinſicht blos auf die Einleitung, die vom Komiſchen überhaupt handelt. Indeſſen die Geſchichte des Luſtſpiels enthüllt auch das Weſen deſſelben, wenn man die erſtere mit Sachkenntniß darlegt. Schade nur, daß der ebenſo gelehrte als geiſtreiche Verfaſſer nicht noch etliche Bogen weiter ſich verbreitet hat, zumal ſein letzter Abſchnitt, der das deutſche Luſtſpiel beſpricht, ſehr kurz ausgefallen iſt! Warum dieſe Kürze des Schluſſes? Vergeſſen wir jedoch nicht, daß es Vorleſungen ſind, die uns vorliegen. Bei Vorleſungen geräth der Schluß deshalb oft knapper, weil die Zeit und die Geduld der Zuhörer an's Ende mahnt und der allſeitige Wunſch, das im Programm geſetzte Maß nicht zu überſchreiten, unwillkürlich den Ausgang des Vortrags beflügelt.

Herr Dr. Mähly ſcheint uns das Weſen des Komiſchen ſehr richtig erfaßt zu haben, indem er daſſelbe rein in das äſthetiſche Gebiet der in ſich vollendeten und über allen kleinlichen Unvollkommenheiten dieſer Erde ſieghaft thronenden Weltharmonie hinaufrückt. In höchſter Inſtanz finden ſich alle Widerſprüche gelöſt, die vernünftige Ordnung der Dinge ſpottet des Unſinns und der menſchlichen Thorheit; oder beſſer, ſie lacht darüber, weil ſie ihres ewigen Sieges über die endlichen Zwecke und Leidenſchaften, über all' das Elend und den bunten Flitter des Alltagslebens vollkommen ſich bewußt iſt. Der Geiſt, welcher das Treiben der Menſchen im Lichte der Komik betrachtet, blickt von ſicherer Höhe auf die Schwächen und Irrthümer der Erdenbürger herab; zu ihm hinauf dringt kein Schmerz und keine Thräne; er ſchwelgt im Elemente der Freiheit, denn er iſt ſorgenfrei und kummerfrei, er kennt kein grauſames Fatum, er gönnt dem heitern Zufall ſein neckiſches Spiel. Was kann die Seelenruhe deſſen anfechten, der da weiß, daß der eigenen Selbſtgewißheit gegenüber alles Aeußere, das an uns herantritt, nebenſächlich (accidentell), zufällig iſt? Man hat ſich über die heitere Ruhe wahrhafter Philoſophen, tief religiöſer Denker gewundert, als über einen gewiſſen Grad von Unempfindlichkeit oder gar Herzenshärte; weit gefehlt! Man ſollte ſich bei dergleichen Naturen höchſtens über den Mangel jener Eigenſchaft wundern, wofern er irgend einmal vorkommt; iſt es doch das Natürlichſte, die Eitelkeiten und Einbildungen der ſo hochwichtigen Alltagsintereſſen, der gewöhnlichen Sorgen,

---

aus Flandern nach Böhmen, Mähren und Schleſien kamen, um dort die Tuchfabrication einzuführen, und als dieſes Gewerbe in Folge der Kriegswirren gänzlich ſank, brodlos und bettelnd im Lande herumzogen, um in ihre Heimat zurückzukehren, oder den Wallonen-Regimentern, in denen auch Vlamingen dienten, und welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ſo in Böhmen hauſten, daß ſich einſt Prager Bürger zuſammenrotteten und faſt ein ganzes Regiment erſchlugen.

* Leipzig, J. J. Weber, 1862.

Digitized by Google

Leidenſchaften, Bosheiten des genus und der species Menſch einfach zu belachen! — Luther, der kerndeutſche Mann, der tiefinnerliche Reformator des traditionellen Chriſtenthums, beſaß eine vorzügliche Anlage zur Komik, gleichwie er die Berechtigung derſelben im Leben der Menſchheit rückhaltlos anerkannte. „Wenn man keine Komödien leſen und ſpielen dürfe, meint er in ſeinen Tiſchreden, ſo könne man auch die Bibel nicht leſen.“ Das klingt freilich anders, als die Heuler-Theorie der Gegenwart! Luther war gewiß ein kerndeutſcher Mann und ſein Weſen läßt uns einen erfolgreichen Schluß auf das Verhältniß der Deutſchen zur Komik wagen. Es iſt in der That der echt deutſche Geiſt philoſophiſchen Tiefſinns, welcher zugleich den echt komiſchen Geiſt verkörpert. Die Deutſchen ſind wahrlich, was man urkomiſch genannt hat. Eine bedeutſame und charakteriſtiſche Seite ihres Weſens fällt mit dem Weſen aller Komik zuſamen. Was geht über die Seelenruhe des deutſchen Denkers, des deutſchen Poeten und des deutſchen Handwerksburſchen? Iſt nicht die Narrheit von Grund aus eine deutſche Erfindung? Hat nicht ein gut deutſcher Humoriſt, der Straßburger Stadtſchreiber, Herr Dr. jur. Sebaſtian Brant, das „Narrenſchiff“ erbaut und beſchrieben zu Anderer Erbauung und Ergötzung? Weil der Deutſche ſo beſchaulich iſt, darum iſt er auch eine erbauliche Natur, die Luſt und Freude am Leben hat, ob man es ihm durch allerhand Künſtelei noch ſo ſehr vergällen mag. Der deutſche Frohſinn iſt unverwüſtlich und die Unverwüſtlichkeit iſt ein Hauptmerkzeichen der wahren Komik.

Es iſt nicht zu leugnen, daß Herr Profeſſor Mähly das komiſche Talent der Deutſchen hochſchätzt und ſich in ſeinem wohlwollenden Urtheile als ein deutſcher Schweizer bewährt. Aber wir müſſen es doch beklagen, das deutſche Luſtſpiel von ihm erſt hinten auf den letzten Platz gewieſen zu ſehen. Er rühmt die Faſtnachtsſpiele des 15. Jahrhunderts, er rühmt, wie in ſelbigen des Deutſchen „tief angelegte ſittliche Natur“ ſich offenbarte, indem ſie den geſunden Humor nicht in Frivolität und Gemeinheit umſchlagen ließ. Die Frage jedoch, ob denn der alte Komus des deutſchen Volkes durch den „vernichtenden Sturm“ des dreißigjährigen Krieges ganz ertödtet worden ſei, glaubt er ohne Weiteres bejahen zu müſſen, während ſie vom Standpunkte der hiſtoriſchen Geſammtentwickelung, unſeres Erachtens, einer genaueren Erwägung würdig ſcheint. Denn nur unter jener bittern Vorausſetzung ſchrumpft die Geſchichte des deutſchen Luſtſpiels zu einem Minimum zuſammen, das froh ſein kann, irgend eine Stelle, und wäre es blos die letzte des Buches, zu erhalten. Iſt der Faden der volksthümlichen Komödie durch den dreißigjährigen Krieg völlig abgeſchnitten worden, ſo ſind die ſpätern Erzeugniſſe deutſcher Luſtſpieldichter lediglich künſtliche Machwerke ohne innere Lebensfriſche und vollgültige Wahrheit. Unſer Autor ſagt das nicht geradezu, aber es iſt der Grundgedanke ſeines kleinen, der deutſchen Komödie gewidmeten Abſchnitts. Darum begnügt er ſich nach Hans Sachs mit einer rapiden Erwähnung des Andreas Gryphius und berührt hierauf nur noch Leſſing's „Minna von Barnhelm,“ der er ihr gebührendes Lob zollt, Gutzkow's treffliches „Urbild des Tartüffe,“ Kleiſt's „Zerbrochenen Krug,“ der nach Mähly einen etwas herben Bodenſatz hat infolge der kraß enthüllten Miſère des deutſchen Beamtenthums, Laube's „Roccoco,“ welches Stück er mit einer formſchönen, aber übelriechenden Sumpfpflanze vergleicht, ferner Freytag's „Journaliſten,“ an denen Oberſt Berg und Adelheid einen ſonderbaren Widerſpruch an ihrem ſonſt ehrenwerthen Charalter empfinden laſſen, und ſchließlich die ebenfalls an ſtarken Unwahrſcheinlichkeiten laborirenden Luſtſpiele des fruchtbaren Roderich Benedix. Et voilà tout! Hier ſind wir mit dem deutſchen Abſchnitt und mit dem Büchlein zu Ende! Es ſcheint alſo doch, daß Herr Profeſſor Mähly die komiſche Dramaturgie der Deutſchen, wegen des unglückſeligen dreißigjährigen Krieges (der wie ein Alp auf den deutſchen Schriftſtellern auch des 19. Jahrhunderts laſtet) durch eine Bauſch- und Bogenabfertigung ſchon pro portione operis für hinreichend beleuchtet anſah. Ganz folgerecht nach dem oben erwähnten Urtheil; aber iſt dieſes Urtheil nicht eben zu hart? Hieß es nicht allzu weit gehen, wenn der Verfaſſer dem Deutſchen den gemeinſamen nationalen Boden zum Aufbau eines geſunden Luſtſpiels abſpricht? Sollte der deutſche „Particularismus“ wirklich verhindern, daß ein Stück in Wien und Berlin gefällt; ſollte die ſüddeutſche Poſſe dem Norddeutſchen, die norddeutſche dem Süddeutſchen unverſtändlich ſein? Die Erfahrung lehrt das gerade Gegentheil! Die Wiener Zauberpoſſen haben zu Berlin ſtets wieherndes Gelächter erregt und die Berliner Lokalſcherze wirken, zumal nach Beckman's Ueberſiedelung zu Wien, kaum weniger kräftig. Das Verhältniß beider Großſtädte iſt in Betreff der Poſſe ſogar ein ſo inniges, daß man die Berliner Lokalpoſſe dreiſt ein Kind von Raimund's Wiener Zauberpoſſe nennen kann. Die Vermittelung hat bekanntlich der ſächſiſche Hofſchauſpieler und Luſtſpieldichter Raeder in Dresden zu Stande gebracht. Alſo iſt die Berliner Lokalpoſſe eigentlich Wieneriſch-Dresdener Urſprungs. Das wäre ſchon ein guter Gegenbeweis. Hierzu kommt aber noch, daß die komiſchen Figuren Süddeutſchlands im Norden eine bedeutende Popularität erlangt haben. Wer erinnert ſich nicht des wackern Staberle, deſſen „Reiſeabenteuer zwiſchen Frankfurt und München“ Tauſende norddeutſcher Kehlen in erſchütternde Bewegung ſetzten? Was für ein Kerl iſt dieſer Staberle? Sieht er nicht aus, wie ein vollkommener Hans-Wurſt? Oder meint Herr Prof. Mähly, daß der Lohndiener Staberle dem Kammerdiener Kaſperle nicht ähnlich, nicht vielmehr identiſch ſei? Und ob ich Hans-Wurſt oder Kaſperle ſage, bleibt ſich gleich. Die Figuren der volksthümlichen Komödie ſind nicht todt bei den Deutſchen. Herr Mähly geſteht ſelbſt, daß Gottſched den Hans-Wurſt nicht für immer habe von der Bühne verbannen können. Peter, Hans und Michel und die „wibiſchen Narren“ treiben ihr Weſen fort und fort auf der Bühne und im Leben, aus dem Einen gerathen ſie in das Andere, und das ſollte nicht bezeugen, daß ſie wahrhaft lebendig ſind? — Vollends hat aber das feinere Luſtſpiel einen breiten Boden unter den Deutſchen. Gutzkow's Luſtſpiele, wie die von Benedix ſind über alle deutſchen Bühnen gegangen; Hackländer's „Geheimer Agent,“ welchen Herr Mähly zu erwähnen vergeſſen, iſt nicht blos in Stuttgart mit Beifall gegeben worden, ſondern auch in Berlin und Königsberg; wir haben jetzt ein großes gemeinſames Bühnen-Repertoir für alle deutſchen Bühnen und es wird von gewiſſen Theaterblättern eigens auf dieſes gemeinſame Repertoir ſpeculirt. Wer mit den dramatiſchen Zuſtänden Deutſchlands nur einigermaßen vertraut, weiß ſchon ein artiges Lied hiervon zu ſingen.

Nun müſſen wir uns freilich ausbitten, daß man uns ob unſerer Inconſequenz nicht gehörig tadelt. Erſt poſaunen wir das Lob des Büchleins mit vollen Backen und dann kommen allerlei hinkende Boten hinterdrein und der Widerſpruch ſteigt wie ein ſchwellender Strom. Ich denke, das Buch wird nicht darin ertrinken. Denn nachdem Berichterſtatter als „vaterlandsliebender“ Deutſcher ſeinen Pflichten mit aller Loyalität Genüge gethan, geht er nunmehr zum ſonſtigen Inhalt des Buches über und findet in ſelbigem eine reiche Ausſaat preiswürdiger Leſefrüchte und gediegener Anſchauungsweiſen. Herr Dr. Mähly erörtert nach einander: das Luſtſpiel der Griechen, das der Römer, der Italiäner, das ſpaniſche Luſtſpiel, das der Franzoſen, der Engländer, der Dänen — unſer deutſches folgt am Ende und iſt bereits abgefunden. Ein klaſſiſch gebildeter Gelehrter verweilt mit Vorliebe beim antiken Theater, in der Griechen- und Römerwelt wurzelt ſein geiſtiger Schwung; aber das iſt ein beſonderer Vorzug der Darſtellungsart unſeres Autors, daß er die ſchönen Errungenſchaften der antiken Komödie bis in den Schoß unſerer heutigen Entwickelung rückwirken läßt. Kratinus, Ariſtophanes, Eupolis haben nicht blos für die Griechen geſchaffen; Plautus und Terenz leben auch nicht blos im italiäniſchen Luſtſpiel fort, ſondern ſind Vorbilder der modernen Komödie aller Völker. Wie bei den Italiänern die Masken der römiſchen Poſſe (der unverſchämte Schalksnarr Maccus z. B. in dem italiäniſchen Arlechino) ihr Daſein luſtig weiterfriſten, ſo liefern die Figuren und Motive des Plautus und Terenz den Brettern der modernen Bühne immer noch einen ſtarken Contingent ihres Materials. Die modernen Luſtſpieldichter haben bei den Stoffen der Alten in der That ſehr bedeutende Anleihen erhoben, was wunderbar ſcheint, wenn man die Verſchiedenheit der Bühnen-Einrichtung von Jetzt und von Damals erwägt, was jedoch buchſtäblich wahr iſt. Zwei gleiche Masken, über Einem Modell verfertigt, mußten im Alterthume auf die Idee der Zwillinge führen; ſo entſtanden höchſt naturgemäß die „Zwillinge“ (Menaechmi) des Plautus, armer Plautus! Dieſer antike Scherz wurde von den Modernen bis auf den letzten Tropfen ausgebeutet; bei den Italiänern mußte er zu Triſſino's „Simillimi,“ zu Arioſt's „Suppositi,“ zu des Kardinals Bibbiena höchſt ſchlüpfriger „Calandria“ (Ehemanns-Tölpelei“) herhalten; der Franzoſe Regnard machte ſein Intriguenſtück „Les jumeaux“ daraus, und läßt den einen Bruder, der ein ränkevoller Spitzbube iſt, auf den Namen des Andern borgen, ſpekuliren und betrügen, ein Verfahren, welches den urſprünglichen Sinn des Motivs völlig umwirft; wir Deutſchen haben den auch ſchon von Goldoni in ähnlicher Weiſe mißhandelten Stoff zu einem mathematiſch conſtruirten Verwechſelungs-Apparat ausgebildet, und durch Verdreifachung des abgematteten Witzes „die Drillinge“ glücklich herausgebracht. Hätte nicht Shakſpeare ſeine „Komödie der Irrungen“ geſchrieben, der Stoff wäre zuletzt unpopulär geworden, denn ohne Shakſpeare's „Muſter einer Zufalls-Komödie“ war er verbraucht! doch iſt der große engliſche Dichter in den meiſten Stücken, was die Erfindung betrifft, originell, oder wenigſtens modern, will die Hyperkritik ihm das Erſtere zuweilen abſprechen. Molière, den die Franzoſen dem Shak-

Digitized by Google

ſpeare gegenüberſtellen, iſt lange nicht ſo originell in der Wahl ſeiner Stoffe: „ſein fleißiges Studium des Terenz und Plautus,“ bemerkt Herr Mähly, „läßt es nicht anders erwarten.“ Die „école des maris“ hat er den „Adelphi“ des Terenz nachgeahmt; an ſeinen Jugendſtücken „l'étourdi“ und „les fourberies de Scapin“ hat der Plautiniſche „Epidicus“ tüchtige Beihülfe geleiſtet, nebenbei zu den letzteren auch der „Phormio“ des Terenz beigeſteuert; „l'avare,“ der Geizige, iſt, wie bekannt, aus des Plautus „Verborgenem Topf,“ d. h. der „Aulularia“ gefloſſen; der „Amphytryon“ des braven Molière verräth durch ſeinen Namen die Abſtammung von dem „Amphitruo“ des Plautus, einem parodirenden, mythologiſchen Luſtſpiel; ſelbſt „l'école des femmes“ ſoll, unſerm Autor gemäß, nach Plautiniſchem Stil ſchmecken; die Entdeckungsgeſchichte darin klingt ſo unwahrſcheinlich, wie ſehr viele Kataſtrophen der antiken Muſter. Wollen wir Molière deshalb zu einem bloßen Nachahmer der Alten herabdrücken? Das wäre hart und unhiſtoriſch. Der wahre Zuſammenhang der alten und der modernen Komödie beſteht nicht darin, daß die neuere Welt ſich auf das einfache Kopiren der antiken Meiſterwerke gelegt hat und alſo leicht auf ſelbſtändiges Schaffen und Schöpfen aus eigenen Ideen verzichten will; er beruht auf der Identität des Allgemein-Menſchlichen unter allen Himmelsſtrichen und bei allen Kultur-Völkern, einer Sympathie der Geiſter und Anſchauungsweiſen, welche es liebt, in ähnlichen Formen ähnliche Gedanken hervorzubringen, und den geſammten Kultur-Prozeß auf jeder Stufe und in jedem Zeitalter gewiſſermaßen wiederholt. Molière war, trotz mannigfacher Anwendung antiker Stoffe, ein urſprünglicher Geiſt, der nur aus der Vergangenheit nahm, was er zugleich aus dem Leben greifen konnte; mag er von ſeinen franzöſiſchen Landsleuten aus verzeihlichem Stolze überſchätzt ſein; angeſichts der Geſchichte wird er ſtets einen erhabenen Platz behaupten. Er verdient ihn wegen der künſtleriſchen und wegen der ſittlichen Eigenſchaften ſeiner Dramaturgie. Herr Profeſſor Mähly lobt mit beredten Worten an Molière's „Misanthrope“ die pſychologiſche Tiefe, den Adel der Empfindung, die Gediegenheit der Sprache; er verkennt nicht jene gewaltige Kraft der Auffaſſung im „Tartuffe!“ Er ſagt ſehr wahr: „Tartuffe“ iſt mehr als ein dichteriſches Werk, er iſt ein von ſittlichem Ernſt getränktes Glaubensbekenntniß, er iſt eine Waffe geworden, deren ſich ſeit ſeiner Aufführung zu Verſailles im Jahre 1664 die Völker gegen die Verwüſtungen bedient haben, welche geiſtliche Heuchelei im Innern der Familien anzurichten vermag:

Ces gens, qui par une âme à l'intérêt soumise,
Font de la dévotion métier et marchandise.

Es giebt Leute, welche ſolche Eingriffe der römiſchen Hierarchie noch im 19. Jahrhundert empfinden mußten, und mitten im Kreiſe des evangeliſchen Nordens! Ja, Molière iſt originell! Der Tartuffe, der Misanthrope, die „femmes savantes“ und ihr Seitenſtück, die „précieuses ridicules,“ der „bourgeois gentilhomme“ ſind aus dem Leben gegriffen, ſie ſind Kinder ihrer Zeit, und dennoch gehören ſie der Menſchheit an! Das iſt die Gabe des Genius, das Zeitliche und das Ewige zu vereinigen. Molière ſteht uns höher, als jene an buntfarbigen Geſtalten überreiche Komödie der Spanier: Lope de Vega, Tirſo de Molina und Calderon! Denn Molière hat das große Theater der Weltgeſchichte erſtiegen, er iſt ein Zweig an der Geiſtesentwickelung der neuern Völker und mag ihn Shakſpeare durch Fülle der Erſcheinung und Schärfe der Charakteriſtik hinter ſich laſſen, er übertrifft ihn zuweilen an Freiheit und Höhe des Gedankens. Molière hat Proben der Weite ſeines Horizonts und der Stärke ſeines Muthes gegeben, wie kaum je ein Luſtſpiel-Dichter.

Herr Prof. Mähly wird uns dieſe Abweichung nicht übel nehmen!

Es iſt ein unendlich geräumiges Feld, welches die Literatur der Komödie vor den Blicken des Forſchers aufthut, es iſt, bei rüſtigem Fleiß und gutem Humor, viel zu arbeiten auf dem Acker des neckiſchen Komus. Möchte nur, wenn's wieder einmal an's Eggen und Pflügen geht, die Geſchichte des Luſtſpiels im großen Stil eben ſo fein und gründlich gerathen, als hier, am beſchriebenen Ort, im Kleinen!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Zuſtände.*

Im finſtern Mittelalter und noch mehr während der Zeiten, als der Abſolutismus der Kirche und des Staates in Strafen gegen Ketzer mit einander wetteiferten, wurden namentlich die Opfer der Hierarchie nicht ſelten auf das Grauſamſte in Gefängniſſen gemartert und heimlich umgebracht. Eines dieſer Opfer wurde einmal in ein großes Zimmer mit mehreren Fenſtern geſperrt. Das Gefängniß ſah groß, licht und freundlich aus; aber der Gefangene fand es ſchon kleiner, als er am Morgen erwachte. Das Gefängniß war über Nacht um ein Fenſter kleiner und ärmer geworden. Unvermerkt, langſam und ſicher rückte die eine Wand der entgegengeſetzten immer näher: ein Fenſter nach dem andern verſchwand mit dem entſprechenden Raume, bis zuletzt nur ſoviel Raum wie ein Sarg und gar kein Fenſter übrig blieb. So allmählich des Lichtes, des Raumes und der Luft beraubt, wurde der Unglückliche von den beiden ſich vereinigenden Wänden erſtickt und zerquetſcht. Daſſelbe Schickſal hat Amerika. Ich habe dieſen Vergleich in einer der famoſen Korreſpondenzen des New-Yorker Manhattan im Londoner Morning Herald und Standard geleſen. Er iſt furchtbar richtig. Jeden Tag verſchwindet mehr Raum und Licht für Hoffnung. Mit jedem Tage wird Amerika von einer furchtbaren Nemeſis und durch die Folgen blinder Leidenſchaft und Verzweiflung enger eingezwängt. Die Lebensquellen, nicht blos für politiſche, ſondern auch für bloße phyſiſche Exiſtenz ſchrumpfen immer mehr zuſammen. Alle Lebensmittel ſind durchweg auf das Doppelte ſeit einem Jahre geſtiegen und werden mit Poſtmarken und allen möglichen Zetteln, Forderungen und Schuldſcheinen, ſogar mit Concert-Billets und Anweiſungen auf Stückchen Brod oder Kuchen bezahlt. Baares Geld könnte man für Geld ſehen laſſen. Die Gold-Prämie, mit 2 Procent anfangend, iſt bis auf 35 geſtiegen und wird auf 100 kommen, wenn man nicht ſchon vorher die Entdeckung macht, daß durch dieſen Regierungs-Geld-Maßſtab Alles im öffentlichen und Privatverkehr rettungslos bankerott geworden. Die Regierung empfängt und zahlt blos in Geld. Neulich hatte ein engliſches Thee-Handelshaus, Weſtray, Gibbes und Handcaſtle, 100,000 Dollars Zoll an das Zollamt von New-York zu zahlen und mußte, da kein Gold unter 40 Procent aufzutreiben war, 25,000 Dollars Prämie für Papiere zahlen, welche das Zollamt ſtatt Gold zu nehmen bereit war. Reelle, immobile Werthe, wie Häuſer und ſonſtige Grundſtücke, ſind über 50 Procent geſtiegen und ſteigen noch, da es kaum noch andere Werthe giebt. Die Staats-Papiere, die Schatzſcheine, in kurzer Zeit auf 65 und darunter geſunken, ſind vielleicht über ein Kleines ſackvollweiſe als ſchmutzige Makulatur, 50 Dollars für jede Million, zu haben, Wechſel 140 — 150 — 160 und ſo fort, vielleicht bis 200. Natürlich bezahlt mit der Zeit Jeder lieber zwei Dollars für jeden, den er etwa in einer Londoner Bank ſichern will, ſtatt alle ſeine Dollars in hieſigen Banken oder Schatzſcheinen zu verlieren. Geld und Geld verdienende Kräfte ſind millionenweiſe verwüſtet, gemordet, dem Kriegswahnſinn geopfert worden, daher ſeltener und ſeltener, und immer mehr ſteigend. Neulich wollte ein Freund von mir, der ſich eine Tonne Kohlen für mehr als den doppelten Preis ſeit vorigem Winter hatte fahren laſſen, dieſe in ſeinen Keller geſchafft haben. Der Fuhrmann konnte es nicht allein. So ging er und mein Freund auf die Jagd nach einem Menſchen mit geſunden, kräftigen Gliedern. Nach mehr als einer Stunde trieben ſie Einen auf, der zu ſchwach war. Zwei Stunden ſpäter unternahm Einer für 5 Dollars (in Poſtmarken) die Hülfleiſtung, alſo für mehr als den Preis einer ganzen Tonne Kohlen (im vorigen Winter). Die meiſte rohe Manneskraft liegt bereits in Hunderttauſenden von Leichen, in Deichen, Gräben und gigantiſchen Gräbern umher. Kein Wunder, daß die wenigen, noch gebliebenen Kräfte für ihre Arbeit ungeheuere Preiſe verlangen, wiewohl der Mann, mit ſeinen leicht verdienten 5 Dollars in Poſtmarken noch gar nicht viel Sprünge machen darf, um ſich Einen Tag Leben dafür zu erkaufen. Die Regierung iſt ſo niederträchtig, beſchmutzte und beſchädigte Exemplare ihrer Marken und Papiere gar nicht zu reſpektiren, ſo daß täglich unendliche Maſſen ſolcher Scheine ganz verloren gehen und als Makulatur weggeworfen werden müſſen. Doch ich will ſolche Details nicht weiter vermehren. Dieſe Wirthſchaft demoraliſirt und deſperirt die Menſchen leicht zu Räubern und Mördern. Wir hören oder ſehen faſt alle Tage von Raub und Mord auf offener Straße. Policemen, die irgendwie zwiſchen Brutalitäten und Verbrechen ihre Schuldigkeit thun wollen, werden viel zerſchlagen, gemordet, erſchoſſen. Im neunten Ward (einem Stadtviertel, das wie die „Five points“ allerdings zu den verworfenſten Schlupfwinkeln gehört), zerdroſch ein Irländer ſeine Frau auf öffentlicher Straße. Sie ſchrie fürchterlich um Hülfe. Ein Policeman lief herbei, riß den brutalen Kerl von ihr, ſo daß er niederſtürzte. Noch daliegend ſchoß er den Policeman ſofort todt. Dieß iſt der dritte ermordete Policeman in dieſem Ward ſeit vier Wochen. Eines Abends wollte ein anderer Policeman im achten Ward den berüchtigten Boxer Gale, wie ihm befohlen war, arretiren. Der Boxer ſtach ihn in die Augen und in's Herz. Kuhlmann, ein achtundachtzigjähriger Deutſcher, Wallſtreet neunundneunzig,

* Aus einem Briefe aus New-York, vom 6 November

Digitized by Google

ward von Soldaten todtgeſchlagen. Den folgenden Morgen marſchirten die Mörder mit als neues Kanonenfutter ab, nach dem Potomac — in die Winterquartiere, wo ſie natürlich von der M'Clellan'ſchen Politik und Kriegführung todtgemacht werden, wie eine Viertel Million Amerikaner vor ihnen. Eine Frau, Real, welche ihren Mann vorſätzlich und ganz unzweifelhaft ermordet hatte — ein ſogenannter berühmter Fall, da die Frau Geld und — Freunde hat, wurde, obgleich von dem berühmten Edwin James aus London mit demoſtheniſcher Beredtſamkeit und für ein hohes Honorar „ehrenhaft“ vertheidigt, von den Geſchwornen wegen Todtſchlags „dritter Klaſſe“ für ſchuldig befunden und zu $2\frac{1}{2}$ Jahr Gefängniß verurtheilt. Nun iſt der berühmte Edwin James mundtodt. Er wird nie wieder einen „fetten“ Criminalfall bekommen. Er verſteht keine amerikaniſche Gerichts-Praxis. Jeder echt amerikaniſche Vertheidiger hätte die Mörderin als Tugendheldin losgemacht und den Geſchwornen Pfirſiche mit einigen Geldſtücken darin (ein Drittel ſeines Honorars) geſchickt. So machen's amerikaniſche Vertheidiger und beweiſen jedesmal ohne beſondere Beredtſamkeit die völlige Unſchuld ihrer gut bezahlenden Angeklagten.

Von Rechts- und Schamgefühl iſt längſt keine Rede mehr. Dies zeigte ſich allerdings ſchon immer bei allen Wahlen, die von Rowdies und „Shoulder hitters“ beherrſcht werden, beſonders aber während der letzten Staats-Gouverneurs- und Kongreß-Wahlen. Ich will die Scenen vor den Poll-Buden nicht ſchildern. Aber die Reſultate! Denken Sie, daß nicht weniger als fünf „Unions“-Staaten: Pennſylvanien, Ohio, Illinois, Indiana und Jowa, ſowohl für den Kongreß, als für ihre eigene Obrigkeit größtentheils Demokraten, d. h. Männer des Südens, Männer für den Rebellen-Präſidenten Davis, gegen den „Unions“-Präſidenten Lincoln, gewählt haben. Die Armee Lincoln's iſt in den Händen der demokratiſchen Süd- und Sklavenhalter-Partei. Die drei großen Generale Lincoln's, M'Clellan, Halleck und Buell, ſind alle echte Demokraten, „Weſt-Pointer,“ Daviſianer. Morgen wählt der größte Unionsſtaat, New-York. Alle Anzeichen ſprechen für den Kandidaten Seymour, den Feind Lincoln's, den Freund des Jeff. Davis. Wie der Gouverneur von New-York, fallen die weſtlichen Staaten vielleicht über ein Kleines von der Union ab und bilden einen weſtlichen Staatenbund für ſich. Dann kann es leicht zu vier verſchiedenen und feindlichen Staatengruppen kommen, den ſüdlichen mit Sklaven, den weſtlichen, den Mittel- und den öſtlichen Republiken. Dies wird eine Herrſchaft der Anarchie, bis die Weſtſtaaten ſich mit den ſüdlichen vereinen. New-York und die Mittelſtaaten müſſen dann um Aufnahme in die ſüdliche Union bitten oder im Ruin aller Art umkommen. Die ſechs Neu-England-Staaten bleiben dann eine Beute ihres eigenen Schickſals oder eines Protectors von Außen.

Doch ich will nicht prophezeien. Wenn Davis Waſhington erobert — eine um ſo größere Wahrſcheinlichkeit, als ihn M'Clellan und Halleck wenigſtens durch ihre üblichen Unterlaſſungsſünden darin fortwährend ſchon unterſtützt haben, kommt's vielleicht von vorn herein ganz anders und Davis wird Präſident der den Sklavenſtaaten unterworfenen Union und Nachfolger Lincoln's.

M'Clellan iſt dem Präſidenten perſönlich feindſelig, er ein Weſt-Point-Ariſtokrat, letzterer ein ehemaliger gemeiner Holzhacker. M'Clellan iſt als General der Unions-Armee zugleich Chef der demokratiſchen, ſüdſtaatlichen Partei. Man vergeſſe dies nicht, ſo unſinnig es auch im Auslande klingen mag.

Wir Million New-Yorker ſtehen auf dem Krater eines Vulkans. Er kann jeden Tag losbrechen. Es giebt kein Geſetz, keinen Halt, kein Geld, keine Ausſicht mehr. Jeder iſt troſtlos, in Verzweiflung. Wer noch etwas hat, hält ſich im Hintergrunde und ſein Geld in London. Aber die Tauſende, die zu ſchwach oder zu ſchlau waren, ſich als Futter für die M'Clellan'ſche Menſchenopferung fangen zu laſſen, die Hunderttauſende von Bummlern, Rowdies und Loafers, jungen Taugenichtſen und müßigen Arbeitern, die grobſchrötigen Kerle am Hafen, die früher froh waren, für Einen Dollar pro Tag zu arbeiten und jetzt „strike“ gemacht haben, weil ihnen 2 Dollars nicht genug waren (daſſelbe thaten die Leder- und andere Arbeiter) alle dieſe nicht mehr zu bändigenden und erbitterten Maſſen haben und bieten keinen Tag mehr Sicherheit für den öffentlichen Frieden, ſchon der Lebensmittel wegen. Früher kaufte man ein Pfund Fleiſch für 6 Cents, jetzt koſtet's 15—20. Butter iſt von 18 auf 32 geſtiegen, bisher immer ſteigend. Ebenſo faſt alle Lebensmittel. Dies geht immer weiter. Was die Leute als Geld anzunehmen gezwungen ſind, allerhand Papierlappen und Schnitzchen, wird immer werthloſer, d. h. Alles, was dafür zu haben iſt, immer theurer. Solche kleine, alle Tage, in jedem Augenblicke in jeder Wirthſchaft drückende Qualen und Erbitterungen ſind viel ärger und demoraliſirender, als die großen Leiden des Krieges, die ſich über weite, ferne Strecken zerſtreuen und durch Lügen und Beſchönigungen nicht ſelten als patriotiſche Speiſe, ſtatt der wirklichen, zurecht gemacht werden. Dies hat oft und lange geholfen. Aber mit der Zeit iſt's immer allgemeiner bekannt geworden, daß die Sieges-Bulletins und poetiſchen Schilderungen von gewonnenen Schlachten ohne Ausnahme übertrieben, in den meiſten Fällen geradezu erlogen waren. Ich mag nicht hinſehen, wenn einmal über dieſe Falſchmünzerei, die über eine Viertel-Million Menſchen und über tauſend Millionen Dollars koſtete, General-Rechnung gehalten wird.

Manche, die es vor Verzweiflung und Erbitterung nicht mehr aushalten können, klammern ſich an eine Hoffnung, die unter 10,000 neuen Gerüchten jede Woche einigen Cours bekommen hat, an die Hoffnung, daß — Napoleon Frieden ſtiften werde. Sie ſagen, Napoleon werde in ſeinen Friedensrichter-Beſtrebungen von Rußland unterſtützt, und auch Englands Beihülfe ſei eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache. Wenn nur Jemand wüßte, wie dieſes Labyrinth von brutaliſirten Intereſſen zu einem Verbrüderungsfeſte vereint werden könnte? Dennoch iſt's möglich, da das Intereſſe an Beendigung dieſes fabelhafteſten und ungeheuerlichſten aller Kriege leicht alle andern überwiegen kann. Der Friede könnte ſich dann freilich nur auf den Sieg des Südens begründen, da die Südſtaaten ſich niemals lebendig unter eine Schulden- und Beſteuerungslaſt fügen werden, die nur in ihren langſamen, aber unfehlbaren Ruin auslaufen würde. Auch können ſie ſich auf ihre Generale und Soldaten, dazu auf die Commandeurs und die Offiziere der Lincoln'ſchen Armee verlaſſen. Deshalb gehört es unter die gar nicht unwahrſcheinlichen Möglichkeiten, daß die Heroen beider Armeen einmal den Frieden dictiren. Sie ſind eng verbrüdert durch den Geiſt von „Weſt-Point,“ ſie ſind demokratiſch, ſüdſtaatlich von einem Ende bis zum andern.

Selbſt der große General von Bull's Run, Scott, war mitten in der Schlacht, die in dem ungeheuerſten Ausreißen ſeiner Armee beſtand, brüderlich geſinnt gegen die ſchweſterlichen Südſtaaten. Haben Sie von ſeinem vor mehr als einem Jahre geſchriebenen, unlängſt veröffentlichten Briefe gehört? Hier war er einige Tage das eigentliche Ereigniß. Die Hauptſtelle darin: „Wayward sisters of the South, depart in peace“ (Eigenſinnige Schweſtern im Süden, ſcheidet in Frieden!) iſt nach meiner Anſicht ein ſehr vernünftiger Wunſch, aber den General der feindlichen Armee in der Schlacht für den Zweck, die Schweſtern nicht in Frieden ſcheiden zu laſſen, brandmarkt es auf ewig. Freilich hat man zugleich wenig Sinn und Verſtand für die Beurtheilung von Männern und Maßregeln. M'Clellan erklärte einſt an der Spitze der Armee Jeden für einen Verräther, der die Sklaven in ihrer Befreiung unterſtützen würde. Derſelbe M'Clellan iſt jetzt in die Winterquartiere der Lincoln'ſchen Armee gezogen, um vom 1. Januar an die Lincoln'ſche Proclamation, welche alle Sklaven für frei erklärt, zu verwirklichen. Etwas Tollhäusleriſcheres iſt in der ganzen Weltgeſchichte nicht zu finden.

So weit ſchrieb ich vorgeſtern am 6. November, während die ganze Stadt in Vorbereitungen zu den Wahlen auf den Beinen war. Ich kann Ihnen nicht mehr ſchildern, wie's geſtern an den Poll- oder Wahlbuden herging, da ich mich ebenſo wenig, wie Tauſende anderer Wähler, der Gefahr ausſetzen wollte, von den shoulder-hitters einer entgegengeſetzten Partei über einen Zaun geworfen oder ſonſt wie beſeitigt oder unter die Füße anderer Leute gebracht zu werden. Auch kann ich beim beſten Willen weder für, noch gegen Lincoln, d. h. für den Süden ſtimmen. Aber die Hauptſtadt des größten Unionsſtaates, New-York, hat geſtern mit mehr als 30,000 Stimmen Majorität für Horatio Seymour geſtimmt. Seymour, der Freund von Jefferſon Davis, der Freund von M'Clellan und Halleck von „Weſt-Point“ her, wird Gouverneur des größten nordamerikaniſchen Staates ſein. Für den Kongreß wurden in demſelben Staate 19 Demokraten, d. h. Freunde der ſüdlichen Sklavenſtaaten, zu 12 Republikanern oder Lincolnianern gewählt. Auch im Staate New-Jerſey iſt eine demokratiſche Majorität.

Lincoln, in den Staaten New-York, Pennſylvanien, New-Jerſey, Ohio, Illinois, Indiana und Jowa vor zwei Jahren mit 24—30 Procent Majorität gewählt, iſt jetzt mit 24—30 Minorität zu Gunſten der Südſtaaten in ſeinen beſten Staaten verurtheilt. Das iſt ſchon Nemeſis, Anfang des Weltgerichts der Geſchichte. Seine Hauptſtaaten — wenn ſie ſich nun von ihm losſagen, von ſeinem Kriege, um eine Union für ſich zu bilden? Bürgerkrieg vielleicht! zwiſchen den Demokraten und Republikanern mitten in Broadway? — ſo wahrſcheinlich wird hier nächſtens etwas Weltgeſchichte gemacht, und zwar mit der Moral: „Der Uebel größtes iſt die Schuld.“

Digitized by Google

Zur Charakteriſtik des Krieges in Amerika.

Nach einer Darſtellung aus franzöſiſcher Feder.

II.

Die Armee des Südens und die Folgen des Krieges.

Im Süden dagegen bot die Organiſation der Streitkräfte weit weniger Schwierigkeiten dar. Die revolutionaire Regierung hatte unter den Händen von Jefferſon Davis raſch die Form einer dictatoriſchen Herrſchaft angenommen. Unterſtützt durch eine Oligarchie von 300,000 Sklavenbeſitzern, von denen er erwählt worden war und deren glühende Leidenſchaft er perſonificirte, hatte er ſich mit raſtloſem Eifer an's Werk gemacht, eine Armee zu ſchaffen, fähig, den furchtbaren Rüſtungen der Bundesregierung die Spitze zu bieten. Ein Zögling der Kriegsſchule von Weſt-Point, dann General der Freiwilligen in Mexiko, ſpäter Kriegs-Miniſter der Union, vereinte er alle Bedingungen in ſich, um ſeine Aufgabe würdig zu löſen. Selbſt begabt mit ſeltenen Fähigkeiten, ward er unterſtützt durch die Elite des alten Generalſtabs der Union, durch den militairiſchen Geiſt des Südens und endlich durch das Zuſtrömen aller Abenteurer und Flibuſtier, die der Süden ſtets unterhielt, um ſich vor Sklaven-Empörungen zu ſichern. Die Offiziere waren direkt vom Präſidenten erwählt und ernannt und wurden zu den verſchiedenen Regimentern geſchickt, um dort das Kommando zu führen. Keine Kameradſchaft beſtand zwiſchen ihnen und den Soldaten. Letzteren waren ſie unbekannt, genoſſen ſchon dadurch ein gewiſſes Anſehen und hatten im Privatleben keine Beziehung zu ihnen, geſchweige daß ſie in irgend einer Art von Abhängigkeit von ihnen ſich befanden. Kurz, die Offiziere gehörten zu jener Klaſſe von Sklavenhaltern, die, von der Arbeit ihrer Unterthanen lebend und zu herrſchen gewohnt, im Beſitze von weiten Länderſtrecken und ſchwarzen Leibeigenen, die ſie von den Vätern ererbt, ein ariſtokratiſches Gepräge haben. Bei ihnen hatte man für die Disciplin und den Geiſt der Subordination nichts zu fürchten. Zahlreiche Erſchießungen verſchafften ihnen Reſpekt, und am Tage der Schlacht ſchritten ſie ihren Soldaten muthig voran, die ihnen ebenſo muthig folgten.

Ferner erkannte Davis bald, daß das Freiwilligen-Syſtem nicht im Stande ſein würde, ihm brauchbare und hinreichende Mannſchaften zu liefern, um dem brudermörderiſchen Kampfe, in welchen er ſein Land hineingezogen, gewachſen zu ſein. Er gerieth daher ſogleich auf die Conſkription und zwangsweiſe Rekrutirung. Daher beſteht dort kein Kontraktverhältniß zwiſchen dem Soldaten und ſeinem Oberſten oder dem Staate, das immer die Möglichkeit einer Aufhebung involvirt und keine abſolute Verpflichtung auferlegt, ſondern das Geſetz, die Autorität und Machtvollkommenheit der Regierung legte Beſchlag auf alle kräftigen Leute und zwang ſie, unter die Fahnen zu treten, um, wie es hieß, das Land zu vertheidigen. Kein Widerſpruch, keine Gegenbedingung, kein Einwand und Zögern war möglich. Gefeſſelt durch das Band der Pflicht, wurde der Soldat zugleich unterwürfiger und geneigter zur Selbſtverleugnung.

In der Lage des Südens waren dieſe Maßregeln vortrefflich, und ohne Zweifel haben ſie zu den großen Fortſchritten ihrer Armee im Anfang des Krieges weſentlich beigetragen. Jedoch verdient Lincoln keinen Vorwurf deshalb, weil er nicht zu ſo gewaltſamen Mitteln ſeine Zuflucht genommen. Anführer von Inſurgenten laſſen ſich durch keine Bedenklichkeit zurückſchrecken, wenn es ſich darum handelt, ihren ehrgeizigen Wünſchen den Triumph zu ſichern und beſonders den Folgen, die eine Niederlage für ſie herbeiführen würde, zu entgehen. Lincoln aber und ſeine Rathgeber waren die legitimen Repräſentanten der Nation und wollten nicht ohne unbedingte Nothwendigkeit die Garantieen antaſten, die bis dahin das amerikaniſche Volk zu dem glücklichſten und zugleich zu dem freieſten Volke der Erde gemacht hatten.

Wir müſſen es uns verſagen, auf die anziehende und lebendige Schilderung des Feldzuges ſelbſt mit allen ſeinen wechſelvollen Ereigniſſen einzugehen, und bemerken nur, daß der Verf. dem General Mac Clellan, auf den in Amerika bei der heftig erregten Stimmung der Urtheilenden ſo viel Vorwürfe gehäuft werden, die entſchiedenſte Anerkennung und aufrichtigſte Verehrung zollt und die ungünſtigen Erfolge den unendlichen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, und vor Allem den unbegreiflichen Anordnungen der Regierung in Waſhington Schuld giebt, die ihm die Ausführung ſeiner reiflich erwogenen Pläne unmöglich machte, ſeine Heeresmacht, ſtatt ihre Lücken durch Verſtärkungen zu ergänzen, ſchwächte, Truppen und tüchtige Offiziere ihm ohne weiteres entzog und anderswohin dirigirte.

Ferner hebt er an den Männern des Nordens, wo ſie als Maſſe wirken ſollen, einen Charakterzug hervor, der auf die Energie der Unternehmungen und die Raſchheit der Ausführungen auf das verhängnißvollſte einwirkt. Dies iſt nämlich eine gewiſſe Langſamkeit des Entſchließens und Handelns, die ſo ſehr im Widerſpruche ſteht mit jener Lebhaftigkeit, Entſchloſſenheit und Kühnheit, die wir an den einzelnen Individuen in Amerika zu ſehen gewohnt ſind. Iſt es der Mißbrauch, den das Individuum mit dem Antragsrechte und der Freiheit der Selbſtbeſtimmung treibt, der die Energie der Maſſe hemmt, oder die Gewohnheit, ſich nur auf ſich ſelbſt zu verlaſſen und nur für ſich zu handeln, die ein Zaudern zur Folge hat, aus Mißtrauen auf die Mitwirkung der Uebrigen? Oder fällt das Kommandiren ſo ſchwer, weil man nie das Gehorchen gelernt hat? Ohne Zweifel liegt von All' dieſem etwas zu Grunde, verbunden mit manchem Anderen, das erſt einer längeren Beobachtung ſich erſchließt und beiträgt zu dieſem ebenſo merkwürdigen, wie unbeſtreitbaren Reſultate. Freilich wird dieſe Langſamkeit, die übrigens noch ein Erbtheil des angelſächſiſchen Stammes zu ſein ſcheint, aufgewogen durch eine Zähigkeit und Beharrlichkeit, die durch keinen widrigen Erfolg ſich abſchrecken läßt.

Ein andrer nicht weniger merkwürdiger Umſtand, der ſich gleich vom erſten Tage an in übler Weiſe fühlbar machte, war der vollſtändige Mangel an Auskunft über die Beſchaffenheit des Terrains und die Stellung des Feindes, die totale Unkenntniß ſeiner Bewegungen und die Stärke ſeiner Truppen. Die wenigen Bewohner, die man antraf, waren ſämmtlich feindlich geſinnt und verhielten ſich ſtumm, während die Ueberläufer dagegen und Neger gewöhnlich viel mehr ausſagten, als ſie wußten, um ſich Gunſt zu erwerben; doch bei dem völligen Mangel an brauchbaren Karten war es unmöglich, ihre Ausſagen zu prüfen und die häufigen Widerſprüche derſelben zu entwirren. So ſtand z. B. die Potomac-Armee acht Lieues von York-Town, und man wußte durchaus nicht, welche Werke der Feind errichtet hatte, noch wie ſtark die Streitkräfte im Platze waren. Der Fall war um ſo wunderbarer, als in dem nahen Fort Monroe, das von der Union behauptet wurde, fortwährend eine ſtarke Garniſon gelegen hatte, die ſich doch darüber hätte orientiren müſſen. Aber merkwürdiger Weiſe hatte man in Waſhington gerade dieſe Feſtung, welche die Baſis für die Operationen der Armee geworden war, mit ihrer Beſatzung ausdrücklich der Machtvollkommenheit des Generals Mac Clellan entzogen, wiewohl er im Range über dem Kommandanten derſelben ſtand. Mißhelligkeiten, die daraus entſprangen, waren natürlich nicht geeignet, vertrauliche Mittheilungen und Austauſch der Anſichten zu veranlaſſen.

Auch giebt es in der Unions-Armee keinen Generalſtab. „Ein jeder für ſich!" heißt es in Amerika, und dieſes Syſtem wird von den Offizieren, wie von den Soldaten eines jeden Corps, und ebenſo auch von den verſchiedenen Corps unter einander angewandt. Die General-Adjutanten überbringen die Befehle, aber ohne im mindeſten die Ausführung derſelben zu überwachen; und wollten ſie irgendwie Vorſchläge machen oder thätig eingreifen, würde man auf ſie nicht hören. Die Einrichtung der ambulanten Telegraphen iſt zwar vortrefflich, ſobald die Armee Halt gemacht hat und jene in Thätigkeit treten können; aber ſowie der Aufbruch erfolgt, ſo exiſtirt wenig oder gar keine Communication zwiſchen den verſchiedenen Corps.

Doch wollen wir ein Lob nicht übergehen, das der Verfaſſer der nördlichen Armee ertheilt. Denn noch nie hat nach ſeiner Meinung irgend eine Armee größere Achtung vor der Perſon und dem Eigenthum der Einwohner in Feindes Land gezeigt. „Während der ganzen Zeit," ſagt er, „daß ich der Potomac-Armee gefolgt bin, war das einzige Beiſpiel von Unordnung der Art, von dem ich gehört, die Plünderung eines mit dem feinſten virginiſchen Tabak angefüllten Speichers, den man über einem leeren Wagenſchuppen entdeckt hatte." Und das Verdienſt iſt um ſo höher anzuſchlagen, da man bedenken muß, daß ſämmtliche Lebensmittel der ganzen Armee ſtets aus dem Norden zu Waſſer und zu Lande bezogen werden mußten, da die Einwohner Virginiens ſich hartnäckig weigerten, für baare Bezahlung Lebensmittel zu verkaufen.

Charakteriſtiſch iſt, was der Verfaſſer nach der Einnahme von Williamsburg erzählt. Der erſte Gedanke Mac Clellan's war, der ungeheuren Menge von Leidenden zu Hülfe zu kommen. Zu dem Zwecke ſendete er einen Parlamentair an die Arrièregarde der ſich zurückziehenden Conföderirten mit der Aufforderung, Chirurgen in die Stadt zu ſchicken, um für ihre Verwundeten Sorge zu tragen, wobei er ihnen vollſtändige Freiheit und Sicherheit garantirte. Dieſes Anerbieten wurde auch ſofort vom Feinde angenommen. Hierauf ließ der General auf allen Straßen Schildwachen aufſtellen, um die Aufrechthaltung der ſtrengſten Ordnung und Mannszucht zu überwachen, was bei der Haltung der Armee in dieſem Punkte eine überflüſſige Vorſicht war. Die Soldaten mußten

Digitized by Google

längere Zeit ohne Lebensmittel bleiben, weil die Zufuhr noch nicht angelangt war und die Einwohner nichts verkaufen wollten. Doch ertrugen ſie dies mit ſchweigender Reſignation. Als während deſſen die erſten Augenblicke der Furcht bei den Einwohnern vorüber waren und man ſich ſicher wußte, ſah man die Damen für ihre Verwundeten Erfriſchungen bringen, aber nur für die ihrigen, denn für die Föderirten hatten ſie keine. Wenn ſie nun, von ihren Negern mit großen Körben voll Nahrungsmittel gefolgt, auf dem Trottoir einem Soldaten der Union begegneten, ſo rafften ſie, mit Oſtentation, die Falten ihrer Kleider feſt an ſich, als wenn ſie befürchteten, ſich durch die Berührung eines unreinen Thieres zu beſudeln. Die Sieger begnügten ſich, über ſolchen Trotz und Eigenſinn unerzogener Kinder zu lachen. Andre würden an ihrer Stelle vielleicht weniger geduldig geweſen ſein.

In der Schlußbetrachtung endlich theilt der Verfaſſer ſeine Gedanken über die Zukunft mit. „Müßig und lächerlich," ſagt er, „wäre es, heutigen Tages vorherſagen zu wollen, was ſchließlich das Loos der Kämpfenden ſein werde, welche von beiden Parteien die größte Zähigkeit beweiſen, welche, ſozuſagen, den längſten Athem behalten werde. Doch Eins iſt ſicher: die verfehlte Campagne Mac Clellan's gegen Richmond, die eine raſche Entſcheidung durch einen Hauptſchlag bewirken ſollte, wird noch viel Blutvergießen zur Folge haben, indem ſie einen Kampf verlängert, deſſen unheilvolle Wirkung ſich nicht mehr blos in Amerika fühlbar macht und die wünſchenswertheſte Löſung der gegenwärtigen Kriſis, die Rückkehr zur *alten Union*, vertagt. Denn wenn der Norden unterliegt, und das Recht der Minoritäten, durch Gewalt der Waffen ſich den Entſcheidungen der allgemeinen Abſtimmung zu widerſetzen, ſiegreich zur Geltung gebracht iſt, dann würden wohl für die Wiederherſtellung der Union nicht wenig Ausſichten vorhanden ſein, aber die *alte* Union würde es nicht wieder werden, da die neue nur auf Grund der Etablirung der Sklaverei zu Stande kommen würde.

Sollte die Verbindung zwiſchen Norden und Süden definitiv gelöſt werden, ſo würde daſſelbe ſehr ſchnell auch zwiſchen den verſchiedenen Staaten des nördlichen Bundes erfolgen. Denn ein jeder von ihnen würde nur ſein beſonderes Intereſſe im Auge behalten, während die Conföderation des Südens durch das mächtige Band der Sklaverei ſich immer mehr konſolidiren würde. Letztere würde dadurch an Macht zunehmen und jene Anziehungskraft ausüben, die ſtets mit dem Erfolge und der Macht verbunden iſt. Siegreich würde ſie ihre Hand nicht nur nach den Staaten ausſtrecken, die heute ihr ſtreitig gemacht werden, Miſſouri, Kentucky und Virginien, ſondern ſelbſt nach Maryland. Baltimore würde der Stapelplatz für alle fremden Waaren werden. Engliſches Eiſen würde dadurch faſt bis in das Herz Pennſylvaniens eindringen. Wer kann ſagen, ob dieſer Staat, deſſen Bevölkerung vielleicht nicht weniger Abneigung gegen einen freien Neger, als gegen einen leibeigenen Neger hat, ſich nicht entſchließen würde, ſeinen Frieden mit der mächtigen Conföderation zu machen, die ſich beeilen würde, ihm ſeinen Schutz zuzuſagen? Denn die ſüdlichen Staaten ſind für den Freihandel nur nach dem augenblicklichen Bedürfniß ihrer Lage. Einmal die Herren geworden, würden ſie vor Allem wieder Amerikaner werden. New-York würde dem Beiſpiele Pennſylvaniens folgen. Denn der Handel iſt nicht die Sache der Südlichen; ſie brauchen Jemanden, ihre Handelsangelegenheiten zu beſorgen. Dieſelbe Bewegung würde aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die weſtlichen Staaten fortreißen, deren Handelswege ſämmtlich in den Händen der Conföderirten ſein würden. Nur allein die Staaten Neu-Englands, wo die puritaniſchen Anſichten ihre ganze Macht bewahrt haben und der Haß gegen die Sklaverei aufrichtig iſt, würden in einer iſolirten Stellung verharren, lebend von den Erzeugniſſen ihres Ackerbaues und den Erwerbsquellen, die der unternehmende Geiſt ihrer zahlreichen maritimen Bevölkerung ſich zu verſchaffen wiſſen würde.

Mit Ausnahme dieſer ſechs kleinen Staaten alſo und wahrſcheinlich auch Kaliforniens, das übrigens, von der Welt getrennt, ſeine ganz beſonderen Intereſſen hat, würde ſich die Union wieder erneuern; jedoch die Ideen des Südens würden darin das Uebergewicht haben. Die Anpreiſung und Ausbreitung der Sklaverei würde die allgemeine Deviſe ſein. Auf die Waffen geſtützt, würde die Conföderation vor Allem eine Militairmacht bleiben. Die Ariſtokratie der Sklavenbeſitzer würde, nachdem ſie ſich ihre Sporen errungen und den Wonnetaumel des Sieges gekoſtet, fortan keinen Zügel mehr dulden. Konſervativ im Innern, aber aggreſſiv nach Außen, würde ſie nicht mehr wie ehemals durch das Handelsintereſſe, durch geſunden Sinn und etwas von dem britanniſchen Geiſte der Kaufleute des Nordens ſich in Schranken halten laſſen. Durch den neuen Aufſchwung, den die Wiederherſtellung des Friedens den dortigen Verhältniſſen geben würde, und den daraus entſpringenden Wohlſtand würde die Conföderation eine furchtbare Macht werden und diejenigen, welche vor Allem die Erhaltung einer Großmacht in Nord-Amerika wünſchen, würden ihr ihre Sympathieen ertheilen können, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie auch Ausſicht auf Dauer habe.

Aber darin liegt die Schwierigkeit. Man kann große Dinge ausrichten mit Hülfe der Sklaven: in kurzer Zeit einen fabelhaften Reichthum erlangen, wie ehemals in St. Domingo; während die Schwarzen das Land bebauen, die ganze freie Bevölkerung unter die Fahnen ſtellen und mit ihr ſiegreich einen ungleichen Kampf beſtehen, wie wir es jetzt in Virginien ſehen. Aber das ſind vorübergehende Anſtrengungen; denn mit der Länge der Zeit entnervt, ruinirt und demoraliſirt die Sklaverei Alle, die ſich auf ſie ſtützen. Vergleichen wir das Schickſal der beiden großen Nachbarſtädte Louisville und Cincinnati! Was iſt aus dem erſteren, trotz ſeiner ungeheuren natürlichen Vortheile, unter dem entnervenden Einfluſſe der Sklaverei geworden, im Vergleich zu dem unerhörten Aufſchwung, den die Nebenbuhlerin der Freiheit verdankt? Das Loos einer ſklavenhaltenden Union würde das von Louisville ſein; die alte Union dagegen mit ihrem langſamen, vorſichtigen, aber ſicheren Fortſchreiten zu einer allmählichen Emancipation würde ihr Ebenbild in Cincinnati haben. Die alte Union war ein Volk von Kaufleuten, die Europa mit Rohprodukten verſorgten, die ihm unentbehrlich ſind. Sie war der ganzen Welt nützlich und im Grunde, wie es auch immer ſcheinen mag, Niemandem feindlich. Die neue Union würde vor Allem militairiſch und eroberungsſüchtig ſein was dem Einen freilich nützen, aber ebenſo ſehr auch dem Andern ſchaden könnte. Jene war liberal und friedlich, dieſe würde nicht den Geiſt des Fortſchrittes theilen und kein anderes Mittel der Ausgleichung beſitzen, als das des Krieges und der Eroberung. Dies würden die Reſultate ſein, die ein Triumph des Südens herbeiführen würde.

Sollte ſich dagegen der Streit noch verlängern, und die Löſung der großen Frage noch lange auf ſich warten laſſen, dann könnten noch Uebel anderer Art daraus hervorgehen. Von Leidenſchaft hingeriſſen und durch die Nothwendigkeit getrieben, könnte die Bundesregierung die unmittelbare Abſchaffung der Sklaverei dekretiren und ſogar zu der Anwendung eines furchtbaren Kriegsmittels ſchreiten, nämlich die Sklaven gegen ihre Herren bewaffnen. Aber dieſe gewaltſame und barbariſche Maßregel würde denen, die ſie ergreifen, keinen Nutzen gewähren; denn ſie würde mitten im Schoße der nördlichen Staaten offenen Zwieſpalt erzeugen und ſo den Feinden weit mehr nützen, als ſchaden.

Klar iſt es, daß bei ſolchen Ausſichten die Freunde der Freiheit und der Größe Amerika's für ihre Wünſche nichts zu hoffen haben. Nachdem die Küſten des Südens vollſtändig blockirt waren, und der Miſſiſſippi in die Hände der Bundesregierung gekommen, hätte man der Potomac-Armee gegen Richmond den Sieg gewünſcht, weil derſelbe eine Annäherung auf der Baſis der alten Union erleichtert hätte. Jetzt ſcheint eine ſolche Möglichkeit in weiter Ferne zu liegen. Damit darf man jedoch die Sache des Nordens noch nicht für verloren halten; denn verglichen mit den Hülfsquellen des Südens, ſind die des Nordens noch lange nicht erſchöpft. Und wer kann ermeſſen, was in der Zeit der Gefahr die Energie eines freien Volkes vermag, das für Recht und Menſchlichkeit kämpft? H.

England.

Das Eiſenbahnweſen auf der Ausſtellung von 1862.

Die Welt-Ausſtellung von 1862 iſt zwar geſchloſſen, und wir haben bereits einen ſummariſchen Schlußbericht darüber geliefert; das nachfolgende, ein ſpezielles Fach im Auge habende, nachträgliche Referat wird jedoch gewiß gern noch geleſen werden. Die erhabenen, ſittlichen Ideen, die an die Ausſtellung von 1851 geknüpft wurden, ſind allerdings im Jahre 1862 ſehr herabgeſtimmt. Um ſo heller tritt jedoch in der Geſchichte der Ausſtellungen mehr und mehr das Moment als das eigentlich belebende und fördernde zu Tage, an welches ſich anfangs weit geringere Erwartungen anſchloſſen. Nutzen, unmittelbarer praktiſcher Nutzen für die Induſtrie ſelbſt, war keineswegs ein Hauptgeſichtspunkt, oder eine hauptſächliche Hoffnung der Männer geweſen, die den Gedanken der Welt-Ausſtellung zuerſt in's Leben riefen. Weit über ſein beſcheidenes Gebiet hinaus hatten ſie die Früchte ihrer Thätigkeit erſtrebt und erhofft. Jetzt geht es ihren Nachfolgern nicht anders, als den Schatzgräbern in der Fabel: Zwar iſt der Schatz noch nicht gefunden, aber der viel durchgrabene Weinberg trägt doppelte Frucht. Dies iſt eine tiefe Lehre für die Erſinner und Verwalter weltumfaſſender reformatoriſcher Ideen.

Digitized by Google

In der Literatur der Ausſtellung von 1862 iſt dieſe Lehre lange nicht immer begriffen worden. Ganz von denen zu ſchweigen, die ihre Aufgabe nur in der pikanten Gegenüberſtellung der kontraſtirenden Eindrücke und ſubjektiven Empfindungen ſuchen, welche der ungeheure Bazar als Schauſpiel erregt, wiegt in einer kaum minder großen Zahl von Berichten, oft der berufenſten und angeſehenſten Verfaſſer, der ethnographiſche Gedanke noch immer am meiſten vor. So geiſtreich nun der Bildungsſtand des einzelnen Volks aus ſeinem Beitrage zur Ausſtellung herausgeleſen und mit dem aller übrigen in kulturwiſſenſchaftliche Beziehungen geſetzt werden mag, ſo nahe liegt doch bei einem ſolchen Vorhaben die Gefahr der Einſeitigkeit, der Verirrung, ja der Täuſchung. Die materielle Grundlage iſt weder vollſtändig, noch ſicher genug, um die Gebäude ſolcher ſyſtematiſirenden Conſtructionen zu tragen, und es fehlt nicht an kläglichen Einſtürzen. Für die wenigſten Berichterſtatter hingegen iſt die wirkliche, anhaltende und gründliche Bearbeitung dieſer Grundlage ſelbſt, die Würdigung der aufgeſpeicherten Induſtrie-Schätze nach ihrem Nutzen für die Induſtrie ſelbſt, eine hinlänglich verlockende Aufgabe geweſen. Selbſt wenn hier und da die Hand an's Werk gelegt worden iſt, die Reſultate der Ausſtellung in dieſer ihrer hauptſächlichſten Bedeutung dem großen, nicht blos techniſch intereſſirten Publikum (denn auf die eingehenderen Arbeiten der Fach-Zeitſchriften erſtrecken ſich die vorſtehenden Bemerkungen nicht) zugänglich zu machen, ſo wurde man doch gewöhnlich bald des trockenen Tones ſatt und kehrte zu den blendenden Streiflichtern der feuilletoniſtiſchen Farbengebung zurück. Selbſt Spezialbilder, welche über die Fortſchritte und Ausſichten eines einzelnen Induſtriezweiges einen klaren Ueberblick gewähren könnten, ſind nur ſeltene Erſcheinungen geblieben. Unter dieſen wenigen iſt an Ueberſichtlichkeit und Schärfe ſehr erfreulich hervorragend die Darſtellung, welche das Eiſenbahnweſen auf der Ausſtellung in dem Aufſatze von A. Audiganne (Revue des deux Mondes vom 15. September d. J.) gefunden hat. Sie zeigt recht eindringlich, wie anziehend gerade die ſo vielfach vernachläſſigte induſtrielle und praktiſche Seite der great Exhibition für die weiteſten Kreiſe iſt, wenn man ihr nur die gehörige Aufmerkſamkeit zuwenden will.

Es klingt paradox, daß dieſe Darſtellung die Eiſenbahn-Induſtrie eine verhältnißmäßig konſervative nennt, deren Fortſchritte hinter denen anderer Gewerbe in der neuern Zeit im Ganzen zurückgeblieben ſeien. Allein es liegt darin etwas Wahres. Die Erfindung der Eiſenbahnen ſelbſt war ein ſo ungeheurer Fortſchritt, daß im Vergleiche mit den unermeßlichen Wirkungen der erſten Idee alle Vervollkommnungen und Verbeſſerungen, die ſie bisher erfahren hat, nur unbedeutend erſcheinen. Es iſt auch richtig, daß die erſte Idee bei den Eiſenbahnen ſeit ihren Anfängen zwar erheblich vervollkommnet und verbeſſert, aber doch weſentlich bisher nicht verändert worden iſt. Das Prinzip, auf dem ſie beruhet, iſt nur befeſtigt und erweitert, nicht gegen ein innerlich anderes aufgegeben worden. Man kann ſagen, daß dieſe Stabilität des Prinzips ſich ſchon in der äußeren Erſcheinung ausprägt. Ein Eiſenbahnzug von heute ſieht im weſentlichen nicht anders aus, als vor zwanzig und dreißig Jahren. Nur muß man dabei nicht vergeſſen, daß es vor vierzig Jahren noch gar keinen gab.

Die Ausſtellung von 1862 gewährte ein im weſentlichen vollſtändiges Bild unſeres jetzigen Eiſenbahnweſens. Zahlreicher als je vorher waren alle Theile dieſer Induſtrie vertreten — Lokomotiven, Wagen, Geräthe aller Art. Folgen wir Herrn Audiganne zu einem kurzen Ueberblicke über dieſe Gebiete.

Man darf es wohl bedauern, daß zu den zahlreichen Lokomotiven aller Länder nicht noch eine gekommen iſt, die bei viel geringerem Glanze der Erſcheinung gewiß die Blicke der Beſchauer nicht minder auf ſich gezogen haben würde. Die Maſchine, mit welcher George Stephenſon den erſten Zug von London nach Mancheſter führte, die erſte Lokomotive würde nicht blos die lebhafteſten Erinnerungen an jenen denkwürdigen Tag, an den Staatsmann, der das vielbedauerte Opfer jenes Tages ward, des Handels-Miniſters Huskiſſon, der bei Eröffnung der London-Mancheſter-Bahn überfahren wurde, hervorgerufen, ſondern höchſt wichtige Vergleichungen mit ihren Abkömmlingen geſtattet haben. Man würde an ihr geſehen haben, daß unter allen Nationen, die jetzt in der Vervollkommnung des Prinzips wetteifern, welches ſie zuerſt verkörperte, die Engländer am wenigſten geneigt ſind, ſich von der urſprünglichen Geſtalt zu entfernen. Auch die höchſt vollendeten Modelle von Stephenſon dem Sohne, Fairbairn, von dem Kanonen-Erfinder Armſtrong, gewähren bei aller Eleganz der Ausführung den Eindruck, als ſei das letzte Wort in dieſer Wiſſenſchaft bereits geſprochen. An durchgreifenden Verbeſſerungen hebt Audiganne nur den Apparat hervor, durch den der Director der London-Nord-Weſt-Bahn, Mr. Ransbottom, es ermöglicht, daß die Maſchine ihr Waſſer ohne Anhalten einnehmen kann. Es iſt ein Rohr mit einer Art Schöpfkelle, das am Tender befeſtigt iſt, und durch welches das Waſſer aus Rinnen zwiſchen dem Geleiſe emporgehoben und in die Behälter befördert wird — eine Erfindung, deren Wichtigkeit auf der Hand liegt, namentlich für Bahnen, deren Frequenz die Schnelligkeit des Dienſtes zu einer Hauptaufgabe werden läßt.

Die Maſchinen des Kontinents haben im weſentlichen eine und dieſelbe Aufgabe zu löſen, die von der der engliſchen nicht unerheblich abweicht. Ungeheure Maſſen von Waaren, die in England auf Kanälen, auf dem überall zugänglichen Meere ihre Beförderung finden, fallen auf dem Kontinente ihnen zur Laſt; ſtatt kleinerer Strecken von einem Hafen zum andern, ſind die koloſſalen Entfernungen zurückzulegen, die das europäiſche Schienen-Netz in ſeinem täglich wachſenden Umfange verbindet. Dauerhaftigkeit und Zugkraft ſind Anforderungen, die in weit höherem Grade an die Kontinents-Maſchine geſtellt werden müſſen, als an die weſentlich für die ſchnelle Beförderung von kleinen Zügen beſtimmten Lokomotiven Englands. Der franzöſiſche Referent rühmt die drei Exemplare, die aus den Werkſtätten ſeines Vaterlandes hervorgegangen waren, als dieſen Anforderungen im höchſten Maße entſprechend; ganz beſonders die von der Geſellſchaft des Chemin de fer du Nord ausgeſtellte (aus der Fabrik des Herrn Gouin), die wegen ihrer koloſſalen Größe als Leviathan der Ausſtellung allgemeine Beachtung erregte. Um nicht durch einen dieſen Dimenſionen entſprechenden Rauchfang die Durchfahrt durch Brücken und Tunnels zu erſchweren, mußte man denſelben nach hinten über biegen, was wieder eine Verſtärkung der unteren Theile zur nothwendigen Folge hatte.

Unter den deutſchen Dampfwagen werden die von Borſig (beiläufig der größten Lokomotiven-Fabrik des Kontinents) und Hartmann in Sachſen mit gebührendem Lobe erwähnt, aber das Haupt-Intereſſe knüpft ſich an die beiden öſterreichiſchen Maſchinen, die nach dem *Syſtem* des Directors der k. k. Maſchinen-Fabrik, Haswell, und des Erbauers der Sömmering-Lokomotive, Engerth, konſtruirt und bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten der Bahnen, die ſie befahren ſollen, mit einer Menge ſehr bemerkenswerther Vorrichtungen ausgeſtattet ſind. In auffallender Weiſe zeigt ſich das Bedürfniß der Lokalität an den Lokomotiven, die für die ägyptiſchen Staatsbahnen angekauft worden ſind. Sonne und Sand würden hier das Loos des Führers der Maſchine, das überall nicht zu den beneidenswertheſten gehört, geradezu unerträglich machen, wenn man nichts zu ſeiner Sicherung und Erleichterung thäte. Während anderwärts der Führer der Witterung völlig preisgegeben oder doch (ſeit kurzem hier und da) durch die Anbringung von großen Brillen für genügend geſchützt gilt, verlangt die Wüſte der Pharaonen für ihn ein förmliches Schutzdach mit gläſerner Vorderwand. Dieſe Einrichtung würde ſich vielleicht auch in den Ländern des Regens und des Schnees als praktiſch und human erweiſen.

Man hat es vielfach bedauert, daß bei vielen der ausgeſtellten Gegenſtände eine Hauptſache fehlte — die Angabe des Preiſes. Bei den Dampfwagen möchte man dies Moment um ſo eher vermiſſen, als hier die beträchtlichſten Kapitalien in's Spiel kommen. Was eine Lokomotive koſtet, iſt an ſich keine unwichtige Frage; ſie wird um ſo wichtiger, je mehr die Zahl dieſer Maſchinen anwächſt. Bedenkt man, daß Frankreich am 1. Januar 1860 nach amtlichen Ausweiſen auf einem Schienennetz von 9084 Kilometer 3048 Lokomotiven beſaß, ſo wird man nicht allzuſehr fehlgreifen, wenn man überhaupt auf je 10,000 Kilometer etwa 3000 Locomotiven rechnet. Das gäbe aber für jetzt, wo man 110,000 bis 120,000 Kilometer Eiſenbahnen, in allen Erdtheilen zuſammengerechnet, annehmen kann, immer ſchon über 30,000 Lokomotiven. Da machen ſich denn die Preisverhältniſſe fühlbar.

Die Wagen haben ſich im Ganzen noch weniger verändert, als die Lokomotiven, und das iſt ſonderbar, da jede Verbeſſerung hier von dem Publikum ſofort bemerkt und empfunden werden kann. Aber das Publikum iſt geduldig und hält an Gewohnheiten feſt; überdies entſcheidet es nicht allein. Die Eiſenbahn-Geſellſchaften haben auch mit zu reden, und ihre Anſichten über die Einrichtung der Wagen weichen von denen der Reiſenden nicht ſelten ab, zum Beiſpiel in dem Punkte, in welcher Klaſſe man fahren ſoll. Die Geſellſchaften entſcheiden ſich gern für die erſte, oder für die beſſern Klaſſen überhaupt; das Publikum hat eine erklärliche Vorliebe für die geringeren gefaßt. Lange Zeit kam es nun darauf an, ihm dieſe Vorliebe auszutreiben und es in die bequemeren, aber theueren Plätze der erſten und zweiten Klaſſe zu nöthigen. Herr Audiganne hält dieſen Kampf jetzt zu Gunſten der demokratiſchen Idee des Publikums für entſchieden. Man könnte ſich dabei mancherlei Bedenken geſtatten, wenn man die noch immer anhaltende Vernachläſſigung der Wagen dritter

Digitized by Google

Klaſſe und ihren Ausſchluß oder doch ihre Beſchränkung auf Schnellzügen u. ſ. w. in's Auge faßt. In Frankreich iſt es bekanntlich noch ſchlimmer, als bei uns, denn dort haben auf vielen Bahnen die ſchnellſten Züge gar nur Eine (natürlich nur eine erſte) Klaſſe. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß bequeme Wagen dritter Klaſſe auf der Londoner Ausſtellung, hauptſächlich aus Preußen, erſchienen waren. Man kann unſeren Geſellſchaften nur wünſchen, daß ſie dieſen Wink in ihrem Intereſſe und in dem der Reiſenden beachten mögen.*

Das Bedürfniß, ſich auf der Reiſe von einem Koffer etwas zu unterſcheiden, tritt mit der längeren Ausdehnung der Reiſen ſelbſt täglich gebieteriſcher hervor, und macht ſich auch bei denen fühlbar, die aus anderen Nützlichkeits-Rückſichten nicht gern erſter oder zweiter Klaſſe fahren.

Iſt doch auch für die günſtiger ſituirte Minorität bisher wenig genug geſchehen! Es ſind nur Anfänge einer Reformation, die ſich auf dieſem Gebiete in der großen Ausſtellung bemerken ließen, Anfänge, die größtentheils dem praktiſchen Sinne der Amerikaner zu verdanken ſind: die Ladywagen, die Wagen mit freien Durchgängen, die Salon-Wagen. Die letzteren haben namentlich für die erſte Klaſſe auch bereits auf dem europäiſchen Continent eine immerhin beſchränkte Anwendung gefunden. Tiſche, Sopha's, Fauteuils, freie Räume zum Auf- und Abgehen ſind auch für den europäiſchen Eiſenbahn-Reiſenden (NB. erſter Klaſſe) nicht mehr Dinge, die er blos von Hörenſagen kennt. Aber auf den meiſten Bahnen iſt auch der Ariſtokrat unter den Reiſenden in Ein Coupé eingeſperrt, das wohl weicher iſt, als das des Plebejers, aber ebenſo eng und unbequem für den längeren Aufenthalt. Für Verbeſſerungen iſt hier noch ein weites Feld offen.

Weniger Theilnahme flößen die Güterwagen ein. Ihre Vervollkommnung zum Zwecke eines billigen, ſichern und leichten Transports iſt viel mehr im unmittelbaren Intereſſe der Geſellſchaften, als die Befriedigung der Anſprüche auf Comfort in den Perſonenwagen. Bemerkenswerth war ein neuer Wagen, den Frankreich als Wagon citerne ausgeſtellt hatte, in der That eine eiſerne Ciſterne für den Transport von Flüſſigkeiten, welche unmittelbar in ſie eingegoſſen und am Beſtimmungs-Orte mit Leichtigkeit wieder entfernt werden können. Das Dach iſt für den Transport leichterer Gegenſtände eingerichtet, ſo daß der Ciſternen-Wagen mit Bordeauxwein im Innern und Putzwaaren oben auf von Paris nach Moskau oder Petersburg fahren und von dort Getraide und ruſſiſche Fabrikate zurückbringen könnte. Jedenfalls ein neuer Gedanke, der gewiß in der Anwendung noch mancher Vollendung fähig iſt.

Werfen wir noch einige Blicke auf die Geräthe, die für den Eiſenbahndienſt in ſeiner ganzen Ausdehnung beſtimmt ſind, ſo machen ſich hier vielleicht auffälligere Fortſchritte bemerklich, als bei den wichtigſten Geſtalten dieſer Induſtrie, der Lokomotiven und der Wagen, bisher zugegeben werden können. In der Bereitung der Schienen iſt eine durchgreifende Verbeſſerung ganz beſonders dadurch herbeigeführt, daß man für die der Reibung bezüglich ausgeſetzten Stellen ſtatt des bisherigen Materials den Gußſtahl gewählt hat. Seine unvergleichlich höhere Dauer und Widerſtandskraft erſetzt die anfangs freilich ſehr beträchtlichen Anlage-Mehrkoſten in nicht langer Zeit. Die Ausbiegungen auf ſehr lebhaften Bahnhöfen, die alle Monat erneuert werden mußten, ſo lange ſie von Gußeiſen waren, halten jetzt, wo man ſie aus Gußſtahl fertigt, Jahre lang, ohne daß Ausbeſſerungen nöthig ſind.

Krahne, Wagen, Schneebeſen (darunter ganz vorzügliche aus Oeſterreich), Waſſerſchöpfer, Weichen und was Alles ſonſt verdiente noch unſere Aufmerkſamkeit! Sie bilden ein ganzes Arſenal von Rüſtzeugen, in deren Vervollkommnung das Genie des Mechanikers einen viel ſegensreicheren Wirkungskreis beſitzt, als in all' jenen immer noch nicht genug ſchrecklichen Mordmaſchinen, deren England jetzt eine über die andere erfindet — hoffentlich nur, um ſie in ſeinen Zeughäuſern roſten zu laſſen. Was für die Schienen erſonnen wird, hat dazu keine Zeit. Es muß hinaus in die Praxis, um ſich zu bewähren, um den bewegenden Mächten des Verkehrs dienſtbar zu ſein, um beſſeren Gedanken zu weichen, wenn ſeine Zeit vorüber iſt. Möge dieſem Wetteifer der friedlichen Empfindungen der Friede ſelbſt erhalten bleiben! Armſtrong, der Kanonengießer iſt zwar berühmter, als Armſtrong, der Lokomotiven-Erbauer; aber für die Sache der Menſchheit hat dieſer mehr zu thun, als jener. L.

* Auf den preußiſchen Eiſenbahnen hat ſich die Einführung von Wagen vierter Klaſſe als beſonders förderlich für den Verkehr der arbeitenden Klaſſen bewährt, welche ſeitdem die Eiſenbahnen in einem viel höheren Maß, als früher, benützen. D. R.

Belgien.

Ein Denkmal für Maerlant.

Bei dem Eifer, mit welchem man ſich jetzt in Belgien bemüht, die Schätze der altvlaemiſchen Literatur dem Staube der Vergeſſenheit zu entziehen und der Vorliebe, mit welcher der Vlaming ſich heute in die hiſtoriſche Größe ſeines Volkes verſenkt, um durch das Gedächtniß derſelben ſich im Kampfe gegen das eindringende Franzoſenthum zu ſtählen, lag der Gedanke, Maerlant's Verdienſte um die vaterländiſche Literatur durch Errichtung ſeines Standbildes zu ehren, ziemlich nahe. Die Ausführung dieſes Vorhabens war, Angeſichts des nationalen Kampfes, der in Belgien ſeit drei Decennien zwiſchen der walloniſch und vlaemiſch ſprechenden Bevölkerung ausgefochten wird, nicht nur eine einfache, dem Gedächtniſſe eines um ſeine Zeit hochverdienten Gelehrten dargebrachte Huldigung, ſondern ein politiſcher Akt.

Auch die belgiſche Regierung faßte die Sache von dieſem Geſichtspunkte auf, und da ſie gegenwärtig in dem von ihr früher ſyſtematiſch unterdrückten Nationalgefühle der Vlamingen eine Stütze gegen die Annexionsgelüſte eines ſüdlichen Nachbars ſucht, ſo nahm ſie die ganze Angelegenheit, unter Mitwirkung des Magiſtrats von Damme und der Provinzial-Behörde von Weſtflandern, in ihre eigene Hand.

Durch königliche Verordnung vom 5. Mai des Jahres 1859 wurde die Errichtung eines Standbildes Maerlant's in Damme befohlen, und zugleich ein doppelter Preis von je einer goldenen Medaille im Werthe von 200 Francs und 1000 Francs baaren Geldes 1) für die beſte in vlaemiſcher Sprache geſchriebene Biographie Maerlant's; 2) für das beſte Maerlant's Verdienſte um das Vaterland feiernde vlaemiſche Gedicht von mindeſtens 400 Verſen ausgeſchrieben. Die Ausführung der die Lebensgröße überſteigenden Statue Maerlant's wurde dem Brügger Bildhauer, H. Pickery, übertragen; die Herren Carton, Blommaert, Dautzenberg, Snellaert und Heremans übernahmen das literariſche Preisrichter-Amt.

Gekrönt wurde die von uns ſchon mehrfach angezogene Arbeit C. A. Serrure's, der ſich in der wiſſenſchaftlichen Welt bereits durch eine Geschiedenis der nederlandsche en fransche letterkunde in het graefschap Vlaenderen, Gent, 1855, bekannt gemacht hat; unter den Dichtern errang Jan van Beers den Preis, dem ſein Gedicht außerdem den Leopolds-Orden einbrachte.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Einweihung des Maerlant's-Denkmales am 9. September des Jahres 1860 ſtattfand, und daß bei dieſer Gelegenheit belgiſche und holländiſche Schriftſteller eine Art Verbrüderungsfeſt feierten.

Belgiſcher Seits waren bei dieſer Feſtlichkeit zugegen: de Vrière, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; Romberg, Direktor der ſchönen Künſte im Miniſterium des Innern; Vrambout, Gouverneur von Weſtflandern und, unter den Schriftſtellern: Conſcience, Dautzenberg, van Beers und Carton, nebſt zahlreichen anderweitigen Repräſentanten der Preſſe. Unter den anweſenden Niederländern erwähnen wir van Lynden, Gouverneur der Provinz Seeland, und die Herren de Vries, Elcho, Verwys, Jonkbloet, Molhuyzen ꝛc. Auch die belgiſche Geiſtlichkeit war bei dieſer Gelegenheit vertreten; ſie machte bonne mine au mauvais jeu, denn Maerlant war wahrlich kein „Klerikaler."

Nachdem der Gouverneur Vrambout die anweſenden Niederländer begrüßt und in ihrem Erſcheinen die Vorboten einer künftigen brüderlichen Eintracht zwiſchen Belgiern und Niederländern erblickt, ergriff de Vries das Wort, und wies auf die Bedeutung des Feſtes hin: Van Maerlant gehöre nicht nur den Belgiern, er gehöre auch den Holländern, gehöre allen Völkern teutoniſcher Abkunft. Dreißig Jahre lang hätten beklagenswerthe politiſche Verhältniſſe die Vlamingen von den Batavern getrennt, allein jetzt endlich ſei die Zeit gekommen, wo Beide, Söhne Eines Stammes, ſich die Bruderhand reichen könnten.

Auf dem Feſtplatze ſelbſt wurde nur niederdeutſch geſprochen. Nur der Miniſter Vrière ergriff in franzöſiſcher Sprache das Wort: „Ich bin ein Vlaming," ſagte er, „wie Sie Alle; aber in Gegenwart ſo ausgezeichneter Schriftſteller, die aus allen Theilen Hollands, wie Belgiens, zu dieſem Feſte zuſammengeſtrömt ſind, nach der prachtvollen Sprache, die ich heute vernommen, geſtehe ich Ihnen, daß ich mich meiner Mutterſprache hier nicht zu bedienen wage. Ich werde alſo Vlaming im Herzen ſein, da ich es in der Sprache nicht ſein kann. Meine Herren, ich ſchlage Ihnen die Geſundheit Sr. Majeſtät des Königs der Niederlande vor, des Erlauchten Fürſten einer befreundeten Nation, einer mächtigen Nation, die, wie man Ihnen heute geſagt hat, die zahlreichen Bande, welche ſie mit uns verknüpfen, feſter ſchlingen will. Eines Tages haben wir uns von ihr getrennt, weil wir jenes ſelbſtändige, unabhängige Leben führen woll-

Digitized by Google

ten, welches für uns immer das köſtlichſte Gut ſein wird; aber ſchon längſt hat eine gegenſeitige Freundſchaft den Zwieſpalt eines Augenblickes aufgehoben, und in unſerem Herzen nur eine glühende Sympathie für jenes Holland zurück gelaſſen, welches ſich durch ſeine zahlloſen Opfer für die Freiheit, durch ſeine Anhänglichkeit an die Grundſätze verherrlicht hat, welche die der Civiliſation ſelbſt ſind und große Völker bilden."

Die Anſchauung, welche die Worte des belgiſchen Miniſters diktirt, findet gewiß im Herzen jedes Vlamings, wie jedes Holländers den vollſten Anklang. Immer mehr bricht ſich in den nördlichen Niederlanden die Ueberzeugung Bahn, daß mit Belgiens Fall auch Hollands letzte Stunde geſchlagen, daß beide Völker mithin durch die Natur der Dinge beſtimmt ſind, mit einander Hand in Hand zu gehen, um einer etwa von Süden drohenden Gefahr gemeinſam die Spitze zu bieten. Dieſe Erkenntniß fördernd, iſt die Einweihung des Maerlant-Monumentes vielleicht kein ganz unwichtiger Akt im Leben beider Völker.

Auf der anderen Seite wirft aber der Umſtand, daß ein belgiſcher Miniſter, Vlaming von Geburt und früher Gouverneur einer vlaemiſchen Provinz, laut erklärt, ſich einer fremden Sprache mit mehr Leichtigkeit als ſeiner Mutterſprache zu bedienen, ein eigenthümliches Schlaglicht auf die ſprachlichen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes. Müldener.

Rußland.

Ruſſiſche Geſchichtsphiloſophie.

Germanen und Slaven.

Wir haben bereits die von Friedrich Bodenſtedt herausgegebenen „Ruſſiſchen Fragmente"* beſprochen und daraus Einiges mitgetheilt. Der zweite Band enthält nun noch Mehreres, was geeignet ſein dürfte, unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, und wäre es auch nur, um höchſt eigenthümliche, vielleicht falſche Anſichten und Meinungen kennen zu lernen. Die „Hiſtoriſchen Fragmente" von A. S. Chomjakov, enthalten geſchichtsphiloſophiſche Betrachtungen über die nachchriſtliche Geſchichte, namentlich über den Gährungsprozeß der Völkerwanderung und die nachfolgende Abklärung, aus welcher die europäiſchen Nationen hervorgingen. Wir wollen nicht ſagen, daß dieſe Betrachtungen beſonders tief und gelehrt wären; ſie zeigen einen Sinn für allgemeine Standpunkte und eine gewiſſe Beleſenheit, gehen aber nicht über einen gewiſſen Dilettantismus hinaus, man merkt indeſſen, daß der Verfaſſer bei Deutſchen und Franzoſen in die Schule gegangen und ihnen etwas abgeguckt hat. Hierin iſt er nicht ſklaviſcher Nachahmer, hier zeigt ſich ſein Talent und das Erwachen des ruſſiſchen Geiſtes; er verſteht, den Spieß umzukehren und Standpunkte zur Geltung zu bringen, auf denen unſere deutſchen Profeſſoren noch nicht geſtanden haben. Man weiß, wie in Geſchichtsvorleſungen, auf Univerſitäten und in Geſchichtswerken aller Art, das oſtrömiſche Reich, die anatoliſche Kirche, der Byzantinismus gewöhnlich wegzukommen pflegt — Erſtarrung, Verknöcherung, Verſchwinden alles Geiſtes, Despotismus, rohe Brutalität u. ſ. w. werden ihm nachgeſagt; auch iſt bekannt, daß man in Deutſchland wie in Frankreich von der ruſſiſchen und überhaupt von der ſlaviſchen Civiliſation der Urzeit, wie der Jetztzeit (der Unterſchied dürfte nicht gewiß ſein) nicht beſonders hohe Vorſtellungen hat. Man braucht durchaus keine feindlichen Geſinnungen, keine Abneigung gegen die Slaven zu haben, um zu finden, daß die ländlich-paradieſiſchen Zuſtände, in welchen das meiſt ländliche, ackerbauende Volk der Slaven, der ungeheuern Mehrzahl nach, lebt, ſehr deutlich von den minder paradieſiſchen Zuſtänden deutſcher Dörfer abſtechen — um von den Städten ganz abzuſehen.

Wir bilden uns ferner ein, und unſere Profeſſoren haben mit Begeiſterung davon geſprochen, daß die alten Germanen ganz beſonders edle, kräftige freiheitsliebende Menſchen geweſen, denen ihre perſönliche Unbeſchränktheit über Alles gegolten, daß ſich durch ſie das Abendland regenerirt habe, daß dagegen die Slaven, gegen deren milden, friedſamen Charakter wir nichts haben, von Hauſe aus eine große Fertigkeit beſeſſen, ſich unter das Joch zu beugen und fremden Herren zu dienen. Aber — die Geſichtspunkte ſind verſchieden; wenn man orthodoxer Ruſſe iſt, ſieht wirklich die Welt ganz anders aus; der Orient verändert ſich zum großen Nachtheile des barbariſchen Weſtens, die orientaliſche Kirche trägt vor der occidentaliſchen den Kranz davon, und die Slaven werden, im Gegenſatze zu den rohen militairiſchen Germanen, zum ſanften civiliſirten Ackerbauvolke; die Germanen verdanken das Gute, das an ihnen iſt, den Slaven, die freien Frieſen und Angelſachſen haben ihren ſtarken Freiheitsſinn durch ihre ſtarke ſlaviſche Beimiſchung erlangt...

So hat zugleich der Oſtgothe Theodorich im Gegenſatze „zu dem gottloſen Franken Chlodwig und dem wilden Longobarden Alboin" — „ſeinen milden Charakter, ſeine Liebe für Bildung und Wahrheit, ſeine Herablaſſung gegen die Beſiegten und ſeine Achtung vor den Verdienſten auf der Bahn des Geiſtes und des Wiſſens" — dem Slaventhum zu verdanken.

„Edle Kühnheit, Aufrichtigkeit und Ruhmliebe zeigen ſich in dem Charakter vieler Fürſten der nur allzukurzen Dynaſtie Theodorich's. Die moraliſche Ueberlegenheit der Gothen zeigt ſich zur Genüge in der frühen Annahme des Chriſtenthums und in dem langen Verweilen in den Ländern des civiliſirten Oſtens; die Ueberlegenheit ihres öſtlichen Zweiges läßt ſich durch nichts anderes erklären, als durch den langen Aufenthalt in dem Lande eines anſäßigen, ſanften und handelsbefliſſenen Volkes, bei den am Dniepr wohnenden Poljanen.

„Die Weſtgothen beſaßen den wilden Heldenmuth der Drewljanen."

Das nennt man Gelehrſamkeit! Man muß zufällig den älteſten Geſchichtsſchreiber der Ruſſen, den Neſtor, zur Hand haben und da nachleſen, was die älteſten ruſſiſchen Zaren und Knäſen für kühne, noble, ehrliebende, civiliſirte Cavaliere à la Theodorich geweſen ſind, um die Gelungenheit dieſer Geſchichtsphiloſophie in ihrem ganzen Safte zu genießen und zu ſchmecken.

Gleich darauf kommen ganz phantaſtiſche Dinge vor; es iſt da von einer Verrätherei der Oſtgothen, die ſich (die Slaven verrathend?) zuerſt von Allen, den Hunnen unterwarfen, von einem „Kampfe der ſlaviſchen Befreiung von den Ufern des Dniepr bis zu den Ufern der Loire" die Rede, von der die Geſchichte ſo viel, wie gar nichts weiß.

„In der gothiſchen Bibelüberſetzung des Ulfilas ſpricht ſich der ſlaviſche Charakter faſt ebenſo ſtark aus, wie der germaniſche, und zeigt in der gothiſchen Sprache einen Uebergangs-Dialekt zwiſchen dem oſt- und weſtiraniſchen (Slaven und Deutſche nach einer neuen Phantaſtik) Zweige. Allein die Aehnlichkeit der gothiſchen Sprache mit der ſlaviſchen kann nicht für eine vollkommen urſprüngliche gehalten werden: ſie entſprang aus dem Einfluſſe der Slaven auf die Gothen, ihre Beſieger und ſpäter ihre Vaſallen (?)."

Es iſt nicht zu leugnen, daß die gothiſche Sprache einige beſondere Vokabeln enthält, welche den ſlaviſchen Sprachen entlehnt zu ſein ſcheinen, und das iſt natürlich genug, weil die Gothen in Gegenden lebten, die ſchon damals größtentheils ſlaviſche Bevölkerung gehabt haben dürften; ferner ſteht feſt, daß die gothiſche Sprache, als älteſter deutſcher Dialekt, dem älteſten Slaviſchen noch näher ſteht, als z. B. das Althochdeutſche, (welches ſich indeß aus einem dem Gothiſchen völlig ähnlichen Dialekte entwickelt und nur etwas verſchliſſen hat); indeſſen hiermit hört die Geſchichte auf; zwiſchen dem Gothiſchen und Altſlaviſchen beſteht eine ganz entſchiedene Kluft, und dieſe Kluft würde höchſtens durch das Lithauiſch-Preußiſche vermittelt werden, dem das Gothiſche, in Form und Wortſchatz, wie in den Lautverhältniſſen unverhältnißmäßig näher kommt, als dem Altſlaviſchen.

Ueberhaupt ſind die etymologiſchen Beweiſe für die Verwandtſchaft der altſlaviſchen, der gothiſchen, frieſiſchen und angelſächſiſchen Sprache meiſt höchſt unglücklich gewählt und erheben ſich nicht über die oberflächlichſten Aehnlichkeiten. Höchſtens iſt der Verfaſſer auf eines jener uralten Wörter geſtoßen, welche die vergleichende Sprachforſchung als allen indogermaniſchen Sprachen gemeinſam nachgewieſen hat. Wenn z. B. die Gothen ihre Geſetze bellagines nannten, ſo iſt dieſes Wort, wie J. Grimm ſchon gezeigt hat, aus belagineis d. i. Beläge, belegen (vgl. lag dän., ſchwed.; engl. law Geſetz); der Ruſſe hat aber wirklich durch Zufall Recht, wenn er es durch położenie erklärt; denn dieſes Wort enthält, den Lautgeſetzen gemäß, verändert ganz dieſelben Stämme po = bi, lož = lag.

Es iſt gut, daß die Ruſſen Geſchichtsphiloſophie nach Art der Deutſchen zu treiben anfangen; denn dieſe iſt ein gutes Mittel, gewiſſe National-Antipathien und alte Schmerzen auf die anſtändigſte und nobelſte Weiſe zu befriedigen und der eigenen Nation unverfänglich zu ſchmeicheln. Die Art und Weiſe aber, wie die modernen Herren Slaven, unſern böhmiſchen Bruder Wenzel an der Spitze, dieſes Geſchäft betreiben, iſt doch einigermaßen naiv. Es iſt gut, daß die Slaven eine ſolche ungeheure ſprachliche Gemeinſchaft ausmachen, und daß ſie der Reihe nach von Warägern und Deutſchen u. ſ. w. ſo weit einexercirt worden ſind, um in Europa ein Wort mitzuſprechen; wenn ſie dagegen den Weſt-Europäern und vor Allen uns Deutſchen glauben machen wollen, daß ſie das

* Berlin, Decker, 1862.

Digitized by Google

eigentlich civiliſirte Volk geweſen und wir die Barbaren, ſo können wir doch nicht umhin, ihnen freundſchaftlichſt in's Geſicht zu lachen. Diejenige Civiliſation, welche die Ruſſen in alter Zeit, und größtentheils noch heute beſitzen, haben die Kirgiſen, die Malaien, die nordamerikaniſchen Indianer auch; und der Aſſociationstrieb, der Organismus der altſlaviſchen Gemeine, dürfte ſich bei manchem Völklein der Südſee in ganz ähnlicher Entwickelung finden. Man glaube nicht, daß wir für die Fehler der alten Germanen blind ſeien, daß wir ihnen eine hohe Civiliſation andichten oder ſie himmelhoch über die Slaven erheben wollen — Germanen und Slaven waren, wie die Römer ſie nannten, Barbaren mit theilweiſe höchſt rohen Sitten, beide leiſteten Erſtaunliches im Sauſen — aber andere Leute, als die alten Slaven, waren die alten Germanen doch — ſie haben immer und zu jeder Zeit zu herrſchen, zu befehlen, zu ordnen verſtanden — man nehme den germaniſchen Einfluß aus der Geſchichte der Slaven weg, und man hat tabula rasa — zahlloſe altſlaviſche Gemeinden, von denen die Geſchichte ſprechen würde, wie von den Melanchlänen, Neuren, Anthropophagen, welche Herodot in jenen Gegenden erwähnt. Was die Slaven als ihre höchſte Stärke anloben wollen, ihre ſaft- und kraftloſe, apathiſche, altſlaviſche Freiheit — das iſt die Hauptſchwäche des ganzen Volksſtammes. Er hat ſich zu jeder Zeit willenlos dem äußern Zwange gefügt.

Der „Einfluß des poetiſchen und die Literatur (?) hochſchätzenden Volkes der Slaven“ ſoll ſogar in der Erhebung der oſtgothiſchen Helden (Hermanarich, Dietrich u. ſ. w.) zur Bedeutung epiſcher Heroen erſichtlich ſein.

Natürlich haben die Slaven einſt weit hinauf am Rhein und der Schelde gewohnt, und ihren Einfluß in der ſchnellen Entwickelung geltend gemacht. Die Franken ſind einſt halbe Sklaven (nur der Römer — großmüthig genug nicht der rheiniſchen Slaven) geweſen, und aus Freude über die wiedererlangte Freiheit haben ſie ſich Franken, d. i. Freie, genannt. (S. 162). Die öſtlichen Burgunder, deren Name „Städtebewohner“ bedeutet, haben denſelben von den ſlaviſchen Städten erhalten — natürlich, weil die ſlaviſchen Städte, welche nicht, wie ſo viele, von Deutſchen angelegt ſind, ſo herrliche Prachtgebilde von Kultur ſind. Wer echt ſlaviſche Städte mit ihrer über alles Maß thätigen Kommunalverwaltung Gelegenheit gehabt hat näher kennen zu lernen, der wird die ganze Tiefe der Idee begreifen, wonach die Deutſchen den Städtebau eigentlich von den Slaven gelernt haben.

„Der Einfluß der Slaven ſelbſt auf die Sprache der alten Angelſachſen wird nicht vollſtändig nach ſeinem Werthe anerkannt; doch tritt derſelbe ſogar bei den oberflächlichſten Studien in einer Menge Wörtern zu Tage.“ Folgen einige Beiſpiele, davon mehrere durchaus ungültig (wie z. B. ruſſiſch Lada Frau, engliſch lady, was aus hlaefdige entſtanden), andere der allgemeinen Sprachverwandtſchaft gehören, nach welchen man auch beweiſen kann, daß die Engländer Afghanen oder Griechen ſind.

„Selbſt die Frieſen gehören trotz ihres unſtreitig germaniſchen Urſprungs, wie es ſcheint, nicht zu den rein deutſchen Völkern und enthalten ſehr viele ſlaviſche Beimiſchung. Dieſe Folgerung geht aus ihrem ganzen Weſen (!!) hervor, aus ihrer Sprache, aus ihren Bündniſſen mit den Wilzen und Warnern, aus ihrer Neigung zum Handel und zur Anlegung von Handelsſtädten (wie z. B. Stavera, deſſen Name vollſtändig ſlaviſch (?) und von Sagen und Mythen umgeben iſt, welche ebenfalls einen ſlaviſchen Charakter an ſich tragen, wie z. B. die Sage von der Volksſtraſſe für den Stolz des Reichthums und die Verachtung des Brodes).“

Die Gründe, auf welche hin dieſe älteſten und tüchtigſten germaniſchen Stämme zu halben Slaven gemacht werden, müſſen wir uns ſelber ſuchen; denn die paar etymologiſchen Faſeleien, und ſonſtigen Einfälle, welche Gründe vertreten ſollen, können uns doch unmöglich genügen. Die deutſche Gelehrſamkeit hat ſich doch gewiß nicht unedelmüthig gegen die Slaven benommen, und ſich Mühe gegeben, die nahe Stammverwandtſchaft von Germanen und Slaven oder Raçenmiſchungen ſchon in älteſter Zeit in Abrede zu ſtellen; aber wenn uns ſo gedient wird, wenn mit der Wiſſenſchaft, die man uns abgelernt hat, ſolcher Unfug getrieben wird, dann hört der Spaß auf; denn offenbar läuft ein guter Theil dieſer Betrachtungen darauf hinaus, eine alte lange ſtill genährte Tücke an dem deutſchen Stamme zu befriedigen — die Germanen ſollen von Haus aus die Barbaren, und die Slaven — das civiliſirtere Volk ſein; das Gute und Lobenswerthe, den Hang zur Poeſie, die Milde des Gemüthes und der Sitte ſollen die von Haus aus rein kriegeriſchen, rohen und herzloſen Germanen namenloſen Völkern in Groß-Scythien in einer Zeit verdanken, in der ihre Kultur die der von den Griechen daſelbſt erwähnten Phthirophagen oder Läuſefreſſer ſchwerlich bedeutend übertraf. Wir Deutſche halten uns durchaus für kein herzloſes und ungemüthliches Volk und unſere weſtlichen Nachbarn, Engländer und Franzoſen, finden ſogar, daß wir in Gemüthlichkeit faſt etwas zu viel thun, daß wir leicht ſchwach und ſentimental werden, ja die Slaven im Oſten, ſelbſt Polen und Böhmen, nutzen unſere pedantiſche phlegmatiſche Gutmüthigkeit in einer Weiſe aus, daß ſie uns offenbar zum Narren haben — und doch dieſes ewige Lied, daß wir ein ungemein kaltes, trockenes, egoiſtiſches Volk ſeien — doch wir kennen den Haken; dieſe Schilderung iſt von den ruſſificirten Deutſchen, von den Unteroffizieren, Offizieren, Amtleuten u. ſ. w. abſtrahirt, und dieſe haben allerdings die Idee ausgeſprochen, daß man mit den Slaven am Beſten fertig wird und zu Stande kommt, wenn man — batog...... Wie gewiſſe nicht gehörig durchgegohrene Charakter ihren ehemaligen Lehrern immer ungern begegnen, weil ihnen dabei nur immer der Stock und die Ruthe einfällt, ſo ſcheint es auch vielen jetzigen Slaven zu ergehen; ſie wollen des läſtigen Gefühls bar ſein, eine untergeordnete Rolle geſpielt zu haben, und wählen dazu das allerunglücklichſte Mittel, Täuſchung und Selbſtbetrug. Niemand verlangt deshalb, daß ſie ſchlecht von ihren Vorfahren denken ſollen; Niemand wird die Möglichkeit beſtreiten, daß der ſlaviſche Volksſtamm ſeine weltgeſchichtliche Sendung haben kann und vielleicht noch eine bedeutende Rolle ſpielen wird; aber das können wir verlangen, daß die Slaven nicht undankbar ſein mögen gegen ein Volk, dem ſie, man kann ſagen, was man will, trotz aller übrigen Unbill, die ſie erlitten haben mögen, die Grundlagen ihrer bürgerlichen Civiliſation verdanken.

Natürlich macht Herr Chomjakov auch den Anwalt der orientaliſchen Kirche, gegenüber der lateiniſchen, und macht der letzteren gerade das zum Vorwurfe, was ihr die meiſten Geſchichtsſchreiber bei uns zum Verdienſte angerechnet haben. Der ruſſiſche Geſchmack iſt alſo auch hierin verſchieden von dem unſrigen. Wir bilden uns ein, wer weiß wie gut das Chriſtenthum auf die germaniſchen Stämme eingewirkt, und welche liebevolle Stätte es in den rohen, aber treuherzigen Gemüthern unſerer Vorfahren gefunden — indeſſen wir irren: „Die germaniſchen Völker, durch die Barbarei eines kriegeriſchen Lebens in ihren vaterländiſchen Wäldern oder durch ihre eigene Herrſchaft über Slaven und Kelten verdorben (wir denken, die Gothen und andere Stämme ſind dadurch gerade ſo unendlich civiliſirt worden), ſchloſſen ſich ſchließlich in die Form des bedingten Heeres, in die Form einer unmenſchlichen und unterdrückenden Kaſte ein.“ ..... (Folgt eine längere Schilderung deſſen, was das Chriſtenthum unter dem Einfluß römiſcher Prinzipien geworden, die manches Richtige, aber auch Manches enthält, was vom byzantiniſchen Standpunkte aus geſehen iſt.) Das Prinzip des „ſtrengen logiſchen Rechts“ in der Papſtherrſchaft und dem kanoniſchen Rechte, iſt dem Byzantiner ebenſo unbequem, wie der deutſche Korporalſtock und das deutſche Ordnungsprinzip mit ſeinem Lineale dem Ruſſen. „Das innere und geiſtige Leben blieb im Abendlande nur noch ein Eigenthum der Kelto-Kymrer Irlands und theilweiſe der Sachſen in Britannien.“

„Naturgemäß müſſe nun auch das byzantiniſche Chriſtenthum hoch über dem römiſchen ſtehen, und das „geiſtige Leben“ Konſtantinopels in dieſer Zeit eine hohe Stelle einnehmen. Dem Bilderſtreit wird eine ungemein hohe weltgeſchichtliche Bedeutung vindicirt „Die Vertheidiger der Bilder vertheidigten in derſelben das Recht der menſchlichen Freiheit, ja noch mehr, die Freiheit jedes Menſchen und jeder Gemeinde, in ihrer lebendigen Einheit ihren Gedanken und ihr Gefühl durch Worte, Töne und Bilder auszudrücken. Sie ſiegten und ihr Sieg rettete die Unantaſtbarkeit der Kirche und ihres Glaubens an ſich ſelbſt und an die lebendige Idee, welche den Götzendienſt ohne jeden äußern Zwang entfernen ſollte, ſie retteten die poetiſche Freiheit der Ceremenie und die Kunſt der Zukunft.“

Die Kunſt der Zukunft! Bekanntlich hat ſich die byzantiniſche Kunſt in Rußland zu einer ungeheuern Blüthe entwickelt, wie die ſchönen braunen Heiligenbilder mit den meſſingnen und ſilbernen angenagelten Heiligenſcheinen und Kleidern ſo deutlich beweiſen.

Bei der Beſprechung Kaiſer Juſtinian's thaut natürlich unſerem Ruſſen das Herz vollends auf. Es hat wirklich große Wahrſcheinlichkeit, daß Juſtinian, von Abkunft ein thraciſcher Bauer, ſlaviſchen Urſprungs war; denn ſein urſprünglicher Name und die ſeiner nächſten Verwandten deuten ſich am leichteſten und ungezwungenſten aus der ſlaviſchen Sprache, und es iſt daher ſehr begreiflich, wenn ein Slave mit beſonderer Vorliebe bei dieſer geſchichtlichen Größe verweilt, die immerhin bedeutend Epoche macht. Das ſpeziell Slaviſche an Juſtinian dürfte indeß ſchwer heraus zu finden ſein, am ſchwerſten am Corpus juris, deſſen Urheber er geworden: denn römiſche Jurisprudenz, die Wurzel des germaniſchen Rechtspedantismus, unter dem die Ruſſen noch heute ſchmachten, iſt ja gerade

Digitized by Google

dasjenige, das der ſlaviſchen Natur am allermeiſten widerſtrebt. Unſer Verfaſſer ſpricht ſich in der That über dieſen Punkt nur ſehr unbeſtimmt aus, während er doch der tiefſten Erwägung werth geweſen wäre.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Expeditionen in Afrika. Auch Alexander Ziegler ſpricht (in ähnlicher Weiſe, wie Heinr. Barth in der Berliner geographiſchen Geſellſchaft) im „Dresdener Journal“ vom 13. Dezember die von ihm durch mannigfache Gründe motivirte Anſicht aus, daß alle Gerüchte, wonach Herr v. Beurmann, der wackere Afrika-Reiſende, auf dem Wege von Murzuk nach dem Sudan beraubt, wo nicht gar ermordet worden, ungegründet ſeien. „Wir ſehen vielmehr mit Zuverſicht (fügt er hinzu) der nächſten Nachricht entgegen, die jeden Tag eintreffen kann, da ſchon vor vier Wochen an das engliſche Konſulat in Tripolis geſchrieben worden, und zwar um ſo hoffnungsvoller, als man in Tripolis ſelbſt Nichts von einem beunruhigenden Gerüchte über Herrn v. Beurmann weiß und der dortige engliſche Generalkonſul, Major Herman, unterm 6. Nov. d. J. nach Berlin gemeldet hat: „„Herr v. Beurmann muß in Kukaua, der Hauptſtadt von Bornu, angekommen ſein, denn nach einer Nachricht aus Murzuk hatte er vor einem Monat Tiggery paſſirt.““ — Wir halten daher unſere ſeit Jahren raſtlos verfolgte Aufgabe, Beiträge für die deutſchen Expeditionen zu ſammeln, in Bezug auf v. Beurmann für lange noch nicht erledigt. Wer ein ſo warmes Herz für nationale Ehre gezeigt, ſein Leben ſo todesmuthig in die Schanze geſchlagen, wie es der junge Lieutenant v. Beurmann gethan, der hat ein Recht, ſich mit einem großen Feldherrn auf gleiche Stufe zu ſtellen und den Dank und die Unterſtützung des Vaterlandes zu beanſpruchen.“

— Helleniſcher Heldenſaal, von Ferdinand Bäßler.* Daß dies verdienſtvolle Werk eine zweite Auflage nothwendig gemacht hat, freut uns ebenſo ſehr, als es uns nicht im mindeſten überraſcht. War doch der Gedanke, die großen Erſcheinungen des Alterthums in biographiſcher Form, mit möglichſt engem Anſchluß an die Erzählungen der Alten, der Jugend vorzuführen, in vielfacher Beziehung ein ſo glücklicher, daß Niemand ihm ſeine Zuſtimmung verſagen konnte. Alle die feinen, charakteriſtiſchen, individuellen Züge, die uns die Nachrichten der Alten in ſo zahlreicher Menge von ihren hervorragenden Perſönlichkeiten aufbewahrt haben, und die der Hiſtoriker übergeht, weil ſein Auge ſtets auf den großen Gang der Begebenheiten gerichtet bleiben muß, kommen hier zu ihrer Geltung, und die Helden der Geſchichte, wie Statuen, auf erhöhetem Piedeſtale neben einandergeſtellt, üben ſo ihre ganze ethiſche Wirkung aus. Und man braucht nur ein wenig die Quellen zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, wie geſchickt der Verfaſſer dieſelben benutzt hat, wie er alles Bedeutungsloſe und dem Zwecke nicht Dienende mit richtigem Takte weggelaſſen, nichts Wirkſames und Ausdrucksvolles aber liebIos übergangen, und das zerſtreut Liegende vereint und in die paſſende Ordnung gebracht hat. Nimmt der vorgeſchrittene Knabe ſchon dieſe Bilder in ſich auf, ſo kann es nicht fehlen, daß der Jüngling, wenn er zu den Autoren ſelbſt greift, ſich wie in einer längſt bekannten, lieben Umgebung befindet, wo ihm überall befreundete Geſtalten traulich entgegentreten und zuwinken. So gebe man denn dies Buch in die Hände der Jugend, auf daß es ihr Lieblingsbuch werde; es bietet eine geſunde, kräftige und edle Nahrung, wie nicht leicht irgend ein anderes. Zugleich verfehlen wir nicht, auf die zahlreichen, ſchönen Illuſtrationen und die höchſt geſchmackvolle Ausſtattung des Buches hinzuweiſen.

— Ferdinand Schmidt's Jugendſchriften. Die Schule vermag nicht Alles zu leiſten an dem jungen Erdenbürger; das Leben ſelbſt muß mit Hand anlegen. Da iſt denn eine Lektüre hochwillkommen, die im häuslichen Kreiſe das fortſetzt und angenehm erläutert, was die Schule in ſtrengerer Form geboten hat. Eine Unterhaltungs-Lektüre, die aus eben den Lehrſtoffen ſchöpft, welche die Schule unmittelbar anwendet, oder auf einer höheren Stufe ſteht, erſcheint als ein herrliches Mittel, die Lernbegier zu reizen, das ſittliche Bewußtſein zu wecken und zu ſtählen, die Phantaſie mit einem Schatz klarer und reiner Vorſtellungen auszurüſten, der Erkenntniß und dem Willen großartige Ziele der Menſchen-Natur vor Augen zu führen. Dieſen edlen Zwecken einer unbefangenen, humanen Jugendbildung dienen die Schriften des Herrn Ferdinand Schmidt in der geeignetſten Weiſe, und zwar ſowohl die 29 Bändchen der „Jugend-Bibliothek“ (Berlin, bei Hugo Kaſtner & Comp.), als die für ſich allein (bei demſelben Verleger, vormals C. W. Mohr & Comp.) herausgegebenen Arbeiten des Verfaſſers. Der patriotiſche Grundzug, welcher allen Leiſtungen ſeiner Feder eine erhöhte Stimmung verleiht, iſt in den jetzigen Zeitläuften doppelt erwünſcht und bildet für jedes Eltern-Paar, das denkt, wie es denken ſoll, die beſte und köſtlichſte Empfehlung. An Deutſchlands Zukunft dachte der Volksſchriftſteller und Volks-Schulmann, Herr Ferdinand Schmidt, indem er den Leſern ſeiner Jugendſchriften das Nationalgefühl zu entzünden ſtrebte. Unter den einzelnen Produkten fanden wir im Cyklus der „Jugend-Bibliothek“ am gelungenſten: „Kriegsruhm und Vaterlandsliebe“ (mit einer meiſterhaften Scene in einer Dorfkirche, 1813), dann „Herder als Knabe und Jüngling,“ lieblich und gemüthvoll erzählt; „Wilhelm Tell,“ ausgezeichnet durch kernige Sprache und ſchöne Naturſchilderungen; ferner: „Aus der Jugendzeit des großen Kurfürſten;“ „Die Nibelungen;“ „Hermann und Thusnelda“ ꝛc, Sachen, die meiſt ſchon in dritter Auflage vorliegen. Weniger paſſend und durchaus nicht zu empfehlen ſind die Bearbeitungen: „Der Kaufmann von Venedig“ und „Macbeth.“ — Von den Schriften außerhalb des erwähnten Cyklus nennen wir noch „Homer's Iliade; der Trojaniſche Krieg,“ eine Darſtellung, die Alexander's von Humboldt Lob geärndtet und die Pracht-Ausgabe des „Reinecke Fuchs,“ mit 64 Illuſtrationen von G. Bartſch.

— Die Krankenpflege in England. Den Namen der Miß Florence Nightingale haben Verwundete und Kranke in der Krim und in Italien geſegnet; ihre Kenntniſſe und ihr organiſatoriſches Talent haben Aerzte und Offiziere gleich rühmend anerkannt. Auch denjenigen Aerzten und Laien, welche ſie in ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit nicht ſehen konnten, iſt jetzt Gelegenheit gegeben, ihre Grundſätze durch eine kleine Schrift über Krankenpflege,* welche ſie veröffentlicht hat, kennen zu lernen. Die Verfaſſerin behauptet zwar, ihr kleines Werk dürfe keinerlei Anſpruch darauf machen, eine Methodik zum Selbſtunterricht für Pflegerinnen zu *ſein*; wir müſſen jedoch dieſe Selbſtkritik mit Entſchiedenheit als *eine viel zu* beſcheidene bezeichnen; vielmehr müſſen wir ſagen, daß das Buch ein ganz vorzügliches und alle einſchlagenden Verhältniſſe umfaſſendes iſt. Diejenigen Abſchnitte, welche die Luft und Wärme der Krankenzimmer behandeln, repräſentiren die Anſchauungen der Aerzte und mediziniſchen Schriften, welche Miß Nightingale kennen gelernt hat: ſie iſt hierin nur reproduktiv; die große Ausführlichkeit, mit welcher ſie die Elemente der Sanitätsvorſchriften behandelt, läßt darauf ſchließen, daß dieſe Elemente in England noch nicht in dem Grade die allgemeine Anerkennung im Publikum gefunden haben, wie dies in Deutſchland der Fall iſt. Hingegen diejenigen Abſchnitte, in welchen die Verfaſſerin völlig ſelbſtändig iſt: die Abſchnitte, welche „die Nahrung,“ „das Geräuſch“ und „die Unterhaltung mit Kranken“ behandeln, beweiſen eine ſo ausgezeichnete Beobachtungsgabe und ein ſo feines Taktgefühl, daß die Bewunderung und Liebe, welche ihr in den Hoſpitälern auf jedem Schritte folgten, uns ſehr natürlich erſcheinen. Wenn der geheime Sanitätsrath Dr. Wolff in Bonn in einem kleinen Vorwort zu dem Werke ſagt: daß er daſſelbe mit mannigfacher Belehrung geleſen, ſo ſtimmen wir ihm von Herzen bei, und glauben verſichern zu dürfen, daß jede Hausfrau einen hohen Nutzen aus der Lektüre ſchöpfen wird. Möchte daſſelbe recht zahlreiche Leſerinnen finden: vielen Kranken, die an heilbaren oder unheilbaren Uebeln leiden, könnten auf dieſe Weiſe viele trübe Stuben erhellt werden.

— Magyariſche Literatur. Von dem Baron Nikolaus Jóſika ſind zwei neue Romane im Druck; einer: „A két mostoha“ (die beiden Stiefmütter) erſcheint bei Heckenaſt in Peſth, der andere: „A magyar kényurak“ (die Oligarchen Ungarns) bei Hartleben in Wien. Die Baronin Jóſika (Julie, geb. von Podmanitzky) giebt nächſtens drei Bände Novellen und ein moraliſches Werk für die weibliche Jugend heraus, von denen das letztere auf den ausdrücklichen Wunſch des Verlegers (Heckenaſt) geſchrieben iſt.

J. L.

* Helleniſcher Heldenſaal, oder Geſchichte der Griechen, in Lebensbeſchreibungen, nach den Darſtellungen der Alten, von Ferdinand Bäßler. Zweite Auflage, mit 32 in den Text gedruckten Holzſchnitten. Berlin, R. Decker, 1862.

* Die Pflege bei Kranken und Geſunden. Von Florence Nightingale. Leipzig, Brockhaus, 1861.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 53. Mittwoch, den 31. December 1862. 31. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich. Seite
Proudhon und das geiſtige Eigenthumsrecht 623
Italien.
Cavour und ſeine Nachfolger 626
Die Reform des öffentlichen Unterrichts in Italien 628
Rußland.
Neueſtes Werk über Tſchinggis-Chan 629
Mannigfaltiges.
Bibliotheca historica medii aevi von Auguſt Potthaſt 630
Politiſche Geſinnung der heutigen Griechen . . . . „
Die Damenzeitung „Bazar“ . . . . „

Frankreich.

Proudhon und das geiſtige Eigenthumsrecht.

Am 27. September 1858 fand zu Brüſſel eine Zuſammenkunft von Schriftſtellern, Gelehrten, Künſtlern, National-Oekonomen und Juriſten aller Länder ſtatt, um die Frage der Autoren-Rechte, für die man den Namen des „geiſtigen oder literariſchen Eigenthums“ aufgebracht, genügend zu löſen. Wir haben in unſern Blättern damals von dieſem Kongreſſe ausführliche Mittheilungen gemacht und unſer Privat-Votum dahin abgegeben, daß man mit der Annahme eines ſtreng juriſtiſchen geiſtigen Eigenthumsrechtes praktiſch in die größten Widerſprüche gerathen müſſe, und daſſelbe eigentlich nur den großen Induſtrie-Schriftſtellern Frankreichs zu Gute kommen könne. Vor nicht langer Zeit beſprachen wir ſodann mehrere Schriften, welche denſelben Gegenſtand betrafen und die Gutachten der großen Pariſer Buchhändler-Firmen über dieſes geiſtige Eigenthumsrecht enthielten, das ſich in der Geſetzgebung feſtzuſetzen trachtet. Wir hatten die Genugthuung, zu ſehen, daß Herr Charpentier, einer der Hauptverlags-Buchhändler von Paris, ſich zu ganz ähnlichen Anſichten bekannte, als wir damals vertheidigt hatten, und ein eigentliches geiſtiges Eigenthumsrecht durchaus in Abrede ſtellte. Wir ſind jetzt im Stande, eine neue Autorität vorzuführen, die gewiſſermaßen mit dem ſchweren Geſchütze der Argumente in's Feld rückt, um denſelben Satz durchzufechten. Es iſt Niemand anders, als der berühmte Socialiſt Proudhon, der über dieſe Frage ein Buch veröffentlicht hat, welches uns in deutſcher Ueberſetzung vorliegt.*

Proudhon iſt eine excentriſche Natur, und bei ſeiner Leidenſchaftlichkeit, welche ihm Grundſatz geworden, im Stande, die allerſonderbarſten Dinge zu behaupten, die man ſich denken kann; andererſeits aber von einer großen Wahrheitsliebe beſeelt und von einer Offenherzigkeit, der man ſeine Achtung nicht verſagen kann. Daß er in Bezug auf Alles, was geſellſchaftliche Verhältniſſe betrifft, ſehr viel poſitive Kenntniſſe beſitzt und viele gute Bemerkungen gemacht hat, wird man gleichfalls nicht in Abrede ſtellen können.

Proudhon hat das vorliegende Buch im Intereſſe ſeiner Selbſtvertheidigung geſchrieben, und iſt dabei ſogleich aus der Defenſive in die Offenſive übergegangen — er denuncirt das ſogenannte „geiſtige Eigenthumsrecht“ als Erfindung der großen Induſtrie-Schriftſteller des modernen Frankreichs, Lamartine an der Spitze, die damit bezwecken, ſich „literariſche Majorate“ zu ſchaffen; er ſieht in dem Hereinbrechen der Abtaxirung alles Geiſtigen, in der Merkantiliſirung alles Ideellen das Herannahen eines neuen Aegypterthums und die Anfänge der Bildung einer neuen Prieſterkaſte, welche in den Alleinbeſitz aller Kenntniſſe zu kommen trachtet. Werde die Anerkennung des geiſtigen Eigenthums zum Geſetze, ſo ſei, meint er, die Revolution von 1789 geſchloſſen und der vollſtändige moraliſche Bankerott Frankreichs beſiegelt; die franzöſiſche Literatur ſei bereits eine Knechts-Literatur; die Fabricirung und Vertreibung von Schriftwerken durch den Buchhandel ſei bereits reine Geſchäftsſache und merkantiler Schwindel; die Legaliſirung des geiſtigen Eigenthumsrechtes müſſe dann nothwendig dieſen Schwindel vollſtändig autoriſiren und zu jenem Aegypter- oder Chineſenthum führen, von dem wir eben geſprochen.

„Die Kunſt, eine Handſchrift zu verkaufen, einen durch äußerliche Mittel hinaufgetriebenen Ruf auszubeuten, die Neugierde und das Vorurtheil der Leſerwelt auszukeltern, oder um das Ding bei ſeinem wahren Namen zu nennen, der literariſche Geldſchwindel iſt in unſeren Tagen bis zu einem noch nicht dageweſenen Grade entwickelt worden. Zunächſt giebt es keine Kritik mehr: die Schriftſteller bilden eine Kaſte, und wer nur in die Tageblätter und Revuen ſchreibt, wird Mitſchuldiger der Gewinnſucht. Wer Achtung vor ſich ſelbſt hat, und weder an der Lobhudelei ſich betheiligen, noch den Ankläger der Mittelmäßigkeit machen will, zieht es vor, zu ſchweigen.

„Die Gaukelei beherrſcht den Platz. Hauptmittel des Erfolges iſt aber der hohe Preis, um welchen ſich die Schriftſteller verkaufen. Man zeigt an, daß das und das mit Ungeduld erwartete, geheimnißvoll angekündigte Werk endlich erſcheinen wird, daß der Verfaſſer mit der und der Buchhandlung um einen Preis von 100,000, 200,000, ja 500,000 Franken übereingekommen iſt. Daß ſolche Käufe wirklich und ernſtlich abgeſchloſſen werden, wollen wir nicht in Abrede ſtellen. Am häufigſten aber werden ſolche fabelhafte Preiſe — was man ſich wohl hütet, verlauten zu laſſen — auf die Art gezahlt, daß der Verfaſſer zum größten Theile des Betrags als ſtiller Geſellſchafter eintritt und bei dem Abſchluſſe kaum ein Zehntel der verkündeten Summe herausbekommt. Große Zahlen, und wenn ſie auch nur auf dem Papiere ſtehen, ſchmeicheln der Eitelkeit der Schriftſteller am meiſten. Sie nehmen lieber einen Schwindler zum Verleger, der ihnen 100,000 Thaler verſpricht und Bankerott macht, als einen ſichern Buchhändler, der ihnen 50,000 Franken baar hingezahlt hätte. Manchmal geht auch ein Neuling, durch den großen Namen geblendet, in das Garn, kauft ſich zu Schaden und findet da ſeinen Untergang, wo er ſich goldne Berge verſprochen hatte. Dies nennt unſer Buchhandel eine Beizbrühe trinken. Welchen Ruhm bringt dem Schriftſteller ein ſolcher Erfolg! — Hiernach kommen die Schwindeleien mit dem Format. Die erſten Früchte ſind in der Literatur immer theuer; man beginnt mit dem Angriff auf die gefüllten Börſen und wendet ſich dann an die ſchmalen. Hinterher ändert man Format, Schrift, Papier, Seitenzahl. Das und das Werk in zwei Bänden, welches bei ſeinem Erſcheinen fünfzehn Franken koſtete, iſt ſechs Monate ſpäter in einem Bande für drei Franken zu haben. Preisunterſchied achtzig vom Hundert — Achtzig vom Hundert! Das iſt ungefähr der Rabatt, den man überhaupt auf Berühmtheiten und Bücher ſchlagen ſollte.“

Wir laſen vor einiger Zeit in dem Atlantic Monthly die geheime Geſchichte, wie Victor Hugo's Misérables buchhändleriſch untergebracht worden, und welcher (übrigens deutlich ſichtbare) Humbug damit verbunden iſt, um das jedenfalls nicht übermäßig klaſſiſche Buch gehörig zu pouſſiren und dem Verleger zu ſeinen Koſten und einem bedeutenden Ver-

* Die literariſchen Majorate. Prüfung des Plans zu einem Geſetze, welches die Schöpfung eines ewigen Monopols zum Beſten der Erfinder, Schriftſteller und Künſtler bezweckt. Von P. J. Proudhon. Leipzig, J. J. Weber, 1862.

Digitized by Google

dienſte obenein zu verhelfen. Danach kann man nicht ſagen, daß Proudhon's Schilderung übertrieben iſt.

Als der oben erwähnte Kongreß in Brüſſel tagen ſollte, ſchrieb Herr von Lamartine am 15. Auguſt 1858 einen Brief an die Verſammlung, worin er derſelben ſein Ausbleiben entſchuldigte. Ein Paſſus kommt darin vor, der für Proudhon eine Beleidigung enthält: „Ein Sophiſt hat geſagt: Eigenthum iſt Diebſtahl. Sie werden darauf durch die Einſetzung des heiligſten Eigenthums, des geiſtigen, antworten. Gott hat es geſchaffen, der Menſch muß es anerkennen.“

Drei Tage ſpäter, am 18. Auguſt, kam Proudhon, den man wegen ſeines Buches: „Ueber die Gerechtigkeit in der Revolution und der Kirche“ zu drei Jahren Gefängnißhaft verurtheilt hatte, ſelbſt als Flüchtling nach Belgien, wo er ſich an dem Kongreß nur inſofern betheiligte, als er darüber in einem kleinen Blättchen einen Artikel ſchrieb.

Der Kongreß ſprach ſich einhellig für das Eigenthum aus, verwarf aber die ewigen Schriftſteller-Privilegien, welche der wahre Ausdruck eines eigentlichen geiſtigen Eigenthumsrechtes ſein würden. Trotzdem hielten ſich die Vertheidiger deſſelben nicht für geſchlagen. Sie haben ſeitdem eine Reihe von Schriften veröffentlicht, z. B. „Studien über das literariſche Eigenthum,“ von Laboulaye Vater u. Sohn, 1858; „Ueber das geiſtige Eigenthum,“ von Frederic Paſſy, Victor Modeſte, P. Paillottet, mit Vorrede von Jules Simon, 1859 u. ſ. w. Alle dieſe Herren fielen zwar nicht über den Kongreß und ſeine Mitglieder, dafür aber deſto energiſcher über Lamartine's „Sophiſten,“ über Proudhon her, „behandelten ihn als ſchamloſen Gedankendieb und zerprügelten ihn wie einen Sklaven.“

Gegenwärtig hat das literariſche Eigenthum die kaiſerliche Machtvollkommenheit als Caſſationshof angerufen. Von vornherein ſprachen die Zeitungen von einem dritten Kongreß, der zu Paris im Induſtriepalaſt abgehalten werden ſollte; indeſſen iſt daraus nichts geworden, weil gegenwärtig Kongreſſe und debattirende Verſammlungen in Frankreich überhaupt nicht gedeihen. So ſoll alſo echt römiſch der Kaiſer entſcheiden. Unter dem Vorſitze des Staats-Miniſters Walewski iſt eine Commiſſion ernannt worden, welche bei verſchloſſenen Thüren einen Geſetzentwurf anfertigen ſoll, um ihn dem geſetzgebenden Körper unterzubreiten.

„Offenbar erwartet man, ſetzt Proudhon hinzu, daß, nachdem Frankreich geſprochen, die andern Nationen nachfolgen werden. Sind wir nicht die wahren Wortführer der Freiheit, der Gleichheit, des Eigenthums, des Vorwärts mit Trommelſchlag unter der Fahne der Revolution? Iſt das in's Werk geſetzt, ſo werden wir, wie Lamartine 1841 ſagte, „die menſchliche Vernunft“ emanzipirt haben.“

Proudhon tadelt hierauf die demokratiſche Preſſe, daß ſie ſich zum gedankenloſen Jaſagen habe mißbrauchen laſſen; ſie ſei im Irrthume, wenn ſie dieſe Schöpfung eines geiſtigen Eigenthums für etwas Freiſinniges halte, es ſei vielmehr etwas „Ueberfeudales;“ wenn die vermeintlichen Vertreter des Liberalismus, z. B. Lamartine, V. Hugo, J. Simon, F. Paſſy, L. Viardot, Alphons Karr (Erfinder der Phraſe: La propriété littéraire est une propriété), Alloury, Ulbach, Pelletan, G. Hecquet, Dolfuß u. A. das geiſtige Eigenthum lebhaft verfechten, und dagegen Imperialiſten, wie Dupin, Flourens, Niſard, Sainte-Beuve, ſich dawider ausſprächen, ſo ſei das die verkehrte Welt.

„Mögen ſich die Eigenthümer, denen man wieder von Theilung und dem rothen Geſpenſte vorerzählt, beruhigen; ſie ſollen in dieſer Schrift nicht dem geringſten übelklingenden Vorſchlage begegnen. Ihre Intereſſen ſind völlig geſichert; ihr Eigenthum hat mit dem angeblichen geiſtigen Eigenthume, zu deſſen Anerkennung man ſie drängt, nicht das Geringſte gemein, und man wird ſie nicht deshalb enteignen, weil ſie die Heiligſprechung des unſittlichſten Privilegiums verweigern.“

Proudhon prüft nun die Frage aus dem dreifachen Geſichtspunkte der politiſchen Oekonomie, der Aeſthetik und des öffentlichen Rechts.

Alle Begünſtiger des literariſchen Eigenthums ſtützen ſich auf eine Gleichſtellung der künſtleriſchen und literariſchen Production mit der ländlichen und gewerblichen. Nach volkswirthſchaftlichen Anſchauungen iſt der Schriftſteller Produzent, ſein Werk Produkt. Proudhon analyſirt zu dieſem Ende den Begriff „Produziren“ — er beruft ſich auf die Grundwahrheit, daß der Menſch in der That durchaus Nichts, auch nicht das kleinſte Atom wirklich produziren könne; alle Production beſtehe vielmehr nur in einer Umformung und Umgeſtaltung des Vorhandenen. In dieſem Sinne ſei allerdings der Schriftſteller, der Mann von Genie ein Produzent, geradeſo, wie ſein Krämer oder Bäcker; er geſtalte Ideen, Gedanken, wie jene ſtoffliche Dinge; ſein Werk ſei ein Produkt, ein Theil des allgemeinen Waarenvorraths. Früher hätten die Volkswirthe zwiſchen materieller und nicht materieller Production unterſchieden, wie Descartes zwiſchen Materie und Geiſt; aber dieſer Unterſchied ſei überflüſſig, weil man eben keinen Stoff hervorzubringen vermöge, und ſich alles Produziren nur auf ein Verändern, Umgeſtalten deſſelben erſtrecke. Der Menſch ſchaffe nicht ſeine Ideen, ſondern empfange ſie; er erzeuge nicht die Wahrheit, ſondern finde ſie.

Er beweiſt alſo, daß die gewerbliche und die literariſche Production von einerlei Art ſeien. „Wenn man den Unterſchied zwiſchen Stoff und Geiſt in die politiſche Oekonomie hineinträgt, ſo erreicht man damit weiter nichts, als daß dünkelhafte Anſprüche aufrecht erhalten und Kategorien von Bedingungen aufgeſtellt werden, die der Staats-Oekonomie ebenſo fremd ſind, wie der Natur.“

Wem gehört nun die Sache, oder vielmehr die produzirte Form?

Dem Produzenten, welcher die Verfügung darüber und den ausſchließlichen Genuß hat.

Alſo iſt das Produkt das Eigenthum des Produzenten!

Gegen dieſen Schluß verwahrt ſich Proudhon auf's Beſtimmteſte. Zwiſchen Eigenthum und Eigenthum ſei ein Unterſchied. Jedes Produkt eines Produzenten bildet wohl ein „Haben“ deſſelben, aber nicht jedes Haben ſei deshalb ſchon Kapital oder gar Eigenthum. Bis dahin ſei noch ein weiter Weg. Aus dem Begriffe des literariſchen Produzirens folge der Begriff eines unbeweglichen Eigenthums und eines darauf gegründeten Rechtes durchaus nicht; alle Dinge erhielten erſt ihren Werth durch das Bedürfniß und den Tauſch, auch die literariſchen — aber bei dieſem Tauſche führe uns gleichfalls nichts zu der Idee eines unveräußerlichen Eigenthumes.

„Der Beſitz, denn das iſt die angemeſſene Bezeichnung, wenn man vom Rechte des Produzenten und des Eintauſchenden an dem Produkte ſpricht, fängt für jeden bei dem Produkte an, hat das Produkt, nicht mehr und nicht weniger, zum Inhalte und endet mit dem Tauſche. *Do ut des*; ich gebe dir, damit du mir giebſt; gieb mir eine Schreib-, Rechen- oder Muſikſtunde, und ich will dir nach deiner Wahl Eier von meinen Hühnern, ein Maß von meinem Wein, Früchte, die ich gebrochen, Butter und Käſe von meiner Heerde geben. Singe mir dein Gedicht, erzähle mir deine Geſchichte, lehre mich dein Verfahren, dein Gewerbe, deine Geheimniſſe, und ich will dir Wohnung und Nahrung geben, dich freihalten eine Woche, einen Monat, ein Jahr, ſo lange du mich unterrichteſt. Was geſchieht, wenn die Produkte und Dienſte ausgetauſcht ſind? Jeder Theil benutzt das Empfangene für ſeine Perſon, eignet es ſich an, vertheilt es unter ſeine Kinder und Freunde, ohne daß der Verkäufer das Recht hat, dieſer Mittheilung zu widerſprechen. Hat man jemals gehört, daß die jungen Leute beiderlei Geſchlechts, welche aus Frankreich, der Schweiz und Belgien als Erzieher nach Rußland gehen, für ſich und ihre Erben außer einer Bezahlung und Honorirung noch fordern, daß die Zöglinge nicht wieder ihrerſeits Lehrerſtellen bei ihren Landsleuten übernehmen, da das Lehrfach Eigenthum des Lehrers ſei? Dieſes gleichzeitige Geben und Zurückhalten würde das Weſen des Austauſches zerſtören. Auf dieſe Art könnten die ruſſiſchen Herren, welche ſolche junge Leute hinberufen, ebenfalls verlangen, daß dieſelben nach Beendigung der Erziehung und nach dem Empfange des bedungenen Gehaltes ihre Einnahmen auf den Ländereien der gedachten Herren verzehren und das ruſſiſche Geld nicht in's Ausland ſchleppen. Dies wäre aber ſicherlich der lächerlichſte und am wenigſten annehmbare Einfall.“

„Sehen wir die Sachen im Zuſammenhange an, ſo wird Alles, was als Produkt des reinen Gedankens oder des Gewerbes in den Verkehr kommt, nicht als Fonds oder Grundeigenthum, ſondern als etwas Tauſchbares, durch den Gebrauch vollſtändig Verzehrbares betrachtet, welches nur denjenigen als Herrn anerkennt, der es erzeugt und durch einen Gegenwerth bezahlt hat. Der ertragsfähige Grundbeſitz iſt kein Produkt des Menſchen; er iſt nicht verzehrbar, und das Eigenthum daran kann jedem Anderen und nicht blos Demjenigen beigelegt ſein, der es bearbeitet. Nichts iſt klarer als dieſer Gegenſatz.“

In dem nächſten Abſchnitte kommt Proudhon auf die beſonderen Schwierigkeiten beim Austauſche von Geiſtesprodukten zu ſprechen. Sie beſtehen vornehmlich darin, daß Geiſtesprodukte nicht, wie die meiſten materiellen Erzeugniſſe, einen feſten, geregelten Cours haben, ſondern daß ihr Preis unberechenbaren Schwankungen ausgeſetzt iſt. Ein Arzt kann z. B. ein Rezept von vier Zeilen ſchreiben, das unter Umſtänden, wenn es ein Menſchenleben rettet, materiell ſchier unbezahlbar, und unter andern Umſtänden wieder oft nicht vier Pfennige werth iſt. In beiden Fällen aber dürfte man ihn mit etwa gleichem Honorar bezahlen. Was bezahlt man alſo dem Arzte? Man bezahlt ihm eine Vergütigung, die den Koſten, welche ihm ſein Studium gemacht, ſeiner Stellung, ſeinem

Digitized by Google

erlangten Rufe und dergl., als entſprechend gilt. Ebenſo iſt es bei Lehrern, die Privatſtunden geben; ebenſo im Großen und Ganzen bei Richtern, Geiſtlichen, Verwaltungs-Beamten, bei denen dieſe Vergütigung die Form des Gehaltes, der Emolumente, und als Nachtrag die Penſion hat.

Hierauf kommt der Verfaſſer zur Klarſtellung der Autoren-Rechte. Es bleibt als letzte Kategorie geiſtiger Produzenten und Arbeiter der unabhängige Schriftſteller übrig, der weder Profeſſor, noch Beamter, noch Prieſter iſt. Da ihm der Staat keine Beſoldung gewährt — „ſo iſt es ſicher, daß ein ſolcher Schriftſteller als öffentlicher, auf eigene Gefahr handelnder Unternehmer angeſehen werden muß, daß ſeine Veröffentlichungen aus dem Geſichtspunkte des Handels ein Wagniß ſind, und daß deshalb zwiſchen ihm und der Geſellſchaft ein ſtillſchweigender Vertrag zu Stande kommt, kraft deſſen der Autor in Bauſch und Bogen durch ein zeitliches Verkaufs-Privilegium bezahlt werden ſoll. Iſt das Werk ſehr begehrt, ſo wird der Autor viel gewinnen; findet es keinen Beifall, ſo wird er ſchlechte Geſchäfte machen. Man geſteht ihm 30, 40, 60 Jahre zu, um auf ſeine Koſten zu kommen. Ich behaupte, daß dieſer Vertrag vollkommen regelmäßig und billig iſt, daß er allen Anforderungen entſpricht, alle Rechte ſchont, alle Prinzipien achtet, allen Einwendungen begegnet.“

Sehr gut iſt an verſchiedenen Stellen die Art und Weiſe, wie Proudhon Herrn v. Lamartine und Konſorten, d. h. die großen viel Geld verdienenden und viel Geld verbrauchenden Induſtrie-Schriftſteller abführt, die bei dem Kampfe für das geiſtige Eigenthum eben nur den Geldpunkt im Auge zu haben ſcheinen. Für die unendlich große Mehrzahl aller erſcheinenden Bücher iſt das ſogenannte geiſtige Eigenthum von gar keiner Bedeutung; ſie werden einmal gedruckt, bezahlt gut oder ſchlecht, oder gar nicht — und damit iſt die Sache zu Ende; eine nur ſehr geringe Anzahl von Werken hat eine Lebenskraft von 20 bis 30 Jahren, und dann ſind ſie überlebt — diejenigen Werke, welche über dieſes Ziel hinaus dauern und das Publikum intereſſiren, ſind zu zählen. — Die Großmeiſter der Literatur, Lamartine voraus, erregen einen Staub, machen einen Qualm von Redensarten, um den eigentlichen Kern der Sache zu verhüllen, als wenn die Homere, die Sophokles, die Shakſpeare und Goethe wie Spargel auf den Beeten wüchſen und nur alles von Meiſterwerken, von Epoche machenden Geiſtesprodukten wimmelte.

„Sein Meiſterwerk iſt geboren, ſeine Idee iſt an's Licht gekommen; die allgemeine Intelligenz bemächtigt ſich derſelben, die Induſtrie, der Handel beuten ſie aus u. ſ. w.....

„Herr von Lamartine (ſagt Proudhon) hält die Fanfaren ſeiner Beredſamkeit für Vernunftgründe. Uebertreibungen, Antitheſen, Ausrufe und Declamationen treten bei ihm an die Stelle der Logik. Man verlangt von ihm die Beſtimmung eines Begriffs — er liefert ein Gemälde, einen Beweis — er nimmt die Götter zu Zeugen, ſchwört bei ſeiner Seele, läßt Geſpenſter erſcheinen, weint. Herr von Lamartine gehört zu den zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern, welche das meiſte Geld aus ihrer Beredſamkeit gezogen haben; er iſt in Geld und Ruhm weit über ſein Verdienſt belohnt worden, und er klagt über Noth. Weſſen Fehler iſt das? Iſt die Geſellſchaft undankbar, weil er ſich nicht beſſer zu benehmen, als zu denken verſteht?

Ebenſo wendet er ſich gegen Paſſy und Andere und widerlegt ihre Deductionen, welche für den Stand des philoſophiſchen Denkens in Frankreich nicht eben ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Das Wort Eigenthum ſpielt darin eine große Rolle. Das Wort Eigenthum hat aber auch in Frankreich eine Nebenbedeutung, einen Accent aigu, auf den man vollen Nachdruck legen muß. Das geiſtige Eigenthum vertheidigen, heißt im eminenten Sinne das materielle Eigenthum vertheidigen, welches der Kommunismus, der Socialismus und vor Allem der Sophiſt Proudhon mit ſeinem „Eigenthum iſt Diebſtahl“ in Frage ſtellt. Es begreift ſich hieraus ſehr leicht, warum die Vertheidiger des geiſtigen Eigenthumsrechtes mit ſolcher Bitterkeit ſtets dem alten ſocialiſtiſchen Wolfe eins nebenbei verſetzen, und warum dieſer den Kampf aufnimmt. Seinen berühmten und berüchtigten Satz ſcheint er indeß aufgegeben zu haben — er kommt fortwährend darauf zurück, daß man die Furcht doch ſein laſſen ſolle, als kämpfe er indirekt gegen alles Eigenthum, er wolle ſich hier ganz auf den allgemein gültigen Standpunkt ſtellen, und weiter nichts thun, als ſeine Gegner mit logiſchen Waffen ſchlagen.

Er ſchließt dieſen erſten Abſchnitt mit den Worten:

„Boileau ſagt in ſeiner Epiſtel über den Adel: „Iſt die Nachkommenſchaft von Alfonce und Bayard nur eine Mähre, ſo ſteht ſie billig zu Kauf.“ Kann die Regierung es dahin bringen, daß die Söhne genialer Männer auch Genies werden? — Nein. Ueberlaſſe ſie alſo die Nachkommenſchaft eines Genius ſich ſelbſt: die Väter ſind bezahlt worden und man iſt den Erben nichts mehr ſchuldig.“

Der zweite Theil, moraliſche und äſthetiſche Betrachtungen enthaltend, lieſt ſich wie eine ſcharfe, ſarkaſtiſche Satyre auf das heutige Frankreich und ſein geiſtiges Leben.

„Wenn unſere neueren Rechtsgelehrten und National-Oekonomen (lautet der Anfang) ſelbſt den kritiſchen Sinn verloren haben, welchen ihre Studien vor Allem erheiſchen und der ihre Vorgänger in ſo hohem Grade auszeichnete, ſo iſt es noch ſchlimmer, daß die Schriftſteller nicht mehr begreifen, was den Vorzug ihrer Beſchäftigung und ihre eigne Würde ausmacht. Ich werde mehr als Einen von ihnen in Erſtaunen ſetzen, wenn ich beweiſe, daß einige Sachen..... verkäuflich..... andere unverkäuflich ſind, und daß unter den letzteren die käuflichſten von unſern Erzeugniſſen, die der Literatur und Kunſt, mit zählen.“

„Das iſt endlich ein Sophisma für mich. Herr v. Lamartine, der göttliche und menſchliche Dinge nur inſoweit zu ſchätzen ſcheint, als ſie ſich zu Geld machen laſſen, der zu dieſem Zwecke Subſcriptionen über Subſcriptionen auf gereimte und proſaiſche Werke einleitet und zur größeren Sicherheit verlangt, daß man das zeitliche Monopol der Verfaſſer in eine ewige Rente verwandle, wird nicht Willens ſein, ſich meiner Meinung anzuſchließen.“....

Im zweiten Kapitel zeigt Proudhon, daß alle Religionsſtifter, Chriſtus an der Spitze, ihr geiſtiges Eigenthum umſonſt mitgetheilt hätten. Welches Buch iſt verbreiteter, als das Evangelium? „Da nach der Theorie der Herren von Lamartine, Laboulaye, F. Paſſy und wie ſie heißen mögen, das Evangelium Chriſti Eigenthum, und die Kirche ſeine Erbin war, ſo hätten die Apoſtel und ihre Nachfolger auf ewige Zeiten das Privilegium des Verkaufs von Bergpredigten, Parabeln u. ſ. w. gehabt; jeder Chriſt, der das Neue Teſtament leſen wollte, müßte bis zum Weltende eine Prämie bezahlen.“

Chriſtus ſagt: „Ihr werdet eſſen, was Ihr findet. Umſonſt habt Ihr es empfangen, umſonſt ſollt Ihr es geben.“ Paulus giebt ſeine Predigten und ſeine Briefe umſonſt, und verdient ſich, die Gaſtfreundſchaft ſeiner Jünger freiwillig von ſich weiſend, ſein Brod mit Zeltemachen. Nur Simon, der Magier, den Proudhon ſehr poſſirlich einen Staats-Oekonomen jener Zeit nennt, wollte dem Apoſtel Petrus ſeine Wundergabe für Geld abkaufen. Ebenſo alle andern Stifter und Reformatoren von Religionen, Muhammed, den man doch des Betruges beſchuldigt hat, nicht ausgenommen. Niemand hat behauptet, daß er auch nur Einen Heller aus dem Verkaufe des Koran gezogen.

Ebenſo iſt es bei der Juſtiz. Ebenſo gut, wie Schriftſteller, könnten Richter ſich ihre Aktenſtücke, Urtheile u. dergl., die oft ein ungewöhnliches Maß von Scharfſinn erheiſchen, ein unverjährbares Eigenthums-Recht beanſpruchen; trotzdem werden ſie mit einem bloßen Gehalte abgefunden. „Recht zu thun, iſt ſchwer; man kann es bei den Kindern belohnen, denen man einen Preis für gute Aufführung ausſetzt, aber es iſt unwürdig, Männer dafür zu bezahlen. Die Gerechtigkeit zu handhaben, Recht zu ſprechen iſt noch ſchwerer, und eben deshalb dem Gedanken der Verkäuflichkeit noch weniger zugänglich.“

Auch bei Wiſſenſchaft und Philoſophie läßt ſich die Theorie vom geiſtigen Eigenthum nicht durchführen. „Das franzöſiſche Patentgeſetz erklärt ausdrücklich, daß an philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Grundſätzen, d. h. an der Kenntniß der Natur der Dinge und des allgemein Menſchlichen kein Privateigenthum möglich ſein ſolle. Nach dem Ausſpruche des Geſetzgebers iſt der Verkauf der Wahrheit etwas ebenſo Anwiderndes, wie der Handel mit der Gerechtigkeit. Sieyes, der ſeine Conſtitution an Buonaparte verkaufte, endete, nachdem er mit Ruhm aufgetreten war, in Verachtung..... Vietta, der die Algebra ſchuf, Decartes, der ſie auf die Geometrie anwendete, Leibnitz, der Urheber der Differenzialrechnung u. ſ. w.... hätten nicht dafür patentirt werden können..... Für ſolche Geiſtesgrößen iſt die vollkommenſte Uneigennützigkeit in der Ordnung..... Die Wahrheit iſt kein Handelsartikel, ſie kann nicht den Gegenſtand eines Eigenthums abgeben..... Der Dienſt des Prieſters, Richters, des Philoſophen, des Gelehrten, iſt ein weſentlich unentgeltlicher“ — der Gehalt, den ſie beziehen, keineswegs das Aequivalent ihrer Dienſte, ſondern achtungsvolle Unterſtützung, Entſchädigung zum Zwecke der Deckung ihres Unterhalts, der geſichert werden muß. Nicht anders iſt es nun auch bei den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, wie Proudhon dies im Einzelnen ausführt. Er beweiſt dann zuletzt, warum gewiſſe Produkte und Dienſte unverkäuflich ſind.

„Eine käufliche Poeſie, eine käufliche Beredſamkeit, eine käufliche Literatur und Kunſt: ſagt dies nicht Alles und brauche ich noch Anderes in's Treffen zu führen? Wenn wir heutzutage an gar nichts mehr glauben,

Digitized by Google

ſo hat dies ſeinen Grund darin, daß wir Alle zu kaufen ſind (urbem venalem) und daß wir mit unſerer Seele, unſerem Geiſt, unſrer Freiheit, unſrer Perſon Handel treiben, wie mit den Erzeugniſſen unſerer Felder und unſerer Handarbeit."

Das Kapitel „Politiſcher Verfall" iſt ſehr leſenswerth. Wer es mit Aufmerkſamkeit durchlieſt, wird ſich nicht mehr ſo ſehr wundern, daß Proudhon neuerdings als Vertheidiger der weltlichen Herrſchaft des Papſtes aufgetreten iſt. Mit dem rothen Manne, welcher ſo oft Miene gemacht hat, die ganze Welt in die Luft zu ſprengen, ſcheint eine große Aenderung vorgegangen zu ſein. Er verzweifelt an Frankreich und noch mehr, auch an ſeinem Idole, der rothen Revolution, und macht wunderbare Geſtändniſſe: z. B. „Frankreich ſei bis in die Knochen hinein monarchiſch, ja, bis in das letzte Atom ſeiner Demokratie hinein."

„Vergeblich wird es ſeit dreißig Jahren durch den Verlauf der Ereigniſſe, durch die Gründe des Intereſſes, durch die parlamentariſche Redekunſt in eine andere Richtung getrieben: — der angeborene Trieb iſt mächtiger. Unter der oder jener Form, Diktatur, Kaiſerthum, Präſidentſchaft, Legitimismus, Orleanismus, iſt Frankreich monarchiſch, und die, welche es nicht zugeſtehen, denken es."

„Die Monarchie hat bei uns ihr Uebergewicht behauptet; unſere Unfähigkeit, ſie zu ſchulen oder uns ihrer zu entledigen, iſt ſo groß geweſen, daß wir, um nur nicht mehr von der Republik reden zu hören, unſerem hitzigen Renner am Ende den Zügel habe ſchießen laſſen."

Er meint, ſelbſt, wenn die napoleoniſche Herrſchaft einmal aufhören und die Republik darauf wieder folgen ſollte, ſo würde dies nicht von langer Dauer ſein. „Es käme dann wieder ſo, wie 1848, wo Jedermann aus Noth Republikaner war, ohne daß ſich Jemand ſchmeicheln konnte, die Monarchie beſiegt zu haben." — Der ehemalige Rothe, der in ſeinem Buche über die Gerechtigkeit noch tapfer Hälſe abſchnitt, verdammt den „Königsmord Ludwig's XVI." Dieſe Hinrichtung „des Tyrannen Capet" erhebt ſich gegen uns, denn ſie war eine Handlung nicht der Thatkraft und der Kriminaljuſtiz, ſondern der Leidenſchaft und Furcht. Auf ſeine frühere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſieht er mit einigem Mißbehagen zurück, indem er das Geſtändniß macht, auch er habe „ſein Theil Geſchwätz, Schmiererei, Leiſetreterei (?) und Schönmalerei" bei dem Unrathe der neueren Literatur, die er gründlich verdammt. Kurzum, es iſt mit dem leidenſchaftlichen Socialiſten eine große Veränderung vor ſich gegangen.

Italien.

Cavour und ſeine Nachfolger.

Selten hat ein Volk ſo um einen Todten getrauert, wie die Italiäner um ihren Cavour. Vielleicht war nie eine Trauer gerechter; aber gewiß iſt keine, ganz abgeſehen von Allem, was ihr voranging, ſo über alle Befürchtungen und ſo ſchnell durch die nachfolgenden Ereigniſſe gerechtfertigt worden, wie dieſe. Mitten in dem tiefen und leidenſchaftlichen Schmerz, der die Bahre des großen Miniſters umgab, war ſeiner Nation doch das Bewußtſein der Einheit geblieben, die er errichtet hatte, und die Hoffnung, daß ſein Werk von denen vollendet werden würde, die unter ſeiner Leitung ſo hingebende und geſchickte Gehülfen geweſen waren. Kaum iſt ein Jahr verfloſſen, ſeitdem ſie ihn begraben haben, und wo ſind die, die ihn erſetzen ſollten, wo iſt die ſchwer errungene Einheit? Es iſt, als wäre mit ihm das Licht erloſchen, das Italien auf den gefahrvollen Wegen ſeiner Wanderung nach dem gelobten Lande leuchtete, als wäre mit ihm das Band zerriſſen, das die Nation und ihre Führer, den König und ſein Volk zuſammen hielt. Das Frohlocken der Feinde des jungen Königreichs begrüßt in dem Tage von Aspromonte den Anfang des Endes; ſeine Freunde dürfen hoffen, daß dies Täuſchung iſt; aber auch ſie können ſich nicht verhehlen, wie leicht die Kriſe, die Italien gegenwärtig befallen hat, ſich zum Verderben wenden kann.

Unter den Verſuchen, dieſe ſchlimme Wendung zu erklären, oder Mittel zur Beſſerung vorzuſchlagen, ſind wohl am zahlreichſten, gewiß am wohlfeilſten diejenigen, welche die ganze Schuld auf die Nachfolger Cavour's in der Leitung der italiäniſchen Politik wälzen, und demzufolge die Entlaſſung Rattazzi's als die einzige Rettung aus allen Nöthen auf das Nachdrücklichſte fordern. Hört man dieſe Stimmen — und ihre Zahl iſt in der deutſchen Preſſe faſt noch größer, als in der italiäniſchen — ſo ſollte man es für zweifellos halten, daß Cavour, wäre er leben geblieben, nicht nur dem Ausbruch jenes traurigen Bürgerkrieges vorzubeugen gewußt, ſondern auch, ohne Weiteres, Victor Emanuel nach Rom geführt und nicht minder die Oeſterreicher aus Venedig verjagt haben würde. Und das Alles, wohlbemerkt, ohne Opfer für die Selbſtändigkeit, oder den Länderbeſtand ſeines Vaterlandes. Daß nun von ſolchen Ergebniſſen die Verwaltungen Ricaſoli's und Rattazzi's ſo weit entfernt geblieben, wird dann, wiederum ohne Weiteres, den Perſönlichkeiten dieſer Männer zur Laſt gelegt, und namentlich über den jetzigen Premier ſchonungslos der Stab gebrochen. In Verwünſchungen gegen ihn, ja, in Schmähungen gegen den König erleichtern ſich die worteifrigſten Freunde Italiens das Herz, ohne weiter danach zu fragen, ob der Riß zwiſchen König und Volk dadurch zu heilen, ob Rom oder Venedig dadurch zu erlangen iſt. Von unparteilicher Würdigung der Schwierigkeiten, in denen ſich die italiäniſche Regierung befindet, iſt im Allgemeinen eben ſo wenig zu bemerken, als vom einſichtigen Rathe und Willen zur Ausſöhnung und Förderung.

Um ſo erfreulicher erſcheint ein Aufſatz, in dem ſich zu beidem der Vorzug langjähriger genaueſter Bekanntſchaft mit den italiäniſchen Menſchen und Dingen, und die reiche Erfahrung eines alten vielbewanderten Diplomaten geſellen. Herr O. d'Hauſſonville iſt ſeit den Zwanziger Jahren in den verſchiedenſten diplomatiſchen Stellungen an beinahe allen italiäniſchen Höfen thätig geweſen; er hat ſich aus jenen Aemtern die regſte Theilnahme für das italiäniſche Volk lebendig erhalten, und iſt von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit ſeines Kampfes um eine unabhängige und einige National-Exiſtenz, ſowie von dem endlichen Siege Italiens in dieſem Kampf innigſt überzeugt. Das Urtheil, das er im September-Hefte der Revue des deux Mondes über die Politik Cavour's und ihren Antheil an der gegenwärtigen Kriſis entwickelt, verdient nach alledem eingehende Beachtung, um ſo mehr, als es in weſentlichen Punkten von der allgemein verbreiteten Auffaſſung abweicht, deren Uebertreibungen und Einſeitigkeiten vorhin angedeutet worden ſind.

Erinnerungen an Cavour, die vortrefflichen récits et souvenirs von William de la Rive, ſind die nächſte Veranlaſſung dieſes Aufſatzes, den der Verfaſſer mit ſeinen eignen Reminiscenzen einleitet. Als Geſandtſchafts-Secretair in Turin hatte Herr d'Hauſſonville, im Anfange der Dreißiger Jahre, vielfache Beziehungen zu dem jungen Ex-Lieutenant, der im Hauſe des franzöſiſchen Botſchafters Barante für ſeinen unerſättlichen Wiſſensdurſt reiche Quellen fand. Wenn er die Gefälligkeit des Geſandten erſchöpft glaubte, kam die Reihe an den Secretär. „Was wollte dieſer unermüdliche Frageſteller nicht alles wiſſen! Es war keine Kleinigkeit, dem zukünftigen Premier des Italiens von 1859 Alles auseinanderzuſetzen, was er über die Menſchen und die Dinge von 1830 in Frankreich zu erfahren begehrte." Mit Wehmuth gedenkt der Franzoſe jener langen Unterhaltungen, in denen er dem jungen Grafen die parlamentariſchen Einrichtungen ſeines Vaterlandes anpries, während dieſer ſchon davon träumte, ſie einſt in ſeiner Heimat einzuführen. Gerade damals begann Cavour, eben aus dem Drucke des militairiſchen Dienſtes erlöſt, jenes ernſthafte Studium, vermöge deſſen er funfzehn Jahre ſpäter ſo wunderbar vorbereitet war für ſeinen hohen politiſchen Beruf, vermöge deſſen er, der jeden Verwaltungszweig als vornehmer Dilettant ergriff, jeden wie ein Meiſter handhabte und in jedem das ſchöpferiſchſte Organiſations-Talent bewährte. Die Laufbahn ſeines berühmten Freundes kurz überſchauend, findet nun der franzöſiſche Diplomat in den innerſten Grund-Anſchauungen Cavour's einen höchſt merkwürdigen, ja wirklich außerordentlichen Gegenſatz, gleichſam zwei Ströme von verſchiedenen Richtungen auf- und abwogend. Er findet und er ſieht darin einen Schlüſſel zur gegenwärtigen Lage Italiens, daß dieſer Hauptrevolutionär Cavour doch in ſeiner inneren Politik geblieben iſt, was er von Anfang an war, ein ganz entſchiedener Konſervativer, ja, „um das richtige Wort zu wagen, eine Art italiäniſcher Doktrinär." Dies zeigt ſich insbeſondere in der Stellung, die er, ſobald er ſich im Inneren (durch die Verbindung mit dem damaligen Führer der Fortſchritts-Partei, Rattazzi) eine feſte Grundlage verſchafft hatte, zu dem Beherrſcher von Frankreich einzunehmen ſuchte. Der Untergang der Republik, für die Italien keine beſondere Sympathie empfinden konnte, hatte er ſchon im November 1848 vorhergeſehen. Er ſah nicht minder klar voraus, daß für den neuen Kaiſer, trotz des l'Empire c'est la paix, der Krieg unerläßlich und unausbleiblich war. Seine erſten Verſuche, dieſe Nothwendigkeit zum Nutzen Italiens zu lenken, waren nicht günſtig. Theils um ſich Verlegenheiten zu erſparen, theils um dem mächtigen Nachbar eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen, ließ er gleich nach dem Staatsſtreich die Preßgeſetze zum Schutze der fremden Monarchen und Regierungen verſchärfen. Doch der Kaiſer blieb kalt, ja, er wies ſeinen Geſandten zur Ueberwachung dieſes unruhigen kleinen Miniſters und Volkes an. Erſt der Krimkrieg näherte Beide dauernd. Der Pariſer Kongreß erfüllte den kühnen Miniſter mit den weitgehendſten

Digitized by Google

Hoffnungen; allein es bedurfte noch eines furchtbaren Excitatoriums an den franzöſiſchen Fabius Cunctator. Sehr bald nach der Enthauptung Orſini's begab ſich Cavour heimlich, unter falſchem Paß und Namen, nach Plombières.

Auch d'Hauſſonville nimmt an, daß dort die Hauptzüge des Plans feſtgeſtellt worden ſind: die Errichtung eines norditaliäniſchen Königreichs bis zur Adria, einſchließlich der Herzogthümer Parma und Modena; die Vergrößerung Toscana's durch Umbrien und die Romagna; und als Gegenleiſtung, die Abtretung von Savoyen und Nizza. Dagegen hält er den kaiſerlichen Neujahrsgruß von 1859 nicht für ein vorher verabredetes Zeichen; vielmehr ſcheint ihm der Kaiſer ſelbſt die Wirkung ſeiner Worte nicht im Mindeſten vorhergeſehen zu haben. So kam der Kampf, der langerſehnte, zuletzt doch noch in unerwarteter Eile. Hier legt nun der franzöſiſche Diplomat ganz beſonderen Nachdruck auf die Bemühungen Cavour's, dieſem Kampfe einen nationalen italiäniſchen Charakter zu geben. Dazu zwang ihn nicht blos das traditionelle ſardiniſche Mißtrauen, das ihm Frankreich einflößte, ſondern vor allen Dingen ſein Ehrgeiz als Italiäner. Er wollte keine dauernde Verbindlichkeit gegen Frankreich; er wollte die Freiheit nicht als Geſchenk. Darum trat er Savoyen und Nizza ab, darum legte er den höchſten Werth auf die Waffenthaten der braven ſardiniſchen Armee; darum berief und bewaffnete er Garibaldi und ſeine Freiwilligen. Er wurde der erklärte Beförderer und der verantwortliche Leiter einer unermeßlichen Volksbewegung. Es iſt bekannt, daß er, als der Friede von Villafranca und die Züricher Verträge dieſe Bewegung zu hemmen drohten, drohend ausrief: „Wenn man mich denn zwingt, ſo werde ich für den Reſt meines Lebens Verſchwörungen anſtiften.“ Die Annexionen der Herzogthümer, der Emiliſchen Provinzen, des Toscaniſchen Gebietes, geben zu dieſem Worte ſehr merkwürdige Illuſtrationen. Dagegen wäre es nach d'Hauſſonville irrig, wollte man daraus folgern, daß Cavour um Garibaldi's ſiciliäniſches Unternehmen gewußt oder daß er es gebilligt habe. Ihm zufolge (und es muß hier erwähnt werden, daß das Buch von W. de La Rive mit der allgemeinen Anſicht übereinſtimmt) wollte Cavour vielmehr Alles verhindern. Er hätte zum Könige, als man ihm die Unmöglichkeit vorſtellte, Garibaldi zu verhaften, geſagt: „Wenn es Keiner wagen will, ſo werde ich ſelbſt hingehen und ihn beim Kragen nehmen.“ Sonderbare Scenen wären zwiſchen dem Souverain und dem Miniſter vorgegangen, bis der Letztere, nicht überzeugt, endlich dennoch nachgegeben hätte. So verlautet der Bericht von Augenzeugen, den d'Hauſſonville wiederzugeben verſichert. Dafür war die Beſitznahme der Marken das eigenſte und kühnſte Werk von Cavour. Als er, achtzehn Monate nach dem Tage von Villafranca, das erſte italiäniſche Parlament eröffnete, als ſo viele unbekannte Geſichter ihn von allen Seiten mit den begeiſtertſten Beifallsbezeugungen begrüßten, da durfte er den Traum ſeiner Jugend buchſtäblich für erfüllt halten.

Aber Cavour war feſt überzeugt, daß noch ſo viel zu thun wäre, und daß es mit anderen Mitteln gethan werden müßte, als den bisher angewendeten. Von jenem Tage ab rechnet d'Hauſſonville einen höchſt wichtigen Umſchwung in ſeiner Politik, der den Augen des europäiſchen Publikums nur darum meiſt entging, weil der Tod des Miniſters ihm ſehr bald folgte. Cavour hatte die Aufgabe des Angriffs, der Kühnheit, ja der Verwegenheit, die bisher erfordert wurde, vollkommen gelöſt. Bisher war er den Fragen vorangegangen; er hatte Menſchen und Thatſachen wie im Schlepptau nach ſich geführt, ſich die Einen dienſtbar gemacht und die Andern geſchaffen. Er galt in Europa für die Verkörperung ſeines berühmten Grundſatzes: Kühnheit iſt die beſte Politik. Dieſes Rufes bediente er ſich geſchickt, um jenen Umſchwung zu decken. Es mißfiel ihm ganz und gar nicht, daß man, in und außer Italien, auch fernerhin in der äußeren Politik das Glänzendſte von ihm erwartete. Aber er ſah ſeine Aufgabe von jetzt ab als viel mehr in der Einrichtung, dem inneren Ausbau, der feſteren Begründung des ſo ſchnell fertig gewordenen Königreichs. „Meine Aufgabe,“ ſo ſchrieb er an W. de La Rive, „iſt jetzt ſchwieriger und mühſamer, als vorher. Die Conſtituirung Italiens, die Verſchmelzung ſeiner verſchiedenen Beſtandtheile, die Herſtellung einer Harmonie zwiſchen dem Norden und dem Süden: das bietet ebenſo viel Schwierigkeiten, als ein Krieg mit Oeſterreich und der Streit mit Rom.“ So bildete weder jener Krieg, noch dieſer Streit einen Theil des Planes, den er ſich im Innern vorgezeichnet hatte. Nicht zum erſtenmale vereinigte er ſo zwei Arten von Politik, die, wenn nicht in ihrem Ziele, doch in ihren Mitteln ſehr weit von einander abweichen; die eine, laut und Aufſehen erregend, für's große Publikum, die andere zurückhaltend und äußerlich beſcheiden, aber ebenſo ſtolz und im Grunde viel wirkſamer, als jene. Er verzichtete daher auf die ſofortige Eroberung Venedigs; denn er hätte dazu von Neuem der militairiſchen Hülfe Frankreichs bedurft. Aus patriotiſchem Stolz wollte er lieber den Zeitpunkt abwarten, an dem Italien mit völlig geeinten, eigenen Kräften dieſe letzte und höchſte Anſtrengung wagen konnte. Vielleicht war ein neuer Waffengang nicht einmal nöthig. Vielleicht war die Diplomatie im Stande, irgend eine geſchickte Combination zu erſinnen, z. B. (wie ſchon Ceſare Balbo gehofft hatte) in der orientaliſchen Frage, durch die man Venedig auf friedlichem Wege erlangen konnte. Vielleicht war es ſelbſt nicht unmöglich, mit dem geldbedürftigen Wiener Kabinette Unterhandlungen zu eröffnen. Jede Möglichkeit ſchien beſſer, als die Nothwendigkeit, Frankreichs Hülfe noch einmal anzurufen.

Nicht minder wichtige Gründe beſtimmten ihn zu einem langſamen Vorgehen in der römiſchen Frage. Zunächſt die Rückſicht auf Napoleon. Ohne neue Dienſte erlangen zu wollen, vergaß er doch die alten nicht. Er hielt es für eine ſchlechte Vergeltung, ſeinem früheren Bundesgenoſſen Verlegenheiten zu bereiten, deren Bedeutung Niemand beſſer zu würdigen verſtand, als er bei ſeiner intimen Kenntniß der inneren Lage der franzöſiſchen Regierung. Auch war er ſich völlig klar darüber, wie wichtig es war, den Kaiſer wenigſtens nicht zu einem Gegner zu machen. Aber noch wichtiger war ihm die Rückſicht auf das europäiſche Publikum. In ſeinen größten Erfolgen hatte er ſich von der öffentlichen Meinung in Europa getragen und gekräftigt gefühlt. Tiefer als irgend ein anderer Staatsmann war er von der Wirkſamkeit der Waffen des Geiſtes, der Ueberzeugung durchdrungen. Entſchloſſen und wagend, wenn es auf die Beſiegung materieller Hinderniſſe ankam, war er um ſo behutſamer und vorſichtiger, wenn er auf einen weſentlichen, moraliſchen Widerſtand zu ſtoßen fürchten mußte. Vernunft, Geduld, Vertrauen, das waren die Waffen, deren man ſich zur Gewinnung der Gemüther bedienen mußte. Die Sammlung der Parlamentsreden des Miniſters, deren neulich in dieſen Blättern gedacht wurde, bietet ſehr bezeichnende Beiſpiele davon, wie Cavour dieſe Waffen zu handhaben unternahm. Sicher, beim leiſeſten Wink verſtanden zu werden, hatte Cavour ſonſt im Parlamente wenig von ſeiner äußeren Politik geſprochen. Jetzt ſuchte er die Discuſſion, als das Mittel, über die Kammern, ja über die Gränzen Italiens hinaus, zu ganz Europa zu ſprechen. Seine letzte Rede über die römiſche Frage iſt der klarſte Ausdruck ſeiner wahren Abſichten: „Er wollte nach Rom gehen im Einverſtändniß mit Frankreich und ohne Gewiſſensverletzung der Katholiken,“ und er glaubte, wenn es gelänge, die letztere Bedingung zu erfüllen, ſo würde jenes Einverſtändniß ſehr leicht zu erreichen ſein. Man höre ſeine eignen Worte: „Wenn wir es erreichen können, daß die Vereinigung Rom's mit Italien dem katholiſchen Publikum keine ernſtlichen Befürchtungen einflößt — und darunter verſtehe ich die große Maſſe Derer, die ſich zu den religiöſen Dogmen aus wahrer Ueberzeugung, nicht aus politiſcher Berechnung, bekennen, die große Maſſe, die nicht in blinden Vorurtheilen befangen iſt — wenn wir, ſage ich, dahin gelangen können, die große Majorität der Katholiken zu überzeugen, daß die Vereinigung Rom's mit Italien ohne den Untergang der Selbſtändigkeit der Kirche ausführbar iſt: dann glaube ich, wird das Problem ſeiner Löſung nahe ſein. Aber dieſe Schwierigkeit läßt ſich nicht mit dem Schwerte löſen.“

Von dieſem Standpunkte aus prüft nun d'Hauſſonville die Politik der Nachfolger des erſten Miniſters von Italien. Er verkennt nicht, wie ſehr ſich ihre Lage von der ſeinigen unterſchied. Seine Hauptkraft hatte in jenem unbedingten Vertrauen gelegen, das ihm die Nation ſchenkte, ein Vertrauen, das ihn in den wichtigſten Dingen der Rückſicht auf das Parlament enthob, weil er der Zuſtimmung deſſelben unter allen Umſtänden gewiß ſein durfte. Dieſer Zauber ging auf ſeine Nachfolger nicht über. Ihnen trat vielmehr, gerade im Parlamente, eine Regung von Selbſtändigkeit, ja von Eigenwillen entgegen. Unſer Verfaſſer findet es verzeihlich, aber bemerkenswerth, daß Ricaſoli dieſe Regung im Anfange unbeachtet ließ. Zum ernſteren Vorwurf macht er ihm, die Rückſicht auf die franzöſiſche Regierung verletzt zu haben. Dies that der Miniſter, indem er auf der Tribüne in den beſtimmteſten Ausdrücken die Räumung Roms durch die franzöſiſchen Truppen als ganz nahe bevorſtehend bezeichnete. „Er hätte ſich vor jenen ſchrecklichen Wechſeln auf die Zukunft hüten ſollen, deren Annahme und Einlöſung nicht immer in der Macht des Bezogenen ſteht.“ Er that noch mehr; er rief die alte Eiferſucht Frankreichs gegen England wach. Das Zeugniß der alten Diplomaten iſt gerade in dieſem Punkte ſehr bemerkenswerth. „Zwiſchen den Kabinetten von Paris und London beſteht ſeit jeher und wird, unglücklicher Weiſe, trotz aller wirklichen oder angenommenen Herzlichkeit der allgemeinen Beziehungen zwiſchen beiden Regierungen, auch fernerhin beſtehen, eine kleine, alltägliche Eiferſüchtelei, ein verdeckter und verſteckter Kampf um Kleinigkeiten, der faſt überall in Europa die Repräſentanten von Frankreich und England in entgegengeſetzte Lager führt. Dieſe Zwietracht, ſelbſt mitten

Digitized by Google

in der Einigkeit, erfüllt faſt die ganze Geſchichte unſerer heutigen Diplomatie. Sie iſt es, welche die Geſchicke des Orients in der Schwebe hält; ſie hat ſo oft den Gang der ſpaniſchen Angelegenheiten verwickelt, ſo oft Kriſen in dem kleinen griechiſchen Reiche veranlaßt. Sie wird auch in Italien von Tag zu Tage empfindlicher, und hat auch dort ſchon bittere Früchte getragen.“ Ricaſoli's ganze Stellung und Perſönlichkeit beſtärkten die Annahme, daß er ſich vorzugsweiſe auf das britiſche Kabinet ſtützen werde. Aber er beging noch einen und den wichtigſten Fehler. Er vernachläſſigte ſeine Beziehungen zum Könige. Auch hierin war Cavour's Stellung eine unvergleichlich günſtigere geweſen. Hr. d'Hauſſonville verſichert ganz beſtimmt, daß gerade der letzte Umſtand die ſo baldige und plötzliche Entlaſſung des Miniſters herbeigeführt hat. Rattazzi's Aufgabe war noch ſchwieriger. Man betrachtete ſeine Ernennung als eine Conceſſion an Frankreich. Seine ganze Vergangenheit ließ ihn in der That als Führer der Partei erſcheinen, die ihre weſentlichſte Hoffnung auf die franzöſiſche Allianz gründet. Man erinnerte ſich, daß er am Tage von Villafranca Cavour's Nachfolger geworden war. So war es anfangs ſelbſt zweifelhaft, ob er im Parlamente eine Majorität für ſich haben würde. Rattazzi ſuchte die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er ihr nachgab. Solche Schritte waren die Einreihung der Garibaldiniſchen Offiziere in die Armee, die neue Verbindung mit Garibaldi ſelbſt, ſeine offiziellen Rundreiſen und Reden bei Begründung der National-Schützen-Vereine. Von da ab begann jene elektriſche Erregung der Gemüther, die ſich durch ganz Italien verbreitete, die allenthalben, neben dem gewaltſam erneuerten Begehren nach Rom und Venedig, das tiefſte Mißtrauen gegen den leitenden Miniſter und ſeinen angenommenen Beſchützer, den Kaiſer, hervorrief, und die endlich zu dem unſeligen Zuſammentreffen in den Schluchten des Aſpromonte geführt hat.

Herr d'Hauſſonville fühlt keinen Propheten-Muth in ſich, um, wie jetzt tagtäglich geſchieht, über die Zukunft Italiens Weiſſagungen ergehen zu laſſen. Er beſchränkt ſich auf die einfache Beobachtung, die er, wie er verſichert, über alle ſeine Erwartungen, zu ſeinem größten Erſtaunen in Italien gemacht hat, die, daß im ganzen Lande und unter allen Klaſſen ſeiner Bewohner eine herrſchende Idee, ein Wille, ja eine Leidenſchaft exiſtirt, ſo ſchnell als möglich, gleichviel wie, gleichviel unter welchen Bedingungen und zu welchem Preiſe eine freie, große und mächtige Nation zu werden. Vor der Macht dieſer Idee verſchwinden alle partikulairen, alle politiſchen Gegenſätze und Unterſchiede. Unſer Diplomat hofft, daß ihre Macht und die Macht der Umſtände den Riß ausgleichen werden, den mehr Garibaldi's Ungeduld, als das Verhalten der Regierung zwiſchen Volk und König geöffnet hat. Er hofft, daß die Italiäner den Kampf um Venedig, zur Politik ihres großen Miniſters zurückkehrend, vertagen werden, um ihn dereinſt ohne fremde Beihülfe auszufechten. Aber offen bleibt die römiſche Frage, der Zwieſpalt mit dem Papſte und die entſchiedene Trennung von Napoleon.

Und hier fragt nun d'Hauſſonville: Mit welchem Rechte ſind wir denn in Rom? Wir, deren Regierung ſich auf den Willen der Mehrheit des Volkes gründet; wir, die wir nach Mexiko gehen, um den Willen der Mexikaner über ihren Präſidenten feſtzuſtellen; wir halten den Papſt in Rom wider den unverkennbaren Willen der ungeheuern Mehrheit ſeiner Unterthanen! Kann irgend ein kirchliches Intereſſe es rechtfertigen, daß unſere Occupation ſich zu Gunſten einer Souverainetät verlängere, die, eben weil ſie ſich nur auf fremde Hülfe ſtützt, längſt keine mehr iſt? Bei dieſer Unterſuchung hält er das Intereſſe der katholiſchen Kirche für wichtiger und entſcheidender, als das Recht der Römer, ſich ſelbſt zu regieren, und er kommt zu dem Ergebniß, daß dieſes Intereſſe weit davon entfernt iſt, eine Verlängerung der gegenwärtigen Lage zu erheiſchen. „Diejenigen berathen die Kirche ſehr übel, die ihr zurufen: ſie ſolle ſich an den Trümmern ihrer zerbröckelnden weltlichen Macht mit Verzweiflung feſthalten. Wie viel beſſer berathen wäre ſie, wenn ſie, wie früher ſo oft, entſchloſſen auf die Zukunft zugehen, wenn ſie, ſtatt ihre Privilegien wieder zu fordern, auch für ſich das allgemeine Recht gelten laſſen, wenn ſie, als ſicherſte Stütze ihrer Macht über die Geiſter, die Grundſätze der heutigen Freiheit anerkennen wollte!“

Aber „dieſe Schwierigkeit iſt nicht mit dem Schwerte zu löſen.“ D'Hauſſonville verlangt von den Italiänern, daß ſie dieſer Worte Cavour's eingedenk ſeien. Er ruft ſeinen Nachfolgern zu, daß ſie auf ſeinen Bahnen wandeln, wenn ſie jede andre, als die friedliche, im Einverſtändniß mit Frankreich und mit der katholiſchen Welt ausführbare Löſung der Frage mit Feſtigkeit von der Hand weiſen. Er erinnert ſie daran, daß Cavour, ſo ſchwer es ihm auch geweſen ſein mag, anerkannt hat, daß in dieſer Frage die Anerkennung des Rechts der Beſitzergreifung vorangehen müſſe. Er fordert ſie auf, ſein Wort von der freien Kirche im freien Staate ſchon jetzt ſo weit in ihren Kräften ſteht, zur Ausführung zu bringen. „Offen geſtanden: es giebt jetzt zu viel arretirte und exilirte Biſchöfe in Italien.“ Das Comforti'ſche Geſetz iſt ein übler Schritt zur Vorbereitung der kirchlichen Selbſtändigkeit. Man verſuche es ſchon jetzt, mit dem Klerus zu leben, und man bedenke, daß, nach einem anderen beherzigenswerthen Worte Cavour's, „jedes Kind mit Gewaltmitteln regieren kann.“

So kommt der franzöſiſche Diplomat zu einem Ergebniſſe, das zu der allgemeinen Anſicht der Dinge im unmittelbarſten Gegenſatze ſteht. Er empfiehlt den Italiänern das Feſthalten an der Politik Cavour's, nicht, weil dieſe mit der Parole Roma o morte identiſch iſt, wie man vielfach glaubt, ſondern weil ſie die Löſung der römiſchen Frage von der Zeit und von dem allmählichen Siege der richtigen Anſicht erwartet. Er tadelt ſeine Nachfolger, nicht, weil ſie läſſig geweſen ſind in dem Losgehen auf dieſe Ziele, nicht, weil ſie den Rückſichten auf das Ausland zu viel nachgegeben haben, ſondern weil ſie theils dazu beigetragen, theils geduldet haben, daß die Leidenſchaft der Nation aufgereizt worden iſt, weil ſie die nothwendige Berückſichtigung der Intereſſen des Auslandes zu ſehr aus den Augen gelaſſen haben. Er tadelt nicht ihre Maßregeln gegen Garibaldi, ſondern die Strenge gegen die Geiſtlichkeit. Er verlangt, daß Italien, bei Löſung ſeiner Aufgabe, mit den Anſichten der liberalen Partei in Europa in Eintracht bleibe. Wie beachtenswerth dieſe Stimme iſt, wird ſelbſt dies kurze Reſumé erkennen laſſen. Wir glauben, daß ſie weit mehr im Sinne Cavour's zu den Italiänern ſpricht, als die zahlreichen Aufrufe zu offener Gewalt. Denn, um hier ein ſchönes Wort des Ritters Artom zu wiederholen: die providenzielle Bedeutung des Grafen Camillo Cavour war, daß er die Befreiung Italiens nicht durch den wilden Aufſtand gegen alle Ueberlieferungen Europa's, ſondern durch die innige Verbindung mit den Mächten verſuchte, die an der Spitze der Civiliſation ſtehen.

P. D. Fiſcher.

Die Reform des öffentlichen Unterrichts in Italien.

Unter dem Vorſitze des Cultus-Miniſters Mattëucci fanden neulich in Florenz Konferenzen ſtatt, an welchen die ausgezeichnetſten Männer Italiens, unter Anderen Capponi, Ridolfi, Lambruſchini, Theil nahmen. Zunächſt waren die Sekundärſchulen — unſern Gymnaſien und Real-Schulen entſprechend — Gegenſtand einer allſeitigen und tiefeingehenden Erörterung. Und der Miniſter, der vom Zaudern und Aufſchieben kein Freund iſt, hat erklärt, nicht ſäumen zu wollen, um die Beſchlüſſe der Konferenz in Dekrete zu faſſen.

Die Sekundärſchulen ſtehen nämlich in Italien womöglich noch weit hinter den Univerſitäten zurück. Den vorigen Regierungen, die allen Grund hatten, einen gebildeten Mittelſtand zu ſcheuen, waren ſie ein Dorn im Auge. — Die religiöſen Körperſchaften, die ſich des Jugend-Unterrichts, und wahrlich nicht zu deſſen Heil, bemächtigt hatten, mußten entfernt und durch zweckmäßigere Lehrkräfte erſetzt werden. Es handelte ſich, mit Einem Worte, darum, den Geſammt-Unterricht umzugeſtalten und vor Allem Lehrer zu bilden. In der Reorganiſation des geiſtigen Heeres, auf welchem die Zukunft des verjüngten Italiens beruht, will Mattëucci ſeinem Namen ein Denkmal ſetzen, und es wird ihm ſicherlich gelingen, wenn Hingebung, mit Einſicht gepaart, ihm die Hand bietet.

Was dann den höhern, d. h. den Univerſitäts-Unterricht, betrifft, ſo ſuchte Mattëucci die beiden Syſteme, das franzöſiſche und das deutſche, die er genau kennt, miteinander zu verſchmelzen und ſo einen Organismus zu ſchaffen, den man mit vollem Recht als italiäniſch bezeichnen mag. Nicht ſo centraliſirt, wie in Frankreich, nicht ſo zerſplittert, wie in Deutſchland, ſollen hier, ohne daß man ſich auf ſyſtematiſche Strenge ſteift, Autorität und Freiheit, Adminiſtration und Wiſſenſchaft, Einheit des neuen Königreichs mit Berückſichtigung provinzieller Eigenthümlichkeiten, harmoniſch Hand in Hand gehen.

In das von beiden Kammern votirte Geſetz hat Mattëucci die weſentlichen Beſtandtheile ſeines in verfloſſenen Jahren vorgelegten Entwurfs über den höhern Unterricht aufgenommen, ſowie außerdem vom Parlament ermächtigt, unter Mitwirkung einer Commiſſion, ein Haupt-Regulativ für die Univerſitäten zu Stande gebracht; danach wird Italien beſitzen ſechs Univerſitäten erſten Ranges: Turin, Pavia, Bologna, Piſa, Neapel und Palermo; ſechs Univerſitäten zweiten Ranges: Genua, Cagliari, Parma, Modena, Siëna, Catania, Meſſina. Außerdem ſollen einige freie Hochſchulen beſtehen. Bei allen wird die Inſtitution der Privat-Docenten eingeführt: eine Inſtitution, die den deutſchen Univerſitäten ſoviel Leben und Glanz giebt. Unter der Bedingung, daß er die nöthigen Zeugniſſe ſeiner Fähigkeit beſitzt, iſt der nichtamtliche

Digitized by Google

Univerſitäts-Lehrer berechtigt, mit dem amtlichen in die Schranken zu treten, und mit ihm um die Aufmerkſamkeit und den Beifall der Studirenden zu ringen. So wird ſich, nach Mattëucci's Syſtem, überall zum Frommen der Wiſſenſchaft, ein Wettkampf geltend machen: der Privat-Docent wetteifert mit dem officiellen Profeſſor; die freie mit der ſtaatlichen Hochſchule; die Univerſität zweiten mit der erſten Ranges. Jede der ſechs Haupt-Univerſitäten wird einen Sprengel bilden. Sechs Commiſſionen, eine Art Jury des höhern Unterrichts, haben die bezüglichen Prüfungen der Doktoranden, womit die Fakultäts-Kurſe ſchließen, abzunehmen, und es iſt mit Sicherheit vorauszuſetzen, daß jede Commiſſion eine Ehre darin ſuchen werde, nur ſolche Examinanden durchzulaſſen, die es an Tüchtigkeit mit den Geprüften aus andern Sprengeln aufnehmen. Die Prüfungs-Programme werden im ganzen Königreich übereinſtimmen; dieſe Gleichförmigkeit wird den Wetteifer innerhalb beſtimmter Gränzen halten und der perſönlichen Willkür einen Damm ſetzen.

Bei dieſer Reorganiſation der höhern Studien richtete Mattëucci ſein beſonderes Augenmerk auch auf die Naturwiſſenſchaften, denen er ſelbſt ſeinen Ruf verdankt. In Frankreich iſt der wiſſenſchaftliche Unterricht bald rein theoretiſch, bald ausſchließlich praktiſch. In Preußen hat man einen ähnlichen Unterſchied zwiſchen den Gymnaſien und den Real-Schulen zu machen geſucht; Mattëucci aber iſt der Meinung, das wiſſenſchaftliche Studium müſſe Beides zu vereinigen wiſſen.

Rußland.

Neueſtes Werk über Tſchinggis-Chan.*

Ein ſolches erhielt Rußland und Weſt-Europa im Laufe gegenwärtigen Jahres aus der Feder des Profeſſors *Franz von Erdmann* in Kaſan. Das Werk „dreht ſich" — wie ſein Verfaſſer bemerkt — „um genaue Erforſchung und gründliche *Feſtſtellung* (?) des Lebens und der Großthaten eines Mannes, auf den die Nachwelt mit Bewunderung und Erſtaunen hinblickt, gleichſam als um das Ziel ſeines Daſeins." Er behauptet, „für die Nivellirung des hier zu betretenden Bodens und für die aus derſelben zu ziehenden „*Reſultate und wichtigen Ergebniſſe*" ſei noch „*unendlich viel*" zu thun geweſen. Um nun beſtmöglichſt gerüſtet zu ſein, habe er ſich „*mit dem Senkblei der Akademie der Wiſſenſchaften* als Richtſchnur in der Hand," an das gründliche Studium aller ihm zugänglichen, über den Gegenſtand ſich verbreitenden Schriftſteller begeben, „geprüft, verglichen, *vernichtet* und *geſchaffen*," bis er „*ſich eine Schöpfung gebildet hatte*, auf die er mit Freuden hinzublicken vermochte." Was arabiſche, perſiſche, türkiſche und abendländiſche Autoren geſchrieben, das wuchs — wie der Verfaſſer ſagt — „unter ſeinen Händen als eine zur Aerndte reif gewordene Frucht heran." „Des beſſern Verſtändniſſes wegen," ſetzt er hinzu, „begab ich mich auch in das von Anderen ſo ungern betretene *Labyrinth der Mythe*,** um den Grundfaden ausfindig zu machen, mit dem ich, nach *feſtem Tritte* durch die Irrgänge deſſelben, mit der das *Dunkel erhellenden Fackel der Kritik* in die Schranken einer *entlarvten*, keinem Zweifel mehr unterliegenden *Geſchichtsforſchung* eintreten, und den zwiſchen der ſinnvollen Fabel und der lauteren Wahrheit beſtehenden innigen Zuſammenhang auseinander ſetzen könne. *So wickelte ſich allmählich von dieſem, aus dem Grundfaden gebildeten Knäuel* der Theil meines Werkes *ab*, welchen ich die geographiſch-ethnographiſche Einleitung genannt habe."

Nach einer mit ſo unübertrefflichem Selbſtgefühl und ſo morgenländiſcher Ueberſchwenglichkeit geſchriebenen Vorrede, iſt der Leſer wahrhaft Großes zu erwarten berechtigt. Wir müſſen aber geſtehen, daß wir nur eine unleugbar *große Beleſenheit* und ebenſo große *Kühnheit in Unterſtellungen* (namentlich was die „Einleitung" betrifft) entdeckt haben.*** Die Kritik wird, wo ſie irgend aufkommen möchte, von der Phantaſie des Verfaſſers niedergehalten und wahre Beherrſchung ſeines Stoffes, überſichtliche Klarheit der Vertheilung vermißt man durchaus. Der Stil und die Behandlungsart des Materials erinnern nicht ſelten lebhaft an weiland von Hammer-Purgſtall.

Der Titel des Werkes kann einen gewiſſen Effekt nicht verfehlen, denn *Temudſchin* (der eigentliche Name des Helden) lautet ſchöner, als das ohnehin etwas trivial gewordene *Tſchinggis-Chan*, und das negative „unerſchütterlich" (für tſchinggis) nimmt ſich beſſer aus, als „feſt" oder „ſtark" (von Charakter).*

Die Laufbahn dieſes Mannes gleicht, wie die manches anderen Eroberers, dem Sturz einer als unſcheinbarer Ball beginnenden Lawine. Daß er ein großer Mann geweſen, erhellet weniger aus ſeinen, im buchſtäblichen Sinne zwei Welttheile erſchütternden Siegen, als aus dem Zauber, womit er perſönlich wirkte, und einer Klugheit, die Alles zu benutzen verſtand, was ihren Zielen günſtig war. Hierher gehört unter Anderem die Duldung, die er jedem Religionsbekenntniſſe widerfahren ließ und von der er behauptete, daß ſie dem höchſten Weſen wohlgefällig ſei. Aber Temudſchin's Weltreich konnte als ſolches nur ephemer bleiben, obſchon der Name der Mongolen noch Jahrhunderte nach dem Stifter gefürchtet ward. Die von ihm angeregte und *angeführte* Völkerwanderung des Turaniſchen Aſiens hatte mächtige Wirkungen: ohne die Weltſtürme der Mongolen würde kein zweiter Temudſchin in der Perſon Timur's (Tamerlan's), kein Reich der Groß-Mogule Indiens, kein Türkenſtaat auf den Trümmern von Byzanz entſtanden ſein. Dennoch iſt dieſe Völkerwanderung (wie ſie mit Recht heißen kann) für uns nicht Gegenſtand lebhaften Intereſſes, da die vereinzelten, aus dem Schutt ungeheurer Verwüſtung ſchüchtern ſich erhebenden Lebenskeime gar bald wieder verdorrten. Ein eroberndes Volk iſt nur dann von nachhaltigem Einfluſſe, wenn es höhere Kultur entweder bringt, oder unbeſchadet ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kraft, von den Beſiegten annimmt, um dann ſelbſtändig fortzuarbeiten. Der erobernde Mongole hatte nichts, als ſeine rohe Naturkraft, aber er vergeudete ſie bald in gedankenloſer Ueppigkeit, und wurde ſo in keiner Hinſicht fähig, über den Ruinen ein nachhaltiges neues Leben zu ſchaffen. Die Chineſen trieben das eingedrungene Steppenvolk mit ſeinem Herrſcherhauſe nach ungefähr hundert Jahren in ſeine Wüſte zurück; ſie hatten von ihren ehemaligen Ueberwindern nichts gelernt, und dieſe vergaßen bald, was ſie von den Chineſen gelernt hatten. Rußland blieb nach endlicher Abwerfung des mongoliſchen Joches noch Jahrhunderte lang und bis auf Peter den Erſten ein geiſtloſer Barbarenſtaat ohne politiſche Bedeutung; und daß die mongoliſche Dynaſtie in Perſien, welche ſo bald und ſo ruhmlos unterging, wie die in China, keine Elemente der Verjüngung zurückgelaſſen, iſt eben ſo notoriſch. Einzelne ungewöhnlich begabte Herrſcher aus Temudſchin's Familie konnten der geiſtigen Dumpfheit ihrer Nation, als Maſſe betrachtet, nicht abhelfen und ſomit auch eine Umgeſtaltung der beſiegten Völker anderen Stammes — der Chineſen, Perſer, Ruſſen ꝛc. — nicht vorbereiten.

Für uns gewinnt die Geſchichte des großen Weltſtürmers erſt dann ein erhöhtes Intereſſe, wann er an der Spitze der durch ihn vereinigten Bruderſtämme aus der Wüſte Gobi hervorbricht und die Völkerwogen ſüdlich gegen China andringen und weſtlich Turkiſtan überfluthen. Nicht religiöſer Fanatismus, ſondern Begeiſterung für eine hervorragende Perſönlichkeit durchglüht dieſe Nomadenſchaaren und reißt ſie von einem Siege zum andern. In unermeßliche Fernen tönt forthin das Herrſcherwort des Gewaltigen, aber ſeine ſchwerſte, langwierigſte und vielleicht bewundernswürdigſte Leiſtung iſt die *Vereinigung* aller Mongolen und Tataren in der alten Heimat geweſen, wie öfter die Erwerbung der erſten Million dem Beſitzer vieler Millionen.

Obgleich Herrn Erdmann's Geſchichte der Eroberungen des mongoliſchen Weltſtürmers wohl die ausführlichſte iſt, die bisjetzt in Europa erſchienen, ſo müſſen wir doch, da dem Verfaſſer das Talent wahrhaft hiſtoriſcher Behandlung im Erzählen, wie in Schilderungen, abgeht, auf kürzere oder längere Auszüge verzichten. Von oſtaſiatiſchen Sprachen beſitzt er, beiläufig bemerkt, keine Kenntniß, daher mongoliſche oder chineſiſche Orts- und Perſonen-Namen oftmals, nach dem Vorgange ſeiner muhammedaniſchen Quellen, falſch geſchrieben ſind.**

In ſeiner ethnographiſchen Einleitung handelt Herr Erdmann von allen dem Alterthum und dem Mittelalter bis auf Temudſchin bekannt gewordenen Stämmen Inner-Aſiens und Nord-Aſiens, von ihrer Verwandtſchaft, ihren Urſitzen und Wanderungen. Der Verſuch, Namen dieſer

* Temudſchin der Unerſchütterliche. Nebſt einer geographiſch-ethnographiſchen Einleitung und den erforderlichen beſonderen Anmerkungen und Beiträgen. Leipzig, Brockhaus, 1862.

** Es dürften wohl deren, die dieſes „Labyrinth" *unberufener Weiſe gern* betreten, ſchon zu Viele ſein!

*** Dieſe „Einleitung" geht bis Seite 248, die Geſchichte ſelbſt von Seite 251 bis 460, iſt alſo um 40 Seiten *kürzer*, als die Einleitung.

* Die mongoliſche Sprache kennt übrigens, ſo wie ſie auf uns gekommen, nur tsching und tschingga im erwähnten Sinne.

** In dieſer Beziehung begegnet es ihm zuweilen, daß er von zwei Leſearten die falſche wählt. So findet er die Reſidenz der Altun-Chane Nord-China's bald *Dandu* und bald *Daldu* geſchrieben, und entſcheidet ſich für das Erſtere, aber nur das Letztere (genauer *Taitu*, d. h. erhabene Reſidenz) iſt richtig.

Digitized by Google

Völker zu erklären, führt ihn bis in die mythiſche Vorwelt, in die Periode des allgemeinen Cultus der Naturkräfte und ihrer thieriſchen Symbole. Ein dieſer Einleitung als Deviſe oder Motto vorſtehender arabiſcher Spruch heißt zu deutſch: „Wer mit Eifer ſuchet, der findet.“ Sehr richtig, aber das Gefundene iſt darum nicht immer Wahrheit, und am wenigſten, wenn der Suchende irgend ein Vorurtheil zum Wegweiſer hat. Die etymologiſche Phantaſie hat da den weiteſten Spielraum, wo es alte Völkernamen, geographiſche und mythologiſche Namen zu deuten gilt, ſofern die reſpektiven Sprachen uns dabei im Stiche laſſen, oder unberückſichtigt bleiben. Wie Viele ſind an dieſer Klippe ſchon geſcheitert, ohne daß ihre Nachfolger ein abſchreckendes Exempel daran genommen haben! Hier einige Beiſpiele. Von der Prämiſſe ausgehend, daß der Stier die Alles befruchtende Sonne (wie die Kuh den Alles gebährenden und ernährenden Erdkörper) ſymboliſch dargeſtellt, ſieht Herr Erdmann Stiere oder Ochſen, wo noch kein Menſch vor ihm ſie geſehen haben mag, d. h. in jedem Namen, deſſen wirkliche oder ſcheinbare Wurzel mit t anfängt und auf r ausgeht. Das Wert Stier iſt in dem ariſchen (indiſch-europäiſchen) und ſemitiſchen Sprachgeſchlechte weſentlich gleichlautend (taur, tôr, schôr, s-tiur, s-tior ꝛc.); darf man aber, hierauf geſtützt, Turan für Stierland oder Land des Stier- (Sonnen-) Cultus, Türk für ein Diminutiv von tur, ſo daß es eigentlich „kleiner Stier“ oder „Oechslein“ bedeutete, den höchſten Gott der heidniſchen Eſthen, welcher Taara heißt, für einen Stier oder Ochſen (wieder als Symbol der Sonne) ꝛc. erklären, wie Herr Erdmann unbedenklich thut? Wem in aller Welt werden ſolche Auswüchſe des etymologiſirenden Scharfſinns ſich empfehlen? Unſer Verfaſſer geht aber zuweilen noch einen Schritt weiter, und findet ſeinen Ochſen oder Stier ſogar in Namen, die erweislich etwas Anderes bedeuten, z. B. in dem Thörr (Donnerer) der Skandinavier, welcher außerdem nie ein Sonnen-Gott geweſen iſt. Da ferner ein tatariſches Wort für das männliche Rindvieh oguſ, öküſ, ükür ꝛc. (anklingend an unſer Ochſe) lautet, und Herr Erdmann erfahren hat, daß die Finnen ihren höchſten Gott gewöhnlich Ukko nennen, ſo beſinnt er ſich gar nicht lange, und findet auch hier ſeinen Ochſen heraus. Allein Ukko hat die Grundbedeutungen Großvater und alter Mann, und es iſt den Finnen niemals beigekommen, ihr Geſchlecht auf ein Rindvieh-Pärchen, oder, wenn es ſymboliſch zu verſtehen wäre, auf die Sonne zurückzuführen. Einen uralten Sonnen-Cultus erſpürt der Verfaſſer unter Anderem auch in dem hebräiſchen ėl, ſofern es Gott bedeutet, denn er findet das griechiſche ἥλιος (!!) darin wieder. Wenn man dieſe und viele ähnliche Combinationen lieſt, ſo glaubt man, in vergangene Jahrhunderte verſetzt zu ſein.

.W

Mannigfaltiges.

— *Bibliotheca historica medii aevi* von Auguſt Potthaſt.* Wir machen alle diejenigen, die ſich forſchend mit hiſtoriſchen Gegenſtänden des Mittelalters beſchäftigen, auf dieſes wichtige Werk aufmerkſam. Das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen. Die erſte Abtheilung enthält die Sammel- und Miscellenwerke der Geſchichtsſchreiber des Mittelalters, und zwar unter A. diejenigen allgemeinen Inhalts, unter B. diejenigen der einzelnen Länder, mit Beifügung der über ſie erſchienenen Hülfsmittel, und unter C. eine genauere Titel-Angabe derſelben in alphabetiſcher Ordnung, mit bibliographiſchen und ſonſtigen intereſſirenden Notizen. Die zweite Abtheilung enthält die Sonderausgaben und den Nachweis der einzelnen Schriften des Mittelalters in den angeführten Sammelwerken, alphabetiſch geordnet, nebſt Ueberſetzungen und Erläuterungsſchriften. Als beſonders werthvoll dürfte das vollſtändige Inhaltsverzeichniß der Acta Sanctorum der Bollandiſten erſcheinen. Die dritte Abtheilung: Quellenkunde für die Geſchichte der Staaten des europäiſchen Mittelalters, bietet als Anhang in kurzen, chronologiſch nach den Schlußjahren eines jeden Stückes geordneten Citaten, deren ausführlicher Titel in der zweiten Abtheilung leicht einzuſehen iſt, die hauptſächlichſten Quellen, und bei dieſen die einſchlagenden Erläuterungsſchriften für die einzelnen Perioden der Geſchichte jeden Volkes Europa's.

* Der vollſtändige Titel iſt: Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiſer durch die Geſchichtswerke des europäiſchen Mittelalters, von 375—1500. Vollſtändiges Inhaltsverzeichniß zu Acta Sanctorum der Bollandiſten. Anhang: Quellenkunde für die Geſchichte der europäiſchen Staaten während des Mittelalters. Von Auguſt Potthaſt. Berlin, Hugo Kaſtner u. Comp., 1862.

— Politiſche Geſinnung der heutigen Griechen. Ein Korreſpondent in Athen macht folgende Schilderung von den politiſchen Beſtrebungen der heutigen Griechen: „Aus den täglich zur Anzeige kommenden, neuen Ernennungen, Beförderungen und Gehalts-Dotirungen iſt leicht erſichtlich, daß alle diejenigen, die bei der Revolution betheiligt ſind, für ſich oder ihre Angehörigen ein Stück des Erjagten in Anſpruch nehmen, was zur natürlichen Folge hat, daß diejenigen, welche bis jetzt nicht bedacht wurden, bereits zu murren anfangen. Daß ſich Jedermann auf Koſten des Staates zu bereichern ſucht, findet man ganz natürlich, nur will auch jeder in die Lage, ſich bereichern zu können, kommen. Nicht erſt ſeit der letzten Revolution, ſondern ſchon ſeit langer, langer Zeit iſt es ein großes Unglück für Griechenland, daß ſeine Bürger, wo möglich alle, auf Koſten des Staates leben möchten. Mit nicht bedeutendem Handel, mit wenig Ackerbau und Viehzucht, faſt ohne Induſtrie und Fabriken, ja faſt ohne Gewerbe (denn die Handwerker ſind größtentheils Fremde), erfreuen ſich die Bewohner Griechenlands einer ganz außerordentlichen politiſchen Ueberreife, und ſind von der Größe ihres Verdienſtes und ihrer Anſprüche ſo vollſtändig durchdrungen, daß jeder Einzelne es höchſt ungerecht findet, wenn das Vaterland ihn nicht in irgend einer Weiſe verſorgt. Da ſie indeſſen doch Berechnung und Verſtand genug haben, um einzuſehen, daß der Staat ihre Verdienſte nicht alle gleichzeitig anerkennen und honoriren kann, ſo ſind ſie der Anſicht, daß wenigſtens Einer nach dem Andern an die Reihe kommen müſſe, daher es bereits Leute giebt, welche glauben, daß der Präſident der proviſoriſchen Regierung, Herr Bulgaris, die 2000 Drachmen pro Monat bald lange genug bezogen habe, und daß es bald Zeit ſein dürfte, daß das Vaterland beſagte 2000 Drachmen einem andern ſeiner vielen ausgezeichneten Bürger zufließen ließe. Der zukünftige König von Griechenland muß entweder eine ſehr feſte (im Genre Napoleon's) oder eine ſehr offene Hand haben, und es verſtehen, ſeine Gaben, ſeine Gunſt und ſein Vertrauen auf ſehr viele ſeiner treuen Unterthanen zu vertheilen. Der König Otto, der die Griechen recht wohl kannte, ſäße wahrſcheinlich noch auf ſeinem Throne, wenn er des ewigen Miniſterwechſels nicht endlich überdrüſſig geworden wäre.“

— Die Damenzeitung „Bazar.“ Wie in der „wiſſenſchaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ berichtet wird, erſcheint die illuſtrirte Damenzeitung „Bazar,“ jetzt in einer Auflage von 100,000 Exemplaren, die in der Offizin von B. G. Teubner in Leipzig auf Schnellpreſſen gedruckt werden. Die Zeitung, welche jetzt ihren neunten Jahrgang beginnt, bringt jährlich über tauſend Illuſtrationen, deren Clichés vollſtändig in das in franzöſiſcher Sprache bei Firmin Didot in Paris erſcheinende Journal „La mode illustrée“ übergehen, von welchem jetzt ebenfalls 30,000 Exemplare abgeſetzt werden. Der „Bazar“ beſchäftigt fortwährend ſieben Zeichner, von denen zwei ihren Wohnſitz in Paris haben, durchſchnittlich 40—45 Holzſchneider in Leipzig und Berlin und ſechs Graveure u. ſ. w. Ihren außerordentlichen Erfolg verdankt dieſe Damen-Zeitung vorzugsweiſe der raſtloſen Thätigkeit und der vortrefflichen Leitung ihres Gründers und Unternehmers, Herrn Louis Schäfer in Berlin.

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das I. Quartal 1863 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das IV. Quartal 1862 zu Ende geht. Titel und Inhaltsverzeichniß zu Band 62 folgend mit dieſer Nummer.

Die Verlagshandlung:
Veit & Comp. in Leipzig.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. — Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google